Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Drei und dreißigster Jahrgang.

1839.

Januar.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem **Morgenblatt** bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Bruchstücke oder Uebersetzungen mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das **Literaturblatt** stellt sich zur Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jetzt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend oder beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „**Morgenblatts**“, mit Einschluß des „**Literaturblatts**“ und „**Kunstblatts**“, kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „**Literaturblatts**“ und „**Kunstblatts**“ ohne das „**Morgenblatt**“ . . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „**Literaturblatt**“ . . . . 6 fl.
das „**Kunstblatt**“ . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „**Morgenblatt**“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

An den Genius des Friedens. 1.
Verse von Justinus Kerner. 3.
Chamisso ist todt! 6.
Distichen. Von Ph. H. Welcker. 7. 11. 14.
Balbekan. Vom Freih. v. Sternberg. 9.
Auf einen Nachtschmetterling. 12.
Liebeleben. Von C. Mayerath. 16. 22.
Die Heimathglocken. Von Ph. H. Welcker. 24.

Räthsel.

Der Weinstock. Die Biene. Der Dünger. Die Kornähre. 7.

Erzählungen.

Der Nürnberger Sophokles. Von C. Spindler. 1–6.
Des Teufels Wallfahrt. Vom Freih. v. Sternberg. 7. 8.
Constance Contarini. Von G. Reinbeck. 14—27.

Naturwissenschaftliches.

Eine außerordentliche physikalische Entdeckung. 17.
Ueber Daguerre's Entdeckung. 21.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Zur Geschichte der Höflichkeit. 1.
Vergleichende Zusammenstellung der Frauencharaktere in Goethes und Schillers Werken. 2. 3.
Weitgewanderte deutsche Worte. 2.
Ferienwochen. 4—13.
Zur Sittengeschichte. 4. 5. 13.
Aerzte als Dichter. 8.
Allerlei von Deutschland und den Deutschen. 9. 10.
Der Lumber-Troop in England. 10—15.
Aus dem Leben. Von W. 15.
Unzerstörliche Dinte. 16.
Vom Holzstich als typographischem Schmuck. 18—21.
Geschichtliche Notizen. 18. 19.
Die Ahnen der Königin Victoria. 22.
Moden. 23—27.

Korrespondenz.

Paris. 1. 2. 3. 4. — 13. 14. 15. 16. — 25. 26. 27. — Prag. 5. 6. 7. — Dresden. 8. 9. 10. — Breslau. 11. 12. — Lissabon. 17. 18. 19. 20. 21. — Rom. 22. 23. — Berlin. 23. 24. 25. 26.

Kunst-Blatt.

Nro. 1.

Kunstgeschichte und Periegese. — Archäologie. 1) Archemoros und die Hesperiden rc. — 2) Lettre à Mr. L. de Klenze sur une statue de héros attique récemment découverte a Athènes etc. — 3) Argos Panoptes etc. — 4) Ueber die Metallspiegel der Etrusker rc. — Museen und Sammlungen. — Bauwerke. — Sculptur.

Nro. 2.

Archäologie. 1) Archemoros und die Hesperiden rc. (Fortsetzung.) — Kunstgeschichte und Periegese. (Fortsetzung.)

Nro. 3.

Mailand. — Archäologie. 2) Lettre à M. L. de Klenze sur une statue de héros attique récemment découverte à Athènes etc. — 3) Argos Panoptes etc. — 4) Ueber die Metallspiegel der Etrusker. (Beschluß.) — Sculptur. — Denkmäler.

Nro. 4.

Burgschmidts Erzguß der Statue Albrecht Dürers. — Kunstnachrichten aus Florenz. November 1838. — Denkmäler. — Medaillenkunde. — Malerei. — Neue Stiche und Lithographien. — Kupferwerke.

Nro. 5.

Kunstausstellung in München 1838. (Fortsetzung.) — Kunst-Nachrichten aus Florenz. November 1838. (Beschluß.) — Alterthümer.

Nro. 6.

Deutsche Bildhauer in Rom. — Karlsruher Kunstausstellung. September 1838. — Alterthümer. — Technisches. — Statistik der Kunst. — Persönliches.

Nro. 7.

Germanische Archäologie. Das königliche Museum vaterländischer Alterthümer im Schlosse Monbijou zu Berlin ꝛc. — Karlsruher Kunstausstellung. September 1838. (Fortsetzung.) — Persönliches. — Nekrolog.

Nro. 8.

Malertechnik. Die Harzmalerei der Alten ꝛc. — Karlsruher Kunstausstellung. September 1838. (Fortsetzung.) — Nekrolog. — Literatur.

Nro. 9.

Kunstgeschichte und Periegese. — Neue Kupferstiche. La Vierge de la maison d'Orléans. Raphael pinx. B Desnoyers del. F. Forster sculpt. 1838 etc. — Persönliches. — Preisbewerbung. — Akademien und Vereine.

Nro. 10.

Ueber die zu Dresden den 1. Oktober 1838 gehaltene Versteigerung der 2ten Abtheilung der gräflich Sternbergschen Kupferstichsammlung, die deutsche Schule enthaltend. — Kunstgeschichte und Periegese. (Fortsetzung.) — Akademien und Vereine.

Literatur-Blatt.

Nro. 1.

Ueber die belgische Frage. Die Interessen Deutschlands in der belgischen Frage. Mit Dokumenten über Stand und Bedeutung der Industrie und der Eisenbahnen in Belgien, von W. A. Arndt, Prof.

Nro. 2.

Ueber die belgische Frage. (Fortsetzung.)

Nro. 3.

Ueber die belgische Frage. (Fortsetzung.)

Nro. 4.

Ueber die belgische Frage. (Schluß.) — Sprachkunde. Die schweizer Mundart im Verhältniß zur hochdeutschen Schriftsprache.

Nro. 5.

Neue Reisen. 1) Der Vorläufer. Vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen.

Nro. 6.

Neue Reisen. 1) Der Vorläufer. Vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen. (Schluß.) — Kriegsgeschichte. 1) Erinnerungen aus Spanien. Aus den Papieren des Verfassers des 7jährigen Kampfes auf der pyrenäischen Halbinsel von 1807 — 1814. F. X. Rigel. — Deutsche Geschichte. Beiträge zur Geschichte der Provinz Oesell. Von P. Baron v. Buxhöwden.

Nro. 7.

Kriegsgeschichte. 2) Geschichte der Feldzüge des Herzogl. Sachsen-Weimarischen Scharfschützenbataillons im Jahr 1806 und des Infanterie-Regiments der Herzoge von Sachsen in den Jahren 1807 — 1811. Von Ludwig Freiherrn von Seebach. — Schädellehre. Das Wesen des Menschen und sein Verhältniß zu der Außenwelt. Aus dem Engl. des G. Combe von Dr. E. Hirschfeld. Mit Holzschnitten. — Deutsche Geschichte. Geschichte der Stadt Offenbach. Nach Urkunden und Quellen von P. Heber.

Nro. 8.

Neue Reisen. 2) Reisen und Länderbeschreibungen der ältern und neuesten Zeit, herausgegeben von Dr. Widemann und Dr. Hauff. 15te Lieferung. Reise in Abyssinien im Jahr 1836. Von A. v. Katte. Mit einer Karte.

Nro. 9.

Optik. Die neuere Farbenlehre mit andern chromatischen Theorien verglichen von H. W. Dove.

Nro. 10.

Vermischte Schriften. Ernst und Laune aus meinen alten Papieren. Von W. Reinhard, ehemaligem Staatsrath. — Neue Reisen. 3) Die Gesellschaft und das sociale Leben in Amerika von Harriet Martineau. Nach dem Englischen von Dr. Brinkmeier. — Optik. Die neuere Farbenlehre mit andern chromatischen Theorien verglichen von H. W. Dove. (Schluß.)

Nro. 11.

Russische Literatur. 1) Literarische Bilder aus Rußland. Herausgegeben von H. Koenig. — 2) Historische und romantische Erzählungen, Begebenheiten und Skizzen. Nach dem Russischen von Tiez. — 3) Der Eis-Pallast von Lagetschnikoff. Aus dem Russischen von Dr. E. J. Schultz.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem Kunstblatt ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“, kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literaturblatt“ . . . . 6 fl.
das „Kunstblatt“ . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Distichen. Von Ph. Welcker. 32. 31.
Aus Rückerts Leben Jesu. 33. 34.
Verse von Justinus Kerner. 38.
König Roger. Von W. Zimmermann. 41.
Ein Fund in der Opferbüchse. Von G. Schwab. 47.

Logogriph.

Dolch. Lolch. Molch. Strolch.

Erzählungen.

Walter Raleigh und die Königin Elisabeth. Von Willibald Alexis. 30 — 36.
Zwölf neue Stücklein. Von Wilhelm v. Chezy. — Der Friedensrichter zum schwarzen Bären. 39.

Naturwissenschaftliches.

Die bedeutendsten Himmelserscheinungen des Jahres 1839. Von Dr. Nürnberger. 34 — 37.
Ueber Daguerre's Entdeckung. 35. 37. 42.
Ueber Erdbeben überhaupt und vorzüglich jene in der Schweiz. Von F. J. Hugi. 44 — 51.
Talbot und Daguerre. 48.

Länder- und Völkerkunde.

Der deutsche Renegat im Dienste Abd-el-Kaders. 37. 38. 39. 40. — 50. 51.
Reise und Lebensbilder. Von Franz Freiherrn Gaudy. 42 — 43.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Das Neujahr in Paris. 28 — 32.
Moden. 28. 29. — 33. 41.
Sprachbemerkungen. 32.
Erfindungen. 38.
Zur Geschichte des französischen Theaters vor und während der ersten Revolution. 40 — 43.
Einiges aus der Reise eines Kapuzinergenerals. 45.
Der Gewürzkrämer. 46 — 49.

Korrespondenz.

Baden-Baden. 28. — Halle. 29. 30. — Dresden. 31. 32. — Prag. 33. 34. 35. 36. 37. — Paris. 38. 39. 40. — Hamburg. 41. 42. 43. 44. 45. — Wien. 45. 46. 47. 48. — London. 49. — Triest. 50. 51.

Kunst-Blatt.

Nro. 11.

Kunstgeschichte und Periegese. — Museen und Sammlungen. — Bauwerke. — Sculptur.

Nro. 12.

Kunstgeschichte und Periegese. (Fortsetzung.) — Sculptur. — Denkmäler. — Medaillenkunde. — Malerei. — Neue Stiche.

Nro. 13.

Nekrolog. — Ueberreste christlicher Kunst auf Malta aus dem 13ten, 14ten, 15ten und 16ten Jahrhundert. — Neuer Stich.

Nro. 14.

Glasmalerei in München und Paris. — Neue Stiche. — Kupferwerke. — Alterthümer. — Literatur. — Nekrolog.

Nro. 15.

Glasmalerei in München und Paris. (Fortsetzung.) — Persönliches. — Nekrolog. — Technisches.

Nro. 16.

Glasmalerei in München und Paris. (Beschluß.) — Technisches. — Kunstausstellungen.

Nro. 17.

Illustrirte Werke. Der Cid. Nach spanischen Romanzen besungen durch Johann Gottfried von Herder. Mit Randzeichnungen von Eugen Neurenther. — Regensburg, 2. Februar. — Kunstausstellungen. — Museen und Sammlungen.

Nro. 18.

Villa Sommariva am Comer-See. — Akademien und Vereine. — Bauwerke. — Sculptur. — Denkmäler.

Literatur-Blatt.

Nro. 12.

Altfranzösische Literatur. Altfranzösische Sagen. Gesammelt von H. A. Keller. Erster Band. — Neue Reisen. 4) Der Sinai. Reisebilder von Alexander Dumas und A. Dauzats. Zwei Bändchen.

Nro. 13.

Romane und Novellen. 1) Die Pickwickier oder Herrn Pickwicks und der korrespondirenden Mitglieder des Pickwick-Clubbs Kreuz- und Querzüge, Abenteuer und Thaten. Aus dem Engl. von Roberts. Viertes und fünftes Bändch. — 2) Leben und Abenteuer des Nikolaus Nickleby. Herausgegeben von Boz, dem Verfasser der Pickwickier. Aus dem Engl. von K. H. Hermes. 1r und 2r Theil.

Nro. 14.

Werke über die Schweiz. 1) Die Thaten und Sitten der alten Eidgenossen im 16ten Jahrhundert, beschrieben von Melchior Schuler. — 2) Die drei lezten Jahrhunderte der Schweizergeschichte 2c. Vorlesungen, gehalten zu Bern von Dr. Gelzer. Erster Band. — Romane und Novellen. 2) Leben und Abenteuer des Nikolaus Nickleby. (Schluß.) — 3) Oliver Twist von Boz (Dickens). Aus dem Engl. von Robert. Erstes Bdch. — 4) Oliver Twist, oder die Laufbahn eines Waisenknaben. Von demselben. Aus dem Engl. von Dr. Diezmann. Erster und zweiter Band.

Nro. 15.

Werke über die Schweiz. 3) Heinrich Bullingers Reformationsgeschichte, nach Autographen herausgegeben auf Veranstaltung der vaterländisch-historischen Gesellschaft in Zürich von J. J. Hottinger und H. H. Vögeli. Erster und zweiter Bd. — 4) Heimfahrt von Jerusalem Hans Stockar's von Schaffhausen im Jahr 1519 und Tagebuch von 1520—1529. — 5) Melchior Russens eidgenössische Chronik. — Neue Reisen. 5) Oesterreichische Zustände. Von einem beschaulichen Reisenden. Zwei Theile.

Nro. 16.

Werke über die Schweiz. 6) Die evangelisch-reformirte Kirche und ihre Fortbildung im 19ten Jahrhundert von F. Fr. Zyro. — 7) Ueber das Verhältniß der Kunst zum Kultus. Ein Wort an alle gebildete Verehrer der Religion und der Kunst, von Carl Meyer. — 8) Bericht der zur Revision des Gesangbuchs für den Kanton Schaffhausen niedergesezten Commission. Aus Auftrag der Commission verfaßt von J. C. Vetter. — Romane und Novellen. 5) Nur ein Geiger! Originalroman von J. C. Andersen. Aus dem Dänischen von Jenssen. Drei Theile.

Nro. 17.

Romane und Novellen. 6) Londoner Skizzen von Boz. Aus dem Engl. von Roberts. — 7) Humoristische Genrebilder aus dem Londoner Alltagsleben von Boz. Aus dem Engl. von Dr. Diezmann. Erster Theil. — Humoristische Erzählungen und Skizzen von den Verfassern der Pickwickier, der Waterloerzählungen 2c. Aus dem Engl. von Roberts. Erster Theil. — Geognosie. Hinterlassene Werke von Friedrich Hoffmann. Zweiter Band.

Nro. 18.

Romane und Novellen. 9) Bulwers Werke. Aus dem Engl. Von G. Pfizer und Fr. Notter. — Neue Reisen. 6) Ausflug nach Frankreich, England und Belgien zur Beobachtung der dortigen Eisenbahnen. Von Nearelli. — Werke über die Schweiz. 9) Erdkunde der schweizerischen Eidgenossenschaft. Ein Handbuch für Einheimische und Fremde. Von Gerold Meyer von Knonau. Erster Bd. — 10) Die Schweiz. Ein Handbuch zunächst für Reisende. Von L. v. Bollmann.

Nro. 19.

Werke über die Schweiz. 11) Dr. Albrecht Rengger's, ehemaligen Ministers des Innern der helvetischen Republik, kleine, meistens ungedruckte Schriften, herausgegeben von Prof. Dr. Kortüm. — Naturwissenschaft. System der Physiologie für Naturforscher und Aerzte, bearbeitet von Dr. K. G. Carus. Erster Theil.

Nro. 20.

Memoiren. Memoiren des Freiherrn Eugen von Hammerstein. — Werke über die Schweiz. 12) Schweizerisches Museum für historische Wissenschaften. Herausgegeben von Gerlach, Hottinger und Wackernagel. Erster, zweiter Band. — 13) Das malerische Schweizerland. Mit einem Wort zur Charakteristik von A. Lewald. — Romane und Novellen. 10) Kaiser und Papst. Roman von Eduard Duller. Vier Theile. — 11) James historische Romane. Von Dr. Susemihl. — 12) Die Räuber. Ein Roman von James. Aus dem Engl. von Dr. E. Susemihl. Drei Bände.

Nro. 21.

Romane und Novellen. 13) Lezte Mittheilungen aus dem Tagebuch eines Arztes. Aus dem Engl. übersezt von K. Jürgens. Zwei Theile. — 14) Tremaine. Vom Verfasser des de Vere. Aus dem Engl. von Roberts. Drei Theile. — 15) Der Herzlose. Dem Engl. des Harrison Rankin nacherzählt. Zwei Theile. — 16) Der Geheimnißvolle, oder Folgen des jugendlichen Leichtsinns. Nach dem Engl. des G. W. M. Reynolds. Zwei Bdchn. — 17) Die Töchter des Präsidenten. Aus dem Schwedischen. — Literaturgeschichte. Geschichte der hellenischen Dichtkunst, von Dr. G. H. Bode. Zwei Thle. in drei Abthlg.

Nro. 22.

Dichtkunst. Deutsche Volkslieder mit ihren Originalweisen. Unter Mitwirkung des Herrn Prof. Dr. Maßmann in München, des Herrn von Zuccalmaglio in Warschau und mehrerer anderer Freunde der Volkspoesie nach handschriftlichen Quellen herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von A. Kretzschmer. — Neue Reisen. 7) Reise nach St. Louis am Mississippi. Von T. W. Lenz.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem Kunstblatt ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“, kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literaturblatt“ . . . . 6 fl.
das „Kunstblatt“ . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Das erhörte Gebet. Von D. A. Assing. 53.
Glosse. Von A. v. Maltitz. 60.
Am Grabe des Erbprinzen Constantin Löwenstein. Von F. v. Pechlin. 68.
Der Alchymist. Von R. E. Prutz. 70.
Liebeleben. Von E. Mayerath. 76.

Erzählungen.

Der Gastfreund. Von C. Spindler. 52. 53. 54. 55. 56. 67. 58. 59. 60. — 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73.

Naturwissenschaftliches.

Ueber Erdbeben überhaupt und vorzüglich jene in der Schweiz. Von F. J. Hugi. 52. 55.
Daguerre's früheres empfindliches Papier. 57.
Das Erdbeben auf Martinique. 63.
Noch einige Bemerkungen über Daguerre's Erfindung. Von Dr. Nürnberger. 71.

Länder- und Völkerkunde.

Florentiner Gesellschaftsleben. 54 — 58.
Der deutsche Renegat im Dienste Abd-el-Kaders. 59 — 63.
Reise und Lebensbilder. Von Franz Freiherrn Gaudy. 61 — 64.
Landschaftsbilder aus Ungarn. 77.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Scenen aus den Wildnissen Nordamerikas. 65.
Villeggiatur in Weinsberg. Von Emma v. Niendorf. 66. 67. 68. 69. — 72. 73. 74. 75.
Eine angebliche Entdeckung. 70.
Moden. 74. 75.
Der Fasching und die Fasten in Paris. 76. 77.
Englischer Puff. 76.

Korrespondenz.

Paris. 52. 55. — 61. 62. 63. 64. — Köln. 54. — Dresden. 55. 56. — Weimar 57. — Breslau. 58. 59. 60. 61. 62. — Stuttgart. 65. 66. 67. 68. — London. 67. 69. — Berlin. 70. 71. 72. 73. 74. 75. — Rom. 72. 73. — Wien. 76. 77.

Kunst-Blatt.

Nro. 19.

Niebuhrs Briefe. Peter Heß. Eugen Neureuther. — Denkmäler. — Metallguß. — Ciselirkunst. — Medaillenkunde. — Numismatik. — Malerei. — Neue Stiche und Lithographien. — Kupferwerke. — Alterthümer.

Nro. 20.

Kunstausstellung in München 1838. (Beschluß.) — Radirungen. Bilder und Randzeichnungen zu deutschen Dichtungen, erfunden und radirt von Sonderland. — Alterthümer. — Preisbewerbung. — Versteigerungen. — Statistik der Kunst. — Literatur.

Nro. 21.

Zur Kunstgeschichte. — Archäologie. Brevi cenni di un monumento scoperto a Porta Maggiore del cav. Luigi Grifi. — Karlsruher Kunstausstellung. September 1838. (Fortsetzung.)

Nro. 22.

Zur Kunstgeschichte. (Fortsetzung.) — Karlsruher Kunstausstellung. September 1838. (Fortsetzung.)

Nro. 23.

Zur Kunstgeschichte. (Beschluß.) — Karlsruher Kunstausstellung. September 1838. (Fortsetzung.) — Technisches. — Persönliches.

Nro. 24.

Bestand und Wirken des Kunstvereines in München. — Persönliches. — Preisbewerbungen. — Kunstausstellungen. — Artistischer Verkehr. — Versteigerungen. — Akademien und Vereine.

Nro. 25.

Bestand und Wirken des Kunstvereins in München. (Beschluß.) — Museen und Sammlungen. — Bauwerke. — Sculpturen. — Metallguß. — Denkmäler. — Malerei.

Nro. 26.

Ueber die Entwickelung der neueren englischen Holzschneidekunst seit Bewicke. — Malerei. — Alterthümer und Ausgrabungen. — Neue Lithographien. — Kupferwerke. — Literatur. — Statistik der Kunst. — Nekrolog.

Literatur-Blatt.

Nro. 23.

Orientalische Literatur. 1) Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen großer moslimischer Herrscher der ersten sieben Jahrhunderte der Hidschret, von Hammer-Purgstall. Fünf Bde.

Nro. 24.

Orientalische Literatur. 1) Gemäldesaal großer moslimischer Herrscher rc. (Schluß.) — Alterthumskunde. Gallus oder römische Scenen aus der Zeit Augusts. Zur Erläuterung der wesentlichsten Gegenstände aus dem häuslichen Leben der Römer von Wilhelm Adolph Becker. Zwei Theile. — Neue Reisen. 8) Kurzgefaßte Lebensbeschreibungen der merkwürdigsten evangelischen Missionärs. Nebst einer Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes des Christenthums in Ostindien. Von Dr. C. Ch. G. Schmidt. Zweites Bändchen.

Nro. 25.

Orientalische Literatur. 2) Mahmud Schebisteris Rosenflor des Geheimnisses. Persisch und deutsch herausgegeben von Hammer-Purgstall. Mit zwei Ansichten.

Nro. 26.

Deutsche Geschichte. 1) Paul Warnefrieds Geschichte der Longobarden. Zum ersten Mal aus einem Codex der königl. Bibliothek zu Bamberg aus dem zehnten Jahrhundert übersezt und mit Anmerkungen versehen von K. von Spruner. — 2) Historisch-geographischer Handatlas. Von demselben. Zweite Lieferung erste Abtheilung. — 3) Des ritterlichen freien Adels zu Franken Leben und Sitten. Von Hans Freiherrn von Aufseß. Erster Band: Geschichte des Hauses Aufseß. Erstes Heft. — Romane und Novellen. 18) König Myé von Fidibus oder drei Jahre auf der Universität. Wahrheit und Dichtung aus dem Leben eines Künstlers von K. Stein. Zwei Bände. — 19) Tonleben. Novellen und vermischte Aufsäze von A. Kahlert. — 20) Die Mosaikbilder und die lezten Aldini von Georg Sand. Aus dem Franz. von O. von Czarnowsky. — 21) Bergers lezte Novelle. Herausgegeben von Eichel.

Nro. 27.

Neue Reisen. 9) Reise des Marschalls, Herzogs von Ragusa durch Sizilien. Authentische, unter Aufsicht und aus Auftrag des Verfassers besorgte deutsche Ausgabe. — Romane und Novellen. 22) Der Schmuck. In Briefen. Seitenstück zu den Perlen von Henriette Hanke. Drei Theile.

Nro. 28.

Romane und Novellen. 23) Mauprat von Georg Sand. Aus dem Französischen von Fanny Tarnow. Zwei Bände. — 24) Ehestandsgeschichten. Von Frau Charles Reybaud. Uebersezt von Fanny Tarnow. Zwei Theile. — 25) Antoine von Charlotte Reybaud. Uebersezt von Fanny Tarnow. — 26) Die Auferstehung vom Tode, von Michel Masson und A. Luchet. Nach dem Französischen frei bearbeitet von L. Kruse. Drei Theile. — Römische Geschichte. Die Verfassung des Königs Servius Tullius, als Grundlage zu einer römischen Verfassungsgeschichte entwickelt von Ph. E. Huschke.

Nro. 29.

Dichtkunst. Die göttliche Comödie des Dante Alighieri. Metrisch übersezt nebst beigedrucktem Originaltexte mit Erläuterungen und Abhandlungen herausgegeben von August Kopisch. In einem Bande. Erste und zweite Lieferung. — Sprachlehre. 1) Etymologische Forschungen auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen, insbesondere des Sanskrit, Griechischen, Lateinischen, Litthauischen und Gothischen, von Dr. Aug. Friedrich Pott. Zweiter Theil. Grammatischer Lautwechsel und Wortbildung.

Nro. 30.

Der Leo-Hegelsche Streit.

Nro. 31.

Der Leo-Hegelsche Streit. (Schluß.) — Sprachlehre. 2) Das Sprachgeschlecht der Titanen. Darstellung der ursprünglichen Verwandtschaft der tartarischen Sprachen unter sich und mit der Sprache der Hellenen, und Andeutung der zunächst daraus hervorgehenden Folgen für die Geschichte der Völker und Sprachen. Von Ritter von Xylander. — 3) Allgemein brauchbares stammkundiges Handwörterbuch zur Kenntniß des schlüpfrigen, oft tief versteckten Sprachganges, sowie zum Licht und Recht der Muttersprache in einzelnen Fällen rc. Von C. W. Heinzelmann.

Nro. 32.

Indische Literatur. 1) Nalas und Damajanti, eine indische Dichtung aus dem Sanskrit übersezt von Franz Bopp. — Deutsche Gedichte. Forschungen auf dem Gebiete der neuern Geschichte. Herausgegeben von K. A. Müller. Erste und zweite Lieferung.

Nro. 33.

Indische Literatur. 2) Urwasi und der Held. Indisches Melodrama von Kalidasa, dem Dichter der Sakuntala. Aus dem Sanskrit und Prakrit metrisch übersezt von Dr. B. Hirzel.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts", mit Einschluß des „Literaturblatts" und „Kunstblatts", kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „Literaturblatts" und „Kunstblatts" ohne das „Morgenblatt" . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literaturblatt" . . . . 6 fl.
das „Kunstblatt" . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt" in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blatts an.)

Gedichte.

Die Geburt Aesculaps. Von D. A. Assing. 82.
Die Aeolsharfe in der Ruine. Von Justinus Kerner. 84.
Gedichte von J. G. Seidl. 87.
Aerztliche Runde. Von Justinus Kerner. 88.
Karneval in Venedig. Von H. Stieglitz. 90.
An Sie. Von Justinus Kerner. 94.
Im Lenz. Von Emma von Niendorf. 99.
Elsbets Gespenst. Von Justinus Kerner. 102.

Erzählungen.

Die Wachskerze. Von A. v. Sternberg. 80 — 95.

Länder- und Völkerkunde.

Landschaftsbilder aus Ungarn. 82.
Bilder aus Savoyen. 85 — 86.
Reise- und Lebensbilder. Von Franz Freih. Gaudy. 88. 89.
Aus dem Leben der Deutschen in Rußland. 92 — 94.

Naturwissenschaftliches.

Neue Beobachtungen und Erfindungen. 84.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Römisches Leben im März 1839. 78.
Der Fasching und die Fasten in Paris. 78 — 81.
Lamartine. 79.
Moden. 86. 87. — 100. 101. 102. 105.
Literarische Anekdoten. 90.
Scenen aus den Wildnissen Nordamerikas. 91.
Zur Kulturgeschichte. 91 — 95.
Fliegende Blätter des Abbé Colibri. 95. 96.
Briefe Wielands aus den Jahren 1752—1761. 96. 97.
Die Piräeusstraße. 97 — 101.
Die Eisenbahnen und die Gastronomie. 98. 99.
Die Fußwaschung in der Hofburg zu Wien. 105.

Korrespondenz.

Mainz. 78. — Dresden. 79. 80. 81. — Prag. 80. 81. 82. — Paris. 83. 84. 85. 86. — 92. 93. 94. 95. — Kadongkebo auf Java. 87. 88. 89. — Turin. 89. 90. 91. — London. 93. 96. 98. 99. — Stuttgart. 97. 105. — Wien. 99. 100. 101. — Triest. 101. 102.

Kunst-Blatt.

Nro. 27.

Leistungen des Glasmalers Johann Jakob Kellner und seiner Söhne in Nürnberg. — Ausstellung der königlichen Akademie zu London 1838. — Kunstliteratur. 1. Ueber den Kunstverein von Kurhessen. Von J. M. Kumpe. 2. Ueber Kunst und Kunstvereine, den Freunden der Kunst zur Beherzigung. Von J. M. Kumpe. — Nekrolog.

Nro. 28.

Ausstellung der königlichen Akademie zu London 1838. (Fortsetzung.) — Holzschneidekunst. Paul et Virginie et La Chaumière indienne, par H. Bernardin de Saint-Pierre. — Nekrolog.

Nro. 29.

Lithographische Werke. 1. Neue Malerwerke aus München. eine Auswahl von 48 neuen Gemälden &c., in lithographirten Nachbildungen von Friedr. Hohe. 2. Christliches Kunststreben in der österreichischen Monarchie. Herausgegeben durch P. Bohmanns Erben in Prag. — Neue Kupferstiche. — Ausstellung der königlichen Akademie zu London 1838. (Fortsetzung.)

Nro. 30.

Die als Vereinsgeschenke von den Kunstvereinen ausgegebenen Kupferstiche, Radirungen und Lithographien. — Ausstellungen der königlichen Akademie zu London 1838. (Beschluß.) — Literatur. Die Metropolitan- und Stadtpfarrkirche zu Unsrer Lieben Frau in München.

Nro. 31.

Das Formschnittwesen in unsern Tagen. — C. F. Lessings tausendjährige Eiche.

Nro. 32.

Kupferstiche deutscher Künstler neuerer Zeit. — Das Formschnittwesen in unsern Tagen. (Beschluß.) — Persönliches. — Technisches. — Preisbewerbung. — Kunstausstellungen.

Nro. 33.

Zehntes Glasfenster für die Maria-Hilfkirche in der Au. — Kunstausstellungen. — Versteigerungen. — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen. — Bauwerke.

Nro. 34.

Rom, 5ten März 1839. — Bauwerke. — Sculptur. — Metallguß. — Denkmäler. — Medaillenkunde. — Numismatik. — Malerei. — Alterthümer. — Neue Stiche und Lithographien rc. — Kupferwerke.

Nro. 35.

Prag, im März 1839. — Dr. Gaye's kunstgeschichtliche Arbeiten. — Neue Kupferstiche und Lithographien. — Kupferwerke. — Literatur. — Nekrolog.

Literatur-Blatt.

Nro. 34.

Romane und Novellen. 27) Oliver Twist, oder die Laufbahn eines Waisenknaben. Von Boz (Dickens). Aus dem Englischen von Diezmann. Dritter Band. — 28) Der Freiherr von Sandau, oder die gemischte Ehe. Eine Geschichte unserer Tage von Dr. Breitschneider. — Deutsche Geschichte. Kirchliche Zustände Leipzigs vor und während der Reformationen im Jahr 1539. Von Dr. Gretschel.

Nro. 35.

Neueste Schrift über Nordamerika. Nordamerikas sittliche Zustände. Nach eigenen Anschauungen in den Jahren 1834—1836. Von Dr. Julius. Zwei Bände. — Romane und Novellen. 29) Abafi von Nicolaus Josika. Aus dem Ungarischen übersezt und mit Anmerkungen versehen von G. Treumund. Zwei Theile. — 30) Nationalbilder, dargestellt in Novellen und Erzählungen von L. Frei.

Nro. 36.

Neueste Schrift über Nordamerika. Nordamerikas sittliche Zustände rc. (Schluß.) — Romane und Novellen. 31) Der junge Philosoph des achtzehnten Jahrhunderts. Aus dem Franz. von L. Kruse. Zwei Bände. — 32) Marat. Historischer Roman von Amalie Schoppe. Zwei Theile. — 33) Liebesgeschichte Ludwigs XIV. Aus dem Franz. des Boissi. Zwei Theile.

Nro. 37.

Deutsche Geschichte. Geschichte, Quellen und Literatur des würtembergischen Privatrechts. Von Dr. Wächter, Kanzler der Universität Tübingen.

Nro. 38.

Deutsche Geschichte. Geschichte, Quellen und Literatur des würtembergischen Privatrechts. Von Dr. Wächter, Kanzler der Universität Tübingen. (Schluß.) — Romane und Novellen. 34) Antike Novellen von L. Rein. — 35) Attila. Historischer Roman von G. P. R. James. Aus dem Engl. von Lindau. — 36) Der Thurm am Genfersee. Nach dem Französ. von Wesenfeld. — 37) Der Mönch und die Nonne. Gemälde aus dem Klosterleben. — 38) Historisch-romantische Erzählungen. — 39) Der Troubadour. Romantisches Gemälde von Ernst v. Brunnow. — 40) Crichton. Von W. H. Ainsworth. Aus dem Engl. von Lindau. — 41) Karl Ludwig, Kurfürst von der Pfalz und Louise von Degenfeld. Geschichtlicher Roman von Fr. von Stengel. — 42) Das steinerne Bild, von Ludwig Hölder. — 43) Bunte Bilder auf Reisen, gesammelt von Ed. Wehrmann. — 44) Die Belagerung von Glückstadt. Romantisches Seegemälde von H. Smidt.

Nro. 39.

Theologie. 1) Geschichte des Urchristenthums durch A. Fr. Gfrörer, Prof. und Bibliothekar in Stuttgart. Fünf Theile: 1, 2: das Jahrhundert des Heils. 3, 4: die heilige Sage. 5: das Heiligthum und die Wahrheit.

Nro. 40.

Romane und Novellen. 45) Vater, Mutter und Sohn, Ein Roman aus Wien. Nach Mrs. Trollope von Dr. Bärmann. Drei Theile. — 46) Die Nebenbuhler. Frei nach dem Franz. von Wilhelmine von Alden. — 47) Das Schloß von Morteuil. Aus dem Franz. der Mlle A. de Petitval, von F. Wesenfeld. Drei Theile. — 48) Die Cousinen, von der Verfasserin „der Frauen.“ „der Freunde“ rc. Aus dem Schwedischen von Eichel. Drei Theile. — 49) Der Stern der Liebe. Herausgegeben vom Verfasser der Reisescenen aus zwei Welten (Rausse) — Theologie. 1) Geschichte des Urchristenthums durch A. Fr. Gfrörer rc. (Schluß.) — 2) Lehrbuch zum christlichen Religions-Unterricht in höhern Lehranstalten und zum Selbstunterricht für Gebildete. Von Dr. Osiander.

Nro. 41.

Literargeschichte. Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen von G. G. Gervinus. — Memoiren-Literatur. Der Deutsche in London. Ein Beitrag zur Geschichte der politischen Flüchtlinge unserer Zeit. Von August Jäger. Zwei Bände.

Nro. 42.

Lyrische Dichtkunst. 1) Gedichte von Ludwig Uhland. Zwölfte Auflage, mit dem Bildniß des Verfassers. — 2) Neuere Gedichte von Nicolaus Lenau (Nic. Nimbsch von Strehlenau). — Literargeschichte. Geschichte der Nationalliteratur der Deutschen von G. G. Gervinus (Schluß.)

Nro. 43.

Politik. Deutschland und Rußland. — Lyrische Dichtkunst. 2) Neuere Gedichte von Nicolaus Lenau. (Schluß.)

Nro. 44.

Politik. Deutschland und Rußland. — Lyrische Dichtkunst. 3) Des Felsenthales Winterreiz. Ein Gedicht von Carl Zinken. Mit 6 Vignetten.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhald Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem Kunstblatt ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts", mit Einschluß des „Literaturblatts" und „Kunstblatts", kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „Literaturblatts" und „Kunstblatts" ohne das „Morgenblatt" . . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literaturblatt" . . . . 6 fl.
das „Kunstblatt" . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt" in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Um Mitternacht. Von Justinus Kerner. 104.
Im Grase. Von Justinus Kerner. 110.
Cantate zum Schillerfeste 1839. Von E. Mörike. 112.
Vor den Liederkränzen gesprochen und den Herrn Stiglmaier und v. Thouret gewidmet. Von Gustav Schwab. 113.
Beim Festmahl am Schillerfest zu Stuttgart. Von Ernst Förster. 114.
Die Taube. Von Ad. Stöling. 118.
Bellerophontes. Von G. Pfizer. 119.
Das tägliche Brod. Von Ph. H. Welcker. 122.
Dem Andenken Schillers. Von Wilhelm Smets. 125.
Der Blinde. Von Emma v. Nindorf. 124.
Kampf und Versöhnung. Von Ludwig Wihl. 128.

Erzählungen.

Der Deutsche in Trastevere. Von Franz Freih. Gaudy. 105. 106. 107. 108. 109. 110. — 112. 113. 114. 115. 116.
Der Saal zu Würzburg. 118 — 122.

Länder- und Völkerkunde.

Aus dem Leben der Deutschen in Rußland. 107 — 110.

Naturwissenschaftliches.

Nachträgliche Bemerkungen über Daguerre's Erfindung. Von Dr. Nürnberger. 117. 118.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Briefe Wielands aus den Jahren 1752 — 1761. 104. 112. 119. 125.
Moden. 104. 105. 106. — 124. 125. 126. 127. 128. 129. 130.
Die Enthüllung der Statue Schillers. 111.
Die französischen Assisen. 113 — 116.
Ueber die Quelle, woraus Schiller seinen Gang nach dem Eisenhammer geschöpft hat. Von Prof. F. Weißgerber. 117.
Ueber Geisterglauben und Geisterfurcht bei den Alten. 120—126.
Physiognomie der Emeute. Von J. V. 127 — 130.
Römische Erziehung. 130.

Korrespondenz.

Paris. 104. 105. 106. 107. — 121. 122. 123. — Prag. 106. 107. 108. 109. — Kebongkebo auf Java. 108. 109. 110. — Stuttgart. 110. — 113. 116. 117. 118. — Berlin. 112. 115. 114. — Wien. 119. 120. 121. — Brüssel. 122. — Breslau. 124. 125. 126. 127. — London. 125. 126. — Dresden. 127. 128. 129. 130.

Literatur-Blatt.

Nro. 45.

Lyrische Dichtkunst. 4) Gedichte von Eduard Mörike. — Romane und Novellen. 50) Bilder aus den Niederlanden. Von Louis Lax. Zwei Bände. — 51) Bilder aus der Camera obscura eines Blinden. Von Georg Loy. Zwei Bände.

Nro. 46.

Französische Geschichte. Geschichte von Port-Royal. Der Kampf des reformirten und des jesuitischen Katholicismus unter Ludwig XIII und XIV. Von Dr. Hermann Reuchlin. Erster Band.

Nro. 47.

Französische Geschichte. Geschichte von Port-Royal rc. (Schluß.) — Lyrische Dichtkunst. 5) Hohenstaufenlieder von L. Bauer, J. Kerner, P. Pfizer, G. Rapp und F. Rückert. Für eine Alt- oder Baßstimme mit Begleitung des Pianoforte. Componirt und den edlen Dichtern verehrungsvoll gewidmet von Fr. Silcher. — 6) Ausländische Volksmelodien mit deutschem und zum Theil aus dem

Englischen übertragenen Text, gesammelt und für eine oder zwei Singstimmen mit Begleitung des Pianoforte und der Guitarre gesezt von Fr. Silcher. 5tes Heft. — 7) Rheinische Lieder und Sagen von Adelheid von Stolterfoth. — Bilderwerk. Rheinisches Album, von Adelheid von Stolterfoth. Zehn Hefte mit 50 Stahlstichen.

Nro. 48.

Dramatische Dichtkunst. 1) Sämmtliche Schriften von Joh. Anton Leisewitz. Zum ersten Mal vollständig gesammelt und mit einer Lebensbeschreibung des Autors begleitet, nebst Porträt und Faksimile. — 2) Ferdinand Raimunds sämmtliche dramatische und poetische Werke. Herausgegeben von J. N. Vogl. Vierter Theil. — Die Hermannsschlacht. Drama von Grabbe. Grabbes Leben von Ed. Duller. — 4) A Collection of English Miracle-Plays or Mysteries; containing ten Dramas from the Chester, Coventry, and Towneley Series, with two of latter date. etc. By William Marriot, Ph. Dr. — Romane und Novellen. 52) Novellen und Erzählungen von Hermann von Keyserlingk.

Nro. 49.

Lyrische Dichtkunst. 8) Gedichte von Eduard Vogt. — Neue Reisen. 1) Reise durch Schweden im Sommer 1836. Von Ferdinand von Gall. Zwei Theile. — Romane und Novellen. 55) Die Pilger der Erde von L. Mühlbach. — 54) The pilgrims of the Rhine by Ed. L. Bulwer. — Mit vergleichendem und erklärendem Wörterbuche. Zweite Auflage.

Nro. 50.

Neue Reisen. 2) Reisen und Länderbeschreibungen der älteren und neuesten Zeit. Mit Karten. Herausgegeben von Dr. Widenmann und Dr. Hauff. 17te Lieferung. Der Geist des Orients, erläutert in einem Tagebuche über Reisen durch Rumili während einer ereignißreichen Zeit von Urquhart. Aus dem Engl. von Dr. Buck. Erster Band.

Nro. 51.

Neue Reisen. 2) Reisen und Länderbeschreibungen der älteren und neuesten Zeit rc. (Schluß.) — Lyrische Dichtkunst. 9) Gedichte von Fr. W. Rogge. Dritte vermehrte Auflage. — Schrift für Frauen. Ueber die sogenannte Emancipation der Frauen, nebst Ideen über die dem weiblichen Geschlechte zu gebende Bildung. Von Tinette Homberg.

Nro. 52.

Biographie. Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr, aus Briefen desselben und aus Erinnerungen einiger seiner nächsten Freunde. Zweiter Band. Mit Niebuhrs Bildniß.

Nro. 55.

Pauperismus. Staatswesen und Menschenbildung, umfassende Betrachtungen über die zunehmende National- und Privatarmuth, ihre Ursachen, Folgen, die Mittel ihr abzuhelfen rc. Von F. H. — BODZ Reymond. Vierter Band. Biographie. Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr. (Schluß.)

Nro. 54.

Pauperismus. — Staatswesen und Menschenbildung umfassende Betrachtungen über die zunehmende National- und Privatarmuth rc. (Schluß.) — Dramatische Dichtkunst. 5) Des Aristophanes Werke, übers. von J. G. Droysen. Dritter Theil. — Neueste Geschichte. 1) Allgemeine Geschichte der Jahre 1830 bis 1838. Von Fr. Bülau, Prof. zu Leipzig. — 2) Taschenbuch des rheinischen Postillon. Erster Jahrgang 1838. — Sagen. Die Volkssagen. Gesammelt von J. D. H. Temme.

Nro. 55.

Dramatische Dichtkunst. 6) Sophokles. Von J. J. C. Donner. — 7) Goethes Iphigenie auf Tauris in ihrer ersten Gestalt, herausgegeben von Dr. Stahr. — Biographie. Erinnerungen aus meinem Leben, in biographischen Denksteinen und andern Mittheilungen, von Z. Funk. Erster Band: E. T. W. Hoffmann und F. G. Wetzel. Zweiter Band: Iffland und Devrient.

Kunst-Blatt.

Nro. 36.

Israel von Meckenen, Goldschmied und Kupferstecher in Bocholt. Von C. Becker. — Kunstgeschichte und Periegese. (Fortsetzung.) III. Neues allgemeines Künstlerlexikon oder Nachrichten von dem Leben und den Werken der Maler rc. Bearbeitet von Dr. G. K. Nagler.

Nro. 37.

Kunstgeschichte und Periegese. (Fortsetzung.) Geschichte der neueren deutschen Kunst von Athanasius Grafen Raczinsky. Aus dem Franz. übers. von Fr. Heinr. von der Hagen rc. — Neue Kupferstiche und Lithographien. (Fortsetzung.) — 2) Village recruits, nach D. Wilkie von Charles Fox gestochen. — 3) The card players, ebenfalls nach D. Wilkie, gest. von Ch. G. Lewis. — 4) Finden's Royal Gallery of british Arts, 1. Hft. mit Dedication an die Königin Victoria.

Nro. 38.

Ueber die Errichtung neuer Denkmale in Deutschland. — Neue Kupferstiche und Lithographien. (Beschluß.)

Nro. 39.

Christliche Archäologie. Tableau des catacombes de Rome où l'on donne la description de ces Cimetières sacrés, avec l'indication des principaux monuments d'antiquité chrétienne, en peinture et en sculpture, et celle des autres objets qu'on en a retirés, par M. Raoul-Rochette. — Alte und neue Ideen über Malerei.

Nro. 40.

Das neue spanische Museum im Louvre. — Archäologie. Descrizione di Cere antica ed in particolare del monumento sepolcrale scoperto nell' anno MDCCCXXXVI da S. E. il Sr. Generale Vicenzo Galassi e Rmmo Arciprete D. Alessandro Regulini, per servire di preliminare illustrazione degli oggetti in esso rinvenuti e collocati nel nuovo museo gregoriano del Vaticano, dell Architetto Cav. Luigi Canina.

Nro. 41.

Das eherne Standbild Schillers. — Persönliches.

Nro. 42.

Die Pariser Kunstausstellung. — Das neue spanische Museum im Louvre. — Persönliches. — Technisches.

Nro. 43.

Die Kunstausstellung in Paris 1839. (Fortsetzung.) — Preisbewerbung. — Kunstausstellungen.

Nro. 44.

Die Kunstausstellung in Paris 1839. (Fortsetzung.) — Versteigerungen. — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem Kunstblatt ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“, kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literaturblatt“ . . . . 6 fl.
das „Kunstblatt“ . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Gedichte von Ludwig Seeger. 154.
Der Mönch vor Heinrichs IV. Leiche. Von C. W. Müller. 141.
Bei einem Schneckenhause. Von Justinus Kerner. 149.
Sonettenkranz an W. H. Von Karl Gödeke. 154. 155.

Erzählungen.

Rousseau's Jugendjahre. Vom Freih. v. Sternberg. 133—159.
Zwölf neue Stücklein. Von Wilhelm v. Chezy. — Des Zöllners Drangsale. 147—149.
Die Bibliothek meiner Großtante. 151—154.

Länder- und Völkerkunde.

Reise- und Lebensbilder. Von Franz Freih. Gaudy. 131. 132. 133. — 135. 136. 137. 138.
Bilder aus Savoyen. 140—146.
Aus dem Leben der Deutschen in Rußland. 142.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Moden. 131. 132.
Aus der Sittengeschichte der Deutschen. 136. 138. 139. 140. 141. 143.
Die Heiligsprechung. 139. 140.
Literarische Grillen. 145—150.
Caroline Murat, Napoleons Schwester. Von Helmine v. Chezy. 150—153.
Etwas von Küssen. 155.

Korrespondenz.

Baden-Baden. 131. — Wien. 132. 133. 134. — 150. — Paris. 134. 135. 136. 137. — 147. 148. 149. — Berlin. 138. 139. 140. 141. 142. — Prag. 142. 143. 144. — Rom. 144. 145. 146. — Genf. 151. 152. 153. — Florenz. 153. 154. 155. — Stuttgart. 154. 155.

Literatur-Blatt.

Nro. 56.

Neue Reisen. 3) Wissenschaftliche Reise durch das südliche Deutschland, Italien, Sicilien und Frankreich. Herausgegeben von F. F. Fleck, Prof. in Leipzig. Zwei Bände in fünf Abtheilungen. — 4) Hesperien. Ein Cicerone für Italien, vornämlich für Rom und Neapel. Von F. W. Richter. — Werke über Spanien. Geschichte des Aufstands, Befreiungskriegs und der Revolution in Spanien, vom Grafen Toreno. Fünfter Band.

Nro. 57.

Criminalwissenschaft. 1) Versuch eines direkten Beweises der Rechtmäßigkeit der Todesstrafe. Von Johann Sporschil. — 2) Wissenschaftlich-praktische Beurtheilung des Selbstmords. Von Prof. F. F. Zyro. — 3) Der Selbstmord, psychologisch erklärt und moralisch gewürdigt von A. v. Blumröder. Zwei Theile. — Lyrische Dichtkunst. 10) Reliquien Dr. F. L. Weidigs, gewesenen Pfarrers in Obergleen im Hessen. Zum Besten seiner Wittwe herausgegeben von einigen Freunden.

Nro. 58.

Criminalwissenschaft. 4) Gerichtsärztliche Arbeiten von K. F. Burdach, königl. preuß. Geh. Medicinalrath und Professor zu Königsberg. Erster Band. — 5) Merkwürdige Criminalrechtsfälle, herausgegeben von Dr. Bischoff. Dritter Band. — Dramatische Dichtkunst. 8) Das Mädchen von Lyon oder Liebe und Stolz. Ein Schauspiel in fünf Akten von E. L. Bulwer. Aus dem Englischen von Otto von Czarnowsky.

Nro. 59.

Dramatische Dichtkunst. 9) August Graf von Platens gesammelte Werke. Ausgabe in einem Band. Mit des Verfassers Bildniß in Stahl und einem Facsimile seiner Handschrift. Zweite Lieferung. — 10) Dichtungen von Hermann Neumann. Drei Bände. — Badeschriften. 1) Jahrbücher für Deutschlands Heilquellen und Seebäder. Herausgegeben von E. von Gräfe rc. und Dr. M. Kalisch. Dritter Jahrgang. — 2) Die Heilquellen Deutschlands und der Schweiz. Von Dr. K. Chr. Hille. Viertes Heft. Die Nord- und Ostseebäder. — 3) Das Seebad von Scheveningen. Von Dr. J. Fr. d'Aumerie. — 4) Die Brunnen- und Molkenkuranstalt zu Salzburg. Von Geh. Hofrath Dr. Zemplin. Vierte Auflage. — 5) Fürstenstein in der Vergangenheit und Gegenwart. Von demselben. — 6) Wildungen und seine Umgebungen, mit besonderer Hinsicht auf seine Mineralquellen, von Apotheker Fischer.

Nro. 60.

Geschichte. Geschichte der französischen Gerichtsverfassung vom Ursprung der französischen Monarchie bis zu unsern Zeiten. Aus den Quellen dargestellt von J. P. Brewer. Zweiter und dritter Theil. — Italienische Zeitschrift. Echo. Zeitschrift für Literatur, Kunst und Leben in Italien. Siebenter Jahrgang 1839. — Badeschrift. 7) Der Geist der Gräfenberger Wasserkur. Von Rausse.

Nro. 61.

Länder- und Völkerkunde. 1) Allgemeine Länder- und Völkerkunde. Ein Bildungsbuch für alle Stände von Dr. H. Berghaus. Dritter Band. — Romane und Novellen. 55) Bibliothek klassischer Schriftsteller Nordamerikas. James Pauldings: Wohlauf nach Westen! Zwei Theile. — 56) José Antonio, der Wilde aus Paraguay. Von Ewald Herrmann. — 57) Novellen von Julius Seidlitz.

Nro. 62.

Länder- und Völkerkunde. 2) Almanach für 1839, den Freunden der Erdkunde gewidmet von Heinrich Berghaus. — Lyrische Dichtkunst. 10) Gedichte von E. Blessing. — Geschichte. Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Fr. Raumer. 10r Jahrgang.

Nro. 63.

Criminalwissenschaft. 6) Handbuch der Literatur des Criminalrechts und dessen philosophischer und medizinischer Hülfswissenschaften für Rechtsgelehrte rc. Von Friedrich Kappler. — 7) Die Hexenprozesse zu Freiburg im Breisgau, Offenburg und Bräunlingen, aus den Archiven mitgetheilt von Dr. H. Schreiber. — 8) Die Hexenprozesse der ehemaligen Reichsstadt Nördlingen in den Jahren 1590 bis 94. Aus den Akten von J. F. Weng. — Ordenswerk. Ritterorden und Ehrenzeichen des Königreichs, Großherzogthums und der Herzogthümer Sachsen. Herausgegeben von E. H. von Gelbke. Mit 3 illum. Tafeln.

Nro. 64.

Volkssagen. Polnische Volkssagen und Mährchen. Aus dem Polnischen des K. H. Moycicki von F. H. Lewestam.

Nro. 65.

Deutsche Geschichte. 1) Geschichte Kaiser Sigmunds von Dr. J. Aschbach. Zweiter Band. — 2) Die Vorzeit der Länder Kleve-Mark, Jülich-Berg und Westphalen von Montanus. Zweiter Band. — Romane und Novellen. 58) Taschenbuch der Novelletten und Humoresken für 1839 von Julius Sincerus. — 59) Aus dem Leben eines Gespenstes. Von Brennglas.

Nro. 66.

Deutsche Geschichte. 3) Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten bis zum Untergange der Herrschaft des deutschen Ordens von Johannes Voigt. Achter Band, 1441—1467. — Vermischte Schriften. Gedanken der Frau Fürstin Constantia von Salm. Aus dem Franz. — Romane und Novellen. 60) Bilder aus Paris, herausgegeben von Fr. v. R. Zwei Bände.

Kunst-Blatt.

Nro. 45.

Die Pariser Kunstausstellung. 1839. (Fortsetzung.) — Museen und Sammlungen. — Bauwerke. — Sculptur. — Erzguß. — Plastik. — Denkmäler. — Numismatik.

Nro. 46.

Handzeichnungen von Genelli. — Die Pariser Kunstausstellung. 1839. (Fortsetzung.) — Medaillenkunde. — Malerei. — Alterthümer und Ausgrabungen. — Statistik der Kunst. — Ethik der Kunst. — Neue Stiche und Lithographien. — Kupferwerke.

Nro. 47.

Carl Friedrich Lessing. — Kupferwerke. — Literatur.

Nro. 48.

Nekrolog. Philipp Friedrich von Hetsch. — Römische Topographie. Roma nell' anno MDCCCXXXVIII. descritta da Antonio Nybby. — Nekrolog.

Nro. 49.

Nekrolog. Philipp Friedrich von Hetsch. (Beschluß.) — Persönliches. — Technisches. — Kunstausstellungen.

Nro. 50.

Skulptur. Ludwig Schwanthalers Werke. 1. Abtheilung: Mythen der Aphrodite. — Kunstausstellungen. — Versteigerungen. — Akademien und Vereine.

Nro. 51.

Düsseldorf im Mai 1839. — Altdeutsche Baukunst. Alterthümer und Kunstdenkmale des Erlauchten Hauses Hohenzollern. Herausgegeben von Rudolph Freiherrn von Stillfried. — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen. — Bauwerke.

Nro. 52.

Reclamation. — Bauwerke. — Skulpturen. — Erzguß. — Denkmäler.

№ 1.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Dienstag, den 1. Januar 1839.

Singe, singe den Menschen, du der Völker
Einziger Hülfsgott,
Harmonieen des allgemeinen Wohllauts,
Die des niedrigen Neides, der an sich nagt,
Und der tollen Begier, die nie genießet,
Schändliche Töchter,
Habsucht, Sucht zu gebieten, in den Orkus
Bannen. —

Herder.

An den Genius des Friedens.

In der Willkommnacht des Jahres,
Bei der Sterne Dämmerlicht,
Seh', o Genius, ich dein klares,
Segensheitres Angesicht!

Der du auf dem Silberwagen
Dein Gespann durch's Nachtblau lenkst,
Leichten Schwungs dahingetragen
Deine weiße Fahne schwenkst;

Der, des Friedens milder Spender,
Du am Menschenglück dich freust,
Schwebend auf Europa's Länder
Deine Palmen niederstreust!

Nur die Pyrenäen thürmen
Sich als Hemmniß deinem Flug;
Von der Zwietracht blut'gen Stürmen
Wendest rückwärts du den Zug,

Wo das Volk, das sinnverwirrte,
Taucht in Brüderblut die Hand;
Wo zum Räuber jeder Hirte
Und Ein Schlachtfeld ward das Land;

Wo so vieler tausend Krieger
Stimme keinen Helden weckt;
Wo den heut bekränzten Sieger
Morgen Henkerthat befleckt!

Schaudernd fliehst du; edle Britten
Regst du auf; dem Königsrath
Sind mit männlich ernsten Bitten
Sie, in deinem Geist, genaht. —

Nirgends sonst siehst du im Kampfe
Heere gegen Heere stehn,
Und, umflort vom Pulverdampfe,
Völkerblüthen untergehn.

Siehst du Städte gleich von Zelten,
Männer, Waffen, Rosse viel —
Soll's doch ernstem Kampf nicht gelten;
Uebung ist's, Gepräng und Spiel.

Allwärts prangt das Feld mit Garben,
Ungestört ihr Gold gereift;
Kunst blüht auf in heitern Farben;
Hand in Hand, glückfördernd, greift;

Brück' und Bahn von Stein und Eisen
Zwischen Volk und Volk sich bau'n;
Vögel, die in Lüften reisen,
Staunend nach der Eilfahrt schau'n.

Weil nicht Todeswunden klaffen,
Nicht das Schwert Europa pflügt:
Bist, weil feiern jezt die Waffen,
Holder Genius, du begnügt?

Stets doch les' ich leiser Sorgen
Spur in deinem Angesicht;
Ahnst du Kampf, der halbverborgen
Anderswo die Bahn sich bricht?

Ahnst du, wie in Geisteskriegen
Klirrend Kling' auf Klinge trifft,
Wie des Worts Brandpfeile fliegen
Und die Zungen schleudern Gift?

Schaust du, wie im Musentempel
Selbst der Zwietracht Fackel sprüht?
Wie den Ketzerbrandmalstempel
Am Altar der Eifrer glüht?

Wie so Viele nur verhehlen,
Daß ihr Herz an Feindschaft siecht,
Wie das Mißtraun durch die Seelen,
Eine ries'ge Schlange, kriecht?

Könnt'st weghauchen du die Hülle,
Die der Seelen Innres deckt:
Schautest wohl du, welche Fülle
Haß die Kunst der Welt versteckt!

Ach du weißt's! — drum leise Trauer
Lauscht hervor aus deinem Blick;
Ahnst du, daß nur kurze Dauer
Deinem Reich gönnt das Geschick?

Daß den Rossen, die dein Zügel
Fromm gelenkt mit sanfter Macht,
Plötzlich wachsen schwarze Flügel,
Und ein wilder Grimm erwacht?

Daß du ihrem tollen Jagen
Nicht mit Schmeichelruf mehr wehrst,
Und, wuthangesteckt, im Wagen
Selbst als Zwietrachtsdämon fährst? —

Lächle, Genius, mir Verneinung!
Bessre Hoffnung stärke du!
Wirk' in deiner Hulderscheinung
Eintracht überall und Ruh!

Aehr' und Oelblatt mahnend schütte
In der Herrschenden Pallast!
Durch des ärmsten Pflügers Hütte
Schweb' als unsichtbarer Gast!

In der Weisheit Marmorhalle
Reinige die dumpfe Luft!
Laß Apollos Jünger alle
Athmen deinen Palmenduft!

Für ein frommes Herz bewahre
Deines höchsten Segens Lohn!
Nicht vertreiben vom Altare
Laß durch Unbill dich und Hohn!

In der Scheidenacht des Jahres,
Dessen Ring uns jezt umflicht,
Zeig', o Genius, uns ein klares,
Ganz entwölktes Angesicht!

Der Nürnberger Sophokles.

Von C. Spindler.

Es kam eines Tags ein bejahrter Bürger von Nürnberg vor den Richter und stellte an denselben die Bitte, er möchte ihn in den Thurm sperren lassen, damit er einige Zeit seinen Gedanken ungestört obliegen könne. — Dieses Ansuchen wunderte den Richter nicht wenig, und er fragte den Bürger, den er kannte, mit Glimpf nach der Ursache seines Begehrens. — „Mein Weib und meine Söhne plagen mich zu heftig," erwiderte der Bürgersmann; „es gehen mir wichtige Spekulationen durch den Kopf, die ich für jezt noch Niemand entdecken will. Ein wackerer Mann spricht nur von der allbereits verrichteten That. Nun aber peinigen mich die Neugierigen mit ihren Fragen, Zweifeln und Vorwürfen, daß ich keines Augenblicks froh werden mag. Wenn ich simulire oder in meiner kleinen Werkstätte schaffe, stören sie mich allezeit und lassen mir nicht den Frieden. Dennoch brauche ich ein paar Wochen Ruhe, oder ich muß mich vor innerlicher Angst und Unruhe selbst um's Leben bringen."

Diese Aeußerungen machten den Richter noch mehr staunen. Er versezte: „Lieber Meister, Eurer Söhne Geschäft, das Ihr noch heute selber leitet, ist allerdings ein lärmendes. Rothgießer und dergleichen thun und reden nicht fein, nicht leise. Doch werdet Ihr einen Winkel im Hause haben, wo Euch zu stören Niemand berechtigt ist?" — „Sie stören mich doch, brechen mir die Thüre auf, stöbern Alles durcheinander, verschleppen

mir die angefangene Arbeit. Ich kann's nicht aushalten." — „Ich werde Nachfrage thun," entgegnete der Richter nach einigem Besinnen; „aber schlagt Euch den Kerker aus dem Sinne. Laßt die dunkeln Gemächer denen, die eine Strafe verwirkt haben. Der Platz der Biederleute ist in ihrem Hause." — Der Meister machte ein betrübt Gesicht zu dieser Eröffnung und rief aus: „So werde ich nie vollenden können, was mir im Sinne schwebt! Mein Leben wird eine ewige Plage seyn, und mittlerweile flieht die Zeit, die unersetzliche! Ach, Niemand weiß, wie mir gerade die Zeit am Herzen liegt!" — Der Richter vermahnte ihn nun ernstlicher und rieth ihm, den Aderlässer zu besuchen, der ihn ohne Zweifel zu beruhigen Mittel genug haben würde. — Kopfschüttelnd ging Meister Peter heim.

Weil indessen der Richter sein Wort hielt, und die Frau, auch die Söhne des Meisters vor sich laden ließ, erhob sich ein großes Geschrei in des Rothgießers Hause, und der Alte leugnete den Seinigen nicht, was er beim Richter verlangt und angegeben. — Hierauf traten Mutter und Söhne trutzig vor die Schranken und erklärten, mit dem Vater sey es nicht mehr auszuhalten seit geraumer Frist. Es sagte Frau Grete aus: „Nicht genug, daß der Mann hintersinnig worden und stets von leeren Dingen murmelt, statt ein vernünftig Wort vorzubringen, so wird er bös und tobsüchtig bei der geringsten Ansprache von meiner Seite, und dräut mir nicht selten mit Schlägen. Item, so verrichtet er keine Arbeit mehr, wiewohl unsere Söhne gar junge Bursche sind und keiner von ihnen noch in der Fremde gewesen. Also geht das Handwerk schief und der Alte ißt doch täglich sein unverdientes Brod." — „Ihr redet nicht gar christlich," bemerkte der Richter. Worauf die Frau: „Christlich hin, christlich her. Das schwere Hauswesen liegt mir auf den Schultern, daß ich stets in Sorg und Kummer bin. Ich habe aber geheirathet, daß ich Frieden möge haben und nicht Ueberlast. Ihr seyd ein reicher Mann und wißt gar nicht, wie armen Handwerkern sauer wird, ihr Brod zu verdienen, namentlich wenn der Meister die Hände in den Schoß legt, nach den Spatzen guckt und Gesellen und Buben das Exempel des Müssiggangs gibt." — „So viel ich mich erinnere," unterbrach der Richter die Frau, „ist Meister Peter, Euer Herr, stets ein fleißiger, frommer Hausvater gewesen?" — „Ja, vor Zeiten freilich, gestrenger Herr, aber seit einem halben Jahre ungefähr" — Die ausbrechenden Thränen hinderten das Weib, zu vollenden.

Der Richter wendete sich nun an den ältesten Sohn und erhielt von ihm die Auskunft: der Vater habe schon seit länger als einem halben Jahre Spuren von Blödsinn und thörichter Unruhe gezeigt. Er habe vor sich hin geredet, als wie im Traume, während er am Schmelzen und Gußen stand, und nach und nach alle Arbeit verdorben. Endlich sey er ganz von der Hanthierung abgewichen, die Tage, auch wohl die Nächte hindurch in seiner Kammer eingeriegelt geblieben. Er habe oft laut gerechnet, man wiße aber nicht was. Er habe zu Zeiten in seiner Kammer gebosselt, man wiße aber nicht woran. Da er nun stets unwirrscher geworden und alle Fragen und Vorstellungen nicht mehr gelitten, seyen die Söhne zum Oeftern in seine Kammer gefallen, um sein Geheimniß zu entdecken. Sie haben aber nichts gefunden, als unbrauchbare Holz- und Metallstücke, und eine Art von Instrumenten, die ihnen unbekannt, grob vom Vater selbst gearbeitet, und nach Aller Dafürhalten zu nichts in der Welt nütze. Er — der Sohn Peter — sey der Meinung, sein Vater sey unrichtig im Kopfe worden, und allerdings die höchste Zeit, ihm die Schlüssel zu Haus und Habe abzunehmen, auch deren Verwaltung der Mutter und den Söhnen zu vertrauen.

Nach geschehener Anfrage bei dem zweiten Sohne, Jost, der eben so kalten Temperaments war, als sein Bruder eines gallichten, und eben so schlafrig, als der Andere hitzig und frech, gab Jost die Aussage von sich: „Es ist mir bewußt, daß unser Vater seit Lichtmeß dieses Jahrs schellig und schwarzblütig geworden. Er schläft und ißt und trinkt gar wenig, thut, wie schon Mutter und Bruder beeichtet haben, und guckt nach den Sternen, oder liest in Büchern, die von Planeten und Theuerung, Mißwachs und Pestilenz handeln. Ich glaube jedoch, daß es an ihn gebracht ist worden durch Hexerei; denn an jener Lichtmeß ist ein Italiener aus der Stadt Florenz bei ihm gewesen, und hat mehrere Tage im Hause innegelegen und mit dem Vater viel insgeheim geschwazt; dann ist er plötzlich fort gewesen und des Vaters wunderliches Treiben angegangen. Die Italiener sind aber nicht selten Hexenmeister, wenn nicht der Vater selber sich der schwarzen Kunst ergeben hat. Denn sehr oft hat er zu uns gesagt: Schweigt mit euern zudringlichen Fragen; ich sage euch nichts von meiner Heimlichkeit, und wenn's mir das Leben kostete. Aber so ihr euch geduldet, will ich euch zu reichen Prassern machen. Ich will und muß das vollbringen."

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Höflichkeit.

Unter den deutschen Fürsten haben sich gerade die mächtigsten, die österreichischen, vor allen andern durch Höflichkeit und feine Lebensart auffallend ausgezeichnet. Unsere ältern Reichsbeherrscher nannten ihre Landpfleger, wie ihre Bauern nicht anders als Du; aber schon Kaiser Siegmund, † 1437,

machte eine Ausnahme. Sein Lebensbeschreiber meldet als eine Besonderheit von ihm, daß er Geringe, wie Vornehme selten mit Du, sondern fast immer mit Ihr angeredet habe. * Auch von Kaiser Maximilian II. erzählte der Vicekanzler Weber, „er tauze niemand im reden, wer der auch sey." ** Wie sehr endlich Joseph II. in diesem Punkte der Wohlanständigkeit seine fürstlichen Zeitgenossen überglänzt hat, kann noch nicht vergessen seyn. Er war, so zu sagen, der Gründer und Stifter des guten Tones und der Humanität, die seit etwa einem halben Jahrhundert den Fürsten in Deutschland nicht mehr so ganz fremd sind. Um Josephs Vorzug in dieser Beziehung gehörig schätzen zu können, muß man wissen, daß er zu jedem seiner Fähndriche Sie sagte, ungeachtet seine Mutter Maria Theresia, wie Friedrich II. von Preußen, ihre Feldmarschälle und obersten Staatsbeamten nicht anders als mit Er anredete, oder, um einen Lausiyer Ausdruck zu gebrauchen, dieselben niemals siezte. Auch muß man bedenken, daß noch der gleichzeitige Kurfürst von Baiern seine geheimen Räthe und vornehmsten Hofdiener selten anders begrüßte, als mit einem nicht sehr feinen bairischen Idiotismus.

Bei den Kaisernamen Siegmund und Joseph wird übrigens dem Geschichtkenner die Bemerkung beifallen, daß beide Herrscher vielgewanderte Männer waren, von denen galt, was Homer am Eingang der Odyssee von Odysseus sagt.

Diese Bemerkungen mögen auch als Beitrag dienen zu „Suntingers (verunglückter) Darstellung der Cultur und Humanität des österreichischen Kaiserhauses." Wien 1807. 8.

Die in Deutschland so lange vernachlässigte Höflichkeit griff kurz vor dem Ausbruch der französischen Revolution epidemisch um sich. So fand ums Jahr 1788 die Sitte, daß Eheleute Sie zu einander sagten, in Ober- und Niedersachsen immer mehr Vertheidiger und Befolger. Man behauptete, die Sprache des geselligen Umgangs müße auch im Ehestande beibehalten werden. In Süddeutschland fand diese Sitte nur wenig Eingang, und jezt ist sie, etwa mit Ausnahme der höchsten Stände, wieder verschwunden.

* „Nu möchte man sprechen, worumb der konig den Herzogen ytzagel, oder In Ir heiß. Nu merket freylichen, das derselbe konig so ein weiser gütiger herre was, das er selten ymanz Du hieß, er war arm oder reich." S. Windeck Cap. 53. in Menken, Script. Rer. Germ. T. 1. col. 1116 f.

** Gerlach, Tagebuch der an die Pforte abgefertigten Gesandtschaft. S. 47.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Marschall Lobau.

Ein großes Leichenbegängniß war die Hauptbegebenheit der lezten Wochen. Die Beerdigung des Marschalls Lobau, Commandanten der Pariser Nationalgarde, fand mit außerordentlichem Gepränge statt; ein König hätte kaum mit mehr Feierlichkeit zu seiner lezten Ruhestätte gebracht werden können. Erbaulich war indessen dieses Gepränge keineswegs, so prächtige Beschreibungen auch die Zeitungen davon gemacht und so ungeheure Summen es mag gekostet haben. Die Nationalgarde ist nun einmal ein schwer zu disciplinirendes Heer: es fühlt seine Freiheit, und läßt sich auch bei einer Beerdigung nicht zu dem nöthigen Ernste zwingen. Die leichtfertige Fröhlichkeit der Pariser blickt bei allen Gelegenheiten durch, wo die Nationalgarde zusammenkommt. Sie hat das Bewußtseyn ihrer Stärke und ihres Einflusses, und vergißt nicht, daß sie die bewaffnete Hauptstadt eines großen Reichs vorstellt, oder vielmehr, daß sie selbst diese Hauptstadt ist. Eben weil sie dem Staate wichtige Dienste leistet oder geleistet hat (denn in gegenwärtiger Zeit bedarf man ihrer nicht sehr), läßt sie sich nicht wie ein besoldetes Heer befehlen. Ihre Befehlshaber reden sie mit „meine Herren!" an, und müssen oft mehr bitten, als commandiren. Auf einem Karrikaturblatte, wo ein exerzirender Nationalgardist dargestellt wird, hat man dem Offizier folgende Worte in den Mund gelegt: „Nun erzeigen Sie mir die Gefälligkeit und belieben Sie das Gewehr zu präsentiren!" Wenn diese Worte auch nicht ausgesprochen werden, so liegt doch in dem commandirenden Tone der Befehlshaber etwas so Höfliches, als ob sie dergestalt sprächen. Der alte Marschall wußte so ziemlich, wie man die Pariser Bürger zu behandeln habe. Alle Morgen erschien er mit zwei Adjudanten auf der Parade und nahm dann mit der aufziehenden Bürgerwache ein halbstündiges Exerzitium vor, das einzige, wozu man in jeziger Zeit die Nationalgarde bringen kann. Da hatte er denn erstlich viele Mühe, die nöthige Stille zu bewirken; denn unter den Waffen ist der Pariser eben so gesprächig, als zu Hause, und es ist ihm nicht wohl möglich, seine Gedanken zu verbergen; er kann nicht anders, sie müssen heraus. Beim Exerziren ging es ferner zuweilen etwas verkehrt zu; wenn der Marschall eine Schwenkung links gebot, so drehten sich die Compagnien rechts, und umgekehrt, oder blieben stehen, wenn vorwärts commandirt wurde, und rückten vor, wenn sie stehen bleiben sollten. Der Marschall hatte einen etwas grämlichen Ton, aber doch keinen übelwollenden oder gebieterischen, und wenn ihm eine derbe und triviale Aeußerung entfuhr, so lachten die Bürger und hielten es ihm zu Gute. So rief er einmal, als sich wider das Commando eine Compagnie dem Gitterthore zuwendete: „Schließt das Thor, sonst gehen sie durch!" Oder wenn die Voltigeurs, welche gelbe Epauletten und Federbüsche haben, gegen das Schloß marschirten, wenn es nicht commandirt war, so rief er: „He! die Kanarienvögel wollen die Mauer einrennen!" Marschall Lobau war zwar nicht sehr beliebt; man achtete ihn aber als einen der tapfern Generale Napoleons. Seit dem Auftritte auf dem Vendomeplatze, wo er, um einem Aufruhr vorzubeugen und die Volksmenge auseinander zu sprengen, eine Brandspritze in Bewegung setzen ließ, bekam er einen lächerlichen Anstrich in Karrikaturblättern und kleinen Journalen. Man stellte ihn mit Kanonen dar, die nichts Anderes waren, als große Klistirspritzen, und er wurde auch wohl mit dem Beinamen der Apotheker bezeichnet. Man hätte es ihm Dank wissen sollen, daß er, anstatt Truppen in Bewegung zu setzen und zur Vergießung von Bürgerblut Anlaß zu geben, ein so unschädliches Mittel gebrauchte; in Paris aber ist es gefährlich, den Spöttern zu lächerlichen Anspielungen Gelegenheit zu geben. Unaufhörlich wurden die Brandspritzen wieder in Erinnerung gebracht, und sogar bei seinem Tode unterließen die kleinen Tageblätter nicht, darauf anzuspielen, indem sie bemerkten, die Leichenfeier eines solchen Mannes müsse nothwendig avec pompe begangen werden. Sein Nachfolger, Marschall Gerard, ist beliebter, als Graf Lobau, hauptsächlich wegen seines entscheidenden Auftretens bei und nach der Julirevolution.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 2.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Mittwoch, den 2. Januar 1839.

— Du könntest nicht
Bei meinen Freuden grollen, hast'ge Worte
Entgegenwerfen, die Gebühr mir schmälern,
Und endlich gegen meinen Einlaß gar
Die Thür' verriegeln: nein, du kennest besser
Die Pflichten der Natur, das Band der Kindschaft,
Der Höflichkeit Gesetz, des Dankes Fordrung.

Shakespeare.
König Lear.

Der Nürnberger Sophokles.

(Fortsetzung.)

„Ja, so sagte er oft," bestätigten Mutter und Bruder; „derweilen geht aber unser Haushalt den Krebsgang und zu Grunde gar, wenn nicht der hochweise Rath ein Abkommen trifft."

„Sind Eure Kinder Alle hier beisammen?" fragte der Richter die Ehefrau. Grete antwortete gleichgültig: „Ich habe noch eins, eine Tochter. Sie ist an den Schneider Willibald verheirathet. Weil sie schon im dritten Jahr von uns gezogen, kann sie von des Vaters Zustand nur wenig wissen.".

Hierauf entließ der Richter Grete und ihre Söhne mit der Ermahnung, ihren Herrn und Vater ehrfurchtsvoll und geduldig zu behandeln, und ließ des Schneiders Ehefrau citiren. Das junge Weib kam blöde und schüchtern, der Ladung Folge zu leisten, und hatte kaum vernommen, daß es sich um des Vaters vorgeblichen Irrsinn handle, als sie schon zu weinen begann. Erst nach wiederholter Aufmunterung sprach die Schneiderin so klar und ohne Falsch, wie ihr Antlitz anzuschauen war: „Mir ist weniger bekannt, was mein Vater zu Hause treibt und vornimmt — ich komme selten hin, weil die Mutter mir nicht hold ist — als vielmehr, wie der arme Mann daheim mißhandelt wird. Was habt Ihr denn nur, Vater? sagen sie ihm von Morgens früh bis Abends spat: Ihr seyd mondsüchtig, faullenzt und verzehrt, statt zu ernähren, bessert unser Erbe nicht, wohl aber verschwendet Ihr's; wenn's so fortgeht, müßt Ihr in's Spital! und was dergleichen Reden mehr. Wie oft hat sich der Vater zu mir geschlichen im Zwielicht, um bitterlich seinen Kummer auszuweinen! Wie oft hat er mir erzählt, wie sie ihm, dem Trägen, nur die schlechtesten Bissen spärlich reichen, den Wein abbrechen bis zum lezten Tropfen, und wie gerne er alle diese Entbehrungen ertragen würde, wenn sie ihm nur Ruhe ließen mit ihren ungestümen Fragen, mit ihrem Spott und den diebischen Besuchen in seiner Kammer, wo sie mit frecher Lust zerstören, was des Vaters Hände kaum begonnen haben aufzurichten." — „Ist Euch bekannt, was er schafft, der wunderliche Meister?" — „Nein, Herr Richter. Ich bin ein unerfahren Weib. Der Vater redet nur geheimnißvoll von seinem Forschen und Arbeiten; doch prophezeit er stets uns Allen ein großes Glück, wenn ihm gelingt, woran er arbeitet. Ich weiß nicht, ob eine gerechte Zuversicht oder ein bedauerlicher Irrwahn ihn beseelt. Aber ich wollte gerne meine Hand in's Feuer stecken, wenn ich ihn aus der Hölle des Unverstands und der Unbarmherzigkeit erlösen könnte, worinnen er jezo

schmachtet." — „Würdet Ihr den Vater zu Euch in Euer Haus aufnehmen, wenn's Euch geboten würde?" — „Ich müßte es dann, aber auch ungeboten sollte es meine erste Pflicht seyn." — „Wenn ich Euch den Vater zuspräche, auf einige Wochen nur, bis man in Güte und Liebe ermittelt hätte, ob seine Sinne gesund oder nicht?" — „Es würde schmale Bissen absetzen, denn wir sind arme Leute; aber willkommen wäre mir der Vater doch, und an Ruhe und Muße, sich zu sammeln, sollte es ihm in unserm stillen Häuschen nicht mangeln. Ich will Gott auf meinen Knieen inbrünstig bitten, daß er den frommen Mann vor Schwermuth und Hirnsucht bewahre." — „Würde Euer Mann mit dieser Anordnung zufrieden seyn?" fragte der Richter lächelnd. Aber auch die Schneiderin lächelte im stolzen Gefühl ihres Uebergewichts im Hause und erwiderte: „Wenn ich etwas verspreche, Herr, so ist's, als ob mein Ehgemahl einen Eid darauf geleistet hätte. Doch, fürchte ich, wird der Vater selber nicht einwilligen. Er wird sein Haus nicht verlassen wollen."

Der Richter bemerkte dem jungen Weibe, daß Meister Peter doch wohl lieber seiner Tochter Haus als das Gefängniß beziehen würde, und befahl, den geheimnißvollen Distler herbeizurufen. Peter stand aber bereits in der Vorkammer, ein kleines Säcklein in der Hand, und sprach, vor den Richter kommend: „Seht, Herr, was Eure Vermahnung gefruchtet hat. Sie haben mich aus dem Hause geschickt, aus meinem eigenen Hause. Ich möge in's Spital oder in's Gefängniß gehen, haben sie mir gesagt. Ich sey närrisch und boshaft zugleich, denn ich hätte sie beim Richter verschwärzt und angegeben, sie seyen nicht als Christen mit mir umgegangen. Sie würden mich vor dem Rath verklagen, entmündigen und einthürmen lassen. — Da habe ich nun mit mir genommen, was sie mir von meinem neuen Arbeitszeuge gelassen, und stelle mich frohen Muths vor meine Herren zum Gewahrsam. — Was willst aber du hier, meine Tochter?" — „Sie will Euch aufnehmen, bis ich Alles vermittelt haben werde," sagte der Richter. „Du?" fragte der Vater wieder, indem dicke Thränentropfen aus seinen Augen fielen. „Aufnehmen in dein armes Häuslein? Bedenkst du auch, daß dein Schneider zehntausend Stiche mehr machen muß, Woche fur Woche, um einen Gast, wie ich bin, zu erhalten?" — „Das geht Euch nichts an, Vater; Ihr werdet bei Euern getreuen Kindern seyn!" erwiderte die Frau herzhaft und nahm den Alten beim Arm: „kommt, kommt! Ihr sollt nicht gestört werden und auch nicht Hunger leiden; das versprech' ich dem edlen Herrn und Euch."

„Wie konntet Ihr aber," sprach noch der Richter zum Meister, „wie konntet Ihr Eure Habe den Händen der Eurigen ohne Weigerung und Aufsicht überlassen, und statt dessen dieses Gerümpel mit Euch nehmen?" Er zeigte auf das Säcklein. Des Meisters Thränen versiegten plötzlich, und mit halb zornigem Blicke versetzte er: „Gerümpel? Ei, geehrter Herr, es wird eine goldene Saat daraus erwachsen, wenn ich nur die Zeit benützen kann und darf. Die Zeit ist der Schatz, mit dem ich arbeite. Bald ist die Stunde vor der Thüre, da die Zeit abgelaufen seyn wird. Getrost, meine Tochter; die Gewißheit, unser Glück zu machen, erlaubt mir einzuwilligen, dein Gast zu seyn. Ich werde dir Alles vergelten, Alles ersetzen können, und jener goldnen Zukunft Gewißheit ist Schuld, daß ich mit Freuden in meinem eigenen Hause Alles stehen und liegen lassen, Alles den räuberischen Händen meiner Söhne preisgegeben."

Als der Meister am Arm der Tochter mit lebhaften Geberden und prahlerischen Versprechungen von dannen ging, schüttelte der Richter das Haupt und sagte zu sich selber: „Wie stelle ich's an, in's Klare zu kommen? Nach der Reihe werde ich an seinem Verstand und an seiner Thorheit irre."

(Fortsetzung folgt.)

Vergleichende Zusammenstellung der Frauencharaktere in Goethes und Schillers Werken.

Zweiter Abschnitt.

(s. Nr. 305 — 308 1858.)

Nachdem wir im vorigen Abschnitt betrachtet, wie unsere zwei großen Dichter in der Schilderung heroisch-idealer Frauencharaktere zusammengetroffen, gehen wir zu den rein sentimentalen Frauen über.

Hier treffen wir gleich auf Marie Beaumarchais im Clavigo und Louise in Kabale und Liebe. Diese beiden Stücke, welche mit so großer Wirkung über die Bühne gegangen und noch gehen, zeigen uns beide eine Fülle edler Weiblichkeit und Liebesglut im Kampf gegen äußere Hemmnisse. „Kabale und Liebe" kann man die in moderne Verhältnisse gebrachte Tragödie: „Romeo und Julie" nennen. Es thut sich eine dramatische Kraft der Situationen darin kund, die auf's Lebhafteste an Shakespeare mahnt, nur Schade, daß neben dieser Kraft nicht eine eben so heilige und keusche Milde wandelt. Die Liebesscenen sind weichlich, zerfließend und im veralteten Geschmack sentimental. Auch Clavigo ähnelt besonders in der Schlußscene Romeo und Julie; es ist dasselbe Thema — das ewige, durch alle Zeiten und Jahrhunderte forttönende Liebeslied und Liebesleid; allein

wenn wir Marien Beaumarchais betrachten, so ist lange nicht jenes weichliche, überbildete Gefühl bei ihr zu finden, wie bei der Musikantentochter. Louise führt eine pathetische Sprache, die sich mit der derben Natur und dem ungebildeten Stande ihrer Eltern nicht recht vereint. Man kann anführen, daß Ferdinand sie gebildet, ihr diese Formen der Deklamation und Rhetorik unbewußt beigebracht habe, allein diese Rechtfertigung reicht nicht aus. Ein so empfindsames, mit ihrer Empfindung spielendes Mädchen ist weit entfernt von der Glut und naiven Aufopferung einer so grenzenlosen und reinen Leidenschaft, wie sie Louise Miller empfindet. Hier wünschen wir Natur, unmittelbare Natur, keine Deklamation der Empfindung, wenn es auch die zarteste, reichste und beredteste wäre. Ein Seufzer, ein Blick, ein halbes Wort, aber in diesem die Seele ausgeströmt, sagt mehr als die schönste Metapher, die rührendste Schilderung. Auch sind manche Auftritte für's Gefühl wahrhaft beleidigend, so die berühmte Limonadenscene. Hier vermißt man die über seinem Werke in ruhigem, heiterm Selbstbewußtseyn schwebende Seele des Dichters; die Leidenschaft ist in's Kleinliche ausgemalt, und troz der großen Wirkung dieser Scene, nimmt der Zuschauer ein unangenehmes Gefühl nach Hause. Es ist hier nicht der Ort, das Stück selbst und die Motive der Handlung zu zergliedern, wir halten uns lediglich an die Situation der beiden Liebenden. Schiller wußte sehr wohl, was auf der Bühne Wirkung machte; seine glänzende und mit den schönsten poetischen Gefühlsformen erfüllte Sprache schmeichelt sich unwiderstehlich dem Zuhörer ein, erhebt und begeistert ihn. An erster glücklicher Wirkung ist wohl noch nie ein dramatischer Dichter so reich gewesen, und besonders ist es die sinnliche Leidenschaft der Liebe, die er immerdar zu vergeistigen und zu veredeln weiß. Sie wird bei ihm zum Cultus, er duldet nicht, daß an ihrem glänzenden Gewand das mindeste Stäubchen hafte, er macht die Liebe zum Schiedsrichter über die verderbte Welt, und immer ist sie es, die triumphirt. So spricht denn auch Louise Miller das Verdammungsurtheil über die Lady aus. Gegen ihren Stolz und ihre Reinheit sinkt die ganze Umgebung in Schatten, und es bleibt Niemand, für den wir wagen dürften, Interesse zu fassen. Zeigte Louise mehr Sterbliches, so fiele auch auf die andern Personen einiges Licht und das Gleichgewicht wäre nicht so gänzlich aufgehoben.

Marie Beaumarchais ist nicht so vollkommen; sie blendet daher auch nicht so sehr, und so kann Clavigo neben ihr bestehen. Sein wirklicher Wankelmuth erscheint hier lange nicht so beleidigend und unerhört, als der nur geargwohnte Louisens. Deßhalb erschüttert Mariens Tod uns noch mehr, und die grenzenlose Schwäche Clavigo's bekleidet sich mit einem verhüllenden, wohlthätigen Trauerflor, während wir auf Ferdinand erzürnt bleiben, daß er an ein so reines Gebilde nur den Gedanken eines so unwahrscheinlichen und elenden Argwohns hatte heften können. Wenn wir Marien an die Stelle von Louisen versetzen, so hätte es für eine so innige und reine Natur das einfachste und erste Rettungsmittel seyn müssen, den eifersüchtigen, verblendeten Geliebten auf die Unmöglichkeit aufmerksam zu machen, ein Zerrbild wie den Hofmarschall zu lieben, und troz dessen, daß ein Eid ihre Zunge band und der Vorfall mit dem erzwungenen Liebesbriefe verschwiegen bleiben mußte, wäre Ferdinand auf die Vermuthung des wahren Zusammenhangs gekommen. Allein Louise, im Bewußtseyn ihrer Reinheit und Größe, stirbt lieber, als daß sie mit weiblicher Schwachheit dem nach Aufschluß des Räthsels ringenden Geliebten entgegenkommt. Wir müssen bedenken, daß dieses Charakterbild in Schillers Jugendperiode fällt, und daher das Talent bewundern, welches, bei noch mangelnder Erfahrung, dennoch eine so mächtige Wirkung hervorzuzaubern wußte. — Louise ist in den ersten Scenen ein wahrhaft geniales Bild der Jugendgluth und Liebesschwärmerei; Marie dagegen steigert ihre Empfindung erst gegen das Ende zum Hochtragischen; sie ist am Anfang nur das natürliche, schüchterne und liebende Mädchen.

(Schluß folgt.)

Weitgewanderte deutsche Werke.

Unter andern lateinischen, italienischen, spanischen Büchern waren schon i. J. 1587 Luthers und Melanchthons Schriften in Pera, der Vorstadt von Konstantinopel, käuflich zu haben. Griechische Kaufleute handelten damit.*

*

Keinem deutschen Schriftsteller ist noch die Ehre widerfahren, in eine morgenländische Sprache übersezt worden zu seyn, als Sonnenfels. Seine sehr einseitigen „Grundsäze der Polizei, Handlung" u. s. w. übersezte der berufene Dr. Reineggs, † 1793, in's Persische, und aus diesem Prinz Heraclius in's Georgische. Gedruckt wurde das Buch zu Tiflis.

Ein Engländer, Williamson, wollte einige Werke Wielands in das Malayische übersezen und in Calcutta drucken lassen. Ist es wirklich geschehen?

*

Das deutsche Volkslied: „Freut euch des Lebens," hörten Reisende nicht nur tief in Norwegen, sondern auch in den südafrikanischen Kolonien singen und spielen.** Der Text ist von Usteri aus Zürich, die Melodie von Hans Nägeli.

*

Ums Jahr 1793 schickten die Holländer von Batavia aus eine Gesandtschaft an den Kaiser von China. Dieser

* Heberer, Aegypt. servitus, p. 560.

** Lichtensteins Reise im südl. Afrika. T. II. 110.

wünschte europäische Musik zu hören, denn die Gesandtschaft hatte einen Theil der Musikbande des würtembergischen Cap-regiments bei sich, und diese spielte Schubarts Capited.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsezung.)

Tod an Vergnügen. Concerte. Theater.

Dem Hinscheiden des alten Marschalls war der Tod zweier jungen Frauen aus den höchsten Kreisen, gleichsam als Warnung für die weibliche schöne Welt, vorhergegangen. Die Marquisin v. Talaru, eine liebenswürdige Dame in der Blüthe ihrer Jahre, hatte vor zwei Jahren ihren Großoheim geheirathet; dieser hatte sich bemüht, seiner jungen Lebensgefährtin alle mögliche Zerstreuung zu verschaffen. Er hatte sie zur Krönung der Königin von England geführt, dann zur Krönung des Kaisers von Oesterreich. Die junge Marquisin hatte bei allen Festen geglänzt, alle Bälle und andere Lustbarkeiten mitgemacht, und kaum fing sie an, in Paris wieder einiger Ruhe zu genießen, als der Tod sie plözlich wegraffte. Man vermuthet nicht ohne Grund, daß die Erschöpfung durch die vielen Feste ihren Tod, wo nicht bewirkt, doch beschleunigt hat. Eben so unerwartet kam der Tod der 17jährigen Dlle. v. St. Aldegonde, aus der Montemartschen Familie, welche eben mit ihren Verwandten von einer Lustreise nach Petersburg zurückgekehrt war, wo sie ebenfalls eine vielleicht allzugroße Masse von Vergnügen genossen hatte. Für die zartgebildeten, lebhaften Pariserinnen aus der reichen Welt wird ein Uebermaß in dieser Beziehung oft gefährlich, und fast jedes Jahr erlebt man Todesfälle in Folge des allzustarken Genusses der gesellschaftlichen Wintervergnügungen. Man vergißt aber diese Beispiele sehr bald, und überläßt sich nach wie vor dem Taumel der vielen Feste, welche das genußsüchtige Paris den ganzen Winter hindurch darbietet, und welche für junge und schöne Damen einen unwiderstehlichen Reiz haben; denn sie sind gleichsam die Königinnen der Feste; ihnen huldigt Alt und Jung, und die französische Galanterie weiß ihnen auf die feinste Art zu schmeicheln. — Bei Hofe wird der diesjährige Winter schwerlich durch Feste gefeiert werden. Die gefährliche Krankheit der Herzogin von Würtemberg, welche, wie es heißt, sich durch zu frühes Ausgehen nach ihrer Niederkunft erkältet hat, macht die königliche Familie äußerst besorgt, und es ist von gar keinem Feste die Rede. Desto lebhafter sieht es in der Stadt aus, die sich schon lange nicht mehr nach dem Hofe richtet. Die öffentlichen Bälle haben schon begonnen, und die Privatbälle pflegen sogleich nach Neujahr ihren Anfang zu nehmen. Schauspiele und Concerte wechseln schon seit Beginn des Winters mit einander ab, oder halten vielmehr gleichen Schritt; zwar fehlen einige ausgezeichnete Virtuosen, wie Listzt, welcher sich in Italien aufhalten soll, und Chopin, der mit dem Pseudo-George-Sand eine Lustreise nach Spanien macht; aber Bertini, der geschickte Componist, läßt sich zu Paris in Concerten hören; eben so Beriot, und der excentrische Berlioz, der mit seinem Benvenuto Cellini an der großen Oper durchgefallen ist, läßt sich dadurch nicht abschrecken und gibt sonderbare Concerte mit abenteuerlichen Symphonien und phantastischen Concerto's. Es fehlt ihm nie an enthusiastischen Bewunderern, welche ihn in den Zeitschriften als ein verkanntes, verspottetes Originalgenie schildern, welches sich dennoch einmal zu unsterblichem Ruhme emporschwingen werde. Allein das große Publikum kann aus seinen wunderlichen Compositionen nicht recht klug werden, und findet sie keineswegs belustigend oder angenehm. — An der komischen Oper, wo eine Zeitlang Auber fast ausschließlich regierte, ist nun Adam sein entschiedener Nebenbuhler. Dieser Adam ist freilich eben so wenig als Voltaire's Hausgenosse, Pater Adam, der premier homme du monde; aber was er componirt, gefällt der großen Menge, es ist faßlich und anmuthig. Sein Brasseur de Preston wird häufig gegeben und ist eine der beliebtesten Operetten geworden; diese und sein Postillon de Longjumeau haben ihn berühmt gemacht. — Das neue Théâtre de la Renaissance hat bisher noch keine Opern gegeben, wohl aber ein Stück mit Arien, die von dem bisher durch mehrere Gesangstücke bekannten Grisar in Musik gesezt worden sind. Außer einer Engländerin, Namens Thillon, hat dieses neue Theater noch keine Sängerinnen; sie ist prima und einzige donna. Die komische Oper hat schon Mühe, nur die seit mehreren Monaten krank liegende Madame Cinti-Damoreau durch eine ähnliche Virtuosin zu ersezen; aber dem neuen Theater fehlt es an ersten Tenori und ersten Donne; wo es Beides hernehmen wird, sieht man nicht ein; denn mit Sängern und Sängerinnen gewöhnlichen Schlags macht ein Pariser Theater, besonders ein neues, welches noch ein Publikum sich zu erwerben hat, kein Glück. — An der großen Oper war das erste Auftreten Candia's oder, um höflicher zu reden, des Herrn v. Candia eine Tagesbegebenheit. Man wird sich aus den Zeitungen erinnern, was alles von diesem piemontesischen Edelmann erzählt wurde, den die Natur mit einer ganz vorzüglichen Stimme begabt, der aber keineswegs die Absicht gehabt habe, jemals auf einer Bühne aufzutreten und für Geld zu singen; den man aber doch endlich dazu beredet und den es viele Mühe gekostet, vor einem großen Publikum zu singen, weßhalb man genöthigt gewesen, ihn allmählig an das öffentliche Auftreten zu gewöhnen, von einigen Zuhörern an bis zu Tausenden. Es hieß endlich, er habe sich jezt gehörig ermuthigt und werde in Meyerbeers Robert le diable auftreten, und um das erste Erscheinen noch merkwürdiger zu machen, hatte der Tonkünstler eine neue große Arie für ihn besonders eingelegt. Er wurde unter dem Namen Mario auf dem Theaterzettel angekündigt. Nach Allem, was man von seiner außerordentlichen Stimme erzählte, läßt sich denken, daß die Neugierde des Publikums auf's Höchste gespannt, und daß der große Opernsaal das erste Mal ganz voll war. Aber Mario's Gesang entsprach der großen von ihm gehegten Erwartung keineswegs. Anfangs war er nicht beherzt genug; später faßte er Muth, aber die große für ihn gesezte Arie war so gezwungen, so nach Effekt haschend, daß sie gar nicht behagte, und daß man einstimmig den Wunsch hegte, Meyerbeer möchte sie gar nicht gesezt haben, indem sie seine große Composition eher verderbe, als verschönere. Dann meinte man auch, Candia oder Mario besize allerdings eine vortreffliche Stimme, er habe aber noch viel an sich zu bilden, wolle er sich derselben bedienen, wie Nourrit in derselben Rolle. Ein Naturwunder war also Candia in der Meinung der Pariser nicht mehr, sondern bloß ein Sänger, der nach lange fortgesezter Uebung ein Stern erster Größe an der Oper werden kann. Vielleicht wird er es einmal bereuen, nicht ein bloßer Edelmann geblieben zu seyn.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 3.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 3. Januar 1839.

I love to cope him in these sullen fits,
For then he's full of matter.

Shakespeare.
As you like it.

Verse von Justinus Kerner.

1.

Poesie ist tiefes Schmerzen,
Und es kommt das echte Lied
Einzig aus dem Menschenherzen,
Das ein schweres Leid durchglüht.

Doch die höchsten Poesien
Schweigen wie der höchste Schmerz;
Nur wie Geisterschatten ziehen
Stumm sie durch's gebrochne Herz.

2.

Wenn der Wald im Winde rauscht,
Blatt mit Blatt wie Rede tauscht,
Möcht' ich gern die Blätter fragen:
Tönt ihr Wonnen, tönt ihr Klagen?

Springt der Waldbach Thal entlang
Mit melodischem Gesang,
Frag' ich still in meinem Herzen:
Singt er Wonnen, singt er Schmerzen?

Lausch' der Aeolsharfe nur:
Schmerz ist Grundton der Natur,
Schmerz des Waldes rauschend Singen,
Schmerz des Waldbachs murmelnd Springen,
Und selbst aus des Menschen Scherz
Tönt, als Grundton, Schmerz, nur Schmerz.

3.

Wenn Schmerz mit Lust des Sängers Brust durchglüht,
Entspringt aus ihr das farbenreichste Lied:
Wenn Regen in den Glanz der Sonne quillt,
Entsteht des Regenbogens buntes Bild.

4.

Liegt dein Herz gedrückt an meines,
Kann ich wahrlich niemals sagen:
Sind's die Wellen meines? deines?
Die in solcher Liebe schlagen.

Wollte nur, ich könnte legen
In dein Herz mein Herz, zu fühlen
Schmerz und Lust in gleichen Schlägen,
Gleiches Lieben, gleiches Zielen.

Daß, wenn Frieden meines fände,
Frieden dann auch fände deines;
Daß, wenn dein's im Tode stände,
Auch im Tode stände meines.

5.

Herz! ging ein Glück dir unter,
Werd' nicht durch Gram zum Spott,
Aufraffe dich nur munter:
Noch lebt der alte Gott.

Hab' dir's schon oft gesungen,
Sang dir's noch nicht genug:
Ist auch das Glas zersprungen,
Blieb nur noch ganz der Krug.

Vergleichende Zusammenstellung der Frauencharaktere in Goethes und Schillers Werken.

(Schluß.)

Es bleiben uns jezt noch die naiven Charaktere, Bilder idyllischer Zustände unter einfachen, meist glücklichen Verhältnissen. Hier fällt die Zusammenstellung am dürftigsten aus; denn so reich die eigenthümliche Schöpfungsgabe und Weltauffassung Goethes an Gestalten dieser heitern Gattung ist, in eben dem Maße vermeidet sie Schillers Dichtergenius. Beide große Dichter suchten das echt Weibliche, Liebenswürdige auf durchaus verschiedenem Wege: der Eine in dem anspruchlos sich Hingeben, der Andere im Dienste einer Idee. Schillers Frauen lieben nicht der Liebe wegen, sondern hingerissen durch besondere große Eigenschaften des Helden; sie verhalten sich immer handelnd, die Goethe'schen leidend. Die unbeschreibliche Anmuth und Liebenswürdigkeit der leztern besteht gerade in diesem unbewußten Pulsschlag des Herzens, und dieses ist es, was sie zu naiven Charakteren macht.

Thekla, um sich ihre Stellung deutlich zu machen, enthüllt in einem schönen Monologe den innern Zusammenhang ihrer Gefühle, sie anatomirt gleichsam ihre Unerfahrenheit und Unschuld; allein man könnte sagen, ein Mädchen, das über seine Unerfahrenheit spricht, ist nicht mehr unerfahren. Es liegt zu viel Selbstbewußtseyn in dem Verse:

— — Du standst am Eingang dieser Welt,
Die ich betrat mit klösterlichem Zagen u. s. w.

Es ist dies die Ansicht des Dichters über den Gemüthszustand eines Mädchens, das er zur Thekla schaffen will; es scheint aber, daß Thekla selbst dieses nicht deklamiren dürfe, ohne gerade das Gegentheil kund zu geben von dem, was der Zuschauer fühlen soll. Allein nach Schillers Ansicht raubte ein solches Selbstbewußtseyn der Liebe und Unschuld nichts von ihrem Reize und Adel. Die philosophische sittliche Größe einer Leidenschaft schien ihm der bloß sinnlichen bei weitem vorzuziehen, während Goethe mit feinem, gebildetem Ohre auf die unmittelbaren Naturlaute lauschte. Clärchen im „Egmont" ist ein ganz glückliches, liebeberauschtes Kind; es ist die süßeste Offenbarung der sich jezt vergessenden Liebe. Sie liegt zu des Geliebten Füßen, sie freut sich an seinem prächtigen Kleide, sie stammelt in einzelnen, kurzen Sätzen das reizende Kindermährchen der Liebe her, voll heiliger Bedeutung, und doch in so einfachen, Unschuld athmenden Worten. Als sie später zum unmittelbaren Handeln berufen wird, wie stürzt sie da außer Athem auf die Gasse; sie, das schüchterne Mädchen, fällt mit wilder Rede die einzelnen Gruppen der Bürger an, sie zur That treibend, und das rechte, gewaltige Wort zur rechten Zeit findend. Auch sie war unerfahren, auch sie war unschuldig und verliert nun, wie Thekla, diese Unerfahrenheit, indem die Welt auf sie eindringt, und eine verworrene politische Frage sie in ihrem Heiligthum angreift. Wenn es in Goethes Plane gelegen hätte, auf die Lippen der Liebe die sittlichen und philosophischen Entscheidungen seiner Tragödie zu legen, so hätte Clärchen ihres Egmonts Charakterlosigkeit und Schwäche aufdecken, die ränkevolle Politik seiner Gegner in ihrer vollen Grausamkeit enthüllen müssen, um so auf ähnliche Weise, wie Thekla über die zweideutige List ihres Vaters, über die Klugheit eines Machiavell zu singen; allein unser großer Dichter hat ihr die einfache, rührende Mädchenrolle gelassen. Nur am Schlusse der Tragödie, im Traum, wird angedeutet, daß sie der Glanzpunkt des Ganzen sey. Sie im Stücke selbst zur personifizirten Idee der ewigen Freiheit, der höhern Gerechtigkeit zu machen, hätte ihr die Natur und die köstliche Frische der unbefangenen Liebe geraubt, mit der sie als einfaches Bürgermädchen unser Interesse fesselt.

In Wilhelm Tell endlich fand sich Schiller unmittelbar genöthigt, einen naiven Charakter zu schaffen. Das Weib Tells konnte unmöglich eine Thekla seyn; sie mußte im Stücke nothwendig als Trägerin des Einfachen, Idyllischen, Häuslichen erscheinen. Es wird auch viel davon gesprochen, daß sie eine gute Hausfrau, eine zärtliche Mutter ihrer Knaben sey, aber außer der rührenden, erschütternden Scene nach dem Apfelschuß ist sie uns nicht sehr gemüthlich nahe geführt, ebensowenig die andern Landfrauen im Tell. Das große Talent des Dichters ist zu bewundern, daß bei dieser fehlenden Naivetät doch das Stück kein merkbares Interesse eingebüßt. Die Farben des Gemäldes sind so richtig vertheilt, so glänzend aufgetragen, daß die vollkommenste Wirkung erscheint und dem Auge nichts zu wünschen übrig bleibt. Wäre die Frau naiver, das Kind natürlicher gehalten, so würden Beide gegen diese Umgebung abstechen und der ganze

prächtige Monolog Tells erschiene dann ebenfalls erkünstelt, die rednerische Freiheitsliebe Berthas berechnet. Der idyllische Anfang, der Gesang des Fischerknaben läßt allerdings erwarten, daß ein Gemälde der Schweiz, in dem einfachen Gewande der damaligen Sitten uns vorgeführt werde, allein gleich die folgenden Scenen widersprechen dem. Es ist vielleicht kühn, hier ein Urtheil aussprechen zu wollen, aber es scheint, Schiller habe, seiner Unfähigkeit, rein idyllische Zustände zu malen, sich bewußt, mit Absicht die häuslichen Scenen unter den Bauern, die den Gegensatz gegen die heroischen bilden sollen, in den Schatten gestellt. Darum erfahren wir fast alles, was hieher gehört, nur durch die Erzählung. Wie reizend wäre hier eine Gruppe, wie z. B. Jery und Bätely sie bieten, im Vordergrunde angebracht. Gegen die schalkhafte, reine Fröhlichkeit dieser Naturzustände würde der ernste Gang des Gedichts später desto mehr hervortreten. Allein bei so viel Herrlichem, das gegeben ist, ist es Unrecht, mehr und Anderes zu wünschen. Schiller hat selbst eine Abhandlung über das Naive und Sentimentale geschrieben, doch setzt er darin das Antike als Erkennungselement des Naiven, während das moderne, christliche Element von ihm das sentimentale getauft wird. Es läßt sich gegen diese Theorie nichts einwenden, wenn sie, wie hier bei Schiller, aus der Individualität des Dichtergenius selbst hervorgegangen ist; doch objektiv betrachtet, wäre dem Begriff des Sentimentalen, wie unser Poet es bezeichnet, durchaus etwas Krankhaftes beigemischt, es wäre ein Zustand, der die höhere Sokratische Ironie ausschließt und den Schöpfer mit seinen Gestalten identisch macht. Es gehört nicht in das Bereich dieser flüchtigen Skizze, zu untersuchen, in wie fern das Modern-sentimentale auf alle Schöpfungen Schillers einwirkte; der größte Theil der Nation, dessen entschiedener Liebling gerade dieser Dichter ist, würde auch schwerlich dieser, wie eine Anklage aussehenden Behauptung Raum verstatten, und am Ende wäre auch mit der Beweisführung nichts anderes gezeigt, als das Daseyn jenes „Charakteristischen," wie wir es am Anfang geschildert haben, als eine zeitgemäße Bekleidung, von der kein Dichter, selbst der größte nicht, seine Gestalten frei erhalten kann, vielleicht bei ihm in einem höhern Grade als bei andern sich kund gebend. Die Werke beider Nationaldichter liegen in trefflichen Gesammtausgaben vor uns; ihr Leben und ihr Wirken ist uns damit von Neuem zu näherer Beachtung vorgelegt, und jede Prüfung, jede nähere Beleuchtung erscheint uns nicht als vermessen, sondern nur gemacht, uns zur genauern Kenntniß dessen zu führen, was wir besitzen. Aus diesem Gesichtspunkte müssen auch diese flüchtigen Bemerkungen betrachtet werden.

Der Nürnberger Sophokles.

(Fortsetzung.)

Der zweite Sonntag war noch nicht herangekommen, als schon der Hauptmann am Lauferschlagthurm mit dem Meister Peter vor dem Richter erschien und sprach: „Sehet, dieser Mann hat seines Eidams Lehrbuben schwer geschlagen, und ohn' Ursach, mit allem Unrecht. Ich klage ihn muthwilligen Frevels an und bitte, daß Ihr den Thäter auf etwelche Tage in die Bürgerstube setzen lassen wollet, damit sein Koller gedämpft werde." — Da stand der Meister abermals mit dem Säcklein am Arme auf, und versezte auf die strengen Fragen des Richters mit schwermüthigem Lächeln: „Seht, Herr, was Eure Vermittlung gefruchtet hat! Kein Mann auf Erden ist gutherziger, als mein Schwiegersohn; aber keiner auf Erden ist neugieriger, als ein Schneider, wie bekannt. Er hat mich belauert und behorcht, ist in mein Fenster gestiegen wie eine Katze, um mein Bischen Fahrniß zu mustern und meine Heimlichkeit herauszubringen, und schwört darauf, daß ich ein Zauberer sey. Meine Tochter hielt ihm freilich steten Widerpart und hätte nicht gelitten, daß ich ihr Haus verließe; allein des Schneiders Neugier, Mißtrauen und täglicher Verdruß, da er mich nicht aus dem Hause zu bringen vermochte, waren mir widerwärtige Dinge. Dem ehelichen Unfrieden ein Ziel zu setzen und selber Frieden zu erlangen, schlug ich den Buben, der seines Meisters Liebling ist, mit Vorbedacht, ohne allen Grund. Es thut mir leid, daß er die Schläge haben mußte; aber es fiel mir gerade kein besseres Mittel bei, auf einige Zeit ein stilles, kostenfreies Quartier zu erhalten. Auch ist der Bube jung und hat die Schläge verschmerzt, ehe ihn morgen nach dem Vesperbrod hungert."

Der Richter schüttelte wieder den Kopf und sprach: „Ei, ei, Peter, Ihr seyd wahrlich nicht bei Troste. Ihr sollt jedoch diesmal den ersehnten Kerker genießen, wenn Ihr nicht eine Geldstrafe zu erlegen vermögend seyd." — „Bin ein armer Schelm," erwiderte Peter freundlich; „bitte nur um gerechte Haft in einem hellen und ganz einsamen Stüblein, mit der Erlaubniß, darinnen zu bosseln nach Gefallen mit dieser meiner Spielerei." Er zeigte den Sack mit seinem Geräthe. — „Es sey Euch gewähret," sagte der Richter. „Bis zum Neumond mögt Ihr inneliegen und einsam bestrickt seyn. Mein Wort darauf: kein Besuch als des Gefangenwärters soll Euch lästig fallen."

Der Meister ging mit großer Zufriedenheit, wohin Andere nur mit Kummer zu gehen pflegen. Der Richter verordnete, daß man Niemanden zu ihm lasse, aber ihm Alles reiche, was er zu seiner heimlichen Arbeit brauchen werde. Die hellste Kammer wurde ihm eingeräumt und

für jeden andern Gefangenen verboten. Inzwischen brachte es auch der Richter dahin, daß der Gerichtstag, an dem der ganze Rath das Vorbringen und die Rechtfertigung der Frau und Söhne des Meisters anzuhören beschlossen hatte, hinausgeschoben wurde, bis zum Verlauf von Peters Gefängnißstrafe.

Und als die ehrwürdigen alten Männer, die Väter der Stadt versammelt saßen im hohen Rathsaale, um Meister Peters Familie klagen zu hören, wiederholte des Meisters Frau ihr erstes Anbringen Wort für Wort, und ihr ältester im Namen des jüngern Bruders und in seinem eigenen hielt eine heftige Anrede, die mit der Bitte schloß, daß ein weiser Rath den verklagten Vater seiner Rechte entsetzen möchte, wie der Meister sich schon seiner Pflichten und seines Verstandes entäußert habe. „Wahrlich!“ sezte der ungestüme Sohn hinzu, „wenn Ihr noch nicht genug habt an seinem närrischen Lebenswandel, an seiner thörichten Geheimnißkrämerei, deren Räthsel er nicht enthüllen mag, weil überhaupt eine Auflösung desselben unmöglich, und an seiner Vernachlässigung aller Gebote, die ihm Gott der Herr als einem Hausvater auferlegt hat: so bedenkt, daß er sich mit Ernst und Fleiß in's Gefängniß brachte, welches nur die Handlung eines thörichten Mannes seyn kann, und wir haben nichts weiter zu sagen.“

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Das gerettete Théâtre français. Victor Hugo.

Zu gleicher Zeit hat das Pariser Publikum mit seinem gewöhnlich richtigen Takte erkannt, daß Candia's Singtalent mehr zu halbkomischen Rollen paßt, als zu ernsthaften und tragischen, und daher äußerte man sogleich in den Tageblättern den Wunsch, ihn in der Oper Rossini's: „Graf Orry.“ auftreten zu sehen. Bestätigt sich die Richtigkeit dieser Bemerkung, so wäre vollends seine Stellung an der großen Oper sehr zweifelhaft, da sie es meistens mit ernsthaften Stücken zu thun hat, und in ihrem neuen Repertoire nur wenige heitere Stücke wie Graf Orry besizt. — Einen weit sicherern und lebhaftern Beifall erhält Rachel am Théâtre français. Mit diesem Mädchen ist die ehemalige glänzende Zeit dieses Theaters wieder erschienen, und so oft sie auftritt, kann die Theaterkasse auf eine Einnahme von 4000 Franken rechnen. Man sollte den ungeheuern Schweif sehen, der sich schon zwei Stunden vor Oeffnung der Thüren des Theaters am Eingang bildet. Eigentlich sieht man das Ende desselben gar nicht, denn er verlängert sich durch einen dunkeln Gang des Palais-royal bis zum Ausgang in die Straße St. Honoré; ja es bildet sich ein Schweif von fünfzig bis sechzig Personen, ehe des Morgens das Büreau geöffnet wird, in welchem die Logen auf den kommenden Abend gemiethet werden. Solche ungeheure Schweife sind der Triumph der Schauspielerin. Man erinnert sich der Zeit gar nicht mehr, da so stattliche Queues den Theaterkassier entzückten. Seit vielen Jahren war man gewohnt, ganz bequem in's Schauspielhaus zu gehen und sich einen Plaz auszuwählen. Wenn Rachel spielt, so ist man nicht gewiß, ob man nur hineinkommt; denn häufig bringt der Kassier das Ende des Schweifs durch die Aeußerung in Verzweiflung, es seyen keine Eintrittsbillette mehr vorhanden, und schließt seine volle Kasse, indeß sich die Leute angaffen und auch wohl aus Verzweiflung in das naheliegende kleine Palais-royal-Theater wandern, wo ihnen keine Racine'schen Trauerspiele, wohl aber Possen und Zoten vorgetragen werden. Rachel ist eine wahre Dea ex machina, welche die Vorsehung den Klassikern vorbehalten hatte, um sie auf einmal aus ihrer Verlegenheit zu reißen und das klassische Theater wieder in seinem vollen Glanze herzustellen. Bekannt sind die kläglichen Briefe, welche Alexander Duval und andere alten Dichter an den Minister des Innern, an die Journalisten, an das Publikum richteten, um sie mit Thränen in den Augen zu bitten, von dem abscheulichen Zeuge, das ihnen die romantische Partei auftischte, abzulassen und zu den nach den alten Regeln des gout classique gedichteten Stücken zurückzukehren, und wie wenig sie mit allen ihren Bitten und Vorstellungen ausrichteten. Die Abgeschmacktheit der Erzromantiker gefiel nun einmal, des Contrastes wegen, und es erschienen beständig neue Produkte ihrer zügellosen Phantasie, die lezten immer ärger, als die vorigen. Die alten Klassiker jammerten, daß es mit dem guten Geschmack in Frankreich vorbei und die dramatische Kunst so gut als verschwunden sey. Als diese Herren eben alle Hoffnung aufgegeben hatten, weil sie das Théâtre de la Renaissance öffnen sahen, tritt unverhofft das Judenmädchen auf; das Publikum ist erstaunt und entzückt, die klassischen Tiraden so anspruchslos und doch so energisch vortragen zu hören, wovon man bisher keinen Begriff gehabt hatte, und wovon auch die Traditionen des alten Théâtre français kein Beispiel liefern; und nun kommen Racine und Corneille wieder empor, und gegen ihren Glanz erbleichen alle übertriebenen und unnatürlichen Machwerke der sogenannten Romantiker. Diese geben sich jedoch nicht überwunden, und in einer Zeitschrift gesteht einer derselben, Rachel habe allerdings das klassische Theater wieder gehoben, aber bloß, weil sie nicht klassisch spiele, sondern das natürliche, ungezwungene Wesen der neuern Schule angenommen habe. In dieser Behauptung liegt in der That viel Wahres. — Victor Hugo, den man als das Oberhaupt der dramatischen Neuerer ansieht, und welcher nicht allein Schauspiele in einem fremdartigen Geschmack geschrieben, sondern auch in seinem ersten dramatischen Versuche, Cromwell, eine neue Dramaturgie aufgestellt hat, welcher er in den folgenden Stücken treu geblieben ist, hat nun sein berüchtigtes Schauspiel Ruy-Blas drucken lassen, und demselben wieder eine didaktische Vorrede zur Rechtfertigung seiner dramatischen Grundsäze vorangesezt. Das Stück erscheint beim Lesen noch abgeschmackter, als bei der Darstellung, während welcher manches Ungereimte durch das geschickte Spiel einiger Schauspieler beschönigt wird. Beim Lesen stellt sich das Häßliche in seiner ganzen Nacktheit dar und wird unausstehlich. Wie gewöhnlich, ist Rache die Triebfeder der Handlungen der Hauptpersonen des Stücks. Ein Kritiker hat diese Triebfeder in allen Stücken Victor Hugo's nachgewiesen; in manchen kommt sogar eine Doppelrache vor. Hievon sagt die vom Dichter aufgestellte Dramaturgie nichts; der Dichter gehorcht also, ohne es zu wissen, einem geheimen Triebe, der ihm leider statt aller Erfindungskraft dient.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 4.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 4. Januar 1839.

— Durch die zerstörten Zinnen
Sieht eine Macht man, einen Zauber schreiten.
Wie heutige Palläst' ihn erst gewinnen,
Wenn über ihrem Haupt Jahrhunderte verrinnen.

Byron.

Ferienwochen.

Dritter Abschnitt.

Ich fahre fort, die Beobachtungen, welche ich in Lyon gesammelt, Ihren Lesern mitzutheilen, und damit einen Beitrag zur Kenntniß einer Stadt zu liefern, welche in Deutschland noch lange nicht so bekannt ist, wie sie es nach ihrer Bedeutung verdient.

Mitten in der stillen Saone, welche hier ein grünes Becken mit einer Menge schöner Landhäuser einfaßt, liegt die Insel Barbe, ein liebliches, idyllisches Eiland. — Sie hängt durch elegante Drahtbrücken, die ersten in Frankreich, mit beiden Ufern zusammen, und hieher strömen die Lyoner am Sonntag in großen Haufen und ergehen sich unter den herrlichen Lindenbäumen. Es bilden sich in ihrem Schatten liebliche Gruppen spielender und tanzender Mädchen, junger Frauen und Kinder. Dergleichen hat hier weit mehr Reiz als in Paris, denn dort ist weniger Natur und einfache Anmuth bei denen, die jedem Feste seinen besten Schmuck geben. Auch sieht man in Lyon viel mehr blühende Jugend als in der Hauptstadt, und diese Jugend bleibt länger jung, ist anspruchsloser und will weniger bemerkt seyn. An der Seine ist Alles auf Effekt berechnet, von der Salonsdame, der Schauspielerin und Tänzerin an bis auf das kleine, mit dem Reif spielende, oder altklug im Gras sitzende Mädchen. Besonders an Ostern und Pfingsten wird die Insel sehr besucht. Da ziehen sich auf dem ganzen langen Saonekay eine Menge Equipagen in langer Reihe hin, und der Fluß selbst ist bedeckt mit Dampfschiffen, Ruder- und Segelbarken. Es ist das Lyoner Longchamp, das überdies mehr vom Wetter begünstigt wird als das Pariser, wo gar oft Schnee um die Modeblumen herumflockt und rauher Nordostwind die Federn der Damen peitscht, als wäre er ungehalten und übellaunig, daß die Damen durchaus im Pariser März im offenen Wagen fahren wollen. Wer auf der Insel Barbe die jungen, lieblichen Gruppen sieht und überall Musik, Tanz, Rundgesang und Gläserklang mit Lachen und Scherz tönen hört, der glaubt wohl nicht, daß diese Kiosks, chinesischen Häuschen, Boudoirs, Cabinets, Cafés, Tanzsäle, Billards und Vauxhalls ehemals eine ganz andere Gestalt und Bestimmung hatten; denn hieher flüchteten sich bei den ersten Christenverfolgungen in Lyon im Jahr 203 die Christen dieser Stadt und nannten die Insel insula barbara, weil sie damals rauh, voll Felsen, Klüfte und Dornen war. Sie wurden deren erste Bewohner; bald aber kamen immer mehr Ansiedler, und am Ende entstand hier durch große Beisteuer eine berühmte und reiche Abtei, die Abtei des heiligen Andreas. Longin stiftete

sie, Stephan und Peregrin liegen hier begraben; auch St. Martin zog sich hieher zurück. Durch diese heiligen Männer hatte die Abtei zu Karls des Großen Zeit einen großen Ruf erhalten. Der Kaiser wollte sie sehen, kam auf seinem Zug nach Spanien hieher, war von der Lage, von der Natur und der ganzen Einrichtung entzückt, so daß er beschloß, sich in Ruhe hieher zurückzuziehen, sobald es ihm die Reichsgeschäfte erlaubten; es wäre sein St. Just geworden. Des Kaisers Beschluß war so fest, daß er sich hier ein kleines Haus bauen und eine herrliche Bibliothek anlegen ließ, die in damaliger Zeit wegen ihrer seltenen Manuscripte unter dem Namen libraria Caroli Magni berühmt war. Der große Kaiser starb aber, bevor er hier zur Ruhe kam. Der Bibliothek standen die Mönche der Abtei vor, bis Abtei und Bibliothek in der Reformationszeit 1562 von den Calvinisten geplündert und verbrannt wurden. Nur Karls des Großen Haus blieb stehen und steht noch als ein ehrwürdiges und seltenes Alterthum aus jener Zeit. Der jetzige Besitzer ist ein reicher Parfumeur, der es gut unterhält. Auf der Stelle jener berühmten Abtei, von der noch Pforten, Mauern mit Inschriften und manche andere Architekturfragmente übrig sind, haben die jetzigen Besitzer ihre modernen Bauten anlegen lassen. Eine alte byzantinische Klosterpforte führt zu einem chinesischen Kaffeehaus, in dem gerade hemdermelige Jeune-Frances mit Bocksbärten Billard spielten und flotte Schönen aus der Gegend der Cölestins mit Guitarre, Gesang und Mienenspiel starken Verkehr trieben. Aehnliches Schicksal haben die im Jahr 801 erbauten Kirchen Saint-Loup und Notre-Dame gehabt, denn in ihren, zu Tanzsälen, Café's, Cabinets, Boudoirs und dergleichen verwandelten Räumen treibt die Menge ihr lautes Wesen. Es wurde gerade darin ein wilder Gallop getanzt, während trauliche Pärchen in den alten Kirchenfenstern kicherten und sich mit Eis labten. Ich dachte mir einen Augenblick: wenn jezt Longin, Stephan und Peregrin wieder kämen und Ruhe über ihren Gräbern verlangten, und der große Karl unter diese Menschen träte?

Wir hatten noch etwas Schönes in der Ferne zu sehen, konnten also nicht lange auf der Insel bleiben, sondern gingen über die Kettenbrücke hinüber auf das rechte Saoneufer, um den Mont-Cindre zu besteigen. Nach einer guten Stunde waren wir oben und sahen uns wirklich für die kleine Mühe reichlich belohnt. Es ist unstreitig ein schöner Punkt, von dem man eine anmuthige Aussicht auf einige Nachbardepartements hat. Die Bresse, das Bugey, das Beaujolais, die Berge von Forez und Grenoble bilden einen reichen, schönen Garten, durch den Rhone und Saone fluthen. Ein herrliches, fruchtbares Land. Mit Recht heißt dieser Mont-Cindre auch Mont-d'or und ist unter diesem Namen durch seinen Wein und sein Getreide, durch Rahm und Käse berühmt, die weit und breit versührt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Nürnberger Sophokles.

(Fortsetzung.)

Die meisten der Rathsherrn nickten mit den Köpfen und meinten, die Sache sey erhoben und der übergeschnappte Meister für das Tollhaus reif. — Denn es war die Zeit der Weihnachtsferien vor der Thüre und die weisen Herren begehrten ihrer Verrichtungen ledig zu seyn. Der vorsitzende Burgermeister wollte abstimmen lassen, als der Stadtrichter, der mit im Rathe saß, das Wort nahm und die ebenfalls anwesende Frau Willibald fragte, ob auch sie das Begehren der Brüder unterstütze. Lebhaft sträubte sich die gute Tochter dagegen und rief: „Behütet euer Gewissen, ihr Herren! Ich fürchte, ihr seyd im Begriff, einen eurer besten Bürger für diese Zeitlichkeit todt zu machen. Ich leugne des Vaters Wahnsinn heute, wie beim jüngsten Gericht. Wäre mein Ehemann nicht furchtsam abergläubischer Natur, und wäre er nicht von seinen bösen Schwägern, die leider Gottes meine Brüder sind, verhezt worden, das Unwesen wäre sicherlich nicht so weit gediehen, der gute Meister nicht im Gefängniß, wohl aber hier, unterstüzt von uns, zugegen, um seine Ankläger verstummen zu machen und zur Buße zu fordern wegen des teuflischen Undanks, womit sie ihn zum Hause hinaus in's Elend gestoßen haben."

„Du lugst, ungetreue Schwester!" braußten die Söhne auf. „Du gibst falsch Zeugniß!" zeterte die Mutter. „Ist's unsere Schuld, daß er, geschreckt von unserer billigen Vorhaltung, wie schwarz er uns verläumdet, aus dem Hause lief, uns schnöde verlassend, um sich einzunisten bei der Ungerathenen, die ihn aufgestiftet hatte gegen sein und ihr eigen Fleisch und Blut?" — „Aber Gott ließ nicht mit sich scherzen," fügten die Söhne bei. „Die böse Schwester hat gehofft, des Vaters Erbe und seinen vorgeblichen zukünftigen Reichthum an sich allein zu bringen, und siehe, es bleiben nur taube Nüsse! Man höre unsern Schwager Willibald."

Der Aufgerufene, ein schmächtiges Männlein mit furchtsamer Stimme, versuchte, die Schwäger zu unterstützen, von der Unverträglichkeit und thörichten Lebensweise seines Schwiegervaters zu reden, und behauptete am Ende, indem er sich segnete, er habe, da er einst in des Vaters Stube eingestiegen, den leibhaftigen Satan

zwar nicht gesehen, aber doch gehört. „Den Satan, den leibhaftigen?“ riefen die Rathsherren, und das Getümmel wurde groß. Die Schneiderin warf ihrem Manne einen Blick zu, vor dem er erschrack; dennoch fuhr er zitternd fort: „Ja, schau mich nur an, Weib, schau mich an, wie du willst — es muß doch heraus, wenn du mir gleich verboten hast, es zu sagen. Aber gewiß und wahrhaftig ist, daß auf des Vaters Tische unter einem Wust von messingnen Stiften und Rädlein und Darmsaiten eine hölzerne Kugel oder dergleichen lag, worinnen es schnalzte und klapperte, als ob ein Thier darinnen arbeitete, wie ein Heber am Baum. Mich überfiel ein Grausen, als ich daran horchte, denn mir fiel ein, daß der Teufel alle Gestalten annehmen darf, und ich schlenderte, entspringend, die Kugel an die Wand. Ob sie zerbrochen oder nicht, ich weiß es nicht; hab' mich nicht umgesehen. Wohl aber ist, da ich mir ein andermal, nachdem mich mein Weib brav ausgescholten, ein frisches Herz gefaßt hatte und abermals in des Vaters Kammer gestiegen war, von der Kugel keine Spur mehr vorhanden gewesen.“

Die Schwäger des Schneiders versuchten, in dem Unsinn, den Letzterer vorgebracht, eine neue Bekräftigung ihrer Angaben aufzustellen, und eine große Anzahl der Rathsherren war nicht ungeneigt, dieselbe ebenfalls gelten zu lassen. Peters Tochter aber, vor Aerger und Betrübniß weinend, zürnte ihrem Eheherrn entgegen: „O du ehr- und gottvergessener Mann! willst du nicht etwa gar den besten aller Väter an die Folter oder auf den Scheiterhaufen bringen? Ach, weh mir und allen Biederleuten, daß der arme Unschuldige so viel Schmach auf sein Haupt häufen lassen muß, ohne sich mit einem geringen Wörtlein rechtfertigen zu dürfen!“ — „Wer sagt Euch das, junge Frau?“ begann der Richter, indem er die Glocke an der Wand zog; „die Herren von Nürnberg sind allzugerecht, als daß sie einen ihrer Bürger ungehört verdammen sollten!“ — Ob dieser scharf gemeinten Rede schämten sich die Wohlweisen sammt und sonders ihrer ungestümen Voreiligkeit, die Sache im Hui abthun zu wollen, was sich für Richter und graue Häupter gar wenig geziemt. — Indessen ging eine der Seitenthüren auf und Meister Peter trat daraus hervor, eine abgezehrte, erschöpfte Gestalt, mit heiterer Unschuldstirne und frommergebenen Augen. Doch spielte ein Zug schmerzlicher Bekümmerniß um seinen feingeschnittenen Mund. — Seine Tochter stieß einen Schrei der Freude aus; die Ehfrau, die Söhne, der Eidam schauten erschreckt zu Boden.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Sittengeschichte.

Kellermädchen.

In Frankreich waren ehemals Bartschererinnen (barbières, barbitontrices) ganz gewöhnlich; auf dem Lande kommen sie noch vor. Wie viel weniger wird es also dort von Alters her an Aufwartemädchen gefehlt haben! Wenn dies auch sonst nicht bekannt wäre, so erführen wir es von Erasmus von Rotterdam, da, wo er in seinen Gesprächen, dem „goldenen Werk,“ französische und deutsche Gasthäuser so launigt mit einander vergleicht. Wie köstlich stellt er die flinken, glatten Lyoner Aufwärterinnen, welche den Fremdling wie einen geliebten Bruder behandeln, den lümmelhaften deutschen Hausknechten gegenüber, deren Refrain immer lautet: „wenn's Euch so nicht behagt, seht Euch nach einem andern Wirthshaus um!“ Dieses Bild deutscher und französischer Wirthschaft im sechzehnten Jahrhundert mahnt einen an ein Titiansches Porträt: es muß getroffen seyn. Auch in diesem Punkt, wie in so vielen andern, hat sich das Kostüm in beiden Ländern uniformirt; aber aus dieser, von der Kultur übergeworfenen Hülle spricht einen der beiderseitige Nationalcharakter noch immer eben so deutlich an, als aus jenem derben Gemälde. Wenn man das Gespräch des Erasmus liest, von dem hier die Rede ist (diversoria), fühlt man deutlich, wie Unrecht die jetzige Welt hat, und um wie viel Genuß und um wie manches Förderungsmittel sie sich bringt, indem sie die Literatur einer Zeit so ganz vernachlässigt, mit deren Kunst sie so viel, oft unnütze Spielerei treibt.

Zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts war weibliche Aufwartung in deutschen Gasthöfen und Schenken noch ganz unbekannt. Ausdrücklich bemerkt dies der vielgewanderte Heberer,* wenn er von Böhmen meldet: „wie dann im ganzen Königreich brenchlich, daß anstatt der Hausknecht und Schenken, die die Würth in Teutschland brauchen, in Boehmen Mägd zu dem uffragen an Wein, Bier und Essen geordnet und gedinget werden, denen man auch von dem Wein- und Bierschenken den Namen gibt und sie Schenkirschaka nennt.“ — Die Gewohnheit weiblicher Bedienung in den Schenken scheint von Böhmen zuerst nach Oesterreich gewandert zu seyn, und von da nach Bayern, Schwaben und andern deutschen Ländern. So häufig als in Tyrol findet man jezt die Kellnerinnen wohl nirgends; dagegen hat Italien dieser Sitte am längsten widerstanden.

* Servitus aegyptica. 1610. S. 333. Heberer war 1592 in Böhmen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Schluß.)

Theater. Neue epische Gedichte.

Darin bleibt V. Hugo den von ihm selbst vorgeschriebenen Regeln getreu, daß er die schneidendsten Contraste mit einander vereinigt, weil, seiner Behauptung nach, die Natur dergleichen Contraste immer zusammenwürfelt. In Hernani stand ein Straßenräuber dem mächtigen Kaiser Karl V. gegenüber; hier in Ruy-Blas zündet der Dichter eine Liebe

zwischen einem Lakaien und einer Königin an. Nach eben diesem Grundsaze soll sich das Groteske immer mit dem Ernsthaften, sogar Tragischen vereint finden, und so hat sich denn der Dichter die größte Mühe gegeben, ein groteskes Element in die bis zum Tragischen ernsthafte Handlung zu bringen. Aus dieser falschen Theorie ist nun ein Stück entstanden, bei welchem das hochpoetische Talent V. Hugo's nothwendig scheitern mußte. Ein Theaterkritiker macht die Bemerkung, bisher habe man glauben können, V. Hugo verirre sich nur, jezt aber müsse man ihn für verloren halten. In der That hat er in dem lezten Stücke seine ganze dichterische Kraft aufgeboten, und doch nur eine Mißgeburt hervorgebracht. Man kann nicht mehr annehmen, es sey ein einzelner Irrthum des Dichters; er selbst gesteht, daß er nach gewissen Grundsäzen handle. — Als ein Vermittler zwischen der altklassischen und der neu-romantischen Dichterschule war bisher Casimir Delavigne aufgetreten. Er hatte einiges Gute von der neuern Schule angenommen, war sonst aber im Style und in der Anlage seiner Theaterstücke den klassischen Regeln treu geblieben. Von ihm wurde kurz nach Erscheinung des V. Hugo'schen Ruy-Blas ein neues Schauspiel auf der Bühne des Théâtre français gegeben: „la Popularité," das schon lange angekündigt gewesen war und das man begierig erwartet hatte. Dieses Stück, in welchem Dlle. Mars eine Hauptrolle übernommen hat, ist politischen Inhalts und soll die Reibungen der politischen Parteien in Frankreich parodiren, wiewohl der Dichter die Handlung nach England verlegt hat und sie unter der Regierung Georgs III. vorgehen läßt. Eine politische Komödie ist selten sehr belustigend, auf der Bühne sowohl, als außerhalb derselben. Sheridans „Lästerschule" enthält auch viel Politisches, aber der Dichter hat doch auch andere Elemente hineingelegt. Dazu kommt, daß Cas. Delavigne, der früher vom Herzoge von Orleans, dem jezigen Könige, eine Stelle bekommen hatte, dem Hofe treu geblieben ist, und daher sich zur politique du juste milieu zu bekennen scheint, was wieder Vielen nicht behagt. Dieses Stück ist daher auch in den unabhängigen Tageblättern streng beurtheilt worden, und einige haben zu gleicher Zeit in allen Stücken des Dichters seinen Mangel an Erfindung nachzuweisen gesucht. Jedoch gesteht man allgemein dem Dichter die Gabe einer schönen Sprache und einen sehr geläuterten Geschmack zu, zwei Eigenschaften, welche V. Hugo fehlen, obschon dieser in seinen lyrischen Gedichten sich als einen größern Dichter gezeigt hat. — Einige andere neue Stücke, wie Ancelots Maria Padilla, haben eine Zeitlang auf der Bühne des Théâtre français einigen Beifall erhalten, scheinen jedoch den Winter nicht überleben zu können. Wahrscheinlich geben sich nun die Klassiker alle Mühe, ihre Stücke anzubringen und Rachel zu bewegen, eine Rolle in denselben anzunehmen. Bisher hat sie sich nur in den ältern Stücken gezeigt, und kein lebender Dichter ist noch so glücklich gewesen, sie in einem seiner Stücke auftreten zu sehen. Vielleicht wird sie wohl thun, wenn sie sich an das ältere Repertoire hält und die Stücke der sklavischen Nachbeter desselben bei Seite läßt. — Die beiden Boulevardtheater, Ambigu comique und Gaité, obschon sie nacheinander bankerott geworden sind, leben noch immer von Melodramen; manche jungen Dichter, welche ihre Stücke am Théâtre français nicht anbringen, wenden sich an diese Theater und schreiben Melodramen, um doch „gespielt" zu werden. So hat ein Dichter, Namens Bouchardy, einen „Glöckner von St. Paul" geschrieben, welcher den Habitués des Gaitétheaters sehr zu behagen scheint, denn man hat ihn wenigstens schon fünfzigmal gegeben und gibt ihn noch immer fort. Dagegen hat das Ambigu comique seine „Hunde auf dem St. Bernard," die auch nicht zu mißfallen scheinen. Das arme Vaudeville sucht noch immer einen Plaz, um statt des abgebrannten Theaters ein neues zu errichten. Im Innern der Stadt stehen die Häuser so gedrängt, daß der zu einem Schauspielhause erforderliche Raum nicht zu finden ist. Auch sind schon mehrere Schauspieler zu andern Theatern, auf welchen ebenfalls Vaudevilles aufgeführt werden, übergegangen. Es heißt nun, das Vaudeville werde sich einstweilen in dem Gymnase musical auf den Boulevards ansiedeln; dieses Gymnase war vor einigen Jahren mit der Absicht errichtet worden, daselbst beständige Abendconcerte zu geben. Die Spekulation schlug aber fehl, und seitdem steht dieses Haus leer. Es könnte also sehr wohl dem abgebrannten Vaudeville dienen. Es ist zwar klein, allein das Publikum, das so viele andere Schauspiele hat, wird auch nicht groß seyn, zumal das Gymnase dramatique, ein Nachbar des Gymnase musical, auch nichts als Vaudevilles aufführt. Wenn das Pariser Volk bloß von Schauspielen leben könnte, so wäre es glücklich; denn in allen Gegenden der Stadt und in der sogenannten Banliene wird es mit Schauspielen bewirthet, und obschon die französische und italienische Oper nur dreimal in der Woche zu spielen pflegen, so geben sie den Winter hindurch an andern Tagen noch außerordentliche Vorstellungen, so daß es wahrlich eine mühsame Sache ist, keine merkwürdige Vorstellung auf irgend einem Theater zu versäumen. Die Theaterkritik ist hier keineswegs schonend, und zeigt oft das Leere und Nichtige so vieler neuen Theaterprodukte, die Schlag auf Schlag erscheinen und zum Theil eben so schnell wieder verschwinden. Zuweilen beweisen zwölf Zeitungen an einem und demselben Tage, daß ein neues Stück schlecht ist, und dennoch hat es seine Zuschauer, wenigstens eine Zeitlang; ein Beweis, daß bei den Parisern das Bedürfniß, Schauspiele zu sehen, alle andern Betrachtungen überwiegt. Freilich ist die Theaterkritik nicht immer gerecht und lobt oder tadelt zur Unzeit; auch fehlt es selten den Theaterdichtern an Freunden, welche in einem Blatte herausstreichen, was in einem andern heruntergemacht wird. Somit heben die entgegengesezten Wirkungen der Theaterkritik einander auf. — Ungeachtet des allgemeinen Hanges zum Positiven, Reellen und Materiellen behauptet doch die Dichtkunst ihr Recht, und es fehlt so wenig an neuen epischen Gedichten, als an lyrischen, satirischen und scherzhaften. Der alte General Dupon, den Napoleon nach der Kapitulation von Baylen einsperren ließ und den Ludwig XVIII. zum Kriegsminister machte, hat ein furchtbar dickes Epos: die Kriegskunst, bei Didot drucken lassen; der arme Mann ist schon seit Jahr und Tag an den Folgen der von ihm besungenen Kunst bettlägerig; das heißt doch wahrlich seinen Sieger verherrlichen! Ein anderes Epos: Ferdinand Cortez, von dem ehemaligen Gesandten Roux de Rochelle, besingt auch ein großes Uebel; der Dichter ist jedoch für seinen Helden und dessen Nation nicht so eingenommen, daß er nicht auch deren Uebelthaten angeben sollte. In diesem gut geschriebenen Gedichte kommen schöne Stellen vor. Eine sonderbare Erscheinung ist die Némesis médicale, eine Reihe von vierundzwanzig Satiren, worin der ungenannte Dichter die Aerzte und Apotheker geißelt, und wovon bereits einundzwanzig erschienen sind. Vierundzwanzig Satiren auf zwei Klassen von Menschen mag wohl Manchen zu viel scheinen. Es gibt aber in einer Stadt wie Paris so manchen Charlatanismus in der Heilkunde, daß dem Satiriker bisher der Stoff nicht ausgegangen ist. Vielleicht komme ich auf diese Satiren ein andermal zurück.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 5.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 5. Januar 1839.

— At this hour
Lie at my mercy all mine enemies:
Shortly shall all my labours end. —
Shakespeare.

Der Nürnberger Sophokles.

(Fortsetzung.)

„Habt Ihr gehört, Meister Peter Hele, was Eure Angehörigen gegen Euch als Klageartikel aufgestellt haben?" fragte der Bürgermeister. — „Ich wollte, ich hätte es nicht hören müssen," antwortete der ehrliche Vater und hustete verlegen, um seine Thränen zurückzuhalten; „doch weiß ich, daß ihnen Alles, was sie gesagt haben, leid thun wird, und bin dann gern bereit, Alles zu vergessen. Unverdiente Beleidigungen werden leichter verziehen, als verschuldete, und wenn mir, dem Vater und Bürger, irgend eine Kränkung davon im Herzen zurückbleiben könnte, so wäre es nur das Bedauern, daß ein fünfzigjähriges Leben voll Einfalt, Berufstreue, Gottesfurcht und Liebe zu Weib und Kindern keine Bürgschaft für meinen redlichen Willen und nüchternen Verstand zu leisten im Stande gewesen sind. — Nun aber, liebe Herren, will ich euch, da endlich die Zeit gekommen, frei und redlich bekennen, was mir im Sinn gelegen und Anlaß zu argem Mißverständniß gegeben."

„Es ist euch nicht unbekannt, daß ich von Jugend auf neben meinem vom seligen Vater ererbten Handwerk die Mechanik, die wundervolle Kunst, fleißig gelernt und betrieben habe. Ich bin ihr sogar auf meiner langen Wanderschaft in deutschen und welschen Landen treu verblieben, so gut es seyn mochte. Zu Florenz habe ich dazumal den geschickten Silberschmied Jessada kennen gelernt und manche Heimlichkeit, die meinem Handwerk förderlich, von ihm erfahren, bin auch sein rechter Freund geworden und geblieben bis auf diese Stunde. Nachdem ich nun schon seit vielen Jahren daheim mich gesezt, ein Weib genommen, Kinder erzielt und in den Mühen des Lebens Welschlands schier ganz vergessen hatte, ist besagter Jessada auf einmal in dieser Stadt und in meinem Hause erschienen; es mag allerdings gerade vor oder gleich nach der Lichtmeß gewesen seyn; hat mich im Vertrauen begrüßt und gesagt, er käme, mir als einem wackern deutschen Künstler, den er genau kenne, einen Vorschlag zu machen. Es sey nämlich in seiner Vaterstadt ein weiser Mann auf den Gedanken gerathen, ein Instrument, das die Zeit anzeige, wie die Schlaguhren thun, im Kleinen zu verfertigen, so zwar, daß ein jeder gute Mann es bei sich in den Kleidern tragen und beständig zu Handen haben möchte, ohne alle Beschwerde. Der weise Künstler habe auch etwelche jener Zeitmesser verfertigt, doch sey er darüber gestorben und sein Werk nur in die Hände von Wenigen gekommen, hauptsächlich weil der Preis dafür gar zu hoch angesezt worden. Jessada, im Besitz eines solchen Kunstwerks, hatte den

Anschlag gemacht, die Erfindung nach Deutschland zu bringen, und zur Verrichtung seines Vorhabens war freilich Nürnberg der beste Ort und meine ihm bekannte, wiewohl geringe Kunst ihm die gelegenste."

„Begierig, diesen Kindern, deren zweie mich als einen Wahnsinnigen angeben —" die Stimme versagte schier dem Biedermann bei diesen Worten, vor Wehmuth und Thränen — „begierig, ihnen eine rechtschaffene Habe zu hinterlassen und der Menschheit einen Dienst zu erweisen, ergriff ich hastig den Vorschlag des guten Florentiners und erbot mich, nachdem ich die kleine tragbare Uhr besehen, so weit es angehen mochte, ohne sie zu verderben, mit frischem Muth und Vertrauen auf Gottes Hülfe die Erfindung nachzumachen und zu bessern, wo dieses vonnöthen. Sodann machten wir zusammen einen Vertrag. Jessada sollte, während ich an die Arbeit ging, mit seinem Uehrlein im Reich und in Holland, Frankreich und England umherziehen und Kundschaft und Abnehmer suchen, nach einem Jahre jedoch wiederkehren und die Waare holen, um sie den Käufern zuzustellen. Ein leichtsinniges Versprechen von meiner Seite! Der ich die Zeit zu meiner Taglöhnerin machen wollte, wurde gar sehr von ihr überflügelt. Manche Proben gelangen nicht, meine Skrupel wuchsen von Tag zu Tag, ob ich denn auch mein Versprechen halten möchte; mit meinen Zweifeln wuchs auch meine Angst riesengroß. Der Termin rückte immer näher heran, und noch war nichts gethan. Diese heimlichen Qualen mögen mich wohl unleidlich und dem Anschein nach zum halben Narren gemacht haben. Die plötzlich erwachenden Peinigungen, Hinterlisten und Vorwürfe der Meinigen hätten mich beinahe im Ernst zum Thoren gemacht."

Der Meister hielt inne und athmete seine beklommene Brust aus. Tröstend umfing ihn seine Tochter, deren Hände und Stirne er streichelte. Die Mutter schluchzte bereuend in ihr Tuch; die Söhne wußten vor bösem Gewissen nicht, wohin sie die Blicke wenden sollten. „Gebt diesem wackern Bürger und Hausvater einen Sitz, daß er ausruhe!" befahl der Richter. Die Rathsherren murmelten durcheinander, die einen Worte der Rührung, neugieriger Verwunderung die andern.

Nach kurzer Unterbrechung erhob sich Peter Helm wieder, die Ruhe stellte sich her, gefaßt und freudig, mit besonnenen Zügen redete der Meister ferner: „Es möchte wohl gefragt werden, warum ich so lange Zeit hindurch mein Herz Niemanden geöffnet, nicht einmal den Meinigen? Hier sey mir nur, und zwar zum Lob und Preis unserer theuern Vaterstadt, erlaubt zu sagen, daß in Nürnberg tausend und aber tausend geschicktere Leute leben, als ich bin, und daß bei ihrem feinen Witz ein einzig Wörtlein des Vertrauens hingereicht, um ein Handwerksgeheimniß zu verrathen und, wie man zu sagen pflegt, die Geis in einen andern Stall zu treiben. Vor meinen Nachbarn und Freunden mußte ich also, mir selbst der Nächste, schweigen. Nicht minder mußte ich's vor den Weibern. Ihr Ohr wacht freilich stets, aber ihre Zunge ruht nimmer. Gleichfalls mußte ich schweigen gegen die Söhne, deren Keiner ein Fünklein Lust und Geschick zur Kunst der Mechanik und zur Mathematika besitzt. Sie hätten nicht gefaßt, was ich gewollt; ich kenne sie wie mich selber. Wenn ich erfunden hatte, was ich wollte, war noch immer Zeit, brauchbare Handarbeiter für meinen Zweck aus ihnen zu ziehen, und auch der Ruhm blieb ihnen ein fast unverkümmertes Erbe: die Nachwelt hält sich an die Jungen und vergißt der Alten gar leicht. — Auch meinem gnädigen Herrn und Richter durfte ich nichts plaudern, eben weil ich sogar den Meinigen Alles verschwiegen hatte, und weil es eine Schande für einen ehrlichen Hausvater wäre, Fremden zu gestehen, was er seinem eigenen lieben Weibe vorenthielt. Sucht daher in meinem trotzigen Schweigen kein Zeichen der Thorheit, ihr Herren, und da ich einmal hier stehe, um mein bischen Vernunft vor euch zu vertreten, so haltet mich auch nicht für einen Thoren, weil ich von Hause zum Eidam und von diesem in's Gefängniß floh. Warum das Erstere geschah, wißt ihr schon; warum das Zweite, sollt ihr vernehmen. Der neugierige Schneider hat mir die Uhr verderbt, die ich bereits zusammengesezt hatte. Ich fand das Werk mühseliger Tage und Nächte zertrümmert. Was konnte ich ferner in jenem Hause hoffen? So wie sich die ersten Klausner in die Wüste begeben, so begab ich mich in die stille Haft. Dort — Gottes Name sey gepriesen! — half mir ein unsichtbarer Engel, daß ich nicht nur wieder herstellte, sondern auch namhaft verbesserte, was der Willibald mir verderbt hatte. Um es kurz zu sagen, ihr Herren: meine Zuversicht ist nicht zu Schanden geworden; Gott ließ mich vollbringen, was ich mir vorgenommen hatte. Mein Weib, meine Kinder, meine liebe Stadt, die der Herr stets behüten möge, sie werden mit dem Meister Hele zufrieden seyn, und Jessada mag nun kommen, wann er will. Die Uhr ist fertig, und während die Florentinerwerke nur zwölf Stunden zeigen und dann ablaufen, zeigt und schlägt das meinige vierzig Stunden ohne alle Beschwerde."

(Schluß folgt.)

Ferienwochen.

(Fortsetzung.)

Als wir am Abend am linken Saonekay nach Lyon gingen, hatten wir Mühe, durch die froh aufgeregte

Menge zu kommen. An diesem Kay ist nichts von der Lyoner Seidenindustrie und ihrem Glanz unter den Fabrikanten und ihrem Elend unter den Arbeitern zu finden. Es wohnen da lauter wohlhabende Bürgersleute, die mittel- und unmittelbar mit dem lebhaften Wassertransport auf der Saone zu thun haben und in der Woche viel arbeiten müssen. Daher suchen Groß und Klein Sonntags, bis an den späten Abend, ihres Lebens recht froh zu werden, jedes Geschlecht und Alter auf seine Art. Die bejahrten Leute sitzen in größern und kleinern Kreisen kosend und scherzend vor ihren Thüren, und da sieht man Greise, die den Frauen noch gern Galanterien sagen, wenigstens immer Artiges vorzubringen wissen; ferner runde, dicke Frauen, anständig und modest, die mit Witz und Laune dazwischen reden. Nur in diesem Alter muß man überhaupt in Frankreichs großen Städten die Leute suchen, die an das alte, heitere, lustige, höfliche und galante Volk erinnern, das seit der Revolution ausgestorben scheint. Wer da bis 1804 nicht ein kleines Kind oder aber ganz herangereift war, hat einen zu tiefen und herrschenden Eindruck von jener Zeit erhalten, um ihn nicht für sein ganzes übriges Leben fortzubewahren. Darum sind die Vierziger in Frankreich gewöhnlich so ernst, die Sechziger und Siebziger hingegen altfranzösisch heiter und guter Dinge. Dies war auch hier recht zu bemerken. Die jungen Leute wissen nichts Rechtes anzufangen, wenn nicht ein Geiger kommt, der ihnen zum Tanz aufspielt, wo sie dann Contretänze holperig und steif genug an einander abspringen, als wenn's eine Arbeit wäre, die nun einmal abgethan werden müsse, koste es auch was es wolle. Wir kamen unter andern an einem Tanzkreise vorüber, wo ein kleiner Junge von höchstens zehn Jahren auf einer Bank stand, auf einer schlechten Violine spielte und dabei mit großem Ernst die Tour commandirte, welche Tänzer und Tänzerin mit eben so viel Ernst abhopsten. Heitere junge Leute sahen wir nur in einigen Kreisen vor den Thüren. So viel aber ist gewiß, bei alle dem herrschte viel mehr Anstand und Dezenz, als bei uns in Deutschland; nichts Ledernes, Grobes und Gemeines, besonders nichts Zweideutiges. Die Mamas gingen verständig ab und zu, um nachzusehen, ob auch Alles hübsch in Ordnung vor sich gehe, warfen auch manchmal ein Wort darein, und ihnen wurde immer mit Respekt begegnet.

Uns gegenüber auf dem rechten Saonenufer lag ernst und düster die Pierre-Seize (vom Lateinischen Petra scissa), ein Felsen, von dem Agrippa die großen Steine zu seinen vier mächtigen Heerstraßen brechen ließ, die bei Lyon, dem römischen Hauptsitz in Gallien, zusammenliefen. Eine führte von hier durch das Vivarais über die Cevennen nach den Pyrenäen, eine andere nach dem Rhein, die dritte durch das Beauvoisis und die Picardie nach dem Ocean, die vierte endlich in das Narbonensische Gallien, nach Massilia und an die mittelländische Meeresküste. Ueber diesem malerischen, den Strom beherrschenden Felsen lag, wie früher gesagt, ein festes Schloß, wo lange die Erzbischöfe von Lyon wohnten. Zur Zeit der Liga hielten hier deren Anhänger viele angesehene Einwohner der Stadt gefangen, unter dem Vorwand, sie seyen Royalisten, eigentlich aber nur, um Geld von ihnen zu erpressen. Einer derselben entkam mit Hülfe der seidenen Strickleiter, die ihm seine Frau in einer großen Weinflasche in's Gefängniß gebracht hatte. Der Herzog von Nemours saß lange hier, weil er einen Versuch gemacht hatte, sich Lyons und der benachbarten Provinzen gegen die Liga zu bemächtigen. Er stellte sich krank, sein Kammerdiener mußte sich in sein Bett legen, er aber zog dessen Kleider an, setzte seine Perrücke auf und übernahm mehrere Tage die schmutzigsten Dienste des Dieners. So eilte er einmal mit einem Becken, das er schnell leeren zu wollen schien, durch die Wachen und entkam glücklich. Auch andere berühmte Leute saßen hier gefangen; so Ludwig Sforza, Herzog von Mailand, sein Bruder Ascanius, der Baron Adrets, auch der Kanzler de Thou und Cinq-Mars, ehe sie auf Befehl Richelieu's (1642) enthauptet wurden. „Es geht ein düstrer Geist durch dieses Haus." Jetzt ist ein Plan im Werke, die Pierre Seize zu einem der schönsten Punkte in Lyon zu machen, was um so nöthiger ist, da hier der Eingang zur Stadt nichts weniger als anmuthig und des reichen Lyons würdig heißen kann. Da man mit dem Ausbrechen der Steine bis in die Mitte des Felsens gedrungen ist, der hier durchaus sehr hart und aderig scheint, so will man nun nicht mehr in dieser Richtung fortfahren, sondern die Vorderseite des Felsens erhalten und mit dem Steinbrechen Seitenwege einschlagen. Diese Vorderseite aber kann zugehauen und ihr eine monumentale Form gegeben werden, z. B. die Gestalt eines Thurms, einer Pyramide oder eines Felsens, von dem sich Wasser herab in die Saone stürzt. Nördlich in geringer Entfernung sind reichliche Quellen, die im Sommer nicht eingehen, wie die auf der andern Seite von Lyon. Diese sollen nun zu einem Wasserfall von siebzig Fuß Höhe vereint werden. Möge es mit diesem schönen Projekt nicht gehen, wie mit so manchem andern in Lyon, wo persönliche Rücksichten oft der Ausführung der besten Plane in den Weg treten.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Sittengeschichte.

Moden im Mittelalter.

Von jeher haben bei uns die Länder, welche nacheinander im Rufe besonderer Raffinerie standen, in den feinen Sitten und Formen des Lebens den Ton angegeben. Das anspruchsvolle Modewesen der Vornehmern ist fast so alt, als die Anfänge der christlichen Kultur im Abendlande, und jedes Jahrhundert hat sich selbst verleumdet, indem es, mit wehmüthigem Rückblick auf eine vermeintlich bessere und einfachere Zeit, an sich bitter Modesucht und Sittenverderbniß rügte. — Im zehnten Jahrhundert war es in Deutschland sehr stark Mode, zu gräcisiren. Die griechische Gemahlin Kaisers Otto I., † 975, Theophania, scheint hiezu viel beigetragen zu haben. Sie führte bisher unbekannte griechische Trachten ein und vermehrte überhaupt die Ueppigkeit. Daher die Mönchssage, sie sey einer Nonne erschienen und habe gesprochen: „Ich bin Otto's Gemahlin und lebe nun in Qualen, weil ich überflüssige Weiberzierden aus Griechenland eingeführt." * — Im Leben eines Heiligen aus dem genannten Jahrhundert wird bemerkt, daß selbst viele Pilger oder andere Landstreicher in Mönchs- „und sogar in griechischer Tracht" in Städten und Klöstern umhergezogen. Auch die deutschen Geistlichen hatten bisweilen gottesdienstliche Kleider nach griechischem Schnitt. Bardo, Kurfürst von Mainz, † 1051, schickte noch als Abt einem Bischof „sarcile ex lana graeco factum opere." Besonders suchten auch die Künstler in Allem griechisch zu seyn. Namentlich schrieben sie Alles mit griechischen Buchstaben; so ist das berühmte Kreuz in Bamberg, das von Heinrich II., † 1024, herrühren soll, mit griechischen Buchstaben beschrieben, aber voll der gröbsten Schnitzer. Wurde doch neunhundert Jahre später unter Andern auch das Byzantinische in der Malerei wieder Mode! — Man hatte auch griechisches Tafelgeschirr; Erzbischof Bruno, Otto's I. Bruder, vermachte dergleichen in seinem Testament.

Schon unter Heinrich III., † 1056, kamen französische Kleider nach Deutschland; man belohnte Kriegsthaten damit. Loricis et palliis, mastrugis (Pelzkleider), renonibus advectis de Galliis etc. dotatur splendide victrix militia. **

Nach neun Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung war Byzanz die herrschende Hauptstadt der Moden, nach weiteren neun ist es Paris; wo wird nach der gleichen Spanne Zeit Europa seine Muster der feinen Lebensart holen?

* Othloni liber visionum, vis. 17.

** Benzo in Panegyr. in Henricum III.

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, December.

Homöopathie und Hydropathie.

Wenn man den Böhmen den Vorwurf macht, daß sie neue Erfindungen erst spät und ungern anzunehmen pflegen, so darf derselbe doch ja nicht auf die Verbreitung medizinischer Systeme ausgedehnt werden, welche vielleicht in keinem Lande der Welt mit solchem Heißhunger ergriffen werden, als eben bei uns. Die Humoralpathologie und das Brown'sche System verschwinden zwar in den Nebeln des vorigen Jahrhunderts, und was wir noch davon wissen, beruht meist, wie die Urgeschichte der Menschheit, auf mündlichen Traditionen, da wir keine umfassenden medizinischen Annalen besitzen; doch erinnere ich mich noch sehr wohl aus meinen Kinderjahren, daß in manchen Familien zu gewissen Jahreszeiten regelmäßig purgirt und Blut gelassen werden mußte, als Präservativ für das ganze Jahr, und ein hiesiger Arzt curirte seinen kleinen Sohn mit lauter Weinsuppen vor der Zeit in den Himmel hinein. Minder freundlich wurden die Kuhpocken empfangen, vielleicht, weil sie, als eine medizinisch-polizeiliche Anstalt, von der Regierung ausgingen, wobei nicht zu übersehen ist, daß der erste Direktor der Schutzpockenanstalt ein Prager Arzt von großer Praxis war, der zwei Werke **gegen** die Kuhpocken geschrieben, und dieselben in keiner Familie duldete, welche seiner ärztlichen Hülfe genoß. Daher mag es wohl kommen, daß Böhmen die Rarität eines pockengrubigen Antlitzes auch noch öfter als andere Länder aufzuweisen hat. Desto mehr wurden die beiden großen Tendenzen der letzten Jahrzehnte: die **Homöopathie** und das **kalte Wasser**, mit offenen Armen empfangen. Die größten Beschützer der erstern fanden sich unter der israelitischen Aristokratie, welche man beschuldigte, der Umstand, daß man bei dem System der Homöopathie **nur** den Arzt, und nicht **auch** den Apotheker bezahlen dürfe, trage viel zu der Vorliebe für dieselbe bei. Der erste Apostel Hahnemanns war ein ziemlich wunderlicher Jünger des Aesculap, der Feldstabsarzt M., der von jeher gerne Versuche anstellte, und während dessen Anwesenheit als Regimentsarzt in Neuhaus der Friedhof eine Erweiterung erhielt, der man den Namen der „M.schen Anlagen" ertheilt hatte. Wenn theils das bizarre Wesen des ersten böhmischen Homöopathen, theils die pedantische Strenge seiner medizinischen Disciplin Anfangs noch Manchen von ihm und seiner Methode abschreckte, so erhielt er bald zwei tapfere Alliirte an dem Verbot der Regierung und dem damaligen Dekan der medizinischen Fakultät, der jenes Verbot mit aller Strenge geltend machte, für den homöopathischen Arzt Spottnamen ersann, und sich von seiner Leidenschaft zu Verfolgungen hinreißen ließ, die M's. Anhang von Tag zu Tag vergrößerten, und durchaus zu keinem Ziele führen konnten, weil damals schon Personen aus des Kaisers nächster Umgebung sich mit jenem in Korrespondenz gesetzt und ihre Uebel homöopathisch kuriren ließen. Das Halbdunkel, in dem das neue System waltete, hatte jedoch den Nachtheil, daß manche Unwissende und gewissenlose Söldner in Hygiea's Heerschaar gleich Amphibien in beiden Gebieten wirkten; und da nun viele Kuren verunglückten, dazu das anreizende Verbot später aufgehoben wurde, so zählen sich zwar noch viele Familien zu den Anhängern des seitdem modifizirten Systems, im Durchschnitt aber ist die Homöopathie aus der Mode gekommen und hat der Hydropathie Platz gemacht, die in den letzten Jahren auf eine wahrhaft kolossale Weise um sich griff. Schon vor ungefähr dreißig Jahren hat ein zweiter Doktor Sangrado in Wien die Wunder des kalten Wassers ausposaunt; doch verhallte seine Stimme inmitten der Weinfässer, und er schaut vielleicht jetzt aus Elysium wonnevoll auf Oertel und die übrigen Apostel des wässerigen Heilsystems herab, welche seine Weisheit erst der Welt begreiflich gemacht haben.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 6.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 7. Januar 1839.

Den Lebenswürd'gen soll der Tod erbeuten?
Ach! wie verwirrt solch ein Verlust die Welt!

Goethe.

Chamisso ist todt!

Die Sonne sank, ich stand auf dem Balkone,
Das Herz voll stiller, inn'ger Seligkeit.
Der Abendstrahl lieh schmeichelnd der Citrone
Noch vor der Reife ihr goldschimmernd Kleid;
Der Oleander streute Purpurglocken,
So oft der Wind ihn leisen Hauchs berührt,
Wenn er der Wölkchen duft'ge, ros'ge Flocken,
Die Kinderangeln gleichenden, entführt.

Tief schlummerte der Golf: er glich der Schale
Des purpurdunkeln Weins voll bis zum Rand,
Und wie Demanten blizte am Pokale
Der dichtverwebten Städte schimmernd Band.
Als ob das Opfer wieder sich bereite,
Und nur gewärtig sey des Priesters Ruf,
Stand auch dem Becher der Altar zur Seite,
Der ewig rauchumhüllte — der Vesuv.

Die Glocken läuteten zum Engelsgruße;
Hin über's Meer schwamm zitternd leis' ihr Schall,
Und weckte jenseits an des Berges Fuße
Der Schwesterklänge matten Wiederhall.
Und gleich den Stimmen südwärts ziehnder Schwäne,
Verworren rauh, und doch voll Melodie,
So tönte von dem Bord der fernen Kähne
Der Schiffer Wechselsang: Ave Marie!

Ich träumte süß. Vergangnes war vergangen,
Spurlos des Leids Erinnerung entrückt;
Des Lebens Zauber hielt mich hold umfangen,
Das Herz verlangte nichts — es war beglückt.
So schaukelt auf des Meers tiefblauem Spiegel
In sel'ger Sicherheit das schwanke Boot —
Da zuckt der Bliz. — Ein Brief — ein schwarzes Siegel!
Woher? — Von Hause. — Chamisso ist todt! —

So ernst gemeint war also deine Mahnung,
Als jüngst ich reisefreudig von dir schied?
So tief war sie gefühlt die Grabesahnung,
Die oft wie Geisterhauch durchweht dein Lied?
Wahr, wahr! — Die Lippe, die der Kuß der Musen
Geheiligt, ist verstummt. Des Sanges Glut
Verglomm. Das Herz, das stets im siechen Busen
Voll Lied' und Milde schlug für All' — es ruht! —

Zu Füßen rauschte wild des Volks Gedränge
In roher Lust, in Klag', in gellendem Zank;
Zerrissen wehten Mandolinenklänge,
Nachtfaltern gleich, den stillen Golf entlang;

Um des Vesuvs in Schlaf gewiegten Krater
Verschwamm das lezte müde Abendroth —
Ich weinte still: Mein einz'ger Freund, mein Vater,
Mein Chamisso, mein Chamisso ist todt! —

Neapel den 21sten September 1838.

Franz Freiherr Gaudy.

Der Nürnberger Sophokles.

(Schluß.)

Hele langte in den Busen und zog daraus das erste sogenannte Nürnberger Ei hervor. Aller Augen richteten sich staunend auf das kleine Meisterstück, das so eben die Mittagsstunde mit feinen, schwirrenden Schlägen anzeigte, und stetig pochend wie der Holzwurm die fliehende Zeit begleitete. Die Senatoren sprangen von ihren Sitzen auf, die Schranken öffneten sich vor dem Meister. In der Mitte des zusammengetretenen Kreises der Rathsherren zeigte und erklärte er sein kunstvolles Werk. Seine Tochter durfte bei ihm stehen. Das Weib, die Söhne waren ausgeschlossen und Niemand kümmerte sich um sie.

Mit geschwätziger Begeisterung rief der Meister voll Zufriedenheit: „Bewundert nicht, ihr Herren, mein geringes Stückwerk. Laßt mich dem Himmel dafür danken, denn des Herrn der Welt fromme Betrachtungen haben mir bei der Arbeit geholfen. Da ich dieses lebendige Ei fertigte, dachte ich an den Ursprung aller Wesen und an das unsichtbare Ding, ohne welches wir nicht seyn konnten: an die Zeit. Der weise Florentiner und ich nach ihm, wir haben die Stunden gefangen genommen; bald wird ein Jeder Herr und Meister der Zeit seyn können und wissen, wann Sonn' und Mond abwechseln, wann die Planeten auf- und niedersteigen und wie der geheimnißvolle Zodiak unsern Weltlauf regiert. Die Uhr wird seyn eines Jeden Gewissen, das ihm anzeigt die verlornen, die benutzten und die gewonnenen Stunden. Sie wird seyn der Trost eines Jeden, denn er wird zählen können die flüchtigen Stunden des Glücks, und muthig nachrechnen die bleiernen des Unglücks, die zwar unbeweglich scheinen, aber dennoch gottlob fortschreiten, wie die übrigen. Der Leidende wird seine Genesung, der Gefangene seine Erlösung, der Sterbende die Stunde des Paradieses an diesem Zeiger voraussehen können. Der Priester wird nicht der Gebetzeit, der Richter nicht seines Amts vergessen und der vielen bittern Augenblicke, die ein Beklagter erlebt, sein Urtheil erwartend —"

Hier unterbrach den Meister der einstimmige Ruf der Senatoren: „Geh hin, du wackerer Mann, eine Zierde unserer trefflichen Stadt! Geh hin in dein Haus, gesegnet und belobt von deinen Mitbürgern! Lebe lang zu Nutz und Frommen deiner Heimath! Wärst du nicht ein so milder Vater den Deinen, wie würden deines Kerkers Pforten denjenigen öffnen, welche dich in das Haus der Irren stoßen wollten. Um deinetwillen sey ihnen jedoch verziehen und gerechte Beschämung ihre einzige Strafe."

Der Künstler wurde wie ein Sieger nach Hause geleitet. Dem alten Sophokles zu vergleichen, hatte er, sein Werk vorweisend, die Ehre seines Geistes gerettet. Aber während der griechische Dichter, als er seine Tragödie las vor den Richtern, die Eumeniden in der Brust seiner undankbaren Kinder geweckt haben mag, empfanden Hele's Söhne nur die dürftige Reue der Ueberwundenen, und machten sich nur den Vorwurf, einer gewinnreichen Spekulation Erfolg durch eigene Schuld weit hinaus geschoben zu haben. Der Vater verzieh von Herzen, aber die Verläumder liebten ihn nicht mehr, denn zuvor, wenn gleich er ihnen, wie er vorhergesagt, den Ruhm seiner Arbeit hinterließ. Die Nachwelt hat überall den jungen Peter Hele als den Erfinder der Taschenuhren genannt.

Der Burgermeister bewahrte eigenhändig das Kunstwerk des Meisters, bis es zu dessen Lob die ersten vierzig Stunden glücklich durchlaufen hatte. Jung und Alt drängte sich herzu, das kleine Wunder zu betrachten. Es ging damit, wie gewöhnlich in der Welt. Die Einen munkelten von Zauberei, die Andern vom unmittelbaren Beistand, den die Engel dem Künstler geleistet. Vornehmthuende Patrizier rümpften die Nasen und meinten, dergleichen Marktschreiergaukelei schon in Venedig oder Bologna gesehen zu haben; die Werkverständigen tadelten und mäkelten und wollten es wohl besser gemacht haben; die stundenkargen Geschäftsleute lobten das neue Kunststück von Herzen; die Weiber, so freigebig mit der Zeit, schalten den unbestechlichen Stundenzeiger. Die Mehrzahl des Volks vereinigte sich endlich dahin, es sey eine Schande, daß diese Uhren nicht schon früher erfunden worden wären; ein Kinderspiel, das Werk eines Tages hätte die Erfindung seyn müssen, und nichts sey natürlicher und einfacher als sie. — Das Nürnberger „lebendige" Ei hatte just dasselbe Schicksal, wie das Ei des Columbus. — Nur die Liebenden waren durchweg damit zufrieden. Leid aus Freuden schöpfend und wieder im Leid der Freuden nicht entbehrend, zählten sie, Peter Hele's beste Kunden, begierig gute und böse Stunden auf den im heißen Busen ruhenden Uhren. Alle mögen dabei, was zu jener Zeit schon der italienische Dichter sang, * auf gut Deutsch empfunden und gedacht haben:

* „Hò certa occulta forza in la secreta
Parte del cor, qual sempre si lavora
De sera a sera, e d'una a l'altra Aurora,
Che non spero la mente aver mai quieta."

„Ich trag' 'ne stille Unruh im geheimsten
Gemach des Herzens, die da nimmer rastet
Von Nacht zu Nacht, von einem Morgenroth zum andern,
Daß meine Seele nimmer Fried' mag hoffen."

Ferienwochen.

(Fortsetzung.)

Es war über neun Uhr, als wir von unserm langen Spaziergang wieder nach Haus kamen in's Hotel de Milan. Nach einem guten Abendbrod hörten wir es unten noch so lebhaft auf Platz und Straßen hin und herziehen und summen, daß wir Lust bekamen, uns von dem Strom forttragen zu lassen, was für mich in großen Städten immer viel Reiz gehabt hat. Bald merkten wir, wohin der Zug ging, nämlich nach dem Quai des Augustins. Da bekamen wir Lust und wandten uns links die Saone hinunter, bis wir zwischen den zwei schönen gaserleuchteten Brücken du nouveau Palais de Justice und des Archevêché standen und von dem Reiz dieses Anblicks festgehalten wurden. Diese Stelle Lyons, wie noch einige andere, hat wirklich etwas Prächtiges und Grandioses, besonders wenn einmal jenseits des Stroms das einzige Säulengebäude Lyons, der neue Justizpallast, fertig seyn wird, an dem man jetzt eifrig baut. Wie Paris keinen Bellecourplatz aufzuweisen hat, so fehlen ihm auch die drei nahen Brücken über einen breiten Strom, mit dem Platz de Roanne und den herrlichen Kai's des Célestins und von St. Antoine, beherrscht von den malerischen Höhen von Fourvières und St. Irenée. — Wir freuten uns noch an dem schönen Anblick, als uns ein lustiger Haufe wieder stadteinwärts trieb. Wir kamen schon nach wenigen Schritten auf den eleganten Cölestinerplatz, dessen reiche Gaserleuchtung uns nicht weniger gefiel, als die tageshell gelichteten Café's, aus deren offenen Thüren und Fenstern uns etwas grelle Musik entgegenschallte. Ich kann nicht sagen, daß diese Musik nur halb so gut war wie die so mancher in den Straßen herumziehenden deutschen Banden; splendider aber waren die Musicirenden gewiß. Da saßen auf einer Tribüne drei bis vier sehr geschmackvoll gekleidete Frauenzimmer, von denen eine nach der andern mit oder ohne Guitarrenbegleitung sang, Chansons, Barcarolen, Notturnos, Operarien und dergleichen. Nicht Eine war in Stimme und Methode leidlich, dafür aber schrien sie entsetzlich, strengten sich über die Maßen an, und das ist hier zu Land und vor diesem Cafépublikum wesentlich. Außerdem hatten sie noch eine bedeutende Eigenschaft; sie waren nämlich durch Natur und Kunst reizend und vielversprechend.

Die beiden Hauptcafé's sind Café aux mille colonnes, eine Nachahmung des in Paris, ferner Café de Paris, beyde glänzend eingerichtet, dekorirt und erleuchtet. Fünf bis sechs andere auf dem Platz fallen weniger in die Augen. Außer jenen Café's liegen hier noch schöne Lesekabinette, in denen ich die Augsburger allgemeine Zeitung gefunden habe. Dieser lustige, jetzt mit schönen Häusern eingefaßte Cölestinerplatz war vor zwanzig Jahren noch sehr häßlich, traurig und langweilig. Statt der Häuser standen hier eine Menge schmutziger Baracken zu verschiedenem Gebrauch, Ställe, Wagenschuppen, Schenken, Wagner- und Schmiedewerkstätten u. s. w. Dies Alles brannte ungeachtet der Nähe des Flusses an einem heißen Julitag ab. Nachher wurden die hübschen Häuser und das jetzt verwaiste Theater erbaut und der Platz im Viereck mit Bäumen besetzt.

Den folgenden Tag hatten wir bestimmt, um einige vorzügliche öffentliche Anstalten und Gebäude Lyons zu sehen und mehrere Fabriken zu besuchen. Da wir St. Pierre und die Bibliothek schon gesehen hatten, so wandten wir uns weiter zum großen Hospital oder Hotel-Dieu. Ich habe diese Benennung immer sehr gerne gehabt, und sie thut jetzt in Frankreich um so wohler, weil die Leute da den lieben Gott eine traurige Rolle spielen lassen. Dies Hospital hat einen alten, germanischen Ursprung, denn es ward zu Anfang des sechsten Jahrhunderts von Childebert und seiner gothischen Gemahlin gestiftet, in einer Zeit, wo sich an den Franken noch alles Germanische rein erhalten hatte. Aber das Haus hat im Lauf so langer Zeiten viele Veränderungen erlitten, bis es im vorigen Jahrhundert Soufflot mit schöner Kuppel und einer der Rhone zugewendeten Façade in wahrhaft großartigem Styl in bedeutender Ausdehnung ausbaute. Ich halte dies Gebäude für das würdigste Lyons, wozu freilich seine Lage an einem breiten Kay und einem mächtigen Strom zwischen zwei ansehnlichen Brücken nebst stattlichen Nachbargebäuden wesentlich beiträgt. In neuester Zeit hat das Hospital sehr durch den verständigen Anbau zweier Verlängerungen gewonnen, die für den innern Dienst nothwendig waren, war aber nahe daran, bei der Insurrektion i. J. 1831 in den Grund geschossen zu werden, weil es den Kanonenkugeln ausgesetzt war, die gegen die Insurgenten in den Nachbarhäusern gerichtet waren. Man fürchtete damals sehr, sie würden auch hier eindringen und aus den großen Fenstern auf die Truppen schießen wollen; es unterblieb aber glücklicherweise, weil die Insurgenten menschlich genug waren, die schreckliche Lage der Kranken bei einem Bombardement ihres Zufluchtshauses zu bedenken. — So viel ich von der innern Einrichtung einer solchen Anstalt verstehe, schien sie mir musterhaft. Das Ganze zieht sich um neun Höfe her. Das Hauptgebäude für die nicht in besondern Abtheilungen

und Zimmern gehaltenen Kranken ist in Kreuzesform, so daß vier ungeheure Säle in rechten Winkeln zusammenstoßen. In der Mitte, wo sie sich vereinigen, ist der achtseitige Hochaltar, an dem Messe gelesen und täglich zweimal Gebete gehalten werden. Diesem Gottesdienst wohnen alle Kranken in ihren Betten bei, wenn sie auch noch so entfernt sind, denn Alle sehen den Geistlichen. Jeder Saal hat vier Reihen Betten mit eisernen Bettstellen, ist 32′ breit und 23′ hoch, sehr luftig, anständig und in musterhafter Reinlichkeit gehalten, die in dem schmuzigen Lyon doppelt angenehm auffällt, wo selbst vornehme Häuser höchst unsauber sind und übel riechen. Wohlhabende können hübsche, freundliche Zimmer für ein Geringes mit eigener Bedienung haben. Die großartige Anstalt ist auf achthundert Kranke berechnet.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, December.

(Fortsezung.)

Wasserkuren. Theater.

Es ist nicht genug, daß Prag von Jahr zu Jahr manche Wassergäste nach Gräfenberg schickt, und selbst Personen der höchsten Stände sich allen Entsagungen der dortigen Lebensart willig unterwerfen, obschon wir noch wenig Prießnitzsche Wunderwerke erfahren, und meist diejenigen am gesundesten von dort zurückkommen sahen, welchen vor der Abreise nicht viel fehlte, so verwandelt sich auch am Morgen fast jedes Haus in ein kleines Gräfenberg, und ich müßte Bände füllen, wenn ich all die verschiedenen Schattirungen beschreiben wollte, in welchen die Hydropathie sich in Waschungen und Begießungen, Lokal-, Siz-, Steh-, Sprüz-, Staub-, Regen-, Douche- und andern Bädern ausspricht, und nur der kann sich einen Begriff davon machen, welcher einmal ein halb Duzend eifrige Wasserkurdilettanten anhört, die einander mit unermüdlicher Zungenfertigkeit die Art und Weise, wie sie dieselbe gebrauchen, die Maschinen und Vorrichtungen, deren sie sich dazu bedienen, wechselseitig beschreiben, und über die Vorzüglichkeit jener, die größere oder geringere Zweckmäßigkeit der leztern bis zur heftigsten Ereiferung in Streit gerathen, bis endlich in der Hize des Wortgefechts Niemand mehr weiß, was er spricht. Schon seit dem vorigen Jahr ist die Rede von zwei hydropathischen Anstalten, die nach dem Muster Gräfenbergs im Kuchelbade und zu Prag errichtet werden sollen. Dem Vernehmen nach hat sowohl der Fürst von Oettingen-Wallerstein, der Besizer des erstern, als der Eigenthümer des St. Wenzelsbades, Hoscheck, jeder einen Arzt zu Priesniz gesandt, um das complette Heilverfahren zu erlernen. Im Kuchelbade sind sogar im laufenden Jahr die gewöhnlichen warmen Quellbäder eingerissen worden; doch ist bis jezt unser neues Gräfenberg weder dort, noch hier erstanden. Mittlerweile hat der Besizer der Färberinsel, Nowotny, das halbe Erdgeschoß seines großen Badehauses zu einigen russisch-englischen Dampfbädern eingerichtet, die häufig besucht werden, wenn auch nicht von den eigentlichen Anhängern der Wasserheilkunde. — Nicht minder vielfach variirt sind die verschiedenen Trinkmethoden, da Viele sich begnügen, bloß Wasser zum täglichen Getränke allen andern Flüssigkeiten vorzuziehen, Andere am Morgen, theils nüchtern, theils nach dem Frühstück, von vier bis zu zwölf und fünfzehn Gläsern eiskaltes Wasser zu sich nehmen. Die Meisten machen sich dabei mäßige, mitunter aber auch heftige Bewegung. Manche aber bleiben ganz bei ihrer gewöhnlichen Tagesordnung, und verschlingen bloß, während ihrer täglichen Geschäfte, nach Maßgabe ihres Vertrauens oder Eifers für die gemeinschaftliche Sache eine mehr oder minder beträchtliche Wassermasse. Der Brunnen des Zdetauerschen Gartens war den ganzen Sommer hindurch dermaßen von Wassertrinkern belagert, daß sie oft haufenweise und geraume Zeit mit ihren Gläsern auf einander warteten, wie ehemals am Mühlbrunn zu Karlsbad, und als im Herbst das St. Wenzelbadehaus eröffnet wurde, in dessen Garten eine sehr reine Quelle von homöopathischem Mineralgehalt zu Tage kommt, strömten auch dahin Hunderte von Menschen, und sezten diese Brunnenkur fort, so lange es bei dem heurigen schönen Spätherbste nur immer möglich war; seit jedoch der Winter vollkommen eingetreten ist, wird in den Wohnstuben fortwährend gewaschen, gerieben, gebadet und getrunken, als wäre Prag ein Brunnenort mit einer continuirlichen Kursaison. Da die meisten Wasserpatienten — deren größtem Theil wenig oder nichts fehlt — sich dabei sehr diät halten, vor geistigen Getränken, insbesondere vor gebrannten Wassern sich in Acht nehmen, wie die Mitglieder eines Mäßigkeitsvereins in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, so hat das Ganze sein Gutes, und nur Jene leiden dabei, deren Magen diese Sündfluth von Wasser nicht gewöhnt ist, oder nicht gewöhnen kann, und welche sich daher oft ein Uebel zuziehen, das sie durch das Wasser abwehren wollten. Uebrigens dürfte diese wohlfeile Heilmethode sich bei dem zahlreichen ökonomischen Theil der Prager lange Zeit in Gunst erhalten.

Ich weiß nicht, ob es ein Sprung zu nennen ist, oder auch noch zu den Ideenassociationen gezählt werden kann, wenn ich von dem kalten Wasser auf unsere Bühne komme, die seit meinem lezten Berichte eine Menge Novitäten — alte und neue — gebracht hat. Opern sahen wir in der leztern Zeit zwar nur zwei: „die Braut von Lammermoor“ und Spohrs „Alchymisten.“ Donizetti's „Braut“ (Lucia di Lammermoor) hat mit ihren melodiösen, wenn auch nichts weniger als originellen Gesangsnummern dem Publikum ziemlich gefallen, wenn gleich die Urtheile der Referenten (von den Musikkennern gar nicht zu sprechen, die mit einer solchen Composition höchstens durch italienische Sänger versöhnt werden können) so sehr differiren, daß zwei derselben in einem und demselben Blatt in eine Art Federkrieg gerathen sind. Was den „Alchymisten“ betrifft, so ist unter allen deutschen Componisten Spohr unstreitig der comfortabelste. Ohne ihm Gefühl abzusprechen, kann man doch behaupten, dieses schreite niemals aus gewissen Grenzen, und die wildeste Leidenschaft, die ungeheuersten Calamitäten seiner Helden bringen den deutschen Meister nie aus seiner gemüthlichen Behaglichkeit, in der er hinzuleben scheint. Das merkwürdigste Beispiel bieten wohl die inhaltschweren Worte der „Jessonda:“ „Leben will ich, ich muß leben!“ dar; doch auch sein „Faust,“ der „Berggeist“ und dieser „Alchymist“ sind reich an Stellen, wo der Ausdruck des Gefühls und der Leidenschaft weit hinter der Situation und dem nothwendigen Affekt der handelnden Personen zurückbleibt. Die Aufführung war schwach, die Aufnahme sehr lau.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 7.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 8. Januar 1839.

Ich möcht' mich gleich dem Teufel übergeben,
Wenn ich nur selbst kein Teufel wär'!

Goethe.

Des Teufels Meerfahrt.

Eine nordische Volkssage.

Vom Freiherrn von Sternberg.

Wie der Teufel und seine Großmutter sich im Walde verirren und zu einem alten Köhlerweibe kommen.

Jedermann weiß, daß der Teufel sich nicht auf's Wasser getraut. Er wird dazu seine Gründe haben. Einmal jedoch hat er eine Meerfahrt unternommen. Glaubwürdige Leute, die es wissen können, erzählen, daß es dabei folgendermaßen hergegangen.

Es ereignete sich, daß in einer besonders dunkeln Nacht der Teufel und seine Großmutter irre gingen und nach langem Suchen eine Waldherberge antrafen, die von einem alten Köhlerweibe bewohnt wurde. Diese gute Frau war fromm und eines solchen Besuches durchaus nicht gewärtig. So sehr sich der Ritter und seine Dame auch zu verstellen suchten, erkannte die Alte sie doch; aber da sie klug war, verbarg sie ihre Entdeckung und behandelte ihre Gäste auf's Beste. Im Gespräch fragte der Teufel, wer denn wohl vorhin gesungen habe, er habe singen hören, als sie sich der Hütte genähert. „Das war ich," entgegnete die Alte. — „Ihr?" sagte der Teufel; „aber nehmt mir nicht übel, Ihr habt wenig Ursache zu singen; Ihr seyd ja alt und zusammengeschlagen wie ein Barbierbecken." — „Gleichwohl singe ich," rief sie dagegen, „denn ich bin in meinem Elende vergnügt. Ueberdies kann mein Herr und Meister noch größere Dinge zu Stande bringen, als alte Weiber singen machen." Der Teufel hörte diese Worte und warf im Aerger einen Topf mit Milch um, der am Feuer stand. „Was werdet Ihr nun essen?" rief die Alte, „Ihr habt Euer Abendbrod in's Feuer geworfen." — „Und was werdet Ihr essen?" fragte jener. — „Ich bedarf wenig und bin schon gesättigt," erwiderte sie; „überdies kann mein Herr und Meister noch größere Dinge zu Stande bringen als alte Weiber sättigen." Der Teufel buckte sich nieder und verschlang einige Kohlen heimlich, um doch bei seinem Aerger etwas Warmes im Leibe zu haben.

Als die Zeit kam, zu Bette zu gehen, verwunderte sich jener über die harten Holzbänke, die ihm und seiner Gefährtin zur Schlafstätte angewiesen wurden. „Ich habe keine bessere," entgegnete sie, „und wer ein gutes Gewissen hat, schläft auf ihnen besser als auf Eiderdunen. Uebrigens —" — „Halt!" rief der Teufel, „ich weiß, was du sagen willst, alte Here. Aber sprich, was kann dein Herr und Meister, was der Teufel nicht auch könnte?" Die Alte erschrack über diese frechen Worte,

antwortete jedoch schnell: „O Vieles und Großes! Ich will Euch aber nur eine Kleinigkeit nennen, die meinem Herrn nachzumachen er wohl bleiben lassen soll: das ist, auf dem Wasser zu wandeln. Der Teufel getraut sich nicht auf's Wasser, wie Jedermann bekannt, weil es ihm dazu an Muth fehlt."

Als der Ritter und seine Dame dieses hörten, ärgerten sie sich gewaltig. Die Alte nahm ihren Sohn bei Seite, und nachdem sie lange Zeit heimlich mit einander gesprochen hatten, gaben sie sich dem Köhlerweibe zu erkennen. Der Teufel sagte: „Damit du meine Macht kennen lernest, so will ich vor deinen Augen auf's Wasser gehen. Soll es in einem Schiffe oder in einem Nachen seyn?" — „Das ist gleichviel," entgegnete die Köhlerin. Es wurde nun abgemacht, daß der Teufel nächstens zu Schiff gehen und daß die Alte dabei zugegen seyn sollte.

Die Großmutter zeigt ihm ein Mittel, mit dessen Hülfe er aller Gefahr entrinnen kann.

Als der schwarze Herr aus der Köhlerhütte heraus war, gereute ihn sein Versprechen, und er hatte Lust, es zurückzunehmen. Allein die Großmutter ließ es nicht zu. „Mein Sohn," sagte sie, indem sie ihn bei Seite nahm, „es wird nöthig seyn, daß wir dieser guten Frau zeigen, was wir vermögen, sonst erzählt sie in der Fremde überall deine Schwachheit. Du mußt dich also entschliessen, die Meerfahrt zu unternehmen." — „Das geht durchaus nicht, Großmutter," entgegnete er, indem er sich dabei hinter dem Ohr krante. „Ihr wißt selbst, überall hin kann ich, nur nicht auf's Wasser, weil ich ein feuriger Geist bin." — „Ich will dir ein Geheimniß sagen," rief die Alte. „Gib wohl Achtung: das Wasser kann dir nichts anthun, so lange du die Spitze deines Schweifs davor in Acht nimmst; wird die aber naß, so droht dir Gefahr." — „Wenn es weiter nichts ist," entgegnete der Schwarze, „so will ich guten Muth fassen. Meinen Schweif will ich schon wahren."

Als er dieses gesprochen, traten alle drei ihre Reise an. Die Großmutter jedoch, weil sie schlecht zu Fuß war, ließ ihren Tragsessel kommen. Alsobald trat aus den Gebüschen eine große schwarze Spinne hervor, die war wie ein kleines Haus so groß. In der Mitte öffnete sich eine Thüre, die Großmutter stieg ein und die sechs Beine der Spinne wurden zu sechs Trägern, die die Kutsche eilends durch die Nacht forttrugen. Die beiden andern folgten zu Fuße nach.

Sie langen in einer großen Seestadt an.

In dieser Stadt, die zugleich die Residenz eines mächtigen Königs war, wurde gerade eine Flotte ausgerüstet, um die Tochter des Königs zu einem fremden Könige zu bringen, mit dem sie verlobt war. Man hatte deßhalb keinen gewöhnlichen Aufwand gemacht, um diese Sendung so prächtig als möglich auszustatten. Es fehlte nicht an purpurnen Decken, die auf die Schiffe gebreitet wurden, an kostbaren Gefässen, aus denen das Schiffsvolk trank und aß, und endlich waren eine Menge goldener und silberner Stoffe eingepackt worden, um damit dem Könige ein Geschenk zu machen.

Der Teufel und seine Großmutter fanden am Hofe eine sehr gute Aufnahme. Man hielt sie für große Herrschaften, die zu ihrem Vergnügen reisen. Der Schwarze hatte sich als ein vornehmer Junker gekleidet, in schönem hellrothen Damast mit einer glänzenden rothen Feder auf dem Hute. Seinen Schweif trug er sauber eingewickelt in der Tasche und an den Fingern kostbare Ringe. Die Großmutter galt für eine Dame von Stande und unermeßlichen Reichthümern. Sie trug einen ungeheuer weiten Rock von Golddamast, hielt eine reife Pomeranze in der Rechten und in der Linken ein Meerschweinchen. Wegen ihrer großen funkelnden Augen und ihrer rothen Nase wurde sie gefürchtet und vom König und allen Leuten mit großer Achtung behandelt. Als es bekannt wurde, daß die beiden Fremden die Reise mitmachen wollten, waren alle höchlich erfreut und Jedermann bewarb sich um ihre Freundschaft. Man führte sie an den Strand, um ihnen die Schiffe zu zeigen und die sämmtlichen Reisevorkehrungen, die man getroffen hatte. Somit rückte der Tag zur Abfahrt heran.

(Schluß folgt.)

Ferienwochen.

(Fortsetzung.)

Am meisten gefiel mir die ungeheure, reinlich und luftig wie ein Salon gehaltene Küche mit ihrem hellglänzenden Geschirr, mit den gewaltigen Kesseln, die durch eine sinnreiche Mechanik leicht wie kleine Rahmtöpfchen bewegt und ihrer gewichtigen Deckel entledigt werden können. Dies trefflich unterhaltene Hospital ist glücklicherweise sehr reich, und unter den Säulengängen des großen Hofs stehen auf schwarzen marmornen Tafeln die Namen und Stiftungen der Wohlthäter, deren mehrere mit hunderttausend Franken vorkommen. Der Seelsorge und der körperlichen Pflege stehen neben Geistlichen und Aerzten hundertsechzig barmherzige Schwestern vor. Unter diesen sind reiche Mädchen aus den besten Ständen, die sich leicht und nach Wunsch verheirathen könnten,

aber hier lieber in mühsamem, oft ekelhaftem Dienst unter Entbehrung aller früher gewohnten Bequemlichkeit und Lebensgenüsse arbeiten, weil ihnen ihr edler Sinn sagt, daß durch diese, dem menschlichen Leiden gewidmeten Mühen, Prüfungen und Versagungen der Weg zu dem geht, den sie lebendig im Herzen tragen. Wenn sie nicht mehr gesund und kräftig sind, kehren sie entweder in ihre Familien zurück, um da einsam zu leben, oder treten in eines der vielen Frauenklöster in Lyon.

Der Gang durch die langen Reihen derer, die mit oder ohne Hoffnung leiden, hat einen tiefen Eindruck auf mich und meine jungen Engländer gemacht. Wir sahen da so Manches, was man so leicht nicht vergißt und was wohlthuend für das ganze Leben nachwirkt. Verhältnißmäßig sahen wir viele Sterbende oder dem Tode Nahe, was der Administrator aus der gerade herrschenden großen Julushitze erklärte. Bei Manchen war es ein leichtes Hinaus- und Heimgehen, ja die bedenkliche Farbe, die tief eingefallenen Schläfe und die umflorten Augen waren das Einzige, was ihren Zustand verrieth. Andern ward es schwerer, Angst und Schmerz drückten wie Alpe auf sie; noch Andere hörten den lateinischen Worten des Priesters mit sichtlicher Spannung zu und erwarteten Alles von dieser lezten irdischen Unverständlichkeit. Ich sah einen jungen, furchtbar magern und bleichen Menschen, der seiner weinenden Mutter mit großer Heiterkeit Trost zusprach, denn Hoffnung konnte er ihr wohl nicht geben; es war ein schöner Anblick. Große Hospitäler haben manche Aehnlichkeit mit Schlachtfeldern, nur geht dort Alles rascher, entschiedener und schneidender vorwärts. Hier und da sahen wir Verwandte, die am Bett ihrer Lieben saßen und ihnen Beruhigendes, Erhebendes oder Zerstreuendes vorlasen. Andere hatten den Ihrigen frische Blumen gebracht, und ich bemerkte unter andern ein schönes bleiches Mädchen mit einigen weißen Lilien in der Hand, ein Bild, das Fra Angelico nicht hätte ergreifender malen können.

Vom Hotel-Dieu gingen wir die Rhone hinunter zur Charité. Diese schöne Anstalt besizt ein Vermögen von mehreren Millionen und bildet einen Pallast mit zwölf Höfen. Hier sahen wir auf der Seite nach der Charitéstraße den jezt in Frankreich so viel besprochenen und so viel bestrittenen tour, oder die Drehlade mit Klingel — beide sehr abgegriffen — an deren Abschaffung hier nicht gedacht wird. Das Morgenblatt hat schon vor einigen Jahren weitläufig über die Ergiebigkeit dieser Drehlade in Lyon gesprochen, und wir können also hier darauf verweisen. Auch hier weiß man, daß viele Mütter vom Lande und aus der nächsten Umgebung der Stadt ihre ehelichen Kinder Nachts in der Drehlade der Charité aussetzen, am andern Morgen aber in die Anstalt gehen, sich als Ammen anbieten und so oft ihr eigenes Kind zu ernähren bekommen, wofür sie dann die ausgesezten Unterhaltungskosten beziehen. Bei unehelichen Geburten wurde diese Industrie früher schon häufig getrieben. Diesem Uebelstand würde doch wohl durch Abschaffung der Drehlade und durch vorgängige Erklärung der Mutter gesteuert.

Die dritte Anstalt Lyons, die dem Hospital und der Charité als Supplement dient, ist das Hospital der Antiquaille auf Fourvières, nahe beim Observatorium, von dem wir früher sprachen. Wie wunderlich hat doch da Alles gewechselt! Dies Gebäude liegt gerade auf der Stelle, wo vor fast zweitausend Jahren der Pallast des römischen Praefectus Praetorio oder des Gouverneurs von Gallien stand. Mehrere römische Kaiser haben ihn bewohnt; Claudius, Caligula und Germanicus wurden hier geboren. Durch die zerstörenden und umgestaltenden Ereignisse der folgenden Jahrhunderte, durch völkerwandernde Burgunder, Westgothen, Franken und Mauren fiel der Pallast ganz in Trümmer. Auf seinen Ruinen wurden später Gärten und gute Weinberge angelegt, wie in Rom über den Kaiserpallästen, auch andere Häuser erbaut. So blieb es lange über tausend Jahre, und der römische Pallast war rein vergessen, als Peter Sala, aus einer der vornehmsten Familien Lyons, den ganzen Plaz kaufte, und 1500 darauf ein großes und für die damalige Zeit kostbares Haus errichten ließ. Bei der Ausgrabung der Keller kam man bald auf die Vermuthung, wo man eigentlich arbeite. Es wurde eine so große Menge römischer Statuen, Büsten, Inschriften und andere Alterthümer gefunden, daß Sala es der Mühe werth hielt, sie eigens in seinem Hause aufzustellen; darum nannte er es Antiquaille. Diesen Namen hat es auch bis auf den heutigen Tag behalten, ungeachtet seiner ganz verschiedenen Bestimmung; denn hundert-und-dreißig Jahre nachher erkauften es die Nonnen der Heimsuchung und errichteten da ihr Kloster und eine Kirche, die dem Andenken der Lyoner christlichen Märtyrer geweiht wurde. Unter ihr ist ein Gefängniß, wo der heilige Plothin gesessen haben und gemartert worden seyn soll. Außerdem sind hier noch eine Menge unterirdischer Gänge und Gewölbe, theils aus alter Zeit wieder aufgefunden und ausgeräumt, theils in neuerer Zeit angelegt, um Wasser für das Haus zu gewinnen. In der Revolution wurden natürlich die Nonnen schimpflich fortgejagt und ihr Kloster verwüstet. Es blieb zehn Jahre lang in diesem traurigen Zustand, wurde aber dann zum Hospiz eingerichtet, so daß jezt die Antiquaille jeder guten Anstalt dieser Art in Frankreich zur Seite gestellt werden kann.

(Fortsezung folgt.)

Distichen

von Ph. H. Welcker.

Spazierfahrt.

Schaukle mich jezt, Hexameter- und Pentameter-Barke,
Trag im melodischen Tanz mich auf der silbernen Flut.
Schwebe, wohin du magst, nur nimm vollwichtige Ruder.
So! — Nun rüstig! Indeß seh ich am Ufer mich um.

Das Mädchen am Fenster.

Jungfrau, lächle noch jezt; denn jährlich aus anderem Fenster
Anders mit anderem Blick siehst du die Straße der Welt.

Römergewalt.

Hin durch Germanien flog dein Freiheit errettender Schwertblitz;
Aber, Arminius, noch heut' beugt uns das römische Joch!
Siebzehn nun Jahrhunderte sind's, und im deutschen Gerichtssaal
Spukt noch des Prätors Gewalt, spukt noch das römische Recht.

Du, nicht unseres Bodens Gewächs und unsrer Geschichte,
Fremd unsrer Denkart, fort, freiheiterdrückender Schutt!
Doch Hohn spricht mir der Römer auf Deutschlands Actengebirgen,
Fester und höher als sein siebengehügeltes Rom.

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, December.

(Schluß.)

Theater.

Rellstabs „Venetianer" bilden einen sonderbaren Gegensatz zu den meisten neuen Dramen; wenn diese an Inhaltsmangel leiden, so stirbt jenes an Ueberfülle des Stoffes, der, in den dramatischen Dreistundenkessel eingezwängt, überall überquillt und schäumt, und sich endlich in ein etwas chaotisches Ganzes auflöst. Die Darstellung war nicht geeignet, das Publikum mit jenen Fehlern zu versöhnen. — „Das Abenteuer in Venedig" oder „der Deutsche in Moskau," vom Direktor Carl nach dem Französischen der Famille Moronval bearbeitet, ist eines der schlechtesten Spektakelstücke, welche Paris uns geliefert hat. Die Anlage mit einer wunderbaren Aehnlichkeit, hinter welcher eine feindliche Brüderschaft hervorlauscht, die fast an die Hoffmannschen „Elixire des Teufels" — wenn gleich ohne eigentlichen Wahnsinn — erinnert, ein Aktschluß, wo ein Zwilling den andern in den Kanal wirft, und eine Reise von Venedig nach Moskau im Zwischenakt ließen wenigstens einen Genuß für die Freunde der „drei Tage" oder des „Irrenhaus von Dijon" erwarten; aber auch diese fanden sich getäuscht, und die Schlußentdeckung, daß ein russischer Graf, weil er die Treue seiner Gemahlin beargwohnt, ihren neugebornen Sohn mit sich fortnimmt, damit er seine Güter nicht erbe, ihn aber sorgfältig erzieht, bis er ihm davonläuft, und gar nichts davon erfährt, daß seine Gemahlin nach seiner Abreise noch einen Sohn zur Welt brachte, grenzt schon an die Parodie. Nicht minder drollig ist der Anwalt der gesammten Menschheit, welcher in ganz Europa herumreist, um Processe zu schlichten, und nebenbei den bösen Zwilling aus eigener Machtvollkommenheit nach Amerika verbannt, wie ein Mitglied der giovine Italia, wahrscheinlich der dramatischen Nothwendigkeit wegen, daß sich der Verfasser auf keine andere Art aus der Verlegenheit zu ziehen wußte, die beiden Brüder am Schlusse noch einmal zusammen erscheinen lassen zu müssen. — Ein neues Lustspiel, dem Vernehmen nach der erste Versuch eines angehenden Theaterdichters, Heinr. Löbl aus Berlin, führt den vielversprechenden Titel: „Emancipation," (den zweiten: oder „die Wittwenschaften," hätte sich in Prag der Verfasser und die Direktion ersparen können) hat aber hier keine ermunternde Aufnahme gefunden. Die Idee wäre (gut aufgefaßt) allerdings recht günstig und zeitgemäß für ein Lustspiel; doch hat es sich der Verfasser in Erfindung und Durchführung gar zu leicht gemacht; ein Gran Handlung schwimmt in einem See von Gesprächen, von Situationen und Zuständen, die er, ohne sorgsame Wahl, aus Journalanekdoten u. s. w. zusammengelesen hat, und so wie das Lustspiel jezt dasteht, konnte ihm auch die fleißige Aufführung, die es hier fand, keine beifällige Aufnahme verschaffen. — B. A. Herrmann, von dem wir in einer Woche drei Stücke zu sehen bekamen, scheint nach den öffentlichen Blättern gegenwärtig einer der rüstigsten Uebersetzer aus dem Französischen zu seyn, unter die gewandtesten möchten wir ihn nicht zählen. Die drei Herrmannschen Pieçen waren: „Drei Stunden vor der Hochzeit," nach einer Erzählung aus Oettingers „Eau de mille fleurs," dann: „Der Maler," Schauspiel nach Scribe's „Clermont ou une femme d'artiste," und: „Der Vierzehnte," Schwank ohne Nationale. Das erste Stückchen scheint wohl keine andere Prätension zu machen, als etwa einem nicht zu wähligen Publikum dreiviertel Stündchen wegzuscherzen, und dieses Ziel wurde sogar bei einer nur zum Theil zweckmäßigen Besetzung erreicht. Was den „Maler" betrifft, so haben wir schon manche traurige Erfahrung an dem geistreichen Scribe gemacht, sobald er sich aus seinem eigenthümlichen Gebiete, dem Witz und Esprit, in das Labyrinth der Gefühlstiefe verirrt, und hier scheint er es auf ein paar Experimente ganz eigener Art angelegt zu haben. Er hat die Sentimentalen in seiner „Valerie" durch eine Augenoperation so gewaltig gepackt, daß er hier den Gegensatz versuchte und seinen Clermont vor unsern Augen erblinden ließ. Ferner machte er und andere französische Theaterdichter im Lustspiel große Effekte damit, wenn irgend eine Grisette oder ein liederlicher Student dem Bräutigam, Vater oder Onkel in einem entscheidenden Moment auf eine recht pfiffige Art entschlüpft; das wollte er hier in ein larmoyantes Drama übertragen. Die Fabel des Stücks ist Ihnen aus Pariser Berichten bekannt; die Moral desselben scheint zu seyn: „Talent ist eine große Gabe Gottes, denn man kann Geld damit verdienen." Das Stück wurde gut gespielt und gefiel. „Der Vierzehnte" und eine zweite Posse: „Was den Einen tödtet, gibt dem Andern Leben," von Albini, sind ganz ohne Gehalt und gingen spurlos vorüber. — „Die Gleichheit der Jahre," Posse von Nestroy, fiel verdientermaßen durch; etwas günstiger wurde eine Posse von Hopp: „Der glücklichste Mensch, der größte Narr, das beste Weib" aufgenommen. — Ein paar ältere Werke, welche die Direktion neu in die Scene gesezt hat, waren — „Rochus Pumpernickel" und — „Hans Kachel!" Beide stehen unserer Zeit und ihrem Geiste (wenn sie einen hat) so ferne, daß sie uns, wenn nicht neu, doch sehr fremdartig vorkommen müssen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 8.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 9. Januar 1839.

— Bad, Tempel, Halle.
Wer nennt's? Wie sehr sich Forscher auch drum kümmern,
Daß Mauern hier, das einzig wissen Alle.
Beschaut den hehren Berg! So kommt die Macht zu Falle!

Byron.

Ferienwochen.

(Fortsetzung.)

Bei der Antiquaille ist man, wie gesagt, ganz auf römischem Boden, denn wenige Schritte hinaufwärts, bei der kleinen Kirche Notre-Dame des Fourvières, stand einst das auf Trajans Befehl erbaute forum vetus, von dem wir schon gesprochen haben. Ueberall finden sich unter den umliegenden Häusern Substruktionen, Mauern, Reste von Aquädukten, Wasserbehälter mit Stufen und bleiernen Röhren. Geht man südwestlich etwas weiter, so zeigen sich auf der noch fortlaufenden Höhe häufige Spuren des Lugdunum subterraneum; denn die jetzige Vorstadt St. Irénée gehörte auch mit zu der alten Stadt, die unter Nero eine furchtbare Feuersbrunst verzehrte. Pater Colonia, einer der ältesten Geschichtschreiber Lyons, sagt: „In St. Irénée können wir uns noch alle öffentlichen und Privatgebäude aus der römischen Zeit vorstellen; so den prachtvollen Pallast, wo die Kaiser Augustus und Severus gewohnt haben. Eine hundert-fünf-und-vierzig Fuß lange und fünf-und-vierzig Fuß hohe Mauer steht noch jezt von Augusts Pallast und scheint nach der Festigkeit ihres Mörtels für ewig gebaut. An dem Pallast, den Severus als Gouverneur von Gallien bewohnte, hat man seinen Namen gefunden. Hier sehen wir noch die Reste der Aquädukten, die gutes Trinkwasser neun Stunden weit herführten und an dieser Stelle zusammenlaufen. Hier kreuzten sich auch Agrippas vier große Heerstraßen und durchschnitten hernach Gallien in verschiedenen Richtungen. Noch finden wir römische Bäder, Wasserbehälter und unterirdische Gewölbe, wodurch die Stadtquartiere mit einander zusammenhiengen, Gefängnisse, wo des Nachts die Sklaven eingesperrt wurden. Alles dies ist noch in deutlichen Spuren vorhanden. In dem Garten der Minimen sehen wir noch Trümmer des alten Theaters, das im zweiten Jahrhundert durch das Blut unserer Märtyrer geheiligt ward. Noch erkennen wir daran den Halbcirkel, das Orchester, die Stufen und einige andere Theile. Hier fand man bis tief in die Erde Haufen von Kohlen, verbrannte Balken, geschmolzene Bronze und Blei; anderwärts Skulpturstücke, antike, durch des Feuers Gewalt halb verkalkte Lampen, was alles von einer furchtbaren Feuersbrunst zeugt." Hier wurden unter dem Kaiser Severus neunzehntausend Christen niedergemetzelt und dann in der Nähe begraben. In der unterirdischen Kirche von St. Irénée wird ein Brunnen gezeigt, wo die blutigen Reste vieler dieser Märtyrer hineingeworfen worden seyn sollen. Deßhalb wird in der heiligen Woche stark hieher gewallfahrtet.

Wenn der Consul Lucius Munatius Plancus, der bekanntlich Lugdunum vor achtzehnhundert und sechzig Jahren gründete, jetzt wieder käme, so würde er nicht wenig staunen, daß indessen seine Stadt von der Höhe in die ehemals von zwei Strömen verheerte Ebene herabgestiegen ist, daß sich da die Einwohner verzehnfacht haben, reich, frei und unabhängig leben, Jeder für sich, fern von Prätorenwillkuhr und militärischer Herrschaft, daß die Armen und Kranken zu Tausenden in Häusern wohnen, deren jedes größer und schöner ist als sein consularischer Pallast. Ebenso würde Lucius staunen, wenn er in eine Fabrik träte und sähe, mit welcher Leichtigkeit, Schnelle und Einfachheit da die schönsten, schwierigsten und künstlichsten Arbeiten vor sich gehen. Sähe er da in farbiger Seide mit reichem, bald glänzendem, bald mattem Gold und Silber Stoffe weben, die kunstvollen Prachtgemälden gleichen, sähe er, wie der Arbeiter das Herrliche entstehen läßt, ohne selbst im Geringsten Künstler zu seyn, ja wie er dabei fast nichts zu thun hat, als ein Schiffchen an einem Faden wie Knabenspiel hin und her zu werfen, und daß daraus reiche, glanzvolle und wunderherrliche Zeuge entstehen, von denen selbst die üppigsten asiatischen Höfe, Rom und Byzanz in ihrem höchsten Luxus keinen Begriff hatten: sähe Lucius dies Alles, so würde er wohl auf den Gedanken kommen, es gebe etwas noch Besseres als Römersinn und Römerherrschaft.

Die mildthätigen Anstalten der Stadt führen mich auf einen deutschen Wohlthäter Lyons, auf Kleeberger, der aber nur noch wie eine mythische Person aus dunkler Zeit herüberschaut und in dessen Leben uns viel wunderlich und fast unbegreiflich vorkommt. So viel ist gewiß, er war aus Nürnberg und ein Zeitgenosse Albert Durers. Vielleicht lebt dort noch eine Familie dieses Namens. Er muß aber früh seine Heimath verlassen haben, ausgewandert seyn und großes Vermögen erworben haben, wahrscheinlich in Handelsgeschäften, worin damals Nürnberg so bedeutend war. Zuerst erscheint er aber nicht in seinem Comptoir, nicht in seinem Waarenmagazin, sondern — sonderbar genug — auf dem Schlachtfeld von Pavia, wo er unter Franz I. stritt, und als dieser König gefangen wurde, ihm eine bedeutende Summe anbot, um sich loszukaufen. Später finden wir ihn als Bürger von Bern, wo es ihm aber nicht gefallen haben muß, denn kurz darauf tritt er in Genf auf, wo er in der Chronik des Staatsraths als Jean Clébergue qui est grand riche vorkommt, im Jahr 1527 verschiedene Besitzungen kauft, im Stadtviertel St. Gervais mehrere Häuser anlegt, dem Hospital bedeutende Schenkungen macht, in der Pestzeit 1542 den Armen ein Haus einräumt, ihnen zweihundert Ellen Tuch zu warmen Kleidern gibt, zur Steuerung der Hungersnoth Getreide aus Bayern kommen läßt und bis 1545 fast jährlich als großer Wohlthäter des Hospitals und Quartiers St. Gervais genannt wird, dem er abermals mehrere ansehnliche Gebäude mit Scheunen und Gärten schenkt. Diese Genfer Stadtgegend hat neuerdings wieder den Namen des Gebers bekommen, wiewohl sie verkürzt „Bergues“ heißt und nur eine Straße derselben Kleberg genannt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Des Teufels Meerfahrt.

(Schluß.)

Wie der Teufel mit seiner Großmutter französisch spricht, damit sie das Volk nicht verstehe.

Den Teufel gereute sein Versprechen abermals, und er versuchte wiederum, sich davon loszumachen. Als alles Volk zu den Schiffen ging und die Prinzessin mit ihrem Gefolge bereits schon darauf war, trat er zum Köhlerweibe und bot ihr heimlich eine große Summe Geldes, auch eine ganz neue Kleidung von Goldbamast, wenn sie ihm sein gegebenes Wort erlassen wolle; allein die Köhlerin wollte von keinem Vergleich etwas wissen und höhnte seiner. Dieses kränkte den schwarzen Herrn bitter. Zu gleicher Zeit zog man die Glocke, weil das Schiff abzustoßen im Begriffe stand. Der Teufel schüttelte sich wie im Fieber; Feuerfunken stoben aus seiner Nase und die schwarzen Haare flogen um sein Haupt; so baugte ihm vor dem Anblick des Wassers. Als die Großmutter dieses sah, kam sie aus dem Gefolge der Damen heraus, faßte den Teufel beim Arm und rief ihm zu, daß die Umstehenden es nicht verstehen sollten: „Ecoutez, mon fils, vous êtez un lâche, un misérable!“ — „Madame,“ entgegnete er, „que diable voulez vous que je fasse? Montez sur votre chien de vaisseau et partez seule!“ Und damit wollte er die Flucht ergreifen, aber die Großmutter rief zwei derbe Packknechte herbei, die mußten den Teufel auf den Arm nehmen und auf das Schiff tragen. So kam er endlich darauf und die Schiffer lichteten beim Jubelruf der Menge die Anker.

Wie der Teufel sich auf dem Schiffe gebehrdet, wie er die Seekrankheit bekommt und ertrinkt.

Anfangs ging es besser, als er gefürchtet hatte. Auf dem Schiffe herrschte eine lustige Stimmung; man sang, spielte, lachte und trieb Liebeshändel bunt durcheinander, so daß bei den vielen jungen Frauen und edlen Rittern der Mann mit dem feuerfarbnen Kleide sich ganz wohl befand. Er ließ sich sogar herab, der Gesellschaft einige

besondere Kunststückchen vorzumachen, die Niemand so gut produciren konnte wie er. Als zum Beispiel der Mond aufging, nahm er ein langes Messer, schnitt von der glänzenden gelben Scheibe einige Stücke ab und reichte der Prinzessin und jeder der Hofdamen auf einem silbernen Teller ein Stück ganz frischen Mond, so kalt, daß den meisten die Zähne schmerzten. Dennoch versicherten die Damen, daß keine eingemachte Frucht, sie möchte heißen wie sie wollte, ihnen so gut geschmeckt habe.

Jezt kam aber ein Sturm. Das Schiff schwankte sehr und viele Leute bekamen eine ausnehmende Schwachheit in den Gedärmen. Man hörte Wehklagen, wo man früher lustige Liedchen gehört hatte, und Verwünschungen tönten, wo früher Küsse gerauscht hatten. Der Sturm heulte, die Nacht wurde überaus finster und von ferne ließ sich der Donner hören. Es gab Niemanden auf dem Schiffe, der jezt nicht gerne auf dem Trockenen gewesen wäre, der Teufel am liebsten. Es überkam ihn eine solche Schwachheit, daß er sich der Länge nach auf's Verdeck niederlegte und anfing bitterlich zu weinen. Er bereute in diesem Zustande alle seine früheren Sünden, ging in sich und gelobte Besserung, so erbärmlich war ihm zu Muthe. Aber es half alles nichts; das Schiff schwankte immer stärker und die Wellen fingen schon an hereinzubringen. Da erhob er ein so klägliches Geheul, daß alle auf dem Schiffe noch mehr vor seinem Schreien als vor der nahen Todesgefahr erzitterten. Endlich geschah, was nicht zu vermeiden war, das Schiff sprang gegen einen Felsen an, scheiterte und ging unter. Der Teufel und seine Großmutter retteten sich mit großer Noth auf eine Tonne und suchten auf dieser reitend das Ufer zu gewinnen. Die Alte klammerte sich um seinen Leib, der Wind blies in ihren großen Fischbeinrock und trieb diesen wie ein Segel vorwärts. Schon war die Tonne ganz nahe am Ufer, als der Teufel aus Freuden, sich gerettet zu sehen, sein Sachentuch hervorzog, um sich den Angstschweiß abzutrocknen. Bei dieser Gelegenheit zog er auch seinen Schweif aus der Tasche, derselbe fiel in's Meer, und in dem Augenblick mußte auch der Teufel hintendrein. Die Großmutter rettete sich durch einen beherzten Sprung, die Tonne aber wurde in Stein verwandelt, und man kann sie noch sehen an der Küste von Norwegen, oberhalb Bergen in einer Schlucht, die die Teufelswiege genannt wird, ohne Zweifel weil der schwarze Ritter dort auf eine so unangenehme Weise gewiegt wurde. Andere erklären aber den Beinamen aus den Stürmen, die in dieser Bucht beständig brausen und manches arme Schifflein zu Tode gewiegt haben.

Dieses erzählen die guten Leute zu Drotningsoer, um damit zu beweisen, daß der alte Fürst der Lüge immerdar zu kurz kommt, wenn er in seiner abscheulichen Frechheit es wagt, unserm Herrn und Meister etwas nachzumachen. Sie erzählen noch ferner, daß der Teufel lange Jahre auf dem Grunde des Meeres gelegen habe, weßhalb es denn auch sonderbar auf Erden zugegangen, bis ihn zufällig Fischer im Neze an die Oberwelt gebracht, worauf Alles alsbald wieder in's Geleise gekommen.

Aerzte als Dichter.

Eine literarische Erscheinung.

Die geistige Thätigkeit des Dichters und des Arztes erscheint äußerlich von sehr verschiedener, meistens sogar entgegengesezter Art. Faßt man aber im Arzte den Naturforscher in's Auge, so offenbart sich schon dem gemeinen Gefühl eine gewisse innere Verwandtschaft zwischen beiden Thätigkeiten, und der Mythus, nach welchem Apoll zugleich der Gott der Poesie und der Heilkunde war, erscheint als der natürliche Ausdruck dieses Gefühls. Wie man nun aber dieses Verhältniß auffassen mag, so bleibt die Thatsache merkwürdig, daß keiner unter allen gelehrten Ständen, keine aller wissenschaftlichen Innungen so viele und so treffliche Dichter aufzuweisen hat, als eben die der Aerzte und ihrer Genossen, der Naturforscher. Diese Erscheinung wiederholt sich bei allen neuern Völkern, die hiebei in Betracht kommen. Selbst aus dem Alterthum läßt sich ein Beispiel anführen: Jesaias, vor dem sich Pindar beugen muß, war in der Heilkunst erfahren. — Wenn überhaupt jede wahre Naturforschung aus zwei Elementen besteht, aus dem sinnlich bemerkenden und sondernden, der Analyse, und aus dem geistig zusammenfassenden, der Synthese, so fällt lezteres mit dem poetischen Organ der Seele zusammen, und der alte Zusammenhang zwischen Arzt, Naturkundiger, Seher und Dichter ist tief in unserer Natur gegründet, wie sich denn auch im Somnambulismus gleich die Fernsicht mit dem Heiltriebe paart. Was sind unsere Naturphilosophen und Mystiker anders als Seher, Propheten, deren Orakelworten dieselbe, aber auch nur dieselbe relative Wahrheit zukommt, wie den Inspirationen wahrer Dichter? Man vergleiche Buffon mit ihnen: auch er war ein Poet, aber in der Weise seiner Nation, rhetorisch und mit Einbildungskraft begabt auf Kosten der Phantasie.

Die folgende Liste kann keineswegs auf Vollständigkeit Anspruch machen.

Italiener. — Hieronymus Fracastore, † 1555 in Verona. Nach dem Urtheil Maffeis gebührt ihm eine ausgezeichnete Stelle unter den italienischen Dichtern. Sein Hauptgedicht (de morbo gallico) ist ein oft gedrucktes und oft überseztes, sehr schönes Werk.

Hieron. Amaltheo, † in Oderzo 1574. Muret, ein Kenner, hielt ihn für den ersten aller lateinisch dichtenden Italiener.

Franz Redi, von Arezzo, † 1694 zu Pisa. Er war Leibarzt beim Großherzog von Toskana und ein glücklicher Naturbeobachter. Selbst neuere italienische Literarhistoriker stellen ihn als Dichter sehr hoch und preisen namentlich seinen „Bacco in Toscana."

Franzosen. — Franz Rabelais, † 1585 in Paris. Sein rother Mantel ward ehemals in Montpellier allen Studenten, welche die höchste Würde in der Arzneikunst empfingen, umgehängt.

Claudius Quillet. † 1661 zu Paris. Er übte die Heilkunst in seiner Vaterstadt Chinon in der Touraine mit Glück aus.

Demetrius de la Croix. Sein Hauptgedicht ist: Connubia florum carmine demonstrata.

Holländer. — Gottfried Bidloo, Leibarzt Königs Wilhelm, † 1713. Seine Gedichte in holländischer Sprache erschienen zu Leyden 1719.

Engländer. — Akenside. † 1770. Sein treffliches Werk: The pleasures of imagination, dichtete er im 23sten Jahre. Den großen, hiedurch erregten Erwartungen entsprach die Folge nicht. Wir haben zwei deutsche Uebersetzungen seines Gedichts; die beste von Robe, Berlin 1804.

Tobias Smollet, † 1771.

Woolcott, gewöhnlich Peter Pindar genannt.

Erasmus Darwin, † 1802. Sein Hauptgedicht ist der botanical garden.

Deutsche. — Euricius Cordus, eigentlich Heinrich Urban, † 1538 in Bremen.

Peter Lotichius (Lottich), geboren zu Schlüchtern im Hanauischen, Lehrer der Arzneikunst in Heidelberg, † 1560. Heinsius und Denis behaupten, er sey der beste lateinische Elegiendichter der Deutschen.

Paul Flemming, † 1640. Viele halten ihn für den größten deutschen Dichter des 17ten Jahrhunderts.

Joh. Christ. Günther, ein Schlesier, † 1723. Nach Goethe's Ausdruck: „ein Poet im vollen Sinn des Worts;" nur etwas roh und incorrect.

Paul Gottl. Werlhof, † 1767.

Albrecht Haller, der Große genannt, † 1777 in Bern.

J. P. L. Withof, † 1789 in Duisburg, didaktischer Dichter, etwas ungeschmeidig, aber stark und gedankenvoll.

Friedrich Schiller, † 1805. Er übte die Heilkunst nur vom December 1780 bis September 1782 aus.

J. C. Unzer, Arzt in Altona, geb. 1746, † 1809.

Valer. Wilh. Neubeck, geb. 1765 zu Arnstadt in Thüringen. Sein Gedicht: „Der Gesundbrunnen," erlebte die verdiente zweite Auflage, Leipzig 1809.

Justinus Andreas Christian Kerner, Oberamtsarzt in Weinsberg, geb. zu Ludwigsburg den 18ten September 1786.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, December.

Neue Kunsthandlung. Concerte.

Der hauptsächlich durch die so weise, als wohlthätige Wirksamkeit und die freundlichen, gegenseitigen Handreichungen der Kunstvereine neuerlich vielfach geförderten bildenden Kunst gereichen unter Anderm die Kunsthandlungen zu großem Vortheil. Auch in Dresden ist ihre Anzahl im Verhältniß zu der sich hebenden Bedeutung der Kunst selbst immer mehr angewachsen, und es gibt deren, die, wie z. B. die Arnoldsche (vormals Rittnersche) und die Sterlsche, schon seit längerer Zeit sich einer wohlverdienten, allgemeinen Anerkennung erfreuen. Läßt sich daher auch nicht sagen, daß eine neuerrichtete Handlung dieser Art zu den nothwendigen Bedürfnissen gehörte, so kann man doch eben so wenig verkennen, daß die eben erst hier eröffnete Kunsthandlung des Herrn Weiß als ein so schöner, wie nützlicher Schmuck der Stadt zu betrachten ist. Schon früher, wo der Unternehmer noch seinen Wohnsitz und Kreis der Betriebsamkeit in Berlin hatte, hielt er eine Zeitlang hier ein Filialinstitut, das aber, ohne Zweifel besonders auch wegen der durch diese Theilung erschwerten Uebersicht des Ganzen und der Verdoppelung des Aufwandes, wieder aufhörte. Jetzt hat er sich völlig hieher gewendet und seine ganze köstliche Sammlung, vorzüglich alter Gemälde der größten Künstler, im ersten Stockwerk des die Ecke des Altmarkts und der Seegasse bildenden, ansehnlichen Hauses aufgestellt, welches Lokal auch die übrigen Gegenstände seines Handels in sich faßt. Versäume ja kein durch Dresden reisender, gebildeter Kunstfreund, das großartige, einladende Lokal zu besuchen. In mannigfachster Gestaltung wird jeden dort die Kunst freundlich ansprechen, und schwerlich einer den Zweig, der seine Aufmerksamkeit zunächst an sich zieht, nicht berücksichtigt finden. Nur Eines zu gedenken, so sieht man dort zwei, schon der Größe wegen sehr seltene Oelgemälde von David Teniers, von denen das eine, Bauern beim Kegelspiele im Freien darstellend, nicht nur dieses großen Charakteristikers ausgezeichnetes Talent für Individualisirung seiner Figuren in das glänzendste Licht setzt, sondern auch als Landschaft, hinsichtlich der leichten, genialen Ausführung und des harmonischen Tons, einen Platz in der besten Gemäldegalerie mit Ehren ausfüllen würde. — Die Wellen der Tonkunst gaben sich diesmal ungewöhnliche Mühe, uns durch einen November, der mit seinen Eiszapfen und viel zu vielen Graden unter dem Gefrierpunkte die unhöfliche Geberde des Januars anticipirte, recht angenehm zu tragen. Etwas einseitig allerdings, denn sie stammten großentheils aus dem fast allzureichlich bebauten Felde des Piano's her. Die Concerte auf diesem Instrument hörten gar nicht auf. Nach Fräulein Girschner aus Berlin erfreute uns die mit Recht bewunderte Clara Wieck durch ihre hohe Virtuosität, und nach ihr wußte die ausgezeichnete Pianistin Kathinka von Tietz aus München uns durch die gefühlvolle Zartheit in ihren Alleinleistungen ungemein zu fesseln. Dazwischen gelang es auch der so kraftvollen, als sichern Hand Willmers aus Kopenhagen, demselben Instrumente gewaltige Harmonien zu entlocken. Der geschickte Guitarrespieler Pique aus Prag that ebenfalls das Seinige, unsern schleichenden Winterabenden Flügel anzuheften. Sein durch eine eigenthümliche Construktion vervollkommnetes, und mehr als die gewöhnliche Guitarre besaitetes Instrument macht auch auf größere Selbstständigkeit als diese Anspruch, die sich meistentheils mit der untergeordneten Stellung einer Begleiterin des Gesangs begnügt. An der so kraftvollen, als delikaten Hand des jungen Meisters wird es gewiß nicht liegen, wenn es seiner Guitarre gleichwohl mißlingen sollte, die beabsichtigte Emancipation durchzusetzen. — Ein Concert der königlichen Kapelle zum Besten der Armen zeichnete sich als eine köstliche Leistung, besonders auch durch die überaus ansprechende Composition eines Psalms vom wackern Kapellmeister Reißiger aus. — Ferner griff ein musikalisches Quartett, aus vorzüglichen Tonkünstlern der Kapelle bestehend, ebenfalls freundlich ein, das famöse Uebel der „Europamüdigkeit" von uns abzuwehren, welches bekanntlich erst vor Kurzem eine nicht unbedeutende Zahl unserer Mitbürger zu Schiffe trieb. Wie gesagt also, die Tonkunst war durchaus nicht der Trägheit zu bezüchtigen, wenn Einer oder der Andere an der Langeweile gekränkelt haben sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 9.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 10. Januar 1839.

Ich will diese Stadt wüste machen und zum Spott, daß Alle, die vorübergehen, werden sich verwundern über alle ihre Plage und ihrer spotten.

Jeremias.

Balbekan. *

Von A. Freiherrn von Sternberg.

Von Balbekan, der Wüstenstadt, soll ich
Die grause Kunde deinem Ohr enthüllen? —
So hör' und beug' vor Allahs Größe dich.

Es prangt ein Weib in stolzer Jugend Füllen,
Sie scherzt in heitrer Lust, da faßt im Nu
Der Tod sie an, zwingt sie zu seinem Willen,
Und deckt das schöne Bild mit Grausen zu.
Noch glänzt das Lächeln auf der kalten Lippe,
Noch starrt das offne Auge ohne Ruh,
Es winkt und lächelt selbst noch das Gerippe! —
Ein solches Schicksal mußt' die Stadt gewinnen,
Von der wir dort auf schroffer Felsenklippe
Herragen sehen die gewalt'gen Zinnen.
In stolzer Folge Schlösser und Palläste
Erblickt das Aug', das Ohr hört Bronnen rinnen
Und nahen Jubelklang bacchant'scher Feste.
Nur kurzen Wegs glaubt sich der Fuß geschieden,
Und frohen Muths bricht auf der Zug der Gäste;
Doch wie er vorwärts strebt, ohn' zu ermüden,
Stets weiter flieht das gastlich offne Thor
Und Keinem war der Einzug je beschieden.
Das Meer der Wüste rollt die Wogen vor,
In Schrecken wandelt sich die üpp'ge Küste,
Der Armen Hülferuf erreicht kein Ohr
Und ihres Blutes Ströme trinkt die Wüste.
Solch Grausen ist im Zorne des Gerichts
Dort aufgethürmt, damit sich Niemand rüste,
Den Ort zu schauen, welchen, Allah spricht's,
Im schweren Grimme ich verfluchet habe. —
In Folge wohl prophetischen Gesichts
Hat dennoch einst ein Derwisch, wohl zur Labe
Der frommen Seelen, die zum Heil sich's merken,
Den Weg gefunden zum lebend'gen Grabe.
Laßt auch in euch den frommen Muth sich stärken,
Vernehmet, was der Derwisch hat berichtet
Von jener Stadt und ihren Wunderwerken,
So schön, wie noch kein Dichter sie gedichtet,
Wie noch kein sterblich Aug' sie je geschauet.
Palläste auf Palläste aufgeschichtet

* Die Morgenländer haben eine Sage von einer Stadt mitten in der Wüste, von einem ungeheuren Umfange; allein den Weg zu ihr findet Niemand, obgleich jede Caravane, die die Wüste durchzieht, die prächtigen Zinnen und Palläste am Horizonte schimmern sieht. Nur an einem Tage im Jahre, und an diesem Tage in einer Stunde, und von dieser Stunde in einer Minute steht der Weg offen, und wer so begünstigt vom Geschick ist, gerade diesen einzig günstigen Moment zu erfassen, gelangt in die Wüstenstadt und zum Anschauen ihrer Wunder.

Erheben sich, bis wo die Wolke thauet,
Von Edelstein die Pfeiler und die Stützen,
Die Mauern von gediegnem Gold erbauet;
Kaum trägt das Aug' der vielen Flammen Blitzen
Und Gärten prangen stolz mit ries'gen Bäumen,
Darunter Bronnen farb'ge Strahlen sprützen,
In Marmorbecken goldne Fluthen schäumen.
Und drüber ist ein Himmel ausgebreitet,
Der, selbst ein Traum, ruht über üpp'gen Träumen,
So frühlingshelle ist er ausgeweitet,
So schimmernd klar schlägt er die ew'gen Wellen,
Durch die auch nicht der schwächste Schatten gleitet.
Doch ach, beim Glanze all der tausend Quellen,
Der hohen Bäume, die so schlank sich biegen,
Der Menschenmassen, die stets höher schwellen,
Sich toll zu drängen scheinen auf den Stiegen,
Erreicht auch nicht der schwächste Laut das Ohr,
Still ist es rings und wie das Grab verschwiegen.
Obgleich du mitten stehst im dichtsten Chor
Der Straßenkäufer, die die Mäuler weiten,
Dich anzubrüllen, tönt kein Laut hervor,
Stets aufgehoben bleibt ihr Fuß im Schreiten.
So stehen sie schon hunderttausend Jahr,
So werden stehn sie bis an's End' der Zeiten. —
Versteinert ist des Baums beweglich Haar,
Versteint des Silberquelles lieblich Kosen,
Versteint im Busch das Turteltaubenpaar,
Versteint selbst an der Mädchenbrust die Rosen!
O Graus, der muß lebend'ge Seelen fassen,
Die so in's Todtenreich sich sehn gestoßen,
Sich so umringt sehn von erstarrten Massen,
Die mit des Lebens glühnden Reizen prangen,
Indeß kein Herz die hohlen Brüste fassen,
Und Staub der Wüste liegt auf Marmorwangen!
O gingen in sich, die von Adam stammen,
Die Sünder alle, eh da kommt gegangen
Das Chor Propheten, die die Welt verdammen!
Denn schrecklich sind Propheten, wenn sie wettern,
Und doppelt furchtbar sind Prophetenflammen.
Ich habe oft gehöret Posaunen schmettern,
Und Donnerkeile im Gebirge fallen,
Und Wasserschäume auf gen Himmel klettern;
Doch von den zornerfüllten Stimmen allen
Ist stets die laut'ste die Prophetenstimme,
Wenn, um zu stürzen die Palläst' und Hallen,
Sie sich erhebt in ihrem ganzen Grimme.
Solch ein Prophetenschrei war hier erklungen. —
Doch gönnt der Sage, daß sie weiter schwimme
Auf finstern Wogen. Längsam vorgedrungen
Ist unser Fuß bis in der Häuser Mitte,
Nachdem mit dichtem Staub er hat gerungen,
Der Trepp' und Vorsaal deckt bei jedem Tritte.
Jetzt öffnet sich der Saal, der Gäste Menge
Sieht überrascht das Aug in heitrer Sitte
Vertheilet an den Wänden; ein Gedränge
Umsteht der Tänzerinnen Schwesterpaar,
Das sich bewegt im Takte der Gesänge.
Noch flattert hoch der Einen goldnes Haar,
Der Andern Fuß hebt eben leis die Spitze,
Bewundrung lächelt rings die frohe Schaar,
Die Fernsten stehen auf von ihrem Sitze;
Da durch die Luft gellt der Prophetenschrei —
Und schnell zu Stein erstarrn die farb'gen Blitze,
Der laute Saal erstirbt zur Wüstenei; —
Gehoben bleibt der Fuß, das Haar bleibt fliegend. —
Ich eile fort. — Da winkt ein Greis herbei
Die Enkelschaar, die an sein Knie sich schmiegend,
Von seinen Lippen lauscht ein holdes Mährchen.
Grad kommt zum Schluß er, kluge Worte fügend,
Und wendet sich zum allerjüngsten Pärchen —
Da bleibt die Lippe stumm und redet nimmer.
Am Silberbarte rühet sich nicht ein Härchen,
Und aufwärts schaut der Kleinen Blick noch immer,
Als wollt' er sagen: „Wirst das End' nicht machen,
O Vater? Mutterchen harrt schon im Zimmer;
Du weißt, sie zürnt, wenn wir zu lange wachen."
Doch ach! Großväterchen besinnt sich lange. —
Dort ist ein Bild, das reizte wohl zum Lachen,
Wenn Lachen keimte je im Schreckenszwange.
Die Alte handelt am Limonenladen;
Sie will, erschöpft vom langen Käufergange,
Den dürren Gaum im frischen Safte baden.
Schon schlürfen offen weit die Lippenfalten,
Schon schmiegt die Zung' sich an, mit eingeladen —
Da Zung' und Frucht sich wandeln zu Basalten,
Und also muß, ein Bildniß der Begier,
Auf offnem Markt sie schaugestellt, erkalten. —
Mit seinem Ball ergözt ein Knab' sich hier,
Er wirft in Lufte ihn mit Wohlgefallen;
Doch Wunder! im azurnenen Revier
Bleibt schwebend er, ohn' wieder rückzufallen,
Und immer bleibt des Knaben Hand gehoben.
Allein das Bild, das schrecklichste von allen,
Droht unserm Blick im Königsschloß dort oben,
Von dem die Zinnen schimmernd niederleuchten,
Als hätt' aus Sonnenglut man sie gewoben.
Hier ist es, wo des Herrschers Ohr erreichten
Des Fluches Donner in dem Augenblicke,
Als seine Sünden jede Gnade scheuchten.
Von hier aus sank das grausige Geschicke
Rings auf die Stadt, die nun im Zauberbanne
Ruht, durch des Herrschers wie durch eigne Tücke.
Dort schläft er noch auf üpp'ger Ottomanne,
Zur Seit' ihm schmiegt sich das geliebte Weib,

Im Tod sich einend dem bedrohten Manne,
Zu Stein verwandelt auch ihr Götterleib! —

O herber Schmerz, der meine Brust durchwühlte!
Nicht eh' war ich genesen, bis fernab
Ein dunkler Schattenquell die Stirn' mir kühlte,
Weit hinter mir lag jenes stumme Grab,
Und wieder Töneruf mein Ohr umspielte,
Und wiederum Bewegung mich umgab.
Da warf ich nieder mich in Baumes Schatten
Und rief zu Allah: Nimmst du einst mich fort —
Inmitten deiner Welt laß mich ermatten!
So schloß der Derwisch jetzt mit frommem Wort.

Ferienwochen.

(Fortsetzung.)

Kleeberger war zwar Genfer Bürger und kam oft dahin, lebte aber gewöhnlich in Lyon, wo er auch das Bürgerrecht hatte und große Fabrik- und Handelsgeschäfte trieb, die seinen Reichthum sehr vermehrten. Selten haben seitdem Lyoner Kaufleute einen so würdigen und schönen Gebrauch von ihrem Reichthum gemacht, als dieser Deutsche in Lyon. Er wohnte im Bourg-neuf am rechten Saoneufer, nahe bei der Pierre-Scize, und hatte da große Gebäude, wahrscheinlich schon für Seidenfabrikation, denn König Franz I. zeigte nach seiner Befreiung aus der Gefangenschaft für die Emporbringung der Seidenfabrikation in Lyon durch venetianische und genuesische Auswanderer große Sorgfalt, wobei ihn Kleeberger, sein alter Freund, mit Rath und That unterstützte. So ward er ein großer Wohlthäter Lyons; er wurde es auch bald nicht bloß für seine zahlreichen Arbeiter, sondern für das ganze Quartier. Darum trägt noch jetzt in der Vorstadt St. Irenée eine Straße und bei der Croix-Rousse ein Platz seinen Namen. Kleeberger hieß nur le bon Allemand. Wo mit Rath, Hülfe und Unterstützung etwas Gutes zu üben war, da half gewiß der Kleeberger. Die Mädchen seines Quartiers hatten besonders an ihm einen Vater, denn er verheirathete deren jährlich sieben an sieben junge Männer des Viertels und stattete sie aus, stand selbst Gevatter bei ihren Kindern, half auf allen schweren Stellen mit Rath und That und war einer der angesehensten Schöffen Lyons. Ja, als er 1546 starb, hatte sich sein Bild so tief in die Gemüther gedrückt, daß die Leute ein grobes Holzbild von ihm machten, mit dem bezeichnenden Geldbeutel in der Hand. Sie stellten es auf Pierre-Scize auf, und wenn die Mütter mit ihren kleinen Mädchen vorübergingen, so mußten diese den homme de la Roche (so hieß das Holzbild) grüßen; wenn sie groß wurden, thaten sie es von selbst und mit gutem Grund; denn Kleeberger hatte auch nach seinem Tod für ihre Verheirathung gesorgt. Bis auf den heutigen Tag ziehen die Leute jenes Quartiers musizirend mit dem Holzbild durch Lyon. Zwar ist es jetzt verstümmelt, denn die Revolution hat auch an ihm mit ihrer Rohheit gewüthet; aber das Volk weiß doch, daß es den alten bon Allemand, den homme de la Roche vorstellt. Jetzt denkt die Stadt darauf, an die Stelle jenes Holzbildes — das den ältesten griechischen Götterbildern gleicht — eine Statue Kleebergers von weißem Marmor machen zu lassen. Es ist aber sehr zu fürchten, daß sie die Mädchen nicht grüßen werden, wie das alte, verehrte Holzbild.

So lebt in Lyon die Erinnerung an den bon Allemand fort. Aber auch eine belle Allemande ist noch im Munde des Volks, wiewohl es sie nicht als seine Wohlthäterin ansehen kann. Was die Volkssage von ihr berichtet, wenn sie auf den Thurm zeigt, der noch jetzt la tour de la belle Allemande heißt, ist nicht ohne Interesse. Ein junger Lyoner ging vor mehreren Jahrhunderten nach Deutschland, machte da in irgend einem Land gute Geschäfte, war dem Fürsten in seinen Finanzverlegenheiten dienlich und wurde daher bei Hofe sehr angesehen, erhielt Titel, Rang und Ehrenzeichen, wie das unter ähnlichen Umständen noch heutzutage zu gehen pflegt. Man wollte ihn dort an eine vornehme Dame verheirathen, er aber hatte ein schönes Bürgermädchen gesehen, die mit ihrer Hände Arbeit die Eltern ernährte; denn sie war im Sticken und Verfertigen von Gold- und Silberbanden und ähnlichem Kunstwerk sehr gewandt. Er liebte sie leidenschaftlich, und da er auf seinen Reichthum und vornehmen Stand vertraute, so wunderte er sich nicht wenig, als das Mädchen gar nicht über den Heirathsantrag entzückt war, mit dem er sie einmal bei ihren Eltern überraschte. Diese freilich waren darüber sehr erfreut, denn sie sahen in dieser Verbindung ihres Gretchens das sicherste und ehrenvollste Mittel, aus ihrer peinlichen Lage zu kommen und ein glückliches Alter im Ueberfluß zu leben. Wenn Gretchen nicht auch froh darüber war, so hatte dies seinen guten Grund; denn sie liebte einen jungen Menschen, der gleichfalls knapp von seiner Hände Arbeit lebte, und mit dem sie gar keine Aussicht hatte. Sie war aber eine gute Tochter, die Eltern mögen auch nicht wenig gebeten und zugeredet haben, kurz, sie sagte dem Franzmann ihre Hand zu und ward seine Frau. Darüber entstand bei Hof ein entsetzlicher Lärm. Weil man da den Fremden nicht mehr brauchte, so begegnete man ihm vornehm, wozu besonders die Hofleute mit ihren heirathsfähigen Töchtern halfen. Die Franzosen haben bekanntlich viel Ehrgefühl,

so auch unser Lyoner. Er beschloß also, den deutschen Hof zu verlassen und mit seiner jungen Frau in seine Heimath Lyon zu ziehen. Hier kaufte er ein großes Besitzthum und baute ein schönes Haus auf der Anhöhe am linken Saoneufer, dem malerischen Felsen Pierre-Seize gegenüber, auf dem damals ein festes Schloß stand. Das schöne Haus war bald fertig, ihm fehlte innen und außen fast nichts, was das Leben angenehm machen konnte. Nur Eines fehlte: der frohe Sinn des Hausherrn; denn an das glänzende Hofleben, seine Feste und vielfachen Zerstreuungen gewöhnt, gefiel es ihm nicht in der Fabrikstadt. Kinder hatte er nicht, und seine Frau litt bei dem Uebelgelaunten große Langeweile, wenn nicht manchmal Fremde kamen, die sehr gut und gastlich von dem Hausherrn aufgenommen wurden, wenn sie etwas Neues und Zerstreuendes brachten, oder wenn sie aus dem Lande kamen, wo er früher so angenehm gelebt hatte und an dem er deßhalb immer noch sehr hing.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei von Deutschland und den Deutschen.

Im Jahr 1588 waren schon viele deutsche Handwerker in Pera, der Vorstadt von Konstantinopel, angesiedelt: Goldschmiede, Awermacher (Uhrmacher), Büchsenmacher, Messerschmiede. *

— Die deutschen Juden in Konstantinopel hatten schon i. J. 1574 eine Schule daselbst. „Da lasen und sungen sie allzumal, jung und alte." ** .

— Schweitzer, *** der 1676 in Columbo war, erzählt, ein altes Singalesenweib habe etwas deutsch verstanden, weßhalb er die Kost bei ihr genommen.

— Die erste Glashütte in China wurde zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts von einem Deutschen, dem Missionär Kilian Stumpf, angelegt.

— Die erste Papiermühle in England ward i. J. 1588 von einem Deutschen angelegt.

— In den Wüstenelen der Sierra Morena ließ König Karl III. Kolonien von Deutschen anlegen.

(Wird fortgesezt.)

* Heberer, Beschrb. einer dreijährigen Dienstbarkeit. S. 571.

** Gerlachs Tagebuch. 471.

*** Journal einer ostindischen Reise. Tübingen 1698.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, December.

(Fortsetzung.)

Theater. Stockungen im Verkehr.

Unserer Schaubühne ist die Schuld von dergleichen eben so wenig beizumessen. Denn erstens kommt da, wo das alte invalide Schauspielhaus unsere gerechten Kunstwünsche und Bedürfnisse völlig im Stiche läßt, das immer behender aus der Erde Grund emporsteigende neue uns mit der Hoffnung auf eine Zukunft zu Hülfe, in der wir alles seither schmerzlich Ersehnte und Vermißte in überreichem Maße erhalten werden. Und die Schauspieler anlangend, so fehlt es unter ihnen nicht an männlichen und weiblichen wahrhaften Edelsteinen, auch kann man, ohne ungerecht zu seyn, kaum bezweifeln, daß außer diesen eine bedeutende Zahl recht wackerer Künstler und Künstlerinnen hier vorhanden ist, und daß die große Mehrheit der Gesellschaft überhaupt gemeiniglich ihre volle Kraft anwendet, etwas Gutes und Tüchtiges hervorzubringen. Zweitens bestrebt sich die Direktion immer sichtbarer, durch ein recht buntes Durcheinander von Stücken Jedermann gerecht zu werden, und heute dem feinsinnigen Publikum, morgen dem mittelfeinen zu genügen, übermorgen und in den folgenden Abenden aber die zahlreichen Fraktionen und Nüancen des ganz ordinären Publikums möglichst zufriedenzustellen. Hiezu unterläßt man auch nicht, wie sich gebührt, ausländische sowohl, als ursprünglich deutsche Neuigkeiten anzuwenden. Zu diesen gehörten in der lezten Zeit das Drama: „Ein Duell unter Richelieu," nach dem Französischen von Lockroy und Badon, so wie die Lustspiele: „Bruno und Balthaser," nach dem Italienischen von C. Blum, „Vater und Vormund," nach dem Französischen von Herrmann, und „Nichte und Tante." Die ersten drei Stücke wurden nicht ohne Beifall gegeben. Das lezte erwarb sich, besonders auch durch sehr lebendiges Zusammenspiel, ein vorzügliches Wohlgefallen. Noch ist anzumerken, daß der berühmte musikalische Virtuos Lipinski bei hiesiger königlicher Kapelle als Concertmeister, dem Vernehmen nach vor der Hand auf zwei Jahre, angestellt worden.

Viele Gewerbtreibende, und unter diesen sogar solche, die sich in der Regel eines recht lebhaften Verkehrs zu erfreuen haben, erheben Klagen über merkliche Verminderung ihres Absatzes und auffallende Stockungen im Geldumlauf. Ohne Zweifel tragen die zahlreichen Aktienunternehmungen und die fast täglich sich mehrenden Einzahlungen auf dieselben zu diesen Beschwerden das Meiste bei. Auf den Stand der Aktien selbst wirken natürlich die dadurch entstehenden Verlegenheiten nachtheilig zurück. Sogar Aktien, deren günstiges Resultat kaum noch einem Zweifel unterliegt, wie z. B. die der Leipzig-Dresdener Eisenbahn, leiden darunter. Ihr momentan etwas gedrückter Stand wird sich jedoch bei dem raschen Fortschreiten des Werkes zuverlässig bald wieder erheben. Geht doch seit dem 21sten v. M. die Bahn schon von Leipzig aus bis zur Elbe in der Nähe von Riesa. Gegen Ende des Mai l. J. hofft man mit Zuversicht das Ganze zu Stande gebracht zu sehen. Ein Hindeuten auf diese nicht mehr in Zweifel zu stellende baldige Vollendung scheint bei den Hemmungen, welche so eben ähnlichen Entreprisen in Frankreich entgegentreten, überall an ihrem Platze zu seyn. Diese (zum Theil wohl durch künstliche Manövers absichtlich erregten) Hemmungen bewirken schwerlich mehr, als die Verspätung einer schon längst als ein Zeitbedürfniß betrachteten Sache. Der Mensch hat sich bereits mit dem Gedanken der Unentbehrlichkeit der Eisenbahnen und mit den Vortheilen des durch sie zu bewirkenden innigern Vereins der Länder und Völker zu viel beschäftigt, um durch Hindernisse ganz von ihnen abgebracht werden zu können. Obschon die Folgen des Eisenbahnsystems sich noch durchaus nicht vollständig übersehen lassen, so scheint doch ein Hintertreiben der Ausführung außer den Grenzen des Möglichen zu liegen. Vielmehr dürfte derjenige Staat, dem es gelingt, sich des, jedenfalls überaus wichtigen, neuen Gewerbszweiges sofort zu versichern, vor den darin erst nachfolgenden Staaten sehr im Vortheil seyn. Unter den hiesigen Aktienunternehmungen steht die Bierbrauerei des Waldschlößchens in Hinsicht des darauf gesezten Vertrauens unstreitig oben an.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 10.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 11. Januar 1839.

Was treibt ihr hier? — Ein namenloses Werk.

Shakespeare.

Der Lumber-Troop in London.

Ich gedenke heute Ihre Leser mit einem sonderbaren Verein bekannt zu machen, von dem bisher auf dem Continente schwerlich viel die Rede gewesen ist, der aber den englischen Humor und überhaupt manche gute Seite des Nationalcharakters in sehr liebenswürdigem Lichte erscheinen läßt.

Seltsam ist schon der Name des Vereins, und nicht wohl zu übersetzen. **Lumber** bedeutet hölzernen Hausrath, Plunder, Gerümpel, Stabholz, Bauholz u. dergl.; **troop** heißt Trupp, Schaar u. s. w., also etwa: Gerümpelschaar. Die Mitglieder nennen sich Troopers, entsprechend dem französischen Troupier, Soldat.

Der ancient and honourable, dies ist sein offizieller Titel, dee alte und achtbaee Lumber-Troop versammelt sich in bald größeeee, bald geringerer Zahl ordnungsmäßig jeden Mittwoch, uneegelmäßig jeden Tag zwischen sieben und acht Uhr Abends im sogenannten Hauptquartier, der Troop-Halle, einem geräumigen Lokale im Boltbof auf der Fleetstraße, gewöhnlich die Doktor-Johnson-Taveene geheißen, weil diesee ebenso witzige als grobe Gelehrte hier viele Jahee gewohnt und meheere seiner gefeiertsten Werke geschrieben hat. Weder die Zeit, wo der Lumber-Troop in's Daseyn getreten, noch die Veranlassung des Namens kann genau nachgewiesen werden, und dies bringt vielleicht die Sittengeschichte um einen interessanten Beitrag. Fragt man einzelne Mitglieder, so lautet die Antwort meist: der Ursprung unseres Vereins verliert sich in den dunkelsten Zeiten, und was den Namen betrifft, so geht die Sage, er habe einen tiefgeheimen Sinn. Das kann dem Forscher nicht genügen. Manche datiren das Entstehen das Vereins in die Zeit der Königin Elisabeth zurück, und meinen, er sey zum Gedächtniß der Vernichtung der spanischen Armada gestiftet worden; aber für diese Annahme ist auch nicht ein einziger Grund beizubringen. Andeee setzen seinen Ursprung in die Regierung der Königin Anna; allein mehrere Schriftsteller diesee Zeit sprechen vom achtbaeen Lumber-Troop als von einem **alten** Institute. Am wahrscheinlichsten ist die Annahme, die ihn auf die Zeit Karls II. zurückführt, nicht, weil mit diesem ein lustiges Leben nach London zurückkehete und die „Lumberer" von jeher lustige Leute gewesen sind, sondern weil in Druck und Schrift eine **frühere** Erwähnung des Vereins nirgends anzutreffen ist, weil seit den Tagen Karls II. kein humoristischer Schriftsteller in London geblüht hat, der nicht dem Lumber-Troop einen Kranz aus Rosen oder Disteln geflochten, ihm ein Lorbeer- oder ein Besenreis gereicht hätte, weil die älteste Urkunde im Archive des Vereins den 2ten Februar 1683 gezeichnet und folglich vier Tage vor Karls

Ableben vollzogen worden, obschon ihrem Inhalte nach nicht die erste ist, die vorhanden seyn könnte, und endlich, weil die Reihe von Abbildungen ausgezeichneter Lumberer, welche rings an den Wänden der Halle aufgehangen sind, sich mit einem Bildnisse eröffnet, dessen Styl und Costüm der Regierung Karls II. angehören.

Der Ursprung des sonderbaren Namens ist nicht auszumitteln, doch darf man mit Recht bezweifeln, daß ein geheimer Sinn in demselben verborgen liegt. Nicht der entferntesten Andeutung, worin wohl das tiefe Geheimniß bestehe, bin ich irgendwo begegnet, keinem verstohlenen Winke bei den Schriftstellern, keinem wichtigthuenden Blicke bei vielen befragten Lumberern. Sey also das ursprüngliche Geheimniß verloren oder so tief begraben, daß Niemand es aufzuscharren vermag, jedenfalls hat es aufgehört zu seyn, und das Sonderbare dieses Umstandes bei einer Gesellschaft, die keinen politischen Charakter trägt und nie einen andern Wechsel erfahren als den der gesammten Menschheit, wo Ein- und Austretende sich ablösen, rechtfertigt gewiß die Vermuthung, daß ein solches Geheimniß gar nie existirt. Ich denke mir, daß in den lustigen Tagen Karls II. eine Anzahl lustiger Gesellen dieselbe Taverne besuchte und daselbst ihre Abende zubrachte, daß dies die Idee anregte, sich in einen Verein zusammenzuthun, und so der Verein geboren wurde. Dem Kinde einen Namen zu geben, war das nächste Bedürfniß, und dieser fand sich bald. Wer Coopers John Gilpin kennt, weiß von der damaligen Einrichtung einer Londoner Bürgerschaar, von ihren Uebungen und von dem vielfachen Spotte, dem sie zur Zielscheibe diente. Lag nun wohl der Gedanke fern, zur Verspottung jenes Instituts dadurch beizutragen, daß man einem unkriegerischen Vereine einen lächerlichen kriegerischen Namen gab? Der Einfall paßt vollkommen zum Geiste jener Zeit.

Kein Lumberer weiß von einem geheimen Zwecke des Vereins, und selbst ohne solche Versicherung wäre die Abwesenheit jedes solchen Zweckes schon daraus zu folgern, daß der Verein nie eine geheime Sitzung hält. Der Zutritt zu seinen Versammlungen ist für Jedermann an eine so leichte Bedingung geknüpft, daß sie fast im vollsten Sinne des Wortes öffentlich heißen können. Ferner enthält auch die Aufnahme neuer Mitglieder nicht die geringste Mysterie. Die zu Einführung neuer Mitglieder bestimmten Tage gehören zu den hohen Festen des Vereins; ihnen gehen die minder solennen der eigentlichen Aufnahme voraus, und um der Mitgliedschaft würdig befunden zu werden, ist in der Regel weiter nichts erforderlich, als daß ein Lumberer darauf anträgt, Herrn N. N. zum Mitgliede des alten und achtbaren Lumber-Troops anzunehmen, und daß ein Zweiter den Antrag unterstützt. Darauf fragt der Präsident, der mit dem Oberstentitel und der höchsten Autorität bekleidet ist, ob Jemand ein Bedenken dawider vorzubringen habe. Dies kommt höchst selten vor. Geschieht es aber, so steht bloß dem, der den Antrag gestellt, und dem, der ihn unterstützt hat, das Recht der Gegenrede zu, und nach Beendigung der auf solche Art in enge Schranken gewiesenen Debatte ersucht der Oberst die Anwesenden, durch Aufheben oder Nichtaufheben der rechten Hände über das Für oder Wider der Aufnahme zu entscheiden. Entscheidet die Mehrheit gegen die Aufnahme, so hindert nichts, daß dasselbe Individuum am nächsten Aufnahmetage abermals in Vorschlag komme. Erfolgt die Annahme, so wird der Aufgenommene von seinen beiden Freunden dem Obersten vorgestellt, der ihm den Tag seiner feierlichen Einführung nennt. Am anberaumten Tage ist die Halle festlich geschmückt. Zwar steht, wie Jahr aus, Jahr ein, auch heute die Haupttafel gerüstet, mit erhöhten Sitzen am obersten und untersten Ende, dort für den Präsidenten, hier für den Vicepräsidenten — den jedesmaligen letzten Ex-Obersten — und beide Seiten entlang mit Bänken und Stühlen zu beliebigem Gebrauche für die Vereinsmitglieder; wie immer, sind zwei Mörser vor dem derzeitigen Obersten aufgepflanzt, hinter ihnen liegt auf einer Art Schreibepult ein gewichtiger eherner Hammer, im Rücken des Obersten ragen einundzwanzig Kanonenläufe aus der Wand hervor, darüber hängt ein sieben bis acht Fuß langes Schwert und höher kreuzen sich zwei durchlöcherte Paniere. Aber an den hohen Festen des Vereins tragen die Fahnen grüne Eichenlaubkränze, dem stählernen Schwerte fehlt die lederne Scheide, und die Kanonenläufe, der Hammer und die Mörser sind hell polirt. Auch die Tafel, die Stühle und die Bänke zeigen eine mehr als gewöhnliche Sauberkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Ferienwochen.

(Fortsetzung.)

So kam auch einmal ein Fremder mit einem Empfehlungsbrief aus jener deutschen Stadt, wohl angethan und einnehmend in seinem Wesen. Es war Friedrich, der ehemalige Geliebte Gretchens, der indessen ein wohlhabender Kaufmann geworden war, den ihr Mann nicht kannte und dringend zu längerem Bleiben einlud. Ich mag den Stein nicht auf die alte Liebe werfen, daß sie mit neuer Glut aufflammte. Bald war dies Gretchens Mann kein Geheimniß mehr, und er rächte sich grausam dafür. Zuerst brachte er es durch seine Verhältnisse und

durch viel Geld dahin, daß Friedrich ergriffen und in dem Schloß auf Pierre-Scize verwahrt wurde; für seine Frau aber ließ er einen Thurm neben seinem Haus bauen, wo sie von aller Welt abgeschieden leben sollte, denn nur einmal des Tages brachte man ihr Nahrung. Das kleine Fenster ging nach dem Strom heraus und durch einen glücklichen Umstand auch Friedrichs Gefängniß, so daß sich Beide manchmal sehen konnten. Friedrich hatte wohl nie von Leander gehört, aber er fühlte in sich etwas von dessen Liebesmuth. Darum stürzte er sich einst aus seinem Fenster in die Saone und wollte hinüberschwimmen zu Gretchen, als die Wachen sein Entkommen gewahr wurden, nach ihm schossen und ihn tödtlich verwundeten. Gretchen, die ihm von ihrem Thurm Muth zugewinkt hatte, sah es — dann aber schweigt die Sage und berichtet nicht, was ferner aus der Armen geworden. Der Thurm aber steht noch und heißt la tour de la belle Allemande.

Wir besuchten die interessantesten Fabriken, sahen einfache, façonnirte, bunte, mit Gold und Silber durchwirkte Seidenstoffe, Sammt, Gase, Wollenshawls und Gasebänder unter unsern Augen weben. Dann gingen wir in Gold- und Silberdrahtfabriken und zuletzt in die Krystallfabrik der Guillotière. Ueberall fanden wir viel Höflichkeit und Bereitwilligkeit, uns Alles zu zeigen, zu erklären und begreiflich zu machen, was besonders bei einem meiner jungen Engländer keine kleine Arbeit war. Er that die unbegreiflichsten Fragen an die Arbeiter, faßte nichts von ihren oft sehr klaren Antworten, war aber dabei weit entfernt, sich selbst die Schuld zuzuschreiben. Er hatte früher gemeint, ich bezahle die Leute dafür, es sey also ihre Pflicht und Schuldigkeit, ihm Alles zu erklären. Als er aber mehrmals sah, daß ganz unscheinbare Arbeiter nichts von mir annahmen, war er sehr erstaunt, noch mehr in einer Wollenshawlsfabrik, wo nicht allein der Arbeiter am Stuhl nach langer Bemühung und Erklärung, sondern auch der kleine Lehrbursche nichts nehmen wollte, weil's der Arbeiter ausgeschlagen. Wenn man die Lyoner Arbeiter in ihren Werkstätten sieht und hört, bekommt man eine sehr günstige Idee von französischer Politur und Civilisation, von französischem Ehrgefühl. In glänzenden Pariser Salons und in den Bureaux der dortigen Beamten findet man nicht dasselbe.

Unter Cäsar und Augustus, als Lugdunum noch in naher Verbindung mit der Phocäercolonie Massilia stand, für dessen Handel es ein Emporium im Binnenlande war, wurde hier viel griechische Sprache und Literatur getrieben, mehr als römische; ein Jahrhundert später aber war hier viel römische Literatur im Schwung, und dem jüngern Plinius schmeichelte es sogar, daß man bei den dortigen Buchhändlern seine Schriften fand. Dies ist nun auch anders geworden. Von griechischer Sprache und Literatur zeigt sich hier fast gar nichts mehr, von römischer wenig und von französischer nicht viel Gutes. In diesem Sinn lehren auch die höhern Schulen, wo man, wie gesagt, nur die Spezialitäten der Medicin, der Naturwissenschaften und der Mechanik mit Auszeichnung treibt. Höhere Literatur wie höhere Kunst haben hier keinen guten Boden. Lyon ist entschieden eine Industrie- und Handelsstadt, und was nicht mittelbar oder unmittelbar darauf Bezug hat, wird nicht geachtet. Darin hat Paris einen entschiedenen Vorzug, und es zeigt, daß es keine Landstadt mit provinziellen und lokalen Interessen, sondern eine Reichsstadt ist. In Lyon will man dies freilich nicht gelten lassen.

Sehr auffallend ist, daß Lyon, diese Wiege des gallischen Christenthums, so nahe bei dem erzpriesterlichen Vienne, keine bedeutenden und schönen gothischen Kirchen hat. Zwar sind mehrere alt genug, reichen selbst weit über die Zeit Karls des Großen hinauf oder entstanden bald nach ihm, aber keine einzige kann nur entfernt mit dem herrlichen Dom von Vienne oder mit andern guten gothischen Kirchen in Frankreich verglichen werden. Die Cathedrale von St. Jean ist eine wahre architektonische Vogelscheuche, zusammengestoppelt aus allen Zeiten, aus dem neunten Jahrhundert, aus Ludwig des Heiligen Zeit, und entstellt durch die antikisirende Façade. Nur das Innere und einige Kapellen sind schön, besonders die Kapelle Bourbon gleich rechts beim Eingang der Kirche. Sie wurde im fünfzehnten Jahrhundert mit allem Luxus der damals ihre schöne Einfalt verlierenden gothischen Architektur erbaut, und gleicht einem kleinen, aus Spitzen gewebten Haus. Ueberall steht die Devise des Cardinals Bourbon, ein flammendes Schwert mit den Worten: N'espoir, ne peur, und die seines Bruders Peter, der diese Kapelle vollenden ließ: ein geflügelter Hirsch mit gleicher Beischrift. Das P. ist mit einem A. verschlungen, um damit den Namen des Herzogs und seiner Gemahlin Anna von Frankreich, einer Tochter Ludwigs XI. zu bezeichnen. Umher sind Disteln (Chardon) angebracht, um nach einer damals sehr im Schwung gehenden Wortspielmode etwas Feines auszudrücken. Der Fürst wollte nämlich damit sagen, seine Gemahlin sey ein Cher don vom König.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei von Deutschland und den Deutschen.

König Gustav III. von Schweden war, nach seiner eigenen Aeußerung, nichts so sehr zuwider, als deutsch und Tabak.*

* Werke Gustavs III. übers. v. Rühs. 3 B. 156 S.

— In Moskau sollen i. J. 1798, wo die Stadt gegen 250,000 Seelen zählte, alle Aerzte Deutsche gewesen seyn.*

— Pacichelli,** Auditor bei dem päbstlichen Nuntius in Köln, schrieb von Boppard aus i. J. 1675 von den deutschen Provinzen: sie glichen einem zweiten Lande der Verheißung, wenn sie nur nicht von Luthers Gift und Calvins Geifer angesteckt wären. — Von unserer Sprache aber sagt er, so müsse die gewesen seyn, in der Gott Adam aus dem Paradiese gejagt. — Nach seiner Meinung sind die Baiern von den übrigen Deutschen sehr bedeutend verschieden; namentlich vermißt er an ihnen die charakteristische Reise- und Abenteuerlust.

— Das Oratorium: die sieben Worte am Kreuz, sezte Haydn auf Bestellung der Domherren in Cadix. Alle Jahre wurde am Charfreitag in der Domkirche daselbst das schöne Stück aufgeführt.

— Der Jesuit, Caspar Castner, † 1709, der in Ingolstadt studirt hatte, ward vom chinesischen Kaiser zum Vorsteher des mathematischen Tribunals und zum Lehrer des Kronprinzen ernannt.

— Der Verfasser der sehr oft gedruckten „medizinischen Blumenlese," deren sich die spanischen Missionäre in Paraguay und andern südamerikanischen Ländern bedienten, war Johann Steinhoffer aus Schlesien, Jesuitenlaienbruder. Das Werk war wegen seiner Gemeinnüzigkeit allgemein gepriesen.

— Die hohen Schulen Deutschlands wurden im 16ten und 17ten Jahrhundert von Schweden, Dänen, Polen, Ungarn, Russen, Spaniern, Franzosen und Engelländern, zum Theil in bedeutender Anzahl besucht. — Im Jahr 1551 studirte sogar ein junger Mann von den orkadischen Inseln in Ingolstadt: Jos. Torpinus, dioecesios Archadiensis in insulis Orcadibus.***

(Wird fortgesezt.)

* Bemerkungen über Rußland, Fürth 1805.
** Memorie de' Viaggi, Napoli 1685.
*** Medecer, Annal. acad. Ingolst.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, December.

(Schluß.)

Neue Gemälde. A. Hughes.

Der hiesige Kunstverein stellt eben wieder eine bedeutende Zahl werthvoller Gegenstände zur Schau. Der verlorene Sohn, von Gießmann, für jezt in München, ist ein großes, sehr verdienstliches Oelgemälde. Der greise Vater, eben von den Stufen seines Hauses herabsteigend, neigt sich tiefgerührt zu dem vor ihm reuevoll hingesunkenen Sohne, um ihn zu sich emporzuheben. Das Ganze wird durch Einfachheit, Wahrheit und einen schönen Ton vorzüglich empfehlen. Daß man in dem wieder Aufgenommenen gerade den verlorenen Sohn vor sich habe, macht freilich ein Gewand um so zweifelhafter, das während seiner mannigfachen Drangsale nicht einmal an der, doch sonst so wenig haltbaren blaßgelben Farbe etwas gelitten zu haben scheint. Von dem talentreichen Maler Bähr gewann eine sehr gut gedachte und geordnete Darstellung der biblischen Geschichte vom barmherzigen Samariter viel Theilnahme. Unter Dietrichs aus Rom eingesendeten, interessanten Oelgemälden zog vorzüglich die Darstellung Abrahams an, wie er die schöne Hagar mit ihrem Knaben hinwegweist und seine Gattin, ein kleines Kind auf dem Arme, aus der Thüre des Hauses dieses ihr gebrachte Opfer mit anschaut. Einige Incorrectheit der Zeichnung, welche ein Mitanwesender bemerken wollte, gab, bei dem Ansprechenden des Ganzen, wenig Anstoß. Auch der anmuthigen Gestalt einer Jupiters Adler tränkenden Hebe von Schmidt fehlte der Beifall nicht. Unter diesen und manchen andern, der Landschaft, dem Seeleben und der Architektur angehörigen, reizenden Tableaux schien ein Oelgemälde von Törmer in Rom die allgemeine Aufmerksamkeit der eben recht zahlreichen Beschauer besonders in Anspruch zu nehmen. Nicht durch die ihm zum Grunde liegende Idee; Viele wollten sogar, nach langem Sinnen, einer solchen Idee nicht auf die Spur gekommen seyn. Das Bild hatte einen noch jugendlichen Mann zum Gegenstande, der zweien mit alterthümlicher Pracht costümirten jungen Damen einen erlegten Falken präsentirt. Daß er ein Jäger war, davon zeugte das Attribut des Jagdhorns und ein Hund, den er an der Leine hielt; durchaus aber keine Handlung in dem Bilde, die sich genügend aussprach. Desto ansprechender war die Wahrheit im Ganzen. Auf dem Antlitz beider Jungfrauen prägte sich ein schalkhafter Sinn eigenthümlich aus. Der kräftigen, rücksichtslos nach außen hinstrebenden Schelmerei der schwarzäugigen Brünette war gar pikant die Laune zur Seite gestellt, die aus dem blauen Auge der, mit der Farbe des Haars etwas stark in das Altdeutsche schimmernden, lieblichen Blondine leise hervorlauschte. Beide Gesichter verkündeten eine Jugend voll Seele, Blut und Leben. Auch auf die Gewande und andere Nebendinge hat der Künstler eine rühmliche Sorgfalt verwendet. Sein Pinsel hat alle Zeuge wie im klaren Krystallspiegel zurückgegeben, den dunkelrothen Sammt der Brünette und den lichtblauen Atlas der Blondine. Was der Handlung vielleicht an Interesse abgeht, das vergißt sich leicht über der Jugend, Frische und Anmuth der Darstellung, wie im Leben vor dem üppigen Reize schöner Jungfrauen keine andere Frage zum Worte zu kommen pflegt. Kurz, das Bild machte durch Kraft und Grazie des Kolorits und eine unwiderstehlich schöne Naturwahrheit einen recht erfreulichen Eindruck. Es würde daher jedem heiterer Geselligkeit gewidmeten Salon zu besonderer Zierde gereichen.

Große Theilnahme that sich kund bei dem frühen Ableben des talentbegabten Malers der Königin von England, Arthur Hughes. Der seiner Kunst mit Eifer sich Widmende wünschte, während seines hiesigen Aufenthalts die Gemäldegalerie und hauptsächlich Wouvermans Meisterwerke zu benuzen. Mit Eintritt der Wintermonate wurde aber, wie gewöhnlich, die Galerie für das Publikum geschlossen. Auf sein Ansuchen erhielt er indeß, wie mehrere Andere vor ihm, Erlaubniß, in dem nun ganz verödeten Lokal zu dieser Jahreszeit arbeiten zu dürfen. Er ließ sich auch von der diesmal sehr zeitig eintretenden Kälte nicht zurückschrecken; aber die Folge zeigte, daß er in den ungeheizten Räumen der Kraft seiner Jugend doch zu viel vertraut hatte. Der lange Aufenthalt daselbst bis zu der Zeit, wo er den Wiederaufschluß der Thüre bei dem Aufwärter bestellt, wurde ihm zulezt überaus empfindlich, und die Folge war ein Nervenfieber, welchem er erlag. Der Fall war um so betrübender, da er auch als Mensch sich das Wohlwollen Aller, die ihn kannten, zu erwerben gewußt. Sein 33ster Geburtstag wurde auch der Tag seines Todes.

Beilage: Literaturblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 11.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 12. Januar 1839.

— Ich wüßt' es nicht zu preisen,
Es sollte plump und überlästig heißen.
Roh nennt man edel, unbehülflich groß.

Goethe.

Ferienwochen.

(Fortsetzung.)

Unter allen Kirchen Lyons gefällt mir bloß die kleine Kirche von Ainay im byzantinischen Styl aus Karls des Großen Zeit. Zwar ist an ihr nur der Kirchthurm alt, aber dieser hat, wie das Innere der Kirche, schöne Formen und Verhältnisse. Ganz in der neuesten Zeit wurden von einem verständigen Architekten rechts und links in gleichem Styl Seitengebäude und Kapellen hinzugefügt, die mit dem alten Thurm ein gutes und harmonisches Ganze bilden. Im Innern ist viel Römisches, besonders vier Granitpfeiler, welche die Kuppel tragen und dem Tempel angehörten, den hier sechzig gallische Völkerschaften dem August widmeten. Die Kirchen von St. Nizier, St. Pierre, St. Paul, St. George und St. Just stammen auch aus der Zeit des vierten bis neunten Jahrhunderts.

Die Lyoner legen großen Werth auf ihr Stadthaus und wiederholen immer, daß es nur dem in Amsterdam an die Seite gesezt werden könne. Allerdings ist es eine große, imposante, im Innern mit schönen Höfen, Vestibulen, Galerien, Treppen, Sälen u. s. w. versehene Masse, und auch in ihren Hauptverhältnissen gut, aber durch große Ueberladung von Widersprechendem, Unpassendem und Geschnörkeltem entstellt, wozu in neuester Zeit noch wahrhaft Geschmackloses und Lächerliches gekommen ist. Es kommt mir vor wie eine Matrone aus dem Jahrhundert der Regentschaft, an der noch Spuren ehemaliger Schönheit zu bemerken sind, die sich aber weiß und roth schminkt und das Gesicht mit Schönpflästerchen beklebt, auch eine Menge Dormösen, Fichus, bunter Fontangen, Bänder, Garnituren und anderer Lappalien umgehängt hat, und in diesem Zustand Bewunderung verlangt. In das große Feld unter dem Glockenthurm hat der Lyoner Hauptbildhauer, Legendre-Herald, ein kolossales Hautrelief gesezt, das Heinrich IV. zu Pferd vorstellt, entschiedene Fehler hat und sich sehr geschmacklos ausnimmt, zumal die grelle weiße Farbe des Marmors vom schmuzigen Schwarz des übrigen Gebäudes sehr absticht. Es ist aber, als hätte man das Grelle noch schreiender machen wollen, und darum hat man unten am Haupteingang zwei Säulen aus hochrothem Marmor angebracht, deren Farbe furchtbar schreit. Warum streicht man nun nicht das ganze Gebäude blau an? dann wäre das französische Trikolor fertig. Das Vestibul zieren rechts und links gute liegende kolossale Statuen, welche die Rhone und die Saone, diese beiden Flüsse der Stadt, vorstellen, die ihr so viel Leben und Reichthum geben. Die schöne Haupttreppe ist geschmückt mit einem Gemälde, welches das alte römische Lugdunum in Flammen nach

der Beschreibung Senecas vorstellt. Auch des Archivsaals muß rühmend gedacht werden.

Auf der rechten Seite des Gebäudes im ersten Hof liegen die Bureaux der Municipalität und des Civilstandes. Beim Herunterkommen sah ich da eine Menge schön gepuzter, weiß angethaner, mit Blumen geschmückter Mädchen hineingehen, Jede von einem Mann, mit einem Blumenstrauß vor der Brust, geführt. Ich dachte gleich an die Civilehen, die hier geschlossen werden müssen, bevor man in die Kirche zur Trauung geht. Ich wartete, bis die Leute wieder herauskamen. Da versammelten sich alle in dem schönen, salonartigen Hof, die jungen Civilfrauen umarmten sich und die Männer schüttelten sich die Hände. Dann traten sie nach einigem Gespräch, Fragen, Erkundigungen wieder in Paare zusammen, und die Civilmänner führten ihre jungen Frauen zu den wartenden Wagen.

Die nach der Schlacht von Poitiers versprengten furchterlichen Mauren zerstörten das alte römische Theater zwischen Fourvières und St. Irénée, und darum nannte man die Trümmer lange grottes des Sarrasins. Für die Theater des neuen Lyons brauchte es keine Mauren, denn sie haben sich immer selbst zerstört, und eines ist nach dem andern, man könnte sagen um die Wette abgebrannt. 1754 erbaute der Architekt Soufflot ein großes Theater hinter dem Stadthaus, das nach der Beschreibung immer viel besser und zweckmäßiger gewesen seyn muß als alle jetzigen. In den ersten zehn Jahren nach der Restauration hatte sich Lyons Wohlstand und Reichthum so gehoben und schien so fest für ewige Zeiten gegründet, daß die Municipalität ein hitziges Baufieber bekam und auf einmal mehrere große und kostspielige Bauten unternahm, Salzhallen, Kasernen, städtische Douanen u. s. w. Unter diesen großen, überdies auf heutige französische Art, d. h. mit ungeheurer Verschwendung und mit Veruntreuungen geführten Unternehmungen, welche Lyons Stadtvermögen auf lange Jahre hinaus verschulden, war auch ein Theater; denn das Soufflotsche sollte nun auf einmal für unsere Zeit, für eine so große und reiche Stadt nicht mehr würdig und hinreichend seyn. Man wollte etwas Neues, Imposantes und Frappantes haben, von dem laut gesprochen werde, gerade wie es bei den Staatsverbesserungen in Frankreich seit 1789 gegangen ist. Das Soufflot'sche Theater wurde niedergerissen; was aber nach drei Jahren an dessen Stelle stand, zeigte im Aeußern und Innern von entschiedener Schülerhaftigkeit. Man hatte ein großartiges, imposantes und monumentales Gebäude haben wollen, aber das neue, große Theater ist weder das eine noch das andere. Durch seine unverhältnißmäßig lästig breiten und hohen, dicht aneinander gereihten Fenster, die keinen andern Zweck haben, als einen am Tag hell erleuchteten Foyer zu gewinnen, gleicht das Gebäude einem Gewächshaus oder einer eleganten Fabrik weit mehr als einem Theater, und diese architektonische Trivialität wird nur durch zwei über einander weglaufende Attiken etwas versteckt. Auch das Innere hat unzählige Fehler.

(Fortsetzung folgt.)

Der Lumber-Troop in London.

(Fortsetzung.)

Sobald der Oberst und der Eroberst ihre Stühle eingenommen, die Lumberer längs der Haupt- und Nebentafeln sich gereiht und diese mit Getränk besezt worden, ergreift der Oberst den ehernen Hammer, läßt ihn in kurzen Pausen auf das, mit einem Resonanzboden versehene Pult dreimal schwer niederfallen, und wie der lezte Schall verklungen, schweigen Alle. Die Einführung der neuen Mitglieder beginnt. Jedes wird einzeln dem Obersten von einem Sergeanten vorgeführt und von jenem vom Kopf bis zur Zehe gemustert. Nun winkt der Oberst dem ihm zur Rechten stehenden Zahlmeister, der sofort, soldatisch steif, ein paar Schritte vorrückt und das neue Mitglied folgendermaßen anredet: „Erlauben Sie mir, mein Herr, Sie mit dem Sterne und Bande zu bekleiden, welches der erste König Englands getragen, als er noch Prinz von Wallis war." Hierauf befestigt er ihm ein breites blauseidenes Band an der rechten Schulter und der linken Hüfte, drückt ihm einen gewaltigen Stern von unechten Steinen auf die linke Brust und tritt mit einer tiefen Verbeugung zurück. Während jezt der Kellermeister dem Obersten einen mit Ale gefüllten Becher reicht, stehen sämmtliche Lumberer auf, und wie der Oberst den Becher zum Munde führt, setzen jene ihre Gläser an die Lippen und leeren sie unter dreimaligem Hurrah. Den ausgetrunkenen Becher gibt der Oberst dem Zahlmeister, und nachdem der Kellermeister ihn bis an den Rand gefüllt, bietet ihn ersterer dem neuen Mitgliede, sprechend: „Nehmen Sie dies in Ihre rechte Hand und sprechen Sie mir nach: dem Obersten, den Offizieren und allen Kameraden, und Wohlergehen dem alten und achtbaren Lumber-Troop! Trinken Sie diese Gesundheit, es ist das Einzige, was wir von Ihnen begehren." Jener thut, wie ihm geboten, worauf der Oberst zu ihm spricht: „Tretet ab, doch entfernt Euch nicht." Demgemäß tritt der Dekorirte zurück, häkelt Stern und Band ab und übergibt beides dem Zahlmeister, der nun auf gleiche Weise sämmtliche Vorgestellte einen nach dem andern dekorirt. Das beschriebene Ceremoniel wird bei

jedem wiederholt. Wenn der Letzte abgetreten ist, ruft der Oberst: „Richtet euch!" und hält hierauf die herkömmliche muntere, gereimte Rede, welche the Charge heißt. Ich würde sie hersetzen, wenn sie nicht zu lang wäre. Dafür mag das Lied hier stehen, das gleich darauf von der Versammlung gesungen wird, und das für den Text jener Rede gelten kann, welche vollends allen Verdacht entfernt, als ob dem Verein irgend ein geheimer Zweck zum Grunde läge.

Song.

We are full ten thousand brave boys,
Content with a competent wealth;
And we make an agreable noise,
When we drink to our Colonel's good health.

We scorn to accept any pay,
Each man keeps himself and his steed;
We frequently moisten our clay,
And fight for the king when there's need.

Our Troop is of excellent blood,
Each man has a generous soul;
I'm sure it will do your heart good,
To go and join the jolly Troop bowl.

Mit diesem Liede schließt der Akt der feierlichen Einführung. Die nunmehr zu Sitz- und Stimmrecht Befugten geben dem Obersten, dem Zahlmeister und dem Kellermeister die Hand, oder schütteln sich solche vielmehr gegenseitig auf derb englisch, und nehmen dann unter ihren jubelnden Freunden Platz.

Die Lumberer behaupten, Rede und Lied rühren von einem der gefeiertsten Dichter Englands, von Pope, her, der Mitglied des Vereins gewesen. Eine Tradition will sogar wissen, er sey Oberst der Schaar gewesen und habe als solcher erst die Rede, dann das Lied improvisiert. Es findet sich aber dafür, daß Pope Oberst oder auch nur Mitglied des Vereins gewesen, nirgends der geringste Beweis, und jene stolze Behauptung der Lumberer verträgt sich mit ihren frommen Wünschen besser, als mit der unerbittlichen Wahrheit. Können indessen die Lumberer keinen Anspruch auf Pope erweisen, so muß ihnen dagegen der auf eine andere Zierde Englands, auf Hogarth, unbedingt eingeräumt werden. Hogarth war wirklich Mitglied des Vereins. Dies bezeugt das Aufnahmeregister und seine eigenhändige Namensunterschrift. Was ihn dem Vereine zuführte und zu einem fleißigen Besucher machte, ist bei einem Manne wie Hogarth nicht schwer zu errathen. Die Originale, die er dort traf, wußte sein Pinsel zu benutzen. Die Vorbilder zu mehreren seiner besten Charaktere hat er in der Halle aufgegriffen, so die Figur, die sich in seiner modern midnight conversation über den Pfarrherrn lehnt. Das Original derselben war ein Mann Namens John Harrison, ein Tabakshändler und eifriger Lumberer, der dem Verein nie anders beiwohnte, als mit allen Taschen voll Tabak.

Wie noch heute, war es von jeher Gebrauch, daß jedes Mitglied nach erfolgter Einführung ein Art Diplom in Form einer Eintrittskarte erhielt, vom Obersten vollzogen und mit dem Gesellschaftswappen besiegelt. Bis auf Hogarth bestand letzteres in einer einfältigen Trophäe von Kanonen, Säbeln und Pistolen. Der Künstler beantragte die Fertigung eines neuen angemessenen Wappenschilds und legte auf Verlangen eine Zeichnung vor, die mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurde und noch gegenwärtig das Vereinswappen bildet. Das Schild enthält eine Punschbowle, eine Laterne und oben den Halbmond und einen Stern. Die Stelle des Helms vertritt eine Tonne, auf der eine Eule sitzt. Die Schildhalter sind Bacchus und Ceres. Der Wahlspruch lautet: In nocte laetamur.

Hogarth ist keineswegs der einzige berühmte Lumberer. Ich müßte eine lange Liste geben, wollte ich alle die großen Namen aufzeichnen, deren Inhaber Mitglieder gewesen und noch sind. Aus der Zahl der Todten will ich nur zwei nennen, den Einen zum Beweis, daß selbst fürstliche Personen den Eintritt nicht verschmäht haben, den Andern als deutschen Landsmann. Jener ist Prinz Georg von Dänemark, Gemahl der Königin Anna, dieser Fürst Blücher. Der Marschall Vorwärts besuchte während seines Aufenthalts in London bei einer seiner nächtlichen Streifereien unter anderm auch die Halle, und fühlte sich hier so behaglich, daß die davon in Kenntniß gesetzten Lumberer sofort eine außerordentliche Versammlung beriefen, in welcher sie einmüthig beschlossen, dem alten Soldaten durch Ueberreichung eines in Gold gestochenen Mitglieddiploms und eines Paars erlesener Pistolen die Hochachtung „der Kameraden" zu bezeugen. Er nahm beides mit gerührtem Herzen auf und brachte dem entzückten Vereine schon am folgenden Abend seinen persönlichen Dank. Unter den lebenden Lumbereen beschränke ich mich auf Nennung von vier Männern, in denen, da sie die City von London im Parlamente repräsentiren, präsumtiv Alles sich vereinigen muß, was die einflußreichste Stadt der Welt — und der Lumber-Troop ist ein City-Institut — an innerm und äußerm Werthe besitzt; es sind die vier Parlamentsglieder Wood, Crawford, Pattison und Grote.

(Fortsetzung folgt.)

Distichen

von Pr. H. Welcker.

Natürliche Kost.

Erde du, laß nur hinfort uns Wald und Wiesen und Wasser,
Und dein reiches Geschenk laß uns, dein köstliches Salz.

Wahre du, thüringer Land, dein altes, dein heiliges Salzfaß,
Rühmlicher Sitte getreu bleibe dein wirthlicher Herd!

Vor einem Notenfolianten.

An die Ausleger eines alten Dichters.

Welchen entsetzlichen Brei bringt ihr statt Speise der Götter!
Weg, ihr Bedienten! Ich bin lieber allein mit dem Herrn.

Die prosaische Stadt.

Nimmer den Pegasus siehst du; doch bringt dir das nährende Karrnpferd
Nützliches Kaufmannsgut täglich, du ruhige Stadt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, December.

Baugeist. Der Maler Willmann.

Der gewaltige **Baugeist**, der seit länger als zwei Jahrzehnten Breslau nach außen hin verjüngt und ausdehnt, hat in dem eben ablaufenden Jahre sich besonders nach innen gewendet, und zerstörend und neu schaffend uns von dem Anblick mancher alten Bausünde befreit. Eine Menge heiterer, räumlicher, zum Theil großartiger Gebäude sind erstanden, meist in Schinkelschem Geschmack; insbesondere die imposante Bierbrauerei von **Weberbauer**, gewiß eines der bedeutendsten Etablissements des Continents, das uns die Hoffnung eröffnet, die alte gute Bierzeit des Mittelalters werde für unsern Norden wiederkehren und die leidige Herrschaft des Branntweins beim Volke verdrängen. Dafür ist durch die neuere Industrie schon Manches geschehen. Schon seit Jahren brauen wir unser Stettiner Bier selbst in Tannhausen bei Schweidnitz, und um unser Geld bei der großen Epoche des bairischen Biers dem Lande zu erhalten, errichtete der jezt verstorbene Präsident v. Lüttwitz in seinem Dorfe Gorkau am Zobtenberge eine bairische Brauerei, wie der Freiherr v. Speck-Sternburg in Lützschena bei Leipzig. Außerdem beziehen wir jezt die bessern Sorten des spottbeladenen Grünbergers mit patriotischem Bewußtseyn als Petitburgunder, selbst die Rebhühneraugen der Champagne fabriziren wir in Hirschberg und befinden uns wohl dabei. — Der regsame Baugeist, von dem ich ausging, thut übrigens dem überströmenden Bevölkerungsanwachs unserer alten Stadt Noth. Die spekulativ errichteten neuern Gebäude wollen dafür so wenig mehr ausreichen, als die alten engen und tiefen Giebelhäuser, die nur für einzelne, wenn auch zahlreiche Familien berechnet waren, und zu Michaelis d. J. konnte bei dem Wohnungswechsel eine große Menge Menschen kein Obdach finden. Die Trottoirs, zu denen der fünf Meilen entfernte Zobten die Granitplatten liefert, sind nun auch in der Neustadt gelegt worden, die, beiläufig gesagt, im Ganzen noch das älteste und armseligste Ansehen der Stadt bewahrt. Wir haben diese Pedalhumanität vor vielen bedeutenden, belebten Städten voraus, z. B. vor dem regsamen Leipzig, von dessen Pflaster Herloßsohn irgendwo maliziös sagte, er wisse nicht, ob es durch die Füße der Leipziger Damen, oder diese durch jenes verdorben worden. Im Oktober kam auch eine alte hübsche Fontäne auf dem Neumarkte wieder in Gang: ein Neptun, dessen Dreizack das Volk für eine Düngergabel ansah, und den es seit 1592, wo er errichtet wurde, naiv genug den **Gabeljürge** nannte. Dies den in Europa zerstreuten Breslauern zur Nachricht, denen der Gabeljürge, nächst den drei goldenen Eicheln am Rathhause, als Wahrzeichen der Vaterstadt gilt. Kurz, wir leben in baulicher Hinsicht in einer erfreulichen Schöpfungs- und Restaurationsperiode, wie nicht minder in den wissenschaftlichen, industriellen und socialen Verhältnissen, und das alte, waffenstarre Breslau, viele Jahrhunderte lang eingeengt hinter Wall und Mauern, strebt wie mit Polypenarmen sehnsüchtig nach der Ferne. Schade, daß die Kunst noch nicht erfunden, krumme Straßen gerade zu biegen! Wir hätten dann an der Friedrich-Wilhelmstraße, wenn sie in gerader Richtung und gleicher Breite von der rothen Brücke vor dem Nikolaithor bis zu der vor dem Ohlauerthor fortliefe, eine Berliner Friedrichsstraße von 1145 Ruthen Länge. Gerade in diesem jüngsten, schönsten Theile der Stadt, in der Nikolaivorstadt — durch welche die Straße nach Deutschland geht, und wo auch ein großartiger Volkstanzsaal das Hausschild „zum deutschen Kaiser" führt — sieht man noch eine traurige Ruine aus dem Schreckensjahr 1806, wo während der Belagerung durch die Franzosen diese Vorstadt größtentheils in Asche gelegt wurde. Es ist die uralte Nikolaikirche. Die Kunstfreunde bedauern mit der Zerstörung dieser Kirche viele Meisterwerke **Willmanns**, des schlesischen Raphaels, der in der Kunstgeschichte Deutschlands nicht so bekannt zu seyn scheint, wie er es verdient. Wenigstens finde ich ihn in dem Brockhausischen „Conversationslexikon" nicht aufgeführt, das von manchen geringern Künstlernotabilitäten Notiz genommen. Dies veranlaßt mich, Einiges über den trefflichen Maler zu sagen.

Michael **Willmann** wurde 1630 in Königsberg in Preußen geboren, wo sein Vater, Peter Willmann, ein nicht unbedeutender Maler war, bei dem er seine ersten Lehrjahre verbrachte. Schon im zwanzigsten Jahre übertraf er weit alle Künstler seiner Vaterstadt, und begab sich zu weiterer Ausbildung nach Amsterdam in Jakob de Backers Schule, wo er nach diesem und Rembrandt arbeitete. Bei seinen geringen Mitteln war er frühzeitig mehr auf's **Verdienen**, als **Lernen** verwiesen, und statt Italien, wie er wünschte, konnte er nur die Galerien Deutschlands besuchen, die er zur Vermehrung seiner niederländischen Copiensammlung fleißig benuzte. Von Prag, wo er der damals noch vorhandenen Galerie Rudolphs II. wegen lange verweilte, begab er sich nach Berlin, wo der Kurfürst Friedrich Wilhelm ihn zu seinem Hofmaler ernannte. Sodann durchreiste er Polen und kam nach Schlesien, das zu dem eigentlichen Schauplaz seiner Künstlerthätigkeit wurde. Viele schlesischen Kirchen, insbesondere aber die der ehemaligen Klöster Grüssau und Leubus, haben zahlreiche Werke seines Pinsels aufzuweisen, und er starb 1706 als Mitglied der Confraternität des leztern Stifts und wurde in dessen Gruft beigesezt. Wie sehr er schon von seinen Zeitgenossen geachtet wurde, bezeugen die Epitheta: „der zweite Apelles, der schlesische Raphael." Inwiefern er sie verdiente, haben Kunstkenner zu entscheiden, die indeß darin übereinstimmen, daß Willmann den vorzüglichsten Meistern, die Italiener nicht ausgenommen, beizuzählen sey. Sie rühmen seine unerschöpflich reiche Erfindungsgabe, die Leichtigkeit, das Feuer und die Naturgemäßheit seiner Composition, die Schönheit des Colorits, die Festigkeit der Zeichnung und die ausgezeichnete Kenntniß der Architektonik, eine Frucht seiner Studien in Amsterdam. Charakteristisch ist besonders seine Behandlung von Licht und Schatten.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literarische Anzeige von J. Scheible's Buchhandlung in Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 12.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 14. Januar 1839.

Natur hegt Alles, was sich widerspricht,
In ihrem Schooß, drum widerspricht sich's nicht:
Des Feuers Gluth, des Eises Frost, und neben
Dem blassen Tod das farbenreiche Leben.

Young.

Auf einen Nachtschmetterling,

das rothe Ordensband genannt.

Geborgen hängt am Sims der Gartenmauer,
Betäubt und schwer ein Schmetterling;
Die grauen Flügel, ein Gewand der Trauer,
Gelegt in einen halben Ring.

O, wie Apoll und Pfaunaug' ihn beschämen
Mit ihrer Schillerfarben Pracht,
Ihn, den sein trub Ascetenkleid den Schemen,
Den dämmernden, zuweist der Nacht!

Doch ha! die Oberflügel hebt, die grauen,
Er aus der Starrsucht Schlaf empor,
Und welch ein plötzlich Wunder ist zu schauen?
Was drängt so schimmernd sich hervor?

Es leuchten auf, befreit von dunkler Decke,
Die Unterflügel, purpurroth;
So, triumphirend, bricht aus dem Verstecke
Das Leben, lauschend hinter'm Tod!

Hier ahn' ich, wie, gesichert unter'm Schilde
Der Armuth, stilles Feuer ruht;
Vereinigt seh' in dieser Flugel Bilde
Die Nacht ich und die Morgengluth.

Doch weil ich sinn', hat er sich aufgeschwungen,
Von Luna's Strahlenwink erwacht;
Noch eine Weile durch die Dämmerungen
Schau' ich der Flügel Flammenpracht.

Zurück von dem entschwundnen Schmetterlinge
Versinkt mein Geist in stillen Traum:
Schön ist sie, die rothseidne zarte Schwinge,
Doch trägt sie einen schwarzen Saum!

Der Lumber-Troop in London.

(Fortsetzung.)

Wenn, wie seit Jahren, die Repräsentanten der City oder auch andere Parlamentsglieder Lumberer sind, so vermehrt dies die ordentlichen Feste des Vereins um einige außerordentliche. Jene bestehen statutenmäßig in den Tagen, an welchen aufgenommene Mitglieder eingeführt oder neue Offiziere eingesetzt werden. Diese beruhen auf Zufälligkeiten, und dahin gehört ganz besonders, wenn Lumberer zu Vertretern im Parlamente gewählt worden sind oder wenn es sich um die Aufnahme und Einführung ausgezeichneter Fremden handelt. Ehe ich

indessen auf die außergewöhnlichen Feste übergehe, muß ich das Capitel von den gewöhnlichen schließen und habe demgemäß noch von der Einsetzung neuer Offiziere und deren Dienststellung im Allgemeinen zu sprechen.

Der Totalbestand des gesammten Offizierscorps ist: ein Oberst, zwei Majore, acht Hauptleute, sechzehn Lieutenants, ein Zahlmeister und ein Kellermeister. Zwanzig Sergeanten, worunter zwei Fahnenträger, machen die Zahl der Chargen voll. Sämmtliche werden nur auf ein Jahr verliehen; nach Ablauf desselben treten die Chargirten in die Reihen der Gemeinen zurück, der Oberst ausgenommen, der für das nächste Jahr unter dem Titel Erobe st — wie fruher bemerkt — als Vicepräsident fungirt. Jeder Chargirte kann sofort wieder gewählt werden, sey es zu seiner bisherigen oder zu einer andern Stelle. Jedes Mitglied hat eine Wahlstimme und ist zu jeder Stelle wählbar. Die Wahlen finden stets am ersten Mittwoch des Januar statt. Die Pflichten und Vorrechte des Obersten sind die gewöhnlichen eines Gesellschaftsdirektors, und die Offiziere, gleichsam Ausschußpersonen des Vereins, sind seine Räthe. Ihr gemeinsamer Beschluß bringt außerordentliche Feste und sonst Neues in Vorschlag. Die Entscheidung hingegen über Alles, was das Interesse des Vereins berührt, steht ohne Ausnahme dem Ganzen zu. Der Zahlmeister, der die Kasse zu verwalten, Einnahme und Ausgabe zu besorgen hat, legt seine Rechnung dem Offizierscorps und der Oberst trägt sie in der Versammlung vor. Der Kellermeister soll dem Offizierscorps Anzeige erstatten, wenn er gegen die Güte der Getränke Bedenken findet. Der Oberst bringt solche zur Kenntniß des Vereins und unterwirft sie dem Ausspruche der Mehrheit. Fur Niederlegung der Stimmzettel zu den Wahlen ist ein achttägiger Termin anberaumt. Sobald das Resultat feststeht, zeigt der Oberst solches an und fordert die Gewählten zur Erklärung auf, ob sie die Wahl annehmen. Wenn ein Aufgerufener abwesend ist und nicht zwei Lumberer die Annahme des übertragenen Postens in seinem Namen verbürgen, so wird er für nicht gewählt erachtet und der Name desjenigen aufgerufen, der nach ihm die meisten Stimmen zählt.

Als Veranlassung zu außerordentlichen Festen nannte ich besonders die Wahl von Lumberern zu Parlamentsgliedern. Es ist altes Herkommen, daß der Oberst in seinem und des gesammten Offizierscorps Namen den Verein fragt, ob es ihm genehm sey, zu Ehren des oder der Gewählten ein außerordentliches Fest zu veranstalten. Dasselbe geschieht in der Regel nach Prorogation des Parlaments und bisweilen auch dann, wenn während der Sitzung desselben ein Lumberer durch eine Rede, durch eine Motion oder sonst auf eclatante Weise sich hervorgethan hat. Und nichts spricht wohl entschiedener fur die Richtigkeit der oben gemachten Bemerkung, daß der Verein keinen politischen Charakter trage, als der sehr merkwürdige Umstand, daß die Anfrage des Obersten stets, ohne Ausnahme, einhellig bejaht worden ist, mögen die zur Schaar gehörigen Volksrepräsentanten Tories oder Whigs, Radikale oder Reformers gewesen seyn. Nie hat bei solcher Gelegenheit sich die leiseste Spur politischen Parteigeistes gezeigt. Es ist ehrenvoll, im Parlamente zu sitzen, ja, in den Augen des Engländers ist es die höchste Ehrenstufe, die ein Staatsbürger erreichen kann, und dies allein ist der Gesichtspunkt, aus welchem der Verein die Ernennung eines der Seinigen zum Parlamentsgliede von jeher betrachtet hat. Jeder Lumberer fuhlt sich geehrt durch die seinem Kameraden widerfahrene Ehre. Sein eigenes politisches Glaubensbekenntniß vermag wohl dieses Gefuhl zu steigern, nicht es zu unterdrücken, und der Tory wie der Whig würde sich und den Verein zu beschimpfen glauben, wenn er einen Antrag verneinte, der schlechterdings keine politische Beziehung, sondern lediglich den Zweck hat, dem betreffenden Parlamentsgliede den freudigen Stolz des Vereins darüber auszudrücken, daß ein so hoch gestellter Mann ihm angehört. Aber mit der einmüthigen Bewilligung des Festes und mit einer bald mehr, bald minder lauten Jubelbegrüßung des Geladenen hat der Gemeingeist seine Gebühr empfangen. Kein Einfluß wird ihm auf die Beifalls- oder Mißfallszeichen zugestanden, welche während der Rede des Volksrepräsentanten zischend oder klatschend in der Halle laut werden. Es ist jezt nicht der Kamerad, es ist der Politiker, der spricht, und nicht Kameraden, sondern Politiker hören ihn. Nicht seiner Persönlichkeit, die Alle achten, seinen politischen Grundsätzen und Aeußerungen, uber welche Jeder ein freies Urtheil hat, gilt der Beifall oder Mißfall der Versammlung.

Das lezte Fest dieser Art wurde kurz vor der Eröffnung des gegenwärtigen Parlaments begangen. Es fand ausschließend zu Ehren der vier Männer statt, welche abermals von der City zu ihren Vertretern gewählt worden und, wie bereits bemerkt, sämmtlich Mitglieder des Lumber-Troops sind. Die Halle war gedrängt voll, und obgleich mancher Anwesende wider die vier liberalen Candidaten gestimmt haben mochte, sprach doch aus allen Gesichtern ein gewisses Wohlgefallen, daß es Lumberer waren, fur welche die Mehrheit der funfzehntausend Wähler sich entschieden. Zur Rechten des Obersten, der an der langen Haupttafel präsidirte, vor ihm das Pult mit dem ehernen Hammer und die funkelnden Mörser, stand auf gleicher Fläche mit seinem Sitze, ein paar Fuß über den Boden des Saals erhöht, eine Tafel nebst vier Stuhlen für die Geladenen. Wenige Minuten nach acht Uhr erhielt der Oberst Meldung, daß die Herren Wood, Crawford, Pattison und Grote sich näherten. Ein donnernder Fall des Hammers gebot Ruhe. Die

Flügelthüren gingen auf, die Erwarteten traten ein, alle Anwesenden standen, „Willkommen!" rief der Oberst, ein dreimal wiederholtes Hurrah erschütterte den Saal, und rechts und links grüßend, gingen die vier Parlamentsglieder langsam nach der Plattform, schüttelten hier dem Obersten die Hand, verbeugten sich gegen die Versammlung und nahmen Platz.

(Fortsetzung folgt.)

Ferienwochen.

(Fortsetzung.)

Besser als bei dem Theaterbau ist es den Lyonern mit ihren neuen Brücken geglückt, die bei so tückischen Strömen wie die Saone und Rhone doppelt nöthig sind. Vor dreihundert Jahren hatte Lyon deren nur zwei, die Guillotièrebrücke über die Rhone und den Pont du Change über die Saone. Jene erbaute 1244 der sieben Jahre lang im Kloster St. Just wohnende Pabst Innocenz IV., erst Freund, dann Feind unseres Friedrichs II. von Hohenstaufen, um den aus Italien zum Concil von Lyon heranziehenden Kardinälen, Erzbischöfen, Bischöfen, Prälaten und andern Geistlichen den Uebergang über die wilde Rhone unbedenklich zu machen. Der Pont du Change aber ist noch älter, stammt wahrscheinlich aus dem eilften Jahrhundert und wurde aus den Trümmern ehemaliger römischer Gebäude errichtet, was die unordentlich eingemauerten römischen Inschriften beweisen. Jetzt hat Lyon eilf Brücken, und wird deren in einigen Jahren wohl vierzehn bis funfzehn besitzen. Freilich werden nicht alle die Wasserprobe des hölzernen Pont Morand aushalten, der dem furchtbaren Eisgang von 1789 widerstand und auf den man daher zur Anerkennung seines Verdienstes einen Lorbeerkranz mit der Inschrift setzte: Impavidum ferient ruinae; aber immer sind es große und nützliche Zierden der immer ausgedehnter und lebhafter werdenden Stadt. Der Pont du Palais de Justice ist erst seit einigen Jahren fertig und gehört gewiß zu den schönsten Brücken Europas. Der benachbarte Pont de l'Archevêché heißt auch, nach Napoleonischer Manier, Pont de Tilsit und wurde 1808 vollendet.

Die Landzunge zwischen der Saone und Rhone, auf der, wenn nicht der älteste, doch der bedeutendste Theil Lyons und seine wichtigsten öffentlichen Anstalten und Gebäude liegen, dieser Isthmus war vor siebzig Jahren lange nicht so groß als jetzt. Damals vereinigten sich noch die beiden Ströme wie zu der Römer Zeit südlich von der Archevechébrücke beim Quartier Ainay fast im rechten Winkel, der bei ihrem häufigen Austreten und den dadurch verursachten Ueberschwemmungen sehr gefährlich war. Der Bildhauer Perrache faßte den kühnen Plan, der Rhone ein anderes Bett zu graben, dadurch die Gefahr von der Stadt zu entfernen, und überdies ein herrliches Terrain für neue Anlagen und Bauten zu gewinnen. Man hielt dies nicht für möglich, Perrache aber ließ sich nicht irre machen, grub der Rhone ein nach Südwesten verlängertes Bett, und siehe! sie verließ ohne Schwierigkeit ihr altes, um in's neue hinüber zu fließen, wodurch sie sich viel weiter unten und nicht in drohendem Winkel mit der Saone vereinigte. Das gewonnene Terrain und das alte Rhonebett wurden nun ausgefüllt und ausgetrocknet, eine Arbeit, die noch zur Stunde nicht ganz vollendet ist, aber rüstig vorrückt. Dadurch ist der Stadttheil gewonnen, welcher nach seinem Gründer Perrache heißt, und durch seine Lage unstreitig zu den schönsten Lyons gehört. Perrache ist zu großen industriellen und commerziellen Anstalten, Fabriken, Magazinen u. s. w. bestimmt, und dazu in regelmäßige Viertel, Plätze und Straßen eingetheilt, die nach allen Richtungen von Baumgängen durchschnitten werden. Bereits ist da viel Grund und Boden verkauft, Hochöfen, Eisenschmelzen, Dampfmühlen u. s. w. sind angelegt, dazwischen Gärten, Rutschberge, Café's zum Gebrauch der Arbeitsklasse. Ueberdies dient ein weiter Platz zu militärischen Uebungen und Revüen, der eine Zeitlang Platz Charles X. genannt wurde, nun aber Champ de Mars heißt. Die Lage dieses ganzen Stadttheils an zwei sich einander nähernden Strömen, an ihrem imposanten Zusammenfluß mit der Aussicht auf die malerische Höhe von Fourvières, auf St. Just und St. Irénée im Nordwesten und jenseits der Saone, und auf die weiten Ebenen des Dauphiné über der Rhone ist wahrhaft anmuthig, und es wäre zu wünschen, daß der Kern der Stadt hier läge.

Eine Art von Neustadt hat sich auch auf dem linken Rhoneufer, jenseits des Pont Morand gebildet: ich meine die Brotteaux. Schon der Architekt Morand, der jene merkwürdige Holzbrücke baute, hatte vorgeschlagen, Lyon hier durch regelmäßige Straßen, Plätze, Alleen und Spaziergänge zu erweitern. Dies Projekt blieb aber ohne Ausführung, bis die Bourbons bei der Rückkehr des Friedens, des Handels, und bei der in Lyon zunehmenden Bevölkerung neben dem vielen Guten, das ihnen die Stadt verdankt, auch ernstlich die Anlage der Brotteaux betrieben. Zunächst an der Brücke ist der weite Platz Ludwigs XVI., von dem schnurgerade Häuserquartiere, Straßen und Avenüen ausgehen, die, wie ich schon früher bemerkte, alle Bourbonsche Namen tragen, so daß man sich auf einmal in eine altfranzösische Kolonie des Mittelalters und des vorigen Jahrhunderts versezt

glaubt, wo einem Karl der Große und Duguesclin, Gottfried von Bouillon und Boileau, die Herzoge von Grammont, von Noailles, von Vendome und Karl X., der Marschall von Sachsen, der Herzog von Enghien und Madame, Tronchet und Monsieur, de Sade und Malesherbes begegnen und Alles mit einem legitimen Parfum durchdringen, was gar komisch mit der Armuth, dem radikalen und revolutionären Schmutz und der gemeinen Sitte contrastirt, die in diesem Stadttheil und der benachbarten Guillotière herrschen, wo nur unbemittelte und arme Leute, großentheils Arbeiter aller Art wohnen und sich umtreiben, daher auch diese Quartiere und die Croix-Rousse bei den Lyoner Insurrektionen das lauteste Wort mitgesprochen haben.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, December.

(Schluß.)

Willmann. Musik. Schillerfeste. Saison auf dem Gräfenberg.

Die Masse von Bestellungen, womit Willmann stets überhäuft war, vermochte auch sein rastloser, kaum glaublicher Fleiß nicht zu gewältigen, und dennoch rechnet man die Zahl seiner Arbeiten auf ein volles Tausend. Seine spätern Arbeiten sehen freilich mitunter einem bloßen Entwurfe ähnlich, waren auch wohl zum Theil von seinen Schülern, deren Hülfe er bei den vielfachen Anforderungen an seinen Pinsel in Anspruch nahm. Er zeigte sich eben so groß in Oel-, wie in Kalkmalerei, und leistete daneben auch Vorzügliches in radirten und geäzten Blättern. Daß er im Auslande weniger bekannt ist, mag daher rühren, daß er in seiner bessern Zeit meist nur für Schlesiens Kirchen und Klöster malte, und daß man seine Werke schon bei Lebzeiten zu hoch schäzte, um sie ausländischen Kunstfreunden zu überlassen. Indeß wurden nach seinem Tode viele derselben in's Ausland zerstreut, und manches seiner Bilder ziert Galerien in Deutschland, England, Holland und Frankreich als ein Rembrand und Rubens, deren Styl und Charakter Willmann sich am meisten näherte. Es ist schade, daß er offenbar zu viel malte, daher allen seinen Werken die sorgfältigere Ausführung fehlt. Aber er mußte malen, und seine Phantasie war dabei meist eine Sklavin seiner Verhältnisse. Die Klösterlinge hatten ihn vorausbezahlt und machten ihren Geschmack geltend, und dieser war in der Regel herzlich schlecht.

Zu Breslau blühte übrigens in der Mitte des 15ten Jahrhunderts eine Malerschule, älter als die Nürnberger, und neben den Werken der ältern einheimischen Künstler zieren unsere Kirchen Bilder von Titian, Paul Veronese und Lukas Kranach. Die Gemäldesammlung eines Herrn v. Säbisch, der in Breslau ungefähr für die Kunst that, was der gelehrte Thomas v. Rhediger früher für die Literatur,* enthält zahlreiche Werke der größten Maler: Originale von Rubens, Rembrandt, Vermeyen, Kranach, Grissier, van der Werff, Tintoretto, Creti, Cagnacci, l'Orient, Annibale Caracci, Guido Reni, Agricola, Selmoser, Wouverman, Paul Veronese, van Dyk, Rugendas, Brand, Bendler, und besonders viel von dem Tyroler Plazer, dem Genremaler, überreich an Compositionen, groß im Kleinen. Diese Sammlung, in welcher sich noch eine Menge Kunstsachen in Wachs und Elfenbein, so wie 56 Bände Kupferstiche befinden, erbte von dem spätern Besitzer der Magistrat zu Breslau 1767 unter der Bedingung, daß auch nicht das kleinste Stück davon jemals verkauft werde. Der Maler Felber und der verstorbene Professor Vogel am Magdalenengymnasium, in welchem die Sammlung aufgestellt ist, erwarben sich um diese durch Anfertigung eines Katalogs ein großes Verdienst; Ersterer noch durch die Ausmittelung vieler Meister, deren Echtheit früher in Zweifel gezogen wurde.

Aloys Tausig, Pianist aus Wien, den wir vor zwei Jahren schon kennen lernten, gab im vergangenen Monat hier mehrere Concerte, und die Kritik kam darin überein, daß er seitdem an Kunstfertigkeit außerordentlich gewonnen. Seine Art, Klavier zu spielen, ist höchst glänzend. Die Rapidität des Vortrags, die große Leichtigkeit des Staccato's, kurz, was man zur sogenannten Bravour rechnet, erweckt an ihm Staunen und Bewunderung; doch ist dem jungen Künstler im Allgemeinen eine Mäßigung seines Feuers, das ihn oft zu weit reißt, anzuempfehlen. — Kürzlich gab auch Karl Kloß, der hier als Musiklehrer sich niederzulassen denkt, ein historisches Concert, wenn man ein solches so nennen darf, wo Musikstücke verschiedener Zeitalter in chronologischer Ordnung vorgetragen werden. — Auch dieses Jahr, wie bisher, wurde das Schillerfest, von dem Rathssekretär Wagner gestiftet, von den Meisten, die am Breslauer Parnaß etwas sind oder zu seyn glauben, durch ein gemeinschaftliches Mahl, durch angemessene Vorträge und Lieder gefeiert. Es präsidirte dabei der Redakteur der „schlesischen Zeitung," Professor Dr. Schön. Auch in Neisse beging man auf ähnliche Weise das Geburtsfest des poetischen Herakliden. — Ein Verein schlesischer Geistlicher wird mit dem neuen Jahr eine neue Zeitschrift unter dem Titel: „Der evangelische Kirchenfreund" bei Karl Schwarz in Brieg herausgeben. Es soll damit dem Landmann ein religiöses Mittel zu selbstthätiger geistiger Fortbildung gegeben werden, die bei der religiösen Gährung und Verwirrung der Zeit nöthiger als sonst erscheine. — Vom hydropathischen Gräfenberg berichtete man über den Glanz der lezten Saison, und wie segensreich das medizinische Genie von Vincenz Priesnitz dabei mittelbar auf das nahe Städtchen Freiwaldau wirke. Die Badeliste vom 20sten August wies mit sechshundert Nummern die bunteste und ansehnlichste Gesellschaft nach, bestehend aus Deutschen aller Mundarten, Sarmaten und Magyaren; selbst ein geborner Amerikaner hatte sich eingefunden. Neben einer Menge Fürsten, Grafen, Baronen und deren Gemahlinnen, so wie vierzehn Aerzten, sah man die Generale Skrzynecki, Krasinski, Klopiezki, Klicki, Szymanowski und andere Notabilitäten der polnischen Revolution. Geht es von Jahr zu Jahr so fort, so wird der Gräfenberg einst vielleicht wie Karlsbad ein Rendezvous und Büffet für die Agenten der laufenden Weltgeschichte. — Unter den hydropathischen Laienschriften ist die kürzlich bei Julius Schiefeedecker in Zeitz erschienene: „Geist der Gräfenberger Wasserkur," von dem geistreichen Rausse, gewiß die bedeutsamste. X.

* Ich erwähnte seiner bereits in meinem ersten Bericht dieses Jahres.

Beilage: Literaturblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 13.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 15. Januar 1839.

Könige, Schaaren aus Völkern vollführeten viele, nicht kleine
Greuel in Jahrhunderten. Frankreichs
Freye, die Herrscher, das Volk zu Schaaren vollführeten größre,
Mehr, eh Ein Mondhundert entflohn war.

Klopstock.

Ferienwochen.

(Schluß.)

In der Gegend der Brotteaux, die Part de Dieu heißt, ist ein Baumgang, genannt Avenue des Martyrs. Hier wurden 1793 nach der Belagerung und Uebergabe der Stadt in der Revolution zweihundert und zehn angesehene Bürger von den Revolutionärs erschossen. Schon waren deren fünfzehnhundert auf dem Platz Terreaux in der Stadt gefallen. Die Vorstädte wollten aber auch ihren Antheil an der Hekatombe haben. Delandine, ein Augenzeuge, erzählt davon Folgendes: „Gensdarmen führten zweihundert nach den Brotteaux, wo sie niedergeschossen werden sollten. Auf dem Pont Morand fürchtet man, nicht mehr diese Zahl zu haben. Es wird also mit dem Zug gehalten und sie werden gezählt. Da finden sich aber zwei mehr. Was ist nun zu thun? Sollen sie zurückbehalten werden, und wer? Deßhalb schickt man zu dem blutdürstigen Collot d'Herbois, um Entscheidung zu haben. Der aber antwortet: Was thut's, daß zwei mehr sind? wenn sie heute fortkommen, so ist's geschehen und sie brauchen es morgen nicht. Caligula hatte in einem ähnlichen Fall eine ähnliche Antwort gegeben. Als man endlich in Brotteaux auf der Wahlstatt ankam, waren ihrer zweihundert und zehn, also wieder acht mehr. Es war, als wenn sich die Gutdenkenden zum Tod drängten. Die Hände werden ihnen nun auf den Rücken gebunden, und dann reiht man sie an ein starkes Seil, das, um Bäume geschlungen, sie festhalten soll. Ihnen gegenüber stellen sich die Conventssoldaten auf, die sie erschießen sollen, deßgleichen zwei Kanonen. Auf das gegebene Zeichen fliegen mit der ersten Salve gleich abgerissene Glieder herum. Manchen sind die Hände abgeschossen, sie sind also von dem Seil los und fliehen. Da setzt ihnen die Cavallerie nach und haut sie nieder. Die Glücklichen! Andere hatten sich beim Schuß unwillkührlich gebückt und waren also nicht getroffen worden. Die Meisten aber waren nur verwundet, nicht getödtet; verstümmelt und blutend riefen sie: schießt noch einmal, schont uns nicht! Die Soldaten aber wollten das Pulver nicht daran wenden, sondern fielen einzeln über die Unglücklichen her, um sie mit dem Bajonet, dem Säbel oder mit Flintenkolben zu tödten. Dies dauerte aber bei der großen Zahl natürlich sehr lange, die Soldaten wurden darüber müde, hatten bald das Metzeln satt und ließen gar Manchen halb lebend liegen. Mehrere lebten sogar am folgenden Tag noch, als Conventstodtengräber kamen, ihnen die Kleider vom Leib rißen, sie mit Hacken und Schaufeln vollends todt schlugen, dann die Röchelnden in eine Grube zusammenwarfen und über sie Erde und

Kalk schütteten." — Einige Zeit darauf, als der Convent gestürzt war, errichtete man diesen Unglücklichen ein Monument mit einer passenden und ehrenden Inschrift. Die Einweihung desselben war ein großes Volksfest für die wahren Lyoner. Wie es aber in Frankreich geht, dies Monument war bald einer andern politischen Partei ärgerlich und wurde von ihr zerstört. Erst als die Bourbons 1814 nach Frankreich und auf ihren Thron zurückgekehrt waren, dachte man an ein neues Denkmal. Durch Subscription, an deren Spitze Monsieur, nachher Charles X. stand, kam es auch bald zu Stand, und es ward 1815 vollendet. Es hat die Gestalt eines großen Grabmonuments in Pyramidenform. Daneben steht eine Kapelle mit schönem Vestibul und bezeichnender Inschrift. Die Kuppel ist von oben erleuchtet und Kapuziner verrichten darin den Gottesdienst. Das Ganze macht einen sehr guten, versöhnenden Eindruck.

Man muß es der jezigen französischen Regierung Dank wissen, daß sie seit der lezten blutigen Insurrektion (1834) die Rückkehr ähnlicher Revolutionsgreuel unmöglich gemacht hat; denn diese armen, immer unruhigen und aufgeregten Arbeitsquartiere werden jezt auf allen Seiten von den neuen forts détachés oder Blockhäusern bedroht und nach allen Richtungen von ihren Kanonen bestrichen. Diese Forts umgeben jezt Lyon überall und beherrschen mit ihrem Geschütz nicht nur jene Handwerksquartiere, sondern auch alle Brücken, Kai's und öffentlichen Plätze, wo sich Volk versammeln und zum Angriff fertig machen könnte. So liegt eines dieser Forts wie ein ungeheurer Bullenbeißer hinter den Brotteaux und der Guillotière, und seine Kanonen bestreichen von Nordwest alle Gassen und Plätze dieser ementenlustigen Quartiere, während andere Forts sie von Norden und Nordosten in den Grund schießen können. Das stärkste Fort ist Montessuy bei der Croix-Rousse, die es ganz beherrscht, ebenso die Stadt, ihre Brücken und Kai's und die Brotteaux. Die Mauern desselben haben nach allen Richtungen Schießscharten für die Kanonen, die jezt zwar leicht mit Backsteinen zugemauert sind, aber in einigen Minuten wieder eingeschlagen und für die Lautsprecher geöffnet werden können. Das alte Fort la Mothe ist vergrößert und verstärkt. Außerdem stehen noch dergleichen bei St. Irénée, Calaire, in Villeurbanne u. s. w. Diese Forts sind jedoch nur stark und bedeutend gegen Insurgenten in Lyon, selbst wenn sie einige Artillerie haben. Gegen einen von Außen kommenden starken und kriegsgeübten Feind, der mit bedeutender Artillerie und mit allen Künsten der Belagerung anrückte, würden sie sich nicht lange halten können.

Dr. Chr. M.

Der Lumber-Troop in London.

(Fortsetzung.)

Jezt erhob sich der Oberst und hielt eine kurze Rede, in welcher er die Veranlassung des heutigen Festes erwähnte und ohne die geringste Einmischung von Politik bloß vom Privatcharakter der Herren und von dem vermehrten Ruhme sprach, welcher dem Verein daraus erwachse, solche Männer zu Kameraden zu haben. Unter donnerndem Beifall sezte er sich nieder und Wood stand auf, er, der älteste der vier, nicht an Jahren allein, auch als Mitglied des Parlaments und des Vereins, damals noch nicht der Baronet Sir Mathew, zu welchem die Dankbarkeit der Königin Victoria für die ihrem Vater geleisteten pecuniären Dienste ihn seitdem gemacht, sondern der achtbare Alderman, der zweimal Lord Mayor gewesen. Während des fortdauernden Jubels zupfte er den Halskragen und den Busenstreif gerade, und als er sich stark genug glaubte, die Lärmenden zu überschreien, richtete er sich hoch auf, stemmte beide Hände auf die Tafel und begann: „Herr Oberst, meine Herrn Offiziere, und meine theuren, werthgeschäzten Kameraden!" Der Versicherung seines tiefgefühlten Dankes für die schmeichelhaften Beweise fortdauernden Wohlwollens und seiner gänzlichen Unfähigkeit, seinem Gefühle Worte zu geben, folgte das wortreichste Bedauern, daß seine vielfachen Obliegenheiten ihm nur selten einen Genuß erlaubten, nach welchem sein Herz sich täglich sehne, den der Theilnahme an allen Versammlungen in der Halle. „Kann ich aber auch nur selten bei euch seyn," sagte er, „so bin ich doch stets mit euch, und ich führe nicht das müssige Leben eines Soldaten in Friedenszeit, sondern mein Leben ist ein steter Feldzug, ein beständiges Kämpfen für euch und unser Vaterland. Es ist wahr, die Schlachten, in denen ich gefochten, seit ich zum lezten Mal in eurem Kreise mich befand, sind blutlose Schlachten gewesen, doch deßhalb nicht minder wichtig, nicht minder entscheidend. Muß ich euch an die Kämpfe erinnern, in denen ich die Hand mit angelegt, den gemeinsamen Feind unseres Vaterlandes und des gesammten Menschengeschlechts niederzuringen? Oder muß ich euch den Namen dieses Feindes nennen?" — Wood ließ die Stimme fallen und schwieg. Das war die Aufforderung, seine Frage zu beantworten. „Nein, nein!" riefen die Einen, „die Tories sind es, die Tories!" — „So bellen die Whigs!" riefen Andere. — „Nieder mit den Tories!" „Nieder mit den Whigs!" brauste es durch die Halle, und dem Anscheine nach mußte diese in wenigen Minuten ein blutiges Schlachtfeld werden. Aber der Oberst gebrauchte den Hammer und die Lumberer schwiegen, jedoch wie schlecht exercirte Soldaten beim Feuern, wenn einige Gewehre nachknattern.

Vorstehendes ist zwar nicht der hundertste Theil von der geharnischten Rede des gewappneten Alderman, und die skizzirte Zwischenspielscene nur eine von den vielen, die gefährlich aussahen und gefahrlos waren, mit Geschrei anfingen und mit Ruhe endigten; doch dürften das Bruchstück und die Skizze dem Zweck der Mittheilung genügen. In gleichem politischen Sinne sprachen die andern drei Abgeordneten. Je nachdem ihre Reden kürzer oder länger, bald mehr, bald weniger mit Kernphrasen durchspikt waren, tobten auch die Zuhörer bald mehr, bald weniger, verkürzten oder verlängerten sich die Zwischenspiele. Crawfords Fahne trug die Aufschrift: Dreijährige Parlamente, Pattisons Corps forderte Ausdehnung des Wahlrechts, und Grotes Adler hatte eine Wahlkugel im Schnabel. Seitenblicke blieben bei keinem aus. Im Ganzen manövrirte jeder Einzelne gewandt und glücklich; aber weder an militärischer Haltung noch im Gebrauche militärischer Ausdrücke waren sie einander gleich. Wood bewies sich in beidem Meister. Crawford fiel gewaltig gegen ihn ab. „Herr Oberst, meine Herrn Offiziere und meine theuren, werthgeschäzten Kameraden!" — diese martialische Anrede erschöpfte seinen kriegerischen Sprachschatz. Dabei war er an Haltung und Geberde der unsoldatischste Mensch, der je existirt hat. Pattison machte seine Sache besser; es war dem Exgouverneur der Bank von England allerdings anzusehen, daß er sich als Kriegsmann nicht ganz behaglich fühlte, und es ihm Anstrengung kostete, seine Zahlen militärisch aufmarschiren zu lassen; allein es gelang ihm doch, seine Unbehaglichkeit zu bemeistern und bisweilen eine glückliche Metapher zu erwischen. So sagte er unter Anderm: „Die jetzigen Wahlcompagnien müssen zu Wahlregimentern, die Wahlberechtigten dürfen nicht nach dem Willen der Tories decimirt, nein — und ehe das nicht geschehen, stecke ich das Schwert nicht in die Scheide — sie müssen multiplizirt werden." Auch electrisirte dies seine Partie zu einem Enthusiasmus, vor welchem selbst die Stimme des homerischen Mars verstummt seyn würde. Woods militärischem Geschicke am nächsten kam Grote. Vom ersten bis zum lezten Momente seiner Rede hielt er sich kerzengerade, und wenn vielleicht sein Körper etwas zu steif war, so vergütete er das durch die Beweglichkeit seines Kopfes. Die militärische Phraseologie war ihm außerordentlich geläufig, wobei freilich nicht zu vergessen ist, daß das Thema von Wahlkugeln eine Menge kriegerischer Anspielungen an die Hand gab. Den meisten Beifall gewannen ihm die Worte: „Und so glaubt mir, Freunde und Kriegsgefährten, die Wahlkugeln, die bereits gegossen im Arsenal liegen, werden, von unserm groben Geschütz in die Reihen der Feinde geschleudert, ihnen Tod und Verderben bringen, die Fliehenden in Verzweiflung jagen, die Bleibenden pulverisiren!" Nach gehaltenen Reden stiegen die vier Parlamentsglieder von der Plattform in den Saal, mischten sich unter die Kameraden und schüttelten Freund und Feind die Hände. Fand ja in ihrem Wohlwollen gegen Alle eine Abstufung statt, so konnte es seyn, daß ihre aufmerksamere Beachtung denjenigen galt, in welchen sie stimmberechtigte Mitbürger erkannten.

(Fortsezung folgt.)

Zur Sittengeschichte.

Regen- und Sonnenschirme.

Es ist wirklich seltsam, daß ein tragbares, leicht handthierbares Schuzmittel gegen Regen und Sonne erst so spät aufgekommen ist. Fast in allen Schriften über die Geschichte der Erfindungen steht übereinstimmend, daß die Regenschirme im Abendland nicht viel über hundert Jahre alt seyen. Von frühern Zeiten nicht zu reden, so hatten die Portugiesen vom 16ten Jahrhundert an die Sonnen- und Regenschirme der Orientalen vor Augen. Ihre Reisebeschreiber sprechen auch von diesen Schirmen als von etwas ganz Besonderem: daß sie geöffnet und wieder zugemacht werden können, von Seide seyen u. dgl. Und wie lange dauerte es noch, bis diese scheinbar so leichte Erfindung nicht etwa gemacht, sondern auch nur nachgeahmt wurde! — In Nürnberg, dieser witzigen, erfindungsreichen Stadt, nahm man bei einfallendem Regen einer Getrauten noch um's Jahr 1725 den Kopfschmuck in der Kirche ab.* Ja Cramer in seinem italienisch-deutschen Wörterbuch (Nürnberg 1724) hat das Wort Regenschirm noch nicht, wohl aber Regentuch, das er parapioggia übersezt. — Das Schuzmittel gegen den Regen, das die Frauen trugen, hieß zu Anfang des 17ten Jahrhunderts Gugel, ohne Zweifel von Cucullus. Noch jezt heißt der Regenschirm in den meisten Strichen Süddeutschlands und in Deutsch-Lothringen „Regendach" oder auch bloß „Dach." In Wien, wo jezt der Ausdruck „Parapluie" eingebürgert ist, hieß er früher Ombrel, vom Römischen Ombrella, das nichts ist als das Lateinische Umbraculum und Umbella.

In der Hofordnung Königs Jakob II. von Majorka aus dem 14ten Jahrhundert werden Regenhüte aufgeführt (s. acta Sanctor.). Sie waren sehr hoch, spiz und hatten keinen besonders breiten Rand. Die Schildknappen mußten sie dem König nachtragen. Diese Hüte hatten wohl Aehnlichkeit mit dem Reisehut, dem Petasus, der Römer. — Ratherius, Bischof von Verona, im zehnten Jahrhundert, bemerkt es als etwas Besonderes, daß die Sachsen Sonnenschirme, oder vielmehr Sonnenhüte getragen, und zwar aus Stroh geflochten. — Als Kaiser Otto sein Heer gegen Hugo von Frankreich führte, hatte jeder Soldat einen Strohhut auf (pileus foeninus). Aber Wittekind, der dieses erzählt, bemerkt, es sey geschehen zur Verhöhnung Hugo's, als sollten Weiber ihn besiegen.

Der älteste Regenschirm, dem man in der Geschichte begegnet, ist allerdings sehr alt; aber man weiß nicht, was man daraus machen soll. — Alcuin, Abt von Tours, schickte i. J. 800 dem Bischof Arno von Salzburg einen solchen Schirm zum Geschenk. „Misi Caritati tuae tentorium, quod

* Keyßlers Reisen, 93ster Brief.

venerandum caput tuum defendat ab imbribus." * — Tragbar an einem Stock war der Schirm wohl gewiß, aber sonst ist über Form und Mechanismus nichts bemerkt. Jedenfalls muß es etwas Besonderes und Seltenes gewesen seyn, sonst hätte der Geber das Kunstwerk gewiß nicht einen Weg von mehr als 150 Meilen machen lassen.

An den Entwicklungen des Schirms seit hundert Jahren läßt sich übrigens recht verfolgen, wie der menschliche Geist auch das scheinbar Einfachste und fast sich von selbst Verstehende nur allmählich findet, und wie er Generationen hindurch an einem Werkzeuge bildet, das gegen andere menschliche Schöpfungen eine Kleinigkeit ist.

* Alcuini opera, Ratisbon. T. I. vol. 1. pag. 238.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Die legitimistische Presse.

Nun bemächtigt sich die Politik der allgemeinen Aufmerksamkeit, und die Versammlung der gesetzgebenden Kammern bringt wichtigere Dinge auf's Tapet, als Theaterstücke und Anekdoten. Deßhalb gibt sich auch die legitimistische Partei, die mit jedem Jahr ihre Hoffnungen mehr sinken lassen muß, viele Mühe, um wieder etwas emporzukommen. Sie ist aber so wenig in sich selbst einig, als jede andere große Partei. Die Gazette de France liegt im Streite mit der Europe monarchique, und zuweilen auch mit der Quotidienne und der France, obschon sie alle vier sehnsuchts- und ehrfurchtsvoll nach dem kleinen Göritzer Hofe blicken. Die Europe monarchique, welche erst neuerdings aus einer ältern und veralteten Europe hervorgegangen ist, gibt sich das Ansehen, als ob sie dem Zeitgeiste etwas nachgebe. Sie wirft den alten Royalisten vor, daß sie in ihrem Winkel schmollen und sich absondern; handeln solle man in der jetzigen Zeit, sich nach den Umständen fügen, mit in's Triebrad der Staatsverwaltung eingreifen, und auf diese Art seinen Zweck zu erreichen suchen. Deßhalb wolle auch Berryer, der Deputirte, der Europe monarchique einen neuen, frischen Geist einhauchen. So etwas ist den altmonarchischen Männern ein Greuel, und deßhalb ziehen sie stark gegen die Anmaßungen der Europe monarchique los. Selbst Berryer leugnet, daß er sich anheischig gemacht habe, das besagte Tageblatt zu leiten, obwohl man ihn darum angesprochen. Zur Herausgabe eines Tageblattes, wenn es mit den geachteten Journalen in gleicher Linie stehen soll, gehört ein bedeutendes Kapital, um gute Redaktoren zu bekommen und in der ersten Zeit der Abonnenten entbehren zu können. Eine halbe Million ist nicht zu viel, um ein oder zwei Jahre fort zu rudern. Diese Summe müssen also die Legitimisten aufopfern, wenn sie ein neues Organ ihrer Meinungen, Gesinnungen und Wünsche haben wollen. Berryer, der beredte legitimistische Deputirte, ist ein Mann, der das Geld liebt und viel Geld braucht. Sicher wird er nicht eher eintreten, als bis er gewiß ist, daß die zur Journalunternehmung bestimmten Gelder so bald nicht ausgehen werden. Nun haben aber die Leute seiner Partei schon so viele Opfer gebracht und doch so wenig damit gefördert, daß man wohl begreifen kann, warum die Europe monarchique so langsam voranschreitet, und warum Berryer das Steuerruder nicht in seine Hände nimmt, wiewohl es im Blatte wohl zehnmal angekündigt worden ist. In diesem Blatte hat eine vorgebliche Marquisin de Bagueux aristokratische „Causeries" begonnen, wie die „Presse" schon lange dergleichen Feuilletons eines vorgeblichen Vicomte de Launay, unter welchem Namen sich bekanntlich Madame Sophie Gay, Schwiegermutter des berüchtigten Herausgebers des Blattes, Girardin, verbirgt, in ministeriellem Sinne zum Besten gibt. Von beiden Causeries soll hier ein Pröbchen folgen. Es lebt noch eine alte Malerin, Namens Madame Lebrun, welche ehemals wegen ihrer schönen Porträts berühmt und gesucht war, und die neulich in ganz sanften Memoiren, worin sie auch keiner Seele etwas Unangenehmes nachsagt, die Erinnerungen ihrer blühenden Zeit der Nachwelt erzählt hat. Diese Dame nun hatte einstens das Porträt der Königin Marie Antoinette gemalt; während der Schreckenszeit der französischen Revolution war dieses Bildniß versteckt worden, und zwar so gut, daß man es erst vor Kurzem wiedergefunden hat. Natürlich gehörte dieses Gemälde in die Versailler historische Galerie, zu den andern Bildnissen der königlichen Familie und insbesondere der Königin Marie Antoinette. Ludwig Philipp, welcher gerne die Honneurs dieser seiner Anstalt macht, wollte die alte Malerin mit ihrem Gemälde überraschen, und er veranstaltete es so, daß eine Freundin der Madame Lebrun die alte Frau in einem Wagen abholen und nach Versailles bringen mußte, wo dann der König bereit war, die Künstlerin zu empfangen, sie herumzuführen und ihr das Gemälde wieder zu zeigen. Sophie Gay erzählt nun, Madame Lebrun könne gar nicht ausstehen, wenn man im Wagen mit ihr spreche, und ein solches Gespräch ängstige sie zum Uebelwerden. Da nun die Dame während der Fahrt nach Versailles der bejahrten Künstlerin allerlei verbindliche Sachen über ihr Talent, so wie viel Schönes von den neuen Herrlichkeiten von Versailles vorgeredet, so sey Madame Lebrun in einem so übeln Zustande vor dem Schlosse angekommen, daß es ihr unmöglich gewesen sey, die Treppe hinaufzugehen, und sie daher gebeten habe, man möchte sie zurückführen. Zu diesem von Madame Sophie Gay erzählten Geschichtchen haben nun die legitimistischen Blätter einen wichtigen Varianten gegeben. Sie behaupten nämlich, Madame Lebrun sey eine echte Royalistin von altem Schrot und Korn, und nicht ein vorgebliches Uebelwerden auf der Fahrt, sondern die bei der Ankunft gewonnene Ueberzeugung, daß man sie, die Malerin Marie Antoinette's, dem neuen Hofe vorstellen und mit demselben in Verbindung bringen wolle, habe sie bewogen, sogleich wieder umzukehren, unter dem Vorgeben einer plötzlich entstandenen Uebelkeit. Welches ist nun die richtige Lesart? Ich weiß es nicht; das Girardin'sche Blatt ist zuweilen verdächtig, aber die legitimistischen Blätter sind es nicht weniger. — Die Causeries des legitimistischen Blattes l'Europe monarchique haben einen gewaltig vornehmen Ton; da wird noch mit der leichtfertigen Geringschätzung eines Marquis des ancien régime von dem Bürgervolke und dessen Anmaßungen gesprochen, und dagegen Alles, was von einem Grafen, Marquis oder Princes (versteht sich Princes der vorrevolutionären Zeit) herrührt, bis in den Himmel erhoben. In einer Gesellschaft habe neulich eine ganz junge Dame sich vermessen, sitzen zu bleiben, indeß eine bejahrte Gräfin, welche ihr die Ehre anthat, sich mit ihr zu unterhalten, stand, bis endlich die Gräfin mit einem „unaussprechlich wohlwollenden Lächeln" gesagt habe: „Da Sie einmal gar nicht zu mir sich erheben wollen, so muß ich mich wohl zu Ihnen herablassen."

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 14.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 16. Januar 1839.

— They've pretty faces, those Venitians,
Black eyes, arch'd bows and sweet expressions still,
Such as of old were copied from the Grecians,
In ancient arts by moderns mimick'd ill.

Byron.

Constance Contarini.

Eine venetianische Novelle, nach einer Sage, von Georg Reinbeck.

Arnheim, ein junger Deutscher, eine hohe, schlanke und doch kräftige Gestalt, das Haupt reich von blonden Locken umwogt, eine freie, edle Stirn, dunkelblaue Augen voll Seele, aus denen ein feuriges, offenes Gemüth strahlte, eine feste, edle Haltung, von einem sehr sorgfältigen, geschmackvollen Anzuge unterstützt, war in Venedig eine anmuthige Erscheinung, die manchen schönen Blick auf sich zog. Er aber schien dies nicht zu bemerken, sondern lebte nur dem großartigen Eindrucke der Inselkönigin, die, einst die Gebieterin der Meere, noch stolz ihr Haupt daraus zu erheben gewohnt war. — Er beschäftigte sich vorzüglich mit der Architektur und schwelgte in den Werken eines Palladio, eines Sansovino, daher man ihn für einen Architekten hielt, wozu seine gründlichen Studien in dieser edlen Kunst berechtigten. — Doch war er seinen äußern Verhältnissen nach ein Räthsel. Daß er nicht zu der bis zur lezten Zeit der Republik immer in Venedig sehr zahlreichen Classe von Glücksrittern, Spielern, Projektmachern und ähnlichem Gelichter zu rechnen sey, ließ sich bald erkennen, und von einer Verbindung mit irgend einer Regierung, deren geheimer Agent er seyn könnte, war keine Spur. Er hatte Italien durchreist, kam eben von den griechischen Inseln, hatte unfern des Markusplatzes ein geschmackvolles Cassino gemiethet, das er mit einem ältlichen Manne, der mehr sein Freund als sein Diener schien, bewohnte; eine zweirudrige Gondel mit einem Barcarol, dem berühmtesten im Gesange, war stets zu seinem Befehle, und er theilte diese und einen ausgesucht bedienten Tisch nicht selten mit einigen Künstlern, deren Bekanntschaft er zufällig oder in dem Café des Markusplatzes, das er zu besuchen pflegte, gemacht hatte. Sein liebster Gesellschafter war aber ein Abbate, ein liebenswürdiger, wohlconservirter Vierziger, gleich ihm ein Liebhaber der Architektur, wie überhaupt der schönen Künste, der für einen Kenner gelten konnte, und dabei auch ein Kenner der Welt war, in welcher er sich sehr frei bewegte; freilich nach einer Lebensansicht, die gerade nicht mit der des Deutschen übereinstimmte, was nur ihre Unterhaltungen um so pikanter machte. Auch er war eine Bekanntschaft vom Café her, und fand Behagen an dem jungen, schönen, geistreichen Deutschen, der ihn als eine ihm neue Erscheinung interessiren mochte und den er, wie es schien, gern zu seiner Lebensansicht bekehrt hätte.

Eines Abends landete Arnheims Gondel unfern des Pallastes Contarini, als er von einer einsamen Spazierfahrt zurückkehrte. Er hatte eben seinen Gondolier

abgefertigt, da näherte sich demselben Landungsplatze eine Gondel mit zwei in ihre Zendalen gehüllten Frauen und einem reichgekleideten Mohren. Der Anstoß der Gondel war heftig, indem der Hacken der Stange, welche den Stoß mildern sollte, abglitt, und eine der Frauen, die bereits im Begriff war, auf die Stufen des Kanals zu hüpfen, verlor das Gleichgewicht. Instinktmäßig eilte Arnheim herbei und war so glücklich, sie aufzufangen, als die Gondel unter ihren Füßen wich, und sie auf die Stufe zu stellen; allein sie zitterte vor Schreck, und er hielt sie einige Augenblicke in seinen Armen und fühlte die heftigen Schläge ihres Herzens an seiner Brust, bis sie sich im Stande fühlte, allein zu stehen. Der Zendal öffnete sich und enthüllte ihm das reizendste Antlitz, und ein Rosenmund, aus dem eine blendende Perlenreihe hervorlächelte und den alle Liebesgötter umflatterten, lispelte ihm, während die großgeschnittenen feurigen Augen unter den feingewölbten Braunen, von langen, schwarzen Wimpern beschattet, ihn seelenvoll anblickten, mit der lieblichsten Stimme, die jemals sein Ohr berührt hatte, in den weichsten italienischen Tönen für den Ritterdienst Dank zu. — Er starrete wie verblendet auf die reizenden Züge und hatte noch nicht das Wort gefunden, etwas zu erwidern, als die Gondel anlegte, die andere Dame, die bei dem Unfalle ihrer Gefährtin laut aufgeschrien hatte, zu seiner Geretteten eilte, sie zu unterstützen, und den Zendal öffnend, ihm nicht geringere Schönheit zeigte, mit Augen voll Glut, und eben so süßtönenden Dank ihm zulispelte; und beide Frauen schwebten auf den zierlichsten Füßen, die je ein weibliches Wesen getragen haben — die Venetianerinnen besonders sind dafür berühmt — von dem Mohren gefolgt, in den Pallast: beide an Gestalt so gleich, daß er seine Gerettete nicht zu unterscheiden vermochte.

Arnheim wußte nicht, wie ihm geschehen. Die Götterbilder eines Praxiteles dünkten ihm in vollem Leben erschienen. Seine Blicke folgten den Hinschwebenden und erhoben sich dann unwillkührlich zum Pallaste. Die beiden Frauen traten auf den Söller, vom goldnen Abendstrahle magisch beleuchtet, und neigten sich gegen ihn, auf die anmuthigste Weise mit dem Schnupftuche winkend. Er erwiderte ihren Gruß ehrerbietig und sie verließen den Söller. Wie angezaubert stand er da.

So fand ihn der Abbate, der zufällig am Kanal vorüberging, und weckte ihn aus seiner Erstarrung durch die Frage, was ihn denn an den Pallast so fessle. „Eine herrliche Architektur!“ erwiderte Arnheim, der die Sarkasmen des Abbate fürchtete, wenn er ihm den Grund seiner Ekstase verriethe, „großartig, von den edelsten Formen.“ — „Er ist noch bewundernswürdiger in seinem Innern,“ versetzte der Abbate, „und dieses zu sehen, dazu kann ich Ihnen leicht verhelfen, wenn Sie es wünschen.“ — Arnheims Blut gluhte. „Sie sind mit allem Schönen bekannt, Abbate,“ sagte er, „und wahrlich, Sie sind ein glücklicher Mensch, daß es Ihnen so leicht wird, sich ihm zu nahen.“ — „Ein Vortheil der Tonsur,“ versetzte jener, „der nicht leicht eine Thüre sich verschließt. Sie werden wirklich viel Schönes nach Ihrem Sinne darin finden, Giacomo. Er gehört gerade in seinem Innern zu den gelungensten Werken des großen Baukünstlers und enthält noch überdies reiche Sammlungen neuer und alter Kunstwerke der Malerei und der Skulptur; und auch manche Merkwürdigkeiten, die dem Besitzer, Nobile Andreas Contarini, kostbarer dünken, als alle jene Kunstschätze,“ fügte er persiflirend hinzu: „eine türkische Admiralsflagge, welche ein Ahnherr des Nobile bei Candia erbeutet, und den Ring, mit welchem sich der erste Doge aus diesem Hause mit dem Meere vermählt hat und der — nicht zwar wie der Ring des Polykrates im Magen, doch — an den Flossen eines großen Seefisches sich fand und mit dem Fische dem Dogen gebracht wurde und seitdem wie ein Heiligthum in der Familie aufbewahrt wird, als ein Pfand, daß die Würde des Dogen dem Hause Contarini nicht fremd werde, und wirklich haben sieben Contarini den Herzogsmantel getragen.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Lumber-Troop in London.

(Fortsetzung.)

Alles bisher Gesagte muß, meines Erachtens, die Conjektur unterstützen, welche ich früher hinsichtlich des Ursprungs des Lumber-Troops geäußert, daß der Verein aus dem Zusammentreffen einer Anzahl lustiger Leute in derselben Taverne zum Behuf ihres Abendvergnügens entstanden sey, denn nur dies und dies allein ist noch heute die Tendenz der Gesellschaft. Die Lumberer sitzen heiter beisammen, „trinken und singen, sind lustig und fechten nur selten,“ wie es in der oben erwähnten offiziellen Rede heißt. Ein solcher Verein bedarf weniger Gesetze, und der Lumber-Troop hat deren auch wenige. Außer den bereits erwähnten bestehen die zwei Satzungen, daß an den Versammlungsabenden in der Halle weder etwas gegessen, noch das Ale oder der Porter aus zinnernen Krügen getrunken werden darf. Es liegt auf der Hand, daß beide Verbote die Absicht haben, zum Anstand der Versammlung beizutragen und das einfache Mittel, ihnen Geltung zu verschaffen, ist die dem Tavernenwirthe oder sogenannten Marketender ein und für allemal

gegebene Weisung, an den Gesellschaftsabenden Eßwaaren gar nicht und Getränke nicht anders als in gläsernen Geschirren zu verabreichen. Und das bezieht sich nicht bloß auf die Mitglieder des Vereins, sondern auf Alle, die an solchen Abenden die Doktor-Johnson-Taverne besuchen. Wer, wie es in England Viele gibt, sein Bier nur aus einem Zinnkrug trinken kann, mag sich an Grog, Punsch oder das jetzige Lieblingsgetränk der Engländer, brandy-and-water halten. Ich konnte nicht ermitteln, in wie weit das Verbot der Zinnkruge seinen Zweck erreicht hat, die Respektabilität der Zusammenkunfte zu vermehren. So viel ist aber gewiß, daß seit Erlassung des Verbots die Zahl derer, die, mit dem Oberst zu reden, „zu viel aufgeschuttet" und deßhalb aus den Sitzungen des Vereins entfernt worden sind, um ein Funftel gestiegen ist. Es wäre seltsam, dies dem Verbote beizumessen. Der Umstand erklärt sich wohl einfach daraus, daß in England in den Mittelclassen das Laster der Trunkenheit eben so zu, als in den höhern Classen abnimmt. Bei alle dem bleibt ein solches Aergerniß im Verein nie ungerügt. Die Strafe besteht in unverweilter Entfernung aus der Halle, dictirt vom Obersten als Richter, und execut?rt vom Marketender als Generalprofoß. Auf erfolgte Meldung an den Obersten, daß N.N. „sein Gewehr überladen, wird derselbe beordert, den Saal hinab auf einer Dielspalte zu marschiren. Thut er das ohne Wanken, so gilt die Anklage für widerlegt und der Ankläger erhält vom Obersten einen kameradschaftlichen Verweis. Wankt jener jedoch oder weigert er sich überhaupt, dem Befehle zu gehorsamen, so läßt der Oberst sofort den Profoß erscheinen und sagt zu ihm: „Mr. Beck, you see that gentleman safely conducted out of the Hall." In Uebereinstimmung mit dieser artigen Weisung handelt Herr Beck. Er nähert sich dem zu Geleitenden, bietet ihm freundlich den Arm und ambulirt meist unter vertraulichem Gespräche mit ihm zur Thüre hinaus. Dies ist, Dank der herrschenden Disciplin, der häufigste Fall; doch kommt es auch vor, daß Widersetzlichkeit von der einen Gewalt von der andern Seite nöthig macht.

Gleichzeitig mit dem gegen die Zinnkrüge geschleuderten Bannstrahle wurde eine andere organische Neuerung beschlossen. So weit die Annalen des Lumber-Troops reichen, findet sich bemerkt, daß an den geordneten Versammlungsabenden Niemand, ob Lumberer oder Fremder, anders als gegen Entrichtung von sieben Pence (21 kr. rhein.) in die Halle eingelassen, ihm aber dafür vom Tavernenwirthe so viel Porter, Ale und Tabak — letzterer troop-sand genannt — als er fordere und vertragen könne, unweigerlich verabfolgt werden solle. Allem Anschein nach vertrug sich diese Einrichtung mit dem Interesse des Wirthes, wie mit dem der Gäste. Allein dies mußte aufhören, als der Geschmack der Gäste anfing, sich andern Getränken zuzuwenden, und der Wirth das ungetrunkene Bier für den vielleicht getrunkenen Punsch nicht in Abrechnung bringen wollte. Es erhoben sich Beschwerden und Zänkereien, bis endlich zwischen dem Verein und dem Wirthe ein neuer Vertrag zu Stande kam, Kraft dessen jeder Eintretende zu Erlegung von zwei Pence und der Tavernenwirth bloß zu Anschaffung von Licht und Feuer gehalten seyn sollte. Diese Uebereinkunft gilt noch heutigen Tages und erstreckt sich auch auf Nicht-Lumberer. Die Gesellschaft könnte, wenn sie wollte, den Tavernenwirth bald vermögen, ihr seine Halle an jedem Mittwoch allein zu überlassen oder von Fremden ein Eintrittsgeld zu begehren, dessen Höhe ziemlich dasselbe bewirkte. Statt dessen unterwirft sie Fremde nicht einmal dem Zwange, von einem Mitgliede eingeführt zu werden, und fordert bloß, daß, wer einen Mittwoch Abend in ihrem Kreise zubringen will, dem Wirthe zwei kupferne Pence entrichte, seinen Namen, ohne Prüfung, ob den wahren oder einen falschen, in ein Buch schreibe und sich übrigens so anständig wie ein Mitglied benehme, aus keinem Zinnkruge trinke, keine Eßwaare genieße und sich nicht berausche, oder entgegengesetzten Falls der disciplinarischen Behandlung eines Mitglieds gewärtige. Aller Unterschied zwischen Lumberern und Fremden verschwindet also, wenn keine eigentlichen Sitzungen gehalten werden. Mir wenigstens ist keine zweite Gesellschaft von gleich liberaler Gesinnung bekannt.

(Schluß folgt.)

Distichen

von Ph. H. Welcker.

Mutterkraft.

Recht so, Mutter am Bett deines todtkrank liegenden Kindes!
Hast drei Wochen durchwacht, auch noch die vierte durchwach.
Weib! nicht Gebot und Pflicht, doch der Lieb' urew'ger Naturtrieb
Lehrt und erleichtert dir so Wärter- und Ammengeschäft.

Unrecht.

Jäger, du pfändest den Knaben, der will sein ärmliches Zimmer
Füllen mit Sang, und fängt Vögel, so frei, wie die Luft?
Und du tödtest zum Schmaus viel' Hunderte pilgernder Lerchen
Auf ein Mal und erwürgst — Lieder zu Tausenden mit?

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Causeries. Berlioz.

Dies soll überaus witzig gewesen, aber wahrscheinlich von der sitzenden Dame nicht verstanden worden seyn; denn ces dames ne brillent ni par l'esprit ni par l'instruction, et cela se voit de suite. Nach der Meinung dieser Leute ist Witz und Bildung noch ein Vorrecht der Geburt. Weiter sind sie in diesem Jahrhundert mit ihren Begriffen noch nicht gekommen; und diese Leute maßen sich an, Frankreich lenken und regieren zu wollen! — Noch eine Anekdote aus den Causeries des aristokratischen Blattes. Eine jetzt in Paris spielende, sehr schöne Schauspielerin hielt sich früher in der Provinz auf, und machte dort so viel Aufsehen, daß sich alle Offiziere der Garnison um ihre Gunst bewarben. Ein angesehener und reicher Beamte, welcher glaubte, mit seinem Ansehen und Gelde weiter zu kommen, als die andern Bewerber, schickte ihr folgendes Billet nebst einer Banknote von 1000 Fr.: „Madame, Sie sind sehr schön; Jedermann sagt es Ihnen. Wenn Sie auch nicht den Versicherungen Jedermanns Gehör geben, so werden Sie doch wohl vielleicht zu meinen Gunsten eine Ausnahme machen. Schenken Sie mir einige Stunden Ihrer Zeit, es wird Sie nicht gereuen." Die Schauspielerin ward über dieses leichtsinnige Schreiben so erboßt, daß sie schreiend zu ihrem Manne lief und ihn zur Rache aufforderte. Nachdem dieser sich von seiner Frau hatte wiederholen lassen, daß sie Rache und nichts als Rache wolle, setzte er sich hin und schrieb an die Frau des Beamten ein Billet, welches eine bloße Abschrift des erhaltenen war, und legte demselben die Banknote bei. Als die Frau des Beamten die Liebeserklärung mit der Banknote sah, wurde sie wüthend und verlangte von ihrem Manne, er solle ihr Genugthuung für diesen Schimpf verschaffen. Der arme Mann ward verlegen und mußte sein Vergehen bekennen. — Natürlich ist der Verfasser der Causeries höchst unzufrieden mit dem Dichter Victor Hugo wegen seines berüchtigten Ruy-Blas, und noch mehr hat sich sein Gemüth empört, seitdem er von seiner Loge eine Dame, „une espèce de femme atroce et vile," also bloß eine Art Dame, hat ausrufen hören: „Mein Gott! wie geht es zu, daß die Königin diesen Bedienten liebt? er ist ja so häßlich!" — Lassen wir nun die legitimistischen Blätter in Ruhe, und gehen wir zu andern Tagesbegebenheiten über. Wer hat nicht von der Großmuth Paganini's reden hören, welcher dem verzweifelnden Berlioz wie ein Hülfsengel erschienen ist und 20,000 Fr. bei ihm zurückgelassen hat? Seit dem Processe wegen des weiland Casino der Chaussée d'Antin, bei welcher Unternehmung er 60,000 Fr. verloren, hatte man von Paganini nicht mehr reden hören. Er spielte schon lange nicht mehr öffentlich. Sein ganzes Leben blieb so räthselhaft als zuvor, und ihm selbst schien wenig daran gelegen, das Publikum hierüber aufzuklären. Er hatte sich einmal geweigert, zum Besten der Armen ein Concert zu geben, wozu man ihn öffentlich aufgefordert, und seitdem war er nie wieder aufgetreten. Dieser sonderbare Mann nun wohnte dem letzten Concerte des excentrischen Berlioz bei, dessen Compositionen, wie ich in einem frühern Berichte gemeldet, beim großen Publikum wenig Anklang finden. Seine große Oper Benvenuto Cellini hatte keinen Beifall gefunden, und mit seinen ganz sonderbaren Concerto's wollte es nicht besser gehen. Nun ist für einen Künstler, welcher alle seine Hoffnung auf den Erfolg seiner ernsten Geistesprodukte gebaut hat, nichts niederschlagender, als sie mit Gleichgültigkeit aufgenommen zu sehen, indeß leichtfertige Produkte mit Ruhm und Gold belohnt werden. Berlioz verfiel daher in Verzweiflung; er hatte eine Familie zu ernähren, und (was das Publikum wohl nicht wußte) er besaß nichts als sein musikalisches Talent. Vermuthlich hatte Paganini Kunde davon bekommen, und da Berlioz's Genialität wohl mit der seinigen einige Verwandtschaft hat, so mochte er tiefes Mitleiden mit dem Tonkünstler empfunden und den Beschluß gefaßt haben, ihm zu Hülfe zu kommen. Er wohnte also dem Concerte bei, lobte nach demselben den Künstler enthusiastisch, und am folgenden Tage sandte er ihm das durch alle Zeitungen bekannte Billet mit der Anweisung von 20,000 Fr. Jules Janin hat hierüber ein hübsches Feuilleton im Journal des Débats geschrieben, worin Berlioz als eines der größten Genies unserer Zeit geschildert wird. Es scheint, erst durch Paganini's wohlthätige Handlung ist die Regierung auf Berlioz's schlimme Lage aufmerksam geworden; denn gleich darauf wurde er zum Bibliothécaire-adjoint am Musikconservatorium ernannt, was so viel heißt, als, er solle einen Gehalt bekommen, ohne etwas dafür zu thun zu haben. Denn die Stelle, die man eigends für ihn anordnet, ist völlig unnütz, da ein einziger, längst vorhandener Bibliothekar ganz bequem alle nöthigen Geschäfte verrichten kann. Nun hat Berlioz doch etwas Festes, und kann auf ein beständiges kleines Einkommen rechnen, das besser ist, als alle Vorspiegelungen, die ihm seine Phantasie machte, wenn er Opern oder Concerto's setzte. Die Geschichte dieses Mannes gleicht der manches andern Künstlers, welcher sich von der Kunst mehr versprochen hatte, als sie ihm zu geben vermochte. Berlioz ist der Sohn eines angesehenen und nicht unvermögenden Arztes zu Grenoble. Schon in früher Jugend zeigte er einen unbändigen Hang zur Musik. Der Vater, ein echt prosaischer Familienvater, sah dieses als eine Ausschweifung an, und wollte den Sohn zum Studium der Medizin anhalten. Alle seine Mühe war aber vergebens. Der Sohn trieb nichts als Musik vom Morgen bis zum Abend, und auch wohl die Nacht hindurch. Dadurch wurde der Arzt aufgebracht, und er erklärte seinem Sohne, wenn er seinem unsinnigen Hange folgen und auf den väterlichen Rath und Willen nicht achten wolle, so dürfe er auch nicht länger auf die väterliche Unterstützung rechnen. Dies war dem Jüngling ziemlich gleichgültig; die Kunst, meinte er, werde ihm schon hinlänglichen Lebensunterhalt verschaffen. Er verließ das väterliche Haus und begab sich mit einer kleinen Summe nach Paris, mußte hier kümmerlich leben, tröstete sich aber mit dem Gedanken, daß er doch die Musik, seine einzige Leidenschaft, ohne Unterbrechung treiben könne. Er bekam Unterricht am Musikconservatorium, machte schnelle Fortschritte und erhielt den ersten Preis. Dies gab dem Vater die Ueberzeugung, daß Musik doch wohl der Beruf seines Sohnes seyn möchte, und von nun an ließ er dem jungen Tonkünstler wieder eine jährliche Unterstützung zukommen, bis dieser im Stande seyn würde, durch sein musikalisches Talent sich eine selbstständige Lage zu verschaffen. Aber diese Zeit ist bisher nicht gekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 15.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 17. Januar 1839.

> Bekannt uns oder unbekannt,
> Sey Jeder Bruder uns genannt
> Und brüderlich geliebet.
>
> Lavater.

Der Lumber-Troop in London.

(Schluß.)

Die Beiträge zu den Vereinsausgaben sind durch Reglement für jeden Lumberer auf fünf Schillinge — einen Thaler sechzehn Groschen sächsisch — jährlich festgesezt. Das ist wenig und viel, wenig, als gesellschaftliche Beisteuer überhaupt, viel, wegen der geringen Bedürfnisse des Vereins und der bedeutenden Zahl seiner Mitglieder. Sein Effektivbestand ist nicht genau anzugeben. Militärische Listen werden nicht gehalten, und manches Mitglied stirbt, verläßt London und England, oder entsagt der Theilnahme an den Versammlungen, ohne daß der Verein von alle dem das Geringste erfährt oder sich im Geringsten darum bekümmert. We are full ten thousand brave boys, heißt es in dem mitgetheilten Liede. Doch scheint es, daß hier zehntausend nur poetisch für eine große Menge überhaupt zu nehmen ist. Nach einem zehnjährigen Durchschnitte sind der Eingetretenen eher mehr als weniger geworden; dessen ungeachtet dürfte selbst der jetzige Numerus nur acht- bis neuntausend betragen. Bei dem lezten, zu Ehren der vier Citydeputirten gegebenen, oben besprochenen Feste berechnete der Wirth die anwesenden Lumberer auf eintausend und zwei-und-funfzig. Wenn nun jeder der acht oder neun Tausend seine jährlichen fünf Schillinge richtig bezahlte, so wäre die Summe von mehr als 2000 Pfund enorm gegenüber den Ausgaben, die in der Regel nicht über hundert Pfund Sterling steigen. Allein einmal geht es beim Lumber-Troop wie bei allen ähnlichen größeren oder kleineren gesellschaftlichen Vereinen, wo ein beträchtlicher Ausfall nie zu vermeiden ist, und dann ist die Verwendung jedes Kassenüberschusses eine höchst lobenswerthe. Es wäre ein greller Widerspruch mit der charakteristischen Lustigkeit der Lumberer, wollten sie die Mehreinnahme sparen. Schulden hat der Verein nicht zu tilgen, denn er hat keine und kann füglich keine haben, weil seit seiner ersten Begründung die Regel festgehalten worden ist, jede Ausgabe vom Zustande der Kasse abhängig zu machen. Der ganz unentbehrliche Aufwand besteht in wenig mehr als den nöthigen Schreibmaterialien, und bezahlt nur das Offizierscorps seine Beiträge, so reichen diese zur Deckung vollkommen aus. Also wird jedes halbe Jahr der Kassenvorrath ausgeschüttet und — verjubelt? Das würde wohl zur Lustigkeit im Allgemeinen, doch nicht zu der gutherzigen Lustigkeit stimmen, die am Wohlthun Freude findet. Und daß im Lumber-Troop mancher lustige Kamerad dieser Art, zeigt sich fast wöchentlich beim Oeffnen einer Büchse, die in einer Ecke der Halle an die Wand befestigt ist, mit der soldatisch-kurzen Ueberschrift: Troopers! support your benevolent

Fond! und deren Inhalt wöchentlich vom Zahlmeister in Empfang genommen und zu dem Uebrigen gelegt wird. Nein, alles Geld, das beim halbjährigen Kassenüberschuß vorhanden ist, gelangt in möglichst unpartheiischer Vertheilung an solche Mitglieder des Vereins oder deren Hinterlassene, die Noth leiden. Der Tag, an welchem solches geschieht, ist zwar nicht in der Halle, wohl aber außerhalb derselben in mancher Hütte des Kummers ein Festtag. Darin, daß alle Lumberer diese Einrichtung und in ihr die hauptsächliche Verwendung ihrer Beiträge kennen, liegt wahrscheinlich ein Grund, warum solche nie eingefordert, sondern gleich freiwilligen Gaben erwartet werden. Der Verein hegt den Glauben, Wohlthun sey eine Freude und Freude mit Zwang nicht verträglich. Deßhalb vermeidet auch das Statut jede Andeutung einer Verbindlichkeit und sagt wörtlich: „Von jedem Mitglied hofft der Verein eine jährliche Beihülfe von fünf Schillingen." Und wenn es dann weiter heißt: „die Nichtentrichtung gilt einer Austrittserklärung gleich," so enthält dies alle nachtheiligen Folgen, welche den säumigen Zahler treffen.

Ursprung, Name und Zweck des Lumber-Troops führen vielleicht zur Vermuthung, daß seine Artillerie, deren Bestand ich oben auf zwei Mörser und ein-und-zwanzig Kanonenläufe angegeben, ebenfalls bloß ein Scherz, vom Drechsler, nicht vom Gelbgießer gefertigt sey. Allein Kanonen und Mörser sind veritables Geschütz, obgleich allerdings von bescheidenem Caliber. Auch werden sie bisweilen in allem Ernste, zu Freudenbezeigungen, abgefeuert. So beschloß der Lumber-Troop vor Kurzem, sein gesammtes Geschütz aus der Halle auf das Dach zu schaffen und in dem Augenblicke abzufeuern, wo Ihre Majestät die Königin am Lord Mayors Tage auf ihrem Wege nach Guilthall am Boithofe vorüberfahren würde. Schon hatte der Oberst mit seinen Offizieren das Dach besichtigt und dem Wirthe die nöthige Instruktion ertheilt, als der Lord Mayor, in Erwägung, daß alle Fensterscheiben in der Fleetstraße vom Krachen des Geschützes eingedrückt, Menschenleben gefährdet und, wenn auch nicht die gut dressirten Hofpferde vor dem goldenen Staatswagen der Königin, doch die von den Oberhäuptern der City gerittenen wilden Husarenpferde scheu werden und daraus unermeßliche Unglücksfälle entstehen könnten, das intentirte Kanoniren schlechterdings untersagte.

Constance Contarini.

(Fortsetzung.)

„Um diese Schätze beneide ich ihn nicht," versetzte Arnheim lächelnd. „Nun," erwiderte der Abbate, „er hat noch ein Kleinod, um welches er sehr beneidet wird." — „Und das ist?" fragte Arnheim gespannt. „Eine Merkwürdigkeit, die nicht zugänglich ist und uns einen Theil des Appartements verschließen wird, und das ist die anerkannt größte Schönheit Venedigs, seine Gemahlin, die er sich aus einem griechischen Fürstenhause geholt hat; aber eine sehr stolze Schönheit." — „Sie kennen sie und nennen sie stolz, Abbate? Ist sie es auch gegen Sie?" fragte Arnheim. — „Sie ist schön," erwiderte der Abbate, gereizt durch den Accent dieser Frage, den er wohl verstanden, „sehr schön; allein — so bekannt ich auch im Hause Contarini bin, so gibt es doch Verhältnisse — Aber Stolz, sey es worauf es wolle, ist Eitelkeit, und folglich ist der Hebel da, wenn man ihn in Bewegung setzen wollte." — „Vielleicht ist, was Sie Stolz nennen, Frauenwürde," bemerkte Arnheim. — „Ein anderer Name bloß," versetzte jener, „und ein Ansatz für den zweiten Hebel, Furcht, welche die Wirklichkeit für den Schein leicht hingeben läßt, glauben Sie meiner Erfahrung." — „Sie wissen, Abbate, fremde Erfahrung überzeugt nicht," sagte Arnheim lächelnd. — „Wären Sie nur der Mann, Giacomo, der sich über kleine Bedenklichkeiten hinwegzusetzen wüßte," erwiderte der Abbate gereizt, „die Erfahrung würde Ihnen nicht fehlen. Doch —" — Er stockte und es schien ein Gedanke ihn zu beschäftigen, während er Arnheim vom Kopfe bis zu den Füßen musterte, der gespannt erwartete, was diesem Doch folgen würde. Es war die Frage: „Wann wollen Sie den Pallast besehen?" und es wurde verabredet, daß sie sich am Morgen des folgenden Tages im Café treffen und dann mit einander hingehen wollten.

Die Neckereien zwischen Beiden bezogen sich auf mehrere Unterredungen, in welchen der Abbate seine Lebensansicht dargelegt hatte. „Unbegreiflich," sagte er oft zu Arnheim, „wie man bei solchen Ansprüchen an's Leben das einzige Gewisse, was der Mensch hat, die Genüsse, die es darbietet, verschmähen mag, und das bei einem so lebendigen Sinn für das Schöne; ja sich wohl gar damit brüstet, oder sich thöricht verblendet, als ob das Schöne etwas Ueberirdisches, Heiliges sey, und die Erkenntniß desselben eine andere Quelle habe, als die im Blute strömt und sich als Leben geltend macht, das vom Leben genossen werden will! — Daher ja die Sehnsucht, die nur das lebendig Schöne zu erregen im Stande ist, und die durch die ganze beseelte Natur geht als von Thoren verschrieene Sinnlichkeit, welche doch zuletzt jeden beherrscht und keiner Prüfung widersteht. — Das weise Alterthum hat das wohl erkannt und der Sinnlichkeit ihr Recht gelassen, und darum ist auch das Schöne lebendiger aus ihm hervorgegangen und war auch die einzige Quelle wahren Lebensgenusses für dasselbe, und zu Prüfungen kam es kaum, denn es war nichts zu

prüfen. — Der Mensch aber, der über sich hinaus gewollt, hat sich eine Ideenwelt geschaffen, die sich unter mehreren Formen ausgeprägt hat als Moral, Religion und ähnliche, die alle aus der dem Menschenwesen natürlichen Schwäche, der Furcht, entsprungen sind, ihm eingebildete Gefahren vorspiegeln und ihn dahin bringen, daß er Bedenken trägt, sich dem Zuge der Natur hinzugeben. — Für den, mein junger Freund, der das Leben in seiner Wahrheit erkannt hat, gibt es keinen pikanteren Reiz, als über diese Hirngespinnste zu siegen, was ein Sieg der reinen Menschheit ist. — Am reizendsten ist aber dieser Sieg beim Weibe, bei welchem Furcht und Eitelkeit oft die interessantesten Formen annehmen und innere Schwierigkeiten hervorbringen, durch deren Ueberwindung zugleich die feinere Eitelkeit des Siegers befriedigt wird. Häufig sind dann diese Schwierigkeiten auch nichts als Fata Morgana, interessante Luftspiegelbilder, die nur den Unbelehrten täuschen können, die aber von selbst zerrinnen, wenn man ihnen keck entgegentritt oder sie auch wohl als Mittel zum Zweck zu gebrauchen weiß."

Arnheims Behauptung, daß es doch wohl etwas Höheres im Menschen gebe, welches allen Versuchungen zu widerstehen vermöge und ihn bestimmen könne, eher das Glück des Lebens, ja das Leben selbst, als seine Würde, seine Achtung vor sich selbst aufzuopfern, verlachte der Abbate als einen Wahn, für den er gewiß keinen Beweis habe, nämlich einen Beweis aus eigener Erfahrung, was für den Vernünftigen doch nur eigentlich als Beweis gelten könne; was ein Anderer erfahren haben wolle, das sey immer sehr zweifelhaft, da sich niemals bestimmen lasse, ob bei ihm nicht ein Interesse obwalte, dergleichen erfahren haben zu wollen, oder ob er auch zu der Erfahrung die rechten Mittel gebraucht habe und nicht selbst der Betrogene seiner Erfahrung sey, welche die Eitelkeit ihn für Wahrheit annehmen lasse.

Dieses System warf er in einem halb scherzhaften, leichten Tone hin und stuzte es mit Witz und manchem pikanten Zuge aus seiner reichen Erfahrung auf, und wenn Arnheim unverholen seinen Widerwillen dagegen zeigte, so prophezeite er ihm, daß er es noch erleben würde, wie das ganze ideale Gebäude, welches er sich von innerer Menschenwürde stolz aufgebaut habe, bei einer ungewöhnlichern Versuchung, als sich dem Menschen alltäglich darbiete, und auch vielleicht nur bei einer solchen, zusammenstürzen würde. — Uebrigens war der Abbate gutmüthig, dienstfertig und hülfreich, wo er helfen konnte, und edler Empfindungen, ja selbst Aufopferungen fähig, insofern sie ihn nicht im Lebensgenusse störten. Wie verführerisch konnte ein solches System durch eine solche Persönlichkeit werden, und wie gefährlich für ein junges Herz!

Arnheim fühlte sich aber durch dieses System in seinem Innern von einer Seite tief verlezt, von welcher der Abbate keine Ahnung haben konnte. Seine edlere Natur und höchst unglückliche Verhältnisse bei seiner Geburt, die er selbst erst durch Zufall im Jünglingsalter erfahren hatte, und um die außer ihm Niemand wußte, als sein treuer Diener, sein Pfleger und Begleiter von seiner frühesten Kindheit an, hatten einen innern Streit herbeigeführt, der in ihm zum heftigsten Kampfe anwuchs. Das Leben sprach ihn mächtig an; ein feuriges, ja selbst leidenschaftliches Temperament machte ihn nur zu geneigt, sich ihm hinzugeben, da ihm die Mittel dazu in nicht geringem Grade zu Gebot standen; allein eine innere Stimme, ein edles Selbstgefühl warnten ihn, und legten ihm die Pflicht auf, sich vielmehr von dem Leben zurückzuziehen, ja sich wohl selbst in die Unmöglichkeit zu setzen, von ihm ergriffen zu werden, und er schwankte in dem Entschlusse, sich ganz der Kirche zu weihen als ein Sühnopfer, und in einen geistlichen Orden zu treten. Selbst seine Liebhaberei für die Architektur stand damit in Verbindung. Er erkannte diese Kunst vor allen als diejenige, welche, jeder Leidenschaft fremd, zum Großen und Erhabenen den Sinn wende, und er glaubte in ihr die Ruhe zu gewinnen, nach welcher er sich sehnte. War nun aber höhere Menschenwürde, wie der welterfahrene Abbate behauptete, ein Wahn der Eitelkeit, so mußte er sich für den belachenswerthesten Thoren erkennen, der einem Nichts Alles zu opfern bereit war, was sich ihm so lockend darbot. Dieser innere Zwiespalt, den er jedem fremden Auge zu verbergen strebte, versezte ihn in einen gereizten Zustand, der nur seinem treuen, besorgten Diener bemerkbar wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben.

Von W.

Der Schlaf.

Jeder Schriftsteller, und wäre er auch nur ein Briefsteller, mag schon die Erfahrung an sich gemacht haben, wie schnell und wunderbar der subjektive Geschmack umschlage. Gedanken, die wir auf dem Lotterbette mit erstaunlicher Leichtigkeit auseinander breiten und an den Himmelwänden des Zimmers im Geiste entwerfen, sobald wir sie auf die Beine bringen, sind sie wie umgestülpt. Am auffallendsten finden wir diesen Wechsel zwischen Abend und Morgen. Ein Einfall, der auf dem kaum erwärmten Lager, unter den frischen Rückerinnerungen eines heitern Gesellschaftsabends, wie der Stern

der drei Weisen glänzend über unserm Haupte gestanden, wie schal und übernächtig steht es des Morgens uns an! Die Nacht bringt die aufgeregte Natur wieder in's Gleiche, und das Mittelding zwischen Wiege und Sarg, das Bett, ist für den gemeinen Verstand der Delphische Dreifuß, auf welchem er in dem dunkeln Gewölbe zwischen Vergangenheit und Zukunft sich selbst weissagt. Die Nacht ist der Gedankenstrich zwischen Gestern und Heute, zwischen Heute und Morgen, auf den häufig etwas Unvorbereitetes, etwas Unzusammenhängendes folgt; sie ist die Zeit, wo der Mensch unbewußt in die Natur seine Wurzeln schlägt, wo er sich selbst vermehrt und Dinge mit ihm vorgehen, wie mit Adam im Paradiese. Sobald der Engel des Schlummers, der Zwillingsbruder des Todes, vor unser Lager tritt und über unserm Haupte priesternd seinen Segen gesprochen, treten wir in die Gesellschaft von Geistern ein, in deren Mitte wir so lange verweilen, bis die Prinzenräuberin Aurora, die Arme über unser Lager breitend, uns aus der Umgebung verwandter Seligen entführt. Die Nacht ist die geflügelte Mutter, die über das Chaos der Plane und Entwürfe ihre Fittige ausschlägt und mit zeitigender Wärme den hüpfenden Punkt zum Wesen bestehen macht. Jeder, der seinen Gedanken und Schöpfungen Dauer und Bestand verleihen will, tauche sie, wie Thetis ihren Sohn, in das festmachende stygische Meer der Nacht und Vergessenheit. Selbst im gemeinen Leben ist es von hohem Gewinn, über eine bedenkliche Sache sich beschlafen, oder, wie die Britten sagen, mit seinem Hauptkissen zu Rathe gehen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Berlioz. Dichterloos. Der Gisquet'sche Proceß.

Vor einigen Jahren beging Berlioz wieder einen echten Künstlerstreich, indem er sich in eine englische Schauspielerin verliebte, welche er einigemal in Paris hatte auftreten sehen, und er heirathete sie gerade zu der Zeit, als das Mädchen durch einen unglücklichen Fall das Bein gebrochen hatte, und dadurch unfähig geworden war, als Schauspielerin wieder aufzutreten. Sie hatte nicht mehr Vermögen als er; er legte sich auf's Componiren, aber leider gelang es ihm nicht, den Beifall der Menge zu erringen, der Vater hatte seine mildthätige Hand zurückgezogen und die Kunst brachte wenig ein. Somit befand sich das Künstlerpaar in einer traurigen Lage, als Paganini, der wunderbare Retter, erschien, und Berlioz nicht allein aus der Noth half, sondern auch Publikum und Regierung aufmerksam auf ihn machte. J. Janin räth seinem Freunde nun, einige Jahre nach Herzenslust zu componiren und herumzureisen, kurz, recht künstlerisch zu leben und auf geniale Weise Paganini's Freigebigkeit zu benutzen, anstatt wie prosaische Leute zu berechnen, wie viel ihm die 20,000 Fr. wohl eindringen würden, wenn er sie auf Zinsen legte. Dies Künstlerleben scheint J. Janin sehr zu behagen, und da seine Feuilletons sehr beliebt sind, so kann er immer auf ein beträchtliches Einkommen rechnen, und das Sparen hat er in seinem fröhlichen Junggesellenleben nicht nöthig. Aber mit Berlioz ist es anders. Es hat nicht den Anschein, als ob seine Geistesprodukte jemals großes Glück machen würden. Berlioz macht sich auch so wenig aus dem Beifall der Menge, daß er es absichtlich zu vermeiden sucht, nach dem Geschmacke derselben zu componiren. Dieses gesteht selbst sein Freund Janin ein. Einem solchen Künstler ist also sehr zu rathen, nicht länger auf seine Kunst zu rechnen und mit dem Gute, das ihm die Freigebigkeit eines andern genialen Künstlers so unerwartet ertheilt hat, ganz prosaisch hauszuhalten. Denn auch seine Stelle am Musikconservatorium ist nicht die allersicherste; ein Minister hat sie ihm ertheilt, sein Nachfolger kann sie aus Sparsamkeit oder aus einem andern Grunde wieder aufheben. Wie mancher andere Künstler oder Gelehrte mag sich durch die glänzenden Träume seiner Jugend betrogen finden! wie Mancher geht unter, ohne daß man erfährt, daß er für seine künstlerische oder schriftstellerische Zuversicht hart gebüßt hat! Erst vor Kurzem wurde in den Zeitungen gemeldet, ein junger Dichter, Verfasser einer Sammlung von Gedichten, Myosotis genannt, sey im Hospital aus Gram und in großer Dürftigkeit gestorben. Wie Mancher muß gegen Mangel und Elend kämpfen, obschon er sich bereits einigen Ruf in der Künstler- oder Gelehrtenwelt erworben hat! Sagar Balzac, einer der beliebtesten Schriftsteller jetziger Zeit in Paris, gesteht in der Vorrede seines lezten Geistesproduktes, daß sein eilfertiges Dichten und Schreiben in der Nothwendigkeit, sich dadurch seinen Unterhalt zu sichern, seinen Grund habe. Wie viele häusliche Verlegenheiten unter Künstlern und Gelehrten, ohne daß das sorglose Publikum, welches sich um dergleichen auch wenig kümmert, etwas davon ahnt! Und doch wollen Alle an der Ueppigkeit, welche unter dem wohlhabendern Theil der Pariser Volksmenge herrscht, Theil nehmen; auch sie wollen die mannigfaltigen Genüsse, die sich den Vermögenden hier darbieten, zu ihrer Verfügung haben, und aus diesem Triebe entspringen dann traurige Verirrungen, oder bittere Enttäuschung, und zuweilen Verzweiflung und Tod. Anderseits bedient man sich, um schnell reich zu werden, unerlaubter Mittel, und sezt dadurch seinen guten Namen auf's Spiel. Hievon gibt der eben jezt vor dem Assisengericht verhandelte Kriminalproceß zwischen dem Abendblatt le Messager und Gisquet ein merkwürdiges Beispiel. Gisquet ist hier der Ankläger, da er doch eigentlich der Beklagte seyn sollte, und ein Journalist ist genöthigt, eine Rolle zu übernehmen, welche der Regierung zur Pflicht gemacht werden könnte. Die moralische Kraft der freien Presse zeigt sich hier im hellsten Lichte. Nur die freie Presse bewirkt hier, daß fast unglaubliche Schändlichkeiten an den Tag kommen, die sich ein hoher Beamte, ein Polizeipräfekt, das heißt, die erste Magistratsperson der Stadt, hat zu Schulden kommen lassen, und wozu die Regierung, welcher dieser Unfug nicht unbekannt bleiben konnte, geschwiegen hat. Nun muß die freie Presse ihre Beschuldigungen beweisen, widrigenfalls sie als Verleumderin behandelt werden soll. So etwas ist vielleicht noch nie vorgekommen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 16.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 18. Januar 1839.

O spirit of love, how quick and fresh art thou!
— So full of shapes is fancy,
That il alone is high-fantastical.

Shakespeare.

Liebeleben.

Lyrischer Cyklus von E. Maverath.

Freudvoll und leidvoll,
Gedankenvoll seyn ....
Goethe.

I.

Nicht dieser kühle, fremdr Blick,
Nicht diesr hochentfaltnr Stirne,
Eisklar und streng, wie der Grstirnr
Geschliffner Glanz um Winternacht!
Sey stolz dein Auge vor der Welt,
Mir aber gib dein liebreich Wesen;
Mein Herz ist krank: dies kranke Hrrz
Kann nur in sanfter Hut genesen.

Wir ich dich liebe, weißt du nicht,
Noch weißt du, was ein Mann gelitten,
Der, seit rr lebte, stets gestritten,
Der, seit er lebte, nie gesirgt.
Du Reinr, deren Glorie nie
Brrührt der Erde Schmerz und Fehle,
Mein dunkles Leben lassr ruhn
Im Sonnenabglanz driner Seele!

II.

Fuhlst du, wie jeder Puls im Busen
Sich hoch und sonnenheiter hebt?
Mein Herz, rs werden Tage kommen,
Schön, wie du keine noch erlebt!
Ich sah ihr Auge liebefunkeln,
Es glich in träumerischer Pracht,
Gewährend viel, noch mehr verheißend,
Dem Blüthebrüten dirser Nacht.

III.

Du fragst, was so gedankenvoll
Den ernsten Freund brwegt,
Wann Auge tief in Auge ruht,
Wann Herz am Herzen schlägt,
Daß sich die Wimper träumerisch
Verschließet vor dem Tag,
Daß sich kein leises, scheurs Wort
Der Brust entwindrn mag? —

Das ist der Sre:e heil'ge Nacht!
Gellebte frage nicht:
Wo sich die Welt des Raumes schließt,
Geht auf das inn're Licht.

Wie vor dem Heiland du versinkst
In Gottes hohem Haus,
Ich seh' dich an und lebe stumm
Ein großes Leben aus!

IV.

Im Gewitter.

Ich steh' auf dem Berg wie auf Zinnen des Thurms,
Mit flatterndem Kleid wie der König des Sturms.
Ein Blick in die Thale! Durch Nebelreigen
Angstvoll seh' ich die Wipfel sich neigen.
Plötzlich auf jagenden Wolkenrossen
Kommen die zornigen Geister geschossen,
Schlacht, halloh ein zerschmetternder Schlag,
Fluthen und Flammen und Donner und Schlossen!

Elementarkraft, Gewitterpracht,
Schauerlich schön — o es zieht mich mit Macht.
Tod oder Freiheit! die Elemente
Rufen's, sturmlaufend am Firmamente.
Waldbrand im Thale! nur zu in Gewittern
Stürmende Riesen — ich werde nicht zittern:
Dieser befriedeten herrlichen Welt
Eherne Säulen werden nicht splittern.

Nur der geliebtesten Hütte im Thal
Gehe vorüber verderblicher Strahl!
Schone die blühenden Ranken der Laube,
Wo sie von Liebe träumet die Taube.
Rollende Donner verhallet gelinde,
Wisset, es zittert das Herzchen dem Kinde,
Gleichwie des Vogels, schüchtern und zag,
Gleichwie die Blätter der Espe im Winde.

V.

Geliebte, wie blüht der Himmel so hoch!
O könnt' ich ein Vogel fliegen,
In diesem freien, heiligen Blau
Die weiße Schwinge wiegen!

Weit um die Erde, wie hold, wie grün!
Will nur in dieser Wiegen
Am liebeschlagenden Herzen dir
Du schöne Mutter liegen!

Und du Geliebte, du beuge dein Haupt
Holdselig auf mich hernieder,
Wie der Himmel über die tiefe Welt
Sein leuchtendes Goldgefieder!

Zu Jennys Claviergesängen.

Zornige Klage, flötende Lust
Wechselnd bewegt ihr mir innig die Brust.
Flötende Klänge ihr tragt wie ein Meer
Herrlich die segelnde Seele daher!

Werdendes Schmettern! soll ich den Speer
Fassen und tragen die Fahne dem Heer,
Siegen und sterben, Mädchen! und kühn
Hoch wie die Sonne in Purpur verglühn?

Soll ich mich sammeln innen in mir,
Schönes erschaffen stille mit dir,
Mitten am Markte heilig allein
Seher und Sänger des Göttlichen seyn?

Woge, die eben mich himmelan trug,
Sinke nicht, halte den steigenden Flug,
Ewiges Leben! — da wie sich verlor
Sterbend der Klang, siehst du lächelnd empor.

VII.

Oft wann auf des Gesanges Flügeln
Du trunkne Liederlerche steigst,
Und dann von hohen Sonnenhügeln
Dich scherzend zu mir niederneigst,
Ich kann nicht folgen, kann nicht jubeln,
Mein Herz ist schwer, mein Herz ist bang,
Ob deine Seele mir entführe
Der lezte Klang! —

Constance Contarini.

(Fortsetzung.)

Arnheim ermangelte nicht, am folgenden Morgen noch vor der verabredeten Stunde sich im Café einzufinden, und erwartete mit Ungeduld den Abbate, der aber, als er endlich kam, keine so große Eile bezeigte, sondern mit seiner gewöhnlichen Behaglichkeit seine Chokolade schlürfte und seinen jungen Freund zum gleichen Genusse aufforderte, während er ihn mit seinem Kunstenthusiasmus neckte. — Endlich machten sie sich auf den Weg. Beim Eintritte in die herrliche, großartige Säulenhalle, die oben eine breite Galerie trug, zu der von beiden Seiten prachtvolle, mit Deckengemälden eines Bassano und reichen Stukkaturen und Statuen verzierte weiße,

breite Marmortreppen hinaufführten, verschwand vor Arnheims Geiste alles Uebrige, und er schwelgte im Kunstgenusse. Auf der obern Galerie eröffneten sich die herrlichen hohen Thüren zu den Gemächern, welche an Helle und Größe und Höhe im schönsten Ebenmaße und in der reichen Ausstattung dem großartigen Aeußern entsprachen. Der Abbate wurde von einer reichen Dienerschaft als ein Bekannter des Hauses begrüßt und ihm mit seinem Begleiter der Eingang in die Gemächer, welche mit den herrlichsten Kunstwerken angefullt waren, ungehindert gestattet. Er war hier ein sehr unterrichteter und belehrender Führer. Auch die turkische Trophäe und der Dogenring wurden nicht übergangen.

Der Umgang durch einen Flügel des prachtvollen Pallastes war beendigt und sie kamen an eine Thure, die in den andern Flügel führte. „Hier sind die Zimmer der Signora Contarini," sagte der Abbate, „zu denen der Zugang nicht offen steht, so lange der Nobile in Staatsgeschäften in Rom abwesend ist." Arnheim starrte die Thüre an, welche ihm das Thor des Paradieses dünkte, das vor ihm verschlossen war und hinter welchem er die Göttliche vermuthete, die sich aller seiner Empfindung und seiner Einbildungskraft bemeistert hatte, als die Thüre sich öffnete und ein Mohr — er erkannte in ihm den, welcher die beiden Frauen in der Gondel begleitet hatte — herantrat und dem Abbate sagte, die Signora habe gehört, daß er im Pallaste sey, und lasse ihn bitten, auf einige Augenblicke zu ihr zu kommen, sie habe Briefe von ihrem Gemahl. Arnheim wurde ersucht, einzutreten und die Rückkehr des Abbate abzuwarten, der nicht lange ausbleiben würde.

Arnheim fühlte eine Wallung, wie er sie nie empfunden, als er die Schwelle übertrat zu den seligen Räumen, in welchen das Wesen athmete, das in seinen Armen gezittert hatte und in diesem Augenblick in aller der bezaubernden Anmuth, mit welcher ihn das edelste Madonnengesicht angelächelt und ihm Dank zugelispelt hatte, vor seine glühende Seele trat. Mit welchem Neide sah er den Abbate in die innern Gemächer verschwinden, wohin er ihm nicht folgen durfte. — Das Gemach, in welchem er seines Führers harren mußte, war ein großer, prachtvoller Saal mit weißem Marmorboden, und ging auf den Kanal hinaus mit einem breiten Söller. Er betrat ihn und erblickte die ihm bekannte Gondel, bei welcher mehrere von der Dienerschaft in Contarinischer Livree beschäftigt waren. Nicht lange, so traten die beiden Frauen in ihrem Zendal, dem schwarzen venetianischen Mantel, der jede Schönheit verräth und jeden Mangel verbirgt, aus dem Pallaste und stiegen, von dem Mohren und einem mohrischen Knaben gefolgt, in die Gondel. Sie wandten den Blick zum Söller empor und verneigten sich gegen Arnheim. Er beugte sich ehrerbietig und fühlte in den Blicken der einen den Dolch, der mit süßen Schmerzen sein Inneres durchbohrte, und sein Auge verfolgte die Gondel den Kanal hinunter, so weit er es vermochte, und starrte noch lange nach der Richtung hin, als sie bereits längst den Blicken entschwunden war. Da fühlte er die Hand des Abbate auf seiner Schulter, der ihn lächelnd fragte, was denn seine Blicke so an das flüchtige Element fessle. Er stehe schon eine ganze Weile neben ihm, um ihn einzuladen, auch diesen Theil des Pallastes zu beschauen, da die Bewohnerin eben zur Messe gefahren sey.

„Warum haben Sie mir denn aber verschwiegen, welch ein schönes Abenteuer Ihnen begegnet ist?" fuhr der Abbate fort. Arnheim bedauerte, daß es nur gar zu flüchtig gewesen, fast wie das Element, auf welchem eben seine Blicke gehaftet — ein Bild des Lebens. — „Für den, der es nicht zu fesseln versteht und nicht in der Flüchtigkeit selbst seinen Reiz empfindet," erwiderte der Abbate. „Aber folgen Sie mir; es ist der ausdrückliche Wunsch der schönen Gebieterin dieser Gemächer, welche Sie bei unserm Eintritt in den Pallast als den hülfreichen Ritter von der Gondel her erkannt hat, daß Sie den Pallast Contarini ganz kennen lernen sollen. Sie scheint sich für Ihre architektonischen Studien sehr zu interessiren." — „Es waren zwei Frauen, wer ist die zweite?" fragte Arnheim so unbefangen, als ihm möglich war. — „Die Schwägerin der Signora Contarini, welche ihr während der Abwesenheit ihres Gemahls Gesellschaft leistet, die Gräfin Albani, eine fromme junge Wittwe, und nicht minder schön, als Signora Constanze," antwortete der Abbate. — „Und welche von Beiden ist die, welcher ich den Ritterdienst zu leisten so glücklich war?" forschte Arnheim; „ist es Signora Contarini oder die fromme Wittwe?" — „Das ist das Geheimniß der Damen," erwiderte der Abbate, „und es scheint, daß sie dies ungewiß lassen wollen. Aber kommen Sie, es wird bald Mittagszeit."

(Fortsetzung folgt.)

Unzerstörliche Dinte.

Es ist verdrießlich, daß die typographische Dinte, die Druckerschwärze, so gar unzerstörlich und das bedruckte Papier durch kein Mittel wieder zu bleichen ist. Aber die Dinte, womit man Wechsel und Banknoten ausfüllt und unterzeichnet, Testamente und überhaupt wichtige Urkunden schreibt, kann nicht fest genug am Papier haften. Die Regierungen haben sich wiederholt nach einer solchen Dinte umgesehen, und den gelehrten Körperschaften sind in neuerer Zeit vielfache Entdeckungen vorgelegt worden, wodurch angeblich das Problem gelöst seyn sollte, es aber nie vollständig, nach allen Seiten war. — Bei den Alten und in den

mittlern Zeiten bestand die Dinte vorzugsweise aus Ruß mit Gummiwasser. Sie hat sich auf den Handschriften in vollem Glanze trefflich erhalten, sie widersteht auch den Säuren und andern chemischen Mitteln, sie läßt sich aber mit Wasser auswaschen, wie man sich selbst an Herkulanischen Handschriften überzeugt hat, und sie ist für unsere heutige Schreibmethode jedenfalls viel zu strengflüssig. Der Hauptbestandtheil unserer heutigen flüssigen Dinte ist bekanntlich ein Eisensalz. Sie bleicht mit der Zeit von selbst ab und ist durch chemische Mittel völlig vom Papier zu entfernen. Durch Zusatz von Kohle wird sie zwar dauerhafter, aber auch dicker, und kann auch in dieser Verbindung keine vollkommene Garantie bieten. Wenn man Kohle mit Gummi verbindet, das in ätherischem Oele aufgelöst ist, so widersteht zwar eine solche Dinte den chemischen Mitteln und dem Wasser; aber einmal ist sie auch bei weitem nicht flüssig genug, und dann — was noch bedenklicher ist — läßt sie sich mit trockener, oder leicht mit Alkohol benetzter Leinwand vom Papier reiben. Ein Akademiker hatte eine solche, vorgeblich unzerstörliche Dinte zu untersuchen. Er nahm das Papier, worauf der Erfinder die Worte: encre indélébile geschrieben hatte, und rieb die Sylbe in aus. — Man versuchte eine Auflösung von Kautschuk in Naphta; dies gelang aber nicht besser.

Ein Engländer, Traill, hat nun in neuester Zeit eine Dinte erfunden, die allen Anforderungen entsprechen soll. Nachdem er sich vergebliche Mühe gegeben, eine unzerstörliche metallische Dinte darzustellen, versuchte er eine Menge thierischer und vegetabilischer Flüssigkeiten als Vehikel für die Kohle, und fand endlich ein treffliches in der Auflösung des Klebers in Holzessig. — Der Kleber wird bekanntlich gewonnen, indem man Mehl durch längeres Waschen vom sogenannten Stärkmehl befreit. Dieser klebrigte Stoff löst sich im Holzessig auf und bildet mit demselben eine seifenartige Flüssigkeit. Diese verdünnt man mit Wasser, bis sie nur noch so stark ist wie gemeiner Essig, und versetzt sie mit Lampenruß und etwas Indig, mit 8 — 12 Gran von jenem, $1\frac{1}{2}$ Gran von diesem auf die Unze. — Diese Dinte ist wohlfeil, hat eine schöne Farbe, fließt leicht aus der Feder, trocknet schnell, läßt sich weder trocken ausreiben, noch auswaschen. Papierstreifen damit blieben 72 Stunden in Auflösungen von chemischen Substanzen liegen, wodurch die gemeine Dinte sogleich verändert oder zerstört wird, und erlitten nicht die geringste Veränderung, wenn nicht die Mittel das Papier selbst angriffen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Schluß.)

Der Gisquet'sche Proceß.

Zum ersten Male sieht Paris und ganz Frankreich mit dem höchsten Erstaunen einen hohen Beamten vor Gericht, einem Journalisten gegenüber, welcher, mit den schriftlichen Dokumenten in den Händen, ihm beweist, daß er seine hohe Stellung dazu benutzt hat, durch Unterschleife sich, seine Maitresse und seine Freunde zu bereichern. Ein Brief des vormaligen Polizeipräfekten liegt da, mit den deutlichen Geständnissen dieser Unterschleife; dieser Brief ist in den Zeitungen veröffentlicht und bringt das ganze Betragen des Polizeipräfekten an's Tageslicht. Nun gibt es freilich stoische Leute, welche meinen, dergleichen Unterschleife, wie die, welche man dem Gisquet Schuld gibt, seyen zu allen Zeiten vorgekommen; überall, wo große Begünstigungen ertheilt werden, suche man dieselben durch Bestechung zu erhalten, und Paris sey nicht die einzige Hauptstadt, wo Jemand, der bei einer Behörde die Erlaubniß zur Errichtung einer einträglichen Anstalt erhält, sich dafür gegen den Hauptbeamten oder die Unterbeamten dankbar erweist. Zwar kommt nicht immer, wie hier, die Maitresse des Hauptbeamten mit in's Spiel; allein dies, meinen jene Leute, ändere nichts an der Sache; genug, es werden überall dergleichen pots de vin oder Douceurs von den dankbaren Klienten den Ober- oder Unterbeamten in die Hände oder in die Tasche gesteckt, und es sey zu verwundern, wie man sich über einen so uralten und so allgemeinen Gebrauch diesmal so höchlich verwundere. Sey doch erst vor wenigen Jahren handgreiflich bewiesen worden, daß Jemand, um den Einfall, an einem großen Pariser Feste ein Schiff auf der Seine zu errichten, in's Werk setzen zu dürfen, einem Ministerialbeamten einen pot de vin von 20,000 Fr. zugesteckt habe, was noch immer ein guter Handel gewesen, indem das vielbesprochene Schiff vom Minister Thiers mit einigen hunderttausend Franken bezahlt worden sey. Und wolle man andere Länder betrachten, so werde man ähnliche Unterschleife genug finden, nur mit dem Unterschiede, daß sie in Ländern, wo keine Preßfreiheit herrscht, nicht an's Tageslicht kommen, und daß manchmal die Regierung selbst darüber nicht aufgeklärt werde. — Gisquet ist eine seit der Julirevolution emporgekommene Figur am politischen Horizonte. Er ist der Sohn einer armen Fruchthändlerin, welche in der Nähe des Hotels des berühmten Cas. Perier wohnte. Dieser nahm Gisquet, da er noch jung war, als einen Famulus in's Haus, und da er gute Anlagen an ihm bemerkte, sezte er ihn in's Handelscomptoir und gab ihm hernach Mittel an die Hand, selbst Handelsgeschäfte zu machen. Diese schlugen fehl; Cas. Perier verließ aber seinen Klienten nicht, und als die Julirevolution den großen Handelsmann zum Staatsminister gemacht hatte, dachte er, die Zeit sey da, wo man den schlauen Gisquet gebrauchen könne. Somit sandte er ihn nach England, um den berüchtigten und in Zeitungen und Parlamentsdebatten viel besprochenen Handel wegen der Gewehre abzuschließen, wobei Gisquet sich wohl hütete, seinen eigenen Vortheil außer Acht zu lassen, und dann machte Perier ihn zum Polizeipräfekten, in welcher Stelle ihm wieder seine natürliche Schlauheit gut zu statten kam. Aber Schlauheit ohne Redlichkeit ist eine elende Gabe, und obschon man hier nicht gewohnt ist, in den Polizeibeamten Muster von Tugend zu sehen, wie es die Beispiele von Fouché, Mangin u. s. w. beweisen, so darf es doch auch ein Polizeipräfekt nicht zu arg treiben, wenn er auf einige Achtung von Seiten des Publikums Anspruch machen will. Es ist schon schlimm genug, daß die Polizei zu ihren niedrigsten Agenten ehemalige Verbrecher, wie Vidocq und viele Andere, brauchen muß, mit deren Hülfe sie andere Verbrecher aufspürt und einsteckt. Von den Oberbeamten wenigstens hat man das Recht, mehr Redlichkeit und ein gutes Beispiel zu verlangen. Mit welchem Rechte kann man einen armen Schelm wegen eines kleinen Diebstahls bestrafen, wenn Oberbeamte, um die Habsucht einer Maitresse zu befriedigen, ihre Hände mit unrechtlich erworbenem Gelde besudeln! Der Gisquet'sche Proceß beweist eine tief eingreifende Verdorbenheit im Staatskörper. Aber hier hat die freie Presse eine schöne und hohe Aufgabe. Ihr liegt es ob, die argen Vergehen, wovon die Beweise handgreiflich sind, wie hier, vor den Richterstuhl des Publikums zu bringen und sie in ihrer ganzen Häßlichkeit darzustellen. Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 17.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 19. Januar 1839.

— Can such things be,
Without our special wonder?
Shakespeare.

Eine ausserordentliche physikalische Entdeckung.

In der Sitzung der Pariser Akademie vom 7ten Januar d. J. kam eine ganz neue Entdeckung oder Erfindung zur Sprache, die so außerordentlich ist, daß es des Zeugnisses von Männern, wie Arago, Biot u. s. w. bedarf, um daran zu glauben. — Wir versuchen es, den Lesern die Sache möglichst deutlich zu machen.

Jedermann kennt die Camera obscura und die Einrichtung derselben. Ein ringsum verschlossener Kasten hat ein Loch, in das eine convexe Glaslinse eingesetzt wird, welche die von den äußern Gegenständen ausgehenden Lichtstrahlen sammelt. Auf einer innen im Kasten und im Brennpunkte des Glases angebrachten weißen Fläche bilden sich dabei die äußern Gegenstände sehr deutlich und in ihren natürlichen Farben verkleinert ab. Wer je diese zierlichen Bilder, diese Miniaturlandschaften gesehen, hat wohl bedauert, daß sie so flüchtig und vergänglich sind; keinem wäre es aber eingefallen, daß man sie je festhalten und den wesenlosen Schein an die Fläche, welche das Licht auffängt, bannen könnte. Dies ist es nun eben, was ein Franzose, Namens Daguerre, erfunden hat. Er fixirt das Bild, allerdings nicht in den Naturfarben, aber mit allen Schatten und Lichtern, so vollkommen, wie es der gewandteste Zeichner niemals vermöchte, und in einer Ausführung, die allen Glauben übersteigt. Wenn man, was bei den gemeinen Guckkasten im Handel nicht der Fall ist, eine achromatische Linse nimmt, so ist das Bild in der Camera obscura vollkommen bestimmt und deutlich; ganz ebenso, nur nicht gefärbt, sind die Bilder, welche man durch Daguerres Verfahren erhält, dergestalt, daß die Details, welche dem bloßen Auge entgehen, durch ein Vergrößerungsglas betrachtet, deutlich hervortreten. Dasselbe Licht, welches in der dunkeln Kammer das farbige Bild malt, ist es, was dieses Bild gleichsam abklatscht und auf einer, mit einem besondern Stoff überzogenen Fläche grau in grau schattirt darstellt. Worin dieser Stoff besteht, dies ist noch Geheimniß des Erfinders. — Diese Arbeit verrichtet das Licht in unserem Clima und bei gewöhnlichem Wetter in acht bis zehn Minuten; unter einem reineren, südlicheren Himmel wäre die verwickeltste Zeichnung vielleicht in zwei Minuten fertig.

Die Idee, in der dunkeln Kammer das Bild durch das Licht selbst zeichnen zu lassen, ist allerdings nicht neu. Schon lange versuchte man zu diesem Zweck gewisse chemische Substanzen, welche am Licht ihre Farbe verändern. Der für das Licht empfindlichste Körper, den man bis jezt kannte, ist das salzsaure Silber oder sogenannte Hornsilber. Frisch bereitet ist es weiß und schwärzt

sich am Licht, nach der Stärke desselben, mehr oder minder. Brachte man nun ein mit diesem Stoff überzogenes Blatt in die dunkle Kammer, so wechselte es stellenweise mehr und weniger die Farbe, je nachdem die entsprechenden Partieen des auf dem Blatte abgeschatteten farbigen Bildes stärker oder schwächer beleuchtet waren; das heißt da, wo reines, weißes Licht hinfiel, wurde das Blatt schwarz, da, wo gar keines hinfiel, blieb es weiß. Dies konnte natürlich kein wahres Bild der äußern Gegenstände ergeben: die Lichter stellten sich schwarz, die Schatten weiß dar, und man erhielt so nur eine Art von Silhouetten. Aber selbst diese Schattenrisse ließen sich nicht aufbewahren, denn sobald man die Zeichnung am Licht besah, schwamm Alles sich schwärzend ineinander.

Daguerre nun hat einen Stoff entdeckt, der noch unendlich empfindlicher für das Licht ist als das Hornsilber und sich umgekehrt färbt; das heißt, auf den den verschiedenen Partieen des Bildes entsprechenden Stellen der Tafel kommen unter den Schatten dunkle Tinten, unter den hellern Tönen Halbschatten zum Vorschein, und die vom vollen Lichte beleuchteten Flecke erscheinen ganz farblos. Hat so das Licht den gewünschten Effekt auf die Tafel hervorgebracht, so hemmt ihn der Erfinder auf einmal, und die Zeichnung, die er sofort aus der dunkeln Kammer nimmt, kann an's Tageslicht gebracht werden, ohne sich im Geringsten zu verändern.

Der Akademiker Biot sagt über diese merkwürdige Entdeckung Folgendes: „Ich habe Daguerre öfters besucht und mich überzeugt, daß er bei den zahlreichen Versuchen, die ihn zu seiner erstaunlichen Copiermethode geführt, zugleich auf mehrere höchst interessante Eigenschaften des Lichts gekommen ist. Was die Hauptentdeckung betrifft, so ist das Resultat das befriedigendste und überraschendste; und dies ist nicht etwa bloß mein Urtheil, ich habe einen Gewährsmann an einem berühmten Maler, an Paul Delaroche, mit dem ich mehrere der, nach der neuen Methode in der dunkeln Kammer genommenen Ansichten genau betrachtet habe. Delaroche meint unter Anderm, diese Zeichnungen könnten dem geschicktesten Maler nützliche Winke darüber geben, wie durch Licht und Schatten nicht nur das Relief der Körper, sondern auch ihre Lokalfarbe wiederzugeben sey. So erscheint dasselbe Basrelief in Marmor und in Gyps auf den zwei Zeichnungen ganz anders, und man erkennt das aus Gyps auf den ersten Blick."

Auf einer dieser Zeichnungen erkennt man beinahe sogar die Tagesstunde. Von demselben Bauwerk wurden drei Ansichten genommen, die eine Morgens, die andere Mittags, die dritte Abends: Niemand wird den Effekt am Morgen und den am Abend verwechseln, und doch ist zu beiden Tagesstunden die Sonnenhöhe und somit die Länge der Schatten ungefähr gleich. — Das Licht wirkt nicht augenblicklich auf den eigenthümlichen Stoff; somit ist klar, daß die Körper, welche sich in der dunkeln Kammer abmalen, unbeweglich fest stehen müssen, wenn das vom Lichte hervorgebrachte Bild ganz deutlich ausfallen soll. Es zeigt sich daher nicht selten, daß, wenn sich Bäume auf der Zeichnung befinden, diese nicht so scharf wiedergegeben sind als die andern Partieen; sie brauchen dazu nur leise vom Winde bewegt zu werden. — Auf zweien der Zeichnungen, die Daguerre zeigt, ist dieser Effekt sonderbar auffallend. Auf dem einen sieht man im Vordergrunde ein Pferd an einem stehenden Fuhrwerk. Der Körper des Pferds ist ganz deutlich gezeichnet; aber es senkte jeden Augenblick den Kopf, um am Boden ein Maulvoll Heu zu nehmen; Kopf und Hals sind daher nicht ausgedrückt, man bemerkt aber zwischen der tiefsten und der höchsten Stellung des Kopfs einen Schattenstrich. Auf dem andern Blatt ist ein Mann, der sich die Stiefeln putzen läßt; er muß sich steif gehalten haben, denn er ist ganz bestimmt gezeichnet; aber der Schuhputzer, der sehr unruhig war, gibt nur ein verschwommenes Bild, besonders an den Armen.

Viele Mitglieder des Instituts haben Daguerres Bilder gesehen, namentlich auch A. v. Humboldt.

Wir begnügen uns hier mit dieser Anzeige einer Entdeckung, welche wirklich fast fabelhaft klingt; es wird nicht an Gelegenheit fehlen, darauf zurückzukommen. Arago hat in der Akademie auf die wissenschaftliche Bedeutung derselben aufmerksam gemacht, und wir theilen hier schließlich seine Bemerkungen mit.

Mittelst eines so empfindlichen Reagens für das Licht, wie das von Daguerre entdeckte, werden sich photometrische Versuche anstellen lassen, die man bis jezt für unmöglich hielt. Dahin gehören namentlich die Versuche über das Licht des Monds. Das Mondlicht ist bekanntlich 300,000mal schwächer als das Sonnenlicht, und es war nie gelungen, durch Concentrirung der Mondstrahlen irgend einen Effekt der Sonnenstrahlen hervorzubringen. Die Pariser Akademie hatte früher einmal Versuche mit einer ausnehmend großen Linse anstellen lassen; in den Brennpunkt derselben wurde Hornsilber gebracht, damals das empfindlichste Reagens, das man kannte; es zeigte sich aber keine Spur von Färbung. Daguerre nun wiederholte das Experiment mit einer weit schwächern Linse und seinem neuen Stoff, und in zwanzig Minuten erhielt er auf seinem schwarzen Ueberzug ein weißes Bild des Mondes. Bis jezt kannte man nur Einen Körper, der für das Mondlicht empfindlich ist: das Auge; die Pupille zieht sich zusammen, wenn die Mondstrahlen darauf fallen.

Constance Contarini.

(Fortsetzung.)

Mit heimlichem Beben berauschte sich Arnheim in der Luft, welche ihm noch gewürzt schien von dem Athem seiner Geretteten. Mehr als orientalische Pracht und ein feiner, doch großartiger Geschmack herrschte hier, und seine Phantasie erblickte überall sie, besonders in den Gemächern, in welchen er die Wohnung und die Boudoirs eines weiblichen Wesens erkannte. Flügel und Guitarre fehlten nicht, und eben so wenig Heiligenschreine und kostbare Rosenkränze zwischen Tasso und Ariost und andern Dichtern in prachtvollen Ausgaben. „Wie glücklich ist," sagte er zu seinem Führer, „der Besitzer dieses Pallastes mit seinen leblosen und lebenden Kostbarkeiten zu schätzen!" — „Auf eine der lebenden Kostbarkeiten," versezte der Abbate, „legt der Besitzer den höchsten Werth, weil er einen eben so großen Stolz darein sezt, das schönste Weib ausschließlich sein zu nennen, wie darein, daß der Name Contarini einer der ersten ist, die das goldene Buch eröffnen, und so viele Herzoge auf dem Stuhle des Dogen der Republik bezeichnet. Vor diesem Namen, wähnt er, müsse auch die kühnste Verläumdung ehrerbietig zurückweichen, weil kein Sterblicher es wagen werde, ihm einen Makel anheften zu wollen." — „So bewacht er wohl sein lebendes Kleinod mit den Argusaugen der Eifersucht?" fragte Arnheim. „Das nicht," erwiderte der Abbate. „Signora Constance hat alle Freiheit, die sie nur wünschen kann, denn Nobile Contarini ist so innig von seinem hohen Werth überzeugt, daß ihm jede Besorgniß der Art lächerlich dünkt, und Signora Constance hat, so jung sie auch ist, ihm noch nie Ursache zum Mißtrauen gegeben. Sie ist aus dem nicht weniger stolzen Geschlecht der Paläologen. Sie genießt das Leben mit venetianischer Freiheit; allein, ob sie gleich ihren ältern Gemahl wohl nicht aus Zuneigung genommen hat, denn sie war zu jung, als sie aus dem Kloster in seine Arme kam, so schüzt sie doch der Stolz und vielleicht ein kaltes Temperament vor einer Leidenschaft, die sie wohl gern entzünden mag, was bei ihrer Schönheit und ihrem sonst freien und anziehenden Umgange nicht selten der Fall ist, die sie aber nicht theilt — vielleicht auch nicht theilt aus Furcht." — „Nun, das wäre denn ein Hebel, der sich nach Ihrem Systeme gebrauchen ließe, Abbate," sagte Arnheim lächelnd. „Gewiß," versezte der Abbate, „wenn sich Gelegenheit dazu darböte; allein — nur ein glückliches Ungefähr könnte — aber der Versuch, ein solches herbeizuführen, möchte nicht ohne Gefahr seyn. Der geringste Verdacht, dafür kenne ich die Contarini, würde hinreichen, sie zu verderben und den glücklichen Unglücklichen mit ihr, der diesen Verdacht erregte. Man bespricht in dieser Hinsicht manches unheimliche Geheimniß des Hauses Contarini. — So ist sie geschüzt vor jeder Schwachheit, so weit dies ein Weib seyn kann," fügte er spöttisch hinzu. — „Möge sie immer davor geschüzt bleiben!" sagte Arnheim mit einem unterdrückten Seufzer und verließ nachdenklich mit dem Abbate den Pallast.

Er konnte sich nicht verhehlen, daß Venedigs größte Schönheit — wenn es die von den beiden Frauen war, die in seinen Armen gelegen, die andere hatte er kaum beachtet — den tiefsten Eindruck auf sein Herz gemacht, und daß er ihre besondere Aufmerksamkeit erregt habe, konnte er nicht bezweifeln. Doch diese konnte sich ja auch bloß auf den Ritterdienst beziehen, den er ihr zu leisten so glücklich gewesen, und berechtigte ihn noch nicht, wozu die männliche Eitelkeit übrigens nur zu geneigt war, ihr eine tiefere Bedeutung zu geben. Und hätte sie diese wirklich, so mußte nach dem Berichte des Abbate, wenn ihn nicht schon der Gedanke an die Heiligkeit ihrer Verhältnisse zurückschreckte, seine Vernunft ihn warnen, ein Abenteuer weiter zu verfolgen, das zwar höchst anlockend, aber so wenig glückverheißend war. Doch seine Gerettete war vielleicht die schöne fromme Wittwe. Dann verschwanden alle Bedenken und alle Gefahren, wenn ihr Herz sich zu ihm neigte. Wie sollte er sich darüber Gewißheit verschaffen? Vielleicht von dem Mohren, oder den Gondolieren, und so fand er sich um die Zeit, zu welcher am vorigen Abend die Gondel gelandet war, wieder an der nämlichen Stelle ein; allein vergebens, sie erschien nicht, und es bemächtigte sich seiner eine unbeschreibliche Unruhe. Es lag ein unwiderstehlicher Zauber in dem Gedanken an sie. Seine Phantasie malte sich das Glück, dem holden Wesen zu nahen, mit den glühendsten Farben aus, und selbst die gedrohten Gefahren erhöhten den Reiz. Nur einmal noch wollte er in ihrem Anblicke sich berauschen. Er umschwärmte den Pallast Contarini, er besuchte den Markusplatz und alle Orte, wo Venedigs stolzer Adel sich wohl zu zeigen pflegte, alle Kirchen, besonders zur Zeit der Messe, musterte alle Andächtigen und störte manche Andacht; allein seine Gerettete wollte sich ihm nirgends zeigen. Er hätte sie auch unter der dichtesten Verhüllung erkannt, dessen war er gewiß.

Der Abbate, welcher einige Tage verreist gewesen, besuchte Arnheim in seinem Casino. Die Veränderung, die mit dem jungen Manne vorgegangen war, konnte ihm nicht entgehen; allein er äußerte sich nicht darüber, und sprach in Hinsicht des Besuches im Pallaste Contarini nur von der Architektur und den Kunstschätzen. „Haben Sie denn aber auch schon alle unsere Kirchen gesehen,

Giacomo?" fragte er ihn. „Mehrere auf den entfernteren Inseln, besonders aber die herrliche Kathedrale auf Chioggia, und nicht minder die kleine, ede Kirche della Naviella auf Lido di Sottomarina sind der Beachtung sehr würdig. Man muß beide jedoch zur Zeit der Abendmette sehen, wo die Wirkung ausgezeichnet ist." — „Wir wollen nach dem Essen hin; speisen Sie mit mir, Abbate," sagte Arnheim, der fühlen mochte, wie nothwendig es für ihn sey, sich von der phantastischen Sehnsucht nach einem Traumbilde loszureißen, und in der Beschäftigung mit der Kunst das beste Ableitungsmittel zu finden glaubte. „Ihre Einladung, mit Ihnen zu speisen, nehme ich an," erwiderte der Abbate; „aber nach Chioggia kann ich heute nicht, weil eine dringende Angelegenheit mich nach Padua ruft."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lissabon, December.

Die Assembléa estrangeira.

Höchst auffallend ist an der portugiesischen Nation der mangelnde Sinn für gesellige Vergnügungen. Sich selbst überlassen, hätte der Portugiese wohl schwerlich diese Seite der modernen Kultur bei sich auch nur einigermaßen ausgebildet. In der ganzen Stadt gab es früher keinen öffentlichen Ball, keine geschlossenen Gesellschaften, keinen Club, keine Assembleen, keine Casino's; es bestand außer den kleinen Privatcirkeln eine völlige Isolirung aller Familien. Auch hierin mußten ihnen die Ausländer erst mit gutem Beispiele vorangehen durch die schon vor mehr als fünfzig Jahren errichtete Fremdenassemblee, a assembléa estrangeira, die sich bis jezt unverändert erhalten hat, worin nach den Statuten kein Portugiese aufgenommen werden kann und kein ansäßiger Ausländer Zutritt erhält, der sich nicht aufnehmen läßt und seinen jährlichen Beitrag gibt (66 Thlr.), ein Beitrag, den nicht Alle zu entrichten im Stande sind, daher denn auch in den gegenwärtigen schlechten Zeiten diese Assemblee nur sehr wenig besucht ist. Jeden Abend, besonders Winters, fand man sonst hier eine recht angenehme Gesellschaft zu l'Hombre- und Whistpartien, zu Billardspiel u. s. w., englische, französische, deutsche, spanische und portugiesische Zeitungen, so wie mehrere auswärtige Zeitschriften. Man reichte Thee, und auf Verlangen auch andere Erfrischungen. Gegenwärtig geht aber Niemand mehr hin, außer um Zeitungen zu lesen. Im Winter gibt die Gesellschaft alle vierzehn Tage einen Ball, woran nicht nur der weibliche Theil der abonnirten Familien Theil nimmt, sondern wo dann auch portugiesische Familien, die sich ein Billet dazu verschafft haben, zugelassen werden. Familien des Adels sind ein- für allemal eingeladen und brauchen kein Billet. Der Zudrang der portugiesischen höhern Stände, die außerdem ein solches Vergnügen nie genießen, ist außerordentlich, und troz des großen und geschmackvoll eingerichteten Lokals oft so, daß die Tanzlustigen in dem großen Saale nicht Plaz genug haben und dazu noch die Nebenzimmer in Anspruch nehmen. Damen und Herrn erscheinen im geschmackvollsten Anzug nach der neuesten französischen und englischen Mode. Die junge Welt tanzt, und im Ganzen genommen tanzt man sehr gut. Die kleinen Füße der Portugiesinnen stechen dabei gewaltig gegen die massiven der Engländerinnen ab. Man tanzt jezt fast ausschließlich die schönen, bequemen Françaisen zu zwölf, auch sechzehn Paaren, mit den anmuthigen Balancé's, unter Direktion eines französischen Tanzmeisters, welcher die Touren ausschreit. Hie und da wagt man auch den deutschen Walzer und die neuere Galoppade, woran aber nur Wenige und meistens nur Deutsche Theil nehmen; doch in der jüngsten Zeit finden auch die Portugiesen Geschmack daran. Die Musik auf einer Galerie im großen Saale ist vollständig und gut, und man wundert sich nicht wenig, von ihr Straußische Walzer zu vernehmen. Die ältern Männer bringen den Abend am Spieltische zu. Hazartspiele werden aber nicht geduldet; die nicht tanzenden Damen sizen an den Wänden umher und machen ihre Bemerkungen, höchst froh, wenn sich während der Tanzpausen Herrn über sie erbarmen, welche mit ihnen eine Tour durch die Zimmer machen. Noch vor wenigen Jahren herrschte auf diesen Bällen viele englische Pedanterie; man konnte nur in kurzen Beinkleidern, mit Schuhen und Strümpfen erscheinen, mit dreikantigem Klapphut und weißem Halstuch. Um acht Uhr beginnt der Ball und fahren die Wagen vor. So oft Damen die mit kostbaren Teppichen belegte Treppe betreten, gibt der Portier ein Zeichen mit der Glocke, worauf sogleich die dienstthuenden Direktoren den Damen auf der Treppe entgegeneilen und sie in den Saal führen. Sobald sich die Säle gefüllt haben, wird von einer Menge wie Gentlemen gekleideter Diener in Schuhen und seidenen Strümpfen, die nur für den Tag gemiethet und gewöhnlich Diener anderer Häuser sind, die sich dazu die Erlaubniß von ihren Herrschaften erbitten, Thee servirt und als Imbiß dazu auf großen Platten in Bergen aufgehäuftes süßes Backwerk von hunderterlei Art und Gestalt. Gegen eilf Uhr präsentirt man allerlei Erfrischungen, Punsch, Limonade, Capillaire, Mandelmilch 2c., mit der zweiten Auflage von Backwerk, und Punkt zwölf Uhr hat der Ball ein Ende. Alle wollen auf Einmal fort, Jeder schreit nach seinem Kutscher, und doch kann nur immer einer vorfahren, und so muß man oft stundenlang in den untern Zimmern und der Hausflur warten, bevor man seinen Zweck erreicht.

(Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Schwäbisch.

Das beste Holz zimmert man nicht,
Den besten Vogel rupft man nicht,
Das beste Fett ißt man nicht,
Den besten Strauß riecht man nicht.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 18.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 21. Januar 1839.

> Man hat verschiedene Ursachen angeführet, warum dergleichen Stöcke gar überflüßig wären; und so mögen die denken, die nicht wissen, was vornämlich bei der Wahl und geschickten Einrichtung der Buchdruckerstöcke, nach Beschaffenheit einer jedweden Schrift und deren wesentlichen Inhalts, zu beobachten, damit die Natur der Sache allenthalben beibehalten und dem Leser ein aufrichtiger Begriff von demjenigen beigebracht werde, wessen er sich zu dieser Schrift und ihrem Verfasser zu versehen habe.
>
> Rabener.

Vom Holzstich als typographischem Schmuck,

bei Gelegenheit von Herders Cid, mit Randzeichnungen von E. Neureuther.*

Lichtenberg und Jean Paul haben es scherzhaft beklagt, daß Alles ohne Unterschied mit der unverwischbaren Schwärze gedruckt werde. Die Republik der Wissenschaften ist keine Demokratie, sie ist eine Aristokratie, dergestalt, daß sich das Patriciat nicht vererbt, sondern von der launischen Natur als ein freies Lehen ertheilt und von der Volksstimme bestätigt wird. Aber dem innern qualitativen Unterschied zwischen den Geistern und ihren Produkten entspricht in der Literatur kein äußerer, sofern Alles, der unnützeste wie der erhabenste Gedanke, mit derselben ewig haftenden Dinte im Durchschnitt an dasselbe Papier geheftet, und so lezteres noch weit öfter verdorben als veredelt wird. Ist dies recht? Sollte man nicht den angehenden Schriftsteller einer Lehrzeit, einer Wasserprobe unterwerfen, indem man seine Versuche mit einer Farbe druckte, die sich an den Krebsen wieder auswaschen ließe? Gibt es nicht tausend Produkte der Presse, bei denen nutzloser Verschwendung gesteuert, und doch das Interesse der sammelnden und sichtenden Nachwelt nicht verabsäumt würde, wenn man sie zur Hälfte, zu zwei Drittheilen, zu vier Fünftheilen so druckte, daß man sie hinterher wieder bleichen könnte? Dem kann einmal nicht so seyn, und wir sind Alle an die Gleichheit unter dem Preßbengel und an die immerwährende rückgängige Metamorphose von Velin und milchweißem Papiere zu Pappe und Packpapier gewöhnt. — In der neuesten Zeit hat nun die Buchdruckerei in ihrer Entwicklung ein Mittel gefunden oder wieder ergriffen, das, sollte man meinen, dazu dienen könnte, der natürlichen Ungleichheit, die in der Schriftstellerwelt, wie in der Menschheit überhaupt herrscht, auch äußerlich ihr Recht widerfahren zu lassen und überwiegendes, namentlich poetisches Verdienst, oder siegreiche Popularität vor dem großen Haufen auszuzeichnen. Wir meinen das enge, unmittelbare Bündniß, das die Typographie wieder mit der zeichnenden Kunst geschlossen hat, durch Vermittlung des vervollkommten Holzstichs. — Es läßt sich aber leicht voraussehen, daß in dieser neuen Phase der Buchdruckerkunst das alte Niveau, wenn es selbst geraume Zeit im eben angedeuteten Sinn gestört werden sollte, sich am Ende wieder herstellen wird.

* Wir legen unsern Blättern eine Probe des oben genannten Werks bei. Sie zeigt einige der mannichfaltigen Formen, welche der Zeichner seinen Randzeichnungen gegeben hat.
Anm. d. Red.

Die Buchdruckerkunst ist aus dem Holzschnitt entsprungen, beides deutsche Künste; allein über ein Kleines ward die Mutter die Magd der Tochter. Kaum war das neugeborne Kind der Wiege entsprungen, und weit über die Zeit hinaus, wo man die Produkte der Presse als Incunabeln bezeichnet, wimmeln die Bücher von Holzschnitten, und fast jedes wird zum Bilderbuche: ein heiterer Uebermuth der neuen Kunst in der Erinnerung an die kaum verflossene Zeit, da der Miniator die Initialen in ein bedeutsames Bild einschloß und den Text des mühsam geschriebenen Buchs mit einem bunten sinnlichen Commentar unterbrach. Aber der immer rascher, immer ungeduldiger aus der Presse brechende Strom fand bald keine Weile mehr, um gleichsam in ruhigen Tümpeln behaglich seine Wellen zu kräuseln und die Landschaft sammt Staffage wiederzuspiegeln. Andernseits lähmte der bequemere Kupferstich den Holzschnitt auf der bedeutenden Kunsthöhe, die er schnell erreicht; diese Kunst sank rasch wieder herab, und das originelle, naiv commentirende Holzbild wurde im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert zum albernen, symbolischen Buchdruckerstock, zum stereotypen Prologus und Epilogus je nach den Künsten und Wissenschaften: das offene Auge Gottes und die blinde Gerechtigkeit, Trophäen von Fahnen, Pauken und Kanonen, ungeschlachte Genien, mit Kolben und Retorten, mit Buch und Rolle, mit Schwert und Lanze, mit Globus und Fernrohr hantierend, frisirte Schäferinnen und schalmeiende Schäfer, und im gemeinen Fall die eckige Arabeske und das geschmacklose Blumenstück. — Man kann bemerken, wie diese stehenden Sinnbilder nach und nach zusammenschrumpfen, wie die Zeit sich mehr und mehr dem System zuwendet, das im Namen des geläuterten Geschmacks jedes Buch und seine Kapitel ohne Weiteres mit dem Anfang anfängt und mit dem Ende endigt. Die Holzschneidekunst gerieth darüber vollends ganz in Verfall; ihre unförmlichen Reste wurden endlich völlig aus dem Text der Literatur ausgetrieben und die durch andere Methoden vervielfältigten Produkte der zeichnenden Kunst, wo man sie zu Schmuck oder Verständigung herbeizog, daneben gelegt.

Seit dem allgemeinen Frieden hat die Presse in Deutschland, England, Frankreich einen außerordentlichen Aufschwung genommen. Der Wetteifer in schönen Drucken, der bei uns vollends fast ganz eingeschlummert war, erwachte dabei nach langer Zeit aller Orten in frischer Kraft. Inmitten dieser großen Thätigkeit erhielt die Typographie in zahlreichen Punkten wesentliche Verbesserungen; die Mittel aller Art wurden, die einen vereinfacht, die andern vervielfacht, Beides zum Vortheil des Habitus der Bücher, und dieselbe Entwicklung der Kunst, welche die Produktion beschleunigte und erleichterte, befriedigte auch immer mehr den geweckten Sinn für zierlichen, saubern, geschmackvollen Druck. Bei dieser allgemeinen Rührigkeit ist nun eine der bedeutendsten Erscheinungen, daß die Typographie, in ihrer Richtung auf äußern Schmuck, allen Ernstes zu ihrer Quelle zurückgeht, und im Holzschnitte, der an der Wiege der Presse eine so große Rolle spielte, neue Kraft und frische Wirkungsmittel sucht. Diese Bewegung ging vorzüglich von England aus. Zwar hat Deutschland seit Anfang des Jahrhunderts schätzbare Versuche aufzuweisen, die treffliche, wirkungsreiche Kunst des Holzschnitts wieder aufzunehmen; aber immerhin waren es die Engländer, welche den entscheidenden Schritt thaten, sie wieder als Druckerstock in die Typographie einführten und in dieser Richtung schnell zu einer überraschenden Höhe ausbildeten.

(Fortsetzung folgt.)

Constance Contarini.

(Fortsetzung.)

Ueber Tische war von nichts die Rede, als von der Kirchenarchitektur und ihren verschiedenen Stylen, worüber der Abbate die geistreichsten Ansichten aufstellte in einer historischen Entwicklung, wogegen Arnheim sich vom idealen Standpunkt darüber aussprach. So war Arnheim ganz von diesem Gegenstande erfüllt, als er die Gondel bestieg und die Lagunen durchschnitt. Ein frischer Seewind milderte die Hitze der Luft; er schiffte an den reizenden Ufern von Malamocco und Palestrina hin, und fühlte sich beruhigter, je mehr er dem Ziele seiner Fahrt sich näherte, das ihm schon aus der Ferne den Gegenstand, der ihn beschäftigen sollte, imposant darbot. Feierlich läutete die Abendglocke zu ihm herüber, welche die Gläubigen zur festlichen Messe rief, denn es war der Festtag des Heiligen, dem die Cathedrale geweiht ist. — Er betrat den Dom, der im Glanze unzähliger Wachskerzen strahlte und dessen majestätischen Gewölbe von den anschwellenden Tönen der Orgel und den Gesängen der Chorknaben und der Geistlichen widerhallten. Viele der reichen Besitzer der nahen Villen an der Brenta, und See- und Landvolk umher waren zusammengeströmt. Sein Blick schweifte durch den gefüllten Raum und erhob sich mit den schönen Säulen, welche das mittlere Schiff von zwei breiten, mit strahlenden Altären besetzten Räumen trennten. Es war ihm, als ob der Friede von diesen hohen Gewölben, in welchen sich der religiöse Geist ihres Schöpfers verkörpert zu haben schien, herab in seine Seele flösse; in seine Kunstbetrachtung mischte sich eine religiöse Rührung, wie er sie nur in seinem

Knabenalter empfunden hatte, und sein Knie und sein Geist beugten sich andächtig mit der Gemeinde vor dem gegenwärtigen Gotte. Die Seitenaltäre waren weniger umlagert und lockten ihn zu hohen Kunstgenüssen in den schönen Bildern, mit denen sie geschmückt waren. Er ging leise von einem zum andern, um keines Andächtigen Gebet zu stören. Er war die eine Seite hinuntergewandelt und bog zur andern ein. Hier strahlte ihm eine Madonna mit dem Jesuskinde im reichsten Farbenglanze entgegen. Er näherte sich und sah zwei Frauen davor knien im inbrünstigen Gebete. Seltsam fühlte er sich ergriffen, als er einen flüchtigen Blick auf die feinen Gestalten warf: sie erinnerten ihn lebhaft an die beiden Frauen aus der Gondel. Die Schläge seines Herzens verdoppelten sich, alle seine Pulse bebten, und kaum wagte er, auf das entschleierte Antlitz der einen zu schauen, die am Altare hingegossen, von der heiligen Ampel beleuchtet, das schöne, seelenvolle Auge zur Schmerzensmutter mit Inbrunst erhob. Sie war es, es war seine Gerettete! Hatte ein unwillkührlicher Ausruf von ihm die Betende aufmerksam gemacht, oder war es Zufall, daß ihr Blick ihn streifte: eine sanfte Röthe überflog zauberisch die Lilienwangen. Er sank überwältigt auf seine Knie; er wagte es nicht, sein Auge wieder aufzuschlagen, und als er es that, war sie verschwunden. Er sprang auf, er fühlte sich versucht, ihr zu folgen; allein — was konnte er davon hoffen? Schien sie doch vor ihm zu fliehen, was der Abbate freilich als eines der günstigsten Zeichen würde gedeutet haben. Aber die Stelle, die eben noch von ihrem zarten Knie berührt war, zog ihn unwiderstehlich an; er ließ sich dort auf sein Knie nieder und erhob den glühenden Blick zu der Heiligen, auf welcher ihr schönes Auge voll Inbrunst geweilt hatte, und Wonne und Schmerz durchschütterten seine Seele.

Er konnte lange nicht von der geweihten Stelle sich losreißen, und als er es endlich vermochte, waren die Gesänge verstummt, die Räume waren leer, die Kerzen an den Altären erloschen, und nur das Licht der heiligen Ampeln flatterte durch die hohen Gewölbe, die von seinem einsamen Fußtritte widerhallten. Er traf auf seinen Gondolier, der ihn zu suchen schien. Stumm bestieg er die Gondel, und seine Phantasie wiegte sich, indem er über die bereits im Silber des Mondes wallende Fluth hingleitete, auf Zauberwogen. Sein Barcarol stimmte, um ihn aus seiner Versunkenheit in sich selbst zu erwecken, seinen Lieblingsgesang von Armidens Zaubergärten an. Ihm dünkte dieser Gesang prophetisch, und er versetzte ihn in die süßesten Verhältnisse mit der Geliebten. Ihre Anwesenheit in Chioggia, war sie nicht ein glückliches Vorzeichen für seine Liebe? — Da erzählte ihm der Barcarol, daß der Gondolier der schönen Gräfin Albani, welche in der Messe gewesen, wie es geschienen, nicht ohne Auftrag, ihm gesagt habe, am Abend des folgenden Tages würde auf der Villa Contarini an der Brenta ein Maskenball zur Einweihung der Villeggiatura gegeben, zu welchem der ganze hohe Adel von Venedig geladen sey, und zu dem jeder anständigen Maske der Zutritt offen stehe. — Die Gräfin Albani! nicht Constance Contarini! Welch ein Strahl der Hoffnung für seine Leidenschaft! Von ihr diese Einladung! denn wofür hätte er diesen Wink sonst nehmen sollen? Sie wünschte ihn in ihre Nähe zu bringen! Woher dieser Antheil an ihm, wenn sie sich ihm nicht besonders verpflichtet fühlte? Sie war die Gerettete, und wem ist es unbekannt, wie die Leidenschaft der Jugend bei dem geringsten, günstig zu deutenden Anzeichen über jedes Ziel weit hinausschweift: ihm stand es fest, daß er einen tieferen Eindruck auf ihr Herz gemacht habe, daß er des Glückes sollte gewürdigt werden, den vergötterten Gegenstand seiner glühendsten Gefühle Auge in Auge zu schauen; und dabei schwanden die gedrohten Gefahren, da sie nicht des stolzen Contarini Gattin, nur seine Schwester war, kein Gegenstand seiner Eifersucht; und selbst wenn Gefahren drohten, was waren sie für ihn bei der Wonne der Ueberzeugung, daß er geliebt werde! Einmal versunken in diesem Glutblick, und das süßeste Geständniß der Liebe von diesen Rosenlippen, und dann sterben, dünkte ihm Seligkeit; und er beschloß, seinem Glückssterne zu folgen.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichtliche Notizen.

Lederne Nothmünzen, eine Art Assignaten, kommen schon sehr frühe vor. Bei der Belagerung von Faenza i. J. 1240 soll Kaiser Friderich II. die deutschen Kriegsvölker mit Leder ausbezahlt haben, mit dem Versprechen, diese Nothmünze wieder mit Geld einzulösen.

°

In Baiern lebte 1337 ein Edelmann mit einem wahren ritterlichen Räubernamen. Er hieß „der alt Fraß von Wolfsberg." Er that in einer Urkunde Verzicht auf Alles, was dem Kloster Steingaden zuständig war; und damit seine Erben nicht glauben möchten, er habe diese Verzichtleistung in der Uebereilung oder in Gedankenlosigkeit gethan, sezt er in seinem Brief hinzu: „do ich gesund und stark waz und riten und gan mocht." — Mochte heißt konnte, wie noch heute der gemeine Baier sagt: ich mag nicht, statt: ich kann nicht.

°

Ueber die Freiheit und die Freiheiten der alten und ältern Deutschen ist viel Albernes gesagt und geschrieben worden. Folgende Züge verdienen indessen bemerkt zu werden.

So oft unsere ältern Kaiser in einer Reichsstadt vor eine Herberge ritten, hatten die Schergen und Stadtknechte das Recht, das kaiserliche Pferd wegzunehmen. Friderich III., † 1493, kam einmal auf seinem Falben in einen solchen Ort. Flugs eilten jene Diener herbei und nahmen das Roß. Des

Kaisers Stallmeister widersezte sich, wurde aber dafür durchgeprügelt. Friderich gerieth in Zorn, schickte zum Bürgermeister und verlangte sein Pferd zurück. Dieser aber antwortete: „sy mochten, noch dorfften wider des Reichs Saynng nicht, und gepürt in (ihnen) nicht dawider zu tuen." Friderich mußte seinen Falben auslösen oder noch ein besseres Roß dafür geben.* — Selbst gegen die Päbste erlaubte man sich diese Freiheit. Kaum war Johann XXIII. von dem Schimmel gestiegen, worauf er 1414 seinen Einzug in Constanz gehalten, als die Knechte des Bürgermeisters den Zelter mit sich fortführten. Alles Widerstreben der päbstlichen Thürhüter, Kämmerlinge und Stallmeister war vergeblich.**

Bei den Krönungsfesten waren die Kaiser nach alter Sitte verbunden, von dem preisgegebenen Brod und dem gebratenen Ochsen Stücke zu schneiden und zu essen, deßgleichen zu trinken von dem Wein, der für Jedermann aus dem Springbrunnen floß. Kaiser Albert II. beobachtete dies noch bei seiner Krönung zu Aachen 1438. — Offenbar deutete dies auf den erinnernden Gedanken, daß in gewissen Dingen zwischen Kaiser und Volk Genossenschaft, ja Gleichheit stattfinde; und daß solche Erinnerungen keineswegs verwerflich sind, bedarf keiner Ausführung.

---

* Oefele, Script. rer. Boic. Schamdocher Chronik.

** Ulrichs v. Reichenhall Concilium zu Constanz, 1536. Die Begebenheit ist daselbst auf einem Holzschnitt abgebildet.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lissabon, December.

(Fortsetzung.)

Gesellige Vereine. Mangel an Sinn dafür.

Erst im Jahr 1826 entschlossen sich die portugiesischen ersten Kaufmannshäuser, eine geschlossene Gesellschaft unter dem Namen der Assembléa portugueza zu stiften, der man ganz ähnliche Statuten gab, wie die der Assembléa estrangeira; nur Portugiesen konnten Abonnenten seyn, das diplomatische Corps und die Direktoren der Fremdenassemblee, so wie die Geistlichen der fremden Gemeinden waren aber ein für allemal zu ihren Festlichkeiten eingeladen, und andere Ausländer erhielten Zutritt mittelst Billets; man revangirte sich dadurch bei der andern Gesellschaft. Auch diese Anstalt richtete sich auf's Kostbarste in einem großen Lokale ein und suchte es der andern zuvorzuthun; sie hatte auch ein größeres Publikum, und konnte daher mehr verwenden. Troz dem bestand sie aber nur wenige Jahre; denn zu Don Miguels Zeiten, wo die Spionerie allenthalben eindrang, wo man nirgends sicher war, alle Zusammenkünfte scharf beobachtet wurden und die unschuldigsten Gespräche oft eine schlimme Auslegung erhielten, um Jemanden in's Unglück zu bringen, wo es schon Verbrechen war, wenn sich mehrere Menschen in einem Hause versammelten, so daß einmal die Mitglieder der königlichen Akademie der Wissenschaften, als sie aus ihrer gewöhnlichen wöchentlichen Sitzung kamen, sammt und sonders von der an der Thüre auf sie wartenden Polizei in Empfang genommen und auf die Wache gebracht wurden — in diesen bösen Zeiten zogen sich die Meisten zurück, und die Gesellschaft mußte eingehen. Nach der Restauration durch Don Pedro constituirte sie sich wieder neu unter dem Titel Club, ein für die portugiesische Sprache neues Wort, das die Emigranten aus Paris mitgebracht, und in welches sich die ungebildete Klasse noch immer nicht finden kann, daher sie statt Club Clubio sagt, was ihnen portugiesischer klingt. Leider traten in dieser Gesellschaft sehr bald politische Gesinnungen hervor, und die ultraliberale Partei gewann darin die Oberhand, was denn zur Folge hatte, daß bei den Ballotirungen viele angesehene Personen, die nicht zu ihrer Fahne geschworen, durchfielen, und diese sich nun veranlaßt sahen, als Opposition unter dem Namen einer Assembléa Lisbonense eine andere Gesellschaft zu stiften, so daß nun drei Gesellschaften bestehen, die alle drei sehr kostspielig und an gewöhnlichen Tagen, mit Ausnahme der Spieler von Profession, die hier l'Hombre, Whist und Ecarté nur um Gold spielen, troz der vielen Theilhaber nur sehr wenig besucht sind; denn der Portugiese versteht es nicht, sich lange auf andere Art angenehm zu unterhalten, als mit dem Spiel. Wer also nicht spielt, bleibt ganz weg, oder kommt nur, um einen flüchtigen Blick in die Zeitungen zu werfen. Man läßt sich eigentlich nur deßhalb aufnehmen, um an den Winterbällen mit seiner Familie Theil nehmen zu können. Wegen der Kostspieligkeit dieser Anstalten können aber nur die wohlhabendsten Familien sich abonniren; alle Andern, z. B. Offiziere und Beamte, die kein eigenes Vermögen besitzen und bloß von ihren Stellen leben, selbst Generale und Desembargadoren, müssen sich selbst davon ausschließen. Gesetzmäßig sind davon ausgeschlossen alle Kaufleute, die öffentliche Laden haben, und wenn sie Millionen hätten, oder Salomo's Weisheit besäßen. Für diese und so viele tausend Andere gibt es schlechterdings keine geschlossenen Vereine zu abendlichen Zusammenkünften, wo sie sich auf wohlfeile und angenehme Art unterhalten könnten. Es fehlt ihnen ganz am Geist der Geselligkeit, und das Bedürfniß der Mittheilung im gemüthlich-ruhigen, geschlossenen Verein ist ihnen ganz unbekannt. Das Wesen des Portugiesen scheint hiemit im Widerspruch zu stehen, denn er spricht gern und viel. Einsamkeit ist ihm in den Tod verhaßt, er geht nur dahin, wo viele Menschen sind, wo Leben herrscht. Aber irgend ein Vergnügen oder eine Unterhaltung darf ihn nichts kosten, oder sie muß ihm, im Gegensatze, sehr theuer zu stehen kommen; denn etwas, wobei er wichtig auftreten kann, und wenn er sich auch dabei zum Sterben langweile, gebt ihm über ein größeres und wohlfeileres Vergnügen. Ostentation ist seine schwache Seite; er schämt sich gleichsam, für ein Vergnügen wenig auszugeben, und deßhalb sucht er solche auf, die ihn nichts kosten. Dies ist der Hauptgrund, weßhalb man keine Vereine bildet, wo man in einem bescheidenen Lokale ohne Prunk zusammenkommen könnte, und mit einem mäßigen Beitrage sich vielleicht besser unterhalten würde, als die Menschen in jenen Prachtsälen. Diese Eigenheit gründet sich mit auf den angebornen Stolz; denn auch der Geringste hält sich in seinem Eigendünkel dem Höchsten gleich, er glaubte sich herabzuwürdigen, wenn er einen untergeordneten Verein, eine Gesellschaft zweiter Klasse beförderte oder daran Theil nähme, und so beschränkt sich Jeder auf das, was ihm die Gelegenheit in den Weg bringt, und schämt sich nicht, stundenlang in einem deßhalb renommirten offenen Kaufmannsladen, wo am wenigsten verkauft, aber am meisten gesprochen wird, zu sitzen, sich mit andern Schwätzern zu unterhalten, und auf diese Art die schwer lastende Zeit zu verbringen. Fast durchgängig haben die Kaufmannsladen jeder Art, von den ersten Großhändlern an bis zum Krämer herab, ihre Sprechtunden, politischen Kannengießer, Neuigkeitskrämer und Erzähler der Historien vergangener Zeiten.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 19.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 22. Januar 1839.

— Glances beget ogles, ogles sighs,
Sighs wishes, wishes words, and words a letter,
Which flies on wings of light-heeled Mercuries —
And then, God knows, what mischief may arise!

Byron.
Beppo.

Constance Contarini.

(Fortsetzung.)

Welch eine Nacht auf diesen Sturm der Gefühle! Endlich aber überwand der Schlaf doch alle Wallungen und ließ ihn erst spät am Morgen erquickt und beruhigt aus seinen Armen. Sein Diener mußte die griechische Kleidung, welche sich Arnheim bei seinem Besuche der griechischen Inseln hatte anfertigen lassen, für den Abend ordnen und auch für die Gondeliere griechische Matrosentracht besorgen.

Bekannt mit dem Leben der vornehmen Kreise Italiens und vor Allem der Sprache in höchster Vollkommenheit mächtig in allen ihren Dialekten, so daß man nur an seinem Aeußern den Ausländer erkannte, bestieg er gegen Abend in reicher griechischer Tracht die Gondel, und folgte dem Schwarme, der durch die Lagunen der Brenta zueilte. Die wackern Ruderschläge seiner Gondeliere ließen manche der vorstrebenden Gondeln hinter sich, und als er in die Brenta einfuhr, wo das Gewühl und Getöse immer mehr zunahm, strahlte ihm die hellerleuchtete Villa Contarini entgegen und der Strom der Tanzmusik ergoß sich daraus. Er trat, die feine Maske vor dem Gesicht, in die von tausend Wachskerzen erleuchteten Säle. Sie waren gefüllt mit tanzenden und wandelnden Masken, welche sich um die von einer reichen Dienerschaft bedienten, von silbernen Prunkgefäßen strahlenden Buffets drängten. In hintern Sälen waren die großen runden grünen Tische mit Goldhaufen bedeckt, umringt von männlichen und weiblichen Masken, die vollen Goldbörsen vor sich, und von den Croupiers bewacht. Seitenzimmer luden zur Conversation ein, und hier sprudelten Witz und Bouffonerie. An Kabinetten zum Umkleiden, mit allen Bequemlichkeiten reich versehen, fehlte es nicht. Alles athmete Reichthum und Lust.

Arnheims Blick schweifte über die Gruppen nach dem Stern, der sein Geschick leitete, und um die Spieltische genauer mustern zu können, trat er hinzu, zog eine goldstrotzende Börse und belegte eine Karte verdeckt mit so viel Goldstücken, als seine Hand faßte. Sie verlor, und er sah gleichgültig sein Gold zum großen Haufen wandern und besezte die Karte von Neuem. Ein gleiches Loos; der Satz wurde noch stärker zum dritten Male erneut. Da erblickte er zu seiner großen Ueberraschung sich gegenüber eine feine Gestalt in einem reizenden griechischen Anzuge, reich mit orientalischen Perlen erster Größe den Schwanenhals und das glänzend braune Haar umwunden, eine kaum vom Gesicht zu unterscheidende feine Maske vor, unter welcher die schönen Formen hervorzutreten schienen, und das Auge auf ihn mit dem Ausdrucke froher Befriedigung gerichtet. — Ihm war,

als ginge die Sonne seines Lebens auf. Der Croupier erinnerte ihn an sein Spiel. Er bog die verdeckte Karte Paroli, und nach wenigen Abzügen Septlewa, und endlich schlug er sie um: es war die Coeurdame, und er empfing eine Anweisung auf tausend Dukaten.

Die schöne Griechin, die sichtbaren Antheil an seinem Spiele genommen, lächelte und sprach lebhaft mit einigen der Umstehenden. Alle Anwesenden wurden aufmerksam auf den kühnen Spieler, der mit wechselndem Glücke, doch zuletzt immer mit glücklichem Erfolge sein Spiel fortsezte und dann gleichgültig den Tisch verließ, als gerade das Glück sich so für ihn zu erklären schien, daß eine Sprengung der Bank in Aussicht stand. Die schöne Griechin hatte sich den Tanzsälen zugewendet und er folgte ihr nach einer kurzen Weile dahin. Man fragte einander, wer der stattliche Grieche sey; man sprach von einem Fürstensohne aus einem hohen Hause.

Arnheim folgte dem Magnet, der ihn so mächtig anzog und von welchem es ihm bald nicht mehr zweifelhaft war, daß es seine Gerettete seyn musse. Auch ihr Blick suchte ihn sichtbar und wandte sich zaudernd von ihm, wenn er seinem liebestrahlenden Blicke begegnete. Er wagte es, sie zu einem Menuet aufzufordern. Sie folgte seiner Auffoderung, und er fühlte die zarte Hand leise in der seinigen beben. Welch unnennbare Grazie entfaltete hier jede Bewegung des kleinen, schmalen Fußes, der schönen Arme und des zierlichen schlanken Körpers. Es war Anadyomene, die vor seinen trunkenen Blicken schwebte, und ihrer nicht unwürdig zeigte sich der unbekannte Fremdling mit der Gestalt eines Antinous. Ein beifälliges Gemurmel verbreitete sich im Saale, die Tänzerpaare hielten inne, um das schöne Paar zu betrachten, von allen Seiten strömten Bewunderer herbei und ein lauter Jubelruf begleitete sie, als Arnheim seine Tänzerin zu einem Sitze geleitete und ihr mit bewegter Stimme sein Entzücken und seinen Dank stammelte, den sie mit hoher Anmuth erwiderte.

Er wagte es nicht, seine Bewerbung zu auffallend zu machen, und begab sich, manchen Neugierigen, der sich an ihn drängte, mit seinem Witze abfertigend, in die übrigen Säle, und kehrte erst nach einiger Zeit in den Saal zurück, wo er sie verlassen hatte. Zu seiner großen Verwunderung erblickte er die schöne Griechin auf dem nämlichen Sitze, und wie es den Anschein hatte, ihn erwartend, denn zu seiner noch seligern Ueberraschung trat sie, sobald sie ihn erblickt hatte, auf ihn zu und forderte ihn zum griechischen Nationaltanze auf. Er war Meister in diesem Tanze, er folgte der Aufforderung mit Entzücken und schwelgte im Anblick der sich ihm bald anmuthig entwindenden, bald zutraulich sich nähernden oder lockenden Schönen. Noch rauschenderer Beifall ertönte, als er seine erschöpfte Tänzerin zu ihrem Sitze fuhrte. Ein Glutstrom ergoß sich aus dem schönen Auge, als er sein hohes Glück pries, und ein leiser Druck der schönen Hand durchbebte sein Inneres. — Aber bei aller Glut, von der er sich entzündet fühlte, wich doch die zarte Scheu der echten Liebe nicht. Auch jezt wagte er es nicht, in der unmittelbaren Nähe der Zauberin, die ihre Bande unauflöslich, das fühlte er, um ihn geschlungen hatte, lange zu weilen. — Doch überwog die Leidenschaft zulezt alle Bedenklichkeiten, er durchstrich die gedrängten Säle, sie aufzusuchen, und als er sie nach längerem Suchen in dem Schwarm von Masken erblickte, näherte er sich ihr ehrerbietig, doch schon mit der Zuversicht eines Bekannten. Wie groß war aber seine Ueberraschung, als er jezt zwar mit unverkennbarer Milde, jedoch mit einer gewissen Zurückhaltung seine Huldigung aufgenommen fand und die schöne Griechin seine Aufforderung zu einem neuen Tanze ablehnte. Der Abstich vom frühern, selbst zuvorkommenden Betragen der Schönen war zu groß, als daß er nicht sein Inneres hätte schmerzlich zerrissen fühlen sollen. Sein Männerstolz empörte sich; wollte es ihm doch fast bedünken, als sey er ein Spielball weiblicher Laune. Die Leidenschaft ließ ihn beinahe alle Verhältnisse vergessen. Er wollte der schönen Beleidigerin folgen und eine Erklärung des so auffallenden, ihn verletzenden Veränderung in ihrem Benehmen gegen ihn erbitten. — Da trat eine Maske ihm in den Weg, schlug den Mantel auseinander und ein Carthäuser stand vor ihm, sprach monoton sein Memento mori und wandte sich dann von ihm. Arnheim erbebte; der Zuruf stand in zu schneidendem Contraste mit dem vollen Leben, das um ihn und in ihm brauste. Er fühlte sich tief erschüttert und suchte dem Carthäuser zu folgen, allein dieser war unter den übrigen Masken verschwunden. Dagegen zupfte ein Mohrenknabe an seinem Mantel und steckte ihm ein Papier zu. Er stuzte; der Knabe schien eine Antwort zu erwarten und Arnheim trat in ein Seitencabinet und las von einer weiblichen Hand die wenigen Worte: „Kühner Fremdling, fuhlt dein Herz, was deine Blicke sagen, so folge dem Ueberbringer!"

(Fortsezung folgt.)

Vom Holzstich als typographischem Schmuck.

(Fortsezung.)

Bald füllten sich die englischen Bücher, wo sich immer „decorative printing" anbringen ließ, mit eingedruckten Darstellungen, von der einfachen Vignette zu didaktischen oder humoristischen Zwecken, bis zu völlig ausgeführten Bildern mit den effektreichsten Schatten, Lichtern und Helldunkel, welche bald einer Sepiazeichnung

gleichen, bald die Wirkung eines Stahlstichs machen, bald dem Kupferstich in Kraft und Glanz gleichkommen. Die Deutschen und Franzosen säumten nicht, diesem Beispiel zu folgen, wobei sie wohl nur einem allgemein erwachten Triebe gehorchten, und die wiedergeborne Kunst wird gewiß bei uns, in ihrer alten Heimath, hinter keinem Lande zurückbleiben. Die Leistungen unserer Künstler in diesem Fache sind schon jetzt sehr ehrenwerth, namentlich die der Berliner Gubitz und Unzelmann. Aber noch ist die Ausbreitung der Kunst und die Concurrenz bei uns lange nicht so bedeutend wie in England, und wenn es sich davon handelt, eine beträchtliche Anzahl sehr ausgeführter Compositionen in kurzer Zeit stechen zu lassen, so müssen wir bis jetzt noch die Werke unserer Zeichner größtentheils den Engländern anvertrauen. Auch in Paris wird die neue Methode der Holzstecherei zum Dienste der Presse vorzüglich von Engländern ausgeübt.

Bei den besten dieser englischen Meister ist die Sicherheit der Methode, die Virtuosität in Führung des Grabstichels wirklich bewundernswürdig, und an ihren guten Arbeiten zeigt sich augenfällig, wie der Holzstich Wirkungen hat, worin er dem Kupferstich, wie allen andern Methoden, überlegen ist, namentlich in der Kraft der Schatten. Am überraschendsten erscheint aber wohl Ausführung und Effekt bei zarten landschaftlichen Motiven.

Wohin dieser offenbar nachhaltige Anstoß die Buchdruckerei führen, wohin sie sich vielleicht auf diesem neuen Wege verirren mag, wie dieser Trieb zur Verzierung auf das ganze Costüm der Literatur und nieder auf ihr inneres Wesen zurückwirken wird — dies läßt sich jetzt noch gar nicht absehen. Manche erblicken darin nur eine vorübergehende Mode; es dünkt ihnen nichts weiter als jedes andere kokette, unnütze Spiel mit alter Kunst und Sitte, wenn der „illustrirende" Künstler, Muster suchend, in die Fußstapfen des alten Miniators tritt, wenn er die Initialen mit seinen Launen umspinnt und durchflicht und der auf der Blattseite schwebenden Gedankenseele am Rande in Spaß und Ernst einen Körper leiht. Die Bedeutung dieser Richtung kann hier nicht erschöpfend besprochen werden; aber Viele sind mit uns überzeugt, daß die Allianz zwischen den beiden Künsten, unter ganz andern Auspizien geschlossen als im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, eine Epoche in der Typographie bezeichnet, und auf geraume Zeit das Geschick der Buchdruckerkunst und des Buchhandels zum Theil beherrschen, ja auf ganze Zweige der Literatur selbst bedeutenden Einfluß äußern wird.

In der frühern Blüthezeit der Holzschneidekunst war man bald darauf gekommen, zur Hervorbringung der verschiedenen Töne mehrere Holzplatten nacheinander anzuwenden. Dies galt aber vorzugsweise vom selbstständigen, nicht in den Rahmen eines Schriftsatzes eingeschlossenen und zugleich mit diesem reproducirten Holzschnitt. In ihrer neuesten Ausbildung fand nun aber die Kunst Mittel, die verwickeltste Zeichnung zumal auf das Holz überzutragen. Nach dieser Methode enthält der einfache Holzstock das ausgeführteste Bild; dasselbe Holzstück nimmt alle Lichter und Schatten mit und neben einander auf, und derselbe Ruck des Preßbengels ergibt das vollständige Bild zugleich mit der Schrift, neben oder über welche es gesetzt ist.

Der wesentlichen Verschiedenheit, welche zwischen der gegenwärtigen und der frühern Behandlung des Holzes stattfindet, entspricht ein abweichendes Verfahren beim Abdruck solcher Holzschnitte, welche zwischen oder neben den Text eines Buchs gesetzt sind. Wurde früher in diesem Fall nur Ein Stock angewendet, so brauchte der Stecher den Kunstgriff, daß er die Partieen des Holzes, im Maße, als sie lichtern Tinten entsprachen, erniedrigte, so daß die hellsten Stellen der Zeichnung am tiefsten gelegt waren, die schwärzesten sich am meisten erhoben. Auf diese unebene Fläche ließ er sodann einen gleichen Druck wirken, der die hervorragendsten Punkte, die Schatten, am stärksten, die tiefsten, die Lichter, am leichtesten traf. Man konnte dabei ohne weitere Vorrichtung zum Abziehen auf mechanischem Wege schreiten. Nach der heutigen Manier verfährt man gerade umgekehrt. Hier liegen alle die zarten Leisten im Holzstock, welche die Zeichnung bilden, in Einer Ebene, und auf diese ebene Fläche läßt man einen ungleichen Druck wirken. Die lichteren Partieen müssen dabei einen geringern, die dunklern, je nach der Tiefe der Schatten, einen stärkern Druck erleiden. Man sieht, daß dadurch auch das Geschäft des Druckers zu einer wahren Kunst wird. Der ganze Effekt des Abdrucks, die Perspektive, die Abstufung der Schatten hängt davon ab, wie er den Deckel der Presse zuzurichten weiß, wie er es versteht, durch abgestuftes Ueberlegen die korrespondirenden Lichter zu schonen, die Schatten nach ihrer Tiefe kräftig und kräftiger auszusprechen. Nur durch seine Kunstgriffe kann einem guten xylographischen Werke volle Gerechtigkeit widerfahren, und zwischen einem guten und einem schlechten Abdruck ist ein so auffallender, wesentlicher Unterschied, daß der Nichtkenner nimmermehr in beiden denselben Stich auf derselben Stufe der Ausführung erkennen würde. Bedenkt man noch beim Druck die mannigfachen Schwierigkeiten in Behandlung der Farbe und des Papiers, so läßt sich leicht ermessen, daß die Herstellung eines schönen Werkes mit Holzstichen eine sehr schwere und sehr langwierige Arbeit ist, ganz abgesehen von den Schöpfungen des Zeichners und Stechers, und dieselben als vorhanden vorausgesetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichtliche Notizen.

In einem Zeitalter, das wir für finster und barbarisch halten, wurden frühzeitige große Geistesgaben und Kenntnisse so sehr geschätzt, und gewiß mehr geehrt, als heutzutage. Andreas Sauther, ein deutscher Knabe von zehn Jahren, hatte die sogenannten seinen Künste inne, war in den Schriften des alten und neuen Testaments, in geistlichem und bürgerlichem Rechte bewandert und wußte bei öffentlichen Disputationen auf Fragen aller Art Antwort zu geben. Verwundert hierüber, erließ Kaiser Friderich III. ein Schreiben an das Wunderkind, lud es zu sich auf die hohe Schule zu Wien und meldete: er werde es mit den goldenen Doktors-Ehrenzeichen krönen und ihm, wie billig, den ersten Platz bei Hofe geben.*

Als i. J. 1431 das Mädchen von Orleans seine räthselhafte Rolle ausgespielt hatte, trat eine Pseudo-Jeanne d'Arc auf, und zwar auf deutschem Gebiete. Ihr Beschützer war ein Fürst aus demselben Lande, das später den Dichter der Jungfrau von Orleans hervorbrachte, ein Graf von Wirtemberg. Die Abenteuer, die der Graf mit der männlich gekleideten Taschenspielerin bestanden, waren ohne Zweifel nur kurzweilig, wie denn auch die angebliche Johanna ihre Laufbahn in einem Frauenhause zu Mey endigte.**

* Friderichs Brief ist abgedruckt in Gudenus cod. dipl. T. II. p. 658.

** Nider, de Visionib. et Revel. Helmst. 1692.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lissabon, December.

(Fortsetzung.)

Spielhäuser. Kaffeehäuser.

Oeffentliche große privilegirte Spielhäuser, worin, wie in manchen andern Ländern, Viele ihr ganzes Vermögen verlieren, gibt es jezt hier nicht, aber kleinere Spielhäuser, Casas de jogo, eine Menge für die niedern Klassen, worin der größte Unfug getrieben und mancher Messerstich versezt wird. Die Portugiesen sind überhaupt ungemein leidenschaftliche Spieler, Spiel gehört zu ihren Hauptvergnügungen, sowohl unter den gebildeten höhern Klassen in Pallästen, als unter dem gemeinen Volke in Kneipen und auf öffentlicher Straße. Der hohe Adel und der gemeinste Bootsknecht sind unstreitig am meisten auf's Spiel versessen; Beide wagen den Verlust ihres ganzen Vermögens, ohne deßhalb in Verzweiflung zu gerathen, wenn sie es verloren. L'Hombre und Whist arten hier ganz zu Hazardspielen aus, meistens aber ist Ecarté an der Tagesordnung. Im Ganzen genommen ist der Portugiese ein gentiler und generöser Spieler, der eben so gleichgültig verliert, wie er gewinnt, sich aber auch nicht entblödet, zuweilen seinen Nachbar auf eine unverschämte Art um Geld anzugehen, wenn er das seinige verloren, oder auch schuldig zu bleiben, um nie zu bezahlen. Auch sehr gute Spieler sind die Portugiesen in beinahe allen Commerzspielen, denn sie spielen mit Leib und Seele. Auch Billardspiel ist sehr beliebt; unzählige Billards gibt's in Lissabon, die Tag und Nacht von Müßiggängern belagert sind. Als noch der gute alte katholische Glaube hier aufrecht gehalten wurde, durfte kein Billardinhaber bei großer Strafe dulden, daß an Sonn- und Festtagen vor Mittag gespielt wurde, selbst in Privathäusern litt man es nicht. Gegenwärtig unterscheiden sich diese Tage von den gewöhnlichen Werkeltagen fast gar nicht mehr. Jeder thut, wozu er Lust hat, und in den Straßen herrscht keine sabbathliche Stille mehr. Das portugiesische Billardspiel zeichnet sich vor dem gewöhnlichen dadurch aus, daß man bloß mit der Schaufel und zwei sehr großen und einem ganz kleinen Ball spielt, den man bei einer Karambolage aus dem Billard hinaussprengen muß, was die Zuschauer oft in Gefahr bringt. — Nun könnte man allenfalls noch, wie in andern Ländern, die Kaffee- und Gasthäuser als öffentliche Vergnügungsorte bezeichnen, wo die verschiedenartigsten Menschen zusammenzukommen pflegen, nicht allein, um ihre leiblichen Bedürfnisse zu befriedigen, sondern auch, um einer angenehmen Conversation zu pflegen, die Tageblätter zu lesen, einige Stunden lang aus dem einförmigen Familienleben herauszutreten und mit andern Menschen zu verkehren. Ein solcher Gesammtzweck ist indessen hier fast gar nicht oder nur höchst unvollkommen zu erreichen, da diese Häuser rein nur zum physischen Genuß und nicht zur geistigen Unterhaltung eingerichtet sind; auch ist ihr Raum zu klein, als daß man Vergnügen daran finden sollte, sich lange in ihnen aufzuhalten. Nächst den Hauptstädten Italiens kann wohl verhältnißmäßig keine Stadt Europa's so viele Kaffeehäuser für alle Stände und von jedem Kaliber aufweisen, als Lissabon; man wird nicht leicht eine Straße finden, selbst in den abgelegensten Theilen der Stadt, wo nicht ein oder mehrere Kaffeehäuser anzutreffen sind, über deren Thüren mit großen Buchstaben Casa de Caffé angeschrieben steht, und wenn die ganze Casa auch nur so groß ist, daß gerade ein schmales Tischchen darin Raum hat, an welchem zwei Menschen sitzen können. In allen diesen Häusern, selbst den größten und anständigsten, ist der Raum sehr beschränkt, denn es sollen nur augenblickliche Erholungsorte für die Straßenwanderer seyn, worin dieselben ihren Durst stillen und dann weiter gehen, Taubenschläge, wo man aus- und einfliegt, weßhalb sie denn alle Parterre sind und offenstehende Glasthüren haben, um desto bequemer in das Straßenleben mit einzugreifen. Ihre innere Einrichtung ist fast in allen ein und dieselbe, in den größten, wie in den kleinsten, mit dem Unterschiede eines bessern Anstrichs der Wände, so wie anständigerer Möbeln und Trinkgeschirre. Längs der Wände findet man feste Bänke, vor diesen lange, schmale Tische, häufig mit Steinplatten belegt, aus sogenanntem Stinkspath, zur Dolomitbildung gehörig, der bei Cintra bricht. Vor denselben stehen kleine bewegliche Sitze ohne Rücklehne, die gerade so eingerichtet sind, daß man nicht lange auf ihnen aushalten soll; sie sind stumme Mahner, daß man sich wieder entfernen möge, wenn man das Seinige genossen hat, um einem Andern Platz zu machen. Kaffee- und Theeservice, Präsentirteller ꝛc. findet man in den vornehmsten aus Silber, in andern sind sie nur plattirt, und in den gemeinsten wird Thee, Kaffee und Chokolade aus Gläsern getrunken. Die anständigsten und zugleich jezt die besuchtesten Kaffeehäuser sind das des Italieners Marara in der Straße von Chiado, das von Nicola auf dem Rocio, das unter den Arkaden auf dem Terreiro do Paço und das sogenannte griechische, so wie das Bernhardinische auf dem Caes do Sodré, in welchen allein während der heißen Sommermonate auch Eis zu haben ist.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 20.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 23. Januar 1839.

— Et habent sua fata libelli.

Horat.

Vom Holzstich als typographischem Schmuck.

(Fortsetzung.)

Ein solches Unternehmen ist aber von Anfang an nothwendig auch ein höchst kostspieliges; wie denn, um nur Eines anzuführen, Zeichnung und Stich manches ausgeführteren Stocks auf 3—400 fl. zu stehen kommt; und so erscheint ein Schmuck der Art, wozu die besten Künstler in Anspruch genommen sind, bis jetzt noch in der Literatur als eine aristokratische Auszeichnung, als eine Huldigung, von Seiten mehrerer vereinten Künste einem Werke dargebracht, das hoch steht im geistigen Schatze eines Volks oder aus irgend einem Grunde sich der allgemeinen Gunst erfreut; und auch Popularität ist eine respektable Macht und hat es mit jeder Macht gemein, daß sie für rechtmäßig gilt, so lange sie sich halten kann. Unter allen Mitteln, die bisher der menschliche Geist aufgefunden, um ein Kunstwerk zu vervielfältigen, ist nur der Holzstich nach demselben Prinzip, nach derselben mechanischen Form gebildet, wie der geschnittene bewegliche Buchstabe. Die ganz unmittelbare Verbindung zwischen der zeichnenden Kunst und der Typographie ist daher nur auf diesem Wege möglich, und sie ist eine höchst liebenswürdige, wenn beide mit Ernst und Liebe an's Werk gehen. Aber diese Vermählung ist auch eine sehr umständliche und theure Ceremonie; vorerst kann es keinem Unternehmer einfallen, bei einem Werk von einigem Umfang den einen Theil mit Aufwand auszustatten, während der andere ein Buch ist, das erst noch seinen Weg zu machen hat. Wird dem aber immer so seyn?

Es wird hier gehen wie bei allen in das Leben eingeführten Verfeinerungen. Anfangs nur Wenigen zugänglich, legen sie vom Rang und Stand derjenigen Zeugniß ab, die sie als kostbare Rarität mit Selbstbewußtseyn zur Schau tragen; aber sie dringen mit beschleunigter Kraft nach unten, und über ein Kleines ist die Mode zur Tracht, die Raffinerie zum Bedürfniß geworden. Man darf sicher darauf rechnen, daß die Sitte der sogenannten Illustration in manchen Zweigen der Literatur sich in der nächsten Zeit fortschreitend entwickelt und mehr und mehr ausbreitet. Noch ist die Ausschmückung mit Holzbildern von künstlerischem Werth ein aristokratischer Luxus, und man sieht wohl zu, welchen Schriftsteller man damit bekleidet. Aber wie lange? Ehe man es sich versieht, wird das, wozu sich der Unternehmer jetzt nach guten Gründen entschließt, zu etwas, was er aus weit dringenderen Gründen nicht unterlassen kann; was der Leser jetzt dankbar aufnimmt, weil es seinen geistigen Genuß steigert, wird mit der Zeit zu etwas, das sich von selbst versteht; die Ausnahme schlägt

in die Regel um, die Demokratie der Presse, wie sie bisher im Allgemeinen bestand, findet sich auf einer höhern Entwicklungsstufe der Buchdruckerkunst glücklich wieder hergestellt, und die Sonne der Illustration leuchtet über Gute und Böse. Dereinst werden prachtvoll illustrirte Poeten in der ersten Ausgabe todt geboren werden, wie in der verflossenen Epoche manches unnütze und verfehlte Buch in herrlicher Ausstattung, nur ohne Beiziehung des Holzdekorateurs, in den Katakomben der Literatur beigesezt wurde, wo es im schönen Velin, gleich balsamirten Prinzen, von denen die Geschichte schweigt, den ewigen Schlaf schläft.

Die Presse der Engländer und Franzosen ist in voller Thätigkeit, um ihre classischen Werke in einer Form auszuprägen, in der sich die Kunstkräfte des laufenden Tages mit den großen und schönen Gedanken des Nationaldichters und Schriftstellers vermählen. Deutschland kann dieser Bewegung unmöglich fremd bleiben; es muß in dieselbe hingerissen werden und wird bald gleichen Schritt halten mit den Völkern, welche neben ihm die Träger der heutigen Kultur sind. Wo der Deutsche nicht selbst erfindet, ist er wenigstens rascher als Jeder im Aufnehmen und Aneignen. Sein Kosmopolitismus weiß nichts von der Scheu, womit andere Völker fremde Ideen betasten. In seinem Triebe, alles Geistige, wo und wie es auftauche, zu ergreifen, führt er Manches ein, dem es an Lebenskraft gebricht und das er bald als abgenuzte Mode wieder entlassen muß; aber bei dieser Eigenthümlichkeit ist er auch sicher, von keiner entscheidenden, nachhaltigen Bewegung der Zeit überflügelt zu werden, und beständig gerüstet, auf allen Punkten der Wissenschaft und Kunst, wo immer man ihm gegenüber achtunggebietende Massen entwickelt, seine Schlachtordnung herzustellen.

Dies zeigt sich nun auch in der neuesten Entwicklung der Typographie. Den ersten Anstoß dazu gab das im mächtigen Aufschwung des Verkehrs erwachte Bedürfniß des Handels und der Gewerbe, ihre tausend Anerbietungen dem zerstreuten Sinn des Publikums aufzudringen. Der Druckeestock, früher ein barocker Schmuck, der nichts sagte oder etwas, was sich nach dem Titel des Buchs von selbst verstand, wurde in tausendfacher Individualisirung zum lockenden Aushängeschild. Jeder wollte die alte Hand mit dem ausgestreckten Zeigefinger seinem Offerte vorgesezt haben, und da es gleichviel ist, ob man auf Alle deutet oder auf keinen, so mußte Alles in ein sprechendes Bild gebracht werden, vom Dampfschiff bis zur Bretzel. Diese merkantile und industrielle Illustration des fliegenden Papiers war bei uns, im Maße unserer Bedürfnisse, schnell durch eigene Mittel eingeführt. Aber immer mehr und immer anspruchsvoller drängte sich das Holzbild in die eigentliche Literatur ein; es ließ sich bald nicht verkennen, wohin die Zeit ernstlich zielte; aber im Augenblick hatte Deutschland die Mittel nicht beisammen, um an Kunst und Pracht mit denen zu wetteifern, bei welchen im rührigeren Verkehr aus den materiellen Interessen ein ganzer Kunstzweig neu aufgeblüht war und aus der aufdringlichen Handelsvignette der geniale Holzstich, als der verkörperte Gedanke eines Dichters, sich entwickelt hatte. — Unter diesen Umständen besann sich die deutsche Presse nicht lang: gewöhnt, fremden Zeug umzugießen, nahm sie geradezu illustrirte Werke der Fremden, besonders der Franzosen, übertrug den Text und borgte von ihnen die Klatschen der Verzierungen, mit dem Vorbehalt, unverweilt die deutsche Kunst zu originellen Schöpfungen aufzurufen.

Und die deutsche Kunst hat auch bereits ernstlich ihre Probe abgelegt, und die Probe ist gleich ein Werk geworden, das die Vergleichung mit den besten gleichartigen Leistungen der Fremden gewiß nicht zu scheuen hat. — Die J. G. Cotta'sche Buchhandlung ist die erste, welche das Werk eines deutschen Dichters nach den Zeichnungen eines deutschen Künstlers mit den höchsten Mitteln der neueingeführten Kunst auszuschmücken unternahm. Herders Cid mit Randzeichnungen von Eugen Neureuther liegt vor uns und eröffnet die Reihe schöner, von Künstlerhand reich gezierter Ausgaben, welche diese Buchhandlung ohne Zweifel von den Werken der ersten deutschen Dichter veranstalten wird.

Schwerlich kann dem phantasiereichen Zeichner ein schönerer, dankbarerer Stoff geboten werden, als jenes prächtige Stück Mittelalter, das der spanische Geist zu einem wahren Juwel der Poesie geschnitten hat. Ein tapferes, ritterliches Volk, in sich selbst blutig zerrissen und im erbitterten Streit mit dem nicht minder großherzigen und ritterlichen Glaubensfeinde; alle Phasen eines welthistorischen Kampfes in kurzer, aber sicherer und kräftiger Andeutung vor die Einbildung gebracht; alle menschlichen Leidenschaften, die edelsten wie die niedrigsten Triebe im lebendigsten Spiel: die erhabenste Liebe in Freud und Leid, schwärmerische Eifersucht, und unter der Maske der Liebe tückische Hinterlist; Treue und Glauben, Hinterhalt und Verrath, beides im Namen des Kreuzes, wie im Namen des Propheten; Könige, großmüthig, stark und mild, und Könige, kleinherzig, undankbar und schwach; Ritter ohne Furcht und Tadel, und Ritter, denen das falsche Herz bang an den Harnisch pocht. Und Alles beherrschend die herrliche Gestalt des Cid, großartiger vielleicht als irgend eine, welche, gehoben vom mythischen Halbschatten, uns in der Geschichte begegnet.

(Schluß folgt.)

Constance Contarini.

(Fortsetzung.)

Wer beschreibt den Aufruhr, den diese Worte in Arnheim erregten! Sie dunkten ihm ein Ruf zum höchsten Glück. Kein Gedanke an Gefahr; er wandte seinen Blick auf den Kleinen, der den Finger auf den Mund legte und voranschritt, nicht zweifelnd, daß Arnheim ihm folgen würde. — Eine Hinterthüre fuhrte unmittelbar in den Park. Hier schimmerte in einem dichten Boskete aus einem Pavillon ein Lichtstrahl. Dahin deutete ihm der Kleine, und er ging mit stürmisch klopfendem Herzen darauf zu. — Er öffnet die Thüre, tritt in einen schönen Salon und stürzt überwältigt zu den Füßen der reizenden Griechin, die, noch die Maske vor, in anmuthiger Stellung auf dem Divan hingelehnt, ihm die schöne Hand überläßt, die er mit glühenden Küssen bedeckt.

„Signor," hob sie nach einer Weile in den weichsten venetianischen Tönen lispelnd an, „Ihre Erscheinung hier hat mir die Verbindlichkeit zurückgerufen, die Sie den Contarini auferlegt haben bei dem Unfalle am Kanal, und ich konnte dem Wunsche nicht widerstehen, Ihnen an meinem Theile dafür meinen Dank zu bezeugen." — „Sie mir danken, Signora?" erwiderte Arnheim feurig, „danken für den glücklichsten Augenblick meines Lebens? Wäre es nicht das Opfer eines Lebens werth, Ihnen auch nur den mindesten Dienst leisten zu können? — Und wie unendlich reich wird mir ein glücklicher Zufall gelohnt! Sie würdigen mich, daß ich mich dem Götterbilde nahen darf, welches seit jenem glücklichen Augenblick mein ganzes Wesen erfüllt, in welchem allein ich lebe, und — Sie haben meiner gedacht, mein Bild ist Ihnen nicht entschwunden!" — „Vielleicht wär's ein Glück für mich, wenn ich's hätte vergessen können," versetzte sie mit einem Seufzer. „Aber kommen Sie, Chevalier, setzen Sie sich neben mich, lassen Sie uns gegenseitig uns verständigen, ob ich mich dem Gefühle unbefangen hingeben darf, das mich — ich gestehe es Ihnen — im ersten Augenblicke, als ich Sie erblickte, so mächtig zu Ihnen hinzog." — „O, dieses süße Geständniß!" rief Arnheim entzückt. „Angebetetes Weib, laß mich in den Götterzügen mich berauschen, die mich bezaubert haben!" und er wollte die Maske lösen.

Sie aber wehrte es ihm. „Nicht so ungestüm," Chevalier!" sagte sie mit liebevollem Tone. „Wer bürgt mir, daß der Zauber, wenn Sie diese vielleicht leidlichen Züge erblicken, sich nicht löst und ich schamvoll erröthen muß?" — „Dein Zauberreiz, der mich auf ewig gefesselt, der eine unlöschbare Glut in meinem Innern entzündet hat, in der ich verschmachten muß, wenn du grausam dich mir entziehst!" rief er, und sie fühlte seine Hand in der ihrigen beben. — „Nur die eine Frage noch," erwiderte die schöne Griechin: „für wen halten Sie mich, Signor?" — „Für das göttlichste Wesen, das jemals mein Auge schaute!" rief Arnheim eifrig. — „Dies göttlichste Wesen muß aber doch einen irdischen Namen tragen," versetzte sie lächelnd mit sanftem Händedruck. — „Die Erde nennt es Maria Albani," erwiderte Arnheim. — „Und wissen Sie gewiß," fragte die schöne Griechin mit unsicherem Tone, „wissen Sie gewiß, wer von den beiden Frauen in der Gondel Maria Albani ist?" — „Nein," erwiderte Arnheim, „ich vermuthe es nur. Aber was thut der Name! Mein Herz sagt es mir: die, deren Knie ich umfasse und die ein grausames Spiel mit meinem Herzen treibt, ist die Zauberin, die ich anbete!" — „Nun wohlan!" sagte sie in den weichsten Tönen der hingebenden Liebe, und nahm die Maske vom Gesichte, „bin ich es, die du meinst?"

Arnheim erstarrte. Es waren wirklich Züge von höchster Schönheit, allein — die Züge, die sein Herz entflammt hatten, waren es nicht. „Unseliger Irrthum!" stammelte er bestürzt und bebte zurück. — „Irrthum!" rief die flammende Schöne, „ein Irrthum? Wär's möglich!" und die glühenden Augen starrten ihn an und eine dunkle Gluth überflog ihre Wangen. — „Zürnen Sie nicht, schöne Frau!" rief Arnheim und sank zu ihren Füßen, als sie sich vom Divan rasch erhob. „Werth der höchsten Anbetung eines Glücklichen, bedauern Sie einen Unglücklichen, der von einem Zauber geblendet ist." — „Und dieser Zauber weicht nicht der Wirklichkeit? Haben nicht deine verrätherischen Blicke mich gesucht? hat nicht deine Hand in der meinigen gebebt? Du verschmähst ein Herz, das sich dir voll Liebe darbietet, für eines — ich errathe, welches — das nichts für dich fühlt? Für so thöricht kann ich dich nicht halten. Ich liebe dich unendlich!" rief sie und schlang den Arm um seinen Nacken und drückte den glühendsten Kuß auf seine Lippen.

Arnheim fühlte den Zauber dieses Kusses; aber das Bild der Geliebten trat vor seinen berauschten Sinn, und er entzog sich ihren Armen. „Signora," stammelte er, „ich fühle, wie gerecht Sie über den Unglücklichen zürnen, der solcher Huld nicht würdig ist, einer Huld, die ihn zum seligsten der Sterblichen erheben sollte!" — „Ist es möglich!" rief die Schöne, und ihr Auge sprühte tödtende Flammen, und mit der vollen Heftigkeit einer Italienerin brach sie aus: „Ha, diese Schmach! — Nur dein Leben kann sie mir bezahlen! Zittere für dich und das Wahnbild, dem du mich opferst! — Hinweg! Nie erblicke dich mein Auge wieder! Hinweg! Ich hasse dich, wie ich dich geliebt habe! — Laß keinen Laut meiner Schmach über deine Lippen kommen! — Fliehe!" — und sie verschwand durch eine Tapetenthüre, ehe Arnheim

auch nur einen Versuch machen konnte, den Zorn der leidenschaftlichen Schönen wenigstens zu mildern.

Er war aus allen seinen Himmeln gestürzt. Ohne in den Pallast zurückzukehren, suchte er einen Ausgang aus dem Park und eilte zur Brenta, wo seine Gondel ihn erwartete. Nur einer der Ruderer war da und wollte seinen Kameraden suchen; Arnheim aber gebot dem Gondelier, daß er sogleich abstoßen solle.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lissabon, December.

(Fortsetzung.)

Kaffee- und Speisehäuser.

Nur in das Kaffeehaus von Marara und das unter den Arkaden, wo man ein abgesondertes Kabinet dafür hat, kann man anständigerweise Damen einführen, was denn auch zu geschehen pflegt, um Eis zu essen; von allen übrigen, in denen geraucht wird und wo es sehr lärmend zuzugehen pflegt, müssen die Damen ausgeschlossen bleiben. Indessen, da das Eis so selten in Lissabon ist und die vornehmen Damen diesem Genusse nicht widerstehen können, wo sie im Vorbeifahren des Abends das Wörtchen Neve in transparenten Schriftzügen lesen, so lassen sie vor diesen Häusern anhalten und sich den Eistrunk oder die Speise in den Wagen bringen. Eis ist Bedürfniß in heißen Ländern: es wirkt magnetisch auf den Gaumen; weil man aber so selten hier zu diesem Genusse kommt und so spärlich mit dem wenigen Eis umgehen muß, das in den entfernten Gebirgen gesammelt wird, so drängt man sich, die Gelegenheit zu benutzen, wenn sie sich bietet. Schon der Anblick von Eis versezt Manchen in eine wahre Eiswuth; er muß sie befriedigen, und sollte es seinen lezten Real kosten; und kann er es nun gar umsonst erhalten, dann ist er unersättlich in seiner Gierde, und in den feinsten Gesellschaften selbst vergißt man sich so weit, daß man über die Bedienten herstürzt und ihnen die Gläser mit Gewalt entreißt.

Manches Eigenthümliche haben auch die eigentlichen Speisehäuser. Sie heißen Casas de Pasto, zu deutsch wörtlich ein Haus, wo man auf die Weide geht und sein Futter findet, denn Pasto heißt eine Viehweide. Weßhalb man nun die so edle Beschäftigung des Essens zu einer viehischen Weide herabgewürdigt, ob etwa diese Benennung ihren Ursprung einem Witze zu verdanken, ist längst in Vergessenheit gekommen. Der Name ist schon sehr alt, denn bevor man Hospedarias und Hotels hatte, existirten schon Casas de Pasto; allein er scheint nach und nach immer mehr abzukommen und durch das Wort Hospedaria ersezt zu werden, dessen sich nun auch die bloßen Speisehäuser auf ihren Aushängeschildern bedienen. Gemalte Schilder mit Emblemen an den Gasthäusern, wornach sie sich benennen, findet man selten, und ich entsinne mich nur einen Löwen, einen Stern und einen Anker gesehen zu haben, welch lezterer noch existirt und ein deutsches Gasthaus am Caes do Sodré bezeichnet; alle übrigen zeigen bloß in großen Buchstaben die Aufschrift: Hotel, Hospedaria, Casa de Pasto, und dann wohl noch dazu den Namen der Eigenthümerin, nie eines Eigenthümers. Da gibt es ein Hotel der Carolina, Thereza, Julia, Campel, Belem und dergleichen, deren ursprüngliche Eigenthümerinnen oft lange schon nicht mehr existiren, allein deren Firma, da sie einmal bekannt ist, fortgeführt wird. — In den Speisehäusern, unter denen natürlich große Verschiedenheit herrscht, wird meistens nach der Karte gespeist. Die Gesellschaft ist hier gewöhnlich bunt genug; dabei fehlt es einem aber, wenn man allein kommt, an aller Unterhaltung, außer an solcher, die man sich etwa durch Beobachtung selbst zu verschaffen weiß. So leicht der Portugiese bei andern Gelegenheiten eine Unterhaltung mit ihm ganz fremden Personen anknüpft, hier beim Essen behauptet er in der Regel das tiefste Schweigen. Er sieht dieses den Ausländern, besonders den Engländern ab, die Keinem ein Wort gönnen, den sie nicht kennen, und meint, er müsse sich eben so betragen. Sie haben es auf den ersten Blick weg, wenn Leute von guter, feiner Sitte mit ihnen an einem Tische sizen. Besonders wenn dieses Ausländer sind, weiß der portugiesische Dandy, deren es sowohl alte als junge gibt, gar nicht, wie er sich vor lauter guter Sitte vornehm genug betragen soll, und wenn er auch nur ein elender Schreiber bei einer Staatssekretarie ist. Er spreizt sich und bläst sich auf wie ein Puter; fortwährend die Gabel in der Linken, das Messer in der Rechten, bedient er seinen Mund mit hochgehobenen Ellbogen; bei jedem neuen Gericht läßt er sich frische Messer und Gabeln reichen, er bemerkt jedes Schmuzfleckchen an denselben, so wie auf den Tellern rc., und gibt sie zurück. Eine todte Fliege in der Suppe ekelt ihn so an, daß er andere verlangt, sein delikater Gaumen hat Manches an den Speisen auszusetzen; auch findet er wohl gar den Champagner nicht gut, da er an bessern gewöhnt ist. Gegen die Tischgenossen beobachtet er die strengste Zurückhaltung, so lange er nicht von diesen angesprochen wird, unterhält sich aber mit dem Aufwärter in vertraulichem Tone, und kommt es nun endlich zur Bezahlung der Zeche, die auf einer Schiefertafel jedem Gaste vorgelegt zu werden pflegt, dann sezt er eine Ehre darein, den Umsizenden bemerkbar zu machen, daß er recht viel verzehrt hat; mit einem gewissen Mepris wirft er die klingende Münze auf den Tisch und bestimmt das, was diese zu viel beträgt, für den Diener, der dafür zwar mit einem zufriedenen, aber keineswegs unterthänigen Bückling dankt. Trägt sich's vielleicht zu, was aber selten geschieht, daß irgend ein anständiger Ausländer sich einem solchen Mitgaste nähert, ihn in die Unterhaltung zieht, ihm von seinem Extrawein offerirt, dann läßt sich auch wirklich nichts Zuvorkommenderes denken: man findet sich geehrt und alle Schleusen der Generosität werden geöffnet, man dient mit Worten und Werken, und sollte auch Alles geopfert werden. Großthun ist das Element des Portugiesen, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, und so ein Mensch, der von Jugend an unter seiner mittellosen Familie vielleicht nur selten einmal Fleisch zu essen bekam, und gegenwärtig zwischen seinen vier Wänden mit einem frugalen Mahl von Stockfisch und Sardinhas oder Reis und Rüben für gewöhnlich sich begnügen muß, auf schlechten irdenen Tellern und mit einer eisernen Gabel speist, kann sich bei vorkommender Gelegenheit stellen, als wäre er im größten, feinsten Wohlleben aufgewachsen, als ob er täglich nie weniger genösse und an Geld verzehrte.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 21.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 24. Januar 1839.

— Du Mann des Schrecks.
Bekümmerniß hängt sich mit Lieb' an dich,
Und mit dem Mißgeschick bist du vermählt.

Shakespeare.

Constance Contarini.

(Fortsetzung.)

Schon graute der Morgen, als Arnheim seine Wohnung noch wie betäubt betrat. — Der treue Franz sah ihn bestürzt in dieser sichtbaren Zerrüttung. Arnheim gab auf seine besorgten Fragen vor, er fühle Fieberfrost und glaube sich erkältet zu haben, ein guter Schlaf werde ihn bald wieder herstellen; und er eilte in sein Schlafgemach. Hier warf er sich in Verzweiflung auf's Bett. Wie verwünschte er seine Unbesonnenheit, seine Leidenschaft, die sich so unerklärbar hatte blenden lassen; wie verwünschte er sein flucherfülltes Daseyn, wie das tückische Schicksal, das ihn so teuflisch verlockt hatte, um ihn auf immer aus seinem Paradiese in den unseligsten Abgrund zu schleudern. — Da trat nach einigen Stunden der zurückgebliebene Gondelier ein und übergab ihm ein Billet, welches ihm als wichtig und dringend von einem Mohren für seinen Herrn war zugestellt worden. — Arnheim entfaltete es und las von einer weiblichen Hand, die sichtbar gezittert hatte:

„Signor! folgen Sie der Warnung einer Freundin, die für Ihr Leben zittert. — Das unglückliche Mißverständniß — der unselige Scherz — wie könnte ich leben, wenn ich mich anklagen müßte, Ihre Mörderin zu seyn. Fliehe, Unglücklicher! fliehe! ich beschwöre dich um meiner Seligkeit willen! fliehe, und laß Niemand wissen wohin! weit, weit von Venedig — weit von Italien! — Ich werde für deine Sicherheit, an der mein Leben hängt, zur Madonna beten, und für meine Ruhe! — Fliehe! und lasse dich durch nichts täuschen!"

Die lezten Worte waren unterstrichen. — Von wem kam diese dringende, liebevolle Warnung? — Von der erzürnten Schönen? Von dieser konnte ja nur die Gefahr kommen? — Auch war es nicht die Hand, welche jene lockenden Zeilen geschrieben. — Nein! ein Gefühl der höchsten Seligkeit überströmte seine zerrissene Brust: es war von ihr, die er anbetete! sie, sie zitterte für ihn! — Er wurde geliebt, und sollte Venedig fliehen, wo sie athmete? wo er allein athmen zu können wähnte? — Aber die drohenden Worte der Erzürnten bebten noch in seinen Ohren. — Und doch — sollte er sich der Gefahr entziehen und die Geliebte allein und vielleicht nur um so mehr der Rache einer empörten Nebenbuhlerin Preis geben, ein schuldloses Opfer der boshaftesten Verläumdung? — Aber was ist's mit dem unseligen Scherze, den die Geliebte bedauert?

In diesem Zwiste mit sich selbst trat unerwartet der Abbate ein. Er erschrack an Arnheims Zerrüttung. „Was ist geschehen, Giacomo?" fragte er mit freundschaftlicher

Theilnahme. „Was hat Sie, den sonst so Besonnenen, in eine solche Bewegung versezt?" — Arnheim suchte sich zu fassen. Er gab vor, Briefe aus der Heimath erhalten zu haben von höchst unglücklichem Inhalte; allein der Abbate ließ sich nicht täuschen. „Vertrauen Sie mir," sagte er gutmüthig, „vielleicht kann ich Ihnen nützlich seyn. Ich weiß, wo Sie diese Nacht waren, ich sah Sie in einem Irrthume befangen, erkannte, wie Leidenschaft Sie vergessen ließ, auf welchem Boden Sie standen, und meine wenigen Worte sollten Sie zur Besinnung bringen." — „Also waren Sie der Carthäuser, dessen Worte mich so erschütterten?" — „Ich war es, und als ich Sie bald darauf aufsuchte, um mit Ihnen nach Venedig zurückzukehren, waren Sie verschwunden. — Was für ein Abenteuer ist Ihnen aufgestoßen? Es muß furchtbar seyn, da es Sie so außer Fassung gebracht hat." — „Ja, es war furchtbar," versezte Arnheim noch im Entsetzen. „Ich sahe das Haupt der Medusa!" — „Also ein Liebesabenteuer? — Mir ahnete es, aber Medusa war schön und hätte mich nicht versteinert, sondern belebt. Und wem gehörte dies Haupt näher an?" — „Das möchte ich Sie fragen, Abbate. Sie wissen es vielleicht, denn ich weiß es nicht." — „Vielleicht! Doch lassen Sie mich wissen, was vorgegangen ist, denn — ich will offenherzig seyn — ahne ich richtig, so hätte ich Sie eher glücklich als in dieser Zerrüttung zu finden geglaubt." — „Sie ahnen also nicht richtig, Abbate, denn Sie sehen in mir den Unglücklichsten auf Erden." — „Der doch hoffentlich keinen Werth darein sezt, es zu seyn? Aber lassen Sie hören."

Arnheim erzählte sein Abenteuer, ohne sich jedoch in ein umständliches Detail einzulassen und die dabei Betheiligten näher zu bezeichnen, am wenigsten aber des lezten empfangenen Billets zu erwähnen. — Der Abbate hörte ihn aufmerksam an, und wäre Arnheim nicht zu sehr mit sich selbst und seinem Abenteuer beschäftigt gewesen, so würde ihm vielleicht manches in den Mienen des Abbate verdächtig geschienen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Holzstich als typographischem Schmuck.

(Schluß.)

Der Cid ist im starken Geist und im großen Herz der Träger der Ehre und Liebe, deren ideale Herrschaft eine ganze Welt voll Kampf, Verrath und Eigennutz adelt, und die durch die stürmische Nacht des Mittelalters die Zauberlichter der Poesie ausgießen. — Die Dichter des Nationalepos vom Cid und Cervantes mit seiner tragischen Satire sind die Stimmen des Chors in verschiedenen Akten eines Dramas, wie sie die Geschichte abzuspielen pflegt, wobei sie im fünften Aufzug immer ironisiert, was sie auf der Höhe des Stücks groß und herrlich hingestellt. Ruy Diaz von Bivar, der als Jüngling an Einem Tage fünf Könige der Mauren niederwirft, ist, bewundert und gefürchtet, der abenteuernde Ritter einer Zeit, in der neben dem Dienst des Kreuzes der Dienst jener Ideale, der Glaube an Liebe und Ehre blühte. Der arme weise Junker von la Mancha ist der mitleidswerthe Campeador, der mit Windmühlen ficht und Schafherden schlägt, in einer Welt, in der jene Sonnen der Poesie untergegangen waren, den Menschen zurücklassend, wie er ist ohne die Leuchte einer Idee, gemein und prosaisch. Ximenens edlen Gatten, von seinem Auftreten bis zu seinem Scheiden, könnte man den jugendlichen Don Quixote eines jugendlicheren Jahrhunderts nennen, wo Großmuth, Ritterlichkeit und abenteuerlicher Sinn noch Mächte sind, welche Geister und Herzen beugen. Im Ritter der Dulcinea von Toboso hat sich der Held und die Zeit jämmerlich überlebt, und seine Reminiscenzen von Großthaten und Minnedienst sind der Kinder Spott. In beiden Charakteren, im Eroberer von Valencia und im Befreier der Galeerensklaven, dieselbe Größe des Sinns, dieselbe Güte und Milde; was aber an jenem begeistert, erhebt und fortreißt, thut bei diesem unaussprechlich wehe; was dort blühendes, siegreiches Leben war, ist in der Tragödie der Geschichte klägliche Krankheit und lächerliche Verirrung geworden, und den gewaltigen Nationalhelden auf dem Babieca äfft gespenstisch der faselnde Narr auf der Rozinante. Das Erhabene und das Lächerliche werden nur von einem Begriff auseinander gehalten; aber beide dienen einander zur Folie, und die von unsern Romanzen besungene Zeit in ihrem heroischen Uebermuth und ihrer poetischen Größe erscheint nur um so erhabener neben dem andern großen Gedicht, das in ruhmloser Zeit die entschwundenen guten Geister der Nation und eine große Vergangenheit wehmüthig parodirt.

Neureuther, längst vorzüglich bekannt durch seine genialen Randzeichnungen zu Goethes Liedern und Romanzen, hat sich des schönen Stoffs mit sichtbarer Liebe, und so auf's Glücklichste bemächtigt. Vom Moment an, wo die Anmuthung des die Söhne prüfenden Vaters vom jungen Rodrigo mit edler Empörung zurückgewiesen wird, bis dahin, wo der todte Held, noch als Leiche Achtung gebietend, in voller Rüstung, den Tizona in der Hand, im Heiligthume sizt, führt er das reiche Leben in mannigfaltigster Abwechslung in bedeutungsvollen Schilderungen an uns vorüber. Er bindet sich an kein System, an keinen zuvor angelegten Plan: er folgt im freien Fluge der Phantasie dem bald flüchtig eilenden, bald verweilenden und sich ausbreitenden Strome des Gedichts. Oft gibt

er im ausgeführtesten Bilde den ganzen Vorgang mit allen Umständen; ein andermal setzt er skizzenhafter nur eine oder ein paar Figuren in der Situation des Moments an den Rand; die eine und die andere Romanze schmückt er mit einem lieblichen Landschaftsbilde; zum wenigsten macht er die Initiale zu einem ernsten, einem launigten oder phantastischen Sinnbild des vorliegenden Stücks; auch versagt er es sich nicht, hin und wieder die Ironie der Geschichte bald mit strengen, bald mit schalkhaften Zügen aus seinen Arabesken hervorblicken zu lassen.

Unter den siebzig Nummern, welche das Gedicht zählt, hat der Zeichner bei mehr als fünfzig Gelegenheit zu einem ausgeführteren Bilde, häufig selbst zu mehreren, genommen oder gefunden. Bei der nothwendigen Einheit des Styls ist doch die Auffassung je nach der Stimmung, welche diese und jene Ballade im nachdichtenden Künstler hervorrief, äußerst mannigfaltig; und da das selbstständige Gefühl des Lesers und Beschauers mit dem des Zeichners bald mehr und weniger zusammenfallen, bald mehr und minder davon abweichen muß, so wird es, wie in Allem der Art, so auch hier im einzelnen Falle schwer seyn, sich über den absoluten Werth dieser und jener Schilderung zu vereinigen. Manche Stücke sind indessen von der Art, daß sie den kunstgeübten Blick, wie das naive Auge sogleich als sehr bedeutend und liebenswürdig zugleich ansprechen müssen. Wir machen hier in dieser Beziehung nur auf die Nummern 5. 7. 13. 23. 27. aufmerksam.

Die englischen Künstler haben die Gedanken unseres Landsmanns größtentheils auf's Kunstreichste und Glücklichste auf den Holzstock übergetragen, und man könnte sagen, sie verhalten sich zu ihm ungefähr wie Herder zu seinen spanischen Vorbildern. Der Uebersetzer eines poetischen Werks muß ja selbst Poet seyn, und es ist eine verwandte Thätigkeit, ob man ein fremdes Gebilde in seine vertraute Muttersprache, oder ob man es in einen Stoff schnitzt, dessen Behandlung dem Auge und der Hand zur künstlerischen Fertigkeit geworden. Beides ist aber dennoch eine sehr schwere Arbeit, und das recht vollbrachte Werk gibt den ehrenvollsten Anspruch auf Selbstständigkeit. — So haben drei Völker, jedes in anderer Weise, ihre besten Kräfte zu dem Werke vereinigt, das vor uns liegt und von dem wir unsern Blättern eine Probe beilegen. Zwei dieser Völker stehen noch im vollen Saft der Geschichte und hoffen noch lange ein fröhliches Gedeihen im Leben, in Kunst und Wissenschaft. Aber das dritte, das mit seiner Geschichte und seiner Poesie den schönen Stoff hergegeben, gleicht dem kindischen Greise, der die Huldigungen, die den Werken seiner Jugend widerfahren, nicht begreift und keine Notiz davon nimmt.

Auch der Druck des Werkes ist vollkommen gelungen, und bei den großen, durch Uebung noch nicht zum Spiele gewordenen Schwierigkeiten, wie wir dies oben angedeutet, verdient dies alle Anerkennung. Niclas Müller, der Buchdrucker und Poet, den die Leser dieser Blätter aus seinen Gedichten kennen, hat in England Gelegenheit gehabt, sich mit den Handgriffen bekannt zu machen, wodurch der zugleich mit dem Schriftsatz abgedruckte Holzstich seine volle Wirkung erhält.

Wenn man den Cid mit Neureuthers Zeichnungen zur Hand nimmt, so fühlt man recht die Bedeutung der Schritte, mit denen die Buchdruckerkunst eine neue unabsehbare Laufbahn betreten hat. Die Verächter des typographischen Schmucks mögen sagen was sie wollen, es ist eine neue geistige Lust, ein schönes Gedicht in solcher Form zu genießen, und diese unmittelbarste Verschmelzung zweier der edelsten Künste durch den Dienst einer mächtigen dritten hat einen eigenthümlichen und ganz andern Reiz, als die noch so vollendete artistische Beilage. — Wer Herders Gedicht noch nicht kennt, fühlt sich getrieben, die Fabel der anziehenden Bilder sich anzueignen, und berauscht sich im Dufte einer der schönsten Blüthen, die der Deutsche in den reichen, die Gewächse aller Zonen herbergenden Garten seiner Poesie verpflanzt hat. Hat einer das Gedicht halb vergessen, so sieht er freudig überrascht alte, abgeblaßte Bilder seiner Phantasie durch den Zauber der Kunst herrlich aufgefrischt, und er genießt wieder und immer wieder etwas, dem er vom Strudel der modernsten Literatur längst entführt worden. Wem aber der Cid frisch im Gedächtniß und im Herzen lebt, der liest ihn umblätternd mit dem lebhaftesten Genuß, ohne eine Sylbe zu lesen. Und im Gesellschaftszimmer — welch reiche Quelle der Besprechung, der Vergleichung, der Kritik und jenes Streites, bei dem sich der Geist spielend übt, wenn auch dadurch sonst nichts entschieden und gefördert wird.

Wir überlassen es dem Kunstblatt, das vorliegende Werk von künstlerischer Seite näher zu besprechen, so wie den Einfluß, den die Sitte, klassische Werke mit guten Holzstichen zu zieren, auf den Kunstgeschmack äußern mag. Hier nur noch so viel. So lange die Kunst auf diese Weise nur die Werke der Besten verherrlicht, dürfte die Wirkung nicht ausbleiben, daß bei sehr Vielen durch den Reiz der zeichnenden Kunst der Sinn für das Vortreffliche wieder geweckt wird, mit dem sie sich auf ihrem Bildungsgange längst abgefunden zu haben glaubten. Und eine solche Richtung, wenn sie nachhaltig wird, muß auf die schöne Literatur des Tages, nach Ausdehnung und Gehalt, nicht unbedeutend einwirken. Bei wie Vielen wird Herders Cid mit Neureuthers trefflichen Bildern eine rückgängige Bewegung einleiten, welche ein Fortschritt ist!

Das hier besprochene Werk, aus vier Lieferungen bestehend, ist bereits vollständig erschienen; es enthält siebzig Holzstöcke und kostet 6 fl. 24 kr.

Ueber Daguerre's Entdeckung.

(S. Nr. 17.)

Die Entdeckung des Panoramenmalers Daguerre, deren wir vor einigen Tagen erwähnt haben, ist in Paris Stadtgespräch. Es tritt hier der seltene Fall ein, daß eine auftauchende Neuigkeit ein artiges Curiosum ist und die Einbildungskraft des müßigsten Kopfes angenehm beschäftigt, und zugleich die größte wissenschaftliche Bedeutung hat. — Näheres über jene wunderbare Zeichnungsmethode wird mit Interesse gelesen werden, und wir theilen hier und in der Folge mit, was hierüber zu unserer Kenntniß gelangt.

Ein Pariser Journal schreibt: „Was es für ein Stoff seyn mag, der diese erstaunliche Empfindlichkeit für das Licht besizt, dies ist noch völlig unbekannt, und selbst in der Akademie wurde in dieser Beziehung nicht einmal eine Vermuthung geäußert. Wir haben aber bei Daguerre selbst die kleinen Meisterwerke gesehen, in denen sich die Natur selbst abgespiegelt, und geben mit wenigen Worten, aber treu den erhaltenen Eindruck. — So oft uns ein neues Blatt vorgelegt wurde, erneuerte und steigerte sich unsere Verwunderung. Welch meisterhafte Zeichnung! welch herrliches Helldunkel! welch vollendete Ausführung! Wie täuschend sind hier die Stoffe wiedergegeben! und dort auf den Basreliefs, wie kräftig tritt Alles heraus! Hier ist eine liegende Venus in mehreren Ansichten aus verschiedenen Gesichtspunkten: wie einzig sind die Verkürzungen gegeben; es ist die Natur selbst, es ist ein Vexierstück! All dies ist vortrefflich, sollten es aber nicht am Ende doch nur Tuschzeichnungen eines gewandten Künstlers seyn? Statt der Antwort gibt einem Daguerre ein Vergrößerungsglas; und jezt sieht man die kleinsten Fältchen in einem Stoffe, und in einer Landschaft Linien, die das unbewaffnete Auge nicht mehr bemerkt. Mittelst einer Lorgnette zieht man die Ferne zu sich heran; auf der Ansicht von Paris vom Pont des arts aus erkennt man so das Allerkleinste; man zählt die Pflastersteine, man bemerkt die Nässe vom Regen, man liest die Aufschrift eines Ladenschilds. Alle Fäden des Lichtgewebes sind vom Objekt in's Bild übergegangen. — Fast noch erstaunlicher wird der Effekt, wenn man sich des Microscops bedient. Ein durch das Sonnenmicroscop ungeheuer vergrößertes Insekt bildet sich in diesen Dimensionen auf's allergenaueste ab. Man sieht hieraus gleich, daß die Entdeckung auch in naturhistorischer Hinsicht bedeutend werden kann."

Die Schnelligkeit, womit das Licht die vollkommene Zeichnung entwirft, steht mit seiner Stärke in Proportion; der Proceß geht demnach Mittags und Sommers rascher vor sich, als Morgens oder Abends und im Winter. Eben so muß die Wirkung nach der geographischen Breite verschieden seyn. Daguerre hat bis jezt seine Versuche nur zu Paris angestellt, und unter den günstigsten Umständen verzögert sich hier die Sache so, daß nur die todte oder ruhende Natur vollkommene Resultate gibt; bewegte Körper geben nur verschwommene Bilder. Aber unter der Sonne Afrika's wäre die Wirkung Allem nach eine augenblickliche, und man erhielte auch Bilder der bewegten Natur.

Daguerre's Entdeckung ist keineswegs ein unerwarteter glücklicher Fund, sondern die Frucht langjähriger Versuche. Schon auf dem jezigen Standpunkt derselben läßt sich voraussehen, daß sie nicht ohne wichtige Folgen für Kunst und Wissenschaft bleiben wird. Es gibt Leute, welche fürchten, den Zeichnern, ja selbst den Malern möchte dadurch der Markt verdorben werden; sicher werden aber nur die Abschreiber der Natur darunter leiden. Niemand hat davon gehört, daß der sogenannte Physionotype dem Genius der Bildhauerkunst Eintrag gethan, und die Erfindung der Buchdruckerkunst hat wohl die Schreiber ruinirt, aber nicht die Schriftsteller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lissabon, December.

(Schluß.)

Speisehäuser.

Der Speisehäuser nach der Karte gibt es, wie schon gesagt, vom verschiedensten Kaliber; der anständigsten aber, die sich, abgesehen vom beschränkteren Raum, mit den besten anderer Länder vergleichen lassen, existiren gegenwärtig nur zwei oder drei, die aber auch erst seit einigen Jahren bestehen und von Ausländern eingerichtet sind. Man findet darin einige geschmackvoll dekorirte Zimmer mit guten Möbeln, anständiges Porzellan, reinliches Tischzeug, prompte Bedienung und eine große Mannigfaltigkeit von Speisen, die durch französische Köche à la française, anglaise oder à la tartare u. s. w. zubereitet sind. Daß man hier nicht junge Raben für junge Tauben, Kazen für Kaninchen, Hammelsbraten für Rehbraten und dergleichen Quidproquo bekommt, wie es in manchen großen Städten anderer Länder zu geschehen pflegt, dessen kann man gewiß seyn; denn die Surrogate für manche Gegenstände würden hier wohl theurer zu stehen kommen, als die echten. In den besten Speisehäusern findet man eine gedruckte Karte der Speisen zur Auswahl, denen täglich noch geschriebene Noten hinzugefügt werden. Das Einzige, was man in diesen vornehmen Häusern aussezen könnte, ist, daß bei gleichen Preisen der Portionen und Gegenstände, wie in andern Häusern, die Portionen so zusammengeschrumpft sind, daß man gar kein großer Esser zu seyn braucht, um bei ganz einfachen Gerichten 600 Reis oder einen halben Thaler zu verzehren, wogegen man sich mit der Hälfte Geld an denselben Gerichten in einem gewöhnlichen portugiesischen Speisehause satt essen kann. In allen Speisehäusern sind vom Morgen bis zum Abend die Tische gedeckt. Die Hauptspeisestunden sind aber von zwei bis vier Uhr; wer früher ißt, verräth gemeine Lebensart, wer sich aber erst später zur Tafel sezt, zeigt guten Ton. In den portugiesischen Speisehäusern, die von der vernünftigern Klasse von Menschen besucht werden, welche mehr auf das Solide, als auf äußere Pracht sehen, und ihr Geld nicht für bunte Wände, kostbare Kupferstiche, prächtige Gardinen und feines Tafelservice ausgeben wollen, ist die Einrichtung höchst einfach: lange, schmale Tische, mit hölzernen Schemeln umsezt, die Wände weiß, und wenn es hoch kommt, mit einigen Nürnberger Kupferstichen geschmückt; die Tischtücher, außer an Sonntagen, nicht sonderlich rein, weil sie die ganze Woche den Dienst thun und am Sonnabend daher zu einer Armensuppe ausgekocht werden könnten. Darüber sezen sich die Meisten hinaus. Von Ausländern werden diese Häuser weniger besucht, und darum herrschen hier auch noch mehrfach die alten Sitten; man begrüßt sich beim Eintritt, man conversirt mit dem Nachbar, aus Höflichkeit offerirt man dem, der sein Bestelltes aus der Küche noch erwartet, indessen von seinen Gerichten, was freilich nie angenommen wird; man sagt: he servido? (ist Ihnen gefällig) und dankt man, so bittet der Anbietende um Erlaubniß, einstweilen essen zu dürfen, indem er com licença sagt und den Löffel ergreift. Auch wird derselbe nie unterlassen, mit dem ersten Glase Wein die Gesundheit der Anwesenden zu trinken.

Beilage: Kunstblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 22.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 25. Januar 1839.

Es drehte sich oben, unzählig entfacht,
Melodischer Wandel der Sterne,
Mit ihnen der Mond in beruhigter Pracht,
Sie funkelten facht
In der Nacht, in der Nacht.

Platen.

Liebeleben.

Lyrischer Cyklus von C. Mayerath.

VIII.

Nächte der Liebenden.

Auf blauen Lüften schifft der Mond
Mit goldnem Segel her,
Die Sterne tauchen lauschend auf,
Delphine hinterher.
Von seiner Barke Bord verscholl
So zaubersüß ein Sang,
Daß es in's Herz der stummen Nacht
Und ihren Kindern drang.

Vom Eiland, wo er brütend schlief,
Streckt seinen Hals der Schwan,
Wie träumend in die hohe Luft
Die Lilie lauscht hinan.
Noch schlummert ahnungsvoll das Land,
Nun fallen alle ein,
Mit seinen Wogen tief der Strom,
Mit Wipfeln hoch der Hain.

Da schlägt ein stilles Sehnen an
In mir, Musik der Nacht,
Als ob du Geistergrüße mir
Vom fernen Lieb gebracht.
Ob die'e sch'ne Stunde wohl
Mein Bild so treu vor dir
Wie deines, holde Freundin, glänzt
Durch alle Fernen mir?

IX.

Sie ruht, sie schläft in meinem Arm,
Wie hebt sich leicht an dieser Stelle
Das Sommernachtgewand! wie warm
Ist dieses Athems keusche Welle!
Ein Silberwölkchen vor dem Tag,
Ihr Auge deckt des Liedes Hülle —
Sie ruht, sie schläft, und mich umfängt
Des jungen Lebens schöne Fülle!

O Welt, was hast du weit und breit
Wie diese engelfrommen Züge,
Der Seele Himmelssicherheit,
Des Daseyns heilige Genüge?
Wie Rose an Vulkanes Brust
Hat sie sich sorglos hingegeben,
Sie ahnt nicht, daß zu kühnstem Wunsch
Die Sinne flammend sich erheben!

Sie ahnt nicht, daß die stille Glut
In ihr mich siedend angezogen,
Wie blasser Mondesstrahl die Flut
Der wildbewegten Meereswogen.
Sie ahnt nicht — Still zur Ruhe Herz,
Ich will gefaßt und heiter scheinen.
Mag all das Liebste, was du hast,
Im Schlummer, Freundin, dir erscheinen.

X.

Die schöne Sonne ist gesunken,
Dort träumt an Westens fernem Saum
Mit halbgeschlossnem Aug' ein Wölkchen
Von ihrem Licht den lezten Traum.
Ein Blick hinaus von dem Balkone —
Kein Blättchen regt sich, still das Land,
Die Quelle selbst ergeht sich leiser
In ihrer Blumenwiege Rand.

Melodisch in den sanften Frieden
Verströmt der Abendglocke Klang,
Die Geisterstimme, die zur Ruhe
Schon dieses Thales Vorwelt sang.
Nun leuchten an den hohen Lüften
Die Hieroglyphen golden klar,
Die an des Tempels Thor geschrieben
Der Meister groß und wunderbar.

Sonnen der Nacht! wie blüht der Himmel
Verklärt in stummer Freudigkeit,
Zu seinen Füßen schläft die Erde,
Sein Kind in stiller Sicherheit.
Wir geben schweigend uns die Hände,
Die Priester dieser schönen Nacht,
Es ist die Erste nicht — wir haben
Schon manche liebend durchgewacht!

Constance Contarini.

(Fortsetzung.)

„Sie haben, wie ich sehe, durch eigene Erfahrungen ein System prüfen wollen," sagte der Abbate, nachdem Arnheim geendigt hatte, „haben es sich aber nur allein zuzuschreiben, daß es diesmal mißglückt ist. — Mußte es Ihnen nicht auffallen, die Königin des Festes mit Ihnen in gleicher Tracht zu erblicken, und hatten Sie keine Ahnung davon, daß man sich den artigen Scherz erlaubte, Sie zwei Personen für Eine halten zu lassen?" — „Wie?" rief Arnheim, dem jezt Alles klar wurde, „es waren zwei verschiedene Personen? — und die Tracht war absichtlich der meinigen gleich? — Wie konnte man aber diese wissen?" — „Nun, das ließ sich wohl auskundschaften, wenn man es darauf anlegte. Und nun erklären Sie mir nur, warum Sie einen Irrthum nicht benuzten, der sich Ihnen so reizend darbot? Warum verriethen Sie denn der Gütigen, daß nicht sie der Gegenstand Ihrer Wünsche war? — so hätte sich ja Alles auf's Erfreulichste gelöst." — „Wie konnte ich anders?" erwiderte Arnheim erstaunt; „wie konnte ich treulos werden an mir selbst und dem Bilde, das ich im Herzen trug?" — „Treulos an sich selbst, wenn Sie sich einer Verlegenheit entrissen?" rief der Abbate. „Treulos an einem Bilde? Wahrlich, wenn ich Sie nicht so tief erschüttert sähe, ich würde lachen! Ihr Deutsche seyd eine ganz aparte Sorte von Menschen! — Wissen Sie denn, ob dieses Bild Ihre Treue verlangt? — Wenigstens haben Sie dem Urbilde mit Ihrer Gewissenhaftigkeit gewiß keinen besondern Dienst geleistet, haben es wohl gar einer verschmähten Nebenbuhlerin preisgegeben, die sonst vielleicht das Urbild selbst in echter Realität in Ihre Arme geführt hätte. Sie kennen unsere Venetianerinnen nicht." — „Sie machen mich zittern, Abbate!" — „Zuerst zittern Sie für sich selbst. Ihres Weilens ist hier nicht. Vielleicht ist der Dolch schon gezückt auf Ihre Brust. Vielleicht daß selbst Schrecklicheres Sie treffen könnte, wenn man Sie dem Staate verdächtig fände, wenn der weise Rath der Zehner — Ein schönes und vornehmes Weib, dem stehen tausend Mittel zu Gebot gegen einen unbedeutenden Fremden, und eine Schmach, wie Ihre Medusa von Ihnen erlitten zu haben glaubt, verzeiht keine Venetianerin — am wenigsten eine Fromme." — „Eine Fromme? So bezeichneten Sie mir einmal die Gräfin Albani, die Schwester des Nobile Contarini. Sie glauben —" — „Ich glaube nichts," fiel der Abbate ihm in's Wort, „als daß es rathsam ist, wenn Sie keinen Augenblick verlieren und sich wenigstens der ersten Wuth entziehen. Wohin Sie sich wenden, will ich nicht wissen, denn — ich will nichts zu verrathen haben. — Niemand wird mich haben in's Haus gehen sehen, und wenn auch, ich habe darin noch mehrere Bekannte, bei denen ich einen unverdächtigen Besuch abstatten kann. — Ich empfehle Sie dem Schutze aller Heiligen!" und damit schlich er von dannen.

Arnheim sah ihm mit einem Gefühle der Verachtung nach; zwar mußte er den Bemerkungen des Abbate Recht geben, aber es empörte sich sein Inneres gegen ein Verfahren, wie es ihm dieser als das einzig passende in solcher Lage bezeichnet hatte, und er hätte damit nicht die Gefahr abwenden mögen, in welche er sich durch sein redlicheres Benehmen gestürzt sah. Er hatte sich die

Achtung vor sich selbst bewahrt. — Und hatte er diesem Benehmen nicht das Unterpfand der Geliebten zu danken, das süße Geständniß Ihrer Liebe? Er las die für ihn so beredten Zeilen der zitternden Hand wieder und wieder, und bedeckte sie mit seinen Küssen. Das Räthsel des an sich so schuldlosen, ihm selbst schmeichelhaften Scherzes, den nur wilde Begier in so bittern Ernst verwandelt hatte, war ihm gelöst. Jetzt war ihm der Unterschied in dem Benehmen der schönen Griechin, der ihm so schmerzlich gewesen, erklärt, und er konnte nur über sich zürnen, daß er nicht an dem schüchternen, zartern Benehmen die Geliebte erkannt habe. — Aber ein Entschluß mußte gefaßt werden. Constance drang auf schleunige Flucht, der Abbate, der sein Terrain wohl kannte, gleichfalls; und doch, floh er, so ging er einem freudenlosen Daseyn entgegen, das langsam tödtende Gift der Sehnsucht im Herzen. — Es schien ihm erträglicher, der Gefahr in ihrer Nähe zu trotzen. — Da brachte ihm sein Gondelier ein zweites Billet, das ihm von einem Mohrenknaben war zugestellt worden. — Arnheim las von einer weiblichen Hand: „Schöner Fremdling, kannst du der Leidenschaft eines Wesens verzeihen, das sich von dir verrathen glaubte und, seiner selbst nicht mächtig, sich zu Aeußerungen hinreißen ließ, welche das Herz im nämlichen Augenblick verdammte, so finde dich zur Abendmesse auf dem Lido ein. Du wirst dort den sichern Führer finden. — Ich habe in dieser fürchterlichen Nacht unablässig im Gebet zur Madonna gerungen. Nur deine Verzeihung kann der Schuldbewußten den Frieden wieder geben. Reue und Freundschaft erwarten dich."

Arnheim wußte nicht, wozu er sich entschließen sollte. Hier zeigte sich ihm ein Ausweg nach dem Systeme des Abbate. Seine Unbekannte stand in Schönheit seiner Angebeteten nicht nach. Von ihr so feurig geliebt zu werden, mußte jedem beneidenswerth dünken. Wenn er zu ihren Füßen die Thorheit der vergangenen Nacht bekannte, wenn er ihr seine Liebe zu opfern den Schein annahm, so blieb ihm die Hoffnung, dem Zuge seines Herzens dennoch folgen zu können. — Aber — wäre dies nicht Verrath an seiner Liebe? — Verrath an Constance? — Würde sie ihn nicht verachten, wenn sie es erführe, und mußte er sich nicht selbst verachten? — Ermahnten ihn nicht die letzten Worte der zitternden Hand der Geliebten: „Fliehe und laße dich durch nichts täuschen?" Und sein Entschluß war gefaßt. Er gebot seinem treuen Diener, seine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, und in wenigen Stunden durchschnitt er die Lagunen nach Maestre.

Als die Thürme Venedigs seinen trüben Blicken entschwanden, war's ihm, als ob sich das Leben von seinem Herzen losreiße und in's Meer versinke. Der Vulkan schien ausgebrannt, und es war öde in ihm. Eine gänzliche Gleichgültigkeit bemächtigte sich seiner. Er machte keine Ansprüche mehr, weder an sich noch an andere.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ahnen der Königin Victoria.

Bekanntlich haben die angelsächsischen Chronisten das Geschlechtsregister der ersten Beherrscher der sieben Königreiche, Kent, Essex, Sussex, Wessex, Ostangeln, Northumberland und Mercia, die erst zu Anfang des neunten Jahrhunderts im Königreich England vereinigt wurden, sorgfältig aufgezeichnet, und Alle leiten die Abstammung dieser kleinen Könige bis auf Wodan oder Odin, den vergötterten großen Reformator des Nordens, zurück.

Unter den sieben Descendenten Wodans ist uns hier nur folgende Ahnenreihe der Könige von Wessex von Bedeutung: Woden, Beldeg, Fredgar, Frewin, Wigga, Gewisch, Esla, Elesa, Cerdik; dieser letztere wurde im Jahr 494 nach Christo der erste König von Wessex. Ihm folgten in ununterbrochener männlicher Abstammung Creoda, Cynric, Ceawlin, Cuthwine, Cutha, Ceolwald, Cenred, Ingild, Erwa, Eofa, Ealmund, Ebert; dieser letztere war der Erbe aller übrigen kleinen Königreiche, und wurde der erste König von England im Jahr 828. Ihm folgten wieder Ethelwolf, Alfred der Große, Eduard I., Edmund I., Edgar, Ethelred, Edmund II., Eduard der Flüchtling und Edgar der Edeling, der letzte männliche Sprößling des Hauses, vertrieben durch die Normannen. Seine Schwester aber, die heilige Margaretha, floh nach Schottland und heirathete den König dieses Landes, Malcolm, der durch Shakespeare bekannt ist, indem er den Usurpator Macbeth, den Mörder seines Vaters Duncan, wieder verdrängte, am Ende des eilften Jahrhunderts.

In Schottland nun pflanzte das uralte Geschlecht in der ersten weiblichen Linie sich fort. Auf Malcolm folgten David, Heinrich, David; dieses zweiten Davids Tochter Isabelle heirathete den Robert Bruce, und pflanzte das alte Geschlecht in der zweiten weiblichen Linie fort. Robert zeugte einen zweiten Robert, dieser einen dritten, der 1306 König von Schottland wurde, und dessen Tochter Majorie den Walther Stuart heirathete, der das alte Geschlecht in der dritten weiblichen Linie fortsetzte. Sein Sohn Robert wurde 1370 König von Schottland; ihm folgten Robert III., Jacob I., Jacob II., Jacob III., Jacob IV., Jacob V. Des letztern Tochter war die berühmte Maria Stuart, die den Heinrich Darnley, übrigens einen Verwandten ihres Hauses, also wieder einen Stuart, heirathete und die vierte weibliche Linie begann. Aus dieser Ehe nämlich stammte

Jacob VI., der nach dem Tode der großen Elisabeth 1603 auch König von England wurde und sich insofern Jacob I. nannte. Seine Tochter Elisabeth vermählte sich (die fünfte weibliche Linie anknüpfend) mit dem Pfalzgrafen Friedrich, der zum König von Böhmen gewählt, aber durch die berühmte Schlacht auf dem weißen Berge wieder vertrieben wurde. Ihre Tochter Sophie wurde dem jüngsten Prinzen des hannöverschen Hauses, Ernst August, vermählt, dem ersten Kurfürsten von Hannover. Er sezte das uralte Geschlecht in der sechsten weiblichen Descendenz fort. Sein Sohn Georg erbte den englischen Thron, ihm folgte Georg II., Friedrich, Georg III., der Herzog von Kent und die jezt regierende Königin Victoria, die bestimmt scheint, die siebente weibliche Linie zu beginnen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Januar.

Stabilismus. Ausgrabungen und Restaurationen. Neue Gemälde.

Nach einer fast vierjährigen Abwesenheit bin ich nach Rom zurückgekehrt. Mir schlug das Herz, als ich durch das Thor von Albano auf die Campagna und ihre Trümmerwelt schaute, als ich von der Höhe herniederrollte und von der Via Appia aus die alten Wasserleitungen, den Lateran, den Thurm des Kapitols, die Alles überragende Peterskuppel, die ewige Roma vor mir sah. Es war mir, als zöge ich durch die Porta San Giovanni in meine Heimath ein. Von den Irrfahrten durch Italien, von den geschauten Wundern ermüdet, sehnt sich der Reisende nach Ruhe. Hier findet er sie, hier verläßt ihn die peinigende Spannung. Die Denkmäler grüßen ihn mit vertrauten Augen. Alle die im Verlaufe der Reise nur locker geschürzten Bande verknüpfen sich hier auf's Neue und fester. Der Strom, welcher sich den Sommer über in tausend Abzweigungen über Italien verbreitet hatte, fluthet mit Beginn des Winters wiederum nach Rom zurück. Ueberall trifft das Auge auf bekannte Gesichter, und nicht nur die Landsleute allein freut man sich wiederzufinden, auch die römischen Bekannten grüßt man mit heimischer Lust, und vernimmt mit heimlichem Behagen das schnarrende Herzählen der Gerichte des alten wohlbekannten Cameriere, sogar den buon giorno des ewigen Betters auf der spanischen Treppe. Die Künstler, welche den Sommer über wie Bienen nach Blüthenstaub ausgeflogen, schicken sich an, ihn im Winter in Honig zu verwandeln. Die Stunden des Tages sind geregelt, unwandelbar festgestellt; der Fremde schmiegt sich der hergebrachten Ordnung gerne an, und so beginnt das früher vom Zufall abhängige Leben jenen ernsteren Charakter, ohne welchen der Deutsche sich einmal nicht wohl fühlen kann, wieder anzunehmen. Man erkundigt sich nach dem in der Abwesenheit Vorgefallenen — es ist Alles beim Alten geblieben. In Rom ändert sich nichts. Aber gerade dieser Stabilismus hat für den Zurückkehrenden einen mächtigen Reiz; er fühlt sich mit Allem au fait, mit jeder Erscheinung vertraut, und ist der lästigen Novizenzeit mit einem Male überhoben.

Die Ausbeute der neuern Ausgrabungen ist nur allzuschnell überschaut, und es genügt an einem Hinblick, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß das neue Rom eher zum zweiten Male zerstört, als das alte nur im Bezirk des Forums aufgedeckt werden wird. Schon früher, als die Arbeit von Züchtlingen verrichtet ward, wurde so viel wie nichts zu Tage gefördert; jezt ist sie vollends einigen zwanzig Hospitaliten, Krüppeln und abgelebten Greisen übertragen. Es ist ein tragiskurriler Anblick, zu sehen, wie diese sogenannten Arbeiter sich mit einem faustgroßen Steine oder einer Viertelschaufel Erde stundenlang schleppen, ehe sie dieselben zu Hauf geworfen. Das Becker-Grabmal an der Porta maggiore mit seiner kopfzerbrechenden Inschrift ist das einzige Denkmal von Bedeutung, welches seit vier Jahren aufgefunden worden ist. Neuerdings beginnt man für Louis Philipp Nachgraben in dem Garten des Collegio inglese, und zwar in dem Tempel zur Seite des Hippodromus. — Mit größerer Energie werden die neuen öffentlichen Bauten betrieben. Die Façade des Postgebäudes auf der Piazza Colonna ist beendet, und gewährt einen heitern, wohlthuenden Anblick, wenn gleich ihre Verhältnisse weniger imposant, als die der anstoßenden Palläste sind. Der Wiederaufbau der Kirche San Paolo fuori le Mura schreitet rüstig vor; die Säulen des Hauptschiffs sind sämmtlich, die der Seitenschiffe zum größten Theil aufgerichtet, die Mosaik des Chors restaurirt. Auch der Kreuzgang des Lateran soll sich einer Umwandlung erfreuen. Pietät gegen alte Denkmäler liegt eben nicht im Charakter des Italieners, und so wird denn auch hier mit den mittelalterlichen Resten barbarisch genug umgesprungen. Ob die Fresken Camuccini's, welche die Wände ausschmücken sollen, für den Verlust hinreichend entschädigen und mit dem ehrwürdigen Alterthum in Einklang zu bringen seyn werden, muß die Zukunft lehren. — In der Malerei hat die neuere Zeit gar Vieles und Erfreuliches gebracht. Zu dem Bedeutendsten rechne ich den barmherzigen Samariter von Clavé, einem jungen talentvollen Spanier. Die Figuren haben Lebensgröße; die Composition ist edel einfach, das Colorit blühend, der landschaftliche Hintergrund sehr brav. Der Verwundete erwacht so eben unter den Händen des neben ihm knieenden Samariters, welcher ihm das aus der Stirne herausquellende Blut abwascht; die Ohnmacht ist noch in den Extremen des Körpers sichtbar, ohne daß deßhalb die Glieder steif wären. Im Hintergrund ziehen Levit und Schriftgelehrter theilnahmlos des Weges. Das Bild ist nach Barcellona bestimmt. Eine Kunstbestellung nach Spanien, in einer Zeit, wo die spanischen Meister zu ganzen Maulthierladungen auswandern, erregt schon an und für sich Befremdung, hier aber noch mehr Bedauern, wenn man das treffliche Kunstwerk, welches von jenem Vulkan verschlungen zu werden bedroht ist, anschaut. Einer erfreulicheren Bestimmung geht ein gleich ausgezeichnetes Bild von Schubert, die Parabel vom Gastmahl des reichen Mannes darstellend, entgegen, nämlich nach Dessau. Die Composition ist reich, und bei allem Reichthum überaus klar und anmuthig. Die Heilandszüge des Gastgebers sind die edelsten, und dabei vollkommen eigenthümlich; die Gruppen der Armen und Leidenden, welche theils eingeführt werden, theils sich bereits des Mahles freuen, gehören zum Schönsten, welches die neuere Kunst hervorgebracht hat. Der Hintergrund läßt die fruchtlosen Einladungen der Diener und die Motive derselben sehen. Das Bild ist noch nicht ganz vollendet; zu seiner Zeit werde ich ausführlicher darüber berichten.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 23.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 26. Januar 1839.

> Je trouve les caprices de la mode étonnans. Ils ont oublié comment ils étaient habillés cet été, ils ignorent encore plus comment ils le seront cet hiver.
>
> Montesquieu.
> Lettres persanes.

Moden.

Der Anzug der feinen, müssigen weiblichen Welt ist in seiner Entwicklung vom Morgen zum Abend kunstmäßig in Gattungen und Arten getheilt, deren jede ihre Ansprüche und Rechte, ihre Verbindlichkeiten und Nothwendigkeiten hat. Sie zerfallen aber naturgemäß in drei bestimmt geschiedene Classen. Die Reihe eröffnet das Negligé, nämlich das Hausnegligé mit seinen verschiedenen Abstufungen vom Nachtkamisol durch die Robe de chambre bis zu jenen Hausanzügen, welche das Weiche, Fließende der ungezwängten Natur durch halbe Maßregeln kunstreich darstellen. Den Beschluß macht der abendliche volle Putz mit dem bloßgelegten, entschiedenen Triumph der Kunst über die Natur. Zwischen beiden in der Mitte stehen die Formen, welche der Straße und dem öffentlichen Orte angehören, die eigentliche öffentliche Tracht, deren Nüanzen, nach dem Gesetzbuch der Eleganz, bald mehr dem Negligé, bald mehr dem Putz, doch jenem in überwiegendem Maße angehören. Die laufenden Moden, welche sich auf diesen populären, forensischen Theil der Tracht beziehen, sind es vor Allem, was die große Mehrzahl der Weiber interessirt; sie sind für den großen Haufen der Adepten der Eleganz gleichsam das Brodstudium, das Zeit, Mittel und Fähigkeiten genugsam in Anspruch nimmt. Die Kunst, sich für seine vier Pfähle regelrecht anzuziehen, gehört zu den philosophischen Wissenschaften, in denen man nicht examinirt wird, und über die Kunst, einen Ball- oder Schauspielsaal nicht zu verunzieren, hört man Encyclopädie bei einem Privatdocenten.

Die Uniformität, soweit sie auch im Costüm der weiblichen Welt herrscht, ist vorzugsweise eine Straßengleichheit; und sie bezieht sich namentlich auf den eben genannten, von der Sonne beschienenen, oder von Schirm und Wagendecke beschatteten Theil des Anzugs. Und hier kann man bemerken, daß immer Ein Kleidungsstück die verkörperte Parole der Eleganz in der laufenden Jahreszeit ist und alles Andere mehr oder weniger in der Bedeutung herabdrückt. Diese Rolle spielt gegenwärtig der große, meist mit Pelz besezte Shawl von Sammt, Atlas oder Plüsche, halb Shawl, halb Mantel, zugleich Negligé und halber Anzug, von nüchterner Form im Ganzen, aber in den Details des Schnitts und in Stoff und Farbe dem Geschmack und der Laune, so wie den Ansprüchen an den allerneusten Bonton freien Spielraum lassend. Dieses Kleidungsstück verfolgt den gewöhnlichen Entwicklungsgang solcher Moden: im verflossenen Winter geboren, ist es im laufenden zu seiner weitesten Verbreitung gelangt, und bereits treten die gewöhnlichen Symptome der Ausartung ein, welche dem Tod oder der Metamorphose vorausgehen.

Die Pariser haben längst das Naturgesetz gefunden und ausgesprochen: Jede Mode, die bei ihrem Auftreten gute und schnelle Aufnahme findet, lebt zwei Jahre, oder vielmehr zwei analoge Jahreszeiten, und stirbt im dritten. Das erste Jahr ist das der „Distinktion“: die neue Form ist aristokratisch, ist Eigenthum und Aushängeschild der „sommités régulatrices.“ Die Mode frappirt, sie erscheint auffallend, barock, oft unkleidsam, und die Berichterstatter in den Modezeitungen verfehlen nie, zu versichern, wie ganz besonderes Talent und Geschick erforderlich sey, um sie mit Vortheil und Grazie zu tragen. Eine gewisse Scham schreckt in dieser Periode zahlreiche Weiber vom allzu Ausgezeichneten, oft Kostbaren und vermeintlich schwer zu Handhabenden zurück, und darüber läuft die Saison ab. Es ist nun aber, als ob die Mode, heiße sie Shawl, Mantel, Mantille, oder wie sonst, gleich den Gewächsen der Erde ihren Samen in den Boden niedergelegt hätte. Er keimt, während die Vegetation einer andern Jahreszeit bluht, und beim Eintritt der folgenden entsprechenden Saison geht er auf tausendfältig und bedeckt das Land. Was das Jahr zuvor vornehm sonderbar war, ist jetzt plötzlich wunderbar kleidsam, was, um dem Auge erträglich zu seyn, des Nimbus der höchsten Fashion bedurfte, ist auf einmal allgemeine Tracht, und es fällt keinem Menschen mehr ein, daß man besonders organisirt seyn müsse, um sich damit geltend zu machen.

Diesen Höhepunkt hat nun der große Sammt- oder Seidenshawl im jetzigen Momente erreicht, oder er hat ihn vielmehr bereits überschritten; denn jede Mode verliert ihren Werth geraume Zeit vor ihrem Sättigungspunkt, und von dem Augenblicke an, wo sie aufhören will, auffallend zu seyn. Sobald dies eintritt, beunruhigt man sich in den höchsten Sphären, wo die Mode gemacht worden; ehe man sie aber entschieden umbildet oder ganz fallen läßt, sucht man die Distinktion in ausschweifenden Launen des Schnitts oder im Geschrei der Farben. Dies läßt sich gegenwärtig deutlich beobachten. Bei seinem Auftreten im vorigen Jahr war der moderne Shawl ernst, meist dunkelfarbig; kaum fühlte er, daß er dem gemeinen Loose, Uniform zu werden, nicht entgehen könne, so suchte er das Heil der Vornehmheit, wie gewöhnlich, in einer Art Bouffonnerie, welche die Gesezteren, Bescheideneren zurückschreckte: er färbte sich hellblau, citronengelb, rosenroth mit weißem Besatz, er fuhr in einen ganz neuen, noch nie dagewesenen Stoff, in buntfarbigen, geblumten Sammt; er hing sich hinten eine Kapuze an, erweiterte, drapirte sich und wandelte sich fast zu einem kuriosen Mäntelchen um, von dem bereits das alte Lied gesungen wird: „qu'il demande une grace et une élégance parfaite.“ Wir glauben, daß die weibliche Welt in dieser, den Saloppen unserer Großmütter nicht unähnlichen Form den gemeinen Götzen des künftigen Winters zu verehren hat, wo er sich dann mit seinen Ansprüchen auf Grazie und Eleganz schon billiger finden lassen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Constance Contarini.

(Fortsetzung.)

So fand ihn sein treuer Franz in Padua und eilte mit seinem noch gestern so lebensfrohen Herrn nach Mailand. Hier schien ihm dessen Zustand der ärztlichen Hülfe zu bedürfen. Der Arzt sah dem Ausbruche eines heftigen Fiebers entgegen, das eine Krisis herbeiführen würde, deren Ausgang ungewiß sey. Seine Verkündigung traf ein. Arnheim fiel in eine Raserei, in welcher alle Bilder seiner jüngsten Vergangenheit auf ihn einstürmten, und die zulezt in einen todtähnlichen Zustand überging, von dem der Arzt sagte, daß er zur Genesung oder zum Tode führen würde. — Der treue Franz verdoppelte seine Pflege, kein Schlaf kam in seine Augen, er wich nicht vom Bette des Kranken und belauschte jeden schwachen Athemzug. — Arnheim erwachte endlich; er richtete sich auf, blickte seinen bangenden Diener mit glänzenden Augen lächelnd an und sagte: „Ich werde sie wieder sehen; von ihren Armen umschlungen, werde ich sterben!“ und er sank zurück, jedoch nicht zum Tode, sondern, nach der Erklärung des schnell herbeigerufenen Arztes, in einen tiefen Schlaf, von dem er zu neuem Leben erwachen werde. — Wärest du, armes, junges Herz, mit der süßen Hoffnung des Wiedersehens geschieden! — Aber die frische, volle Jugendkraft siegte. Nach einem Schlafe von fast vier-und-zwanzig Stunden richtete er sich auf.

„Ich habe wohl lange geschlafen,“ sagte er zu dem erfreuten Franz. „Der Abbate wird auf mich warten. Ziehe mich geschwind an!“ und er wollte aus dem Bette. Der erschrockene Franz hielt ihn zurück. — „Gott sey Dank und dem heiligen Franziskus, daß Sie so sanft geschlafen haben, lieber Herr!“ sagte er zu ihm; „aber Sie sind krank und dürfen nicht aus dem Bette. Auch sind wir nicht in Venedig.“ — „Nicht in Venedig?“ fragte Arnheim verwundert. — „Nein, lieber Herr, wir sind in Mailand schon seit fünf Tagen.“ — „In Mailand? — Nicht in Venedig?“ wiederholte der Arme. „Ja, ja, du hast Recht; ich besinne mich. Aber krank bin ich nicht, laß mich aufstehen.“

Franz bat ihn, nur so lange im Bette zu bleiben, bis der Arzt, den er bald erwarte, gekommen sey, und

Arnheim ließ sich von dem Treuen dazu bereden. Der Arzt kam. Er fand den Puls des Kranken matt, ohne Fieber: einige Tage Ruhe würden ihn bei der guten Pflege bald herstellen. — Arnheim, dessen Bewußtseyn völlig zurückgekehrt war, wußte nicht, ob er sich dessen freuen solle. Der Arzt rieth dem guten Franz, dafür zu sorgen, daß sein Herr sich zerstreue und die truben Bilder, welche ihn zu beschäftigen schienen, zurückgedrängt würden, besonders aber ihn nicht zuviel sich selbst zu überlassen. — Die Reden seines Herrn in den Fieberphantasien hatten den besorgten Diener errathen lassen, was ihm auf der unglücklichen Maskerade müsse begegnet seyn und ihn vermocht habe, Venedig so schnell zu verlassen; er ließ sich jedoch gegen seinen Herrn nichts davon merken. Gern hätte er das Andenken an Venedig in ihm ganz auslöschen mögen; aber es flammte lebendiger auf, als Arnheim einen jungen Künstler vom Fenster aus erblickte, den er in Venedig oft bei sich gesehen hatte, und Franz sah sich ungern genöthigt, Manzoni, so hieß der Künstler, nachzueilen und ihn zu seinem Herrn zu führen.

Manzoni kam gerade aus Venedig und war nicht wenig erfreut, Arnheim, der so räthselhaft dort verschwunden war, unerwartet in Mailand zu finden. — Arnheim gab dringende Geschäfte vor, die ihn zu so schneller Abreise genöthigt, daß er nicht von seinen Freunden habe Abschied nehmen können, und seine Hoffnung, bald wieder dahin zurückzukehren, sey durch seine Krankheit getäuscht worden. Manzoni erzählte ihm, daß über sein plötzliches Verschwinden die seltsamsten Sagen sich verbreitet hätten. Ganz Venedig habe von dem Maskenball auf der Villa Contarini und von der Mystifikation zweier Griechinnen und eines schönen Griechen gesprochen, der Allen ein Räthsel gewesen, und in welchem man Arnheim vermuthet, was denn manches Geschwätz veranlaßt habe. Dies sey aber bald verdrängt worden durch die Rückkunft des Nobile Contarini aus Rom und durch die öffentliche Staatsaudienz, in welcher dieser vom Senate auf's Ehrenvollste empfangen worden.

Ein Schauder überflog Arnheim bei dieser Nachricht. Wie leicht konnte das Geschwätz über den Maskenball den Argwohn des Nobile erwecken; er gedachte der Drohung jener Wüthenden und der Andeutung des Abbate über die unheimlichen Geheimnisse des Hauses Contarini, und er zitterte für Constance. — Manzoni erschrack über die sichtbare Bewegung Arnheims, die ihm das Blut von den Wangen trieb. Arnheim schob sein Erblassen auf die von seiner Krankheit noch zurückgebliebene Schwäche. Gern hätte er aus dem Pallaste Contarini selbst etwas Näheres erfahren; allein Manzoni konnte ihm keine weitere Auskunft geben, als daß es heiße, der Nobile Contarini werde bald mit seiner schönen Gemahlin auf seine entfernteren Güter gehen. Von dem Abbate wußte er gar nichts; er hatte ihn seit Arnheims Abreise nicht wieder gesehen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

Raupachs Maria von Schottland.

Raupachs schon lange vorausverkündigtes Drama: „Maria, Königin von Schottland," ist endlich hier auf dem königlichen Theater zur Aufführung gekommen. Jedenfalls eine merkwürdige Erscheinung, wäre es auch nur deßhalb, weil es seit langer Zeit wieder das erste bedeutende Stück ernster Gattung ist. Die Urtheile sind, wie sich denken läßt, sehr verschieden. Politik und religiöse Meinungen, alle Anhänglichkeit für Autoritäten, sentimentale Vorurtheile und noch vieles Andere spielen dabei mit. Daß das so lange vergessene, zurückgeschobene und in Mißkredit gerathene Theater, zu jetziger Zeit noch Anlaß zu derartigen Debatten geben konnte! Daß der größere Theil des Publikums Herrn v. Raumers historische Forschungen über Maria Stuart kennen sollte, ist eben so wenig anzunehmen, als daß die Opposition des Publikums gegen die Tendenz des Stückes von einer papistisch jesuitischen Gesinnung in Berlin herrührt. Dennoch ist die Opposition da, und in unserer streng protestantischen Stadt ist man aus demselben Grunde gegen das Drama eingenommen, aus dem die ultramontanen Blätter des katholischen Baiern gegen Raumers Geschichtswerk losziehen: nämlich, weil der Dichter, den neueren Forschungen folgend, den Charakter der Maria „nicht wie ihn die Dichtung schrieb," sondern wie er in den Blättern der Geschichte aufnotirt steht, auf die Bühne gebracht hat. Daß die Maria Stuart mit dem Märtyrer- und Glorienscheine um ihr blutendes Haupt, wie sie das größere Publikum kennt, das sich mit der ernsten Geschichte nicht gerne befaßt, ein Produkt der ältern und neuern Jesuiten ist, die sie mit allem Liebreiz und aller möglichen Unschuld ausschmückten, um die Schutzheldin des Protestantismus, die, aller Schwächen ungeachtet, große Elisabeth in desto schwärzeres Licht zu stellen, ist freilich den Wenigsten hier bekannt. Aber Schillers Maria Stuart ist Gemeingut des Volks. Daß der geniale Schiller, selbst ein Streiter für Licht und Wahrheit, den Mißgriff beging (freilich nicht in der Zeit, wo er die Räuber und Don Carlos schrieb, sondern in der, wo die neuromantische Vorliebe für den Katholizismus spukte), dies politische Gespinnst durch eine herrliche Dichtung zu constatiren, ist gewiß weniger darum zu tadeln, weil er eine arge Sünderin zu einer Heiligen, als um deßwillen, weil er eine große Königin und ihre staatsklugen Räthe (denen Europa zum großen Theil seine geistige Freiheit dankt) zu Betrügern und Bösewichtern machte. Wie mancher kleinere historische Irrthum, so ist auch dieser nicht mehr auszurotten; denn Schillers Autorität ist beim größeren deutschen Publikum unantastbar. So haben Sie denn Grund und Ursach, weßhalb Raupachs Drama hier keine günstige Wirkung machen konnte. „Der Heiligenschein der Maria geht doch ganz und gar verloren," hörte ich eine Dame vor mir seufzen; ja Andere gingen in ihrer Entrüstung

so weit, zu behaupten, das möge historisch, könne aber nun und nimmermehr wahr seyn, daß die edle Maria Stuart, nachdem sie kaum den König Franz, ihren ersten Gatten, verloren, den Heinrich Darnley lieben, heirathen, darauf ihn hassen, den Rizzio etwas lieben, den Heinrich, ihren zweiten Gatten, umbringen, und den Bothwell, den Mörder, gleich hinterher heirathen und lieben könne! Die Sentimentalität sprach sich zwar nicht überall so naiv aus, aber ein Mißbehagen war doch unverkennbar, einen weiblichen Charakter, den man so abgeklärt zu sehen gewohnt ist, in seiner menschlichen Schwäche und in so rascher Stufenfolge von einem sinnlichen Fehltritt in den andern stürzen zu sehen. Was will die Geschichte, was die Kritik mit ihren dokumentirten Rechten, gegen das Gefühl! Aber, sonderbar genug, auch Raupach selbst hat die historische Maria noch veredelt. Er motivirt ihre Sinnesänderungen, wie sie in der Geschichte nicht motivirt sind, er erklärt es, warum sie zur Liebe für den starken Bothwell, der ihr als Rächer erscheint, gezwungen ist, und das Verhältniß zu Rizzio, das in der Wirklichkeit mehr als zweifelhaft ist, ist bei ihm ein reines, harmloses.

(Fortsetzung folgt.)

Rom, Januar.

(Schluß.)

Neue Gemälde. Fremde. Epiphania. Der Vesuv.

Zu Ehren des Großfürsten Thronfolgers, welcher bereits die bedeutendsten Ateliers in Augenschein genommen hat, haben die deutschen Künstler ihre fertigen Arbeiten in einigen Privatlokaten vereinigt ausgestellt. Zu den vorzüglichsten Leistungen gehören die Gemälde Riedels, eine Wiederholung der bekannten Gruppe badender Mädchen, welche nach Berlin bestimmt ist, und zwei junge Bauermädchen in einer Höhle, die jüngere knieend vor der ältern, welche im Begriff ist, ihr das Bild der Schutzheiligen umzuhängen. Zeichnung und Kolorit sind im zweiten gleich vortrefflich, die Gruppirung das Naivste und Anmuthigste, was Riedel seit längerer Zeit lieferte. Lindau gab eine Campagnascene: ein Büffel verfolgt eine Bäuerin mit ihrem Säugling, Campagnabauern fliegen auf ihren Rossen zur Rettung herbei; auf einem zweiten kleinern Bilde tanzen Bäuerinnen gar anmuthig den Sattarello zum Zitterspiel eines auf dem Esel einherreitenden Bauern. Reinhard lieferte eine wackere Ansicht vom Sturz des Teverone vor den im Jahr 1826 erfolgten Verwüstungen; Elsasser die mit gewohnter Virtuosität gemalten Ansichten der Rogerkapelle zu Palermo und einer Landschaft aus Kalabrien; Catel eine Ansicht des Dogenpallastes bei Erleuchtung und eine altvenetianische Gondel. Beide Gemälde sind bereits vom Großfürsten angekauft worden. — Einen trüben Schatten in all jene hellen Lichter wirft der hoffnungslose Zustand des alten Veteranen Koch. Er hat bereits die Sterbesakramente empfangen, und man zweifelt an seinem Aufkommen. Sein Verlust würde schwer zu ersetzen seyn, denn nur Wenige waren ihm in poetischer Composition, an technischer Durchbildung gleich, noch Wenigere an gediegenem Ernst, mit welchem er, ohne sich von der Mode irren zu lassen, die eingeschlagene Bahn eifrig verfolgte.

Die Anwesenheit der vielen Fremden bringt ein ungewohntes Leben in das alte Rom. Der Zufluß von Neapel und Florenz nimmt noch täglich zu; die Wirthshäuser sind sämmtlich besezt; Ankömmlinge irren zu halben Tagen obdachlos umher; die Miethen steigen zu unglaublichen Preisen, wie denn u. a. der erste Stock des Palazzo Savelli auf vier Wochen für 150 Louisd'or vermiethet wurde; Torlonia hat in einer Woche für 86,000 Scudi Wechsel honorirt, der Großfürst 4000 den Armen geschenkt, die ihm zu Ehren angestellte Illumination 2000 andere gekostet, und 500,000 Franken sind von ihm zum Ankauf von Kunstwerken bestimmt worden. Was Wunder, wenn der Römer, der Alles nach Geld berechnet, dem Alles wieder zufließt, in der rosenfarbensten Laune ist. — Die Adventzeit ist vorüber, Die Pifferari, welche seither ihre schwermüthigen Schalmeien- und Dudelsackklänge vor den Madonnenbildern ertönen ließen, ziehen sich allmählig in die Abruzzen zurück; die Theater sind wiederum geöffnet, und Feste reihen sich an Feste. Der Ball, welchen der österreichische Gesandte, Graf Lützow, den 28sten December gab, belebte, eben so wie die zu Ehren des Großfürsten veranstaltete Jagd in der Gegend von Nettuno, die Conversationen in den Kaffeehäusern auf Tage. Besonders waren die Tscherkessen in der Begleitung des Prinzen und ihre zu Roß bewiesenen Kunstfertigkeiten der Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Heute wurde das Fest der Epiphania gefeiert. Der Römer macht Epiphania, oder in Abkürzung Beffana, zu einer Hexe, welche die Rolle des nordischen Knechts Ruprecht spielt, nächtlich durch den Schornstein einfährt, sich den Kindern in Gestalt einer riesengroßen schwarzen Puppe zeigt und den Artigen Strümpfe voll Zuckerwerk darbringt. Am Vorabend ist ein Markt von Eßwaaren und Kinderspielzeug hinter dem Pantheon und an der Piazza St. Eustachio. Fleischer behängen ihre Ochsenviertel mit bunten Papierlampen, der Pizzicarol umwindet Würste und Käse mit Lorbeern, der Fruchthändler beklebt Nüsse und Pinienäpfel mit Gold- und Silberschaum. Hier werden Pulcinelle und Tänzerpuppen ausgestellt, dort kleine Mönche und Nonnchen, links Trommeln und Trompeten, rechts Meßgewänder für Kinder, Monstranzen, zinnerne Weihkesselchen, kleine Kapellen für die Invoini. Jung und Alt kauft sich kleine Zinnpfeifen, und bläst darauf los, so lange die Lungenflügel vorhalten wollen: ein nordischer Weihnachtsmarkt ist ein Pietisten-Conventikel gegen den Höllenlärm der Epiphania-Fiera. Am Tage selber wird Vormittags in der Kirche der Propaganda der Gottesdienst nach allen Riten begangen, und die Messe in arabischer, syrischer, armenischer, koptischer Sprache gelesen, Nachmittags der Bambino, eine silberne gekrönte Wickelpuppe, in der Kirche Ara Celi in Procession umhergetragen, und von Kindern zur Ehre der Jungfrau Maria und des Jesuskindleins Reden gehalten. In einigen Wochen erwartet uns eine Girandola, welche zur Feier des Regierungstages des h. Vaters von der Engelsburg abgebrannt werden soll. Kurz darauf beginnt der Karneval, und um die Fremden auch nach der Osterwoche an Rom zu ketten, wird im Mai die Heiligsprechung von fünf Seligen, zu welcher schon jezt Vorbereitungen getroffen werden, stattfinden. — Das Wetter ist das herrlichste von der Welt. Meine Fenster stehen den ganzen Tag über geöffnet; von Einheizen ist nicht die Rede, sogar der unzertrennliche Begleiter der Römerinnen, der scaldino, der mit Kohlen gefüllte Feuertopf, kam noch nicht über meine Schwelle. Erst einmal hatten wir Schnee, und es war ein lustiger Anblick, die in der Reife stehenden Orangen und Citronen aus der weißen Decke hervorlauschen zu sehen. — Indem ich den Brief schließen will, langt hier die Nachricht von dem neuerdings erfolgten Ausbruch des Vesuvs an; es soll der großartigste von den in diesem Jahrhundert erfolgten seyn, und die Steine bis an die Eremitenwohnung schleudern. Zugleich wird auch berichtet, daß ein Engländer, welcher sich zu weit wagte, von einem Stein getroffen worden ist und seine Neugier mit dem Leben büßen mußte.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 24.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 28. Januar 1839.

Dein hehrer Klang streut Gottes heil'gen Frieden
Auf jeden Tag im stillen Lebensgang,
Wecke unsers Dankes heitern Lobgesang,
Weht uns in's Herz den Himmel schon hienieden.

v. Wessenberg.

Die Heimathglocken.

Von Ph. W. Welcker.

Zu der Heimath stillen Höhen
Muß ich immer wieder gehen,
Nach der Dörfer trautem Kreise
Lausch' ich in gewohnter Weise,
Nach den frommen Sängerinnen,
Die den Feiertag beginnen,
Die mich so bezaubernd locken,
Wie den Lenz die Blüthenflocken —
Nach den heil'gen Kirchenglocken.

Von den hellen Bergeswarten
Seh' ich meinen Jugendgarten;
Und die Glocken senden Töne
Auf die Welt in Jugendschöne
Ueber Blumen hin und Trümmer
Zu der Wolken goldnem Schimmer.
Ihre Lieder hör' ich schweben
Ueber Thränenlaub und Reben
Auf das räthselhafte Leben.

Was mich Schönes hat entzücket,
Was mich Frohes noch beglücket,
Was mich Heiliges begeistert,
Und sich meiner ganz bemeistert,
All' mein Hoffen und mein Träumen
Und so Manches, gleich den Schäumen:
Meinen Himmel, meine Thräne
Singen von der Thurmeslehne
Mir der Kirche Liederschwäne.

In der Thürme freiem Dache
Halten sie die Zeitenwache
Auf der Lüfte breitem Meere,
Spähend nach dem Sternenheere,
Klänge schickend, ernste Boten,
Zum Gebirg, dem abendrothen,
In des Waldes dunklem Sale,
Grüßend in die Blumenthale,
Flüsternd mit dem Todtenmale.

Gleich dem Lied der frommen Sage,
Tönt, ihr Glocken, Lust und Klage,
Mahnt an Morgen ihr und Gestern;
Und der Lyra treue Schwestern,
Sprecht ihr, nah den Himmelskerzen,
Immer neu zu meinem Herzen. —
Die mich so bezaubernd locken,
Segnet mich, ihr Heimathglocken,
Einst — wann meine Pulse stocken!

Constance Contarini.

(Fortsetzung.)

Constancens Bild trat in allem seinem Zauber vor Arnheims Phantasie, aber nur als der Gegenstand eines lebhaften, schönen Traumes, den er festzuhalten wünschte, und er warf die schönen, ihm so tief eingeprägten Züge in der reizenden Griechentracht auf's Elfenbein: eine schmerzlichsüße Beschäftigung, die ihm die Einsamkeit zum süßen Genusse zauberte. — Je lebendiger die Herrliche ihm vom Elfenbein entgegenstrahlte, um so wehmüthiger ruhte sein Blick auf ihr und um so höher stieg oft seine ängstliche Besorgniß um sie. — Daß er sie noch einmal wiedersehen, sein Ohr noch einmal den süßen Wohllaut ihrer Stimme trinken werde, davon war er fest überzeugt, so tief hatte sich ihm jenes verkündende Phantasiebild in seiner Krankheit eingeprägt. So verliefen einige Monate, und Arnheim beschloß, den Frühling in Mailand zu erwarten.

Der Frühling streute seine Blüthen über die schönen lombardischen Fluren, und der sorgsame Arzt trat eines Morgens in Arnheims Zimmer mit vergnügter Miene. „Ich komme, Ihnen einen annehmbaren Vorschlag zu machen. Ein italienischer Architekt, zu dem ich vor einigen Tagen einer leichten Unpäßlichkeit wegen gerufen wurde, hat vom Fürsten Chigi den Auftrag, die schönsten Villen Italiens zu bereisen und dann eine noch schönere Villa zu erbauen. — Da dachte ich sogleich an Sie. Er hat einen guten Wagen, wird nach seinem Zwecke in jeder Hinsicht bequem reisen, er ist ein fröhlicher, unterhaltender Gesellschafter, wie Sie einen brauchen, und würde sich ein Vergnügen daraus machen, Sie, einen Kenner der Architektur und Mann von Geschmack, auf diesem reizenden Ausfluge zum Reisegefährten zu haben." — „Kennt er mich denn?" fragte Arnheim, in welchem die alte Kunstliebe erwachte. „Wie heißt er?" — „Er hat Sie, wie er sagt, einigemal im Café am Sanct-Markusplatze in Venedig gesehen," erwiderte der Arzt, „und heißt Marino. Jetzt kommt er aus Rom."

Arnheim erinnerte sich des Namens, ohne daß er sich von dem Manne, den er bezeichnete, besonders angezogen gefühlt hätte; doch willigte er gern darein, daß der Arzt ihm denselben zuführe. — Dies geschah noch am Abend des nämlichen Tages, und Arnheim fand in Marino einen Mann von einigen und vierzig Jahren, lang und dürr von Gestalt, mit einem scharfen, lauernden Blick über einer schmalen, spitzigen Nase, doch nicht unangenehm im Aeußern. Sein zweites Wort war eine Bouffonnerie und oft voll Witz, wovon sich der gute Arzt besonders eine heilsame Zerstreuung für seinen Genesenden versprach. Dabei zeigte er bedeutende architektonische Kenntnisse und überhaupt einen gebildeten Kunstgeschmack. Dies zog Arnheim an und sie wurden über die Reise bald einig, indem Marino nach einiger Weigerung sich dazu verstand, daß Arnheim die Hälfte der Reisekosten trage. Da er einen gewandten Bedienten bei sich hatte, so bestimmte Arnheim, daß Franz mit seinen Effekten nach Neapel gehen und ihn dort erwarten sollte. Franz verstand sich ungern dazu, seinen jungen Herrn fremden Händen zu überlassen, und die Trennung wurde ihm wie Arnheim ungewöhnlich schwer.

Der schöne Frühling, in welchem die kühlen, erfrischenden Seewinde und der aromatische Duft der sich erschließenden edlen Vegetation unter dem reinen, blauen, unbewölkten Himmel Italien zu einem Paradiese zaubern, prangte in seiner ganzen Schönheit. Die Reise ging auf die bequemste Weise durch den Garten Italiens über Parma, Lucca und das Florentinische. Arnheim sog die stärkende Luft dürstend ein wie das Kind die süße Milch der Mutterbrust; die Schwermuth seines Blicks ging in milde Wehmuth über, seine Wange röthete sich, ja er konnte selbst in Augenblicken sich den Bouffonnerien seines Gefährten hingeben, der ihn mit der größten Aufmerksamkeit behandelte und bemüht war, ihn nur das Vergnügen der Reise genießen zu lassen, ohne deren Beschwerden. Auch hatte Marino den Takt, seinen Possen einen Zügel anzulegen, wenn Arnheims Stimmung nicht dazu geneigt schien und das Gefühl ihn mächtiger und schmerzlicher ergriff, daß er sich immer weiter von dem Wesen entfernte, dessen ideales Bild unbeschränkte Herrschaft über sein Herz und seine Phantasie gewonnen hatte. Sein Reisezweck führte ihn zu jeder reizenden Villa, woran dieser Strich Italiens so reich ist, und die sich ihm und seinem Gefährten auch willig und gastfreundlich öffneten. — Sie fanden hier Kreise, in welchen Anmuth und Schönheit, Geist und Heiterkeit wetteiferten, den anziehenden, noch etwas bläßlichen und in sich gekehrten Fremdling mit dem Leben auszusöhnen. Kunst und Natur waren aber für ihn das Einzige, was ihn lebhaft beschäftigte, und dafür fand er reichliche Nahrung in den geschmackvollen Villen in den reizendsten Umgebungen mit entzückenden Fernsichten. Seine Mappe füllte sich immer mehr mit schönen Skizzen. Auch war ihr Aufenthalt nirgends lang genug, daß er ein anderes Interesse hätte fassen können, wenn sein wundes Herz auch für ein solches empfänglicher gewesen wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Moden.

(Fortsetzung.)

Was wir die öffentliche oder Straßentracht genannt haben, zeichnet sich dieses Jahr, neben dem obligaten Shawl, durch eine gewisse Einfachheit und Gleichförmigkeit aus, wobei sich aber der seit einigen Jahren merkbar steigende Luxus doch nicht verleugnet: die Sammthute von mittlerer, bescheidener Form, aber mit Spitzen und Federn, doch mehr ernst als herausfordernd aufgeputzt; nichts Auffallendes, Unerwartetes am Schnitt der meist dunkelfarbigen Ueberröcke und Kleider, aber die Seidenstoffe sehr gewählt und ziemlich kostspielig. Der ganze Anblick hätte etwas Eintöniges, Strenges, wenn nicht die eben besprochene vornehme Ausartung des Shawls in's Bunte, Weitscheinende einige Abwechslung hineinbrächte. Die auffallende Form und Farbe der Shawls ist es im Augenblick vorzüglich, was dem musternden Auge einigermaßen den Maßstab für die wirkliche oder angemaßte Qualität der Weiber gibt. Die Vornehmheit, welche die Mode von oben herab handhabt, fühlt bei der festesten Ueberzeugung von ihrer an sich siegreichen Genialität dringend das Bedürfniß irgend eines Schnörkels, der den nachtretenden Haufen verwirrt und im Respekt hält. Das bloße Bewußtseyn der Aechtheit und Kostbarkeit der Stoffe, so stolz es seyn mag, befriedigt so wenig als das Gefühl innerer Vorzüge, welche in der großen Welt nicht geltend zu machen sind. Es ist eine sterile Tugend um den prächtigen, naturfarbigen Pelz des sibirischen Wiesels, so lange der gefärbte Balg der Hauskatze auf zehn Schritte ungefähr denselben Effekt macht.

Wenn man einen Blick auf die Geschichte der Moden seit zwanzig, dreißig Jahren zurückwirft, so läßt sich nicht verkennen, daß den Trachten, welche der Franzose costumes de ville nennt, gegenwärtig eine gewisse, allerdings schwer zu definirende Eigenthümlichkeit zukommt. Wenigstens ist die absichtliche Nachahmung der Formen des vorigen Jahrhunderts hier viel weniger auffallend als beim vollen Putz. Dieser behauptet fortwährend den seit einigen Jahren angenommenen Rocococharakter, und er ist consequenterweise sehr reich, ja überladen: Sammt und schwere façonnirte Seidenzeuge mit Spitzen, doppelte Kleider, Perlen, Geschmeide, Blumen aller Orten. Es ist merkwürdig, wie man hier beim Copiren der alten Moden die verschiedenen Perioden durcheinanderwirft und doch wieder auseinanderhält, indem man, je nachdem die Stoffe nach ihrem allgemeinen Charakter mehr dem siebzehnten Jahrhundert, oder mehr dem achtzehnten entsprechen, bald die Formen des einen, bald die des andern herbeizieht. Für Kleider von Sammt und Brocat werden die Zeiten Ludwigs XIII. und XIV., für Ballanzüge von Tüll und Crepp die Ludwigs XV. und XVI. wieder auferweckt.

Wir haben schon früher Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß jede Zeit, in Allem, und so auch in der Tracht, bei der größten scheinbaren Willkühr und Launenhaftigkeit in Streben und Wahl, einem geheimen Gesetze gehorcht und sich unwillkührlich selbst zeichnet. Dies thut nun auch die gegenwärtige Periode. Jenes kokette Maskenspiel mit urgroßmütterlichen Moden in Tracht und Hausgeräthe ist an sich schon charakteristisch; es verräth, daß die lustige Zeit des eleganten Cynismus und der gepuderten Grazie noch in manchen frisirten und parfümirten Köpfen a's poetisches Abendroth am Horizonte steht; es zeigt, daß die Sage vom Paradiese, aus dem die Eva des achtzehnten Jahrhunderts mit Reifrock, Fontange und Mouchen ausgetrieben wurde, noch immer in sehnsüchtigen Herzen fortgepflanzt wird. Es ist sehr bezeichnend, daß jene „Vieillerie" vorzugsweise nur die höchsten Gattungen des Anzugs ergreift, den Putz zur Assemblee, zum Ball, zum Schauspiel. Hier ist man mehr oder weniger unter sich, hier kann man mit wehmüthiger Lust die Protestation gegen den unaufhaltsamen Lauf der Welt im Rauschen der Volans, im Klappen der Fächer, im Rasseln des Geschmeides bedeutsam austönen lassen. Betrachtet man die Formen des vollen Anzugs, wie sie gegenwärtig herrschen, aus diesem Gesichtspunkt, so macht es einen höchst sonderbaren Eindruck, wenn man auch die Weiber und Töchter des sogenannten Volks am großen Tage die Tracht ihrer Urgroßmütter tragen sieht, und zwar in nobilisirtem Styl, der das Air der Marquisin postulirt. Ich wenigstens kann mich in solchem Falle vor den unangenehmsten Gefühlen nur dadurch retten, daß ich den ganzen Spuk als heitere Parodie nehme.

In denselben Sphären, von denen die Gesetze für die Repräsentation im Anzug, gleichsam für das historische Fach desselben ausgehen, wird auch der Anstoß zu den Trachten des öffentlichen Orts, wir möchten sagen, zum Genre des Kostüms gegeben. Wie kommt es nun, daß an leztern Formen immer des Altväterischen verhältnißmäßig weit weniger haftet, daß sie weit moderner erscheinen, sofern sie mehr von unserer Zeit sind? Es fließt dies aus derselben Fatalität, welche auch den vornehmsten Gedanken zwingt, sich im Verkehr mit der Welt, wie sie einmal ist und täglich mehr wird, in ein zugehendes, resignirendes Wort zu fassen. Auch bei den höchsten Ansprüchen verbittert man sich ja nur das Leben durch laute Opposition gegen die große Mehrzahl deren, welche jene Ansprüche gar nicht oder nur sehr zweideutig honoriren. Man nickt lächelnd zu den empörendsten, aufdringlichsten Behauptungen des Zeitgeistes, wenn beim

Neinsagen nichts he.auskommt oder man sich gar lächerlich macht. Dasselbe Bedürfniß der Ruhe im Niveau der Menschheit modelt nun auch die Tracht, in der man sich in den großen Haufen mischt. Wie der aristokratische Gedanke in gemischter Gesellschaft sich in mi.d versöhnender Form ausprägt, so nehmen alle Ideen zur Toilette, welche für den öffentlichen Plaz bestimmt ist, unwillkührlich eine bürgerlichere, herablassendere Miene an. Im Sammthut und Kamaschen, im Muff und Seidenshavl lebt man in Gottes Namen mit dem Jahrhundert, dessen Kind man ist. Ganz consequent nimmt daher die Fashion alle Trachten, mit denen sie sich einer gewissen allgemeinen, öffentlichen Gleichheit unterwirft, nur als Negligé, höchstens als halben Puz in Anspruch. Der Straßenzug ist ce qu'on dit, der eigentliche Staat ist ce qu'on pense; und wenn man auch bei jenem, wie oben angedeutet worden, Eclat und Auszeichnung sucht und findet, so geschieht dies doch nur in einem Maße, welches mit den sonstigen, offen eingestandenen Ansprüchen vollkommen im Verhältniß steht.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

(Fortsezung.)

Raupachs Maria. Der Elephant. Schneiderwiz.

Und doch hält es das Publikum für Versündigung; es will seine, die Schillersche Maria; sie muß und soll rein seyn, und durchaus interessant, wozu gehört, daß sie nicht drei Männer hintereinander liebt, heirathet und haßt. Gewissermaßen hat das Publikum Recht. Es soll die Kunst das menschlich Wahre, nicht das menschlich Wirkliche ausbeuten; zu beweisen aber, daß dies grauenhaft Wirkliche in Maria Stuarts früherer Geschichte auch psychologisch sich erklären läßt, ist, bei der Fülle von Begebenheiten, an einem Theaterabend fast unmöglich. Das Stück ist wie alle Raupachschen Dramen gearbeitet, rhetorisch und nicht dichterisch. Die Blizsprünge des Genius, die uns mit dem Abnormsten aussöhnen können, fehlen; dafür hat er mit feiner elastischen Logik die Uebergänge, die das Gefühl verlezen, erklären wollen. Das genügt nicht; es wirkt das Gegentheil von dem, was es sollte. Darnleys Mord ist eine wilde That, erklärbar aus den rohen, gährenden Elementen der damaligen schottischen Zustände. Kannibalisch, troz allem Raffinement, würde uns ein Shakespeare die Thäter in kurzen Reden vorgeführt haben, es wären Völler, Trunkenbolde, Fanatiker, ruchlose Gestalten. Raupach läßt die vier Mörder in der schwarzen Nacht mit kaltem Wize philosophiren über Leben, Zeit, Ewigkeit, und dann an den Mord gehen, wie man einen Braten zerlegt. Es heißt im Publikum, es habe seine Abgunst gegen den großen Dramatiker vor ihm in dem Dichter gewirkt. Thorheit! Andere sagen, er habe seiner verbissenen Laune gegen das weibliche Geschlecht darin freien Lauf gelassen. Doppelt thöricht; denn was er dichtete, erreicht noch nicht die Wirklichkeit. Das Resultat ist: die Geschichte dichtet gewisse großartige Tragödien, für die die Kunst kein Maß hat; und Schiller kannte richtiger das Bedürfniß, als er ein kleines, schwaches Segment aus dieser ungeheuern Geschichte zur Tragödie für die Bretter zurecht machte. Seine ist nicht die wirkliche, historische Maria, aber eine Maria, die das Gefühl in uns zur Königin erhebt, wie wir Königinnen auf den Brettern ertragen, bewundern, bedauern und begreifen.

In Potsdam wurde eine große Tragödie aufgeführt, zum ersten Mal. Ein großer Elephant, der toll geworden, wurde mit Blausäure vergiftet, nachdem er in der Raserei seinen Wärter beinahe umgebracht hatte. Der zweite Akt erfolgte in Berlin. Nachdem der Cadaver durch die Gnade des Königs, wie verlautet für tausend Thaler, für unser Museum erkauft worden, ward er, hiehergeschafft, unter Lichtensteins Leitung unter freiem Himmel und großem Zustrom aller Candidaten der Medicin secirt. Was für die Wissenschaft und unsere Thierarzeneikunde dadurch gewonnen worden, steht noch dahin, da dieses abschreckende Beispiel vor der Hand wohl die Elephanten von hier entfernen wird. Der berühmte Wiener Reisende, Herr v. Hügel, hat seitdem bekannt gemacht, wie zerschmolzene Butter ein unfehlbares Mittel sey, tollgewordene Elephanten wieder zur Vernunft zu bringen. Wenn das Mittel auch sonst hälfe, könnte es viel Anwendung finden; zur Prüfung bei Elephanten dürfte es vorläufig an Gelegenheit fehlen. — Als Gegenstück zu dieser Tragödie darf eine Komödie nicht unerwähnt bleiben, die vom Wiz unserer Schneider ein vortheilhaftes Zeugniß ablegt. Die englischen oder anglisirten wasserdichten Mäntel, oder Macintoshs, die seit Kurzem hier Mode geworden, sollen dem Absaz vaterländischer Mäntel Eintrag gethan haben. Da unsere Fashionables vorzugsweise sich jener bedienen, kamen einige Kleidermacher auf einen, wenn nicht glücklichen, d. h. erfolgreichen, doch gewiß humoristischen Einfall. Der Charakter und die Physiognomie der Berliner Eckensteher ist zur Genüge bekannt, so wie, daß ihr Aeußeres das Gegengift eines Dandy ist. Mehrere dieser numerirten Straßenständer wurden nun jüngst durch die Freigebigkeit einiger Kleidermacher mit (echten oder falschen) Macintoshmänteln beschenkt, mit der Verpflichtung, ihre Blechschilder und Nummern darauf zu heften, und angewiesen, in diesem Puz die belebtesten und elegantesten Passagen zu durchstreifen. Ob sie auch angewiesen waren, die gleichgekleideten Elegants vertraulich als Brüder zu grüßen und sie zu fragen, wo ihre Nummern und Bleche wären, oder ob sie es aus eigenem Humor thaten, weiß ich nicht — genug, der Wiz ward anerkannt, belacht und belobt. Ob er seine Wirkung gethan, werden die Schneider am besten beantworten, wenn die Regenzeit eintritt, welche diesmal zufällig bis jezt ausblieb.

Der Elephant in Potsdam führt mich auf die Eisenbahn, welche noch immer nicht mit Elephantenkraft ziehen will. Abermals beklagenswerthe Beispiele, daß die Locomotive nicht fortwollte — der Kessel war sogar eingefroren! — und statt drei Viertelstunden, gegen drei Stunden unterwegs blieb. Dagegen sind Nachtfahrten versucht und ziemlich geglückt. Die Aktien gehen herunter; doch erst Frühjahr und Sommer werden den Regulator der Wirksamkeit abgeben. — Jemand, der der Eisenbahn mit gutem Rath beispringen wollte, ist von ihr schnöde zurückgewiesen. Ein ehemaliger Beamter hat in seiner jezigen Muße die Entdeckung gemacht, daß man auf den Eisenschienen nicht fahren, sondern rutschen müsse, zu welchem Behuf man jene mit „allerlei Schmieralien“ glatt und schlüpfrig zu erhalten habe, damit sie als Schlittenbahn dienten.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 25.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 29. Januar 1839.

> — Clifford. — Ay, ay, so strives the woodcock with the gin;
> So doth the coney struggle in the net.
> York. — So triumph thieves upon their conquer'd booty;
> So true men yield, with robbers so o'ermatchd.
>
> Shakespeare.

Constance Contarini.

(Fortsetzung.)

So kamen sie nach Ancona. Hier lag ihnen die dalmatische Küste mit ihren Inseln vor Augen, und Marino machte seinem Gefährten den Vorschlag, ob sie nicht ein eben dahin segelfertiges Fahrzeug besteigen und des Contrastes wegen diese zum Theil wildgebirgige Küste besuchen wollten. Die gegen die Seeräuber befestigten alterthümlichen Schlösser von merkwürdiger Bauart würden manchen Anlaß zu interessanten Studien geben, welche ihm auch für den Hauptzweck seiner Reise von Nutzen seyn möchten. Besonders erregte er Arnheims Neugierde durch die phantastische Schilderung eines derselben unfern der Ruinen des alten Salona, im Alterthum berühmt durch die Gärten Diocletians, wohin der Weltbeherrscher nach Niederlegung der Kaiserkrone sich zurückzog, um den Rest seines thatenreichen Lebens in üppiger Ruhe zu genießen. Er nannte eine ihm befreundete Familie, der das Schloß gehöre. Arnheim wurde von dem reichen Schauplatze so merkwürdiger Thaten und Begebenheiten des Alterthums und des Mittelalters angezogen und fand diesen Vorschlag vortrefflich.

Sie schifften sich ein. Die Braut Venedigs, das adriatische Meer, schien ihre nur zu bekannten Launen vergessen zu haben, und nach einer sehr glücklichen Fahrt landeten sie bei Zara. Der Gegensatz war höchst pikant. Das Ansehen des Landes mit seinen wildbewachsenen Gebirgen und seinen weiten üppigen Weideplätzen, von zahlreichen Heerden belebt, und der Bewohner, die oft wilder aussahen als ihre Gebirge, alles war verschieden, obgleich auch hier Pomeranzen- und Citronenwälder mit ihrem Aroma die Luft schwängern und die Rebe blüht und prachtvolle Cactus die Felsen oft in den reichsten Farbenschmuck kleiden. Sie hielten sich in Zara, das weiter keine Annehmlichkeiten darbot, nicht auf, sondern mietheten Reitpferde, von andern mit dem Gepäck begleitet, und zogen dem phantastischen Schlosse bei Spalatro zu.

Es zeigte sich ihnen schon in der Ferne, als sie den ungeheuern Ruinen des alten Kaiserpallastes, welche sie mit Muße in den nächsten Tagen zu besuchen beschlossen, vorüber waren, auf einer übrigens reichen und üppigen Anhöhe, doch ernst mit seinen drohenden Thürmen. Schon sank die Sonne in's Meer, als sie die ziemlich steile Anhöhe erstiegen hatten und in das tiefgewölbte Thor, das von den Hufen ihrer Rosse wiederhallte, einritten. Ein ungewohnter Schauder durchrieselte Arnheims Gebein. Er rechnete ihn dem alterthümlichen Eindrucke und der

kühlen Temperatur in dem Thorgewölbe zu, so wie den ungewohnten Ernst, der sichtbar über seinen sonst so lustigen Gefährten gekommen war, dem Ernste der Verwüstungen einer reichen Vorzeit, die in meilenlangen Trümmern vor ihnen lag, ein Anblick, der ihn selbst erschütternd ergriffen hatte.

Der Hof war mit zum Theil bewaffnetem Gesinde von wildem, rohem Aussehen erfüllt. Marino bemerkte einen ihm bekannten Diener, den er fragte, ob die Herrschaft auf dem Schlosse sey, und dem er auftrug, für sich und seinen Reisegefährten um gastliche Aufnahme zu bitten. Der Diener kehrte bald zurück und lud die willkommenen Gäste ein, ohne Förmlichkeiten in ihren Reisekleidern sich hinauf zu verfügen, indem er für ihr Gepäck Sorge tragen würde. — Es ging eine gewundene Marmortreppe hinauf und ein dumpfes Getöse von Hin- und Herwandelnden und wie von Bewaffneten scholl ihnen entgegen. Auch fanden sie das erste Gemach von wildaussehenden Gestalten erfüllt. — Ein unheimliches Gefühl überschlich Arnheim, der sich darüber selbst verspottete, und dies gegen seinen Gefährten äußerte, welcher jedoch lautlos mit sichtbarer Aengstlichkeit ihm zur Seite ging. Der Diener führte sie durch mehrere alterthümlich möblirte, menschenleere Gemächer, bis zu einer Thür, hinter welcher sie verschiedene Stimmen vernahmen. Die Thüre öffnete sich und ein Kreis von Männern und Frauen sah ihrem Eintritt entgegen. Sie traten ein, Arnheim voran. Da schlug der laute Schrei einer weiblichen Stimme: „Jesus Maria, Giacomo!" an sein bestürztes Ohr, und eine der Frauen sank ohnmächtig auf den Boden hin, während eine andere ein lautes, widriges Gelächter aufschlug. — Arnheim stürzte zur Hingesunkenen mit dem Ausruf der höchsten Ueberraschung. „Constance Contarini! Signora, Sie hier?" Aber mit zornsprühendem Angesicht trat ihm ein hochgewachsener hagerer Mann, Wuth im funkelnden Auge, stolz entgegen: „Und hier ist Andreas Contarini, und für dich, der Contarinis Ehre befleckt hat, der Tod! — Hinweg mit ihm!" herrschte er den Bewaffneten zu, von denen sich der bestürzte wehrlose Arnheim plötzlich umringt sah. Er blickte nach Marino umher: dieser war verschwunden.

„Signor!" rief er, „unerhörter schändlicher, tückischer Verrath hat mich in Ihre Gewalt gebracht. Gebrauchen Sie sie, wie Sie es für gut finden, aber schonen Sie Ihrer Gemahlin; beim Gekreuzigten, sie ist so schuldlos, ja schuldloser als ich!" — „Hinweg mit ihm!" schrie Contarini, gelb vor Zorn. „Was kümmert dich ihr Schicksal? zittere für das deinige, Elender!" — „Bandit!" rief Arnheim, dem sich das Innerste empörte, und er entriß mit Blitzesschnelle einem der Bewaffneten das Schwert und stürzte auf Contarini zu, ihn zu durchbohren; allein es packten ihn die Knechte des Nobile und schleppten ihn gewaltsam und unter Mißhandlungen fort. — Wohin sie ihn schleppten, bemerkte er nicht. Das Ungeheure war zu unerwartet, zu überwältigend über ihn gekommen; seine Sinne verwirrten sich und er wußte nicht, was mit ihm und um ihn vorging.

(Fortsetzung folgt.)

Moden.

(Fortsetzung.)

Wer sich dem schwierigen und wahrscheinlich undankbaren Geschäft unterzöge, eine Geschichte der Tracht im Abendlande seit den frühesten Zeiten zu schreiben, würde besonders den Gedanken festzuhalten haben, daß auch auf diesem Gebiete die Entwicklung einer analogen Linie folgt, wie Alles, was der Mensch in Idee und Wirklichkeit schafft und baut und fortbildet. In der Detailgeschichte ist überall unruhige, lärmende Thätigkeit, ein Fordern und Widerstehen, ein Herüber- und Hinüberziehen, ein Verkürzen und Erweitern, ob es sich nun von Verfassungen, von Rechten und Ansprüchen handelt, oder von Wissenschaft und Kunst, oder vom äußern Schmuck des Lebens, von Kleidung und Geräthe; aber in Allem zeigt sich am Ende im Verhältniß zum großen Lärm nicht viel oder nichts, was der Rede werth wäre, verändert, wenn man auf's Große und Ganze sieht. Wie ungemessen ist nach allen Richtungen menschlicher Thätigkeit die Leidenschaft, der Wunsch des Einzelnen, Neues zu erleben und selbst zu produciren, und wie beschränkt ist selbst die Kraft der Gesammtheit in Umwandlung des Kleinsten wie des Größten! Die Menschheit hat oft so lange daran gearbeitet, ein Wamms oder einen Kragen loszuwerden, als einen Rechtsbegriff oder ein Dogma. Alle Entwicklung erfolgt nur sprungsweise, und in den ruhigen Zwischenzeiten wird nur das Alte in Staat, in Kirche und Garderobe hin und her gewendet, gekerbt und gekniffen, und man freut sich lärmend vermeintlicher Neuerungen, die sich im Lauf der Geschichte nur als phantastische Umschreibungen des längst Dagewesenen oder gar als Rückgriffe erweisen. Ja, die Tracht, wie sie unter ewigen Wechseln und wiederkehrenden Ausschweifungen ihren Gesammtcharakter doch nur sehr allmählig ändert, ist ein wahres Bild der Geschichte der Menschheit selbst: wohl rückt diese, gleich unserm Sonnensystem, beständig fort, einem unbekannten Ziele entgegen; aber diese Bewegung wird nur nach langer Frist bemerkbar, und im gegebenen Zeitpunkte gewahrt man nichts als im Wirbel der täglichen und jährlichen Umdrehungen das ewig Alte. — Die

Metamorphosen, die der Europäer im Lauf der Jahrhunderte mit seiner äußern Erscheinung vorgenommen, zeigen recht deutlich, daß die tausendfüßige Larve des Geschlechts zwar allgemach eine Haut nach der andern abschiebt, aber ein Wurm bleibt und nie zum geflügelten Insekte wird.

Wir haben schon in frühern Artikeln bemerkt, daß die weibliche Tracht durch alle christlichen Jahrhunderte ungefähr denselben Typus beibehalten, daß der weibliche Bildungstrieb sehr wenig Neues erfunden hat, was nicht schnell zum Alten zurückgekehrt wäre. Der Geschichtschreiber hätte in dieser ganzen Entwicklung nur wenige entscheidende Formen auszuzeichnen. Dennoch zeigt sich, wenn man die Haltung der jetzigen weiblichen Welt mit den uns überlieferten alten Bildern und Beschreibungen vergleicht, ein merkbarer Unterschied, und ein Fortschritt, der übrigens mit allen Richtungen der Kultur parallel geht. Dies zu versinnlichen, theilen wir im Folgenden einige Auszüge aus Geschichten und Chroniken mit. Sie beweisen, daß die Sucht nach dem Auffallenden, Neuenden, Kostbaren von jeher zum mindesten so stark und rührig war als gegenwärtig, und sie geben durch Uebereinstimmung und Contrast manchen ergötzlichen Wink zur Vergleichung mit der Gegenwart. Wir fassen dabei vorzüglich den weiblichen Putz in's Auge, können aber, der Natur der Sache nach, das den männlichen Betreffende nicht ganz ausschließen.

Um das Jahr 1350 ging in Deutschland in der Dichtkunst, Kleidung und andern Dingen eine große Umwandlung vor. Es war dies die Periode unmittelbar nach der allgemeinen, großen Pest, dem sogenannten schwarzen Tode, vor dem sich Boccaccio's erzählende Gesellschaft auf das Land geflüchtet. Die Limburger Chronik sagt darüber Folgendes: „Nachdem nun also (um 1350) die Geißel- und Römerfahrt, groß Sterben und Judenschlagt ein Endt hatten, da fing die Welt wieder an zu grünen, zu lebben und freudig werden. Es machten Männer und Weiber newe Kleider; das waren die lange Tapperte, die trugen sowohl Mann als Frawen, weidt, auf beiden Seiten geknenfft." — **Tappert** ist ein unter den Völkern im Mittelalter weitverbreitetes Wort; schon im Celtischen heißt **Tabar** ein festliches Kleid. Man denkt bei jenen, beiden Geschlechtern gemeinschaftlichen Mantelkleidern an den modernen Paletot, der wirklich etwas Mittelalterliches, halb Barbarisches hat.

Um dieselbe Zeit kamen auch bei beiden Geschlechtern die ausschweifenden Schnabelschuhe (Schneffelschuh) auf, die sich unter mancherlei Modifikationen so lange erhalten haben, wie denn noch in einer Stuttgarter Schulordnung vom Jahr 1501 von den Schülern gefordert wird: „das sie sich auch an geberden und an waatt (Gewand) der cleider schulerlichen beaysend mit vermiden **spiziger schnepperschuhen**, **llainer käpplin**, kurzer ritterscher Röck &c. Die Schuhschnäbel waren oft so lang, daß sie am Gehen hinderten, und eben dies mochte ihnen, wenigstens in der Extravaganz, den Stempel der Vornehmheit aufdrücken, wie den langen Nägeln der Chinesen und unserer heutigen feinen Welt. Sie waren übrigens im 11ten Jahrhundert ganz allgemein verbreitet, und wurden selbst auf das Schlachtfeld getragen. Nach Tschudi's helvetischer Chronik schnitten die Herrn, welche mit Herzog Leopold von Oesterreich 1386 in die Sempacher Schlacht gezogen waren, die Schuhschnäbel ab, weil sie zu Fuß fechten wollten. — Als die Belagerer von Kassel im selben Jahr 1386 abgezogen waren, führten die Hessen „etliche Wagen voll der spitzigen Schnäbel, so die Kriegsleute des Sturms halber abgeschnitten hatten, in die Stadt."

In der Limburger Chronik heißt es ferner vom Jahr 1380: „Also welcher heur ware ein guter Schneider, der taugt eß (jezt) nit ein Fliege; also hatt sich der Schnidt verwandt in diesen Landen und in so kurzer Zeitt." — Ferner: „Da ging es ahn, daß man nit mehr die Harlocken und Zopffe truge, sonder die Herren Ritter und Knechte trugen gekurte (gekürzte, gestuzte) Haare) oder Krullen (Rollen), über die Ohren abgeschnitten, gleich den Conversbrudern; da das die gemeine Leude gesehen, thaten sy es auch."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Visitenkarten. Austrageanstalten.

Der Neujahrstag sezte, wie gewöhnlich, ganz Paris in Bewegung. Des Besuchens unter Verwandten und Freunden ist kein Ende. Mit den Bekannten kommt man durch Niederlegung einer Visitenkarte davon, und auch dieses hat die Spekulation den Leuten recht bequem gemacht. Es sind nämlich schon seit manchen Jahren Anstalten vorhanden, welche sich mit dem Umhertragen der Visitenkarten abgeben, so daß die Erfüllung einer Freundschaftspflicht jezt die leichteste Sache von der Welt ist. Zwei Bekannte, welche z. B. an zwei Enden der Stadt wohnen, schicken ihre Karten an das im Mittelpunkte von Paris befindliche Bureau, und dieses besorgt wechselseitig das Ablegen der Karten. Wie es dem Bekannten geht, ob er glücklich ist oder nicht, ob er der Dienste des Andern bedarf oder nicht, darum bekümmert sich keiner von Beiden; der Eine könnte allenfalls todt seyn, und doch eine Karte in seinem Hause anlangen. Die alte Gewohnheit ist hier also zum unbedeutendsten und lächerlichsten Gebrauche herabgesunken. Die Ankunft einer Visitenkarte beweist bloß, daß sich Jemand noch unsers Namens erinnert. Weiter darf man in dieser kleinen Welt, wo man der Bekannten so viele hat, von denselben nicht verlangen. Die Anstalten, welche hier die Vermittler der Bekanntschaften geworden sind, haben sich zu nicht unbedeutenden Unternehmungen erhoben. Die Hauptanstalt ist die von Bidault u. Comp. in der Straße Jussienne, die sich Bureau général des

distributions d'imprimés nennt, und sich in ihren Prospekten rühmt, hundert in Uniform gekleidete Träger zu halten und täglich drei Vertheilungen in Paris zu besorgen, nämlich um sechs Uhr Morgens, um elf Uhr Vormittags und drei Uhr Nachmittags. Nach der Briefpost wäre dies also die größte Anstalt ähnlicher Art in Paris. Auch ist die Pariser Post zuweilen eifersüchtig geworden, weil die Privatanstalten auch geschriebene Cirkulare umhertrugen, und hat ihnen deßhalb Processe angehängt. Die Bibaultsche Anstalt befaßt sich seitdem nur noch mit Drucksachen. Sie besorgt die Vertheilung von Zeitungen und Zeitschriften, Prospektus und Ankündigungen; für Zeitungen wird vom ersten Tausend ein Centime per Stück, vom zweiten Tausend $\frac{3}{4}$ Cent. und vom dritten Tausend und darüber $\frac{1}{2}$ Cent., für Prospektus werden 10 Fr. per Tausend, für Cirkularschreiben $1\frac{1}{2}$ Cent. per Stück, für Visitenkarten 5 Cent. per Stück, vom 15ten December bis zum 15ten Januar aber, in der eigentlichen Epoche der Visitenkartencirkulation, 4 Cent. bezahlt. So gering eine solche Abgabe auch ist, so läßt sich doch wohl denken, daß die Anstalt bei der ungeheuern Menge von Mittheilungen aller Art, welche hier beständig gemacht werden, sehr große Geschäfte machen kann, wenn ihr nicht Nebenbuhler in den Weg treten. Eine schwierige Sache ist es manchmal, die Leute in einer von 900,000 Seelen bewohnten Stadt aufzufinden. Nun besteht bereits seit vielen Jahren ein Almanac de 25,000 Adresses, welcher jährlich wieder aufgelegt wird, und zwar „vermehrt und verbessert;" allein obschon man vermittelst dieses Hülfsmittels manche Personen auffindet, so fehlen doch auch Viele in diesem Almanach, welchen sogar die Briefpost oft zu Hülfe nehmen muß. Die Bibaultsche Anstalt rühmt sich in ihrem Prospektus, daß sie die Wohnungen von 115,500 Steuerpflichtigen in Paris kenne und angeben kann, so daß sie also gelehrter zu seyn scheint, als die königliche Briefpostverwaltung. Die Wohlhabenheit der leztern ist wohl schuld, daß sie sich nicht so viele Mühe gibt, wie eine Privatanstalt, deren Erfolg einzig von der guten Besorgung der ihr gegebenen Aufträge abhängt; indessen ist es doch bekannt, daß selten Briefe vom königlichen Postamt unbesorgt bleiben, so mangelhaft auch die Adressen sind. Wahrscheinlich hat dieses Amt andere Mittel (z. B. vermittelst der Polizei), um die Wohnungen der Leute zu erfahren. — Eine kostspieligere Gewohnheit als das Herumschicken der Visitenkarten sind die sogenannten Etrennes oder Neujahrsgeschenke. Von allem, was die Römer nach Gallien gebracht, haben sich, nebst der Sprache, ihre Strenae am besten erhalten, natürlich weil vielen Leuten an Aufrechthaltung der Gewohnheit gelegen war.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin, Januar.

(Fortsetzung.)

Ein Projektmacher. Journalindustrie.

Deßgleichen hat dieser Mann entdeckt, wie man mit einer kleinen Hebelvorrichtung Anhöhen ohne Anstand hinauf- und hinabfahren könne. Für diese Entdeckungen verlangte er nicht mehr als einen bestimmten Aktienantheil nicht allein an der Potsdamer, sondern auch an allen preußischen, und nicht allein an allen preußischen, sondern auch an allen deutschen, und nicht allein an allen deutschen, sondern auch an allen europäischen, ja amerikanischen Eisenbahnaktien. Da man ihm aber unbegreiflicherweise weder aus Potsdam, noch aus Amerika geantwortet, hat er aus Depit seine Vorschläge für das Publikum als Richter in lezter Instanz abdrucken lassen, und behält sich seine Ansprüche an die neue und alte Welt in separato vor, wenn man nach seiner Methode nicht mehr fahren, sondern rutschen wird. Derselbe Erfinder, wenn es nach ihm gegangen, wäre übrigens jezt eine viel bedeutendere Person. Denn im Zustande des Nachsinnens fand er, daß seine Verdienste um den Staat so groß seyen, daß eine gewöhnliche Belohnung dafür gar nicht ausreiche. Deßhalb proponirte er, gewisse Domanialgüter, die früher zu einer großen deutschen Herrschaft gehört, zu derselben abermals zu arrondiren, ihr den Namen einer erloschenen reichsfreien Grafenfamilie beizulegen, und ihm Grafschaft und Namen zu übertragen, und ich weiß nicht bestimmt, ob auch Siz und Stimme beim Bundestag. Hoherseits konnte man sich indessen dieser Dienste nicht ganz entsinnen oder meinte, die bekannten seyen schon zum Ueberfluß belohnt, und versezte ihn darauf sofort in den Ruhestand, der ihm dann, außer den angeführten, noch zu andern Gespinnsten der Phantasie Muße gegeben, welche beweisen, daß in unserer ermatteten Generation noch immer Originalität zu finden ist, wenn man sie nur am rechten Orte sucht.

Eine andere Mystifikation, die in das Gebiet des Betrugs schlägt, verdient zur Warnung für das Publikum bekannt gemacht zu werden. Mit unserer journalistischen Literatur sieht es, wie man weiß, schlimm aus. Während unsere bekanntern Journale, die in's Ausland gehen, zum Theil sich nur mit Mühe halten, blüht dagegen eine nicht unbeträchtliche Zahl kleiner populärer Blätter, welche durch sehr billigen Preis und die Vermittelung der Colporteurs einen unglaublichen Absaz in den Bürgerklassen haben, welche die vornehmere Literatur bis dahin als Leser gar nicht beachtet hatte. Einige dieser Blätter streben nach Gehalt, andere sind eine reine Geldspekulation. Ein gewesener Rektor hatte auch ein solches Blatt unternommen, das bei einem äußerst mäßigen Preise, durch die Bemühungen der Austräger, einen großen Absaz fand. Die Subscribenten hatten ihren Namen unter einen lithographirten Prospektus zu sezen, auf dem sehr viel versprochen und noch mehr mit kleiner Schrift geschrieben stand, was nachzulesen die Wenigsten sich die Mühe nahmen. Wenn aber Einer oder der Andere nach Jahresablauf sich weigerte, das Blatt ferner zu nehmen, erklärte ihm der Colporteur: er müsse es thun, denn er habe sich dazu verpflichtet; und bei genauerer Dechiffrirung der kleinen Schrift des Prospekts ergab sich, daß die Bedingung eingeschaltet war, wer unterschreibe, verpflichte sich, das Journal auf eine Reihe von Jahren, ich glaube bis fünfzehn oder gar zwanzig, zu halten. Da Viele sich dennoch weigerten, kam es zur Klage, einer der sonderbarsten, die wohl vor Gerichtshöfen anhängig gemacht ist: daß N.N. verurtheilt werde, das Journal ein halbes Menschenalter hindurch zu halten. In dem Dinge war so vorgesehen, daß der Colporteur schon gedruckte Klageschemate in der Tasche führte, und sobald sich Jemand weigerte, ward nur sein Name eingetragen und die Klage darauf an's Stadtgericht gesandt. Hier schwebten nun mehrere hundert Processe der Art. Wie sie definitiv entschieden sind, weiß ich nicht; doch kam eine Entscheidung von anderer Seite dazwischen, indem von Oberpolizeiwegen dem Redakteur jezt die Erlaubniß zur Herausgabe seines Blattes wegen des Mißbrauchs wieder genommen ist. Diesmal gewiß von Rechtswegen; die Schmach der journalistischen Literatur ist indessen durch keine Polizeiverfügungen auszutilgen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 26.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 30. Januar 1839.

Wir Teutschen sein mit Kleidung re und allwegen nie anderst gewest alls wie die Affen. — Und ich sih, das die Welt ye länger, ye närrischer, und noch kein Aufhören mit den neuen seltzamen Gebreuchen biß detto ist.

Schwarz nach Trachten und Leben, von Reichard.

Moden.

(Fortsetzung.)

In einer Chronik von Leoben aus dem vierzehnten Jahrhundert wird über die vielen Neuerungen in der Kleidertracht in Kärnthen, Steuermark und andern Ländern Klage geführt. Oft habe man, heißt es, den linken Ermel von einer andern Farbe getragen als den rechten, oft habe man denselben linken Ermel dadurch ausgezeichnet, daß man ihn ungeheuer weit gemacht, weiter als der ganze Rock. Manche haben Flecke von anderem Tuch mit silbernen oder seidenen Buchstaben auf der Brust gehabt, andere gar Bildnisse auf der linken Seite des Busens getragen. Fast alle Kleider seyen so eng und knapp gewesen, daß Viele nur mit fremder Hülfe hinein und heraus gekommen u. s. w. Diese Moden scheinen durch die französischen Gemahlinnen der Herzoge Rudolph und Albert nach Oesterreich gekommen zu seyn. Die Natur des damaligen Verkehrs brachte es mit sich, daß die Verschleppung der Moden lokaler und mehr vom Zufall abhängig war als später und gegenwärtig. Französische Moden werden übrigens schon in diesem Jahrhundert und noch früher häufig erwähnt. So trug Elisabeth, die Braut Johanns, des Sohns Kaisers Heinrich VII., bei ihrer Vermählung in Speier 1310 longissimum gallicum indumentum, d. h. ein langes Schleppkleid à la française, und jezt noch, nach einem halben Jahrtausend, ist bei jedem hohen Beilager ein solches Ding, nach Gottes Segen, das unentbehrlichste Stück.

„Gugel oder Kugel, offenbar vom römischen Cucullus, hieß im Mittelalter eine lang herabhängende, doch auch zuweilen in die Höhe strebende Haube, das Vorbild unserer Toquen. So erzählt eine Chronik: „Bohemische Kugeln trugen die Frawen (1380); die gingen da an in diesen Landen. Diese Kugell sturzte ein Frawe über ihr Haupt, und stunde vorn uff zu Berge über dem Haupt, also wie man die Heilig in der Kirchen mahlet."

Eine andere Chronik sagt: „Anno 1100 biß man schrieb 1130 war so ein großer Ueberfluß an prächtig Gewant und Kleidungen der Fürsten, Grafen und Herren, Ritter und Knechte, auch der Weiber, als vor niemals gehöret worden. Da trug man Ketten von vier oder sechs Marken, samt köstlich Halsbändern, großen sildern Gürteln und mancherlei Spangen; auch silberne Fassungen oder Bänder mit großen Glocken von zehn, zwölf, und bisweilen von zwanzig Mark." — Diese Schellentracht, die sich sehr lang erhalten hat, bildet einen Hauptzug der mittlern Zeiten. Sie scheint sich aus dem zwölften Jahrhundert herzuschreiben, und kam wohl deßhalb in Gang, damit Leute von Stand bei Hoffeierlichkeiten sich im Gedränge Platz verschaffen konnten. Man trug diese

Schellen am untersten Saum der Kleider, aber auch an Schuhen, an Halskragen, am Gürtel. Auf diese Tracht bezieht sich der Vers im bekannten alten vorlutherischen Kirchenliede: in dulci jubilo:

Und die Schellen klingen
In regis curia.

Diese Schellen gingen vermuthlich, wie so manche Raffinerie, von den Geistlichen auf die Weltlichen über, denn Bischöfe und Aebte trugen schon sehr früh dergleichen Glocken an Chorkappen und Meßkleidern. Diese entnahmen sie wohl dem jüdischen Kultus, denn der Hohepriester trug 72 goldene Glöcklein am Oberrock, damit man seinen Gang hörte. — Endlich wurden die Schellen zum Abzeichen der Narren und Possenreißer, denen man sie an Ermel und Kappe heftete. Das Sprichwort sagte: „je größer der Narr, je größer die Schelle," und Geiler von Kaisersberg bezeichnet jede Art Thorheit mit dem Namen „Schelle." Ob Raupach, als er seinen ewigen Bardier taufte, an diese Beziehung gedacht hat, wissen wir nicht zu sagen; soviel leuchtet aber ein, daß in diesem Schicksal der Schellentracht das Loos jeder Mode versinnbildlicht ist: gestern noch laut und vornehm klingelnd, ist sie morgen eine Thorheit und der Kinder Spott, und beim abgedroschenen Modeanzug aus dritter, vierter Hand, in dem eine verwitterte Schöne Gesichter schneidet, wird einem so weh zu Muthe, wie bei der gezwungenen Lustigkeit des Schalksnarren.

Der Strafpredigten der Moralisten und Geschichtschreiber über den Luxus und die Neuerungssucht in der Kleidung sind durch alle Zeiten herauf unzählige. Wir führen hier eine einzige Stelle an. — Der gelehrte Agricola, † 1485, sagt in einer seiner Schriften: „Es ist eine leichtfertigkeit und zeichen eines wankelbaren gemüts, sich also yzt mit Kleydung, yzt mit ander newerung zu endern. Unsere alte Deutschen haben huete getragen und zum zeichen der einfalt das stumpfe ende vonden gekert. Yezt bringet man jedes Jahr eine newe Kleydung, an schuhen, an pareten, und andere leichtfertigkeit. Jzt tregt man französische röcke, hispanische kappen, das man noch wohl ein englisch jacken dazu bedörffte. Es zeiget aber solche affische Weise, das wir Deutschen leichtfertige leutte sind, des wir doch mehr schande denn ehre haben."

Unter desselben Agricola Sprichwörtern bemerkt man jenes, das auch von Goethe benützt worden ist: „Es gehöret mehr zum Tanze denn rote Schuh." Wie vom Tanze, so gilt dies von jeder Art der Repräsentation, so wie von jeder feinen Tracht und anspruchsvollen Mode. Jedes Jahr auf eine andere Erscheinung angewendet, bleibt der Sinnspruch ewig richtig, und gegenwärtig z. B. lautet seine Umschreibung: es gehört mehr zur Eleganz als ein rosenfarbiger Seidenshawl mit Schwanenpelz.

(Fortsetzung folgt.)

Constance Contarini.

(Fortsetzung.)

Als Arnheim endlich das Bewußtseyn wieder erhielt, fand er sich auf einem steinernen Estrich, sein Gebein wie zerschlagen. Das schwache Licht einer Ampel vor einem Altare, von dem ein hohes silbernes Kreuz strahlte, zog seine erstannten Blicke auf sich, und als er bei dem flackernden Scheine Näheres zu erkennen vermochte, gewahrte er einen offenen Sarg vor einer tiefen Grube. Er wußte nicht, ob ein furchtbarer Fiebertraum ihn ergriffen, ob seine Sinne täuschten; allein es war schreckliche Wahrheit. Er erkannte im Raum eine Kapelle, die Wände mit schwarzem Tuch bedeckt. — Schauder durchbebte ihn. Es kostete einige Zeit, bis er sich das Bild der vergangenen schrecklichen Augenblicke — oder Stunden, er vermochte es nicht zu bestimmen — zurückrufen konnte. Es stieg nach und nach vor seinem innern Auge in aller seiner Furchtbarkeit auf. Er hörte Constancens Angstgeschrei um ihn und das Lachen der Hölle dazwischen; er sah sie niederstürzen, vielleicht um sich nie wieder zu erheben, und — er war ihr Mörder! — Ungeheure Angst ergriff ihn, alle Furien der Verzweiflung bestürmten ihn, er wüthete an den Wänden umher, um einen Ausgang zu entdecken, durch den er brechen, ein Fenster, durch das er sich stürzen könne, um zu ihrer Rettung zu eilen. Vergebens! — kein Ausweg — keine Spur! — In dem schrecklichen Gefühl seiner Ohnmacht sank er verzweifelnd am Altare nieder. „Du, der für die Sünder gestorben ist an diesem Kreuze," rief er aus angstbeklommener Brust, die Hände zum Kreuze emporgestreckt, „laß nicht die Unschuld verderben um meiner Sünden willen! Auf mich, auf mich allein alle Greuel des Todes! Laß mir nur die Gewißheit, daß sie lebt, und ich unterwerfe mich ohne Murren der Buße, die du über mich verhängt hast!"

Da stand eine hohe, ehrwürdige Gestalt, ein Carthäusermönch, dessen schneeweißer Bart bis zum Gürtel herabfloß, am Altare, den wehmüthigen Blick auf ihn gerichtet, und sprach sein „Memento mori!" — Arnheim erbebte: ihm erscholl jenes weissagende Memento mori aus der unglückseligen Nacht. Doch faßte er sich und sagte: „Du siehst, ehrwürdiger Vater, wohin ich meine Zuflucht genommen habe. In deiner Erscheinung fühlt mein Inneres seinen Erbarmer. Du kündigst meinem jungen Leben den Tod an. Ich habe ihn verdient um ihretwillen, die ich nicht zu nennen wage. — Aber sie — o sprich! — sie —" — „Unglücklicher!" sagte der Greis mit bebender Stimme, „gedenke nicht der irdischen Leidenschaft in dieser ernsten Stunde, die deine lezte im irdischen Leben ist." — „Gereinigt ist mein Herz von ihr, Vater!" erwiderte Arnheim. „Meine Liebe ist nicht Leidenschaft, nicht irdisch mehr; sie

ist schon längst die tiefste Reue; aber Liebe ist sie noch, und sie zittert für das Schicksal der Engelreinen, die ich in namenloses Unglück gestürzt habe durch meine Leidenschaft. Hast du ein menschliches Herz, wie dein ehrwürdiges Antlitz es verkündet, so beschwöre ich dich bei allen Heiligen, bei dem Erlöser am Kreuze — sprich — lebt sie?" — „Sie lebt!" — „Gelobt sey Maria! — und wird sie leben?" fragte er zagend. — „Durch deinen Tod!" antwortete trübe der Greis.

Da brach Arnheim in vollen Jubel aus: „O, so sey er mir gesegnet! — und auch du, Vater, der ihn mir verkündet! — Er nehme hin mein Leben als Sühnopfer, der Stolze, der sich von mir beleidigt wähnt, auch wenn er mich tückisch darum betrügt!" — Der Greis seufzte tief. „Ich kann deine Leidenschaft nicht billigen," sagte er, „aber noch minder, wie der übermüthige irdische Stolz gegen dich verfährt, und niemals ward meine Pflicht, dem Sterbenden, denn das bist du, die Tröstung zuzubringen, die Gott und seine heilige Kirche in meine schwache Hand gelegt hat, mir so sauer. — Ich beuge mein graues Haupt vor seinem Rathschlusse, auch wenn er mir unbegreiflich ist, und so beuge auch du dein jugendliches Haupt vor ihm in Demuth und bereite dich." — „Ich bin bereit und erwarte vom Leben und von den Menschen nichts mehr, nur Barmherzigkeit von Gott. — Aber, kannst du mir sagen, ehrwürdiger Vater, wie ich sterben soll?" — „Sie, gegen die du gesündigt hast, sie wird den Versöhnungskelch dir reichen, gefüllt mit dem lezten bittern Tranke für dich im irdischen Leben. Dies allein vermag ihr Leben zu retten und ihre Ehre. Dies soll der Beweis seyn, daß sie an deiner sündlichen Neigung keinen Theil hat." — „Von ihrer Hand soll ich sterben?" rief Arnheim freudig aus; „mein brechendes Auge soll in das ihrige blicken?" — „Unglücklicher!" unterbrach ihn der Greis, „diese Glut, die selbst des Todes Schrecken nicht zu dämpfen vermag! Du findest Wonne in dem Gedanken, daß du aus ihren Händen den Tod empfangen sollst, und bedenkst nicht die unermeßliche Qual der Armen, die nur auf eine so schreckliche Weise ihre Ehre in den Augen des unerbittlichen Gatten und ihres Stammes herzustellen vermag?" — „Constancens Herz bebte um mich!" rief der Jüngling. „Ihre Hand wird mir den Versöhnungskelch reichen: — er ist nicht bitter für mich! — Da ich nicht für sie leben kann, so ist es Wonne für mich, für sie zu sterben. Willig bring' ich ihr mein Leben zum Opfer!" — „Bring' es Gott zum Opfer, der es als Sühne von dir fordert!" sagte der ehrwürdige Greis, und seine Stimme zitterte. „Wie dauerst du mich, junges Leben! Sage, hast du noch einen Wunsch, den ich dir zu erfüllen vermag? Hast du Verwandte, vielleicht Eltern, die um dich trauern?" — „Niemanden, ehrwürdiger Vater," erwiderte Arnheim. „Mein Leben selbst ist eine Schuld, für die ich büßen muß. Dir will ich das schreckliche Geheimniß entdecken, um das nur ein Mensch noch im Leben weiß, und das ich deinen verschlossenen Lippen anvertrauen will. Ich bin der Sohn eines geistlichen Fürsten aus einem der vornehmsten Geschlechter, und meine Mutter war — seine nächste Blutsverwandte." — „Barmherziger Gott!" rief der bestürzte Greis." — „Beide deckt seit Jahren das Grab," sagte der Unglückliche im tiefsten Schmerze. „Ruhe ihrer Asche! — Doch hinweg damit! Ich habe nur noch einen einzigen Menschen, für den mein armes Daseyn einen Werth hat: dies ist ein treuer Diener, der mich von der unglückseligen Stunde meiner Geburt an nicht verlassen hat und meiner jezt in Neapel harrt. Diesem möchte ich die Kunde geben, daß er mich hienieden nicht mehr zu erwarten habe, und daß ich ihn zum Erben einseze alles dessen, was in seinen treuen Händen sich befindet. Ich will dies mit einigen Worten auf ein Blatt schreiben — er zog seine Brieftasche hervor — wenn du mir versprichst, daß es sicher in seine Hände gelangen soll." — „Thue dies, mein Sohn. Er soll es gewiß erhalten, und müßte ich selbst mich auf den Weg nach Neapel machen, um es ihm einzuhändigen."

Er schrieb auf ein Blatt in seiner Schreibtafel beim Scheine der flackernden Ampel; dann blätterte er darin, nahm ein Papier heraus, drückte es an seine Lippen und verbarg es an seinem Herzen, wo auch sein Bild Constancens ruhte. Ein zweites und drittes Papier zog er mit Bitterkeit heraus, zerriß es und warf die Stücke verächtlich auf den Boden.

„Es ist ein Schuldbrief, den ich zerrissen habe," sagte er mit trübem Lächeln zu dem Greise, der verwundert seinem Thun zusah, „und nun bitte ich dich, bringe diese Brieftasche, die Wechsel und mehrere mein Eigenthum betreffende Papiere enthält, sicher in die Hände meines Dieners, dessen Adresse hier aufgeschrieben ist. — Auch ist in meinem Reisekoffer zu Ancona Manches, was ich noch in seinen Händen wünschte. Doch das ist wohl die Beute des Nichtswürdigen, der mich so schändlich verrathen, mich in diese Mördergrube verlockt hat." — „Ich werde nach deinen Effekten forschen," erwiderte der priesterliche Greis, „und hoffe damit nach deinen Wünschen zu verfahren, verlasse dich darauf. Und hast du nichts mehr hienieden, und bist du bereit zum lezten Schritte, so empfange den lezten Liebesgruß deines Erlösers." — „Aus ihren Händen werde ich ihn empfangen, ehrwürdiger Vater. Du aber segne den Sterbenden!" — Mit diesen Worten kniete er am Altare nieder, der priesterliche Greis legte die zitternde Hand auf sein jugendlich umlocktes Haupt, ertheilte ihm die Absolution und versah ihn mit den Sterbesakramenten, blickte dann zum Kreuze empor, unvermögend, mehr zu sagen als: „Dein versöhnter Erlöser stärke dich, mein Sohn!"

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortsezung.)

Etrennes. Musikalbums.

Sicher haben die Römer bei ihren Strenae einander keine so niedlichen Sachen verehrt, wie die Pariser an ihren Etrennes, wiewohl sie manchmal Ursache haben, den Gebrauch zum Henker zu wünschen. Hat ein Oheim das Glück, ein Duzend Neffen und Nichten zu besizen, so kann er nicht umhin, ihnen Etrennes zu geben, und zwar nach seinem Vermögen, das heißt also, kostbare, wenn er ein begüterter Mann ist. In einem Vaudeville wird gesungen:

> Un oncle est un restaurateur,
> Donné par la nature.

Wenn nun ein Oheim von Natur verbunden ist, für seine Neffen offene Tafel zu halten, um so mehr ist er verpflichtet, sie am Neujahrstage, wenn sie ihn so herzlich umarmen und ihm Heil und Segen wünschen, mit anständigen Etrennes zu bescheeren. Was hier vom Oheim gesagt wird, gilt auch von der Tante, der Großmutter, kurz allen Verwandten in aufsteigender Linie. Außerdem gebietet die Klugheit, denjenigen, von denen man Dienste erhalten hat, oder von denen man Dienste erwartet, Etrennes zuzusenden, und die Gewohnheit will, daß wir den Untergebenen, die uns im Laufe des Jahrs nüzlich gewesen sind, durch Geldetrennes unsere Erkenntlichkeit beweisen. Man sieht also, daß es nicht leicht eine Lage gibt, in welcher ein Pariser, der nicht zu den Armen gehört, sich der Verpflichtung entziehen kann, die alten Römer in ihren Strenae nachzuahmen. Dafür stellen aber auch am Neujahrstage alle Pariser Kaufleute einen furchtbaren Vorrath von neuen Waaren aus, nüzlichen sowohl als unnüzen, glänzenden und soliden. Es ist ein Tag des allgemeinen Kaufens und Verkaufens, und in keinem Monate des Jahrs ist der Absaz so stark, als im Januar. Er ist in diesem Monate sogar beträchtlicher, als in den gesammten Sommermonaten, und er muß oft den Kaufleuten für den in der sogenannten Saison morte erlittenen Schaden Ersaz geben. — Die Almanachsfabrikation hat in Frankreich nie große Fortschritte gemacht. Zwar hat man die englischen Keepsakes einigemal nachgeahmt; allein die Kupfer dazu ließ man in England oder doch von englischen Künstlern stechen, oder erhielt sie ganz fertig aus den Händen von Londoner Verlegern, welche bereits in ihren Taschenbüchern Gebrauch davon gemacht hatten. Dagegen hat sich ein anderer Industriezweig hier gehoben, nämlich das Verfertigen sogenannter musikalischer Albums. Die Musikalienhändler suchen nämlich von den ausgezeichnetsten oder beliebtesten Tonsezern ein halbes oder ein ganzes Duzend neuer Stücke, besonders Romanzen oder andere Gesangstücke zu bekommen, lassen dieselben stechen, mit Vignetten verzieren und machen ein schön eingebundenes Buch daraus, welches dann unter dem Namen Album Puget, Album Castelli, Album Adam vom Stapel gelassen wird, und in den Salons der Reichen auf einem Erhard- oder Papeschen Fortepiano von Palissanderholz seinen Plaz findet. Musikalien werden hier immer als eine Luxussache behandelt; es erscheint fast kein Gesangstück ohne eine Vignette, welche den Verleger berechtigt oder veranlaßt, sein Verlagsstück um zehn oder zwölf Sous theurer anzusezen. Ueberhaupt hat es mit dem Musikalienhandel eine sonderbare Bewandtniß in Frankreich. Der Preis derselben steht immer auf dem Titelblatte gestochen; aber Jedermann weiß, daß die Verleger den meisten Abnehmern die Hälfte Rabatt geben, und da alle beliebten Musikalien im Ausland sogleich nachgestochen werden, so sind die hiesigen Verleger genöthigt, ihre Originalauflagen um jeden Preis abzusezen. — Ein anderer Handelsartikel, welcher ebenfalls am Neujahr großen Absaz erhält, sind die Statuetten oder kleinen Bildsäulen von Erz. Dieser Kunstgegenstand, als Zierde der Wohnung begüterter Personen, war sonst unbekannt; seit zehn Jahren hat derselbe bedeutende Fortschritte gemacht.

(Schluß folgt.)

Berlin, Januar.

(Schluß.)

Literatur. Weihnachtsfest. Künstlerverein.

Die Kommissionen zur Regulirung der buchhändlerischen und schriftstellerischen Rechte arbeiten thätig fort. Neue bedeutende Erscheinungen wenig. Steffens arbeitet an einem großen philosophisch-religiösen Werke; Fr. v. Raumer (der nach Italien reist, zu Vorbereitungen für eine zweite Ausgabe seiner Hohenstaufen) bereitet seine lezten archivarischen Forschungen in England zum Druck vor; Fr. Förster hat seine Gedichte, und darunter die bekannten Runden des großen Kurfürsten, gesammelt herausgegeben; W. Alexis arbeitet an einer Uebersezung des berühmten englischen Werkes: Shakespeare and his friends. Von neuen Zeitschriften weiß man nichts, mehrere ältere schwanken zwischen Seyn und Nichtseyn; der Freimüthige ist, in derselben Verlagshandlung, unter die Redaktion des populären Schriftstellers Glasbrenner übergegangen und in Potsdam erscheint eine neue politische Zeitung, redigirt von Dr. Ungewitter, die aber, wenn es wahr ist, daß ihr das politische Raisonnement nicht gestattet ist, keine Stürme aufregen wird. — Hier entsteht mit dem neuen Jahre ein literarisches Lesekabinet, unter Leitung des unter dem Namen Rebenstein bekannten Schriftstellers Bernstein, welches, wie verlautet, von mehreren namhaften Literaten unserer Stadt berathen, begründet und unterstüzt, jedenfalls das erste in Berlin ist, welches einer literarischen Leitung sich erfreut. Wenn es in's Leben getreten, mehr darüber. — Das Weihnachtsfest, begünstigt durch vorzügliches Wetter, hat sich sonst durch nichts besonders bemerkbar gemacht. Einige Dampfwagen und Eisenbahnen unter den Spielsachen, viele Ausstellungen, aber nicht Vieles darin; der Jagorsche Speisesaal, als Garten mit blühenden Lauben und singenden Vögeln ausgeschmückt, war noch das Ausgezeichnetste. — Von einem andern Wunderfeste, das einige Wochen früher stattfand, meldete ich Ihnen gern, wenn es nicht Indiscretion wäre, was der Humor für einen bestimmten Kreis ersonnen, in seinen Einzelnheiten vor die Oeffentlichkeit zu bringen. Der jüngere Künstlerverein feiert alljährig durch ein buntes Maskenspiel, Transparente, und was dahin gehört, seine noch immer frische Existenz. Die Laune und Kritik, ja die Selbstkritik spielt hier so keck, wie es eben nur möglich ist unter einem Kreis aufgeweckter Kunstgenossen, die sich verstehen. Ein Wort kann zünden, wo man vor einem gemischten Publikum langer Reden bedarf, um das Verständniß vorzubereiten. Noch kein Fest fand so allgemeine Theilnahme und blizte so von schlagendem Wiz. Möchte der junge Verein noch lange jung bleiben.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 27.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 31. Januar 1839.

Und sterb' ich denn, so sterb' ich doch
Durch sie, durch sie,
Zu ihren Füßen doch!

Goethe.

Constance Contarini.

(Schluß.)

Arnheim lag noch am Altare hingesunken, vom Gefühle des Todes erfüllt, und als er den Blick wieder erhob, war der Carthäuser verschwunden. — Er richtete sich auf. Eine himmlische Ruhe war über ihn gekommen, er blickte ohne Schauder auf den Sarg und das offene Grab, das ihn bald umfangen sollte. „Sie wird mir den Versöhnungskelch reichen; mein Traum wird erfüllt!" sprach er. „So fahre denn hin, treuloses Leben mit deinen Täuschungen!"

Da vernahm er ein Rauschen hinter dem Altare, und ein Verhüllter trat hervor und flüsterte, indem er ihm eine Verhüllung darbot, ihm zu: „Giacomo, werfen Sie dies Gewand über sich und folgen Sie mir!" — „Abbate!" rief Arnheim überrascht, „Sie hier? Und auch Sie in dem finstern Complotte der Hölle gegen mich?" — „Nein," erwiderte der Abbate, denn er war es, „erst in diesem Augenblicke ist mir verrathen worden, daß Sie in Ihrer unbegreiflichen Arglosigkeit in die Grube gefallen sind, die boshafte Hinterlist Ihnen gegraben hat, und zugleich ist mir dieser verborgene Weg zu Ihrer Rettung gezeigt worden. Ich bekam in Venedig Kunde davon, daß Ihnen der Tod geschworen sey, und eilte voll Besorgniß hieher. Wie konnte ich furchten, daß es so weit kommen würde! — Aber säumen Sie nicht, folgen Sie mir!" — „Sie sind zu meiner Rettung hergeeilt? Dank! Dank! Ich soll die Sonne wieder begrüßen!" rief Arnheim, und das jugendliche Leben flammte hoch in ihm auf, und schon wollte er das Gewand über sich werfen und seinem Führer folgen, als er plötzlich stockte und fragte: „Wer hat Sie zu meiner Rettung gesandt, und wenn ich fliehe, was wird aus Constancen?" — „Sorgen Sie zunächst für sich," erwiderte der Abbate ungeduldig, „und verscherzen Sie nicht mit thörichten Grillen den günstigen Augenblick!" — und er wollte ihm das Gewand umwerfen und ihn mit sich fortziehen. Arnheim aber riß sich von ihm los. „Nicht eher von dieser Stelle," sagte er mit bestimmtem Tone, „als bis Sie meine Fragen beantwortet haben. Wer hat Sie gesandt? Wer verrieth Ihnen den verborgenen Gang?" — „Fur so thöricht hätte ich Sie doch nicht gehalten," erwiderte der Abbate unwillig. „Wer mich gesandt hat? Die fromme Dame, die Ihnen das Verbrechen christlich verzeihen will, daß Sie sie im Wahne, es sey Constance, von dieser wahrscheinlich eingeladen, im Gartensaale, wohin sie sich von dem Maskenballe zurückgezogen hatte, überfallen haben, und die sich Ihren Zudringlichkeiten nur entziehen konnte, indem sie sich demaskirte." — „Abscheulich!" rief Arnheim empört. „Diese schändliche Lüge, sie ist es,

die mich, die Constancen verderben soll? — Hier liegen die Beweise in Stücken, welche die schamlose Buhlerin entlarven könnten!" und er wies auf die zerrissenen Papiere. „Und die Bosheit soll siegen?" — „Der Welt Lauf!" erwiderte der Abbate; „folgen Sie ihm und retten Sie sich von unvermeidlichem Untergange!" — „Und Constance?" fragte Arnheim. — „Empfehlen Sie sie ihren Heiligen," versetzte der Abbate; „vielleicht ist auch Rettung für sie." — „Kein Vielleicht!" rief Arnheim mit festem, entschiedenem Ton; „mein Tod rettet sie gewiß, und ich bleibe!" — „Ist das Wahnsinn?" rief der Abbate erstaunt. — „Menschenwürde, Abbate, Menschenwürde!" entgegnete Arnheim. — „Wahnsinn! Wahnsinn!" wiederholte der Abbate, „der Sie in's Verderben stürzt. — Sie haben Ihre Rettung verschmäht! — Ich höre nahen. — Jezt ist es zu spät!" und er verschwand hinter dem Altare.

Wirklich öffnete sich fast im nämlichen Augenblicke die schwarze Wand gegenüber, und als Arnheim seinen Blick dahin wandte, fiel der düstere Schein einer Fackel in die Kapelle, und eintrat der Nobile Contarini, und von ihm unterstüzt, wankend Constance, der Schmerz in höchster Schönheit, und hinter ihnen ein Bewaffneter mit einem Kelche auf einer silbernen Platte und gezogenem Schwerte. Ein zweiter ging zur Seite Contarini's. Als Constance die Grube erblickte und den Sarg, erbebte sie, und ihr schöner Blick wandte sich auf ihr Schlachtopfer, und ein Strom liebevollen Mitleids ergoß sich aus dem schönen Auge auf ihn. — Arnheim war in ihren Anblick versunken. Er sah nur sie, alles Uebrige verschwand vor seinem Blicke. Er ließ sich vor ihr auf sein Knie nieder und sagte mit bebender Stimme: „Laß den Glücklichen, der hier zu deinen Füßen dich anfleht, ihm die Leidenschaft zu verzeihen, die dir, Engelreine, diese Stunde bereitet hat, und der mit seinem lezten Athemzuge deine Unschuld betheuert, laß ihn von deinen Lippen hören, daß du ihm verzeihst, daß du in einem langen, glücklichen Leben, wenn du seiner gedenkst, ohne Bitterkeit seines Frevels, dich geliebt zu haben, gedenken wirst, eines Frevels, den er auch am Rande des Grabes nicht zu bereuen vermag, und reiche ihm den Kelch der Versöhnung!"

Constance trat voll Schauder zurück; ihr thränenschwerer Blick schien den Gemahl zu fragen: „Forderst du wirklich das Ungeheure?" — „Reich ihm den Becher!" sagte dieser kalt. — Da blizte ihr Auge auf, die Thränen versiegten, sie wandte sich rasch und mit Hoheit zu dem Bewaffneten, nahm den Kelch und sprach zu Arnheim im schmelzendsten Tone: „Ich reiche ihn dir, da rohe Gewalt und übermüthiger Stolz ihn mir aufdringt, und mit ihm empfange den Beweis meiner innigsten Liebe, denn ich kredenze ihn dir!" und ehe noch Contarini es hindern konnte, oder selbst Arnheim, der erschrocken ihn ihren Lippen entreißen wollte, hatte sie ihn zur Hälfte geleert und reichte ihn dem Ueberraschten mit dem Lächeln der Liebe und mit den Worten: „Es reicht für uns Beide." Arnheim hob ihn schnell an seine Lippen mit dem Ausruf: „Constance mein!" und leerte ihn bis auf den Grund.

Contarini, tief erschüttert, wollte Constancen umschlingen und rief nach Hülfe; sie aber riß sich von ihm los und sagte: „Sie haben mich, von falschem Zeugniß und Stolz verleitet, zwingen wollen zu einer unerhörten Unthat, Signor. Ihnen gehöre ich nicht mehr an! Nur ihm, nur ihm, mit dem mich der Tod hier am Altare vermählt! Jezt ist meine Liebe keine Sünde mehr!" — Und sie umschloß den beseligten Arnheim und drückte den glühendsten Kuß der Liebe auf seine bebenden Lippen, und ihr Herz schlug an dem seinigen in stürmischer Wallung, dann stockend — matter — die Lippen erbleichten — und sie sanken, vom Nebel des Todes umfangen, das brechende Auge in einander gewurzelt, am Altare hin, schuldlose Opfer boshafter Rachsucht und blödsinnigen Stolzes.

Contarini starrte auf das festumschlungene Paar. Selbst den beiden rohen Bewaffneten rann eine Thräne über die gebräunte, rauhe Wange. Alle drei verließen schweigend die Halle. Die Grube wurde zugeworfen, zwei Särge wurden neben einander vor den Altar gestellt, welche die Leichname der grausam Geopferten aufnahmen, es wurden Todtenmessen gelesen und dann die Kapelle fest vermauert, so daß nie wieder ein menschlicher Fuß sie betrat. — Die Gräfin Albani ließ sich einkleiden in einem Kloster von strenger Clausur, der Abbate wurde der Ordensbruder des Carthäusers, und nur der stolze Contarini kehrte in eine freudenleere, öde Welt voll Fitter zurück und betrat dieses Schloß nie wieder.

Moden.

(Fortsezung.)

Eine der ergiebigsten Quellen zur Kenntniß des Trachtenwesens sind die vielen Geseze und Verordnungen wider den Luxus. Die Häufung derselben beweist freilich, daß sie nichts fruchteten; ihre beständige Wiederholung zeigt aber doch, daß man zu oberst in der Gesellschaft ein Interesse hatte, hartnäckig, und wäre es auch nur durch eine Art von Verwahrung zu Protokoll, gewisse Ansprüche zu vertheidigen, andere zu demüthigen. Es ist keiner der unbedeutendsten Charakterzüge unserer Zeit, daß sie dieser Art von Bevormundung, welche freilich noch weit schwerer zu handhaben ist als die Büchercensur, überall entsagt hat, und ihr entsagen mußte, sobald weit weniger Rang und Stand als die davon unabhängigen Mittel zu Ansprüchen auf äußern Lebensschmuck berechtigten. Wie sich die Nationalökonomie gestaltet hat, wäre ein Inder

verbotener Stoffe und Formen eine Maßregel, welche der Genius oder der Dämon der Zeit, das zwingende und fortstoßende materielle Interesse, dem entschiedensten retrograden Sinne unmöglich machte.

Wir geben Beispielsweise Einiges aus alten Verordnungen wider „den verderblichen, Schulden veranlassenden Putz. — In einer Frankfurter Kleiderordnung vom Jahr 1350 wird bestimmt: Man solle weder Gold noch Silber, auch keinerlei Gestein, noch keine Perlen auf den Kleidern tragen. Kein Mann oder Weib soll nach Belieben Ringe tragen, sondern die Zahl auf zwei eingeschränkt seyn, „entweder zwei Ring oder zwei Fingerlin." — Einer Frauen Gürtel soll nicht mehr werth seyn als ein Mark Silber; ebenso kein „Schappel" einer Jungfrau. — Keine Frau soll ein Kogel tragen, „der sey stryffechte (gestreift), geteilet oder gestuket." — Die Lappen an den Ermeln der Weiber sollen nicht über eine Elle lang seyn. — Die Weiber sollen keine Nesseltücher tragen;" auch keine Kruseln oder Hullen, größer dann von sechsvachen" (Zeug).

Kurfürst Ernst und Herzog Albrecht zu Sachsen erließen im Jahr 1482 eine Polizeiordnung, worin es unter Anderm heißt: „Keine Frau oder Jungfrau vom Ritterstande soll ein Kleid tragen, das über zwei Ellen auf der Erde nachgeht. — Keine soll mehr als einen seidenen und zwei gestickte Röcke besitzen, auch nur eine seidene Schaube, und kein Kleid soll über anderthalb hundert Gulden werth seyn (eine ungeheure Summe für jene Zeit). „Es sal keine Frawe oder Jungkfrawe ein geschmuckte Spane tragen; ir Haupt mogen sie mit den reinischen Hefteln und Krenzen schmucken, als das herkommen." — Wider die Einfuhr ausländischer Stoffe wird geeifert, doch ist sie den Vornehmen erlaubt, und die ganze Verordnung gar nicht streng. So soll „von seidenen Kleidern überhaupt nichts gerechnet werden als Sammt, Tamasken (Damast), Atlas, Tobin, und Schaelach soll dem gleichgeachtet werden."

Nach einer Klosterordnung aus dem Braunschweig-Lüneburgschen von 1619 sollen die Jungfrauen „ausländische neue Modelle meiden, deren sich leider die Weltlichen mehr als gut gebrauchen." Ferner ist zu tragen verboten: Mützen mit goldenen Kronstiften, Knüppels um den Hals mit Gold und Perlen, Schuhe mit Rosen ꝛc. — Auch soll es den Jungfrauen nicht erlaubt seyn, „der neuen Art nach kurze, gestripte, und mit Eisen oder sonst weit ausgesperrte Röcke zu tragen." Man sieht daraus, daß um diese Zeit der Reifrock geboren wurde.

Diese wenigen Anführungen reichen hin, um die alte Wahrheit zu veranschaulichen, daß der Trieb zum Putz ein wesentliches Attribut des Menschen ist und zu allen Zeiten ähnliche Erscheinungen hervorgebracht hat. Der Mensch an sich ist sich immer gleich geblieben: zu oberst in seinen Trieben das Gefühl für ein göttliches Wesen als vernünftige Ursache der Welt, am andern Ende der Instinkt, die Wangen zu färben oder das Haar mit Blumen zu bestecken — beide, und was dazwischen liegt, sind in den mannigfaltigsten Formen, auf den verschiedensten Stufen der Kultur wesentlich dieselben. Es gibt gewisse Dinge, in denen der Mensch nichts lernt, von denen die ältesten Geschlechter so viel und so wenig wußten, als die jetzige Zeit; sie liegen jenseits unserer Perfektibilität; aber Alles, was in den Kreis derselben fällt, vom einfachsten Werkzeug bis zur organischen Wissenschaft, wird im Lauf der Zeit geglättet und verfeinert, im Begriff vereinfacht, in der Form vervielfacht, und der geistigen Arbeit der einen Generation bedient sich die andere nie eines Naturstoffs, um das Werk weiter zu führen. Wie unendlich Vieles in allen Beziehungen des Lebens ist in den letzten Jahrhunderten bequemer, einfacher, tragbarer, beweglicher, wirksamer geworden! An wie vielen Dingen hat sich die starre, plumpe Form nach und nach zum fließenden Umriß geschwungen und das Nothdürftige unter dem Vorwand willkührlichen Schmucks sich versteckt! Von dieser Verfeinerung ist nun auch der weibliche Putz nicht unberührt geblieben; und wenn man sich fragt, wodurch sich das jetzige Kostüm, nicht etwa im Schnitt, sondern in der ganzen Haltung von frühern Trachten unterscheidet, so begegnet man derselben Vereinfachung und Vervielfachung zugleich, wodurch so vielen alten Erfindungen die Sphäre der Wirksamkeit erweitert worden ist. Auch im Anzug hat man nach und nach durch Uebung die Kunst gelernt, die Kräfte zu Hervorbringung eines Gesammteffekts verständig zu vertheilen, die grobe Maschinerie zu verstecken, die plumpen Auswüchse in die harmonischen Linien hereinzubiegen, die nothwendige Form in die ästhetische Laune zu verkleiden, und die verschiedenen Gattungen der Anwendung nach ihrem Charakter durch Stoff, Form und Farbe zu bezeichnen. Der rohe Naturalismus, der in früherer Zeit die Individuen allen zufälligen Verirrungen des Putz- und Neuerungstriebs preisgab, hat einer gebildeten chromatischen Sprache Platz gemacht, welche für Alle „dichtet und denkt," und doch auch auf diesem Gebiete poetischer Thätigkeit den vollen Unterschied bestehen läßt, der in Allem den nachahmenden Kopf vom originellen trennt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Schluß.)

Statuetten. Puffs. Der Gisquet'sche Proceß.

Die Pariser Gipshändler besitzen jetzt einen sehr bedeutenden Vorrath von Abdrücken in Gips, welche die

Meisterwerke der Kunst des Alterthums und des Mittelalters darstellen und zu billigen Preisen zu haben sind. Es befinden sich sehr große Stücke darunter, welche nur in geräumigen Sälen und besonders in Museen aufgestellt werden können. Für kleinere Wohnungen hat man Statuetten, die sich zur Bildhauerkunst verhalten, wie die Genrebilder zur Malerei. Gyps ist aber hier ein zu gemeines Material, nur Bronze kann den Reichern genügen. Am meisten ist die Statuette der Jungfrau von Orleans, nach der bekannten Bildsäule von der Hand der allgemein bedauerten Prinzessin Marie, vervielfältigt und abgesezt worden. Sogar Rachel, die so schnell berühmt gewordene Schauspielerin am Théâtre français, sieht sich schon als Statuette in den Buden der Kunsthändler, wo sie neben Dlle. Taglioni recht gut ihre Stelle einnimmt. Unter diesen ernsten Darstellungen erscheinen dann die vielen Dantanschen Karrikaturstatuetten, denen man freilich das Possierliche nicht absprechen kann, die aber doch besser aufgenommen werden, als solche unnatürlichen Zerrbilder es verdienen. Ich begreife nicht, wie man sich lange mit denselben beschäftigen und sie sogar in seiner Wohnung aufstellen kann. Es ist schon genug, dünkt mich, wenn man ihnen im Vorübergehen einen Blick schenkt. — Am lezten Neujahr haben einige kleinern Theater nicht ermangelt, wie früher, eine dramatische Heerschau und satirische Uebersicht der Thorheiten des Jahres zu veranstalten. Eines dieser Stücke heißt die Puffs, nach dem englischen Worte Puff, wodurch die Aufschneidereien in den öffentlichen Anzeigen bezeichnet werden. Wort und Sache sind aus den englischen Tageblättern in die französischen, besonders in die Pariser übergegangen, und gegenwärtig stehen die hiesigen Ankündigungen den englischen wenig nach. Indessen muß man doch gestehen, daß sich in leztern eine Meisterschaft verräth, die nur das Werk langer Uebung seyn kann, und den Pariser Aufschneidern noch fehlt. Man sehe nur, mit welcher unendlichen Mannigfaltigkeit und Zuversicht die Schuhwichse in den Londoner Blättern angezeigt wird. Diese Originalität haben die Pariser Ankündiger noch nicht erreicht. Indessen sieht man aus den Anzeigen der Musardschen Tanzconcerte und mancher neuen Bücher, daß die englischen Muster den Pariser Ankündigern stets vorschweben. Unter den sonderbaren Anzeigen der leztern Zeit ist mir besonders folgende aufgefallen, womit es jedoch, allem Anscheine nach, ganz ernstlich gemeint ist. Vor weniger als einem Jahrhundert ist in Indien ein gewisser Bonnet, auf deutsch Mütze, gestorben, und hat ungefähr 75 Millionen nachgelassen. Seitdem haben sich alle Bonnets oder Mützen in Bewegung gesezt, um einen Antheil an der Erbschaft zu bekommen; aber keiner richtete etwas aus, und die 75 Millionen liegen immer da, ohne von Jemanden gehoben zu werden. Nun hat sich im Jahr 1837 ein vormaliger Notar aus Besançon, Namens Leschine, auf den Weg nach England gemacht, in dem Archiv der ostindischen Compagnie herumgestöbert und in einem Register die Anzeige gefunden, daß Claude François Bonnet zu Fontenis neben Rioz in der Franchecomté am 28sten August 1715 geboren war. Dieser Mann hat natürlich Verwandte gehabt; im Namen derselben soll nun in London bei dem Equity-Court ein Proceß gegen die ostindische Compagnie begonnen werden, welche den Schatz, wie leicht zu begreifen, gerne behalten möchte. Da aber zum Proceßführen Geld gehört, und zu einem solchen Processe noch viel mehr Geld, als zu jedem andern, so sieht sich Herr Leschine genöthigt, die Sache auf Aktien zu betreiben, und er ladet daher alle Franzosen ein, aus Patriotismus und aus Spekulation dazu beizutragen, daß die ostindische Compagnie genöthigt werde, den Schatz wieder herauszugeben. Der Patriotismus ist dabei insofern betheiligt, als Frankreich durch den Gewinn des Processes 75 Millionen in die Tasche steckt. Für die Theilnehmer ist aber die Sache höchst vortheilhaft, indem es gar nicht fehlen kann, daß jede Aktie von 100 Fr. zwanzigmal so viel eindringt, also 2000 Fr. Ein Notar in Paris, Namens Jossand, empfängt das Geld. Welche Gewährleistung aber die Aktiennehmer bekommen sollen, wird nicht gesagt, wahrscheinlich gar keine. Leschine rechnet auf die Gewinnsucht mancher Leichtgläubigen, die sich durch die beständig verfallenden Prellereien doch nicht enttäuschen lassen wollen. Sein Vorschlag wird die Zahl der Betrogenen noch vermehren, und der obenerwähnte dramatische Kritiker hätte diesen Puff den andern beifügen können. — In den ersten Tagen des neuen Jahres ging der berüchtigte Gisquetsche Proceß zu Ende, welcher acht Tage lang der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit und Unterhaltung gewesen war. Schwerlich ist je ein ähnlicher Proceß vorgekommen, und da bei demselben Alles sonderbar war, so fiel auch das Ende ganz anders aus, als man es erwartet hatte. Es handelte sich bekanntermaßen um die Frage, ob das Abendblatt Messager den ehemaligen Polizeipräfekten und nachmaligen Staatsrath Gisquet durch die vorgebrachten Beschuldigungen von Bestechung und Verschleuderung der Staatsgelder, so wie von argem Mißbrauche seiner Amtsgewalt, verleumdet habe oder nicht. Der Messager brachte eine solche Reihe von Schändlichkeiten an's Tageslicht, daß Gisquet, anstatt die Rolle eines Klägers fortzusetzen, nur darauf sinnen mußte, sich zu vertheidigen und die vorgebrachten Beschuldigungen zu beschönigen, so gut es gehen wollte. Die Hauptsachen hatte Gisquet selbst in dem Privatschreiben an Madame Foucaud, welches der Ehemann dieser Frau dem Messager übergeben hatte, eingestanden. Dennoch behauptete der Staatsanwalt Plougoulm, der Messager sey insofern strafbar, als er das Privatleben des Staatsbeamten in übeln Ruf gebracht habe. Nach dem Gesetze sey dies Keinem verstattet, indem es die Ruhe und den Frieden der Familien gegen jeden Eingriff schütze. Daß Gisquet selbst sein Privatleben aufgedeckt habe, sey keine Entschuldigung für den Messager; denn wenn auch Jemand sich selbst in übeln Ruf bringe und Böses von sich eingestehe, so sey es doch Niemanden verstattet, dieses zu wiederholen. Ich muß gestehen, daß mir diese Behauptung als das Abgeschmackteste vorgekommen ist, das ich je von einem Staatsanwalt habe vortragen hören. Das öffentliche Leben Gisquets gab Plougoulm dem Publikum schonungslos preis, und hier, meinte er, habe der Messager ganz Recht gehabt, indem er Gisquet an den Pranger gestellt. Er empfahl den Geschwornen, sich in diesem Sinne auszusprechen. Die Geschwornen verfuhren aber gerade umgekehrt. Sie gaben dem Messager in demjenigen Recht, was er vom Privatleben Gisquets gesagt hatte, und was im Grunde unbedeutend war, erkannten ihn aber als schuldig in Betreff seiner gegen Gisquet den Staatsbeamten vorgebrachten Beschuldigungen, und somit mußten die Richter den Messager verurtheilen, verfällten ihn aber in die geringste gesetzliche Strafe, in eine Geldbuße von 100 Fr. Die Verhöre hatten den vom ehemaligen Polizeipräfekten begangenen Unfug nur allzudeutlich bewiesen; allein die Geschwornen meinten, daß, wenn auch derselbe seine Macht und sein Ansehen arg mißbraucht habe, dies doch als keine Veruntreuung im gesetzlichen Sinne angesehen werden könne, und der Messager also Unrecht gehabt, ihn deßhalb öffentlich anzuklagen. Staatsanwalt und Jury haben wohl beide gefehlt; allein von keiner Seite ist appellirt worden. Man war der schmutzigen Geschichte müde. Dg.

Beilagen: Kunstblatt Nr. 10 u. Monatsregister Januar.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 28.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 1. Februar 1839.

Plena domus tunc omnis et ingens stabat acervus
Numorum. —

Juvenal.

Das Neujahr in Paris.

Gleich vor oder hinter dem Philosophen finden wir jedesmal eine Art Gelehrten, welchen man den Handlanger nennen könnte; ein in seiner eitlen Treuherzigkeit merkwürdiger Sondermann, welcher gewöhnlich sein ganzes Leben darauf verwendet, Materialien für Andere anzusammeln und zurecht zu machen. Einer dieser ehrenwerthen Statistiker hat nach langer und sorgfältiger Berechnung herausgebracht, was die Pariser im Durchschnitt jedes Jahr für Neujahrsgeschenke ausgeben: netto zwölf Millionen Franken, und diese Summe scheint keineswegs übertrieben, wenn man mit eigenen Augen die fieberhafte, rastlose Thätigkeit beobachtet, welche jedesmal während des Decembers in allen Pariser Fabriken und Boutiken herrscht. Vier Wochen lang kommt die Hälfte der hiesigen Arbeiter und Arbeiterinnen nicht mehr zu Bett: in allen Kauf- und Kramläden schaffen Herren und Diener, Frauen und Mägde zwanzig Stunden lang und essen stehend zu Mittag und zu Abend, wenn sie sich überhaupt Zeit dazu nehmen. Die Boutiquiers wetteifern in Aufwand an Beleuchtung und Vergoldung; die Magazine schimmern in unerhörter Pracht, und wie auf einen Zauberschlag bevölkern sich um diese Zeit die Comptoirs mit einer bewundernswürdigen Menge schöner junger Frauen, deren blendenden Reize und holdseligen Lippen den galanten und ungalanten Käufer in Versuchung und in's Verderben führen.

Dieses Jahr, wie immer, bot die Pariser Kunst und Industrie die Wunder ihrer Schöpfungskraft den neugierigen Blicken dar und setzte die Kauflustigen in Verlegenheit, was sie unter einem so reichen Vorrath von seltenen, kostbaren und entzückenden Gegenständen auswählen sollten. Die Leser dieser Blätter kennen aus unseren frühern Beschreibungen die fashionablen Bazars von Giroux, Susse, Berthellemot, Duvelleroy und Andern; nachträglich vervollständigen wir jene Liste durch einige Supplemente.

Ein gefährlicher Nebenbuhler der Kunst- und Papierhändler Giroux und Susse ist Houssaye, welcher sich etwa seit zwei Jahren in der Börsenstraße etablirt und dort einen prachtvollen Theeladen à la porte chinoise angelegt hat. In diesem Theeladen, in welchen man vom Trottoir aus durch sechs großmächtige Spiegelfenster hineinblickt, verkauft man indeß nicht bloß Thee und Theemaschinen, sondern auch die mannigfaltigsten Luxus- und Phantasiegegenstände. Man findet daselbst eine herrliche Sammlung von alten Kunstsachen, namentlich Porzellanteller und vergoldete Vasen aus der königlichen Porzellanfabrik in Sèvres, chinesische Theeservice, lakirte Ofenschirme, Präsentirteller, so wie alle möglichen Theesorten und sonstige Produkte des himmlischen Reichs.

Die chinesischen Ofenschirme sind gegenwärtig sehr beliebt und werden viel gekauft; sie nehmen sich allerdings ganz hübsch und elegant aus; die bei Houssaye sind von den besten lebenden Künstlern in Peking gemalt, wenn wir der Versicherung des Comptoirfräuleins Glauben schenken wollen.

Zwei eigenthümliche Neujahrsmagazine sind die Boutiken der beiden bekannten Schlossermeister Huret und Fichet, welche noch vor Kurzem so erbitterte Concurrenten waren und sich in dunkelblauen und krapprothen kolossalen Anschlagzetteln an allen Straßenecken von Paris die gröbsten Injurien an den Kopf warfen. In der sonderbaren Zeit, worin wir leben, möchte ich fast glauben, daß jene Herrn keineswegs so große Widersacher waren, als sie sich den Anschein gaben, und mein Scepticismus gegen Annoncen und öffentliche Maueranschläge geht so weit, daß es mich durchaus nicht wundern würde, wenn ich eines Tags aus zuverlässiger Quelle erführe, die Herren Fichet und Huret seyen ein und dieselbe Person oder wenigstens Vater und Sohn. Der Huret'sche Laden ist auf dem Boulevard des Italiens, an der Ecke der Rue Grange-Batelière, und Fichet wohnt in der Richelieustraße, an der Ecke der Place Louvois, unweit der großen königlichen Bibliothek. Huret hat seit 1812 die Portefeuilles aller französischen Minister gemacht, für welche er ein spezielles Sicherheitsschloß erfunden. Die Veranlassung dazu, sagt man, war der Verrath eines Huissiers am Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, welcher das inhaltschwere Portefeuille mit den Planen des russischen Feldzugs geöffnet und den Inhalt dieser Depeschen an einen Spion verkauft. Von jener Zeit an ist die Aufbewahrung und Schützung der französischen Staatsgeheimnisse Huret anvertraut worden, der für das französische Generalpostamt ebenfalls die Portefeuilles der reitenden und fahrenden Staffetten liefert, welche mit einem Schloß versehen sind, das beim anhaltendsten und stärksten Trab oder Galopp nicht aufspringt. Uebrigens haben alle Portefeuilles, welche Huret verfertigt, die löbliche Eigenschaft, daß sie nicht dem Druck der ersten besten Hand weichen, und wer braucht heutzutage nicht ein so unentbehrliches Möbel? Jeder ordnungsliebende Mann wünscht ein wohlverschlossenes Portefeuille zu besitzen, und gibt es vielleicht irgendwo eine Frau, welche niemals in den Fall käme, ein Geheimniß unter Schloß und Riegel zu verwahren, die keine eifersüchtige Hand öffnen und sprengen kann? Die Huret'schen Portefeuilles trotzen jeder Indiskretion; man mag ihnen in Gottes Namen Familien-, Staats- und Herzensgeheimnisse anvertrauen; alle sind unter der besten Obhut. — Dieselben vortrefflichen Eigenschaften haben die Geldkisten und Geldkoffer bei Huret, welche in Form und geschmackvoller Verzierung den elegantesten Zimmermöbeln gleichkommen und unter ihrem glänzenden Aeußern zugleich die solidesten Tugenden bergen. Sie halten jede Probe aus; weder Gewalt noch List kann sie übermannen; ihr dreifach umpanzerter Leib ist gefeit und unverletzlich. Wenn man einen solchen Koffer öffnen will, muß man das Stichwort kennen, welches der Schildwache, d. h. dem davorliegenden Schlosse, als Ordre gegeben ist. Wer den Koffer zugeschlossen hat, kann ihn allein wieder aufschließen. Wir dürfen getrost unser ganzes Vermögen hineinlegen und dann ruhig einschlafen; nur mit Kartätschen und Kanonenkugeln wäre er zu bewältigen, und man müßte eine förmliche Belagerung mit schwerem Kriegsgeschütz vornehmen, wenn man seine Uebergabe erzwingen wollte. Außer Portefeuilles und Geldkoffern trifft man noch im Magazin Hurets schöne, vervollkommnete Eisenbettstellen, welche die hölzernen in Gestalt und Eleganz nachahmen, bisweilen sogar übertreffen; ich bemerkte einige außerordentlich zierliche mit getriebener Arbeit. Höchst praktisch schienen mir die einfachen Bettstellen, welche man auseinanderfalten und so zusammenlegen kann, daß sie mit sämmtlichem Zubehör nicht mehr Raum wegnehmen, als ein Violinkasten. — Fichet hat gleichfalls eine reichliche Auswahl von allen eben genannten Schlosserarbeiten, welche insofern beachtenswerth sind, als sie wirklichen Nutzen gewähren und ihren Erfindern größere Ehre machen, als die kostspieligen mechanischen Kunsteleien bei Giroux, wie z. B. ein balanzirender Seiltänzer, welcher 1500 Franken kostet.

(Fortsetzung folgt.)

Moden.

(Fortsetzung.)

Mit der Umgangs- und Schriftsprache ist auch die Kleidung logischer, gerundeter, consequenter, gleichförmiger geworden. Freilich haben beide dadurch an Originalität eingebüßt; und dies konnte nicht anders seyn, wenn das, was ehedem die Sache Weniger war, das Handhaben der Hülle des Gedankens und des Körpers, gemeine Fertigkeit werden sollte. — Erträglich zu sprechen und zu schreiben und sich gut zu kleiden, ist jezt keine Kunst und kein Luxus mehr, es ist fast eine Pflicht geworden; aber gut zu schreiben und sich mit Virtuosität zu kleiden, ist dieselbe Kunst, dasselbe Privilegium Weniger geblieben, was es von jeher war. Ein alter Putz mit Reifrock und Mieder verhält sich zur Bluthe heutiger Eleganz etwa wie die alte, schwer segelnde Galeone mit breitem Rumpf zu der zierlichen, in vollkommenem Ebenmaße

auf den Wellen tanzenden Kriegsbrigg. Dies hindert aber nicht, daß auch noch heute genug Schiffsmanöver und Toiletten mißglücken, und der Unterschied zwischen guten und schlechten Seglern, zwischen Grazien und — Nichtgrazien bleibt beim selben Takelwerk und demselben Modeschnitt verhältnißmäßig der uralte.

Eine Schöne, welche sich mit sicherer Hand zum Feste schmückt, denkt nicht daran, daß sie als Künstlerin auf den Schultern ihrer ganzen weiblichen Ascendenz steht, wie ein Standbild auf einer Pyramide. Sie wirft den Blumenflor, der, ein Wunder der neuesten Industrie, auf der Seide prangt, so unbefangen um sich, als wäre es ein unmittelbares Naturprodukt, das man nur pflücken darf; sie greift zu Schmuckfeder und Kunstblume so naiv, wie das Negerweib, das seinen Putz für Kopf und Busen am Strande des Meeres sucht oder dem bunten Vogel aus der Schwinge rupft. Es fällt ihr nicht ein, daß Hut und Haube, Kleid und Schärpe, Schuh und Strumpf, daß jedes Stück nach Stoff und Form seine lange Geschichte hat, in der es sich durch zahllose Umwandlungen durchgerungen zur Herrlichkeit des Tages, wie das heutige Staatsrecht aus dem Chaos abgelebter Satzungen. Wie viele Entdeckungen und Erfindungen in Künsten und Gewerben mußten zusammenwirken, um all das Material des Anzugs zu der heutigen Verfeinerung zu bringen! Und welch unendliche künstlerische Thätigkeit entwickelte der weibliche Genius als Baumeister des prächtigen Doms der Toilette mit seinen Wölbungen, Pfeilern, Rosen und Bildwerk, der, wie das Schneckenhaus, wunderbar immer abgeschlossen und doch niemals fertig ist! Mit ernstem Studium und genialem Leichtsinn, unter Jubel und Thränen, unter wechselndem Entzücken und Spott ward er zu der Höhe herausgeführt, auf der er unser höchst erleuchtetes Zeitalter entzückt.

Das jetzige Kostüm in seiner systematischen Gliederung unterscheidet sich vom schweren Luxus und der unsichern Haltung der frühern Trachten vorzüglich durch jene Raffinirung, welche so viele Bequemlichkeiten des Lebens in mannigfachen Formen ausgebildet und der großen Mehrzahl zugänglich gemacht hat. Es ging mit dem Anzug wie mit so Manchem, was dem lebenden Geschlecht ganz einfach vorkommt, ohne das es sich das Leben kaum denken kann, an dem aber der menschliche Geist Jahrhunderte lang mühsam gebildet und gebessert hat und fortbessert. So könnte man die Evolutionen des weiblichen Costüms mit denen irgend eines etwas complicirten Werkzeugs vergleichen, etwa des Regenschirms, wachsleinwandenen Angedenkens; oder noch besser, man denke an die Geschichte unseres Fuhrwerks mit seinen verschiedenen Arten.

Wie viele Künste und Wissenschaften, Mechanik, Chemie, Metallurgie u. s. w., mußten sich gleichzeitig erweitern, bis aus der rohen Idee des urväterlichen Karrens das leichte, zierliche, bequeme Produkt eines unserer renommirten Wagenbauer entsprang! Die erste Carrosse mit hängendem Kasten deckte ihre plumpen Glieder mit reicher Schnitzarbeit, mit Vergoldung und kostbaren Stoffen. Aber trotz diesem Pomp blieb sie lange unzeichlacht, schwerfällig, wackelnd und klappernd. Nur ganz allmählich lernte man Festigkeit mit Beweglichkeit und Leichtigkeit vereinigen; die steifen Tragsäulen wurden zu immer geschmeidigeren, immer verständiger angebrachten Federn, die unnöthigen Ausladungen zogen sich immer mehr zurück, und alle Abtheilungen des Fuhrwerks fügten sich nach und nach in die Formen, welche beim geringsten Umfang die größte Solidität oder den meisten Raum gewähren. Alles Beiwerk, Riemen und Taschen, Griffe und Tritte erfuhren eine gleichmäßige Ausbildung als Glieder eines harmonischen, bequemen und zierlichen Ganzen.

Ganz demselben Bildungsgang folgte die Toilette: erst reich und pompös vor Allem, starr und steif, lernte sie immer mehr die Kunst, den Luxus mit dem Geschmack, die Eitelkeit mit der Bequemlichkeit zu versöhnen, aus nichts etwas und aus wenig viel zu machen. Um nur Eines anzuführen, so erinnere ich mich, daß ich als Kind meine Schreibhefte mit einem derben, unbiegsamen, oben und unten gebohrten Eisenstabe linirte, der eine Reliquie aus der Schnürbrust meiner Großmutter war. Dieser Brustharnisch verhielt sich zu den wundervollen Corsets des Pariser Josselyn, in denen man sich nach Gefallen lüftet oder fester schnürt, wie die Carrosse, in der Heinrich IV. den Tod fand, zu der, in welcher Louis Philippe dem Tod entging.

Noch mehr: die Kultur unterläßt nie, ein Bedürfniß unterwegs vielfach zu spalten und demgemäß das Mittel der Befriedigung zu Unterarten auszubilden. So entspricht jetzt eine Menge verschiedener Fuhrwerke den gesonderten Gattungen des Anzugs. Einst, da es nur Karren und Prachtkutschen gab, war auch der Sprung vom salopen Hauskleide zum anspruchsvollen Putz noch nicht so durch Uebergänge vermittelt. Jedenfalls mochte die mittelalterliche Dame froh seyn, wenn sie einmal des Tags glücklich in ihren Harnisch gebracht war. Heute besteigt der Mann von Welt an Einem Tage drei, vier verschiedene Fuhrwerke, und die Dame kleidet sich eben so oft um. Negligé, halber Anzug zur Promenade, voller Putz zu Ball und Assemblee, Charabanc, Kalesche, Berline mit Wappen am Schlag und prächtiger Bockdecke — dies sind ganz parallele Reihen.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Baden-Baden, Januar.

Die Wintergesellschaft.

Vor einigen Jahren stellte sich der Engel des Herrn mit dem Flammenschwert dräuend und abwehrend an den Eingang des Paradieses der nordischen Reisenden, und mit diesem Zeitpunkt fällt die Verwandlung Badens aus einem Badeort in einen europäischen Versammlungsplatz so genau zusammen, daß hierin Ursache und Wirkung dem forschenden Blick sich offen darzulegen scheinen, obschon es immerhin schier unmöglich bleibt, den wunderbaren Gang der Ereignisse sich klar zu machen; denn wie Wind und Wogen Bestimmungen gehorchen, welche wir so wenig kennen, daß wir dieselben launenhaft und gesetzlos nennen, eben so herrscht die Mode, die nicht nur nach ihrer Willkühr die Menschen kleidet, sondern sie auch an unsichtbaren Fäden, wie Marionetten, hin und herführt. Was wir Mode nennen, ist von den kleinsten, dem Anschein nach unwesentlichsten Aeußerungen bis zu den größten Ergebnissen nichts Anderes, als eben das große Gesetz, das Schicksal, die Vorsehung selbst, deren geheimnißvolles Walten „kein geschaffener Geist“ ergründet. Die Wirkung aber bleibt uns nicht verborgen, und wir mögen sohin immer die Cholera als die zunächst sichtbare Ursache gelten lassen, von der wir Badens veränderte Stellung herleiten dürfen. Zum Beweis jedoch, wie sehr diese Stellung eine andere geworden, dient vor Allem der Umstand, daß sich eine vollkommen ausgeprägte Wintergesellschaft hier bildete, zwar unendlich kleiner, als die des Sommers, und mit dieser nur insofern zu vergleichen, als sie aus Mitgliedern derselben besteht, aber doch noch von einer Bedeutung, die hinreichen würde, die Badesaison manch eines andern Kurorts zu einer glänzenden zu machen. — Sonst bieten die Straßen eines Kurorts im Winter einen traurigen Anblick dar, wenn die Häuser starren Leichen mit geschlossenen Augen gleichen; nicht so in Baden. Die Wintersonne spiegelt sich in den blanken Fensterscheiben der ersten Stockwerke, und Abends dringt durch die geschlossenen Jalousien heller Lichtschimmer, besonders in den meisten Wohnungen der neuen Promenade; nicht selten sogar ertönt in den erleuchteten Räumen laute Tanzmusik; und so reichen die (im Verhältniß zum Ganzen freilich nur wenigen) besezten Wohnungen hin, der gesammten Stadt einen höchst angenehmen Anstrich von Lebhaftigkeit zu verleihen. Ein anderes Wahrzeichen von der verstärkten Anzahl überwinternder Fremden ist, daß es möglich geworden, eine ständige Table d'hôte um fünf Uhr fortzuführen, wie sie in dem schönen und fashionablen Gasthaus zum englischen Hof tagtäglich stattfindet, während vor einigen Jahren noch sogar im höchsten Sommer wenige Wirthe sich dazu verstehen wollten. — Dem näheren Verkehr der Wintergesellschaft unter sich bleibt ein hoher Gast, der Kurfürst von Hessen, ganz fremd, wenn man nicht den Besuch des Theaters dazu rechnen will, in welchem er öfters in der, eigens neudekorirten und erleuchteten Hauptloge sich zeigt. Er scheint ganz seinen nächsten Umgebungen zu leben, und soll, wie glaubwürdige Briefe aus Wien neulich meldeten, sich jezt mit der bevorstehenden Vermählung der dritten Comtesse Reichenbach mit dem ungarischen Grafen Zichy beschäftigen. Die Gräfin Luckner befindet sich mit ihrem Kind seit ihrer, vor einem Jahr erfolgten Niederkunft immer noch bei ihrer Mutter. Das Gefolge Sr. königlichen Hoheit besucht hin und wieder die Gesellschaften und das Casino der hiesigen Honoratioren, und nur ein Cavalier daraus ist eine ständige Erscheinung in den eleganten Cirkeln der Fremden. — Die Fürstin von Georgien hat seit ein paar Jahren Baden immer nur auf kurze Zeit verlassen, und ihr Haus bildet einen Mittelpunkt der Gesellschaft; mütterliche Sorgfalt für ihre kranken Kinder sey es, sagt man, was sie zum bleibenden Landaufenthalt bewege. Jedenfalls trägt sie wesentlich dazu bei, die ländliche Zurückgezogenheit des winterlichen Badens nicht zur „tödtlichen Langeweile“ ausarten zu lassen, die doch am Ende Einen oder den Andern vertreiben dürfte. — Lord Lyndhurst versammelt häufig einen auserlesenen und zahlreichen Kreis in seinem Salon; zwar rufen ihn in wenigen Tagen seine politischen Geschäfte nach England, aber er läßt seine Familie hier, und somit bleibt sein Haus der Gesellschaft geöffnet, die übrigens nicht nur in den Wohnungen der einzelnen Mitglieder sich zusammenfindet, sondern auch schon zu einigen Ballfesten im englischen Hof sich vereinigte. Es kann unmöglich im Plane dieser Zeilen liegen, die einzelnen Namen, oder auch nur die verschiedenen Gruppirungen derselben zu nennen und zu bezeichnen; denn dieser Gruppirungen treten mehrere deutlich hervor, und Niemand glaube, daß die Wintergesellschaft eine einzige Coterie bilde, wozu sie zu zahlreich und zu verschiedenartig zusammengesezt ist. So z. B. zeigt die hier anwesende Nichte Napoleons sich nicht in der großen Welt, und besucht nur hie und da die Casinobälle. Eine Persönlichkeit könnte jedoch nicht mit Schweigen übergangen werden, wenn sie auch nicht den „Löwen“ dieses Winters vorstellte, nämlich: Rusthem Bey, ein junger, aber bereits ganz civilisirter Muselmann, der nicht nur mehr, viel mehr gelernt hat, als mancher vornehme und reiche Sprößling europäischer Abstammung — so spricht er unter andern ganz geläufig französisch, englisch, italienisch — sondern auch in Tracht und Benehmen einem wohlerzogenen und feingebildeten „Franken“ gleicht. Wenn Mahmuds kühne Reformen überall so lebendige und tiefe Wurzeln schlügen, als bei diesem jungen Offizier seines Generalstabs, so würde das gewaltsame Verwischen des türkisch-volksthümlichen und morgenländischen Gepräges freilich reichlichen Ersaz finden; aber es gibt Leute, die behaupten wollen, dies sey bisweilen nicht der Fall. Einem Beobachter der fremden Erscheinung war bei einer zufälligen Gelegenheit besonders bemerkenswerth, daß der Türke über den Ehrenpunkt sich ganz in dem Sinn eines fränkischen Cavaliers äußerte, und es wäre wahrlich nicht überflüssig, zu wissen, ob diese Ansichten in der Gesellschaft von Konstantinopel, und vorzüglich unter dem Offizierscorps der großherrlichen Armee sich einzubürgern beginnen; denn die barbarische Sitte des Zweikampfs wäre, so sonderbar dies auch klingen mag, ein mächtiger, folgenreicher Fortschritt in der türkischen Civilisation. — Ein bezeichnendes und für Baden erfreuliches Ergebniß der neuen Gestaltung der Dinge ist es, daß es einer recht wackern Schauspielergesellschaft möglich geworden, sich für den Winter hier anzusiedeln. Das Theater erfreut sich eines zahlreichen Zuspruchs aus allen Ständen und verdient die Gunst des Publikums durch seine Leistungen. — Die Honoratioren Badens haben für den Winter eine Casinogesellschaft errichtet, der viele der ausgezeichneteren Fremden sich anschließen; und da bei der so außerordentlich anwachsenden Bevölkerung eine strengere Auswahl nöthig ward, so konnte es nicht fehlen, daß sich noch eine zweite Vereinigung (sonderbarerweise unter der gleichen Benennung) bildete.

Beilage: Literaturblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 29.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 2. Februar 1839.

— Mutato nomine de te
Fabula narratur.

Horat.

Moden.

(Schluß.)

Wer ein Landgut besizt, oder auch keines, und den eigenen oder gemietheten Wagen besteigt, fährt besser und bequemer als Kaiser Karl V., in dessen Reichen die Sonne nicht unterging. Er wird auch dankbar dafür seyn, wenn er eben daran denkt. Aber der Eitelkeit mancher eleganten Dame, die sich mit verständiger Wahl und selbstständigem Geschmack kleidet, kostet es vielleicht ein kleines Opfer, anzuerkennen, daß alle christlichen Jahrhunderte an ihrer Toilette gebaut haben, und daß, was sie aus eigenem Genie etwa hinzuthut, gegen das Werk der Zeit kaum in Betracht kommt. Doch andere haben vielleicht auch Lust, die hier ausgesprochenen Gedanken für sich weiter auszumalen. Wir geben daher als Anhaltspunkt das Verzeichniß der Aussteuer einer Kaisertochter des fünfzehnten Jahrhunderts, und die Leserinnen mögen ihre eigene Garderobe und überhaupt ihr Hauswesen damit vergleichen.

Herzogs Wilhelm zu Sachsen Gemahlin, Anna, eine Tochter Kaisers Albert II., erhielt im Jahr 1443 außer 30,000 Gulden Folgendes zur Aussteuer: „Ihre Genad hat drei guldine Gewand gehabt von Sammet und Damasc; unter den gulden Gewandten ist Hermelin-Kirschenwerk unter zweien und unter dem dritten Zobel. Darnach hat ihr Genad aber (wieder) gehabt zween Sammtin Röck und ein Damaseen, darunter ist Vechruck (sibirischer Marder) geweßt. Der vorgenannten gulden und Seidin Dücher hat ihr Genad Joppen (Jupes) und Ermel gehabt zu jeglichem Gewand. So hat ihr Genad zwey Schierlitz von Damase, Item zu ihr selbst Leib sechs Schleyr und sechs Dün-Dücher, Item zwey Stuck Wellisch Leinwath. Von Kleinoten: zwey Halßband, zwölff Häfftel, zwei und dreißig Ring, vier March Perl, drei Gürtl; zwölff große Schüssel, viel kleine, ein Natterzeug, zwölf Koff (Kelche), acht weiß Becher, zwei Kandel, zwölff Löffel, zwei Beck, ein Gießfaß, zwei Paar Tischmesser, ein ganze Zurichtung zu der Meß auf ein Altar; ein vergüldten Wagen mit Düchern und Pölstern wohl zugericht mit sechs Pferdten; vier Zeltendt-Pferdten (Zelter) wohl zugericht mit Sattel, Hulftern und Zeugen; ein Cammerwagen, ein Kuchenwagen, zwölff Pferdt und dazu Kuchengeschirr. Ihr Gnad hat gehabt ein Reyß-Beth, darauf einen Polster, ein Küß, zwei Paar Leilachen, ein Seiden Gulther.“

Strafpredigten wider Eitelkeit und Luxus sind seit geraumer Zeit aus der Mode. Was aber im modernen Tone abgeschmackt oder doch langweilig erschiene, hat im scurrilen Gewand der ältern Sprache einen eigenen Reiz.

Die Leserinnen schauen vielleicht zum Schluß nicht ungern in einen solchen Spiegel, der einer frühern weiblichen Welt vorgehalten wurde; sie mögen urtheilen, wie weit noch die heutige herausblickt.

Georg Friedrich Messerschmids Predigt über den Text: „Foeminae sunt viscerum Diaboli, es sein die Weiber des Teuffels Leimrutten," wurde 1615 zu Straßburg gedruckt. Folgendes ist ein Bruchstück derselben.

„Nun wolan, weiln wir von den innerlichen Affekten, auch Qualitäten und Eigenschaften der Laster des Gemüths discuriret haben, so last uns doch nicht von der Narrheit abweichen, ehe wir zuvor die Eitelkeiten der Weiber in den äußerlichen Actionen, Thun, Vorhaben und Lassen entdecken und offenbaren. Als wie sie sich so sehr delectiren und belustigen, hübsch zu sein, sich mit mancherlei Farben anzustreichen und schön zu machen. Sie erkühlen das Antlitz mit fersigblüchend (Pfirsischblüth) Wasser, bestreichen und zärteln das Fleisch mit Limonensaft, mit Esels-Milch. Sie erhalten sich mit Rosenwasser, Wein und Alaun. Sie gebrauchen sich der Tragantttäfelein von Quittenkernen, des gebranden Weins, des ungelöschten Kalks, ihnen ein recht vollkommen Bleiweiß-Sälblein zu präpariren. — Siehe, da werden gesehen ausstaffirte Spiegel, Rosen- und Spiranardiwassee, Bisam, Zubeth, Rauchwerk, schmäkend Pulver von Aloes, Cipern, Stabwurz, Schmakkügelein, Bisamknöpf, Muszcatnussen. — Da siht man Sträl (Kämme), Spiegel, Ohrenlöffel, Haareysen, Haarschären, Kupffzwänglein und Pfriemen. Da stehen Schächtelein, Büchslein, irdene Geschirlein, gläserin Fläschlein, Schiffelein, Schärblein, Häfelein, Eyerschaalen, Muscheln, gespilt und ausgefüllet von allerhand Pflästerlein und Sälblein. — Da tritt die Magd herbei, die Haarbögen zu rüsten, ihnen die Rosen und Nestel zu binden, die Haarscheitel zu machen, die Haar recht zu ordnen und zertheilen, sie einzuschnüren, die Achseln zu ziehen und einzuhalten, nun ihnen da vornen, nun dahinden zu helffen, die Pantoffeln und Stelzenschuhe beizutragen, die Falten zu erheben, den Schweiff zu erlupffen.

„Da tritt dann Frau Venus herein mit wohl ausgeputztem Kopffe, mit aufgelegten Büschen, mit auf der Seite auffgebundenen Hornen, mit gelben, braunen, blawen, grünen, schwarzen, weissen Haarflechten, mit guldenen Binden und Floren, mit Masken, mit Larven, mit Federbüschen, mit einem Huth, darauff Stifften, Medaglien oder vergulten Müntzen; mit neugebachen, fantastischen Bossen: mit Armbanden um den Arm, mit diamantnen Ringen an den Fingern, mit Ketten um den Halß und Gehenkten an durchlöcherten Ohren; mit Nägelsblumen (Nelken) wohl offtermalen in der rechten, mit Rosen in der linken Hand. Auf solche Manier nun herausgebutzt, da kompt sie eben recht fur, wie eine falsche und angestrichene Isabella.

„Weiters zu grösserer Zärtigkeit trägt sie seiden oder von Gold gestilte Handschuh; zu Winterszeit ein Schluffer von Zobel, den Sommer durch einen Windfahnen oder Muckenschleicher. Was wollen wir nun aber von ihrer Halszierde erzählen? wie viel ich deren gesehen, welche Krägen tragen, die vielmehr für Karrenräder zu halten seynd? Und ich weiß nicht, wie sie sich dafür zeichnen (bekreuzen) können. Und obschon die Sach mehrers nicht werth ist, thut es doch noth, Thüren und Pfosten zu erweitern, sonst können sie nicht hinein. Auch sieht man zwar, daß sie monatlichen solcher Krägen formen, verändern und changieren; welche Veränderungen dann offtermalen mehr kosten, als wohl bisweilen ein ganz newes Kleide. Und ich weiß eine Persohn, die hat für einen dicken Kragen funfzig Kronen spendirt; ist zwar fur einmal genug. Nun fragt sich, ob dieses nicht Würkungen der Narrheit sein, welche solchen Leuthen es dermaßen so süß einredet, daß sie sich dürfen bereden, sie stehen desto besser, je mehr sie mit dergleichen parsumirten Bossen auffgezogen kommen."

Der Neujahrstag in Paris.

(Fortsetzung.)

Da wir einmal in der Richelieustraße sind, so dürfen wir bei der religiösen Buchhandlung von Curmer nicht vorbeigehen; wir können hier die elegantesten und schönsten Neujahrsgeschenke einkaufen. Alle Bücher, die wir vorfinden, sind Prachtausgaben mit Prachteinbänden; sogar der Curmer'sche Prospektus ist ein Prachtwerk; er bildet nämlich eine etwa fünfzig Seiten starke Broschüre, auf dem feinsten Velinpapier gedruckt; die Anzeigen der Büchertitel sind mit zierlichen Arabesken eingerahmt und mit Textproben, Holzschnitten, Stahlstichen, Vignetten rc. begleitet. Die neuere französische Buchdruckerei verdankt Curmer bedeutende Fortschritte und Verbesserungen. Curmer ist der erste Pariser Verleger, welcher die englische Methode, den Text mit Holzschnitten und allerlei Zierrath auszustatten, nach Frankreich übersiedelt hat, und zwar mit dem besten Erfolge; alle seine Ausgaben zeichnen sich durch große Correktheit, eleganten Druck und reiche Verzierung aus. Aber fast alle seine bibliographischen Meisterwerke sind religiöse oder moralische Bücher; in seinem Verlage erschienen: die heilige Schrift, ein schöner Quartband mit 700 Holzschnitten; die vier Evangelisten in zwei Oktavbänden mit zwölf Stahlstichen nach den Zeichnungen Tony Johannots, nebst einer Karte von Palästina, einem kolorirten Plan der

Stadt Jerusalem und zehn Ansichten aus dem heiligen Lande; die Imitation de Jésus-Christ, mit zahlreichen Verzierungen, welche dem strengen und salbungsvollen Charakter dieses Andachtbuches ganz entsprechen; ein neues Gebetbuch für Paris und Rom, mit zwölf Stahlstichen, wozu Overbeck die Zeichnungen geliefert hat; le Livre de Mariage, ein praktischer Lebensweegweiser, mit Kupfern und Auszügen aus den ersten christlichen Autoren und den berühmtesten französischen Kanzelrednern; mit dem Einband kostet dieses leztenwähnte Buch 500 Franken. Troß dieses hohen Preises sezt der Verleger dennoch viele Exemplare ab; es figurirt als gewöhnliche Gabe unter den Brautgeschenken einer Neuvermählten. Curmer veranstaltet in diesem Augenblick eine illustrirte Ausgabe von Bossuets Discours sur l'histoire universelle, wovon so eben die erste Lieferung mit goldbelegtem Titelblatt erschienen ist. Dieses Prachtwerk, welches hinsichtlich der materiellen Vollendung nichts zu wünschen übrig läßt, bildet den glänzendsten Pendant zu der Ausgabe von **Paul und Virginie**, einem typographischen Meisterstück, welches mit den gelungensten Erzeugnissen der englischen Buchdruckerkunst sich messen darf.

Paul und Virginie verdiente allerdings eine solche Auszeichnung. Es fehlte indeß wenig, so wäre dieses liebenswürdige Buch, welches die ganze Welt gelesen hat, nie in eine Druckerpresse gekommen. Bernardin de Saint-Pierre las eines Abends das Manuscript seines Romans in einem belletristischen Abendzirkel bei Madame Necker in Gegenwart der ersten damaligen Notabilitäten in der Literatur vor. Einige anwesende Damen vergoßen Thränen; allein Herr Necker schlief darüber ein, Herr Thomas blieb gleichgültig, Herr von Buffon gähnte und ließ seinen Wagen vorfahren. Da schämten sich die Damen ihrer Rührung, trockneten verstohlen ihre Thränen und Madame Necker speiste den Verfasser mit einigen leeren Höflichkeiten und Artigkeiten ab, welche ihn vollends zur Verzweiflung brachten. Bernardin schlich still und traurig in sein Kämmerlein und ließ sich lange nicht wieder blicken. Er ging eben damit um, sein kostbares Manuscript in's Feuer zu werfen, als der Maler Vernet, sein alter Jugendfreund, zufällig in seine Stube trat und ihn nach der Ursache seiner Niedergeschlagenheit fragte. Bernardin gestand ihm Alles; er willigte endlich nach langem Bitten Vernets ein, das Manuscript noch einmal vorzulesen, und er fühlte sich überglücklich, als sein Freund, von Bewunderung hingerissen, ohne das Ende abzuwarten, aufsprang und ihm mit den Worten um den Hals fiel: „Freund, du hast ein Meisterstück gemacht!" Vernet hatte vollkommen recht; der Beifall, den Paul und Virginie fand, war unermeßlich; das Buch wurde in alle europäischen Sprachen übersezt, in allen Formaten ausgegeben und von allen Classen von Lesern verschlungen.

Es war ein gewagtes Unternehmen, Paul und Virginie zu illustriren: ausgezeichnete Künstler hatten bereits zu verschiedenen Malen ihr Compositionstalent am überreichen Stoff erprobt. Curmer wußte sich den rechten Mann dazu auszusuchen: Tony Johannot, den geistreichen Dolmetscher aller Typen und Situationen, welche Chateaubriand, Lamartine, Delille, Walter Scott und Cooper geschaffen haben. Außer Tony Johannot gewann Curmer die besten Landschafter, und so entstand ein wahrhaft schönes Ganze.

Das Beispiel Curmers hat andere französische Verleger zu rühmlichem Wetteifer und ähnlichen Unternehmungen angefeuert; wir erinnern nur an die Illustrationen von Gilblas, Don Quixote und Molière, welche die Buchhandlung **Paulin** geliefert. Es war der Mühe werth, durch typographische Prachtwerke das Andenken dreier Schriftsteller zu ehren, deren Schriften ewig die Launen der Kritik überdauern werden. Cervantes, Molière und Lesage gehören in die Kategorie von Autoren, welche man nie müde wird zu lesen und immer wieder zu lesen. In der modernen, so einförmigen und abgezirkelten Gesellschaft gibt es immer noch genug Don Quixote's, wie zu den Zeiten des Cervantes; nur sind die modernen Monomanen von anderer Färbung und heißen Republikaner, St. Simonisten, Fourieristen, und im Allgemeinen Utopisten. An Gilblas und Scipio's hat Frankreich heutzutage eben keinen Mangel; Robert Macaire und Bertrand sind gleichsam die Superlative gewisser Romanhelden von Lesage. Und was Molière anlangt, so braucht man den meisten seiner komischen Charaktere nur ein anderes Kleid anzuziehen, und man schwört darauf, sie seyen gestern gemalt worden. Die Race der Harpagons, der Tartüffe's, Jourdains und Trissotins blüht mehr als je in dem schönen Frankreich, wo von jeher das meiste sociale Unkraut neben den schönsten Blüthen und Früchten der Civilisation gewuchert.

Man hätte sehr Unrecht, wenn man diese Pracht materieller Ausführung als frivolen Luxus oder als eigennützige Spekulation betrachten wollte; das hieße durchaus die enge Verwandtschaft verkennen, welche zwischen dem Zeichner, Kupferstecher, Holzschneider und Schriftsteller besteht, und die zahllosen Dienste, welche sie sich gegenseitig erweisen können. Die sogenannten Illustrationen eines Werks erzielen etwas Ernsthaftes und Ersprießliches. Indem sie dem Buche ein neues, lebendiges und pittoreskes Ansehen geben, erleichtern sie zu gleicher Zeit dem großen Haufen der Leser das Verständniß des Textes. Der Künstler belebt die Gebilde des Dichters und bringt alle Gemälde erst recht zur Anschauung und Handgreiflichkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Halle, Januar.

Baugeschmack.

Wenn bei dem seit dem Frieden wieder rege gewordenen Sinn für das Schöne an andern Orten Neubauten in der Regel zugleich Verschönerungen werden, so scheint in Halle, welches in alten Zeiten sich trefflicher Baumeister und Steinhauer zu rühmen hatte, noch völlige Gleichgültigkeit für öffentliche Bauten und Kunstwerke zu herrschen, so daß man nicht nur ein altes, schönes Portal oder Gesimse nach dem andern wegnehmen sieht, sondern sogar fast jedes neue Gebäude zur Verunstaltung der Stadt beiträgt. Man baut hier theils noch im ordinärsten, oder richtiger, in gar keinem Style, wie bei dem neuen Schauspielhause, dem Packhofe und der Zuckersiederei, welche mit ihren rothen Ziegeldächern und langgestreckten Wänden mehr mit Scheunen zu vergleichen sind, als daß man sie für öffentliche Gebäude halten könnte; theils ohne alle Rücksicht auf die nächsten Umgebungen, die doch in der Regel gerade das Bestimmende seyn sollten. Hier ist zunächst das dem Umfange und der Lage nach bedeutende Haus eines unserer reichsten Mitbürger zu erwähnen, das von ausgemauertem Fachwerk zwischen alten, stattlichen Giebeln und Thürmen am Markte im Geschmack der lezten Decennien des vorigen Jahrhunderts, d. h. mit ängstlicher Vermeidung alles Zierraths und sorgsamer Erstrebung einer langweiligen Symmetrie in Fenstern und Thüren, ausgeführt ist. — Vor Allem aber muß in dieser Beziehung der kaum vollendeten Treppe am Universitätsgebäude gedacht werden, welche durch ihre Steilheit nicht nur die kleinere, höher gelegene Eingangstreppe, an welche sie sich für das Auge des Beschauers zweckmäßig anschließen sollte, sondern einen Theil des Hauptgebäudes selbst verdeckt, und so lezteres, anstatt dasselbe zu heben und dessen Eindruck zu erhöhen, verkleinert und versteckt. Hat diese Anlage sonach von Seiten der Schönheit nichts für sich, so scheint sie sich auch durch Zweckmäßigkeit nicht zu empfehlen, wie dies eine unter den Studirenden cirkulirende Zeichnung andeutet, welche den Architekten darstellt, der von oben den die Treppe mühsam Hinansteigenden Seile entgegenwirft.

Charakteristisch für die hiesigen neuen Gebäude ist es auch, daß dieselben, wo sie einander ganz nahe liegen, doch ohne alle Beziehung auf einander geblieben sind. So stehen das Schauspielhaus und das stattliche Universitätsgebäude ohne alle Rücksicht auf ihre Fronten zu einander, und die jezt sich aus ihren Fundamenten erhebende neue Post zeigt eine so böswillige Querlinie gegen alle ihre Umgebungen, daß man glauben könnte, eine halbe Vorstadt sollte ihr zum Opfer gebracht werden.

Wann wird die Zeit kommen, in der hier ein Geist die Mittel findet, Berücksichtigung des speciellen Zwecks und des wohlthätigen und schönen Eindrucks, den öffentliche Bauten machen können und sollen, zu vereinigen!

Bei dieser Gelegenheit glauben wir auch hinsichtlich anderer Anlagen, welche auf verschiedenen, an einander grenzenden Territorien gemacht werden, den Wunsch aussprechen zu müssen, daß die betreffenden Behörden zuvor conferiren und in Uebereinstimmung handeln möchten. So steht noch zu erwarten, ob der Schulberg mit dem Universitätsplatze in Einklang gebracht werden wird, und ob, während Seitens der Stadt der am Kirchthore gelegene Teich zugeschüttet und der Plaz planirt werden soll, die daran grenzende, den königlichen botanischen Garten umschließende abscheuliche Lehmwand (der Fluch unserer Gegend) einer anständigeren Umzäunung Plaz machen wird. Wenn der Magistrat hier und bei andern Gelegenheiten recht dringende Vorstellungen an die betreffenden königlichen Behörden richtete, so dürfte doch mit der Zeit Abhülfe zu erreichen seyn.

Die Verunstaltungen, welche die Stadt und besonders die Vorstädte durch unregelmäßig angebaute Schuppen, Ställe u. s. w. bis in die neueste Zeit zu erleiden hatten, werden hoffentlich bei der im vorigen Jahr eingetretenen Veränderung im Magistratspersonale und dem jezt — wie man hört — freilich sehr spät angenommenen Grundsatze, unter keiner Bedingung öffentliches Territorium zu veräußern, ihre Endschaft erreicht haben. Ein guter Einfluß von Seiten der Lokalbehörde wird überhaupt immer seine Früchte tragen, nur darf man freilich in dieser Zeit äußerster subjektiver Zersplitterung davon nicht Alles erwarten. Bevor sich der Gemeinsinn nicht in der Masse selbst wieder gebildet, kann man für eine Provinzialstadt, wo kein Fürst auf Verschönerung bedacht ist, nichts Bedeutendes hoffen, selbst wenn solche noch mehr bildungsfähige Elemente in sich enthielte, als unsere an alten Kunstdenkmälern keineswegs arme Stadt. Inwiefern man diese fortan respektiren wird, muß die neueste Zeit lehren, da zwei unserer Kirchen gegenwärtig im Ausbau begriffen sind. Sollten die von gutem Sandstein ausgeführten Pfeiler und die in der Domkirche befindlichen Statuen der Apostel wiederum mit Kalkfarbe beschmiert werden, so könnte man freilich nur wünschen, daß die Restauration einer Zeit überlassen worden wäre, welche mehr Beruf hat, Alterthümer in ihrer Eigenthümlichkeit aufzufassen und zu behandeln, und dieselben nicht willkürlich im Sinne des jedesmaligen herrschenden Ungeschmacks umformt. Was man in dieser Beziehung in unsern Tagen hier erwarten kann, zeigt die erst im vorigen Jahr kläglich verunstaltete Ulrichskirche, bei welcher die neu eingerichteten, sehr hervortretenden Stühle der Kirchenvorsteher in einer Disharmonie mit den ehrwürdigen Umfassungswänden stehen, die Alles übersteigt. Wir fordern Jeden auf, der die neuesten Conditoreien in Berlin und Leipzig gesehen, ehrlich zu erklären, ob er sich beim Anblick dieser buntverzierten Sitze des Gedankens erwehren kann, jene haben hier als Muster gedient. Es ist dies nur daraus zu erklären, daß es uns an Etablissements der leztern Art gänzlich fehlt, und das Verlangen nach solchen, wirklich hübsch und ihrem Zwecke entsprechend dekorirten Lokalen zu groß gewesen ist, um es ganz unbefriedigt lassen zu können. Schade freilich, daß ein Kirchencollegium sich dessen hat annehmen müssen!

(Schluß folgt.)

Logogriph.

Mit D, mit L, mit M, mit St
Tod und Verderben bringend ist er;
Mit einem dieser Köpfe doch allein
Wird er Ding, Pflanze, Thier, Verbrecher seyn.

J. G. M.

Beilage:
Literarische Anzeige der J. J. Weberschen Buchhandlung in Leipzig.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 30.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 4. Februar 1839.

Well bandied both; a set of wit well play'd!
Shakespeare.

Walter Raleigh und Königin Elisabeth.

Eine Episode aus dem Werke: Shakespeare and his friends,

von Willibald Alexis.

Als die Königin von England den Audienzsaal verlassen hatte, sah man dieselbe in ihrem Privatzimmer sitzen, auf einem zierlich geschnitzten Stuhle, welcher Kissen von Carmoisinsammt hatte, darauf die königlichen Wappen mit Gold gestickt waren. Auch ruhte ihr Fuß auf einem Schemel desselben Stoffs, und rings um sie her befanden sich die erwählten Vertrauten Ihrer Majestät. Anstatt der Krone trug sie jetzo einen kegelförmigen Kopfputz, welcher aus Draht, Spitzen, Bändern und Juwelen bestand. Das Gemach war von handlicher Größe, bedeckt mit köstlichen Tapeten, darauf sehr schön abgemalt standen die Hauptbegebenheiten der Iliade, und außer den nöthigen Geräthschaften, als da sind Stühle, Tische und Schränke, kunstreich ausgeschnitzt und von dem schlauen Meister in allerlei seltsame Formen gebracht, fanden sich auch noch in dem kostbaren Täfelwerk der Wände in Lebensgröße die Bildnisse Seiner Hoheit des hochseligen Königs, glorreichen Angedenkens, Heinrich des Achten, gleichwie seiner Gemahlin Anna Boleyn, in schwarzen Ebenholz ahmen, Beide mit großer Sorgsamkeit und zum Sprechen ähnlich gemalt.

Die ganze Gesellschaft schien in besonders guter Laune, vor allem Ihro Majestät, welche voranging durch ein lautes und anhaltendes Gelächter, indem sie nämlich vor zwei offenen Glasthüren saß, durch die man auf einen, von langen Schattengängen durchkreuzten Garten blickte, dieweil an den Rand dieser selben Thür gelehnt, fast so, daß er außerhalb des Zimmers war, Sir Walter Raleigh stand, gegen den augenscheinlich alle Lustigkeit gerichtet war. Selbiger nämlich hielt mit einer feierlichen Miene, die aber beständig durch die Scherze der Gesellschaft gestört wurde — und er mußte selbst bisweilen herzlich mit auflachen — eine lange Pfeife im Munde, und während er rauchte, beobachtete er sorgsam den Rauch, den er in die Luft blies.

„Du hast gut dich um den Rauch kümmern, denn dein Geld wird auch bald Rauch seyn," sagte Ihre Majestät, und die Hofleute und Damen lachten darüber noch herzlicher denn vorher. — „Belieben Ihro Majestät," erwiderte Sir Walter, indem er die Pfeife aus dem Munde nahm und mit den Uebrigen lachte: „mein Rauch ist Wohlgeruch, und wenn ich je andern Rauch als schuldigen Weihrauch in Ihro Majestät holdseliger Gegenwart rauche, so verdiente ich, aus derselben verbannt zu werden, als wo allerdings mein Glück und Wesen in Rauch aufginge." — „Du wirst deine Wette verlieren, Sir Walter Raleigh. Wenn deine Pfeife aus ist, wirst du ausgepfiffen haben,"

sagte die Königin, über welche witzige Auslassung die Hofleute abermals in Entzücken geriethen. — „Meine Pfeife wird aus seyn, so's Ihro Majestät gefällt," erwiderte Sir Walter in derselben fröhlichen Weise. „Aber ich werde die Ehre haben, eine Börse mit Gold zu gewinnen, von der allergnädigsten Herrin, welcher je ein Unterthan gehorchte." — „Dummes Zeug, Mann! du bist rein toll!" rief die Königin in guter Laune. „Wie kannst du denken, solche tolle Wette zu gewinnen? Oder meinst du, durch einen tollen Streich, den du dich unterstehst deiner Königin zu spielen, uns anszuziehen? Bei unserer Heiligkeit, alsdann sollst du wirklich und wahrhaftig geräuchert werden, wie du es verdienst." Da fing das allgemeine Gelächter abermals an wie vorher, und Alle flüsterten sichtlich einander zu, wie sie über den Witz Ihrer Majestät erstaunt waren.

„Wahrlich!" erwiderte Raleigh mit Ernst, „unwürdig wäre ich, in solcher Gegenwart zu athmen, wenn ich so vermessen wäre, mich dergleichen zu erdreisten. Damit nun Ihro Majestät über meine Meinung nicht im Unklaren bleibe, will ich noch einmal die Bedingungen der Wette auseinandersetzen; und Jeder aus dieser edeln Gesellschaft möge mich zurechtweisen, falls ich im Irrthum bin. Ihro Majestät haben in gnädigster Herablassung geruht, eine Börse mit Gold einzusetzen gegen meinen Barberhengst, daß ich nicht im Stande seyn soll, nachdem ich vor dieser ganzen ehrenwerthen Gesellschaft eine bestimmte Qualität dieses kostbaren Tabaks abgewogen und zum Verrauchen in meine Pfeife gethan, das bestimmte Gewicht des Rauches anzugeben, welcher herausfährt." — „Aber, du närrischer Mensch, wie kannst du denn das Gewicht von etwas angeben, was in die Luft fährt?" fragte die Königin mit einem boshaft lächelnden Blick, zur großen Belustigung Aller um sie her. „Kannst etwa den Rauch auffangen, nachdem er in die Luft gegangen, und in die Wagschale pressen? Wir dachten, du hättest mehr Witz im Leibe, als so etwas zu unternehmen, und als du zuerst davon sprachst, nahmen wir die Wette in der Meinung an, daß du dir die Freiheit der Reisenden nähmest, und hofften auf deine Kosten zu lachen. Bei meiner Treu, dein Roß aus der Barbarei ist so gut als verloren, und ist es gleich ein barbarischer Gewinn, den wir von dir nehmen, so sind wir doch nun gezwungen, ihn zu nehmen." — „Beliebt es Ihro Majestät, vielleicht hat Sir Walter die berühmten Siebenmeilenstiefeln und denkt damit doch noch den Rauch einzuholen," bemerkte eine sehr liebenswürdige junge Dame, welche neben dem Stuhl der Königin stand." — „Nein, Lady Blanca Somerset," erwiderte Ihro Majestät lachend, „er müßte ein Vogel seyn, wenn er ihn einholen wollte, denn Rauch hat die Eigenheit aufzusteigen, wie du siehst." — „Mich dunkt, Sir Walter ist nichts weiter als ein Vogel," sagte Mistreß Alice mit außerordentlich ernstem Gesichte. — „Wie so, Kind?" fragte die Königin. — „Bemerken Ihro Majestät nicht, daß sein Gesicht sehr eulenhaft aussieht?" setzte die Dame schelmisch hinzu, worüber die Gesellschaft in ein außerordentliches Gelächter ausbrach, dieweil Sir Walter aussah, als habe er mehr darüber zu lachen als die andern Alle.

(Fortsetzung folgt.)

Das Neujahr in Paris.

(Fortsetzung.)

Aber auch in anderer Beziehung verdienen diese Prachtausgaben Aufmunterung und Lob. Welcher Büchersammler hat in seinem Leben nicht oft wehmüthig darüber geseufzt, daß die Meisterwerke der Literatur in der äußern Ausstattung stiefmütterlicher behandelt waren als so manche andere Modebücher, bei denen die äußere Eleganz die Armseligkeit des Inhalts verdecken soll? Wer hat nicht tiefes Erbarmen gefühlt, wenn ihm der Verfasser des **Titan** in einer dürftigen, löschpapiernen Bedientenlivrée unter die Augen trat, während so viele obskure Novellenschreiber in fürstlichen, velinpapiernen Gewändern einherstolzirten? Man muß freilich Bücherliebhaber seyn, um solche Dinge zu fühlen. Gewiß kommt es sehr oft vor, daß der Anblick solcher Prachtausgaben dem leichten Leser seinen ursprünglichen Widerwillen benimmt und ihn zu einer gesunden Lektüre verlockt, welche er unterlassen hätte, wenn er nicht durch das blendende Aeußere in Versuchung geführt worden wäre. Namentlich sind die Luxusausgaben für das schöne Geschlecht mächtige Reizmittel, und diesem Umstande allein ist es zuzuschreiben, daß man in den Boudoirs der Französinnen vorzüglich nur Keepsakes, Landskapes, u. s. w. antrifft.

Die englische Methode der Illustration ist für den französischen Buchhandel eine in jeder Hinsicht glückliche Neuerung, sie findet auch in Deutschland mit Recht Nachahmung, und die Tagespresse erfüllt eine Pflicht, wenn sie die ehrenvollen Bestrebungen anerkennt, durch welche die Typographie in einem Lande wieder gehoben werden soll, wo sie das Licht der Welt erblickt und lange Zeit den Vorrang behauptet hat. In Deutschland fehlt es so wenig als in Frankreich und England an den nöthigen Mitteln, um bibliographische Meisterwerke zu Tage zu fördern, so daß wir uns von vorn herein von der artistischen Lehnsherrlichkeit der Britten und Franzosen frei machen können.

Die französischen Prachtausgaben mit Prachteinbänden werden besonders häufig als Neujahrsgeschenke gekauft, wozu sie sich in der That auch ganz vortrefflich eignen. Nicht minder zahlreichen Absatz haben die sogenannten Etrennes d'Artistes, welche der Kunsthändler Aubert am Eingang der Galerie Véro-Dodat verlegt. Es sind dies meistens unterhaltende Albums und Bilderbücher für Kinder, wo just so viel Text eingestreut ist, um zum Nachdenken zu reizen, ohne daß man gerade darüber studiren mußte, denn die Bilder herrschen vor. Eben so mannigfaltig als pikant sind die Alphabete bei Aubert; die Buchstaben sind aus lauter komischen Figuren, militärischen Aufzügen, Theatercostumen, Nationaltrachten ꝛc. zusammengesezt und von den besten französischen Künstlern gefertigt, welche nicht verschmäht haben, für Kinder zu arbeiten. Unter den Bilderbüchern gefiel mir am besten La Morale en dessins, Album-Rebus, von Maden aus Brüssel gezeichnet. Diese Sammlung enthält vierzig moralische Sprüche, welche vermittelst wie Rebus gezeichneter Figuren vorgetragen sind und sich auf diese Weise dem Gedächtniß der Kinder sehr leicht einprägen mögen. Das Musée des Enfants, das Keepsake des Enfants, das Grand Album des Enfants, das Journal des Enfants, die Lithographians, der Jean Paul Choppart von Daumier sind lauter ergötzliche Bilderbücher, welche unsere Buchstabirfibeln sehr weit übertreffen. Nicht bloß die Kinder, auch die Erwachsenen haben bei Aubert eine reiche Auswahl von schönen, geschmackvollen Albums; es gibt wohl schwerlich eine lieblichere Sammlung als das Album von Gavarny, der die französischen Damen mit bewundernswürdiger Grazie und schwebender Leichtigkeit zeichnet und in Hinsicht der Auffassung und des Arrangements den flach kokettirenden Grevedon weit hinter sich zurückläßt.

Hat man nun in Paris seinen Vorrath von Etrennes beisammen, so muß man sich zu guter Lezt noch in einige Conditoreien begeben, um dort die Schlußeinkäufe zu machen; denn ein Neujahrsgeschenk kann nicht füglich ohne Zugabe von Bonbons und Zuckerwerk überreicht werden. Bisweilen wird diese Zugabe sogar die Hauptgabe. Es gibt viele Leute, denen man nur Bonbons schenken kann und die uns jede andere Bescheerung sehr übel auslegen würden; mit Bonbons ist man zu Neujahr hier überall willkommen, und Niemand hat das Recht, uns die Thüre zu weisen. Alte und junge Junggesellen, welche zu Hause keine Salons haben, um Bälle und Soiréen zu geben, erwidern die Gastfreundschaft, welche sie das ganze Jahr über in fremden Häusern genießen, mit Trinkgeldern an die Bedienten und mit Bonbons an die Frau und die Kinder vom Hause. In Zuckerwerk allein werden ungeheure Summen verschwendet. Manche Dame, die viel Soiréen gibt und viel Besuch annimmt, erhält für sechstausend und mehr Franken Bonbons geschenkt. — Wenn man Bonbons von der feinsten und besten Sorte zu haben wünscht, muß man sie in ihrer Heimath, d. h. in der Rue des Lombards kaufen. In dieser Straße wohnten nämlich die ersten italienischen Conditors, welche ihre geschmackvolle Industrie in Paris ansiedelten und der Straße, so wie dem ganzen benachbarten Stadtviertel den Namen gaben. Von hier aus haben sich zwar die Conditoreien in die übrigen Arrondissements der Hauptstadt verbreitet, jedoch sind die echten Stammhalter da geblieben, wo sie ihr erstes Heimathsrecht erhielten. Zu diesen leztern gehört der Fidèle Berger, eines der berühmtesten Magazine in Paris, dessen Name für Bonbons und Conditorei historisch und sprüchwörtlich geworden. Dieser „getreue Schäfer" ist süßer und verführerischer, als alle Schäfer Virgils und Florians; er hat einen Stab von Zucker und seine verzuckerten Schafe weiden im Wiesenschmelz gebrannter Mandeln. Im ersten Stock dieses Conditorladens befinden sich schöne, geräumige Salons; das Zuckerwerk ist in elegante, graziöse Körbchen, Schachteln, Säcke, Papkästen ꝛc. verpackt, wobei jedes Stück seinen besondern Namen hat. Da sehen wir Alabasterkörbe, Körbe mit Schildpatt oder Elfenbein ausgelegt, russische Körbe, ungarische Körbe, d. h. geflochtene Binsenkörbe mit Seidenbändern, Montespan- und Pompadourkörbe, Regentschaftsschachteln, Pappschachteln im Geschmack und Kunststyl des Zeitalters Ludwigs XV., mit bildlichen Darstellungen von Hirtenscenen u. dgl., Pappschachteln in Form von prachtvoll eingebundenen Gebetbüchern und Damennécessaires, Säcke à la Renaissance, Arbeitsbeutel der Frauen Shakespeare's ꝛc.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Halle, Januar.

(Schluß.)

Alterthümer und Gemeinsinn.

Man pflegt nun zwar so offenbar geschmacklose Bauten und Reparaturen, wie mehrere der erwähnten, mit der Unzulänglichkeit der angewiesenen Geldmittel oder mit der bestimmten Vorschrift des Bauherrn entschuldigen zu wollen; indessen darf man dieses nicht gelten lassen. Denn abgesehen davon, daß die Geschmacklosigkeit unsers Wissens nicht billiger ist, sollte sich ein Baumeister, sofern er nicht in die Klasse der Handwerker zurückfallen will, einem Bau, der absolut unschön werden soll, nicht unterziehen, weil er sonst einen Verrath an seiner Kunst begehen muß. Ihre Regeln sollen ihm Norm seyn, wie dem Theologen die Bibel, dem Juristen das Gesezbuch. Handelt er unbewußt dagegen, so ist er zu beklagen, bewußt, zu verachten.

Wie sehr man irrt, wenn man die sogenannte Aufklärungsperiode in Kunstsachen für ganz beendigt ansieht, geht außer den schon angeführten Beispielen noch daraus hervor, daß Seitens der hiesigen Domkirche erst auf der lezten Gemäldeausstellung mehrere recht gute alte Bilder, ohne Zweifel doch mit Genehmigung der Regierung, zum Verkauf ausgeboten wurden, und daß ein gleiches Schicksal, dem Vernehmen nach, dem in der Marktkirche befindlichen, eigens für dieselbe gemalten, herrlichen Altarblatte von Lukas Cranach bevorsteht, was nur zu glaublich ist, wenn man dessen gegenwärtigen Zustand sieht. Hätten auch diese Bilder einen geringern oder selbst gar keinen Kunstwerth, so sollte doch das historische Interesse, das sie an sich und durch ihre bisherige organische Verbindung mit den heiligen Orten haben, ein so gemüthloses Verfahren verbieten.

Es ist dieses freilich ein so tiefer Schade am Zeitgeiste, daß selbst die Institute, welche ihre Erhaltung lediglich dem historischen Sinne und der Achtung vor Althergebrachtem verdanken, daran leiden, und so ihr innerstes Lebensprincip verleugnen. Wer Manifestationen dieser Geringschäzung bedeutender historischer Monumente von Seiten solcher Institute sehen will, der besuche den Kreuzgang und die von durchströmendem Regenwasser nunmehr bald aufgelösten Bilder im nördlichen Seitenflügel des Doms zu Merseburg, dessen Unterhaltung dem dortigen Domcapitel obliegt. Viele ehrwürdige Bilder, darunter das alte Gemälde, welches die Hunnenschlacht bei Keuschberg darstellt, sind durch muthwillige Hände völlig zerschnizt, andere nicht unbedeutende Bilder von der Feuchtigkeit aufgelöst, und mehrere leicht zu transportirende scheinen den Liebhaber, der sich ihrer erbarmen wollte, gefunden zu haben. Nur die leeren Rahmen sind als ecce signum hängen geblieben, um Zeugniß abzulegen für den Ernst, mit dem man in unsern Tagen Heiligthümer und alte Kunstdenkmale beschüzt. Wo die Domcapitel erhalten sind durch landesherrliche Fürsorge und hohe Ehrfurcht vor dem Historischen, sollten sie nicht die erste und dringendste Pflicht haben, auch das zu erhalten, was ihnen die Vorfahren überließen?

Diese flache Richtung der Zeit auf direkte und indirekte Zerstörung alter Monumente und dieser allgemein herrschende Mangel an tüchtigem Gemeinsinn für Lokalinteressen, worauf sich die oben angedeuteten Uebelstände reduciren lassen, finden nun bei uns noch besondere Nahrung und Unterstüzung in Verhältnissen, welche von oben herab bestimmend einwirken. In dieser Beziehung ist hauptsächlich zu erwähnen das im Staate herrschende Centralisations- und Bevormundungsprincip, und die damit nahe zusammenhängende, besonders auf städtisches Wesen sehr nachtheilig einwirkende Stellung der Beamten.

Alle eigenthümlich germanischen Corporativelemente sind aufgelöst; die Macht, welche in ihnen lag, ist auf den Staat übergegangen, in ihm ruht daher das Bestimmende für so viele tief in das Leben eingreifende Verhältnisse, ja selbst die Kirche ist faktisch in ihm aufgegangen, und so bildet er die einzige äußere Macht, das Centrum, auf welches Alles, was im Leben Bedeutung hat, bezogen wird, wobei es, abgesehen von andern, tiefer eingreifenden, hier aber nicht zu erwähnenden Einflüssen, nicht ausbleiben kann, daß die Staatsgewalt in Verhältnisse hinübergreift, die eigentlich außer ihrer Sphäre liegen. Wie nun aber Jeder, der einen Andern ein bis in die kleinsten und feinsten Beziehungen eindringendes Schuzverhältniß ausüben sieht, sich mit der Zeit der Pflicht der Selbstthätigkeit auch für die ihm noch freigelassenen Gebiete überhoben glaubt, oder wegen der Unbehaglichkeit seiner gebundenen, stete Collisionen herbeiführenden Stellung freiwillig resignirt, um nun auch alle Sorge auf seinen Schuzherrn zu werfen, so hat sich auch bei uns mit steter Abnahme aller Selbstständigkeit, lokalen Eigenthümlichkeit, Standesgesinnung und des Corporationssinnes — wo wirklich noch Reste von Corporationen sind — neben dem bequemen Gefühle, der Verwaltung der öffentlichen Lokalangelegenheiten überhoben zu seyn und solche der Regierung überlassen zu können, die stillschweigende Prätension gebildet, daß leztere nun auch die Pflicht übernommen habe, für Alles zu sorgen. Wie weit die hierdurch herbeigeführte Mattigkeit, ja Niedrigkeit der Gesinnung gehen kann, zeigt, um nur Eines zu erwähnen, der Umstand, daß die Gutsherrn häufig freiwillig auf das Patronatrecht und die Patrimonialjurisdiction Verzicht leisten, und sich so selbst in die Klasse großer Bauern, jezt sogenannter Oekonomen stellen. Wenn diese Gesinnung unter dem Adel, der doch sonst Standesvorrechte zu schäzen weiß, angetroffen wird, kann man sich nicht wundern, unter der Bürgerschaft in den Städten eine gleiche Abgestumpftheit für ständische Eigenthümlichkeit, öffentliches Leben, Communal- und Kirchenverwaltung ꝛc., mit einem Worte, einen gänzlichen Mangel an Gemeinsinn zu finden. Rechnet man dazu den zweiten, oben angegebenen Grund — die Stellung der Beamten — so werden die Erscheinungen, welche wir zu beklagen haben, sehr erklärlich. Alle Intelligenz steht bei uns, wie dies natürlich ist, im Dienste des Staats, oder ist doch entschieden in dessen Interesse gezogen. Wenn es nun bis jezt Grundsaz der Regierung ist, die Beamten nirgends mit den Lokalverhältnissen verwachsen zu lassen, nirgends eine dauernde Verbindung zwischen ihnen und ihren Wohnorten zu befördern, sondern dieselben in stetem Fluge nach den verschiedenen und den verschiedenartigsten Provinzen, von der Weichsel nach dem Rhein, von Schlesien nach Westphalen ꝛc. hin und zurück zu versetzen, so liegt es sehr nahe, daß ein königlicher Diener kein warmes Interesse für seinen Wohnort, welcher ja nur eine kurze Station für ihn ist, gewinnen kann, daß er es vermeiden wird, Grundbesiz zu erwerben, daß mithin ein dauerndes Band, eine eigentliche Verschmelzung zwischen ihm und der städtischen Bevölkerung nicht stattfindet. Die Verbindung mit einem Theile — und welchem? — derselben beschränkt sich höchstens darauf, daß der Beamte Mitglied einer Erholungsgesellschaft, Ressource, Loge oder dergleichen wird, und diese Institute statt der Magistrats- oder Stadtverordneten-Versammlung, Kirchen, Collegien ꝛc. zum glorreichen Schauplaz seiner außeramtlichen Thätigkeit macht. So bleibt der Regel nach der gebildetste und oft auch wohlhabendste Theil der Einwohner den Lokalinteressen fremd, und die Communal- und Kirchenverwaltung ist mehr oder weniger in den Händen von Personen, bei welchen man, mögen sie auch übrigens noch so achtungswerth seyn, einen gewissen Grad von Bildung und Geschmack vergebens suchen wird. Daß auch der Beamtenstand jezt den Grad von innerer Durchbildung habe, welcher erforderlich, um das Bedeutungsvolle und den sittlichen Einfluß historischer Monumente und Verschönerungen durch Bauten und Anlagen einsehen und würdigen zu können, bezweifeln wir, da seine oben angegebene Stellung nicht ohne Rückwirkung auf ihn selbst geblieben ist und bleiben konnte. Denn wie im Allgemeinen der übrigen Bevölkerung, wie gedacht, eine gewisse zeitgemäße Bildung und Intelligenz abgeht und füglich abgehen kann, so fehlt den Beamten der Sinn für das Stabil-Lokale, für das Sichselbstbeschränken. Die Verschmelzung beider Seiten ist das, was wir wünschen, und für das Gedeihen und Leben städtischen Wesens nach allen Seiten hin für nothwendig halten.

Beilage: Literaturblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 31.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 5. Februar 1839.

— Here ostentation, with tawdry art,
Pants for the vulgar praise which fools impart.
The mind still turns where shifting fashion draws,
Nor weighs the solid worth of self-applause.

Goldsmith.

Der Neujahrstag in Paris.

(Fortsetzung.)

Die neumodischsten Bonbons waren les Bonbons du Tourlourou, welche ihren Namen einem beliebten Vaudeville verdanken, les Bonbons du Perruquier de la Régence, welche man nach einer komischen Oper getauft hat, les Bonbons de la cachucha, worauf Fanny Elßler abgebildet ist, les Bonbons petit-miroir-des-Dames, nach dem Titel eines Modejournals benannt, les Bonbons-Cartes de visites tirées de l'Album anglais de 1839 etc. Der Leser wird mich vielleicht fragen, was es mit allen diesen Bonbonssorten für eine Bewandtniß habe, und ob die eine vielleicht besser sey als die andere. Letzteres möchte ich nicht versichern; ich wette vielmehr hundert gegen eins, daß der Inhalt aller dieser so verschieden benannten Schachteln, Körbe, Säcke und Kasten stets derselbe ist. Das Genie des Pariser Conditors besteht gerade darin, einer und derselben Gattung Bonbons die mannigfaltigsten Formen und ergötzlichsten Namen zu leihen. Voriges Jahr, als die Franzosen Constantine erobert hatten, gerieth ein Conditor auf den Einfall, Bonbons de Constantine anzukündigen, welche sofort in die Mode kamen: sämmtliche Hauptleute und Offiziere vom Generalstab der Pariser Nationalgarde kauften diese neuen Bonbons, und die ganze Fashion mit buttergelben Handschuhen erklärte, es gebe nichts Delikateres und Nationaleres, als die Bonbons de Constantine, welche Centnerweise abgingen und mehr als einem Conditor Geld und Ruhm eindrachten. Da dieses Jahr friedlicher Natur war und ohne glänzende Waffenthat verstrichen ist, so haben die Conditors die Namen für ihre Bonbons beliebten Opern, Vaudevilles, Balletten, Büchern, Journalen und verschiedenen herrschenden Modetendenzen entlehnt, wie man es in obigen Bezeichnungen ausgedrückt findet. Alle jene pomphaften Bonbonstitulaturen sind übrigens mehr für Augen und Ohren, als für Gaumen und Zunge berechnet. Es liegt einmal im Nationalcharakter der Franzosen, viel Lärm um Nichts zu machen und das Bedeutungslose mit einem bedeutenden Glanz zu umgeben. Uns Deutschen kommt es allerdings lächerlich vor, wenn wir über einer schmierigen Billardstube Café de l'Univers, oder über einer elenden Schenke vor der Barrière von Passy Au rendez-vous de la Marine française lesen; wenn wir an einem kleinen, erbärmlichen Kramladen, wo allenfalls Pfeffer und Schwefelfaden feil sind, alle Gewürze und Spezereien Ost- und Westindiens angeschrieben finden, oder wenn uns der Conditor altes, verdorbenes Zuckerwerk in Renaissanceäcken und Regentschaftsschachteln verkauft, die den hundertfachen Werth des Inhalts haben;

aber wir werden das nicht mehr lächerlich finden, wenn wir es uns Französisch übersetzen. In der Industrie wie in der Politik, in dem öffentlichen wie im Privatleben der Franzosen, in der Gesellschaft wie im Umgange ist ja Alles auf blendenden Außenschein, auf schönen Klang abgesehen. Man betrachte die Nation bei den geringsten Alltagsgeschäften und bei den wichtigsten Staatsangelegenheiten, im Rathe oder im Theater, auf dem Markt oder im Hause, im Frieden oder im Kriege; man prüfe mit schärferem Auge ihre Kunstwerke, ihre Gemälde, Statuen und Industrieerzeugnisse, ihre Theaterstücke und Gedichte — Alles soll in die Augen springen, Aufsehen erregen und mehr die äußeren Sinne, als das Gemüth befriedigen. Das ganze Leben des Franzosen ist ein äußeres Darstellen, ein fortwährendes Zurschautragen, ein ewiges Aufschiren und Auskramen, eine ununterbrochene Täuscherei, die Jedermann ganz unbefangen, aber doch wissentlich treibt. Kein vernünftiger Mensch wird den Franzosen zumuthen, den Sinn für's Frivole und Aeußerliche abzulegen; sie müßten ihrem Nationalcharakter entsagen und ihre ganze Geschichte mit Füßen treten.

Vom getreuen Schäfer bemerken wir nachträglich, daß die Couplets seiner Bonbonsdevisen von dem Componisten Adam in Musik gesetzt sind und also vor allen übrigen den Vorzug haben. Um Neujahr hält Morgens und Abends eine Menge brillanter Carrossen in der Rue des Lombards vor Nr. 46; nach einer kurzen Station fahren sie, mit süßen Schätzen beladen, in die Chaussée d'Antin und in's Faubourg Saint-Germain zurück, ohne auf das Elend zu achten, welches demüthig und lumpenbedeckt in dem nahen Quartier der Halle herumschleicht und die Glücklichen beneidet, welche eben eine Schachtel Bonbons mit Silber aufgewogen haben. Der Arme, welcher in Paris kein Geld hat, muß sich um diese Zeit am unglücklichsten fühlen; er hat allerdings auch seine Neujahrsbuden, wo er seine Neujahrsbescheerungen einkauft; aber welch erschütternde Contraste bietet diese Welt! Die Neujahrsbuden der kleinen Leute in Paris sind von gar ärmlichem Ansehen; an der Ladenthüre steht kein Kaufmann oder Commis in fürstlichem Kleide, und inwendig bedient keine zarte weibliche Hand mit Schnee- und Rosenfingern. Diese Armenbuden sind elende Baracken mit leinenen Wänden und hölzernen Bretterdächern, oft auch ohne alle Bedachung; sie dehnen sich wie kleine Lager in unabsehbarer Reihe längs den Häusern auf den Boulevards aus; bisweilen sind sie auch an Laternenpfähle angelehnt, deren Oellampen ihnen Abends ein wenig Ladenbeleuchtung abgeben. Bei jeder Bude sitzen ein paar verkümmerte Frauen, die Füße in nassem, schmutzigem Stroh und die Hände unter einer dünnen Leinwandschürze. Diese Comptoirdamen führen Niemand in Versuchung; ihre Gestalt ist wie ihre Toilette, abgetragen und abgenutzt, in Armuth und Arbeit zusammengeschrumpft. Auf ihren ängstlichen Physiognomien, im schwermüthigen Ausdruck ihrer flehenden Blicke spiegeln sich alle Nüancen und Schattirungen der Verzweiflung ab, je mehr der Tag seinem Ende zueilt. Denn zu Hause, fern von dem Glanz des Boulevards, weit hinten in einer der übervölkerten Vorstädte, haben diese armen Höckerweiber eine Familie, die ihre Rückkehr mit Sehnsucht erwartet, einen alten Vater, der seit Jahren auf dem Krankenbette darniederliegt, und Kinder, welche vielleicht vor Hunger schreien. Der Ertrag des Tags sollte alle diese Leiden beschwichtigen; aber der Absatz war den ganzen Tag über schlecht, weil es vom Himmel stürmte und schneite und die Vorübergehenden bei schlechtem Wetter nicht auf dem Trottoir stehen bleiben, um etwas zu kaufen. Dazu kommt noch ein anderes Unglück: die graue Nebelatmosphäre hat auf die Siebensachen dieser armen Händlerinnen sehr nachtheilig eingewirkt. Ihre Waare ist eben von keinem großen Werth, ihr ganzer Kram besteht aus Klappereien, das Stück zu fünf Sous und drei Sous; aber nun ist Alles verdorben und abgebleicht, und morgen verschmäht der Vorübergehende diese Waare; denn man glaubt gar nicht, welche Frische und Güte der Fußgänger von einem Gegenstande verlangt, der ihm 25 Centimes kostet. Und warum sollte er nicht diese Ansprüche machen, wenn seine 25 Centimes mit vieler Mühe vom Wochenlohn erspart oder gar auf Wochenzinse geborgt sind? Denn der Käufer kann nur ein sogenannter Ouvrier seyn; wir möchten einen Pariser Bürgersmann nicht mit der Voraussetzung beleidigen, daß er Etrennes zu 25 Centimes einkaufe.

(Schluß folgt.)

Walter Raleigh und Königin Elisabeth.

(Fortsetzung.)

„Ich möchte hiebei noch etwas Anderes bemerkt haben, was Ihro Majestät Auge entging," bemerkte ein sehr alter Hofmann mit einer sehr feierlich närrischen Physiognomie. — „Was denn, mein Lord Bumble?" rief Ihro Majestät. — „Ich halte es für eine sehr achtbare, christliche Doctrin, wenn's Ihro Majestät gefällt," sprach Seine Herrlichkeit, indem er sich ein wenig näherte, gestützt auf den goldenen Knopf seines Rohrstocks, denn er hinkte stark, „daß der Mund gemacht sey, um ehrbare Lebensmittel aufzunehmen; und obgleich ich gelebt habe unter der Regierung von Ihro Majestät Vater, Heinrich

dem Achten, frommen, keuschen und ruhmwürdigen Gedächtnisses, auch unter der Seiner Hoheit Eduard des Sechsten, welcher sicherlich einen Thron im Himmel hat, wie auch unter der unserer hochseligen, ruhmwürdigen Königin Maria, welche von einer durchaus sueßlichen Gemüthsart war, wie sie einer Königin geziemt und welche Ihro Majestät in weit höherem Grade besitzen als einer sonst von Deeo erlauchten Vorfahren, so sah ich doch nie einen Edelmann und, um die Wahrheit zu melden, keine einzige anständige Person, welche ihre Kehle dazu mißbrauchte, solchen abscheulichen Rauch einzuschlucken; und um deßhald achte ich es für eine höchst achtbare christliche Doctrin, daß der Mund dazu gemacht sey, um ehrbare Lebensmittel damit aufzunehmen. Ueberdem hörte ich noch von keinem, welcher es sich zur Regel gemacht, einen Rauchfang aus seinem Leibe zu machen, es sey denn von Einem; und der that es nicht aus Lust, sondern weil er gemußt." — „Und wer war das, Mylord?" fragte die Königin. — „Gefällt's Ihro Majestät, so war das kein anderer als der Teufel selbst, vor dessen Nachstellungen Ihro Majestät hinfühto bewahrt sey." — „Amen, Mylord," sagte die Königin ernst. — „Welcher, wie der gelehrte Doktor Thumpcushion bewiesen hat," fuhr Lord Bumble fort, „immerwährend Rauch und Schwefel ausspeit, zweifelsohne in derselben Art und Weise wie jener ehrenwerthe Edelmann, der Hauptmann von Ihro Majestät Leibwache. Um deßhalb achte ich es für eine höchst achtbare christliche Doctrin — "

„Nichts mehr von der Doctrin, Mylord!" unterbrach ihn die Königin schon ungeduldig, während Sir Walter mit vieler Anstrengung ein ernstes Gesicht zu behalten rang. „Sag lieber auf einmal heraus, was du in der Sache siehst und unser Witz diesmal nicht fähig ist zu entdecken." — „Ich will auf den Punkt kommen, ohne weiteres Vorwort, da es Ihro Majestät huldreichst so beliebt," sprach der alte Hofmann, „obgleich ich so eben ohnedies sagen wollte, daß ein Ding, welches so unnatürlich und so teuflisch aussieht, zu keinem anderen Zwecke da seyn kann, als nur unsere Seelen zu verstricken und unsere Augen zu blenden, damit wir leichter gefangen werden mögen und gestoßen in den bodenlosen Schlund, wo es des Satans Mode ist und aller seiner Unholde, zu rauchen und andere rauchen zu lehren, gerade in der Art und Weise, wie es jener ehrenwerthe Edelmann, Sir Walter Raleigh, thut. Um deßhalb achte ich es für eine höchst achtbare, christliche Doctrin, daß der Mund gemacht sey, um ehrbare Lebensmittel aufzunehmen." — „Das hörten wir schon vorhin, Mylord. Wenn du nichts weiter weißt, um uns in der Sache zu erleuchten, so schließe deine Lippen und der Himmel wird dich dafür belohnen." — „Ja der Himmel wird mich belohnen, sicherlich, wie Ihro Majestät mit frommen Lippen bemerkt haben," fuhr Lord Bumble fort, der, zu den andern Schwächen seines Alters, noch das Unglück hatte, außerordentlich taub zu seyn; „ich bin Ihro Majestät unendlich verbunden für Ihro Majestät Erwägung meiner langen Dienste, und wenn Ihro Majestät es nicht thut, wird der Himmel mich sicherlich belohnen. Aber ich muß auch sagen, unter Ihro Majestät ganzer, glorwürdiger Familie habe ich keinem mit halb so viel Selbstzufriedenheit gedient, als welche ich empfinde, indem ich Ihro Majestät aufwarte, wiewohl Seine Hoheit Heinrich der Achte, bei dem ich Page war, zu sagen pflegte, daß ich unschätzbar sey vor dem Zubettegehen." — „Ja, du hast einen vortrefflichen Schlaftrunk ihm gewiß immer bereitet," bemerkte Ihre Majestät. — „Richtig, Ihro Majestät, daß ich immer bereit sey, lobten Seine Majestät an mir. Aber ich suchte, ich bin etwas von meinem Thema abgekommen." — „Hast du das endlich gefunden! Der Geier und deine Zähigkeit!" rief seine königliche Herrin ärgerlich, aber mit leiser Stimme. — „Ich habe zur Genüge für jede vernünftige Person dargethan, daß Rauchen nur ein höllischer Zeitvertreib ist, und deßhalb nicht zu dulden; aber es steckt noch mehr vom Uebel darin. Denn angesehen, daß der Rauch schwarz ist, als welche Farbe der Satan zumeist liebt, so muß jeder Christenmensch sie meiden; deßgleichen, daß das Rauchen eine Kunst ist, und da die Kunst schwarz ist, so steht es mit Händen zu greifen, daß es eine schwarze Kunst ist; und ich unterstehe mich zu beweisen, daß Ausübung einer schwarzen Kunst in Ihro Majestät höchsteigener Gegenwart heidnisch ist, hochverrätherisch und höchst abscheulich, und demgemäß, daß jenem ausgezeichneten Edelmann, Hauptmann von Ihro Majestät Leibwache, nicht zugestanden werden möge, wie augenscheinlich seine Absicht ist, Ihro Majestät zu behexen und den Staat in's Verderben zu stürzen."

„Sir Walter Raleigh, hörst du die schwere Anklage?" fragte die Königin. Die Runzeln der Ungeduld wichen nun auf ihrer Stirne einem unverhehlten Lächeln des Wohlgefallens. „Hast du die Verwegenheit gehabt, die schwarze Kunst vor uns zu üben? hast du die freche Absicht, uns zu behexen und den Staat umzustürzen?" — „Ohne meine Vertheidigung zu versuchen, will ich mich sofort vor Ihro Majestät Gnade niederwerfen, von der ich schon so kostbare Proben habe," erwiderte Sir Walter, indem er die Pfeife aus dem Munde nahm. „Vielleicht aber ist es mir erlaubt zu bemerken, daß ich, indem ich versuchte, Ihro Majestät zu bezaubern, nur dem Beispiel einer Andern gefolgt bin, welche durch ihre bewunderungswürdigen Eigenschaften alle ihre Unterthanen bezaubert hat." — „Er bekennt, er bekennt, gefällt's Ihro Majestät!" rief der alte Hofmann, sich an die Königin drängend; „um deßhalb achte ich es für eine sehr achtbare, christliche Doctrin —" — „Still, Narr!" rief

Ihre Majestät mit einer Stimme, welche Lord Bumble nicht allein hören mochte, sondern die ihn auch dermaßen bestürzte, daß er zwei oder drei Schritte zurücktaumelte, und zwar auf die zarten Zehen einer der Ehrendamen, welche hinwiederum, auf so ausdrucksvolle Begrüßungen nicht gefaßt, dagegen in ihren Zügen Schmerz und Aerger, ihn aus dem Wege stieß, bis er sich ganz aus dem Kreise gedrängt fand, kaum fähig zu athmen, und in völliger Verwirrung.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Januar.

Winter. Werner. Magnetische Kuren. Struve.

Vormals war es eine große Schande, vom Wetter zu sprechen oder zu schreiben. Jede wohlgezogene Person, welcher dergleichen vorgerückt wurde, mußte schlechterdings roth werden ob solcher Todsünde wider den guten Geschmack. Das hat sich, Gottlob! neuerlich anders gestaltet. Das Rothwerden ist ganz aus der Mode und die Meteorologie in die Mode gekommen. Im nun vergangenen Jahr that auch wenigstens unser hiesiges Lokalwetter sein Mögliches, Stoff zur Rede darzubieten. Der Freiheitsschwindel ergriff feinen alten Graukopf ebenfalls: es wollte durchaus nicht länger nach der Pfeife des Wetterglases tanzen, und so behauptete es seine Unabhängigkeit von diesem beinahe das ganze Jahr, und wollte noch zulezt darin etwas Apartes haben, daß es schon im December den Elbstrom in der Gegend der Brühlschen Terrasse nöthigte, sich in seinen Eispalast zurückzuziehen, was in der Regel erst während des jezigen Monats geschieht. Nachdem die Wagehälse der sogenannten jungen Gassenbrut den Uebergang über das Krystalldach der Elbe mit Glück gewagt hatten, folgte man in den lezten Tagen des verschwundenen Jahrs ziemlich allgemein ihrem Beispiel. Nebenher begann auch schon allmählich der flinke Schlittschuhlauf. Neben dem Teiche des großen Gartens wurde ein Eisberg errichtet, um von diesem hinab auf Schlitten rasch über den See hinzugleiten. Eine Lockung mehr gewährte die Ankündigung der benachbarten, vielbesuchten Restauration, daß während der Fahrbarkeit dieses Berges alle Tage großes Concert gehalten werden solle. Aber kaum erschien das neue Jahr, so sang auch das einfallende Thauwetter schon das alte, garstige Lied von der Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge in den rauhesten Sturmeslauten, und es ist zweifelhaft, ob die Gymnasten der Schlittschuhe und Eisschlitten auf der Elbe und auf dem Eisberge wieder ihre Rechnung finden werden. — Bei dieser Gelegenheit verdient bemerkt zu werden, daß der Gymnastik im Allgemeinen, dieser der Jugend mit Recht zu empfehlenden, modernen Lebenswissenschaft, hier ein wahrhafter Verlust an dem bekannten Lieutenant Dr. Werner bevorsteht. Durch die Solidität und verständige Leitung feiner Anstalt hatte derselbe sich ein vorzügliches Vertrauen auch unter der vornehmern Welt erworben, so daß der Umfang seines Instituts fortdauernd im Zunehmen begriffen war. Sein Unterricht erstreckte sich zugleich auf die weibliche Jugend, und es wird dem Unternehmer nicht nur die erforderliche Kraft und Geschicklichkeit, sondern auch der unumgänglich nothwendige Sinn und Takt für Anstand und Schicklichkeit nachgerühmt. Er steht im Begriff, auf Ostern nach Dessau abzugehen, wohin ihn der dortige Herzog mit einem verhältnißmäßigen Gehalte berufen hat. Vermuthlich würde Werner, unter gleich günstigen Verhältnissen, den hiesigen Aufenthalt vorgezogen haben; allein troz der sehr starken Anzahl männlicher und weiblicher Zöglinge, mag der jährliche Ertrag des Instituts keineswegs mit seinen rastlosen Bemühungen und dem mannigfachen, dabei unerläßlichen Aufwande im gehörigen Verhältnisse stehen.

Vor mehreren Jahren kam die Heilung und Verbesserung mancher Gebrechen, namentlich der Organe des Gehörs und Gesichts, mittelst des Magnets durch einen hier anwesenden Arzt aus Nordamerika, Namens Smith, ziemlich in Aufnahme. Der hiesige praktische Arzt Dr. Hofmann wurde durch Smith selbst mit dessen Methode vollständig bekannt gemacht. Als Lezterer nach Berlin abreiste, trat Dr. Hofmann hier in seine Fußstapfen. Es gelang ihm nicht nur in mehreren Fällen, geschwächten Seh- und Hörwerkzeugen neue Kraft zuzuführen, sondern auch andere Krankheiten, vorzüglich Nervenübel, mit dem günstigsten Erfolge zu bekämpfen, und er steht im Begriff, in einer medizinischen Zeitschrift davon öffentliche Mittheilung zu machen. Seit länger als einem Jahr hält sich ein Arzt aus Berlin, Dr. Meyer, hier auf, der ebenfalls mit Hülfe des Magnets Manchem große Erleichterung verschafft haben soll. Es wäre zu wünschen, daß auch er etwas Umständliches darüber bekannt machte. — Oeffentliche Blätter haben die gelungenen Versuche unseres, die großen Fortschritte der Chemie und Naturgeschichte mit rühmlichem Eifer verfolgenden jüngern Dr. Struve mit dem aus Wasser und Terpentinöl herzustellenden, sogenannten atmosphärischen Gas bereits im Allgemeinen verkündigt. Es ist hier nur beizufügen, daß der so umsichtige, als unermüdete junge Chemiker diesen Gegenstand fortwährend im Auge behält, um aus der überaus wichtigen Erfindung in der Anwendung den möglichsten Vortheil zu ziehen. Es leidet wohl keinen Zweifel mehr, daß das, auch zur nächtlichen Erleuchtung der hiesigen Stadt aus Steinkohlen gezogene, weit höher zu stehen kommende und an kostspielige Vorrichtungen gebundene Gas dem neuen, weit wohlfeiler und einfacher zu erzeugenden Lichte recht bald den Platz werde räumen müssen. Nichts könnte wohl der Einführung dieses neuen Lichts den Weg vertreten, als wenn sich ergäbe, daß das in England neuerlich aus Asphaltöl gezogene Gas (dessen Gebrauch auch in Belgien schon im Gange seyn soll), bei noch wohlfeilerer Herstellung, eine nicht minder helle und reine Flamme, als das Gas aus Wasser und Terpentin gewährte. — Als ein neuer Beweis von Dr. Struve's glücklichen Forschungen im Felde der Chemie kann Folgendes dienen. Vor Kurzem wurde hier das Geheimniß der Bestandtheile des von Payen in Paris erfundenen Desinfectionsmittels, welches die abscheulichsten, stärksten und gefährlichsten Gerüche sofort völlig vernichtet, für eine bedeutende Summe ausgeboten. Dies brachte denn unsern Chemiker auf die Idee, das aus Paris bezogene Mittel einer Untersuchung zu unterwerfen. In Folge derselben ist ihm die Entdeckung eines ähnlichen Pulvers gelungen, welches in seiner Wirkung dem Pariser in keiner Hinsicht nachstehen soll.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 32.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 6. Februar 1839.

Es beuge sich des Knies gelenke Angel,
Wo Kriecherei Gewinn bringt. —

Shakespeare.

Walter Raleigh und Königin Elisabeth.

(Fortsetzung.)

„Ich glaube nicht, daß er die schwarze Kunst treibt,“ bemerkte hier Mistreß Alice, welche eine Art Favoritin bei der Königin war, sowohl um ihres lebhaften Temperaments willen, als weil sie niemals darauf erpicht schien, die Bewunderung der Herrn und Edelleute bei Hofe auf sich zu ziehen. „In der That, die Gerechtigkeit will ich ihm erweisen; ich halte ihn für keinen Zauberer.“ Die Königin lachte und daher lachten alle Hofleute auch. — „Sey nicht so hart mit ihm, Kind,“ sagte Ihre Majestät. „Bedenke doch, er wird seinen Barberhengst verlieren, was hinlängliche Strafe für ihn ist dafür, daß er mit der König von England seinen Scherz trieb.“

„Wenn es Ihro Majestät gefällig,“ sprach Sir Walter, der jetzt, die Pfeife in der Hand, in's Zimmer trat; „ich habe jetzt die bestimmte Quantität Tabak ausgeraucht.“ — „Schnell denn und wiege den Rauch!“ rief die Königin mit innerem Wohlbehagen, und Alle umher theilten ihre Lustigkeit. — „In wenigen Minuten werde ich Ihro Majestät das Gewicht des Rauches angeben,“ erwiderte Raleigh, indem er ein paar feine elfenbeinerne Wagschalen, die auf einem Tische standen, in die Hand nahm. „Du wirst nie so viel Rauch in die kleinen Schalen bringen, Sir Walter Raleigh,“ bemerkte die Königin in demselben Tone. „So bekenne nur immer, daß wir die Wette gewonnen.“ — „Ihro Majestät will die Gnade haben, zu bemerken, wie das Gewicht in dieser Schale genau das Gewicht angibt, welches die in der Pfeife zurückgelassene Asche hat,“ erwiderte Sir Walter, indem er beide Wagschalen in die Höhe hielt, in deren eine er die Asche geschüttet. „Wenn Ihro Majestät sich nun gnädigst des Gewichts des unverbrannten Tabaks erinnern und von der Summe das Gewicht der gegenwärtigen Asche abziehen wollen, welches ich hier eben ermittelt habe, so wird der Rest ganz genau das wirkliche Gewicht des Rauches angeben.“

Während er noch immer, die aufgehobenen Schalen in der Hand, dastand, schienen Sir Walter Raleighs Züge in diesem Augenblick voll eines Ausdrucks von wirklicher Zufriedenheit, indem er sich umwandte und die Gesellschaft anblickte, in welcher Einige ungläubig schienen, andere verwundert, die übrigen aber betroffen, was sie nun zu denken hätten; aber Alle warteten schweigend die Wirkung seiner Erklärung auf ihre Gebieterin ab, deren schärferer Verstand im Augenblick die Richtigkeit seiner Rechnung gefaßt hatte, obgleich dies sehr entfernt von dem war, was sie erwartet, und sie fühlte, als könne sie nicht genug die Einfachheit der Methode bewundern,

welche auf so leichte Weise das in's Werk sezte, was sie für unmöglich gehalten hatte. — „Das Geld ist dein, Sir Walter Raleigh," sprach sie, sich von ihrem Stuhl mit einer Würde erhebend, welche Niemand besser anzunehmen wußte, und indem sie dem Ritter eine gefüllte Börse überreichte, „und auf seine Weise gewonnen. Mancherlei Männer, die im Feuer schafften, sahen ihre Arbeiten in Rauch aufgehen, aber du bist der Erste, dessen Rauch sich in Gold verwandelte." Alle, obgleich sie keineswegs die Sache verstanden, überboten sich in Lobeserhebungen des scharfsinnigen Sir Walter Raleigh, bis auf Lord Bumble, welcher noch immer nicht zu sich selbst gekommen von dem Schreck vorhin.

Sir Walter Raleigh, nachdem er die Wagschalen, und was dazu gehörte, beiseit gestellt, drückte die Hand an sein Herz und sprach demuthig, indem er mit einem Knie sich vor der Königin niederließ, welche ihm die Börse reichte: „Ich bitte Ihro Majestät, mir zu vergeben, daß das tiefe Dankgefühl meines Herzens in diesem Augenblicke, beim Empfange so außerordentlicher Huld von Seiten meiner durchlauchtigsten Herrin und Königin, meiner armen Zunge die Fähigkeit genommen hat, mich dem angemessen auszudrücken. Was Paris gefühlt haben muß, als er zum ersten Male die reizende Helena sah, das empfinde ich jezt, wo solche Anmuth und Huld mir begegnet — Huld und Anmuth, wie keine Fürstin vordem sich ihrer rühmen konnte; deßhalb, wenn es nicht zu kühn ist, würde ich Ihro Majestät anflehen, aus der Fülle Ihrer königlichen Gnade und Weisheit zu meinen Gunsten eine solche Entschuldigung meines Schweigens zu ersinnen, als Ihro Majestät für nöthig hält."

„Steh auf, Sir Walter Raleigh," sprach die Königin, indem sie ihm huldreich die Hand reichte; denn, um die Wahrheit zu gestehen, sie fand, obwohl sie schon alt wurde, noch immer ein großes Vergnügen daran, solche seine Verehrer zu ihren Füßen zu sehen. „Die Wette ist ehrlich gewonnen; deßhalb bist du uns dafür keinen Dank schuldig. Wir sind jezt geneigt, etwas durch jene anmuthigen Laubgänge zu lustwandeln, und wollen, daß du uns begleitest." — So sprechend, brach sie auf mit der Ihrer Majestät eigenen Würde und schritt durch die Glasthüren in den Garten, indem der Hauptmann ihrer Leibwache ihr auf dem Fuß folgte; die Uebrigen aber blieben zurück, denn sie waren nicht aufgefordert.

Nachdem sie eine kleine Weile durch den Garten der Königin gegangen, schritt Ihre Majestät durch verschiedene Seitenwege und durch die neue Galerie im Palast, bis sie St. James Park erreichten. Da fragte Ihro Majestät folgendermaßen: „Ist denn für Master Edmund Spenser, unsern poeta laureatus, für den du so schön das Wort redetest, wohl gesorgt, seit wir ihm, auf dein Bitten, eine Audienz bewilligten?" — „Ich glaube nicht, daß Mylord Burghley für ihn irgend etwas that, noch auch, daß er ihm sein Jahrgehalt auszahlte, wenn's Ihro Majestät gefällt," entgegnete Sir Walter. „Doch wundere ich mich darüber nicht, da Mylord Schatzkanzler mir in keiner Art von den süßen Reizen der Poesie und Philosophie afficirt scheint; wiewohl man immerhin meinen sollte, daß Jemand, der einer Herrin dient, welche eine so vollkommene Kenntniß und einen so ausgezeichneten Geschmack in diesen göttlichen Vergnügungen besizt — die wahre Minerva unseres dreimal glücklichen Englands — doch so viel Neigung dafür sollte eingesogen haben, um die zu schutzen und zu pflegen, welche so viel davon besitzen, und zwar zur wahren Ehre seiner ruhmwürdigen Gebieterin und zur Förderung seiner eigenen." — „Mein Lord Burghley ist in den Dingen freilich etwas schwach bestellt; aber er ist ein vortrefflicher Staatsmann und ein treuer Diener," bemerkte die Königin. „Deßhalb soll aber Master Spenser nicht denken, daß wir ihn unbeachtet lassen, denn wir entsinnen uns wohl, wie er uns einige Stellen aus einem Gedichte, betitelt: „die Feenkönigin," vorlas, welches uns in gutem Angedenken schwebt."

(Fortsetzung folgt.)

Das Neujahr in Paris.

(Schluß.)

Diese Neujahrsgeschenke zu fünf und drei Sous stimmen zu traurigen Betrachtungen. Welchen Taglohn kann ein Arbeiter verdienen, der Gegenstände fabrizirt, welche, nachdem sie durch mehrere Hände gegangen sind und wahrscheinlich in jeder einen kleinen Gewinnst gelassen haben, endlich um drei Sous auf den Boulevards verkauft werden? Denn alle diese Schnurrpfeifereien sind lediglich Handarbeiten; der Genius unserer Zeit hat, so viel mir bekannt ist, noch keine Dampfmaschinen zur Verfertigung von Kinderspielzeug erfunden. Ich habe hier auch metallene Vorstecknadeln um drei Sous verkaufen sehen, welche, wie mir ein Mann vom Fach versicherte, keine Fabrik um diesen Preis liefern kann. Bei solchen beispiellos wohlfeilen Verkäufen muß man jedesmal annehmen, daß ein kleiner Fabrikant Bankerott gemacht hat; da heißt es doch wahrlich, ein Leidensbruder gibt dem andern.

Man sollte hier einen Zehnten von den Summen erheben, welche die Reichen an kostspielige Geschenke wenden; wer fünfhundert Franken für einen Korb Bonbons ausgeben kann, mag billig noch fünfzig Franken dazulegen für den, welcher kein Brod zu beißen hat. Der berühmte Lagrange hat dargethan, daß die Nahrung

des gemeinen Volks in Frankreich um die Hälfte schlechter ist, als die Kost des gemeinen Soldaten, und das Commißbrod und die Kasernenpension hat gewiß noch Niemand beneidet, als ein Unglücklicher, der ganze Tage lang ein schlimmeres Glockenspiel, als das des jüngsten Gerichts, das Glockenspiel des Hungers in seinen Eingeweiden hörte. Im Jahre 1812 hat der philanthropische Gastronom Chaptal bewiesen, daß die kleinen Leute in Frankreich im Durchschnitt nicht ganz zwölf Pfund Fleisch per Kopf und per Jahr verzehren. Das Elend in den französischen Fabrik- und Handelsstädten ist groß: in Lille kommen auf eine Bevölkerung von 70,000 Seelen 16,000 Arme, in Orleans auf 41,000 Einwohner 11,000 Arme. In Amiens ist das Verhältniß noch gräßlicher; ferner weiß die ganze Welt, daß es für Lyon Zeiten im Jahr gibt, wo die sämmtliche Bevölkerung der arbeitenden Classen auf Hunger und Betteln reduzirt ist, und die Pariser Journale haben erst ganz kürzlich berichtet, daß ein Drittel der Pariser Einwohnerschaft im Spital stirbt. In Frankreich ist diesem Pauperismus schwer abzuhelfen. Die bereits zu starke Einwohnerzahl steigt fortwährend: ein Faktum, welches nicht abgeleugnet werden kann. Der große Grundbesitz mangelt und der Boden, welcher in den Händen der Großen dem Volke Vieles abgibt, ist in den Händen der Kleinen bei weitem nicht so ergiebig und verweigert der Masse hartherzig jede Hülfe. In Ermangelung des großen Grundbesitzes hat Frankreich nur seine Industrie, um die brodlosen Volksmassen zu ernähren; aber Industrie ist ohne Absatzwege, ohne Ausfuhr und ohne Gewinnst unmöglich, und wie können die Franzosen auf das Alles Anspruch machen, da sie dreißig Jahre lang die Weltmärkte nicht mehr besucht haben, und sie nun wieder besuchen, um sie mit Produkten zu überschwemmen, die schlechter und theurer sind, als die Erzeugnisse anderer Nationen? Die Engländer haben dies große Problem der Industrie glücklich gelöst durch die Association der Kapitalien, was die Association der Ideen voraussetzt, durch die Einführung der Maschinen in großem Maßstabe und durch die Uebertragung der Armensteuer und aller Bedürfnisse des gemeinen, arbeitlosen Volks auf den Grundbesitz: drei Dinge, welche in Frankreich platterdings unmöglich sind. Die Industriefrage, vom nationalen Gesichtspunkte aus, ist für die Franzosen unauflöslich. Was ist da zu thun? Die Welt gehen lassen, wie sie geht, sich in seinen Mantel hüllen und stillschweigend eine sociale Revolution für Frankreich abwarten, welche nur durch ein göttliches Wunder abgewendet werden kann, und welche, wie die Cholera, ganz unvermuthet auftreten und noch gräßlicher als diese unter den blassen Sterblichen wüthen wird.

C. C.

Distichen

von Ph. H. Welcker.

Mein Tröster.

Ach, wie leicht ist's im Glück, Unglückliche trösten! Wie leicht ist's,
Sagen im wärmenden Pelz: „Natter, so friere doch nicht!"
Dulder mit Unglücksschrift auf der Stirn: sag' deine Geschichte.
Eh' du noch aus mir erzählt, hab' ich schon Trostes genug.

Alte und neue Mischung.

Feigheit, Freiheitsgefühl, Auswandrung und eiserne Straßen,
Bitterer Thränenerguß, Runkeln und Zuckerfabrik,
Wucher und Kaufmannsgeist und einsamer Edlen Gedanken,
Lieb' und Haß und Gespött: Alles in einem Gefäß!
Aber es rauschet die Zeit Weltmeeren vorüber und Sonnen,
Kaum das Pygmäengeschlecht achtend auf erdigem Punkt;
Aber der ruhige Gott schafft fern dort junge Gestirne:
Eh' hier landet ihr Strahl, liegen die Zwerge schon todt.

Sprachbemerkungen.

Bruder und Schwester. — In vielen Sprachen sind die Wörter Bruder und Schwester auch durch den Laut verschwistert und blos durch die Geschlechtsendung verschieden, und dies erscheint so sehr als das natürliche Verhältniß, daß die Abweichung davon wirklich etwas Auffallendes hat. — Im Hebräischen heißt Ach der Bruder, Acha die Schwester; im Arabischen Ach und Achad; im Griechischen ἀδελφός und ἀδελφή, im Malayischen Sondara und Sondaronia. — Auf gleiche Weise sind gebildet die mösogothischen Wörter Nithjis, der Vetter, Nithio, die Base; die chinesischen Dschin, Mann, Suh-dschia, Frau, die cochinchinesischen Don-u, Mann, Donba, Frau; das Englische Man und Woman. In allen diesen Fällen findet bloß die Umbildung statt, wie im Deutschen bei Mann und Männin, Hahn und Henne, Affe und Aeffin, der Farre, die Färse u. s. w. — Aber welche Verschiedenheit hinsichtlich jener verwandten Wesen herrscht dagegen in andern Sprachen! Im Persischen bedeutet Ak, auch Berandar, den Bruder, aber die Schwester heißt Hemschire, auch Haudir. Im Kurdischen, einer verdorbenen Mundart des Persischen, heißt Bra der Bruder, Kusk die Schwester. Wie die lateinischen Wörter „Frater und Soror," so müssen auch die deutschen „Bruder und Schwester" — mösogothisch Brothar und Swistar — von ganz verschiedenen Wurzeln abgeleitet werden. Das Nämliche finden wir in den slavischen Mundarten. Bratr, Brat, Brates heißt der Bruder, Sestra die Schwester.

Der Kukuk. — Schwerlich ist bei irgend einem Worte der Naturlaut so geradezu, so glücklich und so allgemein nachgebildet worden, als beim Kukuk. Bei den Griechen heißt der Vogel κόκκυξ, bei den Lateinern eben so und cuculus; der Italiener nennt ihn cuculo, der Franzose coucou, der Engländer cuckoo, der wendische Slave kukaliza, kukoriza, der Pole kukulka, der Illyrier kukukta, kukuvacia. Die Polen und Illyrier haben indessen noch andere, ganz verschiedene Benennungen für den Vogel, und ganz unglücklich ist die schwedische Zusammenziehung Göck.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Januar.

(Schluß.)

Kunstverein. Steinla. Eisenbahn. Theater.

Ein vor einigen Wochen im hiesigen Kunstverein befindliches Oelgemälde von Sohn in Düsseldorf: Romeo, von Julien Abschied nehmend, machte ganz ungemeine Sensation. Immer war daßelbe von Zuschauern, besonders Damen, dergestalt umgeben, daß es gewöhnlich schwer hielt, sich eines guten Platzes zum Anschauen zu versichern. Schon der Gegenstand hat freilich vorzügliche Anziehungskraft. Die innigste Liebe, im fruchtlosen Kampfe mit Hindernissen, kann die Theilnahme, zumal der Frauen, unmöglich verfehlen. Dazu kam hier eine den Reichthum des Sujets auf das Seelenvollste aussprechende Darstellung. Jugend, Schönheit, Sehnsucht, Freude und Schmerz sind in beiden Gestalten mit Begeisterung auf die Leinwand gezaubert. Wenn auch Einige an Romeo's ausdrucksvollem Antlitz das Erliegen der Kraft unter dem mit ihr ringenden Schmerze weniger billigen wollten, so konnten sie doch dem wundervollen Gebilde Juliens den unbeschränktesten Beifall nicht verweigern. Auf der verklärenden Höhe der Kunst kann die Natur kaum in anziehenderer Wahrheit und Schönheit erscheinen, als Julie hier. Und welche Meisterschaft in weiser Benutzung der Lichteffekte, welche Virtuosität in Nachbildung des jugendfrischen, saftvollen Fleisches und aller Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Stoffe der Gewänder! — Auch im jetzigen Winter fanden bereits wieder einige Vorlesungen im Kunstverein statt, die sich gewöhnlich zahlreicher Zuhörer und Zuhörerinnen zu erfreuen haben. So eben kündigte das hiesige Tagblatt eine dritte an. — Auch im Saale des naturhistorischen Museums sind bereits während dieses Winters einige öffentliche Vorlesungen gehalten worden. So eben ist wieder eine daselbst „über Naturanschauung, als erste Vorschule menschlicher Erziehung." von dem bekannten Pädagogen Fröbel aus Keilhau zu erwarten. Er hat bereits in Rudolstadt und in der Schweiz durch Gründung von Kinderschulen sich ein dankbares Andenken gestiftet, und scheint bei seiner hiesigen Anwesenheit ähnliche Zwecke im Auge zu haben.

Nach einer Abwesenheit von vier Monaten ist unser berühmter Kupferstecher, Professor Steinla, wieder heimgekehrt. Den größten Theil seiner Zeit hat er zu Lucca in artistischer Thätigkeit verlebt, und eine beträchtliche Anzahl alter Kunstwerke sehr verschiedener Art, meistens von besonderer Auszeichnung, zurückgebracht. Unter Anderm ist ihm zur Bereicherung seiner merkwürdigen Sammlung antiker und mittelalterlicher Münzen Gelegenheit geworden. Sein nächster Zweck scheint die Vollendung der schon weit vorgerückten Madonna von Holbein zu seyn. Möchte nur endlich auch die Krone aller seiner seitherigen Leistungen, die Platte zum bethlehemitischen Kindermord nach Raphael, wovon bis jezt erst einige Probeblätter abgezogen worden, veröffentlicht werden. Sie befindet sich vollkommen fertig in seiner Hand; allein die Entscheidung eines Processes mit dem Besteller derselben erlaubt ihm für jezt nicht, weitere Abdrücke davon nehmen zu lassen.

Die Fahrten auf der Eisenbahn nach der Weintraube und nach Oberau und zurück finden, wenn schon in verminderter Personenzahl, noch täglich statt Bei drohendem Himmel wird die nach dem Gasthofe zur Weintraube darum etwas bedenklich, weil man nach dem Aussteigen aus dem Dampfwagen noch eine ziemlich lange Wanderung bis zu dem an der Meißner Straße gelegenen Gasthofe zu machen hat. Bei der Fahrt nach Oberau führen übrigens die Billets zum Tunnel, welche dort zu erhalten sind, nur zu dem noch sehr unbedeutenden Anfange seiner Ausmauerung. Die Thüre nach dem größten, noch nicht ausgemauerten Theil desselben bleibt verschlossen, damit die darin beschäftigten Arbeiter in diesem Geschäft nicht gestört werden.

Unsere hiesige Baulust wagt es sogar, dem Winter Trotz zu bieten. Kaum hatte vor einigen Wochen die Kälte ein wenig nachgelassen, so pochte und hämmerte es auch schon wieder allenthalben in den neuaufzuführenden Gebäuden. Zu den merkwürdigsten darunter gehört ein Haus mit einem Thurme. Ein Thurm mehr in einer Stadt, die vielleicht an Allem weniger Mangel leidet, als eben an Thürmen, ist immer etwas. Nicht minder merkwürdig erscheint die nun ihrer Vollendung nahe gebrachte Synagoge mit ihren zwei runden Thürmchen und grünen Kuppeln. Zwischen mehreren andern, ebenfalls erst im Entstehen begriffenen Häusern von ansehnlicher Größe steigt sie imponirend hervor; nicht gerade durch den Reiz besonderer architektonischer Schönheit, aber wohl durch eine recht sinnvolle Wahl des hierher gehörigen, unverkennbar morgenländischen Geschmacks. Wenn, wie sich wohl vermuthen läßt, das Innere den Erfordernissen eines Tempels nach mosaischen Gebräuchen angemessen ist, so verdient das Aeußere gewiß durch den entschiedenen Character, den es ausspricht, besonderes Lob. — Professor Semper, welcher den Riß zu diesem Gebäude, wie auch bekanntlich zum neuen Schauspielhause entworfen, ist so eben mit dem Generaldirektor der Hofbühne auf einer Reise nach Frankreich, Italien und England begriffen. Ihr Hauptzweck soll im Studium der vorzüglichsten Theater bestehen, um die zweckmäßigsten Einrichtungen bei dem hiesigen neuen Theater benutzen zu können. Nach den vielfach öffentlich und in der Stille erklungenen Klagen über das Mangelhafte mancher neuerbauten Schaubühnen in Hinsicht auf Akustik, Dekorationen, Eintheilung des Platzes und Bequemlichkeit für Künstler und Zuschauer, konnte man wohl in einem Momente, wo es sich um Herstellung eines mit den billigen Forderungen der Zeit im Einklang stehenden Theatergebäudes handelt, nichts Besseres thun, als sich an der Quelle selbst von dem Grunde oder Ungrunde mancher Klage zu überzeugen.

Die Bühnendirektion hat in der lezten Zeit, troz der Krankheit der Schröder-Devrient, das Publikum an Neuigkeiten und sogar Singspielen keinen Mangel leiden lassen. Dahin gehört Adams komische Oper: „Zum treuen Schäfer," worin namentlich Tichatschek als Coquerel sich besondern Ruhm erwarb. Sie fand bei mehrmaliger Wiederholung verdienten Beifall. Das Drama: „Luise von Lignerolles," nach dem Französischen von Dinaux und Legouvé, verdeutscht durch Th. Hell, erfreute sich ebenfalls freundlicher Aufnahme. Eine andere Novität für hiesige Bühne: „Die Zurücksetzung," von Töpfer, gefiel weniger als manches frühere Stück dieses Verfassers. Ungemeinen Effekt machte dagegen ein neues, von großem dramatischen Talente und umfassender Bühnenkenntniß zeugendes Drama von Lentner, einem Namen, den Viele, ob mit Recht oder Unrecht, weiß ich nicht, durch das Wort Raupach übersetzen. Es entwickelte dabei den ganzen, im Zuschauerkreise eben vorräthigen, schneeweißen Unschuldglanz an Batisttaschentüchern, welche dem Uebermaße des Wassers Einhalt thun mußten, das den Strahl der anmuthigsten Frauenaugen auszulöschen drohte. Dieses Drama heißt: „die Geschwister." Es wird wohl alle deutschen Schauspielhäuser füllen, wo es Frauenherzen und Thränen gibt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 33.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 7. Februar 1839.

Des Menschen Sohn ist gekommen zu suchen und selig zu machen, das verloren ist.

Lucas.
19, 10.

Aus Rückerts Leben Jesu.

In Kurzem erscheint in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung das Leben Jesu, Evangelien-Harmonie von Friedrich Rückert. Der Dichter hat sein großes Talent in Behandlung morgenländischer Stoffe nun auch auf einem Felde angewendet, wo er mit eigenthümlichen und ganz andern Schwierigkeiten zu kämpfen hatte als bisher. Der Werth und die Bedeutung des Gedichts können hier nicht besprochen werden; wir geben aber mit den folgenden Bruchstücken einen Begriff von der Form eines Werks, welches von den verschiedensten Parteien im Schoße des Christenthums mit Freude und Antheil aufgenommen werden wird. Das Buch umfaßt fünf Hauptstücke: Geburt und Jugend, Lehramt, Zug nach Jerusalem, Tod und Auferstehung, die erste Gemeinde, und ist in CLXXXII. Abschnitte getheilt.

* * *

XCI. *

Es naheten zu ihm die Zöllner und die Sünder,
Und hörten mit Begier das Wort vom Heilverkünder.

Als das die Farisä'r und Schriftgelehrten sahn,
Murrten und sprachen sie: Er nimmt die Sünder an.

Doch er antwortete mit einem Gleichnis gleich:
Was dünkt euch? welcher Mann ist unter euch so reich,

Der hundert Schafe hat, und eins verliert davon?
Läßt er im Felde nicht die neun und neunzig schon,

Und geht dem einen nach, bis das verlorn' er fand?
Und wenn ers fand, nimmt ers mit Lust in seine Hand,

Legts auf die Schultern, trägts nach Haus und rufet laut
Dem Freund und Nachbarn zu: Ihr Freunde, kommt und schaut,

Und freuet euch mit mir! denn mein verlornes Schaf
Hab' ich gefunden, das ich in der Irre traf.

Ich sag' euch, also wird im Himmel Freude seyn
Ob einem Sunder, der zur Buße gehet ein.

Mit größrer Freude wird er werden aufgenommen,
Als neun und neunzig, die gerecht sind und vollkommen.

Oder was dünket euch? Ein Weib, das hätte schon
Zehn Groschenstück', und eins verlöre nun davon;

Wird sie nicht eine Leucht' anzünden und umwenden
Das ganze Haus mit Fleiß durchsuchend aller Enden,

* Matthäus 18, 11 — 14.
Lucas 15, 1 — 10.

Bis sie den Groschen fand? und fand sie ihn nun drinnen,
Ruft sie den Freundinnen und ruft den Nachbarinnen:

Kommt her, ihr Freundinnen, und freuet euch mit mir!
Den Groschen, welchen ich verloren, fand ich hier.

Ich sag' euch, also wird den Engeln seyn zu Mut,
Wenn hier ein Sünder sich bekehrt und Buße thut.

Gekommen aber ist der Menschensohn zur Frist,
Zu suchen auf der Welt, was da verloren ist.

XCII. *

Dies Gleichniß sprach er auch: Zween Söhne hatt' ein Mann,
Wovon der jüngste dann zum Vater so begann:

Gib, Vater, mir mein Theil, das ich zu erben habe!
Und jener theilete den beiden gleich die Habe.

Da nahm der jüngste Sohn sein ganzes Gut, und gieng
In fremdes Land, wo ers an zu verprassen fing.

Und als er es verpraßt, kam eine Hungersnoth
In jenes Land, da litt er Mangel selbst an Brot.

Da ging er, einem Mann im Land sich zu vermiethen;
Der sandt' ihn auf sein Feld, die Schweine dort zu hüten.

Da wünscht' er seinen Bauch zu füllen mit den Schoten,
Die wurden dort zur Mast den Schweinen dargeboten;

Und Niemand gab sie ihm. Da sprach er, in sich gehend:
Wie viele, dort im Dienst bei meinem Vater stehend,

Die Fülle haben sie des Brotes, während ich
Hier um durch Hungre komm'; aufmachen will ich mich,

Zu meinem Vater gehn, und sprechen: Vater! ich,

Versündigt hab' ich mich im Himmel und vor dir;
Ich bin nicht werth, dein Sohn fortan zu heißen hier.

Wie einen deiner Lohnarbeiter halt mich nur!
Und stracks macht' er sich auf, und ging zur Vaterflur.

Er war noch weit entfernt, der Vater sah ihn schon,
Erbarmte sich, und lief entgegen seinem Sohn,

Und fiel ihm um den Hals, und küßt' ihn väterlich.
Da sprach zu ihm der Sohn: Vater! ich habe mich,

Versündigt hab' ich mich im Himmel und an dir,
Und bin nicht werth, dein Sohn fortan zu heißen hier.

Der Vater aber sprach zu seinem Knechte: Bring
Das beste Kleid, und leg's ihm an, und einen Ring

Gebt ihm an seine Hand, und Schuhe seinen Füßen;
Dann bringt das Mastkald her, und schlachtet es! wir müßen
Mit einem Freudenschmaus den Gast im Haus begrüßen.

Denn der, mein Sohn, war todt, der lebend nun erstand;
Verloren war er mir, den ich von neuem fand.

Und fröhlich saßen sie beim Fest und Schmause schon,
Doch auf dem Felde war des Vaters ältster Sohn;

Als er nun heim kam, hört' er Tanz und Saitenton.

Da rief er einen Knecht, und fragte, was es beute?
Der sprach: Dein Bruder ist zurückgekommen heute.

Das Mastkalb schlachtete der Vater ihm zum Schmause,
Weil er gesund den Sohn empfing in seinem Hause.

Er aber zürnt' und wollt' hinein nicht gehn ins Haus;
Da trat der Vater, ihn begütigend, heraus.

Doch er antwortete und sprach zum Vater: Sieh,
So lange Jahre dien' ich dir im Hause hie,

Und habe dein Gebot noch übertreten nie.

Nie aber hast du mir ein Böcklein nur gegeben,
Um einen frohen Tag mit Freunden zu verleben.

Nun dieser kommt, dein Sohn, der dein Gebot verachtet,
Und alles durchgebracht, hast du das Kalb geschlachtet.

Der Vater aber sprach: Mein Sohn! du bist bei mir
Zu aller Zeit, und all mein Gut gehöret dir.

Doch sollt' ich mich nicht freun an deinem Nachgebornen,
Daß der gestorbne lebt, und ich fand den verlornen?

* Lucas, 15, 11–31.

Walter Raleigh und Königin Elisabeth.

(Fortsetzung.)

„Ihro Majestät nimmt immer Partie für das wahre Verdienst und bewährt sich als seine huldreiche Gönnerin, und glücklich sind diese poetischen Geister, welche geboren wurden, um unter solchen Auspicien zu blühen. Mit Lucans Worten in seiner Pharsalia könnte man sie begrüßen:

Vos quoque, qui fortes animas belloque peremtas
Laudibus in longum vates diffunditis aevum,
Plurima securi fudistis carmina, Bardi.

Ihro Majestät glorwürdiger Regierung blieb es vorbehalten, zwei solche Genien sonder Gleichen an's Licht zu fördern als Master Edmund Spenser und Master William Shakespeare. Der Eine als epischer Dichter hat, indem er zur Bewunderung alles Ritterlichen und Großen auffordert, keinen, der ihm gleicht; der Andere steht, als Erfinder von Schauspielen, die er gleichsam in unserm Vaterlande erst erschaffen hat, an Verstand, Witz, Einbildungskraft und Kenntniß der menschlichen Natur hoch

über allen Geistern in diesen Reihen. Master Spenser gesellt sich zu solchen edlen Geistern, als Homer und Virgil, und Master Shakespeare verdient einem Sophokles und Menander gleichgestellt zu werden." — „Wir erfreuen uns recht sehr an den Schöpfungen dieses Shakespeare, wie sie im Schauspielhause dargestellt werden," erwiderte Ihre Majestät, „und denken diesen Nachmittag uns daselbst einzufinden." — „Es ist eine Unterhaltung, ganz geeignet zu Ihro Majestät Erheiterung," erwiderte Sir Walter. „Denn ich meine, daß Schauspieler eine Art von Spiegel sind, welche uns die menschliche Natur in allen Formen zeigen, wie der Dramatiker sie vorführt, welchem sie alle zur Hand sind; und diejenigen, welche die Welt kennen lernen wollen, wie sie ist und erscheint, können nichts Besseres thun, als in's Schauspielhaus gehen, wo Master Shakespeare und die Paar, welche in seine Fußstapfen treten, wirken. Auch verdienen Ihro Majestät Schauspieler wohl, daß man ihrer in Ehren erwähnt, denn ohne besondere Anleitung oder Vorbilder haben sie die Kunst, so vordem auf den Straßen vagabundirte, zu einem Geschäft erhoben, welches am Hofe geehrt ist und beim Volke in gutem Ansehen steht."

„Ist da nicht ein gewisser Burbage, der sich in dieser Kunst besonders auszeichnet?" fragte die Königin. „Wir haben ihn oft bemerkt. 'S ist der, welcher den bucklichten König spielt." — „Ganz derselbe zu Ihro Majestät Befehl," sagte Raleigh. „Ihro Majestät außerordentlicher Scharfblick ist zu bewundern; denn er ist es, der die Palme davon trägt, indem er von Natur ganz besonders dazu begabt ist, und mit einer außerordentlichen Leichtigkeit sich in alle Charaktere schickt, was derselbe nicht allein in der glücklichen Auffassung König Richards des Dritten beweist, obwohl dies eine seiner gelungensten Darstellungen ist, wie Ihro Majestät sehr treffend bemerkt, sondern in verschiedenen andern Rollen, die er mit gleicher Trefflichkeit durchführt."

Sie schritten einige Minuten weiter, ohne ein Wort zu sprechen. „Erinnerst du dich der Verse aus Virgil," fragte Ihre Majestät, „die so anfangen:

> Fortunate senex! hic inter flumina nota
> Et fontes sacros —?"

„Wie sollte ich nicht, zu Ihro Majestät Befehl? Beginnen sie doch eines der süßesten Pastoralstücke, welche jener mit Recht hochberühmte Dichter geschrieben, der zu seinem Epitaph jene Worte hat:

> Mantua me genuit, Calabri rapuere, tenet nunc
> Parthenope, cecini pascua, rura, duces."

— „Wenn wir uns nicht irren, sind sie sehr glücklich gewählt," fuhr die Königin fort. „Wie schön er die kühle Anmuth des lieblichen Platzes schildert, wo, entfernt vom Sonnenbrand, die Bienen Honig aus den Blumen saugen, und die Turteltaube ihr Liebeslied klagt, daß man selbst davon zur Ruhe eingeladen wird." — „Es ist allerdings eine wunderbar erfrischende Landschaft, und Ihro Majestät stellen mit Ihrem unvergleichlichen Geschmack mir ihre Reize so lebendig vor, als ich sie nur empfinden konnte, wenn ich in den alten Schriftstellern, so Lateinern als Griechen, las."

„Da ist noch ein schönes Bild, welches einen artigen Contrast zu dem vorigen abgibt," sagte Ihre Majestät, welche sich allzeit sehr erfreute, wenn sie ihre Kenntniß in diesen Dingen an den Tag legen konnte, und man muß bekennen, daß sie nicht wenig darin bewandert war; und ein ganz besonderes Vergnügen gewährte es ihr, von einem Manne darüber Complimente zu erhalten, welcher, wie der Kapitän ihrer Garde, ein so tüchtiger Scholar war. „Das ist die Stelle in Theocrits Idyllen, welche so beginnt:

> Ἐν τε βαθείαις
> Ἀδείας σχίνοιο χαμευνίαις ἐκλίνθημες,
> Ἔν τε νεοτμάτοισι γεγαθότες οἰναρέοισι.

und noch sehr lang so fortgeht."

(Fortsetzung folgt.)

Moden.

Die weibliche tonangebende Aristokratie legt es gegenwärtig mehr als je darauf an, die Dilettantinnen im Respekt zu erhalten und ihnen das Copiren zu entleiden. Das beste Mittel hiezu ist das im jetzigen Augenblick beliebte: man sucht die Eleganz weniger im ewig wiederholten launischen Wechsel des Schnitts, als in der Solidität und Kostbarkeit der Stoffe und Beiwerke; man legt weniger Gewicht auf diese oder jene Form, mit der sich Jede für das flüchtige Auge fashionabel maskiren kann, als auf die verschwenderische Fülle dessen, wofür es kein plausibles Surrogat gibt. Eine Hauptrolle in diesem Systeme spielt ein Stoff, der zwar von jeher sehr hoch gehalten, aber zu einer gewissen Zeit doch so ziemlich aus dem Anzug verdrängt worden war: die Spitzen. Die Kleider von Brocat und façonnirtem Sammt zu vollem Anzug müssen sehr reich mit Spitzen und dazu mit Blumen, namentlich Sammtblumen besezt seyn. Die großen Volans an den Kleidern sind nur erträglich, wenn sie aus guten Spitzen bestehen, und diese Mode erhält sich eben durch ihre Kostbarkeit, wodurch sie zu einer „distinguirten" Tracht wird.

Besonders auffallend ist aber der gegenwärtig herrschende Luxus im W e i ß z e u g der vornehmen Welt. Seit fünfzehn, zwanzig Jahren hat dieses Fach auf dem Wege der Verfeinerung eine völlige Umwandlung erlitten. Mit einer magern Guirlande, einer armseligen Blume am gezackten Rand war damals Alles gethan, und der Luxus bestand vorzüglich in der Güte der holländischen Leinwand oder, jedoch selten, des Battists. Jezt aber sind die Stickereien auf Linnen wahre Kunstwerke. Zu einer eleganten Toilette gehören nothwendig kostbare Schnupftücher, einfacher und

reicher nach der Abstufung des halben und des vollen Putzes. Es gibt gestickte Schnupftücher zu vierzig Louisd'or, und unter acht Louisd'or erhält man nicht leicht ein hübsches Tuch für den Ball. Auf den Morgenschnupftüchern wird die weiße Stickerei durch rothe, blaue, gelbe Linien und Dessins bunt gemacht, und auch diese Mode ist, wie jede kostspielige Negligetracht, nur Sache wohlhabender Damen. Die Stickereien zum Abendanzug sind natürlich nur weiß, aber nicht selten vier Finger breit.

Es ist, als ob die Eleganten in ihrer Richtung auf Pracht und Luxus von einer Laune vornehmer Selbstachtung ergriffen worden wären; denn sie lassen die Verschwendung einwärts zu Regionen dringen, wohin nie ein profanes Auge reicht, und auf diesem Gebiete sind sie vor dem Neide des Dilettantismus vollkommen sicher. Le linge le plus grave, wie sich die närrischen Franzosen ausdrücken, das heißt, Nachthemden, Nachtkamisole, Schlafhauben und Unterröcke werden mit Spitzen aller Sorten, oft höchst anspruchsvoll besetzt. Dies mag manchem Frauenzimmer vorkommen, wie wenn einer sein Ordensband auf dem Schlafrock tragen wollte. Asmus sagt aber, der echte Ritter trage sein Ritterkreuz auf der bloßen Brust, und wie mit der wahren Ritterlichkeit, so möchte es sich auch mit der echten Eleganz verhalten: es kommt nicht darauf an, ob oder wo man das äußere Abzeichen trägt, sondern wie. — Der Schnitt der Nachthauben hat sich, im Vorbeigehen gesagt, völlig reformirt: das Hinterstück schließt sich leicht gepufft an das kleine Vorderstück an, welches mit einer schmalen Spitze besetzt wird, die platt auf der Stirne aufliegt und an den Wangen herabläuft. Der Franzose nennt dies eine Haube à la paysanne; wie ganz anders, wie viel vornehmer klingt dies als: eine Bauernhaube, und warum?

In jenes Kapitel der einwärtsdringenden Eleganz gehört auch eine Neuerung des französischen Hofcorsetmachers Josselin, eines Genies, von dessen wundervollen Schnürleibern wir schon öfter gesprochen haben. Aus Veranlassung des betrübenden Ereignisses, das den Hof neuerlich in Trauer versetzt, hat er Corsette von schwarzem Mohr verfertigt, die, mit blauangelaufenem Stahl besetzt, sont d'une élégance toute magnifique. Die zur Halbtrauer sind aus grauem Mohr, mit schwarzer Seide ausgenäht. Wem fallen hiebei nicht Lichtenbergs Würfel, Kartenspiele und Hundehalsbänder zu voller und Halbtrauer ein?

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Januar.

Graf Sternberg. Pater Neumann. Adelsbälle.

Die lezten Tage des vergangenen Jahrs haben den Wissenschaften in Böhmen eine ihrer schönsten Zierden geraubt. Der berühmte Naturforscher Graf Kaspar v. Sternberg wurde auf seinem Schlosse Brzina von einem Schlagflusse dahingerafft, und obschon der verehrte Greis bereits das 79ste Jahr erreicht und die Abnahme seiner Kräfte (zumal die stets zunehmende Schwäche seiner Augen) dem forschenden Geiste immer engere Grenzen zogen, so wird doch sein Verlust von Allem, was an der Wissenschaft Theil nimmt, schwer gefühlt und betrauert. — Der böhmische Missionär in Nordamerika, P. Neumann, hat bereits fünf Pfarreien und Schulen gegründet, die er abwechselnd besuchen muß, so daß er sein festgezimmertes Haus zu Northbush nur selten und auf kurze Zeit bewohnt. Die geringste Entfernung einer Station von der andern ist zwei, die größte zwölf Stunden. Er erwartet noch einige Mitarbeiter, zumal für die Stadt Rochester, und einen jungen Handwerker, der sein Hausverwalter und sein Gehülfe an der Schule zu Northbush werden soll. Aus Böhmen sind ihm durch den Leopoldinenverein Kirchenapparate, Bilder, Leinwand, Bücher, Zeitschriften und baares Geld — wozu eine fürstlich Schwarzenbergsche Spitalpfründnerin 45 fl. beitrug — zugesandt worden.

Obschon der heurige Carneval, mit dem vorjährigen verglichen, um mehr als zwei Wochen kürzer ist, und hier in der Regel die Faschingsvergnügungen, je mehr selbe concentrirt sind, auch an Intensität gewinnen, so ist doch der Carneval diesmal nicht so belebt, als voriges Jahr, und leider der diesjährigen Bälle hatte sich einer großen Lustigkeit zu rühmen. Seit ungefähr einem Lustrum und darüber ist eine Tanzunterhaltung der höchsten Gesellschaftskreise, die adeligen Societätsbälle, ganz eingegangen. Das on dit versichert, es wolle keine der ältern Damen das Geschäft übernehmen, als supponirte Hausfrau die Honneurs dieser Bälle zu machen, was mir jedoch nicht ganz wahrscheinlich vorkommt, da wir sehen, daß mehrere Damen vom höchsten Range, Mütter zahlreicher Töchter, das größere Opfer bringen, in bürgerlichen Gesellschaftsbällen bis zum Morgen auszuhalten. Viel eher dürfte die Ursache darin zu suchen seyn, daß seit mehreren Jahren, gerade um die Zeit des Carnevals, Todesfälle und ihre Folge, die Familientrauer, manche der ersten Familien von allen Lustbarkeiten ausgeschlossen haben, und man daher befürchtete, keine hinlänglich zahlreiche Gesellschaft für einen größern Saal zusammenzubringen, während man doch keinen der kleinern und unansehnlichern Stadtsäle zum Lokal eines adeligen Balls wählen wollte. Das Militär, vom Hauptmann aufwärts, gehörte bei diesen Bällen zu den Subscriptionsfähigen und Zahlenden, während sowohl die subalternen Offiziere, als die höhern Staatsbeamten als geladene Gäste auf denselben erschienen; doch blieben leztere gewöhnlich fern von einer Lustbarkeit, wo sie von den eigentlichen Matadoren des Festes ganz ignorirt wurden, und auch jene — wenn sie nicht adelig waren — fanden eben kein großes Vergnügen daran, sich Körbe von den schönen und vornehmen Damen zu holen und als Reserve für die Stiftsdamen zu dienen, und erschienen oft nur auf das Commando ihrer Stabsoffiziere (gleichsam zum Balldienst), um den alten Grundsatz der Physik zu bestätigen, daß es keinen leeren Raum gibt. Da nun keine Versammlungen en gros stattfinden, sollte man glauben, es müßte desto mehr kleinere Ballfeste bei der Noblesse geben, insbesondere da die Mode es den höhern Ständen so ungemein erleichtert, ihnen sogar die Kosten so unendlich verringert. Die Apartements sind im Stande, die Bedienung vorhanden; es braucht nichts, als die Lichter anzustecken oder die Lampen anzuzünden, den Thee im Salon zu brauen, etwas Limonade und Mandelmilch, Eis und Confituren vom Hauszuckerbäcker machen zu lassen, oder bei Herrmann oder Becker, Schöffs oder Teichner zu bestellen, und die „Soirée dansante" ist fertig. Gleichwohl hat man außer den gewöhnlichen Assembleen des Carnevals bei dem Obristburggrafen und dem commandirenden General (welchen selbst unser junger Erzbischof beiwohnte) wenig von Tanzunterhaltungen beim Adel gehört.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 34.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 8. Februar 1839.

Sic iterat voces, et verba cadentia tollit,
Ut credas partes mimum tractare secundas.

Horat.

Walter Raleigh und Königin Elisabeth.

(Fortsetzung.)

„Wohl erinnere ich mich," sprach Sir Walter. „Der Poet beschreibt die süße Trägheit, hingelehnt unter den üppigen Ranken des Weinstocks, während über den Häuptern das Laub der saftigen Bäume uns anmuthige Schatten wölbt, und zu unsern Füßen der murmelnde Strom Frische und Kühlung aushaucht; Käser und Grisemucken schwirren durch die Sträucher, und die süße, Honig suchende Biene summt zwischen den Prachtdüften der Blumen. Philomelen entströmt ihre Liebesklage unter den Wipfeln der Haine, und das süße Zwitschern der Turteltaube füllt mit schwellenderen Tönen das Konzert der Vögel; und um das Auge zugleich mit dem Ohre zu entzücken, blinken rings umher die üppigen Früchte des Sommers und Herbstes aus dem Laube, die rosenwangigen Aepfel in prächtiger Fülle, und die brechenden Aeste belastet mit sammtenen Pflaumen. In Wahrheit, es ist ein entzückendes Gedicht, und daß Ihro Majestät sich gerade dieser Stelle entsinnen, beweist mir auf's Neue Ihre unerreichte Vertrautheit mit den Schätzen des classischen Alterthums, und einen so feinen Geschmack, der immer wie von selbst auf das Schöne und Ausgezeichnete trifft, was mich stets in Verwunderung sezt."

Die Königin sah außerordentlich vergnügt aus, indem sie unterweilen beim Spaziergange sich mit dem Fächer Luft zuwehte und dabei mit günstigem Auge die edle Gestalt und den feinen Anzug des Redners anblickte, bis sie auf diese Weise an einen Platz kamen, wo unter den weitausragenden Aesten einer Buche, gerade da, wo der Weg sich plötzlich hinter eine dicke Hagedornhecke umwandte, und sie also ungesehen blieben, ein anmuthiger Sitz angebracht war, auf welchem Ihro Majestät sich niederließ. Hier konnte sie mit mehr Muße die reichen, prächtigen Kleider des stattlichen Sir Walter, wie er vor ihr stand, betrachten, was ihr viel Vergnügen zu machen schien, obwohl sie kein Wort sprach, während der Ritter die ganze Zeit über auf sie mit einer wunderbaren Ehrfurcht blickte, als wollte er sagen, daß, wenn seine Zunge seine Gedanken auszusprechen wagen dürfte, das Herz ihm reichen Stoff darbieten würde.

„Was meinst du nun jezt in Betreff der Seereise, von der du neulich sprachst?" hob die Königin endlich in höchst gütigem Tone an. Plötzlich aufstarrend, als ob er aus einer Verzückung wieder zu sich selbst käme, erwiderte er: „Ich bitte demüthigst Ihro Majestät um Vergebung, denn es ist eine anerkannte Wahrheit, daß nur der Adler in die Sonne blicken kann, ohne verwirrt zu werden." Ihre Majestät liebte ganz ungemein solche feine Wendungen, und ihre Augen glänzten sichtlich von Vergnügen

als sie bemerkte, wie der Ritter seine Augen zu Boden senkte, gleich als wäre der Anblick, den er gehabt, zu stark für seine irdische Sehkraft. — „Doch ich soll von der Reise sprechen," fuhr er fort. „So wissen denn Ihro Majestät, daß mehrere meiner früheren Waffengefährten und auch einige andere wackere Herrn, die alle vor Verlangen brennen, Ihro Majestät zu dienen und Proben ihres Muths zu geben dadurch, daß sie den Spaniern Schaden thun, in Verein mit mir bedeutende Summen Geldes zusammengeschossen haben, um ein tüchtiges Geschwader Schiffe zu armiren, vermöge welcher wir sowohl eine Expedition gegen Panama als auch die berühmte Silberflotte aufzufangen beabsichtigen, deren Schätze, wie verlautet, ganz unglaublich sind. Wir haben nun Summen genug, um dreizehn Kriegsschiffe zu bemannen, welche alle, in Betracht, daß ich mein ganzes Privatvermögen darauf verwandt, wie auch, daß ich nach ihrer Meinung — gewiß gegen meine eigene Schätzung — der geeignetste Mann dazu seyn soll, so vermöge meiner Kenntniß vom Seewesen, als auch meiner Bekanntschaft mit den Spaniern und sonstiger Kriegserfahrung, sie mir als Admiral anvertrauen wollen; wie ich denn auch nicht abgeneigt wäre, insofern es Ihro Majestät gefällt, deren armer Soldat ich bin, dieses Amt anzunehmen. Jedoch, um den Erfolg noch sicherer zu machen, würde ich Ihro Majestät um solche Beihülfe ersuchen, sowohl an Leuten als Geld und Schiffen, welche das Mißlingen des Unternehmens zur Unmöglichkeit machen mußte; was, wenn Ihro Majestät geneigt wären, es uns zu bewilligen, gewiß keine andere Folgen haben würde, als den letzten vollständigen Ruin Dero böser Feinde, neuen Ruhm, hinzugefügt der schon in den Sternen leuchtenden Glorie Ihrer Regierung, und eine bedeutende Bereicherung Ihres Schatzes."

„Das klingt sehr schön, Sir Walter Raleigh," sagte die Königin, welche sehr aufmerksam auf alles gehört, was er vorgebracht; aber wie parteiisch sie auch hier seyn mochte, ließ sie sich doch selten zu etwas hinreißen, ohne ihren Vortheil vorher berechnet zu haben. „Das klingt sehr schön; und wir kennen auch sehr wohl die Dienste, welche du gegen die berühmte Armada leistetest, die wir mit Gottes Hülfe gänzlich vernichteten, und andere Male gegen jene aufgeblasenen und nichtswürdigen Spanier und wir erinnern uns zu gleicher Zeit deiner Geschicklichkeit, fremde Länder zu entdecken, so daß wir wohl einiges Vertrauen in deine Versicherungen setzen — indessen — sie zögerte — es ist doch vorerst nöthig, daß wir wissen, welcher Antheil an der Beute unser ist, im Fall wir den Beistand leisten, wie du ihn wünschest."

(Fortsetzung folgt.)

Aus Rückerts Leben Jesu.

(Fortsetzung.)

XCIV. *

Dies Gleichnis sprach er dann: Es war ein reicher Mann,
Der legte jeden Tag Purpur und Seiden an,

Und lebte jeden Tag in Freuden und Genuß;
Da war ein armer auch, geheißen Lazarus,

Der vor der Pforte lag des Reichen, voller Schwären,
Und wünschte von des Mahls Brosamen sich zu nähren.

Da kamen aus dem Haus des Reichen auch die Hunde
Hervor und leckten des armen Mannes Wunde.

Und es geschah, da starb der arm', und ward zur Stunde

Zum Schoße Abrahams von Engeln aufgehaben;
Und auch der reiche starb hernach, und ward begraben.

Als in der Unterwelt er nun war in der Qual,
Und seine Augen hob, erblickt' er auf einmal

Von ferne Abraham, und Lazarus im Schooß,
Und rief: Erbarme dich, o Vater, sende bloß

Den Lazarus, daß er tauch' ein die Fingerspitze
In Wasser, mir die Zung' abkühl' in dieser Hitze!

Mein Sohn, sprach Abraham, bedenk, du hast empfangen
Dein Gutes, als es schlimm dem Lazarus ergangen;

Nun hast du hier die Pein, und er den Trost empfangen.

Und über dieses ist auch zwischen dort und hier
Befestigt eine Kluft, daß nicht von hinnen wir

Zu euch hin mögen, noch zu uns von dannen ihr.

Er sprach: So bitt' ich dich, o Vater, ihn zu senden
In meines Vaters Haus, die Brüder dort zu wenden,

Daß sie an diesem Ort der Qual mit mir nicht enden!

Sprach Abraham zu ihm: Sie haben Moses schon
Und die Profeten auch, belehrt sind sie davon.

Er sprach: Nein, Vater! wenn ein Todter wär' erschienen,
Würd' es denselben ehr zu einer Lehre dienen.

Doch er antwortete: Mag ihnen das nicht frommen,
Was von Profeten und von Moses sie vernommen,

So glauben sie auch nicht, daß Todte wiederkommen.

* Lucas 16, 19 — 31.

CIV. *

Ein Gleichnis sprach er auch von denen, die sich setzen
Hoch in Gerechtigkeit, und andre niedrig schätzen.

Ein Farisäer ging, es ging ein Zöllner auch
Zum Tempel, um daselbst zu beten nach Gebrauch.

Der Farisäer trat zuerst zum Beten hin:
Dir dank' ich, Herr, daß ich nicht wie die andern bin,

Kein Räuber, Bösewicht, noch der die Ehe bricht,
Kein Trunkenbold, und auch wie dieser Zöllner nicht.

Zwier fast' ich in der Woch', und leb' in tadellosen
Gesetzen, geb' auch stets von allem Gut Almosen.

Der Zöllner aber blieb von ferne stehn, und wagte
Die Augen nicht empor zu heben, sondern sagte,

Indem er schlug die Brust: Gott sei mir Sünder gnädig!
Ich sag' euch, dieser ging vor jenem sündenledig.

Denn wer sich selbst erhöht, der soll erniedrigt werden;
Und wer erniedert sich, der sei erhöht auf Erden.

CXI. **

Furwahr, das Himmelreich ist einem Hausherrn gleich,
Der morgens aufstand, als die Sterne wurden bleich.

Er trat aus seinem Haus, und miethete zur Hand
Fur seines Weinbergs Pfleg' Arbeiter, die er fand.

Er dingte für den Tag auf einen Silberling,
Und in den Weinberg sandt' er sie auf den Beding.

Dann gieng er auf den Markt zur dritten Stund', und sah,
Daß müßig andere Arbeiter standen da.

Zu ihnen sprach er: Geht nur auch zum Weinberg, wißt,
Ich werde geben euch, was recht und billig ist.

Sie giengen; und er gieng zum Markt zur sechsten Stunde,
Und andern, die er fand, gab er dieselbe Kunde.

Zur neunten Stunde gieng zum Markt er noch einmal,
Und andern, die er fand, bot er die gleiche Wahl.

Zuletzt zur elften Stund', als er sah ein'ge stehn,
Sprach er: Warum wollt ihr den Taglang müßig gehn?

Sie sprachen: Weil Niemand uns hat gedingt nach Brauch.
Er sprach zu ihnen: Geht in meinen Weinberg auch!

Und haben sollet ihr, was recht und billig ist.
Dann, als es Abend ward nach einer kleinen Frist,

Da sprach des Weinbergs Herr zum Schaffner: Gib nun allen
Arbeitern ihren Lohn nach meinem Wohlgefallen!

Da kam, wer erst ans Werk zur elften Stunde ging,
Und Mann für Mann empfing zu Lohn den Silberling.

Dann kamen die zuerst gedungenen gegangen,
Und hofften größern Lohn als jene zu empfangen.

Doch Mann für Mann empfing zu Lohn den Silberling;
Da murrten sie, der Lohn war ihnen zu gering.

Zum Herren sprachen sie mit unzufriednem Munde:
Die letzten haben, Herr, geschafft nur eine Stunde;

Doch gleichgesetzet hast du sie mit uns an Gaben,
Die wir des Tages Last und Hitz' ertragen haben.

Der Herr antwortete: Freund, thu' ich Unrecht dir?
Um einen Silberling verdingtest du dich mir.

So nimm das Dein', und geh! aus Gnade will ich eben
Dem letzten minder auch, als dir ich gab, nicht geben.

Ist zu verschenken mir, was mein ist, nicht erlaubt?
Glaubst du, was andern wird geschenkt, sei dir geraubt?

Thut dir's im Auge weh, zu sehn, daß wohl ich thu?
Die letzten also sind die ersten, wisse du!

Die ersten aber sind den letzten zugezählt;
Viel sind berufen, doch wenig sind auserwählt.

* Lucas 18, 9—14.
** Mathäus 20, 1—16.

Die bedeutendsten Himmelserscheinungen des Jahres 1839.

Dargestellt von

Dr. Nürnberger.

Ich habe meinen diesmaligen Bericht über die bevorstehenden merkwürdigsten Himmelserscheinungen des begonnenen Jahres mit dem Bedauern einzuleiten, nicht viel Auffallendes anführen zu können. Das ganze Jahr 1839 bietet uns nur eine einzige sichtbare Finsterniß, nämlich eine Sonnenfinsterniß dar. Mondfinsternisse fehlen gänzlich, welcher Umstand manche Jahre auszeichnet und z. B. 1788 auch stattgefunden hat, seitdem jedoch, wenn ich mich nicht sehr irre, nicht wieder. Dennoch aber wird die Gelegenheit zu interessanten Bemerkungen nicht gänzlich fehlen.

März. — Am 15ten tritt die obenerwähnte Sonnenfinsterniß ein. Sie hebt um 4 Uhr 15 Minuten Abends (Berliner Zeit) an und dauert bis nach 5 Uhr, wird aber kein sehr auffallendes Schauspiel gewähren, da der Neumond dabei diesmal nur einen kleinen Theil der Sonnenscheibe verdeckt, so daß nicht einmal eine merkliche Lichtabnahme bemerkt werden dürfte. Ueberhaupt fallen zwar viel mehr Sonnen-, als Mondfinsternisse vor, indem sich die Bedingungen für die erstern am Himmel öfter vereinigen, als für

die leztern;* da aber eine Sonnenfinsterniß für gewisse Punkte der Erdoberfläche stattfinden kann, während viele andern Punkte den Mond, seiner Parallaxe wegen, weit von der Sonne, und leztere also ganz unverfinstert erblicken, wogegen der Mond bei seinen Finsternissen sein Licht im Erdschatten wirklich auf so lange einbüßt, und also überall, wo er nur eben über dem Horizonte steht, gleich verfinstert erscheint, so sind für einen bestimmten Ort die sichtbaren Sonnenfinsternisse weit seltener, als die sichtbaren Mondsfinsternisse, und das Verhältniß ist fast wie 4 zu 11.

(Fortsetzung folgt.)

* Eine Mondfinsterniß kann nicht mehr stattfinden, wenn der Mond über 12 – 13 Grad vom nächsten Knoten absteht, wogegen eine Sonnenfinsterniß noch möglich ist, wenn dieser Abstand nur nicht über 21 Grad beträgt. Man sieht also, daß sich die Grenze für die Sonnenfinsternisse weiter als für die Mondfinsternisse erstreckt, und die erstern also schon deßwegen häufiger seyn müssen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Januar.

(Fortsetzung.)

Bälle.

Für den Bürgerlichen hält es schwerer, ähnliche Feste zu veranstalten; denn bis jezt hat es erst ein einziger hiesiger Bankier gewagt, der adeligen Sitte zu folgen und bloß Erfrischungen serviren zu lassen; und wenn gleich seine Soiréen gesucht und gepriesen werden, sind doch alle Andern bei der alten Gewohnheit des completen Soupers geblieben, was doch eigentlich nur den Nichttänzern, den Comparsen des Ballfestes, von besonderm Interesse ist, und (ganz von den Kosten abgesehen, die bei Personen von Vermögen weniger in Betracht kommen, als die Unbequemlichkeit) es der Hausfrau in aller Hinsicht erschweren, eine dergleichen Unterhaltung zu veranstalten, eine Gesellschaft zu wählen, die zusammenpaßt, und Niemand auszulassen, der ein Recht hat — oder sich zu haben einbildet — auf eine Einladung zu rechnen. Gewöhnlich klagen die Nichtgeladenen, und oft selbst bei den splendidsten Hausbällen die Geladenen über dies und das, und ich erinnere mich, daß bei einem Feste der Art, an welchem Alles im Ueberfluß vorhanden war, ein paar Herrn wünschten im Casino geblieben zu seyn, weil sie dort die Braten wärmer bekommen hätten. Daher mag es auch kommen, daß man bisher — obschon der Carneval bereits ziemlich weit vorgerückt ist — noch sehr wenig von Hausbällen hört, deren Zahl sonst manchmal in einem Carneval auf sechshundert bis tausend stieg. Die Piknik's, welche im Wiener Carneval eine so große Rolle spielen, haben hier fast ganz aufgehört. In früherer Zeit gab es industriöse Unternehmer solcher Tanzvergnügungen, welche von den Damen Speisen, von den Herrn Getränk und — Geld requirirten; da es sich aber traf, daß jene ihre kostbaren Schüsseln gar nicht zu sehen bekamen, diese französische und Rheinweine geliefert hatten, und endlich Viermännerwein, Wendewein, Strumpfwein und Schulwein zu trinken bekamen, so sind die Pikeniks dermaßen in übeln Leumund gerathen, daß auch Personen, die nicht bloß ohne Interesse ihr geeignetes Lokal zu dergleichen Unterhaltungen dargeboten, sondern selbst oft bedeutend dabei zugesezt haben, in den Verdacht kamen, eine Woche an den beaux restes gezehrt zu haben. Auf solche Weise ist dieses Genre von Ballvergnügen zu Grabe gegangen, oder kommt doch meist nur bei den untern Klassen vor, wo Schinken und Kalbsbraten, Bier und Punsch den ganzen Tafelluxus ausmachen.

Was die öffentlichen und halböffentlichen, oder sogenannten Gesellschaftsbälle — in der alten Zeit geschlossene Gesellschaften genannt — betrifft, so hat sich, wenn die Traditionen der Vorzeit nicht trügen, ihre Gestalt gar sehr verändert. Alte Herrn aus dem Bürgerstande erzählen noch mit stolzem Entzücken von den Carnevals ihrer Jugend, wo die Noblesse Maskenzüge auf den Redouten veranstaltete, dort eigens einstudirte Quadrillen tanzte und Geschenke an die übrige Gesellschaft vertheilte, wo die Damen der höchsten Stände, in dichte, schwarze Schleier verhüllt, Intriguen mit hübschen Bürgerjünglingen anspannen. Damals tanzten Gräfinnen und Fürstinnen Contretänze, Tempête's und Eccosaisen an der Seite ahnenloser Menschen, und die Herrn des hohen Adels sollen nicht nur neben, sondern auch mit hübschen Mädchen aus dem Bürgerstande getanzt haben; ja man hat mir noch eine Anekdote aus jener goldenen Zeit des Carnevals erzählt, die charakteristisch genug ist, um zu verdienen, daß man sie jezt, nach mehreren Decennien, noch einmal erzähle. Es war nämlich einmal auf einem bürgerlichen Balle eine Ballkönigin — diese Dynastie ist hier ausgestorben und auf unsern Bällen scheint die republikanische Regierungsform vorzuherrschen — zu welcher ein Fürst trat, sehr bedauernd, keinen Tanz mehr von ihr erhalten zu können, da sie, wie er vernommen, bereits alle vergeben habe. „O nicht doch!“ entgegnete die Schöne lebhaft, „Fürsten und Grafen gehen vor!“ Damit ging sie fort, einem bürgerlichen Tänzer einen Walzer abzudisputiren, um denselben mit dem Fürsten tanzen zu können. Heutzutage sind Contretänze und Eccosaisen verschwunden, auf der Redoute gibt es weder Quadrillen, noch verschleierte Damen mehr (die ihre Intriguen, wenn noch welche gesponnen werden, nicht so weit suchen), alle Tänze haben sich in Tempête's verwandelt, und eine Maske nimmt auch aus der Bürgerwelt Niemand mehr, der noch einen eleganten Frack zu Markt zu tragen hat.

Heutzutage besuchen die Adeligen nach dem Beispiel des Obristburggrafen zwar die Bälle, welche Bürgerliche veranstalten, doch tanzen nur die jungen Damen einiger herablassenden Familien von hohem Range, meist mit Offizieren, denn die jungen Herrn der Societé lassen sich selten da sehen, und wenn alle drei bis vier Jahre Einer derselben mit einer frappanten bürgerlichen Schönheit tanzt, so ist das ein Ereigniß, welches noch durch die ganze übrige Dauer des Carnevals besprochen wird. Aber zwischen jener goldenen Zeit und dem juste milieu der gegenwärtigen, wo Adel und die höhern Bürgerklassen, ohne nähere Berührung, ruhig und unbefangen neben einander das Vergnügen genießen, lag noch eine für die gesellschaftlichen Verhältnisse wahrhaft eiserne, in welcher der Adel zwar auf den Bällen erschien, wo Bürgerliche sich in muntern Reigen schwenkten, doch ein abtrünniges Glied von jenen, das den Fuß zum Tanze sezte, unausbleiblich in die Acht gethan worden wäre. Das war die Epoche der grellen Kastentrennung, die sich theils durch die Gewalt der Zeit, noch mehr aber durch die Einführung der Redouten in das Theater wieder verschliffen hat, wo zuerst die Damen des hohen Adels das Beispiel gaben und sich aus ihren Logen in die wogende Menschenmenge herabwagten.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 35.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 9. Februar 1839.

— Bereitet euch,
So treu das Leben nachgeahmt zu sehn,
Als Schlaf noch je den Tod hat nachgeahmt.

Shakespeare.

Der Daguerrotype.

So ist Daguerres Entdeckung vorläufig von den Parisern getauft; sie ist aber zu wichtig und folgenreich, als daß sie sich nicht selbst einen einfacheren, bequemeren Namen schaffen sollte. Die Pariser Zeitungen geben Beschreibungen der Bilder und mehr oder weniger vernünftige Raisonnements über die wahrscheinlichen und möglichen Folgen dieser Typographie des Lichts, aber über das Verfahren selbst wird nichts Neues beigebracht. Daguerre hält sein Mittel geheim. Es ist und war wohl von jeher Niemanden zu verargen, wenn er aus einer Entdeckung dieser Art, wobei das Wohl der Menschheit zunächst nicht in's Spiel kommt, den möglichsten Nutzen für sich zu ziehen suchte; und auf großartige Uneigennützigkeit ist in unserer Zeit, und vollends in Frankreich, am allerwenigsten zu rechnen. Arago will in der Kammer auf eine Nationalbelohnung für Daguerre antragen, unter der Bedingung, daß er sein Geheimniß zum Besten der Kunst und Wissenschaft veröffentliche; außerdem ist ihm ein Platz in der Akademie wohl so ziemlich gewiß. Seine Entdeckung ist schön, sehr schön; wenn aber etwas die reine Freude darüber zu trüben vermöchte, so wäre es der unwürdige, unausstehlich prahlende Ton, womit seine Landsleute in gewohnter Eigensucht diese Errungenschaft des französischen Geistes dem gesammten Europa vorhalten. So ruft der große Feuilletonist Jules Janin am Schluß eines Artikels, mit dem wir die Leser sogleich bekannt machen wollen, mit Emphase aus: „Hat sich einmal Frankreich mit Daguerre abgefunden, so wird es großmüthig Europa zurufen: „Bereits habe ich euch den Dampf geschenkt! jetzt bückt euch und hebt zu meinen Füßen das neue Geschenk auf, das ich euch mache!" So spricht nicht das Volk, das am meisten entdeckt und erfunden; dieses hätte nicht nöthig, unter zwei großen Entdeckungen, deren es sich rühmte, gleich eine zu nennen, welche ihm die Welt bestreitet.

Unser Pariser Korrespondent schreibt uns so eben Folgendes: „Ganz Paris läuft zu Daguerre, um das Wunder zu sehen und sich mit eigenen Augen davon zu überzeugen, daß das Gerücht nichts übertrieben hat. Es ist unbeschreiblich, mit welchem Erstaunen man durch Daguerres Darstellungen erfüllt wird. Die Landschaft, die Gebäude, kurz Alles steht da, als ob es leicht, und doch mit dem höchsten Fleiße grau in grau hingeworfen wäre. Manche Theile erscheinen nicht ganz deutlich — eine Folge der Bewegung derselben — andere dagegen haben ganz bestimmte Umrisse. Das Licht ist der Zeichner; ihm gebührt die Ehre, alle diese Prospekte dargestellt zu haben, ohne daß Daguerre etwas anderes dabei gethan hätte, als die metallische Fläche, worauf die Zeichnungen stehen, zuzubereiten."

„Der Zudrang der Neugierigen ist so stark geworden, daß Daguerre so eben in den Zeitungen ankündigen lassen mußte, er könne das Publikum nicht mehr zulassen, bis eine Entscheidung hinsichtlich seiner Erfindung von Seiten der Regierung erfolgt sey. Er wünscht nämlich sein Geheimniß an die Regierung zu verkaufen und fordert 200,000 Franken, Anfangs sagte man sogar 500,000. Natürlich kann die Regierung in einer solchen Angelegenheit sich nicht übereilen, zumal die Sache für die Regierung keinen großen Nutzen haben kann. Daguerres Freunde meinen jedoch, auch der Staat werde seine Erfindung sogleich nutzen können. Anstatt nämlich eine Menge von Zeichnern mit den Gelehrten nach Afrika zu senden, wie man es vorhat, brauche man nur Jemand mit Daguerreschen Platten und einer Camera obscura der gelehrten Expedition beizugeben. Dieser werde in Zeit von einem Monat preiswürdigere Zeichnungen von den Natur- und Kunstgegenständen liefern, als alle Herren Künstler in einem Jahre. Mithin werde die Regierung gleich das ausgesetzte Geld ersparen."

„Die Akademie der Wissenschaften hat bereits das Verdienst der Erfindung anerkannt; natürlich kann sie über die ihr unbekannte Methode kein Urtheil fällen; auch weiß man nicht, ob dieselbe leicht und wohlfeil, oder schwierig und kostspielig ist, was doch beim Ankaufe des Geheimnisses allerdings in Betracht kommt. Da aber in gegenwärtigem Augenblicke eigentlich keine Minister da sind, so kann auch kein Entschluß gefaßt werden und die Entscheidung wird sich wohl noch geraume Zeit verziehen. Daguerre ist aber angst und bange, Jemand möchte das Geheimniß errathen und ihn um den Lohn seiner Erfindung bringen, wie es vor mehreren Jahren dem Erfinder des sogenannten Moiré métallique auf Blech ergangen ist. Diese Erfindung schien damals so bedeutend, daß der Erfinder, Namens Allart, 60,000 Franken für die Mittheilung seines Geheimnisses verlangte. Die Fabrikanten von lakirten Blechwaaren in Paris traten zusammen und beschlossen, 30,000 Franken dafür zu bieten; Allart wollte nicht, die Sache zog sich in die Länge; erfinderische Köpfe stellten Versuche an, kamen dem Geheimnisse auf die Spur, machten auch Moiré métallique, und somit verlor Allart den Preis seiner Erfindung, deren Anwendung so gemein geworden ist, daß die Reichen sie verschmähen und man das Moiré nur noch auf ordinären Gefäßen erblickt. So etwas furchtet nun auch Daguerre, und daher wird er wohl geneigt seyn, seine Forderungen herabzustimmen, um nur nicht von andern überflügelt zu werden. Uebrigens meint er selbst, seine Erfindung sey bedeutender Verbesserungen fähig; er will, wenn die Regierung ihm sein Geheimniß abkauft und bekannt macht, alle seine Versuche dem Publikum mittheilen, damit diejenigen, welche die Sache weiter führen wollen, gerade da fortfahren können, wo er aufgehört hat. Den Zeichnern wird die Erfindung nicht sehr willkommen seyn. Konnte es ihnen einfallen, daß sie das Tageslicht zum Nebenbuhler und Concurrenten bekommen würden?" — So weit unser Berichterstatter.

Daguerre ist bekanntlich der Schöpfer der Dioramen mit wechselnden Lichtern, Schatten und Farben. Sehr viele Leser werden sich erinnern, namentlich zwei Darstellungen von ihm gesehen zu haben: das Thal von Goldau, und die abendliche Messe in der Kirche St. Etienne du Mont. — Man sah das Goldauer Thal mit seinen waldgekrönten Bergen, Sennhütten, Wiesen, Seen und Bächen, von der Sonne beleuchtet, vor sich liegen. Auf einmal tritt das furchtbare Naturereigniß ein, das dieses Thal mit dem Graus der Zerstörung bedeckt: die Bergkuppe mit ihrem Wald stürzt nieder, die Wiese wird zum wild durcheinandergeworfenen Erdreich, die Sennhütte wird zum Fels, der Baum streckt seine Wurzeln gen Himmel, der Bach verwandelt sich in einen tobenden Strom, der Mensch wird zur Leiche. — Vor dem Kirchentableau sitzend, sah man zuerst in das vom Abendlicht schwach erhellte Schiff hinein. Es war völlig leer; aber allmählig füllten sich die Kirchenstühle mit Andächtigen, immer mehr Gestalten tauchten auf, am Ende war die Gemeinde vollzählig; im selben Maße wurden die Kerzen angesteckt und vervollständigte sich die Beleuchtung. Der Gottesdienst begann, ging vorüber, die Kirche entleerte sich wieder, wie sie sich gefüllt, die Lichter erloschen, das Schiff lag wieder im matten Dämmerlichte vor einem, und Alles dies war auf einer und derselben Leinwand vorgegangen.

(Fortsetzung folgt.)

Walter Raleigh und Königin Elisabeth.

(Fortsetzung.)

Sir Walter, in keiner Art dadurch betroffen, da er Ihrer Majestät Sinnesart wohl kannte, antwortete mit ziemender Unterwürfigkeit: „Fern sey es von mir, mit meiner Gebieterin einen Handel abschließen zu wollen; aber Ihro Majestät Herablassung ist so groß und Ihre Freigebigkeit ist, wie ich eben erfahren, so grenzenlos, daß ich mich unterstehe, meiner hohen Gebieterin anzubieten, daß sie am Gewinne nach Verhältniß ihres Beitrages Theil nehme." — „Wie viel Schiffe willst du?" fragte die Königin. — „So viel nur, als Ihro Majestät uns gnädigst gewähren wollen," antwortete Sir Walter. — „Wenn wir dir ein Halbdutzend bewilligen, versteht sich, gut versehen mit allem, was nöthig ist, dann erwarten

wir auf unser Theil die Hälfte der Beute." — „Ihro Majestät Großmuth übertrifft meine Erwartungen," rief Raleigh, obgleich er, die Wahrheit zu gestehen, doch ein wenig über den unbilligen Handel entrüstet war. — „Wenn diese Bedingungen angenommen sind, ernennen wir dich zum Admiral der Flotte," fuhr die Königin fort, „und du sollst die Bestallung erhalten und die Ermächtigung zugleich, die Offiziere nach deinem Gutdünken anzustellen; nur behalten wir uns das Recht vor, einen Viceadmiral zu ernennen, der die Offiziere auf unsern eigenen Schiffen ernennt, wie es ihm gut dünkt."

„Nie hatte ein Dienstmann eine so gnädige Herrin!" rief Sir Walter, indem er auf einem Knie vor der Königin lag und entrückt schien in Gefühlen der Dankbarkeit. „Wahrlich, wenn es mir nicht vergönnt wird, die überströmenden Gefühle meines Dankes auszulassen, so muß ich für alle Zeit stumpf und dumpf werden. O, wo könnte der glühendste Liebhaber, der sich vor seiner Erwählten durch kühne Thaten auszuzeichnen wünscht, ihr zu Ehren eine Sache finden, die meiner, welche ich Euch zu Ehren ausfechten will, nur im Entferntesten gleicht! Hätte Arthur und alle die berühmten Ritter seiner Tafelrunde in dieser glücklichern Zeit gelebt, unter einer Herrin sondergleichen, wie Elisabeth, welche Thaten wären da geschehen, die nun für die Welt verloren sind! Demnächst aber, welche Ursach habe ich Glückseligster, mir Glück zu wünschen, daß ich, der ich nichts bin, außer in den Augen der göttlichen Parthenia, der zu dienen mir Seligkeit ist — der wahren Herrin der Schönheit, der Königin der edelsten Neigungen meines Herzens — daß ich nicht allein leben darf in einer Zeit, welche ihr Name ruhmwürdig macht, sondern es mir auch vergönnt ist, in ihrer Gegenwart zu athmen und mich zu baden im kaiserlichen Sonnenschein ihrer Augen, eine Ehre, die nicht hoch genug geschäzt werden kann," fuhr er, indem er ihre Hand ergriff, mit noch größerer Heftigkeit fort, als er bemerkte, daß die Würde der Königin vor der Eitelkeit des Weibes zusammensank, „ja, daß sie aus dem Born ihrer unerschöpflichen Herablassung und Gnade zuweilen meine Seele beschenkt mit ihrem gnädigen Lächeln und mir unterweilen das äußerste Glück zuertheilt, meine Lippen drücken zu dürfen auf ihre elfenbeinerne Hand."

„Aber, Sir Walter, du wirst sie zerreißen, wahrhaftig!" rief die Königin, indem sie mit schöner Verschämtheit versuchte, ihre Hand aus seiner loszumachen, welche der Ritter jedoch mit hundert zärtlichen Küssen bedeckte. Aber die Kühnheit selbst gefiel ihr zu wohl, und sie war zu sehr entzückt, einen so vortrefflichen Edelmann zu ihren Füßen zu sehen, um eine zu große Anstrengung anzuwenden, und Ihrer Majestät Hand blieb in seiner ruhen, fortwährend besiegelt von den Ausdrücken seiner Zärtlichkeit. — „O daß es mir doch vergönnt wäre, nur um eine Gunst zu bitten — eine süße, eine köstliche Gunst!" sprach Raleigh, ihr in's Gesicht blickend, mit so viel anscheinendem Entzücken, als wäre sie eine junge, blühende Hebe gewesen, statt daß sie viel eher glich einer sehr gealterten Diana von sechzig Jahren und einigen mehr. Die Königin schwieg still, indem sie sehr verschämt niederblickte, kaum denkend, daß etwas anderes von ihr gefordert werden könne, als was ihre jungfräuliche Schamhaftigkeit nicht wohl gewähren konnte; da fuhr aber Sir Walter also fort: „Wenn ich in wildem Schlachtgedräng bin, wüßte ich nichts, was meine Kraft so stärken könnte, auch nichts, was mich auf gleiche Weise trösten könnte für den unerträglichen Schmerz einer so langen Entfernung von meiner einzigen und unvergleichlichen Angelica, als eine Locke von dem goldenen Haar, das für mich glänzender scheint, als die Strahlen des Phöbus, wenn sie die östlichen Hügel purpurn färben. O möchte Ihro Majestät Huld dero unterwürfigstem Sklaven dies gewähren, und seiner ehrerbietigen Verehrung die Bitte um eine so unschäzbare Gabe verzeihen."

(Schluß folgt.)

Die bedeutendsten Himmelserscheinungen des Jahres 1839.

(Fortsetzung.)

April. — Am 1sten kommt Pallas mit der Sonne in Opposition, culminirt also um Mitternacht und ist bis gegen Morgen am Himmel (in der nördlichen Hand der Jungfrau) sichtbar. Wir laden zur Beobachtung dieses kleinen Planeten ein, da er sich bald scharf begrenzt im reinsten Lichte, bald wie in einen Nebel eingehüllt zeigt, welcher Umstand auf eine Atmosphäre des Weltkörperchens schließen läßt, deren Daseyn durch mehrere solcher Beobachtungen außer Zweifel gesezt werden würde. Alles aber, was, bei übrigens gewiß sehr großer Verschiedenheit, auf eine Uebereinstimmung der andern Glieder unsers Systems mit der Erde schließen läßt, ist aus mehr als Einem Grunde von ganz eigenthümlichem Interesse für den Menschen. — Schon drei Tage später tritt der herrliche Jupiter, der größte Planet unsers Systems und welcher unsere kleine Erde 120mal an Oberfläche übertrifft, in Opposition mit der Sonne, und kann mit seinen vier Monden die ganze Nacht hindurch um so besser beobachtet werden, als er sich zugleich in der Erdnähe befindet, und noch nicht volle 80 Millionen Meilen von uns entfernt ist. Man wird alsdann die, seinem Aequator parallelen, wolkenartigen Gürtel dieses Gestirns schön beobachten können, hinsichtlich welcher wir schon öfters bemerkt haben, daß sich die tropischen Regen auf der Erde in nämlichen Parallelkreise auch ziemlich gleichzeitig einzustellen pflegen, und dem entfernten Beobachter dann als ähnliche und ähnlich liegende Gürtel erscheinen mögen. Damit soll zwar gar nicht gesagt seyn, daß der Jupitersregen genau

wie ein irdischer seyn müsse; wohl aber läßt die Aehnlichkeit der Erscheinung auf eine Aehnlichkeit der Ursache schließen.

Am 7ten April erreicht Merkur seine größte östliche Entfernung von der Sonne, und kann, wenn die Witterung günstig ist, am Abendhimmel im Sternbilde des Widders wahrgenommen werden. Man erkennt ihn an seiner hellweißen Farbe und seinem blendenden Lichte, worin er, mit Ausnahme der Venus, alle übrigen Planeten übertrifft, daher man, um ihn gut zu sehen, lichtstarke Fernröhren mit Blendgläsern anwenden muß. Aber auch damit findet man ihn nicht immer gleich, da er sich höchstens 29 Grad von der Sonne entfernt und sich somit in der Dämmerung verliert. Wenn die Alten sich rühmten, diesen kleinen Planeten (er ist an Oberfläche wenig über $^1/_{10}$ so groß als unsere Erde) mit bloßen Augen erblickt zu haben, so sind sie dies wohl nur dem heitern Himmel Egyptens und Asiens, wo damals bekanntlich die meisten Beobachtungen angestellt wurden, auch wohl der größern Schärfe ihres Gesichts schuldig, wovon besonders der ältere Plinius so Vieles zu erzählen weiß; ich bezweifle, daß es irgend ein neuerer Astronom von sich sagen kann; ja, Kopernikus soll noch auf seinem Sterbebette getrauert haben, daß er in seinem ganzen Leben nie so glücklich gewesen, diesen Planeten wahrzunehmen. (Kopernikus starb 1543, wogegen die Erfindung der Fernröhren erst in den Anfang des 17ten Jahrhunderts fällt.) Den großen Glanz des Merkurs, wovon wir eben sprachen und durch welchen seine Auffindung etwa noch erleichtert wird, verdankt er der Nähe der Sonne, von welcher er sich nur acht Millionen Meilen entfernt, so daß er eine fast siebenmal stärkere Beleuchtung erhält, als unsere Erde. Man könnte sich dadurch auf den ersten Blick zu dem Schlusse verleiten lassen, als müßten die Bewohner Merkurs viel von diesem blendenden Lichte und der damit wahrscheinlich verknüpften großen Hitze leiden; allein man beobachtete dagegen auf diesem Planeten Berge von mehr als 60,000 Fuß Höhe, also dreimal so hoch als unser Chimborasso und, im Verhältnisse der Halbmesser Merkurs und der Erde, sogar nahe achtmal größer als die höchsten irdischen Berge; sie bilden ganze Züge von oft 80 Meilen Länge und 10 Meilen Breite,* und mögen durch ihre langen Schatten, in Verbindung mit einer dünnern Atmosphäre, zur Milderung jenes Glanzes und der Hitze beitragen.

(Fortsetzung folgt.)

* Merkwürdig genug finden sich die meisten und höchsten dieser Berge, wie auf der Erde und der Venus, in der südlichen Halbkugel Merkurs. Dies ist auch einer von den Umständen, worüber man nicht genug sinnen kann. Norden und Süden sind am Ende kein bloß örtlicher Gegensatz.

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Januar.

(Fortsetzung.)

Bälle.

Das Geschäft, für das Faschingsvergnügen der Stadt zu sorgen, ist gegenwärtig — nebst dem Militär — ganz in den Händen der Jugend; Beamte, Studenten des Rechts und der Medizin, ja sogar die Zöglinge des polytechnischen Instituts veranstalten theils bezahlte Bälle, theils Reunionen, deren Kosten die Ausschüsse aus eigenen Mitteln bestreiten, und einem Fremden, dem der Zusammenhang unbekannt ist, muß es ganz sonderbar klingen, wenn er von Landrechts- und Medizinerbällen, Juristen- und technischen Reunionen hört. Militärbälle sind, wenigstens in kleinen Städten, nichts so Ungewöhnliches. Auf den Karten all dieser Carnevalsunterhaltungen steht zwar nicht, wer selbe veranstaltet, weil eine Verordnung der Regierung schon vor einer Reihe von Jahren den Studirenden untersagte, Bälle zu geben; doch kennt die ganze Welt die Ausschüsse und nennt das Ding beim rechten Namen. Die eben erwähnte Verordnung schreibt sich wahrscheinlich noch aus der Zeit her, wo man aus politischen Gründen die Sitzungen der jungen Leute nicht gern sehen mochte; beim Geiste unserer Studenten war aber nichts zu befürchten, und deßhalb sieht man ihnen auch wohl durch die Finger. Doch die Sache hat allerdings eine Schattenseite anderer Art. Abgesehen davon, daß die jungen Leute durch die Anstalten zu einem Balle viele Stunden verlieren, welche sie ihrem Studium widmen könnten, hat doch auch das Jünglingsalter weder die Umsicht, noch das Ansehen und die Gemüthsruhe, immer die nöthige Ordnung zu erhalten und den vielerlei Collisionen und Inconsequenzen auszuweichen, welche durch die Vertheilung der Billets hervorgebracht werden. So zeigt einerseits die Toilette mancher Gardes des Dames auf diesen Bällen, daß die Verhältnisse vieler Ausschüsse sie zwingen, Personen einzuladen, welche eben keine großen Zierden für ein elegantes Tanzfest sind, während mitunter Personen, die volles Recht dazu hätten, vergessen, oft aus Privatrücksichten übergangen werden; und nicht selten macht sich ein Ausschuß durch ein verweigertes Billet Feinde, die seinem Fortkommen später störend in den Weg treten. Sonderbar und kaum glaublich dürfte es scheinen, daß gerade diese jungen Leute in dem Punkte des guten Rufs der Damen eine seltene, beinahe pedantische Rigorosität üben. Es werden z. B. oft Mädchen von den Bällen ausgeschlossen und gleichsam im Angesichte der ganzen Stadt compromittirt, denen man durchaus keinen Fehler gegen die Decenz vorwerfen kann, bloß, weil ihre Mutter sich in der Jugend einige Galanterien zu Schulden kommen ließ, und bei den Damen der Bühne wird ein so strenges Sittengericht vorgenommen, daß nur selten und ausnahmsweise Eine vor demselben besteht, und ein Spottvogel einst behauptete, um des Eintrittes in den Juristenball würdig erkannt zu werden, müsse jede junge bürgerliche Dame ihrem Bittgesuche das Moralitätszeugniß ihrer Mutter und Großmutter als Beilage A und B hinzufügen. — Da hier, wie in jeder Stadt, wo ein reicher Adel den Ton angibt, die größere oder geringere Zahl von Personen aus der hohen Societé den Maßstab für den Glanz eines Balls abgibt, so standen die heurigen Bälle weit hinter jenen der leztvergangenen Jahre zurück. Sowohl auf dem Juristen-, als Beamtenball war nur ein kleines Häuflein der Auserwählten zu sehen. Ueberhaupt haben wir seit längerer Zeit bemerkt, daß die hohe Societé an den Medizinerbällen lebhaftern Antheil nimmt, als an den Reunionen der Juristen, was um so unbegreiflicher ist, da die leztern stets mehrere adelige Ausschüsse haben, während fast nie ein Glied der höhern Noblesse Medizin studirt. Die leztern scheinen also mehr Mode zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 36.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 11. Februar 1839.

Non deerat talia concupiscenti perniciosa adulatio, perpetuum malum regum.

Curtius.

Walter Raleigh und Königin Elisabeth.

(Schluß.)

„Wahrhaftig, Sir Walter, wenn du nichts mehr von uns verlangst als das, so wüßten wir nicht, warum wir es dir verweigern sollten," erwiderte Ihre Majestät voll Anmuth. „Beruhige dich deßhalb. Du sollst es durch einen verschwiegenen Boten erhalten, ehe du unsere Küsten verläßest." — „Ach!" rief er mit einem verzückten Blicke, indem er die Hand an seine Brust drückte. „Ihro Majestät unerreichte Güte hat mein armes Herz bereits im Danksagen bankerott gemacht." — „Halt!" rief die Königin, plötzlich ihre Hand wegreißend und den Finger an den Mund legend. „Wer wagt es, hier in unsere Verschwiegenheit einzudringen?"

Gerade in dem Augenblicke hörte man Fußtritte von Leuten, so auf der andern Seite des Hagedorns gehen mußten, und die Stimmen zweier Personen, so sich unterhielten, wurden vernehmbar. Sie sprachen leise, aber die Worte: „Raleigh" — „Elisabeth" — „Intrigue" hörte man doch deutlich. „Bei Gottes Wunden, das dulden wir nicht!" rief die Königin, mit glühendem Gesicht aufspringend. „Verhafte sie, Sir Walter Raleigh, wer sie auch sind!" — „Ich bitte inständigst, Ihro Majestät —" — „Wie! gehorcht man uns so!" rief die Königin, ihn unterbrechend, und sie schleuderte auf ihn einen furchtbaren Blick, als sie gewahrte, daß er zauderte, ihr zu gehorsamen. — „Auf den Knieen meines Herzens, hört einen treuen Diener —" — „Fort, Verräther!" rief Ihre Majestät voll Zorn ihrem knieenden Verehrer zu, indem sie von ihm fortstürzte und mit stolzen, raschen Schritten sich um die Buschecke wandte, von wo sie den Fleck übersehen konnte, wo diejenigen, welche jenes Gespräch geführt, stehen mußten; aber siehe da, als Ihre Majestät ankam, sahe sie Niemand, was sie sehr verwunderte. Auch zwischen den Bäumen konnte sie nichts erblicken, und darüber sehr erhitzt, wandte sie sich dahin zurück, wo sie Sir Walter gelassen, welcher, die Wahrheit zu gestehen, nicht wenig zitterte beim Gedanken an seine höchst gefährliche Lage. Aber er kannte den Charakter seiner Gebieterin zu gut, und gedachte, durch ein kluges und schlaues Benehmen den verlornen Einfluß auf dieselbe bald wieder zu gewinnen. Also wie Ihre Majestät dahin zurück kam, wo sie ihn verlassen, und zwar mit stolzen Schritten und majestätischen Runzeln und mit der Absicht, ihren Gardekapitän ganz und gar niederzuschmettern, gewahrte sie einen so kläglichen Anblick, daß die zornige Gebieterin auf der Stelle dem mitleidigen Weibe Platz machte: denn da kniete Sir Walter Raleigh auf demselben Flecke, wo er vorhin kniete, als wäre er darauf angeschmiedet,

indem er vor sich in die Luft starrte, mit einem so verzweiflungsvollen, jämmerlichen Blicke, daß es ein Herz von Diamant geschmolzen hätte. Zu ihrer außerordentlichen Verwunderung merkte er gar nicht, daß sie vor ihm stand — obgleich er sie recht wohl sah — sondern er fuhr fort, vor sich in die Luft zu starren, gleich Einem, der völlig seines Sinnenvermögens beraubt war; und von Mitleid bewegt, in solchem Zustande einen so ausgezeichneten Mann zu erblicken, und überdies Einen, der sich an ihrem ganzen Hofe am zierlichsten kleidete, ging sie augenblicklich auf ihn zu und legte ihre Hand auf seine Schultee, indem sie freundlich sprach: „Sir Walter, was ist dir?" worauf derselbe mit einem langgezogenen Seufzer, gleich als komme er aus dem tiefsten Winkel des Herzens, die Augen zu ihr erhob und dann, als schrecke ihn eine plötzliche Erinnerung, das Haupt wieder senkte und das Gesicht mit beiden Handflächen bedeckte, und zwar mit einem Seufzer, so hohl und grabesähnlich, daß Ihre Majestät nicht anders dachte, als er wolle auf der Stelle den Geist aufgeben.

„Nicht so, nicht so fort, Sir Walter! Wir meinen es nicht so bös mit dir, gewiß nicht," sprach die Königin, jezt selbst zitternd, welche Versicherung denn auch ihre Wirkung auf den Hauptmann ihrer Garde nicht verfehlte; obschon derselbe noch mit einer äußerst kläglichen Stimme rief: „Laßt mich sterben zu Ihro Majestät Füßen, denn ich bin unwürdig zu leben, da ich eine so gute Herrin gekränkt habe!" — „Dummes Zeug, Mann! denke nicht an's Sterben!" erwiderte die Königin in höchst gnädigem Tone. „Nichts desto weniger, Majestät, wenn ich fortan des Glückes, in dieses allergnädigste Gesicht zu blicken, beraubt bin, so bin ich hin! Ich habe kein Verlangen mehr zu leben," fuhr er mit bewegter Stimme fort, worüber die Königin ganz und gar nicht mißvergnügt war; denn es ist außer Zweifel, daß sie Eitelkeit genug besaß, wirklich zu glauben, daß die Verbannung aus ihrem Angesicht solche unglückliche Wirkungen hervorbringen könne. — „Verzweifle nicht, und finden wie, daß du noch immer unsere Achtung verdienst, sollst du keine Ursach haben zu fürchten," sagte Ihre Majestät in einem Tone, der ihm wohl wieder einige Hoffnung machen konnte. „Steh auf, Sir Walter Raleigh, und folge uns in den Palast. Wir wollen die Sache weiter untersuchen."

„Ich bin in die Erde gewurzelt," erwiderte er in dem betrübtesten Tone, den man je hörte. „Die Furcht vor Ihro Majestät Ungnade hat mich niedergebohrt. Ich habe keine Kraft, mich zu bewegen. Wie würden sich diese elenden Verräther freuen, die mich so gern in Ungnade brächten, die mich um Ihro Majestät gute Meinung von mir beneiden, eine Meinung, die ich so schäze wie Jason seine Medea, und die, gleich wie jene Kolchierin ihn lehrte, die ehernfüßigen Stiere bändigen und den Drachenwächter des goldnen Vließes in Schlaf einlullen, mich stärkte zu gleich ehrenwerthen und berühmten Thaten — wie würde es, sage ich, sie erfreuen, wären sie Zeugen davon, wie tief mich ihr verächtlicher Streich, die trefflichste, keuscheste und schönste Prinzeß, die je unter dem Monde angebetet ward, zu verunglimpfen, niederschleuderte." — „Hältst du's für einen gespielten Streich?" fragte sie ernst. „Zu Befehl, Ihro Majestät, wie könnte es anders seyn!" erwiderte Sir Walter, obgleich er, vermöge seines schärferen Gehörs, schon die ganze Weile über wußte, daß das Gespräch hinter der Hecke seine Liebschaft mit der Mistreß Elisabeth Throckmorton betraf, ohne daß er jedoch unterscheiden konnte, wessen Stimmen es waren; jedoch sehend, daß Ihre Majestät des Glaubens war, sie selbst sey gemeint, war er entschlossen, von dem Mißverständniß Vortheil zu ziehen. — „Weiß nicht Jedermann, daß Ihro Majestät mit allen Vollkommenheiten der neun unsterblichen Töchter Jupiters und der Mnemosyne auch die Züchtigkeit und Wahrheit der Göttin Veritas und der Vestalinnen verbinden? und wie könnten diese schändlichen Verläumder, wer sie auch immer seyen, eine so offenkundige Verunglimpfung äußern, wenn sie nicht die Absicht hätten, daß ich davon Nachtheil zöge? Aber vertrauend auf Ihro Majestät edle Eigenschaften und richtigen Sinn in Betreff alles, was Dero Würde betrifft, bin ich überzeugt, daß die jämmerliche Intrigue mit gebührender Verachtung von meiner Königin wird angesehen werden, und erwarte jezt nur Ihro Majestät Verzeihung, um mich aus dieser drückenden Stellung zu erheben."

„Steh auf, Sir Walter Raleigh, dir ist verziehen, und hier ist meine Hand darauf," sprach die Königin in ihrer anmuthigsten Weise und reichte ihm die Hand, welche er auf's Neue, aber auf mehr ehrfürchtige Art an die Lippen drückte. „Wir wollen nicht mehr an diese jämmerlichen Ränkeschmiede denken, sondern ihnen zeigen, wie wenig wir von ihren elenden und höchst verächtlichen Verläumdungen afficirt werden." Darauf hob sie ihn wirklich sehr gütig auf und kehrte in ihr Privatzimmer zurück, auf dem ganzen Wege sich äußerst freundlich mit ihm über die Seeunternehmung, deren wir vorhin Erwähnung gethan, unterhaltend.

Der Daguerrotype.

(Fortsetzung.)

Der große Haufen ergözte sich im Diorama am unabweislichen optischen Betrug, die Kunst sah hoch darauf herab als auf frivole Spielerei; der Nachdenkliche mußte

sich aber sagen, daß zur Hervorbringung solcher Wirkungen jedenfalls ausgebreitete Kenntniß der physischen Wissenschaften und große Uebung in Anwendung der Gesetze der Chemie und der Optik erforderlich sey. Bei seinen mannigfachen Versuchen, Licht, Schatten und Farben zu den verschiedensten Effekten schlau zu combiniren, mußte sich seine Aufmerksamkeit und sein Studium namentlich auch den Stoffen zuwenden, welche unter dem Einfluß des Lichts durch chemische Umänderung mehr oder minder rasch ihre Farbe wechseln. Die Chemie kennt manche Körper der Art: die einen färben sich dunkler, andere färben sich ganz anders, noch andere aber entfärben sich am Licht. Wie wir schon früher angeführt, kannte die Chemie bisher keinen Stoff, der am Licht rascher und entschiedener die Farbe ändert, als das Chlorsilber (Hornsilber, salzsaure Silber); aber dieses Salz, das, frisch bereitet, weiß ist, wird am Licht schwarz; es erleidet daher gerade die umgekehrte Umwandlung wie Daguerres Tafel in der Camera obscura, und es war ein bloßes Mißverständniß, wenn von manchen deutschen Zeitungen angegeben wurde, daß eben das Chlorsilber die von Daguerre angewendete Materie sey. Diese muß zu den Körpern gehören, welche, ursprünglich dunkelfarbig, am Licht sich bleichen und entfärben. Wir setzen die bisher bekannten Stoffe her, bei denen dieser Effekt am auffallendsten ist.

Das Licht zerstört die Pflanzenfarben, namentlich die des Saflors, Blauholzes, Brasilienholzes, der Curcuma und des Wau's. Hiebei erfolgt aber die Entfärbung immer nur langsam; am schnellsten ist noch der Verlauf bei der aus Kirsch- und Fliederblättern mit Spiritus bereiteten grünen Tinktur: sie verliert, wenn man sie an die Sonne stellt, innerhalb zwanzig Minuten ihre Farbe, die sie an einer dunkeln Stelle sehr lange unverändert behält. Man kann aber wohl zuversichtlich voraussetzen, daß Daguerres Arcanum keine vegetabilische Substanz ist, sondern ein mineralisches, namentlich metallisches Präparat. Den Oxyden des Eisens, des Kupfers, des Goldes und des Platins kommt die Eigenschaft zu, daß sie sich in der Verbindung mit der Salzsäure, als salzsaure Salze, und als solche in Aether aufgelöst, an der Sonne entfärben, freilich auch verhältnißmäßig langsam. Wir wollen nicht behaupten, daß wir mit Nennung dieser metallischen Stoffe nahe an Daguerres Geheimniß gestreift haben; so viel glauben wir aber, daß er bei seinen Versuchen auf eine Verbindung eines der genannten, oder, was aber unwahrscheinlicher, irgend eines andern Metalls gekommen ist, das sich für das Licht noch weit empfindlicher zeigt als jene Salze und als Chlorsilber.

Seine Erfindung hätte aber, wenigstens in künstlerischer Hinsicht, wenig oder gar keinen Werth, wenn es nicht in seiner Macht stände, den chemischen Einfluß des Lichts auf seine Tafeln, bevor er sie aus der dunkeln Kammer nimmt, zu hemmen und den Effekt zu fixiren. Dies kann nur dadurch geschehen, daß er die chemische Beschaffenheit des Stoffs, und damit sein Verhalten zum Licht ändert, und zwar durch ein Mittel, das den durch das Licht einmal hervorgebrachten Aggregationszustand der kleinsten Theile bestehen läßt. — Das ganze Wesen dieser Entdeckung und der praktische Weg, auf dem sie gemacht wurde, ist für den französischen Genius gewiß sehr bezeichnend. Wir sehen der Veröffentlichung des Geheimnisses mit Ungeduld entgegen, und sind bereit, das Geschenk dankbar anzunehmen, wenn es auch nicht mit der Miene geboten wird, die dem Beschenkten so wohl thut. Aber welch ein Triumph für das eitle Frankreich, etwas für die ganze Welt aus seiner Tasche bezahlen zu können, und noch dazu etwas, das nicht etwa nur wichtig ist, sondern auch artig und pikant!

Wir geben jetzt Monsieur J. Janin das Wort, der die Sache im Journal l'Artiste auf seine Weise besprochen hat.

„Im Verfolg seiner chemischen Versuche grübelte Daguerre mit genialem Eigensinn über dem Problem: eine Farbe zu entdecken, welche die Sonne, oder vielmehr das Licht überhaupt, je nach seinen Abstufungen, wegnimmt, bleicht, oder stehen läßt; er wollte das Licht zwingen, daß es den dunkeln Grund bearbeitete, wie mit dem göttlichen Grabstichel eines unsichtbaren Morghen, und der eintönigen Fläche Gestalten und Leben entblühen ließ; das Auge der Welt, die Sonne, sollte ein sinnreicher Künstler in seinem Dienste werden. Gewiß die seltsamste Aufgabe, die sich in unsern Tagen ein Mensch gestellt! .. Und er hat sie gelöst, und zwar so: Er hat einen dunkeln Firniß erfunden, mit dem er irgend eine Fläche * überzieht. Er setzt sie dem Tageslicht aus, ** und alsbald gräbt sich jedes Bild, das sich auf ihr abmalt, auf ihr ein, Alles, groß und klein, wie es vor der Sonne gleich ist: Himmel und Erde, und das fließende Wasser, der Dom, der hoch in die Lüfte steigt, wie der Pflasterstein und das unsichtbare Sandkorn. Ist dabei der Effekt der Massen trefflich, so sind die Details wirklich unendlich. „Gott sprach: es werde Licht, und es ward Licht;" und wir sprechen jetzt zu den Thürmen von Notre-Dame: „werdet hier!" und sie gehorchen.

(Schluß folgt.)

---

* Wie es scheint, immer eine Kupferplatte; leicht möglich, daß diese als solche, d. h. chemisch, eine Rolle beim Vorgang spielt. A. d. Red.

** d. h. in der Camera obscura.

Die bedeutendsten Himmelserscheinungen des Jahres 1839.

(Fortsezung.)

Mai. — Vom Ende dieses Monats an ist Saturn die ganze Nacht hindurch (im Skorpion) zu sehen. Das Bestehen des merkwürdigen Ringes dieses Planeten aus mehreren concentrischen Ringen, das schon der ältere Herschel behauptet hatte, ist durch neuere Beobachtungen Encke's außer allen Zweifel gesezt. Unglücklicherweise sind wir aber durch diese Beobachtung über die eigentliche Natur jenes Ringes, welcher den Aequator des Saturn wie eine pfeilerfreie Brücke concentrisch umschwebt, nicht weiter aufgeklärt. Saturn ist der einzige Planet unsers Systems, welcher einen solchen Ring besizt, und es fehlt daher an allen Mitteln, um auch nur analogisch einen Schluß auf den Zweck einer so einzigen Ausstattung zu machen. Schon schwache Fernröhren zeigen diesen Saturnusring; mit bloßen Augen aber ist nichts davon zu sehen, so daß in den Schriften der alten Astronomen, wie sehr auch die Gesichtsschärfe dieser Männer gerühmt wird, kein Wort davon vorkommt. Um so überraschender ist es, daß sich Saturn auf den frühesten indischen Himmelskarten mit einem Ringe abgebildet findet.

Juni. — In der lezten Hälfte dieses Monats ist Uranus die ganze Nacht hindurch sichtbar und steht im Wassermann. Seine Entfernung von uns ist aber so groß (über 400 Millionen Meilen), daß er, troz seiner bedeutenden Größe (er übertrifft unsere Erde fast achtzehnmal an Oberfläche), nur wie ein Stern der sechsten Größe herüberschimmert. Die Leser wissen, daß dieser Planet von sechs Monden umringt ist; vielleicht hat er deren sogar mehrere, welche sich aber noch nicht haben entdecken lassen, da diese Monde als die feinsten und schwächsten Lichtpunkte am ganzen Himmel erscheinen. Man wird ihrer nur mit *sehr* starken Instrumenten ansichtig. Uranus selbst aber glänzt, seiner so geringen *scheinbaren* Größe ungeachtet, noch in einem ziemlich lebhaften Lichte.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Januar.

(Fortsezung.)

Bälle. Theater.

Seit mehreren Jahren hat das hiesige Militär eine Reihe von Tanzreunionen gegeben, welche nicht allein die glänzendsten, sondern auch die beliebtesten von allen ähnlichen Unterhaltungen sind, die schönste und zahlreichste Gesellschaft versammeln, und wobei auch die hohe Societé in der gewähltesten Toilette erscheint und die junge adelige Welt ohne Ausnahme sich in die Tanzreihen mischt. Sonderbar genug ist es der fashionabeln Bürgerwelt noch nicht eingefallen, ihren freundlichen Wirthen auch nur durch einen einzigen Ball eine Revanche zu geben, und auch von dem Adel haben bloß die jungen Herrn vor ein paar Jahren das Militär zu einem Ballfeste geladen. — Alle größern Ballfeste werden seit dem vorigen Jahr ausschließend in dem neuerbauten Saale der Färberinsel gehalten, welcher an Raum und Eleganz in der ganzen Stadt keinen Nebenbuhler hat. Das Orchester bildet in der Regel eine der hiesigen Regimentskapellen von Latour (deren Kapellmeister, Emil Titl, zugleich einer der fleißigsten Compositeurs für die Füße ist), Palombini oder dem Artillerieregiment. — Ein eigener Luxus herrscht auf den Gesellschaftsbällen in den Tanzordnungen, welche die Ausschüsse den Damen beim Eintritt überreichen, und die in Gestalt von Lorgnetten, Pfeilen, Blumensträußen u. s. w. zum Theil sehr zierlich und kostspielig gearbeitet sind. Auch das Damentoilettenzimmer erhält die reichste Ausschmückung mit Blumen, Spiegeln, Girandolen und andern Gegenständen der Eleganz, oder es erhebt sich mitunter in der Gestalt eines Zeltes, welches das schöne Geschlecht in seine mousselinenen Wände einladet. Die Treppen sind mit Blumenstöcken besezt, und Alles athmet den Geist der Zierlichkeit. — Was die Tänze betrifft, die gegenwärtig an der Tagesordnung sind, und die Art, dieselben auszuführen, so ist der stürmische *Reydowak* durch Polizeiverbot als indecent von unsern Bällen verbannt und geächtet worden. Man tanzt auf denselben nebst der Eröffnungspolonaise nur Walzer, Galopps und Cotillons — leztere mitunter von kolossaler Länge — ziemlich schnell und wild, und um den Takt bekümmert man sich nicht mehr so pedantisch, wie in frühern Zeiten. Daher auch die Locken der Damen bald etwas Schlangenartiges erhalten, und manche der Herrn mit ihren Claquehüten und weithingestreckten Armen den fliegenden Meilenzeigern nicht unähnlich sind.

Die Bühnenneuigkeiten der lezten Zeit brachten uns einmal wieder die Namen: Raupach und Prinzessin Amalie von Sachsen, wenn gleich nicht eben mit ihren werthvollsten Arbeiten. „Der Nibelungen Hort" von dem Erstern ist dermaßen auf die Spitze gestellt, daß er einer großen Kunst bedarf, um nicht eine der Intention des Verfassers und der Tendenz der Tragödie entgegengesezte Wirkung hervorzubringen. Hier wurden einige wenige Rollen, wenn auch nicht genügend, doch sorgfältig dargestellt, andere darin beschäftigte Schauspieler schienen eine Parodie daraus machen zu wollen, und erregten Gelächter. Im Ganzen kam es mir vor, daß weder die Mehrzahl des Publikums, noch die Schauspieler das alte Gedicht verstanden haben, was unerläßlich ist, wenn man sich die Lücken ergänzen und an dem Drama einiges Interesse gewinnen will. Den Beifall der höchsten Räume errangen einige Anstrengungen weiblicher Lungen. Uebrigens ging die Tragödie ziemlich spurlos vorüber. Was das komische Sittengemälde: „Vor hundert Jahren" betrifft, so sind wir es zwar gewohnt, daß Raupach in der Charakterzeichnung nicht sehr skrupulös ist; doch hat er in dieser Hinsicht hier nicht allein einen allzugroßen Leichtsinn an den Tag gelegt, sondern auch die Erfindung der Situationen, sonst seine größte Force, ist diesmal sehr schwach, bloß den zweiten Aktschluß ausgenommen; denn daß der alte Dessauer so *plözlich* vor Joachim Lange dasteht wie ein Schulknabe, kommt theils auf den Darsteller, theils scheint es die Folge einer Censurlücke zu seyn. Hier kommt der Prorektor, spricht *drei Worte* und führt dem Feldmarschall seinen hinlänglich bezahlten Rekruten davon, ohne daß dieser sich zu rühren wagt. Dies liegt ebensowenig in dem Charakter des berühmten Generals, als sich Raupach den Effekt eines solchen Wettstreites entgehen lassen konnte. Ueberhaupt erscheint aber Fürst Leopold in sehr ungünstiger Gestalt, als Werber, der nicht einmal die Landesgeseze kennt; denn mit kindischem Leichtsinn darüber hinwegzuspringen, das könnte man wohl einem Husarenlieutenant zutrauen, doch nicht dem 63jährigen Generalfeldmarschall.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 37.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 12. Februar 1839.

Du sehnst dich nach den Fesseln Mahomeds,
Dem Lärm des Lagers, nach der Wüste Schrecknis!
Ein wandelnd Vaterland, reizt es so sehr?

Goethe
nach Voltaire.

Der deutsche Renegat im Dienste Abd-el-Kaders.

Ein junger deutscher Renegat, der voe Kuezem aus dem Dienste Abd-el-Kaders zurückgekehrt ist, theilt uns folgende Notizen über das Leben der Aeaber, ihee Sitten und Gebeäuche mit.

Erster Brief.

Im December 1837 kam ich nach Oran: da durchblizte eine kühne Idee das Chaos meiner Plane, und schnell reifte in mir der Entschluß, mein Schicksal an das eines jugendlichen Helden zu knüpfen und Abd-el-Kader zu dienen, dem Sultan der Araber, groß als Reformator, groß durch seinen Geist, der ihn majestätisch emporhebt über seine fanatischen Glaubensgenossen und ihn zum gefürchteten Gegner einee großen Nation macht. Ich eröffnete seinem Ukil in Oran, Sidi-el-Haidsch-el-Habib, meinen Plan. Er billigte ihn mit Feeuden und sandte einen Courrier an den Emir, um diesen von meinem Anerbieten zu benacheichtigen. Seine Antwort sicherte mir eine freundliche Aufnahme zu, uuter der Bedingung, daß ich den Glauben des großen Propheten annehme.

Am 2ten Febeuar erschienen vier arabische Reiter, von Abd-el-Kader gesandt, um mich nach Mascara zu seinem Schwager, dem Chalifa Sidi-el-Haidsch Mustapha, zu geleiten. Denselben Abend speiste ich beim Ukil in Gesellschaft der vier Abgesandten. Die Mahlzeit war nach aeabischer Sitte bereitet, bestehend aus Coscus, Hammelsbraten und gerösteten Eicheln. Haidsch-el-Habib, obgleich in Oran von den lockenden europäischen Genüssen umgeben, ehet die einfache Sitte seines Volks mit einer seltenen Steenge. — Wäheend dem Essen maßen mich die Abgesandten mit prüfenden Blicken, und der Anblick dieser eensten, in ihre weißen Bernus gehüllten Gestalten, die schwarzen funkelnden Augen und dee bald schauerlich düstere, bald unheimlich lächelnde Ausdruck ihrer wilden Züge erweckten in mir die seltsamsten Empfindungen. Nach aufgehobenee Tafel ließ mir der Ukil den Empfehlungsbrief, welchen ich Sidi Mustapha überreichen sollte, von einem Dollmetscher übersetzen. Er pries in diesem Scheeiben die Macht des Propheten, und wünschte sich Glück, als Werkzeug zu dienen, um einen jungen Christen aus dem Schoße des Unglaubens in die Arme der wahren Gläubigen zu fübeen.

Der folgende Tag wae der wichtigste meines Lebens. Im Moment, wo ich den Boden der Civilisation verlassen, wo ich Europas Kunst, Literatur und endlich dem Christenthume Lebewohl sagen sollte, fühlte ich mich tief ergriffen. Die zur Abreise mahnenden Araber kürzten meine Betrachtungen. Der Ukil warf über meinen

Schnürrock — eine Reliquie meiner Studentenzeit — einen weißen Bernus, umhüllte meinen Kopf mit einem Turban, ließ mir die dreiviertel Fuß langen arabischen Sporen anschnallen, und nach wenig Minuten saß ich metamorphosirt auf dem stampfenden Araber, der den jungen Mahometaner in das Reich der Gläubigen tragen sollte. — Angelangt vor dem Thore, sezten wir unsere Pferde in Galopp, um so schnell wie möglich das französische Territorium zu überschreiten. Jenseits der Blockhäuser, wo ich das Meiste zu furchten hatte, kehrte einer meiner Begleiter zurück, um dem Konsul die Nachricht zu überbringen, daß wir glücklich das Gebiet des Sultans erreicht hätten. Nunmehr außer Gefahr, schlug ich die Kapuze meines Bernus zurück und meine Blicke schweiften frei über die weite Ebene meines neuen Vaterlandes. Den fernen Horizont begrenzte der riesige Atlas, hinter welchem eine unbekannte Welt sich mir eröffnen und mein Geschick sich entscheiden sollte.

Nachdem wir drei Stunden auf einer sumpfigen, mit niedrigem Gesträuch bewachsenen Haide geritten waren, erreichten wir die herrliche Ebene, welche zwischen Oran und Mascara in üppiger Pracht ihren grünen Teppich entfaltet. Unsere feurigen Rosse flogen pfeilschnell über die Fläche. Welche Ideen, welche Hoffnungen durchkreuzten da meinen Busen, als ich meine Gefährten auf den schäumenden Rennern dahinfliegen sah! Das Morgenroth spiegelte sich in ihren blanken Waffen und der zurückgeschlagene Bernus, vom schnellen Ritte im Winde flatternd, zeigte mir die kriegerischen Söhne der Wüste in einem schönen, malerischen Bilde. Als wir, die muthigen Rosse parirend, im langsamen Schritte dahinzogen, betrachtete ich aufmerksamer die schönen Fluren, welche mir ringsum in reicher Fülle entgegenlachten. Ueberall weideten zahlreiche Viehheerden, und nicht selten begegneten wir kleinen Caravanen oder einzelnen Reitern. Einige fragten nach dem Grund der ungewöhnlichen Erscheinung eines Christen, worauf aber meine Begleiter nur ausweichende Antworten gaben. Als die Sonne zu sinken begann und nur noch matt die Landschaft beleuchtete, erreichten wir den Aduar, welcher zum Nachtlager bestimmt war. Fünf-und-zwanzig Lieues waren wir, ohne abzusteigen, geritten und hatten in dieser Zeit nichts als ein wenig Gerstenbrod gegessen, welches meine Gefährten aus Oran mitgenommen.

Die männlichen Bewohner des Aduars waren bei unserer Ankunft eben um ihren Scheik versammelt, um die Geschäfte des Tages mit Berathungen zu enden. Als sie die Uniform ihres großen und mächtigen Maeabuts erblickten, öffnete sich der Kreis und aus der Mitte trat der Scheik, uns gastfreundlich zu begrüßen. Vom Pferde gestiegen, warf ich meinen Bernus zurück, und mit Erstaunen musterten die Araber den europäischen Gast. Nachdem der Scheik von meinen Begleitern den Zweck meines Hierseyns erfahren, lud mich jener ein, auf einem von Binsen geflochtenen Teppich neben ihm Platz zu nehmen. Die Araber lagerten sich um uns, und als sie erfuhren, daß ich in die Dienste ihres Fürsten treten und ihren Glauben annehmen wolle, bestürmten mich Alle mit der Bitte, ihre Glaubensformel: „la illa el Allah Sidi Mohamed ressul Allah" zu beten. Einer nach dem Andern reichte mir seinen Rosenkranz, um das gewöhnliche Gebet der Muselmänner: „el hamdu lilla etc." nachzusprechen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Daguerrotype.

(Schluß.)

Nichts ist unglaublicher als manche Wahrheiten. So wollte Napoleon nicht glauben, daß der wesenlose Dampf in einer eisernen Röhre die Welt aus ihren Fugen heben könne, und er nannte ein Dampfboot, das er sah, ein Kinderspielzeug. Aber an den Daguerrotype muß man wohl glauben; denn so kann keine Menschenhand zeichnen, keines Menschen Blick dringt so weit in die Fluthen des Lichts und so tief in das Dunkel der Schatten. Wir haben eine Menge, nach dieser Methode aufgenommener Pariser Prospekte gesehen. Die Kunst kommt gar nicht in Collision mit diesem neuen Nebenbuhler: es handelt sich dabei nicht von einer groben mechanischen Erfindung, welche höchstens die Massen ohne Schatten und ohne Details wiedergibt, und am Ende dem Zeichner nur ein paar Stunden Handarbeit erspart. Nein, es ist die vollkommenste Ausführung, so zart, so fein, wie es ein Werk Gottes oder der Menschenhand nur seyn kann. Auch klatscht sich dasselbe Naturbild keineswegs das eine Mal ab wie das andere: nach demselben Verfahren, aber zu verschiedenen Zeiten genommen, gleicht keine der Ansichten der andern; die Tageszeit, die Färbung des Himmels, der Grad der Durchsichtigkeit der Luft mit allen ihren Lichtern, die sanfte Wärme des Frühlings, der strenge Ernst des Winters, die glühenden Tinten des Herbstes, der Schimmer des klaren Wassers, Alles spiegelt sich wunderbar in diesen Wunderbildern, und es ist nicht anders, als wären sie von luftigen Geistern hingehaucht.

Die Methode vereinigt demnach mit einer bisher fur unerreichbar gehaltenen Treue der Details eine vollends überraschende Wahrheit der Beleuchtung. So wird man auf den ersten Blick ein vom bleichen Tageslicht des Pariser Himmels hervorgebrachtes Bild von dem unterscheiden, das Italiens glühende Sonne gezeichnet. Man

kann es bestimmt aussprechen: dies ist eine Landschaft aus den frostigen Thälern der Schweiz, dies muß ein Prospekt aus der Sahara seyn; man unterscheidet den Florentiner Kirchthurm vom Pariser am bloßen Aussehen des Himmels, in den sie sich erheben. — Welch wunderbare Erfindung, die nicht nur die Identität des Orts, sondern auch die der Sonne festhält!

Und wohlgemerkt, der Mensch bleibt immer Herr des Lichts, das er wirken läßt. In etwa zwei Minuten erhält man ein Bild, ungefähr wie Martin sie entwirft: poetische Confusion, wie ein leichter Schleier über Allem, so daß man mehr erräth als wirklich sieht. Will man im Gegentheil, daß ein Bauwerk mit seinem Relief vollkommen herauskomme und sich in seiner ganzen Architektur darstelle, frei vor Allem davor und daneben, was dem Effekt Eintrag thun könnte, so gehorcht die Sonne auch hier: sie frißt alles Nebenwerk weg, und der Bau steht frei da, wie die Säule auf dem Vendomeplatz.* — Durch denselben Proceß erhält man alle Lichteffekte, die man nur will, vom grauenden Morgen bis zur lezten Abenddämmerung. — Nicht das geringste Wunder bei der Sache ist, daß, die gewünschte Wirkung einmal hervorgebracht, Sonne und Licht nichts mehr vermögen: die Zeichnung ist dauerhaft wie ein Stahlstich. Daguerre sagt zum Lichte: bis hieher und nicht weiter!

Braucht man erst auf die Bedeutung und den vielfachen Nutzen einer Erfindung aufmerksam zu machen, welche vielleicht dereinst der Ruhm unseres Jahrhunderts wird? Der Daguerrotype ist bestimmt, die Bilder der Natur und der Kunst zu vervielfältigen, ungefähr wie die Buchdruckerkunst die Schöpfungen des Menschengeistes vervielfältigt: eine Methode des Stichs, die Jeder ausüben kann, ein Zeichenstift, gehorsam wie der Gedanke, ein Spiegel, der alle Eindrücke behält, ein unermüdlicher Copist aller Werke, welche die Zeit auf der Erde gebaut oder umgeworfen. Er wird der unzertrennliche Gefährte des Reisenden, der nicht zeichnen kann, so wie des Künstlers, der keine Zeit dazu hat. Er bringt die höchsten Kunstwerke, die bis jezt nur in kostspieligen Copien zu haben waren, in Jedermanns Hände. Man schickt sein Kind in's Museum und sagt ihm: geh, und hole mir dieses und jenes Bild von Raphael, von Murillo; man schreibt nach Rom und verlangt umgehend die Peterskuppel. Der Daguerrotype befriedigt alle Bedürfnisse der Künste und alle Liebhabereien im Leben: man nimmt das weiße Händchen der Geliebten mit sich, ohne daß sie darum weiß; man bewahrt Alles auf, woran das Herz hängt, den Sorgenstuhl des Großvaters und die Wiege des Kindes.

Daguerre hofft in Kurzem auch Porträts liefern zu können. Er ist bereits daran, einen Mechanismus zu erdenken, mittelst dessen der Sitzende vollkommen unbeweglich bleibt. Denn das Ding, das hier den Zeichner macht, wirkt so rasch und unfehlbar, daß es im Moment den Blick, das Runzeln der Augbrauen, die geringste Stirnfalte, den Fall der Locken wiedergibt.

Eine sonderbare Zeit, in der wir leben; unser Sinnen und Trachten geht nicht mehr dahin, selbst etwas hervorzubringen; aber wir suchen mit äußerster Beharrlichkeit Mittel, welche statt unser und für uns schaffen. Der Dampf hat die Kräfte der Menschheit verfünffacht, bald werden die Eisenbahnen das flüchtige Kapital des Lebens verdoppeln; das Gas hat die Sonne ersezt, man versucht alles Mögliche, die Luft fahrbar zu machen. Diese Sucht nach übernatürlichen (?) Mitteln ist bald aus dem sinnlichen Bereiche auch in die Welt der Ideen, aus dem Commerz in die Künste gedrungen. Wie manche Vereinfachungs- und Erleichterungsmittel der zeichnenden und bildenden Kunst sind ersonnen worden! jezt kommt Daguerre's Erfindung und überhebt den Zeichner und Stecher seiner Mühe ganz, und über ein Kleines haben wir Maschinen, welche Corneillesche Verse machen und Molièresche Lustspiele diktiren."

Dies sind ungefähr die Betrachtungen des berühmten Feuilletonisten. Unsere Neugierde wünschte freilich — ganz abgesehen vom Arkanum selbst — noch manche Auskunft aus dem Munde der Augenzeugen über das Wesen der Bilder. Daguerre wird allerdings beim Vorweisen alle Vorsicht beobachten; aber viele Punkte, welche doch die Anschauung positiv und negativ entscheidet, finden sich in den bisherigen Beschreibungen gar nicht berührt. Von Janin, als faiseur d'esprit von Profession, war freilich ein sinnlich bestimmter Augenschein am wenigsten zu erwarten.

* Die hier der Sonne zugeschriebene Wirkung ist offenbar ein Mißverständniß oder eine poetische Floskel. Um übrigens ein Gebäude isolirt abzubilden, braucht ja der Künstler nur den Umriß desselben, den ihm eine frühere Abbildung an die Hand gibt, in Papier auszuschneiden.

Die bedeutendsten Himmelserscheinungen des Jahres 1839.

(Schluß.)

Juli. — Am 3ten, Abends gegen neun Uhr, steht Venus sehr nahe beim Regulus, und geht mit diesem Fixsterne nach zehn Uhr unter. Venus muß für uns Bewohner der Erde schon darum überaus merkwürdig seyn, da dieser Planet dem unsrigen, wenigstens im Allgemeinen, sehr ähnlich ist, indem er nahe dieselbe Masse, Dichte, Größe, Rotationszeit und eine der unsrigen gleichende Atmosphäre hat. Nur besizt derselbe fast siebenmal höhere Berge, als die Erde; die höchsten und meisten derselben finden sich aber,

wie wir schon oben angemerkt haben, in der südlichen Hemisphäre, wo sie, gleich unsern Cordilleren, Züge von wohl 200 Meilen bilden. Da Merkur, als der der Sonne noch nähere Planet, wie bemerkt, auch mit so hohen Gebirgen versehen ist, so scheint die Annahme, daß diese hohen Berge mit ihren langen Schatten ein Schuzmittel gegen Glanz und Hize der Sonne gewähren sollen, dadurch eine Bestätigung zu erhalten. Dergleichen Analogien dürfen bei der Betrachtung unsers Planetensystems niemals außer Acht gelassen werden, da die direkte Beobachtung doch verhältnißmäßig nur geringe Data zum Urtheil über die physische Constitution dieser Weltkörper liefert. — Am 19ten zeigen sich Mars und Jupiter in nur geringer Entfernung von einander, im Sternbilde der Jungfrau, am Abendhimmel, und gehen nach halb eilf Uhr unter; Mars wird an seinem feuerrothen Lichte neben dem in schönem goldgelben Lichte glänzenden Jupiter leicht erkannt werden können. Ueber den Planeten Mars bringen wir hier nichts bei, sondern verweisen auf eine kleine Schrift: Physische Betrachtungen des Mars. Von Beer und Mädler. Berlin. 1832. — welche wir als Muster einer astronomischen Monographie bezeichnen.

August. — Am 25sten um $9^{1}/_{2}$ Uhr Abends ereignet sich eine Bedeckung des Uranus durch den Mond, welche bis gegen $10^{1}/_{2}$ Uhr dauert, und die einzige diesjährige Planetenbedeckung* durch den Mond ist. Allein es wird einige Mühe kosten, den Uranus neben dem eben im fast vollen Lichte strahlenden Monde aufzufinden; am besten dürfte die Beobachtung noch mit Kometensuchern gelingen.

September. — Am 18ten erreicht Merkur seinen größten westlichen Abstand von der Sonne, und kann dann wahrscheinlich in der Morgendämmerung wahrgenommen werden; wir haben oben die Gründe angegeben, aus welchen eine gelungene Beobachtung dieses Planeten von so großem Werthe ist.

Oktober. — Um die Mitte dieses Monats kommt Juno wieder in Opposition mit der Sonne, und ist also die ganze Nacht hindurch (im Sternbilde des Wallfisches) sichtbar.

November. — In den lezten Tagen dieses Monats hat Venus ihren größten Glanz, und leuchtet als Morgenstern.

* Der Fixsternbedeckungen durch den Mond, als weniger interessant für unsern Leserkreis, haben wir in dieser Darstellung keine besondere Erwähnung gethan.

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Januar.

(Schluß.)

Theater.

Etwas consequenter als der alte Dessauer ist der Rector Joachim Lange gezeichnet, oder vielmehr — strenge genommen — von dem Dichter mehr in Vortheil gesezt, dagegen ist Philippine eine so zänkische, boshafte Kaze, daß wir bei einer Verbindung mit dem zwar ruhigen, aber festen Seibold einer Ehescheidung in den nächsten Wochen entgegensehen müssen. Stumpf und Mortier sind ein paar ergözliche, episodische Figuren; doch wollen beide mit guten Schauspielern besezt seyn, was zumal beim Leztern, der Französisch sprechen muß, auf vielen Bühnen eine harte Sache seyn wird. Dagegen ist Wer eigentlich nur eine Pfennigausgabe des Lampe aus dem „versiegelten Bürgermeister," und steht der Idee eines Pedells, insbesondere aus jener Zeit, eben so ferne, als seine Furchtsamkeit — die wohl zu einer Posse, doch nicht zu einem Sittengemälde paßt — hier mehr störend, als wirksam eintritt. Die gediegensten Gestalten des Ganzen sind: der Kandidat Stark und Korporal Sturm. Die Wirkung von Starks Redekunst auf den alten Feldherrn verspricht übrigens einen bessern Schluß als den Töpferschen mit dem Abschiedscompliment des Fürsten. Ob Manpach vorgeschrieben, daß der Darsteller seine „gute Nacht!" auch an das Publikum richte, oder ob der hiesige Darsteller und Benefiziant damit seinen Dank für das übervolle Haus ausdrücken wollte; wage ich nicht zu entscheiden, da mir das Manuscript nicht zu Gesicht gekommen ist. Die Aufführung war in den meisten Theilen sehr mangelhaft, und der glänzende Erfolg, dessen sich das Stück zu Berlin erfreute, ist wohl theilweise auf die dortige Besezung und Aufführung, noch mehr dem Umstand zuzurechnen, daß der Inhalt durchaus preußische Zustände berührt, die natürlich dort einen lebhaften Anklang finden müssen. — „Der Pflegevater," von der Prinzessin Amalie, beweist abermals, daß diese erlauchte Dame Charaktere und Situationen darzustellen weiß, nur wiederholen sich beide zu oft, und wir finden hier wieder den Jüngling aus dem „Landwirth," das unschuldige junge Mädchen aus der „Residenzbraut" und „Lüge und Wahrheit," und die alte Haushälterin aus allen Stücken; auch weiß die Leztere wieder ein Geheimniß, das sehr schlimm aussieht und das Niemand glauben will; dieses Geheimniß aber ist das aus dem „Landwirth," nur auf den Kopf gestellt. Das Schauspiel könnte auch: „Die Großmüthigen" heißen; denn nachdem Carl und Hedwig und der Hofrath sich sehr leicht zur Großmuth bewegen lassen, beweist Gerhard, daß er immer bis an die Unwahrscheinlichkeit edel und großmüthig gewesen; endlich aber wird auch Assessor Börner von der Großmuth befallen, dessen Brautwahl doch darauf hinzudeuten schien, daß er seinen eigenen Vortheil eben nicht außer Acht zu lassen gewohnt sey. — Von einigen kleinen Stücken, die wir neu zu sehen bekamen, war Scribe's „Philopoemen" für den ziemlich geistreichen, aber winzig kleinen Stoff viel zu lang ausgesponnen. „Onkel und Neffe," von Cosmar, hat eine drollige Idee, daß einmal der Onkel sich vor dem Neffen fürchtet, weil er geheirathet hat; doch sind die Motive zu schwach, um der Sache ein Gewicht zu geben. Die Posse: „Elias Regenwurm, oder: Die Verlobung auf der Parforcejagd," von F. Hopp, Musik von J. Hopp, ist ein schwaches Machwerk, ein Mixtum compositum aus: „Maske für Maske," dem „Gut Sternberg," „Viel Lärmen um Nichts" und mehreren andern Lustspielen, deren Elemente hier auf sehr gemeine Weise verballhornt sind. Das Ganze wurde auch ziemlich schlecht gespielt und lau aufgenommen. Gerle's „Abenteuer der Neujahrsnacht" haben auch dieses Jahr am Sylvesterabend den Plaz behauptet, und im Verein mit einem musikalischen Quodlibetepilog das Haus gefüllt. Es gibt doch noch mehr Gelegenheitsstücke für den lezten Tag des Jahrs; warum wählt die Direktion nicht einmal ein anderes? Zwei ältere Opern: Rossini's „Graf Ory" und „Udalrich und Bozena" von Straup, sind wieder auf's Repertoire eingeführt worden, und sehr schnell auf's Neue von demselben verschwunden. Zur Erhöhung des Kunstgeschmacks hat auch die Direktion die beiden ersten Theile des „Donauweibchens" neu in die Scene gesezt.

Beilage: Kunstblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 38.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 13. Februar 1839.

— Haec ego mecum
Compressis agito labris: ubi quid datur oti,
Illudo chartis. —

Horat.

Verse von Justinus Kerner.

Die schwäbische Dichterschule.

„Wohin soll den Fuß ich lenken, ich, ein fremder Wandersmann,
Daß ich eure Dichterschule, gute Schwaben, finden kann?“

Fremder Wanderer, o gerne will ich solches sagen dir:
Geh' durch diese lichten Matten in das dunkle Waldrevier,

Wo die Tanne steht, die hohe, die als Mast einst schifft durch's Meer,
Wo von Zweig zu Zweig sich schwinget singend lust'ger Vögel Heer;

Wo das Reh mit klaren Augen aus dem dunkeln Dickicht sieht,
Und der Hirsch, der schlanke, setzet über Felsen von Granit.

Trete dann aus Waldesdunkel, wo im goldnen Sonnenstrahl
Grüßen Berge dich voll Reben, Neckars Blau im tiefen Thal;

Wo von Epheu grün umranket, manche Burg von Felsen schaut,
Stiller Dörfer bunte Menge rings sich friedlich angebaut;

Wo ein goldnes Meer von Aehren durch die Ebnen wogt und wallt,
Ueber ihm in blauen Lüften Jubellied der Lerche schallt;

Wo der Winzer, wo der Schnitter singt ein Lied durch Berg und Flur —
Da ist schwäb'scher Dichter Schule, und ihr Meister heißt Natur.

Sängerneid.

Sänger fröhnen gern dem Neide:
Lauschet nur dem Vögelchor!
Will die Lerche singen vor,
Pfeift der Fink' ihr drein zum Leide.

Und im Walde — welch' Gemische!
Klinget oft wie Schimpf und Streit.
Nachtigall nur schweigt im Leid,
Bis sie schlafen im Gebüsche.

Dann ihr Lied vom schönsten Schalle
Singet sie in später Nacht,
Wo kein andrer Vogel wacht;
Hörten sie's — sie schimpften alle.

An einen Freund.

Nanntest eine Leidensblume mich in deiner Liebe, Freund!
Fühle nichts von solcher Blume, doch du hast es gut gemeint.
Aber immer wird mir klarer, daß ich eine Distel bin,
Eine Distel üppig blühend, ästevoll und saftig grün.
Was den Glauben mir gegeben, ist — ich sag' dir's traulich still —
Das, daß eine Heerde Esel immerdar mich fressen will.

Der Arzt an sein Hündchen.

Treues Thier, wenn freudig du
Aufspringst und dein Schwänzlein lacht,
Weckt man aus des Schlafes Ruh
Deinen Herrn um Mitternacht;

Und wenn dann du vor der Thür
Bellst und eilest mitzugehn,
Mein' ich, daß du, gutes Thier,
Mehr als ich fühlst Menschenwehn.

Als ein leichter Geist voran
Laufst du deinem schweren Herrn;
Der geht seufzend seine Bahn,
Du doch gehst sie freudig gern.

In dir lebt ein innres Schaun,
Das dem Menschenhirn gebricht;
Möchte oft dich fragen: traun!
Stirbt der, oder stirbt der nicht?

Denn schon kam's, daß meinem Blick
Einer schien noch frisch und roth,
Du doch flohst vor ihm zurück,
Und dann folgte bald sein Tod.

Schaust wohl auch, du gutes Thier!
Mir den Tod schon im Gesicht;
Treu doch, gehst du nicht von mir,
Lässest den Baldtodten nicht.

Durch die Straßen dieser Stadt
Wirst du wohl noch mit mir gehn;
Wenn den Leib die Erde hat,
Du nur wirst den Geist noch sehn.

Der deutsche Renegat im Dienste Abd-el-Kaders.

(Fortsetzung.)

Jedesmal wenn ich das „Schehett" (Gebet) vollendet hatte, stießen diese fanatischen Kinder des Islam ein wildes Freudengeschrei aus, welches mich mit einem unwiderstehlichen Schauder erfüllte. Endlich entriß mich die Ankunft von Milch und Brod, welches die Weiber kredenzten, ihrer Glaubenswuth. Nach beendigtem Mahle vertheilte ich einige Kleinigkeiten unter die Araber, zu welchem Zwecke ich mich in Oran mit Taschenspiegeln, Messern, Phosphorfeuerzeugen u. dergl. versehen hatte. Die Spiegel gingen von Hand zu Hand und Jeder betrachtete sein Bild mit den Zeichen der größten Selbstzufriedenheit. Eine Haarbürste benutzten Alle, um ihre höchste männliche Zierde, den Bart, wohlgefällig zu ordnen. Die größte Bewunderung erregten aber die Feuerzeuge. Die Entzündung eines Hölzchens durch Reibung überstieg ihre Begriffe; dabei machte ihnen das Zischen des Phosphors unverkennbare Freude. Einige hundert Hölzchen wurden auf der Stelle das Opfer ihrer Neugierde, und sie würden ohne Bedenken meinen ganzen Vorrath erschöpft haben, hätte ihnen nicht ein Reiter des Emirs ein wiederholtes: „barka! barka!" (genug) zugerufen.

Die Gruppe hatte sich durch die Ankunft aller Weiber und Kinder des Aduars, die mich mit neugierigen Blicken betrachteten, bedeutend vergrößert. Als die Nacht ihren schwarzen Schleier über die Erde zu breiten begann, erhob sich der Scheik und gab das Zeichen zum Aufbruch nach den Zelten. Er selbst führte mich nach dem seinigen und zeigte mir mein Lager: Teppiche aus Zwergpalmen gefertigt und einige mit Wolle ausgestopfte Thierhäute als Kopfkissen. Die Frauen brachten trockenes Reisig herbei, und bald loderte ein lustiges Feuer, an welchem sie das Abendmahl bereiteten. Der Scheik mir gegenüber wiegte seine zwei jüngsten Söhne auf den Knieen. Der lange Silberbart, weit herabfallend auf die Brust, und ein ehrwürdiges Antlitz, auf dem sich der Ausdruck der zärtlichsten Vaterliebe malte, gaben ihm das Ansehen eines Patriarchen. Ich sah dem Spiel seiner Liebkosungen zu und träumte mich dabei zurück in die eigene herrliche Kinderzeit, der fernen Eltern gedenkend. Die trüben Bilder meiner Phantasie wurden durch das Auftragen des Essens verscheucht. Dieses bestand in Coscus, mit Butter und Rosinen bereitet, gebratenem Hammelfleisch und Milch. Das einzige Werkzeug, dessen man sich beim Essen bedient, ist ein großer hölzerner Löffel. — Nach Tische unterhielt mich mein Wirth von Religion, von

der Macht und den Reichthümern des Sultans und seiner Chalifen. Von lezteren lobte er vorzüglich Sidi Mustapha. Er versicherte mir, daß ich von ihm schöne Pferde und Weiber, prächtige Waffen und Pulver erhalten würde; „und nach deinem Tode,“ fügte er gläubig hinzu, „wird dich der Prophet in's Paradies der Gläubigen einführen, wo du noch schönere Pferde und Waffen empfängst, und wo du dich in den Armen der ewig keuschen Houris bis in's Unendliche täglich verjüngen wirst.“ — Die Weiber, die sich um das Feuer gelagert hatten, fragten, ob ich noch Eltern und Geschwister in der großen Wüste — Europa — habe. Als ich dies bejahte, fragten sie mit dem Ausdruck der Verwunderung und des Abscheus: „und du hast deine Mutter verlassen können?“ — Dieser fromme Vorwurf an einem Orte, wo ich ihn am wenigsten erwartete, weckte schmerzliche Empfindungen in meiner Brust; ich mußte mich sammeln, um zu erwidern: „La illa el Allah Sidi Mohamed ressul Allah,“ und in Ben Sahara (Europa) kennt man nicht den Propheten; darum habe ich die Meinen verlassen.“ Diese Erklärung befriedigte sie vollkommen, und namentlich der Scheik schien darüber erfreut. — Mitternacht war herangekommen. Die männlichen Bewohner des Zeltes versammelten sich und verrichteten, gegen Morgen gewendet, ihr Gebet. Das leise Gemurmel wiegte mich in süßen Schlummer und in hoffnungsvollen Träumen empfand ich den Vorgenuß des mir vom Scheik verkündeten Paradieses.

Gegen sechs Uhr Morgens standen die gesattelten Pferde bereit, und wir brachen auf. Nach wenigen Stunden erblickte ich Mascara, die ehemalige Residenz Abd-el-Kaders. In der kleinen Ebene tummelten mehrere Araber, welche zu den regulären Spahis des Emirs gehörten, ihre muthigen Rosse; sie begleiteten uns in die Stadt. Angelangt bei dem von den Franzosen zerstörten Palaste Abd-el-Kaders, welchen jezt der Chalifa als Gerichtshaus benuzt, wurde Sidi Mustapha von unserer Ankunft benachrichtigt. Kurze Zeit hierauf trat der Caid el-Hadi-Bukari aus dem Hause, um mich zu empfangen. Ihn für den Chalifa haltend, stieg ich schnell vom Pferde und eilte ihm entgegen. Das einnehmende, graziöse Aeußere dieses Mannes machte auf mich einen überraschend angenehmen Eindruck, der durch die Feinheit seines Benehmens noch gesteigert wurde. Mit der Sanftheit, welche alle Vornehmen unter diesem Volke besitzen oder affektiren, mit der feinsten Artigkeit, die er von einigen Reisen nach Gibraltar zurückgebracht, und mit einer meisterhaft erkünstelten Herzlichkeit ergriff er meine Hand und hieß mich willkommen. Ich überreichte ihm das Empfehlungsschreiben vom Ulil, und wurde erst jezt meinen Irrthum gewahr. Er führte mich an der Hand vor den Chalifa. Die Eingangsthüre war offen und mit den Chaous besezt, welche Mühe hatten, die versammelte Volksmenge zurückzudrängen. Am Eingange mußte ich meine Stiefeln ablegen, welche auf der Schwelle stehen blieben; als ich sie eine Viertelstunde später suchte, waren sie verschwunden, oder vielmehr gestohlen.

Wir traten in ein Zimmer, welches eher einer Scheuer, als dem Gerichtssaale eines Fürsten glich; der Boden aber war bedeckt mit reichen Teppichen, und der Thür gegenüber, auf einem von weichen Kissen gebildeten Sitze erblickte ich den Chalifa, umgeben von vier Schreibern und einer ziemlich großen Menge von Offizieren. Ueber ihm, in einer mit scharlachrothem Tuche ausgeschlagenen Nische hingen in kostbaren Futteralen seine prächtigen Waffen. Hinter ihm standen mehrere Koffer, welche, wie ich später erfuhr, den Schatz des Chalifa enthalten. Vor ihm braunte Moschus in einem irdenen, urnenförmigen Gefäße.

(Fortsezung folgt.)

Erfindungen.

Mimische Noten. — Ein Franzose, Namens Derrion, hat ein neues System der Mimographie erfunden und Vorlesungen darüber am Pariser Athenäum eröffnet. Er versichert, mittelst seiner mimographischen Noten könne ein Tänzer einen ihm unbekannten Tanz mit allen Details auffassen und demgemäß auf's Vollständigste ausführen lassen, gerade wie der Musiker eine nie gehörte Melodie vom Blatt liest. Der Erfinder sagt: „Da hiedurch ein Mittel an die Hand gegeben ist, die schönsten choregraphischen Compositionen dauernd zu bewahren, so wird sich ein fortwährend wachsender Kunstschaz sammeln, wodurch dieser Kunst zu Theil wird, an was es ihr bis jezt gebrach: historische Verkettung, ein Element nachhaltigen Fortschritts, und ein Zügel gegen die Ausartung des guten Geschmacks im Tanz und in der Pantomime“ — Er will in der nächsten Ausstellung dem Publikum zwei Stücke in mimographischer Sprache mittheilen, nämlich einen Tanz von Fanny Elsler und eine mimische Tirade der Demoiselle Rachel. Diesem nach scheint es, daß er nicht nur das Spiel der Füße, sondern alle Gesten auf Noten sezen kann. Eine bedrohliche Erfindung, wenn sie sich bewährt, für einen großen Theil der Schauspieler! Wie wird es, wenn unsere Sängerinnen beim Spiele nicht mehr ihrer eigenen Natur und bequemen Gewöhnung folgen dürfen? wenn es nicht genug ist daß die Drehorgel ihrer Brust mit Meyerbeers, Donizetti's u. s. w. Noten besteckt ist, und sie nun gar die nach Mlle. Grisi oder Mad. Schröder-Devrient mimisch gesezte Rolle mit Hand und Fuß, mit Auge und Mund kopiren und am Ende auf zwei Souffleurs hören müssen? Wir haben noch keinen rechten Begriff davon, was in diesem Systeme der Mimik etwa den genialen Gesangcolaturen entspräche, aber wir freuen uns darauf.

Geheizte Wagen. — Dieser Tage bemerkte man zu Paris Abends verschiedene Wagen, in denen Kugeln angebracht waren, aus welchen von Zeit zu Zeit Lichtbündel

führen. Es sind dies Versuche mit einem von Victor Chevalier erfundenen Apparat zur Heizung der Stadtwagen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Die Deputirtenkammer.

Politik und Carnevalslustbarkeiten brausen auf eine sonderbare Weise durcheinander. Eine neue Zeitschrift, Revue des Progrès, die in der Einleitung gewaltig über den erbärmlichen Zustand des Volks klagt, sich also als ein neues Organ der demokratischen Partei angibt, beginnt ihre halbwöchentlichen Uebersichten mit folgenden Bemerkungen. „Diesmal kein literarisches Büllerin! Was kümmern uns, o Cas. Delavigne! deine dramatischen Bemühungen um die Popularität? Was geht uns, o Vict. Hugo! dein Ruy-Blas an, ein Lakei, welcher immer Lakei bleibt, und doch der Liebhaber einer Königin und der Minister eines Königs wird? Ihr wollt die Politik in's Drama versetzen, und denkt nicht daran, ihr Herrn, daß sich das Drama der Politik bemächtigt? Kommt, ich will euch auf einer andern Bühne, als der eurigen, Personen zeigen, die belustigender sind als Shakespeare's Falstaff, grotesker als Molière's Mascarille, lächerlicher als Lesage's Turcaret. Eure Stücke kommen mir frostig vor; den Beifall, der euch wird, finde ich jämmerlich. Kommt und begebt euch mit mir in's Palais Bourbon. Vernehmt ihr nicht schon etwas, was dem ersten Donner eines parlamentarischen Sturmes gleicht? Seht alle diese bewegten Köpfe! Was sagt ihr zu diesem galligten, bleichen Antlitze (Guizot), das auf der Rednerbühne erscheint? Es ist nicht ein zum Lord Stafford erhobener Thomas Wentworth, sondern ein zum Th. Wentworth gewordener Lord Stafford. Dieser Mann da war der Minister des Königthums; jezt ist er das Oberhaupt der Opposition, und wendet die herabsehende, leidenschaftliche Würde, womit er die Macht vertheidigte, als er sie in Händen hatte, dazu an, die in andern Händen befindliche Gewalt anzugreifen. Einige Schritte von ihm, unten an der Rednerbühne, die er zu besteigen im Begriff ist, steht einer von kleiner, schwacher Statur (Thiers); seine Bewegungen verrathen Unruhe und Unbestimmtheit, seine Gesichtszüge verändern sich beständig. Auch er war Minister und will es wieder werden. Ihr sollt sehen, wie er die Kammer mit seinen Geberden beschäftigt, den Raum derselben mit seiner, obwohl erschöpften Stimme füllt und seine gestrigen Freunde — heute seine Feinde — mit den tausend Pfeilen seiner Rede verlezt u. s. w." — Ich führe diese Aeußerungen einer neuen Zeitschrift nur deßwegen an, um zu zeigen, wie auch die Repräsentanten der Nation, welche eine so wichtige Stellung in der jezigen Verfassung einnehmen, vor den Richterstuhl der Journalistik gezogen werden, und es sich gefallen lassen müssen, mit großer Strenge beurtheilt zu werden. Die kleinen Tageblätter treiben es noch viel ärger; sie haben jedoch wenig Ansehen, und ihre Späße und satirischen Ausfälle haben bei weitem die Wirkung nicht, welche ernste Aufsäze der größern Tageblätter hervorbringen. Um diese Zeit des Jahres, wenn die gesezgebenden Kammern versammelt sind, hören die literarischen Aufsäze in den Pariser Journalen großentheils auf, die Politik nimmt fast den ganzen Raum ein und die Hauptmitarbeiter sind die Stenographen, deren jedes Blatt mehrere hält. Der Moniteur, welcher bekanntlich die Debatten der Kammern vollständig liefert, hält deren zehn bloß für die Deputirtenkammer, wo die Verhandlungen am wichtigsten sind, und außerdem sechs für die Pairskammer; in der Deputirtenkammer wechseln sie alle fünf Minuten mit einander ab. Der Abtretende sezt seine stenographischen Zeichen in gewöhnliche Schriftzeichen um und schickt das Geschriebene sogleich in die Druckerei. Zuweilen ist der Moniteur drei bis vier Bogen stark. Mancher Redner geht des Nachts in die Druckerei des Moniteurs und verbessert seine aus dem Stegreif gehaltenen Reden. Den Ministern, wenn sie gesprochen haben, werden zu diesem Behufe die Correcturbogen während der Nacht in's Haus geschickt. Es folgt daraus, daß manche gewagte Aeußerung, manches heftige Wort, das im Flusse der Rede entschlüpft ist, sich wohl in andern Blättern, nicht aber im Moniteur wiederfindet, was auch schon zu öffentlichen Bemerkungen in der Deputirtenkammer Anlaß gegeben hat. Für Fremde haben die Debatten, besonders bei wichtigen Gelegenheiten, wie neulich bei Erörterung der Adresse an den König, einen besondern Reiz. Ich kenne einen Engländer, welcher nie versäumt, den Debatten von Anfang bis zu Ende beizuwohnen. „In England," sagt er, „sind die Parlamentsverhandlungen furchtbar langweilig, vorzüglich wenn sie sich bis tief in die Nacht verlängern, und es gehört große Entschlossenheit dazu, um einer ganzen Sizung beizuwohnen. Aber in Paris haben die Debatten etwas charakteristisch Belustigendes. Es fällt hier immer etwas vor, welches die Aufmerksamkeit rege erhält, und schon das bewegliche, lebhafte Temperament der Versammlung hat für den Engländer, welcher an das Phlegma der Parlamentsversammlungen gewöhnt ist, viel Eigenes. Was ihm unter andern auffällt, ist, daß nach jeder Rede eines großen Staatsmanns die Deputirten aufstehen und sich gruppenweise zusammenstellen, um einander ihre Gedanken und Empfindungen, ihre Bewunderung oder ihre Unzufriedenheit mitzutheilen." Es liegt im Charakter des Franzosen etwas Communicatives, das ihm nicht erlaubt, seine Empfindungen niederzuschlagen oder auch nur anzuhalten; sie müssen auf der Stelle heraus, und er muß Jemand haben, dem er sie mittheilen kann. Indem hat er nicht die Sizruhe nördlicher Völker; daher finden lange Sizungen fast nie statt, es müßten denn sehr wichtige Angelegenheiten im Spiele seyn, und selten gelingt es, die Kammer länger als vier Stunden täglich zusammenzuhalten. Daher dauern auch die Sessionen beinahe ein halbes Jahr, und es gehört ein bedeutendes Vermögen und viele Muße, oder ein Amt mit einem fixen Gehalte dazu, um das halbe Jahr hindurch sich unentgeldlich, zuweilen mit Vernachlässigung seiner eigenen Geschäfte, den Staatsangelegenheiten ganz zu widmen. Freilich hat dieses rührige, geschäftige Leben viel Anziehendes für den, der einmal in dieser politischen Welt sich bewegt, und der Einfluß eines Volksrepräsentanten ist groß, besonders wenn er zu Gunsten der Regierung stimmt. Er erhält alsdann für das Arrondissement, dessen Stellvertreter er ist, eine Schule, eine Garnison, neue und bessere Wege, Vermehrung der Bibliothek, Gemälde und Statuen für das Museum und dergleichen, und wenn er eigennüzig ist, Aemter und Ehren für seine Verwandten und für seine eigene Person, womit er nicht selten den Anfang macht.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 39.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 14. Februar 1839.

> Je vous vais, en deux mots, dire toute l'affaire:
> C'est pour un mariage. —
>
> Racine.
> Les plaideurs.

Zwölf neue Stücklein.

Von Wilhelm v. Chézy.

VII.

Der Friedensrichter zum schwarzen Bären.

In der wohnlichen weiten Stube war es warm und hell; die Blumen an den Fenstern, durch welche glänzend der Februarmorgen schien, und der achtmal wiederholte Kukuksruf aus der Ecke erinnerten an den Frühling, obschon die Blumen nur durch Kunst und Fleiß in der Ofenwärme erzogen worden, und die Mahnung an das lustige Pfingstfest von der Uhr mit dem braungerauchten Zifferblatt tönte, welche seit vielen Jahren schon den Gästen des schwarzen Bären an den langen, blankgescheuerten Tafeln von weißem Ahorn die Flüchtigkeit der Zeit in's Gedächtniß zurückzurufen pflegte; draußen aber lag der Schnee, die gefrorene weiße Decke glitzerte blendend im Sonnenschein, die Rollschellen am Kummet der Schlittenpferde klingelten rasch und lustig einher, von Peitschengeknall begleitet, und bald darauf drängte sich eine Gesellschaft durch die Thüre, deren bereiste Bärte und Haare Greise zu verkünden schienen, die sich jedoch alsbald, die Pelzhüllen abwerfend, in rüstige Männer verwandelte, deren Tracht, Ansehen und Bewaffnung die Jäger verrieth. Doch waren es nicht Waidleute in grobem Wollenzeug, wie die rauhe Auvergne sie gewöhnlich hegt, sondern in feinen dichten Biberröcken, mit blanken Knöpfen, deren Gepräg den Kopf des Hauers und die mittelalterliche Umschrift: „à moy Sainct Hubert" zeigte, und die wohlgeformten Doppelflinten trugen Lepages Zeichen; darum stand der Wirth auch von seinem Sorgenstuhl neben dem Ofen auf, fragte, die Gäste begrüßend, nach ihren Befehlen, und übertrug die Sorge ihrer Bedienung nicht der trägen, stumpfen Kellermagd, sondern seiner flinken Tochter, der schlanken Jeanneton.

Hatte die Ankunft der städtischen Jäger in das bescheidene Wirthshaus zum schwarzen Bären ein ungewohntes Treiben gebracht, so fanden auch jene dagegen mehr als einen Anlaß, sich zu verwundern, nicht nur über die behagliche Herberge im wilden Gebirg, oder über die Trefflichkeit des derben, den Umständen angemessenen Frühstücks, sondern über das Ansehen des Hausherrn selbst, der schon an so frühem Morgen in einem langen schwarzen Rock von feinem Tuch sich zeigte; über den runden Bauch spannte sich eine glänzende Weste von dunkelm Seidenstoff, doch nicht ohne die feine weiße Wäsche sehen zu lassen; die strammen Waden umschloß ebenfalls Seide, auf den breiten Schuhen lasteten schwere Silberschnallen und auf dem Tisch lagen neben dem mächtigen

Hut von altfränkischer Form weiße Handschuhe und das lange spanische Rohr mit einem Knopf von Topas.

Bald jedoch war es den Gästen kein Räthsel mehr, warum der Mann mit dem spärlichen Greisenhaar und den schwerfälligen Formen zu so früher Stunde seiner Bequemlichkeit sich abgethan. Der Wirth zum schwarzen Bären war Friedensrichter des Bezirkes, der zwar nur aus einem Dorf von etwa dreißig Häusern bestand, welche aber auf zwei Meilen in der Runde zerstreut lagen, und der Tag war bestimmt, die Händel der kleinen Gemeinde für einen ganzen Monat abzumachen.

Und dieser Händel waren nicht wenige, so daß die Fremden sich schier verwundern wollten, wie ein Völklein von armen Hirten, Pechsiedern und Holzhauern so vielerlei zu klagen und zu wehren haben könne; dazu ergözten sie sich an dem Betragen der Parteien und ihrer Zeugen, die vor und nach Schlichtung ihrer Sache friedlich mit einander tranken, und an dem schlichten Mutterwitz des Richters, der ihnen vorkam, wie Sancho Pansa auf seinem Statthalterthron. — Und da die Jäger eben davon sprachen, bald aufzubrechen, weil sie noch eine halbe Stunde bergauf zu steigen hätten, um den Sammelplatz zu erreichen, entwickelte sich vor dem Richterstuhl ein Auftritt, der die Aufmerksamkeit eines unter ihnen besonders fesselte, so daß er die bereits auf die Achsel genommene Flinte wieder an den Nagel hing und näher hinzutrat, während seine Genossen lachend flüsterten: „Meister Edmond vergißt die Jagd, wo es einen Proceß gibt.“

Vor dem Friedensrichter stand ein starkknochiger, hagerer Mann, braun von Antlitz, rüstig, trotz der Last seiner sechzig Jahre, und in seinem feinen Sonntagskleid stattlich anzuschauen; neben ihm zwei junge, frische Bursche, straff und aufrecht in ihren kurzen Jacken. Und zu dem Richter sprach der Alte: „Bei mir dient seit zwei Jahren der Sohn des Wirths zum schwarzen Bären, Etienne Hugon mit Namen —“ — „Was sagt Ihr mir das?“ unterbrach ihn Vater Hugon; „lieber Nachbar Gaillel, kenn' ich etwa nicht meinen Sohn, nicht Euch?“ — „Was geht den Herrn Friedensrichter der Bärenwirth an?“ fuhr Gaillel fort; „ich will hoffen, daß sie hier zwei verschiedene Personen sind.“ — Der Richter nikte und der andere sprach weiter: „Vor einiger Zeit geschah es, daß Etienne Hugon, mein Knecht, dem Knecht des Bärenwirths, Fansan Gaillel, meinem Sohn, im Walde begegnete. Der eine fuhrte einen Wagen mit Scheitern heraus, der andere fuhr leer zu Holz. Und da sie an einander vorbei waren, rief Etienne jenem zu, er verstehe nicht seine Pferde zu leiten und solle erst fahren lernen, bevor er mit Roß und Wagen zu Holz ziehe, worauf Fansan sein Gespann stehen ließ, zu meinem Knecht hintrat und sich verantwortete. Von derben Redensarten kam es zu Puffen, und da Fansan stärker ist, als der andere, taumelte, kräftig von jenem zurückgestoßen, dieser an die Rosse hin, deren eines ihn mit den Zähnen fassen wollte, zum Glück aber nur den Kragen der Jacke erreichte, die es in Fetzen ihm vom Leibe riß. Nun verlangt Etienne von mir, ich solle ihm den Schaden ersetzen, den mein Sohn und mein Gaul ihm zugefugt; ich aber behaupte dagegen: Fansan, als Knecht des Bärenwirths, hat den Schaden im Dienste seines Herrn angerichtet, und daher ist es recht und billig, daß der alte Hugon meinem Diener Ersatz leiste.“ — „Geht, geht, Gevatter Gaillel, Ihr seyd ein Proceßkrämer; „ich kenn' Euch drauf,“ sagte Hugon. — „Proceßkrämer hin, Proceßkrämer her. Mußt Ihr Friedensrichter seyn, wenn ihr's nicht versteht?“

Fansan bat seinen Vater, die Sache ruhen zu lassen. „Ich muß ja doch am Ende den Schaden ersetzen,“ sagte der Bursche, „und mir gilts gleich, ob ich Euch oder dem Vater Hugon die Auslage vergüte.“ — „Recht muß Recht bleiben!“ tobte der Kläger, durch den Widerspruch erhizt; und der Friedensrichter sprach beschwichtigend: „Seyd nur ruhig, Nachbar, wir wollen die Sache nur einen Augenblick erwägen, und ich denke, wir werden den halsstarrigen Bärenwirth zum Ersatz verurtheilen und in die Kosten verfällen müssen, was mir jedoch mehr für Euch als für ihn leid thut.“

Ob dieser Rede erblaßte Jeanneton, die theilnehmend herzugetreten war, und Fansan kraute sich bedenklich hinter den Ohren; der fremde Jägersmann aber erhob die Stimme. „Da Niemand hier für den Wirth zum Bären spricht,“ sagte er, „so bitte ich den Herrn Friedensrichter um Erlaubniß, ein paar Bemerkungen vorzutragen.“ — „Redet, mein Herr,“ entgegnete Hugon, worauf jener sich in eine stolze Haltung streckte und in feierlichem Tone anhob: „Es ist allerdings ein richtiger Grundsatz unserer weisen Gesetzgebung, die Verantwortlichkeit der Vorgesetzten für ihre Diener vor den bürgerlichen Gerichten festzuhalten und so den alten Spruch: *quid quis per alium facit, ipse fecisse putatur*, zur Anwendung zu bringen. Wie aber alles seine Grenzen hat, so kann auch dieser Grundsatz nicht unbedingt und überall auf alles ausgedehnt werden, und ist auf den *casum quaestionis* durchaus nicht anwendbar; denn indem Fansan das Gespann seines Herrn verließ, so trat er *per ipsum factum* für den Augenblick aus dem ihm angewiesenen Dienstkreis, um sich zu entfernen, gleichviel, ob zwei Meilen weit, oder nur zwanzig Schritte. Er hatte jedenfalls seine Dienstobliegenheiten verschoben, um seine eigenen Privatgeschäfte zu besorgen, die für diesmal in einer Rauferei bestanden. Auch haben nicht seine ihm anvertrauten Pferde den Schaden angerichtet, sondern die Pferde des Gegenparts; *ergo nego* die Verantwortlichkeit des Brodherrn für etwas, das außer dem

Dienst geschehen, und trage darauf an, daß Kläger zum Schadenersatz und in die Kosten verurtheilt werde. Dixi."

Die Jagdgesellschaft sprach unter sich über den Berufseifer des Advokaten, der selbst auf einer Vergnugungsreise nicht ganz unterlassen konnte, das Geschäft zu üben, von dessen Mühen sich zu erholen, er den Sitz des königlichen Gerichtshofs verlassen hatte. Die Landleute standen mit offenem Mund umher; der Richter aber, nachdem er die Gegenpartei gefragt, ob sie noch etwas vorzubringen habe, sprach, und zwar nicht minder feierlich und ernst, als der Anwalt: „Nach Anhörung der Parteien und reiflicher Erwägung der Sache, verurtheilen wir den alten Gaillel, den durch seinen Sohn angerichteten Schaden zu bezahlen und die Kosten der Instanz zu tragen."

Jeanneton klatschte vor Freude in die Hände, Fanfan schnalzte mit der Zunge und den Fingern, die Freunde beglückwünschten Edmond ob des gewonnenen Rechtsstreits, und Gaillel lächelte bittersüß, bis der Richter Stille gebot, weil er noch nicht mit dem Spruch fertig sey, worauf er fortfuhr: „In Anbetracht, daß der Anwalt des beklagten Bärenwirths sich einer Menge unverständlicher lateinischer Redensarten bedient hat, so verfällen wir besagten Anwalt dieser Uebertretung halber in eine Geldstrafe von einem Thaler. Von Rechts wegen."

Die Jagdgesellschaft lachte unbändig, und machte sich unter Scherz und fröhlichem Spott zum Aufbruch bereit; unterdessen hatte Hugon den Richterstuhl verlassen und sagte: „Der heutige Tag hat mich gelehrt, wie leicht ein Streit das zukünftige Glück unserer Kinder stören könnte. Darum, wenn es Euch recht ist, Nachbar Gaillel —" — „Mir ist Alles recht," brummte der, und Jeanneton fiel ihrem Fanfan um den Hals. Der Friedensrichter aber sprach zu dem scheidenden Edmond: „Ich bin Ihnen vielen Dank schuldig, daß Sie mich abgehalten haben, den Bärenwirth voreilig zu verurtheilen; denn so wahr ich lebe, ich hätte in diesem Fall die Verbindung zwischen den Kindern da aufgehoben, und es hätte gewiß eines ganzen Jahres bedurft, mich wieder zu versöhnen. So aber feiern wir heute Abend die Verlobung, und die Herrn sind freundlichst eingeladen. Indessen Waidmannsheil!"

Der deutsche Renegat im Dienste Abd-el-Kaders.

(Fortsetzung.)

Hadsch Mustapha, ungefähr 35 Jahre alt, ist von mittlerer Größe; seine Gesichtszüge sind ziemlich regelmäßig und das dunkle Auge, welches er meist zu Boden senkt, ist voll Feuer und Geist. Seine Kleidung ist, wie die Abd-el-Kaders, äußerst einfach und unterscheidet sich von der der Araber nur durch ihre Feinheit und Weiße. Als ich ihm, der mir von meinen Begleitern ertheilten Instruktionen zufolge, die Hand geküßt, sagte er freundlich: „Setze dich und warte ein wenig." Er ließ einen Dollmetscher holen. Bald hierauf erschien ein Araber, Rais Ali, welcher unter der Regierung des Dey von Algier ein Raubschiff commandirte und mehrere Sprachen mit bewundernswürdiger Gewandheit sprach. Nachdem der Chalifa den Brief des Ukil gelesen, gab er mir die Versicherung, er wolle als Vater an mir handeln. Hierauf ertheilte er Befehl, mir Maß zu einer feinen Kleidung zu nehmen und mir einstweilen eine Offiziersuniform aus dem Magazine zu reichen. Kaum hatte ich leztere angelegt, als der Barbier erschien, um mir nach muselmännischer Sitte den Kopf zu scheeren, und mit dieser Ceremonie war meine Metamorphose als Araber beendigt. — Um eilf Uhr wurde ich zur Tafel gerufen, welche nie gewöhnlich mit Coscus, Hammelfleisch und Rosinen, Reis, Nudeln und Feigen besezt war. Es wurde ebenfalls nach der allgemeinen Sitte mit hölzernen Löffeln gespeist und das Fleisch mit den Händen zerlegt. In einer silbernen Kanne, begleitet von einem blecheruen Trinknapf, cirkulirte das Trinkwasser. Der jüngste Bruder Abd-el-Kaders, ein schöner Knabe von 13 bis 14 Jahren, saß oder kauerte vielmehr an meiner Seite. Er überreichte mir mehrmals Knochen, die er halb abgenagt; später erfuhr ich, daß dies ein großer Freundschaftsbeweis ist. Damals, diese knöchernen Freundschaftsbeweise noch nicht verstehend, legte ich die von Sr. Hoheit benagten Sinnbilder der Freundschaft sachte bei Seite. Nach beendigtem Mahle kredenzte ein Neger den Kaffee, ein anderer entfaltete nicht weit vom Richtersitze des Chalifa eine Decke, worauf dieser sein Gebet verrichtete. Die Musik, bestehend aus zwei Trommeln, zwei Pauken und drei Instrumenten, welche einer Clarinette ähnlich sehen, aber einen kreischenden Ton hervorbringen, hatte sich unterdessen dem Eingange gegenüber aufgestellt und begann, nachdem alle Anwesenden ihr Gebet vollendet, ihr monotones, disharmonisches Getöse.

Nach Beendigung dieses schrecklichen Concertes führte man mich auf Befehl des Chalifa in den Marstall, damit ich von den disponibeln Pferden zwei als mein Eigenthum auswählte. Dieser Marstall ist ein mit Mauern umgebener Hof, wo die Pferde, mit den Vorderfüßen an eine Leine gebunden, in Reihen stehen. Kaum hatte ich meine Wahl getroffen, als ein Stallknecht die Nachricht überbrachte, daß der Chalifa im Begriffe stehe, nach seinem Hause zu reiten. Schnell wurden unsere Pferde gesattelt, um den Fürsten zu begleiten. Ein prächtig gezäumtes Roß, mit orientalischem Luxus verziert, erwartete vor der Thüre des Justizpalastes die Ankunft

seines fürstlichen Reiters. Als sich Sidi Mustapha von seinem Sitze erhob, trieben die Chaous mit ihren Knitteln die gaffenden Beduinen bei Seite und der Gebieter bestieg, unterstüzt von einem Diener, das herrliche Thier. Ein Haufen versammelter Bettler schrie um ein Almosen, die Knittel der Chaous jedoch brachten sie sehr bald zum Schweigen. Zwei Sklaven griffen in die Steigbügel des Herrn, und langsamen, majestätischen Schrittes ging es fort nach dem Hause des Chalifa.

Hier erwartete ich den Luxus des Orients, und war begierig, die Gattin des Chalifa zu sehen; man hatte mir gesagt, sie sey die Schwester Abd-el-Kaders, und eben so gutherzig, als schön. Ich fand mich in meinen Erwartungen getäuscht. Das Innere des Hauses enthielt nichts als leere Wände, mit Teppichen belegte Boden und einige ziemlich reiche Ottomannen. Der Chalifa stellte mich zwar seiner Frau vor, welche eigenhändig einige Erfrischungen überreichte, sie war jedoch bis an die Augen verschleiert und sprach nur wenig. Nie habe ich sie anders als verschleiert gesehen.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortsezung.)

Demagogie. Hegesippe Moreau.

Mitten in der Verlegenheit, worein das Abtreten der Minister die Regierung versezte, trat die Trauer wegen des frühen Todes der jungen Herzogin von Würtemberg ein. Einige Tageblätter, welche in dieser Sache wahrscheinlich die Meinung eines Theils des Publikums aussprechen, verlangen, ohne Rücksicht auf den Schmerz der königlichen Familie, sie solle der offiziellen Trauer ein Ende machen und Hoffeste geben. Freilich lebt der Pariser Gewerbfleiß großentheils von der Verfertigung des Putzes, welcher in der Carnevalszeit von den Reichen bei den großen, glänzenden Festen angelegt wird. Die Hoffeste, so wie die Feste bei den Ministern und andern großen Beamten und Gesandten setzen eine ungeheure Summe Geldes in Umlauf; jezt aber steht Alles still, und nur in kleinern Kreisen, so wie an den öffentlichen Belustigungsorten werden Bälle gegeben. Mitunter werden sonderbare Klagen über den ewig unsichern Stand der sogenannten Proletarier laut; und obschon man glauben sollte, die doppelte Revolution habe besonders den Zustand des eigentlichen Volkes verbessert, so ergreifen doch einige Tageblätter, welche vorzüglich das Wohl der unbegüterten Klasse in Frankreich beherzigen, die Gelegenheit mehrerer kleinen Ereignisse, um die Nation zu beschuldigen, daß sie nicht genug auf die Verbesserung des Zustandes der Unbegüterten hinarbeite. So hat Felix Pyat in einem merkwürdigen, wiewohl übertriebenen Aufsatze über den Tod des armen Dichters Hegesippe Moreau die Pariser beschuldigt, sie haben den unglücklichen Jüngling, der so große Anlagen zeigte, beinahe Hungers sterben lassen. „Wenn der kleinste Herzog stürbe," sagt F. Pyat in seinem Autorenzorn, „so würde ihn die halbe Stadt nach St. Denis begleiten. 50,000 Mann begleiteten gestern das Leichenbegängniß eines Grafen, der sich Lobau nannte; ja man hatte sogar Staatsgelder bewilligt, um das Andenken dieses Kriegers zu ehren. Nachdem man den Helden während seines Lebens mit reichlichen Einkünften überhäuft, müssen wir ihn noch mit goldenen Thränen beweinen, ein Budget auf sein Grab legen, die ganze Stadt muß sich um seine Leiche versammeln. Und eben diese Gesellschaft, welche den verstorbenen Grafen Särge von 20,000 Fr. und den künftigen Herzogen Degen von 50,000 Fr. gibt, konnte einem Dichter nicht das tägliche Brod bewilligen! Ehemals, in den alten Freistaaten, würde man solch einen Mann wie einen köstlichen Baum mit Sorgfalt und Ehren gepflegt, man würde zu ihm gesagt haben: Nun hast du weder Sonne, noch Regen zu fürchten; du hast Nahrung und Ruhestätte; treibe ruhig deine Blüthen und Früchte. Aber heutzutage ist das Prytaneum der Dichter — ein Hospital! Dahin müssen sie zulezt gelangen; dort müssen wir hineilen, damit sie nicht secirt werden, gerade wie zur Zeit des Dichters Gilbert, obgleich seitdem zwei Revolutionen vorgefallen sind! Spricht diese Thatsache nicht lauter als alle Reden?" — Freilich ist es sehr zu bedauern, daß ein junger, talentvoller Dichter, wie H. Moreau, gegen Mangel zu kämpfen hatte und so frühe in einem öffentlichen Krankenhause sein Leben beschließen mußte; allein hat das Publikum wirklich so große Schuld, als Moreau's Biograph behauptet? ich glaube nicht. Der junge Mann, geboren im Jahr 1810, hatte frühe seine Eltern verloren und wollte in der Hauptstadt sein Heil suchen; manche Gelehrte haben es wirklich hier gefunden, andere aber nicht. Anstatt in seiner Provinz zu bleiben, suchte er sich hier durchzuhelfen, so gut es gehen wollte. Anfangs war er Unterlehrer in einer Erziehungsanstalt, dann Mitarbeiter an einer Zeitschrift für die Jugend, zulezt Corrector in einer Buchdruckerei; aber Pyat gesteht, daß es mit allen diesen Geschäften schlecht ging, weil der Jüngling seiner Phantasie freien Lauf ließ und nur am Dichten Lust fand; somit mußte er kümmerlich leben, seine kleine Gedichtsammlung/ Myosotis wurde wenig beachtet und brachte dem Dichter nichts ein. F. Pyat macht es dem Publikum zum Vorwurf, daß es den Dichter nicht besser gewürdigt habe; allein bei einem Publikum, dessen Aufmerksamkeit durch so viele Geistesprodukte des In- und Auslandes in Anspruch genommen wird, ist es ganz gewöhnlich, daß die ersten Versuche eines unbekannten Dichters, wenn sie nicht schon das unbezweifelte Gepräge des Genies tragen, wenig beachtet werden. Wußte denn der unglückliche Jüngling nicht, daß das Dichten überhaupt keine Erwerbsquelle für die Lebenszeit seyn kann? War kein Freund da, welcher mit seiner Erfahrung den jungen Mann hätte belehren können? Dazu kam, daß Hegesippe Moreau ein Volksdichter im Sinne des berühmten Beranger zu werden strebte; alle seine Dichtungen haben eine demokratische Richtung und Beranger scheint ihm als Vorbild vorgeschwebt zu haben. Für solche Dichter aber hat die Regierung weder Pensionen, noch Auszeichnungen; sie müssen vom Volke selbst belohnt werden. Beranger, seinen Lieblingsdichter, hat es auch nicht verlassen; aber Hegesippe Moreau war noch lange kein Beranger, und sein unreifes Genie bedurfte noch vielfacher Ausbildung. Auch seine Commilitonen, die Dichter, haben erst spät seine Anlagen anerkannt, und ihm erst dann ihre Hülfe angedeihen lassen, als er ihrer nicht mehr bedurfte.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 40.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 15. Februar 1839.

Was in der heutigen Welt von den Leidenschaften, der Begeisterung, dem Jubel und Zorn des alten Forums übrig geblieben ist, hat sich im Theater concentrirt, und es bringt hier Wirkungen hervor, welche allerdings mit den Maßen beider Schauplätze im Verhältniß stehen, die aber für unsere kleinere Welt bedeutend genug sind.

Rousseau.

Zur Geschichte des französischen Theaters vor und während der ersten Revolution.

Die Memoiren, die der ehemalige Schauspieler am Théâtre français, Fleury, hinterlassen, und die vom Theaterdichter Emanuel Laffitte herausgegeben worden sind, haben nach dem übereinstimmenden Urtheile des französischen Publikums eine wesentliche Lücke in der Literatur der innern Geschichte der französischen Gesellschaft während jener merkwürdigen Epoche, wo der Umschwung aller Socialverhältnisse vorbereitet und durchgeführt wurde, ausgefüllt. Das Theater, besonders das Théâtre français war lange Zeit das einzige öffentliche Forum in Frankreich, auf welchem die Volksstimmung sich laut zu erkennen gab; die Schauspieler und ihre Interessen verschmolzen sich, besonders in den lezten Jahrzehnten vor 1789, völlig mit den höchsten Ständen der Gesellschaft; die Gewohnheit des Publikums, dort sich zu versammeln und von dort Eindrücke zu empfangen, gab dem Théâtre français selbst während der Stürme der ausgebrochenen Revolution noch eine hohe, selbst von den Schreckensmännern geachtete Bedeutung, sey es, daß sie selbst es zur Bearbeitung des Volks benuzten, sey es, daß sie später eine dort gegen sie organisirte Reaktion zu bekämpfen hatten — kurz, in der Geschichte desselben spiegeln sich die Bewegungen jener Epoche in ihren verschiedenen Phasen auf eine höchst eigenthümliche und neue Weise ab. Fleury, ein äußerst ausgezeichneter Schauspieler im Fache der höhern Komik, ein geistreicher, witziger Mann, der sich zugleich die feinsten gesellschaftlichen Manieren angeeignet, theilte von 1770 bis 1810 ununterbrochen die Schicksale des Théâtre français; er war der Freund und Vertraute sehr vieler in der Gesellschaft wie in der Literatur hochstehender Männer, er kannte selbst Voltaire noch, und befand sich so in der Lage, vom Standpunkt der Scene und des Theaterfoyers aus jene ganze Epoche überblicken und sie treu schildern zu können; bei weitem treuer und umständlicher, als es in dem bis dahin erschienenen einzigen Werk über das französische Theater während der Revolution von Etienne geschehen war. Es ist auffallend, daß Fleury's Werk, wahrscheinlich weil man es für zu lokal hielt, in Deutschland so wenig beachtet worden. Wir glauben durch Mittheilung einiger Abschnitte den Lesern etwas Angenehmes zu erweisen. — Gleich der erste hat unter Anderm auch ein künstlerisches Interesse, da uns Fleury gleichsam in das Laboratorium eines seine Kunst mit Eifer und Liebe pflegenden Schauspielers blicken läßt.

* * *

Friedrich II. auf der französischen Bühne.

Der Bruder des großen Friedrichs, der Prinz Heinrich, war im Jahr 1789 in Paris, und einer seiner Begleiter, ein kurländischer Edelmann, Namens Manteufel, hatte eine Scene aus dem Leben des kürzlich verstorbenen Helden für die französische Bühne bearbeitet, vorzüglich, um die Spöttereien Voltaires im Andenken des französischen Volks zu verwischen. Er wie der Prinz betrachteten die würdige Aufführung dieses Stücks als einen Akt der Pietät wie des Patriotismus. Sie hatten dasselbe der damaligen italienischen Truppe überlassen, die sich nicht allein mit Darstellung italienischer Opern und Dramen abgab, sahen aber bald mit Bedauern, daß es dort in den schlechtesten Händen war. Zufällig stößt der Wagen des Prinzen Heinrich mit dem der berühmten Schauspielerin Contat vom Théâtre français auf dem Pont-neuf zusammen. In Folge eines lebhaften Zankes zwischen den Kutschern erkennt Prinz Heinrich die Contat und schreibt ihr am andern Tage ein Billet, in welchem er sie ersucht, der Probe eines zweiaktigen Stücks im italienischen Theater beizuwohnen. Aus Neugier begibt sie sich hin; dort trifft sie den Verfasser, der ihr auseinandersetzt, wie man eine wichtige Rolle im Stück, statt der Madame Dugazon, einer andern, geringern Schauspielerin anvertraut habe, und wie man sie bitte, nachdem sie das Stück angehört, Madame Dugazon zu versichern, daß die Rolle schön und interessant genug wäre, um von ihr selbst übernommen zu werden.

„Welche Schlachten hat Prinz Heinrich gewonnen?" fragte die Schauspielerin rasch. Der Befragte, erstaunt über diese seltsame Frage, nennt die Entsetzung von Breslau, die Gefechte bei Dresden, den Sieg bei Torgau, die Lorbeeren, die der Prinz bei Collin, Prag und in ganz Böhmen sich erworben. „Nun," erwiderte die Contat, „Breslau und Dresden, Collin und Torgau, Prag und Böhmen, alles das ist nichts gegen die Schlacht, die man der italienischen Truppe liefern müßte, um zu erlangen, was der Prinz wünscht. Eine Rolle einer Schauspielerin nehmen, die sie schon in Händen hat, und sie einer andern aufdringen, die sie zurückgewiesen, das ist recht verwegen, recht tapfer, recht preußisch, aber es ist unmöglich." Betrübt erklärte der Dichter, wie ihm da nichts übrig bleibe, als sein Stück zurückzunehmen. „Nun, wir wollen die Probe mit ansehen," versetzte die Contat, „wer weiß!" Die Probe ging vor sich und die Schauspielerin hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu, äußerte übrigens weder Beifall noch Mißvergnügen. Am Schluß aber wendete sie sich rasch zum Verfasser mit der Frage: „Sie hatten also den großen Friedrich sehr lieb?" Jener antwortete nur mit einer Bewegung der Hand nach dem Herzen und mit dem Gesichtsausdruck des tiefsten Gefühls. „Nun," fuhr sie fort; „ich gehe; sagen Sie Ihrem Componisten Dezède, er solle zu mir in's Théâtre français kommen, und wenn Sie den Prinzen Heinrich sehen, so sagen Sie ihm, Seine Hoheit werde zufrieden seyn."

(Fortsetzung folgt.)

Der deutsche Renegat im Dienste Abd-el-Kaders.

(Fortsetzung.)

Nachdem Mustapha in seinem Hause einer kurzen Ruhe genossen, stiegen wir wieder zu Pferde, um nach dem Justizpalaste zurückzukehren, wo sich die Scenen des Vormittags erneuerten. Die ersten Tage ergözten mich die vorgebrachten Streitsachen der Beduinen und die merkwürdig kurze Art und Weise der Gerechtigkeitspflege. Wenn sich ein Kläger durch die Menge bis an die Thüre hindurchgearbeitet hat und von den Chaous eingelassen worden ist, so erhebt er den Zeigefinger der rechten Hand und spricht die gewöhnliche Glaubensformel. Diese muß er oft drei- bis viermal wiederholen, bevor der Richter das Wörtchen „kul" (sprich) hören läßt. Ist der Kläger ein Beduine aus der niedern Klasse, so halten ihn zwei Chaous bei den Schultern, um ihn in der Hitze seiner Explikationen am Vordringen zu hindern. Der Richter hört mit unerschütterlicher Geduld die oft sehr langen, mit Gesten begleiteten Angaben der Parteien und Zeugen, und entscheidet nach kurzer Ueberlegung mit der Bestimmtheit eines Mannes, dem Niemand widersprechen darf. Die Strafen, Gefängniß, Bastonade oder Stockprügel, werden sogleich an dem Verurtheilten vollzogen, und Keiner wagt es, zu murren oder zu appelliren. Nie habe ich die Bastonade und nur acht- bis zehnmal Stockprügel geben sehen. Beim Militär ist erstere gänzlich abgeschafft. Der zu Stockprügeln Verurtheilte wird von den Chaous ergriffen und an einem etwas entlegenen Orte — in Mascara im Hinterhofe des Gerichtshauses — auf den Bauch geworfen, worauf ihn ein Mann im Genick, ein Anderer an den Füßen festhält, und zwei Chaous verrichten nun abwechselnd ihre Funktion. Achtzehnhundert Stockschläge sind das Maximum, und sie werden gewöhnlich in einem Zeitraum von drei Tagen in neun Rationen ertheilt. Diese Strafe zieht in der Regel den Tod nach sich, wenn der Verurtheilte nicht die Chaous und die, welche ihn halten, zu Freunden hat, so daß die Ersteren nicht stark schlagen und Leztere seinen Bernus straff anspannen, wodurch die Kraft des Schlags

bedeutend gebrochen wird. Hat der Richter die Anzahl der Schläge nicht bestimmt, so handeln die Chaous nach ihrem Gutdünken.

Die Juden sind noch härtern Strafen unterworfen, als die Muselmänner, und dennoch lassen sie sich häufig genug durch ihre Habsucht verführen, die Hand nach fremdem Gute auszustrecken. Ich hatte Gelegenheit, einen Israeliten in Mascara für die Entwendung eines seidenen Tuches zuchtigen zu sehen. Der Maure, in dessen Bude er das Tuch gestohlen, führte ihn an einer Leine, die er ihm um den Hals geschlungen, vor den Caid. Ein ungeheurer Schwarm von Kindern folgte dem Delinquenten mit wildem Freudengeschrei. Alle, die dem Zuge begegneten, spieen, nachdem sie den Grund der Festnehmung erfahren, dem Juden in's Gesicht und warfen ihn mit Koth und Unrath. Der Caid verurtheilte ihn zu zweihundert Schlägen auf die Fußsohlen. Als sich der Gestrafte erhob und vor Schmerz nicht auftreten konnte, legte ihm der Kläger die Leine um den Hals, zwei Andere ergriffen ihn bei den Händen und so schleiften sie den Unglücklichen unter Jauchzen und Frohlocken nach dem Theile der Stadt hin, woher sie gekommen waren. — Am liebsten erkennt der Richter Geldstrafen zu. Selbst eine Mordthat kann mit Geld bezahlt werden, indem man dem Richter und den Verwandten des Ermordeten eine gewisse Summe entrichtet, um deren Betrag sich beide Parteien oft heftig streiten.

Der merkwürdigste Tag, den ich in Mascara erlebte, war der erste des Festes Caid Kebir, welches drei Tage gefeiert wird. — Gegen drei Uhr Nachmittags versammelte sich eine zahlreiche Volksmenge vor dem Justizpalaste, um die üblichen Geschenke zu empfangen. Der Chalifa vertheilte eine beträchtliche Anzahl Schafe unter seine Anhänger und übergab 2 — 300 Franks in kleinen Münzen Sidi Sidham, dem Finanzminister, um sie unter die Armen zu vertheilen. Diese wurden auf dem Platze zusammengetrieben; als aber die Vertheilung anfing, wollte immer einer schneller wie der Andere seine Gabe empfangen, aus Furcht, für die Letzten möchte nichts übrig bleiben; dadurch entstand ein wildes Gedränge unter der mit erbärmlichen Lumpen bedeckten Masse. Zuweilen bildete sich ein dichter Knäuel um die Chaous, welche sich mit den Knitteln Luft machen mußten, so daß Greise, Kinder und Weiber im bunten Gemisch sich blutend auf der Straße herumwälzten. Diese Scenen, die jedes europäische Herz empören mußten, erregten bei den Umstehenden ein wildes Freudengeschrei.

Des andern Tages Morgens um vier Uhr stiegen alle Männer, mit ihren Gewehren bewaffnet, zu Pferde und versammelten sich vor dem Justizpalaste, um den Chalifa abzuholen. Sobald sich dieser an die Spitze seiner Reiter gestellt, ging es im feierlichen Zuge hinaus in die Ebene. Hier entwickelten die Araber in einem oft erneuerten Wettrennen ihre bekannten Reiterkünste. In der Nähe Mustaphas angelangt, feuerten sie ihre Gewehre ab; einige ritten dicht an ihn heran, warfen ihr Roß auf die Knie und bezeugten dadurch dem Gebieter ihre Ehrfurcht. Das Echo der Berge umher verdoppelte das Geschrei der freudeberauschten Araber; aber ein noch wilderes Jauchzen erwartete uns beim Rückzuge in die Stadt. Alle Frauen in Mascara hatten sich auf den Terrassen versammelt und aus der Ferne den kriegerischen Spielen der Männer zugeschaut. Als wir am Thore anlangten, ließen diese Schönen ihre Tücher im Winde flattern und empfingen uns mit wildem Geschrei. Im stolzen Paradegalopp sprengten wir in die Stadt und durchritten alle Straßen derselben unter immerwährendem Losfeuern der Gewehre und einem betäubenden Geschrei. Nachdem die Reiter ihre lezten Patronen vor dem Justizpalaste verschossen hatten, begaben wir uns in die Wohnung des Chalifen, wo ein großes Mahl die Gäste erwartete. Die Tafel war mit ganzen gebratenen Schafen, Cosens, Geflügel aller Art, Reis und Nudeln, Honigkuchen und allerlei Früchten reichlich versehen. Die abgetragenen Schüsseln wanderten von Hand zu Hand, bis zu den vor dem Hause versammelten Armen. Nach eingenommenem Mahle und Verrichtung des Gebetes beschenkte Haidsch Mustapha die neuerwählten Caids mit rothen Bernussen, reich mit Gold gestickt. — Die nämlichen Scenen wiederholten sich an den folgenden Tagen des Festes.

Den größten Theil der Zeit verlebte ich abwechselnd in Kaffeehäusern, auf dem Rathhause, in der Wohnung Mustapha's oder bei einigen Bais meiner Bekanntschaft. Bei Lezteren hatte ich Gelegenheit, die vornehmen Frauen bei ihrem innern Treiben zu beobachten. Ich bemerkte oft ausgezeichnete Schönheiten. Ein weißer, sehr zarter Teint, große, schwarze Augen voll Feuer und Leben, ein langes, glänzendes Haar, herrliche Zähne, niedliche Hände und Füße, verbunden mit dem vortheilhaftesten Wuchse, bestachen oft meine Sinne; aber der gänzliche Mangel an Bildung und feinen Sitten macht auf den gebildeten Mann den unangenehmsten Eindruck. Es ist schwierig, in die innern Gemächer der reichen Muselmänner Zutritt zu erlangen; nur einem Freunde zeigen sie ihre Weiber entschleiert. Um in ein Haus zu treten, muß man die Erlaubniß des Hausherrn haben; wenn die Frauen während seiner Abwesenheit einem Fremden den Zutritt gestatteten, so würden sie sich der Gefahr aussetzen, durch den Yatagan ihres Gemahls den Kopf zu verlieren. Die ärmere Klasse der Stadtbewohner ist gezwungen, den Weibern größere Freiheit einzuräumen, indem sie nicht die Mittel besitzen, dieselben in abgesonderten Zimmern den Augen der Fremden zu entziehen

und ihnen Sklavinnen zu halten, welche die Männer in vornehmen Häusern bedienen. Die reicheren Frauen lieben über Alles die Bequemlichkeit und Ruhe. Auf einer Ottomanne nachlässig ausgestreckt, oder die Füße nach der Sitte der Männer übereinandergeschlagen, rauchen sie eine Art Tabak, welcher sehr leicht und wohlriechend ist. Eines der angenehmsten Geschenke, welches man ihnen machen kann, besteht in einem Strauß vergoldeter Blumen, in Ringen oder Ohrgehängen. Unter allen Wohlgerüchen lieben sie den Moschus am meisten; daher findet man auch fast in allen Maurenwohnungen die Luft von diesem Geruche überschwängert.

Nachdem ich einen Monat ziemlich angenehm in Mascara verlebt hatte, empfing Haidsch Mustapha von Abd-el-Kader die Ordre, mich unter Bedeckung nach Tlemcen zu senden.

Meine Eskorte bestand aus zwölf Kanonirен, welche eine alte spanische Kanone von ohngefähr achtzehn Kaliber Länge und verschiedene Munitionsgegenstände von Mascara nach Tlemcen transportirten. Beim Abschiede wiederholte Mustapha sein gegebenes Versprechen, mich stets als seinen Sohn zu betrachten. „Und sollte es dir da unten," fügte er mit väterlicher Herzlichkeit hinzu, „nicht wohl gehen, so schreibe nur an mich, ich werde dich zurückkommen lassen."

(Schluß des ersten Briefs.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Schluß.)

Daguerre. Bälle und Opern.

Vielleicht ist ein großes Genie in Hegesippe Moreau untergegangen; vielleicht hätte er Wichtiges geleistet, wenn er sich in einer so vortheilhaften Lage wie Lamartine, Delavigne, V. Hugo befunden hätte. Dies sind jedoch nur Muthmaßungen. Das einzige Gewisse ist, daß er sich zu keiner Beschäftigung als zum Dichten berufen glaubte, und daß dieser Wahn ihm den Tod gebracht hat. Wie mancher Jüngling in dieser großen Hauptstadt ist bereits durch einen ähnlichen Wahn untergegangen! — Unter die Männer, welche im gegenwärtigen Augenblicke die Aufmerksamkeit des Publikums durch ihren Erfindungsgeist fesseln, gehört vorzüglich Daguerre, welcher mit Bouton das Diorama hier eingeführt hat. Wie so häufig geschieht, haben sich die beiden ehemaligen Freunde und Associés im Verdruß getrennt; Bouton ist nach England gegangen, um dort ein Diorama einzurichten; Daguerre hat sich das Pariser Diorama vorbehalten. Dabei ist der Mann aber nicht stehen geblieben: in Folge vielfacher Versuche über die Wirkungen und Erscheinungen des Lichts hat er eine der wichtigsten, oder doch auffallendsten Entdeckungen unserer Zeit gemacht, die im gegenwärtigen Augenblick wahrscheinlich bereits ganz Europa beschäftigt.* — Die große Pariser Welt belustigt sich, als ob sie ohne Minister fertig werden könnte, und als ob kein Streit zwischen Belgien und Holland die Diplomatie höchst ernstlich beschäftigte. Bälle, neue Schauspiele und Concerte folgen Schlag auf Schlag. Die große Oper hat ihre samstägigen Nachtbälle und das Musikconservatorium seine sonntägigen Morgenconcerte begonnen. Berlioz hat seinen Benvenuto Cellini bedeutend abgekürzt, um ihn den Opernliebhabern genießbarer zu machen, und dabei verfahren, wie die Schiffleute im Sturm, welche, um nicht unterzugehen, einen Theil der Ladung über Bord werfen. Auf den Opernbällen leitet Jullien, ein anderer Musard, das Tanzorchester, und die Opernanzeigen in den Tageblättern rühmen die neuen Quadrillen, welche der Mann erfindet und sezt, oder aus beliebten neuen Opern herausklaubt. In einer Stadt, wo die Contretänze eine so große Rolle spielen, und wo mehrere Tonsetzer sich mit dem Verfertigen der Musik dazu einen gewissen Ruf erwerben, ist es gar nicht zu verwundern, daß ein Journal des Contredanses bestehen kann. Gibt es doch ein Journal des Huissiers, ein Journal des contributions indirectes, ein Journal des Tailleurs, kurz, ich glaube nicht, daß es hier einen Gewerbzweig gibt, der nicht mit einem Journal versehen ist. Die Oper verläßt sich jedoch nicht auf Jullien und sein 120 Mann starkes Orchester; sie hat eigens für ihre Bälle ihre spanischen Tänzer, die sie an den Opern- und Balletsabenden nicht auftreten läßt; wahrscheinlich hält sie dieselben nicht für würdig, neben den Meistern und Meisterinnen des Operntanzes zu erscheinen; aber mit einem Balle nimmt man es nicht so genau, und hier sind Cachucha und Bolero an ihrem Platze. Das neue Theater Renaissance sucht ebenfalls ein großes Publikum für seine Bälle zu gewinnen, und scheut sich nicht, tüchtige Puffs in die Zeitungen einrücken zu lassen. So wurde nach dem lezten Balle angekündigt, die Leute haben sich in solcher Menge hinzugedrängt, daß um drei Uhr Morgens der lange Schweif noch nicht ganz im Saale gewesen sey. Auch andere Theater rühmen den großen Zulauf, den ihre Bälle haben; doch hat keines, so viel ich weiß, ärger gelogen, als jenes neue Theater, das freilich wohl nöthig hat, zu großen Mitteln seine Zuflucht zu nehmen, um sich halten zu können. Scribe hat nun den Text einer neuen Oper, Regine, auf die Bühne gebracht, und sich diesmal mit dem leicht von der Hand weg componirenden Adam verbunden, dessen Glück dem auf seinen Lorbeern etwas ausruhenden Auber wohl schlaflose Nächte verursachen mag, zumal Donizetti mit seiner Musik des Elisir d'amore, welche Oper bekanntlich denselben Stoff behandelt, wie der Scribe'sche und Aubersche Philtre, in der italienischen Oper vielen Beifall findet. Man sehnte sich lange nach einer neuen Opera buffa; diesem Bedürfnisse hilft die neue Oper vor der Hand ab. Theaterkritiker in den Tageblättern theilen jedoch ihr Lob zwischen Auber und Donizetti, und meinen, Ersterer verdiene im ersten, Lezterer aber im zweiten Aufzuge seiner Oper den Vorzug.

Dg.

* Die Notizen unsers Korrespondenten über Daguerre's Entdeckung haben wir bereits in Nr. 33 mitgetheilt.

A. d. Red.

Beilage: Literaturblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 41.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 16. Februar 1839.

He, like a hungry lion, did commence
Rough deeds of rage and stern impatience.
Shakespeare.

König Roger.

Auf seinem Lager ruht in Schweigen
Das dunkle Meer von Hadria,
Es ruhen, müde von dem Reigen
Des Tags, die Wogen fern und nah.
Nach allen Buchten in der Runde
Flieht Schiff und Gondel ahnungsvoll
Vor ihm, der wüthet auf dem Grunde,
Des nahen Sturmes tiefem Groll.

Der König sizt im Marmorsaale;
Im waffenrauschenden Palast
Ist's still, beim abendlichen Mahle
Nur steinern Schweigen jezt sein Gast.
Es rastet in den düstern Hallen,
Das, lang von Schlacht und Sieg genährt,
Ein Blizstrahl flammte über allen,
Wie müde des Erobrers Schwert.

Schlaff hängen von dem Stuhl die Glieder,
Er rührt sich nicht, er spricht kein Wort,
Geschlossen sind die Augenlieder,
Und scheue fliehn die Diener fort.

Ist er mit ihr dahingeschieden,
Die seiner Siege Leuchte war?
Das schönste Weib des schönen Süden
Liegt vor ihm auf der Todtenbahr.

Die Fahnen der gebrochnen Reiche,
Von dreißig Schlachtern die Trophä'n,
Sie können schmücken ihre Leiche,
Doch nimmer ihren Thron erhöhn.
Die Welt mit allen ihren Gaben,
Was kann sie ohne sie ihm seyn?
Er hat lebendig sich begraben,
Mit ihr und seinem Gram allein.

Und plözlich Städte, Schlösser, Marken
Durchfliegt's: „Todt ist der König, todt!"
Die Feigen werden schnell zu Starken,
Frei sind sie, todt ist der Despot.
Fortrauscht — der Damm stürzt der Gedanken —
Des Jubels Fluth, des Wunsches Hast;
Sie überbraust das Zweifeln, Schwanken,
Schlägt brandend an an den Palast;

Rauscht auf an seines Grabes Wänden,
Er hört's, er lauscht, er hebet sich,
Das Schwert ein Bliz in seinen Händen,
Ein Held, ein Dämon, fürchterlich.

„Todt, schreit ihr, todt! Bin ich's, ihr Götter?"
Er tritt hervor, er ruft sein Heer,
Er stürzt, er schlägt, er malmt: das Wetter
Bricht los, von Tod und Flammen schwer.

Er steht auf seinem Siegeswagen,
Ein Donnergott, und schaut umher,
Das weite Land, Ein Weheklagen,
Ein großes Blut- und Feuermeer.
„So hätt' ich, spricht er, denn gegeben,
Wohl wünscht ihr nicht, daß ich's erneu'r,
Ein Zeichen euch von meinem Leben,
Dir, Todte, eine Leichenfei'r!"

Wilhelm Zimmermann.

Friedrich II. auf der französischen Bühne.

(Fortsetzung.)

Das vom Prinzen Heinrich protegirte Stück hatte die große Schauspielerin auf's Höchste frappirt. Mit dem ihr eigenen Scharfblick und richtigen Takt sah sie ein, daß die Rolle des großen Königs ein wahrer Fund für einen Schauspieler war; sie dachte dabei an mich, beschloß, das Stück dem Théatre français zuzuwenden und die Rolle, welche die Dugazon zurückgewiesen, selbst zu übernehmen. So war endlich einer jener theatralischen Glückswürfe, die im Leben eines Schauspielers so selten vorkommen, auf mich gefallen. Ich sollte eine der bedeutendsten Rollen, einen ganz originellen Charakter spielen, einen Mann darstellen, auf welchen ganz Europa bis zum lezten Augenblicke die Augen gerichtet, und der eben erst seine große, merkwürdige Laufbahn vollendet. Nichts ist so vortheilhaft auf dem Theater, als einen historischen Namen von ganz frischem Datum zu führen; wenn man nur einigermaßen an sein Muster erinnert, bringt einen jeder Zuschauer, ohne daß er sich davon Rechenschaft gibt, in die innigste Verbindung mit der hohen Person, die man darstellt; man läßt den Mann zauberhaft wieder auferstehen, und Jedermann weiß einem Dank dafür. Wenn da der Schauspieler im Stande ist, eine starke Illusion hervorzubringen, so ist sein Ruf von Stunde an fest gegründet. Ich sah das Alles ein, und man glaubt mir gern, wenn ich erzähle, was ich Alles aufwandte und versuchte, um Friedrich II. würdig darzustellen.

Das Stück, welches les deux pages hieß, wurde ungefähr drei Monate vor den Osterferien angenommen, und sogleich ging ich daran, mich mit allen Hülfsmitteln zu umgeben, die nur aufzutreiben waren. Ich lief überall umher, ich befragte Jedermann; vor allen gab mir der Verfasser selbst eine Menge Notizen, andere kamen mir von Saint Fal, einem Offizier aus dem Gefolge des Prinzen Heinrich, der lange Zeit in Preußen und in der Umgebung des Philosophen von Sans-Souci gewesen; ich kaufte mir Bücher; ich erhielt durch Vermittlung Saint Fal's ein Porträt Friedrichs, gemalt von Ramberg, und im Besitz dieses Materials zeichnete ich mir meinen Operationsplan vor. Vor allen Dingen hieß mein Zimmer Potsdam, und ich beschloß, in demselben drei Monat lang mit dem Gedanken, ich sey Friedrich II., aufzustehen und meine Mahlzeiten zu halten. Um mich recht davon zu durchdringen, zog ich jeden Morgen Friedrichs vollständiges Costüm an. So wie ich aufgestanden, sezte ich mich an meine Toilette, stellte das Rambergische Porträt auf ein Pult, und suchte mit Hülfe von Farbstiften, schwarz, weiß, roth, blau, gelb, mich dem Porträt ähnlich zu machen; ich sagte mir, wenn es Mademoiselle Guimard gelungen war, vermittelst der Malerei sich so lange im Alter von zwanzig Jahren zu erhalten,* so müsse diese Kunst mir noch wirksamer dienen, da ich mich ja nicht jünger, sondern älter machen wollte. Aber wiewohl mein Gesicht, das nie sehr voll war, mir dies Studium sehr erleichterte, so wollten doch lange Zeit die ähnlichen Züge nicht kommen. Indeß, da dies mein erster Versuch war, mir eine Palette zu bilden, verzweifelte ich nicht, wischte aus, fing von vorne an und wartete, bis meine Hand geübter und mein Blick sicherer würde. Weit zufriedener war ich gleich Anfangs mit meiner Uniform, mit meinem Hut und meinen Stiefeln; alles das gewöhnte sich an mich und schmiegte sich allen meinen Bewegungen an. Ich hatte die Erfahrung gemacht, wie sehr neue Kleider der Sicherheit der Geberden Eintrag thun. Soll das Kleid ein wesentlicher, integrirender Theil des Individuums seyn, so muß es nach den körperlichen Gewohnheiten sich geformt haben, es muß aussehen, als sey man darin geboren; es ist dann eine Art äußerer Haut, die allen Bewegungen gehorcht oder dieselben noch andeutet, wenn

* Fleury erzählt anderswo in seinem Werke, durch welches Mittel sich die bekannte Schauspielerin Guimard bis in ein bedeutendes Alter das Ansehen einer zwanzigjährigen erhalten. Sie hatte an ihrem jugendlichen Porträt auf's Sorgfältigste die Farbennüanceen studirt und copirte es täglich mit der Schminke. Mit vorrückendem Alter wurde natürlich ihre Palette immer reicher, ihre Hand immer sicherer, und in ihrem fünfzigsten Jahre, und später noch, verfuhr sie so: sie sezte jeden Morgen einen Spiegel auf die eine, ihr Porträt auf die andere Seite ihrer Toilette, und legte den Pinsel nicht eher nieder, als bis sie die Aehnlichkeit vollkommen herausgebracht und ihr zwanzigjähriges Gesicht auf das fünfzigjährige übergetragen hatte.

man sich auch wieder in Ruhe befindet; ja das Kleid wird das Alter, den Stand einer Person bezeichnen und an einem Greise gewissermaßen Runzeln tragen. Auf der Bühne soll jede Falte eines Kleides eine allgemeine Physiognomie mit ihren Nuancen haben; nie darf es steif seyn, nie das Aussehen haben, als komme es eben erst aus den Händen des Schneiders; dieses Sonntagsaussehen lasse man den Weltleuten; auf dem Theater müssen selbst die Manschetten etwas beweisen, und wie könnten sie die Intention einer Geberde verrathen, wenn sie noch die Spuren des Biegeleisens an sich trügen?

Unterdessen hatten die Proben begonnen, und mein verteufeltes Gesicht wollte immer noch nicht kommen. Ich mochte Niemanden in mein Vertrauen ziehen. Ein Maler hätte mir helfen können; aber er hätte ohne Zweifel von meinen vergeblichen Versuchen, von den Schwierigkeiten, die ich zu überwinden hatte, geplaudert, und bei jeder Kunst muß man so viel möglich zu vermeiden suchen, daß man, bevor der Erfolg entschieden ist, Fremde das Räderwerk der Maschine erblicken lasse. Ich quälte mich ab, ein Mittel zu finden, das mich an mein Ziel brächte, als ein glücklicher Gedanke mich rettete; ich weiß nicht, ob er Jedermann glücken würde, aber ich gebe ihn so, wie er bei mir anschlug.

Ich stieß einmal mit einem Freunde auf eine jener Gemäldeausstellungen unter freiem Himmel. Bei den Bildern, die mich nicht interessirten, ging ich schnell vorüber und blieb nur vor denen stehen, die mir gefielen. Ueber eine halbe Stunde hatte ich das gethan, als ich bemerkte, daß eine Menge Leute mir folgten und sich um mich drängten; ich meinte, man habe mich als ein Mitglied der Comédie française erkannt, und zog meinen Freund mit fort. „Sie sind selbst daran Schuld," sagte dieser, und er erzählte mir, wie bei jedem Bilde meine Züge sprechend Vergnügen oder Mißbilligung ausgedrückt; vor einem heroischen Gegenstand habe ich stolz den Kopf erhoben, bei einem melancholischen dagegen ihn gesenkt; wenn ich einen Menschen im Zorn erblickt, habe mein Auge geglänzt, wenn einen gedemuthigten, habe ich die Achseln gezuckt. „Sie sprachen nicht," fuhr er fort, „aber Sie schienen der Spiegel von allem, was Eindruck auf Sie machte, und Sie begreifen, daß dies manchmal ergötzlich wurde." Ich wurde von dieser Bemerkung betroffen, dachte darüber nach und bestärkte mich in der Idee, wie sehr unsere Züge sich mit einem uns ergreifenden Gegenstande in Harmonie setzen, und wie sehr man in der That der Spiegel von Dingen ist, die einen aufregen. Ich meinte daher, wenn ich mich in die Gemuthsstimmung setzen könnte, welche bei Friedrich II. die herrschende seyn mußte, würde es mir gelingen, meiner Physiognomie etwas von der des großen Mannes zu geben. Von Stunde an dachte ich daher an nichts als an Belagerungen und Schlachten, verhandelte mit meinen Generalen, commandirte meine Schwadronen, ließ die Infanterie vorrucken, stellte die Artillerie auf die Anhöhen, ließ die Reiter einhauen, die feindlichen Schlachtlinien durchbrechen, zog den Degen, predigte den Soldaten Muth ein, und jauchzte mit ihnen über den Sieg.

(Fortsetzung folgt.)

Moden.

Der Fasching gibt im gegenwärtigen Augenblick den Moden zum vollen Putz noch mehr Ausbreitung und Bedeutung, als gewöhnlich. Dabei hat man auf den Maskenbällen manche Gelegenheit, die jezige weibliche Staatstracht mit denjenigen ältern Costümen zu vergleichen, welche ihr mehr oder weniger als Vorbilder gedient haben. Soll einem hiebei die Uebereinstimmung, wie die Abweichung klar entgegentreten, so müssen freilich die Trachten des vorigen und vorvorigen Jahrhunderts so gut copirt seyn, wie wir es vor Kurzem an einigen Masken in einer deutschen Stadt bemerkt haben. Aber äußerst selten erlaubt sich eine Dame, welche eine solche Verkleidung wählt, das Ganze durch die Puderfrisur consequent abzuschließen, und allerdings fände man vielleicht kaum einen Friseur, der einen Aufsatz mit Puder kunstgerecht herzustellen verstände. Dieser Anachronismus macht die urgroßmütterliche Hülle der modernsten noch ähnlicher, als sie in Wirklichkeit ist; sieht man näher zu, so bemerkt man eine Menge das beiderseitige Zeitalter bezeichnender Abweichungen, wie sich ja auch jeder Satz und jeder Vers aus dem nächsten besten neuen Buche von einem Bruchstück unserer Literatur zu Gellerts Zeit merkbar und charakteristisch unterscheidet. — Wie wir kürzlich bemerkt (Nr. 33), macht die gegenwärtige Balltracht vor Allem den Eindruck der Pracht und des anspruchsvollen Luxus, und sie scheint dadurch vorweg dem ästhetischen Urtheil die Competenz absprechen zu wollen. Die Kleider von glacirtem Atlas oder Damast und façonnirtem Sammt mit großen, kostbaren Spitzenbesätzen, dazwischen Bouquets von Sammtblumen; der Leib vorne meist in eine Spitze auslaufend; an diesem Schnepp, wie auf den Schultern und an den Ermeln Spitzenrosetten unter Atlasschleifen; die Ermel fast immer kurz, in eine Spitzenglocke auslaufend. — Der Luxus ist so sehr Mode geworden, daß er die Kleider von Tülle und Gaze, deren ganzes Verdienst in ihrer Leichtigkeit besteht, sogar aus den Reihen der Tänzerinnen zu vertreiben droht. Die Mode will jezt, daß man in Sammt und Atlas tanzt, im ganzen schweren Apparat, der sonst nur die Wände eines Ballsaals mit sitzenden und zuschauenden Figuren tapezirte. — Hier ist gleich eines andern vornehmen Raffinements Erwähnung zu thun, das in Kreisen, wo es etwa nur simulirt würde, die Summe der Mobelvorbeiten um einen köstlichen Zug vermehrte. Nach ein paar Tanztouren sind Handschuhe und Atlasschuhe um ihre erste jungfräuliche Frische; die Tänzerinnen treten daher jezt von Zeit zu Zeit ab, um sich mit neuen Kleidungsstücken der Art zu versehen. Man gedenkt dabei der Sitte guter Häuser, die Bestecke immer wechseln zu lassen, oder auch der Gecken mit starkem Bartwuchs, welche um Mitternacht den Ballsaal verlassen und sich den Händen des vorher bestellten

Barbiers überantworten. In Ländern, wo der Contretanz vorherrscht, mag durch jenes Manöver der Zweck so ziemlich erreicht werden, so daß der Ball, nach dem Ausdruck einer französischen Berichterstatterin, „avec les mêmes femmes, a l'air d'en avoir toujours de nouvelles.“ Aber da, wo Walzer und Galopp die Hauptrollen spielen, kommen nicht nur die Fuß- und Fingerspitzen der Damen mit färbenden und „flétrissirenden“ Gegenständen in Berührung; hier läßt der Handschuh und Ermel des Tänzers an gewissen Partieen Spuren zurück, merkbarer und entschiedener, als die verschwommenen Streifen, welche auf Daguerre's Tafeln andeuten, daß im Moment der Abbildung ein Vogel vorübergeflogen ist. In diesen Fällen wäre eine weit radikalere Erneuerung der Toilette erforderlich, und es thäte Noth, daß man je nach ein paar Trachten nicht nur Teller und Besteck, sondern auch das Tischtuch wechselte.

Wie sich die Spitzen überall eingedrängt haben, wo dieses lustige Gewebe schicklicherweise Platz findet, so werden auch um ihretwillen sehr stark Hauben getragen, von weißen und schwarzen Spitzen, mit dem mannigfachsten Beiwerk an den Schläfen, Blumen aller Art, Juwelen, mächtigen Sammtrosetten ꝛc. Die modernsten Hüte sind von schwarzem, gelbem, grünem, grauem Sammt, mit schwarzen Spitzen besezt. Die vornehmsten Zeuge zu Negligékleidern sind bunter Tafft, Wollmousseline, türkische Mousseline. Die Shawls spielen dabei noch immer eine große Rolle; man sieht welche von schwarzem Kashemir mit abstechend gefütterter Kapuze, von damascirtem Sammt, von Plüsche mit Kashemirfransen, von weißem Kashemir mit einer Goldborte und Kashemirfranse.

In der männlichen Tracht hat sich nichts verändert: immer noch die enganliegenden schwarzen Beinkleider, die Weste von Sammt oder Atlas mit Metallknöpfen. Die Haare werden immer noch rings um den Kopf in Locken geschlagen, nur läßt man sie nicht mehr bis auf die Schultern niederfallen; der Bart wird à la Franz I. gestuzt. Es versteht sich, daß die Hand nach wie vor in den gelben Handschuh gezwängt wird. Dieser gelbe Handschuh spielt gegenwärtig ungefähr dieselbe Rolle, wie seiner Zeit der rothe Absaz: er ist in seiner makellosen Frische das Wahrzeichen des Mannes, der mit keinem Schmuz, das heißt mit keinem materiellen Schmuz in Berührung kommt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Februar.

Der Eisgang der Elbe.

Das neue Jahr begann für unsere Stadt und ihre Umgegend unter gewaltigen Stürmen und mancherlei seltsamen Naturerscheinungen. Nachdem ein ungewöhnlich früher Frost im November die Elbe bereits mit einer dicken Eisdecke belegt hatte, so daß man — was um diese Jahreszeit etwas Unerhörtes für unser Klima ist — selbst zu Schlitten nach dem am jenseitigen Ufer gelegenen Haarburg fahren konnte, stellte sich im December bei hellem Sonnenschein und klarer Luft eine wahre Frühlingswitterung ein, und die Temperatur stieg so bedeutend, daß die dichten Eismassen zu schmelzen anfingen und sich dem Meere zu in Bewegung sezten. Das Fahrwasser wurde wieder frei und die bei Cuxhafen lagernden Seeschiffe konnten sich, wenn gleich, der schwimmenden Eisschollen wegen, mit einiger Gefahr, an die Stadt wagen. Es macht einen ganz eigenen, höchst angenehmen Eindruck, nach langer Zeit wieder die sieben Schüsse von der Elbe her zu hören, womit die einlaufenden Seeschiffe den Hafen begrüßen. Für den Kaufmann zumal sind diese Signale, die die Befreiung des mächtigen Stromes von seiner Eisdecke verkünden, ein wahres Evangelium. Mit ihnen beginnt, nach langer, drückender Stille, ein neues, reges Leben, sowohl im Comptoir, als an der Börse und im Hafen. Der Handelsgeist erwacht dann gleichsam aus seinem Winterschlafe und die Spekulation entfaltet die lustigen Schwingen. Alle Kräfte fangen wieder an sich zu regen; alle Hände haben vollauf zu thun, und besonders herrscht an der Börse frohe Bewegung. Mit Recht darf man daher die Befreiung des Stromes von der hemmenden Eisdecke als ein wichtiges Ereigniß für unsere Stadt ansehen, und wirklich bildet diese für mehrere Tage fast ausschließlich den Gegenstand des Gesprächs. „Wird der Fluß ganz frei werden? — Wird die Eismasse sich nicht irgendwo stauen? — Kann man schon von Haarburg frei herüberkommen? — Wird ein neuer Frost die schönen Hoffnungen nicht etwa wieder vereiteln?“ — Dies sind die Fragen, die man aller Orten und von Aller Lippen vernimmt. Auch werden häufig Wetten angestellt, daß die Elbe an dem und dem Tage gänzlich vom Eise befreit seyn werde. Gegen das Ende des vorigen Jahrs wurde sie wenigstens wieder fahrbar; laue Lüfte wehten, der häufig gefallene Schnee schmolz und die Wiesen zeigten sich fast im Frühlingsschmucke. Dazwischen ein mächtiges Gewitter, das sich drohend über unserm Haupte entlud, und mit dem Beginn des neuen Jahrs das Vorspiel des großen Sturmes, der uns am sten Januar traf. Es gibt kaum einen großartigern, gebietendern Anblick, als den Eisgang eines so gewaltigen und lebendigen Stromes, wie es unsere Elbe ist, die bekanntlich unter den deutschen Flüssen nur der Donau den Vorrang gestattet. Durch gewaltige Stürme brechen an ihrem Ausflusse in die Nordsee große Eismassen los und sezen sich seewärts in Bewegung; ihnen folgen bald andere. Der heftig bewegte, schnell dahin schießende Fluß lockert von unten auf die starre Eisdecke, während die wärmere Luft von oben die Zerstörung vollendet; Beides zusammen macht, daß dies oft in unglaublich schneller Zeit geschieht. Mit ungeheuerm Krachen, oft mit einem donnerartigen Getöse löst sich das Eis in großen Massen vom Ufer los und berstet in der Mitte des Stromes von einander; die ganze große, starre Decke theilt sich in größere oder kleinere schwimmende Inseln, die, wenn ein günstiger Wind aus Osten sich erhebt, schnell in die Nordsee hinabgeführt werden. Der Strom, eben noch so starr und todt, erscheint dann wie eine sich kräftig regende, ungeheure Schlange, die sich frisch gehäutet hat, im vollsten Glanze und höchster Lebendigkeit. Alles jauchzt, Alles jubelt; einer fast drückenden Stille in der Stadt und besonders im Hafen folgt das regste Leben, und von allen Gliedern des großen Körpers scheint die Erstarrung genommen zu seyn. Von den stolz und mit geblähten Segeln daherschwimmenden Schiffen donnernder Jubel; das Wehen der bunten Flaggen und Wimpel fast aller Nationen; das eben so malerische, als lebendige Hin- und Herfahren der zum Theil glänzend bemalten Boote und Gondeln; die fast phantastisch gekleideten, nervigten Matrosen in ihren blutrothen Flannelhemden oder blauen Jacken; der in schrillem Falsett ertönende Zuruf derselben — Alles dies gibt ein Bild, dem an Seltsamkeit und Großartigkeit kaum ein anderes gleichkommt, und von dem der Binnenbewohner sich keinen Begriff machen kann.

(Fortsezung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 42.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 18. Februar 1839.

> Wird nur dafür ein Batzen begehrt,
> Ist in der Noth wohl hundert werth.
>
> Goethe.

Reise- und Lebensbilder.

Von Franz Freiherrn Gaudy.

V.

Barba-nera.

Während in unserm Vaterlande das lesende Publikum dem Saturnus gleich seine ihm zweimal im Lauf des Jahres gebornen, löschpapiernen Kindlein heißhungrig verschlingt, sogar mitunter die ihm in Windeln gebotenen Steine zu verdauen weiß, und das Taufregister des Meßkatalogs jederzeit zu kurz findet, läßt sich der Römer, unter dessen Bedürfnissen das der Lektüre den niedrigsten Rang einnimmt, mit zwei winzigen, kaum drei Bogen starken Büchlein abspeisen. Ihre jährliche Erneuerung genügt, um seinen Durst nach Wissen zu stillen, um ihn vollkommen au courant mit den Weltbegebnissen zu erhalten; sie sind seine Real-Encyklopädie, sie umfassen alles, was für ihn von Interesse seyn kann. Ich rede, wohlverstanden, von der periodischen Literatur, welche er neben der stabilen, dem fleißig gehandhabten modo di servire la santa messa, und dem noch eifriger studirten Traum- und Lottobuche sich aneignet.

Jene zwei beim Beginn des Jahres eingehandelten Schriften sind aber, erstens das Diario di Roma, welches die hohen, allgemeinen Feste (festo di precetto di divozione e di palazzo), die besonderen Heiligentage, die Prozessionen der verschiedenen Kirchen, die Mondwechsel und Veränderungen der Tageszeit angibt, und zweitens das Büchlein des Barba-nera. Sein vollständiger Titel lautet aber: „Die Umwälzungen der Himmelskörper, berechnet für den 42. Grad von Rom, und gültig für ganz Italien, oder astronomische Beobachtungen des berühmten Schwarzbartes für das Jahr 1839. Sie verkünden die Weltbegebenheiten, den Aufgang der Sonne, den Mondwechsel, Wetterveränderungen, die Cabala für die Liebhaber des Lottos, die Jahrmärkte, den Münzfuß, das Geburtsjahr der Fürsten und Kardinäle." — Für fünf Bajocc kann man nicht mehr verlangen. — Der Holzschnitt zeigt den berühmten Astronomen Barba-nera auf der Sphärenkugel ruhend und mit Cirkel und Zauberstab — ich halte nämlich das Instrument für einen solchen — bewaffnet. Ueber ihm leuchten Sonne, Mond und Sterne in brüderlicher Eintracht. Der Stempel des Titelblatts bezeugt, daß die Unternehmung von Seiten der Druckerei der Kammer ausgehe, und demnach aller Wahrscheinlichkeit zu Folge eine einträgliche sey.

Ein allgemeiner Dialog über das Jahr 1839 zwischen dem Philosophen und einem seiner Schüler eröffnet das

Buch. Der Scolar beginnt naiv genug mit der Frage: „Wie, mein Herr Philosoph, Ihr schnupft gern?" Der Weise gesteht ein, daß er dann und wann sein Prischen nehme, sich aber weislich vor Mißbrauch hute. — Der wißbegierige Jünger erbittet sich eine kurze Geschichte der Tabakpflanze, deren Entdeckung und schnellen Verbreitung. Sie wird ihm zu Theil, wobei auch die Notiz einfließt, wie Urban VIII. den 30sten Januar 1642 die Strafe der Excommunikation uber diejenigen verhängte, welche in den Kirchen von Sevilla geschnupft, daß Innocenz X. den 8ten Januar 1650 einen gleichen Blitz gegen die Schnupfer im Vatikan schleuderte, und Benedikt XIII. durch eine am 10ten Januar 1725 gegebene Gegenbulle den Liebhabern des Tabaks den freien Gebrauch der Dose gestattete. Der Negromant warnt noch auf das Nachdrücklichste vor verfälschtem Tabak, bedächtige, inhaltsschwere Worte, welche bisher bei der Tabaksregie noch wenigen Anklang gefunden zu haben scheinen, und läßt sich dann durch eine überraschende Querfrage des Lehrlings, ob er den heurigen Kalender schon verfaßt, bewegen, einige Andeutungen uber das bevorstehende Jahr zu geben.

Der Schwarzbart versichert, daß 1839 ein gutes Jahr seyn wird, indem es unter besonderem Einfluß der Sonne stehe, daß die Kornernte reichlich ausfallen und der Regen sich zur rechten Zeit einstellen werde — freilich kommen die in den Bergen liegenden Dörfer nicht ohne Hagel ab. Zugvögel werden sich in Menge einfinden. Ueber das Wetter äußert er nicht ohne Scharfsinn, daß sich der Winter naß und mit Schnee begleitet zeigen wird, der Frühling stürmisch, der Sommer leidlich heiß, der Herbst regnerisch. Von Pest und Cholera haben wir nichts zu befürchten. Die Ereignisse des Jahres anbelangend, gibt er die tröstliche Versicherung: der Friede werde fortbestehen, Zwietracht und Hader werden ihr Unwesen nur in weit, weit entlegenen Provinzen treiben, wobei es denn natürlich ohne beklagenswerthe Thatsachen nicht abgehen könne. „Doch genug," fährt er fort, „der Almanach sagt euch dies Alles genauer. Nehmt ihn hin und lest ihn mit Aufmerksamkeit." Der Schüler dankt, empfiehlt sich und schlägt das erste Blatt auf.

Es zeigt, wenn die Sonne aufgeht, in welche Stunde Mittag, in welche andere Mitternacht fällt, eine Notiz, die dem deutschen Leser ziemlich überflüssig erscheinen mag, bei Regulirung des perpetuum mobile der italienischen Uhr aber von unerläßlicher Wichtigkeit ist. Hierauf folgen die einzelnen Tage mit den Namen der Heiligen und Angabe der Jahrmärkte, und am Schluß einer jeden Woche der Wetterbericht, der Gesundheitszustand, die Weltbegebnisse. Die Vorherverkündigungen des Zauberers in Bezug auf die Witterung durften nur fur diejenigen, welche eine Reise nach Italien bezwecken, von Interesse seyn; die Bemerkungen uber den jedesmaligen Stand der Gesundheit zeugen von scharfer Beobachtungsgabe und tragen das Gepräge der Wahrheit; denn wer möchte bestreiten, daß sich in der Mitte Januars nicht viele Husten und Schnupfen unter den jungen Leuten zeigen werden, daß gegen Ende Aprils die am Podagra Laborirenden viel zu leiden haben, daß im Sommer das Fieber herrschen und im Herbst sich nicht Wenige mit unreifem Obst den Magen verderben werden? Ich will jedoch den Aerzten ihren Verdienst nicht verkummern und diese Seite lieber unberührt lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich II. auf der französischen Bühne.

(Fortsetzung.)

Trotz Allem kam die Aehnlichkeit nicht; alle diese Pathetik machte nur, daß ich nach rechts und links Grimassen schnitt und die Harmonie meiner Gesichtsmalerei zerstörte. Ich war lächerlich anzusehen. Dennoch setzte ich dies Studium fort, hielt an meiner Idee fest und trieb das Bedürfniß, mich zu begeistern, so weit, daß ich meinem Bedienten den Namen von Friedrichs Kammerhusaren gab, daß ich Flöte spielte, oder vielmehr einem erbärmlichen, beschädigten Instrument die gräßlichsten Töne entlockte; ich wußte ja, wie das Flötenspiel Schuld gewesen, daß Friedrich den Kopf etwas nach einer Seite hin trug; ich nannte, ohne Rücksicht auf das Geschlecht, einen mir gehörigen Kater Alcmène, nach dem Namen von Friedrichs Lieblingshündin; kurz, ich beging die offenbarsten Thorheiten, um mich in Begeisterung zu versetzen. Da kam mir eines Tags zufällig eine Anekdote unter die Augen, die man mir besonders empfohlen, die ich aber trotz dem nicht beachtet hatte. „Gefunden, gefunden!" rief ich da plötzlich aus und schlug in die Hände.

Man weiß, daß Friedrich Jean Baptiste Rousseau zu commentiren pflegte und sogar einen Theil seiner Oden umgeschrieben hat. Was mich nun so frappirte, war eine Arbeit über eine der Oden des Dichters, die der König am 25sten August 1758 am Abend vor der Schlacht von Zorndorf niedergeschrieben; Herr von Catt, Freund und Sekretär des Königs, hatte eine Abschrift davon genommen. Sie fängt so an:

Ode onzième de Rousseau, deuxième strophe.

de Rousseau.

Les troupeaux ont quitté leurs cabanes rustiques,
Le laboureur commence à lever ses guérets,
Les arbres vont bientôt de leurs têtes antiques
Ombrager les forêts.

de moi,

Les troupeaux ont quitté leurs cabanes rustiques,
Le laboureur actif sillonne les guérets;
Un vert tendre et naissant sur leurs rameaux antiques
Orne les arbres des forêts.

Die andern Strophen waren eben so paraphrasirt; unten hatte sodann der König bemerkt: „geht an für den Vorabend einer Schlacht." (Passe pour la veille d'une bataille.)

Diese Kaltblütigkeit, diese Kunst der Selbstbeherrschung, diese Fähigkeit, Verse zu machen und mit Worten zu spielen, wenn man König ist und um seine Krone spielt, wenn man Feldherr ist und seinen Ruhm einsezt, öffneten mir die Augen; ich sah, ich hatte studirt, als hätte ich einen Karl XII. darzustellen; ich sah, daß in Friedrich nichts Jugendliches, nichts Leidenschaftliches, nichts Gigantisches war, daß seine Physiognomie vielmehr den Ausdruck des Nachdenkens als irgend einer Gemüthsbewegung werde gehabt haben. Dieser König hatte aus dem Kriege eine Kunst und eine Wissenschaft gemacht, wozu vielmehr tiefe Gedanken als verwegene Entschlüsse erforderlich sind, mehr Genie als Tapferkeit; er mußte eine Schlacht überdenken, wie Montesquieu und Buffon ihre Bücher. Ich fragte mich dann: „sieht man einen Dichter den Kopf aufwerfen, einen berühmten Astronomen den Himmel angucken? geht ein großer Schauspieler immer so einher, als stünde er vor dem Parterre? Nein, sie sehen in sich hinein. Der beste Weg, Friedrichs Gesicht zu finden, ist daher, ihn wie einen großen Mathematiker, einen geschickten Schachspieler aufzufassen und in sein Antliz Alles zu legen, was man in den Zügen von Menschen findet, die gewohnt sind, ihre Gegner matt zu machen. — Als ich darüber im Reinen war, sezte ich wirklich ein Schachspiel auf meine Toilette, und wiewohl ich in diesem gelehrten Spiel nichts weniger als ein Meister war, machte ich meine Grimassen, indem ich Pläne combinirte, und sah dann in den Spiegel — und Wunder! ich glich! ich glich vollkommen!

Dies flößte mir solches Vertrauen ein, daß ich beschloß, vor dem entscheidenden Augenblick die Wirksamkeit meiner Copie zu erproben. Ich ließ Saint Fal bitten, Abends zu mir zu kommen, weil ich ihm etwas Wichtiges mitzutheilen hätte. Er kam; man bat ihn, im Salon zu warten. Ich kam nicht und Saint Fal ward ungeduldig. Ich blieb im Nebenzimmer; mein Herz schlug mir zu heftig, ich fürchtete, mit Einem Schlage meine Illusionen vernichtet zu sehen. Als Saint Fal endlich schon fortgehen wollte, ließ ich meinen einzigen Vertrauten, den Chevalier Boufflers, in das Zimmer treten. Saint Fal kannte ihn nicht. „Sie warten, mein Herr?" sagte Boufflers beim Eintreten. — „Ja, Herr, und mit großer Ungeduld." — „Sie wissen," entgegnete Boufflers, „unsere Pflicht ist, zu warten." — „Unsere Pflicht? Wer sind Sie denn, mein Herr?" — „Der englische Gesandte." Erstaunt fährt Saint Fal zwei Schritte zurück. Er glaubte einen Narren vor sich zu haben, als mein Bedienter in reicher Livrée die Thüre öffnete und mit einer Kammerherrnstimme: der König! rief.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Daguerre's Entdeckung.

In der Sizung der Pariser Akademie vom 4ten Februar kam Daguerre's Entdeckung wieder zur Sprache, und zwar bei Gelegenheit eines Schreibens des englischen Physikers Talbot, worin er vorläufig ankündigt, daß er ein Mittel, die Bilder der Camera obscura zu fixiren und sofort dem Einfluß des Lichtes zu entziehen, schon im Jahr 1835 gefunden habe, und daher die Priorität der Entdeckung für sich in Anspruch nimmt. Daguerre hat Arago sein ganzes Geheimniß anvertraut; was also der berühmte Physiker über die Sache sagt, hat weit mehr Werth, als die Aussagen gewöhnlicher Augenzeugen. Arago äußerte in Beziehung auf die Ansprüche des Engländers: der früher über diese Sache in der Akademie erstattete Bericht scheine demselben nur unvollständig zugekommen zu seyn; aber selbst die Richtigkeit seiner Behauptung vorausgesezt, sey nicht zu vergessen, daß Daguerre schon vor vielen Jahren bei seinen Versuchen zu so befriedigenden Resultaten gelangt sey, daß kein Physiker geglaubt hätte, man könne es darin noch weiter bringen, welche Resultate aber ihm, als Künstler, noch nicht völlig Genüge gethan. — Arago fährt fort: „Daguerre fühlte, welcher Ausbildung sein Verfahren fähig war, und so arbeitete er in der Stille fort, auf die Gefahr hin, daß ihm ein Anderer zuvorkam, nicht aber ihn überholte; denn die Sache gehört nicht in die Klasse von Entdeckungen, welche man dem Zufall zu danken hat, und die das bleiben, was sie im ersten Momente sind. Ich kenne Daguerre's Verfahren und kann sagen: wenn es einmal veröffentlicht ist, so wird die Reihe sinnreicher Versuche, die es voraussezt, dem Physiker, und die hohe Vollendung der Bilder dem Künstler gleich große Freude machen. Die ganze Akademie und manche ausgezeichnete Künstler haben die Platten gesehen, und Daguerre hat somit keineswegs, wie Talbot meint, nur eine Entdeckung angekündigt, sondern Resultate vorgelegt. — Die ersten Versuche und nach denselben gewonnenen Abbildungen schreiben sich schon von den Jahren 1815 und 1816 her. Schon damals hatte man die zwei Hauptpunkte, auf die es ankommt, gewonnen: man konnte das Bild der äußern Gegenstände fixiren und der Zeichnung Dauer geben. Noch war aber manches Hinderniß wegzuräumen: die angewandten Substanzen waren nicht empfindlich genug für das Licht; es brauchte zwölf Stunden, um die lichten Partieen des Bildes vollständig zu entfärben, was jezt in wenigen Minuten geschieht. Wollte man also an einem Tage fortoperiren, so bekam man wohl einen getreuen Schattenriß der Objekte, aber kein genaues Relief; denn allermittelst rückte die Sonne vor, die Schatten verschoben sich, und nur der Umriß war richtig. Ließ man aber auch das Licht mehrere Tage hintereinander, immer zur selben Zeit wirken und schloß es dann jedesmal für den Rest der vierundzwanzig Stunden von der Camera obscura aus, so war dabei immer noch der Uebelstand, daß

die Abbildungen, nach dem Kunstausdruck, nur „masſirt" waren, nur kontrastirende Schatten und Lichter zeigten, aber keine Mitteltinten; diese verschmolzen gewöhnlich mit den Schatten. — Uebrigens hatte Daguerre's Verfahren seine jezigen wesentlichen Eigenschaften schon im Jahr 1829. — Wenn ich sagte, es habe bei Daguerre des Künstlerblicks bedurft, um ihn die Möglichkeit ahnen zu lassen, daß die Natur durch das bloße Spiel von Schatten und Licht noch weit getreuer dargestellt werden könne, als es ihm selbst Anfangs gelungen, so könnte man meinen, es gehöre auch ein Künstler dazu, um mit dem Mittel zu operiren, was den Nuzen der Erfindung sehr einschränken müßte. Dem ist aber nicht so: ich bin durchaus kein Zeichner, und habe nach Daguerre's Anleitung, bei dem gegenwärtig herrschenden trüben, ungünstigen Wetter, in zehn Minuten eine prächtige Ansicht des Boulevard du Temple zu Stande gebracht. — Unter den Gegenständen, die im Gesichtsfelde lagen und sich auf dem Schirm in der Camera obscura abbildeten, befand sich ein Haus mit einem Blizableiter. Nach einem bekannten optischen Geseze mußte der Blizableiter auf der Abbildung einen zu kleinen Winkel einschließen, als daß man ihn ohne Vergrößerungsglas sehen konnte. Sah man ihn auf der Zeichnung, so war die Silhouette nicht richtig, so war er dicker angegeben, als er nach den Gesezen der Perspektive seyn sollte. Ich suchte ihn und fand ihn nicht; aber obgleich er meinem Auge nicht sichtbar war, das Licht hatte ihn nichtsdestoweniger gezeichnet, und durch das Vergrößerungsglas gewahrte ich ihn sogleich."

Der Akademiker Biot verliest einen Brief an den Engländer Talbot, in dem er ihm seine Zweifel auseinandersezt, daß seine, Talbots, etwaige Entdeckung mit Daguerre's zusammenfalle. Er äußert darin unter Anderm, Daguerre habe ihm eine Menge, wissenschaftlich äußerst interessanter physikalischer Beobachtungen mitgetheilt, die ihm sein Verfahren an die Hand gegeben; auch habe er auf Biots Bitte verschiedene Experimente angestellt, die ihm für die Theorie von höchster Bedeutung zu seyn scheinen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Februar.

(Fortsetzung.)

Großer Sturm.

Der erste Eisgang dieses Jahres täuschte indeß manche fröhliche Hoffnung, und sezte die Stadt sogar einer überaus drohenden Gefahr aus; denn kaum war die Mitte des Stromes wieder vom Eise frei und die Schifffahrt wieder möglich geworden, so trieben heftige Stürme aus Nordwest die in Bewegung gerathenen Eismassen wieder zurück, und diese stauten sich unterhalb des Hafens nicht nur auf, sondern wurden durch den sich erhebenden Orkan und die ungeheure Aufregung des Wassers so übereinander geschoben, daß wir Eisberge von achtzehn Fuß Höhe erhielten, deren Anblick uns in die arktischen Gegenden versezte und uns ein noch nie zuvor gesehenes Schauspiel darbot, vor dem man zugleich voll Furcht und Bewunderung stand. Besonders bangte natürlich die Kaufmannschaft, da viele ihrer Schiffe hart bedroht waren und unter diesen Umständen der Hafen keine Sicherheit mehr darbot. Man suchte, um das gefürchtete Verderben abzuwenden, Subscriptionen zu eröffnen, um durch Menschenhände die stockenden Eismassen wegschaffen zu lassen; ja, die Kammer soll, wie man sich erzählte, 40,000 Mark (etwa 20,000 Thlr. preuß.) für die Beschaffung dieser Riesenarbeit ausgeboten haben. Allein die Zeit der Titanen und Hrimtusser ist längst vorüber, und erschrocken und zaghaft stand das moderne Pygmäengeschlecht vor einem Werke, wozu seine Kraft bei weitem nicht ausreichte. Man mußte die Hände in den Schoß legen und die Natur walten lassen. Und sie waltete auch diesmal mit Liebe, wenn gleich, wie immer, etwas zutäppisch und plump, doch Heil erstrebend, wie sie es in den menschlichen kranken Körpern zu thun pflegt, in denen sie durch heftige Fieber, Blutergüsse u. s. w. die zerstörte Gesundheit wieder herzustellen bemüht ist, wobei sie freilich oft tödtet. — Am Abend des 8ten Januar erhob sich ein Orkan aus Nordwest, wie man ihn hier nur selten erlebt. Schon am Tage zuvor hatten große Schwärme von Seemöven, die vom Meere her schreiend anlangten, auf dieses Ereigniß vorbereitet. Die ganze Natur war im Aufruhr und die erbangende Erde schien sich neu gebären zu wollen. Bald verkündeten die üblichen drei Kanonenschüsse von den Bastionen Johannes und Gerhardus — beide an der Elbseite gelegen — daß das Wasser auf zwölf Fuß am Flußmesser gestiegen sey, und schon nach sehr kurzer Frist verkündeten drei neue Schüsse ein abermaliges Steigen um einen Fuß. Nach den beiden ersten Signalen wird jeder Fuß höher nur durch einen Schuß angezeigt; doch folgten diese Schüsse in großer Geschwindigkeit aufeinander, und bald hatte man die traurige Gewißheit, daß das Wasser zwanzig Fuß hoch am Flußmesser stand; da aber die Ebbe erst um 10½ Uhr Abends eintrat, wurde die Gefahr wirklich drohend. Schon bei dem zweiten Signal hatten die Bewohner der Keller in den niedrigen Gegenden der Stadt anfangen müssen, ihre geringe Habe auszuräumen, um sie in Sicherheit zu bringen; allein die Fluth wuchs mit so reißender Schnelligkeit, daß Vielen nicht Zeit dazu blieb. Höher als am Abend des 8ten stand die Fluth im Jahr 1825 nicht, wo wir den bedrohlichen Deichbruch erlebten, und wirklich war man auch dieses Mal auf ein solches Unglück gefaßt, weßhalb man alle zur möglichen Abwehr desselben erforderlichen Anstalten traf. Die rüstigen Männer auf den Elbdeichen (Dämmen) blieben sämmtlich auf und bewachten die immer höher steigende Fluth mit sorgsamen Augen, auch wurden die Sandsäcke hervorgeholt, um, wenn ein Durchbruch sich zeigen würde, diesen sofort zu stopfen; zum Glück aber zeigte sich diesmal eine solche Vorsicht als überflüssig. Im Hafen hatten indeß Noth und Zerstörung einen sehr hohen Grad erreicht. Eine Menge Seeschiffe — wie man sagt, 28 — hatten in der Hoffnung, mit dem für die Auffahrt günstigen Nordwest den Hafen zu erreichen, alle Segel aufgespannt, und diese peitschte der sich plözlich in einen Orkan verwandelnde Sturm vor sich her, so daß sie das Bild von eben so vielen „fliegenden Holländern" darboten. An das Einziehen der Segel war nicht mehr zu denken: man mußte Gott walten lassen. Unglücksfälle konnten nicht ausbleiben: Boote wurden von Schiffen übersegelt und in den Grund gebohrt; Schiffe fuhren mit solcher Gewalt gegen die noch immer aufgestauten Eisberge an, daß sie sich darin festkeilten; wieder andere geriethen auf den Strand der Elbinseln und selbst der Deiche und lagen, als die Sturmfluth aufgehört und das Wasser sich verlaufen hatte, halb gekippt mitten im Festlande, was einen wunderbaren Anblick darbot, als der nächste Morgen alle diese Zerstörung beleuchtete.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 43.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 19. Februar 1839.

So herrlich fruchtet, was die Muse gönnt! —
Was heute fröhlich macht, was heute rührt,
Nicht etwa flüchtig wird's vorbeigeführt;
Was heute wirkt, es wirkt auf's ganze Leben.

Goethe.

Friedrich II. auf der französischen Bühne.

(Fortsetzung.)

Ich erschien gekleidet, als sollte ich eben auf die Bühne treten. Mein langsamer, gemessener Gang, mein auf die linke Seite gebeugter Körper, der Kopf nach derselben Richtung geneigt, das etwas schwankende Knie, der eine Mundwinkel in die Höhe gezogen, mein glänzendes Auge, das schnell über alle Gegenstände im Zimmer glitt, als wolle es Alles mit Blitzesschnelle mustern, und dann wieder halb neckisch, halb gutmüthig lächelnd auf die Anwesenden sich richtete, alles das war von außerordentlicher Wirkung: denn der Mann, auf den es abgesehen war, fiel sprachlos in einen Lehnstuhl zurück. Hierauf führte ich vor ihm mit dem Chevalier Boufflers eine bekannte Scene auf, die in Bezug auf die englischen Subsidien und eine von den Franzosen den Engländern beigebrachte Schlappe zwischen Friedrich und dem englischen Gesandten Statt gefunden. Sein Beifall und sein Entzücken kannten keine Grenzen.

Nach diesem Erfolg beschleunigte ich die Proben und die Aufführung. Endlich klebte der Anschlagzettel an allen Ecken von Paris. Das Publikum strömte von allen Seiten herbei. Ich war nicht ohne Besorgniß, so sehr ich mich auch in meinem Kostüme fühlte. Ich hatte zahlreiche und höchst achtbare Zuschauer, und unter ihnen einen furchtbaren Augenzeugen. Ich spielte vor der ganzen Gesellschaft des Herzogs von Orleans und des Herzogs von Nivernois, ich sah in den ersten Logen mehrere Deputirte der Generalstaaten, und unter ihnen einen, dessen breite Brust, dessen gewaltiger Kopf mit der dichten Perrucke fast eine ganze Loge ausfüllte; man nannte ihn mir, es war Mirabeau. Auch erfuhr ich, daß der Prinz Heinrich halb versteckt in einer Loge Richter über die Wahrheit eines Gemäldes seyn werde, dessen Hauptfigur sein heldenmüthiger Bruder war.

Ich trat ein. — Unmöglich läßt sich der Eindruck beschreiben, den mein Erscheinen im Saale machte. Kein Ton, keine Bewegung; Alles war so still, daß, als ein Schnupftuch aus der dritten Logenreihe niederfiel, Dazincourt behauptete, er habe dasselbe beim Niederfallen rauschen hören. Die Schildwachen auf der Bühne präsentirten das Gewehr; ich musterte mit einem Blick die kriegerische Haltung meiner Soldaten; langsam den Kopf um die Läufe ihrer Gewehre wendend, hatte ich ein mißvergnügtes Achselzucken für die linke Schildwache und warf der andern das Lächeln zu, womit man einen alten Kriegsmann belohnt. Das Parterre regte sich immer noch nicht; da sagte ich zu mir, immer noch an den Soldaten denkend: du bekommst den Orden pour le mérite.

Und auf einmal, als wäre mein Gedanke ein Signal gewesen, erscholl eine Salve von Applaus aus allen Ecken des Saales; dann, als ich mich umwandte, um zu sprechen, trat die vorige Stille ein, alles wie nach militärischem Commando. Ich begann; Alles gelang mir, ich wurde gefeiert, beklatscht beim Kommen, beim Gehen; die Vivats betäubten mich fast; der Prinz Heinrich weinte — ein schöner Triumph!

Nur Ein Mann störte mein Glück. Er blieb durchaus theilnahmlos; den Kopf auf seine Hand gestützt, saß er da vom Beginn des Stucks, bis der Vorhang niedergefallen war. Es war, als wollte er absichtlich gegen die freudige Bewegung protestiren, die um ihn her laut ward. Die Leser errathen, daß es der Edelmann war, den man mir als Mirabeau bezeichnet hatte. Alles hätte ich darum gegeben, gerade diesem einzigen Manne Beifall abzugewinnen; wäre das Stuck länger gewesen, ich hätte nur fur ihn allein gespielt. Er verdarb mir meinen Triumph; später aber erfuhr ich den Grund dieser grausamen Gleichgultigkeit. Mirabeau hatte eine geheime Geschichte des Berliner Hofes herausgegeben, in der er sich über alle dortigen Personen lustig machte und eine Menge Indiskretionen beging. Ganz Paris hatte dies Buch verdammt; aber der Skandal schafft Käufer. Ludwig XVI. war daruber um so mehr entrustet, als der Prinz Heinrich eben Frankreichs Gastfreundschaft in Anspruch genommen, und hatte dem Parlamente befohlen, dem Buch den Proceß zu machen. Ich war sehr froh, daß die Starrheit dieses Felsens während der Vorstellung nicht auf meine Rechnung kam, sonst wäre mir mein großer Tag fur immer verdorben gewesen.

Reise- und Lebensbilder.

(Fortsetzung.)

Von allgemeinerem Interesse sind jedoch die politischen Begebenheiten, die uns in diesem Jahre bevorstehen. Sie sind nicht wie die übrigen Lehren und Warnungen allein für den 12ten Grad berechnet, auch meinen Landsleuten möge die Weisheit Barba=neras zu gute kommen, auch sie mögen sich nach den gegebenen Winken richten und sich vorsehen. Der parenthetische Commentator ist übrigens mit dem Berichterstatter ein und dieselbe Person.

Januar. Erste Woche. Es werden interessante Entdeckungen gemacht. Feuersbrunst in einer orientalischen Stadt. Man erwartet wichtige Neuigkeiten. (Mit welcher bewundernswürdigen Bestimmtheit äußert sich der Sterndeuter! sein kleiner Finger mußte es ihm gesagt haben. Kaum acht Tage nach der Verkündigung ist auch die Begebenheit und der Kurier mit dem preußischen Ultimatum schon eingetroffen.)

Zweite Woche. Ein Proceß ängstigt eine Familie. Man erwartet die Bestrafung einiger Verbrecher. Große Paraden. (Höchst glaubwurdig.)

Dritte Woche. Ein General ist auf Reisen. Man erzählt sich wunderliche Geschichten. Ein Regiment rückt in eine Stadt ein und verbreitet Schrecken.

Vierte Woche. Diplomatenreise. Erdbeben. (Ist doch drei Wochen fruher eingetroffen — was kann Barba=nera fur die Ungeduld des Vesuvs?)

Februar. Erste Woche. Ein Minister übernimmt das Portefeuille. Eifersucht und Streit zwischen jungen Leuten. (Ich beschwöre die Schönen, bei Beginn des Carnevals diese Warnung zu beherzigen und Unheil vorzubeugen). Viel Spitzbuben.

Zweite Woche. Eine Prinzessin geräth in große Gefahr. Diverse Kaufleute machen bankerott. Ein Minister arbeitet. (Hört! hört!)

Dritte Woche. Das Wort eines Diplomaten gibt zu vielen Auslegungen Veranlassung. (!)

Vierte Woche. Auf einer entfernten Insel entdeckt man viele Mißvergnügte. (Barba=nera stichelt.) Ein Prinz wird geboren. Viel Einbrüche finden statt. Man spricht von unbestimmten Neuigkeiten.

März. Erste Woche. Einige schlechte Menschen beklagen sich. (Wohl gar über das Buon-governo? Welche Bosheit!)

Zweite Woche. Das gesetzgebende Bureau einer Hauptstadt wird uneinig. Von Seiten irgend eines Hofes wird irgend eine lobenswerthe Maßregel ergriffen.

Dritte Woche. Verschiedene ausgezeichnete Personen begeben sich nach einer Hauptstadt. (Fade!)

Vierte Woche. Man liest in öffentlichen Blättern mehrere telegraphische Berichte. Eifersucht zwischen zweien Höfen. Die Auflösung eines Ministeriums scheint bevorzustehen. (Dürfte eben so gut beim Schluß einer jeden der 52 Wochen prognostizirt werden.)

Die Weissagungen dieses römischen Nostradamus fur die folgenden Monate aufzuzeichnen, verbietet mir der beschränkte Raum. Nur den bedeutendsten sey eine flüchtige Erwähnung vergönnt.

In der Mitte Mai's hofft man die baldige Consolidirung einer Verfassung. (Wozu Gott seinen Segen geben möge!) — Gegen Ende Junis werden viele Reisende von Räubern angefallen. Die Unzufriedenheit wächst in einer entfernten Provinz. Zwei Literaten gerathen in Fehde. (Kaum glaublich.) — Im Juli widersprechen sich die Zeitungsnachrichten. — Im Monat August reist ein gewisser Fürst auf's Land. Streit und Uneinigkeit bei einer parlamentarischen Sitzung. Die Politiker ziehen gar

sonderbare Folgerungen. **Un regno so trova ridotto ad un situazione compassionevole (Poverello!)** — Der Oktober bedroht uns mit verschiedenen Umtrieben und der Reise eines Fürsten durch sein Land. — Im Lauf des Novembers geht es wild her: Geächtete flüchten sich in die Berge. Ein Minister wird laut getadelt. Stürmische Verhaftungen. Verdächtige Personen reisen. Regimenter schiffen sich ein. Es gibt viel zu sprechen. — Im December wird einem guten Fürsten von einem guten Volk Beifall zugejauchzt. Die Intriganten stehen beschämt. (Ende gut, Alles gut.)

Die Unfehlbarkeit der Voraussagungen wird übrigens durch ein dreifaches Imprimatur bekundet, durch die Unterschrift des Vikarius des h. Offizio, des Bischofs von Foligno, des apostolischen Delegaten zu Perugia. Die zum Schluß des Büchleins angehängte Genealogie schließt mit dem 31sten Juli des vorigen Jahres ab und ist mithin von altem Datum. Sie beginnt wie billig mit dem Kirchenstaat, gibt das Alter des regierenden Papstes auf 71 Jahre an, und die Zahl der Kardinäle, welche das heilige Kollegium bilden, auf 56. Dreizehn Hüte sind vakant. Die ältesten Kardinäle zählen 84 Jahre, der jüngste 39.

Das einzige Unklare im ganzen Barbanera ist die Cabala für den Lottospieler, welche jedem Monat angehängt ist. Sie ist fast zu orakelmäßig gestellt. Ich wage mich an keine Uebersetzung und gebe nur eine dieser Anweisungen als Pröbchen:

Uno e 4 danno l'estremo,	4		1		6
Otto e 7 vengon poi.		5		7	
Giocatori, dite voi					
Sei con 5 che farà?	8		3		4

Wer diese Frage zu lösen versteht, setze im Monat Mai in die Lotterie. Es kann ihm nicht fehlen.

Einiges aus der Reise eines Kapuzinergenerals.

Hartmann von Reinegg wurde 1726 zum Oberhaupt der Kapuziner gewählt, der erste Deutsche, dem diese Würde zu Theil ward. Trotz seiner 69 Jahre entschloß sich Hartmann, die Klöster seiner seraphischen Söhne zu besichtigen. Er durchreiste daher Spanien, Frankreich, die Niederlande, Deutschland, Helvetien und Italien. Auf dieser Wanderung, die sieben Jahre dauerte, begleitete ihn als deutscher Geheimschreiber Pater Emmerich von Hall in Tyrol. Dieser gab dann, „zu nutzbaren, auch ergötzlichen Zeitvertreibung, auf vielfältig- und sehnliches Anverlangen" eine Beschreibung der Reise heraus: „Siebenjährige Wanderschaft R. P. Hartmanni, des ganzen Capucinerordens ministri generalis. Ynsbrugg. 1733. 4." — Einige Stellen aus diesem sehr seltenen Buch werden vielleicht manche Leser ergötzen. Im ganzen Buch sind Gastronomie und Polemik ungefähr im selben Verhältnisse gemischt, wie in den folgenden Notizen.

Auf die Franzosen stichelt Pater Emmerich bei jeder Gelegenheit. „Wir versuchen nun hier in Bajona nach der spanischen auch die französische Capucinerkuchel, in welcher die Speisen zwar ziemlich wohl bereitet werden, aber sehr geschmeidig angericht: viel Teller und wenig darauf."

Bei Sables, einem Städtchen in der Bretagne, bemerkt er: „An diesem Ort lauffte bei Ankunfft P. Generalis alles Volk zusammen, und hatte unser Muletier mit seinen zwei Maul-Eßeln mehr Zuseher als mancher Pohlnischer Bären-Treiber mit seiner Schallmey-Pfeiff." — Und bei Nantes: „Heute wurde ein Predig gehalten, unter welcher die Weibs-Bilder hauffenweiß in das Claustrum hereindrangen, auch allda frey herumspatzierten, bis man letzlich dieses Geflügel-Werk doch mit heeber Müh wiederum von dannen hinausgestöbert." — Bei Augsburg heißt es: „Diese vornehme Reichsstadt ward im Jahr des Herrn 1703, da ich mich daselbst im Noviciat befande, von denen Franzosen hart belagert, auch endlich wirklich eingenommen; als aber folgendes Jahr Prinz Eugenius in der siegreichen Schlacht bei Höchstatt den französischen Goggelhahn dermaaßen gerupft, daß er annoch mit Schmerzen daran gedenket, wurde Augsburg und selbige Gegend von so unbeliebigen Gästen erlediget."

Zur Probe, wie deutsche Verhältnisse besprochen werden, Folgendes: „Die Speißkuchel ist hier (in Köln) zwar gut, doch siehet man fast nichts als Mehlspeisen und sehr vieles von kalten Sachen, als sch reinern Schunken u. dgl. Indessen muß sich ein reisender Magen in Warmes und Kaltes zu schiken wissen." — Als der General nach Bacharach kam, mußte, obgleich die Bürgerschaft größtentheils protestantisch war, auf Befehl des Kurfürsten von der Pfalz mit allen Glocken geläutet werden. Dies entlockt dem Pater folgenden schadenfrohen Seitenhieb: „Wie nun dieses unverhoffte Glockenspiel dem Herrn Pastor und seiner Hausfrauen etwan gefallen, lasse ich dahin gestellt seyn." — Straßburg gibt vollends Veranlassung zu einem siegprangenden Ausfall auf die Protestanten: „Die Lutheraner haben in dieser Stadt das freie Religions-Exercitium, nicht aber die Calvinisten. Im allhiesigen großen Kranken-Spital, so unsre Patres bedienen, wird Rarität halber ein Wein aufbehalten, der über 210 Jahr alt, folgsam älter als der lutherische Glauben ist."

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Februar.

(Fortsetzung.)

Sturmfluth. Ominöser Traum. Mystifikation.

Von dem Leben in den niedrigen Theilen der Stadt kann man sich kaum einen Begriff machen. Diese boten im wörtlichsten Verstande den Anblick von Venedig dar, indem alle Gassen zu schiffbaren Kanälen geworden waren, und wirklich mit Kähnen beschifft werden mußten, um die Passage zu erzwingen. Sobald die wirkliche Gefahr beseitigt war, zeigte sich Alles voll Leben und Rührigkeit, ja selbst voll Heiterkeit: es gab aller Orten für die physische Kraft und die Industrie zu verdienen, und wenn das ist, dann ist der überaus thätige Hamburger immer bei der Hand. In den überschwemmten Gassen wimmelte es bald von Kähnen aller Art, und improvisirte Schiffer boten aller Orten ihre Hülfe an. In Gegenden, wo das Wasser minder hoch stand, offerirten rüstige Arbeitsleute sogar ihre Schultern Männern und Frauen, um den Weg durch das Wasser zurückzulegen, und selbst zarte Damen durften es nicht verschmähen, sich von diesen modernen heiligen Christopheln durch die wogenden Fluthen tragen zu lassen. Dabei fielen natürlich, außer manchen malerischen und ergözlichen Scenen, auch hin und wieder Prellereien von Seiten der Träger vor, die, in der Mitte des Wassers angelangt, plözlich ihre anfänglichen Forderungen erhöhten, und wollte man ihnen nicht willfahren, die armen Geprellten mitten in der Gasse niedersezten, so daß sie sich zu einem wenig behaglichen und zuträglichen kalten Bade verurtheilt sahen. Nachts wurden die Gassen mit einer Menge von erleuchteten Schiffen befahren; diese schwimmenden Lichter auf der brausenden Wasserfläche, die das Bild der Flamme zitternd abspiegelten, hatten ganz das Ansehen von Irrwischen, die sich über eine sumpfige Fläche hinbewegen, was sich überaus malerisch, ja fast feenhaft ausnahm. Man konnte sich den durch alle diese wechselnden Bilder erregten Betrachtungen um so ungestörter überlassen, da mit der Mitternacht die drohendste Gefahr für die Stadt beseitigt war, indem von da an die Fluth zu sinken anfing. Mit Recht wird der Ausländer, der an solche Ueberschwemmungen nicht gewöhnt ist, die Frage aufwerfen: wo bleiben die Bewohner der Keller und der der Ueberschwemmung ausgesezten Gebäude, und auf welche Weise bergen sie ihre geringe Habe? Ein uralter Gebrauch, den selbst der Inhumanste nicht zu verletzen wagen würde, befiehlt den Bewohnern der nächstliegenden, geschüzteren Gebäude, die Bedrohten sammt ihren Effekten bei sich aufzunehmen, bis das Wasser sich wieder verlaufen hat. So geschah es auch diesmal. Bei solchen und ähnlichen Gelegenheiten zeigt sich der biedere, menschenfreundliche und hülfreiche Charakter des Hamburgers in seinem vollsten Glanze: Hohe und Niedere helfen einander brüderlich; der Unterschied der Stände hört für den Augenblick auf und man bringt einander ohne Murren Opfer aller Art.

Von diesen großartigen Ereignissen sey es mir vergönnt, auf eine, zwar in ihren Folgen unwichtigere, doch gleichfalls auf traurige Weise interessante Begebenheit der lezten Tage überzugehen. Folgendes wurde mir von einer zuverlässigen Person, die in der Nähe des Unglücklichen wohnte, von dem ich zu erzählen habe, mitgetheilt. Vor einigen Nächten hatte der Lehrbursche eines auf dem Deiche wohnenden Schlossermeisters einen entsezlichen Traum: ihm wurde nämlich in diesem die Kehle auf dem Wege nach dem drei Stunden von hier entfernten Städtchen Bergedorff abgeschnitten. Er erzählt am Morgen seinem Lehrherrn den gehabten Traum, und dieser antwortet ihm nicht ohne einige Bestürzung: „Das ist doch um so sonderbarer, da du heute wirklich nach Bergedorff gehen mußt, wo ich eine Geldzahlung zu leisten habe." Der Knabe sträubt sich und fleht; allein er muß troz dem den unglückseligen Weg antreten. Etwa auf der Mitte desselben, in Billwärder, ergreift ihn auf's Neue eine solche Angst, daß er zu dem ihm wahrscheinlich bekannten Vogt des Dorfes geht und diesen um Gotteswillen bittet, ihm bis über eine einsame und gefährliche Stelle hinaus einen Begleiter mitzugeben. Der Vogt gibt ihm seinen Knecht mit, der wieder nach Haus umkehrt, so wie er den Knaben über die bezeichnete Stelle gebracht hat. Allein dieser kann troz dem nicht fort, sondern kehrt, dem heimkehrenden Knechte nachgehend, wieder nach Billwärder um, wo er den Vogt nochmals bittet, ihm den Knecht bis Bergedorff mitzugeben: er habe Geld bei sich, einen entsezlichen Traum gehabt und fürchte sich sehr. Der brave Mann willfahrt ihm nochmals und der Knecht wird zum zweiten Male sein Begleiter. Am folgenden Tage bringt man die Leiche eines Ermordeten, den man mit abgeschnittenem Halse an einer abgelegenen Stelle auf dem Wege nach Bergedorff gefunden. Neben ihm lag ein großes Messer, mit welchem vermuthlich die That verübt worden war. Schaudernd erkennt der Vogt in dem Ermordeten den unglücklichen Schlosserburschen und zugleich das Messer für eines, das er am Tage zuvor dem Knechte gegeben, um die Weiden damit zu beschneiden, die eines seiner Ackerfelder einfassen. Als dem Knechte die Leiche und das Messer gezeigt werden, gesteht er sogleich sein Verbrechen ein, das er erst dann bei sich beschlossen, als er erfahren, daß der Knabe Geld bei sich habe. — Da ist Stoff zu einem neuen „vierundzwanzigsten Februar!"

Auf eine erheiternde Weise wurde das Publikum in der lezten Zeit durch den Uebertritt eines jungen, angehenden, wie man sagt, in seinem Fache höchst geschickten Kaufmanns zur Bühne unterhalten. Dieser junge Mann hatte sich schon früher den Musen gewidmet, und sogar unter dem Namen Ludolph Schleier ein belletristisches Blatt, den „Nordalbingischen Telegraphen," auf eigene Kosten herausgegeben; dieses mußte jedoch aus Mangel an Theilnahme — wie ich glaube, schon nach dem ersten Quartale — wieder eingehen. Troz dem gab der junge Mann seine sehr gute Comptoirstelle auf und beschloß, sich gänzlich den Musen zu widmen, und nicht nur Dramen zu schreiben, sondern selbst darin aufzutreten. Vergebens riethen ihm Wohlmeinende dies ab, da ihm zum Bühnenhelden Alles fehlt: er trat troz dem in Altona auf, und da einige Spötter sich den übeln Scherz erlaubten, ihm einen fast wüthenden Beifall zu zollen, da das ganze anwesende Publikum in diesen Scherz einstimmte, hielt sich unser armer junger Mann für einen zweiten Garrick und Roscius, und gibt jezt auf der Bühne in der Vorstadt St. Georg Gastrollen über Gastrollen, was freilich, da das ganze Publikum sich einen — wie ich glaube, unerlaubten — Scherz daraus macht, den Armen in dem Wahne zu bestärken, daß er zum Mimen geboren sey, sehr volle Häuser, aber auch großen Skandal gibt, so daß selbst die Polizei einschreiten muß. Das traurige Spiel wird leider noch immer fortgesezt und könnte leicht ein sehr unglückliches Ende nehmen. Als das traurige Zeichen einer gleichsam vom Vergnügen übersättigten Zeit und Generation ist es anzusehen, daß ein ganzes Publikum zu solchen Ergözungen seine Zuflucht nimmt, um noch ein Lächeln auf den Lippen hervorzurufen!

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 44.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 20. Februar 1839.

Mille miracula movet faciemque mutat locis, et defert montes, subrigit plana, valles extuberat, novas in profundo insulas erigit. Hæc ex quibus causis accidant, digna res est excuti. Quod, inquis, erit pretium operis? — quo nullum majus est: nosse naturam.

Seneca.

Ueber Erdbeben überhaupt und vorzüglich jene in der Schweiz. *

Von J. J. Hugi.

So viel zu allen Zeiten über die Erdbeben gesprochen und geschrieben worden, so wenig sind wir darüber noch im Reinen. Die Wirkungen sind zwar sehr gewaltig, die Ursache davon aber nicht nur gänzlich unserer Beobachtung entzogen und in's Innere der Erde gedrängt, sondern so wesentlich mit dem Wesen des Erdleibes verwoben, daß ohne durchgreifende Auffassung desselben sich nie eine genügende Erklärung denken läßt. Andernseits werden aber auch die Erscheinungen der Erdbeben beitragen, die Naturgeschichte der Erde zu beleuchten. Jede anzuführende Erklärungsart der Erscheinungen muß natürlich auf dem Gebiete der Hypothese wurzeln. Der große Haller bemerkt aber: „die Gewißheit ist ein echtes Gold, dessen Preis niemals heruntergesezt werden kann; es wäre gut, wenn wir dessen so viel hätten, daß wir der willkührlichen Münze entbehren könnten; da aber dieses nicht angeht, da wir ohne diese fast von der ganzen Naturlehre schweigen müßten, sollten wir nicht das Fehlende mit dem Wahrscheinlichen ergänzen und statt einer Ruine ein Gebäude aufführen?"

Was Herder von den Menschen sagt: „Wie der köstliche Wein von seinem Boden Geschmack nimmt, Saft und Farbe, so sind wir die Gewächse der Zeit," das gilt, wie von allen wissenschaftlichen Ansichten, so vorzüglich auch von denen über die Erdbeben. Waren z. B. in der Wissenschaft blos materielle und mechanische Ansichten vorherrschend, so wurden die Erdbeben nach diesem Maßstabe erklärt, was so weit ging, daß selbst Helmonts unterirdisch schwimmender und an die Ufer anschlagender Klöppel vollen Beifall fand. Tauchte im Laufe der Zeit die chemische oder organische Ansicht auf, oder wurde der Sinn für Physikotheologie oder Naturphilosophie vorherrschend, oder wurden auch nur einzelne wichtige Entdeckungen, wie Elektricität, Galvanismus, die Spannung der Dämpfe, die Bildung und Verbrennung der Gase u. s. w. bekannt, gleich fand man eine entsprechende Ursache jener großen Erscheinung. So sind der Theorien über die Erdbeben wohl unzählige.

Die Ansichten der Alten hat uns am besten Seneca im sechsten Buche seiner Quæstiones naturales gesammelt. Thales glaubte, die Erde sey vom Wasser getragen wie ein Schiff, und daher die Schwankungen derselben. Ein

* Dieser Aufsaz des rühmlich bekannten Naturforschers ist für jeden allgemein Gebildeten verständlich, und wird allen, die sich für Naturgeschichte überhaupt, und für das Leben der Erde insbesondere interessiren, willkommen seyn.

großer Theil der alten Weisen nahm im Erdinneen Ströme, stürzende Bäche, Seen oder Meere an, wie auf der Oberfläche. Bald nun erschüttern die bewegten Meere, bald die angeschwollenen Flüsse die Ufer und damit die Erdoberfläche; nach andern aber waschen die Innengewässer erdige Theile weg, wodurch Felsenstürze und Erdschlipse erfolgen, und dadurch die Erdbeben. Nach Anaxagoras entsteht oft im Erdinnern ein Luftzug, der die verdichtete und bewölkte Innenluft durchbricht und dadurch Feuer entlockt, wie in den Außenwolken, das nun Alles durchdringt und erschüttert. Anaximenes nimmt eine fortwährende innere Verwitterung an, und in deren Folge Felsenstürze auf das Feste oder in's Wasser, was jene Bedungen zur Folge habe. Manche andere, sagt Seneca, nehmen ein inneres Glühen an, wodurch ein ungeheurer Dampf entsteht, der vermöge seiner steigenden Spannkraft Alles auseinander treibt, weniger heftig aber eine Bewegung der Erdtheile hervorbringt. — Aristoteles und Theophrast, zum Theil auch Archelaus betrachten als Ursache der Erdbeben eine innere Ausdünstung, feucht, als Dampfentwicklung, oder trocken, als Gasentwicklung, wobei die zusammengedrängte Luft einen Ausweg sucht und alles Widerstrebende erschüttert. Strato von Lampsacus, der 281 Jahr vor Christus den Gegenstand bearbeitet, baut seine Theorie auf den Gegensatz von Kälte und Wärme, die im Erdinnern in fortwährendem Kampfe alle jene Erscheinungen bewirken. Metrodorus von Chios glaubt, in die ungeheuern Lufträume der Erde stürze Wasser oder Luft, dadurch entstehe Schall und Wiederhall, wodurch die umgebende Erdrinde erbebe wie die Wände eines Fasses, in das man hineinruft. Posidonius unterscheidet mit Recht eine senkrechte Bewegung nach oben und ein Schwanken nach den Seiten, dem Seneca noch ein eigentliches Zittern oder Beben beifügt. Das Erstere entstehe durch unterirdische Einstürze, die zwei lezteren dagegen durch eingeschlossene, einen Ausweg suchende Luft. Dieser Ansicht ist auch Callisthenes, den Alexander der Große tödtete. Democrit, Epicur und andere behaupten, keine der angeführten Ursachen sey allein die wahre, sondern aus den Erscheinungen lasse sich auf mehrere zugleich schließen; sie lassen nun Erde, Wasser, Luft und Feuer sich vereinen und gegenseitig auf einander einfließen, um jene Wirkungen hervorzubringen.

Mit dieser fast eins ist eine andere Ansicht des Alterthums, der auch Seneca zum Theil beistimmt. Er führt sie mit folgenden Worten an, mit der Bemerkung, daß die meisten Schriftsteller dieser Ansicht seyen: „Daß die Erde nicht ohne Luft sey, ist offenbar. Ich meine aber nicht die, wodurch sie mit sich selbst zusammenhängt und ihre Theile verbindet, die auch in Steinen und todten Körpern ist, sondern ich meine jene Leben gebende und erregende und alles nährende. Wenn sie keine solche hätte, wie könnte sie doch so vielen Pflanzen, die von nichts anderem leben, Luft eingießen? Wie könnte sie so verschiedene Wurzeln hegen und so Vieles und Verschiedenes erzeugen? Es konnte die Erde nicht so Vieles und Großes, ja Größeres als sie selbst ist, ernähren, wenn sie nicht voll Lebensluft wäre, die sie Tag und Nacht von allen Seiten ausströmt. Unser Körper wird angefeuchtet, theils durch diese Luft, theils durch das Blut. Wir haben aber theils enge Behältnisse der Lebensluft, durch welche sie nur strömt, theils weitere, in denen sie sich sammelt und von da vertheilt. So ist auch der ganze Erdkörper theils von Wassern, welche die Stelle des Bluts vertreten, theils von Luft durchströmt, welche man nicht anders als Lebenshauch der Erde nennen kann. Aber wie in unserm Körper beim gesunden Zustande die beweglichen Adern ihre Ordnung halten, beim gestörten Zustande aber schneller schlagen, und wie Seufzen und tiefes Aufathmen Zeichen von Entkräftung ist, so bleibt auch die Erde im natürlichen Zustande unerschüttert; fehlt es aber irgendwo, dann entsteht eine Bewegung wie in einem kranken Körper, indem die Luft ihre Adern erschüttert. Auch unser Körper erzittert nur in dem Falle, wenn irgend eine Ursache unsern Athem in Unordnung bringt, so wie er z. B. durch Furcht zusammengezogen oder durch's Alter kraftlos wird, oder durch Unthätigkeit der Adern seine Lebhaftigkeit verliert, oder durch Frost gehemmt, oder durch Fieber gestört wird." Alles Erdbeben entstehe so durch gehemmten Athmungsproceß, durch gehemmten Luftzug; die eingeschlossene, zusammengedrängte und durch die innern Processe verderbene Luft suche einen Ausweg nach oben und den Seiten, und so werden die nahe gelegenen Erdmassen erschüttert.

Aus den Jahrhunderten der Mittelzeit ist uns wenig Neues und Gediegenes bekannt; ja die tiefen Lehren des Alterthums waren gänzlich vergessen. Statt der natürlichen und rein wissenschaftlichen Betrachtungsweise der Natur, die wie bei den alten Griechen und auch theilweise bei Lucretius, bei Seneca u. s. w. finden, tauchte einerseits der unsinnigste Aberglaube und andererseits eine religiöse Ansicht auf, die zu einseitig dem Alterthum sich entgegensezte und mit diesem im Kampfe sein Heil nur in dessen gänzlicher Vergessenheit suchen mußte. Zugleich war jene Mittelzeit äußerlich zu sehr bewegt und innerlich von den Fesseln einer alles Denken beherrschenden und jede freie Aeußerung verdammenden Hierarchie zu sehr gebunden und zu wenig vorgebildet, als daß man zu tieferem Selbstdenken und Selbstforschen hätte erwachen können. Man lese die unzähligen Citate älterer Schriften in den naturhistorischen Werken des alten Jesuiten Schott, und man wird staunen über den tiefen wissenschaftlichen

Stand jener Jahrhunderte. Indessen die Zeit rang sich nach ihren Verhältnissen so gut als jede andere empor. Als die Furcht vor dem Heidenthume verschwunden war, fanden die Schriften der Alten wieder Würdigung, und das nüchterne Forschen erwachte.

(Fortsetzung folgt.)

Reise- und Lebensbilder.

Von Franz Freiherrn Gaudy.

VI.

Epiphania.

Das erste große Fest, welches das junge Jahr den Römern bringt, ist der heilige Dreikönigstag. Am Vorabend findet ein Markt von Kinderspielzeug und Eßwaaren aller Art auf der Piazza Sant'Eustachio und in den umliegenden Gassen Statt. Ganz Rom strömt hin, um die ausgestellten Herrlichkeiten anzustaunen, und sich mit Vorrath für den folgenden Tag zu versehen. Epiphania ist nämlich das Fest der Kinder, welche zum Angedenken der Gold und Myrrhen dardringenden Könige mit Spielwaaren und Naschwerk beschenkt werden. Der Römer verwandelt den Namen des Festes in Beffana, und schafft diese Beffana wieder zu einer Hexe um, welche zur Nachtzeit durch den Kamin herabsteigt, sich theils sichtbar in Gestalt einer schwarzgekleideten Puppe zeigt, theils sich begnügt, Spuren ihrer Anwesenheit zu hinterlassen, und die Taschen der frommen Kinder mit Nüssen und Konfikuren vollzustopfen. Im ersten Falle trägt sie zwei Strümpfe voll Leckerbissen in der einen Hand, in der andern eine Ruthe. Schöne Kinder schicken jungen Männern von ihrer Bekanntschaft wohl am andern Morgen ein allerliebstes Strümpfchen zu, und dem Empfänger liegt es ob, diesen naiven Pompadour mit Confetti zu füllen.

Der Markt wird nach dem Ave Maria bis zur dritten Stunde der Nacht besucht. Die Erleuchtung mit Tausenden von Lampen und Lämpchen macht sich prächtig, nicht als ob sie die unserer Weihnachtsmärkte so gewaltig überstrahlte, wohl aber weil sie unter so klarem, heiterm Himmel stattfindet, wo die Oellampe ungeschützt im Freien brennt und kein Luftzug das stille Flämmchen bewegt. Hinter der Rotonda beginnt die Region der Lebensmittelverkäufer. Jeder hat seine Waare auf das lustigste aufgeputzt. Der Fruchthändler stapelt Aepfel, Apfelsinen und Zitronen in riesigen Haufen auf, besteckt sie mit Rosen und Myrtenzweigen, und beklebt die Pinienäpfel und Nüsse mit Goldschaum; auf den Tischen der Federviehverkäufer liegen lange Reihen bis auf Kopf und Schweif gerupfter Kapaunen, wilder und zahmer Enten, Lerchen, Drosseln und Bekassinen, während in den daneben stehenden Käfichten hunderte von Stieglitzen und andern Singvögeln wild durcheinander flattern. Der Fleischhauer behängt die geschlachteten Ochsen und Zicklein mit chinesischen bunten Lampen; der Pizzicarol gallonirt seine Salami, Mortadella, Büffel- und Parmesankäse mit Silberflittern, bunten Papierstreifen und Lorbeerfestons. Jeder Waare ist ein Zettel angeheftet, welcher in kolossalen Ziffern die Preise benennt. Unter den Spielwaaren zeichnen sich die von Thon gebildeten fingerlangen Püppchen durch ihre Zierlichkeit aus. Sie dienen zur Zusammenstellung des presepio, der bildlichen Darstellung der Anbetung der Hirten, und bilden einen eigenen Handelsgegenstand. Ganze Buden sind voll kleiner Schäfchen, Eselchen, Hirten, wasserschöpfenden Mädchen, Madonnen, und über dem bunten Gewimmel glitzert der langgeschweifte Stern des Morgenlandes. Jede Familie erbaut ihren Kindern in der heiligen Nacht das Kripplein, und läßt die herumziehenden Pifferari aus den Abruzzen kommen, und die Schalmei und den Dudelsack davor blasen. Das profane Spielzeug, Tänzerinnen und Offizierpuppen, Hanswurst, antike und moderne Helme, Trommeln und Trompeten, Kesselchen und Pfännchen, gleicht sich überall. Befremdlicher erscheinen dagegen dem Nordländer, zumal dem Nichtkatholischen, die kleinen zinnernen Weihkesselchen, Monstranzen, Patenen, die Meßgewänder und Stolen von Goldpapier, die Nonnen und Mönchspuppen, die vollständig garnirten Duodezkapellchen. Sie dienen zu Geschenken für die dem geistlichen Stand bestimmten Kinder, für die schon in der Wiege dem Himmel gelobten. Kein Mensch sieht in dem Spiel mit dem Heiligsten eine Profanirung. Meine Wirthin erwiderte auf den deßhalb gemachten Einwurf, weßhalb ich denn keinen Anstoß an den Bildern der Madonna und der Apostel nehme, welche den Scudi- und Paulstücken aufgeprägt sind, und ob diese im täglichen Wechsellauf von Christen zu Ketzern, Juden und Heiden nicht noch ärger als jene Hostien und Sprengwedelchen entweiht würden? Was ließ sich darauf entgegnen? — Die Hauptlust des Epiphaniamarktes ist aber für den Römer der Lärm. Hier ist er in seinem eigentlichen Elemente, hier darf er der ihm angebornen Leidenschaft nach Herzenslust fröhnen und Probe zu dem bevorstehenden Karneval halten. Jedermann, gleichviel welchen Alters und Ranges, eilt, seine Hände mit einer Schellentrommel zu bewaffnen, ein Holztrompetchen zu erstehen, vor allem aber ein daumenlanges zinnernes Pfeifchen, und darauf seine beethovenschen Symphonien aufzuführen; wehe dem fremden Ohre, das sie anhören muß!

Mit Sonnenaufgang verkündet der Donner der Kanonen von der Engelsburg das Fest. Der Prozession in St. Peter, der feierlichen Messe in der Sixtinischen Kapelle, der griechischen Wasserweihe in St. Anastasio beizuwohnen versäumte ich zu Gunsten der in der Kirche der Propaganda nach allen Riten begangenen Messen. War dem Laien auch das Meiste um so unverständlicher, als die um Auskunft angesprochenen römischen Geistlichen selber sich mit Unkenntniß entschuldigten, so blieb mir doch die Augenlust unverkummert. Welch herrliche Gestalten, welch edle, malerische Köpfe, welch reiche Ornate zeigten sich nicht an den verschiedenen Altären unter den coptischen, arabischen, syrischen, griechischen Priestern! Einer der schönsten Männer war ein Mönch vom Berge Libanon, dessen Bekanntschaft ich vor einigen Tagen gemacht hatte. Gleich den meisten prangte er mit der Zierde eines vollen, unverkürzten Bartes, und der scharlachrothen, einer Kaiserkrone ähnlichen, abgestumpften Mitra.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Februar.

(Fortsetzung.)

Theurung. Literatur.

Wahrlich, es liegt in der gegenwärtigen Zeit weit mehr Stoff zur Trauer, als zur Heiterkeit. Das vorige, für die Produktion der ersten Bedürfnisse so ungünstige Jahr, verbunden mit wucherischer Spekulation, die von der allgemeinen Noth eben die größten Zinsen zu ziehen bemüht ist, hat in den meisten, zum Leben durchaus nothwendigen Artikeln eine Theuerung hervorgebracht, die den Menschenfreund mit Schrecken erfüllen muß. Das Brod ist um das Doppelte theurer, als in andern Jahren, und die Fleischpreise sind so gestiegen, daß die Armuth gar nicht mehr auf dieses Nahrungsmittel rechnen kann. Dazu kommt noch, daß, wegen der an andern Orten ausgebrochenen Viehseuchen, das Schlachtvieh in Holstein und Jütland von Spekulanten aufgekauft wird, und überdies auch noch der König von Dänemark seit Neujahr einen Ausgangszoll darauf gelegt hat. Von solchen Unfällen wissen aber unsere Metzger und Bäcker, die durchaus unter keiner Controlle stehen, eben ihre besten Vortheile zu ziehen, und statt die Fleisch- und Brodpreise nur um so viel zu erhöhen, als die Accise beträgt, schlagen sie gleich das Doppelte auf. Dies hat zur Folge, daß der Unbemittelte die benöthigten Lebensmittel theils aus dem nur zehn Minuten von Hamburg entfernten Altona einzuschwärzen sucht, theils lieber die Accise an den Thoren dafür bezahlt, wobei er immer noch einen bedeutenden Vortheil hat, da dort die Preise im Verhältnisse außerordentlich billig sind, auch das Brod nach amtlicher Vorschrift gebacken werden muß. Freilich gibt es in Altona keine Schlächter und Bäcker, die ungeheuer reich sind, eigene Equipagen u. s. w. haben; aber die öffentliche Wohlfahrt steht sich doch besser dabei, und so wäre eine ähnliche Controlle wahrlich auch für uns zu wünschen. Wie weit die Unverschämtheit einiger Bäcker geht, ist kaum zu glauben: das von ihnen gelieferte Brod ist um die Hälfte kleiner als früher, und das Roggenbrod, troz des um das Doppelte theurern Preises, so schlecht und so sehr mit Kleie vermischt, daß es kaum zu genießen, ja gewiß für die Gesundheit nachtheilig ist; und doch bildet es die Hauptnahrung der ärmern Klasse. Diese Uebertreibung wird indeß ihre Frucht tragen; denn eben dadurch, daß das Unheil seine höchste Spitze erreicht hat, wird man zu der Ueberzeugung gelangen, daß ihm durch heilsame Gesetze gesteuert werden müsse, wie dies bereits in andern wohleingerichteten Staaten längst geschehen ist. Ueberall, wohin man blickt, seo es auf das Materielle oder auf das Geistige, bietet sich Stoff zur Trauer und zu großen Bedentlichkeiten dar. Gährungsstoffe liegen aufgehäuft da, und hin und wieder haben bereits Gährungsprocesse begonnen. Namentlich werden diese leztern auch in der Literatur immer sichtbarer, und zwar eben in den Geistern, die sich aus der Masse herausheben. Es ist eine neue geistige Welt im Werden; aber wie wird sie sich gestalten, und welche Frucht wird diese bange, verworrene Durchgangsperiode uns bringen? Wie lange wird man in der Literatur noch beim Negiren bleiben, und wann endlich den Boden glatt genug rasirt und ausgerodet finden, um frische, bessere Saat hineinstreuen zu mögen? Dies sind die Fragen, welche der Denkende sich täglich vorlegen muß, die aber eben so lebensmüde machen, weil man sich keine Antwort darauf zu geben vermag. Zwar scheint es bei einigen bevorzugten Geistern schon Tag werden zu wollen und sie die Durchgangs- und Gährungsperiode bereits hinter sich zu haben; allein diese Wenigen, die eben durch früheres Irregehen vielleicht auf den rechten Weg geriethen, werden von den zur Zeit noch auf Irrwegen Wandelnden mit einer fast an's Gemeine streifenden Wuth verfolgt und als Apostaten verschrien, was denn wahrhaft widrige Federkriege hervorruft. Zu denen, die sich sowohl durch Geist, als durch Gesinnung gegenwärtig auszeichnen, muß man unbedingt jezt Gutzkow und den kleinen Kreis seiner nähern Freunde rechnen. Das, was er durch seine „Wally“ in Vieler Augen sündigte, vergütete er wieder durch seine neuern Geistesprodukte. Man darf wohl behaupten, daß Gutzkow, gegen den sich bei seinem Hierherkommen so viele Stimmen, so manche Vorurtheile erhoben, mit jedem Tage mehr Terrain in der guten Meinung gewinnt, wozu denn freilich sein streng geregeltes bürgerliches Leben, worauf man hier mit Recht einen großen Werth legt, nicht wenig beitragen mag. — Ein anderer strebsamer junger Mann und reichbegabter Geist ist Ludwig Wihl, den Gutzkow nach sich gezogen zu haben scheint. Er ist ein glücklicher und geschätzter Dichter, und beweist durch seine kritischen Aufsätze, namentlich im „Hamburger Korrespondenten,“ daß er Geist und Urtheilskraft in ausgezeichnetem Maße besitze. Er gehört, da auch er die Durchgangsperiode schon hinter sich zu haben scheint, durchaus zu den Gemäßigten, und strebt sichtlich nach Unparteilichkeit und Wahrheit.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 45.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 21. Februar 1839.

Da kam die Menge zusammen, und wurden bestürzt: denn es hörete ein Jeglicher, daß sie mit seiner Sprache redeten.

Lucas.
Apostelgeschichte.

Reise- und Lebensbilder.

(Fortsetzung.)

Nach Tisch strömt das Volk nach der Kirche Araceli, um die Prozession des h. Bambino zu sehen. In der zweiten Seitenkapelle zur Linken am Eingang ist schon von der Weihnachtszeit an ein Presepio errichtet. Die Jungfrau, eine fast lebensgroße Figur, sitzt bei der Wiege des Jesuskindes, der h. Joseph steht zur Seite, Hirten nahen, aus den transparenten Wolken schaut Gott Vater, von Engelschaaren umgeben, hernieder. Die Gestalten sind grell bemalt, mit Putz und Flitterstaat überladen, und dennoch macht das Ganze einen wunderbaren Effekt. Die Beleuchtung geht vom Himmel aus, von dem ein magisches Licht auf die Heiligenbilder fällt. Die Kapelle, das ganze linke Kirchenschiff sind dunkel gehalten, der Fußboden mit Knieenden überdeckt. Man hört nur das Wispern der Gebete. Dann und wann wird der schwere Vorhang der Kirchenthür aufgehoben, und ein scharfes Licht von Außen streift über die andächtige Menge, welche zu jeder Tageszeit um die Krippe geschaart ist. Am Epiphaniatage wird dem Presepio gegenuber eine Art Tribüne errichtet; festlich gepuzte kleine Knaben und Mädchen werden wechselsweise hinaufgehoben und halten eine kurze Rede bald auf die Madonna, bald auf das Jesuskind. Nach dem Hochamt wird das leztere umhergetragen. Der Santissimo Bambino von Araceli ist ein Wickelkind von Wachs, dessen silberne Krone eben so wie die Windeln von Perlen und Edelsteinen flimmern. Vorauf zieht eine Musikbande, welche Donizettis oder Mercadantes Walzer spielt; ihr folgen die Klosterbrüder, mit Kerzen in den Händen, den Zug beschließt der Prior, welcher den Bambino trägt. Zweimal wallt die Prozession durch das Haupt- und die Seitenschiffe jenes alten Tempels des capitolinischen Jupiter. Das Gedränge ist entsezlich; nur mit Mühe vermag die Miliz dem Zuge den bedürftigen Raum zu erwirken. Von weit und breit ist das Landvolk hereingeströmt; die Frauen der Gebirge in malerisch bunten Trachten, die Römerinnen mit ihren rothwollenen Kopftüchern erblühen gleich farbigen Tulpen aus dem Gewühl. Jezt bewegt der Zug sich langsam nach dem Haupteingang. Die Trompeten schmettern, der Prior tritt aus der Pforte, zeigt den Bambino dem auf der Treppe des Kapitols, auf der von Araceli, auf dem gleichnamigen Platze geschaarten Volke, und die Tausende sinken auf die Knie und schlagen zerknirscht an die fündige Brust.

Früher war es an demselben Tage, wo die Festreden von den Schülern der Propaganda in ihren verschiedenen Muttersprachen abgehalten wurden. Das Zusammentreffen

von so vielen Feierlichkeiten hat jezt die Vertagung jenes Esercizio accademico auf den nächsten Sonntag Nachmittag nothwendig gemacht. Die Straße vor der Propaganda, die Gänge und Treppen waren mit Lorbeer- und Myrtenzweigen bestreut. Ein junger, aus Koblenz gebürtiger Propagandist begrüßte in mir den Landsmann und führte mich in den festlich zu jenen Redeübungen geschmückten Saal. Im Hintergrund erheben sich amphitheatralisch über einander aufsteigende Sitze für die Alumnen; zunächst der Bühne standen die mit rothem Sammt ausgeschlagenen Sessel für die patres purpurati; ihnen folgten die langen Reihen der Rohrstühle für die Zuhörer, welche sich in großer Anzahl zu dem seltenen Feste eingefunden hatten. Jezt zogen die Schüler in ihren wallenden schwarzen und rothgefütterten Talaren paarweise ein und reihten sich auf der Tribüne. Bald nach ihnen erschienen auch sechs Eminenzen. Der lezte war der berühmte Mezzofanti, dieser Alexander unter den Gelehrten, der im Siegesflug funfzig Königreiche und ihre Millionen Unterthanen, ein halbes hundert Sprachen und deren Wortgewimmel erobert und beherrscht.

Der Schulakt begann mit einer lateinischen Rede, welche Rom als stete Siegerin durch die Gewalt der Waffen, durch die größere Macht der Wissenschaften, des Glaubens pries. Der Redner wurde applaudirt. Die anwesenden Italiener gaben das Signal und belehrten uns Fremde durch praktische Fingerzeige, wie solche Huldigung einem Jeden, der sich öffentlich hören lasse, von Gott und Rechts wegen zukomme. Jezt erhob sich ein Redner nach dem andern, bald rechts, bald links, nannte aber wohlweislich erst die Sprache, in welcher er sich vernehmen zu lassen gedenke, eine Vorsicht, die bei diesem babylonischen Stimmengewirr unerläßlich war. Eine hebräische Rede folgte, ihr eine syrische, von einem aus Aleppo gebürtigen Schüler gehalten; dieser eine samaritanische, lezterer eine arabische. Der Redner stammte vom Berge Libanon und erntete allgemeinen Beifall durch den Wohlklang seiner metrischen Dichtung, durch lebensvollen, kräftigen Vortrag. Nach ihm sprachen ein Türke und ein Perser. Ein Illyrier trug in italienischen Terzinen eine ziemlich frostige Allegorie von Tugend und Unschuld vor. Zwischen beiden brach ein junger Mann in schwarzem Fracke und blitzendem Ordensstern und gewaltigem Bart ein — es war Don Miguel. Die ihm gezollten Complimente, das Scharren der Stuhl- und Menschenfüße verschlang den Rest der Rede. Zwei junge Armenier redeten zuerst in der Schriftsprache, dann in der Mundart des Volks, und vereinigten sich dann zu einem elegischen Gesang, der stark, aber nicht angenehm an den der kosackischen Sänger, die den Pulks heulend voranziehen, erinnerte. Die nachfolgenden Sprachen waren die, georgische, mandaische und kurdische. Drei junge Männer erhoben sich, um eine chaldäische Ecloge vorzutragen; nachdem sie eine Zeitlang gestritten, ja sogar hart an einander gerathen, wie ich es aus dem heroischen Ausstampfen des Fußes entnahm, versöhnten sie sich und ließen vereinigt eine nicht allzuliebliche Hymne erschallen. Sie wurden abgelöst durch den altgriechischen Redner, dieser durch einen neugriechischen, dieser wieder durch einen Dubliner, welcher schwülstige lateinische Hexameter scandirte. Die celtische Sprache ward durch einen Mac-Intyre repräsentirt, Schottland und Irland reihten sich ihr an, diesen Illyrien und die Bulgarei. O'Connor aus Irland unterschied sich von seinem radikalen Namensvetter durch die Zahmheit seines italienischen Sonetts; weniger geduldig geberdete sich der Pole, der den Untergang der Freiheit seines Vaterlandes in schönen, männlichen Versen beklagte, worauf der Deutsche, ein kleines, blondes Jüngchen, in bluttriefenden achtzeiligen Stanzen den bethlehemitischen Kindermord und andere Kopfabschlagungen vortrug. Holland, England, Romanien und Portugal sprachen nach ihm. Ein junger Paderborner gab ein fast zu epigrammatisches Epigramm in lateinischer Sprache zum Besten: es war schon zu Ende, ehe man nur den kleinen Redner in dem immer dunkler werdenden Saale und unter den schwarzen Commilitonen ausfindig gemacht hatte. Eben so wenig genügte der Bombast der französischen Alexandriner. Eine Kalifornese, Paolo Tae, dessen charakteristische Physiognomie den fernen Volksstamm verrieth, redete erst katalonisch, dann in seiner Muttersprache, welche durch ihre barbarischen Laute allgemeinen Jubel verbreitete; hierauf ließen sich ein Spanier, ein Wallache, ein Albaneser, ein Kind des orientalischen Oceans in der Sprache der Gambier-Inseln hören. Zwei junge Egyptier hielten einen coptischen Dialog; ein Landsmann trug äthiopische Verse vor. Nun kam die altchinesische Sprache an die Reihe: Joachim Kuo von Huo-nan, mit veritabelster chinesischer Pagodenphysiognomie, streute einen Hagel von harten, Chausseekieseln gleichenden Monosyllaben über die Versammlung aus; er erntete einen wüthenden Applaus, während Jungchina leider ein zu schwächliches Organ hatte, um einen gleich vollen Lorbeerkranz zu erringen. Sein Gesang klang übrigens harmonischer, als sich nach so rauhen Lauten erwarten ließ. Ein italienisches ringraziamento beschloß die originelle Feierlichkeit, welche am folgenden Tag für die Ordensgeistlichen wiederholt wird.

Ueber Erdbeben. Von J. F. Hugi.

(Fortsezung.)

In Bezug auf unser Thema sehen wir in jener Mittelzeit zuerst wieder die Ansichten der Alten erwachen,

dann sich ergänzen und modifiziren. Pater Kircher z. B. glaubt, das Innere der Erde erzeuge alles, was die Außenfläche; Feuchtigkeit, Wasser, Luft und Feuer mit Sulphur, Nitrum, Salz u. s. w. sey in den ungeheuern Innenräumen in fortwährender Gährung, und wenn die dadurch erzeugten Dämpfe und Gase gehemmt seyen, nach der Außenfläche zu entweichen, so erschüttern sie die Höhlenwände und endlich qua data porta ruunt.

Die vorzüglichsten neueren Ansichten über Erdgestaltung, die eben so verschiedene über Erdbeben zur Folge hatten, mögen folgende seyn: Franklin betrachtet die Erde wie eine hohle Nuß, Hansten als immer thätigen Doppelmagnet, Steffens das Innere als metallischen, und Andere als granitischen Kern, Biot, Cordier u. s. w. als feurig-flüssige Masse, in allmähligem Erkalten begriffen, und Peron als einen Eisklumpen, der erst an der Oberfläche aufgethaut. Gruithuisen hält die Erde für ein Aggregat von ineinander eingesenkten Weltkörpern; nach Fischer sollen die Flötzgebirge als Ringe vom Himmel gefallen seyn und die feurig-flüssigen Urgebirge ausgetrieben und so die Erde als Aggregat vollendet haben. Nach Davy ist die Erde eine außen von der Sonne und innen durch chemische Processe erwärmte Kugel. Nach Poisson wandert sie im Weltraum, ist nun in kälteren Gegenden angekommen, wird aber wieder nach wärmeren zurückkehren. Prevost vergleicht sie mit einem Braten, der schon so lange sich am Spieß vor dem Feuer gedreht, daß endlich auch das Innere gar geworden. Nach Fourier ist sie eine glühende und nur durch Ausstrahlung außen hart gewordene Kugel. Nach Delametherie ist die Erde eine galvanische Säule. Vielleicht der größere Theil aber behauptet, die Erde sey aus einer Flüssigkeit oder einem alten Chaos hervorgegangen, bald nach mechanischen Gesetzen der Schwere, bald nach mehr chemischen, elektrischen u. s. w. Tournefort, Keppler, Poetius, die Naturphilosophen und vielleicht der größere Theil der heutigen Forscher betrachten die Erde, wie Plato, Pythagoras, Heraklit, Empedokles u. s. w. als Organismus, der aber bald pflanzen-, bald thierähnlich, bald ganz eigenthümlich gedacht wird.

Immerhin hat auf die Erklärung der Erdbeben eine vorgefaßte Ansicht über die Erdgestaltung wesentlichen Einfluß. Wenn auch Davy, Humboldt, Gay-Lussac die Erdbeben von den Explosionen der Kalimetalle, Lemery von der Entzündung des Schwefels mit Eisen, und Andere von Steinkohlenbränden herleiten, und man wieder die Elektrizität, Wasserstoff, Sauerstoff, Dämpfe und die ganze Chemie zu Hülfe ruft, so gründen sich doch alle jene Annahmen wieder auf irgend eine allgemeine Erdansicht, und dienen nur, in Verbindung mit derselben die Sache zu entwickeln.

Naheren Einfluß auf die Entwicklung der Theorien über Erdbeben hatten fast immer die Vulkane, die heißen Quellen, die Zunahme der Wärme nach Innen, dann die Annahme, daß nur zwanzig Meilen tief unter der Erdfläche die Luft vermöge des atmosphärischen Druckes dichter als Gold seyn müsse, ferner Stukelys Berechnung, daß ein dreißig Meilen sich erstreckendes Erdbeben wenigstens fünfzehn bis zwanzig Meilen tief herauf kommen müsse. Meist jedoch legt man auf jene Annahmen zu viel Gewicht und erwägt zu wenig, daß sie theils einseitig, theils nicht ganz erwiesen sind.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Februar.

(Auszug aus einem Privatbriefe.)

Die kaiserliche Familie.

Blicken wir am Anfang des neuen Jahres zurück, um die durchzogene Straße des verflossenen zu überschauen, so müssen wir gestehen, daß wir sie recht bequem, obgleich etwas langweilig zurückgelegt haben. Wenig hervorspringende Berge haben den Weg durchschnitten, und Abgründe sind hier zu Lande fast unmöglich. Welchen Nachgeschmack das Jahr 1838 hinterlassen — wer will das bestimmen? Im Grunde ist der Zeitraum eines Jahres viel zu kurz, um die Farbenveränderung des socialen Lebens scharf und kenntlich hervortreten zu lassen; ist doch selbst in Paris und London dies zu bestimmen unmöglich, wenn nicht etwa die Politik den Pinsel ergreift, um der socialen Physiognomie einige markige Striche aufzutünchen. In Oesterreich aber behält das Angesicht der Societät seine ruhigen Züge, und nur die Zeit bringt hie und da einige Falten und Schönpflästerchen hinein. Nehmen wir etwa die humane Bewegung, welche die Ueberschwemmung in Ungarn hier hervorbrachte, aus, so sehen wir nirgends einen Punkt, der das Niveau des gewöhnlichen Einerlei unterbrochen hätte. Das wichtigste Ereigniß bleibt die mehrmonatliche Abwesenheit des Kaisers. Wenn die Abwesenheit des Hofs in jeder Residenz eine Veränderung des geselligen Barometers hervorbringt, so ist dieses in Wien um so mehr der Fall, da sich jene Veränderung nicht nur in den höhern Kreisen, sondern auch in den untern Volksklassen manifestirt. Wien heißt nicht umsonst die Kaiserstadt; es gehört zum Charakter dieser Residenz, daß der Kaiser innerhalb ihrer Mauern sich befindet. Der Wiener fühlt sich unbehaglich, wenn er nicht um die Mittagsstunde die sechs milchweißen Rosse der Erzherzogin Sophie durch die Jägerzeile rollen sieht, wenn er nicht Abends in der Loge das ruhige Gesicht des Erzherzogs Franz Karl erblickt, wenn er nicht Sonntag Morgens den Kaiser und die Kaiserin, umgeben von den blitzenden Uniformen der ungarischen und deutschen Garden, den feierlichen Zug in die Burgkapelle antreten sieht. Der Wiener ist gewohnt, fast täglich in die unmittelbare Nähe der kaiserlichen Familie zu kommen.

Im Gedränge der öffentlichen Vergnügungen, auf Spaziergängen, Redouten ꝛc. kommt bisweilen der Rock des Bürgers mit dem eines kaiserlichen Prinzen in Berührung, im Prater fährt der Wagen der Kaiserin nicht selten hinter einem schlichten Fiaker im langen Zuge her, ohne die Ordnung zu stören, und will man endlich den Kaiser selbst sehen, so braucht man nur im Winter Nachmittags auf die Bastei zu gehen; der Mann im einfachen Oberrocke, der dort in Begleitung zweier anderer Herren fast unbemerkt promenirt, das ist der Kaiser mit seinen Oheimen, dem Erzherzoge Karl und dem Erzherzoge Ludwig. Fast an jedem hübschen Winternachmittage kann man dem Kaiser auf dieser Promenade begegnen, und wer ihn nicht persönlich oder aus dem Porträt kennt, der ahnt gewiß nicht, daß der schlichte Mann, der neben ihm einhergeht, der Beherrscher des österreichischen Staats ist. Selbst aus den Mienen der übrigen Spaziergänger ist nichts zu merken, sie ziehen den Hut und gehen ruhig vorüber; nur Wenige bleiben stehen, aber fast keiner verräth im Ausdruck seiner Physiognomie jenes Erstaunen, welches eine ungewöhnliche Erscheinung hervorzubringen pflegt. Von jener ängstlich kleinlichen Etikette, mit welcher sich hier und da mancher Hof, selbst untergeordneten Ranges, umpanzert, ist hier keine Spur zu finden. Ich führte vor einiger Zeit zwei Fremde, die aus einer kleinen deutschen Residenz hieher kamen, in das Burgtheater. Es wurde gerade ein beliebtes Lustspiel von Deinhardstein gegeben und das Publikum überließ sich seiner natürlichen Laune, lachte, applaudirte, empfing die Schauspieler ꝛc. ganz nach gewöhnlicher Weise. Als der Vorhang nach dem ersten Akte gefallen war, begann jene laute Conversation, worin der Wiener vielleicht nur von dem Italiener übertroffen wird. Plötzlich stieß mich einer meiner Gäste leise an: „Wer sizt dort oben in jener glänzenden Loge?“ — „Es ist der Kaiser,“ antwortete ich. — „Unmöglich,“ flüsterte jener fast erschrocken, „bemerken Sie nur, wie laut, wie ungebunden das Publikum ist.“ — „Und dennoch sehen Sie da oben den Kaiser lächeln, und die Kaiserin schaut ganz behaglich durch ihre Lorgnette zu uns in's Parterre herab: Sie können daraus zur Genüge sehen, daß man unsere Ungebundenheit nicht übel nimmt.“

(Fortsezung folgt.)

Hamburg, Februar.

(Schluß.)

Mystiker. Theater.

Im benachbarten Holstein rührt sich der „alte Maulwurf“ wieder einmal unter der Erde. Claus Harms, Probst und Pastor zu Kiel, der berühmte Thesenmann, oder, wie man ihn wohl scherzweis nennt, der Papst von Holstein, eifert aufs Neue gegen die Aufklärung und namentlich gegen die Dintersche Schullehrerbibel. Die Sache ist diese: Ein Schullehrer in Süder-Dithmarschen (Holstein) erhielt, zum Beweise der Anerkennung seiner Berufstreue, von der patriotischen Gesellschaft die Dintersche Bibel zum Geschenke. Dies hielt Pastor Harms für eine Versündigung am Christenthume und zog sowohl gegen die Geber, als gegen den Empfänger im „Izehoer Wochenblatte (einem Provinzialblatte) donnernd los, was natürlich mehrere Repliquen veranlaßte, unter denen sich die des Archidiakonus Wolf in Kiel durch Gediegenheit und christliche Würde auszeichnet, und der Gesinnung ihres Verfassers um so mehr Ehre macht, da er mit Harms auf einer Kanzel steht. Uebrigens verhalten sich die Mystiker in unserer Stadt und Umgegend ziemlich still und treten, wenn auch noch geheim fortwirkend, doch nicht mehr so laut und entschieden auf, als vor einigen Jahren, sey es, weil sie zu begreifen anfangen, daß ihr Reich ein Ende habe, sey es, weil der Unwille der Herrscher über die Königsberger Muckergeschichte und die Auswanderungen ganzer, durch die Mystiker irre geleiteter Gemeinden sie eingeschüchtert, oder endlich, weil die Hauptschreier ihren Zweck erreicht und die gewünschten Versorgungen gefunden haben. Bei uns ist ganz ersichtlich das Unwesen dadurch mehr in den Hintergrund getreten, daß diejenigen, welche am lautesten und keckften ihre Stimme zu Gunsten der Verfinsterung erhoben, Anstellungen, nicht sowohl von den Behörden, als von ihren Anhängern erhielten. So ist der Candidat Morath, ein eifriger Vertheiler der Traktätchen, die er in einem Seebade den dort anwesenden Damen auf eine belästigende Weise aufgedrungen haben soll, zum zweiten Prediger in Mölle befördert worden; der Candidat Wichern ist Vorsteher der Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder, die, von den Mystikern begründet, ganz in ihrem Sinne und Geiste verwaltet wird; der Candidat Pehmöller ist Superintendent bei der Gesellschaft für die Heidenbekehrung — so lautet der Titel, wenn ich nicht irre — und der famöse Herausgeber des berüchtigten „Bergedorfer Boten,“ Candidat Brauer, Vorsteher einer Anstalt, worin Missionäre gebildet werden, die von dem Volke, charakterisch genug, „die Muckeranstalt“ genannt wird. Die drei Leztern haben treffliche Stellen mit guten Einkünften, sind verheirathet und — schweigen jezt, wo sie zu schreien nicht mehr nöthig haben. Ich denke, das ist bezeichnend genug.

Das hiesige Stadttheater ist noch immer bemüht, seinen alten Ruhm zu behaupten; manches classische Stück geht über unsere Bühne, das wohl allein durch eine gute Darstellung sich erhält, da der Geschmack des Publikums sichtlich im Argen liegt. Unter den neuern Opern hat die Halevysche: „Guido und Ginevra, oder die Pest in Florenz,“ wahrhaft Furore gemacht; aber, zu unserer Schande sey es gesagt, weniger durch guten Text und gediegene Composition, als durch die außerordentlich schönen und reichen Decorationen des Theatermalers Cocchi, verbunden mit einer vortrefflichen Darstellung. — Ole Bull hat uns nochmals besucht und zwar reichen Beifall von Seiten der Kenner, aber nicht mehr jenen Enthusiasmus gefunden, den er bei seinem ersten Auftreten fand: er war nicht mehr neu. — Das sogenannte zweite Theater schmachtet ersichtlich nach Neuigkeiten, d. h. nach pikanten, wozu namentlich Lokalpossen zu zählen sind, denn mit diesen, so wie mit Parodien, kann es allein das Haus füllen, da ihm zu ernsteren und größeren Darstellungen die Mittel fehlen. Das Auftreten des oben erwähnten Ludolph Schleier im Theater zu St. Georg thut ihm großen Schaden, und dürfte wirklich das leztere, sehr artige Theater mehr in Aufnahme bringen, als dem zweiten Theater lieb seyn kann.

Beilage: Kunstblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 46.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 22. Februar 1839.

Pfui! wer handelt mit Schwefelfaden!

Schiller.

Der Gewürzkrämer.

Nach Balzac.

Die ganze Geschichte erklärt es hinlänglich, warum das Große, das unsere Zeit hervorbringt und erstrebt, sich in der heutigen Literatur nicht spiegelt, warum sie aber ein getreues Bild dessen ist, was an der Zeit klein und unkräftig erscheint. Mehr als je geht in der raschen äußern Entwicklung der Mensch in der Masse unter; der durch die Verfolgung von Gesammtwirkungen befangene Sinn der Zeitgenossen hat weder Lust noch Muße, auf die eigenthümlichen Lebensäußerungen der Einzelnen zu achten; man gewöhnt sich immer mehr, bei Betrachtung socialer Verhältnisse, wie beim Betrieb der Geschäfte, nach ganzen Summen zu rechnen, und die einzelne Scheidemünze, wie das Individuum, als unerheblichen Bruch zu ignoriren. Hand in Hand mit dieser Richtung des allgemeinen Geistes geht in der schönen Literatur die Vernachlässigung oder die Schwäche der individuellen Charakterzeichnung, und der Trieb, statt Porträts, Carrikaturen zu malen, als Repräsentanten ganzer Classen von Charakteren. All den Vereinen zu hundert Zwecken, den tausend auf Aktien betriebenen Unternehmungen entsprechen in der Poesie jene idealen Individuen, jene Typen, auf welche die Charakterzüge ganzer Stände, Gewerbe, politischer, religiöser, literarischer Parteien übergetragen sind. In diesen meist burlesken Gemälden sind ihrem ganzen Wesen nach vorzüglich die Franzosen stark, und sie haben diese reiche Quelle eines wohlfeilen und nur zu leicht schießen und nichts beweisenden Witzes nach allen Richtungen und mit allen Kunstmitteln ausgebeutet.

Eben wird wieder in Paris ein Werk angekündigt, das sich mit solcher poetischen Genremalerei ganz eigens beschäftigt und zur Vermehrung der Wirkung die illustrirende Zeichnung herbeizieht. Beim bekannten Verleger Curmer erscheint nächstens unter dem Titel les Français eine Sammlung von Charakteren und Typen, wozu Balzac, J. Janin, Cormenin, Madame Ancelot u. s. w. Beiträge liefern. Sie wird in wöchentlichen Lieferungen, 48 an der Zahl, ausgegeben, deren jede nur sechs Sous kostet. Jede Lieferung gibt einen Originaltypus: der Bankier, der Nationalgardist, der Deputirte, der Taschendieb, la femme comme il faut u. s. w. mit Tertillustrationen von Gavarni, Traviès, Gigoux u. A. Daß hier, wie so oft, gleich ihrer zwölf und mehr zu einem Werk zusammentreten, charakterisirt die Zeit wie die Literatur.

Wir haben den ersten Probebogen erhalten, der den Epicier von Balzac enthält, und geben die Hauptpartieen dieser Arbeit des geistreichen, aber viel zu viel schreibenden Mannes.

Zum voraus ist zu bemerken, daß das deutsche Gewürzkrämer den Begriff von Epicier keineswegs erschöpft. Das Geschäft des Pariser Epicier ist weit ausgedehnter als das unseres Gewürzkrämers. Man findet bei ihm alle die Artikel, welche Balzac in der folgenden Skizze in den Text eingeflochten hat, und die man bei uns in zehn verschiedenen Laden, beim Materialienhändler, Apotheker, Zuckerbäcker ꝛc. suchen muß. Seit der Julirevolution ist aber der Epicier ein politischer Typus geworden. Das Wörterbuch der Akademie definirt den Epicier als einen Mann, der Gewürze und Spezereien verkauft; diese Definition ist aber jezt viel zu eng, sofern man den Spieß- und Pfahlbürger überhaupt darunter versteht. Was dem deutschen Studenten der Philister, das ist der jeune France der Epicier.

Wir hoffen später den Artikel: la femme comme il faut, gleichfalls von Balzac, folgen lassen zu können.

* * *

Manche Leute, undankbare Seelen, gehen unbekümmert am dreimal heiligen Laden des Gewürzkrämers vorüber. Thut dies ja nicht! So widerwärtig, schmierig und schlechtbemüzt auch der Ladenbursche, so blühend und vollmondlächelnd auch der Ladenherr seyn mag, ich betrachte sie stets mit Achtung und rede sie mit der Ehrerbietung an, welche der Constitutionnel ihnen bezeugt. Ich lasse eine Leiche, einen Bischof, einen König vorbeipassiren, ohne Acht darauf zu geben, allein einen Gewürzkrämer kann ich nie mit gleichgültigem Auge ansehen. Meinem Dafürhalten nach ist der Gewürzkrämer, dessen Allgewalt sich kaum von hundert Jahren herschreibt, eines der schönsten Produkte der modernen Gesellschaft. Ist er nicht ein eben so ungemein ergebenes als ausgezeichnet nüzliches Wesen, eine beständige Quelle von Süßigkeit, Licht und wohlthätigen Nahrungsmitteln? Ist er nicht der Handlanger Afrikas, der Geschäftsträger Indiens und Amerikas? Gewiß, der Spezereikrämer ist alles das; aber was seiner Vollkommenheit die Krone aufsezt, er ist alles das, ohne es zu ahnen. Weiß etwa der Obelisk, daß er ein Kunstdenkmal ist?

Ihr schnöden Spötter, bei welchem Gewürzkrämer seyd ihr je eingetreten, der euch nicht mit freundlichem Lächeln und abgezogener Mütze bewillkommt, während ihr euern Hut auf dem Kopf behieltet? Der Mezger ist roh und eckig, der Bäcker blaß und mürrisch; allein der dienstfertige Gewürzkrämer hat in allen Stadtvierteln eine holdselige Miene. Der Fußgänger jeden Standes, der in Verlegenheit ist, wendet sich daher weder an das verdrossene Wissen des Uhrmachers, noch an den mit bluttriefendem Fleisch umringten Ladentisch, hinter welchem die rothwangige Mezgerin thront, noch an das mißtrauische Gitter* des Bäckers; er wartet, bis er an einen Spezereiladen kommt, um einen Fünffrankenthaler wechseln zu lassen, oder nach seinem Wege zu fragen; er ist fest überzeugt, daß dieser Mann, der allerchristlichste des gesammten Handelsstandes, für Alle da ist, obschon er am meisten zu thun hat; denn die Zeit, welche er den Vorübergehenden widmet, stielt er sich selbst ab. Man findet viel eher ein schlechtgewachsenes Frauenzimmer, als einen unhöflichen Gewürzkrämer.

(Fortsezung folgt.)

* Seit der Plünderung der Bäckerladen in der ersten französischen Revolution sind diese Laden in Paris vergittert.

Ueber Erdbeben. Von J. F. Hugi.

(Fortsezung.)

Nur bei der organischen Ansicht über die Erdbildung scheint mir eine natürliche und haltbare Theorie der Erdbeben möglich; daher zuerst einige Worte über jenen Organismus.

Bekanntlich hat Alexander von Humboldt in einer großen Reihe von Versuchen Thon, Steinsalz und viele andere Gesteine in bestimmte Mengen von atmosphärischer Luft eingeschlossen, wobei diese sich verminderte, indem der größere Theil des Sauerstoffs mit der Gebirgsart sich vereinigte und dagegen Kohlen- und Wasserstoff gebildet wurde. Diese Versuche wurden später von Saussure, Böckmann, Ruhland, Schübler und vielen Andern wiederholt und auf fast alle Gebirgsarten angewendet, wodurch als unwidersprechliche Thatsache sich ergeben, daß die Gebirgsarten unserer Erdkruste das Ein- bis Zehnfache ihres Volumens Luft absorbiren, wobei der Sauerstoff größtentheils an die Gebirgsart tritt und dagegen aus dieser Kohlen- und Wasserstoff sich entwickelt.

Zu ähnlichen Resultaten führt auch die Betrachtung der Natur. Manche Gebirgsarten werden unter atmosphärischem Einflusse wechselsweise bald naß, bald trocken, wenn auch die Hygrometrie keinen größern und geringern Wassergehalt anzugeben vermag; andere dagegen befeuchten sich weniger, bekommen aber einen lohligten oder erstickenden Geruch, aus welchem allem man an vielen Orten auf künftige Zersetzung der äußern Atmosphäre zu schließen gewohnt ist. Auf jeden Fall wird durch die Verwandtschaft der Atmosphäre zu jenen Gebirgsarten die erstere zerlegt, die vorher entsäuerte Gebirgsart gesäuert und theils Wasser, theils Kohlensäure u. s. w. gebildet. Bekannt genug sind die wechselweisen Luftströme

in das Innere der Gebirgshöhlen und der Grubengebäude; eben so weiß jeder Gebirgsmann und Naturforscher, daß die Flamme des Lichtes, welches man vor den Felsgebilden hin und her bewegt, bald in die zarten Schichtenklüfte und Spältchen gezogen, bald aber von entgegengesetztem Luftstrom nach außen gebogen wird, und daß alle diese Erscheinungen durchaus nicht von der Temperatur abhängen, sondern nur durch die Zersetzung und Umwandlung der Luft im Innern des Gesteines bedingt sind. Welchen Sinn endlich hatten die bösen Wetter in den Grubengebäuden, gegen welche man allenthalben mit so großen Unkosten fortwährend frische Luftströme einführen muß, um das Athmen der Arbeiter möglich zu machen, wenn sie nicht durch Absorbtion des Sauerstoffs und durch Umwandlung der aufgenommenen Luft bedingt würden? Daß jene Gase schon gebildet aus dem Innern des Gesteins oder aus weiter Tiefe von vulkanischen Herden u. s. w. heraufströmen, ist wohl noch nie im Ernst behauptet worden, wohl aber, daß selbe fortwährend an Ort und Stelle sich entwickeln müssen, was aber nur bei der Zersetzung der Atmosphäre durch die Gebirgsarten sich denken läßt. Diese Behauptung wird zur Gewißheit durch die Thatsache, daß die Verderbung der atmosphärischen Luft und die Entwicklung des kohlensauren Gases nur an bestimmte Schichten gebunden ist, und daß oft in höheren oder tieferen Schichten andere, entsäuerte Gase, wie Wasser- oder Stickgas u. s. w. sich entwickeln.

Schon aus dem Angeführten ergibt sich, daß das rhythmische, fortwährende Einsaugen und Zerlegen der sauerstoffreichen Luft ein fortwährendes Ausscheiden und Ausstoßen von irrespirablen Gasarten zur Folge haben müsse. Ein solches aber tritt uns allenthalben entgegen, ja die ganze Erdfläche nimmt fortwährend eine Menge Sauerstoff auf und gibt dagegen andere Gasarten von sich, wodurch der Thonboden in Ackererde, alles Vegetabilische in Humus umgewandelt und alle Vegetation bedingt wird. Doch abgesehen von diesem allgemeinen Ein- und Ausathmen brechen allenthalben eine unzählige Menge Ströme von irrespirablen Gasarten zu Tage. Ein sehr kleiner Raum am Laacher-See stößt nach Bischofs Beobachtungen täglich über 600,000 Pfund Kohlengas aus. Solche Gasquellen, Hundsgrotten, Solfataren, Luft- und Schlammvulkane, brennende Wasserstoffquellen u. s. w. finden sich über die Erde hin allenthalben, millionenweise. Die meisten jener Quellen von irrespirablen Gasarten sind rhythmisch, nehmen täglich regelmäßig oder mit der Aenderung des Wetters zu oder ab, oder hören auf und erscheinen regelmäßig wieder. Bedeutungsvoll sind auch im Orient jene vielen Löcher, welche die alten Bewohner durch die verschlackte Erdkruste bis zu den lockeren Gebirgsarten gegraben, in denen nun, nach Niebuhr und andern, fortwährend heftig die Luft aus- und einströmt, und über welche der Patriarch Joseph, der sein Leben in jenen Gegenden zubrachte, die Notiz gibt, daß die alten Bewohner durch Grabung jener Löcher in die Tiefe die früher so häufigen Erdbeben abgeleitet oder unschädlich gemacht hätten.

Als nächste Folge dieser Einathmung, Umwandlung und Ausathmung erscheint die Quellenbildung, die keine andere Theorie noch genügend zu erklären wußte. Da die Theorie der atmosphärischen Niederschläge durch Thatsachen und Berechnungen widerlegt wurde, so nahm man zu hederartigen Kanälen oder Dampf seine Zuflucht, der aus dem Erdinnern steigen und in den hohlen Gebirgskuppen sich wieder condensiren sollte. Die Beobachtung in Bergwerken, Höhlen und beim Brunnengraben zeigt aber auf's bestimmteste, daß alle Quellen in Klüften, Spalten, Höhlen nur tropfenweise entstehen, nach und nach zusammensintern und zu Tage kommen. Gewöhnlich ist die Bildung der Quellen nur an gewisse, meist thonigte, lockere Schichten gebunden, die auf die Bestandtheile des Wassers so geringen Einfluß haben, daß z. B. Eisenlager nicht Eisenquellen, Salzlager nie Salzquellen erzeugen. Die sogenannten artesischen Brunnen erscheinen nur, wenn bestimmte lockere Schichten durchbohrt sind. Daß alles Quellwasser Anfangs kohlensauer ist, in seinem Verlaufe aber die Säure verliert und zu Flußwasser wird, weiß Jeder, aber eben so, daß die von den Gebirgsarten und der ganzen Erdfläche eingesogene atmosphärische Luft bei der Umwandlung den Sauerstoff verliert und dann irrespirabel der Erde entsteigt.

Nicht nur mit dem Festen des Erdkörpers steht die Atmosphäre in inniger Wechselwirkung und fortwährender Thätigkeit, mit demselben ein einziges untrennbares Wesen bildend, sondern selbst das Meer wiederholt die gleichen Processe. Es ist allgemein bekannt, daß vor Ungewittern auch bei vollkommenster Windstille das Meer in heftige Bewegung geräth und gleichsam zu sieden scheint. Bei der Insel Nisida hörte ich bei schönstem, stillstem Wetter zu Anfang der Nacht öfters ein heftiges Brausen mit Wellenbewegung, ohne daß später übles Wetter folgte. Vor der Erscheinung her ging jedesmal ein schönes Leuchten des Meers. Vom Verdeck herab sah man auf dem Wasser millionenfach einzelne Lichtpünktchen entstehen und im gleichen Momente vergehen. Am Kiel des Schiffes, oder wo immer das Wasser sich rieb oder schlug, schien Alles zu glühen. Vom Verdeck her sah man jenes Leuchten nur in der Entfernung von etwa dreißig Fuß; stieg man höher, so erweiterte sich die glänzende Fläche um das Schiff, und umgekehrt nahm sie ab. War das Auge einen Fuß über dem Wasser, so sah es die Leuchtpunkte nur 1½ Fuß weit. Von elektrischer Erscheinung zeigten auch die zartesten Kügelchen nicht die

geringste Spur; hielt man dagegen das Auge möglichst nahe an die Wasserfläche, so sah man zwei bis drei Zoll unter selber jeden Augenblick kleine Bläschen entstehen, leuchten, emporsteigen und vergehen. Mit größter Bestimmtheit beobachtete ich diese Bläschenbildung schon früher nach langer Windstille südlich von Sardinien an hellstem Tage. Die erzeugten Bläschen waren im grünlichten Wasser ungemein hell und würden gewiß bei der Nacht als leuchtende Punkte erschienen seyn. Die Erscheinung brachte unruhiges Meer, dem später sanfter Wind folgte, welcher endlich den Gang des Schiffes wieder förderte.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Februar.

(Fortsetzung.)

Oesterreichische Dichter und Künstler. Theater.

Indem ich mich aber bemühe, Ihnen die Farbe des verflossenen Jahres zu schildern, muß ich auf das Reich der Farben selbst übergehen und die Kunstausstellung berühren, die, obgleich eine der interessantesten, welche in den Sälen zu St. Anna jemals Statt fand, dennoch keine genügende Besprechung in den außerösterreichischen Journalen gefunden hat. Es ist anerkannt, daß fast jeder Aufschwung, den die Poesie eines Volkes oder einer Zeit genommen hat, ein geistiges Echo in der Kunst fand und bewirkte. Poesie und Kunst sind Milchschwestern, die stets aus den Brüsten des Zeitgeistes eine und dieselbe Nahrung sogen. Die Poesie hat in Oesterreich in den lezten zwei Decennien eine Blüthe entfaltet, welche dem übrigen Deutschland eine Anerkennung abgewann, die früher der österreichischen Literatur nie zu Theil geworden ist. Aus welchen Quellen diese neue geistige Stimmung nun immer sprudeln mag, so viel ist gewiß, daß im Gebiete der Kunst dieselbe Erscheinung sich wiederholen mußte. Wirklich haben gleich die ersten Coryphäen dieser neuen Periode der österreichischen Poesie: Grillparzer und Zedlitz, ähnliche Repräsentanten im Bereiche der Kunst an Schnorr und Kraft gefunden; Schnorr's Faust hat auf der hiesigen Gallerie nicht weniger Sensation erregt, als Grillparzers Ahnfrau auf der hiesigen Bühne. Wenn nun aber seitdem der Kreis der österreichischen Dichter sich vergrößert hat, so zeigte die lezte Kunstausstellung, daß die Kunst auch nicht zurückgeblieben sey. Eine Schaar jugendlicher Künstler, die wir noch im Nachtrabe glaubten, sahen wir plözlich mit leuchtenden Augen und sieghaften Waffen in den ersten Reihen kämpfen, voll Glut und Eifer, ihren alten Meistern den Lorbeer abzugewinnen. Die trefflichen Bilder von Pollak und Swoboda, die Genregemälde des Naturalisten Reder x. x. sind nicht nur als Erzeugnisse der Gegenwart, sondern auch als Bürgen einer noch schönern Zukunft erfreulich. Ein nicht zu verkennender Berührungspunkt zwischen dem österreichischen Dichter und Künstler ist jene gesunde Sinnlichkeit, die es mehr mit dem Empfundenen als mit dem Erdachten hält, und die in ihren Darstellungen mehr das Concrete als das Abstracte liebt. Der norddeutsche Künstler und Poet mag dem österreichischen in der Idee, in der Spekulation überlegen seyn; in der Farbenpracht, in der Versinnlichung steht er zurück. Wo Poesie und Kunst aus dem Bereiche des Verstandes in das Gebiet der Phantasie übergehen, wo das Geistige eine Mischung von Sinnlichem enthält, da läßt der österreichische Dichter und Maler seine kräftige Individualität walten, und die Farbentöne klingen und glänzen im Spiel einer sprühenden Einbildungskraft. Welche Herrlichkeit, welch unnachahmliche Farbenpracht strahlt aus den Gemälden Ammerlings! Bilder, welche durch die Composition sich auszeichnen, lassen sich beschreiben, die Farbe aber, die Carnation, das Licht ist außer dem Bereiche der Feder, und so kann ich Ihnen bei dem besten Willen keine Schilderung von jenen wunderbaren Bildern Ammerlings geben, unter welchen besonders seine „junge Morgenländerin" die Phantasie aller Beschauenden entzündete, und monatelang das Gespräch des Tages blieb. Ein anderer Berührungspunkt der österreichischen Dichter und Maler ist ihre beiderseitige Vorliebe für Naturschilderung. In der österreichischen Poesie ist die Lyrik und in der Malerei die Landschaft überwiegend. In lezterer steht Gauermann, alle hiesigen Maler weit überragend, als eine ganz originelle Erscheinung da. Die Eigenthümlichkeit dieses Künstlers läßt sich vielleicht nicht treffender bezeichnen, als indem man seine Bilder mit den Gedichten Lenaus vergleicht: dieselbe sanfte Melancholie in der Naturanschauung, derselbe durchsichtige Farbenschmelz, der Waldgeruch, das saftige Grün, der kühne Baumschlag u. s. w. Lenau und Gauermann gefallen sich beide in Schilderungen von Waldscenen, und diese sind unstreitig die trefflichsten ihrer Schöpfungen. Es ließe sich noch manche Parallele zwischen österreichischer Kunst und Poesie aufstellen und durchführen, so z. B. der Mangel an größeren Compositionen. Wie in der Literatur die Novelle nur wenig bei uns angebaut wird und fast jedem andern Felde in der Poesie untergeordnet dasteht, so ist es in der Malerei mit dem Genrebilde der Fall; und wie in dee Literatur das große Epos ganz vermißt wird, so scheint auch im Gebiete der Kunst das historische Gemälde ganz zurückzutreten. Indeß würde mich die Schilderung der Verhältnisse und Ursachen, warum diese Zweige der Poesie und Kunst so wenig entwickelt sind, zu weit führen. Ich wende mich lieber zu den Theaterangelegenheiten, die in der That keinen geringen Raum in dem geselligen Leben der Wiener einnehmen. Es ist wirklich zum Erstaunen, welche wichtige Rolle hier noch immer das Theater spielt. Es ist verzeihlich, wenn in kleinen Residenzen und Provinzialstädten, wo der Bach des öffentlichen Lebens matt im Sande verrinnt, das Schauspielhaus zum Mittelpunkt der geselligen Freuden wird; aber in dieser kolossalen Stadt, wo das Leben einem rauschenden Meere gleicht, das in ewiger Ebbe und Fluth immer neue Erscheinungen an's Ufer wirft, hier ist es unbegreiflich, wie jene armselige Lampenwelt noch immer das ungeschwächte Interesse für Hunderttausende dergestalt behalten hat, daß es den Mittelpunkt aller Conversation und Vergnügungen bildet.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 47.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 23. Februar 1839.

Ob nie die Hand ihm bebte, ahnungsvoll:
Daß seine Mutter Rom von Zions Trümmern
Gesteinigt einst, erschlagen werden soll?

A. Grün,
fünf Ostern.

Ein Fund in der Opferbüchse.

Silbern seh' ich's heute glasten
In dem braunen Kupfermeer.
Seltner Schatz im Opferkasten,
Gröschlein, ei, wo stammst du her?

Welch ein ungewohnt Gepräge,
Wie man's nicht in Rollen trifft?
Eh ich dich zum andern lege,
Sprich, weß Bild und Ueberschrift?

Was? ein Lorbeer statt der Krone
Auf dem hochgetragnen Haupt?
Du gehörest einem Sohne
Roms, vom Siegerkranz umlaubt!

Wie gebietrisch, wie allmächtig
Sehn mich Stirn und Augen an!
Und die Umschrift wie so prächtig:
Imperator, und — Trajan!

Du, des größten Reichs von allen
Unverwischter, großer Held,
Mußt als Opferpfennig fallen
Einem andern Herrn der Welt!

Du, der vor des Unthiers Zähne
Den Bekenner werfen hieß, *
Und, beim Gähnen der Hyäne,
Des Jahrhunderts Milde pries: **

Liegst du, liegst du, stolzer Kaiser,
Dem Gekreuzigten zu Fuß?
Pflücken deines Lorbeers Reiser
Deutsche Bauern Ihm zum Gruß?

Ja, in dunkler Zeit erloschen,
Schärft sich wieder mein Gesicht;
Und vor mir in diesem Groschen
Hält des Menschen Sohn Gericht!

Gustav Schwab.

---

* Trajanus sprach das Urtheil: „Wir gebieten, daß Ignatius, welcher vorgibt, er trage einen Gekreuzigten in sich, von den Kriegern gebunden und in die große Stadt Rom geführt werde, damit er den wilden Thieren zur Speise diene, dem Volk aber zur Belustigung."

Sendbrief des Philo und Agathopus, 2,25.

** „Namenlose Klaglibellen (gegen Christen) sollen keine Anschuldigung veranlassen. Denn dies ist vom schlimmsten Beispiel, und nicht unsers Jahrhunderts."

Trajans Brief an Plinius (X.,98.)

Ueber Erdbeben. Von J. F. Hugi.

(Fortsetzung.)

Bei Taranto stellte ich eine Menge näherer Versuche an. Oesters sah ich den Muschelfischern zu, welche die Bohrmuschel, pholas dactilis, mit langem Messer aus dem thonigten Grund heraus stachen. Sie standen etwa zwei Fuß im Wasser, stachen mit dem Messer den Grund aus, schlugen mit der Hand das trüb gewordene Wasser weg, sprizten dann mit einer Feder Oel auf das Wasser und sahen nun, wo die Muschel liegen möchte. Bei näherer Untersuchung zeigte sich das Wasser jedesmal so voll sich entwickelnder Bläschen, daß man wirklich die Muschelöffnung nie sehen konnte. Sobald nun Oel aufgegossen wurde, hörte die Bläschenbildung auf und man sah auch das zarteste Steinchen. Oesters sah ich das innere Meer bei Tarent (mit dem großen nur durch einen sechs Fuß breiten Kanal in Verbindung und ganz von Gebirgen eingeschlossen) bei vollster Windstille in heftigster Bewegung und beobachtete dabei die gleichen Erscheinungen, nur so stark, daß es zu sieden schien und die Wellen sich hoben. Dabei fuhr ich einst mit einer Tonne Oel hinaus, goß es aus und sah den Wellenschlag rasch sich mäßigen. Gleiches sah ich auf dem großen Meer, wo ich den Raum zwischen der Peters- und Paulsinsel fast ganz mit Oel bedeckte.

Daß die Alten das Oel als wogestillend kannten, ist eine so bekannte Thatsache, daß Niemand widersprechen konnte. Neuere und Aeltere erklären es dadurch, daß das Oel die mechanische Reibung zwischen Luft und Wasser hemme; allein wenn man die gehemmte Bläschenbildung beobachtet, kann keine andere Ansicht gelten, als daß Luft und Meer fortwährend in Wechselwirkung stehen und sich jederzeit gegenseitig auszugleichen suchen, daß aber durch fetten Ueberzug die Berührung und Affinität zwischen beiden aufgehoben wird. Die Wasserhosen, das Senken der Wolken, das Aufsteigen des Meers und unzählige Erscheinungen könnten hier noch angeführt werden, vielleicht selbst die Ebbe und Fluth; wenigstens haben eine Menge Beobachtungen die Mondtheorie bereits erschüttert; und zudem erscheint auch die Absorbtion und Exhalation der Luft auf dem Erdfesten durchaus rhythmisch. Nach den bestimmtesten Beobachtungen von Heidler, Brandes, Krüger u. s. w. steht zu Marienbad, Pyrmont, Ems, Meinberg u. s. w. das ausgestoßene Gas am höchsten bei Aufgang der Sonne, fällt dann allmählig bis zwei oder drei Uhr, steigt dann wieder bis zur Nacht, und während dieser wieder zu fallen.

Gleicher Rhythmus zwischen Inhalation und Exhalation herrscht über die ganze Erdfläche, was vorzüglich zwischen den Wendekreisen das mit der erwähnten Gasemanation gleich gehende Steigen und Fallen des Quecksilbers beweist. Nach acht Uhr steht es am höchsten, fällt dann bis gegen drei Uhr, steigt darauf sechs bis sieben Stunden, fällt wieder bis Morgens vier Uhr und steigt wieder bis acht Uhr. Daß der Gang des Barometers, wie alle wichtigen Veränderungen in der Atmosphäre, von jener Ein- und Ausathmung bedingt sey, kann keinem Zweifel mehr unterworfen seyn. Keine der unzähligen Theorien war bisher im Stande, die Erscheinung des Barometergangs und die Zersetzung der Luft genügend zu erklären. Gleicher Rhythmus herrscht nun auch in der Bewegung des großen Oceans von einem Ende zum andern; und sehr wahrscheinlich wird er hier ebenfalls durch die Wechselwirkung zwischen Luft und Meer oder deren wechselweise Ausgleichung und den Uebergang ihrer Formen hervorgebracht. Wenigstens der Theorie, daß der Stand des Mondes Ebbe und Fluth bewirke, widerspricht eine Menge Thatsachen; und keineswegs richtet sich diese Meeresbewegung allenthalben nach dem Stande des Mondes.

Mit den angeführten Thätigkeiten des Meers steht seine Farbe jedesmal in inniger Beziehung. Alle Seemänner nennen das Meer das größte Kamäleon. Nie ist seine Farbe über sechs Stunden sich gleich, sondern sie wechselt, ohne Einfluß der Helle und Farbe des Himmels oder des Grundes, in so unzähligen Uebergängen vom Hellblauen in's Dunkle und Meergrüne, daß dieser Wechsel zu den schönsten Schauspielen des Beobachters gehört. Mir ist das erwähnte Leuchten, jene Blasenbildung und Bewegung jederzeit erst dann vorgekommen, nachdem die Farbe des Meers vom Blauen in's Grüne übergegangen war.

Wir sehen somit die Atmosphäre in fortwährender inniger Wechselwirkung mit dem Erdganzen; beide sind gegen einander keine todten, bloß mechanischen Massen, sondern es herrscht zwischen beiden eine rege Wahlverwandtschaft, eine fortwährende Ausgleichung, Bildung und Umbildung. Das höhere Thier nimmt die atmosphärische Luft durch eigene Organe auf; in diesen wird das schwarze, entsäuerte Blut gesäuert und umgebildet, indem der Sauerstoff gierig mit dem Blute sich vereint und aus diesem Kohlenstoff frei wird. Das gesäuerte Blut geht nun in den ganzen Körper, wo es wieder entsäuert wird, indem es allenthalben saure Stoffe absezt, wie Galle, Schweiß u. s. w. Das auf diese Art entsäuerte Blut strebt sofort wieder nach dem anregenden Lebenselemente; und in diesem Rhythmus von Säurung und Entsäurung, in diesem Schwanken der flüssigen Form zwischen der luftigen und festen, und in der fortwährenden Umgestaltung und Ausgleichung besteht aller Lebensorganismus. Bei den niedrigen Thier- und Pflanzenformen verschwinden allmählig die eigenen Athmungsorgane und die Luft wird mit der ganzen

Körperfläche aufgesogen, in allen Theilen des Körpers werden die Säfte gebildet, und aus allen Theilen der Oberfläche entsteigt wieder die entsäuerte Luft. In Folge dieser Thätigkeit erzeugen sich unzählige neue Stoffe, z. B. beim Thiere Eisen im Blute, Kalk u. s. w. Der leztere ist bei den Korallen so häufig, daß er ganze Inseln bildet, während doch die zarten Thierchen nie grobe kalkige Stoffe genießen. So erzeugt sich im Pflanzenleibe, auch mit destillirtem Wasser begossen und auf Schwefel u. s. w. erzogen, eine Menge Eisen, Kupfer, Kiesel und der größere Theil der sogenannten elementaren Stoffe. Auf gleiche Weise sehen wir fortwährend auf der ganzen Erde ähnliche Stoffe in Folge der Säuerung, Wasserbildung und Entsäurung sich bilden, z. B. Torf, Kohle, Tuff, ganze Kalklager, Salpeter, Salze, Eisen u. s. w., so daß die allmählige Entwicklung der Erde uns nicht ferner räthselhaft erscheinen kann. Je rascher aber bei allem Organismus das Ein- und Ausathmen und die innere Umgestaltung erfolgt, desto intensiver wird die Wärme, ja diese kann nichts anderes seyn als gesteigerte Thätigkeit bei der Umwandlung und Ausgleichung der Formen, die auch beim Feuer vorzüglich energisch, obwohl nicht rhythmisch, und mithin nicht organisch, sondern nur chemisch ist. So ist die Erdwärme nicht die Folge eines **Centralfeuers**, sondern der in allen Theilen vor sich gehenden fortwährenden **Umgestaltung der atmosphärischen Luft**, der rhythmischen innern Säurung und Entsäurung.

(Fortsetzung folgt.)

Der Gewürzkrämer

(Fortsetzung.)

Gewisse Leute haben es gewagt, aus den Wolken ihrer falschen Scheingröße, ihres starren Verstandes oder ihrer kunstreich zugestuzten Bärte herab, den Gewürzkrämer einen Gimpel zu heißen. Sie haben aus seinem Namen ein Sprichwort, eine Meinung, ein Ding, ein System, eine europäische und encyklopädische Figur gemacht. Man sagt: „Es ist ein Gewürzkrämer!" wenn man eine Masse schlimmer Prädikate zusammenfassen will. Es ist hohe Zeit, daß man diesen Diokletians des Spezereihandels den Garaus macht. Was hat man an dem Spezereikrämer auszusetzen? Etwa seine mehr oder weniger rothbraunen, grasgrünen oder chokolatfarbigen Beinkleider? seine blauen Strümpfe in Schlappen, seine Pelzmütze mit grünangelaufener Silbertroddel oder schwarz gewordener Goldquaste, seine dreieckig zusammengelegte, bis an's Zwerchfell reichende Schürze? Aber hat denn unsere gemeinbürgerliche Gesellschaft, wo es keinen Geburtsadel mehr gibt und wo alles so emsig arbeitet, wie die Ameisen, das Recht, diese ehrenvollen Zeichen der Arbeitsamkeit zu verspotten? — Käme es etwa daher, weil man gewöhnlich annimmt, daß ein Spezereikrämer gar nicht denkt, und von Kunst, Literatur und Politik gar nichts weiß? Und wer hat denn die zahllosen Auflagen von Voltaire und Rousseau verschlungen? wer kauft denn die „Souvenirs et Regrets" von Dubufe? wer hat die Kupferplatten des „Virgil'schen Kriegers," des „Leichenbegängnisses eines Armen" und des „Angriffes auf die Barriere von Clichy" * abgenuzt? wer weint bei den Melodramen? wer hält noch etwas auf den Orden der Ehrenlegion? wer nimmt Aktien auf fabelhafte Projekte? wer füllt die ersten Logenreihen der komischen Oper, wenn „Adolph und Clara" oder das „bürgerliche Stelldichein" gegeben wird? wer liest die Romane von Paul de Kock? wer besucht und bewundert das neue historische Museum in Versailles? wer hat dem „Postillon von Longjumeau" seinen Ruf verschafft? wer wählt die gefährlichsten Deputirten der Opposition, und wer unterstüzt die energischen Maßregeln der Regierung gegen die Ruhestörer? der Gewürzkrämer, der Gewürzkrämer und abermals der Gewürzkrämer! Man findet ihn mit dem Gewehr im Arm auf der Schwelle aller, selbst der entgegengeseztesten Nothwendigkeiten, gleich wie er auf der Schwelle seiner Hausthür steht und nicht immer begreift, was vorgeht, aber alles mit seinem Stillschweigen, mit seinem Gleichmuthe und mit seinem Gelde unterstüzt. Wenn wir keine Wilde, keine Spanier oder Saint-Simonisten geworden sind, so haben wir es der großen Armee der Gewürzkrämer zu danken. Sie hat Alles aufrecht erhalten; vielleicht hält sie eins wie das andre aufrecht, die Republik so gut wie das Kaiserreich, die Legitimität so gut wie die neue Dynastie; allein so viel ist gewiß, daß sie aufrecht erhält. Aufrecht erhalten ist ihre Devise; wenn sie nicht irgend eine gesellschaftliche Ordnung aufrecht erhielte, an wen sollte sie denn verkaufen? Der Gewürzkrämer ist etwas sich von selbst Verstehendes, das bei wichtigen Krisen vor- oder rückwärts geht, den Mund auf- oder zumacht. Ist nicht sein Glauben an die hergebrachten Albernheiten wahrhaft zu bewundern? Man wehre ihm einmal, sich vor einem Bilde von Paul Delaroche zu drängen, die Kinder des General Foy auszustatten, für Armenbälle zu unterschreiben, auf Judenpech und Erdharz zu spekuliren, das Holen der Asche Napoleons vorzuschlagen, und seinen Jungen je nach den Umständen als polnischen Lancier oder als Artilleristen der Nationalgarde zu kleiden! Du würdest dich vergebens abmühen, prahlerische Journalist;

* Diese Kupferstiche findet man in Paris in jedem Bürgerhause.

aber es ist gar nicht deine Absicht; du bist zu allererst bei der Hand, Feder und Presse vor ihm zu neigen, ihm ein freundliches Gesicht zu machen und ihn in die Falle des Abonnements zu locken.

Ist aber die Bedeutung dieses Eingeweides, welches dem gesellschaftlichen Leben so unentbehrlich ist und von den Alten vielleicht vergöttert worden wäre, je recht aufgefaßt worden? Es baut einer als Spekulant ein Stadtviertel oder ein Dorf; er hat mehr oder weniger Häuser fertig; er war so gescheut, an eine Kirche zu denken; er findet verschiedene Sorten Einwohner, er rafft einen Schulmeister von der Straße auf, Alles findet sich nach und nach: ein Pfarrhaus, Adjunkte, ein Flurschütz ꝛc., kurz, es wird etwas hergestellt, was nach Civilisation aussieht, gerade wie man einen Kuchen backt. Aber nichts hält zusammen, das Ganze fällt auseinander, so lange man diesen Mikrokosmus nicht durch das stärkste aller Gesellschaftsbande, durch einen Gewürzkrämer verbunden hat.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Februar.

(Fortsetzung.)

Neue Theaterstücke. Halms Imelda.

Das Burgtheater brachte im Laufe des vorigen Jahres in Allem 18 Novitäten, darunter zehn Originalstücke und acht Uebersetzungen. Unter den Originalstücken waren fünf von einheimischen Dichtern, nämlich „Weh dem der lügt," Lustspiel von Grillparzer; — „zwei Familien" Schauspiel von Bauernfeld; — „die Fremde" Schauspiel von Madame Weissenthurn; — „die Malthes er" Schauspiel von Kuffner; — und „Imelda Lambertazzi" Trauerspiel von Halm. Ueber die ersten drei habe ich Ihnen bereits geschrieben; Kuffner's „Malthes er" liegt der gleichnamige Roman von Van der Velde zu Grunde, und erspart mir somit die Inhaltserzählung. Die dramatische Bearbeitung ist, ohne gerade durch ergreifende Situationen und schwunghafte Verse sich auszuzeichnen, dennoch so, daß das Stück mehrere Aufführungen erlebte. Ueber Halms „Imelda" muß ich mich hingegen etwas weitläuftiger aussprechen, da dieser Dichter seine dramatische Laufbahn mit einem so glücklichen Schusse begann, daß ein Echo in ganz Deutschland wiederhallte und es auf alle künftigen Produktionen desselben gespannt machte. Das jüngste Kind Halms aber ist ohnstreitig sein schwächstes, und wie sehr die hiesige Tageskritik sich auch bemühte, die Mängel desselben zu bemänteln, so klaffte hinter diesem schönrednerischen Mantel dennoch die tiefe Wunde hervor, an welcher das Stück verblutet. Welches Schicksal kann wohl einen Dichter treffen, der eine Ilias post Homerum schreibt? und Halm that dies. Der Stoff dieser Imelda ist kein anderer als „Romeo und Julie," nur daß die Liebenden hier Fazio und Imelda heißen, und die „Montecchi und Capuletti" die Namen Geramei und Lambertazzi führen. Der Schauplatz, wo diese zwei Geschlechter mit wildem Haß einander verfolgen, ist Bologna. Das Trauerspiel beginnt mit einem Turniere, welches die Stadt angeordnet hat, und wobei zur Hütung des Friedens die Geramei und Lambertazzi sich verleiden mußten, nicht mitzukämpfen. Imelda, die reizende Tochter des alten grimmigen Lambertazzi, soll dem Sieger den Kranz überreichen. Dieses bewegt Fazio, den Neffen und Erben Gerameis, der die Jungfrau heimlich liebt, verkleidet in die Schranken zu reiten und den Kranz zu erkämpfen. Er wird erkannt, und vergebens bemüht sich der Podesta, die gereizten Gemüther zur Versöhnung zu stimmen; der Streit flammt von Neuem auf, und zwar um so erbitterter, als Fazio zur Vermittlung desselben eine Verbindung zwischen ihm und Imelda vorschlägt. In stiller Mondnacht wagt Fazio die Gartenmauer in der Burg Lambertazzis zu übersteigen, und in einem Zwiegespräch beschließen beide eine Zusammenkunft bei dem in der Nähe hausenden Klausner, um dort sich zu vermählen und zu fliehen. Wenn nun diese Gartenscene uns durchaus an die unsterbliche Balkonscene in der Shakespear'schen Dichtung erinnert, so trägt die darauf folgende Scene nur noch mehr dazu bei. Fazio wird nämlich auf dem Rückwege von Azzo, dem Verlobten Imeldas, angegriffen und erlegt diesen im Zweikampfe, wie dort Tybald von Romeo erschlagen wird. Nun folgt die Katastrophe: die Liebenden finden sich des andern Morgens bei dem Klausner zusammen. Aber Imeldas Brüder haben die Spur der Flüchtigen ausgekundschaftet. Bernardo, der eine, ist dem andern vorausgeeilt und fällt Fazio mit dem Schwerte an; er wird niedergestochen. Jetzt kommt auch der zweite Bruder herbei, auch er wird niedergestoßen. Aber die Waffen waren vergiftet, und Fazio, obgleich nur leicht verwundet, wird von dem Gifte überwältigt. Imelda, die in der Klausnerhütte mittlerweile gebetet, tritt heraus, erblickt die Gefallenen, hört von dem Geliebten, was geschehen, saugt das Gift aus seiner Wunde und stirbt mit ihm. Jammernd steht der Vater, der alte Lambertazzi, bei den Leichnamen seiner drei Kinder. Auch der alte Geramei langt an und der Podesta vereint, wie der Prinz in Romeo und Julie, die Hände der Feinde. Wie unnatürlich und wahrheitswidrig aber diese Schlußversöhnung hier angewendet ist, fällt zu stark in die Augen, als daß es nöthig wäre, Worte darüber zu machen. Es ist keineswegs meine Absicht, das Stück mit dem kritischen Messer zu zergliedern und die Mängel und Schönheiten desselben darzustellen. Ich sage absichtlich die Schönheiten, denn obgleich dieses Trauerspiel vom zweiten Akte an matter, ja zuletzt fast komisch wird, so ist doch die Behandlung des ersten Aktes so meisterhaft, daß sie auch das beste Werk zieren würde. Und überhaupt trifft nicht die Ausführung, sondern die Wahl des Stoffes der schärfste Tadel. Was müssen wir von dem denken, der ohne die Intention, einem alten Stoff eine neue Seite abzugewinnen, eines der größten Kunstwerke der Welt ergreift, seine Glieder auseinander zerrt, die edelsten und schönsten Theile herabfallen läßt, die übriggebliebenen dann locker zusammenfügt und es zur Schau als sein Werk ausstellt? Auch Raupach hat in seiner „Corona von Saluzzo" den Frevel begangen, sich am Stoff von „Romeo und Julie" zu vergreifen; aber er war klug genug, nicht nachzubilden: er hat das Sujet umgekehrt und auf den Kopf gestellt. Freilich büßte die Dichtung dadurch alle Lebenswahrheit ein, aber der Dichter hat sich salvirt, zwar nicht in Bezug seiner poetischen Kraft, aber doch hinsichtlich seiner dramatischen Mathematik. Halm aber hat sich nicht einmal von dieser Seite zu decken gesucht; keine Scheu, keine Ehrfurcht hat ihn zurückgeschreckt, mit dem größten aller Dichter einen Wettlauf zu unternehmen; keine Pietät für den erhabenen Geist hat ihn zurückgehalten, aus dem göttlichen Dom, den er erbaut, Steine herauszubrechen und sie zum Bau seines eigenen Gemäuers zu verwenden.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 48.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 25. Februar 1839.

> Wir können's so forttreiben, uns zum Spaß und ihm zur Buße, bis unser Zeitvertreib selbst so müde gejagt ist, daß er uns bewegt, Erbarmen mit ihm zu haben.
>
> Shakespeare,
> was ihr wollt.

Der Gewürzkrämer.

(Fortsetzung.)

Wenn man lange zaudert, an die Ecke der Hauptstraße einen Gewürzkrämer zu pflanzen, wie man oben auf dem Kirchthurm ein Kreuz aufgepflanzt hat, so läuft Alles davon. Brod, Fleisch, Priester, Schuhe, Regierung und Bauholz, das Alles kommt mit der Post, mit dem Frachtfuhrmann oder mit dem Hauderer; aber der Gewürzkrämer muß da seyn, am Orte wohnen, zuerst aufstehen, zuletzt schlafengehen und seinen Laden zu jeder Tageszeit den Kunden, Schwätzern und Kaufleuten öffnen. Ohne ihn kann man keinen jener Excesse begehen, welche die moderne Staatsgesellschaft von der alten unterscheiden, die weder Branntwein, noch Tabak, Kaffee, Thee und Zucker kannte. Sein Laden liefert jedem Bedürfniß das Seinige: Thee, Kaffe und Chokolade, die Schlußsteine aller wirklichen Frühstücke; Unschlitt, Oel und Wachs, die Quelle aller Erleuchtung; Salz, Pfeffer und Muskate, die Rhetorik der Kochkunst; Reis, Bohnen und Maccaroni, wesentliche Elemente jeder vernünftigen Lebensweise; Zucker, Syrup und Eingemachtes, ohne welche das Leben höchst bitter wäre; kurz, es würde ein vollständiges Bild aller unserer Bedürfnisse daraus, wenn man die Trinitäten, welche der Spezereikram umfaßt, alle hernennen wollte. Der Gewürzkrämer ist selbst eine Trilogie: er ist Wähler, Nationalgardist und Geschworner. Ich weiß nicht, ob die Spötter einen Stein hinter der linken Brustwarze haben; allein mir ist es unmöglich, dieses Ehrenmannes zu spotten, wenn ich die Agathkugeln in seinen hölzernen Fächern liegen sehe und an die Rolle denke, welche er in meiner Kindheit spielte. Wie hoch steht er im Herzen der jungen Wildfänge, denen er Papier zu ihren Schiffen, Bindfaden zu ihren Drachen, Schwämmer und Zuckerwerk verkauft!

Dieser Mann, welcher in seinem Laden Wachslichter zu unserm Begräbniß, und in seinem Auge eine Thräne zu unserm Andenken bereit hält, greift unablässig in unser Daseyn ein. Er verkauft dem Dichter Dinte und Feder, dem Maler Farben und der ganzen Welt Dunst.* Ein Spieler hat Alles bis auf den lezten Pfennig verloren und will sich umbringen; der Spezereikrämer verkauft ihm Pulver und Blei, oder Arsenik; oder er hofft Alles wieder zu gewinnen, der Spezereikrämer verkauft ihm Karten. Eure gute Freundin kommt zum Besuch; ihr könnt sie mit keinem Frühstück bewirthen, ohne zum

* Colle, Leim, soviel als blauer Dunst; wir haben den Doppelsinn durch Dunst, das in ganz Deutschland Vogelschrot bedeutet, wiederzugeben versucht.

Gewürzkrämer zu schicken; sie macht sich keinen Fleck auf's Kleid, den er nicht mit seiner Seife wieder herausbrächte. Wenn ihr in einer ängstlichen Nacht nach Licht schreit, so überreicht euch der Gewürzkrämer die rothe Papprolle mit dem wunderbaren, klassischen Zündfläschchen, welches weder die deutschen Streichschwefelhölzer, noch die prachtvollen Feuerzeuge mit Ventilen aus der Mode bringen. Ohne seine Wichse geht kein Mensch auf den Ball; er verkauft endlich dem Priester die Hostie, dem Soldaten den Hundert und siebenjährigen,* dem Carneval die Maske und dem schönen Geschlecht das kölnische Wasser. Er verkauft Arzeneien, welche den Tod bringen, und Substanzen, welche das Leben verlängern; er selbst hat sich an's Publikum verkauft, wie eine Seele an den Teufel. Er ist das Alpha und Omega unserer gesellschaftlichen Ordnung. Man macht keinen Schritt und keine Meile, es ist kein Verbrechen und keine gute That, kein Kunstwerk und keine Ausschweifung, kein Freund und keine Freundin denkbar, ohne daß die Allgewalt und Ubiquität des Gewürzkrämers im Spiel ist. Dieser Mann ist die Civilisation in einem Kaufladen, die Staatsgesellschaft in einer Düte, die Nothwendigkeit in Waffen von Kopf bis zum Fuß, die Encyklopädie in Beispielen und das Leben in Schubfächern, Flaschen, Töpfen und Beuteln. Wir haben erlebt, daß man die Protektion eines Gewürzkrämers der eines Königs vorzog: die des Königs tödtet, die des Gewürzkrämers macht lebendig.

Durch welches Verhängniß ist es gekommen, daß man diesen Angelpunkt des gesellschaftlichen Lebens, dieses friedfertige Geschöpf, diesen praktischen Philosophen und diese rastlose Industrie zum Typus der Dummheit gemacht hat? Welche Tugenden gehen ihm ab? Keine. Die durch und durch edle Natur des Gewürzkrämers bildet einen Hauptzug in der Physiognomie von Paris. Zeigt er sich nicht von Zeit zu Zeit auf Veranlassung irgend einer Katastrophe oder einer Feierlichkeit im Glanz seiner Uniform, nachdem er sich lange geweigert, in Uniform auf die Wache zu ziehen? Seine mobilen blauen Linien mit wallenden Bärenmützen begleiten in vollem Pomp die berühmten Todten oder die triumphirenden Lebendigen und bilden galanterweise das blühende Spalier, wenn eine königliche Braut ihren Einzug in die Hauptstadt hält. Was seine Ausdauer und Beharrlichkeit anlangt, so ist dieselbe fabelhaft. Er allein hat den Todesmuth, sich alle Tage mit einem gesteiften Hemdkragen zu guillotiniren; unermüdlich wiederholt er den Kunden seine Späße und Witze; mit väterlicher Fürsorge sammelt er die Sous der Armen, der Wittwen und Waisen, und mit anspruchsloser Bescheidenheit präsentirt er sich bei seinen Clienten aus den höhern Ständen.

* Eine Art Kartoffelbranntwein.

Behauptet man wohl gar, der Gewürzkrämer habe nichts erfunden? Quinquet war ein Gewürzkrämer; durch seine Erfindung ist er ein Wort der Sprache geworden und hat die Industrie der Lampenfabrikanten geschaffen.

Wenn der Spezereikram keine Pairs de France und keine Deputirten mehr liefern wollte, wenn er zu unsern Volksfesten keine Lampen mehr hergäbe, wenn er mit einem Mal aufhörte, die verirrten Fußgänger zurecht zu weisen, den Vorübergehenden Fünffrankenstücke zu wechseln und die arme Frau, welche ohnmächtig an der Straßenecke niederfällt, mit einem Glase Wein zu stärken, ohne sich nach ihrem Stand und Namen zu erkundigen; wenn die qualmende Oellampe des Gewürzkrämers nicht mehr gegen seinen Feind, das um elf Uhr ausgehende Gas, protestirte, wenn er sein Abonnement auf den Constitutionnel aufkündigte, wenn er den Ideen des Fortschritts huldigte, gegen den Preis Monthyon zu Felde zöge, den Kapitänsposten in seiner Compagnie ausschlüge, das Kreuz der Ehrenlegion verschmähte, sich unterfinge, die Bücher, woraus er seine Düten macht, zu lesen; wenn er die Symphonien von Berlioz in den Concerten des Conservatoire mit anhörte, Cousin studirte und Ballanche verstände, so wäre er ein entartetes Wesen und verdiente es, als Puppe zu dienen, welche die Witzpfeile des ausgehungerten Künstlers, des undankbaren Schriftstellers und des mit der Verzweiflung ringenden Saint-Simonisten herunterschießen, wieder aufsetzen und von Neuem auf's Korn nehmen. Allein betrachtet ihn genau, theure Mitbürger! Was seht ihr? Einen Mann, gewöhnlich von kurzer Gestalt, mit Pausbacken und rundem Bauche, einen guten Hausvater, guten Gatten und guten Herrn.

(Schluß folgt.)

Ueber Erdbeben. Von J. F. Hugi.

(Fortsetzung.)

Man hat Beobachtungen, daß die Wärme nach innen stufenweise zunehme; allein sie sind meist in Kohlengruben oder in Schichten angestellt, welche viel Luft zu absorbiren und zu zersetzen im Stande sind. Anderseits haben wir eben so viele Beobachtungen, daß höher in bestimmten Schichten die Wärme bedeutend, und dann nach der Tiefe zu, vorzüglich in kompaktem Gestein, gradweise im Abnehmen begriffen ist. Die Wärme der Erde verhält sich nach Vergleichung der bisherigen Beobachtungen durchaus wie die Wahlverwandtschaft der betreffenden Schichten zur Atmosphäre und die dadurch

bewirkte Zersetzung der lezteren. Die warmen Quellen somit sind nicht von einem Centralfeuer gewärmt, sondern sie kommen aus Schichten, die der Wechselwirkung mit der Atmosphäre sehr günstig sind, sie sind das Produkt der raschen Umwandlung und Zersetzung selbst; die Quellen dienen somit als Maßstab der Athmungsthätigkeit der Erdfläche.

Auch der **Vulkanismus** hat seinen Grund in der angeführten innern Thätigkeit, und zwar um so mehr, da, nach Hamilton und andern, nach dem Verschwinden der Feuersäule die Luft mit ungeheurer Gewalt in den Crater dringt, bis die Flamme wieder erscheint, und da, wie erwiesen, die Flamme erst im Crater und bei Berührung der Atmosphäre sich bildet, so daß der aufgesogenen Luft im Innern der Sauerstoff äußerst rasch entzogen, dadurch die Masse umgewandelt und dabei gekohltes Wasserstoffgas, Wasserdampf u. s. w. gebildet wird, welche leztere bei Berührung der Atmosphäre mit dieser sich ausgleichen, indem sie den Sauerstoff derselben gierig aufnehmen und somit als Flamme erscheinen. Ohnehin ist alles Verbrennen nur eine Vereinigung des brennenden Körpers mit Sauerstoff, oder eine Oxydation, wie das leibliche Leben; nur ist das leztere durch wechselweise Desoxydation rhythmisch, und jeder Organismus ist somit nur durch pulsartige Säurung und Entsäurung der flüssigen Mittelform bedingt, oder durch Athmungsprozeß, von dem alle andern Bildungen und Entwicklungen abhängen.

Die weitere Entwicklung der organischen Erdansicht, die Beweise dafür und der Zusammenhang mit dem planetaren und Weltganzen würden für den Zweck dieses Aufsatzes zu weit führen; nur kann noch bemerkt werden, daß die Erde die Mutter aller individuellen Organismen ist, daß diese auf ihren untern Stufen nicht durch Zeugung, sondern nur durch gehörige Wechselwirkung des Luftigen, Flüssigen und Festen entstehen, daß sie aber sich emporringen zu immer größerer Selbstständigkeit, und daß sie an Unabhängigkeit vom Erdorganismus zunehmen, je mehr sie Organe für das Anregende, Dynamische, das Lichtprinzip, je mehr sie das Hirn als Sonne in sich aufnehmen; daß es endlich Unsinn wäre, zu behaupten, alle jene Lebenserscheinungen, aller jener ewige Rhythmus von Zu- und Abnahme, von Plus und Minus werde durch eine todte Erdmasse hervorgebracht. So wenig aber das Pflanzenleben ohne Erdenleben, so wenig ist dieses ohne solares und dieses ohne universelles möglich. Die Schöpfung ist nur Ein Organismus, bei dem aber das Einzelne nach dem Grundtypus des Großen und Ganzen sich gestaltet.

Die Erdbeben erscheinen jedesmal unter Verhältnissen, welche die angeführte Wechselwirkung der Atmosphäre mit dem Erdganzen nicht bezweifeln lassen. Vor dem Erdbeben vom 24sten Jenner 1837, Nachts nach zwei Uhr, lagerte sich über die Sümpfe von der Linth, von Murten u. s. w. ein graubrauner, eigenthümlicher Nebel, der einige Stunden vor dem Erdbeben allenthalben sich zeigte, vor dem Eintritt aber rasch sich senkte und verschwand, worauf nach Berichten aus Zürich und dem Oberland die Luft äußerst windstill und auffallend helltönend war. Nach Berichten aus Friedrichshafen, Baden, Basel u. s. w. bemerkte man vorher auffallende Unruhe bei den Stubenvögeln, Pferden, Katzen und Hunden; die lezteren bellten, nach bestimmten Berichten aus Zürich, durchaus nicht, senkten den Schwanz und streckten den Kopf mächtig in die Höhe, als wollten sie etwas auswittern. Von Nachts zwölf Uhr an flatterten und krächzten im Simmenthal, Brugg und Winterthur die Elstern und Krähen; allenthalben waren die Stubenvögel unruhig; nach dem Eintritte des Erdbebens fielen sie bei Solothurn von den Stangen und lagen wie im Erstickungskampfe oder schrien äußerst ängstlich. Aehnliches wird von Olten und Biel berichtet. Nach dem ersten Stoße war in fünf Minuten ein leichter Nebel vorhanden, in Luzern erhob sich ein Südwind, in Neuenburg West- und am Neckar Ostwind. Nach dem Erdbeben herrschte eine solche Wärme im Boden, daß eine Menge zweiflügligter Insekten und Schmetterlinge, die in der Erde sich verwandeln, zum Vorschein kamen, obwohl sie die Temperatur der Atmosphäre noch nicht zu ertragen vermochten. So bei Solothurn. Vom Niedersimmenthal und Zürich wurden in den Berichten solche Insekten namentlich angeführt.

(Fortsetzung folgt.)

Talbot und Daguerre.

Der Engländer **Talbot**, dessen Reclamation bei der Pariser Akademie wir neulich (Nr. 42) erwähnten, tritt allen Ernstes als Daguerres Nebenbuhler auf. Er hat in der Londoner Societät eine Abhandlung über seine Entdeckungen vorgelesen und dieselbe der Pariser Akademie mitgetheilt. In der Sitzung der leztern vom 12. Februar kam die Sache wieder zur Sprache. Talbots Schrift scheint die französischen Akademiker keineswegs darüber aufgeklärt zu haben, in welchem Verhältniß eigentlich seine Entdeckung zu der Daguerres steht; jedenfalls scheinen Methode und Resultate wesentlich verschieden zu seyn. Wir führen im Folgenden das Hauptsächliche an, gestehen aber, daß wir nicht aus Allem klug werden.

Humphry Davy und Wedgewood war es schon vor geraumer Zeit gelungen, mittelst des salpetersauren Silbers Bilder zu erhalten (in welchem Grad der Vollständigkeit ist nicht gesagt); aber diese Bilder verwischten sich wieder, selbst am zerstreuten Licht, und sie hatten sich vergeblich nach einem Mittel umgesehen, dies zu verhindern. Talbots erste Versuche fallen in das Jahr 1834. Er wandte zuerst auch das

salpetersaure Silber an, und hatte es anfangs nur auf Schattenrisse abgesehen, die man im Dunkeln aufbewahren und nur bei Kerzenlicht betrachten konnte. Bald aber versuchte er andere chemische Stoffe, und mit gewissen gelang es ihm so gut, daß nun sein eifrigstes Bestreben dahin ging, den Bildern Dauer zu verschaffen, und dies gelang ihm auch. Er combinirte sofort seine Methoden, und erhielt so verschiedene, mehr oder weniger befriedigende Resultate. „Auf meinen Zeichnungen," sagt er, „stellt sich der Gegenstand weiß dar; aber der Grund, von dem er sich abhebt, kann, je nachdem man das Verfahren und die Reagentien abändert, hellblau, gelb, rosenfarbig, braun oder schwarz seyn. Ein grüner Grund läßt sich nicht herstellen, jedoch einer, der in's bouteillengrüne sticht." Talbot ist zu folgenden Resultaten gelangt: 1) Er bildet Pflanzenblätter, Blumen u. dgl. ab. Namentlich erwähnt er der Abbildung eines façonnirten Bandes, die so getreu sey, daß man in einiger Entfernung ein wirkliches Band zu sehen glaube. 2) Er reproducirt die Umrisse eines Porträts. 3) Er kann Glasgemälde abbilden. Er bemerkt, wenn die Sache gelingen solle, dürfe kein Hochgelb und Roth dabei seyn, weil so gefärbte Gläser den violetten Strahlen, welche die chemische Wirkung bedingen, den Durchgang versagen. Diese Bilder kommen unter allen, die er hervorgebracht, einer Kreidezeichnung am nächsten; auch seyen es die einzigen, auf welchen die Farbe einigermaßen angedeutet sey. Hierbei ist zu bemerken, daß auch auf manchen Bildern Daguerres Andeutungen von verschiedenen Farben vorkommen, wobei aber von Reproduktion der natürlichen Farben der Gegenstände entfernt nicht die Rede ist. So hat Daguerre Bilder vorgezeigt, welche Sepiazeichnungen auf hellbraunem Papier gleichen; die Lichter erscheinen dabei wie weiß aufgehöht, aber dieses Weiß spielt in's Grünlichte, ist also ganz andersfarbig als der röthliche Grund. 4) Er bildet im Sonnenmikroskop vergrößerte Gegenstände ab. In diesem Punkte scheint Talbot wirklich Ausgezeichnetes zu leisten. 5) Er erhält Ansichten von Bauwerken. Nach seinen eigenen Aeußerungen scheinen dabei die von der Sonne beleuchteten Flächen sehr genau abgebildet zu seyn, während die andern nur Schattenmassen ohne Detail geben. Auf Daguerres Bildern sieht man auch an den Partieen, auf welche kein Licht direkt fällt, Alles, was das Auge selbst daran unterscheidet. 6) Er kopirt Kupferstiche. Darin scheint es Talbot am weitesten gebracht zu haben: er erhält zuerst auf seinem „sensitive paper" ein verkehrtes Bild, das die weißen Stellen des Stichs schwarz, die Zeichnung selbst weiß angibt. Von diesem klatscht er sofort ein zweites ab, das Zeichnung und Farben wieder umkehrt und somit ein genaues Abbild des Originals ist.

Aus allem bisher bekannt Gewordenen geht hervor, daß beide Männer sehr wahrscheinlich auf dieselben oder analogen Reagentien gekommen sind, mit denen sie aber verschieden operiren, und daß die Sache nicht so einfach ist, als es Anfangs scheinen konnte. Kunst und Wissenschaft können bei dieser Konkurrenz nur gewinnen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Februar.

(Schluß.)

Vorstadtbühnen. Neue Opern.

In der That, der ungünstige Erfolg ist eine nur sehr geringe Strafe für den Frevel dieses Tempelraubs. Ich habe mit der innigsten Theilnahme Halms Talent in allen seinen Produktionen verfolgt und habe, obgleich sein „Adept" und „Camoens" hinter seinem ersten Werk zurückgeblieben sind, doch nicht gezweifelt, daß bei einer glücklichern Wahl seiner Sujets er jene Hoffnungen realisiren werde, zu welcher die „Griseldis" berechtigte. Aber eben diese Wahl macht mich irre. Wie es heißt, will Halm jezt eine Iphigenia schreiben; wo soll das hinaus? — Wenn nun unsere besten Dichter mit ihren Schöpfungen für das Burgtheater uns nicht vollkommen zufrieden stellen konnten, was soll ich erst von jenen Produktionen sagen, die auf den Vorstadtbühnen dem Publikum vorgeführt werden? Hier endet jeder dramatische Maßstab. Ich habe Ihnen bereits einmal geschrieben, daß jene jämmerlichen Produkte von Turteltaub und Hopp, die im Königstädter Theater zu Berlin den bekannten Scandal erregten, hier zu den bessern Stücken dieses Genre's gehören: brauche ich noch mehr zu sagen, um Ihnen den Standpunkt unserer sogenannten Lokalposse zu bezeichnen? Ein Aggregat von Unsinn, Trivialitäten und Zoten, die man nicht einmal mehr Zweideutigkeiten nennen kann, bilden den Inhalt aller dieser Stücke. Ich sage mit Vorbedacht Aller, denn es sind im Laufe dieses Jahres nicht zwei Stücke gegeben worden, die hievon eine Ausnahme machten. Selbst der alte Geist des Wiener Humors hat sich schamroth von diesen Machwerken zurückgezogen. Die Kernspäße, welche sonst die Possen Bäuerles, Meisls, Raimunds und Nestroys auszeichneten, wird man in den gegenwärtigen Stücken vergebens suchen. Einen großen Theil der Schuld dieses Verfalls der Volksbühne trägt der Theaterdirektor Carl, über dessen Verwaltung die Jeremiaden so zahlreich sind, daß ich sie unmöglich wiederholen kann. Leider hat Carl nun auch die Direction des Leopoldstädter Theaters übernommen, da er das Gebäude käuflich erstanden. In diesem Theater, sonst dem Mittelpunkt des Wiener Volkshumors, wo Schuster, Raimund, Korntheuer, die Krones, Ennöckl, auch den bittersten Misanthropen zum Lachen brachten, schallt jezt nur das Echo jener Trivialitäten, die seit längerer Zeit im Theater an der Wien ihr Wesen trieben. Carl hat einen großen Omnibus bauen lassen, worin die von ihm engagirten Histrionen alle Abende von der Wieden nach der Leopoldstadt und von der Leopoldstadt nach der Wieden geführt werden. Man sagt, in diesem Thespiskarren müssen 21 Personen Platz nehmen, das nöthige Gepäcke an Garderobe und Requisiten nicht gerechnet. Genug davon. Im Kärntnerthortheater gastirte die Hasselt mit dem glänzendsten Erfolg; weniger glücklich die Altistin Bodgarschek. Erstere ist für das nächste Jahr neben der Lutzer als alternirende erste Sängerin engagirt. Eine neue Oper „Turandot" von J. Hoven erhielt einen succès d'estime. Hoven ist der Schriftstellername des hiesigen Regierungsraths Pesque von Püttlingen, der bereits als Liedercompositeur manches Verdienstliche geleistet hat. Der Oper Turandot fehlt die Einheit des Styls, sie ist ein Aggregat von französischem, deutschem und italienischem Styl, und der Compositeur hat in dem Verlangen, es allen Parteien recht zu machen, keine einzige zufrieden gestellt. So eben ist Lindpaintners „Genueserin" an diesem Hoftheater zur Aufführung gekommen. Lindpaintners Compositionen genießen hier eines ausgezeichneten, ich möchte sagen, classischen Rufs, und so wurde auch seine neue Oper sehr günstig aufgenommen. Das nächstemal mehr darüber.

Beilage: Literaturblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 49.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 26. Februar 1839.

> — When these prodigies
> Conjointly meet, they are portentous things
> Unto the climate that they point upon.
> Shakespeare.

Ueber Erdbeben. Von J. F. Hugi.

(Fortsetzung.)

Das beängstigende, erstickende Gefühl der Thiere mit vorzüglich entwickelten Athmungsorganen ist eine bei den meisten Erdbeben beobachtete Thatsache. 1551 verscheuchte das Erdbeben alle Vögel aus Kalabrien, so 1783 aus Sicilien. Erst nach fast einem Jahre, da die lezten Stöße aufgehört hatten, kehrten sie wieder zurück. Bei dem Erdbeben von Campanien hoben sich die Steinchen des Mosaikbodens eines Bades wechselsweise, stießen Blasen aus und fügten sich wieder zusammen. Zugleich erstickten bei Pompeji 600 Schafe. 1795 drang in England zum Schrecken der Bergleute die Luft mit ungeheurer Gewalt in einen Schacht. — Mit dem ersten Hornung des Jahres 1785 fingen in der Gegend von Messina, Reggio u. s. w. alle Quellen sich zu trüben an, einige wurden milchig, andere röthlicht. Das Wetter war still, die Luft dunstig, bei Menschen und Thieren herrschte ein beengendes Gefühl, die Hunde heulten erschrecklich. Das Meer stieß allenthalben mächtige Luftblasen aus, und zwischen Messina und Reggio fing es zu kochen an, die ausdrückliche Untersuchung jedoch konnte nicht die geringste Wärme des Wassers ermitteln. Beim Faro öffnete sich das Meer in trichterförmige Schlünde, und etwas später entstanden aus jenen Tiefen sechs Wassersäulen, die hoch in die Luft sich erhoben; dann begann die Erzitterung des Bodens.

Schon Seneca führt an, daß nach großen, anhaltenden und weit ausgedehnten Erdbeben die Pest zu folgen pflege. Dies war auch der Fall im Jahr 1348. Durch den größten Theil von Europa zeigte sich während des Erdbebens rother Regen und giftige Ausdünstungen, in deren Folge die Pest entstand. Die Luft, heißt es, wurde dick, übelriechend und betäubend für Menschen und Thiere; der Wein in den Fässern trübte sich. Aehnlich war es bei dem ein Jahr dauernden Erdbeben von 1356, wo Basel zerstört wurde. Auch der schwarze Tod wird dem ihm vorangehenden Erdbeben zugeschrieben. Auch dem Erdbeben von 1531, welches Lissabon das erstemal zerstörte, folgte unmittelbar die Pest. So wird beinahe keines der größeren Erdbeben beschrieben, ohne Angabe von verdorbener Luft, schädlichen Ausdünstungen, sonderbaren Erscheinungen in der Luft und der Erde, und hie und da erfolgten Krankheiten unter Menschen oder Thieren.

Am merkwürdigsten jedoch erscheint für die Schweiz das Jahr 1755, wo Lissabon zerstört wurde. Mit dem Anfang des Oktobers fiel über das Alpengebirge eine große Menge Schnee. In der flachen Schweiz war die

Trockenheit seit zwei bis drei Monaten so bedeutend, daß Wassermangel entstand. Den 14ten verbreitete sich plötzlich in allen Gebirgsgegenden der Schweiz ein so heißer Dampf, daß er aus einem Backofen zu kommen schien. Nach zwei Stunden war die Luft mit äußerst dichtem rothem Nebel angefüllt. Gegen Abend fiel fast über die ganze Schweiz, vorzüglich aber über Wallis, die Urkantone und das Alpengebirge, auch über Schwaben u. s. w. blutrother Regen und in den Hochalpen Flocken von rothem Schnee. Von neun Kubikzoll Regenmenge erhielt man einen Kubikzoll eisenhaltige, leimigte Erde. Alle Gegenstände waren mit diesem rothen Pulver überzogen, das nach einiger Zeit aschgrau wurde und so scharf war, daß es die Baumblätter durchfraß und alle Tücher auf den Bleichen von Zürich frisch gewalkt werden mußten. Darauf folgten ungeheure Regengüsse und furchterliche Lokalorkane nach allen Richtungen, wechselnd mit sanftem Regen, der gewöhnlich blutroth war. So ging es bis zum 1sten November fort, der ungewöhnlich still war. Um neun Uhr Morgens kamen alle Seen der Schweiz ohne Spur von Wind, zum Schrecken der Menschen, plötzlich in äußerst heftige Bewegung. Die Wellen schlugen zwölf bis funfzehn Fuß hoch und schienen zu sieden. Um zehn Uhr legte sich plötzlich alles Gewässer zur Ruhe und dagegen erbebte alles Land (bei gänzlicher Ruhe der Seen) so heftig, daß an einigen Orten, wie in Wallis, der Boden sich hob und spaltete. Unmittelbar nach den Stößen entstand eine ungewöhnliche Wärme; fast alle Quellen trübten sich, viele wurden röthlich, eine Quelle im Wallis, eine zu Gemenor und eine zu Bristol wurden blutroth. Die heißen Quellen von Töplitz stockten eine Minute und brachen dann mit rothem, heißerem Wasser hervor. Am meisten aber floßen blutrothe Quellen zu Fez in Afrika. Zu Torn und an vielen andern Orten brachen heiße Quellen hervor und fast durchgehends erhöhte sich auf das Erdbeben die Temperatur der Quellen. Von dieser ersten Erschütterung an dauerten die fortwährenden Bebungen fast ein halbes Jahr unter ähnlichen Erscheinungen fort; am heftigsten aber in Wallis, und vorzüglich in der Gegend von Brig.

Den 30sten März 1767 Nachmittags zwei Uhr kam bei ganz stiller Luft der Zürichersee so in Aufruhr und Bewegung, daß die Schiffe von den Ketten gerissen oder mit den Pfählen auf die Ufer geworfen wurden. Das Wasser schäumte und schien stellenweise in Luft übergehen zu wollen. Von Erderschütterung war nirgends eine Spur beobachtet worden. Schon 1741 ereignete sich nach dem Erdbeben vom 14ten Februar ein Gleiches.

(Fortsetzung folgt.)

Der Gewürzkrämer

(Schluß.)

Wer hat sich das Glück je anders als in der Gestalt eines kleinen rothbackigen Krämerladenburschen mit blauer Schürze gedacht, der auf dem Tritt einer Materialwaarenhandlung steht, die Frauen mit lüsterner Miene mustert, sich nach der Herrschaft umguckt, keinen Heller im Vermögen hat, mit den Kunden scherzt, über ein Theaterbillet ganz selig ist, den Patron für einen großen Geist hält und den Tag herbeiwünscht, wo er sich, wie der Patron, in einem runden Spiegel rasiren kann, während ihm seine Frau das Hemd wärmt und Halstuch und Beinkleider zurecht legt. Das ist das echte Arkadien! Schäfer zu seyn, wie Poussin es verlangt, ist nicht mehr Mode; Gewürzkrämer zu seyn ist eine der größten Seligkeiten auf Erden.

Künstler und Feuilletonisten, ihr grausamen Spötter, denen das Genie so wenig heilig ist als der Gewürzkrämer, wir wollen zugeben, daß der kleine Rundbauch allerdings ein Vorwurf für euren boshaften Griffel seyn mag. Keine Frage, einige Gewürzkrämer präsentiren leider, wenn sie das Gewehr präsentiren, einen Schmeerbauch, der bei den Revüen der Nationalgarde das Alignement der marschirenden Reihen unterbricht, und wir haben keichende Hauptleute bittere Klage darüber führen hören. Allein wer kann sich einen blassen, magern Gewürzkrämer denken? es wäre um seine Ehre geschehen, wenn er den leidenschaftlichen Leuten in's Gehege gehen wollte. Es ist einmal so: er hat einen Bauch; Napoleon und Ludwig XVIII. hatten auch einen, und wenn die Deputirtenkammer keinen hätte, so würde Alles drunter und drüber gehen. — In den Augen fühlender Menschen hat er keinen Fehler, als daß er sich ein Landhaus vier Meilen von Paris wünscht, an welches ein Garten von dreißig Quadratschuhen stößt, wo er sodann sein Bett und seine Stube mit gelben, rothgeblümten Calicovorhängen schmücken und sich auf Utrechter Sammtstühlen niedersetzen könnte. Er ist der ewige Mitschuldige dieser infamen Stoffe.

Was ihn in der Welt außerhalb seines Ladens in allen möglichen Verkleidungen kenntlich macht, sind seine Redensarten und Meinungen. Man fährt mit der Diligence nach Meaux, Melun, Orleans; im Interieur sitzt einem ein gutgekleideter Jemand gegenüber, welcher einen mit mißtrauischen Blicken mustert. Man erschöpft sich in Vermuthungen über den Partikulier. Ist es ein Sachwalter? ein neuer Pair von Frankreich? ein hoher Beamter? Eine blasse, kränkliche Dame äußert, sie habe die Cholera gehabt und sey noch nicht völlig davon hergestellt. Das Gespräch wird allgemeiner; der Unbekannte

ergreift das Wort: „Mósieu —" Mit diesem einzigen Wort gibt sich der Gewürzkrämer zu erkennen. Der Gewürzkrämer spricht nicht Monsieur, weil es zu affektirt lautet; ebensowenig Msieu, was höchst schnippisch und höhnisch klingt; er sagt mit triumphirender Miene Mósieu, was sich halb ehrerbietig, halb herablassend anhört, seine Hochachtung ausdrückt und seiner Rede eine wunderbare Salbung verleiht. „Mösieu," beginnt er, „während der Cholera haben die drei größten Aerzte, Dupuytren, Broussais und Mösieu Magendie ihre Kranken nach verschiedenen Kurmethoden behandelt: alle, oder wenigstens beinahe Alle sind gestorben. Sie haben es nie herausgebracht, was die Cholera ist; aber die Cholera ist eine Krankheit, woran man stirbt. Jene Krise, Mösieu, hat dem Handel und Wandel viel geschadet." Nun kommt es an seine politischen Ansichten, und diese lassen sich so zusammenfassen: „Mösieu, es sieht aus, als ob die Minister nicht wüßten, was sie thun. Man mag sie noch so oft wechseln, es kommt immer auf eins heraus. Nur unter Napoleon ging die Sache ihren rechten Gang; aber was war auch Napoleon für ein Mann! Frankreich hat viel an ihm verloren, und wir müssen eingestehen, man hat ihn nicht gehalten!" — Man findet ferner, daß der Gewürzkrämer durchaus verwerfliche religiöse Ansichten hat. Die Berangerschen Lieder sind sein Evangelium. Diese abscheulichen, mit Politik versezten Refrains haben ein Unheil angestiftet, welches der Gewürzkram lange nicht verwinden wird. Es werden vielleicht hundert Jahre vergehen, bevor ein Pariser Gewürzkrämer — die in der Provinz sind etwas weniger von jenen Liedern angesteckt — in's Paradies kommt. Seine Wonne, Franzose zu seyn, führt ihn zu weit. Gott wird ihn dereinst richten! — Dauert die Reise nur kurze Zeit und spricht der Gewürzkrämer kein Wort — ein sehr seltener Fall — so erkennt man ihn an der Art und Weise, wie er sich schnäuzt. Er nimmt einen Zipfel des Schnupftuchs in den Mund, packt es in der Mitte, schüttelt es eine Zeitlang auf den Fingern herum, greift sich dann gravitätisch an die Nase und bläst eine Fanfare, worauf ein Klapphorn eifersüchtig werden könnte.

Ein Gewürzkrämer vom alten Schrot und Korn, welcher dreißig Jahre lang die tausenderlei Gerüche seines Bodens eingeathmet, den Fluß des Lebens mit Myriaden von Häringen hinabgeschwommen und Rippe an Rippe mit einer Unzahl von Stockfischen gewandelt, der jeden Abend den Schmutz vor seinem Laden weggefegt und Gott weiß wie viele blöckische, schmierige Sous gehandhabt hat; dieser Mann, der seine Gemahlin verloren und zur Erde bestattet, wie es die Quittung vom Stadthause für ein auf alle Ewigkeit erworbenes Begräbnißterrain unter seinen Familienpapieren beweiset, verkauft, reicher geworden, als er sich je gewünscht, seinen Laden. In den ersten Tagen spaziert er in Paris herum, wie ein großer Herr, sieht den Dominospielern zu, und geht sogar in's Theater; aber er fühlt dabei, wie er sich ausdrückt, ein Kribbeln in den Beinen und am ganzen Körper. Er steht vor jedem Gewürzladen still und horcht auf den Klang der Mörserkeule. Beim Anblick eines durch das schöne Wetter auf seine Thürschwelle herausgelockten Gewürzkrämers fährt ihm unwillkührlich der Gedanke durch den Kopf: Sieh, das bist du Alles einst gewesen! Von dem Magnet der Spezereien angezogen, besucht er seinen Nachfolger. Der Kram ist im besten Gange; aber unser Sondermann kehrt mit schwerem Herzen nach Hause zurück. Broussais, den er wegen seines Unwohlseyns um Rath fragt, schickt ihn auf Reisen, ohne ihm gerade die Schweiz oder Italien ausdrücklich zu empfehlen. Nach einigen weiten vergeblichen Ausflügen in die Umgegend von Paris, wie Saint-Germain, Montmorency, Vincennes, kann es der arme Mann, der nun immer elender wird, nicht mehr aushalten; er kehrt in seinen Laden zurück, wie die Taube Lafontaines in ihr Nest, indem er sein großes Sprichwort anführt: Je suis comme le lièvre,* je meurs où je m'attache! Sein Nachfolger erlaubt ihm, Düten zu machen und im Laden zu helfen. Sein Auge, das bereits eingeschrumpft war, wie das Auge eines Bratfisches, strahlt wieder von Freude.

Die tüchtigsten Köpfe unter den Gewürzkrämern werden Maires irgend einer Landgemeinde und verbreiten dort einen gewissen Abglanz der Pariser Kultur. Diese machen sich alsdann an Voltaire oder Rousseau, auf den sie subskribirt haben, schlagen aber das Buch bei der siebzehnten Seite wieder zu. Stets bei der Hand, ihrem Vaterlande nützlich zu seyn, lassen sie eine Tränke ausbessern und widersetzen sich den Eingriffen der Geistlichkeit, indem sie den Gehalt des Dorfpfarrers herabsetzen. Einzelne versteigen sich sogar so weit, daß sie ihre Ideen dem Constitutionnel mittheilen, von dessen Redaktion sie vergebens Antwort erwarten. Andere sammeln Unterschriften zu Petitionen gegen die Sklaverei und gegen die Todesstrafe.

Ich mache dem Gewürzkrämer nur Einen Vorwurf: er findet sich in zu großer Menge. Er muß es selbst zugeben, daß er gemein ist. Einige Sittenrichter, welche ihn unter dem Breitengrade von Paris beobachtet haben, wollen behaupten, die guten Eigenschaften, die ihn auszeichnen, verwandeln sich in Gebrechen, sobald er sein eigener Herr wird. Er bekommt alsdann, heißt es, einen leichten Anstrich von Wildheit, legt sich auf's Commandiren, Zurechtweisen und verliert seine Sanftmuth. Ich bin weit entfernt, diesen Beschuldigungen, welche

* Statt Lierre.

vielleicht mit der kritischen Zeit des Gewürzkrämers zusammenhängen, zu widersprechen; allein beobachtet die verschiedenen Menschenklassen, studirt ihre Schwachheiten und Thorheiten, und fragt euch dann, wo es etwas vollkommenes in diesem Jammerthal gibt? Haben wir Nachsicht mit den Gewürzkrämern; und überdieß, was würde aus uns, wenn sie vollkommen wären? Man müßte sie anbeten und ihnen die Zügel des Staats anvertrauen, vor dessen Wagen sie sich muthig vorgespannt haben. Um Gotteswillen, ihr grinsenden Spötter, für welche diese Zeilen bestimmt sind, laßt sie davor und quält diese interessanten Zweifüßler nicht zu sehr! Habt ihr denn nicht genug an den Ministern, an den neuen Büchern und an den Vaudevilles?

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

Die Theater und die Königin. Concerte. Bauten.

Als O'Connell neulich im Unterhause die Beleidigungen, welche Lord Brougham im Oberhause gegen ihn ausgestoßen, in vollgerüttelten Maße beimaß, sagte er am Schluß, er habe kein Recht, sich zu beklagen, wenn selbst weibliche Unschuld auf dem Throne vor der giftigen Zunge eines solchen Verläumders nicht geschüzt sey. Dieses hat Bezug auf ein vor Kurzem erschienenes Pamphlet unter dem Titel „A Letter to the Queen," welches allgemein Lord Brougham zugeschrieben wird. Seine, in die Galle getäuschter Hoffnungen getauchte Feder ist in der ganzen Schrift nicht zu verkennen, welches durch beißende Satire, den vortrefflichen Styl, die freie, ja oft beleidigende Sprache gegen die Königin, die darin als ein u n w i s s e n d e s K i n d aufgeführt und behandelt wird, hier das größte Aufsehen erregte und zu den interessantesten politischen Erscheinungen der neueren Zeit gehört. — In der literarischen Welt haben wir in der lezten Zeit nichts Neues von Interesse gehabt. Man ist gespannt auf ein neues Werk, welches Mrs. Trollope unter dem Titel: „Michael Armstrong, or the factory boy," in monatlichen Lieferungen herauszugeben gedenkt, und das, wie man glaubt, eine Nachahmung von Dickens's populärem Roman: Oliver Twist, seyn wird. Nachahmungen von populären Werken gelingen selten; besonders dürfte ein so talentvoller und origineller Schriftsteller wie Dickens nicht leicht einen Nachahmer finden, und am allerwenigsten in Mrs. Trollope. — Sie werden sich erinnern, wie die englischen Blätter vorigen Sommer der Königin ihre Vernachläßigung der Nationaltheater vorwarfen, während sie die italienische Oper fast jeden Abend besuche. Sie hat die englischen Theater seit einiger Zeit mehrmals wöchentlich besucht, und nun schreien sie alle, wie unschicklich es für eine Königin sey, sich so oft im Schauspielhause sehen zu lassen, so daß sie, wie es scheint, es Niemanden recht machen kann. Den allerhöchsten Unwillen der Sonntagsblätter erregte jedoch der Besuch, womit J. M. Van Amburghs brüllende Gesellschaft, die seit mehreren Monaten in Drurylane haust, beehrte. Nachdem sie eines Abends der Vorstellung beigewohnt, und die vollkommene Eintracht und das höfliche Benehmen der anwesenden Herren Bären, Tiger, Panther und Hyänen, die ein unter ihnen sich befindendes Lamm mit wahrer Menschenfreundlichkeit behandelten, bewundert hatte, kam ihr der Einfall, sich, von ihrem Hofstaat begleitet, auf die Bühne zu begeben, um zu sehen, wie diese Bestien sich nach einer solchen moralischen und physischen Abstinenz bei der Fütterung benehmen würden, welche in ihrer Gegenwart vor sich ging. Obgleich es nun für eine Königin nicht ganz schicklich seyn mag, um sich an einer Fütterung wilder Thiere zu ergözen, die Bühne eines Theaters zu betreten, wogegen man in England besondere Vorurtheile hegt, so war es doch nicht der Mühe werth, über eine solche jugendliche Grille so viel Wesens zu machen. — Vorige Woche wurde das St. Jamestheater mit einer rivalisirenden Gesellschaft vierfüßiger Künstler eröffnet, welche jedoch in jeder Hinsicht weit hinter Van Amburghs Künstlern zurück stehen. Zur Bezeichnung des jezigen Geschmacks des englischen Publikums brauche ich nur zu sagen, daß, während Drurylane mit seinen Löwen und einer höchst abgeschmackten Pantomime alle Abende gefüllt ist, Coventgarden, wo Shakespeares Werke, wenn auch nicht ganz, doch theilweise vortrefflich aufgeführt werden, leer bleibt. Die übrigen Theater bieten, wie gewöhnlich um diese Jahreszeit der Fall ist, nichts Neues dar. Madame Vestris, welche das hiesige Publikum nach ihrer Niederlage in Amerika mit verdoppelter Gunst aufgenommen, füllt durch ihr und ihres Mannes, Charles Mathews, treffliches Spiel jeden Abend das Haus, ohne neuer Stücke zu bedürfen. In Adelphi e r h ö h t ein Riese, Namens Bihin, das Vergnügen der Zuschauer. Die Promenadeconcerts à la Musard im englischen Opernhause werden mit dem größten Erfolge fortgesezt und beweisen deutlich, daß der Geschmack für Musik in England zunimmt. Das herrliche Orchester von sechzig Musikern, vielleicht eines der besten in Europa, die gute Auswahl der Musikstücke, die elegante Versammlung von Herren und Damen, die jeden Abend das Theater füllen, die ungenirte und gewissermaßen continentale Einrichtung des Ganzen, gewähren einen Genuß, den man früher hier ganz entbehrte, und den Strauß's vorjährige Concerte zuerst kennen lehrten.

Vorige Woche fand wieder einer jener häufigen Unglücksfälle Statt, Folgen des, hier so gewöhnlichen Lasters der Trunkenheit, welches jedoch täglich abnimmt. Ein junger Mann, Neffe von Sir Francis Burdett, der, um 7 Uhr Morgens, betrunken in eine gemeine Schenke in Haymarket taumelte, wettete dort mit einem armen Manne fünf Schillinge, daß er nicht eine Flasche ungemischten Branntweins austrinken könne. Der arme Mann nahm natürlich das Geld, trank die Flasche aus, und starb zwei Stunden darauf. Der Richter, vor den der Mörder zum Zeitvertreib gebracht wurde, verurtheilte ihn zu fünf Schilling Geldbuße, die gewöhnliche Strafe für Trunkenheit. — So schnell auch sonst der Häuserbau in London vor sich geht, wovon das neue Gebäude der London- und Westminster-Bank, die Reihen von Palästen, die jezt die City, den häßlichsten Theil der Stadt, zieren, und die durch Aladins Zauberlampe entstanden zu seyn schienen, hinlänglichen Beweis liefern, so scheint hinsichtlich des Baues unserer Börse der Zauber gelähmt, oder wenigstens durch den Streit der Citycorporation mit den Lord of the Treasury suspendirt. Vor einigen Tagen fand man mit Kreide auf den Ruinen der alten Börse geschrieben: „Dieser Baugrund ist auf neun und neunzig Jahre zu vermiethen; nach Verlauf dieser Zeit wird solcher für den Bau einer Börse verwendet."

Beilage: Kunstblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 50.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 27. Februar 1839.

He joined the rogues and prospered, and became
A renegade of indifferent fame.

Byron.

Der deutsche Renegat im Dienste Abd-el-Kaders.

Zweiter Brief.

Ich zog mit meinen Kanoniren Tlemcen zu. Unser Marsch war wegen Mangels an Lebensmitteln sehr beschwerlich; drei Tage lang fanden wir an der Straße keine Bevölkerung und mußten, um nicht zu große Umwege in die Berge zu machen, uns mit schwarzem, in Wasser aufgeweichtem Zwieback und einer in kaltem Wasser eingerührten Mehlsuppe begnügen. Jenseits des Flusses Oued-el-Hammon trafen wir eine große Anzahl flach auf der Erde liegender Steine, welche noch Denkmäler der Römer sind; ich bemühte mich, eine Inschrift zu finden, konnte aber nur hin und wieder halbverwischte lateinische Buchstaben entdecken. Am Abend des dritten Tages erreichten wir einen Aduar. Nachdem wir mit Mühe den dichten Verhau von gefällten Bäumen, der ihn umgab, durchbrochen hatten, wurden die vorangehenden Kanonire ziemlich unfreundlich von den aus dem nächsten Zelte getretenen Beduinen begrüßt; als sie aber die Kanone und unsere Uniform erblickten, erheiterten sich ihre Gesichter und wir wurden gastfreundlich empfangen. Der Führer der Kanonire blieb mit mir im Zelte des Caid; wir wurden trefflich bewirthet. Den folgenden Tag war unsere Reise durch ununterbrochenes Regenwetter noch unangenehmer, und schon brach der Abend an, ohne daß die Hoffnung, ein schützendes Obdach zu finden, sich erfüllt hatte. Da sprengte auf einmal der an meiner Seite reitende Paschdubschi — Chef der Kanonire — feldeinwärts einem kleinen Thale zu. Seiner Richtung folgend, erblickte ich einen sich flüchtenden Beduinen; bald war er eingeholt und festgenommen. Trotz seines Sträubens, wurde er gezwungen, uns nach dem nächsten Aduar zu führen. Den folgenden Tag überschritten wir den Isser und am Abend befanden wir uns in der Nähe von Tlemcen.

Ich sah auf dieser Reise nur selten gut bebaute Felder, ausgenommen die Gegend von Alvada-mita, Ouled Ali und jenseits des Isser. — Am siebenten Tage früh gegen neun Uhr erstiegen wir die Anhöhe, auf welcher die alte Porta Romana liegt, die auf dieser Seite den Eingang des nach Tlemcen führenden Weges bildet. Rings herum erblickt man alte, halb verfallene Mauern, und mitten unter diesen Trümmern findet man zahlreiche Quellen eines guten, wohlschmeckenden Wassers. — Bei unserer Ankunft wurde ich sogleich zum Chalifa Sidi Buhammedi geführt. Dieser vornehme Araber ist ein geborner Kabaile und hat erst später die arabische Sprache, mit welcher die der Kabailen nur wenig Aehnlichkeit hat,

erlernt. Er ist ein Mann von fünfzig Jahren, und sein Benehmen ist plump und unbeholfen. Er verhält sich zu Mustapha wie ein Bauer zu einem Hofmann, aber seine Wohnung ist weit prächtiger als die Mustaphas. Er empfing mich ziemlich freundlich und gab mir den Auftrag, die von einem Italiener angelegte Stückgießerei zu besichtigen. Als ich aus seinem Zimmer trat, bemerkte ich unter den auf dem Hofe stehenden Arabern einen jungen Mann mit blondem Bart, der um den schwarzen, von Kameelgarn geflochtenen Strick, welcher den Haik auf dem Kopfe festhält, ein schwarz-roth-goldnes Band geschlungen hatte. Erstaunen fesselte einige Augenblicke meine Schritte, schnell alsdann auf ihn zugehend, entfuhr meinen Lippen ein unwillkührliches „Prost!" — Guten Morgen! entgegnete er, und wir lagen einander in den Armen. Ich erkannte in ihm einen alten Hallenser Burschen, den, wie mich, die Stürme des Lebens hinausgeschleudert auf unbekannte Bahnen. Meine Empfindungen vermag ich nicht zu beschreiben; sie waren ein Gemisch von Freude und Schmerz, Wehmuth und dem erwachten Bewußtseyn eines verlornen Glücks.

Wir gingen mit einander nach dem Méchouar, wo der Italiener Albengo arbeitete; auf dem Wege dorthin erfuhr ich, daß ein Mechanikus aus dem Elsaß seit drei Tagen im Gefängniß sitze, weil er durch wiederholte vergebliche Versuche mit einer von ihm errichteten Kanonengießerei dem Emir bedeutende Summen verschwendet hatte. Schon früher war er in Verhaft gewesen, und nur auf seine bestimmte Versicherung, daß er bei einem nochmaligen Versuche das Werk zu Stande bringen würde, hatte man ihn in Freiheit gesezt. Vor vier Tagen hatte er seinen lezten Versuch gewagt. Die Chaous wachten bei der Arbeit; der Mechanikus hatte einen hohen Ofen construirt, konnte ihn aber mit den gelieferten schlechten Kohlen nicht heizen. Er nahm daher seine Zuflucht zu Schmelztiegeln. Als aber das Modell zur Hälfte gefüllt war, fiel der Boden aus den von schlechter Masse gefertigten Tiegeln, und der Versuch war abermals mißlungen. Der Unglückliche wurde sogleich in's Gefängniß geworfen. Schon hatte Buhammedi Befehl ertheilt, ihn zu erdrosseln; jedoch befürchtend, daß der Emir, welcher den Deutschen nach Tlemeen geschickt hatte, diesen Schritt mißbilligen möchte, gab er Gegenbefehl und schrieb an Abd-el-Kader, auf welche Weise er den Delinquenten bestrafen solle. Der hochherzige Emir hat ihn begnadigt. — Im Méchouar traf ich den Italiener mit dem Baue eines neuen Ofens beschäftigt. — Der Méchouar ist ein großer, mit verschiedenen Gebäuden umgebener und dicht mit Bäumen besezter Garten. — Die Ziegelsteine, deren man sich beim Baue bediente, erkannte ich sogleich für untauglich, und die Folge bewies, daß ich mich nicht geirrt hatte. Bei der ersten Heizung stürzte der Ofen zusammen. Albengo, klüger als sein deutscher Vorgänger, spielte den fanatischen Muselmann und begab sich alle Tage nach einem nahe gelegenen heiligen Orte, um sein Gebet zu verrichten. Um sich noch sicherer zu stellen, spielte er zuweilen den Narren und zwang dadurch die Araber, ihn mit Ehrfurcht zu behandeln, denn bekanntlich ist der von Geistern Besessene in diesen Ländern eine heilige Person, der man sogar den Titel „Marabut" gibt. Nachdem sein Ofen verunglückt war, begab er sich an jenen Ort, welcher alle Verbrecher schüzt, und schrieb von dort an den Emir. Dieser ertheilte ihm die Erlaubniß, zu gehen, wohin es ihm beliebe. Der schlaue Italiener erklärte hierauf, er habe den Entschluß gefaßt, eine Wallfahrt nach Mekka zu machen, und wurde auf diese Weise noch reichlich mit Geld versehen. Seine Reise fand aber ihr Ziel in Algier. — Ich machte hier ferner die Bekanntschaft eines Bayern, welcher früher Unteroffizier in der französischen Fremdenlegion gewesen und, von dieser verabschiedet, in die Dienste Abd-el-Kaders gegangen war, der ihn zum Exerziermeister und später zum Oberbefehlshaber der Infanterie ernannt hatte. Er hatte sich in mehreren Gefechten gegen die Franzosen durch Tapferkeit und Umsicht ausgezeichnet und sich das unbegrenzte Vertrauen seines neuen Gebieters erworben. Diese Gunst erregte aber die Eifersucht der übrigen Chefs, welche Alles aufboten, um den Deutschen zu verderben. Mohammedo, so wurde der Bayer genannt, einsehend, daß er den Verfolgungen seiner Feinde nicht entgehen würde, suchte sich durch die Flucht zu retten. Kurz zuvor war der Friede an der Tafna geschlossen worden, wobei der Deutsche als arabischer General der Infanterie thätig war. Die Friedensartikel enthielten unter andern die Bestimmung, daß die Deserteurs beider Theile nicht ausgeliefert werden sollten. Auf diese Clausel sich stützend, flüchtete sich kurz nachher Mohammedo mit einem andern französischen Deserteur nach Oran. Der General, welcher damals in Oran commandirte, pardonnirte den Franzosen, erklärte aber dem Bayer, daß er ihn zurückliefern würde. Er wurde verhaftet, und der Kommandant ließ Abd-el-Kader wissen, sein General sitze in Oran gefangen und er könne nach Willführ über ihn verfügen. Der Emir, über die Treulosigkeit seines Lieblings erbittert, empfing diese Nachricht mit der lebhaftesten Freude. Er sandte sogleich mehrere Chaous nebst zwei prächtigen Pferden als Geschenk für den General nach Oran. Der Deserteur wurde den Abgesandten überliefert. Jener hatte sich unmittelbar nach seiner Ankunft in Oran europäisch gekleidet und den Bart abgeschnitten, was die fanatischen Beduinen als das größte Verbrechen betrachten. Unter den fürchterlichsten Verwünschungen banden sie den Ausgelieferten zwischen ihre Pferde und sprengten im wildesten Galopp mit ihm fort. Auf dem

ganzen Wege erhielt er weder zu essen noch zu trinken, und alle Araber, die ihm begegneten, spieen ihm in's Gesicht und schlugen ihn mit ihren Schuhen. Im Lager bei Massara versammelte der Emir einen Kriegsrath, um über das Loos des Abtrünnigen zu entscheiden.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Erdbeben. Von J. F. Hugi.

(Fortsetzung.)

Manche Erdbeben zeichnen sich durch auffallend gestörten Barometergang, durch Aenderung der Temperatur, durch eigenthümlichen Geruch der Atmosphäre aus, durch Mattigkeit, Gefühl von Angst, beschwertes Athmen, durch warmfeuchte Nebel, bleigraue Luft, Aenderung in der Richtung des Windes, Schäumen des Meeres und der Seen, durch Trubung der Quellen u. s. w. Kurz jedes wird Momente bieten, die uns erinnern, daß die äußere und innere Atmosphäre unter sich, mit dem Schichtensystem und selbst mit der Wassermasse in lebendiger Wechselbeziehung stehen, daß bei etwaiger Störung dieses Oxydations- und Desoxydationsganges mehr oder weniger Wasser gebildet wird, daß aus der Zersetzung so viel irrespirable oder fremdartige Gase hervorgehen können, daß selbe bei ihrem Eintritt in die Atmosphäre nicht schnell genug assimilirt werden und selbst beengtes Athmen und uberhaupt Störung des thierischen Organismus erzeugen können. Untersucht man nur 2 bis 3 Fuß über einer fortströmenden mächtigen Quelle von Kohlengas, Stickgas oder andern irrespirablen Gasen die Luft, so zeigt diese im normalen Zustande allenthalben die gleichen Bestandtheile, was unmöglich wäre, wenn jene Gase sich nicht gleich assimilirten, sich nicht umwandelten, was auch als Beweis dient, daß sie nicht Elementarstoffe, sondern ebenfalls zusammengesezt sind, indem Elementarstoffe weder vernichtet noch neu erzeugt werden können, aus ihnen aber durch fortwährende Gegensätze die Reihen immer zusammengesezterer Stoffe zu entstehen pflegen. Diese regelmäßige Ausgleichung aber kann momentan gestört werden, und jenes Zittern oder Schauern der Erdfläche, so wie verdorbene Luft, Krankheiten u. s. w. als Folge dieser Störung auftreten.

Daß der fortwährenden Assimilation der aufsteigenden irrespirablen Gasarten in der Atmosphäre ein eben so rhythmischer innerer Zersetzungsakt der Atmosphäre in der Erde entsprechen muß, ist Gewißheit, weil die eine Thätigkeit ohne die entgegengesezte nicht fortwährend vor sich gehen könnte. Eine unthätige, todte Erdmasse endlich würde nicht fortwährend jene unzähligen Stoffe zu liefern, noch jenen Rhythmus von Zu- und Abnahme von Begeistung und Abstumpfung, von Erzeugung und Vernichtung des Lebens zu bewirken im Stande seyn.

Wir beobachten in der ganzen Natur, wohin wir immer uns wenden mögen, eine innere Bewegung der Theile. Kein Körper, dem Einfluß der Elemente ausgesezt, bleibt unverändert. Beobachteten doch Boyle, Patrin u. A. das allmählige Wandern dunkler Flecken an festen Steinarten, an Hornstein, Malachit u. s. w. und Keppler, Tournefort und viele andere wiesen auch beim einzelnen Mineral ein inneres Leben nach. Durch Schallwellen wird nicht nur das Blasinstrument, sondern selbst bedeutende Körpermassen durch und durch in fuhlbare zitternde Bewegung gesezt. Bei dieser ewigen Unruhe und Beweglichkeit der Theile herrscht bei allem Leiblichen ein inniges Streben nach Vereinigung, nach Ausgleichung und neuer Bildung. Dieser Gegensatz, dieses Ausgleichungsstreben nimmt zu, wie die Verschiedenartigkeit der Körper zunimmt, oder wie bei gleichartigen Körpern die Verschiedenheit der Temperatur wächst. So löst der Schwefel sich auf, um zum nahe gelegten Silber übergehen zu können, so steigen nach Schubert Metalle, in's Wasser gelegt, den Gesetzen der Schwere entgegen, aufwärts, um sich mit schwefligten Gasen zu vereinigen. Wem ist endlich nicht das gierige Streben der Körper nach Sauerstoff bekannt, nach Oxydation, wem nicht das Streben aller Körper, mit entgegengesezten andern, nach stöchiometrischen Gesetzen, neue Stoffe zu bilden? Man nannte dieses gegenseitige Anstreben, diesen allgemeinen Gegensatz Chemismus, auch Affinität. Sie ist immerhin die Grundkraft, welche die Zusammensetzung und Bildung der Körper von den entgegengesezten reinen Elementen an in fortgesezten Reihen bedingt und in allem Organischen rhythmisch wird. Wenn dieser Gegensatz bei den Körpern auf irgend eine Art angeregt wird, dehnen sie sich aus, und alle ihre Theilchen werden gegenseitig beweglicher. Dieser gespannte Zustand heißt Wärme, die oft bei wirklicher Auflösung und Vereinigung mit dem Angestrebten in Feuer übergeht.

Wird die Affinität durch Reibung, so wie durch Annäherung an Verschiedenartiges, mithin Entgegengesetzes, oder an ungleich Erwärmtes, oder schon mehr oder weniger Gespanntes angeregt, so heißt sie Elektricität, wie eine ähnliche Spannung zwischen der nördlichen und südlichen Erdhälfte als Magnetismus, oder wie die anregende Spannung des Centralkörpers auf die Glieder des Sonnensystems als Licht, und endlich des Gehirns auf die Glieder des Thiers als Nervenreiz erscheint.

Wenn somit die Wirkung der Sonne und die Wirkung des Gehirns dynamische Aeußerungen, gleichsam anregende Spannungen eines Centralkörpers auf seine wesentlichen, in fortwährender Wechselwirkung thätigen Glieder sind, so erscheinen Affinität, Wärme, Elektricität, Magnetismus nicht als Wirkungen eines Centralkörpers auf die einzelnen Glieder desselben, sondern als ein und dasselbe, aber verschieden gesteigerte Streben nach Ausgleichung zwischen mehr individuellen Körpern, bethätiget durch die zwei angeführten organischen centralen Grundthätigkeiten.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Triest, Februar.

Marine und Handel. Neue Bauten.

In meinem lezten Berichte sagte ich, daß der Verein des österreichischen Lloyd acht Dampfschiffe unterhalte; seitdem sind noch zwei hinzugekommen, welche auf unserm Werfte erbaut worden sind. Das eine führt, dem Großherrn zu Ehren, den Namen „Mahmudie," das andere: „Graf Mitrowski." Wie alle Dampfboote des österreichischen Lloyd zeichnen sich auch diese neuesten durch Solidität, wie durch zweckmäßige innere Einrichtung sehr vortheilhaft aus. Die Hauptsäle sind hell, geräumig, hoch, elegant möblirt, mit einer gewählten Bibliothek in deutscher, französischer, englischer und italienischer Sprache, und überhaupt mit Allem auf's zweckmäßigste versehen, was zur Bequemlichkeit und Annehmlichkeit auf einer längern Seereise beitragen kann. Gegenwärtig ist außer den gewöhnlichen Fahrten nach Venedig und der Levante auch eine regelmäßige, und zwar wöchentlich einmal, nach Ancona, und alle 14 Tage nach Dalmatien eingerichtet worden. Die Thätigkeit auf unserem Werfte wird immer lebhafter; es werden fortwährend neue Schiffe verschiedenen Kalibers, sowohl zur Verstärkung der inländischen Marine, als für Rechnung des Auslandes gebaut, und da stets mehr Aufträge auf Schiffe eingehen und der bestehende Werft zur Vollziehung derselben nicht ausreicht, so ist die Einrichtung eines neuen im Werke, dessen Kosten, einschließlich des Kaufpreises, auf anderthalb Millionen Gulden angeschlagen werden. Im Ganzen besaß am Schlusse des Jahres 1858 die österreichische Marine 15 Dampfboote mit 5114, und 515 Segelschiffe mit 122,844 Tonnen Gehalt. Von leztern wurden allein im verwichenen Jahre 27 hier vom Stapel gelassen, unter denen der Dreimaster „Elisawela" den ersten Rang einnimmt. Er ist das größte Kauffahrteischiff, das je in Triest gebaut werden, mit Kupfer gefüttert, und dürfte in Bezug auf Struktur, Schönheit und vortreffliche Anordnung mit den amerikanischen wetteifern können. Spricht diese Thätigkeit für das gedeihliche Fortschreiten des überseeischen Verkehrs, so ist es erfreulich zu bemerken, wie auch der Handel mit dem festen Lande täglich größeren Aufschwung erhält: daher auch die beständige Vermehrung der Etablissements, und der bedeutende Zufluß von Fremden jeder Klasse und Zone. Geht es in diesem Maße so fort, so dürfte Triest, wie sich unlängst ein Diplomat ausdrückte, bald mit vollem Rechte das Liverpool des Südens genannt werden können. Auch für die Verschönerung der Stadt ist seit einem halben Jahre wieder sehr viel geschehen, und ich kann mich nie des Erstaunens erwehren, wenn ich irgend eine Straße nach einigen Monaten wieder besuche und sehe, mit welcher Schnelligkeit alte Häuser abgebrochen und dafür palastähnliche Gebäude emporgestiegen sind. Wegen des steigenden Miethzinses fassen aber freilich die Besitzer bei der Errichtung ihrer Häuser mehr ihren Vortheil als die Bequemlichkeit der Miether in's Auge, und die neuen Quartiere sind fast alle zwar zierlich, aber keineswegs bequem. Die hohe Miethe, wie sie jezt hier bezahlt wird, ist in Deutschland, so viel ich weiß, ohne Beispiel. Die hiesigen Kapitalisten legen daher auch größtentheils ihr Geld in Grundstücken an, und ich kenne mehrere, die 17 bis 18 Häuser, ja ganze Straßen besitzen. Dieser hohe Stand der Miethe hat unlängst einen Aktienverein hervorgerufen, an dessen Spitze das Wiener Bankhaus Arnstein und Eskeles steht, und der zum Zwecke hat, einen Bazar zu bauen, welcher nach dem entworfenen Plane der Stadt nicht minder zur Zierde gereichen, als dem Handelsstande die größte Bequemlichkeit bieten wird. Der dazu bestimmte Platz befindet sich im Mittelpunkte der Stadt, dem Theater und der Börse gegenüber, und hat einen Flächenraum von 863 $^{2}/_{3}$ Klafter. Nach Außen wird dieser Bazar, der den Namen „Tergesteum" führen soll, eine große Anzahl der elegantesten Kaufgewölbe enthalten, nach Innen aber einen großen, freien, mit Bogen, Säulen und Gallerien umgebenen Raum bieten. Die drei oberen Stockwerke sollen zu Wohnungen eingerichtet werden. Das dazu bestimmte Kapital beträgt 750,000 Gulden C. M. — Triest hat nur zwei, einer großen Stadt angemessene Gasthäuser: l'aquila nera (der schwarze Adler) und la locanda grande, die aber keineswegs für das Bedürfniß ausreichen, und es geschieht nicht selten, daß beide dergestalt überfüllt sind, daß Reisende in die übrigen Gasthäuser sich verwiesen sehen, wo sie freilich auf manche Gemächlichkeit Verzicht leisten müssen. Auch diesem Uebelstande wird künftig abgeholfen werden: eine zweite Aktiengesellschaft hat einige Häuser am Meere angekauft, die sie über den Haufen werfen und in ein großmächtiges Hotel umschaffen lassen will. — Vorigen Monat wurde unsere Promenade: Acquedotto, zum ersten Male mit Gas erleuchtet. Der Versuch fiel sehr befriedigend aus; der Unterschied zwischen der Helle der Gas- und der Oelbeleuchtung ist wie 3 zu 1; dennoch aber dürfte geraume Zeit vergehen, bevor der allgemein sich äußernde Wunsch, die Gasbeleuchtung hier überall eingeführt zu sehen, sich realisirt. Freilich ist Triest auch ohne Gas hell genug erleuchtet. Die Beleuchtung gehört hier mit zu den vorzüglichsten Einrichtungen. Da wird auf keinen Mondschein, kein Morgen- oder Abendroth Rücksicht genommen; ohne Unterschied der Jahreszeit werden bis hinauf zu den isolirten Campagnen die schönen Oellampen in den Laternen angezündet, und selbst der trägste Langschläfer kann sie am andern hellen Morgen noch recht freundlich brennen sehen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 51.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 28. Februar 1839.

Welch ein widerwärtig Zittern,
Häßlich grausenhaftes Wittern!
Welch ein Schwanken, welches Beben,
Schaukelnd Hin- und Wiederstreben!

Goethe.

Ueber Erdbeben. Von J. F. Hugi.

(Fortsetzung.)

Der Beweis zum ebrn Angeführten wäre leicht zu finden. Davy hat anerkannt und durch viele Experimente nachgewiesen, daß Affinität und Elektricität analog seyen, Becquerel hält sie für durchaus identisch, und Paoli wies nach, wie zwei Körper,* im natürlichen Zustande chemisch verwandt, bei ungleicher elektrischer Spannung ihre Affinität ändern, kurz wie Affinität in Elektricität und diese in jene übergehe. Eine Menge der größten Physiker haben nachgewiesen, wie die Elektricität nicht nur die Körper modificire, sondern auch die innere chemische Kraftäußerung gänzlich umkehre. Seebeck, Oerstedt u. s. w. haben gezeigt, wie ein und derselbe Körper durch ungleiche Erwärmung elektrisch werde oder wie die ungleiche Wärmespannung als Elektricität sich äußere. Berühren sich zwei sehr ungleichartige Körper beinahe, so wird ihre gegenseitige Verwandtschaft, ihr Streben nach Ausgleichung, ihre Wärme so gespannt, daß nicht nur zwischenliegende Körper aufgelöst, sondern der eine von ihnen gesaurrstofft, der andere aber gewasserstofft und eben dadurch ihre Verschiedenartigkeit erhalten und folglich ihre gegenseitige Spannung andauernd wird. In diesem Falle heißt das gegenseitige Anstreben Galvanismus. Jeder auf diese Art gespannte Körper mit zwei entgegengesezten Enden oder Polen ist in seiner Mitte indifferenzirt und ein Repräsentant der zwei entgegengesezten Erdhälften, spricht folglich sich als Magnet aus und richtet sich frei schwebend mit der Erdachse parallel. Daher macht man gegenwärtig aus allen galvanisch polarisirten Körpern Magnete und alle Magnete sprechen sich wieder umgekehrt unter Umständen als elektrische Körper aus. Es ist bekannt, daß z. B. das Eisen durch Stoßen und Hämmern warm, dann magnetisch wird, und daß dieses magnetisch gewordene Eisen wieder elektrisch sich äußern kann. Auch haben Ampères und Babinets Versuche gezeigt, daß zwei Körper von gleicher Natur, aber von ungleicher Temperatur chemisch sowohl als elektrisch und magnetisch wirken können. Nun betrachtet Delametherie die Erde durchaus als eine galvanische Säule und Ampère sowohl als Babinet sagen: es ist nicht anders möglich, als daß bei einer Vereinigung von so ungleichartigen Materien, aus welchen die Erde besteht, unter Umständen galvanische Wirkungen hervorgebracht werden mussen. Wir müssen aber sämmtliche angeführte Wirkungen als dynamisch auffassen und selbe als identisch oder als Modifikationen des einen Grundgegensatzes betrachten, der sich wohl am besten als gegenseitiges Ausgleichungsstreben bezeichnen läßt,

und sich vorzüglich bei der angeführten rhythmischen Oxydation des Erdinnern durch die aufgesogene Atmosphäre auf mannichfache Weise als Affinität, gesteigert als Wärme, und noch mehr gesteigert, als Elektricität aussprechen muß.

Die Erdbeben erscheinen allenthalben und jederzeit als ein Zittern, als ein Schauern, an dem jeder Theil der betreffenden Erdoberfläche innigen, nicht bloß mechanischen Antheil nimmt, so daß sie nicht die Folge der Explosionen von Kalimetallen, von Knallgas u. dgl. seyn können. Eben so wenig ist es möglich, sie von innern Verbrennungen oder gar von einem Centralfeuer herzuleiten. Kurz, jede mechanische Wirkungsart müßte Stöße anderer Art zur Folge haben. Doch wir wollen die herrschenden Theorien nicht umständlich zu widerlegen suchen. Wir achten auch die Ansicht eines Jeden, weil es gewiß keine gibt, die nicht auf Gründen beruht.

Zuvörderst sehen wir Länder und Gegenden, wo, so weit die Geschichte reicht, noch nie Erdbeben beobachtet worden sind, so z. B. Unteregypten, wo der Boden bis in ungemessene Tiefen keine Gebirgsschichten aufzuweisen hat, sondern bloß aus aufgeschwemmter Schlammmasse besteht, die wohl der Wechselwirkung mit der Atmosphäre, der In- und Exhalation, aber nicht des ernsteren Gegensatzes der Gebirgsschichten fähig ist. Das Gleiche hat man bei den meisten großen Deltas oder Aufschwemmungen mächtiger Ströme beobachtet. So soll auch ein großer Theil der Niederlande nie Erdbeben erlebt haben. Auch werden im Innern der Continente aus Sand und Gebirgsschutt bestehende Wüsten und mächtige Lager von Geröllen und Anschwemmungen nie oder sehr unbedeutend erschüttert. Dies wird jeder bestätigt finden, der Gebirgskenntniß besitzt und die chronologischen Verzeichnisse der Erdbeben, z. B. von Keferstein, vergleicht. Dann gibt es Gegenden, die nur äußerst selten und nur von unregelmäßigen Bebungen erschüttert werden. Dahin gehören alle ausgedehnten basaltischen und vulkanischen Gebilde, dann alle mächtigen Granitgebilde ohne Gneis- und Thonschieferschichten, und endlich alle Gegenden, wo die Gebirgsschichten mächtig aufgetrieben und durch einander geworfen sind. Zu den erstern gehören die Gegend von Rizzini in Sicilien und die gewaltige Masse des Aetna selbst, die wohl theilweise von einzelnen Lokalausbrüchen, aber nie im Ganzen erschüttert wurde, was die so merkwürdige Geschichte dieses Bergs durchaus bemerkt. Zu den zweiten gehört die Gegend von Bagnana in Kalabrien, die Gegend von Palermo und der größere Theil des Innern des Alpengebirges.

(Fortsetzung folgt.)

Der deutsche Renegat im Dienste Abd-el-Kaders.

(Fortsetzung.)

Während die Chefs, welche noch kurz vorher den begünstigten Fremdling beneideten, über die Todesart desselben sich stritten, stand dieser angebunden an einen Pfahl, wo ihn Jeder nach Belieben mißhandelte. Er hörte Wort für Wort die Debatten seiner grausamen Richter. „Lassen wir ihn enthaupten," sprach der Eine. — „Nein! entgegnete ein Anderer, dieser Tod wäre zu schön für einen solchen Hund; wir wollen ihn hängen, damit seine Seele nicht in's Paradies eingehen kann." Endlich wurde beschlossen, das Fußvolk, das er vor wenigen Tagen noch befehligt, nach ihm wie nach einer Zielscheibe schießen zu lassen. Schon waren die Gewehre geladen; Mohammedo erwartete gefaßt die erste Kugel. Da trat plötzlich Abd-el-Kader zu ihm und sprach: „warum hast du mich verlassen?" — Diese Worte, die Abd-el-Kader mit der ihm eigenen Sanftmuth sprach, weckten die Hoffnung in der Brust des Verurtheilten. „Sultan," entgegnete er, „ich habe dir treu gedient und an der Spitze deiner Truppen tapfer gefochten; du hast mir Gerechtigkeit wiederfahren lassen; aber deine Offiziere haben mich verfolgt und auf's Tiefste gekränkt; dies hat mich bewogen, deine Staaten zu verlassen." Abd-el-Kader, menschlicher und edler als der französische General, verzieh ihm und ließ ihn nur so lange im Gefängnisse sitzen, bis sein Bart wieder gewachsen war. Später verfertigte Mohammedo Pulver, theils für den Sultan, theils für die übrigen Araber, und verdient noch gegenwärtig durch diese Arbeit beträchtliche Summen. Seit zwei Jahren ist er mit einer jungen Araberin verbunden. Diese, von Natur sanftmüthig und gut, hat durch den Umgang mit ihm einen gewissen Grad von Bildung erreicht. Sie ist die Wohlthäterin aller Fremden und wird von diesen wie eine Mutter verehrt. Als mich Mohammedo ihr vorstellte, empfing sie mich mit unbeschreiblicher Anmuth und echt deutscher Herzlichkeit.

Nach vier Tagen verließ ich mit den Truppen Sidi Buhammeds Tlemcen, um nach dem Lande der Angadis zu ziehen. Die Angads sind sehr sanft und weit gebildeter als die übrigen Bewohner der Provinz Tlemcen. Die kleine Armee des Chalifa bestand aus 200 Reitern und 600 Mann Fußvolk. Den Tag vor der Abreise verließen die Truppen die Stadt und schlugen nicht weit davon das Lager auf. Dieses bildet immer einen Kreis; die Zelte der Reiterei stehen zu innerst. Jedes Zelt enthält fünfzehn bis zwanzig Mann. Das Zelt des Chefs bildet die Mitte, und vor demselben ist ein großer Raum,

wo die Pferde des Emir oder des Chalifen stehen. Ersterer führt deren gewöhnlich sechs bis acht, Letzterer fünf bis sechs mit sich. In jedem Lager befinden sich gewöhnlich zwei bis drei Feldstücke, deren trauriger Zustand aber keine großen Wirkungen verspricht. Die Seele dieser Kanonen ist voller Gruben, und in Folge des schlechten Auswischens mit einer starken Pulverkruste umgeben; die Zündlöcher sind ungemein groß. Die armen Kanoniere müssen sich mit ihren Stücken auf dem Marsche furchtbar quälen, indem die auf niedrigen Blockrädern ruhenden Kanonen alle Augenblicke umwerfen. Die unwissenden Paschdubschis, welche sie commandiren, lassen dann gewöhnlich ihren Unwillen an den unschuldigen Kanoniren aus. — Der Paschdubschi Sidi Buhammedis fragte mich einst, als der Wischer eines Geschützes zerbrochen war — Reservveladezeug besitzt man nicht — ob man wohl drei- bis viermal, ohne auszuwischen, schießen könnte. — Hinter dem Hauptzelte steht ein anderes, fast eben so groß als jenes, welches zum Magazine dient und unter der Aufsicht eines zuverlässigen Mannes steht. Vierzig Schritte rückwärts ist das Zelt der Maulthiertreiber, welches zugleich als Küche benutzt wird. Nebenan stehen die Maulthiere, Kameele, gewöhnlich 100 bis 150, und die Schaf- und Ziegenheerden, von denen alle Freitage ein bis zwei Stück an jedes Zelt ausgetheilt werden. Jedes Zelt gibt während der Nacht zwei Mann Wache; um sich wach zu erhalten, stoßen sie von Zeit zu Zeit ein wildes Geschrei aus. Jeden Morgen wird der Zwieback vertheilt, welcher schwarz und voller Unrath ist; um ihn genießen zu können, muß er im Wasser aufgeweicht werden. Die Pferde bekommen Gerste und werden losgebunden, um zu weiden. Abends erhalten die Truppen gekochte Gerste oder Coscus mit Hammelfleisch.

Alle Nachmittage exerzirt die Infanterie. — Von großen Evolutionen hat man nur sehr unvollkommene Begriffe. Wenn der kommandirende Offizier seine Truppen in Zügen vorwärts marschiren und sie dann Halt und Kehrt machen läßt, so ist er der Meinung, ein schwieriges Manöver ausgeführt zu haben. Beim Exerziren zeigen die Araber, wie wenig die Disciplin ihre Sache ist. Sie sprechen, lachen, drehen sich, machen mit einem Worte, was sie wollen. — Die Infanteristen und Kanonire tragen baumwollene Hemden, leinene Beinkleider von sehr grobem Stoffe und eine graue Jacke mit Capuchon von grober Wolle. Die Ersteren tragen außer dem Gewehr eine Patrontasche, und nur die Bemittelten bewaffnen sich noch mit Dolchen oder Yatagans. Von den Kanoniren tragen nur Wenige Waffen, und nur der Aga ist zu Pferde. — Die Kavallerie ist gut mit rothem Tuch, das der Emir aus Marokko bezieht, bekleidet. Der Anzug besteht aus Jacke, Weste, Pantalon, Haik und einem weißen oder schwarzen Bernus. Die Reiter stehen im höchsten Ansehen, haben doppelten Sold und keinen andern Dienst als die Ehrenwache vor dem Zelte des Chefs. Der Sattel besteht aus einer hölzernen Pritsche, hinten und vorn mit einer Art Lehne versehen, schwach mit Leder belegt und daher sehr hart, um so mehr, da das der Länge nach aufliegende Brett schmal und scharfkantig ist. Die Sättel der Vornehmen sind mit rothem oder blauem Tuche überzogen und gewöhnlich mit goldnen Tressen und Quasten verziert. — Der Zaum ist mit zwei viereckigen Blendledern versehen, welche mit Garn, Seide oder Gold gestickt sind. Das Zaumzeug Abd-el-Kaders und der Chalifen ist von massivem Golde. Besonders auch auf dem breiten Brustriemen pflegen die Araber ihren Reichthum zur Schau zu stellen. Das arabische Roß sympathisirt mit seinem Herrn. Während dieser mit gekreuzten Beinen unter seinem Zelte sitzt und in ernste Selbstbetrachtung versunken scheint, steht sein Pferd mit gesenktem Haupte da und macht es gleichsam dem phlegmatischen Gebieter nach; sobald es aber den Reiter fühlt, fängt es an zu schnauben, und beide Wesen entwickeln das höchste Feuer.

Im Lager wie in der Stadt verrichten die Araber sechsmal das Gebet. Marabuts rufen, gegen Morgen gewendet, die Gläubigen zur Uebung dieser heiligen Pflicht. Der Chef jedes Zelts versammelt dazu seine Untergebenen. Nachdem sich der Araber viermal mit der Stirne zur Erde geneigt und gerufen: „allah hukber" — großer Gott — betet er: „El hämdu lilla herbi laïla min erahmañi erahimi mäliki iom adini iaka nabodo uaïäko in staëno in serata mustukima dina serata ledina nä hämda reïri el mokdobi aliem uel dalill." — „Durch deine Gnade, großer und barmherziger Gott, bitten wir dich heute, der Religion zufolge, zu der wir uns bekennen, weil wir deine Creaturen sind, uns alles, was wir nöthig haben, zu geben und uns vor den bösen Geistern und Menschen zu bewahren. Amen!" — Fast alle Araber tragen einen Rosenkranz am Halse, der aus hölzernen oder hornernen Kugeln, Perlen, Bernstein oder Perlmutter zusammengesetzt ist. Er ist durch größere Perlen in vier Theile getheilt. Indem man, den Rosenkranz mit der Linken haltend, die Perlen durch die Rechte gleiten läßt, sagt man: stafferla, stafferla, vergib uns unsere Sünden. — Ich habe Araber gesehen, welche mehrere Stunden, in tiefe Andacht versunken, nur allein diese Worte wiederholten. — Wenn sie im Gebet die Worte: herbi laïla min ausgesprochen, greifen sie Alle an den Bart. Bevor sie das Gebet verrichten, reiben sie sich die Arme und Hände bis zum Ellbogen mit Kalkstein. Die Abwaschungen nach dem Gebete müssen streng befolgt werden, wenn man für einen guten Muselmann gelten will. — Die Marabuts, welche mit uns im Lager waren, erhoben, wie der Chalifa, einen gewissen Tribut von den

umliegenden Stämmen, welcher in Geld, Schafen oder andern Lebensmitteln besteht. Fast täglich kamen Kranke in's Lager, um sich von den Marabuts heilen zu lassen. Ein mit Zauberformeln beschriebener Talisman war die einzige Medizin, welche ziemlich theuer bezahlt wurde. Die Maraбuts halten selten Predigten in Volksversammlungen, nur Abd-el-Kader bedient sich zuweilen dieses Mittels bei großen Festen, um seine Unterthanen für seine großen Plane zu begeistern.

(Schluß des zweiten Briefs.)

Distichen

von Ph. H. Welcker.

Die Gerechtigkeit zu ***

Herbst nur und Winter hindurch liegt schlummernd die knurrige Schlafmaus;
Doch die Gerechtigkeit hier schläft so jahraus wie jahrein.

Auf der Straße bei ***

Bettelnder Bub', hier nimm und schweig' nun! Bettelgedanken,
Mir so verhaßt, las ich hier schon am Wege zu viel.

Unterschied.

Selbst mit dem riesigen Ur nahm's einstens der thüringer Mann auf;
Heimwärts hat er dann noch spielend den Bären erwürgt.
Scheckbild ward uns der Bär, eine Fabel im Wald, und die lezte
Bärin * an unserm Gebirg jagte den Jäger zu Baum.

*) Auf dem gräfenhähner Forst im Gothaischen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Triest, Februar.

(Schluß.)

Kunst. Literatur. Theater.

Von den gemeinnützigen Anstalten, die in diesem Jahre eine wesentliche Verbesserung erhalten haben, nenne ich zuvörderst die Militärschwimmschule, welche, im Jahre 1819 errichtet, jezt neu aufgebaut, erweitert, verschönert und bequemer eingerichtet wurde. Ursprünglich für's Militär bestimmt, ist sie Jedem aus dem Civilstande und nun auch dem schönen Geschlechte zugänglich, welchem leztern einige Stunden des Tages ausschließlich vorbehalten sind, und wie ich von einigen Damen hörte, sollen sich recht tüchtige Schwimmkünstlerinnen unter ihnen befinden. Die Anstalt besizt auch einige Kähne, vermittelst welcher man sich in der Ruderführung üben kann, eine Fertigkeit, die in einer Seestadt fast eben so nöthig ist, wie das Schwimmen. — Die privilegirte Seebad-Anstalt, die jährlich im Frühjahre auf dem Meere aufgeschlagen und durch eine lange hängende Brücke mit dem festen Lande verbunden wird, wird jezt mehr als sonst von Fremden besucht. Im verwichenen Sommer wurde sie auch vom Kronprinzen von Würtemberg benuzt, der in Triest einen sehr angenehmen Eindruck zurückgelassen hat.

In der neuen St. Antonienkirche ist ein großes Altarblatt: „die Kreuzigung Christi," von Joseph Tunner, aufgestellt worden. Es ist, bei manchen Mängeln, ein Werk, das dem Künstler und der deutschen Kunst zur größten Ehre gereicht. Aber Tunner mußte in der hier erscheinenden italienischen Zeitschrift „la Favilla" eine sehr ungerechte Kritik hinnehmen, und warum? weil er das Unglück hat, ein Deutscher zu seyn, und der Italiener für die Kunst ein ausschließliches Privilegium zu haben meint. Ebenso geht es in der Musik: ein Werk mag noch so vortrefflich seyn, es soll und darf nicht gefallen; denn es ist nicht von einem Genio italiano geschaffen. Mozarts Don Juan, der alle Welt entzückt hat, mußte in Mailand Fiasco machen. — Größere Würdigung finden unsere literarischen Erzeugnisse, und man kann annehmen, daß so ziemlich alle besseren deutschen Autoren in's Italienische übertragen worden sind. Ausführlicheres über diesen Gegenstand in einem besondern Artikel.

Im Gebiete der Literatur ward und wird von den hier lebenden Schriftstellern mehr als in sonstigen Jahren hervorgebracht. Besonders thätig ist A. Ritter von Tschabuschnigg, der den besten Schriftstellern Oestreichs beigezählt wird. Der bekannte Botaniker Dr. Biasoletto bereitet seine auf der Reise mit dem Könige von Sachsen gemachten naturhistorischen Forschungen in Dalmatien zum Drucke vor. — Der Buchdrucker Marenigh veranstaltet eine Prachtausgabe des Torquato Tasso mit, unter Morghen's Leitung gestochenen Kupfern. Die See- und Handelsberichte des österreichischen Lloyd erhielten eine Erweiterung; sie erscheinen jezt unter dem veränderten Titel: „Journal des österreichischen Lloyd," und liefern außer commerziellen und industriellen Aufsäzen besonders gute allgemeine Berichte aus dem Orient und Italien. Dieses Journal sollte eine politische Tendenz erhalten, die aber wegen so mancher Hindernisse vor der Hand wegbleiben mußte.

Mit unserer Oper waren und sind wir dieses Jahr übel daran. In der Herbststaggione sang hier die Prima Donna Lalande, die vor drei Lustern sehr brav gewesen seyn soll, aber nun in das Alter gekommen ist, wo sie auf ihren Lorbeeren ruhen und keinen Ohrenzwang mehr anthun sollte. Eine Oper nach der andern fiel durch ihre Schuld durch. Für die Carnevalsaison wurden nicht weniger als sechs Primedonne engagirt; allein von drei, die wir bis jezt hören mußten, sind zwei unter aller Kritik und eine (Taccani) mittelmäßig. Die erste Oper, Anna Bolena, fiel durch; die zweite, la Sonnambula, hinkt auch schon über die Bühne. Das gegenwärtige Balletcorps ist sehr schlecht. Das Publikum zischt, pfeift, gähnt und fügt sich in Geduld. Die Carnevalfreuden haben bereits begonnen; die Redouten füllen sich, Soireen folgen auf Soireen, Bälle auf Bälle. Von leztern ist der bei dem allgemein verehrten Gouverneur von Weingarten ganz besonders glänzend ausgefallen. Auch über unsern Carneval nächstens ein Mehreres.

Beilagen: Kunstblatt Nr. 18 u. Monatsreg. Februar.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 52.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 1. März 1839.

Que j'éprouve de joie, et que cette embrassade
A réchauffé le coeur de ton vieux camarade!
Delavigne.

Die Gastfreunde.

Episode aus dem Leben; von C. Spindler.

I.

Der Gastfreund zu Falkenau.

Der Waffen und des Ruhmes müde, hatte der Major Norbert dem Dienst im Heere entsagt. Der im Kriege aufgewachsene Soldat liebte nicht die militärischen Spielereien im Frieden; der vom vornehmen Leben der Hauptstadt verwöhnte Weltmann fand keinen Geschmack mehr an den Täuschungen des Lebens. Ländliche Ruhe und Stille, die beschränkteren Kreise bürgerlichen Treibens, die er so zu sagen noch niemals kennen gelernt hatte, reizten ihn. Denn er hatte, nachdem er seinen Panzer abgeworfen, darunter ein kindlich fühlendes, menschenliebendes Herz gefunden, das ihm nicht erlaubte, im einsiedlerischen Lebensüberdruß zu verkümmern. Ruhe für Leib und Seele, Muße, die edle Kunst der Malerei, der er sich ergeben, zu pflegen, einige Menschen, mit denen sich ehrlich und aufrichtig umgehen ließ — mehr verlangte Norbert nicht. Zwei Freunde waren dem leise Aufragenden, wie es Freunden ziemt, entgegengekommen. Der Eine, der auf dem Lande wohnte, hatte ihm geschrieben: „Komm, ein Glied meiner kleinen Familie zu werden, und bleibe bei mir immerdar." — Der Andere, der in einer kleinen Stadt hauste, hatte geantwortet: „Ich und meine herzlich geliebte Anna erwarten dich mit Freuden. Niemals sollst du wieder von uns gehen."

Dem älteren, geprüfteren Freunde den Vorzug gebend, reiste Norbert mit Sack und Pack nach Falkenau. Das Gefühl bequemer Freiheit, die erwachende Frühlingszeit und die prachtvolle Umgebung des Schlößchens, das wie eine Perle in smaragdner Schaale im Schooß von waldigen Gebirgen lag, stimmten den Reisenden zur Freude. Vorauseilend dem Wagen, betrat er, um seine Gastfreunde zu überraschen, den frischduftenden Park, den zierlichen Blumengarten und den Portikus, unter dessen Säulen der Herr von Falkenau saß, zärtlich umfangen von seiner schönen Gattin und spielend mit einem blühenden Kinde, das er auf den Knieen schaukelte.

„Sieh da! eine Gruppe, des besten Malers würdig!" rief der Major das Gattenpaar an. „Vergebt, daß ich störe, und schenkt mir, dem Gast, nur einen winzigen Antheil an dem Glücke, das ihr so überschwenglich genießt!" — „Willkommen!" antwortete der ruhige Falkenau mit biederem Handschlag. — „Wir sind ausnehmend erfreut," fügte die erröthende junge Frau hinzu. Der Major unterbrach sie, indem er das kleine Mädchen vom Schooße des Vaters hob, in seine Arme nahm und liebkosend sprach: „Erlauben Sie, gnädige Frau, daß ich in

diesem Ihrem Ebenbilde, in meinem Pathchen, das ich zum erstenmale sehe, Sie selbst umarme. Falkenau kennt mich lange; bei ihm bedarf ich keiner weitern Empfehlung; aber ich hatte bis heute noch nicht die Ehre, von Ihnen gekannt zu seyn, und weiß mich bei der Mutter nicht besser einzuschmeicheln, als indem ich verspreche, bei Ihrer Tochter die Freundespflichten, die mir die geistliche Verwandtschaft auflegt, in vollem Umfang zu erfüllen."

Elise verneigte sich geschmeichelt; das Kind griff lächelnd nach den glänzenden Augen des freundlichen Pathen; Falkenau umarmte den Jugendgenossen mit verdoppelter Wärme. — „Komm, daß ich dir zeige, wo du wohnen wirst und wie das Haus deines Gastherrn bestellt ist," sagte er. Und als sie nun wandelten durch alle Räume des wohlgehaltenen Schlosses, durch die Wirthschaftsgebäude und Gärten, und an das Gitterthor nächst der Landstraße kamen, um den Wagen zu erwarten, der schon aus der Ferne durch Staubwolken heranrollte, sprach der Major zum Freunde: „Höre, ich habe heute unter guten Auspizien dein Haus betreten. Ich finde dich glücklich, dein Haus in schönster Ordnung; eine gesegnete Hand waltet in deiner Wirthschaft. Du hast das große Loos gezogen, und ich bin ehrlich genug, zu gestehen, wie sehr ich bereue, dir einst so heftig deine Heirath mit einem Mädchen unter deinem Stande widerrathen zu haben. Die Einfachheit, die Natürlichkeit deiner Gattin, verbunden mit ihrem Ordnungssinn, bilden einen entschiedenen Gegensatz zu der eiteln Verflachung unserer vornehmen Damen. Hätte ich statt der Agnese, die ein Jahr lang meine Geradheit an der Nase führte, eine Elise gefunden! Wohl hätte ich dann der Liebe den Grundsatz geopfert, dem ich stets huldigte: ein Soldat unter den Waffen dürfe kein Weib haben. — Mittlerweile habe ich Zeit und Alles geopfert, um ein Hagestolz zu bleiben; doch kenne ich nicht den Neid der alten Junggesellen, und bin höchlich zufrieden, daß der Himmel dir an Eheglück zulegte, was ich entbehren muß!"

„Ich danke," antwortete Falkenau nach einer kleinen Pause; „ich hab's in der That besser getroffen, als mancher Andere. Laß uns jedoch von dir reden; du glaubst nicht, wie ich mich freue, daß du endlich einmal da bist. Der Herzensfreund ist stets von mir am schmerzlichsten vermißt worden. Du wirst Abwechslung in die Einförmigkeit meines Landlebens bringen. Wir werden noch einmal die Vergangenheit durchleben, die Gegenwart erst recht genießen und für die Zukunft unsere Pläne machen. Denn für uns gibt's noch eine Zukunft, denke ich." — „Für mich, den Invaliden mit einer rebellischen Blessur, die mich schon im fünf-und-vierzigsten Lebensjahr aus dem Felde, vom Dienste und vom Hofe schlägt?" fragte der Major lächelnd.

Da trat die Bonne mit dem Kinde auf dem Arm heran und sagte, indem sie das Mädchen dem Vater übergab: „Die gnädige Frau schicken das liebe Fräulein Paulinchen, um den gnädigen Herrn Papa zu bitten, mit dem Herrn Major umzukehren. Die Collation ist aufgetragen und die gnädige Frau warten." — „Ei, so wollen wir gleich gehen. Nicht wahr, lieber Norbert?" — „Ja freilich. Galante Leute lassen Damen nicht warten. Der Wagen wird auch ohne unser Zuthun an Ort und Stelle kommen."

Das Allerlei des Vesperschmauses war recht gut, der Wein edel. Elise behandelte den Gast mit äußerstem Zuvorkommen. Um den Pflichten der Hausfrau zu genügen, nahm sie fast gar keinen Antheil am Gespräch der Männer und mischte nur dann und wann ein unbedeutendes Wort ein, wenn der Major sie höflich in die Unterredung zog. Oefters drehte sie den Kopf nach der Thüre, gleich als horchte sie auf ein Geräusch. Wirklich trug auch die Bonne die kleine Pauline in der Säulenhalle auf und ab, schwatzte mit dem Kinde, und dann und wann rief das Kind: Papa, Papa! Elise zischelte dem Gatten in's Ohr. Falkenau erwiderte mit einem ruhigen Kopfschütteln. Elise wurde roth und sah auf ihren Teller nieder; die Männer redeten weiter. Auf einmal stand Elise auf, verbeugte und entfernte sich. — „Entschuldige sie, lieber Norbert, sie ist ganz närrisch mit dem Kinde und kann nicht lange ohne dasselbe seyn." — „Nichts natürlicher, lieber Falkenau. Das erste Kind — und die Mutter alle sind überhaupt nicht anders."

Als der Major eine Weile darauf ging, um nach seinem Gepäcke zu sehen, und an der offenen Thüre von Elisens Zimmer vorüberschritt, sah er die Hausfrau darin allein am Fenster sitzen, ernsthaft und müßig. Paulinchen wurde aber im Garten spazieren getragen. Als der Major eine Minute darauf zurückkam, war Elisens Thüre zugemacht. Falkenau ging noch allein, wie zuvor, im Speisezimmer auf und ab. — Die Herrn ritten aus, um die Feldgüter, die zum Schlosse gehörten, zu besehen. Bei ihrer Rückkehr empfing sie Elise, obgleich es schon dämmerte, am Eingang des Hauses, Paulinchen auf dem Arm. „Wer kommt da, mein Liebchen?" — „Papa, Papa!" — „Ist so lange ausgeblieben, der schlimme Papa!" Falkenau sprang vom Pferde und empfing sein Töchterchen freundlich aus der Mutter Händen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Erdbeben. Von J. F. Hugi.

(Fortsetzung.)

Am häufigsten und gewaltigsten werden jene Gegenden erschüttert, wo verschiedenartige und vorzugsweise

neuere Gebirgsarten unzerstört in regelmäßiger Lagerung übereinander sich ausbreiten. Belege dazu fand ich bei meinen Wanderungen durch Kalabrien und Sicilien in Menge. Acri, in Mitten des kalabresischen Gebieges auf ungeheuer zertrümmertem Granitgebirge liegend, hat noch nie die Spur eines Erdbebens erfahren; dagegen geht nie ein Jahr vorbei, ohne daß das kaum zwei Stunden weit entfernte, auf neueren Sand- und Kalkschichten liegende Bisignano heftig erschüttert wird. Vom Capo Savero bis Pizzo zieht sich dem Meere entlang eine gewaltige sumpfige Ebene. Von dieser Ebene an erheben sich gegen das Gebirge tertiäre Formationen, auf denen Eufemia, Nicastro u. s. w. liegen. Zwei Stunden weiter aufwärts ist aller Kalk- und Sandstein verschwunden und das Gebirge besteht aus zertrümmerter Granitmasse, in welcher Stella, Migliaeina u. s. w. liegen. Die lezteren Orte werden eben so wenig erschüttert als jene der Ebene, während Eufemia und Nicastro häufigen Erdbeben ausgesezt sind. Die auffallendste Lage jedoch besizt Rossano am tarantinischen Golfe. Es steht auf einem 600 bis 800 Fuß hohen, fast ringsum senkrechten Felsen, der als Kegel dem Urgebirgstrümmer aufgesezt ist und aus unzähligen Schichten von weißem und rothem Sandsteine besteht, wechselnd mit Lageen von Thon und schlammigen Kalkstraten. Auf gleichen Schichten liegen das nahe Crassia, Cropalati und mehrere andere Orte. Eine Menge Ruinen dienten mir damals in Rossano als Beweis, daß die Klagen über Erdbeben gegründet waren. Nun wurden leztes Jahr alle jene Orte zerstört; in Rossano steht kein Gebäude mehr. Aber in jenem Theile der Stadt, der am Fuße des Felsens auf Trümmergranit steht, fühlte man, nach bestimmten Berichten eines meiner Bekannten, die Bebung nicht, hörte aber das Geheul derselben und sah den Ruin der Stadt. Südwestlich von jenem Bezirke treten vulkanische Massen auf, nördlich und westlich dagegen, im Monte Formosa und seinen Thälern, zertrümmerte Granitgebilde, und in allen dort gelegenen Orten, wie St. Giorgio, Longobaco, Barbano u. s. w. merkte man vom Erdbeben gar nichts.

Zu den erdbebenreichsten Gegenden gehören anerkannt die Ufer des Kanals von Messina. Nördlich dieses Kanals, dem Faro gegenüber, bei Bagnana, hebt sich eine ungeheure Granitmasse in einer Mächtigkeit von mehr als 2000 Fuß aus dem Meere. An diese lehnt sich Gneis, Glimmer- und Thonschiefer, dann folgt Muschelkalk und, bis gegen Reggio horizontale Richtung annehmend, neuere Kalk- und Sandsteingebilde, auf welche gegen Pellaro quaternäre Gebilde sich lagern. 1783 blieb Bagnana und die ganze Granitregion unbeschädigt; dagegen fanden Messina, Reggio u. s. w. fast gänzlichen Untergang. Jedem Reisenden fällt es auf, wie unglaublich Bagnana bevölkert ist; jeder Winkel, jeder Vorsprung über die Granitwände ist mit Häusern besezt, und doch hat die Gegend fast kein kulturfähiges Land; dagegen sind die schönen, fruchtbaren Gegenden von Finmara bis Reggio wie verödet und tragen nur wenige kleine Häuschen. Fragt man nach der Ursache, so weiset man auf die unzähligen Ruinen und gibt die Erdbeben an. So blieb auch bei jenem Sturze von Messina das nahe Rametta verschont.

In Europa jedoch sind die Erdbeben am häufigsten zu Eglisau am Rhein. Herr Landold, der einige Jahre dort Landvogt war, berichtete an Ebel, daß er an den Rheinufern, wo man die Eglisauer Lokalerdstöße vorzüglich fühlt, am frühen Morgen gewisser Tage Dunststreifen und einen schweflichten Geruch beobachtet habe. Die Bohrversuche auf Salz, welche hier 800 Fuß tief getrieben wurden, durchstachen unzählige wechselnde Schichten von kalkigem, thonigem Mergel, Thon u. s. w., welche Straten sämmtlich und vorzugsweise der Absorbtion der Luft günstig sind.

Es wurde schon oben das Gesetz ausgesprochen, daß alle verschiedenartigen, über einander gelegten Körper in gegenseitiger Spannung begriffen seyen. Auch macht man, wie bekannt, aus allen Gebirgsarten, in sofern sie nur verschiedenartig sind, wirksame galvanische Säulen. Auch ist nachgewiesen worden, daß die Atmosphäre als wesentlicher Theil des Erdganzen mit den Erdschichten in rhythmischer Wechselwirkung stehe, indem die sauerstoffreiche Luft von den Schichten aufgesogen, entsäuert, dabei die Quellen gebildet und dann die entsäuerte, meist kohlenstoffreichere Luft nach vollbrachter innerer Ausgleichung wieder entlassen werde. Ferner wurde nachgewiesen, daß, je energischer dieser Athmungsprozeß vor sich gehe, desto mehr die ursprüngliche Spannung der Schichten als Wärme, und bei noch höherer Energie auch als Elektricität aufzutreten pflege; welch leztere somit immer als Folge der durch den Athmungsprozeß gesteigerten Schichtenspannung erscheint. Wie bei der galvanischen Säule, deren Wirkung von der dazwischengelegten Flüssigkeit und dem dadurch bewirkten Zersezungs- oder Oxy- und Desoxydationsprozesse abhängt, so muß beim Schichtensystem der Erdfläche die Spannung und Wirkung sich steigern, wie die Flüssigkeit aus der eingesogenen Luft nach Umständen reicher sich bildet und dadurch selbst eine Oxydation oder Desoxydation der heterogenen Schichten hervorgebracht wird. Ist doch allgemein bekannt, daß bei Erdbeben die Quellen gewöhnlich reicher und wärmer hervorbrechen. Daß nun bei dieser Thätigkeit des Schichtensystems, bei diesem Zersezungs-, Säurungs- und Entsäurungsakte durch die ganze Schichtenfolge alle einzelnen Theile derselben in zitternde Bewegung gerathen können, ist bei der allgemeinen Beweglichkeit der Theile

keinem Zweifel unterworfen; eben so wenig, daß auf diese Vorgänge Prozesse, wie Entwickelungen von Gasen u. s. w. erfolgen können, die im Stande sind, als rascheste Oxydation oder als Feuer aufzutreten, die Schichtenmassen aufzuheben, durch einander zu werfen, oder zu zertrümmern, wodurch dann freilich den künftigen Erdbeben ein Ende gemacht würde. Auch kann keinem Zweifel unterworfen seyn, daß in früheren Perioden der Erdbildung, wo sämmtliche Gebirgsmassen noch in ausgedehnten, mehr horizontalen Richtungen um die Erdfläche sich schmiegten, alle jene Processe in gewaltigen Verhältnissen auftreten mußten, woraus nicht nur die Umwandlung der Gebirgsarten, sondern auch die heutige Gestalt der Erde überhaupt hergeleitet werden kann und soll.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Der Fasching.

Diesmal hatte der Fasching ein besonderes Ansehen. Wegen der Hoftrauer war weder in den Tuilerien, noch bei den Ministern und andern hohen Beamten, noch bei den auswärtigen Gesandten irgend ein Ball; der Mittelstand aber, der sich weder an Hoftrauer, noch an Kriegsgerüchte kehrt, und sich seine Lustbarkeit nicht nehmen läßt, eben so die reichern und unabhängig lebenden und die Legitimisten tanzten desto eifriger, je kürzer diesmal der Fasching war; das eigentliche Volk, das heißt die von ihrer Handarbeit lebende Klasse hat wohl nie so viel getanzt und gezecht, als diesmal. Obschon die Pariser sich gern das ganze Jahr hindurch belustigen, so geht es doch im Karneval noch viel toller her als an den gewöhnlichen Belustigungstagen, das heißt an den Sonn- und Feiertagen, die für die hiesigen Handwerker wahre Zechtage sind; manche begnügen sich nicht einmal mit denselben, sondern nehmen auch noch den Montag als Fortsetzung des Sonntags dazu. Die drei eigentlichen Karnevalstage werden aber ganz mit Tanzen und Zechen zugebracht, und da geht es außerhalb den Barrieren von Paris furchtbar her. Hier stehen hunderte von Schenken und Gasthäusern, wo der Pariser Pöbel sich versammelt, weil er hier den Wein, wo nicht besser, doch viel wohlfeiler, als innerhalb der Zollbarrieren bekommt. Diese Schenken haben ungeheure Säle mit Tribünen für das Tanzorchester. Vor mehreren Barrieren bilden die Schenken ganze Dörfer, die anderswo als kleine Städte würden angesehen werden. Belleville zum Beispiel ist beträchtlicher, als manche deutsche Residenz. Wenn hier am Sonntage das Volk in der Hauptgasse auf- und niederwogt, kleine Krämer ihre Eßwaaren überall ausrufen, und Musik aus allen Schenken erschallt, so hat das für den stillen Beobachter wirklich etwas Betäubendes. Dies ist auch der Ort, wo der Pöbel den Karneval am tollsten begeht. Die Wache an der Barriere und die zu Belleville sich aufhaltenden Gensdarmen haben die größte Mühe an diesen Abenden, allen Streitigkeiten ein Ende zu machen und die Zänker, welche mit Fäusten und leeren Flaschen auf einander losschlagen, in Verhaft zu nehmen und wegzuführen. An diesen Tagen sind die Schenkwirthe des Zuspruchs so sicher, daß sie ganz gebieterisch werden und dem Volke ihre Bedingungen machen. Wer nämlich bei ihnen etwas verzehrt und vorausbezahlt, kann bleiben, so lange er etwas vor sich stehen hat. Ist dies aber verzehrt, so muß er fort oder von neuem zehren. Der Pöbel läßt seinerseits die Leute aus den gebildeten Ständen, welche die Neugier herbeiführt, merken, daß er hier der stärkere Theil ist. Es ist schon lange so hergebracht, daß am Aschermittwoche früh Morgens manche Neugierige sich nach Belleville begeben, um hier den verkleideten, betrunkenen und vor Mattigkeit dahintaumelnden Pöbel nach Hause ziehen zu sehen. Manche Leute bezahlen ihre Plätze in den Schenken, als ob sie in's Schauspiel gingen. Der Pöbel weiß es, daß er hier zur Schau dienen muß und rächt sich dafür an den Neugierigen, die er ertappen kann, indem er sie mit Mehl, Koth und dergleichen bewirft, weßhalb manche Personen nur im verschlossenen Wagen und gleichsam verstohlenerweise dem häßlichsonderbaren Zuge zuschauen. Auf den Pariser Bällen der kleinern Theater hat der Fasching ein etwas besseres Ansehen. Hier will schon jeder in seinem besten Schmucke erscheinen, und Trunkenheit äußert sich hier sehr selten, würde auch von den Unternehmern nicht geduldet werden. Aber hier haben die Weiber zweideutigen und auch schlechten Rufes so ziemlich die Oberhand, weßhalb auch Frauenzimmer von guter Aufführung nicht leicht hingehen. Auf den größern Bällen, deren Eintrittspreis ziemlich hoch steht, geht es auch vornehmer zu. Ladendiener, Beamte und Studenten machen hier die Mehrzahl aus, und auch in diesen Sälen läßt sich das Einschleichen mancher leichtsinnigen Frauenzimmer nicht vermeiden. Ein höchst fremdartiges Schauspiel gewährt der Musard'sche Ball. Man weiß, daß Musard der Pariser Strauß ist, daß er sich durch seine Tanzquadrillen berühmt gemacht hat, und dieselben alle Abende den Liebhabern in einem großen und schönen Saale zum Besten gibt. Während des Carnevals gibt er aber Bälle, auf welchen es toller hergeht, als auf irgend einem andern Pariser öffentlichen Balle. Ich weiß nicht, ob der Mann mit seiner Tanzmusik die Tanzenden wirklich begeistert, oder ob diese Wirkung nur eine Einbildung ist, aber so viel ist sicher, daß wenn Musard im Fasching zu den beliebten Galopps aufspielt, 12 bis 1500 Menschen sich in Bewegung setzen, und den Saal wie toll auf und ab galoppiren. Für den ruhigen Zuschauer ist wirklich Gefahr dabei, sich im Augenblicke des Beginnens eines solchen wilden Galopps den Tanzenden im Wege zu befinden; er muß umgeworfen werden und unter die Füße der Galoppirenden gerathen. Hätten die Tanzenden eine gewisse Bahn, so ließe sich dem wilden Treiben noch in der Nähe zusehen; allein der ganze Saal wird von ihnen in Anspruch genommen; überall herrscht dieselbe Tollheit, dasselbe Wogen, Drängen und Stoßen, bei welchem die schwachen Tänzer selbst oft in große Gefahr gerathen, und nur aus den Logen herab kann man gemächlich diesem sonderbaren Tanze zusehen. Wie es zugeht, daß Musard die Leute so elektrisirt, begreife ich nicht; denn der Mann scheint nicht einmal bedeutendes musikalisches Talent zu besitzen. Die meisten Quadrillen, die er komponirt, sind aus neuen Opern gezogen. Das einzige, was er dabei thut, ist, daß er die entlehnten Themas in Tanzmusik umsezt. Wahrscheinlich ist er unter den Händen eines schlauen Spekulanten, welcher den leicht erworbenen Ruf des Mannes auszubeuten versteht, und ihn fortwährend hoch preisen läßt, damit die Einnahme desto stärker werde. Daher die unverschämten Puffs, welche man jezt in den Zeitungen liest, und die, wie es scheint, von eigends damit sich abgebenden Schreibern verfertigt werden.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 53.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 2. März 1839.

Ora et labora.
Sprüchwort.

Das erhörte Gebet.

Zu Olynthos auf des Tempels Schwelle,
Wo verehrt ward Zeus im Götterbilde,
Lag am Wintertag ein Mann, verarmet,
In Verzweiflung mit dem Hunger ringend.
Seine Handelsschiffe all' versunken!
Keinen Trost als einen holden Knaben,
Ebenbild der hingeschiednen Gattin,
Den er unter'm nahen Hüttendache
Ach! verließ verschmachtend wie er selbst.

„Sollt' ich hier die Wallenden zum Tempel
Bettelnd anflehn um die milde Gabe?
Eh'r den Tod, als so das Leben fristen!
Doch des holden Knaben Noth und Ohnmacht?! —
Zeus! o daß aus deinem offnen Himmel
Silber auf's gebeugte Haupt mir fiele!
Daß zunächst ich nur den Hunger stille! —
Mit der angefachten Lebensflamme
Angefacht würd' wieder mir Besinnung,
Lebensmuth, die alte Kraft zu handeln,
Edel mich und meinen Sohn zu retten!"

Tief erschöpft, doch wunderbar beruhigt,
Er entschlief unfern des Tempels Säulen,
Schlief verhüllet bis zur Morgendämmrung.
Tiefer Schnee indessen war gefallen,
Der das Haupt ihm und die Brust bedeckte,
Der verschüttete des Tempels Schwellen.
Vor dem Tempel standen Greis' und Jungfrau'n,
Durch den Schnee gehemmt, ihn zu betreten;
Draus hervor trat bald der greise Priester,
Rief dem Armen, noch im Schnee gebettet:
„Guter Fremdling mit den rüst'gen Armen!
O befrei' vom Schnee die Bahn zum Tempel,
Daß der Greise und der Mädchen Sohlen
Leichten Tritts zum Heiligthum gelangen!"

Nach dem Wort warf er ihm zu die Schaufel,
Und die Kraft zusammen rafft' der Arme,
Worfelte den Schnee von Schwell' und Säulen,
Bis er nahe stand dem greisen Priester.
Der voll Danks labt ihn mit süßem Weine,
Reicht' ihm noch ein Laibbrod feinsten Mehles
Mit des Segens mildem Herzensworte.

Freudig bracht's der Vater dar dem Knaben,
Den mit Brodduft er von Ohnmacht weckte,
Dann ihn labte mit der vollen Nahrung.
Drauf gestärkt zum Tempel gingen Beide,
Zeus, dem himmlischen, das Heil zu danken;

Und dem Vater dort die Wort' entströmten:
„Zeus! erhöret hast du mein Gebete,
Silber hoch vom Himmel mir geschüttet,
Abgewehret so die Schmach, die tiefe,
Bettelnd nun vom Hunger mich zu retten! —
Fürder drum will ich in allen Nöthen
Dir vertrau'n, der du mich kennst und schontest,
Der mir Sohn und Ehr' errettet heute!"

D. A. Assing.

Die Gastfreunde.

(Fortsetzung.)

Die Dame war beim kleinen Souper die artigste aller Hausfrauen. Da hie und da von Wirthschaftsangelegenheiten die Rede war, sprach sie ganz bescheiden mit. Ihr Lieblingsgedanke schien zu seyn, Alles so sparsam als möglich einzurichten. — „Ich kann den Ueberfluß, das sogenannte Wohlleben nicht sehr billigen," sagte sie einmal mit ihrer sanften Stimme; „das Zuviel ist nur in der Kasse gut. Wer weiß denn, was uns noch bevorsteht? Schon Viele sind aus reichen Leuten arme geworden, und wer hilft dann? Auch ist gerathen, vor Allen für die Kinder zu sorgen." — „Allerdings, gnädige Frau," versezte der Major und konnte nicht begreifen, warum Falkenau unruhig auf dem Stuhle rückte. „Ich bin ein Anhänger Ihres Systems. Da wir aber von den Kleinen reden, was macht mein Pathchen? — Ist es schon mit Sandmännlein schlafen gegangen?" — „Nicht doch," entgegnete Elise etwas lebhaft; „das arme Kind kann schon jezt nicht mehr einschlafen, wenn es nicht den Papa umarmt hat. Ich wette, Lina wartet draußen vor der Thüre."

Als wie auf ein verabredetes Stichwort schrie das Kind draußen: „Papa!" — „Hören Sie, Herr Major? Erstaunlich ist die Liebe der Kleinen zu ihrem Vater. Bist du diesen Abend besser gelaunt, als am Nachmittag, lieber Emil? Erlaubst du, daß die arme Kleine hereinkomme, um dir „gute Nacht" zu sagen?" Falkenau machte eine ungeduldige Bewegung. Der Major nahm aber das Wort: „Ei, warum sollte er nicht? Das schickt sich wohl. Lassen Sie das Puppchen nur herein." — „Ich liebe nicht, daß die Kleine meine Gäste incommodire!" — „Siehst du, Emil, daß der Herr Major nichts dagegen hat? Er würde ein sehr zärtlicher Vater seyn," sagten Mann und Frau zugleich. Die leztere ließ das Kind herein. Das arme Wesen war vom Schlafe überwältigt und kannte den Papa nicht mehr; dennoch schrie es, von der Mutter in den Arm genommen, mit zufallenden Augen den wohlerlernten Anruf und duselte wieder ein, unter dem Kusse des gerührten Falkenau. Die Mutter entfernte sich mit der Kleinen und sprach Abschied nehmend zum Major: „Lassen Sie sich's unter unserm genügsamen Dache gefallen. Ich freue mich Ihrer Ankunft doppelt, da mein Emil jezt besserer Laune seyn wird, als früher. Nicht wahr, lieber Emil?" Indem sie von dem Gatten auf die Stirn geküßt wurde, flüsterte sie ihm zu: „Du bleibst nicht gar zu lange, gelt?" und verschwand. Der Major hatte die Frage vernommen und wunderte sich keineswegs, als Falkenau nach einer halben Stunde zu ihm sagte: „Ich denke, wir wollen zu Bett gehen. Du wirst müde seyn, lieber Norbert?" — „Ach ja, ein wenig, lieber Falkenau."

In den nächsten Tagen war Elise geputzt, schön wie ein Engel. Die äußerste Güte war über ihr ganzes Wesen verbreitet. Sie machte sich ein Geschäft daraus, dem Gast als die gefälligste Wirthin zu erscheinen. Sie redete schon vertraulicher mit ihm und freute sich, in seiner Gesellschaft einst den langen Winter verleben zu können. Ihre freundschaftlichen Versicherungen wurden zwar nicht im correktesten Deutsch, aber mit vieler Herzlichkeit gegeben. Was Falkenau in seiner schlichten Weise nur andeutete, führte die Frau eifrig aus, sorgte für des Majors Bequemlichkeit und Wohlbehagen, machte Pläne zu Zimmereinrichtungen für die Folge, redete, als ob dieses trauliche Zusammenleben niemals aufhören sollte. — Norbert, gerührt von solchem Beginnen, überbot sich seinerseits in den höflichsten Achtungsbeweisen, plauderte oft und viel mit dem lallenden Kindlein, erheiterte den kleinen Abendkreis durch seine Erzählungen, malte das Porträt der Frau für den Mann, Falkenaus Bild für Elise, und suchte so wenig als möglich zu geniren. Spaziergänge und Spazierfahrten der Gesammtfamilie wurden beliebt. Auf einem der leztern kamen die Falkenauer nach Hirlingen, dem kleinen Städtchen, wo der zweite von Norberts Freunden, Auerbach, mit seiner geliebten Anna wohnte. Der Garten eines saubern Gasthofs vor dem Thore war der Ort der Zusammenkunft für die Honoratioren des Städtchens; Norbert hatte jedoch für diesmal nur Augen für den lebhaften, bald drolligen, bald sentimentalen Auerbach und für seine nicht alltägliche Frau. — Der Erstere überfluthete den Major mit einer Menge von zärtlichen, wohlgewürzten Vorwürfen, daß er Falkenau vorgezogen. Anna dagegen, eine ernste, blasse Frau mit schönen dunkeln Augen, stimmte nicht nur in dessen Ton nicht ein, sondern sie sagte öfters zu ihrem Manne: „Warum diese Zudringlichkeit, mein Lieber? Der Herr Major hat nach seinem Geschmack gewählt, und ich für meinen Theil glaube, daß er gut gewählt hat. Er wohnt unstreitig angenehmer zu Falkenau, als hier,

und namentlich bei uns. Glauben Sie mir, Herr Major, wir sind nicht die unterhaltendsten Leute in Hirlingen." — „Ei, du liebenswürdige Schelmin!" lächelte Auerbach seiner Anna zu, die gar nichts Schelmisches in den Augen hatte. „Du machst dir und mir ein schlechtes Compliment, und man sollte glauben, du wärest recht sehr froh, daß Norbert unserm Freund den Vorzug gegeben?" Er küßte schäkernd die Fingerspitzen seiner Frau. Anna erröthete etwas, dann richtete sie den Blick auf Norbert und sagte ruhig: „Ich bin überzeugt, daß dein Freund meine Worte nicht übel gedeutet hat. Er kann versichert seyn, daß seiner die herzlichste Aufnahme wartet, wenn er unser Haus zum vorübergehenden oder ständigen Aufenthalt wählen wollte. Doch wiederhole ich: unsere Einförmigkeit würde ihn schwerlich fesseln." — „Wenn ich den Versuch machte?" fragte der Major scherzhaft. — „Sie sind noch einmal eingeladen, Herr Major." — „Bravo!" rief Auerbach aus. „Probire und wähle dann auf's Neue!" — „Das müßt' ich mir verbitten," sagte nun Falkenau, ohne zu spaßen; „welch eine Schmach für mich und Elise, wenn Norbert sich von unserm Landleben abspenstig machen ließe! Nicht wahr, mein Engel?" Er drehte sich zu Elise, die ihr Gesicht hinter der kleinen Lina versteckt hatte und gleichgültig herüberfragte: „Was sagst du, Emil?"

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Erdbeben. Von J. F. Hugi.

(Beschluß.)

Die Betrachtung der Natur liefert nebst den angeführten eine unzählige Menge von Beweisen für diese Ansicht. Wir wollen aber nur noch Einiges ausheben. Das Erdbeben von 1795 wurde in England von tiefer in der Erde arbeitenden Bergleuten durchaus als über ihnen sich entladend beobachtet. Die Erdbeben folgen jederzeit gewissen Gebirgsformationen, oft älteren, und dabei werden dann die aufgelagerten neueren ebenfalls mit ergriffen; oft aber gehen sie nicht so tief, haben ihren Sitz nur in neueren Gebilden, und dann werden sie Lokalerdbeben. Merkwürdig ist hier das vorjährige Erdbeben in Syrien, das, nach englischen Berichten, nur einer gewissen Schichte folgte; alles auf ihr wurde zerstört, während Orte, nur einen Büchsenschuß von ihr entfernt, unversehrt blieben. Das Erdbeben in der Schweiz vom 21. Januar 1837 ging so tief als der Muschelkalk und erstreckte sich von Genf bis über Stuttgart hinaus. Im Verhältniß aber, wie jene Formation zurücktritt oder von mächtigen neueren Gebilden überlagert wird, wurde das Beben unmerklicher. So von Solothurn an im westlichen Jura. Dem Jura entlang erfolgte die Erzitterung von Nord nach Süd, oder ganz vollkommen mit der Streichung des Gebirges in rechtem Winkel. Bei Baden macht der Muschelkalk einen merkwürdigen Ausläufer von der Juralinie gegen Süden, und in der ganzen Gegend erfolgte die Erzitterung mehr von Ost nach West. Im Niedersimmenthal, wo die Streichung des Muschelkalkes mit dem Jura parallel ist, gingen auch die Erschütterungen gleich von Nord nach Süd. Im Obersimmenthal jedoch ist die Streichung südlich, und nach Zeitungsartikeln und näheren Nachfragen waren dort die Erschütterungen von Ost nach West. So in Lauterbrunnen. Im Sandsteingebilde der mittleren Schweiz waren die Bebungen geringer und keine bestimmte Richtung der Stöße konnte angegeben werden; zu Freiburg im Breisgau jedoch war die Erzitterung entschieden östlich und westlich, also wieder in rechtem Winkel mit der allgemeinen Streichung jenes Kalkgebildes. In das Gneis-, Glimmer- und Granitgebilde trat die Erschütterung nirgends.

Läge die Ursache der Bebungen nicht im gesammten erschütterten Schichtensysteme, sondern ginge die Stoßgewalt aus großer Tiefe von gewissen Punkten, von Explosionsherden u. s. w. aus, so wären alle erwähnten Erscheinungen unerklärlich. Erdbeben, welche, wie das eben erwähnte, das Kalkalpengebilde und den identischen Muschelkalk des Jura, mit den übergelagerten neueren Gebilden, und mithin die ganze Schweiz erschütterten, finden wir seit dem Jahre 480 nach Christus 121 aufgezeichnet. Wir finden aber keine Thatsache, welche vermuthen ließe, daß die Bebungen je in das schon veränderte und zertrümmerte Granit- und Gneisgebilde übergetreten wären. Seit dem Jahre 1121 finden wir ferner 34 Erdbeben, welche nur die neueren Gebilde des Jura erschütterten, und deren Wirkung nicht zur Tiefe des Muschelkalkes reichte. Ferner finden wir seit dem Jahre 1450 192 Erdbeben aufgezeichnet, welche nur das Sandsteingebilde der mittleren Schweiz in zitternde Bewegung setzten. Es muß aber bemerkt werden, daß vorzüglich in früherer Zeit nur aufgezeichnet wurde, was sich durch irgend bedeutende Zerstörungen kund gegeben, und daß die angeführte Anzahl kaum den zehnten Theil aller Bebungen betragen dürfte. Endlich gab es von jeher eine unzählige Menge von Lokalerdbeben, von welchen folgende angeführt zu werden verdienen: Den 1sten September 1806 hörte man am Roßberg ein heftiges Getöse, und die Erschütterungen waren merklich; um fünf Uhr des 2ten Septembers war es am heftigsten; da trennte sich ein Theil des Schichtensystems vom Berge, wobei Goldau u. s. w. zerstört wurde. Die Schichten der Kalknagelfluh trennten sich von jenen des Sandsteins. Zwischen den Sandsteinschichten und der Nagelfluh waren hie und

da schwache Schichten von Süßwasserkalk mit Lymneen u. s. w. Schon 1353 fand am gleichen Berge eine gleiche Erschütterung statt, wobei das Dorf Röthen verschüttet wurde. So war 1714 Toben und Unruhe in den Liasschichten der Diablerets, so 1584 am Tour d'Ay, 1618 bei Plurs, 563 am Tentetunum u. s. w. Schwächere, kaum merkliche Erzitterungen des Bodens sind so häufig, daß sie in vielen Gegenden jede Woche sich ereignen und auf die Fruchtbarkeit des Bodens von wesentlichem Einflusse sind. In Rossano war in drei Wochen keine Nacht, wo ich nicht aus dem Schlafe gerüttelt wurde.

Durch genaue Verfolgung der bekannten Thatsachen ließe sich die angeführte Ansicht zur Gewißheit erheben; es genüge aber für den Zweck dieses Aufsatzes, nur dieses Wenige angedeutet zu haben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Schluß.)

Der Fasching. Neue Theaterstücke.

Die andern Unternehmungen bleiben nicht zurück und lassen sich ebenfalls auf das unverschämteste herausstreichen. So ließ sich neulich der Musardsche Ball auf folgende Weise ankündigen: „Dieses Jahr erhält der Musardsche Ball, wie immer, schwärmerischen Beifall. C'est un tourbillon de dominos, une trombe de Pierrots at une avalancha de postillons et de débardeurs à vous étourdir, à vous éblouir, à vous fasciner. Es ist ein Strom von Harmonie, es sind Wellen von Tänzern und Tänzerinnen, die sich in einem von Spiegeln und tausend Kronleuchtern blitzenden Saale lustig um einander drehen. Der Karneval befindet sich ganz und gar bei Musard. Nichts kann einen Begriff von der Fröhlichkeit geben, welche bei den Nachtfesten im Viviennesaal herrscht." Die große Oper hatte einmal versucht, wie man sich noch aus ältern Berichten erinnern wird, Musards Orchester auf ihre Bälle zu versetzen. Allein es ging so toll dabei her, daß die Würde und das hohe Ansehen der Oper dadurch in's Gedränge kam, und sogar ein Prozeß gegen den Operndirektor eingeleitet wurde, welcher damit endigte, daß derselbe 10,000 Fr. zu zahlen verurtheilt wurde. Ob er sie wirklich gezahlt hat, weiß ich nicht. Das Ganze war wohl nur ein Blendwerk, um das Publikum zu überzeugen, daß die Oper sich nichts von ihrer Würde vergeben könne. Dieses Jahr hat sie Jüllien, einem Nebenbuhler Musards, das Tanzorchester übergeben, und auch dieser hat seine gedungenen Lobhudler in den Zeitungen. Eine derselben spricht von dem „originellen Striche," von der Mannigfaltigkeit des Rhythmus und von den äußerst graziösen Melodien, wodurch sich die Jülliensche Walzer auszeichnen sollen, so daß sie den besten Produkten der deutschen Schule an die Seite gestellt zu werden verdienen. Der Opernball hat immer etwas Vornehmeres als die andern, zumal da er das doppelte kostet; die Leute aus der höhern Sphäre finden sich hier zusammen, und die Tagesblätter haben oft diese oder jene Aeußerung, welche irgend einem notabeln Manne oder auch einer notabeln Frau auf dem Opernballe entschlüpft seyn soll, meistens ein bon mot, anzuführen. Wenn starke Bewegung in der politischen Welt herrscht, wie zu gegenwärtiger Zeit, so haben die Gespräche im Opernfoyer auch einen politischen Charakter. Daher schöpfen die Börsenmänner zuweilen ihre Hoffnung oder ihre Furcht aus dem Foyer, spielen à la hausse oder à la baisse, verlieren oder gewinnen, verwünschen oder preisen die Nachrichten, die sie aus dem Opernsaale mit nach Hause und zur Richtschnur genommen hatten. Da gegenwärtig Bälle so sehr in der Mode sind, und die Theaterbälle sogar in der Fastenzeit fortgesezt werden sollen, zum großen Leidwesen der Geistlichkeit und der Andächtigen, so hatte ein Theaterdichter den Einfall, die Bälle zum Gegenstande einer dramatischen Handlung zu wählen. Das Stück heißt les trois bals, und wird auf der Variétésbühne gespielt. Im ersten Aufzuge kommt ein Bal des grisettes vor, das heißt ein Tanz, wo lustige Putzmacherinnen und Nähterinnen die Hauptrolle spielen; im zweiten Aufzuge ein Ball in einem großen Hause, und im dritten Aufzuge der tolle Musardsche Ball. Der Verfasser hätte als vierten und fünften Aufzug einen sogenannten Subskriptionsball in verdächtigen Häusern, und zulezt den Pöbelball der sogenannten Courtille zu Belleville hinzufügen können; dann wären die verschiedenen Abstufungen so ziemlich beisammen. Allein die lezten Stufen würden doch zu abschreckend erscheinen; schon der Musardsche Ball ist nicht der sauberste in der Darstellung, noch viel häßlicher würde es in der Courtille ausgesehen haben. Zu den Neuigkeiten aus der Karnevalszeit gehört auch das neue Opernballet Gipsy, welches eben so gut la bohémienne heißen könnte, was in Frankreich eine Zigeunerin bedeutet, obschon dieses Volk sicher nicht aus Böhmen nach Frankreich gekommen, und noch viel weniger aus Böhmen gebürtig ist. Zigeuner und Zigeunerinnen sind ein Lieblingsgegenstand jetziger Theaterdichter und Künstler. In mehreren Theaterstücken spielen sie eine Hauptrolle. Im Opernballette ist ein ganzer Roman auf sie gebaut; die Fabel ist ungefähr dieselbe, wie die der deutschen Preciosa. Ein Kind aus einer angesehenen englischen Familie wird von Zigeunern gestohlen. Dieses Kind ist im Ballette eine reizende und schön tanzende Zigeunerin geworden, und Fanny Elsler, welche diese Sarah vorstellt, hat nie so trefflich getanzt. Ihre Schwester spielt die Rolle der ältern Zigeunerin Mab, welche auf die jüngere Sarah eifersüchtig ist und ihr allerlei Uebel zuzufügen sucht. So kommt es, daß Sarah, als sie auf dem Jahrmarkte zu Edinburg tanzt, eines Diebstahls beschuldigt und vor den Sheriff Campbell geführt wird. Nun entdeckt dieser, daß Sarah das ihm einstens entwendete Töchterchen ist. An diesen einfachen Faden hat der Dichter St. Georges eine Liebesgeschichte geknüpft, wodurch die Handlung verwickelter wird. Ein sogenannter Krakauertanz mit Stiefeln und Sporen, den Fanny Elsler hat einlegen lassen, hat großen Beifall gefunden und muß fast immer wiederholt werden. Die Zigeunerinnen kommen jezt wieder in Mode auf der Bühne. Das Gymnase dramatique hat bereits auch eine unter dem spanischen Namen Gitana auf seine Bühne gebracht. Dieses Theater besizt eine junge schlanke Schauspielerin Namens Dlle. Nathalie, welche bereits die berüchtigte Cachucha getanzt hat: sie mag gedacht haben, wenn man die Cachucha tanzt nach dem Beispiele der Fanny Elsler, so könne man auch wie diese eine Zigeunerin spielen. Das Stück ist wenigstens ziemlich unterhaltend, und wenn Dlle. Nathalie sich auch zu Fanny Elsler wie ein Vaudeville zu einer großen Oper verhält, so wäre es doch möglich, daß die Gitana neben der Gipsy sich aufrecht hielte, bis wieder etwas ganz Neues die Pariser entzückt.

Dg.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 54.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 4. März 1839.

> — England ist in seinem Andrang rasch,
> Wie Wasser, das ein Wirbel in sich saugt.
>
> Shakespeare.
> Heinrich V.

Florentiner Gesellschaftsleben.

Was thut im Winter die Florentiner elegante Welt? Die Frage ist leicht beantwortet: sie amusirt sich. Das ist das Ziel ihres Daseyns, das ist die Losung, womit sie der Zeit entgegentritt. Erreicht sie ihren Zweck? Wird sie nicht, eine Semele mit Marabouts und Atlasschuhen, verzehrt von der Flamme, die über sie zusammenschlägt in der Umarmung des Freudengottes? Schleudert sie nicht den herostratischen Pechkranz in einen Palast von Holz, Pappe und Muslin? Es kommt darauf an, wie man die Sache nimmt. Ich höre gesezte Leute seufzen, ich höre junge Leute frohlocken; die entre deux âges, zu denen ich selber zu gehören die Ehre habe, scheinen bisweilen in der Verlegenheit zu seyn, sollen sie das eine thun oder das andere.

Bevor ich nun näher erläutere, wie diese Florentiner Gesellschaft sich amusirt, muß ich billig angeben, wie sie zusammengesezt ist. Hier tritt mir das bunteste Gemisch entgegen. Wallensteins Heer, oder die Truppen eines Kronprätendenten könnten nicht vielfarbiger seyn. Die Masse theilt sich aber in drei Hauptschaaren. Zuerst, wie sich von selbst versteht, die Engländer. Man weiß schon, Florenz ist einer ihrer Lieblingspläze. Zu Tausenden kommen sie, oft nur mit der Absicht, einige Wochen zu bleiben und dann ihren Stab weiter zu setzen, werden aber festgehalten durch die Verführungen dieser Syrene. Im September und Oktober, wenn nicht eben Cholera und Quarantänen um die Wette wüthen, möchte Einem angst und bange werden; denn dann füllen sie alle Gasthöfe, durchziehen, Heuschreckenschwärmen ähnlich und im Sturmschritt, Galerien und Kirchen, notiren Lohnbedienten-Gelehrsamkeit in ihre Tage- und Taschenbücher, zanken sich halbe Stunden lang herum um eines halben Pauls willen, und werden um Scudi beschuppt, ohne es zu merken. Die glänzende Zeit der alten Ingresi, der Milordi ist indeß längst vorüber. Der italienische Wirth weiß es nur zu gut, daß die Meisten der Oekonomie wegen reisen. Der alte Respekt vor ihnen hat zwar nicht aufgehört, sich aber sehr vermindert. In Gesellschaften, wenigstens außerenglischen, findet die große Masse schwerer Aufnahme, als andere Nationen. Das kommt einestheils von ihrer, weniger Staunen als Schrecken erregenden Zahl, anderntheils von ihrer gar zu oft barocken Erscheinung. Viele civilisiren sich zwar einigermaßen auf der Reise durch Frankreich, und die Damen bekommen einen Anflug von Geschmack im Anzug: aber man braucht nur z. B. einen ersten Winterball im Casino dei Nobili zu besuchen, um sich an Cruikshankschen Figuren beiderlei Geschlechts zu ergötzen; denn zum Casino haben sie alle Zutritt. Von den Einheimischen darf zwar nur der Nobile hin, der in das goldene Buch irgend einer

toscanischen, mit Patriziern gesegneten Stadt Eingetragene; in Hinsicht der Fremden aber drückt man ein Aug zu. So kommt's denn, daß diese das Casino gleichsam mit Sturm nehmen: es gelingt ihnen immer mehr, die Einheimischen daraus zu vertreiben, und es verdient bemerkt zu werden, daß man auf den Bällen, die der collektive Florentinische Adel gibt, die wenigsten Florentiner antrifft. Ich will gerade nicht behaupten, daß diese Bälle dadurch gewinnen. Kommen Engländer höhern Standes (denn glücklicherweise haben wir viele Gäste, die keineswegs zu dem geschilderten John Bull gehören), so rümpfen sie die Nase, denn sie finden wohl hie und da Gevatter Schneider und Handschuhmacher, wahrscheinlich sehr respektable Leute, aber nicht eben diejenigen, mit denen sie im Westend zusammenzutreffen pflegen. Von den übrigen Zwecken und Beschäftigungen dieser unglückliche high-life-Versuche machenden Touristen weiß ich nicht viel zu melden. Kunstgeschichte und Topographie studieren sie insgesammt, mit eben so viel Eifer wie Andacht, aus Mrs. Starke, die beinahe so schlecht ist wie unser Reigebaur, was viel sagen will. Die Zeitungen lesen sie, wenn sie überhaupt lesen, im Vieusseux'schen Kabinet, von wo sie bisweilen auch einen Trollope'schen Roman sich holen. Früher spekulirten die Bilderhändler auf sie, dies hat indeß nachgelassen. Eine Dame, die ich kannte, kaufte an den Straßenecken eine Galerie von einigen hundert Bildern zusammen, im Preise von ein zu fünf Paul, und sandte sie auf ihr Schloß nach Irland. Das, was man Carlo Dolci taufte, war ehemals die Hauptpassion. Hier, in Rom und Neapel findet man in den Magazinen der Gemäldeverkäufer, Mosaicisten, Marmorschleifer, Corallenhändler ꝛc. immer eine Quantität Waare, die dem mehr Eingeweihten als roba per gli Inglesi bezeichnet zu werden pflegt. Der Handel mit schlechten Bildern hat indeß seit einigen Jahren eine andere Hauptrichtung genommen. Tritt man in eines der zahlreichen Negozi di quadri antichi e moderni, und sieht man eine Reihe entsetzlicher Croûtes, schwarz oder roth, stark gefirnißt, mit breiten goldnen Rahmen und möglichst fremdklingenden Namen, oder kommt man zu einem Restaurator und findet ihn damit beschäftigt, irgend ein unglückliches, aus einer Polterkammer anrangirtes, an fünfzig Stellen geschundenes und durchlöchertes, von Kamin- und Lampenrauch geschwärztes Produkt des siebzehnten Jahrhunderts zu flicken, zu verkleben, zu verstopfen und mit kühnem, schöpferischem Pinsel zu überfahren, und fragt man; A che serve questa robaccia? so erhält man jedesmal zur Antwort: Per l'America à troppo buona! Die Vereinigten Staaten sind das Eldorado der Trödler. Eine seltsame Kunstwuth ist in die Yankees gefahren. Sie begnügen sich nicht damit, Schiffsladungen geflickter Ruinen zu kaufen, welche wahrscheinlich einmal als Meisterwerke der schönsten Blüthezeit Italiens in Museen bewundert und in catalogum registrirt werden, sie bereichern sich auch mit hunderten von schlechten Kopien. Die Sudelanstalt im Museo Borbonico zu Neapel, wo fratzenhafte Schmieralien dutzendweise gefertigt werden, scheint recht eigentlich für amerikanische Kunstbedürfnisse vorhanden zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gastfreunde.

(Fortsetzung.)

Norbert hieb den Knäuel ineinander gesponnener Redensarten entzwei, indem er rief: „Durchdrungen von Dank für die Freundschaft, die Sie Alle mir zeigen, will ich die Parteien zufrieden stellen, indem ich dem Freund Falkenau verspreche, bei ihm zu bleiben, so lange er mich gerne bei sich sieht, und dem Freund Auerbach zusage, ihn von Zeit zu Zeit auf ein paar Tage zu besuchen, wenn seine Frau nichts dagegen hat.“ Anna verneigte sich, Elise gähnte und sah nach der Uhr. — „Du hast noch keine Sylbe mit der Auerbach geredet!“ lispelte ihr der Gatte in's Ohr. Indessen faßte Auerbach den Major unterm Arm: „Komm mit mir, daß ich dir vorläufig die Reize unserer Stadt zeige. Um so eher wirst du dich bewogen finden, deinen Besuch bei uns bald abzustatten. Wir wollen den guten Falkenau bei den Damen zurücklassen, die endlich ihr Gespräch eröffnen werden, wenn sie ungestört ihre Urtheile über den Fremdling austauschen können.“ — „Ich wünsche, daß ihr Urtheil gnädig seyn möge,“ setzte Norbert hinzu, und sie wandelten nach der Stadt. Das Nest war sehr unbedeutend, Auerbachs Haus das schönste im Orte, sein Garten hübsch, aber etwas melancholisch stimmend; die Spaziergänge um's Städtchen waren sehr ordinär. „Es ist hier Alles nicht so schön wie in Falkenau,“ gestand selbst der Führer, der aus dem angefangenen spaßhaften Ton in einen ernstern gerieth. „Dennoch thut mir leid, daß du Falkenau bewohnst, weil du unmöglich dort bleiben kannst.“ — „Unmöglich? möglich, aber welchen Grund gibst du an?“ — „Die Frau wird dich nicht leiden.“ — „Oho!“ — „Gedenke meiner, Elise ist ein schlimmes Weib.“ — „Oho! oho! Du faselst.“ — „Nicht doch. Falkenau ist der beste Mensch, aber sie hat ihn, wie man sagt, in der Tasche.“ — „Das hab' ich nicht bemerkt. Die sanfte, blonde Frau? Wie finge sie's an, den trockenen Emil zu meistern?“ — „Sie ist schlau, ist nebenbei beschränktern Verstandes und sehr vernachlässigter Erziehung.“ — „Mag seyn, aber was du eben sagst, schlägt nieder, was du vorhin behauptet hast.“ — „Mit nichten: beschränkte Leute gehen dreister ihrem Ziel entgegen, als kluge. Die Schlauheit des

Beschränkten greift zu Mitteln, die dem unbefangenen Gescheiten unerwartet kommen; die verwahrloste Erziehung zunächst läßt Vorurtheile und Leidenschaften blind walten." — „Du versündigst dich an einer guten Frau." — „Die Frau, ich wiederhole es, ist falsch. Sie liebt ihren Mann nicht halb so innig, als sie sich anstellt. Aber sein Werben hat ihrer Eitelkeit geschmeichelt, dem Ehrgeiz ihrer Krämer- und Schreinersippschaft gefallen. Was that sie nicht Alles, um ihrer plebejischen Sphäre zu entkommen! Der redliche Falkenau ging in's Garn, machte sie reich, die Vermögenlose, machte sie zur Edelfrau, und siehe, er hat ein Juwel gefunden, das nicht in die Welt seines Standes taugt. Elise flieht die Gesellschaft, weil sie sich darin nicht zu bewegen versteht; sie isolirt den Gatten, damit er nicht vergleiche und zur Erkenntniß komme, sie klammert sich eifersüchtig an ihn und bestrickt ihn mit allerlei List und Kunst, um sich ihm unentbehrlich zu machen. Ist sein Tisch gut besezt, so nimmt sie den Ruhm hinweg, obschon sie, wenn gleich bürgerlich erzogen, jeden Braten verbrennt, wogegen die Köchin das Beste thun muß; ist der Tisch allzu frugal bestellt, so hält sie ihm eine Sparsamkeitsvorlesung. Bewundert Falkenau eine Blume, so hat Elise sie gepflanzt, wenn's hundertmal der Gärtner gethan; findet Falkenau zum Geburtstagsgeschenk eine Stickerei oder Aehnliches auf seinem Tische, so ist gewiß Elise die Verfertigerin gewesen und hat heimlich ganze Nächte hindurch daran gearbeitet, wenn sie schon die Herrlichkeiten erst Tags zuvor in der Stadt bei ihrer Modelieferantin kaufte. Denn sie ist träge, während sie stets von Geschäften spricht, ungeschickt, wenn gleich ihre Kunstfertigkeit geschickt anpreisend, unwissend, wenn gleich sich anstellend, als schweige sie nur aus Bescheidenheit. Kurz, indem ich Alles zusammenfasse: sie liebt nicht ihren Mann, sondern nur seinen Stand und seinen Reichthum; sie liebt nicht ihr Kind als solches, sondern als ein Mittel, den Mann zu fesseln, und weiß Gott, sie hat das kleine Wesen schon übergenau dressirt, daß es dem redlichen, gutmüthig blinden Emil überall anhängt wie eine Klette. Wenn sie aber nicht Mann noch Kind, sondern nur sich selbst liebt, wird sie die Freunde ihres Mannes, die ihm den Staar stechen könnten, mit guten Augen ansehen? Ach nein, und je freundlicher ihr Mund plappert, je eifriger und gutherziger sie sich benimmt, je weniger würde ich ihr trauen."

„Halt ein, du lose Zunge!" unterbrach der Major seinen Cicerone: „die Klatscherei scheint euch Kleinstädtern mit Fug und Recht vorgeworfen zu werden. Hebe dich von dannen, möchte ich sagen, wenn ich dich nicht troz Allem lieb und werth achtete. Was du gesprochen, ist wenigstens übertrieben, als ob eine alte Jungfer — eine von den Unangenehmen, denn es gibt gar viele Empfehlenswerthe unter den Unvermählten — ihre Galle damit hätte kühlen wollen. Was kann dich jedoch vermögen, so unbarmherzig zu seyn? Bist du selber nicht glücklich in deinem Ehestande?" — „Frage die ganze Stadt," erwiderte Auerbach selbstgefällig; „darüber ist nur Eine Stimme. Meine theure Anna liebt mich zärtlich, und wird von mir auf den Händen getragen, wie sich's gebührt. Ich könnte dir grollen, daß du meine Anna mit jener Elise vergleichen möchtest, von der du wahrlich viel mehr erfahren wirst, als dir lieb ist. Freilich ist Elise schöner; ich kann nicht begreifen, woher sie die prächtigen hellen Farben hat, und ich möchte sie für geschminkt halten." —

Der Major lachte ihm in's Gesicht. Auerbach fuhr fort: „Ihr Putz ist geschmackvoll, hebt ihren Wuchs außerordentlich. Sie weiß durch ihre Koketterie den guten Burschen, ihren Gatten, zu verblenden, zu verbluffen. Ihre Zähne, ihre Hände, ihre Haare, ihre Augen, ich gestehe es, sind charmant. Ihre Füßchen — ich gebe zu, daß Falkenau unter den niedlichsten Pantöffelchen der Welt steht…" — „Du geräthst in Begeisterung, Freund!" rief Norbert lächelnd; „wie soll ich's verstehen, daß du deine Feindin über Alles preisest?" — „Meine Feindin? Gott bewahre! Sie hat ihre Schwächen; vor diesen wollte ich dich warnen. Alles Andere gehört in ein anderes Kapitel!" Auerbach brach hiemit, sichtlich betroffen, die Unterredung ab. In wenigen Minuten waren die Freunde wieder bei der übrigen Gesellschaft.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Köln, Februar.

Der Fasching.

Unser großartiges Faschingsvolksfest hat sich auch in diesem Jahre wie ein junger Phönix aus dem Staube der Alltäglichkeit emporgeschwungen und auf seinen rauschenden Fittichen einen die früheren Jahre überbietenden Flug genommen. Die den großen Maskenzügen heuer zu Grunde liegende Idee war eine Generalversammlung aller Aktionäre der Welt, welcher Stoff dem Humor und der Satire eine reiche Quelle zur Durchgeißlung der dermaligen Welttborheiten eröffnete. Man kann den kölnischen Hanswurst am füglichsten mit dem Shakespeare'schen Narren vergleichen, welcher unter dem Scheine der Einfalt und Albernheit die treffendsten und mitunter wichtigsten Wahrheiten ausspricht, und sich überhaupt immer als die Geißel der Tagesthorheiten und der krankhaften Richtungen der Welt erweist. Goethe war der erste Auswärtige, welcher das innere Wesen und das geistige Element in unserm Volksfeste erkannte und deshalb nicht wenig zur Förderung desselben beitrug und thätig mitwirkte. Ihm schlossen sich bald andere große Männer an, und auf diese Weise besizt unser großer Karnevalsverein über 400 eigene Lieder mit eigens dazu komponirten Melodien. Es bilden diese humoristischen Erzeugnisse, wie Goethe früher in einem Briefe an den Ausschuß des Vereines bemerkte, einen eigenen Zweig in der deutschen Literatur. Der Verein zählt bis

jezt über achtzig auswärtige Ehrenmitglieder, worunter die ersten deutschen, französischen, englischen, italienischen und holländischen Namen glänzen. In diesem Jahre wurden Victor Hugo, Bulwer, Niccolini, Horace Vernet, Meyerbeer, Donizetti u. a. m. zu Ehrenmitgliedern ernannt und denselben folgendes Sendschreiben nebst dem großen mit Arabesken und auf das Fest Bezug habenden Sinnbildern verzierten Diplome zugesandt: „In einer Zeit, wie die unsrige, wo die materiellen und industriellen Interessen die Poesie und Kunst aus dem Leben zu bannen drohen, hat sich in unserer altdeutschen, rheinischen Hansestadt Köln schon seit einer Reihe von Jahren ein großer Verein aus allen Ständen gebildet, welcher den heitern Musen in einem großartigen Volksfeste eine schöne Zufluchtsstätte beut und denselben vergönnt, auf eine kurze Frist im Jahre, in der Faschingszeit, in's wirkliche Leben zu treten und die herrschende, beengende Prosa des Tages zu verdrängen. Unter den großen Männern unseres deutschen Vaterlandes war Goethe der Erste, welcher sich diesem poetischen Feste bereitwillig und mitwirkend anschloß und in demselben den Keim zu einem national-deutschen Volksfeste erkannte, wie er es an mehreren Stellen seiner Schriften ausgesprochen. Ein solches von so großer Bedeutung zu erreichen, kann nur durch die Gesammtwirkung aller Talente gelingen. Demzufolge ernennen wir Sie, Ihrem Verdienste huldigend, zum Ehrenmitgliede dieses stadtkölnischen Vereins, mit der Bitte, dieses schöne Fest, welches am Neujahrstage beginnt und mit dem lezten Faschingstage endet, durch Erzeugnisse der Muse, sey es durch Lieder, Melodien oder Skizzen und Ideen zu öffentlichen poetischen Darstellungen verherrlichen zu wollen. Der zahlreiche Verein unserer Stadt wird es sich zur Ehre anrechnen, wenn Sie in der Folge diesem großen Volksfeste an den Faschingstagen persönlich beizuwohnen belieben wollten. Einer baldigen geneigten Antwort in Betracht Ihrer künftigen Mitwirkung harrt der Ausschuß des Vereins entgegen. Also beschlossen zu Köln am Rhein im Januar 1839. Der kleine Rath des großen kölnischen Faschingsvolksfestes." — Da es manchem Leser vielleicht unbekannt seyn dürfte, wie sich Goethe über den Ausschuß des Vereins ausgesprochen, so wollen wir diese Stelle dem V. Bande seiner Aufsäze über Kunst und Alterthum entnehmen und in diesen Blättern anführen: „Man darf dem Fürsten Glück wünschen, unter dessen Schuz und Schirm sich etwas der Art ereignen konnte; deshalb sey der heiter verständigen Männer mit Achtung und Anerkennung erwähnt, welche diese flüchtige, vorüberrauschende Feier mit Vorsicht berathend, mit Umsicht ordnend und leitend zusammentraten, und in der vollkommen gelungenen Realisirung des schönen Plans und in der regen allgemeinen Theilnahme, auch außerhalb den Ringmauern Kölns, für ihr Bestreben Ermunterung und Aufforderung zum rüstigen Fürderschreiten auf der betretenen Bahn fanden. Ihnen allein ist und bleibt das Verdienst, dieses Herz und Sinn erheiternde Fest, dem unsre Vorfahren einst mit inniger Begeisterung angehangen, das aber im Laufe der Zeit zu schaaler Gemeinheit und flacher Alltäglichkeit herabgesunken, in alberne, dürre Ausgeburten ausgeartet war, wiederum würdig angeregt und zu neuem Leben erweckt zu haben. Die Zeit wird lehren, ob auch im übrigen Deutschland wiederum allgemein die alte fröhliche Fastnacht zu Ehren kommen und mit ihrer Lust und ihrem Scherze erwachen wird nach dem Vorgange und Beispiele Kölns."

Die großen in diesem Jahre gehaltenen Maskenzüge sprudelten von Wiz und Laune. Den ersten großen Zug, welcher am Donnerstag vor Karneval Statt fand und welcher den Einzug der verschiedenen Aktionäre der Welt darstellte, eröffnete ein großer Karren mit Sand, auf welchem Rothschild saß, der ein Tablean in der Hand hielt, worauf die Worte standen: „Einziges, von mir erfundenes und erprobtes Mittel für die Augen der Aktionäre und Diplomaten." Ihm folgte ein Wagen, mit Geldsäcken beschwert, mit der Devise: „Ausgesogenes Mark von allen Ochsen der Welt." In gleichem satirischen Sinne waren die übrigen Masken. Am Abende desselben Tages bewegte sich ein großer maskirter Fackelzug durch unsere Stadt, der fast einen geisterhaften Eindruck hervorbrachte. Am Faschingssonntage war die sogenannte große Kappenfahrt, bei welcher die zahllosen Theilnehmer alle mit der Kappe des Hanswurstes geziert waren, was die sinnige Bedeutung hat, daß, um etwas Großartiges zu Wege bringen zu können, die Köpfe erst unter *eine* Kappe gebracht seyn müssen. Am Abend war die lezte Generalversammlung der Karnevalsfreunde in dem großen, zu diesem Zwecke geschmückten Harff'schen Saale, in welcher, wie auch in den früheren, Reden und Lieder zum Vorscheine kamen, welche Perlen des deutschen Humors genannt werden können. Diese Generalversammlungen beginnen mit dem Neujahrstage und wiederholen sich an jedem Sonntage bis zur eigentlichen Faschingszeit. Die Rednerbühne stellt eine große Amme vor, welche ein Wickelkind ohne Kopf in der Hand hält. Der Kopf des Redners füllt diese Lücke aus, was einen höchst komischen Effekt hervorbringt. Die Amme bedeutet die Zeit, welche die Menschen nicht zur völligen Mündigkeit aufziehen kann. In diesen Versammlungen herrscht ein in jeder Beziehung freies Wort und erscheinen jedesmal fünf bis sechs neue Lieder mit zum Theil neuen Melodien. — Am Faschingmontage glänzte in unsern Straßen der eben so prachtvolle als komische Hauptmaskenzug, dessen zahlreiche sinnige Masken hier einzeln zu beschreiben, zu weit führen würde. Dem Zuge voran fuhr ein großes dampfendes Locomotiv, welchem alle erdenklichen komischen Aktiengesellschaften auf großen Wagen folgten. Auf einem prachtvoll geschmückten Triumphwagen, von sechs Schimmeln gezogen, erschien Hanswurst, umgeben von einer Menge kleinerer und größerer Hanswürste, als Sinnbilder des Scherzes und der Lust, und führte die Aktionäre durch den auf dem großen Neumarkte gebauten Tunnel, die Rosenbahn der Freude genannt, und plözlich waren die Aktionäre von ihrem Schwindel geheilt und sahen ein, daß des Hanswurstes Aktien der Freude und des reinen Lebensgenusses die besten seyen. Am Abende war der weitberühmte Maskenball im alten großen Kaisersaale Gürzenich, auf welchem sich fast 4000 Menschen in phantastischem Kostüm und buntem karnevalistischem Treiben umhertummelten. Mit dem Glockenschlag zwölf erschien Hanswurst in einem in dem Saale aufgestellten enormen Römerglase, als Sinnbild der dem Weine entspringenden Freude, und begrüßte seine Getreuen. Im Nu stand der äußerst prachtvoll dekorirte Saal in bengalischen, rosigen Flammen, was eine magische und fast zauberhafte Wirkung hervorbrachte. Aus allen Kehlen erscholl ein donnerndes „Alaaf Hanswoosch!" (Es lebe Hanswurst!) Am Fastnachtdienstage entfaltete sich ein solches Leben und Maskengewühl auf unsern Straßen, daß es Jeden, welcher dem Karneval zu Rom beigewohnt hat, lebhaft an den römischen Fasching erinnerte. Zu bewundern ist, daß bei aller Ausgelassenheit des Volkes auch nicht der geringste Streit vorgefallen ist. Das Fest schloß mit einem großen maskirten Pickenick auf dem oben erwähnten Gürzenicher Saale und einem glänzenden Maskenballe im Schauspielhause.

Beilage: Literaturblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 55.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 5. März 1839.

Petr: — Come, come, you wasp, i'faith, you are too angry!
Cathar: — If J be waspish, best beware my sting!
Shakespeare.
taming of the shrew.

Die Gastfreunde.

(Fortsetzung.)

Geschickte und zeitgemäße Einflüsterungen verfehlen selten, auch beim Unbefangensten, ihren Zweck ganz und gar. Obschon den Warnungen Auerbachs wenig vertrauend, fand sich Norbert dennoch bewogen, Elisens Reden und Betragen in eine stille Aufsicht zu nehmen, und die Parallele zwischen der Frau von Falkenau und Auerbachs Gattin fand sich dann von selbst. Die Vergleichung fiel zum Vortheil der leztern aus, die eine tiefe Gemüthlichkeit und eine ausgezeichnete Bildung zu besitzen schien, während Elise nur flache Empfindungen äußerte und gar häufig in den Schlingen einer verwahrlosten Erziehung strauchelte. Das Hauptsymptom derselben, die gähnende Langeweile bei jedem andern als gerade hausbackenen Gespräch, der Ueberdruß an Allem, was sonst dem kenntnißreichen oder wißbegierigen Menschen interessant erscheint, war in der Emporgekommenen nicht zu verkennen. Eben so wenig fehlten die ungeglätteten Manieren früherer Lebensweise. Unzugänglich dem Scherze, gleichgültig dem Ernste — schwächern Naturen ist eigen, den Scherz immer zu mißverstehen und den Ernst nicht zu würdigen — lächelte sie nur, um ihre schönen Zähne zu weisen, und wurde verdrießlich, da sich die Unterhaltung in die Länge zog. Sie stieß den Gatten leise an, winkte ihm mit den Augen, klagte über die Müdigkeit ihrer lieben Kleinen, und bemerkte unaufhörlich, daß die Zeit, heimzufahren, vor der Thüre sey. Emil übersah lange diese Demonstrationen. Endlich ließ Elise damit nach, verschloß sich aber in stilles Schmollen, ohne von irgend Jemand, als nur von ihrem Kinde, Notiz zu nehmen. Das wirkte nun bei Falkenau, daß er selber das Zeichen zum Aufbruch gab. — Beim Abschied beurkundete sich eine nicht undeutliche Mißstimmung unter den Frauen. Auerbach und Falkenau gaben sich kalt die Hände. Der Major ging, voll Höflichkeit und Rücksicht begrüßt, von Hirlingen weg.

Weil die stumme Feindseligkeit Elisens gegen ihren Mann noch im Wagen fortdauerte, sezte sich Norbert zum Schlafen zurecht und wunderte sich nicht wenig, daß die junge Frau gerade mit ihm zu reden begann. „Wie gefiel Ihnen Hirlingen, Herr Major?" — „Hm, die Stadt ist schlecht, und man muß eben nicht gerade von Falkenau kommen, wenn man die Umgebungen des Städtchens nur leidlich finden will." — „Das meine ich auch. Am besten ist man immer zu Hause. Gelt, Lina, du Zuckerpüppchen? Wickle Sie mir das Kind brav ein, Karoline, daß dem armen Schelm der scharfe Luft nichts thut. Ziehe Sie der Mantel recht

zusammen!" * Das Kind schrie „Papa!" — „Schweig still, mein armes Kind, der Papa schläft; laß ihn nur heute schlafen, Lina!" — Emil, obschon nicht schlummernd, sondern nur blinzelnd mit den Augen, rührte sich nicht. „Wie haben Sie aber Auerbachs gefunden, Herr Major?" — „Ei, der Mann ist noch so ziemlich der Alte, die Frau sah ich zum erstenmale, und weiß daher noch nicht, was ich von ihr sagen soll." — „Das glaub' ich, Duckmäusern sieht man nicht auf den Herzensgrund." Emil hustete etwas ärgerlich, der Major antwortete nicht. Elise fuhr, in den zweideutig mitleidigen Fraubasenton fallend, fort: „Je nun, die Leute sind wohlhabend, man verschreit sie als reich — nun, es ist nicht alles Gold, was glänzt — aber gesezt auch, es hätte seine Richtigkeit mit der halben Million — ich würde nicht mit ihnen tauschen — um Alles in der Welt nicht." — „Wie so, gnädige Frau?" — Nach einer Pause, als wie mit sich selber streitend, ob sie es sagen solle oder nicht, versezte Elise: „Drum sind die armen Leute eben gar nicht glücklich!" — „Was Sie sagen! Und er versicherte mir doch —" — „Ja, ja; er verheimlicht sein Unglück, der arme Mann; das ist weltbekannt. Meinen Sie, wie ihn die Frau plagt? Und er ist doch der beste Ehemann, meinen Emil gar nicht ausgenommen." — „Hm, hm!" flüsterte Falkenau. — Elise gab nicht Acht darauf und sprach, auf dem schnellen Flusse der Redseligkeit schwimmend, weiter: „Jedermann und namentlich jeder Mann," sie lachte über den Wortwitz, „hat seine Schwächen und seine Launen. Das ist präcis bei Einem wie beim Andern. So hat auch Herr Auerbach die seinigen. Er ist zum Exempel eitel, eitel — Sie können nicht glauben, wie sehr!" Elise neigte sich vertraulich zum Major und sagte halblaut, Emil mußte es indessen hören: „Es ist noch nicht lange — aber Sie sagen's nicht weiter — so hat er mir die Cour gemacht und sich eingebildet, ich sey in ihn verliebt. Ich bitte Sie, die Meinung von sich! Ich hab' ihm freilich, wie's eine brave Frau thun muß, geantwortet, doch konnte ich ihm eben nicht böse seyn, weil ich weiß, daß er ein Fegfeuer im Hause hat. Auch ist er seither ganz brav und ordentlich gewesen, und ich hab' Alles vergessen." — „Das ist christlich, gnädige Frau. Wenn Sie jedoch die Güte haben wollten, mir zu sagen, was denn die Frau —?" — Elise unterbrach ihn heftig: „Was sie für ein Drache ist? Das will ich Ihnen sagen. Ein eitler, verzogener, geiziger, eifersüchtiger, ränkeschmiedender Drache. Sie hat ihm ein paar Schillinge zugebracht und pocht darauf. Ihr Vater, der Kommerzienrath — nun, man weiß, wie er's als Amtmann getrieben und wie er reich geworden — ihr Vater geht einher wie ein Goliath, als ob er Spatzen unter'm Hut hätte. Er grüßt keinen Menschen auf der Straße, und gerade so ist auch sie. Sie soll einmal schön gewesen seyn — man sieht freilich wenig mehr davon — aber gelehrt ist sie noch geblieben wie zuvor, zu ihres Mannes Desperation. Weil sie glaubt, schön zu seyn und Bücher machen zu können — weil sie Geld hat — daher der Hoffart, daher ihr Krattel. * Er ist natürlich, sie sitzt immer auf dem hohen Pferd. Er macht gern Spaß, sie spielt immer die Frau von Mondschein. Er ist voll Zärtlichkeit, sie voll Dünkel und Abneigung. Wo sie kann, dreht sie ihm den Rücken zu. Die Mägde können nicht genug erzählen von dem garstigen Leben bei Auerbachs. Es bleibt auch keine lang, denn die Madame läßt, wenn der Mann nicht zu Hause, ihren Zorn an den Dienstboten aus, die — nebenbei gesagt — nicht satt zu essen haben. Er trägt und schweigt und maskirt, was er kann — aber, du mein Gott! was man weiß, weiß man. Wenn ich erzählen wollte — aber besser ist's, ich schweige." — „Das meine ich auch," brummte Emil. Elise achtete noch immer nicht auf ihn. „Kein Wort wäre über meine Zunge gekommen, wenn Sie nicht hier fremd wären, Herr Major. Aber Sie müssen wissen, wer Sie umgibt. Ihnen das zu sagen, ist meine Schuldigkeit. Ich will indessen von den Grundsätzen der Auerbach schweigen. Wir sind ein paar Jahre neben einander aufgewachsen, wir waren miteinander im Kloster. Freilich, eine kleine dumme Gans, wie ich, durfte sich nicht neben der gelehrten Mamsell groß machen; aber daß sie im Gemüth nicht viel taugte, begriff ich bald. Wenn ich schwatzen wollte — nun, bei Ihnen ist's etwa überflüssig, Herr Major, denn Sie sind nicht mehr jung; aber die Kokette ist noch allen Männern gefährlich worden. Jung und alt, sie weist keinen Anbeter von der Hand, und auf die Ehemänner hat sie's besonders abgesehen. — Hast du etwas gesagt, Falkenau?" sezte Elise spitzig hinzu. Er erwiderte trocken: „Nichts gesagt, aber recht lebhaft gedacht, daß es einmal Zeit wäre, dein liebloses und unverständiges Klatschen über eine sehr treffliche Frau einzustellen. Punktum." — „Du nimmst recht lebhaft Partei für Madame Auerbach! Hm, weiß ich doch, warum!" — „Punktum, sage ich." — „Du hast dich heut so gut mit ihr unterhalten! wolltest gar kein Ende finden! wärst wohl lieber in Hirlingen zurückgeblieben!" — „Elise! willst du mich zwingen, dich noch einmal zur Ordnung zu weisen?"

(Fortsetzung folgt.)

* In gewissen Gegenden Süddeutschlands existirt in der Volkssprache der Accusativ nicht, und die Luft ist männlichen Geschlechts. Alle noch später vorkommenden Abweichungen von der Sprache der Gebildeten sind in jenem Dialekte zu Hause. A. d. Verf.

* Hochmuth.

Florentiner Gesellschaftsleben.

(Fortsetzung.)

Nun zu der zweiten Hauptabtheilung, den übrigen Fremden. In Hinsicht der Stärke kann sie sich keineswegs mit der erstern messen, namentlich ist die Zahl der Damen verhältnißmäßig gering. Was aber von ihnen da ist, findet meist zu jeder Gesellschaft Zutritt. Die Russen pflegen die überwiegenden zu seyn, und im Ganzen machen sie eine gute Figur. Die Damen sind fast alle elegant. Hinter dem plattirten Wesen manches jungen Russen mag gewaltig wenig stecken; aber er ist gewandt, es mangelt ihm nie an Assurance, und er spricht, in neunzig Fällen von hundert, vortrefflich französisch, wodurch er vor der Mehrzahl der Engländer einen wesentlichen Vorzug hat. Man hat neuerdings bemerken wollen, daß sie viele Prätensionen machen und als Individuen eine Stellung zu heischen scheinen, welche die politische Größe und Autorität ihres Vaterlandes reflektiren soll. Die Zahl der Polen ist nicht groß. Ein Theil derselben hält sich ganz zu den Russen, die wenigen Andern sind abgesondert. Unter den Franzosen sind besonders viele Legitimisten, die sich um eine seit einiger Zeit hier anwesende hochgestellte Familie geschaart haben, und deren Kreise literarisches wie künstlerisches Verdienst keineswegs fremd ist. Die spanischen Carlisten haben sich meist nach Rom gewandt; ein paar Miguelisten spielen nicht eben eine glänzende Rolle. Die übrigen Nationen haben nur einzelne Individuen geliefert.

Die einheimische florentinische Gesellschaft ist weniger zahlreich, als man vermuthen sollte. Die Mehrzahl der hiesigen Familien nimmt keinen Theil an dem, was man la société nennt, sondern beschränkt sich auf das Theater und den kleinen Kreis der „Conversatione." Man sieht solche höchstens bei Hofe, wo sie die sogenannte Reserve bilden. Die Casinobälle, wie ich schon bemerkte, sind ganz Fremdenbälle geworden. An dieser Zurückgezogenheit ist zum Theil Schuld die Beschränktheit des Einkommens; denn die große Vertheilung des Grundbesitzes in Toscana, seit der Aufhebung der Majorate und Fideicommisse, hat zur Folge gehabt, daß zwar die Mehrzahl derjenigen Familien, deren Güterverwaltung nur einigermaßen geordnet, in ganz erträglichen Umständen sich befindet, man aber jene, welche reich zu nennen sind, an den Fingern abzählen kann. Zum Theil aber wird diese Abgeschlossenheit dadurch veranlaßt, daß es völlig fehlt an einem öffentlichen Leben, an großartigen allgemeinen Interessen, am Bedürfnisse der Mittheilung in weiterem Kreise; endlich durch die Unlust, sich zusammenzufinden mit einer, wie an einem Badeorte mit jedem Jahre wechselnden Fremdengesellschaft, mit der man in den meisten Fällen durchaus nichts gemein hat; vorübergehende und nichts fruchtende Bekanntschaften anzuknüpfen, fremden Gewohnheiten sich fügen zu müssen. Ich würde hinzufügen: die Abneigung vor dem Eingehen in fremde Ansichten und Ideen, wenn in der Gesellschaft überhaupt von einem Austausch von Ideen die Rede wäre, und etwas anderes, als das bloße materielle Amüsement bezweckt würde. Die Zahl der Florentiner ist also verhältnißmäßig gering, und es sind sozusagen gar keine Häuser geöffnet. Die Beziehungen dieser einheimischen Familien zu solchen Fremden, welche entweder einen längern Aufenthalt im Lande machen (und zu diesen sind gerade manche englische Familien zu rechnen, welche sich für Jahre etabliren) oder sonst durch ihre Stellung veranlaßt sind, in nähere Verhältnisse zu ihnen zu treten, sind übrigens die angenehmsten. Man befindet sich unter ihnen immer behaglich, und ihre Liebenswürdigkeit, Billigkeit, ihr anerkennendes Entgegenkommen sind nicht genug zu rühmen. Dies Urtheil ist, so viel ich mich erinnere, das aller jener, welche nicht die häßliche Sitte mitmachen, in Italien nichts gut und schön zu finden, als Landschaft und Himmel — und oft selbst diese nicht.

Somit wäre die Wintergesellschaft zergliedert. Jetzt kommt die andere Frage an die Reihe: was macht man? Wohl so ziemlich dasselbe, was in andern Hauptstädten geschieht, nur mit dem Unterschiede, daß hier keine Debatten in Parlament und Kammern, keine drohenden Bewegungen arbeitender Klassen, keine religiösen Streitfragen, keine Kriegschancen, keine großen industriellen und merkantilischen Projekte die allgemeine Aufmerksamkeit mächtig auf sich ziehen und eine Diversion machen, und keine öffentliche Verhandlung wichtiger Lebensfragen auch dem geselligen Leben Färbung, oder wenigstens Beigeschmack gibt. Davon ist nicht die Rede. Toscana bietet wenig oder keine Aussicht zu glänzenden Carrieren im Staatsdienst: der Adel beschränkt sich also fast ausschließlich auf die Verwaltung seines Patrimonio, bringt einen Theil des Jahres auf seinen Gütern zu, den Rest in der Stadt, ohne eine eigentliche Beschäftigung zu haben, wenn man die durch die Bewirthschaftung veranlaßte Korrespondenz mit den Faktoren und die Conferenzen mit den Advokaten ausnimmt. Denn Processe sind unerläßlich, und ich kenne Personen, die deren wenigstens ein Dutzend auf einmal führen und buchstäblich nie im Frieden leben. Dies ist eine Landplage Italiens; um so mehr ist's ein Glück, daß die Reorganisirung der toscanischen Gerichtsverfassung wenigstens den Gang der Processe um ein Bedeutendes abkürzt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Februar.

Ein ärztliches Institut. Beleuchtungsmittel. Literatur. Winter.

Besonders dankbare Anerkennung verdient wohl das in den vorlezten Tagen in's Leben getretene Institut, welches von den hiesigen Aerzten, den Doktoren Hofmann, dem Jüngeren, Hirschel und Gerson gestiftet wurde. Es ist ein Ort, wo allezeit in der Vormittagsstunde von 11 bis 12 Uhr Kranke ärztlichen und wundärztlichen Rath erholen können, und zwar die nicht bemittelten ganz unentgeldlich. Kranke, denen es unmöglich fällt, den Weg dahin zu machen, werden, auf ihr Verlangen, von einem dieser Aerzte besucht, die sich, wo Mittellosigkeit eintritt, nicht nur dem Verschreiben von Arzneien, sondern auch den etwa nöthigen chirurgischen Operationen gratis unterziehen. Das Wohlthätige einer solchen, obrigkeitlich genehmigten Anstalt springt zu sehr in die Augen, als daß der Menschenfreund ihr nicht fernere Ausbildung und Erweiterung von Herzen wünschen sollte. — Das sich jezt allenthalben geltend machende Uebergewicht der materiellen Interessen und die vorzügliche Theilnahme an allem auf das Praktische unmittelbar sich Beziehenden zeigte sich unter andern auch in einer Vorlesung des hiesigen Arztes Dr. Pezhold. Seit einiger Zeit schon den Freunden der Naturwissenschaft durch seine Vorträge im Saale des naturgeschichtlichen Museums hinreichend empfohlen, hielt er vor Kurzem in demselben Local vor einem zahlreich versammelten Publikum eine so zeitgemäße, als lehrreiche Vorlesung, die bisher gebräuchlichen Beleuchtungsmittel überhaupt und das neue sogenannte Sideral-Licht betreffend. Er erregte damit augenscheinlich ganz ungemeine Aufmerksamkeit. Nach einer passenden Einleitung bemühte er sich, seinem, zum Theil auch weiblichen, aufmerksamen Auditorium den in das Leben so mannigfaltig eingreifenden Gegenstand recht faßlich darzustellen und durch Experimente anschaulich zu machen. Das Hauptresultat des Ganzen fiel dahin aus, daß das so sehr gerühmte Sideral-Licht als eine neue Erscheinung eigentlich nicht zu betrachten, auch der vorgeschlagenen Ausführung einer Einrichtung desselben im Großen, die Höhe der Kosten abgerechnet, die beträchtlichsten Schwierigkeiten und Hindernisse in den Weg treten dürften. Obschon der Vortrag beinahe zwei und eine halbe Stunde dauerte, so verstand er doch die Aufmerksamkeit fortdauernd dergestalt rege zu erhalten, daß beim Schlusse keine Abspannung zu bemerken war. — Das größte Interesse mußte wohl, bei der jezigen Lage der Dinge, die Schrift des Landesconsistorialpräsidenten D. v. Ammon erwecken, welche unter dem Titel: „Die gemischten Ehen, namentlich der Katholiken und Protestanten, nach den Ansichten des Christenthums, der Geschichte, des Rechts und der Sittlichkeit, mit besonderer Rücksicht auf das religiöse Zeitbedürfniß dargestellt," so eben hier erschienen ist. Wer wäre wohl geeigneter und würdiger gewesen, die Feder für einen so tief in die heiligsten Bande der Gesellschaft eingreifenden Gegenstand zur Hand zu nehmen? Den Verleger, Buchhändler Arnold, beschäftigt so eben die Veranstaltung einer Prachtausgabe der Verdeutschung von Dante's divina Commedia, durch den Prinzen Johann von Sachsen. Der erste Theil des Werkes; die Hölle enthaltend, nicht für den Buchhandel und auf Kosten des Uebersezers gedruckt, befand sich schon seit Jahren als Geschenk in mehreren Händen. Er erweckte in Allen, die Gelegenheit hatten, ihn kennen zu lernen, ein großes Verlangen nach dem, wie man hört, noch im Laufe der nächsten Monate zu erwartenden Ganzen. Was Referenten davon vor Augen gekommen, deutet auf das rühmlichste Streben, dem gewaltigen Inhalte des berühmten Gedichts auch ein recht angemessenes, imponirendes Aeußeres zu ertheilen. Das so gestaltenreiche, als sinnvolle Titelkupfer in Umrissen, von Professor Moriz Rezsch erfunden und radirt, nebst mehreren andern allegorischen Blättern von der Hand dieses berühmten Meisters, werden dem Werke zu besonderem Schmucke gereichen.

Die schöne Welt lechzte nach Schlittenabenteuern lange fruchtlos. Die glanzvollen Winterpelze vom Weihnachtsvorabende, welche so viele Reize vor allem Volke verherrlichen sollten, dort hingen sie noch immer unthätig im Garderobeschranke! Eine einzige Nacht jedoch, und der Winter hatte mit einem Male seine dicken Schwanenpelze ausgelegt. Sie wurden auch rasch und vollständig benuzt; übrigens mehr von einzelnen Schlitten, als in großen Gesellschaften zusammengeschaart. Doch fehlte es auch keineswegs an förmlichen Schlittenpartien nach der benachbarten Umgegend, mit vollstimmiger Musikbegleitung. — Der Leipzig-Dresdener Dampfwagen der Eisenbahn mußte allerdings als ein noch nicht einmal vollständig zur Entwickelung gelangtes Kind über die plözliche Fülle vom Himmel herabgeworfenen Schnees etwas stuzig werden. Kaum aber fühlte er sein Fortkommen gehemmt, so eilte auch schon seine Obervormundschaft herzu, ihm die Hindernisse aus dem Wege zu räumen und auch Vorkehrungen zu möglichster Sicherheit desselben für die Zukunft zu treffen. An einen so jungen, wenn schon vielleicht mit der Theorie hinlänglich vertrauten Burschen, wie dieser Dampfwagen, muß überhaupt die Billigkeit keine zu großen Ansprüche machen. Ein Neuling, wie er, hat mancherlei Lehrgeld zu geben, kann auch nicht alle zufälligen Ereignisse, über die nur die Erfahrung, die ihm eben fehlt, hinreichende Auskunft ertheilt, voraussehen. So wurde schon wiederholt große Klage erhoben, daß die dritte, wohlfeilste Passagierswagenklasse ohne Decke gelassen werde und daher die Dampfmaschine, vom Winde irre geleitet, ihre Funken zuweilen auf Köpfe und Kleider der Passagiere ausspeie und diese manchmal zuweilen recht bedeutend beschädige. Erst neuerlichst soll auf solchem Wege ein eigentlicher Brand entstanden seyn. Bei dem offenbar vorhandenen besten Willen des Direktoriums der Anstalt darf man mit Gewißheit der Beseitigung auch dieses Uebelstandes um so zuversichtlicher sich getrösten, da gerade denjenigen, welche von der wohlfeilsten Wagenklasse Gebrauch zu machen pflegen, die Verlezungen ihrer Kleidungsstücke gewiß am empfindlichsten fallen müssen. Auf die Beseitigung allgemeiner, der Dampfwagenfahrt entgegenstehender Hindernisse zurückzukommen, so gibt es übrigens außerordentliche Fälle, denen alle menschliche Kraft doch nicht gewachsen seyn möchte. Dahin gehört eben der in den ersten Tagen und Nächten dieses Monats fortdauernd gefallene und mit Sturm verbundene Schnee. Niemand will sich eines solchen Schnees erinnern. Sogar in den frequentesten Straßen der Stadt waren die zweckmäßigsten Maßregeln nicht im Stande, den Fußgängern einige Bahn zu erhalten. Das lustige Flockengewimmel sprach den rastlosesten Anstrengungen der Besen und Schaufeln Hohn. Gleichwohl bestanden die Schlittenliebhaber auf ihrem rechtmäßigen Vergnügen. Auch die bleichen Gespenster der vormaligen Maskenfreude beeilen sich dießmal um so mehr, ihre fortdauernde Existenz zu zeigen, da ihnen der Kalender die Zeit dazu gewaltig beschneidet. Wenigstens sind sie von erfreulicherer Natur, als die Nervenfieber, die unmittelbar vor ihnen sich ziemlich zahlreich eingefunden hatten. (Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 56.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 6. März 1839.

Magna inter molles concordia. — Respice primum
Et scrutare viros: faciunt hi plura. —
Juvenal.

Florentiner Gesellschaftsleben.

(Fortsetzung.)

So die Florentiner. Die Fremden haben im Durchschnitt noch weniger zu thun. Nachdem sie die ersten drei bis vier Wochen dazu verwendet haben, con tutto comodo die Galerien zu besuchen, in den Kirchen umher zu schlendern und, was viel wichtiger ist, mit der Lokalität und den Wohnungen von Schneider und Schuster, Bijoutier und Baulier sich bekannt zu machen, sind sie freie Herren ihrer Zeit. Ich will den Tag eines dieser beschäftigten Unbeschäftigten eintheilen. Um eilf Uhr steht er auf, wenn er nicht zu müde ist; um zwölf wird gefrühstückt. Die Post ist unterdessen angekommen, die toilette de matin gemacht, und gegen eins werden bei Vieusseur die Zeitungen durchgesehen, wobei nach dem Charivari die größte Nachfrage ist. Um halb zwei kann man versuchen, ein paar Damenbesuche zu machen, wenn der Cotillon nicht etwa zu spät geendet hat. Dann spielt man im Casino ein paar Robber oder einige Partien Ecarté oder geht, ohne jedesmal etwas zu kaufen, in ein fashionables Magazin, wo man in den Mittagsstunden stets Gesellschaft findet, und reitet oder fährt in die Cascinen, wo die schöne Welt am Arno spaziert. Die Sonne ist unter, wenn man nach Hause kehrt; man macht Toilette, geht um sechs zu Tische, um neun in's Theater, um halb eilf in Gesellschaft. Die Zeit des Nachhausegehens bleibt dann Jedem überlassen.

Die Lebensweise unserer weiblichen Eleganten mag bei in andern Ländern so ziemlich gleichen. Ich will daher nicht so ungalant seyn, etwas speziell daran auszusetzen. Nur das kann ich nicht unterlassen, zu bemerken, daß das Bestreben derjenigen unter ihnen, welche darauf Anspruch machen, Tonangeberinnen zu seyn, besonders dahin zu gehen scheint, die gewöhnliche Tagesordnung geradezu umzukehren. Die Cascinen, die fashionable Promenade, werden so kurz wie möglich vor Sonnenuntergang besucht, wo die Luft weder am angenehmsten noch am gesundesten ist und der Zweck des Spaziergangs doppelt verfehlt wird. Auf den Ball gehen Manche erst nach eilf: mehr denn einmal ist es mir begegnet, beim Nachhausegehen gegen Mitternacht Ankommende auf der Treppe zu treffen. Gewöhnlich sind's dieselben Personen. Es soll in diesem mitternächtigen Erscheinen ein Kunstgriff liegen, der nämlich, in frischer Toilette zu erscheinen, nachdem die Uebrigen schon anderthalb Stunden getanzt. Natürlich richten sich die übrigen Stunden nach den angegebenen. Es ist übrigens wohl kaum nöthig, daß ich bemerke, wie nur die Extreme des sogenannten Fashionablen in diesen Zügen geschildert sind und ich keineswegs der

gesammten socialen Welt eine solche Lebensweise aufbürden will, wenn auch Annäherung an dieselbe gar zu oft vorkommt.

Die Abende sind zwischen Theater und Gesellschaft getheilt. In der Karnevalszeit, die am 26sten December beginnt, sind sämmtliche Schauspielhäuser der Stadt geöffnet, und gewöhnlich wird funfmal wöchentlich auf acht Buhnen gespielt. In der Pergola und dem Theater Alfieri gibt man Opern. Erstere, das Hauptheater, ist ein sehr hubsches Haus, aber durch Verkehrtheiten der Direktion in jüngster Zeit sehr gesunken, so daß ihre Devise: In sua movenza sta fermo (unter dem Bilde einer Windmuhle), leicht Lügen gestraft werden könnte. Das Theater Alfieri nimmt unter diesen Umständen eigentlich den ersten Rang ein, ist aber zu klein und unbequem. Das Schauspiel findet Repräsentanten auf den Buhnen des Cocomero, Teatro nuovo und Goldoni, aber fur den Augenblick ist nichts Ausgezeichnetes da, wie auch die neuere dramatische Literatur nichts von Bedeutung produzirt. Volksbuhnen sind das Theater von Ognissanti, das von Piazza vecchia und del Giglio. Wessen Geruchsnerven nicht zu empfindlich sind, mag sich hier an den Späßen des Stenterello, der Florentiner Nationalmaske, und den Unterhaltungen in der Volkssprache erbauen, bei welchen Parterre und Logen nicht selten activ und passiv mitspielen. Es ist eine alte Regel, daß in Florenz im Karneval die Oper niemals gut ist. Die Menge geht hin, sie mag gut oder schlecht seyn; der Impresario verwendet also nicht viel darauf. Die elegante Welt besucht das Theater in dieser Jahrszeit seltener als sonst: sie betrachtet es ja doch nur als Salon, und so zieht sie den Ballsaal vor, wo die Conversation eben so leicht und die Toilette en évidence ist. Die übrigen Karnevalsfreuden, Corso und maskirte Theaterbälle (Veglione, in Rom Festino), haben wir mit andern italienischen Städten gemein. Der Maskenball ist aber ohne rechte Freudigkeit, und der Corso ohne Confetti. Wenn's nun so nordisch kalt ist wie in diesem Jahre, so ist das Vergnügen bei diesem Auf- und Abfahren in den Straßen der Stadt nicht gerade außerordentlich groß, und der Corso dient nur zur Befriedigung der Eitelkeit derer, welche schöne Pferde und glänzende Equipagen haben und ihren Kutschern Allongeperrucken über Ohren und Schultern hängen wollen.

Die Musik kommt auch in Betracht. Mit Ausnahme der Concerte (Accademie), welche der Hof während der Fastenzeit zu geben pflegt, sind musikalische Soiréen jezt seltener als fruher, doch tritt Gesang oft als Beiwerk zur Conversation. Unter den Dilettanten gibt es einige bedeutende musikalische Talente, welche namentlich durch die Aufführung von Opern, wie der Barbiere di Seviglia, das Elissir d'amore u. a. auf einer Privatbuhne glänzende Proben ihrer Virtuosität abgelegt haben. Die Lust an Privattheatern scheint übrigens in Abnahme. Als ich einmal in frühern Jahren in Florenz war, bestanden den Winter hindurch bei dem englischen und österreichischen Gesandten, bei Lord Normanby u. A. Buhnen für dramatische Werke jeder Gattung, und ich habe den eben abgetretenen Vicekönig von Irland mehr denn einmal als Romeo, Bertram, Bastard Faulconbridge und in andern Rollen gesehen, und diplomatische Musik gehört, indem Lord Burghersh gewöhnlich seine eigenen Opern aufführen ließ. Jezt ist eine dramatische Vorstellung zu den Seltenheiten zu zählen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gastfreunde.

(Fortsetzung.)

Die Frau schwieg nun plötzlich. Sie zog den Schleier vor's Gesicht und schmollte abermals. — Im Wagen wurde Alles still, wie überhaupt in der ganzen Gegend, die Nacht rückte heran. Das Schlößchen war bald erreicht. Ohne ein Wort zu sprechen, verschwand Elise mit Kind und Amme in ihren Zimmern. Als das Abendessen aufgetragen wurde, meldete der Bediente, die gnädige Frau wurde sich nicht dabei einfinden. — „Schon gut," bemerkte Emil trocken. Dann sagte er, allein mit dem Freunde, zu demselben: „Entschuldige, ich bitte, den Mangel an Delikatesse, den meine Frau den ganzen Abend hindurch gezeigt hat. Ihr Herz ist nicht böse; gewiß nicht, aber —" — „Schon gut, kein Wort davon," antwortete der Major, und das Gespräch ging auf ein anderes Thema über. — An selbigem Abend indessen konnte die kleine Pauline plötzlich einschlafen, wie ein gewöhnliches Kind, ohne nach dem Papa zu verlangen.

Am Morgen fing aber die Blokade erst recht an. Kein weibliches Wesen ließ sich im Hause sehen. Die männliche Dienerschaft, verstohlen lächelnd und unbeholfen, versah nothdurftig und nachlässig alle Geschäfte. Die Dame und Pauline, sonst der Mittelpunkt alles Lebens in Falkenau, blieben unsichtbar, als wären sie auf Reisen gegangen. Der Herr von Falkenau ging umher wie ein gepeinigter Mensch, hing bald den Kopf, bald stellte er sich trotzig an, vermied, seine Bedienten anzusehen, und um so viel mehr wich er dem Major aus. Dieser, obschon neutral zwischen den zürnenden Mächten, verspürte ein Unbehagen, als ob er auf Nadeln sitzen müßte. Alle die kleinen Aufmerksamkeiten, womit ihn Elise anfänglich geflissentlich überhäuft hatte, waren suspendirt, eine

nachlässige Behandlung war an die Stelle getreten. Der Major machte Reflexionen über Auerbachs Warnungen. Er fing an, in den Handlungen der Hausfrau einen gewissen Zusammenhang, einen festgesetzten Plan zu ahnen. — Um jedoch auf den Grund zu kommen, sagte er, nachdem das sonderbare Leben ein paar Tage gedauert hatte: „Ich will mich etwas in der Gegend umsehen und werde einige Tage ausbleiben. Sorge, lieber Emil, daß ich den Frieden auf dem Kriegsschauplatz wiederfinde.“ — „Pah!“ erwiderte Emil, sich überhebend, „wofür hältst du mich? Ich, das erste Wort geben? Warum nicht gar! Beim Licht besehen, möchte ich dich wohl begleiten.“ — „Keineswegs, mein Alter. Willst du das Uebel ärger machen?“ — Emil hing wieder den Kopf und sagte kein Wörtlein mehr.

Als nach Verfluß einer Woche Norbert wieder eintraf, war das Elysium nagelneu hergestellt. Der Himmel war wieder offen und Elisens „Willkommen!“ trug den Stempel der Ehrlichkeit. Die Gatten waren so zärtlich, die Wirthschaft ging wieder ihren leisen, wohlthuenden Gang, Paulinchen war abermals der Anfang und der Mittelpunkt und das Ende aller Dinge in Falkenau. Der Major wünschte sich Glück zu seiner leichten Kurmethode, und Emil dankte ihm dafür. „Wie du Recht hattest!“ sagte er, „du kennst die Weiber, die nicht gern vor einem dritten ihre Fehler eingestehen! Meine Elise ist im Grunde eine herrliche Seele. Sie weiß eine Uebereilung so schön zu bereuen! Solche kleine Stürme am jungen Ehestandshimmel haben etwas reizendes; sie zaubern uns zurück in die Zeit der ersten Liebe, wo selbst die Freude ihre Qual und die Qual ihre Freude mit sich führt.“ — „Mag seyn, Emil. Nur möchte ich rathen, die Stürme so selten als möglich zu machen.“ — „Allerdings, Norbert. Wir haben, Elise und ich, uns das Wort darauf gegeben. Du wirst sehen, du wirst sehen, erst jezt werden wir in Arkadien leben. Alle Mißverständnisse sind gelöst.“

„Gott sey Dank,“ dachte der Major und betrat wohlgefällig seine Zimmer, die mit Blumen und Festons und allerlei Spielereien des Luxus verziert waren. „Ah!“ sagte er lächelnd, indem er sich zu seinem Bedienten wendete, „das ist ja allerliebst. Wem verdanke ich diese prächtigen Boukets?“ — „Die gnädige Frau haben sie daher gesezt, eigenhändig.“ — „Charmant; und die Laubgewinde und die Singvögel in den blanken Käfichten?“ — „Die gnädige Frau“ u. s. w. — „Ich bin außer mir; aber dieser wunderschöne Teppich? die niedliche neue Pendule auf dem Kamin?“ — „Alles die gnädige Frau“ u. s. w. — Norbert war entzückt und bemerkte daher nicht, daß der Bursche sein Gesicht verzog, als er hinausging.

„Eine vollständige Metamorphose!“ fuhr der geschmeichelte Hausfreund für sich fort. „Was doch eine Versöhnung nicht alles thut!“ — Als er am Spiegel vorüberging, zupfte die so lang schlummernde Eitelkeit den Soldaten am Ermel. „Sollte etwa.....?“ fragte er sich lächelnd und beschaute sein Antlitz, das dem tapfern Schwedenkönig Gustav Adolph zu gleichen die Ehre hatte. — Im nächsten Augenblicke aber zupfte er sich selber an der Nase und finsterte gutmüthig spottend: „Alter Gesell, unterm Helm ergraut, wie kindisch auf einmal? — Ich bitte dich um Verzeihung, guter Emil, der du ein Adonis, gegen mich gehalten, und dabei zehn Jahre jünger bist. Verzeihen auch Sie, meine beste, gnädigste Frau, daß ich Sie einen Augenblick im Verdacht eines so schlechten Geschmacks haben konnte!“ Er drehte sich bei den lezten Worten, die er laut genug gesagt haben mochte, um, und schaute verwundert in Elisens verlegenes Gesicht. Er wußte sich kaum zu fassen; Elise kam ihm darin zuvor, und redete ihn mit vieler Mundfertigkeit an: „Ich wüßte nicht, was ich Ihnen zu verzeihen hätte, Herr Major, aber der Geschmack in den Verzierungen dieses Zimmers mag freilich nicht der modernste seyn. Drum sind wir auf dem Lande und kommen allzuselten in die Stadt. Aber ich muß Sie um Verzeihung bitten, daß ich störe, indem ich nachsehen wollte, ob alles in Ordnung ist. Wenn Ihnen irgend etwas fehlen sollte —“ — Der Major antwortete mit vielen Komplimenten und Danksagungen. „Da hätte ich denn auch eine kleine Bitte an Sie, liebster Freund,“ hob endlich die Dame an. — Der Major führte sie zum Sofa, sezte sich ihr gegenüber und neigte, um zu hören, sein Haupt freundlich zu ihr hernieder. Elise sprach mit gar süßen Lauten: „Ich weiß nicht, ob Sie bemerkt haben, daß unser Emil etwas melancholische Natur angenommen hat? Er fängt Grillen und quält sich und andere damit bis auf's Blut. Zum Glück lieb' ich ihn so sehr, Herr Major, daß meine Geduld — doch es ist wider den Respekt, daß ich von mir rede —“ — Norbert versicherte sie, mit Lachen kämpfend, daß sie im Irrthum sey. Emil sey sehr wohlgelaunt und liebe sie wenigstens, wie sie ihn. Dennoch schüttelte sie den Kopf, seufzte und versezte: „Ich muß das besser wissen, das sehen Sie ein, Herr Major. Die Einförmigkeit unseres Landlebens sagt ihm nicht mehr vollkommen zu. Ich weiß ihn zwar nicht gern auswärts in Zerstreuungen versunken, sobald er allein ist, denn er ist so leicht zu lenken —“ — „Ein Vortheil für Sie, meine Gnädige.“ Sie verneigte sich erröthend. „Ich danke Ihnen. Aber was er thut, ist stets sein freier Wille. Sie sehen ja, daß er handelt, wie er nur mag. Es darf auch nicht anders seyn. Der Mann soll Herr im Hause seyn. Ich möchte keinen Mann, der — doch, wo bin ich stehen geblieben?“ — „Sie sagten, Emil sey so leicht zu lenken.“ — „Ja so; und er sey melancholisch und ich wünsche durchaus, daß

er sich auswärts — dann und wann — Zerstreuung mache — nicht ohne Ihre Begleitung jedoch, Herr Major! Hören Sie? Sie vermögen Alles über ihn. Bereden Sie ihn zu kleinen Ausflügen; aber um's Himmelswillen sagen Sie nicht, daß ich Sie darum gebeten habe. Versprechen Sie mir das." — „Weil Sie's wünschen, gut. Ich sag' ihm nichts von Ihren Befehlen. Um so inniger wird sein Dank seyn, daß Sie seiner Freiheit kein Hinderniß in den Weg legen." — „Will ich denn einen Dank? Ist mir nicht sein Wohlbefinden das Höchste? Sobald er heiter ist, bin ich glücklich, und Sie werden ihn — denn er lebt nur in Ihnen — immer heiter und wohlbehalten zurückbringen; nicht wahr?" — „Ohne Sorge, gnädige Frau." — „Jezt empfehle ich mich Ihnen. Seyn Sie nicht böse und halten reinen Mund. — Sind die Blumen Ihnen angenehm?" — „Sie sind wunderschön." — „Die Blumen, meinen Sie doch? Ja wohl, ich habe die schönsten selber abgeschnitten. Die Festons — nehmen Sie vorlieb mit meiner ungeschickten Hände Arbeit. — Der Teppich — gelt, der ist etwas bunt? — Ich habe just kein schöneres Muster gehabt und wollte ihn doch schnell fertigen, damit —" — „Wie, Alles Ihrer Hände Werk? Wie soll ich das Gefühl aussprechen —?" — „O, ich bitte, loben Sie mich nicht allzusehr, ich werde sonst eitel. Wenn die tausend Haussorgen nicht wären, ich wollte schon Besseres zu Wege bringen. Noch einmal: nehmen Sie vorlieb und vergessen nicht, warum ich Sie bat."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Februar.

(Beschluß.)

Die Unbelesene, von der Prinzessin von Sachsen.

Zu den Merkwürdigkeiten gehört eine gewisse, bei hiesiger Bühne eingetretene, totale Veränderung. Es ist noch gar nicht lange her, daß die Anonymität der Theaternovitäten auf dem Anschlagezettel die Erwartungen der Bühnenfreunde von dem unbekannten Stücke bis tief unter den leidigen Gefrierpunkt hinabdrängte. Sogar der insipideste Falschname wirkte in solchen Fällen nicht so gefährlich, als eine gänzliche Namenlosigkeit. Nur langsam füllte sich bei dergleichen dramatischen Neuigkeiten das Schauspielhaus, oder vielmehr, es fehlte ihm meist gar sehr an vollständiger Füllung. Aber seit den lezten Jahren findet gerade das Gegentheil statt. Sobald der Anschlagzettel ein Drama oder Lustspiel, und möchte es auch den bedeutungslosesten Titel führen, als zum ersten Male zu geben, ohne des Verfassers Namen ankündigt, so bestürmt alles die Thür des Schauspielhauses lange vor dessen Eröffnung. Und woher diese völlige Umgestaltung der Dinge? Weil man weiß, daß neuerlich alle ohne Autornamen auf dem Anschlagzettel erscheinenden Dramen und Lustspiele von der hohen Verfasserin des Schauspiels: Lüge und Wahrheit und so vieler andern, stets willkommenen Stücke herrühren. Am 17. v. M. wurde nun auch wieder ein neues Lustspiel in vier Akten aus dieser so reichen Geistesquelle gegeben, das man am lezten Tage desselben Monats wiederholte. Sein Titel: Die Unbelesene, führte gewiß Manchen auf die Vermuthung, daß der Hauptcharakter eine Dame seyn werde, welche, verstimmt durch das Lesen mehrerer neuern, ihr als Muster angerühmten Novellen, deutschen oder ausländischen Ursprungs, wo ihr nur widerwärtige Gräuel und abstoßender Skandal entgegentraten, sich von der üblen Laune darüber zu dem Entschlusse, oder gar Schwure verleiten ließ, durchaus keine moderne Novellenlektüre mehr zu versuchen, bis diese schauerliche Richtung der Literatur wieder verschwunden seyn werde. Ein solcher Charakter mit wahrhaft feiner und tiefer Bildung und etwas Humor ausgestattet, schien der Komik ein Feld zu verheißen, auf dem sie sich zeitgemäß tummeln konnte. Von dieser Seite hat jedoch die Verfasserin den Gegenstand keineswegs aufgefaßt. Bei näherer Erwägung würde auch die Ausführung eines solchen Planes eine Kenntnißnahme von Werken erfordern, deren Lektüre einer so edeln, zarten, weiblichen Natur nicht anzusinnen wäre. Ihre „Unbelesene" ist vielmehr ein ohne alle Lebenserfahrung und literarische Bildung in höchster Unschuld aufgewachsenes, weibliches Wesen, das nach dem Tode der reichen Mutter der alte Vormund, des Vermögens halber, sich zur Beute außersehen hat. Sein Plan, mit Benuzung ihrer Unkenntniß und Unerfahrenheit die Jungfrau zu seiner Gemahlin zu machen, scheint auch schon völlig gelingen zu wollen, als die Umstände dann doch noch die natürliche Wendung nehmen. Schon oft ist dieses Thema bearbeitet worden. So hat es von Steigentesch in dem noch gegenwärtig auf dem Bühnenrepertoire befindlichen Lustspiele: „Der Briefwechsel," mit gutem Erfolg gethan und auch Mahlmann in der Posse: Die neue Gurli, welche leztere schon ihres überraschenden, allerliebsten Introitus wegen den Brettern nicht ganz entzogen werden sollte. Gleichwohl ist es dem feinen Sinne der Dichterin gelungen, dem vielbenuzten Sujet neue und höchst anziehende Seiten und Situationen abzugewinnen und besonders auch die vorkommenden Haupt- und Nebenfiguren treffend zu individualisiren und eingreifen zu lassen. Die ihr eigenthümliche, besondere Kunst, mit Vermeidung langer Expositionen, die der Kenntniß des Zuschauers nicht zu entziehenden, früheren Vorgänge der Handlung selbst durch kurze und doch hinlängliche Erwähnung so congruent als klar einzuflechten, legt auch dieses neue Stück, neben den übrigen mannigfachen Vorzügen der älteren dar. Der sinnreiche Faden, an dem das allgemeine Interesse festgehalten wird, ist so zart und unverkünstelt, daß der Knoten sich mit der graziösesten Leichtigkeit verschlingt und entwickelt. Allerdings werden nur wenige Bühnen eine Schauspielerin für die Titelrolle von solcher Delikatesse des Gefühls und Verstandes und genialer Nüancirung bedeutender Momente haben, wie wir an Fräulein Bauer; auch wurde sie vortrefflich unterstüzt. Doch wird gewiß auch auf andern deutschen Theatern dieses Lustspiel seinen Werth geltend machen, wie es z. B. bereits in Berlin und Weimar geschehen ist.

Nur Beiträge dieser Art sind es hauptsächlich, wodurch das Bühnenrepertoire für manche, ihm nach und nach absterbenden älteren, zu ihrer Zeit vielleicht mit großem Applaus gefeierten Stücke entschädigt und frisch erhalten wird. Nächstens soll eine neue Oper zur Aufführung kommen, deren Dichtung und Musik den auch als Novellist von dem gebildeten Publikum sehr geschäzten, geheimen Rath Borromäus von Miltiz zum Verfasser hat.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 57.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 7. März 1839.

J'aurais pour elle au feu mis la main que voilà.
Malheureux qui se fie à femme après cela!
La meilleure est toujours en malice féconde;
C'est un sexe engendré pour damner tout le monde.

Molière,
l'école des maris.

Die Gastfreunde.

(Fortsetzung.)

„Eine originelle, aber treffliche Frau," sagte der gute Major zu sich selber. „Wie hab' ich sie verkannt! Die Güte und Ehrlichkeit selber, und die spießbürgerlichen Reste, die an ihr kleben blieben, machen sie noch pikanter. Pfui, du böser Auerbach! In diesem Hause will ich leben und sterben, da ich doch einmal nicht so klug war, eine Elise zu finden. — Wie schön sie zu bitten weiß! und die niedliche Schlauheit neben der Herzlichkeit! Wie sein sie mich zum Hüter ihres Mannes bestellte, die kleine Eifersüchtige! Kurz, sie gefällt mir um und um. Wie ich's nur anfange, um ihre übergroßen Gefälligkeiten zu vergelten?"

Er dachte an irgend ein kostbares Geburtstagsgeschenk für sein Pathchen, aber die Gelegenheit, zu vergelten, ließ sich nicht so lang erwarten. Von nun an präsidirte das Kind alltäglich bei Tische, mit all seinen Unarten, seinem Geschrei und seinen stets wiederkehrenden Dreffurpossen und Dreffurzärtlichkeiten. An ein vernünftiges Wort war bei Tische nicht mehr zu denken. Erschien das Dessert, so erhielt Emil das Kind von der Mutter, stopfte es mit Leckereien, und die häusliche Zärtlichkeit wurde von Papa und Mama um die Wette zur Schau getragen; für den dabeisitzenden Gast ein leidiges Schauspiel, das täglich mit denselben Akten, Verwandlungen, Späßen und Katastrophen aufgeführt wurde. Zum Unglück hielt die Tafel selbst den Major nicht lange schadlos. Sie wurde immer frugaler, nüchterner, bald lückenhaft, endlich karg und filzig. — Bald konnte Norbert sich nicht mehr mit den Zufällen eines einzelnen Tages trösten, und selbst Emil, der in der Freude über die Restauration seines Hausglücks die magern Brühen und die verkohlten Braten übersehen hatte, fing an zu stutzen und seine Mißbilligung, wenn auch leise zu äußern. — Die Rüge in Scherz verkehrend, stimmte der Major mit ihm ein — und plötzlich gab es eine Scene, und auf Sonnenschein folgte Regen. Elise brach in Thränen aus und endlich in bittere Klagen, daß dem Gatten in seinem Hause nichts mehr recht sey und er sogar den Gast verleite, sie zu mißkennen. — Norbert und Emil hatten nichts Dringenderes zu thun, als die Klagende zu besänftigen und um Pardon zu bitten. Lange fruchtete es nichts; endlich begütigte sich die verletzte Hausfrau und bestand auf einem täglichen Küchenzettel von der Hand ihres Gemahls. Der Sturm lief gnädig ab; die Dame ließ sich nur an diesem Abend mit Kopfweh entschuldigen. Paulinchen erschien aber als eine lebendige Botschaft des gekränkten Mutterherzens,

dem Papa eine lärmende, bald weinende, bald jauchzende „gute Nacht" zu sagen und den Gast in gelinde Desperation zu versetzen.

Das Reich der Küchenzettel hob an. Sie thaten eine Zeitlang ihre Schuldigkeit. Bald jedoch gingen Zettel und Küche, jedes seinen eigenen Weg. Nun kamen die Entschuldigungen bei der Suppe, die Vorklagen beim Entfalten der Serviette. Bald hatte dieses nicht angeschafft werden können, bald war Jenes durch einen Zufall verdorben worden. Den Fisch hatte die Katze, das Wildpret der Hund gestohlen; das Ei war „strebelig," die Milch sauer geworden; Unglück in allen Ecken! Aber wie war zu widerstehen den zarten Voraussetzungen: „Der Herr Major sey ja ein Freund des Hauses und werde es so genau nicht nehmen;" „es fehle freilich dies und das und jenes, weil Alles so theuer sey, was das Gut selbst nicht bringe, aber der Herr Major wisse eine sparsame Hausfrau zu schätzen," oder „er sey ja Soldat gewesen und darum genügsam von Natur und Profession" und was der Beschwichtigungen mehr waren. — „Nimm nicht Anstoß an den unzarten Reden meiner Frau," sagte Emil oft schüchtern zu Norbert; „sie klingen abscheulich, sind aber gut gemeint. Entschuldige sie mit ihrer unzulänglichen Erziehung. Es wird schon anders werden." — „Meinetwegen," seufzte dann Norbert gewöhnlich; „'s thut ja nichts. Laß uns aber heute reiten und auswärts zu Nacht essen. Es wird uns Beide zerstreuen." — Ein Näheres wurde vor der Hand nicht über das kitzliche Thema gesprochen.

Als aber nach und nach der Nebel anwuchs und das Wetter immer drohender wurde, trotz der freundlichsten Gesichter und höflichsten Versicherungen, als zwischen den Freunden eine trennende Kluft sich räthselhafterweise aufthat, die sie oft Tagelang hinderte, einander zu sehen, die Speisestunden abgerechnet; als sogar die Gemälde des Majors unter der übertriebenen Reinlichkeitswuth der Hausfrau litten, die, mit eigener Hand öfters fegend und putzend, die ungetrockneten Bilder mit Staubwolken heimsuchte; als die Ruhe und Stille um sein Quartier zur Fabel geworden war, indem unbegreiflicherweise die Laufstraße für Diener und Mägde durch Norberts Vorsaal geführt wurde; als sogar der Musentrank, der belebende Kaffee, des Künstlers Frühstück, den der Major liebte, rein und unverfälscht zu genießen, wie nur immer ein Morgenländer es begehrt — als sogar dieser braune Nektar aus der Art zu schlagen und mit demoralisirenden Zuthaten aufzutreten begann: da fühlte der Major in seines Herzens Tiefen sein Gewissen sich regen und Abbitte leisten dem warnenden Auerbach. Eifrig suchte er Zerstreuung in der Umgegend; nur selten, nicht selten aber mit Abneigung willigte Emil ein, den Freund zu begleiten. — Der Major vermied auf dergleichen Ausflügen jede indiskrete Frage, jede Bemerkung, die auf Emils seltsamen Hausstand hätte bezogen werden können. „Ist Falkenau mein wahrer Freund und hat er Vertrauen zu mir, so wird er von selbst das Lied aufspielen," dachte der Major. Nicht allein die Rücksicht auf den Freund, auch eine gewisse Scheu vor den Demonstrationen Elisens verschloß ihm den Mund. Er war, um seines ehemaligen Waffengefährten Ruhe zu schonen, selber unter den Pantoffel der Frau gerathen, und nicht eifriger betrachtet der Witterungskundige seinen Barometer, als Norbert Elisens Gesicht beobachtete, so oft er mit Emil von außen kam. Gewöhnlich zeigte es, zwar nicht auf Regen, doch auf kühl; hie und da ein Sonnenblick, dem der Major ein stilles Tedeum sang. Um jedoch diese seltenen Gnadenzeichen auszugleichen, stand eines Abends, da die Herrn von der Jagd heimkehrten, das Signal auf aller Stürme Sturm. Die Dame machte sich zwar nicht unsichtbar, aber sie hatte während des Soupers nicht eine Sylbe für Mann und Gast, wohl aber dann und wann für Beide einen Originalblick der Bosheit und des Grolls. So ging das fort bis zum Aufbruch in das Schlafzimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Florentiner Gesellschaftsleben.

(Fortsetzung.)

Schon längst hätte ich auf die Bälle kommen sollen, die Quintessenz der Wintervergnügen, den Kampfplatz rivalisirender Reize, das Capitol der Triumphirenden. Wie gesagt, man findet sich sehr spät ein. Die Florentiner behaupten, die üble Gewohnheit schreibe sich von den englischen Gästen her, und ich glaube, sie haben Recht, aber sie hätten's ihnen nicht zugestehen sollen. Die Einladungen sind zwar für neun, aber vor zehn fährt Niemand von Hause weg, und dann kann's Einem noch begegnen, mit Herrn und Frau vom Hause noch ein tête à tête bestehen zu müssen und das Empfangzimmer eiskalt zu finden. Wie die Gesellschaft componirt ist, brauche ich nach dem Vorhergehenden nicht mehr zu sagen. Die Bälle scheiden sich nun in zwei Sectionen, in cosmopolitische und rein-englische, die ich nicht exclusive nennen kann, wenn man sich nicht etwa dazu versteht, diesem Ausdruck eine passive statt der activen Bedeutung beizulegen. Da letztere indeß die an Zahl geringsten und keineswegs die amusantesten sind, indem man oft diejenigen Engländer nicht trifft, die man treffen möchte, so wollen wir nur erstere besuchen. Und hier muß ich im Vorbeigehen bemerken, wie in Betreff der

Toilette der Damen und jener der Männer ganz divergirende Richtungen sich äußern. Erstere wird immer sorgfältiger und eleganter. Selbst in die kleinste Soirée, wo getanzt wird, geht Niemand mehr ohne kurze Ermel und weiße Atlasschuhe; mit Gold und Silber durchwirkte Zeuge kommen immer mehr in Ausnahme, Mädchen tragen Federn in den Haaren, was vordem das Privilegium verheiratheter Frauen war; kommt eine Ballrobe mehr denn dreimal zum Vorschein, so werden Glossen gemacht, am meisten, je reicher, kostbarer, in die Augen fallender der Zeug ist. Dagegen macht die Männerwelt sich's so bequem wie möglich. Die weiße Halsbinde kommt nur auf Hofbällen und bei besondern Gelegenheiten, großen Diners u. s. w. zum Vorschein. Man genirt sich nicht, in Brodequins zum Ball zu gehen, ja die jüngere Welt, welche am meisten revolutionäre Gesinnungen hegt, tanzt auch in lakirten Stiefeln. Nur in der Weste ist noch etwas Phantasie sitzen geblieben, und Manche denken von ihr: je bunter, je besser. Sie ist das einzige, was bisweilen die ganze Farbenkette zwischen weiß und schwarz repräsentirt. Ich will nicht entscheiden, ob dieser dezidirte Prinzipienkampf in Betreff der äußern Erscheinung in innern psychologischen Gründen Ursprung und Hinterhalt hat.

Ein Florentiner Ball ist so ziemlich wie ein Pariser oder ein anderer: ich will darum nicht viele Worte darüber machen. Vier Walzer und eben so viele Quadrillen, bei welchen Fremde sich im ersten Moment nicht ganz leicht zurechtfinden, weil einige Licenzen sich hier Geltung verschafft haben; die Mazurca, wenn sich Tänzer dazu finden, bisweilen ein Galopp, endlich der Cotillon — dies sind die Elemente. Straußische Walzer theilen sich in den Abend mit Bellini-Donizettischen Opernarien, welche man, Sujet und Worte mögen noch so pathetisch und tragisch seyn, leicht zum Dienste der „Muse of the many twinkling feet" arrangirt. Ich weiß aber nicht, ob Strauß ein besonderes Vergnügen empfinden würde, wenn er hörte und sähe, wie man seine hübschen Compositionen abgeigt und hie und da abtanzt. Die Göttergabe des Walzens ist nicht Jedem verliehen, am wenigsten jedem Engländer oder Franzosen. Die Sitte, auf dem Teppich zu tanzen, fördert auch nicht die Leichtigkeit der Bewegung: bleiben doch die Füße bisweilen festkleben auf einem solchen fadenreichen Tournayer Kunstgewebe. In kleineren Gesellschaften tanzt man nach dem Piano, bei größern Gelegenheiten ist Orchester da. Ein eigentliches Buffet ist nicht de rigueur. In vielen Fällen begnügt man sich mit dem Theetisch und Backwerk. Man kann aber dann darauf rechnen, unzufriednen Mienen zu begegnen, namentlich unter den Familienvätern und nichttanzenden Ehemännern, denen auf diese Weise der einzige Lohn ihrer Aufopferung entgeht. Gefrorenes ist indispensabel. Ein förmliches Souper, wobei die Damen niedersitzen, gibt's nur bei großen Festen.

(Schluß folgt.)

Daguerres früheres empfindliches Papier.

Daguerre fängt an, Einiges von den Versuchen mitzutheilen, die ihn auf seine außerordentliche Entdeckung geführt haben. Dies ist gut darauf berechnet, die Neugierde der wissenschaftlichen Welt zu reizen, und er wird sich wohl hüten, durch seine vorläufigen Mittheilungen sein eigentliches Geheimniß zu verrathen. — Biot berichtet in der Sitzung der Pariser Akademie vom 18. Februar: auf seine Vorstellung, wie dankbar es die Physiker erkennen müßten, wenn sie einen Stoff kennen lernten, der empfindlicher für das Licht wäre, als die bisher bekannten, habe ihm Daguerre ein Verfahren mitgetheilt, auf das er bereits im Jahr 1826 gekommen. Das Mittel, dessen er sich jezt zur Herstellung seiner Bilder bediene, wirke noch weit schneller, es gebe Licht und Schatten ganz treu nach der Natur, und gründe sich auf ganz andere Prinzipien als jenes ältere Mittel; er habe daher auch nichts dagegen, wenn lezteres sofort veröffentlicht werde. — Es besteht in Folgendem:

Man nimmt ungeleimtes oder doch nur wenig geleimtes Papier, wie Druckpapier, taucht es in Salzäther und läßt es an der Luft oder in mäßiger Wärme trocknen; jedenfalls aber muß es vollkommen trocken werden. Man taucht sofort das mit Salzäther getränkte trockene Papier in eine wäßrige Auflösung von salpetersaurem Silber und läßt es im Dunkeln trocknen; will man je Wärme hiezu anwenden, so darf sie nur sehr gering seyn, denn so lange der Stoff noch feucht ist, wird er von den Wärmestrahlen gefärbt, gerade wie von den Lichtstrahlen. Das Papier muß sodann, wenn man nicht sogleich Gebrauch davon machen will, in ein Buch gelegt oder an einem ganz dunkeln Ort aufbewahrt werden. — Wird dieses Papier der Sonne oder dem zerstreuten Licht ausgesezt, so färbt es sich ausnehmend schnell und zeigt schon merkbare Tinten, ehe man am salpetersauren Silber die geringste Veränderung bemerkt. Man kann die Wirkung in jedem beliebigen Grad fixiren und allen weitern Effekt aufheben, und zwar einfach dadurch, daß man das salpetersaure Silber, soweit es noch nicht umgewandelt worden, mit Wasser auswascht. Ist sodann das Papier, aber ohne Erwärmung, wieder getrocknet, so hat das Licht keinen Einfluß mehr darauf. Will man das Papier nicht im Zustand einer bestimmten, fixirten Färbung aufbewahren, so darf man es nur am dunkeln Ort in ein Portefeuille legen und es nur bei künstlichem Licht betrachten, besonders in den ersten Tagen; denn mit der Zeit nimmt seine Empfindlichkeit ab und es färbt sich am Ende am Licht nur äußerst langsam. Daguerre hat die Bemerkung gemacht, daß das Auswaschen nicht bei jedem Papierzeug gleich gut gelingt; da er aber diesen Versuch überhaupt bald wieder fallen ließ, so weiß er nichts Näheres hierüber zu sagen. — Auf dem so zubereiteten Papier entspricht natürlich dem stärksten Lichte die stärkste braune Färbung, und so gleichmäßig in den Mitteltinten; bringt man es daher in die Camera obscura, so stellen sich helle Gegenstände, wie ein weißes Haus in voller Beleuchtung und der Himmel bis auf einen gewissen Grad,

schwarz darauf dar, schwarze oder ganz beschattete Gegenstände dagegen, wie Bäume, bleiben ganz weiß. — Darin scheint nun auch allein das Verfahren des Engländers Talbot zu bestehen, und wenn er behauptet, er könne die Objekte mit ihren natürlichen Lichtern und Schatten darstellen, (s. Nr. 46.) so bewerkstelligt er dies wohl nur dadurch, daß er das erste Bild wieder als Objekt benüzt, und so in der Camera obscura ein zweites erhält, auf dem sich Lichter und Schatten umgekehrt haben, gerade wie er auf die in Nr. 48. beschriebene Weise Kupferstiche kopirt. — Daguerres jeziges Mittel muß Allem nach etwas ganz anderes seyn.

Korrespondenz-Nachrichten.

Weimar, Februar.

Nachdrucksgesez. Der Knabe aus Algier. Theater.

Auch in unserem Staate hat nunmehr das geistige Eigenthum jenen kräftigen Schuz gefunden, nach welchem es in Deutschland so lange und vergeblich geseufzt hatte und zum Theil noch seufzt. An die Stelle eines schwankenden, mehr oder weniger gefährdeten Zustands ist nun ein geregelter, Schriftsteller, Künstler und Verleger gleichmäßig sichernder getreten. Die für das Königreich Preußen vor Kurzem erlassenen Normen sind in unserem Geseze fast durchgängig adoptirt worden, weil sie, wie man mit Recht erkannt hat, auf das umsichtigste allen billigen Anforderungen und Wünschen entsprechen, sich genau über jede Gattung literarischen oder künstlerischen Eigenthums, so wie über jede Art von Verlezung desselben verbreiten, die lezteren scharfsinnig charakterisiren und zweckmäßig bedrohen oder verpönen, ohne doch der freien Benuzung literarischer oder künstlerischer Erzeugnisse allzuenge Schranken zu sezen.

Ein zweiter Kaspar Hauser, freilich in etwas verjüngtem Maßstabe, ist in unserer Nähe erstanden. Vor ungefähr Halbjahresfrist wurde ein unbekannter heimathloser Knabe von eilf Jahren, Karl Käsemann sich nennend, in den Straßen der Stadt Eisenach umherirrend getroffen, auf dessen Herkunft bis jezt ein tiefes Dunkel ruht. Seine Lebensschicksale, welche ein vor Kurzem erschienenes Schriftchen: „Der Knabe aus Algier," erzählt, sind allerdings abenteuerlich genug. Nach den Aussagen des Knaben ist sein Vater aus einem bei Eisenach gelegenen Dörfchen Stedtfeld gebürtig, von dort aber vor neun Jahren mit seiner Frau und dem damals zweijährigen Kinde nach Frankreich gewandert, wo er sich unter die für Algier bestimmte Fremdenlegion habe anwerben lassen. Indessen findet sich der Name Käsemann weder im Kirchenbuche des erwähnten Dorfes, noch hat sich zu jener Zeit eine Familie dieses Namens dort aufgehalten. Die Erinnerung aus der frühesten Kindheit führt den Knaben immer nur nach Afrika zurück, denn jemals zuvor in Deutschland gewesen zu seyn, kann er sich nicht entsinnen. In Algier wohnte er mit seinen Eltern in einer unweit des Meeres gelegenen Kaserne. Seine Beschreibung dieser Stadt und der nächsten Umgegend, der Tracht der Eingeborenen ꝛc. stimmt mit der Wirklichkeit, wie wir sie aus den Schilderungen der Reisenden kennen, im Wesentlichen überein. Nachdem er die Mutter durch den Tod verloren, folgte er seinem Vater nach Spanien, wohin sich die Fremdenlegion einschiffte. Dort bringt er, stets dem Regimente nachziehend, meist im Bivouac, zwei Jahre eines beschwerlichen, fast unerträglichen Lebens hin. Auch die Beschreibung, die er von Bayonne, Madrid ꝛc. entwirft, ist der Wahrheit gemäß. Von Vittoria aus schifft er mit seinem verwundeten Vater und einem Theile der Truppen wieder nach Algier zurück. Hier übergibt der unzärtliche, vielleicht auch nothgedrängte Vater den Knaben zweien nach Deutschland zurückkehrenden ausgedienten Soldaten der Legion, vorgeblich, weil er es in Deutschland besser haben werde. Mit Gewalt wird das sich sträubende Kind auf ein segelfertiges Schiff gebracht und somit in die fremde Welt hinausgestoßen. Man landet in Toulon, der Verstoßene legt dann mit jenen Soldaten unter Mühseligkeiten und Entbehrungen aller Art den Weg nach Paris zu Fuß, meist bettelnd, zurück, von wo aus die Gesellschaft über Straßburg nach Frankfurt am Main gelangt. Dort wird der Knabe von seinen Begleitern verlassen und er muß, hülflos und hungernd, in der fremden Stadt betteln. Nach mancherlei Schicksalen kommt er nach Eisenach, flieht aber, aus Furcht vor einem drohenden Polizeidiener dem Walde zu, wo der kleine Afrikaner den ersten Schnee in seinem Leben fallen sieht, den er für Baumwollenflocken hält. Er findet endlich Jemand, der sich seiner annimmt, und wird jezt zu Eisenach mit Hülfe einer Unterstüzung von Seiten des Großherzogs erzogen. Ob aber die Herkunft und Heimath des räthselhaften Fremdlings je ein genügendes Licht verbreitet werden wird, steht dahin. Anfangs hat man ihn von mehreren Seiten für einen Betrüger gehalten, allein wohl mit Unrecht. Das offene, treuherzige Wesen des Knaben und daß er bei vielfältigen Vernehmungen und Proben bis jezt weder einer Unwahrheit noch eines Widerspruchs in seinen Angaben hat überführt werden können, scheint jenen Verdacht zu entkräften. Bis auf Weiteres wird man daher in dem „Knaben aus Algier" einen jugendlichen, aber unwillkürlichen Abenteurer, ein schuldloses Opfer unnatürlicher väterlicher Härte zu erblicken haben.

Hier möge noch ein kurzer Rückblick auf die Leistungen des hiesigen Theaters im Jahr 1838 Plaz finden. Ungeachtet einiger Lücken in den Hauptfächern, behauptet es doch noch immer eine sehr ehrenwerthe Stellung unter Deutschlands Bühnen. Erfreulich ist es, daß man hier dem französischen Einflusse die möglichst engen Gränzen anzuweisen sich bestrebt. Unter den im vorigen Jahre vorgeführten neuen dramatischen Erzeugnissen, in der Gesammtzahl 25, (16 Lustspiele, drei Tragödien, sechs größere und kleinere Opern) befinden sich nur neun ausländische, und zwar meist ephemere Werke; die übrigen sind deutschen Ursprungs, darunter drei Spenden der überaus fleißigen Prinzessin von Sachsen: der Majoratserbe, die Fürstenbraut und die Unbelesene, Immermanns Opfer des Schweigens und Friedrich Halms Camoens, Leutners Geschwister, Lindpaintners Macht des Liedes. Auch das ältere Repertorium des vorigen Jahres war im Ganzen zweckmäßig bedacht: Goethe, Schiller, Kleist, Zedliz, Raupach, Mozart, Weber, Spohr, Weigl, Marschner, Lobe (dessen treffliche Kompositionen, wie wir vernehmen, auch in Paris Anklang finden), neben Spontini, Mehul, Boieldieu, Rossini, Bellini und dem Allerweltsmann Auber. Von Shakespeare sahen wir kein Werk. — Scribes „Camaraderie," nach einer deutschen Bearbeitung von Alvensleben neulich hier dargestellt, hat sehr gefallen, obschon die rein französischen oder vielmehr Pariser Tendenzen des Stücks dem deutschen Publikum zu fern liegen. Die enthusiastische Aufnahme des Lustspiels in Frankreichs Hauptstadt wird erklärlich, denn es ist eine scharfe Geißel des dortigen politischen Treibens, eine eben so geistreiche als treffende Satire, die dem Autor alle Ehre macht.

Beilage: Kunstblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 58.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 8. März 1839.

— Ihr schleppet hin und her
Verlornes und Erworbnes;
Und bei dem Senden kreuz und quer,
Was bleibt uns denn? — Verdorbnes!
Goethe.

Florentiner Gesellschaftsleben.

(Schluß.)

Vorerst sind die Hofbälle zu nennen. Mit seltener Liberalität sind alle Fremden, welche der großherzoglichen Familie vorgestellt worden, ein für allemal dazu geladen. Bloß auf dem Ball am Neujahrstage erscheint man in Uniform oder habit habillé, auf allen übrigen, deren im Winter vier bis sechs stattzufinden pflegen, im gewöhnlichen Anzuge. Nur schwarzen Halsbinden, Stiefeln und Stöcken ist die Entrée versagt. Der Neujahrsball findet im großen Lokal des Palastes Pitti statt, in den prachtvollen Gemächern des ersten Geschosses, wo auch an den eigentlichen Courtagen, bei großen Concerten und andern festlichen Gelegenheiten empfangen wird. Das Lokal im obern Stock des Riesenpalastes, wo die übrigen Bälle gegeben werden, ist weniger splendid und großartig, aber noch heiterer und freundlicher. Der Ballsaal, unter dem verstorbenen Großherzog Ferdinand eingerichtet, ist von der größten Schönheit, wenn auch nicht übergroß. Ein vollkommenes Viereck bildend, sehr hoch und luftig, an der Eingangsseite mit einer Galerie versehen, wo auch das Orchester ist, bringt er mit seinen zahlreichen und geschmackvollen Verzierungen in weißem Stuck, mit seinen vielen Spiegeln und seinen colossalen Lichterpyramiden eine äußerst glänzende Wirkung hervor. Ihm schließt sich an eine Reihe eleganter und behaglicher Gemächer, um so erwünschter für die Cirkulation, als gewöhnlich Menschenmenge und Hitze im Saal nicht geringe sind. Hier nun sieht man die meisten florentinischen Familien, hier allein (wenn ich bei andern Gelegenheiten einige wenige Ausnahmen mache) unverheirathete Florentinerinnen, welche sonst die Gesellschaften nicht zu besuchen pflegen. — Von den Casinobällen sprach ich schon. Unter den übrigen Häusern, welche regelmäßig empfangen, sind die der Gräfin von Lipona, des Fürsten von Montfort, des englischen Gesandten und des Obersten Orloff die ersten.

Jeder hat von der Schönheit und dem Reichthum der Florentiner Paläste gehört. Es ist wahr, diese Prachtbauten des Michelozzo, des Maiano, des Alberti, des Raffael, sind bisweilen nicht sehr wohnlich, und statt dieser hohen, gewölbten, nicht selten zu dunkeln Säle möchte man sich kleinere Zimmer wünschen für den täglichen Gebrauch. Aber es ist darum nicht gesagt, daß man sich in ihnen nicht behaglich einrichten kann, wenn man dazu Geld und Geschick hat. Abends machen diese schönen Säle und Galerien mit ihren figurenreichen Deckengemälden, mit ihren Wandbekleidungen von schwerem Damast, mit ihrem vergoldeten Täfelwerk, ihren hohen Spiegeln und gewaltigen Kronleuchtern einen

großartigen Effekt. Der stets wechselnde Modegeschmack hat sich seit wenigen Jahren dem noch vor Kurzem so verachteten Rococo wieder zugewandt. Ich will nicht behaupten, daß die Formen der Zeit Ludwigs XIV. und XV. die schönsten seyen, und daß man jeden Schnörkel bewundern müsse, der sich an einem alten Möbel findet. Kommt es aber einmal darauf an, eine Art Harmonie darzustellen, so passen diese riesigen Lehnstühle mit vergoldetem Holzwerk und farben- und blumenreichem Seidenüberzuge, diese glänzenden Tische von Ebenholz mit eingelegter Arbeit, diese schweren goldenen Rahmen um Bilder und Spiegel, mit strahlenden Posaunenengeln, Blumengewinden und Arabesken, diese bunten japanischen Vasen, diese sächsischen und Pariser Porzellangruppen und Figuren in abenteuerlichen Formen, diese Kaminuhren von getriebenem Messing — kurz, das ganze Inventar verjährter Prunkkammern, am meisten zum Styl und Charakter des Innern unserer Paläste. Sucht doch sogar die Damentoilette durch Annäherung an die Reifrocksform das Gleichgewicht herzustellen! Wie aber in solchen Dingen, wobei die Mode in's Spiel kommt, nie das rechte Maß gehalten wird, so ist auch der Rococogeschmack bereits auf kindische Weise ausgeartet. Die Spekulation hat gleich Vortheil davon zu ziehen gewußt. Alle alten Häuser, alle Villen weit und breit sind durchstöbert worden. Eine allgemeine Auspfändung hat die Trödelkammern betroffen. Wo irgend etwas von alten Möbeln war, was nur einigermaßen in den Schnörkelkram paßte, wurde es zum Trost der zahlreichen Liebhaber auf den Markt geschleppt, es mochte noch so geschmacklos, unnütz, zerfezt und wurmstichig seyn. Die gewöhnlichen Kunstgriffe wurden benuzt, hier ein altes Wappen, da eine Chiffer, dort ein anderes Abzeichen angeklebt und angenagelt, und das restaurirte Meisterwerk für den Lehnstuhl der Catharina von Medici, den Pult, an welchem Machiavell den Fürsten geschrieben, den Kasten, in welchem Bianca Capello ihre Juwelen aufbewahrt, das Kaffeegeschirr, welches Cosmus der Dritte seiner Gemahlin an den Kopf geworfen, und mehr dergleichen erklärt und verkauft. Emissäre zogen umher auf den Pachthöfen und kauften den Bauern ihre alten Stühle und Kasten ab, die längst aus der Villa nach dem demüthigen Podere gewandert waren und sich diese Wiedererweckung zur glänzenden Welt der Salons gewiß nie träumen ließen. Ausgeflickt und aufgestuzt, fand und findet denn Alles Käufer. Natürlich sind die Preise sehr gestiegen. Es ist wahr, manches werthvolle Kunstwerk des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, das nur sehr uneigentlich in die Rococo-Categorie gehört, aber mitschwimmen muß in dem großen Strome, ist auf diese Weise an's Licht gezogen worden, manche schöne Arbeit von Tarsia, manches zweckmäßige Hausgeräth, aber viel Plunder ist dadurch auf einige Zeit wieder zu Ehren gekommen und hat bessere Dinge verdrängt, um seinerseits auf einmal wieder einer neuen oder aufgewärmten Mode den Platz einräumen zu müssen.

Die Gastfreunde.

(Fortsetzung.)

„Was hat denn die Frau heute wieder vor?" fragte der Major halb ängstlich, halb ungeduldig; denn seine Langmuth fing an zu reißen, und er fürchtete doch den Bruch. „Was weiß ich?" antwortete Emil, der seinem Verdruß den Zügel ließ. „Schon heute Morgen, da wir abzogen, merkte ich etwas. Sie wies meinen Kuß zurück. Ich frage nicht mehr nach des Weibes Grillen." An den Nägeln kauend, ging er auf und nieder. Norbert hob wieder an: „Das sey dein Ernst oder nicht: ich fordere über Elisens Stimmung Aufschluß, denn diesmal gilt das Scharmützel mir wie dir, und — was soll ich's leugnen? ich möchte entweder die Wurzel all dieser sonderbaren Scenen finden, oder lieber seyn — ich weiß nicht wo." Emil hatte dies überhört, mit seinen Gedanken beschäftigt. Dann reichte er auf einmal dem Major die Hand und sagte finster: „Hätt' ich dir dazumal gefolgt! Du hattest es gut und vernünftig mit mir vor. Du bist glücklich; ich aber — du glaubst nicht, wie es mir auf dem Herzen liegt, mein sauberes Glück. Gute Nacht!"

Norbert hielt ihn für diesmal nicht auf. In seinen Zimmern angelangt, dachte er zum erstenmal recht lebendig an Hirlingen und an Auerbachs von Elisen so hart geschmähte Gattin. Sein Bedienter, der ihn auskleidete, hob plözlich nach einigem Räuspern an: „Des gnädigen Herrn Oberstwachtmeisters Freude war nun auch vorbei."* — „Welche Freude?" brummte der gnädige Herr Oberstwachtmeister. „Je nun, die Freude mit den Blumen. Die gnädige Frau hat heute dem Gärtner befohlen, alle umzuhauen und Kartoffeln oder Sellerie in die Beete zu pflanzen." — „Warum dieß?" Der Bursche zuckte die Achseln: „Ha! ich denk', um die beiden gnädigen Herren zu ärgern." — „Dummes Zeug! was fällt dir ein?" — „Hm! wenn der Herr Major den Gärtner hören wollten, zu dem sie's selbst gesagt hat — Der Gärtner war noch nicht im Bette." — „Das glaub' ich, daß er noch nicht schlief, als ihm die Frau von Falkenau befahl —" —

* Es ist hie und da in Süddeutschland gebräuchlich, das Imperfectum des Zeitworts „Seyn" statt des Präsens zu setzen.

„Ach nein — Sie capiren es nicht. Der Gärtner war draußen in dem Hausplatz.“ — „Meinetwegen, was soll ich mit dem Gärtner, der schon dagewesen ist?“ — „Nein, nein; nicht schon dagewesen. Er war wirklich noch alleweil da, und wenn Sie befehlen —“ Der Major winkte ihm, lachend und endlich verstehend, zu bleiben. „Ich hasse die Domestikenplaudereien über ihre Herrschaft. Mag sie doch gesagt haben, was sie will. Immer ist's aber unbegreiflich — nach so vielen Attentionen, die sie mir erwiesen —“ — „Was haben der Herr Oberstwachtmeister gesagt?“ Der Major erklärte, auf die Vasen, die Uhren, die Landschaften und Teppiche zeigend, was er gemeint habe. Worauf der alte Dragoner: „Mit Verlaub, Herr Major, aber das ist all nur eitel Blenderie * gewesen.“ — „Erkläre dich; wie so?“ — „Die Blumensträußer hat der Gärtner gemacht und hereingetragen. Die Gnädige hat aber immer gesagt zu mir: Sag Er dem Herrn Major allemal, daß ich selber die Blumen gebracht habe und alles Uebrige. So ist sie auch öfter hereingekommen, da der Herr Major schon auf's Haus zugingen, und hat sich gestellt, als ordne und putze und schalte sie da und dort, damit der Herr Major selber sie sähen und in Ihrem Zimmer attrapirten. Pure Blenderie! und so mit dem Teppich, der zu der Gnädigen Aussteuer gehört und ihr nicht gefällt von wegen den Farben. Und grad so mit den geflochtenen Blättern dort oben. Die Sophie, die Kammermamsell, hat den Krimskrams machen müssen, und sie sagt, sie hätt' es gern gethan, denn der Herr Major waren ihr lieb und werth, und sie wolle es schon einmal bei Ihro Gnaden anbringen, wenn's auf die Trinkgelder losginge.“ — „Schon genug, alter Elias, schon genug,“ lachte der Major. „Ihr seyd Gesindel und Pack alle miteinander. Geh hin und schnüre nach und nach deinen Mantelsack. Ich meine, wir seyen schon am längsten zu Falkenau gewesen; he?“ — „Nach Befehl, und will's Gott, Herr Major. Die armen Pferde werden's Ihnen danken. Der Salamander sieht aus wie ein Handwerksbursche, der vier Wochen im Spital gelegen, und den „Jüterbock“ hätte ich neulich bald aus Zeug und Geschirr verloren, so mager ist er und so dürr. Die Thiere sterben Hungers, denn der Gnädigen ist jedes Körnlein Haber zu viel, und Der und Jener führt sie alle Tag bald in den Stall, bald zum Melken, überall hin, wo man sie nicht braucht.“ — „Links um, Marsch!“ commandirte der Major dem Elias, und Elias marschirte auf seine Kammer.

Wer den Major bei Sonnenaufgang weckte, war Emil, mit freudigem Gesichte und mit Worten voll Zufriedenheit. — „Ihr sollt nicht einschlafen im Zorn, spricht die Bibel,“ begann der Herr von Falkenau. „Ich habe die Lehre befolgt, und jede Schmollwolke verscheucht, wie die Sonne die drauenden Wettergewölke zertheilt.“ Er wischte sich den Schweiß von der Stirne. — „So? ich gratulire. Kommen aber diesen Sommer sehr häufig, die Gewitter; sag an, weshalb und warum hat's gestern wieder eingeschlagen?“ — „Je nun, ein bischen Eifersucht....“ — „Daß Gott erbarm! Also ist sie auf mich eifersüchtig? Denn im ganzen Schlosse gibt es außer ihr selbst nicht eine einzige leidliche Person weiblichen Geschlechts.“ — Emil sagte verlegen: „Ja, ja, es ist eine eigene Taktik, die meine Elise inne hat, wie noch viele andere Frauen. Wir haben in der Regel die häßlichsten Dienstboten weit und breit. Aber diesmal war's etwas Anderes. Sie hat geeifert, sie weiß selbst nicht mit wem.“ — „Brav, immer besser. Mit einem Gespenste ihrer Phantasie?“ — „Ja, etwas dergleichen ist's. Du entsinnst dich vielleicht.... Als ich gestern zu dir in die Stube kam, um dich zur Jagd abzuholen, plauderten wir, während du dich ankleidetest, von allerlei längst vergangenen Geschichten und längst verschollenen Personen; unter andern von der wallachischen Fürstin, die vor mehreren Jahren so viel Aufsehen in der Hauptstadt erregte. Ich war damals noch Offizier.... wir beide machten der halbtürkischen Dame den Hof... weißt du noch?“ — „Nun?“ fragte der Major kalt. — Die Verlegenheit des armen Falkenau stieg. Er fuhr stotternd fort: „Ich erzählte eine Anekdote, du eine andere. Wir lachten, wir witzelten, wir porträtirten die Bojarin mit allen Reizen, die sie dazumal besaß, und vielleicht auch nicht besaß....“ — „Nun?“ — „Stelle dir vor,“ versetzte Falkenau kleinlaut, und scheu nach der Thüre blickend: „meine Frau hat geglaubt, es sei die Rede von einer gegenwärtig in unserer Nähe existirenden Schönheit gewesen, die wir erst kürzlich gesehen, gesprochen; ihre Eifersucht — ein leidiges Uebel — entbrannte, steigerte sich während unserer Abwesenheit....“ Er blieb stecken und trommelte an der Fensterscheibe.

Der Major entgegnete langsam: „Kurios! unglaublich sogar! Deine Frau war ja nicht zugegen, da wir von jener Dame sprachen?“ — Emil trommelte heftiger, ohne zu antworten. „So erkläre dich einmal!“ fragte ihn Norbert etwas barsch. — Stockend versetzte Falkenau: „Sie war freilich nicht zugegen — nicht hier im Zimmer — und dennoch war sie's — denn — denn es ist allerdings schwer verzeihlich — aber —“ mechanisch deutete er nach der Thüre, „sie hat Alles gehört und nach gewohnter Weise Alles übel verstanden.“

„Gehorcht?“ fragte nun der Major gedehnt und verächtlich; „o pfui! das fehlte noch. — Jetzt, lieber Emil, jetzt erst bedaure ich dich von ganzem Herzen;“ setzte er nach einigem Schweigen hinzu. — Emil riß das

* Blendwerk.

Fenster auf. „He, Verwalter! auf einen Moment!" rief er, und eilte dann hinaus, um nur das verdrießliche Tete-à-Tete loszuwerden.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, Februar.

Wintergarten. Redouten. Literatur. Gelehrtenwesen. Theater.

Der Kroll'sche Wintergarten, der den Breslauern vor einem Jahre als eine Art Christgeschenk eröffnet ward, hat in dem laufenden Winter als erster öffentlicher Gesellschaftsplatz sich noch würdiger behauptet, und sein unermüdlicher erfinderischer Schöpfer und Besitzer ist unser maître de plaisir par excellence geworden. Er benutzte den vorjährigen Sommer zu speculativen Reisen, sah sich um, prüfte Alles, und behielt das Beste, und als mit dem Eintritt der rauhen Jahrszeit die Breslauer wieder nach dem Wintergarten wanderten, sahen sie ihn in einer neuen verbesserten Auflage erstanden. Die Seitenflügel des Saales und zum Theil dessen Wände waren üppiger vom schönen Grün der Cobea scandens umwuchert. An der Vorderseite umschlang sie vier Obelisken, zwischen denen eine geschmackvolle Fontaine ihre Strahlen über einen Lampenkranz ergoß, und die Statuen einer Hebe und Parze zu beiden Seiten des Fonds, getrennt durch hohe, ernste Cypressen, waren von einem reichen Camellienflor und andern Exoteren umflossen, wie am Ende der beiden Flügel die Gestalten der Venus und des Belvederischen Apolls. Freilich ist hier keine reelle Kunstpracht zu suchen; freilich sind die Statuen keine kostbaren Antiken, sondern nur leidliche Gypsfiguren, und der Wintergarten enthält im Ganzen, wenn man die Flora abrechnet, nur wohlfeile Theaterdecorationen; allein diese sind alle mit so überraschender Sinnigkeit geordnet, daß eine theilweise fast immer neue, reizende Illusion bewirkt wird, und man kann wohl sagen: Kroll mit seinen geringen Mitteln, aber seinem reichen Takt für den Comfort, hat uns eine Poesie des Vergnügens gelehrt, wie wir sie früher nicht ahneten. — Bereits fanden in diesen grünenden, schimmernden Räumen auch wieder mehrere Redouten Statt, die in ihrer Art ausgezeichnet genug, unserer nordischen Schwerfälligkeit nach aber Nichts mehr als glänzende Mummereien waren, wenn auch das Gebiet des Arlequins durch Krolls Fürsorge nicht ganz leer blieb. Wir haben nicht einmal den Karnevalsgeist der Rheinländer, wie viel weniger den der Italiener, um Maskenbälle, diese raffinirten Ausgeburten des menschlichen Witzes, zu einem Lebenstheater des Groteskkomischen zu erheben, was sie doch eigentlich seyn sollten. Es fehlt dem Schlesier nicht an Witz und Erfindungsgeist dazu; allein er scheut das Auffallende, daher auch eine Charaktermaske; er hüllt sich lieber in einen prächtigen Domino, und bei vielen Damen sieht man den Begriff der Maske auf ein simples Ballkleid und Floraugen reducirt. Was Kroll im Dienst Euterpes und Terpsichores für die Conversation thut, das thut Urban Kern im Dienst Uranias. In seinem „Museum für Kunst und Literatur," seit einem Jahre mit viel Eleganz eingerichtet, findet man die neuesten Produkte der besten deutschen, französischen, italienischen und englischen Geister, sowie einen gewählten Journalzirkel, und sein Institut, das vor ähnlichen hier schon durch ein heiteres Lokal sich empfiehlt, hat jedenfalls die beste Lesegesellschaft, wie es gar bald, bei so rüstiger Thätigkeit und glücklicher Umsicht, auch die zahlreichste haben wird, obgleich die Leihbibliotheken bei uns wie Schwämme aus der Erde wachsen. — Als älteste und bedeutendste unserer Zeitschriften für rein provinzielle Interessen sind die „Schlesischen Provinzialblätter" zu nennen, 1785 gegründet von Streit, jetzt sehr gut redigirt vom Regierungsrath Sohr. Dieser ist auch Censor für selbstständige schöngeistige Schriften, und gewiß der würdigste Repräsentant der liberalen Gesinnung unserer Regierung, welche überall die geistige Freiheit und deren besonnenen Fortschritt begünstigt. Die ebengenannte Monatschrift enthält seit ihrem Bestehen einen reichen Schatz vielseitiger Wissenschaft über Schlesien, zum Theil stets von dessen vorzüglichsten Geistern beigesteuert, und ist namentlich ihrer statistischen Nachrichten wegen, die sie aus amtlichen Quellen entnimmt, von Wichtigkeit. An sie schließt sich ein „Literaturblatt" für alle Gebiete an; doch beschränkt es sich dabei meist auf schlesische Verlagswerke oder Schriften von schlesischen Autoren. Es ist das einzige eigentlich kritische Organ, das wir besitzen, ebenfalls von meist competenten Mitarbeitern ausgestattet; nur ist zu bedauern, daß belletristische Werke so gar cavalièrement abgefunden werden, daß Einige sich darin gefallen, als große Unbekannte die kritischen Catone zu spielen, und auch hier Neid, Schadenfreude und Cliquengeist, wie sie von allen Bessergesinnten im gegenwärtigen Zustande der deutschen Kritik mit Indignation wahrgenommen werden, Spielraum zu gewinnen streben. — Die Reaktion gegen die Hegel'sche Philosophie, die von mehreren Seiten sich in Deutschland herausstellt, hat auch in unserer Provinz einen Widerhall gefunden. Dr. K. E. Schubarth in Hirschberg, als geistreicher Interpret Goethes bekannt, gab ein Schriftchen über die angebliche Unverträglichkeit der Hegel'schen Staatslehre mit der Grundlage des preußischen Staates heraus. — Die Gesammtzahl der Studirenden auf unserer Universität in dem laufenden Wintersemester ist 700; als nicht immatrikulirt besuchen die Vorlesungen 111. — Am 2. Dezember vorigen Jahrs verlor Schlesien durch den Tod einen seiner achtbarsten Gelehrten. Es war Dr. K. G. Pinzger, ehemals Rektor des evangelischen Gymnasiums zu Liegnitz, ebenso talentvoll als gründlich gebildet, und durch zahlreiche größere und kleinere philologische Schriften rühmlich bekannt. — Das Theater betreffend, sind wir noch ziemlich auf dem alten Fleck. In dem bunten Repertoire, wofür die Direktion sorgt und wobei uns verschiedene gehaltlose Rührspiele, z. B. Töpfers „Zurücksetzung," als Lustspiele vorgeführt wurden, ergötzte in letzter Zeit die Breslauer vorzüglich Schneiders bekanntes musikalisches Quodlibet: „Fröhlich." Edmüller, unser wackerer Komiker, schwang sich darin zum Liebling des Publikums empor, was eben so leicht nicht ist, da wir jahrelang an L. Devrient, Schmelka, Wohlbrück, Hausmann u. A. gewöhnt waren, die auch im übrigen Deutschland das rosenrothe Talent bewährten, die Lachmuskeln zu erregen. Edmüller, von angenehmem Aeußern und völlig dialektfreier Sprache, bewahrt vor andern Komikern noch den großen Vorzug eines sehr decenten Spiels, und die Jahrelange gehegte Sehnsucht Breslaus, wieder einmal einen Mann nach seinem Herzen zu haben, ist nun erfüllt.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 35.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 59.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 9. März 1839.

— Ein schweifend Lager
Mit buntem Troß von Menschen, Vieh und Habe:
So war's schon zu der Patriarchen Zeit.

Mery.

Der deutsche Renegat im Dienste Abd-el-Kaders.

Dritter Brief.

Wir brachen, wie ich im vorigen Brief gemeldet, von Tlemcen auf. Ich fahre fort, meine Schicksale zu beschreiben und allgemeine Bemerkungen über die Sitten der Araber daran zu knüpfen.

Nachdem wir eine Nacht bei Tlemcen bivouakirt hatten, wurde das Lager auf das Ufer des Oued Isser verlegt. Morgens um vier Uhr brachen die Kameel- und Maulthiertreiber auf, unter Führung des Aufsehers der Magazine; eine Stunde später marschirte die Infanterie ab und kurze Zeit darauf setzte sich die Reiterei und Artillerie in Bewegung. An der Spitze der Kavalerie reitet immer der Chalifa. Das Lager wird gewöhnlich in einem Thale in der Nähe eines Flusses oder Brunnens aufgeschlagen. Die Stämme der Umgegend, benachrichtigt von der Ankunft ihres Lehnsherrn, schicken diesem ihre Reiter entgegen, um ihn zu begrüßen. Im Lager angekommen, stellt sich das Fußvolk vor dem Hauptzelte in zwei Reihen auf, hinter ihm bilden die Reiter eine Linie. Der Chalifa, begleitet von fünf bis acht Waffenträgern, der Musik und den Fahnenträgern, reitet durch diese Doppelreihe seiner Truppen nach dem Zelte. Sobald er einen Fuß zur Erde setzt, gibt die Artillerie drei Salven. Wenn die Chefs und die übrigen Vornehmen unter ihren Zelten Platz genommen, setzen sich die Kaffeewirthe in Bewegung, um das Lieblingsgetränke zu credenzen. In jedem Lager sind zwei bis drei Café's, vor denen Decken und Matten ausgebreitet werden, weil das Zelt nicht alle Gäste aufnehmen kann.

Der Chalifa hat kaum seinen Kaffee genossen, so kommen die Kläger aus den umliegenden Stämmen, um ihm ihre Streitsachen vorzulegen. Nach Beendigung dieses Aktes überliefern die Caids an der Spitze ihrer Reiter den Tribut. Dieser besteht in Vieh, Lebensmitteln und Geld. Die Beduinen, in zwei Gliedern dem Caid folgend, tragen Schüsseln mit Coscus und Hammelfleisch auf den Köpfen; voran marschiren Einige mit ganzen gebratenen Hammeln, die auf langen Stangen getragen werden. Wenn diese Lebensmittel im Lager ankommen, ertönt wildes Jubelgeschrei unter den Soldaten, welche nicht selten versuchen, den Trägern die Schüsseln zu entreißen. Die Caids vertreiben die Zudringlichen mit ihren Stöcken, den Insignien ihrer Würde. Die Schüsseln wie das mitgebrachte Vieh werden vor dem Hauptzelte aufgestellt und dort vertheilt. Der Finanzminister nimmt das Geld in Empfang und verwahrt es in

einer dazu bestimmten Kiste, nachdem er es vorher wenigstens zehnmal gezählt hat.

Nachdem die Soldaten einer kurzen Ruhe genossen, machen sie gewöhnlich Ausflüge nach den nächsten Abuars, um die Gastfreundschaft der Beduinen in Anspruch zu nehmen. Oft lassen sich aber die geizigen Beduinen, die schon ungern den Tribut zahlen, durch ihre Weiber verleugnen, um nicht verpflichtet zu seyn, die oft habgierigen Soldaten zu bewirthen. Auf die Worte: „el muley makesch" — der Herr ist nicht zu Hause — ist man dann genöthigt, auf die Gastfreundschaft zu verzichten. Wollte man gewaltsam in ein Zelt eindringen, so würde man unfehlbar das Leben auf's Spiel setzen. Ich machte diese Erfahrung an den Ufern der Tasna, wo wir am vierten Marschtage das Lager aufschlugen. In Begleitung meines Freundes Abdallah in einem Abuar angelangt, nahten wir uns dem ersten Zelte und grüßten mit den gebräuchlichen Worten: „de forbi" — im Namen Gottes. Eine junge Beduinin, aus dem Zelte tretend, antwortete: „der Herr ist nicht zu Hause;" dabei hob sie aber den Vorhang des Zeltes ein wenig zu hoch auf und wir erblickten drei Männer, die sich im Hintergrunde behaglich an einem Feuer gelagert hatten. Aufgebracht über die Lüge, wollten wir ohne Umstände in's Zelt treten, um dem Muley Vorwürfe über sein Betragen zu machen. Dieser aber, ein wildes Geschrei ausstoßend, sprang mit der Behendigkeit eines Panthers nach seinem Gewehre und drohte, uns auf der Stelle niederzuschießen, wenn wir es wagten, noch einen Schritt weiter vorzudringen. Ich warf meinen Bernus zurück, um ihm durch den Anblick der rothen Uniform und meines Yatagans Respekt einzuflößen. Das Mittel verfehlte nicht die gewünschte Wirkung. Das Gewehr wurde bei Seite gelegt und wir unter tausend Entschuldigungen bewirthet.

Oft brachten mir die Weiber ihre Kinder, um sie zu untersuchen, ob sie gesund bleiben und lange leben würden u. dgl. Sie haben den Glauben, jeder Europäer besitze große ärztliche Kenntnisse. In jedem Lager trieb immer einer der Fremden das ärztliche Handwerk. Ein Spanier, im Lager Buhammedis, verkaufte für Augenübel gestoßenen Alaun in kleinen Paketen zu fünf Francs und ein wenig pulverisirte Thonerde gegen das Fieber. Ich selbst spielte zuweilen den Jünger Aesculaps, aber mit mehr Gewissenhaftigkeit als der Spanier, der durch sein Pulver ein altes Weib mit blöden Augen gänzlich blind gemacht hatte. — Oft mußte ich die Araber von Europa und dessen Wundern unterhalten. Ich erzählte ihnen die unglaublichsten Mährchen, die sie staunend anhörten, oft aber äußerten: „die Romis haben viel schöne Sachen, aber sie kommen in die Hölle, und wir, zufrieden mit einem Bernus und einem Plätzchen, wo wir ruhen können, gehen nach unserm Tode zum Sidi Mohammed, wo uns weit größere Freuden erwarten, als die Christen hier genießen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Gastfreunde.

(Fortsetzung.)

Der Major seinerseits befahl den Salamander zu satteln und ritt weg, ohne zu hinterlassen, wohin und auf wie lange. — Seine plötzliche Entfernung kränkte den Freund, der, wenn gleich von den Schlingen der Gattin umgarnt und von ihren Reizen verblendet, die grundehrlichste Seele von der Welt war. Er machte daher, ungeachtet der Versöhnung, seiner Elise nicht das freundlichste Gesicht. Die junge Frau, die ihre Saat reifen sah, ließ ihn den halben Tag hindurch schlendern und brummen, wie er wollte, und war unerschütterlich in ihrer guten Laune, sanft und dienstfertig, wie Emil es liebte. Kein vorschnell Wort entschlüpfte ihr, und als sie am Nachmittag bemerkte, daß Emil mürbe und seines Schmollens satt geworden, beschloß sie, ihrem Ziel einen guten Schritt näher zu rücken. — Sie saßen unter dem traulichen Dache des Portikus, das Kind spielte zu ihren Füßen. Schon warfen die Bäume längere Schatten. Es war um die Zeit des Tags, da dem Menschen Herz und Phantasie aufgeht. Emil betrachtete nicht selten wohlgefällig, wenn gleich verstohlen, Elisens schönes, vom Rosenschimmer des Abends verklärtes Antlitz. Da begann sie, von ihrer Arbeit aufblickend und den lesenden Gatten ansprechend: „Des guten Majors Abwesenheit verursacht dir wohl Langeweile, bester Emil?" — „Sie ist mir nicht angenehm; du kannst dir's einbilden." — „Was er nur heute haben mag, daß er fortritt, ohne ein Wort an dich zu hinterlassen?" — „Ich weiß es, ohne daß er mir's gesagt hätte. Deiner übeln Laune geht er aus dem Wege." — „Hm! sollst du aber unter meinen Uebereilungen leiden, bester Mann? Er kränkt dich mehr als mich. Du hast in deinem Herzen Platz für mich und den Freund; das meinige jedoch erfüllst du ganz allein."

Falkenau schaute hoch auf. Er war dergleichen zierliche Redensarten von Elise wenig mehr gewohnt. Freundlich lächelnd umschlang er sie, die sich gehörig mit Lektüre vorbereitet hatte, und erwiderte: „Du beglückst mich sehr, Elise, mit dieser Versicherung. Glaube aber nicht weniger von mir: mein Herz ist nur dein. Ein ganz anderes Gefühl verbindet mich mit dem Freund." — „Du täuschest dich, Emil, doch bescheide ich mich. Ich schmeichle mir, zu deinem Glück nothwendig zu seyn. Du könntest meiner eben so wenig entbehren, als Norberts." — „Welche

Zusammenstellung! Bist du nicht mein Weib, mein geliebtes Weib?" — „Ich bin nicht so eitel, um zu glauben, daß ich deinem Verstande genüge. Dort ersetze mich der Freund, und ich ertrage gern die Nothwendigkeit, meinen Emil mit ihm theilen zu müssen." Sie wendete sich mit einem Seufzer ab, blinzelte in's Abendroth, daß ihr Auge glänzte, wie von einer Thräne, warf dann die Seide, die sie zupfte, hin und riß leidenschaftlich das Kind in ihre Arme. „Komm, du liebes Wesen!" rief sie, „ich konnte dich vergessen einen Augenblick? dich, meinen Trost?" — „Bedarfst du denn des Trostes?" fragte Emil bewegt. — Wie durch Thränen lächelnd, antwortete Elise: „Wie, du fragst! Wer ersezte mir deine Stelle, wann du auswärts bist? wer zeigte mir dein Antlitz, wann du dich finster von mir kehrst, wenn nicht diese Unschuldige, dein überraschend ähnliches Ebenbild?" — „Ich will nicht von dir mich wenden, will dich nicht mehr einsam lassen; ich verspreche dir's," betheuerte Emil mit wachsender Rührung: „mache mich nicht eifersüchtig auf die Kleine."

Erste, stumme Umarmung. — „Wenn uns Norbert sähe, jetzt, gerade so, wie wir standen, da er zu uns eintrat," hob Emil an, „seine üble Laune würde dem edelsten Mitgefühl Platz machen." — „Glaubst du, mein geliebter Mann? Du magst Recht haben; ich kenne die Welt nicht, vor allem nicht die Männer; dich selbst noch nicht aus dem Grunde, du loser Schelm! doch traue ich den Verehlichten, die für Weib und Kind zu sorgen haben, mehr Gefühl zu, als den Hagestolzen. Die meisten sind grämliche Sonderlinge, eigensuchtige Menschen, die nicht lieben, die nur hassen, die nicht trösten, die nur verwunden. Möglich, daß Norbert nicht gerade der Schlimmsten einer ist; aber seine Launen hat er, seine wunderlichen, schwer zu ertragenden Launen." — „Woher weißt du das?" — „Ich will nicht davon reden, daß er oft mit mir barsch thut, daß er nicht selten auf eine beißende Art scherzt, die mir stets als wie auf meine Person gemünzt vorkömmt; ich will auch übersehen, daß er dich recht oft tyrannisirt, seine Ansichten, seinen Willen dir aufdringend, dich so zu sagen zwingend, zu thun, was dir widerstrebt. Das mag sich von euerm frühern Soldatenstand herschreiben; das geht mich nichts an, wenn es mich gleich als die Frau eines selbstständigen Mannes kränkt; ich will nur von den Klagen reden, die alle Dienstboten über ihn führen. „Willst du kennen den Herrn recht, so frag' nur seine Magd und Knecht" heißt es im Sprichwort. Dem Major kann man mit dem besten Willen nichts recht machen. Er ist krittlich, pedantisch, ausbrausend, unhöflich mit den Domestiken, und gibt ihnen hie und da, sobald sie etwas versehen, mittelbare Aufträge an die Herrschaft auszurichten, die nicht fein klingen. Ich habe dir bisher all dieses verschwiegen, und bitte dich auch — es war unrecht, daß ich es herausschwazte — keinen Gebrauch davon zu machen. Ich hätte vor unserm sonst so lieben Gast keine Ruhe mehr, weil er nichts vergißt, sondern alles nachträgt, was du nicht läugnen wirst." — „Wohl wahr," sprach Emil zögernd und nachdenklich, „daß Norbert ein eigenthümlicher Mensch ist; diese alle haben besondere Launen. Auch kenne ich seinen Jähzorn, er ist aber der beste Mann. Als einem solchen, als meinem besten Freund, als einem von Wunden und Schicksalen schwer heimgesuchten Offizier sollte ihm billige Rücksicht und Ehrfurcht und Gehorsam gegönnt werden, meine ich." — „O, wie gern stimme ich mit dir ein, guter Emil! doch bin ich stets in Angst, um seinetwillen meine besten Dienstleute zu verlieren. Ich nehme nichts übel, wie du weißt; nicht einmal, daß er unsere kleine Lina, die obendrein sein Pathchen ist, seit kurzer Zeit sehr zurückstoßend behandelt. Der Mann hat Grillen, und obschon bei reifen Jahren, kein weiblich Herz, das für ihn schlüge, kein Wesen, das ihn liebte um seinetwillen, das ihn pflegte um der Liebe willen! Das ist ein Unglück; geit Emil! du ahnest dieses Unglück?" — „Elise! du Engel! Ich Glücklicher!"

Zweite stumme und lange Umarmung. — Elise spielte mit den Locken Emils. Diese magnetische Manipulation stimmte ihn noch weicher und hingebender. Elise sagte mit gedämpfter Stimme: „Du kannst so lieb seyn, Emil, wenn du nur willst — wenn nur nichts Fremdes dich von mir drängt. Wir waren vor Kurzem noch so ungestört zufrieden. Wie freue ich mich, heute einmal nach so langer Zeit den ganzen Abend mit dir zuzubringen! Heute wird gottlob der garstige Major dich mir nicht entführen! Was sag' ich aber da? der liebe Major! ist er denn nicht fortgegangen, um dich mir zu überlassen? muß ich ihm nicht danken?"

Dritte lange, seelenvolle Umarmung. — „Komm, Paulinchen, sey hübsch artig, mein Püppchen! Laß uns Alles aufbieten, des Vaters Stirne zu erheitern und ihm den Freund wenigstens für heute zu ersetzen." — „Papa! Papa!" — „Ach, Elise! du geliebte Lina! Es ist nichts auf der Welt, das ihr mir nicht doppelt zu ersetzen vermöchtet!" — „Du scherzest. Du sagst, was du nicht denkst." — „Wenn ich dir schwöre —" — „Du belügst dich selbst, Emil. Wenn wir dir Alles wären, warum verließest du uns so oft und gingest weit weg mit deinem Freunde?" — „Sein Wunsch — wenn ich ihn auch manchmal ungern erfülle — die Pflicht des Gastfreundes —" — „Das ließe ich gelten, wenn nur von einer Woche, von einem Monat der Gastfreundschaft die Rede wäre; aber du wünschest ja, den Major für immer hier zu fesseln?" — Schon wieder seufzte Elise, und fuhr mit der Hand über beide Augen, und strich sich die Stirne glatt. — „Es

war freilich — es war mein Wunsch," sagte Emil stockend und küßte der Versucherin Hände.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, Februar.

(Fortsetzung.)

Neue Bauten und Anlagen. Oeffentliches und kirchliches Leben.

Der Verschönerungstrieb der Hauptstadt schafft fortwährend Neues, und die Commune bringt manche Opfer, die Bausünden der Vorzeit zu versöhnen, sorgt aber auch mit schöner Pietät dafür, die großartigen gothischen Denkmale, an denen die Stadt reich ist, von allem verunzierenden, ungehörigen Beiwerk zu befreien, das die Mikrologie der Jahrhunderte aufgeschichtet. Das Beispiel der Metropole wirkt auch auf die Provinzialstädte, und in einem Liegnitzer Lokalblatte las man den Vorschlag, einen Aktienverein für Verschönerungen in jener Stadt zu gründen. Eine der wesentlichsten wäre zunächst, den Anblick der Bettelei zu beseitigen; vielleicht, indem man eine Einrichtung des Oberpräsidenten der Provinz Preußen nachahmte, der eine Menge Arme, zu dem niedrigen Pflegegelde von zwölf bis fünfzehn Thalern jährlich für die Person, bei den masurischen Bauern des wenig bevölkerten Kreises Olezko unterbringen läßt. — Wir haben jezt in Schlesien ein Zillerthal, wie die Tyroler; denn so heißt die Kolonie der ausgewanderten Zillerthaler, welche durch die Huld unsers Königs in seiner Domaine Erdmannsdorf Aufnahme fanden, wo ebenso wie auf den Herrschaften Kamenz und Seitendorf großartige Schöpfungen in's Leben treten; dort durch den König selbst, hier durch den Prinzen Albrecht von Preußen und seine Gemahlin. Die ganze Tyrolercolonie, von Erdmannsdorf bis Seidorf, am Fuß des Hochgebirges, macht durch ihre stattlichen isolirten Häuser, wie durch deren innere Einrichtung, einen eigenthümlichen Eindruck auf den Reisenden. Der Tyroler Landwirth, im Gegensatz zu unsern Wirthschaften, richtet mit all seiner beweglichen Habe, Vieh und Nothdurft, sein Leben unter einem einzigen Dache ein, ganz wie in Polen, nur mit dem Unterschiede — der Reinlichkeit. Am 17. Dezember fand die feierliche Einweihung der von dem König neu gegründeten Schule Statt, in Gegenwart des von ihm verordneten Tyrolercomités.

Außer Erdmannsdorf und Kamenz, dem ehemaligen prächtigen Cistercienserkloster, ist noch das Schloß Malzdorf bei Lähn (zwei Meilen von Hirschberg) ein Punkt, der in die Reihe der großartigsten Anlagen in unserem Gebirge gehört. Der Besitzer, Roland aus Löwenberg, hat hier mit großen Kosten einen höchst anmuthigen und imposanten Lustsitz erbauen lassen, und der Park daneben wird von einem Gärtner des Fürsten Pückler auf wahrhaft bezaubernde Weise angelegt. Die Umgebungen sind reizend und unterstützen nah und fern die rege bildende Hand der Kunst. So ist z. B. ein Grund vorhanden, der dem vielgerühmten zu Fürstenstein nichts nachgeben soll. Das schlesische Gebirge stellt dem Auge des Reisenden jezt einen Kranz schöner Lustsitze dar; es scheint überhaupt eine neue Epoche für tellurische Aesthetik in Schlesien zu beginnen, meist durch fürstliche Hände herausgeführt, und mit dem Selbstzweck des Schönen verbinden sich dabei von selbst eine Reihe segenvoller Nebenzwecke in der öffentlichen Betriebsamkeit. Auch der herrliche Park zu Dyhernfurt, die Schöpfung des edeln Ministers Grafen Hoym, soll durch den jetzigen Besitzer, General von Stranz, Gemahl der Prinzessin Biron von Kurland, künftig neue Anlagen und nöthig gewordene Restaurationen erhalten, wie ich höre. Möchte nur das schöne Vermächtniß des Fürsten Hohenlohe-Ingelfingen, der Park zu Scheitnich, einer der schönsten Gesellschaftsplätze Breslaus, von den Privathänden, in denen er sich jezt befindet, nicht gar zu stiefväterlich behandelt werden; wir wollten die Kunstüberladungen aus jener Zeit, wo der liberale Fürst für Schlesiens Hauptstadt die großartigsten Honneurs machte, und seit der wir so zu sagen die Linie passirt sind, darin gern vermissen. Bis auf die Trajanssäule mit dem Standbilde Friedrich Wilhelms II. von Holz und ein paar verfallenden Tempeln ist nichts mehr vorhanden. Die Reiterstatue des großen Friedrichs, in kläglichem Zustande, steht in einem Küchengarten und Sperlinge nisten darin, ohne allen Respekt vor der preußischen Geschichte.

Das schlesische Munizipalwesen entwickelt sich immer erfreulicher in dem Prinzip der Oeffentlichkeit. Die meisten Städte geben in Zeitungen und Zeitschriften eine Darlegung ihres Stadthaushaltes, und der von Frankenstein wird als der wohlgeordnetste gerühmt. Ebenso erwähnenswerth sind die Fortschritte echter Humanität, wie sie sich fast überall in Schlesien durch die Gründung von Kinderbewahranstalten, Bürgerrettungsinstituten, Gewerbschulen, Leichenhäusern, Frauen- und selbst Mäßigkeitsvereinen &c. vielseitig manifestiren. Die Industrie greift immer mehr zum Dampf, die Oekonomie berücksichtigt Baumkultur, Bienenzucht und Seidenbau, und es ist nicht zu verkennen, wie auf dies mannichfache Streben die „Schlesische Chronik" als Organ für das Gesammtinteresse der Provinz fördernd wirkt, nächst ihr die beiden Zeitungen, die ihre Tendenzen nun als echte Spiegel der Gegenwart wahrhaft erfüllen, während sie früher in sehr indifferenter Einseitigkeit beharrten. Wie ehrenwerth dabei der wahre christliche Geist zwischen den beiden herrschenden Confessionsparteien im Allgemeinen walte, bethätigt sich durch mancherlei neue Beispiele. So ward vor Jahren in dem Badort Altwasser ein Simultanschulhaus erbaut, und nur eine dünne Wand trennte die Kinder der verschiedenen Confessionen. Die jetzigen Lehrer wurden Freunde und ließen auf ihre Kosten die Scheidewand durchbrechen, die das bezeichnete, was Tiber und Elbe geschieden. Das Eine Haus ward nun auch Eine Schule und Wohnung; nichts störte bisher die Harmonie der wackern Männer. Einig in der Hauptsache, achtet Jeder der andern Lehre Kirchenthum, und die Schüler rechts, die Schüler links wachsen in gleicher Liebe, wie sie an den Lehrern sehen, in's Leben herauf, nichts ahnend von dem, was die heutigen kirchlichen Wirren veranlaßte. Um so widerlicher erscheint die Proselytenmacherei, wie jüngst die „Schlesische Kirchenzeitung" sie erzählte. In der ganz katholischen Gegend von Langwasser und Reichenstein soll ein dem Anschein nach nicht ungebildeter Mann über die Felder gegangen seyn, und die Hirtenkinder mit Traktätchen aus dem Hamburger Vereine beschenkt haben, so daß ein katholischer Geistlicher sich veranlaßt sah, dagegen ernstlich aufzutreten.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 60.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 11. März 1839.

— Des Reimes schmetternder Tremmelschlag,
Was sagt uns sein Gewirbel,
Lermend und lermend mit Gleichgetöne?
Klopstock.

Glosse.

Viele Spiele darfst du feiern,
Darfst dich necken mit dem Reim,
Dies nur sag' ich im Geheim:
Dichter, tanze nicht auf Eiern!

Dieses Lebens Ernst zu stören,
Trat die Poesie hinein,
Um ein Lächeln selbst zu seyn;
Unsre Tage zu verklären,
Sollte sie uns lächeln lehren;
Wo kein Wunder ist geschehen,
Ist kein Glücklicher zu sehen. *
Um ein Lächeln zu entschleiern,
Müssen Spiele wir begehen:
Viele Spiele darfst du feiern.

Sitze stets auf meinen Händen,
Reim, du prächt'ger Dichterfalk.
Doch in Lüften schwebt der Schalk,
Und die Zeile will nicht enden,
Die wir auf dem Amdos wenden;
Faß' ihn an dem bunten Flügel,
Blend' ihn mit dem Zauberspiegel;
Fang' mit Honig ihn und Leim,
Wirf ihm uber'n Hals den Zügel:
Darfst dich necken mit dem Reim.

Zu der Schaar von jungen Rossen,
Wildgewöhnt in Wüstenei,
Schleichet der Tartar herbei,
Und die Schlinge kommt geschossen,
Sitzt dem Huf wie angegossen:
Hinkend kommt das Roß gegangen.
So wird auch der Reim gefangen;
Ach, nie hinket oft der Reim!
Beisset grimmig in die Stangen:
Dieses sag' ich im Geheim.

Aber bändigst du die Reime:
Mäßig bleib' in ihrer Zahl,
Folge du Apollo's Wahl,
Denn er lenket nur vier Zäume
Durch die weiten Himmelsräume.
Stets auf einer Saite leiern
Macht die Reime gern zu Schreiern,
Und der schwerste Gaukeltanz
Bringt doch keinen Lorbeerkranz:
Dichter, tanze nicht auf Eiern

A. v. Maltitz.

---

* Schiller: Wo kein Wunder geschieht, ist kein Beglückter zu seh'n.

Die Gastfreunde.

(Fortsetzung.)

Elise lächelte, indem sie hinwarf: „Wir wünschen heute, was uns morgen leid thut. Nicht die Stirn gerunzelt, Männchen! Ich meine nicht dich, sondern den Major selber. Gib Acht, er bleibt dir nicht, er verläßt dich nächstens. Ich will ihn darum nicht schelten. Nicht, als ob ich das Geringste gegen ihn hätte! Nein, er ist mir lieb, weil du ihn liebst, und du weist, daß ich ihm thue, was ihm an den Augen abzusehen ist. — Allein die Unstetigkeit seines Charakters und Lebens wird ihn nicht bei uns dulden. Ich verarge es ihm nicht, daß er so oft sich von uns entfernt und dich zu verlocken sucht. Was soll er, der Einsame, bei dem Schauspiel unseres Glücks? Nein, er ist nicht an seinem Platze, unsere Zärtlichkeit muß ihn unsanft berühren; sogar die heilige Liebe zu unserem Kinde muß ihn auf die Länge ärgern, ihn, der nicht Gatte, nicht Vater ist. Es war grausam von dir, ihn zu einer Tafel zu laden, die keine Erquickung für ihn darbietet, recht grausam. — Nicht wahr, mein Herz?"

Vierte und längste Umarmung. — Mit ihren Romanbrocken zu Ende, aber auch mit ihrem Werke beinahe zu Stande, wußte nun Elise, ihr alltägliches Deutsch zu Markte tragend, liebend, küssend dem Gatten das Versprechen abzugewinnen, daß er den Major nicht zurückhalten wolle, wenn derselbe einst von Falkenau zu scheiden begehren sollte. Triumphirend verließ sie den, wie betäubt Zurückbleibenden. „Wir haben's gewonnen, Lina," flüsterte sie dem Kinde in's Ohr und brüstete sich vor dem Spiegel. Da hörte sie ein Pferd traben. Sie sah, wie des Majors Bedienter den Salamander auf dem Hofe hin und her führte. Ein Dolch ging durch ihr Herz. Sie rief aus dem Fenster: „Der Herr Major zurück?" — „Schon lange," antwortete Elias; „der gnädige Herr haben mir beim Schlagbaum den Gaul übergeben und sind längst zu Fuß hereingekommen." — „Freut mich von Herzen!" — „Abscheulich!" zürnte sie, nachdem sie das Fenster verschlossen; „muß er gerade jezt erscheinen, um mir einen Querstrich zu machen?" Sie wußte nicht, daß das Schicksal willens war, sie durch kurzes Leid zur dauernden Freude zu führen. Daher erstarrte sie beinahe vor Verdruß und Zorn, als Emil in starker Bewegung zu ihr eintrat, seinen Hut nahm und eilfertig sagte: „Ich weiß nicht, was mit Norbert vorgegangen ist. Er scheint außer sich und ladet mich ein, mit ihm nach dem Forsthause zu gehen. Ich muß dich auf ein paar Stunden verlassen." — „Wie, jezt? am dunkeln Abend? Mein Gott und Herr! Das ist zu arg! Wozu wird dich noch der Störefried vermögen!" — „Ich muß doch wissen —" — „Kaum ist der Unglücksmensch im Hause, so geht auch schon der Kummer wieder an!" schluchzte Elise; „du versprachst mir doch so heilig —! — aber was sind deine Versprechungen? Der Verführer darf nur winken und du folgst ihm." — „Elise, ich schwöre dir —" — „Laß mich! du hast mir schon heiligere Eide gebrochen!" — „Elise, wie kannst du — ?" Die Erschütterung Falkenaus benutzend, versezte sich Elise in Wuth; „die Gegenwart jenes Mannes hat uns Alle elend gemacht!" rief sie heulend. „Komm, Lina, komm, wir wollen vor dem fliehen, der uns nichts mehr seyn will, um nur dem Verführer zu gehorchen!" Sie raffte das Kind auf, floh in's Nebenzimmer und schlug die Thüre heftig zu. Darob ergrimmt, verließ Emil mit demselben Getöse den Salon. — Erbost über den ungewohnten Troz des Mannes, eilte ihm Elise nach, riß die Saalthüre auf und schrie hinaus, ohne sich von der zusammenlaufenden Dienerschaft und dem herbeikommenden Major irre machen zu lassen: „Geh hin, geh hin, du undankbarer Mann, du gewissenloser Vater! geh! und laß dich nicht mehr vor mir sehen!" Dann krachte die Thüre wieder zu und die Tragödie hatte ein Ende.

Der Major zog Emil mit sich fort, und nachdem sie in den Park gekommen waren, sprach er zum Freunde mit aufgeregter Stimme: „Gott behüte einen Jeden vor einem falschen, unsinnigen Weibe! Jezt seh ich ein, warum der gute Albrecht Durer lieber eine freundliche Bübin zum Weibe gehabt hätte, als eine tugendhafte Frau, die ihn zum Tode peinigte. Vergib mir, daß ich dich dieser Furienscene aussezte. Wozu kann uns eines Weibes Unverstand nicht verleiten? Was ich heute Morgen noch an Elise verachtete, hab' ich heut Abend selbst gethan. Einsam zu Fuß zurückkehrend, hörte ich euch zusammen reden, meinen Namen nennen, und der Satan hat mich geplagt, daß ich horchte. O der Schande! aber ich kenne nun meinen Freund durch und durch und bin froh, mir heute schon ein Asyl vor seinen Ränken bereitet zu haben. Es war ein thörichter Gedanke von mir, dir Alles, fern von deinem Hause, in weitläufiger Unterredung auseinander setzen zu wollen. Es genügt vollkommen, wenn ich dir gestehe, daß ich euch behorcht habe und daß ich nicht eine Nacht länger unter deinem Dache bleiben will. Leb wohl, leb wohl, ich bin zu sehr gekränkt, als daß ich noch, nachdem sie deine Ehre vor dem Dienstvolke preisgegeben, viele Worte machen könnte. Sag' ihr, sie solle getrost seyn, ich würde sie nie mehr belästigen; sag' ihr, daß ich ihr verzeihe um deinet- und um ihres Unverstandes willen. Schicke mir meine Bagage nach. Ich will's vor der Hand bei Auerbachs versuchen. Er erwartet mich mit offenen Armen, und seine Frau ist wenigstens ehrlich genug, mir vorauszusagen, daß es mir nicht lange bei ihnen behagen werde. Es soll auch nur eine kurze Station seyn,

so Gott will. Ich werde noch ein Plätzchen finden, wo ich mein Haupt ruhig und ohne verrathen und verkauft zu seyn, auf's Kissen legen kann. Adieu, Bruder! Ich grolle dir nicht und werde von mir hören lassen. Adieu noch einmal und kein Wort mehr! Du hast deiner Elise geschworen, mich nicht zurückzuhalten; erfülle dein Versprechen und leb' wohl!"

Der arme Gastfreund Emil war zermalmt, als wäre er zwischen ein paar treibende Mühlsteine gefallen. Die Donnerworte des enteilenden Majors klangen unaufhaltsam in seinen Ohren, und dem Donnerwetter, das ihm Elise bereitet hatte, konnte er nicht ausweichen. Da er jedoch allein in's Haus zurückkam, da der unschuldige Asmodi definitiv aus dem Felde geschlagen war, ließ die zürnende Gnade für Recht ergehen.

* Die Gastfreunde sind eine Episode aus einem noch unvollendeten Romane Spindlers. Dem „Gastfreunde in Falkenau" werden wir in wenigen Tagen die Fortsetzung und den Pendant im „Gastfreund in Hirlingen" folgen lassen.
A. d. Red.

Der deutsche Renegat im Dienste Abd-el-Kaders.

(Fortsetzung.)

Die Begriffe, die sie sich vom Paradiese machen, sind kurz zusammengefaßt folgende: Wenn die Seele des Verstorbenen in der andern Welt ankommt, so führt man sie vor den Richterstuhl Gottes. Dieser sitzt unter einem prächtigen Zelte, Sidi Mohammed zu seiner Linken. Allah legt in eine Wagschaale, die der Prophet hält, die guten und bösen Handlungen der Verblichenen. Will nun der Wagehalter diesem wohl, so drückt er etwas auf die Schale, welche die guten Werke enthält, damit die der schlechten nicht zu tief sinke. Gott, vermöge seiner Allwissenheit, sieht es, thut aber, als ob er es nicht bemerkte, und läßt den Propheten schalten. Der Gläubige, würdig befunden, in's Paradies einzugehen, wird nun nach seinem Zelte geführt, wo er sein Roß und seine Waffen wieder findet. Unter dem Zelte ruht er auf prächtigen Kissen und die himmlischen Huris bringen ihm köstliche Getränke und Speisen. Die Zelte sind weiß, wie Lilien, und in üppigen, von schönen Bergen umgebenen Thälern aufgeschlagen, wo Milch und Honig fließt. Die kühlen Oasen und die Berge wimmeln von allerlei Wild, und um der Jagdlust zu fröhnen, fehlt es dem seligen Muselmanne niemals an Pulver. So schwimmt der unsterbliche Gläubige in einem unerschöpflichen Strome himmlischer Genüsse. Wie ihr Eden, so haben sie aber auch ihre Hölle. Erscheint ein Muselmann vor dem Throne des Richters, dessen Schale, in welche Allah die bösen Handlungen legt, zu tief sinkt, so wendet sich Mohammed hinweg und überläßt den Uebelthäter der Strenge des erzürnten Gottes. Dieser verurtheilt ihn zu den Qualen der Hölle, wo er sich mitten unter Christen und Juden in einer Art Ofen befindet, welcher mit Kohlen geheizt wird. Gemartert sowohl durch die schlechte Gesellschaft wie durch körperliche Schmerzen, ruft die Seele hier unaufhörlich die Glaubensformel. Endlich erscheinen die Diener, welche das Feuer unterhalten, und hören mit Entsetzen einen Gläubigen unter den Verworfenen; mitleidig sich nahend, fragen sie den unglücklichen Glaubensgenossen nach der Ursache seiner Verbannung aus dem Paradiese, nach seinem Namen und dem seiner Familie. Hierauf begeben sie sich zu Letzterer in die paradiesischen Gefilde und vermögen sie durch rührende Vorstellungen von dem Elende ihres Verwandten, sich beim Propheten für den Verurtheilten zu verwenden. Sidi Mohammed empfängt dergleichen Fürbitten mit Freundlichkeit und Milde. Gerührt von dem Elende eines Muselmannes, begibt sich der Prophet als Fürsprecher nach dem Zelte Allahs. Dieser erwidert ihm auf auf sein Gesuch: ich habe dir die Macht gegeben zu lösen und zu binden, du hast die Schlüssel des Paradieses und der Hölle, geh' und erlöse den Verdammten. Hierauf schickt Sidi Mohammed die Ordre nach dem Tartarus, den begnadigten Sünder zu erlösen. Geschwärzt durch den Kohlendampf, kann dieser nicht sogleich in's Paradies eingeführt werden. Huris werden gerufen, um ihn mit köstlichen Oelen und Salben zu waschen und lindernden Balsam in seine Wunden zu träufeln. Um ihn aber von den Uebrigen zu unterscheiden, behält er an jedem Ohrläppchen einen schwarzen Fleck. — Dies sind im Allgemeinen ihre Begriffe vom Jenseits, die noch unerschütterlich fest in ihren Herzen haften.

Die Ueberzeugung, daß keiner meiner umfassenden Plane unter diesen Menschen je in Ausführung kommen werde, wurde mit jedem Tag lebhafter in mir, und nach und nach reifte der Entschluß in meiner Seele, die erste Gelegenheit zu benutzen, um in den Schoos der Cultur zurückzukehren. Entschlossen trat ich eines Morgens in das Zelt des Chalifen und bat ihn um die Erlaubniß, zu meinem Pflegevater Haidsch Mustapha zurückkehren zu dürfen. Er willigte augenblicklich ein. Den folgenden Morgen sagte ich meinem treuen Freunde Abdallah, der meine Absichten kannte, Lebewohl, und begab mich auf den Weg nach Mascara. Dort angelangt, erfuhr ich, daß der Chalifa vor zwei Tagen mit seinen Truppen aufgebrochen sey, um wie Sidi Bulammedi den Tribut

zu erheben. Ich begab mich heimlich zum französischen Konsul und unterrichtete diesen von meinem Entschlusse, die Dienste Abd-el-Kaders zu verlassen. Er billigte ihn natürlich, wollte aber oder konnte mir keine hülfreiche Hand leisten. Er versicherte, mit Spionen umgeben zu seyn und nichts unternehmen zu können, ohne von den mißtrauischen Arabern auf's Aufmerksamste beobachtet zu werden. — Zwei Tage später reiste ich von Mascara ab, um mich zu Haidsch Mustapha nach dem vierzehn Stunden entfernten Lager zu begeben. Mein Pflegevater empfing mich mit unverstellter Herzlichkeit. Dieser liebevolle Empfang, so tief er mich rührte, konnte indessen meinen Entschluß nicht erschüttern. Im Lager bei Tlemcen hatte ich durch einen Courier des Haidsch-el-Habib die Nachricht erhalten, daß ein Wechsel für mich in Oran angekommen sey, den ich aber nur persönlich ausbezahlt erhalten könne. Ich ergriff diese Gelegenheit und bat Sidi Mustapha um Urlaub, um nach Oran zu gehen. „Mein Sohn," erwiderte er, „deine Bitte kann ich dir nicht gewähren. In Oran könnten dich die Christen festnehmen und dich wieder zu einem Ungläubigen machen, und wie sollte ich dies künftig vor dem Richterstuhle Allahs verantworten? Uebrigens hast du dies Geld nicht nöthig, ich bin reich genug, um dir Alles, was du brauchst, zu liefern." Mit diesen Worten überreichte er mir eine Börse mit zwanzig spanischen Thalern. — Ich mußte somit auf andere Mittel sinnen.

Das Lager war zu dieser Zeit in einem schönen Thale an den Ufern des Oued Mina, eines schmalen Flusses, welcher in der Nähe von Tekedempt entspringt und sich in den Chelif ergießt. Die Ebene des Oued Mina ist fruchtbar und gut bebaut.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, Februar.

(Fortsetzung.)

Die Sudeten. Wintersaison in Gräfenberg.

Aus dem Hochgebirge meldet man, daß der winterliche Besuch diesmal besonders stark sey, und daß fast keine Woche vergehe, wo die Riesenkoppe (gegen 5000 Fuß Seehöhe) nicht bestiegen werde. Als wären die Sudeten, dieser mächtigste Gebirgszug Mittel- und Norddeutschlands, ein unbekanntes Dorf in Sibirien, so begegnete es vor Kurzem einem französischen Referenten für Loudons bekanntes „Magazine of natural history and geography," daß er in einem Auszuge aus der deutschen Abhandlung des Dr. Gloger hierselbst, über die Säugethiere und Vögel des Riesengebirges, aus den Sudeten ohne Weiteres Schweden gemacht hat. Als Druckfehler ist der Schnitzer ein wenig unwahrscheinlich, und hätte doch wohl eine Berichtigung erfahren, stände die britische Geographie mit Schlesien und den Sudeten nicht offenbar auf sehr vornehmem Fuße. Nicht übel war es auch vor einigen Jahren, als ebenfalls eine englische Zeitung den urdeutschen Badort Pyrmont, nahe dem Schauplatze der welthistorischen Hermannsschlacht, keck und leicht nach Südfrankreich, in das Departement der Unterpyrenäen versetzte. Was die französischen Zeitungen in geographischer Treue bisweilen leisten, ist bekannt genug, um sprichwörtlich zu werden. Der „Messager des Chambres" schrieb sogar einmal: „Schlesien ist die bedeutendste Stadt der preußischen Provinz Breslau." Und was will das dennoch sagen, wenn vor nicht gar langer Zeit ein Berliner Literat, der überall für einen geistreichen Mann galt, versicherte: die Grafschaft Glaz sey heut noch zum größten Theil von Kalixtinern und Taboriten bevölkert? Auf welche schreckliche Unwissenheit läßt dies im Allgemeinen schließen, wenn selbst Gelehrte manchen interessanten Theil der Monarchie, in der sie leben, nicht viel besser kennen, als die Eisfelder Grönlands! Die Grafschaft Glaz, dieser herrliche Bergkessel, in welchen der Warthapaß als ein schlesischer Thermopylä führt, hat überhaupt das tragische Schicksal, von vielen deutschen Geographen sehr schlecht gekannt zu seyn, und selbst Kannabich gehört zu ihnen. Nach und mit ihm entnahmen ohne weitere kritische Untersuchung gewisse Encyklopädien und Pfenningmagazine aus Johann Hübners bekanntem Lexikon von 1759 die veralteten und zum Theil unrichtig gewordenen Angaben. Und doch ist die ehemalige Grafschaft in jeder Beziehung mehr, oder doch eben so interessant als der allen Winkeln nach durchkrochene und beschriebene Harz. — Möchten die lieben Engländer ihre Continentalreisen nur künftig en masse bis zu uns erstrecken, wie dies bisher nur von einzelnen gleich weißen Sperlingen geschehen. Wir haben eine große schöne Natur, eine wahrhaft nordische Schweiz; denn fehlen unserem Riesengebirge auch noch 12 — 1100 Fuß bis zur Linie des ewigen Schnees, so gibt doch die nördliche Lage, außer den Gletschern und eigenthümlichen Bergformationen der wirklichen Schweiz, schon eine vollkommene Alpennatur. Schade nur, daß unsere Schweiz durch ihre theilweise Unwirthlichkeit noch so sehr an die Nähe des Sarmatenlebens erinnert, d. h. in der Einfachheit, keineswegs im Schmutz, worin der Jude, der polnische Wirthshausinhaber, mit dem Polen wetteifert. Die ewigen Fastenspeisen in den Baudenwirthschaften des Hochgebirges werden einer gründlichen Fleischnatur zuletzt äußerst lästig. Einer Negerin, Kinderwärterin bei einem englischen Gesandtschaftssekretär, der die Sudeten bereiste, waren unsere Taglöhner und Bergleute in der Arbeit die wichtigsten Gegenstände der Verwunderung. Sie fragte dabei, warum diese Sklaven, wofür sie die Leute hielt, es in jeder Art schlimmer, als die Schwarzen in ihrem Lande hätten? Es war ein übrigens ziemlich gebildetes Frauenzimmer von der Insel Sanct Thomas.

Die Wintersaison in Gräfenberg, die Priesnitz vorzugsweise empfiehlt, ist in diesem Jahre sehr en vogue. Als die bedeutendste Person, welche die für Damen immerhin heroische Kur brauchte, ward die Herzogin von Anhalt-Köthen genannt.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 61.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 12. März 1839.

Durch's Gewühle mit Müh', ein Ermattender, drängst du dich.
Aus Carossen und sonstigem Pferdegespann, wie schrei'n
Wagenlenker um dich! —

Platen.

Reise- und Lebensbilder.

Von Franz Freiherrn Gaudy.

VI.

Der Molo von Neapel.

Goethe sagte von Neapel: „Wenn ich Worte schreiben will, so stehen mir immer Bilder vor Augen, des fruchtbaren Landes, des freien Meeres, der duftenden Inseln, des rauchenden Berges, und mir fehlen die Organe, das Alles darzustellen." Und wenn der Meister sich überwunden erklärt, wenn er die harmonische Schönheit der ruhenden Natur schildern soll, so darf ich wohl ohne Schamröthe eingestehen, daß ich an die Lösung der Aufgabe, das wildbewegte Leben des wildbewegtesten Theils von Neapel in einen Rahmen zu fassen und das bunte, schillernde Bild dem geistigen Auge vorzuführen, nur mit Zagen gehe. Ich sehe die schmale Zunge des Molo, diese ewig rührige, bewegliche, tobende Zunge Neapels; das lärmende Gewühl des Volks, die bunten Trachten, die langen Reihen der ruhenden Schiffe, die dahin gleitenden Barken, die Frucht- und Blumenhaufen, Laien und Mönche, Städter und Matrosen, Soldaten und Landleute, die brüllenden Esel, die noch lauter kreischenden Verkäufer — Alles wirrt und wimmelt, wogt und fluthet durcheinander. Ordnung in diese chaotische Verwirrung zu bringen, wer wollte es wagen? Mir ist, als ob ich einen Schwarm tanzender Mücken zählen sollte. Zehnmal habe ich schon die Feder weggeworfen, und den Dämon, der mir die Kapitelüberschrift diktirte, der mich zur Beschreibung des Unbeschreiblichen anlockte, vermaledeit. Ergeht es mir doch wie Faustens Pudel, als er leichtsinnig den Drudenfuß auf der Schwelle übersprang. Wo ich hineingeschlüpft, dort muß ich wieder hinaus. Die ersten Zeilen sind gesetzt und der Setzer will sich von dem Pakt, zu dem ich mich durch den Titel verpflichtet, kein Komma abdingen lassen. — So mag er's denn. Ich werde kein Thor seyn und mich mit hyperboräischer Gewissenhaftigkeit abmühen, den wimmelnden Ameisenhaufen systematisch in Classen zu zerfällen, zu rubriziren. Hier gilt es, frisch in den vollen Haufen zu greifen, den ersten Besten zu haschen, mit zwei, drei Strichen flüchtig zu skizziren, den Gefangenen wieder loszugeben und den nächsten zu fassen. Pulce und Pulcinelle sind gleich schwierig zu fangen und festzuhalten.

Ich schlendere über den Largo del Castello und an der alten Veste vorüber, und lasse mich weder durch die lockenden Anschlagezettel des Teatro Fenice, noch von den wandhohen Schildereien, welche zu beiden Seiten des Teatro San Carlino hängen und die Scenen des

heutigen und morgenden Stücks in grellen Farben darstellen, verfuhren; ich schließe die Augen vor den Bildern des brennenden Troja, des Teufelsspucks, der Räubergefechte, die das kleine Theater Sebeto dekoriren, verstopfe die Ohren gegen die aus der Leinwandhülle näselnde Stimme Pulcinells, und schreite fest und unerschüttert an dem vor der Eingangsthür aufgestellten Concert, mit welchem Trompetenbläserin, Paukenschläger und Triangelklimperer zum Besuch der Bühne einladen, vorüber, dem Molo zu. Ich gebe es Jedem auf, die Wasser- und Feuerprobe siegreich zu bestehen, weder rechts noch links zu blicken, stehen zu bleiben, sich umgarnen zu lassen. Wer Neapel kennt, weiß, was es sagen will, unangefochten jene Region zu durchmessen, und daß es schlechterdings unmöglich sey, zehn Schritte zu machen, ohne wenigstens von eben so viel Fiakern und Calessaren zum Fahren aufgefordert zu werden.

Die Zahl der auf allen Plätzen, an jeder Straßenecke bereit stehenden Wagen und Wägelein, zwei- und vierrädriger, ein- wie zweispänniger, ist Legio. Tausende liefert die Hauptstadt allein, fast eben so viel die umliegenden Städte Portici, Resina, Torre del Greco, Puzzuoli. Nicht einer bleibt lange unbeschäftigt. Der Nordländer spottet anfänglich der Trägheit des Italieners, die einem zehn Minuten langen Wege nicht gewachsen ist, und trotzt auf sein rüstiges Fußgestell, auf die herrlichen Lavaplatten, welche das Pflaster bilden. Neapels Sonne weiß aber den guten Vorsatz des Zufußgehens wie so viele andere zu schmelzen; der Sirocco weht so lähmend, das Gedränge ist so lästig, der Kutscher redet so eindringlich zu, der Preis ist so niedrig gestellt. Ehe man sich's versieht, sitzt man bequem im Wägelein und fliegt durch das Gewirr der zur Linken und Rechten auseinanderstäubenden Fußgänger, und nur von der Furcht gequält, niemals das Ziel erreichen zu können, ohne ein halbes Dutzend von den Rädern zermalmt zu sehen. Unnöthige Sorge; die Gewandtheit des Neapolitaners im Ausweichen ist eben so groß als die Vorsicht des Kutschers, trotz dem, daß die italienische Kunst des Fahrens noch auf der niedrigsten Stufe steht; denn die Galeere ist die unvermeidliche Strafe für das Ueberfahren, und die Polizei wächst bei solchen Gelegenheiten gleichsam aus der Erde, um den Schuldigen vom Bock und in's Gefängniß zu werfen.

Du willst aber ausnahmsweise zu Fuß pilgern und wirfst dem ersten Anerbieten des Vetturin den Kopf etwas zurück, schließest die Augen und öffnest um ein Weniges den Mund, sagst also auf gut neapolitanisch: Nein! so bist du deßhalb der Dienstanerbietungen des dicht daneben stehenden Fuhrmanns noch keineswegs überhoben. Zehn, zwölf, so viel ihrer sind, rufen dich an; die Verschmähung des Vordermanns gilt dem Nachfolger nichts; jeder hegt die Ueberzeugung, daß du fahren müssest, daß er der von dir Begünstigte seyn werde. Von Weitem schon erhebt er als Einladung den Zeigefinger der rechten Hand gegen dich und beginnt, so wie du im Bereich seiner Stimme bist, mit immer kürzer werdenden Pausen seine Aufforderungen: 'Gnor'! (für Signore) — Musjuh! — Carozz' — Vettur' — volet? — andiam' — munt' (statt monte, wie der Vesuv par excellence benannt wird) — Portici — Castellamar'! — So geht es die ganze Reihe hinunter, und außer der Allocution des Rossleienkers wird dir noch deren vidimirte Copie von dessen dienstbarem Geist ausgefertigt.

(Fortsetzung folgt.)

Der deutsche Renegat im Dienste Abd-el-Kaders.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir mehrere Tage in dieser herrlichen Gegend zugebracht, zogen wir nach den Ufern des Chelif. Dieser Fluß entspringt in den Bergen, südlich von Miliana, und wirft sich zwischen Arzew und dem Vorgebirge Tenez in das Meer. Er ist der größte Fluß der Berberei und bewässert üppige, sehr reich bebaute Gegenden. Nach einigen kleinen Seitenwanderungen nach Mazouna und weiter gegen Norden kamen wir, immer den Ufern des Chelif folgend, bis in die Nähe von Medeah, der damaligen Residenz Abd-el-Kaders. Das Lager des Sultans befand sich zwei Tagereisen von dieser Stadt, auf dem rechten Ufer des Chelif. Nachdem Haidsch Mustapha das seinige auf dem linken Ufer aufgeschlagen, versammelte er die Spahis und befahl ihnen, sich den andern Morgen bereit zu halten, um ihn nach dem Lager Abd-el-Kaders zu begleiten.

An der Spitze seiner Reiter, mit fliegenden Fahnen und unter dem Geräusche der ihn begleitenden Musik, betrat Mustapha die Feldresidenz seines Fürsten. Vor dem Zelte desselben angekommen, stieg er vom Pferde und schritt dem Sitze zu, auf welchem Abd-el-Kader die Huldigung des Chalifen erwartete. Mustapha wollte ihm, der Sitte gemäß, die Hand küssen, aber der Sultan erhob sich und umarmte mit ungeheuchelter Herzlichkeit den Gatten seiner geliebten Schwester. Hierauf nahten alle Offiziere des Chalifen, um ihren Fürsten zu begrüßen. Als ich, das Knie beugend, die erlauchte Rechte ergriff und zu ihm aufschaute, begegnete ich seinem prüfenden, durchdringenden Blicke. In diesem lag ein Gemisch von Strenge und Sanftmuth, Stolz und Herablassung. Seine Lippen bewegten sich wie zu einer Frage, aber er schien die Ceremonie nicht unterbrechen zu wollen, und ich trat zurück, ohne ein Wort aus seinem Munde erhalten zu haben. Am Eingange des Zeltes stehend, bemerkte ich,

daß er, sobald er sich mit Mustapha und seinem Geheimschreiber allein befand, jenen nach mir fragte. Ein Wink desselben bestätigte meine Vermuthung. Der Sultan wies mir herablassend einen Sitz ihm gegenüber an. Hierauf fragte er weitläuftig nach meinem Vaterlande und den bei uns herrschenden Gesetzen, Einrichtungen und Sitten. Obgleich er die Lage Deutschlands nicht genau zu kennen schien, so begriff er doch mit bewundernswürdiger Leichtigkeit die Zusammensetzung unserer Staatsmaschine. Er lieferte in dieser kurzen Unterhaltung die sprechendsten Beweise, daß sein Geist ihn weit über seine Landsleute erhebt.

Abd-el-Kader, obgleich klein, besizt eine majestätische Haltung; der Umstand, daß er den Kopf etwas auf die linke Seite neigt, gibt dem stolzen Ausdruck seiner Haltung etwas Sanftes, Hingebendes. Er spricht mit hinreißender Beredtsamkeit die arabische Sprache in ihrer ganzen Reinheit. Sein Zelt ist dreißig Fuß lang und eilf Fuß hoch, ausgeschlagen mit feinem Tuch von verschiedenen Farben und verziert mit Arabesken und Halbmonden. Rings herum erblickt man Sittensprüche aus dem Koran. Ein wollener Vorhang theilt dieses Zelt in zwei ungleiche Hälften; hinten in dem kleinern Theile steht sein Ruhebett, aus einigen Kissen und Decken bestehend. Eine Hinterthür dient seinen Sklaven zum Ein- und Ausgange und führt nach einem Zelte, wo Abd-el-Kader seine Abwaschungen verrichtet. Ein Sclave wacht dort während dieser Verrichtung und Niemand darf sich alsdann dem kleinen Zelte nähern. Am Tage sind die Vorhänge, welche den Eingang des Zeltes schließen, durch zwei Stangen in die Höhe gehoben und bilden auf diese Weise eine Art Vorhalle. Jeder hat daselbst Zutritt. Rechts in der Ecke liegen die vier seidenen Fahnen des Emirs. Die der Reiterei ist roth, die der Infanterie blau und gelb, die dritte grün und weiß, die vierte gelb und roth. Alle Freitage und Festtage werden sie vor dem Zelte aufgepflanzt. Dreißig Schwarze und eine beträchtliche Anzahl Chaous bewachen stets das Zelt. Im Hintergrunde ist der Sitz des Emirs, zusammengesezt aus den Kisten, welche seine Effekten enthalten, und mit seidenen Teppichen und Kissen belegt. Der Boden ist ebenfalls überbreitet mit den reichsten Teppichen. Ein kleiner, mit rother Seide überzogener Schemel, dessen er sich bedient, um auf's Pferd zu steigen, vollendet das ganze Mobiliar dieses mächtigen Häuptlings. Außerdem führt er auf allen seinen Zügen noch eine kleine Bibliothek mit sich, welche in seinem Schlafcabinet aufbewahrt wird.

Sein Lager bestand aus 300 Reitern und 600 Mann Fußvolk. Ben Facha, ein alter Negersklave, der den Sultan — wie ihn die Araber nennen — in seiner Kindheit gepflegt hat, ist der Aufseher des großen Zeltes, welches, wenige Schritte hinter dem Hauptzelte liegend, die Kleidungsstücke und Lebensmittel enthält. Der Finanzminister Ben Abut war der Lehrer Abd-el-Kaders und besizt dessen ganzes Vertrauen. Er und Ben Facha bewachen den geliebten Herrn mit seltener Treue. Der im Lager commandirende General, Milud-Ben-Aratsch, war damals abwesend und als Gesandter in Paris. Sein Lieutenant Mustar befehligte unterdessen die Reiterei. Dieser Araber hatte Gelegenheit, in Oran die Manövers der französischen Kavallerie zu beobachten, und bemühte sich seitdem, seine Reiter an eine geregelte Taktik zu gewöhnen. Diese Versuche blieben aber gänzlich fruchtlos. Der freie wilde Araber kann sich nicht an die geregelten Massenangriffe gewöhnen. Verschiedene Male ordnete Abd-el-Kader kriegerische Spiele an. Er theilte die Reiter in zwei Abtheilungen, und sich an die Spitze der einen stellend, welche die Franzosen vorstellte, zog er gegen die Spahis Mustars. Ihre Gewehre abfeuernd und den Yatagan über dem Kopfe schwingend, sprengten die Haufen gegen einander. Der Ausgang des Gefechts blieb nicht lange unentschieden. Abd-el-Kader ließ aus Gefälligkeit gegen seinen Gegner die Pseudofranzosen so schlecht manoeuvriren, daß seine Partei bald geworfen und er selbst gefangen wurde. Der von Freude berauschte Lieutenant Mustar und ein anderer Offizier, ergriffen die Zügel des wilden Rappen, und der fürstliche Gefangene wurde unter lautem Jubel nach seinem Zelte geführt. — Alle übrigen Einrichtungen des Lagers sind dieselben wie in dem Mustaphas und Buhammedis.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Bälle in den Fasten.

Zwar haben in den hiesigen Kirchen die Fastenpredigten begonnen, und einige Prediger haben eine große Menge von Zuhörern. Es gibt hier aber Leute für Alles, ein Auditorium für berühmte Prediger und ein Publikum für Schauspiele und Bälle. Zuweilen finden sich bei allem diesem dieselben Leute ein; diese machen aber nicht die Mehrzahl aus. Die Hauptmaße der Theilnehmer an Schauspielen und Bällen ist eine ganz andere als die man in den Kirchen antrifft. Obschon nun erstere sich während des Karnevals gehörig vergnügt zu haben schien, so muß ihr dieses doch nicht genügt haben. Sie verlangte noch mehr Bälle und Maskeraden. Den nicht königlichen Schauspielen, so wie den andern öffentlichen Unternehmungen wurde das Geben von Bällen ohne weiteres gestattet; auch glaube ich nicht, daß die eigentlichen Ballentreprisen einer besondern Erlaubniß dazu bedürfen. Aber mit der großen Oper, die nach altem, aus Italien herstammenden Gebrauche, den feierlichen Namen académie royale de musique führt, war es etwas anderes. Anfangs hatte man ihr die Erlaubniß, auch in der Fastenzeit die Maskenbälle fortzusetzen, ertheilt. Die hohe Geistlichkeit, vorzüglich der Erzbischof von Paris, den man noch immer sehr schont, obgleich er sich mehrmals ziemlich feindselig gegen

die Regierung benommen hat, erhob Klagen dawider, und die Erlaubniß wurde zurückgenommen. Aber alsbald fingen die Tageblätter an, die Oper in Schuz zu nehmen und der Regierung vorzustellen, daß es ungereimt sey, an andern Theatern Bälle zu erlauben, und sie der Oper zu versagen; die Hoftrauer habe dem Pariser Gewerbsfleiße schon Schaden genug verursacht, und man hätte ihm wenigstens diese Gelegenheit, seine Produkte abzusetzen, nicht nehmen sollen. Ferner stellte man vor, da nach der jezigen Verfassung keine Staatsreligion mehr anerkannt sey, so dürfe die von der katholischen Kirche vorgeschriebene Enthaltsamkeit von öffentlichen Lustbarkeiten auch nicht mehr vom Staate durch Verordnungen anerkannt werden. Wahrscheinlich hat die Rücksicht auf den gedrückten Zustand der Industrie die Polizei bewogen, den öffentlichen Klagen Gehör zu geben und der großen Oper ihre Sonnabendbälle wieder zu gestatten. Auch kündigt die Operndirektion bereits einen großen Ball auf künftigen Sonnabend an; es sollen auf demselben allerlei schöne und kostbare Sachen ausgespielt und außerdem die Damen noch mit einem Exemplar von Jülliens neuen Kontretänzen beschenkt werden. Dieses Beschenken und Ausspielen ist ein Mißbrauch, der sich seit einigen Jahren eingeschlichen hat, und die Theater- und Balldirektionen in große Kosten stürzt. Er beweist, daß der Tanz allein nicht hinreicht, um die Pariser herbei zu ziehen, und daß ein Unternehmer es dem andern zuvorthun muß, wenn er einen starken Zuspruch haben will. Das neue Theater Renaissance hatte zu diesem Behufe vorigen Sonntag den sonderbaren Einfall, eine Puppe von Menschengröße im Ballsaale auszustellen, und sie la Mode zu benennen, weil sie nach der neuesten Mode und auf's Glänzendste gekleidet und geschmückt war. Die verschiedenen Kleidungsstücke und das Geschmeide wurden während des Balls ausgespielt. Nach der Ankündigung war das Kleid allein 1800 Franks werth, aber wahrscheinlich war dies wieder ein Puff. Da waren Armspangen von Gold und Achat, ein Halsband von Perlen, ein sogenannter Sultan, ein Bournous und dergleichen Damenschmuck mehr, in allem zwölf Stücke, die folglich ein Duzend Damen in jener Ballnacht selig gemacht haben. Dieses Verloosen soll beim nächsten Balle der Renaissance wiederholt werden.

(Fortsezung folgt.)

Breslau, Februar.

(Fortsezung.)

Die Branntweinpest.

Dies wäre die Lichtseite meines Berichtes, und ich gebe jezt tiefen Schlagschatten. Es ist wahr, es gehört förmlich und theils mit Unrecht zum guten Ton, mit der Oder auf eine lange Strecke hin von Süd nach Nord die Grenze des deutschen Lebens anzunehmen, und dahinter das Beginnen alles dessen, was der reinliche, ordnungsliebende, nüchterne Deutsche, als zurückstoßend und ihm fremd, mit dem Worte „Polen" zu identificiren gewöhnt ist. Oberschlesien wird dann wieder ziemlich identisch mit Polen gemacht, und doch kennt es das Lied einer schönen Vergangenheit, und soll, im Vergleich mit andern Provinzen — Dank sey es der thätigen Regierung — bedeutend größere Culturfortschritte gemacht haben. Gleich einem Phönix erhebt sich besonders neu und glänzend die Herrschaft Pilchowiz, unter dem jezigen Besizer, dem Grafen Limburg-Stirum. Reizend sind dann die Besizungen Großstrehliz, Koschentin, Pleß, Rauden und endlich Schlawenziz, wo Fürst Hohenlohe den Rest seiner Tage beschloß; allein um das sittliche Wohl des gemeinen Mannes sieht es daneben immer noch äußerst traurig aus. Der Fluch des Branntweins ist es, der ihn tyrannisirt, der Entmenschungen herbeiführt, die unsere provinziellen Zeitschriften mit wahrhaft gräßlichen Schilderungen füllen. Die Wohlfeilheit dieses nordischen Nektars, die Möglichkeit, für drei Silbergroschen sich total um den Verstand zu trinken, bringt dergleichen widerliche Scenen überall täglich auf eine Weise vor die Augen, womit die Trunksucht anderer Orte keinen Vergleich aushält. Und so muß der wahre Menschenfreund sich freuen, wenn, wie im vorigen Herbst, ein Theil der Kartoffelernte erfriert, weil dann die zu Wasser gewordenen Kartoffeln zunächst nicht zu Branntwein verwendet werden können. Bei Mißwachs und höherer Besteuerung, also größerer Theuerung desselben würde man nicht den im Felde arbeitenden Kindern von 14, 15 Jahren beiderlei Geschlechts täglich zweimal 1/8 Quart neben dem Taglohn verabreichen; man würde überhaupt nicht so freigebig präsentiren, und statt der großen Gläser nur kleine verabreichen, wenn der Branntwein kostbarer wäre. Der ärmste Kerl richtet jezt keine Kindtaufe aus, ohne daß dabei nicht wenigstens fünf bis zehn Quart Branntwein ausgetrunken würden, zu deren Acquisition Rath geschafft werden muß, und sollte das Geld dazu zu fünf Silbergroschen einzeln zusammengeborgt werden. Ja, im November fand in einem Schankhause zu Hohenlohhütte ein buchstäbliches Zutodesaufen Statt. Ein Bergmann hatte acht Tage in verschiedenen Schankhäusern gelegen und getrunken, bis ihm am neunten Tage früh um acht Uhr das Grubenlicht seines Lebens in dem Schachte einer jüdischen Schenke auf immer erlosch. So sieht es in Oberschlesien aus, und es wird nicht besser werden, solange der Geist des Branntweins den gemeinen Mann auf jeder Straße jede Meile ein- auch zweimal anhaucht, und jeder junge sich verheirathende Jude die Erlaubniß erhält, einen Branntweinschank zu etabliren. Wo nur einige Häuser nebeneinander stehen, wo nur eine Hüttenanlage beabsichtigt wird, da gründet auch jüdischer Speculationsgeist eine solche Fallgrube des Satans, in welcher der sinnliche, ohne religiösen Haltpunkt in's Blaue hineinlebende Tagarbeiter oft die Hälfte, auch wohl das Ganze seines täglichen Verdienstes auf den Sündopferaltar Israels niederlegt. Glücklich ist dann noch der Trinker, dem der Rest seiner Baarschaft von industriösen Genossen nicht gestohlen wird. Die Folgen solcher Sündopfer empfindet dann eine ganze Familie doppelt; denn wenn der rohe Säufer aus seinem Rausche erwacht und den Verlust spürt, müssen es oft die Rücken von Weib und Kind entgelten. Oberschlesien hat Volksschulen; allein theils werden sie zu wenig besucht, theils stehen sie auf einer zu niedern Stufe, um der geschilderten moralischen Cholera auch nur langsam entgegen zu wirken. Denn nicht alle Lehrer können ganz das seyn, was sie seyn wollen und sollen. Viele müssen Nebenverdienste suchen, wenn sie mit ihrer Familie nicht Noth leiden wollen; denn oft sind sie nur mit 30 bis 50 Thalern jährlichen Gehalts angestellt, und während den besten Pferde-, Rindvieh-, Schaf- und Schweinerziehern Prämien bis zu 50 Thalern ertheilt werden, was an sich ganz löblich ist, denkt Niemand daran, für Menschenerziehung und Veredlung auch nur die Hälfte zu thun. Man denkt nicht daran, den Schulzustand zu vervollkommnen, die fehlenden Schulen sobald wie möglich zu errichten, und den kümmerlich besoldeten Menschenzüchter durch Prämien zur Auszeichnung aufzumuntern, damit er sein Amt mit Lust und Liebe, und nicht mit Seufzen und robotmäßig verwalte.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 62.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 13. März 1839.

— Were I away and clear,
Profit again should hardly draw me here.
Shakespeare.

Der deutsche Renegat im Dienste Abd-el-Kaders.

(Fortsetzung.)

Unter den dortigen Kanoniren traf ich einen Franzosen, der mir folgende, nicht uninteressante Begebenheit aus seinem Leben mittheilte: „Vor zwei Jahren als Deserteur in die Dienste Abd-el-Kaders gekommen, wurde ich streng behandelt, weil der Emir den Grundsatz hat, daß ein Mensch, der aus seinem Land entweicht, einem andern noch weniger treu bleibt. Kurze Zeit nach meiner Ankunft begann der Rhamadan, wo die Muselmänner einen ganzen Monat am Tage fasten und nur in der Nacht Speise zu sich nehmen. Ich und noch ein anderer Franzose weigerten uns, diesen Gebrauch zu befolgen. Der Paschdubschi wurde hiervon unterrichtet und forderte uns ernstlich auf, das Verbot, am Tage etwas zu genießen, streng zu beobachten. Wir versprachen ihm Gehorsam, suchten uns aber heimlich zu entschädigen. Tags darauf saßen wir in unserem Zimmer, ein gebratenes Huhn verzehrend; der Paschdubschi überraschte uns. Es war unmöglich, die verbotene Waare dem Auge des Inquisitors zu entziehen. Ohne ein Wort an uns zu richten, zog er seinen Yatagan und schlug meinem Kameraden den Kopf ab. Hierauf sich zu mir wendend, rief er: schehett! schehett! (sprich die Glaubensformel). Damals die Bedeutung dieses Wortes noch nicht kennend, blieb ich stumm. Mein Schweigen für Widersetzlichkeit haltend, entriß er mir den Haik, und mich mit Riesenarmen packend, schnitt er mir die Ohren ab. Darauf berichtete er dem Sultan die vollzogene Execution, welche die anwesenden Chefs ungemein amusirte. Abd-el-Kader, so tief ihn auch diese unmenschliche Handlung empören mochte, war genöthigt, den Fanatiker wegen seines Religionseifers zu loben.“ — Der auf diese Art seiner Ohren beraubte Franzose war früher auch in den Diensten Achmets Bey. Aus dieser Epoche erzählte er mir Folgendes von einem jungen Deutschen. Ein ehemaliger preußischer Artillerieunteroffizier desertirte von der französischen Fremdenlegion und kam nach Constantine, um dem Bey seine Dienste anzubieten. Er erwähnte dabei seiner Kenntnisse als Kanonier, worauf der Bey persönlich in Begleitung seines Paschdubschi den Deutschen auf eine Bastion führte, wo mehrere Geschütze standen. Bei einer Haubitze befahl der Fürst dem neuangeworbenen Artilleristen, nach einem Zelte in der Ebene eine gefüllte Granate zu werfen. Als dieser die Haubitze geladen und gerichtet hatte, untersuchte der Paschdubschi die Richtung. Ohne Zweifel hatte er keinen Begriff von der Behandlung dieser Geschütze: die Haubitze war nach seiner Ansicht viel zu hoch gerichtet.

„Der Mensch versteht nichts!" rief er, sich zu Achmet wendend, und da dieser ein großes Vertrauen in seinen Paschdubschi setzte, sagte er, die Richtung ebenfalls untersuchend: „Ja, das geht in's Blaue hinein!" Der Preuße ließ sich durch diese Urtheile nicht irre machen; ruhig feuerte er ab und die Granate riß eine Ecke des Zeltes weg. Den wackern Artilleristen auf die Schulter klopfend, sagte freundlich der Bey: „Du sollst künftig meine Kanonire commandiren." Jener bat um die Erlaubniß, noch einen Wurf zu thun. Es wurde gestattet und die Granate schlug mitten in's Zelt. Hoch erfreut überreichte ihm Achmet eine Börse mit hundert Franks. Der Paschdubschi bot dem neuen Günstling seine Schwester zur Frau an, welche dieser aber ausschlug. Bei der ersten Belagerung von Constantine spielte derselbe Deutsche eine entscheidende Rolle auf den Wällen. Mit der von ihm exercirten Artillerie schlug er die Franzosen durch ein gut geleitetes Kartätschenfeuer zurück. Bei der zweiten Expedition war er nicht so glücklich. Durch den Sturz Achmets seines Postens beraubt, lebt er jezt in Constantine, ungekannt von den Franzosen, im Schooße einer arabischen Familie, mit der er sich durch Heirath verbunden.

Vom Sultan mit einem schwarzen Bernus und feinem Haik beschenkt, verließ ich Ende Aprils sein Lager. Auf die Ufer des Chelif, in der Gegend von Mazouna zurückgekommen, und demzufolge in der Nähe Mostaganems, einer von den Franzosen besezten Stadt, beschloß ich die Ausführung meines Plans. Es war mir bekannt, daß den folgenden Tag das Lager verlegt werden sollte. Ich befürchtete, wir möchten uns wieder von Mostaganem entfernen; wir zogen aber im Gegentheile der Stadt noch näher. Im Lager angekommen, suchte ich Erkundigungen über die Lage von Mostaganem einzuziehen; aber so unbefangen ich auch diese Frage an Mehrere richtete, so schienen sie doch meine Absicht zu ahnen, und Alle gaben mir ausweichende oder falsche Antworten. Am Morgen des zweiten Tages, am Chelif spazieren gehend, stieß ich auf einen Araber, der durch seine hohe Gestalt, ein vortheilhaftes Aeußere und durch einen feinen städtischen Anzug meine Aufmerksamkeit fesselte. Ich wurde überrascht, als er mich auf französisch anredete und mich fragte, wie lange ich schon in den Bergen verweile. Im Laufe des Gesprächs erfuhr ich, daß er ein Einwohner von Mostaganem und in das Lager gekommen sey, um eine alte Schuld zu reclamiren. — Ich faßte Vertrauen zu dem Manne, entdeckte ihm meinen Vorsatz und bat ihn um seine Hülfe bei meiner Flucht. Er war bereit und zeigte mir sein Zelt, in dem ich ihn besuchen und den Anbruch der Dämmerung erwarten solle, um dann mit ihm vereint das Lager zu verlassen. — Bei ihm angekommen, unterhielten wir uns in französischer Sprache; noch hatten wir aber nicht lange gesprochen, so erschien ein Chaous und gebot ihm im Namen des Chalifen, das Lager augenblicklich zu verlassen. Bleich vor Schrecken, raffte der Mann eilig seine Effekten zusammen und verließ, ohne Abschied von mir nehmen zu können, das Lager. Ich war überzeugt, von Spionen umgeben zu seyn, und beschloß, am nächsten Tag auf eigene Faust meine Flucht zu unternehmen.

(Schluß folgt.)

Reise- und Lebensbilder.

(Fortsetzung.)

Kein neapolitanischer Fuhrmann wird sich ohne seinen Adjutanten, welcher manchmal sein Freund, Mitschwäger und Altersgenoß, meistens aber nur ein schmählich zerlumpter Bube ist, quer über die Gasse wagen. Nothdürftig angeklammert, steht der Groom hinten auf dem Tritt, springt, so wie der Akkord zwischen dir und dem Fahrenden geschlossen ist, herab, um den Wagenschlag zu öffnen, im vollen Jagen des Cabriolets hinten auf, und eben so schnell wieder herunter, wenn eine Reparatur vorzunehmen ist, ein Fall, welcher sich bei dem elenden Riemenzeug alle zehn Minuten wiederholt. Zwar ist der Kopf der Rosse mit einem stolzen Busch von Fasanenfedern, Bändern und Goldflittern geschmückt, die Lederriemen dagegen nur durch Bindfaden verknüpft. Sieht sich der Einspänner genöthigt, auf weiteren Touren ein zweites Pferd anzulegen, so wird dieses gleichfalls mittelst einer Schnur angeschirrt, aber so locker und weitläuftig, daß das Thier entweder mit den Hinterbeinen in die Räder geräth oder dem Nebengaule um eine halbe Pferdelänge voraus ist, in keinem Falle aber ziehen kann. Ich habe mir oft den Kopf über den Nutzen dieses zweiten, angehängten Pferdes zerbrochen, und keinen andern Zweck ermitteln können, als daß es zum Ableiter der Furie des Kutschers diene und somit gleichsam zum Prügelknecht, wie man im holden Mittelalter die Junker nannte, welche mit Prinzensöhnen erzogen und regelmäßig abgewalkt wurden, so oft der durchlauchtigste Faulpelz sein Pensum nicht gelernt oder dumme Streiche begangen hatte. Die Unmenschlichkeit, mit welcher der neapolitanische Kutscher seine Thiere behandelt, ist die höchste Potenzirung italienischer Fühllosigkeit. Das Pferd mag träg oder feurig seyn, mag laufen, rennen, fliegen — gleichviel, es wird geprügelt. Der mit der Peitsche bewaffnete Arm scheint, von einem Uhrwerk geregelt, alle Sekunden herniederkrachen zu müssen. Mit der Peitschenschnur zu strafen, ist dem Neapolitaner viel zu mild, der umgekehrte Stiel

ist seine Geißel, mit ihm stößt er dem Pferde in das Auge, in die Nasenlöcher, bis das Blut hervorströmt; er bittet, wenn er selber die Wuth nicht auslassen kann, den ersten besten Vorübergehenden, auf das beklagenswerthe Opfer loszuhauen, ein Gesuch, welches niemals verweigert wird. Hätte Dante Neapels Fiaker gekannt, er würde einen neuen Höllenkreis geschaffen und jene fühllosen Thierquäler hineingebannt haben. Doch sie entgehen ihm wohl auch ohnehin kaum.

Eben nur den Anfechtungen derjenigen, die dich zu Lande fortschaffen wollen, entronnen, beginnen die derjenigen, welche das feuchte Element beherrschen, die den Golf von Neapel zu ihrem Acker machen, ihn mit Gondel und Ruder bepflügen. Hunderte von Barcarolen sind zur Stelle und tragen dir ihre Nachen an, nach den Inseln Ischl, wie Ischia nach harter neapolitanischer Aussprache heißt, nach Crap (für Capri), nach Surrient (Sorrento) Tor di Griec' (del Greco), nach Santa Lucia, nach dem im Hafen ruhenden Dampfschiff. Der Preis ist der bescheidenste, wohlverstanden für den Eingebornen, den Acclimatisirten, welcher die Taxe kennt, unerhört in den Augen des freschk', des mo sbarcat', des Neugelandeten, des Unerfahrenen. Der Neapolitaner sieht es dir an der Nase an, wie viel Pfund Maccaroni du schon gegessen hast, und richtet seine Forderung darnach, verlangt Piaster und läßt sich mit einigen Kupfergrani abspeisen. Er ist mit Allem zufrieden, sobald er den Ueberlegenen vor sich sieht. Niemand ist leichter zu Willen zu bringen, als der Neapolitaner, freilich nicht durch Gründe oder mittelst eines Wortgefechts, denn gegen eine parthenopäische Zunge kommt keine nordische auf, wohl aber durch Ruhe, Ernst und Festigkeit, oft auch durch einen hausbackenen Scherz, der bei jener Pulcinellnatur jederzeit Anklang findet und den Empörten, Tobenden zum Lachen zwingt, wie der Takt des Dudelsacks den wüthenden Bären zum Tanz. Zeige ihm zuerst, daß jeder Versuch, dich übervortheilen zu wollen, ein vergeblicher sey, versperre ihm jede Aussicht, auf gesetzlichem Wege nur die geringste Kleinigkeit erpressen zu können, zeige dich ihm als Herrn, als unerbittlich strengen Gebieter — er wird sich ohne Murren fügen; dann aber laß ihn aus weiter Ferne die Möglichkeit ahnen, daß du noch vielleicht ein Uebriges thun, eine außerordentliche Dienstleistung vergüten könntest, und die banale Verheißung des Neapolitaners, dich wie einen Prinzen zu bedienen, wird sich verwirklichen; er wird keine Mühe, keine Anstrengung scheuen, um dich zufrieden zu stellen, wird das Unglaubliche für die verheißne Bottiglia, für die Schüssel Maccaroni leisten. Von allen Talismanen ist aber das Wort Maccaroni das wirksamste, unfehlbarste. Wie der Franzose bei den Worten honneur et patrie, der Pole bei dem Zuruf wolnosc i niepodleglosc auffährt und sich begeistert in Gefahren stürzt, so der Neapolitaner bei dem Feldgeschrei: Maccaroni. — Ich fuhr einmal von Sorrent nach Capri. Der Wind war der ungünstigste, die See ging hoch, vergeblich strebten die Schiffer, das Cap, auf welchem die Trümmer des Herkulestempels stehen, zu umschiffen. Der Sturm schleuderte uns immer wieder zurück. Da sprach ich die Zauberformel „Maccaroni" aus — ein wildes Feuer strahlte in den Augen der Marinari, mit wahrer Wuth gruben sie die Ruder in die Wogen, warfen sich in ungeheurer Kraftanstrengung rücklings über, jauchzten enthusiastisch: Maccaroni! und immer wieder Maccaroni! und die Barke flog wie eine Schwalbe dahin. Maccaroni triumphirten über Sturm und Wellen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, Februar.

(Schluß.)

Mancherlei aus Polen und Rußland.

Noch einiges über die Nachbarländer Galizien und Polen. In **Krakau** ist jezt das Gesprächsthema der Kunstruhm einiger eingeborenen Personen, vor allen der musikalischen Familie Konzki. In dieser ist der Jüngste, Apolinary, als Violinist besonders ausgezeichnet. Er verließ die Vaterstadt vor einigen Jahren, und erlangte die bedeutende Virtuosität und den Ruf, den in Paris die angesehensten Kunstrichter dem eilfjährigen Wunderkinde prophezeihten. unter ihnen Baillot, Lafont und in einem schriftlichen Zeugniß selbst Paganini. Konzki spielte auch mit großem Beifall am Krönungsfeste der Königin Victoria. Kürzlich trat auf dem Krakauer Theater der Opernsänger **Billing** aus Wien auf; seit langer Zeit der erste deutsche Künstler, der zu einer Gastparthie gelangte, da man dort sehr spröde gegen deutsche Kunst ist. Die Macht der Verhältnisse zeigt sich in Krakau in nichts so deutlich als in der periodischen Presse. Eine freie Stadt mit einer Universität, an der Grenze des großen slavischen Reiches, bietet gewiß der Journalistik einen sehr günstigen Boden. Von hier aus ließe sich über slavisches Leben und Streben, über Kunst, Wissenschaft, Handel und Politik der östlichen Staaten dem übrigen Europa und über das Meer hin eine helle Fackel aufstecken. Inzwischen ist das so wenig möglich, daß es dort zu einem Journale in deutscher oder französischer Sprache nicht kommen kann; eben so wenig zwar auch in Warschau. Rußland hat dagegen 20 deutsche Zeitungen, und Petersburg allein fünf französische. Die 80 bis 90 russischen Zeitungen und Zeitschriften nehmen eine sehr achtbare Stelle ein; die „nordische Biene" insbesondere ist eine geistige Macht geworden, an der die ersten Schriftsteller Rußlands Antheil haben; sie bewegt sich mit einer Gedankenfreiheit, die in Bewunderung sezt. Auch die „Moskauer Zeitung," die gegen 9000 Abonnenten hat, gibt in ihren zweimal wöchentlich erscheinenden Nummern eine ziemlich prägnante Uebersicht der Tagesgeschichte. In

Rußland erscheinen sonst noch fünf polnische Zeitschriften, zwei in Petersburg, drei in Wilna. Im Allgemeinen aber ist die polnische Presse sehr beschränkt, namentlich in der freien Stadt Krakau, daher in doppelter Hinsicht vom Auslande unbeachtet, der wenig zugänglichen Sprache und des unersprießlichen Inhalts wegen. Reichhaltiger und freimüthiger sind die polnischen Blätter Galiziens und Posens, leider die leztern mit wenig Intelligenz redigirt. Die periodische Literatur Krakau's besteht, neben einigen ganz unbedeutenden Produkten, in einem politischen Zeitblatt, das einen gedrängten Auszug der auswärtigen Tagesneuigkeiten gibt, dem als Haupttheil ein öffentlicher Anzeiger folgt. An eine Besprechung öffentlicher Verhältnisse des In- und Auslandes ist dabei nicht zu denken, und selbst der gebildete Krakauer vielleicht deßhalb jenem Materialismus ergeben, dessen Rückwirkung auf die niedere Klasse die Demoralisation und Verarmung in einem hohen Grade zunehmen läßt. So ist das geistige Loos der alten Königsstadt der Piasten und Jagellonen, dieser merkwürdigen Ruine überlebter Größe! — In Wieliczka, der feenhaften unterirdischen Salzstadt wegen der interessanteste Ort Galiziens, ist im vorigen Jahre für die hier so reichlich gewonnene Salzsoole eine herrliche Badanstalt auf Aktien errichtet worden. Das Gebäude, in italischem Styl, mit äußerst gefälliger Fronte, ist sehr zweckmäßig eingerichtet. — In Warschau drängen sich glänzende Assembleen und Feste, und besonders ausgezeichnet war der Ball bei dem Grafen Zamoyski am 12. Januar, dem Sylvesterabend des alten Kalenders. Die Theilnahme der ältesten Adelsfamilien spricht für das allmälige Vernarben der durch die Revolution geschlagenen Wunden. Der bekannte Jongleur und Herakliде Rappo ist wieder angelangt, sowie der Sänger Conti aus Florenz. — In Petersburg macht der Musikdirektor Hermann aus Breslau, der schlesische Repräsentant für Strauß und Lanner, mit seinem trefflich eingeübten Orchester entschiedenes Glück; auch auf dem lezten Adelsballe leitete er die Musik. Für jede Abendleistung läßt er sich ein Honorar von 750 bis 1000 Rubel Banco zahlen.

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Bälle. Abenteuer.

Die große Oper hat solch einen köstlichen Einfall noch nicht gehabt; dagegen verspricht sie den Balllustigen Kunstgegenstände, z. B. Aquarelle und Oelgemälde lebender Meister, welche hier oft sehr theuer bezahlt werden, und zwar theurer als Meisterstücke alter Künstler, wie man es so eben bei der Versteigerung der schönen Sommarivaschen Gemäldesammlung gesehen hat. Doch hat die Oper auch kostbare Sachen zum Schmucke oder zur Zimmerverzierung zu bieten. Gegen solche Ballunternehmer, welche sich noch dazu von einem berühmten Quadrillensezer und 50 oder 60 (an der großen Oper sogar über 100) Musikanten unterstüzen lassen, sind die andern, die nichts als Tanz, allerlei Abenteuer und ein halb oder ein ganzes Duzend Musikanten aufzuweisen haben, nur arme Schlucker. Dafür machen sie aber auch keine so großen Ansprüche, und begnügen sich mit drei Fr. Eintrittsgeld, wogegen ein Opernbillet 10 Fr. kostet. Unter den besondern Bällen zeichnete sich wieder, wie in den vorigen Jahren, der Ball zu Gunsten der sogenannten Pensionnaires de la liste civile aus, das heißt zu Gunsten derjenigen, welche ihre Hofpensionen seit dem Sturze der ältern Bourbonen verloren haben und zum Theil in Armuth versunken sind. Es ist Schade, daß dieser Ball das Eigenthümliche, das er in den ersten Jahren zeigte, bereits verloren hat. Damals wurde er nur von Leuten, welche sonst mit dem Hofe in Verbindung gestanden, besucht; es war ein echt altaristokratischer Ball, auf welchem sich das Schmollen des alten Adels mit der jezigen Ordnung der Dinge unverholen äußerte. Da gab es Herren, welche alles mögliche thaten, um zu zeigen, daß sie noch altbourbonisch gesinnt seyen, und Damen, welche mit dem Herzoge von Orleans nicht tanzen wollten, und durch diesen Zug von Royalismus sich bei ihrer Kaste in vorzügliche Achtung sezten. Auch erkannte man an dem höflich Ceremoniösen des ganzen Balls, daß die hier Anwesenden lauter Leute seyen, welche sich auf das Hofwesen verstanden und groß damit thaten. Nach und nach aber haben sich Theilnehmer aus allen Klassen und Parteien auf diesen Bällen eingefunden. Der Hofton ist zum Theil verschwunden und das Ganze sieht aus wie andere Bälle der reichen Welt. Zwanzig Franken Eintrittsgeld halten wenige Balliebhaber von solchen glänzenden Lustbarkeiten ab, oder wenigstens finden sich in der großen Stadt Leute genug, welche so vermögend sind, daß sie ein Goldstück für ein Entréebillet ausgeben können, ohne ihren andern Ausgaben deßhalb Abbruch zu thun. Allein die Unbemittelten, welche den Fasching hindurch sich mehr als gewöhnlich belustigen wollen und oft darüber sogar ihre Geschäfte versäumen, müssen natürlich zu allerlei Mitteln ihre Zuflucht nehmen, um in dieser Zeit ihre starken Ausgaben zu decken. Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Pariser Leihhäuser in keinem Monate mehr Pfänder erhalten, als in dem, in welchen der Fasching fällt, und in der lezten Woche vor dem diesjährigen Karneval sind ungefähr 80,000 Fr. mehr aus der Sparkasse gezogen, als in dieselbe eingelegt worden, wogegen in den andern Jahrszeiten die wöchentliche Einlage das Herausgezogene um beinahe 100,000 Fr. übersteigt. Auch hat es an Abenteuern bei den öffentlichen Bällen nicht gefehlt, und ein Buchhändler, der wahrscheinlich auf Skandal spekulirt, hat eine Chronique scandaleuse der Opernbälle angekündigt. Einige Abenteuer haben die Tageblätter zum Besten gegeben; allein man darf ihnen nicht unbedingt trauen, nach dem zu urtheilen, was sich bei einem dieser Beispiele als wahr gezeigt hat. Man hatte nämlich die Geschichte eines bildschönen Mädchens erzählt, welches, als Schottländerin verkleidet, früh Morgens den Ball des Théatre de la Renaissance verlassen, in ein neben dem Theater stehendes Haus gelaufen und sich oben aus dem vierten Stocke auf den Theaterplaz gestürzt habe. Mit dem Sturz hatte es seine Richtigkeit; es fand sich aber bei näherer Untersuchung, daß das Mädchen eine Köchin gewesen war, welche sich weder verkleidet, noch den Ball besucht hatte, und durch häusliche Widerwärtigkeiten zur Verzweiflung gebracht worden war. Vielleicht verhält es sich ebenso mit dem vorgeblichen Abenteuer eines jungen Mannes, welcher als Mädchen verkleidet von zwei Masken verfolgt wurde, sich von ihnen auf einem nahen Kaffeehause ein treffliches Abendessen geben läßt, sich alsdann entlarvte und auf Kosten der Anbeter lustig machen wollte, aber entsezlich erschrack, als sie ihm erklärten, sie seyen keine Anbeter, sondern sogenannte gardes du commerce oder Häscher, welche ein wider ihn vom Handelsgerichte ausgesprochenes Urtheil zur Vollziehung bringen und ihn auf Kosten seiner Gläubiger in das Schuldengefängniß führen müßten, wo er denn auch noch dieselbe Nacht, verkleidet, wie er war, seinen Einzug hielt.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 63.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 14. März 1839.

— These are the villains,
That all the travellers do fear so much.
Shakespeare.

Reise- und Lebensbilder.

(Fortsezung.)

Aus den Händen der Marinari gehst du in die der Matrosen über. Sie erwarten dich am Eingang des Molo, nähern sich dir geheimnißvoll und flüstern dir im Vorbeigehen die verlockenden Anerbietungen von echt türkischem Tabak, von Malteser Cigarren zu. Die Versuchung für den Deutschen, den Raucher, ist mächtig; denn der Tabak ist Neapels dunkelste Schattenseite, und die Waare Torlonias, des Einzigen, welcher das Privilegium, ausländische Blätter einzuführen, genießt, unterscheidet sich von inländischen Fabrikaten nur durch den unerhörten Preis. Mustere jedoch den pechkappigen Seehund, ehe du der Versuchung unterliegst, mit strengprüfendem Auge; er kann eben so gut ein Polizeispion seyn, der das eben erhandelte Gut denunzirt und dich der Haussuchung und Geldstrafe aussezt; auf jeden Fall aber prüfe genau das gepriesene Kraut. Einmal leidlich bedient, wirst du gewiß bei blindem Vertrauen das folgende Mal um so heilloser hintergangen. Dieser kleine Betrug ist die Achillesferse des Neapolitaners, die Stelle, wo er sterblich ist. Den Mantel, den Koffer, den schweren Geldsack wird er aufladen, mit ihm durch das Gedränge stürzen, verschwinden, aber redlich an Ort und Stelle abliefern. Nur bei Lumpereien zeigt sich die Lumpennatur. Je kleinlicher der Gegenstand, um so verführerischer für ihn. Ein Schnupftuch, ein seidenes zumal, ist ein Magnet, welchem neapolitanische Finger unwiderstehlich zufliegen — es muß gestohlen werden. Ich bin in den ersten acht Tagen jederzeit mit nach außen gekehrter Tasche durch die Straßen gegangen. Die nach Tüchern angelnden Fischer hatten die Austerschale erhascht, ohne die gesuchte Perle. Ich barg sie, wie jeder Neapolitaner, in der Brusttasche oder, noch sicherer, im Hut. Sogar auf der Bühne trägt der Stutzer das zierliche Seidentuch fest eingeknöpft, als mißtraue er den Mitspielern oder dem Parterre.

Raubanfälle auf der Straße sind in den lezten Jahren ziemlich selten geworden; von methodischen oder gewaltsamen Einbrüchen verlautet wenigstens nicht mehr als in jeder großen Stadt. Der kleine, gemeine Diebstahl, der schelmische Betrug, die verschmizte, listige, fast launige Spizbüberei, das buscare ist allein das Feld, welches der Neapolitaner mit unermüdlichem Eifer bearbeitet, auf dem er glänzt. Als Beleg zu dieser Art, das Handwerk zu betreiben, führe ich ein Abenteuer an, welches sich zur Zeit meiner Anwesenheit zutrug, und dessen Held ein Prediger L. aus der Gegend von Wittenberg wurde.

An einem schönen Sommernachmittag steht der Pastor auf dem Vomero, versunken in den Anblick der unvergleichlichen Aussicht auf den Golf, den Vesuv, die blauen Inseln. Ein wohlgekleideter Neapolitaner nähert sich ihm, bleibt anfänglich, wie vom Zauber der Natur ergriffen, an seiner Seite stehen und bricht in einen unwillkührlichen Ruf der Bewunderung aus. Die wahlverwandten Naturen erkennen sich. Der Neapolitaner zeigt sich als ein, mit dieser Wunderwelt Vertrauter, als scharfsichtiger, sinniger Beobachter, er weiß überall Bescheid, nennt die anziehendsten Punkte, dietet sich dem Fremdling zum Begleiter an. Schon ist eine Partie verabredet, als der Neapolitaner, wie von einer plötzlichen Idee ergriffen, den Schritt hemmt und den Wittenberger befragt: ob er schon den vor wenigen Tagen im Golf gefangenen Wallfisch gesehen habe? — Ein Wallfisch? hier? und im Golf von Neapel? — „Si, si, Signore. Ohnweit von Massa wurde er von kühnen Fischern harpunirt. Noch liegt er an Seilen am Ufer; aber nur heute noch, höchstens morgen; dann soll er zerstückt und sein Gerippe nach den Studj gebracht werden. Der König, der ganze Hof, Neapels Adel will den seltenen Fang in Augenschein nehmen. Alles rudert heute nach dem Meerwunder. Wollt Ihr mit, Herr? Einer meiner Freunde, ein Galant'uomo, ist Besitzer einer Barke. Ich zweifle nicht, daß er sich ein Vergnügen daraus machen werde, einen Forestiere, namentlich einen von mir empfohlenen, mit offenen Armen zu empfangen. Kommt, wenn es Euch recht ist. Die Stunde, in welcher die königliche Familie ihren Besuch macht, rückt heran." — „Ein Wallfisch, sagt Ihr? Und bei Massa? Höchst wunderbar! Und der König? —" — „Wie ich sage, der König, die Königin, die Königin Mutter. Ihr habt sie schon in der Nähe gesehen? Nicht? Nun, die Gelegenheit ist die günstigste. Besser trefft Ihr's nie. Aber kommt." Die Beiden steigen nach der Villa reale hinab. Der Freund des Neapolitaners ist zur Stelle, begrüßt den Deutschen verbindlichst und nöthigt ihn dringend, einzusteigen. Vier rüstige Ruderer fliegen mit der Barke über den stillen, regungslosen Meeresspiegel. Der Himmel ist unbewölkt, von schönster, durchsichtiger Bläue, die weißen Villen blitzen so lachend an den grünen Ufern, jenseits reiht sich Stadt an Stadt, die Unterhaltung ist belebt, geistreich; man kann sich keine anmuthigere Fahrt denken. Nach einer Stunde setzen die Marinari die Ruder ein; es ist der angeblichen Strömung wegen, die den Kahn spielend treibt. Der Pastor guckt sich vergeblich nach ihr um, sie bleibt, nach Aussage des Begleiters, dem Auge des Landbewohners unsichtbar, und er beruhigt sich. Das Gespräch geräth in's Stocken. Der Freund des Führers zieht die Karten hervor und beginnt mit letzterem *alla primiera* zu spielen; der Prediger schaut eine Weile zu, wird aufgefordert, Theil zu nehmen, und entschuldigt sich mit Unkenntniß des Spiels. Die Regeln desselben sind aber so leicht, so faßlich — ein Kind kann sie begreifen. Er will auch nicht unhöflich, kein Spielverderber seyn, er sezt und verliert. Ein Piaster ist fort. Jedes Spiel heischt aber Lehrgeld; ein zweiter Piaster wird, um den ersten zurückzuholen, ausgesandt, obwohl ohne Erfolg. Der Begleiter und sein Freund sind über das unerhörte Unglück außer sich und machen sich die lebhaftesten Vorwürfe, den Gast zum Spiel aufgefordert zu haben; man kann nicht diskreter seyn. Nichtsdestoweniger bringt der dritte, vierte, fünfte ausgesäte Piaster eben so wenig Frucht. Das Spiel bedünkt dem Herrn Pastor weniger interessant, als es anfänglich schien. Er erkundigt sich, um eine Diversion zu machen, nach der verheißenen königlichen Familie: man erwartet sie jeden Augenblick. Er frägt nach dem Wallfisch. Der eine Schiffer will wissen, daß er schon gestern weggeführt worden sey, der andere versteht die Frage nicht einmal. Der Deutsche dringt auf Heimfahrt; die Neapolitaner willfahren ihm, bieten ihm noch einmal, obwohl vergeblich, Revange an, setzen ihn in der Villa reale an's Land, stoßen dann ab und brechen in ein schallendes Hohngelächter über den Geprellten, Verwirrten aus. Die Geschichte lief durch ganz Neapel und wurde von Jedermann als schlagendes Bonmot, um die Sagazität der Inquilinen, die Tölpelhaftigkeit der Ausländer zu bezeichnen, mit lachendem Munde erzählt.

(Fortsetzung folgt.)

Der deutsche Renegat im Dienste Abd-el-Kaders.

(Schluß.)

Früh um sechs Uhr begab ich mich nach dem Zelte Rais Alis und bat ihn, mit mir eine Jagdpartie zu machen. Ein Neger sattelte unsere Rosse und bald waren wir tief in den Bergen des Atlas. Nach einer vierstündigen Jagd in die Gegend des Lagers zurückgekommen, bat ich meinen Begleiter, mit mir in einem naheliegenden Aduar einige Erfrischungen einzunehmen. Ich hatte den Plan, mich hier unter irgend einem Vorwande länger als Rais Ali zu verweilen und dann mit Pferd und Waffen in die Hochgebirge zu entfliehen, wo ich ohne Gefahr die Nacht erwarten konnte, da die höheren Regionen der Berge von den Beduinen gemieden werden. Sey es nun, daß Ali mein Absicht errieth, oder war es Zufall, er vereitelte meinen Plan durch die

Bemerkung, daß er sich unwohl fühle und einige Stunden im Aduar verweilen wolle. „Du kannst," setzte er hinzu, „nach dem starken Ritte einen Spaziergang in's nahe Lager machen; ich werde dir Pferd und Waffen dorthin nachbringen." Um mich nicht zu verrathen, billigte ich seinen Vorschlag. Zu Fuß und ohne alle Waffen begab ich mich nach den Zelten. Nach einer kurzen Ruhe suchte ich, im Angesichte unserer Reiter, die am Chelif ihre Pferde tränkten, langsam und gesenkten Hauptes gehend, als wenn ich Kräuter sammelte, die nächsten Berge zu erreichen. Als ich mich weit genug vom Lager entfernt glaubte, stieg ich hinab in die Schluchten, einen verborgenen Winkel zu entdecken, wo ich die Nacht erwarten könnte. Eine durch zwei übereinander ragende Felsen und dichtes Gebüsch versteckte Höhle schien mir zu diesem Zweck vollkommen geeignet. Ein darin befindliches Lager und herumliegende Knochen ließen zwar in diesem Asyle den Aufenthalt irgend eines wilden Thiers vermuthen; aber ich fürchtete in diesem verhängnißvollen Augenblicke weniger den Zahn einer wilden Bestie, als den Yatagan der Araber. Die Schauer dieser Höhle in den wildromantischen Schluchten des Atlas, die feierliche Stille rings herum und die über meinem Haupte schwebende Todesgefahr erfüllten meinen Busen mit schwankenden Bildern von Hoffnung und Furcht.

Ungeduldig erwartete ich den Untergang der Sonne. Als sich endlich die nächtlichen Schatten über Berge und Thäler verbreiteten und unten im Thale das wilde Geschrei der Wachen ertönte, verließ ich meinen Schlupfwinkel und erstieg die Höhe des Gebirges. Im Finstern vorwärts tappend, stürzte ich oft in Schluchten, an deren schroffen Felsenwänden ich kaum wieder emporzuklimmen vermochte. Das dornige Gestrüpp, mit dem die Berge bedeckt sind, ritzte alle entblößten Theile des Körpers und die scharfen Kanten der Felsenwände verwundeten auf's empfindlichste Hände und Füße. Nach einem dreistündigen Marsche stieß ich auf eine ungeheure Schlucht, die, sich rechts und links weit ausdehnend, meinen Weg durchschnitt. Nachdem ich mich von der Unmöglichkeit, sie zu passiren, überzeugt, folgte ich dem Wege rechts und stieg bis an den Chelif hinab. Dort angekommen, begegnete mir, was ich am meisten gefürchtet hatte. Das wüthende Gebell von Hunden bewies mir, daß ich mich in der Nähe eines Aduars befand, dessen erdfarbene Hütten mir die Dunkelheit verbarg. Obgleich die Araber ihren Aduar während der Nacht nicht verlassen, weil sie die wilden Thiere und Schedans (Teufel) fürchten, so ergreifen sie doch die Waffen, sobald sie durch das Gebell ihrer Hunde von der Annäherung eines Menschen benachrichtigt sind. Leicht konnte ich fur einen Dieb gehalten, getödtet oder gefangen werden. Ich sprang in den Fluß und erreichte glücklich das jenseitige Ufer. Ich folgte dieser Seite eine halbe Stunde lang und durchschnitt den Fluß zum zweiten Male, um wieder die Berge zu erreichen. Schon begann im Osten der Morgen zu dämmern, als ich aus dem Gebirge in die Ebene herabstieg, von wo ich ungefähr noch sechs Stunden von Mostaganem entfernt war. Nach Verlauf einer Stunde erreichte ich einen mit zerfallenen Mauern umgebenen Garten, in dem ich einige Früchte zu finden hoffte, um meinen Hunger zu stillen. Während ich vorsichtig umherschaue, ob nicht durch nahe Wohnungen meine Sicherheit gefährdet sey, erblicke ich auf einem entfernten Baume einen im Winde flatternden Bernus. Näher hinzutretend entdecke ich mit Schaudern den Leichnam eines gehenkten Beduinen mit silberweißem Barte. Ich fühlte ein Zucken in den Halsmuskeln, vergaß Hunger und Durst und verließ so schleunig wie möglich den unheimlichen Ort.

Die aufgehende Sonne beleuchtete die Landschaft, als ich noch vier Stunden von Mostaganem entfernt einen befahrenen Weg traf; nur die Franzosen konnten diese Spuren zurückgelassen haben, und ihnen folgend, hoffte ich desto schneller den Hafen der Rettung zu erreichen. Noch war ich nicht lange gegangen, als ich, aus dem Gebüsche in's Freie tretend, dicht vor mir einen Aduar erblickte. In diesem Augenblick traten aus dem nächsten Zelte drei Beduinen, mit Gewehren bewaffnet, um wahrscheinlich eine Jagdpartie in's Gebirge zu machen. Es war nicht mehr möglich, mich ihren Blicken zu entziehen, entschlossen trat ich daher auf sie zu. Nachdem sie meinen Gruß „selaom alicom" erwidert, mußte ich mich einem strengen, aus der den Arabern angebornen Neugierde entspringenden Examen unterwerfen. Da sie an meiner gebrochenen Aussprache sogleich den Ausländer erkannten, gab ich mich auf ihre Fragen als einen Türken zu erkennen; aber am auffallendsten schien es ihnen, mich in der Offiziersuniform Abd-el-Kaders ohne Pferd und Waffen zu sehen. Ich erklärte ihnen, mein Pferd sey in den Bergen gestürzt und ich genöthigt worden, dasselbe in einem Aduar zurückzulassen, und mein Yatagan sey beim Sturze in eine Schlucht gefallen. „Ich gehe," setzte ich hinzu, „zum Commandanten nach Mostaganem, um diesem einen Brief vom Chalifa zu überreichen." Diese und ähnliche Erklärungen befriedigten sie vollkommen, und mit einem freundlichen „ru, ru" (geh) wurde ich entlassen. Unter andern Arabern, die ich auf gleiche Weise zufrieden stellte, begegnete mir ein junger Beduine, welcher Früchte nach Mostaganem zu Markte trug. Mich für einen treuen Glaubensgenossen haltend, beschenkte er mich mit Feigen und Nüssen, die mir bei meiner gänzlichen Ermattung die trefflichsten Dienste leisteten. Noch eine kurze Strecke, und ich erblickte vor mir das schützende Ziel. Ich wage

nicht, meine Empfindungen zu schildern; nur wer in ähnlichen Gefahren geschwebt hat, vermag dieselben mitzufühlen. Ich betrat den Boden der Civilisation mit der festen Ueberzeugung, daß der Mensch nur da glücklich seyn kann, wo er unter Menschen lebt, die geistig Seinesgleichen sind.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Balladenteuer. Konzerte. Rachel.

Ein anderes Abenteuer ist sicherer, da es von den Zeitungen, welche ihre Nachrichten aus dem Justizpalaste hernehmen, erzählt wird. Eine sogenannte Grisette, jung und schön, meldete sich bei einer ebenfalls jungen Demoiselle und bat sie im Namen ihrer Freundin, einer Schauspielerin, dieser auf 24 Stunden ihr schönes Ballkostüm eines Titi zu leihen, welches Kostüm auch sogleich, nebst vielen freundlichen Grüßen an die Schauspielerin, verabfolgt wurde. Die deutschen Leser müssen wissen, daß Titi in der Volkssprache und im Vaudeville der Name des allgemein bekannten Gamin de Paris ist, nicht des Taugenichts, wie er fälschlich in der deutschen Uebersetzung genannt wird, sondern des lustigen und kecken Gassenbuben. Eigentlich besteht seine Tracht in einer langen Hose, einer Blouse mit Gürtel und einer Mütze. Die Kostümiers veredeln aber alle Trachten. Das Titikostüm bleibt zwar in der Hauptsache der Wahrheit getreu; allein es ist so verfeinert, daß es allenfalls auch auf einem Hofballe noch mit Glanz erscheinen könnte. Aus dem blauen oder grauen Kittel ist ein Oberkleid von weißem Merinos, aus der Mütze ein seidener, mit Silber verbrämter Kopfputz u. s. w. geworden, so daß das Ganze einer hübschen Grisette überaus wohl steht, aber auch viel kostet, wofern sie nicht zu dem Mittel, welches besagte Grisette Namens einer Schauspielerin anwendete, ihre Zuflucht nimmt. Die Demoiselle erfuhr bei ihrer nächsten Zusammenkunft mit ihrer Freundin, daß diese Niemand zu ihr geschickt und Niemand beauftragt habe, sie um das schöne Kostüm zu bitten. Es war also sonnenklar, daß jene um dasselbe betrogen worden war. Acht oder vierzehn Tage darauf, als die Demoiselle auf einem öffentlichen Balle tanzte, entdeckte sie mit Entsetzen in einer neben ihr stehenden Tänzerin, welche diesmal als Schäferin verkleidet war, ebendieselbe Grisette, welche ihr das Titikostüm abgeborgt und so gut als gestohlen hatte. Sie ward so verwirrt bei diesem Anblick, daß ihr Tänzer viele Mühe hatte, mit ihr die Touren durchzumachen, und kaum war der Tanz geendigt, als sie zu einem der Polizeidiener lief, deren es auf allen öffentlichen Bällen einige gibt, und ihm den Vorfall entdeckte. Dieser begab sich zur Schäferin und bat sie, ihn zum Polizeikommissär zu begleiten. Hier gestand nun die Schäferin unter einem Strome von Thränen, daß sie in der That, aus allzugroßer Begierde, als ein Pariser Titi auf dem Ball zu erscheinen, eine List ersonnen habe, dieselbe aber bald darauf bereut, und den Titianzug so liegen gelassen habe, wie sie ihn bekommen, und auch bereit sey, denselben sogleich wieder herauszugeben. Durch dieses reuige Geständniß soll die Klägerin so erweicht worden seyn, daß sie versprochen habe, von ihrer Klage abzustehen. — Das Ausleihen der Kostüme ist hier in der Karnevalzeit ein beträchtlicher Industriezweig. Vor Kurzem ist eine ganze Sammlung von illuminirten Kupferstichen erschienen, welche allerlei Trachten darstellen, wie sie die hiesigen Zeichner für Theater und Bälle erfinden, und die, wie gesagt, der Wahrheit selten getreu bleiben. Mit dieser Kupferstichsammlung sind nun sämmtliche Kostümhändler versehen, und Jeder kann sich aus der Sammlung das auswählen, was ihm am besten gefällt. Auch die Theater werden manchmal von solchen Kostümiers versorgt, besonders aus dem großen Babinschen Magazine, das schon lange sich als das am besten versorgte einen großen Ruf verschafft hat. — Neben der Ballmusik ertönt die der Konzerte, die freilich ein kleineres, ausgewählteres Publikum haben, und daher oft in den Sälen der Instrumentenmacher, wie Erhard, Pape, Plantade, gegeben werden. Nur im Musikconservatorium werden am Sonntag große Konzerte mit Begleitung eines vollständigen Orchesters gegeben. In den übrigen besteht die Begleitung meist nur aus einem Fortepiano, und höchstens werden Quartette oder Quintette neben den Gesangstücken aufgeführt. Unter den Instrumentalisten, welche sich in der lezten Zeit hören ließen, waren die Herren Bärmann die vorzüglichsten; doch erntete auch ein sogenannter Schüler Paganinis, Namens Philippe, ziemlichen Beifall ein. Der Solosänger und Sängerinnen treten immer eine Menge auf. Es hält aber schwer, in diesem Fache sich einen Ruf zu erwerben. In der Theaterwelt ist Rachel noch immer die gefeiertste Person; da jedoch jede Art von Ruhm nicht ohne Widerwärtigkeit bleibt, so hat auch die junge Tragikerin schon viel dergleichen erlebt. Obschon die Direktion des Théatre français angekündigt hatte, sie habe Rachel zum Range einer Sociétaire oder Theilhaberin erhoben, so fand es sich doch, daß Rachel anstatt des Gehaltes von 20,000 Fr. eigentlich nur 8000 fixes Einkommen hatte, und man ihr bloß monatlich aus freien Stücken 1000 Fr. zulegte. Die Eltern des Mädchens erhoben daher eine Klage, und verlangten im Namen der noch nicht mündigen Tochter die vollen 20,000 Fr. zugesichert, nebst einem jährlichen Urlaub von drei Monaten. Gern hätte sich die Theaterdirektion dieser Verbindlichkeit entzogen, und es fanden sich Tageblätter, welche die Partei der Direktion ergriffen und Rachels Eltern der Habsucht beschuldigten. Eines dieser Blätter sagte beißend, Rachel bleibe ihrem alten Handwerk treu und bettle noch immer, nur mit dem Unterschiede, daß sie sonst um Kupfermünze gebettelt und jezt um Banknzettel bettle. Rachels Eltern aber erwiderten in den Zeitungen, ihre Tochter habe dem Théatre français bereis die ungeheure Summe von 200,000 Fr. eingebracht und müsse beständig spielen; es sey daher auch nicht mehr als billig, daß sie so gut belohnt werde wie andere Sociétaires. Dawider ließ sich dann auch nichts Bündiges sagen, und die Theaterdirektion gab wirklich nach. Einen andern Vorwurf macht man den Eltern des Mädchens daraus, daß sie Rachel in große Gesellschaften gehen lassen, wo sie Proben ihres Talents ablegen muß.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 64.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 15. März 1839.

Je connais mon théâtre, et veux, en amateur,
Jouer à mon profit le rôle d'inspecteur.
Delavigne.

Die Gastfreunde.

II.

Der Gastfreund in Hirlingen.

Norbert trat seinen Weg nach Hirlingen nicht ohne mannigfache Betrachtungen an. Sein blindes Vertrauen hatte, wie schon öfter, einen tüchtigen Stoß erlitten. Er machte sich keine Hoffnung mehr auf ein ständiges Ruheleben im Schooße einer befreundeten Familie, wie er wohl gethan, als er gen Falkenau gereist war; er rechnete nur noch auf ein fliegendes Quartier, obendrein in schlecht vertrautem, oder gar feindlichem Lande. Er beschloß, sein Herz und seine aufrichtige Zunge gefangen zu nehmen, nicht mehr ein hingebender Freund, sondern ein wißbegieriger Beobachter zu seyn. Er schämte sich der Reue, die ihn zu Falkenau beschlichen; er freute sich mehr als je, seinem Junggesellengrundsatze treu verblieben zu seyn. „Ich werde jezt," sagte er sich, „das zweite vor der Welt prunkende Eheglück kennen lernen; es soll mein Studium seyn, diese Maske zu durchschauen. Um mich jedoch zum Forscher recht tüchtig zu machen, will ich an Auerbachs Hause nicht mehr reellen Antheil nehmen, als wie an einem gewöhnlichen Wirthshause. Warum auch nicht? Wird mein Leben darinnen nicht verlaufen wie in einem Gasthofe? Mit Affektation aufgenommen, werde ich in ein paar Tagen ein alltäglich Gesicht, ein paar Tage weiter nachlässig behandelt, noch acht Tage weiter an allen Ecken überlästig seyn. Das ist einmal der Lauf der Hospitalität, der bezahlten wie der aus Freundschaft geleisteten. Ich will mich einrichten, daß ich jeden Augenblick fertig sey, meine Zeche zu bezahlen und abzureisen, stets bei der Hand, den Abschied zu empfangen ohne Kummer, oder meine Dimission zu geben, ohne es zu bereuen. Statt eines Verlustes muß mir alsdann der Gewinn bleiben, mit den Menschen in ihrer Häuslichkeit, und mit dem gepriesenen Stand der Ehe insbesondere in allen seinen Nuancen, gründliche Bekanntschaft gemacht zu haben."

Ohne sich viel Vergnügen von seinen Forschungen zu versprechen, verfolgte der alte Student nichtsdestoweniger seinen Weg mit Muth, und rechnete für seine Erholung auf die Intermezzos, die ihm das gesellschaftliche Leben in dem Städtchen bereiten würde. Wie klein auch Hirlingen seyn mochte, so hatte es doch einige Hülfsmittel für den fremden Gast in Bereitschaft, wenn er sich von Auerbachs Hause für Augenblicke zu trennen begehrte. Er war doch nicht gezwungen, wie in Falkenau, entweder sich auf seinem Zimmer zu isoliren, oder Stunde für Stunde, Minute für Minute die argwöhnlichen

Blicke und die falschgemeinten Höflichkeiten einer ungünstig gestimmten Hausfrau auszuhalten.

Was den Empfang bei Auerbach betraf, so hatte sich der Major geirrt. Es waltete dabei keinerlei Affektation ob; er wurde aufgenommen, als sey man schon längst gewöhnt, ihm von Zeit zu Zeit Quartier zu geben. Sein Logis war, wie es ein alter Freund verlangen durfte: einfach, prunklos, jedoch mit allen Bequemlichkeiten versehen. Das Haus an und für sich hatte viel Altväterisches und stimmte, so wie der Garten, eben nicht heiter. Dieser Geist der Stille und Ruhe war auf die Bewohner des Hauses verpflanzt worden. Die Dienstleute thaten emsig, aber geräuschlos ihre Geschäfte. Herr und Frau des Hauses, die am zurückgezogensten wohnten, waren einsylbig; ihre Anwesenheit wurde kaum bemerkt. Der Major horchte vergebens nach dem Zankteufel, der, zufolge der Versicherung Elisens, in Küche und Keller und Kammern rumoren sollte. Selbst Auerbach, auswärts so lustig und lebendig, nahm mit dem Eintritt in seine vier Pfähle etwas Herrnhuthisches an. Der Umgang mit ihm und seiner Frau war dessen ungeachtet leicht und ungezwungen und sagte dem Gast, dessen Natur ohnedies ernst und tief war, trefflich zu. Die Eheleute begegneten sich mit einem gewissen ceremoniösen Schliff, der Uebereinkommen zu seyn schien. Sie lebten — wie es Norbert vorkam — eine verträgliche Prosa durch. — Der Tag wurde den Geschäften und dem Gast gewidmet. Nach dem Thee, der bei Auerbach die Stelle des Abendessens vertrat, zogen sich die Gatten bald in ihre entlegenen Zimmer zurück und überließen dem Hausfreunde, seine Abendstunden zuzubringen, wie es ihm beliebte; eine Sitte, die dem Major zwar etwas langweilig vorkam, die er aber bei dem guten Einverständnisse der Leute und ihrem so natürlichen Wunsche, eine kurze Spanne des Abends ungestört einander widmen zu können, sehr in der Ordnung fand.

So verging Tag für Tag, und Norberts Vertrauen in seiner Freunde Gastlichkeit befestigte sich immer mehr, und gerne hätte er diesem Vertrauen die längste Dauer prophezeit, wenn nicht zu Zeiten gewisse Zweifel in ihm aufgedämmert wären, die sein Urtheil im Schwanken erhielten.

Er bemerkte nämlich, daß Auerbach stets bemüht war, so oft er mit Anna zu fremden Leuten kam, eine besondere Poesie an die Stelle der hausbräuchlichen Prosa zu schieben. Er floß über von Liebenswürdigkeit gegen seine Frau, er hatte für sie die süßesten Namen in Bereitschaft, er behandelte sie wie der schwache Vater sein verzogenes Kind; seine Stirne hatte für sie keine Runzeln, sein Mund keine ernste Zurechtweisung, keinen Tadel; sein Wille war stets bereit, sich dem ihrigen unterzuordnen. Es ist wahr, daß Anna von diesem so freigebig angebotenen Gehorsam nie Gebrauch machte. — Dagegen ertappte Norbert gar manchmal daheim auf des Freundes Stirne eine finstere, wenn auch schnell vorüberziehende Wolke, in seinen Augen den unsteten Blick des Aufpassers, auf seinen Lippen das trockene Wort der Willkühr oder das absolute „Ja und Nein“ oder das „Meinetwegen“ eines gnädigen Herrn, der seine Gnade nicht gering anschlägt.

(Fortsetzung folgt.)

Reise- und Lebensbilder.

(Fortsetzung.)

Rüstig dringe ich durch das Gewühl. Ich lasse den pudelscheerenden Facchin, den Allerweltsmann von Trödler, welcher silberne Uhren, Brillengläser, Hosenträger, Schnallen, Knöpfe, Gott weiß was, feilbietet, Petschafte sticht und Goldringe verlöthet, zur Linken, den Antiquar mit seinem Kram, mit schlechten Uebersetzungen aus dem Französischen und noch elenderen Originalen, schweinsledernen Kasuisten, Gebet- und Kochbüchern zur Rechten, und trete an die hölzerne, mit Lorbeerzweigen besteckte Bude des Eiswasserverkäufers. Auf der untern Wand strecken die in den Flammen des Fegefeuers schmachtenden Seelen jämmerlich die Arme aus; sie sollen die Qualen des Durstes, gegen welche hier für einen Kupfergran Rettung zu finden ist, versinnlichen. Citronen und Orangen thürmen sich auf dem Tisch, hinter welchem der Verkäufer unaufhörlich das mit Eiswasser gefüllte Fäßchen um die Achse schwenkt und mit der eisernen Citronenpresse im Takt klappert. Ein trübes Aniswasser, welches abscheulich schmeckt und einen noch abscheulicheren Geruch verbreitet, ist das Lieblingsgetränk der niedern Classen; mich verscheucht es. Ich eile an dem Wechsler vorüber, welcher auf seinem Tische große Säcke voll Kupfergeld ausstellt und durch Drahtgitter weislich gesicherte Goldmünzen, an der Hausirerin, die ihren Kram von Spitzen, Bändern und Linnenzeugen auf dem Kopf trägt und bunte Seidentücher auf das Lockendste ausbreitet, an der Alten, welche, von einem dichten Bubenschwarm umdrängt, Maiskolden in Kohlen, oder Kastanien in einer Eisentrommel röstet, gehe an dem mit Blumen und Rosmarinstauden geschmückten Korbe des Feigen- und Weintraubenhändlers vorüber, welcher mit dem ewigen Ah! Ah! melodramatisch die Prügel, die auf seinen Esel niederkrachen, begleitet, und dazwischen in den Ruf: O über die herrlichen Feigen! über die zuckersüßen Trauben! ausbricht. Kein Ausrufer wagt es, seine Waare schlechtweg bei Namen zu nennen; er muß eine

Empfehlung derselben anflicken, sie umschreiben; er ruft nicht den Gegenstand, sondern dessen Anwendung, sein Wort eilt dem Auge um eine Gedankenreihe voraus. So wird er nicht baccalà (Stockfisch) feilbieten, sondern die Ingredienzien seiner Zubereitung: pomidori e faggioli, weil der Fisch mit einer Sauce von Goldäpfeln und Bohnen genossen wird. Bratäpfel sollen ein unfehlbares Mittel wider den Husten seyn. Mittelst eines gewagten Hysteron=proteron preist nun der Verkäufer die Kranken, um sein offen produzirtes Mittel los zu werden, und ruft: Glücklich, wer den Husten hat! Beato chi tiene la tossa! Und so geht es in's Unendliche.

Ein Blinder spielt die Geige und heult dazu die Wunder der Santa Filomena oder sonst einer Modeheiligen, die mit schreienden Farbenklexen auf einer ausgehängten Leinwand versinnlicht sind, in ottave rime ab; Pulcinella kräht auch hier aus seiner casa di burattini; mühsam bahne ich mir den Weg durch den aus Matrosen, Soldaten, Lastträgern, Müssiggängern gebildeten Haufen seiner Bewunderer; Bettelknaben hüpfen, mit den nackten Sohlen zusammenklatschend, vor dem Fremdling her; ich flüchte mich zu dem Vorleser des Ariost. Dieser erkennt den alten, getreuen Kunden, nickt ihm mitten aus dem Schwung der achtzeiligen Stanze wohlwollend zu und gibt dem Auditorium einen Wink, zusammenzurücken, um mir ein Plätzchen auf den im Viereck zusammengestellten Holzbänken einzuräumen. Hier lasse ich mich nieder.

Von den drei Vorlesern, welche allabendlich den Molo entzücken und ihn in die romantischen Irrgänge des Ariost's entführen, war es der jüngste, welcher den lebendigsten Vortrag, das sonorste Organ hatte, der die sinnigsten, faßlichsten Kommentare zu liefern wußte, sich der dichtesten Reihen von Zuhörern erfreute. Er war einige zwanzig Jahr alt, klein von Wuchs, und mit der echtesten neapolitanischen Pulcinellfratze, dem krausschwarzen Haar, der zurückgezogenen Stirn, den hervorstehenden Backenknochen und herausspringender, hakenförmig gebogener Nase begabt. Er agirte in Hemdärmeln, mit der nationellen braun=wollenen Schifferkappe auf dem Kopf, dem geschriebenen Exemplar des Ariost in der einen, und einem gewaltigen Stock in der andern Hand; letzterer diente ihm theils zur Wiederherstellung der Ordnung bei Einbruchen zudringlicher Bettelbuben, theils um den Affekt der Rede zu verstärken, die grimmigen Lanzenstöße und Schwertstreiche der Christen und Mohren zu versinnlichen. Die Verse selber trug er mit leidlich reinem Accent vor, und nur die Exegese war im neapolitanischen Dialekt.

„Also wo sind wir gestern stehn geblieben, Compa're?" fragt er einen alten, verwitterten Marinaro. Der Gevatter schiebt das Stück Kautabak aus einer Backe in die andere und brummt dann: „Beim Ruggiero, wenn mir recht ist, wie er auf dem Hippogryphen reitet, und wie der in eine Myrthe verwandelte Astolfo ihn warnt nicht weiter zu gehen." — „Bravo, Don Giuseppe. Solche aufmerksame Zuhörer machen dem Vorleser Muth. Wir haben ferner die Ungeheuer erscheinen sehen, und vernommen, wie Ruggiero von den beiden Jungfrauen aufgefordert wird, die scheußliche Riesin Erifilla zu bekämpfen. Heute beginnen wir den siebenten Gesang.

> Chi va lontan de la sua patria, vede
> Cose da quel che già credea, lontane etc."

Die erste Sylbe einer jeden Stanze wurde gedehnt, und mit einem besonderen schnarrenden Ton, gleichsam als Anstalt gesprochen, und eben so auch die Schlußreime der Stanze stark hervorgehoben.

Erifilla tritt auf in einer Rüstung vom feinsten Stahl, geschmückt mit vielfarbigen Steinen, dem röthlichen Rubin, dem gelben Chrysolith, dem grünen Smaragd. Sie reitet auf einem Wolf — er ist so groß als ein Stier — sie lenkt ihn nicht mit dem Zügel; der göttliche Dichter weiß selber nicht, wie sie ihn regiert habe (und so wollen auch wir uns die Köpfe nicht darüber zerbrechen); auf Helm und Schild trägt sie eine geschwollne giftige Kröte. Schon aus der Ferne ruft sie dem Ritter drohend zu; Jener greift zur Lanze — (der Stock des Vorlesers wird wüthend geschwungen) — er fordert sie zum Kampf heraus. Die Riesin spornt ihren Wolf, die Erde zittert unter der Heransprengenden, der wackere Roger erwartet sie stehenden Fußes, packt sie unter dem Helm und wirft sie mit Riesenkraft aus dem Sattel. Schon hat er das Schwert gezogen, um ihr stolzes Haupt vom Rumpfe zu trennen, aber die Jungfrauen rufen ihm zu: Es genügt, daß Ihr Eure Gegnerin besiegtet, edler Ritter; steckt Euer Schwert in die Scheide, und laßt uns über die Brücke schreiten. Sie reiten auf schmalem, steilem Pfad durch ein Gehölz, treten auf eine räumige Wiese,

> Dove il più bel palazzo e'l più giocondo
> Vider, che mai fosse veduto al mondo.

Der Vorleser hält einen Augenblick inne, fordert die Zuhörer auf, sich die königlichen Schlösser Capo di Monte oder Caserta mit ihren Wasserleitungen, Säulengängen, Treppen und Fontainen zu vergegenwärtigen, und sezt Alcinens Palast an Pracht und Herrlichkeit weit über die genannten. Er fährt fort und läßt die Schöne, von ihrem Hofstaat umgeben, dem Ritter entgegentreten, schildert dann wieder parenthetisch die Schönheit, die Garderobe des Gefolges, der Hofdamen, bis er mit den Versen:

> Sola di tutti Alcina era più bella,
> Si comme è bello sol più d'ogni stella

auf die unvergleichlichen Reize der Zauberin übergeht.

Unverwandt hängt jedes Auge an den Lippen des Vorlesers. In ängstlicher Spannung lauschen sie den wunderbaren Abenteuern; die Augen funkeln vor Kampfslust, unwillkührlich ballen sich die Fäuste, um dem bedrohten Ritter beizustehen; seine unbefleckte Tapferkeit läßt ihn den Gegner zu Boden werfen und eine Felslast fällt den Anwesenden vom Herzen. Kein Laut unterbricht den Lektor, bis er selber in einer Pause die Bewunderung der Lauscher provozirt und zu enthusiastischen Glossen über die gewaltigen Hiebe, die rings verstreuten goldenen Helme, den fürstlichen Anstand der Damen, die Bosheit des Mohren reizt. Und keiner der Zuhörer wird sich entfernen, ohne sich für den ihm gewordenen Genuß erkenntlich bewiesen zu haben. Sollten ihn Geschäfte vor der Beendigung des Gesanges abrufen, so wird er seinen kupfernen Tribut dem Nachbar zustellen; er weiß, daß dieser ihn treulich überliefern wird. Uebervortheilung des Vorlesers gilt dem Kirchenraube gleich.

Wie auf heimlicher, grünlaubiger Insel inmitten des sturmbewegten, schäumenden Meers, so sizt die stillentzückte Ariostische Gemeinde im Volksgetümmel des Molo. Weder der Schrei des Wassermelonenhändlers, noch die Lockung des Aquavitträgers, nicht das melancholische Ataho! der im Hafen arbeitenden Matrosen, nicht das einförmige Rauschen der Brandung vermag den süßen Zauber der Traumwelt, der sie umwebt, zu lösen. Da schallt von den Thürmen der gellende Ton her unter raschen Hammerschlägen dröhnenden Glocken. Die Nacht ist eingebrochen. Der Vorleser klappt die Handschrift zu, murmelt mit abgenommener Kappe das Ave-Maria und entläßt die Versammlung mit freundlichem felicissima notte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Schluß.)

Rachel. Dupré.

Seitdem Rachel bei ihrem Auftreten auf der Bühne des Théâtre français das Publikum in Erstaunen gesezt hat, wollen die Vornehmen sie in ihren Abendgesellschaften haben; Herzoginnen und Gräfinnen rechnen es sich zur Ehre, wenn das Mädchen, dem sie auf der Gasse vielleicht einmal aus Mitleid einige Sous zugeworfen haben, ihre dringenden Einladungen annimmt. Sie wird dann mit kostbaren Geschenken überhäuft und auf das schmeichelhafteste behandelt. Strenge Theaterbesucher meinen aber, dies sey das Verderben der jungen Schauspielerin, die nun ihre Zeit und Gesundheit damit verliere, von einer nächtlichen Versammlung zur andern zu wandern, statt sich für die Bühne zu schonen und ihre Muße zur Uebung anzuwenden. Sie beschuldigen Rachels Eltern, daß sie aus bloßer Habsucht das arme Mädchen den Einladungen folgen lassen. Gewiß ist das Leben in der großen Welt, wenn eine Gewohnheit daraus wird, nicht geeignet, eine Künstlerin auszubilden; höchstens könnte es dazu dienen, ihr den Anstand zu geben, welchen sie bei ihrem frühern Gassenleben unmöglich erwerben konnte. Es wird erzählt, ihr Lehrer, der Schauspieler Samson, welcher sich um die Ausbildung dieses außerordentlichen Mädchens als Künstlerin ein so großes Verdienst erworben hat, und gegen welchen sie sich bisher sehr folgsam und dankbar bezeigt hat, sey über ihr zerstreutes Leben in der großen Welt so unwillig geworden, daß er ihre Statuette, die, wie ich neulich gemeldet, bei allen Kunsthändlern jezt zu haben ist, in ihrer Gegenwart zu Boden geworfen und zerbrochen habe, worüber sie einen Strom von Thränen vergossen haben soll. Samson hatte gehofft, sie den höchsten Gipfel des tragischen Spiels erreichen zu sehen, und kann nicht ohne Zorn daran denken, daß sie nun, anstatt unaufhörlich zu studiren, sich durch den Beifall der Assembleen berauschen und von ihrem hohen Ziele ablenken läßt. Glücklicherweise ist sie noch jung und kann die verlorene Zeit wieder durch Arbeit einholen. Nur fürchtet man, daß die aus ihrer Armuth plözlich in Wohlstand versezten Eltern bloß darauf sinnen, das Glück ihrer Tochter möglichst auszubeuten, ohne sich um die Zukunft zu kümmern. An dem Opernsänger Dupré hat Rachel ein Beispiel, was ausdauernder Fleiß vermag. Diesem ist das Glück nicht entgegengekommen, wie der Demoiselle Rachel; er hat es gleichsam gezwungen, ihn zu begünstigen. In seiner frühen Jugend hatte er große Lust zum Gesange und ließ sich im Musikkonservatorium unterrichten. Er begab sich darauf in die zu jener Zeit von Choron gehaltene Singschule, zeichnete sich hier aus und konnte hoffen, auf eine Opernbühne zu treten. Aber nun ging ihm zur Zeit der Mannbarkeit die Stimme aus. Er sang in den Operetten, welche damals im Odeon gegeben wurden, machte aber gar kein Aufsehen, und wurde für einen sehr mittelmäßigen Sänger gehalten. Durch alles dieses ließ er sich nicht abschrecken, und da in Frankreich für ihn keine Aussicht war, begab er sich nach Italien, begnügte sich hier anfangs mit untergeordneten Rollen, arbeitete und studirte unaufhörlich, bekam allmälig seine Stimme wieder, wurde bekannt, hervorgezogen und erhielt endlich auf den Hauptbühnen Italiens den rauschendsten Beifall. Von nun an wetteiferten die Tonkünstler, für ihn Rollen zu sezen. So sezte Donizetti für ihn die Hauptrolle in seiner Oper Lucia di Lammermoor. Der Ruhm, den er sich in Italien erwarb, verbreitete sich bald nach Frankreich, und nun suchte die große Oper, die ihn vormals kaum unter ihre Choristen hätte aufnehmen wollen, ihn als Primotenore zu bekommen. Es wurden ihm die glänzendsten Anerbieten gemacht, und er willigte endlich ein, sein zweites Vaterland, Italien, dem er seinen Ruhm und sein Glück verdankte, wieder zu verlassen, um die erste Stelle an der hiesigen Oper einzunehmen. Es sind noch nicht zwei volle Jahre, seit er auf dieser Bühne singt. Er hat sich bisher mit fünf oder sechs Rollen begnügt; diese singt er aber meisterhaft und läßt darin nichts zu wünschen übrig. Er ist unstreitig jezt der erste Sänger in Frankreich, und beinahe der einzige Sänger an der Oper; man geht nur hin, um ihn zu hören, wie man die Ballete nur besucht, um Fanny Elsler tanzen zu sehen. Dieser Gebrauch, sich an einen meisterhaften Schauspieler zu halten, diesem allein Beifall zu zollen und das andere wenig zu beachten, ist aus Italien nach Frankreich gekommen. Es läßt sich Manches dagegen sagen. Allein wer kann es dem Publikum verargen, daß es sich von einem überwiegenden Talente hinreißen läßt, und daneben die untergeordneten Künstler desto mittelmäßiger findet?

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 65.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 16. März 1839.

> Kommt, soll'n wir gehen und uns Wildpret tödten?
> Doch reut mich's, daß wir den gefleckten Narr'n
> Auf eignem Grund mit hak'gen Spitzen blutig
> Die runden Hüften reißen.
>
> Shakespeare.

Scenen aus den Wildnissen Nordamerikas.

Die englische und amerikanische Literatur ist sehr reich an lebendigen Beschreibungen weit entlegener, wenig betretener Länder. Die Berichte der Touristen sind meist voll der buntesten Abenteuer, sie haben aber größtentheils nur als Unterhaltungsschriften Werth, und die Wissenschaft trägt gerechtes Bedenken, die auf diesem Wege gelieferten Notizen zu registriren. Manche tragen aber den Stempel innerer Wahrheit, und zu diesen gehören die Schriften des Amerikaners Fenno Hoffmann. Er hat sich bereits durch eine Winterreise in die westlichen Gebiete der Vereinigten Staaten bekannt gemacht, und so eben ist wieder von ihm erschienen: Wild scenes in the forest and prairie. London 1839. — Wir theilen einige Abschnitte daraus mit.

* * *

Das große Elendthier.

Die beste und bequemste Gelegenheit, Hochwild zu erlegen, bietet sich Winters bei tiefem Schnee dar, wenn die Eiskruste, die sich nach einem leichten Regen auf der Oberfläche bildet, stark genug ist, den Mann zu tragen, während sie unter den Hufen der Elendthiere und des übrigen Rothwilds beständig einbricht. Das tief eingesunkene Thier wird auf diese Weise leicht gefangen und mit Keulen erschlagen. Diese Jagd nennt man in Nordamerika „Crusting.“ In den nördlichen Staaten wird auf diese Weise mehr Wild erlegt als auf jede andere, und jeden Winter kann man in den Zeitungen lesen, wie ganze Dörfer hinausgezogen und die so gefangenen Thiere zu Hunderten niedergemacht. So sollen vor wenigen Jahren auf dem Gebiet von Catskill in einem Winter über tausend Stücke auf diese Weise erschlagen worden seyn. Jeder echte Waidmann hat indessen einen gerechten Abscheu vor dieser Jagd, schon weil für die meisten Sorten von Wild die eigentliche Jagdzeit nicht in die genannte Jahreszeit fällt.

Das Moosthier oder große Elend zu „krusten,“ ist indessen nichts ganz Leichtes: es gehört von Seiten des Jägers Muth und Gewandtheit dazu, und das Thier kann sich dabei doch wehren und entkommen. Da aber das Gesetz dieses edelste Hochwild vor jener Art der Verfolgung nicht schützen kann, oder nicht will, so muß es über kurz oder lang auf dem Gebiete von Newyork ausgerottet werden. Der ganze weite Westen hat keine schönere Wildbahn für Moosthiere, als die nördlichen Grafschaften des Staates Newyork, und von den Quellen des Hudson ab kann man westwärts bis zu denen des Mississippi gehen, bis man das riesige Elend in so

großer Menge trifft, als es in unsern Forsten noch vor wenigen Jahren zu finden war.

Das Mußthier ist scheuer und gescheiter als der Hirsch und hält sich vorzüglich im tiefen Walde auf. Es zieht nicht in Rudeln umher, wie das kleine Elend, sondern begeht seine Laubgewölbe in stolzer Einsamkeit, und wird es vom Jäger aufgescheucht, so reißt es nicht aus, wie seine Verwandten in Wald und Prairie, sondern es sezt sich nur in einen Trott, der rascher als der Lauf des flüchtigsten Rosses, aber so leicht und ungezwungen ist, als kostete er das Thier gar keine Anstrengung. Es flieht zwar vor dem Jäger, aber verwundet und auf's Aeußerste gebracht, ist es eines der furchtbarsten Thiere der Wildniß, und manche Stämme der Indier im Nordwesten, wenn es ihnen gelingt, ein männliches Mußthier zu erlegen, feiern ein Freudenfest, gerade als ob sie einen Krieger gefangen hätten.

Bei recht tiefem Schnee ist natürlich die Mußthierjagd am leichtesten. Sobald ein Schneesturm sich erhebt, macht sich das kluge Thier daran, sich einen Park, einen sogenannten Moose-yard zuzurichten: es tritt nämlich in weitem Umkreis den Schnee, wie er fällt, nieder, so daß es Spielraum behält, umherzugehen und die Baumzweige abzuweiden, und sich nicht mühsam von Ort zu Ort durch den tiefen Schnee arbeiten muß, wobei es leicht eine Beute der Wölfe würde, welche bei ihrem leichtern Körper zur „Krustenzeit" im Rothwild schwelgen. Aber einen Moose-yard zu betreten, wagt kein Wolf. Er streicht auf dem Schneewall umher, und sein Geheul bringt vielleicht ein paar Kameraden zur Stelle, die es wohl versuchen, das Elend aus seinem Parke zu verscheuchen, sich aber nie getrauen, hineinzugehen. Entdeckt aber der auf seinen Schneeschuhen streifende Jäger einen solchen Park, so ist er seiner Beute so sicher, daß er sich zuweilen an Ort und Stelle lagert, um des Wilds nach Bequemlichkeit habhaft zu werden. Ja, sind ihrer Mehrere, so fällen sie, wie ich mir habe erzählen lassen, ganz gemächlich die Bäume umher und machen eine hohe Hecke um den Park, um das durch Hunger und lange Haft ermattete Thier lebendig zu fangen. Eine Gelegenheit hiezu bot sich verflossenen Winter bei M'Intire. Ein Park mit drei Mußthieren, einer alten Kuh und zwei Jährlingen, wurde entdeckt und von einem Trupp Jäger umringt. Einige hätten sie gerne lebendig bekommen, einem benachbarten Gutsbesitzer zu Gefallen, der gerne Versuche mit der Zähmung des Thiers anstellen und es wo möglich für den Ackerbau gewinnen möchte. Es wäre dies ein sehr wichtiges Experiment und an seinem Gelingen kaum zu zweifeln; denn das Mußthier ist schon öfters gezähmt worden, und ganz verschieden vom gemeinen Hirsch, gewöhnt es sich an die Halfter so leicht als das Pferd. Die Jäger waren aber viel zu hitzig, um auf etwas der Art einzugehen, denn keiner hatte je ein Mußthier erlegt. Sie griffen zu den Büchsen und suchten zum Schuß zu kommen, indem die Thiere schnaubend und pfeifend in ihrem Schneepark umherrannten. Das Geschrei ihrer Verfolger, verdoppelt vom Echo der Berge umher, brachte sie außer sich, und nach jedem Schuß stürzten sie sich so wüthend auf den Schützen, daß er sich hinter den nächsten Baum flüchten mußte. Bald war in der Hitze der Jagd von Plan und Ordnung keine Rede mehr. Jeder feuerte und lud wieder, so schnell er konnte; kaum nahm er sich Zeit zum Zielen, damit ihm nicht ein flinkerer Kamerad das Wild wegpürschte. Die Mußthiere, obgleich schon vielfach verwundet, machten einen Ausfall um den andern, weit in den tiefen Schnee hinein, verjagten ihre Feinde vom Rande des Parks, zogen sich wieder in eine Ecke zurück, wo sie noch am sichersten waren, und sammelten sich zu einem neuen Angriff. Aber erschöpft vom Blutverlust, mußten sie nach und nach unterliegen: von ihnen verfolgt, flüchteten sich die Jäger auf die Eiskruste, und sobald die Thiere sich zum Rückzug wandten und sich im tiefen Schnee abarbeiteten, um ihren Park wieder zu gewinnen, fielen sie mit Aexten und Knitteln darüber her. So wurden endlich die beiden Jährlinge sammt ihrer Mutter nach heldenmüthigem Widerstande niedergemacht.

Die Gastfreunde.

(Fortsetzung.)

Anna blieb sich immer gleich, innen wie außen. Sie erwiderte nicht die blendende, außerhäusliche Liebespoesie des Gatten, sie vergalt ihm nicht daheim die strenge Miene, die despotische Rede. — Sie kam dem Major wie der verkörperte gelassene Verstand vor, der seinen gutgemeinten Rath ertheilt und klüglich schweigt, wo er nicht begriffen wird. Kein vergeblich Wort, kein ruhmrediges Pochen auf ihre gediegene Bildung, kein gespreiztes, damenhaftes Zieren war ihr irgend vorzuwerfen; doch fehlte ihr, was der Major mit Worten nicht zu bezeichnen wußte: die Seelenwärme, das Herz, das empfindet. — Ihr Gespräch war anziehend und werthvoll, ihre Sprache und ihr Witz fein, ihr seltenes Lächeln hinreißend. Vor Allem Abends, wenn des Kamins trauliche Flamme — der Herbst war kühl und naß herangezogen — die kleine Gesellschaft um sich versammelte, konnte Anna so liebenswürdig seyn und sprechen, daß Norbert mit der regsten Theilnahme zuhorchte und gern den Glockenschlag überhört hätte, der das frühzeitige Couvre-feu verkündigte. — Aber Freund Auerbach

überhörte die Stunde nicht. Schon eine gute Weile, bevor sie schlug, wurde er gewöhnlich unruhiger, ging hin und her, wie ein Gelangweilter, traf alle Anstalten zum Aufbruch, und sein Abschiedswort: „komm Anna; gute Nacht, lieber Freund!" klang gerade wie: „gottlob, wieder ein Tag mit seiner Plage vorüber!" Anna säumte nicht, die Conversation abzubrechen, und entfernte sich stets mit stiller Verbeugung. Nicht selten überraschte den Major der Ausdruck der Traurigkeit in ihrem Auge.

Sich selbst überlassen, suchte der Major hie und da die Gesellschaft der verständigen Leute im Städtchen, auf ihrem sogenannten Casino. Diese Anstalt war nicht die glänzendste und Hirlingen völlig entsprechend. Ihr Lokal bestand in drei Räumen, die ein sein Interesse berücksichtigender Schenkwirth dem Vereine wohlfeil vermiethet hatte. — Der erste der genannten Räume stellte eine Billardstube en miniature vor; denn kaum hatten die Spieler Platz, ihre Queues zu handhaben, und wer zur Thüre herein kam, stand immer in Gefahr, entweder von einem Billardstabe über die Nase geschlagen oder von einem sich umhertummelnden Spielgast auf den einschreitenden Fuß getreten zu werden. Als der Major, die großmächtige Kriegergestalt, zum ersten Mal dort erschien, bewillkommte ihn in einem und demselben Moment der niedrige Thürbalken mit einer Stirnbeule, der just im Feuer liegende Billardeur, dessen Queuekolben nach dem Eingang sah, mit einem tüchtigen Stoß auf die Brust, die überrascht zurückprallende Kellnerin mit der Fluth eines Bierglases auf den linken Arm.

„Pardonnez-moi suspendu!" rief der über seinen ungastfreundlichen Angriff sehr bestürzte Spieler, ein Subalternbeamter bei dem Amtsgericht, mit vielen Bücklingen: „es thut mir auf Ehre recht leid, Sie touchirt zu haben, Herr Major. Potz Tausend, ein solcher Empfang ist eben nicht angoulem!" — Der Major, obschon betroffen von der seltsamen Sprache dieses Mannes, erkannte mit Dank die Herzlichkeit, womit derselbe ihm das Bier vom Ermel trocknete, und nicht eher sich zufrieden gab, bis er den Verunglimpften mit heiler Haut in den zweiten der Casinoräume, in das sogenannte Lesezimmer, gebracht hatte, worauf er mit einem: „J'ai l'honneur!" die Hand militärisch an die Stirn legte und auf sein Schlachtfeld zurückeilte.

Die würdigsten Häupter der Stadt, weiße, graue und braune bunt durcheinander, ein Fähnlein von fünfzehn bis achtzehn Mann, Rathsherren, Bürger und Kellermeister, saßen um zwei Tische versammelt, mit jungem Bier und alten Zeitungen beschäftigt, rauchend und schnupfend, und starrten den Fremden verwundert, manche von ihnen voll mißbilligenden Staunens an. „Wer ist der Fremde? — warum kommt er mit so viel Geräusch? — ist er schon eingeführt und von wem? und sollte er wagen wollen, unter uns, die wie ihn nicht kennen, Platz zu nehmen?" Sie standen auf allen Gesichtern geschrieben, diese ernsthaften Fragen, und nicht einer der Sitzenden rückte seinen Stuhl, um dem Fremden ein Plätzchen einzuräumen. Norbert wußte, daß der Eintretende zu grüßen hat, aber fürwahr, die Herrn in Session wußten es auch, und nicht eine ihrer Mienen veränderte sich, bis das Compliment des Majors gefallen war. Dann neigten sich, wie die Aehrenhäupter im Winde, die respektabeln Köpfe, und das Plaisir ging wieder seinen Gang fort, ohne daß von dem Ankömmling weiter Notiz genommen wurde, zum Mindesten nicht offiziell. — Sein Posten, gleichsam ein verlorner, war mit nichten angenehm; er dachte auf einen besonnenen Rückzug. Da erbarmte sich seiner, überwallend von höflichen Complimenten, ein kurzer, dicker, runder Herr, mit schwachgepudertem Haupte, der ihn schon einmal in Auerbachs Gesellschaft gesehen hatte. — „Das ist schön, Herr Major, daß Sie uns einmal besuchen. Belieben Sie, hier herein zu spazieren; ich gebe mir die Ehre, Sie selber einzuführen, da Herr Auerbach es übersehen hat, obschon Ihr Rang, Ihre Verdienste und Ihr Herkommen Sie billig von aller dergleichen Formalität an und für sich dispensiren."

(Fortsetzung folgt.)

Das Erdbeben auf Martinique.

In der Sitzung der Pariser Akademie vom 4. März wurde ein interessanter Bericht Moreau's de Jonnès über das schreckliche Erdbeben auf Martinique vorgelesen. — Zuerst fällt auf, daß es im Januar stattgefunden, während sonst die Erdbeben dort fast nur im Winter beobachtet werden. Der Himmel, der sonst im Januar völlig klar ist, war mit Wolken bedeckt, und die ganze Insel in Dunst gehüllt. Es wehte ein starker Nordwestwind, was sonst in dieser Jahreszeit nie der Fall ist. Das Erdbeben bestand in zwei gewaltigen Stößen, jeder dreißig Sekunden dauernd: sie schienen wellenförmig und von Süd nach Nord gerichtet. — Ueber das unterirdische Getöse, das man dabei gehört haben will, ist man nicht ganz im Reinen; Moreau de Jonnès hat vierzig Erdbeben erlebt, und niemals ein solches Getöse gehört. Ein vor dem Hospital zu Fort-royal frisch gesetztes Eisengitter wurde aus den Quadern, in welche es eingelassen war, herausgerissen und weit weggeschleudert. Bei dieser höchst auffallenden Thatsache erinnert Arago an eine frühere Mittheilung, nach welcher bei einem Erdbeben ein in den Boden eingegrabener Mast senkrecht herausgeworfen wurde. — Die Schwingungen des Bodens beschränkten sich nicht auf Martinique; sie wurden in der ganzen Kette der kleinen Antillen verspürt, deren äußerste Punkte über 200 französische Meilen auseinander liegen: der Stoß, der die Stadt Fort-royal in einen Schutthaufen verwandelte, erstreckte sich mehr als zwanzig Meilen weit über die Kette hinaus in die

Gewässer des Oceans. Ein Fahrzeug unter dem Winde der Insel spürte ihn mehrere Stunden, bevor die hohen Berge derselben sichtbar wurden, also in einem Fahrwasser von unergründlicher Tiefe. — Alles dies weist darauf hin, daß dieses Erdbeben keine vulkanische Erscheinung ist, in Folge der wiedererwachten Thätigkeit alter Herde, sondern daß es eine sehr weit verbreitete Ursache haben muß.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, im Februar.

Leben und Kunst.

Wenn man einen Anlauf nimmt, die Geschichte einer Stadt zu schreiben, und wär's auch nur ein Stückchen Tagsgeschichte, so wenig oder viel ein Correspondenzblättchen faßt, so darf man schon neben der Feder auch ein wichtiges Gesicht schneiden und einige Zeilen lang philosophisch präludiren. Eine Stadt, vorab eine tüchtige, nichtstabile, sondern sich entwickelnde, wie unsere Residenz, ist ein Individuum, das sein eigenes Leben und Schicksal hat. — Wenn nun jeder Tag etwas hinzubringt, Zufälliges, Naturgemäßes, Nothwendiges, Kleines und Großes, da mag man wohl, wenn man auf Wirkungen und Erfolge merkt, fragen: Was wäre geschehen und wie stünde es um das Geschick, den Bestand der Stadt, wenn dieser oder jener Umstand früher nicht eingetreten wäre? — Es gibt weltkluge Leute, die sich in der Ansicht gefallen, viele, ja wohl die meisten wichtigen Ereignisse und Geschicke seyen aus kleinen Ursachen und höchst zufälligen Momenten hervorgegangen und erwachsen, und die dann eine Menge Anekdoten in Bereitschaft haben, diese Bemerkung zu belegen. Mir, ich gestehe es, hat diese Ansicht nie recht zusagen wollen. Sie ist der Geschichte der Menschheit und Dessen, der sie zuoberst lenkt, nicht würdig, ja sie droht dem Geist den rechten Blick in die Weltdinge zu verrücken. — Mag es seyn, daß irgend einmal ein Paar Handschuhe oder eine Ohrfeige Krieg entzündet haben; in der Regel ist das nicht, und wenn man genau hinsehen wollte, würde man vielleicht finden, daß jene Handschuhe nur darum zu Fehdehandschuhen geworden, weil schon vorher zehntausend Hände rauflustig sich geballt hatten, und daß die Ohrfeige nur die lezte von vielen bei weitem stärkern, früher ausgetheilten, metaphorischen gewesen. Oder wollen wir so sagen: Was der Menschheit gedeihen soll, das muß aus dem Keim aufwachsen, wie der Eichbaum aus der Eichel. Das Verhängnißvolle, Unheilschwangere kann durch einen Funken zur Explosion kommen, aber nur, weil eine Masse von Brennstoff den Zündstoff früher oder später herauslockt. Im Leben des einzelnen Menschen ist es nicht anders. Er entwickelt und bildet sich nach sittlich organischen Gesetzen. Wir sehen jeden dasjenige werden, was er nach den allgemeinen Fundamenten und Elementen seines Daseyns werden muß. Ein Spielball des Geschicks ist nur — der Leichte; und das ist seine Natur. Man fragt sich oft: Wie? wenn das oder jenes Günstige oder Widrige nicht eingetreten wäre, würde nicht Alles anders mit dir seyn? — Schwerlich! die unendlich vielen kleinen Zufälligkeiten im Leben gleichen sich unter sich gegenseitig aus; so die erheblichern Umstände, so die wichtigen und die entscheidenden. Die menschliche Natur lenkt immer wieder ein zu dem, was ihr gemäß ist; der Lebenslauf bildet eine Wellenlinie, deren Curven in gewissen Distanzen die Grundrichtung immer wieder durchschneiden. Jemehr Ordnung und Consequenz, destomehr Mensch; jemehr Mensch, desto organischer das Geschick. So nun auch Familie, Gemeinde, Staat. Hierbei kann ein Wohlwollender nichts Besseres wünschen, als daß diesen Allen auch das Glück günstig sey, und der Himmel sie vor Unglück bewahre.

Auf solchen Ernst dürfte nun aber wohl einiger Spaß folgen. Vielleicht gelingt er; der Stoff ist dankbar. Wir treten in das Reich der Tonkunst. Vorigen Herbst — ich habe Ihnen seit lange nichts mehr von Musik geschrieben, und hier in Stuttgart bringt sie uns auf's Angenehmste um einen guten Theil des Lebens — vorigen Herbst traf hier ein Chevalier F., Professor an der Universität zu Neapel, ein. Sein Diplom habe ich nicht gesehen. Er kündigte ein großes Vokal- und Instrumentalconzert an und forderte netto eine halbe Krone Eintrittsgeld, während die Residenz für 36 bis 48 Kreuzer die größten musikalischen Notabilitäten zu hören gewohnt war. Eine untersezte schwarze Gestalt, beweglich, höflich anmaßend, bescheiden unverschämt, trat auf und sang eine Arie von Rossini. Die Figur hatte ohne weiters eine ganze halbe Oktave Stimmumfang, eigentlich eine Nichtstimme. Ihr ganzes Musikvermögen bestand aus lauter negativen Größen. Man erstaunte über die freche Stirne, unter der ein solcher Mund seine Rohrdommeltöne hervorbrummte. Man pfiff nicht, man lächelte. Das war ein Triumph göttlicher Musik, denn man hatte gerade die Overtüre aus Mozarts „Figaro" gehört und war milde gestimmt. Nun gab der Chevalier-Professor etwas Nagelneues zum Besten: das „tanti palpiti." Zu Tode gesungen bleibt es ewig jung und schön; aber jezt will ich's entweder von unschuldigen Anfängern, oder von einer Drehorgel, einer Dosenspieluhr, oder von einem Zeisige, nur von keinem solchen hören. Beerhalters Klarinette beschwichtigte wieder das Publikum, daß es nicht ergrimmte. — Zwei Stücke sang der Waghals noch, sehr abgekürzt, als wollte er doch seine Insolenz auf ein Minimum reduciren. Nüßle und Debuissère dämpften mit Violoncell und Violine den Aerger. Der schwarze, kurze, dicke Mann, der sich in den Zwischenräumen mit anwesenden Vornehmen mir nichts, dir nichts unterhielt, erschien mir, wie ein Maler, der keine Farben, keinen Pinsel, keine Leinwand und kein Talent hat. — Man klatschte sogar am Ende; kein Laut der Indignation ließ sich vernehmen. So sehr dies leztere ganz auch mit meinem Gefühl übereinstimmte, mich sogar freute, so frappirte es mich doch. Man ist gewohnt, Andere in solchen Fällen Justiz üben zu sehen, die man selber nicht üben möchte. Ich horchte da und dort hin. Man nannte den Stand des Sängers oder Nichtsängers und sprach endlich ein Wort aus, das mich plözlich orientirte: der Mann ist eben ein Bettler. Was lernen wir daraus? so fragen wir uns; denn jedes Aergerliche möchten wir gern als Lektion ausdeuten, obwohl das im Leben nicht viel hilft, weil wir vergeßlich sind und die Fopperei ihre Masken wechselt. Doch sagen wir uns etwa Folgendes: Der Erwerb ist schwer, und nicht Allen gelingt es, sich mit Geschick und Kunst durchzuhelfen. Wer aber an die Mildthätigkeit appellirt, der wird gern bedacht, nur muß er sich in's Armenbuch einschreiben lassen. Es gibt jedoch eine Manier, diese Industrie in's Große zu treiben. Das muß aber mit einer vornehmen Arroganz und frecher Stirne geschehen, so daß wir über das Auftreten, als Phänomen, mehr staunen als uns ärgern.

(Fortsezung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 66.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 18. März 1839.

„Wir leben freilich in einer wunderbaren Nacht des Daseyns und die Ahnung ist unser Mondschein; aber sezt denn dieser keine Sonne voraus?

Jean Paul.

Villeggiatur in Weinsberg.

Blätter aus meinem Tagebuche, von Emma v. Nindorf.

Den 11ten September 1838.

Hier sitze ich vor dem Thore des altergrauen Städtchens, in den Stuben, welche die Seherin von Prevorst lange bewohnte. Ich wandelte heute Nachmittag zum ersten Male umher. Das weiche, träumerische Rebenthal hat viel Schwermüthiges. Die Gegend ist so geheimnißreich, voll Hohlwege, man mag sich leicht Geister heimisch denken in diesem würtembergischen Orkney. Aber nicht nur Weinsberg, das ganze schwäbische Unterland ist die Heimath des deutschen second sight.

Jeder Mensch muß für sich in seiner innern Kulturgeschichte den Stufengang der Jahrhunderte durchlaufen. Ich habe auch einmal meinen rationalistischen Zeitraum gehabt, wo ich meiner Bildung unbedingtes Leugnen schuldig zu seyn glaubte. Wenn ich durch Vorschreiten der Erkenntniß demüthiger geworden bin und zu Manchem, was ich vornehm verwarf, zurückkehrte, so glaube ich nicht mehr blind, sondern mit offnen, wahrheitsliebenden Augen, selbstbewußt und um so inniger. Da wir zum Glücke nicht mehr in einem verneinenden Säkulum leben, wie das vergangene, fürchte ich bei diesem Geständnisse kein Nasenrümpfen. Wie Vieles, was man einst Gebilde des Aberglaubens schalt, hat sich als Naturerscheinung bewährt! — Und diese Gotteswelt, diesen Ocean von Wundern wollen wir mit der hohlen Hand und dem Verstandsiebe ausschöpfen? Es gibt gewisse feine Fäden, die sich vom grauesten Alterthume durch alle Epochen der Geschichte schlingen, durch den ganzen Erdkreis, hier scheinbar verschwindend, dort unerwartet auftauchend. Selbst die Traditionen! soll denn in so vielen alten Sagen, so tief in's Volksleben verschmolzen, Jahrhunderten und ihren Stürmen trotzend, nicht Ein kleiner Kern der Wahrheit sich bergen, nicht Erfahrung zum Grunde liegen? deuten nicht darauf schon gewisse allgemeine Gesetze dieses Gebietes, welche sich in den fernsten Gegenden wiederholen? Dieselben Gestalten des Aberglaubens, die in Franken um meine Wiege standen, denen ich später sogar in Tyrols Alpenthälern wie am Rheine begegnete, finde ich in Schwaben wieder; und winken nicht fast gleiche Nebelbilder von dem fernen Schottland, der Insel Helgoland ꝛc.? Irrig sagt man: nur Weinsberg mit seinem Geistermiasma hat solche Phänomene. Daß Land und Menschenstamm hier oder dort sich vorzugsweise zur Empfänglichkeit für die Nachtseiten der Natur eignen, beweist die Geschichte jener einsamen Inseln der Nordsee. Nicht nur auf das kleine Weinsberger Thal beschränken sich jene Naturzeichen; aber hier tönt, sie zu verkünden,

eine muthvolle, kräftige Stimme. — Unbequem ist der Glaube an die nahe Geisterwelt mit seinen Mahnungen. Er rührt zu mächtig an das Gewissen und heischt Einkehr nach innen. Solcher Ruf erschallt nicht umsonst in der Zeit der Gleichgültigkeit und Zweifel. Diese Unheimlichkeiten der Natur drängen uns gewaltsam zum Christenthume. Nur zu ihm könnte ich mich flüchten, wenn mir diese Schauer näher träten, als es bei einem glücklich gestimmten Nervensysteme je der Fall war. Indessen athmet wohl nicht Einer, in dessen Leben nicht wenigstens einmal die Wirkung kleiner sympatethischer Mittel sich bewährte, ein prophetischer Traum, oder Ahnung im Wachen. Mögt ihr bemessen, wie weit bei Disharmonie der Nervensaiten sich diese Seelenkräfte, nach verlornem Gleichgewichte mit dem Körper, steigern? Hat denn überhaupt das innere Geistesleben Raum in unserm zersplitterten, von tausend Erdendingen erfüllten Seyn? Nur durch Eisenstäbe, durch eine Ritze im Gemäuer stiehlt sich zuweilen ein bleicher, zitternder Strahl in unsern dumpfen Kerker. Stillen Menschen, die noch mehr mit der Natur verkehren, dem Weltgeiste weniger entfremdet, erschloffen sich häufiger diese Geheimnisse, ohne daß körperliche Zerrüttung die Fesseln der Seele löste.

Auf meiner Streiferei umkreiste ich wie ein Käuzlein die braunen, bemoosten, halbverfallenen Stadtmauern und kam zu **Kerners** weinumkränztem Hause, vor welchem eine Akazie grünt; um die Thüre schlingt sich Rebengewinde. Auf einem uralten Thurme, den Gartenanlagen umschatten, stand der Dichter; die große Gestalt mit dem weißen Hute erschien mir gleich einem Magus, der die Winde beschwört. — Nun fing ich von meinem Hause an zu parlamentiren, d. h. ich schickte eine diplomatische Note hinüber, die in meinem Beglaubigungsschreiben bestand. Bald folgte ich selbst. Auf der blanken Treppe kam mir ein milchweißes, graziöses Kätzchen entgegen. Das echtdeutsche „**Heimlich**," was mich überall anwehte, möchte ich nicht mit „Comfort" bezeichnen; dieses ist eitler, egoistischer, jenes hingegen weit inniger, tiefer. Der Typus dieses „Heimlich" ist Kerners Haus; und das geht von den Menschen aus, man fühlt es gleich. Mit patriarchalischer Herzlichkeit ward ich empfangen. Mann und Frau sind so bieder, so deutsch! Hier ist nicht nur Gemüthlichkeit; das denkt schon mehr bloß auf Behagen und Vergnügen, nein, etwas Höheres: **Gemüth!** — Alle Geister vergaß ich vor dem guten Geiste, den dieses Paar um sich ergießt.

Den 12ten.

Dicht hinter Kerners Haus ist ein Eisenpförtlein mit der goldnen Schrift: „**Weg nach der Burg.**" Es führt auf einen Rasenplatz längs den Ringmauern. Durch den Wald von Obstbäumen schimmert eine duftige Landschaft. Im anmuthigen Verstecke von Weinbergen geht der Pfad zur Veste hinan. Oben auf dem Steinsitze am Eingange, mitten unter Reben ruhte ich lange. Zu meinen Füßen lag das Städtchen. Die alte, braune Kirche, an die Stadtmauer gelehnt, bildet den Vorgrund; schmeichelnd umringen Wiesenthäler die südlich gerundeten Weinberge, und um den Saum des Horizonts zieht sich ein blauer Gebirgskreis. Das Farbenspiel ist zugleich zart und glühend. — Die Trümmer der Veste Weibertreu nehmen die ganze Kuppel des kegelförmigen, freistehenden Berges ein. Die Erhaltung dieser Ruinen verdankt man Kerner. 1823 pflanzte er mit seinem Freunde **Pfaff** die Anlagen. Der Genius der Poesie hat jede Baumgruppe geweiht, und hier durch einen halb eingesunkenen Schwibbogen, dort von bebenden Zweigen eingerahmt, glänzen Landschaftbilder, für deren Zauber ich keine Farben habe. Schaurigsüß klangen von dem Thurme Aeolsharfen über Gräber — nichts als Seufzer! „Der Grundton der Natur ist Schmerz," sagt Kerner. Ja, und die Aufgabe: den Schmerz zur Freude zu machen.

Kerner besuchte mich heute. Vor einigen Tagen war Fichtes Sohn hier. Rahel und Varnhagen gehören auch zu der Zahl bedeutender Gäste, welche einst unter dem gastlichen Dache des befreundeten Sängers weilten. Wir sprachen von Bettina's Gatten, Achim von Arnim, den Kerner sehr lieb hatte. „Hier in dieser Stube war er auch," sagte Jener, der vier Jahre in meiner jetzigen Klause wohnte. An demselben in die Wand gemauerten Pulte, an welchem ich nun sitze, schrieb Kerner u. a. seine Abhandlung über das Fettgift. Arnim war schon todt, als sein letzter Brief hier anlangte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gastfreunde.

(Fortsetzung.)

Seinem Beschützer willig folgend, befand sich der Major gar zu bald im dritten Raume des Casino, der das Sanctissimum desselben bildete. Die Götter und Helden ersten Ranges saßen darin, neun oder zehn Köpfe stark, um den mit Wachstuch beschlagenen Tisch. Die Stühle waren gepolstert, mit Leder überzogen; die milde Wärme eines nachbarlichen Backofens, der seinen Bauch in das winzige Zimmer ragen ließ, temperirte, wie die Hirlinger zu sagen pflegten, die Luft. Ein Fenster, ein Spiegel, ein Wandschrank, der die Archive und Bücher des Casino enthielt, eine Landkarte, den russisch-türkischen Kriegsschauplatz vorstellend, zwei messingene

Leuchter und ein Spiel Karten mit dazu gehöriger Schiefertafel und Kreide — von weitern Geräthen und Zierden war in dem Stübchen nichts zu sehen.

Norberts Protektor ergriff seinen Clienten beim Arm, verbeugte sich und rief mit geflügelter Zunge, solcher Anreden gewohnt: „Herr Amtmann, Herr Justitiar, Herr Assessor, Herr Oberförster, Herr Physikus, Herr Amtskeller, Herr Dekan, Herr Steuerinspektor," er berücksichtigte nicht die Rangordnung, sondern nur die zufällige Ordnung der Tafelrunde, „ich habe die Ehre, Ihnen den Herrn Oberstwachtmeister außer Dienst, den Herrn Baron von Norbert vorzustellen." Die Herren im Allerheiligsten besaßen schon mehr Lebensart als die im Pandämonium. Sie fuhren mit Geräusch von ihren Sitzen auf. Einer nach dem Andern erwiderte feierlich des Majors Begrüßung, sich tief verbeugend. Der Vorsteller in eigener Person verrichtete den lezten Bückling mit den Worten: „Seyn Sie uns herzlich willkommen!" Er war ein pensionirter Kameralverwalter, der Sekretär und Maitre des plaisirs des Vereins, trug einen grauen Jagdrock und sogenannte Kanonenstiefeln, und wurde wegen der leztern gewöhnlich nur der Herr Kanonikus genannt.

Nun aber folgte eine beunruhigende Stille. Keine Zunge rührte sich. Zu dem Major aufsehend, schienen sie Alle das: „Aller Augen warten auf dich!" zu beten. Endlich begann wieder der Kanonikus: „Ist Ihnen gefällig, Herr Major, Platz zu nehmen?" Sie schauten sich verlegen an: der Raum war schmal zugemessen. Drei Personen konnten allenfalls noch sitzen und zwei waren draußen beim Billard beschäftigt, jeden Augenblick zu erwarten, um Theil zu nehmen an dem Augen- und Ohrenschmause, den zu geben der Fremde prädestinirt war. Die Verlegenheit war groß, aber der Kanonikus bemerkte, der Herr Rittmeister — ein alter Ueberrest der verschollenen Landdragoner — liege an seiner Gicht darnieder, und sein gewohnter Platz sey daher vakant, daher provisorisch zu besetzen, daher der geeignetste für den unvermutheten bescheereten Gast. — Mit Acclamation wurde der Platz dem Major geöffnet, der nun zwischen dem Oberförster und dem herbeigekommenen Amtsaktuar — seinem unfreiwilligen Beleidiger — gegenüber dem Amtmann und dem Steuerinspektor, welche Beide, durch den Backofen getrennt, die Ehrensessel behaupteten, wohl eingepfercht war.

Norbert kannte und verstand seine Leute sehr bald. Der Oberförster, gerade das Widerspiel von den Forstmännern in Komödien und Romanen, war dergestalt der submissesten Höflichkeit und süßesten Redensarten voll, daß er Lächeln und Bedauern erregte. Der Aktuar, ein ganz guter, aber roher Mensch, der, obgleich schon bei Jahren, die Studentenhaut noch nicht abgestreift hatte, trieb noch die Possen der Hochschule, trank zu, sang vor, hatte seine Witze am Schnürchen, und gefiel sich in einem burlesken Jargon, der an seinen Gesellschaftern willige Belacher fand. Der Amtmann, ein Fuchs mit weißen Haaren und braunem Gesichte, kategorisch absprechend, oder stilllächelnd sein Besserwissen an den Tag legend, eitel mit Ringen und Tabakspfeifen, ein günstiger Freund des Justitiars und Assessors, die als Nullen figurirten, des Oberförsters herablassender Gevatter und dem Aktuar ein gnädiger Herr, da er ihm erlaubte, den lustigen Rath zu spielen, und gegen einige aus der Gesellschaft hie und da über die Schnur zu hauen. Jenseits des Backofens thronte der Steuerinspektor mit grauem Schopfe, spitziger Nase, malitiösen Augen; heftig schnupfend, langsam nippend, affenhaft in seinen Geberden, kaustisch in seinen Reden.

Der unbefangenste Beobachter konnte bald merken, daß die werthe Gesellschaft in zwei Parteien gespalten war, die zwar einander scheinfreundlich beleckten, aber im Grunde recht spinnenfeindlich zerkrazten, wo sie nur konnten. So wie der Amtmann links vom Backofen an der Spitze seiner treuen Schaar saß, so kommandirte rechts vom Backofen der Steuerinspektor den kolossalen Dekan, dessen niedrige Stirne wenig versprach, den Physikus, einen aufgeblasenen Rechthaber, der die Blutigel liebte und die Homöopathen verdammte, den Amtskeller, einen geschickten, aber an höherer Intelligenz sehr schwächlichen Zahlenmenschen, den ehemaligen Apotheker, der zu Allem lächelte, aus guten Gründen, und größtentheils sich dem Billard widmete, obgleich ihn der Aktuar täglich brandschazte; endlich noch gewissermaßen den Kanonikus, obwohl sich derselbe gemeiniglich neutral hielt, seiner Friedfertigkeit, seiner Casinowürde und seinen diversen Societätsgeschäften zu liebe. — Jedes der Parteihäupter hatte seinen Adjutanten. Persönlich fochten sie nur den Kampf der feinen Bosheit, die da lächelt und tändelt, während sie vernichtet; bedurften sie jedoch der himmelstürmenden Grobheit oder des Hanswursts, der das Volk elektrisirt, so wurden der Physikus und der Aktuar die Vorfechter ihrer respektiven Parteien.

Die erste Erscheinung des Majors bewirkte einen Waffenstillstand, einen vorläufigen mindestens, zwischen den Scharmützellustigen; sie vereinigten sich, um dem Soldaten nach ihrer Weise auf den Zahn zu fühlen, und ihre Neugier an ihm stumpf werden zu lassen. Sie verschmolzen sich endlich, um ihre eigenen Personen vor ihm in's schönste Licht zu stellen. Da ein jeder von den Beamten sich schmeichelte, noch eine Zukunft des Fortschritts in Würden und Besoldung zu erleben, und von der Hauptstadt allein aller Segen zu erwarten war, so durfte ihnen nicht gleichgültig seyn, was ein Hauptstädter, wie der Major, der ohne Zweifel Connexionen und

vielvermögende Freunde dort zurückgelassen, etwa von den Fortschrittlustigen halten mochte. Für's Erste sagten sie ihm: Hirlingen sey der unausstehlichste Ort, ein Fegfeuer, und nicht im Geringsten werth, so ausgezeichnete Männer zu besitzen; für's Zweite, seine, des Majors, Erscheinung sey ein wahrer Festtag für ihre nach feinerer Lebensart durstigen Seelen. Zum Dritten waenten sie ihn vor den außen sitzenden Großphilistern, als vor einem Pack eigennütziger und grobhäutiger Bursche, die der liebe Gott im Zorn auf die Erde geschüttet habe. — Der Amtmann, der stets mit der Bürgerschaft gespannt lebte, gab eine erbauliche Schilderung der Philisterhölle zum Besten, und strich, den eigenen Bart krauend, die blühenden Hoffnungen der Beamten heraus, die zu den Freuden der Residenz oder der Landvogteien einzugehen bestimmt seyen und daher mit frischer Geduld das bischen Fegefeuer zu Hirlingen aushielten.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Februar.

(Fortsetzung.)

Leben und Kunst.

Eine Mystifikation anderer Art, die wir uns viel lieber gefallen ließen, war in denselben Tagen diejenige des berühmten Professors Döbler, durch seine „Kunstvorstellungen aus dem Gebiete der natürlichen Zauberei." Ein orientalischer Saal war glänzend, magisch ausgestattet. Unser Doktor Faust war nicht von Gebein und Moder umgeben; von hundert Lampen erglänzte sein Apparat. Er grübelte nicht; gewandt, lebendig bewegt handhabte seine interessante, wohlgestaltete Persönlichkeit diese Vexirinstrumente. Das Publikum fand sich angezogen, gespannt, überrascht, befriedigt. Es reihte sich in wohlberechneter Verschlingung und verwickelter Combination ein Kunststück an das andere. Der gemeine Sinn hält sich an das Frappante, Wunderbare; er will erstaunen und fragt, wie auch im Leben, weniger nach den wirkenden Ursachen, als nach dem auffallenden Erfolg. Der Gebildete will keine Zauberei; alles Hexen ist doch am Ende natürlich; er fordert nur, daß der Hexenmeister nicht merken lasse, wie er es macht. Der Künstler ist eine umgekehrte Natur. Während wir ihr großes Wunder aus Gewohnheit natürlich finden, stellt sich uns das Naturgemäße seiner Künste als eine Art Wunder dar. Sie schreitet in ruhiger Entwicklung fort; er leitet unsere Blicke durch Unterbrechung von dem ursächlichen Zusammenhang ab, und täuscht uns bald durch künstlich erworbene Fertigkeit, bald durch einen nahe liegend derben Trug, wo wir die Verbindung ferne suchten. — Das Publikum theilt sich hiebei gewissermaßen in die Hauptparteien der Zeit, in die wissend lächelnden Rationalisten und die gläubig staunenden Supernaturalisten. Wir schlossen uns als Liebhaber der natürlichen Magie Jenen an, und glaubten bei dem Meisten dem Zauberer in die Karten zu sehen, was uns als Versuch einer Räthsellösung wenigstens ebenso pikant unterhielt, als die Kindlichen ihr Erstaunen über ein rein Unbegreifliches. — Es war ja hier nicht von einem Ueberirdischen die Frage, bei welchem freilich, als bei einem Wunderbaren der höhern, geistigen Natur, auch ein höherer Standpunkt, als derjenige der gewöhnlichen Causalität, genommen werden muß. Bei den Automaten glaubten Viele an innere Mechanik; ich entschied mich für Influenz und Leitung von unten. — Sehr lehrreich war das elektro-magnetische Experiment. Ein nicht magnetisches Eisen, das keine Nadel anzog, trug nach Zuleitung des galvanischen Stromes das Gewicht von vier Zentnern. Hier öffnete sich ein Prospekt in die ungeheure Magie der Natur, bei dessen Darstellung sich der Professor so naiv als zeitgemäß entschuldigte, daß er es wage, das geehrte Publikum einige Minuten lang mit so ernsthaften Dingen zu unterhalten. Goethes „Vögel" hatten Nachsicht.

Am 25. Oktober wurde in der Stiftskirche von der königlichen Hofkapelle zum Besten ihres Pensionsfonds, unter Mitwirkung des Kirchengesangvereins, des Liederkranzes, seiner Verzweigungen und anderer Musiker, Händels „Messias" gegeben. Die Gesammtzahl betrug über 400 Personen, nämlich etwa 100 Instrumentalisten und über 300 Sänger. Der Hofkapellmeister Lindpaintner wußte als geschickter Steuermann dieses kolossale Musikschiff, eine Combination sehr verschiedenartiger Kräfte, mit großer Gewandtheit und Sicherheit zu lenken. Das grandiose Werk bildet einen heilsamen Gegensatz derjenigen Musik, welcher sich die moderne Welt sonst mit Neigung hingibt. Da alle Musik mit uns geht und im Stillen eine sittliche Gewalt über unser Gemüth ausübt, so ist wohlgethan, daß auch ein so gediegenes Tonwerk unser Wesen reinigend durchdringt. Kein Gebildeter mag sich seiner Vollmacht entziehen. In seiner frommen Tiefe zeigt es dem religiösen Indifferentisten seine kahle Blöße; durch seine Klarheit erhellt es den kränklich lebensscheuen Mystizismus; in seiner Harmonie könnten sich die Separaten aller Art als Vereinte fühlen lernen. Nicht unwürdig möchte man es ein Bad, eine Taufe der Seele nennen. Seiner ernsten Strenge mag man sich, wie den Forderungen der Religion und des Cultus, wenn auch mit einigem Widerstreben des bequemen, flüchtigen und Zerstreuungssüchtigen Sinnes, fügen. Zeit, Ort und Beleuchtung waren der Stimmung günstig; doch würde der Eindruck der Gesammtmasse in einem noch größeren Raume vielleicht mächtiger gewesen seyn. Sie würde die weitesten Domhallen erfüllt haben, und nur um so gereinigter auf die Hörer eingedrungen seyn. — Wie man aber von der Tugend sagt, daß sie ihren Lohn in sich selbst finde, so kann man es auch von der Ausübung der Musik und des Kunstschönen überhaupt aussprechen. Gewiß noch mehr als die Zuhörer hatten die Mitwirkenden die Weihe dieses klassischen Werkes eines gottbegabten ältern Meisters empfunden. Schon in den Gesammtproben sind sie von seiner unerschöpflichen Tonquelle durchdrungen und beglückt worden, und die Einfalt und freundliche Größe seiner Melodien hat sich ihnen in Saft und Blut verwandelt. Das Meiste wird ihnen lange, lange, Manches durch ihr ganzes Leben erquickend nachgehen. Wie danke ich's dem Geschick, daß auch mich neben manchem andern Musikwerk der frühern, bessern Tage, dieses wie ein hoher Bekannter herablassend vertraulich anspricht!

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 67.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 19. März 1839.

A brace of unmeriting, proud, violent, testy magistrates alias fools.
Shakespeare.
Coriolanus.

Die Gastfreunde.

(Fortsetzung.)

Der Major hatte nicht Ohren genug, dem weitschweifigen Kram zuzuhören, und nicht genug Augen, um die mimischen Arabesken zu fassen, womit der Steuerinspektor, verborgen hinter der Backofenbastion, seines Todfeindes Worte begleitete und commentirte. Der Dekan grinste wie ein Faun, der Physikus stimmte offen in den Hohn des achselzuckenden, händereibenden, kopfschüttelnden, fratzenschneidenden Inspektors, der Apotheker lachte, wie gewöhnlich, der Amtskeller drohte dem Spötter gutmüthig mit dem Finger, bis der Amtmann, sich vorbeugend, gebieterisch fragte: was es denn gebe? — Der Amtsphysikus hatte schon eine grobe Antwort auf der Zunge, und dem Major wurde vor einer Schlacht himmelbange, als zu allem Glück das Blatt sich wendete. „Die Zeitungen!" rief der Aktuar mit seiner originellen Stimme, die einst Stentors gewesen, aber von der Zeit sehr beeinträchtigt worden war. — Der Postbote brachte das Paket in das Stübchen. Flink wie ein Sperling war der Kanonikus auf den Beinen, das Päckchen zu empfangen. — Alle Zungen ruhten mit einem Male. Die Zeitungen in der Linken, ein blankes Messer in der Rechten, trat der Kanonikus zum Tische, putzte mit wichtiger Miene die Lichter, ein Geschäft, welches er allein den ganzen Abend hindurch verrichtete, legte die Zeitungen, die unordentlich gepackten, regelrecht zusammen, schnitt sie auf und vertheilte sie mit dem Aplomb täglicher Gewohnheit in die feierlich ausgestreckten Hände seiner Leser. Ein Jeder empfing sein Lieblingsblatt. Die, so nichts empfingen, weil nicht für jeden Mann eine Zeitung vorhanden, guckten ihrem Nachbar auf amerikanische Manier über die Schulter und buchstabirten, wie sie konnten, oder warteten mit Geduld ab, bis die Reihe des Genusses an sie kam. — Der Kanonikus, selber nicht lesend, beaufsichtigte den Zeitungsschmaus, putzte alle Brillen der Versammlung mit einem Lederstreif, den er in der Westentasche führte, sauber ab und überreichte sie alsdann mit Gruß und Verbeugung dem Eigenthümer. Er duldete nicht das mindeste Sternlein an den Kerzen; so wie er bemerkte, daß ein Gast etwas gepreßt zu athmen schien, öffnete er das Fenster, um den Tabaksdampf hindurch zu lassen; keine halbe Stunde verging, ohne daß er auf die Uhr gesehen und die Zeit verkündet hätte. Er zählte und mischte die Karten der Spielenden, hielt ihnen Buch mit der Kreide; er besorgte die Fidibus, deren sich die Herrn bedienten, er schlug Feuer, wenn's nöthig war. Er dolmetschte der Kellnerin die Gesinnungen und Beschwerden aller

Mitglieder, machte den Vorleser in jeglicher Art und hielt einen Barometer pro patria. Er rastete nimmer, mit einem Worte, und jeder seiner Athemzüge war dem Casino geweiht, das er stiften und aufblühen gesehen. Mit der rührendsten Hingebung hatte er sich zum Sklaven dieses Casinos erniedrigt und seine ganze pensionirte Existenz demselben leibeigen gemacht. Seine Aufopferung ging so weit, daß er sich schon in jenen Stunden auf seinem lieben Casino einfand, da weiter Niemand zu kommen pflegte. Lieber saß er dort mutterseelenallein, als daß ihm Jemand hätte sagen dürfen, daß um so und so viel Uhr gar kein Gast im Casino gewesen. — Für alle diese Dienste verlangte er nichts, als einen für ihn eigens bestimmten Sessel, ein eigenes Schoppenglas und Punkt halb neun Uhr Abends die zweite Flasche Bier. Wehe der Kellnerin, die den Glockenschlag versäumte oder die ad usum Canonici bestimmte Lichtputze nicht herausgab.

Nach dieser Abschweifung, die der gutherzige Sekretär und Kanonikus wohl verdient hat, ist von des Majors erstem Casinoabend nur noch so viel zu sagen, daß, ein paar Sticheleien abgerechnet, die Norbert aus Mangel an Lokalkenntniß nicht verstand, Alles in Ruhe und Frieden abging. Nachdem sich der Amtmann und der Steuerinspektor, die Beide zur selben Stunde zu Nacht speisten, weggegeben hatten, als just für den Kanonikus die zweite Flasche gebracht wurde, gestaltete sich das Zusammenseyn der Uebrigen sogar recht bequem und freundlich. — Norbert blickte in eine neue Welt. Das Triviale und Beschränkte irrte ihn nicht, um der Neuheit willen. Die Gesichter der eingerosteten, selbst zu Philister gewordenen Herrn beschäftigten Norberts Malergeist. Er hielt sie eines nähern Studiums nicht unwerth.

Um sich mit ihnen bekannt zu machen, ohne allzuviel Mühe und Zeit daran zu setzen, wendete sich Norbert zuerst fragend an seinen Freund Auerbach. — „Ich weiß nichts von jenen Gesellen allzumal," lautete die geringschätzige Antwort, „und will dir rathen, ihnen nicht zu nahe zu kommen. Der Kleinbürger in größern Städten ist schon ein abschreckend Unthier; in einem Landneste wie Hirlingen ist vollends nichts mit ihnen anzufangen. Wenn nicht meine väterlichen Felder in dieser Gemarkung lägen, wenn nicht meiner allerliebsten Anna Vater nur ein paar Stunden von hier wohnte, ich würde mich hüten, in Hirlingen zu bleiben. Doch thue ich mein Möglichstes, mir die Leute, Beamte und Bürger, glimpflich vom Halse zu halten, ohne daß sie's merken. Folge meinem Beispiel."

Der Major adressirte sich nun an den allwissenden Kanonikus, die lebendige Chronik des Städtchens. Er fand in demselben einen bereitwilligen Mann, aber einen Mann des Friedens und der Versöhnlichkeit, der Alles in's Schöne malte, und eben weil er keinen Schatten anbrachte, alle seine Bilder verdarb. — Endlich in einer bessern Stunde kam Norbert mit dem Aktuar in's Gespräch, lenkte dasselbe, wie er für gut fand, und brachte seinen Mann bald dahin, daß er unter vier Augen in kecken Umrissen die Gesellschaft der Honoratioren schilderte, wie sie leibte und lebte.

(Fortsetzung folgt.)

Villeggiatur in Weinsberg.

(Fortsetzung.)

Den 16ten.

Den Abend brachte ich bei meinen Nachbarn zu. Schon Manche, die sich Kerner als hagern, gespenstischen Mann dachten, standen verwundert vor der wohlgenährten Gestalt, dem starken, runden Gesichte. Andere haben schon vor mir die feinen, geistreichen Linien desselben und die schöngeformte Hand gerühmt. In den schwarzen Augen spiegelt sich ein Abgrund von Poesie und Innigkeit. Seine Frau ist eher klein als groß, hausmütterlich rund; aus jedem Zuge des freundlichen Gesichts glänzt die reinste Gutmüthigkeit, aus den scharfblickenden Augen aber besonnene Klarheit. Die fünfzehnjährige Emma, eine zarte, sinnige Gestalt, verkörpert mir den Geist der Poesie ihres Vaters und sieht mich auch mit dessen großen dunkeln Augen an. So saßen wir um den Theetisch; mir war lange nicht so wohl, und wer den Zauber dieser Mauern schon erfuhr, wird mich verstehen. Bei solchen Menschen, wie hier, lernt man sich weniger in die Breite des Lebens verlieren, als in seine Tiefe versenken. Kerner ist eine Erscheinung, die wir in ihrer reinen Ursprünglichkeit nicht fest genug halten können, ein echt germanischer und zunächst schwäbischer Typus. Es können so öde, so arme Zeiten kommen, daß man gar nicht mehr glaubt, ein solcher Mann habe einst gelebt, ihn für eine Mythe hält. Er gehört unter die Wesen, denen man schon allein für ihr Daseyn, abgesehen von allem Wirken, danken muß, weil sie uns ein Glaube, eine Bürgschaft sind. Will deutsches Gemüth von der weiten Erde spurlos verschwinden, so klopfe an „das kleine Haus am Fuß der Frauentreue." Ein rührender Moment war mir, von Emma das unvergessene; „Schwarzes Band, o du mein Leben," und noch andere Lieder ihres Vaters kindlich einfach singen zu hören. Er selbst hängt mit ganzer Seele an der Musik und arbeitet am liebsten beim Gesang und Spiel des Töchterchens.

Den 16ten.

Wir feierten diesen Nachmittag Kerners Geburtstag im Garten. Die Rückwand des Hauses, der Anbau, bildet ein hölzernes Schweizerhaus mit doppelter Galerie, in Baumgruppen halb versteckt. In der Mitte der ersten Galerie hängt ein großes Cruzifix, zu dem sich flüsternde Akazienzweige neigen; darüber, die ganze Breite des Hauses einnehmend, steht der Spruch: „In der Welt habt ihr Angst, aber seyd getrost, ich habe die Welt überwunden.“ — Mitten in diesem Friedensbilde saßen wir. Man muß Kerner von seinen Kindern und Enkeln umringt sehen; auch der junge Doktor Niethammer (Neffe des bekannten Oberconsistorialraths v. N.) war mit den Seinen von Heilbronn gekommen. Seine liebliche Gattin ist Kerners Erstgeborene, Maria, bei der Uhland und Rosa Maria, Varnhagens Schwester, Pathenstelle vertraten. **Uhlands** schönes Gedicht: „An das Kind eines Dichters,“ ist das Angebinde ihres Pathen.

Ich traf meine Nachbarn in ihrem Obstgarten über der Straße, in welchem des Doktors greises Pferd, der Fuchs — ein Veteran, der den russischen Feldzug mitgemacht hat — im traulichen Vereine mit der Ziege graste. Kerner hielt einen eben eingelaufenen Brief von Lenau in der Hand, aus Ischel, mit einigen neuesten Sangesgaben. In der kleinen, weinumrankten Villa, in deren Schatten wir saßen und welche, laut der Jahreszahl über der Thüre, schon im dreißigjährigen Kriege stand, wohnte Lenau mehrere Monde und schiffte sich eigentlich von da, wie Kerner sich ausdrückte, nach Amerika ein. Manches seelenvolle Lied erklang hier zuerst unter Blüthen. Lenau singt nicht zur Guitarre, entlockt aber diesem kümmerlichen Instrumente magische Töne, gleich Gesang. Auch die Violine soll er mächtig phantastisch spielen, vor Allem aber Gedichte mit eigenthümlichem Zauber lesen. Im Wohnzimmer, dem Sopha gegenüber, hängt Lenaus Bild (Niembsch von Strehlenau), von einem jungen Künstler aus Wien, Rahl, zur Zeit in Rom, treffend, geistreich gemalt; auf grauem Gewitterhimmel, in einen dunkeln Mantel gehüllt. In den wunderbaren Augen flammt der Genius; kühn erhebt sich die edle Stirne. Wenn du lange hinblickst, beleben sich die Lippen, melodische, wohlbekannte Zauberlieder flüsternd. Kerner hob Abends das Gemälde von der Wand und stellte es auf das Klavier, so daß der Liebling gleichsam mit in unserem Kreise saß. — Auch ein anderer Dichternamen hallt im Echo dieser Berge wieder, der Name des edlen Sängers der Sturmlieder und mancher andern schönen, phantasievollen Dichtung, der Kerners Herzen sehr theuer ist und oft das stille Thal heimsucht, das der Poesie und Freundschaft heilig. In dem Schweizerhause ist der kleine Eßsalon, dessen Fenster, Scheibe an Scheibe längs der Wand, auf die Galerie gehen. Die Wände sind mit Moosfüllhörnern voll frischer Blumen geschmückt. Nach dem Nachtmahle ließ der Hausherr die Lichter wegbringen und spielte auf seinen Maultrommeln echte Dichterphantasien, wie zartester Hauch der Aeolsharfen, beschwingte, von allem Erdstoffe geläuterte Töne, Geister von Tönen; dabei wetterleuchtete es still durch die vielen Fenster, geisterartig flog der Schimmer zuweilen über das große Kreuz auf der Galerie und die Baumzweige im Garten. Den bekannten Künstler Eulenstein, der Deutschland durchreiste, in Paris Aufsehen machte und jezt von London runde Summen in seine Vaterstadt Heilbronn sendet, hat Kerner das Maultrommelspiel gelehrt. Ein Verwandter Kerners nahm seinen Schützling zuerst nach Heidelberg; dort fand er den Grafen Leon, einen Sohn Napoleons, der Eulenstein zur Reise nach Frankreich ermuthigte.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

Korngesetze. Reise nach Indien. Neuseeländische Kultur.

Hinsichtlich der Korngesetze ist noch nichts entschieden, und wird auch dieses Jahr schwerlich etwas entschieden werden. Das „erste Parlament der Nation,“ wie sich die selbsterwählten Abgeordneten der verschiedenen Fabrikstädte bescheidenerweise nannten, hat sich bereits aufgelöst, indem sie, wie sie sagen, im jezigen Augenblicke nichts ausrichten können. Ich glaube jedoch, daß Mangel an pecuniärer Unterstüzung die wahre Ursache dieser schnellen Decomposition ist, welcher selbst ein so glänzender Beitrag als drei Pfund Sterling in Kupfergeld, welche ihnen vorige Woche von Leed zugesandt wurden, nicht Einhalt zu thun vermochte — Wir erhielten am 12. vorigen Monats Nachrichten von Bombay vom 2. Januar, so daß die ganze Reise über Suez in vierzig Tagen vor sich ging. Diese unerhörte Schnelligkeit haben wir den Bemühungen Waghorns zu verdanken, welcher gestern von Malta nach einer zehntägigen Reise hier anlangte. Wenn wir in diesem Maßstabe fortschreiten, so wird die ganze Reise nach Indien, mit welcher man ehedem Monate zubrachte, eine Spazierfahrt werden, wie die Reise nach Nordamerika bereits geworden. Ein großes Hinderniß ist jedoch die entschiedene Abneigung des Pascha von Egypten gegen Eisenbahnen, und das Projekt einer Eisenbahn zwischen Alexandria und Suez mußte daher bis jezt Projekt bleiben. — Die Zeitungen, welche durch obgenannte Gelegenheit angelangt, sind beinahe ganz mit Beschreibungen einer Zusammenkunft angefüllt, die am 29. November vorigen Jahrs zwischen dem Generalgouverneur, Lord Auckland, und dem mächtigen Marajah, Runjeet Sing, stattfand. Die unglaubliche Pracht und die Reichthümer, die der indische Prinz bei dieser Gelegenheit entfaltete, für welche die geblendeten Zuschauer

kaum Worte finden konnten, grenzen an die Wunder der Tausend und Einen Nacht. Die Berichte davon werden auch in die deutschen politischen Blätter übergegangen seyn. — Ein Mann ward hier vorige Woche wegen einer Schlägerei vor die Polizei gebracht. Derselbe war in seiner Jugend von den Neuseeländern gefangen genommen worden, hatte sich in ihren Sitten, wie es scheint, gefallen, eine Eingeborne geheirathet und sich zu einem Häuptlinge emporgeschwungen. In Erwiderung einer Frage, die an ihn hinsichtlich der kannibalischen Gebräuche der Neuseeländer gestellt wurde, leugnete er zwar solche nicht, sagte jedoch: „sein Stamm sey so weit in der Civilisation vorgerückt, daß sie ihre Gefangenen nicht mehr roh verspeisen, sondern dieselben erst vor einem großen Feuer braten." Dies ist unleugbar ein großer Fortschritt in der Kultur. Er theilte jedoch nicht mit, ob die Gefangenen lebendig oder todt gebraten werden, was für dieselben eine wichtige Frage ist. Vermuthlich haben die Neuseeländer noch nicht den Grad der Verfeinerung in der Kochkunst erreicht, auf welchem ein berühmter Gourmand ausfand, daß der Geschmack einer lebendig gebratenen Gans den einer auf gewöhnliche Art zubereiteten bei weitem übertreffe.

(Schluß folgt.)

Stuttgart, Februar.

(Fortsetzung.)

Conzerte. Clara Wiek.

Von den Abonnements-Conzerten der königlichen Hofkapelle und Hofbühne hat die zweite Reihe begonnen. Wir dürfen uns der bekannten vorzüglichen Leistungen beider freuen, und können uns manchem Musikwerke, das entweder als selbstständig geschaffen worden, oder das in seiner dramatischen Verbindung selten auf's Repertorium kommt, mit um so ungetheilterer Aufmerksamkeit hingeben. — Unser Orchester hat an Herrn Panocha einen jüngern Virtuosen auf dem Horn, desgleichen an Herrn Boch einen solchen auf dem Violoncell gewonnen. — Von Haydn und Mozart hörten wir auch diesesmal keine Symphonie, dagegen mehrere von Beethoven. Das zweite Conzert war ein „historisches," oder wollen wir es ein „Conzert spirituel" nennen? In drei Abtheilungen folgten sich Tonwerke älterer, neuerer, neuester Zeit. Alles horchte mit Antheil; an „langweilig," „veraltet" dachte gewiß kein Hörer. Unser Publikum ist nicht bloß und ausschließlich für moderne Musik empfänglich; es fühlt wohl, daß Gegensatz und Vergleichung den Genuß erhöht. Wir haben Hoffnung, daß auch künftig öfter als bisher ältere und ganz alte, namentlich Gesangmusik werde eingefügt werden. — Auch bei diesen Produktionen erschien Mozart in seinem Sextett aus „Don Juan" wieder als der schönste Mittelpunkt, den ganzen denkend fühlenden Menschen erfassend, künstlerisch aufregend, indem er alle Tonmittel seines reichen Innern mit sparsamer Freigebigkeit, mit weiser Zweckmäßigkeit, mit heiterm Ernst ausspendete. Diese Beseelung und Vergeistigung der Töne ist doch die einzige und wahre Idealität der Musik. — Im Allgemeinen machte sich mir bemerkbar, daß die ältere Musik mehr sinnig lyrisch, streng rhythmisch, ruhig analytisch mit dem Thema spielend, haushälterisch, gleichsam in und mit sich selbst zufrieden war, wogegen die neuere sich mehr und mehr rhetorisch, dramatisch, willkürlich sich bewegend, Melodien und Harmonien synthetisch an einander fügend, gestaltete, effektreich, leidenschaftlich, luxuriös und materiell wurde. — Im dritten Conzert wurde Mozart's „Requiem" gegeben. Ich versezte es mir in Gedanken mit dem lateinischen Text in die Kirche. — Am Neujahrstage wurde „der Messias" wiederholt.

Am 29. Januar gab die berühmte k. k. Kammervirtuosin Frln. Clara Wiek im Museumssaal ein Conzert, das selbst große Erwartungen noch übertraf und ihren glänzenden Ruf rechtfertigte. Sie macht das Fortepiano zu einem andern Instrument. Auch die größte Fingerfertigkeit vermag seine Construktion als Hammer- und Pochwerk nicht ganz zu vertilgen, weßhalb man es gegen die Instrumente mit getragenen Tönen immerhin ein undankbares nennen kann. Diese geben anschwellende, hinsterbende Tonlinien, jenes dagegen schlägt bloße Punkte an; ein Verhältniß, das auch in der Malerei und Aezkunst sein Correlat hat. Clara Wiek ist durch diese mechanische Schranke zum Geist hindurch gedrungen; ihre Töne schweben und weben frei und ledig, wie entbunden von der Erdschwere des Holzes und Metalles. Es ist eine gegründete Klage, daß das Musikspiel, das Spiel der Kunst in moderner Zeit nicht mehr spiele, daß sie einerseits in gelehrten Ernst und Schulzwang, andererseits in den Realismus der drastischen Reizmittel verfalle. Die Virtuosin spielt wirklich, sie spielt mit dem Schwersten. Ungemeinsten. Ihre Kunst-Lebensschule ist in dieser Hinsicht interessant. Sie ist die neunzehnjährige Tochter eines Klaviermeisters aus Leipzig. Vom fünften bis siebenten Jahre übte sie sich ohne die geringste Notenkenntniß. Im zehnten Jahre componirte sie schon. Paganini, damals in Leipzig, gewann die Hoffnungsvolle lieb, ermunterte, lehrte sie, lezteres besonders auch durch seine Leistungen. Die unausgesezte tägliche Uebung wurde nie bis zur Ermüdung fortgetrieben. So geschah ihre Weiterbildung immer mit Lust und frischer Kraft. Sie studirte fortwährend auf die Composition und entwickelte so in sich zugleich mit der Virtuosin die Tondichterin. Auf Reisen lernte sie die größten Klavierspieler und Compositeurs kennen. Sie nährte sich vorzüglich mit dem Gediegenen, Klassischen. So wird uns klar, wie sie mit einer organischen Vorherbestimmung, die wir bei jedem eminenten Talent annehmen dürfen, Das werden konnte. Wo alle Elemente der Bildung rein zusammenwirken, da entsteht Vorzügliches. Im Gegebenen wollte sie auch selbstschaffend seyn. Sie wollte fühlen, was sie spielen sollte. In dem Hammerwerk ruhten die Harmonien; sie wollte sie erwecken zu dem Leben, das sie ahnend in sich trug und vernahm. Ich machte mir nach dem ersten Eindruck unwillkürlich hierüber ein Bild. Zwischen ihrer Hand und den Tönen standen, gleich störrigen Kindern, die starren Tasten. Als musikalische Fee lernte sie diese jezt mit weiblicher Sanftheit, dann mit schnell auflodernden Feuereifer dergestalt zu behandeln, daß sie mit augenblicklicher Folgsamkeit in irdisch-himmlische Musik auszubrechen genöthigt waren. Wer namentlich ihren charakteristischen Hexentanz, der an Paganinis Schule und dämonisches Wesen erinnerte, gehört hat, dem wird dieses Gleichniß nicht gemacht erscheinen. Unmittelbar auf denselben folgte ein Lied: „Lob der Thränen," das wahrer, rührender Gesang war.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 68.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 20. März 1839.

> Ach, hier haben sie dich bei deinen Vätern begraben,
> Den wir liebten, um den lange die Thräne noch fließt,
> Jene treuere, die aus nie vergessendem Herzen
> Kommt, und des Einsamen Blick spät mit Erinnerung trübt.
>
> Klopstock.

Am Grabe
des Erbprinzen Constantin Löwenstein.

Gestorben den 27sten December 1838.

Geheiligt ist des Grabes tiefe Stille,
Kein ungestümer Laut darf sie entweihn;
Wo Gott gewaltet, sein allmächt'ger Wille,
Da soll das tiefste Leid ein stilles seyn.

So ist auch tief und still der Freunde Kummer
Um Constantin, als aus des Lebens Fülle
Er plötzlich hinsank in des Todes Schlummer,
Entkleidend sich der engen Erdenhülle.

Da ruhn sie nun, die ewig theuren Züge,
Das liebe, treue Auge ist gebrochen,
Der Mund, den nie entweihte eine Lüge,
Er hat die lezten Worte uns gesprochen.

Ihn nie erblicken, nimmer, nimmer wieder!
Noch kann die Seele nicht dies Weh gestalten;
Er steht vor ihr so edel, treu und bieder,
Als in geschwundner Tage frohem Walten;

Als in geschwundner Tage reichen Stunden,
Da sich ergoß die Fülle der Gefühle,
Der Schätze, die sein tiefer Ernst gefunden
Im Forschen nach des Lebens ernstem Ziele.

Und nimmer konnt' er von der Wahrheit schweifen,
Sie schöpfend aus der reinen Heilesquelle;
Des Rechtes Gründe konnt' er so ergreifen,
Die dort sich spiegeln mit des Lichtes Helle. *

So, sicher fußend im Gewirre der Zeiten,
Focht er voran im Kampfe für dies Rechte;
Wir sahn ihn stets mit offnem Helme streiten,
Ein fester Freund, ein Pfeiler im Gefechte.

Doch der so stolz den Posten eingenommen,
Auf den des Sinnes Höhe ihn gestellt,
Gewann durch Milde Alle, die dem Frommen
In seinen Kreisen fern und nah' gesellt.

Nun ist das Band der Liebe abgerissen,
Ein edles Haus beweint den einz'gen Sohn,
Der Kampf um's Recht muß seinen Streiter missen,
Der Hoffnung Kranz welkt in der Erde schon.

---

* Diese Strophe bezieht sich auf die unter andern von dem Verewigten herausgegebene Schrift: „Beiträge zur Philosophie des Rechts," Heidelberg, 1836.

Vergib, Geliebter, daß ich deinen Frieden
Mit Klagen störe und mit Erdenträumen;
Doch schwachen Menschen ist es nicht beschieden,
Dir nachzufühlen in den Himmelsräumen.

Noch hängt der Blick voll Thränen an den Zielen,
Wonach wir sahn mit hoher Kraft dich ringen;
Wir weinten wieder, als die Säulen fielen,
Woran wir deine Ehrenkränze hingen.

Dir schlugen hohe, sinnverwandte Herzen,
Und hohes Wirken war vielleicht dein Loos;
Die uns verzehren, das sind ihre Schmerzen,
Auch ihre Hoffnung schließt der Erde Schooß.

Von allen Seiten, mit Cypressenzweigen,
Zieht still heran ein langer Trauerchor,
Wir sehn ihn seufzend auf dein Grab sich neigen:
Der Seufzer sagt es, was dein Stand verlor.

Wohl viele Seufzer, viele bittre Zähren
Verlöscht der Zeit, des Lebens rascher Gang,
Doch Wunden gibt es, welche ewig währen —
Vom Schwert, das in der Deinen Busen drang.

Geheiligt sey des Fürstenhauses Stille,
Kein fremder Schmerzenslaut darf sie entweihn;
Wo so gewaltet der allmächt'ge Wille,
Da muß das Mitgefühl ein stummes seyn.

Und jezt, zum Abschied, reich' ich dir die Hand,
Mein Constantin, in deines Grabes Zelle.
O laß mich glauben, daß der Treue Pfand
Noch weiter reichet als des Grabes Schwelle;

Daß deine Hand die meine noch ergreift,
Daß du mich würdigst, in den lichten Sphären,
Wo deines Werthes volle Frucht gereift,
Erinn'rung dem Verlassnen zu gewähren.

F. von Pechlin.

Villeggiatur in Weinsberg.

(Fortsetzung.)

Den 24sten.

Zu den anziehenden Bekanntschaften, welche ich Kerner verdanke, gehört auch die Tochter eines seiner Freunde, ein sanftes Bild edler Weiblichkeit, an Herz und Geist gediegen und harmonisch gebildet. Obwohl Fräulein *** ein reges Traumleben hat und sich ihr mannigfache Erfahrungen von Ahnungsvermögen aufdrängen, behauptet sie sich doch in dieser Beziehung merkwürdigerweise als feste Rationalistin, ohne gewisse Thatsachen leugnen zu können; vielleicht ist es auch nur ein glücklicher Takt, der sie lehrt, das von sich fern zu halten, was vielleicht zu viel Macht über sie gewinnen könnte, zum Nachtheile des körperlichen Wohlbefindens. Von den Mittheilungen, welche ich ihr entlockte, überraschte mich besonders Folgendes. „Von frühester Kindheit," erzählte Fräulein ***, „hatte ich große Freude an der französischen Sprache, und mich darin zu üben, war mein Lieblingsspiel. Im zwölften Jahre träumte mir zu ****, ich gehe mit meinen Gespielinnen aus der Schule. Da kommt ein Kapuziner auf mich zu, ein schönes, sanftes, ernstes Gesicht, das ich noch immer lebendig vor mir sehe. Er fragte mich: „Mademoiselle, parlez vous français?" ich antwortete und vertiefte mich so in's Gespräch, daß ich alles Andere vergaß, ihm weit, weit folgte und an das Meer kam. Hier verwirrte sich der Traum. Morgens erzählte ich ihn meiner Nachbarin in der Schule und wir lachten gemeinschaftlich darüber, daß ja in dem protestantischen **** weit und breit kein Kapuziner zu finden sey. Wir gingen aus der Schule, eine ganze Reihe Mädchen neben einander; wie wird mir, als ich fern in der Straße einen Kapuziner sehe, der gerade auf mich zukommt! Ich glaubte wieder zu träumen. Je mehr er naht, je deutlicher erkenne ich jeden Zug meines Traumbildes. Da ergreift mich unsägliches Bangen; ich fasse die beiden Mädchen neben mir fest an; die Freundin, der ich den Traum vertraut hatte, war nicht bei mir. — Der Kapuziner ging noch auf der andern Seite der Straße. Plötzlich kommt er herüber und gerade auf mich zu (ich war die Einzige von allen Mädchen, die französisch verstand), bleibt vor mir stehen und sagt: „Mademoiselle, parlez vous français?" — Mich faßt Todesangst, ich laufe eilig davon; meine Gefährtinnen bleiben lachend stehen und scherzen über meine Furcht. Da schaue ich noch einmal um und sehe eben noch, wie der Kapuziner in ein Haus hinein geht, sich aber noch einmal wendet, mir winkt und dabei traurig mit dem Kopf schüttelt, als wolle er sagen: Du kommst also nicht? Nun fürchtete ich mich um so mehr und rannte nach Hause. Meine Mutter war gerade krank, ich konnte ihr also nichts davon sagen und mochte sonst mit Niemand darüber reden, ängstigte mich aber so sehr, daß ich Unpäßlichkeit vorschüzte und einige Tage nicht aus dem Hause ging. Als ich später davon erzählte, erkundigte man sich in jenem Hause und erfuhr, daß dort vor einiger Zeit mehrere Kapuziner übernachtet, welche man beargwohnte, verkleidete Franzosen zu seyn."

Ferner: „Wir waren wegen Heilung meines kranken Vaters nach ***** gezogen. Ihn hatte zu größerer Gemächlichkeit sein Arzt und Freund aufgenommen. Wir wohnten in einem Nachbarhause. Die Mutter* war durch Pflege und Angst für den Vater unglaublich geschwächt, und obschon sie das Leidenslager nicht verließ, doch stets mit ihren Gedanken und Sorgen bei uns Kindern. Einmal, da mich die Reihe traf, in den Keller zu gehen, empfahl mir die Mutter Vorsicht, und forderte mich dringend auf, ja ein Tuch umzunehmen (es war Sommer und wirklich erkältete ich mich auch). Im Leichtsinne vergaß ich aber die Mahnung doch und sprang die Stufen hinunter. Da sah ich an der Kellerwand meine Mutter, die den Finger aufhob; es war nur wie ein Schatten, aber dennoch deutlich und in Farben. Meine Schwester lachte mich aus und wollte es mir nicht glauben. Nach einigen Tagen schrie sie im Nebenzimmer plötzlich laut auf; ich sprang zu ihr und sie betheuerte mir, eben jezt im Spiegel die Mutter ganz bleich gesehen zu haben, wie sie von einem Tische eine Nadel nahm, sie in das Haar steckte und langsam zur Stube hinaus ging. Erschrocken lief ich nun in das Nebenhaus zur Mutter, die mir entgegenrief: „Es ist gut, daß du kommst, ich kann nicht mehr fortstricken, weil mir eine Nadel fehlt; hole sie mir doch herüber."

Den 25sten.

In der epheuumrankten Warte, welche alte Kastanien umschatten und wo im Bauernkriege nach Zerstörung der Burg deren unglücklicher Befehlshaber, der Graf von Helfenstein, gefangen saß, hat Kerner eine gothische Stube eingerichtet, in welche gemalte Scheiben träumerisches Helldunkel ergießen. Hier schrieb Lenau eines Winters einen großen Theil von seinem Faust. Auf den Zinnen des Thurmes grünen junge Akazien über einem Gezelte. Da ward das Mittagmahl genommen, und ich saß also mitten in dem Bildchen, welches im Kunsthandel von Weinsberg und Kerners Haus bekannt ist, nur mit dem Unterschiede, daß der Storch indessen umkam und der Drache staubig in einem Winkel ruht, weil der Lindwurmbändiger Theobald längst ehrsamer Studiosus zu Tübingen ist; doch vermehrt der hoffnungsvolle Jüngling seit einigen Tagen den Familienkreis. — Hinter uns stieg der mauergekrönte Gipfel empor, vor uns über reiche Baumgruppen hinaus ruhte das Auge auf der fernen, sonnig überglänzten Bergkette. Von der Warte aus sieht man mit einem Fernrohre gerade auf das Grab der Seherin von Prevorst, das Graf Maldeghen und Eschenmeier mit einem Denkmal zieren lassen. Lezteres wird in Heilbronn gearbeitet, und ein kolossales vergoldetes Kreuz soll von Löwensteins hochgelegenem Friedhofe im Sonnenstrahle weithin durch die Thäler funkeln.

* Sie lebt noch.

(Fortsezung folgt.)

Die Gastfreunde.

(Fortsezung.)

„Ma foi," begann der Aktuar mit gutmüthigem Augenaufschlage und spöttischem Munde: „Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen, wenn Sie voraussetzen, daß wir ein unruhig Völklein vorstellen. Doch kann's nicht anders seyn, und überall finden Sie dasselbe; nur zeichnet es sich natürlich in Landnestern schärfer als an andern Orten. An denselben Pflug gespannt, in denselben Pferch zusammengedrängt, kennen wir unsere respektiven Schwächen ganz genau, und eine Finte greift nicht durch. Darum schätzen wir uns nicht besonders, darum sind wir mit Allen, selbst mit den Vorgesezten familiärer als irgendwo, und suchen vergebens unsere Rangautorität zu behaupten. Diese bekommt ein Loch, weil unsere Nebenleute uns mit Haut und Haar auswendig kennen, und weil es nicht möglich ist, eine gewisse Distanz zwischen sie und uns zu schieben, die, wie man weiß, eine optische Täuschung sehr begünstigt. Allons! auf diese gründliche Einleitung hin erlauben Sie, daß ich mein Glas leere und den edeln Rost aus meiner Kehle wasche. Wären Sie einer der Unsrigen, ich würde Ihnen ganz fidel ein Viertelchen vortrinken; aber bei Ihnen leidet's der Respekt nicht, parole d'honneur. Auf Ihre Gesundheit also!"

Nachdem der Sprecher getrunken, mit seinem Schnupftuch säuberlich den Mund abgewischt und den Schnurrbart gestrichen, fuhr er in obigem Tone fort: „Sie werden mir ferner erlauben, in meinem Bericht, wenn nicht mit Spitzbuben, doch mit Spitznamen aufzutreten. Die Spitznamen sind der Hauptttragbalken einer kleinstädtischen Unterhaltung; ein Jeder, der unsern Zauberkreis betritt, erhält den seinigen, und auch Sie haben bereits den Ihrigen, den ich aber noch nicht sage, und von selbigen, größtentheils pittoresken Benennungen kann ich Ihnen den besten Bescheid geben, indem ich selber sie fabrizire, quoad Hirlingen."

Der Major versicherte seinen Mentor der größten Aufmerksamkeit, und der Aktuar ging weiter in seinem Text, nachdem er sich geschmeichelt verbeugt hatte. „Besagte Spitznamen, was ihre vollständigste Vollkommenheit betrifft, stehen einen Grad über der Möglichkeit. Sie umfassen gewöhnlich das Plastische im bezeichneten Individuum und zugleich einen wichtigen Moment aus seiner Lebensgeschichte oder seine Charakteristik in nuce. — Da

ist z. B. unser Edelkaffer * —" — „Wie sagen Sie?" — „Ich meine ganz simpliciter Ihren Freund, Heern Auerbach, der als Landwirth zu den Kaffern gehört, dabei aber die Nase hoch trägt, wie ein Edelmann aus der Urzeit, und wahrhaftiglich einmal den Versuch gemacht hat, sich zum Baron stempeln zu lassen; was ihm zwar nicht gelang, aber seinen Spitznamen total rechtfertigt." Der Major wurde roth. „Lassen wir diese Schwäche bei Seite," sagte er freundlich. „Wir Deutsche sammt und sondees sind gar eifrige Titeljäger. Wir schenken sie auch gar freiwillig denen, die keine haben. Ich, zum Beispiel, gelte hier als ein Freiherr, und habe doch nicht die Ehre ein solcher zu seyn. — Auerbach, um wieder auf ihn zurückzukommen, ist zwar ein Plebejer, aber ein sehr ehrlicher Mann, der jeden Stand zieren würde, wie ich glaube."

Der Altuar, etwas verblüfft von dem Ernste des Majors, beeilte sich, einzustimmen und Auerbachs gute Seiten hervorzuheben. „Ohne Zweifel ist Ihe Freund ein Eheenmann, par dieu! nicht capabel, das zu leugnen!" sagte er. — „Ein zärtlichee Gatte —" sezte der Major hinzu, und mit einem fast unmerklichen Satvelächeln fugte der Altuar bei: „Die ganze Stadt sagt's. Vox populi — was wollen Sie mehr? — Lassen wir's. — Ich will das Kapitel „Auerbach" beschließen; — wenn ich Ihnen jedoch von den Uebrigen vorplaudern soll, so mussen Sie mir nicht mehr in die Parade fahren, oder ich schweige, wie Lucius, der Hecht, foi de Chevalier!"

(Fortsetzung folgt.)

---

* Kaffer ist so viel als Bauer.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, im Februar.

(Schluß.)

Leben und Kunst.

Die organischen Schranken hat sie durch Uebung so besiegt, daß sie einhändig mit beiden, und mit diesen vierhändig zu spielen scheint. Das Höchste in der Bildung für Leben, Kunst, Poesie und Wissenschaft bleibt immer das Unbewußte, der augenblickliche Sinn und Takt, der höhere Instinkt, die Begeisterung des Moments, wodurch das unendlich Kleine eine Größe wird. Es ist die Blüthe des Daseyns und Schaffens. Das nun ist bei unserer Künstlerin das blitzschnelle Einströmen der Inspiration auf dem unendlich kurzen Wege vom Finger zur Taste. So wird jeder Ton ein Geist, eine Tonseele. Um dies recht zu begreifen, mußte man sie spielen sehen. In dieser Hinsicht war ihr Spiel nicht etwa ruhig abgemessen, sondern mit den mannigfaltigst wechselnden Manipulationen, stoßend, schlagend, ziehend, streichend; mit leisester Fühlung berührend, suchte sie den Tasten die Töne zu entlocken. Ein Enthusiast behauptete, sie vereinige in sich die berühmtesten Virtuosen unserer Tage. Vielleicht hat sie noch etwas diesen kaum Erreichbaren voraus, die eigentlich weibliche Seite ihres Spiels. Man möchte sie im Hinblick auf die bedeutenden Talente, die namentlich auch ihr Geschlecht aufweist, eine wandernde Hoheschule nennen, wenn je das Resultat einer so eigenthümlichen, lebenslangen Kunstschule für den halb oder ganz fertigen Spieler noch nachahmlich wäre. — Die mit dem lautesten Beifall gerufene Künstlerin, Anfangs jungfräulich verlegen, sezte sich noch einmal an den Flügel und legte ihren Dank in einer kunstreichen Phantasie dar.

Einen ernsten Gedanken weckte bei mir die heitere Erscheinung. Wie glänzt diese junge Künstlerin durch die sorgfältige Ausbildung der einen und eigensten Kraft, die der Schöpfer schon ursprünglich in sie gelegt hat! Ich gedachte aber bei dem siegreichen Auftreten dieser Leipziger Jungfrau der Leipziger Studirenden. Wie viel und vielerlei soll und will so ein deutscher Jüngling noch neben seinem Fachstudium treiben und lernen! Wie Goethe vom Leben, kann man von der Literatur sagen: „Wo man hineingreift, ist sie interessant;" und ein jugendliches Talent weiß sich nicht zu beschränken. Die Kunst ist centripetal und contrahirend; die Literatur centrifugal, in die Peripherie sich ausdehnend. Da gibt es denn nicht leicht einen Hochschüler, der nicht ein Zögling der Allwissenheit seyn will. Ein Riesenfloh ist ihm von starken Geistern in's Ohr gesezt, alles Wissen, ja schon jedes richtige Urtheil, jede Ansicht, gedacht oder geschrieben, müsse abklingen in einem tiefen Hintergrunde von Natur-, Ideal- und Kunstphilosophie, von Geschichte und lebendiger Anschauung, wie es bei Plato, Shakespeare, Leibnitz, Lessing, Herder, Jean Paul, Goethe und Schiller gewesen. — Erst mit den reifern Jahren lernt man sich kennen und beschränken und dasjenige an sich weiter ausbilden, zu was man Sinn und Geschick hat, und was man dann wohl sein eigenes nennen kann. Dahin kommen junge Künstler früher und mit weniger Lehrgeld. So besitzen wir eine erkleckliche Anzahl bei unserm Orchester und Theater, und auf solcher Bahn schreiten die musikalischen Familien Schunke, Krüger, Häser, Mißle ꝛc. fort. Der Zwillingsschwestern, Fräulein von Orth, dürfen wir auch als trefflicher Pianistinnen, die der sorgfältigsten Leitung ihres Vaters Ehre machen, gedenken. Was aber bei der Literatur der Fall ist, daß ein gewisser Grad der Ausbildung immer mehr gegen die Jahre der Jugend hinabrückt, das gilt auch von der Musik. Es ist fast unbegreiflich, welche Summe von Kenntnissen, ja welches Ueberschauen in unsern Tagen schon bei jungen Literaten angetroffen wird, welche Fertigkeit und Präzision bei jungen Musikern, so daß man nicht absieht, wo es mit diesen Acht- und Achtzehnjährigen hinauswill, wenn sie Achtziger werden. Das Sprüchwort sagt: „Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen." In der ausübenden Kunst tritt der Culminationspunkt oft schon sehr frühe ein; im Reiche des Denkens soll sich das Wissen zur Weisheit verklären, und diese Purifikation tritt erst mit den Jahren nach einem vielfachen Umschwunge der Erscheinungen, nach einer oftmals erlebten Wiederkehr der Gesetzmäßigkeiten ein. — Wir entbehren in diesen Wintermonaten das unvergleichliche Spiel unseres Musikdirektors Molique, freuen uns aber seines Wandelns durch Lorbeerhaine. — Auch in den beiden Museen finden von Zeit zu Zeit musikalische Abendunterhaltungen statt, wo sich neben Liebhabern auch Mitglieder der Oper hören lassen. Deklamationen fügen sich zuweilen ebenfalls ein.

Beilage: Literaturblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 69.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 21. März 1839.

Steh hier, da sind die Vordern unsers Volks,
Die Zungen des gemeinen Mundes! Ich
Verachte sie!

Shakespeare.
Coriolanus.

Die Gastfreunde.

(Fortsetzung)

Norbert nickte lächelnd: „Weiter, weiter, Chevalier." — „Ja, ja, da haben Sie gleich einen auf mich selber angewendeten Spitznamen, unter welchem ich im ganzen Lande bekannt bin. Es war eine schöne Zeit," — des Aktuars Stimme wurde wehmuthig und weich — „eine schöne Zeit, da meine Commilitonen mich zum Ritter schlugen, weil ich das Vorbild aller chevaleresken Tugenden zu seyn mich bestrebt hatte, und zwar nicht ohne Erfolg, wahrlich nicht ohne Erfolg! Ach, die Zeiten sind vorbei! Wo sind meine Hoffnungen hin? Ich dachte nicht, in Hirlingen zu leben und zu sterben! Höheres war mein Ziel, und ohne meiner Examinatoren Barbarei und Kabale — doch lassen wir's; excusez. Aber war's nicht absurd von dem Staatsrath Ueberklug, mir zu sagen, ich hätte allzuvielerlei gelernt, um etwas zu wissen? Ein orydirter Mensch, der Staatsrath! Lassen wir's, noch einmal!"

Des gutherzigen Aktuars Melancholie verschwand im nächsten Glase, und er fuhr mit gewohnter Lustigkeit fort: „Freudenreich, hast du's gleich! wer wollte sich mit Grillen plagen? Partitur! Bin ich nicht immer noch der alte Seibelmann, Aktuar Chevalierque? Ich will seyn, wie unser Dekan. Er ist ein Prachtstück von Sorglosigkeit, Selbstzufriedenheit und Marmottismus. Die glücklichsten Quaraktere unter der Sonne! Ein Mann, wie kein zweiter auf Erden, unser Dekan: ein Licht, aber unter dem Scheffel; ein Quavalier unter den Leviten; ein scharfes Messer ohne Klinge, das sein Heft verloren hat; ein eigentlicher Vormund der Armen, indem er ihnen Alles vom Teller speist; ein Schatzmeister himmlischer Weisheit — er gibt davon kein Stäubchen heraus; aber belehnt mit großen Gütern auf Borneo." — „Wie sagen Sie?" fragte Norbert auf's Neue, ganz confus von den barocken Redensarten, auf welchen der Aktuar fröhlich hinschwamm. Aber plötzlich lächelte der Major als wie beschämt und sagte leiser: „Verzeihen Sie. Ich war in der That allzu bornirt, um den Witz zu fassen. Nur weiter." — „Mit dem geistlichen Herrn wären wir fertig. Unsere weltliche Obrigkeit ist der Pascha, auch der „Allerärgste" genannt. Er ist aus der Stadt Kerms gebürtig, folglich nicht weit her; sie liegt nur sechs Stunden von da; ein tüchtiger Jurist und ein Mann, der die Welt gesehen. Er hätte Aller Geist und Herzen unbedingt unterjocht, wenn nicht seine Frau bei ihm den Meister spielte und wenn nicht der Steuerbeamte ihm Widerpart hielte. Wer ein Homer wäre, um die Fehden des Pascha und des Steuermanns zu erzählen, ihre Thaten zu besingen und deren Ursprung! Dieser reicht

hinauf bis Anno — Anno — enfin, bis zu einer Zeit, da die Herren noch jünger waren und noch keine Kalifabrik auf den Häuptern trugen. Als würdiger Ajax unsers Gegners präsentirt sich der Mercurial —"

„Wer ist denn das?" — „Pardon, ich meine den Physikus. Seine Frau ist hübsch, aber eine Gans; sie hat einiges Vermögen, aber sie ist eine Gans; sie ist fromm, aber eine Gans ohne alle und jegliche Bildung. Da ihr Mann hieher versezt wurde, beeilte sie sich, ihren Bekannten zu melden, er sey Amtsfidibus und Merkurial- (Medicinal-) referent geworden. Hier also — doch, wir werden unterbrochen. Da kömmt der Citronenbaum, unser Erapotheker, ein trauriger Taubmann, gelb und sauer wie die Frucht, nach welcher er getauft ist. Sie sollten den Tauben sehen, wie er einer Stadtanekdote, die zum Besten gegeben wird, seinen Beifall zulächelt, ohne sie zu verstehen, und wie er alsdann, unmittelbar darauf, dieselbe Anekdote feierlich zu erzählen beginnt! Das gehört auf die Bühne, mille tonnerres! Was gilt's, er engagirt mich wieder zu einer Partie?"

Nach dem Apotheker trat ein seltener Besuch ein, Norberts Freund, Auerbach. — „Ei, wie kommt das?" fragte der Gast den Gastfreund; „du läßt dich hier sehen? um diese Stunde des Abends, welche du gewöhnlich mit dem Kleinod des Hauses und Herzens in einsam traulichem Gespräche zubringst?" — Auerbach machte ein sonderbares Räthselgesicht, warf sich auf einen Stuhl und versezte: „Lieber Freund, das häusliche Glück ist manchmal monoton. Auch ist meine liebste Anna nicht wohl und hat dem Schlummer Audienz gegeben. Wie amüsirst du dich?" — Der Major zuckte die Achseln. „Die Gesellschaft bleibt heute lange aus," bemerkte er, „sogar der Kanonikus ist seinem Posten untreu geworden." — „Sie haben ein Spielchen beim kranken Rittmeister, doch werden sie bald eintreffen, um dir das Leben zu versüßen," spottete Auerbach, in dessen ganzem Wesen eine gereizte Stimmung nicht zu verkennen war. „Schließe dich nur fest an die Spießbürger, weil du doch nicht mehr verstehst, einen angenehmeren Zeitvertreib zu finden." — „Was meinst du damit?" Auerbach lachte etwas gezwungen: „Denke nur an frühere Zeiten, da der Major noch im Premierlieutenant verpuppt lag und dein Freund ein beförderungs- und soldatenlustiger Kameralist war, der alle deine Wege und Stege, Ränke und Schwänke kannte; hätten wir dazumal eine Unterhaltung, wie man sie hier hat, für möglich gehalten?" — „Die Zeiten gehen dahin und wir mit ihnen." — „Zum Theil wahr. Dennoch — sieh — ich bin ein Ehemann — mit mir ist Alles vorbei — ich bin damit höchlich zufrieden. Du aber — ein stattlicher Mann mit Rang und Orden, bist ledig und frei. Du könntest noch viel Glück machen. Hirlingen hat niedliche Frauen aufzuweisen, die sich wohl gerne den Hof machen ließen; du bist aber von Stein. Ist diese Kälte reell oder nur eine Maske, du heuchlerische Seele?" — „Wie du da redest, Auerbach! mir ist, als wären der Premierlieutenant von damals und der Major von heute zwei sehr verschiedene Personen. Was der Jugend wohl ansteht, paßt für das Alter nicht mehr." — „Nicht? nicht? wirklich nicht mehr?" Auerbach guckte dabei dem Major mit unsteter Neugierde in die Augen. „Wahrlich, ich muß dich loben. Eine Resignation, wie diese —" — „Nenne es Besonnenheit; der Ausdruck ist besser. Mich dünkt, ein jeder Mann müßte mit den Jahren diese Tugend lernen. Würdest du anders seyn an meiner Statt?" — „Hm, hm! Du nimmst die Sache ernsthaft! Ist mit dir kein Scherz möglich? Nun freilich würde ich an deiner Stelle — nun, das versteht sich ja. Aber sey nicht böse, hörst du? ich bin heut etwas verdrießlich und der Spaß gelingt mir nicht." — „Allerdings kann der Mensch nicht für seine Laune stehen, lieber Fritz, und ich höre nicht gerne von deinem Verdruße. Aber sonderbar ist immer, daß du glauben magst, ich könnte dir um eines Scherzes willen böse seyn."

(Fortsetzung folgt.)

Villeggiatur in Weinsberg.

(Fortsetzung.)

Täglich drängt sich mir eine Bemerkung auf: wie irrig ist die Vorstellung, welche man sich vielleicht hie und da von Kerner macht, als betreibe er diese Erscheinungen aus dem Nachtreiche der Natur mit einer Art Liebhaberei! Vielmehr vermeidet er jede Berührung dieser Punkte; Varnhagen versichert in seinen Denkwürdigkeiten (aus den Tübinger Studienjahren) mit Recht, seines Freundes innerste Natur sträube sich gegen Erfahrungen, die sich ihm gewaltsam aufzuzwingen scheinen. Freilich durfte der Arzt und Naturforscher, der Christ vor Allem diese Stimmen nicht furder zurückweisen, sogar auf die Gefahr, wohlfeilen Witz gegen sich herauszufordern. Zu Voltaires Zeiten mag es guter Ton gewesen seyn, wegzuspötteln, was man nicht begriff, 1838 fällt dergleichen keinem Menschen von Geist und Geschmack mehr ein. Der hervorstechende Zug in Kerners Charakter ist Treue und Wahrheit. Auch die redliche Hausfrau, so einfach, so klar über gewisse Erlebnisse sprechend, ist eine Autorität.

Nach Tisch stiegen wir, Kerner und ich, in sein gelbes Cabriolet, vom alten Fuchse gezogen. Wir rollen um das düstere Städtchen; bald wird die Gegend katholisch, was ihr flugs einen anderen Charakter gibt. Kreuze und Heiligenbilder zwischen Reben sind mir neu geworden.

Der Dichter grollte bei dem alten Städtchen Neckarsulm wegen einer Linde mit dem Muttergottesbilde, die indessen einem neuen Hause, wenn ich nicht irre einer Fabrik, weichen müssen, wie in Lenaus Klagelied über die Eisenbahnen (Frühling 1838):

> „Auch die Eiche wird gefällt,
> Die den frommen Schild
> Ihrem Feind entgegenhält,
> Das Marienbild."

Am Neckar, über den wir setzten, lagen Hunderte von ungeheuren Mastbäumen aus dem Walde bei Prevorst, die auf dem Rheine nach Amsterdam gehen. Noch viele sollen nachkommen, denn es ist ein großer Akkord gemacht. Wir dachten an die Wimpeln, welche daran flattern, an die Geschicke in fernen Welttheilen, die daran sich knüpfen werden, und riefen uns eines der schönsten Gedichte von Graf Alexander zurück, am Grabe seines Mohren in Deinach. Bald sieht man Kochendorf mit seiner neuen Brücke. Die Salinen von Friedrichshall und jenseits des Neckars das hellfarbige lächelnde Jartfeld mit seinen bunten Häusern liegen wie ein Bild der modernen Gegenwart vor uns. Zum Gegensatze kamen wir bei Eisesheim über das Schlachtfeld, wo (1622) die vierhundert Pforzheimer unter ihrem Fursten im Kampfe gegen die Kaiserlichen fielen, und weiterhin — über der Grenze — an einer großen Kapelle vorbei, in welcher Tilly vor dem Treffen Kriegsrath hielt. Das uralte Kirchlein verfällt; es regnet durch das Dach. Wie der Geist der Poesie, zurnte Kerner über die Nichtachtung gothischer Heiligthümer. „Sie werden von der Erde verschwinden, diese Wunder des Menschengeistes," trauerte er, „und wie wir jezt von Mammouthsknochen sprechen und bergleichen, mag man einst von diesen Kirchen reden."

Die ehmalige Deutschordenskirche zu Wimpfen im Thale, auf grünem Rasen von alten Bäumen umschattet, welche jene braunen Mauern einst jung sahen, ist kein Riese wie das Ulmer Münster, dagegen in der Zeichnung leichter, feiner, phantastischer: schlanke Thürme und Pfeiler, Männer- und Frauengestalten, wunderliche Thiergebilde; eine solche Kirche ist eine ganze Welt, und doch nichts überladen, jedes am rechten Orte, alles Harmonie. Rückwärts stößt ein großartiger Kreuzgang an die Kirche, vielmehr eine Galerie, mit Fensterwölbungen von schönster gothischer Skulptur, gegen den Grasplatz offen, den sie im Vierecke umschließt. Die spitzen Fensterbogen sind üppig mit Epheu umrankt, der bald als grüner Teppich die Mauer deckt, bald als Gewinde, wie Festschmuck, herabhängt und sich überall um das Steinwerk schlingt. Im Kreuzgange ist jede Platte am Fußboden ein Grabstein; man sieht auf denselben ausgehauene Wappen, Mönche, Ritter und Frauen, wandelt nur auf Leichen; im grünen Raume, den die Halle umgibt, wölbt sich auch Hügel an Hügel, darauf manche halbverwitterte, auch einige neue Kreuze, der Friedhof der Katholiken. Lange hätte ich hier träumen mögen; es ist ein Bild aus einer andern Welt, andern Zeit. Ein Bauerknabe mähte das Gras auf den Gräbern. Während er das Heu zusammenrechte, wies er uns den hohen Weißdornbaum an der Mauer, versichernd, dieser sey ein Wunder. „Ein Hirt," erzählte das Kind, „der einen Stab (Schüppe) von dürrem Weißdorn hatte, steckte ihn in die Erde und verschwor sich, so wenig die Schüppe ausschlage, so wenig kenne er die Dirne, die ihm Liebesschwüre vorhielt — und siehe da! die Schüppe grünte und blühte, und als der Blitz sie einmal traf, grünte und blühte sie doch auch wieder fort und fort." — Unsern dem mitleidigen Weißdorn, den die Noth der Frauenwelt erbarmt hat, erhebt sich ein schlankes Fichtenbäumchen, an dem sich der Epheu auch schon wieder hinauf wand, es umfaßt hielt, zart und doch gewaltig, wie Liebesmacht, wie treues Gedenken, das sich an alles hängt, um jedes Trümmerchen der Vergangenheit Kränze flicht.

Mit allen Zeitaltern grüßt uns das romantische Wimpfen am Berge sammt seiner Römerwarte und den mittelalterlichen Thürmen. Am Fuße rauchen wieder Salinen aus obeliskenartigen Kaminen. Die Gebäube stehen da wie eine Reihe Dampfwagen. Wir erstiegen den Berg. Auf der Terrasse des eleganten, während der Saison von Darmstädter Kurgästen vielbesuchten Badegebäudes schwelgte ich im Vollblicke der süßen Landschaft. Ueber dem sanften Schmelz der Matten ein Himmel, der an Neapel mahnt; tief unten der blaue Neckar, eine Silberschlange, die sich weich durch grünes Moos ringelt; hie und da ein bewimpeltes Schiffchen oder ein kleiner Kahn, so verloren dahinschwimmend. Weiterhin die alte Burg Ehrenberg; rechts Wimpfen im Thale mit seinem Dome, und als Rahmen zu dem Gemälde der Römerthurm zwischen Aesten und Laubwerk. Ueberdies blühte mir hier ein überraschendes Zusammentreffen mit ferngedachten Bekannten, wie es nur in Romanen vorzukommen pflegt. — In der alten Kirche des Städtchens fand ich das Steinbild eines von Fleckenstein, der auch mit den badischen Spartanern in der Schlacht wider Tilly fiel. Als wir in die Ebene herabkamen, war die Sonne hinter dem Berge untergegangen, auf welchem Wimpfen thront, und seine vielen Thürme ragten schwarz in den Abendhimmel hinein, wie auf Goldgrund ausgeschnitten, ein ganz alterthümliches Bild.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

(Schluß.)

Der Lord Mayor und die Kohlencoalition. Musikalisches und Literarisches.

Der jezige Lord Mayor Wilson hat seit seinem Amtsantritte dem schändlichen Kohlenmonopol kräftig entgegengearbeitet, dadurch der mittleren und gemeineren Klasse einen wesentlichen Dienst erzeigt, und sich natürlich den tödtlichen Haß der Kohlenhändler zugezogen. Die Besizer der Kohlenminen im Norden von England waren nämlich unter einander übereingekommen, die Kohlen aus ihren Minen nur zu einem sehr hohen Preise herzugeben, und demnach wurden die Kohlen vorigen Winter mit 32 und 38 Sch. die Tonne bezahlt. Der Lord Mayor machte zuerst das Publikum auf die Kohlen aus dem Westen aufmerksam, welche beinahe eben so gut als die aus dem Norden sind, aber weniger gebraucht wurden, weil sie viel billiger als die der Coalition waren und daher, dem englischen Sprüchworte zufolge: „what is cheap, is dear,“ für schlecht gehalten wurden. Der Lord Mayor ging jedoch mit gutem Beispiele voran, und ließ für den Bedarf von Mansionhouse, welcher sehr bedeutend ist, lauter Kohlen zu 22 Sch. einkaufen, welche Qualität jezt von ganz London gebraucht wird, und die nur „des Lord Mayors Kohlen“ genannt werden. Die Wuth der Kohlenhändler ist unbeschreiblich und bedeutendes Aufsehen erregte ein Brief, den der Lord Mayor von einem derselben, Namens Potter, erhielt. Der leztere wurde nämlich zu einem Gastmahl eingeladen, welches in Mansionhouse dem Rathe der Stadt London, von welchem er Mitglied ist, gegeben wurde, und eine Stunde vor dem Essen schickte er das folgende Billet, in welchem die Einladungskarte der Lady Mayoreß, in drei Stücken zerrissen, eingeschlossen war: „Mylord Mayor! Ich hatte mir vorgenommen, Ihre Einladung mit stillschweigender Verachtung zu behandeln; aber da Sie nochmals zu mir um Antwort geschickt haben, erhalten Sie sie hiermit in den zerrissenen Stücken Ihrer impertinenten Karte. — Sie haben in der Meinung eines jeden rechtlichen Menschen das hohe Amt, das Sie bekleiden, durch Ihre Bettelei um eine elende, niedrige Popularität gänzlich entehrt, zu welchem Zwecke Sie es für nöthig befunden haben, eine ganze Klasse Männer, die Kohlenhändler (zu der meine Wenigkeit gehört), auf die schändlichste und niederträchtigste Weise zu verleumden; und ich kann Sie versichern, daß ein jeder von ihnen wenigstens ebensoviel Achtung verdient, als das arme Geschöpf, das in seinem Amtsrocke sich in eines Löwen Haut gekleidet dünkt, aber leider durch sein Eselsgeschrei bald seine wahre Natur verräth.“ — Der Schreiber fährt noch geraume Zeit in demselben Tone fort. Der Lord Mayor, welchem von seinen Rechtsfreunden gerathen wurde, einen Prozeß gegen den Mann einzuleiten, hielt es nicht der Mühe werth, sondern ließ den Brief öffentlich in der Rathssizung vorlesen, wo die Entrüstung darüber allgemein war und beschlossen wurde, dem Schreiber sogleich nach seiner Rückkunft von Newcastle, wo er sich jezt befindet, einen öffentlichen Verweis zu geben, woran jedoch dem Schreiber schwerlich etwas liegen wird. — Es besteht ein altes, lächerliches Gesez, daß, obgleich in allen andern Städten Englands, und selbst in dem Theile Londons, der nicht zu Westminster gehört, kein Unterschied gemacht wird, in dem Bezirke Westminster selbst (in welchem sich die meisten Theater Londons befinden) am Mittwoch und Freitag während der Fastenzeit keine theatralischen Vorstellungen stattfinden dürfen. Die Absurdität dieser Einrichtung wurde vor einigen Tagen von Duncombe im Unterhause in einer sehr wizigen Rede dargestellt, worin er zeigte, wie die frommen Bischöfe an diesen heiligen Tagen ihre Gastmahle geben, während die armen Schauspieler, Musiker u. s. w. hungern müssen. Hoffentlich wird dieser alberne Gebrauch bald abgeschafft werden. — So wie in London alles Mode ist, so kommen jezt die Promenadeconzerte, von denen ich Ihnen in meinem Lezten sprach, sehr auf. Von allen Seiten sieht man neue Conzerte à la Musard, à la Strauß, à la Valentino, und wie diese à la's noch alle lauten, entstehen. — Die italienische Oper wird künftigen Samstag mit Donizetti's Belisario eröffnet; die Sterne erster Größe werden jedoch, wie gewöhnlich, erst nach Ostern erwartet. Pauline Garcia, die Schwester der Malibran, ist auf vier Abende engagirt; die Pariser Berichte sprechen von ihr mit dem größten Enthusiasmus, und heben sie sogar über ihre Schwester hinaus. — Die Engländer sind nicht wenig stolz auf den Beifall, den Miß Clara Novello und Mistreß Shaw in Deutschland zu ernten scheinen, welchen sie jedoch, meiner Meinung nach, mehr der sonderbaren Vorliebe unserer Landsleute für alles Fremde, als ihrem eigenen Werthe als Künstlerinnen zu danken haben. Man erzählte sogar, was jedoch sehr unwahrscheinlich klingt, die Direktoren der philharmonischen Conzerte haben an Mendelsohn geschrieben, und ihn um die Namen der besten Sängerinnen in Deutschland gefragt, um solche zu genannten Concerten zu engagiren, worauf Mendelsohn die Namen Novello und Shaw eingesandt habe. — Mendelsohn und Spohr werden binnen Kurzem hier erwartet, um neue Symphonien von ihrer Composition zu dirigiren. — Da die vierfüßigen Nachfolger Keans und Garricks hier mit so großem Beifalle aufgenommen worden, reiste ein hiesiger Theaterdirektor nach Paris, um die Affen- und Hundegesellschaft, die jezt im Cirque Olympique Vorstellungen gibt, zu engagiren. Affen wurden nun sogleich die Tagesordnung in allen Theatern. In Adelphi erschien bereits gestern eine Affencompagnie, die von dem Direktor dem Publikum als die „wirklichen Affen“ aufgeführt wurden; und heute sehe ich vom Victoriatheater die einzigen wahren und echten Affen angekündigt. — Die Literatur scheint bis jezt dieses Jahr besonders unfruchtbar, selbst die Magazine für den Monat März enthalten nicht das mindeste von Interesse. Das erste Heft von Mrs. Trollopes neuem Werke ist erschienen. Es wäre ungerecht, nach einem solchen Bruchstücke über das Ganze urtheilen zu wollen: allein ich habe nie etwas trockeneres und langweiligeres als dieses erste Heft gelesen, in welchem ein beständiges Haschen nach Wiz einen fortwährend erinnert, daß es die schlechte Copie eines trefflichen Originals (Oliver Twist) ist. — Daß die Trunkenheit unter der gemeineren Klasse noch sehr vorherrschend ist, beweist die Angabe, daß im Laufe des vorigen Jahres in einem der vielen Police-Offices in London die Geldbußen für Trunkenheit (fünf Sch.) über 300 Pf. St. betrugen. — Man hört beständig von Unglücksfällen auf den Eisenbahnen, welche theilweise dem Zufalle, meistens jedoch der Unvorsichtigkeit der Opfer zuzuschreiben sind. Die Landleute scheinen nämlich ein besonderes Vergnügen darin zu finden, ihre Unerschrockenheit zu beweisen, indem sie, wenn sie die Wagen mit Blizesschnelle kommen sehen, die Bahn passiren, wobei manche ihr Leben einbüßen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 70.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 22. März 1839.

— Gold, du tapfrer Mars,
Du Buhle, jung, geliebt, frisch, reizend stets!
— — Du sichtbarer Gott,
Der eng Unmöglichkeiten selbst vereint,
Daß sie sich küssen; der in jeder Zung'
Zu jedem Zweck spricht; Herzprobierstein du!

Shakespeare.
Timon.

Der Alchymist.

I.

Gold ist die Loosung! — Mir von Allen,
Dem Sohn der Scholle nackt und bloß,
Mir einzig wäre zugefallen
Der schnöden Armuth Jammerloos?
Fühl' ich's nicht auch im Arme schwellen
Von jugendlicher Stärke mir,
Nicht mir im Hirn und Busen quellen
Von Plänen, Wünschen und Begier? —

Gold ist die Loosung! Hoch von oben
Lockt mich der Sterne goldner Schein;
Auch goldne Becher hör' ich loben,
Süß duftige von goldnem Wein;
Nach goldnen Kettlein seh' ich trachten
Goldlock'ge Mädchen schlank und hold,
Und ach! um ihre Locken schmachten,
Wer reich ist von gemünztem Gold.

Hinaus, hinaus! und fröhlich Ringen!
Dem Tapfern bleibt der Sieg nicht aus.
Schon goldne Becher hör' ich klingen
In goldgedecktem Königshaus,
Seh' mich von Mädchenarm umschlungen,
Von goldnen Locken überdeckt,
Seh' in die Wirklichkeit gedrungen,
Was jezt als goldner Traum mich neckt.

II.

Wo nie der süße Morgen dämmert,
Tief in des Bergwerks finstrem Schacht,
Da sizt er jezt und pocht und hämmert
In schwarzberußter Knappentracht.
Zu ihm hinab kein Klang der Glocken,
Kein Lerchenwirbel, Blumenduft!
Denn andre Blumen sieht er locken,
Rothblühend Gold in dunkler Gruft.

Mann ist er worden, hat erfahren
Des Lebens Drang, des Lebens Müh':
Den Traum aus ersten Jünglingsjahren
Vergaß er dennoch, dennoch nie.
Zwar nicht die Sterne konnt' er greifen,
So golden sie ihn angelacht,
Sein irrend Wandern, flüchtig Schweifen
Hat ihn zu keinem Ziel gebracht.

— „Gold ist die Loosung! Tief dort innen,
Im Schooß der Erde keimt das Gold;
Du mußt's mit Schweiß ihr abgewinnen,
Dem Unverdroßnen ist sie hold:
Dort zweigt es sich in tausend Blättern,
In tausend Aesten rankt's empor,
Aus Zwergenhand und bösen Wettern
Bring' ich den Schatz an's Licht hervor."

Bergmann! hab Acht! die Vesten zittern,
Jäh quellend Wasser füllt den Schacht,
Ein Donner, horch! wie von Gewittern,
Ein Knall, ein Fall: es ist vollbracht. —
Das Gold die Beute der Dämonen!
Versenkt auf ewig in's Gestein
Sind deine Becher, deine Kronen,
Nichts, als das nackte Leben dein!

III.

Doch hinter halb zerknickten Scheiben,
Im finstern Häuschen, arm und klein,
Welch seltsam Schaffen dort und Treiben?
Wer mag der Greis, der fremde, seyn?
Er steht vor dampfender Retorte,
Umhüllt vom wallenden Talar,
Und murmelt leis gespenst'ge Worte
Und seltsam fliegt sein Silberhaar.

— „Gold ist die Loosung! Tief dort innen
Ruht es in Pflanze, Luft und Stein,
Da gilt's zu denken, gilt zu sinnen
Geheimnißvolle Litanein.
Der sich verbirgt dem Aug' der Blinden,
Der goldne Bronnen der Natur,
Die Kunst des Weisen soll ihn finden,
Und Nostradamus kennt die Spur.

„Jetzt Mitternacht! die Sterne schimmern,
Merkur und Venus sind mir hold,
Und schon im Kessel seh' ich's flimmern,
Das siedet, dampfet, wogt wie Gold.
Jetzt ungesäumt das Wort gesprochen,
Das alle Geister mir beschwört —:
Vernimm's, Natur! und gib zerbrochen
Die Schlüssel mir, wenn du's gehört!

Horch da, wer pocht? — Er hört's nicht pochen;
Auf geht die Thür — er sieht es nicht.
„Der seinen Glauben hat gebrochen,
Den Zaubrer fort und vor Gericht!"
Der Bischof sprach's, nach jauchzt die Menge,
Und schnell in Fesseln ist der Greis:
Der Kessel summt eintön'ge Klänge,
Dem Alten starrt das Blut zu Eis.

IV.

'S war Winterszeit. Still, wie im Grabe,
War es im schneebedeckten Wald;
Ein Greis in Lumpen wankt am Stabe,
Und draußen ist's so bitterkalt.
Sie haben ihm den Spruch verkündet:
„Weil du um Gold und eitlen Tand
Dich mit der Hölle hast verbündet,
Sey du geächtet und gebannt."

Die Sonne sank, und rings die Höhen,
Den Wald, das Häuschen hier im Thal,
Den Spiegel dort gefrorner Seen
Vergoldete ihr letzter Strahl.
Still stand der Greis, er sah es flimmern
Und glühen, glänzen weit und breit,
Sah goldne Berg' und Flüsse schimmern,
Sah goldverbrämt sein Bettlerkleid.

Gold ist die Loosung! Mir entgegen,
Dem ärmsten Mann, strömt himmelher
Ein unermeßlich goldner Regen,
Allüberall ein goldnes Meer!
Schon goldne Schlösser seh' ich blinken,
Mein Herz durchglüht's wie Feuerwein,
Seh' goldgelockte Köpfchen winken:
Mein jetzt, du goldnes Traumbild, mein!

Da hat die Hände er gefaltet,
Gelächelt hat er sonder Harm,
Das starre Auge, schon erkaltet,
Ward noch von einer Thräne warm.
Sanft schlief er ein; wohl nah und ferne
War's eine bitterkalte Nacht:
Hoch oben nur die goldnen Sterne,
Die hielten ihm die Todtenwacht.

R. E. Prutz.

Die Gastfreunde.

(Fortsetzung.)

Auerbach stand rasch auf und ging an das Fenster, hinausschauend in den dunkeln Abend. — „Was ist nur heut dem Menschen?" fragte Norbert sich selber, aber mit halblauten Worten: „ich kenne ihn nicht, er kömmt mir ganz fremd vor." — „Der Herr Baron haben vollkommen Fug und Recht, dieses vorauszusetzen," antwortete ihm die Stimme des Kanonikus; „es ist auch so, wie

Sie sagen. Ich zerbreche mir seit zwei Tagen darüber den Kopf."

Norbert sah auf: einige der gewöhnlichen Tafelherrn, unter ihnen der Kanonikus, waren, ohne von ihm bemerkt worden zu seyn, gekommen und hatten ihre Plätze eingenommen. Der Major fragte, immer noch mit Auerbach beschäftigt, den Kanonikus: „Seit zwei Tagen schon? Und ich bemerkte nicht —? es ist seltsam. Warum ist der Mann, wie Sie selbst finden —" — „So fremd, Herr Baron? Ja, das mag wohl hauptsächlich daher rühren, daß er nicht von hier und daher Niemanden bekannt ist, die Frau von Fingerlein ausgenommen, bei welcher er wohnt, just hier gegenüber." — „Ja, von wem reden Sie denn?" schwebte dem Major auf der Zunge; indessen kam der Aktuar heran und sprach: „Es steht einmal fest, daß der Herr der Auditor vom 4ten Infanterieregiment ist und hier auf Besuch bei seiner Tante liegt. Aus dem Besuch wird jedoch ohne Zweifel eine Heirath mit der Fräulein Pepi. Ich schwör's auf mein Schwert! sie ist die Cousine des Auditors, der eigentlich ein Anglomane ist, weil er nach Herzen angelt, und dessen noch, ein Angelsachse, da er Sachse heißt, wie wir auf der Polizei bereits zur Genüge wissen."

Chevalier schnalzte mit der Zunge den Schlußpunkt seiner Eröffnung, und während die Mitglieder der Tafelrunde beifällig murmelnd und commentirend den Bericht verdauten, zupfte der Aktuar den Major verstohlen am Rocke und zeigte nach dem Fenster, wo Auerbach noch immer unbeweglich stand. „Drüben wohnt sie," flüsterte er dem Major zu, „er kann von hier aus sehen, wie sie dem Auditor die Hand gibt; merken Sie? Sehen Sie? Kopf an Kopf lehnen sie am Fenster, und die große Nachthaube der alten Fingerlein schwebt über der Gruppe wie eine segnende Fledermaus. Er stirbt vor Eifersucht und Verdruß noch diese Nacht: de profundis!" — „Sind Sie im Kopfe verwirrt oder benebelt?" fragte der Major verwundert. „Sie schwatzen mir Dinge vor, von denen ich nicht eine Sylbe verstehe!"

„Der Laffe!" brummte Auerbach grollend im Vorübergehen und eilte aus dem Zimmer. — Die Anwesenden, die um des Kaisers Bart stritten, wie gewöhnlich, bemerkten, zwei ausgenommen, seine Entfernung nicht. Der Major sagte aber zum Aktuar: „Wem galt die Artigkeit? Ihnen, mein Herr?" — „Behüte Gott, sans façon. Nicht mir, nicht Ihnen, aber dem glücklichen Auditor." — Der Aktuar winkte seinem Zuhörer und führte ihn durch's bürgerliche Pandämonium in die Billardstube hinaus. Dort übte sich der Citronenbaum in zierlichen Spielkünsten auf eigene einsiedlerische Faust. „Was ich Ihnen zu vertrauen habe," sprach Chevalier, „kann ich Ihnen keck vor diesem Mann entdecken. Er bringt nichts aus, ich stehe Ihnen gut dafür. Ein Vier- und zwanzigpfünder dürfte ihm den guten Morgen bieten und er dankte nicht dafür, der höfliche Mann. — Ich will Ihnen nur sagen, wenn Sie's nicht schon wissen, daß der zärtlichste Gatte in Hirlingen, unser trefflicher Edelkaffer, neben seiner überromantischen Liebe zu seiner holdesten Anna, die indessen eine Musterfrau ist, wie man sagt, noch eine Andere im Herzen hegt und pflegt und trägt: Fräulein Pepi von Fingerlein. Er ist seit dem lezten Wurstschmau'e im si beraen Mond, und seit dem Bohnenschnitt bei Obe.försters, völlig in das Mädchen verliebt, thöricht verliebt; obschon man von dem Fräulein singen kann, wie es in Orgelmanns Liede heißt:

„Fünf Schuh. sechs Zoll und dreißig Jahr
Hat sie gemessen auf ein Haar."

„Jedoch, die Liebe ist blind, und Herr Auerbach versteht die Kunst, ein paar Dutzendmal des Jahrs mit seinen Liebchen zu wechseln; sentimental, schwärmerisch, jugendlich-respektvoll — verstehen Sie mich recht? Sein Herz ist jung verblieben und der charmante Schmetterling saugt nur den obersten Thautropfen aus dem Kelch der Rose; den Champagnerschaum, den die Natur so verschwenderisch aus der Isis geheimnißvollem Schleier, den Augen der lautlosen Nacht, und dem Balsam, welchen die Engel — und so weiter, sonst bleib ich stecken, foi de chevalier! Sie verstehen mich aber hinlänglich."

„Ein alberner Don Juan also?" versezte Norbert mißbilligend; „wie ist das nur möglich, da seine Frau ein Muster ihres Geschlechtes? Wie kommt's denn, daß in Krähwinkel Alle nur vom häuslichen Glück jenes Paares zu reden wissen? Krähwinkel lobt selten; es liebt zu schimpfen." — „Das Strahlende zu schwärzen ꝛc.; sehr wohl, Herr Major. Aber des guten Herrn Auerbachs Lieblingsstudien werden nicht beachtet. Was die Weiber davon schwatzen, nescio; doch sind ihm alle gut, weil eine Jede sich Hoffnung machen darf, ihn zu beherrschen, wenn an sie die Reihe kommt. Der Frau hingegen sind sie alle gram, weil diese, an Geist und Sitte ihnen weit überlegen, sich stets von ihnen entfernt hält. Unsere alten Herren zählen keine Liebschaft für etwas rechtes, wenn sich daraus nicht Skandal ergibt; und die jungen Leute in Hirlingen — mein Gott, Herr Major, hier stehen sie alle in meiner Person vereinigt;" — das bemooste Haupt schlug beschämt die Augen vor dem staubigen Spiegel nieder, „und wenn ich auch nicht zu schweigen wüßte, wie ich's weiß, so würde ich schon reinen Mund halten, um die Grauköpfe — alle durch die Bank mit ihren Ehehälften in Krieg und Noth — mit des Edelkaffers stupendem Heiraths-, Ehe- und Lebensglück ärgern zu dürfen, wann es mir beliebt."

(Fortsetzung folgt.)

Eine angebliche Erfindung.

Französische Blätter enthalten folgende Nachricht: „Ein Herr Colas hat ein den Daguerre'schen Zeichnungen analoges Verfahren zum Copiren von Bildhauerarbeiten erfunden. Mittelst dieses magischen Prozesses wird z. B. die Venus von Milo in allen ihren Dimensionen und in jeder beliebigen Größe reproducirt, vom Maßstab der Originalstatue bis zur ein paar Fuß hohen Statuette, ja in Figürchen bis zu einem halben Zoll Höhe herunter, und zwar in Marmor, Sandstein, Elfenbein, Holz, Alabaster, Porphyr, Achat u. s. w. Die Maschine bearbeitet die härtesten wie die weichsten Körper gleich leicht, und die Copien von Statuen und Basreliefs sind so völlig getreu, daß z. B. die kaum merkliche Verwitterung des Marmors durch die Länge der Zeit sich vollkommen ausgedrückt zeigt. In Folge dieser erstaunlichen Entdeckung steht der modernen Baukunst eine ganz neue Gestaltung bevor." — Man sieht leicht, daß dies eine Parodie der Daguerre'schen Entdeckung ist, erfunden vielleicht, um nach den durch leztere erschreckten Zeichnern auch die Bildhauer zu necken.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

Erdbeben. Karneval. Potsdamer Landzeitung. Eisenbahn.

Bunte Begebenheiten, über die sich nicht viel sagen läßt, einen Küchenzettel voll Novitäten, lieben Sie nicht für Ihre Blätter; und doch, wenn ich die meiner Erinnerung aus den lezt verlebten Wochen nachschlage, finde ich eben nicht viel, sondern nur Vieles, Ihnen zu berichten: ein Erdbeben, keinen Karneval und keine Potsdamer Landzeitung, eine Schlittenfahrt und keine Schlittenfahrt, ein neues Cabinet de lecture, ein neues Raupach'sches Stück, eine revolutionäre Potsdamer Aktienversammlung, die beschlossen hat, daß Alles beim Alten bleiben soll, eine neue Rentengesellschaft, viele Theater- und noch mehr musikalische Novitäten, und noch viel, was nicht viel auf sich hat.

Bald nachdem in der Sylvesternacht ein sehr unangenehmes Rencontre zwischen einem Offizier und einem Studenten stattgefunden hatte, was, aus alten Vorurtheilen entsprungen, blutig begonnen, glücklicherweise aber mit einer vollständigen Heilung, und wenn auch nicht mit einer Kur der Vorurtheile, doch damit geendet hat, daß die Betheiligten sich als Ehrenmänner verständigt, und dem bösen Zufall und dem süßen Weine die Schuld auf die Schultern geladen haben, ereignete sich ein Erdbeben, über das eine eben solche Ungewißheit herrscht, wie über den nächtlichen Vorfall unter den Linden, nämlich aus welchen Ursachen und unter welchen Umständen es entstanden ist. In der Louisenstadt haben es Einige gehört, Andere gefühlt. Die Empfindungen werden sehr verschiedenartig geschildert; in einigen Häusern hat es die Thorflügel, in andern Kinder auf dem Arme der Amme afficirt; in diesen fühlte man es im ersten Stock, in andern auf dem Boden; in diesen hält man es für eine Illusion, in jenen für eine Wahrheit. Die Staatszeitung hat sich dagegen erklärt; mit freimüthiger Stimme verfechten unsere liberalen Privatzeitungen dagegen seine Erscheinung. Es ist auch ein Erdbeben in unserer Gegend etwas so Seltenes, daß man seinen Besuch deshalb sich nicht so leicht darf abstreiten lassen, weil er incognito auftrat. Da die blutigsten Völker- und Glaubenskriege jezt mit der Feder abgemacht werden, kann doch auch ein Erdbeben in milderen Formen erscheinen. Der Karneval war und ist gewesen eben so incognito. Da die freiwillige Lustbarkeit sich auf seinen alleinigen Repräsentanten, den sogenannten Brühl-Rederuschen Subscriptionsbällen nicht einfinden wollte — auf einigen der ersteren hätte die Maxime des großen Friedrich nothgethan, der bisweilen, so erzählt die Berliner Sage, durch Unteroffiziere das Publikum in die leeren Räume seiner italienischen Oper eintreiben ließ — mußten beliebte Entrepreneurs aus dem Theaterpersonale aufgetrieben werden; das half denn. Man will bei uns Maskenbälle sehen, aber sie nicht machen. Es ist verlorne Mühe, wie mit einem komischen Volkstheater. Am Rheine ist, troz der Cölner Konflikte, der Karneval des Volkes so lustig gewesen als je; unseres Publikums Heiterkeit, wenn eine da ist, war durch jene Controversen kaum etwas alterirt, und doch regte und bewegte sich nichts, nicht einmal der Berliner Wiz. Man ist in manchen Dingen jezt sehr leutselig, und gönnt uns, uns lustig zu machen über Andere. Seltsam aber, nun, da es erlaubt ist, wollen wir nicht lustig seyn. Es kommt uns dabei jener Wiz aus den unseligen Choleratagen in den Sinn. Da war es bekanntlich erlaubt, auf den Straßen zu rauchen, und die Gensdarmen schlenderten müßig umher. Aber gerade da wollte ein Handwerksbursch absolut nicht rauchen, denn nun es Jedermann erlaubt sey, sey es auch keine Lust mehr.

Die Potsdamer Landzeitung, welche mit vielem Effekt in's Leben treten wollte, ist ohne allen Effekt gleich nach ihrer Geburt erstickt. Wir sind der raisonnirenden Artikel in unsern politischen Zeitungen zu sehr entwöhnt. Diese neue Erscheinung hätte auf unsern Gesundheitszustand vielleicht zu erschütternd gewirkt. Was wir denken, in die Fremde zu tragen, und auf diesem Läuterungswege unsere Produkte zur Consumirung zurück zu erhalten, eine Maxime, welche man jezt wissenschaftlich zu begründen sucht, ist gewiß wenigstens das beste Mittel, uns vor allem Schwindel zu bewahren. Die älteren beiden Zeitungen beriefen sich auf ihre Privilegien (eines schon über hundertjährig!), nichts zu sagen, was sich einer Meinung nähert, und hielten ihre Existenz gefährdet, wenn eine Zeitung mit Meinungen in der Mark Brandenburg aufkäme. Dies muß wohl ein Grund ad hominem gewesen seyn. Inzwischen ist es merkwürdig, daß sich in diesen beiden Zeitungen selbst jezt Meinungen unvermerkt einschleichen. Die Vossische hatte schon früher diesen gefährlichen Weg betreten, indem sie hie und da zu französischen und englischen Nachrichten Ausrufungs- und Fragezeichen machte. — Wie tumultuarisch die parlamentarische Generalversammlung der Potsdamer Eisenbahnaktionäre ablief, lesen Sie in den Zeitungen. Es war eine Coalition gegen die Direktion, so furchtbar als die Pariser gegen das Ministerium, gewissermaßen noch furchtbarer, denn es war fast Stimmeneinheit gegen die schlechte Verwaltung. Aber — war es nun deutsches Mitleid oder Klugheit — nachdem die Direktoren einräumen müssen, was auch seitdem öffentlich geschehen ist, daß zu Anfang große Mißgriffe erfolgt und viel verschwendet worden, wählte man sie doch wieder, damit sie Zeit gewinnen zur Buße, oder zur Buße den verfahrenen Karren wieder selbst herausziehen helfen. Potsdam gewinnt für sich bedeutend, eine Menge Sommerwohnungen sind daselbst gemiethet. Das Vertrauen zu den Eisenbahnen will aber noch nicht zurückkehren, obgleich kein neuer Unfall sich ereignet hat.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 71.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 23. März 1839.

Die Zauberblätter! ich versteh's nicht recht.

Goethe.
Faust.

Noch einige Bemerkungen über Daguerre's Erfindung.

Von Dr. Nürnberger.

Der außerordentlichste Gewinn, den Daguerre's Erfindung gewähren kann, dürfte, nach unserer Meinung, der astronomische seyn. Es ist bekannt, daß das Daguerre'sche Reageus hinreichend empfindlich ist, um selbst vom Mondlichte afficirt zu werden. Dies ist um so merkwürdiger, da, wie sich die Leser erinnern, alle frühern Bemühungen, bemerkbare Wirkungen des Mondlichts, z. B. Wärmewirkungen, hervorzubringen, ganz vergeblich gewesen sind. Zwar wollte Howard einmal einen Einfluß des durch sehr starke Brenngläser verdichteten Mondlichts auf ein höchst empfindliches Thermometer beobachtet haben; allein Schmidt und Pictet haben, bei sorgfältiger Wiederholung jener Versuche, niemals die mindeste Wärmeentwicklung durch zusammengebrochenes Mondlicht bewirken können. Die Erfolglosigkeit der Anwendung des Mondlichts auf Chlorsilber ist aus dem Berichte der französischen Akademiker über die Daguerre'sche Erfindung bekannt; wie auffallend ist es daher nicht, daß nach demselben Berichte Daguerre gelungen ist, was kaum für möglich gehalten wurde, nämlich mittelst eines nur schwachen Sammelglases seiner Camera obscura auf dem dunkeln Ueberzuge seiner Metallplatte binnen kaum zwanzig Minuten ein weißes Bild des Mondes darzustellen. Aber man gehe, um die von uns angedeutete astronomische Wichtigkeit dieses Resultats ganz zu begreifen, auf die optische Natur der Entstehung eines auf diese Weise erlangten Mondbildes zurück. Ich vergleiche die Daguerrotypen, mit einziger Ausnahme der verlorengehenden Lokalfarben, den Spiegelbildern: denn bei diesen wie bei jenen malt sich der Gegenstand selbst ab; und das Bild muß also in seiner vollkommensten Wahrheit und Naturtreue den Gegenstand vollständig wiedergeben. Für die beobachtende Astronomie wird es demnach künftig nicht mehr nöthig seyn, den Mond, um vorläufig bei diesem Himmelskörper stehen zu bleiben, unmittelbar teleskopisch zu beobachten und sich dabei auf eine sehr geringe Vergrößerung beschränkt zu sehen,* sondern sie wird die Daguerre'sche, vollkommen naturgetreue, jedes, auch das kleinste Detail enthaltende Mondprojektion vielmehr nur einer mikroskopischen Untersuchung zu unterwerfen haben; und es ist noch gar nicht anzugeben, wie weit die Vergrößerung dabei zu treiben seyn dürfte. Man wird meine Erwartung vielleicht

* Bekanntlich ist die größte, mit Erfolg auf den Mond anwendbare Vergrößerung nur eine dreihundertmalige.

zu sanguinisch finden; allein Arago drückt sich ganz im nämlichen Sinne aus. Er hat selbst mit dem Daguerre'schen Apparat und Präparat operirt und, trotz des bedeckten Himmels und der geringen Lichtenergie der jetzigen Jahrszeit, eine Ansicht der Boulevards erhalten, in welcher auch nicht das geringste Detail fehlt, dergestalt, daß ein Blitzableiter auf einem entfernten Gebäude, der dem Auge ganz unsichtbar blieb, auf der Platte erscheint, aber auf dieser nur durch das Mikroscop zu entdecken ist; und dies Alles war in zehn Minuten ausgeführt. Arago drückt besonders auf den Grund dieses Experiments die feste Hoffnung aus, daß man eben so ein ganz treues Abbild des Mondes mit allen seinen Lichtvarietäten u. s. w. erhalten werde. * Was läßt sich nun erst erwarten bei größerer Lichtenergie, etwa unter einem Himmel wie der Egyptens? Ferner, wo ist die Grenze der Größe des Bildes, da diese, bei Anwendung anderer Collectivgläser, mit dem weitern Abrucken der Ruckwand der Camera obscura wächst?

Man wird sich aber nicht auf den Mond beschränken: das Licht der übrigen Körper unseres Sonnensystems wird nicht weniger auf Daguerre's Platten und Präparat wirken; und schon erblick' ich die Venus mit ihren hohen Bergen, den Mars mit seiner Polarschneezone, den Jupiter mit seinen Streifen, den Saturn mit seinen Ringen u. s. w. im größesten Maßstabe, in der detaillirtesten, naturgetreuesten Abbildung auf Daguerre'schen Platten. Wo bleibt dann die Beer-Mädlersche Mondkarte, auf welcher Menschenfleiß in Jahren nicht einzeichnen konnte, was hier die geheimnißvolle Thätigkeit des Lichts in Minuten abreißt! Auf der Karte entwirft Eine schwere Hand des Zeichners mittelbare Bilder der Gegenstände, welche ihm durch das Auge zugegangen sind; auf Daguerre's Platte langen Milliarden der feinsten Lichtstrahlen unmittelbar von jedem Punktchen desselben Gegenstandes an, um auch jedes dieser Punktchen eben so genau wieder darzustellen. Was das Auge gar nicht gewahrt, was der Beobachter gar nicht einmal ahnt, das muß sich gleichwohl auf dem Daguerrotype finden, weil kein Punkt des Gegenstandes versäumen kann, Lichtstrahlen abzusenden; wenn ihr es nicht sogleich darauf erschauet, so nehmt nur eine immer schärfere Loupe zur Hand, ihr müßt und werdet es finden, wie Arago den oben erwähnten Blitzableiter. Wer von der Entstehung der Bilder im verfinsterten Zimmer einen deutlichen Begriff hat, muß mir zugeben, daß ich in der Idee Recht habe. Und man bedenke, daß die Daguerre'sche Erfindung nur erst ein ganz neugebornes Kind ist und schon so Wunderbares leistet; wozu wird sie erwachsen?

Auf den astronomischen Gewinn aber, wenn er gleich der erhabenste seyn dürfte, wird sich diese wundersame Erfindung nicht beschränken. Denkt euch jezt den Reisenden, der euch ein treues Bild der durchflogenen schönsten Partien entfernter Länder und Städte mitzubringen wünscht. Er wird die kleine Camera obscura und eine Anzahl Daguerre'scher Platten im Wagen mit sich führen, den kleinen Apparat an den gefälligen Punkten aufstellen, und nach wenigen Minuten, während welcher er selbst seine Besichtigung unbekümmert fortsezt, den genauesten Kupferstich der Landschaft, der Cathedrale u. s. w. vorfinden, welchen die Lichtstrahlen indeß für ihn entworfen haben. Die Gletscher der Schweiz, wie die Obelisken der egyptischen Wüsten, die pittoresken Felsen Scandinaviens, gleich den reizenden Siten des neapolitanischen Meerbusens werden sich, immer im Augenblicke, in Daguerre's Spiegel bleibend hineinzaubern; und ihr werdet das ferner unverwüstliche, getreueste Spiegelzauberbild auf ein Plättchen in den Koffer zu den übrigen legen. Ihr tretet ferner in eine Gemäldegalerie; irgend ein Raphael, ein Correggio bezaubert euch; und ihr habt nur um Erlaubniß zu bitten, euer Instrument ein paar Minuten davor aufstellen zu dürfen, um die sauberste Copie zu erlangen.

Ihr wollt die Rückwand eines Zimmers mit den feinsten Gemälden bedecken? Verfinstert das Zimmer, präparirt die Wand nach Daguerre's Vorschrift, sezt in die entsprechende Vorderwand eine Linse von angemessener Brennweite ein und stellt die abzubildenden Gegenstände davor auf; in wenigen Minuten wird das Werk, wozu des Malers Pinsel sonst Monate und Jahre gebraucht, mit einer viel größern, mit einer durch allen Menschenfleiß nimmer erreichbaren Vollkommenheit ausgeführt seyn. Wollt ihr die Zauberei in einer Nacht ausführen, um eure Gattin, eure Freunde zu überraschen, so substituirt dem Sonnenlichte irgend ein energisches künstliches Licht; da Daguerre's Reagens angeführtermaßen für das so äußerst schwache Mondlicht empfänglich ist, so wird es wahrhaftig z. B. dem mächtigen neuen Sideral-lichte von Gaudin nicht widerstehen. — Aber ich würde nicht fertig werden, Alles anzudeuten, was sich von dieser außerordentlichen Erfindung für die Wissenschaft, die Kunst, die b.oße Lebensverschönerung mit Grund verhoffen läßt; meine Erwartungen von ihr sind keine schmeichlerischen Ueberschätzungen; die Zeit wird sie nicht nur bestätigen, sie wird sie übertreffen; und wer sich genauer mit den Geheimnissen der Lichtthätigkeit, so weit sie sterblichen Augen zugänglich sind, bekannt gemacht hat, der muß und wird mir schon jezt beipflichten.

* Sitzung der Pariser Akademie vom 4ten Februar.

Die Gastfreunde.

(Fortsetzung.)

Norbert begab sich mit ganz eigenen Gedanken und Vermuthungen nach Hause. Durch Chevaliers unzarte, aber wahrhaftig lautende Berichte war der Vorhang zerrissen worden, der ihm bisher Auerbachs Thun und Lassen und Gesinnung verborgen hatte. Der Major sah sich wieder getäuscht, sah abermals im Geiste die Thüre des Gastfreundes hinter ihm, dem Scheidenden, zufallen, und malte sich — ebenfalls im Geiste — das Leben eines Einsiedlers lieblicher aus, als seine bisherige Existenz unter feindlichen Freunden. — Die Begegnisse entsprachen schon an demselben Abend seinen Ahnungen.

Seines Bedienten benöthigt, schellte der Major demselben. Der arme Schelm, der schon die kleinstädtische Sitte, mit den Hühnern zu Bette zu gehen, angenommen, schlief fest und hörte die Glocke nicht. Der Major ging nach des Burschen Kammer, um ihn zu wecken. Er mußte an den Gemächern des Hausherrn vorüber, und schritt leise, um nicht Auerbach oder dessen Gattin im Schlummer zu stören; da hörte er zu seiner Verwunderung noch eine laute Stimme, die Stimme seines Freundes. „Nicht übel, Madame, wahrhaftig nicht übel. Sie spielen die unschuldig Beleidigte zum Entzücken." Anna antwortete nur wenig, dem Major nicht verständlich. „Nichts da! schweigen Sie! ich habe helle Augen, verstehen Sie mich? Ich bin hier der Meister, ich habe zu wünschen und zu befehlen. Sie haben zu gehorchen. Thun Sie, wie ich gesagt habe. Höflichkeit, kühle Höflichkeit: guten Morgen, guten Appetit, gute Nacht; — Punktum, nichts weiter, oder —" Annas Erwiderung nach einer Pause wurde im bestimmten Tone gerechter Mißbilligung gegeben. Obschon etwas ausgedehnt, war sie jedoch so wenig verständlich als die vorige. „Warum nicht gar, Madame! Wollen Sie mich als einen eifersüchtelnden Nachtwandler an den Pranger stellen? Nichts da! Ich hab' ihm einmal mein Wort gegeben, und will nicht wie der Narr in Falkenau den lächerlichen Vorwurf auf mich laden, als sey ich inconsequent oder schwach, oder von eines Weibes Launen abhängig. Das Dekorum muß beobachtet werden; im Uebrigen Alles, wie ich's vorgeschrieben habe, ein- für allemal. Genug, und schlafe wohl, mein Püppchen."

„Ja wohl, genug!" sagte der Major für sich, da er wieder auf seinem Zimmer war. „Was mir schwante, trifft bereits ein, und wenn ich nicht irre, und wenn — wie nicht zu zweifeln — die Leute von meiner Wenigkeit gesprochen haben, so kommt diesmal das Donnerwetter von Seiten des heuchlerischen Mannes, der mit seinem armen Weibe ein wahres Katzenspiel treibt. Nun, es komme, wie es mag. Der Abmarsch ist wieder einmal vor der Thüre, und ich weiß nicht einmal warum? kann mir's nicht denken. Dennoch will ich diesmal temporisiren und den faden Herrn anlaufen lassen, wenn's Zeit ist."

Dieses konnte gleich am andern Morgen geschehen. Auerbach erschien unmittelbar nach dem Frühstücke bei seinem Gast, und seine Stirn war eben so heiter, als sie am verwichenen Abend trüb, finster sogar gewesen. — „Ich bin im Begriff, eine kleine Tour nach Althaus zu machen, um meinem Pächter das Gewehr zu visitiren, wie man zu sagen pflegt. Willst du mitkommen?" — „Ich danke, mein Freund, die Witterung thäte meiner Wunde nicht gut. Erlaube, daß ich zurückbleibe." Ueber des Freundes glatte Stirn flog schon wieder ein leichter Nebel. Er versetzte bedauernd: „Wie Schade! ich wäre so gerne mit dir gewesen; indessen, wie du willst: unter Freunden, zwischen Wirth und lieben Gast kein Zwang. Nur thut mir leid, daß du den Tag als ein Eremit verleben wirst. Stelle dir vor, meine liebe Anna ist kränker geworden. — Du wirst allein speisen." — „In Gottes Namen. Ich theile dann das Loos so mancher asiatischen Majestät. Doch bedaure ich deine Frau von Herzen. Du wirst nicht versäumen, einen Arzt —?" — „Behüte! noch ist für den Arzt nichts zu thun. Es wird sich geben; gereizte Nerven und dergleichen. Du weißt ja, wie die Weiber sind. Sie ist schon besser als gestern Abend. Hörtest du nicht vielleicht, da du heimkamst, etwas Geräusch in unserm Schlafzimmer?" — „Nicht doch. Ich war vom Schwatzen müde, und habe fest geschlafen." — „So? desto besser. Ich fürchtete schon, wir hätten dich vielleicht gestört. Hast du gestern viel Spaß gehabt unter den Philistern? Wahrlich, Hirlingen ist und bleibt ein elendes Nest. Die Albernheit liegt hier auf Werbung, und die Langeweile steht Schildwache." — „Die militärische Figur ist nicht übel für einen Civilisten." — „Wahrhaftig? Doch besinne ich mich so eben, daß ich dich wegen der Figur, die ich gestern im Casino dir gegenüber spielte, um Verzeihung bitten muß. Du weißt selbst, wie ein Tag nicht gleich ist dem andern, wie unsere Laune buntscheckig wechselt, wie tausenderlei Erlebnisse auf uns einstürmen. Meine Geschäfte sind so mannigfaltig — ich hatte just mit einem Burschen zu thun, der sammt seiner Handlungsweise mir nicht aus dem Kopfe ging." — „Wozu die Entschuldigungen, lieber Freund? du hast mich nicht beleidigt." — „Ich freue mich, wenn du's einsiehst. Zu Hause wurde ich alsbald ein Anderer. Ich darf nur in das liebe, herzige Gesicht meiner Anna sehen, um augenblicklich sanft zu werden wie ein Lamm. — Findest du nicht selbst, lieber Norbert, daß meine Anna einem Engel der Anmuth und Versöhnung gleicht?"

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Fortsetzung.)

Straßenreinlichkeit. Gaunerei.

Der Winter, der so früh Abschied nimmt (wenn er nicht wiederkehrt), habe sich, könnte man sagen, vor unserm neuen Polizeipräsidenten gefürchtet, welcher ihn in seiner alten Gestalt durchaus nicht in unsern Straßen dulden will. Es sah freilich bisweilen arg aus, zuerst wenn der Schnee, vom Winde zusammengefegt, hie und da so hoch lag, daß der Spaziergänger bis an's Knie versank, dann im Thauwetter, wo es schiffbare Kanäle, Seen und undurchdringliche Sümpfe gab. Aber was in Städten mit engen Gassen und großer Bevölkerung eine Kleinigkeit ist, wird in Berlin mit seinen breiten Straßen und Marktplätzen zu einer Last. Das Fortschaffen alles Schnees während eines harten Winters erfordert hier einen Aufwand von Kräften und Geld, die vielleicht doch noch zuträglicher zum Besten der Stadt verwendet werden könnten. Wenn man zum Exempel nur fünf Jahr lang den Schnee liegen ließe, da wo ihn der Himmel hinfallen ließ (wovor uns übrigens der Himmel bewahre), so könnte man für die Ersparniß an Schaufel-, Aufeiselohn und Fuhrgeld ein zweites Nicolausbürgerhospital erbauen. Den Bürgern liegt die Last ob, nach dem alten Sprüchwort: Jeder fege vor seiner Thür. Aber die Polizei war in diesem einen Punkte bisweilen human. Herr von Puttkammer, früher Landrath in Pommern, der neue Präsident, hat das andere Sprüchwort von den neuen Besen, gewiß eben so alt als jenes, auch in Gültigkeit bringen wollen, und es ist ihm gelungen. Nach einem Schneewinter, der die Posten zurückhielt, hat er es möglich gemacht, die Residenz schon um Mitte Februars ganz rein zu kehren. — Man spricht übrigens davon, daß die Polizei die gesammte Straßenreinigung künftig in Entreprise geben wolle, was gewiß sein Ersprießliches hätte. — Eine Hofschlittenfahrt, von dem Palais des Prinzen Albrecht aus, war die einzige offizielle Winterfeier; eine Studentenschlittenfahrt, welche besprochen wurde, ist, man weiß nicht weßhalb, unterblieben oder untersagt.

Daß es doch der Polizei gelingen möchte, wie von Schnee die Stadt auch von Dieben zu reinigen! Die Verbrechen gegen die Sicherheit und das Eigenthum nehmen in erschreckender Weise überhand. Der Quell des Uebels sind freilich unsere Zuchthäuser, die alljährig, weil es nun einmal nicht anders seyn kann, eine Anzahl zwar gezüchtigter, aber nur noch gewitzigterer Verbrecher in's Land loslassen, mit der stillschweigenden Anweisung, das Ihre zu thun, um recht bald wieder zu kommen. Die Polizei kann's nicht ändern; nur daß sie die berühmten Diebsfamilien von Jahr zu Jahr genauer kennen lernt und in ihre Schlupfwinkel Blicke wirft. Der Taschendiebstahl war sonst eine hier nie gekannte Branche. Auch darin sind einige beachtenswerthe Versuche gemacht. Ein hiesiger nahmhafter Maler sieht in einem Conzerte nach einigen Damen in den Logen; ein elegant gekleideter junger Mann klopft ihn lächelnd auf die Schulter und warnt ihn, seine Aufmerksamkeit nicht zu sehr in die Ferne zu richten, da die Taschendiebe gern jede Gelegenheit benutzten. Einem Freunde seyen in einem frühern Conzerte 50 Stück Friedrichsdor aus der Tasche entwandt worden. Der Maler dankt verbindlichst für die Warnung und nimmt das kostbare Perspektiv des Unbekannten, um bequemer die Damen zu fixiren, während jener seinen Rücken bewacht. Als das Glas mit Dank zurückgegeben und der warnende Freund verschwunden ist, ist dem Maler auch seine Brieftasche mit den Kassenanweisungen darin verschwunden. — Noch ein Histörchen, da ich beim Geschichtenerzählen bin, mit mehr Handlung und einiger Nemesis. Ein Dieb stiehlt einen Mantel, bei Stehely oder sonst an einem öffentlichen Orte. Er trägt ihn zum Schneider, um ihn sich ändern zu lassen; also ein Dieb, der noch auf Anstand hält. Der Schneider findet beim Austrennen des Kragens in demselben vieles Papiergeld, preußische Kassenanweisungen. Die Sache kommt ihm verdächtig vor, und er zeigt es der Polizei an. Diese findet noch mehr als Verdacht in dem corpus delicti. Als der junge Mensch sich beim Schneider meldet, wird er verhaftet als — Falschmünzer! denn es sind falsche Kassenanweisungen. Hoch und theuer beschwört er seine Unschuld: er sey kein Falschmünzer, er sey ein simpler ehrlicher Dieb. Man schenkt ihm Vertrauen, und er wird, aus seinem Verhaft heraus, unter Begleitung eines verkleideten Polizeibeamten, in allen Kaffee- und Weinhäusern umhergeführt, versteht sich mit seinem Mantel. Wie lange und wie weit er dieser glücklichen Polizeiverfügung nachgekommen, die ihm vergönnt, auf Staatsunkosten sich lustig zu machen, steht dahin. Endlich indessen gelingt der Fang. Ein fremder Jemand fixirt den Mann, oder den Mantel; er fragt, wo er ihn her habe? Der Besitzer wird verlegen, der Jemand trotziger; er erklärt und beweißt, daß er der Eigenthümer und jener ein Dieb sey. Das Aufsehen wird noch größer, als jener mit Resignation, was dieser angibt, einräumt, schlägt aber zum allergrößten Erstaunen um, als hierauf der geheime Dritte als deus ex vinculis hervortritt und Mann und Mantel für sich vindicirt als durch und durch falsche Münze. — Zwei geängstete Diebe — doch die Localität gehört vor allem zur Sache. Wer in Berlin war, kennt den Kranzlerschen Conditorladen, wo es das beste Gefrorene gibt, die Beaumonde sich versammelt und Abends das hellste Gaslicht brennt. Es ist überdem das höchste Haus, geschmackvoll durch einen Thurm und eine Galerie, die um die erste Etage läuft, decorirt. An der Ecke der Linden- und Friedrichsstraße liegt es an einem Kreuzweg des Verkehrs und der Eleganz. Hier also werden zwei unglückliche Diebe, die zwei Treppen hoch eingebrochen sind, irgend wie in ihrem Geschäft gestört, und die Treppe nicht mehr hinunterkönnend, knüpfen sie den Fußteppich des Zimmers an das Fenster und lassen sich von außen auf die lichthelle, von zahllosen Ladenfenstern erleuchtete Straße hinab. — Ob Beide, oder nur der Eine, als er über die Galerie herabsprang, ergriffen wurde, weiß ich nicht. Aber es geschah nach neun Uhr Abends, an einem heitern Abend, wo die Straßen von Spaziergängern wimmelten. Wie dies Impromptu und Schauspiel von dem Publikum angegafft wurde, denn Hunderte sahen es, mögen Sie sich vorstellen. — Tragischer, aber nicht minder erschreckend frech ließ sich ein anderer Vorfall in der Leipziger Straße an. Ein anständig gekleideter junger Mann tritt gegen zehn Uhr Morgens in einen Wechselladen, um Gold zu wechseln. Als der Wechsler sich bückt, zieht er statt des Goldes eine Pistole aus der Tasche und feuert sie gegen ihn ab. Glücklicherweise streift der Schuß nur die Wange, der Thäter entspringt und wird auf dem Boden des Hauses ergriffen. Wenn man hört, daß der Mörder ein Mediciner ist, daß er Bräutigam und schon zum zweiten Male aufgeboten war, und die Umstände, den hellen Tag, die breite, geräuschvolle Straße bedenkt, klingt die That wie Wahnsinn. Leider ist es nicht so; er war schon als Dieb gestraft.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 72.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 25. März 1839.

— There, where the shrubs the place disclose,
The village preacher's modest mansion rose.
A man he was, to all the country dear,
And passing rich with forty pounds a-year.
Goldsmith.

Villeggiatur in Weinsberg.

(Fortsetzung.)

Den 26sten.

Auf dem Wege nach Eberstadt führte Kerner humoristisch die Theorie durch, daß der echte Dichter unglücklich seyn müsse, weil wahre Poesie nur aus Schmerzenstiefen auftauche. „Wenn ich meine Frau nicht hätte," sagte er, „würde ich auch noch Gedichte machen, aber so deckt die alle Wunden zu, bevor sie zum Liede werden." Als Kerner Uhland auf die alte Warte führte, meinte dieser: „ja, da würde ich auch wieder dichten!" — „Nein," entgegnete der Freund unserm Liederfürsten, „wenn du da unten im Verließe einige Wochen säßest bei Wasser und Brod, dann würdest du erst wieder schön singen."

Als wir mit der Infanteriekolonne, Emma und Theobald, zusammengestoßen waren, ging es im Sonnenbrande fast senkrecht einen großen Weinberg, den Eberfürsten, hinan zu anmuthigen Waldungen, dann durch Laubhallen und grüne Portale wieder in die Ebene hinunter: vor uns lag das einsame Dörfchen Cleversulzbach. Von einer Wiese schallte helles Jodeln herüber. Die Illusion zu vollenden, gewahrte ich auf grünem Abhange eine Art von Sennhütte. „Da ist eine ausgewanderte Aelplerfamilie," phantasirte ich. — „Nur eine Gypsmühle," berichtigte Theobald; abermals ahnungsvolle Poesie von industrieller Prosa vertrieben! — „Wenn Mörike nur nicht merkt, daß die Philister zum Besuche anrücken, und sich wieder als Eichhorn in den Wald flüchtet,"* scherzte Kerner, der wegen der Entfernung und des beschwerlichen Wegs seit Jahresfrist nicht hier war.

Mörike ist von langem Siechthum noch immer nicht völlig genesen. Er und die Seinen, Mutter und Schwester, empfingen uns freundlich. Er spricht sehr gut; Alles, was er sagt, ist bedeutungsvoll. Dabei erscheint er einfach und gemüthlich. Er führte uns in den Garten, der in gleicher Höhe mit dem zweiten Stock liegt. Auf dem Steinsitze unter einem seltsam zur Laube verwachsenen Baume, die grüne Pfarrkutsche genannt, gewährt das alte, von einem Obstbaume beschattete Pfarrhaus ein schwermüthiges, aber kein ungefälliges Bild. Hier wohnte und starb Schillers Mutter. Ihr Schwiegersohn, Frank, war Geistlicher da. Die Leute im Orte reden noch von einer „Frau Majorin," doch ohne eine andere Beziehung an die Frau zu knüpfen. Sie soll lebhaft und gesprächig gewesen seyn.

Durch das Gartenpförtlein längs dem Acker führte uns Mörike auf den nachbarlichen Friedhof. Die

* s. E. Mörikes Gedichte. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1838.

wunderlichen Blechkreuze blizten eigenthümlich im Sonnenlichte; der Anblick hat etwas Morgenländisches. An der Mauer ist ein Hügel, auf welchen Pfarrer Frank einen prosaischen Zwetschendaum pflanzte; er hing ganz blau voll. Mörike ließ ein altes steinernes Kreuz, das vor Zeiten auf dem Grabe einer Predigersfrau stand, auf jenen Hügel setzen und schrieb darauf: Schillers Mutter. Sind diese zwei von Dichterhand in Stein gegrabenen Worte nicht rührender als das größte Epitaphium? In seinen Gedichten hat Mörike ihr aber noch ein zweites Denkmal gesezt.

Mörike gab uns eine Strecke das Geleite. Als er schied, wandten wir uns noch oft nach dem Wanderer, der im Abendlichte langsam und allein dem Dorfe zuging. Gewiß theilen Viele den Wunsch, den werthen Sänger, der zwar zufrieden und resignirt scheint, in günstigere Umgebungen entrückt zu wissen. Kein Zweifel, daß in diesem schönen, glücklichen Lande, über dessen Rebenberge auch eine geistige Sonne so segenvoll scheint, der edle Dichter bald eine Stellung finden werde, die seine Wiedergenesung erleichtert, seinem Genius ungehemmten Schwung gestattet. Luftveränderung und Scenenwechsel sind zur Heilung dieser gesteigerten Nervenleiden unerläßlich. Geschah es, daß ich mir seit dem Flügelkleide wohl einmal wieder des Feenreichs goldnen Scepter wünschte, so war es heute; fort aus seinen nassen, kalten, finstern Mauern müßte der Dichter, und zuerst schickte ich, Titania, ihn in die Alpenwelt, ihren Lebensbalsam zu athmen, ihre Lieder zu singen; das hieße der Poesie einen Kranz flechten. „Ein Lächeln, das die lebendige Gegenwart den Sängerlippen entlockt, ist mehr als Marmortempel nach hundert Jahren!“

1ten Oktober.

Nach Tisch ging ich auf die nah und hübsch gelegene Meierei, den Rappenhof, welcher der Frau von Krüdener gehörte und von ihr einige Zeit bewohnt ward, bis zu ihrer Landesverweisung. Der frommen Frau Schleier, in der erst später gehaltenen Versteigerung erstanden, bewahret Kerners Haus. Auf der andern Seite von Weinsberg, gegen Eberstadt, kommt man an einem zweiten Gutchen vorbei, dem Weissenhofe; einst barbarisch genug aus Steinen der Burg Weibertreu erbaut, diente er lange zeitgemäß als bescheidener Wittwensitz fürstlicher Frauen vom Hause Würtemberg. Unser Benvenuto Cellini, der Silberarbeiter Bruckmann, ein geistvoller, tiefgebildeter Künstler, Herzensfreund des berühmten Malers, Direktor Wagner in Rom (der auf seiner lezten Reise nach Deutschland, 1837, Bruckmann in Heilbronn besuchte und von ihm mit einem schönen Feste empfangen ward), erzählte mir, daß im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts auf dem Weissenhofe eine Wittwe aus dänischem Fürstenstamme lebte, die nach ihrem Hinscheiden herkömmlich in eine Gruft der würtembergischen Herrscherfamilie gebracht, auf dem Paradebette aber conterfeit ward. Die Kupferplatte nebst einem Abdrucke kam als altes Kupfer in die Hand von Bruckmanns Vater. Zu den Verzierungen jener Zeichnung, die sich dem Knaben tief einprägten, gehörte auch ein von Engeln getragenes Medaillon, in welchem die Fürstin gen Himmel fliegt; dabei das Sprüchlein:

„Ich geh ein zu Salems Pracht;
Weissenhof gab gute Nacht!“

Kerners Kinder und ich schwirrten mit den Fledermäusen aus. Die schwarze Kirche, darüber der Mond — ein köstliches Nachtstück! Mir graute vor dem Thurmfenster, aus welchem der von Weiler im Bauernkriege gestürzt ward, nachdem er den Zugang lange vertheidigt hatte. Auf der Burg fesselte mich der Anblick des silberglänzenden Thals, durch welches weiße Nebelstreifen wie Elfenschleier schwebten. Lange saßen wir bei den Harfen unten im Gewölbe, das die Mondstrahlen geisterhaft erleuchteten. Zauberisch, aber wild klagten die Aeolslieder; und so seufzt es die ganze lange Nacht, einsam und ungehört!

(Fortsezung folgt.)

Die Gastfreunde.

Von C. Spindler.

(Fortsezung.)

Auerbach sprühte scharfe Pfeile aus seinen Augen, da er den Major fixirte. Norbert entgegnete kaltblütig: „Du weißt bereits, daß ich das Gesicht deiner Frau für eines der interessantesten erklärte.“ — „Freilich, dein Malerauge ist competent. Annas schöne Augen konnten keinen gerechtern Beurtheiler finden. Ihre Augen sind köstlich; nicht wahr, Norbert? und ihre Stirne, ihre Stimme vor Allem — He, was sagst du? Gestehe — was die ganze Welt schon sagte — gestehe, daß ich glücklich bin, ein solches Kleinod zu besitzen.“ — „Nicht das Haben macht das Glück aus. Du bist glücklich, wenn du die Perle verdienst, die sich von dir finden ließ.“ — „Zweifelst du?“ fragte Auerbach etwas argwöhnisch. Norbert schüttelte lächelnd den Kopf. — Beruhigter sagte Annas Gatte: „Du lässest mir, wie ich hoffe, Gerechtigkeit widerfahren. Nie hat ein Mann sein Weib mehr geliebt als ich, nie es gepriesen und geschmückt und getragen wie ich. Ich kenne nur zwei Güter in der Welt, die ich nicht missen mag, Anna und dich!“ — „Du guter, aufrichtiger Fritz!“ antwortete der Major mit Emphase, den Fortgehenden umarmend. Aber hinter ihm drein

murmelte er in den Bart: „Du verlogener Schalk von einem guten Freunde! Wo will das Larvenspiel hinaus?"

Er speiste, wie Auerbach vorausgesagt, allein, und detachirte seinen Elias, nach dem Befinden der Dame zu fragen. — Der Bediente brachte einen höflichen Dank zurück und zugleich die etwas überraschende Einladung, der Frau vom Hause ein Viertelstündchen Besuch zu schenken. — Natürlich gehorchte Norbert auf der Stelle, und fand seine Wirthin, wie er sich vorgestellt hatte, ganz wohl und gesund, aber mit bekümmerter Miene auf dem Sopha sitzend. Sie bat ihn, neben ihr Platz zu nehmen, und hob nach den ersten Gewohnheitsformeln plötzlich mit einem Seufzer an: „Ich habe ihre Muße nicht umsonst stören wollen, bester Freund. Mit schüchterner Zunge und schwerem Herzen, schwerer als Sie sich einbilden mögen, zwinge ich mich, Ihnen eine Bitte vorzutragen, da der Augenblick gerade so günstig ist."

Der Major nickte stumm, aber erwartungsvoll. Der Blick und die Miene der Frau versprachen etwas Ungewöhnliches. Mit der klangvollen Stimme, die schon früher Norberts Herz gerührt hatte, fuhr Anna fort: „Ich will keine Umschweife machen, will Ihnen keine Lügen sagen. Dergleichen Ränke des geselligen Verkehrs wären der Achtung, die ich für Sie hege, allzu unwürdig, ein Hohn gegen die Freundschaft, die Sie mir bewahren, wie ich hoffe. Meine Bitte wird nicht höflich, aber herzlich seyn, und Sie werden einwilligen, weil Ihr Verstand und Ihr Herz mein Anliegen unterstützen müssen. Bleiben Sie nicht lange hier, in unserm Hause. Verlassen Sie uns und schieben Sie Ihre Abreise nicht zu lange auf."

Wenn gleich auf eine seltsame Eröffnung gefaßt, bestürzte den Major der brüske Vorschlag, zu gehen, so sehr, daß er einer Minute bedurfte, um sich zu sammeln und gepreßten Herzens zu erwidern: „Der Schlag ist hart, grausam Ihr Befehl, Madame; doch will ich als Mann von Ehre, der Ihr Geschlecht hochachtet, Ihnen ohne zu säumen willfahren; nur bitte ich um das Warum." — „Wie sich von selbst versteht, mein Freund, denn von nun an nenne ich Sie herzhaft mit diesem traulichen Namen," erwiderte Anna entschlossen, und sah so freundlich aus, als es der Moment gestattete. „Es ist eingetroffen, was ich schon bei der ersten Einladung, die Auerbach an Sie ergehen ließ, befürchtete. Er ist auf Sie eifersüchtig, und ich würde eine dauernde Hölle im Hause haben, wenn Sie nicht weggingen; denn er peinigte mich eher zu Tode, ehe er Ihnen eine Sylbe von seinem Hirngespinste sagte. Sie werden diese Verschlimmerung meiner Lage nicht begehren, mein Freund?" — Sie reichte dem Major die Hand. Er küßte sie, blickte dann auf zum Himmel, an die Wände, rings um sich her, wie ein Zerstreuter. „Kaum weiß ich, ob meine Ohren recht gehört haben?" sagte er. „Eifersüchtig? Auf mich? Der Argwohn ist ja völlig vom Himmel herunter gegriffen!" — „Auerbach glaubt selbst nicht daran," bekräftigte Anna mit Achselzucken: „ihm ist jedoch kein Mittel zu schlecht, mich zu peinigen. Er glaubt nicht an seinen Heuchelkram, und gäbe doch etwas drum, wenn Wahres daran wäre."

Norbert horchte hoch auf. „Wie vermag ich zu begreifen?" fragte er. „Der Nimbus, der bisher vor der Welt, vor mir selber Ihre Ehe umgab —" — „Ist ein falscher, falscher Flitterglanz, mein Freund, ein Kirchweihtand, nichts weiter," entgegnete die Frau mit schmerzhaftem Ausdruck. Sie bedachte sich alsdann eine Weile, ehe sie wieder anhob: „Sie werden mein Geständniß nicht mißbrauchen. Sie gehören nicht zu dem Pöbel, dem wir schon so lange ein Schauspiel geben, um seiner Neugier und Schadenfreude unsern wahren Zustand zu verbergen. Ich bin Ihnen sogar schuldig, da ich Sie von hier verbanne, Ihnen meine Lage zu entdecken. Ich thue es mit wenigen Worten. Sie errathen schon, was ich etwa verschweige. Die Geschichte meiner Ehe ist die von tausenden. Auerbach, der sein Erbgut antreten mußte, suchte eine Frau, mein Vater, der einen reichen Schwiegersohn suchte und in seinen Kindern keinen andern Willen als den seinigen aufkommen ließ, gab mich dem Werber zur Gattin. Eine einzige jugendliche, thörichte Neigung ausgenommen —" die Stimme der Dame zitterte bei diesen Worten — „hatte mein Herz noch nicht gesprochen."

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, März.

Die Sängerinnen. Die Sistina.

Vor einigen Wochen starb hier die Sängerin Giuditta Grisi. Sie war längere Zeit krank, obwohl sie auch bei geschwächter Kraft zu singen fortfuhr. Endlich aber unterlag sie. Es geht schlimm zu mit den Sängerinnen. In den lezten Jahren hat der Tod mehr denn eine hinweggerafft. Die Malibran starb an Ueberanstrengung; vor nicht mehr denn neun Monaten starb zu Florenz, in ihrer schönsten Blüthe, die Blasis; jezt folgt die Grisi nach. Auch sonst steht's schwach. Die Ronzi de Begnis, die Ferlotti, die Carradori, die Schoberlechner, die Schütz sind ganz oder so ziemlich ausgesungen: die Bühnen wissen kaum mehr, wie sie sich behelfen sollen, um so mehr als Paris und London eine so mächtige Anziehung üben und die jüngere Grisi, die anmuthreiche Tacchinardi-Persiani u. a. nicht mehr ziehen lassen zu wollen scheinen. Was bleibt uns also noch in Italien? Zuerst die Ungher, im tragischen Fache jezt die ausgezeichnetste, bedeutender aber als dramatische Künstlerin denn als Sängerin. Denn ihre große Kunst und Gewandtheit vermochte nie die Mängel ihrer Stimme völlig zu verdecken, und kann es um so weniger neuerdings, da diese Stimme ihre Frische verloren hat. Doch ist sie in hochtragischen Rollen, wie in der Parisina, im

Marino Faliero, in der Lucrezia Borgia, noch unübertroffen. In Rom war sie nie ein Liebling des Publikums. Dies hat indeß, gegenüber der öffentlichen Meinung, unter den Musikfreunden in Italien nichts zu sagen. Denn in musikalischen Dingen hat Rom keine Stimme, wenn ich die alte Kirchenmusik ausnehme, nach welcher indeß der Römer selbst auch nicht mit einer Sylbe fragt, und die nur der Fremden wegen da zu seyn scheint. Von den Leztern aber machen drei Viertel seltsame Grimassen, wenn sie den Festlichkeiten der heiligen Woche in der Sixtinischen Kapelle beiwohnen. Sie haben so viel von dieser Musik gehört, die Namen Palästrinas, Allegris und anderer alten Meister klingen so ehrfurchtgebietend in ihre Ohren, daß sie nicht recht wissen, wie sie sich zu verhalten haben, nachdem sie die Kapelle verlassen. In neunzig Fällen von hundert ist's nicht das, was sie erwartet: aber Anfangs wagen die Meisten es nicht zu gestehen. Fragt man dieselben, wie die Musik ihnen gefallen, so werden sie mit „sehr großartig — erhaben — ergreifend" und ich weiß nicht was, antworten. Hintennach hinkt dann die Bemerkung, die Kapelle sey so voll, das Gedränge so erstickend, die Atmosphäre so arm an Sauerstoff, die Ermüdung durch das lange Stehen so groß gewesen, daß sie nicht zu einem behaglichen Genuß gekommen. Und darin haben sie vollkommen Recht. Endlich wagen die Kühnsten die Bemerkung, die Ausführung sey ihnen etwas hart, zerrissen, unmelodisch vorgekommen, die Stimmen seyen nicht mehr die schönsten, namentlich möchten sie sich an die Sopranos nicht gewöhnen. Die Hauptfrage, die der Tonwerke selbst, wird meist eludirt; aber man sieht es der Mehrzahl an, daß sie ihnen nicht im Geringsten behagt haben. So war's früher, so wird's in diesem Jahre sich wiederholen, wenn überhaupt vor dem Sonnabend vor Ostern die Besucher der Sixtinischen Kapelle nicht sämmtlich Leichen sind. Denn so wie's sich jezt anläßt, und wir mit der von Neapel zurückkehrenden Fluth bedroht sind, ist die schönste Aussicht vorhanden, daß die Sistina ein großes Schwizbad und eine fromme Erstickungsanstalt im großen Styl werden wird. Um aber zurückzukommen auf die italienischen Sängerinnen, so sind neben der Ungher zu nennen die Boccadabati, die Brambilla, die Strepponi, die Gadussi u. a., die ich indeß keineswegs insgesammt zu den Sternen erster Größe rechnen möchte. Man sieht, es thue Noth, daß eine junge Generation nachwachse, um den Ruhm der Oper aufrecht zu erhalten. Denn, beschränke auch das Repertoire sich gegenwärtig fast überall auf Bellini, Donizetti, Mercadante und Ricci, so gehören doch mehr denn ein halb Duzend Sängerinnen dazu, alle unsere Hauptstädte zu versehen. Gibt es doch, Gott weiß wie viele Bühnen ersten Rangs: Mailand, Venedig, Turin, Genua, Florenz, Bologna, Rom, Neapel. Wenn die armen Sängerinnen einmal einem Impresario sich verschrieben haben, der in den meisten Fällen mehrere Bühnen auf einmal versorgt, so werden sie wie jede andere Waare betrachtet, die man auf verschiedene Märkte sendet. Wie ein Kreuzfeuer geht es durch Italien, nach allen Spitzen der Windrose.

(Schluß folgt.)

Berlin, März.

(Fortsetzung.)

Rellstabs Bearbeitung des Eugen Aram.

Unser Wiz sucht und findet überall Verwandtschaften. Am selben Abende des Tages, wo der Mordanfall geschieht, wird auf dem Theater Rellstabs Bearbeitung des Eugen Aram zum ersten Male gegeben. Ob der Mörder des Wechslers seine That verübt, um seine Studien fortzusetzen, weiß man nicht, aber er war doch ein Studirter, und ebenso will Rellstabs Eugen Aram im Augenblick, wo seine That ruchbar wird, mit seiner Braut zur Kirche schreiten. Diesmal hat die Tragödie auf dem Theater mehr Aufsehen erregt, als die in der Leipziger Straße, ob man gleich meint, daß alle Dichtung in unsern Tagen dem Interesse des wirklich Geschehenen weichen müsse. Bulwers Roman ist berühmt genug, um über den Gegenstand in meinem Berichte schweigen zu können. Ueber die Behandlung sind die Stimmen getheilt; die den Roman genau kennen und lieben, sind über die geringsten Abweichungen, welche der Dramatiker sich erlaubte, unzufrieden; und doch, wie muß ein ausgeführter Roman, der sich ruhig in aller Breite entwickelt, durchgearbeitet und gänzlich umgeschmolzen werden, um dramatisches Interesse und Wirkung zu gewinnen! Die Aufgabe ist überall mißlich, wie das hundertfältig von der Kritik ausgesprochen ist, eine gelungene, vollständige Erzählung in ein Drama zu übersetzen (durch die Praxis der Theaterstücke wird sich zwar dagegen oft genug aufgelehnt); bei dem vorliegenden Stoffe scheint sie es aber ganz besonders. Die psychologische Aufgabe des Romans, wie ein starker Geist, und edel in allen andern Beziehungen, die eine blutige Schuld durch den Aufwand aller Kräfte nicht zu vertilgen vermag, und nach einem Riesenkampfe ihr erliegt, scheint unausführbar für die dramatische Behandlung. Es kommt noch mehr des Schwierigen hinzu. Die That liegt weit im Hintergrunde; vor unsern Augen begibt sich nur die gefürchtete, die gehemmte, die endlich losbrechende Entdeckung, also eine neue „Schuld" in anderer Manier. Die Nebenmomente, die Liebe, die Verlobung, haben kein überwältigendes Interesse; es ist eher auf der andern Seite beim Bösewicht Hausmann (hier Brandon genannt), welcher als handelnde dramatis persona auftritt, zu suchen. Und dennoch ist es dem Bearbeiter gelungen, auch große Streiflichter von psychologischem Interesse auf seinen Helden zu werfen. Hat er indessen mehr erwartet, nämlich daß ein Schauspielhauspublikum durch alle Nuancen dem Gefühlsprozeß seines Helden folgen solle, so hat er zu viel gefordert. Wir tadeln nicht, daß er dem Eugen Aram des Romans einen religiösen Anflug geliehen; ohne den könnte ein Mörder, wie er, vor einem Theaterpublikum sich nimmermehr halten; damit das Gefühl desselben ihn dulde, muß durch die Reue eine Brücke zur Theilnahme gebaut seyn. Auch hat er in dieser Beziehung richtig den Schluß geändert. Die Jury spricht ihn frei; aber er bekennt freiwillig und stirbt darauf ebenfalls freiwillig. Dadurch ward die Aufgabe aber nur noch schwieriger. Der fromme Aram kommt in Conflikt mit dem, der alles dran sezt, seinen Ruf vor der Welt zu erhalten. Der Eugen des Romans darf lügen, denn seine Aufgabe ist der Schein. Er ist Sieger, weil er diesen Schein vortrefflich bis an sein Ende spielt. Der zerknirschte, von religiösen Gefühlen durchdrungene Eugen lügt aber auch; und die Motive wollen unserm deutschen Gefühl nicht dringend genug erscheinen. Einige mißliche Stellen abgerechnet, welche bei der ersten Darstellung hätten Klippen werden können, später aber wegblieben, war das Trauerspiel von Eindruck, der bei den Wiederholungen nicht abgeschwächt ist. Namentlich steigert sich das Interesse zum Schluß, da doch sonst Gerichtsverhandlungen, besonders zu Ausgang eines Dramas, nicht zu seinem Bühneneffekte beitragen. Eduard Devrient gab den Hauptcharakter mit einer vorzüglichen Haltung, und wirkte nicht wenig zu dem günstigen Resultate.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 73.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 26. März 1839.

Trahi de toutes parts, accablé d'injustices,
Je vais sortir d'un gouffre où triomphent les vices.
Molière.

Die Gastfreunde.

Von C. Spindler.

(Schluß.)

„Ohne Liebe wurde ich Auerbachs Lebensgefährtin," fuhr Anna fort; „liebeleer bin ich geblieben bis auf den heutigen Tag. Auerbach hat nicht verstanden, mich zu gewinnen; er hat jedoch meine Gesinnung bald begriffen, und da er nie hoffen darf, mir lieb und werth zu werden, so hat er ein System der Folter bei mir in Anwendung gebracht, das eine Frau, die weniger Stoikerin wäre, als ich, schon zu einem Eclat vermocht haben müßte. Vor der Welt der zärtlichste Gatte, tyrannisirt er mich unter vier Augen, sagt mir in jeder Minute, es thue ihm leid, so verfahren zu müssen, aber ich wolle nur gezwungen, nicht aus Liebe ihm gehorchen, und was dergleichen Deklamationen mehr sind. Von einem Tag zum andern läßt er regelmäßig seine Eifersucht auftreten. Jedes männliche Geschöpf sey in mich verliebt und ich sey geneigt, ein jedes zu erhören, behauptet er, bald Schmerz, bald Zorn äußernd, mit einer Standhaftigkeit, die empören oder Mitleid erregen würde, wenn sie mehr wäre als Heuchelei und Lüge, die ich verachten muß. Ich sage nicht, daß er mich nicht gern auf einer, auf der leisesten Schwäche ertappen würde; er ist eine männliche Kokette und möchte, seine eigenen Fehler zu beschönigen, mir etwas, wenn auch das Geringste, vorzuwerfen haben. Den Gefallen thue ich ihm zwar nicht, aber ich suche meine Plage so viel als möglich zu erleichtern. — Ich vermochte meinen Quäler kalt abzuweisen, so lange er seine Eifersuchteleien auf die wenigen Männer beschränkte, die wir von Zeit zu Zeit auswärts sehen. Aber da er nun auf den grausamen Gedanken gerathen ist, Sie, unsern Hausgenossen, in dieses alberne und elende Spiel zu ziehen, so sehe ich nur einen fortdauernden Jammer und Kampf voraus, ein ewiges Leiden. Auerbach würde mit seinen Blicken und Worten Stunde für Stunde von meinem Leben hinmorden, Sie, mein theurer Freund, würden in ein finsteres Räthsel verstrickt bleiben — denn er hat mir verboten, Ihnen das Geringste von seinem sogenannten Argwohn zu entdecken — in ein Räthsel, das endlich Ihr Verstand gelöst haben würde, ohne Zweifel; aber — würden Sie Ihrem Unmuth alsdann gebieten können? müßte ich nicht zwischen beiden Freunden von Tag zu Tag eine furchtbarere Katastrophe befürchten? einen Zwiespalt, der uns Alle betrüben, auf uns Alle ein zweideutiges Licht werfen würde? Sie müßten unserer Gastfreundschaft fluchen, als ob Ihnen Meuchelmörder dieselbe gewährt hätten! Ich hätte verloren, was mir lange Jahre stiller Entsagung und

geheimen Duldens erhalten haben: meinen unbescholtenen Ruf. Gott weiß, wie ich mit mir selber kämpfte! Endlich hat der Entschluß, mich Ihrer Rechtlichkeit anzuvertrauen, den Sieg davon getragen. Sie werden mich ganz verstehen und thun, was in dieser besonderen Lage einem edlen Manne geziemt."

Anna's Stimme war so weich und süß, ihr Blick so sanft, ja zärtlich geworden, als sie ihre Anrede schloß, daß Norbert, wäre er auch nicht mit sich selber im Reinen gewesen, unmöglich ihrem Ansinnen nicht hätte entsprechen können. „Sie sollen mit mir zufrieden seyn, Madame," sagte er ehrerbietig. „Ich will nicht dem verlorenen Freunde noch Ihnen zu nahe treten. Darum schweige ich von ihm und sage zu Ihnen kein Wort von den Dornen, die Ihr edles Herz zerfleischen. Wollte Gott, ich wäre der Unglücklichste von uns Beiden!"

In Anna's Auge blitzte eine Thräne. „Wir Alle haben unser Leid auf Erden," sagte sie mit engelgleicher Milde; „tragen wir's geduldig. — Wie wollen Sie's jedoch anstellen, schnell von hinnen zu reisen, in dieser Jahreszeit? Auerbach wird es nicht zugeben wollen; und wenn Sie ihm die wahre Ursache angäben —" — „Sorgen Sie nicht, beste Freundin. Ich weiß, was ich Ihrem Frieden schuldig bin. Dem alten Soldaten wird doch bei so besonderer Veranlassung eine Kriegslist zu Gebote stehen? Ich meine, der falsche Fritz hat verdient, daß ich ihn mit gleicher Münze bezahle. Geben Sie sich zufrieden, liebe Frau. Morgen bin ich auf dem Wege nach Kerms."

Die Rückkehr des Gemahls, angemeldet durch die Hausglocke, beendigte das Gespräch. Norbert ging seinem Freunde entgegen. „Du kommst," sagte er, „und ich habe die Absicht zu gehen." — „Wohin?" — „Ich will einen Spaziergang über die nachbarliche Grenze machen und in Kerms einige Tage verweilen." — „Welch ein Einfall! im Winterfrost?" — „Die Witterung ist trocken, ich bedarf der Bewegung." — „Du spaßest; sagtest du nicht erst heute, daß deine Wunde —?" — „Richtig, aber ich habe mich beim Arzt Raths erholt: ich kann reisen ohne Gefahr und Uebelstand. Ich gehe zu Fuß; die heitere Luft wird meine Kräfte neu beleben." — „Ich kann's noch immer nicht glauben! Weißt du was? ich gehe auf ein paar Tage mit." — „Bewahre! ich könnte dich unmöglich brauchen." — „Wie so? wie das? verbotene Wege sind nicht die deinigen." — „Hm! wer weiß?" — „So?" — „Ein Maler hat seine Geheimnisse wie ein Priester. Merkst du nicht?" — „Nicht doch." — „Nun denn: ich habe ein Porträt zu malen übernommen, dessen Gegenstand nicht will, daß man davon wisse, davon rede." — „Ah so, eine schöne Frau ganz sicherlich?" — „Nicht übel, auf Ehre, Oedip. Aber ein Mehreres erfährst du nicht von mir." — „Meinetwegen — ei — bin ich etwa neugierig? Wünsche gute Unterhaltung. Wann gehst du ab?" — „Morgen früh, denk ich." — „Gut, und wann kehrst du wieder?" — „Ich kann den Tag nicht bestimmen." — „Bald?" — „Gewiß." — „Recht bald?" — „Nun ja doch." „Mir ist immer, als hättest du einen Schwank vor. Sage mir: du bleibst nicht lange weg?" — „Ich denke nicht." — „Sieh, Norbert, wenn du das thätest, oder wenn du — ich würde dir's nie vergeben." — „Bah, lasse ich nicht meinen Elias und seine Gäule zurück? Genügt dir nicht die Caution?" — „Ach, vollkommen; aber 's ist recht fatal, daß du gehst, wenn auch nur auf kurze Zeit. Ich habe mich dergestalt an dich gewöhnt, meine Anna kann gar nicht mehr ohne dich seyn." — „Wahrhaftig?" — „Auf mein Wort. Unsere Abende werden einsiedlerisch verstreichen, wir werden sie zählen mit Schmerzen." — „Warum nicht gar! Ihr werdet euch ohne mich ganz köstlich unterhalten, ich wette."

Die Miene, die der Major bei diesen Worten unwillkührlich annahm, befremdete wahrscheinlich den Freund, denn er unterließ die weitere Bestürmung und war den Abend hindurch der liebenswürdige Gentleman wie ehedem. Von des Majors kleiner Reise wurde nur noch gesprochen, da Auerbach bemerkte, daß seine Gattin, von Uebelbefinden belästigt, sich entschuldige, nicht beim Lebewohl zu erscheinen; auch sey die kleine Wanderung zu geringfügig, um eines ernsten Abschieds zu bedürfen. Anna werde dagegen recht bald, wie sie hoffe, dem werthen Gaste ein freundliches „Willkommen" zurufen, versicherte Auerbach schließlich. Seinen Dank vermeldend und früher in's Quartier aufbrechend, um nicht seinen wohlgemeinten Plan durch seine steigende Wehmuth zu verrathen, zog sich Norbert in sein Gemach zurück und gab seinem Elias im engsten Vertrauen den Befehl, die ganze Bagage nach und nach zusammenzupacken und eine weitere Aufbruchsordre mit Pferden und Gepäck abzuwarten.

Er ging Morgens so früh als möglich aus dem Hause, ohne dem falschen Freunde Adieu zu sagen. Eine Frauengestalt winkte ihm, da er zu Anna's Fenster hinaufsah, mit dem Schnupftuche ein Lebewohl, und verschwand alsdann eiligst. — Ein unverhoffter Begleiter gesellte sich in der laut- und leblosen Hauptstraße Hirlingens zu dem sinnenden Wanderer: Herr Seidelmann, der Aktuar. „Ei so früh, Herr Major, an diesem himmelherrlichen Wintertage? Gehen wir zusammen, Sie Chevallerque?" Norbert sagte dem ebenfalls zur Fußreise Gerüsteten, was ihm dienlich schien, und der Aktuar versezte erfreut: „Uns leiten dieselben Sterne von ungefähr; auf Ehre, marcoquewürdig, daß wir einen Weg zu gehen haben, drei Stunden lang. Nun, ich werde Sie begleiten und führen wie ein Compaß. Ich bin viele Meilen in der Runde so bekannt, wie Schreibers Guido Reni * am Rhein- und Lahnstrom.

* Guide sur le rhin.

Wenn ich meinen Augenschein als Amtscommissär abgemacht haben werde, bin ich im Stande, Sie von Kerms abzuholen. Indessen disponiren Sie en blanc über Ihren Servus und schlagen wir gefälligst diese Allee von Languedokern ein, die unsere Straße begrenzen." Auf diese Bemerkung hin betraten die Spazierenden die Allee von hohen Pappeln, die sowohl nach der Grenze als nach dem alten Kerms führte.

Villeggiatur in Weinsberg.

(Fortsetzung.)

Den 21ten October.

Wir fuhren durch Ellhofen, das die Aechtheit unseres Weinsberg historisch verbürgt, weil es noch ein zweites Weinsberg gibt, bei diesem aber kein Ellhofen, dessen der Chronikschreiber Eckhardt aus Veranlassung jener Schlacht, die die Geschichte der treuen Frauen zur Folge hatte, erwähnt. Auf heiterem Himmelsgrunde erhob sich der romantische Berg, auf welchem Städtchen Löwenstein sich lagert und dessen höchste Spitze die alten Burgzacken krönen, dem Schreckbilde eines hohlen Zahns vergleichbar. Wir lenkten in die Schlucht zur Rechten, wo in Waldesnacht ein gothisches, leider rosa getünchtes Jagdschlößlein am übelriechenden See liegt und weiterhin das Theusserbad, welches zur herbstlichen Zeit düster aussieht, kein freundliches Gebäude, aber frische Quellen und lockende Waldanlagen hat. Hier begrüßte ein alter Mann die Doktorin. Auf ihre Frage nach seinem Ergehen klagte er, daß er seit heute Morgen ganz krank vor Kummer und Betrübniß sey. Früh im Bette, es war noch dunkel, sagte ihm eine Stimme ganz deutlich in das Ohr: „jezt ist dein Dorle gestorben!" bald darauf läutete die Betglocke. Nun zweifle er gar nicht mehr am Tode seines Kindes in Amerika.

Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich: Vor einiger Zeit kam ein Fremder aus Winterthur (Haggenmacher, jezt zum Stadtammann erwählt) zu Kerner, um einem lang gehegten Wunsche nach dessen Bekanntschaft zu genügen. Der Reisende erzählte: „Ich war Kaufmann in Winterthur und erlitt in meinem Geschäfte bedeutende Verluste; zulezt starb mir meine Frau; da beschloß ich nach Amerika zu gehen und ein neues Leben anzufangen. Ich wollte mir wo möglich ein großes Vermögen sammeln. Als ich mich in Buffalo im Staate Ohio befand, fiel mir in einem Lesekabinet die Seherin von Prevorst in die Hand. Es ging mir eine neue Welt durch das Buch auf. Nun schämte ich mich, daß ich nur an Geld, an irdische Zwecke gedacht hatte, sehnte mich auch wieder nach dem Vaterlande. Auf der Rückreise, in Philadelphia, brachte ich an der Wirthstafel die Rede auf das Buch. Einige meinten, es sey nur ein Roman; da nahm ein Herr unten am Tische das Wort, versichernd, er könne die Wahrheit dieser Thatsachen bezeugen (man sprach namentlich von dem in Weinsberg durch die Seherin entdeckten Dokumente u. s. w.); denn er, Kuhn genannt, sey damals Schreiber beim Oberamtsgerichte in Weinsberg gewesen, und habe da alles mit erlebt." (Dieser Kuhn wanderte mit seiner ganzen Familie nach Amerika aus, die sich dort durch Anlegung einer kleinen Cigarrenfabrik gut fortbrachte.) „Nicht wenig freute mich diese Begegnung. Mein Sinnen und Trachten ging jezt immer dahin, in jenem Seelengebiete selbst Wahrnehmungen zu machen, und da man mir sagte, 20 Stunden von hier halte sich ein Mädchen als Nätherin bei einem Schulmeister auf, das somnambül sey, machte ich mich auf den Weg. Bei meiner Ankunft bedauerte jener, daß ich nicht einen Tag früher gekommen; gestern erst sey das Mädchen in magnetischem Schlafe gewesen, und nun könne es wieder lange währen, bis dieser Zustand eintrete. Ich wollte sie wenigstens sprechen. Als sie mir sagte, sie sey aus Würtemberg, frug ich, ob sie auch etwas von Kerners Buch: die Seherin von Prevorst, gehört habe, und erhielt zur Antwort: — „Ja freilich, ich bin aus Löwenstein, und da ich seit frühen Jahren magnetisch war, und die unglückliche Gabe, Geister zu sehen, hatte, ließ Doktor Kerner mich nach Weinsberg zu Frau Hauffe kommen (die ich dann zugleich eine Zeitlang bediente), um ihr Schauen mit dem meinigen vergleichen zu können." — Es war dies die Dorothea Bayer, die (s. die Blätter aus Prevorst, sechste Sammlung S. 121 und die Seherin von Prevorst 2r Thl. 2te Aufl. S. 152. 262.) alle Gesichte mit jener Seherin gleich hatte; nur erschienen diesem Mädchen die Geister, die der Frau H. erschienen, dunkler als dieser; sie gebrauchte den Ausdruck: „wie graue Baumrinde." Das Sehen dieses Mädchens war nicht so intensiv wie das der Frau H., und sie konnte nur die Gestalten sehen, die mehr Irdisches mit sich hinüber genommen hatten. Die Lichtgestalten, die Frau H. sah, war sie nicht zu sehen fähig, weil diese weniger Nervengeist (das Sichtbare) an sich trugen.

„Wie staunte ich," sprach Haggenmacher, „über Gottes wunderbare Fügungen (jenes Mädchen hatte im innern geistigen Drange ihr Vaterland verlassen und war im magnetischen Zustande nach Amerika gewandert), die mich in fernen Welttheilen glaubwürdige Zeugen, völlige Bestätigung dessen finden ließen, was mich so tief beschäftigte."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, März.

(Schluß.)

Sängerinnen und Componisten.

Gewöhnlich gibt es in der Theaterwelt, wie in der Natur, vier Stagioni: Karnevale, Quaresima (nur nicht hier; auch sonst überall ohne Ballet), Primavera und Autunno. Kaum ist an einem Orte eine Saison zu Ende, so wird das Personal eingepackt und nebst Zubehör nach einer andern Stadt gesandt. Kaum daselbst angekommen, geht's los. Die Mantelsäcke sind noch nicht geöffnet, die Hutschachteln nicht losgebunden, so muß schon Probe gehalten werden. Und nun wieder eine Zeitlang unausgesezt vier bis fünf Vorstellungen in der Woche, die zahlreichen Proben daneben, und dann eine neue Reise in guter oder schlechter Jahrszeit, und dieselbe Historie von Anfang zu Ende. Man braucht sich nicht zu wundern, daß so viele Sängerinnen auf eine oder die andere Weise zu Grunde gehen: man sollte im Gegentheil sich wundern, daß manche diese Strapatzen aushalten. Bei deutschen Bühnen, namentlich Hoftheatern, spielt die Heiserkeit eine große Rolle. Einer dieser geplagten italienischen Sängerinnen aber würde ich es nicht verargen, wenn sie das halbe Jahr hindurch keine Stimme hätte. Wie das Sänger- und Schauspielerpersonal, führen auch die meisten Componisten ein Nomadenleben. Mit einer neuen Partitur verschreibt der Impresario gewöhnlich auch den Autor, damit er sein Werk selber einstudiren und in Scene setzen helfe. Während dessen schreibt dieser nun schon an einer neuen Oper, und wirft sich dann einem andern Impresario in die Arme. Der einzige, welcher in der jüngsten Zeit eine weise Mäßigung in dieser Hinsicht zeigte, war Bellini. Sonst folgen die Opern der beliebten Componisten einander so rasch, daß Romani in Turin, der beste und wirklich höchst talentvolle Textdichter, keine Zeit findet, allen Anfragen wegen Libretti zu genügen. Unter den übrigen Dichtern ist keiner, welcher Romanis melodische Verse zu machen und seine frappanten Situationen zu erfinden verstände. Gaetano Donizetti, derjenige unter den Componisten, welcher gegenwärtig alle Hände und Zungen in Bewegung sezt, schreibt, ohne sich zu bedenken, in einem Jahre sechs Opern, tragische und komische, wie's ihm in den Griff kommt. Und sie machen alle Glück. Pacini that's auch einmal, dann fand er aber, daß das Ding nicht ging, und daß er sich so ziemlich ausgeschrieben hatte. Von ihm hält sich wenig mehr auf dem Repertoire. Mercadante hat neuerdings einen Anlauf genommen und ist in der Gunst gestiegen. Ricci liefert meist melodrammi semiserii und macht darin Glück. Diese sind die bedeutendsten; eine große Zahl von Dii minorum gentium folgt nach. — Die Grisi, um noch einige Worte über sie zu sagen, strengte sich über ihre Kräfte an, um so mehr, da sie ihrer Kunst leidenschaftlich ergeben war. In tragischen Partien war sie früher sehr bedeutend. Sie spielte vortrefflich und ihr ausdrucksvolles Gesicht spiegelte alle Nüancen der Stimmungen, denen ihre Lippen Worte gaben. Ihre Stimme war vielleicht nie ausgezeichnet schön und hatte in den lezten Jahren sehr gelitten; sie schrie zu viel. Ihr Spiel aber war immer gut, doch oft auf's Höchste aufgeregt. Ihre Leistungen in der Straniera, dem Pirata u. s. w. trugen nicht wenig dazu bei, die Bellinischen Compositionen beliebt zu machen. Ihre Schwester Giulia hat mehr in Frankreich und England, als in Italien, einen Ruf erworben, welcher den der ältern Giuditta verdunkelte. Als ich jene zuerst vor neun Jahren sah, in Riccardo e Zoraide, war sie ein sehr schönes Mädchen, aber eine höchst mittelmäßige Sängerin. Später mehr ausgebildet, entzückte sie Paris und London, und erndete dann auch großen Beifall auf italienischen Bühnen.

Berlin, März.

(Fortsetzung.)

Theaterwesen.

Sprungweise auf das Theater gekommen, könnte ich über einige neue Stücke der Prinzessin von Sachsen und Raupachs berichten. Von jenen läßt sich indeß nicht mehr sagen, als was von den frühern derselben Verfasserin schon oft gesagt ist. Der Kreis ihrer Wahrnehmungen ist beschränkt, und es ist ein Ton, der durch alle klingt; aber er thut dem Ohre wohl nach so vielen Dissonanzen. — Raupachs Lustspiel: „die Lebensmüden,“ verdiente wohl eine ernstere Betrachtung; es hat hier angesprochen und verhältnißmäßig weniger Anfechtungen erlitten, als seine lezteren Stücke; doch spare ich mir meine Ansicht darüber für eine nächste Gelegenheit auf. Es schwirren mir die hundertfachen Anklagen aller Schulen und Parteien gegen ihn, den Glücklichen, allzusehr in den Ohren, um für den Augenblick ein freies Urtheil zu haben. Fast könnte mich's verführen, wenn ich die Bestrebungen von allen Seiten summire, die ihn von seinem theatralischen Throne stoßen möchten, den Dichter für bedeutender zu halten, als meine eigene Ansicht ist; denn nur eine wirkliche Größe kann so allgemeine Angriffe hervorrufen. — Einige Personalveränderungen beleben wieder die Conversation, welche sich darin vergnügt; freilich jezt nur noch ein ecclesia pressa. Die Tochter der einst gefeierten Sängerin Mad. Schulz, geborenen Killitschzy, eine junge Dame, nicht für das Theater erzogen, aber mit einer schönen Stimme begabt und wohlgebildet für die Bretter, hat, in Folge trauriger Wendungen in Familienangelegenheiten, plözlich die Bühne betreten, und mit günstigem Erfolg. Eine jüngere Schwester soll ihr folgen. Die Sängerin Löwe ist von ihrer Triumphreise heimgekehrt, um auch hier ihre Lorbeeren zu pflegen. Man darf von ihrem Billigkeitssinn erwarten, daß sie ihre Gage nicht auf das Duplum steigern wird — sie beträgt, wenn ich nicht irre, zwischen 5000 und 7000 Thaler — denn wenn sie ernstlich darauf bestände, sähe man hier keine Möglichkeit, es ihr abzuschlagen. Fräulein v. Faßmann wollte oder sollte abgehen, wird sich aber erbitten lassen, durch einen neuen Contrakt gehalten zu werden. — Frl. von Hagn wird, um sich zu erholen, eine große Gastreise antreten, zu der ihr vorläufig fünf Monate verwilligt sind; sollten diese nicht ausreichen, so wird auch ein längerer Urlaub dieser beliebten Künstlerin nicht entstehen. Vorläufig wird sie den ersten Urlaubsmonat zu Gastrollen jenseits der Spree, auf dem Königsstädtischen Theater benutzen. Auch die Töchter unserer Crelinger, die beiden Stich's, haben dauernde und vortheilhafte Engagements erhalten. Emil Devrient aus Dresden gastirte hier mit dem großen Beifall, den dieser treffliche Künstler verdient. Sie sehen, wenn auch nicht für das Schauspiel, für die Schauspieler ist hier noch die goldene alte Zeit. — Herr von Holtei, der nach dem, unter schreckhaften Umständen erfolgten Tode seiner Gattin, geb. Holzbecher, die Direktion der Rigaer Bühne niederlegt, wird wieder hier erwartet.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 74.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 27. März 1839.

De nos jours il est devenu impossible de prévoir les progrès de l'art de s'habiller. Des génies supérieurs ont appelé à leur secours toutes les ressources de l'histoire naturelle et des sciences exactes; bientôt la science de l'habillement a pu compter aussi avec orgueil de dignes émules des Laplace, des Thénard et des Cuvier.

Code de la Toilette.
1829.

Moden.

Der Hut.

Der Hut ist offenbar das ausdrucksvollste und beredteste Stück der männlichen Kleidung. Er ist ein Hauptelement derjenigen Physiognomik, welche Jeder unwillkührlich im Verkehr mit seinen Nebenmenschen praktisch übt. Was sagt er nicht Alles, dieser die männliche Figur krönende und das Gesicht oben einrahmende Filz! Durch tausend feine, unmöglich zu classifizirende Nuanzen der Form, aber nicht der Form, welche vom Model des Hutmachers kommt, sondern derjenigen, welche das Anschmiegen an den Schädel dem Hute eindrückt, wird er eine Art von phrenologischem Multiplicator; denn sonderbarerweise sieht man, oft wenigstens, am Hut mehr von der Gestaltung des Kopfs, als am Kopf selbst. Durch seinen Abstand vom Ohr, durch seine Neigungswinkel gegen die Ebene des Horizonts, deren Verschiedenheit zu fein ist für die Meßkunst, deren Werthe aber das Auge mit instinktiver Sicherheit auffaßt, verkündet er ganze Classen und Stände, ganze Reihen von Leidenschaften und Gemüthsstimmungen, unendlich mehr, als man selbst glaubt, wenn man sich in diesem Punkte von seinen unbewußten Urtheilen noch nicht Rechenschaft gegeben hat. Von den gröbern, stehenden Zügen dieser Filzmimik sprechen wir dabei gar nicht, wie vom Hutsaz des Koketten, des Leichtsinnigen, des Liederlichen, des Zornigen, des Betrunkenen, des Frömmlers, des Frommen — dies sind zwei verschiedene Hultypen — des Soldaten im Civilrock, des gemeinen Juden, des gebildeten Israeliten ꝛc. ꝛc. Und all dies spricht und telegraphirt ein Cylinder oder ein oben oder unten abgestuzter Kegel mit einem breitern oder schmälern, so oder so aufgekrempten Rande. Die äußern, von der Mode bedingten Abänderungen der Form, die Frische oder der Verfall des Huts sind freilich auch sprechend genug, aber nicht mehr als dieselben Phasen an jedem andern Theil der Tracht, und Jeder weiß, wie wenig in dieser Zeit allgemeiner äußerer Uniformität aus der Form und Qualität eines Kleidungsstücks an sich zu schließen ist. Der ganz zerfallene und der von der gemeinen modischen Form auffallend abweichende Hut bilden nur gleichsam einen niedrigen Dialekt oder Jargon in der universellen Hutsprache. — Der muntere dreikantige Hut des vorigen Jahrhunderts, der nur uns in seiner Altersschwäche als Militär- und Diensthut so albern und steif vorkommt, war freilich schon durch seine eigenthümliche Form ein viel weiter tragender Telegraph, als der moderne runde, und seine Mimik eine höchst eindringliche und aufdringliche. Der Träger selbst konnte, namentlich durch die Neigung und seitliche Abweichung, die er der

charakteristischen Vorderspitze gab, bequem alle seine Humore und Leidenschaften signalisiren, und Zeichner und Schauspieler jener Zeit zogen daraus großr Vortheile. Uns dünkt aber doch, als ob der Hut durch seine Arrondirung an Beredsamkeit nichts verloren und an Feinheit der Mimik nur gewonnen hätte.

Den Freund derjenigen Physiognomik, welche den bekleideten, unter Seinesgleichen sich bewegenden und gleichsam in Scene gesezten Menschen zum Gegenstand hat, könnte es fast verdrießen, wenn ihm Bestrebungen zu Ohren kommen, wie die des philosophischen Pariser Hutmachers Jay. Der Mann möchte gerne seiner Kunst eine rationelle Grundlage geben. Er geht darauf aus, nach festen, wissenschaftlichen Gründen zu bestimmen, was für ein Hut nach Form und Größe für einen gegebenen Mann nach seinem ganzen Bau, besonders aber nach der Form seines Gesichts, zu construiren sey. Noch einmal, man könnte sich über diese Hutmacherphilosophie ärgern und meinen, der Philosophie des Hutes geschehe dadurch Abbruch, wenn man nicht so gut wüßte, daß all dergleichen, wenn es auch nicht bloßer theoretischer Esprit bleibt, höchstens die Beobachtung complicirt und damit lohnender macht. — Jay schreibt Artikel über seine Kunst in den Pariser Journalen, und wir können uns das Vergnügen nicht versagen, seinen lezten Aufsaz der Hauptsache nach mitzutheilen. Seine Sprache ist weder sehr korrekt, noch sehr klar; die Franzosen werden aber, nach ihrem stehenden Spaße, behaupten, desto sicherer sey ihm ein Plaz in der Akademie.

„Die Verbesserung, nach der ich strebe, ist auf den ersten Blick so gar wichtig nicht; sie ist aber in Wahrheit bedeutend genug; denn sie stellt etwas fest, was nicht feststand: sie führt das gegenseitige Verhältniß, das zwischen dem gutgekleideten Mann und seinem Hut, zwischen dem Hut und den Gesetzen des gesellschaftlichen Anstands bestehen soll, auf Grundsäze zurück."

„Für jeden Kopf gibt es eine nur für ihn passende Form, und eine Anzahl von Hüten mag sich noch so sehr gleichen, sie unterscheiden sich durch Nuanzen, die nur ein geschickter Hutmacher aufzufassen weiß; dies steht einmal fest, als unumstößliche Basis meiner Theorie."

„Der Hut muß mit dem gewöhnlichen Gesichtsausdruck in Harmonie stehen, er muß ein Abbild der Physiognomie seyn. — Um Form und Maaß des Kopfes aufzufassen, betrachtet der Künstler das Gesicht dans le degré supérieur de son diamètre (was heißt dies eigentlich?). Er streift von unten nach oben hinauf und faßt Zug für Zug, hält sich aber nur an den gewöhnlichen, natürlichen Ausdruck. Dies ist ein Hauptpunkt, und diesen Ausdruck aufzufassen, fällt dem Hutmacher in seinem Magazin eben nicht sehr schwer, weil sich hier das Gesicht so ziemlich in seine natürlichen Falten legt. Am Hof, im Cabinet des Ministers, der im Amte grau wird, auf der Rednerbühne der Kammern — ja, dort verstellt man geflissentlich sein Gesicht, dort kann ein aufmerksamer Beobachter getäuscht werden; dort braucht man aber auch keinen Hut. — Der Künstler kann nur dann das Maaß zu einem Hut nehmen, kann nur dann über Form und Proportion entscheiden, wenn die Person, die ihn tragen soll, vor ihm steht und die ganze Sache ihm überläßt."

„Der Hut muß auch mit dem Wuchs des Mannes in Proportion stehen, und dieser Grundsatz ist von großem Gewicht. — Ist die Person hoch gewachsen, so muß auch der Hut im Verhältniß groß seyn, und umgekehrt, wenn die Person klein ist. Cuvier, der nicht nur nicht groß, sondern untersezt war und einen unverhältnißmäßig großen Kopf hatte, hätte einen Hut haben müssen, der leztern Fehler bedeckte; doch hier gehe ich vielleicht zu weit, wenn ich voraussetze, daß Cuvier sich könnte um Toilette gekümmert haben. Warum sollte er aber nicht? Heutzutage sind die ausgezeichnetsten Staatsmänner in Europa keine übelgekleideten Personen mehr, etwa Herrn v. Cancrin ausgenommen, der in seinem Cabinet immer eine an den Ellbogen durchlöcherte Jacke trägt; sie kleiden sich mit Geschmack, mit edler Eleganz. Ein ganzes Dutzend ließe sich aufzählen: Fürst Metternich, Robert Peel, Graf Molé, Herr v. Pasquier, und die jungen Staatsmänner und Diplomaten in ihrer Umgebung, welche in den Salons von London, Wien, Paris den Ton angeben. In der heutigen Welt darf ein hochstehender Mann nicht mehr schlecht oder ungehörig gekleidet seyn, so Großes und Wichtiges er auch im Kopf haben möge; im Gegentheil, er ist eine gutgekleidete, äußerst anständige, selbst elegante, ganz verführerische Persönlichkeit. Doch, ich komme von meinem Gegenstand ab."

„Ist der Kopf im Verhältniß zum Körper sehr groß, so muß ihn der Hut scheinbar verkleinern. In diesem Falle werden die Ränder breiter, um das Auge über das Mißverhältniß zu täuschen. — Ist im Gegentheil der Kopf zu klein, so muß der Hut ihn vergrößern. Aus einem vor mir liegenden Kupferstich von Drevet ersehe ich, daß der Kopf Larochefoucaulds, dieses feinen, kaustischen Sittenmalers, diesen Fehler hatte. Wäre ich zur Ehre ausersehen gewesen, den geistreichen Herzog zu bedienen, so hätte ich diesen Fehler verdeckt. Denselben Typus, wie der Herzog, nur mit Abstufungen, tragen mehrere unserer lebenden Berühmtheiten, wie Rossini, Odilon Barrot, Lablache, Arago, Thiers, Berryer ꝛc. — Ich habe Voltaires Hut nicht gesehen, aber hätte ich ihn zu machen gehabt, so hätte er hoch seyn müssen, und gewiß mit Glück, denn das sarkastische Gesicht des Fürsten der Spötter war lang; auch die Ränder hätte ich breit gemacht; doch zu sehr durften diese beweglichen Züge, in deren Spiel man herrliche Gedanken und unbarmherzige Epigramme einander jagen sah, auch nicht beschattet werden."

(Schluß folgt.)

Villeggiatur in Weinsberg.

(Fortsetzung.)

Kerner sprach mit dem Fremden von einem Briefe, den Ersterer vor einem Jahre aus Amerika von einem Doktor Jackson erhielt, mit dem seltsamen Begehr (wegen Zweifeln und Anfechtungen, womit man ihn dort verfolge), zu bezeugen, daß magnetische Behandlung für den Zustand der Miß Bojer heilsam sey. Nun löste sich das Räthsel. „Das ist ja der Arzt des Mädchens,“ sagte der Schweizer; „lesen Sie nur genauer, es heißt ja nicht Bojer, sondern Bajer.“ — Man ließ Dorles alten Vater aus Löwenstein kommen, den es glücklich machte, Nachrichten von seinem Kinde zu hören. Er war es auch, von dem ich oben sprach; ob jene Stimme der Wahn erschuf oder ob sie aus tiefinnerstem Seelenleben ertönte, lehre die Zukunft.

Vorbei an dem hübschen fürstlichen Schlosse ging es zu den schönen Parkanlagen, welche die bedeutenden Ruinen umgeben. Ein herrliches Stück Erde: hier wilde, waldbedeckte Höhen, zuweilen mit saftiggrünen Flecken, auf denen ich Sennhütten zu schauen dachte; dort das ganze Weinsberger Thal bis zur Frauentreue, und noch andere ferne Bergkuppeln; unten Dorf an Dorf in Rebengärten; auf einsamer Höhe Löwensteins Friedhof, an die Alpenkirchhöfe mahnend! Lange sah ich auf die niedern Mauern, die Kreuze, die Hügel nieder, welche das Abendlicht verklärte. Dort wölbt sich auch das Grab der Dulderin von Prevorst. Ihr ruht wohl, ihr müden Glieder! Wir wanderten einen Theil des Heimweges zu Fuß. Beim Sonnenuntergange war der Purpur wie im Golde geschmolzen und verzehrt. Als der Mond schon hoch über den Bäumen stand, flammte noch immer die Abendröthe; vor uns glühte noch der Tag im Westen und goß Rosenschimmer über die Weinberge; hinter uns war stillselige, duftige Mondnacht — ein Doppelbild mit wunderbaren Lichteffekten. Einem Maler würde es Niemand glauben.

Den 5ten Oktober.

Man hat die Hypothese aufgestellt, daß die Kometen bestimmt seyen, Lebensstoff und andere Kräfte im Weltall zu wecken und zu verbreiten, sonnenfernen Erden neue Lichtströme zuzuführen. So gibt es auch Menschen, die Wärme und Glanz austheilen und unsichtbare Bande durch die Welt der Herzen weben. Ein solcher Wärmeleiter in weitem Kreise ist Kerner. Wie sehr paßt auf ihn selbst, was ich ihn von einem Freunde sagen hörte: „Bei ihm ist jeder Muskel ein Herz!“ aber auch seine Gattin in ihrer schimmerlosen Häuslichkeit ergibt sich bald als durchaus poetische Erscheinung; sie hat den praktischen Blick, die Thätigkeit, welche die Gattin des Dichters haben muß, soll er nicht allzurauh und ungelegen in die Wirklichkeit zurückgezerrt werden. Nach den gewöhnlichen Lebenscontrasten erwartet man nun vielleicht ein kaltes, schroffes Wesen; aber sie ist voll reiner Wärme und zarter Liebe für alles Schöne, und nur wenn sie den Mann ihres Herzens vergnügt sieht, seine Wünsche erfüllt, strahlt ihr wohlwollendes Gesicht von kindlicher Freude.

Den 4ten Oktober.

Dieser Zug charakterisirt Kerner: Er ging durch ein Dorf (Oberdeinerieth) und kam an einem Bauernhause vorbei, dessen Fenster im untern Stocke mit Papier verklebt waren, und zwar mit Briefen, wie er bemerkte, als er näher hinsah. Sie enthielten rührende Klagen eines getäuschten Mädchens über den Verrath des Geliebten. Sie warf ihm seine Untreue vor und drohte, wenn er sie und ihr Kind verließe, ihn vor Gottes Thron zu laden. Kerner trat in das kleine Haus und traf eine alte Frau, wie sich bald ergab, die Mutter des Burschen. — „Ich habe da außen etwas gefunden,“ sagte jener, „was man wohl nicht mit Vorsatz hinsteckte,“ und machte der Mutter Vorstellungen über die Sünde, welche ihr Sohn begehe. — „Sind Sie der Herr Pfarr?“ — „Nein, ich bin der Doktor von Weinsberg.“ — „Ja, aber das Mädle hat ja keinen Pfennig.“ — „Sieht Sie, Ihr Sohn kann aber doch mit ihr reich werden, wenn Gott ihn segnen will.“ — „Ja drum ist er jezt Arbeiter in Schwenningen und hat 200 Gulden Einkommen und will Eine heirathen, die Batzen hat.“ — „Thut nichts, mit der kann er arm werden, denn Gott straft ihn gewiß. Sag' Sie das Ihrem Sohn; ich nehme den Brief da mit; wenn Ihr Sohn seine Schuldigkeit gethan und ein gutes Gewissen hat, soll er das Papier wieder bei mir abholen.“

Den 6ten Oktober.

Seit einigen Tagen hat Kerner neue Gäste: Doktor Strauß mit einem Freunde, einem Professor aus Stuttgart. Ich war über diese Erscheinung klar genug in mir, um ihr unbefangen entgegen treten, ihrer froh werden zu können, zumal in diesem Hause, das des Gekreuzigten Bild schmückt, in diesem Hause, zu welchem Strauß stets ein Heimathzug zurückführt, und wo der Wiederkehrende immer liebevoll von Kerner aufgenommen wird. Ich weiß, daß viele meiner Schwestern sich in Gedanken bekreuzigen, wenn man jenen Namen nennt. Je weiter mich mein Erkennen, Hoffen und Glauben von dem Wege scheidet, welchen Straußens Geist nahm, je harmloser und freier darf ich bekennen, daß sich wohl die Meisten ein falsches Bild von dem Manne machen. Sein Leben ist anerkannt ein streng moralisches. Dazu kommt ein freundlich bescheidenes Wesen, und bei viel Ernst oft kindliche Heiterkeit. Strauß ist ein hübscher,

junger Mann mit feinen, regelmäßigen Zügen, großen, durchdringenden Augen, groß, schlank, trägt den Kopf etwas vorgebeugt. Darf ich nun sagen, wie mir Strauß, der Gelehrte, erscheint? So und nicht anders mußte der Zögling neuerer, zunächst deutscher Philosophie werden. Er hatte die Kühnheit und Festigkeit, die Sünden eines halben Jahrhunderts auf seine Schultern zu nehmen. Es kommt mir gerade so vor, als wenn ihr viel ausgegeben habt, aber lange ruhig und munter in den Tag hinein lebt, bis es euch einmal in den Sinn kommt, zusammen zu rechnen; dann erschreckt ihr und schreit über die große Summe. Und Strauß ist eine solche philosophische Addition. Er hält euch, wie im Spiegel, alle eure Systeme vor. Das Resultat mußte einmal muthig ausgesprochen werden; es ist wohl gar eine heilsame Krisis für die kranke Zeit. Auch dieser Geist hat seine Sendung von oben, und der Glaube ist eine glückliche Wiegengabe. Mussen nicht vielleicht starke Arme an dem Granit rütteln, um recht zu zeigen, wie er zu den Grundvesten der Erde gehört? Und wer weiß, welche Bahnen Gott dem Sterbenden noch aufbewahrt? Ein Forscher, dem es, wie Strauß, aufrichtig um Wahrheit zu thun ist, darf seine Rechnung mit ihr nie ganz abgeschlossen wähnen.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Fortsezung.)

Virtuosen. Rentengesellschaft.

Sollte ich von allen musikalischen Genüssen, mit denen wir überfluthet wurden, Ihnen Meldung thun, so würde der Berliner Correspondenzbericht selbst ungebührlich seine Ufer und Grenzen überschreiten. Nur die Namen der Fremden will ich nennen. Da war Thalberg hier, und entzückte, und riß hin, und ward besungen, gepriesen und recensirt, und die Ueberentzückten waren unzufrieden, nicht mit ihm, sondern mit der Kritik, daß sie nicht unzufrieden mit sich selbst gewesen, weil sie nur höchst zufrieden mit dem europäischen Virtuosen war, und nicht verzückt. Und drei Wochen später kam Ole Bull, der früher seine Saiten hier nicht ertönen lassen wollen, weil ihm der Generalintendant der königlichen Schauspiele, statt mit einem Lorbeerkranz, mit einem Butterbrode entgegengekommen war, und die Entzückbaren hatten Thalberg vergessen, und es gab nur Einen Meister — Ole Bull. Diese Verzückung legte sich inzwischen, und das schon während seines Hierseyns. Nicht daß man sein originelles Talent bestritt, aber das Bewußtseyn der Originalität, die sich als guter Theatereffekt, durch den sie anderwärts gewirkt, auch hier zur Schau trug, verstimmte, wie alle Absicht, die man merkt. Paganini war und blieb ein Kind der Natur, troz dem, daß er ein volles Bewußtseyn hatte im Goldmachen. Ole Bull war aber kein Bär, der aus seinen norwegischen Gebirgstannen hervorbrach, die Cultur von Paris und London hatte ihn nicht allein beleckt, sondern zu einem feinen Gentleman gemacht, der Rede mächtig, fashionabel in jeder Beziehung; daher verwunderte man sich, ihn mit struppigem Bärenhaar auf den Brettern zu sehen: es war Kostüm und nicht Natur. Er erndete reichen, verdienten Beifall, vieles Geld, aber Ehrensäulen wird man ihm nicht errichten. Plözlich verschwand er, als zwei Hofdamen während seines Spiels bei einem unserer Prinzen sich in die Ohren zischelten, so lautet die verbürgte Sage. Darüber sollte doch ein Künstler, wenn seine Kunst höher steht, als der Beifall oder die Aufmerksamkeit eines Hofkreises, hinwegseyn! Auch sind die Gedichte, Blumen und Kränze, die von den Höhen des Theaters herabflattern, jezt so wohlfeile Waare, daß ein erster Künstler sie eher verschmäht, als sucht. Die ihm wohl wollen, sagen: er ist noch sehr jung, und seine Originalität kann sich noch Bahn brechen zu einer Meisterschaft, die einst selbst über den Tand lacht, mit dem er jezt blenden will. — Eben tritt die Engländerin, Mistreß Shaw, auf, nicht empfangen durch Lorbeerkränze, Sonnete und Blumen, sogar in einem halb leeren Concerte; aber plözlich vereinen sich alle Stimmen, welche Gewicht haben: dies ist eine Sängerin; und diese nicht gemachte Stimme hallt unwillkürlich durch Berlin. Mistreß Shaw fand hier einen Triumph, der von nichts gefördert wurde, dem nichts geholfen hat, als ihre Kunst, die nach dem Würdigsten ringt. Neben allen diesen Matadoren noch viele glänzende Meteore, Erwachsene und Kinder. — Man stellt nach Thalbergs u. A. Erscheinen die Preisfrage: bis zu welchem Gipfel kann die Virtuosität gedeihen, und ist sie, in ihrer höchsten Entwickelung, nicht der Tod des Genius und der Kunst? — Einen, der vor Jahren auch für einen Virtuosen galt, den Klavierlehrer Ludwig Berger, haben sie eben zu Grabe getragen. Als Virtuos trat er längst zurück vor den fertigen Meistern des Tages; aber er war mehr, ein schaffender Geist, dessen Compositionen ihn überleben werden. Rellstab hat in der Vossischen Zeitung eine treffliche Biographie des genialen Künstlers geliefert, der leider in den hypochondrischen Launen eines Genies in den lezten Jahren der Welt verloren ging. Derselbe, wie wir vernehmen, wird sich auch mit der Herausgabe seines musikalischen Nachlasses beschäftigen.

Bücher zu schreiben zur Verlängerung des menschlichen Lebens, ist außer Mode gekommen. Dafür gewinnen die Lebensassecuranzcompagnien bedeutendes Terrain. Die Berlinische ist in voller Blüthe, und eben tritt, nicht rivalisirend, aber ergänzend, eine preußische Rentengesellschaft in's Leben; diese, gleich jener, wenn nicht vom Staate garantirt, doch beaufsichtigt. Ihre Reglements sind im Ganzen die wohlbekannten anderer Tontinengesellschaften, daß dem Ueberlebenden einer geschlossenen großen Einbrüderschaft die Zinsrevenuen der früher Gestorbenen zufallen. Es läßt sich erwarten, daß sie bei guter Administrirung bedeutenden Zuspruch haben wird. Unsere protestantisch industrielle Zeit bedarf der Institute, wo für das Alter gesorgt wird; die Klöster sind verschwunden, die Hospitäler reichen nicht aus, und der Staat wird von seinen Pensionslisten erdrückt, obgleich sie doch nur dem allerkleinsten Theil der Bevölkerung zu gut kommen. Fromme Wünsche vereinen sich in diesem Augenblick zur Stiftung protestantischer Klöster für die unverheirathet gebliebenen Töchter aus gebildeten Familien, welche ohne Hülfsmittel und ohne Aussicht auf ein Unterkommen sind. Leider nimmt ihre Zahl mit jedem Jahre erschreckend zu; die Wünsche dürften aber noch lange fromme, d. h. unerfüllte bleiben.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 75.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 28. März 1839.

Heilige Gluthen!
Wen sie umschweben,
Fühlt sich im Leben
Selig mit Guten.
Goethe.

Villeggiatur in Weinsberg.

(Schluß.)

Wenn Strauß mit anatomisirendem Verstande die Welt zum Skelette entkleidet, so ist doch — wer löst die scheinbaren Widersprüche des menschlichen Wesens? — unverkennbar in ihm ein mystischer Hang, ein inniger Zug zu dem geheimnißvollen Gebiete der Natur. Ich sehe darin einen Ruf, ein innerstes Seelenbedürfniß nach dem, was die Vernunft unerbittlich verneinen will. Es liegt eine gewisse Herzensnaivetät darin; ich möchte sagen eine hungrige Seele, die den Verstand anbettelt, ihr einige Brosamen zu lassen. Ja, Glauben ist auch ein Geschenk von oben, ein Glück, kein Verdienst. Glauben ist ein Reichthum; nur er vermag den Geist zu sättigen, das Herz zu erfüllen.

Es gehört wohl zu den merkwürdigsten Contrasten, den tiefglaubigen Kerner, durch und durch Poesie, und Strauß, den verkörperten Zweifel, die eingefleischte mathematische Wissenschaft, Nord und Süd, einander gegenüber zu sehen, ja so heterogene Naturen in unbefangener Geisteshöhe zu heiterem Austausche vereint. Vor diesen Beiden fällt mir die wohlthätige Ironie der Natur ein, die neben jede Giftart auch auf gleicher Scholle (sie sind Beide in Ludwigsburg geboren) das Antidotum wachsen läßt. Strauß vergebe mir die Metapher, der wirklich für ein Gift gar liebenswürdig und sanft aussieht.

Gleich in den ersten Stunden kam zufällig Kerners Siegel zum Vorschein, von Theobald, der nie zeichnen lernte, genial gestochen: im Schilde die Here auf dem Besenstiele, oben Satan mit zierlich geringeltem Schwanze. „Welcher Humor!“ rief Strauß, und der Hausherr machte auf unsere Bitten Abdrücke, die er zwischen mir und jenem vertheilte.

Wir saßen bis zum Sonnenuntergang auf der Warte. Mir diesen Tag noch denkwürdiger zu machen, waren zufällig auch Gäste von benachbarten Gütern eingekehrt, edle Frauen, mir nicht fremd, die zu den ausgezeichnetsten, den lieblichsten Erscheinungen gehören, welche hohe Salons zu bieten haben, und mehr als Einen Hof zieren. Die sonnige Landschaft war ganz Herbststille und Klarheit, und der östliche, ferne Gebirgskreis eben so wundersam beleuchtet wie der nahe Weinberg mit seinen grauen Trümmern. Der Professor, ein classisch gebildeter Mann voll Geist und Gemüth, sang zur Guitarre einige von jenen tiefergreifenden deutschen Liedern, die in einfacher Innigkeit bezaubern. — Abends in der traulichen Wohnstube lenkte sich das Gespräch wehmüthig auf den wohl siebzigjährigen wahnsinnigen Dichter Hölderlin in Tübingen. Theobald erzählte, man sehe jenen jezt

nur noch hinter dem Hause am Neckar auf und ab gehen, wo er kleine Steine in seinen Rock sammle und dann wieder ausschütte. Als Justinus Kerner nach Tübingen kam, war ihm der wahnsinnige Hölderlin von Autenrieth übergeben, wie jedem Mediciner ein Kranker des Clinikums. Mörike kam während seiner Universitätsjahre häufig zu dem unglücklichen Dichter; dieser hatte oft helle, schöne Momente, wenn er sich aber in irgend einen Satz versteckt hatte und fühlte, sich nicht mehr herauswinden zu können, so pflegte er ihn mit dem letzten schlagenden Argumente: „Z, ja!" zu schließen (wahrscheinlich als dem Endbuchstaben im Alphabet).

Den 7ten.

Einen Traum will ich hier aufzeichnen, den mir Strauß erzählte. „Ich träume fast nie," sagte er (eine Beobachtung, die sich mir schon öfter bei entschiedenen Verstandesmenschen wiederholte). „Voriges Frühjahr aber, wo mich gerade irgend ein Unternehmen beschäftigte, träumte mir, ich trage Getreide in eine Mühle und schütte es oben hinein. Die Körner kamen aber unten ganz wieder heraus, worüber ich erschrack, weil ich meinte, nun müsse dir ganze Mühle zusammenbrechen. Als ich wachend darüber nachdachte, drängte sich mir selbst die Ueberzeugung auf, meine Mühe werde nutzlos seyn, und wirklich scheiterte auch das ganze Vorhaben." Ein ganz klares, abgerundetes Bild, und solche sind, wie Kerner hinzusetzte, meist symbolisch. Liegt nicht eine schöne Ironie darin, daß Strauß einen so ganz biblischen Traum haben mußte?

Den 8ten.

Solche Scheidestunden sind immer ein Athmen unter Henkerbeil! Kerner begleitete uns, mich und meine Reisegefährten, nach Heilbronn, zeigte uns den Thurm, in dem Götz gefangen saß, und ein Eckergebäude auf dem Markte, das älteste in Heilbronn, das von den dortigen Ciceroni dem Fremden als ehemalige Wohnung des Käthchen von Heilbronn (!) gewiesen wird, und führte uns zu Peter Bruckmann. Das Künstlerhaus liegt fast am Fuße des Berlichingenthurms. Jener zeigte uns seine großartige Fabrik, in welcher wir einen kostbaren Altaraufsatz bewunderten, Kelche, Becken, Krüge von herrlicher Arbeit für die im byzantinischen Style erbaute neue reformirte Kirche zu Freiburg. Die Wohngemächer zieren werthvolle Kupferstiche und Gemälde. Wir sahen das Bild des Direktors Wagner, der Kahl nur zwei Stunden in Rom saß, höchst lebendig gemalt, „nur wie im Zorne hingeschmissen," meinte Kerner. Und nun mußten wir von ihm gehen. Davon will ich lieber schweigen. Mit Nachklängen aus den verlebten Stunden suchten wir Wanderer uns über die Trennung zu täuschen. Einer meiner Reisegefährten äußerte treffend: Kerners Haus ist eine weltliche Kirche, vor welcher alle socialen Laster abgelegt werden.

Nachträglich.

Ueber Kerners Seherin von Prevorst und die Gefängnißgeschichte haben sich mir an Ort und Stelle von allen Seiten eine Menge unbefangener, glaubwürdiger Zeugnisse aufgedrängt, die mir verbürgen, daß diese Erscheinungen wirklich und objectiv sind. Zudem, man zeige mir in jenen Blättern Ein Wort, das sich selbst widerspricht oder dem Buche der Bücher. Also eine Lebensfrage: wer an die Bibel glaubt, kann auch die Möglichkeit jener Erfahrungen nicht leugnen, mit denen die Naturwissenschaft, so weit lezterr bis jezt vorgeschritten, nicht selten im Einklange steht. Wer aber der heiligen Schrift nicht glaubt, nun, wie könnte der armen Menschen glauben? — Es gab eine Zeit, ich gestehe es, wo mir diese Erscheinungen zu prosaisch vorkamen. Eben das Alltägliche, Farblose, was hie und da widrig berührt, ist eine neue Bürgschaft für die Treue der Darstellung. Niemand zweifelt wohl, daß es Kerner leicht gewesen wäre, einen poetischen Schmelz über das Ganze zu gießen; aber er hat mit altenmäßiger Genauigkeit die Wahrheit aufgezeichnet, wie er sie empfing. Lagen auch höhere Gebilde klar vor dem inneren Sonnenauge der Seherin, das Sprachkleid, in welches sie ihre Gedanken hüllen mußte, blieb den Gesetzen einer beschränkten geistigen Sphäre und herkömmlichen Volkssitten unterthan, aus denen die einfach bürgerliche Frau nie getreten war. Sobald man hie und da über die Form weg zu blicken vermag, schwindet alles Störende. Im Kern der Ideen ist nichts, was sich nicht mit den erhabensten Vorstellungen vertrüge, die Glauben und Philosophie sich von einer Geisterwelt schaffen mögen; z. B. jener dunkle Zustand irrer Geister, aus dem sie zum Lichte ringen. Ihre Hölle ist, daß sie nicht zu Gott gelangen können, und nur ihre Sünde, ihre Unvollkommenheit hält sie fern von ihm. Das Böse ist sich selbst Strafe. Welche Sehnsucht nach dem Himmel! und die nächtigen Seelen, in welche dieser Strahl noch nicht drang, die das Heilige zu verspotten suchen — wie unselig, wie elend in ohnmächtiger Wuth! — Ist nicht ihr Haß die grimmigste Hölle, Selbstverdammung? wie schön, ja, wenn ich so sagen darf, wie poetisch! Wo sonst denn auch, als in Gott und seiner Liebe, glühte die einzige, die tiefste, wahre Poesie, von der alle anderen Dichtungsschimmer nur verwehte Staubfunken sind, Himmelsfeuer, das der Genius stiehlt? Andernseits beleidigt euch das kindisch abgeschmackte Treiben gewisser Gespenster, das sich, meint ihr, nicht mit Amt und Würde eines Geistes verträgt. Geist ist eben auch keiner da: das sind thierische Seelen, die im

Leben gar nichts thaten, den Götterfunken anzufachen, nur Neigungen des Leibes fröhnend. Er zerfällt, kaum glimmt noch das Geisteslicht, und das Wesen, welches ganz nur Körper war, muß ohne diesen natürlich noch eine geringere Stufe einnehmen, als der Mensch. Und dann mögen wohl Ruf und Wink dieser hülfsbedürftigen Geschöpfe aus ihrer grenzenlosen Oede nur sehr unvollständig und verworren bis zu uns dringen.

Moden.

(Schluß.)

„Durch die Beobachtung dieser Verhältnisse versündigt man sich nie gegen die Mode, gegen die wahre Mode, wider welche der Geschmack nie Einsprache einlegen kann, denn Mode ist nur „une mobilité du goût." Ich weiß nicht so recht, wer dies ausgesprochen hat; wenn aber ja ein Hutmacher Montesquieu citiren darf, so meine ich, der Ausdruck sey von ihm. Unsere französischen Hüte sind die ersten in der Welt, die leichtesten, geschmeidigsten, besonders aber die proportionirtesten; sie lassen die Stirne frei, und deßhalb sind sie einer Menge kleiner Modifikationen fähig. — So muß für ein Gesicht mit sehr langem Gesichtswinkel der Vordertheil des Huts merklich oval geschnitten seyn; dies ist unumgänglich nothwendig. Diesem Typus gehören an die Köpfe von Orfila, Lamartine, Lamennais, Garnier-Pagès, Villèle u. s. w."

„Das Publikum weiß recht wohl, welche Bedeutung auch dann dem Hut zukommt, wenn man ihn graziöser Weise in der Hand führt, dem Hut in Aktualität, wie man ihn im Salon gerade vor sich hin hält, so recht unter den Augen der Person, welcher man eine Bitte vorträgt, oder der schönen Dame, der man ein Kompliment macht. Hier gibt der Hut in der Gesellschaft den Händen Beschäftigung und Unterhaltung, und diese Eigenschaft des Huts ist im Winter zu kultiviren. — Im Sommer dagegen muß sich alle Sorge dem Hut als Abschluß des Gesichts zuwenden. Ich habe sehr oft die Bemerkung gemacht, daß lebendige, feurige Geister sich gegen den Zwang einer schweren Kopfbedeckung empören. Dergleichen Leute sieht man auf der Straße mit dem Hut in der Hand, und dies hat seine großen Nachtheile, nur vom Schnupfen und dergleichen zu reden. Mirabeau ging beständig mit bloßem Kopf, und ich habe Royer Collard, Lafitte und Sauzet so gehen sehen. — In der bösen Revolutionszeit, unter der Herrschaft der traurigen, affektirten Sittenrohheit, sah man Deputirte mit dem Hut auf dem Kopf den Sitzungen des Konvents anwohnen, z. B. Bourdon de l'Oise, Lejeune, Legendre u. a. Als aber die Trümmer der anständigen Gesellschaft sich unter dem Konsulat wieder zusammenfanden, als die natürlichen Züge des französischen Nationalcharakters wieder zum Vorschein kamen, da nahm man auch den Hut wieder ab, und er rahmte fortan das Gesicht nur auf der Straße und auf dem Spaziergang ein."

„Mein nach Anleitung der von mir aufgestellten Theorie verbesserter Hut steht somit einerseits durch seine ganze Form mit dem Gesicht in Proportion; andererseits ist er leicht, weich, elegant gebaut und macht erforderlichen Falls, wenn man ihn in der Hand führt, eine ganz graziöse Figur. Diese paar Ideen, für so richtig ich sie halte, haben freilich nicht den Werth, als ob der Hut von Neuem erfunden worden wäre; man wird mir aber hoffentlich die Anerkennung nicht versagen, daß er dadurch veredelt worden ist. Hat es denn so gar nichts auf sich, wenn man einem Gewerbe, das nachgerade alt und stumpf wird, ein Bischen neues Leben gibt, wenn man ein Geschäft, dem man sich von Jugend auf gewidmet, mit Umsicht ein wenig vorwärts bringt? Hat es gar nichts auf sich, wenn man Gesichter ein bischen hübscher macht, die nichts weniger als ganz hübsch sind?"

Jay, Hutmacher.

Jay, Hutmacher! Wie großartig einfach! Wie ganz französisch der philosophische Excurs, und wie ehrlich deutsch die Unterschrift! Hunderte seiner Landsleute und Kollegen hätten gesetzt: „Begründer der Theorie der rationellen Hutconstruktion." Aber dem Mann scheint die Veredlung der Kopfbedeckung seiner Mitmenschen ernstlich am Herzen zu liegen, und jeder Ernst in der Kunst macht bescheiden. Die Ideen des Mannes haben übrigens manche Erinnerung in mir geweckt. — Zu Anfang seines Aufsatzes sagt er: In der unendlichen Mannigfaltigkeit von Gesichtern seyen doch gewisse feste Typen herauszugreifen; er führt deren drei auf. — „Ein Hut für einen Engländer," sagt er, „jung oder alt, ist gewöhnlich mit einem langgezogenen Gesicht in Proportion zu setzen; dies ist wenigstens das Prinzip. Bei einem Hut für einen Deutschen geht man vom runden Typus aus; im Allgemeinen aber gehören die Gesichter auf dem Festlande der ovalen Form an." Was er vom deutschen Typus sagt, ist nicht unrichtig; an den germanischen Köpfen ist in der Regel der obere vordere Theil bedeutend entwickelter, der Durchmesser von einem Jochbogen zum andern größer als bei den celtisch-gallischen; hiedurch wird nothwendig das Gesicht oben in die Breite gezogen und das Oval gestört. Diese Eigenthümlichkeit des Baus bringt es aber ferner mit sich, daß auch der horizontale Querdurchschnitt des Schädels über den Augen sich weiter vom Oval entfernt und vorne eckigter ist, als bei Schädeln mit kleinerem Querdurchmesser der obern Gesichtspartie. Da nun die Hüte durchgängig

gleichmäßig oval gebildet werden, so folgt aus jenem Verhältniß, daß der Deutsche in der Regel weit länger als der Franzose zu suchen und zu probiren hat, bis er einen passenden Hut findet; und der passende zwängt ihn am Ende doch an den Schläfen, und er muß sich erst in den Filz hineinleben, ihm seinen phrenologischen Charakter eindrücken, wodurch zwar der Hut endlich ein Theil seines Wesens, aber auch aus seiner ursprünglichen graziösen Form naturalistisch in diejenige gebogen wird, welche ihm ein nach Jay gebildeter wissenschaftlicher Hutmacher à priori gegeben und mit eigenthümlichem, unverwüstlichem Reiz bekleidet hätte. Daraus folgt ferner von selbst, daß der Franzose weit eher als der Deutsche seinen Hut nonchalamment so oder so aufsetzen kann, wie er ihm in die Hände kommt, während der Deutsche die Marke der Vorderseite suchen muß. Ich erinnere mich, daß ich in Paris ein ganzes Hutmagazin durchprobirte; Aehnliches war mir zwar früher auch in Deutschland begegnet; ich wunderte mich aber damals, denn so jung ich war, wußte ich doch, daß Paris gegen unsere transscendentale Philosophie die Philosophie der Toilette mit Glück in die Wagschale legt, und ich meinte, es müßte einem Pariser Hutmacher ein Spiel seyn, einem barbarischen Schädel einen Hut zu improvisiren, zumal sie kurz vorher beim Einfall der alliirten Heere den Typus genugsam kennen gelernt und wohl auch mit Hüten bedient. Ich erhielt aber damals vom Hutmacher auch nicht die leiseste rationelle Andeutung; freilich wählte ich meinen Hut, was mir jezt nicht einfallen könnte, in der Straße St. Jacques, im Revier der eigentlichen Wissenschaft, und man muß über die Brücken gehen, um die Professoren der Toilette zu finden.

Die oben angedeutete Eigenthümlichkeit unserer Gesichter macht nothwendig, daß manche in die Mode kommende Hutform, welche auf den französischen Durchschnittstypus berechnet ist, vielen unter uns recht sehr übel steht. Mir schweben dabei namentlich jene Hute vor, welche durch die vorne und hinten nicht breite und seitlich rasch, fast anliegend aufgebogene Krempe sehr schmal erscheinen. Es gibt derbe deutsche Gesichter, welche unter einem solchen neckischen, leicht und verwegen aufgestürzten Hütchen wie ausgequollen aussehen oder wie in einem Hohlspiegel in die Breite gezogen. Man könnte wünschen, daß Jay mit seinen Reformideen durchdränge, wo denn auch bei uns, in der terra obedientiae, die Disciplin der Kopfbedeckung larer, liberaler und mehr ad hominem sich gestalten könnte. Aber der Liebhaber burlesker Figuren hat nichts der Art zu fürchten, so lange die absolute Herrschaft der Mode weit besser garantirt ist als irgend eine in Europa.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Schluß.)

Der Besitzstreit. Das neue Lesekabinet.

Für literarische Kriege ist keine Zeit, wo die religiös-politischen Controversen die ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Der Krieg der Hegeliten und Antihegeliten, von Halle-Leipzig aus, konnte daher nicht so in's Leben eingreifen, als es zu anderer Zeit wohl der Fall gewesen wäre. Savignys Besitztheorie, von Gans angefochten, gehörte eigentlich in die gelehrten Arenen; aber auch das streng Fachwissenschaftliche kann sich nicht mehr isolirt verschanzen; es wird irgend wie in's Leben hinübergezogen. Damit will ich nicht sagen, daß der Weinhändler, Herr Louis Drucker, der ein Debut seiner Sängerin Achmalia Rindfleisch, und damit ankündigte: es werde sich nun entscheiden, ob der Besitz ihrer Stimme ein Recht, oder ein bloßes Faktum sey, den Besitzstreit populär machte, aber die Streitschriften fanden und finden schon ein größeres Publikum, als sonst. Da ein Studiosus Schaaff für Savigny gegen Gans geschrieben hat, will man wissen, daß Gans einen Studiosus Widder gefunden, der gegen Schaaff die Gans'sche Theorie verfechten wolle.

Das Berliner Lesekabinet, von Rebenstein und Andern gegründet, ist nun in Wirksamkeit getreten, und erfreut sich eines Gedeihens, das bei der Umsicht, mit der es geleitet wird, noch weitere Fortschritte verspricht. Merkwürdig bleibt es immer, daß ein solches Institut im großen Berlin erst 1839 in's Leben getreten ist, und daß noch jezt, ungeachtet der Theilnahme und allgemeinen Anerkennung, die es findet, verständige Leute der Meinung seyn können, es werde nicht bestehen, weil — Berlin nicht die Stadt dazu sey; d. h. weil noch nicht so viel öffentlicher Sinn bei uns herrsche, um an einem öffentlichen Orte, wo Jedermann Zutritt hat, und Jeder gleiche Rechte, das zu suchen, zu lesen, zu durchblättern und zu besprechen, was wir bis da gewohnt waren, zu Hause, im Schlafrock, am Ofen zu lesen; als ob, wenn auch langsam, nicht auch bei uns die Zeit darin fortgeschritten, und andere Bedürfnisse rege geworden wären! Die Zahl derer hat sich bedeutend vermehrt, die nicht mehr Monate lang warten mögen, bis eine Neuigkeit zu ihnen kommt; auch derjenigen, welchen unsere Zeitungen nicht genügen, um von den Verhältnissen, welche auf Klein und Groß zurückwirken, einen klaren Begriff zu erhalten. Aber auch der Gelehrte will die meisten Kämpfe in Wissenschaft, Kunst und Kritik nicht mehr ein Jahr später in der Journalmappe in's Haus getragen sehen; er verlangt nach einem Orte, wo er vorläufig das Neueste durchblättern und von dem Notiz nehmen kann, was seine Aufmerksamkeit fordert. Und wäre es auch nur der Fremden willen; sie dürfen in der Hauptstadt der norddeutschen Intelligenz einen Ort erwarten, den sie in den kleinsten Städten finden, wo Literatur und Journalistik ihnen täglich zur Einsicht offen steht; und die Fremden allein dürften jezt schon ein solches Institut eben so bedingen, wie unterhalten können. Aber es ist zu hoffen, daß das Lesekabinet, wie jezt schon der Anfang gemacht ist, mehr und mehr ein freier Vereinigungspunkt, eine Art literarischer Börse der Berliner Gelehrten, Literaten und Literaturfreunde werde, wo der Fremde die namhafteren kennen zu lernen und zu sprechen Gelegenheit finde, was durch alle unsere literarischen Gesellschaften nicht erreicht ist. So comfortabel die jezige Einrichtung des Kabinets ist, so muß es freilich, um dies möglich zu machen, wie schon angedeutet und versprochen ist, aus einem Kabinet in einen Lesesaal oder Säle sich verwandeln.

Beilage: Kunstblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 76.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 29. März 1839.

— Heil'ge, stille Mutter
Der Gestirn' und himmlischer Gedanken!

Herder.

Liebeleben.

Lyrischer Cyklus von C. Mayerath.

XI.

Du liebst gleich mir ein stilles Sinnen
Gedankenvoll um Mitternacht;
Dann schließt die Seele gern nach innen,
Der Blume gleich, die Blätter sacht.
Am Herzen, wo die Lebensquellen
In heil'ger Schönheit niederrauschen,
Sizt still die Seherin — belauschen
Will sie sich selbst in diesen Wellen.

Und über ihr in blauen Hallen
Entschleiert sich in Lieblichkeit
Mit ihren Sternenkindern allen
Die weite Unermeßlichkeit.
Der Mutter Auge sieht hernieder
Mit einem Blick holdsel'ger Milde,
Da heben leis sich tausend Lieder
Aus jeder Blume im Gefilde.

Heimath und Freiheit! alle Schranken
Der armen Erde brechen ein,
Da schreiten ewige Gedanken
Stumm in die Menschenbrust hinein,
Wie Engel in des Bettlers Hütte.
O seyd willkommen, hohe Mächte,
Und keine rauhe Hand zerrütte
Die große Ahnung dieser Nächte!

XII.

Oft wann von deinem Mädchenmunde quellen
Die Seherworte licht und wunderbar,
Nicht hört mein Ohr die Rhythmen ihrer Wellen,
Doch ist ihr Geist dem Geist lebendig klar.
Wie sich des Eilands schlanke Pappel neigt
Von Uferhöhn zum stillen Meeresspiegel,
Sie sieht tief unter Wogenschlages Siegel
Ihr Bild, das Land, den Himmel, und sie schweigt: —

So ist mir oft, als könnt' ich ganz mich neigen
In deine Seele, hohes Weib, hinein,
Im Heiligthum des Lebens unter Schweigen
Ein unergründliches Beisammenseyn.
All seh' ich sie in deines Auges Glut
Die leuchtenden Gedankenkinder gaukeln,
Die du bewegst; wie leichte Elfen schaukeln
Sie sich geheim in dieser stillen Flut.

XIII.

Jenny, in diesen sanften Tagen
Gedenk' ich gern der kühnen That,
Als ich zuerst mit trunknem Wagen
In offne Lebensschranken trat.
In hundert Bildern mannigfaltig
Wie reich, wie lockend aufgethan
Sah mich berauschend, vielgestaltig
Die Allmacht der Erscheinung an!

Ich fühlte wechselnd mich gezogen
Mit jedem neuen Morgenroth,
Befriedigt hier und dort betrogen,
In höchster Fülle höchste Noth!
So fern das Ziel, so nah die Fehle,
Die Kunst so groß, so kurz die Zeit —
Mir brach der Muth der starken Seele
In dieser Mannigfaltigkeit!

Nun ruht auf Einem schönen Traume
Die Wandermüde selig aus;
Sie baute sich im engsten Raume
Mit dir ein freundlich schönes Haus.
Von hier in einfach großen Zügen
Entfaltet sich das Leben klar,
Und Alles muß sich sanft gefügen,
Was sonst in Streit befangen war.

XIV.

Wie nur die Monde süß vergehen
In seliger Beschaulichkeit,
Wir hören nicht vorüberwehen
Den Adlerflügelschlag der Zeit.
So nah dem ganz gemeinen Leben,
Und seinem Jammer doch so weit,
Erloschen Sorge ganz und Streben
In Einer großen Seligkeit.

Sich wie du bist dem Andern geben
Des Daseyns schönen Traum entlang,
Das ist das ew'ge Liebeleben,
Gedankentiefer Müßiggang!
Kein Suchen hat es je gefunden,
Nichts mit der Erde hat's gemein,
Vollendet ist's, so will's empfunden,
Nachlässig groß genossen seyn.

Der Fasching und die Fasten in Paris.

Das menschliche Leben ist so mechanisch wie ein Uhrwerk, welches in abgemessenen Zwischenräumen aufgezogen wird und nach geregelten Gesetzen abläuft. Jedes Jahr kehren zur festgesetzten Stunde dieselben Freuden, dieselben Lasten und dieselben Verpflichtungen wieder. In Weihnachten wird bescheert, zu Neujahr gratulirt, im Fasching getanzt, in den Fasten gepredigt, am Allerheiligentage geweint und am Fastnachtdienstage gelacht. Jede Gewohnheit, selbst die Gewohnheit des Schmerzes und der Langeweile, übt eine unbestreitbare Macht. Ich habe einen Ehrenmann gekannt, welcher seit zwanzig Jahren immer um dieselbe Zeit das Podagra bekam. Eines Tags fand ich ihn über alle Maßen verstimmt, traurig und verdrießlich; warum? weil sein Podagra zur gewöhnlichen Zeit ausgeblieben war und ihm erlaubte, im Zimmer auf und ab zu gehen, anstatt ihn an seinen Lehnstuhl zu fesseln. Er vermißte mit Schmerzen und Kummer das Podagra, welches er sich einmal angewöhnt hatte, wie alles Andere. Aus demselben Grunde, glaube ich, besteht der Fasching in Paris noch fort; er wird jedes Jahr gefeiert, weil es hergebracht ist; denn da die Fasten nicht gehalten werden, so hat der Karneval Sinn und Bedeutung verloren und die Maskeraden und Maskenbälle sind keine eigentlichen Feste mehr, sondern eine von Alters her überlieferte Einrichtung und Sitte, welche mit dem Zeitgeist und mit dem Tode ringt, wie so viele andere abgelebte und abgelaufene Einrichtungen der Gegenwart. Alles fällt und vergeht: Staaten, Minister und Maskenbälle. Wenn die Sitten sich umgestalten, so theilen die Vergnügungen und Belustigungen das Schicksal der Sitten; denn sie sind mit ihnen geboren und sterben mit ihnen.

Für die ehemalige französische Gesellschaft, welche den strengen Regeln der Etikette unterworfen und claffenweise numerirt war, hatte ein Maskenball Bedeutung und Reiz. Die Vermischung der Stände, die unerwarteten Abenteuer, die phantastischen Begegnungen, die kecken Intrigwen, die Vortheile des Incognito, das Pikante der Vertraulichkeit und des Dutzens, kurz das ganze bunte Treiben und lustige Durcheinander einer Karnevalsnacht gewährte damals einen in der That ungewöhnlichen Genuß. Ein Maskenball war zu jener Zeit eine sociale Revolution und Umkehr, welche um Mitternacht anfing und um sechs Uhr Morgens aufhörte; es war eine Emeute bei Wachskerzen. Dreimal im Jahr feierte die altfranzösische Monarchie eine demagogische Freinacht und verwandelte sich in eine Republik, aber in eine Republik mit sanften, weißen Händen, in Manschetten und gestickten Fracks, deren zudringlichste Vertraulichkeiten einen angenehmen Duft von feiner Lebensart um sich verbreitete, deren größte Ausgelassenheiten stets mit Sammt und Seide gefüttert waren und stets nach dem Oeil-de-Boeuf rochen. In jenen glücklichen Tagen gab es in Frankreich noch keine Journalisten und Belletristen, welche unter dem Schutze der Preßfreiheit, mit Vorbehalt der Kaution,

Geldbuße und Gefängnißstrafe, die Geheimnisse eines Jeden der ganzen Lesewelt in die Ohren schrieen. Die damaligen Zeitungsschreiber und Feuilletonisten waren schöne, liebenswürdige, geistreiche Frauen, welche das Amt einer furchtbaren und angebeteten Tagespresse verwalteten, die unter dem Schutz der Maskenfreiheit seine und spitzige Epigramme, pikante Anspielungen, köstliche Grausamkeiten und süße Verleumdungen in die Ohren flüsterte und Alles sagen durfte und Alles sagte, ohne Kaution zu stellen und ohne vor Gericht geladen zu werden.

Selbst Bossuet hat die Maskenbälle in seinen Schutz genommen; er bemerkt in seiner allgemeinen Geschichte des heiligen und profanen Tanzes, es sey nicht gestattet, auf dem Ball eine Maske zu entlarven. „Die Maske," fährt der berühmte Erzbischof von Meaux fort, „hat sogar das Recht, die Königin des Balls zum Tanze aufzufordern, wenn es auch eine nicht maskirte Prinzessin von königlichem Geblüt seyn sollte; wie ich es auf einem Balle, den der König in Versailles gab, von einer als Krüppel verkleideten und in ein altes Laken eingemummten Maske gesehen, welche die Keckheit hatte, die Herzogin von Burgund aufzufordern, die so gnädig war, die Aufforderung anzunehmen, um die Ordnung des Balles nicht zu stören. Man brachte später in Erfahrung, daß die Maske ein simpler Küchenjunge war; indeß wurde es ihm durchaus nicht übel genommen, weil es eine Freiheit ist, wozu der Maskenball berechtigt."

Man stelle sich vor, welchen Lärm die heutige Finanzaristokratie des Juste-Milieu erheben würde, wenn der Oberkoch in den Tuilerien es sich einfallen ließe, mit der Prinzessin Clementine oder mit Madame Adelaide zu tanzen! Ja, wenn in einer französischen Provinzialstadt der Küchenmeister des Präfekten auf einem Maskenballe mit der Frau des Präfekten oder des reichen Kohlenhändlers tanzen wollte, so wurde Jedermann die Hände über dem Kopf zusammenschlagen und das Ende der Welt prophezeien. Die alte Zeit war die gute Zeit für den Maskenball, welcher damals keine befremdende Anomalie, sondern eine gesellschaftliche Nothwendigkeit war; eine in der That höchst lustige, nicht so traurige Nothwendigkeit, wie die meisten von denen, welche man gegenwärtig zu erdulden hat. Allein was bedeutet ein Maskenball für die durcheinandergemengte, zusammengeschüttelte und von Contrasten wimmelnde Pariser Gesellschaft im Jahr 1839, welche nicht weiß, von wannen sie kommt, was sie ist und wohin sie geht? die wie ein losgeschnellter Kreisel sich in rasendem Umschwung um sich selbst herumdreht und von Tag zu Tag, oder vielmehr von Nacht zu Nacht ihr Daseyn im Schwindel hinschleppt?

(Fortsetzung folgt.)

Englischer Puff.

Der Schreiber dieser Zeilen sammelt schon seit längerer Zeit komische und übertriebene Zeitungsankündigungen aus deutschen, französischen und englischen Blättern, was der älteste Sohn der freien Presse, der Britte, Puffs nennt, und wofür die andern Völker noch keinen Namen haben. Ich bin überzeugt, daß sich die Völker kaum in etwas Anderem schärfer zeichnen, als in diesen Kabriolen, welche ihre Verkaufslustigen vor dem lieben Publikum schneiden. Namentlich wird sich der wesentliche innere Unterschied zwischen esprit, humour und Spaß recht deutlich herausstellen, wenn man drei analoge, sich über verwandte Gegenstände verbreitende und mit dem entsprechenden Nationalsatz gewürzte Annoncen hintereinandersezt. Noch ist es mir nicht gelungen, ein recht charakteristisches Kleeblatt aufzutreiben; Amben besitze ich bereits, und ich werde sie auch mittheilen, wenn keine Pufsterne herauskommen will. Da man aber doch einmal anfangen muß, so setze ich einen Puff her, der mir eben unter die Hände kommt, und den ich nicht aufheben mag, weil in Deutschland, wo nach Theateraktien sogar keine Nachfrage ist, sich kein Pendant dazu ergeben wird. Es muß bemerkt werden, daß diese Ankündigung, wenn auch scherzhaft gehalten, nicht etwa ein bloßer Scherz ist.

„An den hohen Adel, die feine Welt und die Liebhaber der schönen Künste insgesammt. Master George Redbreast gibt sich die Ehre, hiemit anzukündigen, daß er beauftragt ist, eine Aktie von 50 Pf. Sterl. zu der vorzugsweise classischen, dabei glänzendsten und besuchtesten Kunstanstalt in den drei vereinigten Königreichen, bekannt unter dem Namen des königlichen Theaters von Drurylane, aus freier Hand zu verkaufen. Diese Aktie, Master Redbreast hat die Ehre und das Vergnügen, solches ausdrücklich bezeugen zu können, sichert ihrem glücklichen Besitzer das unveräußerliche Recht auf ein Freibillet zu, welches Recht keineswegs von der Laune eines etwaigen neuen Unternehmers abhängig, sondern dem Aktionär ganz so wohl erworben ist, wie das Eigenthum besagten Theaters Sr. Gnaden dem Herrn Herzog von Bedford. Master Redbreast entspricht nur seinem Rufe als redlicher Mann, auf den er stolz ist, und dessen er bei den ausgezeichnetsten Personen Großbritanniens genießt, wie unter Andern bei Sr. königlichen Hoheit dem hochseligen Herzog von York, wenn er ausdrücklich erklärt, daß der Käufer besagter Aktie mit derselben das Wahlrecht in Westminster nicht erwirbt. Dieser Umstand kann aber nicht anders, als dem Käufer zur besondern Befriedigung gereichen, da er dadurch dem Lärm und der Langeweile politischer Streitigkeiten überhoben wird, und sich ganz den Eindrücken erhabener Lust hingeben kann, welche Shakespeares entzückende Schönheiten empfänglichen Gemüthern gewähren. Das Theater von Drurylane ist so glücklich gelegen, daß der Aktionär, in welchem Theile der Hauptstadt er auch wohnen möge, zu diesem Tempel des Genies nicht wallen kann, ohne die anziehendsten Auftritte aus dem vielbewegten Leben vor seinen Augen vorübergehen zu sehen. — Master Redbreast ist sich bewußt, daß man nicht fertig würde, wollte man die herrliche Ausstattung des Hauses im Innern, die classische Pracht des Prosceniums, die Geräumigkeit des Orchesters, die Gefälligkeit der Logenschließerinnen, die Bequemlichkeit des Foyers nach Gebühr preisen. In diesem Prachtgebäude kann der Aktienträger seinen Geist bilden und seine Loyalität als britannischer Unterthan rege erhalten, indem er dort Master Van Ambourgh und seine Löwen, und hier Victoriens Lächeln sieht; in minder ernster Stimmung, in den Zwischenakten, mag er den Glanz des feenhaften Kronleuchters mit dem Feuer vergleichen, das aus den Augen der Hofdamen strahlt."

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, März.

(Aus einem Privatschreiben.)

Fasching. J. Strauß. Musik.

Erlassen Sie mir die Schilderung von dem tollen und buntscheckigen Treiben des Faschings; ich danke Gott, daß er vorüber ist. Diese Genußjagd par force, dieser Lustrausch ex officio grenzt an Barbarei. Der Mensch esse, wenn ihn hungert, lache, wenn ihm das Herz aufgeht; die Meisten aber sind Sklaven der Zeit, der Jahre, des Kalenders, und wenn der Sklaventreiber ruft: es ist Mittag, so eilen sie, sich den Magen vollzustopfen, und wenn er ruft: es ist Fasching, so stürzen sie kopfüber zum Tanze und drehen keuchend sich in dem tollen Wirbel, als ob die Hetzpeitsche ihnen um die Ohren schwirrte. Und nirgends ärger als in Wien. Hier, wo es ewig Fasching ist, wo man das ganze Jahr über geigt und tanzt und sich das Leben vollauf schmecken läßt, hier ist man in nicht geringer Verlegenheit, wenn der wirkliche Fasching herankömmt und uns im Namen der Kirche auffodert, des irdischen Leibes zu pflegen. Das neue Jahr hat noch nicht lange begonnen, und wir sind noch etwas erschöpft von den Vergnügungen des verflossenen Jahrs. Allein wir sind gute Christen. Auf, wackeres Oesterreich, vorwärts, thu's den Andern gleich, ruft Uhland — und das wackere Oesterreich erhebt sich wie Ein Mann, und ißt und trinkt und geigt und tanzt und liebt und liebelt dreimal so viel als zuvor. Diesesmal war zwar die Zeit nur kurz zugemessen, denn der Fasching dauerte bloß sechs Wochen; dafür aber war der Messias wieder unter uns — Strauß, Johann Strauß. Ihr da draußen, die, wenn ihr den Namen Strauß hört, gleich an die Züricher Wirren denkt, ihr könnt freilich „unsern" Strauß nicht gehörig würdigen, „unsern" Strauß, der mit seinem Fidelbogen einen so mächtigen Einfluß auf das Gleichgewicht von Europa ausübt. Aber unser Strauß ist sich seiner großen politischen Wichtigkeit wohl bewußt, und ich theile Ihnen die Erklärung mit, die er so eben in einem hiesigen Journal veröffentlichte, und die in der politischen Welt ein ungeheures Aufsehen erregen wird. Das Aktenstück lautet folgendermaßen: „Erklärung. Kaum von meiner Reise aus Frankreich und England zurückgekehrt, lese ich in der Wiener Theaterzeitung einen, der bairischen Landbötin entlehnten, angeblich von mir geschriebenen Brief, von dem mir jedoch durchaus nichts bewußt ist, und in welchem Bemerkungen enthalten sind, welche mit meiner Ueberzeugung von den öffentlichen Zuständen in England nicht im Mindesten übereinstimmen u. s. w. unterz. Johann Strauß." Es versteht sich von selbst, daß es den europäischen Kabinetten nicht gleichgültig seyn kann, wie Strauß über den gegenwärtigen Standpunkt Großbritanniens denkt; wirklich verlautet es, daß nächstens bei Tobias Haslinger unter dem Titel: Meine Ansichten über die öffentlichen Zustände in England, ein Galopp nebst Trio von Johann Strauß erscheinen wird. Da wird's Sprünge geben! — Uebrigens hat die Walzergeigerei, jene obligate Begleiterin der Karnevalsfreuden, keineswegs die höhere Musik verdrängt; vielmehr haben wir, unbekümmert um das Getöse der Dreivierteltakthelden, zwei Künstler zu bewundern Gelegenheit gehabt, von welchen der eine seinen großen, langbegründeten Ruf noch weit übertraf, während der andere, eben weil kein bedeutender Ruf ihm vorauseilte, das Erstaunen Aller in hohem Grade erregte; ich meine den berühmten Violinspieler Molique und den unberühmten, aber kaum minder vortrefflichen jungen Violoncellisten Menter. Molique erregte hier einen Enthusiasmus, wie man ihn in einer Stadt, wo man Paganini und Lippinsky als die höchsten Pyramiden des Violinspiels betrachtete, kaum denkbar fand. Es ging uns mit Molique, wie es uns mit Lißt ergangen war: so lange er Wien nicht besuchte, glaubte man in Thalberg das Höchste gehört zu haben; jezt ist es anders, Lißt und Molique gelten jezt als die ersten Repräsentanten ihres Instruments, ja Lezterer steht gewissermaßen noch höher, da seine Compositionen von so unbeschreiblicher Lieblichkeit und Originalität sind. Wie lange Molique in der Meinung der Wiener auf diesem hohen Piedestal stehen wird, ist um so schwieriger zu bestimmen, da Ole Bull erwartet wird. — Im Gebiete der dramatischen Musik war es Lindpaintner, der die Ehre der deutschen Tonkunst auf eine glänzende Weise geltend machte. Die Wiener in ihrer vorherrschenden Sinnlichkeit, die sie selbst auf geistige Produktionen übertragen, neigen sich natürlicherweise mehr der italienischen als der deutschen Musik zu. Während diese durch die scharfsinnigsten Combinationen der Harmonie, durch charakteristische Zeichnung des Moments und der Situation auf ein tieferes Eingehen des Hörers Anspruch macht, schwebt jene leichten, melodischen Schrittes heran, mit sanguinischer Heftigkeit das Gehör erfassend, um in leichtsinnigem Wirbel mit ihm zu tanzen und bald erschöpft es wieder fahren zu lassen. Dem Wiener, als dem Mann des Augenblicks, gefällt diese momentane Musik, und der gegenwärtige Pächter des Kärnthnerthortheaters, Signore Ballochino, versäumt nicht, diesen Boden sorgsam anzubauen, da sein Patriotismus mit seinem Interesse hier Hand in Hand gehen. Um so gespannter und mit so bangerem Herzen sahen alle Freunde deutscher Tonmuse der langversprochenen „Genueserin" von Lindpaintner entgegen. Zwei Opern von deutschen Componisten, die eine von Hoven, die andere von Conradin Kreuzer, waren diesen Sommer, wenn auch nicht durchgefallen, doch spurlos vorüber gegangen; wenn Lindpaintners Werk dasselbe Schicksal getroffen hätte, so hätte die deutsche Oper in Wien den Gnadenstoß erhalten. Je banger die Erwartungen aber waren, um desto glänzender war der Erfolg. Die Genueserin machte ein Glück, wie seit Robert der Teufel hier keine Oper es gemacht hat. Zu den ersten drei Vorstellungen, welche der Componist persönlich dirigirte, mußte man bereits um halb sechs Uhr (bekanntlich beginnen in Wien die Theater um sieben) sich begeben, wenn man in's Parterre gelangen wollte. Kein Apfel konnte zu Boden fallen. Die Ouvertüre und mehrere andere Musikstücke mußten wiederholt werden, und der Compositeur mußte sechs- bis siebenmal unter donnerndem Evviva erscheinen. Die gelehrten Musiker sind besonders von dem zweiten Akt hingerissen, die Dilettanten halten sich mehr an den ersten. Das Verdienst des Tondichters ist um so größer, als er an dem Textbuch einen Mißgriff gethan hat. Der Inhalt ist ungefähr folgender: Der Genueser Adarin, vom Vaterlande verbannt, hat nebst seiner Tochter Bianka und ihrem Geliebten unter fremdem Namen in Venedig Schutz gefunden. Allein ihr eifrigster Feind, Fregoso, hat sie aufgespürt, und nachdem er die Venezianer gegen sie aufgewiegelt, begnügt er sich nicht, daß beide in den Kerker geworfen werden, sondern er besticht den Kerkermeister, damit sie heimlich ermordet werden. Dieses soll dadurch bewerkstelligt werden, daß man eine Schleuße, durch deren Emporziehen das Wasser der Lagunen in den Kerker dringt, öffnet, damit die Gefangenen ihren Tod in den Fluthen finden. Bianka ist die einzige, die gerettet werden soll.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 77.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 30. März 1839.

O miserable mankind, to what fall
Degraded, to what wretched state reserv'd!

Milton.

Landschaftsbilder aus Ungarn.

(s. September 1838, Nr. 210—11.)

Scenen in einem Dorf in Niederungarn.

Es ist in der Fastenzeit. Wir kommen früh Morgens in das Dorf Pelv und hören vom Kirchthurme herab das in dieser Zeit anstatt der Glocken gebräuchliche Klappern mit hölzernen Hämmern. Vor einem Hause sehen wir einen wallachischen (griechisch-unirten) Priester mit einigen Ministranten, welche Gebete halb singend, halb murmelnd hersagen. So wie diese geschlossen sind, treten aus dem Hause zwei Männer, welche eine Leiche in einer Art von Hängematte tragen, die an zwei Stangen befestigt ist. Die ganze Begleitung besteht, außer den Angeführten, aus einigen wenigen Bauern, die, in ihre Pelzbundas gewickelt, mit der gleichgültigsten Miene von der Welt folgen. Der Regen hat den schwarzen, fetten Boden an der Oberfläche erweicht und das Gehen äußerst unsicher gemacht. Im Geschwindschritt geht es mit der Leiche längs des Dorfes fort nach dem Friedhofe. Die beiden Träger gleiten halb rechts, halb links aus, und wir gewärtigen jeden Augenblick, daß sie mit dem Sarge fallen werden. Die Ministranten begleiten den monotonen Gesang des Priesters, in welchem er die Gebete für den Verstorbenen vorträgt; sie treiben aber während dem allerlei Possen. Die ganze Ceremonie ist im höchsten Grade profan, ja entwürdigend.

Auf dem Friedhof angekommen, wird die Leiche einen Augenblick neben das Grab gestellt, der Priester murmelt ein Gebet, die Knaben treiben ihr Wesen fort; der Eine mit dem Rauchfaß zeigt selbst beim Schwingen desselben Frivolität. Wir mustern den Sarg, der bald verscharrt seyn wird, mit einigen Blicken. Er ist mit einem Lappen, wie ihn nur ein Bettler sich umhängen möchte, bedeckt, und da dieser abgenommen wird, sehen wir das jammervolle lezte Kämmerlein des Verstorbenen. Rohe Bretter sind mit Charakteren beklert, deren Deutung wir gar nicht versuchen wollen. Bald senken ihn die Träger in die Erde, die Erdschollen poltern darauf, die Leichenbegleitung eilt hinweg und die Ceremonie ist zu Ende.

Indem wir zurückkehren, um die Kirche zu sehen, begegnet uns ein in raschem Trabe mit vier Pferden daher fahrender Wagen. Der Bauer, welcher seine Pferde vom Kutschersitze herab lenkt, treibt seine Rosse mit Zuruf und Peitschenknall an. Sie setzen sich in Galopp, aber da gleitet das Handpferd aus, stürzt nieder und wird, da die andern nicht so bald zum Stehen gebracht werden können, eine Strecke von mehr denn zwanzig Schritten fortgeschleift. Endlich steht der Wagen still, die Passagiere bleiben mit bewundernswerthem Gleichmuth im Wagen,

und nur ihr Diener steigt mit dem Bauer herab, um dem Pferde wieder aufzuhelfen. Dieses ist von dem Nagel an der Deichsel an der Seite im Zickzack bis tief in's Fleisch verwundet und vergießt einen Blutstrom. Der Bauer kratzt sich hinter den Ohren; einige Bursche laufen heran, denen er das arme Thier übergibt. Sogleich kuppelt er seine drei gesunden Pferde neben einander an die Deichsel, bringt Alles in Ordnung, besteigt seinen Sitz und fährt nach wie vor im raschen Rennen davon.

Wir treten in die Kirche. Die Einfachheit, welche wir hier finden, geht bis zur Aermlichkeit; ihr aber entspricht auch die Gleichgültigkeit und Gedankenlosigkeit, die wir am Geistlichen wie am Volke sehen. Sähen wir nicht mehrere Symbole des Christenthums, wir würden kaum errathen, daß wir in einem christlichen Tempel sind. Wer könnte da wohl lange verweilen! — Wir gehen das Dorf hinab und werden aufmerksam auf mehrere runde Gebäude, die auf niedrigen Säulen ruhen. Es sind Roßmühlen, die einzigen, die man in vielen Dörfern Niederungarns hat. Ein paar elende Pferde treiben das horizontal stehende Schwungrad, welches meistentheils so schlecht conditionirt ist, daß es in seinem Umschwunge bald die Erde berührt, bald wieder in die Höhe steigt. Ein Bauer sitzt gemächlich auf einem innern Balken der Maschine dicht hinter seinen Gäulen, die er fleißig antreibt. Auf beiden Seiten ist ein Mühlenhaus, wohin vom Schwungrade aus eine Welle geht und das Werk in Bewegung setzt. Schlechtes, mit Unkrautsämereien versetztes Getreide mahlen sich in diesen Mühlen die Bauern meistentheils selbst. Bei ihrer Ungeschicklichkeit und dem unvollkommenen Mechanismus bringen sie ein Mehl heraus, das ein schwarzes, elendes Brod gibt.

Wir treten wieder in's Freie und begegnen einer Heerde von Büffeln. Diese fast dem Rhinoceros ähnlichen Thiere schreiten gravitätisch einher und geben uns im Vorübergehen ein Concert, was unsere Ohren zerreißt. Ihr Brummen und Brüllen ist wahrhaft abscheulich und zwingt uns zur eiligsten Entfernung. Erstaunen muß man über die Aehnlichkeit, welche der Hirt mit ihnen hat, wenn er eben so gravitätisch, wie sie, in seiner, das Rauhe nach außen gekehrten schwarzen Pelzbunda hinter ihnen hergeht und in seinem Zuruf den Ton seiner Schaar genau trifft. — Als letzte Figur dieses Bildes treten die weißen zottigen Wolfshunde auf. Aus jedem Hofe schießen, wenn etwas vorübergeht, zwei bis vier derselben heraus und drohen, den Wanderer zu zerreißen. Wir sind besorgt um den Hausirjuden dort, welcher von Haus zu Haus geht, und auf den sich ihr ganzer Grimm richtet. Doch er kennt ihre Gemüthsart und weiß sie zu behandeln. Dem wirft er einen Brocken hin, einem andern zeigt er seinen Stock, und um sich für alle Fälle zu sichern, hält er selbigen stets hinter sich und schnellt ihn zuweilen, wenn ihm eine der Bestien zu nahe kommt, plötzlich in die Höhe, was sie denn alle in einer gewissen Entfernung von ihm erhält. Sonderbar genug, halten sich diese Thiere fern von uns und bellen uns nur in einzelnen Lauten zu, als wollten sie uns begrüßen. Sie richten sich nach dem Kleide des Mannes; wer anständig gekleidet ist, hat überall Ruhe vor ihnen.

Der Fasching und die Fasten in Paris.

(Fortsetzung.)

Welchen Sinn hat ein Maskenball in einer so aufgeblasenen, so abenteuerlichen und so mit Abenteurern angefüllten Welt, wie Paris, wo man sich das ganze Leben hindurch verkleidet und mystifizirt? Kann man den Unterschied der Stände zur allgemeinen Belustigung aufheben, wenn alle Vorrechte der Geburt und des Ranges schon längst abgeschafft sind? Kann man mit Lust und Behagen die umgekehrte Welt spielen, wenn die bestehende Ordnung der Dinge eine umgekehrte Welt bietet? Die Contraste reichen sich in Paris jeden Tag die Hände; die Extreme fallen sich einander in die Arme. Garnier-Pagès und Guizot sind beide Mitglieder der Coalition; Persil, der zornentbrannte Generalprokurator, der die zermalmendsten Reden gegen die Opposition geschleudert und der zuerst den famösen Ausspruch gethan: „der König herrscht und regiert," wird abgesetzt, weil er zur Opposition übergegangen ist und mit denjenigen gemeinschaftliche Sache gemacht hat, welche das Stichwort im Munde führen: „der König herrscht und regiert nicht." Wozu hat man in Paris Fasching und Maskeraden nöthig, wenn Lamennais, die ehemalige Säule des Throns und Altars, den Sansculotten spielt; wenn Georges Sand, die geschworene Feindin der Ehe, das Familienglück schildert; wenn Camille Roqueplan und Eugen Deveria, die Urheber der meisten obscönen Bilder, welche verstohlen im Palais-royal feilgeboten werden, Madonnen in die Kunstausstellung schicken; wenn man im Café anglais von dem Silberzeug der Montmorencys speist, deren Wappen bekanntlich der liebe Herrgott durch einen expressen Eilboten dem Noah in die Arche nachsandte; wenn an dem Hotel des Fürsten Talleyrand, welches Kaiser Alexander von Rußland bei seiner Anwesenheit in Paris bewohnte, eine Tafel aushängt, worauf zu lesen steht: à louer pour boutiques? Was ist die Zugellosigkeit eines Maskenballs, dessen ephemere Herrschaft von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang dauert, in Vergleich mit jener zermalmenden Zugellosigkeit des modernen Pariser Treibens, dessen Saturnalien das ganze Jahr über dauern? Die unerwarteten Begegnungen, die grausamen

Enttäuschungen, die glücklichen Zufälle spielen nunmehr in einer größeren Sphäre: man intriguirt nicht mehr auf den Maskenbällen, sondern an der Börse; die kleinen galanten Schelmenstreiche der Bassompierre und Richelieu haben den großen Spitzbubenstreichen der Robert Macaires und Bertrands Platz gemacht. Ist nicht das öffentliche Leben in Paris ein unbeschreibliches, riesenmäßiges Gewirre, in welchem sich einzelne hervorragende, mit Tugendgrundsätzen geheimnißvoll verschleierte und mit hochherzigen Gesinnungen maskirte Gestalten bewegen? Sind nicht die Deputirtenkammer, die Coalition und die Journale die Hauptmaskeraden und der wahre Fasching in Paris?

Der andere hergebrachte Karneval ist deßhalb jedoch keineswegs aufgegeben; im Gegentheil, nie ging es während der im Kalender bestimmten Faschings- und Fastenzeit toller her, als gerade in diesem Jahr; und doch gibt es keine erkünstelteren Vergnügungen, als die Maskenbälle und Maskeraden auf den Boulevards am Sonntag vor Aschermittwoch, am Fastnachtdienstag und am Donnerstag der Mittfasten. Die Witterung war dieses Jahr günstiger als gewöhnlich. An dem ersten der ebengenannten drei Tage sah man wenig Wagen und wenig Masken. Gegen drei Uhr Nachmittags waren indeß die Boulevards von der Madeleine bis über den Tempel hinaus so belebt und mit Menschen bedeckt, daß man hätte glauben können, es werde irgendwo ein großes Narrenfest aufgeführt. Aber am Faubourg du Temple war ich Augenzeuge einer wehmüthigen Episode. Ein Leichenwagen, von prächtig aufgeschirrten Pferden gezogen, mit weißen Draperien geschmückt und mit einem schwarzen Tuch umhangen, in welches silberne Thränen gestickt waren, fuhr quer über den Boulevard durch die Menge der Neugierigen und die zwei Reihen Equipagen, welche einen Augenblick Halt machen mußten. Diesseits und jenseits des Leichenzugs hielten unbedeckte Fuhrwerke mit Masken, welche sich über die Straße hinüber mit den unflätbigen Redensarten des Catéchisme poissard gegenseitig anheulten: diese Fuhrwerke hatten Ladendiener und Studenten mit ihren Maitressen und Grisetten geladen; der Leichenwagen brachte die Tochter des Deputirten Teste nach dem Kirchhof des Père Lachaise.

Der Fastnachtdienstag bringt ganz Paris auf die Beine und auf die Boulevards. Die reichen Leute fahren in Equipage, die Mittelclassen gehen theils zu Fuß, theils miethen sie Fiaker; das gemeine Volk steht an diesem Tage früh auf, begibt sich um zehn Uhr in's Leihhaus, borgt sich ein Costüm und durchtobt dann die Hauptstadt in allen Richtungen. Die Masken waren dieses Jahr, wie immer, wenig sinnreich und glänzend. Der Donnerstag der Mittfasten ist das Fest der Wäscher aus den um Paris liegenden Dörfern. Einige Blätter hatten angezeigt, daß an diesem Tage eine ganze Beduinencaravane mit Weib, Kind und Vieh über die Boulevards ziehen werde; die Kameele zu diesem Maskenzuge seyen expreß aus Afrika verschrieben. Diese Nachricht und der herrliche Sonnenschein hatten frühzeitig eine große Menge Neugieriger an die Fenster und auf die Trottoirs gelockt; Jedermann wollte das angekündigte Schauspiel mit eigenen Augen sehen; leider blieben die Kameele und die Beduinen aus. Die Wäscher von Boulogne, Neuilly, Vanvres, Issy u. s. w. zogen dagegen in einer schnurrigen Prozession von drei- bis vierhundert Mann auf; sie waren zu Pferd und zu Wagen und hatten ihre Weiber und Kinder bei sich. Die Pariser schienen sich über diese grotesken Verkleidungen der Banlieue sehr zu ergötzen; überall, wo der Zug vorbeikam, erhob sich ein unbändiges Geschrei und Gelächter.

Die Maskenbälle hatten diesmal einen unermeßlichen Zulauf. Kaum ist es zehn Tage oder vielmehr zehn Nächte her, da sprangen und tanzten hunderttausend Individuen auf den hiesigen Tanzböden herum, wie wenn die Sonne zum lezten Male aufgegangen und das Klapphorn Düfrésnes die Posaune des jüngsten Gerichts gewesen wäre. Jedermann schminkte, salbte, bepuderte, maskirte, betäubte und berauschte sich, kurz lebte ganz der gesunden Vernunft zuwider, weil es hieß, es sey Fasching. Niemanden kam es in den Sinn, nach einem triftigeren Grunde zu fragen; Jedem war damit gedient, daß er seine Taschen leeren, seine Gesundheit ruiniren, Arbeit und Ruhe im Stich lassen, ungetreuen Maitressen nachlaufen und von treulosen Dominos an der Nase herumgeführt werden konnte. Alle meinten, das müsse so seyn und der Karneval dulde keinen Ungehorsam; deßhalb hat auch Jedermann frisch Hand an's Werk gelegt und seine Pflicht und Schuldigkeit gethan. In der großen Oper, in der komischen Oper, in den Variétés, in der Renaissance, bei Müsard, bei Düfrésne, bei Valentino, bei Jullien, bei Tolbecque, überall, wo flammender Punsch, tolle Laune, lachende Masken und geheimnißvolle Dominos das Regiment führten, schlug der Fasching sein Hauptquartier auf.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, März.

(Schluß.)

Lindpaintners Genueserin. Theater. Akademie.

Auf Biankas dringendes Bitten gestattet ihr der Kerkermeister, Abschied von ihren Lieben zu nehmen. Mittlerweile erscheint Fregoso mit seinem Begleiter, und ohne die Gefangenen im Dunkel zu erblicken, eilt er in den unterirdischen Kerker hinab, dessen Thüre Bianka schnell zuschlägt und den Feind in der eigenen Falle tödtet. Ein Gnadenbrief des

Dogen bringt ihrem Vater und Geliebten die Freiheit, und in dem Ueberbringer dieses Briefes erkennt Adorin seinen Sohn, der jezt der Schwiegersohn des Dogen ist. — Man sieht, daß die Intrigue dieses Stückes eben keine hervorragenden dramatischen Momente bietet, und was die Oper in dieser Beziehung Charakteristisches besizt, ist einzig und allein der Auffassung des Compositeurs zu Gute zu schreiben. So z. B. ist der Moment, wo der Morgenstrahl in den Kerker fällt, von großartiger Wirkung, ein Moment, den der Tondichter dem kahlen Boden des Sujets offenbar mit Gewalt abgerungen hat. Wie bei allen Compositionen Lindpaintners, bestehen auch in dieser Oper die Glanzpunkte mehr in den Ensemblestücken, als in den Arien und Cavatinen. Lindpaintner ist viel zu sehr Dramatiker, als daß er bei diesen musikalischen Monologen und lyrischen Einzelgesängen lange verweilen könnte. Die Massen sind sein Element. Wenn die Bässe und Violinen, die Flöten und Hörner, Soprane und Tenore im wilden Sturm gegen einander brausen, da wird ihm wohl, da wird sein Geist immer kühner, freier und großartiger, wie ein Feldherr beherrscht er die gewaltigen Massen und führt sie mit überraschenden Wendungen siegreich aus der Schlacht. Daß es Lindpaintner nicht an Zartheit, Gefühl und Melodie fehlt, um das Lied oder, um den Modeausdruck zu brauchen, die Arie zu behandeln, davon sind in der „Genueserin" vielfache Beweise; aber es ist, als ob er gezwungen dabei verweilte, wie Jemand, den die Höflichkeit in einem engen Zimmer festhält, während seine Seele sich hinaussehnt in den Wald, in's Feld, in's Freie. Ich glaube Lindpaintner nicht besser zeichnen zu können, als wenn ich Spohr seinen völligen Gegensaz nenne. Spohr versteht nicht minder die Massen zu regieren, ist ein nicht minder geübter Feldherr; aber inmitten der Schlacht ergreift ihn das Heimweh; wie jener Schweizer im Volkslied wirft er das Schwert und die Partisane weg und schwimmt durch den Fluß zu seinen heimathlichen Thälern, deren sanfte Melodien sein Herz erfüllen; seine weiche Seele, seine Schwermuth gefällt sich besser, unter einem Baume sizend ein rührendes Lied zu singen, als im Getümmel den Schlachtgesang anzustimmen; Lindpaintner hingegen gleicht dem Percy Heißsporn, der inmitten der Liebkosungen seiner Gattin nach Kampf und Aufruhr und Feldgeschrei sich sehnt. Wie es heißt, wird Lindpaintner, höheren Aufforderungen zufolge, im nächsten Jahre uns wieder eine neue Oper vorführen. Der hier von allen Kreisen mit der größten Auszeichnung behandelte Meister soll eine Tondichtung im heiteren Genre versprochen haben, und man ist nicht wenig gespannt, wie er dieses Versprechen lösen wird. — Während nun aber das Kärnnerthortheater mit der Lindpaintnerschen Oper einen so glücklichen Wurf gethan hat, war das Burgtheater in der Wahl seiner Novitäten weit weniger glücklich. Mit Ausnahme einer mißgestalteten Farce, betitelt „die Perrücke," und einem einaktigen Drama von Wertheimer, „der Hirtensohn," welches eben auch nicht zu den guten Bühnenstücken gehört, sahen wir wieder einige jener französischen Uebersezlinge, welche seit einiger Zeit ein so warmes Nest auf diesen Brettern gefunden haben, ohne gerade dazu beizutragen, diese Bretter in ihrem ursprünglichen Glanz zu erhalten. Es gibt hier eine Classe sogenannter Kunstkenner, welche unbedingt gegen alle Produktionen des französischen Lustspiels losziehen und gegen jede Uebersezung dieser Art toben und schmähen. Das heißt das Kind mit dem Bade ausschütten. Wir Deutsche haben nun einmal kein Lustspiel und müssen den größten Theil unseres Bedarfs von jenseits dem Rheine herüber holen; ja selbst, wenn wir an Originallustspielen nicht so großen Mangel hätten, warum sollte man ein geistreiches Werk, welches in einer fremden Sprache gedichtet wurde, nicht auch der deutschen Bühne zugänglich machen? Wenn ein so ausgezeichnetes Lustspiel wie Scribes „Camaraderie" den deutschen Theatern zugeführt wird, so können wir uns dieses recht wohl gefallen lassen; ja, wir sind dem Bearbeiter (Dr. Römer) für die undankbare Mühe, es unsern Censur- und Societätsverhältnissen anzupassen, um so mehr verpflichtet. Aber das dürfen und müssen wir verlangen, daß das übertragene Stück ein ausgezeichnetes sey; wir, die wir so streng über unsere einheimische Literatur zu Gerichte sizen, haben uns das Recht wohl erworben, gegen die Mißgeburten einer fremden zu protestiren. Wir, die wir über die Lustspiele Blums, Albini's und theilweise auch Bauernfelds und Raupachs so rücksichtslos aburtheilen, können wir es uns gefallen lassen, daß man die Wechselbälge des Theaters des Variétés oder der porte Saint-Martin in unsere Mitte einführt? Man kann es verzeihen, wenn, wie es im Laufe dieses Monats hier der Fall war, eine geistreiche und beliebte Schauspielerin ausnahmsweise ein Drama übersezt, dessen Tendenz schwerlich die Genehmigung Lessings erhalten haben würde; was aber soll man sagen, wenn ein Machwerk, wie „der Militärbefehl" uns vorgeführt wird? ein Unding, welches selbst in einem Vorstadttheater von Paris nur durch die napoleonische Zeitfärbung sich erhalten haben mag, während hier das Ganze sinnentstellend in die Zeit Friedrichs II. zurück verlegt und so das lezte Interesse aufgegeben wurde. — Große Sensation erregten die beiden Artikel in der allgemeinen Zeitung hinsichtlich der Gründung einer Akademie der Wissenschaften in Wien; besonders der gegen Littrow: „über die Akademie der Wissenschaften ohne Geschichte" betitelt, machte eine elektrische Wirkung. — Im Allgemeinen war das Resultat dieses Streites die Ueberzeugung, daß es mit der in Frage befindlichen Akademie noch im weiten Felde steht. In der That ist die Errichtung eines solchen Instituts in Wien mit so unendlichen Schwierigkeiten verbunden, daß die Realisirung, so wünschenswerth sie ist, kaum denkbar scheint. Wenn schon Leibniz an diesen Klippen mit seinem Plan gescheitert ist, so hat sich indeß die Zahl derselben eher vermehrt als vermindert. Schon die Ländermosaik des österreichischen Staatskörpers ließe keine Einheit der Anstalt aufkommen. Paris, Berlin, München, Petersburg vertreten in ihren Akademien die geistige Richtung Einer Nation; es sind Franzosen, Deutsche, Slaven, die troz dem, daß sie die allgemeinen Interessen der Wissenschaft, der Menschheit fördern, in ihrer Nationalsprache ein Band haben, welches sie näher an einander fesselt; hier sind es Deutsche, Slaven, Magyaren, Italiener, deren verschiedene geistige Eigenthümlichkeiten in dem Focus Eines Nationalinstituts zusammenfließen sollen; — in Wahrheit eine große Aufgabe. Schon die Sprache, in welcher die Vorträge gehalten werden sollen, so geringfügig der Umstand auch scheint, und vielleicht ist, wird zum Stein des Anstoßes, und hundert andere folgen ihm. Die Gelehrten haben ihre Whims troz dem Engländer. So z. B. gibt der berühmte Slavist Schafarik in Prag sein Werk über die slavischen Alterthümer, eines der merkwürdigsten, die je im Gebiete der Archäologie erschienen, in böhmischer Sprache heraus. Ein reisender Gelehrter befragte ihn, warum er seine so wichtigen Forschungen nicht in einer bekannteren Sprache veröffentliche: wenn Jemand sie kennen will, so mag er böhmisch lernen, war die stolze Antwort.

Beilagen: Intelligenzbl. Nr. 9 u. Monatsreg. März.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 78.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 1. April 1839.

Ne tamen ignores, quo sit Romana loco res:

Horat.

Römisches Leben im März 1839.

Rom, dieser ewig wechselnde Januskopf, hat sein jugendliches, von Lebenslust und Karnevalsthorheit verklärtes Antliz abgewandt und zeigt uns jezt die runzelvolle, ascetische Büßerphysiognomie. Die Mehrzahl der Fremden hat sich von der grämlichen, frömmelnden Maske auf sieben Wochen bis zum Osterfest oder zur Heiligsprechung im Mai in die Flucht jagen lassen. Die wenigen noch hier Verweilenden lassen sich von den Lohnbedienten durch Kirchen, Galerien und Ateliers hetzen, verschlingen heißhungrig Büchereinbände, Gemälderahmen und Gypspasten, und überladen sich den Magen mit Kunstschätzen, wie der Römer den seinigen mit Stockfisch und Maccaroni. Sogar der königl. preußische Geheimerath Dr. Neigebaur, welcher hier einige Wochen verweilte und jezt nach Neapel abgereist ist, sammelte Notizen, um die Irrthümer seines Reisehandbuchs aus der bevorstehenden vierten Auflage zu merzen. Ein gigantischer Entschluß! Im Allgemeinen ist aber für Berichterstatter eine Zeit der Thränen und Noth. Die Meisten klammern sich in ihrer Verzweiflung an einen sieben-und-zwanzig Palmen langen eingefangenen Meerfisch, welcher auf einige Tage in der Pescaria ausgestellt wurde. Auch diesen riesigen Spaltenausfüller habe ich nicht gesehen und kann nur nach der Aussage einiger Maler, welche an ihm Studien zu Jonas- oder Tobiasfischen zu machen gedachten, berichten, wie er einen gewaltigen Rachen mit formidablem Gebiß gehabt, im markirtesten Geruch der Heiligkeit gestanden und jezt nach dem botanischen Garten transportirt worden sey, um dort als Skelett zu paradiren.

Nun gäbe aber gerade diese Armuth an Tagesereignissen die schönste Veranlassung, das römische Kunsttreiben einmal mit Genauigkeit und Gründlichkeit zu mustern, wenn nicht auch hier der Böse mir ein recht häßliches Ei in die Wirthschaft gelegt hätte. Die Ausstellungen der deutschen Künstler bei der Anwesenheit des Großfürsten Thronfolgers gaben einem hier ansäßigen oder durchfliegenden Literaten Gelegenheit, sich in der Augsburger Allgemeinen Zeitung über das Erschaute in ziemlich absprechendem Ton und mit Ausnahme einiger Mignons tadelnd auszusprechen. Die hiesigen Künstler, gegen einseitige und partheiische Kunstkritiken weniger gleichgültig als ihre heimathlichen Kollegen, verstehen aber in solchen Sachen keinen Spaß und fingen Feuer. Der Beurtheiler, verlangte die allgemeine Stimme, solle den Gekränkten eklatante Genugthuung geben. Da indeß auch in Rom das Nürnberger Recht gilt und keiner gehängt wird, bevor man seiner nicht habhaft geworden, so galt es vor Allem, den Verfasser jenes Aufsatzes zu ermitteln. In Ermanglung der Beweise, begnügte man sich mit

Conjecturen. Es genügte, seinen Namen leserlich auf eine Visitenkarte geschrieben zu haben, um in den Verdacht zu gerathen, der Verfasser jenes unseligen Artikels gewesen zu seyn. Schriftsteller von Profession waren vollends übel dran, bekamen überall scheele Blicke, und einige der enragirtesten Künstler vermaßen sich sogar im ersten Zorn, eher dem Gott sey bei uns den Eintritt in ihr Studium zu gestatten, als einem Autor. Was soll nun aber ein solcher bei so bewandten Umständen aus Rom berichten, frage ich? — In der Ausstellung des Kunstvereins an der Porta del Popolo nimmt Schuberts Bild (welches der diffamirende Recensent mit keiner Sylbe erwähnt), die Parabel vom reichen Manne darstellend, die erste Stelle ein. Die Mehrzahl der Gemälde rührt von italienischen Künstlern her und verräth im Durchschnitt mehr technische Fertigkeit als geistige Tiefe. Die bedeutenderen Bilder der Deutschen waren bereits auf den Privatausstellungen sichtbar. Im Allgemeinen läßt sich aber wohl behaupten, daß jene Ausstellung des Kunstvereins eben nicht geeignet sey, einen allzuhohen Begriff von dem Standpunkt der hiesigen Kunst beizubringen. Der Künstler von Ruf zieht es mit Recht vor, seine Bilder im eigenen Studio auszustellen und es nicht vom Zufall bedingen zu lassen, ob auch seinem Kunstwerk ein günstiges Licht werde, oder sein Nachbar ihn mit brillanteren Farben aussteche. Die Vergünstigung, seine Sachen dem Publikum zeigen zu können, wird ohnehin dem Künstler theuer genug, nämlich für drei Scudi angeschlagen, verkauft er sein Bild, gar noch für das Doppelte. Der Vorschlag, die Kosten des Lokals durch einen mäßigen Eintrittspreis zu decken, wurde von Seiten der betreffenden Behörde verworfen.

Im Vatikan ist seit dem Krönungstage des Papstes das egyptische Museum an öffentlichen Tagen Jedermann zugänglich. Das in der lezten Zeit sich immer geltender machende Streben, die Galerien des Vatikans zum Centralpunkt auf Kosten der übrigen zu machen, hat auch das Museum auf dem Kapitol seiner egyptischen Statuen beraubt. Als sie nach ihrem neuen Standpunkt transportirt wurden, versammelte ihr Umzug einen großen Haufen Neugieriger. Die Wenigsten wußten, was sie aus den schwarzen, steifen Puppen machen sollten; Alterthumskunde ist eben nicht des Römers stärkste Seite. Ein Schusterlehrling half den Zweiflern aus der Noth und erklärte Osiris und Isis für die Beffana der Forestieri. Im Allgemeinen wurde diese Verpflanzung nicht mit gleich guter Laune aufgenommen. Die Kunstwerke des Kapitols waren erst vor Kurzem den Conservatoren feierlich übergeben und als Eigenthum der Stadt erklärt worden; von solchen Eingriffen in seine Rechte ist aber der Römer kein Freund. Eben so ungerne sah man es, als die alten Löwen von der Fontäne an der Piazza de' Termi in's egyptische Museum wanderten und durch vier kleine, ziemlich pudelmäßig aussehende Marmorlöwchen ersezt wurden. Um Störungen zu vermeiden, nahm man ein starkes Gewitter wahr, um die Egyptier vorläufig nach dem Quirinal zu transportiren und von dort bei Nacht in den Vatikan. Es läßt sich jedoch nicht leugnen, daß ihre jetzige Aufstellung eine zweckmäßige ist, und ebenso kann man dem egyptischen Museum keinen andern Vorwurf machen, als seine vielleicht allzureiche Dekoration und bunte Ausschmückung.

Die Kreation der neuen Kardinäle Soglia und Tosti war für den schaulustigen Römer wiederum ein kleiner Lichtblick in dieser trübseligen Fastenzeit. Die öffentlichen Gebäude waren zwei Tage lang erleuchtet; unter ihnen zeichnete sich der Palast der Regierung auf dem Monte Citorio, die Wohnung des Tesoriere und die Post aus. Vor der lezteren wurde am Tage des geheimen Consistorii eine kleine Girandola abgebrannt, welche nach Einigen der Herzog von Torlonia zu Ehren des Tesoriere veranstaltet hatte, während sie nach Andern aus den Raketen der nicht fertig gewordenen größeren bestand, welche am Moccoliabend von der Engelsburg spielen sollte. Rom ist das Vaterland der Geheimnißkrämerei — sogar ein Feuerwerk bleibt dunkel. Das Beste bei der Sache ist, daß Monsignore Tosti auch nach seiner Erhebung die Tesorierestelle behalten hat. Wenig römische Staatsmänner haben den Ruhm, einer so großen Anzahl von Mißbräuchen gesteuert zu haben, als er. Früherhin war es nichts Seltenes, daß eine Person vier, fünf verschiedene Stellen bekleidete, oder vielmehr den Sold für sie bezog und sie gegen ein geringes Jahrgeld von Unterbeamten verwalten ließ. Monsignore Tosti hat diesen Unfug beseitigt und sich dadurch den Dank Aller, mit Ausnahme der reduzirten Offizianten, erworben.

Die plötzliche Abreise des Doktor Ahlerts nach seiner Heimath hat hier nicht geringe Sensation gemacht. Nach jener glücklichen Kur des heil. Vaters war er Hausarzt aller römischen Großen geworden. Hier wird aber dem Fremden Alles gestattet, nur nicht sein Glück zu machen. So ruhten denn auch die hiesigen Aerzte nicht, bis sie die Mittel, welche der neuerdings wieder zu Sr. Heiligkeit gerufene Dr. Ahlert verordnete, als aus schädlichen Bestandtheilen zusammengesezte verdächtig gemacht hatten. Weit entfernt, aus den Ingredienzien der Medicin einen Hehl zu machen, bestand Ahlert vielmehr darauf, daß diese allein fähig wären, das rasche, gefährdende Umsichgreifen der Krankheit zu hemmen. Er hat mit seiner Meinung nicht durchdringen können und es vorgezogen, seine Entlassung zu nehmen.

Nachdem uns der verflossene Monat durch seine Liebenswürdigkeit verwöhnt und mit seinen blühenden Mandelbäumen, Veilchen und Anemonen in mailiche

Träume gewiegt hat, kommt der März wie ein trübseliger Fastenprediger, heißt uns Buße bei der Asche des Scaldino thun und ersäuft Blüthen und Blüthensammler mit unendlichen Regenströmen. Rom ist aber bei anhaltendem Regenwetter eben so maussade als irgend eine norddeutsche Stadt.

(Schluß folgt.)

Der Fasching und die Fasten in Paris.

(Fortsetzung.)

Wenn diese barocke Jahreszeit, wo in Paris so vieles Ueberzwerche und Uebertriebene ausgeführt wird, wo die Narrheit eine so reichliche Aernte hält, wenigstens noch etwas Neues aufbrächte, so wäre doch einigermaßen Ersatz vorhanden. Allein der Pariser Fasching ist nicht erfinderisch und bleibt immer derselbe; er ist eine künstliche Ausgeburt roher Sitten und trägt stets das schmachvolle Zeichen seiner gemeinen Herkunft an der Stirn; er ist ein roher, plumper Geselle, ganz materiell wohllüstig, und er rühmt sich dessen. Wenn er seine Ueberlieferungen aufgeben oder nur verändern und reformiren wollte, so würde er zusammenfallen und untergehen; die Aufrechthaltung des Status quo und der cynischen Traditionen ist für ihn eine Lebensbedingung. Ich kenne ihn seit sechs Jahren, und er nimmt jedesmal dieselbe Larve vor und trägt stets ein und dasselbe Kostüm, eine ungeheure Flachsperrücke und bunte Flitter. Als die Stumme von Portici und der Fra Diavolo im Flor waren, verkleidete er sich als neapolitanischer Fischer und italienischer Bandit; gegenwärtig, wo der Postillon von Lonjumeau an der Tagesordnung ist, tritt er als Postillon auf den Schauplatz.

Der diesjährige Karneval in Paris hat sich übrigens durch sein langes Leben vor allen früheren ausgezeichnet. Nie haben die Pariser so viel getanzt, als seitdem Aschermittwoch vorbei ist und die vierzigtägigen Fasten herbeigekommen sind. Man tanzte nämlich jede Woche zwei-, dreimal bei Müsard, bei Düfrêsne, in der Renaissance, und beinahe hätte man auch eben so oft in der großen Oper getanzt. Am Sonnabend nach dem Tage, wo das Memento quia pulvis es in allen Kirchen der Hauptstadt ausgesprochen worden, hatte man bereits an alle Mauern die Anschlagzettel angeklebt, die Kronleuchter und Wachskerzen angesteckt und die Violinen gestimmt, als auf Veranlassung des Erzbischofs von Paris ein Befehl des Ministers die Anschlagzettel der Oper herunterreißen ließ, die Kronleuchter und Wachskerzen auslöschte und den Violinen Schweigen gebot; es scheint, daß man die Bälle in der großen Oper für gefährlicher hält, als die Maskenbälle bei Müsard und in den andern Theatern; in der großen Oper wird nämlich sehr wenig oder fast gar nicht getanzt. Nur am Donnerstag der Mittfasten erhielt der Unternehmer der Bälle in der großen Oper die Erlaubniß, seine Thüren zu öffnen. — Müsard ist bekanntlich durch seine Unternehmungen ein in der neueren Pariser Kulturgeschichte bedeutender Name. Seine Bälle gehören auch zu den merkwürdigsten, und zwar schon durch seine originelle Persönlichkeit. Wenn er in der Mitte seines Orchesters unbeweglich in seinem Lehnstuhl sitzt, ist er für sich allein ein förmliches Drama, welches jeden Augenblick wechselt, und bald ernsthafter, bald komischer, bald feierlicher, bald frivoler Natur ist. Nur durch zwei Bewegungen gibt er Lebenszeichen von sich: einmal durch das Herauf- und Herabziehen seiner Augbrauen, und dann durch das Heben und Senken seines wahrhaft unermüdlichen Arms, womit er den Takt schlägt. Die Augbrauen Müsards haben etwas Uebernatürliches: sie sind pechschwarz und buschig und beschreiben einen kühn geschwungenen Bogen auf einer blassen Stirn voll Blatternarben; sie bewegen sich mit unglaublicher Lebhaftigkeit und verkünden alles, was in der Seele des Künstlers vorgeht; sie ziehen sich in die Höhe, sie steigen herunter, sind in einer ewigen Bewegung von der Linken zur Rechten, von der Rechten zur Linken, und scheinen das Heer von Musikanten zu beleben, das um den Kapellmeister herumsitzt. Man dürfte sich die Ohren zustopfen, und wäre dennoch im Stande, das Konzertprogramm Stück für Stück zu errathen; man könnte es vom Gesichte Müsards ablesen. Zieht seine Stirn krause Falten, und beschreiben seine hochgewölbten Augbrauen den größtmöglichen Rundbogen, während der elfenbeinerne Stab in seiner Rechten langsam, majestätisch in die Luft steigt, so kann man sicher seyn, daß eine Ouvertüre von Beethoven oder das Gebet des Moses beginnt; wenn das Taktschlagen rascher wird und die Augbrauen hin- und herziehen, so dürfen wir keck annehmen, daß eine kriegerische Musik, die Einleitung des Wilhelm Tell, oder etwas Aehnliches gespielt wird. Kommen die Quadrillen aus dem Brauer von Preston oder die Variationen der Cracovienne an die Reihe, so tanzen seine Augbrauen und sein Taktstock gleichsam mit. Ist Mitternacht vorüber, so sträuben sich die einen starr zu Berge und der andere zieht langsam magische Zauberkreise; dann steigt und fällt er immer geschwinder, und der bereits fürchterliche Lärm des Orchesters wird nun furchtbar. Alle Ballgäste schwingen sich in rasendem Tanze um den Saal herum, mit einer Wuth ohne gleichen; es ist nicht möglich, daß ein zum Angriff befehligtes Heer unter Pulverdampf und Kanonendonner mit schallenderem Sturmschritt die Erde zertritt; die vom Winde gepeitschte See wälzt ihre Wasserberge nicht mit solchem

Ungestüm über den Strand, und eine Schaar heißhungriger Wölfe stürzt nicht mit solcher Gier auf eine unverhoffte Beute, als die Paare, welche eine Galoppade bei Müsard tanzen. Dicke Staubwolken wirbeln langsam gegen die Decke auf, die Lichter der Kronleuchter verblassen, die Luft erzittert und die Wachskerzen werden beinahe ausgeblasen. Bei diesem schwindelerregenden Spektakel kann man wirklich alle Besinnung verlieren: wenn man die Hunderte von bizarren Gestalten im Saale herumfahren und den rothen Lichtschimmer aus den Wandspiegeln zurückstrahlen sieht, meint man einen Rudel Dämonen zu erblicken, welche unter Donner und Bliz von einem Wolkenbruch fortgerissen werden. Man meint, die Erde müsse sich aufthun und dieser ganze Schwarm von Gästen in einem bodenlosen Abgrund verschwinden. Den Mittelpunkt dieses höllischen Kreises bildet das blasse Gesicht Müsards, dessen Machtwort und Wink allein im Stande ist, dieser satanischen Runde Stillstand zu gebieten. Die Fremden, welche alle Wunder und Merkwürdigkeiten von Paris in Augenschein nehmen wollen, dürfen die Bälle und Concerte in der neuen Viviennestraße nicht versäumen; sie bieten ein in ihrer Art einziges Schauspiel dar, welches wir so eben zu schildern versucht haben.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, März.

Karneval. Dampfschiffahrt. Eisenbahn.

Das Karnevalsfest ging diesmal auf eine wahrhaft großartige Weise an uns vorüber, und wenn dieses Fest in dem Maße, wie seit zwei Jahren, sich vervollkommnet und einbürgert, so dürfte das berühmte Kölner Faschingsfest keinen Vorzug mehr vor dem unsrigen haben. Schon jezt wird ein Glanz, ein Reichthum, eine Fülle von Humor und eine so geniale Karnevalslust entfaltet, daß man die Veranstalter, Anordner und Lenker dieses Volksfestes, mit einem Worte das Comité, nicht genug loben und bewundern kann; die große Menge Fremder, welche dieses Fest herbeizog, werden es gerne bezeugen, daß Sinn und Geist in demselben war; die Armen aber, denen fast der ganze Ertrag zu gut kam, werden es bezeugen, daß auch die humane Seite diesem lustigen Feste nicht fehlte, ja daß diese wirklich hervorragte. Eine ausführliche Beschreibung der schönen dreitägigen Feier würde mich hier zu weit führen. Ich will nur erwähnen, daß die Grundidee derselben darin bestand, zu zeigen, wie im Reiche der Narren der Akt einer Brautwahl und einer Vermählung des Fürsten von Statten geht; denn die Brautschau und Vermählung des Prinzen Karneval mit Jungfrau Moguntia war die Quintessenz aller Umzüge und Festivitäten. Am Tage vor diesem feierlich-lustigen Akte erfreuten die Manoeuvres der Narrengarde und die Kappenfahrt die heitere Bevölkerung; das sogenannte „Narrentheater" gab übermäßigen Stoff zur ausgelassensten Freude; am Tage nach der Vermählung des Prinzen Karneval, also am dritten Faschingstage, ergözten die Vorgänge im prächtigen Lustlager der Narrengarde; aber alles dieses steht weit hinter dem sinnreichen Festzug am zweiten Faschingstage, wo sich Wiz, Laune und Humor überboten, und wo ein freudiges Erstaunen über das Zusammenhängende, Bedeutsame der einzelnen Anordnungen sich der ganzen, überraschten Bevölkerung bemächtigte. Die drei Theaterredouten an den drei Faschingsabenden bilden ein Fest für sich. Hier tobt sich die mittlere Classe, vorzüglich aber das Geschlecht der Geiselten, für das ganze Jahr in prächtigen Masken bei Straußischen Walzern tüchtig aus. Das Tanzen in diesem vollgestopften Raume ist hier zwar eine wirkliche Last, der Schweiß rinnt in Strömen, der tolle Lärm ist fürchterlich, der Genuß der Staubwolken nichts weniger als angenehm. Aber nichtsdestoweniger ist dieses Völkchen für die Lust dieser Redouten begeistert, und wird sich nur mit Wehmuth dazu entschließen können, einen dieser Bälle nicht zu besuchen. In den vier Logenreihen sizen die Zuschauer eng gedrängt, schauen hinunter auf das rege, bunte Gewühl, und glauben ein großes Vergnügen genossen zu haben.

Wir haben Aussichten auf eine äußerst lebendige Dampfschiffahrtssaison in diesem Jahre. Diesmal sind es drei Dampfschiffahrtsgesellschaften, welche auf dem Rheine concurriren, und Alles aufbieten werden, den Sieg davon zu tragen; nämlich die niederländische Gesellschaft (welche bisher nur von Rotterdam bis Köln ihre Wirksamkeit ausdehnte), die kölnische Gesellschaft (die nun ihre zahlreichen Schiffe auf dem ganzen Rheinstrome fahren läßt) und die Mainz-Düsseldorfer Gesellschaft (die nur zwischen Düsseldorf und Mannheim thätig ist). Die eine Gesellschaft will die andere überbieten, was Schnelligkeit und Billigkeit der Reisen betrifft. So werden die Rheinreisen die billigsten Vergnügungsreisen werden, die man nur haben kann, und es steht zu erwarten, daß die Concurrenz allerdings die Reiselust um ein Bedeutendes vermehren wird, wenigstens kann man dies aus den Beobachtungen der zehn lezten Jahre schließen. Vor zehn Jahren fuhren nur drei Dampfboote; diese hatten eben genug Reisende, um nur bestehen zu können. Dann fuhren sieben Boote, und sie waren fast besser besezt, als früher die drei. Nun steigerte die kölnische Gesellschaft die Zahl ihrer Dampfboote auf eilf; die Düsseldorfer Gesellschaft trat auch hinzu mit fünf Booten, die Preise wurden heruntergesezt, und alle 16 Dampfboote brachten Gewinn. In diesem Jahr sollen nun gar nicht weniger als 34 Dampfschiffe die Rheinstrecke befahren, und es muß die Reiselust durch alle mögliche Mittel angeregt werden, um diese große Zahl glänzender Dampfschiffe zu bevölkern. So erfreulich das alles ist, so ist nur eins zu befürchten, nämlich daß die verschiedenen Dampfschiffahrten eine gehässige Concurrenz unterhalten, so daß, um eine Stunde früher an Ort und Stelle anzukommen, die Passagiere in die größte Gefahr gesezt werden. — Mit unserer Taunuseisenbahn geht es nicht so erfreulich vorwärts als mit der Dampfschiffahrt. Gearbeitet und gebaut wird zwar auch hier sehr thätig, allein nur auf Strecken, wo die Gesellschaft im Besiz der nöthigen Grundstücke ist; dort aber, wo sich die Besizer weigern, ihre Grundstücke ohne die vollste Entschädigung für die Taunusbahn herzugeben (wie bei Frankfurt und bei Hochheim), wird erst diese Vorfrage auf dem Wege des Prozesses entschieden, und dieser Weg ist bekanntlich sehr langweilig. Die Eigenthümer fordern freilich unsinnig; allein man sieht nicht ein, warum sie Rücksicht auf eine Gesellschaft nehmen sollen, die den höchsten Gewinn aus ihrer Unternehmung ziehen will. Die Verwaltung dieser Eisenbahn genießt ohnehin nicht viel Vertrauen und nicht viel Popularität.

Beilage: Literaturblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 79.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 2. April 1839.

Nunc patimur longae pacis mala. Saevior armis
Luxuria incubuit. —

Juvenal.

Der Fasching und die Fasten in Paris.

(Fortsetzung.)

Das neue Theater der Renaissance hat sich beim Fasching vortrefflich gestanden, und es verdankt den Maskenbällen seine vorläufige Rettung: die Einnahme soll sich an gewöhnlichen Ballabenden auf 10,000 und am Fastnachtdienstag auf 25,000 Franken belaufen haben. So viel ist gewiß, daß die Aktien der Renaissance während des Karnevals bedeutend gestiegen sind; jedoch zweifelt man, daß diese Unternehmung nachhaltig guten Fortgang habe. Die Kosten dieses neuen, mit geschmackvoller Pracht ausgestatteten Theaters betragen täglich 4000 Franken. Die Maskenbälle der Renaissance waren wirklich ungemein überlaufen, obschon man den Eintrittspreis um einen Franken (sechs Franken) höher angesetzt hatte, als in den übrigen Theatern. Die Maskenbälle, welche während der Fasten im Saal Ventadour gegeben wurden, hießen Modebälle, weil damit eine Lotterie für Damen verbunden war, in welcher man verschiedene Luxus- und Modegegenstände aus den besten Magazinen der Hauptstadt gewinnen konnte. Jede Dame tauschte beim Eingang ihr Entréebillet gegen ein anderes aus, welches entweder eine Niete oder ein Treffer war. Die Gewinnste, welche jedesmal auf dem Theaterzettel angezeigt wurden, bestanden in Maskenanzügen, Fächern, Büchern, Kupferstichen ꝛc. An einem Abend war ein von Madame Caneille zugeschnittenes Kleid darunter, welches 1800 Franken gekostet und mehr als einem schönen Domino Herzklopfen verursacht haben mag.

Ich habe selten ein prächtigeres Ballokal gesehen, als das Theater der Renaissance. Die Masken steigen zwischen zwei Reihen blühender Orangenbäume die mit Teppichen belegten Marmorstufen einer breiten Treppe hinan, auf deren mittlerem Absatz ein mächtiger Spiegel angebracht ist, worein die Damen einen letzten prüfenden Blick auf ihr Costüm werfen können, bevor sie sich in den Foyer hinauf begeben. Der Foyer, mit Stukkaturen, Vergoldungen und Verzierungen im Kunststyl der Renaissance dekorirt, ist ebenfalls mit Teppichen ausgelegt, auf denen das schwarze Gewirre der Dominos auf und ab rauscht, und wo sich tausend Intriguen kreuzen, von denen selbst die skandalöse Chronik schweigt. Der Foyer ist in gleicher Höhe mit der ersten Galerie, von welcher eine Estrade in den Tanzsaal hinabführt, wo sich ein buntes, wildaufgeregtes Maskenmeer bewegt. Welch ein Lärmen! welch ein Getümmel! Im blendendsten Lichte strahlen die Dekorationen des Saals, die mit rothem Sammt ausgeschlagenen Logen und die gold- und silbergestickten Costüme. Der erschreckliche, feierliche Lärm des im

Hintergrunde postirten und von Tolbecque dirigirten Orchesters, das unheimliche Brüllen der Trombones, das Schmettern der Trompeten, das Wirbeln der Trommeln, das Gellen und Quicken der Querflöten und das Klirren der Cymbeln vermählt sich zu einer tollen Melodie und oft zu einem furchterlichen Sturm; und darein mischen sich buntscheckige Costume, Schellengeklingel, unbändiges Zetergeschrei, freche Geberden, grobe Zoten, unzuchtige Stellungen und barocke Gestalten, wie sie Hoffmann in seinen phantastischen Nächten vorüberziehen sah.

Die Bälle der Renaissance hatten dieses Jahr das Gluck, daß der famöse Chiquard sie mit seiner Gegenwart und mit seiner Bande beehrte. Chiquard ist ein reicher Pariser Gerber, welcher jedesmal im Karneval durch die Gurgel jagt, was er das ganze Jahr über verdient hat, d. h. etwa 30 bis 40,000 Franken. Er und seine Bande, welche er sich gebildet, tanzten jedesmal an demselben Platze, welchen ihnen Niemand streitig zu machen wagte. Alle ehrenwerthen Mitglieder verstehen sich meisterhaft auf die bacchischen Tänze des Pariser Karnevals; vor allen machte sich ein kolossaler Husar bemerklich, welcher mit einer Marquise den Chahut in der höchsten Vollendung tanzte. Chiquard selbst trug entweder einen Paletot von Sackleinwand oder den abgerissensten grunen Frack, der auf dem Trödelmarkt des Tempels zu finden, dazu eine rothe gestickte Hose und einen fabelhaften Helm mit Sphinxenköpfen und einem rothen Federbusch, der drei Ellen lang uber alle Köpfe hinausragte. In der Chiquardschen Bande that sich außer dem oben erwähnten Husaren noch ein Robert Macaire hervor, in dem classischen Costume, mit dem schwarzen Pflaster auf dem linken Auge, mit der über das Kinn reichenden Halsbinde, mit der auf den Knieen gestickten Krabbhose, mit dem Frack aus verschiedenen Stücken und Farben und dem Knorrenstock; über seinem Rücken hing eine Tafel mit der Aufschrift: Ploumann, banquier, rue de Paradis Nr. 17.

Chiquard hat in diesen Tagen zum Beschluß des Karnevals ein prächtiges Souper in seinen Salons gegeben, wo bloß die renommirtesten Bonvivans und die schönsten Frauen jener zahlreichen Classe zugelassen wurden, welche mit einem Fuß in den glänzenden Boudoirs der Chaussée d'Antin und mit dem andern Fuß im Spital der Rue de l'Oursine leben. Nach den Zwischengerichten wird in einer ungeheuern Schüssel ein Fisch von solcher Größe aufgetragen, daß alle Gäste verwundert ausrufen, das könne unmöglich ein Fluß- oder Meerbewohner seyn. Chiquard versichert auf seine Maskenehre, es sey ein Seefisch, welcher die vorige Nacht mit Extrapost angekommen; die Anwesenden glauben es und spitzen die Mäuler auf das seltene Fischgericht, welches unter einer Decke von Petersilie verborgen ist. Chiquard soll die Portionen austheilen; zwei Bedienten setzen ihm das Meerungeheuer vor; er ergreift eine Klinge vom feinsten Stahl und will sie eben dem Thier in die Rippen senken, als ein gellender Angstschrei erschallt und eine Sirene in dem Costüm unserer Stammmutter Eva aus der Schüssel aufsteigt, die Petersilienblätter abschüttelt und sich gleich einer Statue in die Höhe richtet, wobei der Eßtisch ihr als Piedestal dient.

(Fortsetzung folgt.)

Römisches Leben im März 1839.

(Schluß.)

Seit Wochenfrist scheint ein blutiges Gestirn über Rom aufgegangen zu seyn, und es ist nicht anders, als ob ein Jünger der französisch-romantischen Schule über den sieben Hügeln walte und sie zum Tummelplatz seiner wüsten Phantasie erkoren habe. — Vor wenigen Tagen warf sich um Mitternacht in der Via Gregoriana ein Bildhauer und Mitglied der Akademie von San Luca vom Dach eines dreistockigen Hauses hinab. Er war Gatte und Vater zweier Töchter. Sein Körper war schon seit längerer Zeit durch selbstverschuldete Krankheit zerstört, seine pekuniären Verhältnisse die traurigsten. Die gräßlich entstellte Leiche des Selbstmörders blieb bis zum folgenden Mittag dicht unter den Fenstern der Seinigen und umdrängt vom rohen Gafferschwarm liegen, ehe sich die gerichtlichen Personen eingefunden hatten, um das gesetzliche Protokoll aufzunehmen. — Messerstiche, so lange die bassa gente sie unter einander wechselt, kommen hier allzuhäufig vor, als daß sie besonders beachtet würden. Wird der Thäter ausfindig gemacht und kann er nicht nachweisen, daß er der Gereizte gewesen, so stirbt er; denn dahin spricht das Gesetz sich auf das Bestimmteste aus. So wird in einigen Tagen eine Frau, welche ihren Mann erdolchte (die tödtliche, gleich gezogene Waffe der Römerinnen ist ihre lange silberne Haarnadel), hingerichtet werden. Schon seit längerer Zeit zum Tode verurtheilt, hat sie nur durch Schwangerschaft ihr Leben bis jezt gefristet. Nach einem jezt abgeschafften Mißbrauch theilten bis noch vor kurzer Zeit Gefangene beiderlei Geschlechts Einen Kerker! — In einem drei Miglien von Rom entfernten, einsam in der Campagna liegenden Wirthshaus ist eine dreißig Mann starke Räuberbande aufgehoben worden: es waren die Galeotten des Kastells von Napi, welche unter Anführung der Gefängnißwärter allnächtlich ihren Kerker verließen, um zu rauben. — So eben lauft die Nachricht ein, daß bei Fiumicino die Leichen zweier Fremden im Tiber gefunden worden. Sie sind anständig bekleidet gewesen, haben unter anderm Glacé-

handschuhe getragen, ihre Taschen aber waren nach Außen gekehrt, Beweis genug, daß sie beraubt und nachher ermordet worden sind. — Sie werden mir erlassen, noch mehr dergleichen romanesker Züge mitzutheilen; gleicht doch schon das Angeführte allzusehr einem französischen Melodram. Rasch denn zu einem andern Gegenstand.

Die Fastenpredigten haben begonnen, und ziehen ganz Rom, besonders dessen schönere Hälfte, allabendlich in die Kirchen. Ich versäume sie so selten als möglich. Sie beginnen im Lauf der zehn Catechismentage um 22 Uhr, mit Ausnahme der drei Fasttage, wo sie schon in der 21sten Stunde (3½ Uhr Nachmittag) anfangen, und dauern bis zum Einbruch der Nacht. Die Kirchen sind gedrängt voll. Die schönsten Frauen, sonst nur während des Karnevals sichtbar, umdrängen das Gerüst der beliebteren Redner, welche sich auf einer mit Teppichen behangenen, nicht von Schranken eingeengten Bühne frei bewegen, mit den lebhaftesten Gestikulationen ihre Reden begleiten, auf- und niederschreiten, erschöpft in den Sessel zurücksinken, sich den Schweiß von der Stirn trocknen, und dann wieder aufspringen, um mit neuer Begeisterung fortzufahren. Allmählig dunkelt es, und man sieht nur die Gestalt des Priesters wie einen schwarzen Schatten hin und wieder ziehen; kein störender Laut unterbricht die andächtige Stille — es ist eine der großartigsten Scenen, welche der Kultus bietet. Der Ausdruck der Redner ist populär, kräftig, oft ergreifend. Während jener dem Gottesdienst geweihten Stunden darf kein Kaffee-, Wein- oder Speisehaus geöffnet seyn, kein Boccia-Spieler seine Kugel rollen, kein Ballonschläger seinen Ball durch die Luft treiben; alles bei einer Pön von 25 Scudi, oder bei Androhung, vor das Gericht der Inquisition gezogen zu werden, wie dies das an alle Ecken geheftete Plakat des Cardinal-Vikarins bekundet. Dieses Verbot erstreckt sich auf Rom und einen Umkreis von zwei Miglien. Die Eminenz muß ihre Landsleute wohl gekannt haben, indem sie den Fall voraus sah, daß die Römer sich auf die Schiffe in Ermanglung der Kneipen begeben könnten, um sich dort voll zu trinken, und hat demgemäß Wasser wie Land verboten. Bei Erwähnung der Inquisition fällt mir eine merkwürdige Stelle aus dem Blatte la voce della verità ein, welche ich dieser Tage las, und Ihnen ohne Glossen mittheilen will. Der Referent bespricht die Berufung des Doktors Strauß und schließt mit den Worten: „Es bleibt immer ein merkwürdiges Zeichen der Zeit, daß einem Mann, welcher sonst überall seinen Scheiterhaufen gefunden hätte, im jetzigen Jahrhunderte ein Lehrstuhl der heiligen Religion angetragen worden."

Am verwichenen Sonntag fand in der Sixtinischen Kapelle die Weihe der goldenen Rose statt, mit welcher der heilige Vater alljährlich einen katholischen Fürsten begabt. Wer diesmal der Begünstigte seyn soll, habe ich noch nicht ermitteln können. So bereite ich Sie denn auch vor, daß meine nächsten Berichte überreich an Beschreibungen von kirchlichen Festen seyn werden. Ostern steht vor der Thür, und zur Heiligsprechung der fünf Seligen, welche auf den 26sten Mai anberaumt ist, werden schon jezt Vorbereitungen getroffen. Hölzerne Gerüste zu Lampen und Namenszügen füllen die Säulengänge; die Bogen und Pfeiler der Kirche selber sind zum Theil schon drapirt und mit Gerüsten verkleidet. Beim Anblick der bunten Leinwandvorhänge, auf welche papierne Hermelinschwänzchen geklebt sind, warf ich die vielleicht vorlaute Frage auf, wie dieser Apparat zehn Wochen Arbeit und 10,000 Scudi — denn so viel kostet eine Sanktifikation — wegnehmen könne. Doch das Fest wird dies ja am besten ausweisen.

Ein wohlfeileres und wohl schöneres Fest gibt uns jezt die Natur. Habe ich sie vor wenigen Tagen, beim Beginnen dieses Briefs, geschmäht und das böse Wetter gelästert, so widerrufe ich hiemit feierlich. Der Frühling ist da, dieser in Rom so flüchtige Gast. Alle Fruchtbäume stehen in schönster, vollster Blüthe, die Aepfelbäume im weißen, die Pfirsiche im purpurnen Gewande, die Hecken schlagen aus, die Myrthe treibt neue Sprößlinge, Vögel probiren ihre Kehlen, und hier und da wagt sich schon ein naseweiser Schmetterling hervor. Ich war gestern in der Villa Mattei (die jezt mit Casino, Antiken, Stecheichen und Ruinen für 7000 Scudi feilgeboten wird) und schaute auf die Blüthenwelt zu meinen Füßen; da fiel mir's centnerschwer auf's Herz, daß ich in drei, vier Monaten mein Amt als Korrespondent aus Rom niederlegen soll. Eheu fugaces! — Doch ich bin ja noch nicht fort.

F. F. G.

Lamartine.

Arbeitet Lamartine sehr schwer? Wir wissen es nicht; wäre dem aber so, so könnte der folgende Artikel der Quotidienne eine Satire vorstellen sollen. Gebiert er aber seine Poesien nicht unter auffallenden Wehen, so weiß man nicht, was man aus dem Spott machen soll; denn soviel ist gewiß, daß Lamartines Produkte gerade am allerwenigsten von der Leichtigkeit und Leichtfertigkeit verrathen, welche ihnen hier nachgerühmt oder Schuld gegeben wird.

„Lamartine wurde von einem seiner Collegen in der Akademie über die Art und Weise befragt, wie er producire, und er theilte ihm offen Folgendes mit: „Wenn ich in St. Pol bin, so ergehe ich mich im Park oder reite über Feld. In der Tasche führe ich Papierstücke und ein Bleistift; ich gebe meinen Gedanken Audienz, ziehe ein Blatt aus der Tasche, werfe ein Paar Verse darauf hin; nach einer Weile kommt es an ein zweites Blatt, ein drittes u. s. f. Ich komme nach Hause und werfe die Papierstücke auf den Schreibtisch meines Sekretairs. Dies ist ein sehr verständiger junger

Mann; er sucht die Blätter zusammen, wie sie folgen, und schreibt Alles in's Reine; so wird ein Gedicht daraus; ich lasse Gosselin kommen, er gibt mir 40000 Franks dafür, druckt es, und ich frage nichts mehr darnach." — „Was?" rief der College; „Sie übersehen Ihre Sachen nicht?" — „Ich lese sie gar nicht," erwiderte der große Poet. „So habe ich la chute d'un Ange noch gar nicht gelesen, wohl aber meine Frau, und diese redet mir immer zu, mich einmal daran zu machen. Ich thue es wohl auch diesen Sommer in St. Pol, wenn mir anders die Politik Zeit dazu läßt." —

„Man sieht leicht," fügt die Quotidienne bei, „so etwas kann nicht ersonnen seyn, es muß wahr seyn. — Racines Frau hat nicht nur niemals ein einziges Stück ihres Mannes aufführen sehen, sie hat nie eines auch nur gelesen; aber Madame Racine hatte die Stücke auch nicht gemacht."

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, März.

Karneval. Bier. Augenheilanstalt. Kunstverein.

Hätten wir armen Dresdner nicht bis über die Ohren roth werden sollen, wenn uns in öffentlichen Blättern die Ueberfülle von Glanz, Pracht und scherzhafter Ausgelassenheit geschildert wird, worin diesmal der Karneval in Mainz schwelgte, während er uns gerade so matt, steif und hölzern, wie er erschienen war, auch davonschlüpfte? Die Ursache liegt wohl zumeist in dem raschen, fröhlichen Blute der Rheinländer. Wenn Köln beim deutschen Fastnachtsjubel gewöhnlich mit großer Auszeichnung die erste Stelle behauptete, solche diesmal aber vielleicht an die genannte Stadt abtreten mußte, so gaben dazu unstreitig die dortigen religiösen Störungen Anlaß. Das flüssige Gold der Rebe des Rheins ist unstreitig eine der Hauptquellen des geselligen Frohsinns jener Gegenden. Ließe sich von Aktienunternehmungen für Veredelung des Weins nur halb so viel hoffen, als es uns hier wirklich mit der Bierverbesserung nunmehr gelungen ist, so würden auch wir und andere nordische Länder uns weniger von der Schwere der Erdluft, sogar während des Faschings, tyrannisiren lassen. Es wäre jedoch, da einmal die Umstände nicht anders sind, gewiß undankbar, wollte man den noch immer zunehmenden glücklichen Bestrebungen in der Bierkultur die verdiente Anerkennung vorenthalten. Neben dem vielverbrauchten Bier des hiesigen Waldschlößchens, liefert nicht nur die benachbarte Brauerei in Medingen ein ähnliches, mit dem bayrischen in Einem Rang stehendes Getränk, sondern es hat auch ganz nahe vor unserer Stadt auf dem Grundstücke, seit Menschengedenken das „Feldschlößchen" genannt, ein, wenn ich nicht ganz irre, selbst aus Bayern stammender Brauereibesitzer einen sehr geräumigen Felsenkeller zur Aufbewahrung seines Fabrikats angelegt. Man verspricht sich von diesem Unternehmen starke Concurrenz mit den bereits vorhandenen neuen Bieranstalten, die dem Allgemeinen in jeder Hinsicht nur zum Vortheile gereichen kann. — Die noch neben dem vom Staate unterhaltenen Blindeninstitute hier bestehende Privatheilanstalt für unbemittelte Augenkranke bewährt ihren gemeinnützigen Zweck immer mehr. Die rühmliche Thätigkeit der dabei ganz unentgeldlich wirkenden Aerzte, an deren Spitze der Hofrath Dr. von Ammon und Dr. Weller stehen, hat sich im vorigen Jahre an 751 Leidenden bewiesen. Zum Theil sehr schwierige Operationen sind mit dem günstigsten Erfolge gekrönt worden. Ein unvergängliches Andenken hat sich der seit längerer Zeit hier lebende, vor Kurzem verstorbene russisch-kaiserliche Major von Olsufieff durch seine großmüthige Berücksichtigung mehrerer hiesiger Wohlthätigkeitsanstalten gestiftet. Auch diesem Institute ist davon die Summe von etwa 17000 Thalern zugekommen. Wie man vernimmt, so sollen die Zinsen davon zum Theil zu Unterstützung nothleidender Blinder verwendet werden. — Das Lokal unsers Kunstvereins bietet dem Beschauer so eben wieder eine bedeutende Zahl neuer, werthvoller Gemälde, Zeichnungen und Kupferstiche, Landschaften, architektonischer Darstellungen, Genrebilder u. s. w. Unter den zulezt genannten befindet sich ein durch sein Charakteristisches und eine reizvolle Klarheit recht anziehendes kleines Tableau von Bürkel, das einen Transport gefangen genommener italienischer Räuber zum Gegenstande hat. Außerdem sind vorzüglich zwei Gemälde merkwürdig, ein großes, altes von Sebastian Conca, dessen langes, thätiges Leben zwischen die Jahre 1676 und 1764 fiel, und ein kleineres Oelgemälde, von dem in Rom einheimisch gewordenen und dort im December vorigen Jahrs verstorbenen deutschen Maler Joseph Anton Koch. Das erste stellt den im Jahre 1726 kanonisirten heiligen Thoribius, Bischof von Lima, vor, wie er eben ein Wunder verrichtet, indem er, nach dem Beispiele Moses, und mit gleichem Gelingen, dem Wasser gebietet, sich aus einander zu begeben. Ein alter Kupferstich nach diesem Gemälde ist zugleich mit ausgestellt. Abgesehen davon, daß zu Concas Zeit die Kunst schon wieder sehr gesunken war, und dieser Künstler zu den Manieristen zu rechnen, sind doch immer seine an Ideen reichen und in der Ausführung sorgfältig gehaltenen Werke von bedeutendem Verdienste. — Der Gegenstand des, dem Vernehmen nach im Jahre 1813 von Koch gemalten Bildes ist Noahs Dankopfer nach der Sündfluth. Man bemerkt darauf Reichthum und Mannigfaltigkeit der Gestaltungen. Ein etwas seltsam kolorirter Regenbogen spannt sich den Sterblichen über den so lange durch Wolken verhüllt gewesenen Himmel tröstend aus. Die vermuthlich inzwischen völlig geleerte Arche ist auf einem hohen Berge sitzen geblieben. Ein buntes Quodlibet von Gethier aller Art durchwimmelt Luft, Erde und Wasser. Das Gebiß der reißenden Bestien scheint in dem Nothstall der Arche nichts von seiner Gier verloren zu haben, und kaum von Neuem in's Freie gelangt, will das Schwein, wie vormals, den Löwen nicht gelten lassen, was noch jezt alle Tage vorzukommen pflegt. Sogar die dem engen Gewahrsam erst entronnenen Böcke sieht man schon wieder, im alten Freiheitsdrange, mit den Hörnern rüstig auf einander losarbeiten. Man erblickt auf diesem Gemälde die Eigenthümlichkeit Kochs, in dessen Produktionen gemeiniglich die Landschaftmalerei mit der geschichtlichen Darstellung sich vereinigt, in hohem Grade. Schade, daß der talentvolle Mann, weit mehr als nach der lebendigen Natur, nach den Kunstwerken alter Meister seine Studien machte und nicht selten neben ihren rühmlichen Eigenschaften auch die theils ihrer Periode und Gegend, theils ihrer Person anhängenden Fehler und Schwächen in seine Werke mit aufnahm. Zur Zeit, wo er das, troz mancher Bizarrerie, in vieler Hinsicht sehr verdienstliche Bild fertigte, mußte es allerdings ungleich allgemeiner ansprechen als jezt. Damals hatte bekanntlich die Kunst, um sich vor der Leerheit der sogenannten Idealität zu retten, eine einseitige Richtung nach dem Alten genommen. Zum Glück sind nunmehr beide Einseitigkeiten in den Hintergrund gedrängt und an ihre Stelle eine neue, wahrhaft großartige Kunstaera getreten, deren in den mannigfachsten Strahlen sich ergießendes Morgenroth die früher kaum zu ahnende Nähe eines schönen Tages verheißt.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 80.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 3. April 1839.

Die Einbildungskraft muß uns keinen Gegenstand aufdrängen wollen, sie soll, wenn sie Kunstwerke hervorbringt, nur wie eine Musik auf uns selbst spielen, uns in uns selbst bewegen, und zwar so, daß wir vergessen, daß etwas außer uns sey, das diese Bewegung hervorbringt.

Goethe.

Die Wachskerze.

Von A. v. Sternberg.

Wie seltsam, daß gerade die heiligsten und reizendsten Erscheinungen der Natur in den Händen so todter Menschen sind, als die Scheidekünstler zu seyn pflegen! Nur Dichter sollten damit umgehen und von ihnen der glühenden Jugend erzählen. Die Werkstätten wären dann Tempel, und mit neuer Liebe würden die Menschen die Geheimnisse verehren.

Novalis.

„Lieben Sie auch Mährchen?“ — „O ja, aber kurze.“ — „Mit Phantasie oder ohne?“ — „Warum fragen Sie das?“ — „Weil Mährchen ohne Phantasie eigentlich keine sind, und mit Phantasie hat der Autor ihre Länge oder Kürze nicht in seiner Gewalt. Das wahre Mährchen faßt nicht weniger als die ganze Welt in sich. Es spricht von allen Dingen und zugleich von keinem. Als der Gegner des Verstandes, der immer vorsichtig und schrittweise geht, hüpft, fliegt und überspringt es ganze Länder und Zeitstrecken. Am liebsten wiegt es sich in der Luft, daher ist es auch immer neu wie Wolke und Nebelstreif. Sie begreifen also, daß ein so sonderbares Ding am wenigsten ausgemessen werden darf.“ — „Ach, Sie wollen mir also ein Mährchen geben so lang wie der Fortunat, oder so verworren und seltsam wie Hinkel Gockel und Gackeleia? Aber das gelingt Ihnen nicht. Ich will mich etwas phantastisch ergehen, aber ein ermüdender Gang über Berg und Thal steht mir nicht an.“ — „Dann freilich —“

„Halt! nicht so schnell! Sehen Sie diese Wachskerze. Ich war einst Genosse einer muntern Gesellschaft, die an Winterabenden zusammenkam und sich gegenseitig Geschichten erzählte; allein es fand sich, daß Viele, die gut und gerne erzählten, ihre Phantasie vom Isop bis zur Zeder spazieren führten und dadurch andern den Platz benahmen, die ebenfalls gerne und viel erzählten. Es gab Novellen mit so endlosen Verwicklungen und Discursen à longue haleine, daß endlich ein offener Aufstand unter den Zuhörern ausbrach. Man wollte kürzere Geschichten, man wollte keine Raisonnements, man wollte Stoff. Was war zu thun? Ein resolutes Mittel mußte gefunden werden, und es fand sich. Der Vorsitzer unserer Gesellschaft nahm eine Nadel und steckte sie in das Wachs der vor uns brennenden Kerze, indem er durch diese Prozedur ein größeres oder kleineres Stück Kerze bezeichnete, das abbrennen mußte, je nachdem der Erzähler für einen großen oder geringen Phantasten bekannt war. Sehr selten und nur auf allgemeines Begehren rückte die Nadel weiter; in der Regel wußte der Erzähler, daß er mit seinem Stück Kerze zufrieden seyn mußte, und legte er

etwa die Exposition zu breit an, so war ein stiller Blick auf die Nadel eine Mahnung, den Stoff mehr zusammenzufassen, unnöthige Discurse und Abschweifungen wegzulassen und bei Zeiten an einen befriedigenden Schluß zu denken. Manchen saumseligen und träumerischen Erzähler überraschte die Nadel wie das Schicksal, und es machte uns nicht wenig Spaß, ihn dann plötzlich verstummen zu sehen, nachdem er kurz vorher einen mächtigen Anlauf genommen, um uns Alle zu überraschen und in Staunen zu setzen. Für die Eitelkeit eines anerkannt guten Erzählers mußte es dagegen nicht wenig erwünscht kommen, wenn er bemerkte, daß wir Alle heimlich an der Nadel rückten, sie tiefer hinunter sezten oder wohl gar ganz entfernten, wenn sie einen uns Allen unwillkommenen Schluß herbeiführen wollte. Dieses geschah jedoch selten und gehörte zu den allergrößten Gunstbezeugungen."

„Der Scherz ist nicht übel und ich lasse ihn mir gefallen, um so mehr, da, was ich erzählen will, nicht so eigentlich zu den Mährchen gehört; vielmehr sind nur die Randglossen mährchenhafte Arabesken." — „Schon gut. Meine Stecknadel ist schon auf ihrem Posten." — „Und ich beginne:"

Meine Vaterstadt ist in der Nähe von Lyon, eine kleine, alterthümlich gebaute und mit manchem abenteuerlichen Zierrath versehene Stadt. Die Geschichte, die ich jezt erzählen will, trug sich in meinen Knabenjahren daselbst zu, und ich erinnere mich noch, die enge Seitengasse oft durchwandelt zu haben, wo das Haus der Mademoiselle Limpan sich erhob. Ein ansehnlicher Bäckerladen machte das Ende dieser Sackgasse und war das Ziel, wohin mich mein hungriger Magen führte, nachdem ich während fünf langer Stunden den Wissenschaften und der Weisheit gedient hatte.

Mademoiselle Calliste Limpan war ein armes, hübsches Mädchen, die mit ihrer Mutter sich von Stickereien in Gold und Silber nährte. Niemand konnte eine breitschößige Robelore mit phantastischeren Guirlanden goldener Rosenknospen und silberner Schneeglöckchen bekränzen als Mademoiselle Calliste. Der Maire unseres Städtchens, ein Mann von Ansehen, hatte mit einem Rock von der geschickten Nadel der Limpan sogar in Paris Aufsehen gemacht. Das prächtigste Stück Arbeit jedoch, das sie aus ihrem Rahmen spannte, war ein Kleid für einen gewissen Doktor Typhon. Auf einem Grunde von fleischfarbenem Sammt lagen graziös hingeworfen einzelne Bouquete von „roses infernales." Was waren aber diese „roses infernales?" In Wahrheit nichts Geringeres als die wundervollsten Schöpfungen, die je die Phantasie eines Callot, wenn sie sich auf Blumen würfe, hervorzubringen im Stande wäre. Es war ganz was Außerordentliches und jede Beschreibung verfällt jämmerlich. Ich fühle noch einen lebhaften Schauder, wenn ich daran denke, und die ersten Begriffe von der Hölle und der Qual der Verdammten erhielt ich durch die „roses infernales" der Mademoiselle Calliste. — Wie sahen sie nun aber aus? — Es waren schwarze Rosen, ganz einfach gesagt, aber auf diesen schwarzen Rosen lagen feurige, rothglühende Thautropfen, auf jedem Blatte ein Tropfen. Gewiß nur in der Hölle konnten solche Rosen blühen und nur dort konnte ein solcher Thau fallen. Die Blätter dieser gespenstischen Blumen waren von Silber. Auch sie hatten etwas Fremdartiges; schon daß sie silbern aufgesprießt waren, machte das Erdreich verdächtig, das kein lebenvolles grünes Blatt zu erzeugen vermochte, sondern statt dessen einen metallenen Hohn, einen kalten, starren Scherz in Silber zu Tage gefördert hatte.

Dieser merkwürdige Rock bekleidete den Doktor Typhon lange vorher, ehe er um die Hand der Mademoiselle Limpan anhielt; allein es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieses kostbare Meisterstück, das in unserm Städtchen eine endlose Bewunderung erregte, zuerst seine Aufmerksamkeit auf die in Verborgenheit lebende Schöpferin lenkte. Man verdachte es dem Doktor sehr, daß er als ein berühmter Mann eine so unpassende Wahl traf, und Mademoiselle Calliste verdachte man es ebenfalls; denn sie hatte des Doktors wegen einen reichen Manufakturisten aus Lyon ausgeschlagen. Dennoch ging diese Heirath vor sich.

(Fortsetzung folgt.)

Der Fasching und die Fasten in Paris.

(Fortsetzung.)

Das Souper ist die unausbleibliche Nachfeier eines Maskenballs; die wenigsten Karnevalsgäste haben indeß die Mittel, wie Chiquard, um in eigenen Salons Tafel zu halten; die bei weitem größte Mehrzahl geht in's Café anglais, zu Veron oder zu Douix, damit die Orgie vollständig werde. Beim Souper entlarven sich die Masken; es sind vorzüglich Ladendiener und Studenten. Die Einen haben gestern vielleicht ihren lezten Rock in's Leihhaus geschickt; die Andern wissen nicht, wo sie morgen eine Wohnung finden sollen; aber was liegt ihnen daran, so lange der Punsch noch brennt und der Champagner noch im Glase braust? In einer Stunde, in wenigen Minuten steht ihnen der Jammer des wirklichen Lebens wieder bevor, und von der fröhlich durchjubelten Nacht behalten sie nichts als Kopfweh und moralische Uebelkeiten; in Erwartung dessen wollen sie wenigstens in ihrem geborgten Costüm ein erkünsteltes Leben genießen: sie schreien, singen, trinken und sind ganz glücklich, oder glauben es wenigstens zu seyn.

Ein Statistiker hat, ich weiß nicht wie, herausgebracht, daß während des diesjährigen Karnevals 1,587,000 Flaschen Wein getrunken worden sind, woraus ich mir den starken Aufschlag des Campeschenholzes erkläre; denn der Campeschenbaum ist bekanntlich der Weinberg, woraus die Schenkwirthe der Pariser Banlieue und viele Garköche in Paris selbst ihre Fässer füllen. Ein anderer oder derselbe Statistiker behauptet, daß die Einnahme der Maskenbälle, welche die Pariser Theater in der Nacht vom Faschingdienstag auf Aschermittwoch gegeben haben, auf eine halbe Million veranschlagt werden könne; eine Summe, welche eine hübsche Anzahl Entrechats und Cancans repräsentirt. Denn die Cancans, d. h. die ausgelassensten Tänze sind nun einmal definitiv auf allen Pariser Tanzböden eingebürgert. Jedermann tanzt sie, und keine menschliche Macht ist im Stande, ihnen Einhalt zu thun. Wer kann den Tausenden wehren, die sich hier jeden Abend in Attituden ergehen, welche selbst die Polizeidiener schamroth machen? Die ganze französische Armee, in Paris concentrirt, würde nicht hinreichen, die „Chahûteurs“ von den Maskenbällen zu entfernen, oder man müßte alle Theater und Tanzplätze räumen. Die Stadtsergeanten und Munizipalgardisten sehen daher auch mit gekreuzten Armen zu. Es steht zu erwarten, daß im Verlauf von zehn Jahren der Cancan in allen Pariser Salons und in den ehrbarsten Gesellschaften einheimisch wird; denn das heranwachsende Geschlecht gewöhnt sich vollkommen an diesen pantomimischen Tanz. Schon hat Lemoine den Cancan in zwei Statuetten verewigt, welche in allen Kunstläden ausgestellt sind, und mehrere dramatische Dichter haben den Chahût sogar auf die Bühne gebracht: les trois bals in den Variétés und le bal des grisettes in den Folies dramatiques sind zwei Vaudevilles, worin auf's Treueste dargestellt wird, wie es bei Músard und bei Desnoyers in Belleville hergeht. Es ist in der That unbegreiflich, wie dramatische Künstler sich so wenig achten, daß sie in diesen Orgien Rollen übernehmen, und wie die Schauspielerinnen auf der Scene Tänze aufführen mögen, welche sie auf einem öffentlichen Tanzplatz nicht tanzen würden. Sollte man es glauben, daß ganze weibliche Theaterpersonale unter einander wetteifern, welches die rohesten Gesten machen, welches mit der raffinirtesten Ausgelassenheit und mit der unkeuschesten Grazie den Cancan und den Chahût der Courtille nachahmen kann? Von nun an müssen alle wegen unzüchtigen Tanzens angeklagten Delinquenten von dem Zuchtpolizeigerichte freigesprochen werden: denn wie ist es denkbar, daß die Richter einen lustigen Studenten verurtheilen, der zwischen zwei Bowlen Punsch in der großen Chaumière oder im Prado chahûtirt, wenn fünfzig Personen bei kaltem Blute jeden Abend vor einem zahlreichen Publikum die unanständigsten Tänze wiederholen, welche von Polizeiwegen auf allen Tanzböden untersagt sind? oder hätten vielleicht die Pariser Theater das Privilegium der Immoralität gepachtet? Das Betrübendste dabei ist, daß an den Abenden, wo jene Vaudevilles gegeben werden, Orchester und Parterre stets mit Zuschauern angefüllt sind, welche nach Beendigung dieser Greuel bis, bis schreien und sich die Scene noch einmal vorspielen lassen. Der Chahut wird jezt sogar in den Zwischenakten verlangt, wie ehemals die Marseillaise.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Februar.

Ballwesen.

Von Mittfasten an begannen wie gewöhnlich die Soirées dansantes und Kinderbälle der Noblesse. Sie bezeichneten fast jeden Tag der Woche, und auch in den fashionabeln bürgerlichen Kreisen regten sich die Hausbälle mit ihrem nothwendigen Gefolge von Visites de reconnaissance, die nach meiner Ansicht nicht zu den geringsten Leiden für die Wirthin einer häuslichen Tanzunterhaltung gehören mögen. Doch gibt es ja gefühlvolle Seelen, die einen eigenen Genuß im Leiden finden; vielleicht ist das auch hier mitunter der Fall. Ich denke mir die Sache sehr langweilig, wenn die Dame des Hauses, nachdem das Tanzfest selbst ihr Sorge und Geschäft genug gemacht, einige Tage später alle ihre Gäste, langweilige wie amusante, noch einmal empfangen muß, um ihren Dank für das genossene Vergnügen anzunehmen oder abzulehnen, wobei die Visiten der jungen Herren in der Regel die drolligsten sind; denn da wenige Familien eine so große Zahl von jenen kennen, um die tanzlustigen Fräulein im Ueberfluß zu versehen, so wird gewöhnlich ein älterer Hausfreund, auf dessen Takt und Umsicht man sich verlassen kann, damit beauftragt, das leichtfüßige Freikorps der Tänzer anzuwerben, der dann mit seiner Schaar aufmarschirt und selbe der Dame des Hauses in prägnanter Kürze, oft in Summa vorstellt. Da muß nun diese Dame ein tüchtiges Personengedächtniß haben, wenn sie die schnellfüßigen Jünglinge, die sie vielleicht den ganzen Abend nur noch im Galopp- und Walzersturm an sich vorüber fliegen sah, bei der einzigen Visite de reconnaissance, die sie jemals in ihrem Hause machen, wieder erkennen soll; und selbst im Laufe des Jahres, wenn jene auf den Promenaden, in Conzerten oder auf der Straße ihre Komplimente anbringen, werden in der Regel die Töchter, die natürlich für ihre Cotillongefährten ein besseres Gedächtniß haben, befragt, wer der junge Herr sey? Es gibt mitunter so rüstige Kämpfer auf dem Ehrenfelde des Tanzes, daß sie fast zu allen Bällen und alljährlich geladen werden, und diese lernt man denn nach und nach näher kennen; manchmal werden solche nothwendige Karnevalmeubles auch unter die Zahl der jüngern Hausfreunde aufgenommen, und dies ist dann der schönste Lohn und Ruhm des wählenden Tänzerlieferanten. — Eine ganz eigenthümliche und interessante Erscheinung unsers Karnevals sind die Compagniebälle des Militärs, worunter besonders jene der Grenadiere sich einer großen Beliebtheit erfreuen. Diesen wohnen nicht allein der Hauptmann und die Offiziere der Compagnie mit ihren Familien, sondern auch die Staabsoffiziere und deren Bekannte aus dem Civil bei. Die jungen

Kriegsleute sind durchaus hohe, kräftige Gestalten, und wählen sich gewöhnlich auch aus der weiblichen dienenden Welt die hübschesten Mädchen aus, so daß der Anblick dieser Paare ein recht angenehmes Schauspiel gibt. — Direktor Stöger veranstaltete im Laufe des heurigen Karnevals nur zwei Redouten, die erste am dritten Sonntag (wahrscheinlich weil die Prager von jeher die dritte Redoute vor allen andern liebten, und man oft den Vorschlag gemacht, mit der dritten zu beginnen); aber das Publikum, allen Redouten feindlich gesinnt, wollte nicht glauben, daß die erste eigentlich die dritte sey, und blieb zu Hause. Die zweite Redoute am Faschingsdienstag war zwar sehr voll; doch fehlte es an Masken und an Lustigkeit, und von der Societé erschienen nur einzelne Damen und Herrn. — Seit einem Drittel-Jahrhundert tanzt die fashionable Welt nicht mehr auf den Redouten; doch machte sich sonst die Jugend der Bürgerclassen noch dieses Vergnügen; wie aber alles die höhern Kreise nachäfft, um — sey es auch auf Kosten des eigenen Vergnügens — nur nobel zu seyn, so hat sich diese Abneigung bis in die untersten Classen verbreitet, so daß höchstens noch ein Arlequin, Türke oder Ritter mit seiner Colombine oder seinem Bauernmädchen ein paar Galoppe- und Walzerschritte versucht. Wer keine Larve vor dem Antlitz hat, scheint gleichsam in heiliger Scheu vor jedem Tanz zurück zu beben, und so geht denn auch bei der lustigsten Tanzmusik Alles ernst und langsam an einander vorüber. Das Intriguiren der Unverlarvten haben sich die Masken gleichfalls abgewöhnt, wahrscheinlich weil sie großentheils nichts zu sagen wissen. Da nun aber die jungen Herren auf die Redoute gehen, um sich zu unterhalten, so haben sie ein Surrogat für den verloren gegangenen Maskenscherz erfunden: sie intriguiren, oft nicht auf die feinste Weise, die Verlarvten, wo nun freilich auch nicht viel Witz zu Tage gefördert wird, da man durchaus nicht wissen kann, wer die Maske ist; und hörte man sonst die geistreiche Versicherung der Maske: „Ich kenne dich!“ worauf man mit gutem Gewissen antworten konnte: „Das ist keine Kunst!“ so erschallt nun die Frage des Unverlarvten: „Kennst du mich?“ die dann gewöhnlich mit jener Wahrheitsliebe beantwortet wird, die von jeher die Eigenschaft aller Masken war. — Diese Art von Verfolgung, welcher jede, und insbesondere die weiblichen Masken bloßgestellt sind, trägt viel dazu bei, daß Damen aus den bessern Ständen sich vor jeder Travestie hüten, da sie oft große Mühe haben, sich die Ueberlästigen vom Halse zu schaffen, was mitunter nur durch einen schnellen Rückzug möglich wird.

(Fortsetzung folgt.)

Dresden, März.

(Fortsetzung.)

Kunstverein. Bendemanns Bilder. Die broncene Gerechtigkeit.

Eine recht freundliche Genugthuung gewährt es, neben dem Kochschen Tableau ein Brustbild des bereits hochbejahrten Künstlers in einem köstlichen Kupferstiche von Küchler zu sehen. Die Schalkheit und der Humor, die aus Kochs Werken bald mehr, bald weniger leise hervortreten, und das geistvolle Wesen des Verewigten überhaupt, liegt, wie in den mächtigen Augen, so in dem ganzen, wohlgenährten, lebenslustigen Antlitz vor uns. Noch drei andere Porträts römischer Künstler: Reinhart, Thorwaldsen u. S. M. Wagner, von dem nämlichen Kupferstecher, obschon nicht von so sorgfältiger Ausführung, empfehlen sich durch gleich scharfe und glückliche Auffassung ihrer Individualität. Die ungemein große Verschiedenheit der Physiognomien erhöht noch das Interesse an diesen schön gelungenen Produktionen. Besondere Freude gewährt die aus diesen Kupferstichen hervortretende Meisterhand und das ihnen eigenthümliche Leben, wenn man sie mit den Arbeiten zusammenhält, die der seit einiger Zeit in Rom sich aufhaltende Künstler vor ungefähr acht oder neun Jahren für den hiesigen Kunstverein fertigte. Obgleich auch diesen das Verdienst nicht abzusprechen ist, so herrscht doch in jenen neueren Leistungen eine den früheren weit überlegene Kraft und Anmuth. Ferner ist so eben nach einem Gemälde Otto Wagners eine Ansicht von Dresden, durch den Professor Hammer trefflich in Kupfer gestochen, im Kunstvereine zu sehen. Sie gehört zu denjenigen Blättern, welche im Kunsthandel nicht zu haben, bloß für die Mitglieder des Vereins bestimmt und nach solchen Originalen gearbeitet sind, welche zur Verloosung gekommen. — Besonderen Anklang schien ein Basrelief vom Bildhauer Hänel zu finden, einem Schüler Thorwaldsens, der so eben von seinem lezten Aufenthaltsorte, München, hierher in die Heimath zurückkehrt, um bei unserem neuen Schauspielhause die Fertigung von Kunstarbeiten zu übernehmen. Die in zwei Gestalten, eine jugendlich schöne weibliche und einen Knaben, gelegte Handlung des Basreliefs spricht sich zwar zu wenig klar aus, um ohne Commentar ganz damit zu Stande zu kommen. Aber die einzelnen beiden Figuren sind so lebens- und anmuthvoll gedacht und gestellt, daß sie auch durch sich selbst große Theilnahme einflößen. Vorzüglich ist in den mit einem Thyrsus erscheinenden, wie im Tanze begriffenen Knaben eine das Auge fortdauernd fesselnde Schalkheit und Grazie gelegt. — Bendemann wird in seinem Eifer bei Fertigung der Gemälde auf hiesigem Schlosse hauptsächlich durch einige Künstler aus Düsseldorf unterstüzt, so daß die möglichste Beschleunigung ihrer Vollendung zu hoffen ist. — Bei dieser Gelegenheit glaube ich eines andern, eben erst vom Stapel gelaufenen Kunstwerks, das mir zu Gesicht gekommen, nebst der Veranlassung dazu, gedenken zu müssen. Unser, Wissenschaft und Kunst mit gleicher Liebe umfassender Prinz Johann widmete bekanntlich der Ständeversammlung seinen unermüdeten Eifer mit seltener Aufopferung. So war er denn auch beim lezten Landtage Mitglied der Deputation zu Berathung des Kriminalgesezbuchs. Da er auf den Vorsitz Verzicht leistete, so wurde solcher dem hiesigen Bürgermeister Hübler übertragen, dagegen von dem Prinzen, auf Bitten der Deputation das, die gründlichste Kenntniß und den beharrlichsten Fleiß erfordernde Referat übernommen. Zur Erinnerung an das vereinte Wirken beauftragte der Prinz vor Kurzem unsern genialen Bildner, Professor Rietschel, mit Ausarbeitung eines Denkzeichens. Es besteht in einer aus Bronce gefertigten Gerechtigkeit. Sitzend dargestellt, hat sie das Gesezbuch im rechten, die Fasces im linken Arme. Würde, Schönheit und Eleganz sind in ihr zu einem höchst ansprechenden Bildniß verschmolzen. Die vier Seiten des so sinnreich als zierlich erscheinenden Piedestals sprechen die folgende Widmung aus: „Den Männern des Rechts, den treuen Mitarbeitern am Werke vaterländischer Gesezgebung. Johann, Herzog zu Sachsen.“ Dem Vernehmen nach beschränkt sich die Zahl der gefertigten Exemplare auf zwölf, als die Zahl, aus welcher die Deputation mit Einschluß zweier königlichen Commissarien, des Justizministers und eines geheimen Justizraths, bestand. Uebrigens dient das gehaltvolle Kunstwerk zugleich zum fortdauernden Gebrauch als Papierhalter und versinnlicht sonach den damit Beehrten täglich das Resultat ihres dem geliebten Vaterlande gewidmeten Strebens.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 81.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 4. April 1839.

Les grands plaisirs, les grands ennuis,
Et ces tourbillons infinis
D'intrigues, d'airs et d'élégance
Seduiraient médiocrement
Un Gaulois sans beaucoup d'usage,
Borné tout naturellement
A la simplesse du vieil age.

Gresset.

Der Fasching und die Fasten in Paris.

(Schluß.)

Es ist kein Zweifel, die Tanzwuth in Paris vermehrt sich jedes Jahr; sonst hörten der Karneval und die Maskenbälle mit dem Eintritt der Fasten auf; allein diesmal war es nicht der Fall: der Fasching zündete nach dem Aschermittwoch seine ausgelöschten Wachskerzen wieder an, suchte seine weggeworfene Larve wieder hervor und zog seine zerfetzten Lumpen wieder an. Die eigentliche Faschingszeit war ihm zu kurz, um seinen brennenden Freudendurst zu löschen; er mußte auch noch die vierzigtägigen Fasten dazu haben, um einigermaßen auszutoben. Ich habe mir oft die Frage aufgeworfen, wie es zugeht, daß Frankreich, welches in politischer, literarischer und künstlerischer Beziehung keine einzige gemeinsame Idee hat, so wunderbar einverstanden ist, den frivolen Göttern des Faschings zu opfern? welche verborgene Triebfeder bewirkt, daß eine in religiösen Begriffen und politischen Leidenschaften hunderttausendfach zerrissene Nation sofort von einem einzigen Gedanken beseelt ist, wenn es heißt: der Karneval rückt an? Die Vergnügungssucht und der gemeinsame Heißhunger nach Belustigungen wäre also im Stande, alle Zwistigkeiten zu beseitigen, allen Hader zu ersticken und alle Händel zu beschwichtigen, während die geistige Einheit, die Nationaleintracht immer mehr zerfallen und die gemeinschaftlichen Glaubensbande immer lockerer werden? Das gegenwärtige Geschlecht in Frankreich ist ein schlimmer Kranker, welcher von so vielen Quacksalbern behandelt worden, daß er mit spöttischem Unglauben und verächtlichem Hohngelächter jeden abweist, der sich anbietet, ihn zu kuriren; er lebt nunmehr ganz nach seinem Ermessen: er ist mürrisch und verdrießlich, wenn es ihm einfällt, lustig und ausgelassen, wenn es ihm so ansteht, Hypochonder und melancholisch, wenn es ihm seine Laune eingibt. Wer kann behaupten, daß er Unrecht hat? Er mag sich selbst kuriren, wie er es für's Beste hält; es ist sein eigener Schade, wenn er darüber zu Grunde geht.

Jedoch kann man noch nicht sagen, daß der Brand in ganz Frankreich um sich gegriffen hat: das jetzige Geschlecht kann noch lange leben. Wie viele Städte, Flecken und Dörfer gibt es außerhalb Paris, wo der Karneval unbemerkt vorüberzieht und auch nicht die geringste Spur zurückläßt! Die tollen Masken, welche sich schamlos auf öffentlicher Straße ausschimpfen, oder, um mich eines Kunstausdrucks zu bedienen, sich engueliren comme il faut; die lärmenden Bälle, wo die üppige Musik der Quadrillen mit dem wollüstigen Takt der Walzer abwechselt; das späte Gerassel der Equipagen, welche durch

Nacht und Nebel blasse, abgemattete Frauen und Mädchen nach Hause oder auch nicht nach Hause fuhren; die lange Wagenreihe und die vielen erleuchteten Fenster, welche die Nähe eines Maskenballs verkünden: alles das findet man zwar in verringertem Maße in den großen Provinzialstädten Frankreichs, wie Nantes, Bordeaux, Rouen, Lyon, Marseille rc., welche ihren Ruhm darein setzen, Paris täppisch zu parodiren; dagegen sucht man darnach vergebens in den mittleren und kleineren Landstädten, welche ihre eigenthümlichen Sitten bewahren und der Ansteckung entgehen. Wenn ich das geräuschvolle Paris bisweilen mit dem Aufenthalte in einer kleinen Provinzialstadt vertausche, so wundert mich besonders die tiefe Schweigen und der stille Frieden, welche die Nacht mit sich bringt. Schimmert irgendwo ein Licht, so ist es in einem Hause, wo Jemand gefährlich krank liegt, bei dem man Nachtwache hält; die Straßen sind menschenleer und öde; höchstens begegnet man zwei oder drei Männern in grauen Militärmänteln, welche leise längs der Häuser hinschreiten und bei ausbrechendem Feuer Lärm schlagen; erbebt das Pflaster, so kann man sicher annehmen, daß es eine Pariser Diligence oder die Mallepost ist, welche Vorspann wechselt; sehr selten und höchst zufällig kann es auch der Charabanc eines braven Landmanns seyn, welchen seine Geschäfte und seine Freunde verspätet haben und der sich beeilt, sein Nachtlager zu gewinnen, damit er am andern Morgen nicht in seiner Familie fehle.

Die mitternächtlichen Pariser Freuden sind in den Provinzialstädten unbekannt; man vergnügt sich daselbst auf ganz andere Art. In Paris fängt der Tag um sechs, sieben Uhr Abends an, gerade wenn die Leute in der Provinz drei Mahlzeiten gehalten haben und sich auf's Schlafengehen vorbereiten; denn sie legen sich in der Regel zwischen zehn und eilf Uhr zu Bette. Das Pariser Leben ist ein unvernünftiges Nachtleben, eine wahre Verschwörung zu Gunsten der Aerzte und Wachslichterfabrikanten. Die übermäßigen Genüsse verzehren einen zu großen Theil des unbekannten Elirirs, welches zur Lust und Freude stimmt, und rauben uns zuletzt jede Fähigkeit, vergnügt zu seyn. Darum sagt man mit vollem Recht, daß man in Paris schneller lebt, als an jedem andern Orte der Welt; und das Leben ist daselbst auch von kürzerer Dauer, weil man nicht das fortwährende Gefühl des Daseyns, das permanente Bewußtseyn der Eristenz hat; es bleibt einem in Paris keine Zeit übrig, daran zu denken und sich Rechenschaft davon abzulegen; die Tage, Wochen, Monate und Jahre drängen sich in schneller Reihenfolge auf einander, wie die Wellen des ewig bewegten Meeres, und lassen nichts zurück, als die Erinnerung der wichtigsten Begebenheiten, auf welche allein das Leben reduzirt wird. Wie viel glücklicher ist derjenige, welcher sich jeden Tag im Stillen seines Daseyns freut und für den das Jahr kein vorüberfliegender Traum und kein leerer Wortschall ist. Am Sylvesterabend rechnet er mit dem verflossenen Jahre ab und sezt sein Facit an, um zu sehen, ob es ihm treulich genüzt hat, und wenn er die 365 Tage, welche er überrechnet, gut angewandt findet, so verabschiedet er das alte Jahr in Ehren und ist zufrieden mit ihm. Ich bin der Meinung, daß funfzig oder sechzig Jahre eines so hingebrachten Lebens eine längere, nüzlichere Laufbahn ausmachen, als dieselbe Anzahl von Jahren, welche der Ehrgeiz, die Intriguen, die Ercesse, die Leidenschaften und die bittern Enttäuschungen verschlingen, die mit einem unruhigen, hochstrebenden Leben vorzugsweise verknüpft sind. Es ist ein wenig beneidenswerther Vorzug, schnell und ungestüm leben zu können; kaum kann man sagen, daß das leben heiße, es heißt vielmehr fliehen. Der Weise aber muß wissen, daß er gelebt hat, und seine Vergangenheit muß ihm etwas anderes zurückspiegeln, als eine verworrene Scene, wo er bloß die hervorragendsten Personen der Fabel wieder erkennt, die sein Leben ausmachte.

Die Wachskerze.

(Fortsetzung.)

Das Haus, in welchem das Mädchen wohnte, hatte aus einem Stubchen im Hofe die Aussicht auf das große, finstere Gebäude der Stadtapotheke, in welchem in einem obern Geschoß der Doktor seine Zimmer hatte. Eines von diesen war immer bis spät in die Nacht erhellt. Ein Vorhang von rothem Kattun deckte die zwei Fenster und warf ein düsteres, rothes Licht in einem breiten Strahl über die Dächer und kleinen Wirthschaftsgebäude in den zwischenliegenden Höfen. Calliste stand oft, wenn sie ermüdet von dem gebeugten Sitzen am Stickrahmen sich in ihr Schlafkämmerlein zurückgezogen hatte, am Fenster und blickte Stundenlang hinüber zu dem rothen Schimmer, und ihre Phantasie malte tausend Bilder und Gestalten, mit denen sie die nächtliche Arbeitsstätte des Doktors bevölkerte. Bald verwandelte sich der rothe Strahl in eine mit purpurnen Teppichen belegte Stiege, und sie sah sich selbst im Brautstaate mit einem langen, schleppenden Gewande von weißem Atlas hinaufsteigen, bald schimmerte es ihr vor den Augen wie eine feurige Straße von Lava, und seltsam vermummte Gestalten mit rückwärts blickenden bleichen Gesichtern wandelten auf dieser Straße auf und ab. Ich bin fest überzeugt, daß diese lezte Idee ihr das Traumbild der „höllischen Rosen" eingegeben hatte.

Der Doktor Typhon war ein Mann, den die Akademie für den gelehrtesten Arzt seiner Zeit erklärt hatte. Er war Mitglied fast aller europäischen gelehrten Gesellschaften, seine Werke erregten immer neues Erstaunen, und man wußte in der That nicht, ob man ihm mehr Glück oder mehr Verstand zuschreiben sollte, denn seine Entdeckungen waren eben so außerordentlich, als seine Betrachtungen darüber scharfsinnig. Meine Vaterstadt war so glücklich, diesen Mann in ihren Mauern zu besitzen, obgleich sie ihn nie zu sehen bekam. Er lebte still und einsam in seiner Wohnung, und jener Zeitpunkt, als wir ihn zu sehen bekamen, bekleidet mit dem Rocke der infernalischen Rosen, war gerade, als er einen Besuch in Paris abzustatten im Begriff war, wohin der König ihn beschieden hatte, um die Aufsehen erregenden Resultate Mesmers zu prüfen.

Wer kennt nicht jene geheimnißvolle Kraft, die damals wie ein Götterkind in dem müden, überlebten Paris auftauchte und mit vollen Händen Leuchtkugeln und Lichtfunken umherstreute? Kurz vor den brausenden Gewitterstürmen der Revolution, wo der Verstand der Klugen sich verwirrte, kein Gedanke mit noch so scharfer Spitze sich in das taumelnde Gehirn einzubohren im Stande war, sank auf das schlafmüde Auge der Unschuld der uralte Prophetengeist der Bibel. Es weissagten die Armuth und die Einfalt, es hörten Taube den nahenden Schritt kommender Geschlechter und Thaten, und Blinde saßen staunend vor den Bildern eines kommenden Dramas der Geschichte. Die Natur gerieth in's Plaudern und ließ ihre mysteriöse Tochter, die Magnetnadel, geschwätzig im Kreise herumlaufen, um ihre unerhörte Verwandtschaft mit den Nerven an unserer Fingerspitze zu bekunden. Das Rückenmark fing an mit dem Nordpol zu korrespondiren und die Herzgrube mit den Metallen. Niemand wußte mehr wo ein noch aus. Heute hatte man noch ein paar Wachskerzen und eine Brille nöthig gehabt, um die unleserliche Handschrift des Geliebten zu entziffern, morgen las man ihn, auf dem Kanapé ausgestreckt, im Finstern, mit geschlossenen Augen, das theure Blatt auf die Herzgrube gedrückt. Ha, die Wissenschaft! Nun spreche man noch von den ewigen Schranken, die sie umschlossen halten! Pedantische Klugelei! das Gebiet der Isis ist unermeßlich. Wir werden die Luft beschiffen, wir werden das Innere der Erde zu sehen bekommen, wir werden den Tod abschaffen.

Es waren gerade drei Jahre vorüber seit der Reise des Doktors, als man im Städtchen sich damit beschäftigte, den Weihnachtsabend zu feiern. In den meisten Häusern war Spiel, Gesang und Tanz. Man schenkte sich bunte Kleinigkeiten, bereitete den Kindern Freudenfeste und führte selbst kleine Comödien auf. Musikbanden durchzogen die Straßen, der große Christoph, eine kolossale Puppe, wandelte durch die Stadt, und sah mit seinem, mit Mehlstaub und Mennich bestrichenen pappenen Gesichte glotzend in die Fenster der obern Stockwerke. Auf dem Markte, um das Bild des St. Georg am Brunnen, schwang sich ein lärmender Kreis alter Weiber, mit grünen Zweigen geschmückt, und um die Köpfe Kränze von aus Holz gedrechselten Orangen, die klappernd und mit Glaskugelchen gefüllt aneinanderschlugen. Ueberall Fröhlichkeit, überall Lust.

Mademoiselle Calliste war jetzt Madame Typhon, und stand in ihren eigenen Zimmern im großen Apothekegebäude an einem Tische, der mit den reichsten und auserlesensten Geschenken bedeckt lag. Sie hob mit ihren zwei Händen hier einen kostbaren Stoff von Gros de Tours, der zu einem Winterkleide bestimmt war, prüfend in die Höhe, dort sah sie einen Atlas mit einem Muster von Rankengewächsen aus der Fabrik Bellmardre et fils aus Lyon näher an und bewunderte die zarte Zeichnung und die silberartige Glätte des in Relief gearbeiteten Grundes. Ein prächtiger Goldstoff aus Arles, auf den höchsten Punkten der Arabesken mit kleinen echten Perlen ausgelegt, war für ein Corset à la reine bestimmt und mußte, wenn die bescheidene Calliste jemals wagte, es anzulegen, nothwendig den Neid und den tödtlichen Haß der Frau des Maires ihr auf den Hals laden. Aber Madame Typhon war mitten in ihrem Glanz als Frau des berühmtesten Gelehrten ihrer Zeit, und sammt ihren erheiratheten Reichthümern, doch die bescheidene blasse, kleine Person geblieben, wie ich sie oft gesehen hatte, wenn ich meinen Gang zum Bäckerladen in der Sackgasse antrat. Der Hochmuth war keine ihrer Schwächen, wohl aber die Neugierde, diese von Eva allen ihren Enkelinnen erblich hinterlassene Schwäche, und deßhalb quälte sie mitten unter ihren Weihnachtsfreuden ein Ding ganz besonders, das ihr, trotz der Anstrengung, es zu verbannen, immer wieder in den Sinn kam.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, März.

(Schluß.)

F. Berthold. Theater.

Mehrfaches Bedauern erregte der frühzeitige Tod der unter dem Namen Franz Berthold in der Schriftstellerwelt aufgetretenen Erzählerin Adelheid Reinbold aus Hannover, welche sich hier aufhielt. Nachdem ihr vorzügliches Talent durch die im Jahr 1837 von Tieck herausgegebene Sammlung von „Novellen und Erzählungen“ an das Licht getreten und in Folge ihrer unter dem Titel: „Irrwischfritz“ in

der „Urania“ für jeziges Jahr erschienenen, neueren Produktion noch allgemeinere Anerkennung gefunden, faßte man große Hoffnungen auf ihre fernere literarische Thätigkeit, da sie, den Jahren nach, der Jugend noch ziemlich nahe stand. Den zahlreichen Freunden und besonders Freundinnen, deren ihre Erzeugnisse sich zu erfreuen haben, ist wenigstens der Trost zu geben, daß bereits ein vollendetes neues Werk von ihr sich unter der Presse befindet, und zwar ein historischer Roman mit dem Titel: „König Sebastian, oder wunderbare Rettung und Untergang.“ Auch hievon wird Tieck die Herausgabe besorgen. Bei den ungewöhnlichen Fähigkeiten der Verfasserin und dem reichen Stoffe, welchen die abenteuerlichen Schicksale jenes unglücklichen Fürsten darbieten, läßt sich wohl in dieser lezten Schöpfung der Verstorbenen ein anziehendes Gemälde erwarten. — Die Tonkunst hat in den lezten Wochen abermals mehrere Triumphe hier erlebt, wie z. B. in der zum Besten der Armen gegebenen „musikalischen Akademie“ und der andern, durch die Mitglieder der königlichen Kapelle Schubert und Kummer veranstalteten. — Von Opern und Schauspielen wurde Mehreres zum ersten Male auf hiesiger Bühne aufgeführt. Dem Erfolge der dahin gehörenden Oper: Czerny Georg, vom geheimen Rathe von Miltiz, mochte wohl besonders auch der Umstand schaden, daß ein großer Theil des Publikums gehofft hatte, von der Schröder-Devrient und dem Tenoristen Tichatscheck Glanzpartien darin vortragen zu hören. Es ergab sich aber, daß sie beide in dieser Oper gar nicht beschäftigt waren. Das dem Französischen entlehnte, mit Beifall gegebene Schauspiel: Andreas Hofers Tod, und das damit zusammenhängende Drama: Wilhelm Kollmann, war ebenfalls neu für uns, wie das Lustspiel, die Vormundschaft, von Gerle und Uffo Horn, welches freundlich hingenommen wurde. An dem Anschlagzettel, der dem trefflichen Sheridanschen Lustspiele: „die Lästerschule“ nachsagte, es werde auf unserer Bühne zum ersten Male aufgeführt, tadelte man dieses; und doch hatte der Zettel nicht unrecht, weil es, nachdem es sehr lange im Staube des Bühnenarchivs geschlafen, in veränderter Gestalt erschien. — Die Hugenotten und die Capuleti und Montecchi sind Stücke, an welchen das Publikum unersättlich ist. Bei einer der lezten Vorstellungen der Hugenotten, ich glaube der vierundzwanzigsten, war Vormittags der Zudrang zur Theaterkasse nach Billetten so gewaltig, daß man zu Aufrechthaltung der Ordnung sich bewogen sah, Wache herbeiholen zu lassen. — Die gänzliche Vollendung der Leipzig-Dresdener Eisendahn steht uns bereits so nahe, daß versichert wird, die erste, mit Pomp und Feierlichteiten mancher Art verbundene Fahrt auf derselben solle bestimmt den 8ten künftigen Monats April stattfinden.

Prag, Februar.

(Fortsetzung.)

Verschönerungen. Lipinsky und Molique.

Im Kleinen wie im Großen äußert sich der lebendige Verschönerungsgeist der Prager. Ueberall herrliche Neubauten, überall neue prachtvolle Gewölbe. Unter lezteren stellen sich besonders die Wetzsteinsche Glashandlung und die Buchhandlung Gottlieb Haase, Söhne, auf dem Altstädter großen Ringe, dem Hauptplatze Prags, heraus. Die Besitzer der leztgenannten Handlung thaten sehr wohl daran, ihr bisheriges Lokal auf dem kleinen Ringe zu verlassen. Mochten sie auch noch so schöne typographische Kunstprodukte ausstellen, so boten ihre Auslagkasten dennoch weder von der Fronte, noch von den Seiten den hübschen Anblick dar, durch den sich ihr jeziges Verkaufsgewölbe auszeichnet.

Ein Paar ausgezeichnete Violinvirtuosen sind schnell hintereinander, der Eine aus Norden, der andere aus Süden, in unserer Stadt erschienen, und haben einen Zwiespalt in der Welt der Kunstliebhaber erregt, welcher an den alten Guelfen- und Ghibellinenstreit zwischen den Verehrern von Pollebro und Durand erinnerte, doch minder heftig geführt wurde; denn damals war nur die Form verschieden und die Intelligenz auf beiden Seiten großartig, welche diesmal zu sehr den Ausschlag auf die Eine Seite lenkte. Die Streiter in diesem olympischen Wettkampf waren Karl Lipinsky und B. Molique. Der erste hat sich im Norden, meistentheils in Rußland, einen großen Ruf erworben, der sich bei uns nicht sehr vergrößert haben dürfte. Lipinsky scheint ein artistischer Naturalist zu seyn, und seine wahrhaft große Bravour mehr durch eigenen Fleiß und Uebung in einigen seltenen Schwierigkeiten, als durch regelrechten Unterricht erhalten zu haben, da weder sein Vortrag noch seine Bogenführung kunstgerecht sind, und sein Spiel weder vom Herzen kommt, noch zum Herzen spricht, sein Ton nicht großartig ist, und besonders die G-Saite die partie honteuse seiner Kunstleistung bleibt. Sein Triller ist nicht brillant, und sein Staccato schon im Allgemeinen fehlerhaft, der vielfachen Nuancen gar nicht zu gedenken, deren dasselbe fähig ist; das Flageolet — das er sehr zu lieben scheint — ist mitunter unrein und geht oben bloß in ein Säuseln und Pfeifen über, und in den Passagen entwischte ihm Manches gegen seinen Willen. Kurze Zeit nach Lipinsky kam Molique, und wenn der Erstere den Fanatismus einiger Enthusiasten erregte, so feierte dagegen der Zweite den glänzendsten Sieg über Geist und Gemüth aller Kunstkenner. Molique gehört unstreitig unter die vorzüglichsten Violinvirtuosen nicht nur Deutschlands, sondern Europas. Vor Allem zeichnet ihn eine Reinheit aus, die selbst bei den schwierigsten Stellen nicht das leiseste Schwanken in der Intonation bemerken läßt. Sein Staccato hat einen Glanz und eine Mannigfaltigkeit, wie man es nur selten bei Violinspielern findet, sein Triller kann ein Non plus ultra genannt werden, und seine chromatischen Läufe sind wahre Perlenschnüre. Molique spielt übrigens die schwierigsten Dinge mit einer solchen Ruhe und Leichtigkeit, daß es den Laien vorkommt, als sey das Alles ganz leicht, und könne gar nicht anders vorgetragen werden. Daher mag es auch wohl kommen, daß Einige, wahrscheinlich Freunde der artistischen Verrenkungen, in Wien sagten, er spiele kalt. In seiner zarten und weichen Cantilene erinnert er sehr an Pollebro, der bekanntlich nicht nur den Damen, sondern selbst den Männern Thränen zu entlocken verstand. Unter die Vorzüge dieses ausgezeichneten Virtuosen gehören noch seine soliden, interessanten und mannigfaltigen Tondichtungen, die allgemein an die Seite der Mozart'schen Conzerte gesezt werden, worin die Blasinstrumente immer Antheil nehmen, während der Conzertist in Passagen in den höheren Regionen fortmodulirt, was leider in den Compositionen des Tages gänzlich vermißt wird.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 82.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 5. April 1839.

— Mild may be thy life!
For a more blust'rous birth had never babe.
Shakespeare.

Die Geburt Aesculaps.

Mythe.

Für Koronis, die in Schöne
Königlichem Stamm entblüht,
War Apoll, der Gott der Töne,
Bis in's tiefste Herz erglüht;
Und wie dicht auch Wand und Schleier
Um sein Kind der König zog,
Doch Apollo's goldne Leier
Schmeichelnd ihr das Herz betrog.
Er spielte die schmelzendsten Töne,
Erschien ihr als Traumbild in Schöne,
Bis Lippe an Lippe sich sog.

Trotz Thessaliens muth'ger Krieger,
Die die Königsstadt bewacht,
Bald entführt' der Gott als Sieger
Die Geliebte in der Nacht;
Drauf die Sonne, aufgegangen
Ueber Berg und Hain, bethaut,
Sah mit wonnig glüh'nden Wangen
Die entzückte Götterbraut.
Vor Delphi schallmeiten die Hirten,
Sie kränzten mit Rosen und Myrten;
Die Vögel da sangen so laut.

Schnell entfloh die Zeit in Wonnen,
Wie sie kennt mehr keine Brust;
Da in lautrer Liebe Bronnen
Fiel das Gift gemeiner Lust.
Sie, die menschlich und verderblich,
Sehnte sich nach gleichem Blut,
Und für Ischys, schön und sterblich,
Ihr das Herz entbrannt' in Glut.
Da klagte der spähende Rabe:
„Apollo! es schändet ein Knabe
Den Busen, an dem du geruht!"

Was der Rabe ihm verkündet,
Sah der Gott mit dem Geschoß,
Und von jähem Zorn entzündet,
So er ihren Tod beschloß:
„Schnell des Scheiterhaufens Feuer
Flamm' um sie, die buhlend lag!
Die nicht rührte meine Leier,
Meine Liebe nicht, mein Tag!" —
Schon lodert's im Zuge des Windes,
Noch ruft sie: „o schon' deines Kindes,
Das in mir mit mahnendem Schlag!"

Nichts mehr kann der Flamme wehren,
Die den holden Leib ergreift;
Da Apoll sie läßt gebären
In der Glut das Kind, gereift.
„Stirb denn, Weib, in Glut entbunden!
Doch, Asklepios, du mein Sohn!
Heile Krankheit einst und Wunden,
Da genug der Leiden schon!"
Empor hat das Kind sich geschwungen,
Asklepios, aus flammenden Zungen,
Dem lauernden Tode zu drohn.

D. A. Assing.

Die Wachskerze.

(Fortsetzung.)

Der Doktor, ihr Gemahl, hatte Callisten verboten, seine Schreibstube, oder vielmehr sein Laboratorium zu betreten. Er hatte ihr es verboten, nicht wie ein Liebhaber, nicht wie ein gefälliger Ehemann etwas verbietet, mit zärtlichem, nur halb unterdrücktem Lächeln, nein, wie ein trockener Gelehrte seiner Magd verbietet, ihren profanen Fuß in das Heiligthum der Wissenschaft zu setzen, in kurzen, harten, strengen Ausdrücken. Aber unglücklicherweise war gerade dieses Laboratorium jenes mysteriöse Kabinet, von dem der rothe Strahl nächtlich ausging, den sie so oft in ihren Träumen mit den phantastischen Gestalten ihrer Laune bevölkert hatte. Jetzt war sie Gebieterin in diesen Räumen, es öffneten sich ihr alle Thüren in dem alten, weitläufigen Gebäude, und nur diese Thür allein sollte ewig für sie verschlossen bleiben? Das war unerträglich. Was konnte das Kabinet enthalten? Einige in Spiritus aufbewahrte Apparate, monströse Bildungen etwa, die die Phantasie einer jungen Verheiratheten auf schädliche Irrwege führen konnten? O gewiß, nichts anderes. Was hätte ein Doktor auch zu verheimlichen? Immer nur die armseligen, und wenn man sie entdeckt hat, so wenig belohnenden Räthsel der Wissenschaft. Ja, wenn in diesem Kabinete eine Nebenbuhlerin versteckt wäre, ein reizendes Weib, über Nacht gekommen und über Nacht wieder verschwindend; aber nein, es ist der Schädel eines Affen, ein Frosch unter einer Luftpumpe, eine Mißgeburt mit zwei Köpfen.

Calliste empfand zum ersten Mal einen kleinen Schauder, mit einem Naturforscher verheirathet zu seyn. Diese Männer erforschen Alles; es existirt für sie keine Illusion, keine Poesie. Sie wühlen gräßlich in der Schöpfung, und ruhen nicht eher, bis sie jede Blume in ihre Bestandtheile aufgelöst, jeden zuckenden Nerv bloßgelegt haben. — Um sich von diesen Gedanken zu zerstreuen und den einsamen Weihnachtabend zu Ende zu bringen, ließ sie ihre Nachbarin, die Wittwe eines Perruckenmachers, zu sich bescheiden. Madame Bertram kam in ihrer Spitzenhaube, in ihrer roth und grün gewürfelten Schurze und mit ihrem Schlüsselbund, den sie nie ablegte. „Mein Mann ist nicht zu Hause," rief ihr Calliste entgegen, „und mir wird die Zeit lang; deßhalb habe ich Sie bitten lassen, mir Gesellschaft zu leisten, liebe Frau Nachbarin." — „Zu viel Ehre, liebe junge Frau," entgegnete Madame Bertram und setzte sich an den Tisch.

Das Gespräch ging vom Hundertsten in's Tausendste. Madame Bertram wußte auch allerlei vom frühern Leben des Doktors. „In diesem Hause ist es nicht geheuer," sagte sie. „Man hat zu Zeiten sonderbare Klagetöne gehört und immer kamen sie aus dem verschlossenen Kabinet des Herrn Doktors." — „Aus diesem Kabinet?" fragte Calliste. „Ja, Klagetöne, sag' ich. O, was das betrifft, so hält man den Herrn Doktor in der ganzen Stadt für eine Art Hexenmeister." — „Aber, Madame Bertram —" — „Ja, liebe Frau, haben Sie denn noch nie von seinen verwunschten Versuchen gehört, von seinen Thier- und Menschenquälereien?" — „In der That noch nie." — „O davon kann Ihnen jeder Savoyardenknabe erzählen, der den Weg von hier seinem Landhause vorbei nach Paris macht. Sind Sie noch nie in diesem Landhause gewesen?" — „Noch nie." — „Aber wieder auf das Kabinet zu kommen. Lassen Sie uns doch einmal hineingehen." — „Er hat es mir verboten, Madame Bertram." — „Teufel! da sehen wir den barbe-bleu! Er verbietet seiner Frau, in ein besonderes Gemach des Hauses zu gehen. An Ihrer Stelle, mein schönes Kind, ließe ich mir so etwas nicht gefallen. Ich sage Ihnen, ich litte es nicht. Hab' ich doch auch damals die große Prachtperrücke gesehen, die nach Paris zur Concurrenz aus allen bedeutenden Städten des Königreichs wegen der Krönung eingesendet werden mußte. Mein Mann hielt sie geheim, selbst ich durfte sie nicht sehen, und was gilt's, ich kann Ihnen noch die Locken herzählen, die sie hatte? Was mag jenes Kabinet in sich verschließen?" — „Enthalte es, was es wolle. Ich werde es nicht öffnen."

Madame Bertram entfernte sich, nachdem sich nochmals, wiewohl vergeblich, ihre Ueberredungskünste versucht hatte. Calliste war wieder allein. Sie versuchte, ihre Phantasie von den seltsamen Schreckgestalten, die die Alte hergezaubert, zu säubern; allein es ging nicht. Sie beschäftigte sich mit dem Landhaus des Doktors, in das sie auch noch nicht gekommen war, und malte sich die Seltsamkeiten, die es enthalten sollte, so grotesk wie möglich aus.

Es schlug zwölf Uhr, da tönte aus dem Kabinet ein langer Schmerzenslaut hervor. Eine kleine Pause, und

noch ein solcher qualvoller Schrei; ein dritter, aber kaum hörbarer, sich in ein Gewinsel verlierender folgte. — In dem Augenblick zog die lustige Musikbande die Straße herauf. Calliste ging auf die Thür zu, um zu öffnen. Sie stand aber auf der Schwelle still; das Metall des Schlosses schien in ihrer Hand glühend zu werden, sie ließ schnell wieder los und stand mit klopfendem Herzen zweifelhaft da. Vorsichtig näherte sie ihr Auge dem Schlüsselloch; sie sah nichts, als die Ecke eines Bücherschrankes und auf dem Boden etwas, das wie die Spitze eines menschlichen Fußes gestaltet war. Es regte sich nichts. Der Schrei konnte eine Täuschung ihrer aufgeregten Sinne gewesen, er konnte auch auf der Gasse, in einem Nebenhause ertönt seyn. Sie ging an den Tisch und musterte noch einmal die glänzenden Geschenke. Da war es wieder, als erhebe sich der schauerliche Seufzerton; mit einem Sprunge war Calliste an der Thüre. Sie blickte durch, und das, was sie für einen menschlichen Fuß gehalten, hatte seinen Platz verändert. Es war also ein lebendes Wesen hier verschlossen; dieses konnte der Hülfe bedürftig seyn, man mußte die Thüre öffnen, es koste was es wolle.

Sie versuchte den Schlüssel zu drehen, er gab leicht nach; es war kein Riegel von innen vorgeschoben, und nach einem leisen Drucke öffnete sich die Thüre. Das Kabinet war mit Büchern und Apparaten angefüllt, eine Lampe brannte auf dem Tisch, denn der Doktor hatte bald wieder kommen wollen. Aengstlich suchten die Blicke der Frau den Gegenstand ihrer Besorgnisse und Schrecken, und sie glaubte ihn gefunden zu haben, als sie das Sopha mit einem großen rothen Tuche überhangen und darunter die Spitze des Fußes hervorragen sah. Der Fuß war klein, in einen lose hängenden Strumpf gehüllt; es schien der Fuß einer Frau zu seyn. Lange kämpfte Calliste mit ihren aufgeregten Sinnen, ehe sie sich entschloß, das verhüllende Tuch abzustreifen. Sie fand eine bleiche Frau darunter liegend, mit verbundenem Kopfe und geschlossenen Augen. Gleich darauf ließ sie das Tuch wieder fallen; denn sie vermochte nicht, in das Antlitz zu schauen, in dem Qual und Schmerz auf eine grausenerregende Weise ausgedrückt waren. Eine leise Stimme murmelte einige Worte. Schnell hob sie wieder das Tuch und beugte sich zu ihr nieder. „Welche Zeit ist es?" fragte die Stimme, und die blauen Lippen zitterten, die Augen blieben geschlossen. — „Mitternacht," antwortete Calliste. — „Wird diese Nacht nie endigen!" seufzte es und wiederholte dann den vorigen Schrei. Calliste sank auf einen Stuhl neben dem Ruhebette und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. „Was bedeuten die Töne, die ich höre?" fragte die Stimme. — „Es ist der heilige Abend. Kann ich Ihnen kein Labsal anbieten, arme Kranke?" — „Geben Sie mir den Tod. Ach — tödten Sie mich! Auf dem Tische hier nebenbei muß ein Messer liegen; stoßen Sie es mir in's Herz. Ich bitte Sie darum im Namen unseres Heilands, der in der heutigen Nacht geboren ward."

(Fortsetzung folgt.)

Landschaftsbilder aus Ungarn.

Die Weinlese in Tarjany.

Eine freundliche Sonne bescheint die Gegend; den Norden unsers Gesichtskreises umsäumt eine Nebenhügelkette. Zur Linken haben wir ein wellenförmiges Land, rechts das Matragebirge, welches mit seinen Ausästungen den Hintergrund bildet und in seinen Eichenwaldungen die buntesten Tinten des Herbstes zeigt. Eine vielbefahrene Straße zieht sich längs den Weinbergen hin. Allenthalben regt sich das Leben, tönt der Jubel, knallen Schüsse, fährt man mit Bottichen, welche die Gaben des Liäus enthalten. Wir steigen an einem der Berge aus, wo eben die Lese in vollem Gange ist. Eine muntere Gesellschaft aus dem freundlichen und lebendigen Städtchen Gyöngyös umgibt uns. Aus lieblichen Frauengesichtern strahlen uns feurige Augen freundlich an. Oben schallt der Jubel, das Singen, das Jodeln, und zwischen durch die Musik der Zigeuner. Bald sind wir mitten darin und man empfängt uns mit Jauchzen und Schüssen, und bringt uns die herrlichsten Trauben entgegen. Alle heitern Gefühle werden geweckt und auf's Höchste gespannt. Der Aufseher beeifert sich, dem Fremden die ungarische Gastfreundschaft zu beweisen und ihm einen wahrhaft frohen Tag zu bereiten. In Zügen, den Ameisen bei ihrer Arbeit ähnlich, kommen und gehen die Leser mit ihren Butten. Wer sollte in diesen heitern, schalkhaft auf uns blickenden Gesichtern Fröhner entdecken? Gern verrichten sie eine solche Frohne, wo sie nach Herzenslust schmausen können, und wo noch dazu Musik ihnen die leichte Arbeit versüßt.

Während wir hier stehen und genießen, und unsern Standpunkt wechseln, um die reizende Aussicht nach allen Seiten aufzufassen, bereitet uns der Aufseher eine Ueberraschung. Auf seine Anordnung stellen sich die musicirenden Zigeuner neben den Karren mit den Bottichen auf, kommen die Winzer und Leser herbei, gruppiren sich, stecken die Köpfe zusammen und blicken uns schalkhaft an. Da gibt die große Baßgeige mit gewaltigem Striche einen ungarischen Tanz an, der Aufseher winkt und im Nu stehen zehn bis zwölf Paare da und beginnen den Tanz. Von Grazie ist dabei nicht viel zu finden, obgleich es eine gewisse Fertigkeit erfordert, einige verschlungene Touren genau einzuhalten. Dabei nähern sich bald die Paare, bald entfernen sie sich, bald geht der Mann der Frau, bald diese jenem nach, erfassen dann,

einander neckend, andere Tänzer und Tänzerinnen, um gegenseitige Eifersucht und Schadloshaltung anzudeuten, bis sie endlich einander wieder in die Arme sinken, und nun in wilder Lust sich rasch im Kreise drehen. Die dabei beobachteten Pas bestehen fast nur in einem Trampeln und Stampfen, wobei die Männer zwischendurch laut jauchzen.

Ein Haupttänzer zieht unsere besondere Aufmerksamkeit auf sich. Obgleich nicht mehr ganz jung, zeigt er dennoch große Gelenkigkeit, auch sieht man augenscheinlich, wie die Tänzerinnen verlangend nach ihm schielen und ihm besonders freundlich die Hand reichen, wenn er sie zum Tanze auffordert. Während desselben ist alles an ihm belebt, seine Augen sprühen Feuer, seine Arme bewegen sich graziös, und seine Hände streichen mitunter wohlgefällig den Schnurrbart. In der Linken hält er einen breitkrempigen abgetragenen Hut mit vielem Anstande; er stuzt seine Arme mehrmals unter und wendet sich kokettirend rechts und links. Seine Haare fallen, mit Oel gesalbt, glänzend schwarz über die Schultern herab. Sein Oberleib ist nur mit einem Hemd bedeckt; an den Füßen trägt er leichte Zischmen. Der Mann ist nicht zu ermüden, und er scheint sich die Aufgabe gestellt zu haben, mit sämmtlichen Tänzerinnen einen Reigen durchzumachen. Die brennende Sonne scheint Keinen zu belästigen, und nur der Wink des Aufsehers macht endlich dem ländlichen Feste ein Ende.

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, März.

(Schluß.)

Neue Theaterstücke.

Auf unserer Bühne scheint Raupach zum Chevalier d'Honneur der Prinzessin Amalie ernannt worden zu seyn; denn jeden Monat erscheint ein Stück von ihm und eines der erlauchten Dichterin; doch gleicht er einem ungalanten Whistspieler, welcher den Damen jedes Spiel abgewinnt, die bald mehr, bald minder Fische an ihn verlieren. Im Februar sahen wir zuerst sein Possenspiel: „Der Zeitgeist," und wenige Tage nachher: „Vetter Heinrich." Schauspiel in fünf Akten von der P. A. v. S., der Verfasserin des Oheims, Lüge und Wahrheit, Landwirth, Pflegevater u. m. a. (Bevor wir dahin kommen, alle Dramen der Prinzessin gesehen zu haben, wird diese Aufführung länger werden, als der große Titel des Kaisers von Oesterreich). Zum Unglück gehörte diesmal die Raupach'sche Posse unter seine besten, das Schauspiel unter ihre schwächsten Produkte; so verlor sie den Robber ziemlich hoch, ja sie war nahe daran, Schlemm zu werden, wenn nicht die Achtung vor einer hohen Dame, noch mehr aber die Ueberraschung der lezten Scene das Stück gerettet hätte, in dem uns leider nur ein etwas ernster Schniffelinsky und eine getaufte Madame Hiesch entgegen treten. Auch die übrigen Personen sind etwas anständiger gehalten und gestellt, und der Bräutigam zeigt seinen Edelmuth durch ein Duell, das freilich in den Jahren 1760 bis 1780 zeitgemäßer gewesen wäre. — Dessauers Oper: „Ein Besuch in St. Cyr," Text von Bauernfeld, hat hier dasselbe Schicksal gehabt, wie in Dresden, wo sie zuerst gegeben wurde: sie gefiel, ohne Furore zu machen; denn das dreimalige Hervorrufen des Compositeurs am ersten Abende will nichts sagen, und schadete im Grunde mehr, als es nüzt, denn die Prager können es einmal nicht leiden, wenn einer ihrer Compatrioten sich in irgend etwas auszeichnet. Uebrigens füllt jede Reprise das Haus, was im Ganzen oft ein besseres Zeichen ist, als ein stürmischer Applaus, der von leeren Bänken, Logen und Galerien erschallt. Vielleicht beschuldigt mich hier Mancher, Unsinn zu sprechen; aber wir machen immer die Erfahrung, daß bei leerem Hause der Beifall der stürmischste ist. — Das Libretto hat mehr Handlung als die meisten Bauernfeldschen Lustspiele, und ist charakteristisch französisch und zeitgemäß gehalten, ja der Brief, auf Abelens Rücken geschrieben, ist so durch und durch französisch, daß man fast auf den Verdacht geräth, die Oper sey eine Uebersezung. Der einzige Fehler dabei ist, daß der Dichter eine alte Dame brauchte, und der Compositeur sie musikalisch ziemlich bedeutend hielt, so daß man selten bei einer Bühne eine genügende Repräsentantin für dieselbe finden dürfte. Die Musik ist leicht, gefällig, meist charakteristisch, doch ist die Melodie nicht immer ganz originell, und die Musik hat zu viel parlante Stellen, zu wenig getragenen Gesang. Ohne eben auf große Sensation Anspruch zu machen, wird sie überall gefallen, wo sie gut gesungen und gespielt wird. Hier war das Erstere nur theilweise, das Leztere durchaus nicht der Fall. — „Trefftönig, oder: Spieler und Todtengräber." Lebensbild mit Gesang in zwei Abtheilungen von A. Bary und J. Schikh, ist eine gar sonderbare Composition. In der ersten Abtheilung lernen wir einen Drechslermeister kennen, der studirt hat, und seinen Sohn wieder studiren läßt; dieser aber verspielt all sein Geld, stiehlt dem Vater 20,000 Gulden, und geht mit dessen Pflegetochter durch. Die zweite Abtheilung, welche um zwanzig Jahre später in einem deutschen Badeorte spielt, führt uns den Sohn als einen Herrn von Horn vor (ist dies eine Allusion auf die Drechslerherkunft?), welcher seinem Vater die geraubten 20,000 Gulden in einem Paket zugesandt hat, das dieser jedoch nicht eröffnete und, nachdem ihm auch sein Haus abgebrannt und er total zum Bettler geworden, Todtengräber wurde, um sein Leben zu fristen. Der Sohn verspielt abermals Hab und Gut, will sich erschießen, der Vater fällt ihm in den Arm, und führt ihn zur Tugend zurück; das Paket mit 20,000 Gulden ist auch da, und alle werden noch leidlich glücklich. Die Staffage dieses düstern Tableaus besteht aus einigem grundschlechten Gesindel. Das Stück fiel verdientermaßen durch, ein Paar ebenfalls schlechte Couplets abgerechnet, welche, auf Prager Straßen und Hausschilder sich beziehend, vor den Augen des vierten Stocks Gnade fanden. — Die neue Posse: „Der Kobold, oder: Der junge Herr muß wandern," ist in Wien als Parodie des Ballets: „Der Kobold" geschrieben, weßhalb man es hier gar nicht hätte geben sollen; denn wer kann über eine Parodie lachen, der das Vorbild nicht kennt? Wahrscheinlich haben sowohl die Obervorsteherin der Hexenzunft, eine Art von infernalischer Donna Diana, als der Fürst und Kronprinz der Kobolde, die angehende Hexe und die hundertjährige Alte mit dem zärtlichen Herzen, die stark an Papagena erinnert, ihre Urbilder in dem Ballet, was wir uns nur einbilden müssen, um uns dazu zu forciren, etwas Komisches an diesen Gestalten zu finden. Die Posse war übrigens mit großen Unkosten in die Scene gesezt, die zu etwas Besserem hätten verwendet werden können, ging aber ganz still vorüber.

Beilage: Literaturblatt Nr. 35.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 83.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 6. April 1839.

Nach weiten Flachlands Ueberdruß
Weckt uns der hehren Berge Winken
Und des geschwäz'gen Waldbachs Gruß.

Miß Pardoe.

Bilder aus Savoyen.

Erster Brief.

Da, wo der rechte Arm der Jungfrau Europa ansitzt und sich ihre fünfzehntausend Fuß hoch gewölbte, schneeweiße Brust erhebt, da liegt ein kleines Land, zwar arm an Geld und Gold, aber reich an Eisen und guter alter Sitte, die Heimath eines wackern Volks, das sich immer rein erhielt von den Fehlern seiner Nachbarn und der unzähligen Fremden, die alljährlich da ein- und ausströmen. Punier und Römer, Gothen und Burgunder, Mauren und Franzosen haben es durchzogen, die Reichen Europas und Amerikas kommen seit fünfzig Jahren in Haufen dahin, fremde Dränger haben es Jahrelang beherrscht und nach ihrer Art mißhandelt; aber doch ist es immer in seiner Eigenthümlichkeit geblieben. Seine eigenen Fürsten haben es lange vernachlässigt und verkannt, und im Ausland weiß man nur wenig davon, wiewohl von da einer der größten Wohlthäter der Menschheit stammt und ein edler Held, der lange für Deutschlands Recht und Ehre stritt, St. Bernhard und Prinz Eugen.

Unter den Scheingründen, welche von den Franzosen angeführt werden, um zu beweisen, daß das ihnen taktisch und strategisch sehr bequem gelegene Savoyen, troz Fluß- und Gebirgsgrenzen, doch zu Frankreich gehöre und daher früh oder spät reklamirt werden müsse, außer jenen Gründen legen sie auch großen Nachdruck auf die Sprache und die Sitten des Volks. Die französische Sprache ist aber nicht die Sprache des innern Landes, in dessen Provinzen ein eigenes Patois geredet wird, sondern nur das Idiom in den Städten und in den höhern Ständen. Und Sitten und Lebensweise, ja der ganze Habitus des Volks sind in Savoyen durchaus von Frankreich verschieden; sie haben vielleicht weniger Form und Firniß, aber viel mehr innern, gediegenen Werth, mit vorherrschendem Gemüth und diesem untergeordneter Spiritualität, keineswegs aber mit geringerer Lebensfertigkeit und Gewandtheit.

Ich war mit meinen Zöglingen von Genf aus in Lyon gewesen und wendete mich nun Savoyen zu.

Man fährt Abends um neun Uhr von Lyon ab und kommt am andern Mittag in Chambery an. Unser Wagen von savoyischer Administration war ziemlich elegant und bequem. Seine sechs innern Plätze nahmen nur vier Reisende ein, wir drei und eine ansehnliche Dame, wodurch es möglich wurde, uns gemächlich, jeder in seine Ecke zu drücken und schlafend aus der belle France zu kommen. Nur einige Mal wurden wir beim Umspannen von den Flüchen des Conducteurs geweckt, der

die Relais nicht bereit, nicht angeschirrt, ja manchmal sogar ein Pferd zu wenig fand. Dann wurden von den französischen Postillons die armen Thiere entsetzlich mißhandelt, um zu entgelten, was nachlässige Menschen verschuldet hatten. — In dem hübschen Städtchen La Tour du Pin hielt unser Wagen mitten auf dem Platz. Es war fünf Uhr früh und die Morgenluft wehte uns erweckend und stärkend an. Wir stiegen aus und nahmen eine Tasse schwarzen Kaffee im nächsten Kaffeehaus, wo eben ein sehr nettes Mädchen auskehrte, aufräumte und uns, mit dem Besen in der Thüre stehend, freundlich zum Eintreten einlud. Wir fürchteten den Staub und gingen nicht hinein, sondern ließen uns unsern Kaffee auf eine steinerne Bank vor dem Haus setzen. Ein Amerikaner, der im Coupé gesessen und nach Aix in's Bad ging, glaubte, drinnen im Haus werde er besser seine Rechnung finden. Er kannte die Französinnen nicht; auch kam er ganz verdutzt wieder heraus, als der Conducteur zur Abfahrt rief.

Die Gegend blieb unbedeutend bis Pont-Beau-Voisin, wo jenseits der Guier die savoyische Grenze ist. Die gewöhnliche Douanenprocedur ging hier vor sich, war aber viel einfacher und kürzer als die französische in Bellegarde. Unser Amerikaner entdeckte zu seinem Schrecken, daß er in jenem ihm so einladend scheinenden Kaffeehaus zu La Tour du Pin seinen Geldbeutel und in ihm die kleinen Schlüssel zu seinem Koffer und Nachtsack hatte liegen lassen. An dem Geld schien ihm wenig zu liegen, wohl aber an den Schlüsseln. Es mußte ein Schlosser geholt werden, um Alles aufzumachen. Als aber der Douanier seinen Koffer sehr obenhin untersucht hatte, dispensirte er ihn von dem weitern Oeffnen seines Gepäcks. Diese Gefälligkeit hätte er bei den Bullenbeißern in Bellegarde gewiß nicht gefunden. Nur der Koffer unserer Dame wurde nicht nur Stück vor Stück untersucht, die Wäsche und Kleider herausgenommen und auseinander gelegt, sondern auch verschiedentlich an seine Wände geklopft; ja die Dame selbst wurde mit ihrem Nachtsack in ein Seitenkabinet geführt und da von wohlerfahrnen Douanenfrauen beaugenscheinigt und untersucht, was ziemlich lang dauerte, also sehr in's Einzelne und Innere gegangen seyn muß. Wir Andern hätten Verbotenes in Menge haben können, ohne daß es bei dem oberflächlichen Untersuchen entdeckt worden wäre. Wir sahen, es geschah bei uns nur pro forma. Auf meine Nachfrage klärte es sich auf. Die Dame gehörte einem Lyoner Schmuggelhause an und war selbst bekannt als eine geschickte Schmugglerin von Lyoner Seidenwaaren, Tüllbändern u. s. w. Darum wird sie jedesmal, wenn sie hier durchkommt, vom Kopf bis zum Fuß untersucht. Als sie später wieder bei uns im Wagen saß, sagte sie auf unser Bedauern, pfiffig lächelnd: Ces Messieurs sont fins, mais je suis encore plus fine, was wenigstens von ihrer Taille nicht gelten konnte. Es war auch wohl etwas „Plaque," um uns von ihrem Talent einen hohen Begriff zu geben, denn diesmal hatte sie wenigstens in ihrem Koffer nichts eingeschmuggelt, was sie auf meine Bemerkung auch zugestand.

Hinter Pont-Beau-Voisin hört die Fläche endlich auf und es beginnen die westlichen Voralpen Savoyens mit der Aigue-Bellete, an der sich die Landstraße hinaufzieht, aber nicht mehr in der bisherigen Richtung von West nach Ost, sondern von Nord nach Süd, immer der Guier entgegen, die sich tief unten in engem Bett durch Felsblöcke durchwindet und einen gar malerischen Grund bildet. Höher hinauf herrschen vom Dauphiné herüber schön geformte, wohlbewachsene Berge, die immer höher werden, je mehr die Landstraße auf savoyischem Grund steigt. Diese schöne Alpenlandschaft durch den Pas du Chailles thut dem Auge unendlich wohl, wenn man aus Frankreich kommt und sich in der Ebene von Lyon der viele Stunden lang müde gesehen hat. Die Berggestalten werden immer imposanter, die Tiefe, in der die Guier braust und schäumt, immer mächtiger und schwindelnder, bis endlich die Höhe bei Echelles erreicht ist.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wachskerze.

(Fortsetzung.)

Diese Worte wurden in Absätzen und kaum verständlich hingehaucht, aber jedes war ein Dolchstich in die Brust der armen Calliste. Alles Weh der Erde, jeder verborgene, gräßliche Schmerz lag in diesen fürchterlichen leisen Tönen. Sie wiederholt anzuhören, war den menschlichen Nerven unmöglich. Calliste hatte geglaubt, ein starkes Weib zu seyn, sie hatte, wenig verweichlicht, den Schmerz bei sich und bei Andern kennen gelernt, sie hatte an mehr als einem Sterbelager gestanden, aber sie hatte nie Todesseufzer wie diese gehört. Eine Eiseskälte durchzuckte sie, es bannte eine unsichtbare Gewalt sie in dieses Kabinet, wo jezt die seltsamsten Schrecken auf sie eindrangen. Das Verlangen, der Erkrankten deutlicher in's Antlitz zu schauen, hatte sie bewogen, der Lampe eine verdeckende Hülle abzunehmen, und das hiedurch erzeugte hellere Licht machte eine Menge schlummernder oder betäubter Geschöpfe rege, die jezt aus allen Ecken des Gemachs auf sie zuströmten. Welch ein Anblick! Vögel, denen die halbe Hirnschaale geöffnet zur Seite hing, schleppten sich flatternd am Boden hin, Klagetöne

ausstoßend, Frösche, zur Hälfte getheilt, bewegten den verstümmelten Körper, Hunde, Katzen, denen das Gehirn bloßgelegt war, sahen starr mit weit geöffneten Augen in die Flamme und begannen, sich von ihren Lagerstätten erhebend, ihren taumelnden Gang. Zu den Füßen Callistens krümmten sich Schlangen, in Stücke zerschnitten und jedes Stück lebend; wo sie hinblickte, ward ein im Todeskampfe liegendes Thier lebendig und wandte die brechenden Augen zu ihr hin. Sie wollte entfliehen, aber der Fußboden wankte unter ihren Schritten, die gequälten Thiere schaarten sich um sie her, ein Chor von Sterbelauten zerriß ihr Ohr, der Ausgang war versperrt, es war ihr, als erhebe sich die Sterbende vom Lager und fasse ihr Gewand, sie mit Gewalt zurückziehend. Ohnmächtig sank sie auf den Stuhl nieder.

Am Morgen erwachte sie in ihrem Bette. Aber der Doktor war kein Barbe-bleu, in seiner Miene lag nichts von jener gräßlichen Rachsucht, er verwies seiner Frau nur in kurzen trockenen Worten ihren Ungehorsam. Vielleicht hatte sie erwartet, nun gleich von ihm erwürgt zu werden, und als sie ihn so mild fand, bedeckte das arme Weib seine Hände mit Küssen, diese fürchterlichen Hände, die ungestraft allnächtlich Blut vergossen und tausend glückliche Geschöpfe langsam mordeten. Ihr erstes Gefühl war das Bewußtseyn ihres Lebens, und dieses Bewußtseyn preßte ihr Thränen des Dankes aus gegen den entsetzlichen Mann, den sie im Innersten ihrer Seele verabscheute, dessen leiser Händedruck sie wie die Betastung des Todes erbeben machte. — Man kann sich denken, welche Tage und Nächte die arme Calliste in diesem Hause verlebte, ehe es ihr gelang, ihre Flucht in's Werk zu setzen. Trotz ihrer Vorsicht wurde sie entdeckt und zu einer gerichtlichen Aussage gezwungen.

Ich sehe noch den Doktor Typhon vor mir, wie er vor dem versammelten Zeugengerichte erschien. Er war ein langer, hagerer Mann, mit einem unendlich langen dünnen Hals, um welchen, wie der Strick des Henkers, eine feine weiße Binde lag. Die hohe Stirne umschloß eine ganz eng anliegende blüthenweiße Perrücke, wie eine Decke leichtangewehten Schnees auf der Rundung einer Vierundzwanzigpfünder-Kugel. Eben so gewölbt und eisern trat die bräunliche Stirn hervor, in Wahrheit eine Stirn, über die Lavater entzückt gewesen wäre, indem er sie eines Sokrates für würdig erklärt hätte. Eine gebogene, feine Nase, schlaffe, pergamentfarbene Wangen, ein Mund, der nicht ohne Anmuth war, und ein rundes Kinn vollendeten das Ganze. Er trat mit einem stolzen Schritt in den Saal, und seine etwas starren Augen musterten mit einem verächtlichen Blinzeln den Kreis seiner Richter. Der Rock, nicht zu vergessen, war jenes mit den höllischen Rosen gestickte Prachtkleid. Wir schauderten alle bei seinem Eintreten, wie bei der Erscheinung des leibhaftigen T—. Aengstlich rückten wir zusammen, und nur hier und da erhob sich ein Finger, auf den Doktor zeigend, und leise flüsterten dazu die bebenden Lippen: „da ist er, der den Menschen die Köpfe öffnet, um nachzusehen, welche Gedanken der liebe Herrgott hineingethan.“

Da ich damals ein Knabe von noch nicht ganz eilf Jahren war, so ist mir die Untersuchung und der darauf folgende Prozeß entgangen; ich weiß nur so viel, daß der Doktor Typhon frei davonging, und daß sein Ruhm noch höher stieg als zuvor. In der Stadt aber blieb es immer eine gräßliche Geschichte, und viele Leute, die sie sich besonders zu Herzen nahmen, ruhten nicht eher, als bis der Doktor den Ort verließ. Das Volk, das in seinem einfältigen Natursinn keinen so andächtigen Respekt vor der Wissenschaft hat, blieb dabei, den Doktor für einen gemeinen Mörder zu halten, der den Galgen verdient habe, um so mehr, da er seine Opfer noch mit ganz besonderer Grausamkeit vom Leben zum Tode geführt habe. Es unterschied wenig, ob ein Mensch gemordet wurde eines Goldstückes in seiner Tasche wegen, oder weil sein Gehirn einen goldenen Beweisgrund für die Wahrheit eines gelehrten Systems verschloß. Die alte Madame Bertram blieb dabei, daß der Doktor die arme Frau in seinem Kabinette ermordet habe, nachdem er genugsam erforscht, wie ihr Gehirn beschaffen; und lange Zeit, nachdem der Doktor fort war, bewachte man noch die Lieblingskatzen und Hunde, ja sogar die Kinder, weil man fürchtete, eine vom Doktor Typhon gestiftete Mörderbande schleiche allnächtlich in den Gassen umher, nach Opfern suchend für die entsetzliche Wissenschaft. Calliste bezog wieder ihre ehemalige Wohnung und lebte darin still und eingezogen mehrere Jahre. Dann verbreitete sich das Gerücht, daß sie wahnsinnig geworden, und bald darauf hörte man von ihrem Tode.

Zwanzig Jahre waren nach diesen Vorfällen vergangen; ich war nun selbst ausübender Arzt und bereiste in Auftrag des Gouvernements eine entfernte Gegend der Pyrenäen. Nachts in eine elende Schenke eingekehrt, die mir nach einer beschwerlichen Wanderung sehr wenig behagte, erkundigte ich mich, ob nicht in der Nähe ein Pachthof oder ein Herrenhaus sey, wo man auf einige Tage ein Unterkommen fände. Man nannte mir ein solches. „Wenn Ihr nämlich Muth habt, den Besitzer um ein Nachtlager zu bitten. Er gilt in unserer Gegend für einen Teufelsbanner, und um sein Schloß herum treiben zwanzig Stunden in der Runde die bösen Geister ihr Spiel.“ Diese Worte sagte mir der Wirth, ein ehrlicher Baske, mit geheimnißvollem Tone. Ich hörte sie mit Lächeln. Jeder Reisende, der die Schwelle der Pyrenäen betritt, weiß, welch ein Waldstrom von wilden und eigenthümlichen Gebirgssagen ihm entgegenbraust.

Zwischen den Felsenspalten dieser romantischen Einöden hängt ewig ausgespannt die Aeolusharfe der Sage und läßt ihre melancholischen Akkorde in's Thal herabtönen. Jeder einsam lebende Bauer ist ein Merlin, in jedem kleinen Gezänke zweier Taglöhner, wie es aus einer Bergschlucht widerhallt, hört das Ohr des Wanderers die verworrenen Töne der Schlacht Rolands und die Geisterklagen seiner Gefährten. Ich ließ mich deßhalb nicht abhalten, den Grafen Sainte-Croix aufzusuchen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Dagnerres Unglück.

Der arme Dagnerre schien keine andre Sorge mehr zu haben, als wie er sich eine ansehnliche Belohnung von der Regierung für seine herrliche Erfindung des sogenannten Dagnerrotypе sichern könne. Zu dem Ende stattete er den Ministern fleißig Besuche ab, und seine Angelegenheit war in so gutem Gange, daß, obwohl man in den Bureaux an ganz andere Sachen zu denken hatte, als an Dagnerres Erfindung, sein Gesuch doch nicht außer Acht gelassen wurde. So kam er denn auch neulich Morgens aus den Bureaux wohlgemuth und in der Hoffnung einer baldigen günstigen Entscheidung, und hatte einen Platz in einem Omnibus genommen, um sich wieder nach Hause zu begeben. Dagnerre ist bekanntlich einer der Erfinder und Begründer des Diorama, eines Schauspiels, worin Landschaften und das Innere von Gebäuden auf das Täuschendste dargestellt werden, indem Malerei und künstliche Beleuchtung höchst sinnreich vereinigt sind. Gerade die dazu erforderlichen Studien sind es, welche ihn auf seine merkwürdige Entdeckung geführt haben. Das Diorama war ein ziemlich großes, aber leicht gebautes Haus, neben welchem mehrere andere Häuser standen, unter andern auch das, in welchem der Künstler wohnte, der weite Räume nöthig hatte, wegen der großen Gemälde, die er für sein Diorama verfertigte. Da man das Diorama nicht wie ein gewöhnliches Schauspielhaus ansah, so hatte die Polizei auch keine Anstalt getroffen, um das Gebäude von den danebenstehenden zu trennen, wie man jezt bei den Theatern zu thun pflegt, wiewohl noch mehrere derselben zwischen andern Häusern eingeklemmt stehen und diesen mit großer Gefahr drohen. Dagnerre befand sich also in einem Omnibus, der auf den Boulevards hin und her fährt. Der Wagen war auf dem Boulevard du Temple ungefähr dem Diorama gegenüber angelangt, als eine Dame, die sich ebenfalls im Omnibus befand und durch das Fenster nach dem Diorama hin schaute, ausrief: O Gott, eine Feuersbrunst! das Diorama brennt! Diese Worte fielen wie ein Donnerschlag auf den armen Dagnerre, er sah das Feuer, sprang hastig aus dem Wagen und eilte dem Diorama zu; es stand bereits ganz in Flammen und war nicht mehr zu retten. Seine Sorge war nun auf seine danebenstehende Wohnung gerichtet. Er ließ Mehreres wegschaffen, schloß sie dann zu und bat inständig, dieselbe unberührt zu lassen. Allein bereits waren einige umstehende Häuser vom Feuer ergriffen worden. Man mußte zur Rettung derselben Anstalt machen. Es wurde in Dagnerres Wohnung eingedrungen, da man von da aus dem Feuer beikommen konnte. Man schaffte Vieles bei Seite, Anderes wurde, wie es bei solcher Verwirrung zu geschehen pflegt, über den Haufen geworfen, verdorben, zerstört, und der unglückliche Dagnerre, vor vierundzwanzig Stunden noch der glücklichste Mensch von der Welt, hatte den Schmerz, nicht allein sein Diorama mit allen seinen Gemälden, sondern auch die Resultate seiner seit zwanzig Jahren so mühsam angestellten chemischen und optischen Versuche zu verlieren. Als Maler kann er nun nichts mehr aufweisen; die einzigen übrig gebliebenen Gemälde sind diejenigen, die in's Diorama zu London gekommen sind, und er fühlt sich zu entmuthigt, um seine Künstlerlaufbahn von Neuem anzufangen. Auch ist er nicht mehr jung und kann sich nicht mit der Hoffnung trösten, daß er etwas Besseres liefern werde, als seine bisherigen Kunstwerke; und was sein Dagnerrotypе anbelangt, so war es ihm sehr wichtig, beim Abtreten seiner Erfindung an die Regierung ihr zugleich die von ihm angestellten Versuche von ihrem Ursprunge an bis zu ihrer lezten Entwicklung übergeben zu können. Erstlich waren es eben so viele Belege zu seinen Behauptungen, und zweitens konnten sie der Welt den ganzen Gang und die Fortschritte der Erfindung zeigen, und dadurch den Punkt angeben, wo neue Versuche angeknüpft werden können. Manches hat sich seit dem Brande wieder gefunden; man hat ihm auch Mehreres zurückgebracht; allein die Sammlung ist doch nicht mehr vollständig. Er selbst hätte vielleicht seine Versuche fortgesezt, jezt aber ist der arme Mann von Sorgen überwältigt, denn im gegenwärtigem Augenblicke ist er aller Hülfsmittel entblößt. Das Diorama war sein Hauptnahrungszweig. Will er diesen nicht fahren lassen, so muß er sich Kapitalien verschaffen, um ein neues Diorama zu erbauen. Er muß sich wieder an's Malen machen und neue Prospekte verfertigen. Damit geht aber Zeit hin, und welcher Künstler kann sich der Kunst ergeben, wenn er so beunruhigt wird, wie jezt Dagnerre? Andererseits kommt ihm der Ministerwechsel höchst ungelegen; denn wenn es auch ziemlich sicher ist, daß die Regierung ihm für seine Erfindung eine Belohnung ertheilt, unter der Bedingung, daß er sein Geheimniß bekannt macht, so kann dieses doch nicht sogleich geschehen; die neuen Minister werden vor der Hand noch dringendere Angelegenheiten zu besorgen haben und sich mit dem Dagnerrotypе nicht abgeben können. Und wenn nun Jemand allermittelst hinter das Geheimniß käme und es bekannt machte? — Der Verlust seiner Gemälde wäre vielleicht zu ersetzen. Wenn man, wie bei der Anfangs dieses Monats eröffneten Kunstausstellung Gemälde zu Tausenden sieht, so muß man gestehen, daß die Kunst noch nicht verloren geht. Freilich sind unter diesen Tausenden nicht viele Meisterstücke. Allein es ist doch der Stücke, welche Fleiß, Fertigkeit und Talent beurkunden und der Menge gefallen, eine so bedeutende Anzahl, daß man im Ganzen zufrieden seyn kann. Auch können die Künstler nicht klagen, daß es ihnen an Absatz fehlt. Steube hatte seine Esmeralda, eines der Stücke, welche diesmal am meisten gefallen, schon vor der Ausstellung an einen Privatmann für 12.000 Fr. verkauft. Dieses Gemälde hat ihm nur drei Monate Zeit und Mühe gekostet. Es soll auch sogleich gestochen werden, denn die Kupferstecher gehen hier immer den Kunstausstellungen nach, und einige, wie Jazet, kaufen die Gemälde, um allein das Recht zu haben, sie in Kupfer zu stechen, und sind sie mit dem Kupferstiche fertig, so verkaufen sie zuweilen das Gemälde mit Vortheil.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 84.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 8. April 1839.

Diener, Ungeheuer? Ein tolles Stück von Insel!

Shakespeare.
Der Sturm.

Die Wachskerze.

(Fortsetzung.)

Es war ein warmer Nachmittag, als ich, in einem mitgenommenen Buche vertieft, auf einem pittoresken Wege wandelnd, das bezeichnete Landhaus aus einer Gruppe schattiger Kastanien hervorschimmern sah. Ich klopfte an die mit Weinranken besponnene Thüre, doch keine Antwort ertönte; ein stärkeres Klopfen hatte einen sonderbaren Ton, wie das heisere Brummen eines wilden Thiers zu Folge. Ich blieb verwundert stehen, der Dinge harrend, die nun kommen sollten. Endlich öffnete sich die Thüre und der Portier war — ein Bär. Ich wich entsetzt zurück, faßte mich jedoch sogleich wieder, da das Thier keine Miene machte, mich zu verfolgen, sondern ruhig und meinen Eintritt erwartend in der geöffneten Thüre stehen blieb. Da ich keine Waffe bei mir führte, konnte ich mich nicht entschließen, dieser Einladung zu folgen, und setzte mich daher in einiger Entfernung auf die Schwelle eines Häuschens, das mir ein Behälter für Federvieh zu seyn schien. Der Bär, nachdem er mich eine Weile beobachtet hatte, mochte sich überzeugen, daß ich nicht Lust habe, näher zu kommen, und schloß die Thüre wieder eben so vorsichtig, als er sie geöffnet hatte. Es trat eine tiefe Stille ein; vergeblich horchte ich auf die Stimme oder den Gang eines Menschen. Das Abenteuerliche des ersten Anblicks verschwand bei längerem Nachdenken, und ich fand, daß ein gezähmter und abgerichteter Bär eben nichts so sehr Auffallendes sey. Demnach wollte ich meinen Versuch erneuern, als ein durchdringender Ton durch die Luft zitterte, und in dem Augenblicke eine Gewalt von innen heraus die Thüre des Häuschens, an die ich mich gelehnt, zu öffnen strebte. Ich machte Platz und wurde einen herrlichen Gebirgsadler von der größten Art gewahr, der seinen gewaltigen Schnabel über meine Schulter streckte und mich mit dem scharfen Blick seiner durchbohrenden, spiegelklaren Augen anblickte. Unwillkührlich sprang ich auch hier wieder zurück. Der Vogel achtete dessen nicht, verließ das Häuschen und flog, nachdem er dreimal das Gebäude umkreist hatte, zu einem der Fenster des Erdgeschosses hinein. Hier sah ich nun hinter dem zurückgeschobenen Vorhange einen Mann stehen, der wie der olympische Zeus mit dem Adler auf die vertraulichste Weise verkehrte. Das Thier flog nach einer kleinen Weile wieder fort und sein Gebieter winkte mich zu sich. Es war der Graf Sainte-Croix selbst. Ich fand in ihm einen Mann, weit über die siebenzig, mit wenigen Silberhaaren am Schädel und bekleidet mit einem schleppenden Mantel von dunkelfarbigem Stoffe.

Als er hörte, daß ich ein Arzt sey und von Paris komme, gestattete er auf das Artigste mein Gesuch um gastfreundschaftliche Aufnahme. Ich trat in ein Vorgemach, dann in ein Kabinet, beide sehr reinlich gehalten, mit Büchern und zum Theil kostbaren Mebeln versehen. Es neigte sich stark gegen Abend, ich hatte während des ganzen Tages keinen Bissen genossen und fühlte daher nicht geringen Hunger. Mein Wirth schien dieses zu ahnen; er hielt plötzlich im Gespräch inne und sagte, halb zu sich selbst gesprochen: „Aber wir werden zur Tafel ein Gericht mehr nöthig haben. Verdammt! und ich habe ein paar Minuten vorher den Tou-tou fortgeschickt; der Si-o ist noch etwas ungeschickt, dazu dunkelt es schon; allein wir wollen sehen, in wie weit ich mich auf den Burschen verlassen kann." Der Graf nahm eine neben ihm liegende kleine Pfeife, gab damit denselben durchdringenden Ton, wie ich ihn früher gehört, an, und sogleich öffnete sich in dem Häuschen gegenüber die Thüre, und abermals kam ein Adler hervor. Er machte ähnliche Bewegungen wie der erste, setzte sich dann auf das Fensterbrett, und indem der Graf, sich zu ihm herabneigend, ihm etwas in's Ohr zu flüstern schien, sah das schöne Thier mit seinen klugen Augen unverwandt mich an. Auch er flog nun weg und unser Gespräch wurde fortgesetzt. Wie groß war aber mein Erstaunen, als nach Verlauf von weniger als zehn Minuten der abgeschickte Adler zurückkam und zwei Becassinen in seinen Fängen mit sich führte, die er auf's Fenster niederlegte. „Ah!" rief der Graf, sichtlich erfreut, „gut, mein Si-o, gut! Du hast wahrlich Anlage, ein guter Jäger zu werden! — Jetzt, mein Herr," wandte er sich zu mir, „können wir hinsichtlich unseres Mahles in Ruhe seyn."

Er entfernte sich mit dem Wildpret und ließ mich eine Weile allein. Er kam bald wieder und forderte mich nach einiger Zeit auf, ihn in den Speisesaal zu begleiten. Ein zierlicher Tisch mit allem Erforderlichen war gedeckt; aber welch neuer Schrecken! hinter jedem Stuhl stand ein Bär und hielt eine Serviette nebst einem Teller unter'm Arm. Der Graf sagte lächelnd: „Sie müssen sich, mein sehr geschätzter Herr, an meine Hausgenossenschaft und Dienerschaft gewöhnen; es sind ehrliche und aufmerksame Bursche. Sie treffen hier keinen Menschen. Ich bin im Gebirge, mehrere Meilen im Umkreise, das einzige Wesen, das diesen Namen führt. Aber Sie werden finden, wenn wir länger zusammen bleiben, daß meine Thiere verdienten, Menschen zu seyn, ebenso wie die Menschen jenseits meiner Marken mir nur wie Thiere, und zwar wie sehr rohe Thiere erscheinen. Keine unnütze Aengstlichkeit, mein Herr! Vertrauen Sie Ihren Teller nur den Tatzen Martins an. Er ist ein artiger, gewitzigter Knabe, der Ihnen eine mit Wasser gefüllte Eierschale über den Hof trägt, ohne nur einen Tropfen zu verschütten. Allein zeigen Sie ihm Mißtrauen, so beleidigen Sie ihn und mich, denn er versteht eben so gut wie ich Ihre Worte, und da er ein treuer Diener ist, liebt er nicht, daß man ihn geringschätzig behandelt." — „Aber, Herr Graf," rief ich stockend, „welche Mittel wenden Sie an, um diese bewunderungswürdigen Resultate zu Wege zu bringen?" — „Das ist für's Erste mein Geheimniß," entgegnete er und sah mich dabei mit einem sonderbaren Blicke halb drohend, halb lächelnd an.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Savoyen.

(Fortsetzung.)

Hier überstieg man das Gebirg sonst auf Felsenwegen und Leitern, und es war ein schwerer Paß, daher der Name. Jetzt sind die hohen Felsen gesprengt, ein breiter Weg geht mehrere tausend Toisen lang durch eine Felsengrotte, und da, wo er wieder herauskommt, überrascht die Landschaft durch einen ganz andern Charakter; denn an dem Mont de Cohr hinunter, nach St. Jean hin, wird sie nun offen und nur fernhin mit Bergen begrenzt, unter denen der Nivolet sich zunächst gut ausnimmt. Rechts aber ist die Gegend nicht freundlich, denn da erheben sich dunkle, rauhe Berge, und über ihnen die Grande-Chartreuse. Links liegt der kleine, fast runde See mit seiner Insel, den die Römer aqua bella nannten und der jetzt Aigue-belle heißt. In der Tiefe, wohin man nun immer hinabfährt, wechselt ein schöner Grund mit dem andern, besonders da, wo rechts die wasserreiche Cascade de Coue zweihundert Fuß hoch in schönen Formen und Wechseln in Licht und Farbe herunterstürzt, hernach aber als beruhigtes Wasser sich in mehrere Kanäle theilt und da Mühlen, Marmorsägen und andere Fabriken treibt.

In diesem Wasser sah ich das Sinnbild eines männlichen, wechselvoll bewegten und endlich zu nützlicher Thätigkeit gebrachten Lebens. Entquollen den freien Gebirgshöhen, nimmt es unabhängig seinen Weg zwischen Felsen und mächtigen Tannen, jugendlich rauschend und brausend. Wie von der Leidenschaft fortgerissen, bedenkt es nicht, wohin dies führen werde. Da kommt unversehens der Sturz, die große Lebenskatastrophe. Aber schön und großartig selbst im Fall, wie ein edler Charakter, stürzt der Fluß in die Fläche des Lebens hinunter, schaudert einen Augenblick, faßt sich aber bald, bereitet sich zu ruhigem Gang in der Ebene, friedlich, nützlich und hülfreich allen, denen er begegnet. Rüstiger Kraft voll,

vermählt er sich mit der lieblichen Aisse, und beide strömen dann dem kleinen, aber freundlichen Bourgetsee zu, in dessen Wellen sich die Mauern der frommen Abtei Haute-Combe spiegeln. In diesem See endet des Flusses Stillleben, wo die Glocken des Klosters über Königsgräbern läuten und ihr Hall langsam verklingend in die klare Fluth hinunterdringt und erstickt.

Als wir durch Chamberys Straßen fuhren, erkannte ich die Stadt fast nicht mehr, so hat sich da Alles in der Zeit geändert, wo ich nicht da war, erweitert und verschönert. Nur Natur und Umgegend sind dieselben geblieben, denn noch immer liegt Chambery in einem lachenden, fruchtbaren, von ansehnlichen Bergen umgebenen Becken, wo sich herrliche Gründe an Parkanlagen und Waldungen, wohlhabende Dörfer an Landhäuser und Schlösser reihen, zwischen denen die kleine Aisse und die noch kleinere Albane durchfließen. An ihrer Vereinigung ist Chambery gebaut. Eigentlich laufen hier vier Thäler in ein Hauptbecken zusammen, was der Stadt wohl ihre Entstehung und ihre strategische Wichtigkeit gegeben hat. Sonderbar ist's, daß dies dem militärischen Instinkt der Römer entging, die doch vier Stunden nördlich in Aix wie zu Haus waren. Freilich ging hier keine ihrer bedeutenden Heer- und Handelsstraßen durch, denn diese waren nördlicher und südlicher gerichtet. Erst 1029 kommt Chamberys Name als Camberiacum in einer Urkunde vor. Der Ort vergrößerte, erweiterte und befestigte sich in den folgenden Jahrhunderten, bis der savoyische Graf Thomas 1232 daraus die Hauptstadt seines Landes machte und da ein festes Schloß mit dickem Thurm baute. Aber erst der Graf Amedée V., oder der Große, schlug hier 1289 seine Residenz auf, wo dann die Stadt immer mehr an Bedeutung zunahm. Die französischen Könige Franz I., Heinrich IV. und Ludwig XIII. haben die Stadt in ihren Feldzügen inne gehabt, aber nicht lange behaupten können. Der Infant Don Philipp wohnte im Schloß bis 1743, wo es abbrannte und nur der starke Thurm erhalten wurde. Es ist hernach restaurirt worden, wieder abgebrannt und abermals so leidlich aufgebaut, daß die Könige von Sardinien es bewohnen, wenn sie nach Chambery kommen. Daneben ist der schöne Hofgarten mit herrlichen Linden- und Kastanienalleen, eine der angenehmen Anlagen, an denen die Stadt so reich ist; denn auch im Innern ziehen sich vom Paradeplatz dergleichen Baumgänge nach allen Richtungen hin, Schmuck, Frische und Schatten gebend.

Die alte Stadt ist mit ihren engen und unregelmäßigen Straßen unansehnlich geblieben. Alles neu Hinzugekommene aber steht würdig und schön da: Hospitäler, Museen, Lyceen, Casinos und Theater. Letzteres wurde mit seiner guten Säulenfaçade auch einer größern Stadt zum Schmuck dienen, und durch seine zweckmäßige innere Einrichtung, seine schönen Säle zu Tanz, Musik und großen Vereinigungen sehr willkommen seyn. Am meisten aber überrascht der Boigne-Stadttheil, seine schöne breite Straße, mit großen, geschmackvollen Steinhäusern und lichten Arkaden zu beiden Seiten, der Platz, zu dem sie gerade führt, und sein herrlicher, im Styl des Orients gehaltener Brunnen.

Im Morgenblatte habe ich schon vor einigen Jahren im Allgemeinen besprochen, was man den Boigne-Mythus nennen könnte, so fabelhaft klingt Alles an dieser Geschichte, die im Morgenlande, in Indien wurzelt. Da dieses Land jezt von Neuem hohes Interesse gewinnt, weil sich da ein mächtiger Kampf zwischen zwei europäischen Kolossen vorbereitet, so gebe ich wohl nächstens etwas Ausführlicheres über Boigne, sein Leben, seine Thaten und Schicksale in Indien, über seine Zurückkunft in die Heimath und seine Stiftungen in Chambery.

(Fortsetzung folgt.)

Die Aeolsharfe in der Ruine.

In des Thurms zerfallner Mauer
Tönet bei der Lüfte Gleiten,
Mit bald ganz zerriss'nen Saiten,
Eine Harfe noch voll Trauer.

In zerfall'ner Körperhülle
Sizt ein Herz, noch halbbesaitet;
Oft ihm noch ein Lied entgleitet
Schmerzreich in der Nächte Stille.

Justinus Kerner.

Neue Beobachtungen und Erfindungen.

Daguerresche Mondkarten. — Einer unserer Mitarbeiter hat kürzlich (Nr. 71.) in Folge von Daguerres bekannter und doch noch unbekannter Entdeckung die außerordentlichsten Erweiterungen der Astronomie, zunächst der Topographie des Monds vorausgesagt. Wer hätte es glauben sollen, daß die unsinnige Idee des Apparats, mit welchem der Pseudo-Herschel so erstaunliche Beobachtungen im Monde machte, sich nach kurzer Frist in gewisser Beziehung realisiren würde! Aber in andern Lesern waren wohl, wie in uns, bedeutende Zweifel gegen jene Anticipationen aufgestiegen. Wir mochten indessen jenen Aufsaz nicht mit einem kritteInden Commentar begleiten, und unsere Bedenken hätten auch keinesfalls das Gewicht gehabt, wie das Urtheil, das Arago in der Sizung der Pariser Akademie vom 25. Merz über diese Sache gefällt hat, und das wir kürzlich mittheilen. — Arago

liegt zwei Schreiben vor, in welchen die Ansicht ausgesprochen wird, daß Daguerres Verfahren ein Mittel an die Hand gebe, eine weit genauere Mondkarte als bisher zu entwerfen, weil sich auf dem durch das Mondlicht selbst gezeichneten Bild der Scheibe mittelst des Vergrößerungsglases Gegenstände werden beobachten lassen, welche dem durch ein Fernrohr unmittelbar observirenden Beobachter entgehen. Arago bemerkt nun aber: was man mit dem Fernrohr nicht sehe, werde eben so wenig durch das Mikroscop sichtbar werden: bei übermäßiger Vergrößerung lasse die Aberration in Folge der Kugelgestalt der Mondsfläche Gegenstände von geringem Durchmesser verschwinden, gleich nachtheilig wirke die Aberration in Folge der Lichtbrechung, und jenseits einer gewissen Grenze werde die Vergrößerung vielmehr ein Hinderniß als ein Vortheil.

Neue Letternmasse. — Bekanntlich stumpfen sich die nach der bisherigen allgemeinen Methode gegossenen Lettern unter der Presse sehr schnell ab und müssen nach kurzem Gebrauch erneuert werden. Dieß wurde noch auffallender und lästiger seit Einführung der mechanischen Pressen, wobei der Satz einen Druck erleidet, der nicht nur stärker, sondern auch schwerer abzumessen ist als bei der Handpresse. Ein Schriftgießer zu Clermont, Namens Colson, beschäftigt sich schon lange mit Herstellung einer Letternmasse, welche härter, widerstandsfähiger, und doch nicht kostspieliger wäre, als die gebräuchliche aus Blei und Spießglanz. Er will eine solche erfunden haben, die so hart sey, daß sich die einzelnen Typen, wie Patrizen, mit dem Hammer in Kupfer einschlagen lassen, und hat ein Patent darauf erhalten. „Colsons Erfindung," heißt es im Bericht, „ist von höchster Bedeutung für die Buchdruckerei, besonders aber für den Zeitungsdruck. Durch das tägliche Abziehen sehr vieler Exemplare wurde das Material sehr schnell zerstört. Colson liefert jezt einen Zeug, der zehn Jahre aushält, und nicht mehr kostet, als der bisherige, welcher in einem Jahre völlig unbrauchbar wurde."

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Fortsetzung.)

Die Kunstausstellung und die Maler.

Obschon nun die Jury, welche über die Aufnahme der Stücke in die Kunstausstellung zu entscheiden hat, ziemlich nachsichtig ist, und zwar oft mehr, als nöthig, so verweigert sie doch einer Menge von Stücken den Eingang in's Louvre, und bringt dadurch ein Dutzend Künstler in Verzweiflung. Denn dies ist ein Schimpf, wodurch angedeutet oder gemeint wird, daß das verweigerte Stück nicht einmal mit den schlechtesten in der Ausstellung auf gleiche Linie gestellt werden könne. Gesezt nun, ein Künstler hat Frau und Kind und ist in der Kunstwelt noch nicht bekannt. Tag und Nacht hat er gearbeitet, um ein Werk hervorzubringen, welches verdiente, mit denen seiner Kunstgenossen dem Publikum vorgestellt zu werden. Er erwartete von demselben Ruhm und was darauf folgt, hinlängliche Bestellungen, um bequem von seiner Kunst leben zu können. Seine Einbildungskraft stellt ihm schon die außerordentliche Sensation vor, welche sein Kunstwerk erregen wird, die Lobeserhebungen in den Zeitungen, in den Tagesgesprächen, die Aufmerksamkeit, welche ihm die Regierung schenken, die Belohnung, die sie ihm zukommen lassen muß. Er läßt einen prächtigen Rahmen machen um das schöne Gemälde. Es wird zum Louvre getragen. Aber nach einigen Tagen, da er sich nach der Entscheidung der Jury erkundigt, muß er zu seinem Schrecken erfahren, daß sie es als zu schlecht für die Ausstellung abgewiesen habe. Welch furchtbare Enttäuschung! welch abscheuliches Erwachen aus den süßesten Träumen! Und das ist keine Voraussetzung, es ist die Geschichte eines jungen Malers bei der diesjährigen Kunstausstellung. Leider ist er nicht der einzige, dem so was widerfährt. Glücklich im Vergleich mit ihm ist noch der bloße Kunstliebhaber, der zu seinem Vergnügen etwas hingekleckst hat, um auch in der Zahl der Künstler zu glänzen, und dem man auch sein Geschmier zurücksendet. Er hat bloß an seiner Eigenliebe zu leiden, und seine Lage wird um nichts verschlimmert. Es geht den Malern wie den dramatischen Dichtern: das glänzende Loos, welches Einigen zu Theil wird, bewegt eine Menge Anderer, sich in dieselbe Laufbahn zu stürzen, ohne zu bedenken, daß ihnen gerade das fehlt, wodurch die Andern ihr Glück gemacht haben. Weil die Gemälde Hor. Vernets, Scheffers, Steubes, Decamps mit 12 bis 30,000 Fr. bezahlt werden, bilden sich Viele ein, auch ihre Gemälde müßten so bezahlt werden. Zuweilen gelingt es den Mittelmäßigen, durch allerlei Kunstgriffe Bestellungen von der Regierung zu erhalten, denn diese muß jährlich eine bedeutende Summe zum Ankauf von neuen Kunstgegenständen verwenden. Die bessern derselben bleiben in Paris, die geringern werden in die Provinz geschickt. Jeder Volksdeputirte, der bei der Regierung gut angeschrieben steht, das heißt, der im Sinne der Minister stimmt, bekommt leicht dergleichen Kunstgegenstände für die Stadt oder das Arrondissement, dessen Repräsentant er ist. Daher kommt es denn, daß bereits manche kleine Stadt, welche einen Ministeriellen in die Kammer gesandt, mit Gemälden, Statuen und dergleichen überaus reichlich versehen ist. Natürlich bekommen die Städte und Arrondissements, deren Deputirte zur Opposition gehören, blutwenig; allein da von Zeit zu Zeit die Opposition an's Staatsruder kommt, und ihre Mitglieder ministerielle werden, so gelangen auch sie zu Ansehen und Macht und bekommen ihren Antheil an der jährlichen Vertheilung von Büchern, Gemälden und Statuen. Im Ganzen wird also nach und nach das Gleichgewicht so ziemlich hergestellt. Allein es ist noch eine Frage, ob die Provinzialstädte sich auch wirklich bereichern durch die ihnen zugetheilten Kunstwerke, und ob es für die Kunst ersprießlich ist, daß jährlich eine so große Menge von Kunstprodukten angekauft wird. Daß es für die Künstler ersprießlich ist, leidet keinen Zweifel; nur fallen die Bestellungen nicht immer auf die würdigsten, und die Künstler gewöhnen sich dabei, zur Intrigue ihre Zuflucht zu nehmen, um desto leichter zu ihrem Zwecke zu gelangen. Auf die jezige Kunstausstellung werde ich das nächstemal zurückkommen, da sie Stoff zu manchen Betrachtungen bietet, aber auch genau besehen werden muß, was bei einer solchen Menge von Kunstwerken sich wahrlich nicht an einem oder zwei Tagen thun läßt.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 85.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 9. April 1839.

Rousseau, des Grams Apostel, der die Macht
Der Leidenschaft verkläre zum Zauberbilde,
Und mächt'gen Wohllaut lockt aus Schmerzensnacht —

Byron.
Childe Harold.

Bilder aus Savoyen.

(Fortsetzung.)

Der Umgangston in Chambery ist weit besser und die Gesellschaft steht hier überhaupt weit höher, als sich Mancher von der kleinen Hauptstadt des armen Savoyens vorstellen mag. Wesentlich trägt dazu bei die Liebenswürdigkeit einer Menge schöner Frauen, denen es wohl bei der klösterlichen Erziehung in ihrer Jugend an vielseitiger und bestechender Bildung fehlt, die dies aber reichlich ersetzen durch nicht alternde Anmuth und erquickende Gastlichkeit. Ausgezeichnet sind sie in aller Kuchenwissenschaft und Kunst, ja sie haben es darin zu einem Grad von Vollendung und Raffinement gebracht, der viel zum Behagen ihrer Männer beiträgt, die, wie alle Savoyarden, für große Gutschmecker und Vielschmecker gelten können. Die Experimentalchemie der Kuche, welche sie leiten und lehren, thut jedoch ihrem feinen Geschmack in Putz und Schmuck, in Tanz und galanter Conversation keineswegs Eintrag. — Noch ein anderes gutes Element der Gesellschaft sind die Offiziere der Garnison, die viel Bildung und guten Ton zeigen, wie denn das sardinische Militär überhaupt durch Eleganz, kriegerische Haltung und guten Unterricht jetzt vorzüglich genannt werden muß. — Die Geistlichen haben in Chambery großen Einfluß auf die Gesellschaft, der aber nicht stört, da an diesen Männern gewöhnlich vielseitiger Unterricht und ein verständiges Eingehen in die gesellschaftlichen Zustände gerühmt werden muß. Sie haben in dieser Beziehung etwas von den ehemaligen französischen Abbé's, ohne daß man ihnen deren sittliche Zweideutigkeit vorwerfen könnte.

Durch die Mischung guter Gesellschafts- und Bildungselemente wird es begreiflich, daß Einwohner der kleinen Stadt Chambery selbst in der französischen Literatur bedeutende Stellen einnehmen: so W. Fichet, der 1467 Rektor der Universität von Paris war und sehr viel zu der Einführung der Buchdruckerkunst in dieser Stadt beitrug und außerdem an der Universität eine bessere Rhetorik einführte; ferner Vaugelas, der wesentlich an der Feststellung der französischen Sprache arbeitete, Saint-Real, dem die bessere Bearbeitung der Geschichte viel zu danken hat, ferner Ducis, der Chemiker Berthollet und in der neuesten Zeit Le Maistre, neben einigen guten Schriftstellern und Dichterinnen in Chambery.

Fügen wir dem bei, daß J. J. Rousseau hier mehrere Jahre lang lebte und auch die Gesellschaft Chamberys sehr hoch hielt. Ein Spaziergang nach den Charmettes, wo er mit Mama haushielt, ist allen Freunden schöner Naturstellen zu empfehlen, wenn sie sich auch für Jean-

Jacques selbst nicht enthusiasmiren können. Die Zeit der Ueberschätzung dieses Schriftstellers ist lange vorüber; aber bei dem jetzigen armseligen Zustand der französischen Literatur und ihrer traurigen Ausartung erhält Rousseau neue Bedeutung und Größe. Es ist die Zeit gekommen, wo wir die warme und doch reine Färbung seiner Sprache, seine glühende, leidenschaftliche, aber weit über alle Uebertreibung und über alles Unedle erhabene Imagination zurückwünschen müssen. Ein in der Form modifizirter und dem Jahr 1839 angepaßter Jean-Jacques thäte jetzt sehr Noth, um die französische Literatur aus dem Schmutz zu ziehen, in den sie versunken ist.

Rousseau hat sein ganzes Leben hindurch mit Freude und Rührung an den ländlichen Aufenthalt in Charmettes zurückgedacht, und noch wenige Jahre vor seinem Tod schrieb er: „Seitdem ich mich eigentlich wider meinen Willen in die Welt gestürzt hatte, sehnte ich mich täglich nach meinen lieben Charmettes und meinem dortigen angenehmen Leben zurück. Ich fühlte es immer mehr, ich war nur für die Zurückgezogenheit auf dem Land geboren, und anderwärts konnte ich nicht glücklich seyn. So war es mir zu Venedig im Lauf von Staatsgeschäften, in einer Art von Repräsentation, in meinen stolzen Avancementsprojekten, so war es mir in Paris im Strudel der großen Welt und der Gesellschaft, bei den feinen Genüssen der Soupers, beim Glanz der Theater, im Dunst des Ruhm's. Immer dachte und sehnte ich mich in meine Gebüsche, an meine Bäche und auf meine einsamen Spaziergänge zurück, und die Erinnerung daran machte mich zerstreut und traurig, ja ich sehnte mich manchmal mit Seufzen an jene Stellen." Die ganze Umgegend mit ihren Häusern, Gärten, Wiesen und Weinbergen heißt wegen ihrer reizenden Lage Charmettes und gehörte ehemals der alten savoyischen, vielfach ausgezeichneten Grafenfamilie Conzié, aus der Franz von Conzié 1432 als Patriarch von Constantinopel starb, und Peter früher schon (1415) als Gesandter beim Kaiser Sigismund die Erhebung der Grafschaft Savoyen, eines kaiserlichen Lehens, zum Herzogthum betrieben und erwirkt hatte.

Das Haus, wo die galante, gutmüthige Madame Warens mit dem jungen Rousseau wohnte, liegt rechts vom Weg. Für 1660, wo es erbaut wurde und wo die damaligen Besitzer, die Herren von Noiret, ihr Wappen daran aushauen ließen, ist es ziemlich wohnlich und regelmäßig, mit hohem, steilem Schieferdach. Sein altväterisches Aussehen paßt gut zu der blühend reizenden Gegend. Im Innern ist es zwar nicht freundlich, ja es ist sogar durch die Zeit und die savoyische Art schwarz und schmutzig geworden, aber Madame Warens muß da mit ihrem Liebling genug Platz gehabt haben. Ihr Zimmer nach dem Garten war, wie billig, das schönste, hellste und geräumigste; auch war Jean-Jacques Stube über der Hausthür nach dem Hof zu ganz nahe dabei und nur durch einen schmalen Corridor von dem ihrigen getrennt. Bei angelegten Thüren konnte Mama leicht mit ihm kosen. Fünf-und-fünfzig Jahre später, in der französischen Revolution, deren Windsbraus auch bald Savoyen ergriffen hatte, ließ der berüchtigte Hérault de Séchelles, Commissär des Convents, einige Verse an dem Haus anbringen, die früher Frau v. Epinay, Rousseaus Geliebte, auf ihn gemacht hatte, und die ihn durchaus richtig und gut bezeichnen.

> Réduit par Jean Jacques habité,
> Tu me rappelles son génie,
> Sa solitude, sa fierté,
> Et ses malheurs et sa folie.
>
> À la gloire, à la vérité
> Il osa consacrer sa vie,
> Et fut toujours persécuté
> Ou par lui-même, ou par l'envie.

Im Haus zeigt jetzt eine alte schmutzige Frau dessen Lokalitäten, präsentirt auch den Fremden das Album zum Einschreiben, wenn es beliebt, und deutet auf ein schlechtes, abgeschmacktes Kniestück Rousseaus, nach einem bekannten Kupferstich, und darunter die wahre Stelle aus Lacretelles Geschichte Frankreichs im achtzehnten Jahrhundert: „Der Name eines Schriftstellers, der so mächtig und erhebend auf die Gemüther wirkte, gehört der Geschichte an. Bei ihm aber kommt sie selbst aus ihrer Ruhe, denn bald muß sie ihn bewundern, bald beklagen, bald segnen, bald verdammen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Wachskerze.

(Fortsetzung.)

Als es Nacht wurde, stieg ich unter Vorschreiten Martins, der ein Licht hielt, eine Treppe hinauf und fand ein wohleingerichtetes Schlafzimmer. Der Bär setzte das Licht auf ein Tischchen neben dem Bett und blieb dann an der Thüre stehen, wie es schien, um mich zu entkleiden. Doch dieses Experiment hatte ich nicht Lust, von diesen Händen vornehmen zu lassen. Auf meinen Wink entfernte sich daher Martin, unwillig brummend, nachdem er vorher Schlafrock und Pantoffeln auf einen Stuhl zurecht gelegt hatte.

Mein Zustand, als ich mich allein sah, war ganz der, dessen ich aus meinen Kinderjahren mich erinnere, wenn man mir ein recht seltsames Mährchen vorerzählt. Auf die eigenthümlichste Weise aufgeregt, hatte ich Mühe,

die Erlebnisse dieses wunderlichen Tages in gehöriger Folge zusammenzustellen; zu dem Ende besann ich mich auf meine Auswanderung aus dem Gasthofe am Morgen, auf die Einzelnheiten meiner Fußreise und endlich auf die keineswegs abenteuerlichen Gespräche mit dem Grafen, die wir noch eben geführt hatten. Mit diesem Gewohnten sezte ich nun das Ungewohnte in Verbindung, und nach und nach gelang es mir, auf diesem Wege zu einiger Ruhe zu kommen. Ich legte mich nieder, aber der Schlaf, der mich befiel, war unruhig, wie er bei erregtem Blute zu seyn pflegt. Oefters aufwachend, sah ich aus meinem Fenster die Gegend im hellen Mondglanze hingebreitet; ich stand auf, um Luft zu schöpfen. Es herrschte eine solche Ruhe in der Schöpfung, daß kein Blatt sich regte; nur ganz aus der Ferne rauschte ein Gebirgswasser. Die schroffen Abhänge der Pyrenäen an dieser Stelle, die eigenthümliche Bildung des schönen Thals von Jéret hoben sich im weißen Lichte des Mondes in malerischen Massen auseinander; ein südlicher Himmel breitete sich in seiner vollen Pracht und durchsichtigen Klarheit über dieses schöne Panorama kühner und gewaltiger Formen.

Aus meinen Betrachtungen wurde ich durch das Aufschließen einer Thüre in dem Gange unter mir gestört. Dieser Ton, ich muß es gestehen, rief wiederum meine Zweifel wach. Wenn dieser sonderbare Graf im Gefolge seiner Bestien kommt, dich zu morden, welche Waffe hast du ihm entgegenzusetzen? Keine, und in dieser abgeschlossenen Gegend ist jede Hülfe fern. Ich sah im Geiste die Thür geöffnet, den gespenstischen Grafen hineinstürzend und hinter ihm einen hungrigen Troß Geier, Bären, Wölfe, nach meinem Blute dürstend. Ich horchte: die Tritte verloren sich im Gange und Alles wurde wieder still. Bald darauf jedoch tönte ein winselnder Wehelaut herauf, dann stärker, wie ein Schrei, von dem ich nicht unterscheiden konnte, ob er aus menschlicher oder thierischer Brust kam. Damit stand plötzlich die längstvergessene Schauderscene meiner Kindheit vor mir. In demselben Moment wurde es mir klar, daß der Graf Sainte-Croix Niemand anders als der Doktor Typhon war. Ich wußte es so deutlich, als hätte Jemand mir den Namen in's Ohr gerufen. Das Antlitz mit den kleinen, durchdringenden Augen, der haarlose Schädel, die gebogene Nase und der Mund mit seinem halb boshaften, halb freundlich schalkhaften Lächeln — Alles zeigte mir auf's Deutlichste den Mann, den ich, eines Mordes angeklagt, vor dem Gericht meiner Vaterstadt hatte stehen sehen, nur um zwanzig Jahre gealtert, die einst so lange, hagere Gestalt gebeugt, das Antlitz in Runzeln gelegt. Aber was machte der Doktor Typhon hier im Gebirge? Nur zu gewiß war es, daß er hier in gänzlicher Abgeschiedenheit seine grausamen Forschungen fortsetzte, hier, wo kein Kriminalhof ihn mit lästigen Anklagen störte, hier, wo keine geschwätzige Nachbarin seine nächtlichen Greuelthaten ausforschte und herumtrug.

In Folge dieser Gedanken war ich nicht mehr im Stande, meine frühere Ruhe zu behaupten. Ich wollte fort, ich wollte dieses Haus verlassen; dann aber trieb mich wieder eine seltsame, dem Arzte angehörende Neugier, zu erforschen, was denn an den so verschrieenen Versuchen des Doktor Typhon Wahres sey. Ich bedachte in der heftigen Aufregung meines Gemüths nicht, daß gerade diese Sucht nach verbotener Forschung die verderbliche Quelle jener Greuelthaten war, vor denen ich zurückbebte. So im Kampf meiner Gefühle kam der Morgen heran, und ich konnte nun das Haus, ohne daß mein Wirth davon Kenntniß erhielt, nicht verlassen.

Um die achte Stunde des Morgens wurde an meine Thüre geklopft, und der Graf, oder, wie ich ihn jezt nennen will, der Doktor Typhon, trat herein, gefolgt von dem Bären des gestrigen Abends, der mein Frühstück brachte. Nach der Entfernung dieses zottigen Pagen drückte ich den Entschluß aus, meine Reise fortzusetzen. „Nicht früher, mein Herr, wenn ich bitten darf," sagte der Doktor, indem er meine Hand ergriff und sie freundschaftlich drückte, „als bis ich Ihnen meine kleine Anstalt werde gezeigt haben. Der Zufall hat Sie in diesen vergessenen Winkel der Erde geführt. Sie sollen ihn nicht ohne Nutzen wieder verlassen. Folgen Sie mir."

Mein Herz schlug heftig bei diesen Worten, doch gab ich mir Mühe, meine Aufregung zu verstecken. Wir stiegen die Treppe hinab und betraten den Gang, wo ich gestern die Tritte gehört. Am Ende desselben öffnete der Doktor eine Thüre, und wir befanden uns in einem kleinen Vorgemache. „Hier," sagte mein Führer zu mir, „muß ich Sie bitten, Ihre Schuhe abzulegen und diese Filzpantoffeln dafür zu wählen. Ihr Tritt wird alsdann das möglichst wenigste Geräusch machen. An dem Orte, wohin wir jezt gelangen, ist die größte Stille unverbrüchliches Gesetz."

Ich folgte dem Gebote, und nun schloß der Alte mit der größten Behutsamkeit einen schmalen Eingang auf und schob mich hinein, indem er mir selbst auf dem Fuße folgte. Eine tropische Wärme wehte mir entgegen. Ich erblickte an der Wand hin in betteartigen Gestellen gegen zwanzig Thiere, meistens Bären, Rehe, wilde Gebirgsziegen und Adler. Auf den ersten Anblick hielt ich sie sämmtlich für todt, denn keine auch noch so leise Regung war zu bemerken. Erst bei genauerer Besichtigung sah ich, daß sie durch überall hin vertheilte künstliche Bande in diesen unbeweglichen Zustand versezt worden waren. Mein Führer zeigte mit einem stummen Winke auf den Kopf dieser gefesselten Geschöpfe, und ich ward eine dünne Röhre gewahr, die in dem Schädel jedes Thieres steckte.

Wir gingen in ein Nebengemach, und hier war es, wo das widerstrebende Gefühl von Neugier und Scheu in Entsetzen überging. Ich fand, wie dort Thiere, so hier Kinder, fünf an der Zahl, angeschmiedet, und dicht über ihren blassen, sterbenden Gesichtern ragten die feinen, metallenen Röhren hervor, wie eben so viele glühende lange Nadeln, die man ihnen in's Gehirn gebohrt. Meine Nerven erbebten, ich mußte die Augen bedecken, und indem ich einige Schritte zurückwankte, vergoß ich einen Strom von Thränen. Aber im nächsten Augenblick erfaßte mich Erbitterung und Wuth gegen den entsetzlichen Frevler. Auf ihn losstürzend, ihn an der Brust fassend, schrie ich ihn an: „Entsetzlicher! wer gab dir Macht über diese armen Unglücklichen?" Der Doktor machte, unfähig zu sprechen, eine Bewegung mit der Hand, mir den Mund zu verschließen; als dieses nicht gelang, zerrte er mich mit aller Kraft aus dem Gemach heraus.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Merz.

(Fortsetzung.)

Bibliothekwesen.

Abgesehen von den Ankäufen im Namen des Staats, werden zahlreiche Künstler durch die grosartigen historischen Galerien des Versailler Schlosses, an welchen Ludwig Philipp, der Stifter derselben, beständig fortarbeiten läßt, beschäftigt; ferner werden mehrere neu erbaute Kirchen mit Kunstgegenständen fast überladen. Der Verschönerungen in der Stadt werden auch jährlich neue beschlossen und nach und nach ausgeführt. Einige Anstalten werden allmählig so bedeutend, daß man nicht absieht, was zulezt aus ihnen werden wird; so z. B. die Galerie von Gemälden der lebenden Künstler in dem sogenannten Luxemburger Palaste. Da jährlich neue Gemälde hinzukommen, so muß natürlich die Galerie bald zu klein werden, um sie alle zu fassen. Nun hat man freilich die etwas sonderbare Veranstaltung getroffen, daß, wenn der Künstler stirbt, seine Gemälde in die große Galerie des Museums im Louvre gebracht werden; dadurch wird aber die Verlegenheit nicht gemindert; denn so muß natürlich das Louvre bald zu klein werden. Es steckt schon ganz voll von Kunstsachen, und wenn nicht neue Gebäude an dasselbe gereiht werden, so wird es schon in Zeit von vier Jahren nicht mehr hinreichen. Dieselbe Verlegenheit, vielleicht in noch größerem Maße, äußert sich bei der königlichen Bibliothek. Es erscheinen in Frankreich jährlich ungefähr 6000 neue Bücher und Schriften aller Art, von welchen ein Exemplar an die Bibliothek abgegeben werden muß. Außer diesem Zuwachse bekommt sie vieles vom Auslande und kauft eine Menge von Büchern und Handschriften an. Ebenso verfährt sie mit den Antiken und Kupferstichen, deren Sammlungen auch zur Bibliothek gehören. Der Zuwachs steigt so bedeutend, daß es bereits an Raum gebricht und immer mehr gebrechen muß. Was soll nun zulezt aus dieser ungeheuern Anstalt werden, und wer vermag dieselbe zu lenken? Seit der französischen Revolution war die Einrichtung so, daß jedes der vier Departements, aus welchen die königliche Bibliothek besteht, nämlich Drucksachen, Handschriften, Antiken und Kupferstiche, zwei Conservatoren zu Vorstehern hatte, denen in der neuern Zeit Gehülfen oder conservateurs adjoints beigegeben waren. Die acht Conservatoren bildeten einen Rath unter dem Namen Conservatoire. Dieses Collegium traf alle nöthigen Verfügungen zur Verwaltung der Anstalt, und stand mit dem Minister des Innern, als seinem Oberhaupte, dessen Bestätigung zu seinen Beschlüssen nöthig war, in Verbindung. Bis zur Restauration ging Alles recht gut; aber nun entdeckte man allmählig Mißbräuche in der Verwaltung, welche daher rührten, daß die Herren Conservatoren sich einander Manches zugaben und vor dem Auge des Oberhauptes verbargen. Daher entstand denn der Gedanke bei der Regierung, der großen Anstalt einen Vorsteher zu geben, welcher dieselbe näher bewachte und auch dem Minister manchen kleinlichen Zwiespalt, manche langweilige Correspondenz, manche geringfügige Untersuchung ersparte. Auch fehlte es nicht an Leuten, denen solch eine Direktorstelle sehr gut angestanden hätte, und die auch wirklich darum nachsuchten. Indessen Alles wohl bedacht, ließ man es beim Alten. Eine solche Stelle erforderte einen ansehnlichen Gehalt, und diesen ließ man lieber der Bibliothek selbst zufließen. Auch ist es für das Publikum nüzlicher, wenn einige Gehülfen mehr an der Bibliothek angestellt werden, um es schneller zu bedienen, als wenn ein Direktor da ist, der dem Publikum nichts nüzt. Man hielt es aber für gut, das Bibliothekwesen dem Minister des Innern abzunehmen und es dem Minister des Unterrichtswesens zu übergeben. Salvandy, der lezte Minister dieses Faches, war jedoch des vielen kleinlichen Haders müde, und wollte zu guter Lezt einen Direktor anstellen, ernannte auch wirklich den ehemaligen Präfekten und jezigen Staatsrath Dünoyer dazu, mit einem Gehalte von 18,000 Fr. Um diese neuen Kosten nicht der Bibliothek oder dem Staate zur Last zu legen, wollte er allmählig die Zahl der Conservatoren vermindern, und nur einen für jedes der vier Fächer bestehen lassen. Aber mit der königlichen Ordonnanz, welche er deßhalb erließ, kam er übel an; denn sämmtliche Conservatoren protestirten gegen dieselbe, da sie einem während der republikanischen Regierung gegebenen Geseze über die Einrichtung der Bibliothek zuwider sey, und wandten sich sogar an den Staatsrath, um von demselben die königliche Ordonnanz kassiren zu lassen. Da nun wenige Tage darauf das ganze Ministerium abtrat, so wird Salvandys Nachfolger wohl die angefochtene königliche Ordonnanz auf sich beruhen lassen, und im Ganzen die jezige Einrichtung beibehalten, obschon sie sicher mehrerer Verbesserungen bedarf. Indessen nun der Minister der Bibliothek einen Obervorsteher aufdringen wollte, schien das Museum der Naturgeschichte im Pflanzengarten mit einer ähnlichen Bescheerung bedroht, und wahrscheinlich wartete man bloß den Erfolg der königlichen Ordonnanz hinsichtlich der Bibliothek ab, um auch jene Anstalt mit einem reichlich besoldeten Generaldirektor zu beschenken. Das naturhistorische Museum hat eine ähnliche Einrichtung wie die Bibliothek. Auch hier berathen sich die Conservatoren oder Administratoren zusammen und legen ihre Beschlüsse dem Minister zur Entscheidung vor. Es fehlt auch hier nicht an Mißbräuchen; man meint aber, daß sie durch die Ernennung eines Obervorstehers eher wachsen als abnehmen würden. Denn dann würde die Gunst des Chefs, namentlich, wenn er kein Gelehrter wäre, manche schlechte und der Wissenschaft nachtheilige Verfügung bewirken können.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 86.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 10. April 1839.

Ich hatte selbst oft grillenhafte Stunden,
Doch solchen Trieb hab' ich noch nie empfunden.
Goethe.

Die Wachskerze.

(Fortsetzung.)

Ich folgte dem Doktor, fest entschlossen, ihn mit meinen Händen zu erdrosseln. Er sah meine zitternden Lippen, meine rollenden Augen, und suchte sich mit scheuen Blicken dem eisernen Griff meiner Rechten, mit der ich ihn an der Schulter hielt, zu entziehen. So mehr von mir geschleppt, als selbst gehend, erreichte er durch den langen Gang sein Schreibezimmer; hier warf ich ihn, schaudernd vor Ingrimm und Entsetzen, in den Lehnstuhl, daß die rothen Wellen seines Morgenrocks über das fleischlose Gerippe zusammenschlugen. „Jezt vertheidige dich, Unmensch," rief ich athemlos, „wenn es dir möglich ist! Doch halt, das Erste und Nothwendigste ist, daß wie die unglücklichen Opfer befreien." Ich wollte der Thür zueilen, doch er hielt mich mit aller Gewalt, die ihm noch geblieben, am Rock zurück. „Wohin?" rief er. „Was wollen Sie beginnen? Sie sind wahnsinnig! Gerade jeder Versuch, den Sie mit ungeschickten Händen anstellen, die Kinder zu retten, muß sie tödten. Bleiben Sie, hören Sie mich an; gewinnen Sie Ihre Fassung wieder. Wenn Sie es nicht meinetwegen thun, so geschehe es jener Knaben wegen, deren Anblick eine mir so unerklärliche Wirkung auf Sie hervorgebracht." — „Gut!" rief ich stöhnend, „reden Sie, und dann machen Sie sich gefaßt, die Strafe Ihrer Greuel zu empfangen."

Des Doktors Antlitz verzog sich in ein widerwärtiges Lächeln. Er sah mich von oben bis unten an und sagte: „Ihre Drohung macht keine Wirkung auch mich. Sie sind jung und Ihr Körperbau ist kräftig; Mann gegen Mann können Sie leicht über mich schwachen Greis siegen; allein ein Ruf dieser kleinen Pfeife schafft mir ein Hülfscorps, gegen das ein halbes Dutzend Männer wie Sie nichts auszurichten vermöchten. Also beruhigen Sie sich. Lassen Sie die Vernunft, dieses köstliche Erbtheil unseres Geschlechts, von dem ich eine geringe Gabe auch den Thieren mitzutheilen trachte, zwischen uns entscheiden. Oder spreche ich zu einem jener vernunftlosen Elenden, jener unter das Thier sich herabwürdigenden Fanatiker, die, ihren Stumpfsinn hinter abgeschmackte Gesetze der Moral und sogenannten Menschlichkeit versteckend, die wahren Widersacher und Feinde des Fortschrittes der Wissenschaft und des Glücks der Menschen sind?" — „Wie?" rief ich, von einem neuen Schauder ergriffen, „und Sie wagen es, vom Glück der Menschen zu sprechen, wenn Sie jammervollen Eltern ihre Kinder rauben, um Sie unter Martern hinzurichten?" — „Diese Kinder," entgegnete er ruhig, „sind mir von ihren Eltern verkauft worden; sie sind mein wohlerworbenes Eigenthum, und sehr

wahrscheinlich wäre ein kläglicher Tod oder ein unwürdiges Leben ihr Loos gewesen, wenn sie nicht in meinen Besitz gekommen wären."

Ich wendete mich ab und Thränen benetzten von Neuem mein Auge. Der Doktor erhob sich langsam, und vor mich hintretend, versuchte er es, begütigend meine Hand zu drücken, die ich ihm entzog. „Sie sind ein Arzt," nahm er nach einer Weile das Wort; „haben Sie nie das Bedürfniß gefühlt, den Schleier der Isis zu lüften?" Ein Gefühl der Beschämung übermannte mich, ich gedachte meiner sträflichen Neugier von heute Morgen, und in diesem Moment erschien mir mein Beruf wahrhaft hassenswerth. „Antworten Sie mir," rief er mit einer ernsten, fast feierlichen Stimme: „haben Sie nie die Qual unbefriedigten Wissens gefühlt? Hat dieser Skorpion nie an Ihrem Herzen genagt? Haben Sie nie in einsamen Nächten, brütend über der einsamen Lampe, bis zum Aeußersten gepeinigt durch die gierigen Geister des Wissens, den gekrümmten Finger erhoben, um an irgend eine uns verschlossene Thüre zu pochen?" — Ich schüttelte das Haupt. — „Dann sind Sie auch kein Arzt," rief er heftig; „dann ziehen Sie den Priesterrock aus, der Sie der ewigen, unergründlichen Göttin weiht; Sie sind ihres Dienstes nicht werth. Die Menschheit hat von Ihnen nichts zu hoffen."

Er kehrte mir mit der Miene der äußersten Verachtung den Rücken und nahm wieder seinen Platz im Lehnstuhl ein. Eine lange Pause verging, ohne daß Einer von uns die Lust oder den Muth hatte, das Wort zu nehmen. Eine drückende Atmosphäre beklemmte meine Brust. Ich kämpfte mit mir, ob ich die angebotenen Aufklärungen anhören oder sogleich dieses Haus verlassen solle. Mein Wirth ließ mir keine Wahl; als ich den Blick erhob, sah ich ihn in einer Art von Ecstase, das Haupt zurückgeworfen, auf seinem Lehnsessel ruhen, und hörte ihn zugleich wie im Traume die Worte ausstoßen: „Ich habe sie empfunden, diese Qual; ich habe alle Gradationen des grübelnden Zweifels durchgemacht, bis ich jezt auf der lezten und äußersten Stufe angelangt bin. Und hab' ich erlangt, wonach ich strebte? Weiß ich nun, wo der Teufel seinen Sitz hat, der uns ewig versucht und ewig in die Irre führt?"

Ich sprang auf und legte die Hand auf seine Schulter: „Sie wissen es nicht, Sie werden es nie erfahren. Dieser Teufel ist der vermessenste und tückischste von allen: es ist der Dämon des Gott versuchenden Stolzes." Mit milderer Stimme sezte ich hinzu: „Sehen Sie jezt, daß es eine Grenze gibt, über die wir nicht schreiten dürfen?"

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Savoyen.

(Fortsetzung.)

In dem kleinen Garten hinter dem Haus stand Rousseaus komisches Observatorium, von dem er selbst mit vieler Laune erzählt: „Ich hatte ein Himmelsplanisphär gekauft, mit dessen Hülfe ich die Sternbilder studiren wollte. Deßhalb nagelte ich die Karte auf ein Brett, und wenn des Nachts der Himmel heiter und rein war, ging ich in den Garten, legte mein Brett auf vier dünne Pfähle von meiner Höhe, die ich zu diesem Zweck eingerammt hatte, und die Karte nach Innen gewendet darauf. Ich selbst aber stellte mich in die Mitte zwischen die vier Pfähle und suchte mit einem langen Tubus am Himmel die auf der Karte angegebenen Constellationen und Sterne. Um das Licht vor dem Wind zu schützen, stellte ich es in einen Eimer. Vom Weg aus konnte man Alles sehen, was im Garten vorging, so denn auch mich und meine Studien. Einmal waren Bauern aus der Umgegend spät aus der Stadt nach Haus gegangen. Sie erblickten mich in meinem wunderlichen Aufzug, den sie natürlich nicht begreifen konnten. Sie wußten nicht, woher der auf die Karte fallende helle Schein kam, denn der Eimer barg ihnen das Licht. Die vier Pfähle, das große runde, mit räthselhaften Figuren bemalte Papier, das Hin- und Herbewegen meines Tubus, alles dies zusammengenommen, gab der Sache etwas Wunderbares und Schauerliches. Dazu meine sonderbare Kleidung, ein herabhängender Hut auf der Nachtmütze, ein watirter Weiberüberrock, den mir Mama aufgedrungen hatte: dies gab mir das Ansehen eines Zauberers, und für einen solchen hielten mich auch die Leute. Ueberdies war es gerade gegen Mitternacht; Alles dies überzeugte sie, hier werde Zauberei getrieben. Es wurde ihnen unheimlich zu Muth und sie machten sich schnell aus dem Staub, weckten ihre Nachbarn, erzählten und beschworen ihnen, was sie gesehen, und das Gerücht verbreitete sich so schnell, daß schon am folgenden Morgen die ganze Umgegend voll davon war. Gott weiß, was daraus entstanden wäre, wenn nicht noch an demselben Tag die Bauern, die mich gesehen, eine Klage bei den Jesuiten in Chambery gegen den Zauberer angebracht hätten. Zwei derselben, die bei uns aus- und eingingen, redeten es ihnen gleich aus, noch ehe sie uns gesprochen, nur konnten sie nicht begreifen, wie die Sache eigentlich zusammenhänge. Später erzählten sie uns die Geschichte, ich erklärte ihnen Alles, und wir lachten herzlich darüber. Indessen wurde doch beschlossen, daß ich künftig ohne Licht observiren und die Sternkarte im Haus studiren solle."

Die Charmettes sind ein einfacher Landsitz, voll Schönheit, Naturreiz und Anmuth, ohne allen Schmuck der Kunst. Er mußte den glühenden, liebenden und von aller Naturschönheit begeisterten jungen Rousseau entzücken. Wie ganz anders war jener Landsitz, wo der alte, lebensmüde Jean-Jacques seine Tage beschloß! Ich meine Ermenonville bei Paris mit all seinem affektirten Schnickschnak, seinem Tempel der Philosophie, seiner arkadischen Wiese, seinem Altar der Rêverie und seinem Thurm Gabrielens. Dort gibt es künstliche Felsen, aus numerirten Steinen zusammengesezt, Gänsefuß-Springwasser, Plätze feingezirkelten englischen Rasens, Sandwege von allen Farben, Buchsbäume von den barocksten Formen und steinerne Drachen, Chinesen, Pagoden und Ungeheuer aller Art.

In den wenigen Tagen meines Aufenthalts in Chambery ist mir in Beziehung auf öffentliche Zustände Manches günstig und Vorurtheile berichtigend aufgefallen. Zuerst eine treffliche Polizei, die in Beziehung auf Ordnung, Reinlichkeit und gesunde Nahrungsmittel die strengste Aufmerksamkeit anwendet, und in Brod, Fleisch, Fischen u. s. w. nicht das Geringste hingehen läßt. Die Literaturpolizei ist hingegen viel nachsichtiger, als ich früher glaubte. Ich wollte meinen Augen nicht trauen, als ich bei einem Buchhändler unter den Arkaden der Boigneſtraße Lamennais Schriften, seine paroles d'un croyant neben seinem Livre du peuple ausstehen sah. Auf meine Verwunderung antwortete mir der Buchhändler, dergleichen Bücher seyen in Savoyen nicht mehr gefährlich; man lese sie der schönen Sprache wegen, sey aber weit davon entfernt, die politischen und religiösen Grundsätze zu billigen. Glückliches Volk! Auch hinsichtlich der Fremden soll die Regierung hier sehr human seyn. Die Kinder aus der Schule kommen zu sehen, ist ein wahres Vergnügen, so sittlich gehen sie hier neben einander, immer zwei und zwei, heiter und froh, und natürlich mit einander kosend. Ich dachte an die Gassenbuben im protestantischen Genf, das sich selbst so hoch in der Civilisation über Savoyen stellt.

Gleich Anfangs fiel mir das Militär durch seine tüchtige Haltung, seine geschmackvolle und reinliche Kleidung, durch seine schöne Bewaffnung auf. Später, als ich es exerziren sah, gewann es mich noch mehr. Ich habe jezt die günstigste Meinung davon, nachdem ich über Bildung und Unterricht der Offiziere und Unteroffiziere Manches vernommen, was meine aus Frankreich mitgebrachten ungünstigen Vorurtheile von diesem Militär verdrängt hat. Soviel ist gewiß, wenn man hieher kommt von Lyon, wo das rothhosige und weißkamaschige Militär, kleinen, verkrüppelten Schlags, durchaus keine militärische Haltung hat, so fällt Einem das sardinische sehr günstig und versprechend auf.

Die jetzige Regierung arbeitet auch eifrig an dem Empordringen des so lange versäumten, abgeschiedenen Savoyens durch treffliche Straßen, Brücken, Wasserbauten und Dampfboote. So denkt sie jezt daran, Chambery durch Kunst zur Seestadt zu machen, was sie früher wohl von Natur war, und durch Dampfschifffahrt mit dem mittelländischen Meere in Verbindung zu setzen. Die Sache wird auch hoffentlich in einigen Jahren bewerkstelligt seyn, denn es handelt sich nur davon, den schon bestehenden, von Chambery in den Bourgetsee strömenden Kanal neben der Aisse weiter und für Dampfschiffe zugänglich zu machen. Dann können die von Lyon über Seyssel in diesen See kommenden Fahrzeuge bis Chambery hinauffahren, ihre Ladung an Waaren und Reisenden einnehmen und damit über den See und seinen Kanal die Rhone hinunter nach Lyon gehen, oder hinauf zum Leman, wenn einmal der großartige Plan der Schiffbarmachung der obern Rhone von Seyssel bis Genf in's Werk gesezt wird oder eine Eisenbahn an die Stelle des Kanals tritt. — Das nächste Mal von Aix.

(Schluß des ersten Briefs.)

Moden.

Die Pariser Schneider. Neue Männertrachten.

In ganz Deutschland ist schwerlich eine Stadt von vier-, fünftausend Einwohnern, in der nicht wenigstens Ein Mann lebte, welcher einmal, sey es in welcher Absicht und Eigenschaft, Paris besucht hat. Wie wir einmal sind, ist eine seiner süßesten Erinnerungen das kitzelnde Gefühl, mit dem er nach dem Abfall des mitgebrachten hyperboräischen Puppengehäuses sich zum ersten Mal im Leben als ein wahrer, ein höherer Mensch, gleichsam als geflügeltes Insekt ausstaffirt sah. Wie bequem sich Alles umhergießt, gleich einer organischen gewachsenen Haut! Und ist es nicht ordentlich, als ob der sanfte Druck der kunstreichen Hülle alle Glieder wie Wachs in elegante Formen schmiegte und sie von selbst zu zierlichen Bewegungen determinirte? Wie ganz anders zu Hause, wo die unästhetischen Kurven und Ecken des Körpers sich in die Kleider drücken, und der Frack erst dann bequem sizt, wenn es nachgerade Zeit ist, an seinen Thronfolger zu denken! Ein zweiter Lichtpunkt im Leben unseres Parisers ist die Zeit, wo er die fashionable Montur in der lieben Vaterstadt auf den Faden abtrug. Es thut ihm noch wohl, wenn er daran denkt, wie die Frauenzimmer das Tuch befühlten, die Taille maßen, die Nätherei bewunderten, und sich die hohe Summe, die das Alles gekostet, in Thaler oder Gulden übersetzen ließen. Und wunderbar! der Rock hatte fast eine ewige Jugend und glich unter den Schneidersgeburten auf der Scholle dem emigrirten Tanzmeister, der hochbetagt ein Bein zeigt und es sezt wie kein Junger, und bald seit zwei Generationen ein Muster feiner Lebensart ist. Ja, Mancher kann sich nicht entschließen, das benedeite Kleid, in welchem er sich selbst so angenehm war, dem Juden vorzuwerfen; er gibt ihm das Gnadenbrod im Schranke, wie

der Krieger der Rüstung, die eine Campagne mit ihm durchgemacht, und dieser Fleck daran erinnert ihn an das köstliche Frühstück bei Very und jener Riß an das kuriose Abenteuer im Palaisroyal oder der grande Chaumière, das er so oft erzählt hat, daß er es selbst glaubt. — Die französischen Provinzialen stehen ganz im selben Verhältniß zu Paris, wie unsere deutschen Zugvögel. Nur macht die größere Tiefe des Deutschen, daß er auch die äußern Vorzüge, die er dort erkauft, ernster würdigt; der hohe Tarif der Künstler erschreckt ihn nicht, und eine „Niaiserie," wie die, welche wir jezt erzählen wollen, kann nur einem Franzosen begegnen.

Zur Zeit, da Brummel, der König der englischen Fashion und Kamerad des Prinzen von Wales, seine Kleider von Paris bezog, bekam man den herrlichsten Frack für 60 Franks. Derselbe Frack, der vor zehn Jahren 100 Franks kostete, wird jezt den großen Männern in der Schneiderzunft mit 150 Fr. bezahlt, kurz, der Frack schlägt regelmäßig jährlich um fünf Fr. auf. — Ein neuer Deputirter hatte zu Hause einen eleganten Freund, der zu einer Zeit, als der Frack noch viel wohlfeiler war als jezt, einen ganz frischen Anzug aus Paris mitgebracht hatte. Dieser sagt ihm vor der Abreise: „In Paris macht das Kleid den Mann. Du sprichst bei den Ministern vor, du kommst in ihre Logen in der Oper, wenn du anders gut stimmst: ein regelrechter Frack darf dir dabei nicht fehlen; ist dein Frack gut conditionirt, so verweilt das Auge des Gouvernements mit Wohlgefallen auf dir, und der Gedanke liegt ganz nahe, wie gut sich ein rothes Band im Knopfloch des hübschen Fracks ausnehmen würde. Ich gebe dir ein paar Worte an meinen Schneider, den ersten in der Hauptstadt." — Dieser Weisung zufolge läßt sich denn der Honorable beim Schneider seines Freundes das Maß nehmen und fragt: „Wie hoch kommt mich der Frack?" — „Hundertfünfzig Franks." — „Was! hundert Thaler für einen einfachen blauen Frack? Ei! da geht wohl etwas ab?" — „Wir handeln nie," erwiderte der Schneider, vornehm lächelnd; „treten Sie gefälligst in unsere Bureaux und lassen Sie sich die Bücher zeigen." — „Bei uns," meinte der Quinze-avril, „bekommt man einen ganzen Anzug für 80 Fr.; freilich kaufe ich das Tuch selber. — Machen Sie mir den Frack, wenn ich das Tuch dazu gebe, so daß ich nur das Macherlohn zu bezahlen habe?" — „Wie es Ihnen gefällig ist; schicken Sie nur Ihr Tuch." — Der Deputirte kauft für 75 Fr. anderthalb Ellen blaues Tuch, schickt es dem Schneider, und dieser bringt ihm drei Tage darauf selbst einen wundervollen Frack. — „Wie viel bin ich schuldig?" — „Wie schon gesagt, 150 Fr." — „Ja, aber Sie wissen wohl nicht mehr, daß ich das Tuch dazu gegeben?" — „Das Tuch! was liegt am Tuch! Wenn ich einen Frack construire, so ist der Zeug völlig Nebensache gegen die Façon, die Ausführung. Ich schlage das Macherlohn zu 150 Fr. an und gebe das Tuch darein."

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Schluß.)

Die kleinen Blätter.

Auch im Pflanzengarten hat Salvandys Ordonnanz die Gemüther in Bewegung gesezt, und man war bereit, die bisherige Verfassung unguibus et rostro zu verfechten. Die kleinen Tageblätter machen sich natürlich hierüber lustig, wie über alles, was in der politischen Welt vorgeht. Eines derselben spottet über den ernannten, aber nicht eingesezten Bibliothekverwalter Dunoyer, und es sagt, nach der Meinung urtheilsfähiger Leute sey Dunoyer nicht du bois dont on fait les bons administrateurs. Diese Blätter hatten bei den Deputirtenwahlen hinreichenden Stoff, den sie denn auch nach Herzenslust ausgebeutet haben. Natürlich gehören alle diese Blätter zur Opposition, denn sonst hätten sie wenige Leser. Das Charivari hält an die Wähler von Paris eine komische Anrede, die folgendermaßen anhebt: „Pariser Wähler, da wir unter uns sind, so gesteht es nur aufrichtig, ihr seyd im Jahr 1834 herzlich dumm gewesen. Wenn wir euch dies so roh hinsagen, so kommt es daher, weil ihr euch seitdem beinahe gebessert habt. Für einen geistreichen Mann ist es nun aber ein Vergnügen, zu hören, daß er dumm gewesen ist, so wie es einen reichen und glücklichen Mann angenehm kizelt, wenn man ihn an seine vorige Dürftigkeit erinnert. Dies ist gerade dieselbe Empfindung, als wenn man nach einem kalten Regenschauer die sanften Sonnenstrahlen einsaugt. Dies berechtigt uns, euch zu sagen, daß ihr im Jahr 1834 herzlich dumm gewesen seyd. Erinnert euch an eure sonderbaren Wahlen damals. Paris ist der Mittel- und Brennpunkt der Intelligenz, der Sammelplaz der Künste. Paris darf nur durch hochberühmte Männer in der Deputirtenkammer vertreten werden, und nicht durch Leute, die nur innerhalb der Grenzen eines Dorfes bekannt sind. Arago und Lafitte, das geht an; aber, um Gotteswillen, wer kennt Beudin und Locquet außerhalb ihres Arrondissements? Seyd ihr Opponenten, so wählt Odilon Barrot, David, Carnot; seyd ihr Doktrinärs, so nehmt Guizot; seyd ihr ministeriell gesinnt, so haltet euch an Lamartine, oder an einen andern berühmten Mann des Centrums, wenn es einen darin gibt. Aber um des Himmels willen keinen Beudin, keinen Locquet! Wenn der König Minister ernennt, so wählt er keinen Petot, Petiot, Jozon oder Dozon, obschon diese Herren ihm wohl anstehen mögen. So wählt denn auch ihr keinen Beudin und keinen Locquet; lieber möchte ich Musard (den Tanzmusiker) oder Odry (den Komiker im Variétésthеater)." Mit den unbekannten Deputirten des Centrums trieben jene Blätter überhaupt vielen Spaß. Es ist ein satirisches Gedicht Moléide erschienen, worin diese Namen komisch zusammengereiht werden.

Neveu du grand Molé, le ministre éternel,
Il promène en baillant son ennui solennel.
Marcillac, Scorbiac, venus de la Garonne,
Avec le bon Sannac tremblent pour la couronne.
Dans un coin retranché là-bas Girod de l'Ain
Encourage Pouillot, Dalloz, Clément, Collin.
Pétot, Finot, Pitot et Gautier d'Hauteserve
Derrière Cornudet se tiennent en reserve etc.

Das Herbste, was aber bei den Wahlen vorgekommen, ist der Einfall, dem berüchtigten Girardin, Herausgeber des ministeriellen Blattes La Presse, den noch berüchtigtern Vidocq zum Konkurrenten zu geben, und von diesem ein Schreiben drucken zu lassen, worin er alle Vergleichung mit seinem Konkurrenten, als seiner Ehre nachtheilig, verbittet. Dg.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 87.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 11. April 1839.

Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind!

Goethe.

Gedichte von J. G. Seidl.

Wolkenschatten.

Du sahst wohl oft in deinem Leben
Von einem Berg hinab in's Thal,
Und sahst es ausgebreitet liegen
Wie eine Kart' im Sonnenstrahl.

Hier weißen Punkten gleich im Grünen,
Die Schlösser an der Waldeshöh',
Dort Dörfer wie die Brosamhäuflein,
Und wie ein Demanttropf' ein See.

Und wenn die Wolken drüber zogen,
Wie lief es schattend über's Land!
Was erst noch dunkel, war beleuchtet,
Und schwarz, was erst noch blendend stand.

Ein rastlos Zucken und Verschwimmen
Von trüb und hell und hell und trüb,
Daß nicht ein Fleckchen unverfinstert,
Nicht eines unbeschienen blieb.

Wenn du von oben könntest schauen
Herab auf's Leben, wie auf's Thal,
Ich denk', es gäb' ein schönes Bildchen,
Beleuchtet von der Freude Strahl.

Und was wir Schmerzenstage nennen,
Und was dir oft so bitter schien,
Nichts weiter wär' es, als die Schatten
Der Wolken, die — vorüberziehn.

Die Gondel.

Die Nacht liegt über den Wogen,
Der Hafen ist öd und leer;
Von unsichtbarem Leuchtthurm scheint
Als Ampel der Mond in's Meer.

Ein Sohn der Thränen schreitet
Das Ufer hinab und hinan,
Erwartet sehnsuchtsvoll ein Schiff,
Das Schiff kommt aber nicht an.

Da sieht er eine Gondel
Versteckt am äußersten Rand,
Gleich einem Sarge, den der Sturm
Verschlagen vom nahen Strand.

Auf's Ruder in schwarzer Gondel
Ein schwarzer Schiffer sich stützt,
Dem unter'm breiten Hut hervor
Ein funkelnd Auge blizt.

„Was willst du, Sohn der Thränen?"
So spricht er den Harrenden an.
„Du suchst ein Schiff, beschreib' es mir,
„Damit ich dir rathen kann."

„„O lieber Gondoliere,
„„Das Schiff, das sahst du nie;
„„Ich selber sah entzuckt es nur
„„In meiner Phantasie.

„„Ein sonnenheller Wimpel,
„„Die Segel lustig entrollt,
„„Und Mast und Bord mit Rosen bekränzt,
„„Und Anker und Tau von Gold!

„„Es trägt den Namen: Friede,
„„Und steuert in's Land der Ruh';
„„O wann erscheinst du, Schiff, und trägst
„„Dem schönen Ziele mich zu?""

Da lächelt der Schiffsmann düster:
„Komm, Sohn der Thränen, steig ein;
„So schwarz auch meine Gondel ist,
„Du wirst geborgen seyn!

„Auch meine Gondel fuhret
„Zur Ruh' aus stürmischer Fluth;
„Ich fuhre dich um leichtern Preis,
„Und fuhre dich eben so gut."

Dem Sohn der Thränen schaudert,
Er zieht den Arm zuruck:
„In deine Gondel steig' ich nicht,
„So nahe liegt kein Glück.

„Das Ländchen, dem so voll Ahnung
„Mein Herz entgegenschlägt,
„Liegt ferner, ferner, mein' ich wohl,
„Als deine Gondel trägt!"

Die Wachskerze.

(Fortsetzung.)

Der Doktor sah mich mit einem durchbohrenden Blicke seiner finstern Auge an. „Wissen Sie das so bestimmt?" fragte er mit trockenem Spotte. „Freilich, der erste Luftschiffer, der in einem gebrechlichen Kahne sich dem Elemente der Adler vertraute, hörte sich von der armseligen Stimme der in Sicherheit Zurückbleibenden einen Thoren schelten. Der erste Arzt, der einen Leichnam zerschnitt und aus der Tiefe des Todesschachtes den ewigen Lebenskeim hervorholte, mußte, um nicht von der Menge gesteinigt zu werden, seinen heißen, edlen Wissensdurst unter der Gauklermaske eines Priesters verstecken. Ach! wir sind noch immer nicht weiter! Ein Schnitt des Messers mehr, ein unmerkliches Theilchen der Sonde tiefer, und wiederum hören wir das Geschrei des Pöbels seine Lästerungen gegen uns ausstoßen. Was hab' ich Verdammliches gethan? Werden meine Schöpfungen deßhalb mir zum Fluche, weil ich zum Material nicht Marmor, sondern das Fleisch meiner Mitgeschöpfe wählte? Jeden ihnen abgepreßten Seufzer will ich mit dem erhöhten Leben von Millionen bezahlen, aus jedem Blutstropfen keimt eine gesundere, veredelte Generation. Kann sich ein Eroberer, der auch auf zerstückelte Glieder seiner Mitgeschöpfe seinen Thron baut, rühmen, so mit Wucher die geliehenen Kapitalien der Menschheit zurückzuzahlen? Wo ist die Grenze der Rechte des Einzelnen auf seine Umgebung gezogen? Dürfen wir nicht mit einer Anzahl unserer Mitgeschöpfe, als unserer Existenz zugetheilt, frei schalten? Käme wohl jemals eine große Idee in's Leben, wenn der, der sie hervorruft, nicht willentlich grausam und ungerecht handelte? Die Milde ist eine Tugend des Friedens, jeder große Gedanke jedoch ist eine Kriegserklärung gegen die Menge. Welch ein seltsames Ding ist es um das Gewissen eines Arztes! Er kennt nur das, was vor dem Tribunal der Wissenschaft ihn anklagt oder freispricht. Gewohnt, den Tod als seinen unversöhnlichen Feind zu betrachten, verfolgt er ihn unermüdlich bis in die äußerste Faser der Organisation; keine Einbildung, kein Schrecken darf ihn zur Flucht bringen. Von dem Augenblick, wo er die Waffe niederlegt, ist sein übermüthiger Feind Sieger. Was ist ein sogenannter Mord —"

Ich wollte dem Doktor in die Rede fallen, allein er winkte mir Schweigen zu und fuhr eifriger fort: „Ich habe keinen Mord begangen; aber gesezt, ich hätte es, ich würde mich dessen rühmen, wenn ich dadurch ein für alle Zeiten wichtiges Problem gelöst. Ich würde die Gesetze anrufen, mich zu schützen, ich wurde sie an ihre Verpflichtung erinnern, die sie übernahmen, als sie sich zum Richter aufwarfen über die geistige Größe und das Maß der Intelligenz aller Zeiten. — Dieses zur Entschuldigung des Weges, den ich einschlug, jezt zu den Resultaten, zu denen ich durch meine Forschungen gelangte und von denen Sie mich hier umgeben sehen. — In den abenteuerlichen Träumen meiner Kindheit erschien mir der menschliche Geist wie ein Baum, der, Anfangs ein schwacher Keim, sich später prächtig entfaltet und seine zahllosen Aeste durch das feinste Geäder des Leibes

vertheilt. Ich sah, je nachdem die Fähigkeiten sich entwickelten, den Baum wachsen, und hier und da trieb ein besonders anschwellender Ast sogar die materielle Decke empor. So bei den Organen des Gehirns. Ein Gedanke ist nicht etwas völlig Körperloses; er sezt Körper an, aber wir haben, um diesen Körper zu messen, keinen Maßstab im Raume; doch eine ganze Gedankengeneration, eine Masse unendlich zarter Nervengeister hupft zulezt immer anwachsend die Decke des Gehirns, und wir sehen endlich auf dem Schädel eines Menschen eine greifbare Erhöhung entstehen, die körperliche Kunde gibt von seinen unkörperlichen Gedanken: ein kleines, vom zartesten Knochen aufgebautes Elfenschlößlein, von wo aus die feinen Geisterchen der Intelligenz ihre Wanderung durch die Welt antreten. Und ist denn alles das so sehr auffallend? Muß man ein verstockter Materialist und Gottesleugner seyn, wenn man behauptet, daß die Organe wachsen und sich entwickeln, wie sich die Pflanze entwickelt? Descartes und nach ihm Leibnitz wollten freilich die Sache anders angesehen wissen. Nach ihrer Lehre umfließt das neugeborene Kind schon ein ganz fertig gewebter Mantel von Ideen; mit diesem tritt der Mensch in's Leben, mit diesem legt er sich in's Grab. Da ist kein Wachsthum, kein Keimen, kein Entstehen aus Knospenhulle und Blüthenkapsel; es ist der einmal angelegte Bettler- oder Königsmantel, den man zu tragen bestimmt war. Der Arzt kann eine solche Lehre schwerlich annehmen, ihm ist allzeit ein großes Lebendiges gegenwärtig; er schreitet von einem zum andern, und das zarte Geflecht der Nerven ist ihm eben so ein Wachsendes, wie der Urwald von Amerika."

„Auf diese Betrachtungen mich stützend, kam ich frühzeitig dahin, die Organe des Gehirns als die innern Sinne zu betrachten, deren Vervollkommnung und Wachsthum in unserer Macht gegeben. Ich verglich den Thierschädel mit dem menschlichen und traf auf ähnliche Erhöhungen, die mir das Daseyn gleicher Organe anzuzeigen schienen. In der That haben mich meine Wahrnehmungen nicht betrogen; mein Forschen hat lebendige Früchte getragen. Durch die Analogie der Lehre von der Transfusion des Blutes entstand bei mir die Ueberzeugung, daß Geisteskräfte sich von einem Individuum auf das andere auf materiellem Wege übertragen lassen. Ich öffnete den Schädel, diese geheimnißvolle Bundeslade des Geschlechts, in der der Gott schlummert und abwechselnd der Teufel, ich berührte mit reiner Hand, als geweihter Priester, die uralte Wiegenstätte unserer Thorheit und Weisheit, und indem ich ein Weniges Gold herausnahm aus der Truhe des Reichen, suchte ich damit die Ideen und die Kräfte einer durftigen Existenz zu vergolden. Es gelang mir, und der Muth wuchs mit jedem neuen Experiment. Lassen Sie mich davon schweigen, wie ich weiter und weiter fortschritt; es schwindelt mir noch, wenn ich daran denke, wie ich Reichthumer von ungeheurer Größe über Nacht in den Schooß geworfen erhielt. Die Freude, das Grausen, der Schmerz uberwältigte mich, als ich zum ersten Mal ein fast mit menschlicher Vernunft begabtes Thier meiner Rede horchen sah, das kluge Auge, mit dem eigenthumlichen Lichtstrahl der höhern Intelligenz ausgerüstet, fragend auf mir weilte, als forderte es nun auch die Rechte des Menschen von mir, da ich ihm einen Theil seiner Fahigkeiten eingeimpft hatte. Das Streben des Adlers nach dem Lichte, des Gemsbocks nach der Spitze des Gebirgs birgt sich unter demselben Organ, wie die verwegene Schwungkraft des Menschen, Gott fassen und begreifen zu wollen. Etwas von diesem köstlichen Organ der Trägheit des Bären, dem Stumpfsinn des Hundes mitgetheilt, und schon sehen wir seine Natur verändert und verwandelt; dem Wolfe sein Mordorgan geraubt, und dagegen die Klugheit und Behendigkeit des Rehes ihm gegeben, macht aus ihm einen friedfertigen und brauchbaren Diener. Bemerken Sie wohl, daß die Köpfe meiner Thiere alle eine etwas unförmliche Gestalt haben? die Klugsten sehen am ubelsten aus. Ein kleiner, vollkommen schön gebauter Schädel, auch bei Menschen, zeigt wenig Geist an. Die idealen Köpfe der Antike sind schön, aber geistlos."

(Fortsetzung folgt.)

Moden.

(Schluß.)

Wenn es wahr ist, daß auch die männliche Tracht, wenigstens in ihren Hauptzügen, von Paris aus bestimmt wird, so drängt sich uns von dort mehr und Entscheidenderes auf, als wir meistens selbst wissen. Es ist merkwürdig, welche Gewalt die im gegebenen Zeitpunkt unter den höhern Ständen landesläufig angenommene Tracht auf die Einbildungskraft übt. Es ist ein gewisses Mittelding zwischen der Kleidung, welche um die Schultern des Gecken, und derjenigen, welche am Rechen des Trödlers hängt, was im Durchschnitt das männliche Auge am meisten befriedigt, weil es nichts zu denken gibt, weil es kein Urtheil herausfordert, was das Kleid des Mannes eben nicht thun soll. Es erregt gleiches Mißbehagen, ob Einer bei einem ältern Durchschnittsschnitt, wenn man so sagen darf, stehen geblieben ist, oder ob er einen frischen anticipirt; nur wird der Beobachter beim Einen ein ganz anderes Urtheil fällen als beim Andern. Seit es allgemeine Sitte ist, die Ermel an der Schulter ganz platt und die Beinkleider an den Hüften, wie überhaupt, anliegend zu tragen, erweckt ein Frack mit oben aufgebauschten Ermeln die Idee eines geschonten, selten hervorgezogenen Schrankhüters und sogenannten Gollektischrocks, und ein hübsches, aber am Gurt faltiges und sich nach unten verjüngendes Beinkleid macht den Eindruck rustiker Eleganz in der äußersten Arrièregarde, die aber durch eine Frontveränderung in der Mode leicht, wenigstens oberflächlich betrachtet, zur Avantgarde werden kann. Dies scheint eben

jezt bevorzustehen; denn die ersten Pariser Schneider sollen allen Ernstes für das laufende Jahr die „Idee“ der faltigen Beinkleider wieder aufnehmen wollen. Ist dem so, so bedingt dies Abänderungen auch in der übrigen Tracht; in Kurzem wird demnach das bisherige männliche Anstandsbild aus den Köpfen, wie aus einer Laterna magica, herausgenommen und ein anderes eingeschoben seyn, und in einem Jahre spielen enge Beinkleider vom Land in der Stadt dieselbe Rolle, wie jezt die weiten. — Die neuen weiten Beinkleider werden aber natürlich etwas ganz Anderes seyn als die alten; wie immer. Dies zeigt sich auch bei einer andern Neuerung, welche wie ein Rückgriff auf etwas Altes aussieht. Man trägt wieder gestickte Halstücher. Es erregt die unangenehmsten Gefühle, wenn man jezt noch an einem männlichen Halse ein weißes Tuch gewahr wird, wo in den albernen Zipfel ein Füllhorn, ein Blumenstrauß, ein Amor mit Pfeil und Bogen gestickt ist. Aber so ist es bei der neuen Mode auch nicht gemeint: statt des Zipfels wird das ganze Tuch gestickt, und zwar mit kleinem Dessin, Mücken, Kleeblättchen, Blümchen und dergleichen durcheinander. Die Stickerei ist bald weiß auf weiß, bald bunt auf weiß: ersteres zu halbem Anzuge, lezteres zu sorgfältigem Negligé. — Diese Unterscheidung erinnert uns, Denjenigen, welche es nicht wissen sollten, ernstlich vorzuhalten, daß die feine männliche Welt sich immer strenger an die bei der weiblichen Toilette hergebrachte dreifache Abstufung nach den Tageszeiten bindet: Negligé, halber Anzug, ganzer Anzug. Es versteht sich von selbst, daß dies ganz besonders „le detail le plus sérieux de la toilette de l'homme“ betrifft. Muß man erst sagen, daß dies die Wäsche ist? Der kleingefältelte Jabot mit glattem Hemd ist wieder so gemein geworden, daß er mit Schlafrock und Ueberrock zusammengeht. Wird der Anzug etwas sorgfältiger, so ist der Jabot mit einer schmalen Spize besezt, zuweilen selbst gestickt, wie das Hemd. Zum vollen Anzug trägt man Spizen und oft die reichste Stickerei.

Von der weiblichen Tracht ist im Augenblick so gut als nichts zu sagen. Die sogenannte Spazierfahrt nach Longchamps in der Charwoche, welche sonst in Paris die Frühlingsmoden entschied, hat seit Jahren immer mehr von ihrer Bedeutung verloren, und diesmal war sie vollends ganz null. Die zunächst bevorstehenden Entwickelungen der Tracht liegen so sehr im Dunkeln als der künftige Gang der französischen Regierung. Nur Eines: den Sammthut duldet die Jahreszeit nicht mehr, den Strohhut erträgt sie noch nicht; zwischen beide muß etwas eingeschoben werden, und das glücklichste Mittel ist wohl der Krephut. So eben, kurz vor dem Zwischenministerium Montebello-Girod-Gasparin, sind wundervolle Krephüte erschienen, weiß und blau, weiß und rosenfarb, ohne Bänder und Blumen, unten und oben nur mit Krep besezt. Eine ganz poetische Idee: es sind Wolken, Frühlingswolken, die als Cumulus, Cirrus und Nimbus auf's reizendste das Haupt umschweben. Sie werden vorüberziehen wie jenes administrative Meteor; was aber auf beide folgt, ist dort so sicher, als hier ungewiß. Der Strohhut kommt jenen Wolken unausbleiblich nachgezogen; wie und wann entscheidet sich aber im Lande der Moden die politische Lebensfrage: Strohmänner oder keine?

Korrespondenz-Nachrichten.

Briefe eines Deutschen in holländischen Diensten.

Die folgenden Auszüge aus den Briefen eines jungen, auf Java in holländischen Kriegsdiensten sich befindenden Deutschen scheinen schon darum der Mittheilung werth, weil sich so viele unserer Landsleute in der gleichen Laufbahn befinden und die Angehörigen derselben alle Nachrichten über die holländischen Besizungen in Ostindien mit Interesse aufnehmen.

Kedongkebo auf Java.

Den 30. Juli, Nachts zwei Uhr, hatten wir die Küste von Java erreicht, und überall erblickten wir kleine Feuer, die die Eingebornen theils zum Schildkrötenfang, theils zum Schuz gegen wilde Thiere unterhielten. Morgens vier Uhr befanden wir uns in der Nähe der Bucht von Anga, wo die Holländer ein Fort haben, und wo wir unsere Ankunft durch einen Kanonenschuß verkündeten. Gleich mit Tagesanbruch näherten sich Eingeborene in kleinen Fischernachen unsern Schiffen und boten allerhand zum Verkauf an; sie hatten Hühner, Gänse, Eyer, Kartoffeln, Yamyams, Ananas, Kokusnüsse, Apfelsinen, Pisang Zucker, viele mir unbekannte Früchte, sowie auch Affen, Papagayen und mehr dergleichen feil. Diese kupferfarbenen, nur mit einem Lumpen am Unterleib bedeckten Geschöpfe schienen mir mehr Affen als Menschen. Indessen sind unter ihnen recht schön gewachsene Leute, und man gewöhnt sich sehr bald an ihre Physiognomien; ja nach der Versicherung Mancher soll man sie, was ich mir bis jezt nicht denken kann, nach Jahr und Tag sogar hübsch finden. Ihre Kanots waren so klein, daß man gar nicht begriff, wie sie sich damit auf das Meer wagen konnten; jedes war aus einem einzigen, nicht zu starken Baumstamm gehauen, so daß kaum ein Mann darin Plaz hatte, der, auf dem Boden sizend, mit einer Hand ruderte und mit der andern das stets hineinschlagende Wasser ausschöpfte. — Mit Hülfe unseres Kapitäns, der ihre malaische Sprache etwas verstand, wurde ihnen Vieles um Spottpreise von uns abgekauft. — v. Kettler, ein junger Korporal Manger, den ich, beiläufig gesagt, in Wezlar als Kaufmannsdiener gekannt, und ich erhandelten uns junge Hühner für etwa acht Groschen, die uns am Abend, nachdem wir über hundert Tage kein frisches Fleisch gegessen, trefflich mundeten. — Gegen neun Uhr kam vom holländischen Fort ein Postboot, dem der Kapitän ein großes Paquet an den General-Gouverneur, die Anzeige unserer Ankunft und sonstige Papiere enthaltend, übergab, welches sofort zu Land durch eine Art Post mit unglaublicher Schnelligkeit an Ort und Stelle befördert wurde. Diese Post wird durch Eingeborene besorgt, die über die Gebirge in Stationen von einer halben Stunde eine Kette von Läufern bilden. — Nachmittags drei Uhr erreichten wir endlich, zu unserer aller Freude, die Rhede von Batavia, wir verkündeten unsere Ankunft durch 25 Kanonenschüsse, welche durch eine Salve vom wachhabenden Kriegsschiff erwidert wurde. Die Rhede war mit Schiffen von allen Nationen bedeckt; während Batavia, halb zwischen Bäumen versteckt, vor uns lag, schien die Rhede gleichsam eine Fortsezung der Stadt zu bilden; ich zählte über hundert große Schiffe um und neben uns, zwischen denen eine Unzahl von Nachen und Kähnen hin und her kreuzten. — Um sechs Uhr Abends befahl ein Kanonenschuß vom Wachtschiff die Abnahme der Flaggen, und um acht Uhr wurde durch ein gleiches Signal der Zapfenstreich verkündet, worauf vom Admiralschiff eine schöne Hornmusik begann, die bei dem köstlichen, ganz windstillen Abend einen herrlichen Effekt machte.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 88.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 12. April 1839.

> Ein großer Vorsaz scheint im Anfang toll,
> Doch wollen wir des Zufalls künftig lachen,
> Und so ein Hirn, das trefflich denken soll,
> Wird künftig auch ein Denker machen.
>
> Goethe.

Die Wachskerze.

(Fortsezung.)

Der Doktor erholte sich hier ein wenig, und nachdem er seinen forschenden Blick auf mich geworfen hatte, fuhr er fort: „Ich wagte mich jezt an den Menschen. Kennen Sie, mein Herr, das Organ, das die Phantasie birgt? Es findet sich in der Gegend, wo das Stirnbein sich mit den Scheitelbeinen vereinigt. Theosophen und Schwärmer haben es in hohem Grade ausgeprägt. Verbunden mit dem Organ des Scharfsinns und der Wahrheitsliebe gibt es den vollkommenen Religiosen, so wie den wahren Dichter. Das Bedürfniß unserer zerrütteten Zeit nach großen, leitenden Kräften bedenkend, hielt ich mich berufen, aus der Stille meines Studierzimmers einen zweiten Luther oder einen zweiten Dante hervorgehen zu lassen, einen Erneuerer der Kirche oder der Poesie. Der Zufall spielte mir einen schönen Knaben in die Hände. Er hatte sich hier im Gebirge verirrt, und lange Zeit blieben meine Nachforschungen, seine Eltern aufzufinden, fruchtlos; endlich erwählte ich ihn zu meinem Gegenstand. Sein träumerisches, großes Auge schien mir von epischer Glut trunken, ein bukolisches Lächeln schwebte um seine vollen Lippen, und seine hohe Stirne zeigte das königliche Organ der Phantasie mit solcher Deutlichkeit, als fordere es schon jezt den Lorbeerkranz der Muse."

„Um Gotteswillen!" rief ich, den Doktor unterbrechend; „es ist doch nicht der Knabe, der rechts an der Thüre lag, einem Raphaelschen Engel ähnlich?" — „Derselbe. Ich werde an ihm Ruhm erleben; er wird ein zweiter Shakespeare werden, denn ich habe in seinen Schädel die glücklichsten Mischungen hineingetragen. Bemerkten Sie den bleichen Knaben neben ihm? er ist für das Bestehende geboren, die Organe des Orts- und Zahlensinnes sind bei ihm vorherrschend, allein die Natur, blind waltend, hatte ihm neben diesen ernsthaften Kräften auch eine Dosis Phantasie ertheilt, die, wenn ich sie ihm gelassen hätte, sein Unglück begründet haben würde. Ich habe diese überflüssige Phantasie meinem Dichter gegeben."

Ich will hier nicht weitläuftig berichten, wie unsere Unterredung endete. Die anscheinende Gutmüthigkeit des Alten bewog mich zu Fragen und Erörterungen, und diese zogen Berichte von seiner Seite nach sich, die mir jezt alle, wenn ich daran denke, wie traumhafte Nebelbilder vorschweben. Es wurde Abend, Nacht, wieder Morgen, und wir sprachen noch immer über die wunderbarsten Dinge. Schauder, Entsetzen und seltsame Forschungslust vertrieben mich und bannten mich abwechselnd an meinen Plaz. Meine wiederholten Versuche, die

unglücklichen Opfer zu befreien, mißglückten, und ich verließ endlich das Landhaus, verdüstert und verstimmt, nachdem mir dessen Besitzer das Versprechen abgenommen hatte, ihn nicht zu verrathen. „Was hälfe es Ihnen auch?“ sezte er mit einem höhnenden Lächeln hinzu; „gelänge es dem Pöbel, mich auch von hier zu vertreiben, so setze ich in irgend einer Einöde Amerikas meine Studien fort. Das Material finde ich aller Orten.“

Wenige Wochen später glaubte ich berechtigt zu seyn, mein Versprechen nicht zu halten. Meine Freunde suchten mich zwar zu überzeugen, daß das Meiste von dem, was ich erlebt haben wollte, ein Spiel meiner durch die einsame Gebirgsreise erregten Phantasie sey; dennoch drangen sie in mich, der Behörde den Fall anzuzeigen. Mehrere von ihnen, junge Abenteurer und Enthusiasten, schlossen sich dem Zuge der Commission an, aber ihre Erwartungen wurden getäuscht. Man entdeckte zwar das Landhaus, fand es aber leer, und keine Spur weder von dem Alten, noch von seinen Thieren war zu entdecken. Wenig fehlte, so hätte man jezt mein ganzes Abenteuer für erdichtet gehalten; allein die von mir auf's Genaueste angegebenen Oertlichkeiten und manche noch sonst vorgefundenen Merkmale der einstigen Bestimmung gewisser Räume erwarben meinen Berichten neuen Glauben.

Wie erstaunte ich aber selbst, als ein Jahr darauf Gall mit seiner berüchtigten Schädellehre auftrat. Hatten Mesmer's an's Wunderbarste streifende Lehren schon Paris in Bewegung gesezt, so erregte Gall eine über die ganze civilisirte Welt verbreitete Revolution der Ideen. Die kühnsten Behauptungen, die fabelhaftesten Erscheinungen, die wunderlichsten Paradoxen, alles Anklänge jenes Gesprächs, das ich mit dem Doktor Typhon an jenem Tage und Abende geführt, drangen jezt von allen Seiten auf mich ein. Es gab Aerzte, die in einen mystischen Taumel geriethen und von unerhörten Offenbarungen träumten, indem sie die Nerven des Unterleibs mit der Apokalypse in Verbindung brachten. Man tastete auf den Köpfen seiner Freunde herum und machte beschämende Entdeckungen; man wählte und verstieß Bräute, je nachdem ihnen diese oder jene Erhöhung des Schädels zukam oder abging. Mitten unter den Stürmen des Kriegs flogen die Depeschen der Wissenschaft hin und her. Neben den Bomben des Eroberers flogen die Schädel der Naturfreunde. In die Boudoirs der Damen stiegen die bestaubten Bewohner des Grabes und legten sich auf die kleinen Kissen von Sammt und Atlas, auf denen eine Minute früher ein jungfräulicher Busen sich im Schlummer ergossen hatte. Die Muse der Geschichte, von einem Haufen junger Philosophen und Aerzte begleitet, stieg in die Grabgewölbe und zeigte auf den Köpfen ihrer Lieblinge die leserliche Schrift der Thaten, die einst die Welt erbeben machten. Man grub nach dem Schädel Ariosts, um an ihm das Organ der Sinnlichkeit zu finden, aus dem die buhlerischen Gestalten Armidens und Bradamantens hervorgegangen waren. Unruhig forschend, stieg zu Weimar in die Katakombe einer vergessenen Vorstadtkirche Goethe hinab, um den Schädel Schillers, seines erhabenen Freundes, unter einem Wuste subalterner Gebeine herauszufinden. Dieser kostbare Schädel, der das Entzücken und die Wonne der Deutschen in sich enthalten hatte, die Schöpferstätte der Thränen Marias und des Siegeslächelns einer Johanna, wieder erkannt wurde er durch die Organenlehre Galls. — Während dessen klimperten die Guitarren der Tagesdichter. Der Prince de Ligne, zu den Füßen der Frau von Staël sitzend, besang die neue allmächtige Offenbarung in den kleinen gefälligen Reimen eines Philosophen aus der Voltaire'schen Schule, ewig lächelnd, ewig galant, aber auch ewig ungläubig. Columbine scherzte auf den Theatern der komischen Dichter, mit der Maske des Todes in der kleinen Hand, über die herrschende Systemsucht. Man brachte Gall und sein mit Schädeln tapezirtes Kabinet auf's Theater, und alte Hypochondristen, erschreckt durch den tastenden Finger des Doktors, dachten ernstlich daran, ihren Schädel, sammt dem Verzeichniß ihrer Sünden, das er enthalten sollte, frühzeitig in Sicherheit zu bringen, indem sie ihm eine ununterbrochene Ruhe im Grabe gerichtlich verschreiben ließen. Galante Frauen, bewußt ihres plauderhaften Schädels, beschränkten ihre joyeusen Tete-a-Tetes, immer fürchtend, die liebkosende Hand des Geliebten könnte hinter die falschen Locken und die wahrhaften Organe kommen, während der Held des Jahrhunderts, unbekümmert, ob die Sprache seines Schädels mit der seiner Siegesmanifeste zusammenstimme, durch immer neue Lorbeerkränze seine Stirne verdeckte.

(Fortsetzung folgt.)

Reise- und Lebensbilder.

Von Franz Freiherrn Gaudy.

VII.

Sant' Antonio Abate.

Je mehr jene lange Häuserzeile, welche unter dreimal wechselndem Namen von der Piazza Santa Trinita über Berg und Thal nach der Hauptkirche von Santa Maria maggiore in schnurgerader Richtung läuft, sich der lezteren Basilika nähert, um so mehr verliert sie auch ihren ursprünglichen städtischen Charakter. Gärten unterbrechen die spärlicher bewohnten Gebäude, bis sie dieselben zulezt

gänzlich verdrängen und die Bevölkerung sich gleich den Wogen des allmählig versandenden Rheins verliert. Der Platz hinter Maria maggiore ist einer der ödesten von Rom und wird nur sparsam von den nach Tivoli und den Gebirgen rollenden Wagen, von kommenden und heimkehrenden Landleuten belebt, wenn nicht gerade ein großes Kirchenfest, wie das der Weihnachtsvigilia oder der Thierweihe von Sant' Antonio Abate die Römer nach jenem unbewohnten Stadtviertel lockt. Das Letztere ist eines der eigenthümlichsten und heitersten des Jahrs; es ist gleichsam der vierfüßige Karneval.

Der Festtag des heiligen Antonius Abbas fällt auf den 17ten Jenner und wird durch ein großes Hochamt begangen. Ich hatte die für gewöhnlich verschlossene Kirche nur von außen kennen lernen und mich an ihrem herrlichen Portal, dem schönsten in Rom und einem der wenigen, welche der Kunstbarbarei des vorigen Jahrhunderts entgingen, erfreut, an dem reizenden, zirkelrunden Bogen von weißem Marmor, an den wunderbar genug auf Sphinxen ruhenden Säulchen; an jenem Tage betrat ich sie zum ersten Male. Die Wände sind al fresco von Lombardelli mit dem Beinamen della Marca gemalt; obwohl aus späterer Zeit stammend, sind die meisten dieser Bilder nach den im Kloster bewahrten Kartons eines alten Florentiners ausgeführt, und diese haben in der Zeichnung viel Anmuthiges und Naives. Die ganze Geschichte des Schutzheiligen, welche sie darstellen, ist überhaupt eine der ansprechendsten in der Legendenwelt. Ein süßer Duft von stillaufschiger Waldeinsamkeit zieht sich durch sie hin, wie durch ein Tieckſches Mährchen. Rehe und andere Waldthiere folgen dienstbar dem frommen Einsiedler und werfen sich verehrend vor ihm auf's Knie. Streckt der Teufel auch hier und da spuckend die Nase hervor, so wird er kräftig gebannt und muß beschämt abziehen. Mit dem widerlichen Anblick von gespießten, gebratenen, gesottenen Märtyrern (wie in S. Stefano rotondo) wird das Auge verschont; der Heilige stirbt sanft und still, wie er gelebt hat, und wird in einem schattenkühlen Waldthale bestattet. Die Kirche hat ihn zum Schutzpatron der vierfüßigen Hausthiere erkoren. Unfähig, sich das Jahr über seiner Clienten anzunehmen und sie vor der empörenden Barbarei, mit welcher der Italiener sie behandelt, zu schützen, hält er wenigstens darauf, daß den Gequälten alljährlich einmal sein Segen zu Theil werde, und bestimmt zu dessen Empfang die mit dem 17ten Januar beginnende Woche.

In diesen Tagen strömt Alles, was Pferde und Esel besitzt, nach Sant' Antonio, um die ihm zugehörigen Quadrupeden weihen zu lassen. Der in die Woche fallende Sonntag versammelt die meisten Segensbedürftigen und wird dadurch zum Volksfest. Schon am Morgen sprengen einzelne Reiter auf zierlich geschmückten Rossen herbei. Der Kopf des Thiers ist mit einem Kranz von Dachshaaren, mit farbigen Bandschleifen und Flittern verziert, und trägt meist noch einen großen schwankenden Busch von bunter Wolle (fiocco), während der Schweif in einen kurzen dicken Zopf, ungefähr wie der eines französischen Chasseurs, geflochten und mit brennend rothem Band umwunden ist. Der Reiter hält vor der Nebenthür des Klosters. Der Priester tritt auf die Schwelle; ein Kirchendiener überreicht ihm den Sprengwedel; er spricht ein kurzes Gebet und bespritzt das Pferd, worauf dessen Besitzer dem Sakristan eine Wachskerze oder eine dem Werthe entsprechende Silbermünze einhändigt und dafür ein geweihtes Bildchen des Schutzpatrons empfängt. Besonders wichtig machen sich die auf dem lezten Rückenwirbel ihrer Esel herantrottenden Buben, und beeifern sich, ihr Thier in graziösen Kurbetten vorzuführen. Der Esel bekommt seine Dosis Weihwasser, schüttelt die Ohren und will nicht mehr von der Stelle. Der Junge prügelt unbarmherzig auf den eben Geweihten los; dieser schlägt hinten aus und wirft den Reiter in den Sand. Alles lacht, der Bube am meisten, denn sein Thier ist unentgeldlich gesegnet worden; Esel und homogene Naturen passiren überall frei. Allmählig finden sich auch lange Züge der einspännigen, mit Weintonnen beladenen Kärrnerwagen ein; zweirädrige leichte Kabriolette, von Jägern oder einer korpulenten Trasteverinerin, mit grünem Haarnetz, Silbernadel, Goldketten und Ringen an allen Fingern, gelenkt, rollen heran; ihnen folgen die Fiaker vom spanischen Platz, welche auf gewissenhafte Feier des Tages am strengsten halten.

(Schluß folgt.)

Aerztliche Runde

Geh' ich in der Mitternacht
Durch der Häuser enge Reihn,
Hin wo noch ein Kranker wacht,
Bei der Lampe mattem Schein,

Blick' ich an die Fenster oft,
Hinter denen feuchtlos ich
Auf Metall und Kraut gehofft,
Lausch' ich, und es reget sich.

Und es kommt herab im Haus,
Als hätt' ich geklopfet an —
Ein Verstorbner tritt heraus,
Gehet stumm mit mir die Bahn.

Und mein Hündlein stuzt und bellt,
Will mit mir nicht weiter geh'n.
Wolken! fliegt vom Himmelszelt,
Daß die Sterne leuchtend steh'n!

Justinus Kerner.

Korrespondenz-Nachrichten.

Kedongkebo auf Java.

(Fortsetzung.)

Briefe eines Deutschen in holländischen Diensten.

Den 1ten August Morgens neun Uhr verließen wir nach einer sehr glücklichen und bei vielem ungünstigen Winde in der kurzen Zeit von 110 Tagen vollendeten Reise das Schiff Emanuel. — Nachdem wir nun noch einen Extragenever erhalten, brachten wir der Schiffsmannschaft ein dreimaliges Hurrah und fuhren in kleinen, von Eingebornen bemannten Booten nach Batavia. Daselbst angekommen und ausgeschifft, wurde auf einem großen schönen Rasenplaz vor dem Thore Halt gemacht, wo wir uns im Schatten herrlicher Bäume lagerten, und zur Erfrischung jeder Mann ein Weißbrod und vier zu vier Mann eine Flasche Rothwein erhielten. Gegen fünf Uhr, als die größte Hize vorüber war, marschirten wir durch einen kleinen Theil von Batavia, der Hauptstadt Java's, nach Weltefreden (wohlzufrieden), welches, nur dreiviertel Stunden von Batavia entfernt, als eine Vorstadt betrachtet wird, und durch eine schöne Allee von Orangenbäumen mit der Stadt verbunden ist. Eine Viertelstunde von Weltefreden empfing uns die Musik des dort liegenden Bataillons, um sechs Uhr langten wir in Weltefreden an, und wurden in der Depotkaserne, einem zwar einstöckigen, aber schönen, mit Vorhallen versehenen steinernen Gebäude einquartirt. Der so kurze Marsch hatte mich und uns alle angegriffen und ich suchte daher bald einen Plaz auf der mit Strohsäcken belegten Bambuspritsche, und übergab mich zum ersten Mal auf diesem verwünschten Eiland den Armen Morpheus. — Den 2ten August hatten wir Musterung vor dem Colonel und Großmajor vom allgemeinen Depot, wo uns einige Verhaltnungsbefehle gegeben und bekannt gemacht wurde, daß in ganz Ostindien die europäischen Soldaten von Morgens zehn bis Nachmittags vier Uhr wegen der großen Hize die Kaserne durchaus nicht verlassen dürften. — Als ich kurz darauf mir einen Plaz zum Baden zeigen ließ, mußte ich unglücklicherweise zwei Soldaten von unserm Transport, die nicht schwimmen konnten, vor meinen Augen ertrinken sehen, wovon der eine ein hübscher Junge von achtzehn Jahren war, Namens Kroßyk, aus Halberstadt gebürtig. Weltefreden ist eigentlich bloß ein Soldatenkantonnement, denn in Batavia ist der Ungesundheit wegen kein Militär, während hier ein Bataillon Infanterie von sechs Compagnien, wovon die Flankencompagnien aus Europäern, die übrigen aber aus Eingebornen bestehen, eine Compagnie Husaren und eine Compagnie Artillerie liegt, außerdem das Depot für neue Ankömmlinge und Invaliden; endlich besteht hier eine Kadettenschule. Die Gebäude des Gouvernements, so wie die von Privats und Kaufleuten liegen weit auseinander in den herrlichsten Anlagen und Gärten und sind meistens sehr prächtig, wie denn überhaupt von den reichern Europäern ein unglaublicher Luxus getrieben wird. Das Hauptgebäude ist das Schloß, auch zeichnet sich noch das Theater besonders aus. Außerdem gehören zu Weltefreden noch eine Menge Baracken der Eingebornen und Chinesen; die Häuser der Leztern sind besser und schöner, als die der Eingebornen, denn jene sind gewöhnlich die wohlhabendsten, obgleich sie furchtbare Abgaben entrichten müssen. — Nachmittags wurden ich und v. Kettler von einem Sergeanten, einem gewesenen preußischen Offizier, Namens B. eingeladen, bei einem Glase Punsch des Königs von Preußen Geburtstag zu feiern; wir trafen daselbst viele uns von Hörensagen bekannte Deutsche: einen von Seybothen, einen Grafen von Hovm, einen Grafen von Brühl, einen von Harthausen und noch andere junge Leute von sehr guter Familie. Natürlich kam man im Lauf des Gesprächs auf unsere Aussichten, und wir hörten, daß durchaus bloß an der Quelle, nämlich in Weltefreden oder Samarang, Aussichten zum Avancement seyen, da man im Innern des Landes gewöhnlich bleibe, was man sey, wobei sich von Brühl, der sechs Jahre in den Bovenlanden ohne alle Strafe gedient hatte, selbst als Beispiel aufstellte. Er war nämlich, wie ich, als Corporal nach Java gekommen, und zu einem tief im Lande liegenden Bataillon geschickt worden, daselbst aber vier Jahr Corporal geblieben, weil von den stets neu ankommenden Transporten immer die meisten Sergeanten in das Innere des Landes geschickt, und somit die Aussichten auf Avancement immer vereitelt werden, während man in den Hauptpläzen stets Sergeanten zu Offizieren befördert. Endlich nach vier Jahren war Brühl in seiner Tour Sergeant geworden, und da man zwei Jahre in dieser Charge dienen muß, bevor man Offizier werden kann, so war mithin seine Dienstzeit um, bevor er auf ein Avancement rechnen konnte; daher hatte er sich jezt zum zweiten Male engagirt, und zwar im Bataillon in Weltefreden, und sich zu dem hier so leichten Offiziersexamen gemeldet, was jeder, der zwei Jahr Sergeant gewesen, um sein Avancement zu forciren, thun kann. Uebrigens wird der, welcher keine ganz gute Conduitenliste hat, zurückgewiesen. — Unter diesen Umständen riethen mir diese theilnehmenden Landsleute, da unser ganzer Transport in die Bovenlande zum Observationskorps kommen würde, mich direkt an den Colonel Neuhaus, einen Schweizer, den Kommandanten des hiesigen Bataillons, zu wenden und ihm meine Familienverhältnisse offen zu erzählen: er behalte mich vielleicht bei seinem Bataillon. Da ich nun aber gar keine Empfehlungen hatte, und ich auf dem eigensinnigen Vorsaz, Alles dem Schicksal zu überlassen, beharrte, befolgte ich Thor jenen Rath nicht, was ich jezt tausendmal bereue. Den 4ten August gaben wir unsere tuchene Bekleidung ab und wurden nach der Landessitte equipirt. Das ganze ostindische Militär geht vom Mai bis November stets in weißes Linnen gekleidet, die übrigen Monate, wo die Regenzeit oder schlechte Saison eintritt, geht man in blau leinenem Zeuge. Den 6ten August, Morgens sechs Uhr, hatten wir vor einem General Musterung. Jeder Colonial mußte sein früher getriebenes Geschäft angeben, worauf diejenigen, welchen man etwas Fähigkeiten zutraute, vorgerufen, und ihnen, nachdem man sie einer kleinen Probe im Schreiben unterworfen, frei gestellt wurde, zur Administration überzugehen; ich und v. Kettler, die auch mit aufgerufen waren, erklärten, wir ziehen es vor, unsere Fortune unter den Waffen zu suchen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 89.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 13. April 1839.

— Festus promissa Deis animalia cespes
Excipit. —

Juvenal.

Reise- und Lebensbilder.

(Fortsetzung.)

Nach Tisch mehrt sich der Zudrang von Menschen und Thieren. Die Balkone der gegenüberstehenden Häuser füllen sich mit Zuschauern; jauchzende Knaben klettern auf Wagentritten, an Fenstergittern und Pfeilern in die Höhe; auf dem Platz drängt sich Kopf an Kopf, und die wachthabenden Dragoner mühen sich vergeblich, den schwankenden, wogenden Menschenstrom zu bewältigen und Raum für die nahenden Equipagen zu schaffen. Die eleganten Karrossen der Reichen rasseln herbei. Hier und da steckt ein geflecktes Wachtelhündchen den Kopf aus dem Schlage, als wolle es auch bei der Vertheilung nicht leer ausgehen. Engländerinnen wenden geringschätzig, das Näschen rümpfend, den Kopf von der Handlung ab, während alte Frauen sich heimlich mit ihrer Lieblingskatze herausschleichen, einige, bezahlenden Rossen zugedachte Weihtropfen seitwärts auf ihr Schooßthier regnen lassen und sich dann mit diesem conterbanden Segen wegstehlen.

Am meisten interessirte mich der Geistliche, welcher die Funktion verrichtete. Er war ein stattlicher, behaglicher, verständig blickender Camaldulensermönch. In der Art, wie er den Segen ertheilte, lag ein gewisser gutmüthiger Humor. Auf das Geschickteste vermied er es ebensowohl, der Handlung einen allzu seriösen Charakter zu leihen, als auch seine priesterliche Würde bloßzustellen, und traf den richtigsten Mittelweg, indem er das Symbolische gerade nur als solches nahm und gab.

Ein Campagnabauer mit steifen Lederkamaschen, den braunen Mantel vor sich auf den Sattel gebunden und die Mazzarella in der Faust, trabt heran. Zwei an dem Sattelknopf befestigte Enten schlagen mit den Flügeln und winden sich erbärmlich. Der Reiter zieht andächtig den spitzen Rundhut, empfängt den Segen und galoppirt weiter. Paarweise rückt ein Zug junger berittener Trasteveriner heran; die Reiter zeichnen sich mehr durch schwere Opferkerzen als sonderliche Haltung aus. Mit mehr Ordnung folgen ihnen die Reitknechte und Gäule der Nobelgarde; geführt vom steifgestiefelten Stallmeister, schwenken sie ein und empfangen die Segnung in Pleno. Sie machen der von acht Rossen gezogenen prachtvollen und mit Vergoldung überladenen Staatskarrosse des Papstes Platz. Kutscher und Vorreiter sind in ihrer gelb und purpurnen Interimslivrée, in deren rothen Sammt das päpstliche Wappen eingewirkt ist. Drei sechsspännige reihen sich der ersten an, diesen die bescheidenen Kutschen der Kanonici des Vatikans, kenntlich an dem hinter dem Kutschersitz angebrachten Tritt, auf welchem, zur Auszeichnung von allen übrigen Wagen der Christenheit, die

Bedienten stehen. Die Wagen des Maggiordomo del Palazzo, dessen Pferde sich durch blaue Fiocchi bemerkbar machen, und die der übrigen Würdenträger folgen. So geht es in ununterbrochenem Wechsel, bis die Sonnenstrahlen auf dem Haupt der Madonna, welche Roms schönste Säule krönt, erblinden und mit dem Glockenklang des Angelus Menschen und Thiere nach Hause eilen. Die Gespanne der Post und die päpstliche Kavallerie empfangen den Segen am folgenden Tage.

Eine nicht minder sehenswürdige, nur auf Rom beschränkte Thierkonsekration fällt auf den 21sten Januar, den Tag der heil. Agnatia: es ist die der Lämmer, aus deren Wolle die Pallien gefertigt werden, welche der Papst trägt, und die er dem Bischof von Ostia, so wie den andern dazu berechtigten Erzbischöfen verleiht. Die langen Reihen der Wagen und Fußgänger zogen zu dieser Feierlichkeit durch die Porta Pia, zwischen den tristen Mauern, welche die schönste Aussicht auf die Campagna hindern, und an den unglücklichen modernen Ruinen der Villa Torlonia vorüber, nach der eine Miglie entfernten Basilika S. Agnese fuori la mura. Sie ist eine der ältesten von Rom und zeichnet sich durch die übereinanderstehenden Reihen von sechszehn der schönsten antiken Säulen, von denen namentlich zwei aus Pavonezzato durch ihre kunstvolle Kannellirung Bewunderung erregen, so wie durch eine Marmorbüste des Heilands von Michel Angelo aus. Auf 42 Stufen stieg ich in die tiefer liegende, an diesem Tage überfüllte Kirche. Nach abgehaltener Messe wurden zwei schneeweiße Lämmer mit gebundenen Pfoten, auf rothseidenen Kissen ruhend, auf den Hochaltar gelegt. Sie trugen Kränze von künstlichen Blumen und Flittergold, und längs des Ruckens waren rosenrothe Schleifchen in ihre Wolle geknüpft. Ein Erzbischof sprach den Segen über sie, nachdem das Rauchfaß vor ihnen geschwungen worden war. Das eine dieser Lämmer war für diese Schmäuchelei (wie Gottsched Schmeichelei geschrieben und von „Schmauch" abgeleitet wissen will) unempfindlich, mochte vielleicht gar Aergeres furchten, und schrie kläglich. Es hatte Unrecht. Ihr Loos ist das beneidenswertheste, indem sie einem Nonnenkloster zur Pflege übergeben werden und bloß Haare zu lassen brauchen. Diese aber werden jährlich vom heil. Vater in der Vigilia des Peter- und Paulfestes gesegnet und in einer vergoldeten Urne unter dem Hauptaltar der Basilica des Vatikans aufbewahrt.

Die Wachskerze.

(Fortsetzung.)

Alle diese Tageserscheinungen beschäftigten mich wenig; ich war, obgleich nicht mehr jung, in Liebeshändel und Duelle verwickelt. Dies zeigt, wie wenig ich es verstand, ein wahrer Schüler Aeskulaps zu seyn. Ohne Zweifel hatte ich bald gänzlich meine früheren Erfahrungen, Forschungen und Träume vergessen, wenn nicht das Schicksal beschlossen hätte, mich von Neuem und zum lezten Mal mit dem Doktor Typhon zusammenzuführen.

Ich machte einer hubschen und reichen Pächterstochter unsern Paris den Hof und gerieth darüber in Folge eines Mißverständnisses mit ihrem Vetter, einem jungen, verwegenen Burschen, der den Feldzug in Italien mitgemacht hatte, in Händel. Ein Zweikampf war die Folge, und ich blieb mit einer bedeutenden Verletzung am Kopfe auf dem Platze. Man hielt mich für todt, allein der herbeigerufene Dorfchirurgus erklärte, daß mir das Leben bei sorgfältiger Behandlung gesichert sey. Ich wurde in die Dorfschenke gebracht und auf ein ärmliches Lager niedergelegt; unterdessen machte mein Begleiter sich auf, einen Arzt zu suchen. Paris war zu entfernt, man fand einen in einem nahen Landstädtchen, und dieser in Verborgenheit lebende Priester des Aeskulap fing damit an, zu gebieten, daß man mich der Fülle meiner, von mir so sehr gehegten braunen Locken beraube. Dieser schmerzliche Verlust, gegen den ich mit schwacher Stimme protestierte, brachte mir einen Widerwillen gegen den Arzt bei. Zugleich erfuhr ich, daß die Kugel mir von der linken Seite ein bedeutendes Stück der Knochenumhüllung geraubt habe und daher das Gehirn bloß liege.

Es war zur Zeit der Abenddämmerung, das niedrige Fenster, an dem ich lag, ließ den Strom des rothen Lichts, nur wenig gehindert durch die üppigen Weinranken, zu mir herein. In halb bewußtlosem Zustand betrachtete ich lange den Schatten eines Weinblattes, wie er sich an der Wand abzeichnete, und seltsam genug, dieser Schatten wechselte unaufhörlich und zeigte beständig eine andere Profilzeichnung irgend eines Bekannten. Ich spannte meine Aufmerksamkeit immer mehr, und indem ich den verbundenen Kopf fest auf das Polster stüzte, ergözte ich mich im Voraus, zu errathen, welch ein Antliz jezt wohl kommen werde. Der rothe Schein wurde unterdessen immer blässer, in demselben Verhältnisse die Schattenrisse immer unförmlicher. Auf einmal stand ein verhaßtes Profil vor mir, ein Kopf mit einer mächtig gebogenen Nase, einem haarlosen Schädel und einem spitzigen Kinn. Ich wußte sogleich, wer es war, und wandte alle meine Kräfte an, mich von der Erscheinung weg auf die andere Seite zu wenden; da löste sich aber zu meinem Entsetzen der Schatten von der Wand ab und beugte sich wie ein langer grauer Streifen über mich. In dem Kopf sah ich jezt zwei dunkle Augen brennen, und diese kamen mir immer näher. Zwei magere Hände machten sich mit meiner Binde zu schaffen, und indem sie sie langsam lösten, murmelte eine bekannte

Stimme dicht an meinem Ohr: „Hab' ich dich jezt? bist du jezt in meiner Gewalt? Nun kommt die Zeit der Rache! Ich will dich nicht tödten, obgleich du mein Verderben beschlossen hattest, allein ich will den Wahnsinn in dein Gehirn schutten. Das ist mehr wie Tod!"

Ich stieß einen heftigen Schrei aus, aber Niemand hörte mich. Ich wand mich auf meinem Lager unter furchterlichen Schmerzen hin und her; doch vergebens, ich konnte dem grauen Schatten, der auf mir lag, nicht entfliehen. Ich sah ihn eine lange blitzende Röhre hervorziehen und sie der Oeffnung meines Schädels nahe bringen. Ein kalter, stechender Schmerz bohrte sich tief in mein Empfinden ein, noch einmal machte ich die gewaltsamsten Anstrengungen, meinem Peiniger zu entfliehen, dann sank ich mit einem dumpfen Angstschrei in tiefe Bewußtlosigkeit.

Was während dieser Zeit äußerlich mit mir geschehen ist, weiß ich nicht; aber nie wird irgend eine spätere Erfahrung stark genug seyn, die gräßlichen Träume zu verscheuchen, die damals durch meine Seele zogen, und die ich als innere Zustände mit den lebhaftesten Farben der Wirklichkeit empfand. Ein ungestümer Wechsel zerrte und schob die dunkeln Gestalten durcheinander, so daß sie mit Hast an mir vorbeistürzten, aber jede einen neuen Schrecken mir vorhaltend. Ich war zuruckversezt in die Tage meiner fruhesten Jugend. Vor mir stand Doktor Typhon in seinem mit den „höllischen Rosen" gestickten Kleide, und an seiner Hand Mademoiselle Calliste Limpan, bleich wie der Tod. Ihre schönen Zuge hatten etwas überirdisch Mildes; ich erschrack, als ich von den mit einem bluthenweißen Gewande bekleideten Achseln zwei Flugel schimmern sah, die in Gold und Purpur glänzten. Ich wollte sie fragen, woher sie diesen herrlichen Putz habe; aber ein mit Ehrfurcht gemischtes Grausen hielt mich ab, mich ihr zu nahen. Sie schien mir nicht mehr die arme Goldstickerin zu seyn, sondern ein Engel der Menschlichkeit und des Erbarmens, der dem wilden Doktor Typhon beigegeben worden, um ihn von seinen schwarzen Thaten abzuhalten. Aber ihre Bemuhungen waren vergebens; ihre schwache, milde Stimme verklang spurlos unter den Klagetönen und Todesseufzern, die rings Gestalten ausstießen, welche dem Boden entstiegen und ihre zerrissenen und blutenden Häupter dem Doktor wiesen. Die enge Bäckerstraße, in der das Paar wandelte, fullte sich mit den furchterlichsten Phantomen. Kinder in Sterbehemden und mit geschlossenen Todesaugen wankten durch die Finsterniß, und ihrer waren so viele, daß der Engel des Erbarmens vergeblich seine Flügel ausbreitete, um ihre getrennten und blutenden Glieder zu verhullen. Vor allen aber Entsetzen und das tiefste Mitleid erregend, stand eine lange bleiche Frauengestalt da; auch ihre Augen waren geschlossen, und statt der Thränen quollen Blutstropfen langsam uber die Wangen. Sie zeigte auf ihren verbundenen Kopf und sagte mit tonloser Stimme: „Gieb mir meinen Gott wieder! Fulle diesen öden Schädel wieder mit den frommen Träumen meiner Kindheit! O wie leer, wie stille hier oben! Wer gab dir das Recht, die heilige Werkstätte der Gedanken zu zerstören? Grausamer, hättest du mir doch zugleich das Leben genommen! Wozu hat deine erfinderische Kunst den glühenden Funken hier innen verschont, weil es dir gelang, sein Gehäuse zu zerbrechen, in welchem er friedlich leuchtete, da er jezt vernichtend brennt? Ich klage dich an vor dem Richterstuhl Gottes!" — „Wir klagen dich an vor dem Richterstuhl Gottes!" wiederholten tausend Stimmen, und immer enger schloß sich der Kreis entsezlicher Gestalten um den Doktor. Dieser sah mit einem wilden Blicke um sich, und indem er, gleichsam um sich nicht besudeln zu lassen, die Schöße seines gestickten Kleides hoch aufhob, rief er höhnend: „Einfältige, elende Geschöpfe, was wollt ihr von mir? Geht, sucht euren Gott auf, ihr werdet ihn nicht finden, so wie ich ihn nicht gefunden habe. Der Mensch ist Thier und Pflanze, nur ein wenig künstlicher zusammengesezt. Verächtlicher Auswurf, fort mit euch auf den Kehrichthaufen, ihr lockre Scherben eines Spielzeugs, mit dem ich ein paar Augenblicke herumgetändelt." — Er stieß mit dem Fuß nach den Andringenden; diese erhoben einen lauten Schrei, der langsam durch die Luft zitterte, und vor dessen Bebung der Engel des Erbarmens sein Antlitz senkte. Die Rockschöße des Doktors breiteten sich zu langen Fledermausfittichen aus, mit deren Hülfe er sich erhob und die dunkle Gasse sich hinabbewegte. Der Schwarm strebte vergebens ihm nachzukommen. Die weißen Gewänder der Kleinen flatterten in den dunkeln Abendhimmel, wie ein niederfallendes Schneegestöber. Immer lauter und ängstlicher wurden die Klagelaute, immer verwirrter der Flug der Gestalten.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Turin, März.

Reformen.

Lange habe ich es verschoben, Ihnen aus unserer herrlichen Po-Stadt wieder Nachricht zu geben und Ihre Leser nicht nur darauf aufmerksam zu machen, wie das schöne Turin mit jedem Tage schöner wird, und sich in großartigen Formen ausdehnt, sondern auch darauf, daß es jezt der Siz einer verständig und fest fortschreitenden Regierung ist, die mit der mailändischen und florentinischen sehr wohlthätig auf Italiens wünschenswerthe Wiedergeburt wirken kann und wirken wird; denn auf diesem Wege allein ist für dies Land Besserung und Erhebung

zu hoffen. — Gleich nachdem die insurrektionellen und revolutionären Wirren in Italien nachgelassen, dachte unser König darauf, seinem Volke durch eine Menge materieller und moralischer Verbesserungen einen würdigeren Zustand zu geben. Zuerst erhielt die Landesindustrie große Erleichterungen und Aufmunterungen, dann ward das Finanzwesen musterhaft festgestellt und geordnet, die Steuern und Abgaben vermindert. Darauf folgten die ersten Schritte zur Abschaffung aller Feudallasten und ein neues Hypothekensystem, das dem Credit einen großen Aufschwung gab. Die Gesezgebung hatte lange mit der Gerichtsverfassung im Argen gelegen. Diesem Uebelstand half neuerdings ein neues Civilgesezbuch ab, bei dem das französische zwar zum Grunde gelegt, aber vielfach nach den bisherigen Erfahrungen in Frankreich und anderwärts modifizirt wurde, so daß es wohl unstreitig eines der besten Gesezbücher Europas ist. Musterhaft ist die Sorge für Landstraßen, Brücken, Dampfbootkommunikationen u. s. w. Dies Alles hat jedoch mehr materielle Bedeutung. Heute will ich Sie von etwas unterhalten, wodurch sich die Regierung noch höher stellt, nämlich durch ihre thätige Sorgfalt für Abfassung und Einführung eines neuen Strafgesezbuchs mit den damit in Verbindung stehenden Anstalten. Zu diesen gehören besonders Strafanstalten, zu deren Verbesserung und Vervollkommnung bereits in der Schweiz, in Belgien, und selbst in Frankreich bedeutende Schritte geschehen sind. Darum sandte der König Karl Albert Gelehrte, Architekten und Administratoren in diese Länder, um ihre Pönitenzanstalten zu studiren und genau kennen zu lernen. — Wenn eine Regierung Sorgfalt auf die moralische Besserung und Wiederaufrichtung der Gefangenen, auf Abschaffung der Bettelei, auf verständige Einrichtung der Wohlthätigkeitsanstalten verwendet, so ist dies ein sicheres Zeichen, daß ihr das geistige und sittliche Wohl ihrer Unterthanen am Herzen liegt. Der Zustand der Gefängnisse ist fast ein untrügliches Criterium von der Civilisation eines Landes und vom Geist seiner Regierung. Da, wo sie despotisch ist, wo Vortheil und Laune ihre einzige Richtschnur sind, sieht sie in den Menschen nur Maschinen zur Vermehrung ihrer eigenen Kräfte und Genüsse. Die Gefängnisse einer solchen Regierung werden nichts seyn, als scheußliche Winkel, wo die Sträflinge bunt unter einander in Elend und Verbrechen leben. Was fragt eine solche Regierung nach dem Körper und der Seele eines Gefangenen? sie will ja nur strafen und erschrecken, nicht bessern. Das festeste Gefängniß hält sie für das beste. Eine Regierung hingegen, die den physischen und moralischen Zustand ihrer Gefangenen verbessert und das Pönitenzsystem annimmt, dessen Hauptzweck Aenderung und Besserung der Gefangenen ist, beweist dadurch, daß sie fühlt, was sie Unterthanen in moralischer Hinsicht schuldig ist, und daß sie in ihnen nicht bloße Maschinen sieht, daß sie nicht straft mit dem Zorn eines Despoten, sondern wie ein Vater, um zu bessern.

(Fortsezung folgt.)

Kedongkebo auf Java.

(Fortsezung.)

Briefe eines Deutschen in holländischen Diensten.

Hätte ich damals dem Rath unseres Doktors gefolgt und die Feder anstatt des Schwertes ergriffen, sicher wäre ich viel zufriedener als jezt; denn obgleich man Anfangs nur als elender Kopist arbeiten muß, so hat man doch gleich monatlich 60 Gulden, freie Kost und Logis, und was die Hauptsache ist, viel Aussichten, wenn man nur etwas Fähigkeiten und Geschicklichkeit beweist; denn die höchsten Beamten sind größtentheils nur als Soldaten in's Land gekommen. Hätte ich damals so Bescheid gewußt, wie jezt, ich würde ohne Bedenken das Stillsizen auf einem Bureau dem Leben unter den rohsten, viehgleichen Menschen vorgezogen haben, während ich nun wahrscheinlich mein ganzes Leben hindurch die Muskete tragen muß. — Nach der Musterung bekamen wir unser rückständiges Schiffstraktament, was nach Abzug für Wein, Pfeifen, Tabak, Seife ꝛc. für mich noch etwa 20 Gulden betrug. Dieses Geld (nachdem ich mir noch einen weißen und blauen Anzug gekauft, meinen Schiffswaschmann und sonstige kleine Schulden bezahlt hatte) wurde mit den erwähnten Bekannten dem Bacchus geopfert, dessen Gaben, obgleich sie hier nicht wachsen, ziemlich wohlfeil bei den Chinesen zu haben sind, da eine Flasche ordinären Kapweins nicht mehr denn einen halben Gulden kostet. Nachmittags mußten wir zum Abmarsch nach dem uns noch unbekannten Bestimmungsort antreten; das Gepäck nebst einer Menge total Betrunkener wurde zu Wasser abgeschickt, und um sechs Uhr marschirten wir nach Batavia. Es war ein abscheulicher Marsch, denn mit wenigen Ausnahmen waren die Soldaten sämmtlich betrunken und geberdeten sich fürchterlich in ihrer gräßlichen Rohheit; ich war daher herzlich froh, da wir endlich die Dreiviertelstunden in zwei zurückgelegt hatten und uns, auf dem Werft von Batavia unter freiem Himmel gelagert, dem Schlaf überlassen konnten. — Den 7ten August, Morgens sechs Uhr, wurden wir an Bord eines Dampfschiffes gebracht; die drei Offiziere unseres Detachements, so wie der Doktor waren in Batavia geblieben. Lezterer war ein Stuttgarter, Namens Schindler, der mich auf dem Schiffe stets sehr freundlich behandelt hatte. Jeder Militärarzt in Holland hat Offiziersrang, und bekommt schon als Gesundheitsoffizier dritter Classe den Gehalt eines zweiten Lieutenants; unserm Doktor glückte es besonders, indem er auf einem Marineschiff angestellt wurde, und hier, statt 1700, 2200 Gulden Gehalt bekommt. Als ich Harderwik verließ, waren wenigstens noch fünfzehn solcher jungen Aeskulape da, die alle nach dem gelobten Eiland Java wollten, und größtentheils aus relegirten deutschen Studenten bestanden, die, sobald sie das in Holland durchaus nichts sagende Examen gemacht, sogleich eine Gratifikation von 500 Gulden zu ihrer ersten Einrichtung bekommen, und dann als Aerzte dritter Classe den schönen Gehalt von 1700 Gulden beziehen; doch dies gehört nicht hieher. — Nachdem wir also sämmtlich auf dem Dampfschiff Baren untergebracht waren, gab sich ein Colonel, Namens Bauer aus Pirmasenz, als unser Führer bis nach Samarang, unsern einstweiligen Bestimmungsort, zu erkennen; gleich darauf wurden die Anker gelichtet, die Maschinen in Bewegung gesezt, und in Zeit einer Viertelstunde war das Land unsern Augen entschwunden. Der Raum auf diesem Schiff war äußerst beschränkt und für die Verproviantirung erbärmlich gesorgt, denn was wir geliefert bekamen, war so wenig, daß anstatt 200 Menschen kaum 50 daran genug gehabt hätten. Um uns die schmale Kost etwas weniger drückend zu machen, wurden uns, statt zwei, wohl sieben bis acht Gläser Arak täglich gereicht, so daß Viele, die ihn niemals ausschlugen, von diesem fürchterlich starken Getränk während der ganzen Reise in einem trunkenen, halb verrückten Zustand blieben. Herzlich froh war ich daher, als wir bei fast beständig ungünstigem Winde endlich den 10ten August, ohne weiter etwas Interessantes gesehen oder erlebt zu haben, Morgens acht Uhr die Rhede von Samarang erreichten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 90.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 15. April 1839.

Es ist vorbei! Doch bleibt noch Reiz ihm eigen;
Es welkt die Kunst, wir sehn der Reiche Fall,
Doch nie stirbt die Natur: die Spuren zeigen,
Daß hier einst aller Feste Jubelschall,
Daß hier der Welt Banket, Italiens Maskenball.

Byron.

Karneval in Venedig.

1.

Fasching Venedigs, bunter Mummenschanz,
Lustig Bewegen am Erlauchter Bahre,
Du wiederholst nun schon so manche Jahre
Nach altem Takt und Maaß den Todtentanz.

Herauf beschwörend in erlognem Glanz
Verblichne Gäste mit toupirtem Haare, *
Gebärdest du dich fast wie am Altare
Brautfuhrer mit dem frischen Myrtenkranz.

Fasching ist täuschend Spiel; die heitern Alten
Vergönnten dann ja selbst dem lezten Sklaven,
Herrnebenburtig sich und frei zu halten.

Vor Allen, die des Schicksals Pfeile trafen,
Wer gönnte nicht Sanct Marcus Leu ein Walten,
Als hab' er Weltsturms Wettersturz verschlafen? —

2.

Als träfe mahnend der Entschlafnen Ohr
Posaunenweckerton und Klang der Harfen,
So steigen mehr und mehr der alten Larven
Aus dem Lagunensarkophag empor.

Schon wimmelt's an der Riva wie zuvor,
Da noch die Mächtigen hier Anker warfen,
Und Arlechino's Zunge thut mit scharfen
Witzpfeilen sich vor Allen keck hervor.

Du Altgesell der Volkslust, dem von je
Verstattet war, die Wahrheit ohne Schleier
Im bunten Redespiel zu Markt zu bringen —

Versuch einmal dein Meisterstück! Erklingen
Laß laut durch die bewegte Faschingsfeier
Das Lösungswort dem allgemeinen Weh! —

3.

Erleuchtete Café's, Geschrei, Gedränge,
Geschmuckte Buden, bietend zum Erbauen
Vielfachen Tand, und Männer, Kinder, Frauen,
Gelockt durch schmetternder Trompeten Klänge.

* Alljährlich wiederholen in Venedigs Karneval sich mannichfach kostümirten Masken der Illustrissimi, als ironische Repräsentanten altvenezianischer Aristokratie.

Inmitten der bewegten Menschenmenge
Erscheint ein Ding, phantastisch anzuschauen,
Hinauf bis über die gewölbten Brauen
Ganz Muschelthier in klirrendem Gehänge.

Es schallt die ungeheure Meerposaune,
Neptun, er läßt in grimmem Uebermuthe
Aufschäumen grollende Despotenlaune:

Venedigs Volk, verdienst du nicht die Ruthe?
Zu meines Reiches Schutz glorreich berufen,
Umspielst du thatlos nun des Tempels Stufen!

4.

Das schwirrende Gewühl in krausem Drange,
Der tolle Spuk auf breitem Sarkophage
Naht endlich selber seinem lezten Tage
Und schickt sich an zum eignen Grabesgange.

Als wolle man mit doppelt wildem Klange
Verdecken und ersticken alle Klage,
Wächst in die Nacht bei jedem Glockenschlage
Lärmend Geheul mit tobendem Gesange.

Er geht, er geht, er kehrt! * — tönt's auf und nieder,
Und tausend Kehlen stimmen ein, und schließen
Mit Auferstehungsgruß sich an die Bahre.

Er geht, er kehrt zurück im nächsten Jahre,
Wird manch bekannt, manch neues Bild begrüßen,
Doch Altvenedig grüßt er nimmer wieder.

Heinrich Stieglitz.

* El va, el va, el va,
El vien, e dop' el va,
El povero Carnevale
El va, el tornera

ist das allgemeine Tema con variazioni der lezten Faschingsstunden in Venedig.

Die Wachskerze.

(Fortsezung.)

Jezt vernahm ich die ersten rollenden Akkorde eines nahenden Gewitters. Wie mit einem Zauberschlage sah ich mich versezt in einen undurchdringlichen Wald, in dem ein mitternächtlicher Sturm in den Zweigen hundertjähriger Eichen brausʼte. Waldbäche stürzten von den Felsen und füllten mit ihrem dumpfen, einförmigen Tosen die Pausen, die die Donnerschläge frei ließen. Verzweifelnd stand ich da, nach einem Wege suchend, überall von Nacht und Entsezen umstarrt. Ein Bliz sezte den Stamm einer Eiche in Brand. Ich nahte mich zitternd, und mehrere dürre Zweige zu einer Fackel zusammenbindend, zündete ich sie an der Flamme an. Mit Hülfe dieses Lichts suchte ich jezt einen Weg durch die Finsterniß; bald fand ich einen, es war ein breiter Pfad, dem ich mich mit der freudigen Hoffnung überließ, nun bald den Ausgang aus der Wildniß zu entdecken. Allein ich täuschte mich: ein Weg mündete in den andern, und dieser schien wieder zurückzuführen auf den ersten. Bald lichtete sich der Wald ein wenig, dann schloß er sich wieder desto fester. Indem ich den Blick auf meine Fackel richtete, die immer tiefer herabbrannte, befiel mich eine tödtliche Unruhe, und ich strebte nun immer eifriger, das Ziel meiner Wanderung zu erreichen; umsonst. Erschöpft und bis zum Tode ermüdet, warf ich mich endlich auf den Rasen und schleuderte den glimmenden Stumpf der Fackel von mir. In dem Augenblick durchzitterte ein lieblicher Klang die Luft; ich blickte auf und gewahrte zu meinen Füßen eine Waldhyazinthe, deren milchweiße Glocken sich mit diesem Zaubertone geöffnet hatten, und nun ein sanftes, schimmerndes Licht über den Rasen und einen Theil der nahen Baumwurzeln ergossen. Ueberrascht und erfreut, zögerte ich nicht, die kostbare Blume zu pflücken. So wie sie in meiner Hand war, schimmerte sie noch heller und hauchte zugleich einen milden, gewürzhaften Duft aus. Der Regen, der in Strömen sich ergoß, vermochte ihr nichts von ihrem Lichte zu rauben. Ich trug sie vor mir her, und so schwach auch ihr Schimmer war im Vergleich zu der Fackel, so gelang es mir dennoch bald, den Pfad, den ich verzweifelnd verlassen, wieder zu finden. Muthig darauf losschreitend, fühlte ich eine kräftige Freudigkeit, ein milde, aber starke Hoffnung in meinem Busen keimen. Ich kam zu einem einsamen Plaze, ich schiffte über einen dunkeln See, und während seine schwarzen Wellen an meinen Kahn schlugen, spielte in tausend Silberfunken die magische Blume im Widerscheine. Ihre Glocken bewegten sich leise im Nachtwinde und wie ein Frühgottesdienst tönte es über den See hin in die nächtlichen Gebüsche des Ufers. Der Himmel erheiterte sich, ich sah ein Sternbild nach dem andern sich aus dem zurückweichenden Gewölke herauswickeln. Mein Kahn landete, und siehe da, der finstere Wald hatte ein Ende, durch die lezten Bäume blizte das Morgenroth. Mit seinem Glanze durften die weißen Glöckchen nicht wetteifern; sie erloschen, da ich ihres Dienstes nicht mehr bedurfte. Eine herrliche Gegend im Sonnenpurpur des jungen Tages lag vor mir. — Ich sank auf die Knie, und mit einem dankbaren Gebete feierte ich meine Rettung.

Dieses sind die Phantasieen, die ich hier etwas geordneter, als ich sie damals empfand, wiedergebe. Meine Krankheit nahm eine so ernste Wendung, daß man für die gänzliche Zerrüttung meiner Vernunft fürchtete. Ich ließ mir die Ueberzeugung nicht ausreden, daß der Doktor Typhon mir den Wahnsinn eingeflößt habe. Ich erkundigte mich auf's Genaueste nach diesem bösen, mich verfolgenden Geiste, und man gestand mir, daß zu meiner Hülfe in der nahen kleinen Stadt ein greises Männchen sich bereitwillig gefunden, dessen Name aber anders gelautet habe. Dennoch war ich fest überzeugt, den Doktor gesehen zu haben. Er hatte, bevor er aus dem Leben schied, an dem er sich so vielfach und so grausam vergangen, mir seinen Abschiedsbesuch machen wollen.

Als ich von der Krankheit genas, änderte ich meinen Beruf. Ich hörte auf, Arzt zu seyn. Die unermeßliche Verantwortlichkeit dieser geheimnißvollsten und schwierigsten aller Wissenschaften war mir zu drohend entgegengetreten, als daß ich den Muth gehabt hätte, ferner noch meine schwachen Kräfte ihr zu widmen. Und nie bin ich seitdem an einem anatomischen Theater oder an der einsam gelegenen Wohnung eines Arztes vorübergegangen, ohne daß mein Ohr schauerliche Töne zu hören glaubte, ausgestoßen von den im tiefsten Dunkel der Nacht heimlich gemordeten Opfern.

Nun muß ich nur noch hinzufügen, daß, als ich lange nach diesen Begebenheiten im Théâtre français eine Vorstellung der Lucrece Borgia sah, und man mir zugleich den in einer Nebenloge sitzenden Dichter zeigte, ich auf das Aeußerste erstaunt war, in ihm jenen Knaben wieder zu erkennen, den ich im Landhause in den Pyrenäen so scharf in's Auge gefaßt.

„Ach, das ist eine Bosheit! Sie wollen zeigen, daß der Romantiker, den Sie nicht leiden mögen, eine von allen möglichen Ingredienzien zusammengebackene Phantasie im Kopfe trage." — „Der Schöpfer der grotesken Figuren einer Esmeralda, eines Quasimodo, eines Grafen Phöbus war mein Knabe aus den Pyrenäen, kein Anderer. Ich könnte Ihnen das beweisen." — „Sonderbar! wenn die Wissenschaft in dem Maße fortschreitet, wie es bis jetzt geschehen, so werden wir bald davon hören, daß man seinem Nebenmenschen das Gehirn sammt den Gedanken stiehlt, wie man sich bisher die Börse mit dem darin befindlichen Gelde stahl. Das tollste Mährchen hat Punkte, wo es mit dem Alltäglichsten und Wirklichsten zusammenstößt. Aber Ihr Stückchen Wachs ist noch nicht herunter. Geschwind, erzählen Sie etwas, was mir die düstere Nachwirkung dieser letzten Erzählung vertreibe. Ich sehe lauter blanke Röhren vor mir, die in das Gehirn meiner besten Freunde und Bekannten herabsteigen." — „Aber werden Sie es übel nehmen, wenn sich wiederum der Magnetismus in meine Geschichte mischt?" — „Das ist nun einmal die Modekrankheit."

Ich befand mich im Sommer 18— in einem deutschen Badeorte. Man hatte damals noch nicht die Erfindung gemacht, durch Anwendung der Politik alle Geselligkeit von Grund aus zu zerstören. Man wählte zu seinem Umgange noch Menschen und nicht Zeitungsblätter. — In einer französischen Restauration, wo eine vortreffliche Tafel geführt wurde, versammelte sich täglich eine Anzahl Männer, die heitern Sinnes dem „guten Geiste" dienten. Ich war etwas weniger laut, als meine Nachbarn, und machte, wie es so meine angeborene Unart ist, meine Beobachtungen. Das Ziel derselben war ein langer, etwas dunnleibiger Herr, der ein Gutschmecker war und dessen unerschütterliche Laune nichts trüben konnte. Eine besonders gütige Natur schien ihn von allen physischen Nachwehen, welche sonst die Ausübung seiner Kunst nach sich zieht, befreit zu haben; denn nie sahen wir ihn nach der Tafel verstimmt sich absondern, nie einen einsamen Spaziergang unternehmen oder dem Schlafe sich hingeben, um den unleidlichen Zoll zu entrichten, den wir dem Körper schulden, nachdem die Sylphidengeister der Inspiration bei einer guten Tafel uns verlassen haben. Mit einem Worte, er schien ein Mann zu seyn von dem besten, unverwüstlichsten, heldenmüthigsten Magen, der je seine Verdauungswerkzeuge in Ausübung brachte. Ich muß offen gestehen, daß wir ihn sämmtlich beneideten, besonders wenn ein schlecht gerathenes Souper oder eine nur zu gut gerathene Austerupastete uns in Gefahren stürzte.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Anekdoten.

— Gottfried Ploucquet, der bekannte vorzügliche Denker, gab im Jahr 1778 einigen Abtheilungen der Stuttgarter Akademie Unterricht in der Philosophie. Einmal bemerkte er gelegentlich: daß die Griechen ihr *αυ* nach Reichlinscher Weise ausgesprochen, sehe man deutlich aus Aristophanes. Dieser lasse die Hunde *αυ αυ* bellen, was unser wau, wau sey. — „Aber, Herr Professor," fiel ein Zögling ein, „dies ist kein Beweis: es können ja junge Hunde gewesen seyn, und diese bellen baff, baff, aff, aff!" — Ploucquet gerieth in Verlegenheit und Entrüstung, wußte aber nichts vorzubringen als: „Es waren keine jungen Hunde, sondern erwachsene!"

— Manche Deutsche und Niederländer, die sich in Italien niederließen, mußten ihre Namen übersetzen, weil der Italiener die harten Töne nicht aussprechen konnte. So hieß Vanvitelli, der Erbauer des Schlosses Casarta, † 1773, von Ralf. Lagusi, der Leibarzt Leopolds in Florenz, war Niemand anders als J. G. Hasenörl, † 1796 in Wien.

— Bei einer Fehde zwischen Lavater und Hottinger zu Zürich bot Ersterer seinem Gegner als Pfand der Wiederversöhnung ein — Strumpfband der regierenden Fürstin Louise von Dessau († 1811) an; höchst bezeichnend für die Zeit und den Charakter der damaligen Fehden, wenn man daran denkt, was im Augenblicke in Zürich vorgeht.

— Unter den Vorzügen Johann Mußlers, des ersten Rectors der Nicolaischule in Leipzig († nach 1553), wird ganz besonders angeführt, daß er Ruthen und Stecken aus seiner Schule verbannt habe. Drei volle Jahrhunderte zuvor scheint man in Deutschland bereits dieser Gesinnung gewesen zu seyn. Walther von der Vogelweide predigte wenigstens diese Lehre in folgenden sehr singbaren Versen:

Niemand kan mit gerten
Kinderzuht beherten.
Den man zeran (zu Ehren) bringen mag,
Dem ist ein wort als ein slag.
Dem ist ein wort als ein slag,
Den man zeran bringen mag.
Niemand kann beherten
Kinderzucht mit gerten.

— Früher als im neunten Jahrhundert scheinen es die christlichen Maler nicht gewagt zu haben, Gott den Vater in Menschengestalt darzustellen. Das älteste bekannte Beispiel einer solchen Abbildung kommt in einer lateinischen Bibel vor, welche die Stiftsherrn von Tours im Jahr 850 Kaiser Karl dem Kahlen schenkten. Der Codex ist noch in Paris.

— Der „finstere Stern,“ welche Weltgegend ist dieß? Das capo finis terrae in Spanien. Felsung von Augsburg, der im 15ten Jahrhundert eine Wallfahrt dahin machte, erlaubt sich jene poetische Entstellung.

— Das älteste gedruckte Buch über die Tanzkunst ist wohl: Arte del Danzare, von Anton Cornazzano von Parma, † um 1500. Das Werk ist der Herzogin Hippolita Sforza zugeeignet. Kannten es wohl die Vestris und Taglioni?

— Nach dreißig Jahren der mühseligsten Arbeit fand ein Holländer, daß die Bibel 3,566,480 Buchstaben enthalte.

— Schlözer behauptete 1790: „In den Straßen von Versailles wächst Gras, und nächstens geschieht dies auch in Paris.“ (Staatsanzeigen 14. B. S. 56.) Noch ärger war die Weissagung Bulows: „Nicht lange mehr, und der Hof von St. James schifft sich flüchtend nach Calcutta ein.“ (Europ. Annalen 18). Im Westphälischen Moniteur werden die Franzosen „der Adel des menschlichen Geschlechts“ genannt, und die Mainzer Zeitung sagt im Jahr 1806 mit dürren Worten: „es gibt kein Deutschland mehr.“

— Daß man ein großer Weltbaukenner, aber zugleich ein schlechter Welt- und Menschenkenner seyn kann, beweist La Place, der noch im Jahr 1813 sagte: „Grace au génie de Napoléon, l'Europe entière ne formera bientôt qu'une immense famille, unie par la même religion, le même code des lois et les mêmes mesures.“ (Exposition du système du monde. Paris 1813.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Turin, März.

(Fortsetzung.)

Reformen.

Die Reform der Gefängnisse ist in den sardinischen Staaten nichts ganz Neues, denn schon seit einigen Jahren wurde daran gearbeitet. Darüber enthalten die in Turin herauskommenden Annalen der Jurisprudenz sehr merkwürdige Aufsätze, worin die verschiedenen Strafsysteme zusammengestellt werden. Ihnen verdanken die meisten Einwohner des Landes die Bekanntschaft mit dem, was nach einander Lucas, Aubanel, Grellet, Bérenger, Mittermair, Raman de la Sagra, sowie Crawford, Russel, Beaumont, Tocqueville, Livingston und Andere über diesen Gegenstand geschrieben haben. Das Pönitenzsystem hat täglich mehr Freunde gewonnen, und dessen Gegner gestehen wenigstens in Piemont, daß es zwar Gefangene und Sträflinge nicht umgestalten könne, aber doch die Fortpflanzung der Verdorbenheit hindere. Dies allein schon hätte unendlich viel Gutes. — Vor zwei Jahren erschien hier vom Grafen Petiti di Roveto ein Werk unter dem Titel: „Saggio sul buon governo della mendicità, degli instituti di beneficenza e delle carceri,“ eine treffliche Zusammenstellung alles dessen, was in Schrift und Erfahrung in diesen Zweigen der moralischen und politischen Wissenschaft in Europa zu Tage gefördert worden ist. Der Verfasser, welcher Mitglied des Staatsraths ist, erhielt den Auftrag, den Zustand der Hospitäler, Wohlthätigkeitsanstalten und Gefängnisse im Lande zu untersuchen. Dieß geschah 1836 und 1837. Sein darüber an die Regierung erstatteter Bericht zeugt von der hohen Fähigkeit des Verfassers, von großer Belesenheit und von ruhiger, besonnener Untersuchung. — Petiti ist ein Gegner des philadelphischen Systems. Zwar billigt er nicht alle Ideen von Lucas — denn einige scheinen ihm zu metaphysisch — jedoch nimmt er sein praktisches System an, nach denen die Gefangenschaft in drei Arten zerfällt, in preventive, repressive und correktive, ferner die nächtliche Absonderung in den Zellen, die gemeinschaftliche Arbeit mit gänzlichem Stillschweigen, die Patronatsgesellschaften, den industriellen und elementar-wissenschaftlichen Unterricht, besonders aber und vor Allem den religiösen. So ist denn Petiti dem System zugethan, das allein für Europäer paßt und auf sie Anwendung findet. — Außer dem Staatsrath Petiti beschäftigen sich noch andere ausgezeichnete Männer mit der Verbesserung der Gefängnisse. An ihrer Spitze steht der Graf Pralormo, erster Staatssekretär des Innern; und an ihn reihen sich der Markis Alfieri, erster Stallmeister des Königs, der Graf Lagari, die Herren Negezzi und Candi. Aber das von ihnen unternommene Werk kann nicht in Einem Tag zu Stande kommen, und wiewohl es im Fortschreiten begriffen ist, so wird doch noch Zeit darüber hingehen; wie das Pönitenzsystem selbst in den Ländern, wo es seit geraumer Zeit eingeführt ist, das alte System mit seinen Mißbräuchen noch nicht hat verdrängen können, z. B. in Genf, wo lezteres noch in dem Gefängniß de l'Evêché im Schwung ist, so besteht es auch zum Theil noch in den sardinischen Staaten. In den Provinzialgefängnissen sind die Gefangenen noch auf traurige Weise gemischt: Angeklagte mit Verurtheilten, Kinder und Erwachsene mit Verbrechern, die auf die Galeere kommen sollen, aber noch nicht dahin abgeführt werden konnten und so lange in jenen Gefängnissen bleiben. Indessen ist doch in Saluzzo ein besonderes Gefängniß für Junge, und ein anderes für erwachsene Verbrecher eingerichtet worden. Beide Classen sind von einander getrennt; in einem Gefängniß sind hundert-und-sechszig, in dem andern zweihundert-und-achtzig Sträflinge. Zwar ist dort die Arbeit gut eingerichtet, da aber die Anstalt keine Zellen hat, so war es unmöglich, bisher Absonderung und Stillschweigen zu erhalten, wie dies in allen Centralstrafhäusern Frankreichs der Fall ist. Ebenso steht es mit dem Strafarbeitshaus für Frauen zu Pallanza am Lago maggiore; auch da sind keine Zellen vorhanden, und man hat die Gefangenen nur nach dem Grad ihrer Schuld und ihres Lasters in Classen getheilt, was aber lange nicht genügend ist. Die regelmäßige Arbeit und der große Eifer der Soeurs grises, welche die Sorge für diese Anstalt übernommen haben, bewirkten aber bisher schon eine merkliche Verbesserung bei diesen gefangenen Weibern.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 91.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 16. April 1839.

All torment, trouble, wonder, and amazement
Inhabits here. —

Shakespeare.
The tempest.

Scenen aus den Wildnissen Nordamerikas.

(s. Nr. 65.)

Die große Wüste.

Den Jägern des weiten Westens, welche in den Schluchten des Oregongebirges den Biber fangen, ist auf kein Stück ihrer weiten Reise von der Grenze zum wilden Jagdrevier, wo es noch Pelzthiere in Menge gibt, so bange als auf den Weg durch die große Wüste, wo die Quellen der Flüsse Padouca, Konzas und Arkansaw sich halb im dürren Sand verlieren. Lewis, Clarke, Major Long und andere Besucher dieser Landstriche litten hier auf dem Wege zu den Rocky-Mountains äußerst durch Wassermangel. Sie schildern alle, wie niederschlagend es auf ihre Begleiter wirkte, wenn sie Wochen lang die dürre Fläche durchzogen hatten, und sie immer wieder trostlos, unabsehbar sich vor ihnen ausdehnte. Dieser Landstrich, der den Fuß der Rocky-Mountains, soweit sie überhaupt bekannt sind, begleitet, soll im Durchschnitt sechshundert Meilen breit seyn. Nordwärts ist er größtentheils mit Sand bedeckt, und an vielen Stellen findet sich gar keine Dammerde. Im Süden sind lose Bruchstücke vulkanischen Gesteins, zwischen denen fast keine Pflanze gedeiht, über die dürre Ebene zerstreut; und auf dem ganzen Striche gibt es weite Flächen, wo buchstäblich kaum eine Spur von Vegetation zu finden ist. Hie und da stößt man auf Sandhügel, die mit rothen Zwergcedern dicht bewachsen sind; im Allgemeinen aber zeigt sich rein nichts von Vegetation als dünnes, steifes, verkrüppeltes Gras und Stachelgewächse.

Dieses Land ist von mehreren streifenden Indianerstämmen bewohnt; im Gegensatz zu den Völkerschaften westwärts und ostwärts haben sie keine festen Wohnsitze und kein Jagdrevier, das sie als ihr Eigenthum ansprechen. Sie jagen den Büffel und die Antilope, und ziehen mit ihren ledernen Gezelten den Heerden dieser Thiere nach. Sie wandern so weit, daß sie einerseits im Norden ihre Felle gegen wollene Decken an die brittischen Handelsleute am Cheyenne vertauschen, andererseits im Süden von den mexikanischen Spaniern für ihre Maulthiere und Pferde Cochenille und Silberschmuck einhandeln. Diese Wüstenbewohner sind sehr wild und räuberisch und liegen beständig im Kriege mit einigen Stämmen der Missouriindier, welche das fruchtbare Land zwischen ihnen und der westlichen Grenze der Vereinigten Staaten bewohnen. Der furchtbare Bär, der König der amerikanischen Wildniß, theilt diese Einöde mit den Eingebornen, die nicht viel weniger wild sind als er.

Besonders interessant ist es, daß die Naturerscheinung, welche so vielen Wüsten eigen ist, sich auch hier

wiederholt, und zwar in großem Maßstabe. Die Luftspiegelung oder die sogenannte Fata Morgana äfft auch hier den verdurstenden Wanderer mit den lockendsten Bildern, und die Reisenden wissen viel von den furchtbaren, monströsen Gestalten zu erzählen, die, gleich dem Brockengespenst, aus den heißen, zitternden Dünsten vor das Auge des erstaunten Beobachters treten. So erzählt Major Long in seiner Reise nach den Rocky-Mountains: „Als es am Tage anfing warm zu werden, stiegen ringsum auf der Ebene dichte Dünste auf, in welchen alle Gegenstände in geringer Entfernung vergrößert und sonderbar verzerrt erschienen. Drei Ellenthiere, die ersten, welche wie zu sehen bekamen, liefen nicht weit von uns über den Weg. Durch die Luftspiegelung sahen sie aus wie wahre Ungeheuer; im ersten Augenblick meinten wir nicht anders, als das amerikanische Mastodon schweife durch diese ungeheuren Ebenen, die recht eigentlich zu seinem Wohnplatz geschaffen scheinen." — Auch seltsame feurige Erscheinungen sollen über den ausgedörrten, aufgesprungenen Boden sich hinbewegen, und man sieht nicht selten die Rudel wilder Pferde am Horizont von riesenhaften, gespenstischen Reitern gejagt, auf deren Pfade Feuerflammen lodern.

Der gebildete Wanderer weiß sich diese Phänomene zu erklären; aber auf die nomadischen Stämme der Wüste und den rohen Abenteurer, der aus freundlicheren Landstrichen hieher kommt, machen sie den tiefsten Eindruck. Die wilde, leichtgläubige Phantasie des Indianers und des canadischen Jägers bevölkert diesen geheimnißvollen Landstrich mit wirklichen Wesen. Die grotesken Bilder der Luftspiegelung erhalten, wenn sie häufig vor das Auge treten, am Ende Individualität und Namen, und die Indier und die canadischen Abenteurer werden so vertraut mit gewissen Spiegelungen, daß sie an Gestaltungen, welche fortwährend sich verändern und wahrscheinlich derselben Person nie mehr als einmal so oder so erscheinen, feste Züge erkennen und ihre Identität beschwören. Aber das schrecklichste und gefürchtetste Gesicht, das so die Sage geschaffen, ist das gespenstische Paar zu Pferde (the ghost-riders). Der canadische Engagé bekreuzt sich und der Otto oder Omaw-whawkrieger legt die Hand auf sein Metarauann, wenn er von der furchtbaren Erscheinung spricht.

Die das Gespenst gesehen, beschreiben es als zwei riesenhafte, mit den Armen fest verschlungene Gestalten auf einem gleichfalls geisterhaften Pferde. Der Mann, gräßlich abgemagert und mit schauerlich verzerrten Zügen, ist offenbar ein Weißer; das Gesicht des Weibes, leichenhaft eingesunken, gibt die Indianerin zu erkennen. Das Roß mit seiner Last sprengt, wie von unsichtbarer Hand gejagt, unaufhaltsam durch die Wüste.

Die allgemein geglaubte Sage, welche die Geschichte der beiden, zu diesem schauerlichen Ritt verurtheilten Unglücklichen erzählt, ist höchst bezeichnend für das ganze Wesen der Eingebornen, besonders aber für ihren Hauptcharakterzug, den unauslöschlichen Racheburst. Das Motiv der Geschichte Mazeppes ist hier in den schrecklichsten Bildern ausgemalt. Wir geben vielleicht ein andermal diese indianische Sage, wie sie Hoffmann erzählt; hier vorläufig nur das Gerippe.

Ein indianischer Jäger von unbekanntem Stamme hatte sich in einsamer Gegend unweit eines spanischen Postens mit einem jungen, reizenden Weibe niedergelassen. Ein Spanier, mit dem er durch den Handel bekannt wurde, warf verlangend sein Auge auf die junge Frau, konnte aber seinen Zweck nur dadurch erreichen, daß er den Mann durch einen Auftrag mehrere Tage entfernte. Als dieser heim kommt, findet er sein Weib wahnsinnig; die Aeußerungen, die ihr entfallen, lassen keinen Zweifel, was vorgegangen, und sie stirbt in seinen Armen. Jetzt brütet der Indier den schauderhaftesten Rachegedanken aus, der je in eines Menschen Herzen aufgestiegen. Er schleicht sich bei Nacht in das Haus des Spaniers, entführt den Geknebelten auf fast wunderbare Weise und schleppt ihn dahin, wo er die Leiche seines Weibes versteckt. Er fesselt ihn und die Leiche, Gesicht gegen Gesicht, zusammen, bindet sie auf ein Pferd, jagt dieses in die Wüste und sprengt hinterher, das beladene Roß immer wieder aufjagend, viele Tage lang, bis endlich der Tod den furchtbar Gefolterten erlöst. — Was aus Taingaro, so hieß der Indier, geworden, weiß man nicht gewiß. Nach Manchen ist er noch am Leben und führt eine Bande wilder Schwarzfüße; nach Andern ist er längst auch in das Land der Geister gegangen, und wenn das Gespensterpaar seinen Ritt macht, so schwebt hinterher die grausige Gestalt des wilden Kriegers und jagt sie über die unermeßliche Ebene der großen amerikanischen Wüste.

Die Wachskerze.

(Fortsetzung.)

Unser Gourmand merkte dies, und gleichsam um unsere Verwunderung und unsern Neid offen herauszufodern, that er das Unglaubliche. Die unverträglichsten Dinge mischte er zusammen, die unverdaulichsten Compositionen, wahre Gifte, verzehrte er lächelnd; es fehlte nur noch, daß er Steine aß oder glühendes Blei verschluckte. Ein alter Oberster, der vor dem langen Herrn die Kunst des Apicius auf die höchste Staffel gebracht, trat, ärgerlich, sich entthront zu sehen, zu ihm und sagte

mit drohender Miene: „Herr, Sie müssen durchaus einen geliehenen Magen haben; es ist nicht anders möglich. Seinem eigenen muthet man dergleichen nicht zu." — Wir lachten Alle, aber der lange Herr machte ein sonderbares Gesicht, das halb nach Bestürzung, halb nach Spott aussah. Er murmelte einige unverständliche Worte und entfernte sich bald darauf aus unserer Gesellschaft.

Ein paar Tage darauf veränderte ich meine Wohnung und nahm in einem Hotel einige wohleingerichtete Zimmer. An einem Nervenkopfschmerz leidend, hatte ich mir gerade eine abgelegene Seite des Hauses ausgesucht, weil ich hier versichert seyn konnte, von keinem unbequemen Nachbar beunruhigt zu werden. Dennoch, gleich in der ersten Nacht, erwachte ich, von einem lauten Wortwechsel aufgeschreckt, der dicht neben mir geführt wurde. Ich unterschied die Stimmen und erkannte an der einen sogleich den langen Herrn. Er war offenbar in einem Gespräch mit seinem Diener, aber dieses Gespräch war zu seltsamer Art, als daß ich es nicht hier in der Kürze wiedergeben sollte.

„Ich sage Euch, seht Euch nach einem Andern um, der Lust hat, in Eure Dienste zu treten." — „Wie, Unverschämter, so hältst du deinen Vertrag?" — „Und haltet Ihr denn den Eurigen? Ihr habt wie ein wahrer Teufel meinem Magen mitgespielt." — „Du meinst die Schüssel mit in Butter gebratenen Pilzen?" — „Ich sage Euch, diese verdammten Pilze waren Leder, vergiftetes Leder. Es ist jezt nicht die Jahreszeit für Pilze; ich sagte es Euch gleich." — „Du irrst; im Almanac des Gourmands —" — „Ei! der Almanach hat gut reden; er leiht Euch nicht den Magen, wie ich es thun muß. Aber meine Geduld ist zu Ende; ich fordere meinen Abschied." — „Du erhältst ihn nicht, wohl aber drei Dukaten wöchentlich Zulage." — „Drei Dukaten? Nein, nein, ich nehme sie nicht. Ihr versucht mich nicht weiter. Ich will als ein ehrlicher Mann mit meinem Magen für mich leben." — „Bist du von Sinnen? Und jezt gerade willst du entwischen, da die neuen Leckerbissen angekommen sind, die ich bestellt habe? Ich gebe dir sechs Dukaten Zulage, hörst du? sechs Dukaten!" — „Gebt mir zwölf, und ich bleibe nicht." — „Ha! ich will dich züchtigen; ich will anfangen Steine zu essen. Du sollst bitter zu leiden haben für diesen Uebermuth, Schändlicher! Ich will sechs, ich will zwölf Mahlzeiten am Tage zu mir nehmen. Ich will" — „Halt! nicht weiter! ich sterbe! Gebt mir die zwölf Dukaten, und ich will es noch eine Weile mit ansehen. Aber Eines sage ich Euch: wenn Ihr wieder, wie lezthin, großthut mit einem Magen, der Euch nicht gehört, so zerreiße ich, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin, alle Bande, die magnetischen und nicht magnetischen, und lasse Euch im Unglück sitzen, gerade in dem Augenblick, wo Ihr es am wenigsten vermuthet." — „Du bist ein Ungeheuer, Franz; aber es sey!"

Hier hatte die Unterredung ein Ende, und ich hörte nur noch den langen Herrn beim Weggehen auf der Flur die Worte fluchen: „Zwölf Dukaten! — Er bringt mich an den Bettelstab — aber er muß sie haben, denn ich darf es nicht wagen, ohne ihn die Harveysauce über die Lippen zu bringen. Ha! ich will ihn aber dennoch züchtigen, den Unverschämten: ich esse morgen ein Gemisch von saurer Milch, sauren Gurken, Honig und Oel, ein indisches Gericht, von dem der Almanac des Gourmands selbst nichts weiß."

Aber er aß es nicht. Ich sah ihn mehrere Tage in übler Laune herumschleichen und unsere lustige, gutbesezte Tafel meiden. Ich erkundigte mich im Gasthofe und erfuhr, daß Franz krank sey. Das Gespräch in der Nacht hatte ich wie einen seltsamen Traum vergessen; jezt kam es mir wieder in den Sinn, und ein paar Minuten darauf stand ich in dem Mansardenstübchen und vor einem der wunderlichsten Originale, die ich jemals gesehen. Ein breitschultriger, noch ziemlich junger Bursche, mit den unverkennbarsten Zügen von Gutmüthigkeit und Heiterkeit im Gesichte, saß mit verbundenem Kopfe und in einer träumerischen Stellung am Fenster vor einem Tischchen, auf dem er schmutzige Kartenblätter auslegte. Nach den ersten Grüßen gab ich mich als einen Arzt zu erkennen.

„Ah," sagte Franz plötzlich sehr ernst und mich mit seinen kleinen, tiefliegenden Augen mißtrauisch anblickend, „Sie kommen wohl, von meinem Herrn gesendet; aber seyen Sie so gütig, ihm zu sagen, daß er vor Ablauf dieser Woche keine Einladung zu einem Mittagsmahle annehmen soll." — „Ei, Franz, ich will thun, um was Ihr mich bittet, obgleich ich nicht begreife, warum Euer Herr sich eine so sonderbare Forderung soll gefallen lassen." — „Gleichwohl wird er sich's gefallen lassen." Er machte eine listige Miene, drückte meinen Fuß leise mit dem seinigen und sagte: „Die Sache hat ihren Grund." — „Könnt Ihr mir den nicht angeben?" Franz sah sich vorsichtig im Zimmer um und sagte dann leise: „Sie sind wohl auch einer von den Gelehrten, Herr Doktor, und bekannt mit den sogenannten „Kräften der Natur?" — „Gewiß, Franz. Aber was hat das mit dem Mittagsmahle Eures Herrn zu thun?" — „Sehr viel; hören Sie mich nur an; aber Sie müssen mich nicht verrathen. Denn ich sage Ihnen, so ein magnetischer Vertrag oder Rapport, wie mein Herr ihn mit mir abgeschlossen, ist nicht Jedermanns Sache, und ich weiß nicht, ob nicht selbst die hohe Obrigkeit, wenn das Ding bekannt würde, ein Wort drein zu sprechen hätte. Aber das bei Seite. Der Lärm in der Pfenningkneipe vor einigen Tagen entstand deshalb, weil die dort versammelten Taglöhner und Handwerksbursche mir nicht glauben wollten, daß

eine Austernpasteet mit einem Glase Johannisberger schwerer zu verdauen sey, als mit einem Glase Bordeaux."

(Fortsetzung folgt.)

Zur Kulturgeschichte.

Anekdotisches.

— Gegen das kleinstädtische Hutabziehen eiferte man schon im 16ten Jahrhundert in Handelsstädten. In der Tafelordnung für die fremden Kaufleute in Frankfurt vom Jahr 1556 heißt es: „Welcher gegen den Andern den Hut oder Baret rucket oder abziehet, der gibt einen Kreuzer."

— Bologneser, oder eigentlich Malteserhunde zu halten, war wenigstens schon zu Ende des 16ten Jahrhunderts bei dem deutschen Frauenzimmer Sitte. Fischart († um 1594) singt von den Weibern:

Auß was für ursach haben sie
Die Hündlein bei ihn spat und früh,
Und wenden so groß Kosten dran,
Das sies aus Malta kommen lan?

Schon bei den Griechen war die melitanische Abart besonders beliebt.

— Nicht nur Geschützkunde, Weinbau, Buchdruckerei, Uhrmacherkunst und Anderes haben die Russen von den Deutschen gelernt, sondern sogar Krebse und Salat essen. Olearius († 1671) sagt in seiner moskowitischen Reise: „Lactuca und andern Salat haben die Russen niemals gepflanzet, noch geachtet, viel weniger gegessen, sondern haben die Deutschen bei Nießung desselben ausgelacht; nun aber beginnen etliche auch mit anzubeißen." — Krebse aßen sie zu Olearius Zeiten noch nicht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Turin, März.

(Schluß.)

Reformen.

Die Regierung hat durchaus nichts gespart, um das Hospital und das Gefangenhaus für schlechte Weibspersonen in dem prächtigen Lokal des Ergastolo bei Turin so vollständig zu machen als möglich. Beide Anstalten sind gleichfalls den Soeurs grises anvertraut und haben eine gemeinschaftliche Direktion. Alle Maßregeln, die ohne die Annahme des Pönitenzsystems möglich sind, werden hier zur Besserung dieser unglücklichen Geschöpfe angewendet. Zwei Geistliche besorgen den geistlichen Unterricht und den Gottesdienst. In der Mitte des Gebäudes ist eine Kapelle, zu deren Emporkirchen die Gefangenen gelangen können, ohne von den Weibern anderer Abtheilungen bemerkt zu werden. In alle Zweige der innern Einrichtung sind die Verbesserungen der neuern Zeit eingeführt. So wird das ganze Haus durch einen Ofen mit heißem Wasser geheizt; in einem Sparofen werden alle Speisen gekocht, und sinnreiche Maschinen vertheilen sie in die verschiedenen Stockwerke. Eine große Dampfmaschine sorgt für den großen Bedarf an weißer Wäsche, der in dieser Anstalt wesentlich notwendig ist. Alle nicht kranke Gefangene sind beschäftigt. Die Correktionellen werden in sieben-und-neunzig Zellen verwahrt. Außer den Geistlichen darf kein Mann in dieses Haus, eben so wenig in das zu Pallanza. — Die ersten Versuche, die schon vor einigen Jahren angestellt wurden, waren nur die Vorläufer von bedeutenderen. Denn während der Graf Barbaroux — dieser berühmte Rechtsgelehrte und Verfasser des neuen Civilgesetzbuches — an einem neuen Criminalcodex arbeitet, beauftragte der König den Grafen Pralormo, einen allgemeinen Plan für die Pönitenzreform im ganzen Königreich abzufassen. Diese Ausarbeitung liegt nun vor und beweist, daß dieser Staatsmann alles über den Gegenstand Erschienene gelesen, daß er die in Frankreich ausgesprochenen glänzenden, aber gewagten Ideen eben so sicher vermieden hat, als die Zweifel, welche von den Feinden aller Fortschritte der Wahrscheinlichkeit des Erfolgs entgegengesezt worden sind; in seinen Plan nahm er nur auf, was die Erfahrung als entschieden vortheilhaft erkannt hat. In diesem Sinn ist auch das vor Kurzem erschienene königliche Patent, welches die folgenden wichtigen Punkte festsezt: Absolute Trennung der Geschlechter, der jungen Sträflinge von den Erwachsenen, der bloß Angeklagten von den Verurtheilten; die Gefängnisse für jene sollen unter der Aufsicht der Justiz, diese hingegen unter dem Minister des Innern stehen; das Centralgefängniß für die Frauen zu Pallanza soll so vergrößert werden, daß es alle weibliche Sträflinge aufnehmen kann; es sollen drei große Pönitenzhäuser, jedes zu fünfhundert Zellen, für erwachsene männliche Sträflinge errichtet werden; in allen soll absolutes Stillschweigen mit gemeinschaftlicher Arbeit eingeführt werden; ganz neu und sehr wohlthätig ist die Errichtung eines Pönitenzhauses mit vierhundert Zellen für junge Gefangene, das in der Generala errichtet werden soll, mit einer großen Oekonomie, wo die Sträflinge außer ihrem Elementarunterricht und den Industriearbeiten auch mit Ackerbau beschäftigt werden sollen. Für alle diese neuen Anstalten sind für die ersten Kosten zwei Millionen angewiesen. — Zu gleicher Zeit läßt die Regierung für's Erste in den für Angeklagte bestimmten Gefängnissen in den Provinzen alle Verbesserungen anbringen, die bei der schlechten Bauart nur immer möglich sind.

Dies ist ein Theil der Reformen der sardinischen Regierung, und diese Verbesserungen wurden in einigen Jahren ohne Geräusch, ohne Zeitungslärm ausgeführt, dafür aber mit positiven Resultaten. Diese Regierung hat nicht wie Frankreich jedes Jahr mit großen Kosten einen neuen Commissär in die Schweiz geschickt, um die Pönitenzhäuser in Genf, Lausanne und Bern nach Bau, innerer Einrichtung, Verwaltung, Polizei und Resultaten zu untersuchen. Die Journale sprachen nicht täglich von Reformprojekten, die Regierung hat nicht ganz verkehrt damit angefangen, Pönitenzhäuser einzurichten, bevor ihre Criminalgesezgebung mit dem neuen System in Einklang gesezt war; dagegen ging sie zuerst an leztere Verbesserung und sprach nicht eher von ihren Planen, als bis sie auch deren Ausführung mit Eifer auf allen Punkten begann.

Auch in der Lombardei beginnt die Reform der Gefängnisse, und was in Piemont geschieht, wird gewis dort beispielgebend guten Einfluß haben. In Neapel und Sicilien werden gleichfalls zwei große Pönitenzhäuser gebaut. So tritt denn auch Italien auf die Bahn wahrer Fortschritte, und in diesem Lande spricht man nicht so viel wie anderwärts von materieller und moralischer Entwickelung, sondern man führt sie wirklich herbei.

Beilage: Kunstblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 92.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 17. April 1839.

> Das, was geschehn ist, kränkt mich nicht so tief,
> Allein das kränkt mich, was es mir bedeutet.
>
> Goethe.

Aus dem Leben der Deutschen in Rußland.

Der deutsche Hauslehrer.

Rußland ist besonders seit der Dampfschifffahrt für uns gleichsam ein Nachbarhaus geworden, durch dessen helle Fenster wir alle Innerlichkeiten desselben übersehen, und die, welche es bewohnen oder betreten, bei allem ihrem Thun beobachten können. Dennoch möchten noch einige Winkel seyn, die sich nicht mit einem schnellen Blicke übersehen lassen, und wer auch diese durchspäht hat und den Beobachter darauf hinweist, thut vielleicht etwas nicht ganz Unverdienstliches.

Beobachten wir zuerst die Ankunft und die Eingewöhnung deutscher Hauslehrer in St. Petersburg. Man muß das Wörtchen deutsch betonen, weil ein französischer oder englischer Ankömmling dieses Standes eine andere Aufnahme zu erwarten hat, als ein deutscher. Der sogenannte gebildete Theil der russischen Nation scheint mit der französischen beinahe verschwistert; der Engländer stellt sich ihr durch den Reichthum oder die Idee desselben gleich.

Der junge deutsche Gelehrte, dessen Ankunft wir belauschen wollen, gab, um einem vielversprechenden Rufe nach Rußland zu folgen, eine Professur auf; dies diene nur als Beweis seiner Tüchtigkeit. Zwei Söhne eines russischen Fürsten sollten ihm anvertraut werden. Seine Ankunft wurde erwartet, aber keineswegs Vorbereitungen dazu getroffen. Vorbereitungen auf Personen zu treffen, welche gewissermaßen in Dienste genommen werden, würde in vornehmen russischen Häusern kleinlich, ja bürgerlich genannt werden, da in einer Stadt wie Petersburg Alles im Momente für blanke Silber- oder leichte Papierrubel zu haben ist. Ob das im Flug Gekaufte haltbar oder mangelhaft ist, darnach wird in Fällen wie der vorliegende nicht gefragt; hier entscheidet vielmehr die Wohlfeilheit. Weit wohlfeiler als der deutsche in Rußland angesiedelte Handwerker ist unbezweifelt der russische. Der Russe ahmt Alles nach, was Andere produziren; er gibt ihm dieselbe Politur, nach der Haltbarkeit fragt er nie.

Der berufene Hauslehrer kommt an; er tritt in das Bedientenzimmer des Hotels, an welches er adressirt ist. Es ist zur Winterszeit; er hat den nur leicht gefutterten Mantel, wie ihn das Klima seines Vaterlandes nicht wärmer erheischte, noch auf den Schultern. Hiemit begeht er gleich beim Eintritt ein paar Verstöße gegen russische Sitte, welche ihn in den Augen der im Zimmer versammelten Dienerschaft heradsetzen. Um vor ihr gewichtig zu erscheinen, hätte er einen theuren Pelz oder doch einen dick wattirten, mit schwerem Seidenzeug

gefütterten Mantel haben müssen. Er würde mit nachlässigem Anstande einem von ihnen gewinkt haben, ihm die Hülle abzunehmen, oder er hatte, noch besser, sich dieselbe schon eine Treppe tiefer von dem dort stehenden Schweizer abnehmen lassen. Er gibt sich in flüchtigen Worten als das, was er ist und hier werden soll, kund und verlangt angemeldet zu werden. Das Nimetzky Utschital, was auf Russisch deutscher Hauslehrer bedeutet, wird von den Dienern eben nicht mit Kennzeichen besonderer Achtung wiederholt. Es nehmen auch diese Leute, bis auf den, welcher geht, den Angekommenen zu melden, sofort die Gegenstände ihrer Unterhaltung, in welcher sie gestört worden waren, wieder auf. Ein Paar spielen Damen, Einer liest einen russischen Roman, die Andern schlafen. Den Fremden läßt man stehen, ohne ihm den Mantel abzunehmen oder sich weiter um ihn zu bekümmern.

Die Person, welche endlich kommt, ihn zu begrüßen, ist ebenfalls ein Fremdling in diesem Lande; daher bleiben bei ihrem Erscheinen die Dienstleute in ihren bequemen Stellungen, oder nehmen dieselben augenblicklich wieder an, sobald sie inne werden, daß der Herauskommende kein Glied der herrschaftlichen Familie ist. Denn es steht für den russischen Leibeigenen oder auch für den gemietheten Diener geschrieben: sobald einer deiner Herren dir naht, und wäre es auch nur das von der Amme vorübergetragene Wiegenkind, sollst du Front machen. Der dienende Russe ist in diesem Manöver so eingeübt, daß seine Bewegung dabei rein maschinenmäßig erscheint. Das Oeffnen der Thüre des Zimmers, in welchem sie sich eben befinden, ist die Feder, welche die Maschine in Bewegung setzt. Spaßhaft ist es anzusehen, wenn sie in dem Eintretenden nur einen im Hause angestellten Ausländer erblicken. Einige erheben sich dann halb, andere lüften so zu sagen nur die Flügel.

Jeder menschlich fühlende Ausländer würde ja, wenn ihm jenes Frontestehen gleich dem Eingebornen zu Theil werden sollte, dasselbe ein für allemal abschaffen. Es liegt für den Feinfühlenden sogar eine Art Trost in diesem Mangel äußerer Ehrerbietung gegen ihn, und dennoch ist zugleich etwas Verletzendes damit verbunden. Die Aeußerungen dieses Mangels an Achtung für seine Person sind zuweilen so derb, daß sie das Spaßhafte verlieren. Soll er sich in solchen Fällen gegen die Herrschaft beschweren? Welcher wahrhaft Ehrliebende möchte dies? Niemand aber erwarte, daß die Herrschaft selbst, so hochgebildet dieselbe sonst sich zeigen mag, nach eigener Beobachtung jenes Uebelstandes demselben abhelfen werde. Es muß ein für allemal bemerkt werden, daß jene Bildung vom Kern des Menschen heraus, welche ihn empfindlich für die kleinste Verletzung der Rechte Anderer macht, bei dem russischen Adel durchaus nicht gesucht werden darf, so viele andere rühmliche Eigenschaften dieser auch sonst aufzuweisen haben mag. Sein Irrthum über diesen Gefühlspunkt wird ihm zu frühe eingeimpft, um ihm nicht zur andern Natur zu werden. Die Meisten, welche in dieser Beziehung sündigen, bleiben zeitlebens unzurechnungsfähig. Diese nur in zwei Stände getheilte Nation hat keinen Begriff von den scharfen Ecken, welche aus dieser schroffen Scheidung entstehen, noch wie an diesen Ecken sich anderer Nationen zärtere Gefühlsorgane verletzen können.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wachskerze.

(Fortsetzung.)

„In der That? Und was war das Ende des Kampfes?“ — „Sie schlugen mit Knitteln nach mir, weil sie nicht glauben wollten, daß ich wenigstens hundert Mal im Jahr habe erfahren müssen, daß der Johannisberger und die Austern sich schwerer im Magen mit einander vertragen als Bordeaux und Austern.“ — „Du hast vollkommen Recht; aber das Eine schmeckt besser als das Andere.“ — „Davon kann ich nicht urtheilen,“ entgegnete Franz verdrießlich und schob an seiner Kopfbinde. — „Nicht? und du willst es hundert Mal im Jahre gegessen haben?“ — „Gegessen? das sagte ich nicht. Meinen Sie, ich sey reich genug, Austern und Johannisberger zu genießen? Verdauen hab ich sie müssen, während ein Anderer sie gegessen.“ — „Ihr seyd ein Spaßmacher,“ rief ich aufstehend, „oder etwas verwirrt im Kopfe. Ich habe keine Zeit zu Euren Scherzen.“ Franz sprang auf, als ich Miene machte, fortzugehen, nöthigte mich wieder auf den Stuhl zurück und rief bittend: „Bleiben Sie doch, mein gelehrter Herr. Ich sehe schon, ich muß Ihnen Alles berichten. Setzen Sie sich.“

Ich nahm meinen Platz wieder ein und Franz hob an zu erzählen: „Es sind jetzt drei Jahre her, daß ich mein vergnügliches Leben, das ich früher führte, verlassen, um in diese Sklaverei hier mich zu begeben. Sie müssen wissen, daß ich ein sogenannter Eisenfresser bin, wie ihn das Volk nennt, das heißt, ich zog auf den Märkten herum und verschluckte vor den Augen der Menge Steine, Holz, Stückchen Eisen und dergleichen Leckerbissen mehr. Ich hatte meinen Magen von frühester Jugend auf an diese Liebkosungen gewöhnt, und er verlangte keine andere. Nur an hohen Sonntagen und Festen setzte ich ihm als ganz besonderen Braten ein paar fette Spinnen oder einen lebendigen Frosch vor. Die Sachen gingen ganz nach Wunsch, da mußte der Gott sey bei uns den langen Herrn herbeiführen. Er sah

mich an, bewunderte meinen Appetit und — aber mein Herr, was jezt kommt, geht in das dunkle Gebiet der Naturwissenschaften über; ich weiß in der That nicht, ob Sie darin bewandert sind?"

„Seo ohne Sorgen," sagte ich lächelnd, und Franz fuhr fort: „Ihre Miene sagt mir schon, daß Sie nicht die gehörigen Einsichten haben, denn Sie lachen: hier ist nichts zu lachen. Aller Spaß hört auf, wenn das Wort „Magnetismus" genannt wird. Um kurz in meiner Geschichte zu seyn, will ich in dürren Worten das Folgende berichten. Der lange Herr war damals durchaus nicht so gesund und kräftig, wie er jezt ist; er litt am Unterleibe und war das verdrießlichste Geschöpf, das je die Sonne beschienen hat. Dennoch, wie gesagt, blickte er mich mit einem wohlwollenden Auge an und beschied mich zu sich in seine Wohnung. „Willst du zehn Dukaten monatlich haben, wenn du in meinen Dienst trittst?" fragte er mich. „Warum nicht?" erwiderte ich lachend; denn ich hielt den ganzen Antrag fur einen Scherz; aber der Lange sah sehr finster aus und sagte: „Bedenke dich wohl; ich gebe dir drei Tage Zeit." — „Und was ist mein Geschäft?" fragte ich. — Er sah mich eine Weile an und sagte dann: „Ich werde essen, und du sollst fur mich verdauen." — In meinem Leben hatte ich eine so seltsame Rede nicht gehört; ich fragte daher einige Mal, ob ich auch recht verstanden; als er mir aber immer dieselben Worte wiederholte, und dabei so streng aussah, als spräche er von Tod und Ewigkeit, schlug ich ein lautes Gelächter auf. Er verwies es mir und nannte mich einen Einfaltspinsel, der keine Ahnung habe von dem dunkeln Gebiete der Naturkräfte. „Ich liebe es sehr, gut zu essen," sagte er nach einer Weile, „und ohne mich gerade übermäßig zu rühmen, kann ich behaupten, daß ich dazu bestimmt war, etwas Großes in dieser Kunst zu leisten; denn es ist eine Kunst, wie jede andere; aber die Natur hat mir, meiner Zunge zum Hohn, einen erbärmlichen Magen gegeben. Ich bin in der Lage eines Mannes, der Kräfte in sich fühlt, die Welt umzugestalten, und der sich damit begnügen muß, in irgend einem Dorfe einen Haufen ungezogener Buben das ABC zu lehren. Du bist mein Mann: meine Zunge und dein Magen gehören zusammen, und was der blinde Zufall trennte, wollen wir durch die Kunst vereinigen."

„Diese Rede konnte ich eben so wenig wie meine Kieselsteine verdauen. Ich verstand keine Sylbe davon; allein auf das Verstehen war es hier auch gar nicht abgesehen. Mein Herr, als er sah, daß ich einwilligte, brachte seinen Apparat zusammen und begann seine geheimnißvollen Hand- und Kopfbewegungen. In Folge dieser — weiß ich doch jezt noch nicht, wie es kam — schlief ich mitten am Tage und ohne die mindeste Lust dazu ein, und schlummerte zwei, drei Tage nach einander fort. Als ich wieder aufstand, war die Sache vollkommen in Richtigkeit: mein Herr aß, und ich — verdaute. Aber ich merkte bald, daß die edle Kochkunst auf der höchsten Stufe ihrer Vervollkommnung Dinge zusammenfügt, mit denen es tausendmal schwerer ist, fertig zu werden, als mit meinen Kieselsteinen. Ich verlor in dem Grade die frohe Laune, wie mein Herr sie erhielt, und da ich die ganze Last der Gutschmeckerei zu tragen hatte, ohne ihr Angenehmes zu kennen, denn das behielt mein Herr sorgsam fur sich, so stellte ich bald sehr ernsthafte Betrachtungen an und bemerkte, daß Alles in der Welt eitel sey, und daß es sich für einen Philosophen am besten schicke, Kieselsteine zu essen und dabei frei zu seyn. In der That, war es wohl nöthig, eine so spitzbübische Erfindung zu machen, wie der Magnetismus? Was hab' ich davon, daß ich in das dunkle Gebiet der Naturkräfte eingeweiht worden bin? Ich behaupte noch dazu, daß die Erfindung nicht neu ist. Haben wir Armen es jemals anders gehabt? haben wir nicht immer verdauen mussen, wenn unser Adel und unsere Vornehmen an ihren glänzenden Tafeln schmausten? Sie haben sich mit uns immerdar in einen so kräftigen magnetischen Rapport zu setzen gewußt, daß wir die Last und sie den Genuß hatten."

„Ei!" rief ich und holte Athem, wie einer, der in ein kaltes Bad steigt, „hat man wohl jemals so sonderbare Dinge gehört? Aber bei allem dem bist du übler Laune, Franz?" — „Ganz natürlich. Ich werde nach und nach unbrauchbar und der Lange wird sich nach einem neuen Diener umsehen mussen, der ihm behulflich ist, seine Studien fortzusetzen. Aber ich darf ihn gleichwohl nicht zum Zorne reizen, denn sonst verschluckt er Gift und — ich sterbe. Gewiß, das Verhältniß ist ein sehr zartes, und man hat mir gesagt, daß es bei allen Personen, die sich zu einander in einen magnetischen Rapport gesezt haben, auf eine ähnliche Weise zugeht. Der Doktor speist, und der Kranke wird satt, der Doktor schläft, und der Kranke ist erquickt, der Doktor läßt sich einen Zahn ausreißen, und der Kranke hat den Schmerz dabei. Allein dennoch weiß ich einen armen Schelm, der es noch schlimmer hat wie ich." — „Und wie ist es mit dem?" fragte ich. — „Davon ein andermal," sagte Franz kurz. „Ich bitte, rücken Sie mir die Binde zurecht." Er blickte aus dem Fenster und rief, meinen Arm erfassend: „Sehen Sie nicht? Dort geht mein Herr eben zum Gewurzkrämer, um zum Fruhstuck einen marinirten Aal zu essen. Eilen Sie, bester Herr, halten Sie ihn ab; sagen Sie ihm, daß das mein Tod wäre. Himmel, wie leichtsinnig geht der Mensch mit meinem Magen um!" — Ich verließ den armen, hartgeplagten Franz und habe ihn seitdem nicht wieder gesehen. Beschamt, daß wir halb und halb hinter sein Geheimniß gekommen, reiste der lange Herr bald darauf ab.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Kulturgeschichte.

Anekdotisches.

— Das Bildniß eines heiligen Vaters zu malen, war ehedem ein höchst saures Geschäft: es mußte auf den Knieen verrichtet werden. Subleyras lag auf den Knieen, als er den sonst über manche Vorurtheile erhabenen Pabst Benedikt XIV. Lambertini, malte. Mengs aber weigerte sich, in solch peinlicher, erniedrigender Stellung zu arbeiten. Die Notiz ist von Guibal, einem Schüler des Mengs.

— Junge Bären wurden noch im Jahr 1775 auf der Passauer Fürstentafel als Leckerbissen aufgestellt.

— Maria Theresia strafte mehrere Wiener Bürgerinnen um mehrere tausend Gulden, weil sie glaubten, ebensogut Amazonenkleider tragen zu dürfen, als Ihre Majestät. — Friedrich der Große verbot seinen Unterthanen auf das Strengste, sich in Purpurroth oder Veilchenblau zu kleiden, weil er sich diese Farben ausschließlich vorbehalten habe. (Mosers Hofrecht.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Verbrechen.

Aus dem Criminalprozesse gegen die Mörder der Kaufmannsfrau Renaud, dessen öffentliche Verhandlungen zehn Tage lang gedauert und beständig eine unzählige Menge Volks, sogar wohlgekleidete Damen herbeigezogen haben, war abzunehmen, wie weit es die Schelme in Paris treiben. Sie hatten ihr Verbrechen bei hellem Tage in einem Kaufmannsladen begangen, und der Tod des unglücklichen Schlachtopfers war erst nach langem Kampf erfolgt. Die Tochter der Ermordeten und der Pförtner des Hauses hatten die Mörder gesehen; auch auf der Gasse waren sie bemerkt worden, weil sie etwas von dem geraubten Silberzeug hatten fallen lassen; zulezt waren sie noch in einer kleinen Kaffeeschenke aufgefallen, wo sie unter dem Tische ihre blutigen Hände abgewaschen hatten; und dennoch hatte die Polizei viele Mühe, den Mördern auf die Spur zu kommen. Bei der Größe der Stadt kann sich ein Bösewicht gar zu leicht verbergen. Die aus dem Bagno zurückgekommenen Verbrecher, welche leider meistens schon im Bagno selbst die Plane zu neuen Verbrechen entworfen haben, finden in der Hauptstadt alte Genossen und Hehler, die ihnen auf alle Art behülflich sind, oder sie verstecken sich bei schlechten Weibsbildern, welche den Ertrag der Verbrechen mit ihnen theilen und zuweilen ein kleines Gewerbe treiben, wodurch sie dem wachsamen Auge der Polizei zu entgehen hoffen und auch wirklich entgehen. Die Polizei pflegt zwar den aus dem Bagno zurückkommenden Verbrechern meistens eine andere Stadt als Paris zum Aufenthalt anzuweisen, aber sie schleichen sich doch oft in die Hauptstadt, und werden erst dann ertappt, wenn sie bereits neue Missethaten begangen haben. Freilich können sie in kleinen Städten ihr Fortkommen fast unmöglich finden, selbst dann nicht, wenn sie sich wirklich gebessert haben und sich durch ehrliche Arbeit ernähren wollen. Sobald man erfährt, daß es entlassene Verbrecher sind, will kein Meister, kein Fabrikant sie mehr beschäftigen, aus Furcht, von ihnen hintergangen, bestohlen oder gar ermordet zu werden. Diese Furcht ist natürlich, allein sie hat oft schreckliche Folgen. Denn diese überall abgewiesenen, von Allen gemiedenen Verurtheilten finden zulezt kein anderes Mittel, sich ein Auskommen zu verschaffen, als daß sie ihre alten Genossen wieder aufsuchen, in die großen Städte schleichen und dort neuen Raub und neue Mordthaten begehen. Je mehr die Bevölkerung Frankreichs zunimmt, und je seltener die Todesstrafe verhängt wird, desto stärker wird auch die Anzahl der Verbrecher im Bagno, und desto größer die der wieder Freigelassenen oder sogenannten Libérés, einer wahren Plage der jezigen Zeit. Wäre man so glücklich, ein Botanybay zu finden, wie das in Neu-Süd-Wales, und dort eine Deportirtencolonie für die französischen Verbrecher anlegen zu können, so würde dadurch dem französischen Reiche ein wichtiger Dienst geleistet. Bis dahin werden vorzüglich die großen Städte von dem Uebel zu leiden haben. Was dasselbe ein wenig vermindern kann, ist die große Wachsamkeit der Polizei und ihre, ich mag nicht sagen vortreffliche, aber zweckmäßige Einrichtung. Sie kann nämlich nur dadurch den Verbrechern auf die Spur kommen, daß ihre niedrigsten Agenten mit denselben, so wie mit schlechten Weibspersonen in Verbindung stehen, ja dieselben zum Verrathe an ihren Genossen durch Belohnungen aufmuntern, und die Habsucht und Treulosigkeit als Mittel brauchen, um der Justiz manchen Missethäter überliefern zu können. Dies gelingt jedoch nicht allemal, und zuweilen hat eine Räuberbande schon die Stadt oftmals in Schrecken gesezt und manchen Raub begangen, ehe es den Polizeiagenten gelingt, die Thäter ausfindig zu machen. Zuweilen kommen durch einen Fang eine Menge von Verbrechen an's Tageslicht, denen die Polizei bisher vergeblich nachgespürt hatte. Dies war auch der Fall bei den beiden Mördern der Frau Renaud, welche mit einer Diebsbande zusammenhingen, die eine Menge bedeutender nächtlicher Diebstähle begangen hatte. Der eine, Soufflard, hat sich sogleich nach dem Urtheile vergiftet; der Andere wird wahrscheinlich in Kurzem hingerichtet werden. Glücklicherweise bekommt Paris jezt nur selten eine Hinrichtung zu sehen; etwa eine oder zwei im Jahre. Sie finden des Morgens früh, und zwar an einem sehr abgelegenen Ende der Stadt auf einem kleinen Plaze statt, so daß sie für den Pöbel kein Schauspiel mehr abgeben können. Außer diesem Criminalprozesse war wohl in der lezten Zeit der des berüchtigten Wieland der merkwürdigste, einmal wegen des ganz monströsen Charakters dieses Menschen und sodann wegen seiner fremden Herkunft; dieses Ungeheuer, welches seinen Sohn Jahre lang behandelt hatte, wie man kein Vieh behandelt, und einzig darauf ausgegangen war, mit satanischem Sinne den Leib und die Seele des armen Jünglings zu Grunde zu richten, ein Verbrechen, wie sich vielleicht keines in den Annalen der französischen Criminaljustiz findet, ist leider ein Deutscher aus Regensburg. Man hat ihn zu lebenslänglicher harter Arbeit verurtheilt. Den Ehemann der bekannten Schriftstellerin Flora Tristan, welcher in der lezten Zeit wegen seines Mordanschlags auf seine Frau gerichtet worden ist, hat man nur einige Jahre auf die Galeeren geschickt, weil man in dem Betragen der Frau, die ihn zur Rache allmählig aufgereizt, einen mildernden Umstand erkannte. Wenn eine Frau ein Buch schreibt, wie die Pérégrinations d'une Paria, so muß sie sich auf die Rache ihres Mannes gefaßt machen. Zum Glücke kommt eine Glut, wie sie im südamerikanischen Charakter dieser Frau zu herrschen scheint, in unserm gemäßigten Erdstriche nicht häufig vor. Solche Ehen und solche Laster geben freilich den Predigern gerechte Ursache, über Sittenverderbniß zu predigen. Daran haben sie es auch während der Fasten in Paris nicht fehlen lassen.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 93.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 18. April 1839.

Si res sola potest facere et servare beatum,
Hoc primus repetas opus, hoc postremus omittas.
Horaz.

Die Wachskerze.

(Fortsetzung.)

Das Glück wollte mir so wohl, daß ich bald darauf den Leidensgenossen des armen Franz auffand, und dieses gibt eine Geschichte, die nicht minder wunderbar ist als die beiden eben erzählten.

In Frankfurt angekommen, wurde ich von meinem Bankier in das Haus eines ausgezeichneten Mannes eingeführt, an den ich Empfehlungsbriefe abzugeben hatte. Er bewohnte ein Landhaus nicht weit von der Stadt, und seine Umgebung kündigte den reichen Mann an. Ueber die Weise, wie er zu diesen Reichthümern gekommen, gab es verschiedene Stimmen. Obgleich die Erfahrung täglich lehrt, daß in unserer Zeit nichts öfter sich ereignet, als ein solcher über Nacht angewachsener und über Nacht wieder verschwindender Reichthum, wollte man doch durchaus bei Herrn Balthasar Meri einen geheimnißvollen Grund aufgespürt haben. Die Unwissenden und deßhalb noch einem poetischen Aberglauben Anhängenden sprachen von einem entdeckten Schatze, die Aufgeklärten griffen zu einer gewagten Börsenspekulation, die Gutmüthigen machten die ganze Sache mit einer splendiden Erbschaft ab. Gewiß war es, daß Herr Balthasar aus sehr niedrigem Stande war, daß man ihn vor ungefähr zwanzig Jahren zurück die Straßen von Frankfurt hatte kehren und sein Nachmittagschläfchen in heißen Sommertagen auf dem breiten Steinsitze am Bockenheimer Thore hatte halten sehen. Es konnte sonderbar scheinen, daß Herr Meri sich bei so bewandten Umständen gerade Frankfurt zu seinem Aufenthaltsorte wählte; allein er besaß die Eitelkeit des Burgers einer freien Stadt. Er liebte diese Stadt, deren krumme, dunkle Gäßchen er gekehrt hatte, an deren Thoren er einst arm und verlassen geschlummert; er liebte sie, wie ein Diener das Haus seines Herrn, das er auch das seinige nennt. Er hörte es gerne, wenn er die breite Zeil herabwandelte, daß man in seiner Nähe flisterte: „Das ist der arme Tagelöhner, der jezt ein Millionär ist, der sich mit den Bethmanns, mit den Metzlers messen kann und vielleicht noch zu der Höhe eines Rothschilds hinaufsteigt. Zieht den Hut, kleine Spekulanten der Börse! habt Achtung vor dem Manne, der aus nichts viel geworden ist!“ In unserer Zeit, wo man auf keine Vergangenheit sich stutzen darf und keine Zukunft zu erwarten hat, ist der Zahlenwerth des Augenblicks allerdings die gerechteste Schätzung eines Mannes. Er hat so viel, das heißt, er ist so viel. Der Besitz, seinen schnellen Kreislauf machend, adelt immer den, in dessen Hand er sich gerade findet, auf einen flüchtigen Augenblick. Mit dem Golde

verschwindet auch der Mann; daß er nachher wirklich noch fortlebt, ist eine Sache nebenbei und von keiner Bedeutung.

Herr Balthasar Meri hörte sich also gerne einen reichen Mann nennen, aber er sezte dann immer hinzu: aber auch ein unglücklicher. Dieser Ausdruck war eine stehende Redensart bei ihm geworden, und Viele waren der Meinung, daß man seine frühere geringe Bildung daraus merke. Ich hatte, wie ich den großen blassen Mann mit den erloschenen Augen und den eingefallenen Wangen vor mir sah, auch gleich nach den ersten Bewillkommungsworten jene Behauptung von ihm gehört; aber mir kam sie nicht so ganz aus der Luft gegriffen vor. Es mag seyn, daß ich, gegen die Sitte der guten Frankfurter, doch noch einen Unterschied machte zwischen den Begriffen Glück und Reichthum. Der Mann schien mir wirklich unglücklich. Es sprach aus seinen Worten, aus seinen Mienen und Bewegungen eine stille Geschichte jahrelangen Leidens, und ich habe mich, wo ich solche Anzeichen fand, selten getäuscht. Er besaß eine große Sammlung naturhistorischer Merkwürdigkeiten, und dieser Schatz, den er fast täglich vermehrte, machte das Band aus, das ihn mit dem Leben und seinen Interessen verknüpfte. Wegen dieser Sammlung machte er Reisen, aber man sah ihn nie von diesen heiter oder gesund zurückkehren. Seine üble Laune wuchs, wenn er neue Gegenstände und Menschen sah. Er äußerte dann, wie alles draußen ihn an ein gewisses verlorenes Gut mahne, dem er ewig nachtrauern werde.

Die Mittheilungen, die ich ihm machte, vielleicht auch mehr als diese meine angeborne heitere Gemüthsart, bewogen ihn zu der Bitte, einige Tage auf seinem Landhause zuzubringen. Ich that es gerne. Er faßte Vertrauen zu mir, und als Beweis dessen zeigte er mir die Einrichtungen seines Hauses und Gartens. Es fanden sich in beiden einige Seltsamkeiten: so war in allen Zimmern kein Sopha, kein Bett zu entdecken. „Ich besitze nur Ein Bett," sagte mir mein Wirth, „und es steht im Garten." — „Wie? Sie schlafen im Freien?" — „Einst that ich es." — „Und stört Sie nicht der Wechsel der Witterung?" — „Wenn ich schlafen werde, hat kein Regen und kein Schneegestöber Macht, mich zu wecken." — „Dann müssen Sie einen festen Schlaf haben." — „Das hoffe ich — ja, mein lieber Herr, ich werde einmal schlafen, und dann auch recht fest schlafen." — Er sagte dies mit einer, vor innerer Bewegung zitternden Stimme und den Blick nach oben gewendet. Wir waren unterdessen in den Garten getreten. „Hier steht mein Bett," sagte er und zeigte auf einen verborgenen, mit drei schattigen Buchen besezten Platz. Ich erblickte, näher hinschauend, einen Leichenstein und darauf den Namen meines Wirths geschrieben. Er sah mich forschend an; ich drückte ihm die Hand, indem ich sagte: „Ich kenne dieses Bett; es wird sich darin gut schlafen lassen." — „Wirklich?" rief er und sah mich mit freudeblitzenden Augen an; „also auch Sie glauben, daß ich dort endlich werde schlafen können? Ach, ich bedarf dessen!"

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben der Deutschen in Rußland.

(Fortsetzung.)

Der verschriebene Lehrer ist nun zwar da, aber noch kein Zimmer für denselben bereit. Es muß sogar noch ausgemittelt werden, ob er, der aus bescheidenen Lebensverhältnissen kommt, alle die feinen Gewohnheiten kennt und mitbringt, welche seine Nähe Fürstenkindern erträglich machen kann. Man hält daher vorerst für rathsam, ihn in einem vom Hauptgebäude abliegenden Flügel einzuquartiren. Daß dieser ganz von der Dienerschaft des Hauses bewohnt, ja daß der nächste Nachbar des Neuangekommenen ein verheiratheter Mann ist, dessen keifende Frau und schreiende Kinder durch die dünnen Wände zu jeder Stunde des Tags und der Nacht sich vernehmen lassen, dies ist ein Umstand, welchen zu beachten man für durchaus überflüssig hält. Man stellt sich das Leben in kleinen deutschen Städten, selbst das gelehrter Männer mit ihren Familien und ihrer Dienerschaft, ohngefähr ganz so vor, wie das russischer Kleingüterbesitzer, der Inhaber weniger Seelen, die mit den Leibern derselben in guter Gemeinschaft leben. Bedienen im vollsten Sinn läßt sich der Russe, sobald er das Prädikat Herr sich auf irgend eine Weise aneignen kann. Dieser Bedienung aber mit der größten Bequemlichkeit froh werden zu können, ist sein zweiter, echt nationeller Wunsch. Das Zimmer oder die Abtheilung, in welchem seine Dienerschaft sich aufhält, ist in jenen kleinen Häusern, die selten mehr als ein Stockwerk haben, nur durch eine dünne Bretterwand, oft sogar nur von halber Höhe, von denen der Herrschaft geschieden. Nur die sogenannten Schwarzen, d. h. Ofenheizer, Holzmacher, Wäscherinnen und Scheuerfrauen, wohnen in eigens für sie bestimmten Nebenhäusern. Der Diener, welcher der Herrschaft beim Essen die Fliegen abwehrt, die Köchin, welche die Speisen bereitet, die Nätherinnen wohnen im Vorzimmer, welches häufig zugleich die Küche ist. An Kindern fehlt es in Rußland in keinem Lebensverhältnisse, so glich auch nicht in diesen Vorzimmern. Die nassen Schafpelze, die mit Hanföl eingeriebenen Stiefeln der da Wohnenden liegen umher. Der Duft und der Lärm, welcher da vorwaltet,

theilt sich dem ganzen Häuschen mit, es werde dies nun von einem kleinen Edelmann, einem Geistlichen oder einem bei der Verwaltung größerer Güter Angestellten bewohnt. Kein Wunder, wenn Begriffe, wie genugsam der Mittelstand in den Ansprüchen auf manche Lebensbequemlichkeiten ist, sich bei denen festsetzen, welche sich allein zu höheren Ansprüchen berechtigt glauben. — Wenn nun mit ganz andern Erwartungen hergekommene Ausländer gleich bei ihrer Ankunft auf vorgefaßte Meinungen solcher Art stoßen, so möchten sie am liebsten sich ein augenblickliches Linksum! zurufen. Dann aber ist es gewöhnlich zu spät, oder die zur Rückreise erforderliche Summe mußte erst erworben werden, und bis dies geschieht, hat er sich einigermaßen eingelebt.

Eine zweite, für den, der wirkliche Bildung nach Rußland bringt, nicht ohne Demüthigung abgehende Einrichtung ist das jetzt herkömmliche Examen, welchem ein Jeder, der in irgend einer Art dort Geschäfte treiben will, sich unterwerfen muß. Die Einrichtung selbst ist so lobenswerth als nothwendig, da früher französische Schneiderlehrlinge sich als Sprachlehrer, Soubretten als Gouvernanten einschmuggelten. Einige dabei vorkommende Clauseln müssen aber den wirklich Talentvollen verletzen. Nicht eher, als bis auch er geprüft ist, so entschieden auch der Ruf für ihn sprechen mag, darf er seinen Unterricht, man denke! selbst in Privathäusern beginnen, oder vielmehr, nicht eher, als bis der Meister vom Stuhl sein probatum est über ihn ausgesprochen hat, glaubt man ihm trauen zu dürfen. Es kann sich dann wohl fügen, daß einer der Examinatoren abwesend oder krank ist und das Examen Wochen-, ja Monatelang verschoben werden muß; und es gesellt sich dann zu ohnehin selten sogleich bequemer Existenz noch gezwungene Unthätigkeit, die um so lästiger wird, je redlicher der, durch glänzende Versprechungen aus früherer Lebensbahn Gerissene seine Zeit anzuwenden gewohnt war. Ein junger in Paris lebender deutscher Gelehrter wurde durch sehr glänzende Versprechungen nach Rußland gelockt und hatte den Muth, nachdem er Alles, was in der Ferne geschienen hatte, in der Nähe betrachtet, nach wenigen Wochen wieder umzukehren. Es ist Schade, daß seinem Beispiele nicht Mehrere folgen können. — Es muß anerkannt werden, daß Rußland auch in wirklicher Gelehrsamkeit Fortschritte gemacht und bedeutende einheimische Köpfe aufzuweisen hat; allein es wird Jedem, der näher hinzutritt, klar werden, daß es über dem Besitz schon die Mittel, durch welche es zu demselben gelangte, vergessen hat. In sich selber glaubt es jetzt die Kraft und die Fähigkeit zu besitzen, Neuhinzugekommene richtig zu wägen.

Hat endlich der Examinatoren allgemeines Lob, ja ihr Erstaunen den, welcher Fürstensöhne zu Gelehrten bilden soll, sanctionirt, so sind damit noch nicht alle Dornen seines neuen Weges auf die Seite geräumt. Sind seine Sitten rein, so sind sie in der Regel auch einfach; ist er treuherzig, so wird er nicht gewandt seyn. Kommt er aus dem Innern Deutschlands, so sind seine Kleider schwerlich nach der Angabe des neuesten Modeblattes gemacht. Er wird wahrscheinlich gut französisch verstehen, im Sprechen aber ungeübt seyn. Zu der in französischer Sprache geführten Unterhaltung bei Tische wird er daher nichts beitragen können. Er wird sich bald einsam in einem belebten Kreise fühlen, er wird es noch mehr werden an Tagen, wo andere russische Große zur Tafel gezogen werden. Alle haben, wie jetzt herkömmlich, die deutsche Sprache in ihrer Jugend erlernt, auf Reisen oder während des Krieges sie geübt; sich jedoch, um einem untergeordneten Anwesenden gefällig zu seyn, derselben in der Conversation zu bedienen, das liegt außer dem Bereiche ihrer Höflichkeit. Das Nichtachten oder Uebersehen der Person, die künftig den Kindern des Hauses eine bedeutende Instanz werden soll, macht diese, die sonst recht gute Kinder seyn können, schen, zurückhaltend gegen ihren neuen Lehrer. Das nothwendige Band der Liebe und des Vertrauens zwischen Schüler und Lehrer webt sich nur äußerst langsam.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Kulturgeschichte.

Anekdotisches.

— Marie Louise legte als Verlobte Napoleons die 330 Stunden von Wien nach Paris in 15 Tagen zurück. — Die Reise der spanischen Prinzessin Marie Anna von Madrid nach Wien zu ihrem Verlobten, dem nachmaligen Kaiser Ferdinand III., dauerte nicht kürzer als ein Jahr und neun Monate, d. h. 635 Tage. Man konnte also nicht sagen, Marie Anna sey ihrem Bräutigam entgegen geflogen; dies gestattete aber auch nicht die spanische Grandezza.

— Dauphin Ludwig, Sohn Königs Karl VII., wagte im Jahr 1444 einen Einfall in die Schweiz und das Elsaß. Die Unternehmung mißglückte; aber merkwürdig ist, was Ludwig bei dieser Gelegenheit äußerte: „der ganze Landstrich zwischen Galliens Grenzen und dem Rhein gehöre der Krone Frankreich, und er werde deßhalb Straßburg belagern.“ — Solche Entwürfe hegten also Frankreichs Beherrscher schon zu einer Zeit, wo sie noch mit ihren eigenen Vasallen und noch mehr mit den Engländern um Krone und Daseyn zu kämpfen hatten.

— Vor hundert Jahren fand Johann Heumann in Göttingen vielen Beifall mit seiner Abhandlung: „Von der Erdkunde des Teufels, als er Christus versuchte.“ — Die alten Theologen hatten oft einen Anstrich von Schalkhaftigkeit, der den neuern völlig vergangen ist; dieser Zug kommt wohl auch nicht wieder, aber theosophische Schriften haben wir neuerdings entstehen sehen, welche man vor zwanzig Jahren für Unmöglichkeiten erklärt hatte.

— Am englischen Hofe war, und ist vielleicht noch, ein eigener Rattenfänger, der zum Hofstaat gerechnet wurde, 82 Pfund bezog und einen rothen Rock trug mit gelben Borten, in welche Mäuse gewirkt waren. — Bei der Prinzessin Amalie, Tochter Georgs III., war Robert Smith als Rattenfänger in Diensten. Er führt diesen Titel auf einer Schrift, die er herausgab.

— Manche Schriftsteller über die Geschichte der Erfindungen behaupten, die Gabeln, als Speiseinstrumente, seyen erst im fünfzehnten Jahrhundert in Europa in Gebrauch gekommen. — Das Wort Gabel selbst ist jedenfalls sehr alt; Gaebel, tridens, und Gabila, furca, kommen schon in Glossen des eilften bis dreizehnten Jahrhunderts vor. Doch dies komme nicht in Betracht; auch nicht die Versicherung des etwas flüchtigen Geschichtschreibers der Lebensweise der Franzosen, Legrand d'Aussy, daß Tischgabeln schon im Inventar Königs Karl V. vom Jahr 1379 verzeichnet seyen. Aber entscheidend ist Folgendes. Herrad von Landsberg, Aebtissin von Hohenberg im Elsaß, † 1195, hinterließ einen Hortus deliciarum, wenn nicht von ihrer eigenen, doch einer gleichzeitigen Hand geschrieben und bemalt. Unter diesen Gemälden kommen auch Speisetische vor, versehen mit Messern und Gabeln. — Nach Talleyrand ist die Gabel der augenfälligste Maßstab der Kultur; nicht zu sprechen von den Elenden, welche sie gar nicht kennen, wie weit ist Alles noch da zurück, wo man sich der dreizinkigen oder gar zweizinkigen eisernen Gabel bedient! Erst die vierzinkige aus Silber oder Vermeil ist die gastronomische Gefährtin des höhern Menschen. Man bemerke auch, daß jene die bissige Schwester des brutalen Messers, diese dagegen die Alles mild aufnehmende Gattin des verträglichen Löffels ist.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Fastenpredigten. Zeitungswitz.

Wenn neuere Reisende behaupten, daß die Pariser keine Kirchen mehr besuchen, so haben sie sicher die Kirchen in dieser bußfertigen Zeit nicht gesehen. Denn auch die geräumigsten waren oft gedrängt voll, und mehrere Prediger hatten ein Auditorium, nicht, wie man oft behauptet, von alten Weibern, sondern von Leuten aus allen Ständen. Die Geistlichen sehen die Nothwendigkeit ein, sich auf Beredsamkeit zu verlegen, und von der Kanzel herab nicht nur zu donnern, sondern mit den Gebildeten zu räsonniren; daher denn auch manche Predigten sich wie wohlgesezte Abhandlungen in einer Zeitschrift ausnehmen. Einige dieser Prediger haben sich in den lezten Jahren durch solche Vorträge einen großen Ruf erworben, besonders Abbé Ravignan in der Cathedrale, Abbé Dupanloup in St. Thomas d'Aquin, und Abbé Combalot in St, Sulpice. Lezterer predigte täglich, war aber auch zulezt so ermattet, daß er mit seiner Rede kaum mehr fort konnte. In den vorigen Jahren hielt der bekannte Abbé Lacordaire, ein ehemaliger Mitarbeiter Lamennais, die sogenannten Conferenzen in der Cathedralkirche; allein durch seine Wanderungen nach Italien ist er halb ein Römer geworden, und nun, heißt es, wolle er es ganz werden, indem er in ein Dominikanerkloster zu Rom treten werde. Er hat früher die Rechte studirt; auch Abbé Ravignan ist von der Rechts- zur Gottesgelehrtheit, vom Advokaten zum Abbé übergegangen. Einige Pfarrer suchen durch Musik, besonders durch Gesang, den Gottesdienst den Weltkindern annehmlicher zu machen, was auch so wohl gelingt, daß in St. Roch zum Beispiel zuweilen gar kein Plaz mehr zu bekommen ist. Dieses ist aber leider auch die Kirche, in welcher die Beutelschneider die besten Geschäfte machen, und mehr als einmal hat man hier Taschendiebe auf der That ertappt und während des Gottesdienstes verhaftet. Wenn hier feierlicher Gottesdienst gehalten wird, so fehlt es auch selten an Polizeiagenten. Kleine Tageblätter spotten über die Andacht der Pariser in der Charwoche, und behaupten, diejenigen, welche in dieser Zeit, so fleißig die Kirche besuchen, seyen dieselben, die noch vor kurzer Zeit, als Postillone oder als Elsäßerinnen oder sonst verkleidet, die rauschenden Bälle des Renaissances Theaters mitmachten und die Nacht im Café anglais mit Champagnertrinken beschlossen, und die nun am Ostertage ihr bußfertiges Gesicht ablegen und ihren lustigen Lebenslauf wieder beginnen werden. In der Charwoche finden auch die bekannten Promenades de Longchamp statt, wenn es die Witterung erlaubt. Dieses Mal war unter den drei Tagen nur ein leidlicher; dennoch gibt es Leute, welche so beherzt sind, daß sie troz Regen und Wind die berüchtigte Promenade mitmachen, bloß weil sie sich rühmen wollen, auch da gewesen zu seyn; die Fremden versäumen nicht, sich einzufinden, und erstaunen zuweilen, daß sie hauptsächlich nur Fremde sehen, und daß sie selbst das berüchtigte Schauspiel ausmachen. Indessen gibt es doch immer reiche Leute, welche die drei Tage benützen, um in den champs élysées ihre neuen Equipagen der öffentlichen Bewunderung preiszugeben. Bekanntlich werden hier auch zum ersten Male im Frühjahr neue Moden zur Schau getragen. Dieses Jahr werden aber die Modejournale verlegen seyn, die neuen Moden anzugeben, denn sie waren, wofern sie wirklich existirten, unter den Regenschirmen und in den Kutschen versteckt; aber vielleicht sind sie dort wirklich von hellsehenden Modespähern entdeckt worden. Das Boulogner Gehölz wird jezt das ganze Jahr hindurch von so vielen Equipagen besucht, daß die Longchamptage wenig Reiz mehr haben. — Sogenannte Concerts spirituels waren diesmal sogar vom Contretanzsezer und Spieler Musard, der sich sonst in's Spirituelle nicht zu versteigen pflegt, angekündigt worden. Der Figaro nimmt von diesen Concerts spirituels Anlaß, ein satirisches Programm eines Concert spirituel mitzutheilen, welches bei Musard gegeben werden solle, und wo man folgende erbauliche Singstücke aufführen werde: „Die Freuden eines reinen Gewissens." Musik von Girardin, gesungen von Prof. Lerminier; „Laßt uns für den Ruhm, nicht für's Geld arbeiten." Hymnus von Ancelot;" „Die Vortheile eines reinlichen Anzuges." Lied von Gustav Planche (welcher immer sehr schmuzig einhergeht) u. s. w. Den armen Lerminier nehmen die kleinen Tageblätter noch oft vor: eines derselben behauptet, auf der Promenade von Longchamp habe man ihn mit einem Rocke couleur changeante gesehen. Girardin muß noch weit öfter herhalten. Anfangs wollte der Mann sich mit allen denjenigen schlagen, die es wagten, sich über seine Spekulationen lustig zu machen. Damit ist er aber schlecht angekommen; denn seitdem sind sie alle über ihn hergefallen, und er müßte sich jezt alle Tage im Jahre schlagen, wenn er jeden Verfasser einer Spötterei in den kleinern und auch wohl in den größern Tageblätter zur Verantwortung ziehen wollte. Auch hat er ja sein Tageblatt La Presse, in welchem er den Spöttern mit gleichem Maße messen kann. Uebrigens bleiben selbst gefeierte Schriftsteller, z. B. Lamartine, von dergleichen Spöttern nicht verschont.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 94.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 19. April 1839.

Dann trennt kein Schicksal mehr die Seelen,
Die du einander, Natur, bestimmtest. —
Rinn unterdeß, o Leben! Sie kommt gewiß
Die Stunde, die uns nach der Cypresse ruft.

Klopstock.

An Sie.

Werd' ich einst gestorben seyn,
Werden dies und das sie sagen,
Dir doch ist bekannt allein,
Wofür hier mein Herz geschlagen.

Laß sie schwatzen immerhin
Ueber dem verscharrten Herzen;
Stumm wie ich im Grabe bin,
Sey du stumm in deinen Schmerzen.

Meinen Schatten sollen nicht
Stören deines Auges Thränen,
Wenn er aus dem Sarge bricht,
Zu dir schwebt in seinem Sehnen.

Denn so lang du lebest hier,
Kann ich nicht die Erde lassen;
Ohne dich, ich sag's nur dir,
Würd' ich selbst den Himmel hassen.

Bis gebrochen auch dein Herz,
Löst sich nicht mein Bann hienieden;
Dann erst schweb' ich himmelwärts
Mit dir in der Sterne Frieden.

Justinus Kerner.

Aus dem Leben der Deutschen in Rußland.

(Fortsetzung.)

Ist der Deutsche anders gut erzogen, so ist er gewöhnt, auch seinen Befehlen die Melodie der Bitte zu geben; es ist ihm daher fast unmöglich, jenen barschen Ton anzunehmen, mit welchem der Russe seinen Diener anredet. Ein bescheiden geäußertes Begehren wird daher von Ohren, die an ein hartes Anherrschen gewöhnt sind, überhört oder mit Lauigkeit besorgt. Ehe ein armer Ausländer der russischen Dienerschaft Lieblingsantwort: sütschaß, wörtlich sogleich, in den herkömmlichen Sinn übermorgen übersetzen lernt, hat er manche qualvolle Stunde vergebenen Harrens zu durchleben. — An Dienern ist in russischen Herrenhäusern kein Mangel, und sogleich wird auch dem neuen Lehrer einer gegeben. Es soll dieser sein Zimmer fegen, seine Kleider putzen, ihm, was er bedarf, zutragen. Ob aber und wie der Bursche seinen neuen Herrn bedient, darnach fragt Niemand. Ist dieser schlecht bedient und hat wirklich den Muth, sich zu beklagen, so wird zwar eine kleine Zurechtweisung des Beklagten erfolgen, dies aber die Sache nur verschlimmern. Wollte dagegen ein milder deutscher Mann den Weg der Güte einschlagen und für einen gut geleisteten

Extradienst das beliebte na woiky, zum Branntwein, geben, so würde er sich bald in die Nothwendigkeit versezt sehen, auch das täglich Vorkommende erkaufen zu müssen.

Noch ein Artikel, der der Wäsche, führt große Unannehmlichkeiten für den in einem großen Hause angestellten Ausländer herbei. Aus den Händen der Kammerfrauen erhalten die Wäscherinnen die gebrauchte Wäsche und bringen an dieselben die reine zurück. Allein jene, aus Leibeigenen zu Damen gewordenen Perßönchen halten sich für zu fein und zu vornehm, um sich mit der Wäsche eines fremden Menschen — dieses Ausdrucks dürfen sie sich für den Lehrer der fürstlichen Kinder bedienen — zu befassen. Sie wissen, indem sie ihre Damen in der Regel beherrschen, Geschäfte solcher Art von sich fern zu halten. Die russische Wäscherin wird daher dem Fremden in Person zugesendet. Er zählt ihr die Stücke deutsch zu, sie zählt sie russisch nach. Es fehlt, bis er ihre Zahlen kennt und auszusprechen weiß, manches Stück. Er hat keine Behörde, sich darüber zu beklagen, und sieht sich oft in die größte Verlegenheit gesezt. — Wie weit hergeholt auch das Aufzählen aller dieser kleinen Unbequemlichkeiten scheinen mag, so möchte es doch Fälle geben, wo die Fingerzeige von Nutzen seyn können.

Wenn indeß, troz allen bisher geschilderten Anstößen, in der That verständige Menschen zusammenkommen, so kann ein sich allmählig bildendes gutes Verständniß nicht ausbleiben. Wo aber Verständigkeit nur in untergeordnetem Grade vorhanden seyn sollte, da wird die Feuerprobe eines Ausländers, und namentlich eines Deutschen, gewiß noch viel härter seyn. Sonderbar genug scheint das neckende Geschick es besonders auf die Würdigsten in ihrer Art abgesehen zu haben. Der Spruch, mit welchem Gellert einen um das Fortkommen seiner Söhne besorgten Vater sich trösten läßt, beweist auch in Rußland an manchem Emporkömmling sich rechtskräftig. Wir wenden uns daher zu einem andern Ankömmlinge, der in einer kleinen süddeutschen Stadt das Krämergeschäft in guter Form erlernt hatte.

Es fehlte ihm nicht an jenem Anflug anderer Eigenschaften, welche den eleganten Commis bilden, und so durfte er erwarten, in der Kaiserstadt am Newastrome größeres Glück zu machen, als irgendwo, wo der Handel bluht. Hierin hatte er sich indessen verrechnet. Der Kleinhandel ist in Rußland fast ausschließend in den Händen eingeborner Kaufleute. Viele derselben sind noch Leibeigene, und ihre Herren geben sie um so weniger frei, je mehr ihre Vermögensumstände sich heben und je bedeutender daher der Obrok (die Abgabe) ist, welchen sie zahlen müssen. — Wird nun gleich ein ungemein höfliches, zuvorkommendes Wesen dem jungen Kaufmann aller civilisirten Länder immer mehr eigenthümlich, so findet man dies doch kaum anderswo in höherem Grade, als gerade bei dem russischen Kleinhändler, bei ihm, der entweder noch Sklave ist, oder noch die Marken der Kette trägt, die er geschleppt hat. Er wird keiner andern Nation, am wenigsten der deutschen, die er für unpolirt hält, die Geschmeidigkeit zutrauen, welche Käufer anlockt. Auch ist das Gewerbe zu stark besezt, als daß in jedem einzelnen Gewölbe mehrere Hände zugleich beschäftigt zu werden brauchten. Ja der russische Kaufherr scheint ein ruhiges Vergnügen darin zu finden, auf einer Bank vor seiner steinernen Bude sitzend, die spärlichen Käufer abzuwarten, oder sie gelegentlich in sein Magazin zu complimentiren.

Unser der Handlung beflissener Jüngling war mit großen Erwartungen über die Ostsee geschwommen. Er schämt sich, sogleich und ohne Erfolg zurückzukehren. Landsleute unterstützen ihn mit Rath; er ergänzt in der fremden Stadt die etwaigen Lücken seiner eigenen Muttersprache, sucht einige in den Hintergrund gestellte Schulkenntnisse wieder vor und besteht mit diesen ein über die Maßen nachsichtiges Examen. Er ist ein Glückskind; er ahmt bald viele russische Nationaleigenthümlichkeiten nach, stößt sich nicht an die harten Ecken, an welchen Andere sich verletzen, oder scheint die Stöße nicht zu fühlen. In den Gesellschaften seiner bereits dort angesiedelten Landsleute spricht er kein Wort deutsch und gilt daher bald für einen recht feinen Mann. In Kurzem wird ihm ein junger Baron zur Aufsicht anvertraut, und siehe, er hat sein Glück als deutscher Hofmeister auf die bequemste Weise gemacht.

Noch sey es uns erlaubt, ein drittes Individuum dieses Standes flüchtig zu zeichnen, das einen großen Theil deren repräsentirt, welche nach Rußland gehen. Das Glück wählt seine Schützlinge aus allen Lebensstellungen. Tritt aus der Hütte eines armen Handwerkers ein Knabe, der einige Geistesfunken sprüht, oder dessen Anlagen über die Werkstatt seines Vaters hinausschweifen, so heißt es: er muß studiren. Je mehr Ungebundenheit er in seinen Schuljahren, je trotziger er sich auf der Akademie zeigt, je mehr scheint er sein Genie zu beurkunden. Wie sollte ein solcher nicht den Muth haben, sein Licht in der Kaiserstadt an der Newa leuchten zu lassen! Hat er, da ja Rußland nicht seit heute der Goldfisch ist, nach welchem Viele angeln, vielleicht schon Verwandte dort, die ihn begünstigen können, so ist mit dem Selbstvertrauen, das er mitbringt, sein Glück bald gemacht. Besizt er zum Ueberflusse noch musikalische Talente, welche mit Gewandtheit in französischer Sprache und Sitte Jedem, der emporkommen will, als sicherste Empfehlung dienen, so darf er sich nach den höchsten Stellen, die ihm erreichbar sind, umsehen. Deutsche Nationalität, wenn er deren je hatte, muß er jedoch aufgeben, und er wird dies leicht und gern. Nur im Schmerze des Nichterkanntwerdens,

der bittern Täuschung bewahrt sich der nationelle Stolz und der Trotz desselben.

Sollte aber mit dem andern, dem zärteren Geschlechte das Geschick oder die Landessitte nicht feiner umgehen, als mit den Männern, wo nicht selten Härte nur auf Härte stößt? Wir besprechen dies in einem zweiten Artikel.

Die Wachskerze.

(Fortsetzung.)

Unter Gesprächen mancherlei Art, in denen sich bei meinem Wirthe eine Gesinnung kund that, die ihn mir immer lieber machte, kam die Nacht heran, und ich erhielt die Weisung, mich eine Treppe höher in das für mich bereitete Zimmer zu begeben. Ich fand daselbst ein treffliches Bett, und als ich hierüber dem Diener meine Verwunderung bezeigte, sagte er: „Das ist das einzige im Hause, und deßhalb betritt auch unser Herr niemals dieses Zimmer. Er kann den Anblick eines Bettes oder eines Sophas nicht ertragen. Was uns betrifft, so haben wir unsere Schlafstätten in einem entfernten Nebengebäude, und nur Einer muß allnächtlich, mit seinen Kameraden abwechselnd, im Vorzimmer wachen. Wehe ihm jedoch, wenn er sich schlafend betreffen läßt! der Unglückliche verliert dann augenblicklich den Dienst." — „Woher nur diese Eigenheit?" fragte ich erstaunt. — „Es kommt wohl daher," erwiderte der treuherzige Bursche mit einer traurigen Miene, „weil er selbst nicht schlafen kann. Niemand von uns hat ihn, so lange wir ihn kennen, auch nur eine Minute schlummern sehen. Der arme Herr! er muß sehr krank seyn, oder ein sehr böses Gewissen haben."

„Das Letztere gewiß nicht," sagte ich zu mir selbst; „denn wer sich auf den Todesschlaf gleichsam so freut, wie er, muß sich nichts Schweres vorzuwerfen haben." Mit diesen Gedanken schlummerte ich ein und erwachte, es mochte eine Stunde nach Mitternacht seyn, von einem Lichtschimmer, der mir in die Augen fiel. Ich öffnete sie und sah Herrn Meri im Nachtgewande vor meinem Bette stehen, mit der Hand das Licht bedeckend, damit sein voller Glanz mich nicht erwecke. Mich wandelte ein leichter Schrecken an, denn ich konnte mir nicht erklären, was dieser nächtliche Besuch zu bedeuten habe. Ohne mein Erwachen kund zu geben, beobachtete ich das Antlitz des Mannes und sah darin einen Schmerz und eine Unruhe ausgedrückt, die mich nicht zweifeln ließen, daß er gekommen sey, um, von seinem Uebel gequält, bei mir Trost zu finden. Doch er that nichts, mich zu erwecken, er schien zu glauben, ich schlummere fest; denn er sprach vor sich hin: „Wiebee ein Schlafender! Hat mich denn mein Dämon herausgeführt? Muß ich sehen, was mich quält? Ich will ihn wecken — doch nein: aufwecken aus dem Schlafe, ist ein Mord! Es gibt nichts Süßeres, als schlafen. Ha! auch ich konnte einst so schlafen! Ein ewiges Vergessen senkte sich einst wohlthuend auch auf diese müden Augen. Entsetzlich! ich habe gefrevelt an dem schönsten, reinsten, beglückendsten Gute, das die arme Menschheit besitzt, am Schlafe! O nur eine Stunde Schlaf, und ich will wieder meinen Bettlerkittel umnehmen, das Brod suchend an den Thüren! — Wie ruhig! wie glücklich! Er hat die quälenden Stunden von sich geworfen, und das Bewußtseyn, dieser unser grausamste Peiniger, hat ihn auf lange Zeit verlassen müssen. Mir bricht das Herz — ich muß nur wieder gehen!" — Und er schlich sich leise davon, wie er gekommen war. Der Anblick und das Gehörte waren so erschütternd für mich gewesen, daß ich den Rest der Nacht ebenfalls schlaflos zubrachte. Meine Phantasie ging die Reihe aller Möglichkeiten durch, um eine zu finden, die mir den verzweifelten Zustand des Mannes einigermaßen erklären konnte, allein ich fand keine.

Es würde zu weit führen, wenn ich angeben wollte, auf welchem langsamen Wege ich endlich zu dem vollkommenen Vertrauen meines Wirthes gelangte. Ich erhielt es, und durch meine Theilnahme glaube ich es auch verdient zu haben. Den Eingang zu seiner Mittheilung bildete meine Frage: was er in jener Nacht verlangt habe, da er mir so spät noch einen Besuch abgestattet? — „Ich glaubte, sie seyen noch wach," antwortete er, „und ich wollte Ihnen eine Stelle aus einem Buche mittheilen, das ich eben las, und in dem, wie es mir scheint, eine gelungene Schilderung des Schlummers vorkommt. Mich dünkt, eine solche findet sich nicht so gar häufig in unsern Dichtern. Die Meisten wissen wenig davon zu sagen; vielleicht verstehen sie ihn desto besser praktisch auszuüben. Andere reden in unverständlichen Hyperbeln von ihm, oder verwechseln ihn mit dem Traum, so zum Beispiel Bürger:

> Du Schmeichler um die Ruhebetten
> Von Moos und Flaum,
> Du Brüderchen der Amoretten,
> Geliebter Traum! —

Traum und Schlaf sind aber wesentlich von einander getrennt; der wahre Schlaf hat keine Träume. Träume sind Gedankenfetzen aus dem wachen Zustande, sie machen den Schlaf schwächlich und verworren, und zerstören ihn zuletzt ganz. Was hat der Schlaf mit dem Leben zu thun, mit diesem schweren, düstern, durch Gedanken und Erinnerung belasteten Leben? Schlaf, der heilige Schlaf,

ist der Kindeszustand, die Knospenhülle des Daseyns, das ruhige, durch nichts getrübte Meer seliger Bewußtlosigkeit, dessen dunkle Wellen uns rein waschen von Schuld. Ein englischer Dichter, Gray, hat das Wesentliche des Schlafs schon besser getroffen. In seiner Elegie auf den Dorfkirchhof sagt er:

No further seek my merits to disclose,
Or draw my frailties from her dread abode,
(There thy alike in trembling hope repose,)
The bosom of my Father and my God.

Es ist das Liegen am Vaterherzen; es ist das Zurückfinden in unser erstes und heiligstes Verhältniß zur Natur; darum wissen wir immer kein besseres Bild dafür als den unbekannten Tod. Wir nennen diesen den Schlaf der Gerechten, weil wir im Umkreise alles Erschaffenen nichts Wonnigeres kennen als einen langen, traumlosen Schlaf. Noch eigentlicher drückt es die Bibel aus: „Liebe den Schlaf nicht, daß du nicht arm werdest." Das ist der wahre Schlaf, das die Sehnsucht des Lebendigen nach diesem glückseligen Zustand, daß er darüber Ehre, Wohlstand, Haus, Hof, Eltern und Geliebte vergißt, um nur ihm sich hinzugeben. Da sehen wir denn diese Glücklichen auf Marktplätzen und sonnigen Wegstellen sich in seelenauflösendem Rausche ihrem Gotte hingeben."

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Zeitungswitz.

Die Zeitungen hatten gemeldet, Reboul, der dichtende Bäcker aus Nismes, sey nach Paris gekommen, um hier ein Gedicht: der lezte Tag, drucken zu lassen. Dies gab einem kleinen Tageblatte den lustigen Einfall ein, Rebouls Besuch bei den Hauptdichtern von Paris darzustellen. Es erzählt, der Bäcker Reboul habe ein Cabriolet für den ganzen Tag gemiethet und sich damit auf den Weg begeben. In seinem Cabriolet überläßt er sich den süßen Träumereien über die herzliche und brüderliche Aufnahme, die ihm bei seinen Collegen, den Pariser Dichtern, bevorsteht. „O Lamartine, Hugo, Dumas, Theophile Gautier und Lassailly!" ruft er entzückt aus, „ihr alle meine Brüder, seyd dem fremden Dichter geneigt und willfährig, erschreckt meine Muse nicht; sie ist eine furchtsame Taube mit reinen Flügeln; dafür wird der Himmel auch auf eure brennenden Häupter den sanften Thau der Inspiration gießen." Endlich hält der Kutscher bei Lamartine still; der dichtende Bäcker wagt kaum die Hausthür zu öffnen. Ein Lakay fragt, was er wolle; er wünsche den berühmten Lamartine zu sprechen. Der Livreebediente antwortet barsch, Herr v. Lamartine sey nicht zu sprechen; was man bei ihm wolle, ob er ein Deputirter sey? — Nein, ein Dichter. — Ein Dichter? nun so ist Herr von Lamartine für Sie nicht zu Hause; ja wenn Sie ein Politiker oder gar ein Minister wären, so ginge es an; aber ein Dichter! nein für einen Dichter ist Herr v. Lamartine nicht zu Hause. Der Bäcker hofft nun bei Victor Hugo Trost zu finden und läßt sich hinführen. Dieser aber war mit Esquiros eingeschlossen; die beiden Dichter brachten ihre Zeit damit zu, daß sie einander wiederholten, es gebe keine andern Genies in Frankreich, als die Verfasser Angelos und des Magicien. Was Alexander Dumas betrifft, so war er eben damit beschäftigt, ein Feuilleton für das Tageblatt Le Siècle zu schreiben, was sicher niemals für eine poetische Beschäftigung angesehen werden wird. Nun blieben dem armen Reboul noch Th. Gautier und Lassailly übrig. „Ersterer wurde von unserm Dichter in dem Augenblicke überrascht, da er ein egyptisches Gastmahl beendigte. Er trank Wein zu fünfzehn Sous aus etrurischen Vasen von bemaltem Carton, und ließ sich von seiner, in rothbaumwollene Vorhänge drapirten und mit künstlichen Rosen bekränzten Pförtnerin mit Käse bedienen. Und Lassailly, werden Sie fragen? ach! der Verfasser der Taupes (Maulwürfe), ergözte seine kurze Muße mit dem Improvisiren von Alexandrinern, meistens zu fünfzehn Fuß." Und das kleine Tageblatt sezt arglistig hinzu: „Gestern gingen wir über den Hof der Messagerien; ein Herr sprach uns an, und wünschte zu wissen, wo das Bureau zum Einschreiben nach Nismes sey. Dieser Herr bestellte seinen Platz auf den Abend und bezahlte in baarem Gelde. Er hieß Reboul und schien außerordentlich niedergeschlagen." Natürlich ist von alle dem kein Wort wahr; solche Auftritte und Vorfälle erfinden die kleinen Tageblätter täglich; man lächelt ein wenig darüber; Jedermann weiß, daß es nur Erdichtungen sind; wenn sie witzig angelegt sind, wird wohl darüber gesprochen, sonst werden sie eben so geschwind vergessen, als sie erfunden worden sind. Die Tagespolitik wird ohnehin in ihren Bereich gezogen, und glücklich sind sie, wenn etwas Ernsthaftes vorfällt, was ihnen Stoff zum Witzeln gibt. Ein solcher Vorfall war in den lezten vierzehn Tagen die Schwierigkeit, ein neues Ministerium zusammenzubringen. Ob die Schwierigkeit wirklich vorhanden war oder bloß vorgegeben wurde, darauf kommt es hier nicht an. Man kann denken, welch schönen Stoff die kleinen Spottblätter hatten. Der Corsaire sagte: „Es ist ein starker Regen und eine Menge Banknoten gefallen; aber eben so wenig Minister als gebratene Lerchen. — Der Schinkenmarkt hat am Mittwoch (in der Charwoche) seinen Anfang genommen; was uns aber Noth thut, ist ein Ministermarkt. — Nun holt man auch die Doktrinärs in's Schloß. Alle gehen hin, aber Niemand will bleiben." — Ein anderes Blatt gibt ein Schreiben zum Besten, das die Pensée immuable (eine façon de parler, um die Krone zu bezeichnen) an einen nordischen Potentaten soll erlassen haben, um sich acht Minister zu verschaffen, wie man sich aus dem Norden ein Gespann von acht Kutschenpferden verschreibt. Nicht ohne Witz ist die Beschreibung des Gespanns, wie die Pensée immuable es verlangt. Es müssen acht wohl dressirte Rosse seyn, die dem Lenker auf's Wort gehorchen, keinen eigenen Willen haben und an den Zügel gewöhnt sind u. s. w. Die komische Seite einer sonst ernsthaften Sache haben die Pariser Witzlinge bald abgesehen und wissen sie auf's Mannigfaltigste darzustellen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 95.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 20. April 1839.

Was dieser Mann nicht Alles hört' und sah!
Ich weiß nicht recht, wie uns geschah.

Goethe.

Fliegende Blätter des Abbé Colibri.

„O wer doch auch solche Stiefeln besäße!" — „Was für Stiefeln?" — „Stiefeln wie der Abbé Colibri." — „Abbé Colibri? Wer ist der Mann?" — „Habe ich Ihnen das noch nicht erzählt? Eh bien, so hören Sie."

Abbé Colibri ist einer jener liebenswürdig-leichtsinnigen Schwarzröcke, die zur Zeit der guten Frau von Pompadour, wie der berühmte Abbé Bernis, durch tändelnde Madrigals und moussirende Quatrains, die sie in die duftenden Beete des damals vielgelesenen Mercure galant gepflanzt, vom einfachen Abbé bis zum Kardinal emporgestiegen sind. Abbé Bernis war, wie bekannt, ein Günstling der reizenden Frau Cotillon II. (so hieß Friedrich der Große die Frau von Pompadour). Abbé Colibri, noch gewandter und galanter als sein Vorbild, war der Augapfel einer jungen, koketten Fee aus der Provence, die Coraly hieß und — man verzeihe mir den Ausdruck — die Betise beging, sich in den kleinen, verschrütenden Abbé fabelhaft zu verlieben; aber dieser kleine Herr wußte dieses Glück nicht zu schätzen. Gleich dem Schmetterling flog er von Blume zu Blume, naschte den Honig der Liebe aus jedem Kelche und wurde untreu. Auch Feen können Vieles, nur nicht Zurücksetzung ertragen. Er starb und wurde von der Dame Coraly zu der Strafe verurtheilt, so lange als Gespenst die Welt zu durchstreifen, bis er ein Mittel gefunden, das den Zorn der gekränkten Fee besänftige. Le pauvre homme! rufe ich mit Molière und einem Anflug von Mitleid. Der kleine moderne Ahasver irrt nun schon seit dem Sylvesterabend des Jahrs 1750 in der Welt umher und findet noch immer keine Ruhe.

Aber das Beste hätte ich bald vergessen. Die gute Fee hat, um ihrem Geliebten das ewige Umherreisen so viel als möglich zu erleichtern und gewissermaßen für sein Fortkommen zu sorgen, dem kleinen Abbé ein paar Stiefeln geschenkt, die, außerdem daß sie ungemein dauerhaft gearbeitet sind, noch die Eigenschaft besitzen, daß man mit ihrer Hülfe in jeder Minute 14, schreibe vierzehn Meilen zurücklegen kann. Das ist keine Kleinigkeit! Der schnellste Hase ist gegen solch einen Schnellläufer ein plumper Dudu, eine Berliner Droschke. Von zehn bis zwölf Uhr frühstückt der Abbé frische Austern, die eben aus Colchester angekommen, in der Victoria-Tavern auf dem Piccadilly-Square zu London, ein jungfräuliches Beefsteak im Schiffspavillon zu Hamburg, und warme Pastetchen bei Felix, dem Pastetenbäcker par excellence, in der Passage des Panoramas zu Paris. Von zwölf bis zwei macht er die Runde durch alle Börsen von Europa, denn er spekulirt eben so gut als der kleine Herr Thiers und der große Herr Scribe, den Janin oder ein anderer Spottvogel — ich glaube gar, ich selbst — die Null an der

so genannt; denn auch er ist ja Mitglied der Akademie, die, weil sie nur vierzig Mitglieder aufnehmen darf, nicht unpassend Quarantäne genannt werden darf. Von zwei bis vier promenirt er abwechselnd vor der Puerta del Sol zu Madrid, unter den Linden zu Berlin, in der Alexander-Newsky-Perspektive zu Petersburg, auf dem Graben zu Wien oder im Regent-Park zu London. Von drei bis sechs dinirt er mit innigem Wohlbehagen bei Very oder Vefour, dem Castor und Pollux der culinarischen Notabilitäten, welche die Kochkunst, die edelste Blüthe der menschlichen Kultur, so zu sagen emancipirt haben. Von sechs bis acht besucht er einige europäische Volksbühnen, das Theater des Palais-royal, wo die Dejazet, die Keckheit in seidener Robe, alle Fontainen ihrer Champagnerlaune springen läßt, die Königsstadt in Berlin, wo das liebe, einfältige Publikum zum 109ten Male über ein Bonmot des Herrn Beckmann lacht, welches einem on dit zu Folge der alte ehrwürdige Adam der seligen Eva im Paradiese erzählt haben soll. Von acht bis zehn promenirt er unter den Arkaden des Palais-royal, auf dem Kohlmarkt in Wien, in der Königsstraße zu Berlin, und stellt dabei philanthropische Betrachtungen über die Nächstenliebe an. Er soupirt dann irgendwo und übernachtet in einer italienischen Locanda und schläft dort, wenn anders die Nicolaiten (so hat ein moderner Naturforscher jene sechsfüßigen Kobolde genannt, die man im gewöhnlichen Leben Flöhe nennt) nichts dagegen einzuwenden haben. Morgens, wenn der kleine Abbé erwacht, zeichnet er das, was er Tags zuvor Interessantes gehört und gesehen, in sein Tagebuch ein, flüchtige Notizen, flatternde Glossen, naive Ein-, kecke Ausfälle, Alles bunt durcheinander, wie die Sternchen in einem Kaleidoscope.

Aus diesem Tagebuch will ich der schönen Leserin ein paar ausgerissene Blättchen vorlegen; gefällt ihr der ungezwungene Inhalt, die nonchalante Form, so will ich mit der Erlaubniß des Herrn Abbé, sein Portefeuille dann und wann exploitiren.

* * *

Die Frage also, wer in Frankreich Minister werden wird, ist noch immer nicht entschieden: Soult oder Thiers, Schwert oder Feder. Louis Philipp war noch nie so unentschlossen. Man will ihn in einem Winkel seines Gartens zu Neuilly gesehen haben, wie er eben ein Gänseblümchen abgepflückt, um die einzelnen Blättchen der Corolle als Orakel zu befragen, ob sein Volk ihn liebe oder nicht. Es liebt mich — ein Blatt — von Herzen — ein Blatt — mit Schmerzen — ein Blatt — ein wenig — ein Blatt — oder — — In demselben Augenblick werden Se. Majestät durch die Ankunft einer wichtigen Depesche aus Spanien gestört. Louis Napoleon, der moderne Don Quixote, will dort Kriegsdienste nehmen. Das kommt dem König der Franzosen spanisch vor, und ohne Zweifel wird er dagegen protestiren. Der kleine Herr Thiers, der in seiner Geschichte der Revolution den Adel lächerlich gemacht, aber dessen ungeachtet, man muß sich consequent bleiben, es nicht erwarten konnte, baronisirt zu werden, deklamirt nun den ganzen Tag den Hamletschen Monolog:

To be or not to be,
That is the question . . . . .

Minister seyn oder nicht, das ist die Frage! Man sagt, er habe sich in der Unruhe seines Herzens bereits dreimal von einer Schülerin der Mamsell Lenormand, der Pariser Sibylle, die Karte legen lassen, ob er ein Portefeuille erwischen werde oder nicht. Paris ist unterdessen ganz ruhig und strömt in Masse in die Académie royale de musique, um sich dort vom Sirenengesang der neuen Oper von Auber berauschen zu lassen. Der Text dieser Oper (Le lac des Fées) ist eine jener hohlen Patronen, in die Scribe seine leichtfertigen Libretti gießt, nicht schlechter, aber auch um kein Haarbreit besser, als die meisten seiner Opernunterlagen. Die Musik hingegen ist reizend: Melodien so zart und graziös, wie Thautropfen, die auf einem Rosenblatte zittern, und aus jeder Note guckt die Aubersche Anmuth hervor. — Im Théâtre français, das, en passant gesagt, noch immer an seinen alten Lorbeeren kaut, verdunkelt jetzt Dem. Rahel ihre ganze Umgebung. Sie ist eine Jüdin, die, wie ich höre, sehr jung aus Freiburg im Breisgau nach Paris gekommen. Sonderbar, daß auch die Primadonna der großen Oper, Dem. Falcon, eine Jüdin ist. Wo man hinblickt, zwingt uns ein genialer Jude Bewunderung ab. In der Literatur Börne und Heine, in der Musik Meyerbeer und Halevy, im Theater die Rahel und die Falcon. Ihr wollt die armen Juden in Deutschland nicht emancipiren; nur Geduld, sie emancipiren sich selbst. Gestern Abend wurde im Foyer der großen Oper erzählt, daß auch Jules Janin, das Rez de chaussée des Journals des Débats, le Roi du Feuilleton, ein Jude sey. Sonderbar, wenn man einem geistreichen Mann gar keinen andern Klex anhängen kann, so wirft man ihn ohne Umstände unter die Juden. Es wundert mich, daß noch Niemand auf die Idee gekommen, die Behauptung aufzustellen, daß auch Napoleon ein Jude gewesen. Ist es nicht Beweis genug, daß Napoleon, wie Marchands Memoiren berichten, eine Idiosyncrasie gegen alles Schweinefleisch gehabt? Gerechter Gott, was läßt sich nicht alles behaupten und am Ende gar beweisen!

(Schluß folgt.)

Die Wachskerze.

(Schluß.)

Nichts erweckt sie, nicht die drohend über ihrem Haupte geschwungene Geißel der Noth, nicht der

polternde Ketten der Sklaverei, der ihre Brüder hinwegführt. Sie schlafen; es bespritzt sie der Reiter mit Koth, der vorübereilende Wagen des Reichen umhüllt sie mit einer Wolke Staubes; was kümmert es sie? sie sind reich, sie sind glücklich, denn sie schlafen. Auch ich konnte einst so schlafen. Man hat Ihnen wohl die Stelle gezeigt, lieber Herr, wo ich meinen Platz hatte in den Tagen meines Glücks und meiner Armuth. O was hatte ich für einen kostbaren Schlaf! ich sage Ihnen, einen wahren Armenteufelschlaf, einen Pfennigschlaf, einen Dachstubenschlaf. So wird in der Welt nicht mehr geschlafen. Gott erschuf nur diesen einen Schlaf, und den gab er in einer ganz besonders guten Laune mir; alles andere ist bloße Nachahmung. Ich muß lachen, wenn ich um mich her alle die schülerhaften Anfänge sehe, wie man zu Nachtlampe, Nachtmusik, Lektüre oder einem besonders eingerichteten Lager greift, um zu schlafen; ich konnte sitzend schlafen, gehend, ich konnte im Schlafe sprechen, und sprechend schlafen. Ich schlief in der Kirche wie auf der Gasse. Alles, was bei Andern Liebe, Bewunderung, Neid, Andacht und Entzücken erregt, erregte bei mir Schlaf."

Ich lächelte, aber mein Wirth sah mir mit sehr ernsthafter, ja kummervoller Miene in's Auge. „Wie haben Sie nur diese Gelehrsamkeit gesammelt?" fragte ich nach einer Weile mit Befangenheit. — „In meinen schlummerlosen Nächten," antwortete er seufzend. „Ich lese jezt viel, sehr viel, und was ich lese, betrifft gemeiniglich den Schlaf. Ich habe alle Betrachtungen der Aerzte und Psychologen über ihn gelesen. Wie ein unglücklicher Liebender sich mit der verlornen Geliebten wenigstens im Bilde beschäftigt, so ich mit meinem verschwundenen Schlafe." — „Es gibt aber Mittel, ihn künstlich hervorzurufen, wenn ihn die Natur nicht freiwillig gibt."

Herr Balthasar schüttelte den Kopf. „Bei mir nicht anwendbar," murmelte er vor sich hin. „Ich habe sie alle versucht. Wie den ewigen Juden keine Kugel verwundet, kein Pfeil tödtet, so ist für mich Alles erfolglos, was die übrige Welt um mich her in Schlummer senkt. Ich habe Vorlesungen angehört, berühmt wegen ihrer narkotischen Wirkung auf die Zuhörer, meine Augen blieben wacker; ich hörte in schwülen Sommernachmittagen Predigten, bei denen eine ganze Gemeinde um mich her selig entschlummerte, ich, ich wachte, mit der ganzen Müdigkeit des Körpers und der Seele belastet, und doch nicht schlafen könnend. Ich berauschte mich in Opium, allein auch dieser, dem Todesengel so ähnliche Dämon wandelte gleichgültig an mir vorüber. Ich las ganze Bibliotheken durch und durchreiste zu Fuß ganze Länder; alles steigerte bis zu einer unerträglichen Höhe meine Müdigkeit, ohne mir auch nur eine Stunde Schlaf zu schenken." — „Seltsam, und was ist der Grund dieses an's Wunder grenzenden Mißgeschicks?" — „Hören Sie mich an:

„Es sind jezt zwanzig Jahr, als ich eines Nachmittags, vor dem Bockenheimer Thore schlafend, plötzlich erwachte, geschüttelt von dem Arm eines finster blickenden Mannes, der vor mir stand. Er sah mir starr in's Auge, und ich habe meinerseits noch nie ein so unheimliches Auge gesehen. „Willst du mir deinen Schlaf verkaufen?" sagte er nach einer langen Pause. Ich sperrte den Mund weit auf, ich glaubte diesen den Ohren zu Hülfe rufen zu müssen, um die an mich gemachte Frage zu verstehen. Der Mann im langen schwarzen Ueberrock stieß verdrießlich mit seinem Stock auf die Steine, indem er dazu nur noch lauter seine Frage wiederholte. „Und was gebt Ihr mir für den Bettel?" fragte ich und drehte meine Mütze in den Händen, verlegen zur Seite lachend. „Hundert Louisd'or für die Stunde," antwortete er sehr ernsthaft. Hundert Louisd'or! ich meinte, dies sey so ziemlich alles Geld der Welt. „Ha!" rief ich, „dafür sollt Ihr sie alle haben, ich will keine einzige Stunde für mich behalten." — „Du bist ein Thor!" sagte er; „du weißt nicht, was du sprichst. Ich will nur Eine Stunde Schlafs von dir kaufen. Da, nimm das Geld! Aber verstehst du wohl, diese Stunde gehört nun mir!" — „Ganz zu Euern Diensten," rief ich lachend und die blanken Goldstücke schnell in die Tasche schiebend; denn es kamen mehrere Spaziergänger, und ich fürchtete, diese oder der kuriose Herr könnten mir das Geld wieder abnehmen. — Wie machte ich mir jezt gute Tage, und wie wenig gab ich mir Mühe nachzugrübeln, ob ich die eine verkaufte Stunde noch hatte oder nicht! Aber die Louisd'or gingen einer nach dem andern davon, und gar nicht lange, so ließ der lezte eine leere Tasche zurück. Ich muß aufrichtig gestehen, daß ich große Lust hatte, den Mann im schwarzen Ueberrock wieder zu sehen, und er ließ auch, als hätte er meine Verlegenheit errathen, nicht lange auf sich warten. Er kaufte mir wieder eine Stunde ab, dann noch eine; für jede gab er mir immer das Doppelte, was die erste gegolten hatte. Ich sammelte ein gutes Stück Geld. Bei der fünften Stunde, die ich losschlug, hatte ich sechszehnhundert Louisd'or, und diese waren nicht so leicht zu verthun. Ich fing jezt an auf großem Fuß zu leben, und war allen Ernstes der Meinung, jene Summe sey unmöglich zu Ende zu bringen; aber es war eine Thatsache, daß sie dennoch zulezt ihre Endschaft erreichte. Nun fingen die Spekulationen im Großen an: für die siebente Stunde erhielt ich schon über sechstausend Louisd'or. Der Mann im schwarzen Ueberrock gab mir die Goldrollen, als wenn er sie vom Baume gepflückt hätte, und je mehr Stunden er mir abnahm, desto mehr verlor sich seine finster Miene, und zulezt sah er ordentlich lächelnd aus.

Lassen Sie mich davon schweigen, mit welchen Empfindungen ich die wirkliche Abnahme meines Schlafes gewahr

wurde. Das Grauen darüber wußte ich nicht anders los zu werden, als indem ich mich in immer tollere Ausschweifungen stürzte, die nur zur Folge hatten, daß ich nach kurzer Frist dem Erscheinen meines Abnehmens mit Schmerzen entgegensah. Er ließ übrigens nie auf sich warten. Als ich ihm die achte und neunte Stunde anbot, sagte er mit hämischem Lächeln: „Bedenke, was du thust, Balthasar. Ich kann deinen Schlaf schon brauchen, allein du behältst dann nichts. Zwölf Stunden hat die Natur auf's Höchste für den Schlaf bestimmt; hast du diese zwölf Stunden verkauft, so bist du mit deinem Schlaf fertig und wirst dann immer wachen müssen, Tag wie Nacht. Ich sage dir dieses, damit du siehst, daß ich ehrlich bin und einen Handel zu deinem Nachtheil nicht schließen will." — „Ihr seyd ein langweiliger Schwäzer," rief ich verdrießlich. „Wenn ich auch keine Minute Schlaf fürder habe, was geht das Euch an? Gebt mir das Geld und geht Eurer Wege!"

Ich hatte am Ende nur noch Eine Stunde Schlaf, und die, faßte ich den Entschluß, nie weggeben zu wollen. Aber meine ungeheure Verschwendung machte, daß ich bald mit meinen großen Reichthümern fertig wurde, und der Gedanke, wieder in Armuth zurückzusinken, war für mich eine Quelle unerträglicher Pein. Ich wußte, daß die lezte Stunde mir ein ungeheures Kapital in die Hände liefern mußte, und die Verzweiflung trieb mich endlich, den lezten, grausenerregenden Schritt zu thun.

Es war eine dunkle, sternlose Nacht, als ich am gewohnten Plaze vor dem Thore des Schwarzrocks wartete. Ich hatte eine weite Reise zurückgelegt in großer Eile, um den Tag nicht zu verfehlen, den Jener mir angegeben hatte, im Fall ich ihn noch einmal sprechen wollte. Mehrere Stunden vergingen und ich wartete immer vergeblich auf ihn. Mein Gewissen sprach mir zu, umzukehren vom Wege des Verderbens, aber ich befolgte seine Warnung nicht. Endlich erschien der Erwartete. Wie ein Geist der Finsterniß stand er vor mir. Ohne ein Wort zu sprechen, wechselten wir mit einander das Mitgebrachte, ich die Verschreibung, er die Wechsel hinreichend. Als es geschehen war, hörte ich ihn ein leises, höhnendes Gelächter aufschlagen, und fort war er, durch die Nacht verschwunden. — Seitdem —

Aber ich sehe meine Nadel erscheinen. Auch meine Frist ist zu Ende.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Schluß.)

Schauspieler und Schauspieldirektoren.

Um die Osterzeit pflegt in Frankreich eine eben so große Umwälzung im Theaterwesen vorzugehen, wie jezt im Ministerium. Bekanntlich ist Paris für die Aufstellung der Schauspieler in ganz Frankreich ein allgemeiner Mittelpunkt. Schauspieler und Schauspielentrepreneurs begeben sich nach Paris. Erstere, um Stellen zu suchen, und Leztere, um eine Truppe zusammenzubringen. Die Theaterverbindlichkeiten pflegen um Ostern anzufangen und aufzuhören. Wer also mit seinem Schauspieler oder Direktor unzufrieden ist, geht um diese Zeit nach Paris ab. Hier ist bekanntlich ein Kaffeehaus, in welchem sich beide Classen einzustellen pflegen, um das von ihnen Gesuchte zu finden. In den Departementsstädten sind die Theaterdirektoren weit schlimmer daran, als in Paris. Hier ist es leicht, andere Schauspieler zu bekommen, wenn einige abgehen. In der Provinz aber hat dies sehr große Schwierigkeiten. Zuweilen glaubt der Direktor einen recht guten Kauf gemacht zu haben, kündigt bei seiner Rückkunft aus Paris die vortrefflichen Subjekte an, die er dort ausgewählt hat, und rechnet auf den Beifall des Publikums, das zum Theil aus Abonnenten besteht, die auf sein Wort für's ganze Jahr pränumerirt haben. Tritt nun der erste Liebhaber oder der Primo Tenore oder die Prima Donna auf, so hat er oder sie zuweilen das Unglück, durchzufallen und ausgepfiffen zu werden, entweder weil ihre Art zu spielen oder zu singen etwas Ungewöhnliches oder dem Publikum Fremdes hat, oder weil das Subjekt wirklich schlecht singt oder spielt. Nun verlangt das Publikum für sein Geld einen andern Primo Tenore oder eine andere Prima Donna und verwirft unbarmherzig das vorgestellte Subjekt, so oft es auftritt. Wo soll aber der Direktor in der Eile Ersaz finden, wenn ihn nicht etwa der Zufall begünstigt? Man behauptet, es gebe Städte in Frankreich, wo das Publikum unfehlbar den ersten neu auftretenden Schauspieler auspfeife, und die schlauen Direktoren nehmen daher einen armen Teufel dazu, damit das Publikum an ihm sein tyrannisches Mißbehagen auslasse, worauf dann die andern angeworbenen Schauspieler leicht durchgehen; es sey daher eine Classe von Schauspielern entstanden, die sich ein Gewerbe daraus machen, sich auspfeifen zu lassen, versteht sich, gegen ein angemessenes Honorar. In den Städten, wo akademische Fakultäten, also viele Studenten sind, ist die Noth der Direktoren am größten. Dort fallen daher auch oft stürmische Auftritte in den Schauspielhäusern vor. Sie endigen meist damit, daß der Maire oder der Polizeikommissär aus seiner Loge eine besänftigende Anrede hält, und wenn diese keine Wirkung thut, so pflegt die ultima ratio angewendet zu werden; das heißt, ein Detaschement Soldaten muß in's Parterre rücken und es ausräumen, die Lampen werden ausgelöscht und die Logen räumen sich alsdann von selbst. Dergleichen Auftritte sind in Paris etwas sehr Seltenes. Die Schauspieldirektionen merken es schon an der Einnahme und den Aeußerungen der vielen Tageblätter, ob ihre Schauspieler gefallen oder nicht, und da überhaupt das Schlechte hier sich nicht leicht zur Schau stellt, es sey denn in ganz kleinen Theatern, die von einem leicht zu befriedigenden Publikum besucht werden, so haben sie auch keinen so allgemeinen Tadel zu befürchten. Schlimmer für sie ist das Ausbleiben des Publikums, ein leicht eintretender Fall, da die Pariser unter so vielen Schauspielen zu wählen haben, und daher schwerlich eines besuchen werden, das ihre Erwartungen nicht befriedigt, da so manche bessere ihnen zu Gebote stehen. Bei diesem starken Wetteifer geht fast jährlich ein Theater zu Grunde; so ist neulich wieder das sogenannte Pantheontheater (freilich eines der kleinsten und schlechtesten) bankerott geworden, und zwar zum zweiten Male. Vermuthlich wird aber bald eine andere Direktion sich zeigen, denn es scheint einmal so eingeführt, daß jedes Revier der Stadt sein Theater haben muß.

Dg.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 96.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 22. April 1839.

> Zeit gepuderter Perrücken,
> Drauf Pfalzgrafen Lorbern drücken!
>
> Uhland.

Briefe Wielands aus den Jahren 1752-1761.

Die folgenden Briefe aus Wielands Jugendjahren sind uns von der Familie des Mannes, an den sie gerichtet sind, mitgetheilt worden. Neben dem, was sie zur Charakteristik des Dichters und Schriftstellers beitragen, enthalten sie manche Züge, welche das Bild jener Periode unserer Literatur zwischen Gottsched und Goethe, in der Wieland eine so bedeutende Rolle spielt, in uns vervollständigen. — Der Mann,* dem der jugendliche Wieland so viel Achtung und Zutrauen beweist, war Johann Christian Volz, geb. 1721, Professor der Mathematik, Dichtkunst und Geschichte am Gymnasium in Stuttgart, später Rektor dieser Anstalt. Ein Ruf an die Petersburger Akademie der Wissenschaften war von ihm abgelehnt worden (1754). Er galt für einen Mann von Geschmack und feiner Beurtheilung. Unter Andern hat der Historiker Spittler, dessen Talente er frühe erkannt, ihm viel zu danken. Er starb 1783 als evangelischer Prälat des Klosters Bebenhausen.

* * *

Wieland an Volz.

Tübingen den 2ten Juni 1752.

Mein Hochgeehrtester Herr Professor.

— — Sie erhalten hiemit meinen Erstling. Sie werden ohne mein Bemerken sehen, daß dieses Gedicht nichts enthält als Gedanken und Ausschweifungen, die durch eine Frühlingsnacht veranlaßt worden; es hätte also einen andern Titel haben sollen, doch der Kürze wegen gab ich ihm diesen.* Sonsten werden Ihnen die lateinischen Buchstaben, wie ich vermuthe, keinen Anstoß geben. So wenig ich sonst Neuerungen in Kleinigkeiten, z. E. in der Rechtschreibung liebe, so gefiel mir doch diese, und ich werde sie vor meinen Theil beybehalten, ohne durch die von Herrn Naumann gedrohte Bittschrift oder den zweyten Gesang des Wurmsaamens abgeschreckt zu werden. — Sie werden nunmehr den Noah gelesen haben, und ohne daß Ihnen die Freundschaft gegen den Verfasser zu Hülfe kommen dürfe, werden Sie einen Werth an ihm finden, den Viele nicht sehen können, und einige nicht sehen wollen. Einige werden sich an der Einfalt des Ausdrucks stoßen, ohne zu bedenken, daß die Poesie

* Der Antiovid.

nicht in einer besondern Art des Ausdrucks, sondern in der Erfindung, Nachahmung, dem Gedanken bestehe, und daß der Ausdruck keine andere Regel habe, als den Gedanken, dessen Leib er ist, soviel möglich ist, abzubilden. Die Sphäre, aus der die Handlung dieses Gedichts genommen ist, macht seine einfältig edle Denk- und Schreibart nothwendig und zu einer Hauptschönheit. Es würde einer Schäferin sehr übel stehen, wenn sie mit Goldstücken und Diamanten bedeckt wäre, und in einem solchen Gedicht, welches eigentlich kein Heldengedicht ist, sondern einen Patriarchen und Begebenheiten aus der ältesten Zeit besingt, würde es lächerlich gewesen seyn, so zu denken und zu schreiben als Milton oder Glover. Wenn Herr Bodme jemand an Ausdruck nachgeahmt hat, so ist es Homer. Doch die sittlichen Schönheiten dieses Gedichts sind die größten, sie sind des Poeten Hauptabsicht, der so würdige und unsern Zeiten fremde Gedanken von der Poesie hat. Was kann vor eine ernsthafte und denkende Seele einnehmender seyn als die harmonische Verschiedenheit in den liebenswürdigen Charakteren der Hauptpersonen, welche durch dies ganze Werk bis in den kleinsten Umständen so trefflich soutenirt sind? Doch ich habe nicht nöthig, soviel von den Vorzügen des Noah zu sagen, da Sie Selbst eine richtigere und tiefere Einsicht in dieselben haben werden.

Es sind diese Messe wieder Anakreons zum Vorschein gekommen, und ich weiß nicht, wann Sie aufhören werden. Ich bin dieser Tändeleyen sehr überdrüssig, und fast bin ich auf mich selbst böse, daß ich etliche gemacht habe, die ich dem Antiovid angehengt, obgleich mein Zweck ganz ein anderer war als Herr Uzens und anderer solcher Herrn. — Die Göttingische Gesellschaft der schönen Wissenschaften verderbt uns den Geschmack in Deutschland mehr, als daß sie ihn bessert. Es könnte zwar gut scheinen, daß so viele junge Studirende, sonderlich Personen von Stande, in sie gezogen werden, und zum mindesten einigen Geschmack an dem Schönen in den Wissenschaften und Künsten bekommen; allein die Menge junger mittelmäßiger Poetrn und gekrönter Versemacher, welche sie uns gleich dem April, der eine Menge Ungeziefer ausbrütet, schon gezeugt hat und noch zeugen wird, verdunkelt das Gute gar sehr. Der poetische Lorbeerkranz kann mich recht ärgern. Es ist nichts Absurderes, und die Göttingische Akademie sollte sich schämen, dergleichen elende Gebräuche wieder aufzuwärmen. Erst neulich sandte Herr Häberlin als zeitiger Rektor von Helmstädt der Jungfer Dilthey von Stadthag den Lorbeerkranz. Sie ist eine Zäunemannin, nur mit dem Unterschied, daß sie fromm ist, dahingegen die Zäunemannin eine halbe Amazone und Maitresse eines Sächsischen Herzogs war. Ich wünschte uns eine brittisch denkende Singer oder eine witzige und natürlichfreye Babet und Sevigné. — Wenn Sie Herrn Klopstocks Ode an Gott gesehen haben, so schreiben Sie mir doch Ihr Urtheil von ihr. Man nennt sie in Sachsen das hohe Lied Klopstocks. Ich muß Ihnen doch ein Sinngedicht mittheilen, welches Herrn Trillern und Gottscheden zu Ehren gemacht worden ist, und welches, ob es gleich eine Kleinigkeit ist, Ihnen doch gefallen wird. Es ist ein Gespräch zwischen Triller und Gottsched.

T. Was denken Sie, mein Gönner, von Messia?
G. Jesu Maria!
T. Und, großer Mann, was halten Sie von Noah?
G. o Ha!
T. So dacht' ich auch, Gott thu mir diß und das!
Behüte Gott uns die Hermannias,
Die Schwarzias und die Theresias —
G. Den Prinzenraub und den Wurmsaamen.
T. Ja Amen!

Nach meinen Begriffen von der Poesie ist sie die vernünftigste Lehrart der nützlichsten und zur Glückseligkeit nöthigsten Wahrheiten; denn sie erreicht ihren Zweck gewisser als die philosophische Lehrart, weil Sie uns durch unsere Neigung zum Schönen und zum Vergnügen zu ihrem Zwecke führt, und Leidenschaften und lebhafte Entschließungen in uns hervorbringt. Dieses ist der Grund, warum ich vor meinen Theil poetische Schriften schreibe. Aber aus eben diesem Grunde ist mir die Poesie heilig und hingegen das Anakreontische und Tibullische Tändeln sehr zuwider. Unsere Poeten mögen sich entweder in jenen Sphären versuchen, worin Pope, Bulingham, Thomson, Young groß waren; sie mögen Corneilles, Racines, Molieres werden, oder uns mit Ihren Geburten verschonen, welche gemeiniglich Früchte des Müssiggangs und des Wein- oder Bierhauses sind. Haller, Bodmer, Klopstock, Hagedorn und Gellert, Pyra, Lange, Kleist und Gleim sind fast die einzigen, die uns wahre Ehre machen. Welch eine kleine Zahl unter so viel hundert Poeten! Einige der Verfasser der bremischen Beiträge könnten verdienen, in obige heilige Gesellschaft zu kommen, wenn sie etwas mehr als Oden an Phyllis, scherzhafte Erzählungen oder Liederchen wagen wollten. Ich habe die beyden Schlegels vergessen, welchen in der That ein großer Rang unter unsern Dichtern gehört; obgleich der lezte verschiedene Fehler hat, die ihn eben nicht zieren. — Wird nicht Ihr Herr von Gemmingen zu bewegen seyn, etwas von seiner mir sehr gerühmten Arbeit herauszugeben? Versichern Sie Ihn, bei Gelegenheit, meines Respekts; ich hoffe, daß er mein Schreiben erhalten hat. Ich empfehle mich Ihrer schätzbarsten Gewogenheit, und bin mit größter Hochachtung und freundschaftlichstem Herzen,

Dero gehorsamster Diener
Wieland.

Fliegende Blätter des Abbé Colibri.

(Schluß.)

— — In Berlin ist es auch noch immer naß, wenn es zuvor geregnet hat. Damit will ich sagen, daß noch Alles beim Alten ist. — Hier verändert sich nichts, hier ist Alles stereotyp, vom Eckensteher bis herab zu den musikalischen Recensionen der Vossischen Zeitung. Das liebe Berlin consumirt nach wie vor ganze Fluthen von Witz und Weißbier. Der Berliner Witz ist ein ganz eigenthümlicher Patron: wenn es regnet, trägt er einen Sonnenschirm, und wenn die Sonne scheint, einen Parapluie; das nennt man hier zu Lande „ungeheure Ironie." Im Winter erscheint der Witz in transparenten Nankinghosen, im Sommer hingegen in einem Schafpelz und Gummikaloschen; das heißt hier „kannibalische Malice." Der Berliner Witz hat jezt ein neues Stichblatt gefunden, woran er täglich sein Muthchen kühlt: es ist dies die Berlinisch-Potsdamsche Eisenbahn. Haben Sie noch nicht das Bonmot gehört, das neuerlich einer unserer Witzbolde debitirt hat? Er hat eines der Locomotive Martin Luther genannt. Weßhalb? Weil das Locomotiv plözlich stehen geblieben war und wie der große Reformator auf dem Reichstage zu Worms ausgerufen haben soll: Hier stehe ich, Gott helfe mir, ich kann nicht anders! Ein anderer Spaßvogel hat sich beim Eisenbahndirektorium darüber beschwert, daß ein hinkender Invalide halbe Stunden lang dem Dampfwagen nachlaufe, um von den fliegenden Passagieren ein Almosen zu erhaschen. Ein dritter Witzjäger hat den gutgemeinten Rath ertheilt, im Fall das Locomotiv noch einmal — vermuthlich nur in Gedanken — stehen bleiben sollte, die erste beste Droschke vorzuspannen.

— — Also Sir Edward Lytton Bulwer geht als Gesandtschaftssekretär nach St. Petersburg. Die junge Königin kennt, wie Wallenstein, ihre Pappenheimer. Ich wüßte Keinen, der für den schlüpferigen, aalglatten Hofboden des großen Czaren mehr geeignet wäre, als der Verfasser des Henry Pelham, worin Herr Bulwer bekanntlich keinen Andern als sich selbst geschildert. Pelham-Bulwer ist eine Kokette in Frack und Beinkleidern, jeder Zoll an ihm ein vornehmer Dandy, der sich nach den glänzendsten Vorbildern der Chaussée d'Antin gebildet hat. Le style c'est l'homme, sagt Buffon, und wir sehen diesen Ausspruch auch bei Bulwer bewährt. Sein Styl trägt, wie er selbst, buttergelbe Glacéhandschuhe, einen Claque und ein Lorgnon, und duftet wie eine Pariser Grisette nach Patchouly oder Extrait de Miel. Er wird am Hofe des Kaisers Nicolaus viel Glück, besonders bei den Damen machen, und schneller, als man die Hand umdreht, einen russischen Roman von drei bis vier Bänden zu Tage fördern.

— — In Petersburg herrscht in den vergoldeten Salons der haute volée große Trauer, denn Marie Taglioni, der Liebling des Hofes, das Schoßkind des Publikums, ist noch immer nicht zurückgekehrt. Sie tanzt im Kärnknerthortheater in Wien und erhält für jeden Abend tausend Gulden Conventionsmünze. Ist es da wohl eine Kunst, große Sprünge zu machen? Unsere gutmüthige Kritik stellt, weil sie nichts Besseres zu thun hat, Parallelen an zwischen Marie Taglioni und Fanny Elsler. Auch hier, wie früher in Berlin, haben sich zwei Parteien gebildet: die Marianer und Fannysten, die sich so erbittert gegenüber stehen, wie vor Jahrhunderten die Anhänger der weißen und der rothen Rose in England. Ich habe beide Tänzerinnen gesehen und finde, daß die Taglioni weiter nichts als eine graziöse Tänzerin, die Elsler hingegen eine tanzende Grazie ist; die Taglioni tanzt nur mit den Füßen; die Elsler auch mit dem Kopfe, mit den Augen und mit jedem Theile ihres Körpers; die Elsler ist ein Alphabet blühender Reize, die Taglioni — da fällt mir ein Bonmot ein, das mir einmal Herr Charles Maurice, der Redakteur der Gazette des Théâtres, erzählt. Marie hat bekanntlich auffallend lange Arme. Die blasse Sylphide promenirte einmal im Garten der Tuilerien, dicht vor dem Pavillon de l'Horloge, und sah zuerst auf ihre Taschenuhr, und dann auf die Schloßuhr. Da die leztere um zehn Minuten retardirte, rückte Mlle. Taglioni mit ihrer schönen langen Hand die Zeiger vor und ging dann lächelnd weiter. Aber troz dem bleibt sie eine interessante Erscheinung. — Der verstorbene Börne schrieb zwar in einem seiner widerhaarigen Briefe aus Paris, die Taglioni entfalte in ihrem Tanze eine Grazie, der man wohl ansehe, daß ihr Herr Vater ihr sie eingeprügelt habe. — Das ist unwahr; Börne muß entweder ein schlechtes Fernglas oder falsche Begriffe von der Grazie einer Tänzerin gehabt haben.

— — In Wien herrscht seit Kurzem große Bestürzung. Was man seit Jahren mit banger Angst vorausgesehen, was schon damals selbst das heiterste Gemüth mit panischem Schrecken erfüllt, soll jezt in Erfüllung gehen. Man waffne sich mit Muth, um das Schrecklichste der Schrecken zu erfahren. Dlle. Caroline Müller, die Blüthe des Wiener Hofburgtheaters, die seit einer Reihe von Jahren der Intendanz und dem Publikum gedroht, von einer Bühne, wo sie so unzählige Triumphe gefeiert, ruhmgesättigt abzutreten, aber immer wieder Zulage erhalten und wieder geblieben ist, soll nun ernstlich entschlossen seyn, der Kaiserstadt und dem zahllosen Heer ihrer Verehrer den Rücken zu wenden und sich in Paris niederzulassen. Fräulein Caroline ist Deutschlands Jenny Vertpré: elle a toujours vingt ans und ist im Lustspiel eine der anmuthigsten Erscheinungen. Wer sich überzeugen

will, wie groß die Macht einer schönen Toilette ist, der sehe Mlle. Mars und Dlle. Müller, die, einem unverbürgten Gerücht zu Folge, beide majorenn geworden sind. — In der Wiener Literatur herrscht Lethargie. Die besten Köpfe, Auersperg, Zedlitz, Grillparzer, Bauernfeld feiern, die belletristischen Fabrikarbeiter sind hingegen in voller Thätigkeit. Deinhardstein hat es nicht verschmäht, in die dichten Reihen jener Marodeurs einzutreten, die dem Bühnenkrösus Scribe nachziehen und dessen Lustspiele, die Villemain so bezeichnend comédies des affaires genannt, brühheiß in's Deutsche überfrachten. Die gute Kaiserstadt hat sich lange den Kopf zerbrochen, wer jener Doktor Römer ist, dessen Name so oft auf den Zetteln des Burgtheaters erscheint; erst seit Kurzem ist der Schleier dieses Geheimnisses gelüftet, und es ist jezt erwiesen, daß Doktor Römer eine Maske ist, die Deinhardstein hauptsächlich darum gewählt, um sich vor den spitzen Pfeilen der Kritik sicher zu stellen.

— — In Constantinopel macht die Civilisation rasende Fortschritte. Die Türken haben nun auch eine italienische Oper. Sultan Mahmud hat eine große Inclination für Bellini und Donizetti. Ein Bruder des Lezteren ist schon seit Jahren Kapellmeister bei der Regimentsmusik der großherrlichen Garde. In diesem Augenblicke wird Meyerbeers „Robert le Diable" einstudirt. Nennt mir eine zweite Oper, die im lezten Dezennium ein so europäisches Furore gemacht hat, wie dieser melodienwimmelnde Teufel. Diese Oper, die vor Kurzem in Paris die 171ste Wiederholung erlebt, hat nun die Runde durch alle Bühnen Europas gemacht und von Lissabon bis St. Petersburg, von Stockholm bis Constantinopel aufrichtige Bewunderer gefunden, endlich sogar über's atlantische Meer gesezt und auch in Amerika das musikalische Bürgerrecht erhalten. Man mag hinreisen, wo man will, überall umflattern uns Meyerbeersche Melodien. Rameau sagte einst, er könne Alles, sogar eine holländische Zeitung in Musik sezen. Wenn auch Meyerbeer dies im Stande ist, woran ich durchaus nicht zweifle, so sollte er die Thronreden Louis Philipps in Musik sezen; ich bin überzeugt, daß sie dann überall Anklang finden würden.

— — Weil hier gerade von der Oper die Rede ist, so erlaube ich mir hinzuzufügen, daß eine berühmte Sängerin in Stuttgart angekommen, Dem. Henriette Carl, dieselbe, die ein musikalischer Enthusiast in Leipzig kurzweg ein „Ereigniß" genannt. Sie kommt, mit ungarischen Lorbeeren beladen, direkt aus der Hauptstadt der Magyaren und wird, dem Vernehmen nach, einen Cyclus von Gastrollen auf der hiesigen Hofbühne geben. Es ist eine tüchtige Sängerin, die nicht spurlos vorübergehen wird.

X. Y. Z.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

Bulwers Richelieu.

Bulwers neues und lang erwartetes Drama, Richelieu, ist endlich aufgeführt worden. Obgleich das Stück mit außerordentlichem Beifall aufgenommen wurde, welchen es auch seiner vielen poetischen Schönheiten wegen verdient, so kann ein unparteiischer Beurtheiler doch die vielen dramatischen Mängel desselben nicht übersehen. Es ist eines jener dramatischen Produkte, die sich mehr für die Lektüre, als für die Bühne eignen, und in dieser Hinsicht ganz das Gegenstück seines lezten Dramas, The Lady of Lyons. Die Handlung ist in Kurzem folgende: Graf Barabas, ein Liebling des Herzogs von Orleans, verbindet sich mit mehreren Edelleuten, um den gefürchteten Richelieu zu stürzen und sich an seine Stelle zu sezen. Er sucht auch den Chevalier de Mauprat, einen jungen Mann, der einst wegen leichtsinniger Uebertretung militärischer Befehle zum Tode verurtheilt, aber von Richelieu mit der Warnung freigesprochen wurde, daß seine Handlungen bewacht würden und das Beil stets über seinem Haupte hänge, mit in die Verschwörung zu ziehen. Der Chevalier, der gerade gespielt und nicht nur seine ganze geringe Habe, sondern noch mehr verspielt hat, wird in diesem Augenblicke auf Befehl des Cardinals verhaftet. Hierauf sehen wir Richelieu in seinem prachtvollen Arbeitszimmer mit seinem Vertrauten, dem Pater Joseph. Bulwer ist in Richelieus Charakter sehr von der Geschichte abgewichen. Er stellt ihn als einen gutmüthigen alten Herrn dar, der zuweilen gern ein Späßchen macht, und nie von egoistischen Gedanken heimgesucht wird; die Triebfeder seiner Handlungen ist allein Liebe, unbegrenzte Liebe zu seinem Vaterland. Uebrigens hängt er auch mit wahrhaft väterlicher Zärtlichkeit an seiner Mündel, Julie de Montemar, Ehrenfräulein der Königin, in welche nicht nur Mauprat und Barabas, sondern auch der König verliebt ist. Richelieu, der in Julien eine Neigung für Mauprat entdeckt, läßt den Lezteren vor sich bringen, und nachdem er, in einer wirklich sehr gelungenen Scene, sich überzeugt, daß er ihrer würdig sey, verlobt er die Liebenden, jedoch nicht ohne sich vorher einen kleinen Spaß zu erlauben, indem er Mauprat im Wahn erhält, daß er zum Tode abgeführt werde, während seiner im nächsten Zimmer, statt des Henkers, die Geliebte harrt. Im zweiten Akte sehen wir den jungen Ehemann in Verzweiflung über einen Brief des über die Heirath entrüsteten Königs, worin ihm anbefohlen wird, seine Frau nicht anders als wie eine Fremde und ein Hoffräulein zu behandeln, ihr jedoch von diesem Befehle nicht ein Wort mitzutheilen; ein Hofmann, den der König zu diesem Zwecke hingeschickt, werde auf genaue Erfüllung dieser Ordre achten, und nur in seiner Gegenwart dürfe Mauprat mit seiner Frau sprechen. Die folgende Scene zwischen den Eheleuten, in Gegenwart des impertinenten königlichen Abgeordneten, ist sehr gut durchgeführt, und treibt den armen Mauprat zur Verzweiflung. In diesem Gemüthszustand trifft ihn Barabas, der ihn leicht überredet, daß das Ganze ein durchdachter Plan Richelieus sey, der nur seinen Namen gebraucht, um Julie zu des Königs Maitresse zu machen; Mauprat verspricht, in der Nacht mit den Verschworenen zusammenzutreffen und Richelieu mit eigener Hand zu ermorden.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 97.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 23. April 1839.

Morte, tu l'admiras; vivante, qu'elle est belle!

Delavigne
à Lord Byron.

Die Piräeusstrasse.

(Von einem bayrischen Philhellenen.)

Wer die Piräeusstraße zu Athen und den Hafen in den alten Zeiten gesehen hätte, als noch die Triremen von Korinth und Rhodus, die Kauffahrer von Trapezunt und Massilia, von Sidon und Carthago hier vor Anker lagen und ihr Volk hinausschickten in die lebensfrohe, sinnenlustige, üppige Weltstadt, zu ihren Phrynen und Oinopolen, zu ihren Theatern und Festen, zu ihren Heiligthümern und in ihre weltberühmten Tempel; damals, als aus Athens vollen Gassen noch die heldenmüthigen Seebeherrscher beim Aufgebote ihrer Redner an's Meer hinuntereilten, um auf die Ruderbänke der Galeeren sich zu setzen und hinter den hölzernen Mauern für's Vaterland zu kämpfen; wer diesen Weg in jenen Zeiten gegangen wäre, als Themistokles die Rettungsschlacht bei Salamis geschlagen hatte, als Nikias seine unüberwindliche Armada nach Sizilien führte — er hätte Schöneres, Erhabeneres sehen mögen, als uns vergönnt ist, aber Bunteres kaum.

Laßt uns mit der Blume des Landes beginnen. — Es sind die Helden von Rumelien, die großen Kapitanis von Morea, Theodor Grivas, Kolokotronis, der Alte, und andere berühmte Häupter, die nach so vielen schlimmen Tagen endlich auch noch zu Ehre und Ansehen gekommen. Diese sprengen mit ihren scharfgeschnittenen Gesichtern, in goldblitzenden Scharlachgewändern, das Erlöserkreuz auf der Brust, in fliegenden weißen Wappenröcken auf schäumenden Rossen durch die Staubwolken, stolz und im Hochgefühle ihrer Kraft, wie die alten Heroen, doch nicht ohne würdevolle Freundlichkeit, wenn ein alter Kriegsgefährte, ein armer Pallikari am Wege steht und mit über der Brust gekreuzten Armen seine Ehrfurcht bezeigt. Freilich schreitet da auch mancher bejahrte und benarbte Klephtenhäuptling, der auch seine Verdienste um das Vaterland hat, und seinen Stolz und seine innere Würde, und sich vor seines Gleichen, wenn sie das Glück auch liebevoller angesehen, nicht erniedrigen will. Er hat das scharfe Schwert so vielmal in Türkenblut getaucht, hat den hohen Herren, die jezt zur Seite des Thrones stehen, so manches Blatt in ihre Lorbeerkrone eingesteckt, und ist nun, nachdem er vorher Strategos * gewesen, für alle seine Verdienste mit Mühe des Königs Tagmatarch ** geworden. Von all den Hunderten, die ihm einst die Staatsgewalt besoldete, blieb ihm nur sein armseliger Waffenträger, den er selbst bezahlen muß

* Strategos, nach dem neuen, seit dem Befreiungskriege aufgekommenen Amtsstyle — General.
** Tagmatarch — Major.

und der trübsinnig hinter dem düstern Gebieter einherzieht. Ich bin einmal mit so einem Adikemenen * nach dem Hafen hinuntergegangen, und ich denke noch wohl an die bösen Worte, die er über die Söhne des Glücks ausstieß, die in donnerndem Galoppe an ihm vorübereilten.

Auch die Primaten von Hydra erscheinen in der dunkelblauen Schifferstracht der hellenischen Inseln, in runder, nur mit Seide verbrämter Jacke, in weiten Pumphosen und in weißen Strumpfen. Sie haben ihren Stolz fur sich und ihre Bekannten unter den Haufen griechischer Matrosen, die auf- und abziehen; mit den glänzenden Machthabern vom festen Lande scheinen sie etwas schen zu stehen. Damals, als sie noch unter günstigern Sternen mit getreidebeladenen Brigantinen vom schwarzen Meere nach Spanien segelten, mögen sie sich besser gefallen haben, als jezt, wo sie auf dem ungewohnten Klepper nach Athen in's arme Finanzministerium reiten, um mit den verachteten Grammatikern ** über längst verworfene Ansprüche zu rechten. Die alte Größe lebt noch in den Männern, in dem feierlichen Ernste, in der befehlenden Haltung; in ihren Zügen aber liegt ein tiefes Leid, denn sie haben, wie weiland Franz der Erste, Alles verloren, nur nicht die Ehre.

Dies sind die Prachtstücke unserer Straße. Neben ihnen traben aber auch noch andere Reisige, die einen Blick verlangen. So die rothbackigen, blondhaarigen Jungen von Albion, die, den hohlen Bauch der Britannia oder Caledonia verlassend, zu den Soireen und Bällen der Hauptstadt reiten, schön und blühend, wie junge Tritonen. Ein glücklicher Schlag Sterblicher, vielleicht die glücklichsten, die auf diesem Plane erscheinen. Wie oft beneidete ich sie, wenn ich in den Cirkeln, in engen Frack und straffe Beinkleider eingezwängt, sittsam meinen Thee schlurfte, und sie dann vom Roß herunter lustig hereinlärmten, verführerisch in dem feinen blauen Spenser und in den blendendweißen Beinkleidern, die knapp an den derben Beinen anlagen, das schwarze Halstuch nachläßig um die junge Gurgel gelegt; — wie sie sich dann unverlegen, schweißtriefend auf die weichen Sophas warfen und nach einem herzhaften Schlucke Punsch, mit übereinandergelegten Beinen, aus der bequemsten Lage heraus mit den gefeiertsten Damen zu liebäugeln begannen und dem schönen Wild manchen unvorsichtigen Blick abjagten; denn troz der Polyphemengrazie, die ihnen Franzosen und Deutsche angedichtet haben, lassen sie auf diesem Feld beide Racen hinter sich zurück. — Solchen jungen Meergöttern begegnet man oft; zuweilen reiten sie allein, ein andermal neben einem gemüthlichen alten Herrn, Vater, Oheim oder Vetter, der sie zu besuchen schnell aus Altengland herüber gereist ist und dabei Athen mitnimmt; oder sie lassen die Väter und Oheime voraus und geleiten eine junge Lady, ätherisch wie eine Elfe, so transparent, daß man den Ichor rinnen sieht, und dabei geht es so lustig zu, und der Meergott ist so voll Spaß und Scherz, daß die Lady immer lachen muß und mit dankbar freundlichen Blicken dem niedlichen Landsmann seine heitere Laune vergilt.

Dann zeigen sich auch die alten, verwitterten, griesgrämigen Commodores, Sir John So und So und Sir William What'shisname und ihr Geschlecht. Lange Uebung hat ihnen eine beneidenswerthe Fertigkeit verliehen, von ihrem Pony wie von ihrem Bord herunter Alles geringschätzig anzusehen, was ihnen entgegenkommt. Ich habe es oft bemerkt, wie ihnen der stattlichste Griechenritter, der in seiner Gold- und Purpurpracht vorüberzieht, nicht halb so viel Aufmerksamkeit ablockt, als uns Landkrabben ein fröhlicher Delphin, der seine Luftsprünge macht. Sie grüßt Niemand, nicht einmal ihre Jungen thun dergleichen; denn der Engländer hat die uns etwas unheimlich vorkommende Gewohnheit, wenn er nicht im Dienste ist, vor seinem Vorgesezten keinen Hut zu rücken.

Nicht so angenehm als die jungen Britten fallen die Franzosen in's Auge. Die Gesichter sind fein und geistreich, aber blaß und welk; die Genüsse dieses Lebens scheinen ihnen nicht so gut zu bekommen, als ihren überseeischen Nachbarn. Ungefähr das Nämliche läßt sich von den Italienern sagen. Am wenigsten einnehmend sind die Russen, an ihren slavischen Physiognomien leicht erkennbar. Zuweilen entdeckt man unter ihnen wohl auch einen blonden Euronen, der mit seiner hellen Gesichtsfarbe und den geringelten Haaren sich unten den unschönen, struppigen Gefährten ausnimmt wie ein jugendlicher Bacchus unter den Silenen.

(Fortsezung folgt.)

---

* Adikemenos ist einer, der sich im Verhältnisse seiner Verdienste von der gegenwärtigen Regierung zurückgesezt glaubt. Man hört das Wort sehr oft.

** Grammatikos — nach der jezigen Anwendung kein Sprachlehrer oder Sprachgelehrter, sondern ein Schreiber.

Briefe Wielands aus den Jahren 1752-1762.

Biberach, 1753.

(Fragment.)

Versichern Sie Sich, daß meine Gedanken von Ihnen, worinn ich mich nicht zu irren glaube, so sind, daß ich Ihre Bescheidenheit zu kränken besorgen müßte, wenn ich sie So aufrichtig heraus sagte, als Sie in Erhebung meiner Erzählungen gewesen sind. Ihrer Liebe zu mir wird

es angenehm seyn, daß mein seliges Schicksal mich zu dem weisen und verehrungswürdigen Bodmer führt, bei dem ich nach aller Wahrscheinlichkeit so lange bleiben werde, bis die Vorsicht disponirt haben wird, wozu sie mich gebrauchen will. Bodmer ist in Deutschland unbekannt. Das ist das Loos außerordentlicher Geister, daß sie nur von den wenigen, die ihnen gleichen, gekannt werden. Ich werde Sie, mein Herr, von Zeit zu Zeit Theil an meinem Glücke nehmen lassen, wenn ich zu Zürich seyn werde; da ich wohl niemals das Vergnügen haben werde, Sie Selbst zu sprechen, weil ich nicht nach Tübingen zurückkomme, so bin ich desto begieriger, durch Briefe mit Ihnen vertrauter zu werden und mich mit Ihnen zu besprechen.

Ich bin begierig zu erfahren, welche die Stellen sind, die Sie im Noah nicht gesehen zu haben wünschen. Wollen Sie so gütig seyn und diesem Brief bald antworten und mir darinn Ihre Meinung aufrichtig entdecken? Sie dürfen auf meine Diskretion sicher rechnen. — Sie wünschen Herrn Klopstocken näher zu kennen. Ich will Sie aber bitten, sich an dem zu begnügen, was Sie aus der göttlichen Messiade nicht unwahrscheinlich von ihm muthmaßen können. Es gibt auch verdrießliche Wahrheiten. — Der Angriff, den Herr Gottsched auf Milton, Klopstock, Bodmer gemacht, kann Ihnen nicht unbekannt seyn. Sie werden aber auch mit Vergnügen die schöne Abhandlung lesen, zu der dieser verachtenswürdige Streich Gelegenheit gegeben hat, und die im 1. Stuck des 3. Bandes der vermischten Schriften steht. Ich kann Sie niemand zuschreiben, als dem vortrefflichen Hr. Prof. Sulzer in Berlin, einem Mann, der der Gelehrsamkeit Ehre macht durch die vortrefflichen Einsichten und das redliche Herz, das er besizt, und welche bei den Gelehrten von allen Gattungen so ungewöhnlich sind. — Ich danke Ihnen, mein wehrtester Herr Professor, daß Sie mir mit einer so liebenswürdigen Aufrichtigkeit einige der Fehler meiner Erzählung gezeigt haben, die mir selbst nicht in die Augen gefallen. Soll ichs Ihnen aber glauben, daß Sie sonst keine gesehen und daß diese die grösten sind? Prüfen Sie Sich doch, ob die Liebe zum Verfasser keinen Antheil an diesem gütigen Urtheil hat. Ich werde in dieser Meinung desto mehr bestärkt, weil das, was Sie ausgesezt haben, ohne daß sich meine Eigenliebe oder ein verwandter Affekt darein mische, meistens gerechtfertigt werden kann. Doch wollte ich lieber, daß mich ein Freund, von mir rechtfertigte, als daß ich es selbst thun soll. Wenn ich nicht an einen weisen und großmüthigen Mann schriebe, so würde ich mich weder entschuldigen noch anklagen. Nur diese sinds, die ich vor fähig halte, mit ihnen von mir selbst zu reden.

Alle meine Erzählungen gehören dem Dessein und der Erfindung nach entweder Hr. Steele oder Addison oder meiner geliebtesten Rowe, von der ich auch hie und da schöne Gedanken entlehnet habe; denn ich bin nicht so streng gegen den sogenanten Plagiat als einige gelehrte Herren. Sie sehen also, daß vieles von dem Lob, das den Erzählungen gebühren mag, den angeführten Schriftstellern gehört. Dieses Geständnis demüthigt mich nicht. Mein Zweck ist nicht, mich berühmt zu machen: der Ruhm der Welt ist mir zu gering, und auch diesen kleinen Zweck würde ich in Deutschland nicht erreichen. In Engelland könnte es wohl seyn. — Meine Absicht ist, der Weisheit eine beliebte, oder noch aufrichtiger zu reden, ihre wahre Gestalt zu geben, und Empfindungen der Unschuld und Tugend in edeln und wohlgebildeten Seelen zu erwecken; Doris, eine Daphne in Zürich und andere sind mir Beweise, daß ich diesen schönen Zweck nicht verfehlt habe. Welche Zufriedenheit vor mich! Nun gilt es mir gleich, ob ein Gedanke der Rowe oder einer der meinigen mitwürke. Alle Gedanken, wenn sie schön seyn sollen, mußen aus dem unerschöpflichen Reichthum der Natur genommen werden; hiezu hat jeder Recht, und keiner darf sich über einen gewißen Gedanken ein Recht des Eigenthums anmaßen. Ich besinne mich, daß ich in meinem 13ten Jahr, ehe ich was von Leibnitzen wußte, auf Harmoniam universalem gerathen; so komt mancher, dessen Seele mit der Natur in grössere Harmonie gestimmt ist als andere, auf Gedanken und Vorstellungen, die andere, ihm ähnliche vor ihm, ohne sein Wissen, gehabt haben. Diß ist auch zu Hr. Bodmers, und anderer Vertheidigung gesagt. Wegen des Selims mus ich Ihnen, mein hochgeschäztester Freund, sagen, daß ich ihn mit grösserm Fleiß als alle andere gearbeitet und alle Gedanken, Empfindungen und Ausdrücke genau beurtheilt habe. Der amarantne Mund soll nicht die Farbe sondern die angenehme Weichheit der Lippen, die mit den sammetähnlichen Amaranthblättern viel ähnlichs haben, anzeigen. Der heitre Himmel heißt in Selims Mund nicht ein blauer Himmel, sondern eine reine, von Dünsten erleichterte Luft, die ein Blindgebohrner noch besser als wir empfindet und von einer wolkichten und mit groben Dünsten geschwängerten unterscheiden kan. Sie werden bei genauer Untersuchung, wie mich dünkt, finden, daß mein Selim die Welt blos durchs Gehör, den Geruch und das Gefühl kennt. Sein Gesichtspunkt, seine Empfindungen und Urtheile verrathen dieses, obschon vielleicht nicht genug.

Hätten Sie, mein liebster Herr Professor, nicht sich selbst die Beschuldigung beantworten können, daß ich den Menschen Alle abstracte Wahrheiten absprechen will? Das ist fast zu hart! Ich will Ihnen aber doch theils meine Meynung, wie sie mir jezt beyfallen will, kürzlich sagen, theils den Zusammenhang zwischen dem Eingang des Selims und der Apostrophe, „Ja dreymal selig," zeigen. Ich glaube und bekenne, daß ich der Meynung Miltons

sey, daß der Mensch minder zum denken als zum Empfinden geschaffen sey. Ich glaube aber auch dagegen, daß alle unsere Gedanken zu Empfindungen und unsere Empfindungen zu Gedanken gemacht werden sollten; oder, die Wahrheiten sollen aus dem Herzen in den Verstand und aus diesem ins Herz übergehen. Ferner halte ich, vor meinen Theil und aus Erfahrung wie reiffer Ueberlegung, von einer Menge metaphysischer Grillen nichts, und finde keine elendere Creatur als einen Menschen, der lauter Metaphysic ist. Ich weis, wie viel die allgemeine Wahrheiten unsern Verstand und Geschmack aufheitern und richtig machen, und unser Herz erweitern und verbessern können; Sie müssen aber, dieses zu können, ein gutes Naturel antreffen, und ich finde, daß diese sehr selten sind. Wenn das Herz nicht recht viel an allen Wahrheiten theil nimmt, so sind mir solche Wahrheiten lange nicht so schätzbar, als die schöne Irthümer einiger Poeten, die das Herz mit süßen und guten Empfindungen füllen. Der Mensch ist eigentlich zur Freude geschaffen. Diese aber kann nicht dem Menschen anständig seyn, wenn es nicht eine weise Freude ist, wo der Verstand Antheil nimmt. — Die wahre Weisheit ist die Kunst, Sich und andere recht sehr glücklich zu machen; ich tadle und verachte daher die zwey Abwege von der Weisheit, da man, wie die meisten, entweder in die Tieffen zu Thieren taumelt, oder wie, zum Glück, nicht alzu viele Dunse und Aner, in Wolken herumschwärmt. — —

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, April.

Gastspiel der Mademoiselle Carl und des Herrn Staudigl.

Schlegel nennt die Architektur eine gefrorene Musik. Das klingt recht schön, ist aber, bei Licht betrachtet, nichts anderes, als eine jener Gummi-elastischen, luftgefüllten Kunstflösteln, deren einziges Verdienst darin besteht, daß man sie wie einen Handschuh bequem umwenden kann. Musik, könnte man sagen, sey eine geschmolzene Architektur. Man könnte diesen Vergleich noch etwas ausspinnen und hinzufügen, in der Musik wie in der Architektur gebe es drei Säulenordnungen: dorische, jonische und korinthische; man könnte die Rossinische Musik mit einer dorischen, die Donizettische mit einer jonischen und die Bellinische, die zierlichste des italienischen Triumvirats, mit einer korinthischen Säule vergleichen, von Sockel, Schaft und Capitäl, von Blumen und Blättern, Cannellirungen und Schnörkeln reden und dabei einen solchen Wust von Gelehrsamkeit austramen, daß dem lieben Leser angst und bang würde. Leider gehören wir aber nicht zu der Legion jener Schriftsteller, die ihren Lesern gelehrten Sand in die Augen werfen und sie dadurch verblüffen wollen. Verlangt Jemand von uns einen Vergleich zwischen Rossini und Bellini, so sagen wir: daß die Rossinische Musik Sonnen-, die Bellinische hingegen Mondlicht sey. Es gibt Naturen, die sich mehr für die koketten Strahlen der Sonne, Naturen, die sich mehr für den keuschen Schimmer des Mondes interessiren. Phoebos-Rossini ist nur schön, wenn er lächelt; Luna-Bellini ist auch schön, wenn er sein mildes Antlitz in schwermüthige Wolken hüllt. Joachim ist ein lustiger Zeisig, Vincenzo eine klagende Nachtigall. Rossini ist ein Lächeln, das sich im perlenden Schaume des Champagners badet, Bellini eine Thräne, die sich im thaugetränkten Kelche des Lotos spiegelt. Rossini liebelt, Bellini liebt.

Von allen Opern Bellinis spricht uns keine so sehr als seine „Norma" an. Norma ist ein Hymnus, der alle Elemente der Liebe, Sehnsucht und Schwärmerei, Wonne und Entzücken, Reue und Entsagung ausstrahlt; jeder Takt, jede Note dieser Musik athmet Liebe, heiße, glühende Liebe, die sich in unendlichem Schmerz verzehrt. Eine solche Musik will nicht bloß mechanisch abgesungen, sondern auch psychisch durchgefühlt seyn. Dlle. Henriette Carl, eine in der artistischen Welt ehrenvoll bekannte Künstlerin, die am 17ten April als Norma den Reigen ihrer Gastrollen auf der hiesigen Hofbühne eröffnet, hat diese schwierige Aufgabe glücklich gelöst und dadurch bewiesen, daß sie die geistigen Elemente derselben in sich aufgenommen und die Intensionen der Musik vollkommen begriffen hat. Dlle. Carl gehört zu jenen Sängerinnen, denen man es anhört, daß sie sich von jeder Phrase, die sie singen, genaue Rechenschaft zu geben wissen. In ihrem Vortrage macht sich vor Allem eine seltene Sicherheit, die auf einer eminent ausgebildeten Methode beruht, und außerdem jene sympathiezündende Glut der Empfindung geltend, die der Franzose verve, der Italiener orio nennt. Ihre Stimme ist ein hoher, ungemein bieg- und schmiegsamer Sopran, der so vielen Schmelz besitzt, daß er die zartesten und schwierigsten Melismen siegreich überwindet. In ihrem Spiele überrascht die richtige Auffassung der Situation, das geistreiche Anschmiegen an den Charakter der Musik. Der Silberblick, die Blüthe ihrer Leistung war im vierten Akte das Duett mit Sever, wo sie den unendlichen Schmerz betrogener Liebe in langgehaltenen, schön getragenen, elegisch-hinsterbenden Tönen ausströmen läßt. Ein anderer Gast, Herr Staudigl, vom Kärnthnerthortheater in Wien, sang den Orovist. Er ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen; seine Stimme hat die Tiefe eines Basses und fast die Höhe eines Tenors — wir möchten sie einen Baßtenor oder Tenorbaß nennen. Wir haben Lablache, Tamburini, Carlagenova und fast alle deutschen Bassisten gehört, aber noch bei keinem so viel Schmelz, Weichheit und Flexibilität, als bei ihm angetroffen; es liegt in seiner Stimme ein ganz eigenthümlicher Zauber, der sich nur empfinden, aber nicht kritisch zergliedern läßt. Man muß ihn hören, um zu fühlen, daß er einer der vielbegabtesten, geistreichsten und gediegensten Gesangskünstler ist, und mit vollem Rechte einen europäischen Ruf verdient. Beide Gäste erhielten reichen, wohlverdienten Beifall. Die Arie des Herrn Staudigl im zweiten Akte erregte einen solchen Enthusiasmus, daß sie wiederholt werden mußte. Am Schluß wurden beide Gäste gerufen. Herr Kapellmeister Lindpaintner trug durch die sichere und präcise Leitung des Orchesters nicht wenig zum Gelingen des Ganzen bei.

X. Y. Z.

Beilage: Kunstblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 98.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 24. April 1839.

Optima silvarum pelagique vorabit.
Juvenal.

Die Eisenbahnen und die Gastronomie.

Die folgenden Betrachtungen, welche wir einer Pariser Zeitung entnehmen, scheinen uns von allgemeinem Interesse zu seyn. Der gastronomische Calcul, den der Franzose für Paris anstellt, muß, wenn er dort zutrifft, überall proportionelle Geltung haben, wo sich Eisenbahnen bilden. Bei einem völlig durchgeführten System von Eisenbahnen wäre kein Punkt von Deutschland, der sich nicht die Produkte der nördlichen Meere wenigstens so gut verschaffen könnte als Paris beim gegenwärtigen System.

* * *

Den Eisenbahnen wird einst eine sehr große politische Bedeutung zukommen, sie müssen die Kultur mächtig beschleunigen; aber nicht geringer wird ihr Einfluß auf die ganze Gastronomie seyn. Ueber solche Zusammenstellung wird sich mancher trockene Mensch aufhalten, namentlich jene unvollkommenen Wesen, deren Organe nicht entwickelt genug sind, um eine feine Schüssel nach Verdienst zu würdigen, jene Halbwisser, denen es bei aller ihrer Wissenschaft nicht einfällt, die Gastronomie auch aus dem nationalökonomischen Gesichtspunkt aufzufassen, zu bedenken, welch wichtige Dienste sie dem ganzen Ackerbau, dem Handel und Gewerbfleiß leistet. Sie ist das mächtige Band, das durch den gegenseitigen Austausch von Nahrungsmitteln Stadt und Land, Volk und Volk verknüpft. Indem sie die Buden mit Eßwaaren aller Art, aller Jahreszeiten und Himmelsstriche füllt, macht sie Paris, wie jede andere große Stadt, zu einem Mikrokosmus, worin jedes Land durch seine liebenswürdigsten Erzeugnisse repräsentirt ist.

Der ungeheure Aufschwung des Handels in der neuern Zeit fließt fast ganz aus gastronomischer Quelle: die Gastronomie ist es, welche den dauernden Verkehr zwischen beiden Welten eingeleitet; sie läßt Zucker, Kaffee, Gewürze, Wein, Salzwaaren, ja Eier und Gemüse von Pol zu Pol wandern. Ohne die Gastronomie wäre der Zucker noch eine Apothekerwaare, und die Entdeckung von Amerika hätte keine Früchte getragen. Unsere Kolonien bestehen nur dadurch, daß unser Gaumen immer wähliger geworden ist. — Wie nun die Gastronomie auf den äußern Handel und die Schifffahrt gewirkt hat, so wird sie jetzt auch auf die Eisenbahnen wirken. Der Seehandel verführt nur Produkte, die sich aufbewahren lassen: die Eisenbahnen dagegen werden auch solche in die Weite tragen, welche, seyen sie thierisch oder vegetabilisch, ganz frisch genossen seyn wollen. Der Seehandel führt uns so ziemlich nur Colonialwaaren zu, lauter culinarische

Beiwerke, namentlich zum Würzen und Versüßen der Speisen, und die für sich nur ganz leichte Gerichte geben; aber die Eisenbahnen bringen uns substantiellere Lebensmittel, wohlschmeckend und nährend zugleich, das frisch geschossene Wildbret, den eben gefangenen Fisch, das frischeste Obst und Gemüse. Gegenwärtig mussen wir mit Fischen vorlieb nehmen, die schon mehrere Tage gefangen sind, mit der Milch, die in der Umgegend von Paris fabrizirt wird, mit dem Obst, das in unserem frostigen Norden wächst. All dies muß anders werden: wenn der Transport auf den Eisenbahnen sechsmal rascher ist als der bisherige, so können wir die Lebensmittel sechsmal schneller haben und sie aus sechsmal größerer Entfernung als bisher kommen lassen. Paris, im Mittelpunkt der Eisenbahnen, kann sich demnach aus einem sechs-und-dreißigmal größeren Areal verproviantiren: kein einziger Punkt in Frankreich, der nicht Paris tributpflichtig wurde, kein einziges Erzeugniß, das es sich versagen müßte. So werden die Eisenbahnen der Gastronomie die großartigsten Dienste leisten, und umgekehrt.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen heben wir auch einige einzelne Punkte hervor.

Logischerweise beginnen wir mit den Austern, die zu jedem comfortabeln Mahle die obligate Einleitung bilden. Seit dreißig Jahren hat sich die Zufuhr der Austern ungeheuer gesteigert. Sie kamen sonst meistens zu Schiffe; sie waren daher auch nie frisch, oft so verdorben, daß man ganze Ladungen wegwerfen mußte. Diese Art des Transports ist jezt völlig aufgegeben; in neuester Zeit hat man jedoch versucht, dieselbe, nur in verbesserter Weise, wieder aufzunehmen: man läßt nämlich schwimmende Austernparks durch Dampfschiffe bugsiren. Wir wissen nicht, ob dieses Mittel anschlägt; gegenwärtig werden aber die Austern auf besondern Eilwagen nach Paris befördert, die jährlich etwa 1600mal die Tour zwischen der See und der Stadt machen. Kommen wir nun aber durch Eisenbahnen in mehr oder minder direkte Verbindung mit den Parks von Courceulles, Dieppe und Tréport, so können wir die Austern ganz frisch haben, wie sie nach vollendeter Zucht aus dem Wasser kommen.

Seit zehn Jahren hat in Paris die Consumtion von Austern um ein ganzes Drittheil zugenommen: Paris verzehrt gegenwärtig gegen sechs Millionen Dutzend Austern im Jahr, was sieben Dutzend auf den Kopf ergibt. Durch die Eisenbahnen wird die Lieferung der Waare regelmäßiger, sie selbst weit besser werden und ihr Verbrauch in's Unendliche steigen. Dies gilt von der gewöhnlichen Auster für gemeine Gaumen; aber der gebildete Gutschmecker verlangt nach den Austern von Marennes, von Ostende, nach den grünen englischen; diese kommen weit her, werden also durch Eisenbahnen noch mehr gewinnen.

Was hier von den Austern gesagt ist, gilt so ziemlich von allen Seeprodukten. Die frischen Seefische werden gegenwärtig im Durchschnitt nur 25 bis 30 französische Meilen landeinwärts verschickt. Bloß die privilegirte Stadt Paris macht hievon eine Ausnahme: denn wie für die Austern, so bestehen auch für die Seefische besondere Eilfuhren; aber diese Transporte werden größtentheils auf die Wagen der ersten Eisenbahn übergehen, welche in dieser Richtung fertig wird. — Paris bezieht seinen Bedarf an Seefischen zu zwei Drittheilen von Boulogne, Beck und Dünkirchen, zu einem Drittheil von den Küsten der Normandie nordwärts von der Mündung der Seine; die Salmen kommen größtentheils von Rotterdam über Antwerpen. Gerade die Eisenbahnen, welche von den großen Interessen der Kultur und Politik zuerst werden in's Leben gerufen werden, sind also auch für die zahllosen Liebhaber von Seefischen in der Hauptstadt die interessantesten und wichtigsten. Indem sich das Band zwischen Frankreich, Belgien und England enger flicht, bekommen wir auch die Seefische frischer und wohlfeiler.

(Schluß folgt.)

Die Piräusstraße.

(Fortsetzung.)

Von den berittenen Land- und Seehelden gehen wir nun zu den friedlichen Reitern über.

Die anziehendsten Gruppen unter diesen bilden die neuen Ankömmlinge aus allen Gegenden des griechischen und des türkischen Reichs, aus Natolien und Rumelien, auch wohl aus Alexandrien und Groß-Cairo, die in ihren Sitzen davon hörten, was die Krämer in Athen für schönen Gewinn machen, und darauf einen Ekel am Rajathum bekommen haben, freie griechische Bürger werden und ihre Thaler im christlichen Vaterlande umsetzen wollen. Dem Manne, der, den Kopf voll Spekulationen, sinnend vorausreitet, folgt die Frau, nicht nach Art unserer Amazonen, sondern rittlings auf dem Zelter; dann ein paar Esel mit Koffern, Teppichen und anderm Hausrathe, mit den Kindern und der Zofe. Man sieht, der weltkluge Handelsmann weiß sich die neuen Erscheinungen so ziemlich zurecht zu legen; aber die Frau, die Zofe und die Jugend zeigen verduzte Gesichter; denn am Ende sind ihnen die majestätischen, muselmännischen Graubärte ihrer Heimath, vor denen sie durch langes Zusammenleben die Scheu verloren haben, doch noch gefälliger als die

ungewohnten fränkischen Lichtscheeren,* die da auf- und abwimmeln.

Die europäischen Schwarzröcke, die Kaufleute aus Malta, aus Marseille und von den brittischen Inseln, dann die lieben Landsleute, Ministerialräthe, Cassations- und Appellationsräthe, die übergebliebenen Staatskanzleramtssekretäre, die unternehmenden Industriellen aus München und die Glücksritter aus allen Theilen von Deutschland, die sich gastlich hier zusammenfinden — alle diese wollen wir nur vorübergehend genannt haben. Von ihnen wird man nicht erwarten, daß sie das Malerische des Anblicks erhöhen; vielmehr kamen sie mir in diesem hellen Farbenspiel immer vor wie unliebe Dintenklere auf einem bunten Bilderbogen.

Nun besehen wir die Wagen. Da stehen die Carossen des Hofes und der Gesandten ohne Nebenbuhler da. Der junge König zeigt sich in offenem Wagen nicht selten auf der Straße, freundlich und herablassend gegen Alle, und Alles eilt herbei, um ihn zu sehen und ihn mit Ehrfurcht zu grüßen. Was aber die Diplomaten betrifft, so behaupten zwar die neuesten Geschichtschreiber, Griechenland sey das Feld ihrer Schmach, allein die Diplomaten lassen sich davon nichts anmerken. Baron Rouen und Mr. Dawkins strecken auf ihren Spazierfahrten die welthistorischen Köpfe so selbstzufrieden in die attischen Lüfte, als wenn es einen Hofrath Thiersch, einen Mr. Henry Headley Parish gar nicht gäbe.

Nun aber zeigt sich eine weite Kluft. Der Zwischenraum vom Staatswagen des englischen Gesandten bis zum vorsündfluthlichen Karren, zu dem sich die neuattische Zimmerkunst seit dem Daseyn der Piräeusstraße emporgeschwungen, bleibt unausgefüllt. Nur der Hof und die Geschäftsträger fahren hier. Schon die griechischen Minister gehen in Athen zu Fuße, oder reiten etwa auch, wenn sie das Gehen zu schwer ankommt, wie denn zum Beispiel der alte, ehrenwerthe Herr Jakobaki Rhizos, wie er mit weißem Sommerhute und kurzem Stutzerröckchen auf einem Schimmel, unter einem großen Sonnenschirme, von einem nebenher laufenden Pallikari begleitet, seine Visiten abritt, eine mir gar wohl erinnerliche Gestalt ist.

Ein Mittelstand, der Equipage besäße, ist also nicht vorhanden. Eigentlich läßt sich auch jezt erst daran denken, einen solchen zu begründen; denn ehe die drei großen Straßen des Hermes, des Aeolus und der Athene durch den Schutt geschlagen waren, hätte die Sache, abgesehen von den Mitteln, eine besondere Schwierigkeit darin gefunden, daß man wegen Enge der Gassen außerhald der Stadt hätte einsteigen müssen. Auch trat schon ein Versuch hervor, den Abstand, von dem wir eben gesprochen, zu vermitteln, und eine Art von bürgerlichem Omnibus in's Leben treten zu lassen. Es erschien nämlich mehrere Monate hindurch an Sonn- und Feiertagen eine mit zwei bedauernswerthen Kleppern bespannte, von einem schmutzigen albanesischen Wagenlenker geleitete Calesche, die sich den fahrenden Postdienst zu versehen unterfing. Ihre Erbauung wurde von Sachverständigen in's vorige Jahrhundert gesezt und französischer Industrie zugeschrieben. Wie wenig ästhetisches Gefühl muß der Mann gehabt haben, der sie in einer Rumpelkammer zu Marseille oder Toulon erstanden, und über's jonische Meer nach Attika gebracht hat! Das Unternehmen erfreute sich indessen, namentlich in jenen Zeiten, als die englische Flotte zwischen Salamis und dem Piräeus vor Anker lag, eines höchst befriedigenden Erfolges. Das Locomotiv erschien damals ausnahmsweise alltäglich und wankte den ganzen Tag über auf und ab. Insbesondere aber war in den Abendstunden der Zudrang groß; denn betrunkene Midshipmen, die den Sattel nicht mehr halten konnten, und doch an Bord mußten, gab es da in Menge. — Wenn ich mich recht erinnere, so ist die alte Arche einmal an einem unvorsichtigen Felsblock gescheitert, der sich ihr in den Weg stellte, als sie einst in der Nacht ein halb Dutzend solcher enthusiastischer Reisender hinunterführen, und ihnen zu Liebe einen etwas raschen Trab anschlagen mußte. Die Mannschaft soll zwar bei diesem Unfall gerettet worden seyn, aber die Trümmer des Fahrzeugs bedeckten, als die Sonne aufging, in wilder Zerstörung die Piräeusstraße.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

(Fortsetzung.)

Bulwers Richelieu. Literatur. Puffing.

Richelieu, von dem ganzen Plan der Verschworenen unterrichtet, erwartet dieselben ruhig in seinem Schlosse, sich auf die Treue seiner Leibwache verlassend, die jedoch verrätherischer Weise zu dem Feinde übergegangen. In diesem Augenblicke stürzt Julie herein, sich in des Cardinals Arme vor den Verfolgungen des Königs flüchtend. Kurz darauf kommen die Verschworenen an, und Mauprat erscheint mit geschlossenem Visir, den Cardinal mit Vorwürfen überhäufend, welche der Leztere damit beantwortet, daß er Julien aus dem nächsten Zimmer holt und ihrem Gatten gegenüberstellt. Dadurch wird Mauprat zum vierten Male umgestimmt und zu Richelieus eifrigstem Freunde gemacht. Nun kommt es darauf an, wie Richelieu vor den Verschworenen, von denen das Schloß wimmelt, zu retten ist. Im Augenblicke, wo man sie kommen hört, zieht Richelieu Mauprat in's nächste Zimmer, die Flügelthüren desselben öffnen sich hierauf, man

* Lichtscheere, Psalidokeri, Spitzname auf die fränkische Tracht. Der Leser wird bemerken, daß die Vergleichung nicht ganz unpassend ist.

sieht Richelieu, anscheinend todt, auf dem Bette liegen, und Mauprat mit gezogenem Schwerte an der Thüre stehend, der den Verschworenen erzählt, wie er den Cardinal im Schlafe erwürgt, was die gutmüthigen Mörder, die es nicht der Mühe werth halten, sich von der Sache näher zu überzeugen, auf's Wort glauben und sich sogleich fortmachen, um den Preis, der von dem Herzoge von Orleans auf die Nachricht gesezt worden, zu verdienen. — Mit diesen drei Aufzügen, die an und für sich lang genug sind, könnte das Stück füglich zu Ende seyn; allein wir bekommen in den zwei lezten Akten noch zu sehen, wie der König in einem Anfalle von übler Laune den auferstandenen Cardinal sehr schlecht empfängt, worauf derselbe sogleich dem Ministerium entsagt, und sich ohne Weiteres auf's Sterben verlegt; er bringt es auch im fünften Aufzuge beinahe dahin, da kommt aber einer seiner Diener hereingestürzt und übergibt dem Könige ein Paket, in dem die Verschwörung gegen Richelieu und Se. Majestät sehr klar bewiesen ist. Richelieu springt auf und scheint in einem Augenblicke seine ganze Jugendkraft wieder erlangt zu haben, die Verschworenen werden zu einer unangenehmen Operation abgeführt, und Mauprat, dem unter dem Ministerium Baradas beinahe dasselbe begegnet wäre, wird mit Julien, die alle Anträge Baradas abgewiesen, wieder vereinigt. — Die Fabel ist, wie man schon aus dieser flüchtigen Skizze sieht, ziemlich verwickelt und bei der ersten Vorstellung nicht ganz leicht aufzufassen. Den zwei lezten Aufzügen fehlt es ganz an Interesse. Dramatischen Effekt hat, wie gesagt, das Stück überhaupt wenig, einige Scenen im zweiten und dritten Akte ausgenommen; aber es ist größten Theils sehr gut geschrieben. Da Sie vermuthlich Richelieu bald deutsch lesen werden, will ich mich nicht weiter dabei aufhalten. — Zum Erfolge des Stückes trug auch die glänzende Aufführung viel bei. Ich habe nie prachtvollere Decorationen und Costüme gesehen. Bei der ersten Vorstellung wurde der Dichter bei seinem Eintritt in die Loge erkannt und lebhaft beklatscht, und am Ende des Stückes stürmisch herausgerufen. Macready spielte den Richelieu meisterhaft, so wie auch die übrigen Schauspieler ihr Bestes thaten.

Die Anzahl der Zeitschriften, die jezt in monatlichen Schillingheften herauskommen, vermehrt sich täglich. Es werden jezt selbst Novellen und Erzählungen auf diese beliebte Manier herausgegeben, und Leute, welche sich besonnen hätten, eine Guinee für ein Buch auf einmal zu geben, zahlen jezt mit Vergnügen ihren Schilling monatlich und ergözen sich an einer Erzählung anderthalb Jahre lang. Der Schriftsteller sieht dabei natürlich darauf, daß das monatliche Heft allemal in dem Augenblicke abbricht, wo Jack, oder wie der Held heißen mag, im Begriff ist, von dem Bösewicht ermordet zu werden, so daß der Leser am zweiten April schon wünscht, es wäre der erste Mai, um für seine zwölf Pence erfahren zu können, ob denn Jack wirklich todt ist oder gerettet wird, um seine Lucy heirathen zu können. — Um diese Jahreszeit, zu Anfang der Saison, wird gewöhnlich London mit Novellen aller Art überschwemmt, und die Zahl derer, die dieses Jahr erschienen, ist wirklich Legion; unter Andern hat eine von Lady Bulwer, des Schriftstellers Gattin, von der er jedoch getrennt lebt, viel Interesse erregt. — Man ist sehr neugierig auf ein Werk, welches binnen Kurzem erscheinen soll, genannt: „Don Juan der Jüngere, von Lord Byrons Geist,“ worin die Geschichte Don Juans fortgesezt, und viele lebende Personen eingemischt werden sollen. — Wir haben kürzlich auch mehrere Reisebeschreibungen erhalten, wovon Smiths „Peru as it is,“ Laings „Tour in Sweden,“ und „A journey through Russia, the Caucasian Alps, and Georgia, with Koordistan, by Captain R. Miguan, die besten sind.

Bis jezt ist der Urheber des Attentats gegen Mad. Vestris noch nicht entdeckt und wird auch schwerlich je entdeckt werden, indem die allgemeine Meinung ist, daß der Handel von ihr selbst veranstaltet worden. Zu welchem Zwecke sie sich so lächerlich gemacht haben sollte, ist mir nicht recht einleuchtend; wäre ihr Theater nicht so besucht als es ist, so könnte man denken, die Höllenmaschine sey fabricirt worden, um das Publikum anzulocken; denn um solches zu bewerkstelligen, nimmt man in England seine Zuflucht zu den außerordentlichsten Mitteln. In der That kann auch hier nichts gelingen, was nicht von „puffing,“ was wir etwa mit Charlatanerie übersezen könnten, unterstüzt wird. Täglich wird in dieser Branche etwas Neues erfunden, welches seiner Originalität wegen öfters dem Erfinder Ehre macht. Ein Fremder kann nie durch die Straßen gehen, ohne alle zwei Schritte auf etwas der Art zu stoßen, das ihn in Erstaunen sezt und oft zum Lachen reizt. Da Anschlagzettel an der Mauer hier wenig gelesen werden, indem die Vorübergehenden meistens keine Zeit haben, sich aufzuhalten, so gehen bekanntlich die Anschlagzettel spazieren; sie werden auf ein Brett geklebt, und ein Mann, der eines vorne und eines hinten umgebunden hat, trägt sie einher, oder sie werden auf Stangen herumgetragen; manchmal, um die Sache auffallender zu machen, gehen zwanzig oder dreißig Männer hintereinander mit derselben Anzeige auf Stangen. Bei jedem Ausgang bekommt man zwanzig verschiedenerlei Anzeigen in die Hand gesteckt; man sieht Wagen in den sonderbarsten Formen, von oben bis unten mit Anzeigen vollgeklebt; so hat der Wagen eines Hutmachers die Gestalt eines enormen Hutes, in welchem sich der Kutscher ungesehen befindet. Phantasiestücke, wie die folgenden, sind in Riesenlettern an den Mauern zu lesen. Frage: „Warum kauft Ihr Euer Tuch bei N. N. in — Straße?“ — Antwort: „Weil es der schönste, beste und billigste Laden in ganz London ist.“ Oder „Königliche Proclamation. Wir, Victoria u. s. w.“ und die erste Hälfte ist ganz in dem Styl einer Proclamation geschrieben, was viele Leser versammelt. In der zweiten Hälfte entdeckt es sich jedoch, daß J. M. allen ihren Unterthanen anbefiehlt, ein gewisses Buch, oder eine gewisse Art Branntwein bei den Herren N. N. und bei keinem andern zu kaufen, bei Verlust ihrer königlichen Gnade. Diese Charlatanerie, wovon dies nur kleine Muster sind, erstreckt sich durch alle Zweige der Londoner Gesellschaft in den verschiedensten Formen.

In dem Theater der Madame Vestris selbst sind seit Kurzem mehrere neue und gute Stücke gegeben worden. Unter andern ist besonders eines: The Burlington Arcade, wegen des beißenden Witzes, womit es über Stadtleben und Moden herfällt, bemerkenswerth. Ich will nur eines der vielen darin vorkommenden Bonmots zum Besten geben. Es ist jezt hier Mode, das Haar außerordentlich lang zu tragen, was à la jeune France genannt wird. Ein Friseur, der das Haar auf solche Art trägt, wird in dem Stücke von einem Irishman um die Ursache gefragt. „That is the way young France wears it,“ erwidert der Friseur. Worauf Paddy, der ihn mißversteht, ganz naiv antwortet: „Well, I know, if I was old France, I should not allow my son to make such a fool of himself.“ — Obgleich die Season lange ihren Anfang genommen, ist doch noch sehr wenig von ihrem Glanze zu sehen, woran hauptsächlich das kalte, schlechte Wetter, und auch die Abwesenheit mehrerer der leading fashionables, die sich auf Reisen befinden, Schuld ist.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 99.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 25. April 1839.

Mutter Athene, dir auch, dir wuchs dein herrlicher Hügel
Stolz aus der Trauer empor.

Hölderlin.

Die Piräeusstraße.

(Fortsetzung.)

Fortan blieb die Lücke unausgefüllt. Außer den Carossen des Hofes und der Fremden sieht man nur noch die einfachen Karren der Einheimischen, die in ihrer Unbeholfenheit an die Zeiten erinnern, wo Deukalion und Pyrrha noch die Steine hinter sich warfen, aus denen Menschen wurden. Wo noch vor ein paar Jahren nur hie und da auf sumpfigem Pfade ein einsames Lastthier gesehen wurde, da ziehen nun täglich Hunderte solcher Frachtfuhren auf geebnetem Wege einher und bringen die Erzeugnisse des fränkischen Gewerbfleißes und die der heißen Zonen in die Waarenlager der Hauptstadt, oder führen Bauholz oder Ziegel von Triest, oder Steine, die in den Brüchen des Piräeus gehauen wurden und nun eben verbaut werden sollen. Auch das Schiff der Wüste erscheint und schleift geduldig Bretter, die, zwischen Hals und Höcker befestigt, auf der Erde nachschleppen, so daß das Thier einem Truthahn gleicht, der zornig seine Flügel auf dem Boden streift. Und die armen kleinen Bauunternehmer, die nur ein Stübchen auf die Ruinen ihrer frühern Gemächer kleben wollen und keine Hamaxa — dies ist der stolze Name für die oben erwähnten Lastwagen — vermögen, benützen ein Eselein oder ein lendenlahmes Streitroß, um Bausteine zuzutragen.

Jetzt zu den Fußgängern. Geschäftslose Lustwandler sind selten; die Griechen sind keine Spaziergänger. Wer seine vier Wände satt hat, macht so lange Besuche, bis er wieder ein Heimweh fühlt, und auch die Deutschen werden unter dem glücklichen Himmel bequemer. Auch ist der Staub, der oft in dichten Wolken die Straße umwirbelt, sehr lästig, und gefühlvolle Seelen ziehen daher eine Promenade gegen den Ilissos oder an den Kephissos hinab vor; die schöne Welt aber hat an Feiertagen ihren Corso gegen Patissia hinaus.

Von höherm Range und feinerer Art zeigen sich daher wenig Spaziergänger auf der Straße. Dagegen bemerkt man, namentlich an den Festtagen, Haufen griechischer Matrosen, die hinausziehen, um das Kastron zu besehen, das die vielberühmte Belagerung ausgehalten hat, und wo Odysseus und Guras, die besungenen Pallikaria, verendet; meist gut gewachsene, schlanke Bursche, die für solche Besuche immer das Schönste herausnehmen, was in ihren Kleidertruhen verwahrt liegt, und schmuck und stattlich einherschreiten. Lustig und mit melodischem Gesang treten die Zantioten, die Kephalonier auf, gesuchte Handwerker und vorzüglich Maurer, die gewöhnlich an den Ruhetagen ihre Lustfahrten nach dem Piräeus unternehmen und, von Wein begeistert, auf der Heimkehr

ihre schönen italienischen Lieder anstimmen. Minder anmuthig, aber stark und knochenfest sind die Seeleute Englands, die hearts of oak, die trunken und aus rauhen Kehlen brüllend, ihrem Elemente zuwanken. Endlich noch die albanesischen Hirten, die ihre Heerden auf den Markt der Königsstadt treiben, in ihren weißen Kapoten, in der malerischen Tracht, die Horace Vernet seinem Eleazar gegeben hat, der von der schönen Rebekka zu trinken begehrt.

Und dann darf ich auch euch nicht vergessen, ihr bayerschen Landsleute, ihr vielgeplagten Krieger, die ihr im heißen attischen Sommer und in den grimmigen Wintertagen, wo der Boreas so eisig schneidet, diese Straße gegründet und aufgeworfen habt. Ach, so viele von euch, die hoffnungsvoll und glücklicher Zukunft gewärtig, das schöne Land zwischen Lech und Inn verließen, viele deckt schon die lebenerzeugende Erde weit vom Vaterlande unter fremdem Himmel! — Jene Schädel, so dauerhaft und fest wie Eichenbohlen, an denen weiland die steinernen Maßkrüge zerschellten, wie ein Fischerboot an einem Felsenriff, sie konnten dem Brand der griechischen Sonne nicht widerstehen; und der Magen, ein Faß der Danaiden, wenn's zu trinken galt, dieser Magen, der die Speckknödel nur nach Dutzenden zählte, der Glut des tzakonischen Weins,* dem süßen Gifte der Peponia und Karpussia** mußte auch er erliegen; und jene Fäuste, die ein Tischeck vom härtesten Holze herunterschlugen, auch sie ermatteten an der schweren Arbeit, und in der stechenden Hitze der griechischen Tage und der feuchten Kälte der griechischen Nächte. — Ihr hattet wenige gute Stunden! Was half es euch, daß sich am Saume des Oelwaldes wie ein barmherziger Samariter ein griechischer Wirth jene kleine hölzerne Bude erbaut hatte, um euch mit Wasser, Wein und Rum zu laben! Ihr wart dort nie recht froh, und wenn man euch auch zu einer Fidel oder einer Mandoline singen hörte, es ging euch nie von Herzen. „Frisch auf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd!" das klang wie ein Hohn, und wenn euch irgend etwas mit Gefühl vorzutragen glückte, so war es das schöne Lied von Bertrands Abschied, das euch auch an den eurigen erinnerte, den herben Abschied vom Lande des Biers und der Liebe.

(Fortsetzung folgt.)

* Der tzakonische Wein wächst in der Tzakonia, im Gebiete des alten Laceniens. Unter den geharzten Weinen gilt er für den besten.

** Peponia und Karpussia — Wasser- und Zuckermelonen.

Die Eisenbahnen und die Gastronomie.

(Schluß.)

Beim großen Schwung, den die Eisenbahnen dem Handel mit Seefischen ertheilen müssen, wird die ganze Masse der Bevölkerung gewinnen, welche bisher etwa zwölf Millionen Pfund Fische zu fünf Millionen Franken oder im Durchschnitt zu acht Sous das Pfund verzehrte; aber auch die Feinschmecker dürfen sich dabei neue, ihnen bisher versagte Genüsse versprechen. So konnte die köstliche und doch an der bretagneschen Küste so häufige Sardelle (sardine) bis jetzt nicht frisch nach Paris gebracht werden; so entbehren wir noch der herrlichen Fische von den Küsten des Mittelmeers, des Thunfisches, der nur in Oel aufbewahrt zu uns kommt, der Sardelle des Mittelmeers (anchois), die wir nur eingesalzen und gepökelt kennen: sind einmal die Eisenbahnen nach Westen und Süden fertig, so bekommen unsere Feinschmecker alle diese Fische ganz frisch, noch mit dem Seebouquet.

Der Fisch soll als erster Gang servirt worden seyn; jetzt kommt der Braten an die Reihe, Geflügel und Wildbret. Drei Länder im alten Frankreich machen sich die Ehre streitig, das beste Geflügel zu liefern: das Land Caux, Mans und Bresse. Schon lange führen sie ihre besten Produkte der Hauptstadt zu; aber die Hühnerzucht muß sich noch sehr bedeutend ausbreiten, sobald durch die Eisenbahnen der Absatz steigt. — Das Wildbret ist noch gesuchter als das Geflügel; es constituirt zum großen Theil die Gerichte der transscendentalen Küche. Leider sind die Forste und Heiden, wo das geschätzteste Wild haust, sehr weit von Paris, und für die Zufuhr von Wildbret sind somit die Eisenbahnen noch ungleich wichtiger als für die des Geflügels. Man rechnet, daß jährlich in Paris für etwa acht Millionen Franks Wild und Geflügel verzehrt wird; aber bei weitem am meisten kommt auf Hühner, Truthühner und Tauben. Nach offiziellen Berichten werden nur 131,000 Rebhühner, 177,000 Kaninchen und 29,000 Hasen verkauft: man sieht, Wildbret ist noch immer eine aristokratische Speise; durch die Eisenbahnen muß es popularisirt werden.

Nun kommen die Produkte des Ackerbaus und der Gärtnerei. Der Mensch ist ein animal omnivorum, und die Genüsse, welche das Geschmacksorgan gewährt, haben bei ihm unter allen Wesen den weitesten Umfang. Die Erzeugnisse des Gartenbaus, namentlich Gemüse aller Art, die animalisirten Stoffe, wie Eier, Milch, Butter, Käse, sind für jede große Stadt sehr wichtige Artikel. Paris verzehrt jährlich 75 Millionen Eier, 36 Millionen Litres Milch, 23 Millionen Pfund Butter. Auf einen Pariser kommt im Durchschnitt beinahe so viel Butter

als auf einen Londoner, und doch weiß man, wie stark die gerösteten Brodschnitten bestrichen werden, welche jeder Engländer zu seinem Thee ißt. Könnten wir aber nicht reinere, fettere Milch haben, als die uns die magern Kühe aus der Umgegend von Paris liefern? könnten wir nicht die Butter schneller von den Küsten des Kanals kommen lassen? könnten wir nicht bessere, wohlschmeckendere Gemüße haben, als wie sie vor den Thoren durch Massen von Dünger erzwungen werden? Alle diese Fragen beantwortet nur die Anlegung von Eisenbahnen: erst dann können uns diese täglichen Bedürfnisse aus größern Entfernungen zukommen.

Man wird eine Einwendung machen und sagen: alle die kleinen Viehzüchter und Gärtner werden nicht 20, 30, 40 Meilen machen, um ihre Erzeugnisse los zu werden; die Wagenzüge können nicht alle fünf Minuten anhalten, um Kleinigkeiten aufzunehmen. Der Einwurf wäre gegründet, wenn alle zumal zu Markt gehen müßten; aber dem ist nicht so: ein ganzer Distrikt trägt seine Waaren auf einen Fleck zusammen, hier wird alles Commissionären, einer Art von Großhändlern, übergeben und hinterher der Erlös im Verhältniß der Lieferung, nach Quantität und Qualität, getheilt. In den meisten Städten werden schon jezt Seefische, Butter und dergleichen auf diese Weise verkauft. Die zerstreuten Milchverkäufer in der Gegend von Pontoise bringen täglich daselbst 5000 Litres Milch zusammen, die sofort für ihre Rechnung verkauft wird. Kommen durch die Eisenbahnen solche Associationen zu gemeinschaftlichem Absatz zu Stande, so erhält der Großstädter nicht nur bessere Lebensmittel, sondern auch eine gewisse Garantie gegen Verfälschung, weil die Vereinsglieder ein Interesse haben, sich gegenseitig zu überwachen. Wie es bis jezt geht, dürfte man sich Glück wünschen, wenn die Milch immer nur mit Wasser versezt wäre; aber wie oft ist der rahmigte Schaum am Rand der Kanne nichts als Schöpsenhirn, mit Milch geschlagen!

Noch ist vom Obst zu sprechen, vom Dessert. Die Umgegend von Paris liefert treffliche Obstsorten: berühmt sind die Trauben von Fontainebleau, die Pfirsiche von Montreuil, das, einst ein elender Weiler, jezt 5000 Einwohner zählt, die den Pfirsichbau treiben und drei Monate im Jahr unsere Tafel mit ihren köstlichen Früchten versehen. Aber wir möchten auch die berühmten Aprikosen aus der Auvergne dazu haben; die Marseiller Feigen mit dem zarten Fleisch äßen wir gerne ganz frisch, während sie uns jezt nur trocken, geruchlos zukommen. Durch die Eisenbahnen bekommen wir Alles dies, ein Dessert, das die Früchte des ganzen Landes umfaßt und durch die Mannigfaltigkeit der Formen, die Pracht der Farben, durch lieblichen Geruch und köstlichen Geschmack alle Sinne zumal ergözt.

So werden denn die Eisenbahnen das Bereich der Gastronomie unendlich erweitern; und ist es wahr, was Brillat-Savarin sagt, daß das Geschick der Völker von ihrer Lebensweise abhängt, was wird aus Paris, im Mittelpunkte eines Netzes von Eisenbahnen, wenn einmal seine Bewohner beim selben Mahle die frischen Erzeugnisse der Normandie, der Auvergne und der Provence vereinigen! Aber wenn Paris den Werbedistrikt für seinen Magen erweitert, wie viel müssen die Provinzen dabei gewinnen! Der Ackerbau, der die Urstoffe erzeugt, der Handel, der tauscht und befördert, die Industrie, die alle gastronomischen Elemente zubereitet, werden einen ganz neuen Schwung erhalten. Die Gastronomie, der die Eisenbahnen Alles in den Schoß schütten, schickt dann umgekehrt die Resultate ihrer Forschungen und Entdeckungen hinaus zu den Fischern, Jägern, Pächtern, Gärtnern, die Tag für Tag unsere Küchen füllen: allgemeines, die ganze Bevölkerung umfassendes Wohlleben!

Im Lenz.

Als der Winter kaum begonnen,
Tiefer Schnee lag weit und breit,
Dacht' ich: ach, bis er zerronnen,
Welche lange, lange Zeit!

Und nun pocht schon leis an's Fenster
Frühlingsahnen zart und mild,
Aller Sorgen Nachtgespenster
Weichen einem Hoffnungsbild.

Während wir noch ängstlich zagen
Vor des Lebens Dunkelheit,
Da beginnt schon hell zu tagen
Morgenroth der Ewigkeit.

Emma v. Nindorf.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, April.

Eine Mordthat.

Während in Paris der schaudervolle Prozeß der Mörder Lesage und Soufflard die Assisen füllte, sezte hier eine nicht minder schaudervolle Begebenheit die ganze Stadt in Bewegung. Frau von Ambach, die Wittwe eines angesehenen Beamten in Salzburg, lebte seit einiger Zeit in Wien auf einem etwas freien Fuße. Frau von Ambach war reich, unabhängig, ziemlich hübsch, lebenslustig und gegen ihre Anbeter freigebig; natürlich, daß es ihr an solchen nicht fehlte. Wien ist an derlei Damen nicht arm, und die ausgeartetsten Schilderungen Paul de Kocks und Consorten finden hier eben so gut ihre Originale als in Paris. Plötzlich wurde Frau von Ambach vermißt. Ihre Camerière hatte sie seit zwei Tagen nicht gesehen; sie sagte aus, ihre Gebieterin habe vor zwei Tagen von einem jungen Manne, den sie bisher nur

einigemal bei ihr gesehen, spät Abends einen Besuch empfangen; sie selbst habe sich bald darauf zu Bette begeben und am andern Morgen das Zimmer ihrer Dame verschlossen gefunden. Gewohnt, daß Frau von Ambach bisweilen sehr früh auf das Land fahre, habe sie daran keinen Anstoß genommen, um so mehr, da das Zimmer wie gewöhnlich von Außen abgesperrt war. Dieses wurde nun erbrochen und zum Entsetzen Aller fand man Frau vom Ambach in glänzender Toilette, über und über mit Blut bedeckt, auf dem Sopha todt hingestreckt. Ein Dolchstoß ging ihr durch die Kehle; die geöffnete Chatoulle und das daraus entwendete Gold und Geschmeide verriethen klar, daß hier ein Raubmord geschehen sey. Die Section des Leichnams gab der schaudervollen Begebenheit eine Art von tragikomischem Anstrich. Sie wies nämlich aus, daß die Ermordete, ehe sie hingeschlachtet wurde, ein gutes Souper und Champagner zu sich genommen. Souffard und seine Gefährten verschwinden gegen diesen Mörder. Und doch gehören jene zu der Hefe des Volkes, während hier alle Anzeichen darauf hinwiesen, daß dies hier nicht der Fall ist Die Nachforschungen der Polizei gingen in's Unbeschreibliche; sie wurden jedoch dadurch erschwert, daß die Camerière über dreißig Personen namhaft machte, welche der Gunst ihrer Gebieterin sich erfreuten. Auf alle diese machte die Polizei nun Jagd, ließ jeden ihrer Schritte beobachten, nahm sie in's Verhör, einige sogar in Verhaft, wodurch abermals manche tragikomische Anekdote hervorgerufen wurde, da unter jenen Personen mehrere verheirathete Männer sich befanden. Doch waren alle Nachforschungen vergebens und man gab im Publikum schon die Hoffnung auf, den Mörder zu erwischen, als plötzlich die Nachricht, er sey eingefangen, Alles elektrisirte. Wie vorausgesehen, gehört der Schändliche wirklich den bessern Ständen an; sein Name ist K. Er ist ungefähr dreißig Jahre alt, von gutem, hohem Körperbau und durchaus feinem und elegantem Aeußern. Er soll in mehreren Cirkeln gerne gesehen worden seyn, theils um seiner mannigfachen Sprachkenntnisse, theils seines angenehmen Betragens willen. Den Steckbrief, der, nach der Aussage der Camerière abgefaßt, seine Person genau beschrieb, hatte er im Gasthause und in einigen Privathäusern selbst vorgelesen und so auf eine merkwürdige Weise die Aufmerksamkeit von sich ganz abgelenkt. Wahrscheinlich dadurch sicher gemacht, wagte er es endlich, die geraubten Juwelen unter der Hand loszuschlagen und gerieth so in die Gewalt der wachsamen Polizei. Seit einer ganzen Woche ist dies nun das große Gespräch der Stadt.

(Fortsetzung folgt.)

London, April.

(Schluß.)

Mannigfaltiges. Klatschblätter.

Die Minister haben versprochen, am 15ten dieses Monats den Plan, nach welchem Irland bis jezt regiert worden, vor das Haus zu bringen. Obgleich die Gouvernementsblätter genug von der Ruhe, die daselbst herrscht, sprechen, so sind doch die Berichte über die täglich dort verübten Mordthaten und andere Greuel, denen man nicht einmal auf die Spur kommen kann, indem die Zeugen nicht wagen, die Wahrheit auszusagen, schlechte Beweise für die Richtigkeit dieser Angabe. Es wäre hohe Zeit, daß für dieses unglückliche Land etwas gethan würde. — Auch in dem Innern Englands sieht es nicht sehr friedlich aus, und es herrscht eine starke Gährung in der arbeitenden Classe; bei einer Versammlung der lezteren in Devises vor einigen Tagen gab es sogar blutige Köpfe. — Die Subscriptionen für Grace Darling, ihren Vater und die übrigen Fischerleute, die auf so heldenmüthige Weise die Ueberlebenden auf dem Wrack des Schiffes Forfarshire gerettet, belaufen sich bereits auf die bedeutende Summe von 665 Pf. Sterling. — Man spricht davon, daß das Gouvernement die drei Londoner Brücken, Waterloo-, Vauxhall- und Southwark-Brücke, die bis jezt Privateigenthum waren, an sich kaufen wolle, um sie dem Publikum frei von dem jezigen Zolle zu öffnen, was sehr wünschenswerth wäre. — Der neueste Geniestreich, der von den hiesigen Chevaliers d'Industrie erfunden und seit Kurzem mehrmals mit gutem Erfolge ausgeführt worden, besteht darin, Wohnungen in den elegantesten Quartieren der Stadt zu miethen, und daselbst allerhand Unfug anzustellen, bis die Hauseigenthümer ihnen eine Summe Geldes anbieten, damit sie ausziehen. Bei einer Gelegenheit erhielten sie auf diese Art 40 Pf.; bei einer andern wurden sie jedoch von dem Hausherrn, der weniger ceremoniös war und sich zwanzig starke Kerls bestellte, mit Sack und Pack aus dem Hause geworfen. Ein äußerst elegant gekleideter junger Mann kam vor einigen Tagen zu einem Herrn Emslie, der ein Haus in dem schönsten Theile der Stadt besizt, und miethete den ersten und zweiten Stock desselben. Kaum war er jedoch eingezogen, als große Anschlagzettel an den Fenstern erschienen, ankündigend, daß Affen, gelehrte Hunde, Flöhe und dergleichen Naturwunder daselbst für den Eintrittspreis eines Penny zu sehen seyn würden. Der Hauseigenthümer rechtete natürlich mit seinem Miethsmann, welcher sich jedoch weigerte, das Haus zu verlassen, wenn ihm nicht 50 Pf. ausbezahlt würden. Nach vielem Hin- und Herreden wurde die Sache für zehn Guineen arrangirt.

Es hat sich seit Kurzem hier eine Gesellschaft zu einem sehr wünschenswerthen Zwecke gebildet, nämlich die scandalösen Journale, die seit vorigem Jahre erscheinen, und Anfangs der Neuheit wegen sehr starken Abgang hatten, zu unterdrücken. Diese Journale scheinen nicht nur in allen Stadttheilen, sondern auch in allen Privatcirkeln Korrespondenten zu haben, indem sie ohne Rückhalt alle Familiengeheimnisse, deren sie habhaft werden können, mit den Namen der Betheiligten vor die Augen des Publikums bringen. Dabei gebrauchen sie die Vorsicht, als nominellen Redakteur Jemanden zu nehmen, der im Schuldenarrest sich befindet und dem man daher nichts anthun kann. Eines derselben, The Paul Pry, brachte sich jedoch durch seine zu weit getriebene Effronterie selbst um seine Existenz. Diese Blätter machten nämlich ihren größten Profit durch die Summen Geldes, die sie von Leuten unter der Drohung erpreßten, sie in ihrem Blatte figuriren zu lassen, was Niemanden sehr angenehm ist. Ein gewisser Prady, der mehrmals im Paul Pry figurirt hatte, erhielt von der Redaktion eine Note, ungefähr wie folgt: „Die Redaktion des Paul Pry benachrichtigt Herrn Prady, daß, falls er derselben nicht 50 Pf. übersendet, er in ihrem Blatte der Fälschung und anderer verschiedener Verbrechen beschuldigt werden soll." Um diese Impertinenz vollkommen zu machen, hatte einer der Redakteurs sogar die Frechheit, eine Stunde hernach persönlich wegen der Antwort zu kommen, worauf er sogleich festgehalten wurde und seitdem im Gefängnisse sizt. Die übrigen Mitarbeiter entkamen, aber das Blatt hat aufgehört. Es ist zu hoffen, daß die übrigen bald diesem Beispiele werden folgen müssen, und daß diesem schändlichen Broderwerbe, der in den mangelhaften Gesetzen Englands seinen Schutz findet, ein Ende gemacht werden wird.

Beilage: Kunstblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 100.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 26. April 1839.

Admiranda tibi levium spectacula rerum
Dicam. —

Virgil.

Moden.

Uebergang vom Winter zum Sommer. Thierische und menschliche Toilette. Männlicher Haarputz.

Der Uebergang vom aufrichtigen Winter zum entschiedenen Frühling bildet immer eine unangenehme kritische Periode im Modeleben. Aber diesmal verzögert das schlimme Frühjahr ganz ungewöhnlich lang zugleich das Ausschlüpfen der geflügelten Insekten und die Entwicklung der Frühlingstoilette. Auch an der Geburtsstätte der Moden herrscht in den Zeichen des Widders und des Stiers in der Tracht dieselbe Gesetzlosigkeit, dasselbe tappende Vor- und Zurückgreifen, wie in der Witterung selbst. Es ist immer ein schwerer Prozeß, bis sich die plumpe, haarige Raupe des Muffs zum farbigen zephyrischen Fächer und Sonnenschirm entfaltet hat. Das deutsche Frauenzimmer sollte sich Glück wünschen, daß es alle die Farbenwechsel und lokalen Häutungen, welche zwischen beiden Entwicklungsstufen in der Mitte liegen, in der Regel nicht durchzumachen hat. So schnell die Moden laufen, kann und mag sich doch die große Mehrzahl der deutschen Damen auf jene Zwitterformen nicht einlassen. Zwei, drei ausgeschlüpfte Buttervögel, die über den Rhein flattern, machen noch keinen Modesommer; sie warten getrost, bis am unzweideutigen Sonnenstrahl die ganze große Brut auskriecht und es zoologisch feststeht, mit welchen Umrissen und Farben seiner Seiden- und Gazeflügel, mit welcher Befiederung seiner Fuhlhörner das fashionable Insekt seine Campagne machen wird. Es sind in jeder Hinsicht bedenkliche Maßregeln in der Toilette, die an die Ordonnanzen erinnern, nach welchen mit dem ersten Mai das ganze Militär die Leinwandbeinkleider anlegen und die Orangerie im Freien aufgestellt werden muß. Unsere Weiber thun sehr wohl daran, wenn sie in der frostigen Morgenwache,' welche die Nacht des Winters vom Tage des Sommers scheibet, Sammthut und Mantel, halb als Bedürfniß, halb als Prätert, nicht fahren lassen und zuwarten, bis es entschieden ist, in welcher neuen Uniform sie zur sommerlichen Parade ausrücken sollen.

In solcher Periode des Uebergangs ist für diejenigen, welchen die Gaben der Mode nicht von selbst zufließen, nichts Nützliches zu berichten. Ja, lägen Luxusgesetze noch im Geiste unserer Zeit, so dürfte in diesen Monaten und in den analogen herbstlichen, wo die Rückwandlung erfolgt, von einer väterlichen Censur die Herausgabe deutscher Modejournale gänzlich sistirt werden, weil ihre blindlings zusammengerafften Notizen nur dazu dienen können, die Schwachen und die auf ihr eigenes Urtheil, ja oft auf ihre eigenen kunstreichen Hände Verwiesenen

zu irren und zu verführen. Sagen doch die rationellsten Pariser Modeberichte selbst: „in dieser Epoche beschäftigt man sich vielmehr mit den Sommermoden als mit den laufenden, die eigentlich gar keine sind. Man bemerkt überall Projekte, die vernünftigerweise erst im Juni, Juli zu Ausführung kommen können;" sie setzen freilich hinzu: „mais nous les devons connaître dès à présent." Aber wir haben dies schon darum nicht nöthig, weil wir gar nicht wissen, ob etwas daraus wird, und jedes Frauenzimmer weiß nur soviel, daß es bei uns so thöricht wäre, sich auf eine Mode vorzubereiten, als auf ein Erdbeben.

Unter diesen Umständen wäre ich diesmal um Stoff verlegen gewesen, hätte mich nicht der Zufall gestern mit einem jener feinen Jünglinge zusammengeführt, welche im Pilgerkittel des Paletot aus dem Mekka der Moden zurückkehren. Kaum ein Vierteljahr, so hatte sein Stiefel in den Sand unseres Schloßgartens eine Spur gedrückt, gleich der des tüchtigen Arbeitspferdes, und jetzt, wunderbar! glich sein Fuß dem zierlichen, glänzenden Hufe des reinblütigen arabischen Rosses; und so Alles in aufsteigender Linie bis zur Mähne, welche, früher naturalistisch borstig, jetzt in sanftem Lockenschlag über die Ohren fiel. Ich bewunderte die Frisur, die Allem nach frisch vom Eisen kam; aber der junge Mann versicherte mich, dies sey nur ein Schatten, leider ein massiver Schatten von dem, was die wahre Kunst leiste: das Gefühl der Befriedigung um Haupt und Ohren, der Capillarruhe, so zu sagen, das ihn in Paris nie verlassen, verhalte sich zum stündlichen Aerger über das Machwerk deutscher Perrückenmacher, wie ein Roman von Balzac zu einem der deutschen französirenden Schule.

Dies lenkte meine Gedanken auf den Haarputz der Männer in der nächsten und der fernern Vergangenheit. Ich gedachte der Revolutionen, welche Haupt- und Barthaar in der Geschichte erlitten, des bestimmten Charakters, welchen ganz besonders dieser Theil der Tracht den Bildern aus ganzen Zeiträumen ausdrückt, der seltsamen Stürme, welche nicht selten den Uebergang von einer Sitte zur andern bezeichnet, und ich meinte, eine flüchtige historische Uebersicht dieser Wechsel könnte Vielen das eigenthümliche Vergnügen gewähren, das man empfindet, wenn man einem in einer gewissen Ordnung Dinge sagt, die man einzeln alle vorher gewußt hat.

Es hat wohl nie ein Volk gegeben, das den Wuchs von Bart und Haupthaar geradezu der Natur überlassen hätte. Diese Reminiscenz des thierischen Pelzes ist immer und überall zu einem Putze umgebildet worden. Die Haar- und Bartkultur ist der ursprünglichste und wesentlichste Theil des physiologischen Triebs des Menschen, durch dessen Gebilde sich jene eigenthümlichen Naturwesen, welche man Völker nennt, sinnlich oft noch weit deutlicher unterscheiden, als durch das Nationalgepräge in Knochen und Muskeln. Auf der Außenfläche seiner Entwicklung in Zeit und Raum, mit dem, was man im weitesten Sinn Kostum nennt, wiederholt der Mensch nur die unerschöpflichen Ideen der Natur, die ihren Wesen die mannigfachsten Gewänder und häufig nahe verwandten Geschlechtern die abstechendste äußere Auszeichnung gibt: Putz und Schmuck aller Art, Knebelbart und Mähne, winkende Federbüsche und bedeutsame rothe Schöpfe sammt Backenbart, prächtige Schleppen, die oft zum wundervoll gestickten Fächer aufrauschen, zierlich bemaltes Fell, gleich façonnirter Plüsche, eintöniges, gleich dem feinsten Sammt, buntes Gefieder, wie aus abstechenden Seidenstoffen drapirt, Halsbänder wie zu Commenthurkreuzen, Hauben, Calotten und Perrücken, Flügel von Gaze und Atlas, Organe gleich künstlichen Blumen und Brillantgeschmeide u. s. w. Waffen zu Schutz und Trutz, Panzer und Schilder, Horn und Stoßzahn, Schwert und Säge, Sporn und Stachel, Bohrer und Zange, Giftpfeil und Petarde.

(Fortsetzung folgt.)

Die Piräusstrasse.

(Fortsetzung.)

Da tranken sie lebensmüde ihr Eiswasser, ihren Tzaloniko oder ihr Raki unter dem mit längst verdorrtem Laube überlegten Schutzdache, und schauten wehmüthig zu den gelben Blättern hinauf und erinnerten sich dabei an die uralten Linden, die die kühlen Sommerkeller im Vaterlande überschatten, schallend von fröhlichen Zeisigen und Finken, lieblich rauschend vom spielenden West; an die süßen Stunden, die sie mit lustigen Gefährten oder mit der Liebe ihrer Jugend unter ihrem grünen Dache verlebten, „als Sommertage noch schön waren." Ja, was waren all diese Rakihütten gegen die herrlichen Trinkorte im Bayerland, gegen die schönen Gärten des königlichen Münchens, Tivoli und Paradies, gegen all die Wallfahrtsorte, die da einen magischen Kreis um die große Mutterstadt schließen, von dem uralten Börnig in seiner bäuerlichen Einfalt bis zu Hesellohe, am steilen Absturz des Isarufers, wo der Pfingstmontag auf dem frischen Rasen unter dem grünen Baldachin der Linden so viele Tausende zu Lust und Freude vereint; und von Fürstenried in stiller Waldeinsamkeit bis zum agilolfingischen Käferlohe, das nur einmal des Jahrs hervortritt, aber dann wie ein Löwe, und am dritten Herbstmonde einen saturnalischen Viehmarkt hält, von dem nüchtern

zurückzukehren nur Wenigen gelingt. — Wie viele solche Plätze sind noch zu finden in unsern Bergen, in unsern fruchtbaren Ebenen! Erinnert ihr euch an den Weber an der Wand, hoch über den buschigen Gestaden des mächtigen Inns, von wo der trunkene Blick, dem Strome folgend, weit hinaus in unsere gesegneten Gauen schweift? denkt ihr an den Müller am Baume in der wildschönen Schlucht der Mangfall, an die junge Fischerlisel am idyllischen Schliersee, an das classische Tölz, das den vielbeneideten Ruhm hat, das beste Bier auf deutscher Erde zu brauen, an den Drexelmaier Keller auf der freundlichen Höhe über dem schmucken Landshut, an den Tegernheimer Keller zwischen dem gothischen Regensburg und der hellenischen Walhalla? Doch es wäre kein Ende, auch nur das Beste zu erwähnen.

Und die Bockzeit! Die Bockzeit ist die Münchner Weinlese; aber sie fällt in den wonnereichen Lenz, wo die Wiesen grünen, und das Laub sprießt, und die Vögel singen, und der Mensch sich wieder über den blauen Himmel und die grüne Erde freut, und nicht in den Oktober, wo er den Sommer des Jahrs schon überlebt hat und die grauen Nebel einen dichten Schleier um unser Deutschland ziehen! Was ist wonniger, als in der milden Frühlingsluft im Freien zu trinken, unter dem frischgesteckten Fichtenhain, wenn die junge Maisonne zwischen den schwankenden Wipfeln hindurch lieblich auf den Tischen spielt, wenn der unbewölkte Zeus golden aus dem Humpen lacht! Freude beseelt die Glücklichen, Fidel und Harfe tönen beschwichtigend durch den frohen Lärm, und da thaut jedes Herz auf, da erneuen sich alte Bünde, da löst sich alter Groll, und gereinigt von den Leidenschaften, wie nach Aristoteles der Grieche aus dem Drama, geht der fröhliche Zecher aus dem Bockkeller.

Aber dies ist nur die Sommerseite unserer Heimath. Auch im Winter, wenn es draußen stürmt und stöbert, wo wäre es wohnlicher und heimlicher als in unsern Wirthsstuben, an den glatten, großen Tischen aus Eichenholz, mit den schmucken Handwerkszeichen darüber, neben dem ungeheuern, lieblich wärmenden Kachelofen, auf dessen Frontispice das bayrische Wappen prangt, im traulichen Gespräche mit den Nachbarn, mit einem dicken, lebensfrohen Landpfarrer oder einem schnurrigen Forstmann, oder gar mit dem gnädigen Herrn Baron, dem wohlvermögenden Gutsbesitzer, der zur Aufmunterung der Gäste seinen Abendtrunk in seinem Wirthshause nimmt; oder die schöne Senzi oder Stasi betrachtend, die zierlich und allen freundlich hin und herschweben, und mit so niedlichen Sprüchen die vollen Humpen kredenzen, oder vertieft in Beobachtung des bläulichen Dunstkreises, der sich aus dem wirbelnden Rauche der Nicotiana bildet, und auf dem unsere geliebtesten Träume, die heitersten Bilder lockender Zukunft sorgenbrechend, kummerstillend in einander schwimmen, und endlich, um das Beste nicht zu vergessen, vor sich einen Becher jenes schäumenden Getränks, das zwar dem Enthusiasmus feind ist, aber eine stille, optimistische Gemüthlichkeit nährt, wie sie am besten für unsere Zeiten paßt.

Und die Liebe! Aus dem Lande, wo die Riegelhäubchen die schönsten Köpfchen decken, die der deutsche Bürgerstand sein eigen nennt, wo die schlanksten Kellnerinnen kredenzen, die rosigsten Dirnen mähen und die blühendsten Sennerinnen jodeln, wo ein Wort, das von Herzen kommt, auch wieder zum Herzen geht, wo es zarter Sehnsucht so leicht gelingt, ein treues Lied zu finden — aus diesem Lande hinausgeworfen in's puritanische Griechenland, das erst nach der Hochzeit eine Liebe zugibt, wo sie bei uns schon aufhört; und so gar nichts, was seinem vollen Herzen entgegengekommen wäre, was seine Gefühle verstanden hätte, als etwa die mohrischen Jungfrauen, die von dem Trosse Ibrahims zurückgeblieben, oder gott- und weltverlaßne Türkinnen, die während der Kriegsunruhen irgend einem Harem entsprungen, oder griechische Mädchen, die Vater und Mutter im Kampfe oder im Elende verloren haben und nun, verachtet oder verspottet, in ihrer Schande untergehen.

War's ein Wunder, daß ihnen da die gute Laune schmolz, und daß sie vor der Gewalt des Heimwehs an dem Lande keinen Gefallen finden konnten, das sie mit so großen Erwartungen betreten hatten, und das ihnen nun so wenig bot? Ich habe es euch aber auch nie übel genommen, ihr lieben Landsleute! Wie konnt's auch anders seyn? Als ihr noch auf unsern Feldern hinter dem Pfluge einhergingt, oder auf unsern Strömen die Flöße lenktet, oder in unsern Städten euerm Handwerke lebtet, wer sagte euch da, daß die Sonne, seit sie die Welt erleuchtet, nie ein schöneres Land und ein geistreicheres Volk gesehen, als das alte Hellas und die alten Hellenen in den Jahrhunderten ihrer Größe? Und dem von euch, den diese Erinnerungen nicht aufrecht hielten, was konnte ihm das Leben in diesem Lande gelten, unter diesen Entbehrungen, diesen Qualen des ungewohnten Himmelstrichs? — Die Armen verstanden nichts von den Dingen, die sie sahen. Dem Landshuter schien seine Trausnitz mit dem alten, hohen Schlosse der reichen Herzoge von Niederbayern und mit dem unergründlichen Brunnen merkwürdiger, als die Akropolis, das Wunder der hellenischen Welt; der Rosenheimer meinte, die feine, schöngeschnittene Pyramide des Lykabettos sey kaum der Rede werth neben dem gigantischen Wendelstein, und dem Münchner kam der wasserarme Kephissos, der still und verborgen durch sumpfige Niederungen dem Phaleros zufließt, lange nicht so bedeutend vor, als der Kaibelbach, der im wohlgedämmten Bett die Isarvorstadt durchrauscht, dort schöne Gärten

bewässert, Mühlen treibt und den berühmtesten Fabriken seine Kräfte leiht.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, April.

(Fortsetzung.)

Folgen des Luxus. Musik. Saphir.

In Wien, wo der Ständeunterschied um so viel prägnanter ist als in Paris, hat der Bürgerstand gewissermaßen seine Bürgerlichkeit, seine solide Einfachheit durch die strenge Sonderung von dem Adel gerettet; einzelne Beispiele von liederlichen Bürgersöhnen, wie die Localpossen der Vorstadttheater sie zu schildern pflegen, existirten zwar immer, doch als Ausnahme der Regel. Nun aber ist die Scene verändert. Jener Geist der Gleichstellung, der durch alle Winkel unserer Zeit hinzieht, hat in Wien eben so gut sich niedergelassen, als in Paris, nur mit dem Unterschiede, daß dort die Volkspartei fortwährend bemüht ist, die Vorrechte der Aristokratie zu leugnen und sie zu sich herabzuziehen, während hier die Aristokratie ihr altes Ansehen ungeschwächt genießt und der Bürger die Gleichstellung darin sucht, daß er es ihr gleichthun will hinsichtlich der glänzenden Equipagen, Reitpferde, großen Tafeln und Livreebedienten. Bei den jungen Leuten, wo Ehrgeiz und Eitelkeit stärker vorherrschen, tritt diese Sucht zu „nobilisiren" noch schärfer auf, in ihrer Folge erscheinen Müßiggang, Verschwendung, und wenn die Mittel erschöpft sind, Planmacherei, Betrug und Verbrechen. So könnte ich Ihnen neben jener teuflischen Mordgeschichte noch drei Beispiele von jungen Leuten erzählen, die wegen falscher Wechsel und Creditbriefe in derselben Woche eingezogen wurden, und während ich Ihnen dieses schreibe, bringt mir ein Freund die Nachricht, daß der junge Maler S—b, einer der geschicktesten Künstler Wiens, sich heute Morgen die Kehle abgeschnitten hat, weil er in eine ähnliche Geschichte hinsichtlich eines Lotterielooses leichtsinniger Weise sich verwickelt hatte. Doch ich will den Vorhang fallen lassen, der diese Nachtseite einer Stadt bedeckt, die man immer in dem rosigen, heitern Lichte sich denkt, das in der That die eigentliche Färbung derselben ist. Selbst in der strengen Fastenzeit verleugnet Wien diesen seinen Grundcharakter nicht: Frühmorgens mit dem Gebetbuch in die Kirche, Nachts im Ballkostüm zum Tanze. Es wird seit einigen Jahren, besonders in den höheren Kreisen, immer mehr und mehr Mode, die Freuden des Carnevals nach der Fastenzeit zu verlegen, und man kann im Durchschnitt annehmen, daß in den Fasten mehr Privatbälle und Thés dansans stattfinden als im Fasching selbst. Die Musik hierbei ist freilich von der Polizei verboten, aber eben das Verbotene gibt der Sache neuen Reiz; die Fensterläden werden verschlossen, und wenn ja, wie dieses bisweilen geschieht, die Polizei Wind bekommt und einen Ueberfall macht, so heißt es, es sey bloß Conzertmusik, und die Zionswächter müssen dann mit langer Nase abziehen. Das Clavier spielt natürlich dabei eine Hauptrolle, obgleich es in den Conzerten immer mehr und mehr in den Hintergrund tritt. Es dürfte schwerlich noch eine Stadt geben, die so mit Clavierspielern bevölkert ist, als Wien. Jedes Stadtviertel, jede Gasse, jedes Haus, jedes Stockwerk hat seinen großen Virtuosen. Und sollen alle diese Kirchenlichter im Dunkeln verflackern? Es wäre himmelschreiend! Darum will auch Jeder sich hören lassen, und es ist über alle Beschreibung, was in Wien während der Fastenzeit gegeigt und gekrazt, gespielt und gehämmert, gesungen und gekräht wird. Wie die Pilze wachsen über Nacht die Conzertzettel an den Straßenecken auf; einer verdrängt den andern. Wien ist noch das gelobte Land für Conzertkünstler, und der fremde Virtuose, der auf einer gewissen Höhe steht, kann immer sicher seyn, bei den enthusiastischen Wienern nicht nur grüne sondern auch goldene Lorbeern zu ernten. In diesem Augenblicke sind drei Künstler von Ruf hier, die troz dem, daß die italienischen Opernvorstellungen eben beginnen und das Interesse aller Musikenthusiasten auffangen, dennoch reiche Einnahmen haben, nämlich Ole Bull, Mistreß Shaw und der treffliche Waldhornist Eisner aus Petersburg. Ich werde in meinem Nächsten auf sie zurückkommen, namentlich auf Ole Bull, dem es bisher noch nicht gelungen ist, jenes Resultat zu erreichen, welches die Posaunenstöße der deutschen Journale erwarten ließen. Das interessanteste Concert der Saison war unstreitig das von Saphir veranstaltete, worin die Elite der einheimischen und fremden Künstler sich hören ließ (auch Ole Bull) und Saphir selbst eine humoristische Vorlesung hielt. Saphir gibt jedes Jahr eine solche Akademie zum Besten einer wohlthätigen Anstalt, und diese Akademien bilden nebst der Eröffnung der italienischen Oper und dem Benefiz der Regisseurs des Burgtheaters jedesmal den Höhepunkt der Conzert- und Theatersaison, wobei die Elite der Gesellschaft vollzählig sich einfindet. Saphir steht noch immer im Vordergrunde des Interesses. Es hat wohl selten ein Mensch mehr erbitterte Gegner und enthusiastische Freunde gefunden, als er, in der Literatur wie im Leben. Aber eben daß bei der Beurtheilung dieses Schriftstellers sich gewöhnlich die Leidenschaft in's Spiel mischt, ist der sprechendste Beweis für das Interesse, welches er rege macht. In der That, es gereicht unserer deutschen Kritik eben nicht zur großen Ehre, daß sie für Saphir, der bei allen seinen Mängeln doch immer eine der merkwürdigsten und eigenthümlichsten Erscheinungen unserer Literatur bleibt, noch immer nicht das gehörige Wort gefunden hat. Warum haben die Franzosen für ihren Jules Janin, der doch wahrhaftig nicht weniger Feinde und Schattenseiten zählt, als Saphir, die gebührende Anerkennung und ein gerechtes, unpartheiisches Kriterium gefunden? Und doch möchte ich den Feuilletonisten der Debats nicht unbedingt in Parallele mit Saphir bringen. Man versetze einmal Jules Janin aus dem freien Weltmeer seines colossalen Paris in die kleinlichen Verhältnisse deutscher Residenzen, lege ihm die Halfter der deutschen Censur um die kecke Feder, und wir werden sehen, ob auch nur der zehnte Theil jenes Witzes ihm zu Gebote stehen wird, mit dem Saphir, troz Censurzaum und Verhältnißenge, seine Artikel belebt. Entkleidet den Verfasser des „todten Esels" von der Freiheit, beim Beine einer Tänzerin über Papst und Kronen sich lustig zu machen, und sehet zu, was ihm bleibt.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 101.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 27. April 1839.

— Der Muttererd' und dem Gott der Wogen zu Ehren,
Blühet die Stadt jezt auf, ein herrlich Gebild, dem Gestirn gleich.
Sieh! und den Schaffenden dienet der Wald, es reicht mit den andern
Bergen nahe zur Hand der Pentele Marmor und Erze.

Hölderlin.

Die Piräusstraße.

(Schluß.)

Vergessen wir nicht, am Ende auch einen Handriß von dem Schauplatze zu geben, auf dem die Sterblichen, von denen wir gesprochen, vorüberziehen.

Wenn man die lezten Hütten von Athen verlassen hat und dem Piräeus zugeht, so kommt man an den Aschenhügeln, die aus den Abfällen der einst hier blühenden Seifensiedereien entstanden sind, vorüber, dann über einen Bach und dann zu dem Kirchlein der heiligen Dreifaltigkeit, das auf dem lezten Auslauf des Nymphenhügels erbaut ist und eine weite Aussicht auf Land und Meer beherrscht. Von dieser Höhe herab übersieht man die ganze Campagne von Athen, einen großen Theil des saronischen Meerbusens und die gegenüberliegenden Küsten von Megara, Korinth und Argolis. In niederem Hügellande liegt die Stadt des Perikles mit ihren, alle neuen Bauten überstrahlenden Ruinen und ihren frisch erstandenen reinlichen Häusern; unten am Kephissos zieht sich, durch freundliche Villen vielfach durchbrochen, der Oelwald hin, und über die ganze Runde herrscht die Akropolis. Eine Kette von classischen Bergen umgürtet das freundliche Thal. Südwärts schließt der lange, honigreiche Hymettos, sanft gegen das Meer abfallend, den Reihen; das nächste Glied an ihm ist der nahe Kegel des Lykabettos. Hinter diesem zeigen sich in weiterer Ferne die hohen Kuppen des Pentelikon, dessen Marmorbrüche nun wieder eröffnet sind. Dann folgen fort und fort der Parnaß, der Korydalos, der hohe Gerania, die Berge von Korinth, der Arachnäon in Argolis, bis der Höhenzug endlich an dem südwestlich in blauer Ferne verschwimmenden Skylläon abbricht. Gegen Niedergang liegen dem Beschauer über den dunkeln Oelwald hinaus die neuen Dächer des Piräeus, die Höhen von Munychia, der Phalerus und das Meer, das sie umspült.

Wenn man von der Kapelle der heiligen Dreifaltigkeit abwärts gegen den Piräeus geht, kommt man bald an jene Hütte mit dem verdorrten Laubdache, von der wir oben gesprochen. Von da ist noch eine Viertelstunde bis zum Anfange des Oelwaldes, der licht und durchsichtig, aber doch schattenreich die Straße bis halbwegs begleitet. Von der Stelle an, wo er von ihr zurücktritt, zieht diese in langer, gerader Linie durch die sumpfige Fläche des Kephissos, der durch die neuern Arbeiten in mehreren Kanälen in den Phaleros geleitet worden ist. Rechts hat man nun, auf freiem Felde angekommen, die Berge jenseits dieses Flusses; vor sich die Anhöhe, auf deren gegen das Meer gerichteten Abdachung die junge Niederlassung des Piräeus liegt, und links ist die Aussicht auf

den Hymettos und den frühesten Hafen der alten Athener, den Phaleros. Einige hundert Schritte von der Straße steht an einsamer Stätte, auf der Stelle, wo der Held gefallen, * das Heroon Karaiskakis, das erste Denkmal, welches von dem befreiten Griechenland einem seiner Vorkämpfer errichtet worden. Endlich kommt man, an den zu Tage liegenden Grundfesten der alten, langen Mauer vorüberziehend, auf dem Hügelrücken an, von wo aus sich wieder die Aussicht auf das Meer öffnet und der mastenvolle Hafen und die neuen Gassen der Hafenstadt vor uns liegen. Ein paar Schritte noch, und der Reisende steigt vom Pferde, welches er einem hier aufgestellten Posten von Roßjungen, lauter Söhnen und Verwandten der athenischen Pferdverleiherfamilien, überläßt, ohne sich weiter darum zu bekümmern, wenn er nicht im Sinne hat, nach der Stadt, oder wie es unter den Eingebornen der Gegend heißt, nach dem Flecken — εἰς τὴν χώραν — zurückzukehren.

So ist die Piräeusstraße in diesen Jaheen. Ich möchte sie gesehen haden zu den Zeiten des Perikles, und möchte sie wohl wieder sehen in spätern Jahrhunderten, wenn einmal der Reisende vom Piräeus in glänzendem Omnibus in langer Wagenreihe, oder über eisernen Schienen, den feuersprühenden Drachen voran, herauf kommen wird, den erhabenen First des Parthenon und die hohe, vergoldete Kuppel der Soteieskirche und den Palast der Könige im Auge, durch das Kephissosthal, blühend und geschmückt, wie das Thal des Arno, unter dem Triumphbogen eines künftigen Creticus oder Thessalicus durch, an den Reiterstatuen der Wittelsbacher vorbei; dann, wenn er durch das Häusermeer und die stattlichen, menschenwimmelnden Gassen auf dem Hauptplatze ankommen wird, über den die marmornen Hotels der großen Geldfürsten, der Sina und Tossitza, mächtig hereinragen, und auf dem sich zwischen sprudelnden Brunnen, den Meisterstücken attischer Erzgießer, und prächtigen Denkmälern der Freiheitshelden, vor den blendenden Buden unter dem herrlichen attischen Himmel das geschäftige Volk der Hellenen und lustwandelnde Fremdlinge aus allen Regionen des Morgen- und Abendlandes geräuschvoll drängen: — dann möchte ich die Piräeusstraße wieder sehen und die alte Stadt von Athen, in der Blüthe ihres wiederaufgelebten Glanzes, als die Königin des Orients, prächtig, wie einst Alexandrien, Byzanz und Bagdad, groß, reich und mächtig, wie jezt Paris und London.

* Er starb am 24sten April 1827, wie Surmelis in seiner 1834 in Aegina erschienenen Geschichte Athens während des Befreiungskampfes sagt, am Feste seines Namensvetters, Handwerks- und Glaubensgenossen, des Großmärtyrers Georg. Seine Gebeine wurden damals nach Salamis gebracht.

Moden.

(Fortsetzung.)

Die Natur bildet die Organe der Thiere und, der wesentlichen Substanz nach, auch ihre äußere Umhüllung nach unabänderlichen Gesetzen: sie gibt nie dem nackten oder schuppigen Reptil den Pelz des Säugethiers oder das Gefieder des Vogels; sie gibt nie dem Vogel das Panzerhemd des Insekts. Auch die Waffen und der phantastische Putz erscheinen überall als besondere Organisationen der jedesmaligen eigenthümlichen Körperbekleidung: kein Säugethier kann die rothe Wachsperrücke des Truthahns tragen und kein Vogel oder Reptil zeigt ein eigentliches Horn, und die scheinbar ähnlichen Organe der Insekten sind ganz andere Bildungen. Aber innerhalb derselben Familien scheint die Natur den Glanz und Schimmer der Hülle, die Anhängsel und Auswüchse nach poetischer Laune zu vertheilen: der Pfau und der Goldfasan tragen die prächtigsten Staatsroben im sonst meistens unscheinbaren Trosse der Hühner; der Pavian mit seiner blauen und rothen Nase hat die burleskeste Larve in seiner seltsam maskirten Familie; das Herkommen des Brillantkäfers verräth sich durch seine ganz unscheinbare Sippschaft, und die buntesten, glänzendsten Schmetterlinge stecken am Stammbaum des Systems mitten unter sehr einfach costumirten Collateralen.

Ein ganz ähnliches Gemisch von Nothwendigkeit und Freiheit sind die Kostüme der Völker in ihrem Nebeneinanderleben wie in ihrem Auseinanderfolgen. Bei jedem Volke oder bei jeder Völkerfamilie sind die Hauptstücke der Tracht, das wesentliche Substrat derselben, fast ein so nothwendig Gegebenes und Unabweisliches, wie beim vernunftlosen Wesen die ihm von der Natur umgeworfene allgemeine Hülle. Das Klima ist es vorzüglich, was dem Menschen, der sich einmal sein Fließ künstlich schaffen und unwillkührlich phantastisch das Thierreich parodiren sollte, dabei die Hand führt oder vielmehr führte; denn der von jeher wandernde Mensch hat mit sich selbst vielfältig auch seine Kostüme acclimatisirt und dieselben nur, nach den Forderungen des neuen Himmelsstrichs, unwesentlich umgebildet. — Ist der eigentliche Typus und Grundstock einer Volkstracht etwas allen Individuen Gemeinsames, etwas sehr Festes, das sich oft gar nicht, und selbst bei den mode- und putzsüchtigsten Völkern nur sehr allmählig umwandelt, so scheinen dagegen Putz und Schmuck, das Farbenspiel und die kleinen Künste des Schnitts der Laune des Einzelnen preisgegeben; und doch ist es nicht so: was der freie Wille und der Eigensinn thut oder läßt, kommt auch hier gegen das Aufgedrungene, Naturgesetzliche kaum in Betracht, und auch das scheinbar Zufälligste hat meistens seine Bedeutung und seinen organischen Zusammenhang mit dem Ganzen.

Man könnte jede allgemeine Tracht, zunächst z. B. unsere abendländische, europäische, mit dem Gefieder des Vogels oder dem Gliederpanzer des Insekts vergleichen: sie ist das allen Eingebornen gemeinsame äußere Familienmerkmal. Aber die allgemeine Hülle modelt sich nun beim Vogel oder Insekt in die mannigfachsten Formen, Ausladungen, Anhängsel und spielt in den verschiedensten Farben, auf welche Momente sich zum Theil die Classifikation der Geschöpfe gründet: ebenso zerfällt die europäische Menschheit nach den Modifikationen der Tracht äußerlich in Geschlechter, Arten und Spielarten. Man sieht, der Witz hat hier ein weites Feld, und die gesellschaftlichen Gegenstücke zu dem mit den Kothkäfern verwandten Brillantkäfer, zum düster einfärbigen Todtengräber, zur schillernden Libelle, zur zweifarbigen Heerheuschrecke u. s. w. wären bald gefunden.

Die Trachten der Classen, Stände und Gewerbe, die äußere Sitte des Weichlings und des feinen Parvenus, des vornehmen und des geringen Cynikers u. s. w. sind freilich kein so festes Gepräge, als die Toilette, welche die Natur den Arten ihrer niedrigeren Geschöpfe selbst macht; aber sie sind doch selten Ausflüsse der Willkühr, und wie bei allem Menschlichen, ist auch hier die freie Wahl von einem Gesetze gezügelt, das selbst wieder ein aus Freiheit und Nothwendigkeit gemischtes Produkt ist. — Dem Thier ist es nicht gegeben, die Maske seiner Gattung abzulegen; der Mensch kann sich in eine andere als seine eigenthümliche Art maskiren, auch außer dem Karneval. Aber wenn er dies thut, so beweist er eben den Satz, um den es uns hier zu thun ist, den Satz, daß jede stehende, ja selbst die fließende Modifikation einer allgemeinen Tracht, daß jeder einzelne vernünftige Anzug nie ein willkührlich zusammengeraffetes Aggregat von Stücken und Formen ist, sondern daß sich dabei alles trägt, bedingt und voraussezt, wie bei den scheinbaren Launen der Natur im Anputz ihrer vernunftlosen Geschöpfe. Kleidet sich einer über seinen Stand oder hüllt er sich aus Noth in geringere Tracht, so sucht er sorgfältig Alles in seiner Erscheinung in Harmonie zu bringen, allen Stücken, so zu sagen, die Lokalfarbe zu geben. Wenn dies in beiden Fällen erfahrungsmäßig so selten gelingt, so zeigt dies eben, daß die habituelle Kleidung überall, nach Jean Pauls Ausdruck, Bedeutung und Würde einer zweiten organischen Haut annimmt. Der vergessene Stiefel kann den flüchtigen Gentleman dem Polizeispion verrathen, und dasselbe, ich hätte fast gesagt, Organ entlarvt nicht selten den Lord vom Mühlendamm, wie die Maske in Berlin heißt, der nicht bedenkt, daß der menschliche Pfau keine garstigen Füße hat. Gerade die auffallende Verletzung der prästabilirten Harmonie erregt bei einem Anzuge den Begriff des Unzweckmäßigen, des Vernunftwidrigen, und fordert das Lachen und den Spott heraus. Kein Raubvogel trägt einen winkenden Federbusch, und umgekehrt paßt keine militärische Kopfbedeckung zu einem bürgerlichen Kleide; keine Ente zeigt einen Fächerschweif, und Rock und Mieder der Bäurin negiren Volant und Schleppe; kein Säugethier mit einfachem Magen hat ein wahres Geweih vor der Stirne, und der seidene Modehut sezt die Kenntniß und den Gebrauch der Schnürbrust voraus u. s. w.

Von den Verstößen gegen die Feinheiten im Style der Tracht ist hier gar nicht die Rede. Von solchen „Peccadillen" haben wir in frühern Artikeln vielseitig gesprochen. Wenn nun aber diese so sehr häufig vorkommen und oft dem flüchtigen Beobachter ganz entgehen, so sind dagegen ganz grobe, schreiende Verletzungen der harmonischen Tracht, durch welche jeder Mensch die Art und Spielart repräsentirt, der er angehört oder angehören möchte, im Leben desto seltener, weil sie den Instinkt eines jeden Mitlebenden offen empören. Auch ist in solchen Fällen Jeder, der es sieht, ein lachender Richter. Aber ganz anders ist es, wenn wir aus dem Kreise der gewohnten Tracht, in der jedes Merkmal für uns den Werth eines Naturgebildes hat, heraus uns von der Einbildungskraft in frühere Perioden tragen lassen. Gleich bei der Betrachtung des zunächst vorangehenden Zeitraums, den unsere Väter und Mütter durchgelebt, wird unser Urtheil über das Zusammengehörige und Widersprechende, das Wohlanständige oder Barocke und Lächerliche, das Ausgesuchte oder Gemeine, kurz über alle Nuanzen des Habitus, schwankender und unsicherer, und der eigenthümliche Takt, der das Kostüm der Zeitgenossen nach allen seinen Schattirungen mit unfehlbarer Sicherheit classifizirt, verliert sich immer mehr, je weiter wir in der Zeit zurückgehen und auf längst verlebte, so zu sagen fossile Trachten stoßen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Triest, April.

Statistisches. Literatur.

Wenn man die auffallenden Unrichtigkeiten in den Angaben über Triest in den meisten neuern, sogenannten Handbüchern liest, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, die Reisenden haben ihre Notizen aus dem Munde der Giovani di Café, der Camerieri oder ähnlicher Individuen geschöpft, sonst würden sie wohl nicht so viele Absurditäten zu Tage gefördert haben. Z. B. der Artikel Triest im Brockhausischen Conversationslexicon, der sogar in mehreren Lehrbüchern der Geographie als Quelle benuzt wurde, enthält fast eben so viele Irrthümer als Zeilen. Dieser Umstand veranlaßt mich, meinen Relationen von Zeit zu Zeit statistische Bemerkungen beizufügen, die ich mir auf offiziellem Wege zu verschaffen

wußte und für deren Richtigkeit ich einstehen kann. Für heut beschränke ich mich auf eine Uebersicht der im Jahre 1838 hier ein- und ausgelaufenen Schiffe, da man hiernach am besten die Bedeutung Triest's als Seehafen ermessen kann.

Es liefen ein: 9982 Schiffe mit einem Tonnengehalt von 455,158. und 194 Dampfschiffe mit einem Tonnengehalt von 42,920. Von diesen kamen 75 aus Albanien, 172 aus Alexandrien und Syrien, 22 von den Antillen, 4 aus der Berberei, 7 aus Belgien, 95 aus Brasilien, eines aus Chili, 12 aus Cypern und Candien, 9 aus Constantinopel, eines aus Dänemark, 55 aus Frankreich, 20 aus Genua, 5 aus Gibraltar, 81 aus Großbritannien, 80 aus Griechenland, 4 aus den hanseatischen Städten, 35 aus Holland, 55 von den jonischen Inseln, eines von den Prinzeninseln, 26 vom ungarischen Küstenlande, 11 aus Livorno, 7 aus Malta, eines aus Ostindien, 18 aus Portugal, 293 aus dem Römischen, 381 aus dem Königreiche beider Sizilien, 71 aus Salonich, Scutari u. s. w., eines aus Sardinien, 107 aus Smyrna und dem Archipel, 7 aus Spanien, 14 aus Schweden und Norwegen, 26 aus den vereinigten Staaten Nordamerikas und 7 aus Venedig. — Dampfboote kamen 151 aus Venedig, 2 aus Ancona, 7 aus Dalmatien und 28 aus Griechenland. Der Flagge nach waren 59 amerikanische, 6 belgische, 3 brasilianische, 6 bremische, 19 dänische, 136 englische, 12 französische, 221 griechische, 13 holländische, 5 hamburgische, ein Jerusalemer, 52 jonische, 17 norwegische, ein oldenburgisches, 563 österreichische, 5 portugiesische, vier preußische, 297 römische, 18 russische, 274 sicilianische, 7 toskanische, 15 türkische, zusammen 1778 Schiffe von langer Fahrt (a lungo corso). Die übrigen waren von langer und kurzer Küstenfahrt (di grande e piccolo cabottaggio), kamen von den benachbarten Küsten Friauls, Istriens und Dalmatiens und brachten Waaren zum gewöhnlichen Consumo, als Getreide, Gemüse, Mehl, Wein, Oel, Brennholz, Obst, Kalk, Sand, Steine u. s. w. zu Markte. Unter diesen waren jedoch die Fischerbarken nicht mitbegriffen, deren Zahl sich jährlich auf circa 4300 mit 51,600 Tonnen Gehalt beläuft. Ueberhaupt hat die Einfuhr zu Meere im Jahre 1838 ungemein zugenommen. Ich mag den Leser nicht neuerdings mit Zahlen behelligen und halte mich daher nur an die Hauptartikel, die auf dem Platze figuriren. So wurden eingeführt 16,386 Kisten Agrumen, 113,132 Ballen Baumwolle, 229,921 Centner Mandeln, Rosinen und Feigen, 921,579 Star Getreide, 135,359 Centner Olivenöl, 185,067 Centner Kaffee, 555,047 Centner Zucker und eine wirklich enorme Masse Farbhölzer, Häute und Breter. In gleichem Verhältnisse war auch die Ausfuhr zur See, welche durch 1712 Schiffe von langer Fahrt, 8519 Küstenfahrzeuge und 195 Dampfboote besorgt wurde.

Nach einem kürzlich veröffentlichten offiziellen Ausweise wurden im Jahre 1838 in der Stadt Triest 3267 Kinder geboren, worunter 734 uneheliche. Die Volksliste des verflossenen Jahres ist noch nicht beendigt; ich gebe daher die Einwohnerzahl, wie sie am Schlusse des Jahres 1837 gewesen, nämlich 70,208, ohne Militär, Fremde und die im Hafen liegende Schiffsmannschaft. Unter den Einwohnern waren 526 Reformirte, 315 Lutheraner, 85 Anglicaner, 1338 Griechen beiderlei Bekenntnisse und 2612 Juden. — Triest hat 177 Straßen, 43 Gäßchen (Androne) und 26 Plätze.

Die hiesige Weiß'sche Buchdruckerei (sie beschäftigt zehn Pressen und eine Schnellpresse) hat den Verlag zweier neuen Werke übernommen. Das eine: Studj sopra la storia universale, von Giuseppe di Lugnani, Redakteur des Osservatore Triestino, bis jezt drei Bände, spricht für den unermüdeten Fleiß des Verfassers, genügt aber den Anforderungen nicht, die man jezt mit Recht an ein neues historisches Werk stellt. Das andere: Il Veterano d'Oriente, dürfte allgemeines Interesse haben. Der Verfasser, B. Bertolini, nahm an den französischen Feldzügen in Egypten, Spanien und Rußland Theil, und erzählt nun als Augenzeuge die Ereignisse jener verhängnißvollen Epoche.

(Schluß folgt.)

Wien, April.

(Schluß.)

Saphir.

Saphirs unverwüstliches Talent macht sich selbst in Wien eben so Bahn wie früher in Berlin und München; ja ich möchte behaupten, die Wiener Censur hatte eine wohlthätige Wirkung für ihn, indem sie jene leichtsinnigen Schlingpflanzen seines Witzes beschnitt, und ihn zwang, mehr Ernst und Sorgfalt auf seine Produktionen zu wenden. Man braucht bloß Saphirs frühere Theaterkritiken, die meist aus Persiflage und Verzerrung bestanden, mit seinen jezigen zu vergleichen, um den Fortschritt zu erkennen. Eine wahrhaft fremdartige psychologische Erscheinung aber ist die Entwickelung jenes Talents, welche sich plözlich in den „wilden Rosen" manifestirte. In der That, es begegnet uns nicht alle Tage, daß in vorgerückterem Lebensalter die lyrische Ader so frisch und feurig pulsirt, als es in diesen sinnigen und innigen Poesien der Fall ist. Die „wilden Rosen" sind eine eben so interessante psychologische als poetische Eruption. Wären dieselben unter einem andern Namen erschienen, so würde die Kritik sie lärmend auf ihren Schild erhoben haben. Aber der Name Saphir ist gewissermaßen zum Begriff, zum Prototyp eines Genres geworden, worin der Witz wie ein neckender Kobold seine heitersten Tänze ausführt, und nun soll man den alten Begriff aufgeben und einen neuen damit verbinden, der dem früheren entgegengesezt ist; in der That keine geringe Anforderung an eine Literatur, die sich von jeher mehr an Begriffe als an Thatsachen gehalten hat. Das Publikum war diesesmal vorurtheilsfreier als die Kritik, und die Auflage von 2000 Exemplaren ist beinahe vergriffen, ehe die Journale ihr Votum abgegeben haben. Das Publikum ist im Grunde die lezte Appellation eines Schriftstellers. Namentlich ist es Wien, für das Saphir ganz der Mann ist mit seiner ewigen Feiertagslaune, mit seinem leichtsinnigen Enthusiasmus, mit seiner Lebenslust, mit seinen Liebesliedern, mit seinem guten Herzen und seinen boshaften Witzen. Der Wiener verzeiht Saphirs Fehler, denn es sind seine eigenen; er liebt seine Tugenden, denn er spiegelt sich selbst darin. Daraus erklärt sich, warum bei allen Gelegenheiten Saphir im Vordergrunde stehet, und troz allen seinen Feinden doch immer der Liebling des Publikums wie der haute volée bleibt. Das lezte Conzert, welches zum Besten der grauen Schwestern (ein barmherziges Institut) von ihm gegeben wurde, brachte einen Ertrag von 2000 Gulden C. M.; rechnet man die Vorlesungen, welche Saphir zum Besten des Prager Blindeninstituts und der Pesther Ueberschwemmten gegeben hat, so findet sich, daß er während der Zeit, daß er wieder in Wien lebt, eine Summe von mehr als 14,000 Gulden C.M. den Wohlthätigkeitsanstalten übergeben hat. In Wahrheit ein schönes Almosen von einem Manne, dessen sämmtliche Schätze in dem engen Raum eines Dintenfasses ruhen. — Eine hübsche Episode der Fastenzeit war die Anwesenheit des Großfürsten Thronfolgers. Ueber die Festlichkeiten, welche unser Hof ihm zu Ehren veranstaltete, haben aber die politischen Blätter mehr als zur Genüge gesprochen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 102.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 29. April 1839.

— Foul deeds will rise,
Though all the earth o'erwhelm them, to men's eyes.
Shakespeare.
Hamlet.

Elsbets Gespenst.

Herr Irwing reitet Nachts durch's Thal der Mühle,
Ein Lichtstrahl folgt ihm und ein Windhauch kühle.
Herr Irwing denkt: das ist des Mondes Licht!
Da haucht es hohl: „Der Mondstrahl redet nicht!"
Die Mühle steht stille.

Herr Irwing denkt: das ist des Baches Tönen!
Da haucht es hohl: „Vom Bach aus Blut und Thränen!"
Herr Irwing spornt sein Roß zu schnellem Lauf,
Doch plötzlich geht ihm innres Schauen auf.
Die Mühle steht stille.

„Das ist nicht Mondesstrahl, nicht Baches Wogen,
Gespenstisch kommt ein Weib mir nachgeflogen,
Vom Leichentuch getragen, bleich und wund,
Ein kalter Hauch entströmet ihrem Mund."
Die Mühle steht stille.

Herr Irwing läßt dem scheuen Roß die Zügel,
Der Geist doch auf des Leichentuches Flügel
Ereilt ihn bald und tauchet in die Luft:
„Schnell wie kein Vogel fliegt ein Geist der Gruft."
Die Mühle steht stille.

Und wie Herr Irwing schaut, sieht er gespalten
Des Weibes Haupt; er blicket in den kalten
Gespenst'gen Schädel tief bis in den Grund;
Da haucht also des Geistes kalter Mund:
Die Mühle steht stille.

„Schau' diese Spalte, draus entfloh mein Leben,
Sie hat mein Mann, John Mulling, mir gegeben,
Der Müller dort, den Sarg schlug selbst er zu
Und sprach: Ein Schlag gab ihr die ew'ge Ruh.
Die Mühle steht stille.

„Nun irr' ich ungerochnes Weib als Schatte;
Johannens jüngern Leib umfängt mein Gatte,
Die trägt den Goldkranz mein im Haare dicht,
Der trinkt er zu mein röm'sches Glas so licht.
Die Mühle steht stille.

„Die schläft im Bette mein, hat all mein' Habe,
Hungrig mein Knäblein liegt auf meinem Grabe.
Herr Irwing, daß ihr meinen Worten glaubt,
Werft euren Goldring mir in's offne Haupt!"
Die Mühle steht stille.

Herr Irwing spricht: „In Jesu Christi Namen
Werf ich den Goldring mein in's Haupt dir. Amen!"

Er wirft den Goldring in der Spalte Blut,
Zuklappt der Schädel laut, der Wurf war gut.
Die Mühle steht stille.

Der Geist verschwindet, auslöscht alle Helle,
Ein kalter Graus Herrn Irwing packt zur Stelle;
Er braucht zu spornen nicht sein weißes Roß,
Von selbsten rennt es vor des Richters Schloß.
Die Mühle steht stille.

„Herr Richter," spricht er, „eine Bitt' ich habe:
Kommt auf den Kirchhof mit zu Elsbets Grabe!"
Sie graben lange da, sie graben tief,
Bis zu dem Sarge, drinn Frau Elsbet schlief.
Die Mühle steht stille.

Sie brechen auf den Deckel, daß es schallte,
Da liegt die Leiche mit des Schädels Spalte,
Herr Irwing spricht: „So war's!" und plötzlich rollt
Hell aus der Spalte Irwings Ring von Gold.
Die Mühle steht stille.

Was sammeln sich die Raben dort in Banden?
John Mulling hat die blut'ge That gestanden,
Hoch auf dem Berge bleichet sein Gebein,
Frau Elsbet ging in Gottes Himmel ein.
Die Mühle steht stille.

Justinus Kerner.

M o d e n.

(Fortsetzung.)

Hat einer zu irgend einem Zweck solche Gestalten zu reproduziren, so kann von Auffassung dessen, was ihm und seiner Zeit völlig entgeht, der feinern Charakterzüge der ältern Tracht, gar keine Rede seyn; er muß sich, wie der schlechte Portratmaler, mit einer baaren Kopie begnugen und froh seyn, wenn nicht der von Zeitbegriffen geleitete Verschönerungstrieb ihn Verstöße begehen läßt, welche das Auge des Kenners beleidigen. Beim verkleideten Faschingsgaste liegt nicht viel daran; nur ist es höchst komisch, wenn es beim Erscheinen eines glänzenden Maskenzuges heißt: wie gut! wie wahr! wie charakteristisch! wie aus dem Leben gegriffen! als ob die Entzuckten am Hofe des großen Churfursten von Brandenburg gelebt oder mit Götzen von Berlichingen oft und viel Jartwein getrunken; als ob sie im Mindesten einen Maßstab dafur hätten, wie die Seelen der Copirten ihr Conterfei ansehen würden, wenn sie, gelockt von der historischen Carnevalsandacht, aus dem Mittelreich herüberkämen und den Spuk mit ansähen. — Schon bedenklicher ist die Sache beim Schauspieler. Es läßt sich viel darüber streiten, wie weit man auf der Bühne in der Kostümtreue gehen kann und darf, sobald Zustände in's Spiel kommen, für welche die Zeitgenossen keine unmittelbare Erinnerung mehr haben. Soviel ist und bleibt aber gewiß: das System, welches sich für alle mittlern Zeiten bis zu den Perrucken herauf an wenige ideale Typen consequent hält, bietet bei weitem die größten innern und äußern Vortheile, und das strenge, ängstliche Studium ist gerade der unvernünftigste Ausweg, weil man damit der Masse etwas gibt, das sie gar nicht zu schätzen weiß, und die Minderzahl der Wissenden doch durch zahlreiche unvermeidliche Mißgriffe ärgert oder zum Spotte reizt. Wir haben vor der königlichen Bühne zu Berlin, welche ihre Kostume mit antiquarischen Ansprüchen stechen ließ, Dinge gesehen, die in einer Abhandlung uber diesen Gegenstand einen Platz finden müßten, hier aber zu übergehen sind.

Am lästigsten und schwierigsten ist dieses Verhältniß für den Zeichner und Maler. Von den Kleinmeistern, wie den Verfertigern deutscher Almanachsbilder, kann gar nicht die Rede seyn: ihre Darstellungen sind meistens, hinsichtlich der Kostumtreue, des Textes, den sie illustriren, vollkommen würdig. Aber fur den ernsten Künstler sind hier die Klippen und Bedenklichkeiten zahllos. Nur Eines anzuführen: manches Stück einer alten Tracht erscheint als ein störender, ganz unästhetischer Auswuchs, aber nur, weil wir keinen Begriff und kein Gefuhl dafür haben, wie dieser Putz seiner Zeit getragen wurde, welche Rolle ihm in der allgemeinen Mimik der Tracht zukam. Der Zeichner kann sich nicht entschließen, das Ding so wie es ihm sein Muster gibt, aufzunehmen; er mäkelt und verschlechtbessert daran, und weiß naturlich meistens nicht, was er thut, wie weit er, indem er den alten Schneider meistert, den Geist der Zeit verlezt, in die er doch den Beschauer versetzen möchte. Diese und so viele ähnliche negative Verletzungen mögen nicht nur unvermeidlich, sondern häufig sogar künstlerisch zu rechtfertigen seyn; aber die positiven, die franken Uebertragungen der charakteristischen Tracht der einen Zeit auf eine andere, sind doch wohl nicht zuzugestehen. So haben wir von einem ganz guten Zeichner den Grafen Egmond mit langem, fließendem Haar und uberhaupt in einem Kostüm dargestellt gesehen, das dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts angehört. Wer es nicht weiß, sieht im Verlauf dieses Artikels, daß dies so viel ist, als wollte man dereinst die Oranier, für welche Ruyter focht, mit Frisur und Frack derjenigen abbilden, welche der Statthalterschaft entsagten. — Der Schauspieler, mit seiner fluchtigen Phantasmagorie, soll nur ganz ungefähr die Idee eines Zeitraums erwecken; aber der zeichnende Künstler macht ja an sich selbst ganz andere Anforderungen. Jener wird durch antiquarische Koketterie nur lächerlich; dieser kann

das Studium kaum zu weit treiben, und es kommt nur darauf an, daß er die gesammelten Elemente mit möglichstem Verstand poetisch verarbeite. Aber es ist mit den alten Trachten wie mit den todten Sprachen, mit unordentlichen Hosen und Wämsern, Hüten und Frisuren, wie mit antiken Floskeln und Idiotismen: die besten historischen Figuren auf unsern Kunstausstellungen tragen ihr Kostüm, wie unsere gelehrtesten Professoren in ihren Dissertationen Latein schreiben.

Wir wissen nicht, ob sich aus den hier und früher von uns angedeuteten Prinzipien eine vollständige Geschichte der europäischen Trachten herausspinnen ließe; vielleicht aber haben wir durch die Bemerkungen über Kostüm, wie wir sie zuweilen in diesen Blättern geben, Manchen überzeugt, daß Studien der Art nicht so ganz futil sind, als es scheinen möchte, und neben nicht zu verachtendem Nutzen großes Vergnügen gewähren. Der wahre Genuß dabei besteht aber in den Beobachtungen, die man selbst macht, wenn man einmal den Anstoß dazu erhalten. Wenn wir daher heute aus dem reichen Stoffe die vornehmsten Wechsel des männlichen Haarputzes in den lezten Jahrhunderten herausgreifen, so versteht es sich ja zum Voraus, daß bei Gelegenheit von solch altem Maskentrödel nichts Neues vorzubringen ist; es handelt sich nur davon, im Leser Ideenassociationen zu wecken, die vielleicht manches erloschene Bild auffrischen und den organischen Zusammenhang zwischen den einzelnen Stücken jeder Tracht deutlich hervortreten lassen.

Die Formen, in welche der Verschönerungstrieb des Menschen Haupthaar und Bart, also Organe seines Körpers, bringt, sind festere Züge, unabstreifbarer, als alle andern Stücke des Kostüms, die er als fremde Körper um sich hängt. Schwerlich ist auch eine Partie der Tracht charakteristischer für Stand und Gewerbe, wie für das Zeitalter; keine bestätigt so augenfällig den Satz, daß sich fast kein Theil irgend eines Anzugs ohne den andern denken läßt. Man nehme die nächsten besten historischen Figuren mit ihren bekannten äußern Attributen; man versuche es, sie anders zu coeffiren, als sie in der Wirklichkeit waren, und man erhält Gestalten, die meistens vor dem Bildungstrieb des Menschen so unmöglich sind, als die thierischen Ungeheuer der Fabel vor denen der Natur. Dies ist freilich nicht immer gleich deutlich, und desto weniger, im Verhältniß, als ältere unerinnerliche Formen miteinander vertauscht werden. Don Juan von Oesterreich mit der Frisur und dem Haarbeutel Josephs II. belacht Jeder als eine Monstrosität; aber Mancher sieht darüber weg, wenn etwa ein Held des dreißigjährigen Kriegs an Haar und Bart im Styl der maximilianischen Zeit gehalten ist.

Jede entschiedene charakteristische Haartracht gibt allen Köpfen, die sie zeigen, einen gewissen gemeinschaftlichen physiognomischen Zug. Aber dieser allgemeine Charakter wird als ein historischer immer erst dann erkannt, wenn die Sitte wieder einer andern Platz gemacht hat. In der Gegenwart wird das Gesetz über der Fülle prägnanter individueller Verschiedenheiten übersehen. Die natürliche Beschaffenheit von Haar und Bart nach Fülle, Farbe, Schlichtheit u. s. w.; die Art, wie einer der allgemeinen Sitte in Kultur derselben entweder schlecht und recht folgt, oder sie kokett übertreibt, oder ihr cynisch widerstrebt — dies alles sind sehr wichtige Elemente zur Physiognomik, ja zur Pathognomik des Lebenden. Haar- und Bartschnitt erklären den Mann, und umgekehrt postulirt sehr oft das Gesicht diese oder jene Frisur. Durch die vielfachen Interessen, welche beim Verkehr mit Menschen in's Spiel kommen, wird das physiognomische Urtheil beständig mit dem Detail beschäftigt, und darüber kommt Keiner dazu, an das allgemeine Haarsystem zu denken, dem im Ganzen alle seine Zeitgenossen gehorchen. — Ganz anders ist es aber bei Bildern, besonders bei solchen, die schon entlegeneren Zeiten angehören. Hier fallen die Kriterien, nach welchen wir die Köpfe der Mitlebenden schätzen und classificiren, größtentheils weg; es bleiben nur die hervorspringendsten individuellen Charakterzüge, dagegen tritt der physiognomische Ausdruck, den der jedesmalige Haarputz ertheilt, so stark hervor, daß er jenen nicht selten dominirt. Die Perrücke, welche ein Bild etwa trägt, erlaubt uns, in Verbindung mit dem übrigen Kostüm, die Figur in eine bestimmte Zeit zu versetzen; aber fast Alles, was die Qualität des Kopfputzes bei Lebzeiten des Mannes über den Charakter desselben aussagte, ist für uns verloren, und wäre es, wenn auch nicht der Maler in der Regel neben dem Gesicht auch der Perrücke geschmeichelt, und mit der Feiertagsperrücke ein Feiertagsgesicht hingestellt hätte.

Es ist merkwürdig, zu beobachten, wie in einer historischen Reihe von Porträts mit ausgesprochenem Familienzuge dieser durch die jedesmalige Mode des Haarschmucks modifizirt, bald verstäckt und gehoben, bald zurückgedrängt wird. Für Historien- und Bildnißmaler läßt sich nicht leicht ein interessanteres Studium denken. Hierüber auch nur Andeutungen zu geben, würde uns zu weit führen; hier ist uns nur darum zu thun, daß der Kenner des Kostüms, wenn es gilt, etwa das Alter eines Bildnisses bestimmt anzugeben, vor Allem auf den Kopf sieht, weil ihm der Haarputz in der Regel mit größter Bestimmtheit den größern Zeitraum andeutet, den er sofort mit Hülfe der Details der übrigen Tracht wo möglich in engere Grenzen einzuschließen hat. Jedes, wenigstens im Kostüm getreue männliche Bild, gemalt, in Holz geschnitten oder in Kupfer gestochen, bezeichnet schon durch den Styl an Haar und Bart, ganz abgesehen von der übrigen Tracht, die Periode, welcher der Mann

angehört, so sicher als Styl und Druck des Buchs, dem es etwa vorgesezt ist. Ist es ein Gottesgelehrter, so kann in der Regel kein Zweifel darüber seyn, wie lange er vor oder nach dem Interim gelebt, ob er noch redlich Hexen verbrennen helfen oder ob der Bund mit dem Teufel zu seiner Zeit angefangen außer Uebung zu kommen. Ist es ein Krieger, so sagt das Conterfei deutlich, ob er im Bauernkrieg oder bei Mühlberg, bei Breitenfeld oder Nördlingen, bei Fehrbellin oder La Hogue, bei Blindheim oder Malplaquet, bei Roßbach oder Zorndorf, bei Fleurus oder Hohenlinden, an der Kazbach oder bei Montereau seine Lorbeeren geholt haben konnte. Ist es ein Staatsmann, so sieht man ihm an Bart und Frisur ab, ob er noch am ewigen Landfrieden gearbeitet, ob er etwa in die Schmalkaldischen Händel verwickelt gewesen, ob er möglicherweise aus Osnabrück, Ryßwik, Utrecht, Hubertsburg, Teschen, Rastadt, oder von der Londoner Conferenz Kuriere abgefertigt.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Triest, April.

(Schluß.)

Schiffsbeleuchtung. Theater.

Dieser Tage wurde in unserm Hafen ein Versuch mit einer neuerfundenen Schiffsbeleuchtung angestellt, welche für die Schifffahrt von wesentlichstem Nutzen seyn dürfte, da dadurch dem häufigen Zusammenstoßen der Fahrzeuge in der dunkeln Nacht, troz der, freilich nicht ausreichenden Laterne auf dem Mastbaume, vorgebeugt wird. Der Apparat besteht in einem parabolischen Glasspiegel von 12 Zoll Brennweite, 30 Zoll Tiefe und 72 Zoll Höhe, welcher durch eine chemische Kerze erhellt wird, und ein Licht zurückwirft, bei dem man in einer Entfernung von 5 bis 600 Schritten vom genannten Spiegel die kleinste Druckschrift recht deutlich lesen kann. Wie es heißt, werden künftig ähnliche Spiegel auf den Dampfschiffen des österreichischen Lloyd angebracht werden.

Unser Carneval hatte dieses Jahr einen überaus freundlichen Charakter. Vom schönsten Frühlingswetter begünstigt, war am Giovedi Grasso und an den lezten drei Tagen der Corso ungemein belebt. Die Wohlhabenden hatten Gelegenheit, ihren Reichthum an Schmuck, Gewändern und Equipagen zur Schau zu bringen. An diesen Tagen fällt die schroffe Scheidewand, die sonst die sogenannte vornehme Welt von der Masse trennt; alle Freuden, alle Lustbarkeiten werden gemeinschaftlich genossen, und nehmen so den Charakter eines wahren Volksfestes an. Schon in den Vormittagsstunden sieht man viele Hände geschäftig, die Balkons zu putzen, die Straßen zu fegen; lange Reihen mit Confetti besezter Tische machen den schönen Börsenplaz zu einem Zuckermarkte. Gegen drei Uhr nach Tische wird es lebendig. Wagen durchziehen die Stadt, vor jedem ansehnlichen Hause steht eine Equipage, die Kaufläden werden geschlossen, die Schreibstuben leeren sich, aus den Werkstätten eilen Meister und Gesellen, aus den Schiffen die Matrosen: alles will auf den Corso, wo unterdessen die Balkons sich mit Zuschauern füllen. Bald ist der Corso mit einer dichten, unübersehbaren Menschenmenge bedeckt, zwischen welcher nur so viel Raum bleibt, daß zwei Wagenreihen auf und nieder fahren können. Jezt beginnt der Equipagenzug über die Piazza del legno, den Corso, den Börsenplaz, die Piazza grande, den Leipziger Plaz, und zurück über die Pescheria und den Theaterplaz, und Dandys stehen überall mit ihren blauen Confettitüten und schleudern den süßen Inhalt auf die in den Wagen sizenden Damen; diese schleudern wieder, und es entsteht ein freundlich-feindlicher hiziger Kampf, der erst spät am Abende aufhört. Man hat berechnet, daß dieses Jahr für mehr als 15,000 Gulden Confetti verschleudert worden sind, und der Equipagen sollen gegen 400 gewesen seyn.

Die Oper nahm seit meinem lezten Berichte eine günstigere Wendung. Gemma di Vergy von Donizetti machte der Sonnambula Plaz. Nächst Anna Bolena, Belisario und Marino Faliero ist Gemma die schönste Composition dieses Tondichters. Wenn auch nicht ganz frei von Reminiscenzen, hat sie recht viele Piecen aufzuweisen, die ihre Wirkung nirgends verfehlen werden. Miß Adelaide Kemble gab die Titelrolle; ihre Stimme sowohl als ihr ererbtes Spiel erhielten bald allgemeinen Beifall; ihre Methode sprach Anfangs weniger an als später, wo sie, aufmerksam gemacht, sich mehr an die gewiß vorzüglichere italienische Schule hielt, und an ihrem Benefizabende, wo sie eine Cavatine aus Donizettis Lucia di Lammermoor sang, erregte sie wahren Enthusiasmus. Kränze flogen aus der Höhe auf's Podium nieder, und eine Unzahl Sonnette in englischer Sprache flatterten wie Schmetterlinge umher. Miß Kemble ist zur Frühlingsstaggione für die Scala in Mailand engagirt, und dürfte sich bald zu den ersten Künstlerinnen Italiens emporschwingen. — Die zweite Novität auf unserer Bühne war die neue Oper „Esmeralda.“ Das Libretto ist eines jener Machwerke, wie sie jezt häufig in Italien fabricirt werden. Die Musik beurkundet das glückliche musikalische Talent des jungen Compositeurs Mazzucato, ihr geht aber noch die Reife ab. Sie zählt viele, ja nur zu viele Motive, von denen aber kein einziges gehörig ausgeführt ist; kaum daß der Compositeur eine Idee ergriffen, so hascht er schnell nach einer andern und läßt die erste fahren. Die Oper wurde indessen, da der Compositeur aus Friaul ist und hier viele Landsleute hat, mit Jubel aufgenommen. — Die dritte Oper war Scaramuccia des hiesigen Orchesterdirektors Luigi Ricci. So oft man sie auch hier schon sah, so wird sie doch immer wieder mit Freuden aufgenommen. Nächst Donizettis Elisir d'Amore und Mercadantes Elisa e Claudio ist sie unstreitig die beste Opera buffa neuester Zeit. Um so mehr ist zu bedauern, daß Riccis übrige Werke dieser Composition bedeutend nachstehen. Das Libretto ist von Felice Romani und zeichnet sich ebenfalls vortheilhaft vor vielen andern Operntexten aus. — Im Teatro Mauroner gibt die englische Reitergesellschaft Foureaux Vorstellungen, im Teatro Filarmonico läßt sich ein Feuerkönig bewundern, im Redoutensaale ein Taschenspieler beklatschen, auf der Piazza grande ist ein Cosmorama zu sehen, und auf der Piazza della borsa lockt eine Erscheinung die Menge, die in unsern Tagen gewiß selten ist. Es ist dies der Charlatan Bellini, der mit zwei Uhren in der Tasche, auf zwei Kutschen durch einen Trompeter ein Zahnelixir feil bietet; er sagt wizig, er treibe seinen Handel schon sechshundert Jahre, indem das Elixir auf ihn, den lezten Sprossen seines Stammes, von seinen Urahnen übergegangen sey. Von den vielen Käufern sah ich mehrere einige Tage später mit verbundenem Gesichte umhergehen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 103.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 30. April 1839.

O heil'ge Macht, die auch gekrönte Sünder
Zur Buße treibt, wie demuthvolle Kinder!
Wessenberg.

Die Fußwaschung in der Hofburg zu Wien.

Die Fußwaschung, welche der Kaiser und die Kaiserin jährlich am grünen Donnerstag vornehmen, ist in mehr als Einer Hinsicht eine der interessantesten Feierlichkeiten, und doch fast nur als Thatsache bekannt. Einzelne Traditionen dieser merkwürdigen Ceremonie sind wohl außer Wien gedrungen; aber mit Ausnahme der verstümmelten Beschreibung der Mistreß Trollope, die, wie ihr ganzes Buch, von Unrichtigkeiten und ausgebundenen Mährchen aller Art wimmelt, erinnere ich mich nicht, irgendwo dieses Schauspiels, oder vielmehr religiösen Aktes erwähnt gesehen zu haben, obgleich er einer der sonderbarsten und poetischsten ist, die unsere nüchterne Zeit aufzuweisen hat.

Im großen Rittersaale versammeln sich am grünen Donnerstage früh um neun Uhr die Großen des Reichs, die Repräsentanten der Civil-, Militär- und geistlichen Stände, die Großwürdenträger, Kammerherrn, Truchseße, Garden und der ganze Cortege, wie er die Person des Kaisers umgibt. Tribünen sind errichtet, welche Zuschauer aller Classen füllen. Im Fond des Saales sind zwei lange Tische aufgerichtet; auf jedem ist für zwölf Personen gedeckt, und jedes dieser Gedecke besteht aus einem hölzernen Löffel, ähnlichen Gabeln und Messern, einem alterthümlichen grünsteinernen Krug und einem zinnernen großen Pokal. Um zehn Uhr werden durch die großen Pforten vier-und-zwanzig Gestalten hereingeführt, von denen man beim ersten Anblick glaubt, sie seyen aus einem Gemälde von Albrecht Dürer herausgeschnitten und durch einen wunderbaren Magnetismus beweglich gemacht. Wie Automaten nicken und schütteln sie mit den schneeweißen Köpfen. Es sind zwölf Männer und zwölf Frauen. Der Aelteste von ihnen hat bereits mit des Kaisers Ur-Urgroßvater, mit Kaiser Karl VI., zusammengelebt, er ist geboren im Jahr 1728; der Jüngste von ihnen ist ein etwas schwächlicher Knabe von 84 Jahren. Die mittelalterlichen Gewänder, in welche diese Greise und Greisinnen gekleidet sind, geben ihnen einen wunderbaren Zauber; es ist wirklich, als hätte der Tod vergessen, diese Ueberreste einer frühern Zeit hinwegzumähen, und sie wären nun, wie der alte Abt Erno im Volksmährchen, ganz fremd in ihrer Umgebung geworden. Nachdem die zwölf alten Frauen an den Tisch zur Linken und die zwölf Greise an den zur Rechten sich gesetzt, klopfen die Kämmerer dreimal mit ihrem Stabe auf den Boden. Die Garden ziehen die Schwerter, ein allgemeines Stillschweigen entsteht, alle Blicke richten sich nach dem Eingange. Der Kaiser erscheint, umgeben von den Prinzen und Marschällen, die Kaiserin mit einem Gefolge von zwölf fürstlichen Damen. Der Kaiser stellt sich an die Tafel zu den Greisen, die Kaiserin an jene, wo die

alten Frauen sitzen. Nachdem sie einige freundliche Worte mit jedem der Armen gewechselt, erscheinen die Truchseße und Edelknaben mit Speisen, die sie je zu vier Schüsseln auf einem Brette tragen; der Kaiser nimmt eigenhändig die Schüsseln und trägt sie jedem der Armen vor, mit denen er ununterbrochen conversirt. Nachdem die Alten die Suppe gegessen haben, nimmt der Kaiser die Schüsseln wieder ab und stellt sie auf die Bretter, welche die Edelknaben und Truchseße wieder abtragen, um gleich darauf wieder mit neuen Speisen in derselben Zahl zu erscheinen. Abermals verrichtet der Kaiser dieselben Aufwärterdienste bei den zwölf Armen, auftragend und abräumend. Viermal wird dies wiederholt, da jedem Armen sechzehn Speisen servirt werden. Der Kaiser verrichtet dabei fast ganz allein den Dienst; nur ungern, sieht man, läßt er sich helfen. Dabei ist er in solchem Eifer, daß er sich mehrmals den Schweiß abwischen muß und jeder Gedanke, daß es sich hier um ein Schaugepränge handle, fern bleibt.

Nachdem das Mahl beendigt (die übriggebliebenen Speisen sammt dem Geräthe werden den Armen in's Haus geschickt), werden die Tische abgetragen. Bediente erscheinen und ziehen jedem der Alten von einem Fuß Schuh und Strumpf ab; ein Geistlicher besteigt eine Tribüne und liest eine Stelle aus dem Evangelium vor, zwei andere Geistliche von hohem Range überreichen dem Kaiser ein goldenes Waschbecken; der Monarch kniet nieder und wascht jedem der zwölf Männer den entblößten Fuß, trocknet ihn und küßt ihn mit gebeugtem Haupte. Auf der andern Seite thut die Kaiserin dasselbe; doch nur bei Einer der alten Frauen, da jede der Damen ihres Gefolges denselben Akt der Demuth bei einer der Greisinnen vollführt. Nachdem die Ceremonie beendet, bindet der Kaiser wie die Kaiserin einem jeden der Alten einen Beutel, der mit dreißig Silbergroschen gefüllt ist, um den Hals; sie grüßen freundlich und verlassen den Saal. Die ganze Ceremonie ist so poetisch und eigenthümlich, daß sie uns mit aller Kraft aus der Nüchternheit heraus in die Romantik des Mittelalters versezt und die reizendsten Phantasien anregt.

Moden.

(Fortsezung.)

Das populärste und naheliegendste Mittel, sich die abwechselnden Metamorphosen des Haarputzes zu vergegenwärtigen, sind jene dynastischen Suiten von Porträts, welche aller Orten hier und da die vier Pfähle loyaler Unterthanen, besonders aber die Wirthsstuben schmücken, und in deutschen Landen ehrfurchtgebietend dem Reisenden bedeuten, in welches Herrn Territorium er eingetreten ist, wenn er etwa den farbigen Grenzpfahl oder das Wappenthier über der Thüre des Posthauses übersehen haben sollte. Wie trotzig im struppigen Bart blickt der dort aus dem viereckigen Rahmen seines kolbigt niederfallenden Haars! Wie bäurisch-ehrlich ist jener Kopf mit dem kurz abgestuzten Haar und dem Spitzbart! Ein dritter mit dem winzigen Schnurrbärtchen, der den Feldherrnstab so mannhaft gegen den Harnisch stemmt, wie finster schaut er aus den schwarzen Wolken seiner drohenden Perrücke! Und der hochselige Vater oder Großvater des jeztregierenden Herrn — wie frappant trennt die geschwungene Puderlinie das schneeweiße Haupt mit den Taubenflügeln vom glatten, süß lächelnden Gesicht! Aber wie oft irrt man gröblich im Urtheile über den Charakter Einzelner, zu welchem die Physiognomie des Kostüms verführt! Der Löwe des Geschlechts trägt keineswegs jedesmal die Mähne um Haupt und Schultern, wie etwa der auf der langen Brücke zu Berlin, und die Periode der trutzigsten Bärte zählt oft die meisten Weiber im Harnisch.

Die reichsten Gelegenheiten zu Studien der Art bieten die Galerien der virorum doctissimorum, consultissimorum et experientissimorum auf Hochschulen und der Glieder des weisen Raths in Republiken und Reichsstädten. Auch hier sizt in den Kappen auf dem geschornen Schädel, in Allongeperrücken, in Stutz- und Knotenperrücken, in Zöpfen, Haarbeuteln und Titusköpfen, in Zwickel- und Knebelbärten, in Apostel- und Backenbärten nirgends die Gelahrtheit oder Weltweisheit, Fanatismus oder Toleranz, Streitsucht oder Verträglichkeit, Härte oder Weichheit, aber sehr oft der gemeinsame Schein von diesem oder jenem.

Alle diese Suiten reichen selten über das fünfzehnte Jahrhundert hinauf, und mit dieser Zeit werden auch der einzelnen Denkmäler immer wenigere. Das Urtheil über den Totalcharakter der Kostüme wird aber immer schwankender, je seltener gleichzeitige Bilder unmittelbare Anschauung gewähren und je mehr man auf Chroniknotizen verwiesen ist. Wir gehen daher auch nur bis zu dem Punkte zurück, von wo an die Buchdruckerei, in Verbindung mit ihrer Mutter, der Holzschneidekunst, und ihrer Tochter, der Kupferstecherkunst, nicht nur die Gedanken der Zeiten, sondern auch die jedesmalige äußere Erscheinung der Menschheit fest und dauerhaft überliefert.

Im fünfzehnten Jahrhundert und, in Deutschland wenigstens, noch ziemlich weit in das darauffolgende herein, scheint es unter den Männern der höhern Stände fast allgemeine Sitte gewesen zu seyn, das Haar schlicht herabhängend und ringsum, mit Ausnahme der Stirne, ziemlich lang zu tragen. Das Haar wurde dabei nicht gescheitelt, sondern auf der Stirne von Schläfe zu Schläfe gleich abgeschnitten, während es über die Ohren und

hinten gerade herabfiel und unten in einer Linie abgestuzt war. Ein solcher Haarputz, einer der kunstloiesten, daher er hie und da unter dem Landvolk noch jezt fortlebt, hieß in Deutschland eine „Kolbe." Den Bart trug man dazu voll, rund, doch nicht sehr lang. Bekannte Beispiele dieser Tracht sind der Kopf Raphaels, die Bildnisse Kaisers Maximilian, Götzens von Berlichingen, Georgs von Frondsberg, Ulrichs von Hutten u. s. w.

Der Leztgenannte mag durch die neue böse Weltseuche, an der er acht Jahre litt und über die er schrieb, sein Haar verloren haben; denn nach einem Geschichtschreiber über Perrücken, Rango,* trug er eine Perrücke, oder wie sich Rango ausdrückt: „eine ziemliche Kolbe von falschem Haar." — Es fehlt nicht an Spuren durch das ganze Mittelalter, daß nicht nur das weibliche Geschlecht, wo es sich von selbst versteht, sondern auch das männliche sich hie und da falscher Haare bediente, als Putz wie als Nothbehelf. So heißt es schon in einer Fabel, die einem Minnesänger des dreizehnten Jahrhunderts zugeschrieben wird:

> Men liset von einem Ritter das,
> Das er kal von Nature was
> Und ane Har; das was im leit,
> Nu hat er ein Gewonheit,
> Das er uf bant ein Huben guot
> Mit Hare u. s. w.

Bei einem Turnier habe er Helm und Haarhaube verloren, worüber ein großer Lärm entstanden. — Wie in diesem Fall, so wurden auch zu Anfang der Reformation Perrücken nur aus Noth getragen; man schämte sich derselben und suchte dabei, wie gegenwärtig, die Natur und die laufende Mode möglichst treu zu copiren. Diese Kopfmasken (personae capitis), wie Martial die Perrücken sehr glücklich nennt, mögen aber höchst unvollkommene Gebäude gewesen seyn; die Hauptelemente dieser später so wichtigen Kunst, namentlich das Treisiren der Haare zwischen Seidenfäden, wurde erst weit später erfunden, und in Deutschland lieferte nur das kunstreiche Nürnberg für schweres Geld „Kolben," in denen kahle Fürsten und Herren sich unbeschrieen sehen lassen konnten. So schreibt Herzog Johann von Sachsen im Jahr 1518 an den Koburgschen Schösser Arnold von Falkenstein: „Unser Begehr ist, du wollest Uns ein hübsch gemacht Haar auf das beste zu Nürnberg bestellen, und doch in Geheim, also daß es nicht gemerket werde, daß es Uns solle, und je dermaßen, daß es krauß und geel sey und also zugericht, daß man solches unvermerkt auf ein Haupt möge aufsetzen." — Ulrich von Hutten und Herzog Johann waren sicher damals nicht die einzigen Perrückenträger, und man sieht, daß der gebräuchliche Haarputz den Betrug sehr begünstigte; aber mit ihnen ging in Deutschland vorläufig auch die Sitte der langen Haare zu Grabe, und bald und im ganzen folgenden Jahrhundert konnte von Perrucken fast gar keine Rede seyn.

Damals war in Sachen des Geschmacks und der feinen Sitte vorzüglich Italien und zunächst Florenz das Vorbild, dem die ganze feine Welt nachjagte. Man war auch auf neue Moden so sehr erpicht, als gegenwärtig; aber einmal verbreiteten sie sich nicht so reißend schnell als jezt, schon weil sich die damaligen Verkehrsmittel zu den jetzigen gemeinen ungefähr verhalten, wie leztere zu den Eisenbahnen; und dann blieb im sechszehnten Jahrhundert Deutschland in den Evolutionen der Eleganz hinter den eigentlichen Modeländern, Italien und den Niederlanden, überhaupt noch merlbar zurück. In Italien nun scheint es schon seit dem vierzehnten Jahrhundert zum feinsten Ton gehört zu haben, das Haar zu kürzen und das Kinn glatt zu scheeren. So erscheint schon Kosmus I. von Medicis auf seinem Bildnisse. Mit dem sechszehnten Jahrhundert verbreitete sich aber von dort die Sitte, das Haupthaar ganz kurz abzuschneiden und den Bart lang und spitz wachsen zu lassen. Franz I., und mit ihm Frankreich, nahm diese Tracht mit dem Jahr 1521 an. Um diese Zeit erscheint dieselbe auf vielen Bildnissen französischer, helvetischer, niederländischer Staatsmänner und Gelehrten; in Deutschland drang dieser Styl etwas langsamer ein. Die deutschen Bildnisse aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts zeigen wenig Gleichförmigkeit: z. B. Martin Luther und Wilibald Pirkheimer trugen starkes Haar und keinen Bart; dagegen Philipp Melanchthon und Johann Mathesius ließen neben dem Haar auch den Bart wachsen. Selbst manche deutsche Fürsten und Herren treten noch zur Zeit der Mühlberger Schlacht und des Interim in sehr unmodischen Bärten und Haarbüschen auf; der feine Carl dagegen und sein Hofstaat sind von Anfang an italienisch zugestuzt. Wir haben ein Buch über die niederländische Revolution vor uns, in welchem alle Schauspieler jenes Dramas, Alba, Wilhelm von Oranien, Egmond, Horn, Alexander von Parma, Requesens u. s. w., sehr gut abgebildet sind: Alle tragen ringsum kurz verschnittenes, oft bürstenförmiges Haar, und von Ohr zu Ohr einen mäßigen Bart, der am Kinn in eine stumpfe Spitze verläuft; nur Alba mit seinem langen fließenden Bart macht eine Ausnahme. — Doch auch in Deutschland sieht man die Haare immer kürzer, die Bärte immer eleganter werden, und vor der im siebzehnten Jahrhundert erfolgenden Revolution im Haarputz zeigt sich das ganze elegante kriegerische und gelehrte Europa so ziemlich uniform geschoren.

---

* M. C. T. Rangonis, de capillamentis, vulgo Parucquen, liber singularis. 1663.

Wenn Goethe den Brüsseler Schneider von Egmond sagen läßt: „Der ist gut köpfen," so bezieht sich dies nicht auf das Haar; aber allerdings machte Egmonds und seiner Unglücksgenossen Haarputz keine Vorbereitung auf die fatale Operation nöthig. Im folgenden Jahrhundert, bei Cinqmars und dem jungen de Thou und bei Karl I. von England, hatte der Henker eine grundliche Haartoilette zu machen. Einem Staatsverbrecher aus der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts brauchte man nur die Perrücke vom geschorenen Haupte zu nehmen, und vor dem Beil der Guillotine mußten die Zöpfe weggeschafft werden.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, April.

Fest der Enthüllung der Schillersstatue.

Wir sehen einem Feste entgegen, das in ganz Deutschland die lebhafteste Theilnahme erregen muß, einer Feierlichkeit, die unsere Stadt mit einem der schönsten, grosartigsten Denkmäler beschenken wird, welche die Dankbarkeit der christlichen Völker ihren großen Männern errichtet hat. Am 8ten Mai wird die Statue Schillers feierlich enthüllt werden. Der Vorabend seines Todestages mußte gewählt werden, weil lezterer diesmal mit dem Himmelfahrtsfeste zusammenfällt. — Das Publikum weiß, daß der Guß der Statue und der vier Basreliefs längst vollkommen gelungen ist. Nachdem nun im vorigen Jahre und noch während des Winters der Schnitt der Steine zum Fußgestelle vollendet worden, wurde gleich im Februar mit den Substructionen begonnen, und der Aufbau des Piedestals unermüdlich, aber mit größter Sorgfalt gefördert. Es ist heute, den 24sten April, in der Höhe geschlossen worden. Das Fußgestelle ist nach Plan, Material und Ausführung ein ausgezeichnet schönes Werk. Es besteht aus den beiden Hauptgesteinarten unseres Schwarzwaldgebirgs: die fünf Stufen mit Eckquadern aus rothem, eisenschüssigem, sehr hartem Sandstein, das Piedestal selbst aus mächtigen Blöcken eines ziemlich glimmerreichen, in's Fleischrothe spielenden Granits. Der Ton des Gesteins wird gewiß trefflich mit dem der Bronce harmoniren, sobald diese einmal an der Luft den Metallglanz verloren hat. Der Gießer hat es wohl mit allem Recht vermieden, Statue, Basreliefs und Ornamente künstlich zu patiniren, oder gar durch Anstrich die Patine nachzuahmen. Daß das blanke Metall Anfangs einen nicht ganz guten Eindruck macht, kann gar nicht in Betracht kommen, weil es, ganz sich selbst überlassen, sich weit schöner und gleichförmiger beschlägt, und zwar in einer Zeit, welche hoffentlich einen sehr kleinen Bruch derjenigen bildet, welche das Denkmal dauern wird. Die Statue ist, geziert mit den Fahnen Bayerns und Würtembergs, am 20sten April hier angekommen. Sie wurde in allen Städten am Wege freudig begrüßt und geleitet. Stiglmaier ist selbst mit angekommen, um das Einfügen der Basreliefs und die Aufstellung des Bildes zu leiten. Leztere ist am 24sten, gleich nachdem die Deckplatte des Fußgestelles gelegt war, vorgenommen worden. — Mit der Ebnung und Pflasterung des Platzes kann erst nach dem Feste begonnen werden. — Bereits ist man mit den Vorbereitungen auf dasselbe eifrig beschäftigt. Da der Zudrang des Volks von nah und fern gewiß ungeheuer seyn wird, so ist die Hauptaufgabe der Anordner, den ziemlich beschränkten Raum so zu disponiren, daß er die größtmögliche Menge von Zuschauern aufnehmen könne. Aber so wenig ein Vernünftiger erwarten kann, die Statue am Feste gleich im edlen Roste zu erblicken, so wenig darf er, bloß wegen der Bequemlichkeit des Volkes am Enthüllungstage, den Platz, dessen Mitte das Monument einnimmt, geräumiger wünschen. Denn nach dem übereinstimmenden Urtheil aller Kenner ist er für dasselbe nach allen seinen Verhältnissen der passendste Rahmen. — Wir erwähnen nur in aller Kürze der Hauptakte des Festes, um der ausführlichen Beschreibung, welche in diesen Blättern gegeben werden wird, nicht vorzugreifen. — Nach einer, von Kapellmeister Lindpaintner componirten Cantate erfolgt, unter dem Geläute aller Glocken, die Enthüllung. Die Rede wird von Gustav Schwab gehalten, und hierauf das Denkmal von Seiten des Vereins dem Magistrate der Stadt förmlich übergeben. — Ob von der Laune der Witterung begünstigt oder nicht, der Tag wird ein schöner werden, der Deutschlands lang gehegten Wunsch erfüllt.

Zum Schluß noch etwas Zeitgemäßes. Gestern wurde auf hiesigem Rathhause über das bevorstehende Fest debattirt. Das Glockengeläute, als Bestandtheil der Feier, kam zur Sprache. Da erklärte der gesammte, im Rathe sitzende Clerus der Stadt, daß er das Anziehen der gottesdienstlichen Schallmaschinen bei Gelegenheit eines rein außerkirchlichen Aktes, so viel an ihm sey, nimmermehr gestatten könne. Es versteht sich von selbst, daß damit der Gemeinde die Freiheit unbenommen bleibt, mit ihren Glocken zu machen, was sie will. Wir erwähnen diesen Vorfall nur als Stoff zu anmuthiger Controverse. Es kommen dabei folgende Punkte in Betracht: Ist jene Erklärung der Geistlichkeit ein Schrei des zarten Glockengewissens überhaupt, oder hat der Umstand Einfluß darauf, daß, nach der Ansicht mancher Leute, von manchen Leuten mit der Verehrung jenes großen Mannes eine Art von Götzendienst getrieben wird? Ferner: rührte sich jenes zarte Gewissen auch, wenn es sich etwa von der Enthüllung eines fürstlichen Denkmals handelte, wozu das Programm nebst Glockengeläute von Oben vorgeschrieben wäre? Schwerlich, aber die geistliche Logik ist nicht so leicht ad absurdum zu führen; denn in diesem Fall war der Gefeierte vielleicht einst primus episcopus, und dann verstand sich die Cooperation der Kirche von selbst; aber wenn auch nicht, so hängt das Herrscheramt, als von Gott eingesezt, von selbst mit der Religion zusammen; ein Dichter dagegen u. s. w. Die große Mehrzahl der Stimmfähigen wird jenen Satz vollkommen anerkennen, aber feierlich gegen eine Fassung des leztern protestiren, wodurch auch nur einigermaßen der Schritt unserer Glockenprotestanten gerechtfertigt würde.

Beilagen:

Kunstblatt Nr. 35 und Monatsregister April.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 104.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 1. Mai 1839.

— Si modo ego et vos
Scimus inurbanum lepido seponere dicto,
Legitimumque sonum digitis callemus et aure.
Horat.

Briefe Wielands aus den Jahren 1752-1761.

Zürich, 11ten April 1755.

Wissen Sie, daß Kleist bei uns war? Er war ziemlich lange da, aber wir genossen ihn wenig, weil er in näherem Verhältniß gegen einige Leute stand, die sich eine Ehre daraus machen, unsere Antipoden zu seyn. Er ist ein sehr artiger, sehr angenehmer Mann, von einem feinen Geschmack und gutem Herzen. So ist er mir in etlichen Conversationen vorgekommen. — Klopstock ist im Begriff, eine Jungfer Mollerin aus Hamburg zu heirathen. Es ist aber nicht die, von der in der Ode an Gott die Rede war. Sie soll sehr vollkommen seyn, und einer seiner Freunde, Cramer (der Verfasser der Ode von der Auferstehung, im ersten Theil der vermischten Schriften), nennt sie den weiblichen Klopstock. — Eine Ihnen angenehmere Neuigkeit wird seyn, daß wir auf die Michaelmesse drei neue Gesänge vom Messias erhalten werden. — Jzt auch etwas vom Noah! Sie erhalten meine Kritik. Da sie aber nicht bis auf einzelne Ausdrücke oder kleinere Vorstellungen und Ausbildungen gehet, so muß ich Ihnen hier wegen einiger, die Sie tadeln, Rechenschaft geben. „Goldgewebte Tage, die mit edler Liebe durchwürzet sind," scheinen Ihnen ein Galimathias, das will sagen, Bilder, die nicht mit einander bestehen können. Denn das ist mein Begriff bei diesem Wort. Wenn Sie sich hieran erinnern, so werden Sie finden, daß, wenn dieser Vers ein Galimathias ist, so ist auch ein parfumirter Brocat ein Galimathias, und dergleichen haben doch die Persianer. Vielleicht kommt in einem künftigen Alter, das so kritisch ist, wie bei uns die lezte Hälfte des 16ten und erste des 17ten Säculums, irgend ein Bentley, und beweißt, daß es, anstatt durchwürzet, durchwürket heißen müsse. Wie leicht kann für ein z ein k gesezt worden seyn! Wenn das nicht genug wäre, so könnte ich noch sagen, daß hier nicht zwei Metaphern, wie Sie sagen, in eine gegossen, sondern nur nahe an einander gestellt werden. — Wegen des Luftschiffes beziehe ich mich auf die Abhandlung vom Noah.

Ihre Kritik über den „Tod im Hinterhalt" scheint etwas mehr zu sagen. Sie haben ohne Zweifel den Milton gelesen, ich meine sein verlorenes Paradies. Dort wird der Tod als ein würkliches (nicht allegorisches) Wesen eingeführt. Das Recht der Poesie, dieses zu thun, hat Herr Bodmer in seiner vortrefflichen Abhandlung vom verlorenen Paradies ausgeführt. Nach diesen Ideen wird hier der Tod eingeführt. Wenn diese Vorstellung einige choquirt, so sind andere, die nicht dadurch choquirt werden. Ich bin unter diesen. Es dünkt mich unbillig, sie für lächerlich zu halten, weil sie von schlechten Scribenten ist travestirt worden, oder weil einfältige

Leute sich eingebildet haben, der Tod sey würklich so, wie Poeten oder Maler ihn gebildet haben. Sie haben Recht, man kann reizendere Vorstellungen vom Tode machen. Bodmer hat es bey Mehetabel im vierten Gesang würklich gethan. Beim Sipha hat ihm dirse beliebt. Es gefällt mir gar nicht, wenn die Leser einem Poeten verdenken, daß er nicht allemal das Schönste, oder was sie für's Schönste halten, gesagt habe. Man will nicht allemal das Schönste sagen, und man soll es auch nicht. Uebrigens wissen Sie, mein sehr werther Freund, daß es Vorstellungen gibt, die an sich anständig sind, durch Mißbrauch aber mit Nebenbegriffen sind verhunzt worden. Wenn ein Scribent dergleichen Vorstellungen ihr Recht angedeihen läßt, so muß man die Nebenbegriffe, die nicht hinzu gehören, die wir, weil wir's so gewohnt sind, selbst hinzuthun, ja nicht dem Scribenten, sondern sich selbst zur Last legen.

Der Lauder, welcher den Milton mit so alberner Kühnheit angebelfert hat, ist bereits in Engelland widerlegt, beschämt und zur Revocation gebracht worden. Sie können von dem Menschen daraus urtheilen, daß er die lateinische poetische Uebersetzung des verlornen Paradieses, welche ein gewisser Schotte, Wilhelm Hoge, gemacht, für ein Original gibt, das Milton ausgeschrieben habe. — Etliche Aehnlichkeit in Gedanken und Redensarten, oder unvermeidliche Gleichheiten in Sachen, die nur Eine Seite haben, sind diesem Elenden schon genug, den Milton zum Plagiarius zu machen. Wenn man den Masenius, Taubmann 2c. nur einigermaßen kennt, so wird man erstaunen, daß sich ein Mensch so weit vergessen kann, einem Genie, wie Milton, zuzuschreiben, daß er solche Schmirrer ausschreibe; das ist, als wenn Klopstock Hans Sachsen sollte ausgeschrieben haben. Sie können hieraus sehen, wie weit Gottsched getrieben ist, daß er zu solchen Puerilitäten seine Zuflucht nehmen muß.

Auf den Herbst kommen Werke von Herrn Bodmer und mir heraus, welche Aufsehen machen werden. Wir bestürmen die Deutschen. Da wir zufrieden sind, die richtigen Ideen vom Schönen und Guten erreicht zu haben und nach diesen unser Werk auszuführen, da wir darnach wenig fragen, ob wir gefallen oder nicht, ob wir gelobt oder getadelt werden, weil es uns genug ist, daß wir gefallen sollten und daß die Schuld des Gegentheils nicht unser ist: so sind wir in der That sie die Deutschen Leute, aus denen sie sich nicht werden zu finden wissen. Wenn wir durch Lehrschriften und Muster, durch Standhaftigkeit und Muth, die Irrthümer und Vorurtheile zu bestreiten, nichts bey dieser in allen Stücken unglücklichen Nation ausrichten und immer so allein bleiben, wie es scheint, daß wir izo sind, so bleibt uns nichts übrig, als die Freude, so wohl izt, als auch bey der Nachwelt von der großen Zahl ausgenommen zu seyn. Denn von künftigen Zeiten hoffe ich immer, aus Liebe zur Menschheit, daß Deutschland in allen Stücken freyer und glücklicher seyn werde. Ich bin gewiß, daß die elende Staatsverfassung in Deutschland, ich sollte auch noch die mehr als elende Schulverfassung sagen, und der Verfall der Sitten die vornehmste Ursach des Mangels an Geschmack und wahrer Wissenschaft sind.

Es sind uns Arbeiten von der Gesellschaft, die bey Herrn Faber in Tübingen zusammen kommt, vor die Augen gekommen. Ich überlasse diese Puerilitäten der Zuchtruthe des Herrn Hubers. Ich wünsche, daß er sich verbunden achte, alle Welt für dem Verdacht zu warnen, als ob er oder andere brave Leute ein so elendes Institutum und so kindische und abgeschmackte Sudeleyen für Sachen ansehe, die zur Ausbreitung der Wissenschaften dienen und einen guten Begriff von Tübingen erwecken sollen. Wieland.

Moden.

(Fortsetzung.)

Die Tracht des sechzehnten Jahrhunderts schloß den Gebrauch falscher Haare natürlich ganz aus; denn am Problem einer Perrücke mit ganz kurzen Haaren möchte selbst die jetzige, so hoch gestiegene Friseurkunst verzweifeln. Dagegen wurde es, ebenso natürlich, Brauch, das kurz geschorene Haupt habituell zu bedecken. Zu den historischen Suiten von Bildnissen ist dieses sechzehnte Jahrhundert recht eigentlich das Zeitalter der Barrete, Mutzen und Calotten. Nie, weder vorher, noch nachher erscheinen die Abkonterfeiten so häufig in Deckelhauben und Haarkappen, wie man es nannte, mit oder ohne Barret. Jene wurden wohl gar nie abgenommen; aber nicht selten war das Barret an die Calotte befestigt, oder vielmehr mit ihr aus Einem Stück, wie sich Jeder von zahlreichen Bildnissen, z. B. der Reformatoren Zwingli, Calvin, Camerarius u. A. erinnert. Diese Form, eine Calotte, über welcher statt des Barrets ein mit Tuch überzogenes viereckiges Stück Pappe schwebt, hat sich bis heute auf den englischen Universitäten als Abzeichen der akademischen Bürger erhalten, und als Symbol, daß der Geist jener Institute nach vollbrachtem Reformationswerk sogleich wieder gefangen genommen werden sollte.

Zum kurzen Haar und spitzen Bart paßte ganz gut der scheibenförmige, sogenannte spanische Halskragen, der fast durch das ganze sechzehnte Jahrhundert von den verschiedensten Ständen getragen wurde. Als aber mit dem Beginn des folgenden siebzehnten die Sitte der langen Haare wieder aufkam, mußte die stehende Kragenscheibe fallen, weil sie den Sturz der Haare aufhielt, und sich

in einen liegenden Kragen verwandeln, über dessen Abhang sich die Locken frei herab ergossen. Mit der größern Entwicklung, die man wieder dem Haupthaar gab, beschränkte man den Bartwuchs: man schor Wangen und Kieferränder und ließ nur den Schnurr- und Kinnbart stehen, was einen großen Theil des siebzehnten Jahrhunderts charakterisirt. Diesen Schnitt des Bartes, nebst dem langen, gescheitelten Haar und dem liegenden Halskragen, sehen wir mit dem Beginn des dreißigjährigen Kriegs auch in Deutschland ziemlich allgemein eingeführt.

Diese plötzlich entstandene Mode griff schon weit rascher um sich als hundert Jahre früher die der kurzen Haare, und sie ist schon darum sehr bedeutsam, weil sie die unmittelbarste Veranlassung zur allgemeinen Einführung der Perrücken gab. — Das Ideal der Eleganz war auf einmal, man weiß nicht recht von wo aus, ein von langen, reichen Locken umwalltes Haupt geworden. Nun eignet sich aber einmal nicht jedes Haar, auch wenn es an sich reich genug ist, zu einer solchen Frisur; und dann ist sie sehr schwer in gehöriger Ordnung zu halten: jeden Augenblick kann der Wind, kann irgend ein leidiger Zufall im kunstreichen Gebäude die bedauerlichsten Verheerungen anrichten. Aber auch damals, wie immer, blühte das Geschlecht, von dem Seneca sagt: „sie sehen lieber, daß die Republik in Verwirrung gerathe, als ihr Haarputz;" und so lag es ganz nahe, daß die feinen Leute darauf dachten, die allzu beweglichen Wellen ihres Hauptschmucks in den Schönheitslinien zu bannen. Wenn anderseits die Kahlen oder sparsam mit Haaren Versehenen, unter der Herrschaft der eben verdrängten Mode, ihre Blöße äußerst vortheilhaft mit Barreten und Calotten bedeckt hatten, so sahen sie sich jezt in den grausamsten Widerspruch mit der Mode gesezt, indem es ihnen materiell unmöglich war, ihr zu folgen. So weckte denn die alte Lehrmeisterin der Künste, das Bedürfniß, auch hier die Erfindung, und schnell entwickelte sich die Kunst, fremdes gekräuseltes Haar, oder auch das abgeschnittene eigene so zusammenzunähen, daß es fertig, wie eine Mütze, auf's Haupt gesezt werden konnte. Hat doch die grause Noth in Sachen der Toilette schon zu weit seltsameren Auskunftsmitteln getrieben. So erzählt der oben angeführte Perrückenschriftsteller Nango, um ein Epigramm des Martial zu erklären, wo er von **aufgemalten** Perrücken zu melden scheint,* zu seiner Zeit habe sich ein armer Maler Strümpfe auf die Beine gemalt.

In Frankreich besonders, das jezt immer mehr den Scepter der Mode an sich riß, wurde nunmehr die Kunst der Perrückenmacherei ausgebildet, und die Sitte der langen und falschen Haare, der sie Anfangs bescheiden gedient, von ihr am Ende zu einer kolossalen Entwicklung getrieben. Indessen der erste bedeutende Handgriff, der erfunden wurde, die Kunst, die Haare zwischen leinene Bänder einzuklöppeln, auf die Weise, wie man noch jezt die Spitzen verfertigt, weist noch auf das alte Modeland, auf Italien zurück; diese Kunst hieß point de Milan, und wirklich zeigt es sich auch, daß schon zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts Perrücken in Italien ziemlich im Gebrauch gewesen seyn müssen; denn verschiedene Synoden eifern dagegen (um's Jahr 1613). Aber die wichtigste Erfindung war das noch jezt gebräuchliche **Tressiren**, wodurch es erst möglich wurde, dem falschen Haar den Fall des natürlichen zu geben. Diese Kunst (der Zeitpunkt der Erfindung ist nicht genau bekannt) ist bestimmt französischen Ursprungs, und ihr verdankt Frankreich zunächst einen gar nicht unwesentlichen Theil seines Einflusses auf das übrige Europa. Denn man kann es sagen, erst von Einführung der Perrücken datirt sich Frankreichs fast unumschränkte Herrschaft im Gebiete des Geschmacks und der Moden. Diese eleganten Haargebäude waren vorerst nur in Paris oder Lyon zu bekommen, und wenn deutsche Herrn auch schon vorher ihre Kleider aus Paris bezogen hatten, so wurde dies doch erst mit den Perrücken allgemeiner Ton der feinen Welt; und wenn es auch in Deutschland bald einheimische Perrückenmacher gab, die Tausendthaler-Perrücke kam doch immer aus Paris. Mit der Bestellung von Franzosen reinen Bluts als Hofperrückiers an deutschen Höfen erlosch auch vollends ganz das uralte Privilegium des Lateins als Hof- und Kanzleisprache; statt der infima latinitas wurden jezt die Phrasen ihrer gallischen Bastardtochter auf deutschen Lippen möglichst zierlich gekräuselt, und in der Perrückenschachtel kam gelegentlich auch die neueste galante Literatur über den Rhein.

(Fortsetzung folgt.)

Um Mitternacht.

In der Mitternacht allein
Lieg' ich wach in Finsternissen,
Doch durch diesen Leib zerrissen
Schau' ich überird'schen Schein.

Ja! wie aus des Kerkers Nacht
Einer schaut aus einer Spalte,
Schau ich aus dem Leib und halte,
Himmel! mich an deine Pracht.

Denke: dort gibt's wohl ein Fest,
Dran Gott einen Herzbedrängten,
Wie der Fürst den Eingezwängten,
Gnädig aus dem Kerker läßt.

Justinus Kerner.

* Mentiris fictos unguento, Phoebe, capillos,
Et tegitur pictis sordida calva comis.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Bälle und Conzerte. Lectionszettel der Faculté des lettres. Geographische Gesellschaft.

Die Ballzeit ist längst vorbei, aber die Conzertzeit dauert noch fort. Wenn man einen Preis für die besten öffentlichen Bälle des lezten Winters zu ertheilen hätte, so würde ihn sicher das Théâtre de la Renaissance verdienen; seine Bälle wurden am meisten besucht, wenigstens sah es hier am vollsten aus, obschon der größere Opernsaal wohl mehr Menschen faßte, und es ging hier am lustigsten her. Die Bälle waren einträglicher für dieses Theater, als seine dramatischen Vorstellungen. Man hat zuweilen in deutschen Blättern gefragt, warum in französischen Romanen und Novellen die Pariser Bälle so oft mit Sittlichkeit und Unsittlichkeit in Verbindung gebracht werden, warum man hier auf die Bälle ein Gewicht zu legen scheint, das man in Deutschland nicht begreift. Man muß wissen, daß nach einem Gebrauche, dessen Grund nicht wohl einzusehen ist, auf den Theaterbällen die Damen nur verkleidet und maskirt erscheinen können, daher sie auch fast alle in Dominos auftreten. Dies gibt den Leichtsinnigen unter ihnen Mittel an die Hand, Rendezvous zu bestellen, ihre Geliebten zu sehen und Intriguen anzuspinnen, welche oft ernsthafte Folgen haben, den Hausfrieden stören, Freunde entzweien, die Männer zu Verschwendungen verleiten u. s. w. Auf jenen Bällen machen die Frauen zweideutigen Rufes zuweilen die Mehrzahl aus, und daher werden sie den Unerfahrenen gefährlich. Dem Théâtre de la Renaissance sollen die diesjährigen Bälle eine Summe von beinahe 100,000 Francs eingebracht haben, also weit mehr als alle Dichter und Tonsetzer ihm zu verschaffen im Stande waren. — Jezt werden wöchentlich drei bis vier Conzerte von einheimischen sowohl als fremden, besonders aber deutschen Tonkünstlern gegeben. Sie haben aber meistens nur ein sehr beschränktes Auditorium. Unter denselben zeichnete sich das von Dlle. Clara Wieck, der in Deutschland bekannten Clavierspielerin, vortheilhaft aus. Die permanenten Conzerte Valentinos in der St. Honoréstraße mußten aus Mangel an Theilnahme aufhören. Der Unternehmer wollte das Publikum an ernsthafte Musik gewöhnen, und gab daher mehrmal in der Woche Symphonien großer Meister anstatt der Musardschen Tanzmusik, verdoppelte an diesen Tagen aber auch den sonst sehr billigen Eintrittspreis. Dies scheint dem Publikum nicht behagt zu haben, und so ist die Valentinosche Anstalt eingegangen, indeß die Musardsche noch fortbesteht, die sich freilich immer mit einem Franc Eintrittsgeld begnügt. So ist einmal das große, aus Nichtkennern bestehende Publikum. — Nach Ostern haben die öffentlichen Vorträge an der Universität wieder begonnen. Da jedoch, wie bisher, die vorzüglichsten Professoren der Faculté des lettres sich durch Andere ersetzen lassen, so gab dies einem kleinen Tagblatt, Le Corsaire, Anlaß, die gedruckte Anzeige der Vorlesungen und Vorträge auf folgende Weise zu parodiren: „Programm der Vorlesungen an der Sorbonne und am Collége de France. Griechische Literatur. Professor Boissonnade wird fortfahren die griechischen Tragödien nicht zu erklären, und am Montag und Freitag nicht zu erscheinen. Lateinische Beredsamkeit. Professor Leclerc wird fortfahren, über Livius, Tacitus, Cicero und überhaupt über diejenigen Schriftsteller, welche zu diesem Cursus gehören, das tiefste Stillschweigen zu beobachten. Er wird am Donnerstag und am Sonnabend stets abwesend seyn, und die Stunde seiner Vorlesungen pünktlich im Bureau des Journal des Débats (für welches Leclerc philologische Aufsätze liefert) zubringen. Französische Beredsamkeit. Villemain wird fortfahren, die Geschichte der Literatur in Frankreich während der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts nicht auseinander zu setzen, und zu den bestimmten Stunden an der Sorbonne sich nicht einzufinden. Philosophie. Professor Jouffroy wird nach wie vor sich jeder Art philosophischen Unterrichtes am Dienstag und Freitag enthalten. Geschichte der Philosophie. Professor Cousin wird mehr als zuvor fortfahren, am Montag und Sonnabend das Publikum seiner Vorträge zu berauben. An besagten Tagen haben die Studenten sich zur bestimmten Stunde einzufinden. Alte Geschichte. Professor Lacretelle wird fortfahren gar nicht anzufangen. Neuere Geschichte. Professor Guizot ditto. Nota. Diejenigen Candidaten, welche Licenciaten werden wollen, sind zufolge des 61sten Artikels des Statuts vom 16ten Februar 1810 verbunden, wenigstens dreien von diesen Cursen pünktlich beizuwohnen und haben ein von den Professoren ertheiltes Attestat der Frequenz beizubringen." — Am ersten Freitage des Monats hielt die geographische Gesellschaft eine öffentliche Sizung. Seit einiger Zeit fällt es dieser Gesellschaft nicht schwer, immer eine lebende Merkwürdigkeit, einen Löwen, wie die Engländer sagen, dem gaffenden Publikum vorzustellen. Diesmal hatte sie unter Wallachen, Griechen, Türken, Arabern im weißen Mantel mit Kapuze und unter Abyssiniern mit gewaltig dicker Unterlippe zu wählen, denn von allen diesen Völkern gehen jezt lebende Muster in Paris umher. Die Abyssinier hatten den Vorzug erhalten. Dagegen fehlte Salvandy, der Exminister, welcher den Vorsiz bei der öffentlichen Sizung führen sollte; er hatte mit seinen Collegen, den Mitgliedern der Deputirtenkammer, oder vielmehr mit dem ministeriellen Theile derselben zu thun, und mußte diesmal die Angelegenheiten der Erdbeschreibung außer Acht lassen. Man mußte sich also mit einem nicht titulirten Vorsizer begnügen; jedoch gingen die Sachen nicht minder gut von Statten. Jomard, der bekanntlich mit dem Vizekönig von Egypten in Korrespondenz steht, und von dem die meisten günstigen Berichte herrühren, welche über diesen in den Pariser Tageblättern erscheinen, wenn sie nicht von den bei ihm angestellten Franzosen selbst herrühren, theilte ein Schreiben mit, worin versichert wurde, der Vizekönig sey von seiner großen Expedition im Süden glücklich wieder in der Hauptstadt seiner Staaten eingetroffen, und eine seiner lezten wohlthätigen Maßregeln sey die Abschaffung der schrecklichen Negerjagd, wovon einige Reisende, unter andern Leon Laborde (in der Revue française) neulich einen empörenden Bericht abgestattet. Es ging daraus hervor, daß der Vizekönig jährlich in Nubien eine Menschenjagd anstellen lasse, um sich dadurch eine sichere Anzahl von Negern zu verschaffen, die man mit Gewalt zusammentreibe und im Nothfalle durch Brand aus ihren unterirdischen Schlupfwinkeln scheuche, um sie gebunden nach Cairo zu schleppen und dort als Sclaven zu verkaufen, woraus für Mehemet Ali ein bestimmtes Einkommen erwachse. Nun versichern freilich andere Reisende, man bringe bloß die Negerrekruten durch diese Jagd zusammen; aber die Jagd selbst, und die schreckliche Weise, wie sie betrieben wird, gestehen sie ein. Wir werden bald sehen, daß diese abscheuliche Menschenjagd der egyptischen Regierung so wohl behagt hat, daß sie dieselbe bereits bis nach Abyssinien ausgedehnt.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 105.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 2. Mai 1839.

> Rom, Stadt der Seel', einsame Mutter du
> Verfallner Reiche! O mein Land! Es eilen
> Verwaiste Herzen deinem Weichbild zu.
>
> Byron.
> Childe Harold.

Der Deutsche in Trastevere.

Romaneskes Genrebild von Franz Freih. Gaudy.

Eberhard an Otto.

24sten November.

Ich schließe diesen in Perugia begonnenen Brief in Rom — — Eine halbstündige Frist verstrich seit jener ersten Zeile. Der Gedanke, von Rom aus zu schreiben, überwältigte mich. Ich warf die Feder weg, riß das Fenster auf und sang in die Nacht hinaus. Otto, erinnerst du dich denn noch recht lebhaft unserer Piraneseabende, jener winterlichen, an denen es uns gelungen war, deinen Vater zum Vorzeigen seiner piranesischen Veduten zu beschwatzen? Weißt du noch, wie ängstlich wir Knaben hinter ihm drein zitterten, wenn er den riesigen, in Maroquin gebundenen Folianten aus dem Bücherschrank hob, den Staub von der Vergoldung blies, das Heiligthum feierlich aufklappte und langsam Blatt für Blatt umschlug? Kannst du dir die heilige Ehrfurcht noch vergegenwärtigen, mit welcher wir die Platten betrachteten, die Trümmer der ewigen Roma, ihre Kirchen und Fontainen, die mit sechs Rossen bespannten Staatscarossen, vor welchen der Läufer einhertrabt und die Herrn mit langen Allongeperrücken sich demüthig verneigen, und wie wir die Unterschriften, welche uns der Papa mit würdevoller Stimme vordeklamirte, voll heimlichen Entzückens nachsummten und uns an den Namensklängen: Fontana di Trevi, Palazzo Rospigliosi, Arco di Settimio Severo, berauschten; wie uns dein Vater, der alle die Herrlichkeiten mit eigenen Augen geschaut, als ein Wesen höherer Gattung erschien, und wie ich euern Buchhalter, seitdem er einmal so gleichgültig von Florenz und Rom wie von Bruchsal und Rastadt gesprochen, tödtlich verabscheute? So dachte, so fühlte der Knabe; die Aureole, welche sein Auge entzückt hatte, blendete das des Jünglings, seitdem er sich der Kunst zuwandte. Rom, Rom ward sein Feldgeschrei, das alleinige Ziel seines Lebens, seines Träumens. — Ich muß nur kurz abbrechen, sonst gerathe ich auf den besten Weg, zu radotiren, wie du es nennst, und unsern wechselseitigen Contrakt zu brechen, kraft dessen ich mich anheischig machte, dich in meinen Briefen mit den dir im Grund der Seele verhaßten Exklamationen zu verschonen, und du mich in den deinigen mit den noch weit odiöseren Ermahnungen und guten Lehren. Aber das Mittel, um den wild brausenden Strom fein säuberlich und geräuschlos abzuleiten! — Mein Herz ist zu voll. Ich bin von meinem neuen Glück wie berauscht; wie soll ich da viel Vernünftiges schreiben? — — So eben verläßt mich der Cameriere, nachdem er mir die schlanke, vierflammige

Messinglampe mit ihrem zierlichen Kettenbehänge auf den Tisch gesezt und mir die felicissima notte gewünscht hat. Ich hätte dem Kerl, troz seiner häßlichen Zipfelmütze, um den Hals fallen mögen, so entzückte mich sein Abendgruß; er sagte mir ja: ich sey in Rom! Du brummst, ich sey ein Narr — hast vielleicht Recht, Otto. Ich aber danke dem Himmel, daß ich ein solcher Narr seyn kann, und gedenk's auch, so Gott will, zu bleiben. Du nennst es Narrheit, ich anders — um Worte wollen wir uns nicht streiten.

Ich hatte mir meinen Einzug in Rom so herrlich ausgemalt, sah mich im Geist von der Höhe bei Baccano herniederrollen und den Vetturin nach dem Horizont weisen, hörte ihn das elektrische: Ecco Roma! rufen, sah die in der Morgensonne glühende Peterskuppel auftauchen und alle die mir im Bilde längst schon bekannten Tempel, sah mich rasch an den alten Meilensteinen vorüberfliegen, über mir den göttlichblauen, wolkenlosen Himmel, vor mir das in Sonnenglanz gebadete Rom — das war nun so ein Jugendtraum. Du weißt am besten, wie ich nicht von den vom Glück am meisten begünstigten Sonntagskindern bin, und daß der Teufel eine spezielle Aufmerksamkeit besizt, auf alle meine Unternehmungen hurtig den Schwanz zu legen. Nachdem seine Kunstgriffe, mir die Römerfahrt zu vereiteln, erschöpft waren, that er wenigstens sein Möglichstes, um meinen Triumphzug zu verkümmern.

Frühzeitig brachen wir von Civita-Castellana auf. Es war noch dunkel. Der Regen sprühte fein und schaurig herniedee und ein kalter Wind schnob durch die öden, nur spärlich von den flackernden Lampen der Madonnenbilder erleuchteten Gassen. Dann und wann erhob ein Hund sein klagendes Geheul auf der Schwelle, oder die Rosse schüttelten klirrend ihr Schellengeläut; in der Stadt aber regte sich Niemand. Der Vetturin spähte ungeduldig durch die Nacht, denn er erwartete noch zwei Reisende nach Rom, einen geistlichen Herrn und eine Donna, murmelte dann eine halblaute Verwünschung über die Säumigen in den Bart und umwickelte seine Schenkel mit zottigen Ziegenfellen gegen den Regen. Endlich flog ein Laternenschimmer über das nasse, glänzende Pflaster; die Erwarteten erschienen. Der Abbate pflanzte sich ohne Umstände auf meinen Siz im Fond; ich war nur froh, daß es endlich vom Flecke gehe, und nahm zur Seite der Donna den Rücksitz ein. — Als wir Monterosi erreichten, dämmerte es. Von den Scheiben der Kutschfenster rann perlend der Regen; der Nebel ließ kaum zehn Schritt weit sehen; der Vetturin vermaledeite Pferde, Weg, Reise und Reisende — es war eine melancholische Fahrt. Mir gegenüber saß eine Reisemütze und Patentregenmantel; dahinter mochte wohl der Engländer stecken, mit welchem ich von Florenz gereist war. Ich hatte auf der ganzen Tour nur die Worte: sporcheria, coglioneria und seccatura von ihm gehört; heute verstummten auch diese. Die Italienerin hatte sich fest in ihr Tuch gewickelt und schlief. Der Priester zog bei Anbruch des Tags das Brevier hervor und las, leise murmelnd, die Morgengebete. Endlich senkte er das schwarze Büchlein wieder in die Tasche und begann die Conversation, fragte, ob ich in Rom schon bekannt, ob ich Künstler sey und woher des Landes. Die neugierigen, zudringlichen Fragen drängten sich rasch auf einander. Bald wollte er wissen, ob's bei uns zu Lande kalt sey, bald, ob ich mich zur alleinseligmachenden Kirche bekenne, und als ich ihm lezteres bejahte, ob ich auch keine der neuern kezerischen Ansichten theile. Es war einer von jenen zähen Fragern, die weder Schweigen, noch mürrische Antworten von der Fährte abbringen; eine widerwärtige Physiognomie, kleine, bewegliche, pfiffigschlaue Augen, sinnlich-lüsterne Lippen, schlaffhängende Wangen: mir versezte die fatale Erscheinung die Luft. So kamen wir nach Baccano. Ich ließ ein Fenster herunter, ob ich Rom sehen möchte; eine lange, dürre Kralle streckte sich aus dem Patentregenmantel und zog die Scheibe wieder herauf. Die junge Italienerin neigte ihr schlafendes Haupt auf meine Schulter. Das Tuch, welches sie bisher verhüllt hatte, glitt hernieder. Zum erstenmal schaute ich ihr unverschleiertes Antliz — ein herrlicher Kopf. Der runde Strahlenkamm schien nur mühsam das schwarze glänzende Haar zusammenhalten zu können. Die langen dunkeln Wimpern, die steilrechte Nase, die scharfgeschnittenen, entgegenblühenden Lippen, der bräunliche Teint verkündeten die Römerin. Der mir aus Bildern sattsam bekannten Tracht zufolge mochte sie ein Bürgermädchen seyn. Die Art, wie das Halstuch vorn in das Mieber gesteckt und auf dem Nacken in zwei Schleifen gebunden war, die Korallenschnüre und schweren Goldohrringe sprachen für die Mineutin. Sie senkte mehr und mehr ihr Köpfchen; bald ruhte es auf meiner Brust, ich konnte mich nicht rühren. Ich wollte mir die lieblichen Züge recht einprägen, um sie dereinst im Bilde wieder gestalten zu können; da störte mich aber der Priester wieder mit seinen Kreuz- und Querfragen, und fing, als diese nicht mehr verfangen wollten, an, mir die Namen der mächtigen Trümmer, an denen wir vorüberfuhren, aufzuzählen: jezt das Kastell Isola Farnese, das auf den Ruinen des alten Veji erbaut seyn soll, dann wieder der Thurm delle Cornacchie, das sogenannte Grabmal des Nero; ein jeder Klang durchzuckte mich wie ein elektrischer Schlag. Am liebsten hätte ich aufspringen mögen, und durfte es doch nicht, um nicht das schöne schlafende Kind zu stören; und dann fühlte ich wieder das leise Athmen ihres Busens — ich hätte die süße Last um keinen Anblick in der Welt hingegeben.

(Fortsetzung folgt.)

Moden.

(Fortsetzung.)

Die Krieger und Staatsmänner des dreißigjährigen Kriegs sehen wir noch durchaus in langem, aber unzweideutig natürlichem Haar abkonterfeit. Ja, wie in unserm Säculum der Zopf und die Puderfrisur an manchen ehrwürdigen Schädeln noch lange in das Reich der Tituslöpfe hereinragte, so sieht man dort hie und da einen im altmodischen kurzen Haarschopf und dem vollen Spitzbart; namentlich ist dies bei den Geistlichen der Fall, auf welches Verhältniß wir sogleich kommen werden. Da nun aber einmal langes, gelocktes Haar das tyrannische Ideal der Zeit war, so konnte es auch bei uns nicht fehlen, daß die Sitte, falscher, künstlich frisirter Haare sich zu bedienen, von den beiden Endpunkten der männlichen Lebensalter gleichmäßig vordrang und einerseits durch die Geckenhaftigkeit der Jugend, andernseits durch die Nothdurft des Alters, das noch grün seyn will, verbreitet wurde. Doch bis gegen den Schluß des dreißigjährigen Kriegs sind in Deutschland die Spuren von Perrücken, welche sich etwa in der Literatur oder auf Monumenten finden, jedenfalls sehr selten. Es fehlt zwar in den fürstlichen Archiven der Zeit nicht an Pariser Schneiderrechnungen, aber von Perrücken kommt nichts vor, da doch Ludwig XIII. von Frankreich, und mit ihm gewiß auch ein Theil seines Hofs, bestimmt schon im Jahr 1622 falsche Haare trug. Bis zum Jahr 1650, und noch etwas später, sieht man die deutschen Fürsten fast durchgängig mit eigenem langem, schlichtem oder natürlich gelocktem Haare, und mit dem Knebel- und Zwickelbart bei glatten Wangen, abgebildet. Die prächtigen Perrücken der französischen und spanischen Gesandtschaften mochten indessen zu Münster und Osnabrück nicht wenig imponirt und manchem jungen deutschen Botschafter schlaflose Nächte gemacht haben. Aber allerdings wurde die eigentliche Perrückenordonnanz von Frankreich auch erst um die Zeit erlassen, als die Flammen des schrecklichen Kriegs ausgewüthet hatten, als die Grundlagen des neuen europäischen Staatsrechts fürsichtig gelegt und das Gleichgewicht von Europa mit der Bleiwage abgemessen war. Ludwig der Große hatte in seiner frühen Jugend eine starke Abneigung gegen falsche Haare; als er aber in's Alter der Galanterie trat, setzte er selbst eine Perrücke auf, und damit begann die Eruption des Vulkans, der in ganz kurzer Zeit Millionen Perrücken über ganz Europa schleuderte. Das Jahr dieses Ereignisses ist nicht genau bestimmt; so viel dient aber als Anhaltspunkt, daß Ludwig XIV. im Jahr 1655 acht-und-vierzig Chargen von Hofperrückiers schuf. Dieses Jahr bildet auch für Deutschland ungefähr die Grenzmarke, diesseits welcher die Perrücken auf den Bildnissen vornehmer Männer ebenso allgemein sind, als sie jenseits derselben selten waren. Der neue Status des heiligen römischen Reichs konnte mit keinem besseren Wahrzeichen inaugurirt werden; die frisch gewonnenen Majestätsbegriffe symbolisirten sich prächtig in den Wollen der blonden Staatsperrücken, und der erste Ausfluß der zu Osnabrück garantirten Hoheitsrechte war die Creirung von deutschen Hofperruckenmachern.

Wie indessen immer und überall die süße Jugend der Kukuk ist, der lärmend einen neuen Modelenz ankündigt, so war auch bei uns die Perrücke eine Galanterie feiner junger Leute, ehe sie Staatstracht wurde. Dies geht namentlich aus den „satirischen Gesichten" des bekannten Philander von Sittewald hervor, deren erste Ausgabe vom Jahr 1648 ist. Im „Venusnarren" beschreibt er Stutzer, „die sich insgesammt einbildeten, daß sie die schönsten, wohlgestaltetsten, lieblichsten Kerls auf Erden wären: der eine trug eine große gekräuselte Parruque oder gemachtes Haar rc." — Im „Alamode Kehraus" heißt es unter Anderm: „Diese lange Haare also herunterhangend, sind rechte Diebshaare, und von den Welschen, welchen umb einer Missethat oder Diebsstücks willen irgend ein Ohr abgeschnitten, erdacht worden, damit sie mit den Haaren es also bedecken möchten. — Und ihr wollt solchen lasterhaften Leuten in ihrer Untugend nachäffen? ja oft eurer eigenen deutschen Haare euch schämen? Wollt hingegen lieber eines Diebs oder Galgenvogels Haar euch auf den Kopf setzen lassen? Aber wer sich seines eignen Haares schämt, der ist nicht werth, daß er einen Kopf hat." — „Bist du ein Deutscher? warumb denn mußt du ein welsch Haar tragen? Warumb muß das Haar also lang über die Schultern herabhangen? warumb wilstu es nicht kurz beschneiden auf deutsche Weise?" — Man sieht, auch damals galt eine Sitte, in die man sich hineingelebt, für natürlich. Der Sittenprediger nimmt die kurzen Haare geradezu als „deutsche Weise" in Anspruch; er weiß oder bedenkt nicht, daß hundert Jahre zuvor die deutschen Eleganten ihre hängenden Kolben, der italischen und flandrischen Mode zulieb, abgeschnitten hatten.

Um die genannte Zeit war auch schon die Benennung Perrücke allgemein, ein Wort, das den frühern Etymologen viel zu schaffen gemacht hat. Viele Schriftsteller des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts gaben sich große Mühe, es aus den verschiedensten Sprachen, besonders aber aus dem Griechischen abzuleiten, und förderten mit großer Gelehrsamkeit die wunderlichsten Hypothesen zu Tag. Aber der Berliner Friedrich Nicolai hat zu Anfang dieses Jahrhunderts bewiesen, daß das Wort perruque, celtischen Ursprungs, durch die ganze

mittlere Zeit in Frankreich ein natürlich langes und starkes Haar bedeutet hat. Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts nannte man daher das falsche künstliche Haar fausse perruque, bald aber perruque schlechtweg, und wie es oft in ähnlichen Fällen geht, so wurde durch das rasche Umsichgreifen der Perrücken die ursprüngliche Bedeutung des Wortes ganz verdrängt. Durch parodische Umkehrung nennt man wohl überall in Deutschland ein natürliches, starkes, langes, besonders gelocktes Haar eine Perrücke.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Geographische Gesellschaft. Abyssinien. Demidoff.

Man hatte, wie es scheint, dem Vizekönig vorgestellt, daß mehr Neger durch jene Jagd umkämen, als eingefangen würden, und daß alle Familien aus den bewohnten Gegenden in die wilden Gebirge, Höhlen und Wälder flöhen, um den unbarmherzigen egyptischen Verfolgern zu entgehen, die, wenn sie einigen Widerstand fanden, auf eine ganze Familie losschossen, und zuweilen mehr Menschen tödteten, als einbrachten. Dies hat dem Vizekönige nicht recht geschienen und auch nicht einträglich, und daher soll nun die Negerjagd eingestellt werden. — Nachdem noch andere Korrespondenzen der geographischen Gesellschaft mitgetheilt, die vielen ihr gemachten Geschenke an Büchern und Landcharten erwähnt, und Preise an die Reisenden Texier, Tamisier und Combes (letztere aus Abyssinien kommend) vertheilt worden waren, begannen die Vorlesungen. Zuerst hatte Dabbadie seinen Bericht über seine Reise nach Abyssinien zu verlesen. Wenn Abyssinien jetzt nicht so bekannt wird, als Frankreich, so ist es wahrlich die Schuld der Reisenden nicht; denn sie folgen schnell aufeinander. Combes und Tamisier waren kaum zurück, als Dabbadie abreiste; der ist dieser angelangt, und nun begibt sich schon ein anderer Reisender, Namens Lefevre, auf den Weg. Dabbadie konnte freilich mit seinen geringen Hülfsmitteln nicht viel ausrichten, und ist nicht weiter als Gondar gekommen. Dieser Mann, der im südlichen Frankreich auf der Grenze Spaniens geboren ist, meint, bei der Empfänglichkeit der Einwohner für Aufklärung werde die Civilisation Abyssiniens leicht zu bewerkstelligen seyn. Auch vortheilhafte Handelsverbindungen ließen sich mit dem Lande anknüpfen. Indessen scheint doch aus seinem eigenen Berichte hervorzugehen, daß von allen europäischen Waaren Schießgewehre und Pulver den besten Absatz finden. Leider verhält es sich so in allen Welttheilen, und was die barbarischen Völker am liebsten von den gebildeten und erfindungsreichen Europäern annehmen, sind die Werkzeuge, welche sie in Stand setzen, ihre Nachbarn und Feinde zu decimiren. Dabbadie ist von der Küste des rothen Meeres nach Gondar gelangt, hat, wie beinahe alle Reisenden, in Abyssinien Hunger und Durst gelitten, ist stark geprellt worden, und lobt dennoch den Charakter der Einwohner, besonders der Gallas. Gondar lag in Trümmern, war jedoch noch der Sitz eines bürgerlichen, sowie eines geistlichen Oberhauptes. Die beiden Herren klagten sehr über die auf Befehl des Vizekönigs von Egypten angestellten Menschenjagden, und konnten nicht begreifen, wie die christlichen Fürsten Europas zu dieser Christenverfolgung stillschweigen, und nicht den geringsten Schritt thun, um dem Unwesen zu steuern. Sie glauben vermuthlich, die Diplomatie habe Zeit, sich mit so weit entlegenen Dingen abzugeben, da sie in der Nähe schon hinlänglich zu thun hat. Dabbadie freute sich, aus dem von Jomard der Gesellschaft mitgetheilten Schreiben so eben ersehen zu haben, daß die Menschenjagd nun doch wirklich eingestellt werden solle. Wenn es damit nur seine Richtigkeit hat! Ferner stellte der Reisende den mitgebrachten Abyssinier mit der dicken Unterlippe vor, welcher der Sohn eines reichen Einwohners seyn soll, und ihn aus bloßer Lust, Europa zu sehen, begleitet hat. Dabbadie hoffte, dieser junge Mensch, der sich in Europa ausbilden wolle, werde dazu beitragen, seine Landsleute mit europäischer Bildung vertraut zu machen. Dazu wird aber mehr als ein Abyssinier erforderlich seyn. Vor mehreren Jahren hatte einer den Einfall, ethiopische Kinder (wahrscheinlich auf dem Sklavenmarkte aufgekauft) nach Frankreich kommen zu lassen, in der Hoffnung, sie später als Werkzeuge der Civilisation der Ethiopier zu gebrauchen. Man sah die Kleinen eine Zeitlang in Paris herumstreichen; ich weiß aber nicht, was später aus ihnen geworden ist, wahrscheinlich keine Missionäre der Volksbildung. Indessen ist es doch gut, daß Verbindungen mit Abyssinien angeknüpft werden, und da das Land, so verwildert es auch aussieht, im Grunde doch christlich ist, so sollte man glauben, daß es hier leichter sey, Bildung zu verbreiten, als in andern afrikanischen Staaten. — Nach Dabbadie trat der russische Graf Demidoff auf, und unterhielt uns mit einem, freilich höchst langen Kapitel seiner Reisebeschreibung durch die Wallachei. Einige Tageblätter haben aus Höflichkeit versichert, dieses Bruchstück habe Niemanden unter den Zuhörern zu lang geschienen. Die Wahrheit aber ist, daß während der langen Vorlesung über die Hälfte der Zuhörer davon ging, und daß sie einen andern Reisenden verhinderte, uns von Madagascar zu unterhalten. Was Graf Demidoff vortrug, war jedoch, wo nicht ganz neu, denn in der Wallachei lassen sich nicht viele Entdeckungen mehr machen, doch sehr anziehend, indem er, als russischer Edelmann, mit den angesehensten Männern des Landes in Berührung gekommen war und daher manches Persönliche berichten konnte. Den Fürsten Ghika lobte er sehr; er schilderte eine Sitzung der Repräsentantenkammer, die drei-und-vierzig Bojaren in sich faßt und, wie es scheint, so ziemlich von der Regierung abhängt, auch großentheils aus öffentlichen Beamten besteht. Demidoff sprach von den Bällen zu Bucharest, wie lustig sie seyen, wie sehr man sich auf denselben vergnüge, und welche Schönheiten man darauf antreffe. Er fügte hinzu, das Volk sey glücklich, daß es sich noch so belustigen thue, und es sey zu wünschen, daß es lange in diesem Zustande bleibe.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 106.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 3. Mai 1839.

Il devrait être défendu très-expressement et sous de grandes peines à tous ecclesiastiques de porter de perruques, ni petites ni grandes, ni tours, ni demi-tours, ou des coins de cheveux étrangers.

Jean Baptiste Thiers.
Histoire des Perruques. 1690.

Moden.

(Schluß.)

Eine der ergötzlichsten Episoden aus der Jugendgeschichte der Perrücken sind die Verfolgungen, denen sie von Seiten der Geistlichkeit ausgesezt waren, und der Streit, der darüber unter der lezteren selbst entstand. Der Hauptschauplatz dieses Kampfes waren die protestantischen Niederlande; auch in Deutschland fand er Widerhall, und nur der schreckliche Krieg erklärt es, daß die deutschen Theologen bei einem so herrlichen Stoff die holländischen das große Wort führen ließen. Fast alle niederländischen Synoden schleuderten von 1640—44 den Bann wider alle Prediger und Predigtamtscandidaten, welche lange, oder gar falsche Haare tragen würden; dies wurde oft auch auf die Laien ausgedehnt und als Axiom festgestellt, daß man nur mit dem altmodischen kurzen Haar und langen Bart den engen Weg der Seligkeit betreten könne. Darüber entstanden vielfältig Beängstigungen unter den Schwachen, welche ihren neuen Haarschmuck behalten und doch das Paradies nicht verlieren wollten, ja ernstliche Unruhen. Aber bald traten auch unter den Theologen, namentlich unter den Leidnern, Vertheidiger der gestuzten Bärte und der langen Haare auf, der natürlichen nämlich, denn in der Verdammung der Perrücken waren fast Alle einig. Darüber entspann sich die hitzigste Controverse zwischen den Fakultäten zu Leiden und Utrecht, in der eine Masse der wunderlichsten Streitschriften gewechselt wurde.

Schon die Kirchenväter hatten heftig gegen die Sitte der falschen Haare geeifert, der namentlich seit dem Verfall des römischen Reichs feine Leute beiderlei Geschlechts allgemein ergeben waren. Der schlagendste Grund war der vom h. Cyprian angeführte: „Gott werde die, welche das Haar färben oder gar Perrücken tragen, am jüngsten Tag nicht erkennen wollen, weil er sie nicht mehr als sein Werk und sein Ebenbild finde.“ Bereits heidnische Poeten hatten satirisch ähnliche Gedanken ausgesprochen; so sagt Martial: „Die Göttin der Unterwelt weiß wohl, daß du grau bist, und wird dir die Maske vom Haupte reißen.“ * Ganz in derselben Weise argumentirten nun gegen die Perrücken die frommen Anhänger der alten, im Geruch der Ehrwürdigkeit stehenden Mode, die ihrerseits ein Jahrhundert früher ganz leichtfertig gewesen war.

Es soll bei dieser Gelegenheit noch darauf aufmerksam gemacht werden, wie die Geschichte der Perrücken

* — — scit te Proserpina canum,
Personam capiti detrahet illa tuo.

an ihren beiden Endpunkten die Geistlichkeit in ihrer äußern Haltung im scheinbar seltsamsten Widerspruche mit dem Zeitgeiste zeigt. An der Wiege der Perrücken wollten sich die Begriffe Geistlicher und Perrücke gar nicht vereinigen lassen; aber später verschmolzen sie um so inniger, und als die Perrücken sich ihrem Grade zuneigten, waren jene Begriffe so innig vermählt, daß ihre Scheidung am Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts nur unter vielfachem Skandal erfolgte. Die Diener Gottes, welche sich zuerst erkühnten, wieder ihr eigen Haar zu tragen, unterlagen ganz denselben Bannflüchen von Seiten der Perrückenträger, wie damals jene, welche angefangen, ihr Haupt mit falschen Locken zu schmücken, von Seiten der Zeloten in gestutztem Haar, langem Bart und Scheibenkragen.

Näher betrachtet, erklärt sich dies sehr leicht aus dem Geruch der Frivolität, des Weltsinns, ja der Sündlichkeit, der allen Lärm machenden Reformen in der Tracht anklebt. Nun verlangt man aber vom Geistlichen eine gewisse antiseculare Ehrwürdigkeit in der äußern Erscheinung. Was aber, neben einem eigenen Standeskostüm, vorzüglich die Idee des Ehrwürdigen weckt, das ist die Tracht, der die Eitelkeiten dieser Welt Alters halben Abgestorbenen treu geblieben sind. So verlangte das Auge und die Einbildungskraft von den Geistlichen jedes Alters immer, wo nicht eine eigentlich alterthümliche, doch eine gewissermaßen altväterische Tracht. Unter diesen Umständen kamen sie so sehr schwer in die Perrücken hinein, so lange diese eine Galanterie waren, und als alle Weltkinder sie weggeworfen hatten, konnten sie fast nicht wieder herauskommen. Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts sollten sie sich denen assimiliren, welche zu Anfang desselben im geschorenen Kopf der Welt und sich selbst so wohl gefallen hatten, und am Ende des achtzehnten verlangte man, sie sollen als Zeichen der Würde einen Hauptschmuck tragen, der der Kinder Spott geworden war.

Nachdem wir die Geschichte des Haarputzes bis zur glorreichen Thronbesteigung der Perrücke fortgeführt, brechen wir ab, um den Artikel nicht zu sehr auszudehnen. Wir nehmen in einem folgenden den Faden wieder auf, durchgehen vollends rasch die Region der Perrücken, und gelangen durch die Zeichen des Zopfs und des Haarbeutels zu der jetzigen Constellation.

Der Deutsche in Trastevere.

(Fortsetzung.)

Wir rollten über Ponte Molle. Das Mädchen erwachte von dem Gerassel der Räder auf dem Brückenbogen, rieb sich erstaunt die verschlafenen Augen, sah mich fragend an und wurde roth. Bald aber war alle Verlegenheit verweht; sie klatschte in die Händchen vor Freude, daß sie wieder den Tiber sehe und nun gleich in dem herrlichen Rom sey, fing an, dem Priester eifrig eine Geschichte zu erzählen, brach ab, kramte hastig in ihrem Leinwandbündelchen, zog den kleinen Spiegel hervor, fing eine neue Geschichte an und lachte wieder hell dazwischen; da war mit einem Male Lust und Leben in unserer Vettura. Sogar der Engländer schien von der hellen, klaren Stimme aus seinem Winterschlaf geweckt worden zu seyn und schob aus der Mantelspalte ein ewig langes Kinn hervor. Das Mädchen hatte die schönsten Augen von der Welt, so fein geschnitten, so tief und zärtlich glühend, und doch war das Feuer durch einen feuchten Schimmer gesänftigt.

So kam ich, als die Dämmerung schon eingebrochen war, nach Rom, ich wußte selber nicht wie. Das abscheuliche Wetter dauerte noch immer fort. Der Wagen hielt vor dem, zum Zollhause entwürdigten, herrlichen Tempel des Antonin. Auf der Piazza di Pietra flackerte ein Strohfeuer, durch welches die Buben lustig sprangen, und bei seinem rothen Schimmer stiegen die alten Marmorsäulen wie Riesengeister aus der Erde herauf. Da war aber nicht Zeit zum Schauen und Staunen; der ganze Plunder der Reisefatalitäten stürzte auf mich ein: Felleisen mußten abgepackt und aufgeschnallt, heißhungrige Zollbeamte beschwichtigt, Lastträger gedungen, Bettler abgefertigt werden. Ich sah mich nach meinen Reisegefährten um — sie waren in dem Gedränge verschwunden, nur der lange Engländer ragte noch wie ein Leuchtthurm aus einem Troß zudringlicher Lumpe hervor und deklamirte ihnen näselnd seine drei inhaltsschweren Worte: seccatora, coglioneria und sporcheria vor.

Erst als ich wieder auf meinem Zimmer allein war, glaubte ich aus dem wirren Traum zu erwachen. Ich fand mich fast verwundert an dem vier-und-zwanzig Jahr lang erstrebten Ziel. Das heute Erlebte war so himmelweit von dem Erträumten verschieden, das Bedeutende mir in so alltäglicher Begleitung erschienen, daß ich wie irre an seiner Wahrheit wurde. Ich mußte mir wieder und immer wieder vorsagen, daß ich wirklich in Rom sey, um's so recht zu glauben. Dann aber brach auch der Jubel um so unaufhaltsamer aus. Was hätte ich darum gegeben, dich oder eine andere liebe Seele hier zu haben! Ihr aber, ihr armen Menschenkinder, ihr sitzt fröstelnd in eurem nebligen Deutschland hinter'm geheizten Ofen, ihr steckt im November tief, tief im Winter — und ich, ich bin in dem göttlichen Rom. Eine sommermilde Luft zieht durch das geöffnete Fenster, die Wolken haben sich verzogen, einzelne Sterne blieben am Himmel — da halte ein Anderer im Zimmer aus.

Es ist fünf Uhr in der Nacht nach italienischer Zeitrechnung, zehn nach der unsrigen. Ich bin von meinem Ausflug zurückgekehrt. Ich irrte ein paar Straßen auf's Ungewisse hin auf und ab. Vor den Madonnenbildern an den Häusern brannten zu Ehren der Adventszeit doppelte Reihen Kerzen, flimmerten neue Sträuße von buntem Papier und Flittergold. Ich kam an einem großen Palast vorüber. Karossen mit Windlichtern rasselten donnernd durch den Säulengang des Hofes, in welchem der Flußgott seine Urne in das Marmorbecken schüttete. Ein verhülltes Weib lehnte sich in den dunkelsten Winkel und sprach kaum hörbar die Vorübergehenden um ein Almosen an. Ich warf mich in eine Seitengasse, unstet, führerlos. Die Straße ging bergauf, bergab. Durch die offenen Thüren sah ich das Volk um den Herd sitzen, die kräftigen Männer mit den aufgekrempten spitzen Huten und dem bunten, gezipfelten Schnupftuch im Nacken, die Frauen mit der Silbernadel in den Haaren. Die schilfumflochtene Flasche stand auf dem Tisch, der dampfende Kessel über dem Feuer. Lautes Gelächter schallte aus den Osterien, dann und wann rauschten Mandolinenklänge dazwischen und das Ritornell verhallte aus der Ferne. Da hörten die Häuser und Laternen auf; ich hielt auf einem weiten, nachtschwarzen Platze. Einzelne Säulen ragten in die Luft, ein riesiger Bogen tauchte aus dem Schutt auf — ich stand auf dem alten Forum, ich wandelte auf der heiligen Straße. Mir fiel eine Felsenlast von der Brust. Ich muß dir's nur gestehen, Otto, während ich dir schrieb, überfiel mich eine tödtliche Angst, ich könne doch wohl noch plötzlich aus Rom gerissen werden, ohne auch nur das Mindeste von seiner alten Herrlichkeit geschaut zu haben. Es war wohl recht kindisch, aber darum nicht minder wahr; schleppen die Menschen doch alle einen oder den andern Milchzahn mit in's Grab. Nun aber war ich beruhigt und still-selig. Es war der Momente einer, wie sie im ganzen Leben, der Aloe gleich, nur einmal aufblühen, nie wieder. — Das Forum war leer und verödet; der Wind strich durch die dürren Zweige der Ulmen, welche jezt die via sacra einfassen, und jagte das Gewölk von Stern zu Stern. Von einem nahen Klosterthurm schallte die Sterbeglocke in feierlichen, gemessenen Pausen, und von der einsamen, unter dem Bogen des Friedenstempels glimmenden Lampe herüber der monotone Zahlenruf der Morraspieler. Ich durchschritt den Triumphbogen des Titus, die Wölbungen des Coliseo — ein päpstlicher Soldat trat mir mit gefälltem Bajonet entgegen und wehrte den Eintritt. Er ist des Raubgesindels wegen nur bei Mondschein gestattet. Mir entschlüpfte ein halblauter Ruf des Unmuths. Der Soldat ließ das Gewehr sinken und rief im echtesten sächsischen Dialekt: „Ei, du mein Herr Jesus, da sind wir ja Landsleute!“ Er sey aus Jena gebürtig, erzählte er, und betrübter Zustände halber, wie er's nannte, gezwungen worden, sich bei den Päpstlichen anwerben zu lassen; er hab's aber längst satt und ziehe, sobald die Kapitulation um sey, nach der Heimath zurück. Bald darauf kam die Ablösung. Seine Wachtzeit war abgelaufen, er durfte nach Hause gehen und bot sich mir zum Begleiter an. Sein Gespräch war eine fortwährende Klage, wie das Volk so boshaft, wie aller Wein verfälscht, gutes Bier aber nirgends zu haben sey; da lobe er noch sein Jena. Es war mir eine tragikurrile Empfindung, die deutsche Vetter-Michelnatur ihren kleinen, gemeinen Jammer unter den Trümmern des ewigen Roms auseinander zerren zu hören.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, April.

Kunstausstellung.

Die heurige Kunstausstellung in der Akademie bildender Künste ist vorzüglicher als sie seit Jahren war, und alle Besucher werden gewiß mit derselben zufrieden seyn, welche nicht etwa den lobhudelnden Vorbericht eines Mannes, der gar keine Idee von der Malerkunst zu haben scheint (in der Bohemia), gelesen haben. Das schönste Bild der ganzen Ausstellung ist freilich ein fremdes: Bewegte See, von Copleys Felding in London, und wenn wir gleich nach demselben unsern Führich nennen, so glauben wir dies mit der Ueberzeugung vertheidigen zu können, daß er von allen einheimischen Künstlern die reichste Phantasie hat, wenn er sich gleich manchmal arge Verstöße in der Zeichnung, zumal aber in der Perspective zu Schulden kommen läßt. In seinem großen Tableau: Trauernde Juden („Wir hingen unsere Harfen an die Weiden der Bäche Babels und weinten, Zions eingedenk“), ist, abgesehen davon, daß sich hier mancher Kostümfehler eingeschlichen, eigentlich nur der rechts sitzende Alte charakteristisch, der mittlere mehr Krieger als trauernder Jude, und der rechte Arm des Kindes an der Mutterbrust gewaltig verzeichnet. Fast parodierend erscheint das niedliche kleine Gebäude im Hintergrunde. Desselben Meisters heilige Adelheid und der heilige Franziskus von Assisi vor der Mutter Gottes mit dem Jesukinde (Votivbild) neigt sich wieder etwas stark zu der altdeutschen Schule, von welcher er sich seit einiger Zeit zu entfernen schien, und deren Einfluß überhaupt unsern Malern immer mehr gefährlich zu werden droht. Selbst in den Werken des ruhigen, klaren Direktors Kadlik (1. die heilige Ludmilla mit ihrem Enkel, dem heiligen Wenzel, dem Gottesdienste beiwohnend, 2. heilige Cäcilia und 3. heilige Rosalie), der sich durch das Studium der Antike, wie der italienischen Schule, sorgfältig gebildet, zeigt sich ihre Wirkung mehr oder minder. Nach unserer Ansicht gebührt dem ersten dieser Gemälde der Preis vor den beiden übrigen, wenn wir uns gleich sehr über die jugendliche Großmutter gewundert haben; dagegen ist der Knabe sehr gelungen. Die vier Reiter aus der Offenbarung Johannis von Eduard Steinle kommen uns mehr gespenstisch als phantasiereich vor, und eben so wenig sprach uns dessen Kampf Jakobs mit dem Engel und Palmes Verlobung der heiligen Katharina an. Der Leztere lieferte außerdem noch einige Aquarellskizzen zu

größern Gemälden: St. Michael — Joseph im Hause Potiphars — und Joseph gibt sich seinen Brüdern zu erkennen. — Ein höchst ausdruckvolles Bild ist der Alpenjäger von Alex. Clarot, welcher auch eine große Anzahl von vortrefflichen Porträts, darunter der Obristburggraf von Chotek und Graf Caspar von Sternberg, und Kindertableaux darbrachte. Nicht minder lobenswerth sind seine beiden Copien: die Madonna del Calderino und Fornarina, nach Raphael. Einige andere Copien nach diesem Meister aller Meister zeigen auf's Neue die große Schwierigkeit, seinen Geist zu verfolgen und aufzufassen. — Zwei ausgezeichnet gelungene Copien sind: Herkules und die Königin Omphale, nach Rubens, und das Porträt einer deutschen Frau, nach unbekanntem Meister, von Anton Summ. — Die heurige Ausstellung bringt uns nur ein, aber ein sehr gelungenes Genrebild: die Vorleserin, von Heinrich Hollpein, dem jedoch die Koketterie mit der Mondbeleuchtung einen etwas sonderbaren, beinahe capriciösen Anstrich gibt. Unter den Porträts dieses ausgezeichneten Talentes stellen vorzüglich Hr. Weitlof und die junge Malerin Dem. Piepenhagen die Produkte seiner Rivalen sehr in Schatten; andere sind weniger geglückt, und besonders sucht man in dem Bilde des Obristburggrafen im Ordensgewande des goldnen Vließes umsonst den scharfen Geist, der aus den Augen dieses Staatsmannes leuchtet. — Unser wackerer Horeziezka hat nur ein einziges Bild, ein sehr getroffnes Porträt in egyptischer Enkaustik beigetragen. — Machels Porträts haben, wie gewöhnlich, eine sehr treffende, aber prosaische Aehnlichkeit. Besser ist seine heilige Magdalena, Altarblatt für die Pfarrkirche in Luzan, wenn gleich die Reue der berühmten Büßerin noch nicht ganz zur Reife gediehen scheint. Ein höchst erbärmliches Porträt ist jenes des Grafen Christian Christoph von Clam-Gallas, von Joseph Quaiser. — Im Landschaftsfache haben Manes, Kutschera und Piepenhagen recht erfreuliche Produkte geliefert. Auch ein Schüler des Leztern, Hezner, legte ein recht hübsches Talent an den Tag. — Das Vorzüglichste unter den Werken der Plastik sind nebst dem Christus am Kreuz, aus Lindenholz geschnizt von Franz Linn, die Arbeiten von Emanuel Max: Borziwog und Ludmilla, das erste Christenpaar, Stifter der christlichen Religion und der ersten Kirche in Böhmen, Modell in gebranntem Thon, zur Ausführung in Stein — ein heiliger Adalbert aus Gyps — Herzog Albrecht von Waldstein aus Gyps — dann eine weibliche Figur, die Geschichte vorstellend, und ein trauernder Engel, Modelle zu den in Sandstein auszuführenden kolossalen Statuen zu der fürstlich Kinskyschen Gruft in Zlonitz — Moses erhält die Gesetztafeln am Berge Sinai, in Kellheimer Stein, und noch Mehreres. Es sind dies recht tüchtige Arbeiten, dagegen ermangelt die Büste des Prof. Klar der Aehnlichkeit, und den Mozart in Tyroler Marmor hat der Künstler mit einem zu kurzen Hals und zu dicken Kopf ausgestattet. Eine Büste von Ferdinand Pischelt scheint, troz einiger Aehnlichkeit mit einem ausgezeichneten hiesigen Gelehrten, mehr Ironie als Ernst zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Demidoff. Lucrezia Borgia.

Graf Demidoff meint, die Zeit des Ernstes und der politischen Geschäfte komme immer noch zu frühe, und zerstöre nur zu bald die natürliche Fröhlichkeit eines Landes. Man sieht, er verleugnet troz seines langen Aufenthaltes in Frankreich seine nationellen Ansichten nicht. Uebrigens war die Reisebeschreibung gut französisch geschrieben, und die politischen Bemerkungen abgerechnet, hätte man den Vorleser für einen Franzosen halten können, so geläufig las er seine Reiseberichte vor. Er scheint diese Reise in die Wallachei und das südliche Rußland recht en grand seigneur, das heißt mit einer Begleitung von Gelehrten und Zeichnern unternommen zu haben, mit deren Hülfe er nun auch die Beschreibung derselben in prachtvoller Ausstattung herausgibt. Es ist sehr zu loben, daß Graf Demidoff, anstatt wie andere Reiche unter seinen Landsleuten, seine unermeßlichen Reichthümer zu verprassen, sie zu nützlichen Reisen, zur Bekanntmachung seiner Beobachtungen, zur Sammlung von Kunstwerken u. s. w. anwendet. — Einige Tage nach der öffentlichen Sitzung der geographischen Gesellschaft wohnte ich einer Sitzung des Vereins zur Vervollkommnung der Unterrichtsmethoden bei, welche den Winter und das Frühjahr hindurch dem Publikum unentgeldlich Vorträge verschiedener Art, meistens literarischen Inhalts, zum Besten gibt. Diesmal trat zuerst ein Herr Royer-Collard, ein Verwandter des Staatsmannes, auf und unternahm es, die berüchtigte Lucrezia Borgia gegen Victor Hugo, der sie bekanntlich in seinem Drama sehr schwarz gemalt, und gegen alle diejenigen, welche die Tochter Papsts Alexander VI. nicht besser behandelt haben wie ihren Vater und ihren Bruder Cäsar Borgia, in Schuz zu nehmen. Dies war keine leichte Arbeit, da ihre arge Aufführung fast notorisch und von den Geschichtschreibern als eine bewiesene Thatsache angenommen ist. Royer-Collard ist nicht der Erste, der es versucht hat, jene Frau engelrein darzustellen. Schon Roscoe hat sich damit abgegeben, und vielleicht hat Royer-Collard von diesem seine Hauptmotive entlehnt. In der Hauptsache bestehen sie aus Folgendem: „Kein gleichzeitiger italienischer Schriftsteller klagt sie der abscheulichen Aufführung an, die man ihr seitdem zugeschrieben hat; Guiciardini spricht davon wie von einem bloßen Gerüchte; dieses ist in der Folge von protestantischen Schriftstellern, denen daran lag, das Papstthum so gehässig als möglich zu machen, weiter ausgesponnen worden. Sie stand mit den ausgezeichnetsten italienischen Schriftstellern in Verbindung, und diese sprechen mit dem größten Lobe und mit Ehrerbietung von ihr, was sie wohl nicht gethan hätten, wenn sie in der That so verworfen gewesen wäre. Freilich wurde ihr dritter Ehemann ermordet, oder im päpstlichen Palaste erdrosselt, da er, wie ein italienischer Schriftsteller naiv sagt, an seinen Wunden nicht schnell genug starb, und Lucrezia ward nun durch ihre vierte Ehe Prinzessin von Este und Herzogin von Ferrara; aber Royer-Collard sieht es gar nicht für erwiesen an, daß sie von dem Mordanschlage auf Alphonso von Arragonien zuvor etwas gewußt habe." Ich muß gestehen, daß Royer-Collard mich hier nicht überzeugt hat. Dann führte er den Schriftsteller Bembo an, welcher gesteht, daß er drei Lustra hindurch vergebens in der Knechtschaft der Liebe zu Lucrezia geseufzt habe, und Royer-Collard schließt daraus, daß eine Frau, die einen ehrlichen Mann so hart behandelt, doch wohl kein so zügelloses Weib müsse gewesen seyn. Und Ariosto gibt ihr vollends das Zeugniß, daß sie sich weise und ehrbar betragen habe, indem er sie mit Juno wegen ihrer imposanten Schönheit, mit Venus wegen ihrer Zauberreize, und mit Pallas wegen ihrer Weisheit vergleicht. Freilich kömmt dies ses, wenn ich nicht irre, in einem Epithalamium vor, in welcher Art von Dichtung es mit der Wahrheit nicht so strenge genommen wird. Aber auch lange Zeit hernach hat der Dichter in seinem großen Gedichte die Lucrezia gerühmt.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 107.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 4. Mai 1839.

> Sicher, du überlegtest nicht wohl, o Mädchen des Auslands,
> Wenn du bei Fremden zu dienen dich allzu eilig entschlossest,
> Was es heiße, das Haus des gebietenden Herrn zu betreten.
>
> Goethe.

Aus dem Leben der Deutschen in Rußland.

Die Erzieherin.

Wir haben vor Kurzem die Verhältnisse des deutschen Hofmeisters in Rußland (Nr. 92—94) geschildert; als Gegenstück versuchen wir das Bild der Erzieherin.

Klara K. war so talentvoll und unterrichtet, daß ihr von allen Seiten gerathen wurde, die Schätze ihres Geistes nach Rußland zu tragen, wo dieselben mit baarem Golde aufgewogen werden würden. Es geschah; einer jener reichen russischen Kaufleute, deren Gold- und Silberminen mit denen der Krone rivalisiren, suchte eben eine Gouvernante für seine schon halb erwachsene Tochter. Der von diesem gebotene jährliche Gehalt von viertausend Rubeln (etwas über zwölfhundert Thaler preuß.) war sehr lockend, zumal sie ihre alte Mutter mit sich nehmen und für einen Theil ihres Gehaltes anständig bei einer deutschen Familie in Petersburg unterbringen konnte. Sie, der alles Lernen leicht wurde, besiegte die Schwierigkeiten der russischen Sprache schnell, nicht so die der Sitten, zumal in einem Hause, wo der Geldstolz auf die lächerlichsten Mittel fiel, um sich breit zu machen. Alles sollte vornehm, fürstlich seyn; wie aber der gemeine Russe beim Bau seiner Häuser sich keiner weitern Instrumente als der Art und des Beils bedient, so war auch die in jenem reichen Hause herrschende Pracht gleichsam mit der Art zugehauen. Die Tafel bog sich unter der Last der Speisen, und wenn Klara nicht mit eben dem guten Appetite davon aß, wie die übrigen Tischgenossen, so mußte sie gemein-verweisende Reden darüber anhören. Erschien sie nicht jeden Mittag mit ein Paar neuen Handschuhen, so befahl Madame einem Diener, ein Paar von ihrer Jungfer sich geben zu lassen, und überreichte dieselben der Beschämten vor Aller Augen. Besuchte Madame selbst in einer neuen Sammtrobe das Theater, so mußten zwei Zofen ihr folgen und hinter ihr stehen bleiben, um, so oft sie sich setzen wollte, das schwere Kleid aufzuheben, damit der reiche Sammt nicht zerknittert werde. Die höhnenden Blicke derer, die dies Manöver zufällig bemerkten, verletzten die zartfühlende Deutsche, welche sich in der Loge der breiten Dame befand.

Bei Spazierfahrten die Karosse zu verlassen und sich in freier Luft zu ergehen, wurde gemein genannt, höchstens war dies auf der Newskischen Perspektive erlaubt, wo von zwei bis vier Uhr eine geputzte Menge sich auf der Sommerseite der Trottoirs drängt. Hier sieht man auch Fürstinnen gehen und ihre Wagen langsam in der Mitte der Straße ihnen folgen. Zu diesen Spaziergängen war jedoch jedesmal eine neue Wintertoilette nöthig; denn nur im Winter wird so promenirt, da im

Sommer Alles, was irgend von Bedeutung ist, die Stadt verläßt. Der Anzug der Gouvernante, so wie der der Tochter erforderte dann immer eine mehrtägige Berathung. Madame wollte, daß der Glanz ihres Hauses alle andern Spaziergängerinnen überstrahlen solle. Es wurden daher nicht nur die theuersten Stoffe für solche, höchstens eine Stunde dauernde Ausstellungen gewählt, sondern es wurden auch die Trägerinnen damit fast überladen. Wie von der Last ihres Putzes, so fühlte Klara sich von dem Gefühle gedrückt, geschmacklos Aufgehäuftes zur Schau tragen zu müssen.

Madame — denn nach ihrem Sinn ging Alles im Hause, der Kaufherr verließ sein Comptoir nur zur Tischzeit — Madame wunderte sich zuweilen, daß ihr Töchterchen nicht schon alle Kenntnisse besitze, welche die Gouvernante ihm eintrichtern sollte, und meinte, es müsse wohl an der Methode liegen; man gebe sich für das schwere Geld, das man erhalte, nicht genug Mühe mit dem Kinde. Ein andermal aber fand sie, ihre Tochter habe noch viel zu wenig Embonpoint angesezt — denn bei russischen Kaufmannsfrauen muß die Schönheitslinie weite Kreise umfassen — das junge Mädchen werde folglich viel zu viel durch Lernen angestrengt.

Klara hielt dennoch, sie wollte ja ihre und ihrer Mutter Zukunft sichern, über zwei Jahre in dieser Goldgrube aus, so hart auch ihr Gemüth sich an den Metallwänden stieß, die sie überall umschlossen. — Ein junger, unbemittelter Offizier, der seinen alten Adel als Köder in das reiche Bürgerhaus trug, um die Erbin desselben zu fangen, fing unvermuthet sich selbst in Klaras geistigen und körperlichen Vorzügen. Er bot ihr seine Hand, und als sie ihm in die kleine Stadt, wo er in Garnison lag, folgte, glaubte sie aus dem Fegefeuer in den Himmel versezt zu seyn. Das reiche Kaufmannshaus ließ es nicht an Hochzeitgeschenken fehlen, die seinen Glanz verherrlichten, als aber die junge Frau im dritten Wochenbette starb und jenes Haus für die nun verlassene Mutter und die drei verwaisten Enkel angesprochen wurde, erfolgte die, auch in russischer Mundart nicht höflich klingende Antwort: wenn dem Esel zu wohl sey, so gehe er auf das Eis.

Henriette machte die Bekanntschaft einer russischen Dame von hohem Range, deren Schwester und zweier Töchter von Beiden in einem deutschen Badeorte. Ohne so hoch zu stehen, wie das eben erwähnte deutsche Mädchen, war sie dennoch, besonders im Umgang mit Kindern, eine wünschenswerthe Acquisition. Die russischen Damen erkannten sie bald als solche und schlossen sich an sie an. Man beredete sie, mit nach Rußland zu kommen. Ihr feines Gefühl wurde weder durch das Anbieten eines bestimmten Gehalts, noch die Bezeichnung einer abhängigen Stellung verlezt. Sie sollte nur Theilnehmerin der Erziehung seyn, gleichsam zwischen beiden Müttern stehen. Das Anerbieten schien in der That ehrenvoll. — Als es endlich zur Abreise kam und sie in einen der Wagen geboden wurde, fiel es ihr auf, daß keines der Kinder, die sie beaufsichtigen, noch eine der Damen, mit denen sie Hand in Hand gehen sollte, sich zu ihr sezte. Zwei Zofen, die sie bereits als unfreundlich hatte kennen lernen, waren ihre Nachbarinnen. Das Betragen derselben war nur zu sehr geeignet, ihr Mißbehagen zu verstärken; allein die Trennung vom Vaterlande regt zu stark alle Gefühlssaiten an, als daß in Henriettens Seele Anfangs ein anderer Mißton sich hätte hervordrängen können.

(Fortsetzung folgt.)

Der Deutsche in Trastevere.

(Fortsetzung.)

2ten December.

Ich bin jezt acht Tage in Rom; seine Größe erdrückt mich. Oft verzweifle ich, daß ich je zu Stande kommen könne, die gewaltigen Eindrücke zu beherrschen, mich nicht von ihnen fortreißen lassen zu müssen. Was hab' ich nicht Alles schon gesehen, und doch wie wenig im Vergleich zum Ganzen! Da gehe ich mit dem festen Vorsatz aus, den Vatikan oder sonst eine Galerie zu besuchen, schlage die erste beste Querstraße ein und werde gleich beim ersten Schritt gefesselt und kann nicht von der Stelle; bleibe hier vor einer Fontäne, dort vor einem zierlichen Fensterbogen, dort an einem alten, eingemauerten Kapitäl kleben. Ein Menschenleben ist zu kurz, um all das Schöne zu sehen. Es ist der Schmerz der Lust, den ich in dieser Ueberfülle empfinde. — Du hättest dir gewiß am ersten Tage schon den Plan der Stadt gekauft und den Niddy, und nun hübsch systematisch deine Wanderungen nach Tagen oder Regionen eingetheilt; ich kann einmal von meinem unmethodischen Kometengang nicht lassen. Wir wollen sehen, wie weit ich's in meiner alten Art bringe. Am Ende müssen sich doch die einzelnen Mosaikstifte zu einem Ganzen runden. Ich mag Niemanden fragen, wie die Paläste, die Kirchen heißen, ob jener Springquell nach Berninis Zeichnung gebaut, jenes Fresko von Baldassare da Siena gemalt sey — genug, wenn's nur schön ist. Und nun vollends ein steifleinenes Handbuch für Reisende in Italien aufzuschlagen, um einem tüdesken Kompilator auf seinem lahmen Verzückungsgalopp zu folgen, der Frau Base

klugen Rath bei der Wahl des Kaffeehauses und Lohnbedienten voll Pietät einzuholen — verfluchte Zumuthung! Nein, Otto, endlich bin ich frei, frei wie der Vogel in der Luft, und meine Freiheit will ich eifersüchtig bewahren; weder ein lebender noch ein löschpapierner Vormund sollen sie mir verkummern. Ich stehe hier völlig isolirt; so ist's mir aber eben recht, und wenn ich früher schon dem Bekanntschaftmachen aus dem Wege ging, so verabscheue ich es hier vollends. Alle die schönen Empfehlungsbriefe, mit denen ihr meine Brieftasche so ungebührlich ausgestopft habt, schlummern ruhig auf dem tiefsten Boden meines Koffers. Was sollen mir diese Menschen mit ihren Anweisungen und Predigten? Da lehren sie mich vom Ufer aus, wie ich's machen müsse, um das großmächtige Kunstmeer Rom zu durchschwimmen: ich solle vor Allem Kopf und Brust hübsch hoch halten, kräftig rudern; und wenn ich versinke, werden sie's hindern? Noch war ich weder beim Gesandten, noch beim Bankier. Unsere Landsleute Streit und Vollmar sind gegenwärtig in Neapel. Desto besser; wenn sie zurückkommen, bin ich hier schon heimisch und kann ihre Leitung um so eher entbehren. Ein- oder zweimal war ich in den Kaffeehäusern und Trattorien, in denen die Künstler sich versammeln, aber nur, um hier, wie anderswo, die alte Litanei zu hören. Da leben sie sinn- und gedankenlos in den Tag hinein, kauen an den in der Heimath eingestopften Lehren vom Akademiedirektor wie an einem Stücke Schuhwachs, suchen sich auf das Geschwindeste irgend einen dreihundert Jahr alten Hahn aus, in dessen Manier zu krähen und die Flügel zu schlagen ihnen just am bequemsten däucht, glauben den Meister schon erreicht, wenn sie nur erst den Schnitt seines Barts weghaben, beißen sich an der Nußschale Technik die Augenzähne aus, ohne jemals den Kern Poesie zu erreichen, schlagen einander mit glatten Schmeicheleien in's Gesicht, um sich nachher hinter dem Rücken recht christlich herunterzureißen — allüberall die kleinliche Handwerksmisere. Gestern begegnete ich einem ganz braven Jungen, mit dem ich mich in München ein paar Mal gekreuzt hatte; er kam vor drei Tagen nach Rom, ist bereits überall gewesen, hat Alles, sage Alles gesehen, und sich heute ein Studium gemiethet. Morgen fängt er an zu arbeiten. Mich überlief's, als ich ihn dies Alles so glattweg und mit der zufriedensten Miene von der Welt erzählen hörte. Wenn ihr gehofft habt, auf der nächsten Ausstellung mit einem Bilde von mir groß zu thun und der Welt die immensen Progresse, die das liebe Kindlein in Rom gemacht habe, vorrechnen zu können, so habt ihr gewaltig fehl geschossen. Ich kann die Zeit noch nicht absehen, wo ich an die Staffelei gehen werde. Alles, was ich bisher gemacht und geträumt habe, scheint mir so flach, so kleinlich. Spräche nicht das Entzücken, mit welchem das Auge in all der Herrlichkeit schwelgt, für den Künstler, ich würde noch an meinem Beruf irre.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Schluß.)

Protestantische Sekten. Theater.

Wie die Sachen stehen, kann die Nachwelt zwischen zwei entgegengesezten Meinungen wählen, und Lucrezia Borgia entweder als eine schamlose, incestuose Buhlerin, oder als eine liebenswürdige und keusche Prinzessin ansehen. Für Beides ist Grund und Anschein da. Bernard Jüllien hielt hierauf einen Vortrag über Lamartines und Victor Hugos Gedichte. Lamartine, hieß es, habe vortrefflich begonnen: in seinen méditations poétiques seyen Sprache und Inhalt gleich ausgezeichnet; aber seine harmonies poétiques, ein Titel, von dem Jüllien gestand, daß er ihn nicht recht begreife, kündigten schon das Unvermögen an, etwas Neues hervorzubringen. Die Träumerei sey etwas sehr beschränktes, und wer als Dichter nichts als diese mitbringe, werde sich bald erschöpfen, und Sprache und Gedanken Zwang anthun müssen, um neu zu scheinen und Aufsehen zu erregen. Das Gedicht Chute d'un ange sey leider ein schlagender Beweis von dieser Beschränktheit des Dichtervermögens Lamartines. Nicht besser, oder vielleicht noch etwas schlimmer behandelte der Redner Victor Hugo, dem er sogar das lyrische Talent, das einzige, das man ihm ziemlich allgemein zugesteht, absprach. Uebrigens stellte er ihn als einen positiven, also dem träumenden Lamartine entgegengesezten Dichter dar, dessen Gedanke und Ausdruck immer bestimmt, obwohl oft incorrect gefaßt seyen. Zum Schlusse verglich Jüllien noch die von Lamartine, Victor Hugo, Beranger und Cas. Delavigne auf denselben Helden, nämlich Napoleon, gedichteten Oden, und zeigte, wie sich in jedem der vier Stücke die Individualität des Dichters zu erkennen gebe. Diese belehrenden Vorträge des Vereins für Unterrichtsmethoden finden Sonntags statt, jedoch nur einmal im Monate. Will man an jenem Tage etwas Erbaulicheres hören, so kann man nun in Paris mehreren Arten von Gottesdienst beiwohnen, welche unabhängig von den durch den Staat unterhaltenen und von demselben anerkannten Culten gefeiert werden. Die sogenannte Eglise française macht zwar kein Aufsehen mehr, wie zur Zeit, da sich Abbé Chatel zum Primat des Gaules aufwarf; indessen hat sie doch Anhänger, und der Sonntag wird daselbst durch Predigten und Messe in französischer Sprache gefeiert. Da aber diese Eglise française keine Fortschritte macht, so steht zu erwarten, daß sie nach und nach eingehen wird. Denn wer soll die Kosten derselben bestreiten? Eine andere Gemeinde, von sogenannten Evangelischen, versammelt sich Sonntags in einem großen Betsaale der Straße Taitbout, dem nämlichen, in welchem sich weiland die St. Simonisten versammelten. Diese evangelische Kirche führt am Eingange die Aufschrift: Culte protestant non salarié par l'Etat; sie wird von manchen Protestanten besucht, die sich deßhalb von den Gemeinden, wozu sie sich bekennen, nicht trennen. Es wird hier bloß über das

Evangelium gepredigt, und nur von Evangelien gesprochen. Die verstorbene Herzogin von Broglie wohnte diesem Gottesdienst fleißig bei, und überhaupt erblickt man in dieser Gemeinde manche ausgezeichnete Personen. Das religiöse Wochenblatt Le semeur scheint von derselben auszugehen, und sie steht im Begriffe, eine andere Zeitschrift: l'Evangélique, auszugeben. Ein eigenes Bethaus für sie wird auf Subscription in der Provencestraße gebauet. Eine Methodistengesellschaft versammelt sich in einem Privatbetsaale der St. Annenstraße. Diese scheint aus Genf herzustammen, und hat mit den Genfer Momiers viel gemein. Die Mehrzahl ihrer Anhänger gehört zu den sogenannten Volksclassen. In dieser Gemeinde wird der Besuch der Schauspiele als etwas Sündhaftes angesehen, und wer sich dieser Sünde theilhaftig macht, bekommt von einem Mitbruder einen Besuch und einen Verweis, und wenn Beides nicht fruchtet, so erscheinen der Mitbrüder zwei, und wenn auch diese nichts ausrichten, so läuft das schauspiellustige Individuum Gefahr, von der gesammten Gemeinde zurechtgewiesen, ja excommunicirt zu werden. Solcher Puritanismus wird in Paris schwerlich Wurzel fassen, und man begreift, warum die Methodistengesellschaft unter den Reichern keinen Anhang findet. Die Schauspiele müßten auch bald geschlossen werden, wenn die finstere Gemeinde sich ausbreitete. Vor der Hand hat es damit keine Noth. Die Schauspiele sind jezt in der größten Thätigkeit, und fast alle haben seit Ostern neue Stücke gegeben: die Oper ihren Feensee, worin deutsche Studenten und der Kölner Dom mitten unter den anmuthigsten Feentänzen vorkommen; nur billigen nicht Alle, daß Auber diesmal auch deutsche Musik hat geben wollen. Das Théâtre français gibt mit großem Beifall Mademoiselle de Belleisle, womit Alexander Dumas, der schon so tief gesunken war, daß er seine Stücke an die kleinsten Schauspiele verhandelte, sich auf einmal wieder emporgeschwungen und ein höchst geistreiches Lustspiel gegeben hat. Er hätte sich mit diesem Triumphe begnügen sollen; aber wenige Tage darauf gab das Théâtre de la Renaissance von ihm ein Drama, der Alchimist, das ein schlechtes Melodram ist. Die Feen und die Zauberei sind jezt auf der Bühne Mode geworden, und in der That ist ein gutes Zauberstück besser als langweilige Dramen. Der Cirque olympique bereichert sich durch seine Teufelspillen, wobei die tollsten Zaubereien Schlag auf Schlag folgen. Nach dem Beispiele dieses Theaters hat die Direktion des Gaitétheaters einen goldnen Sylphen auf die Bühne gebracht, und andere Schauspiele werden nicht zurückbleiben. Eine Nachahmung von Werners 24stem Februar hat allgemein mißfallen; solch eine Anhäufung von Gräßlichem in einem Aufzuge, ohne allmähliche Vorbereitung und gehörige Entwicklung, findet in Paris keinen Anklang.

Dg.

Prag, April.

(Fortsetzung.)

Pater S***.

Den reichsten Conversationsstoff für die gesammten Prager Coterien liefert gegenwärtig ein Fastenprediger, ein Ligorianer, welcher das Interesse aller Classen, von den fürstlichen und gräflichen Damen bis zum niedrigsten Pöbel herab, zu fesseln versteht. Pater S*** ist ein geborener Böhme, der die Welt gesehen und sich eine bedeutende Kenntniß der Menschen und ihrer Schwächen erworben zu haben scheint. Er hielt sich einige Zeit bei den böhmischen Missionen auf der andern Hemisphäre auf, trat nach der Rückkehr aus dem Orden der Redemptoristen aus, und kam nun wieder in sein Vaterland, wo er eine geistliche Anstellung sucht, und einstweilen bei der St. Galluspfarre in Prag erhalten hat. Um die allgemeine Aufmerksamkeit zu reizen, bediente er sich Anfangs drastischer Mittel, und legte einen geistlichen Eifer an den Tag, der einen modernisirten Pater Kochem charakterisirte; als er aber die Menge für sich gewonnen hatte, wurde er etwas sanfter, näherte sich mehr der Natur Pater Abrahams a S. Clara, wob Anekdoten in seine Kanzelreden ein, und schilderte mit großer Lebendigkeit das Thun und Treiben der Menschen aller Stände, deren er keinen schont, indem er so frei über die Ränke der Juristen als etwa über die Lebensart der Studenten spricht, deren Tabakspfeifen, Schnurrbärte, Brillen u. s. w. ihm reichlichen Stoff darboten. Vorzüglich aber unterhielt er seine Zuhörer unlängst durch eine Schilderung der Geistlichen, wie sie seyn sollten, und wie sie sind. Pater S*** wollte anfänglich in der großen Salvatorkirche seine Fastenpredigten halten, da ihm aber weder diese noch die Theinkirche bewilligt wurde, begnügte er sich mit der kleinen Kirche St. Simon und Juda nächst dem Kloster der barmherzigen Brüder, woselbst er so ungeheuern Zulauf hatte, daß fast jeden Donnerstag einigen Personen unwohl ward. Troz dem, daß er damals noch viel mit Höllenstrafen drohte, wimmelte die Straße von hochadeligen Equipagen, und die barmherzigen Brüder mußten mitunter zahlreiche Convois bilden, um Damen vom höchsten Range unbeschädigt zur Kirche hinaus zu eskortiren. Dem Kloster war es im gegenwärtigen Augenblick sehr angenehm, daß die allgemeine Aufmerksamkeit auf dasselbe geleitet wurde, da so eben der Oberstburggraf und Fürstin Bertha Rohan die Prager Damen zu freiwilligen Geschenken aufgefordert haben, aus welchen wieder eine Verlosung gebildet, und der Ertrag zur Unterstützung des Hospitals obenerwähnten Ordens und jenes der Elisabethiner-Nonnen verwandt werden soll. Um ihrem vornehmen Zuspruch hinlänglichen Raum zu verschaffen, bedienten sich eines Donnerstags die barmherzigen Brüder einer sonderbaren Kriegslist; sie ließen nämlich unter den Andächtigen der niedern Classen die Nachricht verbreiten, der Ligorianer werde in der St. Jakobskirche predigen, wo sich schon um ein Uhr Nachmittags große Volkshaufen versammelten. Als aber die Kirche verschlossen blieb, und man bei dem Küster nachfragte, sezte dieser die Mystification damit fort, er habe gehört, der Pater Redemptorist halte seinen Vortrag heute bei St. Ignaz auf der Neustadt. Nun strömte Alles dahin, sah sich jedoch abermals in den April geschickt. Endlich aber wurde dem Kloster die Menge der Gäste zu viel, welche die Bänke zertrümmerte, auf die Altäre stieg und die Geländer derselben einriß. Pater S*** mußte wirklich zu St. Ignaz und sodann zu St. Gallus wandern, wo er, als jüngster Kaplan angestellt, deutsch und böhmisch predigt, und überall folgte ihm der „Strom der glaubenvollen Menge;“ sonderbar ist es aber, daß er in böhmischer Sprache viel gemäßigter als in deutscher predigt. Nach einem on dit ist dieser junge Ligorianer derselbe, der einmal während seiner Studien sein ventriloquistisches Talent geltend machte, um die Schildwachen in der k. k. Hofburg zu mystificiren.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 108.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 6. Mai 1839.

Froh empfind' ich mich hier auf classischem Boden begeistert;
Vor- und Mitwelt spricht lauter und reizender mir.

Goethe.

Der Deutsche in Trastevere.

(Fortsetzung.)

7ten December.

Wir haben das herrlichste Wetter von der Welt. Die Fenster bleiben den Tag über geöffnet und eine wahre Frühlingsluft weht von Außen in's Zimmer. Die ewig fröstelnden Italienerinnen freilich wärmen ihre Händchen schon über dem unzertrennlichen Aschentopf, und bei jeder Schildwacht glimmt abendlich ein gewaltiges Kohlenbecken, auf daß altrömische Tapferkeit nicht rettungslos erstarre. Aber das geht hier Alles nach althergebrachter Weise. Der Kalender verkündet Adventzeit, und da muß man einmal frieren und den Scaldino hervorsuchen. Mit Advent steigen auch die Pifferari von den Abruzzen und blasen den Winter ein: es sind die Hirten, welche das Jesuskind anbeten und durch die Straßen von einem Madonnenbild zum andern ziehen — die feierlichste, rührende Adoration, die du dir denken magst. Da stehen die schwarzlockigen, sonnenbraunen Bursche in ihren langen blauen Mänteln, mit Jacken von rauhen Schaffellen und Sandalen an den Füßen, gegen die Mauer gelehnt; der spitze Hut liegt auf der Erde; der Eine bläst den schnarrenden Dudelsack, ein Zweiter die Schalmei, der Dritte singt einen Vers dazwischen. Die Melodie ist einfach, herzlich. — Mir treten die Thränen in's Auge, wenn ich so ein Paar vor einem verblaßten Marienbild in einer wüsten Gegend der Stadt einsam stehen und spielen und die dunkeln Augen so inbrünstig nach der himmlischen Helferin aufschlagen sehe — da ist doch noch wahre Andacht.

Seit Wochenfrist treibe ich mich in dem alten, verlassenen Rom zwischen den Weinbergen umher und schlendere bald hier, bald dort durch die einsamen Gänge. Bei jedem Schritt stoße ich auf etwas Neues und Herrliches. Hier ragt eine Cypresse oder ein Orangenbaum mit goldgelben Früchten, dort ein verwitterter Bogen über die Mauer; dann kommt einmal wieder ein prächtig Thor mit Wappen und Inschrift, hinter dessen Eisengitter sich lange, schnurgerade Alleen von Lorbeerhecken bis zu einem Triton, der sein silberhelles Wasser in die Luft sprudelt, hinziehen, oder zu einer Villa mit heiterer Loggia. Und nun geht's zum Thor hinaus in die magische Campagna. Da bin ich nun schon drei, vier Tage wieder und immer wieder aus der Porta Pia gezogen — ich kann nicht von der Gegend loskommen. Wenn man erst hinter der alten Basilika Sant' Agnese und dem zierlichen Rund des von vier-und-zwanzig Doppelsäulen getragenen Kirchleins Santa Costanza vorbei gekommen ist, verschwinden die häßlichen Mauern, welche den Weg zu beiden Seiten einfassen;

da thut sich denn der unermeßlich weite Blick über Hügel und Thäler bis zu den fernen blauen Albaner- und Sabinerbergen auf. Zur Linken ragt eine weiße Villa aus der Olivenwaldung, im Vordergrund liegen die Trümmer eines alten Bacchustempels, weiterhin verfallene Wartthürme, an welche Casali angebaut sind. Der Teverone strudelt im Bogen vorüber, der alte Ponte nomentana mit seinem Brückenthurm leitet darüber hin. Jenseits erhebt sich der heilige Berg, von welchem der alte Schwätzer Menenius Agrippa das Volk in die Ring- und Zwingmauern zurückfabelte. Zu seinen Füßen liegt eine Osteria; dort kehre ich täglich ein. Die Leute sind gut und treuherzig; sie kennen mich schon alle. Die Kinder springen mir entgegen, der zweijährige Gigi winkt mir vom Schooß der Mutter mit dem Händchen; weiß er doch, daß der Forestiere ihm einen Portogallo oder eine Handvoll Pasteciotti mitbringen werde, und der zottige Hund Prudent springt wedelnd an mir in die Höhe. Frau Pasquarella wartet nicht erst auf meine Bestellung und sezt mir unaufgefordert meine Foglietta Tonnarello in der langhalsigen Flasche auf den Tisch. Da sitze ich Stundenlang an der Thür, störe in dem Kohlenbecken, lasse mir eine endlose Räubergeschichte oder einen Traum von Lotterienummern von der Padrona erzählen, starre hinauf nach dem klaren, wolkenlosen Himmel, nach den Brückenbogen oder kahlen Erdstürzen, oder auf die Landstraße, wo die gelangweilten und langweilenden Engländer vorüberjagen, die Jäger in die Campagna hinausziehen und die Maulthiere hinter einander herklingeln, und träume und bin glücklich, überglücklich. Du glaubst gar nicht, Otto, wie leicht es sich hier leben läßt, und wie so frei.

10ten December.

Da muß ich dir doch ein hübsches Abenteuer, welches mir gestern begegnete, mittheilen. Behalt's aber für dich, nicht meinethalben, ist mir's doch sehr gleichgültig, ob das vornehmthuende Gesindel zu meinem Thun und Treiben die Nase rümpft, wohl aber wegen der ehrlichen Jungen in unserer Vaterstadt: ich wollte sonst darauf wetten, daß die Alten ein ewiges Interdikt über das Gomorrha Rom sprächen, so wie sie erführen, in welche Gesellschaft hier guter Leute Kinder gerathen können.

Es war Sonntag. Ich wanderte nach der Porta del Popolo und gedachte, die Straße, um welche mich mehr noch als der häßliche Regen das freundliche Geplauder der kleinen Römerin gebracht hatte, zu durchmessen, und sie so recht mit Vernunft, wie ihr es nennen würdet, zu genießen. Als ich aus dem Thor trat, sah ich eine Menge Wagen nach den borghesischen Gärten rollen. Das herrliche Wetter hatte halb Rom hinausgezogen. Ich ließ mich von dem Strom fortreißen. Es war ein frohes, lebendiges Gewühl, Reiter und Fußgänger, die langen Schwärme der Seminaristen in ihren flatternden Gewändern, die über und über gefüllten Wagen mit Minenti in ihrer Festtracht — alles das wogte in den breiten Gängen auf und nieder, um zu sehen und gesehen zu werden, schwazte, lachte, fächerte mit den Händen und freute sich des schönen Lebens.

Ich wandte mich bald nach den entlegenern, einsamen Partien des Parks, wo die königlichen Pinien ihre breiten Wipfel in die Lüfte schwingen, wo die Aloe aus der bauchigen Vase quillt, die Fontänen im Schatten der Eichen und Myrten eintönig murmeln und der gefangene Barbarenkönig die verstümmelten Arme kreuzt. Auf dem frischen, grünen Rasen lag eine antike Granitsäule; sie war als Gartenwalze benuzt worden. Ein altrömisches Grabmonument von Marmor lag unfern auf dem Boden; es war der Länge nach geborsten, die Sprünge aber frisch. Sie hatten es wohl irgendwo aufrichten sollen und im nachlässigen Abladen erst neuerdings zertrümmert; das ist nun die glückliche Sorglosigkeit des Volks. Wenn wir so einen Stein in unserm Norden hätten, würde er frischweg im Museum aufgestellt, und da kämen die Gelehrten zehn Meilen weit gewallfahrtet und mäßen ihn auf's Härchen aus und schrieben dicke, langweilige Bücher darüber; hier bleibt er nun so liegen; es wird sich wohl ein anderer finden, die Erde birgt ihrer ja genug; die Bruchstücke werden gelegentlich vermauert, und damit ist's gut.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben der Deutschen in Rußland.

(Fortsetzung.)

Der auf bessere Zeiten Hoffenden hatte sich endlich der Grenzbaum geöffnet und geschlossen. Sie hatte das fremde, kalte Land betreten; die eilenden Wagen steuerten der Hauptstadt zu. Am lezten Reisemorgen wurde nur flüchtig gefrühstückt und nirgends mehr angehalten. Die frühe Nacht war, troz der Eile, mit welcher man reiste, schon angebrochen, als man den ersten Wachtposten der Kaiserstadt berührte. Der herrschaftliche Wagen passirte nach kurzem Aufenthalte; nicht so der zweite, in welchem sich die Dienerschaft befand, die kleinen Diebe, welche gehangen werden müssen. Die russischen Herrschaften beladen die Koffer ihrer Reisewagen häufig mit Stoffen, die sie im Auslande drei- und vierfach billiger als im Lande einkaufen. Auf die Frage, ob sie Verbotenes einführen, bedarf es von ihrer Seite nur eines kurzen Nein oder eines angehängten Stückchens Blei, welches

an Ort und Stelle ohne großes Aufsehen abgenommen werden kann. Die Dienerschaft glaubt gleiches Recht zu haben und sucht manches Ausländische, welches sie dort zu enormen Preisen verkaufen kann, einzuschmuggeln. Ihr wird jedoch auf die Finger gesehen. — Die Untersuchung des Wagens nahm über eine halbe Stunde weg. Ein gleicher Zeitraum war noch bis zum Hotel der Herrschaft zu durcheilen. Endlich hält der Wagen vor einem Palaste; schnell entschlüpfen die russischen Zofen und lassen die, welche in völlig neue Verhältnisse treten soll, allein und unberathen. Als auch sie den Wagen verlassen will, bietet sich ihr keine Hand, um ihr herauszuhelfen. Ein Mann, in einen Schafpelz gehüllt, lehnt am Thorwege. Dieser Pelze hatte Henriette viele während der Reise gesehen und gerochen und war ihnen stets nach Möglichkeit aus dem Wege gegangen; jetzt mußte sie Gott danken, als der Dastehende ihr aus dem Wagen half. Sie trat in einen weiten Hofraum. Rings erleuchtete Gebäude; aber wo war die Thüre, welche in dieselben führte? Schwindelnd von der Eile des Fahrens, vom Hunger, von unangenehmer Ueberraschung, konnte sie lange sich auf keine der unterwegs erlernten russischen Phrasen besinnen. Endlich wird sie von einem Holzträger zurecht gewiesen. Sie steigt eine mit reichen Teppichen belegte Marmortreppe hinan und sieht auf's Neue zweifelnd mehrere Thüren vor sich. Ein einmal gebrochener Muth bedarf der Zeit, um sich wieder aufzurichten, und die Zaghaftigkeit wählt nur selten das Rechte.

Glücklicherweise tritt eine corpulente Dame zu einer der Thüren hinaus. Ihre Blicke messen die bescheiden dastehende Fremde. Diese fragt nach der Dame des Hauses. „Nicks da! Nicks da!" wird ihr geantwortet. „Gräfin jetzt nicks geben. Andermal wiederkommen!" Die erschrockene Henriette begreift, daß sie für eine Bettlerin gehalten wird. In französischer Sprache gibt sie sich als die mitgebrachte Gesellschafterin der Damen kund. Demoiselle de compagnie ist zwar für die dicke Frau eine gewichtigere Empfehlung, doch mißt ihr Blick nochmals die Fremde, und sie öffnet ihr endlich kopfschüttelnd eine der Thüren. Henriette befindet sich wieder bei ihren Wagennachbarinnen, die sie so treulos verlassen. Sie verständigen sich mit der Engländerin; eine solche war die dicke Frau, früher Kinderwärterin, jetzt aus Güte der Herrschaft ohne Geschäft noch im Hause. Breit sich auslegend, wie Frauen der niedern Volksclasse jener Nation zu thun pflegen, bemühte sie sich jetzt, für eine Dame zu gelten. In der Nähe solcher Wucherpflanzen ist es schwer, eine behagliche Stellung zu gewinnen. Es war nicht zu verkennen, daß die Engländerin so wenig als die Zofen von der Vermehrung des weiblichen Personals im Hause erfreut war.

Wenn auch, bei der wirklichen Herzensgüte derer, welche die deutsche Jungfrau unter so annehmlichen Aussichten mit sich gelockt hatten, sich Manches für diese in ihrer neuen Lage erfreulich gestaltete, ganz befriedigend konnte es nie werden. Welches wahrhaft deutsche Gemüth könnte sich an geistiger Halbheit sättigen? Es ist daher wohl gut, wenn Jeder und Jede, welche Blicke in Verhältnisse dieser Art thun konnten, ihre Erfahrungen nicht vorenthalten.

Es scheint von Ferne etwas, wenn eine ausländische Gouvernante sich in Seide kleidet, einen Diener hinter sich stehen und gehen läßt, ja über eine Equipage gebieten kann; sie muß jedoch diesen Glanz mit manchem inneren Verdrusse erkaufen. Hat sie in den Unterrichtsstunden einige Autorität über ihre Zöglinge, so kehrt sich das Verhältniß in den Spielstunden um. Sie ist dann nur die Nachläuferin der jungen, oft sehr wilden Heerde. Es würde ihr sehr übel genommen werden, wenn sie sich nicht überall befände, wo jene ist, und der Spielplatz mag in einer Reihe von sechs bis acht Zimmern so oft gewechselt werden, als es den jungen Nomaden gefällt, die Gouvernante muß nachziehen. Bedarf sie eines Dieners, so weist der von ihr aufgeforderte sie zum zweiten und dritten; denn jeder scheint sich selbst zu vornehm, um auf den Befehl einer ebenfalls im Dienste seiner Herrschaft stehenden Person viel zu geben.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Kedongkebo auf Java.

Briefe eines Deutschen in holländischen Diensten.

Ich habe am Schlusse des vorigen Briefs die Ankunft unseres Corps zu Samarang gemeldet. — Ich war nicht wenig verwundert, hier einen Herrn von Z., den ich in Trier als Portepeefähndrich gekannt hatte, als Corporal zu treffen. In Gesellschaft dieses jungen Mannes und eines hier den Fourier spielenden Leipziger Studenten, brachte ich den ersten und zweiten Tag nach unserer Ankunft mit Besichtigung der Stadt zu. Samarang ist unstreitig die bedeutendste Stadt auf Java, mit mehr als 100,000 Einwohnern. Der Theil, den die Europäer und Lipplappen — wie hier die von Europäern und Einwohnern Entsprossenen genannt werden — bewohnen, ist schön und regelmäßig gebaut, alle Häuser, seyen es steinerne oder von Bambus errichtete, sind mit Colonnaden oder Vorhallen versehen, wo man dann gegen Abend, wenn sich die Hitze etwas gelegt hat, die schöne Welt in ihrem Glanz und Luxus, von dem man sich in der That keinen Begriff macht, betrachten kann. Es ist sehr interessant, Abends, wenn diese Vorhallen alle auf's Glänzendste beleuchtet sind, die Straßen auf und ab zu gehen, und die in morgenländischer Ueppigkeit unter Musik und Tanz schwelgenden Herren und Damen zu betrachten. Während von Morgens 9 Uhr bis Abends 5 Uhr die Straßen wie ausgestorben sind, lebt und webt jetzt Alles, überall werden einem

die herrlichsten Früchte und köstlichsten Erfrischungen, als Limonade, Thamarindenwasser 2c., gegen geringes Geld angeboten; bald hört man einen spanischen, bald einen englischen, bald einen französischen Fluch, hier hört man sich javanisch und malaisch, dort arabisch und chinesisch grüßen, Equipagen, die sich an Eleganz überbieten, drängen sich, denn der geringste Mann, der nur etwas Einkommen hat, geht nicht, sondern fährt; daher es auch Wagen- und Pferdeverleiher gibt, die wohl hundert der elegantesten Karossen und Droschken stehen haben; kurz, was man sich zur Bequemlichkeit und zum Genuß dieses Lebens nur denken kann, findet man hier so gut wie in der größten Stadt Europas. Unter den hervorstechenden Gebäuden erregen besonders das Kaufhaus, der Militärhospital, die Freimaurerloge, so wie die reformirte und katholische Kirche die Aufmerksamkeit. — Ein schrecklicher Kontrast hingegen ist es, wenn man diesen Theil der Stadt verläßt und in die bloß von Eingeborenen und Chinesen bewohnten engen und finstern Straßen kommt. Uebrigens ist Samarang keineswegs der gesundeste Ort, besonders wegen des sehr schlechten Wassers, das sich daher auch die Wohlhabenden acht Stunden weit herkommen lassen und theuer bezahlen müssen. Es liegt hier so viel Militär wie in Weltefreden, es wird indessen bei der Größe der Stadt wenig bemerkt. — Den 12ten August mußten wir auf den Exerzierplatz marschiren, wo uns der Commandeur des im Innern des Eilands stationirten Observationskorps, der fungirende General Cenhout, erwartete, um uns unter die verschiedenen Bataillons zu vertheilen; ich und noch ein Sergeant nebst 47 Mann wurden bei dem vierten Bataillone zu Kedongkebo eingetheilt, und den 14ten dieses Monats sollten wir nach unserm Bestimmungsort abgehen.

(Fortsetzung folgt.)

Prag, April.

(Fortsetzung.)

Theater.

In dem Lustspiel: „Der Zögling,“ von P. A. von S., der Verfasserin des Oheims, Lüge und Wahrheit, Landwirth, Pflegevater, Vetter Heinrich u. m. A. (Sie sehen, der Catalog wächst lawinenartig), hat die hohe Dame einmal einen Stoff gewählt, welcher ihrem eigenthümlichen Lebenskreise etwas näher steht, als das Thun und Treiben der Bourgeoisie, und man hatte daher alle Ursache zu glauben, sie werde sich in demselben noch freier bewegen, als in der ihr so ferne liegenden Sphäre; doch war dies keineswegs der Fall, und wüßten wir nicht notorisch, daß eine Dame auf dem höchsten Gipfel des Lebens dieses Stück schrieb, wir würden manchmal den Autor beschuldigen, daß ihm der Salonton fremd sey. Wir wollen zwar gerne glauben, daß es so alberne Grafen gibt, als dieser Biberstein, ja sogar, daß man sich heutzutage in den vornehmen Salons gerade so unartig gegen Damen benimmt, als hier Alles gegen die Gräfin ist, aber eine so edle und achtungswerthe Frau, wie Gräfin Werdenbach, flößt doch in der Regel selbst unserer männlichen Jugend — geschweige den alten Herren — eine Ehrfurcht ein, die sich wenigstens durch Schweigen ausspricht, und sollte etwas dergleichen in Sachsen vorfallen können, so sind die Bewohner dieses Königreichs uns in moderner Aufklärung noch weit zuvor geeilt. Von den stehenden Figuren aller Schau- und Lustspiele der hohen Verfasserin befinden sich im „Zögling“ — streng genommen — nur Ida und Salome, die klatschsüchtige und unbescheidne Magd, welche von allen Leuten, die nicht so dumm sind, wie sie, Böses spricht. Hr. von Grünau hat eine etwas andere Physiognomie als sonst die alten Herren, und eine so achtungswerthe Dame als die Gräfin haben wir noch in keinem der fürstlichen Dramen gefunden. Auch der erste Liebhaber hat sich total, doch nicht zu seinem Vortheile verändert, denn Robert ist eine dermaßen langweilige Personage, daß es wohl wenigen Schauspielern gelingen dürfte, ihm einiges Interesse zu ertheilen.

Bereits haben wir auch wieder zwei neue Raupachsche Dramen gesehen: „Die Schule des Lebens,“ Schauspiel in fünf Akten nach einem Mährchen, und: „Die Lebensmüden,“ Lustspiel in fünf Akten. Donna Isaura, die Schülerin im ersten Stücke, vereinigt in sich nicht allein „Turandot,“ „Donna Diana“ und „Corona von Saluzzo,“ sondern auch die bulgarische „Elisene,“ Shakespeares „Widerspenstige“ und „Griseldis,“ und wird in der balletartigen Schlußscene noch ein bischen „Aschenbrödel“ und „Käthchen von Heilbronn.“ Sie macht in der That die Schule des Lebens sammt allen Rigorosen dermaßen durch, daß sie wohl den Doktorhut vor allen Schauspielheldinnen verdiente; doch ist das Ganze sehr wirksam durchgeführt, hat ein paar sehr gute Rollen und viele Effekte; aber die Schattenseite besteht in Unnatur, in manchen Längen und diversen Tortur- und andern Wiederholungen. Die Frage, ob der ganze Stoff dem dramatischen Genre angehören könne, wollen wir in unserer Zeit, wo die Kunstformen sich so vielfach kreuzen und verschlingen, unerörtert lassen. Auf jeden Fall sezt sich die „Schule des Lebens“ demselben Vorwurf aus, den man der „Griseldis“ so vielfach gemacht hat, und die Educationstendenz, welche die erstere enthält, wird sie vor dem dramatischen Tribunal nicht freisprechen können. Auch hat Friedrich Halm wenigstens ganz offen von vorne herein gestanden, daß Alles nur ein Spaß sey, während diesmal Raupach, um mit seinem Publikum Blindekuh zu spielen, und es in einer mehr mährchenhaften als dramatischen Spannung zu erhalten, sogar den traurigen Kunstgriff von *** à la Abällino nicht verschmäht, damit die Zuschauer nicht im Voraus wissen, daß der König und der Goldschmidt nur Eine Person sind. — Der Titel des zweiten Stückes: „Die Lebensmüden“ erinnert gegenwärtig unwillkührlich an die Europamüden, doch ist es hier nicht so ernstlich gemeint, und es könnte eben so gut die Salonmüden heißen, denn es sind eigentlich nur eine Gräfin und ein Baron, die in der Stadt Langeweile haben, wie man das bereits in Tausend und Einer Komödie gefunden hat; dann gehen die Leute gewöhnlich auf's Land, und das thun auch die unsrigen, die Gräfin maskirt sich als Bauernmädchen, der Baron als Jägerbursche, sie verlieben, demaskiren und heirathen sich im fünften Akte, nachdem das Publikum bereits angefangen hatte, die Theatermüden zu spielen. Diese „Lebensmüden“ wurden einmal wieder im Abonnement zum Vortheile des Hrn. Dietrich zum ersten Male aufgeführt. Ausländer nennen die Subscriptionslisten zu Conzerten eine honette Bettelei, diese Beneficien sind eine malhonette Bettelei, und wir können weder begreifen, daß eine Direktion solle gestatten, noch, wie irgend ein Schauspieler seinen Namen dazu hergeben kann, und wäre es auch ein so wenig berühmter, als jener. Am Schlusse wurde wenig applaudirt und Niemand gerufen; gleichwohl kamen ex diligentia Alle oder wenigstens alle heraus, die eben bei der Hand waren.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 109.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 7. Mai 1839.

Du weißt nicht, wie der eigne Herd behagt,
Bis einmal dich die Fremde neckt und plagt.
Logau.

Aus dem Leben der Deutschen in Rußland.

(Fortsetzung.)

Bestellt eine ausländische Gouvernante einen Wagen, so muß sie wenigstens einige Stunden vorher darnach senden, denn ehe die Pferde angeschirrt, Kutscher und Jokei gekleidet sind, ehe sie auf ihren Sitzen ihre faltenreichen Röcke zurecht gelegt haben, geht eine halbe Stunde nach der andern hin. Die Geduld der Harrenden reicht nicht so lange aus, oder die Stunden sind ihr zugemessen; sie entschließt sich daher, ihren Weg in einer der Droschken zu machen, welche man höchst billig an jeder Straßenecke miethen kann. Aber, o Himmel! hier kommt sie mit einem der Pelze, die ihr so widerlich geworden, oder einem, keinen bessern Dunstkreis verbreitenden grauen Tuchkaftan in die nächste Nachbarschaft. Die russische Droschke besteht bekanntlich aus einer schmalen Bank mit niedriger Rücklehne. Sie geht auf kleinen Rädern und hängt tief; man ist mit einem Schritt in derselben und sitzt quer auf der Bank, gewöhnlich dicht hinter dem Kutscher. Nun sind aber in der großen Stadt Petersburg nur drei Wege, auf denen man einigermaßen ohne Unbequemlichkeit fahren kann. Es ist dies die Newskische Perspektive, welche mit Holz belegt ist, und die beiden großen Brücken. Das Steinpflaster aller andern Straßen, auf weichem Moorgrunde liegend, wird in jedem Winter durch die Abwechslung von Frost und Thauwetter hier gehoben, dort gesenkt, so daß es, besonders im Frühjahr, ehe es, was alljährlich geschieht, umgelegt ist, eine Reihe von Hügeln und Gräben bildet. Ueber diese hin hüpft das leichte Fuhrwerk im schnellsten Fluge. Es gehört, besonders für ein Frauenzimmer, eine eigene Geschicklichkeit dazu, sich im Sitze zu erhalten. Man greift in der Angst nach dem Kuschak (Leibgurt) des Kutschers und hält sich daran. Die Blechtafel mit der Nummer der Droschke hängt auf dem Rücken des Kutschers und schlägt bei der schnellen Fahrt oft in das Gesicht der sich an jenem Haltenden. — Sie könnte sich auch ein besseres Fuhrwerk wählen. Sie findet lange Reihen derselben hie und da. Wagt sie aber, ohne männliche Begleitung, sich mit den Vermiethern derselben in einen Handel einzulassen, so sieht sie sich im Momente von einem Kreise bärtiger Männer umringt, deren jeder sie für sich gewinnen will. Man hält sie am Arme, zieht sie am Kleide; sie verspricht in der Eile dem ersten Besten, was er verlangt, er hebt und schiebt sie im Triumphe in seine Karosse; die Schimpfworte der Uebrigen fliegen ihr nach.

Sollte es nicht möglich seyn, zuweilen einen Weg zu Fuß zu machen? Auch hiebei muß sie neue Fertigkeiten

kennen und üben lernen. Alle Fuhrwerke durchkreuzen im schnellsten Fluge die Straßen. Ein Viergespann muß, der Mode zu Folge, an langen Riemen hängen und bedarf eines sehr bedeutenden Raums. Begegnen sich deren mehrere, so muß der Fußgänger, welcher eine Straße durchschneidet, genau den Moment berechnen, wo er zwischen diesen jagenden Rossen unberührt durchschlüpfen kann. Es geschieht manches Unglück auf diese Weise; der, durch dessen Pferde es geschieht, wird zwar durch den Verlust derselben bestraft, indem sie ihm genommen und zum Gebrauch der Feuerspritzen gestellt werden; das schnelle Fahren wird aber deßhalb nicht abgestellt.

Deutsche, die aus gemüthvollen geselligen oder Familienkreisen in große Häuser so großer Städte kommen, werden ohne Zweifel bald ein Heimweh empfinden, das sie veranlaßt, in den vielen in Petersburg angesiedelten deutschen Familien sich nach Ersatz dessen, was sie verließen, umzusehen. Sie werden bei ihren Landsleuten an den Tagen, wo diese Gäste annehmen, gern gesehen werden; ob sie aber finden, was sie suchen, steht noch dahin. Vor zehn oder fünfzehn Jahren traf man allerdings bei den meisten dort angesiedelten oder angestellten Deutschen noch vaterländische Gewohnheiten, ja man traf sie eigenthümlicher, als zu Hause, und auf eine frühere Zeit zurückdeutend. Die sie übertragen hatten, waren den Gewohnheiten des Jahrzehents treu geblieben, in welchem sie ausgewandert. Wenn wir aber heute an allen Orten und in allen Ständen ein Abstreifen bürgerlicher Genüglichkeit, ein Haschen nach dem finden, was höhere Stände für nothwendig halten, wie sollte es nicht in großen Städten, und namentlich in Petersburg, wo Mittel und Raum zu solchem Erheben und sich Ausbreiten so leicht zu gewinnen sind, mehr als irgendwo überhand nehmen? Der neue Ankömmling, der vaterländische Sitte in den Häusern seiner Petersburger Landsleute sucht, wird in ihnen nur Kopien, und nicht selten schlechte des größern Hauses finden, in welchem ja eben jenes Heimweh, jenes Sehnen nach mäßigerer und doch wärmerer Temperatur der geselligen Atmosphäre ihn beschlich. Steht ihm daher die Wahl frei, so wird er bald lieber bei den, wenn auch keineswegs erquickliche Lebenswärme hauchenden Originalbildern bleiben, als sich zu schlecht nachgemachten Kopien wenden.

Wie ist es aber im Innern des Landes? Häufen sich dort, oder vermindern sich die hier geschilderten Schattenseiten? Sie variiren nur.

(Fortsetzung folgt.)

Der Deutsche in Trastevere.

(Fortsetzung.)

Während ich noch so philosophire, fährt ein Wagen mit vier Römerinnen vorüber. Die Eine biegt sich aus dem Schlag und grüßt mich gar freundlich mit dem Händchen. Es war das hübsche Kind, mit dem ich von Civita-Castellana gefahren war. In der Zerstreuung gedachte ich nicht des römischen Handwinks und trat, statt ihn zu erwidern, nicht anders als ob's ein deutscher Wink gewesen wäre, näher. Erkannte ich nun gleich meinen Mißgriff, so war's doch zu spät. Die Kleine hieß den Kutscher halten und mich einsteigen. Die Andern fanden dies ganz in der Ordnung, wiederholten die Einladung und rückten zusammen. Ehe ich mich recht besinnen konnte, saß ich drinn. Das Mädchen nannte mich ihrer Tante, einer ältlichen, verkümmerten Figur, welche den jungen Schwarm zu bemüttern schien, als den Forestiere, mit dem sie gereist sey und auf dessen Schultern sie drei Posten lang geschlafen habe. Alles lachte, ich mit. Es waren keine zwei Minuten vergangen, so war es nicht anders, als ob wir uns schon seit Jahren gekannt hätten. Die andern beiden Mädchen mochten gleichfalls Bürgertöchter, Nähterinnen oder so etwas seyn; heute machten sie sich ihre Sonntagslust, und dazu gehört vor Allem eine Spazierfahrt nach der Villa Borghese. Das Geplauder und Gelächter nahm kein Ende. Wir lenkten nach der andern Hälfte des Parks zurück. Von jedem vorüberrollenden Wagen wußten mir die Mädchen den Besitzer zu nennen, von jedem ein Geschichtchen zu erzählen, jedem etwas anzuhängen: in Rom kennt sich Alles.

Als es zu dämmern anfing, schlug meine Kleine — sie heißt Teresina — vor, in der Gensola den Abend zuzubringen. Tantchen ließ es gern geschehen, den beiden Dirnen war es vollends recht. So fuhren wir denn über Ponte di Bartolomeo nach Trastevere. Die Gensola ist eine echt römische Osteria di Cucina, nach welcher Freitags zu wallfahrten auch die Gourmands nicht verschmähen; denn nirgends gibt es bessere Fische. An diesem Abend war sie des Sonntags wegen schon überfüllt und ein Platz nur mühsam zu erlangen. Alle Bänke saßen voll Kärrnern und deren Liebchen, die kräftigen, bärtigen Bursche mit dem dunkwollenen Gurt um die Hüfte, die Dirnen mit den Rosaschleifen am Ermel; hier und da ein Abbate mit gewaltigem Dreimaster, der seine Schüssel Maccaroni mit Andacht verspeiste; dicht dabei eine von Gesundheit strotzende Trasteverinerin mit einem halben Dutzend Kinder und ihrem magern, zusammengeschnurrten Papataci von Ehemann; im Hintergrund ein paar deutsche

bärtige Maler, welche zum großen Verdruß der Römerinnen ihre thönerne Bajocepfeife dampften. Der päpstliche Soldat, dessen Bekanntschaft ich im Colisco gemacht hatte, saß still-selig hinter seiner Fogliette, schien mit dem Getränk ganz leidlich versöhnt und brachte mir über den Tisch den Toast: Vivat Jena! zu. Bettler schlichen winselnd von Tafel zu Tafel; die zipfelmützigen Camerieri rannten wie Wiesel hin und her und konnten nicht genug Broccoli und Crostataschüsseln auftragen, Wein aus dem Keller holen und Wasser aus dem Marmorbrunnen, der in der Stubenecke angebracht ist, herauswinden. Und nun denke dir das ganze lebendige Gewimmel, beleuchtet vom glutrothen Schimmer der auf dem Herde flackernden Lorbeerreisige — es gab ein prächtiges Bild ab.

Die Mädchen waren voller Freud' und Lust. Du glaubst gar nicht, Otto, wie allerliebst sich jenes natürliche, ungekünstelte Gesch.ätz im Mund einer Römerin ausnimmt; da ist Alles Feuer und Leben, jedes Wort zündet und die Antwort zögert keinen Augenblick; da wird nicht lange besonnen, das erste Wort ist das beste — Witz wie Blitz. Man staunt oft die Naturkinder verwundert an und kann nicht begreifen, wo sie das herhaben. Ja freilich, eure Theegesellschaften sind schon etwas anders: da sitzen die lieben, wohlerzogenen Püppchen so sanft und still und blöde, bis Jüngling A. eine schüchterne Frage an Fräulein B. riskirt und eine leise, noch weit schüchternere Antwort, die er längst voraus wußte, erringt, und dann entsteht wieder eine viertelmeilenlange Pause: Alles fein, fein, elektoralfein — hundelangweilig. Ihr habt mich so oft ausgescholten und mich unbeholfen und schwerfällig bei Frauen genannt — mag's doch. Der Mann ist das Instrument, welches, je nachdem die weibliche Hand es berührt, ertönt; weßhalb verstanden eure Frauen nicht besser, in meine Saiten einzugreifen? Hier klangen sie ganz anders, frisch und hell, rauschend und jubelnd; du hättest mich wohl kaum wieder erkannt. Der schäumende Zauberkelch des Lebens berauschte mich. Ich gedachte der römischen Feste Benvenuto Cellinis; Jahrhunderte liegen dazwischen, aber das Volk und sein Sinn für Freude, für alles Schöne empfänglicher Sinn blieben dieselben.

Teresina hatte mir erzählt, wie hier herum ein Improvisator wohne, welcher gegen eine kleine Erkenntlichkeit bereit sey, Proben seiner Kunstfertigkeit zu geben. Ich ließ ihn kommen. Es war ein ältlicher, hagerer Mann in einem rothen verschossenen Plüschfrack; sein ganzes Aeußere zeugte von Dürftigkeit; der Kopf war auffallend schön gebildet, die Stirne hoch und ausdrucksvoll, die Augen voll Feuer, die Adlernase entschieden, aber nicht unfein. Ich goß ihm einen Becher Wein ein, und gab ihm auf, den Sonntag der Römerin zu besingen. Augenblicklich gefaßt, begann er seine Improvisation in Ottave rime, rezitativisch, monoton vorzutragen. Er zog sich ganz tapfer aus der Sache. Zuerst schilderte er die Römerin, wie sie mit der Wahl des sonntäglichen Putzes beschäftigt sey, pries die Eleganz, den Geschmack der römischen Frauentracht, die gefällige Form ihres Schmuckes; er malte den Anzug Teresinas und ihrer Freundinnen. Hierauf führte er sie in die Kirche, besang die den heidnischen Tempeln entführten Säulen des Heiligthums, die goldstrahlende Mosaik des Chors, die erhabene Feier des Gottesdienstes, ließ den rosigen Lippen glühende Gebete entschweben, die Perlen des Rosenkranzes durch die feinen Finger rollen. Nun ging er zu einem leichteren Versmaas und heiterer Melodie über, und schilderte die Nachmittagslust, die Weingärten vor der Porta Pia, wo unter Lorbeerhecken die Zither klingt und die Schellen des Tambourin rauschen und die Kastagnetten klappern, wo das glückliche Paar den Saltarello tanzt, und dann die glühende Schöne sich zur Ruhe neben dem Geliebten niederläßt, während er den dunkeln Wein aus dem Becher schlürft und die Stelle erwählt, welche ihre Lippen berührten. — Der Schalk schilderte nur, was er mich so eben hatte thun sehen. Die Mädchen mußten etwas gemerkt haben, und flüsterten kichernd in Teresinas Ohr; ihrer abwehrenden Geberde wurde nicht geglaubt. Es war ein gar schöner Abend. Ich brachte die Frauen nach Hause. Tante und Nichte luden mich ein, sie nächstens zu besuchen; ich sagte es ihnen zu, und will auch wirklich der Einladung Folge leisten. Ich habe mir lange gewünscht, das römische Leben im Innern der Häuser durch eigene Anschauung kennen zu lernen, und verspreche mir manche schöne Stunde bei den Leutchen. — Höre, du wirst mir doch meine romanesken Freuden nicht begrämeln? Einem Andern hätt' ich's nicht geschrieben, doch dir — nun, wir kennen einander ja.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Kedongkebo auf Java.

(Fortsetzung.)

Briefe eines Deutschen in holländischen Diensten.

Den 14. August, Nachts mit dem Glockenschlag 12 Uhr, erhob ich mich von meinem Lager, weckte meine Mannschaft und sorgte, daß sämmtliche Tornister, sowie die Kisten zusammengebunden und den zum Tragen unseres Gepäckes bestimmten Javanern übergeben wurden. Das Gouvernement stellt nach Verhältniß des Truppes beim Marsch stets sogenannte Koulis oder Lastträger, indem der Europäer das Tragen des Tornisters in diesem heißen erschlaffenden Clima nicht lange aushalten könnte; ebenso ist es jedem Soldaten

erlaubt, sich auf seine Kosten, die sehr gering sind, ein Pferd oder eine Art Portchaise, die von zwei Männern getragen wird, zu miethen. Als alles gehörig geordnet war, und der zu unserm Führer bestimmte Lieutenant sich eingefunden hatte, wurde eine Avant- und eine Arrieregarde kommandirt, und vorne und hinten, rechts und links Javaner mit brennenden Fackeln aufgestellt, die hauptsächlich zum Abschrecken der Tiger und sonstiger wilden Thiere dienten. Wir kamen mit Anbruch des Tages, nachdem wir dreizehn Jahlen, deren drei auf eine Stunde gehen, zurückgelegt, in Oharang, der ersten Etappe, an. Der Ort besteht aus einigen Hütten in einem kleinen Fort mit 26 Mann Besazung. Wir wurden hier in einer von Bambus gebauten Hütte einquartirt. Abends gegen 10 Uhr begaben wir uns wieder auf den Marsch, und täglich oder vielmehr nächtlich sezten wir auf beschriebene Weise unsere Route in kleinen Etappen von drei bis fünf Stunden fort. Bei der vierten Etappe mußten wir Nachts einen sehr hohen Berg übersteigen, und wäre ich plözlich aus Europa auf diesen Berg versezt worden, so hätte ich mir nimmermehr einreden lassen, daß ich mich hier so wenige Grade von der Sonnenlinie befinde; denn es wehte hier eine so empfindlich kalte Luft, daß ich förmlich schauerte, und die Temperatur nur mit einer kalten Spätherbstnacht bei uns vergleichen konnte. Obgleich ich ein Pferd hatte, so war ich doch mehr gegangen als geritten, um mich durch die Bewegung etwas zu erwärmen; beim Abdachen des Berges hatte ich mich wieder aufgesezt und war vor dem Trupp etwas vorausgeritten, als plözlich mein Pferd anfing zu stuzen und nicht weiter gehen wollte. Ich sah mich um und gewahrte zu meinem nicht geringen Entsezen einen mächtig großen Tiger, der ungefähr drei Schritte rechts von mir ab an einem kleinen Anhang lang ausgestreckt schlafend lag. Nachdem ich den ersten Schreck überwunden, während mein Pferd, ich weiß nicht ob von Furcht gelähmt, ganz still und steif, mit gespizten Ohren stand, benüzte ich die Gelegenheit, dieses blutdürstige Thier, das ich so oft in Menagerien gesehen, hier in seiner Wildheit genau zu betrachten; es war ein schöner Anblick, den Schrecken der Thiere und Menschen, dessen Erlegung vom hiesigen Gouvernement immer mit 25 Gulden belohnt wird, so ruhig schlafend, den Kopf auf den fürchterlichen Tazen, vom Monde hell beleuchtet, hier liegen zu sehen. Ich weiß nicht, wie lange ich in diesen Anblick versunken war, als durch das Geräusch der nahenden Mannschaft dieses so schöne und doch so fürchterliche Geschöpf aufgeweckt, aber auch zugleich durch die in demselben Augenblick um die Ecke biegenden Fackelträger so in Furcht gesezt wurde, daß es im ersten Moment zwar zähnefletschend nach uns hinblickte, sich aber bald unter fürchterlichem Gebrüll in's Dickicht des Waldes verlor. — Troz des Schreckens und troz des Verweises, den ich von dem Lieutenant wegen des Vorausreitens erhielt, freute ich mich doch, den Trupp verlassen zu haben. Ich hörte nun, die Javaner haben wohl schon hundert Schritte weit den Tiger gerochen und es dem Lieutenant mitgetheilt, der sofort schnell noch einige Fackeln anstecken ließ.

(Schluß folgt.)

Prag, April.

(Schluß.)

Theater.

„Die Leibrente," Schwank in zwei Akten von G. A. Maltiz, ist recht wacker durchgeführt, nur mitunter etwas trivial, weßhalb das Stück besonders große Moderation der Schauspieler verlangt, die es hier zwar nicht fand; doch schadete dies der Aufnahme keineswegs, denn unser Publikum kann drastische Mittel vertragen. — „Der Reisewagen des Flüchtlings," Schauspiel in vier Akten aus dem Französischen, nach Melesville und Etienne von Margaretha Carl, heißt, wo wir nicht irren, im Original: „La berline de l'émigré," und spielt in der Schreckenszeit in Paris. Mad. Carl hat Zeit und Raum verwandelt. Wir haben nicht inne werden können, wann und wo es gegenwärtig spielt; doch so viel ist uns klar geworden, daß es dorthin nicht paßt, wo es vorgeht, daß alle französischen Inconsequenzen zu Unsinn, die Unwahrscheinlichkeiten zur Albernheit geworden sind, und von den gewaltsamen Effekten uns die Gewalt übrig geblieben, der Effekt aber in der Verrücktheit untergegangen ist. — Eine Opernneuigkeit war: „Der schwarze Domino," Oper in drei Akten nach dem Französischen des Scribe, zur beibehaltenen Musik von Auber, der darin ganz Auber geblieben; nur hie und da guckt Meyerbeer und Bellini ein bischen hinter dem Pariser Schleier hervor, und wenn der Compositeur diesmal weniger pikant und brillant ist als in manchen seiner früheren Opern, so scheint dies aus dem Bestreben hervorzugehen, nationell-charakteristisch zu seyn. Eine ganz undankbare Arbeit, da Scribe den spanischen Stoff im höchsten Grade französisch leichtfertig behandelt hat; denn es ist merkwürdig, in welchem Pariser Freimuth hier ein paar Nonnen mit einer Gewandtheit in Liebesintriguen dargestellt werden, wie sie sich selbe in den lustigsten Salons nicht in höherem Grade erwerben könnten. Nicht minder kühn ist eine petite maison, das zärtliche Verhältniß eines Geistlichen (der unter dem Oekonomen, den ihm die Censur hier substituirte, doch überall hervorguckte) mit der Haushälterin, mit der er eingesperrt wird u. s. w. Im vollen Sinne des Wortes unanständig ist aber der Moment, wo die gesammten Gäste Julians die arme Inesilla mit Zärtlichkeiten bestürmen. Wenn in Spanien auch Aehnliches geschieht, so hat das doch eine andere Physiognomie. — „Der unverhoffte Schaz," Posse in zwei Akten von Carl Joseph Schikaneder, ist zwar eine gewaltige Plattitude; doch sind wir durch die Resurrection der „Pumpernickels," „Kachels," „Donauweibchen," „Teufelsmühlen," „Sternenmädchen" u. s. w. so in allen unsern Prätensionen herabgestimmt, daß man auch über dieses Aggregat von Bierhauswizen des achtzehnten Jahrhunderts und andere burlesken Antiquitäten ein: „Transeat" aussprach.

„Zum treuen Schäfer," komische Oper in drei Akten nach Scribe und Saint Georges, Musik von Adam, wurde dreimal unter sehr moderaten Beifallsbezeugungen aufgeführt; dann kam ein Verbot von der Censur, welches die ferneren Produktionen dieses Stücks sowohl als des „schwarzen Domino" von Auber untersagte; doch hat der „Schäfer" Gnade gefunden und darf wieder aufgeführt werden. Dagegen wurde die „Schule des Lebens" verboten. — „Der Wasserfall im Feenhain, oder: der unsichtbare Freier" von D. F. Reiberstorffer (Musik von Andreas Scutta) ist unstreitig — so viel das auch bedeuten möge — eine der schlechtesten Possen der neuesten Zeit. Die Musik enthält nicht viel weniger Galoppes als irgend eine Opera seria von Donizetti. — Die englische Sängerin Mrs. Mary Shaw hat hier drei Conzerte gegeben und außerordentlich gefallen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 110.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 8. Mai 1839.

Noch betracht' ich Kirch' und Palast, Ruinen und Säulen.
Doch bald ist es vorbei: dann wird ein einziger Tempel
Amors Tempel nur seyn. —

Goethe.

Der Deutsche in Trastevere.

(Fortsetzung.)

14ten December.

Ich war doch früher dort, als ich selber glaubte. Von San Pietro in Montorio herabsteigend, wanderte ich durch Trastevere. Man glaubt in einer ganz andern Stadt zu seyn, so ganz eigenthümlich und verschieden vom diesseitigen Rom ist die jenseitige Hälfte. Die Gassen sind noch um Vieles enger, düsterer durcheinander gewürfelt. Man sieht den Häusern an, daß sie aus dem Schutt erstanden; was dem Erbauer unter die Hände kam, ward genommen und benuzt; antike Säulen sind regellos in die Mauer eingefügt, und jonische Marmorkapitäle und Basreliefs seufzen unter dem Druck von Ziegeln und Kalk. Hier und dort zeigt noch ein schönes gewölbtes Fenster, ein köstlich ornirter Sims, daß das Gebäude vordem begüterten Leuten angehören mochte. Jezt verfällt Alles. So ist auch das Haus in Santa Dorotea, wo Raphaels Fornarina gewohnt haben soll. Es zeichnet sich durch einen hohen Fensterbogen aus, um welchen sich zierliche Arabesken schlingen. Wie oft mag das liebende Weib von dort dem Nahen des Beglückten entgegen gelauscht haben! Der neidenswerthe Raphael! Er lebte noch in einer Zeit, wo er frei der Schönheit huldigen durfte, wo seine Liebe die von ihm Erkorene adelte.

Die Trasteveriner sind stolz auf das unvermischte, altrömische Blut, welches in ihren Adern fließt. Etwas ist daran: einen Trasteveriner erkennt man auf den ersten Blick. Wie ist das Volk so schön, welche kraftvolle Männergestalten, welche edle, antike Frauenköpfe! Hierher muß der Künstler gehen, wenn er den römischen Charakter studiren will.

Zwecklos war ich in dem Straßengewirr umhergeschlendert und stand eben vor einem kleinen Hause, an dessen Schwelle eine antike Marmorstatue auf der Nase lag und als Bank diente; da hörte ich mich bei meinem italienischen Namen: Signor Everardo! rufen. Teresina schaute lachend aus dem Fenster und winkte, näher zu treten. Ich hätte das Haus, welches ich nur in der Dunkelheit sah, kaum wieder erkannt. Es steht vor dem Ponte rotto und just auf den herrlichen Bogentrümmern der alten palatinischen Brücke. Das hübsche Kind sprang die Treppe herab, und mit einer Hast, daß die Hühner im Hausflur gakernd auseinander stoben. Ich mußte gleich heraufkommen, sollte schon auf der Treppe tausend Fragen beantworten, weßhalb ich so lange auf mich habe warten lassen, wo ich die Zeit über herumgedämmert. Das war eine Freundlichkeit, eine Herzlichkeit, wie ich

sie nach so flüchtiger Bekanntschaft nimmer geträumt hätte. Flog doch sogar über das nicht allzuliebliche Gesicht der Tante Brigida bei meiner Erscheinung ein Lichtschimmer von Wohlwollen.

Sie führen eine kleinbürgerliche Haushaltung. Das Geräth ist wohl ziemlich dürftig, allein für eine römische Wirthschaft sieht es doch wahrhaftig sauber genug aus. Teresina hatte in ihrer freudigen Hast keine Ruhe. Gleich nach den ersten Worten zog sie mich mit hinunter; ich sollte ihr auf den Ponte rotto folgen. „Das ist die schönste Aussicht auf ganz Rom," plauderte sie, „und so steht es auch schon in der gedruckten Beschreibung. Die Maler zeichnen wochenlang auf der Brücke und die Milordi kommen Euch Dutzendweis, um von dort über's Geländer zu gucken. — Nun, hab' ich nicht recht? Hab' ich Euch zu viel gesagt? Nicht wahr, Everardo, das habt Ihr Euch nicht träumen lassen? Gelt, sonst wärt Ihr auch schon früher gekommen? Und sagt Ihr kein Wort?"

Ich schwieg verwirrt, geblendet von der Ueberfülle an Pracht und Herrlichkeit. Wie soll ich dir das Alles schildern? Rechts der Aventin mit der Kirche Santa Sabina und seinen alten, epheuumrankten Unterbauten, vor mir der jungfräuliche Vestatempel, der schlanke Glockenthurm von Santa Maria in Cosmedin, zur Linken die San Bartolomeoinsel, jenes alte Aeskulapschiff, neben welchem sich die Brücken Quatro Capi und San Bartolomeo über den gelben, strudelnden Strom schwingen, die Gärten am Strande, Orangenbaum dicht an Orangenbaum, deren Goldfrüchte jezt in der Reise stehen und das dunkelgrüne Laub überblitzen, die Loggien auf schlanken Säulchen, die vorübergleitenden Kähne! — Teresina ließ mir keine Ruhe; meine stumme Bewunderung war der kleinen Libelle nicht recht. „Seht nur hier," schwazte sie, „welch schöne Myrtenstöcke ich mir gezogen habe, und dort das Madonnenbild in der Mauerblende. Wie hübsch das Geisblatt rings umher wächst, nicht anders, als wolle es sich hier für das Muttergottesbild zum Kranz flechten. Und was haben wir diesen Herbst für schöne Trauben von der Veranda, die sich über die Brücke zieht, gesammelt! Schaut nur die beiden Marmorputti auf der Wasserkufe; die sollen was ganz besonderes seyn, sagen die Leute. Ihr seyd ja ein Künstler und müßt Euch darauf verstehen. Und auch die großen Basaltsteine im Pflaster sind noch aus der alten Römerzeit, wie sie behaupten." Und immer fragte sie wieder dazwischen: „Nicht wahr, Everardo, das ist schön, so schön!"

Sie war in ihrem geschäftigen Eifer gar zu hübsch und lieb. Die Alte war uns nachgeschlurft und begann ein langes Klagelied über die schlechten Zeiten, und wie sie früherhin ihr Oberstübchen mit der schönen Aussicht auf den Fluß hin den Inglesi vermiethet habe, wie jezt aber sich Alles hinüberziehe und um den spanischen Platz dränge. So stehe das Zimmer schon Jahr und Tag leer. Ich wurde vor Freude über und über roth und konnte kaum die Frage, ob sie mich einnehmen wolle, hervorstottern. Im Augenblick waren wir um einen sehr leidlichen Preis einig. Teresina jubelte laut auf.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben der Deutschen in Rußland.

(Fortsetzung.)

Johanna folgte ihrem Vater auf eines der großen Güter in der Krimm. Er war Arzt und bejahrt. Auch hinter ihrem Leben lagen bereits die Blüthenmonde desselben. Der hohe Sommer des jungfräulichen Alters mahnt sehr unfreundlich an den nahen Herbst. Aber sie war die treue Pflegerin ihres Vaters; ein schöner Beruf entschädigt für Entbehrungen und Verluste.

Die junge, schöne, an einen der reichsten Fürsten verheirathete deutsche Dame, welche ihren alten Hausarzt und dessen Tochter zu sich rief, war voll trefflicher Pläne, wie sie das Beste und Reinste ihrer vaterländischen Lebensweise in ihre neuen Besitzungen übertragen wolle. Sie heftete ihr frommes Auge besonders auf die Gesittung ihres eigenen Geschlechts, denn sie fand dasselbe tief in Unordnung aller Art versunken. Sie errichtete Näh- und andere Schulen, sie hing Sittentafeln in die Zimmer der für sie arbeitenden Mädchen, sie stiftete Rosenfeste. Johanna ging in allen diesen schönen Bestrebungen ihr redlich an die Hand.

Die Bauten und Verschönerungsanstalten zogen Künstler aus mehreren Nationen herbei und beschäftigten sie lange. Die leichten Grundsätze, die Vergnügungssucht, welche diese fremden Männer und ihre Gehülfen mitbrachten, erschwerten die wohlgemeinten Einrichtungen der fürstlichen Frau und ihrer echt deutschen Gehülfin gar sehr. Als eines der fürstlichen Kinder am Scharlach erkrankte und es nöthig war, dieses von den übrigen abzusondern, bezog Johanna mit demselben einen Nebenbau des Hauses. Ein ganz junges, russisches Mädchen wurde ihr zur Bedienung gegeben. Die Pflege ihres alten Vaters mochte aber die gute Tochter darüber nicht ganz vernachlässigen. Er war gewohnt, das Frühstück aus ihrer Hand zu nehmen. Um ihren langen Weg, der ihr fast eine Viertelstunde Zeit nahm, abzukürzen, schlüpfte sie zuweilen durch ein auf die Terrasse des Hauses gehendes großes Fenster; sie befand sich dann sogleich

im Hauptgebäude, und das Zimmer, in welches sie auf solche Weise trat, war unbewohnt. Einst trat jedoch daselbst hinter einem Bettschirm ein italienischer Maler hervor, der Abends angekommen und, ohne daß sie es wußte, dort einquartirt worden war. Trotz der Höflichkeit, mit welcher er dem unerwarteten Besuch auch künftig freien Durchzug anbot, war ihr natürlich nun dieser Weg gesperrt.

Nach einiger Zeit fand sie in dem Nähkästchen ihrer jungen Dienerin einiges Papiergeld. Da keines der im Hause angestellten leibeigenen Mädchen Geld erhielt noch haben durfte, indem reichlich für alle Bedürfnisse derselben gesorgt wurde, so hielt Johanna das Vorgefundene für gestohlenes Gut und eilte, sich mit der Herrin über ihren Verdacht zu besprechen. Diese war im Gespräch mit jenem Maler, als Johanna zu ihr trat und berichtete. Das forschende Auge der Fürstin, die die Welt besser als die in bescheidener Stille erwachsene deutsche Jungfrau kannte, fixirte den Maler mit einem Blicke, der ihm wahrscheinlich ebenfalls verständlicher war, als der sorglichen Berichterstatterin. — Das Mädchen gestand, jenes Geld vom Maler erhalten zu haben. Die Veranlassung war den tugendlichen Anstalten der frommen Herrin keineswegs förderlich. Noch hoffte man, durch genauere Beaufsichtigung des Mädchens weiteres Versinken desselben zu verhindern. Dies reizte die Rache dessen, der sich ein Opfer seiner Lust erkauft hatte. Wer anders mußte der Gegenstand dieser Rache werden, als die unbefangene Deutsche? Bald, wenn sie zur Tafel kam, bemerkte sie, daß die daselbst versammelten Männer, Ausländer und Eingeborene, sich flüsternd über sie unterhielten, daß zum Besuch gekommene Frauen der Nachbarschaft sich mit verächtlichem Hohne von ihr wendeten, ja daß selbst die Dienerschaft sich etwas von ihr und über sie zu sagen hatte. Der Italiener hatte mit hämischer Uebertreibung von ihrem Frühbesuche in seinem Zimmer erzählt und die Strenge gegen ihre junge Dienerin nur aus ihrem Neide erklärt, weil er die frische Jugend derselben den ihm auf die auffallendste Weise entgegengebrachten veralteten Reizen vorgezogen habe. Es gelang auch der gerechten Herrin nicht, den bösen Schein von ihrer verleumdeten Landsmännin zu nehmen; denn, je tiefer die Stufe der Gesittung ist, auf welcher eine Gesellschaft steht, je schwerer wird es ja auch dem reinsten Leben, angedichtete Rostflecke solcher Art von sich abzustreifen. Johanna verließ nach dem Tode ihres Vaters jenes Land, reicher an bittern Erfahrungen als an Glücksgütern.

Im Grase.

Wie sich's so wohl im Grase liegt,
Bei Kraut und Blumendüften,
Dieweil der Vogel singend fliegt
In goldnen Himmelslüften.

Da kann man wahrlich denken nicht:
Daß man bald liegen werde
Tief unten ohne Sang und Licht
Bei Wurzeln in der Erde.

Man denkt nur an des Himmels Schein
Und an den Vogel drinnen,
Denkt: Gott wird wohl so gnädig seyn,
Daß wir das auch gewinnen.

Justinus Kerner.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, 29. April.

Gastspiel der Dem. Henriette Carl.

Wir stehen an der Schwelle des schönen Maimonats und harren sehnsüchtig der Ankunft des grüngelockten Frühlings, der in diesem Jahre länger als gewöhnlich ausbleibt. Noch keiner unserer schlummertrunkenen Bäume hat seine hoffnungsfarbigen Augen aufgeschlagen, der Himmel trägt noch immer sein winterliches Grau und keine Schwalbe läßt sich sehen. Doch statt der Schwalben hat uns der saumselige Frühling einen schönern Vorboten, eine Nachtigall gesendet, deren süßer, holder Klang uns mitten in das smaragdene, blumenemaillirte, duftgetränkte Grün des Sommers hineinzaubert. Fräulein Henriette Carl, eine der ersten Gesangs-Notabilitäten, die seit Kurzem in unserer Mitte weilt, hat auf unserer Hofbühne als Norma in Bellini's gleichnamiger Oper, als Amine in Donizetti's „Liebestrank,“ als Madelaine in Adam's „Postillon von Longjumeau,“ als Anna in Mozarts „Don Juan“ gastirt und in jeder dieser Partien eine so ehrenvolle, wohlverdiente Anerkennung gefunden, daß auch wir uns aufgefordert sehen, ihrem schönen Talente den schuldigen Tribut zu zollen. Fräulein Carl gehört zur Gruppe jener wenigen Sängerinnen, welche die göttliche Kunst des Gesanges nicht wie ein mechanisches Metier, sondern als eine artistische Mission betreiben. Sie besitzt eine Stimme, die markig, reich und biegsam und von so seltenem Umfang ist, daß sie fast drei Octaven umfaßt und ohne die mindeste Anstrengung sich bis zur schwindelnden Höhe des e erhebt. Die obere, mittlere und untere Stimmlage sind so gleichmäßig ausgebildet, daß wir nicht entscheiden mögen, welcher von diesen Chorden der Vorzug gebührt. Wie aber Raphael, selbst dann, wenn er ohne Hände zur Welt gekommen, ein großer Maler, so wäre Fräulein Carl, selbst dann, wenn sie eine minder schöne Stimme besessen, doch eine eminente Sängerin geworden. Denn sie singt nicht bloß mit der Kehle, sie singt mit der Seele, mit dem Geiste. Sie hat nicht, wie so viele ihrer Kunstschwestern, bloß den oberflächlichen Schaum ihrer Kunst abgeschöpft, sie ist in die geheimnißvolle Tiefe derselben hinabgetaucht und hat sich eine eben so brillante als gediegene Methode angeeignet, der man es anhört, daß sie sich von jeder Note eine

auf den Principien der Kunst basirte Rechenschaft zu geben weiß. Sie fühlt, was sie singt, und singt, was sie fühlt; ihr Gesang kitzelt nicht bloß unser Ohr, er bricht sich Bahn zu unserm Herzen und weckt in ihm den schlummernden Funken der Sympathie. Der Zuhörer vergißt, daß das, was sie singt, ein eingeübtes Notenkunststück sey; er geräth in Versuchung, zu glauben, er höre den freien, rhythmisch-harmonischen Erguß ihres Seelenzustandes, die improvisirte Sprache ihres Gefühls; er glaubt eine Nachtigall zu hören, die in mondheller Nacht, im grünen Zelt der Bäume versteckt, die Gefühle ihres Herzens ausströmen läßt. In ihrem Vortrage macht sich vor Allem eine unfehlbare Sicherheit geltend; sie gehört nicht zu denen, deren Auge ängstlich auf dem Taetstock des Kapellmeisters ruht; sie hat sich ihrer Aufgabe so ganz bemeistert, sie hat die Intensionen des Compositeurs so ganz in sich aufgenommen, daß sie gewiß seyn darf, nie zu fehlen. Selbst das allerfeinste, strengste Ohr wird ihr zugestehen müssen, daß sie eine der Wenigen ist, die niemals detoniren. Mehr noch als diese Sicherheit überrascht uns die Sorglosigkeit, mit der sie die schwierigsten Schwierigkeiten der italienischen Schule siegend in die Flucht schlägt; ihre Stimme ist eine schnellfüßige Gazelle, die mit liebenswürdige Nonchalance von einer Trilleralpe zur andern hüpft; nirgends gewahrt man die mindeste Kraftanstrengung; die halsbrechendsten Cadenzen sprudeln so leicht aus ihrer Kehle wie Wasserstrahlen aus einem Springbrunnen hervor. Ein feiner Geschmack, der sich an den glänzendsten Vorbildern der italienischen Schule herangebildet, weht wie ein lieblicher Duft durch das Ganze ihrer Leistung; unser Ohr wird nirgends durch Rococo-Schnörkel beleidigt; selbst der abgenuztesten Phrase weiß sie ein frisches Colorit, ein anziehendes Relief zu verleihen. In ihrem Spiele, das sich harmonisch der musikalischen Situation anschmiegt, herrscht glühendes Leben, dramatische Wahrheit, die noch prägnanter hervortreten würde, ließe sie sich nicht dann und wann, mehr als erlaubt, vom Feuer der Begeisterung fortreißen. Betrachten wir ihre Leistungen im Einzelnen, so finden wir, daß ihre Norma eine in musikalischer Beziehung mit großer Meisterschaft durchgeführte Partie ist, die in der lezten Arie, worin sie die ganze Fülle ihres unendlichen Schmerzens so tiefergreifend aus ihrem Herzen in das unsere ausströmen läßt, den Meridian der Virtuosität erreicht. Noch keine Norma hat in dieser Scene einen so tiefen Eindruck auf uns gemacht, als Dlle. Carl. Fast noch wirksamer als ihre Tragik in Bellini's Oper trat der Nimbus ihrer Grazie im Donizetti'schen „Elisir d'amore" hervor. Sie stellte uns als Amine einen in allen Theilen mit warmen, lebensfrischen Tinten ausgemalten Charakter hin, in dem sich Gesang und Spiel zu einer reizenden Masse verschmolzen, die lauten Anklang fand. Die Blüthe ihrer Leistungen ist die Donna Anna in Mozarts „Don Juan." In dieser Partie entfaltet Fräulein Carl den ganzen Zauber der deutschen Schule, jenes schöne, unnachahmliche Portamento, das, wie ein schwellender Lerchenton unsere Seele mit namenloser Sehnsucht erfüllt. Hector Berlioz, der musikalische Aristarch in Frankreich, sagt nicht mit Unrecht, der Franzose könne nur trällern, der Italiener nur trillern, aber singen, singen wie die Lerche, die den blauen Aether durchschifft, könne nur der Deutsche, der diese Töne den Sängern seiner Wälder ablauscht. Dlle. Carl haucht ihre Liebesklagen mit einem alle Nerven durchzuckenden Schmelze aus, der im Herzen der Zuhörer ein treues Echo findet. Ihre Töne treten wie die Manen Mozarts vor unsere Seele. Wir wissen ihrer meisterhaften Leistung kein schöneres Lob zu ertheilen, als daß sie der treueste Dolmetscher der Mozart'schen Sanskritsprache ist.

Kedongkebo auf Java.

(Schluß.)

Briefe eines Deutschen in holländischen Diensten.

Von Tag zu Tag unserem Ziele näher rückend, durchwanderten wir die anmuthigsten Thäler und überstiegen die herrlichsten Gebirge. Ueberall boten sich uns neue Gegenstände dar; bald marschirten wir zwischen Zuckerrohr-, Indig- oder Reisfeldern, bald zwischen Kaffeeplantagen oder zwischen Wäldern von Kokusnuß-, Pisang-, Zimmt- und Orangenbäumen und unzähligen uns unbekannten Bäumen und Sträuchern; hier erblickten wir vor uns fliehende Affen, dort gewahrten wir Papagayen, Pfauen und Kakadus, selbst Schlangen von nicht geringer Größe und Stärke sahen wir oft aufgerollt im Grase auf Beute lauern. Dieses Eiland wäre ein Paradies, wenn es von andern Menschen bewohnt würde. Endlich gelangten wir den 21sten August bei unserm Bataillon zu Kedongkebo an, wo wir dann gleich, nachdem sich jeder so viel als möglich proper gemacht hatte, vor des Colonels Wohnung aufmarschiren mußten, und sofort bei den verschiedenen Compagnien eingetheilt wurden. Mich warf das Loos zur ersten Flankencompagnie; jedes Bataillon besteht aus vier Center- oder Füseliercompagnien und zwei Flankencompagnien, welch leztere als Elitencompagnien betrachtet werden, weil bei ihnen kein Soldat Stockprügel bekommen kann, er muß denn zuvor zu einer Füseliercompagnie versezt seyn. — Ich traf bei meiner Compagnie recht wackere Kameraden; alle meine Obern vom Capitän bis zum Sergeanten habe ich als brave, menschenfreundliche Leute kennen gelernt, und käme ich nicht sonst mit so vielen niederträchtigen Kreaturen in Berührung, so hätte ich über meine Dienstverhältnisse durchaus nichts zu klagen.

Kedongkebo (großer Garten) liegt in dem Javanischen Hochgebirge rings von Bergen eingeschlossen, und von einem wilden, schönen Flusse bewässert. Es ist einer der gesundesten Pläze in ganz Java, und die Sterblichkeit ist hier nicht viel stärker als bei uns in Europa. Mitten im Campement sieht man zwei viereckige große Pläze, die rings mit Gräben umgeben sind, und in deren einem zwei Elephanten, im andern ein Rhinozeros herumgehen, wobei ich jedoch bemerken muß, daß diese Thiere, obgleich auf der Insel gefangen, doch selten sind. — Kedongkebo ist der Aufenthaltsort eines hohen Civilbeamten (Residenten) und die Garnison des vierten Bataillons Infanterie, das aus lauter Europäern besteht, einer Schwadron Husaren und einer Feldbatterie. Die hiesigen europäischen Soldaten sind vielleicht die zügellosesten unter der Sonne, und daher äußerst harten Strafen unterworfen. Doch ist es sehr leicht, sich die Liebe und das Wohlwollen seiner Obern zu erwerben, wenn man sich durch solides Betragen, Diensteifer und Bescheidenheit vom großen Haufen unterscheidet. Mir ist es gelungen, mir namentlich die Liebe meines Compagniecommandanten zu erwerben, und dieser sagte mir, es sey nicht so schwer, zu avanciren, indessen würden die, welche Empfehlungen hätten, immer vorgezogen, dadurch vorzüglich, daß sie zum Examen aufgerufen werden, während man denen, welche sich selbst dazu melden, viele Hindernisse in den Weg legt, wobei sie noch dazu allemal gegen die Empfohlenen zurückstehen müssen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 111.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Donnerstag, den 9. Mai 1839.

Die Enthüllung der Statue Schillers.

Stuttgart, den 8ten Mai.

Das Standbild Schillers ist so eben unter der freudigen Theilnahme vieler Tausende mit einer würdig einfachen Ceremonie enthüllt worden. Die Zeit ist uns kurz zugemessen, wenn wir die Festrede morgen im Druck erscheinen lassen und auch nur den flüchtigsten Bericht über die Vorgänge bis Mittag geben wollen.

Der heutige Tag ist ein unvergeßlicher Festtag für unsere Stadt und für die Tausende, welche von nah und fern herbeigeeilt sind, um frohe Zeugen der Festlichkeiten zu seyn, mit denen das Votivbild Deutschlands der Oeffentlichkeit übergeben wurde. Seine wahre Bedeutung erhielt dieser Tag durch das Bewußtseyn, das sich überall kund that, daß ganz Deutschland dieses Fest mitfeierte, daß die dabei Handelnden und Genießenden nur die Stellvertreter des ganzen Volks waren, von dem dieses Denkmal, so gut zu seiner eigenen Ehre, wie zur Verherrlichung seines großen Dichters gestiftet ist.

Es war in allen deutschen Ländern längst bekannt, daß das vom größten Bildner dieser Zeit erfundene, von würdigen Meistern ausgeführte Denkmal nach allen Theilen trefflich gelungen ist; es war bekannt, daß der Vorabend von Schillers Todestag in diesem Jahre zur Einweihung bestimmt worden, und Jeder ist überzeugt, daß jeder Deutsche, der bei Schillers Namen überhaupt etwas denkt und fühlt, sich an diesem Tage in freudiger Rührung sein Bild zurückgerufen hat. Die durch diese Thatsachen im ganzen Vaterlande erregten Gefühle des Nationalstolzes und des Danks gegen den Mann, der zu diesem Stolze berechtigt, sind so sehr das Hauptsächliche und Entscheidende dieses Tages, daß die Ceremonien an Ort und Stelle dagegen ganz verschwinden. Es kommt nur darauf an, daß sie in ihrer ganzen Haltung des Volks und des großen Mannes würdig waren.

Längst hatten die Vorbereitungen zum Feste die rastlose Thätigkeit des vom Verein für Schillers Denkmal niedergesetzten Comité in Anspruch genommen. Der allgemeine Plan war bald entworfen: die einfachste Feier erschien in jedem Betracht als die angemessenste und würdigste. — Der Schillerverein war es, der als Mandatar der Tausende, durch deren Beisteuer das Denkmal zu Stande gekommen, die Enthüllung vorzunehmen hatte. An diese Handlung, womit das Denkmal Gemeingut wurde, schloß sich von selbst die Uebergabe desselben an die Stadt und die Verpflichtung ihrer Magistrate zu Schutz und Erhaltung eines Monuments, das der Gemeinde vom ganzen Vaterlande anvertraut wurde. Der hiesige Liederkranz aber schien naturgemäß berufen, der allgemeinen Freude gleichsam offiziell Laut zu geben, den Chor bei dem feierlichen Aktus zu bilden, als dessen handelnde Personen Verein und Magistrat auftraten; denn der Liederkranz hatte vor fünfzehn Jahren zuerst den Gedanken gefaßt, Schiller ein Denkmal zu errichten, er hatte die ersten, nicht unbedeutenden Geldmittel zusammengebracht, und aus ihm war ursprünglich, als ein Comité desselben, der Schillerverein hervorgegangen. Aber alle Gesangvereine Würtembergs umschlingt ein gemeinsames Band, und so war der Entschluß der meisten derselben, sich zur Feier den hiesigen Gesellschaften anzuschließen, ein erwarteter und sehr erfreulicher. Ueber vierzig Gesangvereine aus dem Lande, aus Baden, manche Einzelne aus Zurich, Bern, Graubundten hatten sich eingefunden.

Schon seit mehreren Tagen wimmelte die Stadt von Fremden, und es mußten zu Unterbringung derselben besondere Maßregeln ergriffen werden. Schillers beide Söhne hatten sich eingefunden, Karl v. Schiller, Oberförster in Rottweil, und Ernst v. Schiller, Apellationsrath in Trier; von andern Fremden, die wir bemerken konnten, nennen wir heute nur Stiglmaier, Schillers würdigen Biographen, Rektor Hoffmeister von Kreuznach,

Peter Cornelius, Schelling, Wibeking, Consistorialrath Niethhammer von München, eine Deputation des Theaters zu Weimar in den Personen der Herren Durand und Genast, mehrere Abgeordnete der Stadt Mainz, sieben badische Ständemitglieder, worunter Welker und Itzstein, Baron von Reiffenberg, Mitglied der belgischen Akademie. — Die frohe Bewegung in der ganzen Stadt, besonders aber an den öffentlichen Vergnügungsorten, verkündete, daß sich etwas Außerordentliches vorbereite.

Die deutsche Bühne hat zwar seit Schillers Tode eine Richtung gewonnen, bei der sich eine seinem Genius dargebrachte Huldigung von ihrer Seite kaum von selbst versteht. Trotz dem konnte unser Theater nicht umhin, das Fest, dessen Bedeutung so weit über die Interessen der dramatischen Kunst hinausragt, durch außerordentliche Vorstellungen Schillerscher Werke zu begehen. Man hatte dazu die Wallensteinsche Trilogie gewählt und sie auf drei Tage vertheilt. Montag den 6ten Mai wurde neben Wallensteins Lager die von Goetz dramatisirte Glocke aufgeführt, am Vorabend des Festes, den 7ten, die Piccolomini, und am heutigen Festabend wird Wallensteins Tod folgen. Vorläufig genüge die eilfertige Bemerkung, daß schon gestern und vorgestern die Theilnahme des Publikums die lebendigste war und sich in begeisterten Lauten äußerte, welche sich durch Ton und Bedeutung von dem vor den Brettern heimischen Enthusiasmus wesentlich unterschieden.

Die Stadtthore waren zum festlichen Empfang der zahllosen Gäste heiter geschmückt und am Vorabend in der Umgebung des Denkmals alle Vorkehrungen an Gerüsten, Masten, Flaggen u. s. w. getroffen. Das Denkmal selbst blieb frei von allem fremdartigen Schmuck. Die Arbeit an demselben hatte indeß fast bis zum lezten Moment fortgedauert, und erst heute am frühen Morgen stand es völlig frei und fertig da, nur von einem leichten Mantel verhüllt, der fast bis auf die Stufen niederreichte. Das schöne Fest wird von der Witterung herrlich begünstigt. Seit Kurzem haben sich die malerischen Wände unseres Bergkessels reich mit Blüthen bedeckt, und der heutige Tag ist einer der prachtvollsten Frühlingstage.

Nach zehn Uhr sezte sich der Zug der hiesigen und auswärtigen Gesangvereine, über 1500 Personen, mit Musik und Fahnen aus dem neuen Schulhause der Eberhardsstraße in Bewegung, holte den Schillerverein, die Stadtbehörden und Ehrengäste, die sich auf dem Museum versammelt, ab und rückte mit denselben auf den Festplatz. Der daselbst dem Publikum angewiesene Raum, die anstoßenden Straßen, die umringenden Häuser waren mit dichten Menschenmassen gefüllt. Auf einer dem Denkmale gegenüber errichteten Tribune nahmen Platz die Schillersche Familie, die fremden Ehrengäste, die höchsten Staatsbehörden, die obersten königlichen Behörden der Stadt, das diplomatische Corps, eine Deputation der Ständeversammlung, eine Deputation von Schillers Geburtsstadt Marbach. — Die Gesangvereine, Männer und Frauen, und die königl. Hofkapelle erfüllten ein ungeheures Gerüste hinter und neben dem Denkmal. Der Verein, der Magistrat, die Gemeindedeputirten und die Bauleute stellten sich neben und vor dem Denkmal auf.

Die Feierlichkeit begann mit einer von Eduard Mörike gedichteten, von Kapellmeister Lindpaintner componirten Cantate,* gesungen vom Stuttgarter Liederkranz unter Begleitung der königl. Hofkapelle.

Die glückliche Composition des hochgeachteten Tonkünstlers brachte bei der allgemeinen Spannung auf den Moment der Enthüllung die eigenthümlichste und tiefste Wirkung hervor. Während der lezten Strophe hatte sich der Mantel, der das Standbild verhüllte, unter dem Geläute aller Glocken langsam geöffnet; der einzige Enkel des Dichters, der zwölfjährige Sohn Karl v. Schillers, hielt dabei das eine Ende; auf einmal sank die Hülle ganz, die volle Musik fiel ein und wurde vom tausendstimmigen Jubel überhallt. Es war, als ob das Bild selbst, ungeduldig über die lange Verhüllung, den Schleier abgeworfen hätte. Der Eindruck, als nun Deutschlands Gelübde gelöst war, als das herrliche Bild von seiner Höhe ernst auf die Tausende herabblickte, in deren Stimmen sich das Entzücken eines ganzen Volkes aussprach, muß für alle Zeugen des bedeutungsvollen Augenblicks ein unverwischbarer seyn.

Als sich die freudigaufgeregten Wogen des Volks etwas beruhigt hatten und das Lied: „Was schwellt uns heut so hoch die Brust," vom gesammten Riesenchor gesungen war, betrat Gustav Schwab die Stufen des Monuments und sprach folgende

Festrede:

„Bewunderungsvoll, in ehrerbietige Betrachtung, aber auch in innige Lust versenkt, stehen wie Tausende vor dem enthüllten Bilde des hohen Dichters, des tiefsinnigen Lehrers der Völker, des Arbeiters am Bau der Ewigkeiten, des theuren Volksgenossen, der unser Stolz und unsere Liebe ist. Dank den Hunderttausenden vom Palaste bis zur Hütte, in Deutschland und jenseits seiner Gränzen, deren Unterstützung die Erfüllung unserer Sehnsucht, seine Gestalt in der frühesten Heimath seines Geistes zu schauen, unseres Wunsches, ihn hier der Nation und der Welt darstellen zu dürfen, möglich gemacht hat; ehrfurchtsvoller Dank unsrem huldreichen Könige, der unsre Gefühle theilt, der sich mit fürstlich freigebiger Hand dem Unternehmen zugesellt, der dem gefeierten Mitbürger diese würdige Stelle eingeräumt hat; Dank

* Der Raum erlaubt uns nicht, die Cantate heute mitzutheilen. Wir lassen sie morgen folgen. A. d. Red.

dem größten Bildner unserer Zeit, Thorwaldsen, den die Schwester der Dichtkunst begeistert hat, sein Aetherbild zu schaffen, den seine Verehrung des Dichters getrieben, das Geschaffene uns als Geschenk zu überlassen, dieses Bild, das jezt, kunstreich im Erze festgehalten, auf uns niederblickt, und uns den Herrlichen, dessen großer Geist in seinen Werken unter uns wohnt und wirkt, in Leiblichkeit wiedergegeben.

Aber das Haupt umgoß ihm mit Anmuth Pallas Athene,
Daß er höher erscheint und völliger; auch von dem Scheitel
Goß sie geringeltes Haar, wie die purpurne Blüth' Hyakinthos.
Und so entstieg er der Form, an Gestalt Unsterblichen ähnlich.

Es sind welche unter uns, die den Verklärten im Leben gekannt, die ihm in Freundschaft, die ihm in zärtlicher Liebe verbunden waren, ja, in deren Adern sein Blut fließt. Sie erfreuen sich des Wiedersehens in diesem Augenblicke: es ist, wie man das Wiedersehen eines seligen Geistes sich vorstellt. Doch auch unter uns Andern ist Keiner, der nicht das wohlbekannte Bild des Dichters im Herzen mitgebracht hätte, der es nicht hier belebt, verschönt, verherrlicht wieder fände.

Ja, bei diesem Anblicke wird uns klar, warum wir ihn bewundern, warum wir an seinem Munde hängen, warum wir ihn lieben. Dieses Bild ist mit der Anmuth beseelt, die er selbst von der angeborenen Würde als freies Erzeugniß des Willens forderte; dieses Bild sagt uns, was in ihm war, und was er aus sich gemacht hat; die ernste Milde dieser ganzen Erscheinung bestätigt uns die goldene Wahrheit seines Mundes, daß Strenge gegen sich selbst, mit Weichheit gegen Andere verbunden, den wahrhaft vortrefflichen Charakter ausmacht; diese Züge lassen uns „das geniallsche Geheimniß" ahnen, wie man „der Welt willkommen und angenehm ist."

Diese Stirne versezt uns in die geistige Werkstätte, aus der jene gediegenen Kunstwerke hervorgegangen sind, die den empfänglichen Leser mit der „hohen Gleichmüthigkeit und Freiheit, verbunden mit Kraft und Mäßigung" entlassen, die der Dichter als Kritiker postulirte; auf dieser Stirne schwebt „das Kunstgeheimniß des Meisters, vermöge dessen er den Stoff durch die Form vertilgt, und durch geistreiche und freie Behandlung des gemeinen Daseyns auch das beschränkteste Geschäft und den kleinlichsten Gegenstand in ein Unendliches verwandelt." So war das Kleinste ihr nicht zu klein, und doch das Größte nicht zu groß. Diese Stirne hat über der Bestimmung und dem Geschicke der Menschheit gesonnen, und in den Darstellungen der Kunst die es Geschick nach seiner Wesenheit wiedergeboren. „Das unsichtbare Reich der Sitten auszubreiten, ohne das Reich der Erscheinung zu entvölkern," war, im Denken und Dichten, ihr großes Anliegen.

Dieses tiefe und doch heitere Auge sah nur, und verlangte darum auch unerbittlich die Schönheit, die lebende Gestalt; die Form, aber die Form, bei der auch der Inhalt zählt; es sah in der Schönheit jene Freiheit, die eine Harmonie von Gesetzen ist; deßwegen lehrte auch sein Wink die Stürmischen, daß man nur durch die Schönheit zur Freiheit wandre, daß das Gemeine durch Sittlichkeit ausgelöscht, und durch Schönheit veredelt werden muß; denn er erblickte das Schöne nur im Zusammenhange mit dem moralischen Adel unseres Wesens. Die Natur erschien diesem aufgeschlossenen Blicke als „eine beständige Göttererscheinung, die uns erquickend umgibt," der Mensch in seiner mannigfaltigen Verkehrung als eine gewesene Natur, die auf dem Wege der Vernunft und Freiheit durch ächte Gesittung zur Natur zurückgeführt werden soll. —

Und o ihr beredten Lippen, welche Fülle von Wahrheiten, in ewiger Frische jeder Gegenwart Nahrung und Heilkraft bietend, senkte sich auf euch von dieser Denkerstirne, aus diesem Dichterauge! Welche Scheu zügelte euch, auch wenn ihr die Lehre mit der Dichtung vertauschtet, durch den Mißbrauch schulgerechter Formen euch am guten Geschmacke zu versündigen! In wie klaren Worten rechtetet ihr mit dem Jahrhundert, ohne seinem Bedürfniß und seinen Neigungen die Stimme streitig zu machen, ja mitten im Kampfe bekennend, daß, der durch euch spreche, nicht gern in einem andern Jahrhundert leben, und für ein anderes gearbeitet haben möchte. Dieser Mund ermuthigte eine Jugend, die seitdem zum Theil in öffentlichen Geschäften ergraut ist, ihr Zeitbürgerthum über dem Staatsbürgerthum nicht zu vergessen, und wiederum verlangte er von dem Menschen in der Zeit, sich zum Menschen in der Idee zu veredeln, vom Individuum, sich zur Gattung zu steigern, vom Staate aber, den zeitlichen Menschen zu seinen Idealen emporzubilden. Er warnte eine tobende Mitwelt, die physische Möglichkeit der Freiheit zu verschmähen, wo die moralische fehlte. — Ein Seufzer, der noch nicht verhallen darf, ward ihm durch die Zeit abgepreßt, in der die Kunst, die Tochter der Freiheit, von der Nothdurft der Materie ihr Gesetz empfangen soll, von dem herrschenden Bedürfniß, das die gesunkene Menschheit unter sein tyrannisches Joch beugt, von dem Nutzen, dem Idol der Zeit, dem alle Kräfte frohnen und alle Talente huldigen sollen.

Aber wenn auch der Gesang dieses Mundes uns in's Reich des Ideales flüchten hieß, so wollte doch sein Wort nicht dulden, daß der denkende Geist, indem er im Ideenreich nach unverlierbaren Besitzungen strebe, ein Fremdling in der Sinnenwelt werde, und über der Form die Materie verliere. Das unvertilgbare Gefühl sollte neben dem unbestechlichen Bewußtseyn gelten; vom alles trennenden Verstand rief er zurück zur alles vereinenden Natur. Zu dem jungen Freunde der Wahrheit und Schönheit, der, das edle Streben in seiner Brust,

gegen den Widerstand der Zeit ringen will, spricht er: „Lebe mit deinem Jahrhundert, aber sey nicht sein Geschöpf; leiste deinen Zeitgenossen, was sie bedürfen, nicht was sie loben; gib der Welt, auf die du wirkst, die Richtung zum Guten: so wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwicklung bringen. Diese Richtung hast du ihr gegeben, wenn du, lehrend, ihre Gedanken zum Nothwendigen und Ewigen erhebst, wenn du, handelnd oder bildend, das Nothwendige und Ewige in einen Gegenstand deiner Triebe verwandelst."

Und so dachte, so lehrte, so dichtete handelnd Schiller, denn seines kurzen, schöpfungsreichen Lebens reifes Alter hindurch übte er „den großen, geduldigen Sinn, das Ideal der Seele in's nüchterne Wort auszugießen."

Nein; wir feiern keinen Götzendienst, wenn wir der Liebe und Verehrung der Nationen die Statue dieses Mannes als ein Wallfahrtsbild hinstellen, wenn wir Anwesenden selbst den Verkündiger der Anmuth und Würde, den Schöpfer so vieles Schönen und Erhabenen, mit entblößtem Haupt in seinem Bilde begrüßt haben. Die Grazie, die diesen Geist in ihrer reinen Glut geläutert hat, ist keine heidnische Gottheit, ist der himmlischen Charis, der überirdischen Umwandlerin des natürlichen Menschen, nicht fremd und entgegengesezt. Oder wäre Schiller im verwerflichen Irrthume befangen gewesen, wenn seine Ueberzeugung und seine Poesie die Güte aus der vollendeten Form erblühen ließ, wenn er den Versuch in seinen Dichtungen und an seiner Person wagte, die Schönheit (um die Sprache unserer Gottesgelehrten zu reden) gleich einem Gnadenmittel wirken zu lassen, wenn er hoffte, daß sie auch das Jahrhundert von den doppelten Verirrungen der Rohheit und der Verkehrtheit heilen sollte? Setzen doch unsere Glaubenslehren von der Erneuerung des Himmels und der Erde, vom Aufhören des Dienstes der Vergänglichkeit in der Creatur, von der Verklärung des irdischen Menschenleibes in einen himmlischen — setzen sie doch dasjenige als Hoffnung und der Verheißung voraus, wofür Schiller als Gedanken und Ziel des Strebens kämpfte: den Sieg der wesentlichen Schönheit im Weltall! Auch ist Schiller es, der geschrieben: „Kann ein Mensch uns das Heilige repräsentiren, so hat er Majestät, und wenn auch unsere Kniee nicht nachfolgen, so wird doch unser Geist vor ihm niederfallen. Aber er richtet sich schnell wieder auf, sobald nur die kleinste Spur menschlicher Schuld an ihm sichtbar wird. Die schöne Seele kennt kein süßeres Glück, als das Heilige in sich außer sich verwirklicht zu sehen und in der Sinnenwelt ihren unsterblichen Freund zu umarmen." Sollte das Herz des Mannes, der so gesprochen hat, ferne von Demjenigen gewesen seyn, dessen Wesen er — seine Worte bezeugen's — so klar erkannt, wenn er auch seinen Namen wenig genannt hat, von Ihm, dessen Namen auch wir hier nicht nennen, weil ihm ein Name gegeben ist, der über alle Namen ist!

Der Platz, auf welchem wir stehen, der vernommene Hall der Glocken, deren Sprache er uns in Himmelslaute gedolmetscht, und die jezt eben über seinem enthüllten Haupte von ihm gezeugt hat, rechtfertigt diese Wendung der Rede. Fürwahr, nichts stimmt uns mehr zur Andacht, zur Anbetung des lebendigen Gottes, als die Erscheinung und Verkörperung des Genius auf Erden. Mag noch so Vieles im Gebiete des Werdens der stetigen Entwicklung überlassen bleiben: das Höchste bringt der Urgeist doch außer allen Zeitbedingungen hervor; der unbegreifliche Augenblick schenkt es, aus den Wolken fällt es, wie unser Dichter singt. Ereignisse können berechnet, können vorhergesagt werden, Geister nicht; keine Weltweisheit besizt ein Orakel für die Erscheinung der Genien; der unerforschliche Wille des Schöpfers spricht sein plötzliches Werde über sie. Auch Schillers Geist stammt aus diesem Urquell. Die Hülle, die diesen unsterblichen Geist umgab, war ein Werk und ein Schauplaz der göttlichen Weisheit. Wer bewundernd, wer dankend vor diesem Bilde steht — Ihr gibt er die Ehre."

Nachdem hierauf das Lied: „Auf, Brüder, auf, beginnt das Lied der Weihe," von der ganzen Masse der Gesangvereine vorgetragen worden, erfolgte die feierliche Uebergabe des Monuments an die Stadt. Im Namen des Vereins überreichte der Vorsteher desselben, Hofrath von Reinbeck, mit passenden Worten die darauf bezügliche Urkunde dem Schultheißen der Stadt. Die wesentlichen Bestimmungen dieses Aktenstücks, welches im städtischen und im Staatsarchive niedergelegt werden wird, gehen dahin, daß sich die Stadt verbindlich macht, das Denkmal auf ewige Zeiten zu schützen und zu erhalten, es auch nie ohne die dringendste Noth von seiner jetzigen Stelle zu entfernen, und, sollte dies je geschehen müssen, demselben jedenfalls einen seiner Bestimmung würdigen Standort anzuweisen.

Mehrere Gesänge schlossen die Feier. — Im Augenblick, wo wir dieses schreiben, ist der Zudrang zum Denkmal unbeschreiblich, weil es Jeder in der Nähe betrachten will. — Ein Festmal wird die Ehrengäste, den Verein und die städtischen Behörden vereinigen. Wir werden im Stande seyn, die bemerkenswerthesten Toaste und andere Einzelnheiten den Lesern mitzutheilen. — Abends nach dem Schauspiel wird der Schillersplatz mit bengalischem Feuer beleuchtet.

Die Beilage zeigt das Verhältniß des Monuments zum Platze und die Umrisse des leztern, so weit dies bei so kleinem Maßstabe möglich ist.

Beilage: Kunstblatt Nr. 38 und Ansicht des Schillerplatzes.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 112.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 10. Mai 1839.

— Music, awake, strike! — 'Tis time descend!
Strike all that look upon with marvell

Shakespeare.

Cantate zum Schillersfeste 1839.

Gedichtet von E. Mörike, Musik von Lindpaintner.

Dem heitern Himmel ew'ger Kunst entstiegen,
Dein Heimathland begrüßest Du;
Und Aller Augen, alle Herzen fliegen,
O Herrlicher, dir zu!

Frauen.

Des Lenzes frischen Segen,
O Meister, bringen wir,
Bethränte Kränze legen
Wir fromm zu Füßen Dir.

Männer.

Der aus der Musen Blicken
Selige Wahrheit las,
In ew'gen Weltgeschicken
Das eigne Weh' vergaß.

Männer und Frauen.

Der in die deutsche Leyer
Mit Engelsstimmen sang,
Ein überirdisch Feuer
In alle Seelen schwang;

Ach, der an Herz und Sitte
Ein Sohn der Heimath war,
Stellt sich in unsrer Mitte
Ein hoher Fremdling dar.

Doch stille! horch! — Zu feierlichem Lauschen
Verstummt mit Eins der Festgesang: — —
— Wir hörten Deines Adlerfittigs Rauschen,
Und deines Bogens starken Klang!

Briefe Wielands aus den Jahren 1752-1761.

Zürich, 18ten August 1753.

Wir sind Herrn von Gemmingen * und Ihnen sehr verbunden fur die überschickten Briefe, welche so

* Eberhard Friedrich v. Gemmingen, geb. 1726, gest. 1795, steht in Würtemberg, dessen Fürsten er lange als Regierungspräsident diente, im besten Andenken. Er war seiner Zeit als ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen und gebildetem Geschmack hochgeachtet, und wurde auch als Schriftsteller und Dichter häufig genannt. Sein Werk, auf das sich Wielands obige Aeußerungen beziehen, heißt: „Briefe, nebst andern prosaischen und poetischen Stücken, 1753;" später (1755) erschienen von ihm „poetische Blicke in's Landleben."
A. d. Red.

schön, abwechselnd, interessant, lehrend und ergözend sind, daß ich glaube, wir können sie in diesen Stüken den vortrefflichen Briefen des Herrn Melmoth, welche den Titel haben: letters of Sir Th. Fitzosborne, an die Seite setzen. — Je bekannter mir der Herr von Gemmingen wird, desto stärker wird mein Verlangen, in eine genauere Bekanntschaft mit ihm zu kommen. Fast werde ich versucht, das Schiksal der Sklaven zu beneiden, die unter Ihrem Fursten geboren sind, denn alsdann könnte ich vielleicht oft um Hr. v. G. seyn. — Der Geist der Freyheit, Menschenliebe und der schönen Natur, der sich in den Schriften dieses vortrefflichen Edelmanns zeigt, wird allen edlen Gemüthern, denen er sich durch seine Schriften communicirt, den Wunsch abdringen, daß er doch ganz frey (äußerlich frey), oder wenigstens nichts Geringeres als ein Regent in einer Republik (ein Heidegger) oder ein Minister des guten Königs seyn möchte, den Klopstock aus dem Lande der Ideen herab gebracht hat, und der es wohl werth ist, daß wir ihn mit der schönen Panthea des Lucianus verheurathen. — Ich habe Gemmingens Briefe u. s. w. überhaupt gelobt; ich könnte sie izt noch auch Stück vor Stuck loben, z. E. den poetischen Geist in einigen reimfreyen Gedichten, den guten, echten Geschmack in den Briefen über das Siegerlied, Waldis u. s. w., die freye und scherzhafte Demüthigung der sonderheit bey uns herrschenden Vorurtheile und einiges andere; ich will aber lieber auch ein wenig tadeln, oder vielmehr, 's ist mir leid, daß ich das tadeln muß, was ich tadeln werde. Ich habe mich sehr gewundert, da ich in einem moralischen und politischen Gedicht die Zeile sahe:

Die Welt, die Plato schuf, die wär' unendlich toll rc.

Ich wollte gerne, daß diese Stelle auch vom Leipziger Correktor wäre, * oder daß man sich nicht verleiten ließe, Hallern, Maupertuis u. dergl. einen Satz, der, wenn er examinirt wird, so gar nichts sagt, nachzusagen. Doch Herr von Gemmingen sagt ihn nicht nur nach, er treibt ihn unendlich weiter als jene. Haller sagt nur:

Der Staaten schlechtester wär' der von lauter Weisen.

Ich sehe aus obigem Vers, daß Herr v. Gemmingen den Plato nicht genugsam kennt, und das ist ihm keine Schande. Es gibt wenige Gelehrte, die diesen großen Genius kennen, und ich weiß nicht, wie viele neuere Scribenten außer Leibnitz, Schaftesbury, Addison und Pope (unser Sulzer gehört auch zu diesen werthen Nahmen) ihn gekannt haben. Ich bin überzeugt, daß Herr von Gemmingen anders von Platons Staat reden würde, wenn er sein in der That göttliches Werk von der Republik gelesen hätte. Wie weit entfernt ist Plato von einem Schimärenjäger, von einem Phantasten, von einem Sophisten! Wie richtig sind seine Grundsätze, wie gemäß der menschlichen Natur nach ihrer wahren Bestimmung! Ich darf es behaupten, daß ein Staatsmann, der nicht ein Philosoph ist, wie Plato im 5ten und 6ten Buch der Republik den Philosophen beschreibt, ein elender Tropf, ein Dummkopf, oder wenn Sie wollen ein Richelieu ist; denn ich denke nicht so groß vom Richelieu wie Herr von Gemmingen, der ihn in einem der Briefe unter die grösten Geister zählet. Nach diesem Maas gehörte Abramelech auch mit unter die grösten Geister. — Es macht mir Kopfweh, wenn ich sehe oder höre, daß in der gelehrten Welt (wie man dieses anarchische Chaos heißt), so oft von Dingen geredt wird, die man nicht recht überlegt hat, und daß man andern so oft auf guten Glauben nachsagt, was sie vorgesagt haben. Was ist gemeiner, als daß man Platons Republik mit den Hexenmährchen und andern Schimären in eine Classe sezt? Und wer hat Platons Republik gelesen? Unter sechstausend Gelehrten kaum einer. Es wäre gut, daß man sich's zur unverbrüchlichen Regel machte, von allen Dingen nur in soweit (es sey in Prosa oder Poesie) zu reden, als man was davon verstehet. (Je recommande à moi même et à tous mes amis la voie de l'examen en tout.) — Doch genug von dieser philosophischen und historischen Versündigung Ihres braven Freundes, der dem Plato und der Wahrheit genugsame Erstattung thun wird, wenn er diese meine Reflexionen fur keine Pedantereyen halten wird. Denn alsdann müßte ich anders von ihm denken, als ich izt zu thun Ursach habe.

Es ist überhaupt ein edler Vorsatz, den Herr von Gemmingen gefasset hat, den Sokrates zu besingen. Und ungeachtet die Geschichte, welche er besingen würde, diejenige Quantität nicht hat, die zu einem Heldengedicht in eigentlichem Verstande gehört, so hat sie desto mehr geistliche und innerliche Größe. Es wird aber sehr nöthig seyn, daß der Dichter, der den Sokrates würdig singen soll, den Platon und Xenophon aus ihren eigenen Werken kennen und von ihnen den Charakter, die Denkart, die Lebensart, die Manieren rc. des großen Weisen lerne. Die Lectur des Euripides und Sophokles wird auch viel dienen, ein an sich edles Gemüth zu einer so großen Arbeit genugsam zu erhöhen; ich würde dazu das Theâtre grec des P. Brumois, Jesuiten, empfehlen. Es wird aber dem Hrn. v. G. schon bekannt seyn. — Indessen wünschte ich doch, daß Herr v. Gemmingen sich möchte einen andern Vorschlag gefallen lassen, welchen ich durch Sie, mein werthester Freund, ihm zu geben mir die Freyheit nehme. Ich glaube, daß sich aus dem Schiksal

* Zu Gemmingens größtem Verdruß hatte, als jenes 1755 erschienene Werk in Leipzig gedruckt wurde, ein Corrector aus Gottscheds Schule nicht nur die Orthographie des Originals, sondern auch den Sinn vieler Stellen geändert, und sogar getrennte Gedichte verschmolzen. A. d. Red.

des vortrefflichen schwäbischen Herzogs Conradin und seines Freundes Friedrich von Oesterreich eine Epopée machen ließe, welche in allen Stücken vortrefflich und dem Sujet nach der über den Sokrates weit vorzüglich wäre. Die Fabel wäre von der gehörigen Größe und ungemein interessant; an mannichfaltigen und sonderbaren Charakteren würde es nicht fehlen, und der empfindsame Geist des Dichters würde ihn auch mit Episoden versehen. Das Zeitalter Conradins hat (wie aus den schwäbischen Dichtern erhellt) so viel eigenes in den Sitten und Costumi, in der Neigung der großen Herren zu einem gewissen Enthusiasmus, der sich bald in ihrer Liebe und in ihren Minneliedern, bald in Kriegsunternehmungen gezeigt, — in dem Einfluß, den damals das schöne Geschlecht auf die Tapferkeit des stärkeren gehabt, ꝛc. daß auch um dieser Ursache willen ein solches Gedicht ausnehmend gefallen müßte. Von diesem ist nichts zu gedenken (ob ich gleich glaube, daß man es nicht ganz aus den Augen setzen müsse), daß es einem epischen Gedicht, in Absicht der Nation, für die es vornehmlich geschrieben ist, kein geringer Behuf ist, wenn es diese Nation näher angehet. Und in der That, die vortrefflichen schwäbischen Kayser und das goldne Alter der Sitten und der liebenswürdigen Poesie unter ihnen verdient wohl, daß ihnen ein Gemmingen ein solches Denkmal aufrichte. Ich vernehme, daß Bodmer dem Hrn. v. G. diesen Vorschlag schon gethan hat, vielleicht ist eine erneuerte Vorstellung kräftiger. Ich wünsche es sehr.

Sie werden von H. v. G. Nachricht und ein gedrucktes Aviso wegen einer Ausgabe des schätzbaren Manessischen codicis bekommen, welche Bodmer besorgen will. Ich bin von Ihrer Einsicht vollkommen versichert, daß Sie dieses Werk, soviel an Ihnen ist, befördern würden, wenn Sie auch nicht unser Freund wären.

Ich werde Ihnen bald Nachrichten aus Deutschland geben können. Einer unserer Freunde (der Verfasser der beiden Satyren des M. Kinderlied, die Sulzers Gedanken von der Erziehung veranlaßt haben) hat eine Reise nach Frankreich, England und Holland gemacht, und wird durch das Vaterland der Schöpse wieder zurück kommen. Die Maupertuisiana werden Ihnen ohne Zweifel bekannt seyn. Sie enthalten Urkunden, die billig auf die Nachwelt kommen müssen. Außer Gottscheden ist nicht leicht ein so ungelehrter und mittelmäßiger Mann zu einem so großen Ruhm und Beyfall gelangt, als dieser Präsident. Einen desto größern Fall thut er in den Augen des Publici.

Wieland.

Der Deutsche in Trastevere.

(Fortsetzung.)

17ten Januar.

Ich bin doch nur erst sechs, sieben Wochen hier, und mit wie verschiedenem Auge betrachte ich schon jetzt Rom und das hiesige Leben. Ich erinnere mich nicht mehr, was ich dir in der ersten Herzenswallung schrieb; wild genug mags wohl in meinen Briefen getobt haben, ich wills glauben. Die anfänglich unbändig aufschäumenden Wogen beginnen jedoch sich allgemach zu ebnen, zu besänftigen, und jenen ecstatischen Stürmen folgt mild selige Ruhe. Keine Stadt gewinnt wohl mehr, indem sie den Reiz der Neuheit verliert, als gerade Rom. Das Verständniß der wunderbaren Dominante geht mir immer mehr auf, sie wird mir von Tag zu Tag theurer. So lange uns noch jenes quälende Bewußtseyn, dies oder jenes noch nicht gesehen zu haben, verfolgt und wie ein böses Gewissen durch Kirchen und Paläste geißelt, so lange ist auch an ungetrübten Genuß nicht zu denken. Allmählig beginnt sich jedoch jenes drückende Gefühl zu verlieren. Der erste rohe Heißhunger ist gestillt; ich bin zu dem mir besonders lieb Gewordenen schon zwei-, dreimal zurückgekehrt, und koste nunmehr züngelnd wie ein Gourmand, statt des planlosen Verschlingens. Ich habe mich blind in den Strom geworfen und mich tüchtig umherschleudern lassen, habe aber auch erreicht, was ich wollte, und in diesen wenigen Wochen mehr gesehen und gelernt, als ein Anderer vielleicht in eben so viel Monden. Der Deutsche ist aber nun einmal für ein so abentheuerliches Vagabundiren nicht geschaffen; über kurz oder lang verlangt er wieder nach einem Nestchen, um mit Behaglichkeit unterducken zu können, und in der Stufenleiter thierischer Glückseligkeit steht ihm die Schnecke, die bei jedem Ausflug ihr Häuschen mit sich trägt, oben an. So hat sich auch die Sehnsucht nach dem Schaffen früher, als ich es glaubte, wieder eingestellt. Allerlei Pläne zu größeren Arbeiten gehen mir im Kopf herum, freilich noch chaotisch genug. Die Seele des Träumenden beschäftigt sich allnächtlich mit Compositionen, und das ist das sicherste Zeichen, daß die Produktivität wieder erwache.

Ich sehe dich im Geist diesen Brief lesen, und wie du dich auf deinem Schreibesel hin und her drehst, bei meiner schnellen Sinnesänderung ein verdammt pfiffiges Gesicht schneidest und endlich herausplatzest: „Aha, ich merke schon! Freund Eberhard hat sich verplempert. Die kleine Römerin — wie heißt sie doch gleich? — ja, ja, es ist richtig!“ Und dann reibst du dir voll Selbstgefälligkeit über deine Combinationsgabe schmunzelnd die Hände. Und wenn dem nun wirklich so wäre? was denn

mehr? Glaub' nur nicht, daß ich wie ein auf dem Weinspalier ertappter Schulbube die Augen verlegen niederschlagen und feuerroth mein pater peccavi, wie ich wirklich dem bildschönen Kinde zu tief in's Auge geschaut habe, hervorstottern werde. Vom Leugnen und Heucheln hab' ich mein Lebtage nichts gehalten, und immer frei von der Leber gesprochen, wie mir's just um's Herz war; und jezt werde ich wahrhaftig mit Winkelzugen nicht den Anfang machen.

Nun ja doch, wenn du's wissen willst, ich bin dem Mädchen von Herzen gut, und sie verdient's auch. Die hat noch ein frisches, warmes, anhängliches Herz, die ist durch und durch wahr und treu, da sieht man noch bis auf den Grund. Was sie denkt, spricht sie auch aus; da ist keine Falte, kein Rückhalt, keine ängstliche Scheu, kein Abwägen der Worte. Sie kennt noch nicht die Möglichkeit, daß ihre Rede anders gedeutet werden könne, als sie es gemeint habe, und so ist ihr auch das erste Wort das liebste, zärter gefühlt, als vielleicht klingend, und das macht mir just das Mädchen so lieb. Sie ist eine kerngesunde, unverbildete Natur; nach einer solchen suche ich schon lange vergeblich.

Du solltest das Mädchen sehen, wie sie am Fenster harrt, wenn ich ausgegangen bin, oder wie sie Arbeit und Alles wegwirft, und mir freudig entgegenspringt, wenn ich nach dem Ave Maria in ihr Zimmer trete, wie ihr dann die Augen vor Freude leuchten und sich das ganze Gesicht verklärt. Du solltest das anmuthige, naive Geplauder hören, den Eifer, die Lebendigkeit des Vortrags, solltest dem so ausdrucksvollen, so graziösen Geberdenspiel folgen, jeder dieser so wahren, plastischen Bewegungen, solltest den zärtlichen Aufschlag der Wimpern schauen, in das schöne, dunkle, seelenvolle Auge — in somma, wie die Römer sagen, das ganze liebe Bild müßtest du leibhaftig sehen, und mit Künstleraugen obenein, und du wurdest auch meinen: ja, da ist's kein Wunder!

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, April.

Feier des Vergangenen. Kiß's Amazonengruppe.

Der Kalenderwinter, auf den unsere Winterunterhaltungen berechnet waren, ist vorüber; für den natürlichen Winter, der unnatürlicher Weise nachkommt, ist nicht gesorgt. Die Unterhaltung fände sich in der That in Verlegenheit, da auch die Politik nichts Neues bietet, wenn nicht durch einige declamatorisch-theatralisch-musikalische öffentliche Unterhaltungen für dieselbe etwas gethan würde. Da hat Professor Gubiz ein Declamatorium für die Erben des mittellos verstorbenen Dichters von Medlhammer veranstaltet, und da es ansprach, dasselbe zu Gunsten des Vereins für hülfsbedürftige vaterländische Krieger wiederholt; die Sänger und Schauspieler Wauer und Blume haben ihren Rücktritt von uns mit der Darstellung des Don Juan öffentlich gefeiert, die Singakademie ein Requiem zum Besten eines Denkmals für Ludwig Berger, und Seydelmann eine öffentliche Vorlesung zum Besten des Lessingdenkmals gegeben. Lauter Feierlichkeiten zu Ehren der Vergangenheit, lauter projectirte Denkmäler, und im nächsten Jahre 1840 stehen uns noch ganz andere Feierlichkeiten dieser Gattung bevor. Ob dies Anzeichen sind, daß es mit der Gegenwart nicht fort will?

Doch ehe ich diese Denkmäler des Vergangenen berühre, noch von etwas Erfreulichem aus der Gegenwart; hoffentlich soll es aber auch in die Zukunft hineinleben. Acht Tage lang drängte sich das kunstliebende Publikum in einem der Ateliersäle des alten Lagerhauses. Dieses, bekanntlich die ehemalige Burg und Residenz der alten Markgrafen aus der vorhohenzollernschen Zeit, ist weder als Rarität erhalten, noch zu einer Kaserne umgewandelt, sondern einigen Künstlern vom Staate eingeräumt, um hier ihre Schulen und Werkstätten einzurichten. Aus den gewölbten Hallen des untern Geschoßes sind Rauchs Meisterwerke hervorgegangen. Diesmal stand das Werk eines seiner Schüler, aber, wenn nicht der erste Eindruck trügt, auch ein Meisterwerk, das für kommende Zeiten leben wird, zur Anschauung aus. Der Name des Bildhauers Kiß ist noch wenig bekannt. Mit einer kolossalen Arbeit wollte er zuerst hervortreten, die, was er geworden, dem Publikum zeigt, ein Verfahren, das mit dem unserer Jünger fast in allen Kunstbranchen sehr contrastirt, da wir gewohnt sind, über die reiche Ausstellung aller ihrer Studien zu vergessen, daß die Oeffentlichkeit nur Werke zu fordern berechtigt ist. Kiß ging so sehr von dieser modernen Usance ab, daß er lange Jahre nur und allein seiner Schöpfung widmete, und Zeit und Kosten auf sie verwendend, und ihr allein lebend, nicht einmal durch seine Freunde im voraus, was er erschaffen, und worüber das Publikum staunen werde, verkünden ließ. Der Gedanke, die drei Gestalten, eine edle menschliche, ein schönes Roß und ein Raubthier der Wüste in einer Gruppe darzustellen, soll von Rauch ursprünglich gefaßt seyn; der Meister ließ ihn fallen. So wie er jezt aufgefaßt ist, gehört er seinem begabten Schüler allein an. Eine Amazone zu Roß wird von einem Tiger angefallen. Das Raubthier hat sich mit einem fürchterlichen Saz von vorn über den Nacken des Pferdes geworfen, und mit Krallen, Gebiß und der ganzen erdrückenden Wucht seines Körpers das edle Thier schon bewältigt, das im Todeskampfe und entsezlichen Schmerze sich bäumt. Für dasselbe ist keine Rettung; auch die Amazone ist von dem ersten Anprallen zurückgerutscht; aber die geistige Kraft ist nicht überwunden. Vom Schreck erholt, hebt sie den Wurfspieß und mißt mit den weit aufgerissenen Augen den Punkt, wo die Spize den Tiger tödtlich trifft. Troz dieser Spannung und dieser mannigfachen Affecte einer noch nicht consumirten That herrscht eine Ruhe über dem Kunstwerk, wie sie das Schönheitsgefühl bedingt. Die ganze Wirkung der Gruppe läßt sich noch nicht ermessen, denn 14 Fuß hoch steht das Modell in einem gewölbten einfenstrigen Zimmer, es fast ausfüllend, so daß nur wenig Raum für die Zuschauer bleibt. Indessen, da alle Theile wohl geformt und proportionirt sind, auch der Eindruck, von welcher Seite man auch das Bild beschaut, derselbe großartig schöne bleibt, so läßt sich erwarten, daß die Ausführung und Ausstellung im Freien den bisherigen Eindruck nicht schwächen, sondern noch erhöhen wird. Hier aber beginnen die Schwierigkeiten, solche, die nur zu oft bei uns die Krönung eines schönen Werkes hindern.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 113.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 11. Mai 1839.

Instar veris enim vultus ubi tuus
Affulsit, populo gratior it dies,
Et soles melius nitent.
Horat.

Vor den Liederkränzen gesprochen

und

den Herrn Stiglmaier und v. Thouret gewidmet.

Den 8ten Mai 1839.

Dem Dichter steht ein Mal errichtet,
Von Künstlergeist in Erz gedichtet,
Doch ist's nicht irdisches Metall.
Es ist beseelt von innrem Leben,
Wie Memnons Säule muß es beben
Beim Strahl des Lichts von tiefem Hall.

Aus einer Glut ist es geflossen,
Aus einem Guß ist es gegossen,
In welchem Geist mit Geiste rang.
Dies Erz ist Erz, wie Schillers Glocke,
Es ist ganz Schall und es entlocke
Uns tausendstimmigen Gesang.

Des Hohen Standbild soll' uns lehren
Die reine Harmonie der Sphären;
Er steh' uns ein Chorage da.
In unser Leben hauch' ein Friede,
Ein Klang von seinem schönsten Liede:
Die Loosung sey Concordia!

Gustav Schwab.

Die französischen Assisen.

Die Völker belustigen sich, so gut sie können. Den Römern waren die Spiele des Cirkus unentbehrlich; ich habe nirgends gelesen, daß die römischen Damen Nervenanfälle und Krämpfe bekommen hätten beim Anblick der Gladiatoren und wilden Bestien, welche sich vor ihren Augen einander erwürgten und zerfleischten, und der römische Pöbel in den letzten Zeiten des sinkenden Reichs verlangte von seinen Gebietern nur zwei Dinge: Brod und Spiele. Die Spanier stehen ungefähr auf demselben Punkte: ihre öffentlichen Belustigungen sind ganz nach dem Zuschnitt der römischen Volksfeste. Man sehe, mit welcher Wuth sie den Stiergefechten nachrennen; man höre, mit welchem fanatischen Beifallklatschen sie den Lieblingskünstler des Volks empfangen, welcher viel höher geehrt und gepriesen wird, als weiland der König von Spanien, in dessen Staaten die Sonne nicht unterging. Die Engländer sind versessen auf die Hahnenkämpfe und die hohen Wetten; die Italiener legen sich leidenschaftlich gerne auf die faule Haut und lassen sich am liebsten von milden Morgenlüften oder balsamischen Abendwinden in sanften Schlaf fächeln. Wir Deutsche haben unser Vergnügen daran, die Erde von oben anzusehen; wir setzen gerne einen Fuß in die Wolken und

den andern in den luftigen Aether und versenken uns aus diesen windigen Regionen in die Ekstasen einer schrankenlosen Betrachtung und Klügelei. Die Franzosen haben nichts vom Hang des Italieners zur Faullenzerei, von dem metaphysischen Genie des Deutschen, von dem gewaltig Abstoßenden des Engländers und von der wilden Gluth des Spaniers, bei dem der dunkle Ernst die Flamme des Innern bedeckt und den Grimm und die Lieblichkeit der menschlichen Natur in den stärksten Kontrasten zeigt; aber sie sind gewaltig reizbarer, empfänglicher und schaulustiger Natur, und es hätte wunderbar zugehen müssen, wenn sie in Versuchung gekommen wären, auf die Belustigungen zu verzichten, welche jenen Bedürfnissen entsprechen. Die Franzosen haben von jeher den Geist der äußern Darstellung, den Geist der Repräsentation an den Tag gelegt. Wir finden ihn bei den alten Galliern, deren Sitten die rheinischen Franken annahmen und nachahmten; wir finden ihn in der französischen Geschichte des Mittelalters, in den geistlichen Schauspielen, in den Turnieren, Waffenübungen, Gastmählern und Tänzen, deren Pracht und Glanz die aller andern Barbaren jenes Zeitalters überstrahlte. Mit dieser angeborenen Liebe zu theatralischer Darstellung, welche trotz der zahlreichen Metamorphosen ihre ganze ursprüngliche Lebendigkeit behalten hat, verbinden die Franzosen, namentlich die aus den mittäglichen Provinzen, eine leidenschaftliche Neigung zur Controverse, welche bereits Cato im alten gallischen Blute bemerkte und welche heutiges Tags einen Hauptzug in der französischen Nationalphysiognomie ausmacht.

Viele Leute haben indeß diese Neigung höchst lächerlich gefunden und sie als eine ephemere Sucht und Modekrankheit verspottet, welche die zehn oder zwölf letzten Revolutionen in Frankreich ins Leben gerufen. Die angebliche Aeußerung einer modernen Celimene der Chaussée d'Antin, welche in einem Gespräch über Prozesse den Molière'schen Vers: „J'ai suivi par plaisir deux procès criminels," citirt haben soll, war im Grunde genommen nicht das, was sie seyn sollte, nämlich ein Epigramm, sondern eine alltägliche Wahrheit. Und warum sollte man kein Vergnügen an Criminalprozessen finden, wenn diese Criminalprozesse mehr Bedeutung und Interesse darbieten, als alle neueren Dramen ohne Handlung und Leidenschaft? Wenn man die alte Thalia ihre maliziösen Bemerkungen über die Themis machen hört, so kommt man fast auf den Gedanken, daß zwischen beiden Handwerksneid obwalte. Was sollten aber alle diejenigen anfangen, welche ihr Ebenbild in dem matten, glanzlosen Spiegel der modernen Lust- und Trauerspiele nicht mehr wiedererkennen und vor stumpfen Dolchen nicht zurückbeben, wenn es ihnen nicht bisweilen vergönnt wäre, jenen heftigen Kämpfen vor den Assisen beizuwohnen, wo das antike Verhängniß in erneuerter Gestalt auftritt und wo Elend und Verbrechen mit der Justiz und der gesellschaftlichen Ordnung ringen? Hier spricht die Leidenschaft in ihrer ganzen Reinheit, hier gilt es, den verworrensten Knäuel aufzuwickeln, dessen Fäden jeden Augenblick abreißen und sich wieder zusammenknüpfen; hier kann man die menschliche Natur auf der That ertappen, und unsere Aufmerksamkeit verliert nach wenigen Augenblicken den Athem, kommt völlig außer sich und weiß nicht, was sie festhalten soll. Man hat keine Ahnung von der Entwicklung, welche sich weder voraussehen noch voraus bestimmen läßt, da bis jezt noch keine Poetik für den Assisengebrauch aufgesezt worden ist; täglich kommen neue Charaktere und neue dramatische Wendungen vor; es darf daher billig nicht verwundern, daß die Assisen einen so dauernden Zulauf und Beifall haben. Uebrigens ist dies schon seit geraumer Zeit in Frankreich der Fall: der Geschmack an Prozessen hat sich bei den Franzosen von jeher gezeigt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Deutsche in Trastevere.

(Fortsetzung.)

Die Tage sind so kurz; bei Licht mag ich nicht arbeiten, und da werfe ich denn frühzeitig genug Stift und Pinsel bei Seite und gehe zu den Wirthsleuten hinüber. Die Tante Brigide spinnt schweigsam vom Wocken, oder handthiert am kleinen Herde, ohne sich viel um unser Treiben zu kümmern. Ich sitze bei dem Mädchen und erzähle ihr, was ich eben heute gesehen oder entworfen, von der Reise, von zu Hause, von euch. Sie hat den schönen Kopf auf den Arm gestüzt und lauscht in stiller Muße; denn die seelenlose Geschäftigkeit des ewigen Stickens, Nähens und Tapisseriemachens, für welche das Auge der Nordländerinnen allein geschaffen zu seyn scheint, ist, Gott sey Dank, diesseits der Alpen noch nicht eingerissen. Die Katze schmiegt sich schmeichelnd, mit gekrümmtem Rücken, bald an die Dirne, bald an mich. Römische Mädchen und Katzen sind ja sprichwörtlich die schönsten in ihrer Art, und so haben mich denn die ersten auch mit den zweiten versöhnt. Dann erzählt auch sie wohl von den Zauberfesten Roms, von der Prozeission am Frohnleichnamstage, von der feenhaften Girandola, von dem Karnevalstreiben und dem wilden Moccoliabende; sie zählt die Tage, die Stunden bis dahin, träumt von einer blitzenden Maskenkleidung, schlingt ein buntfarbiges Tuch zum Turban um die Schläfe, wirft es in malerischen Falten um die Schulter: jede Bewegung,

jede Stellung athmet antike Naivetät und Grazie, jede könnte zum Modell dienen; ich möchte sie festhalten — die folgende, anmuthige hat sie schon verdrängt. Das Auge kann sich an dem buntschillernden Schmetterling nicht satt sehen. Und Teresina — nun, sie ist mir auch recht gut, recht von Herzen, das seh' ich wohl, das fühlen wir Beide, ohne es uns gesagt zu haben; und es ist uns auch, als bedürfe es keiner Worte weiter, als habe es nie anders kommen können.

Ich sehe schon längst, wie du, von deutsch-philiströsem Entsetzen ergriffen, beide Arme wie ein hölzerner Wegweiser ausstreckst, und da steht auf dem rechten Arm: Weg zum Traualtar! auf dem linken: Weg in's Verderben! Solch einem hölzernen Prediger habe ich nur zu erwidern, daß ich ad I. ein ehrlicher Kerl bin, und ad II. es gehen lasse, wie es dem Himmel gefällt. Wenn man nur ein Bischen in sein eigenes Leben zurückschaut und da sieht, wie viel tausend Pläne und Entwürfe für die Zukunft geschmiedet werden, ohne daß sich eine Hoffnung, eine Befürchtung realisire, dann läßt man am Ende das Schicksal ruhig die Karten mischen, statt seine Zeit mit neuen Kartenhäuserbauten zu vertrödeln. Die Zukunft möge bringen, was sie wolle — ich freue mich der Gegenwart, und die ist schön und herrlich. Was ist denn das Leben, was vollends die Kunst ohne Liebe? — Und das haben die alten Meister gar gut gewußt. Jeder hatte sein Feinslieb, der er mit herzlicher Neigung zugethan war und deren feinen Züge er überall aus der Leinwand hervorgucken ließ; da war's noch eine Lust zu malen. Roma — Amor — dies ist der künstlerische Januskopf, dies zweieinige Götterbild, dessen eine Hälfte nichts ohne die zweite wäre.

Teresina stammt aus einer guten römischen Bürgerfamilie. Der Großvater hatte sich durch Fleiß und Sparsamkeit ein hübsches Vermögen erworben, der Vater es wieder verthan; nun müssen sie sich behelfen und leben größtentheils von der Unterstützung eines weitläuftigen Oheims, des Abbate. Es ist dies derselbe, den ich dir schon als meinen Reisegefährten nach Rom genannt habe, und auch der einzige Dorn an meinem Rosenkranz. Die Frauen wissen des Rühmens und Preisens von ihm kein Ende zu finden; mag seyn, daß er's verdient und ich ihm Unrecht thue. Mir ist das Gesicht vom ersten Augenblick an in der Seele verhaßt gewesen und meine Idiosyncrasie hat mich bisher noch niemals irre geleitet. So oft ich sie auch bezwang und mich, den Warnungen des Sokratischen Genius zuwider, jenen von Haus aus anwidernden Figuren näherte, eben so oft habe ich auch meinen Eigensinn zu bereuen Ursach gefunden. Nun, am Ende, was kümmert er mich? Ich geh' ihm aus dem Weg, und damit holla! Er ist jetzt ohnehin verreist und wird erst in zwei, drei Monaten zurück erwartet.

21sten Februar.

Seit einer halben Stunde liegt dieser Briefbogen vor mir, ohne daß ich über das Datum hinausgekommen wäre. Zehnmal habe ich das Blatt schon zurückgeschoben, zehnmal wieder zurecht gelegt. Wahrhaftig, ich weiß nicht, was ich auf dein vier Seiten langes Abmahnungsschreiben antworten soll, und wie ich es soll, ohne bitter zu werden. Du bist mein ältester, treuster Freund; was du mir sagst, kommt Alles vom Herzen, es ist deine aufrichtigste, grundehrlichste Meinung. Du kennst weder Italien noch seine Bewohner: dies Alles habe ich mir schon fünfzigmal vorgesagt, um dich zu entschuldigen, um mich nicht von dem Unmuth, welchen deine Epistel in mir erregte, hinreißen zu lassen; aber wahrlich, es bedurfte auch so gewichtiger Beschwichtigungsgründe.

Laß mich vorerst deinen vier Seiten langen Brief mit vier Worten beantworten: Teresina ist meine Braut. Sie war es schon, ehe ich dein Sendschreiben erhielt, und hätt' es eines Grundes bedurft, um meine Erklärung zu beschleunigen, so wär's gerade dein Brief gewesen. Du kennst meine Antipathie gegen schlechten guten Rath; du weißt, wie stolz ich auf meine Freiheit bin, und schreibst mir so? — Geh', Otto, das war nicht nur unfreundlich von dir gehandelt, es war mehr noch als das — es war unklug.

Was weißt du denn weiter von Teresina, um ihr Geist und Gemüth und Bildsamkeit absprechen zu wollen? Verwirfst du mein Mädchen etwa, weil sie weder in Oel malt, noch Botanik studirt hat, noch Beiträge zum Musenalmanach liefert? Bewähren sich denn die Glanzperlen, welche eure Salondamen am Rosenkranz der Konversation abbeten, auch in der Ehe als echte? Oder habt ihr vielleicht Angst, daß ich das römische Bürgermädchen in eure Coterien einschwärzen werde? Ja, das wäre freilich etwas Entsetzliches, wenn so ein wildfremdes Kind, das weiter nichts als jung und schön und gut und liebenswerth ist, wie vom Himmel geschneit, in eure Cirkel fiele! Ueber den albernen Adelsdünkel schreien sie schon seit Jahrhunderten, und gerade die am ärgsten, die über die von Geldsäcken aufgestapelten Mauern, oder die von Geheimerathspatenten zusammengekleisterten spanischen Wände nicht hinweg zu schauen vermögen. Und die Bürgerdirne ist es nicht allein, die ihr scheut; da müssen mir noch die alte Brigida und der Kanonikus, jene unerträgliche Mitgift, wie du sie nennst, aufgemuzt werden. Geberdest du dich doch, als wenn auf euern reichsbürgerlichen Stammbäumen die Race der langweiligen Tanten und unleidlichen Oheime etwas Unerhörtes wäre! Beruhigt euch, die römische Sippschaft soll euch kein Herzeleid verursachen. Ich habe hier Wurzel geschlagen — für immer. Bringe dies deinem Vater möglichst glimpflich

bei. Er war wie ein treuer, liebevoller Vormund. Wenn auch unsere Ansichten vom Leben himmelweit verschieden sind, so würd' es mich doch schmerzen, wüßt' ich, er zürne und könne mir einen Groll nachtragen. Meine paar tausend Thaler mögen nach wie vor in eurer Handlung stehen bleiben; ich weiß sie nirgends besser aufgehoben als bei euch. Im Mai wird meine Hochzeit seyn. Lebet wohl, gedenket meiner in Liebe, oder mit Neid, wenn ja etwas Herbes in den Gedanken an mich einfließen sollte.

Ich schaue aus dem Fenster. Teresina steht in unserm Brückengärtchen unter dem purpurblühenden Mandelbaum und läßt die goldenen Orangenbälle spielend in der Luft tanzen. Die Sonne scheint so mild, so frühlingsblau, der Himmel ist so rein, so durchsichtig — mein Mädchen winkt mir — gleich, gleich! — Göttliches Rom! —

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, April.

(Fortsetzung.)

Kiß's Amazone. v. Meddlhammer.

Der junge Künstler, ein unbemittelter Mann, hat ohne Bestellung, ohne andere Aussichten auf äußeres Gelingen, als den begeisterten Ruf in sich, an ein Werk sich gemacht, welches die besten Jahre seines Lebens ihm kostete. Er hat gedarbt für das Kind seiner Phantasie, und ein kolossaler Thonklumpen, bis daß er zu einer schönen Figur, wie diese, wird, kostet Sorgfalt und Nahrungskosten, kaum geringer als die, um ein Kind zum Manne zu erziehen. Einer mit gesunden Armen und Kopfe wird dann Rath für sich selbst schaffen, ein theures Modell aber fordert einen Mäcen, der dafür Sinn und die Lust hat, große Mittel daran zu wenden, um den Erzguß zu wagen. Ohne alle Zusicherung, daß ein solcher Mäcen sich finden dürfte, auf die Gefahr hin, daß es nicht die Anerkennung erwerbe, die dazu nöthig ist, hat Kiß sein Werk begonnen und es ausgeführt. Das allein ist etwas Großes, was anerkannt werden muß. Nun aber sind alle competenten Stimmen einig, daß die Ausführung der großen Idee vollkommen entspreche, daß ein solches selbstständiges, würdiges Kunstwerk, wie es kaum alle Jahrzehnte einmal gelingt, unserer künstlerischen Bildungsperiode und der Stadt zur Ehre gereiche; wer aber wollte es unternehmen, den Künstler dafür zu lohnen? Der Lohn besteht nicht in einer kleinen Summe für seine Arbeit, womit der bescheidene Mann für sich gern zufrieden wäre, sondern in der öffentlichen Adoption seines Werkes. Es muß in Erz gegossen, und an einer passenden Stelle, zur täglichen Anschauung für Alle, aufgestellt werden. Der Ort dafür ist längst gefunden, auf einer der Granitstufen an der Außentreppe des Museums. — Hier beginnt das Reich der frommen Wünsche. Inzwischen ist wenigstens etwas geschehen. Der König hat dem Künstler das Modell, wie verlautet, für 5000 Thaler abgekauft. Damit ist er wenigstens für seine baaren Auslagen und seinen Zeitaufwand entschädigt, und er hat nicht nöthig, auf's Neue sich in Kosten zu stürzen, um die Umformung in Gyps, die bei der Beschaffenheit des Modells dringend nothwendig war, auf neue Gefahr zu besorgen. Allein mit dem Ankauf und dem Gypsguß ist die Verewigung in Erz noch nicht bewerkstelligt. Ein Bronzeabguß soll nicht mehr als 30.000 Thaler kosten. Alle Welt ist einig, daß dies sehr wenig für den Gewinn eines solchen Kunstwerkes für die Ewigkeit sey. Alle hohen Mäcenaten der Stadt stimmen dafür, aber mit dem Stimmen ist das Geld noch nicht da, und die Ausführung noch nicht decretirt. Man redet davon, daß von Seiten der städtischen Behörden die Sache als Ehrensache aufgenommen werden und eine Subscription bei allen kunstliebenden Bewohnern umgehen solle; noch aber hoffen wir, daß höchster Seits dem Werke der Stempel aufgedrückt werde. — Es kam bei der Ausstellung des Modells eine andere Frage zur Sprache. Ein beliebiges Entreegeld wurde von den Besuchern erbeten, für irgend eine milde Stiftung bestimmt. Warum nicht die Einnahme für den Künstler selbst, der so viel Kosten und Geld darauf verwandt, der auch während der Ausstellung von früh bis spät zugegen war und aus Sorgfalt für sein Werk Dienste leisten mußte, die man sonst bezahlt? Es kam eine reiche Summe in der kurzen Zeit der Ausstellung ein. Warum ist diese dem deutschen Künstler nicht gegönnt? — Weil es ehrenrührig sey, daß ein Künstler ein Werk für Geld zeige, antwortet das zartgesinnte Publikum. In Frankreich löset jeder Künstler, der ein bedeutendes Werk geschaffen, und es dem Publikum ausstellt, durch die Ausstellung eine so bedeutende Summe, als vielleicht der Mäcen, der es kauft, nicht dafür zahlt. Des Künstlers Ehre ist es, daß seine Mitbürger durch ihre kleinen Beiträge seine große Arbeit lohnen. Verpflichtet wird er durch den Frank Entree, Niemanden. In England würde Niemand von Stand ein Bild sehen, das gratis gezeigt würde. Warum verdammt die deutschprüde Ansicht den Künstler, zu darben, während das Publikum genießt? Wenn die Ehrenhaftigkeit des deutschen Künstlers in nichts anderem läge, dann brauchten wir auf unsere Kunst nicht stolz zu seyn.

Der Dichter A. von Meddlhammer ist unter seinem wirklichen Namen weniger bekannt, hier in Berlin nur seinen Freunden und Schülern. Er verlebte die lezten Jahre seines Lebens als Lehrer der italienischen Sprache. Noch erinnere ich mich, daß ich Ihnen schon, als er starb, über ihn berichtet, ohne damals zu wissen, daß ein Mann, der als Bühnendichter Glück gemacht, in so dürftigen Umständen verstorben war, daß für den Unterhalt seiner Familie, ohne Verschuldung von seiner Seite, alle Mittel fehlten. Es ist in der Theatergeschichte vorgekommen, daß man für die Urenkel Corneilles, als man erfuhr, daß sie im Jammer darbten, Vorstellungen gab. Aber erstens geschah dies in Frankreich, beiläufig für die Nachkommenschaft eines Corneille und endlich für die Urenkel eines Dichters. In Deutschland, und schon für Gattin und Kinder eines Theaterdichters zu sorgen, wäre von den Theatern zu viel gefordert, die den ethischen Grundsatz verfolgen, daß dem Dichter die Ehre das Höchste seyn soll, und ein zu reichlicher Ertrag seine Produktionslust erschlaffen könne. Weib und Kind kann mit von der Ehre zehren. Vergebens hatte sich daher Professor Gubitz, der sich der Verwaisten annimmt und in dem Verstorbenen einen treuen Mitarbeiter seiner Zeitschrift: „der Gesellschafter" ehrt, bei mehreren Direktionen verwandt, eine Vorstellung zu Gunsten der Hinterlassenen eines Dichters zu geben, dessen Stücke den Theatern volle Häuser gemacht.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 114.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 13. Mai 1839.

Marmora,
Per quae spiritus et vita redit bonis
Post mortem ducibus. —

Horat.

Beim Festmahl am Schillersfest zu Stuttgart

gesprochen von Ernst Förster.

An Piazza Barberini zu Rom da steht ein Haus,
Da gehn unsterbliche Götter, unsterbliche Menschen heraus;
Ein anderer Prometheus schafft da mit seiner Hand,
Sein Name klingt vom Abend- bis in das Morgenland.

Da in des Morgens Frühe, beim ersten Sonnenstrahl,
Verließ der Unsterblichen Einer den hohen Göttersaal;
Aus Haltung und aus Mienen sprach tiefbewegter Sinn:
So schaut' er über die Zinnen der ewigen Roma hin.

„Verwehrt war mir's im Leben, so sprach er, dich zu sehn,
Nun ward es mir beschieden, im Tod hier zu erstehn.
Ich habe nicht vergeblich gepriesen diese Welt,
Dort an der Engelspforten den Bettler hoch gestellt.

Was Großes je ersonnen, im Bilde liegt's vor mir,
Der Schönheit Zauber waltet im Leben nicht wie hier.
Es schlägt das Herz mir höher, die Brust wird mir so weit,
Und doch, ich sag't's, ein Grabmal ist's der Vergangenheit.

Mich zieht in seine Kreise ein anderes Geschlecht,
Das wohl das Wort beherzigt: der Lebende hat Recht;
Und schenkt' ich Einer Seele nur reines Leben ein,
Selbst abgeschieden will ich nicht unter Todten seyn."

So sprach er, und ward seitdem in Rom nicht mehr gesehn;
Man sah ihn durch die Länder und über die Alpen gehn,
Und weiter, bis sein Sehnen die rechte Heimath fand,
Das ist im deutschen Reiche das edle Schwabenland.

O Schwabenland, von Allen gepriesen und geehrt,
Wie hättst du deines Dichters erhebende Worte werth!
Ein Denkmal, nicht ein Grabmal großer Vergangenheit,
Hast du das ehrne Standbild dem Leben selbst geweiht.

Der Deutsche in Trastevere.

(Fortsetzung.)

24sten Mai.

Wir saßen auf der Terrasse in Albano. Blühende Myrten und Oleander wölbten sich über uns zur Laube. Eintönig rauschten die Springbrunnen, die Sonne neigte sich dem Meere zu und vergoldete die Wipfel des Olivenhains auf dem Hügel, die Zinnen des zerfallenen Kastells der Savelli, die einsamen Warthen, die öde, meerbegrenzte Campagna. „Und das Alles sah ich glänzen in dem Aug' der schönsten Frau," der schönsten, weil es die Meinige war. Es war der Tag, an welchem Teresina mein Weib geworden. Zwei Wochen sind seit ihm

verflossen; in der Erinnerung erscheint er mir wie ein verschwommener Traum. Ich weiß nur noch, daß ich wunderbar bewegt war: die widerstreitendsten Empfindungen kreuzten sich sinnverwirrend, Hoffnungsfreudigkeit und Bangen, Entzucken und Grauen, Lebenslust und Todesschauer.

In einer mir sonst fremden Stimmung — ich weiß selber keinen Namen dafür — betrat ich die Kirche Santa Maria in Trastevere. Das Bewußtseyn, den ernstesten, entscheidendsten Schritt meines Lebens zu thun, mit ihm alle Bande, welche mich an meine Heimath, an meine Lieben knupften, auf immer zu zerreißen, beklemmte meine Brust. Ich sah dann wieder auf meine Braut, sie war so schön, sie strahlte vor Freude, vor Gluck — hielt ich denn nicht die Hand, an welcher ich in ein neues, schöneres Leben eingehen sollte? Ich wollte mich ganz den schmeichelnden Träumen der beglückten Zukunft hingeben; die Erinnerung an das Vergangene, Verlorene zog immer wieder wie ein Nebel uber den sonnigen Himmel hin. — In der Seitenkapelle zur Rechten des Hochaltars stand eine Bahre. Das Todtenamt für den Verstorbenen war kurz vorher abgehalten worden. Die Leiche lag nach italienischer Sitte offen im Sarge; es war die eines schönen Jünglings. Die Züge waren unentstellt; die wachsbleichen Hände hielten das Kruzifir; das Gewand war mit Asche bestreut. Unser Gefolge warf scheue Seitenblicke auf die Bahre; ein Jeder fuhlte sich von der unheimlichen Nähe des Todes erschüttert; Tante Brigida murmelte unverständliche Worte vor sich hin. Ich betrat die Stufen des Altars; der Priester begann die heilige Handlung. Gewaltam riß ich meine Blicke von dem Katafalk los; sie fielen auf die Votivtafeln, mit denen die Pfeiler behängt sind, auf die rohen Bilder, wo die Mutter Gottes hulfreich zu Siechen und von Räubern Bedrängten aus den Wolken herniedersteigt. Unter den frommen Schildereien hing ein verrostetes Stilet. Es bedurfte eines Winks von Teresina, um mich aus meiner Zerstreuung zu wecken, um mich zu erinnern, das Knie zu beugen.

Der Wagen trug uns aus der Kirche nach Albano. Unter dem seligblauen Himmel löste sich die peinigende Beklemmung; ich fühlte ganz das Gluck, das schöne, geliebte Weib mein zu nennen. Unser Kreis war klein; außer einigen Freundinnen Teresinas hatte ich nur unsere Landsleute, Vollmar und Streit, welche kürzlich aus Neapel wiedergekehrt sind, eingeladen. Es war ein schönes Fest. Die Nacht war bereits eingebrochen, als wir uns zur Heimkehr anschickten. Streit war mit der Tante und den jungen Mädchen vorausgefahren; Vollmar folgte zu Pferde. Ich blieb mit Teresina im letzten Wagen allein und hielt das blühende, glühende Weib in meinen Armen. So fuhren wir über die alte Gräberstraße durch die stille Sternennacht. Plötzlich hörten wir den Zuruf: „Fahrt nicht zu! Im Wege liegt ein Mensch — ein Erschlagener!" — Ich stürzte entsezt aus dem Wagen nach der bezeichneten Stelle — der Unglückliche war Vollmar! Das Pferd war scheu geworden und hatte sich mit ihm im Steigen überschlagen. Das Gesicht war vom Blut der Kopfwunde überströmt; er athmete nur schwach. Vorübergehende hatten den Ohnmächtigen seiner Uhr und Börse beraubt. Das Roß war in der Nacht verschwunden. Mit Hulfe des Fuhrmanns hob ich ihn in den Wagen; er fiel aus einer Ohnmacht in die andere; ich befürchtete, ihn in meinen Armen verscheiden zu sehen. Teresina schluzte laut. Sie zog aus dem Unfall des Freundes eine traurige Vorbedeutung fur das Gluck unserer Ehe: die Bahre am Traualtar sey das erste böse Omen gewesen. Machtlos bekämpfte ich den Wahn; konnte ich mich doch selber eines geheimen Grauens vor der blutigen Brautnacht nicht erwehren. Erst mit Anbruch des Tages erreichten wir Rom.

Die unseligen Wirren, welche die ersten Tage verdüsterten, beginnen sich glücklich zu lösen: Vollmar ist außer Gefahr, und ich darf anfangen, mich des ungetrübten Glucks der Honigwochen zu erfreuen. Vor Teresinas spiegelhellem Sinn hatte sich jener trübe Hauch längst verzogen. Die Südländerin gleicht ihrem blauen Himmel, an dem sich die Wolken rasch thürmen, um noch rascher zu zerstäuben. Ueber mein Leben schwebt selige Sabbathstille; was will, was begehre ich denn mehr?

(Fortsetzung folgt.)

Die französischen Assisen.

(Fortsetzung.)

Ehemals wohnte man den Criminalprozessen allerdings nicht zum Vergnügen bei, und zwar aus dem guten Grunde, weil die Justiz den Schlüssel abgezogen hatte und Niemand erlaubte, in's Allerheiligste vorzudringen; allein die öffentliche Meinung lauschte an Thür und Fenstern, schnappte gierig nach allen Gerüchten, welche ihr zu Ohren kommen, und nahm die schlechte Gewohnheit an, die Urtheilssprüche in die Wagschale zu legen und ihrerseits diejenigen abzuurteln, welche zu Gericht gesessen. In allen Zeiten der französischen Geschichte finden wir beim Volke und bei allen Ständen die vorherrschende Neigung, in den gerichtlichen Streitigkeiten Partei zu ergreifen, und zwar mit solcher Leidenschaft, daß Erbitterung und Haß daraus erwachsen, welche traurige Folge in andern Ländern die politischen Zerwurfnisse allein hervorbringen. Im siebzehnten Jahrhundert haben wir ein schlagendes Beispiel an dem

verschwenderischen, prachtliebenden Intendanten Fouquet, dessen Hauptverbrechen darin bestand, daß er in seinem Uebermuth vergaß, man dürfe einem großen Könige Alles nehmen, nur nicht die Geliebte seines Herzens. Wenige Begebenheiten jenes geräuschvollen, prunkenden Jahrhunderts haben so viel Lärm und Aufsehen gemacht, als dieser Fouquet'sche Prozeß. Jedermann nimmt Theil daran, auf allen Straßen, in allen Salons wird davon gesprochen: es ist eine Haupt- und Staatsaktion in der Stadt und bei Hofe, und Fouquet auf der Armensünderbank sitzt nichtsdestoweniger in der ersten Rangloge des Theaters, wo die absolute Monarchie Ludwigs XIV. in ihrem vollsten Glanze auszog.

Es gewährt ein merkwürdiges Interesse, in den Werken der Frau von Sévigné die nachlässig hingeworfene Beschreibung dieses berühmten Prozesses zu lesen; man zählt in ihren Briefen so zu sagen die Pulsschläge der damaligen öffentlichen Meinung in Frankreich von Sekunde zu Sekunde. „Heute, Montag 17. November 1664," schreibt die geistreiche Schriftstellerin an Herrn von Pomponne, „ist Fouquet zum zweiten Male auf der Verbrecherbank erschienen: er hat sans façon darauf Platz genommen, wie das erste Mal; der Herr Kanzler hat wieder damit angefangen, von ihm zu verlangen, daß er die Hand in die Höhe heben solle; Fouquet hat darauf erwidert, daß er bereits die Gründe angegeben, warum er nicht schwören könne. Der Herr Kanzler hat dagegen ein Langes und Breites vorgebracht, um die gesetzmäßige Macht der Kammer darzuthun, daß der König sie eingesetzt und daß die Commission die Sanktion der souveränen Staatsgewalt erhalten hätte. Herr Fouquet hat entgegnet, daß man oft Dinge von Autoritäts wegen abmache, die man bisweilen für ungerecht erkläre, wenn man reiflich darüber nachgedacht habe. Der Herr Kanzler ist darauf eingefallen: „Wie? Sie behaupten also, daß der König seine Gewalt mißbraucht?" Herr Fouquet hat geantwortet: „Sie, mein Herr, sprechen diese Behauptung aus, nicht ich: es ist keineswegs meine Ansicht, und ich wundere mich sehr, daß Sie mich in meiner gegenwärtigen Lage mit dem Könige verfeinden wollen." Auf diese Weise berichtet Frau von Sévigné Tag für Tag, Stunde für Stunde die unbedeutendsten, kleinsten Umstände dieses Prozesses, welcher von königlichen Commissären unter dem Vorsitz eines Kanzlers von Frankreich verhandelt wurde. „Heute ist unser theurer Freund abermals in's Verhör genommen worden. Der Abbé Effiat hat ihn im Vorbeigehen gegrüßt; er hat ihm seinen Gruß mit den Worten erwidert: „Ihr ergebenster Diener, mein Herr!" und dabei jene feste, lächelnde Miene gezeigt, welche wir ja kennen. Der Abbé Effiat ist davon so gerührt geworden, daß er alle Besinnung verloren." Und einige Seiten weiter fügt die Briefstellerin hinzu: „man rühmt in Paris ungemein seine bewunderungswürdige Geistesgegenwart und Charakterfestigkeit." Samstag, am 19ten December 1664, schreibt sie endlich an Herrn von Pomponne: „Gott sey gelobt und gedankt, bester Herr: unser armer Freund ist gerettet; er ist mit dreizehn Jahren durchgekommen, nach der Aussage des Herrn von Ormesson, mit neun nach der Aussage des von Sainte-Hélène; ich freue mich so sehr, daß ich ganz außer mir bin."

Zwei Tage darauf reiste Fouquet in Begleitung des Herrn von Artagnan nach Pignerol ab, wo er sein Leben beschließen sollte, und damit diesem famösen Prozesse ja nichts abgehe, trat Labarpe mit der Versicherung hervor, die Memoiren Fouquets von Pelisson seyen das schönste Denkmal der Gerichtsberedsamkeit im lezten Jahrhundert, und Voltaire, der doch mit seinen Lobsprüchen gewöhnlich nicht allzu verschwenderisch war, verglich diese Memoiren ohne Weiteres mit den Reden Ciceros; in den Augen von Labarpe und Voltaire hatte der Literat Pelisson besonders das große Verdienst, den schriftstellerischen Versuchen mit vielem Glück und Talent eine neue Bahn gebrochen zu haben.

Das leichtsinnige und zu gleicher Zeit doch so ernste achtzehnte Jahrhundert in Frankreich, welches sich für Alles, für die Encyklopädie und die komische Oper interessirte, widmete einen beträchtlichen Theil seiner Aufmerksamkeit und Vorliebe den Kriminalprozessen. Wir verstehen darunter nicht bloß die religiösen Prozesse und Streitereien, welche im Grunde genommen die einzigen politischen Ereignisse jener Zeit ausmachten, wie z. B. die Prozesse des Ritters de la Barre, des Calas, Sirven u. s. w., wo sich zwei Meinungen und Gesellschaftsfaktionen gegenüberstanden; sondern wir meinen besonders die rein gerichtlichen Prozesse, welche keinen andern Nutzen stifteten, als daß sie im Publikum immer wieder die Disputirwuth anfachten, wie z. B. der berüchtigte Morangiès'sche Prozeß, welcher ein unaufgelöstes Räthsel geblieben ist und worin Voltaire gleichfalls eine Rolle spielt; und viel früher der Prozeß des Grafen Horn, wobei man fast königliches, mit vielen Fürstenhäusern Europas verwandtes Blut fließen sah; ferner in den lezten Regierungsjahren Ludwigs XV. jene skandalösen Prozesse, welche das schmachvolle Alter des Marschals von Richelieu entehrten, und jener blutige Prozeß, als dessen Opfer Lally fallen sollte; zulezt gehört noch hieher der beispiellose Prozeß, welcher den Namen der Königin von Frankreich mit den schmutzigsten, unsaubersten Debatten in Berührung bringen und eines der höchsten Häupter des französischen Adels, einen katholischen Kirchenfürsten, mit einer öffentlichen Dirne und einer Beutelschneiderin auf derselben Verbrecherbank zur Schau stellen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, April.

(Schluß.)

Conzert. Seydelmann als Vorleser für Lessings Denkmal. Publikum und Schauspieler.

Von den hiesigen Direktionen erhielt Meddlhammer nur die bereitwillige Zusage, daß ihre Mitglieder bei einer außertheatralischen Vorstellung, wenn er dieselbe arrangiren wolle, mitwirken sollten. Diese kam denn auch, nach vielfachen Bemühungen, zu Stande, ein Declamatorium und Conzert, welches, durch lauter neue Piecen sowohl, als insbesondere deßhalb ein großes und glänzendes Publikum anzog, weil die Mitglieder beider Bühnen, die als Rivale unter sich gelten, hier in freundlichem Vereine zusammen für das gute Werk thätig waren. Aber wie ansehnlich auch die Einnahme war, es ist nur ein fruchtbares Jahr für ein Leben. Und wäre es noch mehr gewesen, es bliebe immer ein Almosen, wo alle unsere Nachbarn den Dichtern und ihren Familien Rechte gewähren. Ob diese je in Deutschland anerkannt werden? — Das Conzert gefiel so, daß es auf vielfache Anforderungen wiederholt werden mußte, und zwar zum Besten des Vereins für hülfsbedürftige vaterländische Krieger aus den Befreiungskriegen. Auch diese Vorstellung entsprach ihrem Zwecke, und die Beiträge flossen reichlich, da man erfuhr, daß die Mittel dieses Vereins erschöpft seyen. Aber diese Krieger haben zum Theil schon ihr 25jähriges Erinnerungsfest gefeiert; die Zahl der Hülfsbedürftigen muß auf natürlichem Wege sich sehr vermindert haben, alle erledigten Posten werden bei gleichen Qualificationen vorzugsweise an Gediente ertheilt, und man fragt sich, ob dieser milde Zweck nicht jezt allein dem Staate als Ehrenlast anheimfalle?

Für Lessings Denkmal wird durch Deutschland gesammelt. Es wird als schlagendes Argument für die Nothwendigkeit angegeben, daß schon zu Zeiten des Schauspielers Großmann (des Vaters der berühmten Bethman, und Verfassers des seiner Zeit berühmten Stückes „Nicht mehr als sechs Schüsseln") kaum Jemand in Braunschweig das Grab des unsterblichen Mannes zu zeigen gewußt. Großmann, empört darüber, schrieb an alle Theaterdirektionen Deutschlands, und forderte sie auf, zum Besten eines Denkmals Vorstellungen zu veranlassen, und von allen erhielt er abschlägliche Antworten. Wenn Seydelmann, der es hier über sich genommen, für denselben Zweck zu wirken, dasselbe Experiment versuchte, würde er die Resultate wie vor fünfzig Jahren erleben. Er hat es vorgezogen, zum Besten der Sache eine öffentliche Vorlesung des Nathan zu veranstalten, die, im Saale der Singakademie, ein wenigstens nicht unerfreuliches Resultat abgeworfen hat. In Berlin ist ein großes, traditionelles Publikum, welches, auch abgesehen von Lessings deutschen Verdiensten, seine damalige Oppositionsstellung gegen die Orthodoxie und Kirche immer dankbar würdigen wird. Die Partien, welche Seydelmann als Schauspieler zusagten, las er mit einer großen, hinreißenden Meisterschaft, andere ließ er fallen. Es wird keinen Vorleser geben, der alle Theile eines großen Drama mit gleicher Trefflichkeit und zur Befriedigung aller Zuhörer vortrüge; doch glaube ich, daß überhaupt die Kunst des Vorlesers nicht mit der Meisterschaft in der mimischen Darstellung Hand in Hand geht. Der beste Advokat ist selten der beste Richter. Der Schauspieler muß, seinem Berufe nach, sich in Rollen vertiefen, und für sie mehr oder weniger einseitig begeistert seyn; die Begeisterung des Vorlesers, wie wir ihn uns denken, und unter den bekannten L. Tieck voransteht, schwebt über dem Kunstwerk; das ganze Drama, in allen seinen Theilen, ist ihm gleich wichtig, und er hebt nicht die Stellen, die wirken sollen, sondern die hervor, welche die Licht- und Wendepunkte zum Verständniß des Ganzen sind. Uebrigens ist zu bewundern, wie Seydelmann die kleinen Störungen seines Organs, die er auf den Brettern durch sein Spiel vergessen macht, auch in der Vorlesung, wo alle künstlichen Mittel ihm abgingen, überwand.

Die Berliner sind von viel treuerer Gesinnung als man auswärts meint. Besonders lieben sie ihre alten Schauspieler; und wenn auch einer mittelmäßig war, durch die Länge der Zeit, und wenn er nur treu aushielt und Gemüth zeigte, konnte er sich zu einem guten Schauspieler verjähren. An seinen Schauspielern, als es noch eine Nationalsache war, nahm der Berliner so gern gemüthlichen Antheil; man warf gern Blicke in ihre Familienverhältnisse, freute sich, wie der so rechtschaffen auskam und so gut seine Kinder erzog, und jener sich besserte, wenn er vielleicht einen ausgelassenen Wandel geführt. Es waren alle gute Bekannte, von diesseits und jenseits der Lampen, man kannte seine Schwächen und lebte und ließ leben. Ich rede freilich von einer alten Zeit, die vorüber ist, aber die neue hat, was das Theater anlangt, noch keinen bestimmten Charakter angenommen. Noch ein Residuum aus jener existirt noch immer, und troz der Kritik, die sich auch schon überlebt hat, hört man noch immer das gemüthliche „unser Beschort" „unser Devrient" u. s. w. Darauf fußend, haben neulich zwei von „Unsern" sich selbst ein Fest gegeben. Die Ehrenmänner und noch kräftigen Veteranen Blume und Wauer, als Don Juan und Leporello seit einer langen Reihe von Jahren unzertrennlich, nahmen von ihren Rollen, denen sie entwachsen waren, feierlich von dem Publikum Abschied. Ihr Ruhm in diesen Rollen war kein durch Verjährung ersessener; im Gegentheil ist man noch jezt einig, daß sich schwer Darsteller finden werden, um sie zu ersetzen. Weßhalb aber das Publikum das mitfeiert, daß sie von diesen Rollen abtreten, und weßhalb es dabei für den Sitzplatz zwei Thaler statt einen Thaler zahlen sollte, würde sich ohne das Vorangeschickte nicht leicht erklären lassen. Aber die Herren hatten vollkommen richtig ihr Publikum gewürdigt, es kam, troz der zwei Thaler, um „seinen" Blume und „seinen" Wauer zum lezten Male in der Rolle zu sehen, und Wauer und Blume sehen ihr großes Vertrauen auf die Anhänglichkeit des Publikums durch ein außerordentliches Benefiz belohnt. Wenn man nach der Ertragsumme schließt, haben die beiden Schauspieler jedenfalls weit besser ihr Publikum geschätzt, als Gubitz, Seydelmann und Rellstab, welche für die Hinterlassenen eines Theaterdichters, für invalide Krieger, und Erinnerungstafeln an Lessing und Ludwig Berger dasselbe requirirten.

Einen interessantern Fremdenbesuch als den des Erzbischofs Dunin aus Posen dürfte Berlin in diesem Jahre kaum erhalten. Was will er? Was soll er? Was wird daraus werden? Endlose Fragen und endloser Stoff für die Conversation. Er wankt, er gibt nach, er steht gradaufrecht, er zeigt die Stirn, heute wird dies versichert, morgen jenes — doch das gehört in die Politik, zur Conversation etwa, daß er polnisch, mit vier Pferden breit vorgespannt, fährt, ein sehr leutseliger alter Mann seyn und sehr schlichte Umgebungen haben soll. Wenn Einige meinten, daß Tholuck aus Halle gekommen sey um ihn zu bekehren, so beruht dies auf einem Irrthum; er hielt seine Predigt zum Besten des Vereins zur Beförderung des Christenthums unter den Juden. Von ausgezeichneten Fremden wird noch der Virtuose Dreischock und einige Andere erwartet. Miß Clara Novello ist schon wieder da.

Beilage: Literaturblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 115.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 14. Mai 1839.

Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet:
Der Wahn ist kurz, die Reu ist lang.

Schiller.

Der Deutsche in Trastevere.

(Fortsetzung.)

24sten November.

Heute, als am Jahrestag meiner Ankunft in Rom, erhielt ich die Anzeige von deiner Vermählung. Du Glücklicher, mögest du es doch bleiben! — und du wirst es! Wohl erinnere ich mich noch deiner Gattin: es war ein liebes, holdseliges Mädchen, ein echt deutsches. Ihr Bild schwebt mir lebhaft vor; ich sehe noch die frommen, unschuldigen Züge deiner Emma, ihre klare, klangreiche Stimme tönt noch in meinem Ohr. Ich erinnere mich, wie sich ihr Antlitz verklärte, so oft sie irgend ein sinnig Wort vernahm, oder den schönen Ausspruch eines unserer Dichter, wie das milde blaue Auge so rührend aufblickte, so oft ihr weiches Herz bewegt ward. Ach, es ist etwas Herrliches um ein reines weibliches deutsches Gemüth! Ein solches gefesselt zu haben, sich von einem solchen verstanden zu wissen, für jedes Wort, jeden Gedanken den verschönten Widerhall im geliebten Munde zu finden, das Leben durch die stille, vorsorgliche Wirksamkeit eines freundlichen Engels verschönt zu sehen — das ist wohl ein hohes, süßes Glück! Du hast es errungen, Otto. Heil dir, Heil dir!

Der Winter ist eingebrochen; schon seit Wochen strömt der Regen; ich vermisse recht oft und schmerzlich die heimliche Wohnlichkeit und Behaglichkeit unseres Nordens. Streit suchte mich neulich in meiner Einsamkeit auf. Er fand mich blaß und kränklich aussehend. Er betrachtete mich oft wie verstohlen von der Seite, es lag in seinen Blicken etwas Fremdes, Scheues; manchmal kam mir's vor, als bemitleide er mich, und das that mir sehr weh. Er reist in einigen Tagen nach Florenz, wohin der längst genesene Vollmar ihm voraus gegangen ist; dann stehe ich wieder ganz allein. Ach, und ich sehne mich so unsäglich nach dir, nach irgend einem treuen, redlichen Herzen, an das ich mich so recht klammern könnte.

Mir ist oft recht trüb zu Muthe. Ich bin ganz anders geworden, menschenscheu, empfindlich. Teresina nennt's Melancholie. Sie will, daß ich mich zerstreuen soll, daß ich sie in's Theater, in Gesellschaften, in die große Welt führe. Sie kann sich in den häuslichen, schweigsamen, brütenden Deutschen nicht finden. Manchmal ist mir's, als verständen wir uns nicht.

Der Abbate ist seit Monaten wieder in Rom. Er schien die veränderte Stellung Teresinas, seit sie meine Gattin ward, nicht beachten zu wollen, und machte seine alten Ansprüche als Leiter und Ordner der häuslichen Angelegenheiten mit jenem, den priesterlichen Gewissensräthen eigenen, schneidenden, gebieterischen Wesen geltend.

Er fand in mir den entschiedensten Widersacher. Es kam zum offenen Bruch. Die Frauen nahmen laut seine Partie. Die längst genährte Bitterkeit quoll über. Er verließ das Haus mit einem vergiftenden Blick auf mich. Der Mensch hat mir bitterböse Stunden gemacht, und noch sind sie nicht verschwunden; ihre Rückwirkung auf meine Arbeit ist nur allzufühlbar. Ich komme um keinen Schritt vorwärts; die Bilder stauden auf der Staffelei ein, meine Kraft ist gebrochen!

Es ist Nacht. Die Pifferari blasen ihre schwermuthige Litanei unter dem Muttergottesbilde; der Wind saust durch die kahlen Zweige, ich will hinaus in's Freie. Draußen im Sturm soll mir wohler werden, denk' ich.

Streit an Vollmar.

25sten November.

Ich habe dir Trauriges zu berichten, das düstere Verhängniß, welches unsern Eberhard ereilte. Mein Auge war Zeuge der unseligen Katastrophe.

Was wir längst ahnten, ist leider nur zu wahr geworden. Das Ehebündniß unseres Freundes war ein übereilt geschlossenes, welches ihn früh oder spät in's Verderben stürzen mußte. Ein Blick in die innern Verhältnisse genügte, um das Elend zu durchschauen. Teresina ist ein gewöhnliches Weib, Italienerin im vollen Wortssinn, ohne Tiefe des Gemüths, ohne geistige Bildung. Unser armer, durch die schillernde Außenseite geblendeter Freund glaubte in dem südlichen, rasch auflodernden Feuer Genialität, in dem raschen Entgegenkommen innige Zuneigung zu sehen; er ließ sich nicht träumen, daß es dem italienischen Mädchen nur um den Gatten, nicht um dessen Persönlichkeit zu thun sey. Die Tante ist eine rohe, gemeine Natur. Beide Frauen standen seit längerer Zeit zu einem angeblichen Onkel, einem Geistlichen, in abhängigen Verhältnissen. Die Welt legte dieser Verbindung die gehässigste Deutung unter. — Du erinnerst dich der freiwilligen Isolirung Eberhards, wie ängstlich er bemüht war, seine Landsleute und Freunde zu meiden, wie er Jeden, der ihn hätte warnen können, floh. Wir kamen zu spät, um den verhängnißvollen Schritt zu hindern. Du kanntest Eberhard, sein zartfühlendes, jeder Gemeinheit widerstrebendes Gemüth, seine strenge Rechtlichkeit, die ihm nicht erlaubte, Ersatz für das Verlorene im frivolen Weltreiben zu suchen, seinen Stolz, der ihm wehrte, das ihm gewordene Loos zu beklagen, irgendwen zum Vertrauten seines Kummers zu machen. Er muß unsäglich gelitten haben. Einer unserer Schriftsteller sagt einmal: „Der Deutsche darf nur die Deutsche zur Gattin wählen; der Fremden gegenüber wird er zum Tyrannen oder zum Sklaven.“ Nirgends ist mir die Wahrheit des Ausspruchs augenscheinlicher geworden als bei den deutschen Künstlerehen, als bei der unseres Eberhard.

(Schluß folgt.)

Die französischen Assisen.

(Fortsetzung.)

Das Publikum las, hörte und erforschte Alles, als ob es das oberste Gericht gewesen wäre, welches alle jene feierlichen Verhandlungen in letzter Instanz zu entscheiden gehabt hätte. Wie viele Worte, welche heute beinahe trivial klingen, übten damals eine magische Gewalt über die Geister und Gemüther, wie viele Ideen, deren scharfes Gepräge das fortwährende Reiben beim Umsatz abgescheuert und abgenutzt hat, waren damals noch blank und frisch, da sie ja eben erst aus der Gedankenmünze gekommen! Selbst in dem strengen gerichtlichen Vortrag finden wir das seltsame Gemengsel von ernsthaften und frivolen Ideen, und den ganzen sonderbaren Doppelcharakter des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich. Es that allerdings Noth, einer in Fäulniß übergehenden Gesellschaft ohne Unterlaß die Bilder eines ruhigen, jugendlichen, glücklichen und reinen Lebens vorzuführen. Mit einem Wort, es war damals die Zeit, wo die Natur und Empfindsamkeit gesiegt hatten und das Reich der ländlichen Tugend und Unschuld auf Erden eingebürgert werden sollte, und Target das Rosenmädchen von Salency in die französische Akademie einführte. Man lese einmal das Plaidoyer Targets in dem wichtigen Prozesse, dessen Streitpunkt war, ob der Gutsherr allein das Recht habe, dem Rosenmädchen die Krone aufzusetzen. „Es gibt einen Ort auf Erden, wo der einfachen, anspruchslosen Tugend noch einige öffentliche Ehrenbezeugungen zu Theil werden: dieser Ort ist fern von der verfeinerten Bildung und dem Luxus der Städte; (zu jener Zeit war es nicht wohl anders möglich, und die Tugend hätte keine Kreisstadt bewohnen können) es ist ein friedliches Dorf in der Picardie. Dort hat sich, trotz aller Revolutionen im Laufe von zwölf Jahrhunderten, eine rührende Feierlichkeit erhalten, welche Thränen auf die Wimpern lockt; ein erhabenes Fest, hinsichtlich seines ehrwürdig hohen Alters und seiner heilsamen Wirkung. Die lautere Pracht der Blumen, womit jedes Jahr die Unschuld bekränzt wird, ist dort zugleich der Lohn, die Aufmunterung und das Sinnbild der Tugend. Auch dort brennt der Ehrgeiz in den jugendlichen Herzen; aber es ist ein milder, erquickender Ehrgeiz (und doch brennt er?): der Kampfpreis ist ein Rosenkranz. Die

Anstalten zu einer öffentlichen Sitzung, der Festpomp, die Menschenmenge, welche dadurch herbeigezogen wird, die Blicke aller Anwesenden, auf die verschämte Jungfrau gerichtet, welche über die ihr angethane Ehre erröthet, die Einfachheit des Preises, die zarte Freundschaft der Mitbewerberinnen, welche, stolz auf den Triumph ihrer Königin, in der Tiefe ihres schuldlosen Herzens die schüchterne Hoffnung bergen, ihrerseits auf den Thron zu gelangen: alle diese Züge zusammen ertheilen diesem einzigen Schauspiel den Charakter des Ehrfurchtgebietenden und Anmuthigen zugleich, welcher alle Pulse beschleunigt und alle Augen mit aufrichtigen Freudethränen erfüllt."

In diesem Tone geht's noch lange fort, und man weiß wahrlich nicht, was man von jenem bukolisch-schwülstigen und prätenziös-sentimentalen Styl halten soll, welcher von einem der ersten Advokaten seiner Zeit der ersten gelehrten Gesellschaft des Königsreichs vorgetragen wurde, und zwar mit großem Ernst, und noch unbegreiflicherer Weise, mit großem Glück. Wenn man jene unverdaulichen Zeilen liest, kann man fast nicht glauben, daß sie von einem Schriftsteller und berühmten Rechtsgelehrten herrühren, der in einem Lande und in einem Jahrhundert lebte, wo Montesquieu und J. J. Rousseau schrieben. Ich will keineswegs gesagt haben, daß man die Rosenmädchen als eine lächerliche und alberne Institution verwerfen müsse; davor soll mich Gott bewahren! Indeß hege ich starken Zweifel, daß sie je einen Advokaten wie Target wiederfinden. Jedes Jahrhundert erfüllt seine Bestimmung, und dieselbe Generation in Frankreich, welche die Periode des Unglaubens und des Scepticismus eröffnen und das Werk von 1789 beginnen sollte, hatte nichtsdestoweniger ihren Aberglauben und ihre Schwachheiten, wie alle vorausgehenden Geschlechter. Der Hauptcharakter der damaligen Zeit ist eine unruhige, unersättliche Neugierde, eine unstete Langeweile, welche sie von Ort zu Ort und von Genuß zu Genuß jagt. Der brennende Durst, Alles zu sehen und zu wissen, muß damals in Frankreich eben so stark gewesen seyn, als heutzutage, wenn es wahr ist, daß man an allen Fenstern des Greveplatzes die „vornehmsten und auf's Eleganteste gekleideten Damen" sah, welche mit gespannter Erwartung den ersten Glockenschlag der Stunde herbeiwünschten, wo der Kopf Lallys fallen sollte. Die Berichterstatter von Hinrichtungen ermangeln nie, den Schauplatz mit einem Kranz schöner Frauen zu schmücken.

Diesen Hang haben die Franzosen selbst im Druck der ersten Revolution nicht verleugnen können, und er äußert sich bei dem gebildetsten Mann der Nation, wie bei dem Kleinsten und Aermsten. Wenn diese Gluth während der Revolutionsstürme sich etwas gelegt und abgekühlt zu haben scheint, so kam es daher, weil im Parterre keine Zuschauer waren, welche der Ver- und Entwicklung des blutigen Dramas beiwohnten, worin Jedermann, Opferpriester und Schlachtopfer, eine Rolle übernommen hatte. Die einzige Epoche, wo der Justizpalast von dem Pariser Publikum verlassen wurde und leer und öde dastand, war das Kaiserreich, wo Napoleon die hundert Posaunen der „Renommée" für seinen eigenen Ruhm und für den Ruhm seiner Soldaten in Beschlag genommen hatte; die gerichtlichen Neuigkeiten waren zu seiner Zeit keine politischen Begebenheiten mehr und wurden nur noch von Wenigen besprochen. Die Restauration gab ihnen ihre ehemalige Bedeutung und Wichtigkeit zurück und benuzte sie bisweilen sogar, um die Aufmerksamkeit der unzufriedenen Gemüther von ernsthafteren Gegenständen abzulenken. Wir erinnern an den famösen Fualdes'schen Prozeß, welcher in einer kleinen Stadt Südfrankreichs um 1817 verhandelt wurde und die hitzigen politischen Leidenschaften auf eine Zeitlang zum Schweigen brachte. Die Bonapartisten und Royalisten vergaßen ihre Fehden, und kaum dachte man noch an die Occupationsarmee der Verbündeten und an die Kammerdebatten; die Mysterien des Bancal'schen Hauses und die Verschwiegenheit der Madame Manson absorbirten beinahe die ganze öffentliche Aufmerksamkeit jenes Jahres, welches für Frankreich in so mancher Hinsicht die entscheidendsten Folgen hatte.

Das Neuigkeitsfieber scheint demnach eine von den unheilbaren Krankheiten des französischen Nationalcharakters zu seyn; in Paris grassirt es ruckweise und tritt nicht bloß bei den Assisenverhandlungen hervor, sondern springt von einem Gegenstande zum andern über. Außer den Assisen hat man in Paris die Oper, die Börse, die Deputirtenkammer, kurz das ganze unermeßliche Hin- und Herwogen des intellektuellen und materiellen Lebens. Die öffentliche Aufmerksamkeit, welche von allen Seiten gereizt und angelockt wird, läßt sich nicht anders festhalten, als wenn man in allen Zeitungen ein außerordentliches Schauspiel ankündigt und genau den Tag und die Stunde anberaumt, wo es angehen soll. Wofern man ihr keine Gewalt anthut, so entschlüpft sie, und mit Verwunderung sieht man, daß sie sich plötzlich dem Polichinell, dem Orangoutang oder der Riesenschildkröte zuwendet. Wie viele Dramen werden am hiesigen Assisenhofe vor leeren Bänken aufgeführt, wozu man anderswo schaarenweis herbeigeströmt wäre! Als Beweis hiefür gilt der Kriminalprozeß des Invaliden David, welcher vor zwei Jahren wegen des Mordes seiner Schwägerin zum Tode verurtheilt wurde, und welcher den Henker auf dem Schaffote ganz militärisch begrüßte, wie er ehemals Napoleon oder seinen Obristen bei der Parade begrüßt. Selbst Lacenaire, der große Raub- und Mordpriester, predigte Anfangs nur vor einem kleinen Zuhörerkreise und hatte die erste Zeit

kein größeres Auditorium als ein Professor der orientalischen Sprachen. Das Pariser Publikum hat ihn allerdings seither für diese Gleichgültigkeit gerächt, und die großen Männer seines Schlages sind fortan gegen diese Inconvenienzen sicher gestellt, denn das Aktienpublikum hat sich bedeutend vermehrt und scheint nunmehr förmlich konstituirt.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, 9ten Mai.

Feier der Enthüllung der Schillersstatue.

So lange unsere Stadt steht, hat sie ganz gewiß keinen schöneren und bedeutsameren Tag gesehen als den gestrigen. Stuttgart dürfte gewesen seyn, was es nie war, reichsunmittelbar, es dürfte durch Jahrhunderte ein eigenthümliches Bürgerleben entwickelt und der großen, lebendigen Akte in Spaß und Ernst unzählige erlebt haben, Reichstage und Concilien möchten sich aus diesen Mauern datiren: die Stadt könnte dann wohl Feste erlebt haben, reicher an bunter Pracht und heraldischem Pomp, aber wohl schwerlich eines, das so gleichmäßig alle Stände, Geschlechter und Lebensalter ergriff und begeisterte. Wohl treibt die tausendköpfige Bellua, Publikum genannt, an verschiedenen Stellen ihres ungeschlachten Rumpfes Köpfe, welche sich an den einem solchen Menschen dargebrachten Huldigungen in verschiedenem Sinne ärgerten; aber die klare Flamme des Enthusiasmus, rein von jedem Gedanken der Selbstsucht, von jedem unlautern Triebe, loderte zu stark und hoch, als daß sie der Folie jener Schatten bedurft hätte, und sie wurden vollkommen vergessen oder verziehen. Es ist wahr, wie die Welt und auch die deutsche Welt einmal ist, vermag keine Haupt- und Staatsaktion, welchen Namen sie auch habe, vermag kein Fest der Kirche so viele Tausende auf Einen Punkt zu treiben und eine nach äußerer und innerer Bedeutung so großartige Feier darzustellen. Mag dies beklagen wer da will: es ist eine Thatsache, es ist unabänderlich und eine Phase der Weltgeschichte, wie jede andere Zeit mit dem eigenen Charakter ihrer Feste.

Wir haben bereits in Nr. 111 den allgemeinen Gang der Hauptfeier beschrieben und halten hier nur eine flüchtige Nachlese. Auf dem weiten Strich, den die Prozession der Gesangvereine zu durchziehen hatte, waren die meisten Häuser mit Laub und Blumen, mit Draperien oder Flaggen geschmückt; hie und da blickte auch die bekränzte Büste des Dichters von einem Fenster auf die Menge herab. Auch fehlte es nicht an Inschriften, die zum Theil Abends beleuchtet wurden. So war in der Eberhardsstraße das kleine Haus ausgezeichnet, das Schiller nach seinem Austritt aus der Akademie als Bataillonsarzt eine Zeitlang bewohnt; es gehörte damals dem Vater des Epigrammatikers Friedrich Haug, dem Professor und nachmaligen Rektor des Gymnasiums, Balthasar Haug, in dessen „schwäbischem Magazin“ 1776 Schiller mit dem Gedicht: „der Abend“ zum ersten Mal auftrat, und der dieses Gedicht mit einer Note begleitete, in welcher der jugendliche Poet als „os magna sonaturum“ bezeichnet wird. — In einer Vorstadt befindet sich ein Gasthaus, über dessen Portal seit einem halben Jahrhundert eine Statue Herzogs Carl von Würtemberg, des Stifters der Carlsakademie, in antikem Kostüme, den Feldmarschallsstab des schwäbischen Kreises in der Hand.

— est l'enseigne d'un cabaret,
Fameux dans la province.

Man kennt das Verhältniß Schillers zum Herzog, der wahrlich kein roi d'Yvetot war, aber streng auf Zucht und Ordnung hielt. Doch gestern schaute sein Bild ganz vergnüglich aus der Nische von Tannenreisig, und über die glatte Stirne zog kein Schatten von Eifersucht, als ihm der Hauseigenthümer über dem Kopfe das Transparent anzündete:

„Den Erzieher führ' ich im Schild,
Uns im Herzen des Zöglings Bild.“

So gewaltig und glänzend der Festzug war, seine eigentliche Poesie erhielt er doch dadurch, daß in ihm alle Classen und Stände, mit Ausnahme weniger an den beiden Extremen der Gesellschaft, in bunter Reihe verschmolzen waren, daß dieselbe seidene Festschleife mit der aufgedruckten Abbildung der Statue hier am feinen Hute saß, dessen Besitzer sich des modernsten Kopfputzes bewußt ist, daneben an der Mütze des ländlichen Handwerkers oder Oekonomen, und dicht dabei am bäurischen Filzdreieck, der ehrwürdigen Reliquie des vorigen Jahrhunderts, mit der es jezt vollends zu Ende geht, nachdem der Glaube an ihre Eleganz schon vor sechzig Jahren, da Schiller in die Welt trat, wankend geworden. Beim Zuge sowohl als während der Enthüllung herrschte die größte Ruhe, und doch war weder von den bewaffneten Wächtern an der Pforte des ewigen Friedens noch von der Polizei etwas zu bemerken. Es thut immer wohl, wenn diese fatalen Sicherheitsapparate an der Dampfmaschine der Gesellschaft dem Auge entzogen sind, und wäre es auch nur ein optischer Betrug. Die Handhabung der Ordnung war, außer dem Bürgermilitär, einem tüchtigen, eigens für diesen Tag aus der Bürgerschaft gezogenen Constabelcorps anvertraut. Die Constabel ließen wohl zuweilen ihre Stäbe ungleich kräftiger spielen als die Polizei gewohnt ist, und beleidigten doch weniger. — Als bei der Enthüllung der Mantel von der Statue fiel, verschmolzen die begrüßenden Stimmen der Anwesenden wie zu Einem Schrei, aber gleich darauf trat allgemeine tiefe Stille ein, und diese war noch weit ergreifender, als die lärmende Begrüßung. Man sah, Jeder war nach der ersten Ueberraschung in die Betrachtung des edlen Kerns versunken, der sich glänzend, ein völlig harmonisches Gebilde, aus der Hülle losgerungen. — Wir sind längst gewohnt, an den jährlichen Schillerfesten das köstliche „Frühlingslied von Ritter und Lindpaintner“ von unserem Schauspieler und Sänger Pezold vortragen zu hören. Es war mit vollem Rechte auch auf das Programm der gestrigen Feier gesezt worden, und es bildete wirklich einen der schönsten Momente derselben. Pezold, von der allgemeinen Begeisterung ergriffen, sang noch ausdrucksvoller als sonst und seine schöne Stimme füllte den ganzen Platz. Wirklich ergreifend war es, als er, ganz allein auf den Stufen des Monuments, das Gesicht hinauf zum Standbilde gekehrt, die Schlußstrophe vortrug:

Doch wenden wir den Blick vom Grabe
Hinauf, wohin sein Geist sich hob,
Der, gleich dem Lenz, so manche Gabe
Des Schönen unserm Geist verwob:
Wir wollen keinen Schmerz erneuen,
Wir wollen uns des Frühlings freuen,
Die Freude ist sein höchstes Lob!

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 116.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 15. Mai 1839.

> Spectent hoc nuptae juxta recubante marito,
> Quod pudeat narrasse aliquem praesentibus ipsis.
>
> Juvenal.

Die französischen Assisen.

(Schluß.)

Nicht ohne Erstaunen bemerkt man, daß seit Kurzem in der höhern Pariser Gesellschaft eine sonderbare Mode aufgekommen und eine heißhungrige Neugierde ausgebrochen ist, welche die elegantesten und nervösesten Damen anspornt, dem traurigen Schauspiel des Assisenhofes beizuwohnen, so oft daselbst eines jener blutigen Melodramen zur Aufführung kommt, deren lezter Akt auf dem freien Platze vor der Barrière Saint-Jacques spielt. Alle diese schönen und vornehmen Damen der Chaussée d'Antin und des Faubourg Saint-Honoré, welche über den schlechten Geschmack der gemeinen Bürgersfrauen lamentiren, welche die Vorstellungen der Porte Saint-Martin, der Gaité und des Ambigu-comique besuchen, legen wohl einen noch viel verdorbeneren Geschmack an den Tag, indem sie die Schau- und Trauerspiele des Justizpalastes mit ihrer Gegenwart beehren. Dieser Zug erinnert an den Kapuziner, welcher jeden Sonntag gegen das übermäßige Trinken predigte und jeden Abend im Rinnstein gefunden wurde, und an die geistreiche Karrikatur von Charlet, welche zwei Frauen aus den niedern Volksclassen in einer Weinkneipe vorstellt, wo sie ihr Gläschen Branntwein schlurfen; eine von diesen Damen hat so eben ihren Schnaps hinuntergegossen und ruft mit verzerrtem Munde aus: „Großer, himmlischer Gott! wie ist es nur möglich, daß die Männer etwas so Starkes trinken können!" — „Ah bah!" sezt sie nach einigem Bedenken hinzu, „tant pis! donnez-moi-z-en encore pour deux sous!" — Man schreit sehr oft über die Grausamkeit und Hartherzigkeit der römischen Frauen (der Leser verzeihe, daß wir das Alterthum zum zweiten Mal citiren), welche die gräßlichen Spiele des Cirkus mit ansahen und kein Auge von den Gladiatoren und von den Thieren verwandten, die sich untereinander erwürgten und zerfleischten; man hat prächtige Phrasen in Versen und Prosa gedrechselt, um die Barbarei der römischen Jungfrauen zu brandmarken, welche die Stelle bezeichneten, wo der Sieger den Besiegten treffen sollte. Wenn man einer Marquise des Faubourg Saint-Germain, oder einer Bankiersfrau des Faubourg Poissonnière den Vorschlag machte, diesen jungfräulichen, unschuldigen Zeitvertreib nachzuahmen, so würden diese empfindsamen Damen nicht heftige Worte genug finden, um ein so schändliches Ansinnen gebührend abzulehnen, und eine halbe Stunde darauf bitten dieselben empfindsamen Damen, während sie zur Beruhigung ihrer schwachen, grausam gereizten Nerven ein Glas Zuckerwasser mit Orangenbluthetropfen trinken, einen jungen Substituten des königl. Prokurators um ein Billet für die Sitzung des Assisenhofes, in welcher

zwei Menschen zum Tode verurtheilt werden, und zwar thun sie diese Bitte mit der größten Kaltblütigkeit, als ob es die einfachste Sache von der Welt wäre. Wenn der Gerichtsschreiber den furchtbaren Urtheilsspruch den Angeklagten abliest, so nehmen diese Damen ihre schildpattenen, mit Gold eingefaßten Lorgnetten zur Hand, um das Gesicht des armen Patienten genau zu prüfen, damit sie ja keine Lippen erbleichen und alle seine Glieder erbeben sehen und die geringsten Muskelzuckungen seines zu Boden geschlagenen Gesichts zu kosten bekommen. In der That, dieses Schauspiel ist ganz allerliebst und köstlich, und recht dazu geschaffen, wahrhaft empfindsame Herzen zu rühren und zu erquicken. Wenn es so fortgeht, so wird es wohl dahin kommen, daß eine Mutter zu ihrer Tochter sagt: „Sey hübsch fleißig, liebes Kind; wenn deine Pensionsvorsteherin diese Woche mit dir zufrieden ist, so nehme ich dich das nächste Mal mit in die italienische Oper, wenn die Grisi auftritt, oder in die Assisen, wenn wieder Jemand zum Tode verurtheilt wird.“

So oft ein wichtiger Kriminalprozeß an die Reihe kommt, wovon die Journale lange vorher viel Lärm gemacht haben, befindet sich der Präsident des Assisenhofs ganz in derselben Lage, wie der Direktor der großen Oper am Abend, wo ein neues Ballet oder sonst ein neues Stück zum ersten Mal gegeben wird: Gesuche, Bitten und Nachfragen um Billets bestürmen ihn von allen Seiten; er muß darnach trachten, sich so einzurichten, daß Jedermann Unterkommen findet. Sogar die Journalisten in Paris haben ihre eigenen Sperrsitze im Saal, wo die Assisen gehalten werden. Diese Sperrsitze sind numerirt und auf derselben Bank angebracht, wo gewöhnlich die Angeklagten sitzen. Bloß zwei Gensdarmen bilden die Demarkationslinie zwischen den Verbrechern und den Redakteuren, wodurch oft unwillkührliche Quiproquos veranlaßt werden, indem z. B. diejenigen, welche das Theater des Assisenhofs sehr selten besuchen, das ehrliche, vollmondlächelnde Gesicht des Redakteur en chef der Gazette des tribunaux mit der Fratze eines verworfenen Bösewichts verwechseln, der die Schwachherzigkeit gehabt, seine ganze Familie umzubringen.

Nie war das Bedürfniß nach erschütternden Scenen ärger, als in diesen lezten Tagen; bei der Mordgeschichte der Rue du Temple, wo nichts als ganz gemeine Raubmörder, öffentliche Dirnen und anderes Lumpengesindel figurirten, hatten die Damen sich des ganzen Gerichtssaals bemächtigt; man sah nichts als rosenrothe Hüte und Hauben mit frischen Bändern und Blumen; es war ein ungemein reizender Anblick. Das Pult des öffentlichen Anklägers war den Blicken der Mörder durch eine dreifache Reihe hübscher Frauen und Mädchen entzogen; und hätte man nicht die unheimlichen, schrecklichen Worte vernommen, welche in diesem Raume ertönten, so wäre man eher auf den Gedanken gekommen, man wohne der Sitzung eines Liebeshofs, als der eines Assisenhofs bei.

Bei jeder einigermaßen feierlichen Audienz, welche durch Reclamen in den Journalen bekannt gemacht worden ist, wiederholt sich dieselbe bedauerliche Erscheinung. Hie und da erhoben sich im Publikum und in der Presse einige entrüstete Stimmen, welche diese traurige weibliche Neugierde schelten; die Präsidenten der Assisenhöfe ermangeln nie, über den großen Zudrang Beschwerde zu erheben, und es gibt doch nichts Leichteres, als diesem Uebelstande abzuhelfen; man brauchte nur den innern Raum der Schranken ein für allemal allen Neugierigen ohne Ausnahme abzusperren. Die schönen Damen würden sich nicht auf die hintersten Bänke unter die Canaille setzen und ihre frischen Toiletten verderben lassen, und damit wäre ein Skandal beseitigt, der jedes Jahr ärger wird. Mehrere Journale, welche von dem Soufflard- und Lesageschen Prozeß Bericht abstatteten, haben behauptet, in dem privilegirten Raum der Assisen habe man eine Menge französischer Celebritäten aus der literarischen und artistischen Welt bemerkt, unter andern Victor Hugo, den Sänger Lablache und den Komiker Monrose. Dieselben Journale meldeten, Mademoiselle Plessis, eine der ersten naiven Liebhaberinnen am Théâtre français, sey die fleißigste Zuhörerin und Zuschauerin jener famösen Melodrame. Man sagt allgemein, Victor Hugo begebe sich im Interesse der dramatischen Kunst oft nach dem Assisenhofe, um die Physiognomie eines zum Tode Verurtheilten in der Nähe und mit scharfer Beobachtungsgabe zu studiren; ein solches Sittenstudium kann allerdings für die leichenähnliche Literatur der Gegenwart eine schöne Ausbeute liefern. — Man erzählt aus der Zeit, wo man die Verurtheilten auf dem Greveplatz räderte (für die moderne vornehme Welt ist es wirklich Schade, daß man das Rädern abgeschafft hat), man erzählt, sage ich, daß ein damaliger Hof- und Edelmann, welcher nie bei dieser Art Belustigung fehlte, am Tage, wo man Damiens räderte, etwas zu spät auf dem Richtplatz eintraf, und da er Eile hatte, sich in die Nothwendigkeit versezt sah, mehrere Gruppen von Neugierigen auseinander zu drängen, um an seinen gewöhnlichen Standplatz zu gelangen. Da die Landreiter den Eindringling fortjagen wollten, so unterbrach der „Monsieur de Paris“ einen Augenblick seine Henkerarbeit und sah nach der Stelle hin, von wo der Lärm kam, der ihn störte; sein Adlerblick erkannte sofort den treuen Standgast, und er rief daher den Gensdarmen zu: „Laissez approcher Monsieur: il est amateur.“ Es steht zu hoffen, daß der heutige Nachfolger des Monsieur de Paris sich eben so höflich bezeigen wird, als sein eben erwähnter Vorgänger, wenn die Notabilitäten der Pariser dramatischen Literatur und Kunst an's oberste Ende der Rue Saint-Jacques hinauskommen, um das interessante

Schauspiel mit anzusehen, welches von Zeit zu Zeit daselbst vorgeht; und wenn der Enkel Samsons Mademoiselle Plessis und Herrn Victor Hugo erkennt, so ist zu vermuthen, daß er den Munizipalgardisten zuruft: „Laßt doch die Herrn und die Dame näher treten; es sind Freunde und Liebhaber zum Besten der Schauspielkunst!"

C. C.

Der Deutsche in Trastevere.

(Schluß.)

Vor wenigen Tagen noch war ich bei ihm; kaum erkannte ich ihn wieder, so bleich, so vergrämt, so geastert war er. Es schnitt mir durch's Herz, den einst so blühenden Jüngling hinwelken zu sehen. Ich forderte ihn auf, mich zu Freunden zu begleiten, in die Galerie Doria; er verwarf Alles mit krankhafter Hast. Kein Gespräch wollte recht verfangen. Als ich ihn auf seine Arbeiten und die größeren Pläne, die ihn einst so mächtig ergriffen, brachte, lächelte er stumm und bitter vor sich hin. Ich fühlte, daß ihn meine Gegenwart bedrücke, und verließ ihn bald.

Gestern Abend war ich in der Gensola. Mehrere Freunde, die ich dort zu finden hoffen durfte, waren des Unwetters halber ausgeblieben. Das wüste Treiben des ungewöhnlich zahlreich versammelten Volks widerte mich an. Ich wollte mich eben entfernen, als Eberhard hastig eintrat. Seine Haare troffen von Regen, er sah noch blasser als sonst und wie verstört aus. Nach dem ersten flüchtigen Gruße sezte er sich schweigend neben mir. Er schauderte vor Frost, und stürzte gegen seine Gewohnheit einige Gläser rasch hinunter. Eine fieberische Röthe überflog bald seine Stirn und Wangen; der Wein hatte die krankhafte Aufregung noch gesteigert. Er befragte mich dringend um Nachrichten aus der Heimath. Die Kunde von der glücklichen Verheirathung seines ältesten Freundes hatte ihn tief ergriffen; seine Lippen strömten über vom Lob und Preis der deutschen Frauen, des Glücks der Häuslichkeit, des schönen Vaterlandes. Die Erkenntniß der Größe des von ihm gebrachten Opfers, um wie Nichtiges er sein Lebensglück vergeudet habe, schien ihn zu überwältigen.

Eine neue Gesellschaft hatte an unserm Tisch Platz genommen, alles Leute aus den niedern Ständen, unter ihnen ein junger, wüster Geselle. Er hieß Antonio mit Vornamen, hatte sich früherhin der Kunst widmen wollen, war aber in niedrigen Ausschweifungen untergegangen. Wir kannten ihn kaum von Ansehen. Mit widriger Vertraulichkeit begrüßte er Eberhard, und befragte ihn nach dem Befinden seines schönen Weibes. Eberhard zuckte kaum merkbar zusammen, nahm den Schein an, die vorlaute Frage überhört zu haben, und redete leise eifrig mit mir weiter. Es war augenscheinlich, welche Gewalt er sich anthue, um seine Empfindlichkeit nieder zu kämpfen. Der Römer schien berauscht zu seyn; statt sich von der kalten Entgegnung zurückschrecken zu lassen, wurde er nur zudringlicher, seine Scherze frecher. Die Absicht, unsern Freund zu reizen, war unverkennbar. Ich mahnte zum Aufbruch. In diesem Augenblick schiebt Antonio Eberharden ein volles Glas über den Tisch zu: „Trink, du lammfrommer Deutscher!" spricht er mit giftigem Hohn, „trink hier aus dem Glase — aus dem Eimer kannst du es ja doch nicht!" — Die Umstehenden brachen in ein schallendes, boshaftes Gelächter aus. Eberhard war außer aller Fassung. „Aus dem Eimer?" stammelte er mit bebenden Lippen, „was soll das heißen?" — „Nun, per Bacco!" lachte Antonio tückisch, „kannst du denn mit deinem vom Priester gehörnten Haupt in den Eimer?" — „Das spricht ein Elender, ein Vassallo!" schreit Eberhard. — Im Nu sind Beide aufgesprungen — der Tisch wird umgestoßen — zwei Messer blitzen — der Römer taumelt getroffen zurück — Eberhard ist verschwunden — Alles das Werk eines entsezlichen Augenblickes. Wild durcheinander hallten die Flüche der Römer, das Rachegeschrei der Wüthenden, der Zeter der Weiber, der Ruf nach einem Priester für den Sterbenden. Fliehende und Verfolgende drängten sich aus dem Zimmer. Mit der Kraft eines Verzweifelnden bahnte ich mir den Weg, stürzte auf's Gerathewohl durch die düstern Gassen. Ein finsterer Schatten flieht vor mir her — ich glaube Eberhard zu erkennen — ihn zu ereilen vermag ich nicht. Er jagt der Ripa grande zu, springt nach dem Ufer, reißt eine Barke los, stößt vom Strande ab. Mein Angstruf erreicht sein Ohr — noch einmal wendet er sich — da schleudert der reißende Strom den Nachen gegen die aus dem Wasser ragenden Trümmer der Horatius Coclesbrücke — der Kahn schlägt um — ich glaube noch eine Hand aus den Wogen auftauchen zu sehen — er ist versunken.

Noch ist Eberhards Leiche nicht aufgefunden worden. Der Römer starb noch in der Nacht an seiner Wunde.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, 9ten Mai.

(Fortsezung.)

Feier der Enthüllung der Schillersstatue.

Am Festmahl nahmen Theil, außer dem Verein und den Magistraten der Stadt, die Söhne Schillers, der Enkel und der Schwiegersohn, Freiherr von Gleichen, die Departementschefs, die Deputationen, die meisten der ausgezeichneten Fremden, und viele hiesige und auswärtige Verehrer

Schillers. Die Stimmung beim Mahle war die heiterste und die ganze Haltung des Tages vollkommen würdig. Viele Theilnehmer sahen sich dabei froh bewegt am Ziele langjähriger Sorgen, an deren Last sie freilich die Begeisterung nie hatte denken lassen. — Von den Reden und Toasten heben wir die folgenden aus. Der erste, vom Präsidenten des Vereins, Hofrath v. Reinbeck, ausgebracht, galt dem Könige, der die Sache des Monuments zu wiederholten Malen auf's Großmüthigste unterstüzt hat. Der zweite war den Manen Schillers gewidmet; Wolfgang Menzel sprach dazu folgende Worte: „Nach der Sitte unserer Väter, beim festlichen Mahle dem Andenken ruhmvoller und geliebter Verstorbenen einen Becher zu weihen, ehren auch wir jezt einen edeln Todten, obgleich er nicht todt, sondern diesseits wie jenseits unsterblich ist, bringen wir den Manen Schillers, dem reinen Lichtgeist, der vielleicht theilnehmend auf diesen Tag der Freude herabblickt, dem edeln Geiste, der sich segensreich in so schönen Werken der Mit- und Nachwelt erschlossen, die göttliche Macht des Gesanges offenbart, eine Fülle der Begeisterung um sich ausgeströmt, alle Herzen auch unwillkürlich für das Bessere schlagen gemacht, und in stürmischer und trüber Zeit auf dem verlassenen Altar des Vaterlands ein heiliges Feuer angezündet hat, das nicht mehr erloschen ist, dem, der seinem Volk und der Menschheit ein guter Genius war und bleiben wird, dem Genius Schillers ein feuriges Hoch!" — Bald schlug Stadtschultheiß Gutbrod vor, die Gesundheit des Vorstands des Schillervereins zu trinken, und überreichte zugleich demselben an der Spitze einer Deputation des Stadtraths und Bürgerausschusses das Diplom als Ehrenbürger der Stadt, mit folgenden Worten: — „Der heutige Tag, an welchem Sie ein lang ersehntes Ziel erreicht, ihre anhaltenden Bemühungen gekrönt, Schillers Denkmal in unserer Stadt enthüllt sehen, wird gewiß zu den schönsten Ihres Lebens, zu den wichtigsten Ihres vieljährigen öffentlichen Wirkens zu zählen seyn. Nicht allein die innere Befriedigung, an der Spitze eines Vereins ehrenwerther, von Schiller begeisterter Männer, ein herrliches Nationalwerk zu Stande gebracht zu haben, das Zeugniß ablegt von der Erkenntlichkeit der Deutschen gegen ihren großen Landsmann, welcher als Beförderer des Schönen und Edeln von den Zeitgenossen bewundert, auch der späten Nachwelt auf dem Wege zum Erhabenen und Würdigen vorleuchten wird, sollte Sie beglücken, sondern es mag auch das allgemeine dankbare Wohlgefallen über jenes Zeichen der Verehrung und Liebe, das heute Tausende von theilnehmenden und edeln Menschen mit Lebhaftigkeit ausdrücken, in Ihrem Innern freudig widerhallen. — Wie könnten die Vertreter von Stuttgart an dem Tage zurückbleiben, an welchem durch die Anordnung und Fürsorge des Vereins die Stadt solch kostbares Denkmal, eine neue bedeutungsvolle Zierde, als Eigenthum erworben, an welchem wir die Ehre, deutscher Nation anzugehören, in erhöhtem Grade fühlen, und ausgestattet werden mit dem Standbilde des ersten Sängers deutscher Zunge, der, entsprossen aus unserm Vaterlande, gebildet in unserer Stadt, den Namen Würtemberg auch in der Dichterwelt mit frischen, unverwelklichen Lorbeern geschmückt hat! — Wenn uns die Erfüllung des Wunsches nicht gegönnt ist, allen Stiftern des Monuments, die zu seinem Entstehen und Vollenden mit Geisteskraft, oder mit Kunstfertigkeit, oder mit andern Gaben beigetragen, insbesondere unsere Dankgefühle bezeigen zu können, so wollen wir durch die sorgfältigste und anständigste Unterhaltung desselben und seiner Umgebung unsere Hochschäzung der Stiftung an den Tag legen, wie wir uns ein Vergnügen daraus machen, die Verdienste des Schillervereins und des einheimischen Liederkranzes, in dessen Mitte der erste Gedanke zu dem nun durch den Verein glücklich vollbrachten Werke aufgestiegen, dankbar zu rühmen, und auf die uns möglichst ehrenvollste Art vornämlich dem Manne, welchen wir als den ersten Repräsentanten der Urheber und Schöpfer des Denkmals anzusehen haben, unsern Dank zu zollen. — Darum wenden wir uns an Sie, den verehrten Vereinsvorstand, mit der ergebensten Bitte: Sie möchten das Ihnen von beiden städtischen Collegien zuerkannte Diplom des Ehrenbürgerrechts von Stuttgart als einen Beweis unserer Erkenntlichkeit für den wichtigen Dienst, den Sie durch Ihren rastlosen Eifer zu Gunsten unseres vaterländischen Denkmals der Stadtgemeinde geleistet haben, annehmen und, wie die verehrten Mitglieder des Vereins, unsere Glückwünsche zur preiswürdig gelösten Aufgabe genehmigen, und noch viele Jahre an dem prachtvollen Werke und dem öffentlichen Wohlgefallen sich erfreuen, das ohne Bedenken als die befriedigendste Genugthuung, als der schönste Dank betrachtet und erkannt werden darf." — Hofrath v. Reinbeck hat diese Auszeichnung in vollem Maße verdient: er hat nicht nur im Allgemeinen durch rastlose Thätigkeit als Vorstand, sondern auch insbesondere durch Talente, welche den übrigen Vereinsgliedern mehr oder weniger abgingen, zum Gelingen des schönen Werks sehr wesentlich beigetragen. — Geheimer Legationsrath v. Kölle, Mitglied des Schillervereins, sprach folgende Worte: — „Die Gesundheit, welche ich auszubringen habe, gilt Allen, welche dem Schillervereine durch Talente, Geldbeiträge und Aufopferung von Zeit zum Vollbringen seines Unternehmens geholfen haben. Gerade die hoch ansteigende Zahl der Beitragenden beweist, daß unser Dichter der volksthümlichste ist von allen. — An die Beitragenden reiht sich eine Anerkennung erfreulicher Art. Heute hat S. k. H. der Erbprinz der Niederlande 2000 Gulden zur Vertheilung unter die hiesigen Armen hinterlegt. Auch diese edle Theilnahme an unserem Feste sey in unser Lebehoch eingeschlossen." — Prokurator Schott, Mitglied des Vereins, feierte die drei Meister des Monumentes, von denen zwei anwesend waren: Albert Thorwaldsen, der das Standbild Schillers erfunden und modellirt, Baptist Stiglmaier, der es in Erz gegossen, Nicolaus Thouret, der es aufgestellt. — Jezt erhob sich Schillers jüngerer Sohn, Ernst, und sprach Folgendes: „Hochverehrte Versammlung, ich spreche im Namen der Familie Schillers, dessen Andenken heute Würtemberg, Deutschland feiern; der Familie Schillers, welche im Geiste ihres verewigten Vaters dankbar die Anerkennung seiner Zeitgenossen und seiner Nachwelt erblickt. — Diesem herrlichen Lande verdankte Schiller die wirkungsreichen Jahre seiner Jugend, und wenn auch der fernere Beruf ihn frühzeitig seiner Heimath entzog, so hatte er doch niemals die innigste Liebe zu seinem Vaterlande verläugnet. — Fest und bieder blieb er ein Würtemberger, auch dann, als schon das gesammte Deutschland ihn den Seinigen nannte. — Würtemberger! an Ihrer Spitze steht ein edler König, der, weise in der Regierung seines Landes, auch den Ruhm eines tapfern, eines großen Feldherrn errungen hat. Und eine ansehnliche Reihe bedeutender Männer ziert dieses Land, sie zieren auch die gegenwärtige Versammlung. Daher sang Schiller mit Recht:

> So manchen Mann, so manchen Held,
> Im Frieden gut und stark im Feld,
> Gebar das Schwabenland.

Es lebe Würtembergs König und sein edles Volk!"

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 117.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 16. Mai 1839.

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch, sie wird mit euch sich heben!

Schiller.
Die Künstler.

Ueber die Quelle, woraus Schiller seinen „Gang nach dem Eisenhammer" geschöpft hat.

Als Festgruß für die verehrliche Versammlung am 8ten Mai 1839.

Von Prof. F. Weißgerber in Offenburg.

Das höchste Ziel der Poesie, wie, streng genommen, jedes sprachlichen Erzeugnisses, muß geistige und sittliche Ausbildung seyn; der wahre Dichter soll, wie schon Paulus Manutius so schön dargethan, nicht nur auf das durch den Wohlklang seiner Verse und die Lieblichkeit seiner Bilder zu gewährende Vergnügen, sondern auch, und ganz vorzüglich, auf Förderung der Liebe zur Tugend, auf Bekämpfung der Herrschaft des Lasters, das heißt auf Veredlung des Willens, auf sittliche Emporhebung des Menschengeschlechts vermittelst der Zauberklänge seiner Dichtung bedacht seyn. Wer möchte dies leugnen, ohne der Poesie ihre höchste moralische Weihe, das heilige Feuer, das ihr inwohnt und woraus die Sterblichen in den Stürmen des innern und äußern Lebens, nach dem Kampf und Siege der Leidenschaften wieder Licht und Wärme für edle Bestrebungen schöpfen, auf eine heillose Weise rauben zu wollen?

Daher gehören die wahren, ihrem hohen Berufe gewachsenen und treuen Dichter unter die erhabensten Bildner der Menschheit. Poeten aber, welche die ihnen durch Natur und Bildung gewordenen Kräfte zu unsittlicher Tendenz, zur Herabziehung der Menschheit zu rohen, mehr thierischen Genüssen mißbrauchen und, wie es leider in der jüngsten Zeit, mit Nachahmung vieler und häßlicher Beispiele aus Frankreich, selbst in Deutschland, dem Lande der Sittlichkeit, versucht worden ist, gewissermaßen den Thierdienst zu predigen und das animalische Element auf den Altar zu heben, solche Poeten sind als moralische Giftmischer in der menschlichen Gesellschaft zu betrachten, da sie durch eine Seite ihrer Dichtwerke Tausende von jungen Seelen zu verderben im Stande sind. Schiller ist dieser so erhabenen und für die Menschheit so wohlthätigen Mission des Dichters stets treu geblieben. Die heiligste Liebe zur wahren, gesetzlichen Freiheit, warme Liebe zu seinen Mitmenschen, die zarteste und festeste Freundschaft waren in seinem Leben wie in seinen poetischen Erzeugnissen die leitenden Elemente.

Ob auch dem auf der Höhe der Ideen stehenden Dichter für sich — in Leben und Dichtung — nicht alle Formen des nun in den Ländern praktisch gewordenen christlichen Kultus als nöthig oder geeignet erschienen, so ist es doch gewiß, daß das Wesen des Christenthums in seinem Leben wie in seinen Schriften von ihm heilig gehalten und gehegt wurde, und daß er wohl mehr als Tausende von Pfarrern aller christlichen Confessionen um

Verbreitung und Feststellung echtchristlicher Gesinnung in deutschen Landen sich verdient gemacht hat. Die Liebe ist, nach dem Ausspruche unseres Religionsstifters durch den Mund seines Apostels, das Gesetz, und diese hat der edle Schiller in so hohem Maße, als nur noch etwa Herder und Jean Paul, in Leben und Dichtung der Menschheit bewahrt. Darum Liebe um Liebe! — Unter den Gedichten aber, in welchen Schiller den religiösen Glauben an die Liebe Gottes zu den Menschen und an eine leitende und schützende Vorsehung so erhebend, wärmend und tröstend darstellt, gehört meines Bedünkens vorzüglich der Gang nach dem Eisenhammer. Wie überhaupt, so ist es auch speziell hier interessant, die Veranlassung zu diesem Gedichte, oder die Quelle, woraus der Dichter den Stoff entnahm, kennen zu lernen.

Was Schiller in dieser Ballade darstellt, ist ganz und gar, von Anfang bis zu Ende, ein geschichtliches Faktum, das er auf's Glücklichste und Schönste in ein poetisches Gewand gekleidet. Nur die einzelnen Momente sind mehr entfaltet und ausgebildet; hinzugethan hat er zum Thatbestande keines. Gian Antonio Bianchi, der in seinem Drama: Il Don Alfonso das nämliche Sujet behandelt hat, behauptet,* der Vorfall werde von vielen gewichtigen Geschichtschreibern übereinstimmend (concordamente) erzählt; Vasconcello aber stelle ihn also dar:

„Ein durch des Neides scharfe Stacheln geplagter junger Höfling, weil nämlich die Königin Elisabetha in Unterstützung der Armen häufiger von der Thätigkeit und der Dienstwilligkeit eines andern, trefflich gesitteten Edelknechts Gebrauch machte, zeigte als gewissenloser Verleumder gerade diese Thatsache, als die Treue der Königin verdächtigend, dem Könige (Dionysius von Portugal) an. Demzufolge befahl dieser den beim Schmelzofen (ob zu Lissabon oder Coimbra, ist ungewiß) arbeitenden Dienstleuten insgeheim, sie möchten denjenigen, welchen er zuerst als Boten zu ihnen senden würde, augenblicklich zum Verbrennen in den glühenden Ofen werfen. Darauf wurde der schuldlose Jüngling zu dem ihm bestimmten Feuertode abgeschickt; zufällig eilte er, als, wie dies zu geschehen pflegt, in dem benachbarten Tempel das Glöcklein das Zeichen zur Anbetung der heiligen Eucharistie gab, dahin, und verweilte, da mehrere Meßopfer dargebracht wurden, nach der väterlichen Anweisung und zu seinem Heile lange Zeit allda. Der König, vor Begierde brennend, den Ausgang zu erfahren, schickte gerade jenen Verleumder und Betrüger eben dahin ab. Sobald die Knechte beim Schmelzofen des Königs Zeichen erkannt hatten, fielen sie, dem Befehle gemäß, den Menschen sogleich mit Zangen an und warfen den mit Händen und Füßen Widerstrebenden und unter Geheul und Wehklagen des Königs Hülfe Anrufenden in den glühenden Schmelzofen, den gefräßigen Flammen zur Beute. Als dieses der König vom ersten Boten erfuhr, da stand er, von Staunen und Bewunderung ergriffen, daß nach göttlichem Rathschlusse der verwerfliche Plan seinem Urheber zum Verderben gereicht und der Himmel selbst den angetasteten Ruf der heiligsten Elisabeth durch das verderbenbringende Feuer gereinigt hatte."

So lautet die Erzählung bei Vasconcello, in dessen Thaten und Schicksalen der Könige von Portugal, Kapitel VIII., Nr. 15. Daraus ist klar zu ersehen, daß unser Schiller zu diesem herrlichen, im höchsten Grade poetischen Stoffe nichts hinzuzufügen, ja nicht einmal die Ordnung und Folge der Handlungen zu ändern nöthig fand; nur den Schauplatz hat er verändert und die einzelnen Punkte trefflich ausgebildet und in Zauberklängen dargestellt.

Das nämliche Sujet ist, wie oben schon bemerkt, von Bianchi als Drama, nur eines Breitern und mit zu langen Excursionen von Seiten der erzählenden Personen, behandelt worden. Der Einsender dieses hat bereits einen nicht unbedeutenden Theil des Stücks in sechsfüßigen Jamben übersezt und gedenkt das Ganze zu übertragen, weil er der Meinung ist, daß dieses Drama, fast ein Jahrhundert vor Schillers Ballade auf das nämliche Thema gebaut, als Seitenstück zu Schillers Gedicht und zu dem nach lezterem bearbeiteten deutschen Schauspiele, nicht ohne Interesse für die des Italienischen nicht kundigen Freunde eines der größten deutschen Dichter und eines der seelen- und liebevollsten Menschen aller Zeiten seyn dürfte. — Dank, Liebe und Verehrung auf ewige Zeiten seinem Namen!

Ich schließe mit der, durch die Gerechtigkeit gebotenen Bemerkung, daß Oberamtmann Gißler in Triberg, ein klassisch gebildeter und seine Mußestunden mit dem glücklichsten Erfolge dem Studium der neuern Sprachen widmender Beamter es ist, der mich zuerst auf diese Stelle Vasconcellos aufmerksam machte, und daß folglich ihm das etwaige literarische Verdienst dieser Kunde zuzuschreiben ist.

Nachträgliche Bemerkungen über Daguerre's Erfindung.

Von Dr. Nürnberger.

Die außerordentliche, jezt wahrscheinlich noch ganz unberechenbare Wichtigkeit der Daguerre'schen Erfindung,

* In seinem der genannten Tragödie — Il Don Alfonso — vorgesezten Avviso a' lettori, Seite 163 der römischen Ausgabe von Bianchis Werken.

in Verbindung mit einem laut gewordenen Zweifel gegen die astronomischen Hoffnungen, die wir davon hegen und in diesen Blättern (Nr. 71) ausgesprochen haben, zwingt uns, im Interesse der Leser, denen an einer gründlichen Einsicht gelegen ist, abermals darauf zurückzukommen.

Jene angefochtene „astronomische" Hoffnung, welche wir, ohne darum weniger dankbar für die belehrenden Einwendungen zu seyn, die uns ein würdiger Gelehrter* dagegen zukommen läßt, gleichwohl keineswegs aufgeben mögen, betraf die Abbildungen des Mondes mittelst der Daguerre'schen Camera obscura. Wenn das Licht eines Körpers selbst, sagten wir, das Bild dieses Körpers auf der Daguerre'schen Platte in ähnlicher Weise wie in einem Spiegel entwirft, so kann man natürlich keine treuere Darstellung erlangen; die Abbildung muß, der Natur der Entwerfungsart gemäß, Alles und Jedes, auch das kleinste Detail des Originals, enthalten; und wenn jene Abbildung auch noch so viel kleiner als dieses Original ausfällt, so wird man doch durch das Mikroskop gewiß Alles und Jedes darauf wieder finden, gleichwie ein selbst viel kleineres Spiegelbild doch ganz gewiß jeden Zug der sich spiegelnden Person enthält. Diese Analogie wäre schlechterdings ohne alle Einwendung, wenn sich das Bild auf Daguerre's Platte auch eben so ganz augenblicklich wie das Spiegelbild ausbildete. „Allein," wendet man uns eben ein, „um auf Daguerre's Platte ein dem Spiegelbilde an Treue ganz gleichkommendes Bild eines Gegenstandes zu erlangen, braucht, den bisherigen Erfahrungen gemäß, das Licht dieses Gegenstandes vielmehr doch immer eine gewisse Zeit, und die Erfahrung hat daher auch gezeigt, daß Gegenstände, welche nicht in vollkommener Ruhe waren, so daß sich die von ihnen ausgehenden Lichtstrahlen, wenn wir so sagen dürfen, in dieser bedingten Zeit nicht ruhig genug einzeichnen konnten, ein unvollkommenes Abbild von sich entwarfen."

„Nun befindet sich aber," fährt unser astronomischer Opponent fort, „der Mond (um vorläufig bei diesem stehen zu bleiben) nicht in jener verlangten absoluten Ruhe, sondern verändert allaugenblicklich den Stundenwinkel, die gerade Aufsteigung, Abweichung, Parallaxe, Refraction, den scheinbaren Halbmesser und, in Bezug auf jeden seiner einzelnen Punkte, den Winkel des mittleren Meridians mit einem festen Kreise der Sphäre, die beiden Coordinaten des Punkts rücksichtlich auf die Mitte, so wie endlich die Erleuchtungsgrenze. Man begreift im Allgemeinen sogleich, daß, in Folge aller dieser Ortsveränderungen, wofern das Daguerreotyp denselben nicht gleichzeitig folgen kann, das Licht anderer Punkte der Mondoberfläche auf die Punkte der unterdeß unbeweglich gebliebenen Platte fallen und das Bild undeutlich machen wird."

„Nach den (ersten) Mittheilungen Aragos über die Anwendung des Daguerre'schen Verfahrens zur Erhaltung von Mondbildern, sind dazu zwanzig Minuten erfordert worden; und die Rechnung (in deren Detail ich hier nicht weiter eingehe) lehrt, daß jene Ortsveränderungen für diese Zeit (ja, in manchen Fällen auch für eine noch geringere) einen Fehlereinfluß von mehr als $\frac{1}{10}$ Sekunde für die Lage des Gegenstandes haben, wogegen man bei teleskopischen Beobachtungen auf eine Genauigkeit rechnen kann, die sich auf Zehntheile einer Sekunde erstreckt. Dabei wird immer noch vorausgesetzt, daß man der Daguerre'schen Camera obscura vermittelst eines Uhrwerks eine sogenannte parallactische Aufstellung gegeben habe, wodurch die Maschine der scheinbaren Bewegung des Mondes von Morgen gegen Abend folgt, ja wohl selbst den Einfluß der Veränderung in Rectascension ausgleicht." — „Hiernach also," schließt unser Opponent, „darf für Mondkarten vom Daguerreotyp eine größere Genauigkeit als durch das bisherige Verfahren nicht erwartet werden."

In dieser Behauptung scheint mir eine petitio principii zu liegen: die Voraussetzung nämlich, daß nun auch gerade „zwanzig Minuten" als Zeitminimum zu Erlangung eines Mondbildes durch das Daguerreotyp erforderlich seyen. Denn da, ausgegebenermaßen, der Einfluß der allgemeinen und eigenen Bewegung der Himmelskörper, als der bedeutendere, durch eine besondere sorgsame Einrichtung bei parallactischer Aufstellung des Instrumentes ausgeglichen werden kann, so würde es also nur noch darauf ankommen, die Ausführung des Bildes auf eine Zeit beschränken zu können, für welche die übrigen Einflüsse, ohne Nachtheil für die beabsichtigte Deutlichkeit, zu vernachläßigen wären. Steht dies zu erreichen, so fällt offenbar die ganze Einwendung weg.

Nun sagt aber zuvörderst der sehr gründliche Commissionsbericht über diese wunderbare Erfindung, daß alle bis jetzt dadurch erlangten Resultate, wie ganz außerordentlich dieselben schon seyen, doch nur erst der dunstigen Luft Frankreichs ihren Ursprung verdankten, und daß unter einem Himmel, wie z. B. der Himmel Egyptens, Syriens, wo die Gestirne mit einem ganz andern Glanze glänzen, und wo ihr Licht also eine viel energischere Wirkung ausübt, auch nothwendig ein ganz anderer, schnellerer Erfolg davon erwartet werden dürfe. Uns däucht, daß es zu Erlangung einer mikroskopisch genauen Mondkarte schon der Mühe verlohne, ein Daguerreotyp unter den Sternenhimmel Egyptens zu versetzen.

Ferner aber führt Arago in demselben Berichte an, daß Daguerre sein Mondbild schon bei Anwendung einer nur schwachen Linse erlangt habe; was steht also erst

* Der wackere Mondtopograph Mädler.

von einer weiter getriebenen Verdichtung des Mondlichtes zu erwarten, da die Empfindlichkeit des Daguerre'schen Reagens dafür einmal entschieden ist? Hier ist noch gar keine Grenze anzugeben, da es sich nicht mehr um eine Vergrößerung vermittelst der Linse, sondern um eine chemische Lichtwirkung handelt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, 9ten Mai.

(Fortsetzung.)

Feier der Enthüllung der Schillerstatue.

Hofrath von Reinbeck hatte im Namen des Vereins die fremden Gäste herzlich begrüßt; Professor Welker aus Freiburg sprach darauf mit gewohntem Feuer die folgenden Worte: — „Es sey mir vergönnt, für die von dem verehrten Vorstand des Schillervereins ausgesprochene freundliche Bewillkommung in meinem und meiner Collegen Namen herzlichst zu danken. — Indem ich es thue, schlage ich dieser so ausgezeichneten Versammlung einen Trinkspruch vor: Ich möchte trinken zu Ehren der schwäbischen Dichter, der frühern und der gegenwärtigen. Daß wir sie leben lassen, ist gewiß nicht mehr als billig: sie lassen uns leben. Aus den ewigen Quellen des Guten und Schönen hervorblühend, erwecken und adeln ihre unsterblichen Schöpfungen alles bessere Leben in uns: Poesie ist Leben, und das höchste Leben ist Poesie. Sie lassen aber vor Allem auch dasjenige leben, was uns allen, was jedem würdigen Deutschen das Höchste und Theuerste ist auf Erden, unser deutsches Vaterland. Deutsche Liebe und deutsche Treue, deutsche Würde, deutsche Freiheit und Ehre, wo lebten und blühten sie wohl jezt noch reiner, fröhlicher und kräftiger, als in unserer deutschen, und vor allem auch unserer schwäbischen Dichter herrlichen Gesängen? durch welche unzerreißlicheren Bande würde die Einheit aller deutschen Bruderstämme gefestet, als durch die göttlichen ihrer unsterblichen Genien? Ihrem Wesen nach das reinste, veredeltste Vorbild und Abbild alles höhern Lebens, möge die Dichtung, möge die deutsche Dichtung überall auch wiederum zur Wahrheit werden in unserem Leben, zur Wahrheit in einem stets herrlicheren Leben unserer großen deutschen Nation, in deutscher Männerfreiheit und brüderlicher Einheit, in unseres Volkes Blüthe und Macht, Würde und Ehre! So mögen unsere Gläser erklingen zum fröhlichen Hoch für die schwäbischen Dichter, und damit ich nicht trenne, was Gott verband, zum Hoch für die schwäbischen Sänger und Sängerinnen."

Besondere Theilnahme erregte der Schotte Bruce, der Uebersetzer des Don Karlos, den allein die Liebe zu Schiller hieher geführt hatte. Im Umgang drückt er sich ganz gut deutsch aus, so fertig, daß man wohl sieht, wie er aus unserer schweren Sprache ein besonderes Studium gemacht hat. Hingerissen vom allgemeinen Enthusiasmus, unternahm er es, die ganze Versammlung anzureden, und hier fand er nun freilich zahlreiche Hindernisse. Aber der Lachkitzel, der uns sonst immer befällt, wenn wir unsere Sprache in nur etwas fremdartigen Tönen und Formen hören, verging in Rührung, als Bruce mit strömender Beredsamkeit versicherte, daß mit ihm viele seiner Landesgenossen in Schiller den reinsten Dichter germanischen Stammes verehren und lieben.

Professor F. Baur aus Mainz (er und v. Schnakenburg auf und zu Kunda in Esthland waren als Deputirte der Stadt Mainz erschienen) sprach in Erwiderung auf die den fremden Gästen gebrachte Gesundheit unter Anderm Folgendes: „Wer unter den auswärtigen Gästen wäre nicht durchdrungen bei dem Schauen so vieles Schönen, Guten und Herrlichen? wessen Sinn nicht lebhaft ergriffen von der schwäbischen, biederherzigen Aufnahme? wer ahnte und erfaßte nicht die tiefere Bedeutung all des Großartigen, wovon unser Auge und Ohr Zeuge gewesen sind und noch sind? Wir sind, zum großen Theil, aus ziemlicher Ferne hierher gekommen, um vor aller Welt mit Mund, Geist und Herz dem Unsterblichen an seinem feierlichsten Gedächtnißtage zu huldigen, dabei aber auch die hehre Schöpfung des Kunstgenius zu schauen und zu bewundern. Aber, wie immer an alles Gute, so knüpfen sich auch hier an die Kunstgebilde von Erz, der Töne und der Rede noch manche andere, neue, wichtige Bande. Das alte Wort: „das Schöne zum Guten!" oder, wie ein gelehrter Kirchenvater es vor vierzehn Jahrhunderten ausdrückte: „pulchrum splendor boni," bewährt sich am heutigen Feste, wie vor zwei Jahren in dem altehrwürdigen Mainz, welches mich hierher gesendet: wir ehren die hehren Todten, wir freuen uns des Schönen in seinen verschiedenen großartigen Formen, und darüber verschmelzen unsere Gefühle immer mehr und immer inniger zu Einem begeisterten Gefühle und Gedanken. Es ist das Gefühl und der Gedanke, daß wir Alle Deutsche sind, Brüder Eines Stammes, Genossen derselben Hauptgeschicke, Kinder derselben Hauptentwicklungen des Charakters und Geistes. Wie sonst Jerusalem und Olympia als Nationalvereinigungspunkte weithin in die Lande und Gemüther ihrer Völker glänzten und segensvoll wirkten, so glänzen und wirken heut zu Tage die Musik- und die Monumentalfeste weit hinaus in die deutschen Lande und Gemüther. Durch das Morgenthor des Schönen dringet und ist bereits gedrungen der Strahl der deutschnationalen Selbsterkenntniß."

Unterdessen feierten die Gesangvereine ihr besonderes Nachfest auf dem Schillerfelde vor dem Königsthor mit Reden und Gesängen, wobei unter andern Gustav Schwab das in Nr. 112 dieser Blätter mitgetheilte Gedicht vortrug. Auch hier war der Zudrang des Volks ungeheuer, und doch wimmelte zugleich die Stadt von Menschen und außer dem Theater waren alle öffentlichen Gärten gefüllt. Auf allen Gesichtern war die innigste Freude zu lesen; man fühlte, daß der herrliche Tag, den die Frühlingsnatur selbst mit der lachendsten Miene mitfeierte, in Aller Leben mit unverwischbarer Marke sich einzeichnen müsse. — Von Anfang bis zu Ende spielte sich das schöne Fest ohne den geringsten Unfall, ohne die mindeste Unordnung in der vorher bestimmten Weise ab; unberechnet war nur die Tiefe des Eindrucks, unvorhergesehen nur so manches schöne Gefühl, so manches glückliche Wort, das die Begeisterung hervorrief.

Tausende aus dem Süden von Deutschland, Einzelne aus allen Provinzen haben am 8ten Mai Schillers Erzbild mit Jubel begrüßt. Sie können es bezeugen, daß unsere Stadt das Geschenk Deutschlands, das ihr ein so bedeutungsvolles Wahrzeichen verleiht, zu würdigen wissen wird. Sie mögen es auch bezeugen, daß die Versuche übelberathener Eiferer, die allgemeine Freude zu verbittern, zwar nicht unbeachtet geblieben sind, aber nicht nur ihren Zweck verfehlt, sondern sogar auf eigenthümliche Weise zur Erhöhung und Einigung der Gefühle beigetragen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 118.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 17. Mai 1839.

Wie ringsumher der Maler sich bemüht
Und euern Blick von Bild zu Bilde zieht,
Da, was euch einzeln sonst gefesselt hielt,
In Einem Kreise hundertfältig spielt!

Goethe.

Der Saal zu Würzburg.

Einer der schönsten Säle im Bau- und Dekorationsstyl Ludwigs XIV. ist in Deutschland der Saal im Schlosse zu Würzburg. Ich zweifle selbst, ob es in Frankreich, in Italien schönere Säle gibt. Man kann Vieles gegen den Styl selbst einwenden, man kann ihn bizarr, überladen, gesucht, kapriziös und sonderbar nennen; wenn man aber diesem Genre in der Art, mit Gold, Farben, Stuck und Schnitzwerk umzugehen, eine gewisse Vollendung zugesteht, so ist das Siegel dieser Vollendung offenbar dem Saal zu Würzburg aufgedrückt. Auf den ersten Blick steht der Beschauer gefesselt und bezaubert. Es ist ein Reichthum, ein Glanz, eine fast bacchantische Lust in tausend Schlangenkrümmungen und barocken Formen. Die Malerei rauscht in dem ganzen muthwilligen und doch dabei feierlich grandiosen Gepränge ihres glänzenden Zuges daher. Genien flattern um die Ecken, Priesterröcke werden im Sturm geweht, prächtige Schleier und Königsmäntel; zwischendurch nackte Götter und Göttinnen, die aufgehende Sonne, die Sterne, Wolkenzüge, die sich mitten in eine prächtige Colonnade drängen, Porzellanvasen und Satyrmasken. Alles das ist ein poetisches Chaos. Die Kunst, überdrüssig der antiken Ruhe und des pathetischen Gleichmuths, wirft sich mit dem ganzen Feuer jugendlicher Ausgelassenheit in ein Meer brausender, im Champagnerschaum durcheinanderwirbelnder Formen und Figuren. Eine Inkonsequenz treibt die andere, eine lustige Tollheit spielt mit der andern, und Alles ist mit Gold aufgeputzt, und Alles schleppt einen langen Pfauenschweif der buntesten Farben hinter sich her. Während man noch ernsthaft über diese Muschel nachsinnt, aus deren Innern ein Blumenstrauß gleitet, der wieder seinerseits einen geflügelten Knabenkopf ausspeit, lacht vom Kapitäl einer corrumpirten dorischen Säule ein mit Schönpflästerchen und mit einer Perrücke um die gewundenen Hörner gezierter Satyr herab, und dicht an ihn lehnt sich eine weinende Nymphe, irgend einen gefallenen Helden betrauernd, der über ihr im Bilde hängt, mit einem Paar aus Gips gebildeten Fahnen überhängt. So erhebt sich vom Boden an, unmittelbar aus dem Holzschnitzwerk emporsteigend, ein Arabeskenstrahl, der abwechselnd possenhaft, muthwillig und erhaben sich bis oben an den Plafond schwingt.

Wahrlich, es gibt keinen amusanteren Baustyl, als der ist, den wie jetzt „Rococo“ nennen und halb belachen, halb bewundern, weil, trotz des Barocken und Possenhaften, dennoch eine Würde, ein Glanz aus all diesem Figurenchaos hervorgeht, der Erstaunen erweckt. Man sehe den Saal zu Würzburg.

Es würde ein eigenes Buch erfordern, ihn zu beschreiben, ein solcher Reichthum von Skulptur, Malerei

und Schnitzwerk ist daran verschwendet, und dennoch ist Alles an seinem Platze. Eine geheimnißvolle Figur ist wie ein Zauberschlüssel allen andern zu Grund gelegt; dieser Schlussel ist gewiß sehr einfach, allein es ist sehr schwer, ihn zu errathen in den tausend und aber tausend Windungen und Schnörkeln, Vergoldungen und Farbenzierden, unter denen er sich versteckt. Ist es die einfache Muschel? Ist es die Form des Schenkelbeinknochens? Ist es das S? Wer kann diesen Caprizzios in Gips nachspüren, wer diese kleinen Farben- und Formcharaden lösen, wer diese alte Handschrift architektonischer Thorheit entziffern? Genug, sie ist da, eben so wirklich, als die gelehrte Linie der Griechen und das Dreieck der Byzantiner. Und ist sie am Ende nicht auch schön? Paßt sie nicht mehr für unsern Norden als die Säulen Hellas, diese trockenen, langweiligen Säulengänge ohne Ende, zwischen welchen Wolken von Schneegestöber durchbrausen? Gebt uns in unsern Zimmern die bunten Farben, die schönen Götter, die gekrönten Könige und die nackten Amoretten, gebt uns das Gold und die hellen Spiegel — Alles das ist uns lieber als eine einfarbige griechische Wand, bemalt mit einem zehn Zoll langen und breiten Wandgemälde aus Pompeji, wo eine kalte und steife Gruppe die Flöte bläst oder opfert; und unter diesem Gemälde ein Sopha der Aspasia, trocken und gelehrt zusammengesetzt und unbequem für jede der ruhenden Stellungen des müßigen Lebens des neunzehnten Jahrhunderts. Was mich betrifft, ich bitte mir den Armstuhl der Pompadour aus, diesen weichen, eleganten, nachgebenden Polsterthron, geschaffen, um darin die amusanten kleinen Gedichte Gressets zu lesen und über die Träumereien Rousseaus zu lächeln, anstatt daß man mir jezt einen harten Stuhl hinsezt, geschnizt nach den Flarmannschen Umrissen zur Ilias, und mich zwingt, darauf sizend über den „besten Staat" nachzudenken. Verwünschte Zumuthung, lächerliche Inkonsequenz der Arroganz und der Genußsucht unserer Zeit!

Doch wieder zurück zum Saal zu Würzburg. Eine prächtige, in braunem Holz mit Gold reich geschmückte Flügelthüre, die dreimal die Höhe unserer jezt gebräuchlichen Thüren mißt, öffnet sich feierlich und führt dich, mein Leser, auf den alten Schauplatz des Glanzes und des Gepränges der Fürstbischöfe von Würzburg. Nimm deinen Hut ab: er hat sich, ohne daß du es ahnest, in einen jener kleinen dreieckigen Hüte verwandelt, die man bequem unter'm Arm trägt. Dein Rock ist nicht mehr derselbe: die Schöße und die Taille haben sich verlängert, ein seidenes Beinkleid, eben solche Strümpfe und Schuhe mit blitzenden Steinschnallen schimmern dir entgegen. Das ist das Kostüm, in dem man in der eilften Morgenstunde geistlicher Hoheit aufwartet. Du bleibst in erwartungsvoller Stille am Eingang stehen. Der ungeheure Saal mit seinen unzähligen Bildwerken und Figuren flimmert ungewiß vor deinem Auge; du erkennst nur am Plafond die prächtigen Flügelrosse, die einen Sonnenwagen ziehen, du erkennst die Audienz des Kaisers, die Fürsten, die seinen Thron umstehen; aber unbekannt ist dir das Heer von Gestalten, die sich in zahllosen Gruppen auf Säulenabsätze, Gesimsevorsprünge, Pfeilerknäufe lehnen. Du hast auch nicht Zeit, die Pracht der Gewänder, den wahrhaft blendenden Glanz des Wagens zu bewundern; nur der Reiz einiger schönen Frauen zieht dich unwillkührlich an, die vom Plafond herab dir ihre weißen Arme entgegenstrecken. Du erschrickst fast über die junge Nymphe, die sich mit übergeschlagenen Beinen auf dem äußersten Vorsprung schaukelt; jeden Augenblick fürchtest du, sie werde herabfallen, doch sie fällt nicht. Der neckische Künstler, der sie malte, hat das leichtsinnige Kind mit Absicht dem Fall so nahe gerückt.

(Fortsetzung folgt.)

Nachträgliche Bemerkungen über Daguerre's Erfindung.

(Schluß.)

Endlich ist ja die Natur dieses Daguerre'schen Reagens bis jezt vollkommen unbekannt, so daß noch gar nicht entschieden werden kann, ob seine Empfindlichkeit für das Licht, wovon doch die Schnelligkeit der Bilderzeugung abhängig ist, nicht auch noch einer Steigerung fähig sey. Nach den Erzählungen eines, mit der Schnellpost von Paris nach Petersburg bei mir durchgereisten jungen französischen Gelehrten, soll diese Vervollkommnung der Erfindung von dem noch immer ununterbrochen darum bemühten Erfinder unterdeß schon selbst erzielt worden seyn. Ich glaube auch daran; denn da man bis daher noch keinen einzigen, für das Mondlicht nur irgend empfindlichen Stoff hatte auffinden können; da dieses Licht, nach Biots Versuchen, bei 300,000facher Verdichtung selbst das Chlorsilber nicht afficirt, so muß Daguerre's ganz allein dafür empfindliches Reagens doch wohl ein ganz besonderes Ding seyn; und warum sollte ich, nachdem dessen Alles übertreffende Empfindlichkeit für das Licht solchergestalt einmal dargethan ist, nun nicht auch die Möglichkeit einer noch weiteren Vervollkommnung dieser Eigenschaft annehmen? Meine sogleich angewendete Vergleichung des Daguerrotyp mit einem Spiegel wird sich wohl auch für die Augenblicklichkeit der Bildererzeugung bewähren; und geht diese Ahnung in Erfüllung, wozu man nach so vielen angeführten, sämmtlich aus der Natur der Sache selbst hergenommenen Gründen, doch

wohl Fug und Recht hat, so ist die Erfindung die außerordentlichste Leistung unseres Jahrhunderts.

Man scheint dies auch von allen Seiten zu fühlen, wie die vielfachen Bemühungen beweisen, welche in ganz Europa aufgewendet werden, um dem Daguerre'schen Geheimnisse auf die Spur zu kommen. Vorzügliche Aufmerksamkeit verdienen darunter zunächst die Versuche von Talbot zu London. Ich halte mich überzeugt, daß sich Talbot auf einem ganz andern Wege befindet, als der von Daguerre eingeschlagene ist; indeß gelingt ihm das Fixiren der Lichtzeichnungen nach seiner Methode auch schon bis auf einen gewissen Grad, und dieselbe verdient also, wie tief sie unter Daguerre's Verfahren stehen mag, dennoch ebenfalls bereits die höchste Aufmerksamkeit. Seine Bilder sind, wie wir aus einer uns darüber zugekommenen Mittheilung ersehen, weiß und erscheinen auf Papier, welchem er nach Belieben die Farben himmelblau, gelb, roth, braun von verschiedenen Nüancen, und schwarz geben kann, ohne daß dadurch die Lichtwirkung beeinträchtigt würde; besonders anmuthig sollen sich diese weißen Bilder auf himmelblauem Grunde ausnehmen und dann an die Wedgewoodvasen erinnern, welche meistens dieselben Farben zeigen und den Lesern bekannt sind. — Talbot hat das vor Daguerre voraus, daß er aus seinem Verfahren, um dessen Vervollkommnung er übrigens ebenfalls ununterbrochen bemüht ist, gar kein Geheimniß macht; er gesteht ganz aufrichtig, daß er anfänglich eine Auflösung von salpetersaurem Silber angewendet habe, um seine Papiere zu tränken, nachher aber das salzsaure Silber vorzüglicher gefunden habe. Unter den vielen angewendeten Papiersorten ist das feinste Schreibpapier das geeignetste; man muß dasselbe in eine schwache Auflösung von Kochsalz tauchen, ehe man das Silbersalz darauf bringt. Als Schutzprocedur, um das erhaltene Bild nachher gegen weitere Lichteinwirkung zu sichern, hat Talbot eine mit Wasser sehr verdünnte Auflösung von Potasche-Jodid probat befunden. — Wird genau nach diesen Vorschriften verfahren, so sollen die Bilder, welche Talbot auf solchem, statt der Daguerre'schen Metallplatten, in die Camera obscura gebrachten Papier erhält, sehr nett und dauerhaft seyn; besonders lobt man Pflanzenabbildungen. Auch soll ferner die Bildererzeugung, wenn die Sonne einigermaßen kräftig scheint, sehr rasch erfolgen und eine so bedeutende Vergrößerung angewendet werden können, ohne die Deutlichkeit zu beeinträchtigen, daß das bloße Auge im Abbilde jede kleinste Einzelnheit findet, die am Originale nur mit der Loupe erkannt werden kann. *

* Der uns vorliegende Bericht spricht von einer 289maligen Vergrößerung. Man denke sich, unter den obigen Voraussetzungen vollkommener Deutlichkeit des kleinsten Details, ein solches Mondbild. Anm. d. Verf.

Da es uns, unsern vielen Bemühungen ungeachtet, bis jezt noch nicht gelungen ist, eine solche Lichtzeichnung nach Talbotscher Methode zur eigenen Ansicht zu erlangen, so enthalten wir uns eines bestimmteren Urtheils darüber. Glücklicher sind wir hinsichtlich der Lichtbilder gewesen, welche Enslen zu Dresden jezt auch schon verfertiget, indem er den auf Glas gemalten Gegenstand von der Sonne bescheinen läßt, und ein besonders präparirtes Papier unter dieses Glas bringt. Wir legen für die Redaktion ein solches Bildchen eines Schmetterlings bei; es läßt zwar noch sehr viel zu wünschen übrig *, indeß ist doch auch hier der erste, schwerste Schritt geschehen, und wir erfahren eben, daß der Künstler seitdem auch schon Vollkommeneres geleistet hat.

Nach diesen, wie es uns scheint, mit unwiderleglichen, durchaus nur aus der Natur der Sache hergenommenen Gründen, unterstüzten Auseinandersetzungen, dürfen wir uns nicht den Vorwurf machen, irgend eine zu hohe Erwartung von der Daguerreschen Erfindung erweckt zu haben. Höchst wahrscheinlich wird die Erfüllung vielmehr jene Erwartung noch weit übertreffen. Der Sommer mit seiner energischen Sonne ist vor der Thüre, und wir geben ihr vertrauensvoll anheim, dasjenige für die Lichtbilder zur weiteren und höheren wirklichen Ausführung zu bringen, was wir hier, in gewiß noch viel zu schwachen Umrissen, nur andeuten konnten **.

* Die uns vorgelegte Abbildung eines Schmetterlings nach Enslenscher Methode ist allerdings sehr mangelhaft. Die Zeichnung ist braun auf ziemlich dünnem, vorne grünlichem, hinten violettem Papier. Anm. d. R.

** Wir haben in Nr. 81 dieser Blätter kürzlich die Gründe mitgetheilt, mit denen Arago die Hoffnungen derjenigen niederschlägt, welche der Erfindung Daguerres ganz unberechenbare Folgen für die Topographie der Himmelskörper zuschreiben. Der Verfasser des obigen Aufsatzes hat auf diese Einwendungen noch keine Rücksicht genommen. Uns scheint es sehr einfach in der Natur des Lichtes selbst zu liegen, daß man an dem durch das Daguerrotype hervorgebrachten Mondsbilde durch das Mikroscop nie mehr und nie etwas deutlicher sehen wird, als man unter gleichen Umständen, namentlich bei gleicher Vergrößerung, durch das Teleskop am Himmelskörper selbst unterscheidet. Es wäre freilich schon sehr viel, wenn Daguerres Mittel Mondkarten lieferte, auf denen fixirt bliebe und sich mit Muße und zu jeder Zeit beobachten ließe, was der Mondsbeobachter bei der günstigsten Vergrößerung noch eben deutlich unterscheidet und mit großer Mühe nachzeichnet. Anm. d. R.

Die Taube.

Ein schwer Gewitter ist heraufgezogen.
Dumpf braust der Forst vor wildem Sturmeswüthen;
Der Sonne Strahlen, die so stechend glühten,
Sind von den Wolken gierig aufgesogen.

So finster ist's, daß schon am Himmelsbogen
Mit schwarzen Flügeln scheint die Nacht zu brüten.
Sieh, eine Taube, weiß wie Frühlingsblüthen,
Kommt durch dies Dunkel langsam hergeflogen.

Ein Bote scheint vom Himmel sie gedrungen,
Uns Trost und Hoffnung in das Herz zu tragen.
Ihr folgt mein Blick, bis sie die Nacht verschlungen.

An meinem Lebenshimmel Wolken ragen,
Doch wer als Taube sich durch ihn geschwungen,
O Mädchen, brauch ich das wohl erst zu sagen?

Ad. Stölting.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, 9ten Mai.

(Schluß.)

Feier der Enthüllung der Schillersstatue.

Treten wir wieder vor das Monument. Auf dem Platze ist es noch immer sehr lebendig; zahlreiche Gruppen Einheimischer und Fremder gehen ab und zu; alle mustern mit gespannter Aufmerksamkeit das Denkmal, dasselbe rings umgehend. Die Einen suchen das Ungewohnte, Ueberwältigende in sich aufzunehmen und zurecht zu legen; Andere vergleichen und messen in der Erinnerung an anderswo Gesehenes. Ganz allgemein und auf's Lebendigste spricht sich die Befriedigung über den herrlichen Eindruck des Monumentes als Ganzes aus: die Details geben vielfältig Anlaß zu den rührendsten, wie zu den sonderbarsten Urtheilen von Seiten der Naiven und der Dilettanten. — Es gebührt sich, daß wir eine ausführliche künstlerische Beschreibung des Denkmals, wenn wir sie auch geben könnten, unserem Kunstblatt überlassen; daher nur noch einige flüchtige Bemerkungen. — Alle bis jezt erschienenen Abbildungen geben von der lebensvollen und doch so ruhigen Haltung der Figur und vom großartig ernsten Ausdruck des schönen Kopfs, wie sie aus den günstigsten Gesichtspunkten erscheinen, kaum entfernt einen Begriff. Wie glücklich, wie bevorzugt muß die Hand seyn, welche ein ideales Bild so modelt, daß jede Linie, Curve und Falte naturgesezlich fällt, und Alles ringsum, unter jedem Gesichtswinkel sich so darstellt, wie es sich nach der angenommenen Haltung von selbst versteht! Aber ein solches Werk des Genius, der das fließende Leben in einem Moment festgebannt, ist die Verzweiflung des Zeichners: er findet unendlich mehr Schwierigkeiten, die vom Bildner fixirte Natur mit allen ihren Nuancen treu und lebendig wiederzugeben, als wenn er bei einer lebenden Figur selbst die Stellung wählt und sich für die Schönheit und Poesie derselben verantwortlich macht. — Unter den vielen ausgezeichneten Männern, welche wir dieser Tage zu sprechen Gelegenheit hatten, war keiner, der sich, ganz abgesehen von Thorwaldsens Schöpfung, nicht durch zwei Punkte vollkommen befriedigt erklärt hätte: durch die technische Ausführung des Denkmals, und durch die Wahl des Platzes. Professor v. Thouret ist nicht nur als vorzüglicher Baumeister, sondern auch als ein Mann von sehr gebildetem Geschmack bekannt, und das Fußgestelle wurde unter seiner Leitung ein ausgezeichnet schönes Werk. Er sah sich dabei von den unter der jezigen Regierung hier gebildeten trefflichen Steinarbeitern auf's Glücklichste unterstüzt. Der Umfang der Ornamente sammt den Basreliefs steht mit den Granit- und Sandsteinmassen im schönsten Verhältniß. Der Ton der Bronze und der des Gesteins harmoniren jezt in der Neuheit vortrefflich, und er muß beiderseitig und gleichmäßig mit der Zeit tiefer werden. — Manche hiesigen Einwohner hatten eigensinnig ein Vorurtheil gegen den Platz festgehalten. Daß der architektonische Charakter desselben an sich der würdigste sey, konnte am Ende Keiner läugnen; aber die Vorstellung, als ob ein großartiges Denkmal, um seine volle Wirkung zu thun, eines großartigen, das heißt auch recht großen Platzes bedürfe, schien ihnen eine viel zu natürliche, als daß sie den nur fünf- und fünfzigtausend Quadratfuß umfassenden Häuserrahmen nicht hätten verdächtig finden sollen. Jezt aber, da die schwankende Schätzung der Einbildungskraft dem Augenschein Platz gemacht, verschafft sich die optische Logik von selbst Geltung. Man weiß, daß die Statue dreizehn Fuß hoch ist; aber ohne diese Thatsache, welche Mancher gar nicht glauben will, ließen sich Viele, wenn sie nun die etwa zwanzig Fuß in die Luft gestellte Figur betrachten, gar nicht einreden, daß sie die doppelte Höhe eines sehr hoch gewachsenen Mannes habe. Man erkennt jezt, daß eine weit umher gebreitete Fläche, etwa der anstoßende Paradeplatz, die Verhältnisse des Bildes noch ungleich mehr herabgedrückt hätte, so daß der Charakter des Großartigen und Kolossalen der jezt im glücklichsten Maße festgehalten ist, unfehlbar verloren gegangen wäre.

Die Fremden nehmen nach und nach Abschied, voll vom unvergeßlichen Bilde des einzigen Festes; denn dies ist es: nie ist einem deutschen Heros, einem, der nicht zu den Helden im gemeinen Sinne des Worts gehört, ein solches Denkmal und so kurz nach seinem Tode errichtet worden. Aber dem deutschesten Dichter gebührte auch der Vortritt vor allen, denen die jezige Zeit die Schuld der Dankbarkeit abzutragen gedenkt. Die hiesige Stadt weiß gewiß die hohe Ehre zu schätzen, die Wahrerin eines Kleinods zu seyn, welches das sprechendste Sinnbild der deutschen Nationalität ist und bleiben wird, so lange das deutsche Volk sich nicht selbst verloren hat. Bald sind achtzig Jahre seit Schillers Geburt verflossen; nur wenigen seiner Jugend- und Studiengenossen war am gestrigen Tage ein Lichtblick am dämmernden Abend ihres Lebens gegönnt; von den 250 Grenadieren, denen er, wenn auch unter Seelenschmerzen, ein treuer, wackerer Arzt gewesen, konnte keine Spur aufgefunden werden. Aber das jezige Geschlecht ist in der Liebe zu ihm aufgewachsen und wird sie ungeschwächt und unverfälscht den folgenden überliefern. Bald, wenn einmal der edle Rost Thorwaldsens schönes Werk deckt, sind auch die Reihen derer, welche es mit Rath und That, mit künstlerischer oder freigebiger Hand gefördert, stark gelichtet. Aber bevor das jezige reife Geschlecht ganz zerrinnt, in zwanzig Jahren, möge Schillers hundertjährige Geburtsfeier die überlebenden Zeugen des gestrigen herrlichen Tages froh versammeln, und dann nehme Schillers Sohn oder Enkel das Wort wie Achills Erzeugter beim trojanischen Siegesfeste:

Dem Erzeuger jezt, dem großen,
Gießt Neoptolem des Weins:
Unter allen ird'schen Loosen,
Hoher Vater, preis' ich deins.
Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch;
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.

Beilage: Literaturblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 119.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 18. Mai 1839.

Ergrimmt, daß eines-Tags Geschöpfe wagen,
Titanen gleich, nur stolz auf sich zu baun,
Wird dich des Donnrers Wort in Banden schlagen.
A. W. Schlegel.

Bellerophontes.

Von Gustav Pfizer.

Roth glühet der Tag; auf dem Stuhle von Golde
Sizt Bellerophontes vor'm Königspalast;
Zu Füßen dem Greis spielt Sarpedon, der Holde,
Sein Enkel, in jugendlich reizender Hast.
Schon bleichet das Haupthaar dem König, das braune,
Schon leuchtet in silbernem Schimmer sein Bart,
Schon wölkt seine Stirne die mürrische Laune,
Die leicht mit dem lähmenden Alter sich paart.

Es ruhet sein herrliches Haupt in den Händen,
Gestüzt auf die Kniee; zu Boden er blickt;
Dem Knaben, der gern auf sein Spiel sich säh' wenden
Das Auge des Alten, nur lässig er nickt;
Ihm pflügen die Seele so tiefe Gedanken,
Daß starr seine Sinne, lebendig sind kaum;
Die Bilder der Vorzeit vorüber ihm schwanken,
Fort träumt er noch wach seinen nächtlichen Traum.

Ihm träumte: ein Adler, der oft ihm als Kinde
Auf Bergen der Heimath sich traulich genaht,
Umflög' ihn, getragen vom sausenden Winde,
Und spräche zu ihm, wie doch niemals er that:

„Schau, Bellerophontes, mein Aug', wie's so helle!
Mein Flaum wie so schwarz und wie frisch meine Kraft!
Dir aber, mich dünkt, stockt des Lebens Quelle —
Es färbt sich dein Haar und dein Arm ist erschlafft!"

Fort flog er, wie spottend; erwacht fühlt der Alte
Zum ersten Mal, daß seine Schaale sich neigt,
Daß schon in den Knochen das Mark ihm erkalte,
Die Woge der Tage an's Herz schon ihm steigt.
Nicht war, wie ihn Stunde für Stunde bestehle
Um Hoffnung und Zukunft und Kraft, ihm bewußt;
Und plötzlich erschreckt die so sichere Seele
Der Jugend, der kräftigen Mannheit Verlust.

Und wie ihm die Binde vom Auge gerissen,
Da wird ihm ein Anderes plötzlich auch klar:
Daß längst er die Gunst muß der Himmlischen missen,
Die mit ihm, als blühendem Jüngling, einst war;
Daß ihm zu ertheilen Orakel sie säumen,
Nicht Heerden ihm segnen und Saatfeld und Wein,
Daß lang nicht zu ihm sie geredet in Träumen,
Nicht Ehre und Glück seinen Völkern verleihn!

„Und bin ich derselbe, der strahlend in Jugend,
Das Herz einst der Kön'gin zur Liebe entflammt?
Der Kön'ge versöhnt durch die furchtlose Tugend,
Die erst den Verleumdeten zürnend verdammt?

Der aus der Gefahren wild gähnendem Rachen
Das Zeugniß der Unschuld, triumphgekrönt, riß,
Und der, der Erleger der Bestien und Drachen,
Auf Erden der Liebling der Himmlischen hieß?

„Und bin ich derselbe, dem Pallas Athene
Als göttliche Helferin nahte im Traum,
Und dem sie, das Roß mit der goldenen Mähne
Und Flügeln zu bändigen, reichte den Zaum,
Daß auf in den Aether, vom göttlichen Rosse
In eherner Rüstung, mit schnaubendem Flug
Getragen, mit furchtbaren, sichern Geschossen
Die grause Chimära ich traf und erschlug?

„Ich bin es – ich w a r 's! d i e s e Hand hat geschwungen
Die Keule, das Schwert! Mich, mich krönte das Glück!
Doch den Kranz, der unsichtbar mein Haupt hat umschlungen,
Ihn zogen die Himmlischen, fürcht' ich, zurück!
Mir wich aus dem Herzen das kühne Vertrauen;
Nicht ward es bekräftigt durch stärkendes Pfand;
Die Götter — ob gnädig sie noch auf mich schauen?
Es bebt bei der Frage mir Lippe und Hand!"

Jetzt reißt an des Königes purpurnem Kleide
Sein Enkel Sarpedon; des Greises Gesicht
Durchblitzt ein auflodernder Schimmer der Freude;
Er winkt ihm, und murmelnd dann weiter er spricht:
„Ja, Zeus hat der Tochter, die mir ist entsprossen,
Dies köstliche Pfand seiner Liebe geschenkt;
Doch ach! von der Artemis Pfeil ward erschossen
Die Mutter, mein Kind, deren Tod mich noch kränkt!"

So wägt er in zweifelndem Herzen die Frage:
Ob unhold die Götter, ob hold sie ihm seyn?
Doch so prüft kein Liebling des Himmels die Wage!
So mischt sich in ihm nicht die Hoffnung mit Pein!
Es naget der Zweifel, der arge Zerstörer,
Am Herzen des Greis, der sich selbst überlebt;
Doch plötzlich rafft auf sich der Trotz, der Empörer;
Vom goldenen Stuhle der Held sich erhebt:

„Noch geht mir das himmlische Roß auf der Weide,
Vom Zaume gehalten in meinem Bann!
Zum Aether hinauf mit wiehernder Freude
Vom Boden empor trägt's den irdischen Mann!
Ich zäum' es noch einmal zum lustigen Ritte,
Ich laß' es nicht rasten im schwimmenden Flug,
Bevor in der tafelnden Götter Mitte,
Hinauf in den Saal des Olymps es mich trug!

„Nicht Zeus drängt mich weg aus der göttlichen Runde,
M e i n E n k e l Sarpedon — e r i s t j a s e i n S o h n!
Ich stand mit Athenen im traulichen Bunde;
In Heldenkraft biet' ich den Uebrigen Hohn!
Here'n meine zuckende Braue besieget,
Der Helm ist vor Ares' Keule mein Schutz,
Der Panzer, der glänzend die Brust mir umschmieget,
Er bietet den Pfeilen der Artemis Trutz!

„Die Weisheit, in sechzig Jahren gewonnen,
Wird Schande nicht machen dem Himmlischen Kreis;
Die Menschheit, gereift unter bräunenden Sonnen,
Ringt wohl mit dem mühlosen Gott um den Preis!
Und deckt das erbleichende Haar auch schon Falten,
Ist welk auch der Jugend frischthauiger Kranz:
Erkennt doch im Auge des markigen Alten
Noch Hebe des Heldenbluts Feuer und Glanz!"

Schon hat das geflügelte Roß er bestiegen;
Er wirft einen Blick noch auf Enkel und Haus;
Das Götterpferd schnaubet, begierig zu fliegen
Empor in die Räume des himmlischen Blau's.
Doch plötzlich verfinsternde Wolken bedecken
Den Himmel, der eben so heiter und klar,
Und Blitze auf Blitze, den Helden zu schrecken,
Schießt aus dem Gewölk Zeus' dräuender Aar.

Doch Bellerophontes verachtet die Zeichen
Und „auf zum Olymp!" raunt dem Roß er in's Ohr;
Das fühlt bei dem Wort seine Kühnheit entweichen,
Es sträubt sich ihm, schaudernd, die Mähne empor.
Es schwebt in den Lüften und will nicht weiter —
Der König treibt an es mit Drohung und Schlag —
Da bäumt es sich — bis sein vermessener Reiter
Entschüttelt am Ufer des Xanthus lag.

Jetzt rauschen zurück die Wolken, die düstern,
Das Götterpferd schwimmt durch das sonnige Blau;
Nicht braust ihm mehr Feuer aus schwellenden Nüstern,
Bald weidet, befreit, es auf Tempe's Au.
Doch Bellerophontes, erwacht von dem Falle,
Der tief ihn betäubt, ist die Beute der Schaam;
Nicht mag er mehr schau'n seine fürstliche Halle,
Nicht Gattin und Kinder, vor Zorn und vor Gram.

Verlustig des Rosses, der Gnade der Götter,
Der blühenden Mannskraft — sich selber verhaßt —
Ein Fingerziel für die Verächter und Spötter —
So schleppt er des Alters bleierne Last;
Der Jugend Erinnerung im Bettlergewande
Begrabend, bei Fremden verzehrend sein Brod,
Weil nicht er will tragen den Purpur der Schande,
Wo Lyciens Volk er als König gebot.

Hinfort keine süße Erinnrung der Seele
Das schmacklose, bittere Alter ihm würzt;
Er fühlt, doch er sühnt nicht, des Uebermuths Fehle;
Allnächtlich im Traume vom Himmel er stürzt.

Vom Hochmuth zur Ohnmacht in stetem Verdrusse
Schwankt trotzig sein Geist, bis er wüst ganz und leer; —
Als Hermes ihn abrief zum stygischen Flusse,
Fand kaum er vom Helden das Schattenbild mehr.

Der Saal zu Würzburg.

(Fortsetzung.)

Horch! die Thüren am entfernten Ende des Saals öffnen sich. Ein Echo wie ein ferner Donner rollt durch die hohe Kuppel des Saals. Wer kommt? Ein feierlicher Zug schwarzer Gestalten zieht paarweise auf, und an den schmalen, hohen Fenstern vorüber kommt er mit klanglosen Schritten auf dich zu. Die weißen Perücken schimmern silbern, wenn die langen Lichtstreifen der Fenster auf die vorüberwandelnden Köpfe fallen. Der Fürstbischof begibt sich zur Messe. Die Würdenträger gehen ihm voran, der Oberschenk, der Hofceremonienmeister, der Obermarschall. Der Zug kommt an dir vorüber, der Fürst lächelt dir zu, mit demselben Lächeln voll Hoheit und Liebenswürdigkeit, das auf dem breiten Gesicht seines Vorgängers im Gemälde über dem Kamin glänzt. Es wird dir erlaubt, dich dem Zuge anzuschließen und eine der schönen Hymnen Paläſtrinas mit anzuhören, von der die Gewölbe der Schloßkapelle widerhallen. — Wenige Stunden später — es ist Nachmittag — siehst du einen bunten Jagdzug dem Thorweg sich entwinden. Wer thront an seiner Spitze auf dem muthigen Rosse? — Es ist wieder der Fürstbischof, aber in weltlicher Kleidung. Er grüßt dich abermals, aber diesem Lächeln ist das Salbungsvolle entnommen. — Wieder einige Stunden später, und ein vertrauter Page führt dich den Corridor entlang in ein Kabinet, das seidene Tapeten und bronzirte Thüren schmücken. Eine Venus von Alabaster, von der Meisterhand Berninis, spiegelt sich in langen Pfeilerspiegeln. Kleine Tabourets von Atlas und eben solche Sophas sind an den Wänden und Ecken vertheilt, ein prächtiger Lüstre streut das klare Licht von hundert Wachskerzen auf sammtne Draperien und goldne Fransen. Hier ist eine auserwählte Gesellschaft beisammen. Man liest französische Verse und gibt sich Charaden auf. Wer ist der Mann an der obersten Seite der Tafel mit dem gutmüthig-schalkhaften, geistreichen Lächeln? Es ist der Fürst, hier ein Weltmann, ein heiterer Gesellschafter. — So kannst du an einem Tage alle Metamorphosen der prächtigen Erscheinung eines Fürstbischofs von Würzburg kennen lernen: am Morgen im Chorrock, am Nachmittag in der reichen Jagdkleidung, am Abend in Hofkleidung, in allen jedoch würdevoll und glänzend.

Aber wir kehren zurück zu den Freskogemälden des Saals. Man kann nicht leicht kühnere Gruppen, phantastischere Zusammenstellungen und dreistere Pinselstriche sehen, als sie der Meister Gianbattista Tiepolo, der florentinische Künstler, in seiner markigen Hand hat und sie im Sturm seiner Michel Angeloschen Phantasie auf die Leinwand oder den nassen Kalk wirft. Auf der Galerie zu Weimar befindet sich eine Steinigung des heiligen Stephan von ihm, die in Kühnheit der Gruppirung und mit einer fast aus dem Rahmen springenden Leidenschaftlichkeit der Handlung den Beschauer zugleich erschreckt und entzückt. Freilich ist nirgends griechische Ruhe und Einfachheit, nirgends das glatte Ideal Winkelmannscher Schönheit; der heilige Stephan schreit mit weitgeöffnetem Munde und in Entzückung aufgeschlagenen Augen den Himmel um Beistand an in dem Moment des Todes. Er liegt auf dem Gipfel eines Berges, unter ihm die Gruppen der Zuschauer, ein Sturm rast in den weiten Falten seines Priesterrocks. Man sieht dunkle Wolken über den Himmel jagen, ein ungewisses Licht zittert auf die Mordscene herab. Dicht hinter dem Heiligen erhebt sich eine derbe, erdbraune, blutvollgeröthete Gestalt eines Büttels, der mit thierischem Jauchzen den ungeheuern Stein hebt, der die göttliche Bildung zu seinen Füßen zerschmettern soll. Noch sieht man die reinen, bleichen Prophetenzüge — ein Augenblick, und die Maske des Todes starrt uns in Blut und Entsetzen entgegen. So stirbt alles Edlere, alles Hohe! Hinter jeder glanzvollen, himmlischen Erscheinung hebt sich die rohe Mordgestalt, und ein Leichenstein deckt unsere Hoffnung, unser Entzücken. — Aber Gianbattista kann auch das Schöne, das Liebliche malen. Dicht neben diesem Bilde ist der Märtyrertod eines andern Heiligen, des Sankt Sebastian, dargestellt. Hier sehen wir einen schönen Jüngling, mehr in Ohnmacht als im Tode an einen Baum gelehnt, und zarte, jungfräuliche Gestalten mit den Zügen von Engeln — vielleicht sind sie es auch, obgleich ihnen die Flügel fehlen — ziehen die Pfeile aus den Wunden, und eine dieser Gestalten gießt, ein naiver Einfall, mit einem goldnen Theelöffel Balsam in die Seitenwunde des jungen Heiligen.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe Wielands aus den Jahren 1752-1761.

Biberach, den 6ten Juni 1760.

Endlich, mein werthester Herr und Gönner, bin ich nach einer achtjährigen Abwesenheit wieder in meiner Vaterstadt angekommen. Ich folgte einem Rufe der Vorsicht, der so deutlich war, daß ich mich verbunden

hielt, ihm alle eigennützigen Betrachtungen aufzuopfern. Die Schweitz war seit langer Zeit mein zweytes Vaterland, ich lebte glücklich daselbst, die Besten, die Lebenswürdigsten waren meine Freunde; ich hatte sogar eine kleine Zahl solcher Freunde; die man außer den phantasirten Welten der Dichter nirgends suchen zu dürfen glaubt, Freunde; die mein Glück für ihr eigenes hielten, und jedes Vergnügen, das sie mir machten, doppelt empfanden; ich lebte ruhig und frei, bloß mit selbstgewählten Arbeiten beschäftigt, im Schoos der Musen und der Grazien — kurz, ich lebte glücklich, und ich hoffte noch einen Theil, wo nicht den ganzen Rest meines Lebens in dieser angenehmen Verbannung aus meinem angebohrnen Lande zu leben, als ich, nachdem ein unvermutheter Tod einen der hauptsächlichsten Zerstörer unserer Stadt und Widersacher meiner Familie hinweggenommen, wider mein Wissen und Gesuch durch eine in meiner zerrütteten und verdorbenen Vaterstadt lange unerhörte, freie, ruhige und einhellige Wahl in den Rath derselben berufen wurde, und durch alle Umstände überzeugt, daß die Vorsicht mich für eine Zeitlang in einer andern Sphäre gebrauchen wolle, mich in mir selbst gedrungen sah, diesem Ruf, soviel ich ihm auch aufopfern mußte, zu folgen. Ich bin also wieder hier und schätze mich auch dadurch glücklich, daß ich Ihnen näher bin und die Freundschaft wieder erneuern kann, die ehemals unter uns geworfen, und die, wie ich gewiß glaube, ununterbrochen fortgedauret hat, obgleich die gegenseitige Aeußerung derselben durch tausend Hindernisse fur eine lange Zeit gehemmet worden.

Ich nehme die Freiheit, Ihnen, werthester Freund, ein paar Exemplaire einer Nachricht an das Publikum wegen einer Ausgabe aller meiner Gedichte zu übersenden. Ob ich gleich zweifle, in unserm Vaterlande viele Liebhaber zu finden, so wird es doch nicht schaden, wenn wir diejenigen aufsuchen, die sich finden lassen. Wenn es Ihnen gefällt, so belieben Sie einen dieser Plane dem Herrn Cotta in Stuttgardt zu übergeben, welcher sich vielleicht gefallen lassen wird, einige Subscriptionen in Ihrem Herzogthum zu sammeln.

Wieland.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Mai.

Der Triumph der Taglioni.

Wir waren vor wenigen Tagen Zeugen einer fremdartigen Scene. Nachts um halb eilf Uhr, eine Zeit, wo in den Straßen Wiens gewöhnlich bereits wie eine Todtenstille herrscht, sah man mit Befremden in einer der Hauptstraßen zahlreiche Menschenhaufen versammelt, die erwartungsvoll einem Ereigniß entgegen zu sehen schienen. Plötzlich wurden diese Massen belebt und wälzten sich mit wildem Geschrei die Straßen entlang. Neue Haufen stürzten nach, immer lauter wurde das Getöse. Erschrocken öffnete man die Fenster, um von dem unerhörten Ereigniß eines Volksauflaufs sich zu überzeugen; da sah man einen Wagen herbeigeschleppt, gezogen von Hunderten, umgeben von Tausenden. Eine weibliche Gestalt, die darin saß, verbeugte sich fortwährend, und jedesmal, wenn sie mit dem Kopfe wackelte, ertönte es in den Massen: „Viva! Viva! Taglioni! Evira!“ Man hatte die Pferde ausgespannt und stritt sich um die Ehre, den Wagen ziehen zu dürfen, welcher die Reliquie mit den heiligen Füßen umfing. Es war eine frühlingswarme Nacht, aber der Mond schien nicht; er schämte sich, herabzusehen. Ich weiß nicht, ob man dem Polenhelden Sobiesky, als er im Jahre 1683 Wien aus den Händen der Türken rettete, eben so viel Ehre erwiesen hat, als Dem. Taglioni, aber die ältesten Personen wissen sich nicht zu erinnern, daß irgend eine künstlerische, poetische, politische oder welthistorische Celebrität auf solche Weise ausgezeichnet worden wäre, wie diese Tänzerin, wie dieses Paar Beine, welche noch dazu bereits an die vierzig Jahre in diesem irdischen Jammerthale herumwandeln und also schon etwas usés sind. Die Taglioni hat an zehn Abenden getanzt; für jeden Abend erhielt sie 1200 Gulden Conventionsmünze; ihre Benefizvorstellung war mit 4000 Gulden Convm. garantirt, überstieg aber die Summe von 10,000 Gulden Convm. Sie wurde mit Ausnahme des ersten Abends fast jedesmal dreißig bis sechs-und-dreißigmal hervorgerufen, in ihrer Benefizvorstellung vier-und-vierzigmal. Staunen Sie? Und doch werden Sie noch mehr staunen, wenn ich Ihnen sage, daß die Taglioni eigentlich in nicht gar hohem Grade gefallen hat. Die Aeußerungen über sie waren gewöhnlich: „sie tanzt allerliebst; ich verstehe zwar wenig vom Tanz, aber umsonst hat man in Paris nicht so viel Spektakel gemacht u. s. w.“ Das sind aber nicht die Redensarten, welche der Wiener braucht, wenn sein leicht zu erregender Enthusiasmus wirklich erregt ist. Die Taglioni ist auch gar nicht die Tänzerin, welche den Wiener, und besonders die Masse hinreißen könnte. Sie hat zu wenig Sinnlichkeit sowohl in ihrer Erscheinung als auch in ihrer Kunst. Was den Tanz der Taglioni in so hohem Grade auszeichnet, ist die edle Plastik, die classische Schönheit ihrer Bewegungen; diese aber sind so gemessen, so ruhig, so kalt, daß sie bei der Masse um so weniger eine große Exaltation hervorbringen können, als die Jahre der Blüthe und Schönheit dieser Künstlerin bereits verflossen sind. Aber woher denn dieser unerhörte Enthusiasmus? Fast schäme ich mich, Ihnen den Grund anzugeben. Der Ruf, der der Taglioni von Paris aus voranging, ihr neueres Engagement in Petersburg gaben ihr die Sanction der Mode. Dazu kamen ihre Empfehlungsbriefe an die Crème der haute volée; alles dies sicherte ihr die Sympathien der Aristokratie. Als sie das erste Mal auftrat, ließ sie zwar das Gros des Publikums kalt, aber aus den Logen klatschten die Glacéhandschuhe ununterbrochen ihr vornehmes Brava; das Parterre stutzte. Nun aber muß man den Geist des Wiener Publikums kennen, um zu wissen, daß der leiseste Ton der Aristokratie ein gieriges Echo in dem großen Haufen findet, und immer schreiender wird, je tiefer hinab er dringt. Die Wiener Localposse hat für diesen Geist der Nachäffung einen trefflichen Ausdruck gefunden, er heißt: „Nur nobel!“

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 120.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 20. Mai 1839.

— What may this mean, that we fools of nature
So horridly do shake our disposition
With thoughts beyond the reaches of our souls?
Shakespeare.

Ueber Geisterglauben und Geisterfurcht bei den Alten.

Neuere Schriftsteller, unter diesen selbst unser größter Humorist in seiner „Vorschule der Aesthetik," haben behauptet, daß die Alten, d. h. die Griechen und Römer, von einer Geisterwelt, in unserem Sinne, wenig oder nichts gewußt, also auch die Geisterfurcht nicht empfunden, daß überhaupt bei den Griechen und Römern der Aberglaube nichts von unserem Geisterreiche an sich gehabt, sondern sich bloß auf ein Erdenglück, meist von bestimmten Wesen, bezogen und sich durch seine Heiterkeit gar sehr von dem nordischen unterschieden habe. Ja, Jean Paul spricht den kühnen Gedanken aus: das Christenthum habe, wie ein jüngster Tag, die ganze Sinnenwelt mit all ihren Reizen vertilgt, sie zu einem Grabeshügel, zu einer Himmelsstaffel zusammengedrückt und eine neue Geisterwelt an die Stelle gesezt. — „Was blieb nun," fährt er fort, „dem poetischen Geiste nach diesem Einsturze der äußern Welt noch übrig? — Die, worin sie einstürzte, die innere. Der Geist stieg in sich und seine Nacht, und sah Geister." — Folgende Betrachtungen mögen darthun, ob diese Behauptungen gegründet sind oder nicht. Da hier besonders von Geisterfurcht die Rede ist, will ich von vorn herein über den Glauben der Alten in Bezug auf die Seelen der Abgeschiedenen Einiges vorbringen, weil man noch heutiges Tags im Volksglauben besonders solche Wesen, die nach dem Tode erscheinen und umgehen sollen, mit dem Namen Geister bezeichnet. — Der Schauder vor diesen Wesen gründet sich auf den, tief in unserer Natur liegenden Schauder vor dem Tode und der Vernichtung selbst, vor einem dunkeln, fernen Daseyn nach diesem Leben und dieser Zeit, und vor einer Vergeltung, die auch noch in das Grab und Jenseits hinab- und hinüberreicht.

Verschieden ist die Vorstellung von dem Zustand der Seelen nach dem Tode und von dem geheimnißvollen Lande, „aus dem kein Reisender zurückkehrt," bei den früheren, phantasiereichen Griechen, und bei einzelnen späteren, die schon zur höheren Ansicht, auf dem Wege der Spekulation, sich emporgeschwungen hatten. Der Hades der Griechen ist fast noch bekannter als der Scheol der Althebräer, welchen Luther oft durch „Grube" übersezt und mit welchem jener im Grunde Eines ist. Auf die Vorstellung vom tiefen, finsteren Grabe, von dem Hinabsenken in dasselbe, als der ursprünglichen Bestattungsweise, auf die Wahrnehmung des Schattens, den der Mensch wirft, und auf die wundersamen Erscheinungen des Traumlebens gründen sich ohnstreitig die Vorstellungen von jenem dunkeln, sonnenlosen Aufenthalt und seinen Bewohnern. Traurig genug erschien der

Hades oder Orkus den Alten, selbst noch in späterer Zeit, als freigeistiges Denken ihn und seine Schrecken schon zum Ammenmährchen gemacht hatte, wie schon die Schilderungen des Lukretius darthun, der, indem er mit allen Beweisgründen epikurischer Weisheit diesen Glauben zu bekämpfen sucht, unbewußt noch zu erkennen gibt, daß ihn der Schauer davor doch nicht ganz verlassen habe. Auch hier könnte, wie es scheint, Lessings Ausspruch gelten: „nicht Alle sind frei, die ihrer Ketten spotten!"

Schon bei Homer, „dem heitern, jonischen Sänger," wie man ihn zu nennen liebt, finden wir mit romantischem Schauer die Unterweit dargestellt. Der eilfte Gesang seiner Odyssee ist in dieser Hinsicht sehr interessant. Odysseus war auf seiner Irrfahrt, durch göttlichen Wind gefördert, an's Ufer des sonnenlosen Kimmeriens und an die Einströmung des Weltstromes Oceans in das Meer gekommen. Als er nun hier, der Vorschrift der Circe zu Folge, eine Grube gegraben und das Blut von Opferthieren hatte hineinfließen lassen, kamen die Schatten aus dem Hades, einer nach dem andern hervor: Bräute kamen und Jünglinge, Greise, die viel geduldet, noch zarte Mädchen, Schatten der im Kriege Gefallenen, Alle kamen mit grauenvollem, entsetzlichem Geschrei heran, begierig nach dem Blute; aber noch wehrte sie Odysseus von demselben ab; selbst seine eigene Mutter, die herbei kam, ließ er nicht trinken, bevor er den Schatten des thebanischen Sehers Tiresias über seine Rückkehr befragt hätte. — Tiresias trinkt vom Blute und weissagt ihm. — Rührend ist es, wie hierauf der Schatten seiner Mutter, der früherhin abgewendet und sprachlos bei dem Blute gesessen hatte, nachdem er jezt von demselben geschlürft, Besinnung zurück erhält und den Sohn erkennt und mit ihm spricht, und als er, von inniger Sehnsucht ergriffen, die geliebte Mutter umarmen will, wie sie dreimal vor ihm wegflieht, gleich einem leeren Schatten oder Traumbild: gerade wie wir uns im Traume die Gestalten theurer Abgeschiedenen, wenn wir sie zu umfassen und zu halten wähnen, gleich einem Nichts vor uns verschwinden sehen; und wie sie dann, auf seine Verwunderung, ihm eröffnet, daß, wenn einmal die Menschen verwelkt sind, dann kein durch Sehnen verbundenes Fleisch und Gebein mehr vorhanden sey und die Seele wie ein Traum von dannen schwebe. Rührend ist es ferner, wenn erzählt wird, wie der Schatten des Achilles dem fragenden Odysseus bekennt: daß er lieber da droben als armer Taglöhner das Feld einem armen Manne bestellen wolle, als drunten über die Schaaren der Abgeschiedenen gebieten. Wahrlich, solche Schilderungen, die der griechische Sänger im Geiste und Glauben seines Volks so malerisch entwarf, mußten sie nicht seine empfänglichen Hörer mit ähnlicher Rührung oder Schauer erfüllen, wie er etwa uns beschleicht, wenn wir Geschichten vernehmen, die sich auf die Seelen der Abgeschiedenen und ihr Treiben und Schaffen beziehen?

Die Vorstellung übrigens, daß die Schatten der Todten erst durch Bluttrinken einige Lebenskraft, Besinnung und Bewußtseyn zurück erhielten, ist uralt und gründet sich auf die Meinung der Griechen, welche sie mit den Althebräern theilen, daß das Leben der Menschen, die Psyche, im Athem, die denkende Kraft aber, die Phrenes, in den edleren Eingeweiden, im Herzen und in der Lunge, d. h. in dem Blute sich befänden. Selbst der spätere Empedokles meint noch, daß in dem Herzblut des Menschen sein Denken liege und daß ein träger Kopf durch die langsame Bewegung des Herzbluts im Denken gehemmt werde. Und diese alte Vorstellung findet sich in dem schauerlichen Glauben an Blutsauger oder Vampyrn wieder, wie er noch heutiges Tags bei einigen Völkern, nicht etwa im hohen, düsteren Norden, sondern in heitern, warmen Himmelsgegenden, in Ungarn, in Griechenland und in der Türkei angetroffen wird, was allein schon die, von literarischen Stimmführern ausgesprochene und von vielen Andern nachgesprochene Behauptung: daß der Charakter der nordischen Sage und Poesie mehr schauerlich düster und wild, dagegen der der südlichen Mythe und Dichtkunst mehr heiterer Natur sey, wenn nicht ganz entkräften, doch sehr beschränken mag.

Auch anderwärts, wo Homer vom Hades und seinen Bewohnern spricht, geschieht es fast immer mit dem Ausdruck des Schauders. Hier muß auch seine Schilderung von den Geistern der ermordeten Freier erwähnt werden. Gleich pipenden Fledermäusen — schon diese Vergleichung mit den zweideutigen, in der Dunkelheit wie geisterhaft einherschwebenden Geschöpfen ist bedeutend — läßt er ihre Seelen in den Hades hinunterwandern.

(Fortsetzung folgt.)

Der Saal zu Würzburg.

(Fortsetzung.)

Daß Gianbattista seine Heiligen mit so viel Andacht malte, ist doppelt zu verwundern, da er selbst wenig Heiliges in seinem Charakter gehabt zu haben scheint. Er hatte in seiner Jugend ein ziemlich ruchloses Leben geführt. Der Hang zur Unabhängigkeit, die jedem Künstler inne wohnt, hatte ihn öfters, wenn wir den Nachrichten glauben sollen, die wir von ihm erhalten, dicht an die Grenze geführt, wo unsere Civilisation mit dem Genie im Kriege liegt. Von armen Eltern erzeugt,

immerwährend arm bei großem Gewinnst, führte er bis spät in sein Mannesalter hinein eine zerrissene Existenz. Dann aber ging er plötzlich in sich und wurde nach außen hin verzagt und geizig. Er traute sich durch keine dunkle Straße mehr und legte dreimal ein Geldstück wieder in die Kiste zurück, ehe er es ausgab. Aber im Innern zeigte er sich freier und kühner wie jemals. Kurz vor seiner Reise nach Deutschland hatte er eine Vision gehabt. Nach einer muthwillig hingebrachten Nacht trat er auf dem Wege nach Hause in die Kirche. Es war frühe und noch hatte man keine Anstalt zur Mette gemacht. Die weiten Hallen des Gottestempels füllte ein grauer, nebelhafter Dust, der Kampf der Geister der Finsterniß mit denen des Lichtes. Gianbattista kannte diese Räume wohl, er blickte zu dem großen, herrlichen Gemälde Michael Angelos hinauf, aber er konnte nichts erblicken, als nur den Fuß des einen Engels, der die Leiter trägt, und dazu ein Stückchen weißes Gewand. Betrubt und erschreckt wandte er die Blicke wieder zu Boden. Es war ihm im Innern bange, und er furchtete, sein hoher Meister zürne ihm und verstecke absichtlich sein himmlisches Werk vor seinen Blicken. Es war kalt und er zitterte vor Frost und Unbehagen; dennoch konnte er keinen Schritt thun, um sich aus der Kirche zu entfernen. Wie im Traume wisperten Stimmen um ihn, Gestalten wandelten, Töne erklangen; immer dichter zog sich ein verwirrendes Netz durcheinander spielender Linien und Figuren. Hinter den hohen Säulengängen flatterten farbige Scheine, die zu einem Mittelpunkt hinströmend, mit einander kämpfend, zu einem Gemälde sich gestalteten. Es war eine große herrliche Composition, und Gianbattistas Herz schlug wieder voll Leben, als er die Gestalten aus der Nebeldämmerung eine nach der andern scharf gezeichnet hervortreten sah. In der That, Michael Angelos Pinsel hätte nichts Vorzüglicheres liefern können. Es war eine Gruppe der Madonna mit anbetenden Heiligen, wie der trunkene Sinn eines begeisterten Frommen nichts in keuscher Anmuth Süßeres und in brennender Glaubensherrlichkeit Erhabeneres hätte träumen können: Alles in Harmonie und Lichtglorie. Der Künstler murmelte etwas vor sich hin, das wie ein scheues Gebet klang. In dem Augenblicke erschrack er heftig, denn dicht hinter ihm, über seine Schulter sahen ihn die finstern Züge Buonarottis mit dem ihnen eigenthümlichen harten, zürnenden Spott an. „Das könntest du jezt erschaffen," rief eine Stimme, „armer Tiepolo, wenn zwanzig vergeudete Jahre nicht hinter dir lägen!" Bild und Stimme waren im Augenblick verschwunden, und die leeren Räume, die sich ins Unendliche ziehenden Kolonnaden lagen im herrlichen Morgenlichte vor den Sinnen des aus der Betäubung Erwachenden. Seit dieser Stunde sah man den Meister in keiner jener lustigen weinumkränzten Osterien, wo die jungen Künstler Roms ihre Orgien feiern und dem Bacchus ausgelassene Opfer bringen; seit dieser Stunde behielt er jenen scheuen Seitenblick; denn immerdar schien er zu furchten, den zürnenden Kopf Buonarottis über seine Schulter ragen zu sehen. Er malte jezt eifrig nach den Cortons Battista Gaulis an jenen großen breithingedehnten Gruppen, die in der Zeichnung schwach, aber blendend in den Farben, die Bewunderung der Menge auf sich zogen. Die Fürsten Deutschlands ließen sich kostbare Paläste bauen und verschrieben sich die Künstler aus Italien, um die Wände mit Figuren zu schmücken. Nichts paßte besser zu diesen Blumenguirlanden und fliegenden Draperien in Stuck, zu diesen bronzirten Säulen und vergoldeten Muschelknäufen, zu diesen Amoretten und Satyrn und den kostbaren Tapisserien aus Lyoner Seide, als ein Gemälde von Andrea Pozzo oder Luca Tramesio, von denen die Zeitgenossen behaupteten, daß sie selbst ihre Meister Rubens, Giordano und Lanfranco überträfen, die jedoch eine spätere Zeit als Maniristen verdammte. — Es ist wahr, auch unser Gianbattista hatte sich diesen übermäßigen Schwung der Gewänder, diese sich fast aus dem Gelenke herausdrehenden Glieder und die übergenialen Verkürzungen angewöhnt; aber ein poetischer Gedanke machte manchen dreisten Muthwillen wieder gut. Es war nicht die kalte berechnete Unnatur, sondern das Uebersprudeln einer ungeregelten Schöpfungsfülle.

Der italienische Boden war in jenen unruhigen Zeiten für einen deutschen Künstler oft verderblich, nicht so umgekehrt. An den deutschen Höfen sah man in Masse französische Präzeptoren und Tänzer, italienische Maler und Sänger. Am Rhein, in Mannheim und Düsseldorf blühten die Künste in einem verschwenderischen Luxus, und mancher geistliche Fürst damaliger Tage hatte eine ausgesuchtere Kapelle aufzuweisen als jezt ein Kaiserhof. Der damalige Coadjutor von Würzburg machte eine Reise nach Italien und fand dort unsern Künstler, den er sofort mit sich nahm. Tiepolo erhielt den Auftrag, den Audienzsaal mit passenden Fresken zu verzieren, und er wählte dazu folgende Darstellungen.

Mitten im Plafond erhebt sich eine prachtvolle Gruppe. Friedrich Barbarossa, auf dem Throne sitzend, umgeben von den geistlichen und weltlichen Fürsten Deutschlands, empfängt seine zweite Gemahlin, die ihm auf einem von Strahlen umgebenen Wagen, umschwebt von Genien, entgegengeführt wird. Die Maler damaliger Zeit wußten den Fürsten besser zu schmeicheln, als es die jetzigen thun; die Prinzessin hatte sich in eine Göttin verwandelt, deren graziöse Gestalt, in fliegende Gewänder gehüllt, auf dem Sonnenwagen schwebt; die dunkeln, mehr in Schatten gestellten Gruppen des Throns bilden einen kräftigen Gegensatz gegen die Lichterscheinung der

kaiserlichen Braut. Etwas tiefer unten in einem reich in Gold gefaßten Rahmen erscheint derselbe Kaiser, vom Papste die Belehnung empfangend. Zu beiden Seiten über dem Kamin prangen die lebensgroßen Bildnisse von geistlichen Fursten. Man sieht, daß in allen diesen Dingen eine Verherrlichung der kirchlichen Macht über der weltlichen angedeutet erscheint. In einem Palaste von dieser Bestimmung konnte es auch nicht anders seyn.

Gianbattista fand am Orte seiner Bestimmung einen Künstler von zänkischen Sitten und rachgieriger Gemüthsart; es war der im Vergolden und in Arbeiten in Stuck geschickte Niederländer Van Werst. Schon seit einem Jahr in Würzburg, war es ihm gelungen, sich im Bunde mit einer hübschen Tochter in die Gunst des Furstbischofs, oder eigentlich in die des Intendanten, der den Schloßbau leitete, festzusetzen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Mai.

(Fortsetzung.)

Nur nobel. Ole Bull. Die italienische Oper.

Der Blick der Wiener ist stets nach Oben gerichtet; die Gesetztafeln der Mode kommen nur von der Höhe der Noblesse. Neben der hohen Aristokratie steht eifrig und gierig der reiche Finanzier, auf all die kleinen und großen Modelaunen lauschend, damit er sie ja gleich kopiren kann. Hinter dem Finanzier steht der schwindlige Börsenspekulant und übernimmt die Offenbarung aus seinen Händen; hinter dem Börsenspekulanten steht der Handlungsdiener, hinter diesem der Handwerker u. s. w. Der Hintermann tritt stets den Vordermann auf den Fuß, um ihn zu kopiren, und so wird das allmählig zur Fratze, was ursprünglich ein leichtes Lächeln gewesen; was oben eine Laune war, wird unten zur Karrikatur. Und so ging es mit der Taglioni: um nicht an gutem Geschmack der Noblesse nachzustehen, um nicht das schreckliche Wort „Kaviar für's Volk" auf sich angewendet zu sehen, bemühte sich jeder, in eine künstliche Exaltation zu kommen; diese steigerte sich um so mehr, als ihr die Natur keine Gränzen setzen konnte, und artete endlich in jenen Silenentanz aus, dem die Noblesse, die ihn ursprünglich doch angeregt, vornehm und spöttisch lächelnd aus den Fenstern zuschaute. Genug davon. — Ole Bull hat in diesem Monate seine Conzerte beendet. Reich besucht waren dieselben, auch mit Beifall reich begleitet; ob aber der Künstler ganz mit seinen Erfolgen zufrieden ist und seyn kann, will ich nicht entscheiden. Ole Bulls Spiel erregt Erstaunen, Ueberraschung, aber nicht Begeisterung. Es ist ein kolossaler Sieg über das Instrument, aber nicht über die Herzen; sein Bogen ist die Keule des Herkules, aber nicht die Leyer Apolls. Wir bewundern den Tyrannen, dessen allmächtiger Wille die Saiten zwingt, bald die Töne einer Flöte, bald die eines Fagotts, eines Orchesters sogar, wiederzugeben; aber es ist nicht der rührende Herrscher, den wir lieben, weil er ohne Zwang regiert und seinen Untergebenen ihre Gesetze, ihre Eigenthümlichkeit, ihre Nationalität läßt und sie dennoch zur schönen Harmonie vereint. Ole Bulls Spiel ist im hohen Grade eigenthümlich, originell sogar; aber es ist eine bizarre Originalität, oder besser noch, eine originelle Bizarrerie; es ist eine Erscheinung, die ganz für sich vereinzelt steht; die Kunst hat kein Förderniß davon zu erwarten und abzusehen. — Eine wahrhaft originelle, erhebende und begeisternde Erscheinung war für die Wiener Musikwelt das Oratorium „Paulus" von Mendelsohn Bartholdi. Troz der sehr mangelhaften Aufführung und der untergeordneten Kräfte, denen die Hauptparthien anvertraut waren, erregte dieses genieerfüllte, erhabene Werk einen solchen Enthusiasmus, daß es wenige Tage nach der ersten Aufführung im Saale des Musikvereins wiederholt werden mußte, und zwar, um dem Andrang der Zuhörer zu genügen, in dem viel größeren kaiserlichen Redoutensaale. — Seit dem ersten April haben in dem Kärnthnerthortheater die italienischen Opernvorstellungen begonnen, ohne jedoch bisher jene glänzenden Erfolge zu feiern, die sie in den vergangenen Jahren erlebten. Die Schuld davon tragen eines Theils die beiden Prime Donne Ungher und Salvi. Beide haben den Zenith ihrer Stimmkraft längst überschritten, und die Wiener sind bei aller Vorliebe für italienische Musik doch zu sehr Materialisten, um, wie die Italiener, in der ausgezeichneten Methode Ersaz für die Mängel der Stimme zu finden. Nichts destoweniger ist die Ungher eine merkwürdige Erscheinung. Eine geborene Wienerin, die Tochter eines durch mehrere schöngeistige und landwirthschaftliche Schriften in früherer Zeit geachteten Gelehrten, kam sie in Begleitung ihres Vaters nach Italien, woselbst ihre künstlerische Ausbildung bald jene Höhe erlangte, die sie noch jezt in ihrem vierzigsten Jahre zur gefeierten Sängerin Italiens macht. Was sie vor allen Andern auszeichnet, ist der großartige Styl ihres Spiels, worin deutsche Besonnenheit und Auffassung und italienische Glut verschmolzen sind. Die beiden Tenore Poggi und Salvi leiden am selben Fehler: an allzugroßer Weichlichkeit. Poggi, dessen lyrischen Gesang ich Ihnen schon voriges Jahr rühmte, hat sich es plözlich in den Kopf gesezt, ein heroischer Sänger zu werden, ein Genre, zu welchem weder seine sanfte elegische Stimme noch seine kleine säbelbeinige Gestalt sich eignet. Salvi, einer der schönsten Männer, im Besize einer vortrefflichen Stimme, ist im Vortrag und Spiel so weichlich, daß man immer ein verkleidetes Frauenzimmer zu sehen glaubt. Der Bassist Coselli besizt Rudera einer Stimme, und ein Spiel, welches in den tragischsten Momenten die Lachmuskeln anregt. Badiali ist der einzige, der seinen Plaz vollkommen erfüllt und den Beifall einstimmig sich errungen hat. Er ist ein Baß voll Mark und Schönheit, der, ohne an Lablache zu erinnern, doch die Anforderungen befriedigt. — Einen andern Theil der Schuld an dem geringern Succes der diesjährigen Staggione trägt das Repertoire. Die glanzpunktreiche, aber auch ennuydurchströmte Anna Bolena hat man schon zu oft gehört, als daß sie außerordentliches Interesse rege machen könnte. Der „Barbiere" erinnert zu sehr an die unvergeßlichen Zeiten Rubinis, Tamburinis, Lablaches und der Fodor. Die beiden neuen Opern Torquato Tasso und Marino Falieri haben nicht sehr angesprochen; leztere war sogar einem totalen Fiasco sehr nahe. Mit Ungeduld sieht man daher der Lucretia Borgia entgegen, welche die Ehre der Staggione retten soll, deren einziger Held Donizetti ist. Die Verehrer deutscher Musik genießen übrigens den Triumph, daß all die neuen Opern des vielgerühmten, reichbezahlten italienischen Maestro nicht die Hälfte jenes Beifalls errangen, der dem Werke des anspruchslosen, bescheidenen deutschen Meisters, der Genueserin von Lindpaintner zu Theil wurde.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 121.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 21. Mai 1839.

— Ludus genuit trepidum certamen et iram,
Ira truces inimicitias et funebre bellum.

Horat.

Der Saal zu Würzburg.

(Fortsetzung.)

Da derselbe Schauplatz der Thätigkeit beide Männer oft vereinigte, so konnte es nicht fehlen, daß bald das scheinbar gute Vernehmen in offenen Krieg ausbrach. Van Werft, indem er einen Säulenknauf vergoldete und den Flügeln eines Engels von Gyps einige goldene Federn einsetzte, murmelte für sich Verwünschungen über den dicht über ihm schwebenden Meister, der, auf seinen Gerüsten gerade ausgestreckt liegend, am Plafond malte. Man weiß, wie beschwerlich für den Körper diese Art Malerei ist; sie hat vieles mit der Beobachtung des gestirnten Himmels gemein. Kopf, Auge und Hals müssen in verdrehter Stellung immer nach oben gerichtet seyn. Wenn aber der Astronom einen fernen Himmel und einen nur matt schimmernden Stern vor sich hat, so blendet den armen Künstler die nahe grelle Farbe und die unförmlichen Figuren, die er nach einem von unten berechneten Maßstabe entwerfen muß. Dazu lastet die nahe Decke ihm gleichsam auf der Brust, und wenn er einige Stunden so gearbeitet hat, wankt er, einer Ohnmacht nahe, die Leiter herab. — In dieser Lage, worin sich unser Künstler befand, mochte er ohnedies nicht ganz guter Laune seyn; es belästigten ihn daher doppelt die kleinen, heraufprickelnden Spöttereien des Vergolders. Er schickte also von Zeit zu Zeit einen „satana!“ oder „povero diavolo!“ herab, worauf alsbald eine Gegensendung von einem paar breiter niederländischer Flüche heraustönte. Manchesmal wurden die Feindseligkeiten so bitter, daß Gianbattista wie der olympische Zeus sein Brettergerüst schüttelte, und einzelne Tropfen kalten giftigen Bleiweißes oder feurigen Zinnobers dem Niederländer auf die Nase fielen, der wieder seinerseits, ein kühner Prometheus, mit dem langen Vergolderpinsel hinaufzüngelte und durch die Spalten des Gerüstes dem wehrlos daliegenden Meister den Hintertheil vergoldete; eine verwünschte Schmach, die die unten vertheilten Farbenreiber und Lehrburschen nie versäumten mit einem heimlichen Gelächter zu feiern.

Eines Tags hörte Tiepolo, auf seinem Gerüste liegend, ein Geflüster unten in einer entfernten Ecke des Saals. Er sah sich um, konnte aber, da seine Augen übersichtig geworden, nichts sehen. Ihm schwebte immer noch das ungeheure Bein des Kaisers Barbarossa vor, an dem er eben malte, und so sehr er sich Mühe gab, die flüsternden Gestalten zu erkennen, so sah er doch nichts als die rothe Bandrose auf dem Schuh des Kaisers. Er rieb sich die Augen, tauchte sie in Wasser, und endlich, nach langer Anstrengung, erkannte er die Tochter Van

Werfts, die mit dem Intendanten eine Zusammenkunft hielt. Er horchte und hörte mitten im verliebten Geflüster seinen Namen nennen. Die schöne Cornelia ließ sich angelegen seyn, unsern ehrlichen Meister zu verläumden, und der Graf hörte ihr mit Lächeln zu. Bald darauf trat auch der Vater hinzu, und dieses würdige Kleeblatt that sich keinen Zwang an, da sie wußten, daß um diese Stunde Tiepolo nie zu arbeiten pflegte. Es wurde in dieser Conferenz ausgemacht, daß man den Italiener verdrängen müsse. Er arbeitete schon drei Monate an dem Deckengemälde und hatte noch nichts sehen lassen; was war also leichter, als die Annahme, daß er nichts verstehe und seine fürstliche Würden das Geld umsonst verschwende. Van Werft erbot sich, die Arbeit zu übernehmen und zu des Fürsten Geburtsfest, das in wenigen Wochen einfiel, das Gemälde fertig zu liefern.

Man kann sich denken, mit welchem Ingrimm der Meister oben diese vermessenen Reden anhörte. Es fehlte nicht viel, so wäre er herabgesprungen, um seine Feinde zu züchtigen. Dennoch verhielt er sich ruhig, bis die drei aus dem Saal waren; dann stieg er herab und gab nochmals einem seiner getreuen Schüler den Befehl, nichts von der fertigen Arbeit zu entschleiern, und wenn es der Bischof selbst beföhle. Den andern Tag erhielt er den Befehl, vor diesem zu erscheinen. Er wurde gefragt, warum die Arbeit so langsam vorrücke; er erwiderte, dies liege in der Natur der Sache, und man werde mit einem großen Plafondgemälde nicht so schnell fertig wie mit einer kleinen Skizze in Oel. Der Intendant, der dabei war, unterließ nicht, diese Antwort dem Fürsten mit gehässigen Zusätzen zu dolmetschen. Darauf erging der Befehl, die fertige Arbeit sehen zu lassen; allein Tiepolo weigerte sich standhaft. Der Fürst und der Intendant wurden böse und der erstere drohte mit seiner Ungnade und mit einem bedeutenden Abzug am besprochenen Honorar, wenn bis zum Tage des heiligen Benedikt das Hauptgemälde nicht fertig sey. Dieses zu leisten, sey unmöglich, erwiderte der Künstler, aber er wolle zum Geburtsfeste des gnädigsten Herrn die Arbeit fertig liefern. Jedermann wisse, der mit der Sache bekannt, daß es ein schwieriges Stück Arbeit sey und nur ein Pfuscher und Prahler sich unterstehen könne, früher als in der angegebenen Frist etwas Erhebliches versprechen zu wollen. „Nun wohl," wurde ihm erwidert, „diese Frist sey Euch zugestanden; hütet Euch aber, wenn Ihr alsdann nicht Wort haltet."

(Schluß folgt.)

Ueber Geisterglauben und Geisterfurcht bei den Alten.

(Fortsetzung.)

Auch schon die Vorstellung von einer Vergeltung nach dem Tode finden wir bei Homer, wenn auch hier noch die Seelen von Bösen und Guten vermischt aufgeführt werden. Dem Giganten Tityos, sehen wir, zerfleischen zwei Geier den Sitz der Begierde, die Leber, zur Strafe für frühere Frevel; Tantalos, mitten im Wasser und unter nahen, fruchttragenden Bäumen, leidet ewige Qual des Hungers und des Durstes, und Sisyphos wälzt ewig den bekannten Stein. Aber selbst schon Minos erscheint, dasitzend, den goldenen Scepter in der Hand, als Richter der Verstorbenen, umgeben von Beisitzern des Gerichts, unter den Thoren des Hades.

Erst späterhin schied sich von dem Tartarus, als dem Ort der Bestrafung und der Qual, das freundliche Elysium, das helle Nachbild der sonnigen Oberwelt und der früheren Beschäftigungen, mit seinen Lustauen und anmuthigen grünen Hainen, wo ein hellerer Aether die Gefilde mit rosigem Glanz umwebt. Hiezu sind noch die schon bei Homer erwähnten **glückseligen Inseln** im westlichen Ocean als Wohnung auserwählter Götterlieblinge zu rechnen, die wohl erst aus der Vorstellung des Elysiums selbst sich mögen herausgebildet haben.

Folgende Bemerkung möchte noch hieher gehören. So wie der Hades oder Orkus (bei den Römern) endlich allgemach in die jüdisch-christliche Hölle überging, so ist auch aus dem Könige des Schattenreichs, von den Römern **Orcus** selbst genannt, ein fast riesenmäßiger, schwarzbehaarter Waldgeist und Menschenfresser entstanden, der bei den Italienern Orco, bei den Franzosen Ogre heißt, so wie seine Gemahlin Orca oder Ogresse. Deutsche Mährchen, sagt Jakob **Grimm**, von dem wie diese Notiz entlehnen, übertragen seine Rolle dem Teufel, der auch unmittelbar aus dem Gott der Unterwelt hervorgegangen. Von dem unsichtbarmachenden Helme des Hades sey dem Orco nichts übrig geblieben, dagegen werde ihm charakteristisch eine dämonische Feinheit des Geruches beigelegt; er spüre, gleich Seeungeheuern, die Annäherung menschlichen Fleisches.

Die in unserer Seele tief gegründete Vorstellung von einer Vergeltung auch nach dem Tode, durch welche erst manche Widersprüche im jetzigen Leben könnten ausgeglichen werden, ist es, die namentlich auch in der Vorstellung von sogenannten Geistern und Gespenstern, den Spektris, Larvis und Monstris der Römer, von den ältesten Zeiten an bis auf den heutigen Tag sich kund gibt. Je nachdem die Menschen auf Erden gut oder böse

gewesen sind, erscheinen ihre Seelen nach dem Tode als gutartige oder böse, als Schutz- oder Rachegeister. Die Vorstellung von guten Geistern, als Seelen von Abgeschiedenen, findet sich schon bei Hesiod. Bei ihm sind die Dämonen die Seelen der frommen Menschen, die im goldenen saturnischen Zeitalter gelebt haben. Sie schweben nun als gute Geister, als Beschützer der Menschen, all ihre gerechten und gewaltsamen Thaten beobachtend, in Nebel gehüllt und Güter spendend, auf der Erde umher.

Nach der historischen Ueberlieferung beim Cicero soll Pherekydes aus Syros der Erste gewesen seyn, der die Unsterblichkeit der Seele gelehrt habe. Wie sehr übrigens durch Platon und seine Nachfolger der Glaube an Geister überhaupt verbreitet und befördert wurde, ist selbst aus der Kirchengeschichte bekannt. Klassisch ist jene Stelle im platonischen Phädon, wo Sokrates von den Seelen solcher Menschen spricht, die auf Erden nur dem Körper und seinen Lüsten gefröhnt haben. Jene, sagt er, führen bei ihrem Abscheiden noch viel schweren irdischen Stoff mit sich und werden aus Furcht vor dem unsichtbaren und dunkeln Hades immer wieder an den sichtbaren Ort gezogen. Solche Seelen schwärmen um die Monumente und Gräber, und hier seyen schon manche als schattenähnliche Phantasmen erschienen; dergleichen Bilderwerk zeigen aber nur solche Seelen, welche sich nicht rein von dem Körper geschieden, sondern noch sichtbaren Stoffes theilhaftig seyen, weßhalb sie auch gesehen würden. Und natürlich seyen das keine Seelen von guten, sondern von bösen Menschen, die an diesen Orten noch irre gehen müssen, zur Strafe für das frühere Leben.

Ich frage nun: finden wir hier nicht schon den Glauben an Geister in seiner Schauerlichkeit, und zwar an Geister, die wegen böser Thaten auf der Erde umgehen müssen? — Auch der platonisirende Kirchenvater Origines nimmt an, daß die Seelen der Gottlosen, von der Last ihrer Sünden niedergedrückt, sich nach dem Tode nicht sogleich in die höhere Welt erheben, sondern noch eine Zeitlang bei ihren Gräbern oder an andern düstern Orten verweilen und zuweilen dort als gespensterhafte Schatten erscheinen.

Der Volksglaube bekanntlich übt gerne zu allen Zeiten und überall die poetische Gerechtigkeit, die wir Andern ja selbst auch, von einem gewissen bedeutsamen Trieb, einem moralischen Instinkt geleitet, in der Tragödie, dem Nachbild des Lebens, verlangen. Er läßt noch heutiges Tages die Seelen der Abgeschiedenen für böse Thaten nicht bloß in der Hölle, sondern auch auf Erden selbst büßen. So hielt, wie wir wissen, das Landvolk im Mittelalter alle sogenannten Irrwische, welche wir auch „feurige Männer" nennen, für büßende Ritter, die einst Gewaltthätigkeit an ihnen begangen. „Ein ähnlicher Volksglaube," sagt Jakob Grimm, „herrscht noch in Franken und Schwaben. Die Seelen ungerechter Siebener und Markversetzer schwärmen ruhelos auf den Aeckern, Rainen und Wiesen herum, worüber sie falsch gesprochen haben. Die Seelen ungerechter Richter, die sie ungestraft sterben sehen, lassen sie zur vermeintlichen Genugthuung in Wald- und Berggegenden umgehen, den Lebenden zum Schrecken." — Auch die Vorstellung, daß solche Geister nur in der Dämmerung und des Nachts erscheinen, ist alt und in der Natur der Sache gegründet. Alle Unholde und Gespenster fliehen vor dem anbrechenden Tag. Darum verjagt sie auch der Hahnenruf, diese Verkündigung des Morgens. Dies ist schon der Glaube in den ersten christlichen Jahrhunderten; wie denn überhaupt der Herold des Morgens, dessen Würde und Amt der ältere Plinius so malerisch beschreibt, bei den ersten Christen als ein biblisches, im Leben Jesu nicht unwichtiges Geschöpf erscheint. Schöne Strophen, die sich darauf beziehen, lesen wir bei dem christlichen Dichter Prudentius, welcher singt: „man sagt, daß jene herumschweifenden Dämonen, die sich des Dunkels der Nacht erfreuen, aufgeschreckt durch den Hahnenschrei, zerstreut auseinander weichen. Denn die ihnen verhaßte Nähe des Lichts, des Heiles und der Gottheit jagt, sobald die Finsterniß gebrochen ist, die Genossen der Nacht in die Flucht." — Man sollte fast meinen, Shakespeare habe diese Stelle vor Augen gehabt, wenn er in seinem „Hamlet" den guten Horatio sagen läßt:

— Ich hab' gehört,
Der Hahn, der als Trompete dient dem Morgen,
Erweckt mit schmetternder und heller Kehle
Den Gott des Tages, und auf seine Mahnung,
Sey's in der See, im Feur', Erd' oder Luft,
Eilt jeder schweifende und irre Geist
Zu sein Revier. —

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Die Kunstausstellung.

Seit zwei Monaten hat sich Paris an den im Louvre ausgestellten Gemälden sattgesehen, und die Kritiker in den Tageblättern und Zeitschriften haben das Verdienst dieser Ausstellung so umständlich und zum Theil auch so bündig erörtert, daß wenig Neues zu sagen übrig bleibt. Die einzelnen Gemälde zu würdigen, gehört auch nicht hieher; nur sey es mir vergönnt, etwas Allgemeines über die Ausstellung, als eine Zeitbegebenheit, zu geben. Obschon man hätte vermuthen sollen, daß die den Düsseldorfern ertheilten königlichen Aufmunterungen die deutschen Künstler bewegen

würden, noch mehr als früher an den Pariser Kunstausstellungen Theil zu nehmen, so haben sie es diesmal doch beinahe gänzlich unterlassen. Entweder scheuen sie die Kosten der Versendungen, oder sie hatten jezt keine bedeutenden Stücke fertig; denn sonst wüßte ich keinen Grund, der sie hätte abhalten können, mit den französischen Künstlern um die Gunst des Publikums und um die von der Regierung ertheilten Belohnungen und Aufmunterungen zu ringen. Wie sehr dieser Wetteifer der Kunst förderlich ist, braucht wohl keines Beweises, und es wäre zu wünschen, daß die Künstler von ganz Europa an solchen Ausstellungen Theil nehmen könnten. Auch englische Künstler, solche wenigstens, die allgemeines Aufsehen erregen, sind diesmal nicht erschienen; nur einige Schweizer Maler sind mit den französischen in die Schranken getreten. Auch von den Leztern haben nicht alle etwas zur Ausstellung geschickt, und bei dieser Gelegenheit hat man von Neuem die Frage aufgeworfen, ob es in der That zuträglich sey, jährlich eine Kunstausstellung zu veranstalten. Die Künstler, sagen die Widersacher dieser Verfügung, gewöhnen sich an das schnelle Malen, und sie hudeln, um doch etwas zu liefern. Dagegen behaupten manche Künstler, die Ausstellung sey für sie, wo nicht das einzige, doch das Hauptmittel, um im Andenken des Publikums zu bleiben, ihre Kunstprodukte abzusezen und sich einen dauernden Ruf zu verschaffen. Denn es verkünden zwanzig Tageblätter und Zeitschriften ihre neuen Leistungen und machen die Welt darauf aufmerksam. Da übrigens aus den jährlichen Ausstellungen kein großer Nachtheil erwächst, so werden sie einstweilen wohl beibehalten werden; denn aus der Menge großer Gemälde zu schließen, scheint es nicht, als ob die Künstler sich jezt nur mit kleinen Genrebildern beschäftigten, wie schon behauptet worden ist; manche dieser Gemälde müssen beträchtliche Zeit erfordert haben, und nicht alle Künstler sind so flink wie Horace Vernet, der das größte Gemälde bei der Ausstellung, die Einnahme Constantines, in weniger als einem Jahre vollendet hat, und zwar zur allgemeinen Zufriedenheit, so wohl geordnet ist das Ganze, so lebendig und wahr sind die Gegenstände dargestellt; und außer diesem hat er noch zwei andere Gemälde, welche einzelne Momente derselben Begebenheit darstellen, verfertigt, also drei große Gemälde, und alles in weniger als einem Jahre. Auch Ary Scheffer ist fleißig gewesen; mehrere der besten Gemälde bei der diesjährigen Ausstellung sind von ihm. Dieser Künstler, holländischer Abkunft, scheint durch die Goethe'schen Dichtungen, besonders durch Faust begeistert worden zu seyn. Diesmal haben wir wieder ein G r e t c h e n von ihm, wie sie aus der Kirche tritt (das vorige Mal hatte er sie in der Kirche betend dargestellt) und von Faust und Mephistopheles beobachtet wird, und dann Mignon, mit welcher Manche aber nicht so zufrieden sind, wie mit Gretchen. Decamps, der eine Zeitlang ausgeruht zu haben schien, ist ebenfalls mit einigen Gemälden da, zum Theil morgenländischen Scenen, wie früher. Mehrere Maler, welche bei vorigen Ausstellungen geglänzt haben, werden bei der jezigen von andern verdunkelt, so z. B. Ziegler und Winterhalter; Lezterer hat bloß einige Porträts der königlichen Familie geliefert, und sich dafür in den Zeitungen allgemeinen Tadel zugezogen.

(Fortsetzung folgt.)

Wien, Mai.

(Schluß.)

Johnson, ein Drama. Nestroys verhängnißvolle Faschingsnacht.

Im Burgtheater sezte uns eine Novität sonderbarer Art in Erstaunen; sie führte den Titel: „Johnsons Tod," historisches Drama in zwei Akten, und hat folgende merkwürdige Handlung: Erste Scene. Ein Bauer schaufelt Schnee. Zweite Scene. Ein alter Mann kommt baarhaupt herbeigestürzt. Es ist Johnson, der an dem Sterbetage seines Vaters alljährlich Gewissensbisse hat, weil er seines Vaters Tod beschleunigt. Dritte Scene. Ein Knabe kommt, der für seinen Vater Botengänge verrichtet; Johnson fällt vor ihm auf die Kniee und bittet ihn, er möchte ihn segnen. Der Knabe läßt sich nicht lange bitten und segnet ihn. Der Vorhang fällt. Ende des ersten Aktes. Zweiter Akt. Erste Scene. Zimmer der Gräfin N. Eine Abendgesellschaft von Künstlern und Schöngeistern ist versammelt. Die Gräfin meldet ihnen, daß ihr Cirkel heute durch den Besuch des berühmten deutschen Gelehrten Lichtenbergs, und Johnsons, des größten Kritikers und Satirikers Englands (so steht er auf dem Zettel bezeichnet) verherrlicht wird. Zweite Scene. Lichtenberg kommt. Die Schöngeister sagen dem fremden Gast einige Grobheiten, Lichtenberg beantwortet sie mit einigen derben Impertinenzen. Dritte Scene. Johnson erscheint, bleich, abgemattet, sezt sich auf einen Stuhl, erzählt, daß vor vielen Jahren, als er einst in tiefen Studien versunken saß, sein Vater zu ihm trat und ihn bat, statt seiner auf den Markt zu N. zu gehen. Er schlug es ihm ab. Der Vater ging selbst, erkältete sich — starb; — in demselben Augenblicke stirbt auch Johnson. Der Vorhang fällt. Ende des Stücks. Brauch' ich noch mehr zur Charakterisirung dieses D r a m a s zu sagen? Das Schicksal des Stückes ist leicht vorauszusehen, obgleich der Verfasser, dessen Name bereits über einigen ehrenwerthen Produktionen stand, es zurücknahm und durch die Einschiebung eines Bedienten die Sache zu bessern dachte. — Von Herzenskrons „dramatischen Kleinigkeiten" ist der sechste Band erschienen: leichtes Bühnenfutter, Bearbeitungen, und in diesem Genre nicht ohne Verdienst. Das darin enthaltene Drama „Rosa" nach Alexander Dumas ist von französischer Unsittlichkeit gereinigt und im Plane bedeutend abgeändert. Ob diese Art der Bearbeitung eine, den geistigen Rechten des ursprünglichen Verfassers entsprechende sey, will ich dahingestellt seyn lassen. Wurde doch Shakespeare von Schröder bearbeitet; und wahrhaftig Alexander Dumas kann mit Herzenskron zufriedener seyn, als der gewaltige Britte mit seinem bezopften Hamburger Dolmetsch. Einen wahrhaft glücklichen Wurf hat im vorigen Monate das Theater an der Wien gethan. Die neue Posse von Nestroy: „die verhängnißvolle Faschingsnacht," ist eine der gelungensten dieses Genres. Ein körniger, derber Wiz, lebenswahre Volksscenen und ein gesunder Humor zeichnen dasselbe aus; ja das Stück ist sogar — sittlich, eine wahrhaft seltene Erscheinung in diesem Gebiete der „Poesie," wie manche Wiener Recensenten dieses Genre noch immer heißen. Das Ganze ist einem poesielosen Drama von Holtei, „das Trauerspiel in Berlin" nachgebildet, doch zeugt die Behandlung dieses Stoffes abermals von dem höchst merkwürdigen Talent Nestroys; und indem dem Zuschauer bei Ansehung der Posse vor Lachen die Thränen aus den Augen kollern, möchte er zugleich Thränen der Wehmuth vergießen, daß ein solches Talent so von allem Geschmack und von höherer Bildung verlassen ist, daß es seinen Fond auf dem schlammigen Boden ausbreiten muß, statt auf lichter, sonniger Höhe. Das Stück hat einen ungeheuern Zulauf und erlebt am heutigen Tage die eilf und zwanzigste Vorstellung, wobei tagtäglich das Haus zum Erdrücken gefüllt ist. Ueber die Kunstausstellung, welche gleichfalls im vorigen Monate eröffnet wurde, schreibe ich Ihnen in meinem Nächsten ausführlich.

Beilage: Kunstblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. C o t t a'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: H a u f f.

№ 122.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 22. Mai 1839.

Durch die ganze Geschichte der Menschheit, wie viel Schrecken ohne Noth, wie viel Unheil ohne Unglück!

Young.

Ueber Geisterglauben und Geisterfurcht bei den Alten.

(Fortsetzung.)

Die Römer bezeichneten die Geister der Verstorbenen im Allgemeinen mit dem Worte „Manen," von dem alten Mānis, d. i. gut; die Guten also, meint Voß, der Vorbedeutung wegen, weil man ihr Gespuck furchtete. Erläuterung gibt eine Stelle beim Platoniker Apulejus „über den Dämon des Sokrates." Nach ihm ist die Seele des Menschen, wenn sie den Lebensdienst ausgedient und den Körper verlassen hat, ein Dämon, in altrömischer Sprache „Lemur" genannt. Von diesen Lemuren wird derjenige, welcher die Obsorge für die Seinigen bekommen und als ruhiges und freundliches Wesen das Haus bewohnt, Lar familiaris genannt; die aber wegen böser, im Leben verübter Thaten fern von den Sitzen der Seeligen durch irres Herumschweifen, wie durch Verbannung, gestraft werden, ein Schreckgespenst, unmächtig für die Guten, aber schädlich den Bösen: diese Art von Geistern wird gewöhnlich Larve genannt.

Der Lar familiaris erinnert an unsere gutmüthigen Hauskobolde, die gewöhnlich ihren Sitz in einem düstern Winkel des Hauses oder auf dem Herde zu haben pflegen und der Familie, von welcher sie geehrt werden, Heil und Segen bringen. — Die Laren, welche auf den Kreuzwegen, auf den Fluren u. s. w. als Beschützer aufgestellt waren, erinnern dagegen mehr an unsere Schutzpatrone, Brückenheilige u. s. w.

Die Larven wurden, wenigstens zu den Zeiten des Petronius, zuweilen auch als Skelette abgebildet. Hieran knüpft sich folgende Frage. Bekannt ist, daß die Griechen schon einen personifizirten Tod hatten, der besonders in dem Schauspiel des Euripides, „Alceste," eine Rolle spielt, wo er, dem menschenfreundlichen Apollo gegenüber, als strenger Priester der Unterirdischen, mit dem Schwert erscheint, um die Locken der thessalischen Königin abzuschneiden, und zuletzt vom Herkules besiegt wird. — Hier könnte man leicht an jenen Triumphausruf des Apostels erinnert werden: „Der Tod ist verschlungen in den Sieg; Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?" — Ja, es hat sogar Kirchenväter gegeben, die den Heiland darstellten, wie er in den Hades hinuntersteigt, ihn mit dem Herkules verglichen, der in die Hölle dringt, um gefangene Seelen zu befreien. — Gewöhnlicher wird der Tod als Bruder des Schlafes, der ja sein tägliches Vorbild ist, und als schöner, ernster Genius mit umgestürzter Fackel vorgestellt. Aber, läßt sich fragen, hatten die heidnischen Alten schon unser furchtbares Gerippe, um den Tod damit zu bezeichnen? Lessing bekanntlich

leugnet es, auch stimmt ihm Herder im Ganzen bei; aber Bau- und andere Denkmäler — meinen wieder Andere — beweisen doch, daß die Alten nicht bloß ihre Larven oder Gespenster, sondern auch den Tod als Skelette vorstellten. So viel ist gewiß, daß erst durch das Christenthum, welches die Verbrennung der Leichname nach und nach abolirte, insbesondere aber durch die Verehrung des Kreuzes, dem häufig ein Todtenkopf und Gebeine hinzugefügt wurden, so wie der Märtyrer und ihrer Knochen, die Gestalt von Gerippen gleichsam geheiligt wurde. So entstand jenes mittelalterliche, gräßliche, von Bürger in der „Lenore" so schauerlich dargestellte Knochenungethum, das statt eines Genius mit der Fackel bei den Sterbenden erscheint, wozu noch aus der späteren modernen Vorstellung des Kronos oder der Zeit, die Alles abmäht und vernichtet, die Attribute von Sense und Sanduhr gekommen sind.

Zu den Spuckgeistern, die umgehen, gehören schon in frühester Zeit auch die Geister der gewaltsam Ermordeten, die als solche nicht in die Unterwelt kommen, sondern herumspucken, besonders in dem Hause, wo ihr Leichnam unbestattet liegt. Zwei Beispiele aus römischen Schriftstellern mögen dies erläutern: erstlich eines aus dem genialen Plautus. Eines seiner Lustspiele heißt Mostellaria, d. i. „die Spuck- oder Gespenstercomödie," weil durch monstrum und das Verkleinerungswort mostellum, wie alles Wunderbare, dem Naturlauf Widersprechende überhaupt, so insbesondere auch die Gespenster bezeichnet wurden. Hier finden wir den erwähnten Glauben an den Geisterspuck Abgeschiedener auf eine komische Weise vom verschmitzten Sklaven Tranio zu seinem Vortheil benuzt. Aber der wirkliche tragische Schrecken des Theuropides über diesen erdichteten Spuck, sein Ausruf: „Ich habe kein Tröpfchen Blut mehr! die Todten rufen mich ab zur Unterwelt!" — das ganze Benehmen des Mannes — zeigt nicht Alles an, daß diese Geisterfurcht, dieser haarsträubende Schauder eben so gut bei Römern und Griechen vorhanden war, als bei den christlichen Völkern der neuern Zeit? Und wundern wir uns noch darüber, wenn wir erwägen, daß er tief in der menschlichen Natur, die vor Tod und gewaltsamer Ermordung, vor Grab und Verwesung zurückbebt, gegründet ist, und daß selbst Freidenker, wie Hobbes, welche das Daseyn des Geistes überhaupt leugnen, doch vor Geistern oder Gespenstern sich fürchten?

Das zweite Beispiel aus einem spätern römischen Schriftsteller, dem jüngern, hochgebildeten Plinius, demselben, der aus Unkunde den Glauben der damaligen Christen in seinem bekannten Berichtschreiben an den Kaiser Trajan für einen schädlichen Aberglauben ausgibt, wird unsere Behauptung noch mehr bekräftigen. Der Brief an seinen Freund Sura bleibt ein wichtiges Aktenstück in Sachen des Gespenterglaubens bei den Römern. Plinius schreibt ihm: „er möchte gern wissen, ob was an den Gespenstern (phasmata) sey, ob sie wirklich Gestalt und Wesen besitzen oder eitle Schreckbilder unserer Phantasie seyen?" Und gleich darauf gibt er offen zu erkennen, daß er daran glaube, und beruft sich auf eine Gespenstergeschichte, die er selbst schauerlich nennt. Ich will die Erzählung davon wiedergeben.

(Fortsetzung folgt.)

Der Saal zu Würzburg.

(Schluß.)

Tiepolo, als er noch in seiner leichtsinnigen Periode war, hatte wenig Werth auf die Erfüllung eines gegebenen Worts gelegt; jezt aber war es anders. Es war ihm, als schaute wiederum das Antlitz Buonarottis über seine Schulter, und es durchschauerte ihn wie ein Fieber. Die Frist war kurz, er hatte sich eine doppelt längere Zeit zur Vollendung des Hauptbildes vorgesezt; allein jezt zwang ihn der Ehrgeiz und das gegebene Wort. Er arbeitete unausgesezt Tag für Tag, und selbst sein frugales Mittagsmahl ließ er sich hinaufreichen. Zwei seiner Schüler, die einzigen, die er für tüchtig hielt, ihm zu helfen, wurden ebenfalls anstrengend beschäftigt. Aber die Mühe des Meisters war großentheils verloren: was er am gestrigen Tage geschaffen, fand er oft am Morgen muthwillig zerstört, nicht selten mit Pfuscherhand verändert. Es war diese hämische Bosheit um so räthselhafter, da man nicht begreifen konnte, auf welchem Wege sie ausgeführt worden; denn Tiepolo wachte darüber, daß der Saal regelmäßig, wenn er ihn verließ, verschlossen wurde; ja er stellte sogar, weil der Unfug nicht nachlassen wollte, einen treuen, ihm sehr ergebenen Burschen zur Wache an die Thüre, und nach dessen feierlicher Betheurung war Niemand in den Saal gekommen. Der ehrliche Gianbattista gerieth in Verzweiflung, er dachte alles Ernstes daran, daß der Teufel in höchst eigener Person sich mit dem schändlichen Van Werst und dem verliebten Intendanten verbündet habe, um ihm diese hämischen Streiche zu spielen. Er verfiel darüber in Trauer und Krankheit.

Eines Tages, als er wiederum die zerstörte Arbeit mit unsäglicher Mühe erneuerte, fühlte er nach lange fortgeseztem Schaffen sich so ermüdet, daß er, als er sich fortbegeben wollte, ohnmächtig niedersank und in einem Winkel der Gerüste liegen blieb. Nach seiner Vorschrift wurde bei eintretender Dunkelheit der Saal verschlossen und die Wache stellte sich vor den Eingang. Der

Bewußtlose mochte einige Stunden dagelegen haben, als er gegen Mitternacht erwachte, und ein Schimmer in seine Augen fiel, der über ihm von der Decke niederglänzte, aber so schwach war, daß er den weiten Saal völlig finster ließ. Der Meister rieb sich die Augen, wie damals, als er nach dem Intendanten ausschaute, und siehe da, auch jezt glaubte er das Gesicht und die Gestalt zu kennen, die aber über ihm schwebte und mit einem scharfen Instrumente an der Malerei der Decke schabte. Er wollte aufspringen, aber seine Entkräftung ließ es nicht zu; er wollte Ver ünschungen ausstoßen, doch kam nur ein fast unhörbares Gemurmel über seine Lippen. Immerdar aufschauend erkannte er den Intendanten im weiten Seidengewande auf einem vorspringenden Balkon sitzend, und neben ihm die schöne Cornelia, die Lampe haltend. Die Gruppe machte bei allem Verdruß, den ihr Anblick dem Meister verursachte, doch einen malerischen Effekt, und sogleich ging sie in die Phantasie des Künstlers über, der darüber alle augenblicklich auszuführenden Racheplane vergaß. Er hörte die Scherze seiner Feinde mit dem ruhigsten Gleichmuth, als wenn sie ihn nichts angingen; er ließ sie, ohne sich zu rühren, herabsteigen, als die diabolische Arbeit vollendet war, und jezt erst bemerkte er, wie eine ihm früher unbekannte versteckte Thüre sich öffnete und das Pärchen in einen dunkeln Gang einließ, durch welchen es verschwand. Die Thüre wurde von einem sie begleitenden Diener sorgfältig wieder verschlossen.

Jede Spur von Krankheit und Melancholie wich jezt von Tiepolo, da das Geheimniß enthüllt war. Er fand Mittel, zu verhindern, daß die geheime Thür sich nicht mehr Nachts öffnete, und die Arbeit am Tage rückte daher tüchtig vorwärts. Am versprochenen Tage konnte er das Gemälde fertig aufdecken und seine Feinde beschämen. Es geschah; das schöne Plafondbild, das wir noch jezt bewundern, widerlegte jede boshafte Intrigue, aber auch die Rache des Malers wurde offenbar. Er hatte den Intendanten und Cornelien gerade so unter der Menge der Figuren angebracht, wie er sie in jener Nacht belauscht hatte. Der Beschauer, der diesen Umstand nicht kennt, übersieht die Gruppe, aber der Künstler erreichte, was er gewollt; ohne daß man ihn deßhalb zur Rechenschaft ziehen konnte, hatte er jenes verrätherische Paar dem Spotte preisgegeben.

Von dem fernern Wirken und Leben Gianbattistas ist uns zu wenig bekannt, um es mit Gewißheit mittheilen zu können. Er lieferte noch manche werthvolle Gemälde, die, in den Schlössern der Großen vertheilt, das Auge des Beobachters auf sich ziehen. Kenner und Liebhaber der Plafondmalerei mögen, wenn sie etwas Näheres über die ferneren Schicksale unseres Meisters wissen, dieses dem Publikum mittheilen.

Das tägliche Brod.

Von Ph. H. Welcker.

O wundervolle Himmelsgabe
Auf Menschentischen, heil'ges Brod!
Die Hoffnung trug ein Korn zu Grabe,
O wundervolle Himmelsgabe!
Ein Halm erstand, des Auges Labe,
Mit hellem Grün im Morgenroth.
O wundervolle Himmelsgabe
Auf Menschentischen, heil'ges Brod!

Von Liedern war der Halm umklungen;
Gott hat den schönen Halm bewacht.
Die Lerche hat sich aufgeschwungen:
Von Liedern war der Halm umklungen,
Auch Heimchen haben ihm gesungen,
Und Lüfte wiegten ihn bei Nacht.
Von Liedern war der Halm umklungen,
Gott hat den schönen Halm bewacht.

Und von geschnittnen goldnen Aehren
Kommt Segen nun in jedes Haus,
Die Mühle klappt, den Kern zu klären;
Und von geschnittnen goldnen Aehren
Muß weiter sich der Kern bewähren
In Fluth und Ofenflammenbraus.
Und von geschnittnen goldnen Aehren
Kommt Segen nun in jedes Haus.

Du Geber in der Sternenhalle,
Gepriesen seyst du früh und spät!
Mit heil'gem Brod versorg' uns Alle;
Du Geber in der Sternenhalle,
Erfreu' mit Aerntejubelschalle
Auch den, der oft nur Thränen sä't!
Du Geber in der Sternenhalle,
Gepriesen seyst du früh und spät!

Korrespondenz-Nachrichten.

Brüssel, Mai.

Das Ballet: der Corsar.

Wenn ich Ihnen gewöhnlich über die Kunstleistungen in unserer Stadt zu berichten hätte, so säbe ich mich nicht selten in Verlegenheit; ich wüßte wenigstens oft nicht, wie ich sie charakterisiren sollte, um sie von dem zu unterscheiden, was auf den Pariser Bühnen vorgeht. Desto mehr reizt es mich

aber, wenn sich ein einheimisches Produkt hier Geltung verschafft, Ihnen einige Worte darüber zu sagen; und dies ist heute der Fall. — Ein neues Ballet: „der Corsar," von Hrn. Albert, Musik von Bochsa, hat hier den lautesten, ungetheiltesten Beifall gefunden. Die früheren Leistungen des genialen Balletmeisters Albert hatten die Erwartung des Publikums sehr gesteigert, sie wurden aber noch übertroffen. Noch nie haben wir eine so harmonische Fülle anmuthiger und großartiger, mit kluger Berechnung angelegter, mit Kunstfertigkeit ausgeführter Scenen und Gruppen gesehen, wie in diesem mimischen Drama, dessen Stoff einem Gedichte Lord Byrons entnommen ist. Albert hat weise daran festgehalten, daß in einem Ballet die Intrigue nur einfach seyn dürfe, daß die Handlung nur sparsam durch eingewebte Episoden, desto mehr aber durch reiche Mannigfaltigkeit der lebhaftesten Tänze geschmückt werden müsse. Im ersten Akte kehrt Conrad, das Haupt der Piraten, von einem Kreuzzuge nach seiner Insel zurück. Seine Gefährten überlassen sich der Freude; indessen erscheint ein Matrose mit dem Bericht, daß der Pascha von Coran Anstalten mache, den Hauptmann in seinem Zufluchtsorte zu überfallen. Conrad entschließt sich sogleich, dem Pascha zuvorzukommen, und wirft sich in ein Boot, troz der Bitten seiner besorgten Geliebten Medora. Höchst anziehend und lebendig ist das Gewühl der bunt sich durch einander drängenden Matrosen und ihrer fröhlichen Nationaltänze. — Auch den ersten Tänzern ist Gelegenheit zu Triumphen gegeben. Im ersten Akte erwarb sich das pas de deux der Mdlle. Julia und des Hrn. Arthur St. Leon den lautesten Beifall. Zwar hat von Paris aus auch hier die Mode sich verbreitet, gegen den Tanz der Männer gleichgültig zu seyn. Arthur St. Leon aber ist noch so jung, von so gefälliger Gestalt, von so ausgezeichneter Schönheit, sein Gesicht ist so heiter und unverändert von der außerordentlichen Anstrengung, die doch sein Schwung und seine außerordentliche Elastizität voraussetzen läßt, daß man von der neumodischen Gleichgültigkeit geheilt wird und gern aufrichtig in sein Lob einstimmt. Der junge Künstler macht täglich Fortschritte, und das Publikum weiß ihm dafür Dank. — Jeder Akt des Ballets hat einen eigenen Charakter; keiner zeigt Wiederholungen. Der zweite ist im Palast des Pascha von Coran dem ernsten Tanze geweiht. Der Glanzpunkt des Ganzen ist die Schlußscene des dritten Akts: der Brand des Harems. Die Scene scheint tausend Fuß Breite zu haben und in der Tiefe sich unabsehbar bis an's Meer auszudehnen, und der Brand ist wirklich mit furchtbarer Wahrheit dargestellt. Balletmeister Albert feierte den vollständigsten Triumph.

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Die Kunstausstellung.

Graf Forbin, sonst ein glänzender Maler und Schriftsteller, und ehemaliger Direktor des königlichen Museums, ist schon lange gemüthskrank und hat nur zuweilen lichte Intervalle. In diesem Zustande hat er für die Kunstausstellung gearbeitet. Was er aber geliefert, ist so schlecht, daß man sich darüber lustig machte. Man hat diese Sudeleien endlich zurückgezogen. Das Volk drängt sich immer vor einem Bilde Biarbs, welches er die „Folgen eines Maskenballs" betitelt, und das voll von Figuren und von Handlung ist. Es ist, als sey man in der Wirklichkeit Zeuge eines Streites, wie er sich zuweilen auf einem Maskenballe entspinnt, und nur durch die Dazwischenkunft eines Polizeicommissärs geschlichtet werden kann. Sehr komisch nimmt sich ein Polizeiagent aus, welcher, wie es scheint, die Ankunft des Polizeicommissärs nicht abgewartet, sondern kühn in das Handgemenge sich gemischt hat, aber zum Lohn eine Maulschelle davon trägt. Man sieht an seinen Geberden und seiner verzogenen Miene, daß sie mit kräftiger Faust muß ertheilt worden seyn. Er wendet sich klagend an den Polizeicommissär; allein dieser ist einstweilen wie der virgilische Neptun damit beschäftigt, motos componere fluctus. In Darstellung solcher Scenen aus der wirklichen Welt ist Biard Meister; von dem Seinigen thut er nichts hinzu, auch gibt er sich keine große Mühe, seine Gruppen zu ordnen. Er pfropft so viele Figuren in seine Gemälde hinein, als darin Raum finden. An Poesie ist dabei nicht zu denken; aber viel Geist ist darin, und es läßt sich keine natürlichere Abkonterfeiung der Natur denken. Man sieht Biard hier für keinen großen Künstler an und rechnet den Zulauf der Neugierigen zu seinem Gemälde für nichts. Diesmal wollte er jedoch zeigen, daß er auch Größeres darzustellen vermöge, als Auftritte aus dem öffentlichen Leben und possierliche Figuren. Er hat deshalb ein großes Gemälde ausgestellt, den Kampf einer Bootsmannschaft mit weißen Bären im Eismeere. Hier ist wirklich mehr Talent, als man dem Maler zugetraut hatte; nur ist die Zeichnung nicht so korrekt, wie in seinen Genrebildern. — Darstellungen aus der alten Mythologie sind beinahe gänzlich verschwunden. Auch Griechen und Römer sind selten geworden, und es hat nicht den Anschein, als ob sie sobald wieder in Aufnahme kommen wollten. Dagegen fehlt es nicht an religiösen Gemälden, welche zum Theil auf Bestellung für Kirchen gemalt worden sind, so wie noch eine Menge französischer Schlachten vorkommen, welche für das Versailler historische Museum verfertigt worden sind, zum Theil recht lobenswerthe Arbeiten. Die Franzosen besitzen in dieser Hinsicht manche Muster. Der Landschaften gibt es eine Menge, und Porträts sind in Allem 700 gezählt worden, welche von 400 Künstlern und Künstlerinnen herrühren. So viele also, mit Ausnahme einiger, welche nicht hier wohnen, leben in Paris von der Kunst des Abkonterfeiens. Keines dieser Porträts ist so ausdrucksvoll, wie Carpentiers Madame Dudevant, die berühmte George Sand; sie soll sehr idealisiert seyn, sonst ließe es sich auch kaum begreifen, wie Herr Dudevant sich von einer so reizenden, so geistreich und dabei so gemüthlich aussehenden Frau scheiden lassen mochte. Man hat Mühe, sich von dem Porträt zu trennen, welchen Zauber müßte also das Original ausüben, wenn es diesem Porträte entspräche! — Die Blumen und Fruchtstücke lassen wenig zu wünschen übrig; sie rühren großentheils von Redouté's Schülern und Schülerinnen her. An Aquarellen ist Ueberfluß. Diese gehen meistentheils in die Kunsthandlungen über und werden, wo nicht von den Künstlern, doch von den Kunsthändlern oft sehr theuer verkauft. — Ich wohnte heute einer öffentlichen Versammlung des freien Kunstvereins bei, einer seit acht Jahren gestifteten Gesellschaft, welche beinahe 200 Mitglieder zählt, und mit dem Vereine der Kunstfreunde, der jährlich eine Ausstellung und Verloosung veranstaltet, nicht verwechselt werden darf.

(Schluß folgt.)

№ 123.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 23. Mai 1839.

So wird die Liebe nimmer kalt,
Und wird der Dichter nimmer alt!

Goethe.

Dem Andenken Schillers.

Am Tage der Enthüllung seines Standbildes, am Vorabende seines Todestags.

Die Mainacht sank so trüb und kühl
Auf eines Dichters Haupt,
Das, frisch vom Lorbeerkranz umlaubt,
Ruht' auf des Sarges Pfuhl.
Doch als den Sarg man trug zur Gruft,
Da zog es säuselnd durch die Luft,
Wie Geisterstimmensang
Und Nachtigallenklang,
Und auf des Dichters frühes Grab
Sah freundlich mild der helle Mond herab.

Und stets durch Deutschlands Gaue fort,
Seit jener Maiennacht,
Lebt seiner Lieder Zaubermacht
Und seiner Helden Wort.
Und sieh, es ragt nach manchem Jahr
Nun auf des Vaterlands Altar
Des großen Dichters Bild,
Erhaben, ernst und mild,
Und senket unter'm Lorbeerkranz
Das Haupt, verklärt im Maiensonnenglanz.

Köln am Rhein.

Wilhelm Smets.

Briefe Wielands aus den Jahren 1752-1761.

Biberach, 1len März 1761.

Werthester Herr und Freund.

Wenn meine Briefe von derjenigen Art wären, welche belehren oder ergötzen, so hätten meine Frennde, unter welche ich das Glück habe auch Sie zu zählen, viele Ursache, über mich zu klagen. Aber was für Briefe kann man aus der Barbarey erwarten, in der ich lebe, aus dem Wirbel von Geschäften und Zerstreuungen, worin ich mit Gewalt herumgedreht werde, aus diesem Exilio von den Musen und ihren Freunden, aus einem Lande, wo man mir sogar aus demjenigen einen Vorwurf macht, was mir die Achtung der Welt und die Freundschaft der Besten erworben hat? Meine Briefe würden beynahe lauter Elegien seyn, deren unangenehme Monotonie auch die geduldigsten meiner Gönner ermüden würde, und wie oft müßte ich sogar zu diesen Elegien die Stunden der Ruhe nehmen, worin der Schlaf mir wenigstens die austermäßige Glückseligkeit verschafft, gar nichts zu empfinden? Ich vertröste mich selbst und meine Freunde noch immer auf bessere Zeiten; und wenn diese Hoffnung auch niemals erfüllt werden sollte, so hat sie doch den Nutzen, das Unangenehme des Gegenwärtigen erträglicher zu machen. Vielleicht gewöhne ich mich nach

und nach, wie Miltons böse Engel, an die Hölle, in die ich verstoßen bin, und bringe es noch so weit, die Verwirrung für Ordnung, die Schmach für Ehre, die Sklaverey für Freiheit und das Uebel überhaupt für gut zu halten. Wenigstens scheint dieses das einzige Mittel, die Kunst des Sarasa in dieser des heil. Reichs Stadt Biberach zur Ausubung bringen zu können. Was meine äußern Umstände betrifft, so ist das am wenigsten unangenehm davon, daß die Differenzien wegen der Canzley- und Syndicatsstelle noch immer fortdauern, und der katholische Rath, welchem es lediglich um eine receßwidrige Besoldungsvermehrung ihres Syndici zu thun ist, alle von ihm selbst so lange betriebene gütliche Wege abweist und uns in einen Labyrinth ohne Ausgang hineinzuziehen sucht. Sie, mein wertheſter Freund, von diesem Handel gründlich zu informiren, würde eine weitläufige, verdrießliche und vergebliche Arbeit für uns Beyde seyn; nur dieses müssen Sie wissen, daß es so gar nicht um meine juristische Tüchtigkeit zu thun ist, daß würklich das Anerbieten, den Gradum Doctoris ungesäumt anzunehmen, bei den HH. Catholischen ohne Würkung gewesen. Kurtz, ihre Absicht ist, uns zu chicaniren, und der Recours ad Augustissimum ist das einzige Mittel, welches uns helfen kann und welches wir schon längstens hätten nehmen sollen, wenn nicht die mehrsten Glieder des evangelischen Raths aus Mißgunst und Rivalität ein Belieben daran gefunden hätten und noch fänden, die Sache selbst zu erschwehren und in die Länge zu spielen.

Allein diese Widrigkeiten sind in meinen Augen nur Minima in Vergleichung mit demjenigen, was mich plaget. Der beständige Anblick unserer Zerrüttung, unserer schlimmen Oekonomie, unserer verfallenen Polizey, der gänzlichen Unachtsamkeit, womit man den Verfall der Stadt ansieht, des Unverstands unserer Regenten, der Zügellosigkeit des Volks, der Verachtung der Gesetze, der willkührlichen Art zu gouverniren, der Chicanen, wodurch die einfältigsten Sachen verwirrt und alle Bemühungen der wenigen Gutgesinnten vereitelt werden — dieser beständige Blick in einen Abgrund von moralischem und politischem Verderben auf der einen Seite, und auf der andern der gänzliche Mangel an Freunden, die Beraubung eines angenehmen Umgangs, der Ruhe und Stille des Gemüths, der Freiheit, des Umgangs mit den Musen, der stillen Betrachtungen der Natur, der einzigen Quelle des wahren Schönen und Guten, der Mangel an den Freuden des Geistes und Herzens, an die ich so viele Jahre lang gewöhnt gewesen, eine allen meinen Neigungen und Gewohnheiten entgegengesetzte Lebensart, die Nothwendigkeit, mein besseres Selbst zu verbergen, das Mißvergnügen, mit lauter Leuten zu leben, die mich nicht kennen, nicht verstehen, nicht lieben. — Ich muß abbrechen, mein Freund, die Helfte von allen diesen Desagremens wäre genug, ein Individuum von meiner Art elend zu machen, wenn ich nicht Gegenmittel in mir selbst fände, welche mich seit einiger Zeit den Satz der Stoiker begreifen machen, daß es in dem Ochsen des Phalaris selbst noch möglich sey, glücklich zu seyn. Inzwischen versichere ich Sie doch, daß ich eine Lehrerstelle zu Braunschweig oder Berlin mit 300 Rthlr. für ein wahres Glück annehmen und derselben meine Canzleystelle mit 1000 Gulden von Herzen gerne aufopfern wollte. Der evangelische Rath hat gut befunden, mir seit geraumer Zeit allerley Geschäfte zu übertragen, die mir meine meiste Zeit entwendet haben. Die Reforme unseres Schul- und Musicwesens war eines davon; allein hier öffnet sich mir eine neue Quelle von Elegien; wir wollen lieber von etwas Anderem sprechen.

Was sagen Sie zu meinem Vorhaben, die Werke des Shakespeare zu übersetzen? Ich habe daran würklich einen Anfang gemacht. Die Lebensgeschichte des Philosophen Chärephon ist eine andere Art von Amusement, womit ich im vorigen Jahre schon angefangen, mich zu beschäftigen, aber schon seit drei Monaten keine Zeit mehr gehabt, damit fortzufahren; es soll in Form eines Romans das meiste von meinen Grundsätzen, Erfahrungen und Gedanken enthalten. Alle diese und andere Dinge werden sehr langsam zu Stande kommen, und dieses wird vermuthlich zu ihrem Vortheil seyn. Von meinen poetischen Werken soll der erste Theil auf künftige Michaelismesse erscheinen. — In Zürich genießen die Musen einer stolzen Ruhe. Herr Hirzel, einer von den Staatssecretarien der Republic, hat sich durch ein Trauerspiel, Brutus, welches ich noch nicht gesehen, wie man sagt, als einen großen Geist bewiesen. Herr Bodmer fähret fort, in Lessing und seinen Freunden einen Bienenschwarm zu reitzen, den die Natur nicht umsonst mit einem Stachel bewaffnet hat. Unser Geßner hat sich kürzlich mit der zehnten Muse und vierten Gratie vermählt; wenn sie ihm im Jahr 1764 noch so scheint, so wollen wir ihn glücklich preisen. — O! wie oft und mit welchen Schmerzen denke ich an die glücklichen Jahre meiner Jugend zurück. Die Blicke, die ich nach der Schweiz schicke, sind die Blicke Adams in das Paradies, woraus er vertrieben wurde. Wenn Sie mich trösten wollen, werther Freund, so sagen Sie nur mit zwei Worten, daß Sie mich bedauern. Es gibt Umstände, wo Epictet und Seneca nur Langeweile machen. Meine zur Freude immer offene Seele lächelt schon dem kommenden Frühling entgegen. O Rus! quando te aspiciam! quandoque licebit ducere sollicitae iucunda oblivia vitae! Morgen- und Abendstunden von dieser Art verspricht mir die wiederkehrende Sonne, und der bloße Gedanke daran ist für mich ein Anodynum wider alle Schmerzen meines Zustandes.

Wieland.

Ueber Geisterglauben und Geisterfurcht bei den Alten.

(Fortsetzung.)

„In Athen war ein geräumiges und großes Haus, aber verrufen und verderblich für die Bewohner. In der Stille der Nacht konnte man den Klang von Eisen, und bei größerer Aufmerksamkeit das Geklirr von Ketten, Anfangs mehr aus der Ferne, hernach immer näher vernehmen. Bald hierauf erschien ein Gespenst (idolon): die Gestalt eines ganz abgemagerten häßlichen Greises mit langem Bart, starrendem Haar; an Beinen und Händen trug er Ketten, mit denen er rasselte. Deshalb brachten die Bewohner des Hauses traurige Nächte in Furcht und Schrecken wachend zu. Auf die Nachtwachen folgte Krankheit, und, da die Furcht immer mehr zunahm, zuletzt der Tod. Denn auch bei Tage, wenn das Schreckbild wieder verschwunden war, schwebte doch das Bild desselben vor Augen, und die Furcht währte länger, als die Ursache der Furcht. Dem zur Folge blieb das Haus ganz verlassen und zur Einsamkeit verdammt, und ganz jenem Gespenste (monstro) preisgegeben. Indeß wurde es doch öffentlich zum Verkauf angeboten, ob vielleicht doch Jemand, der von jenem Unheil nichts wüßte, Lust bekäme, es zu kaufen oder zu miethen. — Da kommt nach Athen ein Philosoph, Namens Athenodorus, und liest den Anschlag, und wie er den Preis sieht, wird ihm die Wohlfeilheit desselben etwas verdächtig; er forscht weiter nach und erfährt Alles. Nichts desto weniger, ja jezt um so mehr, miethet er das Haus. Als es Abend werden wollte, läßt er sich im vordern Theile des Hauses ein Ruhebett aufstellen; man muß ihm Schreibtafel, Griffel und Licht bringen, und dann schickt er alle die Seinigen in den innern Theil des Hauses, und er selbst ist mit Geist, Hand und Auge ganz auf das Schreiben gerichtet, damit nicht etwa der unbeschäftigte Geist etwas Spuckhaftes zu hören vermeinen und sich eitle Schrecken vorbilden möchte. Anfangs war auch jezt wieder tiefe Stille der Nacht; aber hierauf ließ sich der Klang von Eisen, das Klirren von Ketten vernehmen. Er verwendet kein Auge, legt den Griffel nicht weg, sondern bleibt fest bei seinem Entschluß, und merkt mehr mit dem Geiste, als den Ohren auf. Hierauf nimmt das Geräusch zu; es kommt näher; Anfangs läßt sich's auf der Schwelle, hernach aber innerhalb der Schwelle vernehmen. Er sieht sich um, da erblickt er und erkennt sogleich das ihm geschilderte Gespenst. Dieses bleibt stehen und winkt mit dem Finger, gleich als wenn es riefe; unser Philosoph dagegen macht ein Zeichen mit der Hand, daß es ein wenig warten solle, und beschäftigt sich wieder mit dem Griffel und der Schreibtafel. Während er schreibt, klirrt es um sein Haupt mit den Ketten; er schaut nach ihm zurück, und sieht, wie es wieder ihm winkt. Da säumt er nicht länger, nimmt das Licht und folgt. — Das Gespenst ging mit langsamem Schritt, als wäre es durch Bande beschwert; als es hierauf zur Tenne des Hauses abgebogen hatte, versank es plötzlich und ließ seinen Begleiter allein. Dieser zerriß Kräuter und Blätter und bestreute damit den Platz, um ihn zu bezeichnen. Am andern Tage begab er sich zum Stadtmagistrat und forderte ihn auf, er möchte jene Stelle ausgraben lassen. Da fand man wirklich Gebeine, mit Ketten umschlungen, welche der nach und nach in der Erde verwesete Körper nackt und kahl zurückgelassen hatte. Man sammelte sie und bestattete sie auf öffentliche Kosten zur Erde. Und als dies geschehen war, hatte das Haus von nun an Ruhe vor dem Geist."

Siehe da eine Geistergeschichte, wie sie kein moderner Erzähler oder Dichter besser hätte schildern oder erfinden können; so wie ein abermaliger Beweis, daß auch die größten und gebildetsten Geister von einer Furcht nicht frei sind, die man zwar nach dem Volk oder dem Pöbel benennt, die aber, als in der menschlichen Seele gegründet, Philosophen und Gebildete und Große überschleicht. Zugleich sehen wir die oben erwähnte Behauptung des Verfassers „der Vorschule:" daß die Alten keine Geisterfurcht gekannt hätten, kräftigst widerlegt. — Auch der Spötter Lucian läßt im „Lugenfreund" dem Pythagoräer Arignotos von der Erscheinung eines ähnlichen Gespenstes in einem Hause zu Korinth erzählen, wodurch dieses ganz verrufen und verlassen wurde. Ein Dämon heißt dort das Gespenst. Fast scheint es, als habe Lucian die obenerwähnte Erzählung nachgedichtet.

Was Plinius in demselben Briefe hierauf von seinem Freigelassenen Markus und einem seiner Sklaven erzählt, denen während des Schlafes von geisterhaften Gestalten das Haar rein abgeschoren worden, das ist in Bezug auf den Glauben an Vorbedeutungen und vorbildende Träume merkwürdig. Noch merkwürdiger ist die Aeußerung, die Plinius daran knüpft. „Wenn man annimmt, sagt er, daß die Angeklagten sich die Haare lang wachsen lassen, so dürfte die Haarschur meiner Leute wohl wahrscheinlich ein Zeichen gewesen seyn, daß die Gefahr abgewendet war, die mir — nämlich unter der Herrschaft des Kaisers Domitian — bevorstand." So sezt Plinius lieber das Wunderbare voraus, als daß er auf den Gedanken gekommen wäre, es möchte wohl seinen Leuten durch einen spaßhaften Mitgesellen ein Schabernack gespielt worden sey. —

Es gibt, wie man schon aus jenem Briefe ersehen kann, im Glauben der Alten auch Gespenster, deren

Natur, Ursprung und Heimath unentschieden bleibt, wiewohl sie mehr oder minder an das Grab und die Unterwelt erinnern, und gewöhnlich, wenn sie erscheinen, Vorboten und Verkündiger nahen Unheils oder des lezten Schicksals sind. Zu solchen gespensterartigen Erscheinungen gehört z. B. jener Geist, der dem Brutus erschien und sich als seinen „bösen Genius" kund gab, und jener andere, der vor den Römer Drusus, als er in Deutschland siegend vordrang und schon über die Elbe setzen wollte, in übermenschlicher Größe hintrat und ihm zurief: „wohin doch eilst du, unersättlicher Drusus? Nicht Alles dies zu schauen ist dir vom Schicksal vergönnt. So eile denn hinweg! Denn schon nahet dir das Ende deiner Thaten und deines Lebens." Es war allgemeiner Glaube, daß besonders die Persephone, als Königin der nächtlichen Unterwelt, noch mehr aber die furchtbare Zaubergöttin Hekate, die durch ihre Ungestalt an manche Greuelgötzen der Hindus erinnert und auf welche die Alten so Vieles übertrugen, was im späteren christlichen Volksglauben dem Satan und seiner höllischen Genossenschaft zugeschrieben wird, solche unbestimmte Spuckgestalten theils zur traurigen Vorbedeutung, theils auch nur zum leeren Schrecken gesendet habe. Von dieser Hekate heißt es in einem orphischen Hymnus: daß sie um die Gräber tobe und mit den Geistern der Verstorbenen umherschwärme. Sie war es, die besonders die Empusen sandte. Auch in dieser Beziehung sind höchst merkwürdig „die Frösche" des Aristophanes, wo er eine Empuse dem haasenherzigen Poltron Dionysos und seinem komischen Sklaven Xanthias erscheinen läßt: ein Ungethum, das sich in alle Gestalten verwandelt, bald ein Stier, bald ein Maulesel, bald — ein schönes Mädchen ist, dann plötzlich wieder ein Hund wird. — Man wird hier an ähnliche Verwandlungen der christlichen Höllengeister erinnert.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Schluß.)

Die Kunstausstellung.

Der freie Kunstverein nimmt den Sinn des Wortes Kunst in seiner weitesten Bedeutung. Hier wurde denn von einem Herrn Jacquemart Namens einer Commission ein Bericht über die diesjährige Kunstausstellung verlesen. Der Berichterstatter klagte über den Mißbrauch, welchen die Journalistik mit der Kunstkritik treibe. Statt nach Grundsätzen zu verfahren und der öffentlichen Meinung eine gute Richtung zu geben, leite sie dieselbe irre, stelle die widersprechendsten Ansichten und Grundsäze auf, lobe manchmal die mittelmäßigsten Stücke und setze dagegen schätzenswerthe Künstler tief herunter, ohne zu bedenken, daß eine herbe Kritik zuweilen einen Künstler auf immer zu Grunde richtet, und ihn zur Verzweiflung bringen kann. Um diese Beschuldigungen mit Beweisen zu belegen, führte der Berichterstatter verschiedene Kunstkritiken aus den angesehensten Zeitungen, Journal des Debats, National, Constitutionnel, Siècle an. Allein ist es denn so auffallend, daß verschiedene Ansichten und Meinungen laut werden, und würde dies nicht auch der Fall seyn, wenn noch andere Vereine ihre Meinungen äußerten, so gut als der freie Kunstverein? Es ist oft Klage über die Kunstkritiken der Tagblätter geführt worden, und dennoch suchen, wo nicht alle, doch die meisten Künstler den Beifall der Journalisten zu erhalten. Oft mögen schiefe Urtheile und voreiliges Lob oder Tadel mitunter laufen; welcher Kritiker wird aber für unfehlbar gehalten? und gesezt, einer oder mehrere irren, so sind ja genug andere da, um sie zu berichtigen. Hier, wie in andern Fällen, heilt die Presse die von ihr geschlagenen Wunden. Auch müssen die Meinungen der Kunstrichter beim freien Kunstvereine wohl nicht so widersprechend vorkommen, als der Berichterstatter Anfangs behauptet hatte; denn er lobte hinterher die Journale, daß sie so einstimmig eine Aenderung in der Kunstjury verlangt, welche über die Aufnahme und Zurückweisung zu unterscheiden hat. Besagte Jury hat diesmal wieder eine Menge Stücke, und zwar einige von angesehenen Künstlern zurückgewiesen; wogegen einige Mitglieder dieser Kunstjury ziemlich mittelmäßige Stücke geliefert haben, welche ohne Weiteres der Aufnahme würdig erachtet worden sind. Dies ist freilich ein Mißbrauch; es wird demselben aber schwerlich abzuhelfen seyn; denn wie man auch immer die Kunstjury zusammensetze, sie wird immer aus Leuten bestehen, welche mit menschlicher Schwäche die eingesandten Stücke richten, das heißt, nicht frei von Vorurtheil, Eifersucht und Neid seyn, sich gegen einige sehr streng, gegen andere hingegen sehr nachsichtig beweisen werden. Zulezt klagte der Berichterstatter darüber, daß die Austheilung der Gold- und Silbermedaillen, welche während der Restauration vom Könige mit vielem Gepränge vorgenommen worden und für die Künstler eine ehrenvolle Ermunterung gewesen seyen, jezt beinahe ganz außer Uebung komme, indem die Belohnungen fast nur noch im Geheimen ertheilt werden. Dies mag die Meinung des freien Kunstvereins seyn, ist aber nicht die mancher unabhängigen Kunstrichter. In alles, was vom Hofe kommt, schleicht sich Gunst ein; daher wurden die Ehrenmedaillen nicht immer nach dem Verdienste, sondern nach dem Einflusse, den die Künstler bei Hofe oder bei den Ministern hatten, ertheilt; auch ließ sich das Publikum die Eintheilung der ausstellenden Künstler in drei Classen (nach den ihnen vom Könige ertheilten Gold-, Silber- und Broncemedaillen) nicht immer gefallen, sondern stellte die Künstler zuweilen ganz anders, als der Hof oder der Minister, oder der von ihm dazu beauftragte Commis. Einen unfehlbaren Kunstgeschmack traut die Künstlerwelt weder einem Hofe noch einem Minister zu; die beste Kunstrichterin ist die öffentliche Meinung. Freilich kann diese zuweilen irre geleitet werden und eine Zeitlang das Verdienst eines Künstlers verkennen, oder es auch wohl zu hoch stellen; aber zulezt wird das Publikum doch gerecht und sezt jeden Künstler an die ihm gebührende Stelle, besser, als es durch eine königliche Preisvertheilung geschehen kann. So lange dieselbe statt fand, wurden immer Widersprüche gegen das Urtheil des Hofes laut. Man thut daher wohl daran, daß man sie aufgibt, aber Einzelne belohnt und sie durch Ankauf ihrer Kunstprodukte aufmuntert.

D g.

Beilage: Kunstblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 124.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Freitag, den 24. Mai 1839.

— So ist denn Zier
Die Scheinwahrheit, womit die schlaue Zeit
Auch Weise fängt. —

Shakespeare.
Kaufmann von Venedig.

Moden.

Männlicher Haarputz. (Fortsetzung.)

Wir haben im vorigen Artikel (s. Nr. 100 u. ff.) die Geschichte des männlichen Haarputzes bis zu dem Punkt verfolgt, wo das künstliche Haargebäude der Perrücke von allen Köpfen, die sich über den Pöbel erhoben, förmlich Besitz ergriffen hatte. Wir nehmen hier den Faden wieder auf.

Die mit dem siebzehnten Jahrhundert aufgekommene Sitte, das Haar lang und fließend zu tragen, hatte die Perrücken herbeigeführt. Sie waren in ihrem Ursprung Surrogate beim Mangel an eigenen langen Haaren gewesen. Aber wie eine Mode leicht aus einem Nothbehelf zum Selbstzweck wird, so ging es auch hier. Jene Fiktion kam bald ganz in Vergessenheit, und die offenkundig künstliche Haardecke des Hauptes wurde ein integrirendes Stück des bessern Anzugs, so gut wie Rock oder Schuh. Vom letzten Drittheil des Jahrhunderts an konnte sich der anständige Mann, wessen Standes er seyn mochte, öffentlich so wenig im eigenen Haare sehen lassen, als in Hemdermeln oder baarfuß. Der junge Mann feierte das Ablegen der Kinderschuhe und den Eintritt in's Leben damit, daß er, eine seltsame Toga virilis, die Perrücke nahm.

Die Zeit war eine armselige, matte, im Vergleich zum frischen, thatkräftigen sechzehnten Jahrhundert. Der Dogmatismus und Pedantismus drang in die Staatsformen, in Kunst und Wissenschaft; aber auch zum Ceremoniell des gesellschaftlichen Lebens, wie es jezt im ganzen Bereiche der Kultur die höhern Stände aller Länder umfaßt, wurde erst unter den Auspizien der Perrücke die eigentliche Grundlage aufgebaut. Erst jezt wurde im Verkehr zwischen den Ständen und Geschlechtern jenes abgemessen graziöse, handwinkende und handküssende, complimentirende und scherwenzende Manöver organisirt, das sich im Auszug auf unsere Zeiten vererbt hat. Im wissenschaftlichen und Kanzleistyl, in der Kunstmanier, in den Formen des Hausgeräthes und den Phrasen der guten Lebensart wurde Alles gleichmäßig „tapirt" und gekräuselt, gleich den Locken der Perrücke; und in manchen Verhältnissen haben wir noch jezt den krausen Wust schlicht zu kämmen, in andern führt ihn die vornehme Laune selbstgefällig wieder in's Leben ein. — Wie wir schon im vorigen Artikel ausgeführt, hat erst die französische Erfindung der Perrucken den seitdem unerschütterten Einfluß Frankreichs auf das allgemeine europäische Kostüm definitiv begründet, und es ist sehr bezeichnend, daß die Perrückentracht wahrscheinlich die erste Mode war, der sich kein Haupt in Europa entziehen konnte, dessen Besitzer standesgemäß auf Eleganz oder Würde Anspruch

machte. Aber die gepuderte Perrücke und die Schlafmütze, welch leztere sofort die nothwendige Hülle des geschorenen männlichen Hauptes im Negligé innerhalb der vier Pfähle wurde, waren bei alle dem die schützende und wärmende Schneedecke, unter der die zarten Keime der allgemeinen Aufkläerung in den Köpfen des Säculums sprießten, und als diese Pflanzen im achtzehnten gehörig erstarkt waren, fielen die Perrücken, überlebt, von selbst ab und den Puder verwehten die Frühlingsstürme eines neuen Weltjahres.

Nachdem Ludwig XIV. sich feierlich die Allongeperrücke aufgesezt und damit der geistigen Pairskammer der Menschheit, dem ganzen hoch-, hochwohl- und edelgebornen, auch hoch-, hochehr- und ehrwürdigen Europa das Signal gegeben hatte, sich gleichmäßig zu bedecken, eilte die Mode schnell ihrer höchsten extensiven und intensiven Entwicklung entgegen. Um's Jahr 1680 wurden zu Paris die ungeheuren Perrücken erfunden, welche über die Schultern fast bis zu den Hüften niederfielen, viele Pfunde wogen und oft tausend Thaler kosteten; auf der Stirne warm sie hoch auf tressiet, was man nach einer Maitresse des Königs, die einen noch höheren weiblichen Kopfputz aufgebracht, devant à la Fontange nannte. Der Name des Erfinders dieser Prachtgebäude ist der Nachwelt unverholen: er hieß Binette. Seitdem wetteiferte Alles in Staat und Kirche, in Antichambern und auf Kanzeln, auf Cathedren und in Boudoirs, das Haupt mit der Wolkenglorie zu umgeben, welche die bene natos vom Pöbel unterschied, gerade wie auf historischen Gemälden der Heiligenschein die heiligen Personnagen von den profanen. Die Anfangs im Gedanken einfache und einförmige Perrücke zerschlug sich bald nach Ständen und Prätensionen in Arten und Spielarten, deren Aufzählung uns hier zu weit führen würde. — Man kann behaupten, daß es aus dem Zeitraum von den sechziger und siebziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts an bis ziemlich tief in das folgende hinein in keiner öffentlichen und Familiengalerie und vor keinem Titelblatt eines Buches ein männliches Portrait gibt, das nicht eine Perrücke trüge; der Mann müßte denn in der Schlafmütze abgebildet seyn, was auch zuweilen vorkommt.

Der Begriff des Wohlanständigen verschlang sich so schnell mit der Perrücke, daß unsere Fürsten bald Niemanden mehr um sich sehen mochten, der sein eigen Haar plebejisch zur Schau trug. Alles an den Höfen, vom Staatsminister bis zum Kammerjunker, und andernseits vom Leibmedicus bis zum untersten Lakaien hatte ungeheure Haarbüsche auf den Köpfen. Friedrich Nicolai gibt in seiner Geschichte der Perrücken einige Memorabilien aus der Zeit des ersten preußischen Königs, da er noch Kurfürst war. Wir führen daraus zur Bezeichnung der damaligen Sitten nur Folgendes an. — Eine Rechnung des Franzosen Savigny vom Jahr 1699 besagt: „Für eine silberfarb blonde (blond d'argent) lange spanische Perrücke für den kurfürstl. Lakaien Rour — 15 Thlr. — Dem Butzmann eine braune Perrücke — 5 Thlr. — Dem Pauker Steinbecker eine ditto — 6 Thlr. — Auf Befehl Sr. Durchlaucht dem Schneider Louis einen hellbraunen Bart (barbe cendrée) — 16 Groschen." Derselbe Savigny hatte um dieselbe Zeit für des Kurfürsten höchst eigene Person fünf hellbraune Perrücken verfertigt, deren jede auch nur zu 15 Thalern angesezt ist, also zu nicht mehr als die jenes französischen Lakaien. Die Staatsperrücken kosteten freilich weit mehr und kamen aus Paris; man sieht aber aus den Bildnissen der Zeit wirklich, daß die Perrücken der Hofleute viel größer waren als die, welche Friedrich I. gewöhnlich trug. Man weiß, daß Friedrich der ernsteste und sinnigste Schüler Ludwigs XIV., des großen Begründers der Etikette, war, und so konnte, oberflächlich betrachtet, jene Demuth an demselben befremden. Aber sie war nichts als ein Raffinement weiter: mit der kleinen Fünfzehnthalerperrücke war er „in confidenza" gekleidet, während alle seine Hofleute beständig in ungeheuern Fünfzigthalerperrücken erscheinen mußten. Dies muß sich so vornehm ausgenommen haben, wie Napoleons kleiner Hut und einfache Uniform unter den starrenden Stickereien seiner Suite. Bei feierlichen Gelegenheiten, en grande tenue, war Friedrichs Kopfschmuck desto ansehnlicher und kostbarer.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Geisterglauben und Geisterfurcht bei den Alten.

(Fortsetzung.)

Es ist eine allgemein verbreitete, aber falsche Meinung: das Christenthum habe uns mehr die Geisterwelt aufgeschlossen, und vor allem auf eine Welt jenseits hingewiesen. Wahr ist's, Jesus und seine Apostel haben die Lehre von der Immaterialität unserer Seele, von dem Leben in jener zweiten Welt und von einer göttlichen Vergeltung, was alles schon von griechischen und andern Weisen, zumal von den Eingeweihten in den Mysterien, dunkel geahnet oder geglaubt wurde, aber im roheren Volke niemals Wurzel fassen konnte, durch Leben und Lehre zu einem Hauptpunkt ihrer Volks- und Weltreligion erhoben und geheiligt; sie haben, könnte man sagen, die einzelnen zerstreuten Strahlen mehr in Einem Brennpunkt vereinigt. Aber sie schildern uns die Geisterwelt, den Zustand nach dem Tode nicht in ausführlicher

und bestimmter Darstellung; sie reden davon mehr in allgemeinen, unbestimmten, ja zuweilen widersprechenden Bildern; und nur die Wiederkunft des Weltheilandes und das lezte Gericht wird von Jesus selbst und dem Apostel Paulus in dramatisch-lebhafter Anschaulichkeit uns vorgeführt. Dagegen betrachte man die Philosopheme mancher griechischen und römischen Weisen! Im Phädon des Platon, auch noch in andern Schriften dieses poetisch gestimmten Philosophen, finden wir lebhafte Schilderungen des Daseyns nach diesem Leben, der höheren Geisterregion, der herumirrenden Seelen, der abgestuften Bestrafung, je nachdem im Leben diese oder jene Verbrechen begangen worden, und anderes mehr, was hieher gehört.

Auch glaubten die ersten Christen, im Sinne des Stifters ihrer Religion, an ein Reich Gottes auf der Erde selbst, wie ja jezt noch jeder Fromme das Himmlische, oder das Himmelreich in seinem Herzen schon hienieden finden kann. Es war daher eine Abirrung, daß spätere Christen, auf welche die Mönchsasketik der Essener und die mystische Schwärmerei der Pythagoräer und Platoniker gewaltig eingewirkt, die Erde bloß als ein Jammerthal betrachteten, aus welchem man sich wegsehnen müsse in eine bessere Welt. Das Jezleben, meinten sie, sey nur als Uebung und Vorbereitung für das künftige von einigem Werth; auf dieses müsse man sich durch Selbstpeinigung und alle mögliche Enthaltung vorbereiten. Freilich kommen Anklänge und Wünsche, in welchen sich tiefe Sehnsucht nach einer höhern Welt ausspricht, schon bei dem Apostel Paulus vor, was sich übrigens aus seiner und der ganzen damaligen Zeitlage wohl erklären läßt. Aber schon lange, bevor er spricht vom „Zerbrechen des irdischen Hauses, von dem göttlichen Bau und von der Sehnsucht nach der Behausung, die im Himmel ist," ehe er noch mit erhabener Rührung ausruft: „Christus ist mein Leben und Sterben mein Gewinn!" oder den Wunsch äußert: „ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu seyn;" lange vorher schon hatten griechische Dichter und Weise, zumal Platoniker und Stoiker, das Erdenleben nur für einen vorübergehenden Aufenthalt in einer Herberge, den Körper nur für eine Bürde, für einen Kerker angesehen, in welchem die gefangene Seele schmachte, ja sie haben das ganze Daseyn überhaupt, gleich indischen Braminen, als unselig beklagt und den Tod als einen Befreier gepriesen. Selbst bei den Römern, die bei ihrer praktischen Gesinnung, bei ihrem Wirken für die Gegenwart, für das Vaterland und die eigene Ehre, die höhere zweite Welt nur zu leicht vergessen konnten, finden wir solche Ansichten ausgedrückt. Seine eigenen Gefühle und Wünsche in der damaligen Jammerzeit, in der er bald selbst geopfert werden sollte, spricht Cicero aus, wenn er den alten Cato sagen läßt: „Nur als Herberge zum Verweilen, nicht als Haus zum Bewohnen hat uns Gott dieses Daseyn gegeben. O herrlicher Tag, wo ich zu jener göttlichen Versammlung und Gemeinschaft der Seelen abgehen, wo ich aus diesem Wirrwarr, aus diesem Zusammenfluß von Unrath hinwegscheiden werde!" — Und soll ich noch die Freunde und Verehrer des edlen Römers an den „Traum des Scipio" erinnern, eines der schönsten philosophischen Phantasiegemälde aus alter Zeit, zu welchem er aus den Pythagoräern und seinem Platon die meisten Bilder und Farben entlehnt, und in welchem er uns über die himmlischen Feuer und Welten, diese Wohnungen der frommen Seelen, über die Bestrafung und Reinigung der Bösen, und über manches andere Ueberirdische belehrt hat, was der Sterbliche unter dem Mond so gerne ergrübeln möchte. —

So offenbart sich denn zu allen Zeiten und unter allen Völkern, wenn sie, aus sinnlicher Dumpfheit und unmittelbarer Gegenwart herausgebildet, den forschenden Geistesblick schon freier und höher richteten, der Wunsch und die Sehnsucht, sich die geahnte zweite Welt aufzuschließen und auszumalen, und eine bange Unzufriedenheit mit dem irdischen Leben. Es ist dies die dunkle Sehnsucht der gefangenen Kreatur, die in dem engen Kreise des Daseyns und des Wirkens ihre Befriedigung nicht findet, und über das Stückwerk aller, auch der besten und schönsten irdischen Verhältnisse und Zustände hinaus, einem höheren, reineren, mehr harmonischen Daseyn entgegenstrebt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Blinde.

Hat mich wohl einst auch Weh beschlichen
Ob meiner scheinbar tiefen Nacht:
Nicht jeder Strahl ist mir verblichen,
Ein Frühling oft in mir erwacht.

Ihm droht kein Winter, Mai blüht immer —
Wie wolkenlos das Himmelszelt!
Es liegt ein goldner Sonnenschimmer
Auf meiner innern Friedenswelt.

Dort hört man keine Stürme rauschen,
Es fällt vom Baum kein welkes Blatt.
Ich will mit eurer Welt nicht tauschen,
Behalte Jeder, was er hat.

Wohl schöner meine Blumen prangen,
Wohl reiner glänzt mein Sternenlicht!
Ich seh' euch stets mit Rosenwangen,
Seh' eure greisen Locken nicht;

Nicht altern seh' ich Freundeszüge:
In unvergänglicher Gestalt,
Ja, ohne Wechsel, ohne Lüge —
Kein falscher Zug: der Blick nicht kalt!

Mir bleiben Blüthen, Herzen, Sonnen
In **meiner** Welt sich ewig gleich,
Mir bleibt, was außen längst zerronnen:
Der arme Blinde ist doch reich!

Er ist von Leidenschaft geschieden,
Sein Herz fortan kein tobend Meer,
Es spiegeln sich im Weltenfrieden
Der Himmel und sein zahllos Heer.

Und duldend kennt er nun sein Frommen,
Es stört kein Feind den hei.'gen Bann;
In das Gemüth ist Gott gekommen:
Gar hell sieht nun der blinde Mann.

Emma von Nindorf.

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, Mai.

W.nterlust. Das Riesengebirge.

Der **Winter** ist verklungen mit seinen Strauß'schen und Lanner'schen Walzern, seinem Carn‹val und Schlittengeläut; der Vorfrühling, den in Breslau, Bunzlau und Hainau einzelne Schmetterlinge schon um Weihnachten uns vorlogen, braust uns wirklich um die Ohren, und die Sorge des Armen vor der drohenden Holznoth ist dahingeschmolzen wie der reichliche Schnee. Und es ist bunt und glänzend hergegangen, hier wie in der Provinz, und auch die nachbarlichen Krakauer ließen in unsern Zeitungen rühmen, daß ihr alter Carnevalsgeist in diesem Winter wieder munterer als je erwacht sey, und tolle Früchte getragen habe. Neben der haute volée gaben die hiesigen Studirenden einen besonders glänzenden Ball, und der berühmte Prager Pianist Dreischock, wie der einheimische Musiker Philipp, lieferten dazu einige gefällige Compositionen unter dem Titel: „Viadrina festiva." In Oberschlesien zeichnete sich der Fürst von Pleß durch großartige Arrangements der Winterfestlichkeiten aus. Der wohlhabende Gebirgsschlesier aber verschaffte, wie immer, sich ganz eigene Winterfreuden. Er besucht nämlich den böhmischen Grenznachbar in seinem fröhlichen Weinhause, sobald der Schlittenweg gut ist, während der arme Bewohner des Erzgebirges höchstens zu böhmischem Bier fährt. Der an Schlesien gränzende Theil Böhmens ist ganz verschieden von dem an Sachsen grenzenden, wie ich selbst auffallend wahrgenommen. Hier ist östreichische Sitte und Lebenslust, ein ewiger Sonntag der Gegenwart, aber rein deutsches Element. Dort springt hinter der Grenze der deutsche Charakter p.öz-lich in's Slaventhum hinüber. Sprache, Sitte, Temperament, Körperbildung und das Land selbst — Alles ist wie mit einem Zauberschlage geändert, sobald man das kaiserliche Zollamt hinter sich hat. Aber Wein und Mahlzeit sind gut und billig; der Schlesier läßt sich wohlbehaglich dabei nieder, und sieht erstaunt in das ihm originelle Treiben, kommt er zum ersten Male in eine der renommirten böhmischen Dorfschenken, die elegant genug sind, namentlich die in Dittersbach, Wiesau, Liebenau und Merkelsdorf. Ein fremder freundlicher Geist waltet magisch in diesen Kreisen; des Schlesiers blaues Auge blickt fragend in das schwarze des Böhmen, in dem der Begriff des Lebens so ganz anders sich wiederzuspiegeln scheint. Er hört gerne die nationalen lockenden Melodien, in denen die Clarinette eine bedeutende Rolle spielt, und der Breslauer Elegant, der 16 Meilen weit nach Dittersbach reist, verschmäht es nicht, mit dem Braunauer Bauermädchen, das im kurzen seidenen Reifrocke und in der blauen Spitzenhaube sich recht anständig bewegt, ganz wacker zu tanzen. Am eigenthümlichsten aber ist diese böhmische Winterwirthschaft in den sogenannten Grenzbauden auf dem Riesengebirge. So heißen die drei obersten und lezten niedlichen Häuser des zerstreuten Dorfes Kleinaupe, wo man, namentlich in dem Hübner'schen, freundliche Räume, einen schönen Tanzsaal, einen Wiener Flügel, ein vorzügliches Lager von Oestreicher- und Ungarweinen, und die comfortabelste Bewirthung findet. Man muß die idyllische Baudenwirthschaft auf dem Riesengebirge kennen, um durch soviel Eleganz und Bequemlichkeit auf dieser einsamen wilden Höhe überrascht zu werden. Die Grenzbauden werden besonders von Schmiedeberg in Schlesien aus am Fuß des Hochgebirgs sehr zahlreich besucht, und fassen oft kaum die Zahl der Gäste. Hinauf fährt man auf sogenannten Hörnerschlitten mit Pferden, hinab aber fliegt man auf kleinen Schlitten dieser Art, indem ein gewandter Führer zwischen den Hörnern sizt und ihn leitet. In kaum einer halben Stunde schießt er von der Höhe über die Schneedecke herab, während zur mühsamen Auffahrt gegen zwei Stunden gebraucht werden. Es erinnern diese Rutschpartieen an ähnliche in der Schweiz, vom Mont Cenis herab, an das sogenannte Ramassen der Engländer. — Der Winterbesuch des Riesengebirges nimmt überhaupt zu, und ein paar Freunde machten sogar am lezten Sylvestermorgen der Riesenkoppe einen Besuch, den sie dann sehr interessant in einem Provinzialblatte schilderten. Man erfuhr daraus zum ersten Male den winterlichen Temperaturgrad auf dieser größten Erhebung des nördlichen Deutschlands. Gegen 8 Uhr Morgens zeigte das Thermometer nur 6 ½ Grad Kälte, und fiel gegen 11 Uhr bis auf 0. — In unsern Sudeten finden sich sehr viele Naturreste aus der Urzeit, in der jene Berge selbst erst ihre jezige Bildung unter den Wogen und Fluten eines Oceans erhielten, und C. W. Fiebig in Altwasser erwirbt sich das Verdienst, das größere Publikum mit diesen theotechnischen Hieroglyphen in einem öffentlichen Blatte von Zeit zu Zeit bekannt zu machen. Besonders sind die urweltlichen Incognita der Sudeten sehr merkwürdig, z. B. die sogenannten Wurmzellen oder Wespennester im Kalkstein, und unter mehreren im animalischen Vorreiche die Versteinerungen des ausgegangenen Geschlechtes der Trilobiten, die selten unverlezt bis auf unsere Zeiten gekommen.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 125.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 25. Mai 1839.

Hier dacht' ich lauter Unbekannte,
Und finde leider Nahverwandte.
Es ist ein altes Buch zu blättern:
Vom Harz bis Hellas lauter Vettern!

Goethe.

Ueber Geisterglauben und Geisterfurcht bei den Alten.

(Fortsetzung.)

An diese Bemerkung reiht sich eine andere an. — Unter den Behauptungen, die kühn ausgesprochen und, weil sie den Schein der Wahrheit für sich haben, von unzähligen Andern nachgesprochen werden, gehört auch diese: „schon die Heiterkeit der Griechen, die sich in ihrer Sinnes- und Denkart, in ihrem ganzen innern und äußern Leben ausspreche, stimme nicht zu der finstern Romantik des Mittelalters, namentlich wie wir sie bei den Nordländern finden. Daß jene ewig heitere, die Gegenwart froh und leicht genießende Jünglinge gewesen, beweisen, sagt man, ihre Mythologie, ihre Plastik und Poesie.“ Allein auch hier übertreibt man. Diese gepriesene Heiterkeit ist nur ein Schein, der aus der Form entspringt, aber, dem Wesen nach, wenigstens nicht in der angenommenen Allgemeinheit vorhanden ist. — Die Griechen liebten allenthalben das Maß und die Harmonie, und so sind sie es, denen wir, in Bezug auf Plastik und Poesie, die ewigen Muster des Schönen und Edlen verdanken. Auch das Ernste, Finstere, Schauerliche und Gräßliche mußten sie in einer möglichst schönen Form darstellen, während zum Beispiel in der Mythologie und Poesie der Skandinavier Alles mehr kurz abgestoßen, in schroffen Umrissen, rauher und strenger erscheint. Allein an Ernst und selbst Strenge fehlt es auch der Götterlehre und der Kunst der Griechen nicht. Beide, so wie ihr ganzes geistiges und sittliches Leben, enthalten weit mehr Ernst, als man vermuthen möchte. Der bürgerliche und politische Leichtsinn der Athener, den man besonders heraushebt, um die Griechen überhaupt zu verkleinern, ist ein Erbübel fast aller Freistaaten, und sie haben darin vor den Italienern, und selbst vor uns Deutschen nichts voraus. Doch wir wollen hier besonders von ihrer Mythologie und Kunst reden. Wie gigantisch groß, wie ernst und düster sind ihre ältesten Götterwesen, ihre Titanen- und Gigantenkämpfe! Hier sind ihre Mythen mit denen der alten Hindus und denen der Edda nahe verwandt. Wie furchtbar erscheinen mehrere einzelne Göttinnen, z. B. die Eumeniden, die oben erwähnte dreiköpfige Hekate, die schwarze Ker, diese furchtbare Todesgöttin. Selbst einigen ihrer schönsten Götterwesen sind Züge des Ernstes, ja der Härte beigemischt; so dem sonst menschenfreundlichen Freudengeber Apollo, der den fröhlichen Reigen der Musen anführt und im olympischen Saale die Cyther spielt, der aber auch furchtbar ist in seiner Rache, wie Marsyas, wie die

Söhne der Niobe, wie die Griechen vor Troja, als sie seinen Priester Chryses beleidigt hatten, empfinden mußten. Auch vor dem tanzliebenden, den Menschen sonst so gütigen Pan, der gern in einsamer, bergigter Gegend zu weilen liebte, empfanden die Landleute, wenn sie sich in seiner Nähe wähnten, einen unheimlichen Schauer. Ja, fast jede Erscheinung eines heidnischen Gottes wird wenigstens von einem vermischten Gefuhle religiöser Freude und des Schreckens begleitet dargestellt.

Trotz der schönen harmonischen Form, in welcher die Griechen und auch die nachahmenden Römer ihre Gedanken und Empfindungen ausdruckten, trotz der heitern Darstellung von Festen und fröhlichen Aufzügen und Gastmählern, zieht sich fast durch alle ihre Dichtwerke ein ernster, ja klagender Ton. Wie traurig wird allenthalben das Loos der armen Sterblichen geschildert, die, gleich den Blättern des Baumes, jezt grunen und frisch sind, dann in Kurzem verwelken und abfallen. Kein elenderes Wesen, sagen sie, sey vorhanden, von allen, die auf der Erde sich regen und athmen, als der Mensch, dieser Schatten eines Traums!

Gewöhnlich sagt man: die alten klassischen Dichter hätten, im Gegensatz mit den neuern, besonders denen in nördlichen Ländern, es verschmäht, das Wilde und Gräßliche abzuschildern. Allein es verhält sich anders. Ich will hier nicht reden von den Tragikern, bei welchen das Ernste, das Schauerliche, überhaupt dasjenige, was ja von ihnen den Namen hat, schon vorausgesezt wird; höchstens will ich, um Eines aus Vielem anzuführen, an die furchtbare Begeisterung erinnern, in welcher die weissagende Kassandra, den nahen Tod Agamemnons und ihren eigenen ahnend, im Trauerspiel des Aeschylus erscheint. Auch schon Homer, dessen heitere und anmuthige Darstellung so sehr gerühmt wird, ist, abgesehen von seinen Schlacht- und Blutscenen, auch anderwärts reich an Schilderungen des Furchtbaren und des Gräßlichen. Wie schauerlich wird z. B. die Sinnesverwirrung der Freier, die in wilder Lust den Tod ahnen, im zwanzigsten Gesang der Odyssee dargestellt — ihr dämonisches Gelächter, ihre durch göttlichen Einfluß bewirkte Verzerrung des Gesichts! Jezt essen sie Fleisch, von Blut besudelt, und sie merken es nicht; ihre Augen sind mit Thränen erfullt, ihr Herz umschwebt Jammer. Und wenn nun der Seher Theoklymenos, von dieser Erscheinung ergriffen, ausruft: „Ha, ihr Unglücklichen, welch Unheil duldet ihr! Ringsum in Nacht sind eure Häupter, euer Angesicht, eure Glieder gehullt. Schrecklich tönt Wehklage; von Thränen sind eure Wangen benezt, Blut träuft von den Wänden, an dem Gebälk herab. Mit Schattenbildern (Idolen) ist die Hausflur, ist der Vorhof angefullt; sie eilen zum Erebus hinab in die Finsterniß. Die Sonne ist ausgelöscht am Himmel und ein furchtbar Dunkel herrscht rings umher." — Und wenn die Freier darauf, die das Alles in ihrer wilden Verblendung nicht wahrnehmen, in ein Lachen ausbrechen, ist das, frage ich, nicht schauerlich genug, und würde es einer nicht hochromantisch finden, wenn er es bei dem Dichter des Macbeth fände?

(Schluß folgt.)

Moden.

(Fortsetzung.)

Der künstliche Haarputz wurde bald so sehr als etwas Fremdes, als ein Anzug anerkannt, daß Niemand daran dachte, die Farbe des fremden Haars mit der des natürlichen in Uebereinstimmung zu bringen, oder auch nur beständig gleichfarbige Perrucken zu tragen. Der Mann von gewöhnlicher Extraction wählte die dunklern Nüancen, als die häufigsten und damit billigsten, und zum Negligé begnügte sich damit auch der Vornehmere: aber die Galaperrucke mußte blond seyn, nach Frankreichs Vorgang, und dieser Geschmack gab die nächste Veranlassung zur Einführung des Puders. Der erste Gedanke dabei war, durch leichtes Einstreuen von Puder eine zu dunkle Perrücke zu einer blonden zu lügen. Aber bald wollte Jeder um wohlfeilen Preis modisch blond seyn, und ehe man es sich versah, ging es mit dem Puder wie mit der Perrücke selbst: aus dem anfänglichen Surrogat wurde eine galante Nothwendigkeit. Wie die Perrücke das naturliche Haar völlig verdrängt hatte, so negirte jezt der Puder alle Farbenunterschiede desselben. Er reichte aber bekanntlich weit über die eigentliche Perrückenzeit hinaus; ja seine wahre Despotie begann erst dann, als das natürliche Haar, freilich auf seltsame Weise, wieder in seine Rechte eingesezt war, und die launische und doch so zähe Mode hielt fast ein Jahrhundert lang am Ideale fest, das die mit Vegetation von verschiedenem Wuchs und Kolorit bestockten Gipfel der menschlichen Häupter in starre, gleichförmige Schneekuppen verwandelte.

Die Bildnisse der Regenten und Helden aus den Zeiten nach dem dreißigjährigen Krieg bis gegen den österreichischen Successionskrieg hin geben zu einer Bemerkung Anlaß. Zur Zeit, wo die Sitte, den kriegerischen Leib in Stahl zu kleiden, noch nicht ganz abgekommen oder doch noch in frischem Andenken war, sieht man die Großen der Erde weit weniger in voller Rüstung abgebildet, als später, da nur noch der Brustharnisch als

wirkliche Tracht übergeblieben oder selbst alles Stahlgeschmeide aus dem Kostüm verschwunden war. Das Stahlkleid blieb lange gleichsam die offiziell poetische Tracht der Könige, Fürsten und Heerführer auf Bildnissen und Münzen. Solch ein ganz in Stahl gehüllter Mann, der in der Wirklichkeit der kriegerischen Last einer tüchtigeren Zeit gar nicht gewachsen gewesen wäre, hat in der Regel den offenen Turnierhelm und die gekreuzten Panzerhandschuhe neben sich, die dann immer an den Todtenkopf mit den Röhrenknochen erinnern: ein historisches Memento mori. Das Symbol der Heldenhaftigkeit wurde festgehalten, als das todtschlägerische Heldenthum im Sinne des Mittelalters längst zur Fabel geworden war. Man führte zur adulatorischen Verherrlichung der hohen und tapfern Herrn ein Stück Poesie aus einer verlebten Zeit nach, und ungefähr eben so verhält es sich ja auch mit den Lorbeerreisern, womit die allzeit Mehrer des Reichs ihre Perrücken bespickten. Die Herren ließen sich im Harnisch malen, als sie keinen mehr hätten tragen können, und sie belorbeerten sich erst dann, als dieser Schmuck des Helden zur Ironie geworden war.

Aber die mit gewissen Trachten verknüpften Begriffe von Anstand, Würde und dergleichen machen, daß nicht nur in idealer Darstellung, sondern auch in der Wirklichkeit häufig eine charakteristische Tracht der einen Zeit stückweise weit in eine andere hineinreicht und hier aristokratisch spuckt, verspottet von den Klugen, respektirt von den Schwachen und Gläubigen. Dieses Moment spielt in der Geschichte der Trachten eine sehr bedeutende Rolle. Gleich die eben besprochene Rüstung bietet uns ein Beispiel hiefür. Von der Erfindung des Schießpulvers an fiel ein Stück derselben um's andere im kriegerischen Kostüm weg; es läßt sich aber durchweg verfolgen, daß die Edeln und die Kerntruppen in jeder Periode, viel weniger zum Schutz als zur Ehrenauszeichnung, einzelne Armaturen beibehalten, welche der gemeine Haufen längst abgelegt. Als endlich die Entwicklung der furchtbaren Offensivwaffe des schweren Geschützes, und damit einer beweglicheren Taktik, alle schweren Defensivwaffen bei den Truppen völlig aus dem Systeme der Bewaffnung verdrängt hatte, trugen die Offiziere noch lange den Brustharnisch als Reminiscenz an die Zeiten, wo sich der Edle durch vollständigere Wappnung vom Trosse ausgezeichnet. Doch auch dieser Rest des Eisenkleides belästigte am Ende und wurde immer weiter reducirt. — Wir haben schon öfters auf die Aehnlichkeit zwischen den scheinbar willkürlichen Entwicklungen der Menschheit und den Bildungsgesetzen der Natur aufmerksam gemacht; der vorliegende Fall gibt ein augenfälliges Beispiel. Bei den im Raum neben einander lebenden thierischen Geschöpfen sehen wir häufig, daß ein und dasselbe Organ, z. B. eine Zehe, bei den einen eine bedeutende Funktion hat, bei andern an Wichtigkeit zurücktritt, bei noch andern aber ein völlig nutzloser Anhängsel scheint. Die Natur bleibt ihrem Bildungssysteme wunderbar treu: häufig, statt ein Organ wegzuwerfen, das für eine Thiergruppe keine unmittelbare Bedeutung mehr hat, führt sie es eigensinnig nach, aber gleichsam nur pour mémoire, und deutet es im Rudimente an. Ebenso verfährt der menschliche Geist bei seinen stetigen Bildungen in der Zeit, die erst, wenn sie dagewesen, wenn sie verlebt sind, vor dem rückwärts gewendeten Blick sich gruppiren und wie zu individuellen Wesen sich gestalten. Der Geist verfährt so bei seinen höchsten wie bei seinen frivolsten Schöpfungen, und was wir am Oberflächlichsten, an der Tracht nachweisen, wiederholt sich in den tiefsten Kreisen. Statt den Brustharnisch des Anführers, als er sich beschwerlich machte, ganz wegzuwerfen, beschnitt ihn das Zeitalter nur, weil es eigensinnig am Symbol festhielt, und ließ ihn zum Ringkragen einschrumpfen, der jezt noch in den meisten Heeren getragen wird. Dieser winzige Schild am Leibe des wehrlosen Offiziers ist das lezte Rudiment der ganzen Krebsschaale, welche einst den aristokratischen Krieger deckte, und das Merkzeichen einer ganzen Entwicklungsreihe von Formen der kriegerischen Tracht.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

Asphalt und Promenadeconzerte. Green.

In England ist Alles nicht nur Mode, sondern Manie. Voriges Jahr hatten wir die Company-Manie, und Asphalt war das Losungswort. Rechts und links, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang nichts als Asphalt; bald sollten wir nur auf Asphalt wandern, Asphalt sollte sich über unsere Häupter in Bogen und Dächern wölben. Naturforschende Geister mit leeren Taschen entdeckten plözlich Länder, deren Bewohner in ihrer Unschuld nie von den verborgenen Schäzen, auf denen sie wandelten, geträumt, die jedoch aus nichts als Asphalt bestanden. Es ist unmöglich, die Anzahl der Gesellschaften, die sich auf diese Asphalte in spe gründeten, aufzuzählen; aber hätte man sich der Produkte aller dieser asphaltschwangern Länder bedienen wollen, so hätte man „die ganze Welt und alle umliegenden Ortschaften" damit pflastern können. Alle Tage las man Ankündigungen von neuen Gesellschaften mit langen Namen und einem Capital von 100,000 Pfund. Bald aber stürzten die Feenpaläste der Phantasie armer hintergangener Speculanten ein, und in diesem Augenblicke ist der Asphalt nichts weiter, als ein Aergerniß für alle Kutscher, die in Oxford Street über ein Pflaster zu fahren haben, dessen e r h e b e n d e Eigenschaften den Passagier für einige Augenblicke in den Wahn versezen könnten, er sey

in einer Provinzialstadt des Continents. — Jezt haben wir eine Manie ganz verschiedener Art, eine edlere Manie, eine billigere Manie (einen Schilling per Person), und das ist die Musardmanie, die Wuth für Promenadeconzerte — lucus a non lucendo, da man gewöhnlich in diesen Promenaden keine Hand ausstrecken, viel weniger einen Fuß bewegen kann. Drurylane, das erste Nationaltheater, gibt seit drei Wochen für einen Schilling Entrée Conzerte à la Valentino, und ist jeden Abend mit dem gemeinsten Gesindel angefüllt. Einige Duzend hungrige Fidler werden zusammengerafft und eine „Band of 100 performers, upon a scale never hitherto adtempied“ (das leztere mag richtig seyn) genannt. Obgleich Strauß mit seiner Bande bereits lange in Wien spielt, so spielt doch hier „Strauß's Bande“ alle Abende in der Egyptian Hall, und das St. James Theater füllt sich durch die „powerful attraction of the monkeys“ und Strauß „unrivalled band.“ Es sollte mich nicht wundern, wenn wir bald in Smithfield oder St. Giles Concerte à la Musard zum Eintrittspreise von einem Penny angekündigt sähen. Es ist übrigens nicht zu wundern, daß die Theaterdirektionen ihre Zuflucht zu dergleichen nehmen müssen, da der Geschmack am Theater sich in England immer mehr zu aeltieren scheint. In Cheltenham brannte vor 14 Tagen das Theater ab, und man glaubt nicht, daß sich irgend Jemand finden werde, um dessen Wiederaufbauung zu unternehmen. In London selbst sind die Theater so leer, daß die Direktoren bald in Nachahmung der bekannten englischen Ballade: Meet me by moonlight alone werden singen können: Meet me by gaslight alone.

Green, der berühmte „Segler der Lüfte,“ hat den Plan, eine regelmäßige Ballonfahrt zwischen London und Cheltenham zu etabliren, und machte vorige Woche eine Experimentalluftfahrt, bei welcher er sich drei Stunden in den höheren Regionen aufhielt. Er sagt, von welcher Seite der Wind auch hier unten blasen möge, so sey er immer Nord oder Nordwest, sobald man 5000 Fuß über die Oberfläche komme; beider Luftzüge könne man sich nach Gefallen bedienen.

(Schluß folgt.)

Breslau, Mai.

(Fortsezung.)

Der Räuber Barfuß. Ole Bull.

Wir dachten schon bei unserer polizeilichen Sicherheit und dem ästhetischen haut gout der Gegenwart, die Vulpiaden, verstaubt und vergessen, hätten nur noch ein Daseyn in den Repositorien der Leihbibliotheken; doch neben den bedeutenden Rollen, die sie noch immer in der niedern Lesewelt spielen, hat die seinige ein schlesischer Rinaldo in der Wirklichkeit, interessant genug, ganz in unserer Nähe abgespielt, wenn auch nicht in so großartiger Abentenerlichkeit, wie vor zwei Jahren der Ungar Schobri. Ich meine den Dieb und Räuber Johann Barfuß, einen verunglückten Studenten aus östreichisch Schlesien, der seit längerer Zeit sein Wesen dies- und jenseits der Grenze trieb, in unserer Provinz namentlich in den Kreisen Neisse, Grottkau, Münsterberg und Frankenstein, die der sonst gutberathene „Hamburger Correspondent“ in der Mittheilung darüber, der geographischen Abwechslung wegen, für diesmal nach Schwaben versezte. Barfuß befehligte, wie man sagt, eine Bande von ungefähr 70 Mann, trat bei einem gefälligen Aeußern mit einer gewissen Politur und überall großer Keckheit auf, und ward im Anfang des Jahres verhaftet. Er sizt in Johannesberg (in östreichisch Schlesien) fest. So heißt das Sommerschloß des Fürstbischofs von Breslau, mit einer Colonie neben dem Städtchen Jauernik. Schon früher war Barfuß hier eingezogen worden, entkam aber, und verlegte zu größerer Sicherheit seine Wirksamkeit auf preußisches Gebiet. Da nun der Wolf gefangen, so hafft man auch ohne große Schwierigkeit sein Nest zu zerstören. — Von edlerem Interesse ist uns die Anwesenheit des jungen französischen Dichters Felix Marande diesen Winter gewesen, der hier, begeistert für deutsche Literatur, Tiedges „Urania“ übersezt, die den Franzosen bisher unbekannt geblieben. Die deutsche Dichtung nimmt sich in dem französischen Gesange ähnlich den Poesien von Alphons Lamartine aus, und Tiedge selbst soll sich lebhaft für die Uebersezung interessiren. Sie erscheint in Dresden bei Arnold und in Paris bei Treuttel und Würz. — Anfangs März war auch Ole Bull hier, der phantastische Sohn des hohen Nordens den sein Violinbogen zum Ritter des Wasaordens machte. Er gab drei außerordentlich besuchte Conzerte, die beiden lezten im großen schönen Musiksaale des Universitätsgebäudes, der Aula Leopoldina, die wir von den prachtliebenden Jesuiten überkommen. Es zeigte sich dabei wieder, welch reger musikalischer Sinn bei uns herrscht; denn der Andrang der Hörlustigen beim ersten Conzert war so groß, daß Viele den Virtuosen in einem Nebenzimmer buchstäblich nur hören, nicht sehen konnten. Ole Bull hat hier die glänzendsten Triumphe errungen; der obengenannte junge Franzose Marande nannte ihn in einem Weihgedicht (in der „Breslauer Zeitung“) „Roi des accords“ und „Scalde des douleurs,“ und die competenten Kritiker kamen über sein Meisterspiel dahin überein, daß dieses an sich die außerordentlichste eigenthümlichste Technik offenbare, während seinen Compositionen noch der Höhepunkt kunstmäßiger Entwickelung in Maß und Gesez fehle. Am vollendetsten als Musikstück wird das Andante religioso bezeichnet; dagegen steigert die Polacca guerriera durch die Menge bizarrer Züge nur das Staunen des Zuhörers, ohne ihn tiefer zu ergreifen und zulezt harmonisch zu befriedigen. Indem der Künstler vorzugsweise die höchste und tiefste Lage der Violine benuzt, ist sein Ton mehr zart als voll, mehr einer Geister- als Menschenstimme sich nähernd; dann aber forcirt er ihn wieder in plözlicher Laune fast zu schrillenden Accorden, weiß aber dann durch weichste Art die Töne zu verbinden, oder durch leicht ausgeführte ungemeine Schwierigkeiten den stuzig gewordenen Hörer rasch wieder zu fesseln. Er ist 29 Jahre alt, eine Mittelgestalt mit einem blassen, ich möchte fast sagen, elegischen Gesicht, und sein Wesen, obgleich wortkarg und abgemessen, schien mir nichts weniger als arrogant, wie man es anderwärts gefunden haben will; freilich bin ich nur einmal mit ihm in engere persönliche Berührung gekommen. Wie von seinem Vorbilde Paganini erzählt man von ihm sich allerlei Abenteuerlichkeiten, aber auch für einzelne Fälle jenen häßlichen Schachergeist, der den billigsten Anforderungen sich nicht fügt, den pecuniären Gewinn, mit Beeinträchtigung fremder Mitwirkung, für sich allein möglichst auszudehnen sucht, und dadurch zulezt noch ein trübes Licht auf die scheinbende Erscheinung der Künstlergröße wirft. Der Künstler muß leben, das versteht sich; aber bei solchem Rang und Glück, wie Paganini, Ole Bull, Clara Novello rc., kann er auch leben lassen, ohne sich sehr wehe zu thun, statt mit gemeinem Geize sich zu beflecken. Bei dem Allem ist Ole Bulls Wohlthätigkeitssinn von auswärts her gerühmt worden. Er reiste von hier eiligst nach Wien.

(Fortsezung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 126.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 27. Mai 1839.

> Was sich einmal im Leben Geltung verschafft hat, und beruhte es ursprünglich auf der albernsten Voraussetzung, das hält der Mensch meist hartnäckig fest und umkleidet es mit Scheinvernunft; er ist nicht so launenhaft, als es aussieht, oder er ist es vielmehr in einem andern Sinne, als dem gemeinen.
>
> Baron Grimm.

Moden.

(Fortsetzung.)

Noch nähere Beispiele derselben Art bietet unsere gemeine bürgerliche Tracht. Wie lange noch gehörten Haarbeutel und Chapeaubashut zum Ceremonial- und Hofkostüm, nachdem diese Eleganzen längst von der Straße verschwunden waren! Das habit français sammt Zugehör wurde im Lauf dieses Jahrhunderts ein immer summarischerer Auszug dessen, was einst in Sachen des Anstands allgemein Rechtens war; aber es wird ganz gewiß weder früh noch spät zumal weggeworfen, sondern bis auf's letzte Endchen, wo am Körper dieses nun auch sitzen bleiben möge, abgetragen werden. Denn der Geist ist schwer und ökonomisch in seinen Produktionen und beutet eine Erfindung aus, so weit es immer geht, selbst wenn ihm die Erfindung, wie wir meinen, gar nichts gekostet hat. Denn wenn man ihn in der Geschichte verhört, so verleugnet er meist die Schwerfälligkeit seiner Produktionskraft und antwortet ganz naiv mit Molières bourgeois gentilhomme: „Je n'ai point étudié, et j'ai fait cela tout du premier coup;“ er sagt aber meistens nicht die Wahrheit. — Auch unser gemeiner Frack, früher das lebenvollste Geschöpf, ist nachgerade ein vorweltliches Gespenst, das sich immer mehr aus der Sichtbarkeit zurückzieht und fast nur noch bei Taufen, Hochzeiten, vor der Theemaschine, kurz da spuckt, wo nach den immer larer werdenden Zeitforderungen der Anstand zu wahren ist, welcher nun einmal herkömmlich durch Reminiscenzen einer altväterischen Eleganz repräsentirt wird. Ueber kurz oder lang mag es den Schein gewinnen, als sey der Frack gestorben, weil etwa sein sterblich Theil begraben worden; aber dem, was Geist an ihm ist, vermag das Jahrhundert nichts anzuhaben.

Dasselbe zeigt auch das vorliegende Thema, die Geschichte der Perrücken. Nachdem sie lange aufgehört, gemeiner Schmuck zu seyn, blieben sie das gravitätische Sinnbild von Anstand und Würde. Wir haben schon früher angeführt, daß die protestantische Geistlichkeit aus diesem Grunde die Perrücken fast nicht los werden konnte, und werden noch einmal darauf zurückkommen. Aber auch Parlamenten, Landständen und hochweisen Magistraten machte der Zeitgeist in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Perrücken zur Pflicht. Erst die französische Revolution bewerkstelligte die definitive Scheidung der Begriffe Perrücke und deliberirende Körperschaft. Nur Ein Beispiel, wie tief, ein wahrer Aberglauben, das Ansehen einer Tracht gewurzelt war, die sich hundertfunfzig Jahre früher als stutzerhafte Neuerung eingeschlichen hatte. Als im Jahr 1798 Genua auf ganz kurze Zeit von den

Franzosen geräumt war, hatte die provisorische Regierung nichts Eiligeres zu thun, als sich wieder in das alte Amtskostum mit den Wollenperrücken zu stecken. Heutzutage verglimmt nun den Scheitel des höchstgestellten Beamten eines großen Volks der lezte Schimmer einer untergegangenen Zeit; die große Perrucke des Lordkanzlers von England ist das lezte Lächeln einer Laune, welche hundert Jahre und länger vielen Ständen ihre Hauptphysiognomie gab; aber in diesem altväterischen Kopfvließ neben den fashionabel zugestuzten Köpfen der jungen Pairs symbolisirt sich recht eigentlich das Wesen der englischen Verfassung.

Von dieser Abschweifung kehren wir zu dem Punkte zurück, der uns dazu Anlaß gegeben.

Der Anachronismus der Hofmaler und Medailleurs, welche weit in's achtzehnte Jahrhundert herein ihre gnädigsten Herrn, die deutschen und andere Friedensfürsten „complete in steel" darstellten, ist durch die obigen Bemerkungen genugsam erklärt. Höchst sonderbar und doch eigenthümlich malerisch ist die Vermählung der Allongeperrücke mit der vollen Rüstung. Um die Zeit, da sich die Perrücken völlig festgesezt hatten, kam es nun aber auch auf, die wirklichen und die präsumtiven Helden in antik römischem Kostum darzustellen, und auch mit dieser idealen Tracht wurde die Perrücke gepaart. Gehen wir etwas weiter herauf zu der Zeit, wo die Perrücke der Puderfrisur Plaz gemacht hatte, so sehen wir auf den Monumenten bald die mittelalterliche Rüstung, bald den römischen Panzer sammt der Toga angewendet, dabei aber die aufgezogenen Rollen über den Ohren oder die ailes de pigeon festgehalten, den Zopf dagegen nur des Haarbeutels oder des steifenden Bandes entledigt und lose gebunden, wie man ihn im Negligé trug. Dieses rücksichtslose Kleben am Haarpuz quand même zeigt, wie dieser Theil der Tracht von viel entscheidenderer Bedeutung ist als jeder andere, wie der Styl der Haare vor Allem in jeder Periode den allgemeinen physiognomischen Ausdruck bestimmt, mit dem und innerhalb dessen sich das individuelle Gesicht Geltung zu verschaffen hat. Jene Künstler aus der Perrücken- und Puderzeit fühlten wohl, daß ein fremdartiger Rahmen, und wäre er noch so ideal, mehr als jedes andere Phantasiespiel mit dem Kostüm, die Individualität des Dargestellten in der Einbildungskraft der Zeitgenossen verwischt; sie nahmen daher keinen Anstand, Ihre Majestäten, Hoheiten und Excellenzien am Körper „sous les traits de Trajan u. dgl." abzubilden, aber sie respektirten das heilige Siegel der Zeit um Stirne und Schläfe, und bedachten weise, daß allerdings schon der Schneider, aber in höherer Potenz der Friseur es ist, der Menschen macht.

Wie schon gesagt, wetteiferten in den lezten Jahrzehnten des siebzehnten Säculums alle höhern Stände in Europa in der Pracht und Größe der Perrücken. In Deutschland aber zeichnete sich in diesem Punkt vorzüglich die hohe protestantische Geistlichkeit aus, nachdem einmal die im vorigen Artikel geschilderte Opposition überwunden war. Stößt man auf ein Bild mit einer recht ungeheuern Perrücke, so ist es sicher, je nach dem Schnitt derselben, entweder ein Minister, Ambassadeur oder dgl. oder aber ein lutherischer Abt, Generalsuperintendent oder Kanzler. Es war, als wollten sich diese Würdenträger der gereinigten Kirche, zum Preis der symbolischen Bücher und des im westphälischen Frieden garantirten Kirchenguts, dem katholischen Clerus gegenüber recht vornehm weltlich breit machen. Lezterer konnte sich allerdings nicht mit derselben Behaglichkeit in den Strom der Mode werfen. Gleich den ersten Versuchen der Cleriker, ihre Häupter in modum seculi zu schmücken, traten glühende Eiferer aus ihrer eigenen Mitte entgegnen, und diese hatten am heiligen Stuhle einen Rückhalt, der den evangelischen Perrückenantagonisten fehlte. Besonders heftig trat der Pariser Doktor Thiers in seiner im Jahr 1690 erschienenen Histoire des perruques auf. Ihm war die Modelaune der Zeit ein so großes Aergerniß, wie seinem berühmteren Großneffen die pensée immuable; er donnerte gegen die falschen Haare des Clerus mit so viel Beredtsamkeit, wie der heutige Thiers für die Wahrheit des Repräsentativsystems; ja er scheute sich nicht, den Bannstrahl des Vatikans gegen die Perrücken am Altar und im Chorstuhl herauszufordern. Mehrere Päpste, wie Clemens XI. (1703) und Benedikt XIII. (1725) erließen nun allerdings Verordnungen gegen das Tragen der Perrücken von Seiten der Geistlichkeit und bedrohten die Widersezlichen zum Theil mit harten Strafen. Indessen wurde der Ungehorsam doch nie ein sogenannter casus papalis und die Bischöfe konnten Dispens ertheilen; wie denn der Bischof von Speyer lange die Priester für vierzehn Gulden in den Orden der bien coiffés aufnahm. Eine eigenthümliche Schwierigkeit sezte aber die Köpfe wenigstens der fungirenden Priester und die Perrücken in Antagonismus: von jeher bestand das ausdrückliche kirchliche Gebot, daß der Priester bei gewissen Theilen der Messe das Haupt entblößen muß. Doch auch hier wußte man sich zu helfen: man ließ die Perrücke so einrichten, daß der obere, der Tonsur entsprechende Theil aufgeklappt werden konnte. Alles dies, in Verbindung damit, daß auch das übrige, zur Perrücke nicht passende Kostüm der katholischen Geistlichkeit ein strengeres war, machte, daß sie in dieser weltlichen Eleganz niemals mit den Kanzlern und Beichtvätern des corpus evangelicorum in die Schranken treten konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Geisterglauben und Geisterfurcht bei den Alten.

(Schluß.)

Und die griechische Plastik! — Wer nur mit einiger Kunstkenntniß, und noch mehr Empfänglichkeit für das Alterthümliche in einem Antikensaal voll hoher Göttergestalten herumwandelt, wird sich nach und nach von einem Ernst ergriffen fühlen, der aus dem Angesicht, den Mienen, der Haltung dieser Kunstwesen, auch selbst derjenigen, die man schön und anmuthig nennt, in ihn übergegangen ist. — Man könnte sagen, Ernst und Erhabenheit sey der Charakter der griechischen Kunst überhaupt. Selbst in ihrer Komik zeigt sich dies. Wenn Aristophanes mit zügellosem Uebermuth seine genialische Laune aussprudelt, so geschieht es doch immer in edler, schöner Form, selbst in solcher, welche er den Tragikern nicht bloß der Parodie wegen abgeliehen; ja, er läßt unmittelbar auf die Darstellung des Lächerlichen und Possenhaften hochpoetische Chorgesänge erschallen, deren der ernsteste Tragiker sich nicht schämen durfte, etwa wie umgekehrt Shakespeare, das Leben nachbildend, wie es ist, mitten in die ernsten und ergreifenden Scenen seiner Tragödien Komisches und Albernes als Dissonanzen einmischt. Weit heiterer als die griechische plastische Kunst — denn von ihrer malenden wissen wir nur wenig durch Anschauung — ist die neuere der italienischen und anderer Maler, nicht nur dem Wesen nach, worin Malerei und Plastik sich unterscheiden, sondern auch aus nationalen und Zeitursachen. Man denke an Raphael und seine göttlich anmuthigen, herzerfreuenden Gebilde, an den Maler „der Nacht," an Titian, an den herrlichen Spanier Murillo, der, gleich dem erwähnten englischen Dichter, eben so gut das Erhabene und Schöne, als das Niedriggemeine zu schildern versteht.

Schließlich noch folgende Bemerkungen, welche die ganze Denk- und Sinnesart der Alten betreffen. — Die Griechen und Römer mußten fast allenthalben in der Natur und im Menschenleben Stoff finden zur Unruhe, zur Sorge und Furcht, von denen zwar einzelne Weise und Naturforscher, besonders manche Akademiker und die Epikuräer, zu befreien suchten, denen aber selbst Stoiker, Platoniker und Pythagoräer nicht fremd geblieben sind. Sollten wir es ihnen verargen? Sehen wir doch, wie das Volk der Christen noch heutiges Tags in verschiedenen Ländern mehr oder minder sich dem Hang zu düsterem Aberglauben hingibt, der, um es noch einmal zu bemerken, in der menschlichen Natur gegründet zu seyn scheint. Zwar der wahre Christ sucht sich davon zu befreien; ihm spucken die alten Dämonen nicht mehr, er ist heiter ernst, weil er die Natur mit heitern Augen betrachtet, weil er den erhabenen Leichtsinn, den das Christenthum gebietet und der aus einem festen Glauben an die Vorsehung hervorgeht, in seinem Herzen trägt. Vermöge jener stoischen Sympathie, von der Cicero in seiner Schrift „von der Weissagung" redet, jenem geheimen Zusammenhang in der ganzen Natur, der sich uns deutlicher oder dunkler ausspricht, mußten die Alten in ganz gewöhnlichen Naturerscheinungen und Ereignissen, wie viel mehr erst in seltsamen und auffallenden, etwas Vorbedeutendes, Unheimliches, Unheilverkundendes erblicken und vernehmen. Ließ sich irgend eine Stimme hören, deren Ursprung man nicht sogleich entdeckte: es war die Stimme von Dämonen, von Faunen, die umher schwärmten und Unheil oder doch sonst etwas Ungewöhnliches verkündeten. Das Geheul der Eulen, das Krächzen der Raben und Krähen, das Geschrei anderer gewisser Vögel und Thiere vernahmen sie, als schlimme Vorbedeutungen, mit Schauer, wie jetzt noch unzählige Christen, die in dieser Hinsicht vor den alten Heiden nichts voraus haben.

Gottlieb Zimmermann.

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, Mai.

(Fortsetzung.)

Holtei. Johann Schön.

Eine freundliche Erscheinung war uns Karl v. Holtei, der, nach der Auflösung seines Verhältnisses zum Theater in Riga, im vorigen Monat nach seiner v. g. Vaterstadt Breslau zurückkehrte, und hier zum ersten Male seine ausgezeichneten dramatischen Vorlesungen vor einem sehr gewählten Publikum gab, während er bei seiner Anwesenheit 1855 unsere Bühne selbst betrat, auf der er, ein zweiter Wilhelm Meister, gegen das Ende des zweiten Jahrzehnts, unverdrossen durch alles Mißlingen, ungeschreckt durch herben Tadel, die dramatischen Sporen zu verdienen bemüht war, und den Grundstein zu seinem bewegten Künstlerleben legte. Ein wenig wohlgefälliges Sprachorgan war es namentlich, weshalb man ihm damals allen höhern Beruf für die Bühne absprach. Alle, die, wie ich selbst, darin übereinstimmten und Holtei bei seinem lezten Auftreten nicht gesehen hatten, erstaunten nun, wie er in glücklicher Beharrlichkeit, gleich dem Demosthenes — wenn auch nicht mittelst Kieselsteinen — die Mängel oder Angewöhnungen seines Organs überwunden. Ja, es wirkte seine ganze Individualität nun ungleich entschiedener, und die poetische Begeisterung, mit der er Shakespeares „Julius Cäsar" las, sowie seine ausgezeichneten Mittel dazu, rissen Alles zum lebhaftesten Beifall hin. Nicht minder sprach der frische Humor an, mit dem er Holbergs „Gert Westphaler," das Vorbild von Raupachs Barbier Schelle, folgen ließ, und wer Tieck und Holtei lesen hörte, wird vielleicht gern dem Urtheil beitreten, daß bei Jenem das Idealistische, bei diesem das Charakteristische vorwalte.

Karl Schall, den die Breslauer vor vierzehn Jahren lesen hörten, besaß bei aller Sachkenntniß keine genügende Stimme, besonders für affektvolle Scenen. — Des Bühnenlebens überdrüssig, weiß Holtei im Augenblick wohl selbst noch nicht, wie und wo er nächstens sich niederlassen werde. Arion sprach: „ein wandernd Leben gefällt der freien Dichterbrust." — Manche sich widersprechende Berichte sind über die Theaterverhältnisse Rigas in Umlauf gekommen. Die Wahrheit davon ist mit wenig Worten, daß Holtei zunächst durch den Tod seiner Frau zu dem Vorschlage an das Theatercomité veranlaßt ward, ihn der unumschränkten Direktion auf eigene Rechnung, zu der er kontraktlich sich verpflichtet, vorzeitig wieder zu entbinden. Lange aber fühlte er wohl schon, daß er zum Theaterdirektor nicht tauge, weil er — nach seinen eigenen Worten — nirgend Nein sagen könne. — Ich komme nun zu einem Todesfall, der alle hiesigen Freunde der Wissenschaft tief erschüttert hat, besonders da ihm die traurigsten Umstände vorausgingen. Er betraf Johann Schön, ordentlichen Professor der Staatswissenschaften an der hiesigen Universität, Doktor der Rechte und Philosophie und Redakteur der „Schlesischen Zeitung." Geboren zu Langendorf in Mähren, den 2ten November 1802, fand er auf einer größern Reise von Wien aus, wo er seine Studien beendet, seit 1828 in Breslau einen seinen Neigungen und Gesinnungen angemessenen Thätigkeitskreis, und schied für immer aus von seinem eigentlichen Vaterlande, indem er in Preußen völlig sich niederließ. Anfangs als Privatdocent, seit 1836 als ordentlicher Professor der philosophischen Fakultät wirksam, fand er ungewöhnliche Anerkennung, und zeichnete sich in seinen Schriften durch Gelehrsamkeit, hervorstechende Eigenthümlichkeit der Bearbeitung, scharfsinnige Kritik, gefällige Darstellung aus. Seine schon in Oestreich verfaßten poetischen und historischen Versuche, größtentheils historische Balladen und eine mythische Tragödie: „der Sieg des Glaubens" (Leipzig 1828; später umgearbeitet), erschienen 1824 bis 1828 meist in v. Hormayrs Archiv und historischem Taschenbuch, sowie in Castellis, Tolds, Kuffners und Anderer Taschenbüchern und Zeitschriften. Im Allgemeinen waltet darin die Beschaulichkeit vor; die Freigeisterei der frühen Jugend stellt sich als überwunden dar, und es ist das Streben sichtbar, das Religiöse und Geschichtliche zum eigenen Troste mit dem räsonnirenden Verstande auszusöhnen. Unter seinen historischen Versuchen ist am schätzbarsten eine Nachricht über einen böhmischen Codex im Königsberger Archiv, der zur Hebung eines für Böhmen sehr wichtigen Urkundenschatzes Veranlassung gab.

(Schluß folgt.)

London, Mai.

(Schluß.)

Lady Bulwers Roman. Pauline Garcia.

Lady Bulwers Roman: „Cheveley, or the Man of Honour," macht sehr viel Aufsehen in den höheren Classen, denen viele darin vorkommenden Charaktere entlehnt sind. Die Verfasserin hatte dabei keinen andern Zweck, als den Charakter Bulwers in den grellsten Farben dem Publikum preiszugeben. Die Farben sind jedoch so dick aufgetragen, daß alle Wahrscheinlichkeit verschwindet. Ein Pamphlet ist erschienen, wie man sagt, von Bulwers eigener Hand, in welchem die schlechte Tendenz, die Unwahrscheinlichkeit und Immoralität dieses Romans (dem jedoch Witz und treffende Satire nicht abzustreiten sind) auseinandergesezt wird. Auf jeden Fall enthüllt dieses Genre von Romanen, so gerne man es auch verbergen möchte, mehr und mehr die Immoralität des englischen Adels. — Ein Skribler in Blackwoods Magazin behauptete vor einiger Zeit in einem Artikel über deutsche Literatur, die Deutschen haben „weder Moral noch Literatur." Ich charakterisire die Ansichten des venchierischen Puritaners für die Leser hinreichend, wenn ich sage, daß er Goethes Wahlverwandtschaften als den Sittenspiegel der deutschen Nation aufstellt. Was sagt dieser englische Moralist zu Hooks (unstreitig der beste englische Sittenmaler jetziger Zeit) leztem Roman, dessen Held, nachdem er zwei Frauen verführt, mit der ersten einen Sohn gehabt und die zweite aus ihres Mannes Hause genommen, ein junges Mädchen heirathet, das er bald darauf des Ehebruchs mit seinem eigenen Sohne (dem von seiner ersten Geliebten) bezüchtigt? Die Engländer halten sich seltsamer Weise für das moralischste Volk auf Erden; der respektable Theil der mittleren Classen, nämlich der kaufmännische, ist hier auch gewiß sittlicher als in irgend einem Lande, aber weiter oben herrscht die schnödeste Heuchelei. Wie ließe sich sonst im häuslichen Allerheiligsten jeder Dame von Rang der „Satirist" antreffen, ein Blatt, von dessen Inhalt sich jedes wohlerzogene deutsche Frauenzimmer erröthend abwendete? Mit der ehelichen Treue sieht es unter der Aristokratie sehr schlimm aus, in den mittleren Classen hört man dagegen selten von einem Fehltritt. Viel thut dabei freilich die Furcht vor dem Skandal, und die Erfahrung lehrt, daß der eigentlich barbarische und unsern Gefühlen so sehr widersprechende Brauch, Ehestörungen vor einen Gerichtshof zu bringen, der dann nach mathematischer Berechnung entscheidet, wieviel Pfund und Schillinge die verlorene Frau werth gewesen, wenigstens hier zu Lande nicht ganz verwerflich ist.

Pauline Garcia, die Schwester der gefeierten Malibran, hat vor Kurzem als Desdemona im Othello glänzend debutirt. Es fehlt ihrer Stimme zwar noch an Kraft, um das ungeheure Opernhaus auszufüllen, außer in manchen Augenblicken, wo sie, hingerissen, selbst dieses physische Gebrechen überwindet und das Publikum in Erstaunen sezt. Man muß jedoch bedenken, daß sie erst achtzehn Jahre alt ist; ihr Vortrag und ihr Spiel sind glänzend, und ich zweifle nicht, daß sie einst zu den ersten Künstlerinnen Europas gehören wird. Ihr Aeußeres ist sehr einnehmend; eine schöne schlanke Figur und eine interessante spanische Physiognomie, in der jedoch nur die Augen an die Malibran erinnern. Sie wird, wie ich höre, während dieser Saison nur sechs Mal auftreten. Wir haben gegenwärtig viel weniger fremde Künstler hier als gewöhnlich, und im Ganzen ist der Londoner Winter (bei uns Sommer genannt) diesmal ziemlich still. — Es ist bekannt, daß Großbritannien vor wenigen Tagen mit einer Toryregierung bedroht war, daß aber die Gefahr für den Augenblick vorüber ist. Beim gegenwärtigen Zustand des Landes hätte Peel schwerlich regieren können, und der weibliche Haushalt der Königin war für ihn der geringste Stein des Anstoßes. Von Irland gar nicht zu reden, ist die Gährung im Westen Englands und in Wales sehr groß, nur die entschiedenen Maßregeln der Regierung haben bis jezt einem allgemeinen Aufruhr der Mißvergnügten vorgebeugt. Auch in London selbst vermehrt sich die Anzahl derselben, und die Chartisten bilden bereits eine furchtbare Partei, besonders da sie, wie es scheint, überall mit Waffen versehen sind. Vorgestern sah ich die Bittschrift der Chartisten an das Parlament auf einem Karren nach dem Hause führen; sie ist anderthalb Meilen lang und zählt 1,300,000 Unterschriften.

Vom Großfürsten Thronfolger wüßte ich nichts zu melden, womit mir die politischen Blätter nicht lange zuvorkommen würden, und was ich etwa über den hohen Reisenden mittheilen könnte, paßt ohnehin nicht in diese Blätter.

Beilage: Literaturblatt Nr. 54.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 127.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 28. Mai 1839.

Rebellion
Came like itself, in base and abject routs,
Led on by bloody youth, guarded with rage,
And countenanc'd by boys and beggary.
Shakespeare.

Physiognomie der Emeute.

Zwei Blätter aus dem Tagebuch eines Müßigen, von J. B.

I.

Paris, den 12ten Mai 1839.

Auf gutes Wetter hoffend, hatten wir gestern verabredet, heute früher als gewöhnlich zu speisen, um nach Tisch einen Ausflug machen zu können. Ein kalter Nordwind, der heute wehte, hatte schon halbwegs unsern Plan zerstört, als Clara nach Tisch, während ihr Bruder sich ankleidete, ganz erschreckt in dessen Schlafzimmer trat und uns mit dem Rufe begrüßte: „Es ist Revolution in Paris!" Da war nun freilich an kein Spazierengehen für Frauenzimmer mehr zu denken. Wir wollten unterdeß wenigstens wissen, was an dem Gerüchte sey, und so gingen wir, P. und ich, zu dem Ende zusammen aus.

Auf dem Pont St. Michel fanden wir eine bedeutende Menschenmenge versammelt. Als wir die Höhe der Brücke erreicht hatten und das gegenüberliegende Ufer, so wie die Straße, die an dem Palais de Justice vorbeiführt, übersehen konnten, bemerkten wir in der Ferne einen Trupp Bewaffneter, der, vom Justizpalast kommend, auf die Brücke zuging, und den wir erst für Aufrührer ansahen, da die meisten in Bürgerkleidern waren. Bald aber gewahrten wir darunter mehrere Sergents de ville in Uniform und mit Militärgewehren, und es zeigte sich, daß wir einem etwas bunten Peloton der Vertheidiger der Ordnung gegenüberstanden. Dies flößte uns Vertrauen ein und wir gingen getrost weiter. Nach ein paar Schritten aber sahen wir, daß einer der Bewaffneten uns winkte, uns zurückzuziehen, und die Uebrigen sogleich auf uns anlegten. Alles stob auf der Brücke auseinander, und wir gaben Fersengeld, wie die besten Helden des Alterthums. Unser heldenmüthiger Rückzug mag lustig genug ausgesehen haben und ging munter genug von Statten, denn die große Mehrzahl der Fliehenden schien nichts weniger als durch die Angst getrieben zu werden, sondern nur keinen besondern Beruf zu haben, sich für nichts und wieder nichts ein Loth Blei in Kopf oder Brust gießen zu lassen.

Fliehend und lachend kamen wir ungefähr aus der Schußlinie und sahen uns dann aus sicherer Weite unsere tapfern Gegner an, die, wenn sie ein Bischen Humor im Leibe hatten, noch ganz anders über uns gelacht haben mögen. Gerade als ich hinsah, schoß einer der Sergeanten sein Gewehr in der Richtung der Rue Daphin ab. Es sollte das wohl nur ein Lärmschuß seyn, da überdies der Mann über die Häuser weg zu zielen schien. Als ich diesen Abend durch die Rue Daphin nach Hause

gehen wollte, sah ich an der Ecke derselben eine Menge Menschen versammelt, und man erzählte mir, daß gegen 1/4 Uhr ein hier wohnender Maler, der in seinem Fenster lag, zufällig, ohne daß man recht wisse, wie und durch wen, todtgeschossen worden sey.

Wohl eine Stunde blieb ich auf dem Pont-neuf und sah den Manövers, die von der Präfektur aus geleitet wurden, und hörte den Glossen, die meine Nachbarn über dieselben machten, zu. Mehrere Bataillone Linientruppen, mehrere Schwadronen Communalgarde, jeden Augenblick ein Adjutant, der von den Tuilerien kam oder nach denselben eilte, zogen an uns vorüber. Ein paar Mal sahen wir in der Weite Gefangene der Präfektur zuführen, dann rückten National- und Communalgarden aus derselben aus. Einmal sprengten die Leztern die Menge von dem quai aux fleurs weg, und obgleich wir auf dem Pont-neuf beinahe fünf Minuten von dem Schauplatze dieser Heldenthaten entfernt waren, sezten sich doch schon die meisten meiner Nachbarn in Bewegung, um dem Beispiele zu folgen, das ihnen in weiter Ferne gegeben wurde.

Einer meiner Freunde, der sich der Gegend, wo der Kampf Statt fand, näher gewagt hatte und der über den Pont-neuf zurück nach Hause wollte, erzählte mir, er habe die Leiche eines Munizipalgardisten und einen zweiten tödtlich verwundet vorbeitragen sehen. Die Sache war also ernsterer Art. Auch hörte ich hier, die Aufrührer haben einen Wachposten am Palais de Justice mit Sturm weggenommen und einen Offizier und mehrere Soldaten getödtet; sie seyen auch eine Zeitlang Meister des Hotel de ville gewesen.

Neugierde, theilnahmloses Gaffen war im Allgemeinen der Charakter der Menge. Wo sich Gruppen bildeten und ein Gedanke laut wurde, hieß es ungefähr: „On a fait sauter des maisons à Lyon, pour se fortifier à Paris.“ Ein Anderer fragte: „Mais que veulent-ils? pourquoi ont ils commencé sans cause?“ Und ein dritter, ein anständig gekleideter Mann, antwortete: „Il faut aller le demander à Mr. Gasparin.“ Ich sprach hier ein paar eifrige, sehr feurige und vielgeltende Republikaner, und sie versicherten mich, daß auch für sie der Schlag wie aus heiterem Himmel gekommen. Ein Mann aus der Mittelclasse, der aus der Rue St. Martin kam, wo nach seiner Angabe jezt der Mittelpunkt der Emeute war, behauptete, um drei Uhr habe die Zahl der Aufrührer sich auf drei- bis vierhundert Mann belaufen, und jezt seyen deren höchstens noch zwanzig bis dreißig in der Rue St. Martin. Endlich trat ein großer, kräftiger Mann im Kittel zu uns, dessen kleiner Schnurrbart und eckige Bewegungen beinahe auf einen Soldaten schließen ließen. Dieser erzählte ebenfalls, er komme aus der Rue St. Martin, wo er die Aufrührer gesehen; ihrer seyen fünf- bis sechshundert, sie haben sich auf dem Greveplaz sehr tapfer geschlagen ꝛc. Er war gut unterrichtet, mußte die Sache in der Nähe gesehen haben, und ich weiß nicht, warum es mir bald so vorkam, als dürfe man in seiner Gegenwart nicht zu laut sprechen. Seine Blouse war ganz neu, seine Hände nicht die eines Arbeiters, und ich hatte ein Gefühl, als ob er nur nach Hause zu gehen brauchte, um seine Gensdarmenuniform anzulegen.

Am Ende aber fing mich das Gaffen, das Hin- und Herplaudern und Horchen an zu langweilen, und so ging ich planlos weiter. Indem ich so durch die bewegten Straßen schlenderte, wuchs in mir das Verlangen, die Emeute und ihre Heroen etwas näher, und wo möglich von Angesicht zu Angesicht zu sehen. War ich doch schon so lange in Paris, ohne so eigentlich diese ehrenwerthe Bekanntschaft gemacht zu haben. Im April zwar hätte mich ein ähnlicher Besuch beinahe meine gesunden Glieder gekostet. Wer weiß aber? vielleicht war ich diesmal glücklicher.

(Fortsezung folgt.)

Moden.

(Fortsezung.)

Hier ist der schicklichste Ort, des Bartstyls in dieser und den folgenden Perioden Erwähnung zu thun, wenn wir auch damit die Geschichte etwas unterbrechen. Anfangs, so lange sich noch die Perrücke den Formen des natürlichen langen Haares anschloß, ging mit ihr der aus dem sechzehnten Jahrhunderte überlieferte starke Knebel- und spitze Kinnbart ganz gut zusammen. Als aber die Perrücken zu ganz unnatürlichen Wulsten aufquollen, da gebot schon das Geschmacksgesetz des Abstichs, den Bart zu beschränken und Haupt und Gesicht nicht völlig in Haar aufgehen zu lassen. Unter den großen Perrücken zog sich der Bart, nachdem ihm in den verflossenen Jahrhunderten fortwährend und in allen Ständen eine bedeutende Entwicklung gegönnt worden, schnell zu jenen diminutiven, weit auseinanderstehenden Strichen zu beiden Seiten der Oberlippe zusammen, welche auf Bildnissen nicht selten den Effekt von Schönpflästerchen machen. Solche Bärtchen trugen bald, nach dem Beispiel Ludwigs XIV., die deutschen Großen, und nach ihnen die ganze Perrückenwelt, auch die Geistlichen. Ein solches Bärtchen hieß damals in Niederdeutschland ein 10ler: jedes Zwickelbärtchen auf den Seiten galt für Eins, und in der Mitte war Nichts = 0.

Die ganze Richtung des Kostüms auf's Süßliche, Weichliche mußte indessen die völlige Verläugnung des physiologischen Merkmals der Männlichkeit herbeiführen.

Doch weniger die Perrücke selbst, als vielmehr der Puder war es, der, ein böser Mehlthau, die Vegetation des Barts auf lange hin vernichtete. Erst im zweiten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts, unter dem Regenten Orleans, kam der Puder eigentlich, als fixer Bestandtheil des Kopfputzes auf; dieser Sitte lag die Idee zu Grund, „d'adoucir les traits" und die Lebensalter in Einem physiognomischen Ausdruck möglichst zu vermischen; damit wurde aber von selbst der Bart negirt, der besonders in das ältere Gesicht so harte Charakterstriche zeichnet. Man kann es sagen, die süße, duftige und dabei steife Puderfrisur sezt ein für allemal ein glattes, bartloses Gesicht voraus; und wenn daher den Kriegsmännern aus dem spanischen Successionskrieg, so wie den Diplomaten und Gelehrten dieser Zeit das kleine Knebelbärtchen zu der dunkeln oder nur leicht mit Puder bestäubten Lockenperrücke noch ganz vortrefflich steht, so mußte jeder Schein von Bart, jeder charakteristische Schatten von Männlichkeit im Gesicht wegfallen, sobald mit der Schneelinie der „Vergette" das despotischste Niveau gezogen wurde, dem vielleicht je die Menschheit im Gebiete des Kostüms gehorcht hat. Betrachtet man die Monumente des ganzen achtzehnten Säculums, so ist es auch wirklich, als ob das Bartlehen, das dem Europäer, der farbigen Menschheit gegenüber, als Voraus zugefallen, von der Natur zeitweise wäre zurückgenommen worden.

Sogar der Krieger des achtzehnten Jahrhunderts beugte sich überall vor dem allgemeinen Gesetz und entsagte, indem er die Frisur nahm, ohne Murren, dem martialischen Bart. War dies Verleugnung? oder war es unkriegerischer Dienst einer Mode, mit der sich einmal der Bart schlecht vertrug? Nach unsern jetzigen Begriffen von kriegerischem Habitus könnte dies fast scheinen; aber genauer betrachtet, verhält es sich nach unserer Meinung nicht so. — Der Bart, als ein allgemeines männliches Merkmal, kann an sich nicht die Idee des Martialischen, des Kriegerischen erwecken, sofern man hiemit noch einen andern, engern Begriff als den des Männlichen überhaupt verbindet. So lange irgendwo im gesellschaftlichen Verbande alle Männer, oder doch fast alle zum Waffenhandwerk berufen sind, ist es gleich kriegerisch, ob sie den Bart abschneiden, oder so und anders stutzen, oder aber wachsen lassen. Macht sich dagegen in einem Land oder in einer Zeit der Begriff der Martialität des Bartes geltend, so wird dies ein Beweis seyn, daß sich der Kriegerstand von den übrigen ganz ausgeschieden hat und für den Repräsentanten der nationellen Männlichkeit gilt, als deren Symbol er den Bart zur Schau trägt. Dieser Scheidungsprozeß, aus dem der Soldat als ein ganz spezifisches Wesen hervorging, fällt in Europa bekanntlich in das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert. Aber in diesen Zeiten war der Bart in größerer oder geringerer Entwicklung mehr oder weniger allgemeine Tracht. Im stattlichen Bart saß nicht nur die besoldete Herzhaftigkeit, sondern jede Zier des reifen Mannes, Gelahrtheit, Wohlweisheit, Ehrsamkeit, Würde. Der Bart war die Auszeichnung des Meisters neben seinen jungen Gesellen, des Doktors auf dem Katheder den milchbärtigen akademischen Burgern gegenüber. Nur die katholische Geistlichkeit, mit Ausnahme einiger Orden, trug, als conventionelles Zeichen der Demuth, ein glattes Kinn; gerade zum Widerspruch ließen nun die Streiter der protestantischen Kirche im sechzehnten Jahrhundert ihre Bärte recht lang wachsen, vom selben Instinkt geleitet, der sie bewog, den Kalotten der Priester die Wolkenperrücken entgegenzusetzen, als im Jahrhundert darauf die langen Bärte aus der Mode gekommen waren. — Wir sehen in diesen Zeiten alle Stände an den Phasen des Bartes so ziemlich gleichmäßig Antheil nehmen; noch der lezte neckische Bartrest, wie er zur großen Perrücke getragen wurde, ist dem Militär, dem Staatsmann, dem Gelehrten, dem Stutzer und dem geweihten Abt gemeinschaftlich, und der Kriegsmann dachte nicht daran, im allgemeinen, durch die Haartracht bestimmten Gesichtstypus der Zeit, sich durch Bartkultur einen besondern physiognomischen Ausdruck zu geben.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Mai.

Künstlicher Frühling. Nachlassende Baulust.

Schnee und Eis hatten sich bis tief in den verflossenen April so sehr eingebürgert, daß zwei unter Glas und Rahmen gezogene, prachtvolle Duodezexemplare eines künstlich hervorgebrachten Frühlings uns in desto größere Freude versezten. Das eine fand man in den Gewächshäusern des um die hiesige Blumenkultur seit einer Reihe von Jahren bereits verdienten Kunstgärtners Seidel, in der äußeren Rammischen Gasse. Neben vielen andern, namentlich den in den ersten Monaten jedes Jahres den wesentlichsten Theil der sogenannten Zimmergärten ausmachenden Zwiebelgewächsen, nahm vorzüglich eine überaus große, durch Schönheit, Mannigfaltigkeit und zum Theil auch Neuheit sich empfehlende Sammlung von Camellien die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch. Diese schöngefüllten Gewächshäuser standen Jedermann zu freiem Eintritt offen, und der diesmal so ganz unverwüstliche lange Winter hatte wenigstens das eine Gute, dieser köstlichen Blumenpracht eine ungewöhnliche Dauer zu ertheilen. Den zweiten Frühling in Taschenformat lieferte die um diese Jahreszeit gewöhnliche öffentliche Blumenausstellung, welche, wie meistens, im vormaligen Doublettensaale auf der Brühlschen Terrasse stattfand. Behaupteten die Seidelschen Glashäuser, vornämlich durch den imposanten Reichthum ihrer zum Theil an Spalieren mit hunderten von Blumen prangenden Camellienstöcke, einen

Vorzug vor dieser Blumenausstellung, so gewährte leztere dagegen durch die, aus den meisten der vorzüglichsten Gartenanstalten zusammengeflossenen Beiträge, 8000 an Zahl, eine weit größere Mannigfaltigkeit der Pflanzengattungen, von denen die meisten in der Blüthe standen. Die Riesengröße einiger Camellien und anderer Blumen und Sträucher, verbunden mit dem lebendigsten Sinne für geschmackvolle, landschaftliche Anordnung, den das Ganze aussprach, machte einen überaus angenehmen Eindruck. Mehrere in Dresden zum ersten Male zur Blüthe gekommene freundliche Frühlingskinder, zu der Primelnfamilie gehörig, soll der König selbst im vorigen Jahre beim Botanisiren in Dalmatien gefunden haben. Gewiß würde sich die Direktion, deren zweckmäßige Veranstaltungen Anerkennung finden, noch einen aufrichtigen Dank mehr von den Besuchen erwerben, wollte sie jedesmal durch ein Verzeichniß der neuerlangten vorzüglichsten und wichtigsten Pflanzen, einen Fingerzeig auf diese geben, weil ausserdem manche davon, in der großen Anzahl blühender und nicht blühender Gewächse, nur allzuleicht übersehen werden können.

Endlich beginnt der hiesige Enthusiasmus für die Erschaffung neuer Häuser, wenn auch nicht ganz zu verschwinden, doch ein wenig Athem zu schöpfen. Das davon oft unzertrennliche finanzielle Manoeuvre, zuweilen auf Kosten der Dauer, mit möglichster Ersparniß Gebäude aufzuführen und dann zu verkaufen, kam immer gewaltiger in Schwung. Der Käufer pflegte gewöhnlich, unter Bemerkung des bezahlten hohen Preises, die Miethbewohner bedeutend zu steigern. Hierdurch stieg auch die Verzinsung des Kaufpreiums, und es gelang dem Käufer nicht selten ein recht vortheilhafter Wiederverkauf. Nur der kleinste Theil der Miether entschloß sich, das Verlassen der Wohnung der mitunter enormen Mehrforderung vorzuziehen; der größte Theil fügte sich in leztere schon wegen des manchmal sehr großen Aufwands für die innere Einrichtung. Allein je bekannter dieses, bei den Miethern natürlich nicht sonderlich beliebte Manoeuvre wurde, desto mehr fing man an, sich zu bedenken, ehe man in die Falle ging. Daher findet man denn an den Thüren oder Fensterladen neuer, und sogar recht einladend gelegener Häuser wieder Zettel, welche zu vermiethende Quartiere anbieten, eine Maßregel, die eine Zeitlang gar nicht nöthig gewesen war, da die neuen Wohnungen schon lange zuvor, ehe sie fertig wurden, sich vermietheten. Auch sollen jezt Beispiele vorhanden seyn, daß Häuser, in Folge der Miethzinssteigerung durch die Käufer derselben, beinahe sämmtliche in ihnen zur Miethe Wohnende verloren und für die leer stehenden Quartiere noch immer keine Abnehmer gefunden haben. Ueberhaupt haben sich innerhalb des ganzen Umkreises von Dresden die Wohnungsanerbietungen durch Anschlagzettel und im hiesigen Anzeiger sehr vermehrt, weil nun, in Folge der fast zahllosen neuerrichteten Gebäude, wirklich die Menge der Wohnungen das Bedürfniß um Vieles zu übersteigen scheint. Mehr als zuvor denkt man jedoch darauf, alte gebrechliche Häuser durch neue, zweckmäßige zu ersetzen. In einem der vormaligen Seevorstadt angehörigen dieser Art, welchem so eben eine solche Erneuerung bevorsteht, wurde beim Aufgraben des Grundes ein menschliches Skelett aufgefunden. Die wohlerhaltenen zwei Zahnreihen des Schädels sollen auf Jugend schließen lassen. Da das nunmehr eingerissene Haus ziemlich lange schon ein wildes, unheimliches Ansehen hatte, so erzählte man sich häufig, daß es darin nicht richtig sey und sich besonders zu gewissen Zeiten im Jahre graue Gestalten sehen lassen, die in unserer Sinnenwelt eigentlich nicht zu Hause seyen. Man kann denken, daß von dem neuaufgefundenen Todtengerippe manche damit im Zusammenhang stehende Conjektur abgeleitet wird, die den Freunden des Schauerlichen mehr oder weniger plausibel erscheint.

(Fortsetzung folgt.)

Breslau, Mai.

(Schluß.)

Literarisches.

Seit 1836 stand Schön der schlesischen Zeitung vor und erhob sie zu einem geachteten Organe der Provinz. Am bedeutsamsten in seiner literarischen Thätigkeit treten indeß seine vier größern staatswissenschaftlichen selbstständigen Werke hervor, wovon er das Erscheinen der zweiten Auflage seiner „Staatswissenschaft,“ bereits im Druck begriffen, nicht mehr erlebte. Für seine in's Französische und in Philadelphia wahrscheinlich auch in's Englische übersezte „Geschichte und Statistik der europäischen Staaten“ (1834) ertheilte ihm die Pariser Gesellschaft für allgemeine Statistik eine goldene Medaille. Mitten in seiner vielseitigen einflußreichen Thätigkeit, freilich seit Jahren schon durch Kränklichkeit unterbrochen, ward er am Morgen des 13. März, im kräftigen Mannesalter von 36 Jahren, vom Tode weggerafft. — In der Literatur machte sich bemerkenswerth: „die objektive Erkenntniß der Offenbarung Gottes im erscheinenden Weltsysteme, von C. G. Fr. v. Stechow.“ (Breslau, Aderholz 1838). Der Verfasser ist Gutsbesitzer, unter denen Schlesien mehrere Philosophen zählt, und wir sehen die Philosophie somit nicht bloß vom Himmel auf die Erde, sondern auch auf die ländliche Rasenbank gebracht, wo die Spekulation wohl höhern Reiz haben mag, als auf dem Katheder. In dem genannten Werke spricht übrigens eine unläugbare philosophische Ansicht und Bildung sich aus. — Doktor Elvenich, der Herausgeber der „Acta romana“ und Wortführer der Hermesianer, hat (bei Hirt) eine Vertheidigungsschrift gegen die Angriffe der „Münchener Zeitung“ erscheinen lassen. Von Urban Kerns Verlagshandlung aber ist ein Taschenbuch für Lust- und Badreisende in's Gebirge, unter dem Titel: „Der Sudetenführer“ angekündigt, das ebenso dem rein praktischen Bedürfniß der Sudetenwanderer abhelfen, als auch als unterrichtende Lectüre dienen soll, worin die neuesten wissenschaftlichen Erfahrungen über unser Gebirgsland niedergelegt sind. Es erscheint binnen wenig Wochen in elegantem Taschenformat zu sehr billigem Preise, nebst einer vorzüglich gearbeiteten Karte. — Auch in artistischer Hinsicht anerkennenswerth ist das vor Kurzem erschienene numismatische Werk zur Geschichte Polens von dem rühmlichst bekannten Grafen Eduard Raczynski (französisch und polnisch unter dem Titel: „Le medailler de Pologne“). — Im lieben Theater hat man uns diesen Winter mit französischen und deutschen Neuigkeiten den Magen überladen; es war aber auch meist unverdauliche Waare. Mit der verwaisten Oper scheint es besser werden zu wollen. – Längst vorüber ist die Zeit, wo auf unsern städtischen Turnplätzen das langlockige, leinenhosige junge Deutschland erzogen ward. Die Regierung mußte damals das Kind mit dem Bade ausschütten, und die für physische Erziehung so wichtige Turnanstalt aufheben. Jezt hat auch bei uns das ursprünglich Gute sein Recht wieder errungen, und ein Herr Kallenbach eine solche Anstalt errichtet, deren Besuch bereits die erfreulichsten Resultate bei den Schaudarstellungen ergab. — In unserer Stadt ist auch ein Jünger der Kunst Boscos erstanden, der Mechanicus Schulz, der bereits mehrere sehr empfehlenswerthe Darstellungen gab.

J. Kr.

Beilage: Kunstblatt Nr. 43.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 128.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 29. Mai 1839.

— Daß wir sind, macht eben
Selbst nach der herbsten Frucht des Grams uns streben,
Die, wie die Aepfel an dem todten Meer,
Nach Asche schmeckt.

Byron.

Kampf und Versöhnung.

Von Ludwig Wihl.

Zerstören möcht' ich oft, was um mich liegt,
Vernichter, doch im Großen, werden,
Dem Gotte gleich, der hoch in Wolken fliegt
Auf nimmermüden Donnerpferden!

Ein Feuerbrand im Erdenmitte'punkt,
Der sollte weit die rothe Zunge strecken,
Daß auch das Höchste, in die Glut getunkt,
Ein Lavastrom chaotisch müßte decken.

Doch würd' ich selbst in Todes bleicher Hand
Recht menschgebührlich mich verhauchen,
Und mit dem Seyn und Leben blutverwandt,
In eine Strömung mit verrauchen.

Sagt nicht, erschreckt, ich hab' am Schlechten Lust,
Wenn mich dämonisch so die Nacht umhüllet:
Es ist der harte Kampf in meiner Brust,
Der sich in diesem einen Wunsche stillet.

Es ist der harte Kampf, der mich entzweit,
Dem auch das Gute schwarz sich kleidet —
Der Kampf des Geistes mit der Endlichkeit,
Der sich im letzten Hauch allein entscheidet.

Es ist die Trennung von dem Urbeginn,
Das großgedruckte dunkle Fragezeichen:
Warum ich auf der alten Erde bin?
Wozu die Leiche zu den andern Leichen?

Und doch, wenn dann ein Frühlingsathem weht,
Wenn Gold die Sonne in die Thäler streuet,
Wenn Wald und Flur in Pracht und Bluthen steht,
Wenn Gott sich mit der schönen Erde freuet;

Wenn Liebe Mund an Mund sich schließt,
Wenn eine große That die Welt erneuet,
Wenn unsre Schmerzen auch die Kunst versüßt,
Aus unsern Thränen Perlenschnüre reihet:

Dann freu' ich mich so recht, ein Mensch zu seyn,
Mit meiner Ohnmacht, meinen Herzenleiden,
Und sehe Rosen, keinen Leichenstein,
Und möchte niemals von der Erde scheiden!

Hamburg, 17ten April 1839.

Moden.

(Fortsetzung.)

Dies hängt zunächst und ganz natürlich damit zusammen, daß zur Zeit, wo der Soldat langsam aus dem Menstruum der Gesellschaft herauskrystallisirte, auch das ganze kriegerische Kostüm sich nur allgemach vom gemeinen bürgerlichen losriß. So lange jeder Freie zu der Tracht seines Standes oder seiner Laune sich bewaffnete, trug auch das eigentliche Kriegsvolk weder ein gleichförmiges, noch ein vom bürgerlichen auffallend ausgezeichnetes Kleid. Ja, als in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts erst eigentlich das aufkam, was man seitdem Uniform nennt, war diese geradezu nach dem Muster der landesläufigen Tracht zugeschnitten, und blieb so bis auf die große Staatsumwälzung. Schon der Umstand, daß die höhern Stände immer noch das Seitengewehr trugen, machte, daß der Krieger in der äußern Erscheinung der Masse nicht so schroff gegenüber stand wie jezt. Noch im ganzen achtzehnten Jahrhundert war der Galanteriedegen das Sinnbild der alten allgemeinen Bewaffnung, und im Maße, in dem der Gentleman einen Bewehrten vorstellte, hatte der Offizier das Ansehen eines Modemanns. Daß noch bis zur Revolution zwischen der militärischen und der modischen Tracht keineswegs die jetzige Kluft befestigt war, zeigt besonders auch der Umstand, daß die Eleganten häufig, einzeln und in Coterien, sogenannte „Uniformes de fantaise“ mit militärischen Abzeichen trugen, was jezt nicht nur keinem vernünftigen Menschen einfallen könnte, sondern, bei uns wenigstens, selbst die Polizei auf die Beine brächte. — Hinsichtlich der frühern wesentlichen Uebereinstimmung beider Trachten erinnern wir nur an die Kopfbedeckung. Abgesehen von den Grenadiermützen, welche die englischen Puritaner während ihrer Herrschaft, in höhnischer Nachahmung der papistischen Bischofsmützen, erfunden, trugen alle Heere den gemeinen Hut, wie er eben Brauch war. Aber mit dem Hut ging auch die Frisur, welche er bedeckte, zusammen, und wenn es sich von selbst verstand, daß der Held des österreichischen Successionskriegs und des siebenjährigen Kriegs mit Puder und Zopf der Sitte der Zeit sich fügte, so konnte er auch den Bart nicht festhalten und nicht desideriren, nachdem er einmal aus dem allgemeinen Kostüm verschwunden war. Die Generale Friedrichs des Großen, deren Marmorbilder er zu Berlin aufgestellt, sind so hübsch frisirt und so bartlos, als irgend ein Weltmann der Zeit, bis auf den Husaren Ziethen, der den Schnurrbart trägt. Schon seit längerer Zeit hatte man besondere Truppengattungen, Husaren, Uhlanen, Panduren u. s. w., welche ursprünglich slavische Völker waren und später dies vorstellen sollten: diese trugen zum fremden Kostüm auch den slavischen Schnurrbart; aber diese Ausnahmen machen die Regel nur deutlicher.

Noch der Offizier des vorigen Jahrhunderts war geistig weit mehr als jezt mit dem Körper der Nation, wenigstens mit den ihm ungefähr parallelen Ständen verschmolzen, und zwar durch den kitzlichen Ehrenpunkt, der seinem nicht soldatischen Widerpart so gut und so rasch wie ihm die Hand zum Degengefäß fuhrte. Diesem entsprechend, verknüpften ihn die bedeutsamen Bande von Hut und Frisur, von Jabot und Manchetten unmittelbar mit der modischen Welt; er war in keinem Betracht ein so exceptionelles Wesen wie der jetzige gebildete Krieger, und so wenig „bearded like the pard“ als irgend ein anständiger Mann, aber deßhalb doch so

> Jealous in honour, sudden and quick in quarrel,
> Seeking the bubble reputation
> Even in the cannon's mouth,

als der deutsche bärtige Held, der seit fünf-und-zwanzig Jahren dem Ausbruch der Feindseligkeiten entgegensieht, deren Keime immer wieder zerschmelzen, wie Wolken am Sommertag, wenn das Wetterglas hoch steht.

Wir werden bald sehen, daß die Reaction gegen die Perrücken im Grunde ein von einem deutschen Monarchen geleiteter Militäraufstand war, und daß es in den Anfängen einer später so allumfassenden und despotischen Mode militärisch ließ, wenn man, statt der Perrücke, Zopf oder Haarbeutel trug. Durch diesen Umstand wird der eben besprochene Punkt vollends in's Licht gesezt.

Der Schlag der französischen Revolution, der auf die Masse der europäischen Bevölkerung wirkte, wie der galvanische Strom auf die chemische Mischung einer Flüssigkeit, der fast plötzlich die allgemeinen Begriffe von den Rechten Aller und der Einzelnen, vom Staat und Staatshaushalt umwandelte, oder vielmehr nur die längst aus ihren alten Verbindungen flüssig gewordenen moralischen Elemente rasch in neuen Mittelpunkten anschießen ließ — dieser welthistorische Prozeß mußte nothwendig auch die äußern Lebensformen vielfach verwandeln und mit den Begriffen in den Köpfen auch die äußere Ausstattung derselben anders gestalten. Die Verfassungen, die man in Frankreich auf dem vermeintlich rein abgeräumten Boden nach abstrakten Ideen aufgebaut, stürzten schnell wieder zusammen, und die entsprechenden Versuche, ein ganz über die bisherige Sitte und Tradition hinausfallendes, antikisirendes Kostüm zu schaffen, erstickten in der Geburt. Bald sezte sich Alles wieder in ein gewisses äußeres Gleichgewicht, und betrachtet man den gesellschaftlichen Zustand nach seinen innern und äußerlichen Momenten um die Zeit der Auflösung des deutschen Reichs, so wird auch dem flüchtigen Blick klar, daß die Reformen

im Kostüm, statt radikaler zu seyn als die tiefgreifenden Veränderungen im ganzen Staatsleben, kaum Schritt damit hielten. Heilige Verträge und Privilegien hatten sich wandelbarer gezeigt als Hauben und Hute, Dynastien waren leichter reducirt als Rockschöße, und die Landkarte von Deutschland hatte sich ungleich mehr verändert als die männliche und weibliche Toilette.

Die hauptsächlichste, bedeutsamste und einflußreichste Veränderung in der männlichen Tracht war nun aber ohne Zweifel die Verbannung der Frisur mit Zopf und Puder, welche sich im Großen vom Wechsel des Jahrhunderts her datirt. Der Mann sah sich jezt mit so manchem unveräußerlichen Recht auch Haar und Bart wieder zur freien Disposition gestellt, aber er wußte bei diesen wie jenen nicht recht, was er damit anfangen sollte, und er weiß es noch nicht. Seit es für den anständigen Mann kein festes Richtmaß im Haarputz und Bartstyl mehr gibt, herrscht in diesen wesentlichen Punkten ein Naturalismus, der dem Mangel an socialem Glauben in den Köpfen und dem Schwanken der Gewalten in der Gesellschaft vollkommen entspricht. Nicht eher wird wieder ein allgemeiner Glaube, sey es an was es wolle, in der Welt herrschen, als bis wieder ein durchgreifendes System des Haarputzes hergestellt ist, und erst wenn man dem Mann an Haar und Bart wieder ansieht, was er ist und was er bedeutet, wird die Hauptquelle der jetzigen geistigen Irritation, der Mangel an einer fest abgestuften Hierarchie in der Gesellschaft, verstopft seyn. Herr Guizot ist gewiß mit dieser doktrinären Prophezeiung einverstanden, wenn er sie auch weder auf dem Lehrstuhl, noch auf der Rednerbühne ausspricht. — Am charakteristischsten ist aber in der gegenwärtigen Haarverwirrung das Verhalten des Barts. Es wäre dies das fruchtbarste Kapitel; wir deuten aber unsere Ansichten nur mit Wenigem an.

(Fortsetzung folgt.)

Physiognomie der Emeute.

(Fortsetzung.)

So war ich bis zum Ende der Rue St. Honoré gekommen. Hier stand ein Häuflein Neugieriger, die den Kopf um die Ecke vorbeugten und bedächtig den Leib in der Straße zurückhielten. Ich hatte keinen Grund, verwegener zu seyn, und that daher wie sie, denn ich dachte, wir mußten den Barrikaden ganz nahe seyn. Zu meiner Verwunderung aber sah ich in der Straße auf- und abwärts viel Volk, Männer, Weiber und Kinder, hin und hergehend, sich befragend, sich erzählend, und nach allen Richtungen hingaffend; die Aufrührer aber waren unsichtbar. Mir schien es sogar, als wäre hier nicht die geringste Gefahr, und so wollte ich der Rue St. Denis zuschreiten. Da faßte mich ein junger wohlgekleideter Mann beim Arme und sagte „Mein Herr, seyen sie nicht unklug; dort, hundert Schritte weit von hier, ist eine Barrikade, und von Zeit zu Zeit schicken die Aufrührer ein paar Kugeln in die Straßen.“ Ich habe allen möglichen Respekt vor solchen Kugeln, die auf gut Glück in den Straßen herumspazieren, und die der Zufall regiert. Ich blieb einige Augenblicke stehen, den wohlgemeinten Rath überlegend.

Vor Zeiten habe ich einmal Strategie studirt, und weiß von daher noch, daß die Flankenangriffe die sichersten sind. So beschloß ich denn, meine Barrikade von der Flanke anzugreifen. Ich ging also ein paar hundert Schritte zurück, und dann aus der Straße St. Honoré zum Marché des Innocens, von wo ich an die Ecke der Rue St. Denis gelangte, wo nach der Angabe meines Warners die erste Barrikade seyn mußte. Als ich beinahe die Ecke erreicht hatte, stob auf einmal Alles auseinander und lief nach allen Seiten hin. Ich stuzte und machte mich ebenfalls zum Rückzuge bereit; beruhigte mich aber halbwegs, da ich keine Schüsse hörte, und überdies bedachte, daß die Kugeln nicht um die Ecke gehen. Im nächsten Augenblicke trat die eben gestörte Ruhe wieder ein, die Fliehenden kamen allmählig wieder zurück, und die Straße füllte sich von Neuem. Aber auch hier fand ich noch keine Barrikade. Als ich ihr nachfragte, antwortete man mir: „Weiter oben.“

Nach meinem Plane, dem Feinde in die Flanke zu fallen, mußte ich ein zweites Manoeuvre beginnen. Ich zog mich zurück, drang durch ein Dutzend kleiner Gassen durch, und gelangte so unangefochten bis an den Theil der Rue St. Denis, der von den Insurgenten abgeschlossen war. In jenen Gassen sah es nicht geheuer aus, wenig Leute waren auf den Straßen, und eilten rasch über dieselben weg, und aus allen Fenstern sahen erschreckte und zerstörte Gesichter. Ich begegnete ein paar vereinzelten Bewaffneten, die ich zuerst für Nationalgardisten ohne Uniformen hielt, da sie so offen und unbefangen hin- und herspazierten, und mit den ihnen Begegnenden plauderten, als ob es so seyn müßte.

Als ich endlich an der Rue St. Denis ankam, sah ich die ganze Straße menschenleer, und nur hier und dort guckte ein Vorwitziger zum Fenster heraus. Zwanzig Schritte rechts von der Rue Mauconseil, in der ich bis zur Rue St. Denis gelangt war, sah ich dann die formidable Barrikade und die verwegenen Insurgenten. Die Barrikade bestand aus einem umgestürzten Omnibus und einem Fiaker, und diese füllten die Breite der Straße nur dann aus, wenn man die beiden Deichselbäume mit zur Barrikade rechnete. Vier bis fünf jüngere

und ältere Leute mit Militärgewehren — das war alles, was ich von der Aufstandsmacht bemerkte. Die schienen Arbeiter zu seyn und sahen entschlossen genug aus. Ein siebzehnjähriger Gamin stolzirte an dem Omnibus auf und ab, als ob er die Wache habe, die übrigen gingen ab und zu. Ich gestehe, daß mir die ganze Sache wunderbar verwegen, beinahe lächerlich vorkam. Mit zehn entschlossenen Soldaten hätte ich mich anheischig gemacht, diesen furchtbaren Posten zu nehmen. Auf einmal zogen sich meine paar Nachbarn eilig zurück, und als ich mich nach der Ursache umsah, bemerkte ich, nach der andern Richtung der Straße St. Denis hin, einen sechsten Insurgenten, der wirklich auf uns angelegt hatte und dann, als er die Flucht meiner Nachbarn sah, lachend das Gewehr wieder auf die Schulter legte und sich in eine Art Mauernische zurückzog. In demselben Augenblicke hörte ich in der Richtung der Porte St. Denis schießen, erst einzelne, dann zwanzig, dreißig Schüsse, worauf es bald wieder still wurde. Nach einer Weile fielen auch in einer der hinter mir liegenden kleinern Straßen mehrere Schüsse, was der Sache und meiner Stellung ein etwas bedenkliches Ansehen gab, denn auch das wußte ich noch von meinen strategischen Studien, daß man Flankenangriffe am sichersten durch Flankenangriffe zurückwirft, und so ließ ich als kluger Feldherr, der seine Soldaten nicht nutzlos aussetzen will, zum Rückzuge blasen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Mai.

(Fortsetzung.)

Neue Gemälde. Eisenbahn.

Zu den merkwürdigen Gebäuden, an denen noch fortwährend gearbeitet wird, gehört ein Haus in der langen Gasse, hauptsächlich darum, weil der Besitzer, unser, wie als Bildhauer, so auch als Lehrer bei hiesiger Kunstakademie hochverdienter Professor Rietschel, seine Aussenseite mit sechs Bildnissen schmückte, welche die Heroen der Skulptur: Ghiberti, Peter Vischer, Michel Angelo, Canova, Thorwaldsen und Rauch darstellen. Gelegentlich ist hier zu erwähnen, daß der Künstler in seinem Atelier auf der Brühlischen Terrasse so eben mit Fertigung des Modells zu einem für Leipzig bestimmten Grabmale des bekanntlich in der dortigen Thomaskirche ermordeten Diezmann, eines Bruders des Markgrafen von Meißen, Friedrichs des Gebissenen, sich beschäftigt.

Unter der beträchtlichen Zahl größtentheils recht vorzüglicher Gemälde, welche jezt im hiesigen Kunstvereine zur Schau hängen, scheinen drei besonders anzuziehen. Das erste ist das in Oel gemalte Brustbild der Gemahlin des Prinzen Johann, vom Hofmaler Stieler in München. — Der Landschaftmaler Crola, sonst immer durch zum Theil köstliche Baumgruppen im Vordergrunde so willkommen, hat diesmal auf einer großen Landschaft fast gar nichts von Bäumen in der Nähe angebracht. Aber die weite, nur mit wenigen, einzelnen Höhen versehene Gegend, welche wie freudetrunken in der Fülle des Sonnenlichts sich vor uns ausbreitet, der mit Sommergewölk nur etwas überflogene, klare, blaue Himmel, der auf ihr liebend ruht, erwecken durch ihre Naturwahrheit und das durchsichtige Leben darin dem Beschauer ein wahrhaftes Wohlbehagen. Dieses erhöht noch der Gedanke, daß das herrliche Tableau nicht nur in der Wirklichkeit vorhanden, sondern sogar der Schauplatz der Thaten unserer Freiheitskrieger unter dem Cheruskerfürsten Hermann ist. Mit dieser, mit Sonnenschein reichlich gesättigten Landschaft steht eine von L. Richter, die den Charakter des Sturmes ausspricht, in grellem Contrast. Luft und Bäume hängen voll düstrer Nebel. Unten an den dunkeln Bergen eilen weißgraue Wolken hin und einem bejahrten, über die Unbehaglichkeit der Witterung verdrießlich erscheinenden, mit Reisegepäck auf dem Rücken belasteten Wanderer, nebst einem Knaben und einem Hunde, werden die müden Füße wider Willen vom Winde beflügelt. Die Landschaft gewährt eine so richtig gedachte, als anziehend ausgeführte Darstellung.

Durch Vollendung der Leipzig-Dresdener Eisenbahn ist bereits die Lebendigkeit Dresdens ansehnlich erhöht worden. Die Masse der täglich ankommenden Fremden vergrößert sich zusehends. Sie würde noch um Vieles mehr anwachsen, wenn nicht der vergangene Monat sich so unverzeihlich vergriffen und uns statt der weißen Blüthenflocken ordentliche Schneeflocken zugeworfen hätte. Im Allgemeinen fehlt der in jeder Hinsicht gelungenen Ausführung der stattlichen Dampfwagenfahrt die Anerkennung nicht. Einzelne Ausstellungen an dieser und jener Einrichtung verlauten zwar allerdings auch, doch betreffen sie in der Regel nur Nebendinge, die gewiß nach und nach die gewünschte Berücksichtigung erhalten werden. So klagt man z. B., daß gegen die kostbarste Wagenclasse die andern zwei allzu stiefmütterlich behandelt seyen, so daß jene wie die herrschaftlichen, die beiden andern aber wie bloße Dienstbotenreisegelegenheiten erscheinen. Jedenfalls ist wohl das ein eigentlicher Fehler, daß die Passagiere nur zu der ersten Wagenclasse Billets erhalten, worauf die Nummer ihres Sitzes bemerkt steht, den mit den andern beiden Classen Fahrenden aber der Vortheil, bis zum Ablaufe der festgesezten Frist immer auf einen gewissen Platz rechnen zu können, versagt ist, da ihre Billets auf keine bestimmte Nummer lauten, auch die Plätze im Wagen gar nicht numerirt sind. Je mehr dieser Fehler in die Augen springt, desto gewisser darf man wohl eine recht baldige Abänderung erwarten. Eine andere Klage betrifft den Umstand, daß die Funken der Locomotive, im Falle der Wind dem Wagenzuge entgegen kommt, zuweilen noch brennend in die Wagen fliegen und nicht selten schon Beschädigungen an den Kleidern der Reisenden und an den aufgeladenen Gütern verursacht haben sollen. Gewiß wird die Direktion durch zweckmäßige Vorkehrungen diesen Uebelstand ebenfalls thunlichst zu beseitigen suchen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 129.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 30. Mai 1839.

— Never yet did insurrection want
Such water-colours, to impaint his cause,
Nor moody beggars, starving for a time
Of pell-mell havock and confusion.

Shakespeare.

Physiognomie der Emeute.

(Fortsetzung.)

Dies war unterdeß etwas schwerer geworden. Ich wollte geradewegs in die Rue Montorgueil eindringen und stand, als ich eben um eine Ecke wendete, vor einem Trupp von zehn bis zwölf Mann, die nicht eben friedlich aussahen. Ich mußte zurück und stieß in der nächsten Straße wieder auf Bewaffnete, und mußte abermals einen andern Ausweg suchen. Mir wurde etwas unheimlich zu Muthe; denn ich fing an, zu befürchten, umzingelt zu seyn, und war froh, als ich endlich nach einigen weitern vergeblichen Versuchen wieder in vollbelebte Straßen gerieth. „Mitgefangen, mitgehangen!“ dachte ich mehr als einmal mit dem unbehaglichsten Gefühl. Einer unserer Landsleute hatte vor fünf Jahren im April eine ähnliche Wißbegierde, wie die meinige, theuer genug bezahlt. Er gerieth zwischen eine Barrikade und ein Bataillon der Linie; beide gaben zumal Feuer und er erhielt eine Kugel in den Schenkel, von der er nicht einmal sagen konnte, ob sie dem Freunde oder dem Feinde angehörte. Doch kam er nicht einmal mit dieser durch; von vorne und von hinten bedroht, flüchtete er in eine offenstehende Thüre und mußte, da der Gang, in den er gerathen, gesperrt war, die ganze Nacht in demselben, und als die Soldaten endlich vordrangen und in das Haus hineinschoßen, sogar auf dem Bauche liegend zubringen. Am andern Morgen wurde er erlöst, d. h. gefangen genommen, und büßte dann den Rest seiner Schuld mit zehn Wochen Gefängniß ab. Er verstand zu seinem Glücke als braver Schneidergeselle kein Wort Französisch, und so ließ man ihn am Ende laufen. Ich hätte nicht einmal diese stumme Vertheidigung für mich sprechen lassen können.

Genug, mir wurde erst wieder ganz wohl, als ich die Menge der Spaziergänger wieder um mich sah, und ich nahm mir ernstlich vor, in Zukunft vorsichtiger zu seyn. Ich konnte jezt von der Farbe sprechen, denn ich hatte sie gesehen und mich überzeugt, daß man mit einem einzigen Bataillon der ganzen Sache in einer Stunde hätte ein Ende machen können. Ich hatte das Centrum der Operationen des Aufstandes durchzogen und höchstens 25 — 30 Mann bemerkt. Entschlossenheit sprach aus ihrem ganzen Wesen, das läßt sich nicht leugnen, aber die Theilnahmlosigkeit, mit der man sie allwärts betrachtete, zeigte, daß, wenn sie auch nicht mehr auf den frühern Fanatismus des Juste-Milien stießen, sie jedenfalls vereinzelt waren. Der Eindruck, den die formidable Barrikade auf mich gemacht hatte, wurde zwar durch die kleinen Hinterhalte, denen ich mehrfach begegnete, wieder etwas verwischt; doch hatte dies Alles nicht das Ansehen eines Aufstandes,

sondern nur das eines verwegenen Handstreichs von ein paar Dutzend lebensmüder, unglücklicher Arbeiter und ein Paar sich langweilenden, verzweifelnden hommes de lettres, deren sicher mehrere mit im Spiele waren, obgleich ich nur einen einzigen Mann im blauen Ueberrocke unter den Aufrührern gesehen hatte. Genug, ich wußte, daß die ganze Sache nichts auf sich hatte.

Im Palais-royal angekommen, begegnete ich hier meinem Freunde L., der ruhig nach Hause gehen wollte, und noch nicht ahnete, daß in Paris bereits seit vier, fünf Stunden der Bürgerkrieg wüthete. Wir gingen zusammen auf die Boulevards, wo die gedrängte Volksmenge nnd die von Minute zu Minute sich mehrende Militärmacht ein sehr lebendiges Schauspiel darboten. Wir versuchten es gegen Abend noch einmal, in die Straße St. Denis vorzudringen, wo wir dann zweimal mit der ganzen Volksmenge erst bei einem panischen Schrecken, dann vor einer viel reelleren Gefahr, einem rasch fahrenden Fiaker, die Flucht ergriffen, und ob der wie toll ausreißenden bunten Menge der Männer, Weiber und Kinder, den erschreckten Gesichtern, den purzelnden und sich wieder rasch aufraffenden Philistern in das gesundeste, herzlichste Lachen ausbrechen mußten. — Gegen halb acht Uhr zogen wir uns über den Börsenplatz zurück. Die Dämmerung vergrößerte die dunkeln Punkte der Gruppen und gab der Physiognomie der Straßen und der Volksmenge ein fast schauerliches Ansehen. Auf einmal liefen auf dem Börsenplatze zwei Leute, in Kitteln und mit Munitionsgewehren bewaffnet, an uns vorüber, ohne daß ein Mensch von den Tausenden, die hier hin und her zogen, versucht hätte, sie aufzuhalten. In der Rue Vivienne, dreihundert Schritte vom Palais-royal, liefen wieder vier bewaffnete Arbeiter ungestört an uns vorüber, und bald sahen wir dann ein Bataillon Nationalgarden die Straße hinaufziehen.

Im Palais-royal hörten wir den Messager ausrufen und kauften ein Exemplar. Dasselbe kostete für heute einen Franken, während es sonst nur zehn Sous kostet. Représentation extraordinaire! Das Bürgerblut in den Straßen brachte heute dem Eigenthümer des Messager 10—20,000 Fr. ein. Als wir, nachdem wir den Messager gelesen hatten, in die Straße St. Honoré kamen, war auch dort Lärm und Schrecken, und auf einmal stürzte die Menge uns entgegen wieder zum Palais-royal zurück. Es war unterdeß dunkel geworden und Alles hatte ein gespensterartiges Ansehen. Wir mußten einen andern Weg, über den Carrousselplatz einschlagen, wo wir dann Kavaleriereglmenter und Kanonen stehen sahen, und gelangten so auf die andere Seite der Seine und zu unsern Wohnungen.

All diese Scenen hatten einen tiefen, unbehaglichen Eindruck auf mich gemacht, der, als ich zu Hause Alles ruhiger überdachte, nur noch schmerzlicher wurde. Der Bürgerkrieg an und für sich würde nicht diesen Eindruck auf mich machen. Er kann natürlich seyn, wenn beide Parteien wissen, wofür sie sich schlagen, wenn eine höhere Idee sie begeistert und sie vergessen macht, daß sie Söhne desselben Volkes sind. Aber ich hatte beide Parteien heute näher gesehen und auch nicht eine Spur von Begeisterung bemerkt. Die Soldaten und die Nationalgarden, so viele der leztern zusammenzubringen waren, zogen schweigend und trauernden Blickes durch die Straßen; und auch die Aufrührer waren kalt und ruhig, und Nichts in ihrem Wesen und Benehmen ließ ahnen, daß eine höhere, eine belebende Idee sie leite und zum Handeln antreibe. Ein Körper ohne Geist, ein Gespenst war für mich das Bild dieser Bewegung, und am Abende, als ich in der Rue Vivienne jenen vorübereilenden Insurgenten begegnete, die zwischen Tausenden friedlicher Spaziergänger wie Schatten dahinschwebten, wurde der Gespensterglaube in mir noch lebendiger, und die dunkeln Massen der Soldaten auf dem Carrousselplatze und die Kanonen, an die abermals die Schatten der Soldaten schweigend angelehnt standen, gaben endlich diesem Bilde einen noch schauerlicheren Hintergrund. Und dann jenes alte Weib hinter dem Eisengitter des Palais-royal, das die Zeitung mit heischerer, kreischender Stimme ausrief, die feile Spekulation, der Calkul mit dem Höchsten, der unsere Zeit, wie der Wurm den Baum, an der Wurzel ausrißt! — Corruption und Theilnahmlosigkeit — das ist die positive und zugleich die negative Ursache, die solche Emeuten hervorruft, die sie möglich macht.

(Schluß folgt.)

Moden.

(Fortsetzung.)

Das durch den westphälischen Frieden begründete Staatensystem brachte es nothwendig mit sich, daß sich der Soldat immer mehr vom Bürger sonderte. Diese schon im vorigen Jahrhundert entschiedene Trennung kam aber der Welt erst durch die Folgen der Revolution ganz zum Bewußtseyn und wurde jezt förmlich sanctionirt. Erst in der jetzigen Verfassung Europas ist durch die Conscription, durch die Aufstellung von Nationalheeren, das, was früher ein Gewerbe war, ein großer, geschlossener Stand geworden, der nach unten mit dem Volk, nach oben mit den Herrschenden gleich stark verwachsen ist. Auf lezteres Verhältniß werden wir noch zurückkommen; hier ist zunächst in's Auge zu fassen, wie

durch die Revolutionskriege der Bart wieder in die Welt kam. — Es ist Thatsache, daß die Puderfrisur nicht durch eine revolutionäre Laune der Hauptstadt, sondern in den französischen Heeren ihr langes Leben endigte. In der ungeheuern Aufregung der Zeit, zumal unter den Anführern, welche die Umwälzung an die Spitze gestellt, verfiel der Zopf- und Kamaschendienst, und in der Begeisterung vergaß der Soldat Puder und Zopfband, welche im vorigen Jahrhundert sogleich wieder ihre Rechte behauptet hatten, nachdem das Blut der Schlacht abgewischt war. In Paris aber wollte jeder Incroyable die Idee erwecken, als ob er bei der Armee gewesen wäre, und so wurde ein naturalistischer Haarputz zur Mode, in deren Folge das männliche Haupthaar in ganz Europa nach und nach emanzipirt worden ist.

Durch die Sitte des ganzen vorigen Jahrhunderts war die männliche Welt des Barts völlig entwöhnt worden, und der Offizier hatte, wie schon bemerkt, keinen Grund gehabt, sich in dieser Beziehung vom feinen Mann loszusagen, der überhaupt sein Vorbild war. Jetzt aber, in der Anarchie, die auch in das Kostüm gedrungen war, da Alles, mehr als je, auf des Schwertes Spitze stand, führte der Soldat das große Wort, und es war jezt natürlich, daß er, der heroische Vertheidiger, den glatten, weibischen Gesichtern der Vertheidigten gegenüber, im Merkmal der Männlichkeit eine Auszeichnung suchte und fand. Aber wie die revolutionäre Willkühr in Allem schnell wieder in die Schranken der Ordnung zurückgedämmt wurde, so konnte auch der soldatische Bart nicht in's Maaßlose ausarten, sondern er unterwarf sich bald auch der nothwendigen Disciplin und Gleichförmigkeit.

Jeder Zeitgenosse weiß, wie vor etwa vierzig Jahren mit dem ungepuderten, rund verschnittenen Haar auch die längst vergessene Sitte, dem Bart einigen Wuchs zu gestatten, aus den Feldlagern in die bürgerliche Tracht überging, und zwar zunächst in der Form des Backenbartes, der bald ein Schooskind der männlichen Eleganz wurde, wie schon sein französischer Taufname „favori" beweist. Aber der Schnurrbart, der viel bedeutenderen Einfluß auf den physiognomischen Ausdruck hat, sezte sich auch beim Soldaten, wenigstens als ständige, obligate Tracht und in den höhern Sphären des Standes, nur langsam fest. Der Hauptgrund war wohl, daß sich die ältere militärische Generation weit aus dem vorigen Jahrhundert vom bartlosen Ideale des Anstandes und der Eleganz nicht mehr trennen konnte; es war die Mission des avancirenden Nachwuchses, den Knebelbart in immer höhere Chargen einzubürgern, bis endlich der Zeitgeist auch den Prinzen und Kriegsherren, als Kriegern per se und natürlichen Trägern des Rocks der Ehre, den bedeutsamen martialischen Circumflex in's Angesicht zeichnete. In diesem Falle war der Zug der Mode von unten nach oben so sehr in der Natur der Sache gegründet, als sonst und in der Regel der umgekehrte Verlauf. Die förmliche Nobilisirung des Knebelbartes wurde nun aber für die Haltung und die Manieren des gegenwärtigen Geschlechts von großer Bedeutung.

Sobald die „grimme Heraldik" des Schnurrbarts, wozu oft noch der spitze Kinnbart kam, als gemeine soldatische Tracht auch von den Großen angenommen war, mußte sich sogleich nicht nur die Idee des Martialischen, sondern auch die des Adeligen, Ritterlichen, Mannhaften überhaupt daran knüpfen. Eingedenk seines alten Zusammenhangs mit dem Kriegerstande, oder vielmehr seines Ursprungs daraus, nahm der Adel schnell und mit Wohlgefallen eine Tracht an, welche ihm in der so schauerlich homogen und eintönig gewordenen Gesellschaft eine sinnliche Auszeichnung versprach. Aber wie sich die Welt einmal gemacht hat, ist die Concurrenz fast aller Stände auf der Rennbahn der Eitelkeit und Fashion noch weniger beschränkt als der geistige Wetteifer. Fast nichts, was der Schneider schafft, und gar nichts, was der Barbier stehen läßt, vermag heutzutage eine feste Auszeichnung zu begründen. So zeigte es sich bald, daß auch der vornehme Bart unmöglich in eine Partei einzuschließen, sondern daß die Frage dieser Tracht, nach dem englischen Parlamentsausdruck, eine offene sey. Vor etlichen und zwanzig Jahren noch war so ziemlich die ganze männliche Welt um Mund und Kinn glatt gewesen; seitdem aber bildete sich aus den verschiedensten Ständen in der Gesellschaft gleichsam eine zweite Gesellschaft, deren Mitglieder, bei den abweichendsten Qualitäten und sonstigen Ansprüchen, in dem Gedanken übereinkamen, dadurch, daß sie nach dem Vorgange des Soldaten den Haarmanipel auf der Oberlippe aufsteckten, ihrer Physiognomie einen bedeutenden, distinguirten Ausdruck zu geben und zugleich die Idee der Mannhaftigkeit zu erwecken. Dies machte sich in der Vorstellung um so leichter, da im langen Frieden auch der bei weitem größte Theil des Soldatenstandes unter uns nur aus designirten Helden bestand, und Jeder, wer es auch sey, wenn er nur über einen Bart gebot, die Vermuthung des eventuellen Heroismus für sich hatte. Etwas komisch nimmt es sich freilich aus, wenn der Ladendiener oder der Familientaugenichts, dem sein Vater einen Ersatzmann gekauft, im selben Jahr sich einen Schnurrbart erzwingt.

Zu oberst in dieser buntscheckigen Genossenschaft stehen die vornehmen Krieger und der Adel sammt Allem, was sich das Colorit desselben zu geben weiß oder sucht, zu unterst der gemeine Soldat und das Dienstpersonal der andern nobeln Passionen, Jäger und Piqueur, Jockey, Reitknecht, Kutscher. Als Mittelstände schieden sich ein die feinen Jungen aller Classen, welche am Bart die Distinktion lieben und den geheimen, aber unzweifelhaften

Rapport mit den Gefühlen des schwächern Geschlechts, und die studirende, künstlerische und schriftstellerische Jugend, welche der Romantismus des Bartes antreibt, ein Feld zu kultiviren, das leider nur zu oft magere und verspätete Saaten trägt.

Dabei zeigt sich aber recht, wie der raffinirte Kulturmensch in jeder Periode des Kostüms an irgend einer Partie des Haars seinen besondern Stolz, und als Gegengewicht seine eigene Plage hat. Wie im vorigen Jahrhundert die Frisur, so ist jezt der Bart für den Eleganten der Gegenstand immerwährender, süßschmerzlicher Beschäftigung. Aber der Comfort dringt in alle Lebensverhältnisse und erleichtert auch den fashionablen Kummer. Die sorgfältige Puderfrisur war ein noli me tangere; der galante Träger durfte keinen Augenblick sein Bewußtseyn von der Schildwache dabei abrufen, damit nicht irgend etwas mit seinem Haupt in Berührung komme oder er selbst in der Zerstreuung hinaufgreife und das mühsame Kunstwerk zerstöre. Auch beim Schnurrbart, so wie beim sogenannten Bart en collier oder à la jeune France, ist der Pflege und der Sorgen kein Ende, schon bis er überhaupt zur Stelle ist. Aber wie viel bequemer hat es das Selbstbewußtseyn dabei, weil die Aufmerksamkeit nicht negativ, sondern positiv wacht, indem die Hand behaglich das Idol liebkost, streicht, dreht und windet!

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Mai.

(Fortsetzung.)

Eisenbahn. Theater. Physikalische Versuche.

In den ersten Wochen sind auch allerdings manche, zum Theil sogar mit Gefahr verbundene Verspätungen der zwischen drei und vier Stunden berechneten Ankunft * der Dampfwagen hier und in Leipzig, und mancher von Mangel an Vorsicht und Aufmerksamkeit herrührende Unfall eingetreten, von denen übrigens glücklicherweise nur wenige bedeutende Verlezungen der Reisenden zur Folge gehabt haben. Bedenkt man aber die gänzliche Verschiedenheit zwischen dem neuen Reisefortkommen und den seitherigen Transportmitteln, so kann man darüber kaum erstaunen. Die seitherigen Personen- und Waarentransporte auf der Landstraße geschahen gemeiniglich durch Thiere, die wenigstens so verständig sind, um dann inne zu halten, wenn ihnen beim weitern Vorschreiten der eigene Untergang vor Augen liegt. Die mit Leitung der Thiere oder Aufsicht über die Wagen Beauftragten hatten daher in vielen Fällen gar keine besondere Aufmerksamkeit bei ihrem Geschäfte nöthig. Daß ein vom menschlichen Verstande ausgeklügeltes Werk, wie eine Locomotive der Eisenbahn, nicht nur eine noch unvernünftigere Bestie, als jedes andere Thier sey, sondern auch nicht ein Fünklein Verstand haben könne, vielmehr ihr eigener Ruin ihr gerade so gleichgültig erscheine, wie der Untergang Anderer und selbst der ganzen Welt, das war den Leuten gar nicht eingefallen. — Erfahrung allein, welche, wie man sagt, klug macht, aber nicht reich, wird gewiß recht bald auch hier die wirksamste Lehrerin werden.

* Neuerlich dauert die Fahrt in der Regel drei und eine halbe Stunde.

Ohne Zweifel ist es diesen Unfällen mit zuzuschreiben, daß die Frequenz der Reisenden auf den Dampfwagen nicht ganz im Verhältnisse gewesen ist zu der eben abgelaufenen Leipziger Jubilatemesse und der zu ihr hin- und von ihr hinwegströmenden Menge der Verkäufer und Einkäufer. Dieselben Unfälle mögen auch wohl zum Theil Veranlassung zu dem dermalen niedergedrückten Stande der Aktien seyn. Mehr Antheil an der jezigen geringen Nachfrage hat ohne Zweifel die eben erst beendigte Zahlwoche und das in dieser allzeit ungemein vermehrte Bedürfniß des baaren Geldes. Die den 15ten dieses Monats zu haltende Generalversammlung wegen der Eisenbahn wird hauptsächlich die Kosten wegen der so nöthigen Herstellung eines zweiten Gleises, die Vermehrung der Locomotiven und manches andere zur zweckmäßigen Beförderung des so nüzlichen Werkes noch erforderliche Hülfsmittel zum Gegenstande haben.

Unter mehreren hier anwesenden, bekannten Gelehrten befand und befindet sich vielleicht noch der Freiherr von Rumohr, der den guten Geschmack, welchen im Spirituellen seine Novellen darthun, auch bekanntlich im Materiellen durch ein vielgerühmtes Werk über die Kochkunst beurkundete. Auf unserer Bühne wurde ein Schauspiel nach Sheridan Knowles, von Treitschke: „des Strandeers Tochter,“ wiederholt mit Beifall gegeben. Ebenfalls neu war ein kleines Schauspiel: „Pflicht und Liebe.“ Der Umstand, daß kein Autorname genannt war, gereichte dem neuen Werke zur besten Empfehlung, welche auch durch den glänzenden Erfolg bei der Aufführung vollkommen gerechtfertigt wurde. Die im Sommer gewöhnlich vorkommenden Gastvorstellungen begannen bereits. Gerade weil erst seit wenigen Tagen der Frühling sein winterhaftes Wesen ablegte, erfreuten dergleichen in die Mauern der Häuser verpflanzten Ergözlichkeiten desto mehr.

Dagnerres vielbesprochene treffliche Erfindung, die Lichtbilder festzuhalten, sezt hier immer mehr Forscher in Bewegung. Auch der durch seine schöngemalten Dioramen und mikroskopischen Darstellungen bekannte Enslen hat die Sache fortdauernd in's Auge gefaßt und recht interessante Resultate gewonnen. In einer vor wenigen Tagen im Saale des naturgeschichtlichen Museums vor einer zahlreichen Versammlung gehaltenen Vorlesung sprach sich ein anderer rastlos forschender Gelehrter, der praktische Arzt Dr. Pezholb, hauptsächlich über den wichtigen Unterschied zwischen den so vollkommenen Leistungen Dagnerres und denen des Engländers Talbot sehr vollständig aus. Dabei zeigte er mehrere von ihm selbst angestellte, recht interessante Versuche vor, bemerkte jedoch, daß allem bis jezt von Andern, als Daguerre, in dieser Angelegenheit Geschaffenen und zur öffentlichen Kunde Gelangten einzig die Talbot'sche Methode zum Grunde liege.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 130.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 31. Mai 1839.

— Credam dignos barba dignosque capillis
Majorum?

Juvenal.

Moden.

(Fortsetzung.)

Ein gewisser Theil der Jugend, namentlich der studirenden, der artistischen und belletristischen, sucht Bedeutung darin, daß sie dem Bart, über die Grenzen der Faſhion hinaus, bedeutende Entwicklung gibt, wenn die Adepten anders die natürlichen Mittel dazu haben. Dies paßt vortrefflich zu ihren Ansprüchen auf frühreife Weisheit, dominirende Weltanschauung und Weltverbesserung. Es ist jezt gerade umgekehrt wie in frühern bärtigen Jahrhunderten. Wenn einst der struppige, weiß durchschossene Bart das aufwachsende Geschlecht im Respekt hielt, so soll jezt der junge, gekämmte und mühsam gehegte Bart den ältern Glattschnäbeln imponiren, welche in der Schäzung der Jugend ungefähr die Bedeutung haben, welche früher den Gelbschnäbeln in den Augen des reifen männlichen Alters zukam. Tritt so ein bärtiger junger Mann in ein Geschäftsleben ein, mit dessen Kostüm sich die cinquecentistische Maske nicht verträgt, so sträubt er sich wohl eine Weile und spricht mit Simson: „Wenn ich mich beschöre, so wiche meine Kraft von mir, daß ich schwach würde, wie alle andere Menschen." Aber der Despotismus der Sitte ruft ihm zu: „Philister über dir!" und raubt ihm das, „worinnen er solche große Kraft hat." — Da gegenwärtig in manchen Ständen dem geschorenen Mannesalter eine Jugend im Barte mit so philosophischen Ansprüchen gegenübersteht, so sieht es nicht anders aus, als ob dem Manne, lange vor der Zeit, wo ihm die Zähne ausfallen, der Bart und damit die Weisheit ausginge.

Durch diesen Excurs über den Bart ist die Geschichte des eigentlichen Haarputzes unterbrochen worden. — Wir haben vorzüglich noch den Uebergang der Perrücke in den Zopf und Haarbeutel zu besprechen, und fassen uns dabei vollends möglichst kurz.

Die Herrschaft der Perrücken war kaum ein Menschenalter lang recht fest begründet und allgemein anerkannt, so erhielt sie einen Stoß von einer Seite her, von der man es am wenigsten erwartet hätte. Es thut sehr wohl, wenn man in der Tracht, deren Geschichte sonst die deutsche Nation der schwachherzigsten Abhängigkeit von fremden Launen verklagt, einmal deutschen Gedanken und deutschem Einfluß begegnet. **Friedrich Wilhelm I.** von Preußen war es, der die Perrücke verwarf, wieder das eigene Haar aufnahm und dadurch den Anstoß zu einem ganz neuen System des Kopfputzes gab. Sein Zopf war ein Gedanke großartiger militärischer Einfachheit, und er ahnete nicht, daß die Frisur, welche er herbeiführte, die Köpfe noch mehr peinigen sollte als der

Lockenwust, den er bekämpfte. Befangen im Haardogmatismus seiner Zeit, konnte er sich so wenig zur Idee des natürlichen, fessellosen Haares erheben, als die Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts zu der Anschauung heutiger rationalistischer Bibelerklärer. Aber, wie jene, stiftete Friedrich Wilhelm ein Schisma in der bisher einigen und allgemeinen Perrückenwelt, und die barocke Form, in der er das natürliche Haar wieder zu Ehren brachte, war dazu ausersehen, die Menschen nach und nach wieder vom Zander der falschen Haare loszuketten.

Friedrich Wilhelm I., das Widerspiel seines majestätischen Vaters, begann seine Regierung (1713) damit, daß er am Hofe allen Prunk und alle Ceremonien wegwarf. Am Tage seines Regierungsantritts verabschiedete er achtundachtzig Kammerherrn und eine Menge anderer Hofbedienten, welche sämmtlich mächtige Perrücken trugen. Wenige Monate darauf — er mußte doch sein eigen Haar zuvor wachsen lassen — warf er auch seine Perrücke weg, nebst aller Kleiderpracht, und trug beständig den simpeln soldatischen Rock und sein eigenes, nach hinten gestrichenes Haar, ganz einfach in einem mit schwarzem Band umwundenen Zopf. — Diese seine Entschließungen sollten nicht nur für seinen Staat, und damit auch für andere, vom bedeutendsten Einfluß werden; er leitete damit unbewußt auch eine wichtige Reform in den Sitten der Großen und im allgemeinen Kostüm ein.

Die Sparsamkeit und Ordnung, die er am Hofe und in der Staatsverwaltung einführte, die soldatische Ordonnanz, nach der er alle Theile der Regierungsmaschine manövriren ließ, ist seitdem Hauptcharakter der preußischen Monarchie und der Kern ihrer Macht geblieben. Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, über deren Horizont noch die Perrücken in bedeutenden Wolkenmassen standen, sprachen es geradezu aus: das preußische Landrecht wäre nimmermehr ein so treffliches Werk geworden, wenn die Justiz in preußischen Landen fortwährend die Quarréperrücke getragen hätte; in die österreichische Monarchie sey ein ganz anderer Geist gekommen, nachdem später Joseph II. die steife spanische Hoftracht und die großen Perrücken abgeschafft, welche über ein Jahrhundert lang zu Wien am Hof und im Staatsrath für unerläßlich gegolten; und in England, wo man von so vielen Vorurtheilen frei seyn wolle, könne keine Reform des veralteten, verwickelten Rechts zu Stande kommen, weil es unter dem Vorsitz großer Perrücken verwaltet werde.

(Fortsetzung folgt.)

Physiognomie der Emeute.

(Schluß.)

II.

Paris, den 12ten Mai.

Der heutige Tag brachte nur das Nachspiel des gestrigen. Ein eigentlicher Kampf fand nicht mehr Statt, und nur noch ein paar vereinzelte Flintenschüsse warfen hier und dort Unruhe und Aufregung unter die Bürger. Die Zahl der Verwundeten und Getödten ist groß, gegen 300. Viele der bedeutendsten Tage der ersten Revolution, die des Vendemiaire und selbst die des Thermidor, haben nicht mehr Blut gekostet, als gestern zweck- und nutzlos geflossen ist.

Daß man sich von beiden Seiten sehr tapfer, mit der höchsten Kälte und der größten Entschlossenheit geschlagen hat, ist keinem Zweifel unterworfen. Ich sprach heute einen glaubwürdigen Mann, einen Schweizer, der Augenzeuge des Sturmes jener improvisirten Barrikade war, die ich gestern in der Rue St. Denis gesehen hatte. Zweimal wurden die Soldaten, die, ohne einen Ruf auszustoßen, ohne ein Wort zu sagen, anmarschierten, zurückgeworfen, und verloren, ehe sie Meister dieser beiden umgestürzten Wagen wurden, fünf Offiziere, auf die die Aufrührer ganz besonders zielten, und mehrere Soldaten. Welchem Volke und welcher Partie man auch angehören mag, man muß gestehen, daß, wo man sich, ohne zu wissen wofür und warum, so schlägt, wie hier, man keine Macht der Welt zu fürchten hat, und es ist nur um so trostloser, wenn dies edle Blut nutzlos vergeudet wird. Doch an wem liegt die Schuld?

Eine Verschwörung oder eine polizeiliche Combination sollen meist Alles erklären, je nachdem man ein Freund oder Feind der Regierung ist. Es heißt das in einer Blüthe, die eine Frucht bringt, die Wurzel des Baumes suchen. Diese liegt tiefer.

Es gibt Zeiten und Völker, in und bei welchen eine solche Verschwörung, eine solche polizeiliche Combination unmöglich sind. Weßwegen sind sie jetzt in Frankreich nicht nur möglich, sondern sogar natürlich, weßwegen können beide Parteien, die sich die Zukunft streitig machen, das Königthum und die Demokratie zugleich als Ursache dieser Scenen angeklagt werden? Die Antwort auf diese Frage würde die Wurzel, den Keim zeigen, dessen Blüthe und Frucht wir gestern und so oft schon und sicher leider nicht zum letzten Male gesehen haben.

In Frankreich kam es am Ende des vorigen Jahrhunderts zu einem nothwendigen Bruche zwischen den Rechten Aller und den Vorrechten Einzelner. Aber Jahrhunderte des Unrechts waren nicht nur zu sühnen, sie

forderten leider auch — nach der Natur des Menschen, nach den Gesetzen der Geschichte — Rache. Und das Werk der Rache, abermals nur zu natürlich, störte das Werk der Aussöhnung, der Haß besiegte die Liebe. Und so versäumte man die Zeit, wo man Neues hätte schaffen können, indem man die blinde Wuth an den Trümmern des Alten ausließ, ohne dieses selbst vernichten zu können. Nur ein Theil der Kämpfer wußte seine Beute zu sichern; und diese fingen bald an, sich vor ihren frühern Kampfgenossen zu fürchten, da sie voraus sahen, daß dieselben endlich auch des Kampfes müde werden und, zur Ruhe gelangend, von ihnen Rechenschaft fordern würden. Das sahen denn die ehemaligen Feinde Beider, und lernten die Sprache der Fürchtenden, und drängten sich an diese heran. Und im Namen der Grundsätze, durch die sie selbst einst besiegt worden waren, schlossen sie mit ihren ehemaligen Siegern ein Bündniß gegen diejenigen, die nicht gleich vom ersten Siege Nutzen zu ziehen gewußt hatten. Die alten Leidenschaften entlehnten die Sprache der neuern Zeit, die alten Vorrechte reichten den Grundsätzen der Gleichheit die Hand, um, für sich selbst kämpfend, auf letzteren zu fußen. So entstand ein Widerspruch, der sich selbst aufhebt, an den keine Seele glaubt, für den kein Herz schlägt, und für den und gegen den sich Frankreich in zwei Hälften spaltete, die sich wechselseitig zerfleischen, ohne sagen zu können, weßwegen. Wer im Namen der Freiheit spricht, hört ein doppeltes Echo in beiden Feldlagern; wer die Fahne des Rechts entfaltet, sieht Freund und Feind sich unter dieselbe stellen, um sich unter derselben auf Leben und Tod zu bekämpfen; wer die Gleichheit predigt, dem horchen Alle zu; denn Alle verstehen unter Worten: Freiheit, Recht und Gleichheit etwas Anderes; der *Egoismus* hat die Sprache der Ergebenheit gelernt und sich dieselbe angeeignet; das Vorrecht prunkt im Mantel des Rechtes; die Freiheit selbst hat ihre Ketten — freilich heute von Gold oder wenigstens wie Gold glänzend — gefunden, und ziert sich damit wie ein kokettes Mädchen, das zuerst einen Halsschmuck erhält. Die gränzenloseste Sprach- und Gedankenverwirrung ist auf diese Weise entstanden, so daß Louis Philipp im Namen der Volkssouveränität die Emeute besiegt, die im Namen der Volkssouveränität auf die Tuilerien einstürmt, so daß der König der Franzosen an seinem Festtage die Marseillaise selbst anstimmt, und seine Feinde ihm mit Hohn den Refrain zurückschicken.

Es ist eine trostlose Zeit, wo die Menschen ihre eigene Sprache nicht mehr verstehen, wo das Wort, hohl, wie die Glocke, wohl zum Sturme aufrufen kann, aber ebenso nutzlos, wie die Glocke, die man beim Gewitter läutet, ihn nicht zu beschwören im Stande ist. In dieser Sprachverwirrung, der Folge des Hasses, der halbgestillten Rache, bleibt nur ein Lebenselement übrig, der Eigennutz, das Interesse, und das allein wurde zum Interpreten jener Worte, die ihre Bedeutung verloren haben. Die *Freiheit* — wie viel bringt sie mir ein? — Die *Gleichheit* — was kostet sie mich? — Die Menschheit — wie hoch? wie theuer? — Gräßlich!

Eine Zeitlang konnte man sich wechselseitig über den unterstellten, sich aufhebenden und sich ausschließenden Werth dieser Worte, je nachdem sie hier oder dort ausgesprochen werden, täuschen. Ja als die Restauration im Kampfe für Vorrechte Einzelner und gegen das Recht Aller ihnen auf Augenblicke wieder die alten Begriffe unterlegte, wurde die Täuschung wieder ziemlich allgemein, bis der Sieg der Bourgeoisie im Jahre 1830 und die Folgen dieses Siegs abermals zeigten, daß man sich nicht verstanden, und dann der Widerspruch greller, der Bruch tiefer wurde, als je vorher. Von diesem Augenblicke an bekämpft man sich wechselseitig in einer Sprache, die Niemand mehr versteht, weil sie für Jeden den Worten andere Begriffe und Ideen unterlegt. So kam die trostlose Zeit, wo Jeder weiß, was er *nicht will*, und Niemand, *was er will*, wo die Verzweiflung zum Angriffe aufruft und die Hoffnungslosigkeit den Angriff abwehrt. Der *Gedanke* wurde getödtet und nur das *Wort* blieb aufrecht stehen; man will der *Idee* nicht mehr das Recht widerfahren lassen, als Keim die Frucht zu zeugen. Und deßwegen ist man gezwungen, das *Factum*, die *That* allein zu beachten und von ihr die Zukunft zu hoffen. Man hat die *Liebe* nicht gewollt und deßwegen den *Haß* geerntet. Wo aber der *Gedanke*, die *Idee*, die *Liebe* fehlen, da bleibt nur das *materielle Interesse* übrig, und von diesem dürren Stamme hat man eine Frucht verlangt, auf diesen von jedem Winde fortgetriebenen Sand einen Staat bauen zu können geglaubt, und nicht gesehen, daß das materielle Interesse da, wo es allein gilt, stets die unendliche Mehrzahl des Volks zum Feinde derjenigen machen muß, die als Minorität im Stande waren, ihr materielles Interesse zu sichern. Das Interesse, wobei man, wie gegenwärtig in Frankreich, kein höheres Staats- und Lebensprinzip kennt, ruft die unendliche Menge, die eben kein Interesse zu vertreten hat, die arbeitet und hungert, die sich abmüht und am Ende nur den Tod des Bettlers hoffen kann, zum Kampfe auf.

Mir scheint es, daß es hiernach eher zu verwundern ist, wenn nicht alle Tage dem gestrigen gleichen, als wenn Scenen, wie die gestern erlebten, sich von Zeit zu Zeit erneuern. Die alten Losungsworte der Völker haben keine Bedeutung mehr in Frankreich. Aber die Zeit muß nahe seyn, wo man ihnen eine neue Bedeutung geben wird, um das Volk zu retten. Und käme diese Zeit nicht bald, so müßte man glauben, daß überhaupt die Epoche der Kraft und des Schaffens für ein Hauptvolk Europas, für viele vielleicht, vorüber ist, und sie der Auflösung,

ihrem Tode als Volk entgegengehen. Denn das Wort ohne Gedanke, die That ohne Idee, sind nur ein Leib ohne Seele — eine Leiche.

Römische Erziehung.

Ein kürzlich in den Notizie del Giorno (dem Donnerstagsblatte des Diario di Roma) erschienener Artikel, welcher den ganzen Bericht aus Rom bildet, charakterisirt das Blatt selber, italienische Publicität, das hiesige Unterrichtswesen und den Bildungsgang, welchen der römische Adel einschlägt, allzu treffend, als daß er nicht eine Uebertragung verdiente. Er lautet:

„Als Muster für edle Jünglinge, welche, anstatt ihren angebornen Adel, ihre Reichthümer für hinreichend zu erachten, es für Pflicht halten, ihren Geist mit nützlichen Kenntnissen zu bereichern, stellen wir hier die erste Prüfung auf, welcher sich der Herr Pius Baron Grazioli in seinem eigenen Palast am 22sten dieses Monats in Gegenwart seiner geliebten Aeltern und vieler durch Rang und Gelehrsamkeit ausgezeichneter Personen unterworfen hat. Dieser eben so liebenswürdige als fleißige, kaum fünfzehnjährige Jüngling, hervorragend durch wahrhaft glänzende Talente und eine seltene Frömmigkeit, vermochte nach der Erziehung, welche er durch den Herrn Abate Luigi Lente, jezt Cameriero di Onore Sr. Heiligkeit, empfangen hatte, zu vollkommener Zufriedenheit der Anwesenden, die lateinische, französische und italienische Grammatik zu erläutern, und bewies nicht nur, daß er alle Regeln und Vorschriften wohl kenne, sondern auch, daß er gleich geübt in deren Anwendung sey, indem er aus allen Autoren, welche er in den drei Sprachen früher gelesen hatte, Stellen hersagen und erklären konnte. Mit gleichem Erfolge unterwarf er sich einem rigorosen Examen in der Geographie, in der ihn der gelehrte Herr Jouve unterrichtet hatte, in der heiligen und römischen Geschichte, der Chronologie und Heraldik, in der Lehre von den Ritterorden und der Mythologie, und bestand rühmlichst in allen Fächern, troz der verschiedensten und vielfachen Fragen, welche an ihn gerichtet wurden. Endlich, um die Sache zu krönen, zeigte er seine Fertigkeit in der Musik, in welcher der ehrenvoll bekannte Herr Candido Zannolli sein Meister gewesen war, und beschloß mit eben so reizenden als schwer zu spielenden Sonaten auf dem Piano, welche er theils allein, theils vierhändig ausführte, theils auch indem er die Begleitung des Gesanges spielte, diese schwierige Prüfung unter dem rauschenden Beifall und den herzlichsten Glückwünschen der erhabenen Versammlung, bestehend aus den Eminenzen de Gregorio, Della Porta, Polidori und Ciacchi, dem Erzbischof von Palermo, dem neapolitanischen Gesandten, Sr. Excellenz dem Principe Albani, vielen andern Bischöfen und ausgezeichneten Prälaten, dem Marchese Biondi, den Wissenschaften ein so theurer Name, und vielen andern hochgeborenen und achtungswürdigen Bewunderern. Hierauf wurde er von den ihn zärtlich liebenden Aeltern, als wohlverdienter Lohn seiner Fortschritte und der bewiesenen Geschicklichkeit, mit vier goldenen Medaillen beschenkt, welche zu diesem Zwecke geprägt (wohl gar auf das Wunderkind selber?) und mit passenden Inschriften versehen waren. Die obengenannten Herrn Kardinäle überreichten sie ihm unter dem lauten Zujauchzen der edeln Versammlung. Heil den Söhnen, den Aeltern, den Lehrern, welche ein so lobenswürdiges Beispiel wahrnehmen und nachahmen!"

„Geschrieben von einem der Zuhörer."

F. F. G.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Mai.

(Schluß.)

Erziehungswesen. Dresdener Anzeiger.

Ein wahrhaft wohlthuendes Zeichen unserer Zeit ist der Ernst und die Liebe, mit welcher, vielleicht mehr als jemals, die Erziehung von allen Seiten erwogen, befördert und den Bedürfnissen der jezigen Bildungsstufe immer angemessener eingerichtet wird. Das Zweckmäßige und Unerläßliche solcher Bestrebungen kann sich wohl noch nie so herausgestellt haben, als eben jezt. Auch hier wurde vor Kurzem wieder in der Johannisgasse, ein, einer neuen Anstalt dieser Art ganz würdiges Gebäude aufgeführt und die mit den Büsten Pestalozzis und Dinters geschmückte Anstalt selbst öffentlich recht angemessen eingeweiht. Die Zahl der Zöglinge soll bereits 500 betragen. Im nahen Zusammenhange hiermit stand eine Feier zu Ehren des geheimen Kirchenraths Dr. Schulze. Schon während seines früheren Wirkungskreises, als Kirchen- und Schulrath in der Lausiz, hatte der ausgezeichnete Mann unter anderm auch der Erziehung besondere Aufmerksamkeit mit segenreichem Erfolge gewidmet. Später nach Dresden in das Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts berufen, gehörte er unter diejenigen, welche zu der gänzlichen Umschaffung des inländischen Schulwesens am thätigsten mitwirkten. Ihn hatte auch das ohne seinen Namen im Jahre 1833 erschienene Werk: „Das Volksschulwesen in den königlich sächsischen Landen, von seiner mangelhaftesten und hülfsbedürftigsten Seite dargestellt," zum Verfasser. Der 25ste April war sein sechzigster Geburtstag, und von Seiten des Cultusministeriums, der Geistlichkeit und der Schulen des ganzen Landes strömten Deputationen in seiner Wohnung, mündliche und schriftliche Glückwünsche, Gedichte und Ehrenbezeigungen aller Art zusammen. Es war offenbar ein Fest der Herzen, die sich des lange gefühlten Bedürfnisses entledigten, dem in bescheidener Stille fortdauernd so wohlthätig wirksamen Manne Dank und Huldigung auszusprechen. — Ferner hat seit des Lieutenants Dr. Werner Abgange nach Dessau der anerkannt geschickte Lehrer der Gymnastik, Gubner, im hiesigen Tageblatte angezeigt, welche zweckmäßige Maßregeln er genommen, um Werners mit vielem Beifall gekrönten Bemühungen, diese zur körperlichen Gesundheit und Ausbildung so nüzliche Wissenschaft auch auf das weibliche Geschlecht zu erstrecken, im Geiste seines Vorgängers fortzusezen. — Dem unter dem Titel „Dresdener Anzeiger" erscheinenden Tagblatte darf man nachrühmen, daß die jezige neue Redaktion eine durch den frühern Mitbesizer des Blattes, den Buchhändler Arnold begründete, und von diesem selbst mit zahlreichen, zum Theil recht wichtigen Beiträgen unterstüzte Rubrik darin, die in der vorlezten Zeit unberücksichtigt geblieben war, wieder an's Licht gezogen hat. Unter der Ueberschrift: Oertliches stand nämlich Jedermann frei, allerlei auf die Localität Dresdens Bezug habende gemeinnüzige Bemerkungen, Winke und Wünsche zu äußern. Man vermißte diese Rubrik nur ungern, weil durch die unter ihr geschehenen Aeußerungen in der That gar manche, noch bestehende nüzliche Veränderungen und Einrichtungen in's Leben getreten sind.

Beilagen:

Literaturblatt Nr. 55 und Monatsregister Mai.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 131.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 1. Juni 1839.

Festtag ist's und belebt sind Zellen und Gänge des Klosters.

Platen.

Reise- und Lebensbilder.

Von Franz Freiherrn Gaudy.

Der Markt von Grotta-ferrata.

Am Tage der Verkündigung Mariä (den 25sten März) findet in Grotta-ferrata der erste jener berühmten Jahr- und Viehmärkte Statt, welche Rom und die ganze Umgegend herbeilocken. Ominös genug verlegt der römische Kalender auf den nämlichen Tag die Feier vom heiligen Disma, genannt il buon ladro. Roßtäuscher, oder, nach Lichtenberg, Männer die mit Rossen täuschen, haben daher unter den Patronen des Tages die Wahl und können abwechselnd zur Madonna und zum guten Spitzbuben beten — einer von Beiden hilft gewiß.

Mit Tagesanbruch verließ ich Frascati und wanderte nach dem kaum stundenweiten Grotta-ferrata hinüber. Ein weißes Nebelmeer überfluthete die weite Campagna; nur der sonnenbeglänzte Lateran erhob sich in dee Ferne wie ein leuchtender Felsen aus dem Duft, zu Füßen des Berges die rundlichen Kronen der Pinien. Die Gipfel der Sabinergebirge waren wolkenfrei und winkten in dunkler Bläue den Albanerbergen ihren Morgengruß zu. Der Weg fuhrt zwischen den Villen Borghese und Conti hindurch. Ein unnennbarer Zauber umweht jene echt fürstlichen Landsitze. Aus allen Anlagen spricht ein großartiger Sinn; sie tragen das imponirende Gepräge der Würde, des Stolzes, und repräsentiren das entschwundene Jahrhundert in seiner gediegenen Größe, ohne an dessen krankhaften Auswüchsen zu leiden. In jeder herrscht ein transscendenter Zopfstyl — und er ist hier am rechten Ort. Heischen doch die ehrwürdigen Bäume, welche sich hier zu unvergleichlicher Schönheit entfalten, selber gleich große und ernste Bauten; es ist, als müßten sie mit Verachtung auf eine moderne, flaue Villa herabschauen, als könnten sie nur im ehrenfesten Schritt und Tritt gedeihen. Terrasse thürmt sich auf Terrasse, alle überragt der schweigsame, verlassene Fürstensitz mit seinem weiten Blick über die Hügel der Campagna, nach Rom, nach dem Meere: es ist Belvedere, der Sitz der Borghesen. Mährchenhaft öffnen sich die grünen Gewölbe der immergrünen Eichen in Villa Conti zur Rechten; sie führen alle nach der hochsprudelnden Fontaine, deren Wasser in reichen Cascaden den Berg hinabrauscht; Marmorbilder lauschen aus der Myrtenhecke, die Nymphe aus der von Tuffstein gethürmten Grotte, und der Pfau läßt den langschleppenden, schillernden Schweif über die mit Aloevasen besezte Balustrade hängen. Als ich durch das Eisengitter in den schönen Garten schaute, glaubte ich einen Blick in eine Eichendorffsche oder Brentanosche Novelle zu thun.

Ich schritt an einigen in den Fels gehauenen Höhlen, deren Wände noch Spuren von altem, netzförmigem Mauerwerk tragen, und an der hoch auf dem Berge liegenden Villa Bracciano vorüber, durch ein Wäldchen, dessen herrliche Eichen mich mein günstiges Geschick preisen ließen, daß es mich nicht zum Landschafter bestimmte und somit auf Zeitlebens in diesen Zauberhain bannte. Hinter ihm führt eine Ulmenallee bergauf nach Grotta-ferrata. Schon von fern schimmerte das Kloster mit seinen Ringmauern und niedern, runden Thürmen und Zinnen wie ein altes Kastell durch die Bäume. Zur Linken schaute der Monte Cavo mit seinem Passionistenkloster klar und duftig hernieder: die Conture des Berges sind so zart und weich, man möchte sie mit streichelnder Hand verfolgen. Aus weiter Entfernung dröhnt der verworrene Lärm des Jahrmarkts herüber, das gellende Geschrei der Verkäufer, das Brüllen der Stiere, die ohrzerreißenden Elegien der Esel, das Wimmern der mit der Blechbüchse klappernden Bettler. Aus der Ebene herauf, von den Bergen herab steigen die Schwärme der Landleute in ihrer zierlichen Festtracht, die Bursche mit buntem Gürtel und glänzender Manchesterjacke, die Dirnen mit wallendem Schleier oder scharlachrothem, gelbgeränderttem Kopftuch von Wolle. Hier lenkt eine Schöne mit sicherer Hand ihren sommaro, dort umklammert sie rücklings den Reiter, und anderswo rollt sie auf einem jener ungeschlachten, zweirädrigen Karren einher, auf welchem zu Ehren des Fest- und Freudentages einige Rohrsessel festgebunden sind. Die ganze weite Ebene vor dem Kloster ist mit Landvolk und Vieh bedeckt, die Baumgänge, in welchen die leblosen Waaren feilgeboten werden, gedrängt voll. „Der ganze Strudel strebt nach oben, du glaubst zu schieben und du wirst geschoben."

Der Markt von Grotta-ferrata heißt bei den Römern la fiera di presciutto e salami, und wahrlich nicht mit Unrecht. Ich glaubte das leibhaftige Schlaraffenland zu beschreiten, als ich durch die Trancheen von Schinken, Schlackwürsten und Rauchfleisch, an den Montalembertthürmen von Parmesankäsen, an den Kugelhaufen von Büffelkäsen vorüberzog. Christen und Hunde waren hier gleich übel dran, und mußten sich mit dem Anschauen der animalischen Schätze begnügen: die Christen oder Katholiken (was in römischem Munde synonym ist), weil die Despotin Fastenzeit noch ihren von Maccaronistengeln geflochtenen Scepter schwang, leztere, die Hunde, weil diese Entsagung für sie ein ganzes Hundeleben währt, und sie von Fleisch selten etwas anderes zu beißen bekommen, als sich selber. Freigeister und Häretiker, welche einer Wurst das Fell abzogen, fesselten einen ganzen Himmel schmachtender Augensterne, und über ihre Bissen schien die doppelte italienische Buchhaltung geführt zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Moden.

(Fortsetzung.)

Friedrich Wilhelm vereinfachte bedeutend die Tracht in seinem Heere, worin es bald das Muster für alle europäischen Armeen wurde, und indem er den simpeln Ordonnanzrock zu seiner eigenen gewöhnlichen Tracht wählte, sprach er zuerst völlig den Gedanken aus, der jezt beim Stande des allgemeinen Staatensystems ein natürlicher und nothwendiger war und gleichsam der Zeit schon lange auf der Zunge geschwebt hatte, den Gedanken, daß fortan der Regent äußerlich nicht den gesunkenen Adel der Nation, sondern die schlagfertige Macht derselben zu repräsentiren habe, daß er nicht im Hof- und Staatskleide, sondern in der Uniform der Idee des Jahrhunderts vom Herrscherthum entspreche. Seitdem wurden alle Monarchen gleichsam die heiligen Väter in der Hierarchie des Soldatenstandes, die idealen Träger der soldatischen Ehre und Würde. Wenn im Jahrhundert zuvor die Majestäten und Hoheiten vielfältig die militärischen Spektakel im Ceremonialkostüm, umgeben vom Hofstaat beiderlei Geschlechts, in der Staatskarrosse mit angesehen hatten, so bildete es sich jezt immer mehr zur gebieterischen Mode aus, daß sie zu Pferd in Uniform, und statt mit Kammerherrn und Hofdamen, mit kriegerischen Prinzen und Adjutanten vor der Fronte erschienen, und das Mustern, das Paradiren- und Manövrirenlassen der Truppen wurde, wenn auch invito Marte, zur obligaten Beschäftigung und zum gezwungenen allerhöchsten Plaisir. Auch hier, wie so oft, trat eine historische Entwicklung in der frivolen Maske einer Mode auf. Dieser, vom kriegerischen deutschen Norden ausgegangene Geschmack war aber Anfangs manchem Monarchen höchlich zuwider. Namentlich fügten sich die spanischen und französischen Bourbons nur mit Widerstreben in eine Sitte, welche ihren Begriffen von Ceremoniel und Anstand widersprach und ein unbeschreiblich unangenehmes parfum de caserne mit sich führte. Ludwig XV. lernte dieses Verhältniß des Königthums zur Soldateska nie begreifen. Als man zu Versailles nach dem siebenjährigen Krieg die ganz à la prussienne ausstaffirte Armee vor ihm defiliren ließ, sah er auf's Herzlichste gelangweilt zu und sagte endlich seufzend: „Je crois, que cela ne finira jamais!" ein höchst unköniglicher Gedanke, der jezt, wo man seine Größe allgemein nach der Länge seiner Colonnen mißt, kaum einem in die Seele, viel weniger auf die Zunge kommen könnte. Auch Ludwig XVI. repräsentirte schlecht vor den Truppen und fühlte sich viel wohler im Hofkleide als in der Uniform.

Friedrich Wilhelm I. sezte absichtlich dem höfischen Pomp und Flitter die Austerität seiner soldatischen Tracht gegenüber; aber ein Hauptstück derselben war nun eben das natürliche, jedoch gepuderte Haar, sammt dem Zopf. Dieser Haarputz machte in ganz Europa das größte Aufsehen; aber die ersten Monumente desselben sind die von 1718 an geschlagenen preußischen Dukaten, welche das Bildniß des Königs mit dem Zopf zeigten, und überall in Deutschland Schwanzdukaten hießen. Der große Respekt, in dem die preußische Kriegsmacht seit dem großen Kurfürsten stand, verbreitete diese Tracht bald unter den Armeen, wenigstens was den gemeinen Mann und den Subalternen betrifft. Philipp von Orleans, der Regent von Frankreich, führte sie nach wenigen Jahren bei der französischen Kavallerie ein; nur konnte es der französische Genius nicht unterlassen, sogleich ein phantastisches Stück dazu zu erfinden: die Haare wurden nämlich dort nicht in einen Zopf, sondern in einen Haarbeutel gesteckt; und dieses seltsame geflügelte Unding war dazu ausersehen, aus einem militärischen Ordonnanzstück die höchste Galanterie zu werden.

Damit, daß sich die Franzosen der preußischen Neuerung bemächtigt hatten, war ihr Glück gemacht, und das Reich der Perrücken in seinen Grundvesten erschüttert. Sie wurden zwar keineswegs so bald dadurch verdrängt; aber kaum hatte sich der Begriff von der Eleganz der neuen militärischen Frisur geltend gemacht, so wurde der Einfluß hievon auf den Schnitt und namentlich den Umfang der Perrücken sehr merkbar. Sie wurden jezt bei feinen Leuten immer kleiner und näherten sich dem neuen Zopf- und Haarbeuteltypus, und die erste Frucht dieser Allianz war die sogenannte Beutelperrücke. Weit im achtzehnten Jahrhundert herauf sind die Annalen der Mode mit diesem Kampf zwischen der eigenen Puderfrisur und der Perrücke ausgefüllt; er fällt aber noch lange ganz zu Gunsten der lezteren aus. In den vierziger Jahren trug bei uns noch Alles, der jüngste wie der älteste Mann, Perrücken, nur immer kleinere und zierlichere.

Ein Hauptgrund, warum die Reform nicht rascher vor sich ging, liegt wohl darin, daß die Perrücke, als Staatstracht der höchsten Stände, den zähesten Widerstand leistete. Dem Nimbus von Hoheit und Würde, den die prächtig auf die Schultern niederfallenden Locken ertheilten, entsagte man ungern und langsam; man ließ sich nur allgemach von der Mode den Musketierzopf und den Dragonerhaarbeutel aufdrängen, gerade wie in neuerer Zeit der gemeine soldatische Schnurrbart nur langsam avancirte, bis er endlich das Adelsdiplom erhielt. In allen Staaten, Preußen ausgenommen, wurden von den hohen Beamten, in allen Armeen, nur nicht in der preußischen, wurden von den Generalen und höheren Offizieren noch sehr lange mächtige Perrücken getragen. Ein Grenadieroffizier zu Pferd, aus den vierziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts, mit der Bärenmütze auf der dicken Perrücke à la Brigadière, ist ohne Zweifel eine der imposantesten historischen Figuren. Noch Georg II. von England bei Dettingen und Prinz Carl von Lothringen bei Czaslau steckten ihre Lorbeern auf spanische Perrücken, und Feldmarschall Daun trug eine dergleichen gar noch im siebenjährigen Krieg. Auch die französischen Großen, bis über die Mitte des Jahrhunderts herauf, wie die Marschälle Belleisle, Maillebois, Noailles u. s. w. sieht man mit Allongeperrücken abgebildet.

In der eleganten Welt griff der neue Typus indessen immer weiter um sich, und gegen das Ende der fünfziger Jahre kann man seinen Sieg als entschieden betrachten; um diese Zeit verschwanden die lezten Staatsperrücken vollends und die Frisur schwenkte ihr schneeweißes Banner auf den vornehmsten Häuptern. — Die Perrücke war nun zwar als überreife Frucht vom Baum der Sitte abgefallen, aber an der todten Schaale haftete, nach dem Gesetze, das wir schon oben besprochen haben, noch immer ein gewisser Geruch der Heiligkeit. Der Weltmann mochte die Perrücke nicht mehr tragen; aber sie blieb noch lange in der Einbildungskraft der Menge das unentbehrliche Zeichen amtlicher Gravität und geistlicher Würde. Der Richter, der Rathsherr schmückten sich damit nur in der Sitzung, indem sie den altväterischen Amtsstaat über die moderne Frisur stülpten. Aber auf den Köpfen der Geistlichkeit, namentlich der protestantischen, blieb die Perrücke festsitzen und wurde im lezten Drittheil des Jahrhunderts, und noch ein Stück in das jetzige herein, das eigentliche Wahrzeichen des geistlichen Standes. Der jüngste Candidat, noch bevor er die licentia concionandi erhalten, eilte, sich in die ehrwürdige Uniform der Corporation zu stecken.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Baden-Baden, Mai.

Das Conversationshaus.

Das Conversationshaus mit seinen neuen prachtvollen Einrichtungen hat mit dem 20sten Mai, wie mehrere öffentliche Blätter es vorher angekündigt hatten, seine Pforten für die diesjährige Saison aufgethan, und eine für die frühe Zeit überraschend große Zahl von Gästen drängte sich alsbald hinzu, um zu schauen und zu bewundern, so wie, um dem grünen Tisch ihren Tribut darzubringen. — Die Einrichtung des, um mehrere bedeutende Räume vergrößerten Hauses ist wahrhaft fürstlich, und hat auch die am höchsten gespannten Erwartungen noch übertroffen, weil deutlich zu ersehen, wie

der gute Geschmack und eine künstlerisch ausgebildete Phantasie überall den reichen Stoff beherrschen und den Aufwand an großen, kostbaren Mitteln durch den sinnig ordnenden Geist beseelen, in erfreulichem Gegensatz zu manchen andern Anstalten, welche, obwohl sie nicht ein Viertel des hier aufgewendeten Geldes kosteten, dennoch durch den Reichthum den beleidigten Geschmack zu versöhnen oder zu verblüffen wähnen. Das Conversationshaus von Baden ist in seiner neuen Gestalt einer anmuthigen mährchenhaften Dichtung zu vergleichen; drei Hauptabschnitte sind vor allem andern darin zu bemerken: für die Masse, welche der weite Raum umfassen soll, der große Saal; für den sinnigen Beschauer der, die Phantasie wunderbar ansprechende Renaissancesalon; für den, welcher die Freuden der Tafel und den edlen Duft feurigen Weines in eleganter Umgebung liebt, der Speisesaal der Restauration. Vergönnen Sie mir, von dem zweiten der genannten Gemächer zuerst zu reden, und somit hauptsächlich auf die Classe von Lesern Rücksicht zu nehmen, welcher vor allen diese Blätter vor die Augen zu kommen pflegen. Zwar soll damit nicht gesagt seyn, als ob die übrigen Räume der Aufmerksamkeit der eleganten Welt, welcher sie ja ausschließlich gewidmet sind, minder würdig wären; aber es wird eine große Masse von wohlerzogenen und wohlgekleideten Leuten hieher kommen, welche dennoch mit blöden Augen anstarren werden, was in seinem innern, ich möchte sagen poetischen Werth zu würdigen, nicht Jedem und Jeder gegeben seyn dürfte. Den Reichthum der Stoffe und der Arbeit wird freilich bei dem ersten Anblick auch das ungeübte Auge auffassen; er ist nicht zu verkennen in den Draperien der Fenster und Thüren, deren in Gold damassirter rother Zeug, mit weißer Seide gefüttert, großartige, malerische Falten wirft, die sich unter der breiten goldenen Einfassung oben verlieren, — in den prachtvollen Spiegeln, von denen die beiden an den Hauptwänden eine schier unglaubliche Größe haben, — in den divanartigen langgestreckten Sophas, den Lehnsesseln und Stühlen mit ihrem goldenen kunstreichen Schnitzwerk und ihren reichen Ueberzügen von dem Stoff, aus welchem die Vorhänge gemacht sind, und welcher zugleich, mit glücklichem Pinsel nachgeahmt, den obern Theil der Wände zu bedecken scheint — in den Oelgemälden des Plafonds, den Verzierungen der Wände und den zahllosen Vergoldungen der Rahmen, Leisten, Rosetten, und was sonst noch dazu gehört. Den Reichthum aber macht die Ausführung zur freilich unentbehrlichen, doch immerhin zur Nebensache. Da ist auch nicht der kleinste Gegenstand, welcher nicht stylgemäß dem schöngeordneten Ganzen sich anpaßte, und dazu beitrüge, die Illusion vollständig zu machen, welche schon beim ersten Anblick uns entgegentritt. Irgend ein Zeitungsbericht sagt ganz passend von diesem eigenthümlichen Gemach, es scheine zur Aufnahme der geistreichen Königin von Navarra bestimmt, jener Margarethe von Valois, deren gesammelte Novellen nur unvollständig auf unsere Zeit gekommen sind. Und das Bild ist wahrlich nicht übel gewählt; ich liebe es, mir als die Herrscherin dieses Salons die muntere Erzählerin zu denken, welche deshalb als eine so bewundernswerthe Schriftstellerin erscheint, weil sie in der heutigen Bedeutung des Wortes eigentlich keine war; — welch angenehmer Gegensatz zu unserer Zeit, in der man öfters meinen möchte, es gelte die Rettung eines Capitols! — Wie in dem Renaissancesalon neben dem Reichthum der ernste historische Styl das vorherrschende Element, so ist im großen Hauptsaal dagegen die Heiterkeit der bezeichnende Zug; in dem weiten hellen Raum mit seinen vielen Spiegeln und Glasthüren strahlen die weißen Wände von goldenen Arabesken, heben sich Pfeiler und Säulen in gleicher Zierde, gekrönt mit goldenem Blätterwerk, glänzt über der breiten Guirlande die Decke, an der grüne Felder die Goldrosetten von dem weißen Grunde trennen, und so dem Spiel der vorherrschenden Farben eine anmuthige Abwechslung verleihen. Die Pracht der lichten Farben tritt am besten dann hervor, wenn von den Kronleuchtern die Lampen herniederleuchten, ihren Glanz mit dem der 52 hellen Kugeln vereinend, die ringsum an den Wänden auf hohen Candelabern ruhen; dann erscheint der großartige Raum, der bei 150' Länge und 50' Tiefe, 30 Schuh in der Höhe mißt, wie eine liebliche Fata morgana, hell, durchsichtig und blendend, vom Größten bis zum Kleinsten in solch reicher Eleganz durchgeführt, wie sie ihres Gleichen vielleicht in Palästen findet, sicherlich aber nicht wieder in irgend einem Raum, welcher jeglichem Besucher offen steht, der nicht allzusichtlich der Roture angehört, und in welchem Niemand gezwungen ist, sein Scherflein zum Ersatz der Kosten beizutragen. Um gerecht zu seyn, muß man dabei noch bemerken, daß alle die Pracht eigentlich und hauptsächlich zum Vergnügen derjenigen hergestellt ist, welche n i c h t s daran bezahlen; denn wen die finstere Leidenschaft des Spieles drängt und treibt, der sucht nur den verhängnißvollen Teppich, und der Glanz des u n g e m ü n z t e n Goldes ist ihm eben so gleichgültig, als ihm früherhin die grauen nackten Wände waren, deren Blöße jetzt unter kunstvoller Arbeit sich birgt.

Die Räume des Neubaus sind dem Publikum noch nicht geöffnet, und konnten auch noch nicht ganz vollendet werden, weil bei der langanhaltenden feuchten Witterung die Nässe sich noch nicht ganz aus dem Mauerwerk gezogen hat; aber die kostbaren Tapeten liegen bereit, und werden in Kurzem, sobald es mit völliger Sicherheit geschehen mag, aufgeklebt werden; unterdessen sind die Malereien des Plafonds, die reichen vergoldeten Gesimse fertig, so wie die kunstreichen durchsichtigen Fensterrouleaux, ein Erzeugniß vaterländischen Kunstfleißes *. — Die Restauration im rechten Flügelgebäude ist dagegen ganz vollendet, und namentlich darin vor allem der Speisesaal bemerkenswerth, dessen Verzierungen an den Wänden und der Decke aus aufgeklebten Oelmalereien bestehen, deren Ausführung sie in einen höhern Rang erhebt, als der gewöhnlichen Zimmerdecorationen. Es ist fast überflüssig, hinzuzufügen, daß die fahrende Habe dieser Abtheilung der großartigen Anstalt an Glanz und Werth der Oertlichkeit angemessen ist; der Gast darf hier auch mit dem Auge schwelgen, während die untergeordneteren Sinne befriedigt werden, und die Stillung des Hungers und Durstes gewinnt einen besondern Reiz durch die Umgebung und die ausgezeichnet schönen Geräthschaften, welche den verfeinerten Genüssen dienen. Das sinnig geordnete Ganze bringt einen Eindruck hervor, den keine Beschreibung wiederzugeben im Stande ist. Der Unternehmer, Herr Benazet, hat damit bewiesen, daß er auf der Höhe der Verhältnisse steht, und nicht allein dem Gewinn nachstrebt, sondern auch es sich zur Ehrensache gemacht hat, mehr zu thun, als das in ihn gesezte Vertrauen nur zu rechtfertigen. Die Forderungen, welche bei Abschließung des Vertrags die Fürsorge der Regierung an ihn stellte, waren nicht gering, dennoch hat er mehr ausgeführt, als verheißen, und so große Summen ü b e r den versprochenen Aufwand ausgegeben, daß es dem Uneingeweihten nicht mehr möglich ist, auf 100,000 Francs mehr oder minder nachzurechnen.

* Anm. Der Theatermaschinist Seabathl in Carlsruhe hat diese Rouleaux in ihrer jetzigen Vervollkommnung erfunden, und sie beginnen, ein modischer Gegenstand eleganter Zimmerverzierung zu werden.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 132.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 3. Juni 1839.

— Tamquam famae discrimen agatur
Aut animae: tanta est quaerendi cura decoris.
Juvenal.

Moden.

(Schluß.)

Zopf und Haarbeutel gelten uns jezt als Sinnbilder alles Steifen, Pedantischen; aber unter der Herrschaft dieser Galanterien kam die Aufklärerei, die Religionsspötterei und der Atheismus in die Welt und brach die französische Revolution aus, ein abermaliger Beweis, daß der Mensch immer mit seinen Ideen seinem Kostüm vorauseilt, und daß die Mode im Großen keineswegs das leichtfüßige Wesen ist, für das man sie hält, wenn man nur ihre nichtssagenden Launen in's Auge faßt. Es ist nun aber sehr bedeutsam, daß in jener Periode der Zeitgeist den Lehrern der Religion eine Kopfzier aufzwang, welche, als verlebt, in den Augen der sogenannten Aufgeklärten und Superklugen bereits zum Spott und zur Vogelscheuche geworden war, während sie dem Volk und der Kinderwelt, gerade als altväterisch oder vielmehr altervãterlich, achtunggebietend und ehrwürdig erschien. Der Verfasser dieser Zeilen kann aus seiner eigenen Familie eine Geschichte erzählen, welche für den kindlichen Glauben an die Perrücken und die damalige Haltung der Geistlichkeit gleich bezeichnend ist. Ein lutherischer Prälat, im vollen Amtsornat mit der prächtigen, schneeweißen, lockenreichen Perrücke, speiste um's Jahr 1778 bei einem mit einer zahlreichen Familie gesegneten höhern Schulmann. Die Blicke der Kinder hingen voll Verwunderung und Ehrfurcht am Mann Gottes, aber ein Mädchen von sechs Jahren fragte den Vater leise: „Vater, ist dies unser Herrgott?" Lachend erzählte der Mann die Naivetät des Kindes Sr. Hochwürden, und dieselben erwiderten lächelnd, mit abwehrender Handbewegung und demüthiger Geberde: „Liebes Kind, da haben wir noch weit hin!"

Es ist die Notiz aufbewahrt worden, daß Dr. Randolf, Bischof von Oxford, in den lezten Jahren des Jahrhunderts der erste englische Prälat war, welcher es wagte, sein eigenes Haar zu tragen. Aber von Collegen wie von Laien mußte er deßhalb manches Bittere hören; er berief sich zwar auf ein Gesetz Karls II. (um's Jahr 1670), das dem Buchstaben nach noch gelte und ausdrücklich den Geistlichen verbiete, Perrücken zu tragen; er gab indessen endlich den Vorstellungen nach, ließ sich wieder eine Perrücke machen, „und darüber entstand allgemeine Freude." — Die evangelische Geistlichkeit war beim Wechsel des Jahrhunderts wirklich übel daran: der eigene Trieb zur Modernisirung und der Spott der Weltkinder rüttelten an der Perrücke; die mit derselben verwachsenen religiösen Skrupel des Volks machten es bedenklich, sie fahren zu lassen. So büßte das in einer Zeit unauflöslicher Widersprüche lebende Geschlecht hart für den Stolz, womit

in einer kirchlicheren Periode seine Vorgänger im Amt sich des weltlichen Staats der Perrücke bemächtigt, ja denselben in protestantischer Siegestrunkenheit übertrieben hatten. Indessen zog bald der ausgebrochene allgemeine Krieg die Aufmerksamkeit von der Kirche und ihren Dienern ab, und in der Verwirrung konnten sie allmählig mit den Köpfen unter das Niveau der Gesellschaft tauchen. — Während des Waffenlärms überall hatten die Fehden im Schooße der Kirchen geruht; nach dem allgemeinen Frieden entbrannten sie von Neuem. Als nun der Rationalismus dem Supernaturalismus offen den Handschuh hinwarf, als auch die katholische Kirche wieder die Trommel rührte, da erschienen die Streiter bunt durcheinander im platten, hängenden Haar des Puritaners und im zierlich verschnittenen Schopf des Weltmanns, in der gelehrten Glatze und im cynischen Haarbusch, ja selbst im Backenbart.

Wie wir gesehen haben, war die Puderfrisur mit Zopf oder Haarbeutel, welche nach der Mitte des Jahrhunderts die allgemeine Tracht anständiger Leute wurde, in ihrem Ursprung eine soldatische Vereinfachung. Aber unter den Händen französischer Haarkünstler wurde sie alsbald eine neue Modethorheit und eine schlimmere Plage als die Perrücke. Bisher hatte der Mann eine oder mehrere wohl staffirte Perrücken in Bereitschaft gehabt, und wenn er auszugehen oder Jemanden zu empfangen hatte, so brauchte er nur die Schlafmütze wegzuwerfen und die Perrücke aufzusetzen. Jetzt aber war der Kopf selbst der Perrückenstock, auf dem oft stundenlang, und oft mehrmals am Tage, das Haar gezerrt, tapirt, gefaldt, geschnürt und bestäubt wurde. Es ist unglaublich, wie viel Zeit Jeder, der überhaupt etwas auf seinen Kopf hielt — von den Stutzern gar nicht zu reden — über dieser täglichen, unumgänglichen Operation verlor. Man sollte meinen, die spöttische Skepsis der Zeit und ihre galante, tändelnde, frivole Poesie, jene ganze, aus Materialität und Spiritualität seltsam gemischte, nach Pomade duftende Literatur sey vornehmlich in den Stunden empfangen worden, wo das Haupt von Kamm und Puderquaste sanft geschwungen wurde.

Der Zustand des Haars den Tag über gab damals die Abstufungen der eleganten Tracht nach den Tageszeiten viel schärfer, man möchte sagen natürlicher an, während jetzt das Festhalten der Begriffe des Negligé, des halben und ganzen Anzugs vielmehr absichtlich und gezwungen, als in irgend einem Verhältnisse begründet erscheint. Das männliche Negligé bezeichnete man damals vortrefflich mit dem Ausdruck: en chenille, als Raupenzustand. In losen, ungepuderten Haaren, oder auch mit einer nonchalanten Perrücke bedeckt, kroch die Raupe Morgens umher. Gegen Mittag spann sie sich unter den Händen des Friseurs ein und ging aus denselben als glänzender Schmetterling hervor mit zierlichen Flügeln voll schneeweißen Blüthenstaubs und mit einem Schwanz von glänzendem Taft.

Der Frisur kam als Barometer des Menschenwerthes in jeder Beziehung eine Bedeutung zu, welche jetzt kein Hauptstück des Kostüms auch nur entfernt erreicht. Nur Ein Zug, der Menschen und Sitten der Zeit frappant zeichnet. Wenn Carl, Herzog zu Wirtemberg, der fürstliche Erzieher Schillers, Danneckers, Kielmayers, Cuviers, einen sehr gesitteten, hoffnungsvollen Zögling loben wollte, so konnte er sagen: „Der N.N. ist ein Muster von Conduite und Vergette."

Hier findet noch eine physiognomische Bemerkung Platz. — Wir haben im vorigen Artikel auseinandergesetzt, wie jeder herrschende Kopfputz den Gesichtern der von ihm Beherrschten einen gewissen übereinstimmenden Ausdruck ertheilt. Aber bei keiner der sich ablösenden Trachten tritt dies auffallender hervor als bei der steifen, architektonischen Puderfrisur. Keine war unerbittlicher und starrer, und sie zieht für unser Auge auch die Gesichter in ihre Starrheit und Uniformität hinein. Dies geht soweit, daß wir auf den Zeitbildnissen sogar das Alter der Individuen oft nur ganz ungefähr schätzen können. Es rührt dies natürlich daher, daß das Haupthaar mit allen seinen Qualitäten, welche sonst das Urtheil über Charakter und Alter vielfach bestimmen, völlig neutralisirt ist, wozu noch die gänzliche und durchgreifende Bartlosigkeit kommt. Ueber jedem Gesicht, auf der jugendlichsten wie auf der ältesten Stirne schwingt sich die Schönheitslinie der Zeit, die krumme Puderlinie, jeden Scheitel deckt den Schnee des höchsten Alters, und in jedem Nacken klebt, wie der Henkel am Topf, der Zopf oder Haarbeutel. Am deutlichsten wird einem dies, wenn man Lavaters physiognomische Fragmente durchgeht. Sie enthalten viele hundert Profilzeichnungen und Silhouetten der Zeitgenossen, deren jede auf der Stirne das steile Toupet und hinten den galanten Anhängsel zeigt. Lavater war vielleicht zu seiner Zeit für seine Betrachtungen ungleich günstiger gestellt, als unter der Herrschaft eines natürlicheren Kopfputzes; denn ihm war die Frisur eine natürliche Voraussetzung, sie ließ eine entscheidende physiognomische Partie, die Stirne, ganz frei, und überhaupt konnten die Nüancen von Haar und Bart sein Urtheil nicht stören. Wir aber werden durch die ungewohnte, barocke Fassung, in der sich in seinem Werke der Juwel des menschlichen Angesichts immer zeigt, befangen und von der Hauptsache abgezogen, und können auf den Gesichtern eine Menge Dinge nicht sehen, die er so fertig von denselben herunterliest.

Der Uebergang der Frisur in den jetzigen natürlichen, aber schwankenden und ungleichförmigen Haar- und Bartstyl haben wir schon oben flüchtig skizzirt. Den Aeltern der jetzt Lebenden ist es noch im Andenken, daß der Puder in manchen Ecken der Gesellschaft noch lange so zäh auf

den Köpfen sitzen blieb, wie im Frühjahr der Schnee in den Mulden der Bergseiten, und daß bei manchen Ständen und Individuen die Amputation des Zopfes eine langwierige und schmerzhafte Operation war. Noch lange blieb die Spitze des niedergehenden Zopfes über dem Horizont sichtbar, und erst jezt ist der schauerliche Komet, der die französische Revolution ansagte, völlig untergegangen, sogar in der Breite von Kurhessen. Aber lange sagte die Zeit mit ihrem Haarschnitt, gerade wie mit ihrem politischen Trieb, im Grunde nur, was sie vom Traditionellen nicht mehr wollte; beide waren fast nur Negationen, und das Positive daran hatte keinen Styl. Erst jezt fängt in beiden Beziehungen die Zeit an, das, was sie will, wo sie hinaus will, einigermaßen deutlicher zu zeichnen. Offenbar zeigen gegenwärtig Haar und Bart der tonangebenden Jugend beiderseitig die Tendenz, sich zu verlängern. Der Menschenfreund, der im Spiegel der Vergangenheit die Zukunft erblickt, sähe hierin sehr gerne Zeichen, daß die Tracht in diesem Punkte einem festen, charakteristischen Abschluß entgegengeht. Wäre dies der Fall, so müßte über kurz oder lang Bart oder Haar das Wachsthum einstellen, um vielleicht dem andern Theil desto mehr Entwicklung zu gönnen.

Erst wenn sich im Haarputz, und so auch im übrigen Kostüm, wieder eine fixe Idee, eine Superstition gebildet haben wird, erst wenn wieder allgemein Formen gelten, mit welchen der höher Gestellte sicher repräsentirt, während der Niedrigere ohne Neid und Hohn sie respektirt, erst dann werden auch die Widersprüche versöhnt seyn, welche scheinbar unauflöslich die Gemüther zerreißen und kein Produkt der gährenden Welt voraussehen lassen. Wann wird dies geschehen? Die Prophezeihung wollte aber gar nichts sagen, wenn wir dabei den Termin so weit steckten, wie Beranger bei den seinigen:

Or, mes amis, bénissons Dieu,
Qui met chaque chose en son lieu:
Celles-ci sont pour l'an trois mil.
Ainsi soit il!

Reise- und Lebensbilder.

(Fortsetzung.)

Durch ganz Italien herrscht über Handwerker und Kleinhändler noch ein gewisses Zunftwesen, freilich verschieden von dem deutschen. Sie bilden überall abgesonderte geistliche Brüderschaften, und haben als solche ihre eigenen Kapellen und Bethäuser, wohnen Kolonienweise in den Städten beisammen und nehmen ganze Straßen, ja Viertel ein — eine Sitte, welche für den Käufer, der nur von Haus zu Haus zu gehen braucht, von großer Bequemlichkeit, für die Nachbarschaft aber, wenn just eine geräuschvolle Zunft, wie die der Eisen- und Kupferschmiede oder Stuhlmacher sich eingenistet hat, zu desto größerer Plage wird. Dieses Kastenwesen offenbarte sich auch auf dem Markt. Sämmtliche homogene Artikel waren nebeneinander aufgestellt, mehr oder minder gefällig geordnet, alle aber auf den Gebrauch des Landmanns berechnet. Aus der Region der Schinken und Speckseiten ging ich in die der Lederwaarenhändler über. Sie bieten jene riesigen Sättel mit hohen Bauschen feil, die noch aus der Ritterzeit zu stammen scheinen, und deren der Campagnuolo sich bedient, Kummte, Zäume, Peitschen, Lederstücke, welche der Ciociaro, durchbohrt und mit Schnüren kreuzweis befestigt, als Sandalen trägt, die steifen Lederkamaschen, ohne welche kein Negoziante di campagna den Klepper besteigt. Auf die lederne Aera folgt die hölzerne, mit ihren Tellern, Schüsseln, Löffeln, flachen Muiden von Ahorn, und Mazzarellen von Weißdorn, jenen lanzenförmigen Stäben mit schwerem Knotenende, die ein integrirender Theil des Campagnareiters sind. Die weißen Körbe von Weiden, in denen der Giuncataro seine Lab- und Milchkäse nach der Stadt bringt, die irdenen Näpfchen, welche den Rahm enthalten, folgen und beschließen die erste Straße. In der zweiten, zur Rechten halten die Bewohner des römischen Ghetto ihren Trödel feil, schachern mit Lumpen, halbseidenen Tüchern, fossori di Bologna, Rasirmessern und Brillen, und erwecken mit ihrer unverschämten Zudringlichkeit verzweifelt heimathliche Erinnerungen. Erfreulicher ist die linke Flanke der Straße, eine Kette niedriger Lauben, deren Pfähle mit Ginster verflochten sind. Ein Lorbeerbusch schwankt über dem Eingang und verkündet, daß die inneren Räume dem Bacchusdienst gewidmet seyen. Aber noch ist es zu früh am Tage, um sich dem Kultus mit Liebe und Wärme hingeben zu dürfen, und so verlassen wir den an der Pforte einsam gähnenden Priester. Mit noch weniger Aufwand schlagen die Weinverkäufer in dem inneren Raum ihr Waarenlager auf. Die Tonne liegt im Grase, und ein in die Erde gestecktes Rohr, an welches ein Lorbeerzweiglein gebunden ist, dient ihr als Aushängeschild. Lorbeer ist übrigens ein Zeichen der Verkäuflichkeit und nicht von den Köpfen der feilgebotenen Pferde und Esel. Venale, belorbeerte Esel sind aber auch bei uns eben keine Seltenheit. Auf jener inneren Fläche findet der eigentliche Viehmarkt statt. Dort lagern die ungeheuern weißgrauen Stiere mit armlangen Hörnern, unbeweglich wie die Blöcke der Marmorata, dort das schwarze Rüsselvieh, welches mit seiner zahlreichen Descendenz in engverschlungener Gruppe die Niobiden parodirt, denn auch hier naht das Schicksal

rauh und kalt und faßt bald diesen, bald jenen Sprößling bei den Hinterbeinen und steckt den vergeblich klagenden und zappelnden in nachtfinstre Säcke — e lasciate ogni speranza voi ch'entrate.

Von den Todesopfern wende ich mich ab und dem Kloster zu. Auf der dahin führenden Brücke fluthen zwei Menschenströme an einander vorüber, der eine hinein, der andere heraus. Ihre beiden Brustwehren sind mit Kramtischen besezt. Cohorten von Hüten, Kämmen, Rosenkränzen, Messingmedaillen mit den Bildern der Schutzheiligen, Korallenschnüren und Schuhen lösen einander ab. Ihnen gegenüber hat der Friggitore seine ambulante Küche aufgeschlagen, nirft Legionen kleiner Fische in die brodelnde Pfanne, Hände voll Mehl über die schmorenden, Eier zu hunderten in das mit Fernambuck gefärbte kochende Wasser; denn die Etikette des Tages verlangt, daß Eier sich wie Kardinäle in der Fastenzeit violettblau präsentiren. — Eine Seiltänzergesellschaft hat sich in einen Schuppen eingenistet, tritt in den Zwischenpausen aus dem Thor, macht mit Trompete, Trommel und Triangel ein heilloses Charivari, und zieht sich, von einer Schaar Neugieriger gefolgt, wieder zurück.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Mai.

Kunstausstellung.

Wenn man Oesterreich mit festem Auge beobachtet, so dürfte man leicht bemerken, wie dessen geistige und industrielle Zustände gegenwärtig in einer jener wichtigen Uebergangsperioden, in einem jener Stufenjahre sich befinden, welche auf Staaten wie auf Menschen gleichmäßig influiren. Während die Fabricationen sich rüstiger empor arbeiten, öffnen Eisenbahnen und Dampfschifffahrt neue Wege der commerziellen Speculation. Im Gebiete der Wissenschaft führt der Plan zur Creirung einer Akademie Diskussionen herbei, die wohl nicht ohne Früchte bleiben werden. Die schöne Literatur, dem rasch pulsirenden Wesen ihrer Individualität getreu, ist muthigen Hauptes und mit leuchtenden Augen vorangeeilt, und die Theilnahme, die Zedlitz, Grillparzer, Anastasius Grün, Lenau, Halm, Karl Beck und viele andere österreichische Poeten und Schriftsteller im Sturmschritt errangen, ist die Wolkensäule, die vor der Heeresmasse der ganzen intellectuellen Kraft des Kaiserstaats vorangeht, die langsam aber sicher daherrauscht. Auch die Kunst, nicht so leicht geschürzt als ihre Schwester, die Poesie, hebt doch ihren bekränzten Wanderstab zum rascheren Fortschritt. Es ist ein schönes Symbol, daß die Wiener Kunst- und Industrieausstellung im Mai stattfindet; die auflebende Kraft, das frische Vorwärtsstreben, das in beiden sich beurkundet, wird dadurch versinnlicht. Sowohl die vorjährige, wie die gegenwärtige Kunstausstellung hat eine Reihe jüngerer Talente mit vorgeführt, die zum Theil Hoffnungen, zum Theil Erfüllung mitbrachten. Die Frage, die ein bekannter Schriftsteller vor drei Jahren aufgestellt: warum die Wiener bei der glücklichen Constellation ihrer socialen Verhältnisse, bei der ruhigen Heiterkeit ihres Gemüths, bei der saftigen Ueppigkeit des Landes, nicht eine Malerschule aufzuweisen haben, die an Farbenreiz der venetianischen und an Natürlichkeit der niederländischen sich anschlösse, würde dieselbe nur zum Theil wiederholen können. Wenn der K u n s t k r i t i k e r, der die Säle von St. Anna durchschreitet, vielleicht die Achsel zuckt, daß so wenig V o l l e n d e t e s da zu finden ist, so wird der K u n s t f r e u n d dagegen recht freudig dreinschauen, weil so viele A n f ä n g e sich zeigen. Eine Wiener Schule blüht empor, und wenn man auch nicht läugnen kann, daß von der Wahrheit und kräftigen Natürlichkeit der niederländischen Muster noch wenig zu spüren ist, so muß man dagegen eingestehen, daß, was Materielles betrifft, jene frische Sinnlichkeit der alten italienischen Meister in Colorit, Carnation und Farbenton nicht nur Nachahmer, sondern ebenbürtige Nebenbuhler findet. A m m e r l i n g, ein Name, der noch zu jung ist, um im Auslande jene Allgemeinheit und Anerkennung zu haben, die seinem Pinsel gebühren — Ammerling ist der Heros dieser Kunstausstellung, wie er es das vorige Mal gewesen, obschon die Grenzen seines Pinsels diesmal klarer wurden als im vorigen Jahre, wo die Enthusiasten den Namen Ammerling als Symbol der Omnipotenz in der Malerei zu betrachten schienen. Ammerling hat diesesmal neun Bilder ausgestellt, worunter fünf Porträts, ein Fach, worin Ammerling das Höchste leistet, indem er die Kraft der niederländischen mit dem Schmuck der italienischen Schule zauberhaft verschmilzt. Die andern vier waren folgende: Ein Traum. Ein Mädchen liegt, halb zugedeckt, schlafend. Es muß eine sehr schwüle Nacht seyn, denn die leichte Decke läßt den in wunderbarer Carnation schwellenden Busen fast enthüllt sehen, kaum daß die reichen Locken ihn zu bedecken wagen. Ein rother Vorhang wirft ein magisches Licht auf das Angesicht der reizenden Schläferin, als deren Sinnbild eine Rose neben ihr zu liegen scheint. Zwischen den durchsichtig rothen Falten des Vorhangs zu Kopfe der Jungfrau sizt Amor, fast wie ein Dämon aussehend, mehr hingehaucht als gemalt, mährchenhaft, traumhaft. In seinem Gesichte liegt mehr Schadenfreude als Engelsgüte, er weiß, welche Träume jezt die Phantasie der Schlummernden beschäftigen. Diese werden selbst dem Zuschauer klar, wenn er fest und unverwandt in den Hintergrund des Bildes schaut. Allmählig gestalten sich da Züge, Umrisse, die er auf den ersten Anblick nicht bemerkt; ein ganzes neues Bild tritt wie aus einem grauen Schleier hervor. Es ist ein Jüngling, der die Hand mit einem Ringe ausstreckt; eine andere Gestalt scheint die Arme wie zum Segen auszuspannen. Man weiß es jedoch nicht gewiß, denn die Figuren sind so nebelhaft, traumungewiß, grauzerfließend, wie vielleicht die Zukunft der Schlafenden selbst, auf welche der Liebesgott immer spöttischer herabschaut. Es ist ein Bild voll Reiz und verdunkelt fast das danebenhängende Bild, „die Lautenschlägerin," welches jedoch viele Kenner für das beste Bild der Kunstausstellung erklären. Es ist dies eines jener Gemälde, deren Wesen nur durch die Anschauung, nicht durch die Beschreibung klar wird, da es mehr Porträt als Composition ist, und die Eigenthümlichkeit mehr in Farbe und Ausdruck, als in der Wahl des Gegenstandes selbst besteht.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 133.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 4. Juni 1839.

Nous verrons bien d'autre chose,
Tout cela n'est encor rien.

Molière.

Rousseau's Jugendjahre.

Eine dramatische Skizze vom Freiherrn v. Sternberg.

Personen.

Josephine Pontal, Nichte des Oberstallmeisters der Königin.
Graf Saint-Charles.
Marion, Josephinens Kammermädchen.
Claude Anet, } Bediente.
Jean Jacques Rousseau } Bediente.
Millefleurs, Haushofmeister.

Die Scene im Hause des Oberstallmeisters.

Erste Scene.

Ein Zimmer, reich mit Büchern und Musikalien geschmückt. Eine Harfe, ein paar Bildsäulen in den Ecken. Claude Anet trägt einen Blumenstock herein, Millefleurs folgt ihm.

Millefleurs. Hieher, Anet, hieher, mein Sohn.

Claude. Aber warum nicht lieber vor's Fenster?

Millefleurs. Weil das Fenster frei seyn muß. Das Fräulein will sich die schöne Aussicht auf die Gärten von Versailles nicht nehmen lassen.

Claude. Aber was sieht sie denn daran? Immer dieselben Bäume, immer dieselbe Sonne, immer dieselben jungen Herrn, die heraufsehen und lächeln.

Millefleurs. Ja, wenn es beim Lächeln bliebe; aber dieselben Herrn schreiben Briefe, Anet, verstehst du? Und das Bestellen dieser Briefe trägt gewissen Leuten etwas ein.

Claude. Mir nichts.

Millefleurs. Wie der Bursche ehrlich aussehen kann! Aber mich betrügt man nicht, ich weiß Alles und noch etwas drüber. He? hat es nicht gestern Abend gerauscht, geflüstert, gehustet?

Claude. Wo?

Millefleurs. Nun, hier unter'm Fenster. Laß einmal sehen, ob im Blumenstock kein Brief verborgen ist. (Er untersucht die Blumen.) Nichts als Rosen — aber in diesen Rosen kann ein geheimer Sinn liegen. Es sind ihrer gerade fünf. Was bedeutet das? Fünf Sinnen gibt's; in diesen fünf Sinnen liegt der Sinn dieser Rosen. Auf die fünf Sinne unseres Fräuleins soll gewirkt werden, um fünf Uhr Abends soll sie unter den fünf einzelnen Bäumen im Park auf ihn warten. In fünf Tagen soll die Entführung vor sich gehen; fünf Meilen ist das Landgut des Herrn von Bruce von hier entfernt; fünfmal fünf Franks hast du erhalten, um diese Botschaft auszurichten. — Ha! gestehe, ich bin hinter das ganze Geheimniß gekommen.

Claude. Ach, Herr Millefleurs, Ihr seyd ein wahrer Tausendkünstler! Aus fünf Rosen setzt Ihr einen ganzen Roman zusammen.

Millefleurs. Ja, ich weiß Alles und noch etwas drüber. Aber der Herr von Bruce soll sich nur in Acht nehmen; er hat erstens mich und zweitens mich und drittens wiederum mich zum Feinde. Ich will, daß das Fräulein von Pontal den Ritter Saint-Charles heirathe. Die Sache ist abgemacht; ich sage wie der König: man spricht nicht weiter davon.

Claude (Bücher zusammenstellend). Was mich betrifft, so glaube ich, daß Mademoiselle weder den Ritter Saint-Charles noch den Herrn von Bruce heirathet, und Ihr werdet sehen, Herr Millefleurs, wir machen mit beiden schlechte Geschäfte.

Millefleurs. Still, wer singt da?

Claude (aus dem Fenster sehend). Es ist der junge Mensch aus Genf, den Ihr dieser Tage in Dienst genommen habt.

Millefleurs. Welche Unverschämtheit, so laut zu singen! Lauf hinunter, Anet, und verbiet' es ihm.

Claude. Er wird mir nicht gehorchen. Er würdigt mich keines Blicks.

Millefleurs. So will ich selbst gehen. Mir widersteht man nicht. Ich will ihm sagen, daß die Musik für einen Bedienten eine unanständige Kunst ist. (Ab.)

Claude. Eine unanständige Kunst? Und ich habe in der Oper zu Dutzendmal gehört, daß der Diener seinem Herrn seinen Respekt vorsingt. (Er versteckt einen Brief in die Rosen.) So, nun ist es mir doch gelungen, den Brief hereinzuschmuggeln. Schnell, ich höre kommen. (Ab.)

Zweite Scene.

Josephine. Marion.

Marion. Ihre Gnaden haben Ihren Spaziergang heute früh beendigt.

Josephine. Die Langeweile hat mich nach Hause getrieben.

Marion. Sie vermissen die Feste, die kostbaren Aufzüge, den Tanz und das Schauspiel von Paris, allein dafür ist jezt leider nicht die Saison.

Josephine. Du irrst, Marion. Ich liebe die Natur, ich bin gern mit ihr allein, aber es muß eine andere seyn, als die mich hier umgibt. Ich will Freiheit, und hier finde ich nur Zwang.

Marion. Seit Ihrer Reise nach Barèges sind Sie ganz umgewandelt. Jezt interressirt Sie nichts mehr, was nicht recht wild und abenteuerlich ist.

Josephine. Ach meine Pyreenden! erinnere mich nicht an diese romantischen Thäler, die ich wohl nie wieder erblicken werde! Warum bin ich nicht bestimmt, in jenen einsamen, wilden Schluchten mich zu begraben, warum muß ich mit diesen Menschen leben, die ich nicht verstehe und die mich nicht verstehen? (Sie blättert in einem Buche.)

Marion. Ach, mein Fräulein, das sind Fragen, die Niemand beantworten kann. Oder höchstens darf solches Graf Saint-Charles wagen.

Josephine. Du irrst, er weiß auf keine andere Fragen eine Antwort, als höchstens, welche Stelle im Hofceremoniel ein Kammerherr des Königs einzunehmen hat.

Marion. Sie spotten. Ein so eleganter, ein so feiner, ein so vornehmer Heer!

(Fortsetzung folgt.)

Reise- und Lebensbilder.

(Schluß.)

Ich trete in den zweiten Klosterhof. Unter dem Schwibbogen und der von sieben schönen Säulen gebildeten Halle haben die Goldschmiede ihre glänzende Waare ausgelegt. Es sind silberne oder mit Silber beschlagene Kruzifire, Weihkesselchen, Leonen und Herzen zu Ex voto, jene langen Haarnadeln, welche durch ihre Knopfbildung so naiv den Stand der Trägerin, ob sie verheirathet oder ledig sey, bezeichnen und in der Hand der Zürnenden nur allzuoft zur tödtlichen Waffe werden, schwerfällige goldene Ohrbaumeln, Höenchen von Korallen, die erprobten Mittel gegen das böse Auge, mondförmige Kämme, Ringe und dergl. mehr. Der beneidenswertheste Schatz von allen war eine reizende Albanerin, welche an einer der Buden den Verkauf leitete. Goldschmidts Töchterlein hatte es uns allen angethan. Sie war in ihrer malerischen Nationaltracht, dem scharlachrothen Jäckchen, dessen enganliegenden Ermel mit breiten Goldtressen besezt sind, und trug auf dem Haupt den weißen, dachförmig gebrochenen Schleier, in den Haaren eine palmenlange, in goldene Blumen ausgehende Nadel, und das weiße Busentuch, das vorn in das Mieder gesteckt wird und viereckig gefaltet den schönsten Nacken frei läßt. Es verdient immer schon die kleine Preismedaille, sich von dem lieblich feinen Gesichtchen, den dunkeln, schwimmenden Augen mit den langen Seidenwimpern, dem ganzen anmuthigen, halb schüchternen, halb schalkhaften Wesen der kleinen Zauberin losreißen zu können und als gewissenhafter Reisebildner in die offene Klosterkirche des h. Nilus zu pilgern. Ich that es, obwohl oft genug zurückblickend, und trat durch die aus antiken Marmorfriesen zusammengefügte Pforte in das Heiligthum. Es war mit Andächtigen überfüllt, und mühsam nur gelang es mir, einen Weg durch die Knieenden zu bahnen und in die von Domenichino al fresco gemalte Seitenkapelle zu dringen.

Meine Entsagung belohnte sich. Jene Kunstwerke sind die würdigsten, die mir jemals von dem Meister zu Gesicht kamen. Der Mehrzahl meiner Leser werden sie bereits aus den trefflichen Kupferstichen Ruschweyhs bekannt seyn; ich erlaube mir daher nur eine flüchtige Andeutung der vorzüglichsten. Zu diesen gehören die beiden schmalen Wandbilder am Eingang, auf deren erstem San Nilo in einer Waldgegend betend vor dem Kruzifix liegt und der Heiland ihm vom Kreuz herab die Arme entgegen breitet, und gegenüber derselbe Heilige mit einem frommen Gefährten in der Waldeinsamkeit. Auf der nämlichen Wand mustert San Nilo den Plan des Klosters, während zwei Männer einen antiken Sarkophag heranwälzen und spielende Buben sich auf der Erde tummeln. Im Hintergrunde rechts stützt der Heilige mit flacher Hand eine aufzurichtende Säule, deren Stricke gerissen waren, und links bemühen sich zwei Arbeiter, einem unter der Last zusammengesunkenen Esel emporzuhelfen. In der Zeichnung und Composition herrscht eine Wahrheit und Anspruchslosigkeit, wie man sie nur selten bei Domenichino wieder findet. Weit geringer an Kunstwerth und mehr gemacht ist das gegenüberstehende Wandbild, welches die Begrüßung des Heiligen mit irgend einem Monarchen darstellt. Auch die Erscheinung der Madonna, auf welcher der Bambino dem knieenden Mönch einen goldenen Apfel reicht, ist minder ansprechend; überaus vortrefflich dagegen die Beschwörung eines besessenen Knaben, der von seinem Vater gehalten wird und dem der Genosse des Heiligen mit geweihtem Oel die Lippen zu benetzen im Begriff ist, während Nilus selber im feurigen Gebet vor ihm kniet. Gegen diese Gemälde tritt das flaue Altarblatt von Annibale Carracci, eine Madonna auf dem Throne, weit in den Schatten zurück.

Doch zurück zu dem lebenden Bilde. Der günstigste Standpunkt, um es zu überschauen, ist von der äußern Mauer aus und oberhalb des Thores. Dort umspannt ein Blick den ganzen Markt, das Gewimmel von Menschen und Thieren, Käufer und Verkäufer, Neugierige und Gensd'armen, welche leztere mit ihren dreieckigen Hüten wie Warnungstafeln aus der Masse hervorragen, und der einzige störende Ton in dem heitern, farbenreichen Gemälde sind. Alle die bunten Trachten des Gebirgs ziehen dort wie ein wandelndes Tulpenbeet an mir vorüber: die Ariccianerinnen, kenntlich an dem viereckigten, kurz geschürzten Kopftuch, die Frascatinerinnen an dem langen gestickten Schleier, welcher nicht wie der der andern Weiber in gesteifte Form gebrochen wird und in losen Falten herabrollt, die Velletrinerinnen, welche sich durch die violetten Bandschleifen in den Haarflechten auszeichnen, die ärmliche Ciociara mit dem Kopftuch von grobem quergestreiftem Fries. Es ist ein Wettstreit von Zierlichkeit im Kostüm, der die Entscheidung schwierig macht. Und wie die Tracht, ist auch der Typus der Gesichtsbildung jeder Ortschaft verschieden. Auf den ersten Blick unterscheidet man die Albanerin an ihrem antiken Profil, den feurigen Augen, der ganzen junonischen Gestalt, die Genzanerin an ihrer üppigen Fülle, die Tochter der Volskergebirge an dem gebräunteren Teint, an dem peruginesken Schnitt ihres Gesichts. Die Römerinnen sind schön, sehr schön; hier aber verblassen sie neben der ausdrucksvollen Schönheit der Gebirgsbewohnerinnen, und nehmen sich wie ein abgewetztes halbes Paulstück gegen eine altrömische Silbermünze aus, und nun vollends die Engländerinnen! Eine größere Gleichförmigkeit herrscht in der Tracht der Männer; die der vermögendern Bauern ist so ziemlich die des gemeinen Römers, spitzer Hut, Manchesterjacke, bunte Fascia um die Hüften, kurze Beinkleider, Schuhe mit kolossalen Silberschnallen. Eben so sehen die ärmern, die Hirten der Campagna sich unter einander ähnlich wie ein Pulk Baschkiren, kaum zu unterscheiden. Zwei Schaffelle, die Wolle nach außen gekehrt, mit einem Loch für den Kopf und zwei andern für die Arme, Ziegenfelle um die Schenkel, die Füße mit Leinwand umwickelt, Sandalen, die mit Bindfaden befestigt werden, und der Ciociaro ist fertig.

Von meinem Schauinsland hinabsteigend zog ich in eine jener oben genannten Weinkneipen. Sie war schon überfüllt und nur der Freundlichkeit des zusammenrückenden Landvolks verdankte ich ein Plätzchen an einem jener ungehobelten Bretter, welche Tische vorstellen sollen, auf dem schmalen, auf Böcken ruhenden Leiterbaum, der an die hochseligen preußischen Latten erinnerte. Der Wein war vortrefflich und machte seinem Vaterlande Monte Porzio alle Ehre; einige Pagnotti (Brödtchen) und Stücke Mortadella (Speckwurst) wurden eingekauft, und das romaneske Frühstück war vollständig. Die Prüderie unsers Nordens kennt man hier noch nicht. Ob auf Silber servirt, ob auf einem Stückchen Zeitungspapier, gilt gleich, gesezt nur, die Speise sey gut. Der Tischnachbar sey ein Hirt von Marino, ein Trasteveriner Facchino, ein römischer Marchese — was grämt es mich? die erstern überragen in den meisten Fällen den leztern in cortesia bei weitem, und sind die liebenswürdigern. Bettelvolk war freilich in Massen vorhanden. Um sie einigermaßen zu bändigen, griff ich aus dem Schwarm einen muntern Buben und creirte ihn zum Bettelvogt. Er entsprach meinen Erwartungen, machte auf seine Standesgenossen Jagd und hielt mir den Rücken frei, freilich nur auf Augenblicke, denn die verscheuchte Menge floß gleich den getheilten Wogen wieder zusammen und begann ihr altes Lied. Doch dieses störte den Humor keineswegs und gehörte wohl eher zum Ganzen.

Und was ist es denn eben so Besonderes mit dem Markt von Grotta-ferrata, dürften Nicolaiten hier fragen, was

hat er vor einer deutschen Kirchweih voraus? Auch die unsrigen haben freundliche Dirnen, saubere Trachten, Seiltänzer und Buden, Wein und Bettler. — Wahr, wohl wahr. Dasselbe Schauspiel gibt sich auch in unserer Heimath, wenn gleich mit minder brillanten Dekorationen, gewiß aber mit dem Unterschied, daß schon im dritten Akt ⅘ der Schauspieler betrunken und dann nichts weniger als liebenswürdig sind. Hier aber sah ich nur Einen in dieser Rolle, oder vielmehr aus seiner eigenen in jene fremde verfallen. Es war ein am Wege schlafender Bauer. Ein vorüberziehender Kärrner wies mit dem Peitschenstiel auf ihn und rief mir zu: „E un ubbriacone (ein Trunkenbold), un Trinkeswaine,“ zu Deutsch: ein Deutscher!

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Mai.

(Fortsetzung.)

Kunstausstellung.

Gegenüber diesen zwei Bildern hängen zwei andere, wovon das eine den Wahlspruch: „wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang.“ versinnlicht. Ein kräftiger Mann umschlingt mit der einen Hand ein schönes Weib, indem er mit der andern ein volles Glas ihr anbietet. Die weibliche Gestalt, die von allem Glanz irdischer Schönheit umflossen ist, hält eine Laute in Händen; sie scheint eine Sängerin, und wahrscheinlich, um nicht ihre Stimme zu verderben, weist sie das Glas zurück. Sonst können wir nicht begreifen, warum der Künstler, indem er den Wein preisen will, die weibliche Gestalt mit einer abwehrenden Bewegung hingezeichnet hat. Ueberhaupt hätten wir diesen schönen, die Phantasie anregenden Lebensspruch ganz anders dargestellt gewünscht, als in diesem kleinen, nicht sehr anziehenden Rahmen, wo der Hauptträger des Gedankens, der Mann, im Hintergrunde steht, ohne daß sein Gesicht durch einen besondern Ausdruck jene epicuräische Lebensphilosophie rechtfertigt. Auf diesem Bilde werden die Mängel Ammerlings, die Grenzen seiner Schöpferkraft, schon bemerkbar; in dem danebenhängenden „Christus und die Samaritanerin am Brunnen“ treten sie nackt und grell hervor. In diesem Gemälde, wo Ammerling, um die Naivetät und Schuldlosigkeit der altdeutschen Kunst wiederzugeben, seine Palette dämpfte und den sinnlichen Schmuck seiner Farbentöne bei Seite ließ, trat sein Mangel an geistiger, idealer Auffassung, die Dürftigkeit seiner scenischen Conception deutlich hervor. Diese Mängel sind selbst in seiner besten Composition, in seinem „Traum,“ wohl herauszuschauen, aber dort verführen uns die Farbentöne, der Zaubermantel des Colorits verbirgt den hinkenden Fuß so in seinen Falten, daß unsere Aufmerksamkeit davon abgelenkt wird; wie Ammerling diesen Mantel fallen läßt, fällt auch die Illusion von unserem Auge. Das Endurtheil über diesen Künstler dürfte somit folgendes seyn: Ammerling ist der Maler des Fleisches, des Irdischen, des Sinnlichen; das Transscendentale, jene Unmittelbarkeit der Auffassung, jene höhere Anschauung, die das Ideale in dem Realen wiedergibt, ist seinen Compositionen zwar nicht fremd, doch so mäßig eingehauche, daß Ammerling sich niemals zum Historienmaler aufschwingen wird. Der bescheidene, stille Künstler scheint dieses auch tief zu fühlen. Das erwähnte Bild, „Christus und die Samaritanerin,“ welches er auf Bestellung eines hiesigen Bankiers gemalt hat, und wofür ihm 2000 Gulden C.M. zugesichert wurden, hat er, da es den allgemeinen Tadel erregte, von selbst zurückverlangt. Ein charakteristisches Zeichen ist auch die Anekdote, die einer seiner Freunde mitgetheilt. Ammerling kam auf seiner lezten Reise nach Düsseldorf und sezte sich dort an eine Staffelei, um an einem Bilde zu malen. Mehrere der dortigen Künstler umstanden ihn und äußerten ihre Verwunderung über die Pracht seiner Farbengebung, über den Effekt seiner Lichter. „Ach, wie schön doch der Ammerling malen kann!“ rief der bekannte Historienmaler * * * aus. Ammerling sah ihn mit wehmüthigen Augen an. „Sagen Sie mir aufrichtig, möchten Sie so malen können?“ — fragte er mit zitternder Stimme. * * * schwieg einen Augenblick: „Nein,“ sagte er endlich leise. Es liegt so viel Rührendes in diesem Zwiegespräch, wo zwei große Meister in dem Bewußtseyn ihrer Kraft und Unkraft einander gegenüber stehen, daß man sie der Oeffentlichkeit nicht entziehen darf. Welchen Einfluß aber Ammerlings Musterbilder auf die hiesigen Maler haben, ist an den Bildern von Schrotzberg, Boutibonne, Lampi, Hummel ꝛc. unverkennbar herauszusehen. Wir sehen somit hier eine Schule sich bilden, die, ganz homogen mit dem materiellen, epicuräischen Grundton des Volkscharakters, in der Kunst dieselben Momente wie im Leben manifestirt, die frische kräftige Sinnlichkeit, die Freude an dem sichtbar Schönen in Formen und Farben. Es ist eine Art Griechenthum, zu welchem der Wiener in seiner heitern Lebensanschauung überhaupt sich hinneigt. Das Symbolische in Kunst und Poesie liegt ihm aber ferner. Da ist, um Ein Beispiel hervorzuheben, auf der diesjährigen Kunstausstellung ein Bild von Fendi, woran das Publikum achtlos vorüberging. Freilich die Farben sind matt und die Scenerie so einfach und anspruchslos: ein Sämann streut Körner aus; und doch würde dies Bild in Norddeutschland zu den besten gezählt werden; dort würde man sich die Mühe nehmen, darüber nachzudenken, warum der Maler in den Hintergrund seines Bildes einen Kirchhof, durch dessen Thor so eben ein Leichenzug schreitet, hingezeichnet und nicht eine Bauernhochzeit, die doch eine viel effektvollere und passendere Staffage gewesen wäre; man würde sich auch erklären wollen, warum der Sämann den Kopf zurück dem Leichenzuge zuwendet, während er, fortschreitend, nach vorn hin die Hand ausstreckt und die Saat ausstreut. Bei dieser Gelegenheit würde man auch bemerken, daß über dem Hintergrund, über dem Verstorbenen, nach welchem der Mann zurückschaut, die Wolken grau und dicht sind, während im Vordergrunde, eben wo die Saaten aufkeimen werden, der Himmel sich aufhellt und weiter immer blauer und lichter wird. Und allmählig würde man zum Verständniß dieses Bildes kommen und die Poesie seiner Bedeutung loben und preisen, und man würde sagen: Peter Fendi, dein Bild ist vortrefflich und eine Zierde dieser Säle, obgleich es in schmuckloser Bescheidenheit das Galakleid des Colorits nicht angelegt hat. Hier jedoch geht man kalt und leichtsinnig an einem Bilde vorüber, welches an Gewichtigkeit der innern Bedeutung vielleicht einzig und einsam in diesen reichbehängten Sälen ist.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 134.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 5. Juni 1839.

— Deine
Dichter, Natur, sie reißen
Aus dem Gleise sich sträubend dir.
Doch du rührest sie kaum, Liebende, freundlich an,
Sind sie friedlich und fromm; fröhlich gehorchen sie.
Du lenkst, Meisterin, sie mit
Weichem Zügel, wohin du willst.

Hölderlin.

Gedichte von Ludwig Seeger.

Seesturm.

Ueber'm See ist dunkle Ruhe,
Und doch scheint so heller Tag;
In der tiefen Wassertruhe
Was so Finstres schlafen mag?

Schwarze Bergesschatten hängen
Riesig über'n See herein;
Kleine Wellen nur verdrängen
Von der Stirn des Schlafes Schein.

Wie der Schmetterlinge Flügel
Ihn berühren, steigt und fällt
Auf und ab ein Faltenhügel,
Dunkle Adern, zorngeschwellt.

Siehst du, wie in wilden Krämpfen
Es die breite Brust durchzuckt,
Wie sie, ringend sie zu dämpfen,
Die Bewegung niederschluckt?

Stürzt hervor aus Felsenklüften,
Rauscht hervor aus Busch und Baum,
Stürme, laßt die Brust ihn lüften
Aus dem tiefen, bösen Traum! —

Doch wer nimmt die bösen Träume,
Armer Dichter, dir vom Haupt?
An dem Strand der Wogenschäume
Siehst du, wie es braust und staubt,

Wie empört gefangne Geister
Brachen aus der Haft hervor,
Aufgeboten nun zu freister
That, die lang verhalten gohr;

Steigt dein Herz mit diesen Wellen,
Ruft es Muth den Menschen zu;
Sieh sie freudig sich zerschellen,
Kämpf' auch du um deine Ruh.

Kämpf' um sie, was soll das Schlafen,
Das wie Nattern schleicht und sticht?
Eh' sie sich im Kampfe trafen,
Fliehn die bösen Geister nicht.

Mit dem welken Laub der Bäume,
Das die Windsbraut reißt herab,
Jag' auch du die tollen Träume
Nieder in das Wellengrab!

Der Genesene.

Ich griff so lang im finstern Haus
Herum an allen Wänden,
Doch fand ich keinen Weg hinaus,
Ich stand mit lassen Händen.

Und schaute brütend vor mich hin,
Als wie ein Missethäter,
Ich däuchte mir im wirren Sinn
Des Heiligsten Verräther.

Wer weiß, wie lang ich also stund,
Mein Denken war zerronnen;
Ich starrt' in einen schwarzen Schlund,
In meines Elends Bronnen.

Hast du, der mich so tief verstieß,
Nicht Einen lichten Boten
Mir zum Geleit aus dem Verließ
An's Licht dem Lebendtodten?

Da hört' ich einen hellen Ton,
Durchziehn die öde Stube,
Da trug es mich im Sturm davon
Aus dieser Mördergrube.

Und als ich wieder aufgewacht
In einem fremden Lande,
Da streifte eine sanfte Macht
Von mir der Augen Bande.

Ich fühlt' es wohl, ich hatte jezt
Den bösen Traum geendet;
Doch hat mich fast der Strahl verlezt,
In meine Nacht gesendet.

„O sieh, wie glänzt die Welt so schön!
Mach auf die kranken Augen,
Dich an den lichten Alpenhöhn
Inbrünstig festzusaugen.

Da unten ist es schwül und dumpf
Im breiten Erdenwesen;
Du magst, so todt du warst und stumpf,
Hier oben noch genesen."

Und täglich wuchs der Seele Muth,
Dies Heil heranzuglauben.
Ich hab' es, nun ist Alles gut,
Kein Teufel soll mir's rauben.

Ich blicke frei im Weltenrund,
Ich darf es freudig wagen,
Mich jedem schönen Menschenbund
Zum Bruder anzutragen.

Auf dem Berg.

Vor der Mutter schön und heiter
Steht ein Kind und will's erringen,
Sich zu ihrem Haupt zu schwingen,
Und ein Schemel wird die Leiter,
Um sie küssend zu umschlingen.

So, dem tiefen Grund entflohen,
Unter mir die Wolkenschichte,
Auf dem Berg im Morgenlichte
Lieg' ich dir, Natur, der hohen,
Schönen Mutter am Gesichte!

Rousseau's Jugendjahre.

(Fortsezung.)

Dritte Scene.

Millefleurs. Jean Jacques Rousseau.

Millefleurs. Fräulein von Pontal gestatten, daß ich, der Ordnung des Hauses gemäß, den neuangekommenen Diener Ihrer Gnade empfehle; hier ist er.

Rousseau (verbeugt sich stumm.)

Marion (stößt einen kleinen Schrei aus.)

Millefleurs. (Zu Rousseau.) Dort, kleiner Genfer, ist Ihr Posten. Das Fräulein empfängt um diese Stunde Besuche. Sie stehen an der Thüre, halb zum Gange gewendet, und melden an, wen Sie kommen sehen. Verstanden?

Rousseau (nickt stumm mit dem Kopfe.)

Millefleurs. (Sich gegen Josephine verbeugend.) Am Firmament ist die Sonne aufgegangen; die Sterne verschwinden und der lezte und unbedeutendste nimmt hiemit die Gelegenheit wahr, sich zu empfehlen. (Ab mit Rousseau.)

Vierte Scene.

Josephine. Marion.

Josephine. Worüber erschrackst du eben? — Nun? du wirst roth, du bist befangen? Was ist dir?

Marion. Der junge Mensch, den Millefleurs eben herbrachte —

Josephine. Nun, was ist's mit dem?

Marion. Ich kenne ihn.

Josephine. Daran finde ich nichts Auffallendes.

Marion. Und doch, wenn Sie wüßten, wie ich seine Bekanntschaft gemacht habe. Damals glaubte ich nicht, daß ich ihn in der Livrée wiedersehen würde. Er schien mir ein Engel in Menschengestalt.

Josephine. Ha ha! und dieser Engel ist Bedienter bei mir geworden.

Marion. Scherzen Sie nicht. Es gehört zu den heiligsten Erinnerungen meines Lebens. Nur mit Zittern und Erröthen kann ich ihn ansehen. Mir schlägt noch das Herz! Es sind dieselben dunkeln Augen, die damals in mein Inneres schauten.

Josephine. So sprich doch, das scheint kein gewöhnlicher Roman.

Marion. Sie wissen, daß ich als Waise in das Katechumenenhaus zu Turin kam, um den Religionsunterricht zu empfangen. Mit mir befand sich in dieser Anstalt ein Knabe, der, als Protestant erzogen, zur katholischen Religion übertrat. Es waltete ein Geheimniß über seinem Schicksal; seine Eltern schienen ihn verlassen zu haben, und er that diesen Schritt aus wahrem Herzensdrang. Nie sagte er mir, wo er her sey, und aus allen seinen Reden sprach ein melancholischer Trübsinn, der auch mich ansteckte. Wir hielten, Beide fast noch Kinder, lange Unterredungen über die Religion. Wir gelobten einander, der Tugend treu zu bleiben, und, wohin unsere Lebenswege sich wenden würden, nie von dem Gotte zu lassen, den wir in gemeinsamen Gebeten anriefen. Unsere Küsse, unsere Thränen besiegelten den Bund. Meine verlassene Jugend hielt sich an ihm aufrecht; ich sah in ihm ein höheres Wesen, dem ich blinden Gehorsam schuldig war. Ach, die zwei Monate, die wir im Katechumenenhaus zubrachten, vergingen zu schnell. Man entließ ihn und gab ihn einem hülflosen Zustand preis. Mit einer Summe von zwanzig Franken stieß man ihn in die weite Welt. Ich durfte ihm nicht folgen.

Josephine. Hm, und dieser Knabe ist jener Jüngling?

Marion. Er ist's. O unter Tausenden hätte ich ihn wieder erkannt.

Josephine. Still! er kommt! laß mich mit ihm allein. (Marion ab.)

Fünfte Scene.

Josephine und Rousseau.

Josephine. (Ihn beobachtend, bei Seite:) In der That, keine gewöhnliche Erscheinung. Ich entdecke einen gewissen Stolz in seinen Mienen. (Laut) Sie sind aus Genf, mein Freund?

Rousseau. Ja, der Sohn eines Uhrmachers.

Josephine. So sind Sie nicht für diesen Rock geboren?

Rousseau. Nein, der Rock ist der Rock eines Knechts, ich aber bin frei.

Josephine. Und dennoch tragen Sie diesen Rock?

Rousseau. Trägt die Seele nicht den Sklavenrock des Körpers, und ist sie nicht dennoch frei?

Josephine. Gewiß, sie sollte es wenigstens seyn. Es gibt aber auch Sklavenseelen.

Rousseau. Die meinige ist's nicht.

Josephine. O in dieser Behauptung liegt ein unermeßlicher Stolz! für Ihre Jahre und Ihre Stellung ein unerlaubter Stolz!

Rousseau. Wie, Madame, es sollte unerlaubt seyn, sich selbst nicht für einen Elenden zu erklären?

Josephine. Wenn Ihre Seele Sklavenketten trägt, so kann ein edles Motiv sie ihr auferlegt haben.

Rousseau. Es gibt kein edles Motiv für Sklaverei.

Josephine. Ist die Liebe nicht auch eine Art Sklaverei?

Rousseau. Allerdings, aber mit dem Unterschied, Madame, daß ich es bin, der diese Ketten einem Weibe auferlegt.

Josephine. (Lachend.) Das ist vortrefflich! Wir wollen über dieses Thema nicht weiter sprechen. Geben Sie mir doch dort den Blumenstock her.

Rousseau. (Die Rosen ihr hinbringend. Wie er sie auf den Tisch stellt, fällt der Brief heraus.) Ach, ein Brief, Madame.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Das Königsfest. Nouvelt.

Bisher war der von den ältern Dichtern so gepriesene Mai für den Pariser keineswegs ein festlicher Monat, und allerlei traurige Begebenheiten kamen zusammen, um die erste Hälfte desselben recht trübe zu machen. Zwar begann der Mai mit dem Königsfeste; es hatte aber diesmal nichts sehr Fröhliches; erstlich weil die Ungewißheit wegen des Ministeriums die politische und demnach auch die merkantilische Welt beunruhigte, und dann, weil man nichts Neues erfunden hatte, um das nach Veränderung lüsterne Volk zu belustigen. Das Fest wurde gerade so gefeiert wie in den vorigen Jahren, aber die öffentlichen Belustigungen konnten in den champs élysées diesmal nicht so ausgedehnt werden wie sonst; sie mußten im Gegentheile beschränkt werden, weil man dort große Gebäude zur Ausstellung der Gewerbsprodukte errichtet, und dadurch den weiten Raum des sogenannten grand carré sehr verkleinert hatte. Nun hatte man zwar als Anhang zu den Belustigungen der champs élysées kleinere auf dem Platze vor dem Invalidenhotel angeordnet; aber durch diese von den Umständen gebotene Theilung war das Fest um seinen gewöhnlichen großartigen Charakter gekommen. Ein paar Bursche fielen von den Kletterstangen herunter, welche etwas Unentbehrliches bei allen Pariser Volksfesten zu seyn scheinen, und nach Abbrennung des Feuerwerks verzehrte die Flamme

einen Theil des Gerüstes: lauter unglückliche Vorzeichen am ersten Maitage. Dazu komme, daß der Hof seit dem Tode der Prinzessin Marie nicht wieder fröhlich geworden ist und weder Bälle noch Conzerte gibt. — Einige Tage darauf veranstalteten die Tonkünstler eine Leichenfeier für den so kläglich umgekommenen Sänger Nourrit. Ich weiß nicht, von wem der Einfall, die Leiche aus Neapel kommen zu lassen, herrührt; ruhte der arme Sänger nicht eben so wohl auf dem Leichenhofe zu Neapel? und wäre es nicht besser gewesen den Betrag der dadurch verursachten Kosten seiner Wittwe und seinen sechs Kindern zu Gute kommen zu lassen? Es kann seyn, daß sie eben keine Noth leiden, allein Ueberfluß haben sie doch auch nicht. Und wenn man einem bloßen Sänger solche Ehre erweist, wie soll man denn das Andenken derjenigen ehren, welche ihrem Vaterlande wichtige Dienste geleistet haben? Nun ist freilich wahr, daß Nourrit kein gewöhnlicher Sänger war. Der Mann hatte eine vortreffliche Bildung erhalten, und war von der Natur mit tiefem ästhetischem Gefühle begabt, aber dabei so außerordentlich reizbar, daß ihn der Gedanke an Hintansetzung und Nichtanerkennung höchst unglücklich machte; diese Reizbarkeit ist es auch, welche ihm zu Neapel den Verstand dergestalt verwirrte, daß er den Tod suchte. Daß er einen gebildeten Geist hatte, hat er nicht allein durch mehrere kleine Gedichte, sondern auch durch sein Vorhaben bewiesen, die dramatisch-lyrische Kunst populärer und den nicht begüterten Ständen in der bürgerlichen Gesellschaft zugänglich zu machen. Er ging mit dem Gedanken um, durch Opernvorstellungen dem Volke moralische Lehren beizubringen und alle schönen Künste zu Hülfe zu nehmen, um auf den Geist und das Herz der Menge moralisch einzuwirken. Es mag seyn, daß dies ein bloßer Traum war; dem, der ihn hatte, macht es doch Ehre, daß er von dem Wunsche beseelt war, das Volk zu gleicher Zeit angenehm zu unterhalten, zu bilden und zu veredeln. Er selbst war fest überzeugt von der Ausführbarkeit seines Vorhabens, wie es bei allen, welche sich mit einem großen Gedanken beständig herumtreiben, der Fall ist. Es wird aber nicht gesagt, was er thun wollte, um seinen Plan in's Werk zu setzen. Die Tonkünstler, welche Nourrit ein musikalisches Seelenamt halten wollten, sahen sich genöthigt, bei dem Erzbischof von Paris um die Erlaubniß anzuhalten, weil sonst der Pfarrer von St. Roch es nicht gewagt hätte, seine Kirche dazu herzugeben. Nun ist es dem Herrn de Quelen nicht unlieb, daß sich von Zeit zu Zeit eine Gelegenheit darbietet, seine Autorität zu zeigen. Da Nourrit ein Schauspieler war und seinen Tod sich selbst zugezogen hatte, so hätte der Erzbischof, um den von ihm früher geäußerten Grundsätzen getreu zu bleiben, die Erlaubniß verweigern müssen. Er zog sich jedoch diesmal sehr geschickt aus der Verlegenheit, indem er schriftlich antwortete, da ihm ein Dokument vorgelegt worden, woraus erhelle, daß die neapolitanische Geistlichkeit aus guten Gründen nicht geglaubt habe, dem verstorbenen Künstler ein Seelenamt in der Kirche verweigern zu müssen, so glaube er auch seiner Seits ein solches in einer Pariser Kirche zugeben zu dürfen. Dadurch war nun allem Tumulte vorgebeugt.

(Fortsetzung folgt.)

Wien, Mai.

(Schluß.)

Kunstausstellung.

Dieser Mangel an innerer Bedeutung, an einer tiefern Symbolik der Kunst zeigt sich nirgends befremdender und entschiedener, als wenn man die Bilder der sogenannten christlichen Malerei betrachtet. Hier, wo eben das Symbolische der Zweck und die Farben die Mittel seyn sollen, hier zeigt sich die hiesige Schule in völliger Kindheit. Mit Ausnahme Kabliks (jezt in Prag), der in der Manier der altdeutschen Kunst wirklich Vortreffliches leistet, erreichen nur wenig Bilder den Grad der Mittelmäßigkeit. Besser geht es in dem Gebiete der Genremalerei. Hier finden sich eine Reihe jugendlicher Talente, die als ächte Oesterreicher die frische Farbe des Lebens und des Volkhumors in den kleinen kecken Rahmen wiedergeben. So sind Swobodas Heimkehr mit der Preiskuh, Schindlers Werbung, Tremels beurlaubter Soldat, dann die Bilder von Ritter, Raufth, Neder, Ruß, Engelmann, Ginovßzky ꝛc. ꝛc. recht gelungene Erscheinungen. Das Fach, in welchem die hiesigen Maler das Beste leisten, bleibt natürlicherweise das Potrait, nicht nur, weil dieses Fach die meisten Verehrer zählt und die größten pecuniären Vortheile bietet, denn in dieser Hinsicht müßten dann die Landschaftsmaler eben so Vorzügliches leisten, da die Landschaft hier ein nicht minder zahlreiches und reich bezahlendes Publikum hat. Leider aber ist die Landschaftsmalerei hier noch in so bornirten Verhältnissen, daß man kaum glauben sollte, in einem Lande zu seyn, wo die Natur durch verschwenderische Gunst alles aufgeboten zu haben scheint, was die Phantasie des Künstlers anregen und unterstützen kann. Dadurch ist aber gerade das Extrem entstanden, und wie der spanische und magyarische Bauer, eben weil sein Boden so reich und ergiebig ist, in träger Unthätigkeit dahinlungert, so schöpfen die Wiener Maler die reiche Creme der Naturreize gemächlich ab; sicher, daß die Copie als eine Abschrift dieser schönen Natur hinlänglich ist, um zu gefallen, vernachläßigen sie den höhern Standpunkt des Künstlers, der zum Dichter, aber nicht zum Abschreiber berufen ist. Die hiesigen Landschaftsmaler lassen sich in zwei Partien rangiren, in Copisten und Mosaikarbeiter. Die Copisten — die größere Anzahl — sind, wie gesagt, ohne jene höhere Naturanschauung, welche dem scheinbar Zufälligen eine höhere poetische Bedeutung zu unterlegen weiß. Die Mosaikarbeiter verfallen aus demselben Grunde in entgegengesezte Fehler; die Natur ist ihnen zu einfach, sie nehmen daher aus dieser oder jener Landschaft das Hervorragende, Pikante heraus, und setzen es mit andern, oft heterogenen Elementen zusammen zu einer schillernden, überladenen Mosaik. So finden sich auf der diesjährigen Kunstausstellung eine Menge Bilder, wo in dem kleinen Rahmen von anderthalb Schuh Gebirg, Wald, Strom, Gletscher, Dorfkirche zusammengeleimt sind — ein wahrer Hexenbrei von Naturschönheiten. Hoch über allen, eine vereinzelte Erscheinung, steht Gauermann da; unstreitig einer der ersten Landschaftsmaler unserer Zeit, weiß er das Todte zu beleben, und Fluß und Wald und Thieren und Vögeln eine Sprache zu entlocken, welcher seine Farbentöne als klingender Dolmetsch dienen. Gauermanns „Heimkehr von der Alpe“ hat diesmal mehr Tadel von der Kritik erfahren, als alle seine frühern Schöpfungen. Dennoch, troz der palpablen Luft, troz der langen Beine der einen Figur, ist dieses Bild eine der schönsten Dichtungen des Pinsels, und neben den eingesandten Landschaften von Rottman aus München und Marco aus Rom das beste in diesem Gebiet der Kunst unter all dem Wust der ausgestellten Paradestücke. — Von der Industrieausstellung in meinem Nächsten.

Beilage: Literaturblatt Nr. 57.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 135.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 6. Juni 1839.

— Es leben Mild' und Kraft,
Wie sie hier verbunden;
Junge Brüder, brausend, wild,
Und die Alten, ruhig, mild,
Und der Weise Stunden!

Hitzig.

Reise- und Lebensbilder.

Von Franz Freiherrn Gaudy.

Ponte-Molle und Cervaro.

Keiner meiner Leser rechne, wenn er als Firma dieser Skizze den Namen der ersten unter den Tiberbrücken liest, auf geschichtliche oder antiquarische Forschungen über die Zeit der Erbauung des alten Pons Milvius, über dessen Schicksale, Zerstörungen, Verschönerungen und Verunstaltungen; das Alles nennt ihm jegliche Reisebeschreibung, jedes Handbuch, und sollte er seinen Wissensdurst auch nur aus der trüb und spärlich tröpfelnden Neigebaurischen Wasserleitung löschen wollen. Keiner erwarte eine Beschreibung jener beiden hagern, magern Brückenstatuen, in denen man im ersten Augenblick einen Campagnaschäfer, der mit einem Stein zielt, und einen den Wurf Parirenden zu erblicken glaubt, bis man in der Nähe einen Johannes Baptista erkennt, welcher den Heiland quer über die Chaussee zu taufen im Begriff ist. Ebensowenig gedenke ich auch in das Herz eines mit Liebe Reisenden, eines Künstlers, der zum ersten Male den Tiber überschreitet, blicken zu lassen; solche Empfindungen sind nur, um selber empfunden, nicht um beschrieben zu werden. Noch weniger aber unternehme ich es, den von Rom auf immer Scheidenden, den aus den Lorbeerhainen der Poesie über Ponte-Molle in die Kartoffelregionen der Prosa Zurückrollenden zu schildern, den Schmerz jener Stunde, die mir selber nach allzukurzer Frist bevorsteht und an die ich gar nicht einmal denken mag. Meine Aufgabe ist, die Welt von dem Daseyn eines im Kirchenstaate noch außer der Republik Marino, ja mitten in Rom bestehenden Freistaats zu unterrichten, und sowohl bei dem noch gegenwärtig in ihrem geistigen Vaterlande wohnenden Freibürgern, als bei den bereits Exilirten das Angedenken an die schönen, im dreifachen Rausch des Künstlerlebens, des Lebens in Rom, der Jugendzeit verträumten Stunden zu erneuern. — Jener Freistaat heißt Ponte-Molle; seine Bürger sind mit spärlichen Ausnahmen Künstler, Deutsche dem Stamm und der Mehrzahl nach.

Der Ursprung der Republik verliert sich in die Nebel der Sagenwelt. Authentische Quellen existiren gar nicht, denn der künstlerische Mitbürger befaßte sich von jeher nicht gern mit Schreiben, und von Archäologen ist in diesem Punkt eben so wenig als in den übrigen genügende Lösung des Problematischen zu erwarten. Erst in neuerer, ja sogar in neuester Zeit hat man angefangen, ordentliche Register über den Zuwachs der Völkerschaft zu führen; an eine Kopfzählung ist aber noch nicht gedacht

worden; in diesem glückseligen Staate kennt man keine Steuern.

Folgendes berichtet die Sage. Im Mittelalter, wo die Begriffe von Künstler und Handwerker noch nicht so streng wie heutigen Tages gesondert waren, verschmähten die erstern es keineswegs, eine löbliche Zunft zu bilden, welche gleich den andern Gilden ihre Gesetze, Herkommen und Sprüche hatte und sich nach den verschiedenen Landsmannschaften abzweigte. Wurde nun einer derselben kund, daß wiederum ein neuer Gesell aus der nordischen Heimath gekommen und in Rom einzuwandern gedenke, dann zogen sie ihm bis zum Tiberstrom entgegen und harrten seiner in einer ohnfern des Strandes gelegenen Osteria, in welcher es noch bis auf den heutigen Tag einen gar preislichen Wein gibt. Dort mußte nun der Ankömmling Red und Antwort stehen, ob er denn auch ein wahrhafter Kunstjünger und kein Pfuscher und Bönhase sey, und ward mit mancherlei Fragen und Sprüchlein tribulirt und in die Enge getrieben. Wußte er auf Alles rechtschaffenen Bescheid zu geben, so begrüßten die Andern ihn mit herzlichem Handschlag als einen der Ihrigen, tranken ihm den Willkommen zu und ertheilten ihm auch den Namen, den er von nun an führen solle; wie denn die meisten Künstler jener Zeit nur nach dem Beinamen bekannt sind, den sie theils ihrer äußern Gestalt, theils ihrem Heimathorte, theils auch ihrer eigenen Kunstfertigkeit und Manier verdanken. Dann aber geleiteten sie ihn im Triumph über die Brücke und durch das Volksthor in das herrliche Rom.

Also ward es in alten Zeiten gehalten. Die spätern Jahrhunderte stürzten die engen Zunftschranken und veredelten den früher streng beobachteten Brauch zum heitern Scherz. Immer noch hielten die Künstler fest und treu zusammen, mehr aber aus eigener Neigung, als um der Form zu genügen; immer noch bildeten sie einen Verein, nicht aber um sich von den übrigen Ständen zu sondern, nur um sich gemeinsam des schönen italischen Jugendlebens zu freuen, und der Geist des Jahrhunderts bedingte dessen jedesmalige Gestaltung. Aus den Trümmern jener Kaste erhob sich ein phantastisches Königreich. Die den Monarchien abholde Zeit stürzte diesen aus Fogliettten und Cyprusflaschen gegründeten Thron. Eine Anarchie trat ein, wenn gleich nur auf kurze Zeit, bis ein Diktator, ein anderer Napoleon, sich aufschwang, dem Staat eine militärisch-monarchische Verfassung gab und ihn Jahrelang unter dem Titel eines Generals beherrschte. Nach seinem Abtreten von der Bühne machte das Prinzip der Volkssouveränität sich auch hier geltend. Der Staat constituirte sich zum Freistaat, erwählte einen Präsidenten mit durch Gesetze beschränkter Gewalt, stellte ihm den Vicepräsidenten zur Seite, Volkstribunen, um die Rechte der Republikaner zu wahren, gegenüber, und begrenzte die Dauer der jedermaligen Präsidentschaft, so wie die der andern Aemter, auf ein Jahr. In dieser zeitgemäßen Verfassung behauptete sich der Freistaat Ponte-Molle bis auf den heutigen Tag. Der Präsident hat freien Spielraum, für das Wohl des Staats zu wirken; jede Ueberschreitung seiner Rechte würde jedoch seinen augenblicklichen Sturz nach sich ziehen, denn die Künstler sind ein hitzköpfiges, auf ihre Freiheit eifersüchtiges Völkchen und verstehen bei Willkührlichkeiten keinen Spaß. Sein Gehalt ist übrigens um 20,000 Dollars geringer als der des Präsidenten der Vereinigten Staaten, und beläuft sich mithin auf Nichts.

(Fortsetzung folgt.)

Rousseau's Jugendjahre.

(Fortsetzung.)

Josephine (den Brief erbrechend). Wie viel gab man Ihnen, diesen Brief zu bestellen?

Rousseau. Mir? nichts. Ich weiß nichts von diesem Briefe. Auch hätte ich ihn, wenn man ihn mir zur Besorgung gegeben, nicht in die Rosen versteckt.

Josephine. Warum nicht?

Rousseau. Weil es kein schicklicher Weg ist, Briefe zu besorgen. Ich hätte ihn Ihnen offen in die Hand gegeben.

Josephine. Aber wenn nun der Schreiber dieses Briefs diese Offenheit nicht liebte?

Rousseau. So hätte er einen andern Ueberbringer als mich wählen müssen. Ich lüge nie.

Josephine. Ach, mein Freund, dann sind Sie für Paris verdorben.

Rousseau. Sagen Sie lieber, Paris ist für mich verdorben.

Josephine. Hier, wo Jedermann lügt und lügen muß, ist ein Geschöpf, das diese Kunst nicht versteht, ein unnützes, ja sogar schädliches Wesen.

Rousseau. Ich weiß es. Ich bin auch darauf gefaßt, daß man mich haßt und verfolgt.

Josephine. Aber wenn Sie nun in den Fall kämen, doch einmal eine Lüge sagen zu müssen?

Rousseau. Setzen Sie diesen Fall nicht, Madame. Das wäre ein sehr trauriger Fall; dann müßte ich auch aufhören zu leben.

Josephine. Und doch kann dieser Fall eintreten, wenn Ihr Stolz und Ihre Wahrheitsliebe in Kampf gerathen. (Ab.)

Sechste Scene.

Rousseau allein.

Sie geht, und läßt ihren Liebesbrief liegen. Er muß ihr wohl nicht sehr werth seyn. Er enthält wahrscheinlich gleichgültige Phrasen, und folglich kann auch ich ihn lesen. (Er liest.) „Zweifeln Sie nicht, angebetete Josephine, daß meine Liebe zu Ihnen ewig seyn wird." (Er wirft den Brief weg.) Gleich zwei grobe und dumme Lügen! Angebetete Josephine! Kann man ein Weib anbeten? Wie lächerlich! diese Geschöpfe voll Schwachheit und Unnatur! Und doch — Marion war nicht so gebrechlich; Marion war ein Engel; Marion hätte auch ich anbeten können; aber nein, sie liebte mich, sie bedauerte meinen Verlust, folglich hatte sie eine Schwäche, folglich darf ich sie nicht anbeten. Und nun vollends eine ewige Liebe! Wir Geschöpfe der Minute und ewig! — Aber ach! Marion, dich werde ich ewig lieben! — Arme Marion, wo bist du jetzt? Unglückliches Mädchen, mit der Unerfahrenheit einer Heiligen und dem Herzen eines Kindes, hinausgestoßen in eine betrügerische Welt! — Halt, sagte nicht Madame Lazares, die Modehändlerin, die das artige Häuschen am Ende der Allee hat, sie wüßte, wo Marion jezt lebe? ich solle ihr einen Brief und ein Andenken zur Besorgung übergeben? Ein Andenken? Ich? Was habe ich zu geben? Armer Jean Jacques! dieser Livréerock ist Alles, was du dein nennst, und nicht einmal das! Diese Treffen sind vielleicht echt, man wird sie dir nehmen, wenn man dir auch den Rock läßt. Aber dennoch muß ich Marion ein Andenken schicken; ich muß sie daran erinnern, daß der Knabe noch lebt, der sie lehrte, ihre Hände zum Gebet ineinanderfügen, um den Gott der Unterdrückten, der Verlassenen und Heimathlosen um Erbarmen anzuflehen. Sieh da, ein schönes Band, blau mit silberner Stickerei! Hier in diesem Hause des Luxus und Ueberflusses wird ein einzelnes Band, wie dieses, wohl nicht vermißt werden. Die Modehändlerin stickt mit einem Fädchen Seide meinen Namen hinein, und so erhält es Marion. Süßes Unterpfand der Treue, schon sehe ich dich in ihren Händen! (Er küßt das Band. Graf Saint-Charles ist unterdessen eingetreten und ist verwundert stehen geblieben.)

Siebente Scene.

Der Graf, Rousseau, später Josephine.

Graf (laut rufend). Der Graf Saint-Charles!

Rousseau (mit dem Bande beschäftigt, ohne sich umzukehren. Der Graf wiederholt die obigen Worte noch lauter).

Rousseau. Nun ja, was geht das mich an?

Graf (im äußersten Erstaunen.) Was es Euch angeht? Impertinenter Mensch! Ihr sollt mich anmelden.

Rousseau. Ach so! Gleich, Herr Graf. (Er geht, kehrt gleich wieder um.) Wie war der Name?

Graf. Graf Saint-Charles.

Rousseau. Doch nicht ein Nachkomme des tapfern Saint-Charles, der unter dem unvergeßlichen Condé diente und dessen Lorbeeren theilte?

Graf. Allerdings stamme ich von jenem tapfern Grafen ab; aber ich erstaune: was geht das Euch an, mein Freund?

Rousseau. O nichts, gar nichts! — Welch ein himmlisches Gefühl muß es seyn, unter seinen Voreltern große und berühmte Leute zu zählen, und vor allen Dingen, einen Helden Frankreichs zu seinem Stamme rechnen zu dürfen! Schon der Name klingt wie Gold! Saint-Charles! Dagegen Rousseau! Wird die Welt jemals diesen Namen nennen? Wird er in dem Vorzimmer einer schönen Frau dieses Geräusch ehrerbietiger Bewunderung erregen, den der Name Saint-Charles erregt? (Ab.)

Graf (ihm verwundert nachblickend). Ein philosophischer Bedienter! Wahrhaftig! so weit haben wir es schon gebracht! Nur vorwärts! Nächstens höre ich meinen Stiefelputzer über die Rechte des Adels deklamiren. O schöne Zeit, wo nur der Edelmann noble Maximen haben durfte! jezt macht jeder Lump Profession vom Edelmuth. Was seh ich? — mein Brief? und auf dem Boden liegend? (Er hebt ihn auf. Rousseau zurückkehrend.)

Rousseau. Das Fräulein wird sogleich erscheinen.

Graf. Ihr habt da meinen Brief aus der Tasche verloren, mein Freund.

Rousseau. Ich? Nein, gnädigster Herr; den Brief möchte ich um alle Schätze der Welt nicht geschrieben haben, und Gott sey Dank, ich habe ihn auch nicht geschrieben.

Graf. So wißt Ihr also, von wem er ist?

Rousseau. Nein, allein der Verfasser scheint zu den Armseligen zu gehören, die sich ewig mit dem Abwurf der Gedanken Anderer begnügen müssen.

Graf. Schweigt, und entfernt Euch auf Euern Posten. (Rousseau ab.)

Josephine (eintretend). Willkommen, Graf!

Graf. Willkommen, meine Göttin! Ganz Versailles legt Ihnen durch mich seine Glückwünsche zu Füßen.

Josephine. Sagen Sie ganz Versailles, daß ich dieser Huldigung nicht würdig bin. Was hatten Sie, als ich eintrat? Sie sind noch jezt ganz aufgeregt. Was kann wichtig genug seyn, einen so großen Weltmann aus der Fassung zu bringen?

Graf. Sie scherzen, meine schöne Freundin. Ich weiß von keiner Bewegung. Vielleicht daß der Umstand, meinen Brief erbrochen und hier auf dem Boden liegend zu finden —

Josephine. Ah Sie haben Recht, ich vergaß ihn zu mir zu stecken; allein mein Zimmer ist sicher. Es wird kein Dritter erfahren, daß Sie den almanac des modes

gep'ündert habe:, um mir einige gereimte Artigkeiten zu sagen.

Graf. Spotten Sie nicht, es waren Ausflüsse meines eigenen Herzens. Und Sie nennen dieses Zimmer sicher? sicher? und ein Dieb kann hier frei ein- und ausgehen?

Josephine. Ein Dieb, Herr Graf?

Graf. Ja, ein Dieb. Zwar ich bin auch ein Dieb, denn ich gehe darauf aus, Daphnes Herz zu stehlen —

Josephine. Ach so. — Nun, da hat es keine Gefahr.

Graf. Gottlob, nein! aber außerdem ist noch ein ganz gemeiner, prosaischer Dieb in Ihrem Zimmer gewesen. Ein junger, impertinenter Bursche, den ich selbst so eben auf der That ertappt habe.

Josephine. Und dieser junge Bursche?

Graf. Ihr Portier, Ihr Page oder wie Sie ihn nennen wollen. Wie ich hereintrat, entdeckte ich meinen Brief in seinen Händen.

Josephine. Daraus folgt nicht, daß er ihn gelesen.

Graf. Der Elende hatte die Dreistigkeit, zu behaupten, er enthalte entlehnte Gedanken. Sie sehen also, er muß ihn gelesen haben. Sie lachen? Worüber lachen Sie?

Josephine. Ueber Ihren Beweisgrund.

Graf. Sie, mein Engel, Sie lachen über Alles. Wenn Ihnen der Umstand mit dem Briefe so unbedeutend erscheint, so erfahren Sie, daß er dreist genug gewesen, Ihnen ein kostbares Band zu stehlen.

Josephine. Ein Band?

Graf. Das dort auf dem Tische lag. Als ich hereintrat, hatte er die Frechheit, es an seine Lippen zu drücken; ein Band von Ihnen an seine Lippen! Der Unverschämte!

Josephine. In der That, das Band fehlt. Ich will ihn rufen.

Graf. Jezt nicht, meine Göttin. Die Marquise von Bethune promenirt unten und hat Ihnen Dinge von Wichtigkeit zu sagen. Ich habe versprochen, Sie herunter zu begleiten.

Josephine. So kommen Sie. (Wie sie im Begriff sind zu gehen, erscheint Rousseau an der Thüre.)

Josephine (zu Rousseau). Jean, bringen Sie mir mein Tuch, es liegt dort auf dem Stuhle.

Graf (das Tuch Rousseau aus der Hand reißend). Halt, sonst könnte auch das den Weg in die Tasche gewisser Leute finden.

Rousseau. Herr Graf!

Graf. Ja, mein guter Patron, wir verstehen uns. (Ab mit Josephine.)

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Pär.

Um eben diese Zeit starb Pär, ein größerer Tonkünstler als Nourrit, denn er sezte die Musik, nach der dieser nur sang, und seine ernsthaften sowohl als komischen Opern sind in allen Ländern beliebt. Pär wäre auch ein vortrefflicher Opernsänger und Schauspieler geworden, wenn er statt zu komponiren blos gesungen hätte; wenigstens sang er Arien aus seinen Opern vortrefflich; besonders meisterhaft gab er die Partie des Kapellmeisters in dem komischen Duette der Operette Le maitre de chapelle. Ueberhaupt lag etwas Lustiges in ihm, das sich auch durch alle Stürme seines bewegten Lebens nicht zerstören ließ. Die Zeitungen gaben eine Menge lustiger Einfälle von ihm zum Besten, und schon früher hatte Castil Blaze in der Revue de Paris eine Charakteristik Pärs gegeben, worin manche interessante Züge aus seinem Leben vorkamen, nur freilich in der breiten, weitschweifigen Schreibart dieses pretenziösen Opernkritikers. Paer, oder eigentlicher Pär hatte eine italienische Schauspielerin, Franzeska Riccardi geheirathet, die auch nach ihrer Heirath noch eine Zeitlang fortfuhr auf den Opernbühnen Italiens zu singen. Zu Udine im venetianischen Friaul, gerade zu der Zeit, als das Hauptquartier Bernadottes da war, sollte eine Vorstellung zu ihrem Benefiz gegeben werden. Sie hatte dazu Portogallo's Oper la Donna di genio volubile gewählt. Der Tag der Vorstellung kam heran, die Billette waren abgesezt, es war schon Mittag, als sich der Primo Buffo, Namens Olivieri, ohne welchen die Oper nicht gegeben werden konnte, krank melden ließ, und sich wirklich zu Bette legte, nicht aus Unpäßlichkeit, sondern aus Neid, wie behauptet wurde. Der Impresario war in Verzweiflung, die prima Donna noch mehr; wie sollte man das Publikum beschwichtigen? Pär beruhigte den Impresario und seine Frau: er wollte die komische Rolle übernehmen; er hatte den Proben beigewohnt und wußte die Oper fast auswendig. Er spielte die Rolle so vortrefflich, daß nun Olivieri nicht mehr auf Madame Pär, sondern auf ihren Mann eifersüchtig wurde und bei der zweiten Vorstellung der Oper außerordentlich gesund war. Aber nun wollte der französische Generalstab den ersten Buffo und keinen Olivieri mehr haben. Der Impresario wurde mit Arrest bedroht, falls der Sänger, welcher bei der ersten Darstellung das Publikum belustigt hatte, nicht wieder aufträte. Der Schauspieldirektor hatte viele Mühe, Bernadotte begreiflich zu machen, daß er über Pär gar keine Autorität auszuüben habe, da dieser wohl der Gatte einer Schauspielerin, aber selbst kein Schauspieler sey, und nur aus Gefälligkeit für seine Frau, den Direktor und das Publikum bei der ersten Vorstellung die Rolle des fehlenden Primo Buffo übernommen habe. Bernadotte, heißt es, habe darauf durch Dragoner den allerliebsten Buffo aufsuchen lassen, aber nicht finden können, und sich mit Olivieri begnügen müssen. Bekanntlich war Pär mit seiner Frau bei der Kapelle des Königs von Sachsen angestellt, als Napoleon zu Dresden von der Vorstellung der Pärschen Oper Achilles entzückt wurde, und sogleich beschloß, ihn zum Direktor seiner Kammermusik zu machen. Die Schwierigkeiten, besonders die Aufhebung des Kontraktes mit dem sächsischen Hofe, wurden bald durch die Vermittlung Talleyrand's, dessen fuchsschlauer Geist weit größere Hindernisse bei Seite geschafft hatte, gehoben; Talleyrand war es auch, welcher den Kontrakt Pärs und seiner Frau mit Napoleon aufsezte. (Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 136.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 7. Juni 1839.

— Man zweifle nicht,
Ich sey beherzter, als mein Kleid verspricht.
Dem Lauf der Welt zum Hohn will ich's beginnen:
Von Außen wenig, desto mehr von Innen.

Shakespeare.
Cymbelin.

Rousseau's Jugendjahre.

(Fortsetzung.)

Achte Scene.

Rousseau allein, gleich darauf Millefleurs, Claude Anet.

Was war das? Kaum wage ich, meinem Ohr zu trauen. Ein hämischer Angriff auf meine Ehre! Was will der bleiche Zierbengel? Bin ich ihm in den Weg getreten, daß er mich zu beleidigen sucht? Und in ihrer Gegenwart! Ha, mein Blut fängt an zu kochen! Hat er mich nicht einen Dieb genannt? Einen Dieb!

Millefleurs. Ei, ei, mein Lieber, wer hat dich einen Dieb genannt?

Rousseau. Seyd Ihr da? Was habt Ihr darnach zu fragen?

Millefleurs. Sehr viel, mein Lieber. In diesem Hause nennt man die Domestiken keine Diebe; es ist nicht Sitte, mein Lieber.

Rousseau. Sitte oder nicht Sitte. Wenn ich Lust habe, ein Dieb zu seyn, was habt Ihr Euch hineinzumischen, Ihr Tölpel?

Millefleurs. Heiliger Lucas, der Bursche widersezt sich mir! Anet, Anet! Claude Anet!

Anet. Was gibt's?

Millefleurs. Verrath! Die Ordnung des Hauses geht zu allen Teufeln!

Anet. Wir wollen ihr nachsetzen. Was gilt's, ich hole sie ein? Sagt mir nur, was Ihr habt.

Millefleurs. Ach, mein Sohn, du hast ein paar derbe Fäuste; ich bin schwach; troz meiner prächtigen Figur kann mich eine Fliege umwerfen, wenn sie es darauf anlegt. Zudem, der Anstand erlaubt es nicht, verstehst du? Bleib' in meiner Nähe. Nun, Monsieur Rousseau, was habt Ihr eben gesagt? Wiederholt es einmal!

Rousseau (der träumerisch dagestanden). Ich will hin, will ihn zur Rede stellen! (Will ab, Anet vertritt ihm den Weg.)

Anet. Halt, keinen Schritt aus dem Zimmer! Ihr seyd ein hochmuthiger Bursche, hört Ihr? und Ihr habt den Herrn Millefleurs beleidigt, und wer den Herrn Millefleurs beleidigt, beleidigt auch mich, beleidigt das ganze Haus, beleidigt die ganze Stadt, beleidigt ganz Frankreich.

Millefleurs (hinter Anets Rücken). Bravo, mein Lieber! nur noch ärger darauf los!

Rousseau. Was wollt Ihr von mir? ich kenne Euch nicht.

Millefleurs und Anet. Er kennt uns nicht Und trägt doch einen Rock mit uns!

Rousseau (knirschend). Das ist wahr, ich trage den Rock der tiefsten Erniedrigung. (Zusammenschaudernd.) Dieser Rock gibt seinem Träger kein Recht, zu fühlen, zu denken wie ich fühle und denke. Was will ich denn? Lächerlicher Stolz! Geh, küsse die Hand dem gnädigen Herrn und danke ihm, daß er dich gewürdigt, einen herablassenden Scherz mit dir zu treiben. Halte seinem Fußtritte still, im Fall es ihm behagt, den Scherz noch weiter zu treiben.

Anet. Was spricht er da?

Millefleurs. Ich glaube, er macht Verse.

Rousseau. Und sie? Wie lächelnd nahm sie deine Erniedrigung hin! In ihren Augen warst du schon so niedrig, daß nichts dich noch tiefer herabstoßen konnte. Wie armselig! Und meine Reden von früher — welch ein Contrast! In dieser Minute hochmüthige Worte wie ein Moralphilosoph, und in der nächsten Minute als Dieb ertappt! Ha, aber ich will mich rächen, ich will mich rechtfertigen oder zu ihren Füßen sterben!

(Will ab. Anet ihm den Weg vertretend.)

Anet. Halt! sag' ich nochmals. Erst mir Rede stehen, nachher meinethalb sterben!

Rousseau. Fort, aus dem Weg!

Anet. Das laßt uns einmal sehen, wer hier die Oberhand behalten wird. (Er naht sich ihm drohend. Rousseau springt auf Millefleurs los, entreißt ihm den Degen und dringt damit auf Anet ein. Millefleurs ist unter den Tisch gekrochen, indem er schreit:) Mord! Verrath!

Neunte Scene.

Marion. Die Vorigen.

Marion (hereinstürzend). Was gibt's? Welch ein Lärm! Rousseau!

Rousseau. Ha, Marion!

Marion (ihm den Degen entreißend). Schämen Sie sich, Rousseau! sind das die Gesinnungen des Friedens, der Milde, der Versöhnung, die uns der ehrwürdige Pater la Chaise einprägte?

Rousseau. Marion — du hier? —

Marion. Ich hier, um Sie zur Rede zu stellen.

Rousseau. Süßes, himmlisches Mädchen, was soll ich thun, dich zu besänftigen?

Marion. Hingehen und den sehr ehrenwerthen Herrn Millefleurs um Verzeihung bitten.

Rousseau (auf Millefleurs zueilend und ihn in die Arme schließend). Verzeihung, werthester Herr, Verzeihung!

Millefleurs. O weh! meine Perrücke! Nun bin ich wieder ein Herr, vorher ein Tölpel. Im Kopfe dieses Burschen mag es kurios aussehen.

(Ab mit Claude Anet.)

(Fortsetzung folgt.)

Reise- und Lebensbilder.

(Fortsetzung.)

Die Ertheilung des Bürgerrechts an einen Ankömmling ist mit herkömmlichen Feierlichkeiten verbunden. Schon mehrere Tage vorher zeigt ein im Café greco aufgehangenes Plakat den Republikanern an, daß Volksversammlung und Uebergang über Ponte Molle statt finden solle. Das Publikum versammelt sich bei guter Zeit in einer der in der Stadt befindlichen Räumlichkeiten — denn jene Brückenüberschreitung ist nur noch eine nominelle — läßt sich an langen Tafeln nieder, speist, was ihm Geldbeutel, Magen und Gewissen erlauben, und trinkt den reichlich aufgetragenen Wein, dessen Valuta der Kandidat, der Pontemollist, als Brückenzoll entrichtet. Der Präsident thront im Mittelpunkt. Eine blitzende, aus kupfernen Bajocchi zusammengefügte Ordenskette ist das Zeichen seiner Würde. „Aber nachdem die Begierde des Tranks und der Speise gestillt war" (oder wenigstens die leztere, denn um die erstere zu befriedigen, bedarf es ziemlich geraumer Zeit), tritt der älteste Volkstribun in's Zimmer und verkündet dem Präsidenten, wie dort draußen ein Kunstjünger halte und um Vergünstigung bitte, über Ponte-Molle rücken zu dürfen. Sie wird ihm ertheilt, und der Kandidat, geführt von beiden Tribunen, tritt ein und stellt sich dem Präsidenten gegenüber. Der Eine hat sich noch nicht so viel Zeit nehmen können, um den Reisestaub von den Füßen zu schütteln, das schwere Felleisen abzuwälzen, ein Anderer schleppt eine gewaltige Mappe, ein Dritter läßt sich auf einem Kinderwägelchen in's Zimmer ziehen, ein Vierter beschreitet es gar auf einem geduldigen Eselein, wie es nun Laune und Muthwille gerade eingeben. Vor dem Präsidenten angelangt, wiederholt er mündlich sein Gesuch, zum Mitglied der erlauchten Republik aufgenommen zu werden. Der Repräsentant der gesetzlichen Gewalt befragt ihn um seinen Namen, um die Kunst, der er sich gewidmet habe, und legt ihm hierauf einige, auf leztere bezügliche Fragen vor. Der Gesell gebärdet sich etwas täppisch, faselt zwar vieles über Kunst, hält aber in seiner hyperboräischen Verblendung eine Artischoke für einen antiken Thyrsusknopf, den Holzschnitt des h. Antonius Abbas mit dem Rüsselvieh für einen veritablen Leonardo da Vinci, und glaubt in dem Diario di Roma verkohlte Papyrusrollen zu erblicken. Weit entfernt, sich über so unbegreifliche Kurzsichtigkeit zu ärgern, fühlt der Präses nur Mitleid mit derselben. Er weiß nur allzuwohl, wie schief die Urtheile der Neuangekommenen, der freschi, über Rom und Kunst ausfallen, er kennt das Geschwätz der Kunstkenner, Archäologen, Kritiker und wie das Volk alles heißen mag, kennt aber auch das

palpabelste Mittel, den Dämon zu beschwören, den Besessenen zu heilen, ihm über seine Ignoranz die Augen zu öffnen. So heißt er denn den Ankömmling einen Becher guten Weins leeren. Dieser gehorcht, verharrt zwar öfters noch bei seiner Verstocktheit, und sieht sich in diesem Falle genöthigt, die Dosis zu verdoppeln, in den meisten Fällen aber fallen ihm schon beim ersten Schluck die Schuppen von den Augen: er erkennt das Diario für ein elendes Sudelblatt, den Carcioso, den Pfenningsholzschnitt für das, was sie sind, fällt aus allen seinen Himmeln und sieht ein, daß er bisher so viel als gar nichts gewußt. Auf diesen Zustand der Zerknirschung, auf diesen Durchbruch hat der Präsident aber nur gewartet: er erkennt in der Bekenntniß des Irrthums den ersten Schritt zum Heil, und ertheilt dem Reuigen das Bürgerrecht, indem er ihm das Bundeszeichen, einen am blauen Bande schaukelnden Bajocco durch den Teibun in's Knopfloch befestigen läßt. Jetzt ist der Fresko glücklich über Ponte-Molle, er hat den entscheidenden Schritt über seinen Rubikon gethan, und wenn er sich nur vor Rückfällen hütet, wird noch ein ganzer Kerl aus ihm. Die Gesundheit des neuen Republikaners wird feierlich ausgebracht, die Gläser erklingen in der Runde, und der Abend verfließt beim Becher unter Scherz und Gesang.

Man sieht, daß der Verein mit dem berühmten Londner Lumber-Troop, dessen Charakteristik noch vor Kurzem im Morgenblatt entworfen wurde, Vieles gemein habe. Und wie dieser, so kann auch er die berühmtesten Namen unter seinen Mitgliedern aufweisen. Die ganze Ceremonie mag wohl Manchem pueril erscheinen, oder in seinen Augen allenfalls nur als Parodie der grassirenden Ordensmanie Gnade finden. Ich denke aber doch, daß eine Dekoration, die ein Thorwaldsen, Wagner, Reinhard, Horace Vernet, und von den Nichtkünstlern unter Andern Wolfgang Menzel tragen, mag sie immerhin nur aus einem Kupferdreier bestehen und beim Glase Wein verliehen werden, es wohl mit manchem Stern und Kreuze aufnehmen darf. Thorwaldsen scheint gleicher Meinung zu seyn. In dem Kasten, welcher seine sämmtlichen zahlreichen Ordensdekorationen verschließt, thront der Bajocco am blauen Bande in der Mitte. Als er vor Kurzem zu Kopenhagen in eine große Künstlergesellschaft geladen war, hatte er sämmtliche Adler und Löwen und Falken und anderes ritterliches Gethier zu Hause gelassen und erschien mit dem einfachen Bajocco im Knopfloch. So etwas darf einen Ordensbruder schon ein wenig stolz machen; und daß dies Ehrenzeichen doch nicht so ganz leicht zu erwerben sey, möge unter anderm beweisen, daß es mir erst auf meinem zweiten Römerzug gelang, mit demselben geschmückt zu werden.

Schlägt nun endlich die verhängnißvolle Stunde des Abgangs von Rom, dann versammeln sich alle die Freunde und Kunstgenossen des Scheidenden noch einmal. Der Präsident schmückt ihn mit der wohlverdienten Lorbeerkrone, er wünscht ihm gute Reise, er ruft ihm ein herzliches: Auf Wiederkehr! zu. Entläßt ja doch auch jeder Römer den Abreisenden mit dem Gruße: a rivederci! Er kann es sich nicht denken, wie Einer, der den römischen Lotos gekostet hat, es jenseits der Alpen aushalten möge; und auch ich vermag es nicht zu begreifen, und doch bedroht mich schon in Wochenfrist jene schmerzlichste aller Lorbeerkronen. Doch fort mit jenem grau in grau gemalten Bilde, und hurtig dafür das frischeste, bunteste der ganzen Mappe hervorgesucht: es ist die herrliche Cervaro-Tour, von der ich reden will.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Sittengeschichte der Deutschen.

So lange die göttliche Sendung und Einsetzung weltlicher und geistlicher Fürsten sich im Sinne der Völker von selbst verstand, war der Verkehr zwischen den Großen und dem Volk ein sehr unbefangener, wobei man beiderseits den gemein menschlichen Leidenschaften den Lauf ließ. Die Aengstlichkeit, womit sich jetzt beide Theile bewachen, wenn sie einander gegenüberstehen, das ganze Ceremoniel, mit der unverbrüchlichen Würde einerseits, und dem unerläßlichen Respekt andererseits, sind erst Früchte der nach und nach in die Welt gekommenen Skepsis. — Dies wird durch die folgenden Beispiele aus der Sittengeschichte lebhaft vergegenwärtigt.

— Kaiser Heinrich II., der Heilige, † 1024, ließ eine Messe für seine verstorbenen Eltern lesen. Im Meßbuche standen die Worte famulis et famulabus. Heinrich, um einen Spaß zu machen, löschte mit einem Kapellan in beiden Worten die Sylbe fa aus, und Bischof Meinwerk las in der Hast mulis et mulabus. Froh über den geglückten Spaß, neckte ihn der Kaiser: „Herr Bischof, ich bat um eine Messe für meine Eltern und nicht für Esel und Eselinnen."

— Ein großer Spaßmacher war auch Gebhard, Bischof von Prag. Als er zu Mainz im Jahr 1068 zum Bischof geweiht worden war und über den Rhein zog, saß einer seiner Ritter am Ufer und badete die Füße im Strom. Gebhard gab ihm rücklings einen Stoß und sprach: „Denuo te baptiso, Wilhelme!" Der Ritter konnte sich nur durch Schwimmen retten.

— Kaiser Karl IV. war 1354 in Bayern, und man glaubte, er möchte sich gerne heimlich der Stadt Regensburg bemächtigen. Einmal ward er vom Rath zu einem Gastmahl gebeten, kam aber am bestimmten Tag mit einem Haufen seiner Trabanten. Man rief sogleich zu den Waffen, spannte Ketten vor die Gassen, und Karl ward so in die Enge getrieben, daß er um Gottes willen bitten mußte, man möchte ihn in des Bürgermeisters Günther Haus in Sicherheit bringen. Zwei Stadthauptleute ergriffen sofort die Zügel seines Pferdes und führten ihn, unter dem Lärm des nachstürmenden Volks, zum Thor hinaus, mit der Weisung, so nicht wiederzukommen.

— Als Kaiser Sigmund um's Jahr 1414 nach Straßburg kam, besuchten ihn Morgens früh mehrere Straßburger

Weiber. Er stand sogleich auf, belustigte sich mit ihnen, warf den Mantel um sich und tanzte barfuß durch die Stadt. Da sie in die Körbelgasse kamen, kauften sie ihm ein Paar Schuhe um 7 Kreuzer und thaten sie ihm an. Der Kaiser, ein fröhlicher, „schimpflicher" (scherzhafter) Herr, tanzte fort, bis er müde war. Bei seinem Abschied theilte er 150 goldene Ringe, jeden gegen 2 Gulden werth, zum Gedächtniß unter die edeln Weiber aus.

— Im fünfzehnten Jahrhundert ward ein Herr von Walmoden bei einem großen Fürsten angeschwärzt, als habe er den Muth nicht, welchen das Gerücht ihm beilegte. Der Fürst, um ihn scherzhaft zu prüfen, ließ sich eine Feder in den Bart stecken, redete aber mit allen Anwesenden ab, sie sollten nicht thun, als ob sie es sähen. Walmoden zeigte es endlich dem Fürsten an; dieser streckte ihm den Bart hin, damit er die Feder herausziehe. Als nun Walmoden die Hand darnach ausstreckte, schnappte der Fürst nach derselben, als wolle er ihn beißen. Aber der Ritter überzeugte den Fürsten von seiner Herzhaftigkeit, „denn er schlug ihn geschwind auf's Maul."

— Vor Kaiser Karl V. war es Gewohnheit, daß, wenn die Kurfürsten zum Reichstag oder sonst zusammenkamen, der Kaiser ihnen, falls er schon da war, entgegenritt, mit seinem Gefolge abstieg und die Fürsten bewillkommte. Karl V. that dieß noch auf dem Wormser Reichstag; aber auf dem zu Augsburg 1530 unterließ er es: der spanische Hochmuth ließ es ihm nicht mehr zu (hispana illa superbia dissuadente). Indessen mußte er Unpäßlichkeit vorschützen und einen Stellvertreter senden. — Diese hispana superbia war die eigentliche Mutter des spätern Ceremoniels, und Karl V. der Verläufer des großen französischen Ludwig, der ein Jahrhundert darauf den Codex entwarf, durch welchen das im Lauf der Geschichte völlig veränderte Verhältniß zwischen Fürst und Volk äußerlich dargestellt wurde.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Pär. Die Emeute.

Pär wurde Napoleons Musikdirektor, mit einem Gehalte von 28,000 Franks, wozu noch eine jährliche freiwillige Zulage von 12,000 Fr. kam; in den vier Sommermonaten, Mai bis August, sollte er jährlich einen Urlaub bekommen; seine Frau wurde mit engagirt. Als aber später die Signora Grassini zur Hofkapelle gezogen wurde, mußte Signora Pär, die ihr weit nachstand, zurücktreten, und bekam eine Pension von 6000 Fr. Pär hätte ein reicher Mann werden müssen, zumal da auch seine Opern auf der italienischen Bühne zu Paris ziemlich oft gegeben wurden; allein in Paris sparen die Künstler selten, und Pär mochte, wie so manche von Napoleon Begünstigte, glauben, er brauche für die Zukunft nicht zu sorgen. So kam denn das Jahr 1814 heran und nahm ihm plötzlich seine glänzende Stellung. Zwar wurde er auch beim neuen Hofe angestellt, und war auch Professor am Musikkonservatorium; aber mit seinem früher so reichlichen Auskommen war es vorbei, und da kein Theater mehr in den Tuilerien war, so konnte er nur in den Hofkonzerten sein Talent zeigen. Seine Frau hatte ihn schon lange zuvor verlassen und war nach Italien zurückgekehrt; seine Tochter, die bereits Virtuosin war, starb kurze Zeit nachdem sie sich verheirathet; troz dem blieb Pär immer der lustige Lebemann, wie zuvor. Auch ihm veranstalteten die Tonkünstler ein musikalisches Seelenamt. Er hat zwei Söhne hinterlassen, wovon einer Offizier und der andere Tonkünstler ist. — Kurz nachdem man diese beiden Tonkünstler beerdigt, und in der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften die Lobrede auf Talleyrand von Mignet angehört hatte, welche beinahe zwei Stunden dauerte, und worin hauptsächlich nur die Theilnahme Talleyrands an dem Wiener Kongreß getadelt wurde, da doch manches andere in der diplomatischen Laufbahn des alten listigen Staatsmannes zu tadeln war, erlebte Paris am Sonntag den 12. Mai einen Auftritt, oder eine Begebenheit, worauf Niemand vorbereitet war. Es war ein schöner, heiterer Tag, und die Pariser, welche der schönen Tage so wenig in diesem Frühlinge genossen hatten, waren schaarenweise hinausgewandelt, um sich der schönen Natur, oder auch nur eines Tanzes zu erfreuen, oder ein kleines Familiengelage in einem der Dörfer der Umgegend zu veranstalten. Gegen zwei Uhr ging ich über den Grèveplatz und sah mit Zufriedenheit den rasch fortschreitenden Ausbau des alten Hotel de ville, das sich nun in wenig Jahren doppelt so groß als zuvor gestalten wird. Alles auf diesem stets sehr belebten Platze hatte ein so friedliches Ansehen, daß sich Niemand eine Störung der Ruhe hätte träumen lassen. Dann führte mich mein Weg vor dem Justizpalaste vorbei, und auch hier war Alles ganz ruhig und still. Die Krämer und Kaufleute, deren Läden noch offen standen, schlossen dieselben großentheils, um sich mit ihren Familien draußen oder im Schauspiele zu vergnügen, oder in einem der öffentlichen Gärten, oder in den champs élysées, oder auf dem Boulevard spazieren zu gehen. Um vier Uhr, als ich wieder zu Hause angelangt war, wird von der Nationalgarde Allarm geschlagen; Jedermann fragt erstaunt, was es gebe, und erfährt, eine bedeutende Rotte habe sich auf dem Grèves und dem nicht weit davon liegenden Chateletplatze, so wie vor dem Justizpalaste gezeigt, die dort befindlichen Wachtstuben mit Gewalt genommen, sich der Gewehre bemächtigt und an mehreren Orten von Paris die Läden der Waffenschmiede aufgebrochen und geplündert. Woher diese Rotte gekommen, und was die Absicht derselben sey, wußte Niemand zu sagen. Es gehörte Zeit dazu, ehe die Truppen, deren Kasernen sich meistens in den Vorstädten befinden, zusammenberufen und nach den von den Aufrührern besezten Punkten geführt werden konnten. Mit der Nationalgarde ging es natürlich noch viel langsamer; denn von den Bürgern war über die Hälfte abwesend von Hause. Auch ist der Bürger mit dem Bewaffnen nicht so flink, als der Soldat. Die Gensd'armen waren indessen schon handgemein mit den Aufrührern geworden, und hatten sie von den öffentlichen Plätzen vertrieben. Nun zogen sich die Aufrührer in das bereits durch die vorigen Aufstände berüchtigte Revier der Straßen St. Denis und St. Martin zurück, wo sich allenfalls ein kleiner Haufe gegen eine bedeutende Anzahl Truppen eine Zeitlang halten kann, besonders wenn er sich in den engen Gassen, welche beide, ebenfalls nicht sehr breiten Straßen miteinander verbinden, hinter Barrikaden verschanzt und sich in die dunkeln Häuser vertheilt.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 137.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 8. Juni 1839.

Uprouse ye then,
Ye merry, merry men!
Joanna Baillie.

Reise- und Lebensbilder.

(Fortsetzung.)

Das Wintersemester der deutschen Künstler endet mit dem Osterfest. So wie die ersten Knospen treiben, packen die Maler Farbenkasten und Skizzenbuch zusammen, nehmen den Wanderstab zur Hand, pilgern zu allen Thoren Roms hinaus, und beginnen ein frisches, fröhliches Waldleben in den Bergen, oder lassen sich auf einer der zauberischen Inseln des tyrrhenischen Meers, in kuhlen, mit Fresken geschmückten Klosterhallen nieder, bis der Herbst sie wieder nach der alten Wunderstadt zurücklockt. Ehe sie jedoch die Wanderung beginnen, feiern sie ihr Passahfest, jenes fröhliche Mahl, welches den Schlußpunkt des römischen Kunstlerjahrs bildet. In frühern Zeiten zog man vor die Porta San Sebastiano, bestieg auf Leitern das herrliche Grabmal der Cäcilia Metalla, um von dort aus über die weite, duftige Campagna mit ihren Gräbern und Wasserleitungen zu schauen und den Tag festlich mit Sang und Klang zu begehen. Später hat man es vorgezogen, die Scene vor Porta Maggiore und nach den sechs Miglien entlegenen Steinbruchen von Cervaro zu verlegen.

Schon Wochenlang vorher versammeln sich die Bürger des Freistaats Ponte-Molle, um zur Wahl der Kohortenfuhrer, unter deren Banner sie den Feldzug machen wollen, zu schreiten. Die Pflicht dieser Feldobersten ist, insbesondere fur Proviant zu sorgen, und also eine ernste; „denn immer rustig sind Soldatenmagen," sagt Shakespeare, und in diesem Punkt nehmen die Künstler es mit dem bestdressirtesten Gardecorps auf. Der Präsident ernennt noch aus eigener Machtvollkommenheit die übrigen, nur jenen Tag über fungirenden Chargen, den Chef der Gensdarmerie, den Oberganymed, Trompeter, Trommler und anderweitige Hofämter, und verleiht ihnen die Bestätigung schwarz auf weiß in förmlichen Diplomen. Von nun an beginnt unter den Künstlern ein wildes Durcheinanderrennen und Treiben, und die ganze Republik gleicht einem aufgestörten Ameisenhaufen. Fahnen werden mit auf Kunst und Durst bezüglichen Emblemen bemalt, die Buden der Maskenverleiher nach Festtrachten durchstöbert, Bänder zu Unterscheidungszeichen der Kohorten geknüpft, Würste, Schinken, Brod, Salatstauden und Eier in Riesenhaufen aufgestapelt, Weinkeller durchgekostet und diverse Barile beim Est, est! erstanden, Pferde und Esel gemiethet. Jeder Krieger hat nämlich wie billig die Wahl, ob er die Campagne als Infanterist oder Kavallerist mitmachen wolle, lezteres aber als Pferd- oder Eselreiter. Die Mehrzahl entscheidet sich fur langohrige Vehikel.

Endlich tagt der ersehnte Morgen. Auf dem Platz hinter Maria Maggiore sind die Esel zur Verloosung zusammengetrieben, feiern die Freude des Wiedersehens in langgehaltenen Hymnen, machen einander jauchzende Liebeserklärungen und erweisen sich zu jedem Dienst, außer zum Tragen ihrer Reiter, bereitwillig. Noch haben diese nicht die schlichte toga cum sago vertauscht, eine Verwandlung, welche innerhalb der Ringmauern der heiligen Stadt nicht gestattet werden durfte, und nur hie und da wagt sich ein farbiges Kohortenband, ein bauschender Rilterermel aus dem verhüllenden Mantel, nickt eine bunte Feder vom Raphaelbarett. Erst vor dem Thor, bei Torre de' Schiavi, einer vier Miglien von Rom gelegenen Tempelruine, strömt das vollzählige Heer zusammen und zeigt sich in seiner Pracht und Herrlichkeit. Der Präsident im goldbesetzten Purpurmantel mit Scepter, Stern und Ordensband, der Obergeneral der Gensdarmerie und seine Haltfeste mit Pappbüten, mächtigen Epauletten und Holzschwertern, der Leibtrommler im altdeutschen Wamms, der Beduin im weißen Wollenmantel, die lange Rohrlanze in der Faust, der Conte mit Brille und Haarbeutel, der Marinaro mit rother Wollmütze, der deutsche Ritter mit Sammtbarett und Feder, die Modedame mit Schnurrbart und falschen Hüften, das anspruchlose Phantasiekostum, welches aus umgekehrter Jacke besteht, die Ganymede, das Haupt mit Epheu umflochten und Thyrsusstäbe mit vergoldeten Pinienäpfeln zur Hand. Das Amt der Lezteren beginnt unverzüglich, denn das Heer brennt vor Thaten- und ordinärem Durst. Mittlerweile haben sich auch zahllose Schwärme von Zuschauern eingefunden, Römer, Fremde, vor allem Engländer. Sämmtliche Lumpen von Piazza Barberina — und ihre Zahl ist Legion — sind mit hinaus gerannt. Zu versäumen haben sie nur wenig; fur sie scheint Gottes Sonne so hold draußen als innerhalb der Stadt, und mit Recht dürfen sie fur das Halten und Prügeln rebellischer Esel auf reichliche Brosamen der Tafel rechnen. Nach halbstündiger Rast wird aufgebrochen. Die Manöver beginnen. Parademärsche — denn auch das republikanische Heer laborirt an diesem Krebse — werden mit Anstand und Präzision ausgeführt, Anhöhen mit supponirtem Feinde erstürmt und genommen, eingebildete Quarrés ohne Gnade in die Pfanne gehauen. Die Armee übertrifft sich selber, der einzige hartnäckige Gegner, welcher nicht davon laufen will, ist der Esel; sämmtliche Gefallene stehen wieder auf. Der Präsident zählt die Häupter seiner Lieben, und sieh, es fehlt kein theures Haupt. Der Sieg ist so vollständig wie der eines Carlistischen Bulletins, und die Armee darf mit gutem Gewissen die Sommerquartiere beziehen.

(Schluß folgt.)

Rousseau's Jugendjahre.

(Fortsetzung.)

Zehnte Scene.

Rousseau. Wie, Marion, du hier? und ich wußte nichts davon. Das ist gegen die Verabredung.

Marion. Hab' ich denn bis jezt etwas von Ihnen gewußt, Monsieur Rousseau? Seit Sie die Schwelle des Katechumenenhauses uberschritten, hörte ich mit keiner Sylbe von Ihnen.

Rousseau. Ach, Marion, und doch gelobten wir, für einander zu leben! Das macht die Welt, die böse Welt! Hute dich vor dieser Schlange, Welt genannt! Sie wird auch dein Herz umstricken! Wärst du doch in den heiligen Mauern geblieben!

Marion. Warum? mir geht es ganz wohl. Der Pater La Chaise sagte mir, als er mir dieses kleine Kreuz von Ebenholz einhändigte: wenn dich der Geist der Erde zu einer Handlung hinreißen will, die du später zu bereuen Ursache hättest, so ziehe dieses Kreuz aus dem Busen und küsse es. Während dieser heiligen Handlung wird sich dein ungestümes Herz besänftigen, und der Trieb zum Bösen geht vorüber. Noch habe ich nicht nöthig gehabt, mein Kreuz zu küssen.

Rousseau. So bist du unter Engel gerathen; ich, Marion, ich habe es mit Teufeln zu thun gehabt.

Marion. Das sind deine bösen Träume. Der Pater La Chaise sagte, das stecke dir im Blut. Aber erkläre mir, wie du hieher kommst.

Rousseau. Du weißt, ich verließ Turin mit wenigen Franken in der Tasche; sie waren bald verzehrt. Die Scham hielt mich ab, an meine edle Pflegemutter, an Frau von Warens, mich zu wenden; ich zog es vor, in einem kleinen Grenzstädtchen Musikunterricht zu geben, ich, der ich eben nur Anfänger in dieser Kunst war. Meine Untauglichkeit wurde entdeckt, und ich mußte weiter wandern. Paris zog mich an; der Glanz, das Gedränge, die Pracht der Hauptstadt wurde von tausend Zungen gelobt. Wer in Paris nicht sein Glück macht, hieß es, der ist bestimmt, in Armuth und Elend unterzugehen. Ich traute diesen glänzenden Vorspiegelungen, und mit einem kleinen Rest meiner Baarschaft nahte ich mich den Thoren von Paris. Ach, Marion, wie wurde mir, als ich diese Königsstadt sah, diese Furstin unter den Städten Europas, geziert mit unvergänglichen Kronen des Ruhms! Als Burger einer freien Stadt erzogen, kannte ich nicht den Glanz, den die Könige um sich zu verbreiten pflegen; noch nie hatte ich das Gepränge eines Hofes gesehen. Meinem Auge, an die republikanische Einfachheit gewöhnt, war noch nie der Prunk der Künste entgegengetreten. Hier sah und hörte ich Ungemeines. Der ehrwürdige

Tempel von Notredame wehte mich mit seinen erhabenen Schauern an; ich sah den Palast des Louvre, den erhabenen Siz der Könige Frankreichs; ich sah König Ludwig, gefolgt von seinen Großen, die langen Galerien daherwandeln, um sich in die Messe zu begeben. Seine Zuge druckten Gute und Majestät aus. Ich besuchte das Schauspiel, und mit zitterndem Staunen hörte ich die erhabenen Verse Corneilles. Ach Marion! wer diesem Volke, diesem Lande etwas seyn könnte — wie gotterfüllt muß dessen Bewußtseyn seyn! Ich — (einen Blick auf seinen Rock werfend) ich trage — die Livrée.

Marion. Wir sind nicht alle zu Helden geboren.

Rousseau. Aber wehe dem, der es ist, und sich erniedrigen muß!

Marion. Man wies dich hieher?

Rousseau. Beim müssigen Herumlaufen und Bewundern war meine Baarschaft bald aufgebraucht. Ein Krämer in der Straße Vivienne nahm mich auf, und seine Frau, eine hübsche Brunette, erzeigte mir unaufgefordert eine Menge Wohlthaten. Sie weckte dadurch des Mannes Eifersucht, und die Folge davon war, daß ich auch dieses gastliche Haus verlassen mußte. Ich irrte von Neuem herum, immer den Kopf voll Bildern des Ruhms und die Tasche leer. Endlich entschloß ich mich, bei einer reichen alten Wittwe in Dienst zu treten. Sie hielt mich ehrenvoll, aber dennoch war der Tag, wo ich zum ersten Male dieses Kleid der Knechtschaft anlegte, ein schwarzer Tag in meinem Leben. Meine Beschützerin starb; die auf mich neidische Dienerschaft fand Mittel, mich um eine kleine Summe zu betrügen, die die Dame in ihrem Testamente mir ausgesezt hatte; nur ihre Empfehlung trat in Wirksamkeit, und durch diese habe ich vorgestern den Dienst in diesem Hause angetreten.

Marion. Armer Rousseau, Sie haben viel zu leiden gehabt.

Rousseau. Beklage mich nicht, Marion; da ich dich habe, fehlt mir nichts.

Marion. Aber sind diese Leiden nie von Ihrer Seite verschuldet worden?

Rousseau (mit Stolz). Nie, Marion; oft trat mir die Versuchung nahe, allein ich hab' ihr immer widerstanden; und in Wahrheit, es wäre vermessen, zu glauben, daß ich ihr je unterliegen könnte.

Marion. Es ist vermessen, dieses zu behaupten, Rousseau.

Rousseau. Ha, da seh' ich den Nichtswürdigen kommen, der es gewagt hat, meine Ehre anzutasten!

Eilfte Scene.

Josephine am Arm von Saint-Charles.
(Marion zieht sich in den Hintergrund zurück.)

Rousseau (zu Marion). Bleibe, Marion, du sollst Zeuge seyn, wie dieser edle Herr mir Abbitte thut.

Josephine. Was gibt's?

Saint-Charles. Welche neue Unverschämtheit!

Rousseau (vortretend). Es beliebte Ihnen, Herr Graf, vor wenig Augenblicken mir eine nicht bewiesene beschimpfende Anklage in's Gesicht zu werfen; es wird Ihnen hoffentlich jezt belieben, Ihr Betragen zu rechtfertigen.

Josephine. Was höre ich?

Rousseau. Ich bitte um Gnade, Madame. Unmöglich kann es Ihr Wille seyn, daß derjenige, der das Glück hat, in Ihren Diensten zu stehen, beschimpft werde.

Josephine. Sie haben Recht, vertheidigen Sie sich, wenn Sie können.

Rousseau. Ich bin mir keines Fehls bewußt. Ich muß bitten, daß man sämmtliche Dienerschaft gegenwärtig seyn lasse, denn sie Alle haben schon von der Beschuldigung etwas vernommen.

Josephine. Man rufe sie.

(Marion ab.)

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Schluß.)

Die Emeute. Forçats libérés.

Vielleicht wäre man weit früher mit den Aufrührern fertig geworden, wenn nicht ein Haufen von bloßen Neugierigen, deren es in Paris so manche Tausende gibt, und die sich nicht leicht zurückschrecken lassen, und dann eine Menge elenden Gesindels, welches sich bei solchen Auftritten zu den Meuterern gesellt, um zu plündern und in der allgemeinen Verwirrung etwas zu profitiren, den Angriff erschwert und den Aufrührern manchen Vorschub geleistet hätte. So geschah es denn, daß dieser so unerwartet entstandene Bürgerkrieg sich bis zehn Uhr Abends verlängern konnte, und einer Menge Menschen das Leben kostete. Die Morgue ward nun wieder voll von Leichen, und an den folgenden Tagen hatte der Pöbel nichts Nöthigeres zu thun, als diese Leichen zu beschauen und seine Bemerkungen darüber zu machen. Das berüchtigte Cloître St. Méry, eine neben der Kirche gleichen Namens in der Straße St. Martin gedrängt stehende Häusergruppe hatte zum dritten Male seit fünf Jahren als Hauptzufluchtsort der Meuterei gedient, und zum dritten Male waren die Kugeln in die umstehenden Häuser geflogen, zum großen Schrecken der Miethsleute. Bekanntlich sind auch diesesmal mehrere Leute in den Häusern dadurch umgekommen. In den vom Schauplatze des kurzen Gefechts entfernten Gegenden der Stadt herrschte die größte Ruhe, die Leute gingen spazieren, und außerhalb der Barrieren wurde getanzt, während im Herzen der Stadt das Blut der Bürger und Soldaten floß. Auch die Schauspiele würden vielleicht besucht worden seyn, wenn die Polizei es nicht aus Vorsicht gut gefunden

hätte, dieselben sogleich schließen zu lassen. In einer so ungeheuern Stadt stehen die Kontraste einander immer nahe, und nur höchst selten beseelt Eine Empfindung alle Theile derselben. Die ganze Begebenheit am Sonntage hat etwas so Unbegreifliches, daß erst der nun beginnende Kriminalprozeß Aufklärung verspricht. Die Pariser, die überhaupt, an solche Auftritte gewöhnt, sich nicht leicht erschrecken lassen, haben sich bald wieder erholt, und am folgenden Tage gingen alle Geschäfte wieder vor sich, wie sonst. Man kommt hier bald wieder in's gehörige Gleise, und es wäre auch ein unendlicher Verlust, wenn der Gang des Handels und der Gewerbe dadurch in's Stocken geriethe. Ich weiß nicht, wer nun noch Lust haben kann, im Cloitre St. Méry oder daneben zu wohnen, denn wer bürgt dafür, daß nicht zum vierten Male dieser Ort zum Sammelpunkte der Aufrührer wird? Schon seit einigen Jahren hat die Stadtbehörde den Plan, eine große und breite Straße durch dieses Revier brechen zu lassen. Allein die meisten andern Straßen, welche von den beiden Krämergassen St. Denis und St. Martin ausgehen, sind eng; man müßte einen großen Theil der Stadt umwerfen, wenn man die engen und dunkeln Gassen wegschaffen wollte. Auf den Boulevards und in den Stadtrevieren, wo sich große und breite Straßen befinden, wagen die kleinen Haufen von Aufrührern nicht aufzutreten. Aber eine solche Menge von Kreuz- und Quergäßchen, wie dort vorhanden, gewährt ihnen einen Schlupfwinkel, aus welchem sie wirklich nur durch strategische Kunst zu vertreiben sind. Die vornehme Welt wohnt sehr weit von diesem Quartier entfernt; diese weiß also vom Aufruhr, den sie nicht gesehen, nichts, als was die Zeitungen gemeldet haben. Die Gamins de Paris, die man auf der Bühne dargestellt und in Büchern geschildert hat, und welche seit der Julirevolution politische Bedeutung erhalten haben, sind bei diesem lezten Aufruhr eben so wenig, wie bei den vorigen unbeachtet geblieben. Die Aufrührer hatten auf sie gerechnet, und ließen Gewehre und Pulver an einige vertheilen; glücklicherweise waren sie selbst mit beiden Artikeln nicht reichlich versehen, und konnten daher auch die Gamins nicht gehörig bewaffnen. Die Gamins sind eine in die bürgerliche Gesellschaft seit Kurzem eingeschobene Klasse, welche eine Rolle zu spielen berufen ist. Auch von den Schülern der Ecole polytechnique, welche ebenfalls schon mehrmals eine Rolle bei den politischen Bewegungen gespielt haben, ist diesmal wieder stark die Rede gewesen. Im J. 1815 halfen sie zur Vertheidigung von Paris; 1830 nahmen sie lebhaften Antheil am Umsturz der alten Dynastie, und diesmal hat wenig gefehlt, so wären sie auch wieder handelnd aufgetreten. Der Kommandant traute ihnen nicht, und hatte Truppen in's Innere der Anstalt kommen lassen; dies nahmen sie übel und fragten an, ob dies aus Mißtrauen geschehe. Der Kommandant antwortete, wenn sie versprächen, die Anstalt nicht zu verlassen und sich gegen die Aufrührer zu vertheidigen, so wolle er die Truppen entlassen. Es hat sich unter diesen Schülern, die freilich alle schon 18—20 Jahre alt sind, der Gebrauch festgesezt, daß sie bei jeder Gelegenheit, wie gesezgebende Versammlungen, durch Abstimmen Beschlüsse fassen. Vor einiger Zeit war ihnen ein architektonischer Zeichenmeister gegeben worden, der ihnen nicht gefiel. Es wurden also die Stimmen über ihn gesammelt, und die Entscheidung fiel dahin aus, daß er gebeten werden solle, seine Stelle niederzulegen. Dies wurde ihm zu wissen gethan, und er hielt es für rathsam, sich darein zu fügen. Diesmal wurde mit einer sehr geringen Mehrheit entschieden, das vom Kommandanten verlangte Versprechen solle gegeben werden. Die Truppen zogen also fort, und als die Aufrührer vor der Anstalt erschienen, standen die Schüler in Schlachtordnung und wiesen die Lockungen derselben zurück. Was weiter erfolgt ist, wird noch jezt in den Zeitungen besprochen, und hat der Regierung höchlich mißfallen, weßhalb auch einige Verfügungen gegen die Anstalt getroffen werden sollen. Bekanntlich haben die Schüler, oder wenigstens mehrere unter ihnen, als das Journal des Débats sie beschuldigte, ohne Noth auf die Aufrührer gefeuert zu haben, eine Widerlegung dieser Beschuldigung unterzeichnet, worin sie ihrerseits die Gensdarmerie beschuldigen, auf wehrlose Leute gezielt und zwei Menschen erschossen zu haben, und diese Widerlegung haben sie, mit Genehmigung des Kommandanten, in's Journal des Débats einrücken lassen, da nach dem Geseze jedes Journal verpflichtet ist, die Widerlegung einer Beschuldigung unentgeldlich bekannt zu machen. Dafür ist dann erstlich der Kommandant, als Genehmiger des Schreibens, und sodann die Anstalt zur Verantwortung gezogen worden. — Zu den traurigen Begebenheiten der lezten Zeit, deren Kapitel ich in diesem Berichte erschöpfen will, gehören auch noch einige schreckliche Vorfälle, woraus hervorgeht, welch furchtbare Plage für Paris die sogenannten forçats libérés sind, das heißt die aus den Bagnos, wo sie zu harter Arbeit verurtheilt waren, wieder Entlassenen. Zwei solcher Menschen, die nicht ohne geistige Bildung gewesen zu seyn scheinen, hatten schon im Bagno den Entschluß gefaßt, sobald sie frei seyn würden, zusammen neue Verbrechen zu begehen, und kaum waren sie wieder in Paris, so gingen sie auf einen Diebstahl aus, wozu sie sich sehr elegant ankleideten. In Paris wachen die Pförtner meistens scharf über die in's Haus eintretenden Fremden; aber zwei elegant gekleidete Leute erregen wenig Verdacht, zumal wenn sie nach einem Notar fragen, einem Geschäftsmanne, mit dem viele Leute zu thun haben. Anstatt sich zu dem Notar zu begeben, waren sie zwei Stockwerke höher gestiegen, hatten vermittelst falscher Schlüssel ein Zimmer aufgebrochen und sich wieder darin verschlossen. Nun kommt der Inhaber und will hinein, findet aber seine Thüre inwendig verschlossen. Er vermuthete Diebe darin und ruft um Hülfe. Die Thüre wird aufgebrochen; einer der beiden Diebe wird ertappt und weggeführt. Der andere flüchtet sich auf's Dach, läuft von da weiter und kommt vor's Dachfenster einer Nähterin. Diese erschrickt über den unerwarteten Besuch über's Dach, und troz der Bitten des Diebes läßt sie ihr kleines Fenster zufallen; der Dieb muß also weiter. Pompiers sind geholt worden und eilen ihm über die Dächer nach, verlieren aber seine Spur; denn er hatte sich auf einen Balkon herabgelassen, die auf den Balkon führende Glasthüre aufgebrochen, und war in ein Gemach gelangt, dessen Bewohner gerade abwesend war. Hier brachte der Dieb einige Stunden zu, um den überall herumspürenden Polizeiagenten nicht in die Hände zu fallen. Da er sich jedoch nicht verhehlen konnte, daß, sobald der Miethsmann erscheine, er auch verhaftet werden würde, so beschloß er, sich um's Leben zu bringen. Er hatte den sonderbaren Einfall, auf dem Pulte des ihm unbekannten Miethsmanns seine lezten Gedanken niederzuschreiben, und sie sind in den Zeitungen bekannt gemacht worden. Als er endlich die Thüre aufgehen hörte, erschoß er sich in einem Nebenzimmer. Sein Gefährte war unterdessen zur Wache abgeführt worden, und hier tödtete sich dieser mit dem Gifte, das er wahrscheinlich bei sich führte, obschon man zuvor nichts bei ihm entdeckt hatte. Aehnliche Verachtung des Todes und der Todesgefahr haben auch andere Verbrecher in der neuesten Zeit gezeigt, und auch der lezte Aufruhr liefert eine Menge Beispiele von verzweifelter Unerschrockenheit.

Dg.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 138.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 10. Juni 1839.

How now, philosopher?
Shakespeare.

— Jedwede Tugend
Ist fleckenlos bis auf den Augenblick
Der Probe.
Schiller.

Rousseau's Jugendjahre.

(Fortsetzung.)

Zwölfte Scene.

Millefleurs, Anet, Marion, mehrere andere Domestiken. Die Vorigen.

Graf. Ein wahrhaft erhebendes Schauspiel! es versammelt sich ein ganzer Gerichtshof.

Josephine (lächelnd). Wir wollen präsidiren. Ich liebe dergleichen. (Leise zu Marion:) Nun, Marion, was sagst du dazu? Dein poetischer, frommer Jungling angeklagt eines Diebstahls? —

Millefleurs. Er ist unschuldig. Blicken Sie ihn nur an: aus solchen Augen spricht nicht das Laster.

Josephine. Du hast ein bestochenes Urtheil. Diese Augen sagen dir, daß sie dich lieben.

Rousseau. Nun, Herr Graf, ich ersuche Sie um die Gnade, vor diesen Zeugen Ihre Beschuldigung zu wiederholen.

Graf. Ich werde sie wiederholen, ich will sie wiederholen; wer will mich hindern, sie zu wiederholen? Junger Mensch, Ihr könnt Euch noch bessern; diese heilsame Zuchtigung kann Euch eine Lehre fur die Zukunft seyn. (Bei Seite, lachend.) O, das ist eine allerliebste Posse!

Rousseau. Nun, Herr Graf? —

Graf. Still! man schweige, man warte, man werde nicht vorlaut! (Lachend.) Die Sitzung nimmt ihren Anfang. Ich muß in der That ein ernsthaftes Gesicht erzwingen. (Mit Gravität.) Hattet Ihr nicht, als ich herein kam, einen Brief in den Händen?

Rousseau. Ja.

Graf. Habt Ihr diesen Brief gelesen?

Rousseau. Ja.

Graf. War dieser Brief an Euch geschrieben?

Rousseau. Nein.

Graf. Und Ihr habt ihn doch gelesen? Ihr habt Euch unterstanden, Briefe zu lesen, die nicht an Euch geschrieben worden? He? Man antworte!

Rousseau. Ich bitte meine Gebieterin um Verzeihung. Der Brief lag offen da, und das beweist —

Graf. Was beweist das?

Rousseau. Daß der Schreiber desselben in sehr geringem Grade das Vertrauen und die Achtung meiner Gebieterin besizt.

Graf (herausplatzend). Unverschämter! (Gezwungen lachend.) Haha! nicht übel philosophirt! Wir erstaunen in der That; der Schreiber des Briefs kann sich bei Euch bedanken, mein Freund. Sehr scharfsinnig — sehr scharfsinnig! Aber nun kommt eine ernsthaftere Beschuldigung. Ihr habt dem Fräulein von Pontal ein silberdurchwirktes Band gestohlen.

Rousseau. Herr Graf!

Graf. Ja, Spitzbube! Man durchsuche seine Taschen!

Rousseau. Zurück!

Graf. Ein silberdurchwirktes Band. Man durchsuche seine Taschen!

Rousseau. Ich lasse keine Hand an meine Kleider rühren.

Millefleurs. Gott, wie er zittert! wie er roth wird!

Graf. Nun, soll ich selbst in Eure Tasche greifen?

Rousseau (das Band hervorholend). Hier ist es.

Josephine. Wie? — also doch!

Millefleurs und Anet. — Ein Dieb!

Graf (lachend). Die Sitzung ist aufgehoben.

Rousseau (hervortretend). Dieses Band — ich habe es nicht genommen.

Josephine. Nicht? Und wie kam es in Euern Besitz?

Rousseau (nach einer Pause). Marion schenkte es mir.

Marion (auf ihn zueilend). Wie? Rousseau! (Nach einer Pause, das Kreuz hervorziehend und es küssend, leise:) Ach, Rousseau! —

Millefleurs und Anet. Sie hat es ihm geschenkt?

Josephine. Die Wahrheit, Rousseau: haben Sie das Band von Marion geschenkt erhalten?

Rousseau. Ja, Gebieterin.

Josephine. Dann habe ich Ihnen weiter keinen Vorwurf zu machen. (Zu der übrigen Dienerschaft:) Entfernt euch.

Graf. Ah, also ein gage d'amour vom Kammermädchen? Das ist ganz in der Ordnung. Ich habe dergleichen unzählige Mal auf dem Theater gesehen; keine Komödie geht ohne dergleichen ab. Der Kammerdiener ist in die Kammerjungfer verliebt, der Herr in die Dame. (Küßt Josephinen die Hand.)

Josephine. Ah, aber die Dame auch in den Herrn?

Graf (nachdenkend.) Die Dame auch in den Herrn? Warten Sie, ich muß doch über sämmtliche Komödien, die ich gesehen, nachdenken. Es ist deren eine so große Zahl. Allerdings, in einigen ist die Dame nicht in den Herrn verliebt — nein, sie ist nicht in den Herrn verliebt; der Herr aber bildet sich's ein.

Josephine. O, diese Gattung Komödien gefällt mir ganz besonders.

Graf. Sie sind allerdings die belustigendsten.

Josephine. Leben Sie wohl, Herr Graf. (Ab.)

Graf. Meine theure Daphne — Fort! entschlüpft! Daphne ist ihrem Apoll entflohen! Soll Apoll ihr nach? Nein, ich will mich rächen, ich will mit ihr schmollen. Ich will ihr acht Tage keinen Brief mehr schreiben. Acht Tage? Nein, das wäre zu grausam; in sechs Tagen — in drei Tagen. Ach, Apoll, ich fürchte, morgen liegst du schon wieder zu den Füßen deiner Daphne! (Ab.)

(Schluß folgt.)

Reise- und Lebensbilder.

(Schluß.)

Ohnweit eines mittelalterlichen Wartthurms, der sich später in eine friedliche Tenuta (Meierei) umwandelte, und hart am Ufer des rauschenden Teverone, steigt man in die mächtigen Steinbrüche hinab, aus denen die Peperinblöcke zu Roms Wunderbauten hervorgingen. Es sind weitläufige, durch ungeheure Pfeiler getragene Höhlen, welche ihr Licht durch Seitengruben erhalten. Die größte ist zum Versammlungssaal bestimmt. Am obersten Ende wird der Präsidentensitz errichtet; frische Lorbeerzweige wölben sich über ihm zur Laube, und die farbigen Fahnen der sämmtlichen Völkerschaften umflattern ihn in malerischer Gruppirung. Die verschiedenen Aemter treten jetzt in Wirksamkeit. Der Oberbaumeister stellt seine Gehülfen zum Bau der Tafeln und Sitze an — sie werden aus Felsblöcken zusammengewälzt; der Bildhauer meißelt das Jahr der Olympiade und den Namen des regierenden Präsidenten in die Wand; die Küchenmeister tranchiren Braten und Brod, die Ganymede füllen die, jungen Schwalben gleich durstig geöffneten Schnäbel der Künstler. Feiern dürfen nur wenige und sich behaglich ruhend auf der Anhöhe am Anblick des bunten Gewirrs ergötzen, kühne Felsformen oder charakteristische Gruppen ihren Skizzenbüchern einverleiben. Endlich sind die Tafeln gebaut, die Fleischmassen zersägt; aber noch ehe man sich dem materiellen Genuß hingibt, tritt der Moment ein, „wo man dem Weltgeist näher ist als sonst": das Orakel soll nämlich über die nächste Zukunft befragt werden. Der Präsident ordnet seine Völker und zieht mit ihnen im feierlichen Schritt nach einer benachbarten Höhle, dem Sitz der Sibylle. Die Grotte ist räumig genug, um das Volk fassen zu können, und empfängt nur durch den Eingang ein zweifelhaftes Licht. Auf der Erhöhung im Hintergrund ist ein Altar errichtet, in dessen Opferschale eine blaue Flamme züngelt. Der Präsident zieht mit dem Scepter den magischen Kreis und beginnt die Beschwörung. Die Sibylle schnupt Rubigkeit vor und rührt sich nicht. Der Erorzist greift zu kräftigern Bannformeln und heißt die Wahrsagerin im Namen der drei exquisitesten Weine des Kirchenstaats an's Tageslicht treten. Das hilft; ein Kanonenschlag, welcher die Fledermäuse in den Steinritzen aus dem

Schlaf weckt, erschüttert die Wände. Die Sibylle steigt im weißen wallenden Gewande empor, ist anfänglich sehr ungehalten, aus ihren Meditationen über Hegel und Strauß gestört worden zu seyn, läßt sich aber doch herab, Rede und Antwort zu stehen, und verkündet, daß auch im nächsten Jahre Ehrenmänner, die viel kaufen und nichts verstehen, nach Rom kommen werden, daß die Pest der Kunstkritiker, allen ohnfehlbaren Wanzenvertilgungsmitteln zum Trotz, nicht auszurotten sey u. s. w., und verschwindet zulezt mit gellendem: Prost! Ein zweiter Kanonenschlag erdröhnt. Die Sibylle hat sich als einen Geist der Finsterniß bekundet, indem sie mit merklichem Pulvergestanke abfahrt. Zum Heil und Frommen der anwesenden Fremden dolmetscht der Chef der Gensdarmerie Frag und Antwort, behandelt die ausländischen Sprachen als Inculpaten und mißhandelt sie unter dem lauten Gelächter der Zuhörer erbärmlich. Nach dieser Exekution kommandirt der Präsident zur Tafel, und sein Wort findet überall Eingang. Im Nu sind die Plätze besezt und die Kellner in der römischen Camerieretracht umkreisen sie mit Körben und Schüsseln, die Schenken mit kolossalen Thonkrügen. Der Mühseligkeit des Nöthigens sind sie überhoben. Der Präsident bringt unter Pauken und Trompeten die Toaste aus und schreitet dann zur Ordensverleihung. Zuerst empfängt Jeder, der die Campagne mitmachte, den halben Bajocco am grünen Bande als Combattantenmedaille, Hochverdiente den höchsten Orden des Freistaats, den Bajocco am rothen Bande, und nur Wenige dürfen sich dieser Auszeichnung rühmen. Aber auch dem minder strahlenden Verdienste wird seine Krone, und der Bratenvorschneider geht eben so wenig leer aus als der General der Kavallerie.

Die Tafel wird aufgehoben. Das Volk verläßt die Höhlen und zieht hinauf zu den olympischen Spielen. Eselrennen auf der Bahn mit Hindernissen werden angestellt. Das Hinderniß ist ein Bündel Heu, welcher den Wettrennern an langen Cannen vorgehalten wird. Diskusscheiben fliegen durch die Luft und die Lanzen schwirren nach der Scheibe. Das Ziel ist ein riesengroßer Recensent: ein Herz hat er nicht, und so fliegen denn die Rohrstäbe nach dem Magen, vor welchem das diffamirende Zeitungsblatt klebt. In wenigen Augenblicken ist er durchbohrt. Der Künstler hat seinen Grimm gestillt, denn zwischen ihm und Kritikern ist eine ewige Fehde, wie zwischen York und Lancaster, Christinos und Carlisten, Hund und Katze. Allmählig aber werden die Fässer leerer, die Köpfe schwerer. Die Sonne sinkt im Westen und vergoldet die Zinnen der Wartthürme, die Gipfel der Sabinerberge. Die bunte Riesenschlange des Heers windet sich langsam ringelnd den Thoren Roms zu, und die Erinnerung ist um ein heiteres Bild reicher.

Aus der Sittengeschichte der Deutschen.

Es bezeichnet die altdeutsche Männlichkeit, daß bei Schäzung der Wunden keine Rücksicht auf die Schmerzhaftigkeit genommen wurde. Sie maßen nur die Wunden nach Länge, Tiefe und Weite. — Im Mittelalter war es ein Sprüchwort: „Einem ehrlichen Mann thut eine Wunde nicht so weh als ein Backenstreich."

— Der Grundunterschied zwischen der römischen und germanischen Sinnesart kommt namentlich im Begriffe vom Verhältniß des Beleidigten zum Beleidiger zu Tag. Bei den Römern galt keine Selbstrache: wer Unrecht erlitten, mußte bei der Obrigkeit Recht suchen. Der Geschmähte war nicht ehrlos oder „anrüchig," sondern der Schmähende; jenen traf gar kein Vorwurf, wenn er die Schmähung nicht achtete. Der Deutsche hingegen durfte von jeher keinen Schimpf auf sich sizen lassen, sonst schien er die Schmach zu verdienen oder kein Herz im Leibe zu haben. Daher mußte er zum Zweikampf schreiten, „zu Ehr und Glimpf fechten," wie es hieß. Sonst war er ehrlos, verlor Treu und Glauben, mußte sich der Turniere, Rittertage, adeligen Aufzügen u. s. w. enthalten.

— Als Ernst, Herzog von Schwaben, i. J. 1015 einen Hirsch jagte, ward er von einem seiner Reisigen, der auch nach dem Wilde schoß, zufällig verwundet. Als er seinen Tod vor sich sah, rief er seinen Jagdgefährten und bat sie ernstlich, des Ursächers seines Todes zu schonen, und weil kein Priester da war, dem er hätte beichten können, so sprach er: „Tretet alle herbei, und höret die Sünden eures sterblichen Bruders, und helfet einmüthig, sie zu tilgen. Befehlet meine sündige Seele allen Gläubigen und erinnert mein Eheweib, daß sie die Ehre ihrer Schamhaftigkeit bewahre und meiner nicht vergesse." Hierauf bat er Alle, die er beleidigt zu haben sich erinnerte, um Vergebung und starb.

— Ein ritterlicher Zug des Mittelalters war es, daß das siegende Heer jedesmal drei Tage auf dem Wahlplatz bleiben sollte. Ein gleichzeitiger Schriftsteller sagt, das bayrische Heer habe sich nach der Mühldorfer Schlacht (1322), in welcher Friedrich von Oesterreich gefangen wurde, sogleich nach Oettingen begeben, „wider den Kriegsbrauch, nach welchem der Sieger drei Tage stehenbleiben mußte."

— Vor dem völligen Einreißen der spanischen, italienischen und französischen Sitten war Verschwiegenheit eine eigenthümliche Tugend der Deutschen. Als Luther nach dem Reichstag zu Worms 1521 an der sächsischen Grenze von verkappten Reitern weggenommen wurde, wußten ihrer Zehn von dem Orte seines Gefängnisses. „Dennoch," sagt Agricola, „ist bis auff heuttigen Tag Doctor Luthers Gefengnis verschwigen, also daß auch etliche Schwarzkünstler, hohes und niedrig Stands, dieselbige vom Teuffel, welchen sie darauff gefraget, nie haben erfahren mügen. Ich hab hören von Doctor Luther rhümen viel Tugend deren vom Adel, aber keine so hoch, als daß sie verschwigen sind, es sind (seyen) gute oder böse Sachen, wenn yhr gleich vill sind, die darumb wissen."

— Olearius erzählt in seiner orientalischen Reise (ed. 1647): ein Deutscher aus Zürich, Uhrmacher in Ispahan, habe einen Dieb, der ihm Uhren gestohlen, verfolgt und im Grimm mit einer Pistole niedergeschossen. Des Entleibten Freunde liefen zum geistlichen Richter, verlangend, der Thäter solle zum Tode verurtheilt und ihnen ausgeliefert werden. Man ließ dem Uhrmacher die Wahl, die persische Religion anzunehmen oder zu sterben. Er wählte sogleich lezteres, ward den Verwandten des Getödteten überantwortet und von ihnen mit Säbelhieben hingerichtet.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

Berliner öffentliche Lustbarkeit.

Wer es unternähme, die Geschichte unserer öffentlichen Vergnügungsanstalten zu schreiben, würde dadurch einen Beitrag zur Berliner Charakteristik liefern. Ich sage, wohlverstanden, nur einen Beitrag; denn es stände schlimm um diesen Charakter, wenn er ganz dadurch repräsentirt würde. Die intensive Kraft und Gediegenheit lebt in des Berliners Häuslichkeit, nur bei ganz großen Ereignissen tritt sie in die Oeffentlichkeit. Aber das Alltägliche in seinen Urtheilen, seinem Witz, seiner Schaulust, seinen Sitten, wie sie ein Fremder auffaßt, nicht ein Spürer in der Tiefe des Herzens, das könnte man wieder finden in der Wandelbarkeit und Vergänglichkeit seiner öffentlichen Lustbarkeiten. Auch in Wien wird auf den Schein spekulirt, aber die Spekulanten räumen das von vorn herein ein. Sie bauen heute einen Schneepalast und morgen ein Feenschloß von Blumen und Blättern, und wer ein lustiger Wiener ist, muß es sehen und gesehen haben. Es schadet gar nichts, daß die Zauberschlösser schon übermorgen zerschmelzen und verwelkt sind, denn mit heut und morgen haben sie sich durch die Massen der Neugierigen, die das sehen mußten, bezahlt gemacht; und die lachenden Spekulanten denken nicht daran, etwas, was nur auf Zeit gebaut war, für die Ewigkeit halten zu wollen. Sobald Kapital und Zinsen heraus sind, sinnen sie auf neue Lustbarkeit, die die Menge anzieht, und reißen selbst das alte Spielwerk ein. Das ist für das reiche und bevölkerte Wien ein richtiges Verfahren; unsere Spekulanten überlegen aber nicht, daß Berlin nicht so volk- und gold- und lustreich ist, und möchten doch aus eben solchen Luftschlössern dieselben Früchte ziehen. Das schlägt denn sehr übel aus, und so viele verunglückte Versuche wir auch erlebt, es finden sich immer wieder Leute, die das Unmögliche möglich machen wollen. Das Berliner Tivoli, aus Brettern, Pappe, Glas und Tapezierarbeit zusammengenagelt und geklebt, ist für mich eine der traurigsten Ruinen, und das lebendigste Bild dieser immer fehlschießenden Spekulationswuth. Wiener Unternehmer hätten, statt noch daran zu besteln und zu flicken, das ganze morsche Dekorationsstück längst eingerissen und irgend etwas andres dafür aufgebaut. Aber der Berliner ist gründlicher, ausdauernder; e r h a t n o c h i m m e r H o f f n u n g. Der Kaffetier Heinzelmann ist darin der wahrhafte Repräsentant der Berliner Entrepreneurs. Zehnmal in seinen weitausgreifenden, pomphaften Unternehmungen gescheitert, verfolgt und geplagt von seinen Gläubigern, bemitleidet und bewitzelt, verliert er nie den Muth. Für seine Idee: ein Elysium in Berlin, schwärmt er als Dichter und Kaffetier, und sezt sein und seiner Kreditoren Geld, wo nicht gar Blut und Leben daran. Von Ort zu Ort verpflanzt er sein elyseisches Kaffeehaus und sein elyseisches Theater, jezt sogar bis Potsdam, und hofft unverdrossen, das goldene Vließ durch Außerordentliches (was es nun sey; diesmal durch außerordentliche Billigkeit) doch noch zu finden, ohne je zur prosaischen Ahnung zu kommen, daß nur etwas Ordentliches auf die Dauer besteht. Möchte das noch hingehen, daß man Lustschlösser von Koulissen baut, und sie flickt und übermalt, wenn sie schon modern und reißen, wenn man sie nur nicht aus Gründlichkeit aus wirklichen Steinen massiv aufführte. Damit wollen es andere zwingen. Weil es Einem geglückt ist, dem Kaffetier Krüger mit seinem Colosseum (das übrigens durch ganz andere Umstände sich allein hält), möchte nun jeder Tavernwirth himmelhohe Schlösser bauen, und durch die Solidität der Mauern seines Etablissements seine eigene an's Licht stellen. So ist dem Colosseum und Tunnel vor Kurzem ein Odeum nachgebaut worden, eine Masse übereinandergethürmter Steine mit großen Räumen und vielen Goldleisten. Das soll, eben der Massen und darauf verwandten Kosten wegen, die fashionable Welt im Thiergarten zusammen locken. Weder Architektur noch Ausschmückung machen auf mehr Anspruch, als daß man sieht, wie viel Geld es gekostet hat. Weder ist ein bedeutender Baumeister gewonnen, noch sind andere Künstler als Tapeziere für die innere Dekoration zugezogen worden. Denn unter der großen, geldbesizenden Mittelklasse spukt noch immer das alte Vorurtheil, daß man zu großen Bauten alte Routiniers unter den Handwerkern nehmen müsse, und keinen Architekten, weil jene es besser verstünden und billiger bauten. So viel geniale Baumeister in Berlin auch jezt zu Hause sind, und obwohl es sich erwiesen hat, daß unter ihrer Leitung jezt nicht theurer als von Handwerkern gebaut wird, läßt sich dem Glauben doch nicht so schnell steuern. Aber gesezt auch, sie hätten ihre ganze Kunst auf ein solches Etablissement verwendet, so fragt sich, weßhalb, um der Räume allein willen, worin Kaffee und Wein geschenkt wird, vom Publikum ein Entreegeld gefordert werden kann? Das Publikum kommt und zahlt, weil — es etwas Neues ist. Aber die Neuheit geht vorüber und die Steine und Räume bleiben. Es steht schlimm um jede Spekulation, die nur auf Neuheit gebaut ist; schlimmer aber, wenn, nachdem sie erloschen, eine Steinmasse übrig bleibt, die zu andern Zwecken nur unbequem benuzt wird, und die Aussicht hat, eine Ruine zu werden. Wenn Tausende oder gar Hunderttausende zu einem solchen Zweck bestimmt wurden, was hätte mit Geschmack und Kunst aus einem Sommerpalast, mitten in dem grünen, anmuthigen Park aufgerichtet, werden können! Der Unternehmer hatte, so verlautet, eine sehr ergiebige Tabagie in einem Berliner Winkelgäßchen; er war hier ein reicher Mann geworden. Da sieht er, daß ein Anderer, der auch eine Tabagie hatte, durch ein kolossales Unternehmen Glück machte. Sofort will er auch kolossal werden, verkauft seine einträgliche Tabagie, und baut, wie es ist, das Odeum. Möge es kein böses Omen seyn, daß am ersten Abende seine selbst bereitete Gasflamme plözlich, zur nicht geringen Belustigung der Tausende von Gästen, erloschen, möge er auch, wie jezt geschieht, durch gute Bewirthung und Aufmerksamkeit ein großes Publikum sich erhalten; gewiß ist, daß Berlin noch nicht die große europäische Stadt ist, wo dergleichen Spekulationen in's Große sich halten können. Wir zählen nur zuviel Beispiele, wo sie mit Bankerott endigten. Ist es ein Vorzug der preußischen Hauptstadt, daß es darin einige wenige aristokratische Restaurationen gibt, wo Alles zusammengepfercht wird, was auf Mode Anspruch macht, während die Mehrzahl der übrigen dem Demos verfällt? Oder ist der Zustand Wiens vorzuziehen, wo eine mächtige, reiche Aristokratie zu Hause, und doch jedes kleine Kaffeehaus anständig ist, und der Magnat sich nichts vergibt, wenn er sein gebacken Händel an demselben Tische mit dem Handwerker verzehrt? Es ist nun einmal so in Berlin, und es helfen keine Gegenvorstellungen. Aber wenn Goldschaum, korinthische Säulen von übertünchtem Kienholz, griechische Namen und Zeitungsavertissements zum Berliner Vergnügen unerläßlich sind, so höre man endlich auf darüber zu klagen, daß Volkslustbarkeiten und Lustigkeit bei uns nicht einkehren wollen.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 59.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 139.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 11. Juni 1839.

> — Ich sah den Papst in seiner Pracht
> Das Hochamt halten und die Völker segnen.
> O was ist Goldes, was Juwelenschein;
> Womit der Erde Könige sich schmücken!
> Nur er ist mit dem Göttlichen umgeben.
> Ein wahrhaft Reich, der Himmel ist sein Haus,
> Denn nicht von dieser Welt sind diese Formen.
>
> Schiller.

Die Heiligsprechung.

Rom, den 27sten Mai.

Seit dem Jahee 1807 hatte keine Heiligsprechnng Statt gefunden. Das Papstthum hatte unterdessen manche Geschicke erlebt: am Rande des Abgrunds war es duech die Hand der Vorsehung gerettet worden und war wieder emporgestiegen zu altem Glanze nach der gewaltsamen Unterdrückung. Vergleicht man die gegenwärtige Zeit mit jener gestörten und Gefahr drohenden, wo immer schwärzee das Ungewitter sich am Horizont lagerte, der Zeit, wo diese große Ceremonie zum lezten Mal vorgenommen ward, so muß man das Walten der Rathschlüsse des Herrn anerkennen und vereheen in Demuth nnd im Glauben. Denn aus größern Stürmen und ähnlichem Ruin ist wohl nie ein irdisches Reich siegreich hervorgegangen.

Man kann sich denken, welche Menge von Besuchern dies Fest nach dem wiedee stille gewordenen Rom gelockt. Tausende und Tausende strömten herzu. Es war wieder wie in der heiligen Woche, und voller als damals. Doch fand ein Unterschied Statt. Wenn um Ostern die Mehrzahl aus Fremden, namentlich Engländern bestand, wenn diese überall sich hinzudrängten und die Position mit Gewalt nahmen, so daß ich einmal eine vornehme Dame des Landes sagen hörte: in der heiligen Woche sey es besser eine englische Kammerjungfer seyn, als eine italienische Herzogin, so waren es diesmal vorzüglich Italiener, die sich eingefunden hatten. Manche derselben mögen Rom wohl zum ersten Mal gesehen haben, und ergriffen daher eine so anlockende Gelegenheit; Andere kamen auch wohl bloß des Festes wegen. Ich weiß nicht, ob bei Vielen wahre Frömmigkeit die Veranlassung war, oder der weitverbreitete Ruf der großen Pracht und Feierlichkeit. Nicht bloß aus den höhern Ständen waren Viele herzugekommen, aus der Lombardei, Piemont, dem Genuesischen und Toskana, namentlich aber aus den Provinzen des Kirchenstaats und dem Königreich Neapel; auch die mittlern und untern Classen waren in Menge aufgebrochen. Besonders schienen die kleinen Ortschaften der Albaner-, Volsker-, Hernikee- und Sabinerberge ihre ganze Bevölkerung uns zugesandt zu haben. Während der lezten Wochentage waren die nach Rom führenden Straßen mit ihnen bedeckt. Haufenweise zogen sie durch die Stadt umher, und wenn man Stadtgegenden besuchte, wo das Landvolk vorzugsweise sich einzuquartieren pflegt, wie die Piazza Montanara beim Marcellustheatee und andere Striche, so traf man auf Gruppen an Gruppen, meist Weiber, deren weiße Kopfbedeckungen einen höchst malerischen Effekt machten, obgleich sonst die Kleidung der Mehrzahl ärmlich und abgerissen, und von dem lebendigen Farbenreichthum der Kostüme in den Gebirgsstädtchen

wenig zu merken war. Auf dem Corso war's am Sonnabend gedrängt voll wie im Karneval. Die Menge der Italiener aber, und namentlich des Landvolks, machte mich an die Beschreibungen der Jubeljahre denken, wie sie von den alten Chronikschreibern geschildert werden. Freilich war es nicht wie im zweiten Jubiläum, dem von 1350, wo, ungünstiger Zeitverhältnisse und der kurz vorher stattgefundenen entsetzlichen Verheerungen durch die Pest ungeachtet, während der Fasten anhaltend bis gegen zwölfmalhunderttausend Menschen in der Stadt waren und im Sommer die geringste Zahl von Pilgern sich immer noch auf zweimalhunderttausend belief. Damit verglichen, war es jezt Kinderspiel. Aber dennoch mag Rom lange nicht so viele Fremdlinge auf einmal gesehen haben. Wohin man ging, begegnete man Pilgrimen mit Muschelhut und Stab, die in den Hospizien eine Herberge suchten. Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß Abenteurer aller Art die treffliche Gelegenheit nicht aus dem Auge verloren und die Polizei mehr denn gewöhnlich in Anspruch genommen war. So wurden noch während der lezten Tage mehrere aus dem Neapolitanischen gekommene Gauner eingezogen, welche die Bezeichnung der Wölfe im Schafsfell buchstäblich genommen und Priestertracht angelegt hatten, um desto sicherer sich einschleichen und ihr sauberes Handwerk treiben zu können.

Schon am frühen Morgen wälzte die Menschenmenge sich nach dem Borgo. Unordnung in den engen Straßen zu verhüten, durften die Wagen über die Engelsbrücke nur nach dem Vatican hinfahren; die Zurückkehrenden mußten den Weg durch die Lungara und über die Sixtusbrücke nehmen. So war's anders, als da der Dichter der göttlichen Komödie im ersten, von Bonifaz VIII. ausgeschriebenen Jubeljahr auf der Brücke zwei Schwärme sah, den einen gegen das Castell gewandt, den andern auf den Berg zu. Um halb fünf wurden die drei großen Thüren des Langschiffs geöffnet, eine Stunde später die zum Chor und zu den reservirten Sitzen führende Porta St. Marta, auf der Seite der neuen Sacristei. Bald war Alles besezt. Die große Prozession begann. Die von Bernini gebaute prachtvolle Scala regia herabkommend, zog sie unter den Colonnaden durch, welche den größten Theil des Petersplatzes einschließen, und welche durch Teppiche gegen Sonne oder Regen — heute gab es beides — geschüzt waren. Die Anordnung dieser Prozession war dieselbe wie bei jener, welche jährlich am Feste Corpus Domini stattfindet, nur war die Zahl der geistlichen Würdenträger ungleich größer durch die Anwesenheit der vielen Bischöfe und Erzbischöfe aus allen Theilen Italiens, welche zur Verherrlichung des Tages hieher beschieden worden waren. Ich befand mich in der Kirche, als erst die Bischöfe, dann die Patriarchen und Kardinäle hereinzogen, alle mit weißer Mitra (bei jenen von Leinwand, bei diesen von Seide), unter ihnen der armenische und die griechischen Patriarchen mit langen Bärten und kronenähnlicher Kopfbedeckung. Endlich kam der Papst selbst, auf der Sedia gestatoria getragen, daneben her die großen Fächer von weißen Pfauenfedern, dem auf beiden Seiten dichtgedrängt stehenden Volke den Segen ertheilend. Als er durch die große Thüre der Kirche hereingetragen wurde, begann eine einfache Musik von Blasinstrumenten, welche fortwährte, während er langsam sich der Confession nährte und dann im Chore umwandte und gegen den Hochaltar gewendet abstieg. Die Wirkung war äußerst imposant. Die reichen weiten Gewänder, meist weiß mit Gold, die rothen Mäntel zahlreicher Prälaten, die rothen Uniformen der Ehrengarde, die mittelalterlichen Kostume der mit ihren Hellebarden bewaffneten Schweizer, deren Offiziere in Stahlrüstung waren, die Feierlichkeit in dem langsamen Fortschreiten und der Musik, Alles wirkte zusammen, und der Papst selbst, das gesammte Volk überragend, in thronender Herrlichkeit, bildete mit seiner Umgebung eine so imposante wie malerische Gruppe. Die Kirche war halbdunkel. Große Draperien verhüllten die Pilaster und schlossen beinahe ganz die Riesenarkaden des Mittelschiffs; tausende von Lichtern brannten auf gewaltigen Candelabern, welche wie Aehrenbündel sich ausbreiteten. Meine Meinung von der Schönheit und Zweckmäßigkeit dieser kostspieligen Bekleidung war von Anfang an nichts weniger als vortheilhaft gewesen, und wurde durch den Effekt, den sie hervorbrachte, nicht verändert. Die Kirche erschien um Vieles verkleinert, indem die Aussicht in die Seitenschiffe gehindert war, und sie verlor den imposanten Charakter feierlicher Größe, der sie vor allen andern auszeichnet. Der ungeheuern Zahl von Lichtern ungeachtet, war die Beleuchtung nicht brillant: der gewaltige Umfang der Räume hatte auch diesmal wieder diejenigen getäuscht, welche das Geschäft des Ausschmückens leiteten. Am besten war der Chor eingerichtet. Halbkreisförmig schloß eine architektonisch dekorirte Wand den hintern Theil der Tribune ab. In der Mitte derselben, dem Hochaltar gegenüber, befand sich der Thron des Papstes; zu beiden Seiten, zwischen den in der Umschließung angebrachten Säulen öffneten sich Logen, in welchen die hohen Gäste Platz nahmen: die verwittwete Königin von Sardinien, der König und der Kronprinz von Bayern, der König von Neapel und der Graf von Trapani und Don Miguel, von ihrem Hofstaat und zum Theil von ihren Gesandten begleitet. Mehr gegen das Querschiff zu war auf der rechten Seite der Kirche die Loge für das diplomatische Korps, dann folgten auf beiden Seiten an den großen Pfeilern der Kuppel hohe Gerüste mit Sitzreihen. Im Mittelschiff drängten sich Kopf an Kopf: es war ein unaufhörliches Wogen und Rauschen. Selbst die innere

Galerie um den Tambour der Kuppel war mit Menschen gefüllt. Ueber ihnen erhob sich in seiner unerreichbaren Majestät der gewaltige Dom, goldenstrahlend mit seinen Musiven und der kolossalen Inschrift, welche Petri Sendung verkündet. Ein Ort, feierlich und großartig schön wie dieser, kann nirgend gefunden werden.

Die Glorie, in welcher die Hierarchie sich an diesem Tage zeigte, paßte zu der Umgebung. Als der Papst sich auf seinen Thron niederließ, zu beiden Seiten im Halbkreise die zahlreichen Kardinäle sich ihm anschlossen, die Schleppenträger zu ihren Füßen sitzend, dann die Bischöfe, über hundert an der Zahl, die infulirten Aebte, die Generale und Obern der geistlichen Orden, der päpstliche Hofstaat, die Kapitel der patriarchalischen Basiliken, die Militärgarden — alles dies machte eine außerordentlich schöne und glänzende Wirkung. Es war ein Tag der Majestät der Kirche.

(Schluß folgt.)

Rousseau's Jugendjahre.

(Schluß.)

Dreizehnte Scene.

Rousseau und Marion.

Rousseau (der unterdessen in tiefes Nachdenken verloren dagestanden, erwacht aus seinen Träumereien, als der Graf an ihm vorbeigeht). Wo bin ich?

Marion. Rousseau, was haben Sie gethan?

Rousseau. Marion, du hier? Und war das Zimmer nicht eben noch voll Leute? wo sind sie geblieben?

Marion (in Thränen ausbrechend). Ich bin beschimpft, durch Sie beschimpft! Leben Sie wohl; ich verlasse dieses Haus, Sie sehen mich nie wieder!

Rousseau (zu ihren Füßen). Verzeihung, Marion. Du fluchst mir nicht?

Marion. Im Augenblick, als Sie mich anklagten, da — ich will es gestehen, da übermannte mich ein Gefühl der heftigsten Erbitterung; allein Dank sey es dem frommen Vater, der uns erzog, sein Mittel that gute Wirkung.

Rousseau. Nenne den frommen Vater nicht mehr! Ich habe mich von ihm und seinen Lehren losgesagt. Die erste Lüge kam über meine Lippen.

Marion. Die Quelle dieser Lüge war dein Stolz.

Rousseau. Er ist's. Armes Mädchen, dich wollte ich mit diesem Bande beglücken, und ich habe dich verläumdet und mich auf ewig beschimpft! Aber auf deiner Ehre soll kein Flecken haften. Wo ist Fräulein von Pontal?

Marion. Hier kommt sie.

Vierzehnte Scene.

Josephine, die Vorigen.

Rousseau (zu ihren Füßen stürzend). Madame, ich bitte um meinen Abschied. Ich verdiene Ihre Gnade nicht länger, verbannen Sie einen Unwürdigen aus Ihrer Nähe.

Josephine. Weshalb?

Rousseau. Ich habe Sie getäuscht. Um für einen Moment meine Ehre zu retten, habe ich sie auf immer eingebüßt. Marion ist unschuldig. Nicht sie raubte Ihnen das Band, ich that es.

Josephine. Genug, ich errieth den Zusammenhang und verzeihe Ihnen. Dieses Vorfalls sey nicht mehr gedacht, und Sie bleiben in meinen Diensten.

Rousseau. Unmöglich!

Josephine. Ich will es.

Rousseau. Vergebens, Madame. Ihre Güte kann das Geschehene nicht ungeschehen machen. Ich kann Ihren Anblick, ich kann Marions Anblick nicht ertragen. Sie täuschte ich, Sie, in deren Augen ich als Tugendheld geprahlt, dieses Mädchen täuschte ich, die in mir das Bild der Frömmigkeit und Wahrheit sah. Ich kann nicht bleiben! O, Madame Warens, meine theure Mutter! hätte ich nie die trauliche Stille deiner Hütte verlassen! Wie oft sagtest du mir, ich solle diese Welt fliehen, deren Verführung ich nicht kannte! Ich glaubte deinem Ausspruch nicht, und jetzt — jetzt hält mich diese entsetzliche Welt in ihren Klauen! Zu dir zurück, fromme Mutter, um zu deinen Füßen meine Verirrungen zu büßen! (ab.)

Marion (ihm schmerzlich nachrufend). Rousseau!

Josephine. Laß ihn! er folgt der Stimme seines Genius. Ich ahne in seinen Fehlern wie in seinen Tugenden einen großen Geist.

Aus der Sittengeschichte der Deutschen.

Weiber.

Die Beschreibung, welche der Römer Tacitus vom Verhältniß der beiden Geschlechter im alten Germanien entwirft, von der Achtung, in welcher das Weib stand, von der Haltung und Selbstschätzung desselben, ist eines der schönsten, reinsten Bilder und ein herrliches Ehrenzeugniß für unser Volk. Jene ehrerbietige Scheu des Mannes vor dem Weibe, jene hohen und strengen Begriffe von weiblicher Ehre und Würde verleugnen sich auch in keiner Periode unserer Geschichte. Freilich, sobald die Deutschen als ihre eigenen Geschichtschreiber auftreten, erscheint das Verhältniß meist nicht so rein und poetisch wie beim Römer, der seiner verdorbenen Welt einen Sittenspiegel vorhalten wollte. Im eigentlichen Mittelalter waren die Begriffe von weiblichem Anstand aufs Höchste gesteigert: durch einen Händedruck, durch einen Wink konnte

sich ein Mädchen entwürdigen. Walter von der Vogelweide ward nur selten durch einen Blick seiner Schönen beglückt, und er, verschämt und bescheiden, war zufrieden, wenn sie nur seine Füße mit einem Blicke beehrte. Aber der Zartheit in manchen Beziehungen ging in andern vielfache Rohheit zur Seite. Unserer heutigen Welt fehlt das Organ zum unmittelbaren Verständniß dieser Vermischung; und der schlechte Poet, der episch oder lyrisch mittelalterlichen Liebesverkehr schildert, charakterisirt sich eben dadurch, daß er entweder ganz nur die eine Seite auffaßt, oder daß er, statt beide Elemente in den Charakteren zu mischen, die einen Figuren gewaltig roh, die andern überzart malt.

Einer der liebenswürdigsten Züge aus den eigentlichen Anfängen unserer Geschichte ist folgender. — Autharis, dem König der Longobarden, † 592, war Theodelinde, Garibalds von Bayern Tochter, durch Gesandte zur Braut versprochen. In liebender Ungeduld reiste er unerkannt an den bayerischen Hof, sah Theodelinde und trank aus ihrer Hand. Als er den Becher zurückgab, ergriff er ihre Hand, da Niemand darauf achtete, und glitt mit derselben über Stirn und Gesicht. Theodelinde überfloß von Scham, entsprang und erzählte es ihrer Amme. Aber diese sprach: „Kind, das muß der König selbst, dein Bräutigam seyn! sonst hätte er sich nicht erkühnt, dich nur zu berühren. Aber nur stille, daß es dein Vater nicht merkt!"

— Bis zum Jahr 1192 waren fünf Lerchen das österreichische Wappen. Aber Herzog Leopold von Oesterreich, derjenige, der Richard von England gefangen nahm, erhielt vom Kaiser Heinrich VI. die Erlaubniß, einen rothen Schild mit einer quer gelegten weißen Rittersprosse als Wappen führen zu dürfen. Die Veranlassung zu diesem Wechsel wird verschieden erzählt. Nach Einigen geschah es zum Gedächtniß des Sturms von Ptolemais i. J. 1191: nach dieser Aktion sey Herzog Leopolds weißes Kleid völlig mit Blut bedeckt gewesen, bis auf den Theil, den das Wehrgehenk bedeckt, welcher weiß geblieben. Wohl wäre dies ein ritterlicher Ursprung; aber artiger ist die Sage, nach welcher Leopold die weiße Straße im rothen Feld einer schönen Frau zu Lieb gewählt, welche er mit rothem Mund und Wangen und weißen Zähnen lachen sehen. — Ueberhaupt war Galanterie im österreichischen Hause vielfältig heimisch. So pries einst Albrecht III., Herzog von Oesterreich, die Haare seiner Gemahlin, oder seiner Freundin, wie Andere sagen. Darüber schnitt sich diese eine Flechte ab und überreichte ihm dieselbe. Albrecht ließ sie sich in sein Haar flechten, und stiftete zum Andenken der Galanterie im Jahr 1376 die Gesellschaft der Locke oder des Zopfes. Er hielt ihn auch so werth, daß er sich mit demselben auf Siegeln abbilden ließ; auch heißt er in der Geschichte Albrecht mit dem Zopf.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

(Fortsetzung.)

Berliner öffentliche Lustbarkeit.

Ein eigenes Rubrum in dem Kapitel, das sehr lang ist, nehmen die Spekulationen auf den Frühling ein. Die Veilchenbouquets, die Gewächshäuser, die Mistbeete der bisherigen Kunstgärtner befriedigten schon längst nicht mehr das Bedürfniß der Zeit. Die spekulativen Kunstgärtner hatten ihre Sommer- und Wintergärten eingerichtet, mit Lauben, Söllern, Portici. Da merkte man, daß die Berliner Leidenschaft für Hyacinthen im Steigen sey, und der Wintergärtner Faust verband sich mit dem Sommergärtner Möwes, und schnell, durch Künste, welche an jene des berühmten Namensvetters des erstern erinnerten, verwandelten sie einen großen Landstrich, wo bis da Kohlköpfe und Petersilie ruhig gestanden, in einen blühenden Hyacinthenflor. Einige Häuschen und Terrassen mit griechischen und nichtgriechischen Säulen, einige flache Dächer, eine Kaffeewirthschaft, da hinauf gebracht, und einige brillanten Anzeigen in den Zeitungen, appellirend an das gefühlvolle Berliner Publikum, und der Ruf der Sache und die Sache selbst waren gemacht. In einem Jahre waren beide Entrepreneurs, was man bei uns nennt, „gemachte Leute." Das verdroß ihre Nachbarn, welche auch nicht umsonst in der Welt seyn wollten. Man wirft den Herren Krause, Hicks und Hocks, oder wie sie heißen mögen, nicht vor, daß sie bisher überpoetischen Neigungen gefröhnt; aber wer kämpft gern gegen die Zeit, und wer bleibt gern zurück! Also brach eine vollständige Revolution zu Gunsten der Poesie innerhalb der Ringmauern Berlins aus. Sie wissen, daß einige tausend Morgen Ackerfeld innerhalb derselben liegen. Die nicht uneinträgliche Jagdgerechtigkeit, welche darauf dem Gouvernement zustand, ist erst vor Kurzem, weil sie zu vielen Zwistigkeiten Anlaß gab, aufgegeben worden; der Plan, die Stadt selbst dahin durch neue Anbauten zu vergrößern, desgleichen, denn die Häuserkultur will nach einer andern Seite fortschreiten. Aber die Rüben- und Kartoffelfelder, ja selbst die halb poetische Spargel, schützte nichts vor der mächtig eindringenden Poesie. Schon drei bis vier ländliche Grundstücke, welche ansehnliche Bauernfamilien nähren konnten, sind in diesem Jahr in Hyacinthen- und Tulpenfelder umgewandelt worden. Wie viele noch in den nächsten Jahren diesem Schicksal erliegen werden, steht dahin. Die Fruchtstraße, eine bis jezt den Berlinern kaum dem Namen nach bekannte Gasse am äußersten Ende der Stadt, wimmelt an schönen Tagen von Equipagen, und die alten Scheunen und Kabachen, überbaut mit Altanen, sind zu jeder Stunde mit hunderten von Zuschauern bedeckt, welche die Düfte der Tausende oder Millionen von Hyacinthen zu ihren Füßen einschlürfen. Denn wenn Kunstgärtner A. das Publikum zum entzückenden Anblick und Duft von 800,000, so ladet Kunstgärtner B. zu dem von einer Million und noch mehr ein. C. kann füglich zu einer Milliarde einladen, denn selbst die Polizei kann die Blumen nicht nachzählen. Aber billigerweise vertauschte sie den Namen Fruchtstraße mit dem einer andern, schon bestehenden, der Blumenstraße, falls nicht etwa die Entrepreneurs sich dadurch beeinträchtigt fühlen, da es für sie allerdings eine Fruchtstraße wurde. Möglich, daß das ganze Frankfurter Feld in einigen Jahren sich in einen Blumengarten verwandelt. Berlin wird darum nicht verhungern; und wenn das Zeitbedürfniß sich an Hyacinthen gesättigt hat, so lassen sich die Beete auf leichtere Weise, als steinerne Häuser, in das umwandeln, was es alsdann verlangt. Es ist übrigens mehr als zweifelhaft, ob die Blumendüfte allein, wenn sie nicht durch Kaffee und die Erlaubniß, Tabak zu rauchen, unterstützt würden, dem Bedürfniß, schon wie es jezt ist, genügten.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 140.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 12. Juni 1839.

— Bad, Tempel, Halle,
Wer nennt's? Wie sehr sich Forscher auch drum kümmern,
Daß Mauern hier, das einzig wissen Alle.

Byron.
Childe Harold.

Bilder aus Savoyen.

(s. Nr. 85 — 86.)

Zweiter Abschnitt.

Es war ein schönee Sonntag Morgen, als wir in einem Char de côté von Chambery nach Aix fuheen und bei gutee Zeit daselbst anlangten. Die Männer saßen schon in dichten Reihen, Eis essend, vor dem Kaffeehans auf dem Platz, von Guitarren und Harfen umklungen. Aix ist nicht nue wegen seinee starken Heilquellen, sondern auch wegen des guten Tons freundlicher, sich schnell nähernder Ungezwungenheit berühmt, der da in den Pensionskreisen und bei sonstigem Zusammentreffen herrscht, und in den sich auch steife und ungelenke Fremde fügen müssen, ja oft nach einiger Zeit recht gern fügen, wiewohl sie zu Haus nicht daran gewöhnt sind. Es hieß, Aix sey jezt sehr voll, man erwarte aber in den nächsten Tagen noch mehe Badegäste.

Ueber Aix haben Eingeborene und Franzosen sehr viel geschrieben und gestritten, je nachdem sie es in antiqnarischer Wichtigkeit niedrig oder hoch stellen wollten. So sagt der verstorbene Aechäolog Millin: „Fast alle, die über Savoyen geschrieben haben, sehen in Aix eine römische Stadt. Die Natur des Bodens beweist, daß sein Name von seinen warmen Quellen, von Aquae kommt. Die außerdem hinzugefügten Namen beruhen jedoch nur auf der Einbildung. Kein alter Schriftstellee, kein Monument berechtigt dazu. Da die Alten den Orten mit warmen Quellen gewöhulich anch den Namen des Landes oder der Provinz, oder des Entdeckers und Gründers beifügten, so haben die savoyischen Schriftsteller ihr Aix Aquae Allobrogum genannt, weil sie im Laube dee Allobroger fließen. Nach einer alten, aber mißverstandenen Inschrift haben sie die Gründung auch einem gewissen Domitius zugeschrieben, der Julius Cäsars Proconsul gewesen seyn soll. So hat man auch den Namen Glariauns auf vielen großen Ziegelsteinen „Gratianus“ gelesen und demnach flugs Aix's Gründung dem Kaiser dieses Namens zugeschrieben. Glarianus odee Clarianus ist aber nur der Name des Ziegelbrenners, und 1809 sind in Lyon beim Zusammenfluß der Rhone und Saône Ziegelsteine mit demselben Namen ausgegraben worden. So viel ist gewiß, Aix war nie eine römische Station. Das Itinerarium Antonius und Peutingers Tafel eewähnen es nicht, wohl aber die benachbarten Stationen. Alles dies zusammengenommen, veranlaßt mich zu dee Meinung, der Ort sey nur eine Villa odee das Landhaus eines reichen Römers gewesen, der hier mit seiner Familie lebte und die Heilquellen zur Anlegung von Bädeen

benutzt, auch da sein Grab hatte errichten lassen, wo er einmal mit seinen Lieben ruhen wollte." Die in Aix noch vorhandenen alten Gebäude bestehen in Folgendem: Zuerst der Bogen des Campanus in dem obersten Theil der Stadt, nahe bei den Quellen, dreißig Fuß hoch und zwanzig breit, mit verschiedenen, zum Theil leserlichen Inschriften, die an der Attika in acht kleinen Nischen oder Einfassungen herumlaufen und fünfzehn männliche und weibliche Namen derselben Familie nennen. Der Familienvater hieß L. Pompejus Campanus, der, wie die dritte Inschrift über dem Bogen sagt, dies Denkmal bei Lebzeiten für sich und die Seinigen bauen ließ. Es ist von toskanischer und jonischer Ordnung und nicht von den Thermen geschieden. Der Bogen bildete im Gegentheil einen nöthigen Theil der Bäder, nämlich den Haupteingang. Lange hat man über die Bestimmung dieses Gebäudes Untersuchungen angestellt und gestritten. Einige machen daraus einen Triumphbogen, Andere ein Sepulcralmonument. Wahrscheinlich war es weder das Eine noch das Andere. Ein Triumphbogen kann es nicht seyn, weil er fünfzehn Personen gewidmet ist und ihre Namen trägt. Aber auch ein Grabmonument war es gewiß nicht; davon trägt es nicht die geringste Spur. Die Alten stellten auch nie Grabmonumente in den Umfang ihrer Städte und bauten sie nie in Bogenform. Es diente offenbar zum Haupteingang irgend eines Gebäudes, mit dem es nur auf den Seiten zusammenhängen konnte. Dies zeigt auch die Attika. Ein Sepulcralmonument konnte nach den religiösen Ideen der Römer unmöglich zum Durchgang dienen, was auch Millin sagen möge.

Die römischen Thermen bestehen aus einem weiten, unterirdischen Bau mit zwei Abtheilungen. Die erste mißt ungefähr sechzehn Fuß in's Gevierte; das Gewölbe ruht auf sechzig backsteinernen Säulen, einen Fuß im Durchmesser. Gen Westen gelangt man in eine andere, ungefähr gleich große Abtheilung mit einer Scheidemauer, in welcher eine Thüre ist. In diesem Gemach, wahrscheinlich ein altes Vaporarium, ist noch eine Badewanne, inwendig mit weißem Marmor ausgelegt. In diesen Räumen hat man bei den Nachgrabungen einen Backstein mit der sehr leserlichen Inschrift Clarianus oder Glarianus gefunden, deßgleichen eine alte Amphora mit zwei Henkeln aus graulicher gebrannter Erde, deren spitzige Basis im Sand fest stand, wie die ganz gleichen Amphoren in Pompeji. Backstein und Amphora werden im Museum zu Chambery aufbewahrt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Heiligsprechung.

(Schluß.)

Den Ritus der Ceremonie, welche nun begann, kann ich nicht ausführlich beschreiben. Er war weniger mit äußerem Effekt verbunden, als man hätte erwarten mögen, und das im vordern Theil der Kirche versammelte Volk konnte von demselben wenig oder gar nichts gewahren. Der Consistorialadvokat, welcher den Kardinalprokurator vertritt, richtet knieend an den Papst die Bitte um Aufnahme der Seligen in die Reihe der Heiligen; der Papst läßt ihm antworten, daß er vorerst vor dem Throne der ewigen Gnade beten und die Verwendung der Jungfrau und der Heiligen anflehen müsse. Ein Sänger der päpstlichen Kapelle stimmt nun die Litanei an, deren einfache Melodie, vortrefflich vorgetragen, mit dem Feierlichen der Handlung übereinstimmte. Erst nach der dritten Anfrage, nach mehreren Gebeten und Absingung des Hymnus: Veni creator spiritus, sprach der Papst die Formel der Canonisation aus und stimmte dann, stehend und unbedeckten Hauptes, das Tedeum an. Das Geschütz der Engelsburg verkündete dem Volke den langerwarteten Moment. Die Hochmesse folgte. Die dabei beobachteten Formen waren die der andern Pontificalen, welche um Weihnachten, zu Ostern und am Peterstage gehalten werden. Nur fanden beim Offertorium die bei Gelegenheit von Canonisationen gebräuchlichen Darbringungen statt, welche eigentlich von den Postulatoren der Heiligsprechung ausgehen, aber zugleich von den ersten Kardinälen angeboten werden, so daß jedesmal ein Zug, der Kardinal mit dem Postulator, seinen Edelleuten und Geistlichen, zum heiligen Vater sich begibt. Diese Oblationen, eine von den Ceremonien des alten Bundes entlehnte Sitte, bestanden in großen bemalten Wachskerzen, vergoldeten und versilberten Broden und gleicherweise vergoldeten und versilberten Fäßchen mit Wein; die Tauben blieben weg. Der schönste und feierlichste Moment der Messe ist die Wandlung, wo vom äußersten Ende der Kirche her die Blasinstrumente einfallen und in gehaltenen Tönen die heilige Handlung begleiten.

Gegen Mittag war die Messe zu Ende. Alles eilte nach den draußen angebrachten Tribünen und auf den Platz, um der Segenertheilung beizuwohnen. Das Wetter war den ganzen Tag unstet: während des Gottesdienstes war die Kirche bald im Halbdunkel, bald schossen breite Lichtstrahlen durch die großen Fenster der Façade und der Kuppel und warfen auf die Draperien einen vorübergehenden Glanz, wobei Roth und Gold in warmen Tinten leuchteten. Dieß unstete Witterung benahm der Scene im Freien viel von ihrer Schönheit, denn damit sie in ihrer vollen Pracht erscheine, muß eine helle Sonne den

Platz mit einem Lichtmeer übeefluthen, in welchem die Waffen dre zahlreichen aufgestellten Truppen funkeln und die heitern Farben der bei dieser Gelegenheit auf's Beste geschmücktrn Trachten des Landvolks sich am vortheilhaftesten zeigen, während der hochsprützende Staub der beiden herrlichen Springbrunnen gleich Millionen von Demanten blizt, und die großartige Architektur der Colonnaden, in denen vor allen Berninis ungewöhnliches Talent sich zeigt, das ganze mächtige Bild einschließeu und abrunden. Die majestätische Poesie des Katbolizismus macht sich im Akte der Benediction geitend. Ich wenigstens kenne nichts Ergreifenderes, als den Augenblick, wo der Papst, in der großen Loggia der Peterslirche erscheinend, von seinem Sitze sich erhebt und, gleichsam die Welt in seine Brust drückend, die Arme ausstreckt, der Stadt und dem Erdball — urbi et orbi — den Segen gebend, während Alles niederlniet und das Geläute aller Glocken mit dem Donner des Geschützes vereint ertönt.

Das ungünstige Wetter verhinderte die Beleuchtung der Peterskuppel. Je seltener in Italien ein Fest auf solche Weise gestöet wird, um so mehr muß man bedauern, daß die zablreichen Fremden dadurch eines Schauspiels beraubt wurden, welches in seiner Aet unübertroffen ist. Einzelne Kirchenfaçaden und Paläste waren bis tief in die Nacht binein beleuchtet. Von meiner Wohnung aus sah ich noch spät die einsamen Klosterkirchen auf dem Palatin und Cölius in der Ferne schimmern. Die Nachmittagsstunden des folgenden Tags waren freundlicher, und da sah man in allen Straßen Landleute, die Frauen in ihren geschmackvollsten Kostümen, in denen das Roth vorherrschte, mit weißen Tüchern und Blumensträußen. Ganze Schaaren von Mönchen zogen von Kirche zu Kirche.

Es bleibt mir nun noch übeig, derjenigen zu gedenken, welchen die Ehre des Tages gehörte. Unter diesen ist zuerst zu nennen Alfons Maria de'Liguori, aus einer vornehmen Familie (sein Brudersfohn hat den Titel: Fürst von Pollica) zu Casamicciola geboren, als Bischof von Sant' Agata dei Goti zu Nocera dei Pagani bei Neapel am 1. August 1787 in einem Alter von beinahe 91 Jahren gestorben. Er ist ebenso bekannt als ausgezeichneter religiöser Schriftsteller und Dichter, wie durch die Stistung der Cleriker-Congregation des Erlösers, die nach ihm Liguorianer genannt und durch Papst Benedirt XIV. im Jahr 1749 bestätigt wurden. Schwerlich außerhalb Italiens, ja außerhalb ihrer Provinz bekannt sind die Uebrigen: Francesco di Girolamo, von drr Gesellschaft Jesu, gestorben zu Neapel 1716; Gio. Giuseppe della Croce, Provinzial der Franziskaner Barfüßer nach der strikten Observanz S. Peters von Alcantara, gestorben zu Neapel 1731; Pacifico da S. Severino, Minorit, gestorben zu S. Severino 1721; endlich Veronica Giuliani, Aebtissin der Kapuzinerinnen zu Citta di Castelle im Kirchenstaat, gestoeben im Jahr 1727. Sehen wir zurück auf die Geschichte der Heiligsprechungen, so finden wir diesen Gebrauch schon frühe in der christlichen Kirche, und jeder Bischof hatte das Recht, oder glaubte es zu haben, frommrn Personen diese Benennung beizulegen und den Gläubigen zue Verehrung anzuempfehlen. Später nahmen die Päpste dies Vorrecht für sich in Anspruch, und es ist ihnen nachmals nicht mehr bestritten worden. Papst Johann XV. war der eeste, welcher auf einer lateranischen Synode im Jahr 933 den Bischof Ulrich von Augsburg canonisirte, d. h. beschloß, daß sein Andenken mit der frömmsten Zuneigung und Andacht verehrt werden sollte, nachdem über dessen gottseliges Leben und zahlreiche Wunder durch dessen Nachfolger Liutolf Bericht erstattet worden war. Der Ausdruck canonisiren ist dahin zu deuten, daß die Anrufung der Heiligen als Vermittler in den Canon der Messe übeetragen wird. Seit Alexander III. (1159 — 1181) wurden Heiligsprechungen lediglich von den Päpsten vorgenommen. Die älteste, mit großer Feierlichkeit gehaltene Ceremonie dieser Art fand im J. 1390 statt, wo Papst Bonifaz XI. in der Kapelle des Vaticanischen Palastes Brigitta von Schweden canonisirte, welche erst siebzehn Jahre vorher (23sten Juli 1373) gestorben war. Die nächsten Nachfolgenden waren unter Eugen IV. S. Nicolas von Tolentino, unter Nicolas V. S. Bernardin von Siena, unter Calixtus III. S. Vincenz Ferreri, unter Pius II. Catharina von Siena. Von da bis zum Jahre 1807 fanden unter achtzehn Päpsten sechzig Canonisationen Statt. Gewöhnlich werden sie auf Veranlassung des Ordens vorgenommen, welchem solche durch Frömmigkeit ausgezeichnete Personen (meist sind es Mönche und Nonnen) angehörten, oder auf den Vorschlag ihrer Familien. Diese oder jene haben dann die Kosten zu tragen. Der Prozeß pflegt mehrere Jahre zu wäbeen und die Für- und Gegenschriften werden gedruckt. Man muß nicht glauben, der promotor fidei opponire nur zum Scheine. Vor seinem Eramen ist Mancher schon nicht bestandrn.

Aus der Sittengeschichte der Deutschen.

Im fünfzehnten und zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts scheint es Mode gewesen zu seyn, daß die Liebhaber in eigener Person ihren Mädchen Ständchen brachten, wie in Spanien. Geiler von Kaisersberg sagt in seiner Postille: „Er muß den Mevilin zum dickren mol mit der Luten hoffveren im Winter, so es schnyhet und fast kalt ist; ihn möcht frieren, daß er zahnkleppert. — Ich wil geschwigen des Unglicks, daz sye haben umb das Hertz, küssent den Ring zu Nacht an der Thüren, und schloffen nüt und mögen nüt essen.“

— Mit den Prinzessinnen that man im Mittelalter nicht so kostbar, wie jezt. König Eduard von England schickte seine zwei Töchter an Kaiser Heinrichs I. Hof, damit

Prinz Otto sich wählen könne. — König Johann von Böhmen schickte seine Tochter auf die Wartburg, wo sie sechs Jahre blieb, um auf den jungen Markgrafen Friedrich zu warten. Dieser sandte aber 1329 die böhmische Prinzessin wieder zurück und nahm Kaiser Ludwigs Tochter Mathildis zur Ehe.

— In den mittlern Zeiten, vom zehnten bis vierzehnten Jahrhundert, hatten die deutschen Kaiser ein besonderes Recht über das weibliche Geschlecht. Wenn der Kaiser oder König sich in einer Stadt aufhielt und einer ihres Hofgesindes eine schöne oder reiche Bürgerstochter erblickte, so sprach er seinen Herrn darum an. Dieser schickte sofort seinen Marschall vor das Haus der Begehrten und ließ ausrufen:

Höret zu, ihr Herren überall,
Was gebeut der Kaiser (König) und Marschall,
Was er gebeut, und das muß seyn:
Hier ruf ich aus NN. mit NN.:
Heut zum Leben,
Morgen zum Eben,
Ueber ein Jahr
Zu einem Paar.

Die Eltern oder Vormünder mußten dann die erbetene Person ausliefern. Man kann denken, daß dies den Eltern und nicht selten auch den Mädchen sehr lästig war, desgleichen den Städten selbst, aus welchen dadurch viel Geld gezogen wurde. Die vier Wetteranischen Reichsstädte, Frankfurt, Wezlar, Friedberg und Gelnhausen, wirkten daher im vierzehnten Jahrhundert von Heinrich VII. einen Freibrief aus, nach welchem dieses Herkommen gegen sie nimmer geübt werden solle. Diese Befreiung kommt überhaupt in Stadtrechten nicht selten vor.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

(Fortsetzung.)

Gastgeberswitz und Sentiment. — Die Eisenbahnen.

Der berühmte Heinzelmann hat, wie ich schon erwähnte, jezt sein Elysium nach Potsdam, an den Fuß der Brauhausberge verlegt. Hören Sie, wie er seine Morgenconzerte ankündigt: „Durch meine früheren Bemühungen sind diese Morgenfeste zur Freude jedes gefühlvollen Menschen in's Leben getreten, und gewiß viele tausend Familien haben sich innig daran ergözt. Das Beleben der Natur, die Verkünderin der Herrlichkeit Gottes, ruft mächtig die schlummernden Gemüther zum Genusse wach. Aber herrlicher als je breitet sich eine neue Flur von der Höhe des Brauhausberges vor dem Auge des entzückten Beschauers aus. Alles Schöne der Umgebung Potsdams — das so viel gepriesene — drängt sich hier gewaltig in hoher Majestät zusammen; kein Gemüth kann unbewegt bleiben. Auf denn meine Freunde! verehrte Berliner, kommt und genießet!!! Es wird meine größte Glückseligkeit seyn, Euch glücklich und vergnügt um mich zu sehen." Man sage noch, daß die Zeit an Gemüthlosigkeit leidet, wenn unsere Kaffetiers das Gemüth anrufen müssen, um Gäste zu locken. Der noch berühmtere Weinhändler Louis Drucker, der fortfährt, den Berliner Humor noch mehr zu parodiren als zu repräsentiren, hat, wie denn Alles jezt auf Potsdam specutirt, auch ein Sommeretablissement dahin verlegt, welches er, in glücklicher Parodie seines Collegen, so ankündigt: „Mein Sommeretablissement Tornow, ½ Stündchen von Potsdam, im Herzen Deutschlands, da wo die Havel mit Erlaubniß der Mutter Natur schon vor Jahrhunderten eine Insel bildete, welche vermittelst einer modernen Brücke mit dem Continente zusammenhängt, bietet die Pfingsttage über ein Schauspiel dar, über welches sich Menschen und Concurrenten, wenn sie sonst ein edles Gefühl besizen, erfreuen werden. Das Gezwitscher der Vögel, das Gequäck einiger tausend Natursänger oder Laubfrösche, das Lallen der lieben Kinderlein, ein herrliches Conzert, die Düfte wohlriechender Blumen, die Aussicht auf drei unabgebrannte Windmühlen, bilden ein Ganzes, welches zu beschreiben ich der Prüfung eines jeden Einzelnen überlasse, damit die Insertionskosten nicht vergrößert werden." — In der königlichen Bibliothek werden seit einem halben Jahrhundert alle Berliner Pamphlets und Streitschriften zusammengebunden und sorgfältig aufbewahrt für den künftigen Historiographen unserer Sitten. Dergleichen Annoncen, wenn sie Jemand für die Nachwelt sammelte, würden deutlicher sprechen, als die Inschriften auf Gräbern, die von Ueberlegung und nicht von Gelegenheit diktirt sind. Schade, daß Louis Drucker in jeder Woche einigemal seinen Wiz in den Zeitungen spielen lassen muß. Da können Albernheiten und Trivialitäten nicht fehlen. Aber Niemand kann ihm abstreiten, daß er ein glücklicher Humorist ist, der sein Publikum und die Verhältnisse kennt, und in seinen harmlosen Fechterstreichen den Nagel gewöhnlich auf den Kopf trifft; sey es nun, daß er seine Kunden einladet, um den grassirenden Weltschmerz zu ertödten oder zu ergründen, ob Gans oder Savigny in ihrem Besizstreit Recht hatten, oder zur Aufführung des Brauers von Preston. Das Weintrinken ist immer der Zweck, und nicht bei ihm allein, nur daß es die andern nicht immer gestehen. Louis Drucker ist bereits ein „Lion" von Berlin, ja eine wohlthätige Erscheinung und eine Nothwendigkeit geworden. Er hat schon Nachtreter gefunden, die bis jezt indessen nur die schlechtere Schaale seines Witzes, nicht seinen bessern Kern zu finden wußten.

Die Potsdamer Eisenbahn geht außerordentlich, und dennoch ist es zweifelhaft, ob sie eine Dividende von 4 Procent abwirft, so enorm sind die Verschwendungen der ersten Anlage. Was davon täglich mehr zur allgemeinen Kenntniß kommt, übersteigt allen Glauben; daher bei aller Freude, die das Gelingen verursacht, noch immer eine kleine Abgunst im Publikum. Das geringste Versehen wird mit mißtrauischen Augen betrachtet, und die Direktoren müssen täglich gerüstet dastehen, um Rechenschaft abzulegen. Hätte die Oeffentlichkeit nur von Anbeginn an bestanden! Wenigstens wird das Versehen auf die projektirten Bahnen wohlthätig wirken, wie man denn der Berlin-Sächsischen, was die Geschäftsführung betrifft, mit Vertrauen entgegen sieht. Hinter unsern Mauern beginnt schon die Arbeit; es scheint aber, als ob man das neue Thor erst brechen wolle, wenn man dem Publikum etwas wirklich Gethanes davor zeigen kann. Mit der Mitte dieses Monats hört die bisherige, sechsmal täglich nach Potsdam fahrende Diligence ganz auf, ein wichtiger Moment des Fortschritts. Die Fuhrleute, welche bisher zwischen beiden Städten fuhren, haben dafür Fuhrwerke in Potsdam selbst eingerichtet, und befinden sich nicht schlecht dabei. Schon bürgern sich viele Sommergäste hinüber, wofür freilich die Sommerwohnungen in der nächsten Umgegend von Berlin für's erste weniger gesucht scheinen. Auch das wird sich ausgleichen, und es ist kaum zu besorgen, daß, wenn die Eisenbahnen nach Stettin und Sachsen in Wirksamkeit treten, der Verkehr mit Potsdam sinken wird. Man bedenkt nicht, welche Zuflüsse die Hauptstadt durch beide große Bahnen gewinnen muß.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 60.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 141.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 13. Juni 1839.

— A man,
More sinn'd against, than sinning!
Shakespeare

Der Mönch vor Heinrichs IV. Leiche.

Von C. W. Müller.

Der Herbst zog dunkel um die Höhn,
Der Sturm flog durch die Wolken hin.
Vom Rheine brauste laut Gestöhn,
Verödet lag ein Eiland drin;
Drauf stand ein Sarg auf dunkler Bahr,
Ein Mann davor im Mönchsgewand,
Mit dunklem Blick, mit grauem Haar,
Zur Leiche schauend unverwandt.

„So grüß' ich, Kaiser Heinrich, dich!
Von Palästina trieb mich's her;
Als deines Schicksals Kunde schlich,
Fand ich nicht Ruh auf Land und Meer.
Du allerunglückvollster Mann,
Den Jeder floh in wirrer Scheu,
Im Reiches Acht, in Papstes Bann,
Im Tod liebt dich ein Fremder treu!

„Dein Herz war edel, mild und gut,
Es schlug voll kühner Thatenlust,
Als noch der Jugend frische Glut
Dir pochte durch die volle Brust.
Zwei Priester haben es verheert,
Die frech der Mutter dich geraubt;
Die Leidenschaft hat Adalbert,
Die Härte Hanno drein geschraubt.

„Als Jüngling warest du umspürt
Von Wölfen rings im Lammgewand;
Die Schaar, die dich verhezt, verführt,
Hob frech die Faust, die schlau dich band.
Sie machte dir das Weib verhaßt,
Das treu dir bis zum Tode blieb,
Sie hat mit dir geschwelgt, gepraßt,
Sie war's, die dich nach Sachsen trieb.

„Wohl warst du hart und rasch und wild,
Doch schlimm betrogen warst du auch;
Dein Herz blieb stets versöhnbar mild,
Bis Harzburg fiel in Schutt und Rauch.
Es brach der Feind dein Lieblingsschloß,
Der Ahnen Asche wühlt' er auf,
Da schlugest du ihm Mann und Roß
Voll Heldenzorn im Siegeslauf.

„Dann rief Gregor, der stolz die Macht
Der Staaten wie der Kirch' gewann,
Zu stehn vor seines Stuhles Pracht;
Dich traf der Große mit dem Bann.

Zwar setzest du ihn ab in Wuth,
Doch botst du auch zuerst die Hand;
Allein mit Bertha, sonder Hut,
Zogst du zur Sühn' in Feindes Land.

„Wohl hat dich da der Winter kalt
Auf eis'gen Alpenhöhn umreist,
Doch kälter jenes Mann's Gewalt,
Der nie gewankt im stolzen Geist.
Du mußtest vor Canossa's Schloß
Drei Tag' und Nächte büßend stehn,
Im Winterfrost, verhöhnt vom Troß;
Er ließ dich kaum gesühnet gehn.

„Es starb Gregor, doch wuchs sein Zorn
Treu durch der spätern Päpste Herz:
Sie öffneten des Aufruhrs Born,
Die Fürsten hoben schnöd ihr Erz.
Du standst in alter Kaiserpracht
Und triebst die Gegenkönige fort;
Es sank dir Rudolphs Pfaffenmacht,
Und Hermann hier, und Eckbert dort.

„Doch weh! die Söhne übten dann
Am eignen Vater Hochverrath;
Konrad hub in Italien an
Und starb an früh mißlungner That.
Dein Heinrich selbst, dein liebster Sohn,
Er steckte Aufruhrsfahnen auf.
Du bist, verrathner Greis, entflohn,
Durch Berg und Wald ging irr dein Lauf.

„So fraßest du den Vaterschmerz,
Allein, geächtet und gebannt,
Bis dich der Sohn, das Eisenherz,
Zu Ingelheim in Fesseln band.
Er riß dir Kron' und Purpur ab,
Du flohst und starbst in fremdem Land,
Sie gönnten dir kein ehrlich Grab,
Sie setzten dich auf diesen Strand.

„So grüß' ich Kaiser Heinrich dich!
Von Palästina trieb mich's her;
Als deines Schicksals Kunde schlich,
Fand ich nicht Ruh' in Land und Meer.
Du allerunglückvollster Mann,
Den Jeder floh in wirrer Scheu,
In Reiches Acht, in Papstes Bann,
Im Tod liebt dich ein Fremder treu!"

Er sprach's und hob den Leichensang,
Die Psalmen klangen Tag und Nacht,
Er sang fünf lange Jahre lang,
Da ward gelöset Bann und Acht.
Die Leiche fand zu Speir im Dom
Ein prächtig Kaisergrab sofort,
Oed' blieb das Eiland in dem Strom,
Der Mönch zog ungekannt von dort.

Bilder aus Savoyen.

(Fortsetzung.)

Alterthümlich ist noch ein architektonisches Bruchstück, das gewöhnlich der Dianentempel heißt und wahrscheinlich auch eine religiöse Bestimmung gehabt hat. Zwar ist es aus späterer Zeit als Augusts, war aber wohl ein schönes Monument. Ueber dem alten Karnies ist ein modernes Gebäude errichtet worden; der antike Bau besteht aus sehr großen, regelmäßig zugehauenen Quadern von festem Kalkstein, die ohne allen Mörtel und ohne Klammern auf einander gelegt sind, wie die Römer zu thun pflegten. Das Gebäude bis zum Karnies ist neun Fuß hoch, übrigens fünf-und-vierzig Fuß lang und sechs-und-zwanzig breit.

Ich bin durchaus nicht Millins Meinung, wonach Aix nur die Villa eines römischen Privatmanns gewesen seyn soll, wiewohl ich nicht glaube, daß es zur Römerzeit eine Stadt war, vielmehr ein ansehnlicher, wegen seiner Heilquellen wohlbekannter und besuchter Ort. Für die bloße Villa eines Privatmanns sind alle noch übrigen Reste doch zu groß und bedeutend, und es ist gar nicht glaublich, daß die, heilende Mineralquellen so hoch schätzenden Römer in so reizender Gegend nicht eine passende Niederlassung und eine den Kranken zugängliche Badeanstalt gehabt haben sollten.

Eine gute halbe Stunde östlich von Aix liegt der Berg Mourl, wo wahrscheinlich die Mineralquellen entspringen, die hernach bis Aix unter der Erde fortfließen und da endlich hervorbrechen. Wer Lust hat, ihnen näher auf den Grund zu kommen, mag hinabsteigen in die dortigen Höhlen in der Nähe des Laboratoriums, wo sie gekocht werden oder aus unbekannter Tiefe heraussprudeln. Nur wenige starke Männer haben einige Augenblicke die heißen Dünste, die erstickenden Schwefeldämpfe aushalten können, die da dem Eintretenden mit einer Hitze von 37° R. entgegenqualmen.

Nach der Zerstörung der römischen Thermen im dritten Jahrhundert wurden die Heilquellen nur von den nächsten Einwohnern benutzt. König Heinrich IV. von Frankreich soll sich bei seinem Kriegsaufenthalt in Savoyen, besonders vor Montmelian, häufig hier gebadet haben,

namentlich in der Piscine oder dem Bad zum Schwimmen, welches daher noch jezt Bain-royal heißt. Die so wirksamen Douchebäder wurden gemeinschaftlich in einem Lokal administrirt, wo beide Geschlechter nur durch eine dünne Bretterwand von einander geschieden waren. Unbegreiflich ist's, daß man erst in ganz neuer Zeit aufmerksamer auf diesen Quellenschatz geworden ist, da 1551 die ganze Umgegend, und besonders Chambery furchtbar von der Pest verheert wurde und nur Air frei davon blieb, weßhalb sich alle Behörden aus jener Stadt hieher retteten. Bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts dachte die Regierung nicht daran, etwas für die Gemeinnützigkeit der Heilquellen zu thun; denn erst 1773 begann der König Victor Amadeus III. den Bau des Batiment-royal, der aber erst zwölf Jahre später, 1784, in seiner jetzigen würdigen Gestalt vollendet ward. Damals wurden auch Bäume zu öffentlichen schattigen und geräumigen Spaziergängen gepflanzt, die neuangelegte schöne Straße von Air bis an den See mit italienischen Pappeln besezt, und sonst viele passende Einrichtungen getroffen. Jenes Batiment-royal in der obern Stadt, mit seinem jonischen Portal, seinem geräumigen und hohen Vestibül, seinen Sälen und vortrefflichen Badeanstalten u. s. w. hat etwas Imposantes und Würdiges, wenn es sich auch nicht mit den großen Kurhäusern in deutschen Bädern vergleichen läßt. Die Doucheanstalten sind aber hier vielleicht vorzüglicher als irgendwo, und zeigen bei rheumatischen und gichtischen Leiden, alten Wunden, Verhärtungen und Hautkrankheiten unwiderstehliche Heilkraft und den glücklichsten Erfolg.

Zwei Mineralquellen kommen hier zu Tage, eine Schwefelquelle und eine sogenannte alaunhaltige, deren Wärme beim Aussprudeln zwischen 34 und 36° R. wechselt und die sich in ihrer Heilkraft ungefähr gleich sind. Außer dem Batiment-royal wird auch noch in den vom jetzigen König angelegten und nach ihm genannten albertinischen Bädern und in den Thermes Berthollet gebadet, wo besonders Arme und Militärs unentgeldlich Heilung finden. Auch für Pferde sind Douchen und Bäder da. Alles ist sehr billig und in der sogenannten Division des princes sind sogar die Douchen gratis.

Auch das übrige Leben in Air ist nicht theuer und könnte bei der großen Wohlfeilheit der Lebensmittel in diesem gesegneten Landstriche noch bedeutend wohlfeiler seyn, wenn nicht überall eine unglaubliche Profusion von Speisen herrschte, die freilich mit der nationellen Gourmandise und Eßlust der Savoyarden in genauem Verhältniß steht. Mittagessen mit vier-und-zwanzig sehr gut zubereiteten Schüsseln, Frühstücke mit zwölf widerholen sich täglich, so wenig sich dies auch diätetisch mit dem Baden verträgt. Es ist wahrhaft entsetzlich und beunruhigend, wenn man die savoyischen Damen essen sieht. Bei diesen überfließenden Frühstücken und Diners lassen sie zweimal des Tags keine Schüssel vorübergehen. Meine jungen Engländer, die doch guten brittischen Appetit hatten, schienen wahre Kinder neben diesen Eßheroinnen, zumal wenn es an die zahllosen Kuchen, Torten, Cremen, Confituren und andere Süßigkeiten ging, an denen die Landesküche überreich ist. Bemerkenswerth ist dabei noch die ernste, sachverständige und erschöpfende Analysis und Kritik der Damen über die guten und unguten Eigenschaften, über die gewöhnliche und die feine Bereitungsart jeder Schüssel, über das, was ihr fehlt und was sie zuviel hat, über das Warum? Wodurch? Womit? Wielange? u. s. w.

Es gibt in Air Pensionen zu drei Franken und andere mit mehr Auswahl und Luxus zu fünf, sechs und acht Franken täglich für alles, Essen, Wohnung und Bett. Die Bedienung geschieht mit großer Aufmerksamkeit und Höflichkeit, wie denn überhaupt die savoyischen Dienstboten nächst den russischen wohl die besten sind, die man finden kann. Englische, süddeutsche und schweizerische Reinlichkeit muß man hingegen in Air nicht suchen.

In geselliger Beziehung ist dieser Ort angenehmer als viele Bäder Europas, besonders die größern Deutschlands; denn Absonderungen, Demarkationen und Coterien sind hier nicht zu finden. Dies kommt wohl von dem Vorherrschen des französischen Gesellschaftsgeistes, den savoyische Gutmüthigkeit und Gastlichkeit noch verbessern. Für galante Rendezvous ist Air mit seiner herrlichen Natur ein sehr anmuthiger, geeigneter Fleck; das natürliche, ungebundene Gesellschaftsleben, die Sitte, sich um Andere nichts zu kümmern, begünstigt diese Richtung noch mehr. An allen öffentlichen Orten, auf dem Casino, auf Bällen, Spaziergängen und beim Zusammentreffen auf See und Land ist sociale Annäherung gebräuchlich und sittlich. Wer sie kalt oder vornehm ablehnen, sich um Anderer Thun und Lassen bekümmern oder es besprechen wollte, würde bald gemieden werden und mit seiner ungeselligen Art an einem Ort allein stehen, wo Alles zu freundlicher Menschlichkeit einladet, Erde, Himmel und See, besonders aber der Zweck und das Ziel eines Heilorts.

Mich zog besonders Hautecombe und seine Königsgräber an, während Henry sehr bedauerte, daß während unseres hiesigen Aufenthaltes kein Casinoball seyn würde, wo man die junge fashionable Damenwelt sehen könne. Eigentlich war es ihm weit weniger um diese Welt zu thun, als um die Gelegenheit, ein schönes Mädchen wiederzusehen, die er bei dem malerischen Wassersturz hinter der Mühlenstraße zeichnend gefunden hatte, und von der er mir nichts zu sagen wußte, als das Petrarchische:

Oimè il bel viso; oimè il soave sguardo;
Oimè il leggiadro portamento altero;
Oimè il parlar.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Sittengeschichte der Deutschen.

— Schon Tacitus bemerkt, die Deutschen haben einen Widerwillen gegen die zweite Verehelichung des Weibes gehegt. Dies geht durch alle Jahrhunderte heraus, das ursprüngliche Vorurtheil wurde freilich später durch religiöse Skrupel befestigt, bei deren Unterhaltung die Geistlichkeit ihren Vortheil fand. So wird in einer Lübischen Ordnung streng verboten, die Wittwen auf ihrem hochzeitlichen Kirchgang zu verspotten oder ihnen eine Katzenmusik zu bringen. „De Wedewen by der Brutnacht nicht tho höhnen, noch en Grael mede Scalmeyen oor de Döre tho make." — Das übereilte Wiederheirathen der Wittwen war vollends verabscheut und zog häufig sogar Ehrenstrafen nach sich. Nur Ein Beispiel aus dem ostfriesischen Landrecht: „Auch diejenigen mögen nicht Zeugen seyn, welche öffentlich am Pranger gestanden. — imgleichen Weiber, welche innerhalb Jahresfrist nach des vorigen Mannes Tode einen andern Mann genommen, und dergleichen, die im Gerichte für berüchtigte Personen gehalten werden."

— Ursprünglich und in den ersten Zeiten mußte der Mann das Weib gleichsam kaufen, d. h. ihr einen Schatz zubringen. Erst gegen das zwölfte Jahrhundert wurde bei den Eheverträgen der Brautschatz, den das Weib mitbrachte, die Hauptsache, und zwar Anfangs, wie es scheint, unabhängig vom eingeschlichenen römischen Recht. Eine der Hauptursachen war die Gründung der Städte und das Aufkommen des Handels. Viele Freigelassene und Landadelige waren seit Heinrich dem Finkler Gewerbleute geworden, welche durch Heirath Reichthümer suchten. Manche Väter, um ihre Töchter wohl anzubringen, gaben daher Brautschätze. Der Stadtadel vermischte sich allmählig mit dem bürgerlichen Stande, wobei denn der bürgerliche Theil diese Ehre mit Reichthümern erkaufen mußte. Auch die Kreuzzüge trugen viel dazu bei, daß die Bräute wohlfeiler wurden. Die Männer gingen zu Tausenden zu Grund, und es kam ein Zeitpunkt, wo unter sieben Jungfrauen kaum eine einen Mann bekommen konnte, wie der heilige Bernhard schreibt; das Heirathen kam daher nur an die reicheren. Fürsten und Herrn machten den Gebrauch der weiblichen Brautschätze bald gemeiner, vorzüglich durch ausländische Heirathen. Im Jahr 1062 holte sich Markgraf Wilhelm von Thüringen eine reiche Braut aus Ungarn. Der Brautschatz, den Mathildis, Heinrichs II. von England Tochter, Herzog Heinrich dem Löwen 1168 zubrachte, war außerordentlich; jeder englische Ritter mußte dazu eine Mark unter dem Titel Prinzessinsteuer erlegen.

— Die Sitten und Rechte der Deutschen und Römer waren so verschieden, daß bei lezteren die Frauen nicht einmal vor Gericht treten durften; bei erstern dagegen findet man, daß noch im dreizehnten Jahrhundert Weiber zu Gericht saßen, ja selbst den Vorsitz führten. So sagt Irmengardis, Aebtissin von Hervorden in einer Urkunde von 1290, worin sie über die von ihr gehaltene Visitation berichtet: Judicio presidentibus nobis villicum de Oldendorpe fecimus Jequiri.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

(Fortsetzung.)

Wohlthätigkeit. Historische Forschungen.

Ich sprach oben von dem besseren Gehalte in dem Charakter des Berliners. Dieser tritt nie augenfälliger als bei großen Unglücksfällen heraus. Die Ueberschwemmungen der Oder im vorigen Jahre hatten bekanntlich, besonders in Berlin, so viel Opfer der Wohlthätigkeit hervorgerufen, daß man meinte, die Ueberschwemmten könnten eher von Glück als von Unglück reden. Dies hinderte nicht, daß sich bei den diesjährigen Ueberschwemmungen der preußischen Flüsse der mildthätige Sinn auf dieselbe Weise hervorthat. Eine heftige Feuersbrunst verzehrte neulich an einem schönen Nachmittage den größern Theil des Dorfes Biesdorf in unserer Nähe. Die noch glimmende Asche, so naher Nachbarn furchtbares Unglück sprach noch lebendiger zum Herzen. Die Beiträge flossen in kurzer Zeit dermaßen reichlich (ob auch in Geld weiß ich nicht), daß die Abgebrannten sammt und sonders doppelt und dreifach neu gekleidet sind, und auch, so heißt es, ihre Häuser, wenn sie wieder auferstehen, mit den geschenkten Geräthschaften besser als vorher meubliren können. Auch der fromme Sinn alter Zeiten, was milde Stiftungen anlangt, ist keineswegs erloschen. Die Vermächtnisse fallen alljährig noch immer sehr bedeutend aus, was das Publikum zum Theil kaum einmal erfährt. Daß die Beiträge zum Nicolausspital sich ebenfalls vermehren, ist begreiflich; hier liegt der Zweck so nahe, und jeder Spendende mag an sich selbst oder seinen Nächsten denken. Erfreulicher ist, daß auch in unserer praktischen Welt mit ihren Nützlichkeitsrichtungen noch viele Vermächtnisse für Gymnasien und Schulen und zu Stipendien für Studirende eingehen. Ließen sich nur einige, und zwar der reichsten, aus früheren Zeiten zeitgemäß renoviren, indem mehrere derselben, bei veränderten Zeitverhältnissen, dem Geiste der Stiftung ganz entgegen benuzt werden müssen, wenn man dem Buchstaben der Verordnung nachkommt. Dem würdigen Stifter der Potsdamer Waisenhäuser, für die er mit unermüdeter Thätigkeit noch immer sorgt, dem Regierungsrath von Türck, haben die Vorsteher derselben ihren Dank dadurch abgestattet, daß sie am Stiftungstage sein, von einem unserer besten Meister gemaltes Bild in Lebensgröße im Hauptsaale des Waisenhauses feierlich aufstellten. Noch immer aber erwarten wir bei so vielem Wohlthätigkeitssinn den zur That gewordenen Willen, unsere Gefängnisse und Strafanstalten aus Lehranstalten des Verbrechens in wirkliche Besserungsanstalten zu verwandeln.

Für die alte Geschichte Berlins erwacht ein immer größerer Eifer. Von der Gesellschaft für brandenburgische Geschichte und Alterthümer, die im vorigen Jahre in's Leben trat, werden zwar noch die Proben ihrer Wirksamkeit erwartet, von Einzelnen geschieht dagegen viel, um dunkle Punkte in unserer Vorzeit zu erhellen und wüste Stellen zu beleben. So erschien eben von dem Verfasser des merkwürdigen vaterländischen Romans: „Die Quitzow und ihre Zeit," Director August Klöden, ein neues Werk über das Alter und die Entstehung der Städte Berlin und Cöln, in welchem mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit die Hypothese aufgestellt und vertheidigt wird, daß unsere Stadt viel älter sey, als die ersten Documente, die ihrer erwähnen, und bereits tief hinein in das Slaventhum in der Mark eine ansehnliche Stadt, Flußfestung und Stapelplatz des germanischen Handels im Wendenreiche gewesen seyn müsse.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 142.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 14. Juni 1839.

Ah! qu'une femme demoiselle est une étrange affaire! et que mon mariage est une leçon bien parlante!

Molière.
George Dandin.

Aus dem Leben der Deutschen in Rußland.

Bei meinen bisherigen Bildern aus dem Leben unserer Landsleute in Rußland (Nr. 92 — 94. 107 — 110 dieser Blätter) habe ich einen besondern Stand im Auge gehabt. Wenn ich aber an ein paar Beispielen zeige, daß sein Glück machen und eine sogenannte gute Partie machen, leider sehr oft zweierlei ist, so wende ich mich an Alle, welche in jenem Lande Fortune suchen.

Eine Wittwe, die in jener echt russischen Behaglichkeit lebte, welche auf Wohlhabenheit deutet, schien es gar nicht ungern zu sehen, daß ein junger deutscher Schulmann sich der Nichte, welche sie erzogen, näherte. Sie begünstigte diese Annäherung möglichst, und ließ sich merken, daß sie, obgleich selbst noch in den besten Jahren, ihre Nichte als ihre einstige Erbin betrachte. Welche Aussicht für den mäßig besoldeten Schulmann! Bald führte er die junge Russin in seine bescheidene, nur spärlich möblirte Wohnung, und erwartete am ersten Ehemorgen mit Sehnsucht die ihr verheißene reiche Ausstattung nachkommen zu sehen. In der That wurden ein Hündchen, ein Kanarienvogel und einige Ballkleider von gefärbter Gaze gebracht. Dies, so wurde ihm jezt bedeutet, sey das ganze Besitzthum seiner jungen Frau; alles Uebrige im Hause der Tante gehöre dieser und sey ihr unentbehrlich, da auch sie sich wieder verheirathen könnte. Dies geschah auch in Kurzem: die Tante hatte sich nur vorher auf gute Art von der Nichte losmachen wollen. Aber der Gatte einer jungen Russin des Mittelstandes bilde sich ja nicht ein, eine Hausfrau gefunden zu haben. Sie versteht weder zu kochen, noch einst ihre Kinder selbst zu pflegen. Dienerinnen jeder Art müssen ihr gehalten werden. Wohl aber versteht sie sich zu putzen und zu schmollen, wenn der Gemahl nicht für jede Jahreszeit ihr einen neuen Hut und Mantel anschafft, und sie recht oft in's Theater führt. Als eine Nachhülfe beim Artikel des Putzes können die häufigen Wochenbetten angesehen werden, indem die zu Gevatter Gebetenen verpflichtet sind, der Mutter ihres Pathen von Zeit zu Zeit schöne Stoffe zu Kleidern zu verehren.

Ein Wittwer, Professor auf einer Universität im innern Rußland, sah sich in die Nothwendigkeit versezt, sich nach einer zweiten Mutter für seine verwaisten Kinder umzusehen. Er wollte diese jedoch aus seiner eigenen Nation wählen; es sollte eine Deutsche seyn, und so werde hiemit ein Beispiel angeführt, welchen Mißgriff der Deutsche selbst unter denen thun kann, die er Landsleute nennen darf. Der Wittwer will nach Moskau, weil er dort größere Auswahl für seinen Bedarf zu treffen hofft, kommt aber nur bis zu einer am Wege dahin liegenden Gouvernementsstadt, als er schon findet, was er sucht. Eine der wenigen dort angesiedelten deutschen

Familien vernahm kaum den Wunsch des Heirathslustigen, als sie ihre Tochter, die sich noch in der Erziehungsanstalt befand, eiligst zurückberief. Freier aus der eigenen Landsmannschaft sind dort zu selten, als daß man sich nicht bemühen sollte, sie festzuhalten. Unser Professor ließ sich fangen. Nach wenigen Wochen brachte er seinen jungen Kindern eine noch sehr junge Mutter. Sein Söhnchen fand Gnade vor den Augen derselben; aber die Tochter mußte nothwendig auch in ein Institut gesendet werden. Gott bewahre! ein Mädchen, in der Eltern Hause aufgewachsen und nicht durch eine Abwesenheit von vier bis sechs Jahren denselben völlig entfrembet — wer würde auf ein solches Mädchen reflektiren? — Es geht in dieser Hinsicht das Vorurtheil und die Entfremdung oft so weit, daß, wenn die Erziehung vollendet ist, junge Mädchen oft gar nicht in das elterliche Haus zurückkehren wollen, oder den Schritt nur mit Grauen und Entsetzen thun. In jenen Erziehungshäusern, wo ein oder ein paar hundert junge Mädchen beisammen sind, für welche sehr gut bezahlt werden muß, ist eine Lebensweise eingeführt, welche die beschränkte eines Beamten oder kleinern Edelmanns überbietet. Die daran Gewöhnten mögen ungern in bürgerliche Verhältnisse zurücktreten. Nur die Aussicht auf eine Heirath, wo sie selbst Herrinnen zu werden hoffen, wie hier der Fall war, kann sie zu dem Tausch bewegen.

Der arme Professor mußte schwer für seine übereilte Wahl büßen. Als er bei der Regierung verläumdet worden war und aus dem Lande gewiesen wurde, ließ er zwar vorerst seine Lebensgefährtin zurück, beredete aber mit derselben, daß sie seine bereits bedeutenden Besitzungen verkaufen und mit dem Erlös daraus so wie mit seiner Tochter ihm nachkommen solle. Sie kam auch in der That nach einiger Zeit, doch ohne das Eine noch die Andere mitzubringen. Das Vermögen ihres Mannes habe sie bei ihren Verwandten sicher gestellt, von der Tochter wisse sie nichts, da sie sich heimlich aus dem Institute entfernt habe. Die junge Frau schien sich nur umsehen zu wollen, wie es in Deutschland zugehe, und da das Leben einer Hausfrau daselbst für sie mit Unbequemlichkeiten verknüpft war, für welche sie sich zu vornehm und fur zu wohl erzogen hielt, so zog sie bald wieder ab, um bequem von dem bei ihren Eltern untergebrachten Vermögen ihres Mannes zu leben. Welche Behörde hätte einen aus dem Lande Gewiesenen gegen ein solches Verfahren schützen mögen! — Der alternde, kranke, verlassene Mann mußte froh seyn, als nach langen vergeblichen Nachforschungen endlich seine verloren gegangene Tochter wieder aufgefunden wurde. Die Zahlungen für dieses ausgesetzte Kind hatten bald aufgehört; es mußte, da es seine Zeit gut angewendet hatte, sich selbst fortzuhelfen suchen, ging aus einer Hand in die andere, verirrte sich und fand den rechten Weg wieder. Auch seine Geschichte würde ein eigenes Kapitel füllen, wenn dies nicht theils zu weit führen würde, theils Ergebnisse solcher Art sich in allen Ländern gestalteten. Aber die obigen Andeutungen mögen dazu dienen, den Einwanderer oder den Unerfahrenen auf die mancherlei Netze aufmerksam zu machen, in denen sein Fuß sich verstricken kann.

Bilder aus Savoyen.

(Fortsetzung.)

Noch am Abend wurde ein Schiff gedungen und am andern Morgen um fünf gingen wir zum Port de Puer hinunter. Land und See lagen in unendlicher Frische und in vollem, goldenen Frühlicht da, und die Morgenluft drang uns an's Herz. Mit uns war noch Monsieur Ch., ein artiger, junger Franzose, den wir in unserer Pension hatten kennen lernen. Drei Ruderer genügten uns, rüstige, freundliche Brüder aus dem Dorf Muori, wo die Airquellen herkommen. Mir war es besonders angenehm, sie über ihr häusliches Leben und die Sitten ihrer Gegend ausfragen zu können. Während nun der Franzose meinen Engländern von der Pariser Oper, den Boulevards, der Eisenbahn nach St. Germain und dergleichen erzählte, und sie ihm dagegen viel von London, Glasgow und Liverpool zum Besten gaben, hörte ich gern dem jüngsten Schiffer zu, der erst ein-und-zwanzig Jahre alt und doch schon verheirathet war.

Sie wohnen alle drei mit ihren Eltern und Kindern in Einem Haus, und dies ging seit Jahren recht gut und soll, wie sie versichern, immer gut gehen. Wenn keine Fremde in Aix sind, leben sie Alle zusammen und treiben Acker- und Weinbau, Holzschlag und Kohlenbrennerei, Vorspann und Wagnerei. In der Fremdenzeit aber gehen die drei jungen Männer an den See, um dem sehr einträglichen Fischfang und der Seefahrt obzuliegen; die im Dorf Zurückgebliebenen theilen sich dann in ihre Arbeit. Im September gehen die Brüder mit Freuden wieder nach Haus zu Weib und Kind. Sie fürchteten sehr, daß ihnen die Lyoner Dampfschiffe großen Abbruch an ihrem Gewerb auf dem See thun, auch die Fische auf den Grund jagen möchten, weil sie das Brausen der Räder scheuen. Ich suchte sie in beider Beziehung zu beruhigen.

Da Geburt, Ehe und Tod die drei großen Angeln sind, um die sich auch in Savoyen das Leben dreht, so stehe hier, was mir diese Leute davon, als in ihrem Lande üblich, erzählten.

Wenn ein Kind zur Taufe in die Kirche getragen wird, so geschieht dies nicht, wie in andern Ländern, auf den Armen, sondern in der Wiege. Diese ruht auf der

rechten Schulter, wenn es ein Knabe, auf der linken aber, wenn es ein Mädchen ist. In manchen Gegenden wird überdies das Geschlecht des Kindes noch auf andere Art angedeutet, nämlich durch eine Kokarde an der Wiege für einen Buben, und durch eine Bandschleife für ein Mädchen. Acht Tage nach der Taufe wird bei der Wöchnerin gastirt, wozu der Pathe, die Pathin, so wie Verwandte und Freunde eingeladen werden. Dies Mahl heißt Arbailles oder Comparoilles. Wenn die Wöchnerin das erste Mal wieder zur Kirche geht, so muß sie an der Kirchthüre verschleiert stehen bleiben und da warten, bis der Geistliche vom Altar kommt, ein Gebet zu ihr spricht, sie segnet und in die Kirche führt.

Der Heirath und Hochzeit gehen sonderbare und uralte Gebräuche voraus, die in mehreren Distrikten abweichen. Der Heirathslustige geht gegen Abend mit einem Freunde zu dem Mädchen, das ihm ansteht, macht da in verblümten Ausdrücken seinen Antrag und gibt dann genau acht, was mit dem immer brennenden Feuer auf dem Herd vorgenommen wird; denn ist sein Antrag willkommen, so wird das Feuer angeschürt und ein Stück Holz hinzugelegt; im andern Fall aber nimmt der Hausvater ein Stück Holz weg und stellt es aufrecht auf die Seite. In andern Gegenden herrscht ein anderer Gebrauch. Da darf sich der Heirathslustige dem Mädchen seiner Wahl nur bei Nacht zeigen, und sie muß ihn zuerst an ihrem Kammerfenster, dann unter der Thürschwelle und zulezt auf eine Art empfangen haben, die überall anderswo gefährlich wäre, hier zu Lande aber nie unangenehme Folgen gehabt hat. Wenn der Antrag des jungen Mannes angenommen worden ist, so muß er angekleidet und in allen Ehren eine Nacht neben dem Bette des Mädchens zubringen. Eltern, Verwandte und Bekannte, Freunde und Feinde geben auf Alles so genau acht, als es nur immer möglich ist, und wehe dem jungen Menschen, der in der Tugend nicht bestände; er bekäme in seiner Gegend keine Frau. Dies heißt Courir la trosse.

Ist die Hauptsache im Reinen, so ladet der junge Mann den Vater oder Vormund des Mädchens ein, mit ihm in die Schenke zu gehen, wo er ihn in Essen und Trinken frei hält. Nach dem Essen führt ihn der Papa in sein Haus, wo das Mädchen am Herd sizt. Der junge Mann gibt ihr ohne Weiteres Handgeld auf sein Eheversprechen. Am nächsten Sonnabend wird das Verlöbniß begangen. Den Tag vor der Hochzeit essen die Verwandten beider Familien beim Vater des Mädchens; sie selbst aber ist nicht dabei und erscheint auch nicht, bis sie von dem Liebhaber und seinen Begleitern in ihrem heimlichen Versteck gefunden und hervorgezogen worden ist. Je besser und sorgfältiger sich das Mädchen versteckt, und je mehr Mühe die Bursche haben, sie zu finden, desto ehrenvoller ist es. Man hat Beispiele, daß sich Mädchen in die Streu unter einer Kuh oder einem Pferd verkrochen. Diese Nachsuchung geschieht unter dem Klang der Dorfmusik. Ist endlich das Mädchen gefunden, so sezt man sich zu Tisch, ißt und trinkt herzhaft. — Nach der Trauung wird die junge Frau vom nächsten Verwandten des Bräutigams nach Hause geführt. Unter der Thürschwelle empfängt sie die Schwiegermutter freundlich und mit manchen symbolischen Zeichen; bald gibt sie ihr ein Brod, das die Schwiegertochter zerschneidet und an Arme vertheilt, bald einen Topf voll Fleischbrühe, an manchen Orten streut ihr die Schwiegermutter eine Handvoll Weizenkörner auf's Haupt, zum Zeichen des Ueberflusses und der Fruchtbarkeit. Es ist auch Sitte, daß an der Thüre des Hauses ein Besen quer über gelegt wird. Die junge Frau muß ihn ja aufheben, denn thäte sie es nicht, so wäre dies ein schlimmes Zeichen; in ihrem künftigen Haushalt würde weder Ordnung noch Reinlichkeit zu finden seyn. Endlich kommt ein Knabe, einen Rocken mit Werg tragend, als Sinnbild des Ueberflusses an Leinenzeug im Haus. Dies ist ein Hauptspaß für die jungen Bursche, denn sie schießen mit Pistolen nach dem Rocken und suchen ihn dadurch in Flammen zu setzen. Der Charivari bei der Verheirathung eines Wittwers oder einer Wittwe, ist auch hier noch sehr im Schwang, so sehr auch die Regiernug dagegen eifert.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Mai.

Das Fest des heiligen Nepomuk, Literatur.

Wenn die Prager im Karneval für die Armuth weiblich getanzt, in den Fasten für die leidende Menschheit eine Menge Musik angehört, so folgt im Lenz eine gar andächtige Zeit. Schon der Festtag des heiligen Joseph wird feierlich in der Kirche und auf dem vor derselben sich ausbreitenden Jahrmarkte begangen, in der Charwoche besucht man die heiligen Gräber, an den Ostertagen Emaus u. s. w. und der Mai bringt die große Wallfahrt aus allen Gegenden Böhmens zum Grabe des Blutzeugen des Beichtsiegels, St. Johann von Nepomuk, mit sich. Die kalte und unfreundliche Witterung des heurigen Frühlings beeinträchtigte schon die Feier der Ostertage und war auch dem Johannesfeste nicht günstig. Im Ganzen war der Besuch des leztern zwar nicht ganz so spärlich, als im vorigen Jahre, wenn man aber diese fromme Feier mit frühern Jahren vergleicht, so scheint daraus hervorzugehen, daß die Landleute immer mehr inne werden, wer Lust und Beruf dazu in sich fühle, könne am Ende zu Hause eben so herzlich und brünstig beten als vor dem silbernen Grabmahl in der Prager Domkirche, wo die Gebeine des Heiligen in einem krystallnen Sarge ruhen, oder vor seinen metallenen und steinernen Bildsäulen auf der Brücke und dem Roßmarkte. Andererseits sind auch jene Hausherren, welche das Bild oder die Statue des Schutzherrn aller katholischen Brücken in ihren Häusern besitzen, bei weitem nicht mehr so emsig beflissen, dieselben auszuschmücken, als in früherer Zeit. Sonst konnte man

zwischen dem 15ten und 25sten Mai Abends fast durch keine Straße gehen, wo nicht aus einem oder mehreren Häusern frommer Gesang erschallte, der uns zu den festlich verzierten, bekränzten und reich beleuchteten Abbildungen des Heiligen leitete. Alle waren mit Blumen und grünem Reisig geschmückt, und hie und da kleine Bühnen errichtet, auf welchen täglich andere Scenen aus seinem Leben theatralisch aufgestellt waren. — Jezt haben diese frommen Decorationen gerade in dem Maße abgenommen, als der Zufluß der Landleute selbst sich verminderte, und da diese beiden Veränderungen im vollen Sinne des Wortes Hand in Hand gingen, so läßt sich kaum erörtern, welche derselben die Ursache, welche Wirkung sey, ob nämlich die Städter ihre frommen Conterfeis mit mindern Kosten verzieren, weil die Zahl der Besucher abnahm, oder leztere durch die mindere Festlichkeit der Ausschmückung auch weniger zu ihren Pilgerschaften angelockt werden.

Der Leipziger Meßkatalog ist dickleibiger, als man es bei dem gegenwärtigen Zustande der deutschen Literatur vermuthen sollte; freilich sind die bedeutenden Namen und Werke darin ziemlich dünn gesäet. Das Contingent der Prager Verlagshändler ist insbesondere dürftig ausgefallen, etwa dreißig Artikel, darunter die Hälfte so unbedeutend, daß es die Zeit verschwenden hieße, auch nur die Titel zu erwähnen. Von Jungmanns vortrefflichem „böhmischem Wörterbuch" ist bei Kronberger und Weber das erste Heft des fünften Bandes herausgekommen. Alle Freunde der böhmischen Sprache sehen mit Sehnsucht der Vollendung dieses Nationalwerkes entgegen. — Eine interessante botanische Arbeit sind die „Icones fungorum hucusque cognitorum" von A. C. J. Corda, der sich vorzüglich durch merkwürdige mikroskopische Beobachtungen in kurzer Zeit einen bedeutenden Ruf unter unsern Naturforschern erworben hat.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin, Mai.

(Schluß.)

G a n s.

In E d u a r d G a n s, dessen Tod und Leichenfeier ich Ihnen nicht zu melden brauche, hat Berlin mehr verloren, als man glaubt. Was er seiner Wissenschaft gewesen, gehört nicht hieher; an andern Orten werden seine Freunde deren er eine noch größere Zahl als Feinde hatte, es gehörig würdigen. Gans war als Parteimann und Parteihaupt bei uns eine der seltensten Erscheinungen: lauter Eifer und Thätigkeit, eine Sache durchzusetzen, getrennte Kräfte zusammen zu bringen, und die Resultate an's Licht zu stellen. Er reiste, warb, predigte, enthusiasmirte und arbeitete, bis er seinen Zweck erreicht. Nicht aus der Hegelschen Schule hervorgegangen, sondern erst später sich ihr anschließend, war es seine lebendige Kraft, welche sie zu einer so kompakten Masse constituirt hat, wie es noch keine philosophische Schule vorher gewesen. Er war es, der die Hegelschen wissenschaftlichen Jahrbücher eigentlich stiftete; seinem Eifer gelang es, die Hegelschen Werke als ein Ganzes wohlgeordnet zur Publikation zu bringen. Er schuf, alle Kräfte, die sich ihm darboten, wohl benutzend, die Taktik, welche so merkwürdige Wirkungen hervorbrachte, und der Schule einen kaum glaublichen Einfluß auf das Leben verschaffte; um so merkwürdiger, wenn man bedenkt, welche reactionären Kräfte im Staate, und gerade jezt, dieser wissenschaftlichen Richtung feindlich entgegen standen und andere Richtungen nach vorwärts vernichteten, während Hegels Doctrinen nicht allein unangefochten blieben, sondern selbst siegreich und herrschend sich geltend machten. Bedenkt man, welchen Einfluß S c h l e i e r m a c h e r als Prediger, Universitätslehrer, als liebenswürdiger Mensch und großer Schriftsteller übte, welche ausgezeichnete Männer, bedeutende Talente, sich unter seinen Fahnen sammelten, und wie doch seine Schule, als Ganzes, wenig auf's öffentliche Leben wirkte, wie die Glieder nach seinem Tode zersplitterten und kaum eine mangelhafte Gesammtausgabe seiner Werke zu Stande kam, so muß man allen Respekt vor der industriellen Taktik und rührigen Einigkeit empfinden, wodurch allein die Hegelianer das Feld behaupteten. Dies war Gans Werk. Er vertheilte die Rollen, er wußte Jeden zu brauchen, auch den Kleinsten und Schwächsten, er stellte die Posten aus, er dirigirte die Belagerungen und Schlachten, er knüpfte Verbindungen und schloß Bündnisse nach oben und unten, er trieb die Socii in's Feld, wo die Römer sich nicht gewachsen hielten, er stieß in die Siegstrompete, wenn der Kampf noch schwankte, und ließ Tedeum singen, wenn der Feind noch nicht wußte, daß er geschlagen war. Einschüchterung ist in jedem Kriege eine erlaubte Waffe. Dies Foiseurtalent schlage man nicht so gering im Werth an. Daß es den Deutschen mangelt, daß sie, zumal ihre Gelehrten in vornehmer Lethargie die Achseln zucken und, sich in bequemer Ruhe wiegend, die Sachen abwarten mit der süßen Ueberzeugung, das Gute müsse doch siegen, ist es, was uns an praktischer Wirksamkeit unserer Ideen so weit hinter unsern Nachbarn zurückstehen läßt. Hier, ein fast einziger Fall, zeigte ein Deutscher dies französische Talent, alle Mittel für seine Sache zu benutzen; mit vollen Segeln trieb er das Schiff durch Strudel und Wirbel. Wer die Sache selbst nicht liebt, muß doch den Feuereifer anerkennen; und man konnte ihn selbst lieben, ohne darum die Sache zu lieben, wenn man das vornehme Naserümpfen der Gegner damit vergleicht, wodurch doch in der Welt nichts bewirkt wird, als daß man sich vor sich selbst vornehm erscheint. Es ist eine andere Frage, auf wie lange ein durch strategische Künste errungener Sieg dauert, aber jeder Sieg ist für die Zeit von unberechenbarer Wichtigkeit. Es ist schon ein guter Feldherr, der eine Schlacht gewinnt, und der geschickteste Staatsmann kann die Kriege nicht auf Jahre hinaus lenken. — Höchst verwundert konnten dagegen Viele seyn, in der Leichenrede Marheinecke's am Grabe seines Freundes die Anschuldigung zu hören, daß Neid und Mißgunst ihn verfolgt, daß sie ihm wenigstens im Grabe Ruhe lassen werden. Wenn Todte lachen könnten, möchte es wohl der Selige da gethan haben. Gans war nicht der Mann, um sich verfolgen zu lassen; er war ein unermüdlicher Verfolger, und das hat ihm Niemand verdacht, der jugendliche Kraft zu achten weiß. Er sah sich wenig vor, wenn er stieß und schlug; dafür mußte er natürlich auch Stöße ertragen; kaum daß sie je den seinigen an Wucht gleichkamen. Man schäze an ihm, was an ihm zu schätzen ist, mache ihn aber nicht zum Heiligen und Märtyrer. Es ist das seine liebenswürdige Seite, daß er troz des vollkommenen Parteimanns und Parteiführers der umgänglichste Mann von der Welt war. Seine Lebenslust und Gutmüthigkeit ließ überall Brücken bauen, und wie erbitterte Feinde der nie verzagte Kämpfer und Stürmer auch unter seinen wissenschaftlichen Gegnern zählte, er hatte doch auch Freunde unter ihnen, welche eben seiner frischen, vollen, ungebändigten und unbesonnenen Kraft vieles zu gut hielten. Ein origineller öffentlicher Charakter geht mit ihm zu Grabe, wie Berlin der Art keinen zweiten hat. Er wird wohl an unserer Universität, in unserm öffentlichen Leben aber nicht zu ersetzen seyn.

Beilage: Literaturblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 143.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 15. Juni 1839.

What says Quinapulus? Better a witty fool, than a foolish wit.

Shakespeare.
What you will.

Literarische Grillen.

Schalksnarren.

Adelung, wenn er das Wort Schalksnarr erklärt, zieht den modernen Begriff der Schalkheit herbei und definirt den Schalksnarren als „Narren aus listigem Vorsatz.“ Es verhält sich aber wohl gerade umgekehrt, und unser Schalk ist ein Ueberbleibsel des alten Schalksnarren. Schalk bedeutet „Knecht,“ und somit Schalksnarr einen Lustigmacher im Dienst, fou en titre d'office, wie es in Frankreich hieß, zum Unterschied von den Narren auf eigene Faust.

Wenn einer sagt, das Geschlecht der Schalksnarren, Hofnarren, Hofpoeten u. dergl. sey heutzutage ausgestorben, so spricht er eine Thatsache aus, die ihm Niemand bestreitet, wenn es auf den buchstäblichen Sinn der Worte ankommt. Ja, geistige Genüsse gehören nicht mehr zum obligaten Luxus der höchsten Personen, und es gibt keine mit den Hausfarben drapirten Spaßmaschinen mehr, welche man nach Gefallen aufzieht oder wie Leidner Flaschen ladet, um aus ihnen die prickelnden und stechenden Geistesfunken zu ziehen. Man hat jetzt an den Höfen Gelegenheit, die Wahrheit anders woher als aus dem ungewaschenen Munde eines Clauß Narren zu vernehmen; das kalte, prosaische Gesicht der Wirklichkeit, das in alle Verhältnisse hereinblickt, verscheucht die lustigen Gespenster des Witzes und der Phantasie, und seit es der Lauf des Jahrhunderts mit sich brachte, daß man die Poesie aus dem Hofstaat entließ, unterhält man Hoftheater.

Wenn in frühern Zeiten die Fürsten und Herrn Narren, kurzweilige Räthe, Kammerzwerge u. dergl. mit schwerem Geld erkauften und sich an den grotesken Gesten der einen und der parodirenden Unverschämtheit der andern ergötzen, so wandelten sie auch hierin auf den Höhen der jedesmaligen Menschheit und genossen des Privilegiums, vor allem Volk sich am prächtigsten zu erlustigen. Aber mit der fortschreitenden Kultur erhielt auch der Geistesgenuß eine andere Richtung und ein anderes Ziel. Die geistige Entwicklung drang den Großen den Geschmack an Wissenschaften, an schönen Künsten, besonders an der schönen Literatur der Franzosen als Mode auf, und aus Serenissimus, der sich bei den Possen seines Pikelhärings den Bauch hielt, wurde Augustus und Mäcen, der hochherzige Gönner und Beschützer großer und schöner Geister. An manchen Höfen ging die Narrheit, bevor sie Abschied nahm, noch eine Weile neben der neuen Puppe, der Literatur, her; so stiftete Friedrich I., König von Preußen, seiner geistreichen Gemahlin zu lieb eine Akademie der Wissenschaften, und zu seinem höchsteigenen Privatvergnügen hielt er Hofnarren. Aber in der Hofluft, welche am Ende des siebzehnten Jahrhunderts von Versailles

der alle deutschen Fürstensitze einhüllte, mußte der pfiffig albern grinsende, zutäppische, gerade herausplatzende, jeden Schleier plump abreißende Spaß nothwendig bald ersticken; denn sein Lebenselement war ihm abgesperrt, jene bequeme Sicherheit, jene patriarchalische Weidlichkeit der Fürsten, womit sie frank und frei in der Fluth gemeiner Menschheit untertauchten, welche im naiven Glauben des Zeitalters kein Atom des heiligen Salböls und der unveräußerlichen Würde abwusch. Durch die eindringende Etikette isolirte sich der Fürst auf einem unnahbaren Fußgestelle, Anstand und feine Lebensart wurden mit der wachsenden Aufklärung die Superstition der höchsten Stände, und je feiner sich das Netz conventioneller Lügen wob, desto „chokanter" und am Ende ganz unerträglich war der plumpe Griff, mit dem der schaale Lustigmacher das feine Gespinnst zerriß.

Ging aber deßhalb der Hofnarr unter, weil man ihn so, wie er war, aus dem Dienste jagte? Keineswegs, er gehört zu den unsterblichen Figuren, die sich durch alle Geschichte, unter allen Graden der Kultur, vom Alterthum bis auf den heutigen Tag durchschmiegen. Auf die Ansprüche, welche der jedesmalige Geschmack an sie macht, und auf die Art, wie er sie äußerlich ausstaffirt, kommt nichts an; der Kern, der Geist ist derselbe. — Als französische Kultur und Galanterie unter den Großen das Institut der offiziell so genannten Narren zur Barbarei gemacht hatte, da schied die Seele von der morschen Hülle des armen deutschen „Witzel" und fuhr, veredelt und verfeinert, in den französischen Belesprit, der fortan an deutschen Höfen der bestellte Träger der geistigen Ergötzungen wurde. Das von Paris verschriebene schöngeistige und philosophische Subject dachte freilich selbst am wenigsten daran, daß seine Perrücke im Grunde nur eine neue, im Geist der Zeit revidirte Auflage der alten Schellenkappe war. Bei aller Verschiedenheit in der äußern Stellung und in den Ansprüchen blieben die Grundzüge dieselben: die übernommene Verpflichtung, auf jede Frage eine Antwort, bei jedem Ereigniß eine Bemerkung zu haben, die einem Witz gleichsah, und sodann die vertrauliche Kriecherei und die servile Unverschämtheit dem Herrn gegenüber. Der Narr, indem er mit seinen rohen Scherzen Alles unter das gemeine Niveau herabzog, versah beim Großmächtigen und Unüberwindlichen den Dienst des Sklaven, der, hinter dem römischen Triumphator stehend, diesem zurufen mußte: „Gedenke, daß du ein Mensch bist!" Der homme à esprit sagte im Grund dasselbe, wenn er seinen Beschützer versicherte, wie groß er, der deutsche Fürst, sey, über dessen Person und ganze Umgebung sich ein charme tout français ausgieße, und wie geistreich der hohe Mäcen sey, der französische Verse komponire, welche nur etwas gewaschen werden müßten, um als saubere Wäsche im Magazin des Mercure de France niedergelegt zu werden. Der Hauptunterschied bestand nur darin, daß der Narr, wenn er zu derb wurde, eine Maulschelle davontrug, während man bei der suffisanten Impertinenz seines verfeinerten Nachfolgers eine prise de contenance nahm.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Savoyen.

(Fortsetzung.)

Wenn Jemand dem Tode nahe ist, so ruft man einen Couseur oder eine Couseuse herbei, je nach dem Geschlecht des Sterbenden. Diese armen Leute bekommen der Todten Kleider zum Lohn. Sie bleiben allein am Bett des Sterbenden, mit einer Todtenlampe, Weihwasser, einem Sterbetuch und andern Attributen des Grabes. Der Couseur oder die Couseuse sind aber häufig durch lange Gewohnheit abgehärtete, unwissende oder ungeduldige Leute und beginnen ihre Auskleide- und Waschoperationen mit dem Sterbenden, noch ehe er todt ist, was schon manchmal schreckliche Folgen gehabt hat. Die zwei nächsten Verwandten des Verstorbenen machen sein Grab; vier Andere tragen ihn zur Beerdigung, der Verwandte und Freunde beiwohnen. Wenn Alles vorüber ist, wird ein Mahl gehalten, wo tüchtig auf das Andenken des Begrabenen und auf die Gesundheit deren getrunken wird, qui ont fait la terre. Ein ganzes Jahr lang muß die Familie des Verstorbenen jeden Sonntag ein vierpfündiges Brod und manchmal auch eine Flasche Wein auf das Grab setzen, was dann die Armen bekommen. In der Provinz Maurienne herrscht der sonderbare Gebrauch, daß man eine vor Hunger meckernde Ziege hinter dem Sarg hergehen läßt und sie dann dem Pfarrer überläßt.

Das Landesidiom ist ein angenehmes und bilderreiches Patois, dem man aber keinen bestimmten Sprachcharakter anweisen kann. Die Aussprache ist sehr verschieden, nicht allein in benachbarten Bezirken, sondern auch in nahen Dörfern. Wer aber dies Patois überhaupt recht inne hat, versteht es überall, ungeachtet seiner Verschiedenheiten in der Aussprache. In der Maurienne ist dies Idiom am meisten gemischt mit Worten, die ehemals französisch und italienisch waren, jetzt aber nicht mehr in diesen Sprachen vorkommen; die Aussprache ist daselbst schnell und aspirirt. Das Patois um Moutiers herum hat fast lauter lateinische und italienische Endungen. Um Annecy ist das Patois sehr verschieden von dem um Moutiers und Maurienne. In der Gegend von Chambery wird eines gesprochen, das wegen der Nähe der Grenze viel

Aehnlichkeit mit dem Französischen hat, jedoch ist noch viel mehr Lateinisches darin zu finden. In diesem Bezirk sprechen die Leute am langsamsten. Wegen der alten und langen Verbindung des Waadlands mit Savoyen wird in diesem überseeischen Schweizerkanton ein Patois gesprochen, das mit dem savoyischen große Aehnlichkeit hat und von den Einwohnern beider Länder verstanden wird. Hier nur noch einige Beispiele: Ma feille, meine Tochter; paré, Vater; avo, Oheim; ara, pflugen; lo bon, der Ochs; lo pra, die Wiese; phasous, Bohnen; l'onda, das Wasser; l'ouilio, das Oel; trax, der Balken; le mantel, der Mantel; l'oura, die Luft, der Wind; la vestie, das Kleid.

All unser Reden und Hören bei der Ueberfahrt hinderte uns nicht, die immer zunehmende Anmuth des Sees zu bemerken, je mehr wir vom östlichen Ufer weg nach seiner Mitte kamen. Da verlohnt sich's der Mühe, daß man einen Augenblick die Ruder ruhen läßt und das reizende Land rings um die liebliche Fluth betrachtet. Im Osten, wo wir herkamen, beherrscht der Azi über Air die ganze Gegend und deren niedere Berge; im Süden steht die Dent de Nivolet und im Norden die Chambotte mit den Felsen von Merian und St. Germain und den Ruinen von Châtillon. Jene Felsen bilden an der Ostküste die bedeutenden Massen, nach denen sich hinauf und hinunter eine Menge schöngezeichneter Höhen und Hügel mit Dörfern und Landhäusern hinziehen. Ganz anders gestaltet sich das jenseitige Westufer, denn da steht der lange Mont du Chat mit seiner Kuppe, der Dent du Chat, rauh und felsig steil in den See abfallend. Es ist eine ernste, einförmige Bergnatur, und stünde an ihrem Fuße nicht die herrliche Abtei Hautecombe, die sich auf dunklem Waldgrund mit ihrem schönen Thurm über den Seewellen auf Felsenbollwerk malt, so wäre jene Seite arm und einförmig, denn das alte Schloß von Bordeau will nicht viel sagen. Das Ganze aber ist mit seinem Doppelgesicht sehr anmuthig, und das Ernste und Strenge des Westens stimmt selbst passend zu der königlichen Nekropolis, die hier seit sieben Jahrhunderten steht, und über die furchtbare Völkerstürme weggegangen sind.

Auch auf dem Grunde des kleinen See's zeigen sich die Spuren furchtbarer Zerstörung. Wir sahen unten in der Richtung des Chatberges hohe Felsengrate weglaufen, die eingesunken seyn mögen, als 1249 durch eine große Naturrevolution ein großer Theil des Greniers einstürzte und bei Myans eine Stadt mit vielen Dörfern verschüttete. Alte Sagen berichten auch, der jezt fast zwei Stunden von Chambery entfernte See habe sich ehemals bis dahin erstreckt, was durch den Umstand bestätiget wird, daß das alte Chambery auf Pfählen gebaut und das ganze Becken so reich an Wasser ist, daß man überall bei drei Fuß Tiefe auf Quellen stößt. Jenes furchtbare Naturereigniß in Folge eines Erdbebens hängt wahrscheinlich mit dem Zurücktreten des See's nach Nordwesten zusammen, der früher wohl nur eine Ausbreitung der viel höher fließenden Rhone über die Ebene von Chautagne, über das Gebiet von Air, Bourget bis Chambery hin war. Nicht weit von der Stelle, wo sich jezt der See durch den Kanal Savière in die Rhone mündet, liegt auf der französischen Seite das Dorf Culer, bei dem wohl funfzig Fuß hoch über dem jezigen Rhonebett ein alter, starker Eisenring in den Felsen getrieben ist. Die Einwohner sagen, er komme von der Sündfluth her, andere weisen ihm nur Julius Cäsars Zeitalter an. Aehnliches findet sich in allen Ländern, die große Erd- und Wasserrevolutionen erlitten haben. Gewiß ist, daß damals die Rhone viel höher ging als jezt.

Zur Ueberfahrt nach Hautecombe hatten wir anderthalb Stunden gebraucht und stiegen nun in dem kleinen Hafen aus, der gar anmuthig zwischen Bäumen und Gebüsch für größere und kleinere Kähne angelegt ist. Ein Baumgang von herrlichen Kastanien führt aufwärts zur Abtei, die auf einem hohen Felsenbollwerke über dem See steht und über der sich gleich der Chatberg mit einer Terrasse für die Mönche und weiter hinauf schöne Waldung erhebt. Zuerst zeigt sich das mächtige Viereck des Klosters und dann die neue, eben erst vollendete Façade der Kirche, die leider nicht dem See, sondern, um den Hochaltar gegen Osten zu stellen, westlich in großer Enge dem Berg zugewendet ist, den man bis zur Terrasse hinansteigen muß, um die Façade recht übersehen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Sittengeschichte der Deutschen.

Jagd.

— In den alten alemannischen, salischen, bayrischen und andern Gesetzen kommen so mancherlei Hunde vor, daß man daraus sicher auf die damalige Kenntniß der Jagd und die Ausdehnung des Weidwerks schließen kann. — Canis segusius, seugius, seucis scheint der allgemeine Ausdruck für den Spürhund gewesen zu seyn, der wieder in mehrere Arten zerfiel. Man leitet das Wort von „seuken, suchen" ab, das ja noch jezt der offizielle Jagdausdruck ist. Manche Franzosen dagegen lassen diese Hunde und ihren Namen ursprünglich aus der Provinz Segusin kommen. — Ferner kommen vor der veltraun oder wint, der Windhund; der hapichhunt oder habuchhunt; der bibarhunt, „qui sub terra venatur," der Dachs- oder Otterhund; der triphunt, Treibhund; der spurihunt, Spürhund; der bracco, die Brake; der hovawarth, der Hofhund.

— Von den deutschen Völkerschaften ward im sechsten und den folgenden Jahrhunderten die Jagd schon sehr weit und kunstreich getrieben. Sie hatten eine Erd-, Luft- und Wasserjagd. Das hohe Wild ward mittelst gezähmter Hirsche gejagt, welche dazu abgerichtet wurden, daß sie in den Wald

gingen und wieder heimkamen. Diese zahmen Hirsche lockten die wilden entweder in Netze oder verschafften dem Jäger Gelegenheit, an sie zu kommen. Sie trugen ein Zeichen am Hals, meistens wohl eine Schelle. — Dies deutet auf einen merkwürdigen Zug. Nach den Begriffen des sonst so mannhaften und rasche Bewegung liebenden alten Deutschen war es nicht ritterlich, das Wild zu hetzen, und die Parforcejagd kam erst aus Frankreich zu uns. Noch im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert wurde die eigentlich deutsche Jagd mit Netz und Garn und Umzingelung der Wälder betrieben.

— Am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts scheinen Bären in deutschen Wäldern schon sehr selten gewesen zu seyn. So schreibt Pfalzgraf Philipp an den römischen König Maximilian I. 1492: „daß er mit seiner Gemahel im Schwetzinger Hart dem Birschen nachgeritten und von Ungesichten (ungefähr) daselbst im liechten Wald an eine große Berin mit vier Jungen kommen u. s. w. Daß Sr. Maj. achten möchte, wie groß die Berin gewesen, schicke er eine Hand und einen Fuß derselben." — Freilich könnte dies auch ein Wildschwein gewesen seyn, das häufig unter dem Namen „Ber, Beer" vorkommt, wie noch jezt im Englischen boar der Eber, bear der Bär heißt. Hätte aber wohl Pfalzgraf Philipp von der „Hand" eines Wildschweins geschrieben?

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Mai.

(Fortsetzung.)

Literatur. Theater.

Die Gebrüder Haase, welche heuer die größte Zahl von Verlagsartikeln (dreizehn) haben, brachten darunter mehrere Volks- und gewerbswirthschaftliche Bücher: „Das Belehrungs- und Unterhaltungsblatt für den Landmann" — „Heßlers Jahrbuch für Fabrikanten und Gewerbsleute u. s. w." eine Legende der Heiligen unter dem Titel: „Das Christenjahr" mit 49 Steindrücken, eine böhmische Uebersetzung des „Himmelsschlüssels" von Jaworincky und andere religiöse, naturhistorische und medizinische, mathematische u. s. w. Werke. — Von unsern Zeitschriften ist der „Novellist" schon wieder eingegangen, „Ost und West," das, so wackere Aufsäze es mitunter bringt, doch zu wenig Theilnahme findet, um sich dauernd zu erhalten, erscheint im Meßkataloge (als Verlag eines Buchdruckers) nur unter Fr. Fleischers Firma; die Calve'sche Buchhandlung bringt den 22sten Jahrgang der vortrefflichen „Oekonomischen Neuigkeiten und Verhandlungen" und die Gebrüder Haase das „Panorama des Universums," das sich fast ganz der Ethnographie und Topographie geweiht hat, und die belletristische „Bohemia." — Unter den Fortsezungen größerer Werke ist am erfreulichsten Sommers „Lehrbuch der Erd- und Staatenkunde zweiten Bandes dritte Abtheilung" (das Kaiserthum Oesterreich), worin dieser wackere Geograph seinen Fleiß und seine Sorgfalt wieder recht zweckmäßig an den Tag legt. Von seiner „böhmischen Topographie" brachte diese Messe keinen neuen Kreis. — Doch erscheinen, zumal im Gebiete der czechischen Literatur, viele Werke, die gar nicht in den Meßkatalog, daher auch nur halb in den Buchhandel kommen; das erste derselben ist die „böhmische Zeitschrift des Nationalmuseums," die unstreitig zu den ausgezeichnetsten Erscheinungen unseres Landes gezählt werden muß, und unter ihrem neuen Redakteur Safarik nicht minder blüht und gedeiht, als unter Palackys Leitung. Die Stüzsäulen dieser Zeitschrift sind Ammerling, Czelakowsky, Purkinje, Maiy u. a. Der leztgenannte Literater sezt seine böhmische Unterhaltungsbibliothek fleißig fort, und lieferte in zwölf Bändchen originelle „böhmische Sagen und Mährchen," während die frühern Lieferungen meist nur Uebersezungen aus dem Deutschen, Französischen, Englischen, Russischen u. s. w. enthielten. — Das Schicksal des böhmischen Almanachs: „Wesna" dürfte man in gewisser Hinsicht tragisch nennen; er hat wenigstens das mit der Tragödie der lezten Jahrzehnde gemein, daß sein erster Jahrgang der beste war, die folgenden rückwärts gehen, wozu besonders im heurigen Jahre ein großer Schritt geschehen. Der Almanach bringt ein paar Lithographien, das Porträt des verstorbenen Fürsten Kinsky, eines großen Beschüzers der böhmischen Literatur, nebst dessen Biographie, und einen Moment aus Tils Erzählung, „Rosine Ruthard," welche beinahe zwei Drittheile des Almanachs füllt.

In Böhmen fanden 1838 160,830 Geburten und (mit Einschluß der Todtgebornen) 108,419 Todesfälle statt. Die Bevölkerung hat sich also im Laufe dieses Jahres wieder um 52,411 Individuen vermehrt. — In Böhmen wurden im Jahre 1838 442 gemischte Ehen geschlossen, 29 in Prag und 413 auf dem Lande.

Zur Feier des Vorabends des kaiserlichen Geburtstages hatte unsere Bühne keine glückliche Wahl getroffen, nämlich: „Clemence Isaure," dramatisches Gedicht in fünf Akten von Panasch. Ein dürftiger Balladenstoff, mit falscher Poesie und mühsamen Versen aufgestuzt, und es schien, weder das Drama noch der festliche Abend sey im Stande gewesen, die Schauspieler zu begeistern, welche das Ihrige thaten, das Stück mit dieser ersten Aufführung auch für immer vom Repertoire los zu werden. — Aubers Oper: „l'Ambassadrice" sahen wir unter dem Titel: „Die Prima Donna," frei nach dem Französischen des Scribe und Saint Georges, zur beibehaltenen Musik von Auber, von Freiherrn von Lichtenstein, dem Gott verzeihen möge, was er an dieser Bearbeitung verschuldet haben mag. Was Scribe in vielen seiner Werke, die so zahllos sind als der Sand am Meer, gegen Wahrheit und Wahrscheinlichkeit, die Consequenz und den Anstand gesündigt hat, um eben einen momentanen Effekt hervorzubringen, haben ihm die deutschen Uebersezer, freien Bearbeiter und Censuren von jeher reichlich zu vergelten gesucht, und man hat aus seiner „Camaraderie" den Kern, aus „Robert le diable" das bischen Verstand und Verständlichkeit herausgeschnitten, seine Aebtissin im „Domino noir" ist in eine Pensionärin, sein Gustav III. im „Bal masqué" in einen Herzogstatthalter verwandelt, und es gab sogar eine Zeit bei uns, wo der Masaniello in der „Muette de Portici" nur ein „Lenardo" seyn durfte; doch hat die Bearbeitung der „Ambassadrice" in dieser Hinsicht Alles überboten, was wir bisher gesehen hatten. Der Gesandte ist hier ein fürstlicher Commissionsrath geworden, und Sie können denken, wie komisch es klingt, wenn man den Commissionsrath gnädiger Herr und Euer Gnaden nennt, und die Prima Donna sich so kindisch darüber freut, seinen „Rang" und seine „Macht" zu theilen. Es wäre auf jeden Fall besser, eine Oper — zumal eine französische, in welcher der Stoff keine so untergeordnete Rolle spielt, wie in der italienischen Opernmusik — gar nicht, als dermaßen verunstaltet zu geben.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 144.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 17. Juni 1839.

> Neig' aus deines Vaters Halle,
> Felsentochter, mir dein Ohr,
> Und im Silberschleier walle,
> Kleine Nymphe, wall' hervor!
>
> Bürger.

Bilder aus Savoyen.

(Fortsetzung.)

Als wir ankamen, war es noch früh. Der in einem kleinen Haus bei der Terrasse abgesondert vom Kloster wohnende Concierge lag mit den Seinigen noch im Bette, und rief uns durch's Fenster, wo wir ihn anredeten, zu, wir möchten einstweilen zur fontaine intermittente gehen, indessen werde er aufstehen, sich ankleiden und frühstücken, dann sey er zu unsern Diensten. Dies Alles gab uns gleich den rechten Begriff von dem Concierge einer königlichen Abtei. Wir gingen also zur Wunderquelle hinauf, wo in der anmuthigen Waldung herrliche Durchsichten wechselten auf den See, das jenseitige Ufer und die Abtei. Einer unserer Schiffer führte uns, versicherte aber wiederholt, wir könnten von Glück sagen, wenn wir die Quelle laufen sähen. Davor war mir nicht bange, denn Glück habe ich immer auf meinen Reisen und Lustfahrten gehabt. Nach einer Viertelstunde hörten wir auch einen gurgelnden Laut und der Fischer sagte schnell: la voici qui arrive. Als wir nun auf dem schönen Baumplatz der Quelle ankamen, wo sie zwischen mit Epheu und Moos umsponnenen Felsblöcken herausfließt, war sie schon in vollem Laufe und füllte das Wasserbecken ganz. Bald aber nahm sie wieder ab, versiegte sichtlich und verstummte gleich darauf ganz. Nun hatten wir sie wohl fließen und ausbleiben sehen; wird sie aber wieder kommen? Dies ist die Frage, die Niemand beantworten kann, selbst nicht die Leute des Klosters, denn sie ist voller Ungleichheiten und Launen. Einen Tag kommt sie regelmäßig alle zehn Minuten, den folgenden aber braucht sie zwanzig oder mehr, ein anderes Mal kommt sie mehrere Tage gar nicht wieder, oder fließt einmal Stundenlang ohne Unterbrechung. Während uns dies der Schiffer halblaut erzählte, hielt ich meine Uhr in der Hand, und kaum war die zehnte Minute vorüber, so hörten wir jenen Gurgellaut wieder im Innern des Felsens, und gleich darauf kam sie schwach hervor, bald stärker und immer stärker. So lief sie sieben Minuten lang, versiegte dann wieder und ward still. Diese liebliche Erscheinung, unter den herrlichen, dunkelnden Baumkuppeln und Domen, zwischen malerischen Felsen, zog uns so an, daß wir die freundlich gestimmte Najade dreimal kommen und gehen sahen und sie am Ende sehr ungern verließen, nicht ohne Dank für ihre Gewogenheit. Dafür hörten wir sie noch einmal plaudernd kommen, als wir schon ziemlich weit hinunter gegangen waren. Es fiel mir ein, den Schiffer auf dem Rückweg zur Abtei nach der Ursache dieses Intermittirens der Quelle zu fragen. Da lächelte er und sagte: „Que voulez-vous que ce soit? Nous

disons, nous autres, que ce sont les larmes des dix-mille vierges.“ Nun gab ich mir ein Ansehen und bemühte mich, ihm die Sache auf die gewöhnliche Art aus der Theorie des Hebers begreiflich zu machen, konnte es ihm aber gar nicht übel nehmen, als er am Ende diese Erklärung für unzureichend hielt und lieber bei seinen zehntausend Jungfrauen blieb.

Unten fanden wir die Frau des Concierge mit den Schlüsseln vor der Thüre ihres Häuschens, und es wurde gleich an's Werk gegangen, wobei ich gern diese störend schwätzende, schwer aufathmende Begleiterin entbehrt hätte, was um so leichter gewesen wäre, da wir zuvor die Geschichte von Hautecombe so gut studirt hatten, daß wir uns gar wohl hätten allein zurecht finden können.

Ehe ich mit den Lesern durch das gothische Portal in die Kirche trete, muß ich wohl geschichtlich mit wenigen Worten sagen, was Hautecombe war und ist. Dazu müssen wir einen Augenblick in's eilfte Jahrhundert zurückkehren, wo Savoyen ein bedeutendes Reichslehen war und sich viel weiter erstreckte als jetzt; denn es begriff damals im Westen, jenseits der Rhone, des heutigen Grenzstroms, Bugey und Belley, also einen guten Theil des jetzigen Departements Rhone, und im Norden einen großen Theil der heutigen Kantone Genf und Waad mit Ger, späterhin auch den Kanton Wallis. Dieses ganze ansehnliche Land trugen mehrere Herren vom Kaiser Konrad dem Salier zu Lehen. Unter ihnen waren vorzüglich die Grafen von Maurienne, seit Humbert mit der weißen Hand, die Stifter des savoyischen Grafen-, Herzogs- und Königshauses. Ein Jahrhundert nach jenem Humbert lebte Amedeus III., ein starker Kriegsheld, wie fast alle savoyischen Fürsten. Er gründete in der reizenden Lage und unter Mitwirkung St. Bernhards die Abtei Hautecombe, Cisterzienserordens, wo seitdem die Grafen oft wohnten und begraben wurden, und dies blieb selbst so, als sich später die Grafen zu Herzogen und Königen erhoben. Dies Kloster zeichnete sich auch bald durch seine Wissenschaftlichkeit aus, besonders in der Landesgeschichte, über die von den Mönchen eine treffliche Chronik geführt wurde, zu deren Einsicht auch oft Fremde hieher kommen. Aus diesen Mauern gingen im dreizehnten Jahrhundert die Päpste Cölestin IV. und Nicolaus III. hervor, und hier wurden die Leichen der savoyischen Fürsten und Herrn, manchmal aus weiter Ferne hergebracht, beigesezt, zusammen neun-und-zwanzig.

Die Todtenreihe begann mit einer deutschen Fürstin, mit Clementinen, Tochter Berchtolds von Zähringen, der ersten Gattin Heinrichs des Löwen, von der sich der Löwe — angeblich aus Gewissensscrupel — trennen ließ, und die hernach den Grafen Humbert III. von Savoyen heirathete und 1162 starb. — Mit Mühe widerstehe ich der Versuchung, beim Anführen der hier begrabenen Fürsten nicht einige Worte über ihre historische Bedeutung zu sagen; denn die Geschichte hat wohl schwerlich noch ein zweites Fürstenhaus aufzuweisen, in welchem im Lauf von sieben Jahrhunderten, aber besonders seit Amedeus V. in der Mitte des dreizehnten, in diesem Maße ein im Krieg und im Frieden, in der äußern Politik und in der innern Verwaltung ausgezeichneter Fürst dem andern gefolgt wäre. Ihre Namen sind auch mit Bedeutung in die Geschichte des Orients, Griechenlands, Roms, Englands, Spaniens, Frankreichs und Deutschlands verflochten. Sie stehen hoch in Krieg und Frieden durch heldenmüthige Tapferkeit, Staats- und Regierungskunst, und einige sogar, z. B. Beatrix von Savoyen und Eduard, durch freisinnige Verfassungen, die sie ihren Ländern in einer Zeit gaben, wo diese auf dem vom Feudalsystem erdrückten Continent selten zu finden waren und nicht gedeihen konnten. — In kurzen Zwischenräumen traten nach jenem Amedeus, genannt der Große († 1323), Eduard der Liberale († 1329), Aimon († 1343), aber besonders Amedeus VI. oder der Comte vert († 1383), und Amedeus VII. oder der Comte rouge († 1391) als imposante Erscheinungen auf, die ihrem Haus großen Ruhm gebracht haben. Diese Fürsten, gedrängt von mächtigen Nachbarn, wußten sich doch nicht nur gegen ihre Angriffe zu halten und deren Bündnisse zu trennen, sondern schlugen auch die Feinde, unterwarfen sie manchmal und vergrößerten dadurch immer mehr ihren Länderbesitz, der sich bald von den Thoren Lyons bis zum Lago maggiore, von Bern bis Nizza erstreckte. Alle diese großen Fürsten wurden mit ihren Frauen in Hautecombe begraben bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts (1597), wo die in Piemont residirenden Nachfolger dort ihre Grabstätte wählten, bis auf den vorigen König Karl Felix, den lezten Fürsten aus der ältern savoyischen Linie, der nicht in Turin, sondern in Hautecombe bei seinen alten, berühmten Ahnen ruhen und damit sein Haus schließen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Grillen.

(Fortsetzung.)

Wenn die Großen von jeher, um sich auf der Höhe ihrer Zeit geistig zu vergnügen, gerne Lustigmacher um sich sahen, so spielte dabei eine Hauptrolle der Trieb, auf Kosten Anderer zu lachen, unter Umständen auch sich selbst preiszugeben. Das unendliche Gelächter der Unsterblichen im Olymp über den um die Tische hinkenden Hephästos ist das Urbild alles fürstlichen Spaßes: die

Aufdeckung oder Andeutung äußerer oder innerer Mängel, menschlicher Schwächen, Fehler und Laster, wie ihnen auch die höchstgestellten Personen unterliegen, wirkt humoristisch, wie ein belebender Hauch von Naturpoesie, in Sphären, wo sonst Alles auf Unnahbarkeit berechnet ist und Mienen, Geberden und Ausdruck nach einer conventionellen Poetik künstlich geordnet sind. Daher der Reiz der Klatscherei, der sogenannten scandalösen Chronik; daher verhält sich die Freude über einen gelungenen Ausfall oder Hieb wie das Quadrat der Höhe, in die sich der Verspottete selbst stellt, und darum war die unumgänglichste Eigenschaft der bestallten Witzlinge immer die Bosheit. Diese war freilich nach dem Zeitalter sehr verschiedener Qualität; aber es lief jedesmal auf eines hinaus, ob Kunz von der Rosen mit der Pritsche dreinschlug oder ob der Schüler Voltaires mit feinen Nadelstichen kitzelte. Wenn der Narr bei einem Skandal, der bei Hofe auskam, geradezu eine Unfläthrei hinwarf, die Jeder offen aufgriff, so drechselte der Schöngeist eine artige Zote, die man sich lächelnd in's Ohr sagte. — Kaiser Rudolph von Habsburg, der eine große Habichtsnase hatte, kam einmal auf einem engen Pfade ein Schalksnarr entgegen; als die Trabanten ihn ausweichen hießen, rief er wie in Angst: „ich kann vor des Königs Nase nicht vorbei!" Da lächelte Rudolph, bog mit der Hand seine Nase zur Seite und sagte: „Geh mein Sohn, ich biege meine Nase, auf daß sie dich nicht hindere!" Dies bezeichnet vortrefflich die ganze Haltung des Fürsten im Mittelalter und den Geschmack in der Kurzweil. In der feinen Welt des achtzehnten Jahrhunderts war der Styl freilich ein ganz anderer, wenn es etwa galt, ein Epigramm über das markirte Gesicht einer hohen Person zuzuspitzen, abgesehen davon, daß man dem Betheiligten den Schwärmer nicht vor der Nase abbrannte. Aber der Unterschied ist nicht größer als die Distanz, welche die Zeit und die Geschichte überhaupt zurückgelegt hatten. — Im siebzehnten Jahrhundert klagte man einmal am kaiserlichen Hofe zu Wien über einen Fürsten, der kein Salz aus seinen Landen verkaufen lasse. Da sagte der Narr: „Liebe Herrn, er hat das Salz selbst nöthig. Wißt ihr nicht, wie er seine Bauern schindet? Wenn er sie nicht einsalzen läßt, so wird's im ganzen Land einen großen Gestank geben." — Man denke sich das beißendste Impromptu Voltaires zu Sanssouci über einen Fürsten, der sein Salz für sich allein behalten will, und man hat die völlig ebenbürtige Impertinenz eines andern Jahrhunderts und einer andern Kultur. — Als Herzog Leopold von Oesterreich im Jahr 1315 sich mit seinen Verbündeten wegen des Einfalles in die Schweiz, der zur Schlacht bei Morgarten führte, berathschlagte, sagte der Narr: „Ihr habt alle gerathen, wie ihr in das Schweizerland kommen wollt, keiner aber, wie heraus." Es ist zu bezweifeln, ob 1792 beim Einfall in Frankreich so gar viele faiseurs d'esprit an deutschen Höfen so viel prophetische Weisheit auch nur in petto, geschweige auf der Zunge gehabt haben.

Der Lustigmacher gab es hinsichtlich des Talents und der Bildung sehr verschiedene Sorten, vom armen blödsinnigen Burschen an, der den Herrschaften als Prügelpuppe diente, bis zum durchtriebenen, gefürchteten Geistesverwandten der Shakespeareschen Clowns. Gerade so war es ja auch bei ihren Nachfolgern im Geiste, bei den Hofphilosophen und Hofpoeten. Je nachdem der Fürst bei der Wahl seiner kurzweiligen Räthe auf die groben oder die feinen Sorten sah, konnte man im Jahrhundert der Aufklärung wie im Mittelalter sagen: wie der Herr, so der Knecht, der Schalk.

Unsere Großen standen zu den Aposteln der französischen Aufklärung und schönen Literatur nicht selten im Verhältniß des Schülers zum Lehrer; aber wo dies auch nicht der Fall war, fühlte man eine gewisse Scheu und eine Art Respekt vor Menschen, welche tout naturellement französisch sprachen, schrieben, und sogar dachten. Durch diese Umstände wurde bei diesen Personnagen der alte Narrencharakter äußerlich verlarvt. Desto augenfälliger ist aber die Blutsverwandtschaft mit den Tischräthen in der Schellenkappe bei andern Figuren an den deutschen Höfen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, bei den grotesken Gegenstücken der polirten Franzosen, den bedauernswürdigen deutschen Professoren und Poeten, welche zur Erlustigung der Gesellschaft bei Hofe gefuttert wurden. — Kaiser Karls V. Rath, Doktor Lamprechter, pflegte zu sagen: „Jeder Fürst muß zween Narren haben, einen, den er vexirt, den andern, der ihn vexirt." Dasselbe gilt auch von der Periode, wo nicht mehr Sebastian Brands Narrenschiff, sondern die Werke des jüngern Crebillon das Hofbrevier waren. Wer da den Fürsten sammt seinem Hof vexirte und persiflirte, das waren die Franzosen und die Höflinge, die sich nach ihm im Witzspiele ferm gemacht; als sogenannter Stocknarr dagegen, an dem, nach Serenissimi Beispiel, Jeder sein Müthchen kühlte, mußte der deutsche Pedant herhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Mai.

Neue Bauten. Schicksal der Alterthümer.

† Nach beinahe jähriger Abwesenheit kehrte ich nach Rom zurück. Das Herz schlug mir, als ich ferne noch die Peterskuppel über die öde Campagna hinwegragen sah. Mein Blick wandte sich nach allen Seiten, als, auf dem Platze vor Ponte molle angelangt, das großartige, wunderschöne Panorama vor mir sich eröffnete: zur Rechten der langgedehnte,

graue Hügelrücken des Monte Mario, der Strom und die majestätische Stadt mit ihren zahllosen Thürmen und Domen; nach der Linken hin sich ziehend der die Flaminische Straße hart begrenzende Hügel, dann das Tiberthal und in der Ferne die in Dunst gehüllten Berge der Sabina. Ich vergaß die an der Auffahrt der Brücke stehenden, unerlaubt schlechten Statuen des Mochi, welche Pius VII. hiehergestellt zu haben scheint, um die Ankömmlinge nicht zu verwöhnen, die man aber lieber hätte zu Kalk verbrennen, als aus dem Magazin hervorziehen sollen, wo sie beinahe 200 Jahre lang mit Staub bedeckt standen, weil Niemand sie wollte. Die Brücke mit ihrem hohen Thurme, der zwar modernisirt ist, an welchem aber noch der Stier der Borgia im Wappenschilde Calixtus III. auf ältern Ursprung zurückweist, sieht noch jezt einer Burg ähnlich; ich konnte nicht umhin, an Heinrich VII. zu denken, der auf seinem Römerzug den Uebergang über die von der neapolitanischen Partei besezte Brücke nicht ohne Gefahr erzwungen. Je näher ich nun der Stadt kam, um so mehr fand ich Spuren der Thätigkeit; an beiden Seiten der Straße waren neue Häuser entstanden und an manchen wurde noch eifrig gebaut. Mir schien es nicht, als befänden sich architektonische Muster darunter; but travellers must be content, sagt Touchstone zur schönen Rosalinde im Walde von Arden, und ich erfreue mich immer an Leben und Bewegung. Uebrigens bin ich nie im Stande gewesen, einen Grund aufzufinden für die Liebhaberei der Römer, an einer staubigen, geräuschvollen, ziemlich eng begrenzten Landstraße ihre Villen zu haben, und die Inschrift an einem dieser Häuser: Parva domus magna quies ist mir jedesmal wie Satire erschienen. — Das neue Postgebäude, wohin der Courrierwagen mich führte, fand ich im Aeußern vollendet, aber noch geringer geworden, als es im Entstehen versprach. Die Aussicht auf etwas Großes war nie bedeutend, und wenn man die Art und Weise sah, wie mit den schönen marmornen Säulen umgegangen wurde, welche den mißgestalten Porticus bilden, konnte man nur bedauern, daß sie nicht in andere Hände gerathen. Die Unfähigkeit der heutigen Römer, einen Bau nach eigenem Plan auszuführen, hat sich auch diesmal wieder gezeigt. Hier war alles günstig, Localität und Umfang, denn einen geeigneteren Ort als den regelmäßigen Platz Colonna konnte man nicht leicht finden. An schönem Material hat es auch niemals in Rom gefehlt: und doch ist ein ärmliches, kleinliches, in der Form verfehltes Ding entstanden, welches vom anstoßenden Palast Chigi hundertmal todtgeschlagen wird, obgleich auch dieser nicht eben der Blüthezeit der Baukunst angehört.

Ueber das große Fest der Heiligsprechung habe ich Ihnen bereits geschrieben. Von allen Seiten waren Fremde herzugeströmt; Manche mußten halbe Tage lang von einem Gasthofe zum andern ziehen, und konnten sich dann glücklich schäzen, wenn sie in einem vierten oder fünften Gasthof für schweres Geld ein Unterkommen fanden. Nie war ein solches Gedränge, nie eine solche Theurung, nie solches Streiten um Sitze bei den Feierlichkeiten. Wer solcher zum voraus versichert war und also keine Veranlassung hatte, an diesem unedeln Wettrennen Theil zu nehmen, konnte sich glücklich schäzen. Es wurde mir erst wieder wohl, als das Geräusch vorüber war; denn Rom in einer solchen Verwirrung, und wenn Jeder noch seine lezten Stunden anwenden will, ist nur halb Rom für die, welche es kennen und lieben. Allmälig wurde es ruhiger, und die Zurückgebliebenen kamen wieder zur Behaglichkeit und zu dem contemplativen Leben, wofür keine Stadt geeigneter ist.

Die einzige öffentliche Zerstreuung gewährten seit Ostern die wiedereröffneten Theater. Während in einem derselben Donzelli singt, welcher so lange Paris entzückte, gegenwärtig aber nur ein Schatten seiner früheren Größe, wenn auch immer ein höchst gewandter Künstler ist, werden in einem andern neapolitanische Nationalpossen aufgeführt, von denen der Römer zwar blutwenig versteht, die er aber doch belacht und beklatscht. Endlich ist die Guerrasche Kunstreitergesellschaft hinzugekommen und lockt die Menge in das Mausoleum Augusts, welches sich wohl nie hätte träumen lassen, daß es in ein Amphitheater für Lotto, Feuerwerk und Pferdekünste verwandelt werden würde. Es gibt indeß noch entsezlichere Schicksalswechsel. Ist doch in Frascati der einzige Rest der Villa Lucull's ein Schweinestall geworden, während auf dem Tarpejischen Felsen die alten Grundmauern, welche manche Gelehrte für einen Theil des Tempels des Capitolinischen Jupiter halten, zum Hühnerhause dienen! In Rom gewöhnt man sich schon an solche Dinge. Um auf Guerra und seine Leute zurückzukommen, diese aus Individuen aller Nationen zusammengesezte Gesellschaft bewährt auch jezt wieder ihren längst erworbenen Ruf, um so mehr, da es ihr an hübschen Reiterinnen keineswegs fehlt.

(Fortsezung folgt.)

Prag, Mai.

(Schluß.)

Theater.

Einige komische Produkte haben nur wenig angesprochen. Das erste derselben war: „Florian Spitzkopf, oder: Der Bräutigamsspiegel in der Drudenfußgasse.“ Posse mit Gesang in drei Akten von F. Hopp, Musik von A. Müller, die allerdings unter die schwächsten Produkte der Wiener Vorstadtsmuse gehört. — Herr Feistmantel brachte zu seinem Benefiz: „Die Posse vor Gericht.“ Possenmosaik mit Gesang in zwei Abtheilungen, welche auch keine Gnade vor den Augen des Publikums fand. — „Die drei Tanzmeister.“ Posse in einem Akt von Rellstab, hat total Fiasco gemacht. — Ein neues Werk des Balletmeisters Raab: „Der Krystallkönig, oder: Arlekin als Tanzmeister,“ große komische Zauberpantomime in zwei Akten, ist dem Publikum mitunter tragisch vorgekommen. Es sind die gewöhnlichen Pantomimenlazzi und Ungereimtheiten, doch ziemlich ungeschickt zusammengewürfelt. — Dem. Bauer vom Dresdener Hoftheater hat hier acht Gastdarstellungen gegeben und eine ehrenvolle Aufnahme gefunden, wie sie einer so wackern Künstlerin nicht fehlen kann, doch keinen Enthusiasmus erregt. Unheilvoll war es für Dem. Bauer, daß sie zu ihren beiden ersten Darstellungen die „Jungfrau von Orleans“ und „Maria Stuart“ wählte, welche zu den schönsten Leistungen der Dem. Stubenrauch gehörten. Als später Dem. Bauer in ihre eigentliche Sphäre, das Lustspiel, zurückkehrte, wuchs die Theilnahme der Zuschauer. — Hr. Wallner, die in Wien berühmte Copie des verewigten Raymund, hat sich auch hier sehen lassen, und ist eine sehr gute — aber doch nur Copie. — Die Averinosche akrobatische und athletische Gesellschaft des Hrn. Mich. Averino, die jezt auf unsern Bretern spukt, hat einige sehr gute Mitglieder, besonders ist der Direktor ein kühner Seiltänzer, und Giovanni Alfonso übertrifft Alles, was wir bisher von Gliedmaaßenverdrehungen gesehen haben. Klischnigg und selbst die beiden Engländer Redisha und Lawrence sind gegen diesen jungen Menschen nur Anfänger. — „Die Kunst geht nach Brod!“ sagt Lessing zwar etwas prosaisch, aber wahr. Zum Vortheile der Mad. und des Hrn. Podhorsky wurde hier „Norma“ böhmisch gegeben.

Beilage: Literaturblatt Nr. 62.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 145.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 18. Juni 1839.

Quis tibi Maecenas? quis nunc erit aut Proculejus,
Aut Fabius? —
Tunc par ingenio pretium.

Juvenal.

Literarische Grillen.

(Fortsetzung.)

Noch im dreißigjährigen Krieg hatte man sich an der natürlichen oder angenommenen Tölpelei und Eselei, an der seltsamen Vermummung und den burlesken Sprüngen der Kammerlappen ergözt: um den siebenjährigen Krieg machte es einen analogen poetischen Effekt, wenn der zu Hof gezogene deutsche Gelehrte mit jedem Schritt auf dem glatten Parket gegen den Anstand und mit jeder Antwort gegen den conventionellen Bonsens verstieß. Der arme Repräsentant deutscher Kunst und Wissenschaft diente als Witzableiter, er war köstlich in seinem tudesken Accoutrement, mit dem fabelhaften Zuschnitt seiner Manieren und Tischreden, und wenn er die feinen Leute, die ihm boshaft das Fell zerzausten, wie der gereizte Bär, recht derb auf die Finger schlug, so genoß man im herzlichen Lachen desto inniger des angenehmen Bewußtseyns, welche Kluft die wahre Bildung zwischen der Creme der Nation und der plumpen, uncivilisirten Masse derselben befestigt habe.

Gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts hob sich indessen die deutsche Literatur auf einmal und wunderbar. Es war dies eines der bedeutsamsten Vorzeichen, daß sich Europa neu gebären wollte. Jezt standen deutsche Fürsten auf, welche große deutsche Köpfe wie Kronjuwelen an sich brachten und sich nicht zu öder Kurzweil, sondern zu ernstem Geistesgenuß mit deutschen Schriftstellern und Dichtern umgaben. Aus den lustigen Räthen wurden da und dort Hofräthe, Geheimehofräthe, ja Geheimeräthe. An andern Orten konnte man freilich über dem frivolen Brillantfeuer, das der französische Abbé oder der französirte Pariser Korrespondent spielen ließ, immer noch nicht sehen, was sich im Vaterland geistig regte; man betastete die Produkte eines Wieland und Thümmel, aber nur um mit Kennergriff die Mängel des einheimischen Gewebes den unerreichbaren Mustern gegenüber herauszufühlen; und an geistlichen Höfen namentlich war der parasitische deutsche Versifer noch immer der Tischrath, Zwerchfellerschütterer und Beförderer der Verdauung. Aber der Cours des deutschen Geistes war einmal offenbar im Steigen, und denkt man sich die französische Revolution weg, oder doch sehr verspätet, wer weiß, wie sich da unsere Literatur entwickelt, wie sich an den Höfen das deutsche und das französische Element ausgeglichen, welches Verhältniß sich zwischen unsern guten und feinen Köpfen und den Großen deutscher Nation gebildet hätte, und welche neue nationelle Gestaltung des unsterblichen Hofnarrenthums Mode geworden wäre! Genau besehen, haben am Ende die guten Köpfe in Deutschland durch die Revolution so viel verloren als so

manches alte und edle Geschlecht; nur war der Weizen der erstern erst im Schießen und der der leztern längst ausgedroschen, als der Sturm ausbrach, welcher den einen die alte Unabhängigkeit nahm und die andern um die frische Aussicht brachte, als geistige Luxusartikel unter den Oberhofmeisterstab und in eine glänzende Abhängigkeit zu kommen. — Wäre doch der Bau des deutschen Reichs noch dauerhaft zu stützen gewesen, damals, als sich um seine stürzenden Trümmer, als munteres Leichentuch, ein so schöner Flor deutscher Poesie wob, zu dem vor Allen Lessing und Goethe den Samen ausgestreut! Wie mancher Matthisson hätte dann in diesem Jahrhundert sein Glück machen können, während jezt dieser ästhetische Reisekavalier und wenige Andere seines Gleichen ganz vereinzelte Erscheinungen sind! Wie Mancher, der jezt vielleicht im wieder entbrannten Confessionsstreit literarisches Gift braut, wäre dann mit demselben Talente der muntere Hauskobold eines geist= und geschmackvollen Prälaten geworden und hätte ihm den ganzen Tag geholfen, die Geschäftssorgen wegzuphilosophiren und wegzulachen! Gar nicht zu reden von den untergeordneten Talenten, den Epigrammatikern, Gelegenheits=, Bonbons=, Transparentdichtern u. dergl., die an Mäcenen von analoger geistiger Competenz Käufer gefunden hätten, und die jezt um ganze Bände voll Poesien nicht verlegen sind, aber desto mehr, wo die Subscribenten dazu herkommen sollen.

Und nun vollends die Bühne, die deutsche Bühne! Es ist gar nicht abzusehen, welche Saat der Hagelschlag der Revolution hier im Keime erstickt hat. Wenn jezt in der deutschen Dramatik der schauerlichste Mißwachs herrscht, liegt etwa der Hauptgrund davon in etwas Anderem als darin, daß man in den höhern Kreisen der Gesellschaft keinen Spaß mehr versteht? Und was anderes ist hieran Schuld, als das Unglück, das am Ende doch kam, nachdem man lange genug mit dem après nous le déluge den Teufel an die Wand gemalt hatte? — Wie üppig gedieh eine galante, schalkhafte, witzige Poesie und Dramatik im Humus veralteter, lockerer Begriffe und vermoderter Empfindungen, der hochaufgehäuft den Gesellschaftsboden deckte! Man ging über die lezten schweren socialen Fragen zur muntern Tagesordnung über; man tanzte an der Hand einer Philosophie, welche einen an die Freuden dieses Lebens verwies, einem Abgrund entgegen, den man wohl ahnte, von dem man aber den Gedanken ablehrte, wie vom eigenen Grabe; denn ein historisches Jenseits und das des Menschen waren zwei gleich unheimliche Undinge. Man verscheuchte mit dem Kerzenschein, wobei man die Orgie der Aufklärung feierte, das drohende Gespenst der Geschichte; man lachte und scherzte, wie der Wanderer im finstern Walde pfeift, um sich die Angst zu vertreiben, und flüchtete sich aus der schauerlichen Oede der Zeit in die Scheinwelt der schönen Kunste und zum neckisch vertraulichen Spiel mit ihren Priestern.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Savoyen.

(Fortsetzung.)

Man hat Hautecombe oft mit St. Denis verglichen; ich möchte es aber in mancher Beziehung höher stellen, besonders deßwegen, weil hier kein Ludwig XI., kein Heinrich III., kein Karl IX., keine Catharina von Medicis, kein Ludwig XV. mit so vielen unwürdigen Weibern begraben sind. Die Gräber von Hautecombe sind weit reiner.

Bis zu der Zeit, wo Savoyen Kriege mit Franz I., Heinrich IV., Ludwig XIII. und XIV. von Frankreich auszustehen hatte, bei denen das Land furchtbar verwüstet wurde, bis zu diesen schweren Zeiten blieb auch Hautecombe unangefochten. Es muß aber schon im Anfang sehr bedeutend und viel größer als jezt gewesen seyn, denn der heilige Bernhard fand da zweihundert Personen. (Ep. 48, 142.) — Guichenon, der Verfasser der genealogischen Geschichte Savoyens, beschrieb 1660 die Abtei ausführlich in ihrem damaligen Zustand; er spricht im Allgemeinen schon von gesunkener Pracht und Herrlichkeit, sezt aber hinzu: Facile arguet ex ea quae nunc est qualis quantaque fuerit Altacumba. Er erwähnt noch ausdrücklich mehrere Denkmäler, und gibt sogar in seinem Werk Zeichnungen davon. So waren neben manchen Kleinigkeiten auch mehrere große Grabmäler mit Statuen von Marmor und Erz vorhanden: ein Grabmal Humberts III. von weißem Marmor ohne Inschrift; ein Grabmal und eine Statue von Bronze zu Ehren des Grafen Bonifaz von Savoyen, ehemaligen Bischofs von Canterbury († 1270), Marmorstatuen Aimons, Yolandens, Louis, Barons von Waad, Johanna's von Montfort und des Grafen Romond. Alle Statuen waren liegend mit gefalteten Händen und geschlossenen Augen. In dem Gewölbe unter dem Kirchenschiff lagen in zinnernen, steinernen oder kupfernen und vergoldeten Särgen die Gebeine der Fürsten. Nur der zulezt verstorbene kam nicht gleich in's Gewölbe hinunter, sondern blieb in seinem Sarg auf der Treppe stehen, bis wieder ein Fürst des Hauses gestorben war, der er gleichsam, zwischen Leben und Grab schwebend, gerufen hatte. So sah und beschrieb Guichenon die Kirche mit ihren Denkmälern und den prächtigen gothischen Kapellen, welche nach und nach die savoyischen Fürsten hatten an die Kirche anbauen lassen. Die Sakristei war gleichfalls überaus reich an alten Gemälden, kostbar in Edelsteinen und Gold eingefaßten

Reliquien und Meßbüchern, auch andern merkwürdigen Alterthümern.

Nach Guichenons Zeit ging von alle dem immer mehr zu Grund und verloren, besonders als 1742 und 1743 spanische Truppen in Savoyen hausten und auch in die stillen Mauern von Hautecombe drangen. Damals schon war es nöthig, Kirche und Kloster auszubessern und zum Theil ganz neu aufzubauen. Damit aber ging es aus Mangel an Geldmitteln so langsam, daß das Kloster, wie wir es jetzt sehen, erst 1778 fertig wurde; 1743 hatte man auch die Kirche erweitert. — Was von Franz I. bis auf die spanische Zeit nicht von fremden Truppen verwüstet, geplündert, weggeschleppt oder verdorben worden war, fand schnell seinen Untergang, als die französische Revolution mit ihren Folgen für kirchliche und klösterliche Anstalten sich auch über Savoyen verbreitete. Im November 1792 kamen zwei französische Commissäre, um das Kloster aufzuheben und sich all seiner Kostbarkeiten zu bemächtigen. Beim Aufbrechen und Hinabsteigen in die Fürstengruft fanden sie einen Sarg mit vergoldeter Krone auf der Treppe und fielen begierig darüber her. Sie gehörte dem Herzog Philipp II. an, der 1497 hier beigesetzt wurde. Die Commissäre ließen die Leichen aus den metallenen Särgen werfen, weil sie Kostbarkeiten darin suchten; dann ließen sie auch die Särge fortschleppen. — Diesen Commissären folgten 1793 andere, um in Hautecombe Nachlese zu halten. Sie zerstörten die Broncestatuen des Erzes wegen, um dieses fortzuschleppen, und die marmornen, weil sie Fürsten vorstellten; sie plünderten überdieß Sakristei und Kapellen, wie es in jener Zeit herkömmlich war. — Glücklicherweise wurden damals alle Thüren des Klosters und der Kirche verschlossen und vernagelt. Sieben Jahre später verkaufte die französische Regierung die Gebäude, und sie wurden zu einer Fayencefabrik mit Magazinen verwendet. Abermals ein günstiger Umstand, denn durch diese Fabrikation wurden eine Menge Scherben und Trümmer — ein wahrer Mons testacius — beim ehemaligen Chor und über dem Eingang zu der Fürstengruft aufgehäuft, so daß dieser bald unsichtbar und unzugänglich ward.

In diesem Zustand, mit halboffenem Dach und zum Theil eingestürzten Mauern, war die Kirche, als König Karl Felix 1824 nach Savoyen kam. Der jammervolle Anblick der einst so berühmten Abtei erschütterte und rührte den frommen Fürsten, und er beschloß, daß sie ganz wie einst wieder aus ihren Trümmern hervorgehen solle. Er kaufte also aus seinem Vermögen den ganzen Complex und ließ die Arbeiten zur Wiederherstellung der Abtei mit fachkundigen Nachforschungen und Nachgrabungen beginnen. Dabei fand man bald den Eingang zur großen Fürstengruft wieder, sonderte die Gebeine nach Geschlecht und Wahrscheinlichkeitsgründen, verschloß sie in neue Särge und ging dann an die eigentliche Wiederherstellung der Kirche, der nach der Westseite eine ganz neue Façade gegeben wurde.

Diese Restauration ward tüchtigen Künstlern anvertraut: für die Architektur Melano, für alle Sculpturarbeiten den Gebrüdern Cacciatori und für die Frescomalerei den Gebrüdern Vacca und Serrangioli und einigen Andern. — Alle Architektur und Frescomalerei ist beendigt, nicht aber die Sculpturarbeiten, wiewohl die Cacciatori, die sich früher schon bei der verfehlten Vollendung des Mailänder Doms ausgezeichnet hatten, mit ihren Schülern bereits neunzig liegende und stehende, kleinere und größere Statuen, sechs Grabmonumente mit ihren Basreliefs zur Verzierung des Kirchenschiffs, der Kapellen und der Façade angefertigt haben. Bei ihren Arbeiten mußten sie sich für die innere Architektur und Wiederherstellung der 1660 noch vorhandenen Monumente und Statuen streng an die Zeichnungen des Guichenon halten, so daß das Werk wirklich ein Wiederaufleben der alten Kirche und ihrer Denkmäler genannt werden kann, nur mit dem Unterschied, daß nichts in Marmor gearbeitet worden ist, sondern nur in feinem Sandstein und Jurakalkstein, der bekanntlich auch eine schöne Politur annimmt und sehr fest ist. Die gothische Architektur der restaurirten Façade übertrifft hingegen die vorgefundene im Innern der Kirche, welche schwerfällig und geschmacklos ist.

Es wäre wohl unbillig, bei den Skulpturen höhere und sorgfältigere Kunst zu verlangen, da sie nur Dekorationszwecke haben. Sie sind verständig, gut in Zeichnung und Ausführung, den Kostümen angepaßt, mannigfaltig und manchmal sogar von gutem Ausdruck. Auch von den Fresken in der Kirche und in den Kapellen läßt sich Aehnliches sagen. Es ist leidliche Dekorationsmalerei, auf den Effekt berechnet. Wäre die Restauration der Abtei und ihrer Denkmäler mit so hoher Kunst und von so ausgezeichneten Künstlern betrieben worden, wie jetzt in Münchens Kirchen und Kapellen geschieht, so hätten nicht turinische und mailändische Künstler dazu verwendet werden dürfen. Hautecombe wäre jetzt erst zu einem Drittheil fertig und kostete weit mehr, als Karl Felixens Privatvermögen hätte erschwingen können. Dann wäre es auch keine Restauration des Alten, des nach allen Nachrichten und Zeichnungen künstlerisch wenig Bedeutenden von 1125—1497, sondern eine neue, höhere Schöpfung.

Man tritt in die Kirche durch die ganz neue, westlich gewendete Façade in reichem gothischem Styl, mit großen und kleinen Statuen geziert — besonders denen der zwei Päpste, die von Hautecombe ausgingen — aber durch ihre enge, schmale Stellung etwas gedrückt. Durch das Portal gelangt man in eine Art von Vestibul, wo

zu einer Seite der Sarkophag des Wiederherstellers und neuen Gründers von Hautecombe, des Königs Karl Felix und der seiner Schwester, der Herzogin von Chablais steht, beide aus schwarzem Marmor. Auf der andern Seite ist die Kapelle dessen, der zur ersten Gründung von Hautecombe wesentlich beitrug, des heiligen Bernhards von Menthon, dessen schönste und erhabenste Monumente auf hohen Bergen zwischen ewigem Eis stehen, zu Schutz und Obdach armer, mit den Elementen kämpfender und erliegender Menschen. Aus dieser Vorhalle tritt man erst in die eigentliche Kirche, die ein unregelmäßiges Kreuz mit ganz schmalen Armen bildet. In der Mitte, an die zehn Pfeiler des Kirchenschiffs gelehnt, stehen ohne chronologische Ordnung die Monumente der Grafen von Savoyen, liegende Statuen auf ihren Tumben, die zum Theil mit Basreliefs geziert sind, welche merkwürdige Momente aus ihrem Leben darstellen.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Mai.

(Fortsetzung.)

Sorge für Alterthümer.

Manche Spuren erneuter Thätigkeit traten mir entgegen, bisweilen unbequeme. So ist die Via Condotti, eine der besuchtesten Straßen der Stadt, längst unfahrbar und auch für Fußgänger nur bei trockenem Wetter praktikabel, weil man die ihrer Länge nach sich hinziehenden Travertinkanäle der Wasserleitung der Vergine mit bleiernen Röhren vertauscht. Manchem wollte, wenn er den schönen und tüchtigen Bau der alten Kanäle sah, die man bloßgelegt hatte und mit Mühe zerstörte, die Nothwendigkeit dieser kostspieligen Umänderung nicht einleuchten, und man hörte wohl den Witz, der Travertinbau dauere den römischen Architekten und Straßenbaumeistern zu lange, weßhalb sie ihn durch Röhren ersezten, an denen alle fünf Jahre etwas auszubessern seyn werde, wenn nicht besondere Umstände diese Frist abkürzten. Indeß behauptete man, durch das Durchsikern des Wassers bei der Porosität des Steins sey viel zu viel eingebüßt worden: deßhalb die Veränderung. Die in der Nähe Wohnenden seufzen unterdessen nach der Beendigung des großen Werkes; denn die Besitzer der Magazine verlieren durch die gehemmte Passage, und müssen dazu Wasserträger bezahlen, indem der gewöhnliche reichliche Zufluß aufgehört hat.

Der große Eifer für Vermehrung der Kunstschätze Roms, welchen der regierende Papst seit seiner Thronbesteigung an den Tag gelegt hat, bewährt sich immerfort durch neue Vorkehrungen und Anstalten. Das Etruskische Museum ist bedeutend vermehrt, das egyptische so zu sagen gegründet worden. Alles, was sich von egyptischen Denkmälern zerstreut im Vatican, auf dem Capitol und anderwärts vorfand, von den ältesten Werken bis zu denen der Hadrianischen Zeit, ist in einem Local des Vaticanischen Museums vereinigt worden. Dies ist sehr löblich, und das Capitolinische Museum, in welchem die wenigen egyptischen Kunstwerke gar zu vereinzelt standen unter griechischen und römischen Sculpturen, ist durch andere Statuen entschädigt worden. Daß aber die Vorsorge für die Museen so weit ging, öffentliche Plätze ihres vorzüglichsten Schmuckes zu berauben, wird Niemand gut heißen. Ich kann nicht an der Mosesfontäne vorübergehen, ohne den Verlust der beiden prächtigen Löwen von grünlichem Basalt zu bedauern, welche seit Sixtus V. an derselben mit ernster Miene Wache hielten, und ohne mich zu ärgern über die hundeähnlichen Thiere, welche man an deren Stelle gesezt hat. Die Löwen sind so schön, daß sie auch an ihrer gegenwärtigen Stelle bewundert werden müssen; aber wie kleinlich ist die Wirkung, die sie jezt im beengten Raume machen, im Vergleich mit jener, die sie im Freien, in großartiger Umgebung hervorbrachten. Dies Einsperren von Sculpturen und Bildern in Museen hat immer etwas Trauriges, weil die Bestimmung des Kunstwerkes so gänzlich verfehlt erscheint. Bei manchen neuen Werken kann man sich eher darüber trösten, da sie expreß für Galerien bestellt und gemacht worden sind, und also ihren Zweck erfüllen. Wenn in dem Zustande eines Kunstwerkes oder in seinem vergänglichen Material Gründe für eine solche Anordnung liegen, so läßt man sich's noch eher gefallen: die Basaltmassen dieser egyptischen Wüstenkönige hätten aber gewiß von Wind und Wetter nichts zu befürchten gehabt. Viele fürchten schon jezt, daß man auch den Mark Aurel vom Capitolsplatze und die andern beiden Löwen am großen Aufgange zu diesem Platze unter Dach bringen werde: denn es scheint kein Grund vorhanden, weßhalb die zärtliche Sorgfalt sich nicht gleichfalls auf diese ausdehnen sollte. Schade, daß die Colosse von Monte Cavallo so groß sind, daß man mit ihnen nicht eine ähnliche Operation vornehmen kann!

Eine Art Ersaz für das leztbezeichnete Beginnen leistet das Bestreben, einem der großartigsten und schönsten Monumente des alten Rom seine ursprüngliche Gestalt wiederzugeben. Es ist dies die Porta maggiore, weit ab vom jezt bewohnten Theile der Stadt gelegen, durch die man auf die Straße nach Palestrina hinausfährt. Ursprünglich gehörte das Thor lediglich zu einer Wasserleitung. Die Gewässer der Claudia und des Anio novus, welche Kaiser Claudius im 56sten Jahre unserer Zeitrechnung in die Stadt leitete, und deren Aquäduct, aus kolossalen Bogen von Tuff und Peperin bestehend, eine Strecke von 62 italienischen Meilen einnahm, strömten übereinander über den beiden Arcaden, welche aus gewaltigen rauhgelassenen Travertinblöcken aufgeführt sind. Drei Inschriften, die Gesammtlänge des obern Theils einnehmend, welcher eine Art Attica bildet, erinnern an den Bau durch Claudius und die Wiederherstellung durch Vespasian und Titus. Kaiser Aurelian lehnte seine Befestigungen an diese Bogen an, welche sich bis dahin außerhalb des Stadtkreises befanden; Flavius Stilicho baute unter Honorius im Jahr 402 Thürme zur Befestigung des Einganges, schloß den einen Bogen und verkleinerte den andern durch ein hineingebautes Thor von Travertinblöcken. Selbst in diesem Zustande der Verstümmlung machte dies in einer ganz einsamen Gegend liegende Monument immer noch eine imposante und ganz eigenthümliche Wirkung. Aber der Idee, es von dem spätern häßlichen Anbau zu befreien und ihm seine ursprüngliche Form zurückzugeben, gebührt das größte Lob. Man trug die Mauern und Thürme ab und denkt die Freistellung der Claudischen Bogen durch Wegräumung des Zollhauses zu vollenden, welches von der Stadtseite her zur Linken dicht an den als Thor benuzten Bogen angebaut ist. Bei der Abtragung eines der Thürme an der Außenseite kam ein weniger schönes als interessantes Monument der lezten Jahre der Republik oder der frühesten Kaiserzeit zum Vorschein.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 146.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 19. Juni 1839.

Beneath this sky-like dome have prayed
The heroes of the stormy ages;
And here their noble dust is laid,
Commingled with the saint's and sage's.

Fairbrain.

Bilder aus Savoyen.

(Schluß.)

Unmöglich kann ich die große Masse von Kapellen und Monumenten auch nur erwähnen, und verweile nur noch bei zwei Punkten. An der Nordseite der Kirche ließ der König zu Ehren seines Schutzpatrons, des h. Felix, eine Kapelle errichten, und da hatte nun der Architekt Milano den sonderbaren Einfall, sie als Rotunde in jonischem Styl mit acht dergleichen Säulen zu erbauen, angeblich um mit der gothischen Architektur in der übrigen Kirche einen Kontrast zu bilden. Dies ist im Kleinen dieselbe fatale Kuppelei, die im Großen Napoleon mit dem Dom in Mailand vornehmen ließ, nur daß sie hier geschiedener steht und weniger schreit. Als Grund für dieses Abgehen vom herrschenden Styl wird angeführt, daß man damit die moderne Restauration der Abtei durch einen König des neunzehnten Jahrhunderts habe andeuten wollen. Gehört denn der jonische Baustyl dem neunzehnten Jahrhundert an? Sage man es nur aufrichtig, es war eine Eitelkeit des Architekten, der auch sein antikes Wissen hier zeigen wollte. Dies ist ihm jedoch nicht gelungen. Zwar macht das Ganze, von oben beleuchtet, mit seinen Statuen und dem Marmoraltar einen gefälligen Effekt; aber durch die gezierten Basreliefmedaillons, welche das Leben der heiligen Felicitas mit ihren sieben Töchtern vorstellen, ist der Baumeister arg aus der einfachen, edlen, antiken Architektur in modernen Ungeschmack gefallen.

Die reichste und prächtigste Stelle der ganzen Kirche ist die sogenannte Fürstenkapelle, nur Schade, daß auch sie sehr an Ueberladung leidet. Diese Kapelle wurde zuerst vom Grafen Aimon 1340 erbaut, also in der Zeit, wo die gothische Baukunst auf ihrer vollen Höhe stand. Vier Jahrhunderte später restaurirte man sie zum ersten Mal. Da sie durch ein eisernes Gitter geschützt war, so erhielt sie sich durch alle Störungen der frühern Zeit in ihrem Glanz und Reichthum, bis die französischen Commissäre kamen, die freilich kein Kirchengitter respektirten, da ihr Convent Gott selbst abgeschafft hatte. König Karl Felix ließ die Kapelle in der Hauptsache so wieder herstellen, wie sie in Guichenons Zeichnungen von 1660 erscheint, nur noch luxuriöser. Das störende Gitter wurde nicht wieder hergestellt; statt dessen tritt man jetzt zwischen zwei kolossalen, knieenden und geflügelten Engeln in die Kapelle, in der zwanzig größere und kleinere Statuen von Aposteln, Märtyrern, Heiligen und Bischöfen aufgestellt sind. Durch die Farbenpracht der herrlichen Fenster erhält die Kapelle besondere Schönheit. Diese Fenster sind ein Geschenk des Kaisers Franz von Oesterreich für König Karl Felix, und wurden in Wien verfertigt.

In dieser Kapelle, an der äußersten Nordseite die Kirche, dem See zugewendet, steht kein Grabmonument.

Noch sind nicht alle Monumente beendigt, die an verschiedenen Stellen der Kirche aufgestellt werden sollen. Im Sommer 1839 werden aber wohl alle Denkmäler fertig seyn und an ihrer Stelle stehen. Der Totaleindruck des Ganzen ist sehr würdig und imposant, wie der Gedanke der Restauration dieser Abtei erhebend anspricht in einer Zeit, wo der frivole Kobold des Jahrhunderts über dergleichen Gefühle, Erinnerungen und Denkmäler sein helles, grinsendes Lachen ausschlägt.

An der Ostseite der Kirche, dicht über dem See auf hoher Felsenterrasse steht ein in gothischem Styl und in sehr glücklichen Verhältnissen gebauter, achteckiger Thurm, zwar von geringer Höhe, aber doch die ganze Abtei mit seiner schönen architektonischen Masse beherrschend. Die Aussicht von der Plattform auf den See, auf Aix und sein Ufer, seine Felsen, Berge und Dörfer bis zur Rhone, gehört bei günstigem Sonnenlicht zu den reizendsten, deren ich mich erinnere. Der Thurm hängt durch eine Galerie mit den Gemächern zusammen, die Karl Felix im ersten Stockwerk des großen Klostergebäudes, aber ganz abgeschieden von den Mönchen, nach dem See hinaus für sich und die Königin hat einrichten lassen, denn es war sein Vorsatz, alle Sommer hier einige Wochen in der reizenden Gegend zuzubringen, dergleichen bei dem prächtigen Turin doch nicht zu finden ist. Er kam aber nur im August 1826 zur Inauguration der restaurirten Abtei und der wieder zu würdiger Ruhe gebrachten Asche seiner Ahnen. Das nächste Mal, wo er an diesem schönen Gestade landete, war es, um ganz hier zu bleiben, denn da wurde sein Sarg ausgeschifft und zu denen hinab gelassen, deren Gebeinen er wieder eine ruhige Stätte gegeben hatte. Die königlichen Zimmer und Säle sind in ihrer Einrichtung durchaus ländlich und klösterlich gehalten. Aller fürstliche Luxus ist daran vermieden, und eigentlich glänzend ist nur die königliche Kapelle mit ihren prächtigen Candelabern aus vergoldeter Bronze.

Nun hatten wir Alles gesehen, nur nicht den eigentlichen Klosterstock; auch behauptete unsere runde Fuhrerin, da sey gar nichts zu sehen. Diese Behauptung hatte ihren guten Grund, sie durfte nämlich nicht hinein, und dies wollte sie nicht gleich gestehen, wiewohl es bei ihr gar keine Gefahr gehabt hätte. Als wir aber auf dem Kloster bestanden, führte sie uns wieder unter die Bögen des Klosterhofs, wo uns bald ein freundlicher Cisterziensermönch in seiner weißen und schwarzen Kleidung begegnete und sich zum Führer im Kloster anbot. Von ihm erfuhren wir noch manches Interessante über Hautecombe.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß schon die Römer diese schöne Stelle kannten und von Aix aus dahin über den See fuhren. Ja, es soll ein römischer Tempel oder sonst ein Votivheiligthum hier gestanden haben. Wenigstens war vor der Zerstörung in der Revolution folgende römische Inschrift im Klosterhof zu lesen:

AVG.... SACRVM C. PL. VOLTIN. SABINVS.

Bei den Umwälzungen des Klosters von 1793—1824 ist diese Inschrift mit vielen andern interessanten Resten der Vorzeit aus dem Klosterhof abhanden gekommen und wahrscheinlich, wie sie, zu Pflaster- oder Mauersteinen zerschlagen worden.

Die ersten Mönche Hautecombes waren Basilianer von der Abtei d'Aulps in Savoyen, die auf Veranlassung des heiligen Bernhards 1125 die Regel der Cisterzienser annahmen und hier einzogen. Der erste Abt war Amédée von Hauterive, Bischof von Lausanne. Die Einkünfte des Klosters waren vor der Revolution sehr bedeutend.

Statt, wie wir Anfangs gewollt, nach Aix zurückzukehren, entschlossen wir uns zu einem Ausflug nach der großen Carthause, und von diesem gedenke ich die Leser im nächsten Briefe zu unterhalten.

Literarische Grillen.

(Fortsetzung.)

Da kam die Revolution, welche so Vieles begrub, und so Manches sonderbar stehen ließ, hier ganz neue Geistesströme aus dem Boden lockte, dort nur die alten in neue Kanäle warf. Als sich der ungeheure Lärm und Staub der Zerstörung gelegt hatte, konnte man sich wieder orientiren, was von antediluvianischen Dingen, und in welcher Gestalt es überlebt hatte. Musterte einer die decimirten Höfe, so sah er manches alte Inventarstück in der Ordnung der Begriffe, wie auf der Liste des Hofstaats erhalten; aber wo ist der uralte aktive oder passive Träger der Kurzweil? in welchen Rock ist er gefahren? in welcher Hand ist der groteske Scepter der Marotte, der früher, ob ihn nun der Schalksnarr, der Hofpoet oder der Pedant schwang, zum lustigen Reigen herzstärkender Thorheit den Takt schlug? Der Lustigmacher ist nirgends zu finden, ist spurlos verschwunden, sein Amt verschollen und zur Fabel geworden, wie die Erbämter des heiligen römischen Reichs, das auch eine wunderliche Poesie war, aber doch eine Poesie. Freilich, was soll die lachende Thorheit im völlig veränderten Klima des Hofs? denn wunderbar und unerhört! man ist dort ernst, nachdenklich, umsichtig, haushälterisch, fast bürgerlich, man ist, um es mit Einem Worte zu sagen, das kein deutsches erschöpft — man ist sage geworden.

Ist aber der Schalksnarr deßhalb todt und begraben, weil er keine Livree mehr trägt und keine Pension mehr

hat? Wenn man sich an so äußerliche, unwesentliche Merkmale hielte, wie viele Figuren und Charaktere der alten Zeit wären da ausgestorben, während sie, nur unter andern Masken und Attributen, in der neuen fortleben und selbst weitere Bühnen für ihr Spiel gefunden haben! Wie manches Schlinggewächs, das beim großen Umsturz heruntergerissen wurde, ist aus dem zerstreuten Samen wieder erwachsen, und hat sich nur an andere, und oft an weit mehr und größere Mauern gehängt! Für den obligaten Kurzweilmacher ist ein großer Herr die Mauer, der er sich anschmiegt, wie der Epheu, und ohne die er nicht leben kann. Aber er nimmt in seinem Instinkte den Großen, dem er für die Nahrung seinen Schmuck leiht, wie er eben in der Zeit ist, und fügt sich nach seinen innern und äußern Verhältnissen. Und so ist er in der neuen Ordnung der Dinge so wenig untergegangen, daß er vielmehr mit seinem Herrn seine Proportionen in's Ungeheure erweitert hat; denn er dient nicht mehr dem Fürsten, sondern dem Demos, dem Publikum, und nennt sich Journalist.

Die kläglich ausgefallenen Versuche, auf dem alten Boden von Europa Republiken zu bauen, haben mehr als Alles dazu beigetragen, dem monarchischen Prinzip in der neuen Ordnung der Dinge formell Geltung, Achtung und Dauer zu verschaffen. Aber das Verhältniß zwischen Herrschern und Beherrschten ist dabei doch ein wesentlich anderes geworden, und Europa konnte eines Tags auf einmal die Bemerkung machen, daß die Republik, welche es der Form nach perhorrescirte, in mancher wesentlichen Beziehung leibhaftig Fuß gefaßt und immer weiter um sich greift: es war klar, daß sich die Welt in vielfachen Richtungen immer mehr, wie man es nennt, democratisirt. Besonders aber stellte es sich heraus, wie das Jahrhundert darauf ziele, daß in geistigen Sphären gewisse ungeschriebene Privilegien nach und nach wie von selbst aus den Händen der Großen in den Besitz der Masse von Kleinen übergehen sollen. Zu diesen Privilegien gehörte von Alters her das Tonangeben in Sachen der Kunst und Literatur; es hat fast überall aufgehört, Regal zu seyn, es ist aber den Fürsten abhanden gekommen, man weiß nicht wie.

Die bevorstehende Richtung der Zeit auf völlige Democratisirung der Kunst, wie des materiellen und geistigen Lebensgenusses überhaupt, kündigte sich schon vor der Revolution in mancher charakteristischen Erscheinung an; z. B. auf der Bühne im bürgerlichen Rührspiel, das durch Diderot vorzüglich Mode wurde. Bis dahin hatte sich Melpomene nur mit fürstlichen Geschicken befaßt und ihre Charaktere nur unter Herrschern und Helden gesucht, von den jammervollen Häusern des Lajus und Atreus an bis zu den blutigen Osmannen. Nur Gestalten, welche sich im Nebel verflossener Jahrhunderte in übermenschlichen Proportionen spiegelten, hielt man für würdig, über die tragischen Breter zu schreiten: „major e longinquo reverentia,“ und wenn Racine im Bajazet einen modernen Stoff wählte, so rechtfertigte er sich ängstlich und behauptete, die geographische Entfernung mache denselben Effekt wie die chronologische. Jezt aber sollte sich auf einmal an Figuren, aus der gemeinen Gegenwart gegriffen, das berühmte aristotelische Experiment bewerkstelligen, sollte sich durch die Schicksale und Leidenschaften modernster Menschen aus gewöhnlichen Lebenskreisen Schreck und Mitleid erregen lassen. Diese Verbürgerlichung der höchsten Gattung in der Dramatik war eine nothwendige Folge davon, daß das Schauspiel überhaupt seit längerer Zeit in Frankreich, und nach seinem Beispiel auch bei uns, sich nach und nach populärer gemacht hatte. Früher war das ganze Theaterwesen ein auf den Gesichtspunkt der hohen Herrschaften, der Protektoren der Kunst, berechnete Scenerie, so daß hinter den Lampen nichts wider ihre Begriffe und Vorurtheile verstieß, während das Volk par terre nur der geduldete, schweigsame Chor im Repräsentationsstück war, das vor den Lampen aufgeführt wurde. Die Geschicke von Königen und Heroen, deren Historie mit der des durchlauchtigen Hauses nichts zu thun hatte, wandelten majestätisch auf dem Cothurn, und die Geschichte wurde in adulatorischen Antithesen verläumdet; die gemeine Tageswelt mit ihren Schwächen und Narrheiten war dem Lustspiel preisgegeben, und wenn die tragische Muse beständig die Krone mit der Maske und den Scepter mit dem Dolche paarte, so trug die komische als eigentliches Attribut den Prügel für den Rücken Mascarills, des boshaften Knechts. Aber das Jahrhundert der Aufklärung verschaffte dem Volk nach und nach eigentlich Siz und Stimme im Schauspielhaus, und jezt mochte es einerseits nicht mehr immer nur sich selbst verspottet und geprügelt sehen, andererseits wollte es auch sich in seinen eigenen Tugenden bespiegeln und seinen eigenen Jammer beweinen.

Ehe diese Reaktion im Schauspiel zum Ausdruck kam, hatte bekanntlich die übrige schöne Literatur schon eine entschieden antiaristokratische Richtung genommen. Auch in den andern Künsten, in der Malerei, der Musik und, wohl noch bedeutsamer, in der äußern Lebenssitte, in Moden und Umgangsmanieren, zeigten sich deutlich Anmahnungen, daß sie sich vom Mäcenat und der Ordonnanz losmachen wollten. Dies kam aber den Zeitgenossen erst dann zum Bewußtseyn, als diese Tendenz sich auch in der wirksamsten, mit dem Leben am nächsten verknüpften Kunst, in der Dramatik, Bahn brach, als Diderot und Lessing in ihren Dramen es nicht nur verschmähten, den Königen die hergebrachte Ehre des Cothurns zu geben, nicht nur naturalistisch für bürgerliche Zustände den Schreck und das Mitleid in Anspruch nahmen, sondern sogar die

direkte Opposition, welche in der epischen und epigrammatischen Poesie längst ihre Pfeile gegen die Summitäten der Gesellschaft versendet, von den Brettern herab den Großen in's Gesicht warfen. Beaumarchais Figaro endlich, am Vorabend der Revolution, war das eigentliche Signal derselben. Es war so recht eine der Ironien, in denen sich der Genius der Menschheit gefällt, daß die vornehme Welt in diesem verwegenen Stücke gar wohl den Brandbrief roch, aber größtentheils den Geruch nur pikant fand, ja daß der Hof en petit comité den „tollen Tag" aufführte, Marie Antoinette Susannens Haube trug und der Graf von Artois in der betreßten Jacke des Barbier-Lakaien den Grafen Almaviva mit jenen Worten apostrophirte, in denen die ganze Revolution wie in der Nuß liegt: „Qu'avez vous fait pour tant de biens? Vous vous êtes donné la peine de naître!"

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Mai

(Schluß.)

Aufgefundene Alterthümer. St. Paul.

Gelehrte Blätter haben schon Vieles über das Denkmal des Marcus Virgilius Eurysaces, vom Volke gewöhnlich das Bäckergrabmal geheißen, mitgetheilt, so daß ich mich auf eine kurze Angabe beschränken kann. Dieser seltsame Bau, jezt von allen Seiten freistehend, ist von bedeutender Größe und vierseitiger, völlig unregelmäßiger Form, welche wahrscheinlich durch die beiden hier zusammenlaufenden alten Straßen bedingt war. Die eine Seite ist zerstört, wohl erhalten die drei andern. Der Unterbau ist von großen Massen von Peperin (Albanerstein), auf welchen sich ein erstes Geschoß erhebt, bestehend aus Pilastern und Halbsäulen von Travertin ohne Basis und Capital, hierauf eine Art Architrav mit der Inschrift, welche zusammengesezt heißt: Est hoc monimentum Marci Vergilii Eurysacis pistoris redemptoris apparet (orum). Das zweite Geschoß besteht nun aus drei Reihen runder Oeffnungen, deren Ränder hervorstehen, und über deren Zweck die Archäologen bis jezt sehr uneinig sind und wahrscheinlich noch lange bleiben werden. An den Ecken finden sich Pilaster, und darüber, als Schluß des Ganzen, ein Architrav in Form eines Frieses, mit höchst interessanten und lebendigen, wenn auch ziemlich roh in Travertin gearbeiteten Reliefs, die sich auf die verschiedenen beim Brodbacken vorkommenden Arbeiten beziehen. Längst vor der Zeit, wo die Wasserleitung angelegt ward, scheint dies seltsame Monument entstanden zu seyn: Stilicho schloß den festen Bau in einen seiner Thürme ein, indem er ihn bloß zu ummauern hatte und so der Mühe des Grundsteinlegens überhoben war, was bei der Eile, womit man damals bei der Wiederherstellung der Mauer verfuhr, jedenfalls in Betracht kam. Auf solche Weise wurde es unserer Zeit erhalten. Der Totaleffekt des Thores wird für den von außen kommenden durch diesen Bau freilich gehindert.

Diese Entdeckung bringt mich auf eine andere, die gleichfalls neuerdings gemacht worden ist. In der Vigna Argoli, dicht vor der Stadt zwischen Porta Pia und Porta S. Lorenzo, fand man, ziemlich tief unter der gegenwärtigen Oberfläche, eine ganz erhaltene, freistehende viereckte Grabkammer, sorgfältig aus Travertinquadern ausgeführt, mit einem Eingange und kleinen, Schießscharten ähnelnden Oeffnungen in den Wänden. Die Länge jeder der vier gleichen Seiten beträgt etwa 20 französische Fuß. Das Innere zeigt an den Seiten vier Rundbogen; unter einem derselben ist der Eingang, an den drei andern Seiten stehen Sarkophage, die sowohl durch ihre Erhaltung, wie in Betreff der künstlerischen Ausführung sehr wichtig sind. Auf dem einen sieht man die Geschichte der Niobiden, auf dem andern die des Orestes; der dritte mittlere, welcher der vorzüglichste, hat drei Faune, welche Blumengewinde emporhalten, über welchen zwei Gorgonenköpfe. Das Gebäude ist mit großen Ziegeln gewölbt, welche den Namen der Domitia Lucilla tragen. Die Grabkammer stammt wohl aus den Zeiten der Antonine, indem die Genannte Gemahlin des Annius Verus und Mutter des M. Aurelius Antoninus war. Eine Mauer von Neywerk diente als äußere Umzäunung. Man hofft in dieser Vigna noch Anderes zu finden. So zeigt Roms unerschöpflicher Reichthum an Schäzen des Alterthums sich an jedem Tage. Wo man nachsucht, bald zum Zwecke der Forschung nach Antiquitäten, bald auf andere Veranlassung, trifft man auf mehr oder minder Interessantes. Ueberall liegen Fragmente kostbarer Marmorarten zerstreut oder sind beim Straßenpflaster benuzt. Ueberall sieht man hier den Stumpf einer Marmor- oder Granitsäule, dort ein Bruchstück eines Gebälkes an und in den schlechten Ziegelmauern verfallender Hütten. Man kann keinen Schritt thun, ohne erinnert zu werden an die alte Zeit.

Der Bau der Paulskirche wird mit Eifer betrieben. Das Querschiff ist großentheils fertig. Die Wand der Absis ist mit Marmor bekleidet, mit euböischem (Cipollino) und phrygischem (Pavonazzetto), wodurch ein so reicher wie schöner Effekt hervorgebracht wird. In den Nischen neben den beiden Seitenaltären stehen die großen, leider äußerst mittelmäßigen Statuen. An der flachen Decke, deren viereckige Cassetten eine geschmackvolle Zeichnung zeigen, wird fleißig gearbeitet. Das Tabernakel über der Confession, ein gothischer Bau vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts, aus dem Brande gerettet und restaurirt und vergoldet, steht wieder an seiner alten Stelle. Weßhalb man es schon jezt aufgestellt hat, während das Langschiff noch nicht unter Dach gebracht ist, und bis dahin vielleicht noch Jahre hingehen, es also allen möglichen Beschädigungen ausgesezt ist, habe ich mir nicht zu erklären vermocht. Man arbeitet jezt namentlich an den Seitenschiffen, deren alte Säulen noch nicht alle weggeräumt sind, und an den Bogen über den großen Granitsäulen des Mittelschiffs. Auch baut man an den Kapellen hinter dem Chor, von welchen die a cornu epistolae nach dem Plan des dirigirenden Baumeisters, Prof. Poletti, von Grund aus aufgeführt wird, und an dem Porticus, welcher an dem gegen die Stadt zugekehrten Ende des Querschiffs errichtet werden soll. So ist man hier vielfach und mit Erfolg thätig, und man freut sich, in diesen kolossalen Räumen solche Bewegung zu finden, wenn man einmal über das wenig Rathsame des ganzen Unternehmens sich hinwegsezt. Ein Glück ist's übrigens für die Kirche, daß ihre Form selbst im Detail vorgeschrieben war. Sonst würde die moderne Verbesserungssucht hier wahrscheinlich ein weites und fruchtbares Feld gefunden haben. Jezt kann sie sich doch nur an den Nebendingen auslassen und damit zu trösten suchen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 63.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 147.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 20. Juni 1839.

— De mille soucis mon esprit s'embarrasse,
Pour pouvoir mettre un ordre et dedans et dehors
Qui du godelureau rompe tous les efforts.

Molière.
école des femmes.

Zwölf neue Stücklein.

Von Wilhelm v. Chézy.

VIII.

Des Zöllners Drangsale.

Im Gegensatz zu dem kaiserlichen Wien, das, ein riesiger Bienenkorb in den herrlichsten Umgebungen, auch außerhalb der Linien * einen großen Theil seiner besten Freuden für die schwärmenden Bewohner aufbewahrt, umfaßt die gute Stadt Paris innerhalb ihrer Barrièren eine ganze große Welt, woher es kommt, daß so viele Tausende der Einwohner niemals ihren Umkreis überschritten haben, erstens, weil die Müßigen darin diejenigen Abwechslungen vereint finden, welche anderwärts meilenweit auseinander liegen; denn weder belebte Handelsstädte, noch einsamstolze Paläste, weder wohnliche Häuser, noch elende, schmutzige Baracken, weder Gärten, noch ländlich grüne Spaziergänge unter dem Schatten alter Bäume fehlen da; zweitens, weil die Rührigen und Fleißigen keine Zeit haben und keine Lust hegen, Städte aufzusuchen, die sie nicht größer und belebter, Dörfer, die sie nicht trauriger, Luft, Licht und Grün, die sie nicht frischer und erquicklicher sich zu denken vermögen. Für diese beginnt außerhalb der lezten Schranken die Provinz und erstreckt sich bis zu den Polen ihrer geographischen Kenntnisse, bis Petersburg und Konstantine.

Wo an den Grenzen dieser wunderlichen Welt voll Pracht, Reichthum, Ehre, Tugend und Hoffnung, wie voll Schmutz, Elend, Schande, Laster und Verzweiflung die Wege aus der Provinz einmünden, sitzen mit Argusaugen mancherlei Wächter. — Den Reisenden, wie er zu Wagen, zu Roß oder zu Fuß anlangt, empfängt die Frage nach dem Paß, der sich unterwegs durch das vielfach wiederholte Vorzeigen beinahe schon abgenuzt hat; denn die Gensdarmen, deren gelbe Bandeliers auf allen Straßen leuchten und deren Masse sich vermehret, je näher ihr der Hauptstadt kommt, lassen selten einen Wagen vorüber, ohne über die Darinsitzenden sich Auskunft verschafft zu haben, und niemals ungefragt den Fußgänger, der, am Wanderstab einherschreitend, sein Bündel trägt. Unfern von dem, welcher nach Kräften darob wacht, daß kein ehrlicher Mann und kein Dieb sich ohne regelrechte Papiere in den Strudel der Weltstadt stürze, harren andere, die darauf sehen, daß nicht die Krone und die gute Stadt in den Einkünften ihrer Zölle ungebührlich geschmälert werden; sie begleiten die Diligence und den

* Linien nennt man zu Wien, was in Paris Barrièren heißt: die äußerste Einfassung und Grenze der Stadt und ihrer Vorstädte.

Frachtwagen bis zu dem Ort ihrer Bestimmung, durchforschen jedes andere Gefährt, fragen den heimkehrenden Jäger nach seinem Erlaubnißschein, den er kaum erst wieder in die Brieftasche eingeschlossen, und schauen fleißig nach, ob der Bürgersmann oder die Grisette im Sonntagsstaat nicht etwa eine Flasche Wein einzuschmuggeln versuchen.

Zu den Wächtern lezterer Art gehörte seit langen Jahren der alte Grossot, der mit seinen kleinen grauen Katzenaugen bald an einem, bald am andern Ende die Eingänge treulich bewachte, und dabei einen so geübten, sichern Blick besaß, daß er von Weitem schon die angenommene Frechheit von der echten Unbefangenheit zu unterscheiben wußte, und unfehlbar den Schalk erkannte, welcher darauf ausging, durch scheinbare Furcht ihn zu foppen und zu verleiten, daß er mit vergeblichem Nachsuchen seine Zeit verliere. Aber troz der vielen Mühe, welche ihm die gewissenhafte Ausübung seines Amtes verursachte, und troz der Sorgen, mit denen ihn seine Tochter Melanie erfüllte, hatte Grossot nach langem Wittwerstande dennoch hinlänglichen Muth und Beruf in sich gefunden, einer jungen zierlichen und muthwilligen Pariserin vor den Beamten des bürgerlichen Standes und vor dem Pfarrer des Sprengels die Hand zu reichen und somit ein neues, noch schwierigeres Wächteramt sich aufzuerlegen, in welchem seine Aufmerksamkeit um so weniger nachließ, als er nach Jahresfrist auch noch nicht die leiseste Spur verbotener Waare entdeckte; denn es lag in seiner Gemuthsart und in seinen Gewohnheiten, nie dem Schein zu trauen. Deßhalb behielt er auch die blonde Lisette stets unter der Obhut seiner eigenen Blicke, so daß sie ohne ihn kaum zehn Schritte vom Zollhause sich entfernen durfte, und nicht selten mußte sie harte Worte hören, wenn just das Unglück wollte, daß der Blick eines Vorübereilenden auf ihr haftete, oder wenn ein Genosse und Nachbar des gestrengen Eheherrn der „kleinen Mutter" ein tröstendes Wort der Theilnahme zuraunt. Noch schwerer ward dem Vater Grossot jedoch die Obhut über seine Tochter, und er fand, daß die Aufsicht ihrer Tante, der ehrwürdigen Matratzenhändlerin in der Tempelstraße, bei Weitem nicht genüge; darum hatte er beschlossen, ihr einen Hüter zu bestellen, wie Lisette in ihm einen besaß, und dazu seinen Amts- und Altersgenossen Paitrer ausersehen. Melanie aber dachte, es könne keinen bessern Hüter für sie geben, als einen von denen, vor welchen sie bewahrt werden solle, so wie Niemand besser die Gauner aufspürt und fängt, als wer einst selber ihnen angehört; und kaum hatte an einem schönen Sonntagsmorgen Grossot seinen Willen der Tochter kund gethan, als am Nachmittag schon zu ihm, der mit Paitrer auf der Bank unter der blühenden Akazie vor dem Hause sich angelegentlich unterredete, ein rothwangiger, wohlgenährter junger Mensch trat, den Hut schief auf die krausen Locken gedrückt, den schwarzen Schnurrbart in die Höhe gestrichen, den stahlblauen Ueberrock gut gebürstet, braune Lederhandschuhe an den Händen, deren eine den Spazierstock mit der Seidenquaste und dem vergoldeten Knopfe wagerecht trug, und sich den beiden Alten, welche abwechselnd dabei vor Aerger bleich und vor Zorn roth wurden, mit kecker Zuversicht als Melanies begünstigten Liebhaber und Freier vorstellte. Die Entgegnung, zu der nach und nach Grossot Worte fand, war nicht die höflichste, aber der Freier ließ sich dadurch nicht aus der Fassung bringen und hielt sich so standhaft, daß der ausersehene Schwiegervater und der Nebenbuhler, überwunden von der gutmüthigen und unerschütterlichen Treuherzigkeit des Unbekannten, endlich einwilligten, ein „vernünftiges Wort" zu reden, und ihm zwischen sich Platz machten. „Zuerst also zu Euch, Vater Grossot," sagte der junge Mensch, „denn vor allen Dingen bin ich schuldig, Euch zu sagen, wie ich heiße, wer ich bin. Mein Name ist Arthur Cveinhac, und wenn ich vor der Hand nichts bin, als ein verwaister Knabe aus der Gascogne, so habe ich doch gute Empfehlungen und Aussichten, so zum Beispiel hier einen Brief Eures Gönners und Vorgesetzten, des Herrn Direktors der Douanen, worinnen er mir eine Anstellung verspricht, insofern Ihr mich dazu vorschlagen und Eure Tochter mir zum Weibe geben wollt." — „Da werdet Ihr lange warten müssen, mein schöner Herr," versezte Grossot höhnisch; „denn es ist mein Grundsatz, nie einen Mann zu einer Anstellung zu empfehlen, der das Geschäft nicht aus dem Grunde versteht, und Niemand versteht es so recht, als wer selbst mit Geschick und Glück den Schmuggel betrieben; meine Tochter aber wird nur einem Zöllner zu Theil." Ohne darauf zu antworten, wandte der Gascogner sich zu Paitrer: „Was Euch betrifft, mein ehrwürdiger Herr Nebenbuhler, so seyd Ihr alt genug —" — „Was hat der Gelbschnabel mein Alter mir vorzurücken?" unterbrach ihn unwillig der Angeredete; jener fuhr gelassen fort: „so seyd Ihr alt genug, um zu wissen, wie gefährlich es ist, einen geliebten Nebenbuhler um die Wege zu wissen. Nur ruhig, und unterbrecht mich nicht; Ihr sollt mit dem Ausgang meiner Rede zufriedener seyn, als mit dem Anfang. Ich will Euch einen Vorschlag machen, und wenn Ihr ihn eingeht und dann die Oberhand in der Brautwerbung behaltet, so will ich Euch versprechen, nie eine Störung Eures Hausstandes zu versuchen."

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Grillen.

(Fortsetzung.)

Dieser Trieb des geistigen Nivellements ist es, der die Revolution gemacht hat; dieser Geist ist der eigentliche Sinn der ganzen Entwicklung der neuesten Zeit. Nicht auf Umsturz der Throne ging das Ziel der Geschichte, als die im vorigen Jahrhundert erwachsenen Ideen endlich zu einem Ausbruche führten; nicht auf die Aristokratie der Geburt und des Standes als solche war es abgesehen, sondern auf die Aristokratie der Geistesbildung und des Genusses; nicht um die Herrschaft der Massen handelte es sich, sondern um ihre Erziehung; nicht die Republik sollte in eine Welt kommen, die sie nimmer ertrug; aber ungefährer politischer Verstand, die Fähigkeit, die Resultate der Wissenschaft für einen besondern Zweck zu nützen, und die Früchte des allgemeinen Fleißes für Lebensbequemlichkeit zu genießen, endlich alle jene Dinge, welche den Geist erziehen, indem sie ihn ergötzen, sollten res publicae werden. Es sollte sich in den Nationen eine breite, homogene Masse bilden, als Träger der öffentlichen Vernunft, des öffentlichen Willens und des geistigen und materiellen Fortschritts; wozu? zu welcher ferneren Entwicklung auch in den Staatsformen? — wer, der mitten in der Bewegung steht, kann dies wissen?

Die Revolution war nur die Petarde, welche die für sanften Druck gar nicht oder in allzulanger Frist überwindlichen Hindernisse dieser Richtung vom Boden wegschlug, worauf der Strom sich ausbreitete und seine Straße zog, bis an einer neuen Stromenge im Pariser Julius wieder einiges Gestein gesprengt werden mußte. Jetzt ist das Geschäft der Demokratisirung nach allen Richtungen im vollen Gang, und diese Thätigkeit ist der wahre Charakter unserer Tage. Alles popularisirt sich, Wissenschaft, Kunst, Literatur, materieller Genuß. In der Wissenschaft und der Literatur die täglich wachsende Masse der Bildungsschriften aller Art für große Kinder und der periodischen politischen, ökonomischen und unterhaltenden Blätter; in der Dramatik das gehudelte Conterfei der modernsten Gegenwart und die poesielose Herrschaft des Stoffs überhaupt; in der Kunst das Statuettenwesen, der Flor der kolettirenden Porträtmacherei, die Ubiquität der Lithographie, das Erdrücktwerden der höhern Gattungen der Malerei unter dem Flor des Genrebildes und der Landschaft; in der Musik das Uebe rwiegen des Palpabeln, leicht Faßlichen, der derben Mittel, des Walzer- und Quadrillentaktes und der Hexerei in der Ausführung über das tiefere Gefühl in Composition und Vortrag; im gemeinen Leben der immer weiter greifende, aber immer wohlfeilere Luxus, die mehr und mehr gleichförmige Tracht, der Drang nach Erweiterung und Beflügelung des Verkehrs — dies Alles zeigt, daß, was sonst für verhältnißmäßig Wenige umsichtig, sorgfältig, solid, innerlich großartig geschaffen wurde, jetzt für unendlich Viele leicht greifbar, skizzenhaft, effektreich, durch Masse großartig hergestellt wird, und daß die Dienerinnen Poesie, Kunst und Industrie vollkommen begriffen haben, an wen in der jetzigen Welt mit dem großen Beutel das Mäcenat und Patronat gefallen ist.

Der Demos begibt sich des unmittelbaren Regierens, von dem er nichts versteht, aber so ziemlich alle andern Prärogative der Aristokratie hat er behaglich an sich genommen und übt sie aus, wie er es versteht. Durch unzählige Dedicationen von Schriften wird auf seinen Beutel speculirt, und seine Haltung dabei ist oft ganz fürstlich, indem er die ergebenst Offerirenden ignorirt. Man trägt ihm täglich ganze Bibliotheken an, und daneben noch zahllose Ausgaben in usum Delphini für seine Descendenz, welcher eine Schaar von Gouverneurs und Lehrmeistern den Pfad des Lernens mit Rosen bestreut. Er umgibt sich mit einer ausgewählten Sammlung von classischen und Lieblingsschriftstellern, und triebe diese Liebhaberei noch weiter, wenn nicht der saubere Einband in den Hausfarben das Budget oft noch mehr belästigte, als die Bücher selbst. — Die schönen Künste bringen von allen Seiten auf hundert Wegen in sein Leben ein, und adeln alles, was er berührt, mit geistigem Genuß. Alles Geräthe zu seinem Gebrauche schwingt sich in den Schönheitslinien, die seine Laune zum Geschmack stempelt, prangt in den schönsten Farben, bedeckt sich mit Sculpturen und Schildereien, wobei das mit leichter Mühe Multiplizirte sich schlau als ein mit Kunst Hergestelltes dreit zu machen weiß. Er nimmt keine Tasse vom Theebrett und spielt mit keinem Dessertteller, ohne sich mit einer pittoresken Ansicht oder mit einer lustigen Scene zu divertiren, oder seine Kenntnisse in Ethnographie und Naturgeschichte zu erweitern; und wenn irgend etwas auftaucht, das würdig ist, seine Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen — ein Mann, der sich merkwürdig gemacht, ein anderer, schon merkwürdiger, der gestorben, das Monument, das einem Dritten errichtet worden, die gefeierte Gastspielerin, die lezte Feuersbrunst oder Ueberschwemmung — was es nun sey, der jedesmalige Gegenstand der Conversation wird ihm in sauberer Lithographie ergebenst zu Füßen gelegt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Nachklang der Emeute. Der Victoriaball.

Hier verwischt ein Eindruck schnell den andern; so kommt es denn auch, daß von dem merkwürdigen und bisher noch

immer unerklärlichen Vorfalle vom 12ten Mai nur noch wenig in Gesellschaften gesprochen wird. Paris hat der Emeuten so viele erlebt, daß eine mehr oder weniger nichts zur Sache thut, und da man doch das Räthsel der lezten nicht zu lösen vermag, so wartet man geduldig auf das Licht, das der Prozeß vor der Pairskammer auf den Vorgang werfen wird. Indessen war jener Aufruhr mörderischer als mancher andere. Die Büchsenmacher und Waffenschmiede, deren Läden man aufgebrochen und geplündert, wie schon bei andern Empörungen der Fall gewesen war, fangen nun an, ihre Fenster und Magazine mit eisernen Stangen zu vergittern, oder die hölzernen Blenden mit Zinkplatten inwendig versehen zu lassen. Ein Tageblatt bemerkt dabei, sonst seyen die Bäcker bei Aufständen in Paris der Plünderung ausgesezt gewesen und haben daher sämmtlich ihre Ladenfenster mit eisernen Stangen vergittert; jezt suche das Volk, wenn es sich empöre, nicht mehr nach Brod, sondern nach Waffen, es leide nicht an Hunger, sondern an Streitsucht. Die Bäcker verändern allmählig ihre dunkeln, wie Gefängnisse aussehenden Läden in elegante Magazine mit großen Spiegelfenstern, dagegen müssen sich nun die Büchsenmacher verbollwerken. Eine bei dieser Gelegenheit aufgeworfene Frage ist: können die Waffenschmiede die Stadtbehörde anhalten, sie für den erlittenen Verlust zu entschädigen? Dies scheint keinem Zweifel zu unterliegen. Die Unterthanen zahlen starke Abgaben, damit sie in Ruhe und Sicherheit die Früchte ihres Fleißes genießen können; die Gemeinde muß also alle ihre Mitglieder gegen Unbilde schützen, oder falls sie dieselben nicht verhindern konnte, den von Einzelnen erlittenen Schaden ersetzen. Auch ist der Fall schon mehrmals eingetreten, daß die Pariser Stadtbehörde vor Gericht von einzelnen Bürgern belangt worden und zum Schadenersatze verurtheilt worden ist, wenn die Kläger den erlittenen Schaden wirklich beweisen und dabei darthun konnten, daß sie den Angriff und Einbruch in ihr Eigenthum nicht abzuwehren im Stande gewesen waren. Am Montage nach dem Aufruhr, oder eigentlich noch während des Aufruhrs (denn bekanntlich fielen noch einige blutige Auftritte an diesem Tage vor) hörte ich die auf einem Platze versammelten Nationalgardisten über die Art, wie man gegen die Aufrührer verfahren solle, debattiren. Einige waren höchst ungehalten, daß solche Menschen ohne Grund und Ursache plözlich die Ruhe der Hauptstadt stören, Gewaltthätigkeiten ausüben, das Leben so mancher Menschen in Gefahr setzen, Handel und Wandel in Stocken bringen, die Fremden aus Paris verscheuchen und ganze Reviere in Schrecken setzen. Sie behaupteten, man müsse sie zu umzingeln suchen und sie dann ohne Barmherzigkeit niederschießen; denn wenn man sich damit begnüge, sie zu ergreifen, so gehe so lange Zeit damit hin, bis sie vor Gericht kommen, daß das Publikum zulezt Mitleiden mit ihnen empfinde und die Zeitungen zu ihren Gunsten sprechen; sie kommen am Ende auch mit einer leichten Strafe davon, und werden gar obendrein amnestirt, worauf sie dann von Neuem Complotte anzetteln. Dieses Verfahren schien Andern doch zu barsch und zu türkisch. In einem verfassungsmäßig regierten Staate könne man so summarisch nicht zu Werke gehen. Ehe man Jemand niederschieße, müsse man ihm doch seine Schuld beweisen und ihn anhören, sogar ihm erlauben, seine Vertheidigungsgründe geltend zu machen. Der Nationalgarde stehe es nicht zu, selbst Gerechtigkeit auszuüben; ihre Pflicht sey nur, die Ruhe wieder herzustellen, und nur im Nothfall dürfe sie Gewalt mit Gewalt abwehren. Dies schien den erstern nicht recht einzuleuchten. Man sieht hieraus, daß die Nationalgarde, wie die Regierenden, in zwei Parteien zerfällt, deren eine die summarische Gerechtigkeit als die am schnellsten zum Ziele führende verlangt, während die andere auf der gesetzmäßigen Gerechtigkeit besteht. Eine andere Gerechtigkeit als die leztere kann auch jezt in Frankreich nicht mehr stattfinden, oder man müßte alles über den Haufen werfen und nicht besser verfahren, als die Aufrührer, die man eben dieses Verbrechens beschuldigt. Mit dem über den Haufen schießen ist es nicht gethan, und man verlangt mit Recht auch gegen diejenigen, welche kein Gesetz achten, die Beobachtung der Gesetze. In Erwartung des eingeleiteten Criminalprozesses beschäftigt sich die Pariser Welt mit andern Dingen. Die Bälle sind in dieser Jahreszeit etwas Seltenes; deßhalb erregte der schon lange zuvor angekündigte Ball beim englischen Gesandten, Lord Granville, zu Ehren des Festes der Königin Victoria großes Aufsehen, wenigstens in der sogenannten vornehmen, und demnächst in der Putzmacherwelt. Aber beide bekamen einen gewaltigen Schrecken, als während der Vorbereitungen zu dem Feste, die schon mehrere Wochen lang im Werke waren, plözlich die Nachricht erscholl, das Whigministerium in England sey abgetreten, und die Tories stehen auf dem Sprunge, wieder an's Staatsruder zu kommen. Melbournes Anhänger können nicht bestürzter gewesen seyn, als es bei dieser Nachricht die Pariser Diplomaten, Hofleute und Modehändlerinnen waren. Alle zarten Hände, welche am Staate zum bevorstehenden Ball gearbeitet hatten, standen plözlich still, als ob sie gelähmt wären, und alle Projekte zerrannen wie Seifenblasen. Lord Granville, hieß es, reise sogleich ab, da er keinem Toryministerium dienen wolle; mithin könne aus dem angekündigten Balle nichts werden. Einige Damen wollten zwar nicht alle Hoffnung fahren lassen, und äußerten, unter dem Toryministerium werde man so gut tanzen, wie unter dem Whigschen, und der Nachfolger Lord Granvilles werde doch nicht so grausam und so unloyal seyn, um den Ball zu Ehren der jungen Königin Victoria abzuschneiden. Allein damit sah es doch sehr mißlich aus: denn der Nachfolger konnte nicht sogleich auf dem Platz seyn und kam vielleicht lange nach dem Victoriafeste an. Die Pariser Modehändlerinnen aber warfen sich ganz in die Opposition und riefen: Ist es nicht genug, daß man so lange zu unserem Schaden an der Geburt eines französischen Ministeriums laborirt hat? müssen wir nun auch noch an den Wehen des englischen Ministeriums leiden? Glücklicherweise machte eine zweite telegraphische Nachricht wieder gut, was die vorige verdorben hatte. Königin Victoria hatte ihre Hofdamen nicht verabschieden wollen, mithin konnte kein Toryministerium zu Stande kommen, mithin traten die vorigen Minister wieder ein, mithin blieb Lord Granville auf seinem Posten, mithin gab er den versprochenen Ball. Alsbald geriethen alle zarten Hände wieder in Bewegung und der Ball war so glänzend, wie ihn die Zeitungen beschrieben haben. Die Jahreszeit hatte sich tummeln müssen, um alle erforderlichen Rosen zu liefern, denn Rosen waren unerläßliche Bedingung beim Schmuck auf diesem Balle. Aber glücklicherweise verstehen die Pariser Kunstgärtner das Geheimniß, die Natur zu zwingen, daß sie vor der Zeit ihren vegetabilischen Schmuck herausgibt, und somit waren Rosenstöcke da, so viel man wollte, und hätte Granville Pfirschen und Weintrauben verlangt, es wäre ihm auch damit im Mai gedient worden. Für die Kunstgärtnerei scheint es nichts Unmögliches mehr zu geben.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 148.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 21. Juni 1839.

> Wer sich behaglich mitzutheilen weiß,
> Den wird des Volkes Laune nicht erbittern;
> Er wünscht sich einen großen Kreis,
> Um ihn gewisser zu erschüttern.
>
> Goethe.

Literarische Grillen.

(Fortsetzung.)

Prinz Demos liebt aber auch die Kunst und unterstützt sie. Er subscribirt auf ungemein wohlfeile Prachtwerke, nimmt Theil an Kunstvereinen und Lotterien, gewinnt Gemälde oder erhält im schlimmsten Fall die kostbaren Blätter, welche die Vereine an ihre Mitglieder vertheilen. Um leztere läßt er prächtige Rahmen machen, welche sich auf den Damasttapeten von Papier vortrefflich ausnehmen, und seine Gemächer sind ein gypserner Olymp, welcher auf Ofen und Consolen alle Götter des Vatikans und des Louvres zeigt. — Er besieht ganze Gemäldeexpositionen, wo Alles feil, wo in jeder Hinsicht auf seinen Geschmack und die Art, wie er die noble Passion treibt, die zarteste Rücksicht genommen ist. Er liebt in seinen Appartements das Wohnliche, leicht Heizbare, und den zierlichen Verhältnissen seiner Wände müssen auch seine Gemälde entsprechen. Was sollen ihm die riesenhaften Bilder mit den schweren historischen Sujets? Faßt sie auch das Zimmer, so reicht sie der Federwisch nicht ab; und dann hat er seit der Catechisation die heilige Geschichte satt, und mit der Profanhistorie ist er über den Fuß gespannt. Zudem ist er zu zerstreut und zu vielfach in Anspruch genommen, um sich der Kunst anders als im Vorübergehen zu widmen, so, wie man den Schaum vom Champagnerglase schlurft. Er kann einem Bilde nicht erst lange seinen Werth und seine Bedeutung abfragen; er mag sich in keinen Verkehr mit ihm einlassen, wobei er die Hauptkosten der Unterhaltung bestreiten müßte. Er will sich vom Bilde bequem etwas vorerzählen lassen; es soll ihn an's Nächste, an's Selbstgesehene und Erlebte, an seine erste Liebe oder seine selige Frau, an seine Reisen und seine Lektüre erinnern. Der Soldat, der dem Mädchen am Brunnen an's Kinn greift, der Ritter und sein Liebchen, der Kapuziner, der seine Blumen begießt, Goldschmieds Töchterlein nach Uhland, die Zigeunerin, die der Jungfrau wahrsagt, Max Piccolomini „unter dem Hufschlag seiner Pferde," der Bandit und der Wilddieb, die Bauernhochzeit und die Prügelscene, die Aussicht vom bekannten schönen Berg und das Viehstück, der gemalte Vetter mit seinem besten Gesicht und die Frau Nachbarin mit dem rothen Shawl — wie natürlich! Alles, wie es leibt und lebt, und noch schöner! Hier weiß man doch, was es ist und was man hat!

Dieselbe Personnage, der die bildende Kunst Alles mund- und handgerecht macht, kommandirt natürlich auch die verwandte Musik. Mit ungeheuren Kosten, dem Einzelnen kaum fühlbar, unterhält der Demos Sängerinnen und Tänzerinnen, er bezahlt Blechmusikchöre und

Riesentanzorchester. Soll er sich da nicht vorsingen und vorspielen lassen, wie es ihm im Herzen wohlthut und wie er es versteht? Wenn er nur nicht mehr das Gerede von der guten alten Musik hören müßte, von der Tiefe der Auffassung und des Gefühls! Was soll das heißen? Ist nicht in der Oper des Tages Alles gerade so tief aufgefaßt, als er seinerseits zu fassen gelaunt ist? Und wer darf seine und des Komponisten schöne Gefühle verleumden, wenn er bei Wein oder Bier zum neuesten Galopp mit dem spaßhaften Namen den Takt schlägt? Und was die Ausführung, den Vortrag anbelangt, steigert sich nicht gerade seit seiner Herrschaft die Virtuosität zu einer unerhörten Höhe? Kam je eine Prima Donna höher hinauf, so oder so? kam je ein Baßist tiefer hinunter? Man spielt das Piano zehnhändig und einhändig, nur mit der Linken! man gibt Konzerte auf Einer Violinsaite; man entlockt der Flöte und dem Klapphorn Töne, welche ganz über die Natur der Instrumente hinausfallen. Und dabei ist er doch weit entfernt, die Trefflichkeit seiner Kammermusik zu überschätzen: er fühlt wohl, wie viel zur höchsten Stufe der Vollkommenheit fehlt, so lange man auf dem Piano überhaupt mit den Händen spielt und die Blasinstrumente mit dem Munde anspricht.

Dieses Popularisiren der Kunst und Wissenschaft, dieses Reduciren derselben auf gewisse Mittelmaße, wie sie den Bedürfnissen und Kräften der von der Zeit zur Bildung und dem Genuß berufenen Masse entsprechen, diese demokratische Richtung ist noch zu jung, als daß nicht noch die alte aristokratische in allen Zweigen mit ihr kämpfen sollte, freilich ohne alle Hoffnung des Siegs, was sich aber ihre Verfechter nicht eingestehen mögen, worin ja die laudatores temporis acti aller Art übereinkommen. Noch gibt es Leute genug, welche die Privilegien, deren sie selbst oder ihre Familien einst in der Gesellschaft genossen, schmerzlich vermissen, und sich an die Debatten der, wenn auch keineswegs überall freien, doch überall naseweisen Presse, an das Ein- und Vorgreifen des Volks in gesetzgebenden Versammlungen u. dergl. nicht gewöhnen können. Es gibt Andere, die an andern Orten, die auch wahre Volkskammern sind, in Kunstausstellungen, Konzertsälen, Museen und Lesezirkeln, wehmüthig oder ärgerlich die Köpfe schütteln. Jene, wenn sie unter sich sind, erinnern mit einer sprechenden Handbewegung daran, wie der hochselige Herr so und so gewisse Volksprätensionen und Zudringlichkeiten abgewiesen hätte; die andern bitten in der modernen Oper die Manen der großen Componisten des vorigen Jahrhunderts um Vergebung, und zwar überlaut. Zu beiderlei Gesinnung braucht man nichts weniger als alt zu seyn; aber die einen sind so gut und im vollen Sinn des Worts Aristokraten als die andern; nur daß bei denen, deren Kunstsehnsucht rückwärts blickt, häufig die Selbstsucht nicht mitspielt. So lange ein politischer Zustand, in welchem einzelne Stände überwiegender Vortheile genossen, in frischem Andenken steht und schmerzlich vermißt wird, so lange wird auch ein Zustand der Künste, wie die Herrschaft dieser Stände ihn bedingte, zurückgesehnt werden. Nur sind diejenigen, welche die alten Höfe und Domkapitel nicht vergessen können, oft weit entfernt, an die großen Gemälde zu denken, welche sie bestellten, und an die noble Musik, welche für sie gesezt wurde. Und umgekehrt, wer für einen frühern Geschmack in Musik und bildender Kunst schwärmt, möchte oft um keinen Preis die Gewalten in die Welt zurückführen, unter denen jener Geschmack erwachsen. Ja, es gibt junge schriftstellernde Geister genug, welche in ihren politischen Doktrinen sehr weit vorwärts sind, und doch täglich in Kritiken und Feuilletons der Zeit den Text lesen über die armseligen Puppen, an die sie in Malerei, Musik, Literatur ihr Herz hängt. Diese Leute mit dem wunderlichen Januskopf, der über dem scharfsinnigen Rückwärts- und Vorwärtsblicken das am wenigsten sieht, was da ist, haben mit den eigentlichen Aristokraten noch das gemein, daß sie, troz des malcontenten Schmollens mit der Zeit, der vielfachen Comforts, welche sie bietet, mit Behaglichkeit genießen und in allen Beziehungen, wo es sicher und bequem ist, die Livree der Zeit tragen. Man macht es sich selten klar, wie die Hinwegräumung gewisser politischen und moralischen Hemmnisse die nothwendige Bedingung war, wenn Verkehr und Industrie diesen Aufschwung nehmen, wenn Fluß und Meer sich mit Dampfschiffen, das Land mit Eisenbahnen bedecken, wenn die Elle hübsch bedruckten Kattuns, das Stück popularisirter Wissenschaft, die Sammlung gemeinnütziger Abbildungen zum Spottpreis von so und so viel hergestellt werden sollte. Man glaubt nicht, noch öfter aber thut man nur so, als glaubte man es nicht, daß in einer Zeit, wo bildende Kunst, Musik und Literatur der wohlfeile Luxus von Millionen sind, die hehere Malerei, die classische Musik, ja auch das eigentlich poetische Kunstwerk nicht mehr ihre alte Bedeutung haben können. Wer sich der einen Richtung der geistigen Entwicklung freut und ihre Produkte genießt, sollte eine andere, ihm minder erfreuliche wenigstens mit Resignation hinnehmen. Die bequeme Diligence und der Dampfwagen hängen so gut mit Allem neben ihnen zusammen, als die spanische Landkutsche, deren Aufschrift: segnridad y velocidad, noch immer eine Satire ist.

(Fortsezung folgt.)

Des Zöllners Drangsale.

(Fortsetzung.)

Nun meinte zwar Paitrer, daß er ohnehin der Mann seyn werde, jede unberufene Einmischung abzuwehren, und wollte nichts hören, bis Grossot behauptete, die zukunftige Ruhe sey wenigstens so viel werth, den Voeschlag in Eewägung zu ziehen, so daß er am Ende sich bequemte, Cyrinhac weiter reden zu lassen, und dieser bot nun kurz und gut den Beiden eine Art von Wette an: er wolle innerhalb des Zeitraums von drei Wochen dreimal ihre Wachsamkeit täuschen und verbotene Waaee am hellen Tage in eigener Person an ihnen vorbei zue Stadt bringen; wenn ihm dies gelinge, so müsse ihn Grossot als einen geschickten Schmuggler und mithin tauglichen Zollwächter anerkennen und der andere ihm die Braut lassen; wo nicht, so wolle er sich entfeenen und nimmer wieder sehen lassen. Bei diesem Voeschlag blinzelte Grossot pfiffig mit den kleinen Augen, und obschon Paitrer lebhaft wideespeach und einwandte, ein solches abenteuerliches Possenspiel passe nicht fur alte Bursche, wie sie seyen, so behauptete dagegen der andere, es weede schwer fallen, sie nur einmal zu betrügen, da sie ja den Schmugglee von Angesicht zu Angesicht kennten, so daß sie ihn spätestens beim zweiten Mal ertappen würden, und sie wollten iheen Antheil an dem zu erwartenden Steafbetrag anwenden, die Kosten der Hochzeit zu bestreiten. Nach langem Zureden willigte Paitrer endlich ein, doch nur unter der Bedingung, daß Cyrinhac niemals dasselbe Kunststück wiederhole, sondern nach dem Gelingen sie stets alsogleich davon unterrichte, wogegen sie auf des Gascognees Verlangen feierlich versprachen, ihm keine Veefolgung von Seiten dee Polizei zuzuziehen, sobald er einmal dem eigentlichen Bereich ihrer Amtsthätigkeit nach überstandener Untersuchung entkommen sey. So waed zulezt der sonderbare Vertrag zum Schluß gebracht; Cyrinhac ging, wohlgemuth ein Liedchen trällernd, von dannen, und ihm nachsehend, sagte Grossot zu seinem Nachbar, indem er sich die Hände rieb: „Der Bube da ist aller Ränke voll, und Ihr mögt feoh seyn, Gevatter, daß er selbst Euch die Mittel an die Hand gibt, ihn so wohlfeilen Kaufes los zu werden."

Die beiden Zöllner nahmen sich vor, ihre Aufmerksamkeit zu veedoppeln, und es hätte am nächsten Morgen des Grußes von dem hohen Bock nicht bedurft, um sie wahrnehmen zu lassen, daß es diesmal Cyrinhac war, der in blauem Fuhrmannskittel die zu drei und deei angeschirrten sechs Rappen vor der Landkutsche von Chartres leitete; dee Umstand fiel ihnen schon deßhalb auf, weil der gewöhnliche Lenker ihnen so gut bekannt wae, als die gelbe Kutsche und die schwarzen Rosse. Mit Ungeduld eewaeteten sie den Tag und die Stunde der Ruckkehr des Wagens, der, durch das plötzlich eingetretene Regenwetter aufgehalten, später als sonst ankam und diesmal von Grossot und Paltrer selbst sammt einem Gensdarmen nach dem Abladeplaz begleitet waed, zur größten Veewunderung dee Reisenden, die gewohnt waren, daß nur ein einzelner Zöllner mitfahre. Unteewegs sagte ihnen Cyrinhac, daß für diesmal ihre Muhe vergebens seyn weede, denn er habe es nicht wagen wollen, den Eigenthümer der Landkutsche einer Veeantwoetung auszusetzen; um so strenger nur ward das verhaßte Geschäft vorgenommen, Niemand durfte von dee Stelle, kein Koffer, kein Nachtsack blieb undurchwühlt, der Rossebändiger mußte sich die Untersuchung seiner Kleidungsstucke gefallen lassen, und die üble Laune der Angekommenen, die in dem naßkalten Luftzug so lange ausharren mußten, äußerte sich schon unverhohlen in den unfreundlichsten Ausdrücken, als es endlich den Zöllnern gefiel, die vergebliche Bemühung aufzugeben. „Ihr habt uns unnützer Weise einen Schnupfen zugezogen," sagte Geossot, der blaß und frierend dastand und zusah, wie die Leute nach und nach sich entfernten, dee Wagen in die Remise geschoben, das Gespann durch den Stallknecht von dannen gefühet ward, worauf Cyeinhac die Frage stellte: ob die Waare, welche er hereingebracht, nun frei sey? „Possenreißer, du fängst uns nicht!" hieß die Antwort zuerst, und: „ja doch, in des Himmels Namen!" als die Feage ernstlich wiederholt waed. Da bat der Gascogner die beiden mit großer Höflichkeit, ihm zu folgen, führte sie ein paar Straßen weit und in einen Stall, wo ee vor ihren Augen aus den langen Schweifen seiner Rappen die künstlich eingeflochtenen Rollen amerikanischen Knastees loswickelte. Paiteer raufte sich vor Wuth die spärlichen grauen Locken, während Grossot den Vorfall von der guten Seite nahm, des geschickten Schmugglees Hand schüttelte, und nue das Geständniß verlangte, daß ohne das starke Regenwetter die List schwerlich geglückt wäre. Cyrinhac gab dies gerne zu, sagte kein Wörtlein davon, daß ee ohne den Regen die Ausführung würde verschoben haben, und so schieden sie in gutem Vernehmen, doch nicht, ohne daß die Zöllner hoch und theuer sich vermessen hätten, die angethane Schmach mit Wucher zu vergelten. Und da an einem der nächsten Tage Aetbur wiedeeum mit lustigem Peitschenknall vorüberfuhr, drohten die gepeellten alten Füchse mit erhobenem Zeigefinger, und das bittersuße Lächeln auf ihren Lippen sp ach von Zuchtpolizeigericht, Geldstrafe und Gefängniß, von denen bald darauf auch die Zungen wiederum geläufig sich unterhielten, als der helle, heiße Nachmittag die Nachbaen auf der Bank unter der Akazie versammelt hatte; doch hüteten Grossot und Paitrer dabei sich wohl, voe Lisetten

oder vor den Kameraden ihrer Beziehungen zu dem Gascogner zu erwähnen.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Sitzung der französischen Akademie. Dichterinnen.

Kurz nach dem Granvilleschen Balle hielt die académie française ihre öffentliche Sitzung, die gewöhnlich erst im August stattfindet; weßhalb sie diesmal, wie die Rosen auf dem englischen Balle, so frühe erschienen, ist nicht gesagt worden, und es scheint auch nicht, daß sich Jemand darum bekümmert hat. Diese Akademie kann sich etwas darauf zu gute thun, daß drei Minister des öffentlichen Unterrichts nacheinander aus ihren Reihen hervorgegangen sind, Guizot, Salvandy und nun Villemain; lezterer ist noch dazu Secrétaire perpétuel der Akademie, gibt auch diese Stelle, die dauerhafter ist als ein Ministerium, nicht auf, sondern läßt sich bloß einstweilen durch einen Collegen ersetzen; seiner Ministerwürde ungeachtet versah er bei der lezten öffentlichen Sitzung das Amt des Sekretärs. Diese Akademie ist sehr galant, und da sie eine bedeutende Menge von Preisen zu vertheilen hat, so können die Damen so ziemlich sicher auf einige derselben rechnen. Auch diesmal gingen sie nicht leer aus. Den Preis der Dichtkunst trug Madame Collet, Tochter des Malers Revoil zu Lyon, davon. Die Aufgabe war, das von Ludwig Philipp angelegte, historische Museum zu Versailles zu besingen. Bisher galt der König für den einzigen Urheber des Plans, im Versailler Schlosse eine Galerie national-historischer Gemälde und Statuen anzulegen. Nun hat aber einer einen Befehl des Direktoriums wieder aufgefunden, der etwas Aehnliches verordnet. Allein dieser Befehl ist nie zur Ausführung gekommen, wie so manche andere Verordnung jener an großen Ideen reichen Zeit. Weder Napoleon, noch die ältern Bourbonen haben viel zur Verschönerung des Versailler Schlosses gethan, dasselbe nicht wieder hergestellt und noch viel weniger es mit historischen Darstellungen angefüllt. Dieses Verdienst bleibt also Ludwig Philipp ungeschmälert. Nur kann man der Art, wie der Plan ausgeführt worden ist, nicht unbedingt huldigen; es sind zu viele schlechte, auf Bestellung fabrizirte Porträts und Schlachtengemälde hineingekommen, und es wäre jezt ein neues Verdienst, dieselben wieder zur Thür oder zum Fenster hinauszuwerfen; es bliebe doch noch genug zu schauen und zu bewundern. Villemain sagte in seinem Berichte über die eingegangenen Preisgedichte, deren Zahl sich über 50 belief, etwas satirisch, es gehe mit manchen dieser Gedichte wie mit den Gemälden in der Galerie, sie machen bloß die Reihe vollzählig. Die Akademie kann den poetischen Wust wegwerfen, warum soll denn der künstlerische bleiben? Nach dem Urtheile der Akademie hatte Madame Collet das Versailler Museum am besten besungen, allein sie wagte es nicht, das ganze Gedicht in der Sitzung vorlesen zu lassen, so fehlerhaft waren einige Strophen ausgefallen; doch das Meiste war schön und poetisch. Da jedoch, wie schon Horaz gesagt, das Dichtervolk äußerst reizbar ist, so soll die schöne Madame Collet sehr aufgebracht darüber seyn, daß die Akademie sich vermessen, in der öffentlichen Sitzung ihr Gedicht zu verstümmeln, und sogar die 1500 Franken, die sie als Preis erhalten, scheinen ihr kein zureichendes Heilpflaster für die ihrem Stolz versezte Wunde. Man hört diese reizende Dichterin zuweilen in großen Vereinen ihre Gedichte vorlesen oder vielmehr declamiren. In ihrem Munde nehmen sie sich vortrefflich aus, und sie erntet immer großen Beifall ein; allein wenn man ihre Verse hernach gedruckt liest, so machen sie nicht immer eine so angenehme Wirkung. Madame Collet ist mit einem Tonkünstler verheirathet, der ein talentvoller Mann seyn soll; bisher konnte das Publikum nicht darüber urtheilen, denn es ist wenig von ihm erschienen. Seine Oper l'Abencerage, wozu die junge Frau den Text geschrieben, ist nur auf dem Castellaneschen Privattheater aufgeführt worden, das Publikum kennt sie noch nicht. Da beide wenig Vermögen besitzen, so ist die junge Frau genöthigt, viel an Zeitschriften zu arbeiten; man sagt, sie arbeite großentheils in der Nacht, wie Madame d'Abrantes that, um sich einigen Wohlstand zu verschaffen. Daraus erklären sich manche melancholische Züge, welche sich in ihren Gedichten, besonders in ihrer Sammlung: Fleurs du midi, finden. Es sind die unwillkührlichen Aeußerungen einer jungen und schönen Frau, welche in den glänzenden Salons der Reichen mit Auszeichnung aufgenommen wird, dort Beifall und Bewunderung erntet, und zu Hause wieder den prosaischen Mittelstand und die langweilige Oede antrifft; denn was man Wirthschaft nennt, gibt einer jungen Pariser Dame nichts zu schaffen. Solche trübe Aeußerungen kommen überhaupt häufig in den Dichtungen junger Frauen vor, welchen die große Welt wegen ihres poetischen Talents huldigt, und deren Wünsche doch großentheils unerfüllt bleiben. So fiel mir neulich ein Gedicht eines jungen Mädchens aus Bretagne, Namens Elisa Moreau, in die Hände, welche sich nach Paris begeben hatte, wahrscheinlich in der Hoffnung, hier ein glänzendes Loos zu finden, und auch eine Pension von der Regierung, so wie manche Huldigung in den Salons erhalten hat, deren Herz aber dennoch unbefriedigt geblieben seyn muß; denn sie sehnt sich nach ihrer Provinz zurück und antwortet einem Bretagneschen Dichter, der sie dazu aufgefordert hat:

Oui, je le quitterai, poète,
Ce Paris au charme trompeur,
Où la vie est une tempête
Qui brise les fibres du coeur.
Va! s'il est vrai qu'une couronne
Soit reservée à mes essais;
Si la foule qui tourbillonne
Sourit parfois à mes succès;
Si dans le salon qui scintille
De lustres aux mille couleurs,
On me dit souvent: jeune fille!
Tes vers ont le parfum des fleurs:
Ah! je n'en suis pas plus heureuse,
Et quand sous mon toit isolé
Comme une ombre silencieuse
Je reviens le coeur accablé,
Au lieu de penser aux louanges,
Aux aveux murmurés tout bas,
Je demande au maître des anges,
De m'endormir dans le trépas.

Unzufriedenheit mit ihrem Schicksale, Klagen über unbefriedigte Wünsche, über Nichterfüllung gehegter Erwartungen kommen auch in den Gedichten der Madame Collet in Fülle vor, selbst in ihren angenehmsten „südlichen Blumen.“

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 64.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 149.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 22. Juni 1839.

> Have I laid my brain in the sun, and dried it, that it wants matter to prevent so gross o'er-reaching as this?
>
> Shakespeare. Merry wifes.

Des Zöllners Drangsale.

(Schluß.)

Das Gespräch ward nicht oft unterbrochen, weil wenige der Vorübergehenden der Aufmerksamkeit werth schienen, bis endlich eine stämmige Dirne in ländlicher Tracht des Weges kam, deren derbe Züge etwas Bekanntes für die Zöllner hatten, so daß in ihnen eine dunkle Ahnung sich regte, als hätten sie diese Dorfschönheit schon irgendwo auf veebotenen Wegen ertappt. Auch sprach sich im Benehmen der Bäurin eine gewisse Befangenheit aus, und eine so ängstliche Eile, als ihr Korb mit Gemüse, Butter und Eiern untersucht und verzollt war, daß Grossot ihr befahl, in das Haus zu treten, und seiner Frau auftrug, als seine gesetzliche Gehülfin ihres Amtes zu walten. Die Dirne waeb über und über roth, wie mit Blut übergossen, und die Farbe der Verlegenheit wich nicht von ihren Wangen, als sie in dem abgelegenen Kämmerlein allein mit der schönen Zöllnerin sich befand, die ihrerseits noch so wenig an das Geschäft gewöhnt war, daß sie lebhaft und tief die Demüthigung fühlte, welche ein solchee Auftritt über beide Theile in Hülle und Fülle bringt, weßhalb sie auch das Mädchen ermahnte, ihe Vergehen lieber gleich einzugestehen. „Allerdings führ' ich verbotene Waaren," sagte schüchtern und leise die Angeredete. — „So gib sie in Gutem heraus, mein Kind." — „Wenn Ihr es erlaubt, Madame, so will ich es thun, doch müßt Ihr mir Eure Verzeihung zusichern." — „Ich verzeihe dir von Herzen, und mögen deine Richter eben so milde verfahren." — „Wenn Ihr mir verzeiht, habe ich nichts zu fürchten." — „Da ierst du, denn meine Stimme ist hierin ohne Gewicht. Gib die Waaren heraus und nöthige mich nicht zu unangenehmen Schritten." — „Euer Befehl ist mein Gesetz," rief nun das Mädchen, fiel auf beide Knie nieder, ergriff Lisettens Hand und bedeckte sie mit Küssen. — „Was soll das?" fragte diese erstaunt, und machte vergebliche Ansteengungen, sich loszureißen. — „Höet mich an, schöne Frau, da Ihr selbst mir befohlen, vor Euch ein Geständniß abzulegen, und Eure Vergebung im Voraus zugesichert habt. Die verbotene Waare, welche ich führe, hat mit des Königs Zöllen nichts zu schaffen —" Ein Mann war es, der also sprach; Lisette erbleichte, wollte Hülfe rufen, und vermochte es nicht, und hörte wie betäubt einer Liebeserklärung zu, welche mit beredter Geläufigkeit von den Lippen des kühnen Eindringlings tönte, der erzählte, wie er kein anderes Mittel gefunden, die wachsame Eifersucht des alten Grossot zu täuschen und eine geheime Unterredung mit der Angebeteten zu erhalten, als eben die Verkleidung, die ihn so glücklich dem ersehnten Ziele zugeführt. Während dieser Rede besänftigte sich

zwar Lisettens Groll, weil kein Weib demjenigen im Ernste zürnen kann, der von ihren schönen Augen bethört und von der blinden Leidenschaft hingerissen, die Schranken des gewöhnlichen Verkehrs durchbricht; zugleich aber kehrte ihre Fassung zurück, und das Bewußtseyn beleidigter Würde gab ihr eine Strafpredigt ein, worin sie dem jungen Mann rund heraus erklärte, daß seine, so wie die Lockungen eines jeden Andern an ihr verloren seyen; denn sie liebe und ehre ihren Eheherrn, und seine allerdings oft schonungslos geäußerte Eifersucht gebe ihr noch keinen hinlänglichen Vorwand, das Mißtrauen zu verdienen und zu rechtfertigen.

Und so geschah, was er erwartet: die geschmeichelte Eitelkeit und die gekränkte Tugend Lisettens ließen sie das Amt der Zöllnerin vergessen; von den Brüsseler Spitzen, die er bei sich führte, war keine Rede mehr und ihre Einschwärzung gesichert. Nach Verlauf einer halben Stunde brachte ein Knabe ein Zettelchen, das Grossot einlud, sich in eine näher bezeichnete Wohnung zu begeben, unter deren Thür zu seiner höchsten Verwunderung der Gascogner ihn empfing, den er doch an demselben Morgen nach Chartres hatte abfahren sehen; mitten im Zimmer hing, recht in die Augen fallend, auf einem Kleiderstock der Ausputz einer Landdirne, und da der Eintretende den andern näher ansah, fand er in Corinbac's glattgeschorenem Gesicht die Züge der Bäurin, und schrie, mit beiden Fäusten ihn bei der Brust packend: „Unglücklicher, was hast du gethan?" Arthur hatte die größte Mühe, den Alten zu beruhigen, der abwechselnd tobte, schrie, Verwünschungen ausstieß, weinte und die Hände rang, bis ihn Athemlosigkeit und Erschöpfung endlich zwangen, den kecken Freier Melanie's anzuhören, wie er die oft unterbrochene Erzählung der Vorfälle im Innern des Zollhauses zum Schluß brachte. Bald ungläubig den Kopf wiegend, bald zufrieden lächelnd, begann Grossot ein Kreuzverhör, dessen leztes Ergebniß ihm zu genügen schien, denn er saß eine geraume Weile stumm und in sich gekehrt da, bis er plötzlich aufsprang, Corinbac's beide Hände ergriff und bedächtig sagte: „Alles wohl überlegt, will ich dir das dritte Kunststück schenken und dir jezt schon meine Tochter geben." Arthurs Augen blitzten freudig auf, doch fragte er bedenklich, was Pastrix dazu sagen werde? „Jeder ist sich selbst der Nächste," meinte da der Vater Grossot, „und ich weiß vor deinen Ränken Lisetten nicht besser zu sichern, als indem ich sie zu deiner Mutter mache." — Also geschah es, und indem auf diese Weise der Zöllner sich von der unternehmenden List des Gascogners nach dem zweiten Probestück schon für überwunden erklärte, wich er wohlweislich der Beschämung und dem Drangsal aus, welche ihm das dritte hätte bereiten können.

Literarische Grillen.

(Fortsetzung.)

In der jetzigen Welt ist Jeder, er mag wollen oder nicht, und oft der am meisten, der es am wenigsten glaubt, ein Diener des Herrn, auf den sich Alles bezieht, in dem Jeder einen Käufer für seine Waare hofft und sucht, auf dessen tausendköpfige Persönlichkeit sich alle alten Attribute der Aristokratie gehäuft haben. Das Publikum gibt die Mode an und hat für das männliche Geschlecht eine Art einfacher Hoftracht eingeführt, über welche bei Strafe der Lächerlichkeit Keiner hinaus kann; es umgibt sich in seiner Häuslichkeit mit den Wundern der bildenden Kunst, der Weberei, Tapeziererei, Tischlerei, Uhrmacherei u. s. w. auf ihren verschiedenen Stufen der Feinheit; es reist schneller, bequemer und sicherer als einst der Reichsgraf mit Sechsen; es bringt durch seine Zerstreuungssucht und seine vornehmen Infirmitäten zahllose Kurorte und durch seine Reiselust ganze malerische Landstriche in Flor; es bereichert Croupiers und Industrieritter aller Art, und an seinen Blicken hängen so viele Höflinge, als einst an denen des gebietenden Individuums: Räthe und Flüsterer aller Arten und Qualifikationen, Klatscher und Zuträger, der gemeine Speichellecker und der listige Schmeichler in der Larve des rauhen Wahrheitspredigers, der Hofjude, der Kapellmeister, der Hofmaier, der Hofpoet und der S c h a l k s n a r r.

Ja, den Schalksnarren, den die Zeit vom Fürstenhofe gejagt, finden wir wieder am muntern Hoflager des Publikums, und ganz in den alten Charakterzügen, wenn auch die Art und Weise seines Dienstes eine andere geworden ist. Die Natur seines neuen Patrons bringt es mit sich, daß er nicht mehr in Person aufwartet, daß nur sein Geist, nicht sein Körper die bunte Jacke trägt, wenn er als Feuilletonist die abonnirten Herrschaften amusirt.

In unserer rührigen, hastigen Welt, wo die Meisten Ursache haben, mit ihrer Zeit Haus zu halten, wo Jeder mit flüchtigem Winke am andern vorübereilt, kann die große Mehrzahl nicht mehr behaglich klatschen, nicht mehr die Neuigkeiten des Tags und den Humor davon bei Nachbarn, in Scheuken und Barbierstuben zusammensuchen; der Zeitgeist fand ein bequemes, unendlich wirksames und zeitsparendes Vehikel für diesen echt menschlichen Genuß: er gab dem Publikum Journale in die Hand. In den Ländern, wo überhaupt geistig und körperlich etwas gethan wird, was der Mühe werth ist, in Germanien, England, Frankreich, Nordamerika, ist der Demos längst gewöhnt, alle Tage einer Menge Personen Audienz zu geben, welche ihm tausenderlei vorsagen, vorraisonniren, vorschimpfen, weißmachen und offeriren, ohne daß er schön Dank zu sagen, ja auch nur etwas zu denken

braucht. Man könnte sagen, die abnehmende Höflichkeit und die zunehmende Selbstsucht in der jetzigen Welt, der sichtliche Verfall jener, wenigstens äußerlich gemüthlichen, schönthuenden Geselligkeit, uber den sogar im geselligen, schwatzhaften Frankreich geklagt wird, habe eine Hauptquelle darin, daß Keiner mehr dem Andern ein gutes Wort zu geben braucht, um etwas von ihm zu erfahren. Mit der Zeitung in der Hand ist man im vollen Wirthshause und Dampfboote und in der Ecke des Postwagens mit der ganzen Welt im Verkehr, ohne mit einem der zufällig Anwesenden in lebendigen Rapport zu treten.

Der Zeitungsleser, indem er ein Journal ums andere aufnimmt, durchläuft mit fliegender Hast die weitesten und die engsten Kreise, die Welt der Materie und des Bedürfnisses, wie die des Geistes und der Freiheit. Er eilt an der langen Reihe der Aufwartenden hinab, deren jeder das, was er bringt, mehr oder minder zierlich mit Blumen besteckt, ihm unter die Augen hält. Der politische Barometermann sagt ihm, was für Wetter es an dem und dem Datum in der ganzen Welt war; ein zweiter weiß und führt aus, was für Wetter es da und dort hätte werden müssen, wenn dies und jenes so oder anders gewesen wäre. Sofort Offerte und Fragen aller Art: Reisegelegenheit nach nah und fern, ein ganzer Bazar von Kunst-, Literatur- und Industriegegenständen, Alles zu den billigsten Preisen; die gewisse Aussicht, als Aktienträger von hunderterlei hundert Prozent zu genießen, und die Hoffnung, für ein Geringes böhmische Dörfer zu gewinnen. Hier macht einer eine hohle Hand: er möchte Geld entlehnen; dort streckt einer dem Leser den vollen Beutel entgegen: er brächte gerne sein Geld gegen gute Sicherheit unter; der eine fragt ihn, ob er nichts gefunden, der andere, ob er nichts verloren, der dritte erkundigt sich, ob er nicht etwa neulich einen neuen Regenschirm statt seines alten mitgenommen, und ein vierter warnt ihn vor dem Ankauf einer gestohlenen Uhr. Ihnen schließen sich an die kleinen Lebensepisoden, aus denen der Stolzeste nicht hinauskommt, die einander drängenden Marken am Kerbholz des lebenden Geschlechts: die vollzogene Verbindung mit der Empfehlung zu ferneres Wohlwollen, die glückliche Entbindung mit der Ueberzeugung freundschaftlicher Theilnahme, der Trauerfall mit der Bitte um stilles Beileid. — Doch weg vom Chaos materieller Interessen und dem bunten bürgerlichen Einerlei, dahin, wo für Geist und Herz Nahrung geboten wird. Und hier führt meist der Poet den Reigen, und vorzüglich der Lyriker, der am Hofe des Publikums akkreditirte Geschäftsträger der Königin Natur. Er überreicht seine gereimte Note; es ist aber nicht immer ganz klar, was eigentlich seine Gebieterin durch seinen Mund an die Menschheit gelangen lassen will, und so bedauert der Leser sehr oft, von der Insinuation keinen Gebrauch machen zu können, und wendet sich hastig und ohne Ceremonie an den Erzähler, der bereits des Winkes harrt, ein Stück seiner Novelle vorzutragen. Hier weiß man doch, woran man ist, hier sieht man der Poesie auf den Grund, wenn überhaupt welche im Spiel ist; aber nur zu bald, wenn eben das Rendezvous der Liebenden zu Stande gekommen, oder der verhängnißvolle Maskenball eröffnet, oder die Pistole des Selbstmörders geladen worden, macht der Novellist seinen Buckling und läßt einen Andern vortreten: den Reisebeschreiber, den Reisebildermann, den, der mit Curiositäten aus der Natur- und Menschengeschichte handelt, den Sammler von Autographen, Charakterzügen, Lesefrüchten, den literarischen Conditor, der Ansichten, Gefühle und Empfindungen in Zucker sezt, den Salzkoch, der dieselben Produkte in Essig einmacht; den Zettelträger, der das Unglück auf der Eisenbahn und die Drillingsgeburt, den neuesten Pariser Gaunerstreich und die jüngste Aeußerung der Königin Victoria, das glänzende Debut der Sängerin und das rührende Jubelfest des wackern Kunstveteranen verkündigt; endlich den Berichterstatter, der über Kunst und Literatur, Künstler und Literatoren seiner Residenz Buch führt, Kunstausstellungen, Konzerte und Leistungen der Bühne bespricht; der nie umhin kann, den Mangel an historischen Gemälden und die Ueberfülle von mittelmäßigen Porträts bedauernd zu bemerken, und immer nicht recht weiß, wem er die Schuld beimessen soll, daß sich die deutsche Nation täglich mit französischen Opern und Lustspielen kompromittirt, in denen übrigens das Künstlerpersonal des Orts wenig oder nichts zu wünschen übrig ließe, wenn die Rollenfächer minder mangelhaft besezt wären.

(Schluß folgt.)

Bei einem Schneckenhause.

O Schnecke, wie beneid' ich dich!
Gefällt dir's nicht an einem Ort,
Trägst du dein Haus zum andern fort.
O hätte solch ein Haus auch ich!

Hab' auch ein Haus gebaut, allein
Fest sizt das, wo ich's hingethan,
Und ich bin ein gefang'ner Mann,
Trag' an den Füßen Kalk und Stein.

Das Haus wär' mir schon lieb und gut,
Dürft' ich nur niemals aus ihm geh'n;
Doch, was ich außer ihm muß seh'n,
Das bricht mir wahrlich oft den Muth.

Dann möcht' ich's sezen auf die Hand,
Möcht' sprechen: „Komm' mit mir, mein Haus,
Fort, in die weite Welt hinaus;
Denn hier ist nicht mein Heimathland.

Möcht' sezen dich dahin, wo nur
Ein Urwald wogend dich umrauscht,
Kein Mensch dein Innres mehr belauscht,
Tief in den Busen der Natur."

Wenn sich kein Steinlein rühret dann,
Und ich umsonst besprech' das Haus,
Tönt's in mir: bald ja tausch' ich's aus
Mit einem, das man tragen kann.

Justinus Kerner.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Schluß.)

Schriftstellerverein. Prozeß der Landkutschen,

Im nächsten Jahre werden gewiß die Damen in Menge um den Preis der Beredtsamkeit an der Académie française wetteifern; denn diesmal gilt es das Lob einer ausgezeichneten Frau, der berühmten Madame Sévigné; hier sollten eigentlich Männer als Konkurrenten gar nicht zugelassen werden; die Literatoren haben Madame de Sévignés Briefe an ihre Tochter oft genug gelobt; jezt sollte man auch sehen, wie sie von ihrem Geschlechte am besten gepriesen wird. Madame Dauriat fährt unterdessen fort, die politischen Rechte ihres Geschlechts in Bittschriften an die gesezgebenden Kammern zu vindiziren und Gleichstellung der Frauen und der Männer zu verlangen. Was dieser Sache großen Schaden gethan hat, ist die Verurtheilung der Madame Poutret de Mauchamps vom Polizeigerichte wegen liederlicher Aufführung; auch diese verlangte große Rechte für ihr Geschlecht von der Staatsverfassung; es ergab sich aber vor Gerichte, daß sie von den bereits dem weiblichen Geschlechte zustehenden Rechten den schlimmsten Gebrauch gemacht hatte. Wahrscheinlich werden, wenn Madame Dauriats Bittschriften öffentlich zur Sprache kommen, die Kammern so ungalant seyn und darüber zur Tagesordnung übergehen. Es gibt noch so manche andere Rechte, die erst in Ordnung zu bringen sind. Da sollen z. B. jezt die Rechte der Schriftsteller festgesezt werden und die Pairskammer hat sich bereits darüber in eine weitläufige Erörterung eingelassen, ohne damit der Erwartung der literarischen Welt entsprochen zu haben. Die Schriftsteller selbst, welche zur Vertheidigung ihrer Rechte einen Verein gebildet hatten, sind nicht viel weiter gekommen, obschon sie mehrere der besten Köpfe und die gefeiertsten Namen aus der Tagesliteratur in ihrem Vereine zählen. Ihre Hauptaufmerksamkeit war nämlich von einigen kleinlichen Geistern auf eine Nebensache, das Wiederabdrucken der Pariser Feuilletons in andern Tageblättern der Hauptstadt und der Provinz gelenkt worden, und dahin hatte sich denn auch die ganze Kraft des Vereins gerichtet. Nach seinen Statuten war der Verein im Voraus berechtigt, alle Zeitungs- und Journalredaktionen, welche sich erlaubten, einen Aufsaz eines zum Verein gehörenden Schriftstellers wieder abzudrucken, vor Gericht zu ziehen und ihnen einen Prozeß anzuhängen, ohne der Einwilligung des beeinträchtigten Schriftstellers zu bedürfen. Dies ist auch bereits einigemal geschehen; aber der Verein ist damit nicht gut weggekommen, denn die Gerichte haben seine Klagen abgewiesen und ihn in die Kosten verurtheilt, wodurch er ein wenig eingeschüchtert worden ist. Meiner Ansicht nach haben die Gerichte nicht recht geurtheilt; denn ein Aufsaz ist so gut ein Eigenthum, wenn auch ein ganz kleines, als ein dickes Buch; folglich ist der Verfasser berechtigt, die Gerechtigkeit zum Schuz seines Gutes gegen fremde Beeinträchtigung in Anspruch zu nehmen. Die Feuilletons sind also jezt schlecht geschüzt und werden, wenn sie interessant sind, in ganz Frankreich wieder abgedruckt, zum großen Ruhme des Schriftstellers, aber keineswegs zu seinem Vortheil. Der Verein ist nun auf etwas verfallen, das ihn noch weiter von seinem ursprünglichen Ziele abführen wird. Er will nämlich jezt eine Sammlung herausgeben, in der Art des bekannten Livre des Cent et un, welches den Buchhändler Ladvocat vor dem Bankerott schüzen sollte, aber troz alles darin verschwendeten Talents nicht schüzen konnte. Die neue Sammlung soll, wie es scheint, auf Kosten und zum Benefiz des Vereins erscheinen; vielleicht lauern aber schon die Nachdrucker auf die Sammlung, um sie ihrerseits, und zu ihrem Privatnuzen herauszugeben, und sie werden alsdann einen neuen Beweis liefern, wie schlecht noch immer die Rechte der Schriftsteller und der rechtmäßigen Verleger gesichert sind. Daß es übrigens keine leichte Aufgabe ist, jede Art von industrieller Spekulation (und als solche muß man ja auch den Buchhandel ansehen) vor Beeinträchtigung zu sichern, sah man aus dem vor den hiesigen Gerichten verhandelten Prozeß der Messagerien oder fahrenden Posten. Bekanntlich hat in Frankreich wie in England jeder das Recht, öffentliche Personen- und Waarenfuhren anzulegen, daher denn auch großer Wetteifer unter den Unternehmern herrscht, um das Publikum schnell und wohlfeil zu bedienen. Da jedoch die Fuhren auf großen Landstrecken bedeutende Capitalien erfordern, so haben bisher in Paris nur zwei große Fuhranstalten, die alten Messageries royales, die troz ihres Titels nur eine Privatanstalt sind, und die Messageries von Lafitte und Caillard gute Geschäfte gemacht. Diese ehemaligen Nebenbuhler verstehen sich jezt vortrefflich untereinander, und sobald eine neue Anstalt auftritt, sezen die beiden alten ihre Preise so tief herunter, daß die neue Anstalt, so gern sie auch das Publikum wohlfeil bedienen möchte, doch nicht bei so niedrigen Preisen bestehen kann und bald einhalten muß. Sobald dies geschehen ist, steigern die beiden Anstalten ihre Preise wieder, so daß andere Unternehmer nur auf kleinern Landstrecken etwas ausrichten können; hier ist die Konkurrenz aber auch erstaunlich groß. Gegen dieses Einverständniß der beiden Messageries haben nun die Nebenbuhler vor Gericht Klage geführt; sie sagen, wenn das Gesez den Arbeitern verbietet, sich zusammenzurotten, um die Fabrikherrn zum Erhöhen des Arbeitslohns zu zwingen, so folgt auch, daß es den Unternehmern untersagt ist, sich zusammenzurotten, um das Publikum zu zwingen, höhere Preise zu zahlen. Die Gerichte erster und zweiter Instanz haben jedoch die Kläger abgewiesen, und der Staatsökonomist Blanqui hat in einem Tageblatte zu Gunsten der Messagerien die in der Staatsverfassung gegründete Freiheit des Gewerbfleißes und des Handels in Anspruch genommen. Aber auch die Mitbewerber haben ihre geschickten Vertheidiger, welche behaupten, vor Allem müsse man das Interesse des Publikums berücksichtigen; die Sache wird nun bald an den Cassationshof gelangen.

Dg.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 150.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 24. Juni 1839.

Königin zum Spaß, die Bühne nur zu füllen,
Wo ist dein Gatte nun? wo deine Brüder?
Wer kniet und sagt nun: Heil der Königin?

Shakespeare.
Richard III.

Caroline Murat, Napoleons Schwester.

Erinnerungen aus meinem Leben.

Von Helmine v. Chézy.

Am Wendelstein im untern Elsaß ist ein schwärzlicher Eindruck, wie von einem großen Ringe, sichtbar; da sagen die Altväter den Reisenden: „Hier wurden die Schiffe sonst angehängt, denn hier floß das Meer, und es ging vom St. Odilienberg zu Schiff dort nach der Schweiz hinüber.“ Es ist bald so mit der Kaiserzeit, wie mit dem Eindruck des Schiffsringes am Wendelstein; doch aufgesucht werden die Spuren ihres Daseyns und ein Kultus wird ihnen geweiht.

Caroline! — Ich kannte sie! — Sie war schön, sie war glühend, stolz, großartig, rasch, sie war auch anmuthig und hatte Geist und Kenntnisse. 1804 sagte Denon von ihr: „alle Fehler ihres Bruders Napoleon habe sie, aber keine seiner großen Eigenschaften.“ Im Glück ist's unmöglich, die Menschen zu kennen, im Unglück erst blizt der innere Juwel aus der Wolkennacht.

Caroline hatte viel Umwandlungen des Geschicks erlebt. Die junge, blühende Corsikanerin im Felsenlande, wie eine Alpenrose frisch und freudig, dann als Bonapartes Schwester wie durch einen Zauberschlag nach Paris versezt, in Liebetaumel hingerissen, Joachim Murats Weib, dem ihr Bruder sie nicht geben wollte, des ersten Consuls Schwester, die Brust schon geschwellt vom Vorgefühl naher Hoheit und Gewalt, Kaisersschwester, Madame la Maréchale betitelt, ringend mit aller Lebenskraft nach einer Krone auf den glänzenden braunen Locken, denen eine Rose lieblicher stand. Und nun mit der blitzenden Krone auf dem Haupte Vasallin beim Prunkzug von Marie Louisens Vermählung; denn all die Schwestern im Diademe mußten der Kaiserstochter die Schleppe des Brautkleids tragen, so wollte es Napoleon, der ihnen, wie schreienden Kindern eine Spielpuppe, die Krone auf die weiße Stirn hingeschlendert, unbekümmert, ob sie paßte oder nicht. Es war ein heißer Tag, der Vermählungstag Marie Louisens! — Nun endlich waltend auf eigenem Boden der Herrschaft, Königin! Königin im Weltparadiese — und bald, allzubald jammervolle Wittwe des Unglücklichen, der dort königlich großartig gewaltet. Nun erst sprang der tiefgehegte Funke aus der Brust der noch jugendlichen Napoleonide leuchtend hervor.

Nicht Carolinen gehörte Napoleons zärtlichste Bruderliebe, sondern Paulinen, dem schönen, anmuthvollen Weibe, deren feiner, scharfer Verstand nicht selten ihm über Manches Licht schaffte, was er wissen mußte, auf deren Gewandtheit er rechnen konnte. Ihr duftvollen Schatten im Garten von Chantilly, nicht immer wart ihr verschwiegene Zeugen, denn an Hoheit und Besitz

wird auch Laub und Gras zum Verräther; nur die Armuth, nur ein bescheidenes Loos findet Treue und Sicherheit. — Es lebt noch Einer, der mich versteht; er darf ruhig seyn. — Caroline war die aufstrebendste, ruheloseste Natur unter Napoleons Schwestern, sie war es auch, die zur edlen, unvergeßlichen Kaiserin Josephine die wenigste Zuneigung hatte, und der sanften, liebevollen Frau Kummer bereitete, am meisten bei ihrem Sturz frohlockte, nicht ahnend, daß Josephinens erstes Sinken unvermerkt sie alle mit hinabriß, hinabreißen mußte; denn Josephine war der Schlußstein des schwindelnd aufgethurmten Baues Napoleons. Josephine war es, die bei jener Sprachverwirrung des Thurmes zu Babel noch einen Verständigungsschlüssel, eine allerklärliche Chifferschrift besaß: dies war ihre redliche, heiße Liebe und Treue, ihr klarer Sinn, ihr Rechtsgefühl, ihr eigenthümlicher, innerer Werth, ihre Erfahrung, ihr reiner, schöner Wille zum Rechten und Guten; selbst der unermeßliche Segen ihrer Wohlthaten, ihrer Milde war eine Stütze des Kaiserhauses, denn der gute Samen brachte Früchte der Volksliebe und Anhänglichkeit, die nicht mehr wuchsen, als sie dahin war. Und wie innig war ihre Liebe zur Wissenschaft, vor Allem zur Botanik! Menschen kränkten sie, Blumen trösteten sie. Doch Caroline war sehr jung, war verblendet, von Einflüssen bewältigt, sie hat geirrt — und gebüßt.

In ihrem Hause war sie wenig geliebt, unaussprechlich gefürchtet, wie von Sklaven, oder vielmehr wie von unsichtbaren Geistern bedient; der Grund all ihrer Umgebungen war, sie zufrieden zu stellen und ihr so fern als möglich zu bleiben. Ihr Prunk und Aufwand überbot den der kaiserlichen Familie, wobei es nicht ohne ein gewisses umsichtiges Sparen, nur nicht immer am rechten Orte, zuging. Während Pauline Borghese, Elisa Bacciochi (und zwar diese mit höherem Geist und Kenntniß), auf das Eifrigste Künste beschützten, edle Bestrebungen förderten, hörte man selten von Madame Murat; galt es aber, öffentlich zu erscheinen, so war kein Anputz, kein Juwelenassortiment reicher, üppiger, das Auge bestechender, als das ihrige. Elisa Bacciochi, die Napoleon ähnlichste Schwester, und begabt mit dem feinsten, durchdringendsten Geiste, erschien immer am einfachsten.

Schloß Villiers war im Innern ein Feensitz. Es liegt in einer Ebene, unweit Neuilly, hohe Bäume standen in malerischer Gruppirung vor dem Schlosse, doch der Garten war damals noch zu neu angelegt und bot keinen Schatten. Abends war es besonders auf einigen künstlichen Anhöhen, die angenehme Gesichtspunkte darbieten, sehr freundlich. Es fehlte auch nicht an feinen mit Blumen eingefaßten Nasenplätzen der nicht an den obligaten Zeitvertreibungsmitteln des Landlebens der Pariser, an Federbällen, Schaukeln, Carronselpferden u. s. w. — Glücklicher, froher, blühender, schöner in kräftiger Fülle habe ich noch keine Kinder gesehen, als den goldblonden Lockenkopf Achills mit seinen himmelblauen Adleraugen, und die holde Lätitia. Achilles hatte jedoch lange mit convulsivischen Zuständen zu kämpfen, mehr vielleicht wegen Ueberkraft seiner Constitution, als wegen des Schrecks, den seine Mutter erlitten, als sie ihn noch unter ihrem Herzen trug, und eben durch die Rue Nicaise fuhr, wie die Höllenmaschine ihre tödtlichen Blitze spie.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Grillen.

(Schluß.)

Allen diesen um die Unterhaltung und Belehrung des Publikums bemühten Leuten steht es frei, so geistreich und witzig zu seyn, als sie gerade wollen und können; aber Einer hat diese Verpflichtung ein für allemal übernommen: es ist der Schalk von Profession, der witzige Feuilletonist, der Geistmacher, wie man das französische Wort geradezu geben kann, der wahrhafte und unmittelbare Nachfolger der Clowns und lustigen Räthe in der Verfassung der jetzigen Welt. Oft kommt er nur halbwöchentlich, wöchentlich oder zwanglos zum Lever des Publikums, in Gesellschaft anders gestimmter Geister, welche zusammen die Corporation eines Journals bilden. Nicht selten aber erscheint er mit seiner bunten Jacke Tag für Tag, und zwar ganz allein, selbstständig, ein ganzes Journal für sich, und dann übernimmt und parodirt er die Aemter aller andern, des Erzählers, des Dichters, des sentimentalen Reisenden, des Kritikers, des Publizisten u. s. w. und bespricht unter demselben Schellengerassel das politische Ereigniß, die literarische und Kunsterscheinung und den Stadtscandal. Er wirft dabei Worte und Bilder in die Luft, wie der Escamoteur seine Bälle, fängt sie wieder auf, schleudert sie in verschiedenen Richtungen durcheinander und bildet so ewig wechselnde Figuren; er stülpt unvermerkt die Begriffe um und bewirkt dadurch angenehm beständige Frontveränderungen in der Ordnung der Vorstellungen; er steckt recht auffallend eine Wahrheit oder einen Grundsatz unter den Becher seiner Suada, und wenn er ihn gleich darauf mit Daumen und Zeigefinger frei aufhebt — weg sind sie! Alles durch bloße Geschwindigkeit!

Dieses Taschenspielerartige ist es hauptsächlich, was den modernen, den literarischen Lustigmacher, und zugleich sein Publikum charakterisirt, sofern sich dieses bei der Lustbarkeit ganz passiv verhält, dieselbe nur an sich kommen läßt. Das Verhältniß, in welches sich die

heutige Gesellschaft, als Masse betrachtet, zu allem geistigen Genuß gesezt hat, spricht sich auch ihrem Clown gegenuber sehr bezeichnend aus. Man will im Allgemeinen bei der Musik, vor dem Gemälde nicht mehr denken, sondern nur percipiren; man erzählt sich in der Gesellschaft keine Geschichten und Abenteuer, macht keine Impromptus, reizt sich überhaupt nicht mehr gegenseitig zu geistigen Aeußerungen höherer Ordnung, und der kleine, galante, witzige Gesellschaftskrieg des vorigen Jahrhunderts hat sich in einen monotonen Frieden mit Paraden und Musterungen verkehrt. Man hat ja die Literatur, welche einem die Erzählung, das Epigramm, den Geist überhaupt ganz fertig vor die Fuße legt, so daß man zum Genusse nur darnach greifen darf, ohne den eigenen Geist in Unkosten zu setzen. Jene geistigen Scharmutzel werden nicht mehr im jezt sogenannten Salon geliefert, sondern auf einer öffentlichen Buhne, in der Literatur, und im Salon bespricht man nur die Bulletins des Kampfes. So ist auch, um noch Eines anzufuhren, das Intriguiren im Fasching völlig in Verfall gerathen, ja schlechter Geschmack geworden; wozu sich auch bemuhen und compromittiren? man liest Novellen und sieht Theaterstucke, in denen löblich intriguirt wird. Ganz ebenso ist es nun auch mit der eigentlichen lustigen Person. Sonst bestand bei den Leuten, die sich ein dergleichen Möbel hielten, die Hauptlust darin, daß sie den Schalk neckten und zerrten, grob oder fein, und ihm durch eigenen Witz, oder was dafür galt, die Witzfunken entlockten. Jezt ist man hiezu nicht mehr aufgelegt; selbst der Witz, das seiner Natur nach geselligste Geistesgeschöpf, ist einseitig geworden; der Lustigmacher muß sich selbst stacheln und steigern, er zeugt hermaphroditisch seine Impromptus, ordnet umsichtig Alles zu seiner gauklerischen Kunstproduktion, und jezt erst tritt das Publikum ihm gegenuber und sieht ihn schweigend sein Feuerwerk mit Raketen, Leuchtkugeln und Transparents abbrennen. Haben es auf diese Weise die Divertirten bequem, so hat er es noch bequemer: er steht ganz hinter den Coulissen seines Puppenspiels; und fur die Mehrzahl ist er als Mensch gar nicht vorhanden, während sein Vorgänger mit seiner Person und oft mit seinem Rucken bezahlen mußte; und wenn dies auch ihm zuweilen begegnet, so ist es doch kein integrirender Theil des Spaßes, ein reines hors d'oeuvre.

Im eigentlichen Zeitalter der betitelten und besoldeten Schalksnarren gab es ihrer, wie oben bemerkt, von allen Sorten der Feinheit, je nach der Individualität der Herren, und wir haben gesehen, wie sich der Narr mit der steigenden Aufklärung und Bildung zum höfischen Belesprit sublimirte. Indem das jetzige Jahrhundert ihm seinen Grundcharakter ließ, hat es die Form seines Erscheinens und Wirkens völlig verändert, und zugleich den Kreis derer, welche lach- und klatschlustig an seinem sußen Munde hängen, unendlich vergrößert. Aber dieser große Kreis schließt zahlreiche kleinere in sich, in denen sich die Menschen nach den Bildungsgraden und dem Geschmack in Geistesgenüssen gruppiren. Es geht mit der Geistmacherei wie mit allen Kunstzweigen. So bildet z. B. das Publikum der zeichnenden Kunst gegenuber eine ganze Reihe von Stufen, von den geriegten Leuten an, welche einen Titian und Gerhard Dow auf hundert Schritte erkennen, bis zu denen, deren Entzücken im Genre die Krähwinkeliade, und für die das lithographirte Grab Napoleons, wo die Stämme und Zweige der Trauerweiden sinnig den Umriß des Heroen figuriren, der höchste Styl ist. In eine ähnliche Skala ordnen sich die Menschen nach der Qualität des Witzes, der ihnen mundrecht ist: am einen Ende die feinsten, welche sich mit Wonne von Voltaire und seinesgleichen mystificiren ließen, wenn sie noch lebten, am andern die derben und naiven, die sich mit Clauß Narr herumbalgten, wenn er nicht längst mit seiner Kolbe begraben wäre. So kommt es, daß so ziemlich alle Gattungen von lustigen Personen, welche im Lauf der Jahrhunderte einander ablösten, oder in einer Periode neben einander bestanden, in der heutigen Literatur repräsentirt sind.

Die vulgärsten Schalksnarren, welche kein Einfall etwas kostet, und die blindlings mit der Pritsche dreinschlagen, haben in den Lokal- und Klatschblättern ihre Bude aufgeschlagen, weiter aufwärts werden sie immer manierlicher, ihre Lokale reinlicher, und in den anspruchsvollsten Salons endlich tritt der französirte Feuilletonist auf, dessen Geist auch buttergelbe Handschuhe trägt.

Die geringsten Arten mögen wir nicht skizziren; aber es verlohnt sich wohl der Muhe, die feinern etwas genauer in's Auge zu fassen. Es ist eine auffallende Erscheinung, daß, mit wenigen Ausnahmen, welche Jeder kennt, auf den höhern Stufen des Geistmachens in Deutschland fast gar nichts Originelles zu Tage kommt, daß der deutsche Feuilletonist fast immer sein Pulver in französische Patronenformen schlägt. In einem fernern Artikel, worin wir den deutschen Feuilletonisten dem französischen gegenuberstellen, wollen wir unsere Gedanken daruber mittheilen, wenn nicht anders das Bisherige dem Leser die Lust verdorben hat, den Verfasser weiter anzuhören.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Juni.

Abtragung des Stephans. Neubauten. Ein Dutzenddrama.

Seit einigen Wochen findet hier eine ganz eigenthümliche Wallfahrt statt: eine Wallfahrt, die Jedermann aus dem Treiben der sinnlichen Alltäglichkeit herausreißt, die den Blick nach Oben richtet und uns dem Himmel wahrhaft

näher bringt: ich meine die Wallfahrt auf das 72 Wiener Klafter hohe Gerüst des Stephansthurmes. Dieses Gerüste ist eine der merkwürdigsten und interessantesten Erscheinungen. Bekanntlich macht in Europa dem Stephansthurm einzig und allein der Thurm von Landshut den Preis der Höhe streitig. Nun denke man sich ein Gerüste, welches diesen Thurm bis an den Knauf einhüllt, und man wird gestehen, daß eine gute Portion von Muth und Schwindelfreiheit dazu gehört, um da hinauf zu steigen. Nichts desto weniger gibt es viele Personen, die es unternehmen, da das Wagstück in Wirklichkeit nicht so groß ist, als es von unten aussieht. Das Gerüst ist mit einer bewundernswerthen Sicherheit, Festigkeit, sogar Bequemlichkeit erbaut. Die Treppen, welche von einer Etage desselben zur andern führen, sind weder allzuschmal noch allzusteil; ein festes Geländer umgibt jedes dieser luftigen Stockwerke, so daß man, hoch oben in der wolkigen Höhe bequem um die äußerste Spitze des Thurmes herumgehen kann, und auf die Geländerbrüstung sich lehnend, eines Ueberblicks genießt, für den der Blick eines Menschen viel zu schwach ist, einen, wie nur das Auge eines Gottes ihn erschöpfen kann. Troz aller Sicherheit des Gerüstes haben indeß die Arbeitsleute keinen geringen Schreck gehabt, als man lezthin einmal mit der großen Glocke läutete und der Thurm durch das Schwingen derselben plötzlich zu schwanken begann. Es war dieser Vorfall eines der Hauptmomente, wodurch man endlich zur Ueberzeugung gelangte, daß der Thurm nicht einer bloßen Reparatur, sondern einer völligen Abtragung bedürfe, wenn er nicht über kurz oder lang den Wienern über den Kopf stürzen soll, und so wird denn noch im Laufe dieses Monats diese Abtragung begonnen werden; die schöne, weithin glänzende Flagge der Kaiserstadt wird auf zwei Jahre verschwinden, um dann fester und sicherer das kühne Haupt zu erheben. Es wird für den Wiener gewiß ein beklemmendes Gefühl seyn, wenn er den Stephansthurm nicht erblickt; die Pietät des Wieners für dieses ehrwürdige Denkmal seiner Geschichte, seines Glaubenseifers, entwaffnet alle jene Anklagen, die man ihm wegen seiner Liebe zu sinnlichen Vergnügungen macht. In der That dürfte es wenig Städte in der Welt geben, wo ein einziges Gebäude so sehr zu ihrem Charakter gehört, daß sie ohne dasselbe ihre eigenthümliche Physiognomie einbüßen würden. Diese hervorragende steinerne Charakteristik ist aber um so heiliger zu halten, als Wien die äußeren Umrisse seiner Physiognomie mit jedem Tage immer mehr und mehr verändert. Es ist unglaublich, was in Wien gebaut wird. In jeder Straße stiegen neue Häuser auf, die Thore werden erweitert, die Pläze, die Gassen geräumiger gemacht, in den Vorstädten wachsen mit jedem Sommer neue Straßen aus der Erde hervor. Und alles dies mit einer Leichtigkeit, mit einer Eleganz und Symmetrie, die gegen die chaotische Plumpheit der früheren Architektur sehr freundlich absticht. Freilich haben diese neuen Gebäude nicht die Solidität der früheren. Das Gesez, welches ein neugebautes Haus zwanzig Jahre lang von der Steuer befreit, verlockt viele Hausbesizer zum Umbau ihres Grundbesizes. Wozu Solidität? Nach vierzig Jahren baut man abermals von Neuem; das Ersparniß der hohen Steuer macht diese Art Speculation zu einer vortheilhaften; der Besizer, die Stadt und die arbeitende Classe befinden sich dabei sehr wohl. Außerdem entsteht durch diese leichte Art zu bauen auch noch der Vortheil, daß die Häuser wie auf den Schlag einer Zauberruthe entstehen; wo eine rasirte Fläche ist, steht nach vier Monaten ein vier Stock hohes Gebäude. Es ist eine improvisirende Architektur; kaum beginnt sie, so ist sie auch schon fertig. Das Geheimniß liegt darin, daß Alles mit Backsteinen gebaut wird und bei dem Bau so viele Arbeiter aufgeboten werden, als nur aufzutreiben sind. Es ist käum glaublich, welche Menschenmenge durch diese Bauten beschäftigt wird. Rechnet man die Eisenbahnarbeiten vor der Stadt dazu, so kann man annehmen, daß täglich 12 bis 15,000 Menschen ganz allein durch den Bau hier ihr Brod finden. Die Eisenbahnen betreffend, so dürfte Wien auch von dieser Seite aus bald eine neue Physiognomie erhalten. Vor wenigen Tagen hat die Nordbahn die Fahrt nach Lundenburg begonnen. Obgleich der Tag kein günstiger war, so hatte sich doch eine zahlreiche Menschenmasse eingefunden. Lundenburg ist die erste Station in Mähren. In der Nähe befindet sich Eisgrub mit dem berühmten meilenlangen Park des Fürsten Lichtenstein; ein Park, zu dessen Charakterisirung man bloß den Umstand zu erwähnen braucht, daß die Thaya, der zweite Fluß des Landes, mitten durch denselben strömt, und zwar in solcher Breite und Stärke, daß man mit Dampfsböten ihn befahren könnte. Der Fürst hat diesen herrlichen Park dem Vergnügen des Publikums geöffnet; Restaurationen werden erbaut, und bald dürfte das eilf Meilen von Wien entfernte Eisgrub die Wiener von ihrem Hiezing, Döbling und wie die staubigen Landpartbien alle heißen, abziehen. Eine paradiesische Gegend voll balsamischer Luft, die fremdartige Staffage, welche die Hannaken hier bilden, und dieses alles durch eine Fahrt von zwei Stunden ohne Staub, ohne Kostenaufwand zu erreichen — in der That eine lockende Aussicht für die landsüchtigen Wiener. Die Strecke der Nordbahn bis Brünn ist bereits fast fahrbar und die Eröffnung derselben wird im nächsten Monat definitiv stattfinden. Projektanten sprechen auch von einer Eisenbahn zwischen Wien und Prag. Nach dem Urtheil aller Sachverständigen jedech ist diese Bahn kaum denkbar; namentlich bei unseren Verhältnissen, wo die Eisenbahnen nur die Unternehmungen eines Privatcomités sind und von dem Staate nichts als die Erlaubniß beigesteuert erhalten, dürften die ungeheuren Summen, welche eine Wien-Prager Eisenbahn kosten würde, jeden Gedanken einer solchen Entreprise im Keime ersticken. — Im Josephstädter Theater sahen wir unlängst ein Stück, welches nicht weniger als zwölf Verfasser hatte. Der Humorist hatte nämlich die hiesigen Localdichter aufgefordert, für ihren verarmten Collegen, den achtzigjährigen Greis F. Gleich, der zu seiner Zeit einer der beliebtesten Possendichter war, ein Benefizstück zu verfassen, zur Aufführung zu bringen und den Ertrag demselben zu übergeben. Dies geschah auch. Told machte einen Plan und die Herrn Gabriel Seidel, J. N. Vogel, Straube, Castelli, Herzenskron, Meisl, Bary, Tuvora 2c. arbeiteten die einzelnen Scenen aus. Saphir schrieb einen Prolog und das ganze Geschwader ging unter Segel. Sie können sich leicht vorstellen, wie die neugierigen Wiener hinausströmten. Das Haus war zum Erdrücken gefüllt, der arme greise Volksdichter machte eine gute Einnahme und der Zweck war somit erfüllt, obgleich die leichte Duzendarbeit die dritte Vorstellung nicht aushielt. — Im Burgtheater führte Mad. Haizinger-Neumann ihre Tochter Louise, die hier ein ehrenvolles Engagement fand, beim Publikum in vier Gastrollen ein. Mutter und Tochter fanden, wie im vorigen Jahre, eine glänzende Aufnahme, und der Direktion ist in der That Glück zu wünschen zu der Acquisition dieser jungen Künstlerin, die bei einem glänzenden Talent und einer überraschenden Brettersicherheit, die ganze Unschuld ihrer Jugendlichkeit in ihr Spiel überträgt, welches frei von jeder Manier, in seiner liebenswürdigen Natürlichkeit unwiderstehlich ist.

Beilage: Literaturblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 151.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 25. Juni 1839.

Es ist mit der Gesellschaft der Todten .wie mit der der Lebenden, mit Bibliotheken wie mit Assembleen: man findet in beiden nur den Genuß, zu dem man die Fähigkeit mitbringt.

Le Sage.

Die Bibliothek meiner Grosstanle.

Vor siebenzig Jahren zurück behandelte man seine Bibliothek wie seinen Weinkeller, das heißt, man schaffte vorzüglich alte Werke an, und indem man sie ruhig immer älter werden ließ, glaubte man immer bessere Bücher zu besitzen. Mit jedem Jahrzehend, das eine Auflage erlebte, wuchs ihr Werth. Man liebte junge Bücher nicht, wie man junge Weine nicht liebte. Heutzutage ist es fast umgekehrt. Man fühlt noch heute eine gewisse Ehrfurcht vor alten Büchern, aber man liest sie nicht mehr; man spricht mit unverkennbarer achtungsvoller Scheu von alten Weinen, aber man trinkt sie nicht mehr. Unsere Bibliotheken wie unseee Keller sind mit den Produkten der lezten Weinlesen und Büchermessen angefüllt. Das ist ohne Zweifel zeitgemäß, und für die halbe Welt ist das Zeitgemäße auch das Gute. Wir könnten die Parallele zwischen Weinen und Büchern noch weiter führen. Die Zunge, gewiß ein eben so unfehlbar kritisches Organ als das Hirn, findet an den alten Herrn im Weinfaß dieselbe Schwere, die der Geschmack an denen im kalbsledernen Einband findet. Wer weiß nicht das Markigte, die feurige Energie, die gehaltene Kraft zu schätzen, die eine alte Flasche von 1680 aus dem Bremer Rathskeller einer erfahrenen Zunge bietet? und wer weiß dieselben Eigenschaften nicht in einer ehrwürdigen Chronik oder Incunabel herauszufühlen? Aber wie wenig Weine und wie wenig Bücher verstehen die Kunst, alt zu werden! Die meisten werden schaal, anstatt markig, bitter, statt ehrwürdig, kindisch, statt gemüthlich, schwerfällig, statt schwer. Man erstickt an einem alten Folianten, und man bekommt Beklemmungen von einer Flasche alten Weins. Und nun gar die leichten, flüchtigen Weine, die Weine der Jugend, der Champagner, und nun gar die Romane, die Gedichte — das wird alles zäh, zieht Fäden, klebt am Gaumen, legt sich auf die Leber und auf das Herz, und die gefühlvollen Stellen erregen ein convulsivisches Lachen. Treibt Erde und Sonne nicht immer frisch Poesie und Wein hervor? Nehmt doch, was unter euren Händen euch emporwächst, und glaubt nicht, alles, was tief geschöpft ist, müsse nothwendig immer aus der Tiefe des Kellers kommen.

Meine Großtante besaß eine Bibliothek. Das war damals nichts Besonderes; es existirten die großen öffentlichen Sammlungen noch nicht in der Ordnung und in dem Maße wie jezt, und wer auf dem Lande lebte, oft auch nur eine Viertelstunde von einer Stadt entfernt, glaubte nicht anständig existiren zu können, wenn nicht irgendwo in seinem Hause ein achthundert bis tausend Bände aufgestellt standen. Dieser Winkel des Hauses hieß eine Bibliothek, und man sezte sich an warmen

Sommertagen gerne auf die bequemen Polsterstühle, die dort standen, um ein paar Stunden im Kühlen behaglich schlafen zu können. Dazu wirkten die grünen Vorhänge, die halb herabgelassen waren und gerade nur so viel Licht verbreiteten, um dem Auge im Dämmerlicht eine Menge Bücherrücken zu zeigen, die bald blau, bald grün, bald mit goldenen Einpressungen verziert, der Seele ein magisches Bild von unendlicher Wissenschaftlichkeit, von einem dunkeln, unermeßlichen Felde menschlicher Kenntnisse einprägten und dadurch eine gewisse Betäubung hervorriefen. Kam noch dazu, daß eine einsame, in den Vorhängen verfangene Fliege ihr unaufhörliches Gesumme ertönen ließ, oder spielte im matten Sonnenstrahle ein gelber Schmetterling, oder eine langbeinige Spinne, so brachten diese gemüthlichen Bilder einen dauernden und gesunden Schlummer zu wege. Bei alle dem war die Bibliothek doch nicht eigentlich zum Schlafen da.

Meine Großtante war unvermählt und las viel. Ihre Kenntnisse überstiegen das Maß, das man für die Frauenbildung damaliger Zeit festsetzte. Es geht eine dunkle Sage, daß sie sogar Latein fertig las und schrieb, und man will einige Metamorphosen Ovids, von ihrer Hand in recht gute deutsche Verse gebracht, irgendwo in der Sammlung gefunden haben. Das kann aber auch nur Verläumdung seyn. Ich besitze einige Auszüge von ihr, die sie aus Arndts Kirchen- und Ketzerhistorie machte und worin gelehrte Citate vorkommen, die ein heutiger Professor ohne viele Umstände für die seinigen anerkennen würde. Ebenso schrieb sie einen Commentar zu Johann Georg Keyslers neuester Reise, die 1740 in Hannover herauskam und worin sie einige Irrthümer über deutsche Stiftungen berichtigte. Sie selbst war Canonissin an einem reichsfreien Stifte gewesen, das einen eigenen Gesandten zum Reichstage nach Regensburg schickte. Niemand verstand es so wie sie, über einige Seltsamkeiten in den Reichsalterthümern zu plaudern. Man konnte ihr Stundenlang zuhören, und immer war man am churfürstlichen Hofe zu Cöln oder Mainz sehr wohl aufgehoben. Diese Plaudereien fielen gewöhnlich in der Bibliothek vor, und durch diesen Umstand wurden mir jene Räume auch so lieb und merkwürdig.

Es war an einem Sonntag Nachmittag, an einem ziemlich strengen Wintertage, als ich mich nach langer Abwesenheit zum ersten Mal wieder in der Bibliothek befand. Ich war frühe auf eine ferne Schule geschickt worden, und stand jetzt, nach mehrjähriger Abwesenheit, in einem Alter, wo Bücher für die Jugend Bedeutung zu gewinnen anfangen, den Schätzen gegenüber, welche mich früher wenig gekümmert. Die vielen ehrwürdigen Bände, die ich mir durch langes Dienen und Huldigen erst geneigt machen mußte, kehrten mir sämmtlich den Rücken zu. Wonach sollte ich zuerst greifen? Es lebte in mir eine dunkle Ahnung, daß in einigen dieser Bände Bilder steckten, aber in welchen? Man sah keinem dieser ehrwürdigen Herrn von außen an, daß er im Innern eine lüsterne Heimlichkeit, wie bunte oder schwarze Bilder, verwahrte, und dennoch bestanden einige, wie ich später merkte, ganz und gar aus diesem frivolen Schmuck. Nach langem Ueberlegen griff ich endlich auf gut Glück in die Reihen und bekam eine alte Reisebeschreibung in die Hand, die nur wenig Lockendes für mich hatte. Nachdem ich genugsam den häßlichen Federputz und die noch häßlichere Nacktheit der Bewohner der Südseeinseln betrachtet und mich an einigen, dem Zeichner offenbar sehr schlecht gerathenen Palmen ergözt, stellte ich mit einiger Mühe den schwerfälligen Band wieder an seine Stelle. Erst jezt bemerkte ich, daß die Abtheilung, aus der ich meinen Reisenden hergebracht, eine Aufschrift führte. Sie lautete: „Erdkunde, Reisen.“ Ich ging nun etwas weiter und las in goldenen Buchstaben über einem andern Schrank die Worte: „Dichter.“ Sogleich fesselte mich diese Inschrift. Die Bücher waren hier allesammt kleiner, einige sogar verkrochen sich als Duodezbändchen fast in unscheinbare Winkel. Wer mögen sie seyn, dachte ich bei mir selbst, diese kleinen, niedlichen Geschöpfe, die das gar zu grelle Licht fliehen und sich in so düstere Winkel verbergen? Ich will sie hervorholen.

(Fortsetzung folgt.)

Caroline Murat, Napoleons Schwester.

(Fortsetzung.)

Paris fürchtete dazumal keine neuen Donner einer machine infernale; als Bonaparte erster Konsul war, waltete eine Zuversicht ewiger Sicherheit und Ruhe, die jene Tage glänzend bezeichnet. Ewig begründet, wie die natürliche Ordnung und Folge der Dinge, wie Sonnenschein am Tag und die Sterne der Nacht, schien dem Volke sein bürgerlicher Frieden, sein damals blühender Wohlstand, sein Kriegsruhm, seine Unüberwindlichkeit und unbeugsame Siegsgewalt. Was konnt' es auch anders glauben? Wie ein natürliches Bollwerk himmelanstrebender Felsenwände stand das siegestrunkene Kriegsheer, und die männlichblühende Reihe der Mächtigen, die aus seinen Reihen sich emporgekämpft zu Reichthum, Gewalt und Ruhm, ruhig, wie satte Löwen. Bewältigt lagen, wie betäubt, alle feindlichen Elemente, die Frankreich einst bedroht. Noch verweilte George Cadoudal in der Vendée, brütend über seinen Planen, still wie eine Gewitterwolke am klaren Himmel; noch war Moreau kein Verschworener, Enghien nicht ermordet, Pichegru

nicht erdrosselt, noch das Blut der zwölf Vendéer auf den durstigen Kies des Grèveplatzes nicht vergossen, indeß die erschaudernde Volksmasse, geknebelt und gezügelt, nur mit Blicken stille Flüche zum Himmel hinauf schickte. Noch war Bonaparte der erste Bürger der Republik, der es ging, wie einem frischen Mädchen, die sich nach dem Brautstaat sehnt und ihr farbios Kleid ablegen möchte, aber sich schämt, etwas zu sagen. Jedem noch so behutsamen Rückschritt zu den Formen des ancien régime lauschte, tiefathmend, frohe Erwartung entgegen; jeder wiederkehrende Emigrant war ein Engel der Verkündigung, jeder frisch wieder auftauchende Name ein Himmelsklang. Josephinens erster Schritt zur Popularität war ihre edle Abkunft und ihr Name Beauharnais, ihr zweiter die Wiedereinführung feiner Sitten der Geselligkeit und des äußern Anstands, welche der Republikanismus über den Haufen geworfen hatte. Madame Tallien erschien 1799 öffentlich mit römischen Sandalen und nichts als ein Netz von Brillanten um den ganz enthüllten Busen; die Gemahlin des ersten Konsuls ahndete es scharf durch Blick und Worte, wenn sie in ihren Abendgesellschaften unanständig gekleidete Frauen bemerkte. Sogar die Schildwachen am Eingang der Tuilerien hatten strengen Befehl, dünngekleidete Bürgerinnen anzuhalten; dies geschah unter andern einer damals berühmten Schönheit, die in einer griechischen Chemise vom feinsten Mull über ein Battisthemd in den Garten wollte und ihre klassischen Schultern nicht genug verborgen hatte. Ein einziges, fast unbemerkbares Lächeln Josephinens, als sie Jemand Citoyenne anredete, trug diesen Namen zu Grabe; die erste Frau in Frankreich hieß von nun an Madame Bonaparte. Die Emigranten, welche die Amnestie in den Schooß des Vaterlandes zurückgeführt, so wie die Altadelichen, welche die Guillotine verschont, schaarten sich dicht um die Ebenbürtige und wurden von ihr begünstigt und huldreich gehegt. Durch das Zurückrufen der Emigranten, durch das allmähliche Eingehen in die stillen Wünsche der Pariser Bevölkerung, die, weit entfernt sich den alten Formen entwachsen zu fühlen, nichts sehnlicher erstrebte, als sich nur wieder hineinzufügen, sobald der erste Impuls zu einer Wiedergestaltung gegeben war, vermeinte man die Parthei der Bourbons zu beschwichtigen, dem Volke Ersatz für die Gegenstände seiner frühern, selbst durch ihre Mißgeschicke und seine Blutschuld wieder heißer erwachten Anhänglichkeit zu bieten; doch man hatte sich verrechnet. Neigung, Hang und Liebe zum Königthum schlug frische Wurzeln in dem Boden, den wiederkehrend der Fuß der Emigranten berührte, wo sie, mehr oder minder leicht und glücklich, ihre Stammschlösser wieder bewohnten. Auch gab es, Josephine und ihre Kinder ausgenommen, nur wenige in der Familie, die das ancien régime zu handhaben verstanden hätten, wie eifrig sie sich darum bemühten. Sie stöberten aus allen Winkeln die alte, trauernde Dienerschaft des Hofes Ludwigs XVI. wieder auf, allein sie wußten damit nicht umzugehen; selbst der Mundkoch der Madame Murat, der bei Marie Antoinette vielleicht nur Küchengehülfe gewesen, klagte, daß es an den Procédés fehle. Doch nur Wenige waren über ihre eigenen Gefühle im Klaren, sie hatten Ueberrock und Kappe, den Citoyen an den Nagel gehängt und den Monsieur angezogen, als sie sich noch für Republikaner hielten; sie hatten Carotte, Navet, Betterave mit allen Wurzeln aus dem Kalender gehoben, und die Heiligen dafür wieder eingesetzt, und die Kirchen wieder aufgeschlossen, als noch immer die große Glocke von Notre Dame feierte, sie, die unberührt geblieben durch alle Stürme der Schreckenzeit hindurch, selbst als Robespierre Gott durch ein Dekret wieder herstellte. Altar und Thron, das Palladium der Völker, wurde zurückersehnt, die innere Seele schrie darnach, doch von ihm, dem Allgewaltigen, von ihm allein glaubte die Nation das neue Heil in der immer theuern, alten Gestalt erwerben zu müssen. Treuherzig meinten sie, es würde geschehen, was ihnen in geheimnißvoll verbreiteten Gerüchten verheißen war, und sahen schon in Bonaparte den Kaiser der gallischen Republik, über Europa gewaltig, wie Carl der Große einst war. Dies war willkommen, es war wieder ganz etwas Neues, es bewerkstelligte in den Ideen einen Uebergang zu dem Bild früherer Zustände; die Republikaner meinten, die Republik würde als Empire des Gaules erst einen rechten Zuschnitt bekommen. Die voraus berechnete Wirkung war erfolgt, man konnte weiter gehen; allmählig neigte sich die Vorstellung eines Kaiserreichs Karl des Großen hinüber nach den vertrauteren, befreundeteren Gestaltungen einer näheren Zeit: und zum Louis XIV. wurde ihnen der Citoyen premier Consul à vie, der bereits 1804 St. Rochus aus dem Kalender hinausgewiesen und St. Napoleon an die Stelle gesezt. Sie ahneten nicht, daß Ludwigs XIV. Abkömmlinge auf fremdem Boden verzweigt und durch dünne, doch unzerrissene Fibern mit Frankreich verbunden lebten, daß Europa noch für ihr uraltes Recht aufstehen würde, daß die Nemesis nie schlummert, sondern nur nachsinnt, wenn sie sich nicht regt. Der Zustand des großen Reichs glich einer, vor der Hand schmerzlos im Innern eiternden, schnellvernarbten Wunde, in der Knochensplitter und Schußmaterial noch verborgen zurückgeblieben. Kultus, Gesetze, äußere Convenienz, Ceremoniel, Titel, Alles trat von Neuem zurück in seine früheren Rechte. Der Tribun warf die römische Toga, seine Gattin die griechische Chemise weg; die, in ewigem Wechsel sich drehende Tändelei des Nationalgeschmacks übte von Neuem ihren heitern Zauber, das Triebrad der erfinderischen Mode

wirbelte in immer rascherer Bewegung; Männer und Frauen hielten gleichen Schritt auf dem Wege zur Wiederkehr, und in welcherlei Gestalt sich auch der Franzose seit der Revolution gezeigt hatte, er war Franzose geblieben und fühlte nun das Bedürfniß, es auch wiederum ganz in der Erscheinung zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

Deutsche und Deutschthum.

Das lezte Mal, wo ich dem Morgenblatt über Genf schrieb, geschah es zur Feier des Ottoberepos, das nun völlig verklungen ist. Möge der Himmel die Stadt vor der Erneuerung einer so brillanten Zeit in Gnaden behüten! Als Spiel ist sie zu theuer und als Ernst unzureichend. Ich glaube, die Schweiz, und damit auch Genf, kann sich auf andere Weise sichern und feststellen. — Seit einigen Jahren bemerke ich etwas hier, das seitdem immer mehr zugenommen hat. Es ist auffallend, aber im Grund natürlich, daß auch in unserer romanischen Schweiz das germanische Element wieder aufkommt und sich geltend macht; freilich bis jezt bloß in Gewerben. Musik und Literatur, denn die Zeit ist noch nicht gekommen, wo die Schweiz mit Genf wieder in ihre alte natürliche und nationale Richtung treten, wo sie sich von Neuem Deutschland anschließen wird, nicht an das „junge Deutschland," sondern an das verjüngte, nicht an das zerrissene, schwache und lächerliche deutsche Reich des vierzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts, sondern an das wiedererstandene, kräftige, einige, frei, mächtig und blühend gewordene Deutschland in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. — Burgunder, also ein rein germanischer Stamm, haben sich die romanische Schweiz unterworfen und König Gundebald gab im sechsten Jahrhundert sein Gesetzbuch zu Genf. In der Hohenstaufenzeit bekam Genf als freie Reichsstadt den deutschen Reichsadler zur Hälfte in sein Wappen und führt ihn bis auf die heutige Stunde. Dadurch erinnert es an seine alte Stellung und deutet an, was es wieder werden dürfte, wenn in einiger Zeit Mitteleuropa seine neue Gestalt bekommt, die sich eigentlich nur der alten hohenstaufischen nähern wird. Was damals die herrliche, mächtige Kaiserkrone bedeckte, wird künftig freiwillig und gern germanisches Land oder Bundesland seyn; Deutschland, wie es jezt ist, bedarf für sich selbst keiner Vergrößerung oder Verbündung, und wird es daher abwarten, bis Andere die Anschließung wünschen und suchen, wie jezt schon Holland, und später sicher auch Belgien und die Schweiz. Und dies alles wird geschehen ohne große Erschütterung, nur durch Verfallen des Veralteten und Vermoderten, durch Trennen und Auflösen, dann durch neues Binden und Gestalten. Dies bereitete sich gewissermaßen schon vor vierundzwanzig Jahren für Genf am Wiener Congreß, wo Oestreich und Preußen, die größten deutschen Mächte, dessen Wiederherstellung kräftig gegen Frankreich und England durchsezten. — Dem mächtigen Impuls der Zeit dürfte auch Genf folgen, und als Vorbereitung dazu bemerke ich die häufige Entfremdung gegen das alternde romanische Element, und dagegen eine immer zunehmende germanische Richtung im Intellektuellen. Zwar geschieht von der Regierung und den obern Behörden nichts, um es zu begünstigen — eine Haltung, die man nur billigen kann — aber in allen Sphären, wo sich ohne Regierungseinfluß alles von selbst macht, erstarkt Germanisches und greift immer mehr um sich. Ja, dies Umsichgreifen ist um so sicherer und gesunder, da es schon seit Jahrhunderten in den untern Ständen begonnen hat und von ihnen herauf in die Höhe bringt, ruhig, ich möchte sagen chemisch, nicht mechanisch. — Schon im Mittelalter waren die Deutschen in Genf sehr zahlreich, ja in Handel und Wandel wichtig. Sie bewohnten eine eigene Straße, die noch jezt Rue des Allemands heißt. Hier lebten, arbeiteten und handelten sie ganz auf vaterländische Weise und erhielten dabei vaterländische Sprache und Sitten. Genf war damals für den Handel wichtig durch seine Messen, die später Lyon an sich zog. — Im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts lebte da abwechselnd mit Bern und Lyon der edle Kleeberger aus Nürnberg, Zeitgenosse Albert Dürers. Durch großartige Schenkungen, durch Stiftung von Schulen und Hospitälern, durch großmüthige Unterstützung Genfs in Pest- und Hungerszeiten, hat er sich so um diese Stadt verdient gemacht, daß die Genfer Regierung den „Allemand, grand riche" sehr hoch hielt und ein ganzes Quartier nach ihm hieß, dessen Namen auch beibehalten wurde, als es in der jüngsten Zeit neu aufgebaut und verschönert ward, so daß es jezt der ansehnlichste Stadttheil Genfs ist; nur wurde der lange Name in das kürzere und bequemere Bergues verwandelt. Fast in derselben Zeit ging von Nürnberg ein anderes Glück für Genf aus, die Erfindung der Taschenuhren durch Peter Hele; denn in der Folge kam diese Industrie hier in großen Schwung und durch sie sind bis auf den heutigen Tag viele Millionen in's Land gekommen. Die Horlogerie und die spätere Bijouterie brachten nach und nach den Genfern die sonderbare und lächerliche Idee bei, Leute, die für diese beiden Industrien entschiedenes Talent hätten, seyen zu gut für die gewöhnlichen, viel nützlichern Handwerke: Tischler, Schuhmacher, Schneider und dergleichen. Die jungen Leute wollten daher nur Kaufleute, Uhrmacher, Erzieher oder Bijoutiers werden, und fast alle Handwerke fielen Deutschen zu, die sich in Menge hierhersezten. Genfer Mädchen heiratheten, Bürger wurden und mit dem besten Erfolg ihr Gewerb trieben, worin sie auch jezt nicht von den Genfern beeinträchtigt werden, wo doch Handel, Uhrmacherei und Bijouterie bereits ihren goldenen Boden verloren haben. Durch diesen Umstand leben als Meister und Gesellen vier bis fünftausend Deutsche und deutsche Schweizer hier, und die Regierung muß sie noch oft berücksichtigen wegen ihrer Geschicklichkeit, Sparsamkeit, Ruhe, Ordnung und Sittlichkeit, und weil ohne sie an jenen Gewerben sonst ein entschiedener Mangel wäre. Noch neuerdings wurde im Großrath die Meinung laut ausgesprochen, die Aufnahme der Deutschen zu neuen Bürgern müsse vor allen Andern, besonders vor den Franzosen begünstigt werden. Von der großen Menge hier lebender deutscher Gesellen kann man sich Abends auf einem Spaziergang durch die belebtesten Stadttheile überzeugen. Nicht nur hört man da fast mehr deutsch als französisch reden, sondern es ertönen auch in allen Anlagen die schönen vierstimmigen Lieder, wodurch sich diese Gesellen vor ihren Genossen aus andern Ländern auszeichnen und beliebt machen. Will sich ein deutscher Gesell hier als Meister niederlassen und heirathen, so findet er leicht bei der Regierung und in guten Bürgerfamilien Anklang, Zutrauen und Begünstigung. Wie in London und Paris die besten und reichsten Schneider und Schuhmacher Deutsche sind, so auch hier, und diese nehmen aus guten Gründen wieder deutsche Gesellen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 152.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 26. Juni 1839.

Astre fatal aux rois comme à la liberté,
Au plus haut de ton cours porté par un orage,
Et par un orage emporté;
Toi qui n'as rien connu, dans ton sanglant passage,
D'égal à ton bonheur que ton adversité.

Delavigne.

Caroline Murat, Napoleons Schwester.

(Fortsetzung.)

Am ersten Osterfeiertag 1802 ließ des ersten Konsuls Gebot die große Glocke von Notre-Dame ertönen und die ersten wie die geringern Militär- und Civilautoritäten im höchsten Prunk zum Hochamt in Notre-Dame um ihn und seine Familie her sich versammeln, und sein Wille beugte in dieser Stunde auch die starrsten Kniee der frühern Conventsglieder wie die der Anbeter der Göttinnen Vernunft und Freiheit bei den Revolutionsfesten. An diesem Tage wurde es auch den Ehegatten, deren Bund nur durch das Gesetz bekräftigt war, vergönnt, sich priesterlich einsegnen zu lassen. Der erste Konsul, der den Altar wieder hergestellt hatte, verhieß auch wieder einen Thron. Bei der Heerschau in Boulogne trug er Karl des Großen Schwert und saß auf dem Sessel Dagoberts, aber ein paar Monat darauf ließ er die alten Memoiren aufschlagen und die ergrautesten Höflinge beiderlei Geschlechts zusammentrommeln, um über das Ceremoniel bei Ludwigs XIV. Lever Auskunft zu finden.

Doch wie vielfach sich auch die Wahl für die Form der Erscheinung schwankend bewegte, Eins stand fest: der Thron sollte hergestellt werden, und mit erneutem Eifer wirkten Gewerbfleiß, Kunst und Wissenschaft, die alle von seinen Strahlen ihr Gedeihen hofften. Das gesellschaftliche Leben nahm entschiedene Formen an; von einer Grundlage ausgehend, deren Oberflächlichkeit und Seichtigkeit kaum die schönsten Geister erkannten, bewegte sich in abgemessenen Räumen, geregelt der Kreislauf des bürgerlichen Wirkens. Aus dem wirren Chaos trat jeder Einzelne fügsam an eine feste Stelle, die der höchste Wille des Gewaltigen oder die Nothwendigkeit ihm anwies. Die Kräfte jedes Einzelnen wurden für das Allgemeine benutzt, der Hauptzweck, Frankreichs Größe und Verherrlichung, nie aus den Augen gelassen; Ehrliebe, dies allmächtige Triebrad in Seele und Gemüth des Volks, wurde auf allen Punkten angeregt, umgeschwungen, beflügelt, und dennoch gehalten und gewendet, wenn es je aus dem unbemerkbaren Gleise wich, das der Eisenbahn, auf der es rollte, zu des Herrschers Zielen leitend, leise eingefurcht war. Rasch, wie auf dieser, ging der Wunderlauf der Dinge von allen Punkten, allen Richtungen aus: überall Leben, Bewegung, Entwicklung, Glanz, That, Wirkung, unübersehbar, unbegreiflich.

Nur Einen weiß ich, der die Natur der Zustände klar erkannte, dessen Adlerblick schon den Abhang des Gipfels erschaute und die Tiefe des Abgrundes maß, ehe noch andere nur den wolkengekrönten Scheitel der Höhe, zu der Napoleon hinaufstürmte, wahrgenommen. Es

war Graf Schlabrendorf: ich verstand ihn nicht, ich war kaum neunzehn Jahre alt, als er seine prophetischen Worte sprach, mir klangen sie fabelhaft, und ich weiß nur noch ihren Sinn. — Was hätte geschehen sollen? Schlabrendorf sagte es auch, und ich weiß es recht gut, aber ich schreibe es nicht auf, denn nicht gut ist's, Alles zu sagen.

Wohin führte mich die Erinnerung an Napoleons Schwester Caroline? Weit von ihr weg, doch nicht hinaus aus der Sonnenbahn, wo auch sie glänzte, nicht aus den magischen Linien, die auch ihre Zauber gezogen. Warum konnte Napoleon nicht sagen wie der, dessen Größe alle Erdengrößen überragt, auf das Volk deutend: Dies ist meine Mutter, dies sind meine Geschwister!

Das Geschick hat Sorge getragen, daß die Züge der so früh dahingeschiedenen Schwestern Napoleons und die Josephinens, Eugens und Hortensens der Nachwelt nicht verloren sind. Frankreichs und Italiens herrlichste Künstler haben sie treu aufgefaßt und verewigt. Ihre Büsten und Gemälde werden die fernsten Tage bewundern. Der anmuthigste Uebersetzer der Natur in jener kunstleuchtenden Zeit war Francesko Gérard, Davids glücklichster Zögling. Seine Familienbilder sind unvergleichlich und rufen die ganze vollstrebende Frühlingszeit des Aufblühens aller Zweige des kolossalen Stammes zurück, den der Donnerstrahl mitten in seiner höchsten Pracht getroffen. Am gemüthlich reizendsten ist das Bild Ludwig Bonapartes und Hortensens unter ihren Kindern: des Künstlers Herz neigte sich am meisten zu diesem Paare, das ihn ganz vorzüglich auch als Mensch zu ehren wußte. Alle die Gérardschen Bildnisse bedeutender Männer und Frauen von 1803—1815 sollten vereinigt werden können und eine einzige Galerie der Zeit Napoleons bilden; kaum daß in diesem Cyklus auch nur Eine denkwürdige Gestalt vermißt werden würde. Vielleicht ließe sich dies durch einen Verein trefflicher Lithographen bewerkstelligen? Wie lebensvoll und warm auch Gros kolorirte, wie fein und scharf David auffaßte, wie gediegen Girodet, wie geistvoll Prudhon, wie verdienten Ruhm auch Robert Lefèbvre u. A. erwarben, nenne ich Gérard, nicht allein der Vollständigkeit des Cyklus wegen, sondern weil keiner so wahr und liebevoll auffaßte und wiedergab. Solch ein glühender Anbeter der Schönheit auch Gérard war, galt es ihm doch für eine wünschenswerthe Aufgabe, in alternden Gesichtern den Ausdruck des Geistes und der Seele zu erspähen, ihn in seiner vollen Feinheit und Anmuth wiederzugeben. Die Anordnung solcher Gemälde war ernst und heiter, sie bildeten ein Ganzes in freundlich würdigem Einklang, so daß seine Matronen- und Greisenbilder ihren Platz neben den jugendlichen Gestalten auf die anziehendste Weise behaupten. Sein Bild war immer der Mensch selbst in seiner vollständigsten Eigenthümlichkeit; er lieh ihm nichts, er nahm ihm nichts, doch er wußte den schönsten Moment der Erscheinung des innern Menschen im äußern abzulauschen und in höchster Freimüthigkeit wiederzugeben. Nie sieht man einem Bilde Gérards den Zwang des Sitzens an, immer strahlt der Silberblick des Lebens darin hervor; dies bewerkstelligte Gérard leichter als jeder andere Künstler, denn seine hohe Liebenswürdigkeit, sein reichhaltiger Geist, seine zarte Gewandtheit wußten diesen Moment herbeizuzaubern.

(Schluß folgt.)

Die Bibliothek meiner Großtante.

(Fortsetzung.)

Eine zur Hand stehende praktikable Treppe verhalf mir bis zur Region der Dichter. Ich erkletterte den Parnaß und griff muthig nach einem Lorbeergekrönten. Es war ein kleiner rother Lederband, dessen Blätter, früher vergoldet, durch zu häufiges Lesen diesen Schmuck bis auf wenige unscheinbare Reste verloren hatten; die Ecken waren abgestoßen und ein ganzer Wald von Einlegezeichen starrte mir entgegen, als ich daran ging, meinen Fund zu öffnen. Was war es? Eine Uebersetzung in Prosa von Ariosts rasendem Roland, der hier „der verrückt gewordene Rolando" hieß. Gleich zu Anfang fielen mir gar hübsche Bilderchen in die Augen: schöne Frauen, an Felsen angeschmiedet; wieder andere auf wilden Rossen dahinbrausend, noch andere im Schmucke von Panzer und Schwert fechtend und ihren Gegner bekämpfend; dann Riesen, Meerungeheuer, Zauberer und Feen. Mein Gehirn schwindelte, mein Herz klopfte, als ich zum ersten Mal einen Blick in eine so wunderbare Welt that. Ich mußte nur machen, daß ich von meiner Treppe herabkam, sonst wäre ich gefallen. Mit meinem Schatze in der Hand flüchtete ich in einen entfernten Winkel des Saals, setzte mich dort in einen bequemen Polsterstuhl und versank nun tief und immer tiefer in die Zauberwelt. Die Fensterscheiben neben mir waren mit Eisblumen bedeckt; es herrschte eine recht empfindliche Kälte in dem hohen, weiten, unbewohnten Raume: ich achtete dessen nicht. Umfangen von einer weichen, warmen Luft, athmete ich in den Zaubergärten Armidens, meine erstarrten Finger brachen goldene Orangen von den Zweigen, meine Füße, die ich durch fortgesetztes Bewegen warm erhalten mußte, stampften den Goldkies, der rund um den Zauberbrunnen liegt, aus dem die Nymphe der Jugend das Wasser der Schönheit schöpft.

Ich mochte eine Stunde so gesessen haben, als mich ein wiederholtes leises Knistern in der Nähe gewaltsam

emporschreckte. Unwillig blickte ich auf und sah einen langen, in einen feuerrothen Rock gekleideten Mann im Zimmer auf und ab gehen. Er hielt beide Hände in den Seitentaschen, und während er an mir vorbeischritt, sah er mich von der Seite an und lächelte. Mir war zu Sinn wie Jemanden, den man aus einem Traume aufschreckt, und der sich befremdet in den gewohnten Räumen umblickt und sich nicht zu finden weiß. Ich war mir bewußt, daß, als ich gekommen, ich die Thür des Saals sorgsam hinter mir zugeschlossen hatte; ein anderer Ausgang war nicht vorhanden, wie war also der rothe Mann hereingekommen? dieser Gedanke fuhr wie ein Blitz mir durch den Sinn, und ich fühlte einen kleinen Schauder meinen Rücken überlaufen. Dennoch waren die Reize meines Buches so stark, daß ich mich daran machte, weiter fortzulesen und mich um den Mann nicht weiter zu bekümmern. Aber meine Aufmerksamkeit war einmal unterbrochen; immer wieder sah ich durch die Baumgruppen des Waldes, in dem Rüdiger seine verlorene Bradamante sucht, die lange Gestalt des rothen Mannes schleichen, und seine schneeweiße Perrücke stach recht widrig gegen den dunkeln Waldhintergrund ab. Ich warf mein Buch hin, und indem ich mich in meinem Stuhl zurücklehnte und das Haupt auf die rechte Hand stützte, betrachtete ich in verdrießlicher Spannung den unbekannten Bewohner der Bibliothek. Er wandelte fortwährend auf und nieder und erregte mir Beklemmungen durch diese gespenstische Gleichmäßigkeit und den leisen, knisternden Schritt seiner langen dürren Beine, die, in Schwarz gehüllt, aus dem weiten rothen Ueberwurf mit der taktmäßigen Genauigkeit eines Uhrwerks hervortraten. Immer wieder hatte ich den heimlichen Seitenblick und das sonderbare Lächeln zu ertragen, ja es war mir, als würden diese Blicke immer länger und dieses Lächeln immer widriger. Mein Zustand wurde mir lästig; ich wollte aufspringen, mich entfernen oder, wenn dieses nicht glückte, mit dem rothen Manne anbinden. Wie ich zur Ausführung dieses Entschlusses Anstalt machte, fühlte ich mich plötzlich wie gelähmt. Alle Glieder waren erstarrt, ich konnte keines bewegen und mußte in meinem Lehnsessel wie gebannt sitzen bleiben. Unterdessen wurden die Bewegungen des rothen Mannes immer lebhafter, er ging immer schneller auf und ab, und zuletzt war es mir, als liefe er in fürchterlicher Eile und wie von einem verfolgenden Gegenstande getrieben, im Zimmer herum. Meine Furcht, daß er auch in meinen Winkel kommen möchte, war so groß, daß ich die heftigsten, wiewohl vergeblichen Anstrengungen machte, zu entkommen; ich wandte mich ab, um das unheimliche Schauspiel nicht länger anzusehen, und wie ich mein Haupt auf meine Schulter senkte, fühlte ich eine Betäubung meiner Geisteskräfte sich bemächtigen.

Mein Schlummer oder meine Ohnmacht mochte einige Stunden gedauert haben. Man hatte mich vermißt, die Thüre gewaltsam geöffnet und mich in einem bewußtlosen Zustand in's Bett gebracht. Ganze zwei Monate nach diesem Vorfall war ich ernstlich krank, und in meine Fieberphantasieen theilten sich brüderlich der rasende Roland und der rothe Mann. Sie wurden gleichsam zu Einer Person, und abwechselnd lieh der Held seinen Helm nebst Federbusch dem Rothen und dieser wieder seine weiße Perrücke dem Helden. Aber es fand sich in meinen Träumen noch eine dritte Person ein, die halb Armide, halb Angelica, halb Bradamante und doch eigentlich keine von diesen dreien war; denn sie trug ein Häubchen, wie die vornehmern Bürgersmädchen sie damals zu tragen pflegten, und dazu ein Leibchen und einen Rock, der nichts weniger als einen idealischen Zuschnitt hatte. Aber ihr Betragen war sehr idealisch, und offenbar hatte Ariost an allen ihren Schicksalen und Einfällen mitgeholfen. Sie ritt mit mir durch dunkle Wälder, erlegte Ritter, wie man Sperlinge schießt, und hatte einen intimen Umgang mit Einsiedlern und Drachen, alles Dinge, mit denen ein Bürgersmädchen meiner Vaterstadt sehr wenig zu schaffen hat. Für mich war sie ganz Liebe und Gefühl; ihre Wunderlichkeiten ließ sie nur an Andern aus. Waren wir beisammen, so wechselten wir lange Reden, die über lauter übernatürliche Zustände handelten, und in Rücksicht ihres Feuers wohl einen Platz im „Pastor fido“ verdient hätten.

Aber mit der Krankheit ging auch meine ideale Liebschaft zu Ende. Ich ging wieder im Hause meine alten Gänge, aber ich vermied es ernstlich, die Bibliothek zu betreten. Alle Schätze daselbst hatten jetzt für mich etwas gespenstisch Abschreckendes bekommen, die Wissenschaften überhaupt schienen mir unter einem dämonischen Einflusse zu stehen, und ich faßte den Plan, ihnen gänzlich zu entsagen. Meine gute Großtante begriff nicht, warum ich jetzt plötzlich in meinem Fleiße erlahmte, warum es mit meinen Studien eher rückwärts als vorwärts ging; ich hütete mich wohl, ihr den wahren Grund zu gestehen, denn man hätte mich doch nur verspottet. Die Wahrheit ist jedoch, daß ich meinem Entschluß treu blieb, daß ich den gelehrten Stand, zu dem ich bestimmt war, aufgab, und Kaufmann wurde.

Es vergingen mehrere Jahre, ohne daß ich des obigen Vorfalls auch nur von Ferne gedachte. Meine Beschützerin starb, das Haus, in dem ich meine Jugend verbracht, ging in andern Besitz über, und selbst die kostbare Bibliothek fand einen Käufer. Ich bewohnte nicht mehr das Haus, nicht mehr die Stadt, selbst nicht mehr das Land. Weit über's Meer hinaus hatte der Beruf mich geführt, und endlich nach langen Wanderungen siedelte ich mich auf längere Zeit in einer bedeutenden Handelsstadt an. Meine Geschäfte führten mich eines Tages in ein

bekanntes Wechselhaus. Es war ein heißer Sommernachmittag, die Börse war gerade an diesem Tage sehr voll gewesen, ein einflußreiches Ereigniß in der politischen Welt hatte den Werth gewisser Papiere äußerst hoch gesteigert, eine Menge Fremder belebten die Stadt und drängten sich mit mir in das Wechselhaus. Der Saal, die Treppe, selbst der Vorplatz waren gefüllt. Dieser Umstand erregte mir Verdruß; ich hatte Eile und mußte nun fürchten, lange aufgehalten zu werden. Indessen das Gesicht eines Kaufmanns, der ungeduldig wied, muß einen ganz besonders, auch für den Laien erkennbaren Zug von drohender Wichtigkeit haben.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

(Fortsetzung.)

Deutsche und Deutschthum.

Steigen wir auf der socialen Leiter etwas höher, so zeigt sich dieselbe Erscheinung in den vorzüglichen Gasthöfen. Auch dafür haben die Genfer weder Lust noch Sinn und Talent, denn ein seltenes Talent gehört zur Uebersicht, Ordnung und guten Leitung eines kolossalen Hauswesens, wo man sich fast besser zum Minister des Innern und der Finanzen bilden kann, als auf manchen Universitäten. In unsern ersten Gasthöfen, im Hôtel des Bergues, im Ecu de Genève, in den Balances u. s. w. sind nicht nur die Wirthe Deutsche, sondern auch alle Kellner, denn zu diesem schwierigen Dienst, der Treue, Ordnung, Gehorsam, Reinlichkeit, Anstand und Unermüdlichkeit erfordert, taugen Söhne guter deutscher Bürgerfamilien am besten. Nach einigen Dienstjahren gehen diese hübschen jungen Leute in ihre Heimath zurück, um da selbst eine Wirthschaft zu übernehmen, oder sie verheirathen sich in Genf mit Wirthstöchtern zu gleichem Beruf. Ihr Stuttgart ist allein hier durch drei-und-achtzig Wirthe, Kellner, Meister und Gesellen repräsentirt, welche alle in gutem Ruf stehen; die Schwaben überhaupt gehen in die Hunderte, und im Sommer vermehren sie sich noch, wenn von daher die wandernden Musikanten kommen, welche die vielbereiste Schweiz blasend ausbeuten, dabei sehr ordentlich und sparsam leben und mit einem hübschen Erwerb in ihre Heimath zrückgehen. Wer bliebe nicht gern stehen, um ihnen auf unsern Spaziergängen, in den Straßen, bei unsern Festen und in Kaffeehäusern zuzuhören? In ihren Quintetten, Sextetten u. s. w. ist oft mehr Wohllaut und Präcision als in unsern theuern Liebhaberconzerten.

Wenn so wandernde Deutsche durch ihren Klang und Sang das Volk in Masse erfreuen und seinen noch wenig entwickelten Tonsinn aufregen und ausbilden, so ist dies in den höhern Ständen bleibender und noch auffallender und erfreulicher, ja, es läßt sich leicht darthun, daß der musikalische Sinn, der sich seit einigen Jahren in Genf hebt, dem Mozart, Haydn, Beethoven, Weber und Andere so theuer geworden sind, größtentheils vom Eifer und dem Bemühen tüchtiger deutscher Künstler ausgegangen ist und durch sie erhalten wird. Als vor dreizehn Jahren Niedermaier von hier nach Paris ging, da stand das Piano verwaist. Glücklicherweise kam von Hofwyl ein Freund Niedermaiers, der denkende, gefühlvolle und künstlerisch gebildete Wehrstett aus Braunschweig, und erzog bald auf diesem Instrument die besten Schüler und Schülerinnen. Dies genügte ihm aber nicht; er bemühte sich, in den besten Ständen einen Verein von Männern und Frauenzimmern zu bilden, um in dieser Sphäre höhern Sinn für den Gesang einzuführen, der durch französische Chansons und Opernarien sehr gesunken war. Zu diesem Zwecke war nichts geeigneter, als die Kirchenmusik mit ihrem ernst und streng gehaltenen Gesange. Seit zwölf Jahren steht Wehrstett den Studien und Uebungen dieser Gesellschaft unentgeldlich vor und opfert ihr seine Zeit. Die jährlichen Kirchenconzerte zeugen von den immer bedeutendern Fortschritten dieses echten Kunstvereins. Wehrstett zur Seite steht Braun von Mühlhausen, der für den Gesang in anderer Sphäre gleich Erfreuliches gegründet hat. Nur sein entschiedenes Talent und sein großer Eifer konnten ihn, mancher Gegenwirkung ungeachtet, zum Direktor des Schulgesangs erheben, der durch ihn wirklich zu merkwürdiger Präcision und Schönheit gelangt ist, wovon wir neulich bei einer Prüfung interessante Beweise hatten. Gleiches läßt sich von seinem deutschen Gesangunterricht in der merkwürdigen deutschen Schule der lutherischen Kirche sagen. Ja, wüßte man den Feuereifer dieses jungen Geistlichen hier recht zu benutzen, hemmte man ihn nicht durch Lokalprotektionen, Persönlichkeiten und Comitéswesen, so würde man noch viel mehr Nutzen von ihm ziehen. — Schade aus Würzburg ist einer unserer besten Pianisten und Componisten für dies Instrument, das er auch am Conservatorium lehrt. Mit echt deutscher Gefälligkeit hat er oft unvermuthet Lücken in Conzerten ausländischer Künstler auf angenehme Weise durch sein schönes Spiel ausgefüllt. — Landrock aus Böhmen ist unser einziger guter Violinspieler, der schon Vorzügliches leistet und Ausgezeichneteres für ein späteres Alter verspricht. Seine gefälligen Compositionen für Piano und Violoncel sind bekannt. Auch er ist für sein Instrument Professor am Conservatorium. — Unsere musikalische Gesellschaft war vor zehn Jahren sehr gesunken; als der in Deutschland ehrenvoll bekannte Capellmeister Fränzl aus Mannheim mehrmals hierherkam, um die Ausbildung und Direktion des Orchesters zu übernehmen. Es gelangte auch durch seine Kenntnisse und Erfahrungen im Fach, und durch sein Talent, aufmunternd mit republikanischen Liebhabern umzugehen, schnell zu einer gewissen Bedeutung, weil diese Liebhaber sich gehoben fühlten, einen ausgezeichneten Künstler und den ehemaligen Direktor eines der ersten Orchester in Europa an ihrer Spitze zu sehen. Nach Fränzl kulminirte es noch eine zeitlang durch die empfangene gute Impulsion, sank aber unter der neuen Direktion in den folgenden Jahren und nahm die traurige Richtung an, die so viele ausländische Künstler bei ihren hier gegebenen Conzerten haben bedauern müssen. Nach der Bitte des Salzburger Vereins wurde neulich für die Gründung eines Mozartdenkmals ein Conzert gegeben, das nach Abzug aller Kosten gegen tausend Franken eintrug, die dorthin gesendet wurden, bedeutend mehr, als von Paris einkam. Die schönsten musikalischen Talente, die uns seit zwei Jahren erfreuten, waren deutsche Künstler, Lizst und Max Bohrer, nach denen noch Mad. Stockhausen und Fräulein Bildstein genannt werden können. Soviel von dem germanischen Einfluß auf die Tonkunst in Genf. Er würde noch viel bedeutender seyn, wenn es geglückt wäre, die deutsche Oper von Zürich unter Birch-Pfeiffers Leitung hierher zu ziehen, oder wenigstens für einige Sommermonate zu gewinnen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 153.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 27. Juni 1839.

O ciel! quel étrange embarras!
Je vois des incidens qui passent la nature,
Que mon esprit ne comprend pas.

Molière.

Die Bibliothek meiner Großtante.

(Fortsetzung.)

Man weiß, wie unser Stand an die Minute gebunden ist; ein nicht abgeschickter Brief, eine nur um wenige Augenblicke verzögerte Antwort bricht einem entfernten Handelshause den Hals, und jeder, der in mein verzweifeltes Gesicht sieht, glaubt, es werde gerade das Handelshaus seyn, in dem er, oder seine Schwester, oder seine Frau ihre „nicht unbedeutenden" Kapitalien stehen haben. Also Platz dem Kaufmann! Platz dem Gesichte, auf dem, weit deutlicher als mit Ziffern, eine gefährliche Bilanz geschrieben steht! Ich drang durch die Menge, während mancher mit einem Stern versehene Mann hinter mir blieb. Schon im Begriff, die Treppe zu erreichen, fühle ich an meinem Arm den leisen Druck einer weiblichen Hand. — Ich sehe mich um, und eine Dame, in einen Schleier gehüllt, reicht mir ein Papier. „Ich ersuche Sie, mein Herr," lispelt sie bringend, „geben Sie dieses Blatt oben an den Cassier gleich am Eingang ab." Ich blickte flüchtig auf den Zettel und bemerkte, daß es eine Anweisung auf eine Summe war, die der Vorzeiger eincassiren sollte. Ueberrascht über ein so auffallendes Zeichen von Vertrauen zu einem gänzlich fremden Manne, wollte ich eben das Billet mit einer stummen, ablehnenden Verbeugung zurückgeben, als die Dame noch um Vieles dringender ihre Bitte wiederholte. „Verlassen Sie mich nicht!" rief sie und hielt dabei meinen Arm umschlossen. „Ich stehe schon eine Stunde hier, ohne daß es mir möglich wird, durch's Gedränge zu kommen. In einer halben Stunde reisen wir ab; ein kranker Vater wartet schon lange auf meine Zurückkunft. Eilen Sie, mein Herr; glauben Sie nicht, daß Sie mir fremd sind, ich kenne Sie."

Ich warf bei diesen Worten einen Blick auf die Sprecherin, allein er drang nicht durch den Schleier; sie wandte sich ab und der Strom eines neuen Andrangs trennte uns. Ich gelangte hinauf, machte mein Geschäft ab und nahm auch das Geld für die Unbekannte in Empfang; aber es dauerte wohl eine gute halbe Stunde, ehe ich wieder den Weg durch's Gedränge auf den Vorplatz zurückfand. Wie groß war mein Schrecken, als ich, dort angelangt, die verschleierte Dame nicht mehr traf. Ich sah nach der Uhr und fand jezt, daß die Frist, die sie mir angegeben, längst verstrichen sey. Sie war also fort, und in meinen Händen hatte sie das Geld, vielleicht ihr Reisegeld, zurückgelassen. Welch ein wunderliches Abenteuer! Es fehlte mir an Zeit, darüber viel nachzudenken, die Geschäfte des Tages riefen mich unerbittlich weiter. Nachdem ich also dem Portier des Hauses die Dame

bezeichnet und meine Wohnung genannt hatte, eilte ich mit einem Bekannten auf die Rhede. Ich will nicht leugnen, daß ich während der übrigen Gänge dieses Tags etwas zerstreut war. Die Unbekannte schwebte mir immer vor. Meinem Auge war nicht entgangen, daß sie einen zarten, schönen Wuchs hatte. Der schwarze Schleier ließ ein paar wunderschöne Schultern sehen, die mit der kleinen weichen Hand, die mich am Arme gehalten, trefflich harmonirten. Auch die Stimme dieses geheimnißvollen Wesens hatte an mein Herz gesprochen. Ich wandelte zwischen den Schiffen und dem Lärm der Rhede wie ein Träumender herum, und seltsam! alle Gebilde meiner Jugend gingen jezt eilig durch mein arbeitendes Hirn. Ich hörte ein Rauschen in meiner Nähe, und erschrocken wich ich bei Seite, denn eben wendete ein prächtiges, großes Dampfschiff seinen Kiel und schnaubte uns seinen Dampf entgegen. Grüße, Geschrei, wehende Tücher und winkende Regenschirme belebten eine Gruppe bunt gekleideter Zuschauer, die den Abreisenden Lebewohl wünschten. Auch ich blickte hinüber, und siehe da, auf dem Verdeck, an die Balustrade gelehnt, steht meine Unbekannte, nicht zehn Schritte von mir entfernt. Ich stoße einen Schrei aus, ich rufe und springe vor, indem ich die Rolle Goldstücke, die ihr Eigenthum ist, hoch in der Hand halte. Sie erkennt mich, winkt mir lächelnd mit dem Tuche und grüßt mich dankend. Ich winke ihr noch einmal mit der Rolle und sie macht ein Zeichen, daß es zu spät sey und daß ich mich beruhigen solle. Bald darauf war sie meinen Blicken entschwunden.

Da stand ich nun, und die seltsamste Bekanntschaft von der Welt hatte sich angeknüpft. Ich war gleichsam verpflichtet durch den fremden Besitz, den ich in Händen hatte, die Erscheinung sich nicht verflüchtigen zu lassen, und dennoch war ich mir bewußt, daß die Dame in dem schwarzen Schleier nicht weniger als eine traumhafte Erscheinung war; so wunderlich spielten alte Erinnerungen und neue Eindrücke in einander. Ich glaubte in vollem Ernste, auch die Goldrolle, die ich auf meinen Tisch gelegt, würde sich am andern Morgen nicht mehr finden; allein sie blieb, als ein unumstößlich reeller Beweis, daß auch meine Göttin nicht in der Traum-, sondern in der wirklichen Welt weile.

Meine Handelsgeschäfte in dieser Stadt waren beendet, die weitern trieben mich fort, allein ich konnte mich nicht zur Reise entschließen. Als Müßiggänger, unwillig und zerstreut, durchstrich ich die Straßen und Plätze und war bei der Landung eines jeden neuen Dampfschiffs gegenwärtig. Aber meine Unbekannte zeigte sich nicht. Der Herbst rückte heran, ich hatte zwei Monate meiner besten Arbeitszeit verschwendet, ich durfte keinen Tag mehr verlieren, und Alles war zu meiner Abreise bereitet. Am Morgen bittet mich die Wirthin des Hauses, zu einem Herrn zu kommen, der die untere Stube bewohne, gestern angelangt und sogleich schwer krank geworden sey. Ich gebe ihr den Rath, nach einem Arzte zu schicken, sie aber besteht darauf, daß ich ihr in den zu treffenden Anordnungen beistehen und vor allen Dingen sie zu dem Erkrankten begleiten solle. Ich entschließe mich endlich dazu und wir steigen die Treppe hinab. „Ist der Herr allein?" fragte ich meine Begleiterin. „Eine junge Dame reist mit ihm," antwortete sie; „allein auch sie ist heute in der Frühe erkrankt und bedarf selbst der Hülfe." Mit diesen Worten öffne ich die Thür und bleibe erstarrt stehen. Der Mann aus dem Bibliothekzimmer meiner Tante steht vor mir. Ich trüge mich nicht, diese Züge haben sich mir zu lebhaft eingeprägt, diese lange, dürre Gestalt, zwar nicht im rothen Rock, auch ohne Perrücke, aber dasselbe Lächeln, dieselben Seitenblicke, die er auf mich richtet, während er, ganz wie damals, im Zimmer auf und ab schreitet. Vor lauter Befangenheit und Beklemmung vergaß ich alle Pflichten der Höflichkeit. Ich grüße meinen unbekannten Bekannten nicht, ich werfe mich auf einen Stuhl an der Thüre, und einen dumpfen Schrei ausstoßend, halte ich beide Hände vor's Gesicht. Die Wirthin entfernt sich, denn sie glaubt, daß wir uns kennen, und so bleiben wir wohl eine halbe Stunde, Beide, ohne ein Wort zu sprechen, gerade in derselben Situation, wie vor Jahren.

(Schluß folgt.)

Caroline Murat, Napoleons Schwester.

(Schluß.)

Das Familienbild Carolinens von Gérard prangt mehr durch die Lieblichkeit der Kinder, die seit Raphael kein Maler glücklicher auffaßte, als durch ein wirkliches Erreichen ihrer eigenen Schönheit. Sie war nicht groß, nicht auffallend schlank und zierlich, aber weiblichvoll und zart gebaut; ihre Farbe war nicht diaphan, wie die der Engländerinnen oder ihrer jüngern Landsmännin, der schönen, geistreichen Gräfin Brady, doch bewundernswürdig weiß und rosig für eine Italienerin. Ihr üppiger Haarwuchs vom schönsten Goldbraun bildete das herrlichste, reichhaltigste griechische Geflecht und erhob noch Blume, Camee, Juwelen, durch den reinen tiefen und saftigen Vollton der Grundirung. Das mehr gerundete als ovale Angesicht trug das unverkennbare Gepräge der Familie Bonaparte; nur war dort bei aller Kräftigkeit und Entschiedenheit der Flächen und Höhen Alles voller, fleischiger, saftiger als bei den Geschwistern, die purpurnen Lippen sanft geschwellt, die Nase kürzer und breiter,

die ziemlich hohe Stirn glatter geformt, die lichtbraunen Augen minder groß, wenn auch nicht minder feurig, der Bogen der Augenbraunen milder und heller; es war, als hätte sich bei der Entwicklung dieser Züge die Natur besonnen und wäre auf der Grenze zum Ideale hin stehen geblieben, um dies Antlitz mit dieser Gestalt, diesen runden, schneeweißen Armen, diesen zierlichen Händen mit Grübchen, diesem blendenden Hals, diesen feinen, vollen Schultern ganz im Einklang zu bilden. — Pauline war idealischer, Elisa männlicher, diese und Lucian Napoleon am ähnlichsten.

Wundervoll schön war Caroline Murat an jenem Frühlingsmorgen 1804, wo sie, mit der edlen Hortense von St. Cloud wiederkehrend, mit funkelndem Blicke und hochgerötheten Wangen in ihren Salon hineinstürzend, jubelnd ausrief: accordé, accordé! Achilles und Lätitia waren ihr entgegengesprungen und hingen sich an sie, ihre Hände umklammernd; ihr jüngstes Kind lächelte ihr aus den Armen seiner Pflegerin zu, Joachim Murat sah ihr mit mildem Blick, aber todtenbleich in die brennenden Augen: nur eben hatte sie Gnade für einen Vendéer erfleht; es mochte ihren Gemahl die Erinnerung eines Augenblicks durchschaudern, dessen Entsetzen kein Flehen abzuwenden vermochte. — Auch Hortense war heiß und tief bewegt; ich sehe sie noch mit ihren großen, blauen, nassen Augen, ihrem schmerzlich-milden Lächeln, das die vollen Lippen, wie ein trauernder Engel, der selbst Trost bedürfte, indeß er zu trösten sucht, umschwebte. Hortense war nicht, wie Eugen, ihrer schönen Mutter ähnlich, doch die Seelen waren sich gleich; auch sie hatte in jener Märznacht mit Josephine um jenes kostbare Leben gefleht, auch sie war mit heißem Schmerz der zwölf Opfer der Treue eingedenk, die auf dem Grèveplatz verbluten sollten. Caroline nur war viel zu feurig und leidenschaftlich, um etwas anderes zu denken, als was eben ihre Brust bewegte; das Entzücken der jungen Lajolais, mit der sie zu des Kaisers Füßen hingedrungen, deren rührendes Flehen, vereint mit den Bitten Hortensens und Carolinens, den Vater errettet, füllte ihre Seele mit freudigen Vorstellungen; schon mußte der Gefangene Kunde von seiner nahen Befreiung haben, schon umfing er weinend vor Lust und segnend sein liebliches Kind.

Ein Tropfen Thau war das in die Gluthen des Taumelbechers, der stets vor ihren Lippen aufschäumte. O, wie so anders war's in jener Freudenzeit, wo die Schwestern noch frisch-fröhlich in kindischer Lust durch die Zimmer der zierlichen Privatwohnung Rue Victoire stürmten und die Fenster aufrissen, um etwa den ersten Konsul oder Murat zu Pferde steigen zu sehen, und das schöne Frankreich, das der junge General schon in der Hand herumdrehte, lüstern beäugelten, wie eine Düte voll Bonbons, aus der sie naschen dürften. Schwer rächte das Geschick den harmlosen Frevel des kindischen Wahnes. Es nahm ihnen die Rosenblätter weg, in denen gelagert sie wühlten, und riß sie hin auf goldene Sitze, mit Sammt und Juwelen, über Blut und Leichen gebreitet, dicht umringt von stummen, verhüllten Schrecken. Der Boden, den der Kaiser beherrschte, hatte bald den kleinsten Raum nicht mehr für die Asche der Napoleoniden. Mit eingeschmolzen in ein blutbesprengtes, prachtfunkelndes Glied der großen Jammerkette, die, geschmiedet an Ludwigs XVI. Blutgerüst, von dort aus ihre Ringe durch die kommenden Geschlechter unabsehbar hinausdehnte, waren die jungen Frauen, die von keiner Vergangenheit wußten, keine Schrecknisse der Zukunft voraussahen, durch die Weihrauchwolken und den blendenden Glanz umhüllt. Doch ein inneres Mißbehagen waltete still beklemmend über die Stunden der irdischen Größe, es machte sich in immer regerem Drang nach größerer Hoheit Luft, und blieb unbefriedigt. Tag für Tag flogen neue Sterne der Größe und der Macht über die Häupter dahin, die nun Kronen umgaben, Stürme blutiger Kriege erhoben sich und zogen fremdartige Elemente in die Sphäre hinein, wo man sich ehemals heiter bewegte.

Abgestreift und welk auf dem Boden umherflatternd, wie dürre Blätter, die weggeräumt werden müssen, lag der Zauber der Wundertage, die ich mit durchlebt. Es schien Friede zu seyn auf Erden, das Feuermeer der Lava, welche die Welt übergoß, war geronnen; Alles stand nun starr, doch nichts stand fest. Durch die prunküberladenen Schlösser des Kaiserhauses tönte es leis, wie vom Seufzerhauch zurückgestoßener Treue, das geistige Auge sah Eine schöne Volkshoffnung nach der Andern bleich und versinkend durch die goldnen Pforten hinwegschwanken. Die allgemeine Stimmung war mißtrauisch, düster, verschlossen. Einzelne weissagten Unheil, Alle empfanden, es sey schon da. Selbst die Scherze waren prophetisch. Als der Kaiser auf Gittern und an Gebäuden überall seine Chiffre setzen ließ, sagten sie: L'N est mis partout dans Paris (L'ennemi partout dans Paris). Lachend wurde es gesprochen, unter Jammerthränen wurde es erfüllt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Juni.

Nationalcharakter.

Sind die Römer vorzugsweise für die Freuden des Carnevals geschaffen, so kann man den Florentinern ein besonderes Talent für die Fasten nachrühmen. Sie werden darunter nicht verstehen wollen, daß die religiöse Bedeutung jener Zeit hier mehr als anderswo in Italien ihren ganzen Ernst offenbare; wo eine Färbung der Art in italienischen Städten am entschiedensten hervortrete, wüßte ich Ihnen wirklich nicht anzugeben; daß die Stadt Florenz in dieser Beziehung

keinen Vorrang vor ihren Schwestern behauptet, kann ich auf's Bestimmteste versichern. Aber die Fröhlichkeit, die Anmuth, die Mäßigkeit im Genuß und die Feinheit des Benehmens möchte ich Ihnen loben, welche — überhaupt von der Erscheinung eines Florentiners so unzertrennlich — an den ersten Frühlingstagen ganz besonders zu bemerken sind, wenn Alles am Sonntage nach dem Essen vor die Thore zieht, um den momentanen, dorthin verlegten Corso zu sehen, eine Meile auf und ab zu wandeln, und dann am Spätabend, mit Nüssen beladen, wieder der Stadtmauer sich zu nähern. Am Arno, wo noch in der vorangehenden Woche alles auf und ab tobte, ist es jezt still, ja selbst die hübschen Cascinen bleiben in solchen Momenten leer, man begegnet kaum diesem oder jenem Fremden. An den ersten zwei Sonntagen geht der Florentiner vor Porta San Gallo, dann vor Porta Romana, wo außer der Landstraße auch die Cypressenallee bis Poggio Imperiale benuzt wird, später vor das Thor, welches von Prato seinen Namen hat, und zulezt vor jenes, das nach Livorno führt und St. Frediano genannt wird. Besondere Vorkehrungen und Anstalten sind hier nirgends getroffen; Niemand fordert sie, Keiner vermißt sie; die Absicht, des schönen Tages froh zu werden, und die Möglichkeit, sich über alles, was uns Andern wohl als Aeußerlichkeit erscheinen mag, zu freuen, bringt Jeder in sich selber mit; dies macht ihn empfänglich, aufgeregt, elastisch. Von dem Gedränge, von Wind und Staub, die zwischen diesen Gartenmauern jedem Andern so empfindlich werden, nimmt der Florentiner keine Notiz; die Einförmigkeit wird ihm deßwegen nicht lästig, weil er den Moment sein nennt, nur Sinn für die Gegenwart, keine Erinnerung für die Vergangenheit hat. Alles, der Hut z. B., der diesem oder jenem durch den Wind entführt wird, gibt ihnen Stoff zu einem unauslöschlichen Gelächter Che risate, che risate si fece jeri! (wie wurde gestern gelacht, wie wurde gelacht) heißt es noch am Montag, an dem auf diese Weise die Erinnerung wieder ein neues Gelächter einleitet. Die Lachmuskeln sind bei allen Italienern ganz besonders ausgebildet, sie machen für sich einen eigenen Sinn aus. Kinder und Greise gibt es dabei, und überhaupt im modernen Italien eigentlich gar nicht. „Unsere Kinder, sagte mir einmal ein Romagnole, werden als Doktoren geboren;" ihre Greise, kann man hinzufügen, sterben mit der Bildung von Primanern. Ein Kind von zehn Jahren macht sein „Signora si" und „Signor no" im Gespräch mit der Bestimmtheit eines Mannes von 35 Jahren geltend; dafür dauert dann später auch bei einem Alter von 65 Jahren die Möglichkeit und das Talent für Streiche, die wir etwas hart und geradezu mit dumm zu bezeichnen pflegen. Philisterei in jedem Sinne des Worts ist aber dafür eine unbekannte Waare.

(Fortsetzung folgt.)

Genf, Juni.

(Schluß.)

Deutsche und Deutschthum.

Bei der beschränkten und engherzigen Richtung der bildenden Kunst in Genf ist es ganz natürlich, daß kein deutscher Künstler hier seiner Kunst wegen verweilt; mußten doch selbst die Genfer J. Pradier, Lugardon, Chapponnière, A. Bovy, Chalon und Andere in's Ausland gehen, um etwas zu werden. — Um so merkbarer ist hingegen der germanische Einfluß in der wissenschaftlichen Literatur und in der Erziehung. Ehemals fand man nur in der Bibliothek der Lesegesellschaft einige deutsche Bücher und Zeitschriften. Seit zwei Jahren hat aber nicht nur diese bedeutende Ankäufe und Erwerbungen gemacht, sondern das Interesse an deutscher Literatur hat sich auch außer dieser Gesellschaft vermehrt. Die öffentliche Genfer Bibliothek schafft jezt auch classische deutsche Werke an. Auf Veranlassung des Pfarrers Lützcher und durch den opfernden Eifer Waizels, seines Gehülfen an der deutschen reformirten Kirche, ist in Kurzem eine deutsche Bibliothek von fünftausend Bänden gebildet worden, die durch gute Bücher und Zeitschriften einem großen Bedürfniß abhilft, und nicht allein den Höherstehenden, sondern auch dem deutschen Handwerksstand und seinen Gesellen von großem Nutzen ist und auch fleißig benuzt wird. — Der englische Lehrer Bird wird nächstens seine eleganten, mit allem britannischen Comfort eingerichteten Lesezimmer eröffnen, worin neben englischem und französischem Bedarf eine hübsche deutsche Bibliothek mit Zeitschriften aufgestellt werden wird. — Alle diese Anschaffung deutscher Literaturerzeugnisse wäre aber nicht so schnell in Gang gekommen, wenn wir seit einem Jahre nicht eine deutsche Buchhandlung hier hätten, welcher Keßmann auf das Würdigste vorsteht. Durch seine literarische Kenntniß und Umsicht ... durch seine echtdeutsche buchhändlerische Bildung war er hier eine ganz neue Erscheinung, denn der französische Buchhandel ist in Genf wie in Paris wenig mehr als eine ganz gewöhnliche Krämerei mit Magazin und Register. Bei Keßmann zeigt sich aber gutes Studium des ungeheuern deutschen Literaturfeldes neben großer Pünktlichkeit, Gefälligkeit und Rechtlichkeit. Durch diese auch in ihrem Aeußern sehr elegante Buchhandlung wurde es zuerst möglich, schnell Bücher aus Deutschland zu beziehen, was bisher auf andern Wegen, besonders über Aarau, Bern und Zürich, langsamer, unsicherer und kostspieliger geschah. Keßmann hat gleich nach Eröffnung seines Buchhandels so reichliche Bestellungen bekommen, daß er sich jezt zu seinem, allerdings gewagten, Unternehmen Glück wünschen muß und vollständig gesichert ist.

Bedeutend muß genannt werden, was Deutsches in Sinn und Gemüth von denen festgehalten wird, die mit Vorbereitung in Deutschland gereist sind, oder auf unsern Universitäten studirt haben. Keßmanns Bücher können darthun, daß ihrer in Genf, in Lyon und in dem südlichen Frankreich nicht Wenige sind, denn hier gehören die ausgezeichnetsten jungen Theologen, Philologen, Aerzte und Juristen dazu, die dem Guten, das bei uns vorhanden ist und in der Literatur erscheint, ihre warme, geistreiche Theilnahme erhalten haben. Hat doch kürzlich Musard, der in Deutschland studirte, eine Widerlegung von Strauß's Leben Jesu versucht! Es lernen fast alle Knaben deutsch, besonders aus den höhern Ständen, wiewohl das Studium dieser Sprache — der Sprache des Schweizerbundes und seiner Tagsatzung — an unserm Colleg unbegreiflicherweise nicht obligatorisch ist. Man muß bedauern, daß es der thätige Rosenberg und sein gelehrter Nachfolger, Doktor Mager, aus Mangel an Unterstützung nicht an dieser Stelle aushalten konnten. — Alle in dieser Beziehung gemachten Mißgriffe werden glücklicherweise für das erste Jugendalter durch unsere deutschen Kinderschulen ausgeglichen, und wenn die Knaben aus ihnen mit guter Kenntniß der Sprache in's Colleg traten, so lassen sie dieselbe nicht mehr liegen, wie die, welche es erst da anfangen.

Ich werde, wenn ich ein vollständiges Bild von den hiesigen intellektuellen Verhältnissen geben will, in meinem nächsten Briefe, der unverzüglich folgen soll, auf das deutsche Element zurückkommen müssen, bevor ich auf Akademie und Literatur übergehe.

Beilage: Kunstblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 154.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 28. Juni 1839.

Nicht schwer zu helfen ist gewissen Kranken:
Ein einz'ger Wink, ein Händedruck entfaltet
Uns Millionen liebender Gedanken.

Platen.

Sonettenkranz an H. W. *

Von Karl Göbbete.

1.

„Nach langer Arbeit glücklichem Vollbringen,"
Wie labend ist's, der Ruhe zu genießen,
In sich gekehrt das Auge halb zu schließen,
Um träumend in die Zukunft einzudringen!

Mir will die Ruh' zu kosten nicht gelingen,
Da vor dem Geiste Bilder sich ergießen,
Daß in die Augen plötzlich Zähren schießen,
Die alter Zeit und altem Gram entspringen.

Du hast gesehn, wie freudig ich begonnen,
Wie schöne Augen dann den Blick geblendet,
Wie schöne Locken Fesseln mir gesponnen.

O zürne nicht, wenn stets der Blick sich wendet
Auf eine Zeit, wo mir ein Glück gewonnen,
Das wie das Träumen einer Nacht geendet.

2.

„Mit süßem Nichts die Tage zu verträumen;"
Mit Nichts beschäftigt als mit nicht'gen Sachen;
Auf Fluthen treiben, hingestreckt im Nachen;
An's Ufer steigen, welches Blüthen säumen;

Zu wallen nun auf duft'gen Wiesenräumen;
Durch Feld und Wälder einen Gang zu machen,
Den Berg hinan, daß Steine stürzend krachen,
Und droben ruhn in kühn erstiegnen Bäumen;

Von Sorgen frei, der Stunde nur genießend,
Der Rose nur, die wir in Händen tragen,
Für alles Andre Sinn und Seele schließend;

Zum hingeschwundnen Glück: „sey's drum!" zu sagen,
Die innre Lust in Worte nicht ergießend;
Das war mein Sinn in kaum verschwundnen Tagen.

3.

„Bei jedem flüchtigen Genuß zu säumen,"
Als wär's der lezte, den uns heut das Leben,
In ird'scher Lust, als wär' sie endlos, weben,
Des Quells vergessen über Rauschen, Schäumen;

* Das Thema ist Platens zehntes Sonett, gesammelte Werke S. 93 ff.

Der Phantasieen wilden Flug zu zäumen,
Aus engstem Kreis in's freie All zu schweben,
So unbewußt von Seligkeit umgeben
Kann nur die Jugend seyn in Jugendträumen.

Bald wird sich ernster ihre Stirne neigen,
Nach einem Herzen wird das Herz verlangen,
Daran gelehnt verjüngt emporzusteigen.

Manch großes Herz ist namenlos vergangen,
Und kaum die Liebe wird sich ewig zeigen,
Die Dichterherzen zehrend hielt gefangen.

4.

„Am Großen sich ergötzend und Geringen,"
Gefüllt mit Jubel, kaum getrübt von Klagen,
Hat mir das Herz in warmer Brust geschlagen,
Vom Tand zerstreut, von tausend Wunderdingen;

Ich ließ mich sorglos, gleich den Schmetterlingen,
Vom Hauch des laun'gen Augenblickes tragen;
Dem innern Kern der Wesen nachzufragen,
Wie hätt' es mögen solchem Sinn gelingen!

Nun hab' ich Dies und Das in mir geschichtet,
Der Räthsel viele liegen mir erschlossen,
Und manchen Wahn der Welt hab' ich gesichtet:

Die Liebe floh, die Jugend ist verflossen,
Und mit dem Unkraut ist das Kraut vernichtet,
Und das nur freut mich, was ich längst genossen.

5.

„Aus edlen Dichtern einen Vers zu singen,"
Um herbe Stürme, eh' sie tiefer wühlen,
Des Denkens Kampf mit wogenden Gefühlen
Durch Wort und Melodie zur Ruh zu bringen;

Um auf der Töne warmgedehnten Schwingen
Zum Reich der Phantasie, wo Träume kühlen,
Wo sanfte Wellen schmeichelnd uns umspühlen,
Aus Erdenschmerz den Geist emporzuringen:

Dies Glück ist mein; den selbstgeschlagnen Wunden
Hab' ich, vergebens nicht bei Andern flehend,
Die rechte Heilung selber auch gefunden:

Allein die Menschen, mein Beginnen sehend,
Verhöhnen mich, als könnt' ich nie gesunden,
Und fliehen mich, sich spöttisch von mir drehend.

6.

„Gestreckt in's Gras, wo laute Quellen schäumen,"
Erblickst du mich: die Schmerzen sind verwunden,
Die lähmend mir des Geistes Flug gebunden,
Nun schwang er sich zu friedensvollen Räumen.

Die Erde ruht in zauberhaften Träumen,
Kein Wölkchen läßt am Himmel sich erkunden,
Und Blüthe hat zur Blüthe sich gefunden,
Und Lieder tönen sanft von allen Bäumen.

Ich habe nun, was ich so lang erjagte,
Umsonst erjagte, glücklich aufgefunden,
Gefunden schon, eh' ich's zu ahnen wagte.

Unsäglich langsam schlichen mir die Stunden
Der Lebensnacht; allein die Liebe tagte,
Jetzt sind die Wochen mir zu rasch entschwunden.

7.

„An Rosenhecken, unter Lindenbäumen"
Verfliegt der Tag dem Liebestrunknen müssig,
Da durch die Pulse leicht gerollt und flüssig
Des Blutes ungestüme Wellen schäumen.

Wer kann den Drang beglückter Liebe zähmen?
Wer wird des Kusses Feuer überdrüssig?
Wer könnte noch, in seinem Geist unschlüssig,
Der Liebe sanftes Joch zu tragen säumen?

Nun lebt der Hain, die Quellen leben wieder,
Und aus der Vögel reingestimmten Kehlen
Entströmen melodieenreiche Lieder.

Die Lieb' ist reich! Was kann Verliebten fehlen?
O süßes Kind, du schlägst die Augen nieder
Und willst den Himmel meinem Auge hehlen?

Die Bibliothek meiner Großtante.

(Schluß.)

Herr Berthold, so heißt der Fremde, verfolgt seinen Lauf im Zimmer immer eiliger, immer unregelmäßiger. Seine Gesichtszüge verzerren sich, von Zeit zu Zeit um sich blickend, sieht er aus, als verfolge ihn Jemand. Er ächzt, stöhnt, schreit, rettet sich aus einer Zimmerecke in die andere, und endlich fällt er in Zuckungen. So, Scene an Scene, sah ich das Bild jener Stunde in der Bibliothek wiederholt. Mein Schreck, mein Entsetzen läßt mich nicht zu mir selbst kommen; ich habe alle

Anstrengung meiner Kräfte nöthig, um mich aus der Lethargie zu reißen, in die mich die fortgesezte Aufmerksamkeit auf den Kranken zu stürzen drohte. Ich springe auf und eile ihm zu Hülfe. Es gelingt mir, ihn vom Boden aufzurichten und auf ein Ruhebett zu legen. Der Anfall geht vorüber und macht einer tiefen Erschöpfung Platz; auf diese folgt ein wohlthätiger Schlummer. Ich weiche nicht von seinem Bette; der Arzt kommt und wird durch mich mit allen Umständen der Krankheit bekannt gemacht.

Soll ich nun noch gestehen, was der Leser vielleicht schon errathen haben wird, daß die junge Dame, die ihren Oheim begleitete, Niemand anders als meine Unbekannte im Bankierhause, meine Armide, Angelika und Bradamante aus den Fieberphantasieen meiner Jugend war? Alles das ist sehr sonderbar! wird der Leser ausrufen. In der That, wir wünschen darüber Aufklärung.

Und welche Erklärung kann ich geben? Ich will es versuchen, einige psychologische Sätze meines Arztes zu wiederholen, die zusammen mit Schuberts Symbolik des Traumes und Kerners neuesten Erörterungen über dämonische Einflüsse und die noch nicht gehörig erforschten Kräfte des Geistes etwas geben, was man allenfalls eine Erklärung nennen kann. Der Oheim meiner Franziska — denn ich will den Leser nicht länger in Unkenntniß lassen, daß nach Verlauf von nicht ganz einem halben Jahre ich meine schöne Unbekannte zum Altare führte — litt seit seinem Jünglingsalter an gewissen periodisch wiederkehrenden Convulsionen, denen eine mit völliger Geistesabwesenheit verbundene Unruhe vorausging. In diesem räthselhaften Zustande war es ihm vergönnt, sich an entfernte Orte zu versetzen, und sein Geist nahm ein Scheinbild seines Körpers mit. An jenem Tage, wie ich oft später aus seinem Munde gehört, hatte er sich seit dem frühesten Morgen auf das Lebhafteste mit jenem Hause, und zwar mit jenem Bibliothekzimmer beschäftigt. Es war früher Besitzthum seiner Eltern gewesen, und in diesen Räumen war er groß geworden. Sein gewohnter Zufall überkommt ihn, er versinkt in jene tiefe, so charakteristische Abwesenheit, und mir, der ich hundert und noch mehr Stunden von ihm entfernt war, erscheint seine Gestalt, gerade in der Kleidung, die er damals trug. Mein Arzt versicherte mich, daß er solcher Fälle mehrere kenne. — Weit dunkler noch und mehr in's Gebiet des prophetischen Traumes hineinspielend, war die Erscheinung Franziskas. Sie, damals noch fast ein Kind, zeigte sich mir so, wie ich sie mehrere Jahre später wirklich fand. Ich will hier nichts weiter hinzusetzen; wenn man mir nicht glaubt, beweisen kann ich nichts, und auch ein Visionär will ich nicht seyn. Man weiß ja, wie bunt die Phantasie eines Knaben, und noch dazu eines Knaben, der im Ariost liest, ihre Bilder durcheinander wirft; kann es nicht Zufall seyn, daß meine Traumangelika der wirklichen Franziska glich? Oder wählte ich gerade Franziska, weil sie eine täuschende Aehnlichkeit mit jener mir so lieb gewordenen Traumgestalt hatte? Der Leser sieht, ich will gerne natürlich deuten, was sich nur irgend natürlich deuten läßt; das Faktum aber bleibt — nämlich die rothe Gestalt im Bibliothekzimmer meiner Tante.

Weder der Oheim noch seine Nichte war aber in meine Traumbilder eingeweiht. Der Erste begrüßte mich als einen vollkommen Unbekannten, und die Leztere kannte und liebte mich zwar, aber auf die gewöhnliche Weise, wie auch ohne Traum und Visionen ein junges Mädchen einen jungen Mann liebt. Sie hatte mich damals, als sie mir die Summe anvertraute, bereits öfters im Hause gemeinschaftlicher Bekannten gesehen, meinen Namen gehört und mich auch später nicht aus dem Gesichte verloren, als ich sie für gänzlich verschwunden hielt. Oft, wenn wir über diesen Gegenstand sprachen, äußerte sie unbefangen, sie glaube, die Vision und die darauf folgende Krankheit sey nur ein Befehl des Himmels gewesen, daß ich den Stand des Gelehrten aufgeben solle. Ich widerspreche ihr nicht, denn ich bin, wie ich jezt lebe, reich und glücklich, was ich vielleicht nicht geworden wäre, wenn ich im Bibliothekzimmer meiner Großtante nicht den Ariost an einem sehr kalten Wintertage gelesen hätte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, 23sten Juni.

Vermählung der Prinzessin Sophie.

Durch die bevorstehende Vermählung der Prinzessin Sophie, der zweiten Tochter unseres Königs, mit dem Erbprinzen Wilhelm der Niederlande befand sich unsere Stadt schon seit längerer Zeit in ungewöhnlicher Bewegung. Oeffentlich zeigte sich dies vorzüglich durch die umfassendsten Anstalten zu der allgemeinen Beleuchtung der Stadt, welche die Einwohnerschaft am 19ten, dem Tag nach der Vermählung, vorzunehmen beschlossen hatte. — Es ist die erste Tochter, welche der König aus dem Hause entläßt, und die bekannte Thatsache, daß die innigste Liebe den Vater mit den Kindern verknüpft, war für Jeden noch eine unmittelbarere Aufforderung zur lebhaften Theilnahme, als die politische Seite des Ereignisses, so erfreulich und befriedigend diese auch ist. — Die Haltung unserer Stadt in der leztverflossenen Zeit mag König Wilhelm lebhaft an zwei schöne Tage erinnert haben, die mit den eben abgelaufenen zu den schönsten gehören, welche Stadt und Land mit ihm gefeiert: an den Tag seiner Rückkehr aus dem Feldzug des Jahrs 1814, und an den Tag, an welchem im Jahr 1823 sein Sohn geboren wurde. Jener war für uns nach einer für Deutschland und Würtemberg unheilvollen Zeit die Morgenröthe einer bessern Zukunft unter einem Regenten, der redlich und tapfer zum großen Befreiungswerke mitgewirkt. Daß er diese schöne Hoffnung erfüllt, davon gab ihm das Volk das rührendste Zeugniß, als durch die Geburt eines Erben sein Glück voll wurde und das Volk hierin mit Jubel eine neue Bürgschaft

des eigenen Glücks begrüßte. Und auch jezt, da, nach einer langen Reihe glücklicher Jahre, der Zeitpunkt gekommen war, wo ihm nach dem Lauf menschlicher Dinge mit der Freude über das Glück einer geliebten, blühenden Tochter der Schmerz der Trennung nahe treten sollte, äußerte sich in beiderlei Beziehung das Mitgefühl der Hauptstadt und des Landes auf's Unzweideutigste und Lebhafteste.

In der jungen weiblichen Welt verschiedener Stände hatten sich Gesellschaften gebildet, um mit der Nadel gemeinschaftliche Arbeiten zu unternehmen, welche der Prinzessin als freundliche Andenken aus der Heimath dienen könnten. Einige Tage vor der Vermählung wurden diese Töchtervereine von der Prinzessin empfangen, und sahen ihre geschmackvollen Geschenke, einen Fußteppich, Möbeltapisserie u. s. w. auf's gütigste und freundlichste aufgenommen.

Der Erbprinz selbst befand sich schon seit längerer Zeit hier; am 16ten traf auch der Prinz von Oranien ein, und am 18ten, an welchen Tag sich für diesen Fürsten unvergeßliche Erinnerungen knüpfen, fand im hiesigen königlichen Schlosse die Vermählung statt, welcher die höchsten Staatsbehörden, das diplomatische Corps und Deputationen der Stände beiwohnten. — Am 19ten begann mit einer feierlichen Vorstellung im Schauspielhaus eine Reihe von Festlichkeiten, zu deren meisten zahlreiche Mitglieder der verschiedenen Stände gezogen wurden. Die eintretende königliche Familie wurde im Theater und bei den übrigen Gelegenheiten mit dem lautesten Jubel begrüßt. Die Versammlung bot den glänzendsten, mannigfaltigsten Anblick, was aber die königliche Familie selbst in ihrem Verhältniß zu der gemischten Umgebung betrifft, so sprechen wir hier aus, was wir die ganze Woche bei ihrem öffentlichen Auftreten empfunden, und womit wir gewiß den Gefühlen sehr Vieler Worte geben. Eine blühende Familie, voll Kraft und edler Bildung, umgeben von der gediegensten, durch Geschmack gezügelten Pracht, eine aus den verschiedensten Elementen gemischte Versammlung in der würdigsten Haltung, ein reines, klares Verhältniß zwischen König und Volk, Ordnung in allen öffentlichen Dingen, Zufriedenheit in allen Ständen, das Lächeln der Freude auf allen Lippen, das hier nicht die offizielle Geberde der Hauptstadt ist — dies Alles gab das heiterste, wohlthuendste Bild, und es trat der seltene Fall ein, daß zwischen den Empfindungen derer, welche gewohnt sind, unter die Oberfläche der Erscheinungen zu dringen, und denen der Leichtherzigen, welche der Schimmer der Diamanten, das Nicken der Federn und der ganze Glanz irdischer Hoheit in naives Entzücken stürzt, kein innerer Widerspruch stattfand.

(Schluß folgt.)

Florenz, Juni.

(Fortsetzung.)

Fastenprediger.

In der Woche ist man während der Fasten fleißig und ordentlich; die Frauen kommen bloß an Sonntagabenden in die Cafés, um dort ihren Tag zu beschließen; die Männer pflegen, weil die Theater geschlossen sind, auch an den übrigen Abenden einige Stunden im Café zuzubringen, und dann, früher als in irgend einer andern Jahreszeit, nach Hause aufzubrechen. Was nicht gerade an Geschäfte gebunden ist, besucht wenigstens einmal in der Woche an Werkeltagen eine Predigt, und an den lezten Freitagen die so reizend gelegene Kirche St. Miniato. Die Predigt selbst und die Gespräche darüber ersetzen bei den Meisten (es gilt dies von den Städtern) das Theater. Man spricht über den Prediger, über sein Organ, über die Art seines Vortrags, mit Ausdrücken der Begeisterung oder der Verachtung, welche einem längst aus den stereotyp gewordenen Redensarten der Theaterhabitués geläufig und bekannt sind. Der Unterschied besteht bloß darin, daß Ausbrüche des Beifalls oder des Tadels während der Predigt verboten sind. Dieses Jahr predigte der Padre Giulio Arrigoni mit außerordentlichem Beifall im Dom. Um die Kanzel waren alle Räume dieses gewiß sehr weiten Gebäudes schon lange vor seinem Auftreten ausgefüllt; in den lezten Tagen erstreckte sich die dichtgedrängte Menge fast bis an die Hauptthüre. Padre Giulio ist ein großer, stattlicher Mann, seinem Orden nach ein Barfüßer, wohl kaum in die Jahre getreten, welche man in Deutschland „die besten" heißt, in vollster Kraft seines ganzen Wesens, seiner Stimme nach von unverwüstlicher Gesundheit, sicher, bestimmt, im Vortrag Herr seiner selbst und seines Gegenstandes, des auf der höchsten Stufe hinter ihm sizenden Souffleurs nie bedürftig, überall vernehmlich, wirklich beredt, von Kopf zur Sohle ganz der Mann, wie er dem gebildeteren Theil der Florentiner zusagen mußte. An einen Savonarola darf man nicht mehr denken; er fände auch die Florentiner von 1498 nicht wieder. Arrigoni bemüht sich, alles in gewähltem Italienisch zu geben, und das bei seine mayländer oder bergamaske Aussprache nirgends durchhören zu lassen. Es gelingt ihm dies auch über Erwarten gut, obwohl die Florentiner, die sonst in dieser Beziehung viel vertragen können, ihn für etwas affektirt halten. Besondere Tiefe überrascht eben in keiner seiner Predigten, auch bezweifle ich, daß sie der großen Menge im christlichen Sinne des Wortes zur besondern Erbauung dienen können. Sie sind besonders reich an jenen ausgeführten Naturbeschreibungen, jener Genremalerei und Casuistik von Sonnund Mondscheinlichtern, welche jezt hier zu Lande für geistreich gilt. Das Publikum im Dom bestand vorzüglich aus jungen Leuten beiderlei Geschlechts, aus Advocaten und Juden, die vor der Predigt schon ein Breites hin und her discurirten, wie Padre Giulio heute seinen Gegenstand variiren, wie er morgen dem vorgeschriebenen Thema, dem jüngsten Gericht, eine andere Wendung abgewinnen werde und dergl. Vom artistischen Standpunkt beurtheilten ihn die Meisten, als Artist gab sich auch Padre Arrigoni. Der Beifall war allgemein und entschieden; das leise ausgesprochene, mehrfach und kurz hinter einander wiederholte bello tonute man rechts und links vernehmen; der Gang der Predigt selber ward weit weniger beobachtet. Am Schluß hieß es stets allgemein: „ja, die Predigt war einzig;" auf die Frage aber: worüber hat er denn gepredigt? erfolgte zuerst eine mit Interjectionen und Seufzern untermischte Wiederholung des Gesagten: ja, die Predigt war schön, sehr schön; und dann, wenn man nochmals nachfragt, nicht selten das naive Geständniß: questo poinon lo ho (ja — das weiß ich nicht). Ueberall an den Eingangsthüren schrie man das Porträt des Padre Giulio sammt Sonett für einen halben Paul aus, und dies mit einer Heftigkeit, daß man schon, um die Leute los zu werden, diesen Mann des Tages in effigie mit nach Hause trug. — Ihr kritisches Urtheil über die drei diesjährigen Prediger faßten die wizigen Florentiner so zusammen:

Il duomo ci diverte,
Sta. Croce ci converte,
S. Lorenzo baccia Cristo,
Sta. Maria Novella non si ha visto.

Sie sehen daraus, daß merkwürdiger Weise der Predigerorden dieses Jahr keinen Redner hatte.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 66.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 155.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 29. Juni 1839.

— Why, such is loves transgression. —
Love is a smoke, rais'd with the fume of sighs;
Being purg'd, a fire, sparkling in lovers eyes;
Being vex'd, a sea, nourish'd with lovers's tears.
Shakespeare.

Sonettenkranz an W. H.

Von Karl Gödeke.

8.

„Das Leben unbesorgt dahin zu bringen,"
Ist mir vergönnt, der ich ein Herz errungen,
Das mit dem meinen gleichgestimmt erklungen,
Und bis zum Tode mag harmonisch klingen.

Gefangen von der Liebe sanften Schlingen,
Von ihrem Blick, von ihrem Wort bezwungen,
Von weichen Armen an das Herz geschlungen,
Wen könnte da ein Kummer noch bezwingen?

Was fehlt dem Herzen, dem so viel entstanden,
Als wild es schwärmte ohne Maaß und Ziele,
Nun es gefangen liegt in solchen Banden?

Und wenn des Himmels Glück vom Himmel fiele,
Ich würde thun, als wär' es nicht vorhanden;
Denn mir genügt an diesem ird'schen Spiele.

9.

„Im Mai die Stirn mit jungem Laub zu krönen,"
Wenn um das Kinn der weiche Flaum sich schmieget,
Und sich der Geist in Liebesträumen wieget,
Mag immerhin bedächt'ger Ernst verpönen:

Allein die Jugend weihe sich dem Schönen,
Bis Lenz und Kraft im leichten Flug entflieget;
Und wo der Ernst den heitern Muth besieget,
Entweichen schüchtern Grazien und Camönen.

Nichts mehr gebricht dem Lenz an seinem Glücke,
Wenn ihm der Liebe duft'ge Rosen glühen,
Und schwand der Lenz, führt Liebe sie zurücke.

Nur wenn die Rosen und der Lenz verblühen,
Sinkt zu des Lebens Paradies die Brücke,
Und Leben wird zur Kette steter Mühen.

10.

„Die lauen Nächte, bis es wieder taget,"
Ring' ich vergebens, dieses Aug' zu schließen:
Die Seufzer wallen, herbe Thränen fließen,
Weil mich der Vorwurf unaufhörlich naget:

Da du, o Herz, zu trinken hast gewaget
Der Liebe Becher, darf es dich verdrießen,
Mußt du ihn ganz zum Bodensatz genießen?
Genieße nun, wie schlecht es auch behaget.

Verlange klagend nicht zurückzuschauen,
Und werde, mehr als du es je gewesen,
Gewohnt, auf Menschenherzen nicht zu trauen.

Noch hast du Kräfte, wieder zu genesen,
Noch kannst du dich an andrer Lust erbauen
Und andern Tand zu lieben auserlesen.

11.

„Durch Weingenuß und Liebe zu verschönen"
Den kurzen Lenz, versucht' ich; konnt' es frommen,
Da für ein falsches Herz das Herz erglommen,
Gelockt zum Abgrund von Sirenentönen?

Und dennoch kann das Herz sie nicht verpönen
Die helle Glut, die ihm die Ruh genommen;
Es wähnt, die Liebe müsse wiederkommen
Und jede Hoffnung mit Erfüllung krönen.

Unsel'ges Loos, wenn sich das Herz verzehret
In Liebesglut zugleich und tiefem Grollen,
Und jeder Tag den innern Zwiespalt mehret!

Grausames Spiel, zeigt Liebe uns den vollen
Pokal des Glücks, indeß sie's kalt verwehret,
Wenn wir den dargereichten leeren wollen!

12.

„Dies ist, und wenn mich auch darob verklaget"
Mein eigen Herz, der Trost in trüben Stunden,
Daß ich in ihr das höchste Glück gefunden,
Der ich mit ganzer Liebe nachgejaget.

Und bin zu rasch ich nicht vielleicht verzaget?
Hab' ich den Armen, die mich eng umwunden,
Dem Herzen, dran ich Himmelslust empfunden,
Der ganzen Schönheit nicht zu früh entsaget?

Könnt' ich nur einmal wieder an mich pressen
Dich, theueres Leben, dich umschlungen halten,
In deinem Kusse meine Qual vergessen!

Die süßen Lippen, die mich treulos schalten,
O gib sie mir! Du schauest mich indessen
Gleichgültig an. O könnt' auch ich erkalten!

13.

„Ein Sittenrichter, der es will verpönen,"
Daß ihr geliebt und, nun von Schlangenbissen
Das Herz vergiftet und die Brust zerrissen,
Nur Klagen lasset von den Lippen tönen,

Er möge nie verliebte Seufzer stöhnen,
Hervorgepreßt von Liebeshindernissen;
Doch mög' er auch vom Liebesglück nichts wissen
Und jeder wärmern Regung sich entwöhnen.

O lasset schweigend über euch ergehen
Sein Strafgericht, ihr habt wohl mehr verwunden,
Als Sittenrichter ahnen oder sehen.

Er kennt die Liebe nicht, wer ihre Wunden,
Ihr Küssen, Zürnen, Trennen, ihre Wehen
Und ihre Rasereien nicht empfunden.

14.

„Das Einzige, was meinem Sinn behaget,"
War auszuruhn in düstern Felsenschlünden,
Der dunkeln Stille meinen Schmerz zu künden,
Der sich nicht mehr an's Licht der Sonne waget.

Nacht hüllt mich ein, ob je es wieder taget?
Ich steh' allein, wer mag sich mir verbünden?
Wer mag der Seele dumpfen Schmerz ergründen,
Um Trost zu bieten, daß sie nicht verzaget?

Du folgest trügerischen Lebenssternen
Nicht fürder, schaffst erfindrisch neu Beschwerden,
Indeß die Menschen sich von dir entfernen:

O Herz! das einz'ge wahre Glück auf Erden
Ist: Welt und Menschen herzlich lieben lernen
Und ihrer Liebe selber werth zu werden.

15.

Ich möchte nicht, was ich begann, vollbringen;
Das Leben möcht' ich träumerisch verträumen,
Bei jedem Dorn, bei jeder Rose säumen,
Mit Liebe, Wein und Liedern mich umringen;

Die Wälder möcht' ich füllen an mit Singen,
Und haschen nach des Lebens flücht'gen Schäumen;
Die Frühlingsblüthen streifen von den Bäumen,
Und selber mich als Lenzesopfer bringen:

Ich hoffe nicht, die Stirne mir zu krönen,
Da nicht der Dichtung heitres Frühroth taget,
Nur durch Gesang den Tag mir zu verschönen.

Der du mich einst um trüben Censt verklaget,
Wirst dieses Traumdaseyn mir nicht verpönen,
Das mir allein im Leben noch behaget.

Etwas von Küssen.

Wie kommt es, daß die neueren Sprachen des südlichen und südwestlichen Europa so arm an Wörtern zu Bezeichnung des Kusses sind? Hatten doch die Römer,

das ernste, rauhe Volk, drei schöne Namen dafür: osculum, suavium, basium. Ihre Nachkommen dagegen, die Italiener, ließen osculum und suavium untergehen und bildeten bloß aus dem minder züchtigen basium ihr baccio, womit sie sich nothdürftig behelfen. Ebenso ist es bei den heißblütigen Spaniern; auch diese haben nur das gleichfalls von basium abgeleitete beso und das Zeitwort besar. Der Portugiese hat neben dem bejo (besho) das osculo behalten. Am allerärmsten sind die Franzosen, denn sie haben ihr baiser so entweiht, daß es ohne Verletzung des Anstands geradezu und ohne Beisatz gar nicht gebraucht werden darf.

Auch die Völker germanischer Abkunft können in diesem Punkte mit keinem Reichthum prangen. Wir Deutschen haben außer Kuß eigentlich auch nichts; denn von Provinzialismen, wie dem Bernischen „Mundschi," dem Bundtnischen „Busch," dem Bayerschen „Buserl" u. dergl. kann nicht die Rede seyn, so interessant sie auch sprachlich seyn mögen: denn buss heißt z. B. im Persischen Kuß (im Schwedischen puss). Dasselbe gilt von den Zeitwörtern: küssen heißt im Osnabrückischen „pipen," in manchen Gegenden der Schweiz „schmugeln," im Hannöverschen „schnütjen," von Schnute, d. h. Schnautze, u. s. f. Allgemeinere Bezeichnungen sind Mäulchen, und Schmatz, Schmätzchen; aber jenes ist offenbar nur von der Sentimentalität dem osculum willkührlich nachgedrechselt, und letzteres ist entschieden gemein und als Naturlaut widrig. — Die Engländer, welche doch sonst alle Sprachen plündern und den Raub ihrer Mundart einverleiben, waren beim Kuß sehr genügsam: sie haben nichts als die von uns entlehnten Wörter kiss und smack (von Schmatz), und endlich smick-smack (Geküsse). — Etwas reicher ist der frostige Holländer. Außer kus, kusje hat er noch zoen (ausgesp. Sun) und zoentje, als Verkleinerungswort, das auch Versöhnung bedeutet. Smoeldermuilen heißt küssen, daß es schmatzt.

Welch ein Abstich zwischen den angeführten Völkern und den weitverbreiteten slavischen! Alle slavischen Sprachen sind ausnehmend reich an Ausdrücken für alle Arten und Stufen von Zärtlichkeit und Liebe. Das Wendische z. B. hat für Küssen die Worte: lubiti, objemati, kushuvati, lubuvati. So findet man in J. Stulli's lateinisch-italisch-illyrischem Wörterbuch unter osculum folgende zehn Benennungen: usica, rilla, rillica, celòo, ljubne, celivanje, celovanje, ljubljenje, poljubljenje, kusces. Und dieses Wörterbuch hat zum Verfasser einen Franziskaner; Bettelmönche aber machen in der Regel keine Jagd auf erotische Wörter.

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Juni.

(Schluß.)

Ein Brief Cromwells an Mazarin.

Nach der so malerisch gelegenen Kirche St. Miniato, die alle Reisenden wegen der schönen Aussicht über das breite, üppige Arnothal, wegen des Blicks auf die Berge von Vallombrosa, Montemorello, auf die Thürme von Fiesole, auf die unter einem so friedlich hingelagerte Stadt und die tausend Villen, die ihr zur Einfassung dienen, unvergeßlich seyn muß, geht man an den lezten Freitagen um 23 Uhr, weil diese sonst geschlossene Kirche bloß an diesen Tagen dem Publikum zugänglich ist. Man kann, den Cypressengang bis St. Francesco hinaufgelangt, dort die Vesper hören, und von St. Miniato die Sonne untergehen sehen.

Während ein Herr de Luca in Rom in seinen „Annalen für religiöse Wissenschaften" das Leben Jesu von Strauß, ein Buch, das die römische Curie auf den Index gebracht hat, eine opera scandalosa e veramente infernale betitelt, und seltsamer Weise nicht mit eigenen Waffen, sondern mit einer Recension bekämpft, die noch seltsamer einem englischen Review entlehnt ist, macht ein Florentiner in Paris einen unedirten, höchst merkwürdigen Brief Cromwells in einer Zeitschrift bekannt, wo sie den Wenigsten zugänglich seyn dürfte. Bei dem Interesse, welches eine solche Sache jezt haben muß, theile ich Ihnen denselben hier in der Uebersetzung mit. Der Brief ist an den Cardinal Mazarin gerichtet, und betrifft die Waldenser.

„Das harte Mißgeschick und die nicht minder blutigen Verfolgungen (cruentissimae caedes), welche neulich die Protestanten erlitten haben, die einige Alpenthäler im Gebiet des Herzogs von Savoyen bewohnen, sind Ursache, daß ich eingeschlossene Briefe an Se. königliche Majestät (Ludwig XIV.) und diesen an Eure Eminenz gerichtet habe. Und wie ich nicht zweifle, daß eine Grausamkeit der Art, welche gegen unschuldige und dürftige Menschen auf so barbarische Weise gewüthet hat, das allerhöchste Mißfallen des Königs erregen werde, halte ich mich überzeugt, daß auch Sie Ihre Kräfte und ihre Gunst, die hier den Ausschlag geben dürften, dahin verwenden, daß ich das erreiche, was ich im Interesse jener Unglücklichen von Sr. königlichen Majestät mir erbeten habe. Nichts hat den Franzosen so sehr das Wohlwollen aller ihrer Nachbarn, welche der Reformation anhängen, verschafft, als jene Freiheit und jene Privilegien, welche ihre Edikte und öffentlichen Akte den Protestanten zugesichert haben. Unsere Republik wenigstens hat, nicht sowohl anderer Ursachen halber, als vorzüglich deshalb die Freundschaft und die enge Verbindung mit den Franzosen in einer Sache gesucht, die schon seit längerer Zeit Gegenstand einer Unterhandlung mit dem königlichen Gesandten, jezt ihrem Abschluß nahe ist. Ja die außerordentliche Güte Eurer Eminenz, und die Mäßigung, welche Sie bei der Leitung der höchsten Angelegenheiten des Reichs gegen die Protestanten Frankreichs an den Tag gelegt haben, Ihre Klugheit und Ihre Seelengröße berechtigen mich zu dieser Erwartung. Ich wünsche, daß Eure Eminenz sich überzeugt halten möge, daß dadurch, und wegen der Einleitungen zu einer noch innigeren Verbindung zwischen der Republik und Frankreich, die somit getroffen werden, Ihre Freundlichkeit und Ihr Wohlwollen mich zu Gegendiensten verpflichten. Gegeben in unserer Aula zu Westmünster den 25sten Mai 1655. Oliver Protector.

Stuttgart, 23sten Juni.

(Fortsezung.)

Vermählung der Prinzessin Sophie.

Zur Eröffnung des Schauspiels wurde vom Orchester das holländische Nationallied gespielt. Zur Vorstellung war die hier noch nicht gegebene kleine Oper: „der Gott und die Bajadere“ von Scribe und Auber gewählt worden, zunächst wohl, damit auch die französischen Tänzer und unser einheimisches Ballettorps passende und reichliche Gelegenheit fänden, das Ihrige zum Glanze des Festspiels beizutragen. — Mit Einbruch der Nacht warf die ganze Stadt auf einmal das glänzendste Festgewand über, in das sie sich je gekleidet. Die wohlhabenderen Einwohner hatten mit den städtischen und königlichen Behörden in Großartigkeit und Geschmack der Anstalten zu Beleuchtung ihrer Häuser gewetteifert; aber kein Haus war so arm, das seine bescheidene Architektur nicht wenigstens mit Lampen bezeichnet hätte. Ueberall reich verzierte, strahlende Portale, überall gemalte und natürliche Blumen, Festons und Kränze, Schildereien, Devisen aller Art, Trophäen, Flaggen, Banner, zu den mannigfachsten architektonischen Gruppen vereinigt; in den Avenuen haushohe Triumphbögen, Obelisken, Säulen, nach den besten Mustern. Die Hauptrolle bei den transparenten Inschriften spielten natürlich die Namen und Chiffern der Neuvermählten, und bei den Schildereien der würtembergische Hirsch neben dem hohenstaufischen Löwen, und der Löwe im blauen Feld mit den goldenen Schindeln, sammt dem: Eentragt maakt macht. Aus den zahllosen Texten der Transparente sprach immer herzliche Anhänglichkeit und gemüthliche Loyalität; wenn man aber etwas vermißte, so war es jener franke Humor, der sich aus Instinkt innerhalb der Grenze des Anstands hält, oder wenn er sie auch einmal streift, durch die naive, unbefangene Miene, die er dazu macht, ein herzliches Lachen erregt, das die auftauchende Bedenklichkeit erstickt. In einer Zeit, wo die Gemeinheit ein allgemein gefürchtetes Gespenst ist, weil Jeder gebildet seyn und die Geseze des Anstands kennen will, sind die Grenzen des leztern viel zu eng gesteckt, als daß der Mutterwiz sich auch nur einigermaßen frei bewegen könnte. — Das königliche Schloß mit seinen langgedehnten architektonischen Linien, das Rathhaus, die Thore, manche größeren Straßen, die Königsstraße, Friedrichsstraße, Hauptstätterstraße, boten den prachtvollsten Anblick dar. Durch alle Straßen zog bis nach Mitternacht ununterbrochen eine doppelte Wagenreihe; ungeheuer war die Menschenmenge, welche dieses Schauspiel von nah und fern herbeigezogen hatte, und doch entstand fast nirgends ein lästiges Gedränge, und die Menschenströme flossen wie in unvermeidlichen Betten an einander vorüber. Es kam dies daher, daß auch an den entferntesten Punkten der Stadt Vieles und Ueberraschendes zu sehen war, und daß die Glanzpunkte im Innern an breiten Straßen und geräumigen Pläzen lagen. Unsere sehr ausgedehnte, gewöhnlich nur stellenweise sehr belebte Stadt bot auf einige Stunden in allen ihren Theilen ein lebendiges Bild der Weltstadt London in ihren geräuschvollsten Quartieren. — Die königliche Familie besah die Stadt zu Wagen und zu Pferd, und wurde überall auf's Lebhafteste begrüßt. — Dieser schöne Tag, oder vielmehr diese herrliche Nacht mit dem klarsten Sternhimmel, wo der laue Nachtwind eben nur die Flammen der Lampen fächelte, wurde ohne Anordnung zum heitern, wohlgeordneten Volksfeste. Hier konnten Alle genießen, was Alle zubereitet, hier konnte jeder zum Ausdruck der Freude das Seinige beitragen, während es in der Natur der Sache lag, daß an den übrigen Festlichkeiten, troz aller königlichen Liberalität, immer nur die Wenigsten Theil nehmen konnten. Die Absicht der hiesigen Einwohner bei dieser Manifestation ihrer Gesinnungen wurde auch vollkommen erreicht und die Bedeutung des Tages von der königlichen Familie freudig anerkannt. Nach der Beleuchtung sprach der König gegen eine eigens berufene Deputation des Stadtraths seinen Dank und seine Freude über jenes Zeichen der Anhänglichkeit der Einwohner Stuttgarts aus, und beauftragte die Deputirten, dies der Einwohnerschaft zu wissen zu thun. Der Magistrat ergriff das Mittel, eine hierauf bezügliche Note drucken und in allen Häusern vertheilen zu lassen.

Am 20sten fand im prächtigen königlichen Landhause Rosenstein ein Déjeuner dansant statt. — Am Abend desselben Tages überreichten die Bürger Cannstadts, der Badevorstadt von Stuttgart, mit einem Fackelzuge zu Pferd der neuvermählten Prinzessin ein Album, welches unter anderm Ansichten des Cannstadter Thals vom Landschaftsmaler Steinkopf und eine Widmung von Gustav Schwab enthielt. — Am 21sten wurde im sehr geräumigen, geschmackvoll verzierten und beleuchteten neuen Reithaus Händels Oratorium „das Alexanderfest.“ von der Hofkapelle und einer sehr bedeutenden Sängermasse aufgeführt. Unsere Dilettanten beiderlei Geschlechts hatten sich dazu schon seit längerer Zeit eingeübt. Vor dem Oratorium wurde eine eigens für die Gelegenheit gedichtete und von Kapellmeister Lindpaintner componirte Festhymne gesungen. Drydens Ode: „Alexander's feast, or the power of music,“ war von den Engländern lange geschäzt, ehe sie Händel im Jahr 1725 trefflich componirte. Das prächtige Stück hat seitdem manches Fest mit seinem musikalischen Pomp verherrlicht, und auch diesmal brachte es bei sehr gelungener Ausführung im angemessensten Raume die großartigste Wirkung hervor. Das Auditorium war aus allen Ständen gemischt, und hier besonders hatten die zahlreichen Fremden Gelegenheit, den Flor unserer weiblichen Welt zu mustern und den wesentlichen Charakter der weiblichen Schönheit in Schwabens Hauptstadt kennen zu lernen. — Am 22sten wurden die Feierlichkeiten mit einer großen Redoute im Hoftheater beschlossen. Es waren dazu, mit Berücksichtigung aller Elemente der hiesigen Bevölkerung, über 1200 Karten vertheilt worden. Die Anordnungen waren mit dem Geschmack getroffen, der die Feste des hiesigen Hofes auszeichnet, und den Theilnehmern mit höchster Liberalität die mannigfachsten Genüsse bereitet.

Die von uns durchlebten Tage werden in Allen lange nachklingen, besonders in den Vielen, welchen es dabei zu Theil wurde, mit der liebenswürdigsten Fürstenfamilie in nähere Berührung zu kommen. — Die Neuvermählten werden noch einige Tage hier verweilen, und sodann die Reise nach den Niederlanden antreten. — So eben sind die niederländischen Händel glücklich beigelegt, so eben hat Holland einen bedeutenden Schritt zum Anschluß an Deutschland gethan, nach menschlicher Voraussicht steht uns eine Periode ruhiger Entwicklung bevor: so konnte diese Verbindung unter keinen glücklicheren Auspizien geschlossen werden. Bei uns Allen verbindet sich auch mit den herzlichsten Glückwünschen der feste Glauben an die Erfüllung derselben. So unerforschlich auch die Zukunft ist, wir lesen einmal darin nur Glück und Heil für beide Fürstenkinder und beide Länder, gerade wie wir alle, auch ohne holländisch zu verstehen, recht gut merkten, daß von sehr Erfreulichem die Rede war, wenn wir bei der Beleuchtung das Transparent am Hause des holländischen Geschäftsträgers buchstabirten:

De bloom van Würtemberg vereenigt mit Oranje,
Belooft een eeuw van Heil an Naerland en Germanje.

Beilagen: Intelligenzbl. Nr. 20 u. Monatsreg. Juni.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Kunst-Blatt.

Zwanzigster Jahrgang 1839.

Herausgegeben

von

Dr. Ludwig Schorn.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1839.

Inhalt.

Nr. 1.

Kunstgeschichte und Periegese.

Archäologie. — 1) E. Gerhard, Archemoros und die Hesperiden. — 2) Raoul-Rochette, Lettre à M. L. de Klenze. — 3) Dr. Theodor Panofka, Argos Panoptes. — 4) Ed. Gerhard, über die Metallspiegel der Etrusker. — Chr. Walz.

Nachrichten vom November. — Museen und Sammlungen. Straßburg. Baden-Baden. — Bauwerke. Dresden. London. — Sculptur. Kopenhagen. Haag. Paris.

Nr. 2.

Archäologie. — (Fortsetzung.) — 1) Archemoros und die Hesperiden ꝛc., von Ed. Gerhard.

Kunstgeschichte und Periegese. — (Fortsetzung). Grüneisen, Niclaus Manuel.

Nr. 3.

Mailand. — Beschreibung der in Marmor auszuführenden Gruppe, die gute Mutter, oder das Charfreitagsfest. —

Bemerkungen zum Aufsatze Marchesi's über dessen Kunstwerke.

Archäologie. — (Beschluß.)

Nachrichten vom November. — Sculptur. München. Coburg. — Denkmäler. Wien. München. Stuttgart. Darmstadt. Frankfurt a. M. —

Nr. 4.

Burgschmidt's Erzguß der Statue Albrecht Dürers.

Kunstnachrichten aus Florenz. November 1838. — Mt.

Nachrichten vom November. — Denkmäler. Kassel. Detmold. Mailand. Venedig. — Medaillenkunde. Darmstadt. Paris. — Malerei. St. Petersburg. Berlin. Hannover. Stuttgart. Brüssel. Venedig. Rom.

Neue Stiche und Lithographien: Berlin. Stuttgart. London.

Kupferwerke: London. Philadelphia.

Nr. 5.

Kunstausstellung in München 1838. — (Fortsetzung).

Kunstnachrichten aus Florenz. Nooember 1838. — (Beschluß.)

Nachrichten vom November. — Alterthümer. Weimar. Paris.

Nr. 6.

Deutsche Bildhauer in Rom.

Carlsruher Kunstausstellung. September 1838.

Nachrichten vom November. — Alterthümer. Stora. Alexandrien. — Technisches. Dresden. St. Petersburg. — Statistik der Kunst. Berlin. — Persönliches. Kopenhagen. Berlin. Paris. Wien. Brüssel. München.

Nr. 7.

Germanische Archäologie. — Leopold v. Ledebur, das königliche Museum vaterländischer Alterthümer im Schlosse Monbijou zu Berlin. — Fr. Kugler.

Carlsruher Kunstausstellung. September 1838. — (Fortsetzung.)

Nachrichten vom November. — Persönliches. Rom. London. — Nekrolog. Dresden.

Nr. 8.

Malertechnik. Friedrich Knierim, die Harzmalerei der Alten. — Dr. Fr. Lucanus.

Carlsruher Kunstausstellung. September 1838. — (Fortsetzung.)

Nachrichten vom November. — Nekrolog. Paris. — Literatur. Rom. Paris. Lyon. Cambrai. Bordeaux. London. Hamburg. Dresden.

Nr. 9.

Kunstgeschichte und Periegese. II. Dr. Fr. Kugler: Handbuch der Geschichte der Malerei.

Neue Kupferstiche. La Vierge de la meison d'Orleans. Nach Rafael, gest. von Desnoyers.

Nachrichten vom December. — Persönliches. Berlin. München. Stuttgart. Frankfurt a. M. Wien. Kopenhagen. Rom. Athen. Constantinopel.

Preisbewerbung. Kopenhagen. — Akademien und Vereine. Rom. Wien.

Nr. 10.

Ueber die zu Dresden den 1. October 1838 gehaltene Versteigerung der zweiten Abtheilung der gräflich Sternberg'schen Kupferstichsammlung, die deutsche Schule enthaltend. Fr.

Kunstgeschichte und Periegese. — (Fortsetzung.)

Nachrichten vom December. — Akademien und Vereine. Dresden. Berlin. Münster. Brüssel.

Nr. 11.

Kunstgeschichte und Periegese. — (Fortsetzung.) Dr. Fr. Kugler. Beschreibung der Gemaldegallerie des königl. Museums zu Berlin. Desselben Beschreibung der königl. Kunstkammer zu Berlin.

Nachrichten vom December. — Museen und Sammlungen. Berlin. Kopenhagen. — Bauwerke. Constantinopel. Wien. Weimar. Braunschweig. Petersburg. St. Benoist-sur-Loire. — Sculptur. Stockholm.

Nr. 12.

Kunstgeschichte und Periegese. — (Fortsetzung.) — Verzeichniß der Wagner'schen Gemälde-Sammlung von Fr.

Kugler. Beschreibung nnd Geschichte der Schloßkirche zu Quedlinburg rc., dearbeitet von C. F. Ranke und F. Kugler, herausgegeben von W. C. Fricke.
Nachrichten vom December. — Sculptur. Berlin. München. Paris. Rom. — Deukmäler. Nürnberg. München. Paris. — Medaillenkunde. Dresden. Berlin. — Malerei. St. Petersdurg. Kopenhagen. Paris. Stuttgart. Ulm. München. Venedig. Rom. — Neue Stiche. London.

Nr. 13.

Nekrolog. — Herzogin Marie von Württemberg.
Ueberreste christlicher Kunst auf Malta aus dem 13., 14., 15. und 16. Jahrhnndert.
Nachrichten vom Deeember. — Neuer Stich. London.

Nr. 14.

Glasmalerei in München und Paris. — 1) Brief des Herru von Schelling an Herru Saint-Mare Girardin über die Fortschritte der Glasmalerei in München.
Nachrichten vom Deeember. — Nene Stiche. London. Paris. Berlin. — Kupferwerke. Paris. London. — Alterthümer. Rom. Berlin. Ofen. Stuttgart. Rom. — Literatur. Rouen. Grenoble. Paris. Nimes und Paris. Leipzig. Hamburg. Kopenhagen.
Nekrolog. Stockholm. Haag. Paris. Rom.

Nr. 15.

Glasmalerei in München und Paris. — (Fortsetzuug.)
Nachrichten vom Januar. — Persönliches. Kopenhagen. München. Berlin. Paris. Brüssel. — Nekrolog. Rom. Paris. Brüssel. London. — Technisches. St. Petersburg. Berlin. Turin. — Einladung des rheinischen Kunstvereins zu der Kunstausstellung im Jahr 1839.

Nr. 16.

Glasmalerei in München und Paris. — (Beschluß.) — II. Ueber die vorzüglichsten Glasmalereien, welche seit der Wiedergeburt dieser Kunst um's Jahr 1826 in Frankreich und von französischen Künstlern geliefert worden sind. Brongniart.
Nachrichten vom Januar. — Technisches. Paris. — Kunstausstellung'en. Frankfurt. Rom. — Bekanntmachung, die Dresdner Kunstausstellung betreffend.

Nr. 17.

Illustrirte Werke. — Der Cid von J. G. v. Herder mit Randzeichnungen von Eugen Neureuther.
Regensburg. 2. Januar.
Nachrichten vom Januar. — Kunstausstellnngen. Rom. Wien. München. — Museen und Sammlungen. Kopenhagen. Dresden. München. Rom.

Nr. 18.

Villa Sommariva am Comer See. — Dr. Ed. Rüppell.
Nachrichten vom Januar. — Akademien und Vereine. Köln. Rom. Wien. München. Berlin. — Bauwerke. Petersdurg. Köln. München. Coutances-Manchester. — Sculptur. Athen. Carrara. Mailand. Paris. München. Kopenhagen. — Denkmäler. Salzburg. München.

Nr. 19.

München im Januar. — Niebuhrs Briefe. Peter Heß. Eugen Neureuther. ef.
Nachrichten vom Januar. — Denkmäler. München. Hannover. Detmold. Paris. Haag. Frankfurt. Stuttgart. — Metallguß. Berlin. — Ciselirkunst. Hannover. — Medaillenkunde. Brüssel. Berlin. — Numismatik. St. Petersburg. — Malerei. St. Petersburg. Berlin. Breslau. Düsseldorf. Dresden. Frankfurt. München. — Neue Stiche und Lithographien. — Braunschweig. Hannover. München. London. Paris. — Kupferwerke. — London. Paris. Berlin. — Alterthümer. München.

Nr. 20.

Kunstausstellung in München 1838. — (Beschluß.) ef.
Radirungen. — Bilder und Randzeichnungen zu deutschen Dichtungen, erfunden und radirt von Sonderland.
Nachrichten vom Januar. — Alterthümer. Vicenza. Paris. Liverpool. — Preisbewerdung. Wismar. — Versteigerungen. Paris. Berlin. Dresdn. — Statistik der Kunst. Paris. Berlin. Liegnitz. Weimar. Wien. Rom. — Literatur. London. Paris. Amiens. Dijon. Orleans. Toulouse. Erfurt. Arolsen.

Nr. 21.

Zur Kunstgeschichte. — I. Ueber den unbekannten Meister aus Köln bei Ghiberti. II. Franeesco, Sohn des Gentile aus Fabriano. Von Dr. Gaye.
Archäologie. — Brevi cenni di un monumento scoperto a Porta Maggiore del Cav. Luigi Grifi.
Carlsruher Kunstausstellung. September 1838. — (Fortsetzung.)

Nr. 22.

Zur Kunstgeschichte. — (Fortsetzung.) III. Das Grabmal des heiligen Domenieus in Bologna.
Carlsruher Kunstausstellung, September 1838. — (Fortsetzung.)

Nr. 23.

Znr Kunstgeschichte. — (Beschluß.) IV. Brief des Cardinals Paria an einen Maler. V. Ein Abend bei Tizian.
Carlsruher Kunstausstellung. September 1838. — (Fortsetzung.)
Nachrichten vom Fedruar. — Technisches. Weimar. — Persönliches. Rom. Paris.
Kunstausstellung zu Lübeck.
Der rheinische Kunstverein.

Nr. 24.

Bestand und Wirken des Kunstvereins in München. ef.
Nachrichten vom Februar. — Persönliches. Paris. Erfurt. Hannover. — Preisbewerdungen. Berlin. Prag. — Kunstausstellungen. Haag. Paris. Rom. — Artistischer Verkehr. Rom. — Versteigernngen. Paris. — Akademien und Vereine. Wien. Berlin.

Nr. 25.

Bestand und Wirken des Kunstvereins in München. — (Beschluß.)
Nachrichten vom Februar. — Mnseen und Sammlungen. Rom. Haag. London. Kopenhagen. — Bauwerke. Dresden. München. Wien. — Sculpturen. Paris. Brüssel. München. Berlin. Kopenhagen. — Metallguß. Paris. London. — Denkmäler. Rom. Paris. Schwerin. Detmold. — Malerei. Haag.

Nr. 26.

Ueber die Entwicklung der neueren englischen Holzschneidekunst seit Bewick.
Nachrichten vom Februar. — Malerei. München. Paris. London. — Alterthümer und Ausgrabungen. Petersburg. Wien. Paris. Dijon. Rom. Neapel. — Neue Lithographien. Berlin. — Kupferwerke. London. Paris. — Literatur. Paris. Clermont-Ferrand. Lyon. Perigueur. Pau. Dijon. Breslau. — Statistik der Kunst. Leipzig. Paris. London. — Nekrolog. Mailand.

Nr. 27.

Leistungen des Glasmalers Johann Jakob Kellner und seiner Söhne in Nürnberg.
Ausstellung der königl. Akademie zu London. 1838.
Kunstliteratur. — 1) J. M. Kumpe. Ueber den Kunstverein für Churhessen. 2) Derselbe über Kunst und Kunstvereine.
Nachrichten vom Februar. — Nekrolog. Weimar.

Nr. 28.

Ausstellung der königl. Akademie zu London 1838. — (Fortsetzung.)
Holzschneidekunst. — Paul et Virginie et la Chaumière indienne, par Bernardin de Saint-Pierre.
Nachrichten vom Februar. — Nekrolog. Athen. Rom. London.

Nr. 29.

Lithographische Werke. — 1) Friedr. Hohe. Neue Malerwerke aus München. — 2) Christliches Kunststreben in der österreichischen Monarchie. Herausgegeben von P. Bohlmanns Erben.
Neue Kupferstiche.
Ausstellung der königl. Akademie zu London 1838. — (Fortsetzung.)

Nr. 30.

Die als Vereinsgeschenke von den Kunstvereinen ausgegebenen Kupferstiche, Radirungen und Lithographien. Dr. Fr. Lucanus.
Ausstellung der königl. Akademie zu London 1838. — (Beschluß.)
Literatur. — Die Metropolitan-Kirche zu Unsrer l. Frau in München. Bei G. Franz daselbst. — cf.

Nr. 31.

Das Formschnittwesen in unsern Tagen. — Alfr. Renmont.
C. F. Lessings tausendjährige Eiche. — Lucanus.

Nr. 32.

Kupferstiche deutscher Künstler neuerer Zeit. — Dr. Fr. Lucanus.
Das Formschnittwesen in unsern Tagen. — (Beschluß.)
Nachrichten vom März. — Persönliches. St. Petersburg. Berlin. Göttingen. Dresden. München. Karlsruhe. — Technisches. Dresden. London. München. Berlin. Paris. — Preisbewerbung. Dresden. — Kunstausstellungen. Rom.

Nr. 33.

Zehntes Glasfenster für die Maria-Hilfkirche in der Au. — cf.
Nachrichten vom März. — Kunstausstellungen. Wien. München. Leipzig. Hannover. Paris. — Versteigerungen. Brüssel. — Akademien und Vereine. Schwerin. St. Wendel. München. Pesth. Rom. — Museen und Sammlungen. London. Paris. Wien. Dresden. — Bauwerke. Glasgow. Gent. Nürnberg.

Nr. 34.

Rom, 5. März 1839.
Nachrichten vom März. — Bauwerke. Berlin. München. Rom. — Sculptur. Kopenhagen. London. Rom. Paris. — Metallguß. Paris. — Denkmäler. London. Paris. Kopenhagen. Braunschweig. Hannover. München. — Medaillenkunde. Paris. — Numismatik. Paris. — Malerei. Rom. München. Frankfurt. — Alterthümer. Trier. Rom. Alexandrien. — Neue Stiche, Lithographien rc. München. Berlin. Paris. London. — Kupferwerke. Prag.

Nr. 35.

Prag, im März 1839. — mar.
Dr. Gaye's kunstgeschichtliche Arbeiten.
Neue Kupferstiche und Lithographien. F. — 1) The only daughter, nach D. Wilkie, gestochen von Engleheart.
Nachrichten vom März. — Kupferwerke. Paris. München. — Literatur. London. Paris. Paris und Straßburg. Berlin. Stuttgart. — Nekrolog. London. Mainz. Freiburg. Florenz.

Nr. 36.

Israel von Meckenen, Goldschmied und Kupferstecher in Bocholt. Von C. Becker.
Kunstgeschichte und Periegese. — (Fortsetzung.)
Dr. G. K. Nagler. — Neues allgemeines Künstlerlexikon. — Dess. Raffael als Mensch und Künstler. — Dess. Albrecht Dürer und seine Kunst. — Dess. Michel-Angelo Buonarotti als Künstler.
Adolph von Schaden. — Artistisches München im Jahr 1835.
Athanasius Chr. Raczinsky. — Geschichte der neuern deutschen Kunst aus dem Französischen übersetzt von Friedr. Heinrich von der Hagen.

Nr. 37.

Kunstgeschichte und Periegese. — (Fortsetzung.)
Neue Kupferstiche und Lithographien. — 2) Village recruits, nach D. Wilkie von Charles For gestochen. — 3) The card players, nach D. Wilkie, gest. von Ch. G. Lewis. — 4) Findens Royal Gallery of british Arts.

Nr. 38.

Ueber die Errichtung neuer Denkmale in Deutschland. — cf.
Neue Kupferstiche und Lithographien. — Warry Wilsons fugitive Sketches in Rome etc.

Nr. 39.

Christliche Archäologie. — Raoul-Rochette. Tableau des catacombes de Rome. — Chr. Walz.
Alte und neue Ideen über Malerei.

Nr. 40.

Das neue spanische Museum im Louvre. — (Dritter und letzter Artikel.) C. C.
Archaeologie. — Canina, Descrizione di Cere antica etc.

Nr. 41.

Das eherne Standbild Schiller's auf dem alten Schloßplatz zu Stuttgart.

Nachrichten vom April. — Persönliches. St. Petersburg. Berlin. Düsseldorf. München. Paris.

Nr. 42.

Die Pariser Kunstausstellung 1839. — E. E.
Das neue spanische Museum im Louvre. — (Beschluß.)
Nachrichten vom April. — Persönliches. Paris. — Technisches. Paris. Dresden. München. St. Petersburg.

Nr. 43.

Die Pariser Kunstausstellung. — (Fortsetzung.)
Nachrichten vom April. — Preisbewerbung. Berlin. — Kunstausstellungen. London. Hannover. Kopenhagen. Berlin. Wien.

Nr. 44.

Die Pariser Kunstausstellung 1839. — (Fortsetzung.)
Nachrichten vom April. — Versteigerungen. Dortrecht. — Akademien und Vereine. Berlin. Köln. Mainz. Stuttgart. München. Wien. London. Dresden. St. Petersburg. — Museen und Sammlungen. Stuttgart. München. Berlin. Kopenhagen. Livorno.

Nr. 45.

Die Pariser Kunstausstellung. 1839. — (Fortsetzung.)
Nachrichten vom April. — Museen und Sammlungen. Pavia. Paris. — Bauwerke. Kopenhagen. Stuttgart. Dresden. Amsterdam. — Sculptur. Rom. Neapel. München. London. — Erzguß. München. Paris. — Plastik. London. — Denkmaler. München. Paris. Detmold. — Numismatik. St. Petersburg.

Nr. 46.

Handzeichnungen von Genelli.
Die Pariser Kunstausstellung. 1839. — (Fortsetzung.)
Nachrichten vom April. — Medaillenkunde. Leipzig. — Malerei. London. Göttingen. Berlin. Aachen. — Alterthümer und Ausgrabungen. Neapel. Rom. Athen. Paris. — Statistik der Kunst. Paris. — Ethik der Kunst. Berlin. — Neue Stiche und Lithographien. Paris. Dresden. — Kupferwerke. London.

Nr. 47.

Carl Friedrich Lessing. — Dr. Fr. Lucanus.
Nachrichten vom April. — Kupferwerke. Paris. München. — Literatur. Paris. Caen. Nantes. Chartres. Rouen. Montpellier und Paris.

Nr. 48.

Nekrolog. — Philipp Friedrich von Hetsch.
Römische Topographie. — Roma nell' anno 1838 descritta da A. Nibby. — Dr. Braun.
Nachrichten vom April. — Nekrolog. Rom. München. Berlin. Haag. Dortrecht. Paris. St. Petersburg.

Nr. 49.

Nekrolog. — Philipp Friedrich von Hetsch. — (Beschluß.)
Nachrichten vom Mai. — Persönliches. — Rom. Mailand. München. St. Petersburg. — Technisches. Berlin. — Kunstausstellungen. Rom. Wien. Stuttgart.

Nr. 50.

Sculptur. — Ludwig Schwanthalers Werke. 1. Abth. Mythen der Aphrodite.
Nachrichten vom Mai. — Kunstausstellungen. Frankfurt. Berlin. Hamburg. London. — Versteigerungen. Utrecht. — Akademien und Vereine. Rom. Triest. Bern.

Nr. 51.

Düsseldorf im Mai 1839.
Altdeutsche Baukunst. — Rudolph Freiherr von Stillfried, Alterthümer und Kunstdenkmale des erlauchten Hauses Hohenzollern. — F. Kugler.
Nachrichten vom Mai. — Akademien und Vereine. München. Dresden. Halberstadt. Magdeburg. Berlin. St. Petersburg. — Museen und Sammlungen. Kopenhagen. Brüssel. Berlin. München. Wien. — Bauwerke. London. Frankfurt. München.

Nr. 52.

Reclamation.
Nachrichten vom Mai. — Bauwerke. St. Petersburg. Regensburg. München. Wien. — Sculpturen. Brüssel. München. — Erzguß. Nürnberg. — Denkmäler. Madrid. Straßburg.

Nr. 53.

Zur deutschen Uebersetzung des Vasari. — Briefe an den Herausgeber von Dr. Gaye. — Leon Battista Alberti. — Die Kuppel der Santissima Annunziata zu Florenz.
Nachrichten vom Mai. — Denkmaler. Paris. Berlin. Detmold. London. — Medaillenkunde. Berlin. — Malerei. Rom. Parma. München.

Nr. 54.

Resultate der Ausstellungen des westpreußischen Kunstvereins-Cyclus von 1838, zusammengestellt mit denen von Hannover und Berlin. — Dr. Lucanus.
Malertechnik. — Friedr. Knierim.
Nachrichten vom Mai. — Malerei. München. Karlsruhe. Neuwied. Berlin. Paris. London. — Alterthümer. Rom.

Nr. 55.

Zu dem Umriß der Jeanne d'Arc.
Die Pariser Kunstausstellung 1839. — (Fortsetzung.)
Bemerkungen.
Nachrichten vom Mai. — Alterthümer. Paris. — Statistik der Kunst. München. Rom. — Kupferwerke. St. Petersburg. London. Paris.

Nr. 56.

Ueber den Dom zu Bamberg. — Jaeck.
Die Pariser Kunstausstellung 1839. — (Beschluß.)
Nachrichten vom Mai. — Kupferwerke. Stuttgart und Tübingen. München. — Neue Lithographie. Leipzig. — Literatur. Paris. Lille.

Nr. 57.

Archäologie. — C. A. Böttigeri opuscula et carmina latina. — C. A. Böttigers kleine Schriften, archäologischen und antiquarischen Inhalts, gesammelt und herausgegeben von Julius Sillig. — Chr. Walz.
Orientalische Kunstwerke des herzoglichen Museums zu Gotha. Von Georg Rathgeber.
Nachrichten vom Mai. — Literatur. Rouen. Berlin.

Nr. 58.

Orientalische Kunstwerke des herzoglichen Museums zu Gotha. — (Fortsetzung.)
Bemerkungen.
Nachrichten vom Mai. — Literatur. Leipzig. Frankfurt. Stuttgart und Tübingen. — Nekrolog. Rom. Florenz. Mühlhausen. Berlin.

Nachrichten vom Juni. — Persönliches. Athen. Rom. Paris. Wien. München. Koburg. Kopenhagen. Berlin. London. — Technisches. Paris.

Nr. 59.

Orientalische Kunstwerke des herzoglichen Museums zu Gotha. — (Beschluß.)

Nachrichten vom Juni. — Technisches. Paris. — Kunstausstellungen. London. Aachen. Köln. Frankfurt. Halberstadt. Stettin. Lübeck. Berlin. — Versteigerungen. Dortrecht. London. — Akademien und Vereine. Basel. Wetzlar. München. Hannover.

Nr. 60.

Kunstgeschichte. — 1) La Madonna della dell' Ulivo presso Prato disegnata a descritta. Prato 1835. — Dr. Gaye.

Bemerkungen.

Nachrichten vom Juni. — Akademien und Vereine. Nürnberg. Berlin. — Museen und Sammlungen. Rom. Frankfurt. — Bauwerke. Cannstadt. Gotha. Eisenach. Meiningen. Paris. Rom. — Sculpturen. Berlin.

Nr. 61.

Kunstgeschichte. — (Fortsetzung.) — 2) Notizie epigrafiche degli artefici marmorarii romani del X al XV secolo ordinata ed illustrata da Carlo Promis. Torino 1836.

Rom, im Juni. — W. Adeken.

Nachrichten vom Juni. — Sculptur. Dresden. Meiningen. München. — Erzguß. München. Paris. — Plastik. Hannover. — Denkmäler. Breslau. Frankfurt. Paris. — Medaillenkunde. Paris. Haag. Brüssel.

Nr. 62.

Kunstgeschichte. — Notizie epigrafiche etc. — (Fortsetzung.)

Nachrichten vom Juni. — Medaillenkunde. Berlin. — Malerei. München. Baden-Baden. Goslar. Berlin. Paris. Amsterdam. London. Hannover. — Alterthümer und Ausgrabungen. Endkirchen. London. Muskau.

Nr. 63.

Kunstgeschichte. — Notizie epigrafiche etc. — (Fortsetzung.)

Bemerkungen.

Nachrichten vom Juni. — Alterthümer und Ausgrabungen. London. — Statistik der Kunst. Stuttgart. München.

Bekanntmachung des Kunstvereins für Churhessen.

Nr. 64.

Kunstgeschichte. — Notizie epigrafiche etc. — (Beschluß.)

Bemerkungen.

Nachrichten vom Juni. — Statistik der Kunst. — Paris. — Artistischer Verkehr. Rom. Paris. — Neue Stiche und Lithographien. Paris.

Nr. 65.

Kunstliteratur. — De Protestantismo artibus haud infesto scripsit Carolus Grüneisen. — ef.

Nachrichten vom Juni. — Neue Stiche und Lithographien. Paris. Mannheim. London. München. Berlin. — Kupferwerke. London. Paris. — Literatur. Paris. Chartres. Nantes.

Nr. 66.

Kunstliteratur. — Christliche Kunstsymbolik und Ikonographie. Frankfurt a. M. 1839. Dr. Ernst Förster.

Bemerkungen.

Nachrichten vom Juni. — Nekrolog. St. Petersburg. Paris. Rom.

Nr. 67.

Die Kunstausstellung in Prag, im April 1839. — mar.

Nachrichten vom Juli. — Persönliches. Rom. Paris. St. Petersburg. München. Wien. Nürnberg. Berlin. Weimar. Augsburg. Kassel. Kopenhagen.

Kunstverein in Böhmen.

Nr. 68.

Halberstadt am 10. Juli 1839. — F. L.

Nekrolog. — Joseph Mazzola.

Neue Kupferstiche und Lithographien. — 1) Moses am Felsen nach B. Murillo, gestochen von Estève. — 2) La jeune mère française, peint par Steuben, gravé par L. Conquy. 1839. — 3) Heilige Familie, gemalt von F. Overbeck, gestochen von J. Felsing. 1839. — 4) The village festival, engraved by Charles G. Lewis from the original picture painted by D. Wilkie.

Nachrichten vom Juli. — Persönliches. Düsseldorf. — Technisches. Berlin.

Nr. 69.

Zur Geschichte der Holzschneidekunst in Frankreich. — Eduard Collow.

Neue Kupferstiche und Lithographien. — 5) Roland befreit die Prinzessin Isabella von Gallizien aus der Räuberhöhle; gemalt von Hübner, gestochen von Keller 1838. — 6) Pietà oder der Leichnam Jesu, gemalt von W. Schadow, gestochen von Hoffmann. — 7) Bildniß des Erzherzogs Rainer, gezeichnet von Pegoni, gestochen von Claude Artaria. — 8) Album deutscher Künstler, in Originalradirungen von Düsseldorfer, Münchner, Mannheimer, Nürnberger und Wiener Künstlern. Düsseldorf, Buddeus, 1. Heft. — 9) Galerie Aguado, par Chr. Gavard. Avec notices sur les peintres par L. Viardot. — 1) Louis Philippe nach Winterhalter, lithogr. von Leon Noel. — 2) u. 3.) Désarmement de la Vera Cruz und Prise du fort St. Jean d'Ulloa p. Flandrin. — 4) Lastarya histoire de la peinture sur verre etc. — 5) S. Prout Sketches in France, Switzerland and Italy. — Fr.

Nachrichten vom Juli. — Technisches. St. Petersburg. Paris. — Versteigerungen. Wien. — Kunstausstellungen. Düsseldorf. Mainz. — Akademien und Vereine. Stettin. München. Halberstadt. Berlin. — Museen und Sammlungen. London. Paris. Ajaccio.

Nr. 70.

Zur Geschichte der Holzschneidekunst in Frankreich. — (Fortsetzung.)

Nachrichten vom Juli. — Museen und Sammlungen. Baden-Baden. Berlin. — Bauwerke. München.

Nr. 71.

Zur Geschichte der Holzschneidekunst in Frankreich. — (Fortsetzung.)

Nachrichten vom Juli. — Bauwerke. Stuttgart. Straßburg. Kassel. Florenz. Paris. — Sculptur. Wien. Mailand. Dresden. Berlin. Rom. — Erzguß. Kassel. Berlin. — Ciselirkunst. Kassel.

Nr. 72.

Zur Geschichte der Holzschneidekunst in Frankreich. — (Fortsetzung.)

Nachrichten vom Juli. — Holzschneidekunst. München. — Denkmäler. London. Paris. Darmstadt. Frankfurt. Detmold. Prag. — Numismatik. Paris. St. Petersburg. Düsseldorf. — Medaillenkunde. Berlin. — Malerei. München. Frankfurt. Paris. Brüssel. — Alterthümer. St. Petersburg.

Nr. 73.

Ein Manuscript von Daniel Chodowiecki.

Zur Geschichte der Holzschneidekunst in Frankreich. — (Beschluß.)

Nachrichten vom Juli. — Alterthümer. St. Petersburg. Rom. Paris. — Malerei. Stuttgart. — Statistik der Kunst. Stuttgart.

Nr. 74.

Ein Manuscript von Daniel Chodowiecki. — (Fortsetzung.)

Nachrichten vom Juli. — Statistik der Kunst. Berlin. München. Paris. — Artistischer Verkehr. Kopenhagen. — Kunstkritik. Paris. — Kupfer-, Lithographische und Holzschnitt-Werke. London. Paris. Kassel.

Nr. 75.

Ein Manuscript von Daniel Chodowiecki. — (Fortsetzung.)

Bemerkungen.

Nachrichten vom Juli. — Kupfer-, lithographische und Holzschnittwerke. München. Regensburg. — Literatur. Paris. Caen. Avignon. Mühlhausen, Florenz. Chemnitz. — Nekrolog. Paris. Venedig. Nürnberg. Halle.

Nr. 76.

Ein Manuscript von Daniel Chodowiecki. — (Beschluß.)

Bemerkungen.

Nachrichten vom August. — Persönliches. Rom. Wien. München. Dresden. Berlin. Koblenz. Paris. London. Kopenhagen.

Nr. 77.

Der Daguerrotyp.

Nachrichten vom August. — Persönliches. Stockholm. Christiania. St. Petersburg. — Technisches. Schweiz. Paris. — Preisbewerbung. Berlin. — Kunstausstellungen. Posen. Dresden. Mainz. Aachen.

Nr. 78.

Zur Biographie des berühmten Bildhauers Canova. Von Wilhelm Meinhold.

London, 6. Juli 1839. — Anna Jameson.

Leipzig, im August 1839. — H.

Nachrichten vom August. — Versteigerungen. Haag. Kopenhagen. — Akademien und Vereine. Cambridge.

Nr. 79.

Stuttgart. Kunstverein; Fresken im Residenzschlosse; Kunstgebäude; Kunsthandel; Kunstausstellung.

Nachrichten vom August. — Akademien und Vereine. Berlin. Schwerin. München. Wien. Paris. Rom. — Museen und Sammlungen. Rom. Paris. Dresden. Kopenhagen.

Nr. 80.

Stuttgart. — (Fortsetzung.)

Bemerkungen.

Nachrichten vom August. — Museen und Sammlungen. Haarlem. — Bauwerke. Livorno. Wien. München. Kreuznach.

Vorläufige Anzeige einer illustrirten Ausgabe des Nibelungenliedes.

Nr. 81.

Stuttgart. — (Fortsetzung.)

Bemerkungen.

Nachrichten vom August. — Bauwerke. Paris. Fontainebleau. Aachen. Brügge. London. Posen. Moskau. — Sculptur. Stockholm. Kopenhagen. Dresden. Berlin. London. Brüssel. Paris. Livorno. — Metallguß. Paris. Berlin. — Plastik. Paris.

Nr. 82.

Stuttgart. — (Beschluß.)

Nachrichten vom August. — Plastik. Paris. Berlin. — Denkmäler. Paris. Toulouse. Frankfurt. Berlin. Moskau. St. Petersburg. — Malerei. Berlin. München. Paris. London. Rom. Livorno. — Statistik der Kunst. London. Paris. — Artistischer Verkehr. Braunschweig.

Nr. 83.

Der Bäcker Eurysaces und sein Monument. Von P. W. Forchhammer. (Mit einem Kupferstich.)

Bemerkungen.

Nachrichten vom August. — Reisenotizen. London. — Kunstgeschichtliches. Berlin. — Ethik der Kunst. Berlin. — Alterthümer und Ausgrabungen. — Christiania. London. Paris. Rom. — Neue Stiche und Lithographien. Paris. Prag. Hamburg. Düsseldorf. — Kupfer- und lithographische Werke. Paris. London. München. — Literatur. Paris. Caen. London. München. Berlin. Hannover. Magdeburg. Leipzig. Stuttgart. — Nekrolog. Paris. Brüssel. Jerusalem.

Nr. 84.

Der Bäcker Eurysaces und sein Monument. — (Beschluß.)

Gelegenheitliches über alte und neue Glasmalerei in Bayern. Von Dr. Gessert. — I. Schellings Brief an Saint-Marc Girardin über die Fortschritte der Glasmalerei in München.

Neue Kupferstiche. — Heilige Familie, gemalt von Overbeck, gest. von Prof. Jac. Felsing. — Lucanus.

Nr. 85.

Rom, 13. August 1839.

Weimar, 30. September 1839. — Der Liepmann'sche Gemäldedruck.

Neue Kupferstiche. — Heilige Genoveva, gemalt von Steinbrück, gest. von Prof. Jac. Felsing in Darmstadt. — L.

Nachrichten vom September. — Persönliches. St. Petersburg. Berlin. Düsseldorf. Dresden. Göttingen. München. Wien. Haag. Paris. Rom. — Technisches. Berlin. München. Stuttgart. Paris.

Nr. 86.

Kunstausstellung in Weimar 1839.

Stuttgart, im September 1839.

Leipzig, im September 1839.

Kunstgespräch.

Nachrichten vom September. — Technisches. Paris. Wien. München. London. Lucca. Lissabon. — Kunstausstellungen. Darmstadt. Brüssel.

Nr. 87.
Simon's Arabesken zum Oberon. Von A. von Sternberg.
Nachrichten vom September. — Kunstausstellungen. Leipzig. Berlin. Genf. — Versteigerungen. Frankfurt. Hannover. Brüssel. — Museen und Sammlungen. Paris.

Nr. 88.
Kunstnachrichten aus Holland. — M.
Gelegenheitliches über alte und neue Glasmalerei in Bayern. II. Die Glasmalerei in der Kirche zu Blutenburg bei München.
Nachrichten vom September. — Museen und Sammlungen. Dresden. Paris. Brüssel. Haag. Baden-Baden. Rom. Kopenhagen. — Akademien und Vereine. Zürch. Köln. Berlin. — Bauwerke. St. Petersburg. Athen.

Nr. 89.
Neueste Werke der bildenden Kunst in München. I. Die eherne Reiterstatue des Churfürsten Maximilian I., von Thorwaldsen. — ef.
Nachrichten vom September. — Bauwerke. London. Mainz. Kreuznach. München. Wien. Rom. — Sculptur. Dresden. Paris.

Nr. 90.
Was ist Schönheit? — (Fortsetzung von Nr. 97 v. J.)
Gelegenheitliches über alte und neue Glasmalerei in Bayern. III. Ueber die Grisaillen in der neuen Hofkirche zu allen Heiligen in München.
Nachrichten vom September. — Metallguß. München. Fulda. — Denkmäler. Nürnberg. Berlin. Detmold. Lemgo. Straßburg. Paris. Brüssel. London. St. Petersburg.

Nr. 91.
Was ist Schönheit? — (Fortsetzung.)
Gelegenheitliches über alte und neue Glasmalerei in Bayern. IV. Vom Alter der Fenstergemälde in der Metropolitankirche zu U. L. F. in München.
Nachrichten vom September. — Denkmäler. St. Petersburg. — Medaillenkunde. Athen. Dresden. Berlin. — Numismatik. St. Petersburg. — Malerei. Berlin. München. Wien. Frankfurt a. M. London. — Kupferwerke. Mantua. Düsseldorf. Berlin. Leipzig. Mannheim. Paris. — Lithographien. Berlin. München.

Nr. 92.
Was ist Schönheit? — (Fortsetzung.)
Nachrichten vom September. — Lithographien. St. Petersburg. Prag. Paris. — Lithographische Werke. München. Dresden und Leipzig. Paris. London. — Alterthümer. Athen. Pompeji. Rom. London.

Nr. 93.
Ueber das Tullianum und den Carcer Mamertinus, nebst einigen Thesen über Roms älteste Geschichte und Topographie. Von P. W. Forchhammer. (Mit Grundriß und Durchschnitt.)
Nachrichten vom September. — Alterthümer. Musignano. Paris. Breslau. — Statistik der Kunst. Paris. London. Frankfurt. — Literatur. Berlin. Heidelberg. Wien. Paris. Toulon. Bordeaux. Grenoble. Montpellier. — Nekrolog. Wetzlar. Paris. Rom. Haag.

Nr. 94.
Was ist Schönheit? — (Fortsetzung.)
Nachrichten vom October. — Persönliches. Paris.
Bekanntmachung der Kunstvereine zu Hannover, Magdeburg, Halle, Halberstadt, Braunschweig, Kassel und Münster.

Nr. 95.
Was ist Schönheit? — (Beschluß.)
Nachrichten vom October. — Persönliches. Rom. Düsseldorf. München. Dresden. — Technisches. Paris. Frankfurt. Göttingen. Berlin. St. Petersburg. — Preisbewerbung. Paris.

Nr. 96.
Kunstliteratur. — Blicke in das Düsseldorfer Kunst- und Künstlerleben, von Friedrich von Uechtritz. Erster Band. Düsseldorf, 1839.
Nachrichten vom October. — Preisbewerbung. Liverpool. — Kunstausstellungen. Wien. Paris. Haag. Brüssel. Newcastle. Norwich. Bristol. Leeds.

Nr. 97.
Kunstliteratur. — Blicke in das Düsseldorfer Kunst- und Künstlerleben, von Friedrich von Uechtritz. — (Fortsetzung.)
Nachrichten vom October. — Akademien und Vereine. Edinburgh. Wien. Berlin. Halle. Halberstadt. — Museen und Sammlungen. Baden-Baden. Wien. — Bauwerke. München. Augsburg. Köln. Halberstadt. Kopenhagen. — Sculpturen. Pisa. Paris. Wien. — Erzguß. Dresden. Paris. — Denkmäler. Paris.

Nr. 98.
Kunstliteratur. — Blicke in das Düsseldorfer Kunst- und Künstlerleben, von Friedrich von Uechtritz. — (Fortsetzung.)
Nachrichten vom Oktober. — Denkmäler. Paris. Pyrmont. Breslau. München. London. St. Petersburg. — Gemmenkunde. Rom. — Numismatik. Tunis.

Nr. 99.
Zu dem beiliegenden Kupferstich: Scenen aus Schiller's Braut von Messina, von Neher im großherzoglichen Schlosse zu Weimar ausgeführt.
Blicke in das Düsseldorfer Kunst- und Künstlerleben, von Friedrich von Uechtritz. — (Schluß.)
Nachrichten vom October. — Medaillenkunde. Berlin. Dresden. — Malerei. Rom. München. Berlin. Paris. London. St. Petersburg. Madrid. — Alterthümer. Wien.

Nr. 100.
Eine Steinschrift in Brambanan auf Java. Mitgetheilt von Dr. Eduard Selberg. (Mit einer lithographirten Abbildung.)
Lithographische Werke. — Musée des armes rares anciennes et orientales de S. M. l'Empereur de toutes les Russies. Carlsruhe, Velten, Heft 1—3.
Nachrichten vom October. — Alterthümer. Berlin. Paris. Chartres. — Neue Kupferstiche. London. Edinburgh. Düsseldorf. — Neue Lithographien. Berlin. Frankfurt.

Nr. 101.
Paris, 14. October 1839.
Das Daguerrotyp.

Nachrichten vom October. — Kupferwerke. Rom. Paris. Nancy. London. Düsseldorf. — Englische Taschenbücher auf's Jahr 1840. — Lithographische Werke. Dresden. München. Paris. Brüssel. — Literatur. Berlin. Paris. Rouen. London. — Nekrolog. Rom. Paris. Brügge.

Nr. 102.

Die gegenwärtige Malerei in den Niederlanden. Halberstadt, 1. November 1839. — L.

Bemerkungen.

Nachrichten vom November. — Persönliches. Alexandrien. Rom. München.

Nr. 103.

Orientalische Kunstwerke des herzoglichen Museums zu Gotha. — (Fortsetzung.)

Nachrichten vom November. — Persönliches. Stuttgart. Dresden. Berlin. Düsseldorf. Kopenhagen. Stockholm. — Technisches. London. Paris. Halberstadt. Florenz. — Versteigerungen. Wien. — Kunstausstellungen. Wien.

Nr. 104.

Orientalische Kunstwerke des herzoglichen Museums zu Gotha. — (Fortsetzung.)

Nachrichten vom November. — Kunstausstellungen. Meiningen. Mainz. Berlin. Mühlhausen. — Akademien und Vereine. Rom. München. St. Petersburg. — Bauwerke. Rom.

Nr. 105.

Orientalische Kunstwerke des herzoglichen Museums zu Gotha. — (Schluß.)

Neue Kupferstiche. — Bilder und Randzeichnungen zu deutschen Dichtungen, erfunden und radirt von Sonderland. Düsseldorf, Arnz und C., 1. Heft.

Bemerkungen.

Nachrichten vom November. — Bauwerke. Grätz. Karlsruhe. Wiesbaden. Berlin. Halberstadt. Wismar. London. — Museen und Sammlungen. Wien.

Zur Nachricht.

№ 1.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 1. Januar 1839.

Kunstgeschichte und Periegese.

I.

Das Studium der Kunstgeschichte hat seit zwanzig Jahren in Deutschland, Italien, England und Frankreich einen bedeutenden Aufschwung genommen; die verschiedenartigsten Kräfte haben sich ihm gewidmet und nach den verschiedensten Seiten hin seine Ausbildung gefördert. Nachdem die Schriften von Winckelmann in neuen italienischen und deutschen Ausgaben, und die Werke von d'Agincourt, Lanzi, Cicognara, Fiorillo und Bartsch sammt den Lexicis von Füßli, Millin, Pilkington und Bryan erschienen waren, besaß man eine ziemlich detaillirte Uebersicht über das große Gebiet, dessen einzelne Theile gleichwohl eine noch unübersehbare Bearbeitung erheischten.

Es würde für unsern gegenwärtigen Zweck zu weit führen, wollten wir der erfolgreichen Bemühungen erwähnen, welche seit dem Jahr 1815 die Kunstgeschichte des Alterthums auf eine so glänzende Art erweitert haben. Die Resultate dieser Arbeiten liegen in einem Werke vor, das Jedermann kennt und benützt: C. O. Müllers Handbuch der Archäologie der Kunst; und über die neueren Beiträge, welche die Reisen archäologischer Forscher und die Erklärungen der in europäischen Museen aufbewahrten Kunstgegenstände liefern, findet sich eine fortlaufende und vollständige Uebersicht in den Schriften des archäologischen Instituts zu Rom, dessen ausgebreitete Thätigkeit sich eben sowohl über Geschichte der Kunst als über die Erläuterung ihrer Denkmäler erstreckt. — Nur eines deutschen Werkes sey hier besonders erwähnt, welches für die Freunde der alten Kunstgeschichte von Interesse seyn muß, des dritten Bandes von H. Meyers Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen und Römern (aus seinem Nachlasse herausgegeben von F. W. Riemer), welcher die Geschichte der bildenden Kunst unter den Römern enthält und mit den Resultaten jüngerer Forschungen mehr übereinstimmt, als die in den zwei ersten Bänden enthaltene Geschichte der Kunst unter den Griechen.

In der Bearbeitung der neuern Kunstgeschichte traten zunächst die Forschungen über mittelalterliche Baukunst hervor, welche Boisserée, Moller, Stieglitz, Fürst Lichnowsky, Quaglio u. A. zu derselben Zeit in Deutschland anregten, als in England durch die Bemühungen von Britton u. A. die dortigen Denkmäler bekannt gemacht wurden. Derselbe Eifer erwachte seit der Restauration in Frankreich, und die Werke von Chapuy, Nodier, Laborde u. s. w. waren die Vorläufer sehr regsamer Forschungen, welche gegenwärtig über ganz Frankreich verbreitet sind. Mit Bedauern müssen wir sagen, daß der Eifer für diese Gegenstände in Deutschland schon nachzulassen beginnt. Die verdienstlichen Werke von Puttrich und Geyser, Popp und Bülau sind gegenwärtig fast die einzigen, die über diesen Gegenstand erscheinen, und wir wünschen aufrichtig, daß mehreren angekündigten Unternehmungen dieser Art eine kräftigere Ermunterung zu Theil werden möge. Zur allgemeinen und speciellen Charakterisirung der Baudenkmale haben überdies die Schriften von Stieglitz, Büsching, Kugler, Schnaase u. A. wesentlich beigetragen. Es handelt sich bei allen diesen Bemühungen theils um genaue Darstellung nationaler und provinzieller Eigenthümlichkeiten, welche als Ausdruck besonderer Gesinnung, Denkweise und Gewöhnung gelten können, theils und zunächst um urkundliche Ermittelung des Faktischen, dessen Kenntniß durch die Gleichgültigkeit unsrer Vorfahren, und durch Verluste und Zerstörungen der Zeit so vielfach getrübt worden ist.

Nicht gleiche Sorgfalt hat man auf die Geschichte der neuern Bildnerei verwandt. Die hohe Schönheit der antiken Bildwerke und der großartige Styl, welchen die moderne Sculptur durch Michelangelo erreichte, hatte die moderne Welt gegen die früheren nationalen Anfänge gleichgültig gemacht; man hielt es nicht für der Mühe

werth, eine große Aufmerksamkeit auf sie zu wenden, und erst in den lezten Jahren hat man sich von dem geschichtlichen Werth derselben überzeugt, da sie, wenn auch in Styl und Ausführung großentheils unvollkommen, doch theilweise große Schönheiten, und in Hinsicht der Auffassung und Motive höchst interessante Wahrnehmungen darbieten. Seit Cicognara durch sein rednerisches Werk über italienische Sculptur, welches auf ausländische Bildwerke nur wenig Rücksicht nahm und mit einem Panegyricus auf Canova endigte, eine Entgegnung von Eméric-David hervorrief, die eine Uebersicht der Geschichte der französischen Bildnerei gewährte, ohne gleichwohl auf specielle Forschungen sich einzulassen, ist nur Einzelnes für diesen Zweck geschehen. Dankenswerth sind die Abbildungen, welche von dem Grabmal Maximillans I. in Innspruck durch Schädler und Schönherr, von dem Sebaldusgrab und anderen Bildwerken in Nürnberg durch Reindel und Campe besorgt wurden; eben so die Erläuterungen, welche Lepsius, Schadow, Cantian und Adelung von Bildnereien in Naumburg, Wittenberg, Magdeburg und Nowgorod mittheilten, und die, welche Boisserée, Müller, Puttrich u. A. in ihre Werke aufnahmen. Aber doch ist alles dieses noch nicht hinreichend und bildet keine historische Folge. Höchst wichtig ist die durch Stieglitz und Puttrich bekannt gewordene Auffindung von Denkmälern, welche den Beweis zu liefern scheinen, daß in Deutschland eine frühere Entwickelung der Sculptur vorhanden gewesen als in Italien. Diese Vermuthung wäre nur durch möglichst umfassende archivalische Forschungen, durch eine genaue Vergleichung der an Denkmälern verschiedener Art noch vorhandenen Bildwerke, und durch eine Sammlung ausgewählter Abbildungen zu unterstützen, um sowohl die Incunabeln, als die Verschiedenheiten und Schattirungen des entwickelten Styls nachzuweisen.

Die Gründlichkeit des Quellenstudiums, durch welche die neuere historische Forschung so viel Tüchtiges hervorgebracht, ist am meisten in der Bearbeitung der Geschichte der Malerei hervorgetreten. Man hat sich nicht mehr an der Zusammenstellung des von älteren Schriftstellern Gesagten begnügt, sondern ist zu den unleserlichen Manuscripten der Archive hinabgestiegen, um die Urkunden aufzusuchen und die mangelhaften Nachrichten zu ergänzen. Unter den Italienern, deren aufopfernde Bemühungen in der Regel von uns Deutschen zu wenig gewürdigt werden, haben Ciampi und Pungileoni viel Wichtiges aus solchen Quellen geliefert. Den reichsten Vorrath aber hat v. Rumohr in den zwei ersten Theilen seiner Italienischen Forschungen nicht nur gesammelt, sondern zu einer, wenn auch nicht vollständigen, doch in Bestimmung der Hauptpunkte vortrefflichen Uebersicht der gesammten italienischen Kunstbestrebungen des Mittelalters verarbeitet. Dies Buch macht Epoche in der Kunstgeschichte, da es mit der Nachweisung vieler bisher unbekannten Quellen eine zum erstenmale durchgeführte Charakteristik der nach Provinzen verschiedenen Anschauungs- und Auffassungsweise mehrerer Schulen verbindet. Der Maaßstab, den v. Rumohr angelegt, ist nicht der einer allgemeinen unbestimmten Schönheit, welcher die Einen mehr, die Andern minder nachgekommen, sondern der einer eigenthümlichen Gesinnung und Denkweise, welche durch Charakter und Schicksale des Volks und der Provinz, in welcher die Kunst sich entwickelt, bestimmt werden. Der trefflichen Anregung, welche dies Werk gegeben, haben wir zum großen Theil die gründliche und sichere Richtung jüngerer Forscher zu danken, welche, selbst indem sie berechtigt seyn mögen, manche von Rumohrs Ansichten und Angaben zu bestreiten, doch die Grundsätze, nach welchen er verfahren ist, und den größern Theil seiner Charakteristiken werden stehen lassen müssen. Viele treffliche und wichtige Bereicherungen der italienischen Kunstgeschichte dürfen wir von unserm Mitarbeiter Dr. Gaye versprechen, welcher seinen nun fünfjährigen Aufenthalt in Italien zu den gründlichsten Untersuchungen verwendet hat, und im Begriff steht, seine Sammlungen, worunter sich besonders noch unedirte Künstlerbriefe befinden, zu veröffentlichen.

Ein besonders günstiger Antrieb für die Forschung war der Eifer, mit welchem Regierungen und Privatpersonen in Deutschland, Frankreich und England Kunstsammlungen anlegten, oder erneuerten und glänzend ausstatteten. Bei der Menge des Alterthümlichen, was sich vorfand und als werthvoll erwies, wurde genaue Vergleichung des Einzelnen, Zusammenstellung des Gleichartigen und Nachweisung seines Ursprungs nothwendig, und wie auf solche Weise das Material zu einer wissenschaftlichen Behandlung führte, trug hinwiederum die leztere sehr Vieles bei, den Werth des ersteren zu erhöhen. Wir erinnern in dieser Hinsicht nur an die Boisserée'sche, Wallerstein'sche und Berliner Gemäldesammlungen. So ging auch die fleißige Bearbeitung, welche die Kupferstich- und Holzschnittkunde durch Bartsch, Brulliot, Heller u. A. in Deutschland, Duchesne in Frankreich, Zani und Cicognara in Italien und Ottley in England erfuhr, überall von den großen öffentlichen und Privatsammlungen aus, welche so reichen Stoff für diese Untersuchungen darboten. Beschreibungen derselben, von welcher Art sie auch seyen, und Reisebemerkungen, überhaupt diejenige Ausdeutung der Kunstwerke, welche die Griechen unter dem Namen Periegese verstanden, machen daher jezt einen wesentlichen Theil der kunstgeschichtlichen Literatur aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Archäologie.

1) Archemoros und die Hesperiden. Eine aus den Abhandlungen der königl. Akademie der Wissenschaften besonders abgedruckte Vasenerklärung von E. Gerhard, mit 4 Kupfertafeln. Berlin, in der Druckerei der Akademie. 1838. 4. 78 S.

2) Lettre à M. L. de Klenze sur une statue de héros attique récemment découverte à Athènes; par M. Raoul-Rochette. Extrait des nouvelles Annales publiées par la section archéologique de l'institut française. Paris. Imprimerie de Bourgogne et Martinet. 1837, mit 1 Kupfertafel, 8. 24 S.

3) Argos Panoptes. Eine archäologische Abhandlung, gelesen am 2. Febr. 1837 in der königl. Akademie der Wissenschaften von Dr. Theodor Panofka. Berlin 1838, mit 5 Kupfertafeln. 4. 47 S.

4) Ueber die Metallspiegel der Etrusker. Eine in der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin vorgelesene Abhandlung von Ed. Gerhard. Mit 3 Kupfertafeln. Berlin 1838. 4. 40 S.

Seit geraumer Zeit sind die Vasen-Funde Großgriechenlands, die früher die Kunst-Cabinette Europas füllten, in den Hintergrund getreten gegen die erstaunlich reiche und interessante Ausbeute der etrurischen Gräber: nun aber ziehen bedeutende Entdeckungen auf dem alten, beinahe für erschöpft gehaltenen Boden aufs Neue die Aufmerksamkeit dorthin. Im April 1833 wurden bei Ruso, einem zwischen Canosa und Bari gelegenen Städtchen, dem alten Rubi, zwei Gefäße ausgegraben, welche reiche Darstellungen von größter Seltenheit enthalten: das eine Philomele, verfolgt von Tereus, das andere den Tod des Archemoros auf der Vorderseite, Atlas und Herkules im Garten der Hesperiden auf der Rückseite. Beide Gefäße wurden zuerst von dem neapolitanischen Major Lamberti und einem andern bekannten Vasensammler, Pizzati, erworben und von diesen an das königliche Museum zu Neapel abgegeben. Von ersterer Vase haben wir einer Erklärung durch Herrn Gerhard entgegen zu sehen: mit dem zweiten, unter dem Namen der Archemoros-Vase bereits zu hoher Celebrität gelangten Gefäße beschäftigt sich die unter Nr. 1 genannte Monographie, die in Verbindung mit der Abhandlung Nr. 3 von Hrn. Panofka in der Literatur der Vasen-Erklärung einen gleich wichtigen Rang einnimmt, wie das Gefäß selbst unter dieser Klasse von Kunstwerken.

Das Gefäß ist eine vier Fuß, acht Zoll hohe Amphora mit zwei hohen volutenförmigen Henkeln; die ganze Oberfläche ist in verschiedenen Abtheilungen mit Figuren, architektonischen Ornamenten und Blumengewinden in so verschwenderischem Reichthum ausgeschmückt, daß kein Plätzchen der Verzierung entbehrt, jedoch ohne daß das Auge durch Ueberladung gestört wird. Die Hauptseite enthält eine auf Vasen bis jetzt einzige Darstellung, den Tod des Archemoros. Bekanntlich gehört diese Geschichte an den Anfang des von der alten Poesie so vielfach behandelten Sagenkreises von den sieben gegen Theben verbündeten Helden. Auf Dionysos, des thebanischen Schutzgottes Anstiften, war die wasserreiche Ebene von Nemea, in welche das argivische Heer zuerst kam, ausgetrocknet. Hypsipyle, einst auf Lemnos Geliebte Jasons, jetzt in Nemea Sklavin des Königs Lykurgus, führt die nach Wasser lechzenden Krieger zur strömenden Quelle. Während sie aber das ihrer Aufsicht anvertraute Kind des Lykurgus, Opheltes, welches sie auf Epheu niederlegte, verläßt, bricht eine Schlange aus dem Gebüsch hervor und tödtet es. Um die Schuld dieses Todes zu sühnen, tödtet Adrastus die Schlange, welche des Orts Hüter und dem Zeus geheiligt war. Umsonst sucht Amphiaraus die gegen Hypsipyle ergrimmten Eltern zu beschwichtigen; so vielfache Schuld können nur die Götter versöhnen. Dionysos besänftigt seinen Zorn aus Gunst für Hypsipyle und deren Söhne, Euneos und Thoas, welche Bekenner und Verbreiter seines Dienstes sind; Zeus' Zorn wird besänftigt, weil aus Opheltes' Tod der Glanz Nemeas erwachsen soll. Als Leichenspiele für den todten Knaben werden Wettkämpfe angeordnet, und der Epheu, auf dem er blutete, zum Kranz der Sieger bestimmt. Amphiaraus aber betrachtete den Knaben als Vorbild für das Schicksal der verbündeten Helden, darum nannten sie ihn Archemoros, d. h. Vorgänger im Geschick. Sehen wir nun, wie der Künstler diesen Stoff geordnet hat. In der Mitte des Ganzen steht der Pallast des Lykurgus; zwischen dessen vier schlanken jonischen Säulen Hypsipyle, Eurydice und Amphiaraus, alle durch Inschriften bezeichnet, stehen. Hypsipyle bringt der in der Mitte stehenden Königin mit Zittern die Nachricht von ihres Kindes Tod, auf der andern Seite redet Amphiaraus der Hypsipyle vermittelnd das Wort: ihm zur Seite außerhalb des Pallastes stehen seine Verbündeten Parthenopäus und Capaneus, zur Seite der Hypsipyle stehen ihre mit Jason erzeugte Söhne, Euneos und Thoas. Ueber diesen beiden sitzt Dionysos in jugendlicher Gestalt, das Haupt mit einem Diadem geschmückt: in der Linken hält er eine Lyra, in der Rechten eine Schale, in welche ein Panisk (so nämlich muß die

als Satyr ergänzte Person restaurirt werden) eine Weinspende ausgießt. Seine Anwesenheit bezieht sich nicht sowohl darauf, daß er durch das Austrocknen der nemeischen Ebene Veranlassung zu Opheltes' Tod gegeben hat, sondern er ist als Vermittler für seine Verehrer, Euneos und Thoas, gegenwärtig. Auf der andern Seite über Parthenopäus und Capaneus sizt Zeus, welcher der klagenden Ortsnymphe Nemea mit bedeutsamer Gebärde die künftige Verherrlichung ihres Bodens ankündigt. Auf dem untern Feld ist die Todtenbestattung. Archemoros, seiner Gestalt nach mehr dem Jünglingsalter, als, wie sonst einstimmig bezeugt wird, dem Knabenalter nahe, liegt auf einem gepolsterten Ruhebett. Eine verschleierte Frau, vermuthlich Hypsipyle, tritt seitwärts heran. Ihr auf seine linke Brust gelegter Arm scheint den für immer Verstummten um einen Laut seines Mundes zu mahnen, während die erhabene Rechte auf das unverhüllte Haupt einen Myrtenkranz zu legen sich anschickt. Zu beiden Seiten des Ruhebettes nahen sich je drei mit Bestattungs-Apparat ausgestattete Personen.

Auf der Rückseite des Gefäßes stellt das Hauptbild den Herkules im Garten der Hesperiden und den Atlas dar. Unten steht der von dem Drachen bewachte Baum, umgeben von sieben hesperischen Jungfrauen, die sich ihrem süßen Spiel überlassen. Ueber diesen steht Herkules, begleitet von seiner Schutzgöttin Pallas; er erwartet von dem auf dem obersten Feld stehenden Himmelsträger Atlas Hülfe, um in den Besitz der Aepfel zu kommen. Zur rechten Seite des Atlas fährt Helios auf dem Sonnenwagen an dem gestirnten Himmel heran; voraus reitet ihm Phosphoros mit der Fakel.

(Die Fortsezung folgt.)

Nachrichten vom November.

Museen und Sammlungen.

Strasburg, 4. November. Es wird hier ein Museum für Gegenstände der Malerei, Bildhauerei und Architektur errichtet, wozu der Stadtrath mehrere Säle des Rathhauses in Stand setzen läßt.

Baden-Baden, 16. November. Die v. Mezler'sche Gemäldegallerie wird in diesem Augenblick neu arrangirt, indem die durch den Sommerverkauf entstandenen Lücken durch neu eingetroffene Gemälde wieder ausgefüllt werden. Die meisten Ankäufe machte S. M. der König von Würtemberg und Sir George Shee, englischer Gesandter in Stuttgart.

Bauwerke.

Dresden, 28. Oktober. Zu den schönsten Zierden unserer Stadt gehört nun das neue gestern eingeweihte Logengebäude in der Ostraallee. Es ist vom Architekten Hornig d. J. im reichen florentinischen Styl aufgeführt. In drei Nischen über dem großen Saal befinden sich an der Außenseite drei colossale Köpfe früherer großer Baumeister im jugendlichen, männlichen und Greisenalter, die von Professor Rietschel, der auch das Innere durch Figuren decorirt hat, gearbeitet sind. Die Säle sind von dem Maler Bellmann geschmackvoll gemalt.

London, 15. November. Die neue Börse wird ein längliches Viereck, 270 Fuß lang und 140 Fuß breit, bilden. Der innere Hof soll 150 F. lang und 60 F. breit werden. Alle Häuser zwischen Finch-Lane und der Bank werden niedergerissen.

Sculptur.

Kopenhagen, 1. November. Wie man vernimmt, hat Thorwaldsen sich erboten, die Summe von 52,000 Rthlr., die er als Betrag der für die Frauenkirche von ihm gearbeiteten 16 Marmorfiguren zu erhalten hatte, dem Committé für sein Museum zu überlassen. Seine herrliche Johannesgruppe am Fronton derselben Kirche wird nächstens aufgedeckt werden. Die zwölf Apostel werden, da die zur Aufnahme derselben bestimmten Nischen glücklicherweise zu klein ausgefallen sind, frei aufgestellt werden.

Haag, 25. Oktober. Der Director der Akademie der schönen Künste in Amsterdam, Royer, hat Sr. Majestät dem Könige eine schöne Marmorbüste der verstorbenen Königin als Geschenk überreicht.

Paris, 11. November. Zu den in künstlerischer Hinsicht bemerkenswerthen Gegenständen, welche die im Innern nun völlig restaurirte Magdalenenkirche darbietet, gehört die beinahe vollendete, von Triqueti ciselirte Bronzethür, die bei 32 F. Höhe 16 F. Breite hat. Der Künstler hat auf derselben die zehn Gebote in allegorisch angewandten Bildern aus der biblischen Geschichte vorgeführt. So sieht man z. B. auf dem Fries in der Mitte Moses, der mit der einen Hand dem Volke die Gesetztafeln darhält (du sollst keine Götter haben neben mir), und mit der andern das Zeichen zur Steinigung eines Gotteslästerers gibt (du sollst den Namen Gottes nicht mißbrauchen). Die übrigen Gebote sind mit acht Feldern auf den beiden Thürflügeln durch entsprechende Handlungen repräsentirt. Der linke Flügel enthält das 3te, 4te, 5te und 6te Gebot; das dritte zu oberst, „Gedenke des Sabbaths, daß du ihn heiligest" ist durch die Ruhe Gott Vaters am 7ten Schöpfungstage bezeichnet, während die vernünftigen Geschöpfe, die Engel und das erste Menschenpaar, den Herrn anbeten. Das 4te Gebot „Du sollst Vater und Mutter ehren." ist durch Noah angedeutet, welcher seinen Sohn Ham verflucht, der ihn in seiner Trunkenheit verspottet hat. Das 5te „Du sollst nicht tödten," durch das Gericht, welches Kain, nachdem er seinen Bruder getödtet, ergehen läßt. Gott spricht das Urtheil, ein Engel drückt das Siegel der Verdammniß auf die Stirn des Schuldigen, andere Engel beweinen den Tod des Gerechten. Im sechsten Felde hat der Künstler, zu Bezeichnung des 6ten Gebotes, den Propheten Nathan dargestellt, welcher auf Jehovas Befehl dem König David zur Strafe für sein Verbrechen an der Bathseba die Parabel vom armen Mann erzählt, welchem der Reiche sein geliebtes Schaf entführt hat. Auf ähnliche Weise sind die vier lezten Gebote auf dem rechten Flügel angedeutet. Die Composition, der Styl und die Ausführung dieser sämmtlichen Basreliefs sind höchst gelungen, so wie der Künstler auch zur Verzierung einer Kirchenthür gewiß keinen passendern und würdigern Gegenstand hätte finden können.

Der Bildhauer Chardigny hat die Statue des berühmten Bildhauers Jean Goujon vollendet, die für die Façade des Stadthauses bestimmt ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 2.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 3. Januar 1839.

Archäologie.

1) Archemoros und die Hesperiden ꝛc. Von E. Gerhard.

(Fortsetzung.)

Nicht minder bedeutsame Verzierung hat der Hals. Auf der Vorderseite ist das Wagenrennen des Oenomaus und des Pelops abgebildet. Pelops, unbärtig, baarhaupt und mit leichter Chlamys bekleidet, fährt auf dem rechten Wagen; neben ihm steht Hippodamia, einen Speer in der Rechten, auf dem Haupt mit einer korbähnlichen Stirnkrone geschmückt, wie sie der Here und Demeter ertheilt zu werden pflegt. Voraus flattert ein Liebesgott, durch eine fliegende Binde den Sieg andeutend. Hinter seinem Wagen springt ein Häschen, das hier wohl als Aphroditens Symbol und demnach als ein für den Wagen der Liebenden günstiges Wahrzeichen zu fassen ist. Auf dem zweiten Wagen fährt Oenomaus, bärtig, geharnischt und behelmt, mit ausgestrecktem Speer und erhobenem Schild. Rechts von ihm steht sein treuloser Wagenlenker Myrtilus, mit kurzem Chiton, der Chlamys und der phrygischen Mütze. Mit Recht fällt unserem Exegeten diese ausländische Mütze bei dem eleischen Wagenlenker auf; allein es befriedigt uns nicht, wenn er dies den besonderen Freiheiten großgriechischer Vasenmaler zuschreibt. Wir wissen gar wohl, daß in der seither üblichen Exegese dieser Denkmäler bei Personen, die man nicht zu deuten weiß, und bei sonstigen befremdenden Erscheinungen der Willkür der Künstler ein großer Raum freigehalten worden ist; allein wir zählen es eben zu den großen Verdiensten, welche sich die beiden Berliner Archäologen um die Kunst-Erklärung erworben haben, daß sie in den Compositionen der alten Künstler nichts für zufällig oder müßig erklären, sondern durch tiefes Eindringen in den Geist alter Schrift und Kunst für so Vieles, was bisher unbeachtet geblieben ist, sichere Deutung gefunden haben. So möchten wir auch hier die phrygische Mütze des Myrtilus nicht zufällig finden. Pelops war nach der gemeinen Sage ein Phrygier, durch Ilos von Sipylos vertrieben, Pausan. 2, 22, 4. 5, 13, 4; in seinen Dienst hat sich Myrtilus begeben, und ihm durch die wächsernen Nägel, die er an des Oenomaus Achse anbrachte, den Sieg gesichert. Der Künstler deutet wirklich darauf hin, indem an des Oenomaus Wagen die Nägel, die an des Pelops Achse zu sehen sind, fehlen. Sollte nun die phrygische Mütze, die der Eleer gegen alles Erwarten trägt, nicht eine weitere Hindeutung enthalten, daß Myrtilus bereits mit dem Phrygier Pelops conspirirt, wenn er gleich noch seinem alten Herrn zur Seite steht? Auf der Rückseite des Halses ist Ariadne, von Dionysos umfaßt, in bräutlichem Aufzug, begleitet von zwei Satyrn und einer Bacchantin.

Fragen wir nun nach dem gemeinschaftlichen Mittelpunkt, in dem sich diese verschiedenen Vorstellungen vereinigen, so wird dieser von Hrn. Gerhard aufs scharfsinnigste nachgewiesen. Ohne Zweifel war diese Vase ein hochzeitliches Geschenk, das dem treuen Paare auch ins Grab mitgegeben worden ist. Die palästrischen Scenen, die Einsetzung der nemeischen Spiele aus Veranlassung von Archemoros' Tod und der olympischen Spiele durch Pelops war eine Erinnerung ehrenvoller Auszeichnung, die sich einst der Jüngling auf diesen berühmten Kampfplätzen oder wenigstens in den verschiedenen Zweigen der Gymnastik erworben hatte. Die hesperischen Aepfel waren das passendste Sinnbild der Liebeslockungen, und die schöne Gruppe der Hesperiden entspricht ähnlichen zu hochzeitlicher Schmückung auf Vasenbildern vereinten Frauen. Bestätigend für diese Deutung ist der bacchische Vermählungszug, welcher oberhalb des Hesperidenbildes angebracht ist. In Großgriechenland, woher unser Gefäß stammt, blühte bekanntlich der Dienst bacchischer Mysterien, und die Vermählungsscenen auf den großgriechischen Vasen bekräftigen es hinreichend, wie unzertrennlich bacchisches Ceremoniell von der Vermählungssitte jenes Landes war. Dazu stimmt die bacchische

Musik einer Sirene, die ganz oben, über dem Wettrennen des Oenomaus, mit schlagenden Becken unter reicher Blumenverzierung angebracht ist, so wie auf dem Fuß des Gefäßes eine geflügelte, unterwärts in Blumenranken endende Siegesgöttin, die durch das Symbol der Aphrodite, ein in der Nähe angebrachtes Häschen, als siegreiche Vollenderin bräutlicher Feier bezeichnet wird. Auf diese Art ist der aus den verschiedenartigsten Scenen zusammengesetzte Bilderschmuck in die schönste Harmonie gebracht. Nur ein Bedenken ist uns bei dieser trefflichen Abhandlung übrig geblieben. Es betrifft die Erklärung des Atlas. Die Frage, ob dieser Titan bloß als Träger des Himmels oder des Himmels und der Erde zu denken sey, ist schon vor einigen Jahren ein Streitpunkt zwischen Raoul-Rochette und Letronne gewesen, worüber wir im J. 1836 Nr. 64 und 65 dieser Blätter berichtet haben. Letronne erklärt ihn als Träger des Himmels und der Erde, Raoul-Rochette dagegen zeigte nach bildlichen und schriftlichen Denkmalen, daß er nur Träger des Himmels sey. Wir sprachen uns a. a. O. für die leztere Ansicht aus, und sind durch die Gründe, mit welchen Hr. Gerhard die andere Ansicht zu vertheidigen sucht, nichts weniger als überzeugt worden. Um nicht früher Gesagtes zu wiederholen, berühren wir hier bloß die Hauptstellen.

Die Hauptstelle über den Atlas bei Homer Od. 1, 52 — 54:

> . . . . ἔχει δέ τε κίονας αὐτὸς
> μακράς, αἳ γαῖάν τε καὶ οὐρανὸν ἀμφὶς ἔχουσιν

erklärt er von Säulen, welche Himmel und Erde zusammenhalten, während die einzig richtige Erklärung von ἀμφὶς ἔχειν auseinanderhalten ist, und wir also an Säulen denken müssen, welche auf der Erde ruhen und den Himmel von der Erde trennen. Wenn auf dem Kasten des Cypselus, den man ins achte Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung sezt, bei Atlas der Vers stand, Paus. V, 18, 5:

> Ἄτλας οὐρανὸν οὗτος ἔχει, τὰ δὲ μᾶλα μεθήσει,

so erklärt er den Ausdruck des tausend Jahre spätern Pausanias für genauer und richtiger, wenn dieser erklärend sagt: Ἄτλας δὲ ἐπὶ μὲν τῶν ὤμων κατὰ τὰ λεγόμενα οὐρανόν τε ἀνέχει καὶ γῆν. Die ganz klare Stelle des Aristoteles περὶ ζώων κινήσεως c. 3. Οἱ δὲ μυθικῶς τὸν Ἄτλαντα ποιοῦντες ἐπὶ τῆς γῆς ἔχοντα τοὺς πόδας δόξαιεν ἂν κ. τ. λ. sucht er dadurch für seine Ansicht zu benutzen, daß er statt ἐπὶ τῆς γῆς mit leichter Aenderung schreibt ὑπὸ τῆς γῆς. Allerdings ist diese Veränderung sehr leicht, und durch hundert Beispiele zu belegen, aber dennoch hat sie da, wo sie aus dogmatischem Interesse gemacht wird, nicht die mindeste kritische Geltung. Sollten sich aber auch wirklich Stellen finden, wo Atlas als unter der Erde stehend angeführt wird, wie die vom Scholiasten des Aeschylus Prom. 425 und im Violarium der Eudecia p. 16.

> Μῦθος παλαιός, ὡς Ἄτλας νώτοις φέρει
> Τὸν οὐρανὸν κάτωθεν ἐκ γῆς ἀνέχων,

die übrigens aus später Zeit und darum von geringer Geltung ist, so fehlt es jedenfalls auf den Bildwerken an jeder Bestätigung dieser Ansicht. Jedoch findet Herr Gerhard in der Gürtung, die sich auf einigen geschnittenen Steinen an dem Polos des Atlas findet, die Hindeutung auf eine zweifache Erd- und Himmelslast, während doch der Gedanke an eine astronomische Abtheilung der Himmelssphäre weit natürlicher und zudem durch die Analogie des Farnesischen Atlas erwiesen ist. Wie kommt es aber, möchten wir fragen, daß bei den zahlreichen Monumenten, auf denen Atlas dargestellt ist, nirgends eine Hinweisung sich findet, daß dieser Titan unter der Erde, auf dem Meeresgrund fußend, zu denken sey, während es der alten Kunst nicht an der Symbolik fehlt, dies durch irgend ein einfaches Merkmal anzudeuten? Merkwürdiger Weise aber sind diese Bilder mit großer Uebereinstimmung so dargestellt, daß wir ihn auf dem Boden stehend zu denken haben, oder, um mit Hesiod zu reden, auf der

> γαῖ' εὐρύστερνος, πάντων ἕδος ἀσφαλὲς αἰεί.

Auf diesem sichern Boden muß auch Kritik und Exegese stets bleiben. Bei der großen Hochachtung aber, die wir vor Herrn Gerhard haben, können wir doch nicht leugnen, daß wir an diesem Punkte seiner Erklärung und Kritik einige Willkürlichkeit zuschreiben müssen. Doch ist es gut, daß dieser streitige Punkt seit einiger Zeit von allen Seiten geprüft wird, denn dies ist der sicherste Weg, um die Wahrheit, wo nicht entschieden, doch annäherungsweise zu finden.

(Der Beschluß folgt.)

Kunstgeschichte und Periegese.

(Fortsetzung.)

Die neuen Schriften, die wir zu nennen haben, gehören großentheils der Geschichte der Malerei an. Wir beginnen mit einer Monographie, welche sich an die Werke von Braun, Rehberg und Quatremère-de-Quincy über Raffael, Hegner über Holbein, Heller über Lucas Cranach, Waagen über Joh. v. Eyck, Reumont über Andrea del Sarto, Graf Gallenberg über Leonardo da Vinci anschließt, aber in Hinsicht auf Gründlichkeit der Forschung und umfassenden Ueberblick der Darstellung den meisten derselben vorangesezt werden muß.

Niclaus Manuel. Leben und Werke eines Malers und Dichters, Kriegers, Staatsmannes und Reformators im sechszehnten Jahrhundert. Mitgetheilt von Dr. C. Grüneisen. Mit 1 Steindruck. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. XV u. 465 S. 8.

Dem Verfasser, der sich schon so mannichfaltige Verdienste um andere kunsthistorische Forschungen erworben hat, stand in dem schweizerischen Maler, dessen Leben er behandelt, nicht bloß der Künstler, sondern der Mann, dessen Thätigkeit die gesammten geistigen Bestrebungen des 16ten Jahrhunderts umfaßte, vor Augen, und wie ihm als Kunstfreund der Maler und Dichter, so mußte ihm als Theologen und Kirchenhistoriker der Reformator und Staatsmann von Wichtigkeit seyn. Die Untersuchung über diesen bisher noch wenig bekannten Künstler mußte sich daher nothwendig mit einer umfassenden Schilderung der Orts- und Zeitverhältnisse verbinden, und die Schrift, die als Resultat einer lang fortgesetzten und überaus fleißigen Forschung vor uns liegt, ist deßhald nicht bloß eine Biographie, sondern ein Charaktergemälde jener Zeit und zugleich eine lebendige Schilderung jener denkwürdigen Zustände geworden, durch welche die schweizerische Reformation ihre Entwickelung nahm. Daher wird sie dem Kenner der Kirchen- und Sittengeschichte nicht minder wichtig seyn als dem Kunsthistoriker. Manuel steht als Künstler weder an der Spitze einer Schule, noch auf dem Höhenpunkt einer Epoche; sein Talent ist bewundernswürdiger in Hinsicht auf eine gleichmäßige Tauglichkeit für die verschiedensten Beschäftigungen als durch die Auszeichnung, die es in der Malerei erreicht hat; aber sein künstlerisches Wirken steht in genauer Beziehung mit den tiefsten Interessen jener Zeit.

Von dem damaligen politischen, kirchlichen und sittlichen Zustand der Schweiz gibt die Einleitung ein lebendiges Gemälde. Der Verf. ist durch gründliches Studium der Quellen einheimisch in allen Theilen jener Specialgeschichte; so schildert er auch den Stand der bildenden Künste insbesondere, und die heftigen Angriffe, welchen ein großer Theil ihrer Denkmäler in den Stürmen der Reformation unterlag, mit einer Kenntniß des Einzelnen, welche eine Menge bisher unbekannter Notizen ans Tageslicht bringt. Im zweiten Abschnitt, welcher die eigentliche Biographie enthält, macht der Verf. wahrscheinlich, daß der ursprüngliche Name des Künstlers Niclaus Alleman gewesen, und einem angesehenen und verbreiteten Geschlecht angehört; aus Familienrücksichten jedoch, da Manuel ein unehlich geborner Sohn war, durch Uebertragung des Taufnamens auf den Geschlechtsnamen in Manuel verwandelt und von unserm Künstler nur durch den auf seinen Malerwerken vorkommenden Beisatz Deutsch angezeigt worden sey. Zu ihen vom Verf. angeführten Namensverwandten kann vielleicht auch der Maler gezählt werden, der zu Genua im Kloster von Sta. Maria in Castello eine lebensgroße Verkündigung im edelsten Style der van Eyck'schen Schule gemalt hat. Er schreibt sich selbst: Justus de Allamag pinxit 1451. E. R. D. Z., welches nicht Alemagna, wie Lanzi angibt, sondern Allamañ zu lauten scheint, mithin auch seinen Familiennamen anzeigen könnte. Manuel war im Jahr 1484 zu Bern geboren, und wahrscheinlich im Hause seines mütterlichen Großvaters Thüring Frickart erzogen; er scheint sich früh zur Malerkunst bestimmt zu haben, wer aber sein erster Lehrer gewesen, bleibt unentschieden. Der Verf. glaubt annehmen zu dürfen, er habe sich eine Zeit lang zu Colmar unter den Nachfolgern des Martin Schön aufgehalten, gewiß aber ist aus einer Nachricht des Ridolfi, daß der Ruf des Tizian ihn nach Venedig gezogen. Es ist nicht bestimmt zu ermitteln, wann er bei dem nur sieben Jahre ältern Meister verweilt hat; doch nimmt der Verf. als wahrscheinlich das Jahr 1511 an, wo Manuel bereits ansässiger Künstler und verheirathet war. Seine künstlerische Thätigkeit in Bern scheint früh, vielleicht 1505 begonnen zu haben; als 25jähriger Mann, im Jahr 1512 findet er sich schon unter den Mitgliedern des großen Raths. Daß er 1515 an Holbeins Arbeiten am Rathhause zu Basel Theil genommen, ist weniger glaublich, da wahrscheinlich der von ihm selbst zu Bern gemalte Todtentanz in jene Zeit fällt; im J. 1518 schmückte er sein eigenes Haus mit einem großen Frescobild. Er malte nicht allein auf Holz, Leinwand und Mauer, und zeichnete Cartons für Glasgemälde, sondern schnitt auch in Holz, und suchte auf jedem Wege sein Fortkommen durch die Kunst zu finden. Nächstdem machte er sich schon vom Jahr 1509 an durch Dichtungen in Volksreimen bekannt, und wurde später, vom J. 1522 an, durch seine öffentlich aufgeführten Fastnachtsspiele und einige Volkslieder voll beißender Laune und treffender Witzworte einer der wirksamsten Beförderer der kirchlichen Reform. Die Ausübung der Kunst aber war nicht hinreichend zu seinem und seiner Familie Unterhalt; daher suchte er, schon früher durch das Vertrauen seiner Mitbürger geehrt, ein besseres Auskommen im Kriegs- und Staatsdienste. Im J. 1522 war er bei den schweizerischen Hülfstruppen für Franz I. gegen Mailand als Schreiber (vielleicht Quartiermeister), und nahm an dem Sturm von Novara und der Schlacht von Bicocca Theil. Im folgenden Jahre ward er zum Landvogt in Erlach am Bieler See ernannt. Hier war er vom J. 1526 an für die Reformation thätig, und bekleidete im Januar 1528 bei der Berner Disputation das wichtige Amt eines Rufers oder Herolds, welchem oblag, die Verhandlungen

in ruhigem Gang zu erhalten. Von dieser Zeit an war seine öffentliche und amtliche Wirksamkeit vom entschiedensten Einfluß auf die Wohlfahrt seines Cantons sowohl als auf die Beförderung der evangelischen Sache in und außerhalb der Schweiz. Bei der Entfernung der Bilder aus den Kirchen scheint er die frevelhafte Zerstörungswuth im Zaume gehalten zu haben; wenigstens nahm er die sogenannten „Götzen" in einem vielgelesenen Volksgedicht in Schutz. Sein ferneres Leben ist allein den Staatsgeschäften gewidmet, und die Menge der Aufträge, denen er sich unterzog, erregt die größte Bewunderung für seine Gewandtheit und sein Geschäftstalent. Als Rathsherr, Chorrichter, Venner und Abgeordneter der Stadt half er Verhandlungen mit den Nachbarcantonen führen und Unruhen dämpfen, welche durch die Bewegungen der Reformation ausbrachen, befehligte auch zu Zeiten die Truppen des Cantons. Die Schilderung dieser anstrengenden, nur zweijährigen Geschäfte gewährt ein reiches Bild einer großen, talentvollen und erfolgreichen Wirksamkeit. Aber es scheint, daß Manuels Lebenskraft dadurch vor der Zeit erschöpft wurde. Er starb schon im Jahr 1530 um das 46ste Jahr seines Lebens.

Unter den Kunstwerken Manuels, welche der dritte Abschnitt behandelt, ist das hauptsächlichste der Todtentanz, welcher aller Wahrscheinlichkeit nach zwischen den Jahren 1514 bis 1522 von ihm in Fresco an die Kirchhofmauer des Dominicanerklosters zu Bern gemalt wurde, aber bald zu Grunde ging und nur noch in zwei verkleinerten Copien in Wasserfarben erhalten ist. Eine Abtheilung desselben, in welcher der Maler sich selbst dargestellt hat, mit den darunter befindlichen, ebenfalls von ihm gedichteten Reimen, ist dem Buche in wohlgerathenem Umriß beygegeben. Der heitere Charakter dieses Bildes, eine gewisse natürliche Frische und Anmuth bei einigem Mangel an Correctheit, wodurch sich mehr ein glücklicher Dilettantismus als gründliche Meisterschaft verräth, darf wohl als durchgehende Eigenthümlichkeit seiner Gemälde angenommen werden. Vom Jahr 1518 war ein großes Frescobild an seinem eigenen Hause, den Götzendienst Salomonis vorstellend, welches ebenfalls nur noch in einer kleinen Aquarellcopie vorhanden ist. Auf der Bibliothek zu Basel befinden sich drei Temperagemälde, deren zwei die Geschichte von Pyramus und Thisbe darstellen, die dritte einen Gott Vater, Anna, Maria, Jesus, S. Jakob und S. Matthäus in den Wolken, unten eine Menge von Anbetenden in einer Landschaft; der Verf. spricht sie jedoch nicht mit völliger Gewißheit dem Manuel zu und glaubt sie höchstens als Jugendarbeiten von ihm betrachten zu dürfen. An Oelgemälden finden sich mehrere: zwei Heiligenbilder auf der Bibliothek zu Colmar, Manuels eigenes Bildniß und zwei Bildnisse aus der Familie v. Mülinen im Privatbesitz zu Bern. Eine Lucretia und eine Bathseba, beide vom Jahr 1517, und eine Enthauptung Johannis, welche der Verf. als das ausgezeichnetste Werk Manuels betrachtet, befinden sich auf der öffentlichen Bibliothek zu Basel; eine Bauernhochzeit, auf Leinwand, ein ältlicher Mann, der ein Mädchen entkleidet, im Privatbesitz zu Bern, und ein anderes Bildniß des Malers auf der Stadtbibliothek daselbst. Außerdem sind noch eine ziemliche Anzahl von Zeichnungen und Holzschnitten, auch eine plastische Arbeit, ein Pokalaufsatz mit dem in Schmelz gemalten Wappen der Familie von ihm vorhanden.

Die Schriften Manuels theilen sich in scherzhafte und polemische Gedichte, Fastnachtsschwänke und Volkslieder, welche der Krieg und die Reformation hervorgerufen. Sie sind im schweizerischen Volksdialekt geschrieben. Obgleich Manuel Gelegenheit haben konnte, sich in den Schulen der Meistersänger zu üben, scheint er doch zu der Art von Bildung, welche diese gaben, nicht gelangt zu seyn; seine Poesie ist naturalistisch, in manchen Stücken unbehülflich und rauh, aber um desto unbefangener und wahrhaftiger. Sein Witz ist schlagend und seine Satyre treffend, seine Polemik trotzig und kühn. In gleicher Art, durch Frische und Kraft eines natürlichen Sinnes mehr als durch Studium und künstliche Bildung wirkend, aber eben deßhalb um so tüchtiger eingreifend in die Interessen der Zeit, erscheint er in seinem öffentlichen Dienst. Diese gedoppelte Wirksamkeit schildert zum Theil schon seinen persönlichen Charakter, dessen Zeichnung der Verf. aus seinen Verhältnissen zu Familie und Staat vervollständigt. Einer so frischen, talentvollen und kräftigen Natur, wie Manuel war, konnte es nicht an Verirrungen fehlen, zu welchen seine angeborne Munterkeit, sein Kriegsdienst und andere Beschäftigungen vielfältig Veranlassung gaben. Trotz dem aber spricht aus seinem Wesen und Wirken durchaus ein edler Sinn, und besonders zeigt er sich in den Reformationsstreitigkeiten nicht nur besonnener und verständiger, sondern überhaupt höher geartet als die Vorkämpfer der Gegenpartei.

Die Urkunden und Briefe, welche dem Werke angehängt sind, und der Abdruck der vorhandenen schriftlichen Werke Manuels vervollständigen das Gemälde, welches eben so sehr durch Umfang, Gleichmäßigkeit und Klarheit der Schilderung, als durch Unbefangenheit des Urtheils anzieht, und für die Profan- und Kirchengeschichte wie für die Kunsthistorie als ein wichtiger und dankenswerther Beitrag anzusehen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 3.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 8. Januar 1839.

Mailand.

Der Professor Marchesi hat in seiner Werkstatt das Modell einer kolossalen Gruppe aufgestellt, welche er im Auftrag Sr. Maj. des Kaisers in Marmor ausführen soll. Es ist von großem Interesse, einen ausgezeichneten Künstler selbst über sein Werk sprechen zu hören; wir theilen daher einen von Marchesi geschriebenen Aufsatz, welcher bei der Ausstellung bekannt wurde, in getreuer Uebersetzung mit, und lassen einige Bemerkungen von einem competenten Augenzeugen folgen.

Beschreibung der in Marmor auszuführenden Gruppe: die gute Mutter, oder das Charfreitagsfest.

Die Religion ist das glänzendste Gebiet, auf welchem die schönen Künste sich üben können, und die Feste die sie feiert, die Gebräuche die sie heiligt, sind zugleich die populärsten und edelsten Gegenstände die ein Künstler sich zum Vorwurfe nehmen kann. Indem ich daher auf ein Werk sann, welches den ganzen Adel der Kunst in sich aufnehmen und zu dem Zwecke mitwirken könnte, das Gefühl religiöser Frömmigkeit im Volke zu erhalten und zu verbreiten, schien mir das zugleich erhabene und rührende Fest des Charfreitags den Vorzug vor jedem andern Gegenstande zu verdienen, wenn ich mich nämlich bestrebte, den unter uns noch erhaltenen Gebrauch der Anbetung des vom Kreuze genommenen Heilands so viel als in meinen Kräften stände, zu veredeln.

Um diesen Gedanken zu verwirklichen, nahm ich mir vor, unter den Zügen einer erhabenen Matrone, die Religion, etwas erhöht sitzend darzustellen, wie sie das Leintuch, in welches der in ihrem Schooße ruhende vom Kreuz abgenommene Leichnam verhüllt war, auseinander geschlagen hat und ihn nun der Anbetung der Welt darbietet. Der Körper des Gott-Menschen, dessen vollkommene Schönheit nicht durch die Leiden verringert wurde, liegt in einer würdigen und doch sich selbst gelassenen Stellung in den Armen der zärtlichen und verehrungswürdigen Matrone; und aus der ganzen Bewegung des Körpers und aus den Lineamenten des Gesichts athmet jene unaussprechliche Liebe die ihn bewog, sich für die Erlösung des menschlichen Geschlechtes zu opfern. Und die Religion, die ihn zärtlich in ihren Armen hält, scheint mit einem Blick voll inniger Liebe, die sie auf die Umstehenden wirft, die Völker aufzufordern, das große Opfer zu betrachten, durch welches die Gottheit sie erlöset hat. Unterdessen hat schon der Zulauf der Andächtigen begonnen, und allen andern voran ist eine gute Mutter mit ihren kleinen Söhnen zur Anbetung herbeigeeilt. Einer der leztern, schon etwas erwachsen, und deßhalb schon hinreichend in Religionssachen unterrichtet, hat sich dem heiligen Leichnam genähert, und küßt mit inniger Verehrung die Wunden der Füße. Ein anderer von jüngerem Alter halb andächtig, halb bestürzt, ist im Begriff dem Beispiel des Bruders zu folgen, während die gute Mutter sie Beide dem Kleinsten zeigt, den sie noch auf den Armen hält, und dem sie mit anmuthiger Miene und Geberde das große Mysterium des glorreichen Todes erklärt, durch welchen der Gott-Mensch das ganze menschliche Geschlecht erlöset hat. Von der andern Seite führen zwei junge Mädchen ihren blindgebornen Bruder herbei, und helfen ihm mitleidig vor dem Gott-Menschen, den er hienieden nicht sehen kann, aber für dessen Anblick ihn sein Glaube im Himmel würdig machen wird, die Kniee zu beugen. In diesem Blindgeborenen glaubte ich nicht bloß eine mögliche und an sich selbst interessante Episode, sondern auch ein Sinnbild derjenigen Nationen vorstellen zu können, welche aus der Finsterniß der falschen Religionen zu dem Lichte der einzig wahren und göttlichen gelangen.

Dies sind die Figuren, aus welchen ich meine Gruppe zusammengesezt habe, in der Meinung, daß sie nicht nur ein für die Kunst sehr geeignetes Ganzes bilden (da die Religion und der Erlöser in der Mitte, die Mutter mit den Söhnen auf der einen und die Schwestern mit dem

Blindgebornen auf der andern Seite sehr gut zusammengestellt werden konnten), sondern daß sie auch in ihren verschiedenen Charakteren jene Mannichfaltigkeit darbieten, die so wirksam und in den gewöhnlichen Gegenständen so schwierig zu finden ist. Die Majestät der Religion, die vollkommene Einheit in dem nackten Körper des Erlösers; die Herzensgüte der durch den Anblick ihrer guten Söhne erfreuten Mutter und die verschiedenen Stellungen der Kinder, welche den verschiedenen Graden ihrer moralischen Ausbildung entsprechen, konnten für die künstlerische Wirkung höchst günstige Contraste hervorbringen, und ich habe mich bemüht, denselben so weit als es mir möglich war, nah zu kommen. Andere Figuren hielt ich nicht für nöthig, da die drei Gruppen, in welche die von mir angenommenen Figuren vertheilt sind, den Glauben, die Hoffnung und die Liebe bedeuten, somit die ganze Religion umfassen, und dem Werke jene Einheit des Gedankens und Gefühls geben, welches in den Werken der Kunst niemals vernachlässigt werden darf.

Ich habe geglaubt, vielmehr die Religion und nicht die Mutter Gottes darstellen zu müssen, erstlich um eine bemerkliche Verschiedenheit zwischen meiner zu Saronno befindlichen Kreuzabnahme und diesem neuen Werke gerade in dem Theile, in welchem beide nothwendig übereinkommen, anzubringen; und dann, weil es wirklich die Religion ist, welche die Gläubigen zu dem Feste einladt, auf welches meine Gruppe sich beziehen würde.

Dies ist das Werk, mit dessen Uebertragung die oberherrliche Munificenz mich zu beehren geruht hat. Ich habe mich bestrebt, und werde mich fortdauernd bemühen, dasselbe zu aller Vollkommenheit zu bringen, deren Studium und Fleiß mich fähig machen können, damit das Werk zum mindesten den Willen bezeuge, einer so hohen Würdigung zu entsprechen."

Bemerkungen zum Aufsatze Marchesi's über dessen Kunstwerke.

Ich wüßte nicht, daß ein größeres Werk der Sculptur in der neueren Zeit ausgeführt worden wäre, in welchem sich eine größere oder gleiche Anzahl von Figuren zu einem so harmonischen Ganzen vereinigt wie in diesem. Die Idee in der Kreuzabnahme, an die Stelle der Mutter Gottes die personifizirte Religion gesetzt zu haben, ist für den katholischen Italiener eine sehr kühne, dürfte aber eben wegen ihrer Abweichung vom religiösen Canon bei eifrigen italienischen Katholiken eher Tadel als Beifall finden. Die Allegorie der drei göttlichen Tugenden tritt wohl vor's Auge nachdem man das Programm gelesen, aber ohne dasselbe würde sie schwerlich der Beschauende von selbst auffinden, und er wird die Religion, welche Christus im Schooße hält, bloß für eine kolossale Mutter Gottes ansehen, deren Gesichtsausdruck freilich nicht der christliche einer Mutter, die einen Sohn verloren, sondern der antike einer Niobe ist. Da auch Christus, in Vergleich mit den Figuren der beiden Seitengruppen kolossal erscheint, so macht das winzige Kind, welches zu den Füßen des Heilands sich hinwirft, den unangenehmen Eindruck eines Hündchens. Diesen ungünstigen Eindruck abgerechnet, ist die Harmonie der beiden Seitengruppen, sowohl jeder einzelnen für sich, als in Bezug auf die mittlere große der Kreuzabnahme eine bewundernswerthe, und je länger man dieselben betrachtet, desto mehr offenbart sich die besonnenste Berechnung des Künstlers und das höchste Schönheitsgefühl für das harmonische Ineinanderfließen der Formen. Die Trias, welche die mathematische Grundlage dieses Kunstwerkes ist, tritt nicht nur in den drei Gruppen (der mittleren nämlich und denen zu beiden Seiten) und in den drei Figuren, aus welchen jede besteht, hervor, sondern ist auch in den neun Strahlen der Glorie, womit das Haupt der Religion umgeben ist, klar angezeigt. Canovas Grabmal der Erzherzogin Christine steht hinter diesem Kunstwerke, sowohl was die Zahl der Figuren als die Idee des Ganzen betrifft, bei Weitem zurück, und wenn Thorwaldsens Apostel sammt Christus eine größere Anzahl von Figuren darbieten, so sind dieselben doch nicht wie diese drei Mal drei zu einem einzigen Ganzen vereinigt. Der Eindruck dieses jetzt in der Werkstätte Marchesi's aufgestellten Modells ist ein so großer und mächtiger, daß alle andern zahlreichen ganz oder bald vollendeten Statuen und Gruppen für den Beschauer in den Hintergrund treten; daß selbst der Oesterreicher dem Modell der, nach Gratz bestimmten, in welchem Metalle zu gießenden Statue des Kaisers **Franz** (der übrigens nicht ähnlich genug) kaum einen Blick schenkt, und die für Frankfurt bestellte sitzende Statue Goethe's den Deutschen nicht lange genug vor sich festhält.

Archäologie.

2) **Lettre à M. L. de Klenze sur une statue de héros attique récemment découverte à Athènes; par M. Raoul-Rochette.**

3) **Argos Panoptes.** Von Dr. Theodor Panofka.

4) **Ueber die Metallspiegel der Etrusker.** Von Ed. Gerhard.

(Beschluß.)

Nr. 2. Es ist nicht zufällig, wenn wir unmittelbar nach der Gerhard'schen Abhandlung die Broschüre von

Hrn. Raoul-Rochette besprechen. Hr. Letronne glaubte nämlich in seiner Abhandlung über den Atlas diesen Titan auf dem dreiseitigen Fuß einer ehernen Candelaber-Basis im Besitz des Hrn. Dodwell zu erkennen. Auf einer Seite dieser Basis ist eine auf einer Amphora stehende Eule, auf der andern ein Helm, auf der dritten hebt ein unbärtiger Jüngling, dessen Füße in zwei Schlangenfüße auslaufen, mit beiden aufgehobenen Armen ein halbmondförmiges Ding in die Höhe, über dessen eigentliche Gestalt wegen des ganz abgeriebenen Zustandes des Monumentes nichts bestimmt werden kann. Hr. Gerhard in seiner Abhandlung über die Venere Proserpina p. 36 hielt dieses unbestimmtere Etwas für einen Polos, und ihm folgte Hr. Letronne: dagegen that Hr. Raoul-Rochette mit siegreichen Gründen dar, daß die Titanen gar nicht mit Schlangenfüßen gebildet worden, und daß in Verbindung mit der Nachteule und dem Helm der Minerva, die sich auf zwei Seiten des Candelaber-Fußes finden, am natürlichsten an den schlangenfüßigen Erichthonius mit dem runden Schild der Minerva zu denken sey. Eine unerwartet schnelle Bestätigung seiner Deutung erhielt er durch einen Fund, welcher im Jahr 1835 in Athen während der Anwesenheit des Herrn v. Klenze gemacht wurde. Man fand nämlich bei Aufgrabung der untern Stadt, unweit des Theseus-Tempels, drei große Piedestale, von denen jedes eine colossale Statue trug. Zwei davon waren so verstümmelt, daß Herr von Klenze keine Zeichnung davon nehmen ließ: von der dritten wohl erhaltenen aber schickte er eine Zeichnung an Herrn Raoul-Rochette. Sie stellt eine kniende männliche Gestalt vor, deren Füße von den Knien an in Schlangen enden. Der Gedanke an Erichthonius lag sehr nahe, und diese Entdeckung war für Herrn Raoul-Rochette doppelt erfreulich, da er kurz zuvor, noch ohne diese Statue zu kennen, diesem Heros eine solche Bildung vindicirt hatte. Er führte daher in einer eignen Abhandlung aus, was er in der Abhandlung über den Atlas nur gelegenheitlich berührt hatte, und stellte die Vermuthung auf, daß die drei aufgefundenen Statuen zur Verzierung eines Porticus gedient haben werden, an welchem die zehn ἥρωες ἐπώνυμοι aufgestellt gewesen seyen. Diese Vermuthung erscheint sehr plausibel, und ihre gelehrte Begründung ist sehr schätzenswerth, allein neuere Nachrichten aus Athen machen die Sache zweifelhaft. Herr Gerhard, der im vorigen Jahr in Athen war, spricht in seinem Berichte im archäologischen Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung 1837. Nr. 78 von den Resten zweier colossalen Atlanten von gemischter menschlicher und Schlangenbildung. Standen nun zwei und mehrere solcher Atlanten neben einander, so kann nicht mehr an Erichthonius gedacht werden, sondern man wird vielmehr auf Giganten geleitet, die in ähnlicher Bestimmung, wie die Giganten am Jupiter-Tempel zu Agrigent, zu Trägern irgend eines Gebäudes gedient haben werden. Doch wir betrachten die Acten hierüber noch nicht als geschlossen, und erwarten mit Verlangen die näheren Aufschlüsse, die Herr Raoul-Rochette nach seiner Rückkehr aus dem Orient aus Autopsie geben wird.

Nr. 3. Gern möchten wir bei der interessanten Abhandlung des Hrn. Panofka über Argos Panoptes mit der gleichen Ausführlichkeit verweilen, wie wir dies bisher gethan haben: allein da wir in Unterhaltungsblättern lange Aufsätze nie zu Ende lesen, so müssen wir wechselsweise das Schicksal, nicht gelesen zu werden, in Rechnung nehmen, und beschränken uns daher darauf, unsern Lesern die Hauptgesichtspunkte, unter welche Hr. Panofka seinen Gegenstand gebracht hat, anzugeben. Er unterscheidet vier verschiedene Momente, unter denen dieser Mythus auf alten Kunstwerken dargestellt wird: 1) Argos als Hirt und Wächter der Kuh Io, wofür neben andern-theils bekannten, theils unedirten Denkmalen ein äußerst merkwürdiges Gemälde in alterthümlich strengem, aber sorgfältig gezeichnetem Styl von einer in Volci ausgegrabenen, nun für das Münchener Museum angekauften Amphora mitgetheilt wird. 2) Die Einschläferung des Argos durch Hermes. 3) Die Enthauptung des Argos, wofür wiederum ein neues Vasengemälde von einer in Volci entdeckten, aus der Sammlung des Hrn. Durand in Paris für die des Hrn. William Hope in London für 3550 Fr. angekauften Amphora, auf welcher der am ganzen Körper mit Augen bedeckte Argos von Merkur erschlagen wird. 4) Argos als Tempelpförtner der Hera. Diese Vorstellung findet der Verf. auf einer von Millingen Vas. Coghill. pl. XLVI. herausgegebenen Vase, auf deren Hauptseite Io als gehörnte Jungfrau auf einem Altare sitzt. Links neben ihr steht das Idol der Hera; vor sie tritt ein unbärtiger Mann, den Unterkörper und linken Arm in einen Peplos gehüllt, in der Rechten hält er einen Scepter mit darauf stehendem Vogel, der den Mann als Zeus charakterisirt. Auf einer höhern Fläche dicht bei Zeus erscheint ein bärtiger Satyr. Hinter der Io steht ein Ephebe mit Chlamys und Schnürstiefeln bekleidet, in welchem Herr Panofka den die Io bewachenden Argos erkennt. Ganz dieselbe Gruppirung befindet sich auf der ehemals Jugenheimischen, nun in das königl. Museum zu Berlin übergegangenen Vase, welche durch Hirt's Monographie „die Brautschau“ allgemein bekannt geworden ist, aber nun erst durch unsern Verf. eine alle Figuren umfassende und befriedigende Deutung auf die Io erhält. Doch es genüge, diejenigen Leser, welche sich für die Sache interessiren, auf diesen Punkt aufmerksam gemacht zu haben, und wir beeilen uns, das Resultat der ganzen Abhandlung mitzutheilen. In der gewöhnlichen

bemotischen Mythologie erscheint Argos meist als Hirt und Wächter der Kuh Jo. In der Religion der argivischen Hera, deren Priesterthum Jo bekleidet, ist er Tempelpförtner und Hierophant. Die älteste Vorstellung aber, übereinstimmend mit der des ebenfalls mit Augen am ganzen Körper bedeckten Indra in der indischen Religion, wird von Macrobius Sat. I, 19 als das Bild des gestirnten Himmels gedeutet, insofern seine unzähligen Augen die unzähligen Sterne versinnbilden und die Kuh in der alten Religion zur Symbolisirung der Erde sowohl als des Mondes diente.

Nr. 4. Die Vorlesung des Herrn Gerhard über die Metallspiegel der Etrusker ist als ein Prodromus eines umfassenden Werkes zu betrachten, worin er seine Sammlung von Abbildungen und Handzeichnungen dieser eben so eigenthümlichen als wenig bekannten Denkmale, der gelehrten Welt mittheilen wird. Seit Jahren hat er mit Unterstützung der Berliner Akademie für diesen Zweck gesammelt, und namentlich aus den jüngst eröffneten Fundgruben von Clusium, Perusia, Volci, Caere und anderer etrurischer Städte eine solche Masse interessanten Materials zusammengebracht, daß wir auf eine möglichst vollständige, wissenschaftliche Behandlung dieser Art von Denkmalen hoffen dürfen. Wir wünschen, daß günstige Umstände das Erscheinen dieses wichtigen Werkes recht bald möglich machen.

Chr. Walz.

Nachrichten vom November.

Sculptur.

München, 19. November. In Schaller's Atelier ist gegenwärtig das Modell aufgestellt, mit welchem dieser Künstler zu dem Preise concurrirt, der vom Kaiser von Oesterreich für das würdigste Modell zu dem für Kaiser Franz auf dem Burghofe zu Wien zu errichtenden Denkmale ausgesetzt worden ist. Die Figur des Kaisers, in einfacher Toga, das Haupt mit dem Lorbeer umwunden, sitzt auf dem Throne, die Rechte segnend ausstreckend. An den Ecken des Piedestals sitzen weibliche Figuren mit den Symbolen des Friedens, der Religion, der Gerechtigkeit und des Gesetzes. Vorder- und Rückseite des Piedestals sind für Inschriften bestimmt, die beiden Nebenseiten aber mit Basreliefs geschmückt, von denen das eine sich auf das Wirken des Kaisers während seiner langen Regierung bezieht, während das andere die Huldigung der Städte des Reichs am Sarge des Entschlafenen darstellt. Das Modell wird baldigst an die Akademie der bildenden Künste in Wien eingesandt werden.

Aus der Ciselir- und Vergoldungsanstalt der hiesigen Erzgießerei ist nun auch die vergoldete Kolossalstatue des Churfürsten Friedrichs des Siegreichen von der Pfalz vollendet hervorgegangen. Sie gehört mit zu den schönsten in der Reihe dieser Statuen.

Coburg, 24. Nov. Fräulein Louise v. Meyern-Hohenberg, welche sich seit mehreren Jahren in Italien befindet, ist gegenwärtig auf Besuch bei ihren Eltern, wird aber bald nach Florenz zurückkehren. Sie hat für unsere Frau Herzogin ein von ihr gearbeitetes Kunstwerk mitgebracht, welches gegenwärtig auf dem hiesigen Residenzschlosse ausgestellt ist: einen Engel von Alabaster, mit ausgebreiteten Fittigen, der aus dem Hintergrund einer Spitzbogen-Nische hervortritt und sich über zwei Wappenschilder mit den sächsischen und württembergischen Emblemen beugt.

Denkmäler.

Wien, 11. November. Se. Maj. der Kaiser hat den böhmischen Ständen zur Errichtung eines Denkmals für den verstorbenen Kaiser Franz I. in Prag die Genehmigung ertheilt.

München, 29. Oktober. Das fast vollendete Monument für den Generallieutenant von Werneck im englischen Garten auf einer Anhöhe am See, hat eine Höhe von etwa 30 F. und eine Breite von 10 F., ist aus Sandstein gearbeitet, und besteht aus einer länglichen Steinplatte zwischen zwei freistehenden viereckigen Pfeilern, die ein jonisches Gebälk mit einer Krönung von Stirnziegeln tragen. Die Capitelle der Pfeiler bilden caryatidenartige Frauenköpfe und diese sowohl als die übrigen architektonischen Verzierungen und Gliederungen sind mit reinen ungebrochenen Farben bemalt. In der Mitte der Steinplatte stehen blau auf röthlichbraunem Grunde die Worte: „den Verdiensten des Generallieutenants von Werneck um Verschönerung dieses Gartens durch die erste Anlage des Sees, gewidmet von Ludwig, König von Bayern, 1838.“ Entwurf und Anordnung rühren von L. v. Klenze her.

Stuttgart, 24. November. Auf dem alten Schloßplatz wurde dieser Tage das Fundament für Schillers Standbild aufgemauert und am 22. November in den Grundstein eine kupferne Truhe eingesenkt, in welcher die Stiftungsurkunde nebst andern Gegenständen eingelegt war. Die Statue wird wahrscheinlich nächstes Frühjahr aufgestellt werden.

Conrad Wiederhold, der tapfere Vertheidiger der jetzt in Trümmern liegenden Festung Hohentwiel, hat ein Denkmal auf derselben erhalten. Der Pfarrer Schönhuth in Dörzbach und der Pfarrverweser Sigel auf Hohentwiel verbanden sich dazu mit mehreren Freunden, und so wurde es möglich, Wiederholds Büste, von Wagner in Gyps gearbeitet, unter Anleitung des Hüttendirectors Dr. Steinbeis von Wachzimmern in Eisen gießen zu lassen. Am 27. September wurde dieselbe auf dem noch wohlerhaltenen Portale, welches über den Felsen zur Burg führt, feierlich aufgestellt.

Darmstadt, 24. November. Vorgestern traf der Inspector der k. Gießerei in München, Hr. Stiglmeier, hier ein und brachte drei von Schwanthaler verfertigte Modelle für das Ludwigs-Monument mit. Welches darunter angenommen werden wird, ist noch nicht entschieden. Daß man sich für eine Statue von Bronze und nicht von Marmor entschieden hat, wird hier allgemein gebilligt. Der Ausschuß kann diesen Augenblick über eine Summe von 40,000 fl. verfügen.

Frankfurt a. M., 15. November. Das Standbild des neulich verstorbenen Bürgermeisters Dr. Thomas wird durch den Professor Zwerger allhier angefertigt und in unserer Stadtbibliothek aufgestellt werden. Die Kosten der Statue sind auf 1000 fl. veranschlagt und bereits durch Subscription gedeckt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 4.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 10. Januar 1839.

Burgschmidt's Erzguß der Statue Albrecht Dürers.

In dem Winkel einer Straße von Nürnberg ist Burgschmidts Atelier. Wir kamen von Hertel aus zu ihm; eine alte Frau öffnete die kleine Hausthüre, sie war, obgleich Sonntag, ärmlich, aber sehr reinlich gekleidet und sprang mit freundlichem Gesichte, so gut sie konnte, die kleine Stiege wieder hinauf, als sie unsern Wunsch vernommen, den Erzguß zu sehen, um den Schlüssel zum Atelier zu holen.

Burgschmidt und seine Frau waeen in der Kirche, die alte Frau ist seine Mutter. — Der Schlüssel drehte sich, wir traten in die Stätte, wo Düeers Hand und Kopf, tüchtig, abee bescheiden, wie der deutsche Künstler selbst war, uns zu Füßen lag, sein Geist regierte indeß hier, und flößte uns sogleich Interesse und Ehrfuecht ein.

Die edlen Züge Albrecht Dürers, von seinem langen, reichen Haare umwallt, sind rein und makellos aus der Foem hervorgegangen, wie seine verklärte Seele. So auch die Hand, welche einen kleinen Lorbeerzweig hält. Der obere Theil der Statue war gegossen und aus der frischen Grust herausgefördert, glänzte indeß nur erst in einzelnen Theilen aus der Umkrustung der Form.

Der Sohn Burgschmidts, ein junger Mann von ohngefähr 19 Jahren, der mit Eifer in die Fußtapfen seines Vaters tritt, kam, nach Hause gekehrt, zu uns; ich ließ mich in ein belehrendes Gespräch ein, denn ich wollte die Sache aus dem Fundamente wissen.

Der Ofen, in welchem Dürers Werk kochte, gähnte vor uns; er war jetzt kalt und ließ nur durch seine Schwärze die Gluth ahnen, welche er verbreitet, sobald sein Heer und Meister ihn dazu treibt, die brüllende Fluth auszuspeien, so daß die Fliegen todt von der Wand fallen, während der Meistee ruhig, Herr seines Geistes, zur Auferstehung ruft. — Alsbald füllt sich der trichteraetige Mund oben in der Mitte der Form, und durch ihn dringt in alle Röhren das flüssige Werk und bildet sich geheimnißvoll, jedem menschlichen Auge unsichtbar, selbst dem des Meisters — unter der gegebenen Form in derselben immer höher steigend, eindringend in alle Falten und Fältchen, welche Rauchs einfacher, wüediger Griffel vorscheieb, immer fortgedrängt, geschoben, durch die nachstürzende Fluth, bis auch nicht der kleinste Raum zwischen dee Erdform und dem Erdberg, welcher in der Mitte unter derselben die Höhlung der Statue bildet, leer bleibt. Die Form ist voll, der Trichter quillt über, das Werk ist vollendet; langsam veeraucht der Dampf. Es erkühlt und steht zu Tage geförbeet vor dem Auge des Prüfenden.

Die Form ist aus einer röthlichen Erdart, von welcher sich bis jezt nue eine kleine Schicht in der Umgegend Nürnbergs vorfand; der Künstler paßt dieselbe, feucht und in kleinen Stückchen von ohngefähr eines kleinen Fingers Dicke, in die Formen des Gypsmodells, welches in vier Theile getheilt ist: Kopf, Hand, oberer und unteree Theil bee Figur. Die einzelnen Erdtheilchen, wenn sie alle abgepaßt sind, werden mühsam, mit unendlicher Geduld zusammengesetzt und äußerlich mit einer Gypswand umgeben, welche dieselben zusammenhält; in der Mitte oben ist die Oeffnung, welche das Erz aufnimmt und es in die verschiedenen Röheen vertheilt, die dasselbe von allen Seiten nach unten leiten, von wo es untee der Form heraussteigt und sich ausbreitet in den innersten Räumen, von einer unsichtbaren Macht getrieben, willenlos eine Gestalt annimmt, an welche Jahrhunderte lang viele Blicke den Eindruck zurückstrahlen werden, welche die edlen Züge des großen deutschen Künstlers ihnen geben. Muth, Entschlossenheit wird aus dem Auge des jungen Mannes leuchten, der ihm nacheifern will, ja vielleicht eine Thräne der Begeisteeung das hohe Antlitz Albrecht Dürers ihm magisch näher zaubern.

Der König Ludwig hat mit doppeltem Recht das Werk dem Nürnberger Meister anvertraut, den mehr ein tiefgefühltes Inteeesse für die Ehee dieses Werkes,

als Gewinn leitete; er hat dasselbe für 1500 fl. rhein. übernommen.

Burgschmidt kam mit seiner Frau aus der Kirche. Er ist ein Mann von mittlerer Größe, dessen Ernst und sehr tiefblickendes Auge verrieth, daß ein nicht armer, wohl aber etwas gedrückter Geist sich durch manches Hinderniß schon durchgearbeitet haben mag; doch ist ein Schimmer von Zufriedenheit um ihn, seine Frau und Mutter und sein Sohn, alle leben nur in dem Erzguß Albrecht Dürers, Jedes konnte erklären, Auskunft geben und der Frage mit einer Freudigkeit entgegenkommen, welche das Interesse der Fremden für diese einfache Nürnbergische Familie erregte und in die Zeit Albrecht Dürers zurück versetzte.

Welcher Unterschied zwischen einer jetzigen Pariser Künstlerfamilie und der Nürnbergs! —

Ich nahm ein Stückchen von dem Erz und der Form, welches mir mit glänzendem Auge von der Frau und dem Sohne auf meinen Wunsch eingehändigt ward, mit mir, und sagte: „das reist nach Italien.“ — Ein ernster, seltsam schöner Blick aus dem Auge des Meisters folgte mir nach, als ich seine niedrige Schwelle verließ. —

Eine in Florenz der Kunst lebende Deutsche.

Kunstnachrichten aus Florenz. November 1838.

Samuel Jesi hat den Stich der Madonna di Casa Tempi *) vollendet, wozu er 1824 die Zeichnung machte, als das Bild sich noch hier befand. (Bekanntlich ist es gegenwärtig im Besitz des Königs von Baiern.) Das Gemälde gehört Raffaels zweiter Epoche an, und entstand während seines zweiten Aufenthalts in Florenz (vor 1508). Es ist mehrmals gestochen worden, u. A. von Desnoyers aber Jesi's Arbeit ist die erste des zarten und anmuthigen Originals ganz würdige. Es ist etwas ungemein Liebliches in der Art und Weise, womit die Madonna das Kind mit beiden Armen umfangend, es an Brust und Wange drückt. Wie vortrefflich Jesi zeichnet, ist bekannt; hier hat auch sein Grabstichel dem Leib des Kindes eine Weichheit, Rundung und Harmonie gegeben, welche um so mehr entzücken, da die Modellierung vollkommen ist. Das Köpfchen ist voll Leben. Der Madonna selbst muß ein nicht geringeres Lob ertheilt werden, und die Gewänder sind sehr schön behandelt. Ohne auf den Effect hingearbeitet zu seyn, was bei diesem Künstler nie der Fall, macht das Blatt eine bedeutende Wirkung, und in dieser Hinsicht möchte ich es andern von derselben Hand selbst vorziehn. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht unterlassen, auf das Fortschreiten von Jesi's großer Arbeit, dem Stiche nach Raffaels Bildniß Papst Leos X. aufmerksam zu machen. Sie dürfte in wenig mehr als einem Jahre vollendet sein. Vielleicht hat kein neuerer Kupferstecher Schwierigkeiten ähnlicher Art, wie sie bei dieser Platte sich zeigen, zu überwinden gehabt. Es gibt größere Blätter, es gibt figurenreichere — das gegenwärtige hat deren selbst nur dreie — aber ich wüßte nicht von einem Bilde, welches so große, für den Grabstichel so schwer zu behandelnde und zu scheidende Massen darböte, ein so ernstes Studium der Einzeldinge und, ohne Beeinträchtigung der Harmonie, eine solche Manchfaltigkeit in der Art und Weise der Ausführung erforderte. Es ist wahr, die berühmten Kupferstecher der beiden lezten Jahrhunderte, namentlich die Franzosen, haben Porträtbilder von bedeutendem Umfange meisterhaft gestochen. Aber sie hatten es nicht mit klassischen Werken zu thun wie hier der Fall. Wenn sie eine gewissermaßen malerische Wirkung hervorbrachten, in der Nachahmung von Sammt, Seidenzeug und Spitzen ihre Virtuosität zeigten, so kam's nicht darauf an, ob sie sich einige Freiheit nahmen. Bei einem Gemälde aber, wie das Raffaelische, einem Meisterwerke in welchem mit der größten künstlerischen Gelehrsamkeit der vollendetste Geschmack, mit der lebendvollsten Charakteristik das genaueste Studium des Details verbunden ist wie in keinem andern; bei dieser Perle des historischen Porträtstyls ist es ganz anders. Es kommt hier auf jede Linie an, denn Alles ist mit dem klarsten Bewußtseyn des Erfordernisses gemacht. Der Kupferstecher ist mit rühmenswerther Gewissenhaftigkeit zu Werke gegangen, und während er das Original mit äußerster Treue wiedergibt, während seine Köpfe Leben athmen, sucht er auch in scheinbaren Nebendingen die Wirklichkeit des Dargestellten in seiner Nachahmung zu bewahren. So viel sich jezt beurtheilen läßt — schon ist die Arbeit weit vorgerückt, indem die Figuren der beiden Cardinäle, ein Theil des Beiwerks und der Hintergrund ganz vollendet sind, der Kopf des Papstes nur der lezten Ueberarbeitung bedarf, und sein reiches Gewand ganz angelegt und großentheils ausgeführt ist — verspricht dies Blatt sowohl in Hinsicht der technischen Ausführung, wie der Wiedergebung des Charakters ein Meisterwerk. Wenn es vollendet ist, werde ich Gelegenheit finden, auf die Einzelnheiten in der Ausführung zurückzukommen.

Sonst ist im Fache des Kupferstichs wenig von Bedeutung erschienen. R. Gambara stach die Madonna della Seggiola in kleinem Format, eine im Ganzen lobenswerthe Arbeit, wenn auch nicht in allen Theilen mit der erforderlichen Zartheit ausgeführt. Dasselbe läßt sich von einen neuen Stiche nach der sogenannten

*) Gedruckt bei L. Bardi. In Mannheim bei Artaria und Fontaine. Preis mit der Schrift: 20 Fr.

Fornarina in der Tribüne der Uffizi sagen, von einem jungen Livorneser, Namens Bonaini. Der Charakter des Urbildes ist darin mit Glück wiedergegeben, die Behandlung, namentlich die Modellirung, könnte sorgfältiger seyn. Perfetti's Blatt nach Andrea del Sarto (Mariä Geburt) ist noch nicht fertig geworden. Von andern Werken des Grabstichels, welche in Italien erschienen sind, muß ich noch Guadagnini's Christ am Kreuze, nach Guido Reni, nennen, brav, wenn auch nicht ausgezeichnet, und Dala's Himmelfahrt der Jungfrau, nach dem berühmten Gemälde Tizians in Venedig, dem größern Stiche von Schiavoni bei weitem nachstehend. Die von Garavaglia bei seinem Tode unvollendet gelassene Himmelfahrt nach Guido, wurde von dem bejahrten Faustin Anderloni beendigt. Es ist damit immer eine mißliche Sache, namentlich wenn, wie in diesem Falle, Styl und Kunstfertigkeit des Einen von denen des Andern so sehr verschieden sind. Pietro Anderloni's Attila, nach Raffaels Fresco in den Stanzen, ein Gegenstück zu seinem Stiche des Heliodor, ist, so viel ich weiß, noch nicht ganz zu Ende geführt. — Luigi Bardi's I. e R. Galleria Pitti illustrata ist bis zum XXIII. Hefte gelangt. Von diesem Unternehmen ist eigentlich nicht viel zu sagen. Der Plan dazu ist gut, aber mich dünkt, man hätte doch besser gethan, die Zahl der Bilder zu beschränken. Es ist wahr, die Gemäldesammlung im Pal. Pitti ist die gewählteste der Welt, aber sie enthält eine so große Menge von Werken der späteren Zeiten, daß die Kunst unmöglich dabei gewinnen kann, indem sie sämmtlich durch den Kupferstich vervielfältigt werden. Was soll man beginnen mit diesen zahllosen Florentinern und Bolognesern des siebzehnten Jahrhunderts, mit diesen Carlo Dolcis, San Giovannis, Gentileschis, Guercinos, Spagnolettos, Volterranos, Baroccios, Sustermans u. v. A.? Durch die Aufnahme aller dieser Bilder wird das Werk zu einem sehr bedeutenden Umfange angeschwellt: besser wäre es gewesen, man hätte eine Auswahl getroffen, und mehr Sorgfalt auf die Kupferstiche verwandt. Denn wenn ich von diesen eine mäßige Zahl ausnehme, ist das Meiste höchst mittelmäßig. Die Beschreibungen sind oft sehr wortreich, ohne daß etwas dabei gewonnen würde. So kann man denn ein Bedauern nicht unterdrücken, daß ein Unternehmen von solcher Wichtigkeit künstlerischen Anforderungen so wenig entspreche. In den lezten Heften findet man unter andern die wunderschöne Pietà des Perugino (Petrus Perusinus pinxit A. D. MCCCCLXXXXV — für das Nonnenkloster S. Chiara gemalt, ehemals in der Sammlung der Akademie der schönen Künste) von Guadagnini gestochen, immer noch eins der bessern Blätter, obgleich man an das Original nicht denken muß, und das Bildniß der Geliebten Julians von Medici (vielleicht die vom Pulci und Polizian besungene Diva Simonetta) von Sandro Botticelli, gestochen von Calamatta, der sich in neuester Zeit durch die Ingresche Madonna, die Todtenmaske Napoleons u. s. w. einen berühmten Namen gemacht hat, und, so viel ich weiß, Professor an der Kunstakademie zu Brüssel ist. — Von den Kupfertafeln zu Prof. Rosinis Geschichte der Malerei in Italien, sind zwei Hefte erschienen. Ich habe indeß eine bedeutende Zahl davon gesehn, die fertig, aber noch nicht publicirt sind, und sowohl was die Auswahl als die Ausführung betrifft, nur Lob verdienen. Man könnte freilich wünschen, daß die Zeit bis auf Raffael etwas freigebiger bedacht, dafür aber bei der späteren gespart würde. Vielleicht läßt sich hier noch Manches einschalten. Der erste Band des Textes soll im künftigen Sommer erscheinen und bis auf Paolo Uccello gehn. Bis jezt ist blos die Einleitung gedruckt.

(Der Beschluß folgt.)

Nachrichten vom November.

Denkmäler.

Kassel, 21. November. Henschel hat nun das für Fulda bestimmte Standbild des heil. Bonifacius vollendet, und es wird nächstens dahin abgehen.

Detmold, 4. November. Die Beiträge zu dem Herrmanns-Denkmale belaufen sich bereits auf 11,000 Thaler; obgleich erst seit einem halben Jahre gesammelt wird. In Lemgo arbeitet man rüstig an dem Standbild, das aus Kupfer getrieben wird. Die Arbeiten auf dem künftigen Standorte des Denkmals sind bereits bedeutend vorgerückt, so daß die Aufstellung desselben wahrscheinlich schon im künftigen Jahre stattfinden wird.

Mailand, 4. November. Marchesi hat das der verstorbenen Malibran in dem hiesigen Theater della Scala zu errichtende Denkmal vollendet. Die Büste der Künstlerin steht auf einem Piedestal von weißem Marmor, auf dessen Seiten sie in den vorzüglichsten ihrer ehemaligen Rollen dargestellt ist. Der Genius der Melodie lehnt sich, die Lyra in der Hand, in einer sinnenden Stellung gegen das Piedestal.

Venedig, 17. November. Der Kaiser von Oesterreich hat mittelst Beschlusses vom 15. Oktober anzuordnen geruht, daß dem unsterblichen Tizian ein würdiges Denkmal aus carrarischem Marmor von einem hiesigen Bildhauer errichtet und der Stadt Venedig als Geschenk übergeben werde. Bereits ist eine Commission ernannt, die sich mit der Anordnung des Ganzen beschäftigt.

Medaillenkunde.

Darmstadt, 18. Oktober. Das von Carl Stubenrauch allhier gravirte und in Silber ausgeprägte Bildniß unseres Großherzogs findet allgemeinen Beifall.

Paris, 31. Oktober. Die Société internationale zu Paris, London und Philadelphia hat zu Ehren Kosciusko's, Washington's und Lafayette's eine große Medaille schlagen lassen.

welche die Profile der drei großen Männer und die Legende: „Aux héros de liberté les amis de l'indépendance des peuples" trägt.

Malerei.

St. Petersburg, 17. November. Von unserm talentvollen jungen Landschaftsmaler Sternberg, der seit Kurzem aus den Südprovinzen zurückgekehrt ist, sind gegenwärtig einige interessante Bilder ausgestellt, welche Scenen aus dem Volksleben in der Ukräne darstellen. Die „Feier des Ostersonntags in einer Landgemeinde" gefällt vorzüglich.

Berlin, 6. November. In der Lüderitz'schen Kunsthandlung sind zwei Bilder des berühmten Seemalers Gudin angelangt, die aus den Jahren 1834 und 1835 stammen und bei 4 F. Breite 3½ F. Höhe haben. Beide stellen Ufergegenden mit Schiffen dar.

Hannover, 1. November. Der Prof. E. Oesterley aus Göttingen hat vor Kurzem in der hiesigen neu ausgebauten Schloßkirche ein über 30 F. hohes Altarbild al fresco vollendet, das Christi Himmelfahrt darstellend und sowohl hinsichtlich der innern Bezüge als der Technik höchst gelungen ist.

Stuttgart, 2. November. In dem schon so geschmackvoll ausgestatteten Residenzschloß wird der Hofmaler Gegenbauer zwei Säle al fresco mit Scenen aus der vaterländischen Geschichte malen. Die Wirkung des Ganzen kann man nach zwei fertigen Bildern des neuen Saales bemessen. Das eine zeigt den Grafen Eberhard den Greiner, wie er, im Wildbade überfallen, von einem Hirten übers Gebirge geleitet wird. Das zweite stellt die Genugthuung für diese Unbill, die Gefangennehmung der Häupter des Schläglerbundes vor der brennenden Veste Berneck, dar. Der Carton der Schlacht von Döffingen, in dem Augenblick wo des Grafen Sohn, Ulrich fällt, ist bereits vollendet.

Stuttgart, 28. Oktober. In dem Saale der hiesigen Bürgergesellschaft waren in diesen Tagen 64 Portraits von ehemaligen Professoren der Hochschule zu Tübingen aufgestellt, eine in verschiedener Hinsicht sehr interessante Schau. Sie wurden von einer Commission aus mehr als 200 Porträts ähnlicher Art zur Reinigung und Wiederherstellung ausgewählt und hierhergesendet. Der Chronist Nauclerus eröffnete die Reihe. Sein Bild ist mit dem Stiftungsjahre der Universität 1477 bezeichnet, ist aber eine Copie von 1627. Dann folgten die Bildnisse aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert, ein Cyclus personificirter Gelehrheit von genialem Wissen bis zur starrsten Katheders-Doctrin.

Brüssel, 15. November. Der König hat das schöne Gemälde: die heilige Cäcilie, von Mde. Geefs gekauft.

Venedig, 25. Oktober. Se. Majestät hat den Ankauf mehrerer Gemälde von fähigen Händen, welche sich gegenwärtig in der Ausstellung der Akademie der schönen Künste allhier befinden, anbefohlen, so wie gleichzeitig auch andern Künstlern Bestellungen ertheilt und dem Landesgouverneur 4000 österreichische Lire mit der Bestimmung angewiesen, dieselben zur Unterstützung einiger Künstler und Zöglinge der Akademie zu verwenden.

Rom, 23. Oktober. Bouvoiran (bekannter unter seinem Vornamen Numa) hat nun die vom verstorbenen Sigalon begonnene Copie der Propheten und Sibyllen Buonarotti's in der Capella Sistina, zwölf riesengroße Figuren, mit ihren Beiwerken, binnen Jahresfrist vollendet. So treu und brav sie gemalt sind, lassen sie doch gegen Sigalon's Copien manches zu wünschen übrig. Schon in einigen Tagen werden sie nach Frankreich abgehen.

Neue Stiche und Lithographien.

Berlin, 8. November. Die Portraits von Horace Vernet und E. M. E. Lepoitevin, nach Krüger's äußerst ähnlichen Bildern, lithographirt von Jentzen. (Diese Portraits bilden die neueste Fortsetzung der bei L. Sachse erscheinenden Reihe von Bildnissen berühmter Künstler und Künstlerinnen des In- und Auslandes.)

Panorama von Berlin; vom Dome aus aufgenommen von H. Hintze in Berlin und sauber in Aquatinta gestochen von J. Hürlimann in Paris; Verlag: L. Sachse.

„Badende Kinder" nach Steinbrück, im Besitz des königl. schwedischen Generalconsuls Hrn. Wagner befindlichen Bilde, lithographirt von Wildt und Tempeltei; bei Lüderitz.

Stuttgart, 22. November. Schillers Portrait, lithographirt von Kauffmann, nach der Büste Danneckers, an welchem der Künstler fast zwei Jahre gearbeitet, ist seit einigen Tagen vollendet.

London. „Die einzige Tochter" nach Wilkie's neuem Bilde gestochen von Engleheart. 2 Pfd. 12½ Sch.

„Opium-Schiffe bei Lin-tin in China." ein illuminirtes Blatt, nach Duncan von Huggins gestochen, 24 Z. breit, 17 Zoll hoch; 1 Pfd. 1 Sch.

Kupferwerke.

London. The Diadem, herausgegeben von Miß Louisa H. Sheridan, mit 14 Stichen von H. Cook. 1 Pfund 11½ Schilling.

The book of Royalty, or characteristics of british palaces, herausgegeben von Mad. S. C. Hall; bei Ackermann. 2 Pfd. Strl. 2½ Sch.

Forget me not, for 1839. Herausg. von Fred. Shoberl; bei Ackermann; 12 Sch.

Constantinople and the seven churches, Heft VI., nach Zeichnungen von Alom; bei Fischer.

Illustrated Topography 30 miles round London, vom Kupferstecher Henshall, bestehend aus 34 Ansichten aus der Nähe der Hauptstadt und einer Generalkarte.

Fisher's Drawing-room Scrap-book for 1839 mit 36 Kupfern. 1 Guinea.

Fisher's Juvenile Scrap-book for 1839, herausgegeben von Agnes Strickland und Bernard Barton, mit 16 Kupfertafeln. 8 Schill.

The Waverley forget me not for 1839 (als VI. und letzter Band von Scotland and Scott illustrated); ebenfalls bei Fisher; 25 Schill.

Philadelphia. The Gift (die Gabe) a christmas and new year's present for 1839, herausgegeben von Miß Leslie; bei Cary und Hart.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 5.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 15. Januar 1839.

Kunstausstellung in München 1838.

(Fortsetzung.)

Ferdinand v. Olivier

hat drei Landschaften ausgestellt, davon zwei einer früheren Zeit anzugehören scheinen, die dritte ganz neu ist. Durch Amtsgeschäfte mehrere Jahre in der Ausübung der Kunst gehindert, hat er neuerdings Muße gefunden, zu ihr zurückzukehren — wir hoffen zu gleich großer eigner Freude, wie zur Freude derer, die Gelegenheit haben, seine Werke zu sehen. Die künstlerischen Kräfte dieses Meisters der Landschaftsmalerei sind in der Zeit der Ruhe nicht zurückgegangen: sie haben sich concentrirt, und in freierer Entwickelung, geleitet von dem ursprünglich inwohnenden feinen Natursinn, dienen sie einer, wo möglich gehobenen Anschauungsweise. Diesen Eindruck macht das neue Bild, zu dessen Schilderung ich meiner Feder einen Theil der Fähigkeit wünschte, die es hervorgebracht. Aber wie beschreibt man eine Melodie, oder mehr, eine Symphonie? Und das ist's. Die Musik hält den Schlüssel zur Landschaftsmalerei, wenn nicht überhaupt zur Kunst. Auch sie gibt in verwandter Weise die Eindrücke der Natur zurück, aber nicht wie die weiße Mauer das Sonnenlicht, sondern wie das Prisma. Oliviers Landschaft ist eine heitere, das Gemüth sanft ansprechende und doch tief ergreifende Musik. Leichte Sommerwolken in lichter Luft; hügelige Ebene mit Höhenfernsicht; an einem Weiher ein alterthümliches aber wohnliches Schloß in der Mitte des Gemäldes; eine volle schattige Baumgruppe links; leichtere schlank aufstrebende Bäume rechts; im Vordergrund ein dem Weiher durch leichten Fall entfließender Bach. Die Gegensätze, die dem Landschaftmaler zu Gebote stehen, von Erhebung, Senkung und Fläche, schweren und leichten Massen, weichen und scharfen Linien, Licht und Schatten, Nähe und Ferne u. s. w. sind mit reinstem Gefühl, mit größter Mäßigung in Folge der Verbindung gebracht und mit gleich großer Anspruchlosigkeit vorgetragen. Grade dieser Umstand, daß eine Seite der Natur aufgefaßt ist, wodurch sie dauernd erfreut, gibt dem Bild jene Eindringlichkeit aufs Gemüth, die mit den so beliebten Schilderungen flüchtig vorübergehender Momente nie erreicht werden kann; ein Vorzug, der an den Geist der alten Bildnißmalerei erinnert, die uns auch immer den ganzen Menschen, nicht eine bloße Stellung oder Stimmung von ihm konterfeit. Soll nun auch über Technisches ein Wort zugefügt werden, so muß man außer der dem Künstler in hohem Grade eignen feinbestimmenden Zeichnung noch die Kunst der Abrundung, der Perspektive, das freie Vor- und Zurücktreten der Flächen und der erhobenen Gegenstände, wie z. B. der Bäume, rühmen, die warme, tiefe und doch höchst liebliche Färbung und die geschmackvolle Ausführung. Darf man nach alledem, und bei so großem Genuß auch noch einen Wunsch aussprechen, so ist es der, daß das Wasser im Vorgrund, dem vielleicht noch mehr der Charakter des spiegelnden, durchsichtigen und flüssigen Elements zu geben ist, für die Ausdehnung in die Breite, die es hat, auf eine etwas wahrscheinlichere Weise, als von dem kleinen Wasserfall des Weihers, etwa noch mehr links aus dem Mittelgrund des Gemäldes hergeleitet werde. Salvo meliori!

Eugen Neureuther.

Erinnerungen an die Villa Mils in Rom, Oelgemälde. Der Künstler war im verflossenen Jahr in Rom; es war vorauszusehen, daß der Eindruck einer für ihn noch ganz neuen Welt seine Phantasie reizen und seinem Combinationsvermögen reichen Stoff zu neuen Bildern bieten würde. Volksleben, Volksgesänge schienen am nächsten zu liegen, inzwischen hätten sie ihn von der gewohnten Form der Anschauungen so weit nicht entfernt, wie es Italien und namentlich Rom gethan. Am lebendigsten und eigenthümlichsten sprachen ihn Roms Villen mit ihren neuen und alten Bauwerken, mit ihren Ruheplätzen und Fernsichten, mit ihren Trümmern alter Kunst zwischen der jugendlich fortwuchernden Natur, mit ihren

Wasserkünsten, Bäumen und Blumen und der ganzen herrlichen Vegetation vor allen an und traten einzeln ihm zu Bildern zusammen, davon er denn eines vor uns aufgerollt. Es ist dies die Villa Mils, ehemals Spada, jener über und in den Trümmern der diocletianischen Kaiserpaläste aufgeschossene Zaubergarten voll Rosenlauben, Rosengänge, Rosenbüsche. In der Mitte des Gartens sieht man zwischen dichtem Gestrüpp von Lorbeer und Epheu in eine finstere Tiefe — es ist das untere Stockwerk des alten nun ganz verschütteten Palastes, in dessen Räumen man hinabsteigen kann, wenn der doppelte Contrast der dunkeln, feuchten Räume gegen ihre ehemalige Herrlichkeit und gegen die gegenwärtige des auf ihrem Grab erblühten Lebens nicht abschreckt. Gegensätze, in der Wirklichkeit durch Zeit und Raum auseinander gehalten und somit ungünstig wirkend, bieten in der Kunst, in glücklicher Nebeneinanderstellung, den größten Reiz; und so hat Neureuther sie erfaßt und in sein Gemälde aufgenommen. In der Mitte desselben öffnet sich die düstre Halle des untern Geschosses, in deren Tiefe im schwachen Dämmerlicht, das durch die oben angegebene Oeffnung eindringt, eine Götterstatue thront. Ueber diesem Dunkel der Vergangenheit breitet sich der blühende Rosengarten aus, mit seinen Lauben und Gebüschen und und den darüber hinausragenden Pinien und Cypressen. — Außer diesem einen, höchst malerischen, Gegensatz bietet die Villa einen zweiten, der — in der Wirklichkeit fast in derselben Zeit dem Auge sich bietet und wodurch dieser Ort besonders anziehend ist. Geht man nämlich einen der Rosengänge entlang bis zum Abhang, wo man nach dem Circus maximus hinuntersieht, so gewinnt man die freiste Aussicht über das Tiberthal und den größten Theil von Rom und zwar links gewendet übersieht man die aus Vignen und Gärten emporragenden Trümmer des alten Roms, die Kaiserpaläste im Vorgrund, die Thermen des Diocletian im Mittel- und Cecilia Metella im Hintergrund; rechts aber das ganze neue Rom mit seinen vielen neuen Palästen und Kuppeln, unter denen am höchsten S. Peter sich erhebt. Letztere Ansicht im Schimmer der Abendsonne ist von unbeschreiblichem, alle Nerven durchzitterndem Freudezauber, während erstre im Morgensonnenduft in elegische Stimmung versenkt. — Neureuther wählte beide Aussichten, mit Rücksicht auf die angegebene Tageszeit, als die beiden Haupttheile seines Gemäldes und stellte sie rechts und links neben die dunkle Kaiserhalle unter die Rosengärten, und schmückte den Vorgrund mit ein Paar Gruppen, von denen die des neuen Roms eine der vielen schönen Scenen des römischen öffentlichen Familienlebens schildert, das dolce far niente, in dem nur das Kind an der Mutterbrust noch thätig ist, die andere, des alten Roms, eine Phantasiescene vom verliebten Mandolinenspieler mit seinem Mädchen darstellt. Beide Aussichten sind durch Rahmen eingefaßt, die von Pilastern und Gesimsen in römischem Styl gebildet werden, darauf allerhand Blumen- und Fruchtsträuße, auch Instrumentenbündel und Arabesken gemalt sind. Endlich den Sockel des ganzen Gemäldes bildet ein Aufriß der Kaiserpaläste in ihrem ehemaligen Prachtzustand, geisterhaft grau und unbestimmt gehalten. — Es wäre mir lieb, wenn es mir gelungen wäre, denen, die das Bild nicht gesehen, eine vortheilhafte Meinung davon gegeben und auf das Sinn- und Geistreiche der Composition aufmerksam gemacht zu haben, ich könnte sodann über die Art und Weise der Ausführung unbefangener sprechen. — In einem öffentlichen Blatte las man den Wunsch, es möge dem genialen Künstler Gelegenheit werden, derartige Compositionen im Großen, etwa als Verzierung eines Salons &c. auszuführen, und ich möchte ihn hier wiederholen. Erst in größerer Ausdehnung und in Verbindung mit der Architektur wird der Werth solcher Compositionen recht fühlbar, aber auch ihre Gesetze deutlicher empfunden werden. Das Ornament als Theil der Architektur darf deren Gepräge nie verlieren, nie durch zu große Naturnachahmung, durch Uebergang in die Wirklichkeit sich von ihr trennen. Je mehr Form deßhalb, und je bestimmter dieselbe, desto besser; je mehr Farbe, Licht und Schatten, kurz je mehr Bild — desto gefährlicher. Darum sprechen solche Compositionen als Zeichnung, auch in den lichten, leichten und anspruchlosen Aquarellfarben, so unbedingt an. Die Oelfarbe ist ein Mittel, wodurch die Kunst nicht nur die Naturnachahmung auf den äußersten Grad steigern kann, sondern, daß sie auch nothwendig auf diese Bahn hinführt (indem ihr ohne die Lasuren der wesentliche Reiz, die Durchsichtigkeit fehlt). Damit kann sich aber eine rein phantastische Combinationsweise nie vertragen, und wenn wir deßhalb über einem schön geglätteten und verzierten Gesims eine Landschaft mit allem Zubehör und dem Schein der Wirklichkeit, mit Luft und Wolken, und eine andre in gleicher Weise darunter aufgestellt sehen, so wird der Betrachtende nothwendig nach zwei gesonderten Seiten hingezogen und beunruhigt. Ich halte deßhalb die Oelmalerei nicht für das geeignete Mittel, Compositionen, wie sie Neureuthers Phantasie erschafft, auszuführen. Je näher er der Federzeichnung bleibt — also mit der Radiernadel, mit Aquarell- und Frescofarben auf architektonischem Grund; je deutlicher wird sein durchaus eigenthümliches Verdienst leuchten. Um nur eines noch zu nennen, was für meine Ansicht spricht: Der Gedanke, die Kaiserpaläste in altee Pracht neben ihre jetzigen Trümmer zu stellen, ist durchaus glücklich und poetisch; sie gewissermaßen zum Fußgestell, zur Wurzel des Ganzen zu machen, nicht weniger. Wie aber sollen sie in irgend eine malerische Verbindung mit dem Uebrigen gebracht

werden? Ihre ungeheure Ausdehnung erlaubt natürlich nur einen ganz verkleinerten Aufriß; in die Ferne können sie unmöglich gerückt werden, da ja gerade sie die Gegenwart, der Vorgrund des Gemäldes sind. Neurenther hat eine graue, geisterhafte Farbe gewählt; aber damit verliert das Gemälde Halt, Kraft, Festigkeit, die vorzüglich der Basis desselben unentbehrlich sind. All dieser Bedrängnisse ist er in der Zeichnung und bei gleicher Haltung des Ganzen im Ornamentton überhoben. Habe ich dahin meine Ansicht ausgesprochen, so will ich auch noch zwei Bemerkungen zufügen, denen ich indeß mehr nicht als subjectiven Werth beilege. Die sentimentale Liebesgruppe vor der Aussicht ins alte Rom erscheint mir, abgesehen davon, daß sie der ganzen Lebens- und Liebesgewohnheit der Römer widerspricht, als eine Dissonanz mit Zeit — es ist Morgen — und Ort. Dann denk' ich an die unerschöpfliche Fülle der Rosenlauben in der Villa Mils, an diesen so ganz eigenthümlichen und immer von Neuem verlockenden Reiz, und wie sich Himmel und Erde hinter ihren Blüthen und Blättern verklärt, so wünsch ich mir ihre Schönheit deutlicher vergegenwärtigt, als in dem Gemälde geschehen, etwa als vertiefter Rahmen der beiden erwähnten Aussichten.

Williams.

Eine vor einem Madonnenbild an der Straße betende Römerin. Das Bild überschreitet die angenehme Größe der Genrebilder nicht; sein Autor ist ein Engländer von Ruf und wir lernen somit aus eigner Anschauung etwas von den Bestrebungen jenseit des Kanals kennen. Wir haben es hier mit einem ansehnlichen Talent zu thun. Das Bild zeigt uns nicht eine besondere Auffassungsweise römischen Lebens, römischer Charaktere, nicht etwa wirkliche Zustände einer ergriffnen oder gleichgültigen Beterin; nein es sind Modelle (eine junge Frau und ein jüngeres Mädchen), die in eine gefällige, ansprechende Stellung gebracht sind, wie sie der Maler sich ausgedacht, knieend mit zum Madonnenbild erhobenen Angesicht, glänzenden Augen rc. Es ist auch nicht etwa die Zeichnung der Formen und deren Ergründung, was zu besonderer Aufmerksamkeit reizt; aber die Farbe ist es, durch die dieses Bild einen unbeschreiblichen Reiz hat, und wie die Wirklichkeit selbst im glücklichsten Momente erscheint. Unverkennbar haben Tizian und Giorgione dem Künstler als Vorbilder vor der Seele gestanden; von ihnen hat er Tiefe, Wärme, Sättigung der Farbe, von ihnen die Gegensätze des fast glühenden Lichts, der kalten Mitteltöne und der warmen Schatten, von ihnen vor allen die Wahl der Farben und ihre Zusammenstellung gelernt. Der Farbenauftrag ist ungemein pastos und häufig ins Halbtrockne gemalt, wodurch allerdings ein der Natur sehr nahekommender Lichtschimmer bewirkt wird, der aber verschwindet, sobald sich einmal Staub in die Poren gesezt hat, wie man bei den spätern Venetianern, ja schon bei Bassano, wo es ebenfalls angewendet ist, wahrnehmen kann.

(Der Beschluß folgt.)

Kunstnachrichten aus Florenz. November 1838.

(Beschluß.)

Die von der Buchdruckerei Passigli u. Comp. veranstaltete Ausgabe des Vasari ist vor Kurzem vollendet worden. Sie umfaßt zwei Bände im größten Octavformat und gespaltenen Columnen, im Ganzen 1196 Seiten engen, aber sehr deutlichen und schönen Drucks.* Außer den Lebensbeschreibungen sind auch die kleineren Schriften, die Beschreibung des Apparats bei Gelegenheit der Vermählung des Erbprinzen Franz v. Medici, die Unterredungen über die Gemälde im Palazzo vecchio, und die Briefe darin enthalten. Die äußere Ausstattung durch Papier, Druck, Kupfer, ist sehr sorgfältig: es ist aber Schade, daß dies Unternehmen Anfangs bloß eine Buchhändler-Speculation war, und erst später einen wissenschaftlichen Charakter annahm. Ursprünglich handelte es sich einfach darum, den Text der Audinschen Ausgabe (nach der Giuntischen, Florenz 1822) mit einer Auswahl der früheren Anmerkungen abzudrucken. Als mit dem Proemio schon begonnen war, wandte man sich an einen Literaten, G. Montani aus Cremona, seit mehreren Jahren in Florenz wohnhaft und einer der fleißigsten und tüchtigsten Mitarbeiter an der damals noch bestehenden Vieusseux'schen Antologia. Dieser, dessen eigentliches Fach indeß mehr Literärgeschichte als Kunstgeschichte war, begab sich an die Arbeit und redigirte die Noten zum ersten Theil der Lebensbeschreibungen. Er starb zu Anfang 1833, und Hr. G. Masselli, Inspector an der Academie der Künste, welcher auch bis dahin schon Montani's Mitarbeiter gewesen, übernahm die Besorgung. Die Mühe und Sorgfalt, welche auf Text und Anmerkungen verwandt ist, verdient nun jedenfalls rühmende Anerkennung. Die gegenwärtige Edition gibt ungleich mehr, als Bottari, della Valle und die Mailänder, sie ist viel bequemer eingerichtet, und berücksichtigt die neueren Leistungen im Gebiete der Kunstforschung und Kritik, wenigstens das, was in Italien geschehen ist. Auch Auswärtiges, z. B. von Rumohr, Quatremère u. A. findet sich bisweilen benuzt. Aber man kann darum doch nicht

---

* Ladenpreis: 8 Scudi.

sagen, daß das Nöthige geschehen sey. Vielleicht war es auch nicht möglich. Der Herausgeber klagt überdies in der Vorrede über den Mangel an Unterstützung. Am meisten ist, wie begreiflich, für Florenz und Toscana geschehen; weniger für Rom. Eine sehr erwünschte Zugabe ist das Register, welches sich sowohl auf den Text als auf die Anmerkungen bezieht, und äußerst fleißig gearbeitet und praktisch eingerichtet ist. So hat denn diese Ausgabe, als die am reichsten ausgestattete und brauchbarste aller bisher erschienenen, alle Ansprüche auf den Dank der Kunstfreunde, denen sie in manchen Fällen auch wegen des verhältnißmäßig geringen Raumes, den sie einnimmt, willkommen seyn wird. — Von den in der lezten Zeit erschienenen Städtebeschreibungen, den Cenni storico artistici di Siena von dem nun verstorbenen Romagnoli, der Descrizione di Pisa von R. Grassi, der Guida d'Arezzo von O. Brizi zu reden unterlasse ich, da ihrer in diesen Blättern bereits Erwähnung geschah. Von G. Rosini's Beschreibung des Camposanto zu Pisa erschien die vierte Auflage. Nicht wenige kunstgeschichtliche Notizen, namentlich über Architektonisches, finden sich in dem Dizionario geografico-fisico-storico della Toscana, von E. Repetti, dessen 2ter Band in diesen Tagen vollendet werden wird. Das Werk ist auf 3 Theile berechnet. Prof. Seb. Ciampi, durch seine verdienstlichen Arbeiten über Pistoia und Pisa bekannt, beschäftigt sich mit einer Schrift über den Maler Giunta von Pisa. Von den vom Prof. Contrucci zu Pistoia mit Beschreibung herausgegebenen Basreliefs der Della Robbia, le Opere della misericordia, im Spital der genannten Stadt, ist neuerdings die Fortsetzung erschienen. Die Steindrücke sind aber ziemlich ungenügend.

Von der im September d. J. in Mailand stattgefundenen Kunstausstellung handelt eine Schrift von Arrivabene: Della pubblica esposizione di opere di belle arti ed industria. (Mailand, Pirotta. 171 S. 12.) Den Bemerkungen über die ausgestellten Werke und biographischen Nachrichten über die Künstler folgt eine statistische Uebersicht der beiden Ausstellungen von 1837 und 1838. Die Gesammtzahl von 1837 beläuft sich auf 593 Nummern, die von 1838 auf 683. (Im Jahr 1835 waren 443 Nummern.) Unter diesen waren im laufenden Jahre 28 Marmorstatuen und Gruppen, 61 historische Bilder, 88 Genrebilder, 184 Landschaften, 113 Porträts u. s. w. Die Zahl der Werke würde bedeutender gewesen seyn, hätten nicht zu gleicher Zeit die Akademie zu Venedig und die Akademie Carrara zu Bergamo ähnliche Ausstellungen veranstaltet, während der Bildhauer Pompeo Marchesi seine Werke in der eigenen Werkstatt zeigte, statt sie nach der Brera zu senden.

Rt.

Nachrichten vom November.

Alterthümer.

Weimar, 30. Nov. Kürzlich sind die Gypsabgüsse des in Goethe's Hause zu Pompeji gefundenen bronzenen Fauns und der zwei später ausgegrabenen, mit Reliefs verzierten Silbergefäße, als ein Geschenk Sr. Hoheit des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar an unsre Frau Großherzogin K. H. aus Neapel hier angekommen und in der großherzoglichen Kunstsammlung aufgestellt worden. Diese drei Gegenstände sind von der vortrefflichsten griechischen Arbeit des spätern zierlichen Styls. Der etwa 2 F. hohe bärtige, mit Pinien bekränzte Faun ist tanzend, und, nach der Bewegung der Hände zu schließen, wahrscheinlich die Cymbeln oder Castagnetten schlagend, in dem lebendigsten Ausdruck bacchischer Fröhlichkeit dargestellt. Die beiden ganz gleich geformten Vasen, Kratere von 1/2 F. Höhe, mit Gehenkeln, sind jede mit einem Centaur und einer Centaurin in Hochrelief verziert, welche geflügelte Amorinen auf dem Rücken tragen und bacchische Attribute halten. Diese Figürchen sind in verschiedenen und mannichfaltigen Stellungen mit höchster Eleganz und Lebendigkeit ausgeführt und vollkommen erhalten.

Paris, 21. Nov. Die hier bestehende Gesellschaft zur Ausbeutung des Standorts Carthago's hat durch ihre Agenten, die Herren Grenville, Temple und Falbe die ersten 12 Kisten mit Mosaiken erhalten. Unter den darauf dargestellten Thieren lassen sich Panther, Hirsche, Hasen, Reptilien, Fische, Muscheln, Sepien, Polypen, Wasservögel rc. genau erkennen und der Art nach bestimmen.

Gegenwärtig macht eine kostbare Entdeckung von Basreliefs an der Kirche Notre Dame Aufsehen. Um den Chor derselben läuft nämlich eine Reihe von Basreliefs, welche Scenen aus dem Evangelium darstellen. Man wußte wohl, daß diese Arbeiten aus dem 14. Jahrhundert herrühren und schrieb sie den beiden Meistern Jean Leroux und Jean Bouteillier zu, aber darauf beschränkte sich die Kunde, denn die erhabene Arbeit selbst war durch eine dicke Lage Tünche verschwunden. Ganz neuerlich hat man die Uebertünchung beseitigt und die Figuren wohl erhalten, von lebhaftem Colorit und mehrere mit königlichem Ornat bekleidet gefunden. Die Bemalung der Sculpturarbeiten zeugt schon von deren hohem Alter; allein die Frische der Farben, der Ausdruck der Gesichter und das unverkennbare Gepräge einer verschwundenen Zeit in der Haltung und den Geberden der Personen erhöhen noch um Vieles den Reiz des Fundes.

Unter den 2000 Statuen aus dem 12ten und 13ten Jahrhundert, welche das Aeußere der Cathedrale von Chartres schmücken, hat Hr. Didron, Sekretär des historischen Commitee für Künste und Denkmäler, eine Statue der Freiheit entdeckt. Sie hält in der Rechten einen Degen, in der Linken ein Schild, auf welchem zwei königl. Kronen als Attribute angebracht sind. Der Name „Libertas" ist zu ihrer Rechten in den Schriftzügen des 13ten Jahrhunderts eingegraben. Dieser Figur der Freiheit folgen, wie der Mutter ihre Kinder, zwölf andere öffentliche Tugenden, ebenfalls als Königinnen gekleidet, unter denen man an ihren Attributen und an den in den Stein gegrabenen Namen die Schnelligkeit, Sicherheit, Einigkeit und den Muth erkennt. Herr Didron ist von der Regierung beauftragt, die archäologische Beschreibung der Cathedrale von Chartres zu liefern, und wird diesen Winter die Beschreibung der 2000 Statuen mittheilen.

№ 6.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 17. Januar 1839.

Deutsche Bildhauer in Rom.

Rom, 4. December 1838.

Die am meisten beschäftigten Bildhauer, eben so wie die Maler, sind die hier ansässigen Engländer. Büsten und Statuen sind in der Mode in England, mehr Kunst-Interesse vielleicht in Deutschland. Aber da die Engländer das Geld haben, so sind es meistens nur die englischen Bildhauer, die Bestellungen erhalten. Gipson, Wyatt, Macdonald, Thud sind ehrenwerthe und geschickte Männer; aber wenigstens eben so viele Deutsche sind neben sie zu stellen. Jene haben so viele Aufträge, daß ihnen kaum die Zeit bleibt, ihren eigenen Inspirationen sich hinzugeben; diese arbeiten fast nur aus eigenem Antriebe. Von Wolf sind in den lezten Jahren mehrere Werke nach Deutschland verkauft, und so werden Sie seinen Fischer, seinen Genius mit Herkules-Attributen, den Ganymed von der Hebe unterrichtet, die Thetis u. A. ohne Zweifel kennen. Glücklich trug derselbe Künstler die bekannte Composition, den von der Hirschkuh gesäugten Telephos, aus einem Herkulanischen Gemälde in die Sculptur über. Diese Gruppe ist noch unverkauft. Eben so seine belobte Amazonengruppe, die in einem schönen Marmorblock jezt ausgeführt wird. Wolf ist bekannt und gerühmt. Auswärts auch sollte bekannt und gerühmt seyn Lotsch aus Carlsruhe, der ebenfalls seit 14 bis 15 Jahren hier haust, und dessen reiches und originelles Talent hier in bedeutendem Ansehen steht. Geistreiche Zeichnungen von ihm, in welchen er mit tiefer und gewandter Auffassung der Natur das schön Menschliche in öffentlichen Pläzen, und wo es ihm sonst begegnet, zu seinem Eigenthum macht, gehen bereits in manchen anziehenden Blättern durch Deutschland. Vieles dieser Art ließ er dort zurück, als er im vorigen Jahre sein Vaterland besuchte. Eben so unmittelbar von der Natur ihm eingegeben sind seine bei seiner Zurückgezogenheit zu wenig bekannten Sculpturwerke, welche ihn zugleich als feinen Auffasser der Natur, zugleich als der Schule des 14ten und 15ten Jahrhunderts zugethan bezeichnen. Ausgezeichnete Gaben für die Composition hat er in zahlreichen Basrelief, großentheils aus dem Leben Christi, an den Tag gelegt. Eine sizende weibliche Statue, etwa $3^1/_2$ Palmen lang, ein in Gedanken vertieftes Mädchen, eine aufbrechende Knospe des jungfräulichen Alters, man möchte es nennen: ein Mädchen, das zur Besinnung kommt, war seine vornehmste Statue in den lezten Jahren. In Auftrag eines Freundes führte er sie in schönem Marmor aus, mit vollem Beifall unserer ersten Künstler. In einem Cabinet voll antiker Monumente, des Hannöverschen Ministers, behauptet die Statue würdig ihren Plaz, und Niemand geht daran vorüber ohne sich der milden Ueberraschung zu erfreuen. Ein Gypsabguß derselben ist nach Mainz gekommen. Voriges Jahr ward Lotsch von einigen Aufträgen seines Fürsten beehrt, von denen die kolossale Büste Dürers bereits sehr gelungen in Gyps dasteht, und nun in Marmor gearbeitet wird. Zum Concurs sind für die Façade der zu erbauenden Akademie in Carlsruhe zwei allegorische Statuen, „die Malerei“ und „die Bildhauerei“ aufgegeben. Die erstere hat er in etwa ¾ Lebensgröße mit dem ganzen Adel genialer Einfachheit bereits in Gyps vollendet, und die Bildhauerei, welche ihn jezt beschäftigt, verspricht nach dem schon weit vorgerückten Modell eben so viel. Noch einige andere Statuen, seiner geistreichen Büsten nicht zu gedenken, von denen die unseres Cornelius die trefflichste, schließen sich hier an, die vielleicht bald in Deutschland zu sehen seyn werden, oder die ich Ihnen gelegentlich demnächst anzeigen will.

Der „Ballspieler“ von Kümmel aus Hannover, seit dreiviertel Jahr in schönem Marmor, etwas über Lebensgröße, fertig geworden, ist bereits in mehreren Tagblättern mit Recht als ein Werk genannt, welches von Künstlern und Liebhabern unter die originellsten der neueren Zeit gezählt wird, und schön, ja glänzend ist in Handlung, Linien und Ausführung. Fremde aller Nationen

haben in vorigem Winter diese Statue fleißig besucht und gepriesen, und wären nicht die größten Vorzüge derselben ein Hinderniß, sie zu verkaufen, so stände der Ballspieler längst in der Gartenhalle eines Großen. Denn heut zu Tage ist es Mode, wie Sie wissen, das Schönste dem Anstande zuwider zu achten. Ein zweiter Sündenfall ist bekanntlich seit zwanzig bis dreißig Jahren auch in die Kunst gekommen, auch die Statuen schämen sich, unbekleidet zu seyn. Wo dieses Verderbniß seinen Anfang nahm, weiß ich nicht; so viel weiß ich, daß ich dasselbe hier vorfand, als ich den Norden noch in voller Unschuld verlassen hatte. Kümmel hat zu dieser schönen Figur das Motiv von einem Ballonspieler, einem Liebling des Publikums, vor etwa zwei Jahren hier in Rom genommen. Von demselben Künstler werden Sie bald die Büste des Herzogs Bernhard von Weimar dort sehen, und in derselben einigen Anlaß finden, auf das größere Werk zu schließen. *

Widmann aus München, ein noch jüngerer Künstler, hat sich in den wenigen Jahren seines Hierseyns durch Basreliefs und schon durch zwei Statuen ausgezeichnet, in denen wir ihn mit eigener Jugendkraft im classischen Alterthume leben sehen. Seine thätige Aufmerksamkeit sowohl auf Worte als Werke aller Art aus jenen erhabenen Jahrhunderten trägt doppelt zu seiner Förderung bei. Seine erste Statue war ein Cyparissus, die zweite eine weibliche Figur, die ihr Gewand auf der Schulter zu befestigen beschäftigt ist. Die Basreliefs, die in seinem Studium zu sehen sind, machen zugleich seiner Wahl der Gegenstände Ehre: Hylas, von Nymphen herabgezogen — Odysseus, am Hofe des Alkinoos von Demodokos Gesange bewegt, — Helena, von der Venus dem Paris zugeführt.

v. Hoyer, aus Obersachsen, der ebenfalls erst wenige Jahre hier ist, löste die schwere Aufgabe einer Gruppe in Figuren über Lebensgröße: Oedipus und Antigone — und während er hier ein plastisches Liniengefühl und tragischen Ausdruck entwickelte, hat er in einer Psyche, die so eben fertig geworden, seine Kunde in weiblicher Zartheit an den Tag gelegt. Von seinem Hofe auf einige Jahre pensionirt, scheint es, daß ihn jetzt seine Verhältnisse nach Hause rufen. Wie viel lieber würde er hier bleiben, und seinen Oedipus nach Deutschland in die Vorhalle irgend eines Palastes senden.

Mehrere Andere noch sind zu erwähnen, Matthiä, ein Preuße, eben mit Thorwaldsen nach Kopenhagen gegangen, und Scholl aus Hamburg, deren Geschicklichkeit von Thorwaldsen benützt wird. Steinhäuser aus Bremen, ein Schüler Henschels, erst wenige Jahre hier, der sich gleich Anfangs durch eine weibliche Figur auszeichnete, neuerlich aber durch langwierige Fieber unterbrochen wurde; Troschel aus Preußen, jetzt mit Basreliefs von Kaiser Trajans Thaten, auf Bestellung, beschäftigt, Woltreck aus Dessau, dessen Rückkehr aus Deutschland erwartet wird, wo er in München Aufträge hatte. — Aber die beispiellose Menge von Fremden aller Nationen hindert mich am Weiterschreiben — ein anderes Mal also von Anderem. — Kaum meine halbe Zeit gehört mir, ich muß mich daher, mein Herz getheilt unter Kunst und dem Wohl meiner Landsleute, für heute auf dies Wenige und Flüchtige beschränken.

* Diese Büste, lebensgroß in cararischem Marmor ausgeführt, ist zugleich mit obiger Nachricht eingetroffen, und hat sich großes Wohlgefallen erworben. Die kräftigen Züge des edlen Herzogs sind äußerst wahr und schön aufgefaßt, und im Marmor mit größter Vollendung wieder gegeben. Miene und Haltung sind bei großer Ruhe, von ausnehmender Lebendigkeit und durch den milden freundlichen Ausdruck höchst ansprechend. Weniger Beifall hat die etwas obligate Bearbeitung der Haare gefunden. Die Büste ist ein Geschenk des Herzogs an S. K. H. den Großherzog.

Carlsruher Kunstleistung. September 1838.

Die diesjährige Kunstausstellung, die historischen Productionen abgerechnet, an denen ein fühlbarer Mangel war, übertraf an Menge und Gehalt noch die vorjährige. Faßt man die Erscheinungen in ein Ganzes zusammen, so drängen sich dem Beschauer Betrachtungen auf, in denen er es sich selber klar macht, wie weit die Kunst in ihrem Fortschreiten gekommen sey.

Die Genremalerei wird, so liegt es in ihrem Wesen, immer mehr in ihrem Reichthume sich ausbreiten, wenn der Sinn für das menschliche Leben überhaupt sich erschließt und die Wiederspiegelung des Lebens in dem Gemüthe des Malers vorgeht, der, ähnlich dem Romandichter, die schöne Bedeutung menschlicher Verhältnisse, rein abbildend oder in einer komischen Umkehrung aufsucht und an die Menschheit zurückgibt. Beide, Dichter und Maler, werfen den Lichtstrahl der Verklärung auf das, was nur gemein scheint, aber doch im Grunde, in tieferer Bedeutung, es nicht ist. Auch eine komische Verzerrung deutet ja auf die edleren Formen. Nach und nach will es daher den Künstlern in die Seele kommen, daß das Genre nicht bloß ein ungefähr Aufgegriffenes der Darstellung sey, sondern daß auch ein gewisser Sinn darin liegen müsse, und die Besseren der Künstler sind es eben, welche zugleich ideale Reize damit zu vermählen suchen. Denn auch der Genremaler entbehrt der Grazien nicht, die ihn leiten. Wo also noch nur Gemeines sich sich in einer Darstellung findet, da wird es sich selber

ausstoßen von dem Edleren umher oder nur noch als Warnung vor dem Verfehlten sich in die Reihe stellen.

So wird auch die Landschaft immer vollkommener erscheinen müssen, wie wir es wirklich bei den Darstellungen solcher Art finden. Immer ist weniger des Manierirten und des bloß Wahren zu erkennen, das nur in prosaischer Auffassung und Nachahmung der Natur besteht, und wenn auch noch nicht die Allermeisten auf das Clairobscur bringen und eine eigentliche Schattengebung erreichen, um durch liebliche Brechung der Localtöne, wie bei den alten Niederländern, die Schönheit der Lichtpartien zu erheben, so suchen sie doch wenigstens durch den angenehmen Wechsel der Farben eine gewisse Art des Zaubers oder wenigstens des Effektes hervorzubringen. Möchten alle diese die Landschaften Berghems zum Muster nehmen, welcher klare Localtöne und natürliche Schatten hat. Was sehr zu beachten ist, die Staffage der Landschafter bessert sich überall.

Unverkennbar übrigens war der Ausdruck der Schulen bei den Landschaften. Die Münchner Schule zeigt alles mehr in Massen, es ist der Eindruck eines Ganzen als solchen, jedoch meist ohne genaueres Eingehen in die Einzelnheiten der Natur und ohne zum großen Thema den Text auszuarbeiten. Ist der erste Eindruck vorüber, so forscht der Beschauer umsonst nach einem Detail, daß er den Gegenstand noch inniger in sein Gemüth aufnehme. Die Natur gegentheils hat so freundlich dafür gesorgt. Doch dringt sich bei dieser Schule uns immer etwas Höheres auf und man wird bei ihr vor dem Gemeinen gewarnt. Bei der Düsseldorfer Schule finden wir andere Bestrebungen. Mit der Regelmäßigkeit der Composition verbindet sie ein liebendes Aufsuchen aller belebenden Einzelnheiten der Natur, als wolle sie ihr ihre eigene Sprache an den Menschen ablauschen; auch dringt sie in die Geheimnisse des harmonischen Farbenwechsels, sie vergißt jedoch zuweilen, das Ganze als Einheit festzuhalten, und wird leicht bunt. Auch sie schließt eigentlich Gemeines aus.

Tieferes und Ernstes für die Beschauung, aus der Geschichte oder aus dem Reiche des Idealen genommen, was auf Mythe, Religion und alles Höhere der Menschheit Bezug habe, wird freilich, zu unserer Zeit, wo andere Interessen den Menschen anregen, in einer gewissen Dürftigkeit sich zeigen, und alle Erscheinungen solcher Art werden fast, wo sie nicht sich als reinmenschliche Darstellungen erweisen und mithin sich als nothwendig dem Gemüthe aufdrängen, den Gedanken hervorrufen, ob es denn auch wahrhaft ernst mit ihnen gemeint sey. Daß ein Künstler mit bigottem Sinne das Bild ernst genommen habe, will die Sache nicht besser machen, im Gegentheil wird dieses die Lächerlichkeit vermehren helfen. Alles Religiös-Symbolische muß in der Folge den Charakter des Reinmenschlichen tragen, wenn es in seiner Wirkung mächtig seyn soll. Aus dem tiefsten Innern der Menschheit, mit allen ihren Ansprüchen, dem Göttlichen sich zu nähern, oder mit ihren Anlagen zur Perfectibilität, muß die Fiction hervorgekommen seyn, eine religiöse Wirkung zu erreichen.

Der Portraitist verläßt die steifen, sich nur kleinlichbrüstenden Stellungen, studirt mehr die physiognomischen Züge für die Menschencharakteristik, modellirt sorgsamer, weil er sonst leztere nicht erreichen kann, und gewinnt, wenn er bedeutender Meister hierin wird, auch wohl an historischer Breite und Größe.

Selbst der Thiermaler kann nicht zurückbleiben, er dringt auf Studium der Anatomie und auf lebensvollere Anordnung, und nöthigt, nach einer andern Seite hin, sogar den Landschaftsmaler, seine Thiere in der Staffage richtiger zu zeichnen.

Die Stilllebenmaler suchen alle Reizungen des Colorits auf und arbeiten mit liebender Anhänglichkeit an die Natur.

Wir gehen ins Einzelne, ohne uns an eine bestimmte Ordnung zu halten. Unbedeutendes, wie auch Manches, was, wäre es auch gut, nicht besonders hervortritt, wird wegen Menge der Bilder, die weit über 500 an der Zahl gehen, ausgelassen werden müssen.

„Ein altes Schloß mit Kirche in gothischer Bauart," von Leybold in Dresden. Der Ton etwas zu braun, sonst ein treffliches Bild.

„Ruine Streitberg," von Wolff in Dresden. Idyllenhaft. Wohlgelungene Staffage.

„Waldige Landschaft nach einem Gewitter," von Kuhne in Dresden. Mit gutgewählten Motiven.

„Gegend am Starenberger See bei Ambach," von Papperitz in Dresden. Einfach und schön.

„Molo von Neapel," von Julius Prämmel in Hamburg. Gut, nur die Ferne etwas zu vorbringend.

„Der Friseur," von Geyer in Augsburg. Wahr, mit einiger Komik. Die Farben noch nicht lieblich genug.

„Don Quixotte kämpft mit Weinschläuchen," von demselben. Man sieht hier, daß ächter Humor dem Künstler nicht fremd ist.

„Rückkehr eines verwundeten Tyrolers aus dem Insurrectionskriege," Nachtstück von Moritz Müller in München. Die Scene ist ergreifend, der Ausdruck aus dem Leben genommen. Besonders ist das Gesicht des Weibes sehr interessant. Beleuchtung gelungen, eines Schalken nicht unwerth.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom November.

Alterthümer.

Stora, 11. Okt. Unter den Ruinen von Russicada bemerkt man ein ausgezeichnet schönes und wohlerhaltenes Bauwerk, eine römische Cisterne, deren Wasservorrath noch jetzt trinkbar ist. Der Marschall Valée läßt dieselbe vollkommen säubern, damit sie, wie er sich selbst ausdrückt, „der Bewunderung wiedergegeben werde, die sie als Kunstwerk und durch ihre äußerst merkwürdige Erhaltung verdient."

Alexandrien, 16. Okt. Nächstens werden die großen Granit-Sarkophage nach England verladen, welche Mehemed-Ali dem brittischen Museum schenkt.

Technisches.

Dresden, 2. Nov. Herr Liebich, ein geborner Münchener, der sich seit mehreren Jahren in Sachsen aufhält, hat ebenfalls eine Methode erfunden, künstliche lithographische Steine von 1 — 6 Fuß Länge anzufertigen.

St. Petersburg, 10. Nov. Prof. Jacobi hat zufällig eine Entdeckung gemacht, die mit der Zeit für die Kupferstecherkunst wichtig werden kann. Die galvanischen Ketten, deren er sich bei seinen Versuchen bedient, reduciren nämlich an den Kupferplatten das Kupfer aus einer gesättigten Auflösung von Kupfervitriol. Bei der Reinigung der Apparate bemerkte Prof. Jacobi nun, daß das reducirte Kupfer sich in vollständig zusammenhängenden Platten ablösen ließ, und daß sich auf diesen Platten alle zufälligen Unebenheiten der ursprünglichen Kupferplatte genau abgedruckt hatten. Ein mit einer gravirten Kupferplatte angestellter Versuch hat das Resultat ergeben, daß auf der reducirten Kupferplatte die bildliche Darstellung der gravirten mit Schärfe und Genauigkeit in Relief wiedergegeben wurde. Auf diese Weise ist es also möglich, Relief-Kupferplatten zu bilden, die wie Holzschnitte abgedruckt werden können.

Statistik der Kunst.

Berlin, 1. Nov. Am 26. Oktober fand die Vereidigung der Vorsitzenden und Mitglieder der drei sachverständigen Vereine (des literarischen, musikalischen und artistischen) statt, welche in Gemäßheit des Gesetzes zum Schutze des literarischen und artistischen Eigenthums bei vorkommenden Streitigkeiten den Gerichten Gutachten abzulegen haben. Zum Vorsitzenden des artistischen Vereins ward Professor Dr. Toelken, der Secretär der königl. Akademie der Künste, vom Ministerium ernannt; die Mitglieder bestehen aus Kunstschriftstellern, Bildhauern, Malern und Kunsthändlern.

Persönliches.

Kopenhagen, 19. Nov. Kürzlich erhielt Thorwaldsen die königl. Erlaubniß, die ihm von auswärtigen Höfen verliehenen Orden tragen zu dürfen. Er besitzt deren neun und außerdem zwei dänische.

Die erste neue Arbeit, welche Thorwaldsen hier vorzunehmen beabsichtigt, ist eine Büste Holbergs.

Berlin, 25. Nov. Der Oberbaudirector Schinkel ist zum Oberlandesbaudirector ernannt worden, und es müssen ihm, als solchem, künftig alle öffentlichen Bauten im preußischen Staate zur Begutachtung vorgelegt werden.

Paris, 18. Nov. Hr. Huvé, der Architekt der Magdalenenkirche, hat die durch Perciers Tod erledigte Stelle eines Mitglieds der Akademie der schönen Künste erhalten. Unter seinen Mitbewerbern befanden sich die Herren Caristie und Hittorf.

Hr. Raoul-Rochette ist, wie verlautet, mit nicht geringem Unwillen gegen die Direction des vaticanischen Museum von Rom abgereist, indem diese ihm nicht nur gleich Anfangs jeden Gedanken an etwaige Zeichnung der für seine Forschungen interessanten Monumente abschnitt, sondern ihm nicht einmal erlaubte, die Rückseiten der Vasen nach Belieben zu betrachten, und mit Muße Noten zu nehmen.

Paris, 15. Nov. Herr Raoul-Rochette, der sich seit einigen Tagen wieder hier befindet, ist zum Officier der Ehrenlegion ernannt worden.

Am 15. November feierte die Akademie der schönen Künste die Anwesenheit des Directors der Münchner Akademie Peter v. Cornelius. Sie gab ihm ein Banket im Rocher de Cancale, eine Auszeichnung, die seit Canova keinem fremden Künstler widerfahren ist. Am Tage darauf wurde Hr. Cornelius von den drei Malern der Capelle Notre Dame de Lorette, Hrn. Orsel, Roger und Perin, festlich empfangen. Er gehört zu der kleinen Anzahl der Bevorzugten, welche die Arbeiten haben sehen dürfen, welche den Einwohnern der Hauptstadt wahrscheinlich noch lange nicht zugänglich seyn werden. Gestern hat der König selbst Hrn. Cornelius die Honneurs im Museum zu Versailles gemacht. Der königl. bayerische Gesandte, Gr. Jennisson und Hr. Cornelius fuhren mit dem König nach Versailles und speisten nach Besichtigung des Museums bei ihm. Cornelius war auf seiner Reise nach Paris von einem seiner ausgezeichnetsten Schüler begleitet, Hrn. Götzenberger, jetzt Director der Gallerie zu Mannheim. Wir dürfen hoffen, in der nächsten Ausstellung im Louvre ein Werk von ihm zu sehen.

Der König von Sardinien ist mit Marochetti's Reiterstatue Emanuel Philiberts so zufrieden, daß er den Künstler zum Baron und Ritter des Verdienstordens ernannt hat.

Wien, 5. November. Der belgische Seemaler Jacob Jacobs ist auf seiner Rückreise aus der Levante in Constantinopel eingetroffen.

Brüssel, 5. Nov. Ein von dem hiesigen Maler Gust. Wappers für den Fürsten von Wittgenstein, Adjutanten des Kaisers von Rußland, verfertigtes Gemälde, Anna von Boleyn darstellend, hat bei dem Besitzer solchen Beifall gefunden, daß er dem Künstler 4000 Fr. über den bedungenen Preis hat zustellen lassen.

München, 25. Nov. Hofmaler Stieler hat eine Einladung erhalten, sich ungesäumt nach St. Petersburg zu begeben, um die Porträts sämmtlicher Mitglieder der kaiserlichen Familie zu nehmen. Seine Gesundheitsumstände werden ihn jedoch verhindern, diesem ehrenvollen Antrag Folge zu leisten.

Dr. Förster hat in dem Locale des hiesigen Museums seine Vorlesungen über mittelalterliche Kunst vor einer zahlreichen und ausgewählten Gesellschaft begonnen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 7.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 22. Januar 1839.

Germanische Archäologie.

Das königliche Museum vaterländischer Alterthümer im Schlosse Monbijou zu Berlin. Beschrieben von Leopold v. Ledebur, königl. Hauptmann a. D. und Director der königl. Kunstkammer und des Museums vaterländischer Alterthümer. Mit sechs Kupfertafeln. Berlin, 1838.

Die Sammlung der vaterländischen (germanischen, slavischen u. a.) Alterthümer, welche in einer Gallerie des Garten-Pavillons von Monbijou zu Berlin aufgestellt ist und eine besondre Abtheilung des großen Instituts der königlichen Museen bildet, gehört zu den merkwürdigsten Sammlungen ihrer Art, übertrifft wenigstens um ein Bedeutendes alle ähnlichen Sammlungen Deutschlands, auch diejenigen, die sich schon geraume Zeit eines weitern Rufes erfreuen. Die Begründung und ganze Beschaffung dieser Sammlung gehört, einige wenige früher erworbene Stücke abgerechnet, der neuesten Zeit, der Regierung des Königs Friedrich Wilhelm III. an, die, wie bekannt, allen öffentlichen Kunstsammlungen Berlins erst den Glanz, dessen sich dieselben erfreuen, gegeben hat. Die Sammlung enthält, der vorliegenden Beschreibung zufolge, eine Anzahl von 3540 einzelnen Stücken und ist durch die Erwerbung mehr oder weniger ausgedehnter Privatsammlungen (des Hofraths Becker in Gotha, des Consistorialraths Redenbacher, des Oberstlieutenants von Kolff, des Hofraths Huth zu Dorpat, des Generallieutenants von Minutoli, des Majors von Maltitz zu Pforten, des Professors Danneil zu Salzwedel u. A.), durch werthvolle Einzelkäufe, so wie durch Geschenke patriotisch und wissenschaftlich gesinnter Privatpersonen (unter denen besonders der durch seine Schriften über vaterländisches Alterthum bekannte Dr. Wagner zu Schlieben genannt werden muß) zusammengebracht worden; mancherlei Monographien, Abhandlungen, Beschreibungen und Abbildungen sind bereits früher über einzelne Theile der Sammlung, ehe dieselben in königlichen Besitz übergingen, veröffentlicht worden und den Freunden des vaterländischen Alterthums bekannt.

Die Aufstellung dieser reichen Sammlung und ihre ganze zweckmäßige und belehrende Anordnung verdankt man dem gegenwärtigen Director derselben, Herrn von Ledebur. Als Princip für die Aufstellung wurde der Grundsatz festgehalten, daß das Gleichartige in Form und Stoff nebeneinander zu setzen sey, um so zunächst die allmähligen Uebergänge von dem Einen zum Andern zur Anschauung zu bringen und hiedurch in Bezug auf den oft sehr problematischen Zweck und die schwankende Terminologie der einzelnen Gegenstände zu festeren Resultaten zu kommen. So beginnt die Reihenfolge mit der großen Masse der Thongefäße (1466 an der Zahl): zunächst die interessanten Gefäße von schwarzer Erde (unter diesen ein Paar durch Größe und Trefflichkeit der Arbeit einzig in ihrer Art), dann die übrigen ächt nationalen, endlich diejenigen, welche, meist den Rheinprovinzen angehörig, den Einfluß römischer Technik verrathen. An diese Thonarbeiten schließen sich mehrere sehr interessante Gefäße von Bronze an. Hierauf folgen die Arbeiten von Gold und Silber, Schmuckgeräthe und Aequivalente für den Handelsgebrauch, von denen die kostbarsten (zumeist wohl orientalischen Ursprungs) in den Ostseeländern gefunden sind und — in Rücksicht auf die gleichzeitig in den Grabstätten gefundenen zahlreichen Gold- und Silbermünzen — von dem lebhaften Handel und dem großen Reichthume der früheren Bewohner in den östlichen Theilen unsrer Heimath Kunde geben. Sodann die Bronzegeräthe: Ringe für den Kopf, Hals, Arm, Finger, das Ohr; Fibeln und Hefteln; Nadeln; andre Verzierungen, zum Theil wohl für das Geschirr der Pferde bestimmt u. s. w.; bronzene Waffen, unter denen namentlich eine reiche Folge der eigenthümlichen meisselartigen Instrumente hervorzuheben ist. Geräthe von Eisen, welche die

aus Bronze bestehenden Gegenstände wiederholen, zum größten Theil zwar, oft bis zur Unkenntlichkeit, oxydirt, in einzelnen Fällen jedoch sehr wohl erhalten. Ferner die Reihenfolge der Instrumente von Stein, deren bedeutendste Anzahl aus steinernen Keilen, durchbohrten und undurchbohrten, besteht u. s. w. Jeder einzelne Gegenstand ist mit einem Etiquett versehen, welches, außer der Nummer, auch die Bezeichnung des Fundortes enthält und somit für die wichtigen Fragen, ob die Uebereinstimmung der Gegenstände geographisch bedingt wird, ob die eine oder andre Form von Alterthümern ausschließlich oder überwiegend der einen oder andern Gegend anheimfalle, den besten Aufschluß gibt. Zu den Vortheilen einer Aufstellung, wie die ebengenannte, gehört endlich die größte Raumersparung, eine leicht zu bewerkstelligende Einschaltung, besonders aber der, daß man den Gegenständen unbekannten oder ungewissen Fundortes stets eine ihrer Bedeutung entsprechende Stelle geben kann.

Gewiß ist eine in dieser Weise geordnete Aufstellung für den gegenwärtigen Stand der vaterländischen Alterthumskunde als die richtigste und übersichtlichste anzuerkennen. Zwar sind mehrfach auch andre Principien zur Anordnung einer Sammlung vaterländischer Alterthümer geltend gemacht und demgemäß Versuche angestellt worden, ohne jedoch zu gleich vortheilhaften Resultaten zu führen. So hat man es gewünscht, die Alterthümer solcher Art nach e t h n o g r a p h i s c h e n Gesichtspunkten geordnet, die Arbeiten germanischen, slavischen, romanischen, orientalischen Ursprungs — und diese einzelnen wieder je nach den besondern Völkerschaften und nach der Zeitfolge gesondert zu sehen. Für die Durchführung dieser Unterschiede sind indeß die Resultate, welche man seither in der vaterländischen Alterthumskunde gewonnen hat, noch auf keine Weise zureichend, und wenn wir auch nicht mehr der Meinung unsrer Eltervàter folgen, daß z. B. die Urnen in dem Boden unsrer Heimath alljährlich wie die Pilze emporgewachsen, so haben sich doch die meisten in dieses Bereich einschlagenden Hypothesen immer noch als sehr hypothetisch erwiesen. Eben so bietet eine Aufstellung nach g e o g r a p h i s c h e n Gesichtspunkten mancherlei Mißstände dar, abgesehen davon, daß räumliche Schwierigkeiten, mangelnde Uebersichtlichkeit, so wie der Umstand, daß Gegenstände unbekannten Fundortes hiebei ganz unberücksichtigt bleiben, eine solche Einrichtung als wenig vortheilhaft darstellen.

Gleichwohl muß es das Streben unsrer vaterländischen Alterthumskunde seyn, für diese Punkte, d. h. für die Fragen, welcher Völkerschaft und welcher Zeit das Einzelne vorzugsweise zuzuschreiben sey, zu sicheren Ergebnissen zu kommen; und, so schwierig die Beantwortung auch seyn wird, so dürfen wir doch hoffen, daß bei längerer und umfassenderer Behandlung einer Wissenschaft, die erst seit wenigen Jahrzehnten, und an vereinzelten Orten, gründlich betrieben wird, ein festerer Blick in die Vorzeit unsrer heimischen Geschichte verstattet seyn werde. Natürlich muß hiezu stets der g e o g r a p h i s c h e Gesichtspunkt, eine Sonderung der Alterthümer nach ihren Fundorten, so wie ein jeder besondre Umstand, welcher bei der Auffindung derselben sich bemerklich machte, ins Auge gefaßt werden. Diesen lezteren Bedürfnissen nun kommt, in Bezug auf die in Rede stehende Sammlung, die vorliegende B e s c h r e i b u n g auf eine höchst dankenswerthe Weise entgegen. In ihr wird überall dasjenige zusammengefaßt, was gemeinsamen Fundorten angehört, und, so viel die bei der Erwerbung gemachten Mittheilungen gestatteten, stets eine sorgfältige Geschichte der einzelnen Auffindungen gegeben, welches leztere natürlich besonders für die, aus Grabstätten entnommenen Gegenstände im höchsten Grade wichtig ist. Das Ganze ist nach geographischen Bestimmungen geordnet, so nämlich, daß die einzelnen Provinzen des preußischen Staats (aus denen der größere Theil der Sammlung herrührt) die Hauptabtheilungen ausmachen und diese wieder in kleinere Gruppen, mit besonderer Rücksicht auf die alterthümlichen Gaugrenzen, zerfallen; was aus außerpreußischen Gegenden herstammt, reiht sich jedesmal derjenigen Provinz, in deren Nachbarschaft es gehört, anhangsweise an; ein besonderes Schlußkapitel begreift die Gegenstände unbekannten Fundortes. Ein dreifaches Register — für die Fundorte, für die Nummern der einzelnen Gegenstände und ein Sachregister, welches die lezteren nach ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit unterscheidet — erleichtert den Gebrauch des Buches auf eine wünschenswerthe Weise. Doch hat sich der Verfasser mit dieser abgeschlossenen Charakteristik der ihm anvertrauten Sammlung nicht begnügt. Durchweg hat er zugleich auf die besonderen Verhältnisse der besprochenen Gegenden, auf die bisherigen wissenschaftlichen Bestrebungen und Ergebnisse, auf die vorzüglichsten Provinzialsammlungen, auf die literarischen Arbeiten über vaterländisches Alterthum (auf leztere namentlich, wenn sie Gegenstände der jetzigen königlichen Sammlung behandeln) Rücksicht genommen, so daß seine Beschreibung in den Mittelpunkt aller verwandten Bestrebungen, wenigstens für den preußischen Staat und seine Nachbarländer, gestellt wird und, als ein gediegenes Handbuch, die geeignetsten Anknüpfungspunkte für weitere Forschungen darbietet.

Die der Beschreibung angehängten Kupfertafeln enthalten eine bedeutende Anzahl saubrer und charakteristischer Abbildungen der merkwürdigsten Gegenstände der Sammlung, welche vortheilhaft ergänzend zu den anderweitig vorhandenen Abbildungen vaterländischer Alterthümer (die, wenn sie sich auf Besitzthümer der königlichen Sammlung beziehen, in der Beschreibung selbst stets

speciell nachgewiesen werden) hinzutreten. Nur einige der interessantesten namhaft zu machen, möge hier verstattet seyn. So sieht man z. B. auf Taf. I mehrere in Preußen gefundene bronzene Fibeln abgebildet, die sich durch den Reichthum und die Eleganz ihrer Formen (obschon aus den einfachsten Elementen zusammengesetzt und in diesen ganz mit der heimischen Gefühlsweise übereinstimmend) fast von allen ähnlichen Gegenständen auszeichnen und schon an sich von einer eigenthümlich entwickelten Culturperiode Zeugniß geben. — Auf Taf. II sind u. a. einige höchst seltene flaschenförmige Urnen (ebenfalls aus Preußen herrührend) abgebildet, die an ihrem Halse die Darstellung einer menschlichen Gesichtsbildung enthalten und an deren unterem Theile andre Zeichen eingerizt sind, in denen man menschliche, thierische, planetarische und andre Figuren erkennt. Ebendaselbst ist eine Abbildung des großen, in Kupfer getriebenen Reliefs (3 Fuß 7 Zoll hoch), welches, in halber menschlicher Figur, das Bild eines Sonnengottes darstellt und aus dem Kloster Colbatz in Hinterpommern herstammt; in älterer und neuerer Zeit hat dasselbe zu mancherlei Untersuchungen Anlaß gegeben, als deren Resultat sich, troz neuerlich erhobener Zweifel, mit ziemlicher Sicherheit zu ergeben scheint, daß es in der That ein wendisches Götzenbild ist. — Taf. III enthält eine große Anzahl verschiedenartiger Thongefäße, die, den egyptischen und altetruskischen vorzugsweise vergleichbar, für einen sehr lebendigen und wohlgebildeten Formensinn Zeugniß geben. Besonders sind unter diesen die höchst zierlichen, durch eine glänzend schwarze Farbe und spiegelglatte Oberfläche ausgezeichneten Gefäße, die man zu Güsseseld in der Altmark Brandenburg gefunden hat, aller Aufmerksamkeit werth. Auch auf den übrigen Tafeln sind mancherlei merkwürdige Thongefäße enthalten. — Auf Tafel IV findet findet sich unter andern die Abbildung eines sehr sauber gearbeiteten Schmuckes, der aus feinem Golde besteht und mit farbigem Schmelzwerke verziert ist; den Haupttheil desselben bildet eine Sphaera armillaris, und ohne Zweifel ist das ganze Werk orientalischen Ursprunges. Ebendaselbst ist eine kleine Abbildung jenes, durch Büsching bekannt gemachten goldnen Ringes, der in Schlesien gefunden wurde, mit Löwen- und Drachenköpfen verziert ist und, aus dem feinsten Golde bestehend, 227 Dukaten an Gewicht enthält — der schwerste aller Goldringe, die bis jetzt im gesammten nordischen Alterthum bekannt geworden sind. — Auf Taf. VI endlich sieht man, neben anderen Gegenständen, unter denen mehrere bunte Schmuckgeräthe auffallen, verschiedene kleine menschliche Figuren abgebildet, deren Mehrzahl man als Götzenbilder betrachtet hat, von denen einige indeß (wie auch der Verf. bemerkt) nur als Arbeiten neuerer Zeit gelten können.

F. Kugler.

Carlsruher Kunstausstellung. September 1838.

(Fortsetzung.)

„Partie aus dem Würmthal," von E. Seeger. Dieser Künstler besizt fast alle Eigenschaften eines guten Landschafters, der mit Sinn die Natur studirt. Wenn dieses schöne Talent erst seine rechte Freiheit gewinnt, dann wird sich auch das Gemüth immer mehr in seinen Schöpfungen abspiegeln.

„Ansicht von Salzburg," von J. Orth. Trübe Auffassung.

„Feuersbrunst bei Nacht." „Ansicht von Berchtesgaden." „Innerer Seitentheil vom Dom in Mainz." „Wasserfall bei Golling." „Burg Reichenberg im Herzogthum Nassau." „Kapelle zu Kiederich im Rheingau." Alle diese Bilder sind von demselben und enthalten Viel des Guten. Nur strebe er immer mehr nach dem Schönen in der Kunst.

„Gegend in Tyrol," von Verhas. Die junge Kraft benimmt sich nur noch zu ungenirt. Besseres, Geregelteres wird kommen. Das Auge werde mehr auf Einzelnheiten gehalten. Savary's Tyrolerfelsen und Waldströme mögen ihm zur Nachahmung dienen.

„Ein Blumenstück," von G. G. de Castro in Amsterdam. Die Ausführung trefflich. Dem Hochrothen der Blume einer Serpentie fehlt das Grüne zum Gegensatze, um noch wirksamer zu seyn. Daß viele Blumenstücke aufgestellt waren, gilt für einen erfreulichen Beweis des gemüthlichen Natur-Aufsuchens und des innigeren Lebens mit ihr.

„Ein Piratenschloß auf der schwedischen Küste," von Ch. Morgenstern in München. Romantisch, dem Gegenstande gemäß, in großer Manier.

„Der Rheinfall bei Schaffhausen," von demselben. Nicht varirt genug in den Tönen.

„St. Hypolite im Elsaß," von demselben. Herrlich in Haltung.

„Terracina, von den Ruinen des Schlosses Theodorichs aus genommen, die pontinischen Sümpfe und das Cap Felice in der Ferne" (Morgenbeleuchtung), von Carl Morgenstern in Frankfurt a. M. Schöne Auffassung. Italischer Charakter.

„Ansicht von Türkheim in Rheinbayern," von Ludwig Kunz in Carlsruhe. Gelb, trocken, wenig Haltung. Es ist erfreulich, wenn die Blüthe der Kunst von innern Lebenssäften überquellen möchte.

„Eine Schlittenfahrt," von Dr. Kuhl in Hessenkassel. Heiterer Moment und nicht ohne talentkräftige Darstellung.

„Das Ufer des Rheines bei Mainz, von L. Catoir in Mainz. Alles lebendig bewegt. Treffliche Behandlung durchaus. Alte niederländische Kunst. So staffirte Bout.

„Eine Mühle an der Selz,“ von demselben. Eben auch brav.

„Mondscheinlandschaft,“ von demselben. Er weiß, was er malt.

„Zwei Pferde in einem Stalle,“ von Albrecht Adam. Tiefes Verständniß, schöne Ausführung.

„Landschaft,“ von A. Knapp aus Mainz. Etwas schwer, hart, doch nicht verdienstlos.

„Abreise der Frau von Montespan, auf Zureden der Frau von Maintenon,“ von G. Malland. Das Bild spricht sich selbst aus. Es ist alles daran lobenswerth. Ein hervorschimmernder Edelstein. Der Charakter der übermüthigen und neidischen Marquise Montespan, die nach der Verabschiedung vom königlichen Hofe in Bourbon-bes-bains sich frommer Resignation ergab, ist hier wiedergegeben. Besonders ist die Aufgabe, die Maintenon darzustellen, glücklich gelöst, indem ihr der Künstler hier einen rein naiven, kindlichen Charakter beigelegt hat. Es ist ein Gesellschaftsstück mit historischer Bedeutung.

„Landschaft,“ Composition, von Aloys Pfurtscheller in München. Das Vorhaben, bei grauem Himmel ohne Licht und Schatten, also bei schwacher Abstufung der Gründe, eine Landschaft zu malen und ihr dennoch einen Charakter zu verleihen, ist hier dem Künstler gelungen. Den Wind hat er besonders fühlbar in der Reiterfigur, mit aufgeblähetem Mantel, gemacht.

„Landschaft,“ von Becker in Düsseldorf. Herrliche Beleuchtung.

„Eine Hündin mit ihren Jungen,“ von Gymnasialdirector Wittenbach in Trier. So muß man alle Eigenthümlichkeiten in der Natur aufsuchen und wiedergeben. Unter den Thieren ja auch eine Mutter mit ihren Kindern.

„Die Taufe der Klorinda, nach Tasso's Gerusalemme liberata, von H. J. Fried in Landau. Nicht übel componirt und die Farbenfrische und Glanz will in das Zauberhafte gehen. Nur der feinere Ausdruck gelingt diesem Künstler noch nicht ganz.

„Ein verwundeter Ritter, gepflegt von seinem Knappen,“ von demselben. Zu viel Wärme und zu wenig Haltung.

„Seeländische Waldpartie,“ von Louis Gurlitt in München. Gut durchaus. Mit schöner Natürlichkeit.

„Durchsicht neben jungen Kastanien und Ulmen auf einer Felsenhöhe bei Sorrent, unsern Neapel, gegen das mittelländische Meer,“ von J. Faber in Hamburg. Wäre die Haltung nicht durch das zu viele Gelbe gestört, die Landschaft würde ihre Wirkung nicht verfehlen.

„Ansicht von Capellen bei Coblenz, von Gustav Mailand in Paris. In der Farbe etwas zu grau.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom November.

Persönliches.

Rom. Hofmaler Kaulbach aus München ist am 5. November hier eingetroffen: Auch Fräulein Ellenrieder aus Constanz wurde unter den Zierden des hiesigen Kunstpublikums begrüßt. Der Porträtmaler Amerling aus Wien befindet sich seit einigen Tagen hier. Der Oberbaurath Hübsch aus Carlsruhe ist ebenfalls angekommen. Podesti aus Ancona hat in Mailand die Ausmalung eines großen Saales übernommen, welche ihn noch längere Zeit entfernt halten wird. Der Veteran Koch, aus Tyrol, hat von seinem Kaiser eine lebenslängliche Pension erhalten, die er in Rom verzehren darf. Der Maler Bruni aus St. Petersburg ist angekommen, um sein großes Bild, die Schlangenverehrer, welches er vor zwei Jahren unvollendet zurückließ, für die russische Regierung zu beendigen.

London. Die Herren Roß, Robert und Westmacott wurden in der Sitzung der Akademie der Künste am 5. zu Mitgliedern ernannt.

Nekrolog.

Dresden. Am 5. Nov. starb in unserer Stadt am Nervenfieber Arthur Hughes, königl. engl. Hofmaler, ein ausgezeichneter Künstler. Geboren den 5. Nov. 1805 in Devonshire kam er vor einigen Monaten hieher, um seine in Ungarn nach der Natur gemachten Skizzen in Oel auszuführen, vorher aber sich noch mehr mit Wouvermann vertraut zu machen, den er mit Vorliebe studirte. Leider hatte der kräftige Mann die schlimmen Erfahrungen anderer Künstler, die in den spätern Monaten des Jahres die Arbeiten auf der hiesigen Gemäldegallerie fortsetzten, unberücksichtigt gelassen und büßte daher, noch härter als Eter, Evans, Leine u. A., die sämmtlich gefährlich krank wurden, mit dem Leben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 8.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 24. Januar 1839.

Malertechnik.

Die Harzmalerei der Alten. Ein Versuch zur Einführung einer, weit mehr Vortheile als Oel-, Wachs-, Fresco- und Temperawassermalerei gewährenden, und sowohl zu Wand- als zu Staffeleigemälden von allen Größen brauchbaren Malerei, nach dem Beispiele der Alten, so wie zur Verbesserung der Fundamente und zur Ausbildung der Farbengebung nach Goethe's Farbenlehre ꝛc. von Friedr. Knierim. Leipzig. 1839.

Das Geistige und das Materielle in der Kunst sind unzertrennlich, weil der Gedanke nur auf technischem Wege anschaulich zu machen ist. Die Erreichung möglichster Vollkommenheit der Farbengebung in Bezug auf Colorit und Erhaltungsfähigkeit ist daher eine höchst wichtige Aufgabe. Nur bei einer auf chemisch-physischem Wege ermittelten, zugleich durch Erfahrung begründeten Technik, kann der Geist frei und sicher die Formen gestalten, und durch naturwahre schöne Färbung, durch Ausdruck, Kraft und Harmonie beleben. Nicht durch die Menge von Farben und andern Hülfsmitteln ist dieses zu erreichen, sondern durch richtige und möglichst einfache Anwendung. Die größte Harmonie und Solidität ist bis jetzt mit Oelfarben erreicht. Freilich dunkeln diese, unter Umständen, leichter noch als manche andere, ja sie verschrumpfen sogar, wenn Oel in zu reichlicher Menge dazu genommen wird. Dennoch hat es seit 300 Jahren fortwährend Maler gegeben, deren Oelgemälde bei höchst vollkommener Technik sich gar nicht merkbar verändert haben.

Man hat vielfache Versuche mit andern, als Bindemittel tauglich scheinenden Substanzen gemacht, und diese sowohl einfach als in den verschiedensten Mischungen angewendet: die mit aufgelöstem Wachse oder mit Mischungen aus Oel, Wachs und Auflösungen von Leim, Hausenblase, Schellack und Eigelb zubereiteten Farben, haben, so viel dem Ref. bekannt geworden, noch keine wesentliche Vorzüge vor den Oelfarben gewährt. Viele französische Künstler haben auf Montabert's und Merimée's Veranlassung die Menge des Oeles vermindert und aufgelöste Harze zugesetzt. Die dadurch erreichte außerordentlich glänzende Klarheit und Durchsichtigkeit mindert sich indeß schon nach kurzer Zeit, es entstehen besonders in den Lasuren leicht Risse, welche sich bald vermehren und zu stets zunehmender Unscheinbarkeit führen.

Mit großem Eifer hat sich Hr. Knierim ähnlichen Versuchen unterzogen; seine Arbeit und die vielen Citate dessen, was in älterer und neuerer Zeit darüber bekannt geworden ist, zeugen von dem aufmerksamsten Studium und von dem regsten Eifer für die Verbesserung der Malertechnik.

Der erste Theil seines Werkes enthält die Resultate der Untersuchungen der alten Malertechnik, denen zufolge eine gewisse Harzmalerei als Hauptgattung angenommen wird. Das erste Kapitel handelt von der altegyptischen, das zweite von der altgriechischen, das dritte von der altrömischen Malerei und das vierte von den farbigen Verzierungen und Malereien an dem Aeußern antiker Gebäude, von der Bemalung der Statuen u. s. w. — Im fünften Kapitel, die Untersuchungen über die Fortdauer und Entartung der alten Harzmalerei im Mittelalter betreffend, bespricht der Verfasser das, was Rumohr in seinen italienischen Forschungen, Dr. Waagen in seiner Schrift über Hubers und Johann van Eyck, und was Goethe, Hirt, Roux, Schorn darüber veröffentlicht haben, und führt noch an, daß nach J. Beanchis Analysen und Gemälden aus der Zeit von 1230 bis etwa 1360 das Bindemittel derselben nicht Oel, sondern enkaustisch angewendetes Wachs sey. Den Untersuchungen byzantinischer Bilder zufolge sollen diese ebensowohl mit Wachsharzfirniß gemalt und überzogen seyn. Auch die Temperamalerei, deren Farbenträger aus Feigenmilch und

Eigelb zusammengesetzt wird, rechnet der Verf. gleichfalls zu der Harzmalerei, weil zwei Harze die Hauptbestandtheile der Feigenmilch ausmachen. Im sechsten Kapitel: über das Alter der Oelmalerei und die Verwandtschaft der Eyckschen Malerei mit der sogenannten mittelalterlichen Oelmalerei mit Harzmalerei, sucht der Verf. nachzuweisen, daß Johann van Eyck nicht die Oel-, sondern die Harz-Oelmalerei erfunden habe, welche den Farbenaufträgen eine noch größere Reinheit und Unveränderlichkeit sichere. Referenten sind gleichfalls bei Gelegenheit von Gemäldereſtaurationen Bilder aus dem Ende des 15ten und Anfange des 16ten Jahrhunderts vorgekommen, welche, nachdem der obere vergelbte Firniß abgenommen, in völliger Klarheit und noch mit einem Firniß überzogen waren, der mit den Lasuren zu einer wunderschönen Patina vereinigt dem stärksten Weingeist, selbst mit einem Zusatze von Lauge und ziemlich heiß angewendet, unveränderlich widerstand, und ein fetter Harzölfirniß zu seyn scheint. Der Verf. sagt am Schlusse dieses Kapitels, daß Mérimé einen Firniß aus 5 Theilen Mohn- oder Leinöl und 1 Theile Copal als das beste und solideste Farbenbindemittel empfehle, Montabert aber Auflösungen von Wachs mit etwas Copal noch weit höher stelle.

Der zweite Theil enthält die Anleitung zur Harzmalerei, und dessen erstes Kapitel lehrt die Zubreitung der Tafeln, der Leinwand und Wände zur Aufnahme von Harzgemälden. Zu Fundamenten oder Unterlagen für Staffeleibilder bis zur mittleren Größe, empfiehlt der Verf. dünne Tafeln aus Lerchenholz, deren einzelne Stücke mittelst Käseleim (einer Mischung aus Kalk und Käse) zusammen- und dann auf einen Blendrahmen aufgeleimt werden sollen. Ref., welcher sehr viel Versuche gemacht hat, um die bestmöglichste Fundamentirung und Grundirung zu ermitteln, hat gefunden, daß es sogar gefährlich ist, Holztafeln durch Unterleimen von Leisten oder Gitterwerk sichern zu wollen. Wechsel der Temperatur, Feuchtigkeit und Wärme wirken auf jeden Körper, mehr auf poröse, weniger auf dichte, auf Mahagoni- und Eichenholz, daher jedenfalls weniger als auf das von Linden-, Tannen- oder Lerchenbäumen. Je prädominirender nun die Rückwand im Zwange gehalten wird, um so mehr werden Wellen und Risse sich auf der Bildfläche zeigen. Eine ausführliche Anweisung zum Zubereiten solider Fundamente hat Ref. in seiner „Anleitung zur Erhaltung und Wiederherstellung der Gemälde etc." (2te Auflage 1832) gegeben.

Zur Grundirung nimmt der Hr. Verf. die bekannten Mischungen aus Lederleim und Gyps oder Kreide und überzieht dieselben, ehe Farben darauf kommen, sehr zweckmäßig noch mit Hausenblasen und Schellackauflösung. Das zweite Kapitel handelt von den Pigmenten.

Im dritten Kapitel von dem Farbenbindemittel, citirt der Verf. zunächst das, was Caylus, Goethe, Bouvier, Feuerbach, Lucanus, Montabert und Roux über die eigenthümlichen und besondern Vorzüge des Oeles, des Wachses und verschiedener Harze bekannt gemacht haben, und sagt dann, daß er durch Lucanus Empfehlung des Copaivbalsams als Farbenträger (der Balsammalerei) bei seinen Untersuchungen altegyptischer und römischer Farben hauptsächlich zur Erkennung der Hauptgattung der Malerei der Alten geführt sey. Herrn Knierims Farbebindemitel ist nämlich auch der Copaivbalsam, dem derselbe indeß noch ein Dreißigtheil Wachses zusetzt und dadurch die entschiedensten Vortheile vor allen bekannten Farbenträgern gewonnen zu haben, versichert. Der Firniß, dessen sich Hr. Knierim zum Ueberziehen der Harzmalereien bedient, besteht aus 29 Theilen Dammarfirnisses und 1 Theil Wachses. — Die mit reinem Copaivbalsam angeriebenen Farben haben zwar manche Vorzüge vor den Oelfarben, trocknen rascher und bleiben reiner, stehen diesen aber in Bezug auf Erhärtung und Unverletzbarkeit nach, denn sie werden, wenn sie auch völlig aufgetrocknet sind, sowohl durch Weingeist als durch Terpentinöl ziemlich leicht wieder erweicht und die Erfahrung muß nun lehren, ob der Zusatz von Wachs, welches auch leicht löslich in Terpentinöl ist, die Solidität der Farben bedeutend zu erhöhen im Stande seyn kann.

Jedenfalls ist man dem Hrn. Verf. für die uneigennützige Mittheilung seiner Erfindung den wärmsten Dank schuldig, und es bleibt sehr wünschenswerth, daß recht viele Männer vom Fache, nach seiner Anweisung, aufmerksame Versuche anstellen und deren Resultate bekannt machen.

Halberstadt, im Nov. 1838.

Dr. Fr. Lucanus.

Carlsruher Kunstausstellung. September 1838.

(Fortsetzung.)

„Hermann und Dorothea," von Adolph Richter in Düsseldorf. Composition leidlich. Ein zartes Gemüth spricht daraus. Farbe und Haltung schwach.

Weinlese, von demselben. Es liegt eine gewisse naive Kindlichkeit des Gefühls in diesem kleinen, doch in sich so reichen Bildchen, daß es jedem Unbefangenen sehr gefallen muß. In der Farbe Wärme eines Nachsommers.

„Eine junge Römerin," von Fasel. Originale Behandlung. Dieser junge Künstler hat Geist, und sein

Streben ist ernst. In der lezteren Zeit besonders gewinnt er an Feinheit der Behandlung und sein Farbensinn treibt reizende Blüthen. Möge er die Anerkennung finden, welche er so wohl verdient.

„Ein Mädchen mit einem Schmetterling,“ von demselben. Wollte der Künstler vielleicht sinnbildlich einen Jüngling unter dem Schmetterling bedeuten, welchen das holde Mädchen von sich abwehrt?

„Glaube, Liebe und Hoffnung,“ von Maria Ellenrieder. Liebliche Gruppe dreier Mädchen. Die Künstlerin scheint immer in Gesellschaft von Engeln zu malen. Nie hat Unreines ihren Pinsel entweiht. Möchte sie sich nur recht ernst bestreben, mehr Individualität in jugendliche Mädchengesichter zu bringen. Sie hat eine sehr liebliche Art in Pastell zu malen oder zu zeichnen; denn sie weiß sehr glücklich Malerei und Zeichnung darin zu verbinden, so daß sich wegen der erreichten Durchsichtigkeit sagen ließe, sie male Aquarell in Pastell. In dieser Kunst ihrer trefflichen Vorgängerin, der Rosalba Carriera, gebe sie uns noch Mehreres zur Beschauung.

„Ein Christuskopf,“ von derselben. Zu viel weibliche Milde.

„Carton, der heilige Borromäus,“ von derselben. Composition gut, auch der Ausdruck. Nur der zu sehr geschlossene Mund bei begeisterter Andacht ist gegen die natürliche Wahrheit. Der lichtgraue Hintergrund hinter dem rothen Gewande will nicht wohlthun. Ueberhaupt, so lieblich auch die Künstlerin zuweilen in den Farben spielt und ursprünglichen Farbensinn zu haben scheint, so ist sie doch mit der wahren Harmonie derselben noch nicht im Reinen.

„Landschaft mit Hirten und Vieh,“ von Uytendogart in Utrecht. Brav. Ueberhaupt zeichnen sich jezt die Niederländer als Landschafter aus.

„Ein weiblicher Kopf,“ von Julius Schrader in Düsseldorf. Mit Feinheit in der Auffassung. Es gefällt die Kopfsenkung. Blauer Luftton will aber zu einem schwarzen Gewande nicht passen.

„Studienkopf,“ von Franz Pohl in Düsseldorf. Gut; hat aber auch hinsichtlich der Farbenzusammenstellung den Fehler jenes Bildes.

„Ein Mädchen mit einem Falken,“ von W. Nahl in Hessenkassel. Durchaus verstanden. Ein fester und fetter Pinsel. Frisches Colorit. Alles Kränkliche schwindet daneben zu Staub.

„Kleopatra, Königin von Egypten, welche sich durch den Biß einer giftigen Natter den Tod gibt,“ von demselben. Verfehlt.

„Winterlandschaft,“ von F. Wichert in Düsseldorf. Widerstrebender Gegenstand, da nur Eisschollen sichtbar sind und die unkräftigen Schatten das Licht nicht tragen. Sonst nicht ohne verständigen Sinn. Beiher. Es gibt widerstrebende Gegenstände in der Malerei wie in der Poesie. In der Malerei sagt man gewöhnlich: es ist ein Bild von guter Auffassung und man versteht darunter, daß außer der innern schönen Uebertragung des Geistes der Maler eine gute Wahl getroffen habe. So benuzte Raphael den günstigen Moment, als er bei der Ansicht einer Mutter mit ihrem Kinde die Zeichnung auf einen Faßdeckel machte, woraus die Madonna della Sedia entstand.

„Entführung eines Kindes durch Wassernymphen,“ von Bruckmann in München. Den Tod eines Kindes in der Wiege durch die Wellen symbolisch anzudeuten, ist hier schöne Dichtung zu Hülfe genommen. Die vielen Nymphen sind gut gruppirt.

„Eine Gruppe von Mädchen,“ von Ferdinand Schimon in München. Die Zusammenstellung leidlich. Die auf der Schulter liegende Hand dürfte etwas zu groß seyn und der Busen des einen Mädchen zu lüstern vorgeschoben scheinen. Kein Künstler suche doch durch irgend einen Zug der Sinnlichkeit zu gefallen, wo sie nicht durch ein ernsteres Motiv bedingt ist.

„Landschaft,“ von A. Weber in Frankfurt a. M. Schön in Haltung.

„Bildniß,“ von Gräfle in München. Er selber. Ein sehr verständiger Kopf. Scharfer Schatten und scharfes Licht. Der Künstler hüte sich vor Härte hierin. Rembrand hat mildernde Uebergänge.

„Bildniß,“ von demselben. Das Bildniß eines andern Malers. Die gleiche Art.

„Ein Burghof,“ von B. Reifenstein in Frankfurt. Der Vorgrund geht nicht genug hervor.

„Der Brunnen der Liebe,“ von Cassel in Paris. Scheint nach einer Ballade genommen zu seyn. Aus dem Kinderbrunnen wird freilich hier ein wunderschöner ausgewachsener Jüngling gezogen, und von wem? Eine Nonne zieht ihn heraus. Die Malerei, als solche, ist köstlich.

„Eine Versteigerung nach dem Tode eines verschuldeten Gelehrten,“ von Volk aus Heidelberg. Die arme Wittwe sizt von einem Gegenstande abgewendet, der versteigert wird. Wahrscheinlich ist es das Portrait ihres Mannes, das eben, was thut die Noth nicht? durch den Hammer losgeschlagen werden soll. Die Motive sind nicht übel. Aber in Farbe und Haltung will das Bildchen nicht zusammengehen.

„Der alte Sergeant,“ von Madame Götz zu Paris. Sehr brav Alles, und zart und fromm aus der eigenen weiblichen Natur hergenommen.

„Der erschlagene Ritter,“ von Dietz aus Carlsruhe. „Abschied auf dem Schlachtfelde,“ von demselben. Dietz ist zum Schlachtenmaler geboren. Das Feuer seines Genies lodert unaufgehalten. Auch hat er Farbensinn,

dessen besonders der Schlachtenmaler nicht entbehren kann, der mit tausenderlei Farben zu thun hat, seine Schöpfungen wirksam zu machen und die mancherlei Einzelnheiten nicht verloren gehen zu lassen. Schon der Gegensatz gegen den so Vieles bedeckenden Rauch erfordert diese genauere Bestimmung. Bourguignon steht als Colorist mit auf der ersten Stufe der Kunst. Bei Horace Vernet in Paris, der unsern jungen Künstler sehr werth halten soll, macht er sein Studium am rechten Platze.

„Das Innere einer Bauernstube,“ von Sacré in Paris. Nach der idyllischen Manier von Heinrich Voß ausgemalt.

„Der junge König und die Schäferin,“ nach einem Uhland'schen Gedicht, von Eduard von Hagens in Düsseldorf. Nicht ohne Verdienst. Der rothe Königsmantel ist etwas zu grell. Die Künstler sollten mehr, als es wirklich geschieht, den Stoff aus Dichtern entlehnen, weil dort schon Poetisches gegeben ist, und, ist das Werk gelungen, ein Künstler den andern hebt und trägt. Das Gedicht wird eben so gut eine Erklärung und Verherrlichung für das Bild, wie dieses für jenes. Daher folgende Darstellung,

„der Todtentanz,“ nach einem Gedichte von Goethe, von Lucian Reich in Carlsruhe, in der Wahl eine glückliche zu nennen ist. Auch hat der junge, sehr talentvolle Künstler, den Stoff glücklich durchgeführt im Sinn und Gefühl des romantischen Gedichts. Nur ist es darin verfehlt, daß der Todte mehr den Mann holen zu wollen scheint als das ihm genommene Hemd. Ein naher Griff des Fingers nach lezterem wäre hinreichend gewesen.

Bezüglich auf obige Bemerkung wäre es sehr zu wünschen, daß von der Redaction des Karlsruher Unterhaltungsblattes von der Hand G. Nehrlichs mehrere Gegenstände aus bekannten Dichtern zur Bearbeitung gefordert würden, statt, daß mit dem unbekannten Stoffe ein großer Theil der Contoure untergehen muß, während, nach anderer Wahl, sie Eigenthum der Nation werden könnten.

(Die Fortsetzung folgt später.)

Nachrichten vom November.

Nekrolog.

Paris. Der Akademiker Amaury Pineur Duval (Amaury Duval), geboren am 28. Jan. 1760 in Rennes, ist am 12. Nov., 79 Jahr alt, gestorben. Zu seinen bekanntesten Arbeiten gehörte der Text zu der Beschreibung der herrlichen Privatsammlung Denons, der 1824 in vier Foliobänden in Paris erschien, und zu dem großen, von Moisy herausgegebenen Werke über die Pariser Springbrunnen.

Hr. Massieu von Clerval, Bruder des Admirals, einer der bedeutendsten Münzsammler und Münzkenner Frankreichs, ist unlängst gestorben.

Literatur.

Rom, 18. Okt. Dr. H. Schulz's aus Dresden (der sich seit einiger Zeit hier aufhält) Kunstgeschichte von Süditalien von den ältesten Zeiten bis zum 16ten Jahrhundert nähert sich ihrer Vollendung. Sie wird in drei Bänden Text mit 120 Kupferplatten in Folio erscheinen. Die Zeichnungen, unter andern die wichtigen Denkmäler der byzantinischen Architektur in Apulien, sind von den Architekten Hallmann aus Hannover und dem Sicilianer Cavallari. Sie gehören, was Zeichnung, Treue und fleißige Ausführung anbetrifft, zu den besten Leistungen der neuen Zeit.

Paris. Dépenses effectives de Louis XIV. en bâtimens, au cours du tems des travaux et leur évaluation au cours actuel, d'après les documens authentiques particulièrement de Versailles. 8. $3^1/_2$ B.

Le Panorame de la Presse des Arts et de l'industrie Fol. Anzeigeblatt, das alle Donnerstage erscheint. Jahrespreis 9 Fr.

Appendice sur les inscriptions trouvées à Constantine. 8. $2^1/_4$ B.

Lyon. Lyon ancien et moderne. Histoire des monumens. Liv. 1. 8. 8 B. u. 4 Kpf.

Cambrai. Catalogue explicatif des objets d'art et d'industrie exposés au salon de la ville de Cambrai, 12. $^2/_3$ B. 50 Cent.

Bordeaux. Exposition des produits de l'industrie et des arts. 1838. 12. $1^1/_2$ Bg. 50 Cent.

London. Hints on Light and Shadow, Composition etc., von Samuel Prout, E. 2 Pfd. St. 2 Sch.

Hamburg. Ueber die ältesten christlichen Begräbnißstätten und besonders die Katakomben in Neapel, von Dr. C. F. Bellermann, bei Fr. Perthes.

Dresden. In der Walter'schen Hofbuchhandlung ist die erste Lieferung einer neuen Ausgabe von Winckelmanns Werken erschienen, welche aus zwei groß Octavbänden mit 63 Kupfern, Portrait und einem Facsimile bestehen sollen. Der erste Band, welcher mit der zweiten Lieferung vollständig wird, enthält die Geschichte der Kunst in einer neuen Bearbeitung (die Anmerkungen unter den Text gedruckt), in welcher zu der in derselben Verlagshandlung erschienenen Meyer-Schulze'schen Ausgabe die Nachweisungen neuerer Untersuchungen nachgetragen sind. Wie sich diese Bearbeitung zu der vor acht Jahren vollendeten von Eiselein verhalte, findet sich nicht angegeben. Eben so wenig sagt die Subscriptions-Einladung, ob der zweite Band eine vollständige Uebersetzung und die dazu gehörige Abbildung der unedirten Denkmäler, von welchen in die Meyer-Schulze'sche Ausgabe bekanntlich bloß die Einleitung aufgenommen ist, und die sämmtlichen Briefe Winckelmanns, liefern wird. Wir hoffen in diesem äußerlich sehr stattlichen Werk eine vollständige Ausgabe der Winckelmann'schen Schriften zu erhalten. Zum ersten Band gehören 32 Kupfer; der Subscriptionspreis ist für diese 7 Thlr., für beide Bände 14 Thlr.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 9.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 29. Januar 1839.

Kunstgeschichte und Periegese.

II.

Wir kommen nun auf die Arbeiten eines um die Kunstgeschichte schon vielfach verdienten und neuerlich überaus thätigen und rüstigen Schriftstellers. Schon die Anzahl der Werke, die wir zu nennen haben, bestätigt dies; noch mehr aber der gediegene Inhalt und die ungemein praktische Form und Fassung derselben, die aus einer großen Vertrautheit mit dem Gegenstande und einer eigenthümlichen Klarheit der Anschauung und des Vortrags entstehen. Als Herausgeber des Berliner Museums, einer Zeitschrift für bildende Kunst, die für jene Localität sehr bedeutend war, so wie durch mehrere kleine Schriften, unter denen wir die über Polychromie in der Architektur und Bildnerei der Alten vor Kurzem namhaft gemacht haben, ist Hr. Kugler schon vortheilhaft bekannt. Seine Geschichte der Malerei hat ihm nun einen noch weit größeren Anspruch auf den Dank der Kunstfreunde erworben, da sie einem lang und lebhaft gefühlten Bedürfniß auf sehr befriedigende Weise entgegen kommt. Das Werk ist vollständig unter dem Titel:

Handbuch der Geschichte der Malerei von Constantin dem Großen bis auf die neuere Zeit, von Dr. Fr. Kugler. 1r und 2r Band. Berlin, Dunker und Humblot. 1837.

wird aber auch getheilt abgegeben, da jeder Theil, der erste als

Handbuch der Geschichte der Malerei in Italien seit Constantin dem Großen,

der zweite als

Handbuch der Geschichte der Malerei in Deutschland, den Niederlanden, Spanien, Frankreich und England —

ein Ganzes für sich macht, und mit eigenem historischen und geographischen Register versehen ist.

Der Vf. hat sich in der Ausführung des inhaltreichen und doch compendiösen Buchs streng innerhalb der Grenzen seines Vorwurfs gehalten. Er hat keine der untergeordneten Künste, wie Kupferstecher- und Holzschneidekunst ꝛc., in seinen Plan aufgenommen; er hat ferner nur eine Geschichte der Malerei, und nicht eine Geschichte der Maler geschrieben. Außer Geburts- und Sterbejahr erfährt man hier nur wenig von den Lebensumständen der Meister, und die vielen Anekdoten, welche noch in Fiorillo's bändereichem Werke figuriren, sind gänzlich mit Stillschweigen übergangen. Eben so wenig hält er sich, wie Lanzi in seiner Geschichte der italienischen Malerei, an eine ängstliche Aufzählung der in geographischem Sinn zu dieser oder jener Schule gehörigen Künstler. Sein Zweck ist vielmehr, die Hauptrichtungen, welche die Malerei in der Folge der Zeiten und an den Orten, wo sie hauptsächlich blühte, genommen hat, zu charakterisiren, und diejenigen Meister sammt ihren Hauptwerken hervorzuheben, welche als Vertreter einer jeden dieser Richtungen zu betrachten sind. Worauf beruht aber die Eigenthümlichkeit einer solchen Richtung? Zunächst auf den vorherrschenden Gedanken, welche die Thätigkeit der Kunst in Bewegung setzen. Sind es religiöse oder sinnliche, philosophische oder poetische, dem höhern Gebiete der Phantasie oder der gemeinen Wirklichkeit angehörige Gedanken, welche die Malerei darzustellen sich veranlaßt und geneigt fühlt? Wie verschieden werden ihre Werke seyn, je nachdem sie dem einen oder dem andern ausschließlich sich hingibt. Der Vf. unternimmt zwar nicht, die Gründe zu entwickeln, warum z. B. bei den Florentinern und Römern jene ernste, würdevolle Richtung vorherrschend geworden, warum unter den Venetianern sich stets eine mehr sinnliche Denkweise gezeigt: er weist aber einfach und bezeichnend diese Sinnesart nach. Das zweite, wodurch die Richtung bestimmt wird, ist die Art der Auffassung, welche von der Gefühlsweise abhängt, die in den Werken jeder besondern Schule einheimisch ist. So finden sich dieselben religiösen Gedanken bei den alten

Florentinern und Sienesen, während die ersteren von einem mehr heiteren, die lezteren von einem mehr schwärmerischen Gefühl geleitet werden, und ein mystisches, elegisches Gefühl sich fast durchgängig in den alten Meistern des umbrischen Gebietes ausprägt. Das dritte Merkmal einer eigenthümlichen Kunstrichtung ist die Art und Weise der Ausführung, deren Verschiedenheit sowohl unter ganzen Schulen, als unter einzelnen Meistern charakteristisch hervortritt, und deren Kenntniß jene äußerliche Kennerschaft bildet, die nur durch vieles, anhaltend fortgesetztes Betrachten der Werke und genaues Studium der Art, wie jeder Künstler die Natur ins Auge faßt und seine Technik handhabt, erworben werden kann. Wenn der Vf. jene beiden ersten Bestimmungsgründe überall mit großer Klarheit, treffender Kürze und oft mit ergreifender Lebendigkeit zu bezeichnen weiß, so hat er nur eben dem leztern vielleicht zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet; wobei jedoch zu bedenken ist, daß sein Zweck hauptsächlich auf eine leichtfaßliche Uebersicht für denjenigen größeren Theil der Leser gerichtet war, welcher nicht ein genaues Studium vieler Kunstwerke anstellen kann, sondern mehr eine Kenntniß des allgemeinen Ganges der Kunst zu erwerben wünscht.

Mit Bescheidenheit bekennt Hr. K. in der Vorrede zum ersten Theil, daß er diese Behandlung der Kunstgeschichte dem Vorgange v. Rumohrs verdanke; auch gibt er einen großen Theil seiner Arbeit nur als Compilation, und läßt fast unerwähnt, wie Vieles er selbst gesehen und nach eignem Urtheil an seinen Platz gestellt hat.

Um des Vfs. eigenthümliche Weise in Schilderung der Hauptrichtungen zu bezeichnen, setzen wir die schöne Charakteristik der Naturalisten, Th. 1. S. 350. §. 50 hierher:

„Ich habe bereits von der Opposition der Naturalisten gegen die Eklektiker, besonders gegen die Schule der Caracci, gesprochen, eine Opposition, die nicht bloß durch den Pinsel, sondern auch, wie wir gesehen haben, mit Dolch und Gift ins Leben trat. Die Naturalisten haben diese ihre Namensbezeichnung von der Auffassung und Darstellung der gemeineren Natur, der sie vorzugsweise in ihren Werken huldigten, erhalten. Doch erscheint bei ihnen eine solche Auffassung nicht bloß zufällig und als Aeußerung einer besondern Sucht nach Originalität; sie ist im Gegentheil durch eine eigenthümliche Sinnesweise begründet, welche in ihren Werken zuerst mit vollkommener und freilich einseitiger Entschiedenheit in die Kunst eintrat. Die *Leidenschaft* ist der vorwaltende Grundton in ihren Darstellungen. Die Gestalten, welche sie in ihren Werken dem Beschauer vorführen, sind nicht, wie dies bei den großen Meistern im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts der Fall war, in einem erhöhten Zustande des Lebens aufgefaßt, in welchem die Schönheit als das Band edler Sitte, und die Gefühle des Hasses oder der Liebe als Aeußerungen einer göttlichen Kraft erscheinen. Ihren Gestalten fehlt dieses Band und diese Göttlichkeit, sie sind den irdischen Dämonen hingegeben, und auch, wo in dem Bilde keine bewegte Handlung dargestellt ist, fühlt man es, daß sie der wildesten Aeußerungen des Lebens fähig sind. Aber indem die Naturalisten sich ganz dieser einen Richtung hingaben, und das nüchtern verständige Ideal ihrer Zeitgenossen verwarfen, haben sie es zu einer eigenthümlichen künstlerischen Vollendung gebracht, die in ihrer Wirkung auf das Gemüth des Beschauers bei weitem die meisten Werke der Eklektiker übertrifft. Ich möchte ihre Darstellungsweise, wo sie in ihrer ganzen Einseitigkeit auftritt, als eine *Poesie des Häßlichen* bezeichnen. Daher jene Nachahmung der gemeinen Natur, sofern diese den sinnlichen Begierden unterworfen ist; daher das eigenthümlich scharfe, grelle Licht und die dunklen Schatten (vornehmlich die dunklen Gründe), die in ihren Darstellungen angewandt sind."

Die Anordnung der Materien ist so gut getroffen, daß sich wenig Einwürfe dagegen erheben lassen. Am meisten scheint uns der Bestreitung werth, daß in der Periode der Blüthe und des Verfalls der italienischen Malerei, im 16ten Jahrhundert, an deren Spitze wie billig Leonardo da Vinci steht, Michel-Angelo mit seinen Schülern unmittelbar auf diesen folgt und erst nach ihm Raffael geschildert ist. Zwar steht Buonarroti äußerlich und der Zeit nach dem Leonardo näher als Raffael; der Charakter seiner Malerei aber entfernt ihn sehr weit von demselben. Raffael bildet offenbar den Schluß der alten Zeit; er steht am Ende der religiösen Malerei, die er zu ihrer höchsten Schönheit, Bedeutsamkeit und Würde erhob. Die Bestrebungen aller seiner Vorgänger hatten ihn emporgetragen und alle Kräfte, die in jenen walteten, haben sich gleichsam in ihm gesammelt, um eine glänzende liebliche Blüthe zu gestalten. In ihm zeigte sich noch zulezt der fromme gläubige Sinn der katholischen Kirche, das tiefe, innige Gefühl der vorangegangenen Jahrhunderte, die lebendige Frucht aller poetischen und Naturstudien, welche seine Vorgänger gemacht hatten. Er schloß diese Zeit ab. Michel-Angelo dagegen begann eine neue Zeit. In seiner gewaltigen Natur stritten sich dieselben Elemente, welche damals Kirche und Staaten bewegten; die Ansichten der Reformation, die in Deutschland hervorbrach, hatten sich längst in Italien Bahn gemacht, und die politischen Zerwürfnisse, in denen er mitten inne stand, rissen sein freies Herz in ihren Strudel hinein. Die Poesie seiner Kunst ist eine Poesie nicht des Glaubens sondern der Verzweiflung, und die Richtung, die er der Malerei gab, ist die der sinnlichen Größe und einer tiefempfundenen Vitalität, welche hauptsächlich auf wissenschaftlichen Studien und der aus ihnen hervorbringenden

Begeisterung für die Geheimnisse des physischen Lebens ruht. Hierdurch gab er der Malerei eine völlig neue Wendung; seine Poesie ist eine dantesk protestirende, seine Empfindungs- und Ausdrucksweise ist herb und gewaltsam — seine Darstellung sucht nicht das Schöne, was allen Blicken gefällt, sondern das Außerordentliche und Ungewöhnliche, welches nur durch tiefes Studium hervorgebracht und verstanden werden kann. Wie Raffael, gemäß der ihm vorangegangenen Kunst, seine Gedanken allein durch den reinen Ausdruck der menschlichen Seele und durch die heiterste, verständlichste Schönheit darlegte, so drückte sich Michel-Angelo fast allein durch die Bedeutsamkeit der körperlichen Form und ihrer Bewegungen aus, und trieb dadurch die Malerei zu der Einseitigkeit, die sich bereits in seinen nächsten Nachfolgern auf so erschreckende Weise kund gibt. Es wäre daher wohl dem Gang der historischen Entwickelung angemessener gewesen, wenn auf Leonardo, welcher die Malerei in das Gebiet vollkommener Freiheit führte, Raffael in seiner schönen und ausgebreiteten Wirksamkeit und erst nach ihm Buonarotti in seiner zerstörenden Abgeschlossenheit geschildert worden wäre.

Im Uebrigen hat die zweckmäßige Anordnung der Gegenstände dem Verf. möglich gemacht, im engen Raum eine große Menge historischer Notizen und sogar ausgeführte Beschreibungen einzelner Kunstwerke aufzunehmen. Die Angaben sind mit wenigen Ausnahmen den besten Quellen entnommen und nur selten ist eine Auslassung bemerklich. So hätten Thl. I S. 98 bei den Arbeiten des Benozzo Gozzoli die Malereien in der Capella Riccardi zu Florenz Erwähnung verdient; S. 156 wäre für die Würdigung von Leonardo's Composition des Abendmahls die Bemerkung wichtig gewesen, daß ihm Girlandajo's S. 101 angeführte Darstellung desselben Gegenstandes in Umgestaltung der Motive vorangegangen; S. 276 ist das schöne Bild von Niccolo dell' Abbate, die Anbetung der Hirten im Portico de' Leoni zu Bologna nicht erwähnt; S. 282 wäre bei der schönen Würdigung Sodoma's auch sein treffliches Opfer Abrahams in der Capelle des Campo Santo in Pisa zu nennen gewesen. S. 298, wo die Richtung des Parmeggianino charakterisirt wird, hätte zugleich der Nachahmung des Michel-Angelo, die in einigen seiner Werke hervortritt, gedacht werden dürfen. Die eklektische Schule der Caracci ist im Ganzen etwas kurz behandelt, und namentlich Franc. Albani, dessen Fresken im Palast Verospi zu Rom doch eine Erwähnung verdient hätten; eben so Pietro da Cortona, bei welchem der Einfluß, den Correggio's Werke auf seine Richtung gehabt, zu bemerken gewesen wäre. Noch kürzer ist der Schluß, welcher die neueren Kunstbestrebungen der Italiener nur im Fluge berührt. Außer Benvenuti und Camuccini hätten vor Allen Appiani, dessen Fresken im Mailänder Schloß ihm immer einen ehrenwerthen Namen sichern, dann die übrigen Mailänder, Bossi, Palagi und Migliara hier einen Platz verdient.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue Kupferstiche.

La Vierge de la maison d'Orléans. Raphaël pinx. B. Desnoyers del. F. Forster sculpt. 1838. Le tableau original de même grandeur qui faisait partie de la célèbre collection du Palais Royal est actuellement dans celle de Mr. le Marquis de las Marismas del Guadalquivir à Paris. Publ. p. Veith et Hauser à Paris. Impr. p. Bougnard.

Die Arbeiten, welcher Forsters berühmter Grabstichel liefert, folgen mit ungemeiner Schnelligkeit aufeinander, ohne daß man eine Abnahme in Hinsicht auf Fleiß und Schönheit der Behandlung wahrnimmt. Im Gegentheil scheint uns dies neue Blatt noch mehr Harmonie und Einheit der Wirkung zu besitzen und mit gleichmäßigeren technischen Mitteln durchgeführt zu seyn, als die Vierge au basrelief, die er vor einigen Jahren nach Leonardo gestochen. Damit wollen wir nicht sagen, daß uns die Art seiner Technik durchaus gefällt. Bekanntlich strebte Forsters Grabstichel von jeher nach dem Glänzenden; man sieht in allen seinen Blättern, daß er diese Wirkung hauptsächlich durch eine kühne Anlage der Taillen bezweckt, welche oft in gerade entgegengesetzter Richtung einander durchschneiden und eine eigene stoffartige, jedoch dem an die Natur gewohnten Auge selten ganz angenehme Wirkung hervorbringen. Diese Manier finden wir im gegenwärtigen Blatt mit außerordentlicher Consequenz durchgeführt; können auch nicht leugnen, daß in den lichten und Mitteltönen hie und da viel Schönes dadurch erreicht ist — im Uebrigen aber, besonders in den Gewändern, bleibt doch die metallartige Wirkung nicht aus und beunruhigt den Blick, welcher den sanften Eindruck der stoffgemäßen Farbe sucht.

Dies Blatt wird sich indessen gewiß großen Beifall erwerben. Es ist eines der lieblichsten Madonnenbilder Raffaels, in die Reihe der Madonna Colonna, Tempi und der belle Jardinière gehörig, mit allem Reiz inniger Empfindung und zarter Schönheit in Mutter und Kind. Die Gruppe ist fast dieselbe wie in der Madonna aus dem Hause Colonna, nur etwas mehr nach rechts gewendet. In den Köpfen der Mutter und des Kindes ist ein

wunderbarer Zug der Schwermuth und Ahnung, welcher die liebliche Stellung des leztern, das mit beiden Händen nach dem Busenkreis der Mutter faßt, und von ihrer Linken um den Rücken, von der Rechten am einen Fuß gehalten wird, gar bedeutungsvoll erscheinen läßt. Der Raum, in welchem die Gruppe, bis unter die Knie der Madonna sichtbar, erscheint, ist ein einfaches Zimmer, in dessen Hintergrund auf einem Brett mehrere Flaschen und Büchsen stehen. Das Original ist von gleicher Größe mit dem Kupferstich, nämlich 10″ 10‴ Par. hoch und 8″ 5‴ breit. Die Zeichnung von Desnoyers scheint mehr im Charakter des Originals als manche andere, die er nach Raffael gefertigt hat. Früher wurde das Bild von Duflos und Huber gestochen. S. Landon Oeuvre de Raphaël Nr. 148.

Nachrichten vom December.

Persönliches.

Berlin, 1. Dec. Sr. Maj. haben den bisherigen Geheimen Oberbaurath Günther zum Viceoberbaudirector mit dem Range eines Ministerialraths 2r Klasse zu ernennen geruht.

München, 2. Dec. Cornelius, der am 24. November Paris verließ, ist gestern Abend in besten Wohlseyn wieder hier eingetroffen.

Stuttgart, 30. Dec. Eine Reise, die der Architekt Ludwig Zanth zu Ende vorigen Sommers nach Frankreich und England unternahm, liefert die erfreulichsten Beweise, daß jezt auch die Leistungen des deutschen Genius in der artistischen Sphäre dort ausgezeichnete Anerkennung finden. So enthielt z. B. das Oktoberheft des Civil engineer and architects journal eine Vergleichung einiger im Institut der britischen Architekten ausgestellten architektonischen Bilder Zanth's mit denen englischer Künstler, welche sehr zum Vortheil unsers Landsmanns ausfällt, der auch bald nach seiner Rückkehr zum correspondirenden Mitglied jenes Instituts erwählt wurde. Auch das Bulletin der Société libre des beaux arts, deren corresponirendes Mitglied Zanth schon seit längerer Zeit ist, gedenkt seiner Leistungen mit ausgezeichnetem Lobe.

In der nächsten Woche gehen einige geschickte Lithographen von hier nach Washington ab, wo sie für eine lithographische Anstalt mit bedeutenden Gehalten engagirt sind.

Frankfurt a. M., 19. Dec. Der hiesige Bildhauer von der Launitz ist vor mehreren Wochen nach Italien abgereist. Man sagt, er sey zu Sr. kaiserl. Hoheit dem Großfürsten Thronfolger von Rußland berufen worden, dem er schon im Bade Ems Kunstvorträge gehalten.

Wien, 12. Dec. Die hiesige „Zeitschrift“ enthält eine interessante Reihe von Schilderungen aus dem Leben der bedeutendsten Münchener Künstler, Adam, Rinmüller, Anschütz, Amsler, Bürkel u. s. w.

Kopenhagen, 25. Nov. Die Collegial-Zeitung enthält ein Gedicht, welches der kürzlich hingerichtete Raubmörder Worm, als er bereits verurtheilt war, zu Thorwaldsens Geburtstag gemacht hat.

Paris, 28. Dec. Das Institut von Frankreich hat den Director der Akademie von Düsseldorf, Hrn. Schadow, zu seinem correspondirenden Mitgliede ernannt.

Rom, 1. Dec. Der Bildhauer Imhof hat seine Anstellung in Griechenland aufgegeben, und ist hierher zurückgekehrt. Der Archäolog Dr. Braun hat eine Reise nach Toscana angetreten,

Professor Zahn hat von Neapel aus eine Reise nach Griechenland unternommen.

Die österreichischen Künstler Schönmann und Tunner sind zu Ehrenmitgliedern der Gesellschaft der Virtuosi ernannt worden, die nach vieljähriger Rast wieder Lebenszeichen von sich zu geben anfängt. (Vergl. Sculptur.)

Athen, 12. Dec. Mit dem lezten Dampfschiffe kehrte der berühmte Archäolog Dr. Roß wieder zu uns zurück.

Constantinopel, 6. Dec. Die belgischen Reisenden Baron Etier und Hr. Florent Mols sind in Begleitung des belgischen Marinenmalers Hrn. Jakob Jakobs nach Egypten abgereist.

Preisbewerbung.

Kopenhagen, 12. Dec. In der Charlottenburg werden in den nächsten Tagen zwei Concurrenzgemälde zur Ausstellung gebracht, welche von zwei im vorigen Jahre mit der Goldmedaille gekrönten Künstlern, Müller und Edelin, gefertigt sind. Sie stellen den Heiland dar, wie er beim Brodbrechen in Emaus von zweien seiner Schüler wieder erkannt wird. Der Sieger erhält ein Reisestipendium.

Akademien und Vereine.

Rom, 24. Nov. Vorgestern wurden in der hiesigen Akademie San Luca durch den Cardinal-Camerlengo Giustiniani den Malern und Bildhauern dieses Instituts die erworbenen Preise in großen silbernen Medaillen mit dem Bildnisse Sr. Heiligkeit und des Schutzpatrons von San Luca überreicht. Auffallend war, daß die ersten Preise in sämmtlichen Zweigen beinahe ausschließend Fremden zu Theil wurden, unter denen besonders in der Malerei die Hrn. Ward aus London und Lorenzale aus Barcelona wegen ihrer schönen Arbeiten erwähnt zu werden verdienen.

Wien, 5. Dec. Die von der hiesigen Akademie der bildenden Künste nach Venedig gesandten Herren Führich und Engert haben daselbst, vermöge ihrer genauen Kenntniß der venetianischen Malerschule, 83 größtentheils von den bedeutendsten venetianischen Meistern herrührende Gemälde unter dem sie bedeckenden Schmutz erkannt, und, nachdem sie der Kaiser für den Schätzungspreis von der Stadt Venedig erkauft, hierher geliefert, wo sie geschenksweise in das Eigenthum der Akademie übergingen, und in wenigen Jahren eine der werthvollsten Galerien bilden werden. Das Restaurationswerk hat bereits unter Engerts Oberleitung begonnen. Bisher ist ein großes, sehr beschädigtes Altarblatt des Paul Veronese, den heil. Geminian und einen andern heiligen Bischof darstellend, vollkommen hergestellt worden. Es befand sich einst in der Kirche von S. Geminiano, und Zanetti nennt es: una pittura del carattere il più grande e il più nobile del Paolo, dennoch ward es um den Schätzungspreis von 300 Lire (100 fl. Conv.) erstanden; so sehr war es während der französischen Occupation Venedigs beschädigt und später vernachlässigt worden. Die Bildnisse der Kaufmannsbrüderschaft von San Marco, von Tintoretto, sind ebenfalls schon restaurirt, und an einer h. Helena von Murano wird gegenwärtig gearbeitet.

Verantwortlicher Redatteur: Dr. Schorn.

№ 10.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 31. Januar 1839.

Ueber die zu Dresden den 1. Oktober 1838 gehaltene Versteigerung der 2ten Abtheilung der gräflich Sternbergschen Kupferstichsammlung, die deutsche Schule enthaltend.

Dieser zweite Theil, worüber eine kurze Mittheilung im Kunstblatt Nr. 53. 1838 erfolgt, enthielt in 3378 Nummern bloß die deutsche Schule in chronologischer Ordnung. Ungefähr 2000 Nummern faßten die Alterthümer deutscher Kunst in Originalkupferblättern oder Holzschnitten nach der Entwickelung ihrer verschiedenen Perioden in sich, wobei in einzelnen Blättern und zusammengestellten Folgen so viel Reiches und Seltenes vorkam, als es wohl wenig in manchen Privatsammlungen der Fall seyn wird.

Incunabeln und sogenannte Unica, viele von Bartsch und Heineke nicht gekannte und für große öffentliche Sammlungen sich eignende Gegenstände reizten mehrfach die Anfragen und das Begehren, wodurch ein häufiges Begegnen und folglich ein Aufsteigen der Preise erfolgte.

Aufträge verschiedener Kunstsammler und mehrerer öffentlicher Sammlungen waren ziemlich reichlich vorhanden und viele mit freien Bedingnissen, besonders für die den ersten und zweiten Tag vorkommenden Merkwürdigkeiten, woraus sich schon von selbst eine Preissteigerung ergab. Selbst das persönliche Erscheinen fremder und einheimischer Kunstfreunde wirkte auf die Erhöhung der Preise. Diese erhielten sich an den übrigen Auctionstagen fast gleich bis zum Ende der Versteigerung, mit Ausnahme einzelner Gegenstände und besonders der der neuern Kunst, da außer den malerischen, fein und geistreich behandelten Radirungen und einigen Blättern von Wille, die andern spätern Grabstichelblätter etwas niedriger bezahlt wurden.

Es würde gewagt seyn, Auctionspreise von Kunstgegenständen als Norm für eine übrige Preisbestimmung im Handel anzunehmen, da oft eine erlaubte Leidenschaft und Neigung oder eine Mehrzahl der Concurrenten, die Preise steigert.

Kunstfreunde mit weniger tiefer Kenntniß im Gebiete der Kunst würden also zur Bestimmung für einzelne Ankäufe sich nach Auctionspreisen auch in so fern nicht richten können, da schon oft die Bemerkung zu machen war, daß gewisse Kunstarbeiten der ältern wie der neuern Zeit, wenn deren Ruf sich unter dem größern Haufen verbreitet, sogenannte Modeperioden erlebten, wodurch für den eigentlichen, leider so zu nennenden Kunstmarkt, die Preise gleich dem Cours der Staatspapiere angenommen wurden und je nachdem die Nachfragen mehr oder weniger, und der Vorrath auf dem Kunstwaarenlager größer oder kleiner war, sich die Bestimmung des Werthes darnach richtete. Indessen bleibt es bei großen zu versteigernden Kunstsammlungen immer merkwürdig zu wissen, zu welchen Preisen dieser oder jener wichtige Gegenstand bezahlt wurde, da wegen leicht vorfallender Täuschungen Mißverständnisse entstehen können, im Allgemeinen aber es interessant ist, den Werth der Kunstgegenstände zu verschiedenen Epochen zu erforschen und Preiscataloge in dieser Hinsicht zu vergleichen.

Um den Kunstfreunden nur Einiges über das Preisergebniß der zweiten Abtheilung der Sternbergischen Sammlung mitzutheilen, hier Folgendes:

Unter den Artikeln alter xylographischer Blätter und besonders hinsichtlich der einzelnen Merkwürdigkeiten, so wie der mitunter folgenden Blätter von geschrottener Arbeit: Nr. 17, Christus am Kreuz, alter Holzschnitt, mit Wasserfarben colorirt, auf Pergament, 20 Thaler. — Nr. 18, der heil. Hieronymus, colorirtes Blatt der ältesten Periode der Xylographie, 52 Thlr. — Nr. 23, Maria betet das Kind an, altcolorirtes Blatt, 34 Thlr. 20 gr. — Nr. 24, ein knieender Eremit, kleines Blatt, 5 Zoll hoch, 15 Thlr. — Nr. 25, Christus am Kreuz, auf Pergament, colorirt, 30 Thlr. — Nr. 27, das Christuskind sitzend, schönes altes und merkwürdiges Blatt in geschrottener Manier, 65 Thlr. 20 gr.

Von den ältern Kupferstechern, besonders von dem wichtigen, wenig vorkommenden Meister E S 1466, Nr. 36, Maria mit dem Kind, unter einem Thronhimmel von sechs Engeln angebetet, ein von Bartsch nicht gekanntes Blatt, 3 Zoll hoch, 130 Thlr. — Nr. 37, Christus auf dem Thron, Bartsch Nr. 83, 100 Thlr. — Nr. 38, St. Andreas, auch ein von Bartsch nicht gekanntes Blatt, 81 Thlr. — Nr. 39, der Ritter und die Dame, 61 Thlr. — Nr. 40, der gothische Buchstabe E, 64 Thlr. — Nr. 41, der Buchstabe X, 36 Thlr. — Nr. 42, Verzierung von Blätterwerk, 36 Thlr.

Andere jenem Meister zugeschriebene Blätter, besonders Spielkarten enthaltend, Nr. 43 — 56, von 10 Thaler an, die Mehrzahl bis 20 Thlr.

Gleichen Anklang fanden einige andere Vormeister und nähere Zeitgenossen des Mart. Schöngauer, als Franz von Bocholt, Nr. 61, die Apostel, 280 Thlr.— Nr. 62, Johannes der Täufer, erster Druck vor den Strahlen um das Haupt, 52 Thlr. — Nr. 64, die Meister W, früher für Jacob Walch angenommen, der heil. Petrus, Bartsch Nr. 1, ein ausgezeichnetes Blättchen, 21 Thlr. — Nr. 65, der Meister mit dem Weberschützen, aus Zwoll; die Gefangennehmung Jesu, 20 Thaler. — Nr. 66, Christus am Kreuz, Bartsch Nr. 6, wurde für 76 Thaler verkauft. Hier war von alter früherer Hand das Monogramm Martin Schöngauers mit Tusche eingezeichnet, wozu wahrscheinlich einen frühern Sammler die Aehnlichkeit der technischen Behandlung des Martin Schöngauer vermocht hatte. Zeichnung und Ausdruck in diesem schönen Blatt gleicht jedoch fast mehr dem Charakter des Israel van Meken.

Die Blätter des M. Schöngauer, so wie die von Israel van Meken, zur zweiten Periode deutscher Chaltographie gehörend, fanden alle sehr hohe und gute Preise; von ersterem Meister die kleineren im Durchschnitt 10 — 12 Thlr. Einzelne, wie Nr. 72, die Flucht nach Egypten, 21 Thlr. 12 gr. — Nr. 79, die große Kreuztragung, 34 Thlr. 12 gr. — Nr. 80, Christus am Kreuz, 24 Thlr. — Nr. 82, 9 Blatt Apostel, 25 Thlr. 8 gr. — Nr. 92, Christus leidend, 30 Thlr. — Von Isr. van Meken, Nr. 122, die Krönung der Maria, 59 Thlr. — Nr. 125, der heil. Georg, 30 Thlr. — Nr. 135, die singende Dame, 21 Thlr.; die übrigens kleiner Blätter im Durchschnitt von 10 — 20 Thlr. — Ferner von dem alten Monogrammist M. S., Nr. 143, der leidende Christus, 15 Thlr. — Der Meister W., gewöhnlich als W. v. Ollmütz angenommen, Nr. 144, die Geburt Jesu, 20 Thlr. rc. — Alb. Glokendon, Nr. 152, die große Kreuztragung, 20 Thlr. 12 gr. — Nr. 153, Tod der Maria, 25 Thlr. 8 gr. — Der seltene Meister I. mit undeutlichem Z, als Zeitblom angegeben, Nr. 154, Christus von Satan versucht, 70 Thlr., ein höchst merkwürdiges und originelles Blatt. — Mais von Landshut, Nr. 155, ein betender Ritter, nicht im Bartsch und schönes Blatt, 21 Thlr. — Ebenso gut, doch im Verhältniß weniger hoch, wurden die Blätter von M. Zasinger bezahlt.

Höher stiegen die Preise auf die Monogrammisten B.M., Nr. 170, Ruhe auf der Flucht, 25 Thlr. — Nr. 171, die heilige Jungfrau mit dem Kind, nicht im Bartsch, 60 Thlr.; ferner von ebendemselben, Nr. 172, Zeichnung eines Sacramentenhäuschens, 23 Thlr. 8 gr.

Dürers Blätter, welche die dritte Periode deutscher Kupferstechkunst bilden, erreichten im Durchschnitt auch hohe Preise, Nr. 183, die Geburt Jesu, 15 Thlr. — Nr. 190, die kleine Passion, 16 Thlr., in vorzüglichen Drücken 32 Thlr. — Nr. 236, Maria mit dem Kind, 16 Thlr. — Nr. 253, der heil. Hubertus, 37 Thlr. 16 gr. — Nr. 258, der heil. Hieronymus, 20 Thlr. 12 gr. — Nr. 289, die große Fortuna, 28 Thlr. — Nr. 282, die Melancholie, 40 Thlr. 4 gr.

Von den Holzschnitten Dürers wurde Vieles auch sehr hoch bezahlt, z. B. Nr. 333, die große Passion, 16 Thlr. — Nr. 348, die Apokalypse, 23 Thlr. 20 gr. — Nr. 354, das Leben der Maria, 24 Thlr. 23 gr. — — Nr. 403, die Ehrenpforte Maximilians, dritte und neu besorgte Ausgabe von Bartsch, 19 Thlr. 20 gr.

H. Burgkmaier's, Cranach's und alle jener Periode angehörigen Blätter wurden hoch bezahlt, z. B. von Cr. sterem, Nr. 463, die junge Frau, die vor dem Tod läuft, treffliches Blatt in Helldunkel, 11 Thlr. 20 gr. — Cranachs Genoveva oder der Chrysostomus, 10 Thlr. — — Nr. 484, die Flucht nach Egypten, Holzschnitt in Helldunkel, 15 Thlr. — Nr. 548 a Triumphzug Carls V., in Schäufelins Geschmack, Holzschnitt, 19 Thlr. 23 gr. — Von Ulrich Pilgrim, Nr. 575 eins der trefflichsten seltensten Blätter, Holzschnitt in Helldunkel, 60 Thlr.— Auch die Blätter der Kleinmeister Altorfer, Beham, Binck u. A. erreichten hohe und für Eigenthümlichkeiten der Drucke die höchsten Preise.

Doch ist es unmöglich den Raum dieser Blätter mit allen Notizen der Preise zu füllen. Da dieses allein den wichtigsten Gegenständen gelten sollte, so sey noch erlaubt zu sagen, daß mehrere vorzügliche Arbeiten der Meister des 17ten Jahrhunderts, worunter die Blätter von Goudt nach Elzheimer, so wie die von dem vielseitigen W. Hollar gehören und viele der malerischen geistreichen Radirungen meist sehr hohe Preise erhielten. So wurden von Heinr. Roos, Nr. 1942, 7 Bl. Schafe mit 59 Thlr. — von Theod. Roos, Nr. 2031, eine heil. Familie, kleines Blättchen, mit 18 Thlr. — von H. Melchior Roos, Nr. 2055, ein großer Stier, das einzige Blatt des Meisters, mit 68 Thlrn. 8 gr. und von Lemke, Nr. 1971, Hagar in der Wüste und 1972, ein Falkner zu Pferd,

beides treffliche geistreiche Blättchen, das erstere mit 12 Thaler 20 gr., das zweite mit 19 Thlr. 12 gr. bezahlt.

Auch mehreres der spätern Zeit in Radirungen wurde gehörig gewürdiget, worunter die seltenen ersten Radirungen des so vielseitigen Dietrich, Nr. 2302 u. w., gehören, von welchen einzelne Blätter mit 8—10 Thlr. bezahlt wurden. Fr.

Kunstgeschichte und Periegese.

(Fortsetzung.)

Im zweiten Theile behandelt der Verf. sehr ausführlich die byzantinische und germanische Zeit, so wie die altflandrischen und deutschen Schulen des 15ten Jahrhunderts. Nach den mannichfaltigen Vorarbeiten, welche er selbst gemacht, z. B. über Miniaturmalerei, sind diese Abschnitte sehr reichhaltig geworden. Bei Erwähnung der Gemälde des Hemling am Kasten der h. Ursula zu Brügge findet sich die treffende Bemerkung, daß diese kleinen Bilder in einer ganz andern, zum Theil weit schönern Art behandelt sind, wie die übrigen Bilder desselben Ortes, die Hemlings Namen tragen; eine Verschiedenheit, die allerdings auffallend ist, da man die Gemälde im St. Johannis-Hospital doch wohl als gleichzeitig entstanden annehmen muß. Unerwähnt läßt der Vf., daß die Gemäldefolge im Besitz des Prinzen von Oranien zu Brüssel sowohl von jenen als von den in der Boisserée'schen Sammlung befindlichen Werken dieses Malers wieder ganz verschieden, in einer trockeneren Weise behandelt sind und wohl einer andern Hand angehören könnten. Unter den oberdeutschen Meistern scheint uns Wohlgemuth nicht in der ganzen Bedeutsamkeit, die er durch seine Kunstrichtung sowohl als durch die große Ausbreitung seiner Werke gewonnen hatte, hervorgehoben; auch hätte der schöne Altar zu Schwabach, unstreitig eines seiner allervorzüglichsten Werke ausdrückliche Erwähnung verdient. Mit vorzüglicher Umsicht dagegen ist Albrecht Dürer in seiner künstlerischen Eigenthümlichkeit sowohl als in seinem Verhältniß zu den Bewegungen der Zeit geschildert. Eben so befriedigend, obgleich in gedrängter Kürze, ist die übrige Malerei des sechzehnten Jahrhunderts, dann die Genre- und Landschaftmalereien der Niederländer, behandelt. Es folgt die spanische Malerei, zumeist nach Meisels Mittheilungen im Kunstblatt 1822 Nr. 23 und v. Schepelers Beiträgen zur Geschichte Spaniens bearbeitet. Hierauf die französische in gedrängter Zusammenstellung, wobei wir jedoch eine genauere Hinweisung auf den Zusammenhang der Kunst mit den politischen und literarischen Richtungen vermissen, die hier nöthig gewesen wäre, da bei keinem andern Volke sich so bestimmt die Abhängigkeit der Malerei in beiden Hinsichten ausgesprochen hat. Zumal hätte die neueste romantische Schule einer bestimmteren Würdigung ihrer Vorzüge sowohl als ihrer verderblichen Schwächen bedurft, auch wohl in so fern, als beide nicht ohne Einfluß auf unsre neuste vaterländische Kunst geblieben sind. Nach einer kurzen, größtentheils auf Passavant's Kunstreise ꝛc. gegründeten Uebersicht der englischen Malerei, kommt der Verf. in den lezten Abschnitten auf die deutschen Bestrebungen, wobei jedoch die beiden Hauptschulen der neuesten Zeit, die Münchner und Düsseldorfer, verhältnißmäßig nur kurz und nicht ganz vollständig charakterisirt werden. Einen Nachtrag dazu liefert er in dem unten anzuführenden Verzeichniß der Wagner'schen Gemäldesammlung. Desto ausführlicher äußert er sich zum Schluß in allgemeinen Bemerkungen über die gegenwärtigen Verhältnisse der Kunst zum Leben; er bringt hier die vorzüglichsten Punkte zur Sprache: das allgemeiner verbreitete Interesse für bildende Kunst; die wünschenswerthe Verbindung der Kunst mit dem Handwerk, die sich in den Zeiten des sinkenden Geschmacks, wo die Künstler vornehm wurden, gänzlich verlor, das Verhältniß zwischen den Productionen des Genies, welches die Hauptrichtungen angeben, und des Talentes, welches das Gewonnene erhalten und fortdauernd verwenden soll; den Werth der Akademien, Kunstsammlungen und Ausstellungen, den Einfluß und die Zweckmäßigkeit der Kunstvereine; die Pflicht der Erhaltung vaterländischer Kunstalterthümer; die Errichtung von Denkmälern für die Gegenwart, bei welchen, wie billig, der großartigen Arbeiten, die auf Befehl des Königs von Bayern vollendet und noch im Gang sind, gedacht wird. Diese Bestrebungen haben neuerlich auch auswärts mehr Nachahmung gefunden, als der Verf. noch vor zwei Jahren erwähnen konnte. Höchst ehrenwerth ist, was gegenwärtig für ernste historische Malerei von den Königen von Württemberg und Sachsen, von der Frau Großherzogin von Weimar und dem Großherzog von Baden geschieht. Dies ganze Capitel wäre jedoch unsers Bedünkens besser in einer Zeitschrift als in dieser Geschichte der Malerei am Platze gewesen, welche allein mit dem Vergangenen beschäftigt, die Zukunft, die in diesen Anstalten, Bestrebungen und Verfügungen liegt, nicht in Betracht zu ziehen hat. Auch wollen wir nicht leugnen, daß uns der Verf. in seinen Urtheilen vielfältig zu mild erscheint, indem er um der allgemeinen Anerkennung willen, welche der allseitige Aufschwung der Kunstliebe und Kunstübung genommen hat, die noch obwaltenden Unvollkommenheiten und Mißbräuche nur zum Theil andeutet, noch weniger rügt; was doch besonders in Hinsicht auf die Künstler nothwendig wäre, welche der

großen Förderung und Anerkennung, womit die Nation ihnen entgegenkam, nicht in allen Stücken entsprochen haben, ja, wie es scheint, nur zum Theil eingewiegt durch das Lob und die Theilnahme, die man ihnen spendet, ihre Aufgabe leicht nehmen, und so die Kunst in Gefahr bringen, der Vorliebe, die sie sich gewonnen, und der Bemühungen, die sie in Mode gebracht und verbreitet haben, schnell wieder verlustig zu gehen.

Ehe wir die Anzeige dieses Buches schließen, müssen wir noch mit größtem Lobe der zweckmäßigen Einrichtung gedenken, durch welche der Verf. es dem Leser so ungemein erleichtert hat, sein Gebiet zu übersehen und das einzelne Material herauszufinden. Außer der schon erwähnten lichtvollen Anordnung und scharfen Sonderung der Hauptgegenstände, wird das Aufsuchen des Einzelnen noch durch Abtheilungen in Paragraphen, durch den größern Druck der Künstlernamen und an den Rand gesetzte Nummern, welche die angeführten Werke sondern, sehr bequem. Die mit guter Auswahl des Wichtigsten angeführte Literatur ist in den Anmerkungen beigebracht. Alle diese Einrichtungen machen das Werk als Leitfaden zu Vorlesungen an Akademien und Universitäten vorzüglich geeignet. Außerdem ist jeder Band mit einem doppelten Verzeichniß, einem der Orte, an dem sich die angeführten Kunstwerke befinden, und einem der im Buche vorkommenden Künstlernamen versehen, und wird dadurch nicht nur zum historischen Studium, sondern auch zum Hülfsmittel auf Reisen brauchbar.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom December.

Akademien und Vereine.

Dresden, 21. Dec. In der gestrigen Generalversammlung des sächsischen Kunstvereines trug Hofrath Carus vor, daß im laufenden Jahre über 6000 Thlr. zum Ankauf von Kunstgegenständen verwendet und außerdem bedeutende Bestellungen gemacht worden seyen. Die Zahl der Mitglieder beläuft sich noch immer auf nahe an 1800. Hierauf wurde die Verloosung von 59 zum Theil sehr werthvollen Gegenständen vorgenommen, von denen ein Theil im Lokale ausgestellt, die übrigen noch nicht von der Versendung nach Leipzig, Dessau und Weimar zurückgekehrt waren. Das sonnige Bild Lindaus in Rom, den Tabuletkrämer, erhielt der Hr. Ritter Guglianof, die Tyrolerhochzeit Müllers in München die Frau Hausmarschallin Gräfin Loß. Niemann's allerliebste Genrebilder wurden dem Hofrath Gottschalk allhier und dem Apotheker Kaas in Kalisch zu Theil ꝛc. In den Tagen vor der Versammlung waren im Kunstvereine dessen diesjährige Ankäufe, die wir zum Theil schon auf der Kunstausstellung sahen, so wie auch mehrere andere Bilder ausgestellt. Ausgezeichnet sind darunter einzelne Landschaften von Sparmann, ein Falkenjäger von Törmer in Rom findet mehrseitige Anerkennung; auch Sohn's Romeo und Julie befindet sich darunter. Es werden jetzt Vorlesungen für die Mitglieder im Kunstvereine gehalten, und unter andern bespricht darin der Ceremonienmeister, Freiherr von Friesen, seine Kunstreise über Prag und Wien nach Italien.

Berlin. In der Sitzung des wissenschaftlichen Kunstvereins am 15. Sept. erstattete Prof. Tiek Bericht über die Schrift: „Monumento Robbiano nella loggia dello spedale di Pistoja, illustrato dal Professore Contrucci, 1835" und legte die lithographirten Abbildungen der in Thon gebrannten Reliefs, mit welchen Luca und Andrea della Robbia ums Jahr 1525 das Spital von Pistoja geschmückt haben, vor. Es sind die sieben Werke der Barmherzigkeit. Durch die Gefälligkeit des Grafen Raczynski ward der Gesellschaft ein Bericht des Hrn. Preleuthner über den gegenwärtigen Zustand der Kunst in Wien mitgetheilt, in welchem die frühern Zustände der k. k. Akademie der Künste und der Uebergang von der klassisch-idealistischen Schule zur romantisch-mystischen oder religiösen, wie der Verfasser sie nennt, in geistreichen Zügen geschildert wird. Dieser Aufsatz wird im nächsten Bande von Raczynski's Kunstgeschichte erscheinen. Kunsthändler Sachse legte zur Erläuterung des Aufsatzes die von Führichs Arbeiten bis jetzt erschienenen Lithographien und radirten Blätter vor.

Münster, 10. Dec. Die unter der Leitung des gelehrten Dr. Ehrhardt hier bestehende Abtheilung des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde Westphalens hat geeignete Schritte zur Erhaltung der früher erwähnten römischen Alterthümer bei Haltern an der Lippe gethan. Vorzüglich wird man sich die Conservation des römischen Brunnens auf dem Annenberge angelegen seyn lassen.

Brüssel, 26. Dec. In den ersten Tagen des Januar 1839 wird durch königl. Beschluß eine flammändische Akademie ins Leben treten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 11.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 5. Februar 1839.

Kunstgeschichte und Periegese.

(Fortsetzung.)

An dies Werk schließt sich die

Beschreibung der Gemäldegallerie des königl. Museums zu Berlin, von Dr. Fr. Kugler. Berlin 1838. Heymann, 324 S. 8.

Periegetische Schriften, mit Genauigkeit und Kenntniß und in zweckmäßiger Form gearbeitet, haben ohne Zweifel einen großen Werth, indem sie die Ergebnisse der Geschichte auf das Einzelne, dem Leser Vorliegende anwenden, und dieses aus jenen erläutern. Welche Menge von archäologischen Kenntnissen hat nicht Visconti's und Clarac's Beschreibung des Pariser Antikenmuseums verbreitet, und wie manche andere Sammlung dieser Art ist erst durch einen zweckmäßig beschreibenden Katalog der größern Anzahl der Beschauer verständlich und anziehend geworden. Für die Berliner Gemäldesammlung ist zwar schon seit ihrer Eröffnung ein trefflicher Wegweiser von demselben Manne vorhanden, dessen thätiger und kenntnißreicher Mitwirkung sie hauptsächlich ihre vortreffliche, nach historischer Folge geordnete Aufstellung verdankt; auch enthält Hrn. Waagen's Verzeichniß in kurzen Einleitungen die nöthige Uebersicht über die historische Entwickelung der Schulen und ihre vorzüglichsten Meister. Doch war es in dem Verzeichniß einer so großen Sammlung, welches Nummer für Nummer enthalten mußte, nicht möglich, weder über das Einzelne etwas hinzuzufügen, noch das Vorzügliche von dem Unbedeutendern zu unterscheiden. Die vorliegende Schrift von Hrn. Kugler bietet sich nun als Leitfaden demjenigen an, welcher die Geschichte der Malerei in ihren Details an der Berliner Sammlung studiren will. In Verbindung mit der ebengenannten Geschichte der Malerei wird diese Schrift eine gute Vorbereitung für weitere Studien in deutschen und ausländischen Sammlungen seyn, zumal da die Berliner Gallerie an Werken der Entwickelungsperioden vorzüglich reich ist. In Anordnung der Gegenstände beobachtet der Verf. die nämliche Folge; mit Hinweglassung oder nur flüchtiger Erwähnung des Geringeren sind die vorzüglichen Werke bezeichnet und das Eigenthümliche ihres Inhalts, ihrer Behandlung, das durchgreifende Naturell und die zufällige Stimmung des Meisters, die sich darin kund gibt, hervorgehoben. In Bestimmung der Meister weicht er nicht selten von Waagen ab, eine Verschiedenheit, welche bei der Schwierigkeit, alten, unbekannten Bildern ihre historische Stelle anzuweisen, nicht anders als natürlich ist. Mit großer Lebendigkeit der Anschauung und seltener Gewandtheit der Rede hat der Verf. das Einförmige und Trockene einer fortlaufenden Gemäldebeschreibung zu vermeiden gewußt. Da wir oben aus der Geschichte der Malerei eine Stelle über die Naturalisten ausgehoben, so fügen wir hier als Probe eine Beschreibung zweier Gemälde des Caravaggio bei. S. 137:

„Vornehmlich jedoch sind es zwei unter den vorhandenen Gemälden Caravaggio's, deren Darstellungen, da sie mit seiner eigenthümlichen Richtung in vollkommenem Einklange stehen, zu einer bedeutsam poetischen Wirkung Gelegenheit boten. Das eine von diesen (I. Nr. 396) stellt den Genius der irdischen Liebe dar, der sich von seinem Lager erhebt, und Alles, wonach der Geist des Menschen ringt, Insignien der Macht und des Ruhmes, der Kunst und Wissenschaft, mit Füßen tritt. Es ist ein knabenhafter Jüngling, Geierflügel tragend, eine verworfene, niedrig sinnliche Gestalt; es ist der Genius der Gemeinheit selbst, mit frecher Naturwahrheit und doch mit einer Genialität, mit einer Gemessenheit, die fast an ein tragisches Pathos anstreift, gemalt; so daß hier das Gemeine dem Beschauer im Gewande einer dämonischen Macht gegenübertritt und solchergestalt einen wirklich ergreifenden Eindruck hervorbringt. — Das andere Bild (I. Nr. 398) ist das Gegenstück des ebengenannten. Es stellt den Genius der heiligen Liebe in stählernem

Panzer und mit Adlerschwingen das, welcher jenen Dämon mit flammendem Schwerte zu Boden schmettert. Auch dies Bild, obgleich es in Etwas gegen die Vorzüge des ersten zurücksteht, ist eigenthümlich geistreich, voll kräftigen, zornigen Sturmes; die edle Strenge in dem Antlitz des Siegers, die feige, weibische Ohnmacht des Ueberwundenen stehen zu einander in trefflichem Contrast. Es ist, als ob aus beiden Bildern ein persönliches aufgeregtes Gefühl von Seiten der Künstlers spräche, als ob ein zurückgehaltener Grimm in ihnen sich zur Gestalt hindurchgerungen hätte. Und in der That war das Leben des Künstlers so mannichfach von verzehrender Leidenschaft bewegt, daß der Beschauer solchen Gedanken, beim Anblick dieser Bilder, wohl Raum geben darf."

Die Gabe des Verf., auch gleichgültigere Bilder zu charakterisiren, zeigt sich in folgender Beschreibung des Bildnisses einer holländischen Kaufmanns-Familie von Theodor de Keyser S. 211: „Vater und Mutter sitzen auf beiden Seiten des Bildes; es sind beides eheliche, tüchtige Leute, die ihr Leben in einer, wenn auch nicht eben geiststärkenden, so doch ordnungsmäßigen Beschäftigung zugebracht haben. Er hält sein Comptoirbuch (oder vielleicht die Hauspostille) in der Hand, sie ruht von ihren häuslichen Sorgen im Lehnstuhl; ihre Gesichter haben keinen sonderlich tiefen Inhalt, aber sie sprechen einige vierzig thätig verlebte Jahre aus. Neben dem Vater steht der älteste hoffnungsvolle Sohn, ein Jüngling von zweiundzwanzig Jahren, in dem glücklichen Alter, wo das Herz anfängt mitzusprechen, und die Comptoirstube und das Glas die Zeit nicht mehr genügend ausfüllen. Zwar sein Gesicht ist etwas plump und bäurisch, aber um so zierlicher prangen seine violetten Seidenärmel und seine reinen weißen Strümpfe (alle Andern sind ganz schwarz gekleidet); auch ist sein rothes, struppiges Haar sorglich nach beiden Seiten niedergekämmt. Er hat etwas hausbacken-Solides; er wird das verhängnißvolle Meer der Courtoisie glücklich durchschiffen, um bald im Hafen der Ehe zu landen, und dann ein eben so verständiger Krämer werden, wie der Vater, auch eben so viel Geld verdienen, um wiederum seine Familie malen zu lassen. Neben der Mutter steht das jüngste Söhnlein, acht Jahre alt, vor der Hand noch ein recht verzogener, unverschämter Bube, jedoch mit allen Anzeichen, daß er eben so stattlich aufwachsen wird, wie der Herr Bruder. Auf der andern Seite der Mutter und hinter dem Tische stehen die drei Töchter, deren Alter zwischen das der beiden Söhne fällt, sämmtlich der Mutter wie aus den Augen geschnitten, nur die Züge noch etwas unentwickelt, die Nasen namentlich noch beträchtlich vorherrschend; die jüngeren noch steif und blöde, die ältere, die gerade neunzehn Jahre zählt, steif und jüngferlich spröde; alle drei jedoch versichernd, bereinst eben so ordentliche Hausfrauen und Mütter werden zu wollen, wie die Mama, und im Voraus schon auf einen eben so bequemen Lehnstuhl lüstern. Das Bild ist trefflich, mit kräftigem, mäßigem Pinsel gemalt; die Gestalten, die Gesichter naturlebendig, und das Gepräge der Aehnlichkeit in jedem Zuge. Der Künstler hat vielleicht ohne daran zu denken, in diese ruhigen, sonntäglich geputzten Gestalten zugleich ihre ganze Geschichte hineingemalt."

Dies Buch trägt auch den Titel:

Beschreibung der Kunstschätze von Berlin und Potsdam. 1r Theil.

Als 2ter Theil ist zugleich mit ihm die

Beschreibung der in der königl. Kunstkammer zu Berlin vorhandenen Kunstsammlung. Berlin. Heymann, 308 S. 8., mit einer Monogrammentafel

erschienen. Diese Sammlung, welche neuerlich durch die äußerst zahlreichen und werthvollen Gegenstände, die sich im Besitz des Hrn. Naglee befanden, bereichert worden ist, enthält bekanntlich eine Menge jener kleineren Kunstsachen, welche ehemals von der Liebhaberei der Großen zu theuren Preisen erstanden wurden, und erst neuerdings, nicht nur von der schnell wachsenden und allmählich über alle Gebiete der Kunst sich ausdehnenden Sammlerlust wieder ins Auge gefaßt, sondern auch als Hülfsmittel zur Ergänzung der Kunstgeschichte und zur Uebersicht ihres Gesammtinhalts Gegenstand wissenschaftlicher Forschungen geworden sind. Der Verf. hat das Wichtigste herausgehoben, wissenschaftlich geordnet und mit Notizen begleitet, die viele höchst schätzbare Beiträge, vornehmlich zur Kunst- und Culturgeschichte des Mittelalters und der Reformationszeit, liefern. Unter den Werken des frühern Mittelalters, vom 9ten bis 13ten Jahrhundert, werden Werke in Elfenbein- und Emailmalereien erwähnt; die Werke vom 13ten bis 15ten Jahrhundert bestehen aus Wachssiegeln, die neben ihrer politischen Wichtigkeit auch eine bedeutende kunsthistorische Geltung haben, da sie eine mit Sicherheit zu bestimmende, sehr bezeichnende Reihenfolge von Arbeiten herkömmlichen Styls liefern und die hauptsächlichsten Veränderungen der Kunstübung massenweise bezeichnen. Hr. Kugler gehört zu den ersten, welche die Siegelkunde für die Zwecke der Kunstgeschichte benutzen; eine bedeutende Sammlung von Gypsabdrücken merkwürdiger Siegel des Mittelalters hat Ref. auch zu Frankfurt im Atelier des für alle Zweige der Kunstgeschichte mit leidenschaftlicher Vorliebe und ausgebreiteter Kenntniß thätigen Bildhauers Hrn. von der Launitz angetroffen. Außerdem werden aus der Periode germanischen Styles noch Schnitzwerke in Elfenbein und Holz, mehrere

Utensilien; einige Miniaturmalereien der Sieneser Schule, der in dieser Sammlung aufbewahrte, von Moller in Darmstadt aufgefundene und herausgegebene Originalriß des Cölner Doms und eine Reihe sehr interessanter Metallarbeiten, namentlich Monstranzen und Reliefs erwähnt. In den Anfang des 16ten Jahrhunderts gehört das künstlich in Holz geschnitzte Maximilianskreuz, eine Klosterarbeit von der mühseligsten Art, indem die daran befindlichen 48 Bildfelder und der größte Theil der Ornamente durchbrochen gearbeitet sind. Der Vf. hat ohne Zweifel Recht, wenn er dasselbe nicht als ein Werk Albrecht Dürers betrachtet wissen will. Aehnliche Sachen, nur nicht von so gutem Styl, entstehen noch jetzt in Italien, ein fast ganz in derselben Weise angeordnetes und durchbrochen, mit unzähligen Figuren und Scenen verziertes Kreuz wurde erst im verflossenen Jahr von einem Vicentiner, Antonio Vettorelli, dessen Bruder, ein Geistlicher zu Feltre, dasselbe in einem Zeitraum von fünf Jahren geschnitten haben soll, durch Deutschland zur Schau getragen. — Sehr interessant ist, was der Vf. über die Bildnerei zu Nürnberg und Augsburg mit der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts S. 63 ff. zusammenstellt. Besonders hervorzuheben ist der Augsburger Hans Schwartz, welchen Neudörfer als den besten Conterfaiter in Holz erwähnt. Daß diese Kunst, Bildnisse in kleinen Medaillons aus Buchsholz zu arbeiten, damals sehr beliebt, geschätzt und ausgebreitet war, zeigen die vielen trefflichen Werke dieser Art, die sich in der Sammlung finden und nun auch durch den akademischen Former, Reinhardt, in Berlin in Gypsabgüssen verbreitet sind. Aus Neudörfers Erwähnung, welcher den Hans Schwartz mit dem Nürnbergischen Stempelschneider Ludwig Krug zusammenstellt, ersieht man zugleich, daß diese hölzernen Medaillons nicht, wie man etwa glauben möchte, als Vorbilder für Stempelschneider gearbeitet wurden, sondern als selbstständige Arbeiten galten. Unter den in Berlin befindlichen Medaillons sind viele aus Holz, andere in Speckstein geschnitten, noch andere in Bleiabgüssen vorhanden; unter letzteren mehrere, welche Dürers Monogramm tragen, und eine große Reihe von solchen, welche durch die Namen der dargestellten Personen als Nürnbergische Arbeiten bezeichnet sind; in den Augsburgischen Arbeiten dieser Art, die ebenfalls in größerer Zahl vorhanden, findet der Vf. ein unabhängigeres Eingehen auf das Vorbild der Natur, eine ungleich größere Zartheit und Weichheit der Uebergänge und eine sehr große Feinheit der Ausführung. Eine kleine in Holz geschnitzte Porträtbüste, welche als ein Werk Albr. Dürers gilt, möchte der Verf. deßhalb eher dem erwähnten Hans Schwartz beilegen. Vortreffliche Sachen befinden sich unter den übrigen kleinen plastischen Arbeiten freier Composition; auch hier kommt öfters der Name Albr. Dürers vor, wird aber vom Vf. nicht überall anerkannt; auch von Schäuffelin und Aldegrever finden sich die Monogramme; ferner sind ächte Marmor- und Erzarbeiten von Ludwig Krug, Peter Vischer und Peter Flötner vorhanden. Unter den italienischen Arbeiten dieser Zeit befindet sich das von einem della Robbia gearbeitete Bildniß des Hieronymus Savonarola in gebranntem Thon; drei in Blei gegossene Reliefs, welche dem Michel Angelo zugeschrieben werden; eine Reihe kleiner Reliefs in Bronze und Blei von Valerio Vicentino und einige dem Benvenuto Cellini beigelegte Arbeiten.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom December.

Museen und Sammlungen.

Berlin, 8. Dec. Die Frau Fürstin von Liegnitz hat der Gemäldegallerie des königl. Museums das Porträt der Geliebten Petrarca's, der gefeierten Laura, eine venetianische Copie aus dem 16ten Jahrhundert des aus dem 14ten Jahrhundert herrührenden Originals von Simon Martini, zum Geschenk gemacht.

Kopenhagen, 15. Nov. Zu Thorwaldsens Museum beabsichtigt man die sogenannte Marmorkirche, ein seit vielen Jahren unvollendet dastehendes Gebäude, zu benutzen. Zu der Subscriptionssumme von 60.000 Rthlr. hat Thorwaldsen selbst ein Geschenk von 32.000 Rthlr. gefügt, welche ihm die Frauenkirchen-Curatel für seine Apostel gezahlt hat. Diese Kirche wird dadurch einen Cyclus von plastischen Werken aus Einer Hand erhalten, wie er nicht leicht anderswo angetroffen wird. Thorwaldsen hat gegenwärtig den Wunsch ausgesprochen, daß die Mittelpartie des Baues, welcher seine Werke aufnehmen wird, eine Erinnerungshalle oder ein Pantheon für Dänemarks große Männer werden möge, so daß Dänemark künftig, wie England, Frankreich und nun auch Deutschland bald in der Walhalla, eines solchen Vereinigungspunktes seiner Celebritäten nicht mehr entbehren würde.

Bauwerke.

Constantinopel, 24. Nov. Ein französischer Maler und Architekt, Hector Horreau, hat den Plan zu einer Hängebrücke entworfen, die eine neue Verbindung zwischen Galata und Constantinopel eröffnen und in solcher Höhe angelegt werden soll, daß die größten Schiffe darunter wegsegeln können. Der Plan hat mit dem schon von Michel Angelo entworfenen Vieles gemein und soll dem Sultan vorgelegt werden.

Wien, 12. Dec. Die Baufälligkeit des Stephansthurmes scheint bedenklicher als man anfangs glaubte. So hatte man z. B. versuchsweise die große Spalte am Thurme mit Glastafeln verkittet, die man nach einer stürmischen Nacht sämmtlich zersplittert fand. Man zweifelt jedoch nicht, daß es der aus lauter Männern von der anerkanntesten Tüchtigkeit zusammengesetzten Commission gelingen werde, jede Gefahr

abzulenken, und zugleich dieses schönste Denkmal Wiens, ohne welches sich der Wiener seine Vaterstadt nicht denken kann, noch für künftige Jahrhunderte zu erhalten. Mit Messung und Zeichnung des Thurmes ist Professor Rösner von der Commission beauftragt worden.

Das Ständehaus wird im künftigen Jahre vollendet seyn. Die Kosten waren vom Architekten Pichler auf 300,000 fl. Convt.-Münze angeschlagen, erreichen aber jezt, wo das Gebäude noch nicht unter Dach steht, schon 800,000 fl., so daß zulezt die Summe von 1 Mill. 2—300,000 fl. herauskommen dürfte.

Weimar, 20. Dec. Der Maler Alexander Simon, welcher seit einigen Jahren hier lebt, hatte schon vor längerer Zeit Studien über den frühern Zustand der Wartburg gemacht. Durch den von unsrer Frau Großherzogin K. H. ihm ertheilten Auftrag, eine Scene aus dem Sängerkriege auf der Wartburg zu malen, wurde er auf jene Untersuchung zurückgeführt, und stellte im verflossenen Sommer, mit Genehmigung des Ministeriums, an dem Gebäude selbst Nachforschungen an, um zu ermitteln, wie viel von dem frühern Zustand noch erkennbar sey. Es fand sich, daß Façade und Giebel des eigentlichen Palastes, des sogenannten hohen Hauses, dessen Entstehung ins 12te Jahrhundert fällt, noch größtentheils in den Mauern vorhanden, und nur im Laufe der Zeit durch Zumauerung und Uebertünchung entstellt worden sind. Der Styl ist byzantinisch; das erste und zweite Geschoß enthalten zwei Reihen schöner Rundbogenfenster, welche auf kurzen Säulen mit zierlichen Capitellen ruhen; eine Reihe ähnlicher Bogen im Erdgeschoß bildete einen offenen Kreuzgang. Dies alles ist vermauert und unkenntlich geworden, aber die meisten architektonischen Theile sind noch in der Mauer vorhanden und dürfen nur frei gemacht werden, um die ursprüngliche Anlage wieder vor Augen zu bringen. Der innere Hof ist gegenwärtig durch Schutt um acht Fuß erhöht; wodurch das ehemalige Erdgeschoß zum Theil Souterrain geworden ist. Von den inneren Räumen des Gebäudes hat der sogenannte Ahnensaal, im zweiten Stock, in welchem der Sängerkrieg statt fand, die meisten Veränderungen erlitten; in Folge der verschiedenen Brände, welche das Gebäude verwüsteten, ist seine Höhe bedeutend vermindert worden, und statt des ursprünglichen leichten und niedrigen Giebeldaches, wie solche an den Gebäuden des Rundbogenstyls üblich sind, ist ein schweres spitzes Dach darauf gelegt worden, welches dem Gebäude ein scheunenartiges Ansehen gibt. — Hr. Simon hat nach den von ihm gefundenen Spuren Aufrisse der Haupt- und Nebenseite gefertigt, welche einen schönen und imposanten Anblick gewähren, und ganz dem Style gleichzeitiger Kirchen, z. B. der Basilica von Paulinzelle entsprechen. Diese rundbogige Construction dieses Palastes ist um so merkwürdiger, da fast noch alle übrigen Gebäude aus jener Zeit kirchliche Bauten und nur wenige Paläste in diesem Styl vorhanden sind. Nachdem die Zeichnungen nebst den nöthigen Nachweisungen dem Ministerium und den höchsten Herrschaften vorgelegt worden, hat S. K. H. der Erbgroßherzog übernommen, für die Wiederherstellung des Baues in seinen ehemaligen Zustand, so weit sich derselbe bei fernerer Untersuchung als möglich ergeben würde, Sorge zu tragen, und hat bereits vor einem Monat in Begleitung des Oberbaudirectors Coudray sich an Ort und Stelle von dem, was hier thunlich sey, überzeugt, und die Arbeiten beginnen lassen. Der Anfang wurde damit gemacht, daß man vor dem Gebäude einen Graben zog, durch welchen man die alte Fläche des Hofes und das Erdgeschoß frei machte; auch wurde einer der Bögen des Kreuzganges geöffnet und seine Restauration angeordnet. Im nächsten Sommer wird mit Behutsamkeit fortgefahren werden, vorerst das Aeußere des Gebäudes von den entstellenden Aenderungen zu befreien, und während man den ursprünglichen Zustand wieder herzustellen bemüht ist, seine Haltbarkeit zu sichern. Welche Veränderungen im Innern vorzunehmen sind, muß sich erst später ergeben. Jedenfalls darf man sich der Hoffnung überlassen, eines der glorreichsten Baudenkmäler des deutschen Mittelalters durch den Eifer eines jungen Fürsten aus dem Stamme seiner Begründer und Herrscher allmählich wieder in einen seiner vormaligen Herrlichkeit würdigen Zustand zurückkehren zu sehen.

Braunschweig, 1. Dec. Der Bau des hiesigen Schlosses wird in kurzer Zeit beendigt seyn. Ein großer Theil desselben war schon seit längerer Zeit von Sr. Durchlaucht bewohnt. Mit Beginn des nächsten Frühlings werden die Thürme der Domkirche, deren unschöner Schluß mit dem übrigen Style des schönen Gebäudes einen grellen Contrast bildet, auf Anregung des regierenden Herzogs und nach einem Entwurfe des Hofbaurathes Ottmer erhöht und mit Kuppeln versehen werden.

Petersburg, 12. Dec. Prof. Thon hat zur Ausführung der Kirche, welche Kaiser Alexander zum Danke für die Befreiung Rußlands im Jahr 1812 auf einem der höchsten Punkte in der Nähe Moskaus zu errichten beabsichtigte, einen neuen Bauplan entworfen. Die Arbeit hat bereits begonnen und dürfte binnen zehn Jahren vollendet seyn.

St. Benoist-sur-Loire. (Dep. Loiret). Man restaurirt gegenwärtig unsre Kirche, die im 7ten Jahrhundert gegründet ist und sich durch ihre merkwürdige celtische Architektur auszeichnet.

Sculptur.

Stockholm, 27. Nov. Dieser Tage geht eine 2½ Ellen im Durchmesser haltende und 10 Ellen hohe Porphyrvase als Geschenk an den russischen Hof nach St. Petersburg ab. Sie wird von einem Beamten begleitet, der die Ausschiffung derselben beaufsichtigen soll.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 12.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 7. Februar 1839.

Kunstgeschichte und Periegese.

(Fortsetzung.)

S. 132 kommt der Verf. auf die schönen Emailmalereien der französischen Schule, die unter dem Namen Emaux de Limoges (nach dem Orte, wo sie zuerst und vornehmlich in eigenthümlicher Vollkommenheit gearbeitet wurden) bekannt sind. Sie tragen zum Theil die Namen ihrer Verfertiger, wie Leonard Limosin, Jean Court dit Vigier, Pierre Rexmon, F. Laudin, Prieur u. A., welche theils ins 16te, theils ins 17te Jahrhundert gehören. Zu den vom Vf. dort beigebrachten reichhaltigen Nachweisungen liefern eine wir von ihm uns zugekommene nachträgliche Notiz, die wir hier wörtlich folgen lassen:

„Ich bin im Stande, den Notizen über die Emailmaler von Limoges, welche in meiner Beschreibung der in der Berlinischen Kunstkammer vorhandenen Kunstsammlung enthalten sind, noch einige Nachträge hinzuzufügen. Ich verdanke dieselben dem Director der Kunstkammer, Hrn. v. Ledebur, dem sie kürzlich von einem französischen Kunstforscher, Hrn. Didier-Petit aus Lyon, der die bedeutendste Sammlung von Emaillen in Frankreich zu besitzen und seine Kenntnisse zum Theil aus Archivalien in Limoges selbst geschöpft zu haben versichert, bei einem Besuche der Kunstkammer mitgetheilt sind. Hoffentlich haben wir von Hrn. Didier-Petit ein literarisches Werk über seine Forschungen, die eine Lücke in der Geschichte der modernen Kunst ausfüllen dürften, zu erwarten.

Die älteren emaillirten Ornamentstreifen ꝛc. byzantinischen Styles, von denen ich S. 17 spreche, hält Herr Didier-Petit für wirklich constantinopolitanisches Fabrikat: Limoges sey erst unter König Franz I. eine Werkstätte dieses Kunstbetriebes geworden. (Wie sich leztere Angabe zu der von Hrn. Duchesne d. ä. mitgetheilten und von mir aufgenommenen Notiz über das hohe Alter dieser Technik in Limoges verhalte, muß ich dahin gestellt lassen, muß zugleich aber auch bemerken, daß es mir nicht gelungen ist, der Quelle, aus welcher die Behauptung des Hrn. Duchesne hervorgegangen seyn dürfte, auf die Spur zu kommen.)

Als einer der ältesten Künstler, die zu Limoges gearbeitet haben, komme ein, dem Namen nach, noch Unbekannter vor, der sich, zweifelhaft: ob I D oder M D, in Monogrammen nenne; Hr. Duchesne erkannte das auf Nr. 211 (Monogr. Taf. 8) enthaltene Monogramm, dessen Aechtheit somit eine sicherere Bestätigung gewinnen dürfte, für das diesem Künstler angehörige.

Der Emailmaler J. Court (Nr. 223—228) schreibe sich anderweitig auch J. Courteys oder Courtois. Aus derselben Familie sey auch der, sehr vorzügliche, Künstler P. C., — dessen ich, nach der Mittheilung des Herrn Dr. Waagen (Kunstwerke und Künstler in England, II, S. 422), welcher diese Bezeichnung auf einer Schaale zu Castle Howard gefunden, in der Anmerkung zu S. 134 gedacht habe; ausführlich schreibe derselbe sich P. Corteys, und später P. Courtois; seine Thätigkeit falle in die Jahre von 1530—60. Ebenfalls im sechszehnten Jahrhundert komme Suzanne Courtois vor.

Den P. Rexmon (Nr. 229—234) bezeichnet Hr. D. als einen Deutschen, der sich anfangs P. Rexmann, später Rexmon, aber auch P. Raymond nenne. Ihm sey derselbe nur in den Jahren 1525—1565 vorgekommen; die in meiner Beschreibung angeführten späteren Daten, bis 1571, waren ihm neu.

Der sehr bedeutende Künstler, der sich mit dem Buchstaben J. P. bezeichnet (Nr. 236—238), schreibe sich anderweitig mit vollständigem Namen J. Poncet und gehöre dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts an.

J. Laudin (Nr. 245—252), dessen Vorname Joseph sey, zeichne sich als der beste unter der Künstlerfamilie dieses Namens aus, welcher lezteren noch zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts N. Laudin angehört.

P. Nouaillier, oder vielmehr Jean Baptiste (?) Nouaillier, den ich in der Anmerkung zu S. 134 nach d'Agincourts Mittheilung angeführt, sey der lezte Emailmaler von Bedeutung.

Die Prachtgefäße endlich, deren ich unter Nr. 255 bis 257 erwähne, bezeichnet Hr. D. nicht als Limoger Fabrikat, sondern als italienische Arbeit.

F. Kugler."

Es würde uns zu weit führen, wollten wir noch umständlich der ferneren Arbeiten aus dem 16ten, 17ten und 18ten Jahrhundert, welche der Vf. anführt, erwähnen. Es sind Bildnißmedaillons, Goldschmiedearbeiten, besonders Tafelaufsäze, Kunstschränke, Prachtgeräthe mit Schnitzwerken aus Elfenbein, Statuetten und Reliefs aus Elfenbein und Holz, Miniaturporträts, in Eisen geschnittene Figuren, Kunstdrechseleien, Bernsteingeräthe, architektonische Modelle, gemalte und venetianische Gläser, Thonreliefs u. s. w. Nur von den Werken noch lebender Künstler, welche hier aufbewahrt werden, nennen wir noch besonders: die in Perlmutter geschnittenen Reliefs von L. Posch, silberne Bildnißmedaillons von Götze und Bohne, die schönen in Elfenbein geschnittenen und mit reichen Reliefs verzierten Kirchengeräthe von Wilhelm Schulz in Meiningen, einen Pokal von Krystallglas mit eingeschliffener figurenreicher Composition von A. Böhm, die architektonischen Korkmodelle von Schilling und Rehbaum, und die ähnlichen aus Holz und Papiermaché von Kallenbach. Durch die historische Anordnung, welche der Vf. ganz durchführt, erhalten alle diese Beschreibungen und Notizen ein gedoppeltes Interesse.

Außer den öffentlichen Sammlungen Berlins hat Hr. Kugler auch den Privatsammlungen seine Aufmerksamkeit und seinen Fleiß zugewendet. Das vor uns liegende

Verzeichniß der Gemäldesammlung des königl. schwedischen und norwegischen Consuls J. H. W. Wagner zu Berlin, herausgegeben von Dr. Fr. Kugler. Berlin im Januar 1838. 85 S. gr. 8.

beschreibt eine Sammlung von Gemälden größtentheils lebender Künstler, welche, durch die schöne Auswahl der Gegenstände und die Vereinigung vieles Trefflichen, den Bewohnern Berlins von großem Werth, und den Fremden, denen sie mit großer Liberalität geöffnet wird, in erfreulichem Andenken ist. Die Landschaften von Lessing, Schirmer, Catel, Schinkel und Schotel, die Genrebilder von Peter Heß, Heydeck, A. Schrödter, Jordan, Bürkel, der Krieger mit seinem Kinde von Hildebrand und andere zum Theil schon durch Kupferstich und Lithographie bekannte Gemälde haben dieser nur 180 Nummern starken Sammlung doch bereits einen europäischen Namen gemacht. Hr. Kugler gibt von jedem Bilde die einfache Beschreibung, nebst Angabe der Maaße; im Vorwort aber macht er auf den Unterschied der jezt in Deutschland bestehenden Schulen aufmerksam, und wir heben die schon erwähnte Stelle über die Münchner und Düsseldorfer Schule hier aus:

„Der Hauptsiz der süddeutschen Kunstthätigkeit ist gegenwärtig München, der der norddeutschen Düsseldorf. Viele Verhältnisse wirken gleichzeitig ein, um diese Unterschiede mit namhafter Bestimmtheit festzuhalten. Das Hervorstechende, was in München geschieht, wird durch den Willen eines Einzelnen, des kunstliebenden Herrschers, ins Leben gerufen. Durch ihn sind die Gegenstände der künstlerischen Darstellung, ihr räumliches Verhältniß, ihre äußere Behandlung vorgeschrieben; in Düsseldorf herrscht kein allgemeines Gesez der Art; die Künstler arbeiten nach ihrer eigenen Willkür; das Volk (die einzelnen Privaten, wie die Repräsentanten des Volkes durch die Kunstvereine) empfängt von ihnen, was es als seinen eigenen Kunstinteressen angemessen anerkennt. In München stehen wenige einzelne Meister (die schon unter sich durch entsprechende Bildungsperioden Verwandtschaft gewonnen haben) an der Spitze jener großartigen Kunstarbeiten da; ihr eigenthümlicher Styl geht dadurch, daß sie die lezteren in Gemeinschaft mit ihren Schülern und Gehülfen ausführen, auf diese über; — in Düsseldorf ist zwar ebenfalls ein einzelner Meister als der Leiter der Schule nahmhaft zu machen; seine Einwirkung auf leztere besteht aber vornehmlich darin, daß er (wie die Geschichte der Kunst kaum ein Beispiel ähnlich bedeutenden Erfolges kennt) die eigenthümlichen Kräfte eines jeden Individuums in vollständiger Freiheit zu entwickeln und herauszubilden weiß. Die Gegenstände der Münchner Kunst gehören (immer in Rücksicht auf das Ueberwiegende ihrer Leistungen) vorzugsweise einem einzelnen Gebiet: dem der Geschichte, wie sich diese im Mythus, im Gedicht und in der wissenschaftlichen Ueberlieferung des Geschehenen darstellt, an; es sind die großen Thaten, die großen Ereignisse der Vergangenheit, welche, als ein bestimmt Gegebenes, Objectives aufgefaßt und der Gegenwart bildlich vorgeführt werden; — in den Gegenständen, welche die Düsseldorfer Kunst behandelt, ist dagegen nicht eine solche Aufgabe vorherrschend; ein Jeder wendet sich hier derjenigen Gattung der Malerei zu, welche seiner Individualität gerade zusagt; und das durchgreifende Princip der Auffassung, welches allerdings auch bei ihnen hervortritt, besteht umgekehrt darin, daß die Künstler ihr subjectives Gefühl, mit dem sie zu dem freierwählten Gegenstande hingezogen wurden, bei der Darstellung des leztern auszudrücken streben. In München ist es somit im Allgemeinen mehr das Ereigniß, die Handlung, die That, was dargestellt wird; in Düsseldorf mehr die Situation, die Stimmung, der Affect. Dort tritt mit

größerer Bestimmtheit die körperliche Gestalt, durch welche die Handlung geschieht, hervor; hier ist es mehr darauf abgesehen, jene Aeußerungen des Lebens, die unter der körperlichen Hülle verborgen liegen, zur Anschauung zu bringen. Diesen verschiedenen Auffassungsweisen gemäß hat sich denn auch die Behandlung verschieden ausgebildet. In der Münchner Kunst kommt es vorzugsweise auf eine bestimmte Zeichnung, auf eine plastische Ausbildung der Form an, und der Schmelz der Farbe erscheint bei ihr nicht als ein gleich Nothwendiges (womit denn auch die Bedingnisse der großräumigen Frescomalerei wenigstens in einem gewissen näheren Verhältnisse stehen); — der Ausdruck tieferer Gemüthszustände aber, der in der Düsseldorfer Kunst zunächst hervorgehoben zu werden pflegt, kann gerade nur durch das weichere Element der Farbe erreicht werden, und die Zeichnung erscheint bei ihr als ein zweites Bedingniß der Darstellung. In allen diesen Beziehungen wiederholen sich, mehr oder minder, die schon mannichfach und bei vielen andern Gegenständen hervorgehobenen Gegensätze des Classischen und Romantischen, des Epischen und Lyrischen, des Naiven und Sentimentalen. Daß natürlich zwischen beiden, durch den heutigen Tages so sehr erleichterten Verkehr der Kunst, so wie durch besondere persönliche Anlage, manche einzelne Annäherung, manch ein einzelner Uebergang statt finden kann, muß in der Natur der Sache begründet seyn."

Das neueste Werk des Vfs., dessen wir noch zu erwähnen haben, ist die

Beschreibung und Geschichte der Schloßkirche zu Quedlinburg und der in ihr vorhandenen Alterthümer. Nebst Nachrichten über die St. Wipertikirche zu Quedlinburg, die Kirche zu Kloster Gröningen rc., bearbeitet von C. F. Ranke und F. Kugler; herausgeg. von W. C. Fricke. Berlin, Gropius 1838. 165 S. 8., mit 8 lithogr. Tafeln.

Der historische Theil dieser Schrift gehört dem Hrn. Gymnasialdirector Ranke in Göttingen, die artistischen Abschnitte, also die Beschreibung der Schloßkirche, die Beschreibung der Alterthümer, welche daselbst aufbewahrt werden, und die Untersuchungen benachbarter Kirchen sind von Hrn. Kugler, die in den Nachträgen enthaltenen Notizen über die Fürstengruft und die Grabsteine der Schloßkirche u. a. von Hrn. Fricke.

Diese Kirche gehört dem Basilikastyl an und beurkundet schon dadurch ihr hohes Alterthum. Ihren Ursprung datirt sie von Kaiser Heinrich I., welcher auch daselbst begraben liegt. Seine Gemahlin, Mathilde, lebte in Quedlinburg nach seinem Tode, und ihr und seinem Nachfolger, Otto I., verdankt die Kirche ihre Vollendung. Die Anführung dieser wenigen Umstände genügt, um auf die Wichtigkeit des Baustyls, der Details und der bedeutenden Kunstdenkmäler, welche sich noch dort vorfinden, als Pergamenthandschriften, Reliquienbehälter, Teppiche und anderer Geräthe des Mittelalters aufmerksam zu machen. Wir begnügen uns für jezt damit, indem wir vielleicht an anderer Stelle Veranlassung finden dürften, auf einzelne interessante Punkte dieser sehr genauen und sorgfältigen Arbeit zurückzukommen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom December.

Sculptur.

Berlin, 5. Dec. Aus St. Petersburg sind an den Fürsten von Wittgenstein als Geschenk Sr. Majestät des Kaisers zwei prachtvolle Malachitvasen mit den wohlgetroffenen Porträts des kaiserlichen Ehepaares eingetroffen. Das große Tischblatt, worauf die Vasen ruhen, ist ebenfalls aus Einem Stück Malachit.

München, 13. Dec. Gestern kam eine Malachitvase von seltner Größe und Schönheit aus St. Petersburg, als Geschenk Sr. Maj. des Kaisers an König Ludwig, an. Auf einer Plinthe von schwarzem sibirischem Marmor erhebt sich das 4½ Fuß hohe Piedestal von Malachit, und auf diesem die etwa eben so hohe Vase in Form einer Lekythos mit zwei großen Amphorahenkeln. Stein und Arbeit sind von trefflicher Beschaffenheit.

Paris, 24. Dec. Zum Andenken an den berühmten Philologen Dr. Valpy wird gegenwärtig von S. Nixon eine Statue gearbeitet.

Der Municipalrath von Havre hat die Errichtung einer Statue für Bernardin St. Pierre votirt. Sie soll auf einem der öffentlichen Plätze aufgestellt und von Hrn. David ausgeführt werden.

Aus dem Atelier des bekannten Malers und Bildhauers Chatillon ist kürzlich ein ausgezeichnet gearbeiteter Weihkessel hervorgegangen. Ein Engel mit ausgebreiteten Flügeln hält mit beiden Händen eine Muschel, in die das Wasser gegossen wird.

Rom, 15. Dec. Der Bildhauer Kümmel aus Hannover, dessen Ballonschläger nun in Marmor vollendet ist, hat nach Beendigung der Büste des Herzogs Bernhard von Weimar auch die des hiesigen hannöverischen Gesandten, Legationsraths Kestner gefertigt. Gegenwärtig modellirt er eine Bacchantin, welche sitzend Weintrauben in eine Schaale ausdrückt. In dem hiesigen Ausstellungssaal sehen wir jezt eine überlebensgroße Figur, den sich aus den Meeresfluthen rettenden Ajax, von Luccadi aus Udine, welches Werk ein ernstes Streben in der Plastik beurkundet; ferner mehrere Basreliefs von jungen Künstlern, nach einer Aufgabe der Gesellschaft der Virtuosi, „wie Moses von der Tochter Pharaos gefunden wird.

Denkmäler.

Nürnberg, 4. Dec. Die Aufrichtung des Denkmals für Albrecht Dürer ist auf allerhöchsten Befehl bis zum Jahr 1840 hinausgeschoben worden. In demselben Jahre wird, so viel man hört, auch der Donau-Mainkanal und die Walhalla vollendet werden; dasselbe scheint zu großen Baufestlichkeiten bestimmt zu seyn.

München, 15. Dec. Se. Maj. der König, welcher bekanntlich zu dem auf der Grotenburg zu errichtenden Denkmal sehr reichlich (1000 fl.) beigesteuert, hat nunmehr auch genehmigt, daß in München und Bayern zur Theilnahme an diesem Monumente durch öffentliche Blätter aufgefordert werde, und daß das zu solchem Zwecke zusammengetretene Comité bezüglich der Einsendung nach und von München Post- und Portofreiheit genieße.

Paris, 21. Dec. Am 10. Dec. wurde zu Chambéry das Denkmal für den General Grafen v. Boigne feierlich eingeweiht.

Der Stadtrath von Valence hat 5000 Fr. für das Denkmal unterzeichnet, welches dort dem General Championnet, dem Sieger von Neapel, errichtet werden soll.

Auf das Gesuch des Herrn Dupaty, Deputirten des Meurthe-Departements, hat der König beschlossen, daß die Statue des Marschalls Lobau in Erz, mit 4 Kanonen als Piedestal, in seiner Geburtsstadt aufgestellt werden soll. Auch ist die Statue des Marschalls für das Versailler Museum bestellt worden.

Medaillenkunde.

Dresden, 20. Dec. Von unserm Graveur König ist eine schöne Schaumünze zu Ehren Thorwaldsens, etwa von der Größe eines preußischen Thalers, gearbeitet worden. Vorderseite: Thorwaldsens seitwärts schauendes Brustbild, im pelzverbrämten Hausrock, gleichsam aus einem vertieften Rund, oder einer Nische, hervorblickend. Im Abschnitt: A. THORWALDSEN NAT. D. IX M. NOV. MDCCLXX. Rückseite: Darstellung der reizenden Gruppe: die drei Grazien; zu ihren Füßen Amor mit der Leier, zu ihnen hinaufblickend. Umschrift: Charites Reduxit Orbi Terrarum. Im Abschnitt: F. KÖNIG. FEC. MDCCCXXXVIII.

Berlin, 22. Dec. Vom Prof. Brandt ist so eben eine schöne Medaille auf die Säcularfeier des Eintritts Friedrich II. in den Maurerbund geliefert worden, welche auf der Hauptseite die Symbole des Bundes unter dem Schutze des königl. Adlers darstellt.

Malerei.

St. Petersburg, 24. Nov. Vor Kurzem ist Steubens großes Gemälde der Schlacht von Waterloo aus Paris hier angekommen. Es stellt den Moment dar, wo die Schlacht sich zu Gunsten der Allirten entscheidet, und Napoleon nur durch die ungestümen Bitten seiner Generäle vermocht wird, sein Leben zu retten.

Kopenhagen, 12. Dec. Der Kunstverein hat einen Preis von 400 Species für ein Oelbild, die Landung Thorwaldsens in Kopenhagen darstellend, ausgesezt.

Das vom hiesigen Kunstverein dem Historienmaler Ad. Müller gegen ein Honorar von 600 Speciesthalern im Jahr 1836 übertragene Gemälde: „Luther vor dem Reichstag zu Worms" ist jezt fertig.

Paris, 5. Dec. Hr. E. Flandin, der Maler, welcher die Expedition nach Constantine begleitete, hat dem Herzog von Nemours ein schönes historisches Album überreicht.

Stuttgart, 15. Dec. Der Freiherr von Cotta hat die schöne Copie der Madonna di Foligno, von Dieterich im Auftrag seines verstorbenen Vaters gemalt, der Kirche zu Dotternhausen für deren Hauptaltar geschenkt, als Zeichen seines Danks für die Theilnahme dieser Gemeinde bei dem Tode seiner (im August vorigen Jahres) im dortigen Schlosse verstorbenen und daselbst beigesezten Gemahlin.

Ulm, 12. Dec. Der Stiftungsrath unsrer Stadt hat acht Tafeln aus der besten Periode der Ulmer Malerschule angekauft, und will sie vorerst im Münster aufhängen lassen, bis später ein Local für heimische Kunstalterthümer ausgemittelt ist.

München, 8. Dec. Im Locale des Kunstvereins ist gegenwärtig ein großes Bild von Ludwig Deurer, „die Kreuzritter vor Jerusalem" ausgestellt, das sich durch Trefflichkeit der Composition und Zeichnung empfiehlt. Zwei Bilder von Aufhauser, die zur nächsten Verloosung angekauft worden, sind ebenfalls sehr ansprechend.

Venedig, 4. Dec. Der Großfürst Thronfolger von Rußland bestellte während seiner Anwesenheit allhier bei Natale Schiavoni sein Porträt, welches vortrefflich ausfiel, und bei dessen Sohne Felice ein kleines Bild, Raphael darstellend, wie er die Fornarina malt.

Rom, 15. Dec. In Riepenhausens Atelier sieht man ein für die Ausstellung seiner Vaterstadt Hannover bestimmtes Bild, welches den Augenblick darstellt, wo Kaiser Otto IV. im Jahr 1208 zu Frankfurt die Reichsversammlung hält. Gmelin hat so eben eine große Landschaft von dem Gestade del Vico, unweit Neapel, vollendet.

Neue Stiche.

London. Bei Moon werden nächstens erscheinen: „Eine Gruppe von Pilgern, welche Rom erblicken," nach Eastlake, gestochen von G. Doo; 28 Z. br. und 18 Z. hoch; vor der Schrift 5 Pfd. 5 Sch., mit der Schrift 3 Pfd. 3 Sch.; und „die Abfahrt des Regulus nach Karthago," nach Turner gestochen von Dan. Wilson, 21¾ Z. breit und 14¾ Z. hoch, vor der Schrift 5 Pfd. 5 Sch.; mit der Schrift 1 Pfd. 11½ Sch.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 13.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 12. Februar 1839.

Nekrolog.

Herzogin Marie von Württemberg,

geborne Prinzessin von Orléans.

Ganz Europa hat den innigsten Antheil an dem frühzeitigen Tode dieser jungen, liebenswürdigen und talentvollen Prinzessin genommen, und die Tagesblätter sind voll von wehmüthigen Erinnerungen an ihre Tugenden und Fähigkeiten. Der Ruhm ihres künstlerischen Talents war schon verbreitet, ehe sie nach Deutschland kam, doch fehlte darüber eine bestimmte Kunde, und außer der verkleinerten Nachahmung einer Statue von ihrer Hand, welche zur Oeffentlichkeit gelangte, war nur von ihr bekannt geworden, daß sie sich eifrig mit der Kunst beschäftige und vorzugsweise die Sculptur übe, ein Phänomen für unsre Zeit, welche, obgleich ans Seltsame gewöhnt, doch etwas so Besonderes mit neugieriger Theilnahme ins Auge faßte. Wir entnehmen die folgenden Notizen einigen französischen Blättern.

Prinzessin Marie war am 12. April 1813 in Sicilien geboren, wo damals die jetzige königl. Familie im Verborgenen lebte. Bis zum 17. Okt. 1837, wo sie sich mit dem Herzog Alexander von Württemberg vermählte, verfloß ihr Leben ganz unter der Obhut und an der Seite ihrer Mutter, der Königin, welche ihr eine treffliche Erzieherin, Frau von Mallet, gegeben hatte, und überdies selbst die größte Sorgfalt auf ihre körperliche Entwickelung wie auf die Ausbildung ihrer ausgezeichneten Gemüths- und Geistesanlagen verwandte. Als eine zarte ausländische Pflanze auf den französischen Boden versezt, acclimatisirte sie sich bald und wandte sich, voll patriotischen Gefühls, mit Enthusiasmus zur Rückerinnerung an die glorreiche Zeit des französischen Kaiserreichs. In ihrer ersten Lectüre zog sie die Erzählungen von Napoleons Feldzügen allem andern vor, und eine Büste Napoleons schmückte beständig ihr Studirzimmer. Bald entwickelte sich in ihr der entschiedene Sinn für die bildende Kunst, und das Talent, ihre Gedanken und Gefühle in flüchtig hingeworfenen Zeichnungen auszusprechen. Der sorgfältige wissenschaftliche und religiöse Unterricht, den sie empfing, trug kräftig dazu bei, ihrer Phantasie jene Reinheit und jenen kühnen Schwung zu erhalten, der ihre künstlerische Erhebung so sehr beförderte. Sie liebte vorzugsweise die nordische Poesie; Goethe, Schiller, Walter Scott, Shakespeare sprachen unter allen Dichtern ihre Seele am meisten an; als Mädchen von 15 Jahren verstand sie die tiefen Gedanken und den erhabenen Flug dieser Genien und fühlte sich glücklich, die Eindrücke, welche ihre Schöpfungen auf sie gemacht, in ihren bildlichen Entwürfen wiederzugeben. So war ihr tiefes Gefühl im eigentlichen Sinn der Quell ihres Talents und der Enthusiasmus ihr erster Lehrer. Ehe sie noch zeichnen konnte, componirte sie Scenen aus Balladen und historischen Erzählungen und belebte sie durch Farben. Ein ausgezeichneter Maler, Ary Scheffer, wurde ihr als Lehrer im Zeichnen gegeben; er war verständig genug, diese Inspiration nicht zu stören, sondern leitete nur die noch zaghafte unerfahrene Hand und ließ dabei die Einbildungskraft in ihrer ganzen Lebendigkeit sich entwickeln. So gelang es ihm, zugleich den Ernst und die Tiefe ihres Gemüths und die Schnelligkeit, womit ihr Talent seine Eingebungen zur Erscheinung brachte, zu bewahren und auszubilden. Was man in allen ihren Productionen bemerkt, ist eine mit Begeisterung verbundene Würde, eine kräftige und zusammengehaltene Originalität, tiefe Empfindung der Stimmungen und Leidenschaften der Seele, ein lebendiges Gefühl des Idealen, welches die Form meistert und sich unterwirft, ohne sie zu verunstalten, und etwas Uebernatürliches, Keusches und Göttliches, welches das Sterbliche und Vergängliche durchdringt. Ein Lehrer, welcher weniger Ehrfurcht vor der Eigenthümlichkeit ihrer Richtung gehabt hätte, würde ihren Werken mehr akademische Correctheit, Festigkeit und Sicherheit verliehen, aber wohl auch der Würde ihrer Erscheinung, der Erhabenheit ihres Inhalts und der Tiefe ihres Ausdrucks nur Schaden gebracht

haben. Aus diesem Gesichtspunkt muß man die Statue der Jeanne d'Arc beurtheilen, welche unter den Meisterwerken der Gallerie von Versailles ihre Stelle gefunden hat, und als ein wahrhaft nationales Werk schnell populär geworden ist. Die junge Heldin schlägt die Augen nieder, kreuzt die Arme über der Brust und verbirgt sich hinter ihrem Schwert, das eher ein vom Altar genommenes Kreuz zu seyn scheint, als die rächende Waffe, welche Frankreich rettet. Ihre kriegerische Sendung verräth sie nur durch die Festigkeit, womit ihre eisenumschienten Füße an den Boden geheftet scheinen, den sie vertheidigen soll. Man sieht, daß, obgleich ihre Seele voll Zerknirschung und Demuth vor Gott ist, wenigstens ihr Herz nicht vor den Engländern zittern wird. Eine zweite Statue der Jeanne d'Arc, welche die Prinzessin ausführte, stellt sich durch die Poesie des Gedankens noch über jene erstere. Johanna ist hier zu Pferd; sie trifft zum erstenmal einen Engländer mit ihrer Streitart, er wälzt sich auf der Erde in seinem Blut. Johanna ist mit entgegengesetzten, gleich wahren Gefühlen im Kampfe; sie sieht, daß sie die Streitart so gut wie ein alter Krieger schwingen und mit ihr die Stirn des Feindes zerschmettern kann; sie erkennt, daß Gott sie nicht getäuscht hat, daß sie Frankreich retten wird, und ein edler Stolz malt sich in ihren begeisterten Zügen. Aber zugleich erzittert das junge Mädchen über die That der Kriegerin. Der Anblick des Blutes und des Todes macht sie verwundert und verstört, sie denkt an ihr friedliches Hirtenleben und an den Augenblick zurück, da sie dem göttlichen Befehl gehorchte.

Man hat im Publikum verbreitet, die Prinzessin habe auch eine Charlotte Corday, als Seitenstück zur Jeanne d'Arc modellirt; dies ist ganz irrig, sie hat nie daran gedacht. Wohl aber hinterließ sie die unvollendete Figur eines sterbenden Bayard, die sie nicht mehr im Großen ausführen konnte, und einige Basreliefs nach dem Gedichte „Ahasverus." In Fontainebleau ließ sie nach ihrer Zeichnung ein Glasgemälde in der Capelle des h. Saturnin ausführen, welches die h. Amalia, die Schutzpatronin ihrer Mutter, darstellt. Auch dieses Werk wird von den Kennern wegen seines eigenthümlich edlen Charakters sehr hochgestellt. Außerdem füllen eine unzählige Menge geistreicher Zeichnungen von ihrer Hand die Albums der königl. Familie.

Mit jener ersten Jeanne d'Arc trat die Prinzessin aus ihrer Verborgenheit hervor und wurde der Welt bekannt. Wie sie, war sie furchtsam und zurückgezogen. Sie liebte die große Welt nicht, obgleich sie wohlwollend und sanft war; aber das Repräsentiren, die elegante Verstellung, die kalte Etikette, wozu ihr Rang sie so oft verurtheilte, verwundete ihre Freiheitsliebe und Poesie, und drückte schmerzlich auf die künstlerische Begeisterung ihrer Seele. Auch fand man sie der offiziellen Unterhaltung in den Salons nicht immer gewachsen; zuweilen entzog sie sich schnell der feierlichen Langeweile eines solchen Empfangs; unterwarf sich aber ihre Vernunft, so mußte man auch die Würde ihrer Haltung bewundern.

Trotz dieser Schüchternheit genoß sie doch einer wahren Popularität. Die Augen der Künstler waren auf ihr Atelier gerichtet, wo sie sich vom Morgen an einzuschließen pflegte, wenn sie nicht irgend einen Unglücklichen zu besuchen und zu unterstützen hatte. Selbst Kälte und schlechtes Wetter hielten sie von der Ausübung dieser Pflicht nicht ab, und oft fand ihre schwächliche Gesundheit nur Kraft in dem Eifer ihrer Barmherzigkeit. Verlassene, verschämte Arme standen besonders unter ihrem Schutz; sie ertheilte ihnen Pensionen und sorgte angelegentlich und theilnehmend für sie, während sie oft gegen den mit Gold bedeckten Hofmann stolz und kalt erschien.

So geliebt sie in Frankreich war, so glänzend war auch der Empfang, der ihr zu Theil ward, als sie einem von ihr angebeteten Gemahl nach Deutschland folgte. Wir wiederholen nicht, was damals die Zeitungen darüber berichtet haben, auch nicht die unglückliche Erzählung von dem Brand ihres Palais in Gotha, welcher den Grund zu ihrer Krankheit legte, indem sie genöthigt war, in einem Zustand vorgerückter Schwangerschaft in leichter Nachtkleidung über einen eiskalten Hof zu gehen. Seit dem 30. Juli 1838, an welchem Tage sie ihrem Gemahl einen Sohn gab, hatte sich die Krankheit deutlich erklärt. Sie starb langsam dahin; der Aufenthalt in Paris sagte ihr nicht mehr zu, sie wollte nach Deutschland zurückkehren, wo die Einrichtung eines schönen Landsitzes, der „Phantasie" bei Bayreuth, ihr Einsamkeit, Ruhe, vielleicht die Gesundheit versprach. Aber die besorgten Aerzte schrieben eine Reise nach Italien vor. Sie mußte sich resigniren; in Fontainebleau nahm sie von ihrer Familie Abschied, und die Worte, die sie zur Königin der Belgier sprach: „Luise, vergiß mich niemals!" verriethen das Vorgefühl dessen, was ihrer wartete.

In Italien ward die Prinzessin mit den ausgezeichnetsten Ehren aufgenommen; ihre Gesundheit konnte sie nicht wieder erlangen. In Genua war eine der schönsten auf den reizenden Höhen dieser Stadt gelegenen Villen für sie in Stand gesezt worden, aber die Schärfe der Luft verschlimmerte ihr Uebel; sie zog in die Stadt herab; auch hier befand sie sich nicht besser und mußte bald sich entschließen, Genua mit Pisa zu vertauschen. Man mußte sie in den Wagen tragen; doch der Anblick der reizenden Natur und der Genuß der milden südlichen Luft längs der Meeresküste riefen die schon entschwundenen Kräfte aufs neue hervor. Die Aerzte schöpften, als sie in Pisa ankam, neue Hoffnung; sie selbst konnte einen langen Brief, voll der geistreichsten Schilderungen an ihre Mutter

schreiben. Indessen war der Herzog von Nemours von Paris ihr nachgereist; als er in Pisa ankam, fand er ihren Zustand schon verändert, die Hoffnung schon wieder aufgegeben. Am 1. Januar 1839 sendete sie nach einem Beichtvater, beichtete und communicirte, bat ihren Bruder, ihre Familie in Paris zu trösten, und schlief dann einige Augenblicke. Bald erwacht, verlangte sie einen Bleistift und wollte zeichnen: „Meine Hände sind zu steif, ich muß darauf verzichten," sagte sie mit resignirtem Tone. Dann fragte sie ihren Bruder mit ruhiger Entschiedenheit, ob die Aerzte noch Hoffnung hätten? Sie empfing eine Antwort, die ihres Muthes würdig war. „Gut," antwortete sie, „Dank dir, mein Freund, ich verstehe dich, Gott wird mir helfen!" und da der Herzog von Württemberg eben eintrat: „Stille!" indem sie den Finger auf den Mund legte, „daß Alexander nichts davon erfährt!"

Von diesem Augenblick an bereitete sie sich zum Tode. Die Agonie begann schon in der Nacht vom 1sten auf den 2ten und dauerte bis zum Abend desselben Tages; die Stimme der Kranken ward immer sanfter, ihre Blicke, ihre Bewegungen verriethen immer mehr die zärtliche Sorge für alle ihre Umgebungen. Sie umarmte noch einmal ihren Sohn, sprach noch einmal lang mit ihrem Bruder von den Ihrigen: „Ich sterbe sehr jung," sagte sie; „ich bin nicht die Unglücklichste!"

Kurz nach acht Uhr Abends hatte sie ihre Seele Gott zurückgegeben.

Der Herzog von Nemours hatte in seinem Briefe nach Paris die Trauernachricht mit zarter Sorgfalt vorbereitet; dennoch fiel sie wie ein Donnerschlag unter die trostlose Familie. Die Königin stürzte auf die Knie. „So ist ein Engel mehr im Himmel!" rief sie in tiefster Erschütterung und ihre Kräfte reichten nicht hin, sich im Augenblick wieder zu erheben. Man weiß, wie beredt das Schweigen der Deputirtenkammer war, als sie kam, der königlichen Familie ihr Beileid zu bezeigen.

Ueberreste christlicher Kunst auf Malta aus dem 13ten, 14ten, 15ten und 16ten Jahrhundert.

Das nachfolgende Verzeichniß mag einen Begriff des Inhaltes eines Werkes geben, dessen Herausgabe jezt in London beabsichtigt wird, und wozu Referent eine Anzahl schöner Zeichnungen gesehen hat. Die Aufdeckung der Herrlichkeit jener bis dahin wohl gänzlich unbeachteten Kunstwerke verdanken wir Herrn Joseph Hyzler, einem auf Malta lebenden Maler deutscher Abstammung, einem Freunde Overbecks. Derselbe hat mit seltener Hingebung in den Geist der alten Meister den größten Theil dieser Zeichnungen selbst gemacht, welche in Conturen voll innigsten Gefühls, Veranlassung geben werden, den Blick der brittischen Kunstwelt noch mehr auf die großartigen Conceptionen der Vor-Raphaelschen Periode zu ziehen, und gewiß auch dem Continente eine neue Ader dieses frischen Quells eröffnen werden. Die englische Herausgabe wird durch Mistreß Austin's regen Eifer für alles Edle in Ausführung kommen, welche in einem geschichtlichen Texte ihre gewissenhaft zu diesem Zweck gemachten Studien darlegen wird. Ein längerer Aufenthalt auf Malta, wohin sie ihren Gatten begleitete, welcher vom Ministerium des regierenden Hauses dorthin gesandt war, um die Civil-Verfassung der Insel zu ordnen, gab dieser Dame Veranlassung, ein so gutes Werk zu befördern.

I. Frescogemälde.

Unter mehreren auf der Insel befindlichen ausgemalten unterirdischen Capellen zeichnet sich diejenige der h. Agatha, der Schutzheiligen von Malta, besonders aus. Sie ist von einer catanesischen Familie gestiftet, welche der Sage nach das Stück Land besessen hat, in welchem diese Capelle in den Felsen gehauen ist. Die Wände sind mit 24 beinahe lebensgroßen Figuren geziert, welche das Leben der Heiligen darstellen. Von diesen sind einige fast gänzlich durch die Feuchtigkeit der Luft und das Zerbröckeln des Felsens zerstört, von mehreren ist indessen noch genug erhalten, um die Reinheit der Zeichnung zu erkennen, welche die alte toskanische Schule charakterisirt. Wo das Colorit nicht zerfressen ist, scheint es fast jene Schule noch zu überbieten. An Textur kommt dies Fresco, was Härte und Glättung der Oberfläche betrifft, den gefeiertesten Italiens gleich.

Die Krypte der Abbatia enthält Spuren noch älteren Styls, und diesen ähnliche Frescobilder finden sich gleichfalls in einigen der ältesten Dorfkirchen der Insel.

II. Gemälde auf Holz.

Einige unter diesen Gemälden a tempera, sind gleichzeitigen Styls mit den genannten Frescos. Unter andern bemerkenswerthen Malereien im byzantinischen Styl, und von großer Uebereinstimmung mit den Mosaiken der Sophienkirche in Constantinopel, ist besonders das Bild des Apostel Paulus in der Cathedrale von Città vecchia zu nennen, wo das Gewand, wie dieses in den spätern Zeiten der byzantinischen Kunst üblich war, mit massivem Silber in Relief bedeckt ist; und zwar in der Weise, daß die Umrisse der Falten genau auf die des darunter befindlichen Bildes passen. — Zu den schönsten und interessantesten Oelgemälden gehört ein Triptychum, welches den Johanniterorden von Jerusalem bei seiner Vertreibung aus Rhodus und bei seiner endlichen Niederlassung auf Malta

im Jahr 1530 begleitete. Es wurde ganz besonders verehrt, und wenn die Galeeren des Ordens in See stachen, um die Türken zu bekämpfen, ward es stets an Bord des Admiralschiffes genommen, um daselbst als Altarblatt zu dienen. Das Mittelbild stellt die Kreuzabnahme dar, der rechte Flügel Joseph von Arimathia mit der Dornenkrone; der linke Maria Magdalena mit dem Salbengefäße. Dieses Bild von außerordentlicher Schönheit scheint aus der van Eyk'schen Schule zu stammen, zeigt aber auffallender Weise eine Mischung mit den Tendenzen der Italiener. *

III. Illuminirte Handschriften und Choralbücher.

Die lezteren sind aus der deutschen Schule des 15ten Jahrhunderts. Sie wurden im Auftrage des Großmeisters L'Isle Adam gefertigt, und waren zu Rhodus im Gebrauche während der leztern Jahre, in welchen der Orden diese Insel besezt hielt; sie begleiteten denselben nach Messina und zulezt nach Malta.

IV. Stickereien und Wirkereien.

Unter diesen befindet sich eine Arbeit von seltener Schönheit, welche ebenfalls aus Rhodus hergebracht wurde. Es ist ein bischöflicher Ornat, in welchem die Lebensgeschichte des Heilandes und verschiedene Figuren von Heiligen in einer Reihe von einzelnen Darstellungen gewirkt sind.

V. Sculpturen in Holz, Marmor und Bronze.

VI. Altargeräthe von Krystall oder Silber.

Einige unter diesen sind von vollendeter schöner Arbeit, besonders zwei Crucifixe, und ein Ostensorium, welche von Rhodus mitgebracht sind. An einem der Crucifixe ist der Erlöser, an dem andern sind an den Ecken die Evangelisten.

VII. Tarsia oder Darstellungen von eingelegtem Holze.

Von dieser Kunstart, welche von großen italienischen Meistern im 15ten Jahrhundert mit besonderen Stylgesetzen zu großer Höhe gebracht wurde, sind heutzutage nur noch einige wenige bemerkenswerthe Erzeugnisse übrig. Sie unterlagen (bemerkt Cicognara in seiner storia della scultura) zu sehr den Verheerungen des Krieges und den Unbilden des Feuers. — Um so mehr ist es zu wünschen, daß die vorzüglichen Ueberbleibsel, welche sich noch in der Cathedrale von Malta befinden, der Vergessenheit entrissen werden mögen, zumal da deren Vernichtung durch Wurmfraß zu befürchten steht. — Auf die Rückseite eines jeden Chorstuhles ist die ganze Figur eines Heiligen aus verschiedenen eingelegten Holzarten zusammengefügt. Den Grund bildet das dunkle Holz der schwarzen sicilianischen Wallnuß. Die Zeichnungen haben die Reinheit, Grazie, Einfachheit und Erhabenheit der alten florentinischen Schule. Ein heiliger Michael insbesondere ist von unvergleichlicher Schönheit; der Augenblick, welchen der Künstler erfaßt hat, ist nicht, wie in Raphaels berühmten Gemälde, der der Aufregung und des Kampfes, sondern, im Geiste der alten und ernsteren, sowohl griechischen als christlichen Kunst, der der Ruhe. Der Sieg ist errungen, der besiegte Erzfeind liegt zu seinen Füßen und der kriegerische Engel steht da, ernst in jugendlicher Schöne, in einer Stellung himmlischer Anmuth und ungesuchter Majestät. Die Figuren der h. Katharina, der h. Margaretha und andere zeugen von derselben Reinheit des Geschmackes. Eine Geburt Christi, welche mehrere Figuren umfaßt, ist eben so bemerkenswerth wegen der vollendeten Ausführung, als wegen der Schönheit der Gruppirung und der rührenden Einfachheit, die des Mantegna, in dessen Zeit unser Bild zu fallen scheint, vollkommen würdig wäre.

Es sollen diese lezteren Kunstwerke in Sicilien gefertigt seyn, und mehrere Bezüge deuten auf den Einfluß des in dieser Technik berühmten und als Sculptor in Neapel hinreichend bekannten Benedetto da Majano hin.

Das Werk wird in Folio erscheinen und soll an 300 Gegenstände umfassen, in Conturen gestochen, und, wo es nöthig ist, die einzelnen Köpfe in größerem Maße abgebildet werden. Ein italienischer und englischer Text welcher die erreichbaren geschichtlichen Daten beibringt wird dem Werke beigefügt.

London, im Oktober 1838. *

* Sollte dies Bild nicht von Johann Schoorel herrühren, der auf seiner Rückreise von Jerusalem sich in Rhodus aufhielt und sehr günstig vom Großmeister daselbst aufgenommen wurde? Er könnte es in Rom für ihn gemalt haben, so wie er von Venedig aus ein Bild des h. Thomas an das Kloster Sion zu Jerusalem sandte. S. Carl v. Mander 1, 196.

Anm. des Herausgebers.

* Eingegangen im Januar 1839.

Nachrichten vom December.

Neuer Stich.

London. Das Porträt der Königin Victoria, stehend im Staatskleide, mit dem Diadem und den Insignien des Hosenbandordens, nach Chalons Gemälde in Mezzotinto gestochen von Cousins.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 14.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 14. Februar 1839.

Glasmalerei in München und Paris.

(Aus dem Französischen des Journal des Débats, 20. Dec. 1838.)

I. Brief des Herrn v. Schelling, Präsidenten der k. Akademie der Wissenschaften in München, an Herrn Saint-Marc Girardin über die Fortschritte der Glasmalerei in München.

Schon mehrere Male haben Sie gegen mich den Wunsch ausgesprochen, über die Fortschritte der Glasmalerei in München etwas Zuverlässiges zu erfahren; allein in Ermangelung authentischer Nachrichten, zu deren Erlangung es mir bisher an Zeit und Gelegenheit fehlte, mußte ich die Erfüllung Ihres Wunsches bis heute verschieben, wo ich mich endlich in den Stand gesetzt sehe, Ihnen eine kurzgefaßte Uebersicht des Gegenstandes mitzutheilen. Ich beeile mich dies zu thun, damit Sie Gelegenheit haben, die Wahrheit und Genauigkeit meines Berichtes an den beiden in München gefertigten Glasgemälden zu prüfen, welche gegenwärtig in der k. Manufaktur zu Sèvres bei Paris ausgestellt sind.

Auf eine genaue Erörterung der Ursachen, welche, wo nicht den gänzlichen Untergang, doch den Verfall dieser Kunst seit dem 16ten Jahrhundert herbeigeführt haben, will ich hier nicht eingehen. Für die im gothischen Style gebauten Kirchen war dieselbe ein nothwendiges Bedürfniß. Das behufs gottesdienstlicher Ceremonien versammelte Volk würde, wenn die großen Fenster nicht mit gemalten Scheiben ausgesetzt gewesen wären, von den Sonnenstrahlen haben leiden müssen, und zugleich waren die zwischen den Fenstern befindlichen Räume zu schmal, um daselbst kirchliche Gemälde anzubringen. Die Glasscheiben wurden also zu transparenten Gemälden benutzt, durch welche hindurch jenes milde geheimnißvolle Licht sich in den innern Raum der Kirche verbreitete, welches so ganz eigentlich zur Feier der christlichen Mysterien stimmt. Mit dem Verfall des gothischen Baustyls kam also das dringende Bedürfniß der Glasmalerei in Abnahme; die Ueberlieferung derselben verlor sich allmählig, und schon im 18ten Jahrhundert befaßten sich nur einige kaum gekannte Handwerker mit der Wiederbelebung dieser Kunst, wobei sie nicht viel anders zu Werke gingen, als die Alchymisten behufs der Verwandlung eines Metalls in das andere. Später studirte man die Grundsätze der gothischen Architektur, welche unstreitig dem mittelalterlichen Deutschland ihre Entstehung verdankt. In dem allbekannten großen Prachtwerke Sulpice Boisserée's über den Kölner Dom ward die Grundidee und das vorherrschende Princip dieses Styls zuerst entwickelt und zugleich nachgewiesen, wie derselbe der gemalten Fenster bedurfte; allein ungeachtet der großen Anerkennung, welche die Schöpfungen des Mittelalters nun fanden, würde dieselbe sich doch nicht werkthätig geäußert haben, wenn sie nicht in dem Geiste eines Fürsten, der sich für Alles, was die deutsche Nationalität angeht, mit Enthusiasmus interessirt, eine mächtige Stütze gefunden hätte, wodurch es allein möglich ward, daß das Verschollene mit neuem Glanz ins Leben trat.

Der gegenwärtig regierende König, damals Kronprinz von Bayern, ließ im Jahre 1818 einen Nürnberger Bürger, Namens Sigismund Frank, der sich durch seine nicht erfolglosen Bestrebungen, die Kunst der Glasmalerei wieder aufzufinden, einen Namen erworben hatte, nach München berufen und mit dem Titel eines königlichen Glasmalers bei der königl. Porzellanmanufaktur anstellen. Derselbe arbeitete bei den ihm in München gebotenen Gelegenheiten zur Erweiterung seiner Kenntnisse auf dem von ihm früher betretenen Wege fort, war indeß zu wenig Künstler, als daß von ihm der gewünschte Aufschwung der Glasmalerei hätte ausgehen können.

Die Sache gewann ein durchaus verändertes Ansehen, als König Ludwig, bald nach seiner Thronbesteigung, die Restauration einer der alten Kirchen zu bewirken beschloß, welche mit neu gemalten Glasfenstern geschmückt werden sollte. Zuerst hatte Se. Majestät den Bamberger Dom

im Auge; später entschied er sich jedoch für den von Regensburg, der im schönsten gothischen Styl aufgeführt ist. Man legte sogleich Hand ans Werk und richtete auf königliche Kosten in dem Gebäude der k. Porzellanmanufaktur zu München eine Anstalt ein. Die sämmtlichen, sowohl technischen als administrativen Arbeiten wurden unter die Oberaufsicht des Architekten Hrn. Gärtner, der bereits dem artistischen Zweige der königl. Porzellanmanufaktur vorstand, und des Hrn. Heinr. Heß gestellt, welcher, damals noch in Rom, von Sr. Majestät den Auftrag erhielt, den Plan für die zu malenden Fenster zu entwerfen. Hr. Heß, welcher durch sein Talent, die zartesten und innigsten religiösen Gefühle darzustellen, zu unsern berühmtesten Künstlern gehört, eignete sich ganz dazu, um der seit langer Zeit verstummten Glasmalerei jene goldne Zunge zu lösen, welche vor Zeiten so oft zum christlichen Gemüth geredet, und die Wirkung der Chorgesänge so mächtig unterstützt hatte.

Unter solchen Auspicien begann die Münchener Anstalt, deren Geschichte in zwei Epochen zerfällt. Ich werde Sie nun mit den jeder derselben angehörenden Arbeiten in chronologischer Ordnung bekannt machen.

Erste Epoche.

1826—1832. Arbeiten für den Regensburger Dom.

Zu Anfang dieses Zeitraums hatte man noch mit fast unbesiegbaren Hindernissen zu kämpfen. Die Arbeiter, deren man sich bedienen mußte, hatten bisher nur auf Porzellan gemalt, und Frank, der an ihrer Spitze stand, konnte sich nur mühselig bis zur Höhe der zu lösenden Aufgabe erheben. Indeß stand die Anstalt unter der Oberleitung eines ausgezeichneten Künstlers, der es verstand, die ihm zu Gebote stehenden vereinzelten Kräfte in Zusammenhang zu bringen, jeder ihren Theil an der Arbeit anzuweisen und alle zu einem gemeinsamen Ziele hinzuführen. Man machte aber bald die Bemerkung, daß man auf die Unterstützung von Seiten Franks zu viel Vertrauen gesezt hatte; denn sein Farbensortiment war dürftig und sein Glassortiment zu dem beabsichtigten Zwecke nicht ausreichend.

1827. **Erstes historisches Fenstergemälde für den Dom zu Regensburg.**

Um alle vorhandenen Mittel der Erfahrung und Geschicklichkeit in Anwendung zu bringen, beschloß man zugleich von Hrn. Schwarz, einem Kaufmann zu Nürnberg, der ein von dem Frank'schen verschiedenes Verfahren bei der Glasmalerei erfunden zu haben behauptete, ein Glasgemälde ausführen zu lassen. Als man aber beide Arbeiten nebeneinander ausstellte, zeigte sich die Münchener entschieden vorzüglicher. Indeß erkannten unsere Künstler an dieser einen wesentlichen Fehler, daß sie nämlich zu durchsichtig sey. Diese Schwierigkeit ward erst später überwunden. Es handelte sich darum, daß ein großer Theil des Lichts vom Glase verschluckt werden mußte, und dies gelang auch wirklich, theils indem man undurchsichtige Farben anwandte, theils indem man die Oberfläche des Glases matt schliff. Man beschloß auch schon damals, daß dieses erste Glasfenster später durch ein besseres ersezt werden solle.

1828. **Zweites großes Fenstergemälde, das in der Mitte die Anbetung der Könige, auf der einen Seite den englischen Gruß, auf der andern die Darstellung im Tempel enthält.**

Man arbeitete gleichzeitig an sechs größeren und kleineren Glasgemälden, welche nur weiße oder farbige Verzierungen darstellten und ebenfalls für die Fenster des Regensburger Domes bestimmt waren. Diese Arbeiten waren in so fern instructiv, als man bei Gelegenheit derselben manche durch die gegenseitige Einwirkung des Lichts und der Farben, so wie der Farben unter einander erzeugte Effecte kennen lernte, die sich keineswegs vorausbestimmen ließen, aber von höchstem Interesse waren.

1829. **Drittes Fenstergemälde, darstellend die Predigt des heil. Johannes in der Wüste und darunter die vier Kirchenväter: von Decorationen umgeben.**

1830. **Viertes Glasgemälde, das größte von Allen, für das Kreuzgewölbe des Hauptschiffes bestimmt.**

Dasselbe stellte die Bekehrung der Slaven durch den heil. Benno und in den Seitenfeldern den heil. Ludwig, den heil. Wolfgang, den heil. Emmeran und die heil. Therese dar.

1831. **Zwei Fenstergemälde (das 5te u. 6te) für das Schiff linker Hand.**

Jedes dieser Fenster enthält vier, von reichen Verzierungen umgebene Bilder, welche Scenen aus dem Leben des heil. Stephan darstellen. Als die lezten und gelungensten dienten sie zur Darlegung der Fortschritte, welche die neue Glasmalerschule fortwährend gemacht hatte. Um sich von dem Umfang der bereits ausgeführten Arbeiten einen Begriff zu machen, ist die Bemerkung nicht überflüssig, daß die Figuren in allen diesen Gemälden durchschnittlich 4 — 5 Pariser Fuß Höhe haben, und daß der dieselben umgebende Raum durchaus mit den schönsten architektonischen Verzierungen geschmückt ist.

Nach Vollendung dieser Gemälde ruhten einstweilen die Arbeiten für den Regensburger Dom, und sie werden

erst wieder aufgenommen werden, wenn die neue Aufgabe der Anstalt gelöst seyn wird.

Die erste Epoche hat sowohl in artistischer als in technischer Beziehung sehr bedeutende Resultate geliefert. Was die erstere betrifft, so hatte man sich der Mitwirkung von ausgezeichneten Künstlern versichert, welche fähig waren, in den Sinn und Geist religiöser Gemälde vollkommen einzudringen. Die Zeichnungen von Ruben, C. Schorn, J. Schraudolph und J. Fischer lassen in dieser Beziehung nichts zu wünschen übrig. Die nach ihren Cartons ausgeführten Fenstergemälde dürfen sich vielleicht denen des berühmten Jean Cousin und andern in demselben Genre, angeblich nach Cartons von Albrecht Dürer und Eustache Lesueur ausgeführten Gemälden an die Seite stellen. Was die von Ainmüller gelieferten Verzierungen betrifft, so dürfte es wohl wenige geben, die sich in Ansehung des Geschmacks und der Genauigkeit der Zeichnung mit demselben messen könnten.

Die während dieser Epoche gewonnenen technischen Vortheile sind nicht weniger wichtig. Man konnte bereits über ein reiches Material verfügen, wodurch die Arbeiten ungemein vereinfacht wurden, o daß sich nun mit Vertrauen zur Ausführung eines Unternehmens schreiten ließ, das an Wichtigkeit und Großartigkeit kaum von irgend einem des Mittelalters übertroffen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom December.

Neue Stiche.

London und Paris. Das „Fest der Madonna dell' arco in Neapel“ und „die heimkehrenden Schnitter“ in den pontinischen Sümpfen, nach L. Robert, gestochen von J. Prevost; bei Rittner und Goupil. Dies sind die ersten beiden der vier Blätter nach Robert, die im Stich herausgegeben werden. Jedes Blatt im Subscriptionspreis 60 Fr., im Ladenpreis 80 Fr. — Bei denselben Verlegern ist erschienen: La Vierge à l'oiseau peint par Raphaël Sanzio, dessiné et gravé p. Achille Martinet. Pr. 56 Fr.

Paris, 20. Dec. Nach Horace Vernet's Bilde: Les enfans de Paris devant Witepsk, épisode de la campagne de Russie en 1812, ist ein Stich von Alex. Jazet erschienen (32 Z. br., 23 Z. hoch). Preis: 80 Fr., 40 Fr. mit der Schrift.

Berlin. Die Umgebungen des hiesigen Museums, nach einer Zeichnung von Loeillot, von Salathé in Paris in Aquatinta gestochen, 17 Z. br., 12 Z. h.; bei Geo. Gropius, die erste einer Reihe von 12 ähnlichen Platten.

Kupferwerke.

Paris. Jubinal, Les anciennes tapisseries historiées. Livr. 7 — 12. Schluß des ersten Theils. Jede Lieferung schwarz 15 Fr., color. 40 Fr.

Laurent, histoire de l'Empereur Napoléon, I. Heft. Das Werk enthält treffliche Holzschnitte von den besten Pariser Künstlern in diesem Zweige, als Andrew, Best, Leloir, Brevière, Levoignet ꝛc., nach Zeichnungen Horace Vernets. Im ganzen 80 Hefte à 7 — 800 Seiten Groß-octav. Preis 20 Fr.

London. Royal and Noble Residences. Stahlstiche nach Originalzeichnungen der königl. Paläste ꝛc. Europas. Erstes Blatt: der Haupteingang von Windsor-Castle; bei W. Thomas.

Finden's Female portraits of the court of queen Victoria. Th. IV mit 5 Portraits: Theuerste Ausg. 21 Sch., wohlfeilste 12 Sch.

Jennings, Landscape-Annual for 1839; mit 18 Platten nach Janus Holland's Originalzeichnungen, die durchgehends Scenen aus Portugal darstellen. Pr. 1 Pfd. 1 Sch.

Alterthümer.

Rom. Ueber die Nr. 99 des Kunstblatts erwähnte Sammlung ägyptischer Alterthümer des Dr. Ferlini aus Bologna erfährt man jezt folgendes Nähere. Sämmtliche Gegenstände derselben sind in einer der zahlreichen kleinern Pyramiden Nubiens gefunden, welche Dr. Ferlini mit Erlaubniß des Pascha von Egypten im Jahr 1835 demolirte. Er zeigt in seinem Zimmer ein Modell von Thon, an dem er erläutert, wie er den Einbruch, gegen den sich viel erinnern ließe, bewerkstelligt hat. Als Kenner ließ er den falschen Eingang und eine Oeffnung oben an der Pyramide unberührt, und fing an, ganz von der Spize die Steine herunter zu werfen, wo er dann auch seinen Fleiß belohnt fand, indem dort eine Kammer gefunden wurde, worin er einen Tisch in Form einer Bettstelle, in deren Mitte sich die Ueberreste einer ausgespannten Leinwand fanden, antraf. Unter diesem, auf dem Boden, stand eine Vase von Kupfer, worin ein Goldschmuck lag. Dieser hat allem Anschein nach zum Gebrauch der Priester gedient und besteht aus Folgendem: zehn goldnen Armringen, wovon einige mit Abbildungen egyptischer Gottheiten, welche oben auf befestigt sind und Flügel haben, verziert sind (die Ornamente sind mit Smalte ausgelegt und alle von der schönsten Arbeit); einigen sechszig goldenen Ringen, alle mit vertieften Figuren und symbolischen Darstellungen; ferner acht Halsbändern von verschiedener Form, wovon eins von massivem Gold, aus einer Reihe Scarabäen bestehend; und neun Ringen mit beweglichen großen Platten, worauf Gottheiten und symbolische Figuren, alle in farbiger Smalte, angebracht sind. Diese Ringe haben vielleicht bei religiösen Ceremonien die Gewänder der Priester, gleich Schnallen, gehalten; der Doctor wußte wenigstens keine andere Erklärung zu geben, da sie sonst nicht vorgekommen sind. Auch einige silberne Ringe, gleich den goldenen gravirt, und eine Halskette von vergoldeten Glasperlen fand man mit zwei sehr werthvollen, schönen, geschnittenen Cameen. Der eine zeigt ein Brustbild der Minerva, deren Helm mit der Victoria und zwei Pferden und die Brust mit dem Medusenhaupt verziert ist. Der

andere ist eine Maske von vollendeter Arbeit. Beide sind nicht egyptisch, sondern gehören der schönsten Zeit der griechischen Kunst an. So auch ein Intaglio (Gemme) in dunklem Stein. Zwei andere Intaglios, in Ringe gefaßt, sind egyptische Vorstellungen. Viele kleine goldne Zierrathen, als Pferde, Glöckchen, Knöpfe, Nadeln bilden den Rest der Kostbarkeiten. In derselben Kammer fand der Doctor auch verziertes Holz in Form von Früchten in steinernen Kapseln, drei Halsschmucke, wie man sie auf den Mumien gemalt findet, und zwei Schachteln von Ebenholz mit einem schwarzen Pulver, welches sich, bei der Analyse, als eine animalische Kohle ergab; einen vertieften Stein mit einem hineinpassenden Reiber, kleine, sehr feingearbeitete, metallene Gefäße mit kleineren Löffeln und andern Instrumenten; Meisel, das Fragment einer eisernen Säge und Theile des oben erwähnten Tisches von Holz, egyptische Gottheiten darstellend. In der Mitte der Pyramide wurde ein kleiner Raum gefunden, worin zwei sehr schöne Vasen, unverkennbar griechischer Arbeit, angetroffen wurden. Sie haben oben nur eine kleine Oeffnung und dienten zu Wohlgerüchen. Die Griffe sind zierlich gearbeitet, und an schön modellirten menschlichen Köpfen befestigt. Von Mumien oder Knochen ist keine Spur gefunden worden, woraus deutlich hervorgeht, daß nicht alle Pyramiden zu Begräbnißplätzen dienten. Aus den vorgefundenen griechischen Arbeiten ergibt sich übrigens, daß die Pyramide einer spätern Zeit angehört, und vermuthlich ganz zum religiösen Gebrauch erbaut ist. Der Doctor ist nicht gesonnen die Sammlung zu vereinzeln, wie es früher hieß, sondern sie im Ganzen zu verkaufen; die Summe, welche er begehrt haben sollte, war indeß zu hoch angegeben; der Doctor ist weit bescheidener in seiner Forderung.

Berlin, 15. Dec. In der Sitzung der Gesellschaft für Erdkunde am 8. Dec. theilte Hr. Zumpt Auszüge aus des anwesenden Hrn. Robinson von Newyork Reise nach Palästina mit. Die durch bedeutende Ruinen bezeichnete Römerstraße von Akaba nach Jerusalem, die Ueberreste der von Josephus erwähnten Brücke, welche von dem Tempel über das Thal Josaphat nach der gegenüberliegenden Höhe führte, so wie die wieder aufgefundenen Substructionen der alten Stadtmauer von Jerusalem erscheinen als die wichtigsten Entdeckungen dieses Reisenden.

Ofen, 10. Dec. Auf der zwischen hier und Pesth liegenden Margaretheninsel hat man einen Sarg mit einem weiblichen Leichnam nebst einer goldnen Krone, kostbaren Ringen und anderem Schmuck gefunden. Vielleicht ist es der Leichnam der heil. Margarethe, Tochter des ungarischen Königs Bela IV., von welcher die Insel ihren Namen führt.

Stuttgart, 12. Dec. Bei Güglingen hat man die Ueberreste einer großen Anzahl römischer Gebäude, eine gepflasterte Straße, Brunnen, Gefäße ꝛc. auf einer Ausdehnung von etwa 200 Morgen gefunden.

Rom, 21. Nov. Kürzlich vorgenommene Ausgrabungen haben die bis jetzt für einen Venustempel gehaltene Ruine zu Bajae als Ueberbleibsel ausgedehnter und prachtvoller Thermen bezeichnet. In der Nähe des sogenannten Venustempels wurden mehrere andere, mit Säulen, Friesen und Stuccatur reich verzierte Gebäude ausgegraben, welche ebenfalls zu Bädern benutzt wurden. In einem derselben fand man merkwürdige und bizarre Basreliefs-Nympheen, Hippogryphen, einen Pegasus, zwei Sphinxe und eine Sirene darstellend.

Prof. Zahn hat von der Regierung die Erlaubniß zur Ausfuhr der öfters erwähnten herrlichen Statue der Venus erhalten, welche bei Cumae ausgegraben worden ist.

Literatur.

Rouen. C. Caes. Marotte, Le val Martin sur Cleres, recherches sur cette ancienne commune, sur un monument du moyen âge etc. 8. 1⅓ Bg. 1⅓ Fr.

Grenoble. Ichnographie de la fontaine monumentale érigée par la ville de Chambéry à la mémoire du général de Boigne, sculptée par Seppey de Grénoble, Fol. 4 Bg.

Paris. Longueville Jones, Restoration of the Fine arts of the middle ages in France. 12. 1½ Bg.

Raoul-Rochette Troisième mémoire sur les antiquités chrétiennes. 288 S. 4. mit 9 Abbildungen.

Nimes und Paris. A. Germain, Histoire de l'église de Nimes, T. I. 8. 35 Bg.

Metz. Vict. Simon, Rapport sur les monumens anciens, existant dans le Dép. de la Moselle, et sur les archives de l'academie royale de Metz, pour l'année 1837 bis 1838. 8. 2 B. und 1 Kupfer.

Leipzig. Rud. Weigel's Kunstcatalog. Nr. VII. Mit dem Register für alle 7 Abtheilungen.

Hamburg. Dr. Christ. Fr. Bellermann über die ältesten christlichen Begräbnißstätten und besonders die Katakomben zu Neapel mit ihren Wandgemälden. Ein Beitrag zur christlichen Alterthumskunde. Mit 15 Kupfertafeln. Bei Perthes. 120 S. 4.

Kopenhagen. Portefeuille für 1839, eine literarisch-artistische Wochenschrift.

Nekrolog.

Stockholm, 27. November. Unser berühmter Bildhauer Göthe ist gestorben.

Haag, 22. Dec. Unser großer Seemaler, J. Ch. Schotel ist gestorben, nachdem er einige Wochen vorher vom Schlage getroffen worden war.

Paris. Am 21. Dec. starb hier der berühmte Pouqueville. Seine Werke über Griechenland sind hinlänglich bekannt. Er war Dr. der Medicin, Mitglied des Instituts der Akademie der Inschriften und der Akademie der schönen Wissenschaften. — Am 28. Dec. starb der Historienmaler Langlois, Mitglied des Instituts und der Ehrenlegion, ein Schüler David's.

Rom, 5. Dec. Der ausgezeichnete dänische Landschaftsmaler Peyboldt ist in Patras verstorben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 15.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 19. Februar 1839.

Glasmalerei in München und Paris.

(Aus dem Französischen des Journal des Débats, 20. Dec. 1838.)

I. Brief des Herrn v. Schelling, Präsidenten der k. Akademie der Wissenschaften in München, an Herrn Saint-Marc Girardin über die Fortschritte der Glasmalerei in München.

(Fortsetzung.)

Zweite Epoche.

1832—1838. Arbeiten für die im gothischen Styl gebaute Kirche der Vorstadt Au in München.

Der König hatte den Bau dieser Kirche befohlen und sich die Ausschmückung derselben mit gemalten Glasfenstern vorbehalten. Die Kirche sollte deren neunzehn erhalten, wovon sieben dem Chor und zwölf dem Schiff angehörten. Die Höhe derselben betrug etwa 45, die Breite $11\frac{1}{2}$ Par. Fuß. Die sämmtlichen Gemälde sollten Scenen aus dem Leben der heil. Jungfrau darstellen und prächtig verziert werden. Der vom Prof. Heß, sowohl im Ganzen, als im Einzelnen, entworfene Plan erhielt den Beifall des Königs.

Ich wende mich nun zur Aufzählung der bisher erledigten Arbeiten in chronologischer Ordnung.

1832. Hauptfenster des Chors, Mariä Himmelfahrt und Krönung darstellend, nach einer Zeichnung von Ruben.

Die Verzierungen waren bei diesem, wie bei allen folgenden Fenstern von Ainmüller angegeben. Das zu Ende des Jahrs öffentlich ausgestellte Gemälde fand allgemeine und ausgezeichnete Anerkennung.

1833. Zweites Fenster des Chors. Gegenstand: die Kreuzigung Christi, Zeichnung von Ruben.

1834. Drittes Chorfenster, die Geburt Christi darstellend, nach einer Zeichnung von Schraudolph und Fischer.

Um diese Zeit fing der Ruf der Münchener Anstalt an sich ins Ausland zu verbreiten. Mehrere französische Künstler, u. A. Ziegler von Paris, benutzten die ihnen gebotene Gelegenheit, von dem Stande der Glasmalerei in München Kenntniß zu nehmen.

1835. Viertes Chorfenster, der Tod der heil. Jungfrau, nach Schraudolph und Fischer's Zeichnungen.

Um diese Zeit machte die Fabrication der Glastafeln bedeutende Fortschritte. Frank hatte bereits eine beträchtliche Anzahl Sorten anfertigen lassen; indeß wurden durch die Vervollkommnung dieses Fabricationszweigs wesentliche Vortheile gewonnen. Der Name Ainmüller's ist bereits verschiedenemale rühmend angeführt worden; aber auch in technischer Beziehung entfaltete er das ausgezeichnetste Talent, die werthvollsten Kenntnisse. Von ihm ging der glückliche Gedanke aus, daß man die Tafeln nicht nur auf der einen Oberfläche, wie bisher, sondern einmal in der Masse und ferner auf der einen Seite mit zwei verschiedenen Farben versehen könne. Wem es bekannt ist, wie schwer es hält, Glasoberflächen von noch so geringer Ausdehnung mit Malerfarben zu bedecken, der wird auf der Stelle die aus einer solchen Fabricationsweise entspringenden großen Vortheile würdigen können. Von nun an erhielt der Künstler alle Fleischtöne, alle graulichen und grünlichen Töne behufs der Verzierungen, alle Abstufungen der drei Hauptfarben, in welcher Kraft oder Mischung er derselben auch bedürfen mochte, gleich fertig auf den aus der Glashütte kommenden Tafeln.

1836. Sechstes und siebentes Chorfenster, das erstere die Grablegung Christi, das letztere

Mariä Heimsuchung darstellend, beide nach Zeichnungen von Schraudolph und Fischer.

Dasselbe Jahr führte den berühmten Brongniart, Director der königl. Porzellanmanufactur zu Sèvres, nach München. Es war für die Münchner Anstalt von hohem Interesse, ihre Arbeiten der Beurtheilung eines so großen Mannes vorzulegen, und die Anerkennung, welche dieser eben so competente als gerechte und freundliche Richter den Arbeiten und gewonnenen Mitteln zollte, konnte nur ermuthigend und anregend wirken.

1837. Siebentes und leztes Chorfenster, die Kreuztragung darstellend, nach einer Zeichnung von Schraudolph und Fischer.

Aus dem Obigen erhellt zur Genüge, wie die Anstalt von Tage zu Tage der Vollkommenheit entgegenreift, und der wachsende Beifall des Publikums hielt mit diesen immer bessern Resultaten stets gleichen Schritt. Gegenwärtig (1838) sind bereits zwei neue Fenster in Arbeit, welche für das Schiff der Kirche bestimmt sind und die man im kommenden Herbste zu vollenden gedenkt. Zu Ende nächsten Jahres, wo man die Kirche dem Publikum zu öffnen beabsichtigt, werden 11—12 Fenster fertig seyn, und die fehlenden hofft man im Laufe weniger Jahre hinzuzufügen.

Erst im Laufe dieses Jahres hat die Anstalt aufgehört, eine Privatanstalt Sr. Majestät zu seyn. Unlängst ist dem Prof. Heß die ausschließende allgemeine Direction derselben übertragen worden, und unter ihm leitet Ainmüller speciell die technischen Arbeiten. Durch diese Centralisirung der Verwaltung kam in die Anordnung der Arbeiten mehr System, und dies hatte eine solche Verminderung der Kosten zur Folge, daß gegenwärtig der Aufwand die Mittel selbst eines Privatmannes nicht mehr übersteigt.

Bisher habe ich lediglich von großen, für öffentliche Gebäude bestimmten Arbeiten gehandelt; doch auch für Liebhaber und Privatsammlungen ward nebenbei Manches geliefert. So erhielten die Herrn Boisserée und Bertram im Jahr 1837 mehrere Glasgemälde, welche den Grund zu ihrer Sammlung von Glasmalereien legten, die später durch Arbeiten anderer Anstalten bereichert worden ist. Aus der königlichen Anstalt haben dieselben erhalten: 1) Sanct Lukas, die Jungfrau malend; 2) die Beschneidung Christi; 3) die Verkündigung (alle drei nach Gemälden Van Eycks); 4) Sanct Christoph, nach Hemling. Unlängst ward auch ein Glasgemälde an Ihre kais. Hoh. die Großfürstin Helena von Rußland gesandt, und mehrere Privatpersonen haben Bestellungen gemacht.

Ich wende mich nun zu den Gemälden, von denen ich bereits zu Anfang dieses Schreibens geredet habe, nämlich zu den neuesten Producten der Anstalt, welche von dem Grade der Vollkommenheit, den die Glasmalerei in München erreicht hat, Zeugniß ablegen können. Sie wurden auf Befehl des Königs ausgeführt und als ein Zeichen Seines besondern Interesses für die berühmte Manufactur zu Sèvres dieser Anstalt übersandt.

Das eine dieser Gemälde, welches die h. Jungfrau, wie sie von Sanct Lukas gemalt wird, nach Van Eyck darstellt und von Ainmüller und Hammert gemalt ist, besteht aus mehreren in Blei gefaßten Tafeln, und bietet in Ansehung der Behandlungsweise mehreres Neue dar. So ist z. B. die Landschaft auf ein Glas gemalt, welches auf der einen Seite himmelblau gefärbt ist; allein man hat von dem Blau nur so viel stehen lassen, als für die Luft nöthig war, dasselbe aber von den übrigen Stellen abgeschliffen und den Rest der Landschaft darauf gemalt. Das Gewand der Jungfrau und der durchwirkte Vorhang hinter ihr sind mittelst Gläser gebildet, die auf jeder Seite, aber mit verschiedenen Farben, gefärbt sind. Indem man mehr oder weniger von der einen Farbe wegnahm, so daß die andre rein hervortreten konnte, erlangte man ein Farbenspiel, welches sich nie in gleicher Reinheit mittelst Malerfarben hätte erreichen lassen. Die fleischfarbnen Theile sind aus Scheiben geschnitten, die auf der einen Seite gefärbt sind, und der Pinsel hat nur hier und da etwas Schatten oder Farbe hinzugefügt.

Um in Betreff der Gegenstände, von denen einer weiter entfernt als der andre erscheinen muß, die Täuschung zu vermehren, hat man mit Erfolg den einen auf die Vorderseite, den andern auf die Rückseite des Glases gemalt; an dem kleinen offenen Fenster hinter Sanct Lucas läßt sich die erstaunliche Wirkung dieses Mittels wahrnehmen.

Das andre Gemälde, welches sich auf einer einzigen Tafel befindet, ist durchaus das Werk des Pinsels. Es ist eine Copie der h. Jungfrau, welche Prof. Heß für die im byzantinischen Styl erbaute Hofcapelle gemalt hat. Kenner bewundern an derselben die Schönheit der Farben und die Reinheit, in welcher sie aufgetragen sind.

Man hätte allerdings ein Sujet wählen können, bei welchem sich die Effecte von Licht und Schatten besser hätten anbringen lassen; indeß hegte man wahrscheinlich die Ueberzeugung, daß man an dieser Arbeit zur Genüge würde wahrnehmen können, was sich auch in jener Beziehung hätte leisten lassen.

Erlauben Sie mir nun, aus den vorstehend mitgetheilten Angaben einige allgemeine Folgerungen abzuleiten.

Vergleicht man die bisherigen Leistungen der Münchener Anstalt mit denen andrer deutschen oder auch ausländischen Ateliers, so läßt sich allerdings nicht leugnen, daß auch die lezteren einen rühmlichen Eifer bewiesen und sich des ehrenden Beifalls unpartheiischer Kenner

würdig gemacht haben. Indeß dürfen wir wohl behaupten, daß in keinem andern Lande die Glasmalerei früher, umfangsreicher und vollkommener restaurirt worden ist, als in Bayern. Vom Anfang des laufenden Jahrhunderts bis 1830 wurden allerdings in Frankreich und England viele Glasgemälde gefertigt, und es fehlte daran auch in Deutschland nicht, weil die Kunst, das Glas mit einigen schwachen Farben zu versehen, in der That nie ganz verloren gegangen war. Es fragt sich nun, wem die Glasmalerei ihre heutige Blüthe verdankt, die ihr mit den schönsten Meisterwerken der Malerei zu wetteifern und dieselben zu reproduciren gestattet; es fragt sich, wer ihr wieder zu den ausgezeichneten Mitteln und Hülfsquellen verholfen, welche sie in frühern Zeiten besessen und seit Jahrhunderten verloren hat. Dies Verdienst gebührt unstreitig dem König Ludwig von Bayern. Von reiner edler Liebe für Alles beseelt, was irgend dem Geiste seines Volkes und seiner Zeit einen Schwung zu geben vermag, und von einem tiefen Gefühl für alles wahrhaft Große in den Künsten geleitet, verstand es dieser Fürst, allein, auf eigne Kosten, ohne den Staat dazu beitragen zu lassen, die Kunst der Glasmalerei wieder zu erwecken. Dieses Verdienst allein würde hinreichen, seinen Namen unsterblich zu machen, wäre dieser Name nicht bereits glorreich in die Annalen der schönen Künste eingetragen.

Es hat mir viel Vergnügen gemacht, Ihnen, verehrter Freund, die obigen Notizen mitzutheilen, da Sie durch dieselben in den Stand gesetzt werden dürften, die beiden gegenwärtig in Paris befindlichen, öfters erwähnten Glasgemälde gründlicher zu beurtheilen. Beim Beschauen derselben wird sich Ihnen die Ueberzeugung aufdringen, daß die Kunst der Glasmalerei jetzt wirklich existirt, daß sie von Neuem lebt, daß unser Jahrhundert sie wieder erobert hat und in Bezug auf dieselbe bereits alle die Vortheile geltend zu machen weiß, welche überhaupt den Künsten unsrer Zeit im Vergleich mit denen des Mittelalters zu Gute kommen.

von Schelling.

Obiger Brief ist eine genaue Copie des Originals, und unsere Leser können sich durch denselben überzeugen, mit welcher Eleganz und Reinheit der berühmte Schelling unsere Sprache schreibt. Um aber den Bericht des Hrn. v. Schelling über den gegenwärtigen Stand der Glasmalerei möglichst vollständig zu machen, habe ich mir die Freiheit genommen, seinen Brief Hrn. Brongniart mitzutheilen und denselben zugleich um Mittheilung desjenigen gebeten, was in Frankreich in diesem Zweige geleistet werden ist.

Saint Marc Girardin.

N. S. Es folgt hier die mir von Hrn. Brongniart gütigst zugestellte Mittheilung.

(Beschluß folgt.)

Nachrichten vom Januar.

Persönliches.

Kopenhagen, 8. Jan. Thorwaldsen befindet sich in erwünschtem Wohlseyn, und die Besorgniß, daß der nordische Winter seiner Gesundheit schaden werde, erscheint als ungegründet. Er arbeitet an der Vollendung mehrerer Statuen, und Matthäi modellirt unter seiner Leitung verschiedene für das Christiansburger Schloß bestimmte Decorationen.

München, 1. Jan. Heute erhielten der Hofrath Thiersch, die beiden Professoren der Akademie der bildenden Künste Schnorr von Carolsfeld und Schwanthaler, so wie der Inspector der k. Erzgießerei Stieglmayr aus der Hand Sr. Majestät das Ritterkreuz des Michaelsordens.

Den 5. Januar. Schwanthaler hat, wiewohl er sich in der Neujahrsnacht leidend befand, doch gestern die Reise nach Gräfenberg in Schlesien angetreten.

Dem Director Cornelius ist gestern durch ein Schreiben des Grafen von Molé die Anzeige geworden, daß König Ludwig Philipp ihn zum Ritter der Ehrenlegion ernannt hat.

Berlin, 21. Jan. Der Geh. Oberbaurath Elsner und der Prof. und Maler Wölfer dahier, so wie der Hofrath Thiersch in München, haben am Krönungs- und Ordensfeste den rothen Adlerorden 3r Klasse, Prof. Begas und Geh. Oberbaurath Hagen dahier, so wie Baurath Heyroth in Cöln den rothen Adlerorden 4r Klasse erhalten.

Paris, 19. Jan. Durch eine k. Verordnung wird die Wahl des Dir. Cornelius zu München zum auswärtigen Mitgliede der Akademie bestätigt.

Hr. Lenormant, Conservator der k. Bibliothek, ist an die Stelle des verstorbenen Amaury-Duval zum Mitglied der Akademie der Inschriften gewählt worden.

Der Geschichtsmaler Charlet ist zum Zeichnenlehrer an der k. polytechnischen Schule ernannt worden, um den verstorbenen Lordon zu ersetzen.

Se. Maj. der König hat dem Kupferstecher Heath für sein Werk England and Wales eine kostbare Brillantdose übersendet.

Brüssel, 10. Jan. Die rühmlichst bekannte Künstlerin Fräulein v. Assche ist zur Malerin J. Maj. der Königin ernannt worden.

Nekrolog.

Rom, 11. Jan. Gestern folgten an hundert deutsche Künstler dem am Tage vorher verstorbenen Maler Joseph

Anton Koch, geboren 1768 zu Elbing=Alp in Tyrol und seit 1795 fortwährend in Rom, zur Ruhestätte. Eine langwierige Krankheit störte sein Streben in seinen lezten Lebensjahren und ließ ihn die von Sr. Maj. dem Kaiser von Oestreich, in Anerkennung der Verdienste des trefflichen Künstlers bewilligte Pension nur wenige Monate genießen. Hoffentlich wird die Wohlthat auf seine Wittwe und Kinder ausgedehnt. (Eine kurze biographische Notiz über ihn findet sich schon im Kunstblatt 1822. S. 187.

Paris, 4. Jan. Einer der ausgezeichnetsten neuern Historienmaler Frankreichs, Hr. Langlois, Mitglied des Instituts und Ritter der Ehrenlegion, ist am 28. Dec. hier gestorben.

Der Maler Franquelin ist, 41 Jahr alt, gestorben.

Brüssel, 9. Jan. Gestern starb hier der Veteran unsrer Maler, Le Roy, 80 Jahr alt.

London. Am 17. Januar starb hier der Wappenherold Edmund Lodge, der sich in der Literatur unter andern auch durch seinen biographischen Text zu Holbeins Bildnissen und zu Lodges Portraits rühmlich bekannt gemacht hat.

Technisches.

Hr. Collas, der Erfinder der Maschine, welche Reliefs aufs täuschendste in Umriß und Schattirung nachzeichnet, hat nun auch ein Verfahren gefunden, womit er ganz runde Gegenstände getreu in Zeichnung und Schattirung wiedergeben kann. Mit Hülfe dieser neuen Maschine hat er kürzlich die Venus von Milo vollkommen getreu abgebildet.

St. Petersburg, 12. Jan. Der Minister des öffentlichen Unterrichts hat Se. Maj. dem Kaiser die erste Kupferplatte überreicht, auf welcher mit Hülfe des Galvanismus, nach der Erfindung des Prof. Jacobi das erhaben dargestellt ist, was auf einer andern Kupferplatte vertieft gravirt war. Bei dem Gewinnen einer solchen Platte besteht fast die ganze Schwierigkeit in der Trennung der neugebildeten Platte von der gravirten. Ueber das Verfahren erhält man jezt folgende nähere Nachweisungen. Ein in zwei Hälften getheilter hölzerner Kasten, dessen Auskleidung aus schwach gebranntem Thon besteht, wird in der einen Hälfte mit Wasser nebst schwacher Beimischung von Schwefelsäure, in der andern mit einer Auflösung von blauem Kupfervitriol gefüllt. In die erste stellt man eine Zinkplatte, in die zweite eine kupferne Platte, welche mit ihrer gravirten Seite dem Zink zugewandt ist. Sobald nun diese beiden Platten durch einen langen spiralförmigen Draht in Verbindung gebracht werden, beginnt die galvanische Thätigkeit des Apparats und zugleich der chemische Proceß. Der Zink löst sich allmählich in der Säure auf, und sogleich schlägt sich das in dem Vitriol enthaltene Kupfer in regulinischer Gestalt auf die Kupferplatte nieder. Der Apparat bedarf gar keiner Aufsicht, und man braucht nur alle 8 — 12 Stunden etwas frischen Vitriol zuzusezen. Uebrigens kommt viel darauf an, daß der spiralförmige Verbindungsdraht die gehörige Länge und Dicke habe, indem sich das Kupfer sonst entweder zu fest an die gravirte Platte sezt oder als Pulver niederschlägt.

Berlin, 25. Jan. Während in Paris Hr. Daguerre und in Petersburg Hr. Jacobi mit wichtigen Kunsterfindungen auftreten, nähert sich hier eine solche ihrer Vollendung, mittelst deren es möglich werden wird, Oelgemälde in ihrer ganzen Farbenpracht mit großer Treue auf mechanischem Wege zu vervielfältigen. Hrn. Jacob Liepmann ist es durch vielfältige Studien gelungen, dieses Resultat zu erreichen, und Männer vom Fache sprechen sich über die durch dessen Verfahren hergestellten Copien des auf dem k. Museum befindlichen Rembrandt'schen Bildnisses sehr günstig aus.

Turin, 2. Jan. In der Gemeinde Mergozzo, Provinz Palanza, im Piemontesischen, wird schon seit längerer Zeit ein außerordentlich schwarzer und grauer Granit gebrochen; aus dem unter andern die großen Säulen der St. Peterskirche in Rom bestehen. Dem jezigen Besizer, de Giuli, ist es nun durch besondere Maschinen gelungen, ungeheuere Massen im Ganzen zu gewinnen, die mit verhältnißmäßig geringen Kosten auf dem Tove, Ticino und Po in entfernte Gegenden transportirt werden können.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 16.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 21. Februar 1839.

Glasmalerei in München und Paris.

(Beschluß.)

II. Ueber die vorzüglichsten Glasmalereien, welche seit der Wiedergrburt dirser Kunst ums Jahr 1826 in Frankreich und von feanzösischen Künstlern gelirfert worden sind.

Die Glasmalerei, nämlich diejenige, bei welcher nur verglasbare, auf weißes Glas getragene und eingebrannte Faeben angewendet weeden, ist in Frankreich nie vollständig untergegangen. Es ließe sich durch Citate aus mehrern Schriften nachweisen, daß sowohl in England, als in Deutschland und Frankreich vrn 1685 bis 1826, wo diese Kunst in dem leztgenannten Lande einen neuen Aufschwung nahm, foetwährend Glasgemälde gefertigt worden sind. Es eristirt eine Liste der von flamändischen und englischen Malern von 1700—1785 in England gearbeiteten Glasgemälde (Forrest, der lezte dieser Maler, starb im J. 1805), an der sich dann die in Paeis in den Jahren 1802, 1807, 1811, 1825 und 1826 grfertigten anschließen. Im Jahr 1826 ward die Capelle der heil. Jungfrau von Saint-Etienne-du-Mont mit jedoch lediglich von englischen Maleen, die der Graf Noë nach Paeis gezegen, gemalten Glasfenstern versehn.

Später sah man auf den Industrie- und Gemäldeausstellungen im Louvre und in der Manufactur zu Sèvres Glasgemälde, verschiedener Bestimmung, aus den Ateliers der HH. Mortélègue, Vigné und Bontemps (in dessen Glasmanufactur zu Choisy-le-Roi, wo man sehr schöne doppelfardige Gläser, namentlich das durch Kupfer purpuerötblich gefärbte Glas fabricirt, dessen Bereitung so schwierig ist, daß dieselbe seit mehreeen Jahren fast aufgehöet hat.)

Die größten und beachtungswerthesten Glasgemälde sind jedoch, und zwar seit 1830 in immer steigendee Vollkommenheit, von der k. Porzellanmanufactur zu Sèvres geliefert worden. Ich werde die vorzüglichsten darunter hier in chronologischer Ordnung aufführeen.

1828. Ein kleines Fenstergemälde für das Kunstcabinet des Grafen Turpin de Crissé.

1829. Ein großes Fenster für die Kathedralkirche zu Besançon, die vier Evangelisten darstellend.

Die Figuren haben etwa 10 Fuß Höhe und sind mit einer lebhaft gefärdten Randverzierung von gothischem Laubwerk umgeben. Um diese leztere correct und wohlfeil herzustellen, hat man sich, meines Wißens bei der Glasmalerei zum eesten Male, des Aufpressens von gravirten Zeichnungen bedient.

April 1830. Drei Fenster mit gemalten Scheiben, Glaube, Liebe, Hoffnung darstellend,

für die Kapelle J. k. H. Medem. von Oeleans zu Randan, und in demselben Jahre ein ebenfalls aus gemalten Scheiben zusammengeseztes Fenster, welches der Peäfect des Departements dee Seine für die neue Kirche zu Notre-Dame-de-Lorette bestellt hatte. Bei diesem Fenster hat man, vielleicht bis zue Ueberladung, eine den Alten unbekannte, aus Gold beeitete Faebe angewandt, mittelst deren man in dee neuern Glasmalerei Rosa- und Pueppurtöne, so wie Effecte anbringen kann, deren Erzeugung den Alten nicht möglich war. Indeß müssen sie sparsam und in einee eigenthümlichen Mischung angewandt werden, indem sie sonst die Feuchtigkeit aus der Luft anziehen und der Verderbniß unterworfen sind.

1831, 1833 und 1835. Fenster von geringer Größe für die Capelle des Schlosses zu Eu.

Das Hauptfenster stellt die heilige Amalia Amélie) nach einem eigends für diesen Zweck von Paul Delaroche gelieferten Gemälde dar. Dieses Glasgemälde, welches in der Nähe gesehen werden muß, ist mit mehr

Sorgfalt und Feinheit ausgeführt worden, als bei großen Kirchenfenstern angewandt zu werden braucht.

1836. Drei Fenster mit gemalten Scheiben von fast vier Meter Höhe für die Capelle des h. Saturninus im Palaste zu Fontainebleau. Dies sind die Fenster, welche nach Compositionen und Zeichnungen J. k. H. der Prinzessin Maria gearbeitet wurden.

1837. Ein großes Fenster für die Capelle des Schlosses von Compiègne, zwei Engel darstellend. Das Gemälde und die Cartons dazu sind von Ziegler.

1838. In diesem Jahre stellte die Manufactur von Sèvres aus:

1) im Louvre ein gewaltig großes Glasgemälde nach Chenavards Composition, welches in Bildern, Verzierungen und Attributen alles Dasjenige darstellt, was die sogenannte Epoche der Renaissance charakterisiet, d. h. die in den Wissenschaften, Künsten und der Industrie von 1550—1650 gemachten Entdeckungen und Fortschritte. Dieses Glasgemälde ist in dem großen Fenster des Louvre unter der Uhr verblieben.

2) Die Figuren der h. Jungfrau, des Jesuskindes und des h. Johannes, für Neapel bestimmt.

3) Ein Fenster für die Capelle von Teianon, mit einer Copie von Prudhon's Himmelfahet, gefertigt von Béranger. Dieses Fenster ist durchaus in sogenannten Muffelfarben, das heißt in solchen Farben ausgeführt, welche auf der Oberfläche des Glases eingebrannt und verglast sind. Man hat dabei nirgends Glas angewandt, welches in der Masse gefärbt ist, weil die lebhaften Farben solchen Glases nicht zu dem fast duftigen Colorit des Originals gepaßt haben würden. Hrn. Béranger's Leistung hat die meisten Künstler, die das Original kannten, nicht unbefriedigt gelassen.

4) hat die Manufactue für das Portal der Kirche zu Eu unlängst ein Fenster geliefert, das aus 24 Stücken besteht, von denen zehn Figuren und die übrigen Verzierungen darstellen. Sechs der leztern werden jedoch durch Tafeln mit Figuren nach Zeichnungen von Wattiee (von dem auch die für die zehn ersten Figurentafeln herrühren) und Ziegler (der die Cartons zu den drei lezten Tafeln zugesagt hat) ersezt werden.

Je mehr technische Fertigkeit man sich im Laufe der Zeit erwarb, desto mehr legte man es auf den aus der Ferne zu erzielenden Effect an. Man führte weniger ängstlich aus, wandte mehr einfach oder doppelt gefärbte Gläser an, und ging mit den Rosa- und Purpurfarben aus Gold sparsamer um, nachdem man Anfangs, in der Absicht es den Alten zuvorzuthun, mit den Fleischfarben etwas zu verschwenderisch zu Werke gegangen war.

Brongniart.

Nachrichten vom Januar.

Technisches.

Paris, 8. Jan. Herr Daguerre (Erfinder des Diorama) hat unlängst ein Verfahren ermittelt, allein durch chemische Wirkung des Lichts sehr vollkommene Zeichnungen hervorzubringen, gleichsam das Licht selbst zeichnen zu lassen. In der Sitzung der Akademie der Wissenschaften am 7. Jan. theilte Hr. Arago einen Bericht über diese Erfindung mit. Ein sehr deutliches Resumé desselben befindet sich in v. Froriep's Notizen (Nr. 182 vom Januar), woraus wir das folgende entlehnen:

„Jedermann weiß, woraus der Apparat besteht, den man camera obscura nennt; es ist ein von allen Seiten sorgfältig geschlossener Kasten, in welchem, da in demselben die Strahlen von äußeren Gegenständen durch ein converes Glas aufgenommen werden, diese Gegenstände deutlich und in natürlichen Farben auf einer weißen Platte dargestellt werden, die im Innern dieses Kastens in den Focus des Glases gebracht ist. Vielleicht gibt es Niemanden, der beim Ansehen dieser so vollkommenen Bilder nicht bedauert hätte, daß sie so schnell vorübergehend wären. Nun, Hr. Daguerre ist dahin gelangt, sie zu firiren, zwar nicht mit den Farben der Natur, aber doch mit ihrem Schatten und ihrem Lichte, wie es der geschickteste Zeichner thun könnte, oder vielmehr mit einer Vollkommenheit, die kein Zeichner erreichen könnte und mit einer Ausführung der Einzelnheiten, welche allen Glauben übersteigt. Das Bild in der camera obscura ist von vollkommenster Reinheit, wenn die Linse achromatisch ist (was in der gewöhnlichen camera obscura, wie man sie bei den Optikern zu geringen Preisen fertig kauft, nicht der Fall ist). Diese Schärfe ist dieselbe in den durch das Verfahren des Herrn Daguerre erhaltenen Bildern; so daß die Einzelnheiten, welche man mit gewöhnlichen bloßen Augen nicht bemerkt, deutlich gesehen werden, wenn man es unter der Loupe betrachtet. Das Licht nämlich, welches das farbige Bild in der camera obscura zu Wege bringt, dies Licht zeichnet gewissermaßen das Bild durch und bringt es en camayeu auf einer mit einem besondern Ueberzuge bedeckten Tafel hervor.

Wie viel Zeit aber bedarf das Licht, um diese Arbeit hervorzubringen? Acht bis zehn Minuten bei gewöhnlichem Wetter und in unserm Clima, und unter einem Himmelsstriche, wie der Egyptens, würden zwei Minuten, vielleicht eine einzige, hinreichen, um die complicirteste Zeichnung zu Wege zu bringen. Nun braucht man sich nur zu erinnern an die unendliche Mühe, welche bei der berühmten französisch-egyptischen Expedition die Künstler haben aufwenden müssen, denen es oblag, mittels des Zeichenstiftes die Ansichten der Monumente der Hauptlandschaft Egyptens aufzunehmen; an die Gefahren, denen sie sich mehr als einmal haben aussetzen müssen, weil sie an Orten verweilen mußten, wo sie nicht hinlänglich durch die Truppen geschützt werden konnten; an die Ungenauigkeiten, welche, ungeachtet ihrer gewissenhaften

Sorgfalt, doch nothwendig in ihre Zeichnungen sich haben einschleichen müssen — um augenblicklich zu begreifen, welche Dienste eine solche Entdeckung, wie die des Hrn. Daguerre, müsse leisten können.

Dr. Daguerre ist nicht der erste, welcher die Idee gehabt hat, in der camera obscura Zeichnungen durch das Licht selbst ausführen zu lassen. Seit längerer Zeit hatte man daran gedacht, zu diesem Behufe gewisse chemische Zusammensetzungen zu verwenden, welche unter dem Einflusse des Lichtes ihre Farbe verändern. Eine von denen, die man angewendet hat, und welche eine der empfindlichsten ist, die man bis jezt kennt, ist das Chlorsilber, welches, wenn man es weiß zubereitet hat, unter dem Einflusse der Lichtstrahlen hernach in bläulich und schwarz übergeht. Auch war, wenn man in eine camera obscura ein mit frisch bereitetem Chlorsilber überzogenes Blatt gehörig anbrachte, dieses in seinen verschiedenen Theilen mehr oder weniger verändert, je nachdem die Theile des entsprechenden Bildes ein mehr oder minder lebhaftes Licht darboten; das heißt, an den Stellen, wohin weißes Licht gelangte, wurde das Blatt schwarz und da, wohin kein Licht gelangte, blieb es weiß. Man sieht, daß daraus kein wahres Bild der äußern Gegenstände hervorgehen konnte, weil die weißen Stellen sich schwarz auf das Blatt zeichneten und die schwarzen weiß; man erhielt also nur Arten von Silhouetten. Aber selbst diese Silhouetten konnten nicht aufbewahrt werden, denn im Augenblicke, wo man die Zeichnung, die man erhalten hatte, ansehen wollte, fing, so wie man sie dem hellen Lichte aussezte, dieses an, sie zu alteriren.

Hr. Daguerre hat nun eine Substanz aufgefunden, welche unendlich mehr gegen das Licht empfindlich ist, als das Chlorsilber, und welche sich in entgegengesezten Verhältnissen verändert, d. h., daß auf den verschiedenen Theilen der Platte, welche den verschiedenen Theilen des Bildes entsprechen, dunkle Färbung für die Schatten, halbe Färbung für die helleren Theile zurückbleibt, und durchaus gar keine Färbung zurückbleibt auf den vollkommen hellen Theilen. Wenn diese Einwirkung des Lichts auf die verschiedenen Theile der Platten die verlangte Wirkung hervorgebracht hat, so unterbricht sie Hr. Daguerre plözlich, und die Zeichnung, die er aus der camera obscura hervorzieht, kann dem hellen Tageslichte ausgesezt werden, ohne irgend eine Alteration zu erleiden.

Wenn man die Entdeckung des Hrn. Daguerre in Beziehung auf den Nuzen betrachtet, den sie für die Wissenschaften haben kann, so erkennt man, daß ein so empfindliches Reagens, wie das, was er aufgefunden hat, erlauben wird, photometrische Versuche anzustellen, welche man bisher für unmöglich gehalten hat. So sagt Hr. Arago, hinsichtlich der Versuche über das Licht des Mondes: „Versuche über diesen Gegenstand waren der Académie des Sciences so wichtig erschienen, daß sie eine aus Laplace, Malus und mir selbst zusammengesezte Commission beauftragte, für Anstellung derselben Sorge zu tragen. Das Mondlicht ist, wie bekannt, 300,000 Mal schwächer, als das Sonnenlicht; indeß verzweifelte man nicht, indem man die Strahlen des Mondes mittelst einer Linse von sehr großem Durchmesser concentrirte, einige wahrnehmbare Wirkungen zu erlangen. Wir bedienten uns einer sehr großen, aus Oesterreich nach Paris gelangten Linse, und indem wir in den Focus Chlorsilber brachten, das empfindlichste Reagens, was wir kannten, fand keine Erscheinung von Entfärbung statt. Ich habe geglaubt, daß Herr Daguerre glücklicher seyn könne mittelst seines neuen Reagens, und in der That, bei Anwendung einer viel schwächern Linse, als die unserige, auf seinen dunkeln Ueberzug, hat er ein Bild des Mondes in Weiß erhalten. Sein Versuch hat 20 Minuten gedauert. Der des Observatoriums war nicht so lange fortgesezt werden; aber als er abgebrochen wurde, war auch noch nicht ein Anzeichen einer Veränderung vorhanden; bis jezt kannte man nur einen einzigen Körper, der empfindlich gegen das Mondlicht war, nämlich das Auge, dessen Pupille sich unter dem Einflusse der Mondstrahlen contrahirt."

Merkwürdig ist das Urtheil des als Künstler berühmten Hrn. Paul Delaroche über einige mittelst des neuen Verfahrens durch die Camera obscura aufgenommenen Bilder. Hr. P. Delaroche meint, daß solche Zeichnungen auch für den geschicktesten Zeichner lehrreich seyn können, in Beziehung auf die Art und Weise, wie man, mittelst Schatten und Licht, nicht allein das Relief der Körper, sondern auch die Localfärbung ausdrücken könne. Dasselbe Basrelief in Marmor und in Gyps wird verschiedentlich dargestellt in zwei Zeichnungen, so daß man auf den ersten Blick unterscheiden kann, welche von beiden nach dem Gyps genommen ist.

In einer dieser Zeichnungen unterscheidet man fast die Stunde des Tages.

Drei Ansichten eines und desselben Monumentes sind eine des Morgens, die zweite des Mittags und die lezte des Abends aufgenommen, und Niemand wird die Wirkung des Morgens mit der des Abends verwechseln, obgleich die Höhe der Sonne und folglich die Länge der relativen Schatten merklich dieselbe in beiden Epochen ist. Es ist einleuchtend, daß, weil die Wirkung des Lichtes auf das Reagens nur augenblicklich ist, alle Körper, welche sich in der Camera obscura abbilden sollen, völlig unbeweglich seyn müssen. Auch kommt es oft vor, daß die Bäume, wenn sich deren in der Ansicht finden, welche man dargestellt wünscht, nicht so gut ausfallen, als das Uebrige; und es bedarf dazu nur eines leisen Lüftchens, welches die Aeste bewegt.

Diese Wirkung der Bewegung eines Theiles ist auf eine sonderbare Weise auf zwei Ansichten dargestellt, welche sich bei Hrn. Daguerre befinden. In einer befindet sich im Vordergrund ein Wagen mit einem Pferde bespannt, welches sich mit dem ganzen Körper unbeweglich hält und wo auch der Körper sehr gut dargestellt ist; aber es bewegte alle Augenblick den Kopf gegen die Erde, um ein Maul voll Heu zu nehmen, und kein Kopf und Hals sind nicht abgebildet; aber es existirt eine Art von Bahn (trainée) zwischen dem höchsten und niedrigsten Punkte der Bewegung des Kopfes. — Auf der andern sieht man einen Mann, der sich die Stiefel puzen läßt; er hat sich nicht gerührt und ist sehr gut dargestellt; aber der Schuhpuzer, welcher sich viel bewegte, ist nur als confuses Bild vorhanden, besonders nach den Armen zu."

Die Procedur des Daguerrotype (so nennt der Erfinder sein Instrument) wird am deutlichsten mit dem Kupferstiche in „schwarzer Kunst" verglichen werden.

Ein schwarzer Grund, welcher die Eigenschaft hat, durch die Wirkung des Lichts schnell und so leicht modificirt zu werden, daß die von den Gegenständen ausgehenden Lichtstrahlen, nach dem Grade ihrer Intensität, mehr oder weniger tiefe Alterationen oder Substanzverluste bewirken, so daß die anfangs ganz schwarze Oberfläche (des Grundes oder Ueberzuges) sich bald in mehr oder weniger helle Stellen verändert und in alle möglichen Nüancen vom glänzenden Weiß bis zum dunkeln Schwarz verwandelt.

Auf diese Erfindung scheint Hr. Daguerre seit vielen Jahren mit einer Ausdauer und Intelligenz hingearbeitet zu haben, die ihn endlich zu dem von zahlreichen Schwierigkeiten umgebenen Ziele führten; und jezt, wo das Resultat errungen ist, jezt, wo es ihm gelungen ist, jene durch das Licht hervorgebrachte Wirkung unauswischbar zu machen, erscheint

dieses Verfahren des Hrn. Daguerre als so einfach, so für Jedermann zugänglich, daß er der Gefahr ausgesetzt ist, bei der Ausbeutung seiner Entdeckung die Frucht seiner Studien und seiner Bemühungen nicht zu ernten. Ein Erfindungspatent würde nicht hinreichend seyn, ihm das Eigenthum einer Idee zu garantiren, die Jeder, so wie sie einmal bekannt ist, selbst ausführen kann. Hr. Arago hat sonach im Sinne, den Minister zu bitten, Hrn. Daguerre seine Verfahrungsweise für einen gebührenden Preis abzukaufen. Wahrscheinlich wird dieses Gesuch Gehör finden, wenn alle Details der Vollziehung den erhaltenen Wirkungen entsprechen, die der Prüfung des Hrn. Arago vorgelegt wurden. Hr. Biot drückte dieselbe Bewunderung für diese Erfindung aus, deren Verdienst er dadurch bezeichnet, daß er sie mit einer Art von künstlicher Retina, die eben so empfindlich sey, wie die Retina unseres Auges, vergleicht.

Fast gleichzeitig mit Obigem erfährt man aus Paris noch folgende beachtenswerthe Nachrichten über das Daguerresche Verfahren:

Die Darstellung der Gegenstände ist so vollkommen, daß die Bilder, wenn man sie mit dem Vergrößerungsglas untersucht, selbst die kleinsten Details zeigen, die dem bloßen Auge verborgen bleiben, gerade wie ein Fernglas an dem wahren Object neue Details zeigt, die das bloße Auge aus der Entfernung nicht gesehen hätte. Man erhält also keine Nachahmung mehr, sondern die absolute und vollkommene Wahrheit, und ein Reisender braucht künftig nicht mehr zeichnen zu können, um bessere Bilder von Monumenten und Ansichten von Gegenden mitzubringen, als der größte Maler sie hätte liefern können. Bei Landschaften hat die Methode den Nachtheil, daß die Bäume etwas undeutlich werden, theils weil die grünen Lichtstrahlen die Materie, womit die Platte — denn bis jetzt sind nur Metallplatten, nicht Papier anwendbar gefunden worden — bedeckt ist, weniger zu afficiren scheinen, theils weil die Blätter immer etwas vom Wind bewegt werden, was natürlich den Eindruck verwischt; aber für Gebäude, für Kunstwerke, für Gebirge, für Perspective ist es unvergleichbar. Für Porträtiren hat es den Nachtheil, daß die Augen des Modells sich immer etwas bewegen und daher undeutlich werden; aber für Copien von Gemälden ist es vortrefflich und wird den Kupferstich völlig verdrängen. Die erste Anwendung, die auf wissenschaftliche Gegenstände gemacht werden wird, besteht ohne Zweifel im Fixiren der Bilder, welche das Mikroskop gibt, und man kann bei Herrn Daguerre mikroskopisch vergrößerte und so fixirte Insekten sehen, welche ahnen lassen, welche Leichtigkeit seine Erfindung den Physiologen geben muß, die bisher mit so vieler Mühe und mit Aufopferung ihrer Augen nach dem Mikroskop zeichnen mußten. Man verliert sich, wenn man an die zahllosen Anwendungen denkt, welche die Erfindung haben kann, und wenn es z. B. gelingen sollte, anstatt Metallplatten das Bild auf bereitetes Papier zu fixiren, so kann man hoffen, daß man künftig, anstatt Kupferwerken, ganze Auflagen von Blättern, die von der Natur selbst abgezogen sind und das Object fehlerlos darstellen, erhalten werde. Merkwürdig ist noch vorzüglich, daß die Bilder, welche durch eine so schnelle Einwirkung des Lichts auf eine sehr empfindliche und veränderliche Materie hervorgebracht worden, nach ihrer Vollendung ganz unveränderlich sind, und, wie es scheint, dem Agens, das sie hervorbrachte, von dem an widerstehen. Man sagt, daß Hr. Daguerre sich vornimmt, in einigen Tagen eine Ausstellung seiner Bilder zu veranstalten. Der Graf Demidoff wollte sein Geheimniß kaufen, aber er weigerte sich, weil er wünsche, daß es nicht das Monopol eines Liebhabers, sondern das Eigenthum von Europa werde.

Ein Augenzeuge berichtet über die Daguerresche Entdeckung noch Folgendes: Unter andern legte man mir eine liegende Venus in mehrern Ansichten, von verschiedenen Seiten aufgenommen, vor. Die Verkürzungen waren einzig, es war die Natur selbst. Sollte es aber nicht etwa eine vollendete Tuschzeichnung seyn? Statt der Antwort gibt Daguerre ein Vergrößerungsglas, und jetzt sieht man Details, die das unbewaffnete Auge nicht bemerkte. Bei einer Landschaft zieht man dadurch die Ferne an sich heran, zählt die Pflastersteine, liest die Aufschrift eines Ladenschildes, denn alle Fäden des Lichtgewebes sind vom Objecte ins Bild übergegangen. Die Schnelligkeit, mit der das Licht die Zeichnung entwirft, richtet sich nach dessen Stärke. Schon auf dem jetzigen Standpunkt der Erfindung läßt sich voraussehen, daß sie nicht ohne großen Einfluß auf Kunst und Wissenschaft bleiben wird. Manche fürchten sogar, sie möchte den Zeichnern und Malern Eintrag thun; sicher werden aber nur die Abschreiber der Natur darunter leiden, wie die Buchdruckerkunst zwar die Schreiber aber nicht die Schriftsteller ruinirt hat.

Kunstausstellungen.

Frankfurt, 25. Januar. Unser Kunstverein wird im Monat Mai dieses Jahr, nach mehrjähriger Unterbrechung, wieder eine große Kunstausstellung veranstalten.

Rom, 14. Jan. Die Ausstellung des Kunstvereins an der Piazza del Popolo hat vor einigen Tagen begonnen und wird bis Ende Mai dauern.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

Bekanntmachung

die Kunstausstellung bei der königl. sächsischen Akademie der bildenden Künste zu Dresden betreffend.

Die öffentliche Ausstellung von Werken der bildenden Kunst bei der königl. sächsischen Akademie der bildenden Künste zu Dresden wird für das Jahr 1839

Sonntags den 14. Juli

eröffnet werden, und es ist als letzter Zeitpunkt zur Einlieferung der auszustellenden Gegenstände der

7. Juli

festgesetzt worden. Später eingehende Zusendungen werden entweder zurückgestellt oder nur minder günstig aufgestellt werden können.

Vom

9. September d. J.

an können die eingesandten Gegenstände wieder zurückgenommen werden.

Dresden, am 21. Januar 1839.

Der akademische Rath.

№ 17.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 26. Februar 1839.

Illustrirte Werke.

Der Cid. Nach spanischen Romanzen besungen durch Johann Gottfried v. Herder. Mit Randzeichnungen von Eugen Neureuther. Stuttgart und Tübingen, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1838. 238 S. gr. 8. Siebenzig englische Holzschnitte.

Das erste illustrirte Originalwerk der deutschen Typographie. Was wir bisher an deutschen Büchern mit Holzschnitten verziert erhielten, ging, wenn diese nach Originalzeichnungen waren, nicht über das Mittelmäßige hinaus; weit häufiger waren die Holzschnitte von den französischen und englischen Verlegern acquirirt und standen mit ihrer ausländischen Miene oft in sonderbarem Contrast gegen den deutschen Text; oder sie waren den fremden Holzschnitten bloß nachlithographirt, und konnten nur den Nichtkenner einigermaßen befriedigen. Im vorliegenden Werk ist das typographische Unternehmen wie die künstlerische Erfindung völlig deutsch; nur zur Ausführung der Holzschnitte hat sich die Verlagshandlung englischer Künstler bedienen müssen, weil wir leider in Deutschland noch nicht genug Holzschneider besitzen, die auf den zarten und leichten Vortrag der Randzeichnungen eingeübt sind.

Ein Prachttitel in arabischem Geschmack eröffnet das Werk. Die Titelbuchstaben heben sich auf einem reichverzierten Teppich ab, über welchem Amorinen schreibend, ruhend, singend und kämpfend ihr Spiel treiben. Unterhalb öffnet sich ein mit Kriegstrophäen aller Art gekrönter Bogen, durch welchen die Aussicht auf eine blühende Landschaft sichtbar wird, die um Trümmer alter Zeit und vergangener Größe den immer jugendlichen Frühling webt. Jedes der vier Bücher hat wieder einen Prachttitel, die Hauptlinien der Schrift auf reicher Blumenarabeske, darunter eine einfache aber höchst geschmackvolle Trophäenarabeske als Vignette.

Die übrigen Bilderverzierungen hat der Künstler an die Anfänge der Romanzen gesetzt, und theils als Vignetten und Randzeichnungen, theils als Arabeskenverzierungen behandelt, in welche die Anfangsbuchstaben mit aufgenommen sind. Leztere sind durchgängig einfach, meist ganz offen gezeichnet, um ein Verbindungsglied zwischen dem Druck und der Zeichnung zu bilden. Auch hat der Künstler nur einen sehr mäßigen Gebrauch von der Pflanzenarabeske gemacht, die ihm sonst in so großer Mannichfaltigkeit zu Gebote steht; vielmehr hat er überall die Figur und die historische Scene vorwalten lassen. Bei einem so sinnvollen und erfindungsreichen Künstler wie Neureuther darf man wohl erwarten, daß er hiezu seine bestimmten Gründe gehabt, wie denn auch die Consequenz der Durchführung zeigt, daß es seine Absicht gewesen, dadurch einen besondern Eindruck hervorzubringen. Wir glauben, daß er es dem ernsten, einfachen, heroisch-patriarchalischen Charakter des Gedichts für angemessener gehalten, seine Bilder in einfachen Scenen und nicht in spielenden und unbestimmten Ornamenten reden zu lassen; zu diesen Heldengesängen ziemte sich eine kräftige, keusche und innige, nicht eine weiche, üppige und leichtsinnige Melodie. Darum finden wir auch die Blumen- und Frucht-Arabeske und selbst den Schnörkel, wo er sie anwendet, mehr architektonisch behandelt als sie sonst bei ihm vorkommen; das reinste und zierlichste Verhältniß zum Raume tritt in mannichfaltigem Wechsel und doch überall mit Einfachheit vor Augen. So S. 60 der schreibende König von Arabesken und Schnörkeln umgeben; S. 80 der Löwe oben, der einsame blutgierige Sperber unten, inzwischen die Giftblume; S. 87 die schöne, trauernde Uraka, von dem Laubwerk poetisch überschattet; S. 191 die originelle Vereinigung der Trophäen-Vignette mit der Blumen- und Thier-Arabeske u. s. f. Ungeachtet dieser Einfachheit aber vermißt man nirgends die sinnigen Embleme und Allegorien, die launigen und oft satirischen Anspielungen, die unserem Künstler so geläufig sind.

Die Figuren- und landschaftlichen Compositionen sind

voll Leben und sprechen aufs Treffendste den nebenstehenden Text aus. Besonders glücklich ist Neureuther in der Landschaft, die er zuweilen wie einen Accord zum Gesang der Romanze unter den Text sezt. Es herrscht eine eigenthümliche Anmuth und Charakterfülle in den wenigen Linien, womit er sie gewöhnlich anordnet, und die schöne wirkungsvolle Beleuchtung trägt viel dazu bei, daß sie ohne Ausnahme eine entschiedene poetische Stimmung erwecken. Sehr originell ist er bei den Figurencompositionen in Anordnung der Randverzierungen, z. B. in dem Bilde S. 107, wo Don Diego von Ordoña die Zamoraner herausfordert, oder S. 115, wo man durch die Brüstung des Balkons den unten vorgehenden Kampf erblickt. Den Figuren in seinen früheren Werken ist bekanntlich nicht überall gleiches Lob zu spenden; sie sind zuweilen etwas schwerfällig oder unverhältnißmäßig; diesen Fehlern begegnen wir hier viel seltener, wir finden im Gegentheil meist eine edle Zeichnung und schöne, lebendiggefühlte anmuthige Bewegungen; nur scheint uns, daß die englischen Holzschneider, die mehr an skizzenhafte Federzeichnungen gewöhnt sind, bei einigen Bildern die bestimmten Linien des deutschen Künstlers nicht ganz verstanden und etwas dürftig wiedergegeben haben. Von vorzüglicher Schönheit sind: die Trauer des Diego S. 1; die Tröstung desselben S. 9; die Trauer und Klage der Ximene S. 11 und 14; die Klage wegen der Tauben S. 17; die Maurenschlacht S. 20; das Gastmahl S. 46; der Cid vor Zamora S. 89; die zween Zamoraner-Ritter S. 95; der Tod des Sancho S. 101; der Herold S. 125; die Mahlzeit des Cid S. 174; die Pflege der Verwundeten S. 178; der Cid in Valencia S. 187; der Schreck der beiden Grafen S. 197; die Mißhandlung der Töchter S. 200; die Erscheinung des h. Petrus S. 218; und besonders Cids Tod S. 224; der Transport seiner Leiche S. 227, und seine Beisetzung S. 232. Daß diese Bilder alle mit Gefühl und Innigkeit gedacht und trefflich componirt sind, bedürfen wir kaum hinzuzusetzen. Das Costüm ist mit Kenntniß jener Zeit, jedoch mit Freiheit und ohne Prätension oder Bizarrerie angewendet. Ein Hauch des Südens weht durch alle Scenen.

Der ernste Charakter dieser Compositionen hat die geschickten englischen Holzschneider veranlaßt, sie mehr in der Grabstichelmanier als in der Manier der freien Federzeichnung oder Radirung wiederzugeben. Bewundernswürdig ist die Zartheit der Behandlung und die Kraft und Mannichfaltigkeit der Töne; man vergleiche z. B. die Titelblätter, die Trauer des Diego S. 1, das Gastmahl S. 46 und den Tod des Cid S. 224. Wir vermögen nicht alle Namen der Holzschneider anzugeben, die an dem Werke gearbeitet haben, und zeichnen nur diejenigen auf, deren Namen wir unter den Bildern finden: **Thompson**, **Orrin Smith**, **Thomas Williams**, **Mary Anna Williams**, **Andrew Best Leloir** zu Paris, **Branston Hart**, **Bonner**, **Gray**.

Mit größtem Lobe muß aber auch des **Drucks** erwähnt werden, der in der Cotta'schen Officin in Stuttgart so geschickt besorgt worden ist, daß er dem in den schönsten englischen und französischen Holzschnittwerken an die Seite tritt. Die Abdrücke sind von glänzender Schwärze, großer Reinheit und geben die zarten Abstufungen der Töne vollkommen wieder. Es gereicht der Officin zur großen Ehre, daß sie die von den Holzschneidern eingesandten, höchst sorgfältig gezogenen Proben- oder eigentlich Musterdrücke so vollständig erreicht hat, während man in England und Frankreich selbst noch gar nicht über die großen Schwierigkeiten hinweg ist, welche der Reinheit, Stärke und Gleichheit der Abdrücke entgegenstehen. Wer die mühsame Manipulation kennt, die zu Herstellung der dunkeln Schatten, der klaren Mitteltöne und der zarten Lichtstriche nöthig ist, wird diesem Lobe gerne beistimmen. Der deutsche Holzschnittdruck war bisher in dem Maße einförmig, unrein und tonlos, daß selbst die guten englischen und französischen Holzstöcke, die bei uns abgedruckt wurden, zum Theil ihre Wirkung verloren. Hier finden wir zum Erstenmal einen reinen, kräftigen und gut abgetonten Druck.

Das ganze Werk ist ein schönes Denkmal für den Dichter, und wird hoffentlich Nacheiferung für ähnliche Unternehmungen erwecken, und unsre deutschen Holzschneider anfeuern, die englischen und französischen zu erreichen, damit solche Arbeiten ganz im Vaterlande hergestellt werden können.

Regensburg. 2. Januar.

Der hiesige neugegründete Kunstverein hat im December eine größere Kunstausstellung als die gewöhnliche, welche jeden Monat eine Woche dauert, veranstaltet, und diese fiel sehr reich und glänzend aus. Man sah recht augenfällig, was der Eifer für eine Sache vermag. Die Herrn Unternehmer, besonders die HH. v. **Reichling**, v. **Bechtoldsheim** und **Gruber** brachten es durch ihre Thätigkeit dahin, daß eine Menge recht schöner und bedeutender Werke zusammenkamen. Unter den Genrebildern gefielen besonders eines von M. **Müller** und eines von **Kaltenmoser**, dann sah man mehrere sehr schöne Landschaften von **Etzdorf**, **Heinlein**, **Gurlit**, **Bürkel** 2c., die Ansicht eines Thores von M. **Neher** und eine andere Landschaft mit Architektur von **Klenze**, Pferde von **Adam** u. s. w. Ein sehr werthvolles schönes Bildchen war die Flucht nach Egypten von **Glück**: die Wandernden ziehen eben durch einen dichtbelaubten

Wald, so daß die ganze Gruppe im Helldunkel und nur durch Streiflichter beleuchtet ist. Maria, mit dem Kinde auf dem Esel sitzend, ist äußerst anmuthig in Stellung und Haltung, besonders lieblich die Wendung des Kopfs; der h. Joseph reicht dem Christkinde eine Frucht dar und ist etwas weniger gelungen, doch immer noch eine gute Figur. Die Ausführung ist äußerst sorgfältig, wie Miniatur, fast ein wenig porzellanartig, doch immer sehr schön. — Ein anderes großes, höchst interessantes Bild, das ich zu den historischen zähle, obwohl es wahrscheinlich ein großer Theil der Kunstrichter zu den Genrebildern zählen wird, von Mende gemalt, stellt eine Scene aus dem Tyrolerkriege dar. Der Schauplatz ist das Innere einer großen Bauernstube, in deren Mitte der Hausvater verwundet und sterbend liegt; ein Ordensgeistlicher bringt ihm die Tröstung der Sakramente; er hat sich ganz dem Himmlischen zugewendet; seine Familie ist um ihn in tiefstem Schmerze und in Andacht versammelt, ohne von dem Getümmel und Schrecken ringsum berührt zu werden. Die Stube scheint rings von Feinden umlagert, ist mit Pulverdampf und Rauch erfüllt, wird aber von den Männern aufs muthigste, gleich einer Festung, vertheidigt. Sie haben sich hier zur Rechten mit Allem, was aufzufinden war, verrammelt und schießen und zielen zu allen Oeffnungen hinaus; alles ist voll Thätigkeit, Knaben helfen mit Laden, Kugelngießen u. s. w.; einer nimmt noch ein Crucifix von der Wand, und ein armer Vater hält seinen am Kopf getroffenen blutenden Knaben wehmüthig im Arm; um so wüthender legen die Anderen an. Aber zur Linken stürzen Weiber und Kinder und Männer verzweifelnd zur Thüre hereln mit dem Rufe: Feuer! — Die Flamme wird bereits hinter ihnen sichtbar; ihnen voran tappt ein alter blinder Mann, in dessen Gestalt sich der Schrecken und die Rettungslosigkeit der ganzen Lage concentrirt abzuspiegeln scheint. — Die über das ganze Bild ausgegossene Todesweihe hat etwas ganz Großartiges, Shakespearisches. Diese lieben, biedern, frommen, muthigen und kräftigen Menschen sterben wahrscheinlich alle, aber die Begeisterung für ihre Religion und ihr angestammtes Fürstenhaus oder ihre Nationalität verklärt ihren Tod. Sie müssen sich Alles ganz edel gehalten denken, aber zugleich — und deßwegen nenne ich das Bild shakespearisch — jedes Individuum vollkommen charakteristisch dargestellt und vollkommen national dabei. Die Physiognomien sind voll Ausdruck und Leben, meist von großer Schönheit, aber es sind lauter Tyroler, lauter kräftige, derbe Gestalten; und so wie sie selbst, so ist ihre Kleidung und Umgebung, die Stube und alles Geräthe bis ins Kleinste national und treu nach der Natur dargestellt. Mende hat das Bild am Chiemsee unter dem Volke selbst gemalt, sonst könnte es auch unmöglich diese Wahrheit und kräftige Naturtreue haben. Noch muß ich bemerken, daß die Beleuchtung sehr günstig gehalten ist, und daß sich die Gruppen, trotz der Verwirrung des Augenblicks, sehr klar und bestimmt trennen, so daß dem Beschauer Alles sogleich verständlich wird. Leider war der Preis des Bildes, obgleich nicht übermäßig, da Mende zwei Jahre daran gemalt haben soll, doch für die Mittel des hiesigen Kunstvereins zu hoch.

Nachrichten vom Januar.

Kunstausstellungen.

Rom, 5. Januar. Dem Großfürsten Thronfolger zu Ehren haben die hiesigen deutschen Künstler eine Ausstellung in vier Ateliers veranstaltet, welche von Se. Hoheit gestern besucht war. Bei Catel sah man verschiedene schöne Landschaften desselben, namentlich ein Seestück von Venedig, einige Costümes von Pollack ꝛc.; in Lindau's Atelier ein treffliches Genrebild dieses Künstlers, die bereits in diesen Blättern erwähnte Scene aus der römischen Campagna darstellend, wo ein Büffel eine Frau mit dem Säuglinge verfolgt, ferner zwei liebliche Genrebilder von Riedel: drei badende Mädchen, und zwei Mädchen in Costüm, historisch-romantische Scenen von Törmer, einen Engel in Pastell von Mlle. Ellenrieder, eine Landschaft von Hottenroth, Aquarelle von Küchler und Werner; bei Elsasser Landschaften und Interieurs desselben, eine große Landschaft mit Marine von Gmelin, Costüms von Zeller und Kretschmer, eine biblische Scene von Ihle; bei dem alten Reinhard Landschaften desselben und gelungene historische Bilder von Schubert und Riepenhausen.

Wien, 16. Jan. In Gemäßheit eines allerhöchsten Befehls vom 18. December vorigen Jahrs sollen die jährlich an der hiesigen Kunstakademie im Frühjahre stattfindenden Ausstellungen sich nicht mehr auf inländische Kunstwerke beschränken, sondern auch Werke lebender Künstler des Auslandes Aufnahme finden. Diese müssen jedoch an einen Beauftragten in Wien, und dürfen nicht unmittelbar an die Akademie eingesandt werden, welche weder die Kosten der Einsendung, noch die der Rücksendung trägt. Bei zu veräußernden Gegenständen ist der Preis anzugeben. Der Termin zur Einsendung läuft vom 8. bis 18. März; die Ausstellung wird am 8. April eröffnet und am 21. Mai geschlossen.

München, 20. Jan. Trotz der Beendigung der Ankäufe fürs laufende Jahr bieten die Ausstellungen des Kunstvereins jetzt schon wieder eine ungewöhnlich reiche Fülle an Bildern dar. Eine Scene aus dem französischen Rückzuge von 1812 und eine griechische Caravane am Meeresufer von Peter Heß; eine mit einer Rinderheerde staffirte Landschaft von Bürkel; drei Architekturbilder von v. Bayer, in sehr kleinem Format; eine Römerin in Lebensgröße im Carnevalsschmuck und mit der Maske in der Hand, von Maes; eine Römerin mit ihrer kleinen Tochter vor dem Madonnenbilde knieend, von Williams, sind sämmtlich nicht ohne Verdienste verschiedener Art; vor Allem erregt aber ein großes aus Rom eingesandtes Gemälde von Ph. Foltz, des Sängers Fluch, nach Uhland, Bewunderung, und man bedauert allgemein, daß es nach dem Schlusse der Jahresrechnung angekommen, und daher keine Aussicht zu dessen Erwerbung vorhanden ist.

Museen und Sammlungen.

Kopenhagen, 5. Jan. Durch die Gnade des Königs ist nunmehr die Hauptschwierigkeit der Errichtung des Thorwaldsen'schen Museums gehoben worden, indem Se. Majestät dazu ein Gebäude angewiesen haben, welches aus zwei Seitenflügeln und einem Quergebäude besteht und zwar zum Schloß Christiansburg gehört, allein von diesem vollkommen getrennt ist. Es ward bisher theils zur Decorationsmalerei, theils als Wagenremise benuzt. Indeß wendet man gegen diese Schenkung ein, daß die Einrichtung dieses nicht gehörig vor Feuersgefahr geschüzten Gebäudes viel kosten, und die Regierung angemessener handeln würde, wenn sie zu den bereits vorhandenen 119.000 Rthlrn. so viel zulegte, daß ein eigues, völlig zweckmäßiges Gebäude für das Nationalmuseum aufgeführt werden könnte.

Dresden, 23. Jan. Der bedeutende Nachlaß an neuern und ältern Kunstwerken des berühmten Reisenden und Zeichners Baron Otto Magnus v. Stackelberg aus Rußland, von dem wegen Mangels an Liebhabern vor zwei Jahren nur ein geringer Theil versteigert wurde, wird nun an die Brüder des Verstorbenen nach Petersburg gesendet. Die großen historischen Zeichnungen Stackelbergs selbst sind wohl unter diesen Kunstschäzen das Wichtigste.

Der königl. sächsische Verein zur Erforschung und Erhaltung der vaterländischen Alterthümer hat seit zwei Jahren die Wiederherstellung der in Verfall gerathenen architektonisch merkwürdigen Kreuzgänge am Dom zu Freyberg übernommen, und dieselben bis jezt so weit in Stand gesezt, daß sie zur Aufbewahrung einer bedeutenden Anzahl von Stein- und Holzsculpturen, welche zum Theil ehemals den Dom zierten, und seit den Reformationszeiten in der sogenannten Gözenkammer verschlossen waren, bestimmt werden können. Er wird demnach in diesen Räumen ein Museum vaterländischer Alterthümer und Kunstwerke begründen, und hat bereits eine Gruppe des Heilands am Kreuz, mit Maria und Johannes zu dessen Seite, lithographiren lassen, welche aus Eichenholz geschnizt, die Figuren etwas über 8 Fuß hoch, wahrscheinlich dem ältern Domgebäude angehörten und aus dem 12ten Jahrhundert herrühren mögen. Der „zweite Bericht" über die Begründung dieses Museums, vom Freihrn. v. Friesen, enthält eine interessante Notiz über diese Gruppe sowohl als über die Wiederherstellung der Kreuzgänge und die Einrichtung der Sammlung.

München, 13. Jan. Der König hat seine Privatsammlung von Werken lebender Künstler kürzlich mit zwei Bildern Bürkels (eine Landschaft und ein Gewittersturm), dann mit einem architektonischen Bilde von dem Inspector der Glasmalerei, Max Ainmüller, welches einen Seitentheil des Doms zu Rheims darstellt, vermehrt.

Den 25. Januar. Einem königl. Befehle zu Folge wird in Schleißheim eine eigene Gallerie der bayerischen Fürsten-Bildnisse aufgestellt. Behufs ihrer möglichsten Vervollständigung sind alle Pfarrer, Beamte, Privaten und Schullehrer aufgefordert worden, von den Bildnissen und plastischen Vorstellungen bayerscher Fürsten und Familienmitglieder, welche sich etwa in Kirchen, Klöstern, Pfarrhöfen, Amtsgebäuden 2c. vorfinden, Anzeige zu machen.

Rom, 14. Dec. Im Museo Gregoriano des Vaticans ist nun die ganze, durch den merkwürdigen, in den etruskischen Gräbern von Caere gefundenen Goldschmuck so wichtige Sammlung des Generals Galassi aufgestellt. Die unlängst sehr bereicherte Sammlung der egyptischen Alterthümer wird ganz neu aufgestellt, indem die Gypsabgüsse des Parthenon ihr Plaz machen müssen, welche, nebst mehreren großen Mosaiken, namentlich den in den Bädern des Caracalla ausgegrabenen, im lateranischen Palast ihre Stelle finden werden.

14. Jan. Zu den vielen hier bereits dem Publikum zugänglichen Kunstsammlungen ist neulich noch die des Fürsten Borghese-Aldobrandini gekommen, die in acht Zimmern aufgestellt ist. Unter ihren Schäzen ist vorzüglich eine 1833 aufgefundene Mosaikarbeit, Kämpfe von Fechtern untereinander, so wie mit wilden Thieren darstellend, ferner mehrere in Sabina ausgegrabene Statuen: eine Juno, vier Musen, ein Faun und ein Tyrtäus merkwürdig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 18.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 28. Februar 1839.

Villa Sommariva am Comer-See.

(An den Herausgeber.)

Mailand, 8. Jan. 1839.

Bei Gelegenheit, daß Ihnen unser gemeinschaftlicher Freund Herr H. Mylius einige Lieferungen der Turiner Gemäldesammlung für die großherzogliche Bibliothek zuschickt, nehme ich mir die Freiheit, einige Zeilen an Sie zu richten, deren Inhalt vermuthlich Interesse für Sie hat. Die Sammlung verschiedenerlei Kunstschätze, welche in der bekannten Villa Sommariva am Comer-See aufgestellt ist, * bedrohet eine Zersplitterung; denn der lezte Besitzer jener schönen Villa ist im Laufe des vorigen Jahres kinderlos und ohne eine Willensverfügung in der Blüthe seines Alters in Paris gestorben; die Ansprüche, welche theilweise ganz befremdete Erbinteressenten auf die Sommarivaische Nachlassenschaft machen, wird eine Geldwerthung derselben herbeiführen, und somit auch den Verkauf jener Kunstschätze verursachen. Ob sich die Hoffnung bewähret, für die Villa selbsten und sämmtliche darin aufbewahrten plastischen Werke einen gemeinschaftlichen Käufer zu finden, ist um so unwahrscheinlicher, da die Liebhaber, welche auf einen Schlag eine große Summe für verschiedenerlei Kunstwerke und ein beinahe nichts rentirendes Grundbesitzthum ausgeben, nicht häufig — wenigstens in Italien — zu finden sind. Fallen aber die Sammlungen durch die sie bedrohende Veräußerung in die Hände eines Speculanten, der durch Wiederverkauf im Einzelnen zu gewinnen sucht, dann werden bald die vielen werthvollen Sachen, welche den jetzigen Ruhm der Villa Sommariva verursachen, spurlos vom lombardischen Boden verschwunden seyn. Um einigermaßen die Unterhandlungen wegen eines Gesammtverkaufs möglich zu machen, wurde eine Abschätzung des muthmaßlich niedrigsten Werthes der Kunstwerke veranstaltet, die als durch bewährte Kenner gemacht * für alle Kunstliebhaber von Interesse seyn dürfte.

* Siehe eine Beschreibung dieser Villa und ihrer damaligen Kunstschätze im Kunstblatt 1822. Nr. 90, 92.

Zufällig zur Einsicht dieser Abschätzung gekommen, theile ich Ihnen einiges aus derselben mit, ihr verschiedene Notizen über einige der Kunstwerke selbsten beifügend.

Sculpturen.

Triumphzug Alexanders, Suite von Basreliefs von Thorwaldsen 150,000 Lire Austriache.

Dieses ist die Original-Sculptur, welche der berühmte Künstler in Auftrag Napoleons für die Verzierung eines in Paris zu erbauenden Monuments zu arbeiten begonnen hatte, und wofür ihm vom Herrscher Frankreichs 320,000 Francs bezahlt werden sollten, von welcher Summe er bereits die Hälfte auf Abschlag empfangen hatte, als der Wechsel des Glücks die Bourbons auf den Thron ihrer Ahnen zurückführte. Diese Fürsten fanden sich bewogen, die beauftragte und theils vorausbezahlte Vollendung der Basreliefs zurückzunehmen, wobei man auf die gemachten Geldvorschüsse Verzicht leistete. Vergebens machte damals der dänische Künstler Anfragen bei verschiedenen Höfen, ob einer derselben die finale Ausführung seiner Composition gegen Bezahlung der darauf noch schuldigen Summe ihm beauftragen wolle; endlich entschloß sich Sommariva, für die mäßige Summe von 100,000 Fr. diese großartige Marmor-Sculptur für sich selbsten beendigen zu lassen, so daß er sie also für weniger als den dritten Theil des Preises erhielt, wofür sie vom französischen Kaiser war contrahirt worden. Kunstrichter haben gar mancherlei an einzelnen Figuren dieses Triumphzugs zu tadeln gewußt, was auch theilweise bei später gefertigten Reproductionen desselben in Rücksicht genommen wurde; aber muß nicht unwillkürlich bei so vielem und verschiedentlichem Schönen, die eine Gruppe vorzugsweise vor der andern gefallen, und eben dadurch Manches uns anstößig werden, was

* Die Taxatoren waren Gaetano Monti, Benedetto Cacciatore und Hayez.

solirt dastehend unsern vollen Beifall erhalten hätte? Mir ist immer die Gruppe Schafe, womit der Triumphzug beginnt, etwas langweilig, die Victoria vor dem Siegeswagen Alexanders geleckt und manierirt, der Held selbst als eine Theatercaricatur, und einige der Handpferde dicht hinter dem Siegeswagen als die am wenigst gelungensten der ganzen Composition vorgekommen, wogegen ich den übrigen Reitern des Zugs von jeher meine ganze Bewundeeung zollte.

Palamedes, Colossalstatue von Canova, 35,000 Lire Austriache.

Bereits in Canovas Werkstätte stürzte diese peachtvolle Statue um, und zerbrach in mehrere Stücke, weßhald auch der Künstler sich erbötig erklärte, dieselbe zu behalten, und durch eine andere später zu fertigende zu ersetzen. Aber trotz der Verstümmelung wünschte Sommariva doch diese Statue zu besitzen, und bat nur, daß sie dnech Canova selbsten restaurirt werde, welches auch auf eine wahrhaft meisteeliche Art geschehen. Hätte jene Beschädigung nicht stattgefunden, so müßte dieses Standbild zu den werthvollsten Produkten des berühmten Venezianer Meisters gerechnet werden.

Venus und Mars, Colossalgruppe von Aqnisti, 20,000 L. A.

Amor, der die Spitze des Pfeils peüst, lebensgeoße Figue oon Bienaimé, 4000 L. A.

Amor und Psyche, Copie nach Canova von Tadolini, 3000 L. A.

Hochzeit des Silen, Basrelief als Verzierung eines Kamins, ganz vorzügliche Arbeit nach Modellen von Thorwaldsen gefertigt, 1600 L. A.

Andromeda, alte häßliche Sculptur in halber Lebensgröße, die früher für eine durch die Venrtianer bei ihrer Eroberung von Athen erbeutete antike griechische Bildhauerei gehalten, und daher ehemals ungemein hoch taxirt wurde! 120 L. A.

Sepulcral-Monument des Sommariva in der Schloßcapelle von Marchesi gefertigt, 19,000 L. A.

Es ist dieses Basrelief unsteeitig eine der schönsten Arbeiten Marchesi's; inwiefern man sich berechtigt glaubt, ein in einem dem öffentlichen Gotteedienste geweihten Gebäude zum Angedenken eines Verstorbenen eerichtetes Monument zu veräußern, dieses dürfte wohl eine zu untersuchende Rechtsfeage seyn.

Büsten von Venus und Paris von Fontana, 180 und 300 L. A.

Büste von Napoleon von? 100 L. A.

Außerdem noch andee Büsten, Gypsmodelle rc., sämmtlich von geeingem Schätzungswerthe.

Gemälde.

Die rückgebeachte Asche des Themistocles von Bossi, 7000 L. A. Kleines ungemein fleißig beaebeitetes Oelbild.

Achilles im Zoene, den Minerva an den Haaren eegreift, von Appiani, 7000 L. A.

Dieses herrliche kleine Gemälde ward einstens beim Copieen, durch das Heeabfallen von der Staffelei, stark beschädigt, abee mit großer Geschicklichkeit durch Hayez selbst restaurirt. Die Seltenheit der Kunstprodukte Appiani's gibt diesem trefflichen Bilde einen um so größeeen Werth.

Das Innere einer Klosteeapotheke, großes Bild mit Architektur von Migliara, 3000, L. A.

Abschied von Romeo und Julie, lebensgroße Figuren, mit vieler Staffage, von Hayez, 4000 L.

Madonna Lisa del Giocondo, Kniestück, etwas unter Lebensgröße, alte Copie des berühmten Gemäldes des Leonardo da Vinci zu Paris, 500 L. A.

Man hielt ehemals diese Copie für ein Originalbild des Leonardo, weßhalb sie früher als ganz besonders werthooll geschäzt wurde.

Madonna Laura, lebensgroßes Brustbild von Agricola, 400 L. A.

Amor und Psyche, lebensgeoße Figueen von Serangoli, 1000 L. A.

Die drei Schwestern dee Psyche, lebensgroße Figuren, von demselben, 600 L. A.

Perseus und Andromeda, lebensgroße Figuren, von Madame Mongez, 2000 L. A.

Atala, lebensgroße Figur, von Lordon, 1500 L. A.

Pallas, welche die Menschen gegen die Anfechtungen des Lastees beschüzt, ebenso, von Mayer? 3000 L. A.

Der jüngstverstordene Graf Sommariva, ebenso, in Husarenuniform, von Lefèvre, 1300 L. A.

Sitzende Figur einer Dame, Lebensgröße, von Madame Meyer, 250 L. A.

Virgil, dee dem August die Aeneis vorliest, großes historisches Bild von Wicar, 3500. L. A.

Der Wettstreit der Schönen, lebensgroße Figuren von Errante, 2600 L. A.

Bezüglich dieses Bildes, welches keineswegs zu den ausgezeichnetsten Produktionen dee neuern Zeit gerechnet werden kann, ist eine eigenthümliche Anekdote bekannt. Sommariva bestellte diese Darstellung bei dem Künstler, ohne sich mit ihm wegen des Bezahlungspreises zu verständigen. Als nun bei der Ablieferung die unoeehältnißmäßig hohe Forderung von, wenn ich recht berichtet wurde, 21,000 Fr. verlangt wurde, verweigerte Sommariva die Annahme des Bildes, dessen Preis als bei weitem überschäzt erklärend. Es kam zur gerichtlichen

Klage, wobei das Gutachten der Mailänder Kunstakademie als entscheidend in Anspruch genommen wurde, welche denn sonderbarer Weise den Werth des Bildes noch höher anschlug, als der Künstler selbsten, so daß sich Sommariva zur Bezahlung der geforderten Summe bequemen mußte. Jezt haben Sachkundige dem Bilde als Schäzungswerth nur obige Summe zuerkannt!

Gegend um Rom, große herrliche Landschaft von **Voigt**, 2500 L. A.

Andere Gegend von Rom, ein Gegenstück von **Denis**, 2500 L. A.

Zwei große Ansichten von verschiedenen Besitzungen der Familie Sommariva, von **Bisi**, 1000 und 800 L. A.

Große Winterlandschaft von **Fidanza**, 600 L. A.

Außerdem befinden sich in der Sammlung noch mehrere ältere kleinere Bilder, angeblich von Berghem, Hoest, Poelenburg, Tizian und Andern, wovon keins über 200 Lire abgeschäzt wurde.

Ich wage kein Urtheil, ob bei der Abschäzung vorstehend verzeichneter Kunstwerke überall gewissenhafte Unpartheilichkeit sich bewährt; aber so viel weiß ich, daß nach dem Eindruck zu urtheilen, den die einzelnen Gegenstände selbst auf mich individuell machten, ich ohne Bedenken mehreres zum Abschäzungspreise übernehmen würde, während ich bezweifle, ob im Falle eines öffentlichen Verkaufs einige der andern Gegenstände zu der als Basis anzusehenden Werthangabe Abnehmer finden.

Mit vollkommener Achtung verbleibe, Ew. Wohlgeborn ergebenster

Dr. Eduard Rüppell.

Nachrichten vom Jannar.

Akademien und Vereine.

Köln. Hier hat sich ein Kunstverein gebildet, der seine erste Ausstellung auf die beiden Monate Mai und Juni d. J. festgestellt hat. Alle Künstler des In- und Auslandes werden zur Einsendung ihrer Werke aufgefordert, wofür die zweite Hälfte des April als lezte Frist bestimmt worden. Köln ist volkreich und Kunstsinn ist daselbst gewissermaßen traditionell; vorzüglich aber gewährt der Umstand, daß in den für die Ausstellung gewählten Monaten sich viele Reisende aller Nationen dort befinden, den Künstlern eine Aussicht auf Absaz und weitverbreitete Anerkennung. Unter der Addresse des Hrn. Buchhändlers Renard in Köln mit dem Zusaz „Angelegenheit der Kölner Kunstausstellung" sind vorherige Anzeigen der Einsendungen und diese selbst, wobei die Preisbestimmung nicht zu vergessen, zu machen. Der Verein übernimmt die Kosten der Hin- und Rückfracht, so wie auf Verlangen die Expedition nach andern Kunstausstellungen, von denen die nächste nach Ort und Zeit die Düsseldorfer ist, die in die Monate Julius und August fällt. Unter den Ausschußmitgliedern sieht man viele unter Künstlern wohlbekannte Namen, als z. B. der HH. de Noël, Dr. v. Groote, Oberbürgermeister Steinberger u. s. w.

Rom, 12. Jan. Am 8. dieses beehrte der Großfürst Thronfolger das archäologische Institut, wo sich eine große Gesellschaft der ausgezeichnetsten Fremden eingefunden hatte, mit seiner Gegenwart. Dr. Braun hielt bei dieser Gelegenheit einen Vortrag über den gegenwärtigen Stand der Archäologie, und gab eine Uebersicht von demjenigen, was in den lezten Jahren in Griechenland, Egypten, Italien und der Krimm Interessantes im Fache der Alterthumskunde geschehen ist.

Wien, 7. Jan. Der Verein zur Beförderung der bildenden Künste hat im vergangenen sechsten Jahre seines Bestehens 14.174 fl. eingenommen und 12,671 fl., darunter 8100 für 44 angekaufte Gemälde, ausgegeben.

München, 16. Jan. Das Schiedsgericht des Kunstvereins hat seine Ankäufe für das laufende Rechnungsjahr beendigt. Noch in der lezten Sizung wurde ein Gemälde von Ruben, Ave Maria auf dem See, erworben, welches sich durch Einfachheit und Wahrheit der Darstellung auszeichnet.

Berlin, 18. Jan. In der Sizung des wissenschaftlichen Kunstvereins am 15. Jan. hielt Prof. Rabe eine Vorlesung über Baudenkmäler der k. Schlösser in Berlin, die von besonderm historischen Interesse war. Bildhauer Drake hatte ein Figürchen: „die Schmetterlingsfängerin" ausgestellt. Eine Nymphe, die so eben dem Bade entstiegen ist, bemerkt, daß sich eine Libelle ihr Knie zum Ruhepunkt gewählt hat. Sie beugt sich behutsam vor, um das Thierchen mit gespizten Fingern zu fangen. Das sinnige Motiv des Künstlers war: für einen schönen jungfräulichen Körper eine gefällige Bewegung zu gewinnen, in welcher jedoch zugleich ein Moment der Ruhe aufgefaßt werden könnte. Probeabgüsse werden demnächst in der Kunsthandlung des Hrn. Sachse aufgestellt werden. Prof. Brand legte die von ihm auf die Säcularfeier des Eintritts Friedrichs des Großen in den Freimaurerorden geschnittene Medaille vor, die in doppelter Beziehung eine erfreuliche Erscheinung ist, da Bildnisse des großen Königs als Kronprinzen selten sind.

Bauwerke.

Petersburg, 5. Jan. Die Arbeiten an der St. Isaakskirche werden, troz des Winters, ununterbrochen fortgesezt. Man beschäftigt sich gegenwärtig mit der Bedachung der Kuppeln mit Kupfer und Eisen. Die 24 kolossalen Bronzefiguren griechischer Heiligen für die Granitcolonnade sollen unverzüglich durch die geschicktesten Künstler der Hauptstadt ausgeführt werden. Eins der vier Basreliefs, welche die Frontons zieren sollen, ist von Sr. Maj. dem Bildhauer Lemaire, demselben, der die schönen Basreliefs im Giebelfelde der Magdalenenkirche in Paris gearbeitet hat, übertragen worden. Dasselbe wird die Auferstehung in 15, nicht weniger als 17 F. hohen Figuren darstellen und 112 F. Länge erhalten. Es wird 130 Fuß hoch zu stehen kommen. Das Modell soll in 15 Monaten vollendet seyn und dann mit den obigen drei Basreliefs, welche Scenen aus dem Leben des heil. Isaak von Dalmatien enthalten, in Bronze gegossen werden. Man spricht mit

Bewunderung von dem Porticus des Pantheons zu Rom. Die Isaakskirche aber erhält vier solcher Portiken, jeder viel größer als der des Pantheons, und aus demselben Material 48 aus einem Stück gearbeitete 56 F. hohe Granitsäulen mit bronzenen Capitellen und Fußgestellen, weiß marmorne Frontons und bronzene Basreliefs.

Köln, 6. Jan. Unsere Zeitung enthält eine Mittheilung des Stadtbaumeisters Weyer über die im Jahr 1838 in hiesiger Stadt ausgeführten Bauten. Die Restaurationsarbeiten an der Nordseite des Doms hatten ihren gewöhnlichen Fortgang. An der Kunibertskirche fanden gleichfalls namhafte Reparaturen und Veränderungen statt. Das neue Arrest- und Correctionshaus ward vollendet, am Provinzialsteuer-Directionsgebäude ein Flügel errichtet ꝛc. Im Allgemeinen ist im Vergleich mit frühern Jahren die öffentliche und Privat-Bauwirksamkeit gestiegen.

München, 16. Jan. Von den vielen gegenwärtig noch in Ausführung begriffenen neuen Gebäuden bleibt zu ihrer Vollendung wenig mehr als der innere Ausbau übrig. Die Vorderseite der gothischen Kirche in der Au, deren Einweihung auf den diesjährigen Namenstag des Königs (25. Aug.) festgesezt ist, so wie die Hauptfaçade der Ludwigskirche mit ihren beiden Thürmen, sind seit wenigen Tagen von allen Baugerüsten befreit. An der jezt vollendeten Bedachung des mittlern Schiffes der neuen Basilika hat man bei der gelinden Witterung bis Neujahr gearbeitet.

Coutances. Die Restaurationsarbeiten an der hiesigen Cathedrale haben mit der Wiederherstellung der gemalten Fenster begonnen; nun arbeitet man auch an der Ergänzung der schönen Reliefs, mit welchen mehrere Seitencapellen verziert sind.

Manchester, 23. Jan. Die Katholiken bauen hier eine prächtige Kirche, welche mit den schönsten Werken gothischer Bauart in England wetteifern soll. Der Architekt Pugin hat den Riß entworfen und der Bauanschlag ist auf 30,000 Pfd. Sterl. bestimmt.

Sculptur.

Athen, 27. Dec. Der Bildhauer Siegel aus München ist hier angelangt, um die Ausführung des kolossalen Löwen zu übernehmen, welchen König Ludwig von Bayern den in Griechenland gefallenen Bayern errichten läßt.

Carrara, 24. Dec. Hier sind jezt drei Marmorkolosse in Arbeit: Ein Washington für den Rathssaal in Philadelphia, sizend in antikem Costüm, 12 F. hoch. Das Obertheil des Körpers ist unbekleidet, das Untertheil mit dem Mantel bedeckt, welcher über den erhobenen rechten Arm herunterfällt. Die Linke berührt das Schwert, welches in der Scheide auf dem Schenkel liegt. Der amerikanische Bildhauer, der diese Statue ausführt, heißt Greenough. Die andern beiden Kolosse von 16½ F. Höhe stellen den jezigen und verstorbenen Großherzog von Toscana dar, und das eine wird von dem Bildhauer Demi aus Livorno, das andere von einem Florentiner gearbeitet. Von Demi sieht man hier auch eine große sizende Marmorstatue Galileis im Costüme seiner Zeit, den Globus in der Linken haltend, ein Blatt auf dem Schooße, in der Rechten den Cirkel führend, ein Werk voll Leben, welches viel Talent und Eigenthümlichkeit beurkundet.

Mailand, 2. Jan. Dem berühmten Marchesi ward bei der Anwesenheit des Großfürsten Thronfolgers der Auftrag, dessen Büste in Marmor zu fertigen. Das bereits vollendete Modell ist äußerst ähnlich.

Paris, 2. Jan. Hr. Triqueti, von dem die Metallthüren der Magdalenenkirche (S. Nachrichten v. Novbr. 1838) herrühren, wird in die nächste Ausstellung ein kleines Basrelief in Bronze: Thomas Morus, von seiner Familie umgeben, wie er die Worte: *irae regis, nuntiae mortis* erläutert. Zu den Tritonen und Nereiden auf dem Bassin des Concordienplazes haben die Herrn Ant. Moine, E. Elschoet und Merlieux die Modelle geliefert. Moine's Nereide soll ganz vorzüglich gut gerathen seyn. Maindron vollendet die Statue des Generals Travot; Guillot die der heil. Johanna v. Valois, Gemahlin Ludwigs XII.; Foyatier die des Obersten Combe, der bei Constantine fiel; Elschoet die des Admirals Jean Bart für Dünkirchen und eine Büste des spanischen Componisten Gomis; Bosio arbeitet an einer Kolossalstatue Napoleons von 14 Fuß Höhe für die Säule in Boulogne, und hat für die Ausstellung eine nackte Statue der Flora bestimmt. Für Versailles soll derselbe Künstler eine große allegorische Composition: Frankreich mit den Genien der Künste, ausführen. Pradier vollendet, ebenfalls für Versailles, die Statue des Generals Damremont und eine liegende Statue des auf Malta verstorbenen Grafen v. Beaujolois, Bruders Ludwig Philipps. Barye soll eine Heiligenstatue für die Magdalenenkirche arbeiten und hat nun für den vollendeten Tafelaufsaz für den Herzog von Orleans namentlich einige schöne Jägergruppen modellirt. Maindron arbeitet eine Velleda nach Chateaubriand, eine Figur von 7—8 F. Höhe, und Duret eine nackte Figur, eine Pendant zu seinem neapolitanischen Tänzer im Luxembourg.

München, 12. Jan. Se. Maj. der König beabsichtigen dem Residenzschlosse gegenüber eine Hauptwache und vor dieser die Standbilder Tilly's und Wrede's errichten zu lassen.

Kopenhagen, 6. Jan. Die seit einiger Zeit enthüllte Johannesgruppe im Fronton der Frauenkirche zieht noch immer eine Menge Beschauer zu sich. Es fragt sich nur, wie die Terra cotta, woraus die Figuren geformt sind, dem hiesigen Clima widerstehen wird.

Denkmäler.

Salzburg, 1. Jan. Das Denkmal Mozarts wird, nach einer Bekanntmachung des Comité, in einer Statue des Meisters bestehen, die, in Erz gegossen, auf einem bronzenen Piedestale, auf einem der öffentlichen Pläze Salzburgs aufgestellt werden wird. Indeß sind aus den Hauptstädten Europas bis jezt noch keine der Erwartung entsprechende Beiträge eingegangen, und das Denkmal dürfte daher erst im Herbste 1840 fertig werden.

München, 16. Jan. Außer dem Modelle für das Franzens-Denkmal in Wien von dem sich hier aufhaltenden Bildhauer L. Schaller, sind, wie man hört, bis jezt noch die Concurrenzskizzen aus Wien, Prag und Triest eingelaufen. Man hat indeß den Termin der Entscheidung noch weiter hinausverlegt, weil einige Bildhauer in Mailand und Venedig mit den versprochenen Modellen noch im Rückstande sind.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 19.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 5. März 1839.

München, im Jan. 1839.

Niebuhrs Briefe. Peter Heß. Eugen Neureuther.

Seit lange hat unter den hiesigen Künstlern kein Buch solche Theilnahme gefunden, als die bei Perthes erschienenen Briefe Niebuhrs, namentlich deren zweiter Theil. Wenn schon Jedermann, dem menschheitliche und vaterländische Interessen am Herzen liegen, aufs freudigste bewegt, aufs gründlichste gestärkt wird durch die in diesen Briefen niedergelegte Gesinnung und Ansicht eines durchaus klaren, besonnenen, unabhängigen, edeln und hochherzigen Mannes, so haben sie für den Künstler und den Freund der neuesten deutschen Kunst noch einen ganz besondern Werth, indem der lezteren darin ein Denkmal errichtet ist, wie sie nicht leicht ein zweites erleben kann. Niebuhr kam zu der Zeit nach Rom, als Cornelius, Overbeck und seine Freunde, noch in ihrem Werthe unerkannt, meist angefeindet von der herrschenden Meinung, unter Druck und Entbehrung ihrer Kunst lebten. Sein helles Auge erkannte sogleich den inwohnenden Geist, als einen vom bisher regierenden verschiedenen, als einen Ausdruck nationaler und menschlicher Größe, kurz als einen historischen; die Künstler fanden nicht nur bei ihm die herzlichste (aber auch klarste) Anerkennung, sondern auch thätige Unterstützung und warme, ja ganz innige Freundschaft. Niebuhrs Haus wurde der Mittelpunkt des geselligen Lebens der gleichgesinnten Künstler, wenigstens einer der Hauptvereinigungsorte; mit herzlicher Theilnahme folgt er allen ihren Unternehmungen und Leistungen und ist unablässig bemüht, sie für eine öffentliche Thätigkeit im Vaterland und dieses für sie zu gewinnen. Vor Allen aber ist es Cornelius, dessen Bedeutung er vollkommen mit Sinn und Herz erfaßt und an dessen erweiterter Wirksamkeit er den thätigsten Antheil nimmt. Die Briefe an Jacobi in München, an Savigny und Nicolovius in Berlin und an die Heesler enthalten in dieser Beziehung die reichhaltigsten und schönsten Schilderungen. Vornehmlich anziehend ist die jenes Abends, wo über die derzeit neu erschienene Reise Goethes nach Italien die Freunde sich aussprechen (Brief 332) und Alle sich in Zorn und Klage äußern, endlich aber Cornelius das rechte Wort für die rechte Ansicht findet. Dieser, den Niebuhr mit Recht den „Goethe unter den Künstlern" nennt, tritt überall tief- und weitsehend mit unabhängiger Denkweise auf, wie in Bezug auf Goethe, so auch in den religiösen Wirren, in denen die Mehrsten seiner Freunde sich befanden. Konnte ihm doch Niebuhr zumuthen, er solle Luther bei der Darstellung des jüngsten Gerichtes (die schon damals die Phantasie des Künstlers vielfach beschäftigte) unter die Seligen stellen, ein Gedanke, vor dem die Neophyten das Kreuz gemacht hätten, während Cornelius nur erwiedert: das dürfe er denn doch nicht; allein er wolle ihn darstellen mit dem Evangelium in der Hand, und wie Satanas davor zurückweicht. — Schade, daß Cornelius später daran nicht mehr gedacht zu haben scheint.

Von Peter Heß sind auf dem Kunstverein zwei Oelgemälde ausgestellt, die zu den besten gehören, die seine Hand hervorgebracht. Das eine, größere, stellt Palikaren vor, die mit ihren Thieren das Meeresufer bei Argos entlang ziehen; der junge Grieche sizt, die Mandoline spielend, auf seinem Saumroß, ein alter geht zwischen der Heerde zu seiner Rechten. Reinheit und feine Bestimmtheit der Zeichnung, klare und durchsichtige Farben zeichnen diese Gruppen vortheilhaft aus, während Luft und Wasser etwas mehr elementare Leichtigkeit haben könnten. Ganz allgemeine und unbeschränkte Bewunderung erregt daneben das kleinere Bild von demselben Künstler, und mehrmals hörte ich davor den Ausspruch wiederholen: „er ist im Kleinen am größten." Es ist dies eine Scene aus der französischen Retirade von 1812. Weites schneebedecktes Land ringsumher, nur ein Paar dichtbeschneite Fichten schimmern durch die dicke eisgraue Luft; tief im Schnee waden vereinzelte Unglückliche, denen

der Weg, den sie zu gehen haben, durch Leichen ihrer Brüder bezeichnet ist, und von denen eine, zur Bildsäule erstarrt, auf einem gefallenen Pferde sitzt. Im Vorgrund ein Schlitten, in dem einige Helden der alten Garde verhungert und erfroren, in Lumpen gehüllt, ja selbst mit einem todten Cameraden, den sie über sich gelegt, gegen die Kälte sich schützend, ein tiefergreifendes Bild des Elends geben. Ihre Hoffnung, ein schützendes Obdach zu erreichen, beruht auf zwei abgemagerten Pferden, die bemüht sind, das Fuhrwerk durch den tiefen Schnee zu ziehen; ein armer Teufel, der am Wege liegt, sucht die Gelegenheit zu seiner Rettung zu benützen, und hängt sich mit den ersterbenden Armen an den Schlitten an, um sich fortschleifen zu lassen; aber in demselben Augenblick stolpert das eine Pferd über einen in der Straße liegenden Leichnam (der nur mit Schnee bedeckt seyn sollte) und so tritt ein Augenblick der äußersten Verzweiflung ein; denn dieses Thier — einmal gestürzt — steht nicht wieder auf. Gedanke und Darstellung, Anordnung und Ausführung sind alle wie aus einem Guß. Mit welcher Feinheit ist jede Bewegung, namentlich der beiden Thiere gefühlt und ausgedrückt, wie sind alle Formen gezeichnet! Unbedenklich wird dieses Bild noch einmal einen sehr hohen Geldwerth erhalten, wie schon jezt dem Besitzer (einem Zimmermaler) das Dreifache des Ankaufpreises, obschon vergeblich, geboten worden seyn soll.

Zu den neulich von hier aus angezeigten Radirungen von E. Neureuther sind noch zwei Blätter gekommen, so daß ein selbstständiges Heft von vier Blättern mit Umschlag (auf welchem ein unmittelbar nach der Natur radirtes Landschäftchen) ausgegeben wird. Dieses Heft enthält also: den Schnitter Tod und den wilden Jäger, sodann noch: Bauernregel von Uhland, ganz besonders anmuthig. Ueber der von Rosen, Georginen, Tulpen, Gretchen im Busch und andern Blumen umrankten Schrift ist eine Wiese, auf der ein junger Bursch mit einem verständlichen Blümchen um ein Mädchen wirbt, das mit Grasaufnehmen beschäftigt ist. Die untere Abtheilung zeigt ein Bauernbachstübchen im Winter; draußen windets und schneits; aber die jungen Leutchen, die wir und die sich oben kennen gelernt, wissen sichs warm zu machen. An diesem Blatt zeigt sich nicht nur des Künstlers Radirnadel freier und geübter, sondern auch die Kunst des Aetzens sehr vervollkommnet. Das vierte Blatt enthält zwei Zeichnungen. Oben eine Bauernhochzeit im Gebirge und die Heimfahrt der Gäste über einen See; und unten einen Künstlerzug voll guten Humors. Es sind lauter Knaben mit kenntlichen Emblemen: vorweg der Herold mit der bekränzten Palette und dem Malstock, dann der Mundschenk mit dem Becher und der Sänger mit der Guitarre. Ihm folgt neben einem frommen Bruder Kapuziner die historische Kunst, bepackt mit Buch und Todtenkopf, an dem großen Pinsel den Mannequin, die Andampfmaschine und — den Lorbeerkranz. Nach diesem kommt der Landschaftmaler mit dem Temperirspiegel, dem Regenschirm, Feldiessel und einer ungeheuren Mappe, über die ein getrockneter Fisch, die Feldkost dieser Naturmenschen, herabhängt; der Genremaler in großer Perrücke, gebeugt unter die Last seines Apparates, Sattel und Mantel, Reiterstiefel und Waldhorn, Vögel und Ferkel schleppend, bald als Harlekin gekleidet, geht neben ihm. Nun kommt mit der Kuhglocke und in der Kuhhaut, den Bierkrug hochgeschwungen, der Thiermaler und neben ihm der Arabeskier mit ungeheurem Krautstrunk, den er nachschleift; auf einem Eichenast über seiner Schulter, an dem ein Käfig mit Eulen, Schlangen und sonstigem Gethier hängt, sizt ein Affe und zeichnet; eine Fruchtkrone umgibt das Haupt, an der linken Seite hängt eine Zeichenmappe, an der Rechten das Monogramm unsers Künstlers. Den Zug beschließt ein Paar von übler Nachrede. Der Eine ist ein Subscribentensammler, offenbar ein Kind der neuesten Zeit; die lange Liste in seiner Hand trägt die Inschrift: „Subscription von Allen für Alle von Allem Etwas zu unerhört billigem Preis. — Motto: „„Da schwimmen wir Aepfel!““ sagte jener Roß..ck und schwamm mit andern Aepfeln den Bach hinab.“ Der andere mit Brille und Zopfperrücke hinkt an der Krücke nach; den Pinsel hat er in die Tasche, die Feder aber hinters Ohr gesteckt; das Buch in seiner Hand ist eine Anweisung, in drei Tagen ein Künstler zu werden. Offenbar ist der Mann ein sogenannter Kunstschreiber, und der Leser wird verzeihen, wenn ich hier abbreche und ihm die Mühe erspare, auch bei mir nach Krücke und Perrücke und nach dem Pinsel in der Tasche zu suchen.

rf.

Nachrichten vom Januar.

Denkmäler.

München, 16. Jan. Auf angelegentliche Verwendung des Prof. Maßmann hat sich auch hier ein Verein für das Herrmanns-Denkmal gebildet, an dessen Spitze der Staatsrath E. v. Schenk steht. Der Bildhauer v. Bandel befindet sich bereits in Carrara, um von dort aus den Transport des nöthigen Marmors nach Deutschland zu besorgen. Die Sammlungen werden, nach den von dem Vereine getroffenen Maßregeln jedenfalls günstiger ausfallen, als die für die Denkmäler von Kreittmayr's und Jean Paul's, die für jezt schwerlich zur Ausführung kommen, obgleich Schwanthaler und Stigmayer sich erboten haben, das Modelliren und Gießen der Statue Jean Pauls unentgeltlich zu übernehmen.

Hannover, 15. Jan. Das lange erwartete Modell des Herrmanns-Denkmals ist hier angelangt, und in dem Palais

des Kronprinzen, für den es bestimmt ist, aufgestellt. Es wird später in einem geeigneten Local dem Publikum aufgestellt werden, damit die, welche sich für das großartige Unternehmen interessiren, ein unbefangenes Urtheil darüber fällen können. Das Modell ist im Maßstabe von $^1/_{31}$ der wirklichen Größe gearbeitet. Bei dem Denkmal wird sich die Schwertspitze 165 F. über die Unterkante des Sockels erheben.

Detmold, 2. Jan. Der König der Niederlande hat zu dem Herrmanns-Denkmal die Summe von 1000 holl. Gulden beigesteuert. Auch haben die Senate der freien Städte Hamburg und Bremen, ersterer 100, lezterer 500 Rthlr. Gold eingesandt. In Dresden hat sich ein Verein zur Unterstüzung des Unternehmens gebildet und der König von Sachsen hat demselben 100 Rthlr. Gold übermacht. Vom Herzog von Meiningen sind 250 fl. und vom Herzog von Anhalt-Dessau 100 Rthlr. Gold zu Detmold eingegangen.

Paris, 4. Jan. Hr. Savoye, Herausgeber des Panorama de l'Allemagne, fordert die in Frankreich lebenden Deutschen zu Beiträgen zu dem Arminsdenkmal auf. Auch die von Hrn. Neeb errichtete hiesige Liedertafel will zu gleichen Zwecken ein Concert veranstalten.

Haag, 5. Jan. Aus Dortrecht vernimmt man, daß zwei Schüler des verstorbenen Seemalers J. C. Schotel demselben ein Denkmal errichten werden.

Frankfurt, 5. Jan. Vorgestern früh ist hier die Statue Goethe's aus Mailand angelangt. Sie ist noch emballirt in dem untern Raume der Stadtbibliothek, wo sie auch definitiv aufgestellt werden wird, deponirt worden. Dieselbe ist bekanntlich in Auftrag und auf Kosten der Herren Mylius, Senfferheld und Rüppell von dem berühmten Bildhauer Pomp. Marchesi gefertigt.

Stuttgart, 12. Jan. Die Einweihung des Schillers-Monuments ist von dem Comité des Schillervereins auf den 9. Mai festgesezt worden.

Metallguß.

Berlin, 9. Jan. Aus Lauchhammer, bei Mückenberg, von dem gräflich Einsiedel'schen Eisenwerke wird gemeldet, daß die Statue des Königs Miezislaus aus der von Rauch gearbeiteten Gruppe der beiden ersten Polenkönige vor Weihnachten in vortrefflichem Bronzegusse aus der Form hervorgegangen ist. Die andere Statue, die des Königs Boleslaus wird bald gegossen werden.

Ciselirkunst.

Hannover, 19. Jan. Das Ehrengeschenk, welches die hiesige Bürgerschaft dem Stadtdirector Rumann zum Geburtstags-Angebinde geschenkt hat, eine kolossale silberne Blumenvase, ist jezt auf fünf Tage zur Schau ausgestellt. Auf der einen Seite erblickt man die vereinigten Wappen der Alt- und Neustadt Hannover, auf der andern die allegorischen Figuren der Festigkeit und Klugheit, welche die Beständigkeit in der Mitte haben. Die Vase ist nach den Zeichnungen des Stadtbaumeisters Andreä vom Goldschmidt Drewes gearbeitet.

Medaillenkunde.

Brüssel, 15. Jan. Die Medaille, welche die Belgier dem Grafen Montalembert für seine Theilnahme an ihren Angelegenheiten schlagen lassen, wird bereits ausgegeben. Die Inschrift lautet: das dankbare Belgien dem edeln Vertheidiger der Freiheit und Gerechtigkeit.

Berlin, 21. Jan. Von Fr. König ist abermals eine Medaille gestochen worden, welche dem berühmten Rauch zum Geburtstags-Angebinde bestimmt ist. Es schmückt die Hauptseite dessen Bildniß mit der Umschrift: Christ. Rauch geb. d. 2. Jan. 1777 und die Kehrseite ist seiner Victoria nachgebildet, mit der Umschrift aus Euripides Phönissen: *Ω ΜΕΓΑ ΣΕΜΝΑ ΝΙΚΑ ΟΥ ΛΗΓΕΙΣ ΑΥΤΟΝ ΣΤΕΦΑΝΟΥΣΑ* (O hocherhabene Nikä, du hörst nicht auf ihn zu bekränzen). Beide Seiten stellen nischenartige Wölbungen dar, ein Styl, der erst von Fr. König auf Medaillen angewandt worden ist. Das Bildniß ist nach der Büste gemacht, welche Prof. Rauch i. J. 1828 selbst modellirt hat.

Numismatik.

St. Petersburg, 14. Jan. Von der Thätigkeit auf dem Gebiete der Münzkunde in unserer Stadt ist Einiges zu berichten, was außerhalb Rußland wenig oder gar nicht bekannt seyn dürfte. Der Baron Chaudoir, als Sammler und Schriftsteller ausgezeichnet, arbeitet in diesem Augenblick an einem großen Werke über die chinesische Münzkunde; dasselbe wird in kleinem Folioformate, in französischer und russischer Sprache erscheinen und auf 28 Kupfertafeln eine bedeutende Anzahl chinesischer, japanischer und koreischer Münzen enthalten. Frähn steht im Begriff Nachrichten über zwei Sassaniden-Münzen zu publiciren, deren eine, ein vielleicht einziges Exemplar von Narses, in dem Cabinette des Hrn. v. Reichel sich befindet. In der kaiserl. Münze werden Rubel mit dem Brustbilde des Kaisers Alexander ausgeprägt, auf deren Reversen sich die Abbildungen der verschiedenen Monumente befinden, die auf den Schlachtfeldern errichtet worden sind, auf denen man Siege über die Franzosen erfochten hat.

Malerei.

St. Petersburg, 26. Dec. Aus Moskau ist eine Anzahl von Cartons hierhergebracht worden, welche für die ächten Raphaelschen ausgegeben werden. Da diese sich nun aber in England befinden, so soll die hiesige Akademie entscheiden, welche Bewandtniß es mit den russischen Exemplaren hat, welche vor längerer Zeit von dem verstorbenen Grafen Jaguschinski in Italien erworben wurden.

Berlin, 1. Jan. Prof. Begas hat in diesen Tagen ein für das städtische Museum von Königsberg bestimmtes Bild vollendet. Es stellt einen mittelalterlichen Herrscher dar, den in seinen lezten Stunden ein Sänger mit der Laute zu erheitern sucht.

Breslau, 2. Jan. Die Gebrüder Henschel allhier haben eine sogenannte Mosaikplattenmalerei erfunden. Die Mosaikplatte besteht aus mehreren eisernen exact in einander

gefügten Tafeln, welche emaillirt ein zu den Fenstergemälden geeignetes Fundament bilden. Die auf die Platten getragenen Metallfarben widerstehen nicht nur der Einwirkung erhöhter Temperatur, sondern troßen auch Säuren ꝛc., sind daher von außerordentlicher Dauer.

Düsseldorf, 4. Jan. Sohn's Torquato Tasso und die beiden Eleonoren ist beinahe vollendet und wird zuerst die Ausstellung von Paris zieren.

Dresden, 23. Jan. Der Hofmaler Vogel v. Vogelstein, dessen frühere Bildnisse der Söhne des Prinzen Johann schon öfters rühmlich erwähnt worden sind, hat gegenwärtig auch die beiden jüngsten Prinzessinnen, Sidonie und Anna, in einer wohlgewählten Gruppirung vollendet. Dem Atelier dieses Künstlers gewährt stets der Umstand doppeltes Interesse, daß darin die meisten von ihm gemalten Portraits in kleinen Oelskizzen ausgestellt sind, so daß man schnell eine Uebersicht seiner allmähligen Fortbildung erlangt.

Frankfurt, 11. Jan. Seit Kurzem ist im Städelschen Institute ein schönes Bild von Rethel ausgestellt, dessen Süjet „die Auffindung der Leiche Gustav Adolphs nach der Schlacht von Lützen“ ist. Der Künstler hat dasselbe für den Banquier Hrn. Wagner in Berlin gemalt.

München, 16. Jan. Rottmann hat bereits zwei griechische Landschaften auf Cämenttafeln für die nördlichen Arcaden fertig. Hiltensberger malt noch jezt in einem Erdgeschoßzimmer des neuen Flügels der Residenz an den enkaustischen Gemälden aus der Odyssee nach Schwanthaler.

Neue Stiche und Lithographien.

Braunschweig. „Die Söhne Eduards,“ nach Hildebrands Bilde gestochen von F. Knolle. Schentsche Kunsthandlung.

Hannover. Raphael, der die Madonna della Sedia erfindet, nach Hopfgartens Bilde, lithographirt von Jul. Gierre, gedruckt von Lemercier in Paris. 20½ Z. hoch und 16½ Z. breit.

München. Das Portrait des Herzogs von Leuchtenberg nach Monten, lithographirt von Hohe, gedruckt bei Piloty und Löhle.

London. Die Dorfrekruten, nach Wiltie's Gemälde gestochen von Chs. Fox.

Paris. Bei Veith und Hauser: La Bataille des Pyramides, peinte par Gros en 1820, gravée par Vallot.

Kupferwerke.

London. Gebrüder Finden's, Royal Gallery of british art; 28 Hft. Die Trümmer von Carthago, nach Linton gestochen von Willmore; Uwin's neapolitanische Landleute, das Fest der Madonna del piè di Grotta feiernd, gestochen von Sangster, der eindringende Schmuggler nach Wiltie, gestochen von F. Bacon.

L. Vivian, Views in Spain and Portugal, Fortsetzung der Views in Spain, Probeheft; 4 Blatt, lithographirt von Haghe; Verlag Colnaghi und Ackermann.

H. Wilkinson. Sketches of Scenery in the Basque Provinces of Spain. Klein Folio mit 12 lithographirten und colorirten Ansichten. Bei Ackermann.

Paris, 10. Jan. Der Marschal Soult hat dem Buchhändler Curmar die Erlaubniß gegeben, die vorzüglichsten Gemälde seiner Sammlung (meistens spanischer Meister) für seine Prachtausgabe von Bossuet's Discours sur l'histoire universelle in Kupfer stechen zu lassen. Diese Bilder sind bis jezt noch nicht in Kupfer gestochen.

Bei Paulin und Hetzal ist ein Livre d'heures complet, und eine neue französische Uebersetzung von Th. a Kempis Nachahmung Jesu Christi in 18mo erschienen, welche mit Bildern nach Gerard-Seguin, Klein und Overbeck geschmückt sind. Die architektonischen Randverzierungen in dem Horarium sind von Daniel Ramee, die in der imitation de J. Chr., aus Blumen bestehend, von Feart.

P. de Lasteyrie. Histoire de la peinture sur verre d'après des monumens en France. Fol. 2 B. 4 Kpfr. Das Werk wird aus 25—30 Lieferungen bestehen.

Bei Firmin Didot ist der Prospectus von Charles Texier's Description de l'Asie mineure erschienen; ein Prachtwerk in 50 Lieferungen, jede zu 5—6 Blättern und 3 Bände Text in 4to. Es erscheint auf Kosten des Ministeriums, die Lieferung kostet 20 Fr.

Recherches sur l'emplacement de Carthage, par J. C. Falbe, Capit. de vaisseau et Consul gén. de Danemark. Fol. Nebst einem Atlas mit 6 Blättern.

Berlin. Die Akropolis von Athen nach den neuesten Ausgrabungen. Erste Abtheilung. Der Tempel der Nike Apteros. Von Dr. Ludwig Roß, Eduard Schaubert und Christian Hansen. Schenk und Gerstaecker. 1839. 18 Seiten Text und 13 Kupfertafeln. Fol.

Eduard Gerhard, Etruskische Spiegel. Erstes Heft. Tafel 1—10. 24 S. Text. 4to. Reimer, 1839.

Eduard Gerhard, Auserlesene griechische Vasenbilder, hauptsächlich etruskischen Fundorts. Erstes Heft. Taf. 1—6. 24 S. Text 4to. Reimer 1839.

Alterthümer.

München, 23. Jan. Die berühmte weibliche Bronzestatue, die im Jahr 1834 bei Vulci gefunden und von dem Bildhauer J. M. Wagner in Rom für den König Ludwig erstanden wurde, ist seit einigen Tagen, jedoch nur vorläufig, in einer Nische der Glyptothek aufgestellt. Die Ringe an der linken Hand und, worauf man bis jezt wenig geachtet, die die Füße ganz umschließenden Schuhe, ja selbst der Charakter in der Legung der herrlich gearbeiteten Gewänder beweisen offenbar, daß wir hier weder eine Juno noch eine Muse, sondern eine wichtige Portraitstatue vor uns haben: der Kopf, welcher fehlte, ist daher wohl mit Unrecht im junonischen Typus mit der Stephane von Thorwaldsen restaurirt worden. Der Guß rührt von Stieglmayer her. Die Statue bildet eine der ersten Zierden der königlichen Sammlung.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 20.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 7. März 1839.

Kunstausstellung in München 1838.

(Beschluß.)

Glasgemälde aus der königl. Glasmalerei-Anstalt. Die Heimsuchung Mariä; der Tod Mariä; die Grablegung Christi. Cartons von Joh. Schraudolph und Jos. Fischer. Ornamente von Max Ainmüller. Auf Glas gemalt durch Jos. Hämmerl, Jos. Kirchmaier, N. Wehrsdorfer, die die Haupttheile; durch Eggert und Böhm, die die Nebentheile fertigten. Die Fabrikation der Gläser, die Glasfarben und Schmelzbrände hat M. Ainmüller besorgt; die Leitung des Ganzen ist dem Prof. Heinrich Heß übertragen. Die Gemälde waren in einem ausschließlich dafür verwendeten großen und hohen Saale aufgestellt. Der Eindruck konnte nicht anders als erhebend seyn und die Kunst, in welcher München so entschiedenen Vorrang behauptet, erschien im schönsten Lichte. Der Zauber der zum Licht gewordenen Farbe wird sich immer von Neuem wiederholen und das Gebäude, die Kirche der Vorstadt Au, dem jene Bilder als integrirender Theil angehören, wird — wie es schon ohne allen Schmuck allgemein anspricht — mit demselben das das Gemüth am stärksten ergreifende Kunstdenkmal unsrer Tage werden. Die Ornamente sind im Styl der Kirche, nämlich im germanischen des 13ten Jahrhunderts erfunden und ausgeführt. Die Compositionen nähern sich gleichfalls dem altdeutschen Typus, aber ohne sklavische Nachahmung tragen jedoch noch nicht das Gepräge einer Durchbildung des Princips. Der Grundcharakter altdeutscher Glasgemälde ist der ornamentale; die Gestalten — denn mehr als eine einfache Zusammenstellung von Gestalten sind dort die Compositionen selten — sind nur eine sinn- und gedankenreichere, belebendere Verzierung; sie stehen auf einer Fläche: auf Perspective und Effect des Vor- und Zurücktretens der Figuren ist nicht Rücksicht genommen; des Colorits (im Unterschied von bloßer Farbe) nicht zu gedenken. Anders unsre neuern Gemälde: wo es geht, Reichthum von Gestalten, wie beim Tod Mariä, angenommene Vertiefung des Raums (des Zimmers), wo sie stehen; Perspective der architektonischen Theile (das Bett Mariä ist ganz in Verkürzung genommen) — also in der Anordnung das Princip der Staffeleigemälde. Dagegen in der Ausführung: Umgehung des malerischen Effectes; einfache ganze Farben und keine oder höchst unbemerkliche Abtonung derselben nach der Tiefe. Die Glasmalerei besitzt mehr noch als die Oelmalerei, wie die neuesten Versuche in hiesiger Anstalt zeigen, die Mittel zur Erreichung der vollkommensten malerischen Wirkung; gerade das Helldunkel gelingt ihr ohne Mühe und unübertrefflich, und kein Correggio vermöchte mit ihren Reizen zu wetteifern. Allein es fragt sich, ob sie in Rücksicht auf das Gebäude, dem sie sich unterordnen muß, davon Gebrauch machen darf? Die Beantwortung dieser Frage von fernern Untersuchungen und Erfahrungen abhängig lassend, bleibt es doch räthlich, sie, bevor man sich dafür entschieden hat, auch nicht durch reichere Compositionen in Versuchung zu führen. Wie in der Kunst überhaupt nicht Grenzmarken zu ziehen sind, wie in der Naturgeschichte, so darf auch solcher Ausspruch nicht in der Schärfe des Wortlauts genommen werden; denn ohne alle Verkürzung ist natürlich nicht die einfachste Figur zu zeichnen; der Basreliefstyl würde am besten die Bahn bezeichnen, wenn auch der Malerei ein weniger beengtes Feld offen bleibt.

Porzellangemälde. Copien nach Meisterwerken der Pinakothek. Wer diese Arbeiten nicht gesehen, könnte wohl fragen: Wozu diese Umstände? Will man Copien, so lasse man sie in Oel oder im Kleinen in Miniatur ausführen! Anders urtheilt wer sie gesehen, und wird gern in den Ausspruch stimmen, daß damit etwas durchaus Neues und zwar unwiderstehlich Reizendes geschaffen sey. Durch die Feinheit der Unterlage und das kleine Format sind sie verkleinerte und verfeinerte Abbilder und machen ungefähr dieselbe Wirkung, wie die

Bilder der Camera obscura, die uns eben durch das Zusammenziehen aller zerstreuten Einzelnheiten in einen kleinern Raum so sehr ansprechen. Zu den vorzüglichsten dieser Gemälde gehören die Dürerischen Apostel und ein Holdeinisches Bildniß von Gr. Adler. Nicht nur Zeichnung und Charakter, sondern auch das Colorit stimmt vollkommen und wahrhaft überraschend zu dem Original. Die Anbetung des Christkindes nach Fr. Francia und zum Theil die Rubensische Kindergruppe (die Haare sind nicht in der Weise des Originals behandelt) von Franz Auer. Die Gher. Dowsche Spinnerin, die Rembrandtsche Kreuzerhöhung Christi von Ph. Christfeld. Die spanische Landschaft des Milet von Carl Hainzmann. Eine Teniersche Kirchweih von E. Lefeudure.

Von den Sculpturen zog vorzüglich wegen der ausnehmend geschmackvollen Behandlung des Marmors das Relief mit dachischen Gestalten von Chr. Rauch in Berlin, die Aufmerksamkeit auf sich. Was dieses Meisters kunstreiche Hand so oft geleistet, hat sich auch hier aufs neue bewährt, die Fähigkeit, dem harten Stein Leben, ja Athem, so schien's, und eichheit abzugewinnen. Die durchdringende Kenntniß des menschlichen Körpers und seines Organismus, seiner Gliederung, die den Künstler auszeichnet, gibt diesem Relief den Werth der Natur, und man konnte — von dieser Seite darauf eingehend — an keine Grenze des Wahren und Vollendeten kommen. Was die Composition betrifft, so scheint eine neue Weise, eine neue Verbindung von Linien erstrebt zu seyn, deren charakteristisches Kennzeichen ein kurzes gleichmäßiges Steigen und Fallen ist. Bacchantinnen und ein Faun sind liegend und knieend um einen Tiger und eine Amphore beschäftigt. Offenbar absichtlich wiederholt der Künstler die Richtung der unter fast ganz gleichen Winkeln gebogenen Glieder und gruppirt von beiden äußern Enden nach der Mitte zu abwärts. Hiesigen Kunstfreunden ist es nicht gelungen, ganz in seine Intentionen einzudringen, und so behielt das so schöne Kunstwerk doch eine für Viele verschloßne Stelle.

Peter Schöpf aus München: außer einem Basrelief (Sappho) und einer kolossalen Büste in Marmor, eine lebensgroße männliche Gestalt (Gypsmodell), Oedipus, das Räthsel der Sphinx lösend. Mit halber Kopfneigung, den Zeigefinger der rechten Hand am Knie, mit der Linken Stab und Gewand nachlässig haltend, steht der Held neben der (mehr angedeuteten, als wirklich dargestellten) Sphinx, die fragend nach ihm aufsieht. Das Studium römischer Vorbilder, alter und neuer Kunst und dortiger Naturen gibt diesem Werk seinen entschiedenen Werth. Die Bedeutung der Gestalt ist vollkommen klar aufgefaßt, die Stellung ruhig und sicher; der Charakter, gleich weit entfernt vom Hercules und Antinous, mehr eine Achillesnatur, wenn auch nicht ganz so fein, als diese seyn müßte: edel, kräftig, jugendlich voll und fest. In der Formenausbildung ist ein schönes Maß beobachtet, das an Thorwaldsens Weise erinnert; ihr kommt ein gründliches Erkennen der Structur des Körpers zu statten. Der Gesammteindruck ist durchaus wohlthuend, ohne eine mißfällige, ohne eine gezwungene Bewegung oder Linie. Auch läßt die Figur von allen Seiten ohne Nachtheil des Eindrucks sich betrachten. Anstoß hat bei Manchem die Sphinx gefunden, die als ganz kleines Gebild auf einem Stein an der rechten Seite neben der Statue steht, und von der allerdings keine Ueberwältigung ungeschickter Räthsellöser zu erwarten ist. Die Kunst muß mit den ihr gebotenen Mitteln weise wirthschaften und ein richtiger Takt hieß im vorliegenden Fall den Künstler sparen. Die lebensgroße gefährliche Sphinx hätte die Aufgabe — Oedipus — völlig verrückt; es war keine Charakterschilderung mehr, sondern eine Scene; keine Gestalt, sondern eine Gruppe, und für den Gewinn der Illusion wäre das geistige Leben der Darstellung verloren gegangen. Das ist die rechte Weisheit einer jeden Kunst, daß sie die Aufmerksamkeit des Beschauers unzersplittert auf das Wesentliche lenke, und Schöpf verdient auch in dieser Beziehung vollkommenes Lob, so wie es zu wünschen wäre, daß eine mit so viel Fleiß und Geschick ausgeführte Arbeit eine Ausführung in Marmor erleben möchte.

Unter den **Zeichnungen der Architekten** gab es wenig von monumentalen Bauten. Unter diesen waren zwei Entwürfe zu Basiliken das Bedeutendste. Beide rühren von Prof. Carl Rösner aus Wien her und geben eine Basilica im römischen und eine im spätern italienischen Styl. Es gehört unbedenklich zu den charakteristischen Zeichen unserer Zeit, daß unsre Architekten theils in Auftrag, theils aus freiem Willen nach allen Zeiten und Formen ihrer Kunst greifen, und man möchte sich die Frage stellen: Wie wird einmal unsre Gegenwart als Gesammtheit sich ausnehmen, und woran wird sie zu erkennen seyn? Die Form einer christlichen Basilica, ursprünglich unselbstständig, hat sich, so viel es die sinkenden Kräfte der Menschheit in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung erlaubten, zu einer eigenthümlichen Gestalt entwickelt, die in S. Paul zu Rom, in S. Apolinare zu Ravenna am bestimmtesten hervortritt. Von dem Zeitpunkt an, daß die byzantinische Baukunst darauf einwirkt, und ihr erst Kreuzgewölbe, dann Kuppeln zufügt, wird sie unklar, und nur erst in der Baukunst des Mittelalters schlägt sie in eine neue, wenn auch in der Wurzel mit ihr zusammenhängende, selbstständige Erscheinung um. Wirklichen Werth für architektonische Weiterbildung hat nun wohl zunächst bloß die Wahl solcher Bauformen, in denen ein eigenthümlicher Charakter noch klar und einfach sich ausspricht, Nachbildung von

Uebergangsformen ist offenbar mißlicher Natur. In dem vorliegenden Entwurf der ältern Basilica sind schon Kreuzgewölbe angebracht; der zweite erinnert an die schöne Kirche S. Miniato bei Florenz, und beide tragen das Gepräge einer gemüthvollen Aufnahme jener mannigfach erfreuenden Eindrücke, die uns Italien aller Orten, vornehmlich aber in Rom und dem Kirchenstaat bietet.

ef.

Radirungen.

Bilder und Randzeichnungen zu deutschen Dichtungen, erfunden und radirt von Sonderland. Düsseldorf bei Arnz. 2tes Heft.

Das erste Heft dieser interessanten Kunsterscheinung ist schon früher in diesen Blättern besprochen. Die vier Blätter des zweiten sind ganz besonders geschmackvoll, und technisch noch vollendeter als die des ersten. Die Radirung zu Schillers „Theilung der Erde" enthält acht verschiedene Momente, die sich eben so geistreich zu einem harmonischen Ganzen vereinigen als die Verse des Gedichts. — Auf der zweiten Radirung zu „der Wirthin Töchterlein" von Uhland, ist der Schlußmament dieses Gedichts als Hauptbild ansprechend ausgeführt, und die dritte Radirung zu „der Kuß" von Körner, in einer ungemein freundlich naiven Weise gegeben. Das vierte Blatt ist zwar als Beweis der Vielseitigkeit des erfindungsreichen Sonderland sehr interessant — es gegenwärtigt die Abenteuer des „Pastor Schmolke und Schulmeister Bakel" — doch sind die Figuren der Helden wohl etwas zu karrikirt. Sicher wird dieses zweite Heft die Theilnahme für das Unternehmen wesentlich erhöhen.

F. L.

Nachrichten vom Januar.

Alterthümer.

Vicenza. Man arbeitet hier mit Eifer an der Ausgrabung des römischen Theaters, welches der Architekt Mighiranza entdeckt hat. Man glaubt, es sey das unter Augusts Regierung erbaute, da die Großartigkeit der Anlage, der Reichthum der Marmorverzierungen und Statuen und die große Ausdehnung des Werks auf die schönste Zeit der römischen Baukunst hinweisen.

Paris. Im Mai d. J. hat man bei Marsal (Departe de la Meurthe) in einem Sumpf, welcher einen alten Damm aus Backsteinen, von unbekanntem Ursprung enthält, unter einer vegetabilischen Erdlage, unweit dieses Damms, eine Anzahl Skelette gefunden, welche mit bronzenen Hals- und Armringen, zum Theil von sehr vorzüglicher und geschmückter, selbst mit Email verzierter Arbeit umgeben waren. Eins dieser Skelette zeigte eine Wunde am Schädel, keines derselben aber war mit irgend einer Waffe versehen. Man vermuthet daher, daß dieselben Galliern angehören, vielleicht den Leukern oder Mediomatriciern, von welchen auch die Construction des Backsteindammes herrühren dürfte, welcher bisher von Einigen den Römern, von Andern den Zeiten des Mittelalters zugeschrieben wurde. Merkwürdig ist, daß ein Theil der Hals- und Armringe so eng und geschlossen erscheint, daß sie nur als in früher Jugend zusammengelöthet gedacht werden können.

Liverpool, 4. Jan. Im hiesigen Hafen ist ein altegyptischer steinerner Sarg angelangt, der für das Londoner Museum bestimmt ist. Seine Länge beträgt $8^{1}/_{2}$ F., seine Breite $5^{1}/_{2}$ Fuß. Er ist mit menschlichen Figuren, Hieroglyphen und Emblemen bedeckt. Er stammt aus dem Innern Egyptens, und dessen Transportkosten betragen über 1000 Pfd. Sterl.

Preisbewerbung.

Wismar, 1. Jan. Die hiesige Schauspielhaus-Baucommission hat einheimische und auswärtige Architekten zur Einreichung von Bauplänen nebst Kostenanschlägen für ein hier zu erbauendes Schauspielhaus aufgefordert, und für den zweckmäßigsten einen Preis von 50 Friedrichsd'or ausgesezt.

Versteigerungen.

Paris. Am 19. Januar fand zu Paris die Versteigerung der Gemäldesammlung des Hrn. Biondi statt. Als die vorzüglichsten Bilder derselben nennt man eine Versammlung des venetianischen Raths unter Vorsitz des Dogen von Tizian, eine Geburt Christi von Correggio, eine heil. Agathe von Cigoli und eine heil. Catharina von Carlo Dolce.

Berlin. Das von dem verstorbenen Grafen Potozky hinterlassene und zur Versteigerung ausgesezte Cabinet enthält außer andern Curiositäten eine reiche Sammlung von Dosen aus den verschiedensten Stoffen gearbeitet. Darunter welche mit Emailgemälden von dem berühmten Petitot, welche die wohlgetroffenen Bildnisse von Ludwig XIV., Johann Sobiesky, dem Cardinal Richelieu, Molière, Frau v. Maintenon, Frau v. Sevigné und andern berühmten Personen des 17ten Jahrhunderts enthalten.

Dresden. Hier ist der Catalog über den artistischen Nachlaß des verstorbenen Lehrers an der k. Bauschule, Georg Wagner, erschienen, welcher am 14. März versteigert wird. Er enthält viele interessante architektonische Zeichnungen.

Statistik der Kunst.

Paris, 5. Jan. Im Laufe des vergangenen Jahres sind hier überhaupt 976 Kupferstiche und Lithographien erschienen.

Berlin, 11. Jan. Aus dem Prospecte des bei Herrn Geo. Gropius und unter dessen Redaction nächstens erscheinenden Centralblattes der deutschen Kunstvereine ersieht man, daß die sämmtlich auf der Kunstausstellung in Berlin im Jahr 1838 angekauften Gegenstände den Werth von 26,558 Thaler 9 Sgr. betrugen. Die Bruttoeinnahme der Kunstausstellungen der k. Akademie betrug in den Jahren 1820 bis 1838 zusammen 116,065 Thlr. 9 Sgr. Im Jahr 1820 betrug dieselbe 6865 Thlr. 5 Sgr.; i. J. 1838 12,656 Thlr.

Liegnitz, 5. Jan. Das hiesige Amtsblatt macht bekannt, daß der Baunconducteur Gust. Adolph Frey, welcher den Bau des eingestürzten Kirchthurms zu Erdmannsdorf geleitet, des Rechts zum Betriebe seiner Kunst durch richterliche Erkenntniß für verlustig erklärt worden ist.

Weimar, 26. Jan. Das Regierungsblatt macht in seiner diesjährigen dritten Nummer ein Gesetz zum Schutz des Eigenthums an Werken der Wissenschaft und Kunst gegen Nachdruck und Nachbildung bekannt, das mit den neuerdings in Preußen über diesen Gegenstand publicirten Bestimmungen völlig im Einklange steht.

Wien, 16. Jan. Die in dem Kaiserstaat in Bezug auf den Nachdruck und Nachstich bestehenden Verbote sind auch auf das mechanische Nachformen selbstständiger Werke der plastischen Kunst ausgedehnt worden.

Rom, 18. Jan. Eine neue Verordnung der Akademie von San Luca versagt den jungen Künstlern, die nicht alle Sonntage die Kirche besuchen, den Eintritt zu den Studien des Nackten; man hofft jedoch, daß mit protestantischen Künstlern eine Ausnahme gemacht werde.

Literatur.

London. Von Goethe's Farbenlehre erscheint eine Uebersetzung von dem als Künstler rühmlich bekannten C. L. Eastlake. Der Uebersetzer bemerkt in der Vorrede, er habe keinen Künstler, der mit dem Werke bekannt gewesen, gefunden, der nicht dessen großen Nutzen anerkannt habe, wenn gleich die Theorie in wissenschaftlicher Beziehung vielfach angefochten worden sey.

Paris. F. Fougères und G. Combrouse, Déscription complète et raisonnée des monnaies de la 2e. race royale de France (Suppl. pag. 55 — 58. 4. 5 B. und 10 Kpfr.)

A. H. V. Dufour Atlas de Géographie numismatique pour servir à la descript. des médailles antiques de Mionnet 4. $1^1/_2$ B. u. 7 Kpfr. 20 Fr.

Catalogue des tableaux des écoles espagnole, italienne, flamande etc., exposés dans la galérie du Marquis de las Marismas (Aguado) 12. $6^2/_3$ B.

Traité de la contre-façon et de sa poursuite en justice, ou de la proprieté litteraire et industrielle etc. p. Etienne Blanc. Paris, Raymond 8. Preis 7 Fr.

Vander-Burch (H) Essai sur la peinture de paysage à l'huile, précédé de la nouvelle méthode de peinture à l'aquarelle à l'usage des paysagistes, et suivie d'une revue des differentes écoles depuis le quinzième siècle jusqu'à nos jours. 8.

Amiens. T. Lombart Déscription des monumens les plus curieux, anciens et modernes de la Picardie. Livr. 1. 2. 3. 4 Bg.

Dijon. Compte rendu de l'exposition des produits des beaux arts et de l'Industrie 1837. 8. $9^1/_2$ Bg.

Orléans. Vergnaud-Romagnesi, Rapport sur le département du Loiret, fait à la société pour la conservation des monumens historiques réunie à Tours, le 25. Juin 1838. 8. $^3/_4$ Bg.

Toulouse. Alex. du Mége, Déscription du Musée des antiques de Toulouse. 8. 17 Bg.

Erfurt. Ueber altdeutsche Sculptur, mit besonderer Rücksicht auf die in Erfurt vorhandenen Bildwerke. Ein Vortrag zc. von Dr. Ludwig Schorn. Bei Otto. 1839. 24 S. 4.

Arolsen. Die Speyersche Buchhandlung dahier hat eine „Geschichte und Beschreibung der St. Kilianskirche in Korbach“ von Dr. Louis Curtze und F. v. Rheins angekündigt, welche aus etwa 12 Bogen Text und 8 Lithographien bestehen soll. Drei Abtheilungen des Textes behandeln den Bau und die späteren Schicksale, die artistische Beschreibung und die Geschichte der Prediger an der St. Kilianskirche. Der Subscriptionspreis des Ganzen ist 1 Thlr. pr. Bekanntlich ist diese Kirche vor Kurzem unter Aufsicht des Oberbaudirectors Moller in Darmstadt wiederhergestellt worden, und durch ihren Styl und ihre einfachen eleganten Verhältnisse ausgezeichnet. Moller selbst erklärte, daß sie noch jetzt für protestantische Kirchen als Muster gelten könne, und die Kanzel die schönste ihm bekannt gewordene sey. Von dieser wird das Werk eine Lithographie enthalten. Der Ertrag ist zum Besten der Kirche bestimmt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 21.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 12. März 1839.

Zur Kunstgeschichte.

I.

Ueber den unbekannten Meister aus Cöln bei Ghiberti.

Ich weiß nicht, ob Cicognara ehelich zu Werke ging, als er in dem, was er uns aus dem Manuscript des Ghiberti über den Meister von Cöln mittheilte, verschwieg, daß derselbe auch an seinem frühern Wohnort gemalt hatte! * Die Sternchen nämlich, welche nach abitava aveva folgen, vertreten bloß das Wort picto, welches, wie alles im Manuscript, sehr leserlich geschrieben ist. ** In einer andern, ebenfalls auf dee Magliabechiana befindlichen Handschrift, *** die Notizen über Maler u. dgl. enthält, und nach den Schriftzügen zu urtheilen vom bekannten Borghini herrühren dürfte, ist der aus Ghiberti fast wörtlich entlehnten Stelle über den Meister von Cöln folgendes voangeschickt: „in Cöln, einer Stadt Dentschlands, lebte ein Meister sehr eefahren in der Bildneeei und von dem vorzüglichsten Genie, der Gusmin hieß, und nicht allein in der Bildnerei, sondern auch in der Malerei sich hervorthat, und ein außerordentlicher Zeichner wae“ u. s. w. Ich vermuthe, daß hier ein andeees als das jezt in der Magliabecchiana befindliche Manuscript des Ghiberti voelag, welches bekanntlich eine alte Copie aus dem 15ten Jahrhundert ist. Nach der Art und Weise, wie die Italiener schon von früh an, und namentlich Ghiberti, fremde Namen coreumpirten, wird es wahrscheinlich, daß bei diesen Auszügen das wirkliche Original des Ghiberti benuzt, und etwa Goswin oder gar Guilielm verstanden wird. Ich muß dahin gestellt seyn lassen, wee hier gemeint seyn kann, und füge nur noch die Bemerkung hinzu, daß in florentinischen Urkunden des 15ten Jahrdundeets hin und wieder deutsche Künstler und Handwerker genannt werden. Der Ankauf von flandrischen Teppichen wird in mehreren an die Mediceer gerichteten Briefen besprochen. Die Zunft der Tuchweber führt einige Male Weber aus Cöln an, die für sie beschäftigt waren; die Republik empfiehlt im J. 1457 dem Cardinal Colonna einen Johannes, Heinrichs Sohn, aus Deutschland, der nach Rom ging, und als scultor egregius presertim in crucifixis effingendis bezeichnet wird. Im Allgemeinen aber bieten sich Beziehungen der Art zu Deutschland, selbst bei sorgfältigstem Quellenstudium, viel seltener dar, als man nach andern historischen Andeutungen vermuthen sollte. — Dafür aber kann ich hier das Werk eines deutschen Malers nennen, welches ich noch voe einigen Jaheen im Hause Puccini zu Pistoja sah. Die Mitte desselben stellt eine Madonna mit dem Kinde, von Engeln umgeben, dar, auf den zwei Seitenflügeln sind im Innern der Stifter und die Stifterin des Bildes mit ihren Kindern, und außen, in einer Art von Chiaeoseueo, der Engel und die Verkündigte angebracht. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich in dem auf dem Bilde befindlichen Monogramme den Namen Hugo van der Goes erkenne. Zeigt doch das Ganze nicht allein in den Hauptabtheilungen, sondern auch in Auffassung nnd Ausführung die Uebereinstimmung mit der Tafel von Sta. Maria Nuova in Florenz.

* Storia della Scultura T. I. p. 368. 369. — Anderes, was die Auffindung bedeutender Statuen betraf, habe ich im verflossenen Jahr in dem Bulletino des archäologischen Instituts zu Rom nachgetragen.

** So ist es auch in der zweiten Ausgabe von Cicogn. St. d. Sc. Octav. Bd. IV. S. 217 bereits abgedruckt. Redaktion.

*** Class. XVII. Nr. 17.

II.

Francesco, Sohn des Gentile aus Fabriano.

Es ist mehe als zweifelhaft, ob der berühmte Gentile aus Fabriano auch den Namen Francesco führte,

wie der Marchese Ricci * behauptet hat, weil er mit vielen Andern ein Porträt für Gentile hielt, das ich jezt dem Francesco, einem bis dahin gar nicht gekannten Sohne des Gentile vindiciren kann. Dies kleine, kaum einen Fuß hohe Bild, im Besitz des Hrn. Vincenzo Serafini in Fabriano, stellt einen kräftigen Mann ohne Bart en face vor, der in der Blüthe der Jahre sich befinden mag. Sein dunkles Haar, das fest anliegt, und gescheitelt, in große Massen vertheilt herabhängt, ist von einem rothen Käppchen bedeckt. Von dem grünen Untergewand sieht man an den Aermeln einige Spuren; das rothe bis an den Hals hinaufgehende Obergewand kehrt bei Florentinern der Zeit und auch in Umbrien gerade in diesem Schnitt wieder, so daß man schon deßhalb nicht an eine bestimmte Würde denken durfte, welche die Republik Venedig dem Gentile seiner Verdienste wegen ertheilt haben soll. Die Spitzen seiner rechten Hand ruhen auf einem kleinen weißen Leisten, der als Fensterbrüstung dienend, in schönen römischen Lettern von schwarzer Farbe folgende Inschrift trägt: Franciscus Gentilis de Fabriano pinxit. Ein brauner Teppich bildet den Hintergrund; nur an der linken Seite, wo die Mauer nicht bedeckt ist, hängen einige Früchte herab. Obwohl das Bild in ziemlich schlechtem Zustande ist, so läßt sich doch so viel ganz deutlich erkennen, daß der graue schmutzige Ton desselben gar nichts zu thun hat mit dem gelblichsaftigen, fettlichen Colorit, welches Gentile seinen Fleischpartien auf eine für jene Zeit so überraschende Weise zu geben weiß, daß man einen Ueberzug mit Oelfirniß annehmen möchte.** Von dem Gold, von den beblümten Gewändern, die Gentile in so geschmackvollem Ueberfluß anzubringen liebt, keine Spur; ein sehr individuelles Gesicht, magere, wohl nach der Natur gezeichnete Hände, knöcherige Finger mit strenger Andeutung der Gelenke, verrathen den mehr ernsten und sorgfältigen, als gerade gefühlvollen Zeichner, welcher mit der Schule von Padua in Verbindung stand. Scheint doch auch das Büschel Früchte auf das Bestimmteste dorthin zu weisen; eine Besonderheit, die Squarcione als Erinnerung an antike Reliefs anzubringen, seine Schüler aber in unerläßlicher Weise gleichsam als Wappen ihrer geistigen Herkunft stets zu wiederholen pflegten. Und nicht allein an diesem Beispiel zeigte sich in der Mark der Einfluß der paduaner Schule; Antonio, ebenfalls aus Fabriano, ward später dem Gentile untreu, und ergab sich derselben Richtung.

* Memorie Storiche delle Arti della Marca di Ancona. T. I. p. 145 seq.

** Dem Anonymo des Morelli (Notizie etc. p. 57) ist dasselbe aufgefallen. Er beschließt die Beschreibung von zwei Porträts: Sono pero detti ritratti molto vivaci, e sopratutto finiti e hanno un lustro, come se fossino a oglio, e sono opere lodevoli.

Diese und andere Zweifel, welche ich zu wiederholtenmalen dem Besitzer des Bildes geäußert hatte, welcher in demselben ein eigenhändiges Porträt des Gentile sehen und nicht bedenken wollte, daß er sich dann doch schwerlich en face vorgestellt hätte, wurden zur Gewißheit erhoben, als ich vor Kurzem in Fermo ein anderes Bild mit derselben Inschrift zu Gesicht bekam. Die Gebrüder de Minicis, durch die Ausgrabung des einige zwanzig Miglien von Fermo entlegenen Theaters von Fallerone rühmlichst bekannt, so unermüdlich in ihrem Eifer, daß sie in wenigen Jahren in einer Provinzialstadt eine bedeutende Sammlung von Anticaglien und mittelalterlichen Kunstwerken, von Spiegeln, Waffen, Arbeiten aus Elfenbein, Münzen, Medaillen u. s. w. zusammenbrachten, nicht minder gefällig und liebenswürdig gegen Fremde, erstanden vor einiger Zeit um einen wohlfeilen Preis eine Tafel, die aus der Gegend von Fabriano kam, und gegen drei Fuß hoch seyn mochte. Der Name auf diesem Bilde ist dem andern gleich: Franciscus Gentilis de Fabriano, — der Gegenstand die Heimsuchung der Jungfrau. Schon die merkwürdige Weise, diese Vorstellung aufzufassen, läßt nicht an Gentile denken, der hergebrachten Typen sich anschloß, und den innerhalb derselben gebotenen Kreis technisch weiter bildete, nie aber auf einen Vorwurf einging, der von der katholischen Kirche gerade zu verworfen war. Beide Frauen geben sich hier auf sehr innige Weise die Hände; die Madonna schmückt ein braunrothes Untergewand, über dem der blaue Mantel von der Schulter herabfällt und den Untertheil ihres Körpers freiläßt. Der Gang der Falten, namentlich die Parthien ums Knie, erinnern deutlich an die Schule von Padua, bestimmter an den derselben Schule entsprossenen Bartolomeo Vivarini. Ihr Haar ist hinten zusammengebunden; auf ihrem Haupt ruht ein Schleier. Ganz ähnlich ist die Elisabeth gekleidet, doch fällt ihr brauner Mantel vom Haupt herab und bedeckt den ganzen Körper; eine Art von Turban ziert ihren Kopf, ihren Hals ein Tuch, das ihr ein nonnenartiges Ansehen gibt. Vor dem Unterleib der Madonna steht der Embryo eines kleinen Christus in Nimbus und Strahlen, nackt, den kleinen Johannes segnend, welcher bei der Elisabeth an derselben Stelle in ganz ähnlicher Weise dargestellt ist. Ueber den zwei heiligen Frauen schwebt die Taube, hinter ihnen ist ein damastener Teppich ausgebreitet, an dem auf der rechten und linken Seite wieder die Früchte herabhängen. Der Ton, ganz wie bei dem Bilde in Fabriano, ist grau und namentlich in den Schatten undurchsichtig; die Gewänder sind leicht schraffirt, wie an einem h. Hieronymus von Antonio aus Fabriano, * durch welchen Francesco so eigenthümlich bestimmt seyn mochte. Genau und mit

* Dies Bild befindet sich im Hause Castrica zu Fabriano.

Sorgfalt modellirt sind die Hände, die Köpfe sehr ordinär; von Gentile's feiner Nüancirung, von der großen Schönheit seiner Physiognomien keine Erinnerung, vom Goldschmuck keine Spur mehr. Höchstens im Nimbus wird er noch spärlich angetroffen.

(Fortsetzung folgt.)

Archäologie.

Brevi cenni di un monumento scoperto a Porta Maggiore del cav. Luigi Grifi. Roma 1838. Fol. pag. 11 mit 3 Tafeln in Steindruck.

Die vorliegende Schrift enthält den Bericht eines Augenzeugen, der in seiner amtlichen Stellung der Aufdeckung eines höchst merkwürdigen Grabmonuments hart an der Porta maggiore in Rom beizuwohnen Gelegenheit hatte. Der Aquaduct des Claudius, welcher dieses großartige Stadtthor bildet, war bis zu Anfang dieses Jahres von Thürmen und rohem mittelaltrigem Gemäuer in der Art verdeckt, daß die Großheit und Pracht des Werks, namentlich von der Campagna her, sehr gedrückt erscheinen mußte. Die Commission für Erhaltung der Alterthümer in Rom hatte daher den Vorschlag eines seiner Mitglieder, des Architekten Valadier, angenommen den alten Bau von dieser behindernden Hülle zu befreien. Im Februar dieses Jahres begannen die Arbeiten. Bei der Abtragung des einen Thurmes kam sehr bald ein Basrelief zum Vorschein, welches den Fries zu dem jetzt bis zu seinen Fundamenten aufgedeckten Grabdenkmal des M. Virgilius Eurysaces bildet. Bei weiterem Verlauf der Arbeiten stieß man auf zwei zusammengruppirte Marmorstatuen einer Togafigur und einer römischen Matrone, die man beim ersten Anblick um so lieber als zu dem Monument gehörig erachtete, als eine gleichzeitig aufgefundene Inschrift der Gemahlin eines Mannes erwähnte, dessen öfter wiederholter Name erst weiter unten an einer Art von Architrav zum Vorschein kommen sollte. Die erwähnte Inschrift ist nicht bloß mit alterthümlicher Einfachheit abgefaßt, sondern zeigt auch in Schriftzügen und Rechtschreibung eine Epoche an, die in den Uebergang von uralter republikanischer Sitte zu dem Anfang des Kaiserreichs fällt. Ihr Inhalt ist folgender:

Atistia war meine Gemahlin — sie lebte als eine treffliche Frau — deren körperliche Reste — so weit sie übrig sind — in diesem Brodmagazin sind. *

Jetzt da das ganze Grabdenkmal mit seiner regellosen phantastischen Architektur vorliegt, denkt wohl Niemand mehr daran, die vorerwähnten Statuen, welche den Kunststyl der Zeit der Antonine zeigen, dem Monumente zu vindiciren. Dies um so weniger, als für ihre Aufstellung an demselben kaum ein schicklicher Platz übrig bleibt.

Dieses wunderliche Grabgebäude nun stellt uns eine Art von Brodmagazin vor Augen, wie sie vielleicht in gleich bizarren Formen bei den alten Römern üblich waren. Der Plan desselben ist ganz unregelmäßig, er hat die Gestalt eines Trapeziums, ohne daß ein Winkel dem andern entspricht. Die Gesammtform desselben scheint durch die beiden alten Straßen, welche dieses Grabmal in divergirender Richtung bestrichen, bedingt gewesen zu seyn.

Auf der Seite nach der Campagne hin ist das Gebäude zerstört und seiner Façade beraubt. Die anderen drei Seiten sind bis auf die Corniche über dem Fries, von der zerstreute Reste übrig sind, wohl erhalten. Auf tangirenden Säulen und Pilastern, welche die Ecken bilden und auf den größeren Seiten zwischen je zwei Säulen, auf der dritten kleineren zwischen den beiden daselbst vorhandenen in der Mitte stehen, ruht eine Art von Architrav, auf welchem man die Inschrift des Besitzers liest, die an den beiden Längeseiten das einemal am Anfang, das anderemal am Ende fragmentirt ist. An der dritten kleineren Wand hat sie sich ganz erhalten und ist aus Mangel an Raum in zwei Zeilen geschrieben. Sie lautet folgendermaßen:

Es ist dies das Monument des Marcus Vergilius Eurysaces Bäcker-Pächters wie man sieht *

Die doppelte Wiederkehr des Verbums est und apparet findet in der Inschrift der Atistia hinreichende Analogie und ist für den Lapidarstyl durchaus nicht befremdend. Man braucht daher keineswegs an eine Abkürzung des Wortes Apparitoris in Apparet. zu denken, wie hier ziemlich allgemein geschieht.

Ueber dem beschriebenen Architrav erhebt sich ein Ueberbau, der zwei horizontal übereinander gestellte Reihen runder Löcher zeigt, deren Anzahl durch die entschiedene Länge der Seiten bedingt ist, so daß auf der kleineren nur zwei derselben neben einander erscheinen. Diese Löcher werden von einer Art von Cylindern, die nach innen geschlossen sind, gebildet. In der Mitte derselben zeigt sich ein eiserner Stift, durch den etwas befestigt gewesen zu seyn scheint. Man hat an Metallrastellen gedacht,

---

* FVIT ATISTIA VXOR MIHEI
FEMINA OPITVMA VEIXSIT
QVOIVS CORPORIS RELIQVIAE
QVOD SVPERANT SVNT IN
HOC PANARIO

* EST. HOC. MONIMENTVM. MARCEIVERGILEI. EVRYSACIS PISTORIS. REDEMPTORIS. APPARET
In der Wiederholung auf der Rückseite liest man MARCI statt Marcei und VERGILI statt Vergilei.

was mit der alterthümlichen Einfachheit des Ganzen nicht zu stimmen scheint. Zu verwundern ist es, daß man nicht auf jene gewichtähnlichen Wecken geachtet, die an dem untern Ende einen ähnlichen Eisennieth zeigen und für das Ganze eine geeignete Zierrath darzubieten scheinen.

Der figurenreiche Fries, welcher die erste Anzeige des Vorhandenseyns dieses Monuments gegeben hatte, läuft oben umher. Die Vorstellung ist roh, zeigt aber von einer gewissen Fertigkeit der Steinarbeit. Zu einer feinen Ausführung war der poröse Travertinstein außerdem nicht geeignet. Man sieht auf der einen der drei erhaltenen Seiten die Arbeiten in einer Mühle dargestellt. Zwei Mühlsteine werden durch Esel in Bewegung gesetzt. Mehrere Mühlknappen sieben das gewonnene Mehl durch, dessen Feinheit ein Aufseher in der Hand zu untersuchen scheint. — Auf der schmalen Seite werden die Brodkörbe auf einer großen Wage gewogen. Drei Magistratpersonen führen die Aufsicht über dieses Geschäft. Nach der Seite hin, wo diese sich befinden, d. h. dem Beschauer zur Rechten eilen die Bäckerjungen, ganz den noch heute üblichen römischen Cascherini entsprechend, hinweg, während andre ebenfalls mit Brodkörben auf den Schultern herbeistürzen. — Die dritte Seite scheint eine Art von Knetemaschine, welche durch einen Esel, wie die Mühlen, getrieben wird, darzustellen. Der Teig wird von mehreren Bäckergesellen auf zwei Tafeln zubereitet und von einem Bäcker in den dabeistehenden Ofen geschoben.

Es ist Herrn Grifis Verdienst zuerst auf die Reste von Stucco aufmerksam gemacht zu haben, mit denen die Basreliefs namentlich und ferner auch das ganze Monument überzogen gewesen. Die Reliefs scheinen auf diesem Wege ihre Vollendung erhalten zu haben. Dieser Ueberzug war außerdem gefärbt. An den Körben auf den Schultern der Bäckerjungen will man Spuren von gelber, an dem Wagebalken von rother Farbe entdeckt haben. Auch an den Seilen und dem oberen Würfel sollen sich ähnliche Spuren von einem rothen Anstrich gefunden haben.

Das Alter dieses Grabgebäudes anlangend, so kann es nicht uralt seyn, wegen des Vorkommens des Ypsilon in dem Namen des Eurysaces, und nicht später als der Aquaduct des Claudius, weil nach einem Gesetz, das uns Frontinus aufbewahrt und an das Hr. Grifi passend erinnert, jedes Gebäude, das in der Nähe von Brunnen, Wasserleitungen rc. errichtet werden sollte, wenigstens 15 Fuß entfernt seyn mußte. Das Monument des Eurysaces hält nun diese Distance nicht; es steht viel näher an dem prachtvollen Wassercastell des Claudius. — Wenn man sich darüber hat wundern wollen, daß Claudius seinem kolossalen Prachtbau gegenüber ein so messines Grabdenkmal habe dulden können, welches jenen immer auf eine einigermaßen unvortheilhafte Weise verdeckt, so hat man das alte Gräberrecht zu wenig beachtet, welches auch in den Kaiserzeiten volle Geltung behalten zu haben scheint.

Die Entdeckung dieses Monuments ist eben so überraschend als interessant. Für die Kenntniß der alten Sitte sowohl, als für die Kunstgeschichte ist seine Erscheinung von Wichtigkeit. Obwohl es mehr in seiner gänzlichen Regellosigkeit und man kann sagen, in einer gewissen Rohheit originell auftritt, so bietet es auf der andern Seite viele Elemente einer ganz eigenen Gattung dar, nach denen man sich anderweitig vergebens umsehen würde.

Die Abbildungen, welche die vorliegende Abhandlung begleiten, zeichnen sich eben nicht durch Genauigkeit aus. In den Basreliefdarstellungen finden sich sehr viele grobe Nachlässigkeiten vor, die so weit gehen, daß man an einigen Stellen sogar ganze Figuren vermißt, welche das Original darbietet. Dabei geben sie indessen einen hinreichenden Begriff von dem Ganzen.

Carlsruher Kunstausstellung. September 1838.

(Fortsetzung.)

„Ein Kind mit seiner Wärterin,“ von August van der Embde. Das Bild spricht an durch das schöne Gesicht der Wärterin, und durch die vielen gutgemalten weißen Baumblüthen, welche sich vor das Fenster ziehen, woraus Mädchen und Kind schauen, kommt ein besonderer Ausdruck des Zarten in des Bild. Soll ihm eine Idee unterliegen, so wäre es die, ob Unschuld oder Schönheit mehr gefallen könne.

„Eine Beduinen-Attaque,“ von Monten in München. Der Orientalismus in diesem Bilde überrascht. Kühnheit und Geist walten wie in einem Sturme. Man hört die Pferde schnaufen und träumt sich in eine Geisterschlacht.

„Ein Mädchen aus Wettersbach,“ von Weber in Mannheim. Die Manier Webers im Genre ist zu loben. Es gefällt, wenn man einen Portraitmaler auch in einem andern Felde der Kunst tüchtig findet.

„Bauernmädchen vor einer Hütte,“ von Kreul. Naiv, gemüthlich, schöne Ausführung. Wenn sich das Innere eines Künstlers mit schönem Charakter ausspricht, zieht es auch andere Gemüther unwiderstehlich an.

„Zwei männliche Portraits,“ von Epple. Nicht ohne gewisse Tüchtigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№. 22.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 14. März 1839

Zur Kunstgeschichte.

(Fortsetzung.)

III.

Das Grabmal des heiligen Domenicus in Bologna.

Gewiß war es nicht zum ersten Male, daß in unsern Tagen dies Werk dem Niccola Pisano abgesprochen wurde. Schon Vasari, der sich auf seinem langen Wege nicht immer des früher Gesagten genau entsinnen konnte, trat im Leben des Michel Angelo mit der Behauptung hervor, daß dies Werk vom Giovanni Pisano herrühre; doch zeigt das „come si disse," was er hinzufügt, daß hier ein bloßes Versehen obwaltet. Ihm ungefähr gleichzeitig war Pietro Lamo aus Bologna, ein Schüler des Innocenzo d'Imola, wie man meint, und Verfasser einer unvollendeten Guida, die jezt noch in Bologna in manchen Häusern handschriftlich gefunden wird.* Unter die Menge geradezu falscher und unhaltbarer Sachen, die Lamo zu Tage gefördert, kann auch diese gerechnet werden, daß das Grabmal einem noch ältern Meister als Niccola zugeschrieben werden müsse. Wie man auch über das Werk entscheide, für älter als Niccola wird es heut zu Tage Niemand mehr halten. Einer nähern Kritik hat ebenfalls Herr E. Förster in seinen Beiträgen zur neuern Kunstgeschichte dieses Denkmal unterworfen, und darauf ermitteln wollen, daß das Gepräge des Ganzen, das nach Vasari um 1231 fallen, und mithin Schöpfung eines Jünglings seyn müsse, eben so wenig die Schärfe und Entschiedenheit von Jugendwerken, als Uebereinstimmung mit den andern Arbeiten des Niccola zeige, und deßhalb nicht diesem, sondern eher einem andern, uns aus Pistoja bekannten Meister beizulegen sey.

Was das frühere Leben unsers Künstlers betrifft, so sind wir bekanntlich sehr schlecht über dasselbe unterrichtet.

* Ich habe das Original benuzt, das sich jezt im Besiz des Hrn. Prof. Bianconi befindet.

Daß die Arbeit über der Seitenthür des Doms von Lucca unter seine ersten Arbeiten gehöre, ist eine vielfach wiederholte Angabe; daß sie aber, wie Hr. Förster angibt, urkundlich als ein Werk des Niccola Pisano vom J. 1233 erwiesen sey, ist falsch.* Bekanntlich sind kunstgeschichtliche Urkunden aus so früher Zeit sehr, ich setze hinzu, aus den dreißiger Jahren des dreizehnten Jahrhunderts außerordentlich selten. Auch im vorliegenden Fall widerlegen die angezogenen Memorie diese Erfahrung keineswegs; kein Contract, ja nicht einmal eine Zahlung berichtet uns Näheres über diese Kreuzabnahme. Und würde die Arbeit eines neunundzwanzigjährigen Jünglings geradezu ein Jugendwerk heißen können, „dessen Bewegungen wie die eines Kindes linkisch sind, dessen Auge aber durch Tiefe und Klarheit fesselt?" (S. 17.) Neunundzwanzig Jahre zählte damals Niccola, wenn es anders irgend feststände, daß das genannte Werk vom J. 1233 datirte.**

Nahm man einmal an, daß die lucchesische Arbeit aus diesem Jahr herrühre, so mußte freilich die Angabe des Vasari vom Grabmal des h. Domenico dazu in den ärgsten Contrast treten. Dabei bleibt aber zu fragen, in wiefern Vasari hier Glauben verdient, und ob, wenn er in einem chronologischen Irrthum betroffen wird, dies auf einmal ein Hauptargument gegen seine ganze Erzählung seyn kann? Ich will versuchen, zunächst auf die erste Frage zu antworten.

Nichts hat mir von jeher so sehr seine Angabe zweifelhaft gemacht, als die erst im J. 1234 erfolgte Canonisation des h. Domenico. Darstellungen von Einzelnheiten, Wundern u. dgl. aus dem Leben eines Heiligen,

* S. 16 wird ohne nähere Angabe der achte Band der Memorie etc. citirt; man sucht die Urkunde vergebens in demselben.

** Der Brunnen in Perugia, an welchem Niccola im Jahr 1278 vierundsiebenzig Jahr alt genannt wird, und die Werke Vermiglioli's über denselben sind Hrn. Förster leider unbekannt geblieben.

ehe sie von der Kirche öffentlich untersucht und sanctionirt waren, sind im katholischen Cultus überhaupt schwer, über dem Grabe des h. Domenico unmöglich zu denken. Auch fehlte in der That noch viel daran, daß man dem Gründer des Predigerordens so früh schon eine Ehre der Art erwies. Melloni, dem wir nicht nur über das Leben des h. Domenico, sondern, was uns hier näher angeht, über den Bau des Grabes die schönsten Notizen verdanken, berichtete schon vor langer Zeit, * daß der Körper des Heiligen, obwohl im J. 1221 in der Kirche S. Niccolo delle Vigne versenkt und sogleich Gegenstand großer Verehrung, doch später beim Bau des Klosters und der Kirche wenig beachtet ward, und so in einem Zustande vager Vernachlässigung fast elf Jahre verharrte. „Kurz vor der Canonisation, den 23. Mai 1233,“ so erzählt Fra Leandro Alberti, ** ebenfalls Mönch des Predigerordens, „ließ man den Körper von dem Orte, wo er bis dahin verblieben, feierlichst an einen andern Platz und in ein für jene Zeit sehr ehrenvolles, marmornes Grab bringen. Und hier,“ fährt er weiter fort, „ruhte der h. Körper, bis jenes prächtige Werk von weißem Marmor und von **wunderbarer Arbeit** (moraviglioso artificio) errichtet ward, in dem er jezt eine würdige Stätte gefunden.“ „Ja (so Pio bei Melloni) die Bescheidenheit (umiltà) des ersten Denkmals, bloß aus einfachem Stein, in roher Gestalt und viereckig, ward den Vätern Veranlassung, aus allen Gegenden Europas sich Almosen zu sammeln, und die Sorge für ein schöneres Monument einem höchst würdigen **Pisaner Bildhauer** zu übertragen, der es aus dem glänzendsten Marmor neu erschuf und mit einigen Wundern des Heiligen verzierte.“ Um welche Zeit dies geschehen, erzählt er selber nicht; Melloni aber theilt ein Document mit, das mir auch darüber weiter keinen Zweifel zu lassen scheint. „Bei einem,“ so lautet die Urkunde, *** „zu Bologna abgehaltenen Kapitel ward am 5. **Juni des J. 1267** der allerheiligste Körper des gottseligen Vaters Domenicus, des Gründers dieses Ordens, aus dem **steinernen, nicht mit Bildwerken verzierten Grabe** in das **marmorne, mit Bildwerken geschmückte** versezt.“

Wie man schon im J. 1233 mit Rom unterhandelte, und den ersten Wechsel des Orts betrieb, ehe noch die eigentliche Heiligsprechung erfolgt war, mochte auch dies große Denkmal schon vollendet seyn, ehe die feierliche Versetzung des Körpers durch den Erzbischof von Ravenna vorgenommen werden konnte. Im J. 1267 nämlich arbeitete Niccola Pisano in Siena an dem Pulpitum, das ihm schon 1266 verdungen war. Von 1260 (es ward in diesem Jahr die Kanzel in Pisa beendigt) bis 1266 verlieren wir ihn ganz aus dem Gesichte; es wird nach dem Gesagten mehr als wahrscheinlich seyn, daß diese Lücke durch das Denkmal in Bologna ausgefüllt ward.

Fällt somit der erste, und eigentlich der Hauptgrund gegen die Echtheit, so ist der zweite Einwurf seinem Wesen nach auch damit erledigt. Schärfe und Härte eines Jugendwerks darf man nun eben so wenig erwarten, als eine weiche und glatte Ausführung in so später Zeit befremden kann; andere Eigenthümlichkeiten aber lassen sich auf folgende Weise begreifen.

Es wäre sehr wünschenswerth gewesen, daß Herr Förster uns die Aperçu's „von unbestimmten und weichen Formen, von etwas verschwommenen Zügen ohne besondern Ausdruck, von langen, ja sehr langen Verhältnissen,“ an den einzelnen Darstellungen und Figuren etwas näher nachgewiesen hätte. Die **Gegenstände** wären uns dann vielleicht richtiger bezeichnet, und die eigenhändigen Arbeiten des Niccola von andern seiner mithelfenden Schüler unterschieden worden. Die Vorderseite nämlich stellt allerdings den Sturz des römischen Jünglings und seine Erweckung vom Tode, die Verbrennung der ketzerischen, zugleich aber auch die Erhaltung der orthodoxen Bücher dar, auch gibt die linke Seite die bekannte wunderbare Speisung des mit seinen Mönchen zu Tisch sitzenden Heiligen, * an der rechten aber sehen wir nicht allein, wie Petrus und Paulus dem vor ihnen knieenden Domenico Buch und Stab übergeben, sondern zugleich daneben in einer andern Abtheilung, wie er selbst, nun gleichsam sanctionirt, die Ordensregel einem andern Bruder überreicht, der vor ihm steht und sich wie zum Knieen zu beugen scheint. Jede der zwei Abtheilungen der Rückseite ist in sich dreifach gegliedert. Zuerst erblicken wir Reginaldo besinnungslos in den Armen eines ihn stützenden Jünglings; die Madonna in Begleitung von zwei Jungfrauen

* Vita di S. Domenico in den Atti e Memor. degli Uomini illustri in santità; Bologna 1788.

** Hist. di Bologn. lib. X. dell. Dec. I. Diese Notiz von Fra Leandro verdient allen Glauben. Der Marchese Virgilio Davia in Bologna, dem ich für so manche hieher gehörige Nachweisung verpflichtet bin, beschwichtigte mein Bedenken gegen die Glaubwürdigkeit des genannten Autors durch die Angabe, daß Fra Alberto sich in Kunstsachen als gut berichtet erwiesen, und z. B. der Erste gewesen, den bekannten Bildhauer Alfonso Lombardi als **Lucchesen** zu bezeichnen.

*** Testimonianza del B. Fr. Bartolommeo Braganzio dell' Ord. de Predicatori, Vescovo di Vicenza intorno alla seconda Traslazione del Corpo di S. Domenico (bei Melloni p. 215 sqq.). — Cum itaque in generali capitulo — archiepiscopus Ravennas (anno a. Nat. Dni. MCCLXVII — V. Junii) sanctissimum corpus — de **tumulo lapideo non coelato ad marmoreum et coelatum** cum debita reverentia et debita devotione transtulerit.

* Hr. Förster: „An der entgegengesetzten Seite ist eine gedeckte Tafel, an der Mönche von unsichtbarer Hand gespeist werden.“

erscheint dem auf dem Lager Hingestreckten, gibt ihm die Gesundheit wieder und zeigt ihm das Ordensgewand; und endlich sehen wir ihn neben dem h. Domenico sitzend, welcher durch seinen Händedruck ihn von Versuchungen zu befreien wünscht. — Dem schlafenden Papst begegnen wir im Innern der zweiten Abtheilung; aus Furcht und Staunen erhebt er die linke Hand, und sieht mit seines Geistes Auge den Einsturz des Lateran, dem allein die starken Schultern des h. Domenico Einhalt thun können. Auf dem Stuhl Petri scheint daneben derselbe Papst die Regeln zu untersuchen, welche der Heilige knieend ihm darreicht, und dieselben zuletzt, als anerkannt und gebilligt, ihm zurückzustellen.* Eine Madonna mit dem Kinde nimmt die Mitte der Vorderseite, Christus die der Rückseite ein; die vier Ecken schmücken die Doctoren der Kirche.

Die hier zuletzt genannten Nebenfiguren verrathen allerdings sowohl in Composition als in Ausführung kaum mehr als handwerksmäßiges Geschick; die langen Proportionen müssen an ihnen Jedermann auffallen. Man darf sich nicht verhehlen, daß an der Rückseite ebenfalls diese, und in der Behandlung des Reliefs noch andere Mängel zu erkennen sind. Die wundervolle Benutzung des Raumes und die Einfachheit der Anordnung, welche uns in den zwei Reliefs der Vorderseite überraschen, verschwinden hier gänzlich; die Compositionen und somit die Figuren werden unverständig gehäuft, die Köpfe groß und ohne Ausdruck, die Gewänder, so ziemlich in gleichen Winkeln gebrochen, umhüllen die Gestalt ohne Gefühl und ohne Rücksicht für das Nackte, die Extremitäten erscheinen in jeder Beziehung vernachlässigt. Nur im Allgemeinen läßt die Gehabung der einzelnen Figuren die jedesmalige Absicht des Künstlers erkennen.

Aber wer wird dies dem Niccola beimessen, oder gar daraus einen Grund gegen die Echtheit des ganzen Werks entnehmen wollen? Im J. 1231 freilich werden ihm keine Schüler zu Gebote gestanden haben; da er aber im J. 1266 nicht allein seine Gesellen ausdrücklich nennt, sondern sogar Löwen und Capitelle für Kanzeln im Voraus fertig hat, wird man um dieselbe Zeit wohl Theilnahme seiner Freunde an diesem Werke voraussetzen können. Und wo konnte er diese passender arbeiten lassen, als in Nebenfiguren und an der Rückseite, die dem Auge des Beschauers immer verborgener bleiben mußten?

Von diesen Werken sind aber die Reliefs der Vorderseite (mit Einschluß der Madonna), die zwei Seitenwände und der Christus der Rückseite ganz und gar verschieden. Ich kann hier, wenn nicht durchaus in Allem, doch im größten Theile nur Niccola's eigene Hand erkennen; ja ich glaube, Niemand, wer sich längere Zeit mit den Arbeiten dieses Künstlers beschäftigt, wird es für Uebertreibung halten, wenn ich die Erweckung des Jünglings, die Ketzerscene und die Madonna für das Schönste halte, was je aus seiner Werkstätte hervorgegangen. Die Behandlung des Reliefs ist freilich von den Kanzeln in Pisa und Siena, aber dann auch wieder von einem sehr bestimmten Gesetz verschieden, welches sich an der Kanzel von St. Giovanni Fuoreivitas in Pistoja erkennen läßt. Es zeigt eben den wahrhaft künstlerischen Sinn Niccola's, kleinere, mehr friesartige Räume anders zu füllen, als größere, eher selbstständig hervortretende und in die Höhe gehende Platten — ein Sinn, der sich gerade in dieser Weise wieder an den ebenfalls kleineren Tafeln des Brunnens von Perugia manifestirt. Mit dieser Arbeit steht überhaupt das Bologneser Werk in nächstem Zusammenhang; sie sind eins ohne das andere ihrem künstlerischen Werthe nach nicht zu verstehen. Beide sind durch dieselbe Beobachtung des gewöhnlichen Lebens ausgezeichnet, beide durch das an weltlichen Personen wiederkehrende Costüm kenntlich — lauter Eigenthümlichkeiten, die wir bei seinen Schülern vergebens suchen. Solche der Falknerei entnommene Motive, die Niccola sowohl in der Wirklichkeit, als in gleichzeitigen Miniaturen gesehen haben mochte, sind hier bei der Speisung an den Dienern, an dem todten Jüngling mit seinem Pferde, und selbst an den Ketzern wieder zu erkennen. Die große Klarheit der Composition — welche Cicognara an unserm Denkmal hinriß — ist beiden Werken sowohl in einzelnen Figuren, als in ganzen Gruppen gemein, und als ein Resultat der glücklicheren Behandlung des Reliefs anzusehen. In diesen schöneren Darstellungen sind die Umrisse auch bestimmt, ohne hart, gefühlt und weich, ohne oberflächlich zu seyn. Die Verschiedenheit der Trachten schloß schon die Monotonie der Falten aus, welche bei den andern Vorstellungen ermüdet; die Mönchsgewänder und Togen zeigen bei aller Leichtigkeit der Behandlung noch so viele Sorge für Durchführung und Beendigung, als wir von einem in seiner Kunst ergrauten Mann nur erwarten können. — Ob diese Scenen einer lebhaften Phantasie und einer starken Empfindung entbehren (S. 16), lasse ich unberührt, da diese Bemerkung, so hingestellt, ganz subjectiv erscheinen muß. Gewiß ist, daß bei einer wunderthätigen Speisung, bei einer Belehnung mit Stab und Buch nicht leicht andere als ruhige Gefühle der Verwunderung und des Dankes zum Vorschein kommen — Manifestationen, die in dem Gegenstande gegeben und deßhalb dem Künstler weder im guten noch im schlimmen Falle anzurechnen sind. Immer wird zu bedenken seyn, daß, da das Werk nur geringe Höhe haben konnte, und die Reliefs zunächst nur verzieren sollten, man gerade Ursache hatte, so stark bewegten Darstellungen aus dem Wege zu gehen. — Man

* „Auf der Rückseite endlich ist der Tod des Ordensstifters vorgestellt."

darf sich den Eindruck und die Bestimmung des ursprünglichen Werks nicht nach der jetzigen Gestalt ermessen; die Bildsäulen und Reliefs haben sich nun schon so gehäuft, daß sie Hauptsache geworden, und der eigentliche Zweck, die Umschließung für einen verehrten Körper in schöner Form, ganz in den Hintergrund getreten.

Es liegt hier zunächst außer meinem Plan, mich weiter auf die S. 21 vorkommende Bemerkung einzulassen, daß von dem Meister, welcher die Kanzel in St. Giovanni Fuorcivitas zu Pistoja beschafft, auch dieses Grab herrühre. Da aber die große Verschiedenheit der besprochenen Reliefs übersehen worden, so würde dies zunächst auf die Frage führen, welchen Reliefs denn jene Kanzel entsprechen könnte? Weniger noch als diese Erörterung würde die Meinung des Herrn Förster über den Zusammenhang der Kanzel in S. Leonardo mit der Richtung des Niccola Pisano hieher gehören.

(Beschluß folgt.)

Carlsruher Kunstausstellung September 1838.

(Fortsetzung.)

„Früchtestück," von Forster in Sausenheim. Keine Wirkung im Licht. Die Blumen- und Früchtemaler merken noch immer zu wenig auf gute Composition in der Wahl und Lage der Blumen und Früchte, auf harmonischen Wechsel der Farben und auf natürliche Haltung. Die Meisten suchen nur in der genauen Ausführung und im Werthe jedes Einzelnen darin den Reiz. Unübertrefflich in allen diesen Eigenschaften sind, außer Huysum, noch die Katharina Trey von Mannheim und die Niederländerin Maria Oosterwyk.

„Blumenverkäuferin an der Treppe der St. Paulskirche in London," von S. Bendixen in Hamburg. Ein höchst erfreuliches Bild.

„Fischende Kinder," von Jacob in Paris. Aeußerst lieblich gedacht und ausgeführt.

„Aquarell, eine Maskerade vorstellend," von Finart in Paris. Das ist die ächte Freiheit des Genies, das mit seiner eigenen Kraft spielt. Wenn ein blauer Affe einem Weibe, das auf einem Esel verkehrt sizt, und wo mithin lezterer sein Hintergesicht, gleichsam in ihrem Namen, zeigt, einen zärtlichen Kuß bietet und sie nun mit dem Besen, womit sie ihren Esel antreibt, ihm auf eine andere Lippe die Anweisung gibt, so fliegen die Masken des Lachstoffes. Und was für ein Aquarell! es hat die Wärme einer Oelmalerei, und die Behandlung überhaupt ist die sicherste und leichteste von der Welt. Pietro Longhi's Maskeraden sind nicht geistvoller.

Gruppe in Bronze: „Charles Martel im Kampfe mit Abderamen," von Fechter in Paris. Gut gedacht und sehr ausgeführt. Alles Plastische macht, mehr noch als die Malerei, Anspruch an hohe Vollkommenheit, da sie allein in der Form lebt und nothwendig an Ideales geknüpft ist, ja dieses Ideale selber ist, nur unter der möglichen Form seines Erscheinens. Daher ist die Plastik auch mehr die Kunst des Erhabenen, als die Malerei. Sie zeigt darum auch gern mächtige Formen.

„Der Tod des Bailly," Bronzegruppe, von demselben. Hier scheint das Metall zu fühlen. Die angeschmiegte weibliche Gestalt ist auch schön angeordnet. Ein anziehendes Kunstwerk.

„Madonna," von Götzenberger in Mannheim. Dieser Meister componirt gut und weiß auch in dem Beiwesen das Auge schicklich zu beschäftigen. Auch an der Malerei ist viel Lobenswerthes. Nur der lezte feinere Ausdruck der Physiognomie, der Seelenhauch, verweht etwas.

„Novize der barmherzigen Schwestern," von demselben. Als Bildniß in Composition und Ausführung von schöner Wirksamkeit. Möchte nur das Gesicht, das im Totalausdruck so sehr gefällt, in den einzelnen Zügen, wie man bei genauerer Betrachtung findet, treuer aufgefaßt seyn.

„Scene aus dem bayerischen Volksleben, von Sagstetter in München. Reges Leben und mit allen Eigenthümlichkeiten des Volks hervortretend.

„Ansicht der Kirche Maria della Salute in Venedig," von Carlo Gilio in Mailand. Herrlich, klar.

„Familienscene," von Carl Trost aus Fulda. Hat etwas von Netscher.

„Holländische Stadtansicht," von Fr. Welsch aus Münster. Gut.

„Ein junges Mädchen," von F. W. Spohr in München. Gut. Besonders ist der Schmuck zu loben.

„Schiffende Matrosen," von Simonsen in München. Dieses Bild überrascht durch eine ergreifende Wahrheit und durch schöne Behandlung in der Darstellung. In dieser Hinsicht fast unübertrefflich schön. Jedoch in der Anordnung der Figuren ist keine innere Einheit, und zwei Profile gehen nach scharf entgegengesezten Richtungen, neben einem Gesicht en face, auseinander. Gerade bei so vollkommenen Bildern muß das Urtheil streng seyn.

„Zwei Kinder," von G. Durand, von München. Gut.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 23.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 19. März 1839.

Zur Kunstgeschichte.

(Beschluß.)

IV.

Brief des Cardinals Pavia an einen Maler.

Geehrter Herr, mein Freund, Euch herzlichen Gruß.— Wenn Euch für jede Lüge immer ein Zahn ausgefallen wäre, schon längst hättet ihr wieder ein Kind * von einem Monat seyn müssen. Ihr wißt, wie oft Ihr mir das Bild der Madonna versprochen, und nie habt Ihr mir irgend etwas gemacht. Und doch sind wir nicht eben schlechte Zahler, auch karg im Anpreisen Eurer Werke sind wir nicht. Die Ursache Eurer Säumniß kennen wir nicht, und bitten Euch also, es möge Euch gefallen, so bald als möglich Hand ans Werk zu legen, und uns etwas Ausgezeichnetes zu liefern, das Eurer und unsrer Augen würdig sey, die, Ihr wißt es wohl, wenn sie auch klein sind, doch das Licht außerordentlich deutlich erkennen. Wie werden Euch deßhalb verpflichtet seyn, und an manchen Orten Eurem Talent Ehre und Gerechtigkeit widerfahren lassen. Lebt wohl.

Aus Rom den 27. Januar 1444. **

V.

Ein Abend bei Tizian. ***

— Wenn auch der Ort schattig war, ließ die Sonne uns doch ihre Macht noch drückend fühlen. Ehe wir uns also zu Tafel setzten, brachten wir noch eine Weile in Betrachtung jener lebendigen Bildnisse zu, von denen das Haus voll ist; mit besonderer Freude, mit Verwunderung unterhielten wir uns über den Reiz und die wirkliche Schönheit des Gartens, der am äußersten Ende von Venedig über dem Meere liegt, und die freie Aussicht hat auf die anmuthige Insel von Murano und die umliegenden freundlichen Oerter.

Kaum war die Sonne untergegangen, so füllte jener Strich des Meeres sich mit tausend Gondeln, die mit den schönsten Frauen geschmückt waren, und von mannichfaltigen Harmonien, von Musik der Stimmen und der Instrumente wiederklangen, und bis spät um Mitternacht unser fröhliches Mahl belebten. — Aber, um auf den Garten zurückzukommen, so passend angelegt, so schön und deßhalb so gepriesen war er, daß die Aehnlichkeit mit die herrlichen Gärten von Santa Agata zurückrief, und mir das Andenken so frisch belebte, das Verlangen nach Euch, meine theuersten Freunde, so lebhaft erweckte, daß ich an jenem Abend die längste Zeit über nicht wußte, ob ich in Rom oder in Venedig mich befand. Als die Stunde des Mahls gekommen war, fanden wir auch dieses nicht weniger schön angeordnet, als reichlich versehen; nichts fehlte an den feinsten Speisen, an kostbaren Weinen und an sonstigen Annehmlichkeiten und Erheiterungen, die dem Ort, den Personen und dem Feste gemäß seyn konnten.

Dr. Gaye.

* Un titolo de uno mese.

** Der Name des Malers fehlt leider; doch sind mir ähnliche Klagen über Fra Filippo Lippi bekannt.

*** Aus einem Brief des Priscianese.

Carlsruher Kunstausstellung. September 1838.

(Fortsetzung.)

„Genrebild," von Rimprecht. Wenn man in hiesiger Galerie ein herrliches Bild von Terburg kennt, wovon uns hier eine Nachahmung vorgestellt ist, so kann man sich eines Lächelns nicht erwehren. In Terburgs Bilde sehen wir ein Frauenzimmer noch in der Morgenandacht begriffen. Sie scheint erst aus ihrer Wittwentrauer gekommen zu seyn, da eine schwarze Spitze noch ihr Bette garnirt. In einem Briefe, der auf dem Tische

liegt, scheint ihr ein junger Freier den Antrag der Ehe und zugleich das Versprechen gegeben zu haben, daß er bald wohl selber kommen werde. Schon ist er da und erwartet von ihr freundliche Gegenantwort. Er lehnt eine seiner Hände auf einen ihrer Arme, und aus einer Falte in dem Wachstuche auf dem Ecke des Tisches zu schließen, hat er schon an diesem Arme einen leisen überredenden Ruck gethan, daß sie doch Ja sagen möge, während sie sich noch im Augenblicke in ihrer Andacht nicht stören läßt oder sich auch noch darüber in ihrem Innern bedenkt. Der junge Mann ist von einer ganz herrlichen Physiognomie, und der Kleidung und Wohlbehäbigkeit nach zu urtheilen, eben auch reich wie sie — auf dem Tische steht ein elegantes silbernes Schreibzeug mit allem Zubehör und liegt ein Haushaltungsbuch dabei — und wir zweifeln gar nicht, daß Beide des Handels bald einig seyn werden. Rimprecht hat sich diesen Moment gedacht, aber echt niederländisch: sie trinken hübsch mit einander, und wenn wir nicht irren, scheint er ihre Hand zu halten, die die seinige von der Schulter abwehrte, wo er sie vielleicht etwas zu voreilig schmeichlerisch berührte. Das Gebetbuch ist da freilich ganz zur Seite geschoben. Doch nein, wir errathen den Schalk im Maler. Er läßt die Beiden Schmollis trinken — der Liebhaber will eben ihren Arm dazu mit dem seinigen verschränken — sie werden nun einander Du nennen, und von dem Antrage des ersten zärtlichen Du fühlt sie sich überrascht. Bei Terburg ist der Stoff erschöpft, und wir erwarten keinen andern Ausgang als den schon geahneten. Wollen wir aber noch einen zweiten Moment vorgestellt haben, so mag es immerhin der vorgebildete seyn. Hinsichtlich des Farbentons und der Transparenz hat das Bild viel Gutes. Die künstlich geformte Glasflasche auf dem Tische mit allen möglichen Farbenspielungen und Reflexen erinnert auch hier an echt niederländische Ausführung. Das Fleisch hat noch seine Perlmuttertöne nicht. Rimprecht ist ein junger Künstler mit entschiedenem Talente. Erst neulich sahen wir eine an Figuren sehr reiche Zeichnung von seiner Hand, wo ein Brautpaar im Wagen, mit Begleitung, wahrscheinlich vom Pfarrorte nach ihrem Filiale nach geschehener Verlobung kommend, vor einem Gasthause so eben hält und von den schon da anwesenden Gästen bewillkommt wird und Musikanten zum Touche rasch aufspielen. Eine Zeichnung, malerischer Ausführung werth.

„Landschaft aus dem Tennengebirg bei Salzburg," von L. Rottmann in Durlach.

„Landschaft aus dem Salzkammergut," von demselben.

„Ein Wasserfall aus dem Tyrolergebirg," von demselben.

Und noch andere Landschaften von ihm. Die Manier Rottmanns ist eine eigene. Am meisten gelingen ihm Gebirgsfernen und die dazu stimmenden Mittelgründe, Alles in größeren Formen verarbeitet. Er liebt blaue und gelbe Töne, die in schönem Wechselspiele stehen. In den Vorgründen sucht er eine grüne Lichtfläche als Abstich gegen das Uebrige, letztere nur zu scharf gehalten. Genaueres Einzelnes in der Natur und die feinere Ausbildung der Bäume vermeidet er. Daher diese, wo sie vorkommen, bis zum Manierirten gehen. Der Eindruck des Ganzen wird jedoch immer poetisch seyn.

„Mondscheinlandschaft," von L. Steinbach in Carlsruhe. Hier ist die Mondbeleuchtung durch zu große Taghelle des Himmels wieder aufgehoben. Sein Pinsel hat Leichtigkeit, Lüfte und Fernen gelingen ihm nicht übel, aber sorgsameres Studium fehlt. Er spielt schon zu viel mit seinem Talente, ehe er noch das Recht dazu sich erworben hat. Sein Talent regt aber immer zu Hoffnungen an.

„Todtes Geflügel," von Oberingenieur Dykerhoff in Mannheim. Etwas trocken. Außer der fleißigen Ausführung bei Stilllebengegenständen gilt immer zugleich höchster Farbenreiz und Lieblichkeit im Ganzen, weil eben in diesem Zauber sich das Gemüth abspiegelt, das solchen Gegenständen erst den wahren Kunstwerth verleiht. Sie haben in sich ein stilles Leben, sie sind nicht todt. Die Strenge dieses Ausspruches soll aber nicht bei diesem sonst verdienstlichen Bilde ganz in Anwendung kommen.

„Aussicht am Starenberger See," von Martens aus München. Wahr und schön. Trefflich in Haltung. Eine reine Haltung ist immer ein Beweis von einer gewissen Meisterschaft, welche das Ganze zu beherrschen weiß.

„Wasserfall bei Tryberg," von K. Frommel. Dieser Wasserfall in einer andern Ansicht als der im vorigen Jahre. Eine wunderbare Klarheit geht durch das Ganze; eigentlich ist es die sonnenheitere Auffassung eines Geistes, der, als ob er sich nie in seinem Innern zu trüben vermöchte, Alles mit reinem Auge schaut. Es ist die Vaghezza der Italiener. Hie und da will sich noch ein wenig Manier erkennbar machen, aber die ursprüngliche Schönheit verdrängt wieder diese falschen Flittern.

„Stammschloß der Hohenstaufen." „Stammschloß der Hohenzollern." „Das Schloß Tyrol." „St. Peterskirchhof in Salzburg." „Ansicht von Rom." Alle diese Landschaften waren uns von diesem Meister geboten. Besonders war die Ansicht von Rom ein sehr erfreuliches Bild.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom Februar.

Technisches.

Weimar, 26. Februar. Wegen der Priorität der Daguerre'schen Erfindung haben sich in England, Deutschland und der Schweiz Reclamationen erhoben, die zwar den festbegründeten Ansprüchen des französischen Künstlers und Physikers auf die Ehre, die Photographie zuerst in dem Grade vervollkommnet zu haben, daß dadurch bedeutende Resultate für Kunst und Wissenschaft erreichbar werden, in keiner Weise zu nahe treten, aber gewiß insofern eine interessante Erscheinung sind, als sie neuerdings beweisen, wie mit dem Fortschreiten der wissenschaftlichen Bildung die Lösung jedes nach dem jedesmaligen Stande der Wissenschaft und Kunst vorliegenden Problems von mehreren Geistern und in verschiedenen Ländern zugleich erstrebt wird. In England trug Hr. Talbot, bald nachdem Hrn. Daguerre's Erfindung durch den Arago'schen Bericht darüber bekannt geworden war, der Royal Society in London das Resultat seiner auf denselben Zweck gerichteten Bemühungen vor. Hrn. Talbots Beschreibungen lassen aber Vieles im Dunkeln; es bleibt unentschieden, ob bei ihm, wie bei Daguerre, das Licht entfärbend wirkt, oder ob es die ihm ausgesezten Theile schwarz färbt. Seine Methode kann die mikroskopische Genauigkeit der Daguerre'schen nicht erreichen, da er Papier, also eine weniger ausgeglichene Oberfläche, anwendet. Auch spricht er sich über die Mittel zur dauernden Erhaltung des Bildes nicht aus. Die Priorität kann Hrn. Daguerre also von dieser Seite nicht bestritten werden. Noch viel weniger begründet ist die Reclamation, welche der Hr. Pastor Hoffmeister in Kleinschmalkalden im Allgemeinen Anzeiger der Deutschen erhebt, indem er vorgibt, er habe dieselbe Erfindung schon vor sechs Jahren gemacht, und in Nr. 305, Jahrg. 1833, derselben Zeitschrift angezeigt. Denn der dort befindliche, „Heliographie“ überschriebene Artikel erhält nur Vorschläge über mehrere Methoden, wie das Sonnenlicht zur Erzeugung von Bildern angewandt werden könnte. Wir wollen diesen Vorschlägen ihr Verdienst nicht absprechen; allein sie begründen das Recht auf die Priorität der Erfindung selbst nicht im Allergeringsten. Ebensowohl könnte man dem Marquis von Worcester die Erfindung der Dampfmaschine zuschreiben, weil er in seinen Scantlings of one hundred inventions (Nr. 68) schon im Jahr 1663 darauf aufmerksam gemacht hat, daß sich der Dampf als mechanische Kraft benutzen lasse. Beachtungswerther ist die Anzeige des Prof. Gerber im Schweizer Beobachter, daß die Erfindung schon vor zwei Jahren in Bern bekannt gewesen sey. Er beruft sich auf das Zeugniß des Lithographen Wagner und des Docenten Martoch, daß er schon damals 1) durch Anwendung von Silbersalzen in der camera obscura das Bild beleuchteter Gegenstände auf weißes Papier gebracht, 2) Mittel gefunden, es in Bezug auf Licht und Schatten naturgemäß darzustellen, und 3) ein auf das gleiche Princip gegründetes Verfahren aufgefunden habe, von einem eigens angefertigten Kunstgemälde Copien in beliebiger Anzahl zu machen; eine mit Prof. E. Botmar verabredete Reihe fernerer Versuche sey jedoch unterblieben. Dennoch müssen wir nach dem uns über den Stand der Erfindung des Prof. Gerber bekannt Gewordenen bezweifeln, „daß er die Erfindung bereits vor zwei Jahren weiter geführt habe, als Daguerre gegenwärtig,“ indem schon die Verabredung fernerer Versuche gewissermaßen voraussezt, daß die Erfindung denjenigen Grad von Vollkommenheit nicht erreicht hatte, in dem sie, wie die Daguerre'sche, dem Publikum als allgemein brauchbar vorgelegt werden konnte.

Persönliches.

Rom, 28. Jan. Von den Ankäufen und Bestellungen, welche der Großfürst Thronfolger vor seiner am 3. Februar erfolgten Abreise von Neapel bei hiesigen Künstlern machte, sind bis jezt folgende bekannt geworden: bei Overbeck (ein großes Bild), Reinhard, Lindau, Kretschmar, Catel, Riedel, Pollack, Elsasser, Senff und Toermer sind eine oder mehrere Arbeiten bestellt; bei den ältern italienischen Malern fast ohne Ausnahme; ein Bild bei dem Engländer Williams, und bei den Bildhauern Gibson und Wyatt einige Statuen. Von Thorwaldsen wurden vier Basreliefs gekauft, von Tenerani, E. Wolff (seine Psyche mit der Pandorabüchse) und bei Bienaimé, Troschel sind Bestellungen gemacht. Die öfters rühmlich erwähnte Statue von Kümmel, der Ballonschläger, gelangte gleichfalls in den Besiz des Großfürsten; Handzeichnungen sind von der Mehrzahl der Künstler angekauft worden. Bedeutende Summen wurden für Mosaikarbeiten und geschnittene Steine angewandt.

Die beiden Schweizer Maler Müller und Horn sind von ihrer Reise in den Orient wieder hier eingetroffen.

Der dänische Archäolog Dr. Forchhammer, der schon früher Griechenland besuchte, ist nun von seiner zweiten Reise nach Griechenland, Asien und Egypten hier eingetroffen. Der berühmte englische Archäolog, Oberst Leake, befindet sich seit kurzer Zeit hier.

Paris, 12. Febr. Der Staatsrath Vatout, Präsident des Conseils der Civilgebäude und Administrator der öffentlichen Monumente, ist durch eine königl. Ordonnanz zum Director der öffentlichen und historischen Denkmäler mit einem Gehalte von 15,000 Franken ernannt worden. Diese Function umfaßt die administrative und artistische Leitung aller Bauten, die auf Befehl und Kosten des Ministeriums des Innern, so wie aller erhaltenden Vorkehrungen, die für öffentliche Gebäude und Denkmäler in den Departements getroffen werden, zugleich auch die Prüfung aller neuen Vorschäge und Entdeckungen, welche auf das Bauwesen Bezug haben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Kunst-Ausstellung zu Lübeck.

Nach dem preiswürdigen Vorgange vieler deutscher Städte hat sich auch hier im vorigen Jahre ein Kunstverein gebildet, welcher im Juni d. J. die erste Kunst-Ausstellung veranstalten und mit derselben die Verloosung einer Anzahl anzukaufender Kunstwerke verbinden wird.

Diese erste hiesige Kunst-Ausstellung, welche für jezt auf Originalgemälde und ausgeführte Zeichnungen sich beschränkt, wird der siebenten Hamburger Kunst-Ausstellung in der Art sich anschließen, daß sämmtliche dort ausgestellt gewesene Kunstwerke, mit der hierdurch erbetenen Genehmigung der geehrten Künstler und ohne Kosten für dieselben, hieher befördert werden.

Gemälde, welche erst später abgesandt werden können, erbitten wir uns in directer Zusendung durch Land- oder oder Schiffsfracht auf unsere Kosten, unter Adresse des Handlungshauses Heinrich Behrens in Lübeck. Dieselben müssen jedoch vor Ende Mais hier eintreffen.

Der hiesige Verein trägt auch die Kosten der Rückfracht und überläßt es der Wahl der geehrten Künstler, ob ihre Gemälde von hier ihnen selbst wieder zugesendet oder ob sie von hier nach einem Hafen der Ostsee, namentlich etwa nach Danzig befördert werden sollen, woselbst in den ersten des August d. J. die dortige Kunst-Ausstellung eröffnet wird. Sendungen mit der Post oder Diligence werden unfrankirt nicht angenommen und sehr voluminöse Gegenstände nur nach vorhergegangener Anfrage. Spesen unter der Rubrik von Verpackungskosten u. dgl. können nicht vergütet werden. Dagegen haftet die hiesige Vereinskasse für Beschädigungen aller Art, welche die Kunstsachen während ihres Hierseyns durch Feuer oder sonst erleiden sollten. Was zur See weiter gehen soll, wird zu dem angegebenen Werthe versichert.

Der Betrag der verkauften Kunstwerke wird den Einsendern ohne Abzug übermacht, und werden dieselben ersucht, neben der Angabe des dargestellten Gegenstandes den äußersten Preis zu bemerken, so wie endlich, die Gemälde mit Schrauben an die Kisten befestigen, leztere zuzuschrauben und die Fugen mit Papier verkleben zu lassen.

Lübeck, im Jannar 1839.

Der Verwaltungs-Ausschuß des Lübecker Kunstvereins.

C. L. Roeck, Senator; **F. Bluhme**, Ob.-Apell.-Rath; **J. H. Gaedertz**, Senator; **J. A. Spetzler**, Stadtbaumeister; **W. Ackermann**, Professor; **Heinr. Behrens; Th. Curtius**, Dr.

Der rheinische Kunstverein.

Die meisten neueren Kunst-Ausstellungen, und namentlich auch die des rheinischen Kunstvereins, liefern die Erfahrung, daß in der Malerei zu wenig die geistigere Richtung derselben vorherrscht, daß ihre Gebilde sich selten im höheren Reiche der Ideen bewegen, vielmehr die meisten Gemälde, wenn auch in trefflichen Leistungen, nur die Natur in Genre- und Landschaftsgegenständen zur Anschauung bringen. Unzweifelhaft aber soll gerade die Darstellung einer Idee das höchste Ziel der Kunst und also auch der Malerei seyn, da nur durch solche Werke des innerlich schaffenden und erschaffenden Geistes der Künstler den wahren Kunstberuf darthut, und durch sie zugleich den eigentlichsten Einfluß auf Erweckung und Läuterung des Sinnes, nicht nur für Schönes, sondern auch für Edles und Erhabenes ausübt.

Diese Betrachtungen und die weitern, daß Erweckung und Bildung des wahren Kunstsinnes sowohl bei Künstlern, als bei den Beschauern ihrer Werke stets die Hauptaufgabe der Kunstvereine seyn und bleiben muß, hat den rheinischen Kunstverein bewogen, die Bestrebungen der Künstler in dieser Beziehung möglichst zu unterstützen, und namentlich der Historienmalerei ein Feld zu eröffnen.

Zu diesem Ende soll alljährlich eine Preisbewerbung für Ausführung eines historischen Gemäldes nach einem gegebenen Thema und festzusetzenden Honorare stattfinden.

Die Wahl des Gegenstandes wechselt unter den fünf verbundenen Vereinen in der Art ab, daß zuerst Mannheim, dann Carlsruhe, Straßburg, Darmstadt und zulezt Mainz die Preisaufgabe gibt. Der das Thema wählende Verein bestimmt zugleich ein seinen Kräften angemessenes Honorar als Preis, ihm steht die Entscheidung über die Preiswürdigkeit der einkommenden Bilder zu, und er behält das für preiswürdig erkannte Bild als Eigenthum.

Diesen Bestimmungen zufolge hat der Mannheimer Verein als Preisaufgabe gewählt:

Herrmanns Rückkehr aus der Teutoburger Schlacht und Wiedersehen Thusneldas.

Als Honorar, respective Preis, ist festgesezt die Summe von 500 Thalern preußisch. Die concurrirenden Gemälde sind längstens bis Ende Februar 1840 an den Mannheimer Verein einzusenden.

Schließlich wird noch bemerkt, daß die Ausführung des gewählten Gegenstandes nicht unter vier Pariser Fuß Höhe und in ganzen Figuren geschehen soll.

Mannheim, im Januar 1839.

Namens des rheinischen Kunstvereins
Der Kunstverein in Mannheim.

Der Präsident
Freiherr v. Stockhorn.

Der Secretär
v. Friederich.

Für

Kupferstich-Cabinete oder Sammler.

Es werden folgende seltene Kupferstiche zum Verkaufe mittelst Unterhandlung auf dem Privatwege zusammen, oder einzeln angeboten:

1) Einer jener ersten besten Abdrücke der Madonna di S. Sisto von Friedrich Müller, die Eigenthum des Künstlers selbst waren, in Rahmen und Glas. Das Exemplar wurde bald nach Fr. Müllers Tode von dessen Wittwe durch Vermittlung seines Vaters, Professors Joh. Gotthard von Müller, käuflich abgelassen, und ist von so außerordentlicher Schönheit, daß es nach dem Urtheile aller Kenner sich mit jedem Abdrucke avant la lettre messen kann.

2) Ein herrlicher alter Abdruck des Franz von Moncada von Raphael Morghen vor der Contretaille im Harnisch in Rahmen und Glas.

Liebhaber wollen sich in portofreien Briefen an den Unterzeichneten wenden.

Carlsruhe im Februar 1839.

M. Krauß,
Landesgestüts-Cassier.

№. 24.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 21. März 1839.

Bestand und Wirken des Kunstvereins in München.

Unser Verein ist nun fünfzehn Jahre alt und hat im letztverflossenen Jahre wieder gutes Wachsthum gezeigt. Die Gesammtzahl der Mitglieder ist von 1968 auf 2167, mithin um 199 gestiegen; unter diesen sind (mit Einschluß von 6 Künstlerinnen und 48 Zöglingen der Akademie) 569 Künstler. Zu den 27 gekrönten Häuptern, die dem Verein als Mitglieder bereits angehörten, sind noch der Kaiser und die Kaiserin von Rußland, der Großfürst Thronfolger, die verwittwete Kaiserin von Brasilien und die verw. Großherzogin Stephanie von Baden getreten. Von der wirklichen Gesammteinnahme von 26,357 fl. 20 kr. wurden 18,395 fl. (mithin 2308 fl. mehr als im vorigen Jahre) für Ankäufe von Kunstwerken zur Verloosung und 2592 fl. 17 kr. für das Vereinsgeschenk verwendet. — Sonstige Hauptausgaben sind 700 fl. für Hauszins, 874 fl. 36 kr. für Bedienung, 860 fl. für Secretariat, Conservatorium und Buchhaltung. Zur Ausstellung kamen im Laufe des Jahres 460 Oel-, 2 enkaustische, 32 Miniatur-, 18 Porzellan-, 2 Glas-, 17 Aquarell- und 1 Pastellgemälde, 29 Zeichnungen, 19 Kupfer- und Stahlstiche, 42 Lithographien und 29 plastische Arbeiten, mithin im Ganzen 669 Gegenstände. Unter den Zeichnungen befanden sich drei Studien nach der Natur von Kniep, vom Jahr 1787, Ansichten des Tempels von Girgenti, in Goethe's italienischer Reise ausführlich beschrieben und unserm Verein vom Hrn. Hoffabrikant Hausmann in Hannover zum Geschenk gemacht. Als Vereinsgeschenk für 1838 wird eine Radirung von W. Gail, der Löwenhof der Alhambra bei Granada vertheilt. Das Blatt hat als Radirung wegen Kraft und Klarheit vielen Werth; es spricht aber im Allgemeinen wenig an, sey es wegen des etwas fremdartigen Gegenstandes oder der nicht ganz charakteristischen Auffassung desselben, die den Hof selbst mehr in der Ferne, dagegen die mit arabischen Schriftzügen und Zierrathen überdeckte Eingangwand in den Vorgrund gestellt. Für das nächste Jahr ist eine Lithographie beliebt worden, die von Tröndlin aus Freiburg im Breisgau nach der Schlacht auf dem Idistawisusfelde von W. Lindenschmitt ausgeführt wird. — Zwei kurze Nekrologe über die im Laufe des Jahres verstorbenen Maler Jos. Steingrübel aus Augsburg, und Max Jos. Friedl aus München sind dem gedruckten Jahresbericht beigegeben. Von dem, im December vorigen Jahrs in Patras ermordeten, norwegischen Landschaftmaler Petzbold konnten leider noch keine biographischen Notizen beigebracht werden. Von seinem Gemälde der pontinischen Sümpfe — unten.

Die Ausstellung der zur Verloosung bestimmten Gegenstände war diesmal nicht nur reichhaltiger als in frühern Jahren, sondern es war auch die Zahl der bedeutenden und werthvollen Gemälde merklich größer, die der weniger werthvollen um sehr viel kleiner, als sonst. Von 103 angekauften Kunstwerken waren drei Sculpturen, nämlich: Wer kauft Liebesgötter? von Goethe, Relief von Carl Kaulbach, nach seines Bruders Erfindung; Leukothea lehrt Bacchus tanzen, Relief von Hähnel, und ein Fischermädchen, Statue in Gyps von Wendelstädt; ein Glasgemälde von Vörtel, die Copie nach der Madonna von Murillo in der Leuchtenbergischen Sammlung (gewonnen vom Regierungspräsidenten in Speyer Fürsten von Wrede). Zwei Porzellangemälde von Wollenweber und Bucher, Copien nach Tizians Zinsgroschen und einem Genrebildchen von M. Müller. Von E. Neureuther wurden zwei Aquarellzeichnungen verloost, der wilde Jäger von Bürger (gew. vom Maler Martens) und Bauernregel von Uhland (gew. vom Kupferstecher Montmorillon). Ueber den Inhalt beider Blätter habe ich bereits bei Gelegenheit ihrer Anzeige als Radirungen Bericht erstattet. Daß sie im leichten Aquarellfarbenkleide nur an Reiz und Klarheit gewinnen konnten, ist offenbar, so wie, daß sie unter der Bürde schwerer Oelfarben ihren Charakter eingebüßt haben würden. Die übrigen Aquarellgemälde sind zwei

Landschaften von Heinzmann und eine von Altmann. Unter den zur Verloosung angekauften 92 Oelgemälden sind 65 Landschaften, 4 historische, 12 Genre-, 8 Architekturbilder und 3 Thierstücke.

Von den Landschaften nenne ich die Via mala in der Schweiz, große Felsenlandschaft von Heinlein, ein charaktervolles, in der Farbe tiefkräftiges und harmonisches Bild, mit glücklicher Beleuchtung des vordern, Mittel- und des Hintergrundes. Man sieht das Thal hinab, links zieht sich die Straße am Felsen nach Verloren Loch hin; grad vor dem Blick klafft die Thalschlucht auf, in deren Tiefe die grünen Wellen des Rheines sichtbar werden. Hinter Verloren Loch sieht man die Brücke, die die Straße über die Kluft führt; den Hintergrund schließen die schneebedeckten Hochgebirge, die sich aus einem breiteren Thale erheben. Der Ernst der Landschaft, die Gegensätze von Beengung und Erhebung, die derselben die eigenthümliche Stimmung geben, das Frischkräftige im Bruch und der Farbe der Granitmassen ist bis ins Einzelne treu aufgefaßt und wiedergegeben. (Gewonnen vom Maler Cantius Dillis.)

Agricola. Der Vesuv, gesehen vom Eingang in den Posilippo aus. Sonnenglanz spielt auf den sanftbewegten Meereswellen zur Rechten; die Sonne selbst verbirgt sich hinter dem Dampfe des rauchenden Kegels; eine heitre Pergola links auf einem Vorsprung des Felsens verdeckt mit diesem die Aussicht auf S. Lucia von Neapel. Fischer sind am Ufer mit ihren Netzen beschäftigt. Heitre Ruhe liegt auf diesem Gemälde und erinnert mehr an die dort abgeschiedene Welt, als an das in der Nähe lärmende Toledo. Bei Farbenfülle herrscht große Wahrheit und Harmonie, aber leichtere Behandlung würde lichtere Wirkung geben. (Gew. von Graf von Waldkirch in Athen.)

Vollmer. Venedig von S. Giorgio aus im Sommermorgen-Sonnenlicht, das sich in tausend tanzenden Wellen bricht, ein Bild von der angenehmsten, belebendsten Stimmung, festlich und glänzend; Schiffe mit aufgehißten Segeln, die Kuppeln von Redentore im zartesten Duft, der Molo rechts und der Himmel voll steigender, fliegender, leuchtender Wolken. Das Farbenspiel eines so beleuchteten und von allen Seiten mit Spiegelungen und Wiederscheinen belebten Wassers ist vortrefflich dargestellt, die Perspective — wie es an solchen Bildern unerläßlich ist — vollkommen erreicht; nur an den Formen der Wellen, die gar zu wunderlich gekräuselten, wollen andre Marinemaler falsche Beobachtung rügen. (Gew. von Dr. Stieglitz in Venedig.)

Neelmeyer, große Waldlandschaft, unter Eichen und Buchen mehrere Hirsche am Wasser, der Wiesengrund ist etwas moosig, wodurch ein angenehmer Gegensatz gegen die Laubmassen der Bäume gebildet wird, von denen die Buchen besonders gut charakterisirt sind. Die Stille der Waldeinsamkeit, durch einfallendes Sonnenlicht nur sanft wie durch einen heitern Gedanken unterbrochen, ist in ihrer ganzen Wirkung wiedergegeben. (Gew. vom Fürsten Metternich.)

Grolig, ein Seesturm. Dem Ruhme, den sich München als Kunststadt erworben, danken wir den Vortheil, daß aus allen Gegenden Deutschlands und der angrenzenden Länder Künstler zu uns kommen und durch die Kunst, die sie mitbringen, uns mit dem Eigenthümlichen ihrer Natur, ihres Lebens, ihrer Gebräuche, Vorstellungen rc. bekannt machen. Der genannte Künstler ist ein Däne, sein Bild führt uns eine Scene seiner heimathlichen Natur vor, Meeresbrandung an Felsenriffen, ein gescheitertes Schiff in (fast unter) den Wellen. (Gew. vom Eisenhändler Ellepeck.)

Nerly in Mailand. Neapolitanische Schiffer auf einem Nachen vor der hinter dem Meereshorizont sinkenden Sonne; sehr gut in der Conception, allein in der Ausführung nicht klar und durchsichtig genug für den Himmel, unter den es uns führen soll, dazu etwas schwer in der Behandlung. (Gew. vom Kunsthändler Meder in Heidelberg.)

Schleich. Aussicht aus dem Vorgebirg ins Flachland, ein von diesem Künstler oft und mit Vorliebe behandelter Gegenstand. (Gew. vom Hofsilberarbeiter Weißhaupt.)

Carl. Ein ruhiges seeländisches Meeresufer, anspruchlos, aber von angenehmer Stimmung. (Gew. vom Augsburger Kunstverein Nr. 41.)

Ettinger. Die euganeischen Berge bei Padua, ein wenig malerischer Gegenstand, ziemlich formlose vulkanische Hügel ohne Vegetation und sonstigen Anbau, indessen möglichst interessant aufgefaßt und durch eine braunröthliche Farbe, die ihnen im Sommer und Herbst eigen seyn mag, besonders charakterisirt. (Gew. vom Maler Baumann.)

Chr. Ezdorff. Eine große schwedische Landschaft, eine Mühle am Waldbach, der sich zwischen Felsen den Weg bahnt, dunkle Tannen ragen in den grauen Wolkenhimmel hinauf. In der bekannten, alten Meistern nachgebildeten, darum zwar weniger charakteristischen, aber nicht weniger geistreichen Weise dieses Meisters. (Gew. vom Grafen von Esterhazy-Galantha.)

Bernh. Stange. Gebirgthal im Abendschatten; die Gipfel der Hochgebirge sind noch vom Schein der untergehenden Sonne geröthet. Vortrefflich in der Conception und erinnert lebhaft an manchen hohen Naturgenuß dieser Art. Die Ausführung indeß läßt die beabsichtigte Wirkung nicht ganz klar hervortreten; durch den zu grünen Mittelgrund, den nicht hinlänglicher Luftton von dem Vorgrund sondert, wird die Stimmung schwer

und unruhig, wie nahe sie auch daran ist, tief und friedlich zu seyn. (Gew. vom Maler Schön.)

J. Dorner. Aussicht in eine von Bergen begrenzte weite Ebene, von einer Waldecke aus, vielfach belebt und vornehmlich in der Anordnung voll Gefühl für Schönheit und Anmuth in der Landschaft. (Gew. von Dr. Koch in Landshut.)

Petzholdt. Partie aus den pontinischen Sümpfen, eines der größten und bedeutendsten Bilder der Ausstellung, ein sprechendes Beispiel, wie durch eine richtige Auffassung mit wenigen Zügen eine Gegend ganz treu und vollständig zu schildern sey. Wie ein Porträtmaler mit aller Genauigkeit der Zeichnung, mit allem Aufwand von Farbenschmelz und Lebhaftigkeit des Ausdrucks neben das Ziel (und somit seinen Gegenstand nicht) treffen kann, so begegnet es manchem Landschaftsmaler, daß er die Gegend, deren Details er mit Fleiß und Kunst in sein Gemälde aufnimmt, unkenntlich, und somit gar leicht überhaupt charakterlos darstellt, weil er für das ihr Eigenthümliche keinen offenen Sinn hat, die Stelle, von der aus es hervortritt, nicht zu finden weiß. Grad umgekehrt zeigt Petzholdt in diesem Bilde, auf dem nichts ist, als auf ebenem Moosgrund einige alte Steineichen am Wasser, dabei eine Büffelheerde und ganz in der Ferne ein wenig Berglette, seine Fähigkeit eigenthümlicher Naturauffassung im hohen Grade. Nicht die liebliche Waldeinsamkeit, die wir oben bezeichnet, nicht die angenehme Ruhe, die an Sommermittagen auf der schweigenden Natur liegt, sondern jene unheimliche Stille, die Gefahren auszubrüten scheint, belebt diese Landschaft. Vom Athem der schweren, giftigen Luft ist das Immergrün der Steineichen erblaßt, und die Schilfgewächse verrathen die Untiefen des trüben Gewässers. Das Technische dieses Gemäldes ist von gleicher Vollkommenheit, und namentlich die schwere Aufgabe, die vollbelaubten Bäume rund und zugleich lustig zu machen, ganz gelöst. (Gew. vom Grafen Preising-Lichtenegg-Moos.)

(Beschluß folgt.)

Nachrichten vom Februar.

Persönliches.

Paris, 12. Febr. Der Historienmaler Couder ist an die Stelle des verewigten Langlois zum Mitgliede der Akademie der schönen Künste gewählt worden.

Erfurt, 20. Febr. Unser Landsmann Fritz Nehrlich, genannt Nerly, hält sich seit geraumer Zeit in Venedig auf und seine Arbeiten finden großen Beyfall. Ein Gemälde von ihm: Ansicht der Piazetta mit den fernen Lagunen im Mondschein, kam vor längerer Zeit in Besitz des Kronprinzen von Preußen, und dieselbe Ansicht im Kleinen hat er bereits zum siebentenmale für durchreisende Kunstfreunde wiederholt. Eine große Landschaft mit Staffage aus Wielands Oberon erkaufte der Freiherr v. Rumohr, Nerly's früherer Meister und Beschützer. Die während der Anwesenheit des Kaisers von Oesterreich in Venedig veranstaltete Ausstellung enthielt von Nerly eine große Ansicht von Venedig, aus den öffentlichen Gärten genommen, mit einem reichhaltigen Vordergrund und sehr ausgeführten Figuren. Nachdem II. MM. der Kaiser und die Kaiserin die Kunstausstellung besucht hatten, erfuhr der Künstler, welcher ihnen nicht persönlich bekannt geworden war, drei Tage nachher zu seiner großen Ueberraschung und Freude, daß unter seinem Bild ein Zettelchen angeheftet sey, worauf stehe: acquistato da S. M. l'Imperatore d'Austria Ferdinando I. Diese Auszeichnung war doppelt ehrenvoll, da Nerly der einzige Fremde war, dem sie widerfuhr. Das Bild kam in Besitz I. M. der Kaiserin. Ein anderes, kurz nachher fertig gewordenes Gemälde, die Heimkehr sicilianischer Fischer mit ihren Mädchen im Golf von Palermo vorstellend, wurde vom Thronfolger von Rußland angekauft, welcher mit seinem ganzen Gefolge den Künstler in seiner Wohnung im Palast Pisani besuchte. Ein früheres Bild von Nerly: Büffel, welche den Marmorblock ziehen, aus welchem Thorwaldsen die Statue Papst Pius VII. fertigte, ist schon vor längerer Zeit aus den Händen des kaiserlich russischen Gesandten in München als Geschenk der Großfürstin Helena in Besitz des Kaisers von Rußland gekommen.

Hannover, 5. Febr. Der Hofmaler Krüger aus Berlin ist fortwährend hier anwesend, um zwei Porträts Se. Maj. und ein Porträt Se. k. Hoheit des Kronprinzen zu malen.

Preisbewerbungen.

Berlin, 22. Febr. Die diesjährige Concurrenz um den Michael Beer'schen Preis, zu der bekanntlich nur Israeliten zugelassen werden, ist für Werke der Bildhauerei bestimmt. Die Wahl des darzustellenden Gegenstandes, so wie ob derselbe als Basrelief oder in runder Figur behandelt werde, überläßt die k. Akademie dem Ermessen des Concurrenten. Die Arbeiten werden in die Kunstausstellung aufgenommen.

Prag, 30. Jan. Das zur Errichtung des Monuments für Kaiser Franz niedergesezte Comité hat bis zum Ende dieses Jahrs eine Concurrenz zur Einsendung von Plänen eröffnet und für den besten einen Preis von 500 Ducaten ausgesezt.

Kunstausstellungen.

Haag, 29. Jan. Einer Bekanntmachung der hiesigen Verwaltungs-Commission der Kunstausstellung zu Folge wird leztere den 25. September beginnen und bis zum 25. Oktober dauern. Den Verfertigern der ausgezeichnetsten Werke, seyen dieselben aus- oder inländischen Ursprungs, werden goldne, silberne und bronzene Medaillen zuerkannt werden.

Paris, 27. Jan. Die Gesellschaft der Kunstfreunde hat nun ihre Kunstausstellungen im Louvre eröffnet. Man findet darin schäzbare Sachen von Delacroix, Lepoitevin, Ledue rc.

Rom, 2. Febr. In der Ausstellung des Kunstvereins findet vorzüglich eine Landschaft von Marko aus Ungarn den ungetheiltesten Beifall.

Artistischer Verkehr.

Berlin, 30. Jan. Außer den Erzeugnissen der neuern französischen Malerschule finden auch die Werke moderner französischer Bildhauer hier Eingang und Absatz. Außer den sehr hübschen Statuetten der Damen Taglioni und Elsler haben auch in neuerer Zeit Pradier's vortrefflich modellirte, größtentheils unbekleidete, weibliche Statuen hier bei Künstlern und Kunstfreunden große Anerkennung, und in der Kunsthandlung des Hrn. E. Sacre (am Werderschen Markt 4b), wo auch von Pradier modellirte Hände, Arme etc. zu haben sind, häufigen Absatz gefunden. Auch sieht man daselbst eine ziemlich vollständige Gallerie der trefflichen Thierfiguren von Fratin. In Hrn. Sachses Local sind jezt Abgüsse von der von unserm Drake vollendeten höchst graziösen Statuette: „eine badende Nymphe, die einen Schmetterling fangen will, der sich auf ihr Knie niedergelassen hat," zum Verkauf aufgestellt. (Vergl. Nachrichten vom Januar, Akademien und Vereine.)

Versteigerungen.

Paris, 21. Febr. Am ersten Tage der Versteigerung der Gemäldegalerie des verstorbenen Grafen Sommariva, welche ausgezeichnete Bilder aus der italienischen und neufranzösischen Schule enthielt, wurden 30 Bilder mit 30,789 Franken, am zweiten 58 Bilder mit 65,914 Fr. bezahlt. Der Zephyr von Prudhon war 6000 Fr. angesezt und kam in Besitz des Hrn. Guénin für 21,050 Fr. Derselbe Liebhaber hatte am vorigen Tage ein schönes Bildniß von Rembrandt für 5100 Fr. erstanden. Die Galatea von Girodet wurde 5000 Fr. angeboten und fiel dem Kunsthändler Villaudet für 15,000 Fr. zu. Eine Charité romaine von Guido Reni wurde für 3020 Fr. verkauft, und ein Belisar von Girard für 3750 Fr. Die in der Oertlichkeit begründete Vorliebe für die französische Schule sprach sich bei der Versteigerung ziemlich deutlich aus. — Die berühmte Marmorfigur der Magdalena von Canova ist von 20,000 Franken, wie sie angeboten war, auf 63,000 Fr. gekommen, und um diesen Preis von dem Banquier Aguado erstanden worden. Dem frühern Besitzer waren 80,000 Fr. vergebens dafür geboten worden. Die Terpsichore von Canova kam nur auf 7000 Fr. — Das Gemälde der Psyche von Prudhon kam für 15,450 Fr. an den Gemäldehändler Remoissenet; das Gemälde von David dagegen, Amor und Psyche, konnte sich von dem Angebot von 2000 Fr. nur mit Mühe bis zu dem Preis von 2500 Fr. erheben.

Akademien und Vereine.

Wien, 3. Febr. Im österreichischen Beobachter liest man über die bei Gelegenheit der lezten Anwesenheit des Kaisers in der Lombardei stattgefundene Erweiterung und festere Begründung der Akademie der bildenden Künste in Mailand folgendes: „Auch diese Anstalt, welche ursprünglich von der Kaiserin Maria Theresia gestiftet worden, bisher aber nur provisorisch regulirt war, wurde nun durch eine ständige Organisirung definitiv begründet, ihr Ansehen durch die Feststellung eines höhern Ranges für die Professoren vermehrt, dieselbe durch die Beifügung ordentlicher und außerordentlicher Räthe, durch Ehren- und Kunstmitglieder erweitert, und endlich ein reichlicher Fonds zum Behufe der Vertheilung von jährlichen und zweijährlichen Aufmunterungspreisen ihr angewiesen. Solchergestalt umsichtig und dauerhaft begründet, kann dieser ausgezeichnete akademische Körper nur zu den erfreulichsten Erwartungen eines stets zunehmenden Flors und fortschreitender Ausbildung in den schönen Künsten berechtigen."

Berlin, 18. Febr. In der Sitzung des wissenschaftlichen Kunstvereins am 15. d. M. hielt Dr. Schöll einen Vortrag über die Bestimmung der kleinen Bronzefiguren bei den Alten, die seiner Ansicht nach theils die Stelle unserer heutigen Wundermedaillen vertraten, theils Nachbildungen größerer Kunstwerke für die Sammlungen von Kunstliebhabern waren. Graf Raczynski legte dem Vereine Zeichnungen für den zweiten Band seines kunstgeschichtlichen Werkes, u. a. eine nach Carstens: „die Parzen" vor. Prof. Brandt theilte die von ihm im Auftrag der Stadt Danzig angefertigte Medaille mit, welche dem dortigen Oberbürgermeister von Weickhmann zu dessen 25jährigem Dienstjubiläum überreicht werden wird, und vielleicht die gelungenste Arbeit des Künstlers ist. Vom Graveur C. Kramer in Köln, einem vielversprechenden jungen Künstler, waren zwei Medaillen, die Bildnisse Se. Maj. des Königs und Goethe's eingesandt worden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 25.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 26. März 1839.

Bestand und Wirken des Kunstvereins in München.

(Beschluß.)

Haushofer. Große dentsche Gebirglandschaft; man sieht vom hohen Vorgrund hinab in einen engeingeschlossenen See, über dessen steilen Ufern sich Berge eeheben und bis in die weiteste Ferne aneinander reichen. Das Motiv der Landschaft ist neu und eigenthümlich, die Zeichnung, namentlich der fernen Gebirge, von feinem Naturgefühl, die Abstufung der Töne so sicher, man möchte sagen, so correct und gleichmäßig, daß man die Entfernungen der Berge untereinander bestimmen könnte. (Gewonnen vom Oberinspektor v. Kinle.)

J. Mohr. Eine ziemlich große Landschaft, flache norddeutsche Gegend, Buchen im Vorgrund vom Winde bewegt, ziemlich heitere Luft mit einem Streifregen, frisch in der Farde, lebendig in der Zeichnung nnd praktisch behandelt. (Gew. vom Grafen v. Mejean.)

Chr. Morgenstern. Der Isarfall unterhald Mittenwald im bayerischen Tyrol; ein charaktervolles, vortreffliches Gemälde, in dem die Absicht des Künstlers, eine Abschrift der Natur zu geben, in dem Maße, wie es die Kunst soll und kann, erreicht ist. Die Physiognomie der Gegend ist lebendig und treu aufgefaßt, die Zeichnung der einzelnen Theile kenntnißvoll, verständig und fein, die Färbung wahr und durch eine effektvolle Beleuchtung erhöht, die Haltung troß dem ruhig. Bewundernswürdig ist der Zug der Wellen, dieser der Isar in jener Gegend ganz eigenthümliche Takt und Rhythmus, ausgedrückt, so daß sie sich wirklich vor uns zu dewegen scheinen. (Gew. von der Wittwe des Generalmajors Janson von der Stock.)

Alars. Eine kleine ansprechende Landschaft, Gebirge im Abendlicht; im Vorgrund ein Weiher und Weiden daran; das Ganze hat Stimmung und einen guten, klaren Ton. (Gew. vom östr. Gesandtsch.-Sekr. Ritter v. Kast)

Erola. Zwei kleine Waldlandschaften in Ruisdaels Geschmack; ein wenig Vorgrund mit Wald, keinen Hintergrund als den des grauumwölkten Himmels, der an einigen Stellen blau durchblickt; ausgezeichnet schön in Haltung und Behandlung. (Gew. vom Schauspieler Rake und Freih. v. Harold.)

Köbel. Aussicht auf die Peterskirche und die Umgegend Roms, von (wie es scheint) dem Weg nach Civita vecchia aus; ein heiteres, glänzendes Bild, in dessen sorgfältiger Zeichnung man die Schule Marlo's erkennt, der dieser Künstler angehört. (Gew. vom Kaufmann Ferd. Groß.)

Fohr. Eine Isargegend im Herbst, von charakteristischer Auffassung einer nicht sehr einladenden Landschaft. (Gew. vom Grafen Mae von Seinsheim.)

A. Zimmermann. Aussicht nach S. Antonio, einem Thal des südlichen Tyrols. Ohne die Unterschrift würde man versucht seyn, irgend eine unbebaute Gegend Griechenlands darin zu erkennen, und in der That gehört das volle Vertrauen in die anerkannte Wahrhaftigkeit der Zimmermannischen Naturschilderungen dazu, um in diesen grünblauen und rothbraunen, aller Vegetation baren Bergen das deglückte italienische Tyrol wiederzufinden. Ich war in dem hier geschilderten Theil dieses Landes nicht, allein Augenzeugen bestätigen die Wahrheit der Darstellung vollkommen; für die Schönheit der Gegend werden sich dann schwerlich gleich gültige Zeugen stellen lassen. (Gew. vom östr. Legationsrath Grafen v. Fries.)

C. Kaiser. Eine Dorfkirche und eine Alme; zwei ansprechende, kleine Bilder, gemüthvoll und harmonisch, in der sehr individuellen Weise dieses Künstlers ausgeführt. (Gew. vom Bildhauer Hautmann und der Frau Gräfin Butler.)

Heinzmann. Eine kleine, sehr angenehme Landschaft; vom grünumlaubten Ufer eines klaren Walddaches (Prien) sieht man hinauf nach dem Schloß Hohenaschau; ganz in der Stimmung erfaßt, in die ein so heitreres, stilles Plätzchen

die Seele versezt, ganz mit der Liebe ausgeführt, die man dem, was Einen anspricht, zuwendet. (Gew. vom Banquier v. Hirsch.)

Gurlitt (aus Dänemark). Elbpartie bei Blankensee, charakteristisches, kleines Bild jener flachen Uebergangsgegend, bald Meer, bald Fluß, mit großem Talent und sehr geübter Hand ausgeführt. Die Staffage bildet eine Gruppe Landleute, die beschäftigt sind, Heu von einem Schiff auf's Land zu bringen, welches leztere allerdings ein sehr heubedürftiges Aussehen hat. (Gew. vom Staatsrath v. Kirschbaum.)

Simonsen. Flaches Meeresufer nach Sturm, ein Wrack unweit der Küste, ein Mohr trägt ein Mädchen aus den Fluthen; vorzüglich in der Behandlung werthvoll. (Gew. vom Fürsten von Löwenstein-Werthheim.)

Fiediger. Eine einsame Gegend bei Salzburg, mit Baumgruppen und Gewässer, angenehm und anspruchlos. (Gew. von Dr. Stoct.)

Schon dies Verzeichniß, das bei Weitem nicht erschöpfend ist, zeigt den gegen frühere Jahre erweiterten Umfang in der Landschaftsmalerei bei uns. Charakteristik ist durchgehends das Ziel und wird von Vielen glücklich erreicht. Es ist aber nicht das höchste Ziel, so wenig als das Porträt oder Charakterbild; auch die Landschaftsmalerei hat ihre historischen Aufgaben, die am schönsten im Geist und Sinn, wenn auch nicht nothwendig in der Sprache der alten Kunst gelöst werden. Der Weg, den Koch in Rom und Ferd. v. Olivier hier betreten, wird bis jezt von keinem der spätern Landschaftsmaler unter uns weiter verfolgt. Es ist dies freilich nicht Sache des Entschlusses und Willens, sondern ursprünglicher Bestimmung. Möge sie nicht ganz ausbleiben!

Unter den Architekturbildern zeichnete sich vornämlich die Halle des Klosters S. Geronimo in Valencia von W. Gail aus. Es ist eine offene Halle, aus der man auf einen Vorplatz mit einer Stiege sieht. Dahinter öffnet sich der Klostergarten mit einem Umgang, in den man durch eine Thüre und ein offenes Fenster hinaus sieht. An einem Kohlenbecken wärmen sich ein Mönch und eine Katze; ein anderer Mönch bringt Lebensmittel herbei. Die Architektur ist eine Abart der germanischen des 14ten Jahrhunderts. (Gew. von dem Künstler selbst.)

A. v. Bayer. Zwei kleine Klosterpartien im Sonnenreflex mit Aussicht auf eine reizende Landschaft. (Gew. von Knopfmacher Bernhauser und Freihrn. v. Stadec.)

Dyk. Die Halle eines Rathhauses in byzantinischem Geschmack, in glücklicher Nachbildung der Weise des eben vorher genannten Künstlers. (Gew. vom Freiherrn von Hormayr.)

Unter den Thierstücken sind die von Eberle, Schafe auf der Weide, ganz besonders ansprechend durch eine feine Zeichnung und eine vortreffliche Ausführung; weniger durch originelle Auffassung. (Gew. vom östr. Hauptmann Pfretschner und dem Grafen von Preysing-Hohenaschau.)

Habenschaden. Heimkehr von der Alme, ein treues und lebendiges Bild aus unserm Gebirgsleben. (Gew. vom Kupferstecher Nördlinger in Paris.)

Die Genremalerei hat seit langer Zeit hier keine merklichen Fortschritte gemacht; das, was ihr allein Werth gibt, die freie Auffassung des Lebens, verschwindet mehr und mehr und man beschränkt sich meistentheils auf Zusammenstellung von Studien. Bilder von Peter Heß und die meisten von Heidegg erscheinen wie Erinnerungen an eine schöne Vergangenheit, und ein eigenthümliches Wesen zeigen vorzugsweise noch niederländische Meister, die von Zeit zu Zeit unsere Ausstellungen im Verein beschicken, und deren Werke eine große Verwandtschaft mit der guten Schule des 17ten Jahrhunderts zeigen. Dessen ungeachtet fehlt es nicht an verdienstvollen Gemälden in diesem Fach.

M. Müller. Eine Bauernhochzeit in Tyrol, großes Gemälde, Scene der Heimkehr bei Fackellicht, aber noch im Haus. Das Brautpaar in der Mitte des Bildes, ringsherum begleitende jauchzende Gäste, Musikanten, Buben und Mädchen. Obschon der Lichteffekt das Motiv des Bildes ist, so ist doch der Reichthum lebendiger Ausstattung nicht zu übersehen, und der passende Charakter der Fröhlichkeit und Ausgelassenheit dem Ganzen aufgedrückt. Die Aufgabe einer so künstlichen Beleuchtung ist glücklich gelöst, und das Gemälde hat sich der größten Theilnahme zu erfreuen gehabt. (Gew. vom Kaufmann Hebensberger.)

Freudenberg. Eine zärtliche Scene zwischen einem Cuirassier und einer Münchner Kellnerin, die den Caressen ihres Schatzes zunächst mit Knödeln und Bier und einem außerordentlich freundlichen Gesicht antwortet. Vor dem Küchenfenster im Garten wiederholt ein Officier parodisch die Scene, auf den Knieen vor einer Dame von Stande. Das Bild ist mit viel Fleiß und Geschick gemacht und spricht durch lebendigen Ausdruck der Gestalten, wie durch den sehr verständlichen und beliebten Gegenstand an. (Gew. vom Maler v. Enhuber.)

J. Petzl hat uns mit seinem Bild ein Räthsel aufgegeben; ein Tyroler von 1803, das Weinglas in der Hand, mit sehr traurigem Aussehen, sizt in dem engen Stübchen eines alten Ritters aus dem 15ten Jahrhundert. An der Wand und auf dem Tische hängen und liegen die Waffen des Leztern, Schild, Schwert, Helm u. s. w. — Das Schicksal hat die Lösung des Räthsels dem Künstler selbst auf-, nämlich sein Bild zurückgegeben.

Ruben. Abendgebet auf dem See. Auf einem Einbaum wird ein Kapuziner von einem Fischer und einem Mädchen nach dem Kloster auf der nahen Insel übergefahren

Die Sonne geht eben unter und der reine Himmel erglänzt in ihrem sinkenden Licht, in lautiren Duft sind die Berge getaucht. Ave-Marialäuten vom Kloster her müssen wir voraussetzen; das Mädchen hat das Ruder über den Schooß gelegt und sieht mit leichter Kopfneigung gen Himmel, der Mönch sizt in sich gekehrt vor ihr, und vor ihm steht mit stark emporgewendetem Kopf der Fischer. Alles stumm und selbst die Welle rührt sich nicht; reinste Klarheit im Himmel, auf der Erde, im Wasser. Das Bild ist vorzüglich gemalt und hat im Publikum ungemein angesprochen. Gewiß ist, daß man das, was Stimmung in einem Bilde heißt, nicht leicht besser ausgesprochen finden kann, als in diesem. Allein etwas sollte der Künstler aus der historischen Schule, in der er erwachsen, beibehalten haben: Bestimmtheit der Darstellung und des Ausdrucks, Vermeidung jedes nur passiven und wirklich unaussprechlichen Zustandes, der dem Beschauer die falsche Freiheit läßt, den dargestellten Personen jeglichen Gedanken unterzulegen. Bei aller Achtung des ausgezeichneten Talentes unsers Künstlers kann ich nicht umhin, in der von ihm eingeschlagenen Richtung eine Verwandtschaft mit der im Norden Deutschlands seit einiger Zeit herrschenden krankhaften Sentimentalität zu finden. In dieser Weise war der Mönch, der, an die Klosterthüre gelehnt, in die Ferne schaut; der Räuber in ähnlicher Situation; in dieser Weise sind die Ueberfahrenden auf dem gegenwärtigen Bilde. Für meine Ansicht dürfte unter andern der Umstand sprechen, daß man in der Auslegung desselben sehr von einander abwich, und daß man bald nach den Ursachen irgend eines geheimen Kummers des Mönches oder des Mädchens, oder nach der Ursache der kühneren Wendung des Schiffers forschte, bald sie mit dem Land, woher sie kommen, bald mit dem, wohin sie fahren, in Verbindung dachte, wobei die Annahme übrig bleibt, daß die Leute an ganz andere Dinge denken. Gedanken lassen sich eben nicht malen, und der Künstler sollte nichts in seiner Darstellung voraussetzen lassen, auch kein Geläute. Freilich liebt das Publikum eine gewisse Unbestimmtheit in der Darstellung, namentlich von Empfindungen und Gedanken, allein mit Unrecht und aus Schwäche, und des Künstlers Aufgabe bleibt, dieser entgegenzuwirken nach besten Kräften. (Das Bild ist gewonnen von Maler Erola.)

Die historischen Bilder waren Daniel in der Löwengrube von Rob. v. Langer (gew. vom Maler Fearnley in Norwegen); eine Grablegung von Eichner (gew. vom Bildhauer Xav. Schwanthaler); eine gefangene Nire von Storch, nach einem Gedicht, das fast das Widerspiel des Fischers von Goethe ist, ein mit vieler Liebe behandeltes Bild (gew. vom Maler v. Hoffstetter), und die Flucht des Arminius auf dem Idistawisusfelde von W. Lindenschmitt (gew. vom Minister v. Wirschinger). Da das leztere zum Behuf des Vereinsgeschenkes für 1839 lithographirt wird, so behalte ich mir den Bericht darüber noch vor. ef.

Nachrichten vom Februar.

Museen und Sammlungen.

Rom, 1. Februar. Nachdem das capitolinische Museum alle Alterthümer der egyptischen Kunst, sowohl wirklicher egyptischer Arbeit, als römischer Nachahmung, an das Museum des Vatikans abgegeben, hat es von diesem als Ersatz bereits erhalten: die öfters erwähnte Minerva, die sitzende Statue des M. Marcellus (früher im Besitz des Hauses Giustiniani); einen sitzenden Silen aus dem Braccio nuovo des Museums, die große Vase, genannt Amendola, den Kampf der Gallier und Römer darstellend, auf der Via Appia gefunden; die Büsten, welche in der Sammlung auf dem Capitol fehlten, die des Corbulo, Diocletian, der Julia Mammaea, der Julia Maesa und der Constantia. Noch erwartet werden alle Inschriften der Kaiser und Consuln, die sich im Magazin des Vatikans befinden.

Haag, 2. Febr. Unser Staats-Courant enthielt neulich eine Bekanntmachung des ersten Conservators des hiesigen Museums der Alterthümer, C. Leemans, wonach die Regierung die in dem Museum befindlichen egyptischen Alterthümer auf ihre Kosten im Steindruck herausgeben wird.

London, 14. Febr. Der Graf von Schrewsbury hat sein Haus in der Stanhope-Straße mit der darin befindlichen Gemäldegalerie um 80,000 Pfd. St. an Hrn. Neill Malcolm verkauft.

Kopenhagen, 26. Jan. Das vom König für das Thorwaldsensche Museum geschenkte Lokal wird wahrscheinlich angenommen werden, da Thorwaldsen selbst dafür ist: „Ich mißkenne,“ schrieb er an das Comité, „wahrlich nicht den Eifer und guten Willen bei Mehreren, welche mir wohlwollen, indem sie ein anderes Lokal wünschen, als das, womit ich vollkommen zufrieden bin. Mein Wunsch für meine Kunstsachen ist nahe daran, erreicht zu werden; das Fundament ist durch diese königliche Gnade gelegt. Die Ausführung kann durch die vorhandenen Beiträge bald geschehen. Mein Alter, meine Kunst und meine Gesundheit fordern Ruhe und Frieden, und diese für mich so wichtigen Güter verkümmere mir Keiner, der mich lieb hat.“

Den 12. Febr. Der Streit über Thorwaldsens Museum ist endlich entschieden. Das mehrerwähnte Nebengebäude des Christiansburger Schlosses wird, hoffentlich schon in den Sommermonaten, dazu eingerichtet werden.

Bauwerke.

Dresden, 1. Febr. Dem Vernehmen nach werden wir binnen einigen Jahren ein neues, hoffentlich schönes Gebäude, nämlich ein National-Museum erhalten, zu welchem bereits mehrere geistreich entworfene Risse vorliegen, dessen Ausführung

aber noch von der Bewilligung des Landtags abhängt. Die Neustädter Kirche wird noch im Jahr 1840 mit einem Thurme versehen werden, da das Kirchenärar nunmehr die Kosten decken kann.

München, 10. Febr. An die Monumente, Brunnen und größern Bauwerke, durch die unsere Residenz gegenwärtig verschönert wird, reiht sich noch ein großartiges Bogenportal, welches der König, nach einem Plan Gärtners, ausführen läßt. Es soll in der höhern Bauart eines Triumphbogens in gewisser Entfernung von dem Obelisken seinen Standpunkt erhalten, und wird mit Mauerlinien verbunden, die zugleich als Umgrenzung für die Glyptothek und Basilica dienen sollen.

Wien, 2. Febr. Die hiesige Zeitung enthält einen ausführlichen Bericht über die Vorkehrungen zur Ausbesserung des Stephansthurms. Man ist eben damit beschäftigt, die Etagen Nr. 12 und 13 des Gerüstes aufzustellen, wo mit jener Punkt der Pyramide erreicht wird, an welchem die 3 Fuß 1 Zoll betragende Abweichung der Thurmspitze gegen Nordost beginnt. Die Kosten des Gerüstes betragen 15,000 fl. Convm. Der Ausbesserungsbau selbst wird mit dem Frühjahr beginnen.

Sculpturen.

Paris, 2. Febr. Unter den neuesten Arbeiten Fratins bemerkt man einen Hirsch im vollen Lauf, der nur auf einer Pflanze als Stützpunkt ruht. Das Thierbild eignet sich seiner Größe nach zur Verzierung des Sockels einer Pendeluhr ɛc. — Triqueti arbeitet gegenwärtig an dem Modell zu einem Piedestal für die große Medicivase in der Galerie in St. Cloud. Der Körper dieses 4 Fuß hohen Fußgestells wird von Bronze seyn, und an den Seiten werden vier Basreliefs in Bisenit angebracht werden, die mit Bronzefiguren auf blauem Grunde eingefaßt sind.

Brüssel, 17. Febr. Der Bildhauer Favens hat die Büste des verstorbenen Bürgermeisters Rouppe für dessen Denkmal vollendet.

München, 11. Febr. Woltreck aus Dessau hat vom Könige den Auftrag erhalten, zwei kolossale Büsten (Hemling und Platen) in Marmor zu fertigen, und unser Bildhauer Leeb fertigt eine mehr als lebensgroße Statue für eine Nische an der Façade der Glyptothek.

Berlin, 20. Febr. Herr Kiß hat so eben das früher in diesen Blättern erwähnte Thonmodell seiner großen Amazonengruppe vollendet; es ist 12 F. hoch und 18 F. lang, und es wurden dazu 250 Centner Thon verbraucht. Die höchste menschliche Kraftäußerung, der brutalen Gewalt des Angriffs eines wilden Thieres gegenüber, ist die Aufgabe, welche sich der Künstler gestellt und in einer höchst genialen Art gelöst hat. Die Amazone sizt zu Pferd; das Thier wird von einem Tiger von vorn angesprungen, wodurch das Pferd erschrickt und schauernd rückwärts bäumt. Die Reiterin hält den aufgehobenen Speer, im Begriff, das Raubthier zu durchbohren. Die Energie und Lebendigkeit, womit das Ganze durchgeführt ist, wirkt höchst ergreifend. Schwerlich dürfte Deutschland in der neuern Zeit etwas Bedeutenderes aufzuweisen haben. Das Publikum nimmt solchen Antheil daran, daß man schon vorgeschlagen hat, dies Werk auf Subscription in Bronze ausführen zu lassen, wenn nicht Se. Maj. der König die Ausführung bestimmt. Dieser Enthusiasmus macht dem Publikum, wie dem Künstler große Ehre. Das Pferd ist größer als das vom großen Kurfürsten auf der Brücke.

Kopenhagen, 12. Febr. Dem Vernehmen nach wird Thorwaldsen während seines Hierseyns vier Statuen für das Christiansburger Schloß fertigen, die in Nischen neben dem Hauptportale ihre Stelle finden sollen. Außerdem ist ein großes Relief für den Fronton des neuen Rathhauses bei ihm bestellt worden.

Metallguß.

Paris, 30. Jan. Die Herren Soyer und Inge haben vor einigen Tagen das Capitell der Juliussäule gegossen, den größten Guß in Einem Stück, der bis jezt hier ausgeführt wurde.

London, 12. Febr. In Bolton in der Fabrik des Herrn Dean wird gegenwärtig in Auftrag des Sultans ein für den Palast am Ufer des Bosporus bestimmtes eisernes, sehr geschmackvoll verziertes Thor gegossen, dessen Höhe gegen 35 F. beträgt. Die Kosten des Ganzen werden über 200,000 Pfd. Sterl. betragen.

Denkmäler.

Rom, 28. Jan. Ein Prinz von Hindostan, der Sohn der Begum Sumru, hat bei dem Bildhauer Tadbolini ein Monument mit vielen Figuren zu dem Preis von 35,000 Scudi bestellt. (Andern Nachrichten zufolge wird es 11 Marmorstatuen enthalten, welche in einem Mausoleum in Sirdhannat aufgestellt werden sollen, und ist der Preis nur auf 16,000 Scudi bestimmt.)

Paris, 20. Febr. Das Denkmal, welches der Generalrath des Juradepartements dem Verfasser der Marseillaise, Rouget de l'Isle, errichten läßt, wird in einem Standbilde des Componisten auf dem Freiheitsplatze in Lons le Saulnier bestehen, an dessen Fußgestell man die erste und lezte Strophe des Liedes, nebst Noten mit goldnen Lettern auf einer Marmortafel sehen wird.

Zu Carcaie im Departement Finisterre wird eine bronzene Statue Latour d'Auvergne's, „des ersten Grenadiers von Frankreich," errichtet.

Schwerin, 2. Febr. Auch bei uns ist ein Verein zur Beförderung der Ausführung des Armins-Denkmals zusammengetreten.

Detmold, 15. Febr. Zu dem Armins-Denkmal gehen fortwährend bedeutende Beiträge ein. Die Herzoge von Coburg-Gotha haben jeder 100 Rthlr. Gold und die freie Stadt Lübeck 50 Rthlr. Gold beigesteuert. — Herr v. Bandel ist fortwährend in Carrara.

Malerei.

Haag, 26. Jan. Das Porträt des Prinzen von Oranien, von Bautersem, hat vorläufig in der Galerie der Kunstwerke lebender Meister, in dem Schlosse Welgelegen bei Haarlem, eine Stelle erhalten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№. 26.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 28. März 1839.

Ueber die Entwickelung der neueren englischen Holzschneidekunst seit Bewick.*

Der Engländer Thomas Bewick widmete sich, nachdem seit einem Jahrhundert diese Kunst immer mehr in Verfall gekommen, derselben im Jahr 1768, und ward der Gründer einer eigenen Schule. Im J. 1775 erschien sein „Alter Hund,“ für welchen ihm die Gesellschaft der Künste eine Belohnung von sieben Guineen zuerkannte, da dieser Holzschnitt mit Recht für etwas weit Vorzüglicheres als die gleichzeitigen Leistungen betrachtet wurde. 1785 ging er an die Bearbeitung seiner schätzbaren naturhistorischen Werke; die Säugethiere erschienen 1790 und die Vögel 1797. Diese, so wie seine übrigen Schriften, welche sämmtlich reich mit Holzschnitten geziert sind, erhoben eine beinahe erloschene Kunst plötzlich wieder zu einem hohen Grade von Trefflichkeit. Fast gleichzeitig mit Bewick arbeitete Lee in London, der ebenfalls manche nette Holzschnitte lieferte. Bald traten neue Künstler auf, welche diesen Kunstzweig noch mehr vervollkommneten, indem sie sich eines reichern und mannigfaltigern Styls befleißigten, und dadurch dem Holzschnitt eine Gunst und Ausbreitung verschafften, die ihn wohl für alle Zeiten vor gänzlicher Vernachlässigung sicher stellen dürften.

Im Jahr 1829 eröffnete Mason in London zuerst einen Cursus von öffentlichen Vorlesungen über die Holzschneidekunst, den er später in den Vereinigten Staaten in der Nationalakademie der zeichnenden Künste wiederholte.

Der Theorie und Praxis nach ist diese Kunst das gerade Gegentheil von der Kupferstecherkunst. Bei der leztern werden die aufzudruckenden Striche in die Platte geschnitten oder vertieft, mit einer Farbe gefüllt und mittelst einer Walzenpresse auf das Papier übergetragen. Bei dem Holzschneiden dagegen müssen die abzudruckenden Theile unversehrt stehen bleiben, um die Farbe aufzunehmen, welche, wie beim Letterndruck, aufgetragen und auf das Papier übergedruckt wird. Der Kupferstecher bedient sich selten mehr als dreier Instrumente, welche Grabstichel genannt werden. Der Holzschneider dagegen bedarf nach Umständen 10—18 verschiedene Instrumente, wie denn z. B. Meißel eigner Art zum Ausstechen der breiten Stellen, die weiß bleiben sollen, erforderlich sind. Die ältern Holzschneider bedienten sich verschiedner Holzsorten, als Aepfel-, Birnenholz :c. Dergleichen sogenannte weiche Hölzer dienen gegenwärtig nur zu industriellen Zwecken, z. B. beim Kattundruck. Die eigentlichen Künstler fanden dieselben, beim Fortschreiten der Kunst, ihren Zwecken nicht mehr genügend, und wandten zulezt einzig Buchsbaumholz an, das sich wegen seiner bessern Textur und Dichtheit am besten zu eigentlichen Kunstleistungen eignet. Die Oberfläche des sogenannten Stockes oder des mit dem Schnitt zu versehenden Klötzchens wird sorgfältig abgehobelt und abgeschabt, kurz, so eben und glatt als möglich gemacht, um die Zeichnung aufzunehmen, welche vor dem Schneiden auf den Stock selbst gesezt wird. Der Künstler hat bei deren Ausführung die Stärke und Richtung der Striche nach Maßgabe der Ferne einzurichten, damit der Abdruck in seinen verschiedenen Theilen ganz den Effekt wie das Original hervorbringe.

Während des Schneidens hat der Künstler alle Vorsicht anzuwenden, damit eine zarte Zeichnung nirgends durch Reibung verwischt werde. Gewöhnlich bedeckt man sie mit Papier, welches man nach und nach beseitigt. Wie viel Geschicklichkeit von Seiten des Künstlers in Anspruch genommen wird, geht auch aus dem Umstand hervor, daß jeder Schnitt mit seinem Instrumente einen Theil des Effekts seines Originals zerstört, und daß er folglich zur geschmackvollen Ausführung seiner Arbeit stets die Erinnerung mit zu Hülfe nehmen muß, da der Schnitt des ganzen Stockes vollendet seyn muß, ehe ein Probedruck gemacht werden kann. Dagegen steht es dem Kupferstecher frei, im Fortschreiten seiner Arbeit Probedrücke

* Nach W. Dunlap History of the rise and progress of the arts of Design in the united states. Vol. II. p. 4 ff.

abziehen zu lassen, und zugleich hat er sein Original stets vollständig vor Augen. Der leztere besizt auch vor dem Holzschneider den wesentlichen Vortheil, daß er die ganze Luft und die flachen Theile des Hintergrundes durch ein rein mechanisches Verfahren in allen Abstufungen auf die Platte selbst tragen kann, so daß die verschiedenen Töne gleich alle erforderliche Zartheit erhalten. Dem Holzschneider kommen dergleichen mechanische Hülfsmittel nicht zu Gute. Bei ihm hängt Alles von einem sichern Blick, von einer festen Hand ab, damit eine Linie nach der andern so hervortritt, wie der Effekt des Gegenstandes es erheischt.

Nach Obigem wird man ungefähr ermessen können, auf welchen Grundsäzen die ganze Holzschneidekunst beruht. Mag es nun auf Darstellung einer Landschaft, menschlichen Figur oder irgend eines andern Gegenstandes abgesehen seyn, so muß die Zeichnung durch eine Menge hervorstehender Holztheilchen entstehen, welche diejenige Anordnung und Kraft haben, die, nach dem Dafürhalten des Künstlers, beim Druck den gewünschten Effekt in der größtmöglichen Vollkommenheit hervorbringen.

Nach der alten Methode schnitt man nach dem Strich des Korns oder der Holzfaser, indem der Stock nach der Länge des Baumes geschnitten war oder auf seiner Oberfläche, wie man es nennt, Aderholz darbot. So verfuhr man bis 1725 durchgehends, und erst in dem genannten Jahr machte man in England den Versuch, auf nach der Quere geschnittene Stöcke oder sogenanntes Hirnholz zu schneiden. Das Hirnholz bietet weit mehr Zähigkeit dar; es läßt sich also mit demselben eine größere Feinheit erreichen, zumal da es die Anwendung mancher Instrumente gestattet, die beim Aderholz nicht gebraucht werden können. Zu den Stöcken, die Behufs der Tapetenmanufaktur dienen, läßt man das Holz noch nach der alten Weise zurichten, und zum Schneiden derselben bedient man sich demnach auch noch der früher üblichen Instrumente; insbesondere eines lanzettförmigen Messers, mit dem an beiden Seiten jeder Linie hingeschnitten wird, während man das überflüssige Holz mit hohlen und flachen Meißeln beseitigt, ganz in der Art, wie diese Kunst ursprünglich von den Chinesen betrieben und den Europäern überliefert wurde.

Bedenken wir, daß die trefflichen Arbeiten der Alten sämmtlich auf diese Weise gefertigt worden sind, so müssen wir deren Leistungen um so mehr bewundern; denn offenbar war dieses Verfahren mühseliger, als das gegenwärtig übliche, indem, wenn eine Linie mit dem Messer geschnitten wird, nothwendig eine zweite hinzutreten muß, bevor irgend Holz beseitigt werden kann, während man mit dem gegenwärtig angewandten Grabstichel mit jedem Schnitte alsbald das Holz herausschneidet.

Wir haben zunächst von der Anwendung der Holzschneidekunst auf Nachbildung farbiger Gemälde zu reden. Man hat diese Art von Schnitt zuweilen den Chiaroscuroschnitt genannt. Bei diesem werden so viele Stöcke geschnitten, als das Original Farben und Töne enthält, und mit demjenigen der Anfang gemacht, welcher den Umriß oder die wesentlichsten Theile des Gegenstandes enthält, und also die Grundlage der übrigen bildet. Derselbe wird auf die erforderliche Anzahl von Stöcken übergedruckt, und die übrigen Töne werden so eingesezt, daß sie beim Druck genau aneinander passen.

Einer der ältesten farbigen Holzschnitte, die man kennt, ist der Buchstabe B in Fust's Psalter. Er gehört dem Jahr 1457 an und bestand aus zwei Stöcken, einem rothen und einem blauen, die einander ungemein korrekt angepaßt waren. Gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts hin wurde mit Erfolg versucht, dieses Verfahren durch Vermischung von Neutralfarben zu vervollkommnen. Ugo da Carpi war einer der Ersten, denen dies gelang, und das Verfahren ward so geschäzt, daß die bedeutendsten Maler demselben Behufs der Verewigung ihrer Zeichnungen Aufmerksamkeit schenkten. Raphael, Parmeggiano, Tizian, Rubens und andere Meister des 16ten und 17ten Jahrhunderts ließen ihre Werke unter ihrer persönlichen Leitung auf diese Weise ausführen, und manche gelungene Leistung der Art legt noch jezt Zeugniß davon ab, mit welchem Erfolg es geschah.

Von der Mitte des 17ten Jahrhunderts an kam die Holzschneidekunst überhaupt in Verfall, und es wurden demnach auch weniger Stücke in Chiaroscuro ausgeführt. Im J. 1688 bediente man sich dieses Verfahrens in Frankreich zur Anfertigung von Papiertapeten, und J. B. Jackson führte dasselbe im J. 1750 zu gleichem Zwecke in England ein. Er war der erste Engländer, welcher sich irgend erfolgreich auf diesen Styl der Holzschneidekunst legte. Anfangs wurden nie mehr als zwei Stöcke angewandt; allein vor dem Ende des 18ten Jahrhunderts war die Zahl schon auf fünf gestiegen, jedoch wurden vor dem Erscheinen von Savage's Werk über dekorirten Druck * im J. 1822 deren nie mehr angewandt. Dieses Werk, das durchgehends für eine gelungene Kunstleistung gelten muß, besizt zahlreiche Proben von Chiaroscuro in 6, 7 und 8 Stöcken; bei der Copie einer Zeichnung von John Varley sind deren sogar vierzehn angewandt. Bei allen sind die Originalzeichnungen äußerst treu wiedergegeben, und das Werk verdient überhaupt die größte Aufmerksamkeit von Seiten der Kunstfreunde.

Wir haben in dieser kurzgefaßten Uebersicht weder der verschiedenen Vorzüge der Holzschneidekunst in Ansehung der Mannigfaltigkeit der Anwendung und Dauerhaftigkeit,

* On decorative printing.

noch der vielen ausgezeichneten Meister älterer und neuerer Zeit gedenken können. Der Werth dieser Kunst wird aber, in der neuen wie in der alten Welt, von Tage zu Tage mehr anerkannt, so daß immer mehr Talente sich ihr widmen. Es kann nicht fehlen, daß sie auf diese Weise alle ihre Vorzüge und Schönheiten stets umfassender geltend machen wird; indeß ist hierzu eine gründliche Reform des Buchdruckens unumgänglich nothwendig. In Betracht der vielen mit Holzschnitten gezierten Bücher, die heutzutage erscheinen, hat das Publikum, mit seltenen Ausnahmen, wenig Gelegenheit, diese Kunst nach Verdienst zu würdigen, indem bei dem Druck mehrentheils so nachlässig verfahren wird, daß die eingedruckten Holzschnitte sehr an ihrem Werthe verlieren. Hoffentlich werden die Verleger bald ihren wahren Vortheil erkennen und ernstlich auf Beseitigung dieses Uebelstandes bedacht seyn, dessen Fortdauer zugleich offenbar der weitern Entwickelung der Holzschneidekunst hindernd in den Weg treten würde.

Nachrichten vom Februar.

Malerei.

München, 26. Jan. Von den griechischen Landschaften, die C. Rottmann zum Schmucke der nördlichen Arkaden der hiesigen Hofburg malt, sind zwei vollendet: Sikyon und die Burg des Agamemnon. Jäger aus Leipzig hat in seinen Arbeiten im Habsburger Saale des Königsbaues eine Pause eintreten lassen, um seinen Tod Mosis für den sächsischen Kunstverein auszuführen.

7. Februar. Cornelius hat seit seiner Zurückkunft von Paris einen großen Carton geschaffen (darstellend den Erzengel Michael, mit seinen streitenden Engeln den Drachen bekämpfend), der für die Frescogemälde der Ludwigkirche bestimmt ist.

Paris, 1. Febr. Lepoitevin hat so eben ein großes Bild mit Figuren in halber Naturgröße vollendet. Es stellt weiße Bären dar, welche auf Schiffbrüchige losschwimmen, die sich auf ein Floß gerettet haben.

London, 15. Febr. Der berühmte Maler Stanfield, welcher den lezten Ausbruch des Vesuvs während seiner ganzen Dauer beobachtete, arbeitet jezt an einem Bilde desselben, das etwas Ausgezeichnetes zu werden verspricht.

Alterthümer und Ausgrabungen.

Petersburg, 25. Jan. Unser bekannter Archäolog, Collegienrath Köppen, bereiste im vergangenen Jahr die Krimm und untersuchte die auf der Nordseite des Asowschen Meeres liegenden alten Grabhügel. Dieselben scheinen aus sehr verschiedenen Zeiten herzurühren. Viele stammen von Kosaken, Nogajern und andern tartarischen Stämmen her. In manchen findet man goldene, gläserne und bernsteinerne Geräthe, in andern Pferdehufe und eiserne Pferdegebisse. Gemäß Köppen's Vorschlag hat die Akademie einen in den Mennonitencolonien wohnhaften gebildeten und zuverlässigen Mann, Hrn. Cornieß, beauftragt, für ihre Rechnung mehrere dieser Grabhügel zu öffnen, wovon man sich interessante Ergebnisse in Bezug auf die dunkle Vorgeschichte jener Halbinsel verspricht.

Wien, 12. Febr. Die von dem berühmten Alterthumsforscher Nic. v. Jankovich im vorigen Sommer in Croatien veranstalteten Nachgrabungen haben zum Theil Wichtiges zu Tage gefördert und beweisen neuerdings, daß Croatien hinsichtlich seiner ehemaligen Kultur und vorgefundenen Denkmäler classischer Boden ist. Unter andern fand man bei Eröffnung von Särgen römischer Krieger Theile eines Kästchens von Cedernholz mit trefflichem erhabenen Schnitzwerk. Unter andern sieht man vier Genien mit den Ueberschriften: Constantinopolis, Carthago, Nicomedia und Siscia, welche der gepanzerten Roma huldigen, und man kann daraus schließen, daß Siscia, das heutige Sissek, eine bedeutende Stadt gewesen seyn muß.

Paris, 4. Febr. Bei Gelegenheit der Expedition, welche General Galbois von Constantine aus in der Richtung von Algier unternahm, wurde Dschimmilah zuerst von den Franzosen besucht. Man fand daselbst die Ruinen der alten römischen Colonie Cuiculum, was sich aus Inschriften ergab. Vorzüglich interessant ist ein prachtvoller, mit korinthischen Säulen umgebener Triumphbogen, welcher, den daran aufgefundenen Inschriften zufolge, im 3ten Jahrhundert nach Christi Geburt dem Caracalla und seiner Mutter Julia zu Ehren erbaut worden ist. Einige Schritte davon sind die Ruinen eines Tempels und vier Fußgestelle, welche Bildsäulen trugen, von denen eine den Severus, eine andere den Verus darstellte. Grabinschriften sind viele vorhanden. Bei den Ruinen von Mous hat man Ueberreste von Basreliefs gefunden, auf denen römische Soldaten dargestellt sind.

Dijon. Im Hof der vormaligen Carthause dahier befindet sich noch eines der köstlichsten und vollständigsten Denkmäler mittelalterlicher Sculptur, bekannt unter dem Namen: der Mosisbrunnen. Das Ministerium des Innern hat nun 2000 Fr. zur Restauration der leichten Beschädigungen, die es erlitten hat, angewiesen. Es soll mit seiner Bemalung und Vergoldung wiederhergestellt werden, nach den Angaben, die Herr v. Saint-Ménin, Conservator unseres Museums, in einer eigenen Schrift bekannt gemacht hat.

Rom, 1. Febr. Unsere Archäologen sind hoch erfreut über ein in dem Weingarten Argoli vor der Porta Pia aufgedecktes Grab. Es ist ein Viereck, von Travertinblöcken erbaut, mit zierlichem umherlaufenden Gesims. Inwendig sind drei vollständig erhaltene, doch schon früher nach Pretiosen durchsuchte Sarkophage mit Knochen. Man hofft noch eine eine andere Grabkammer zu finden. Das Grab scheint einer weit frühern Zeit als die Sarkophage anzugehören.

Neapel, 26. Jan. Bei den jüngsten Ausgrabungen in Pompeji, denen der Großfürst Thronfolger von Rußland beiwohnte, wurden einige Marmorbüsten und Köpfe gefunden, von denen die schönsten dem Prinzen überlassen wurden.

Neue Lithographien.

Berlin. Bei L. Sachse, Angelnde Mädchen, nach L. Blanc's im Besitz der Frh. v. Waldenburg befindlichem Originale, lithographirt von L. Mercier.

Kupferwerke.

London. Dr. Wordsworth, Greece, pictorial, descriptive and historical, 18 Heft, 2½ Sch., mit drei von den ersten Künstlern Englands in Stahl gestochenen Ansichten (die kastalische Quelle, den Olymp und Ossa und die Trümmer des dorischen Tempels in Corinth nach Purser's Zeichnungen darstellend) und trefflich in Holz geschnittenen Vignetten. Das Ganze soll in zwölf monatlich erscheinenden Heften vollendet seyn und eine vollständige, mit Karten begleitete Beschreibung von Griechenland enthalten.

Y. Vivian, Scenery in Portugal and Spain, mit Steinzeichnungen von L. Haghe; Imperialfolio mit aufgesetzten Lichtern (Tioted); 4 Guineen, bei P. und D. Colnaghi und Compagnie.

The Royal' Galery of Pictures, 18 Heft, mit acht theils radirten, theils in Linienmanier oder Aquatinta von Burnet, Ward, Greatbatch rc. ausgeführten Blättern, deren Originale sich in der Privatgemäldesammlung der Königin im Buckingham-Palaste befinden. Jede Platte ist mit einer Beschreibung versehen, bei der stets auf Waagen's Kunsturtheil Rücksicht genommen ist. Das Ganze wird in vier Heften erscheinen.

Pindan's Pemale Portraits of the court of Queen Victoria, Partie V., enthaltend die Porträts der Herzogin von Roxburghe, der Viscountess Canning und der verstorbenen Lady John Russel.

Paris. Die Galerie Aguado wird jezt auf dieselbe Weise von Hrn. Gavard herausgegeben, wie die Galerie von Versailles. Es sind 150 Gemälde zum Stich ausgewählt, und bereits arbeiten einige der nahmhaftesten Kupferstecher für dies Werk; so sticht Mercuri ein kleines Bild von Raffael, Calamata einen Kopf von Luini, Henriquel Dupont ein Hirtenbild von Rubens, Prudhomme ein Bild von Paul Veronese, Prevost mehrere Bilder von Ribera, Lefevre eine Verkündigung von Murillo u. s. w. Die verkleinerten Copien sind alle mit dem Diagraph gemacht.

Notice historique sur la grande Chartreuse, avec 5 nouvelles vues dessinées d'après nature et lithographiées par Champin. 8. 2 Bogen und 5 Lithographien.

Angers. Godard-Faultrier und Hawke, Angers et ses monumens; 1839. Tom. I. gr. 8. 50 Kpfr. (15 Fr.)

Literatur.

Paris. A. Lebas, L'Obélisque de Luxor; Histoire de sa translation à Paris; Description des travaux, aux quels il a donné lieu etc. 4. 27 B. 16 Kpfr. u. 1 Karte. 25 Fr.

Clermont-Ferrand. Em. Thibaud Notions historiques sur les vitraux anciens et modernes et sur l'art de la peinture vitrifiée; Suiv. d'un appendice sur la manofacture des vitraux peints créée par l'auteur à Clermont-Ferrand. 8. 5½ B.

Lyon. E. C. Martin Daussigny, Observations générales sur la peinture encaustique. 8. 1½ B.

Le fameux château de Monthléry, tel qu'il étoit à son origine. 4¼ B.

A. L. Lasson, Corollaire sur le projet de réunion du Louvre des Tuileries, en introduisant dans les plans de MM. Percier et Fontaine la bibliothèque royale et des galéries pour l'exposition des produits de l'industrie. 4¼ B.

Memoires et dissertations sur les antiquités nationales et étrangères, publiés par la Société royale des antiquaires de France. Nouv. série. Tome IV. 8. 25 B. u. Kpfr. 8 Fr.

J. M. Guignet, Manuel des ordres d'architecture, suivi de l'introduction d'un nouvel ordre. 8. 4¾ Bg. und 7 Kpfr. 7½ Fr.

Perigueux. Abbé Audierne, Notice historique sur la Cathédrale de St. Front de Périgueux. 8. 1½ Bg. u. 1 Kpfr.

Pau. Saget, Description du château de Pau et de ses dépendances 2. Ed. 8. 9½ B.

Dijon. Mémoires de la commission des antiquités du département de la Côte d'or. 4. 12 B. u. 22 Kpfr.

Breslau. Le Médailler de Pologne, ou Collection de Médailles ayant Rapport à l'histoire de ce pays depuis les plus anciennes jusqu'à celles qui ont été frappées sous le règne du Roi Jean III. Par le comte Edouard Raczynski. 1838. (Text in französischer und polnischer Sprache.)

Statistik der Kunst.

Leipzig, 1. Febr. In der am 9. Januar hier stattgefundenen Generalversammlung des Vereins der Buchhändler wurde einstimmig der Beschluß gefaßt, die hohe Landesregierung um Annahme des preußischen Gesetzes zum Schutze literarischen und artistischen Eigenthums zu ersuchen.

Paris, 4. Febr. Gestern ist der Fall vorgekommen, daß unsere Zollbeamten eine Kiste mit Gemälden, auf welcher der Inhalt sogar angegeben war, weil sie Contrebande vermutheten, mit einem Visitireisen durchbohrten und damit zehn Löcher in die Gemälde stießen. Unsere Zeitungen bezeigen allgemein Unwillen über solche Barbarei.

London, 2. Febr. Nach dem Supplement zu Bent's Literary Advertiser erschienen im Jahr 1838 in England 87 neue Kupferstiche (worunter 35 Porträts), wovon 16 in Linienmanier, 41 in Mezzotinto, 14 in Aquatinta, 16 in Kreidemanier.

Nekrolog.

Mailand. Am 2. Januar starb hier der Architekt und Perspektivmaler P. Landriani, 91 Jahre alt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 27.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 2. April 1839.

Leistungen des Glasmalers Johann Jakob Kellner und seiner Söhne in Nürnberg.

Unter den Männern, welche in neuerer Zeit die alte Glasmalerei mit dem glücklichsten Erfolge wieder in's Leben zurückgerufen haben, verdienen Johann Jakob Kellner und seine Söhne in Nürnberg besondere Erwähnung. Jener, der Sohn eines geographischen Kupferstechers daselbst, im Jahr 1788 geboren, genoß bei dem verdienten Kupferstecher Gabler Zeichenunterricht und fand bei dem Bilderhändler Klinger Gelegenheit, in mehreren Fächern der bildenden Kunst sich zu üben. In seinem 20sten Lebensjahre kam er in die Porzellanfabrik nach Bruckberg, übte sich dort im Porzellanmalen, vorzüglich landschaftlicher Gegenstände, und hatte besonders als Kalligraph die Inschriften zu besorgen. Dort verheirathete er sich und verweilte daselbst bis zum Jahr 1820, in welchem er mit seiner Familie in seine Vaterstadt Nürnberg zurückkehrte und hier die Porzellanmalerei mit glücklichem Erfolge trieb. Seine drei Söhne, Johann Georg, geboren 1811, Johann Stephan, geb. 1812, und Johann Gustav Hermann, geb. 1814, Schüler des Herrn Direktor Reindel und unter den Zöglingen der unter seiner Leitung stehenden Kunstschule, eine der vorzüglichern, unterstützten ihn in seinen Arbeiten. Mit ihrer Hülfe gelang es ihm auch, nicht nur glückliche Versuche im Glasmalen zu machen, sondern darin selbst Ausgezeichnetes zu leisten. Seine Kenntniß der enkaustischen Farben, fleißige Betrachtung der alten Glasgemälde und sorgfältiges Studium älterer und neuerer Werke über dieses Kunstfach führten ihn zu dem gewünschten Ziele. Während er schon vor zehn Jahren Einzelnes versuchte, doch sich nur auf die Ergänzung fehlender Theile in älteren Gemälden beschränkte, wagte er sich vor sieben Jahren an das erste vollständige Gemälde, an die Fertigung eines Porträts, welches von mehreren Wappen umgeben war. Da dieser Versuch über Erwarten gut gelang, so schritt er bald zu andern Werken; auch fehlte es nicht an mehrfachen Bestellungen. Außer mehreren Wappen, worunter wir das des Herzogs von Meiningen, des Grafen Luckner, das kaiserlich russische und andere nennen, malte er eine Madonna mit allegorischen Umgebungen nach Heideloffs Zeichnung, ungefähr drei Schuh breit und hoch, welches Gemälde von Sr. Maj. dem König von Preußen acquirirt wurde; dann Ludwig den Springer, Landgraf von Thüringen, mit einer reichen Umgebung von Wappen, fast in derselben Größe, im Besitz Sr. Durchlaucht des Herzogs von Coburg; dann mehrere Bilder für Se. Durchlaucht den Herzog von Meiningen, ein Ritterturnier, einen Herzog von Sachsen, einen Grafen von Henneberg. Er benützte vorzüglich die Holzschnitte Dürers, um sie bald in derselben Größe, wie das Original, bald in vergrößertem Maße, mit Farben ausgeführt, auf dem Glase wiederzugeben. Wir nennen aus dem Leben der Maria, St. Anna unter der Tempelpforte, die Verlobung der Maria, die Beschneidung Christi, den Tod der Maria &c. Ebenso malte er nach Dürer den heiligen Hieronymus und in mehrfachen Wiederholungen den heil. Sebaldus, auch die Beschneidung nach Goltius. Seit zwei Jahren wurde ihm durch die Erneuerung der St. Lorenzkirche in Nürnberg Gelegenheit, auch im größern Style seine Kunst zu üben. Drei Fenster, ganz mit Glasmalereien angefüllt, welche höchst defekt und schadhaft waren, sind von ihm nicht nur gänzlich restaurirt, sondern auch mehrere Fächer ganz neu gefertigt worden. Es ist das Kaiserfenster, das Kühnhofersche und Schlüsselfeldersche. Kellner und seine Söhne haben mit um so bedeutenderen Schwierigkeiten zu kämpfen, als sie in Nürnberg nur wenige Nüancen von Ueberfanggläsern erhalten können, und daher eine Menge von Nüancen, welche z. B. in München aus der Fabrik bezogen werden, selbst ausbrennen müssen. Sie haben sich Christoph Maurers Art und Weise zu malen anzueignen gesucht und vielfach glücklich erreicht. Man findet in ihren Gemälden denselben Fleiß, dieselbe Zierlichkeit, denselben Geist, dieselbe Farbenpracht. Ihre Zeichnungen sind zwar bisher nur Nachbildungen

gewesen, aber sehr korrekt und ganz im Geist der Originale wiedergegeben. Es war ein glücklicher Gedanke, Dürer'sche und andere altdeutsche Compositionen zu Grund zu legen. Die Harmonie der Farben ist mit Verständniß gewählt, die Perspektive trefflich gehalten, die Ausführung gründlich und fleißig, und die umgebenden Verzierungen sind mit Kenntniß und Geschmack entworfen. Besonders ist es ihnen auch bei den Glasgemälden für die Lorenzkirche gelungen, sich ganz in den Styl und die Zeit der alten Meister hineinzudenken und sich die freiere und großartigere Behandlung jener Gemälde anzueignen. Es hält vielfach schwer, das Alte und Neue von einander zu unterscheiden. Daß die Glasmalerei zur Zeit des Christoph Maurer in Hinsicht ihrer Technik auf dem höchsten Punkte stand, ist bekannt; die besseren der Kellnerischen Glasgemälde kommen den Maurerischen sehr nahe. Wir zeichnen darunter den heil. Sebaldus, die Beschneidung nach Goltzius, den Tod der Maria aus. Es scheint nach dem bisher Gesagten überflüssig, noch zu bemerken, daß die Kellnerischen Gemälde alle eingebrannt sind und daher eine unverwüstliche Dauer verbürgen. Ja, es darf unbedenklich behauptet werden, daß bei den Fortschritten und Erfindungen der neuern Chemie manche der gegenwärtig gebrauchten Farben viele der alten an Dauer noch übertreffen werden.

Ausstellung der königlichen Akademie zu London 1838. *

Künstler! Dich selbst zu adeln,
Mußt du bescheiden prahlen.
Laß dich heute loben, morgen tadeln,
Und — immer bezahlen. —
Goethe.

„Da ich mit mir selbst rede," schreibt Sir Walter Scott in seinem Tagebuche, „darf ich sagen, daß ein Gemälde, um vortrefflich zu seyn, dem Gemüth eines Mannes, wie ich bin, etwas zu sagen haben müßte, eines solchen nämlich, der wohl erzogen und für diejenigen Gefühle empfänglich ist, welche durch alles, was natürliche Empfindung erregt, hervorgerufen werden können." Wahr — doch während wir bloße technische Kritik und mechanisches Verdienst eben so sehr als Sir Walter selbst verschmähen, müssen wir bemerken, daß ein Gemälde, um seinen Zweck als ein Werk der Kunst zu erfüllen, ebensowohl die Einbildungskraft befriedigen und dem Urtheil genügen, als unsere Sinne und unser Gemüth erregen muß. Wahr ist es, daß der, welcher den Saum eines Kleides kritisiren kann, gegen die Schönheiten und den Sinn einer großen Zeichnung aber unempfindlich bleibt, ein „armer Tropf" ist, wie Sir Walter sagt. Wahr ist es, daß der Künstler, der, während wir sein Werk anstaunen, uns die Mittel zum Zweck vergessen läßt, ein großer Künstler, und der Kritiker, der den Zweck über den Mitteln vergißt, ein armer Kritiker ist. Jedoch ist es gleichfalls wahr, daß der Kritiker, der über den Zweck die Mittel vergißt oder nicht begreift, durch welche derselbe erreicht worden, ein ungerechter und ungroßmüthiger Kritiker, und sein Vergnügen unvollkommen ist, wie das eines bloßen Dilettanten. Der Wunsch, den Genuß derer zu erhöhen, die, ohne Kenner der Malerei zu seyn, mit wirklichem Vergnügen und Stolz unsere National-Ausstellungen betrachten, hat uns veranlaßt, die folgenden Bemerkungen über die charakteristischen Besonderheiten einiger unserer englischen Maler zusammenzustellen, ohne den Anspruch, alle diejenigen erwähnen zu wollen, die der Aufmerksamkeit würdig sind, oder einen raisonnirten Katalog über ihre Gemälde zu geben.

Wir haben diese Ausstellung von 1838 durch sehr befugte Richter als eine „recht leidliche" bezeichnen hören. In den meisten Fällen, besonders in der Kunst, sind „recht leidlich" und „unerträglich" völlig gleich bedeutende Ausdrücke; doch müssen wir hier eine Ausnahme zugestehen: eine leidliche Ausstellung der englischen National-Akademie ist — um eine andere Shakespeare'sche Redensart zu borgen — „ein Ding, für das man Gott zu danken hat." Denn erwägen wir einen Augenblick, aus was diese Ausstellung besteht. Da sind 750 Künstler, die 1382 Kunstwerke eingeschickt haben — alle, mit vielleicht wenigen Ausnahmen, in einem Jahr gemalt; wenn in solch einer Masse nur ein Werk von ungemeinem Genie vor den Augen des Kritikers hinlänglich ist, um für ein ganzes Gomorrha von Mittelmäßigkeit zu entschädigen, müssen wir nicht mehr als duldsam — müssen wir nicht dankbar seyn, wo ein halbes Dutzend dergleichen vorhanden sind?

Sehen wir uns in den Zimmern der Akademie um, so müssen wir in die oft wiederholte Klage mit einstimmen, daß die englische Schule in dem edelsten Zweige der Kunst arm ist, und daß es an historischen Gemälden höherer Ordnung fehlt; wir sind jedoch überzeugt, daß dies nicht von Mangel an Talent, sondern von Mangel an Begünstigung herrührt: sobald Nachfrage nach diesem Styl der Malerei entsteht, wird er erscheinen — denn was das Zeitalter begehrt, bringt es hervor. „Die

* Aus dem Monthly Chronicle, Juni 1838. Wir geben die Uebersetzung dieses Aufsatzes nach seiner ganzen Ausdehnung, da wir darin den richtigen Blick der auch mit deutscher Kunst vertrauten geistreichen Mrs. Anna Jameson zu erkennen glauben.

finstersten Despotismen des Festlandes," sagt Coleridge, „haben mehr für das Wachsthum und die Erhebung der schönen Künste gethan, als die englische Regierung. In diesem Lande ist keine allgemeine Achtung für die Kunst." Und weil die Sympathie des Publikums bis jezt nicht gleichen Schritt mit der Regierung in dem Schutz der höhern Kunst gehalten hat, können wir uns ihrer nicht rühmen. Der lezte englische Monarch, der wirklichen Geschmack an der Malerei hatte und sie nach einem großen Maßstab begünstigte, war Carl I. Georg IV. wurde bei seinem Leben als einem Beschützer der Kunst gehuldigt; sein Geschmack aber war verwerflich. Zu der nämlichen Zeit, als er seinen noch unbeschriebenen Palast von Brighton baute und dessen Wände mit ungestalten chinesischen Mißgeburten bedeckte, errichtete der Kronprinz von Bayern von den Ersparnissen seines Privatvermögens den prachtvollen Tempel der Kunst, die Glyptothek zu München. Es bleibt unserer jungen Königin Victoria vorbehalten, ihre Regierung zu einer neuen und glorreichen Epoche in den Annalen der englischen Kunst zu machen; ihre Mittel sind beschränkt, wie ihre souveräne Gewalt, denn in diesen, wie in allen Dingen, muß sie die Zustimmung ihres Ministeriums und die Sympathie ihres Volkes haben; jedoch verehrt, wie sie ist, werden ihr individueller Geschmack und ihre Wünsche keinen geringen Einfluß ausüben. Wir hoffen in unserem neuen Parlamentshause die von den Würmern zerfressenen Tapeten aus den Zeiten der Elisabeth durch vorzügliche Gemälde ersezt, alle unsere vaterländischen Triumphe in Künsten und Waffen an den bevölkerten Wänden erglühen, und alle unsere besten Künstler in jedem Fach, wetteifernd, ihre Namen in die Liste für diese große Arbeit eingeschrieben zu sehen. Dies hoffen wir unter dem Schutz der Königin Victoria vollbracht zu sehen. Statt nun aber noch länger bei unsern Hoffnungen zu verweilen, wollen wir uns zu denen wenden, die uns unterstützen müssen, solche zu verwirklichen.

In der Ausstellung sind drei Gemälde, die sich als historische Gemälde ankündigen. Von Hilton ist eine Gruppe des bethlehemitischen Kindermordes da, die sehr schön gemalt ist; auch ist in der Behandlung des Gegenstandes Manches neu, doch nicht in der Empfindung. Eine verzweifelte Mutter versucht ihr Kind dem Ergreifen eines rohen Soldaten zu entziehen; sie lehnt sich über eine Brustwehr, und während sie den Mörder mit der einen Hand zurückstößt, läßt sie ihr Kind mit der andern in die Arme einer unten stehenden Person herabfallen, deren zwei nach oben ausgestreckte Hände allein sichtbar sind. Die Mutter und das Kind sind sehr geschickt und sauber gezeichnet; der Soldat dagegen ist übertrieben. Die Leute, deren Herodes sich bediente, um seine Befehle auszuführen, theilten weder sein heimliches Schrecken, noch seine wahnwitzige Furcht: sie waren kaltblütige Mörder, und übten ein so unnatürliches und schändliches Amt aus, daß, wenn es nicht eingefleischte Teufel waren, ein Gefühl der Barmherzigkeit und reinigen Mitleids über sie kommen mußte. So oft auch dieser Gegenstand behandelt worden, und in jeder Art der Stimmung, von dem zarten Pathos Guido's bis zu der ekelhaften Wildheit des Rubens, ist diese Milderung der Empfindung, wie wir glauben, keinem Künstler eingefallen; sie würde die moralische Erhebung gewähren, welche zugleich die Gräßlichkeit mildern und den Eindruck dieses fürchterlichen Trauerspiels vermehren könnte — das beinahe zu schrecklich ist, um gemalt zu werden.

Uwins hat ein Gemälde ausgestellt, die Ehebrecherin vor Christus; einige Theile desselben sind zart behandelt und kräftig gefärbt: der Kopf der Frau ist sehr schön, der des Heilands mißlungen.

Wenn ein Maler zu seinem Gegenstand eine Handlung von allgemeinem oder nationellem Interesse wählt und sie auf seiner Leinwand verkörpert, so sind wir verbunden, dies Gemälde als ein historisches zu betrachten, „ce que nous voyons aujourdh'ui, sera de l'histoire un jour." Wilkie's Gemälde der Königin Victoria, wie sie zum ersten Mal den Vorsitz in ihrem Geheimenrathe führt, ist daher ein historisches Gemälde, doch weder historisch, noch poetisch behandelt; es ist eine bloße Porträtgruppe. Der Künstler hatte eine wirkliche und erst seit Kurzem geschehene Begebenheit zu malen, die noch in frischer Erinnerung der dabei Gegenwärtigen ist, und hat ohne Zweifel ungewöhnliche Schwierigkeiten zu überwinden gehabt, die nicht nur in dem einförmigen Costüm, den eingeschulten Stellungen und der conventionellen Haltung des modernen Lebens, sondern auch in den Anforderungen persönlicher Eigenliebe und dergleichen gelegen haben mögen. Wir gestehen dies zu, und dennoch gefällt uns das Bild nicht; es hat Stellen von solcher Schönheit, wie nur Wilkie allein sie malen konnte, und wieder grobe handgreifliche Vernachlässigungen, wie sie nur Wilkie vor den Augen des Publikums wagen würde: viele Köpfe sind ausgezeichnet gemalt, besonders der des Herzogs von Sussex; der des Lord Landsdowne hat das Wohlwollen, doch nicht die Sinnigkeit, noch die Kraft seines Ausdrucks. Lord John Russel ist sehr ähnlich; — ebenso, zum Hassen, der König von Hannover, und er und der Erzbischof von Canterbury sind „zu freundschaftlich verbunden." Der Ton des Gemäldes ist etwas kalt und monoton, und es mangelt der Wirkung an einem Mittelpunkt; dieser müßte nun die junge Königin seyn; hier aber hat der Künstler, indem er eine charakteristische Einfachheit zu geben gesucht hat, in manchen wichtigen Punkten gefehlt. Sicher war hier keine Veranlassung, der Königin die malerische Würde einer Maria Theresia oder das

gebieterische Ansehen einer Elisabeth zu geben; allein sie sizt auf dem Rand ihres Stuhles wie ein schönes Landmädchen, und hält ihre „most gracious declaration," als wäre es eine Bittschrift um Gnade. Im Ganzen ist dies Gemälde unter unserer Erwartung und unter der Tauglichkeit des Gegenstandes: es hat in Erfindung und Ausführung den Anschein zu großer Eile. Es thut uns leid, dies Alles zu sagen; es ist aber die Wahrheit.

(Fortsetzung folgt.)

Kunstliteratur.

1. Ueber den Kunstverein für Kurhessen. Von J. M. Kumpe. Kassel 1838. 8.

2. Ueber Kunst und Kunstvereine, den Freunden der Kunst zur Beherzigung. Von J. M. Kumpe. Kassel 1838. 8.

Beide Schriften haben die Bestimmung, nachzuweisen, daß der Kunstverein in Kassel bisher die einheimischen Talente zu wenig unterstüzt habe, daß die Ausstellungen fremder Werke nur wenig Nutzen gewähren, und der Kunstverein sich bestreben müsse, die vaterländische Kunst in ihrer Eigenthümlichkeit zu heben, damit sie sich allmählich zur Schule gestalte. Zu dem Ende wird eine neue Organisation des Kunstvereins in Vorschlag gebracht, welche nach dem Beispiele des Münchner Kunstvereins eine permanente Ausstellung und die Ausschließung ausländischer Kunstwerke von den Ankäufen bedingt. Beide Schriften sind in guter Absicht geschrieben, enthalten viele treffende Bemerkungen, und die darin enthaltenen Vorschläge verdienen ernste Beherzigung, obgleich der Verf., indem er von Kunst im Allgemeinen spricht, immer nur die Malerei, und auch von dieser hauptsächlich die niederen Gattungen, wie Landschaft- und Genremalerei, im Auge hat. Auch berücksichtigt er nicht genug, daß die Kunstvereine bei ganz ausschließender Begünstigung des Vaterländischen, in Folge der nirgends zu vermeidenden menschlichen Schwächen und Unvollkommenheiten, nur gar zu leicht Versorgungsanstalten für mittelmäßige Talente werden.

Nachrichten vom Februar.

Nekrolog.

Weimar, 25. Febr. Heute verschied hier im Alter von 29 Jahren der Bildhauer Adolph Straube. Er war am 24. Febr. 1810 aus einer sehr achtbaren Familie geboren, und wurde früh in der Werkstätte des Vaters, eines geschickten Gürtlers, zu dessen Geschäft angehalten; da er sich auch in der Gewerbeschule fleißig im Zeichnen übte, gelangte er in den Ciselirarbeiten bald so weit, daß, als in den Jahren 1828 — 1830 der Sarkophag des verewigten Großherzogs Carl August in des Vaters Werkstatt gefertigt wurde, er die sämmtlichen Ciselirarbeiten an demselben ausführte, worunter sich besonders die zehn Orden, die Blumenfestons, die Löwenköpfe, Fruchthorn, Schwerdt, das großherzogl. Wappen u. s. w. auszeichneten. Daneben beschäftigte er sich immer mit feineren Modellirarbeiten und verfertigte mehrere kleinere Porträtmedaillons nach dem Leben. In den Jahren 1831 bis 1833 hielt er sich in Berlin auf, und beschäftigte sich theils in der königl. Eisengießerei, theils in den Erzgießereien, sezte aber dabei, indem er die Akademie der Künste besuchte, das Modelliren fleißig fort. Mehrere gelungene Porträtmedaillons, welche er der Akademie vorlegte, erwarben ihm bei seinem Abgang von Berlin die Ehre, von derselben zu ihrem akademischen Künstler ernannt zu werden. Nach Weimar zurückgekehrt, traf er hier den berühmten französischen Bildhauer David, der auf seiner Rückreise von Berlin einige Zeit in Weimar verweilte, und beim Anblick der kleinen Porträts des jungen Künstlers das in ihm schlummernde Talent erkannte. Auf sein Anerbieten, ihn in seine Werkstatt zu nehmen und für seine künstlerische Ausbildung zu sorgen, ging Straube im December 1834 nach Paris, zugleich auch in der Hoffnung, in der Nähe Hahnemanns, den er schon früher bei anhaltender Kränklichkeit zu Rathe gezogen hatte, seine schwächliche Gesundheit zu stärken. Beides, seine künstlerische Ausbildung, wie die Herstellung seiner Gesundheit, gelang auch über Erwarten. Er schien in anhaltender Beschäftigung zu erstarken, und bald sandte er erfreuliche Proben seiner Fortschritte in die Heimath; erstlich größere Porträtmedaillons, dann Skizzen von Figurencompositionen, einige Reliefs, und die lebensgroße Büste eines jungen Freundes in Gyps, die mit vieler Wahrheit und schöner Charakterauffassung modellirt war. Die Zeugnisse seines Meisters hatten ihm eine Unterstützung von Seiten S. K. H. des Großherzogs verschafft; auf seinen Wunsch, in Marmor arbeiten zu können, erhielt er von J. K. H. der Frau Großherzogin den Auftrag, die Büste Lucas Cranachs und die des verstorbenen Kapellmeisters Hummel in Marmor zu arbeiten. Leider hat er nur die erste vollendet, aber mit einer Schönheit des Styls und einem so gründlichen Naturstudium, daß es Staunen erregt, wie er nach der bloßen Zeichnung, die nach dem Bilde Cranachs in der hiesigen Stadtkirche genommen war, diesen schwierigen und charaktervollen Kopf so trefflich ausführen konnte. Die Büste Hummels ist modellirt, und wird nun wahrscheinlich in Davids Atelier von anderer Hand in Marmor ausgeführt werden. Noch mehrere Aufträge waren ihm zugedacht; aber der Tod riß ihn mitten aus seiner schönen und ehrenvollen Bahn. Zum Besuch im verflossenen Spätherbst nach Hause zurückgekehrt, überfiel ihn ein gichtisches Uebel, daß sich bald auf die Brust warf, und nach langem Leiden sein Daseyn endigte. Sein ernster, biederer Charakter, sein ganz auf die Kunst gerichtetes Streben hatten ihm auch als Mensch große Achtung und besonders die Liebe seines Meisters, der ihn sehr bevorzugte, erworben. Sein Bildniß ist von Bouterweck gemalt.

№ 28.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 4. April 1839.

Ausstellung der königlichen Akademie zu London 1838.

(Fortsetzung.)

Wenn ein Künstler eine Stelle aus einem bekannten Dichter oder eine Scene aus unserm täglichen Leben nimmt und sie auf eine Weise behandelt, die ihr ein dramatisches Interesse gibt, wobei er sich auf die Einbildungskraft und das natürliche Gefühl beruft, so können wir es ein poetisches Gemälde nennen — eine höhere Gattung als die, welche die Franzosen tableaux de genre nennen, die aber unter der geschichtlichen steht. In diesem Fach ist die englische Schule immer sehr reich gewesen, und die gegenwärtige Ausstellung enthält einige sehr glänzende Proben davon.

Zuerst müssen wir Mulready's Gemälde (122) erwähnen, welches er „die ganze Welt ist ein Theater" benennt; wir halten dies aber für einen unrichtigen Namen: wenn wir die Behandlung des Gegenstandes betrachten, müßte es eher „die sieben Stufenjahre des Menschen" heißen. Es ist ohne Zweifel aus der berühmten Stelle in Shakespeare genommen, doch mit einer Originalität, einem Gefühl, einer Kraft behandelt, die des Dichters würdig ist: ein höheres und allgemeineres Lob können wir nicht aussprechen; dies reizende Gemälde verdient aber eine genauere Betrachtung, als uns die Zeit gestattet. Mit ausgezeichnetem Glück sind hier die verschiedenen Phasen unseres menschlichen Daseyns in ein harmonisches Ganzes verbunden. In der Wendung des Kopfes und Halses des jungen Mädchens ist etwas Raffaelisches, während sie den Liebhaber und seine Gelübde am Fenster belauscht, ruht ihre Hand auf der Schulter des alten Großvaters, der in eine zweite Kindheit versunken ist; sicherlich gibt es nichts in der niederländischen Schule, was an Vollendung die Malerei des Kopfes und der Hände dieser lezten Figur überträfe. Welch schöner moralischer Zug ist überdies der arme davon schleichende Hanswurst, der seine Mütze ehrfurchtsvoll vor Einem lüftet, der dem Rande des Grabes näher als er steht. Wir dürfen uns aber nicht hinreißen lassen, mehr namentlich anzuführen: jede Gruppe erzählt ihre eigene Geschichte und ist mit den übrigen verbunden; der durchwaltende Gedanke und dessen Empfindung sind bis weit in den Hintergrund fortgesezt, wo Gruppen von Soldaten, Kinder und alte Bettler, Jünglinge und Mädchen in jeder Verschiedenheit der Form die nämliche wechselnde Ansicht unseres menschlichen Lebens wiederholen. Ein zarter harmonischer Farbenton geht durch das Ganze, während die sorgfältige Vollendung der Extremitäten, die Breite und Zartheit der Behandlung alles Lobes werth sind. Vielleicht ist es übertriebene Kritik, hinzuzufügen, daß einige Theile des Hintergrundes sehr unbestimmt und schwächer sind, als die Entfernung und der Lufteffekt erfordern.

Obgleich Edwin Landseer seine Gegenstände gewöhnlich aus unserm alltäglichen, häuslichen oder ländlichen Leben wählt, ist er doch ein poetischer Maler im wahren Sinne des Worts; er liefert den Beweis — wann es dessen bedürfte — wie genau die reine, wirkliche Natur mit dem lauteren Ideal verbunden ist. Bei ihm ist jeder Gegenstand, wenn auch noch so gering, von einem Charakter und Gefühl durchdrungen, und ruft Gedanken hervor, die „oft zu tief für Thränen liegen." Der Mann ist nicht nur ein Dichter — er ist ein Zauberer; nicht nur was er thut, sondern die Art, wie er es thut, ist wunderbar. Er malt nicht — er erschafft; jeder Strich seines Pinsels redet und trifft unfehlbar in seiner Zartheit, Leichtigkeit und Festigkeit; er hat einen verschiedenen Auftrag für jede verschiedene Textur; nie vielleicht war so viel mechanische Gewandtheit im Gebrauch der Mittel mit so viel poetischem Gefühl, Verfeinerung und Kraft in Behandlung der Gegenstände verbunden. Er ist unser Nationalmaler — national in der Bildung seines Gemüths, in seinen Gewohnheiten und Gedanken, in seinen Bestrebungen und Sympathien als Künstler: hauptsächlich

national in der belustigenden, doch ernsten Bedeutung seines Humors: er ist vom Kopf bis zu Fuß ein Engländer, der ausländischem Einflusse und Erziehung nichts verdankt. Er ist kein Verehrer bewunderter Idole gewesen, wie auch immer sie der Bewunderung werth sind — noch weniger ein Nachahmer. Auf die Natur allein hat er sein Auge gerichtet — sie hat er verehrt — ihr hat er sich unterworfen; und sie hat ihn reichlich mit dem vollen Maß ihrer Kraft und Zartheit belohnt. Ihm, wie einem Geliebten, hat sie sich offenbart durch alle conventionellen Verkleidungen, und ist für ihn eben so sichtbar in den Staatszimmern von Yorkhouse oder in der Abtei zu Woburn, als unter den Hirschjägern in den Hochlanden. Nicht geringer als sein wunderbares Talent ist sein richtiger Verstand, die schlichte Einfachheit des Gemüths, mit der er seine eigene Kraft mißt und dem Hange seines eigenthümlichen Genius folgt. Seine Fortschritte sind ununterbrochen gewesen. Wir halten ihn für befähigt, ein großes historisches Gemälde von nationalem Interesse zu malen; er will es aber jezt noch nicht und nicht eilig unternehmen, und wann er es thut, will er seinen Gegenstand überdenken, bis er seine Seele davon erfüllt hat, und es dann auf die Leinwand mit einem einzigen Wurf seiner Einbildungskraft hinwerfen. Sein Farbenstyl ist klar und belebt, er liebt die Wirkungen des Tageslichts und der glänzenden Gegensätze. Wir erinnern uns, ihn bei einigen Gelegenheiten sehr rauh und seine Fleischtinten sehr kreidig und der Abstufung ermangelnd gefunden zu haben; jedes Jahr aber sind diese Fehler weniger sichtbar gewesen. Wir betrachten ihn entschieden in seinem Fache als den besten Maler in Europa, den Ruhm unserer englischen Kunstschule, das Entzücken, das Wunder, die Verzweiflung seiner Kunstgenossen.

Da wir von Landseer's allgemeinen und eigenthümlichen Verdiensten so viel gesagt haben, können wir den Schönheiten seiner einzelnen Gemälde um so weniger Zeit widmen. Es sind sechs von ihm in der gegenwärtigen Ausstellung. — (Nr. 49.) Die Kinder des Herzogs von Sutherland, mit Hunden und Hirschen zusammengestellt, sind voll malerischer Lieblichkeit; und welcher ausgesuchte kleine Bissen aristokratischer Zierlichkeit und Ruhe ist das kleine Portrait der Lady Fitzharris, die am Fenster sizt und stickt! Es ist angenehm zu wissen, daß etwas so Schönes lebt, um das Blut der Tankervilles und de Grammonts zu repräsentiren; dies Gemälde bedarf aber keines Namens, um Interesse zu erregen; man kann vor demselben stehen und einen ganzen Roman träumen. Das gedankenvolle Sinkenlassen des schönen Kopfes und der langen dunkeln Augenwimpern, und der zärtliche Ausdruck in dem Auge ihres kleinen Hundes, wie er ängstlich zu ihr hinauf sieht, sind sehr vollkommen. In dem Bilde eines majestätischen Neufundländerhundes, der am Ufer die Rückkehr des Bootes seines Herrn erwartet, ist das durchsichtige Anschwellen des Wassers um das Mauerwerk eben so schön als der Hund gemalt. Die Gruppe von der Königin Lieblingshund und Papagei sind ganz dramatisch und bedeutungsvoll; der schöne kleine Liebling liegt im Staat auf einer sammtnen Fußbank, und die zwei edeln Jagdhunde sind in Erwartung gleich dienstthuenden Kammerherrn — das Ganze bewundernswürdig gemalt. Die schöne große Gruppe von Hirschen und Hunden, die in einen Hohlweg heruntergefallen sind, erzählt ihre eigene Geschichte.

Von Wilkie ist ein sehr reizendes Gemälde da (201), „die Braut vor ihrem Puztische," das wir seinen größern Bildern weit vorziehen. Wilkie und Landseer stechen hervor in dem, was die Griechen „das Drama der Malerei nannten," und dies ist völlig ein kleines Stück eines eleganten, sentimentalen kleinen Lustspiels. Die Köpfe sind ausgezeichnet, die Einzelnheiten etwas vernachlässigt und die Wirkung nebelhaft.

Von Etty ist dieses Jahr kein großes historisches Gemälde vorhanden; dagegen aber sieben kleinere Gemälde, welche alle seine ihm eigenthümlichen Verdienste und Fehler tragen: meisterhafte Zeichnung, dichterische Zusammenstellung, glänzendes Colorit, immer jedoch von einer gewissen Rohheit der Empfindung begleitet, Form und Farbe zu oft über das Gefühl, Körperliches und Sinnliches über das Geistige und Ideale vorherrschend, große Schwerfälligkeit und Undurchsichtigkeit im Helldunkel und Mangel an Haltung in den Fernen; dies sind die Merkmale aller seiner Gemälde. Bei allem dem ist Etty jedoch ein sehr guter Maler und bringt gute Dinge hervor; wie haben Ursache, auf ihn stolz zu seyn. Er würde besser in einem großen als kleinen Maßstabe malen, und doch ist uns sein kleines Gemälde am liebsten. (97.) Die Bacchantin und der tanzende Knabe; das trunkene Dahingeben des Weibes und die elastische Grazie des Knaben sind ganz im Geist der Antike.

Uwins, einer unserer reizendsten Coloristen, hat vier Gemälde, außer dem schon erwähnten. Nr. 12, „der begünstigte Hirt," ist ein glänzender kleiner Edelstein, sowohl in der Farbe, wie in der Zusamenstellung.

Was soll man von M'Clise sagen? — einem jungen Maler, der bis jezt noch nicht die Hoffnungen erfüllt hat, die von ihm gehegt wurden, sie aber erfüllen wird, wenn er am Leben bleibt und studirt; gegenwärtig scheint sein Genie durch das Uebermaß seiner Körperkraft, durch sein irländisches Temperament und seine Selbstzufriedenheit noch überwältigt. Mit einem verkehrten Ueberfluß an Einbildungskraft häuft er in einer seiner halbfertigen Compositionen den Stoff zu einem halben Dutzend Gemälden. In Nr. 512 zum Beispiel sind ungefähr 120 Köpfe, von denen einige bewunderungswürdig und andere

grobe Karikaturen sind. Er zerstreut seine Effekte über seine ganze Leinwand, mit gänzlicher Vernachlässigung der Harmonie, und während in jedem Theile seines Gemäldes Etwas zu bewundern ist, wird das Ganze ermüdend und unleidlich; seine Fruchtbarkeit, sein Geist, seine Erfindung und Gefühl sind eben so wundervoll, als seine glänzenden Lichter, seine rohe Farbe, seine harte Zeichnung, seine unverzeihliche Nachlässigkeit verdrießlich und unerträglich sind. Es verlohnt sich, zornig gegen M'Clise zu seyn, denn er hat in sich alle Kraft und allen Stoff eines großen Genies und eines großen Malers. Er hat dies Jahr sechs Gemälde geliefert. Wir ziehen den Wildmeister und den Pagen mit Wildpret (301 und 308) vor, die zu Füllungen in einem Zimmer bestimmt scheinen und sich für diese Bestimmung wohl eignen. Sie sind bewundernswürdig, voller Geist sowohl in Zeichnung als in Farbe.

Vergleichungen sind gehässig, sonst fänden wir uns geneigt, mit M'Clise einen Künstler zu vergleichen, der ihm in Allem entgegengesezt ist: wir meinen Knight, einen Mann, der langsame, aber unausgesezte Fortschritte zu dem höchsten Rang der englischen Kunst macht. Sein Gemälde (Nr. 323) nennt er „den Tag Allerheiligen." Die alten Frauen eines Armenhauses feiern ein jährliches Fest. Der Gegenstand ist einfach, aus dem gewöhnlichen, sogar aus dem niedern Leben genommen, jedoch veredelt durch die poetische Empfindung und das moralische Gefühl, womit er behandelt ist; überdies ist das Bild sorgfältig und schön in einem reichen Farbenton gemalt. Es ist sehr unterhaltend, vor diesem Gemälde zu stehen und die Bemerkungen anzuhören, die über dasselbe gemacht werden; daß es zu jedem Herzen spricht, ist ein entscheidendes Zeichen seines Verdienstes.

Castlake, einer unserer angenehmsten und classischsten Maler, hat dies Jahr nur ein Gemälde; dies eine jedoch ist ein Edelstein (Nr. 107): Gaston de Foix trennt sich von seiner Geliebten vor der Schlacht von Ravenna, in der er, 22 Jahr alt, getödtet wurde; ein Vorgefühl seines Schicksals überschattet die Stirn des jungen Helden. Nichts kann ausgezeichneter seyn, als die feine, zarte Schönheit der Frau, eines der italienischen Gesichter, die ganz Ausdruck und Gefühl sind, wie die von Giorgione; gleich Lady Harriet d'Orsay. Sie hat ein Liebeslied zum Lebewohl gesungen, allein die Mandoline ist ihrer Hand entfallen und sie sieht mit ängstlicher Zärtlichkeit zu ihrem Geliebten hinauf. Die sorgfältige, treue, doch nicht zudringliche Vollendung in jedem Theil dieses lieblichen Gemäldes, die durchsichtige Tiefe und der Glanz der Farbe sind durchaus bewundernswürdig; die Landschaft und die Gruppe im Hintergrunde sind schön gemalt, gleich Watteau.

Ein anderer Maler, dessen langer Aufenthalt in Italien ihm ein tiefes sympathetisches Gefühl für italienische Kunst eingeflößt, ist Severn, in dessen Armen, wie man sich erinnern wird, der arme Keats gestorben ist. Von ihm sind vier Gemälde in der Ausstellung. Der Ausbruch nach einem Ball zu Venedig (Nr. 400) ist ganz venetianisch in Empfindung und Farbenton, und Ariel, „auf dem Rücken einer Fledermaus flieg ich dahin," ein liebenswürdiges kleines Gemälde, gleichfalls mit großer Zartheit, Glanz und Einbildungskraft in dem dunkeln goldenen venetianischen Ton gemalt.

Wir dürfen ein Gemälde von Cope nicht übergehen (386), einem Künstler, dessen Namen, wie wir zu unserer Schande eingestehen müssen, uns ganz neu ist: die Osteria di Campagna, das Innere eines ländlichen Wirthshauses in Italien, sehr dramatisch, mit viel Charakter und Wahrheit behandelt und in einem glänzenden und lebhaften Farbenton gemalt.

Allan aus Edimburg hat ein Gemälde (Nr. 156): der Sklavenmarkt in Konstantinopel. Dies Bild, obgleich sehr in die Augen fallend, sehr schön zusammengestellt und im Ganzen sehr schön gemalt, ist, wie es uns vorkommt, nicht Allans früheren Gemälden gleich. Die Färbung scheint uns ein wenig roh, der Himmel ist nicht der eines südlichen Climas, er ist von kalter, rauher Bläue, der Durchsichtigkeit ermangelnd, und der Lufteffekt im Hintergrund befriedigt uns nicht. Die Familiengruppe im Vorgrund ist sehr schön, und erregt, wie Scott sagen würde, „unsere natürlichen Empfindungen" mit einer sehr rührenden, beinahe zu schmerzlichen Wirkung.

Leslie ist der Maler der Romantik, und im Ganzen ausgezeichnet durch seine zierlichen Gedanken in der Auffassung, die leichte Anmuth seiner Zeichnung und die Zartheit des Colorits. Er hat uns (Nr. 185) wieder ein Gemälde aus „den lustigen Weibern von Windsor" gegeben. Wir sagen wieder, weil wir glauben, daß es sein siebentes oder achtes Bild aus dem nämlichen Schauspiele seyn muß; weit entfernt jedoch, darüber zu klagen, wünschen wir, es möge noch Stoff für eben so viele darbieten. Dies Gemälde ist Leslie's frühern Werken nicht gleich, obgleich voll Talent und theilweise sauber gemalt, wie immer. Fast alle Figuren der lustigen Weiber sind sehr gut und auch gut unterschieden; so auch die des Fallstaff, des Cavalero Slender; die der Anna Page aber gefällt uns nicht. In Shakespeare's Schilderung ist eine gewisse List und Muthwille mit mädchenhafter Anmuth und Feinheit gemischt, wovon hier keine Andeutung vorhanden. Im Ganzen, denken wir, ist weniger Weichheit des Tons und Zartheit des Pinsels in diesem Gemälde, als wir gewohnt sind, in andern Werken Leslies zu suchen und zu finden.

Carl Landseer hat einen Schritt vorwärts gethan, seit wir ihn zulezt hier trafen, und hat zwei Gemälde höherer Ordnung zarter empfunden und gemalt, als irgend eines, das wir bis jezt von seinem Pinsel sahen. Wir ziehen „den Segen beim Abschiede" vor, in welchem ein junger Ritter, zum Streite gerüstet, zu den Füßen seiner Geliebten kniet, ihr leztes Lebewohl und den Segen eines geisterbleichen Vaters empfängt. Im Hintergrunde untersucht sein Knappe die Schärfe eines Schwerdtes. Im Seitenstück: „Richard der Erste und Berengaria," ist viel schöne Malerei, aber den weiblichen Gestalten im Hintergrunde fehlt Charakter und Feinheit. Wir können errathen, wagen es aber nicht auszusprechen, für wen die Gemälde bestimmt sind.

(Fortsezung folgt.)

Holzschneidekunst.

Paul et Virginie et La Chaumière indienne, par H. Bernardin de Saint-Pierre. Paris L. Curmer, 1838. gr. 8.

Beide Erzählungen sind hier in eine illustrirte Prachtausgabe vereinigt. Eine Notiz über Bernardin de St. Pierre von St. Beuve geht voran und die Flora beider Erzählungen macht den Beschluß. Wir haben ein Exemplar vor uns, welches die vortrefflichsten Abdrücke enthält, und können die Schönheit der Ausführung dieser Holzschnitte, so wie die Kraft und Reinheit der Drucke nicht genug bewundern. Hier ist die Zartheit der Radienadel mit der Freiheit und Kraft einer für den Holzschnitt geeigneten Federzeichnung vereinigt, die leichtesten Töne und Linien, so wie die tiefsten Schatten sind durch den Abdruck gleich befriedigend wieder gegeben. Die Compositionen theilen sich in große und kleine Vignetten; die ersteren sind einzeln auf beigebundene Blätter gedruckt, die lezteren in den Text eingefügt, meistens zum Behuf der Initialen, weßhalb sie zum Theil die unangenehme Form eines Winkelhakens erhalten haben. Dieses abgerechnet, sind sie meist bewundernswürdig durch den Reichthum schöner Verzierungen und Naturscenen, so wie durch die lebendige Naivetät, womit die Vorgänge der Erzählung dargestellt sind. Man sieht, daß die romantische Schule gänzlich dem Theatralischen entsagt hat, und ihr Verdienst in dem Einfachen und Naiven sucht; dies wäre ein großer Gewinn, wenn man nicht zugleich alle eigentlichen Kunstforderungen beseitigt hätte. Die flauen, nachlässigen Formen der menschlichen Figuren und die gänzliche Abwesenheit aller Kunst der Drapirung erinnern oft an die englischen Kupferstiche aus der Schule der Bartolozzi, während Thiere und Vegetabilien meist mit einer treuen und scharfen Naturbeobachtung gearbeitet sind. Nur die Landschaften sind zum Theil kleinlich behandelt. Eine lange Liste macht die Zeichner und Holzschneider namhaft, und ein Dedicationsblatt ist ihnen vom Verleger dieses typographischen Denkmals, wie er es mit gerechtem Selbstgefühl nennt, gewidmet. Die Zeichnungen sind von Tony Johannot, Français, Steinheil, Marville, Meissonier, Belaise, Paul Huet, Eugène Isabey, Delaberge, Brascassat, Jacques, die Holzschnitte von zwei Misses Williams und Samuel und Thomas Williams, Brevière, Slader, O. Smith, Thiebault, Beneworth, Powis, Porret, Wright, Folkard, Hart, Laisné, Best, Varsey, Gray, Lavoignat, Bonner, Branston, Bagg, Laing, Miß Clint, Lacoste der Jüngere und Dyonnet. Sechs Stahlstiche, ebenfalls in den Text eingedruckt, sind ganz in der Weise der Holzschnitte gearbeitet und nicht von denselben zu unterscheiden.

Die Schönheit des Drucks und Papiers, dann der Anordnung und Vertheilung der Räume für Text und Bilder entspricht dem Uebrigen vollkommen. Der Druck ist in der typographischen Anstalt von Everat besorgt.

Nachrichten vom Februar.

Nekrolog.

Athen, 1. Febr. Der Dr. Arthur Kochen aus Wilster im Holsteinischen, ein ausgezeichneter junger Philolog, der sich seit anderthalb Jahren in Griechenland vorzugsweise mit archäologischen Forschungen beschäftigte, ist hier am 1. Januar in noch nicht vollendetem 25sten Lebensjahre am Nervenfieber gestorben. Sein literarischer Nachlaß verspricht eine bedeutende wissenschaftliche Ausbeute.

Rom, 2. Febr. Heute Morgen verschied der rühmlichst bekannte Architekt, Prof. Joseph Valadier, Vorsteher der öffentlichen Bauten und Ritter der Ehrenlegion, im fast vollendeten 82sten Lebensjahre. Er war in Rom am 27. März 1757 geboren. Unter den vielen Bauten, mit denen er seine Vaterstadt schmückte, nehmen die Anlagen der Passeggiata auf dem Monte Pincio die erste Stelle ein.

London, 4. Febr. Ein ausgezeichneter Künstler Englands, Sir W. Beechey, ist kürzlich in seinem 86sten Lebensjahre gestorben. Er war besonders bei Georg III. sehr beliebt und der Porträtmaler der Aristokratie. Seine Meisterwerke sind ein Porträt Georgs III. in Lebensgröße und eine Musterung der Dragoner durch den Prinzen v. Wales und den Herzog v. York. Lezteres ziert die Gemäldesammlung in Hampton-Court-Palace.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№. 29.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 9. April 1839.

Lithographische Werke.

1. Neue Malerwerke aus München, eine Auswahl von 48 neuen Gemälden vorzüglicher Künstler in München, in lithographirten Nachbildungen von Friedrich Hohe und Andern. 2s, 3s und 4s Heft.

Schneller, als bei der Schwierigkeit des Unternehmens zu erwarten war, sind dem ersten, in Nr. 91 v. J. von uns angezeigten Hefte, die drei nächsten gefolgt, und haben die Erwartungen, die man nach jenem Anfang hegen durfte, nicht nur erfüllt, sondern zum Theil übertroffen. Auch in diesem Werke, wie in dem von Hanfstängl über die Dresdener Gemäldesammlung, zeigt sich die deutsche Lithographie in ihrer größten Vollkommenheit. Die Kreidezeichnung hat alle Abstufungen der Töne, alle Feinheit der Details, alle Klarheit des Lichts, alle Tiefe der Schatten zu erreichen gewußt, welche zur vollkommenen Nachbildung eines Oelgemäldes nöthig ist, und der gewandten Hand des Zeichners ist es noch überdies gelungen, sich der Pinselführung des Malers anzuschmiegen, und so dessen Werk in charakteristischer Schönheit wiederzugeben. Wir finden im zweiten Heft badende Römerinnen nach Riedel, eine Ansicht der Via mala nach Heinlein und das Innere eines Klosterganges, in welchem Trinitarier sich mit botanischen Studien beschäftigen, nach A. v. Bayer, wovon jedes als Lithographie vortrefflich genannt werden, und dem, welcher Werke der genannten Maler gesehen hat, ihre Art und Behandlung auf's Deutlichste zurückrufen muß. Bewundernswürdig ist der Contrast zwischen den beiden lezten Blättern; das Dunkle, Derbe und Rauhe, der düstre Farbenton und die scharfen Formen der Heinlein'schen Landschaften treten in der Lithographie nicht minder wahr vor Augen, wie das helle Sonnenlicht, die klaren Schatten und milden Linien der Bayer'schen Architekturen. Von gleicher Trefflichkeit ist eine Ansicht des Hintersees bei Berchtesgaden nach Rottmann im dritten Hefte, die eben so treu, wie jene Ansicht von Sikyon im ersten, der Art und Weise des Malers nachkommt; und eine Ruhe der Maulthiertreiber auf dem Tausenberge in Tyrol, nach Bürkel, im vierten. Auch hier erkennt man den klaren Ton, die bestimmten Formen, die leichte Behandlung der Bürkel'schen Bilder. Ganz besonders aber müssen wir die Ansicht des Rheinfalls bei Schaffhausen nach Morgenstern in diesem Hefte hervorheben, die wir als ein Meisterwerk der Lithographie in Hinsicht auf Klarheit der Luft und glänzende Durchsichtigkeit des Wassers betrachten. Der schäumende Sturz mit seinen kräuselnden Lichtern, und der ziehende durchsichtige Dunst sind eben so naturgemäß wiedergegeben, wie die dunkeln und beleuchteten Wolkenmassen. An allen diesen Blättern ist überdies die große Harmonie der Ausführung und die übereinstimmende Kraft und Güte des Drucks zu rühmen, welche nun auch von der zartesten Arbeit des Zeichners nichts mehr verloren gehen läßt. Aus unserer Aufzählung ergibt sich, daß das Werk mehr an Genre und Landschaft, als an Historischem liefert; die Historienmalerei in München bringt wenig Oelgemälde hervor, und es ist natürlich, daß der Lithograph sich lieber an Staffeleibildern versucht, an denen er seine ganze Kunst zeigen kann, als an ausgedehnten Frescogemälden oder Cartons, deren Uebertragung in's Kleine selten zur gänzlichen Zufriedenheit der betheiligten Parteien ausfällt. Die Künstler, welche die Originale geschaffen, finden gewöhnlich zu wenig Formentreue darin, und das Publikum, das ein Bild und nicht eine Studie verlangt, zu viel Aengstlichkeit und Härte. Legt man den Zweck einer solchen Publikation in die Wagschaale, so dürften wohl die Historienmaler nachsichtiger seyn; was können sie mehr wünschen, als populär zu werden, und dazu helfen auch unvollkommene Nachbildungen, indem sie das Auge des Publikums gewöhnen, und es mit den Gegenständen vertraut machen. Die historischen Blätter, welche Hr. Hohe liefert, sind aber so schön, daß man nur ihre geringe

Anzahl bedauern muß. Zum ersten Heft ist die treffliche Figur der Bavaria, von Schwanthaler für die kolossale Erzstatue vor der bayerischen Ruhmeshalle auf der Sendlinger Höhe modellirt, in einem sehr schön ausgeführten Blatte nachgekommen, und im dritten Heft findet sich ein Carton von Cornelius für die Ludwigskirche, die Schöpfung, d. h. Gott Vater inmitten der himmlischen Heerschaaren Sonne und Mond an's Firmament setzend. In beiden Blättern ist geleistet, was nur immer von lithographischer Nachbildung zu verlangen ist. Mehr ausgeführt, aber dennoch weniger gelungen, ist der Schutzengel nach Hanson im vierten Hefte. Zu dem ersten ist auch bereits ein Textblatt erschienen, mit Notizen über die Bavaria, über Schnorr, Peter Heß und Rottmann. Mit dem fünften Hefte soll der Anfang des geschichtlichen Textes, von Hofr. Thiersch verfaßt, ausgegeben werden. Auch hoffen wir darin die Nachbildung eines schönen Gemäldes von Ruben, die Macht des Glaubens, zu finden, und möchten überhaupt den Herausgeber ermuntern, sich mit seiner Kraft und Ausdauer vorzugsweise den historischen Gegenständen zu widmen, welche die Bedeutsamkeit der Münchner Schule hauptsächlich karakterisiren, und wenn auch nicht immer durch Reiz der Farbe und des Helldunkels das malerische, doch durch ihren Inhalt das poetische Verdienst dieser Schule in's Licht stellen, und dadurch dem Werk ein erhöhtes Interesse geben.

2. Christliches Kunststreben in der österreichischen Monarchie. Herausgeg. durch P. Bohmann's Erben in Prag. 1838. 2 Hefte. Fol. Mit 10 S. Text in 4.

Dies rühmliche und mit Sorgfalt ausgeführte Unternehmen hat, nach Angabe der Vorrede, den Zweck, die Leistungen derjenigen österreichischen Künstler, welche der ernsten und christlichen Richtung folgen, einem größern Kreise, auch außerhalb Oesterreich, zugänglich zu machen. Wir finden also hier nur religiöse Bilder der neueren Schule in gut lithographirten Nachbildungen. Die Künstler, die wir in den zwei ersten Heften kennen lernen, sind Leopold Kuppelwieser, Steinle und Tunnee. Vom Erstern ist das Gebet des Moses, wie er, während Josua im Thale die Schlacht gegen Amalek schlägt, auf dem Gipfel des Berges sitzend und von seinen Brüdern Aaron und Hur unterstützt, die Hände zum Himmel erhebt, bis sein Volk im Kampfe gesiegt hat. Eine schöne, ernste Gruppe, einfach und groß im Styl, mit Innigkeit gefühlt. Gegen die Zeichnung in der Figur des Moses ließen sich vielleicht einige Zweifel erheben. Von Eduard Steinle ist der heil. Lukas, welcher die vor ihm stehende Madonna mit dem Kinde malt, halbe Figuren. Der Kopf des Lukas ist schön; weniger gefällt uns die Madonna, die zwar einen zarten Ausdruck, aber in der Figur etwas Dürftiges hat, und die Bewegung des Kindes, welche an venetianische Bilder erinnert und nicht recht in diese Conception zu passen scheint. Bei Herrn Schlosser in Frankfut a. M. haben wir ein Gemälde aus der Apokalypse von demselben Künstler gesehen, das uns in Composition und Zeichnung weit durchgebildeter schien, als das vorliegende. Nach Joseph Tunner ist die Mutter Gottes mit dem Kinde, zwischen dem h. Matthäus mit dem Engel und der h. Magdalena, halbe Figuren. Auch in diesem Bilde, wie in dem vorigen, herrscht ein frommer und schlichter Sinn; in der Zeichnung stehen jedoch die etwas breiten Formen der Gesichter und des Nackten zu sehr in Contrast mit den magern Draperungen. In beiden letztgenannten Bildern finden wir die lobenswertheste Intention, ein schönes Streben nach Einfalt und echter Frömmigkeit; nur scheinen uns die gewählten Motive nicht alle gleich ursprünglich aus den Gedanken des Künstlers, sondern hie und da aus Reminiscenzen geflossen. Die lithographische Ausführung ist vorzüglich; die zwei ersten Blätter sind von Friedrich Leybold, das leztere von Faustherr unter dessen Mitwirkung lithographirt. Der Druck ist von Höfelich. Die Verlagshandlung erwirbt sich ein wahres Verdienst um die, ohnehin dem Ausland wenig bekannte österreichische Kunst, indem sie dies Werk unternommen und durch so geschickte Künstler zur Ausführung gebracht hat.

Neue Kupferstiche.

Wir sind ungewiß, ob ein kleines Blatt in den Handel gekommen ist, auf welches wir unsere Leser aufmerksam zu machen wünschen. Albrecht Dürer, nach Rauchs kolossaler Statue gezeichnet und gestochen von Albr. Reindel. Dies überaus sorgfältig und zierlich mit dem Grabstichel ausgeführte Blatt bringt uns die imposante Figur, welche bald die Stadt Nürnberg zieren wird, mit vieler Treue und schöner Wirkung vor Augen. Herr Reindel ist jezt mit einer Platte im größten Formate beschäftigt: der Apostel Paulus predigt zu Ephesus, nach Lesueur's berühmtem Gemälde im Pariser Museum. Der Stich wird 30 Zoll hoch und 25 Zoll breit, und eine treffliche Zeichnung von Bouillon dient als Vorbild.

Nach den von Schwanthaler modellirten Malerfiguren, die im Großen für die Attika der Pinakothek zu

München ausgeführt worden sind, hat Prof. Amsler daselbst zwölf Blätter für das bibliographische Institut in Hildburghausen gestochen, deren baldiger Erscheinung wir mit Vergnügen entgegensehen. Diese treffliche Folge erfreut eben so sehr durch ihre bildnerische, wie durch ihre kupferstecherische Schönheit. Mit bewunderungswürdiger Feinheit des Gefühls hat Schwanthaler die verschiedenen Charaktere der Maler aufzufassen und das gebotene Costüm dem Style seiner Kunst anzueignen gewußt; zugleich herrscht eine Mannigfaltigkeit der Motive und Stellungen durch alle diese, im Ganzen gleichförmig stehenden Figuren, daß das Auge mit immer erhöhtem Wohlgefallen von der einen zur andern übergeht. Die Ausführung der Kupferstiche ist ganz in der Art, mit derselben Bestimmtheit und Correctheit der Zeichnung, denselben engen und zarten, und dennoch in ihrer Wirkung so kräftigen Linien behandelt, wie Amsler den Alexanderzug nach Thorwaldsen gestochen hat. Die in den 12 Blättern enthaltenen Figuren sind: Van Eyck, Hemling, Dürer, Holbein, Masaccio, Ghirlandajo, Leonardo, Michelangelo, Tizian, Rubens, Van Dyck und Poussin. Wir hoffen, daß auch die zwölf übrigen noch dazu kommen werden.

Für denselben Verlag hat Hr. August Spieß, ein Schüler Amslers, und unter dessen Leitung, eine Copie des Kupferstiches von Edeling, nach Raffaels heiliger Familie Franz I., in Stahl ausgeführt. Wer die Vorzüge des trefflichen Originals kennt, wird die Schwierigkeiten dieser Aufgabe nicht gering anschlagen, und es dem jungen Künstler um so höher anrechnen, daß er in Formen, Wirkung und Technik dasselbe mit so großer Treue wiedergegeben hat. Was an den bisherigen Stahlcopien älterer Kupferstiche so widerlich auffiel, der harte metallene Glanz, welchen die Taillen durch die sklavische Nachbildung mit dem Grabstichel erhielten, ist hier durch sehr fleißiges Vorradiren gänzlich beseitigt, und die schöne Wirkung des Blattes im Ganzen, verbunden mit der großen Genauigkeit der Formen und des Ausdrucks, ist eine hinreichende Entschädigung dafür, daß in den tieferen Schatten die einzelnen Strichlagen nicht überall so rein hervortreten, wie im Original.

Als gewandten Stahlstecher im landschaftlichen Fach müssen wir auch Hrn. J. G. Martini in Rudolstadt nennen, von welchem uns eine Reihe kleiner Ansichten aus England, Deutschland, der Schweiz rc. vorliegt, die in zarter Behandlung und kräftiger Wirkung wohl mit den englischen wetteifern können.

Hr. Merz in München, ein ehemaliger Schüler von Amsler, schon durch mehrere Blätter vortheilhaft bekannt, hat den Stich des jüngsten Gerichts, welches Cornelius in der Ludwigskirche ausführt, übernommen, und ist mit demselben schon ziemlich weit vorgerückt.

Von Hrn. Amsler selbst ist für den hannöv. rschen Kunstverein die Traumdeutung Josephs vor Pharao, welche Cornelius in der Casa Bartoldy zu Rom in Fresco gemalt hat, gestochen worden.

Herr v. Quandt in Dresden läßt die Wandgemälde aus Goethe's Balladen, welche Hr. Peschel auf seinem Landsitz in Dittersbach ausgeführt hat, durch Professor Krüger in Kupfer stechen. Ein bereits vollendetes Blatt, „der König in Thule,“ ist eine schön gedachte Gruppe, und mit vieler Feinheit und Gefühl von dem Kupferstecher in enger Linienmanier wiedergegeben.

Bei der Notiz, welche wir in Nr. 78 v. J. über den von Hrn. Gruner in Rom ausgeführten Stich: Moses und die Hirten von Midian, nach Overbeck, mittheilten, ward schon erwähnt, daß derselbe Künstler den Stich der Frescogemälde Raffaels in der Capella Chigi der Kirche St. Maria del Popolo unternommen habe. Von dieser Arbeit liegen bereits drei Blätter vor uns, wovon das eine den Umriß der ganzen Kuppel, mit den Bildern der sieben Wochentage und Gott Vater in der Mitte, enthält; die beiden andern die Bilder des Zeus und der Luna mit den auf dem Zodiacus sitzenden Engeln. Diese Blätter sind mit eben so viel Reinheit der Empfindung, als Zartheit und Treue des Stichels ausgeführt, in derselben Manier, wie der Moses, aber, wie uns scheint, mit weit größerer Wärme und Freiheit. Den Kunstfreunden wird es Freude machen, eines der reizendsten Werke Raffaels auf so genügende Weise nachgebildet zu sehen.

Von ausländischen Stichen haben wir der zwei großen Blätter von Prévost nach Leopold Robert zu erwähnen: Les Moissonneurs und die fête de la Madone de l'Arc. Zwei Prachtblätter, welche in Abdrücken vor der Schrift eine vortreffliche Wirkung thun, an deren Ausführung aber zu bedauern bleibt, daß der Künstler seine geistreiche Radirung zuletzt mit einer Aquatintaplatte übergangen hat, welche Töne und Schatten etwas zu hart angibt, und überdies Ursache ist, daß die Abdrücke bald an Güte abgenommen haben.

Drei neuerschienene Prachtblätter im größten Formate nach Dan. Wilkie liegen vor uns: „Die Predigt des John Knox vor den Lords der Congregation in St. Andrews 1559,“ gestochen von George T. Doo, „Dorf-Rekruten“ (Village-Recruits), gestochen von Charles Fox, und „die einzige Tochter“ (the only daughter), gestochen von F. Engleheart. Als Erfindungen und

Compositionen sind diese drei Blätter, wie Alles von Wilkie, voll Ausdruck und naiver Schönheit; was aber die kupferstecherische Ausführung betrifft, so will uns nur das leztere völlig zusagen, welches mit Feinheit und Kraft, und zugleich ohne Prätension ausgeführt ist. Die beiden ersteren sind theils handwerksmäßig, theils mit manierirter Uebertreibung behandelt, und geben den einfachen und naturgemäßen Vortrag, der in Wilkie's Bildern herrscht, keineswegs getreu wieder. Zu bewundern bleibt indeß immer die große Handfertigkeit und kühne Sicherheit, womit die englischen Stecher so große Blätter in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu Stande bringen.

Ausstellung der königlichen Akademie zu London 1838.

(Fortsetzung.)

Da Hr. Howard und Hr. Ward seit langer Zeit Akademiker sind, müssen sie gehörig beachtet werden; es würde Grobheit seyn, sie in ihrem eigenen Hause zu übergehen. Howard hat zu seiner Zeit einige zarte Gemälde gemalt, um derentwillen, wie wir hoffen, man sich seiner erinnern wird, und nicht um der faden mythologischen und allegorischen Gemeinplätze willen, mit denen er uns dies Jahr begünstigt. Und was sollen wir von Ward sagen — einem Manne, der zu seiner Zeit wirklich gute Dinge gemacht hat? Ist er ganz toll? Seine diesjährigen Gemälde, acht an der Zahl, sind die verkehrtesten, abscheulichsten Dinge, die wir seit langer Zeit gesehen haben. Es erfordert wahrlich Ward's unzweifelhaftes Talent, um diese Vortrefflichkeit der Schlechtigkeit zu erreichen, aber mehr als sein Talent, um Verzeihung für solche verrückte Sünden gegen den guten Geschmack und das Gefühl zu erlangen. Eines der Gemälde des Hrn. Ward erklärt oder wird vielmehr erklärt durch folgende Zeilen:

„Weiter stets und weiter gähnt schwerfällig der tiefe Schlund der Höhlen, schließt dann, gleich dem Beinhaus, sich wieder, die Sünde zu nähren, die schöne Form der Natur zu zerstören, auszuhauchen Giftpilze, nebst tödtlichem Nachtschatten, Disteln, Schierling, Wolfskraut und Natterzahn, Pilzsaamen gekocht in nächtlichen Orgien, vom schlechtesten Hunde verworfen, unverdaut, überladen mit Thorheit“ rc.

Wir vermuthen beinahe, daß Hr. Ward selbst der Verfasser dieser erklärenden Knittelverse ist, die hinlänglich sind, einen beim Aussprechen zu ersticken. Jedenfalls ist die Malerei der Poesie, und die Poesie der Malerei werth. Höheres Lob können wir nicht geben.

Turner war einst der Stolz, der Ruhm unserer englischen Landschaftmalerei, ist aber gleichfalls wahnsinnig geworden. Seit er von dieser unheilbaren, prismatischen Tollheit befallen ist, haben wir vermieden, von ihm zu sprechen, und würden es noch thun, wenn sein großer Name und mehr noch sein großes Genie nicht Manche irre leiteten, die da glauben, was Turner macht, muß schön seyn. Wird Turner oder werden seine Bewunderer uns einreden, dies sey Natur? Und ist es nicht Natur, was ist es dann? Wir wissen, daß „die Natur nie das Herz verräth, das sich ihr ergab,“ und nur, weil Herr Turner die Natur mit seiner Phantasie und nicht mit seinem Herzen liebt, ist er über ihre Vollkommenheiten toll geworden, und entehrt mit seinen harten, verwegenen Rohheiten das Heiligthum ihres sanften Ernstes. Wenn wir daran denken, was Turner einst machen konnte, wundern wir uns und seufzen, und neigten wir uns dazu, wir wären versucht, zu fluchen. Nichts mehr davon — seine Gemälde stechen uns die Augen aus.

Wenden wir uns zu Callcott, dem wahren Dichter der echten Landschaftmalerei. Er hat fünf Gemälde in dieser Ausstellung. Drei davon sind italienische Compositionen, eines vom Rhein und eines ein Seestück — alle ausgezeichnet. Wenn es uns einfiele, einen Künstler von so vortrefflichem Geschmacke zu kritisiren, so würden wir sagen, daß ein wenig mehr Kraft in seinen Vorgründen, und etwas mehr Durchsichtigkeit und Bewegung in seinem Wasser eine Vervollkommnung seyn würde. In dieser lezten Eigenthümlichkeit muß er Hansfield nachstehen, einem andern unserer guten Landschaftmaler, dessen durchsichtige Wellen und krystallhelle Tiefen aussehen, als zerflössen sie bei der Berührung.

Wenn wir uns in Callcott eines englischen Claude rühmen, so haben wir einen englischen Hobbema in Lee, dem angenehmsten, jezt lebenden Maler englischer heimischer Landschaft. Welche Leichtigkeit und doch welche Fülle in seinem Laubwerk! Welche Kühlung in seinem Grün! Welche innige Ruhe ist über seine Wald- und Haidegemälde verbreitet! Er hat drei Bilder ausgestellt (80, 214, 269). In den „Wirkungen eines Sturmes“ ist der Mittelgrund sehr bewunderungswürdig empfunden und gemalt; es ist die vollkommene Natur in all ihrer Wahrheit und Einfachheit.

Ein anderes kleines Landschaftsstück ist „ein Mondschein im Thale“ (527), von O'Connor. — Wir dürfen auch nicht die Alhambra von Roberts, ein liebliches Bildchen von Pyne (259), eine hübsche Landschaft von J. Chalon, eine andere von Reinagle (18) übergehen; aber diese und andere werden jedem Besucher auffallen.

(Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 30.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 11. April 1839.

Die als Vereinsgeschenke von den Kunstvereinen ausgegebenen Kupferstiche, Radirungen und Lithographien.

Wenn man die Blätter, welche die Kunstvereine als sogenannte Vereinsgeschenke ihren Mitgliedern zutheilen, einer aufmerksamen Würdigung unterwirft, so muß man glauben, daß nicht sowohl ein freier, höherer Gesichtspunkt, als vielmehr specielle Rücksichten bei der Wahl der Gegenstände und der Nachbildner obgewaltet haben.

Das *Ausgeben* dieser Blätter ist allerdings von diplomatischer Wichtigkeit; das Interesse der Actionäre wird dadurch wärmer erhalten, Mancher zum Beitritt veranlaßt. Auch sind diese Nachbildungen nicht selten für diejenigen, welche nicht in den Orten wohnen, in welchen die Ausstellungen stattfinden, und die nicht von der Glücksgöttin durch Gewinne begünstigt werden, das Einzige, was sie für ihren Geldbeitrag haben, und was sie an den Verein bindet.

Dann haben ja alle Zweige der bildenden Künste, auch das Kupferstechen und Lithographiren, Anspruch auf die Aufmerksamkeit und Unterstützung der Kunstvereine, und wer möchte wohl ableugnen, daß diese mit ihren gemeinsamen Kräften auch hierin entschieden fördernd gewirkt haben!

Auffallend sind aber die vielen, oft ziemlich schlechten Nachbildungen von langweiligen Genrebildern, ja sogar von Thier- und Viehstücken, die weder für die Mappe Interesse haben, noch Glas und Rahme, wie des Aufhängens werth sind. Dergleichen kann auch nicht durch Rücksichten gegen einen im Ort wohnhaften oder gebornen Künstler entschuldigt werden. In der *Wahl* der nachzubildenden Gegenstände sollte nur ein höherer Gesichtspunkt obwalten. Die Vereine, als Organe des Volks, sollen durch ihre Thätigkeit die Kunst zu allgemeinem Nutzen fördern und durch dieselbe auf Veredlung des Geschmacks, auf Fortschreiten zu höherer Bildung vortheilhaft einwirken. Dieses ist aber nur durch wahrhaft Schönes und Großartiges, es sey ernst oder heiter, möglich. Durch eine offenbar verfehlte Auswahl können sich sogar diejenigen, welche an der Spitze von Kunstvereinen stehen, in den Verdacht bringen, als befänden sie sich selbst noch gar nicht auf einem ihrer Stellung würdigen Standpunkte! Leicht auch können sich die *gebildeten* Vereinsmitglieder zu gering geachtet finden, wenn man ihnen zutraut, an *Unbedeutendem* Freude und Genuß haben zu können.

Bei einigen Vereinen soll der Gebrauch stattfinden, bei der Wahl zunächst *den Meister* zu bestimmen, von dessen Werken Eines durch Stich :c. vervielfältigt werden soll. — *Caulbach's* „Egmont und Clärchen" und *Cornelius's* „Tod Romeo's und Julia's" z. B. scheinen durch diese Maxime für Nachbildungen gewählt zu seyn. Keine dieser Darstellungen in den ausgegebenen Nachbildungen ist aber im Stande, auch nur eine Idee von der hohen Kunstweihe und reichen Phantasie dieser beiden großen Meister zu geben, sondern nur geeignet, falsche Urtheile zu veranlassen.

Weit angemessenere und erfreuliche Vereinsblätter sind die vom Münchner Verein ertheilten Lithographien und die geistreichen Radirungen von E. Neureuther. Auf die gewöhnlichen Umrisse wird fast gar kein Werth gelegt, denn sie gehen in öffentlichen Versteigerungen um Spottpreise weg.

Bei der *Wahl der Gegenstände* ist es weder nothwendig, noch gut, sich auf religiöse oder historische Darstellungen zu beschränken, denn unsere Zeit gibt Charakterbilder und romantische Scenen wohl noch glücklicher.

Der Verein der Kunstfreunde in Preußen hat früher die Madonna de Colonna von *Caspar* und Steinbrück's Madonna mit dem Kinde von *Eichens* vertheilt, und jezt *Lüderitz's* Stich nach C. F. Lessing's „Trauernden Königspaar" gegeben. Der Kunstverein für die Rheinlande und Westphalen lieferte schon 1831 und 1834 die schönen Lithographien nach Lessing's „Leonore" und Köhler's „Findung Moses," einen trefflichen

Stich nach Bendemann's „Mädchen am Brunnen," eine Radirung, „die Flucht," nach Lessing, dann lithographirte Blätter nach Kretzschmar's „Rothkäppchen" und Hildebrandt's „Mährchenerzählerin" und dessen „Chorknaben." Zur besondern Ehre gereicht aber uns Deutschen Felsing's Kupferstich nach Bendemann's „Mädchen am Brunnen," und für 1839 hat der Düsseldorfer Verein wiederum bei Felsing einen Kupferstich nach Köhler's „Poesie" bestellt. Gewiß ist man dem so thätigen Verwaltungsrathe dieses Vereins auch für die drei letzten Blätter, Kupferstiche: 1) von Hoffmann nach Schadow's „Christus im Schooße der Maria." 2) von Keller „Hübner's Roland, welcher die Prinzessin von Gallizien aus der Räuberhöhle befreit." und 3) von Schäfer „Steinbrück's Genofeva," verpflichtet. Ref. behält sich vor, über diese noch besonders einige Bemerkungen zu geben.

Die großen Kunstvereine werden, vermöge ihrer Mittel, um wahrhaft bedeutende Bilder niemals in Verlegenheit kommen, und den kleinern Privatsammlern ihre Besitzthümer zu solchen Zwecken gewiß stets mit Vergnügen zur Disposition stellen.

Da mancher Cyklus von Vereinen durch das Zusammenveranstalten von Ausstellungen schon wiederholt bedeutendere Resultate erreicht hat, als einzeln stehende große Vereine oder Akademien, so würden sie durch Zusammentreten auch höchst werthvolle Kupferstiche beschaffen, und da, wegen zu großer Verschiedenheit der Rücksichten, die jeder Verein Einzeln nehmen möchte, Aller Rücksichten fallen müssen, auch in der Wahl den wahren, reinen Gesichtspunkt festhalten können. — Da für den Augenblick noch keine solche Vereinigung zu Stande gebracht werden konnte, hat Halberstadt mit H. Lüderitz in Berlin ein Abkommen um die nöthige Anzahl von Abdrücken von der Platte getroffen, welche der Künstler, mit auf unsere Veranlassung, nach dem hier 1838 verlooseten Gemälde „Romeo und Julie," von C. Sohn, ausführt.

Nur aus Liebe und wahrem Interesse für die Kunst sind vorstehende Andeutungen gegeben; es soll kein Vorwurf für das Geschehene darin liegen. Ref. wünscht allein dadurch der ferneren Entwickelung dieses Zweiges des allgemeinen Kunstlebens förderlich zu seyn.

Halberstadt, im Febr. 1839.

Dr. Fr. Lucanus.

Ausstellung der königlichen Akademie zu London 1838.

(Beschluß.)

Wir kommen endlich zu den Porträts. — Wir sind auf unsere englische Schule der Porträtmalerei stolz, und das mit Recht; wir dürfen es seyn, weil wir die Werke eines Reynold's, Hoppner, Rommey und Lawrence vorzeigen können; aber neben manchem vortrefflichen Künstler in diesem Fache haben wir keinen lebenden Maler, der ihren Verlust ersetzen und mit allgemeiner Zustimmung den erledigten Thron von Lawrence einnehmen kann. Der Stuhl des Präsidenten ist nicht dieser Thron — wir sagen es mit aller Achtung gegen den vorzüglichen Mann, der ihn ausfüllt. Phillips ist geschmackvoll; Pickersgill ein zarter, geistvoller Colorist; Briggs ein männlicher Maler, dessen Bilder sehr ähnlich sind; Rothwell voll Gefühl und Feinheit; Watson Gordon, Say, Mrs. Carpenter, Mrs. Robertson — alle gut, aber nehmt sie alle zusammen und gebt Wilkie als Porträtmaler in den Kauf, sie würden nicht einen Lawrence ausmachen, viel weniger einen Reynolds; etwas würde immer fehlen.

Die besten weiblichen Porträts (und dies ist immer ein Beweis von des Künstlers Geschicklichkeit) sind Phillips's Porträt von Mrs. Spottiswoode; es ist sehr glänzend gemalt und der reiche Landschaftsgrund eines Hoppner würdig; dann das Porträt der Mrs. Heneage von Mrs. Robertson, sehr reizend durch seinen ungekünstelten, anmuthigen, vornehmen Anstand, den leichten Guß seiner Zeichnung und den prächtigen, aber zarten Ton seiner Farbe, der in Uebereinstimmung mit dem Gegenstande ist.

Pickersgill thut sich nicht nur in der Färbung hervor, sondern er geht darin oft zu weit, so daß er die Gemälde überladet, und er ist überdies roh in seiner Empfindung. Sein Porträt der Mrs. Holland Archers (20) ist indeß sehr schön, hauptsächlich die Hände. Von Rothwell sind zwei reizende weibliche Köpfe (212), die er „Erinnerung" benennt, und Brigg's weibliches Porträt (263) ist sehr treu und dem Leben ähnlich, aber mangelhaft an Anmuth und schwer in der Farbe. Seine Männer sind viel besser.

Wilkie's Bildniß von O'Connel in Lebensgröße ist sehr schön und charakteristisch, und eine gute Aehnlichkeit; als Gemälde betrachtet, vielleicht ein wenig zu dunkel in der allgemeinen Wirkung.

Diejenigen von Mrs. Carpenter's Gemälden, welche so hängen, daß sie gesehen werden können, sind, wie gewöhnlich, sehr zierlich, hauptsächlich Miß Bailey.

Knight, dessen großes Gemälde wir bereits erwähnt, hat zwei oder drei sehr schöne Porträts; das des Hrn. Harneß (Nr. 10) ist ein sehr reizendes Bild, überdies eine gute Aehnlichkeit eines sehr liebenswürdigen Mannes.

Wir kommen nun zu den Zeichnungen und Miniaturbildern. Unsere Künstlerinnen, deren wir auf vierzig im Kataloge finden, glänzen dieses Jahr. Von denen der

Mrs. Robertson müssen wir bemerken, daß sie zu den wenigen gehören, die wir gesehen, welche es ertrügen, vergrößert zu werden, indem sie große Freiheit des Styls, vortreffliche Zeichnung mit sehr zarter Ausführung verbinden. Da ist auch eine schöne freie Zeichnung, reich gefärbt, von Miß Heaphy (770), und von Miß Cole und den beiden Miß Sharpes sehr schöne, zarte Porträtzeichnungen. Von Newton und Thorburn sind einige bezaubernde Miniaturen da, wie auch von Samuel Lover, dem wohlbekannten Autor der reizenden irländischen Balladen, dessen Vielseitigkeit des Talents eben so bewunderungswürdig als sein Genie ist.

In diesem Zimmer ist eine leichte Zeichnung von Wilkie in schwarz und weißer Kreide — jedes Geldes werth, — wenn sie mit Geld zu erkaufen ist.

Alfred Chalon hat acht Zeichnungen. Von ihm müssen wir nothwendig sagen, was die Catalani von der Sontag sagte: „Il est le meilleur dans son genre, mais son genre n'est pas le meilleur.“ Er ist ohne Nebenbuhler — ohne seines Gleichen in seinem eigenen Fache, der conventionellen Eleganz und künstlichen Anmuth. Als Maler schöner aristokratischer Mädchen in Blonden und Locken — der Lady Caroline und Lady Georgina's und ihrer verwittweten Mama's un peu passées, aber noch lieblich durch Chalon's leichten Pinsel und die vollendetste Toilette — kommt ihm Niemand gleich. Die Zeichnung unserer hübschen jungen Königin ist sehr charakteristisch und einfach; sie ist, wie wir vermuthen, zum Seiten- und Gegenstück einer andern Zeichnung in Staatskleidern, ebenfalls von Chalon, bestimmt, die aber nicht in der Ausstellung ist. Die Herzogin von Sutherland ist im höchsten Grade elegant und herzoglich.

Die Bildhauerei, gewöhnlich dürftig, ist es dieses Jahr mehr denn je. Chantrey hat nichts ausgestellt. Die beste Statue ist der Narciß von Gibson; die beste Büste die des berühmten Chirurgen Travers von Behnes. Eine Büste der Königin von Weekes ist von der größten Aehnlichkeit.

Der Zustand der englischen Bildhauerei erfordert aber eine weit ernstere Betrachtung, mehr Zeit und Raum, als wir jezt dazu anwenden können — es mag der Gegenstand eines andern Versuches seyn.

Und da ich dich nun, geneigter und geduldiger Leser, an den Wänden unserer Nationalakademie rundum geführt, — was denkst du? Ist es eine leidliche Ausstellung, oder ist sie es nicht? Finden wir hier Stoff, um darauf große Hoffnungen zu gründen von dem, was noch durch unsere englischen Künstler hervorgebracht werden kann, wenn Ausgaben groß genug und Raum weit genug ihnen zugestanden werden — wenn sie nicht nur auf den Schutz der Großen, sondern auch auf die Theilnahme des Volkes rechnen können? Sieh' dich um und sprich:

„Welcher Trost wird durch die Hoffnung gewonnen?
„Wo nicht, welchen Entschluß ruft die Verzweiflung hervor?“

Literatur.

Bei Georg Franz in München ist erschienen:

Die Metropolitan- und Stadtpfarrkirche zu Unsrer Lieben Frau in München, 4¼ Bogen. gr. 8.,

ausnehmend schön gedruckt, mit fünf artistischen Beilagen, nämlich: das Aeußere der Kirche, das Innere derselben, der Grundriß, das Maximilians-Denkmal und das des Kaisers Ludwig. Ueber den Text, dessen Verfasser nicht genannt ist, läßt sich nicht viel sagen. Wenn Neigebauer in seinem Handbuch für Reisende in Italien von der Grabschrift Dante's an dessen Denkmal in Ravenna nur die vordere Hälfte der Hexameter und Pentameter gibt, so kann man denken, die andere Hälfte sey ihm in seiner Brieftasche ausgelöscht, und er habe keine Quelle gekannt, aus der er den Rest ergänzen können. Solche Entschuldigung findet unser Verfasser nicht, wenn er von der an der östlichen Thür der Südseite in Stein gehauenen Urkunde, einem, wie es das Ansehen hat, von dem fürstlichen Gründer selbst verfertigten lateinischen Gedicht, nur das erste, für sich ganz bedeutungslose Distichon in seine Beschreibung aufnimmt, und des Bildnisses desselben Fürsten über seinem Gedicht gar nicht gedenkt. Wie er zu andern Irrthümern gekommen, z. B. die Kreuzabnahme von Robert v. Langer für einen Raffael zu halten, den jener nur copirt, und das jüngste Gericht von Michelangelo, das in Copie vorhanden, „ein schön componirtes Bild von Mielich“ zu nennen, u. dgl. m., das bleibt durchaus unbegreiflich. Was aber das kleine Werkchen dessenungeachtet sehr empfehlenswerth macht, sind die artistischen Beilagen und vor Allem das „Grabmal des Kaiser Ludwig,“ das sich unter dem Denkmal des Maximilian befindet, und wovon es, einen alten, ganz incorrecten Kupferstich ausgenommen, keine Abbildung gibt. Dieses Grab- oder vielmehr Denkmal des großen Kaisers ist nun aber nicht nur ein sehr schönes Sculpturwerk des 15ten Jahrhunderts, und unbedenklich das schönste, das in München aus jener Zeit existirt, sondern es ist auch wegen seines Inhalts und der historischen Beziehungen desselben von besonderem Interesse. So viel bekannt, haben die frühern Topographen Münchens, selbst der scharfsichtige Westenrieder, nicht nur die Bedeutung desselben völlig verkannt, sondern auch sogar ganz falsch gesehen, und die Inschriften, wie es scheint, gar nicht gewürdigt. Auch gegenwärtiger Verf. geht in

keine Untersuchung ein, sondern bemerkt bloß, daß die unter dem Kaiser abgebildeten Gestalten „die zweier bayrischer Herzöge seyn sollen," und bezweifelt nur mit Recht die Annahme Anderer, daß die Kaiserin Beatrix und des Kaisers Sohn Stephan Fibulatus damit gemeint seyen. Bei genauerer Betrachtung des Denkmals und seiner Inschriften und bei Berücksichtigung einiger, die Lokalität betreffenden Umstände gibt sich die Erklärung leicht. Das Denkmal besteht aus zwei Abtheilungen, in deren oberer Kaiser Ludwig der Bayer im Krönungsornat mit den Insignien seiner Würde, Krone (Scepter *) und Reichsapfel, auf einem Thron von altdeutscher Architektur sizt, hinter dem zwei Engel einen reichverzierten Teppich halten. Drei Wappen — der Doppeladler und die beiden bayrischen, Löwe und Wecken — zieren das Fußgestell des Thrones, das zugleich Baldachin oder Decke ist, unter und vor der zwei andere stehende Gestalten zu sehen sind, dieselben, über deren Deutung man in Ungewißheit ist. Die ältere von beiden, im langen Obergewand, unter dem jedoch die männliche Kleidung und sogar Sporen zu bemerken, hat beide Arme halberhoben gegen einen jungen Mann in voller Rüstung gekehrt, der, die Linke am Schwert, mit der Rechten jener entgegenkommt. Ein Löwe springt schmeichelnd an dem jungen Ritter empor. — Nun muß man sich daran erinnern, daß die jezige Frauenkirche Herzog Sigismunds an der Stelle der alten (kleineren), 1271 erbauten, aufgeführt wurde, in welcher sich bereits die Fürstengruft befand. Der erste in derselben begrabene Bayernfürst war Ludwig der Kaiser; die lezten aber vor Erbauung der neuen Kirche waren die Herzöge Ernst und Albrecht von Bayern. Der leztere, unter dem Namen der Junge (später der Weise), ist der Vater des Stifters der Kirche, und durch seine unglückliche Liebe zur Agnes Bernauerin Dichtern und Historikern hinlänglich bekannt. Sein Vater Ernst hatte ihm die Prinzessin Anna von Braunschweig zur Gemahlin bestimmt, und als er des Sohnes heimliche Ehe erfahren, die schöne Agnes grausam ermorden lassen. Albrecht war darauf zornentbrannt mit einem Heer gegen seinen Vater zu Felde gezogen und hatte, mit Feuer und Schwert sein eigenes Erbe verwüstend, für seinen Racheburst Befriedigung gesucht und auch wirklich gefunden. Nachdem mehrere Ortschaften niedergebrannt und reichlich Blut geflossen, zeigte er sich zur Versöhnung geneigt und kam zum Vater nach München zu gegenseitiger Vergebung (wie er denn auch nachgehends zur Ehe mit Anna von Braunschweig sich verstand). Ein solches Ereigniß, heilsam für das Volk und Land, für die fürstliche Familie gewiß unvergeßlich, bot sich dem Gründer des neuen Domes als passendster Gegenstand dar, um die Fürstengruft, in die er seinen Vater hinabgesenkt, damit zu schmücken, und dieses Ereigniß ist es, dem unverkennbar das Denkmal gewidmet ist, bei welchem Kaiser Ludwig, als Stifter (oder erster Bewohner) der Gruft, gewissermaßen zufällig in den Bereich der Darstellung gekommen. * Für die Richtigkeit dieser Annahme spricht zuerst die Umschrift des Steines, in welcher zuerst Kaiser Ludwig, sodann die andern Herzöge in Bayern, bis auf Albrecht den Jungen („Albrecht den Fünften," liest der Verfasser, der lebte aber hundert Jahre später), genannt sind; sodann die zweite Schrift auf der (sehr beschädigten) Hohlkippe, in welcher ausdrücklich Albrecht der Junge und Anna von Braunschweig aufgeführt werden; endlich die drei in dem Teppich auf kleinen Schildern befindlichen Buchstaben: E unter der ältern Gestalt (Ernst), L in der Mitte, unter dem Kaiser (Ludwig), und A unter dem Jüngling (Albrecht). Der schmeichelnde Löwe Bayerns, der den jungen Empörer besänftigen will, findet auf diese Weise von selbst seine Erklärung.

Vom Meister dieses vortrefflichen, dem Styl nach dem Ende des 15ten Jahrhunderts angehörigen Werks (aus röthlichem Marmor) findet sich keine Spur; allein er zeigt sich als ein Bildhauer von reinem plastischem Gefühl und von Fähigkeit, seine Aufgabe auch allen äußern Kunstanforderungen gemäß — also in Bezug auf Richtigkeit der Formen und Verhältnisse, auf Durchbildung und Ausführung des Details — zu lösen. Er steht der schwäbischen Schule näher, als der oberdeutschen von Nürnberg oder Bamberg, und verdiente wohl, aus dem Dunkel der Vergessenheit vorgezogen zu werden.

Die in dem gedachten Buche gegebene Abbildung des Denkmals, von Ungrr gestochen (ob auch gezeichnet?), verdient das größte Lob. ** Es sind zwar nur Umrisse, allein mit größter Genauigkeit und mit vollkommenem Verständniß der Formen gezeichnet und höchst geschmackvoll gravirt; mithin ganz geeignet, auch entfernte Freunde der vaterländischen Kunst und ihrer Geschichte auf ein bisher noch nicht hinlänglich gewürdigtes Werk, und somit jedenfalls auf eine bedeutende Kunstschule aufmerksam zu machen. ef.

* Ist abgebrochen.

* Vom Kaiser Ludwig existirte in der 1805 zerstörten Lorenzcapelle der alten Burg ein Grabstein, der indeß spurlos verschwunden ist.

** Wie sie möglich gemacht worden, da der Stein von dem Candidschen Denkmal ganz überbaut und man nur durch kleine Oeffnungen in die Höhlung kriechen kann, wo man nur in gebückter Stellung bei Kerzenlicht zur Ansicht gelangt, ist räthselhaft, wenn dem Zeichner nicht ein vollständiger Gypsabguß zu Gebote stand, von dem Ref. keine Kenntniß hat.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 31.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 16. April 1839.

Das Formschnittwesen in unsern Tagen.

Während der Kupferstich, die Mittel benutzend, welche eine immer sich vervollkommnende Praxis, wie die Entwicklung der mechanischen Künste ihm an die Hand gaben, im achtzehnten Jahrhundert eine große Vollendung erreichte, verfiel die alte Kunst des Formschnitts immer mehr. Die schlechten Vignetten, welche noch für löschpapierne Editionen gemacht wurden, erinnerten auch nicht im Entferntesten mehr an das, was zu Albrecht Dürer's und Hans Holbein's d. J. Zeiten geleistet worden war. So wichtig der Formschnitt damals war und so sehr er die kritische Sorgfalt verdient, welche, in Principien wie in Resultaten einander widersprechend, Brulliot, Heller, Laborde, Maßmann, Rumohr, Sotzmann, Weigel, Young Ottley u. A. seiner Geschichte gewidmet haben; so wenig konnte er nachmals, wenn man einige vereinzelt stehende Bestrebungen ausnimmt, auf den Namen einer Kunst Anspruch machen. Doch auch für den Holzschnitt erschien die Zeit des Wiederauflebens, und schien auch, noch ehe er sich wieder allgemeine Geltung verschafft hatte, die Erfindung der Lithographie, dann die des Zinkdrucks ihm in den Weg zu treten, so wurde sein Fortschritt dadurch doch nicht eigentlich aufgehalten, und vielleicht nutzte ihm selbst die dadurch veranlaßte Nebenbuhlerschaft. Seine überwiegende Zweckmäßigkeit stellte sich bald so glänzend heraus, daß man sich nicht zu wundern braucht, wenn ihm in unsern Tagen eine Aufnahme zu Theil ward, die man vor nicht gar zu langer Zeit kaum für möglich gehalten hatte. War es Anfangs die Schwierigkeit, den Kupferdruck, noch mehr aber den Steindruck, mit der Typographie zu verbinden, die wieder an den Formschnitt denken ließ: so war es nachmals, neben diesem Hauptgrunde, der Grad künstlerischer Vollendung, dessen er, wie man sich allmählig überzeugte, fähig war, der auch zum Theil diejenigen Künstler zu ihm hinzog, denen es um ein wenigst mittelbares Wiedergeben ihrer Ideen zu thun ist, was sich wohl durch ihn am leichtesten bewerkstelligen läßt.

Es ist nicht meine Absicht, eine Geschichte des neuern Formschnitts zu geben. Eine solche wird dieser wiedererwachten Kunst nicht fehlen, über deren Theorie schon manches sehr Verdienstliche gesagt worden ist. Die nachfolgenden Notizen beschränken sich lediglich auf kurze artistische und bibliographische Andeutungen über das, was mir unter der ungeheuern Zahl moderner Holzschnitte, die mir zu Gesicht gekommen sind, der Beachtung am meisten werth scheint. Ich muß indeß über die verschiedene Art und Weise, wie der Formschnitt behandelt wird, einige Worte vorausschicken. Mehrere Künstler, und darunter verdienstvolle, versuchen eine Nachahmung des Kupferstichs. Unter den Deutschen nenne ich Gubitz, Höfel und Unzelmann als sehr gewandt in diesem Styl. In Frankreich war diese Methode besonders früher beliebt. Ich will ihr Werth nicht absprechen: für kleinere Vignetten, Ornamente, Fleurons, Culs de lampe u. s. w. ist sie immer mit vielem Erfolg anzuwenden. Meines Bedünkens aber wenig für größere Arbeiten. Die Hindernisse, welche das Material in den Weg stellt, sind zu groß, und an Erzeugnissen dieser Gattung läßt sich am Ende nicht viel Anderes loben, als die überwundene Schwierigkeit. Die fehlenden Mitteltöne veranlassen eine Härte, welche das Auge unangenehm berührt; die Uebergänge sind zu schroff. Der Formschneider mag noch so gewandt seyn: er kann mit dem Kupferstecher nicht rivalisiren, wenn er dessen Technik nachahmen will. Aber er braucht dies auch nicht: ein weites Feld ist ihm geöffnet, und auf diesem ist er des Erfolgs gewiß. Es ist das Wiedergeben der freien Handzeichnung, namentlich der Federzeichnung, worauf er vorzugsweise hingewiesen ist; hier kann er alle Freiheit, Leichtigkeit, Zartheit und Kraft entwickeln, und die Erfindung des Zeichners in ihrem Geist und ihrer Originalität reproduciren. Die Engländer waren, so viel mir bekannt, die Ersten, welche diese richtige Bahn einschlugen; Andere sind ihnen gefolgt. Die

andere Methode wird darum doch immer Geltung behalten, wenn auch in einem beschränkteren Kreise rein typographischer Ornamente.

Die Fortschritte, welche der Formschnitt in der zuletzt angedeuteten Weise neuerlich gemacht hat, sind unglaublich. Wie es aber oft der Fall ist, das Bestreben, die technische Vollendung auf die höchste Stufe zu bringen, hat manche sonst tüchtige Künstler verleitet, der Feinheit und Nettigkeit der mechanischen Ausführung zu viel Wichtigkeit einzuräumen, und darüber den Charakter der Zeichnung, wie den der Kunstgattung selbst, und die Grenze, welche dieser gesteckt scheint, aus den Augen zu verlieren. Weßhalb soll der Formschnitt das Streben verrathen, an sogenannter Feinheit z. B. mit einer englischen Almanachs-Stahlplatte zu wetteifern? Was der Künstler auf diesem, meiner Ansicht nach durchaus falschen Wege bezweckt, wird er, selbst bei der größten Virtuosität, nicht erreichen. Ohne es zu wollen, nähert er sich der längst verlassenen Behandlungsweise, die in sorgfältig geraden Linien und regelmäßigen Schraffirungen ihr Heil suchte. Die eigenthümlichen Vorzüge des Holzschnitts sind aber, auf der andern Seite, von der Art, daß sie weder durch Kupfer-, noch durch Stahlstich aufgewogen werden können. Gut verstanden und behandelt, trägt der Holzschnitt es über beide, so wie über die Lithographie davon in Erreichung schlagender Effekte; denn keiner der genannten Gattungen des Stichs durch Vertiefung ist es möglich, die Gegensätze zwischen Licht und Schatten so glänzend darzustellen, wie dies durch den, auf dem System des Hochdrucks beruhenden Formschnitt geschieht, welcher allein eine völlig schwarze Fläche zu geben im Stande ist. Von der Unmittelbarkeit, welche der Holzschnitt vor den übrigen Sticharten voraus hat, so wie von seiner Anwendbarkeit als Druckerstock sprach ich schon. Nur bei ihm ist der einfache Druck von Text und Bildern möglich, da für beide dasselbe Verfahren beobachtet wird. Zudem übertrifft er selbst noch die Stahlplatte an der Fähigkeit, eine große Menge guter Abdrücke zu geben. Von ersterer pflegt man 14—18,000 Exemplare abzuziehen, die aber, wie ich mich wiederholt überzeugt habe, selbst beim sorgfältigsten Druck weit davon entfernt sind, auch nur größtentheils gut zu seyn. Nach der Versicherung eines, mit dem Technischen dieses Kunstzweigs vertrauten englischen Schriftstellers * sollen Holzblöcke 2—300,000 Abdrücke auszuhalten vermögen. Ueberdies kann man sie leicht durch Metallabklatschung (Cliché) vervielfältigen, obschon das Cliché nie die Schönheit des ursprünglichen Stocks hat, wovon man sich durch die Ansicht der vielen, in Deutschland und Frankreich vermittelst desselben gelieferten Abdrücke englischer Holzschnitte leicht überzeugen kann.

Die Engländer waren es, bei welchen der Holzschnitt rasch emporkam, so wie er einmal seine große Brauchbarkeit klar bewies. Der Umschwung in der Technik ging eigentlich von Bewick aus, denn Branston folgte noch der ältern, seit Albrecht Dürer's Zeiten beibehaltenen Mechanik. John Thompson, von welchem die vortrefflichen kleinen Vignetten in der von C. Whittingham zu Chiswick gedruckten Ausgabe des Shakespeare (die auch in Deutschland hinlänglich bekannt sind) unter frühern Arbeiten zu nennen sind, ist immer der Erste in diesem Kunstzweige. Neben ihm steht sein Bruder Charles Thompson, der längere Zeit in Frankreich arbeitete. Zu den ältern Künstlern sind noch zu zählen: Harvey, Clennell, Nesbit, John Jackson und C. Landells, von welchen beiden Lezteen eine große Anzahl vortrefflicher naturhistorischer Darstellungen herrührt. Unter den jüngern sind zu nennen: Orrin Smith, nebst W. H. Powis und Mary Ann Williams, namentlich in der Landschaft ausgezeichnet, in welcher sie die größte Zartheit mit überraschender Wirkung vereinigen; Andrew, Best, Weight, Folkard, Slader, Bonner, Samuel und Thomas Williams, Frere, Eliza Thompson, Mary und Elizabeth Clint. Die Franzosen haben sich in neuester Zeit ganz nach den Engländern gebildet, und sind auf dem besten Wege, diese in der Technik zu erreichen. Die Engländer gestehen selbst, daß die französischen Künstler den Vorzug haben, daß eine Menge ausgezeichneter Maler und Zeichner sich damit beschäftige, mit der Feder vollendete Zeichnungen auf Holz zu machen, während die Zahl derselben in England selbst beschränkt ist. Ich muß hiebei bemerken, daß es zwei verschiedene Arten gibt, dem Formschneider vorzuarbeiten. Entweder man macht eine ausgeführte Federzeichnung, wobei jede Linie, jede Nüance gegeben ist und der Formschneider diese Züge nur in Relief zu halten hat. Oder aber man zeichnet nur die Umrisse hin und deutet die Schattenmassen mit Tusche an, indem man dem Formschneider die Freiheit läßt, die Art der Ausführung nach seinem Gutdünken zu wählen. Die erstere Methode verdient ohne Zweifel den Vorzug, wenn Originalität im Auge behalten werden soll. Es ist aber dabei ein wesentliches Erforderniß, daß der Zeichner auf den Formschneider und die diesem zu Gebote stehenden Mittel Rücksicht nehme. Dasjenige z. B., was im Kupferstich leicht erreicht wird, die gekreuzten Schraffirungen, ist beim Holzschnitt mit großer Schwierigkeit verbunden,

* Vgl. The London and Westminster Review, Nr. LXI. Aug. 1838. In diesem Aufsatz ist viel Beherzigenswerthes über den Formschnitt enthalten, und die Vergleichung der englischen mit den französischen Bestrebungen sehr unparteiisch. Eine Menge vorzüglicher Holzschnitte sind als Proben beigelegt. Ich mache namentlich aufmerksam auf ein kleines, dem Vicomte de Laborde gehörendes Blättchen des ältern Thompson: The Dinner Royal at Versailles.

und ist auch, was den Effekt betrifft, meiner Ansicht nach, nur eine beschränkte Anwendung davon zu machen. Die Namen der tüchtigsten französischen Künstler sind: Porret, Lacoste, Cherrier, Leloire, Brevière, Laisne, Guillaume, Lavoignat, Farardo und der um diesen Kunstzweig in mehrfacher Hinsicht verdiente Vicomte Léon de Laborde. Unter den Deutschen müssen aufgeführt werden: Gubiz, Unger, Höfel, Unzelmann, Buemann, Lödel, Neuer; in Italien D. Fabris in Florenz und C. Aequisti in Rom.

Es wird am zweckmäßigsten seyn, die Reihe typographischer Werke, welchen Holzschnitte zur Ausschmückung dienen, nach den Ländern, in denen sie erschienen sind, zu ordnen, wenn auch englische Künstler bei französischen und deutschen Büchern thätig gewesen sind. Die Shakespeare-Vignetten der Whittingham'schen Ausgabe, aus der Chiswickpresse hervorgegangen, welche längere Zeit den Primat in Hinsicht der Behandlung des Formendrucks behauptete, wurden schon genannt. Die Zeichnungen dazu waren von Thurston. Thomas Stothard zeichnete die vortrefflichen Vignetten zu Rogers' Gedicht „Italy," die nachmals auch auf Stahl übertragen wurden. Ein paar Bände des Landscape-Annual (über Granada und Andalusien) enthalten vortreffliche kleine Veduten und Scenen. Ein sehr großer Gebrauch wurde von Holzschnitten gemacht in den populären Werken, welche die Society for the diffusion of useful Knowledge seit 1828 bei Charles Knight in London herausgibt. Den bedeutendsten Einfluß und eine beinahe fabelhafte Verbreitung erreichte unter diesen Publikationen das Penny-Magazine, welches 1832 im April begann, und in ganz Europa Nachahmungen veranlaßte. Die Holzschnitte in demselben sind keineswegs immer vorzüglich und beinahe nie von erster Klasse: aber die, jede andere Art der bildlichen Darstellung übertreffende Zweckmäßigkeit des Formschnitts für populäre Belehrung und Unterhaltung stellte sich durch diese Zeitschrift sonnenklar heraus. Von den übrigen, unter der Aufsicht dieser Gesellschaft erscheinenden Werken sind zu nennen: The Library of entertaining Knowledge, darin die Abtheilung: The Menageries, mit sehr guten naturwissenschaftlichen Abbildungen, die Abtheilung über die Schätze des British Museum, von welcher die beiden Bände über Pompeji gelungene Darstellungen zahlreicher, in Pompeji und Herculanum gefundener Gegenstände, die über die Elgin-Marbles scharfe und gute Umrisse der Bildwerke von Athen und Phigalia, die über Egypten verkleinerte Nachbildungen der Platten der besten großen Kupferwerke bringen u. s. w. Einer großen Verbreitung erfreut sich auch die mit Holzschnitten versehene Penny-Cyclopedia, von der beinahe die Hälfte der Bände erschienen. Alle diese Werke sind durch ihren sehr mäßigen Preis auf ein ungewöhnlich großes Publikum berechnet, und verdienen also in zwiefacher Hinsicht Beachtung. Von ihnen gehe ich zu einigen Prachtwerken über — darunter Gray's Elegy written in a country churchyard (1835), mit einer großen Menge höchst zierlicher Vignetten; E. W. Lane's neue Uebersetzung der Mährchen 1001 Nacht (bis jetzt 9 Hefte), mit Holzschnitten von größter Schönheit, zum Theil nach Zeichnungen von W. Harvey; die von Knight begonnene Ausgabe des Shakespeare (Pictorial Shakspeare), von welcher King John, Two Gentlemen of Verona und Romeo and Juliet vor mir liegen, so wie desselben Ausgabe der englischen Liturgie (Pictorial Book of Common prayer, bis jetzt 12 Lieferungen). Von den Scripture illustrations on steel and wood (London 1838, Heft I — VIII) sind mir nur einzelne Blätter bekannt, unter denen W. H. Powis' Ansicht von Ninive ein nicht leicht zu übertreffendes Meisterwerk ist. Dasselbe ist der Fall mit S. Williams' Darstellung des bronzenen Waschbeckens, in welcher außerordentliche Kraft mit großer Schönheit und Reinheit der Linien verbunden ist. Das Werk: Greece, pictorial, descriptive and historical, verspricht nach den gelieferten Proben etwas sehr Werthvolles zu werden. Noch sind zu nennen die allerliebsten Ansichten und Scenen in Murray's Encyclopedia of Geography (1834), die hübschen Vignetten in den vielverbreiteten Büchern: The young Lady's Book, the Boy's own book, the Girls' own book, the Book of science u. s. w., die in den Duodezausgaben altenglischer Balladen, im Solace of song (wo unter andern eine meisterhafte Ansicht der Insel Elba, von D. Smith), eine Menge komischer Zeichnungen von G. Cruikshank u. v. A.

Die von Pariser Typographen zu Tage geförderten Werke machen den englischen den Rang streitig, und wenn einige unter ihnen den erstern in Hinsicht der Sorgfältigkeit des Drucks (der zum Theil durch die Güte des Papiers bedingt ist) nachstehen, so übertrifft dafür L. Curmers Ausgabe von Bernardin de St. Pierre's Paul et Virginie und Chaumière indienne alles bisher Erschienene. Talentvolle französische Zeichner, Tony Johannot, Français, Paul Huet u. A., haben sich hier mit den geschicktesten englischen Formschneidern vereinigt, und der Druck ist von A. Everat mit der äußersten Sorgfalt behandelt worden. Sowohl die großen Vignetten wie die kleinern, in den Text eingedruckten, die Figuren wie das, hier eine große Rolle spielende Landschaftliche sind gleich vortrefflich. Indeß ist es gerade hier, wo man nicht umhin kann, das Bestreben wahrzunehmen, bisweilen über die Grenze hinauszugehen, welche für den Holzschnitt zu bestehen scheint. Jedenfalls aber ist dies Buch ein Prachtstück in seiner Art. Leichter behandelt, aber voll ergötzlicher Originalität und lebendiger Charakteristik sind Gigoux's Vignetten zum Gil-Blas

(1836. II. Auflage, vermehrt, 1838), Tony Johannot's Zeichnungen zum Molière (2 Bde., 1838) und zu L. Viardot's Uebersetzung des Don Quixote (2 Bde., 1836—1838), Grandville's witzige Scenen zu Lafontaine's Fabeln (2 Bde., 1836), zu Beranger's Liedern (2 Bde., 1837) und zu Gulliver's Reisen (2 Bde., 1838). Hier ist die ganze Leichtigkeit und der Geist der Federzeichnung beibehalten. Viele interessante größere Blätter und Verzierungen finden sich in den von Mde. Guizot übersetzten Briefen Abälards und Heloisens (2 Bde., 1838). Die Ausgabe der Evangelien, mit Zeichnungen von Fragonard, hat eine Menge gutgehaltener Randzeichnungen und geschmackvolle Encadremens; beinahe überreich an Vignetten und Verzierungen ist die Ausgabe von Chateaubriand's Werken, zu welchen derselbe Fragonard die Zeichnungen geliefert. Curmers Evangelienbuch in 2 Bänden ist mit großem Luxus ausgestattet: Initialen und Ornamente sind namentlich zu loben, so wie die von Brevière, Smith u. A. meisterhaft geschnittenen Landschaften, Copien der Stahlstiche in Murray's Landscape Illustrations of the Bible. Die nach einem großartigen Plan angelegte, aber leider bald unterbrochene Geschichte und Beschreibung der Städte Europas, unter Nifard's Leitung, enthält gleichfalls treffliche, in England gearbeitete Veduten. Nicht minder zeichnet sich aus Léon de Laborde's großes Werk: Voyage de l'Arabie Pétrée * (1833—1834), zu welchem der Verfasser selbst eine Zahl Vignetten geliefert hat. Derselbe hat bei seinen langjährigen und gründlichen Forschungen über den Bilderdruck sowohl das Historische, wie Theorie und Praxis der Kunst studirt, und sich in zahlreichen und gelungenen Nachbildungen älterer Werke versucht. Ein Facsimile eines der Blätter aus dem vielbesprochenen Holbein'schen Todtentanz (die Herzogin) ist namentlich zu loben. ** Die Proben, welche mir von Holzschnitten nach Horaz Vernet's Zeichnungen zu Laurent's Geschichte Napoleons, nach Tony Johannot's Zeichnungen zur Histoire de Manon Lescaut etc., zu Gesichte gekommen, sind vortrefflich. Noch bleibt mir ein größeres Werk zu nennen übrig, Herrn v. Barante's Histoire des Ducs de Bourgogne de la maison de Valois. Mit Ausnahme einiger Fleurens rc. sind die Holzschnitte auf einzelne Blätter abgezogen. Die meisten derselben sind von J. und C. Thompson, nach Zeichnungen von T. Johannot, E. Delacroix, J. Lecurieux, Deveria u. A. Bisweilen ist der Effekt vielleicht etwas zu sehr gesucht. Die Porträts in ganzer Figur sind fast sämmtlich meisterhaft. In demselben Styl sind die Blätter zu Thierry's Conquête de l'Angleterre par les Normands. — Das Beispiel des Penny-Magazine rief in Frankreich mehrere ähnliche Zeitschriften in's Leben, z. B. das Magazin pittoresque, Magazin universel u. s. w. Sie behalfen sich meist mit abgeklatschten englischen Stöcken, und förderten die Kunst um so weniger, da der Druck fast durchgehends nachlässig besorgt ward. Eine rühmliche Ausnahme machen die lezten Bände des Musée des familles, welches seit 1834 besteht. Es finden sich namentlich im Jahrgang 1837 und der ersten Hälfte von 1838 manche vortreffliche Arbeiten von Andrew, Best und Leloir (in Gemeinschaft), nach Zeichnungen von Dupressoir, Wattier, Français u. A. In den neuesten Lieferungen ist dagegen eine merkliche Abnahme zu spüren.

(Beschluß folgt.)

* Die englische Uebersetzung (1836) enthält sehr gelungene Verkleinerungen in Holzschnitt der großen lithographirten Ansichten des Originals.

** Vergl. u. a. Beiblatt zur Kasselschen Allgemeinen Zeitung. 1836, Nr. 11, und Rumohr's „Hans Holbein der Jüngere."

C. F. Lessing's tausendjährige Eiche.

Nicht Lessing's Historienbilder allein machen einen höchst ergreifenden Eindruck, auch seine Landschaften athmen tiefe Empfindung und sind Zeugen seines hochpoetischen Geistes. Mit Recht sagt der Berichterstatter in Nr. 51 des Kunstblatts von 1838 in seinen Bemerkungen über drei in Frankfurt ausgestellte Gemälde dieses Meisters: sie seyen so höchst ausgezeichnet, daß in neuerer Zeit keine Schule und kein Land Bedeutenderes im Landschaftsfache aufzuweisen vermöge.

Die größte und durchgebildetste dieser Landschaften, von $5\frac{1}{2}$ und $4\frac{1}{2}$ Fuß Größe, zeigt als Hauptgegenstand die tausendjährige Eiche an dem felsigen Ufer eines Gebirgswassers, welches zwischen steilen Felswänden munter fortfließt. Vor dem Muttergottesbilde an diesem tausendjährigen Altar der Natur kniet ein Ritter und eine Edeldame im Costüm des frühesten Mittelalters und verrichten andächtig ihr Gebet. Ihre Saumrosse erquicken sich durch einen frischen Trunk aus dem silberklaren Bache.

E. Steinbrück hat dieses wahrhaft religiöse Bild der Natur mit ganz besonderer Treue gezeichnet und geistreich radirt; dann Steifensand die Platte noch fleißiger ausgeführt, und so ist ein Blatt geliefert, welches zu den interessantesten Kunstwerken dieser Gattung gehört, und besonders den vielen Verehrern Lessing's höchst willkommen seyn wird. Der Stich ist im Lichten $15\frac{1}{2}$ und 21 Zoll groß, und von den Künstlern selbst um den höchst mäßigen Preis von 2 Rthlrn., sicher auch auf dem Wege des Kunsthandels, zu erhalten.

Lucanus.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 32.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 18. April 1839.

Kupferstiche deutscher Künstler neuerer Zeit.

Deutschland kann sich jezt wieder rühmen, eigene Kupferstecher zu besitzen, welche mit den vorzüglichsten Meistern des Auslandes ehrenvoll concurriren. Wesentlichen Einfluß auf die rasche Entwickelung dieses Kunstzweigs haben die deutschen Kunstvereine durch ihre Bestellungen geübt, und die meisten Hauptblätter in ihren Besitz bekommen.

Caspar in Berlin, ein Schüler Longhi's und Anderloni's zu Mailand, stach sein erstes Blatt für den Verein der Kunstfreunde zu Berlin, nach Raffael's „Madonna del Palazzo Colonna," mit noch ungeübter Technik, trat aber schon mit seiner zweiten Platte: „Tizian's Tochter," gleichfalls im königlichen Museo zu Berlin, als tüchtiger Meister auf. Das Blatt gibt die Wärme, den Reiz und die Elasticität des Tizian'schen Fleisches vortrefflich wieder, zugleich alle Nebendinge in angemessenem harmonischem Verhältnisse.

Eichens' Stich nach Steinbrück's „Madonna mit dem Kinde" (im Besitz des Königs von Preußen) ist in allen Abdrücken, welche Ref. gesehen, weit dunkler und trüber, als das sehr hell und klar gehaltene Gemälde. In der Behandlung selbst ist Freiheit und Sicherheit und lobenswerthes Streben nach großartiger Einfachheit. Eichens arbeitet jezt an einer größern Platte für den Verein der Kunstfreunde.

E. Mandel, unverkennbar ein Schüler von G. Garavaglia, hat in dem Stiche: „der Krieger mit dem Kinde," nach Hildebrandt, Zeichnung und Charakter dieses herrlichen Gemäldes wahr und schön, Gewänder, Panzer und alle Nebendinge höchst meisterhaft und elegant, den Reiz der Carnation aber nicht so glücklich wiedergegeben. Das Knäbchen ist noch am besten, die Hände des Kriegers hingegen scheinen zu dunkel und unklar. In Mandel's neuesten Blättern zeigt sich die Eleganz seines Styls noch ausgebildeter.

Von Steinla in Dresden, der sich unter Morghen's und Longhi's Leitung in Italien gebildet hat, kennen wir unter andern zwei schöne Blätter, die „Madonna di Lucca," nach Fra Bartolommeo, und den Stich nach Raffael's Zeichnung: „der Kindermord." In seinen Arbeiten ist ein rühmliches Streben nach Treue vorwaltend, seine Ausführung schön und weich. Aehnliches läßt sich von Lutz's Stiche nach Correggio sagen.

Durch ungewöhnliche Klarheit, Eleganz und geistreiche Behandlung zeichnet sich Jacob Felsing's für den rheinisch-westphälischen Kunstverein ausgeführte Platte: E. Bendemann's „Mädchen am Brunnen," aus. Den hohen Liebreiz des Köpfchens der Hauptfigur würde Niemand vollendeter wiederzugeben im Stande seyn. Einzelne etwas trocken gehaltene Stellen im Sammetkleide abgerechnet, sind die Gewänder schön und von eigenthümlicher Verschiedenheit, auch das Landschaftliche mit großer Meisterschaft behandelt. Die zweite Figur, besonders deren Kopf, befriedigt nicht ganz; dies ist aber zum Theil auf Rechnung des Malers zu setzen. Die Abdrücke sind mit den Nummern der Serien, oben mit römischen Ziffern bezeichnet, und werden in besonders guten Abdrücken mit 6—8 Thlrn., in Abdrücken vor der Schrift gern mit 10—12 Thlrn. bezahlt.

Eugen Schäffer hat in neuester Zeit „Romeo und Julia" nach Cornelius und die „Genofeva" nach Steinbrück, erstere für den Münchner, leztere für den Düsseldorfer Kunstverein gestochen, und Cornelius' Zeichnung weit besser wiedergegeben als Steinbrück's tief und zartgefühltes und weichgehaltenes Meisterbild. Die Zeichnung in dem Stiche ist viel zu stark, die Farbenabstufungen sind zu schneidend, und so läßt der Stich bei allem Fleiße und sonst großer technischer Vollendung doch kalt.

Von Hoffmann in Düsseldorf hat Ref. noch kein völlig ausgeführtes Blatt gesehen; seine Radirung nach C. F. Lessing's „Entführung" gibt den Geist der schönen Originalzeichnung vortrefflich wieder, so auch seine etwas ausgeführteren Blätter nach Schadow's Altarbilde zu

Dülmen: „Christus im Schooße der Maria," und Lessing's „Hussitenpredigt."

Keller in Düsseldorf, der Hübner's „Christus erscheint den Evangelisten" auch zu völliger Satisfaction des Künstlers leicht mit dem Grabstichel ausgeführt hat, tritt nun auch mit einer ziemlich fleißig vollendeten Platte in die Reihe der ehrenwerthesten Kupferstecher. Der Gegenstand ist Hübner's Bild, im Besitz des Prinzen Friedrich zu Düsseldorf: „Roland befreit die Prinzessin von Gallizien aus der Räuberhöhle." Der Stich, 14 und 17 Zoll rhein. groß, meist in Linienmanier durchgeführt, gibt den Charakter des Originals und die Zeichnung der Figuren, namentlich der Köpfe, sehr treu wieder. Der Stich des Hauptbildes hat indeß auch schon in den Abdrücken vor der Schrift etwas Trocknes, Rauhes, was bei den späteren noch zunimmt. Die beiden herrlichen Nebenbilder aber, Turpin und Ariost mit den Genien der Dichtkunst, die Hübner so ganz in dem Geiste Raffael's, so einfach und edel dargestellt hat, wie dessen beste Schüler, hat auch Keller in ähnlich edler, anspruchsloser Weise höchst reizend wiedergegeben.

Gustav Lüderitz in Berlin berechtigte schon durch sein Blatt: der „Erzengel Michael" nach Raffael, welches er unter Richomme's Leitung stach, zu großen Hoffnungen, und er hat diese durch seinen Stich nach „Lessing's trauerndem Königspaar" noch übertroffen. Lessing malte dieses Bild 1830, als Schadow mit Bendemann, Hildebrandt, Hübner und Sohn nach Italien reiste. Es wurde der Impuls für die Hauptrichtung der Düsseldorfer Schule, und nichts Großartigeres ist bis jetzt aus derselben hervorgegangen. Das Original war bereits in Rußland, als Lüderitz vom Verein der Kunstfreunde den Auftrag zum Stich bekam. Die in Pistorius' Besitz befindliche Oelfarbskizze zu diesem Gemälde konnte als Vorbild für den Stich so wenig ausreichen, als die kleine Zeichnung Lessing's in Hildebrandt's Album. Der einzig gute Abdruck von Jentzen's verunglückter Steinplatte mußte daher zunächst als Vorbild dienen, und Lessing's eigene Mithülfe bei der Zeichnung in Anspruch genommen werden. Trotz dieser mannigfachen Schwierigkeiten ist Lüderitz's Platte ihres Vorbildes durchaus würdig gestochen und in einer wahrhaft edeln, großartigen Weise vollendet. Die seelenvolle Tiefe und hohe Bedeutenheit des Königs ist meisterhaft und ergreifend wiedergegeben. Die Zeichnung, die Umrisse sind weich und schön, die Farben der verschiedenen Gewänder so treffend charakterisirt, daß man den Mantel als weiß, das Gewand als bräunlich erkennt, und die weichen, harmonischen Uebergänge und Absätze bewundert. Die Königin befriedigt nicht in demselben Maße: der Leib scheint im Stiche etwas flach und eintönig. — Die Platte ist im Lichten 16½ Z. hoch und 14½ Z. rhein. breit, auch die Abdrücke aus dem zweiten Tausend noch ziemlich rein und gut. Die Zahl der gezogenen Probedrucke, nur mit der Bezeichnung des Malers und des Stechers und der Unterschrift im Umriß: „das trauernde Königspaar," ist sehr gering; auf den ersten 500 Abdrücken ist „Prêtre," auf den späteren „Pfeiffer" als Drucker genannt. Für die bessern Abdrücke wird gern 10 Thlr., für die spätern 6—8 Thlr. per Exemplar bezahlt. — C. Sohn's „Romeo und Julia" sticht Lüderitz in der neuenglischen Schabweise.

Referent würde gern noch mehrerer deutscher Kupferstecher gedacht haben, doch mußte er sich wohl auf diejenigen beschränken, deren Werke ihm vorliegen und näher bekannt sind.

In die Reihe der ersten Künstler wird sicher auch Knolle in Braunschweig treten, der sich als Schüler von Anderloni schon in Mailand einen Ruf erworben hat, und jetzt an der Platte nach Hildebrandt's „Kinder Eduards von England" arbeitet. Unter andern sind die Köpfe der Knaben bereits vollendet, und den süßschlummernden Engeln mit ihrer bezaubernd zarten Carnation vortrefflich nachgebildet.

Hasse's zu Berlin müssen wir noch schließlich erwähnen, weil er im Behandeln landschaftlicher Partien nicht hinter den besten englischen Stechern zurückbleibt. Die Kynsburg in Schlesien, nach Schirmer, ist ein schönes effektvolles Blatt, Architektur und Wasser darauf wunderhübsch behandelt.

Halberstadt, im Febr. 1839.

Dr. Fr. Lucanus.

Das Formschnittwesen in unsern Tagen.

(Beschluß.)

Bei den beiden noch übrigen Ländern, wo der Formschnitt neuerdings in Aufnahme gekommen, kann ich mich bei Weitem kürzer fassen. Unsere deutschen Pfennig- und Heller-Magazine, so nützlich sie auch für die, gewöhnlich nur gar zu unvollständige und fragmentarische Belehrung des großen Publikums seyn mögen, kommen von Seiten der Kunst wenig oder gar nicht in Betracht. Doch muß es anerkannt werden, daß man sich dabei wenigstens nicht immer der leidigen Clichés bedient hat. Bei dem hie und da angewandten lithographischen Hochdruck, welcher ein Surrogat bilden soll für den Formschnitt, ist auf keine Weise etwas zu gewinnen. Das Brockhaus'sche populäre Conversations-Lexicon enthält manche recht fleißige Arbeit, namentlich von Wiener Künstlern, an denen indeß der durchaus falsche ältere Styl wahrzunehmen ist. Die Gubitz'schen Volkskalender sind mit manchen hübschen kleinen Vignetten geziert, worin Gubitz excellirt. Seine

größern Blätter sind, wenn auch äußerst sorgfältig, doch weniger erfreulich. Das erste in Deutschland unternommene Werk, welches mit jedem ausländischen in die Schranken treten kann, ist des Grafen Athanasius Raczynski Geschichte der neuern deutschen Kunst, deren erster Band 1837 erschien. Die meisten der in diesem Prachtwerke enthaltenen Abbildungen sind von englischen und französischen Künstlern, doch haben auch deutsche Formschneider manches lobenswerthe Blatt geliefert. Die ausgezeichnetste Arbeit im ganzen Buch ist Thompson's Don Quixote, nach Schrödter's trefflichem Bilde. Der Formschneider hat hier gezeigt, wie er auch in größern Dimensionen Freiheit und Leichtigkeit der Behandlung mit Harmonie und Totalwirkung zu vereinigen vermag. *

In Italien sind bis jezt nur die ersten Regungen bemerklich, doch ist man auf gutem Wege. D. Fabris ** zu Florenz (der Sohn des rühmlich bekannten Medailleurs), selbst ein gewandter Zeichner, hat sich die leichtere englische Weise anzueignen gewußt. Mit Vignetten von seiner Hand, die zwar nicht vollkommen sind, aber sehr viel Gutes haben, erschien Manzoni's Ode: Il cinque Maggio. (1838.) Gegenwärtig ist er mit den Vorbereitungen zu einer illustrirten Ausgabe der Divina Comedia beschäftigt. Im Drucken hat man es noch nicht weit gebracht: einen Beweis davon liefert das Turiner Teatro universale, welches von Abklatschungen lebt. Die Mailänder Akademie der schönen Künste hat vor einiger Zeit einen Preis für einheimische Arbeiten im Fache des Formschnitts ausgesezt.

Indem ich diese kurze Uebersicht beendige, kann ich nicht umhin, die Befürchtung auszusprechen, daß manche vorzügliche Arbeit und mancher Künstlername mir unbekannt geblieben seyn möge. Wenn aber die obigen Notizen auch nur eine Skizze des gegenwärtigen Standes des Formschnittwesens geben, und auf die große Bedeutung dieses Kunstzweiges und den Weg, der dabei als der richtigste erscheint, aufmerksam machen, so ist meine Absicht erreicht.

Florenz, Februar 1839.

Alfr. Reumont.

* Nachdem dieser Aufsaz schon geschrieben war, kamen mir Proben der nach E. Neureuther's Zeichnungen gefertigten Illustrationen zu Herder's Cid zu Gesichte, welche in der sehr sorgfältig ausgeführten englischen Weise gearbeitet sind. Von den wenigen Proben auf das Ganze zu schließen, dürfte das Werk sehr vorzüglich seyn. Holzschnitte zu Schiller's Werken sind gleichfalls von der Cotta'schen Buchhandlung angekündigt.

** Ueber die Bestrebungen dieses jungen Künstlers, und den neuern Formschnitt im Allgemeinen, sprach ich schon in einem Aufsaz im römischen Journal: L'Album, 1838, Nr. 26.

Nachrichten vom März.

Persönliches.

St. Petersburg, 2. März. Der Minister des kaiserlichen Hofes, Fürst Wolkonsky, ist zum Präsidenten der Baucommission der Isaaks-Kathedrale ernannt worden.

Berlin, 15. März. Der talentvolle Bildhauer Kiß ist von Sr. Majestät mit 5000 Thalern beschenkt worden. Wahrscheinlich wird seine Amazonengruppe in Erz gegossen und vor unserm Museum aufgestellt werden. Die Kosten (10,000 Thlr.) sollen durch eine Collecte aufgebracht werden.

Göttingen, 20. März. Hofrath Ottfried Müller hat endlich Urlaub zu der schon seit Jahren projektirten archäologischen Reise nach Griechenland erhalten, wird dieselbe aber erst zu Michaelis antreten.

Dresden, 12. März. Der gelehrte Custos des Antikencabinets, Hofr. Hase, hat eine Reise nach dem Orient unternommen, und wird vorzüglich in Athen und Constantinopel verweilen.

München, 26. März. Unser berühmter Schlachtenmaler, Prof. Heß, begibt sich bald mit seinem ältern Sohne nach Petersburg, wohin ihn Se. Maj. der Kaiser unter eben so glänzenden als ehrenvollen Bedingungen auf ein Jahr berufen hat.

München, 26. Febr. Briefen aus Gräfenberg zufolge hat sich das Befinden des Prof. Schwanthaler seit dessen Aufenthalt daselbst bedeutend gebessert, und Prießniz gibt alle Hoffnung zu gänzlicher Wiederherstellung des Künstlers.

Karlsruhe, 25. Febr. In Freiburg sammelt man Beiträge für den talentvollen Glasmaler Helmle, welcher viele schöne Glasgemälde für die dortige Münsterkirche verfertigte, auch sonst durch seine meist nach England verkauften Kunstwerke bekannt ist. Aus Mangel an Mitteln hatte er nicht die gehörigen Vorkehrungen beim Brennen machen können; er athmete die Giftstoffe der Farben ein, deren Ausdünstung sogar die Lebensmittel vergiftete, und zerstörte so seine Gesundheit. Die Sammlung soll dazu dienen, ihm die Gesundheit herzustellen und einen Ofen zu bauen.

Technisches.

Dresden, 2. März. Dem hiesigen, als Arzt und Chemiker berühmten Dr. Petzold ist es gelungen, den Daguerrotype in großer Vollkommenheit herzustellen. Man sieht bei ihm sehr gelungene Abbildungen einer Venus, des Thurmes der Frauenkirche 2c., welche an Schönheit, Deutlichkeit und Verhältniß zwischen Licht und Schatten nichts zu wünschen übrig lassen.

London, 16. März. Herr Bauer erklärt in einem in der Literary Gazette erschienenen Schreiben, daß Hr. Niepce, der früher mit Hrn. Daguerre gemeinschaftlich an der Erfindung des Daguerrotypes arbeitete, ihm schon im Jahr 1827 Proben von Abdrücken der mit dem genannten Apparat erlangten Bilder übergeben habe. Herr Bauer besizt nicht allein Copien und Kupferstiche, welche durch die Einwirkung des Lichts hervorgebracht und dann dauerhaft fixirt sind, nicht allein Bilder aus der Natur, sondern gestochene

Metallplatten und die davon genommenen gestochenen Copien, und er glaubt, daß dabei durchaus kein Grabstichel gebraucht worden sey, sondern daß die Zeichnung durch die Wirkung des Lichts firirt und die Platten späterhin durch einen von Hrn. Niepce erfundenen chemischen Proceß gestochen worden seyen. Ist dem so, so ist das größte Geheimniß von Allen noch unenthüllt und Herrn Daguerre selbst wahrscheinlich unbekannt, da derselbe erklärt hat, es sey unmöglich, Abdrücke nach Art einer Kupferplatte von den durch das Licht bewirkten Bildern zu erhalten.

München, 30. März. Den Professoren Steinheil und Kobell ist es gelungen, die Resultate der Daguerre'schen Erfindung zu erlangen. Nicht nur für die Camera obscura paßt dieselbe, sondern es können z. B. von auf geschwärztem Glase radirten Zeichnungen reinste Abdrücke in wenigen Minuten gewonnen werden. Auf einer gewöhnlichen Glastafel wird ein dünner Radirgrund von Asphalt warm aufgetragen und über Licht etwas eingeschwärzt; es ist nicht nöthig, ihn völlig durchsichtig zu machen. Auf diesen Grund wird die beabsichtigte Zeichnung radirt. Zum Schutze des Grundes wird ein sehr dünnes Glimmerblatt aufgelegt; um dieses fest haftend zu machen, ist ein Tropfen Wasser hinreichend, der durch Andrücken hinausgetrieben wird, so daß das Glimmerblättchen festsizt. Nun wird das bereitete Papier naß auf das Glimmerblatt ebenfalls durch Adhäsion festgedrückt und dann dem Sonnenlicht ausgesezt. Nach wenigen Minuten hat sich die Zeichnung in violettem Tone gebildet; sie wird nun vorsichtig abgenommen, in kaustisches Ammoniak gelegt, bis der Ton der Zeichnung braun geworden ist, und hierauf in Wasser abgespült und getrocknet. Eine Probe, welche vor uns liegt, hat das Ansehen eines sehr zarten Tondrucks, und zwar mehr von einer in Holz geschnittenen, als von einer radirten Platte. Wir werden nächstens diesem Blatt eine größere Probe beigeben können. Auch zu mikroskopischen Gegenständen eignet sich das Verfahren schon vortrefflich. Die mit der Camera obscura gefertigten Bilder haben bis jezt noch den Mangel, daß das Helle dunkel, das Dunkle hell erscheint, welchen Uebelstand die Erfinder jedoch für leicht überwindlich halten.

Berlin, 14. März. Dem Fabrikanten Jean Beyssier allhier ist unterm 10ten dieses ein Patent auf ein neues Verfahren, farbige Harzmassen zu musivischen Verzierungen anzuwenden, auf acht Jahre für den Umfang der Monarchie ertheilt worden.

Paris, 12. März. In Ajaccio, auf Korsika, wurde der zu Napoleons Denkmal bestimmte große Granitblock von 600,000 Kilogramm Gewicht, 52 F. Höhe und 11 F. Durchmesser aus dem Steinbruch gehoben und an den Ort seiner Bestimmung zum Behauen gebracht. Zwanzig Arbeiter vollendeten diese Aufgabe, während zum Aufrichten der Alexandersäule in St. Petersburg über tausend erfordert wurden.

Preisbewerbung.

Dresden, 3. März. Der Rath der Akademie der bildenden Künste hat für dieses Jahr eine Preisbewerbung im Fache der plastischen Kunst eröffnet. Gegenstand der Aufgabe ist eine unbekleidete menschliche Figur im Runden, der Preis ein dreijähriges Reisestipendium von 400 Rthlrn. jährlich.

Kunstausstellungen.

Rom, 23. Febr. In der Ausstellung des Kunstvereins zeichnen sich aus: die überlebensgroße Statue eines verwundeten Fechters von Obici aus Modena, nach Studien aus dem Leben, die des Ajax von Luccardi aus Udine, die treffliche Marmorbüste eines Prälaten von Benzoni; das Gericht des Herrn, nach Psalm 97 ꝛc., von Rittig; eine Frau in dem schönen Costüm Calabriens von Flor aus Hamburg; zwei lebensgroße Pifferari für den Prinzen von Capua von De Vivo aus Neapel; die blaue Grotte von Catel; Gmelin's vortreffliche Landschaft von Vico; ein meisterhaftes männliches Porträt von Bandini aus Parma; zwei schöne Marinen von Finternagel aus Darmstadt; der Marktplaz von Piperno in Aquarell von Werner aus Dresden; das Porträt des verstorbenen englischen Cardinals Weld von Canovari aus Genua; humoristische Genrebilder von Porcelli, eine bereits in den Nachrichten vom Februar erwähnte Landschaft aus dem Albanergebirge von Markos aus Ungarn; ein Kopf in farbiger Kreide von der bekannten Ellenrieder aus Konstanz; das Innere der Robertscapelle in Palermo von Elsasser; das lebensgroße Porträt der verstorbenen Prinzessin von Massimi von Cavalleri aus Turin; die Parabel von Christus, die Einladung, ein großes historisches Bild von Schubert aus Sachsen; Ossian von Bettotti; einige Aquarellen von Horner und Müller von ihrer lezten Reise in Griechenland; Schweizeransichten von Corrodi, eine große Landschaft, der Blick von Terracina nach dem Vorgebirge von Circello, von Castelli; endlich viele Miniaturen von Frauenzimmern und eine große Anzahl Aquarellen von Meyer, Attenhofer, dem Engländer Nugent Dunbar ꝛc.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№. 33.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 23. April 1839.

Zehntes Glasfenster für die Maria-Hilfkirche in der Au.

München, 10. März 1839.

In diesen Tagen ist das dritte Fenster des Schiffs (somit das zehnte der bisher vollendeten) in der Baracke an der Ludwigskirche aufgestellt worden. Dasselbe ist das Werk des Malers W. Röckel aus Schleißheim, und unterscheidet sich von den frühern zunächst dadurch, daß es von Anfang bis Ende seine Arbeit ist, während zu jenen die betreffenden Künstler nur Cartons gezeichnet, die sodann von Andern auf Glas übertragen wurden. Offenbar kommt auf dem neubetretenen Weg mehr Einheit in das Gemälde, mehr Individualität, kurz, es wird mehr Gemälde; aber eben so offenbar tritt hier auch eine Gefahr ein, die zu vermeiden die höchste Aufmerksamkeit erfordern wird.

Gestatten wir nämlich der Zeit der höchsten Blüthe der Glasmalerei im fünfzehnten Jahrhundert das Recht, den Styl * derselben festgestellt zu haben, so erkennen wir als unabweisliche Forderung den ornamentalen Charakter, den selbst das sechzehnte Jahrhundert trotz seiner erweiterten Fähigkeiten bis fast an's Ende beibehalten. Einem architektonischen Glied, dem Fenster, soll ein Schmuck gegeben werden, der nicht allein zu den Sinnen, sondern auch zu Phantasie und Gemüth spreche; daher die historische Darstellung; allein ihre Grundbestimmung, architektonischer Schmuck zu seyn, kann sie um ihrer selbst willen nicht aufgeben; sie muß architektonischen Gesetzen und deren Anordnung folgen; sie darf neben andern in der Reihe so wenig eine Selbstständigkeit behaupten wollen, als das Fenster, das sie ziert. Widrigenfalls erhielten wir statt der Glasfenster eine Gemäldegalerie auf Glas, und wie sehr eine solche den Begriff der kirchlichen Glasmalerei zerstören würde, fühlt Jeder, wenn er sich eine Reihe solcher Gemälde nebeneinander denkt, von denen das eine im Styl von Francia, das andere von Rubens, das dritte von Dürer, das vierte von Correggio rc. ausgeführt wäre. Ist nun aber in dieser Beziehung über dem Sichgeltendmachen der Individualität zu wachen, so ist es in einer andern beinahe noch mehr, ich meine in Betreff der Ausführung. Bekanntlich zeichnen sich die Oelgemälde der altdeutschen, namentlich niederländischen Schule durch eine Ausführung aus, die an Vollendung kaum durch die feinsten persischen Miniaturen übertroffen wird. Wie kommt es, daß ihre Glasgemälde davon gar nichts haben, vielmehr breit, ohne sonderliche Modellirung, mit ganzen Farben gewissermaßen nur angelegt sind? Unfähigkeit dürfen wir ihren Staffeleigemälden gegenüber nicht voraussetzen. War es aber Absicht, welche andere konnte es seyn, als die, dem Gemälde auf keine Weise eine Geltung zu verschaffen, die es seiner ursprünglichen Bestimmung, Ornament zu seyn, entfremdete? Es mußte sich also die ganze künstlerische Kraft auf bedeutungsvolle Auffassung, auf Wahrheit und Einfachheit der Darstellung, auf Größe der Form und des Ausdrucks, auf ein richtiges Verhältniß der Contraste beschränken; mußte aber auf Rundung und Haltung, auf Naturwahrheit der ganzen und gebrochenen Töne, und somit auf eine detaillirte Ausführung verzichten. Dies ist der Styl, der meines Erachtens festgehalten werden muß, wenn die neuerstandene Kunst sich nicht selbst wieder ihr Grab graben soll. Ihrer ganzen Technik nach ist sie der Zeichnung, ihrer Bestimmung nach dem Relief am verwandtesten; von beiden wird sie, in ihr Wesen eindringend, großen Vortheil ziehen. Die Grenzen sind auch so eng nicht, als sie vielleicht erscheinen, und im Grunde dieselben, die der Frescomalerei gezogen sind, der nur der Vorzug der Farbenbrechung, und was sich daran schließt, bleibt. Ganz besonders beachtenswerth indeß halte ich das Festhalten am ursprünglichen Geist der Glasmalerei

* Daß hier nicht die Formengebung, die geknitterten Falten rc. gemeint sey, wird, vielleicht auch ohne diese Anmerkung, der Leser wissen.

im Interesse der deutschen Kunst im Allgemeinen, deren Stärke in der richtigen Würdigung jeglicher Kunstaufgabe liegt.

Diese allgemeine Bemerkung habe ich vorausschicken zu müssen geglaubt, um mein bedingtes Lob einer Arbeit zu rechtfertigen, die von einem andern Standpunkt aus unbedingtes verdient. Der vorgestellte Gegenstand ist die „Hochzeit zu Cana," das Motiv der Auffassung, ohne symbolische Beziehung, möglichst klare Darstellung der Erzählung vom Hergang des Wunders, so daß außer dem Brautpaar auch Maria und Christus, ein Mundschenk und ein Kellermeister, auch einige Gegner Christi zugegen sind, in deren verschiedener Haltung und Gemüthsstimmung das Wunder und seine verschiedene Wirkung sich spiegelt. Die Darstellung der Haupthandlung ist so, daß Christus eben den Krug segnet, in welchen der Mundschenk Wasser gießt, während ein umgestürzter Weinkrug andeutet, daß nichts mehr vorhanden; die Anordnung ist der Art, daß das Brautpaar in der Tiefe des Tisches, Christus und Maria am Vorderende desselben sitzen, und vor ihnen noch Mundschenk und Kellermeister, an der Seite der Tafel aber einige Gäste sich befinden, das Ganze überdies im Hintergrund durch einen hängenden Teppich und eine Orangenlaube höchst anmuthig und doch feierlich geschlossen, mithin eine nicht unbeträchtliche Perspective angenommen wird. In der Formengebung, vorzüglich in den Köpfen, herrscht große Natürlichkeit, der Ausdruck ist lebendig, und bei Einigen, wie bei Christus und der Braut, von großer Schönheit; die Ausführung ist, namentlich in den Köpfen, hoch gesteigert, so daß man die Liebe, ja die Seligkeit möchte man sagen, mit der der Künstler daran gearbeitet, in denselben lesen kann. Die Farben sind von außerordentlicher Schönheit und Kraft, namentlich das Grün der Laube; die Zusammenstellung durchaus harmonisch, auch hebt der etwas farblose Teppich das Ganze gut heraus. Die Haltung ist weniger consequent, da, der Modellirung einzelner Köpfe gemäß, die Gewänder mehr abgetont, auch die Farben der lezteren im Hintergrund in gleichem Grade wie die Fleischtöne abgebrochen seyn müßten, um den beabsichtigten Eindruck eines Gemäldes zu machen, der, was Haltung betrifft, gerade mit den materiellen Mitteln der Glasmalerei, mit dieser Scala vom reinen Licht bis zur Tiefe der Nacht und der doch unverwüstlichen Durchsichtigkeit der Schatten bis in's Unglaubliche zu steigern wäre.

Die auf dem von Hrn. Röckel eingeschlagenen Wege gemachten Fortschritte sind unverkennbar; vor den oben angedeuteten Gefahren wird ihn sein Genius und der Rath des erfahrenen Künstlers, unter dessen Leitung das ganze Unternehmen steht, des Hrn. Prof. Heinrich Heß, gewiß schützen; dem Beschauer wird der Genuß eines, weniger auf mechanischem, als organischem Wege entstandenen Kunstwerkes. ef.

Nachrichten vom März.

Kunstausstellungen.

Wien, 11. März. Gestern besuchte der Großfürst Thronfolger die eigens ihm zu Ehren veranstaltete Kunstausstellung im Volksgarten. Man wollte dem Prinzen Gelegenheit geben, von dem Stande der Kunst in Oesterreich einen Gesammteindruck zu erhalten, und vereinigte hier die ausgezeichnetsten, oder doch als solche geltenden Gemälde unserer Künstler. Die Eigenthümer lieferten sie willig aus, und so sah man denn in dem sehr beschränkten Lokale des Kunstvereins eine Reihe von hübschen Genrebildern von Dannhauser, Danhl u. A., Landschaften von Gauermann, van Haanen, Fischbach u. s. w., der viel bewunderten Orientalin von Amerling nicht zu vergessen. Leider aber war unsere ernste Kunst gar nicht vertreten, und man sah kein Bild von Steinle, Führich und Kuppelwieser.

München, 15. März. Die neue Saison der Gemäldeausstellung im Kunstverein bietet wieder viel Einladendes, z. B. die Trollinien von Ramsdalen in Norwegen von Chr. Ezdorf; Ansicht des Hauses, welches Napoleon in der Citadelle von Portoferrajo bewohnte, von L. v. Klenze; Germania und Italia, nach Overbeck, auf Porzellan von Bucker; ein Gebirgsschütze von Bolz; eine Caravane von E. Heß; eine Winterlandschaft von Mohr; ein Viehmarkt von B. Adam; das Kreuzthor zu Ingolstadt von M. Neher u. s. w.

Leipzig, 10. März. Prof. Dahl aus Dresden hat im Lokale des hiesigen Kunstvereins gegenwärtig fünf Gemälde ausgestellt, von denen zwei für das königl. Schloß in Christiania, zwei für eine dänische Privatsammlung und eines für das Cabinet des französischen Gesandten in Dresden bestimmt sind. Außer mehreren schönen norwegischen Landschaften sieht man daselbst auch Dresden in Mondbeleuchtung, vom Ufer der Elbe unterhalb des Gartens am japanischen Palais aufgenommen, ein Bild, das in der charakteristischen Manier des Künstlers meisterhaft ausgeführt ist.

Hannover, 10. März. Am 24. Febr., am Geburtstage des Herzogs von Cambridge, wurde die siebente Kunstausstellung in einigen Zimmern der höhern Gewerbschule eröffnet. Sie liefert einen erfreulichen Beweis für die zunehmende, der Kunst so höchst förderliche Verbindung mit unsern Nachbarn. Im Gegensatz zu den frühern Ausstellungen finden wir uns von Düsseldorf aus eben so zahlreich bedacht, als von München. Die Holländer sind sehr zahlreich repräsentirt; Berlin hat gegen 60 Bilder eingesandt; Dresden dagegen sich sehr zurückhaltend gezeigt. Die Italiener, Engländer und selbst Franzosen sind noch immer nur als gelegentliche Strichvögel zu betrachten. Was von Paris und Rom gekommen ist, rührt meist von Deutschen her. Die Verhältnißzahlen im Ganzen stellen sich folgendermaßen: Auf 1 Kunstwerk von Rom haben wir 1 von Frankfurt, 1 von Dresden, 2 aus Braunschweig, 2 aus Cassel, 3 aus Hamburg, 8 aus unserem Lande, 10 aus Berlin, 13 aus Düsseldorf, 16 aus

München und 18 aus Holland, von welchen leztern jedoch die Hälfte aus Zeichnungen und Aquarellen besteht. Was die verschiedenen Zweige der Malerei betrifft, so ist die Historie spärlich, die Architektur und Marine schon weit zahlreicher und im Ganzen gehaltvoller, die Landschaft zum Theil ausgezeichnet, die Thierstücke und Stillleben in geringem Maße, das Genre endlich äußerst zahlreich und vielfach sehr ansprechend bedacht. Unter den Historienbildern sind hervorzuheben: Köhler's (Düsseldorf) Mirjam, Stilke's (Berlin) Christinnen im Serail, Zimmermann's (München) Abschied des jungen Tobias, Hornemann's (Hannoveraner in München) Grablegung Abrahams (großer Carton), Oesterley's, in Göttingen, Himmelfahrt Christi (Skizze zu der in der hiesigen Schloßcapelle aufzuführenden Fresce), Riepenhausen's, in Rom, Beatrix vor Kaiser Otto III. in Frankfurt, Portmann's, in Amsterdam, Luther für den sterbenden Melanchthon betend, J. P. Schotel's heimliche Protestantenpredigt auf dem Y bei Amsterdam im Jahr 1568, Bing's, in Amsterdam, Beethoven einen kranken Studenten besuchend. Unter den Landschaften zeichnen sich die von Carl Kaufmann, Lneas, Schirmer, Beckmann, Breslaner, Achenbach, Catel, Zimmermann ꝛc. aus; unter den Seestücken die von van den Blyk, Dreibholz, Schotel, Vollmer und Kaufmann; gute Thierstücke haben de Cock, Holm und van Os; schöne Architekturen Waldorp, Sondheim, Hermann, Osten und Simon Quaglio geliefert. Als einige der vorzüglichsten Genrebilder nennen wir: den Hirten als Arzt von C. Krenl in Nürnberg, Sänger auf der Orgel von Gisbart Flüggen in München, eine Scheveningsche Familie von P. F. Greive in Amsterdam, die Friseurstube von Geier in Augsburg, den Bürgermeister, von der Magd angemeldet, von S. Bendixen in London. Auch sind zwei treffliche Glasgemälde von Wörtel zu erwähnen. An Seulpturen sind nur da: eine Bronzestatuette von Rauch (ein Knabe, der ein Almosenbecken bittend emporhält), mehrere Porträtbüsten vom hiesigen Hofbildhauer Wessel und ein fleißig gearbeitetes Elfenbeinschnitzwerk von Engelhard. Die Zahl sämmtlicher ausgestellter Kunstwerke beträgt fast 600.

Paris, 20. März. Die am 2ten dieses im Louvre eröffnete Kunstausstellung enthält über 2400 Kunstwerke (etwa 400 mehr als der vorjährige Salon), und unter diesen 2140 Gemälde, 150 Statuen, 17 architektonische Zeichnungen, 88 Kupferstiche und 25 Lithographien. Die Gemälde von Schlachten älterer und neuerer Zeit, die Märtyrer, die Jungfrauen und Kreuzträger auf Golgatha nehmen auch diesesmal wieder einen bedeutenden Theil der Räume ein. Hor. Vernet hat auf drei Bildern von gewaltigen Dimensionen die Hauptmomente der Erstürmung von Constantine dargestellt. 1) Der Herzog von Nemours an der Spitze eines Bataillons der Fremdenlegion den Feind auf der Höhe von Coudiat-Ati zurücktreibend; 2) der Herzog von Nemours ertheilt dem Anführer der ersten Sturmcolonne, Lamoricière, den Befehl zum Angriff auf die Bresche; 3) die Stürmenden auf der Bresche kämpfend. Gudin liefert allein zehn für das Versailler Museum bestimmte Seeschlachten; Eug. Isabey eine große Seeschlacht (die am Texel), Conder und Ataux zwei schöne Schlachtgemälde. Von A. Scheffer sind der König von Thule, Mignon in doppelter Auffassung und die Scene aus Faust, wo Gretchen die Kirche verläßt; von Jacquard eine Versammlung des Capitels des Johanniterordens zur Zeit der Belagerung von Rhodus durch die Türken; von Roenel der Tod Julian's; von Biard Exercismus Karls IV.; von Monvoisin der Tod Gilberts da. Ziegler hat einen heiligen Lneas, Leloir eine heil. Cäcilie, Steuben eine Esmeralda geliefert. Unter den Porträts sind vorzüglich die der königl. Familie von Winterhalder, das von Lafitte von Scheffer, das von Berryer von J. Eter, und das der Mde. Hugo von Boulanger hervorzuheben. Decamp's Werke: „Joseph verkauft von seinen Brüdern," „die türkischen Kinder," und „die kunsterfahrenen Affen," sind Hauptzierden der diesjährigen Ausstellung. Giroux hat eine schöne Ansicht der Seinenser eingesandt, allein Calame's Ansicht des Wasserfalls von Hardeck im Thal von Meyringen gilt für die Krone der Landschaften. Unter den Architekturen zeichnen sich die von Wyld, Onorie und Daurat aus. Biard's „Fischer in einem Kahne von Eisbären angefallen" und „Folgen eines Maskenballs" sprechen allgemein an. Für das beste Aquarellgemälde hält man Mde. C. Boulanger's Heinrich IV. Unter den Seulpturen zeichnet sich die Statue des Herzogs von Montpensier von Pradel aus. Dantan hat seine Galerie berühmter Männer mit einer sehr ähnlichen Büste Halevy's vermehrt, Fanny Elßler ist 5= bis 6mal auf Leinwand, Elfenbein und Marmor anzutreffen. Man vermißt diesmal aber im Catalog manchen berühmten Namen, als Delaroche, Galleit, Cabot, Roqueplan ꝛc.

Versteigerungen.

Brüssel, 5. März. Die von Hrn. Leclerqz hinterlassene höchst werthvolle Münzsammlung kommt zur Versteigerung. Außer 3250 antiken, größtentheils römischen Münzen, unter denen sich viele goldene Kaisermünzen befinden, enthält die Sammlung 2758 moderne Medaillen, Jetons und Münzen. Neben den päpstlichen und französischen Medaillen zeichnen sich die belgischen durch hohen Metallwerth und Vollständigkeit der Suiten aus. Auch viele in der Gegend von Bavey ausgegrabene gallische Münzen befinden sich in der Sammlung, deren Catalog unter dem Titel: Revue du Cabinet de médailles, de feu M. Leclerqz zu Brüssel in der polytechnischen Buchhandlung erschienen ist.

Akademien und Vereine.

Schwerin, 7. März. Der Verein für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde hat so eben den dritten Jahrgang seiner Jahrbücher, nebst Jahresbericht, beide redigirt von den Sekretären Lisch und Bartsch, erscheinen lassen. Der Inhalt ist vielleicht noch reicher, als der der frühern Jahrgänge. Man ersieht daraus mit Vergnügen, wie sich die Thätigkeit des Vereins immer mehr kräftigt und ausbreitet und dessen Sammlungen sich bereichern. Unter den Miscellen dürfte die Nachricht über das in die Rückwand des Altars im hiesigen Dome eingelassene Gußwerk Peter Vischer's, auf den Grund eines eigenhändigen Briefes dieses Meisters demselben wohl mit Recht zugesprochen, die Leser dieses Blattes besonders interessiren.

St. Wendel, 12. März. Der Verein für Erforschung und Sammlung von Alterthümern in den Kreisen St. Wendel und Ottweiler hat seinen ersten Bericht in den Druck gegeben, welcher auf 56 S. und 3 Kupfertafeln in 8. sehr vieles Interessante enthält. Große Genauigkeit in Nachweisung der

Lokalitäten und der bei den zahlreichen dort angestellten Nachgrabungen erfolgten Wahrnehmungen gibt dieser Schrift besondern Werth. Die in St. Wendel aufbewahrte Sammlung des Vereins enthält bereits viele merkwürdige Gegenstände des römischen und celtischen Alterthums, von denen eine Auswahl auf den drei Kupfertafeln des Heftchens in lithographirten Umrissen mitgetheilt ist. Es sind Bronzefiguren, Fibula, Gewichte, Schellen, Gefäße der verschiedensten Art, Werkzeuge, Ringe, Fragmente von Steinsculpturen, celtische Münzen u. a. — S. 36 u. ff. findet sich auch eine Beschreibung des schon von Schöpflin erwähnten Mithrasdenkmals bei Schwarzerden, nach seinem jetzigen Zustande. Das Schriftchen kommt nicht in den Buchhandel.

München, 9. März. In der zweiten diesjährigen Generalversammlung des hiesigen historischen Vereins für Oberbayern hielt Dr. R. Margraff einen Vortrag über die Bedeutung, Erhaltung, Wiederherstellung, Abbildung und Herausgabe vaterländischer Kunstdenkmäler, der in der zahlreichen Versammlung den lebhaftesten Anklang fand, und wahrscheinlich die Herausgabe bayerischer Kunstdenkmäler jeder Gattung veranlassen wird. Hierdurch würde die Wirksamkeit des Vereins sehr an Bedeutung gewinnen. Staatsrath von Stichaner lud zu Ausgrabungen ein, die an den Grabhügeln bei Schleißheim vorgenommen werden sollen.

Pesth, 10. März. Endlich ist das Programm zur Bildung des hiesigen Kunstvereins erschienen, der im Wesentlichen mit gleichnamigen Instituten viele Aehnlichkeit haben, und auch mit Beseitigung der uns oft mit Recht vorgeworfenen nationalen Abschließung, die Mitbewerbung ausländischer Künstler gestatten wird. Der vierte Theil der alljährlich vom Verein angekauften Bilder der Kunstausstellung wird nicht zur Verloosung kommen, sondern zur Bildung einer Galerie bestimmt werden.

Rom, 9. März. Die Akademie von San Luca hat an die Stelle des am 2. Febr. verstorbenen Prof. Giuseppe Valadier den Prof. und Ritter Luigi Canina zum Vorsteher der architektonischen Klasse ernannt; ferner zum Mitgliede der Akademie und zum Professor in der nämlichen Abtheilung, für die durch denselben Todesfall entstandene Vacanz, den in Rom angesessenen Ritter Quintiniano Raimondi. Zugleich rückten auch als Verdienst- und auswärtige Mitglieder die bisherigen Ehrenmitglieder Professor Konstantin Thon aus Petersburg und der königl. bayerische Generalintendant der Bauten, Leo v. Klenze, ein; Letzterer für den verstorbenen Karl Percier, Ersterer für den Ritter Aniceto Martos.

Museen und Sammlungen.

London, 23. März. Drei bis vier treffliche Gemälde aus Beckford's Sammlung, unter andern Raffael's heilige Katharina, sind für die Nationalgalerie erworben worden. Für das genannte Bild wurden 3500 Pfd. Sterling bezahlt.

Paris, 1. März. Durch den Verkauf der Sommarivaschen Sammlung steht jezt die des Hrn. Aguado als Privatsammlung ohne Nebenbuhlerin da, zumal nachdem sie durch Canova's Magdalene aus jener einen neuen Zuwachs erhalten hat. Sie enthält Gemälde fast aller berühmten Meister Italiens: von Leonardo da Vinci zwei Kinder, von Fra Bartolommeo eine heilige Familie, von Andrea del Sarto eine Caritas und eine heilige Familie, von Carlo Dolce einen Jesusknaben im Tempel predigend; aus der römischen Schule: von Giulio Romano eine Studie und eine heilige Familie, von Perino del Vaga eine heilige Familie, von Garofalo Moses an den Felsen schlagend, von Baroccio die heilige Jungfrau mit dem Vogel, von Domenico Feti eine Hagar, von Raffael einen jungen Mann und ein junges Mädchen mit verschränkten Händen, einen heiligen Johannes, einen heiligen Ludwig, die Jungfrau mit dem Jesuskinde, und einen heiligen Michael, der ebenso authentisch, als der im Louvre seyn soll; aus der venetianischen Schule: von Liberi eine Judith, von Pordenone eine Anbetung der Weisen, von Ferrari eine Anbetung der Hirten, von Tintoretto die Familie eines Dogen, von Tizian mehrere ausgezeichnete Bilder, worunter sein Porträt. An Gemälden aus der lombardischen Schule, namentlich Correggio's (Anbetung der Hirten, Jugend des Hercules, heilige Jungfrau mit dem Jesuskinde, bethlehemitischer Kindermord), ist die Sammlung sehr reich. Die bolognesische Schule repräsentirt Domenichino's große heilige Familie.

Paris, 8. März. Heute verbrannte das Diorama des Herrn Daguerre mit den eben aufgestellten Gemälden: die Predigt, der Tempel Salomo's und der Sturz des Goldauer Thales, und zehn andern früher ausgestellt gewesenen Bildern. Auch das Atelier und physikalische Laboratorium verbrannten. Leider ist nur das Gebäude, nicht aber die Kunstwerke und das fast ganz zerstörte Mobiliar assecurirt. Auch eine schätzbare Sammlung von Gemälden und Statuen und vierzig mit dem Daguerrotyp angefertigte Bilder sind zu Grunde gegangen.

Wien, 15. März. Den Beamten des Antiken- und Münz-Cabinets steht die wichtige Arbeit bevor, daß sie die ganze große mittelalterliche und moderne Section der Münzen und Medaillen, in welcher nach den verschiedenen Größen bisher dreierlei Systeme herrschten, nach einem das Ganze umfassende Systeme zu ordnen haben.

Dresden, 15. März. Wir besitzen nun endlich auch ein Exemplar der Abgüsse der berühmten Elgin Marbles, welches die Intendanz unserer Museen tauschweise von den Vorstehern des brittischen Museums erworben hat, und das hier wohlbehalten angelangt ist.

Bauwerke.

Glasgow, 23. März. Man sieht jezt hier das zierliche Modell eines an der Seeküste zu errichtenden eisernen Hauses ausgestellt. Es hat sechs Zimmer mit Küche und anderem Zubehör, und soll ausgeführt nicht mehr als 250 Pfd. Sterl. kosten.

Gent, 10. März. Der große Thurm der hiesigen Kathedrale ist so baufällig, daß man an der Möglichkeit der Reparatur desselben zweifelt, und wahrscheinlich dies kostbare Baudenkmal wird abbrechen müssen.

Nürnberg, 20. März. An dem Schlößchen Lichtenstein, das der Graf Wilhelm von Württemberg im alterthümlichen Style wieder aufbauen läßt, ist bereits zu bauen angefangen worden. Den Plan hat Heideloff entworfen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 34.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 25. April 1839.

Rom, 5. März 1839.

In Bezug auf mehrere interessante Entdeckungen der letzten Zeit auf römischem und benachbartem Boden werden Ihnen vielleicht folgende zusammenstellende Nachrichten angenehm seyn. In Rom ist nach dem schon früher beschriebenen, vor Porta Maggiore am Aquaduktenmonument des Claudius ausgegrabenen Bäckergrabmal ein zweites nicht minder interessantes Grabmal in der Vigna des Grafen Lozzani, zwischen Porta Pia und Porta S. Lorenzo (porta Nomentana und porta Tiburtina), nahe dem Lager der Prätorianer, das einen Theil der aurelianischen Stadtmauer bildet, zum Vorschein gekommen. Dasselbe besteht in einer quadraten, ursprünglich freistehenden Grabkammer, mit dicken Mauern von Travertin; an der Eingangsseite eine viereckige, in Einfachheit dem ganzen Bau entsprechende Thüre. Das Innere der Kammer fand sich im besten Zustande erhalten. Dem Eingang gegenüber und an den beiden Seiten drei Nischen mit Sarkophagen. Die Decke im Kreuz gewölbt und, wie es scheint, mit Travertin bekleidet.

Styl und Erhaltung nach gehören die Sarkophage zu den vorzüglichsten Denkmälern dieser Art in Rom. Zwei sind von carrarischem, einer von griechischem Marmor, alle drei mit Deckeln, die sich leicht abnehmen und im Innern Reste von Gebeinen sehen ließen. Deckel und Sarkophage sind mit Reliefs verziert. Ueber die dargestellten Gegenstände genüge folgende vorläufige Anzeige: Erster Sarkophag zur Linken von carrarischem Marmor. Die Darstellung; der Tod der Niobiden; in Gruppirung und Composition sich mehr dem borghesischen Sarkophag, Winckelm. Mon. ined. 89, als dem vaticanischen und dem verwandten Münchner anschließend. Hauptgruppen sind folgende: Niobe mit zwei Kindern, die in ihrem Schooße Schutz suchen, am rechten Ende des Reliefs; sowohl dem Platz als der Composition nach der Darstellung des borghesischen Sarkophags entsprechend. — Amphion gewaffnet, mit dem rechten Arm den zurücksinkenden Knaben haltend, mit dem Schild in der Linken die Pfeile des Gottes abwehrend; dem Platze nach der borghesischen Vorstellung verwandt; rücksichtlich der Darstellung (besonders der Bewaffnung) in völliger Uebereinstimmung mit dem rondaninischen, jezt vaticanischen, Relief. (Guattani. 1787. Dec.) — Zwei Pädagogen; der eine einer sterbenden Tochter die Hand reichend (weder auf dem borghesischen, noch dem vaticanischen Sarkophag eine ganz entsprechende Vorstellung), der andere niederknieend neben einem hingesunkenen Jüngling; ganz entsprechend der schönen Gruppe des borghesischen Reliefs. — Pflegerin mit einer Tochter, in Uebereinstimmung mit der Gruppe des vaticanischen und borghesischen Sarkophags. — Hinten fliehende Knaben auf Rossen, wodurch die Aehnlichkeit mit dem borghesischen Sarkophag besonders augenscheinlich wird. Einzelne, theils schon hingesunkene, theils hinsinkende Figuren von Mädchen und Knaben schließen sich auch wohl im Ganzen dieser lezteren Vorstellung an. — Auf dem Deckel, an den vorspringenden Ecken, Apollo und Diana, ihre Pfeile herabsendend. — Zweiter Sarkophag zur Rechten, von carrarischem Marmor. Die Darstellung: Ermordung Clytemnestra's und Aegisth's durch Orest und Pylades. Durchaus im Typus des bekannten vaticanischen Reliefs; mit dem einen, aber höchst interessanten Unterschied: daß über der schlafenden Furie zur Linken der verhüllte Schatten des Agamemnon aus der Grabesthüre tritt. — Der Deckel mit Vorstellungen aus demselben Mythenkreise: Pylades und Orest vor Iphigenien — Pylades und Orest gebunden, Iphigenie mit dem Bilde — Kampf mit den Barbaren — Abfahrt. — Dritter Sarkophag, dem Eingang gegenüber, von griechischem Marmor. Darstellung am Sarkophag selbst: Genius, ein zu beiden Seiten herabhängendes Blumengewinde stützend. Ueber dem Festen zur Rechten und Linken des Knaben zwei Medusenhäupter. Den Deckel verziert eine anmuthige Erotenjagd. — Die Grabkammer hatte vielleicht nach Maßgabe ähnlicher Denkmäler und einiger vorhandenen Andeutungen einen oberen Aufsatz, der aber, durch

kein deckendes Erdreich geschützt, der Zerstörung anheimfiel. — In der Nähe des Grabes kommen Trümmer, wie es scheint einer alten Villa, zum Vorschein: Mauern von gutem Netzwerk und mit bemalter Stuckbekleidung.

Eine zweite, sehr schätzbare Bereicherung an Marmorwerken erfuhr Rom durch die seit einigen Jahren in der Sabina, beim 32sten Meilenstein der Via Salara, am Fuß des Monte Calvo, durch den Kunsthändler Carranesi veranstalteten Ausgrabungen. Dieselben lieferten einige Figuren von trefflichster Arbeit, welche, vom Fürsten Borghese angekauft, seit dem Anfang dieses Jahres in dem Casino der Villa Borghese dem übrigen daselbst befindlichen Statuenschatz einverleibt wurden. Den ersten Platz darunter verdienen zwei Werke von griechischem Marmor: ein sitzender und ein stehender Leyerspieler. Der erstere, bejahrtere, auf einer von Löwenfüßen gestützten Bank; in langem, wie es scheint, wolligem Gewande, mit dem Plektrum die Leyer berührend, in Styl und Behandlung an die trefflichen vaticanischen Statuen des Menander und Posidippus erinnernd. Die andere Statue von schlankeren Proportionen: stehende Figur eines zweiten im Spiel begriffenen Citharöden; ganz nackt bis auf die Schultern, die ein kurzer Ueberwurf umhüllt. Der Styl von etwas alterthümlicher Strenge; die Augen ehemals von einem kostbaren Materiale eingesezt. — Ueber den beiden Leyerspielern, unter denselben Trümmern einer alten Villa, fand sich ein dem vaticanischen sehr verwandter Musenchor: Clio sitzend, mit Rolle und Griffel; Erato stehend, mit Leyer und Plektron; Polyhomnia in langem, faltenreichem und von der Rechten gehaltenen Gewande; eine vollkommene, obwohl schwächere Nachbildung der vaticanischen Statue, die den Fuß auf einen Felsen stützende Melpomene. Sodann entstammten denselben Ausgrabungen: eine Juno, ganze Figur von trefflicher Arbeit, in kolossaler Größe, beide Arme, der eine mit der Patera, der andere mit dem Scepter, nach sicheren Andeutungen ergänzt, — endlich ein bärtiger, cymbelschlagender Faun auf den Fußspitzen erhaben, ein Baumstamm, mit dem Ziegenfell, zur Seite. — Neben den genannten Statuen fand eine der capitolinischen entsprechende Leda mit dem Schwan, gefunden im Jahr 1823 in einer Vigne zwischen Frascati und Monte Porzio, ihren Platz. Den Fußboden des Eingangssaals verziert die im Jahr 1835 bei Terranova ausgegrabene spätrömische Mosaik mit Darstellung von Gladiatorkämpfen.

Im capitolinischen und vaticanischen Museum ist manche Veränderung vor sich gegangen. Die Gründung eines egyptischen, in diesen Blättern schon besprochenen Museums hatte die Uebertragung sämmtlicher, zum Theil in der Villa des Hadrian gefundenen egyptischen Werke aus dem capitolinischen in das vaticanische Museum zur Folge. Zum Ersatz erhielt das erstere die bei Velletri gefundene, ehemals der Minerva Giustiniani gegenüberstehende Pallas und den von seinem ehemaligen Besitzer käuflich erstandenen Sarkophag Amendola, mit Darstellung von Barbarenkämpfen.

Vielleicht ist in langer Zeit für Erwerbung und Erhaltung alter Denkmäler nicht so viel geschehen, als in den lezten Jahren. Das Aquaduktenmonument des Claudius ist nun fast von allem späteren Anbau befreit. Gleichzeitig fährt man in der Ausräumung des Tabulariums fort. Und schon liegt einer der prächtigen Bögen nach dem Forum zu in seiner alten Herrlichkeit offen. Die Pfeiler waren von außen durch anliegende Halbsäulen verziert, von denen zwei ebenfalls durch die Wegnahme des modernen Anbaus zum Vorschein gekommen. Sie sind von ziemlich schlanken Proportionen, der untere Theil des Schaftes nicht cannellirt, sondern facettirt, wie die Säulen des Herculestempels von Cori. — Die durch den Fürsten Borghese zur Verbesserung der Luft und zum Gewinne von Aeckern veranstaltete Austrocknung des Lago di Castiglione am Fuß des Heiligthums der Juno von Gabii, 12 Miglien von Rom, zur Linken der Via Prenestina, hat die Entdeckung eines Emissars zur Folge gehabt, der in früher Zeit schon einmal zu gleichem Zweck der Austrocknung angelegt worden. Derselbe durchschneidet quer den gegenwärtig gegrabenen und das Wasser des Sees in das nahe Flüßchen Osa führenden Canal; vermuthlich in dieser Richtung, um einer harten Lavamasse zwischen dem See und der Osa aus dem Wege zu gehen. Der Emissar scheint uralt. Die Alten erwähnen den See von Gabii nirgends. Erst im achten Jahrhundert nach Christo findet sich eine sichere Erwähnung, und bald wird ihn ein zweiter Emissar zum zweiten Mal ausgetrocknet haben. — In Corneto ist ein Grab mit 27 Aschenkisten in späterem etruskischem Styl geöffnet. Einer von ihnen zeigt den Tod der Niobiden, Apollo und Diana geflügelt an den Enden des Sarkophags.

Nachrichten vom März.

Bauwerke.

Berlin, 22. März. Ein neues, prächtiges Bibliothekgebäude, zu welchem bereits 500,000 Rthlr. angewiesen sind, wird gleich hinter dem Universitätspalaste aufgeführt, und die Kunst- und Antiquitätenkammer in das bisherige Bibliothekgebäude verlegt werden. — Der Geh. Rath Schinkel ist gegenwärtig mit einem grossen Projekt für ein Landschloß der Kaiserin von Rußland beschäftigt, welches auf eine schöne Besitzung, die sich Orianda nennt, am Ufer des schwarzen Meers in der Krimm kommen soll. JJ. kk. MM. wünschten etwas ganz Klassisches und rein Griechisches; da aber die

modernen Bedürfnisse und die Forderungen der Repräsentation viele Vermittlungen erheischen, so wird diese glänzende Aufgabe eine ganz eigenthümliche, welche die reiche Erfindungskraft des berühmten Künstlers in vollen Anspruch nimmt.

München, 24. März. Der Bau der Walhalla wird im laufenden Jahre rasch vorwärts schreiten. Bekanntlich wird kein Holz dazu verwendet, und der Dachstuhl von Eisen. Dieser ist bereits in Arbeit. Der Plafond wird aus Messing- oder Bronzeplatten zusammengesezt, deren Anfertigung der Metallfabrik von Caspar Schmid und Comp. in Augsburg anvertraut ist.

Rom, 14. März. Die Villa Albani, welche Winckelmann so lang bewohnte, wird jezt wieder hergestellt, und die Restauration der Statuen wird durch einen geschickten römischen Bildhauer besorgt. Dagegen ist die herrliche Villa Mattei mit ihrem Casino und Antiken für den Spottpreis von 7000 Scudi zu kaufen. Die Malaria, welche in den Sommermonaten dort herrscht, hat bisher alle Käufer abgeschreckt.

Sculptur.

Kopenhagen, 20. März. Die treffliche Marmorstatue des Heilands, unseres Thorwaldsen's Meisterwerk, ist nunmehr in der Hauptkirche aufgestellt; die Apostelstatuen sind auf ihre Fußgestelle erhoben, gleich der Marmorstatue des Taufengels, die Thorwaldsen hier vollendet hat. So ist der würdige Schmuck der bisher geschlossenen und auch von Thorwaldsen absichtlich nicht betretenen Kirche vollendet. Professor Freund hat die Aufstellung geleitet, und in den Osterfesttagen wird die Einweihung des neuen Taufbeckens durch die Taufe des Kindleins Freund's, das in Thorwaldsen's Armen das Sakrament empfangen wird, eingeweiht werden.

London, 7. März. Die Königin saß gestern dem Bildhauer Sir F. Chantrey wegen ihrer im Buckinghampalaste aufzustellenden Büste.

Rom, 14. März. Der König von Bayern hat hier wieder mehrere Büsten für die Walhalla bei deutschen Künstlern bestellt.

Paris, 8. März. Bartolini (von Florenz) hat so eben eine ausgezeichnete Büste Salvator Vigano's vollendet, der, sich nicht nur als Balletdichter und Tänzer, sondern auch als Maler und Musiker bekannt gemacht hat. Er wirkte die lezten 25 Jahre in Mailand, wo er im Jahr 1821 starb. Die Büste ist für den Salon seiner Tochter bestimmt.

Metallguß.

Paris, 11. März. Der korinthische Knauf der Juliussäule, der, wie wir früher gemeldet, aus Einem Stück gegossen ist, hat zehn Fuß Höhe, oben 18 Fuß Breite und wiegt 23,000 Pfund.

Denkmäler.

London, 27. Febr. Der Ausschuß für das dem Herzoge von Wellington zu errichtende Denkmal hielt am 25. Febr. eine Sizung, um den Vertrag mit dem Bildhauer Sir Francis Chantrey abzuschließen. Die Regierung hat zu der Statue mehrere in den Feldzügen des Herzogs eroberte Geschütze geschenkt, welche, zu 1520 Pfd. St. angeschlagen, die verfügbaren Geldmittel auf 10,520 Pfd. St. erhöht haben. Das Werk soll am 18. Juni 1843 vollendet seyn. Es wird von dem Fußgestelle, auf welchem das Pferd steht, bis zum Kopf des Reiters wenigstens 10 Fuß Höhe erhalten. Chantrey verlangt 9000 Pfd. St.

Am 20sten wurde zu Elgin in Schottland der Grundstein zu dem Denkmal des Herzogs von Gordon gelegt. Es wird eine 90 F. hohe Säule tuskischer Ordnung, auf welcher die Statue des Verstorbenen zu stehen kommt.

Den 1. März. Die Commission für das Denkmal Nelson's ist nun so weit gelangt, daß sie einen Bericht ihres engern Ausschusses über die eingereichten Entwürfe vorlegen kann. Der leztere hat dem Entwurf des Hrn. Havler seine Zustimmung ertheilt, nach welchem das Denkmal aus einer 174 F. hohen Säule, auf der Spitze die 17 F. hohe Statue des Seehelden tragend, bestehen soll. Sie wird korinthischer Ordnung seyn, und an den vier Seiten des Piedestals Basreliefs erhalten, die Scenen aus den Seeschlachten von St. Vincent, Kopenhagen, Abukir und Trafalgar darstellen.

Paris, 17. März. Auf die Höhe der Juliussäule soll ein Genius der Freiheit in Bronze gesezt werden, eine Fackel in der einen, eine gesprengte Kette in der andern Hand, und mit einem Fuß auf dem Erdball ruhend, in der Stellung des bekannten Merkur des Johann von Bologna.

Kopenhagen, 9. März. Dem berühmten Reformator Hans Tausen (Tausanus) hat man in Viborg auf Subscription ein von Freund gefertigtes Denkmal errichtet.

Braunschweig, 7. März. Das Denkmal Lessing's scheint nun doch, und zwar des großen Mannes würdig, zu Stande zu kommen. Prof. Rauch in Berlin hat sich „aus besonderem Pflichtgefühle," wie er schreibt, auf die erste Anfrage des Comité bereitwillig gezeigt, die kolossale Statue Lessing's auszuführen. Gegen ein Bildwerk in Eisenguß hat er sich, wegen der Vergänglichkeit desselben, bestimmt entschieden, und läßt dagegen die Wahl zwischen einer Statue aus carrarischem Marmor und einer aus Bronze; auch erbietet er sich, bei der erstern Modell und Statue selbst zu verfertigen, bei der zweiten aber das Modell zum Guß und die Ciselirung selber zu besorgen. Die Statue soll 8½ F. hoch und in Mantelbekleidung dargestellt werden.

Hannover, 10. März. Auf Veranlassung des Generallieutenants Grafen Fr. v. Kielmannsegge wird unter des Hofbauinspectors Vogell Leitung auf der Stelle, wo am 16. Sept. 1813 das rühmliche Gefecht bei Göhrde stattfand, ein Denkmal errichtet werden, das in einem großen, in Spitzbogenform behauenen Granitblocke auf einer Unterlage von rohen Granitblöcken bestehen wird.

München, 22. Febr. Se. Majestät der König hat die Anfertigung einer metallenen Büste Ferdinands von Schill durch den Prof. Stieglmayer befohlen, und deßhalb ein Kabinetsschreiben an den Frhrn. v. Vechelde in Braunschweig erlassen. Sie wird in der zum Andenken an die in Braunschweig schmachvoll erschossenen vierzehn vaterländischen Krieger dort errichteten Kapelle aufgestellt werden.

Medaillenkunde.

Paris, 11. März. Die große, auf Kosten der Nationalgarde zum Andenken des Marschalls Lobau geprägte Medaille ist dem Münzcabinet übergeben worden.

Numismatik.

Paris, 15. März. Auf der Straße von Cambrai nach Valenciennes hat man eine bisher noch unbekannte gallische Goldmünze mit einem Januskopfe und einem springenden Rosse gefunden.

Malerei.

Rom, 5. März. In Koch's Atelier befinden sich noch sieben Bilder des Verstorbenen: Christus im Tempel, Tivoli, Tyroler Gegend, Viteam, Diana im Bade von Aktäon überrascht, Noahs Opfer und der Raub des Ganymedes, die letzte, höchst schätzbare, aber unvollendete Arbeit Kochs. Außer diesen Gemälden hat derselbe eine höchst werthvolle Sammlung skizzirter Compositionen nach Dante, Ossian und der heiligen Schrift hinterlassen.

Rom, 14. März. Der englische Maler Severn hat jüngst ein bereits nach seinem Vaterlande abgesandtes großes Bild vollendet, welches Cola di Rienzi, den lezten Volkstribun, darstellt, wie er auf dem Foro romano das versammelte Volk anredet. Viele inländische Künstler sind eifrig beschäftigt, um zur Feier der großen Seligsprechung im Monat Mai in St. Peter Bilder zu malen. Diese Ceremonie soll diesmal äußerst pomphaft begangen werden.

München, 28. Febr. Peter Heß ist dermalen mit einem großen Bilde für den König von Griechenland beschäftigt, dessen Einzug in Athen darstellend. In den untern großen Räumen des neuen Saalbaues ist Hiltensperger thätig, 24 Darstellungen aus der Odyssee nach Schwanthalers Zeichnungen in enkaustischer Weise zu malen. General von Heydeck hat in jüngster Zeit eines seiner besten Gemälde, den Marktplaz von Athen darstellend, vollendet.

Frankfurt, 18. März. Kaum sind seit dem Zusammentreten des Comité zur Restaurirung des Kaiserslokals im Römer fünf Monate verflossen, so findet sich die Vollendung des Werks schon gesichert. Verschiedene Gesellschaften, Vereine, Familien und Bürger haben hier schon 21 Bilder bestellt, welche zum Theil in trefflicher Ausführung in den hiesigen Kunstateliers zu sehen sind, und von denen einige Overbeck, Lessing, Bendemann, Hübner ꝛc. zur Ausführung angeboten wurden. Der Kunstverein von Rheinland und Westphalen erklärte sich schon im November v. J. bereit, vier Kaiserbilder auf seine Kosten ausführen zu lassen, und Stilke ist bereits mit Heinrich III. beschäftigt. Der Verein bayerischer Vaterlandsfreunde hat die drei Bilder der Kaiser aus dem Wittelsbacher Hause übernommen. Kaiser Ferdinand von Oesterreich läßt sechs seiner Ahnen nach den besten vorhandenen Originalabbildungen durch die vorzüglichsten Künstler Oesterreichs malen, und zugleich hat der Fürst von Metternich dem Comité die Wahlsprüche sämmtlicher Kaiser aus dem Hause Habsburg mitgetheilt, um sie den Abbildungen beizufügen. Bei so kräftiger und vielseitiger Unterstüzung konnte das Comité seiner Aufgabe schnell und schon fast vollständig genügen.

Alterthümer.

Trier, 10. März. Eines der kostbaren kleinen Kunstdenkmale unserer Stadt, der in dem Einband einer uralten Evangelienhandschrift eingelassene Onyx mit den vortrefflich geschnittenen Porträtköpfen einiger Glieder der Familie Augustus, wird von Herrn Francis Palgrave in London in einem Schreiben an den Earl of Aberdeen (Archaeologia, Vol. XXVII. 419.) beschrieben und gewürdigt, auch durch eine gelungene Abbildung erläutert.

Rom, 19. Febr. Ungeachtet die Kunsthändler aus mangelnder Nachfrage von Seiten der Fremden wenig Anregung zu Nachgrabung haben, sind in der lezten Zeit mehrere bedeutende Entdeckungen gemacht worden. In Toscanella hat man eine große Grabkammer mit 20 — 30 Sarkophagen sorgfältiger Arbeit gefunden; auf einem derselben soll der Untergang der Nioblden dargestellt seyn (s. oben). In Cervetri sind Goldsachen, unter Anderem schöne Halsbänder, zu Tage gefördert worden.

Alexandrien, 18. Febr. Abbas-Pascha, Statthalter von Cairo, hat eine Commission aus dem Unterrichtsrathe zur Bewachung egyptischer Alterthümer ernannt.

Neue Stiche, Lithographien etc.

München, 25. März. Der bekannte Lithograph Aug. Selb hat von dem Prinzen von Leuchtenberg den Auftrag erhalten, das Porträt seiner Braut, der Großfürstin Maria, zu fertigen. Das des Bräutigams, in der Uniform seines Husarenregimentes, hat derselbe Künstler bereits sprechend ähnlich und in jeder Beziehung gelungen vollendet.

Berlin. Die Porträts II. KK. HH. der Prinzessinnen Wilhelm und Karl, nach den Originalen von Begas, lithographirt von Wildt, verlegt von Sachse.

Paris. Unter den Kupferstichen, womit die neue Ausgabe des berühmten Bossuet'schen Werkes über Universalgeschichte ausgestattet wird, befinden sich Abbildungen spanischer Meisterwerke aus der Galerie des Marschalls Soult, aus der bis jezt noch nichts copirt worden ist.

London. „Der Dichter Burns, wie er in seines Vaters Hütte das schöne Gedicht the cotter's night niederschreibt," nach Wm. Allan, gestochen von Burnet (Gegenstück zu Sir W. Scott in seinem Studirzimmer zu Abbotsford).

„Calandrino, Bruno und Buffalmacco den unsichtbarmachenden Heliotropstein suchend" (nach der ergözlichen Novelle Boccaccio's), nach Briggs' Bilde gestochen von Whatfield.

Kupferwerke.

Prag. Pergamentmalereien des böhmischen Mittelalters, mit 24 lithogr. Platten, von Prof. Schottky in Prag.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

№ 35.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 30. April 1839.

Prag, im März 1839.

Unser Kunstleben hat in neuester Zeit einen so bedeutenden Aufschwung erhalten, daß man zuversichtlich hoffen darf, Prag werde sich auch in dieser Beziehung in Kurzem den meisten deutschen Städten würdig anreihen können. Die Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde hat durch eine Reihe von Jahren unter ihren würdigen Präsidenten, den Grafen F. Sternberg und Clam-Gallas, nach Kräften gewirkt, und wenn das Geleistete auch nicht immer und nicht Allen entsprochen hat, so verdient es doch um so mehr gerechte Anerkennung, als das Ganze, nur von Privaten ausgehend, immer auf sehr beschränkte Mittel hingewiesen ist. Daß das Streben der Gesellschaft demungeachtet kein zweckloses gewesen sey, beweisen Künstler, die wenigstens ihre erste Bildung an der hiesigen Akademie erhalten haben, wie: Führich, Kadlik, Pollak u.A., Namen, die auch im Auslande einen guten Klang haben. Nach dem vor einigen Monaten erfolgten Ableben des Grafen Clam-Gallas wurde an dessen Stelle Graf Erwin Nostitz zum Präsidenten der Gesellschaft gewählt. Selbst Besitzer einer ausgezeichneten Galerie und eines schätzbaren Antikencabinets, thatkräftig, glühend für die Beförderung alles Schönen, hat Graf Nostitz binnen der wenigen Wochen bereits bewiesen, wie sehr er das ihm zugewandte Vertrauen verdiene. Durch ihn hat die Gesellschaft mehrere neue Mitglieder und bedeutende Mittel zu ausgebreiteterer Wirksamkeit gewonnen. Der seit drei Jahren bestehende Aktienverein zur Verloosung von Kunstwerken, welcher durch ein Zusammentreffen ungünstiger Umstände seinem Zerfalle nahe war, hat eine neue, zweckmäßige Organisation erhalten, und verspricht die günstigsten Resultate. Der Verein wird so mit dem nächsten Jahre (1840) gleichsam neu geschaffen in's Leben treten. Einheimische sowohl, als die besten auswärtigen Künstler sollen zu Einsendungen aufgefordert, — als Vereinsgeschenk nur nach streng gewählten Bildern von anerkannten Künstlern ausgeführte Kupferstiche oder Lithographien ausgegeben werden. Das Comité, an dessen Spitze Graf F. Thun steht, ist aus Mitgliedern des Vereins und Künstlern zusammengestellt. Der Betrag für eine Aktie ist, um Jedermann den Beitritt möglich zu machen, auf 5 fl. Conventionsmünze oder 6 fl. rheinisch festgesezt. Die Ausstellung wird zu Ostern eröffnet. Ueber diese sowohl, als über das projektirte Monument für weiland S. M. den Kaiser Franz und das neu zu erbauende Rathhaus im gothischen Style behalte ich mir weitere Mittheilungen vor, um so mehr, als man sich über den Plan des leztern noch immer nicht einigen kann, da die leztvorgelegten Entwürfe den gestellten Anforderungen nicht genügen. Von den größern, theils vollendeten, theils begonnenen Arbeiten hiesiger Künstler in den verschiedenen Fächern glaube ich namentlich folgende ehrenvoll wenigstens erwähnen zu müssen. Die Büste Mozarts, kolossal in Tyroler Marmor ausgeführt von Em. Max, einem jungen Künstler, welcher in wenigen Wochen die Reise nach Italien antreten wird. Die Büste, welche in der k. k. Bibliothek aufgestellt werden soll, läßt auch der eigensinnigsten Kritik kaum etwas zu wünschen übrig. Als Porträt ist sie vielleicht das gelungenste des großen Meisters, da der Künstler die zuverlässigsten Originale außerordentlich glücklich benuzt hat. Die Fresken in der neuerbauten Kapelle am Institute für erwachsene Blinde, bereits im Herbste vorigen Jahres angefangen, sollen im Verlaufe dieses Sommers beendigt werden. Die Zeichnungen, Gott Vater von vier Engeln getragen, der Heiland und die heilige Jungfrau sitzend in einer Gruppe von Heiligen, und die vier Evangelisten, sämmtlich Compositionen unseres genialen Führichs, athmen wahrhaft Raffaelischen Geist. Die Ausführung ist den talentvollen Künstlern A. Fortner, A. Chota und W. Kandler übertragen. Das bereits zur Hälfte vollendete Gemälde (Gott Vater) von Kandler ist mit vieler Bravour behandelt, allein nicht frei von Mängeln in der Zeichnung; auch dünkt es mir, als sey H. Kandler nicht tief genug in den Geist der Composition eingedrungen

— Fehler, die sich der übrigens begabte junge Künstler oft zu Schulden kommen läßt. — Zu einem Monument, welches der kunstsinnige Graf Erwin Nostitz dem Ahnherrn der Przemisliden, der bekanntlich vom Pfluge zum Thron berufen wurde, bei dem Dorfe Stadiz errichten läßt, sind bereits die Zeichnungen und theilweise die Modelle fertig. Der Entwurf des Monuments, ein auf zwei breiten Stufen ruhender, oblonger Sockel, der einen Pflug trägt, und dessen Längenseiten mit Basreliefs aus dem Leben Przemisl's geschmückt werden sollen, ist von dem Architekten Fridr. Stammann aus Hamburg. Die Basreliefs sind unserem tüchtigsten Bildhauer, Jos. Max, übertragen. Die Zeichnungen und das eminente Talent der Künstler lassen etwas Treffliches erwarten. Zu dem Ueberbaue der Pleschner'schen Familiengruft auf dem wolschaner Gottesacker, einer auf drei Seiten offenen Kapelle im reinsten gothischen Style, mit mehreren Statuen und der al fresco auszuführenden Darstellung der Auferstehung, hat Herr Baumeister Jos. Kranner, der mit dem glücklichsten Erfolge die schönsten Baudenkmäler des Mittelalters studirte, den Entwurf geliefert und die Ausführung der Architektur übernommen. Die Statuen, von denen einige bereits vollendet, sind dem Em. Max, die Ausführung des Freskogemäldes dem Maler A. Forbner anvertraut. — Unsere besten Landschafter, F. Kutschera, A. Manes, A. Piepenhagen, E. Würbs, sind fortwährend von Privaten beschäftigt. So entfaltet sich nach allen Richtungen hin ein reges, thätiges Kunstleben, und wenn es als ein erfreuliches Zeichen der Zeit betrachtet werden darf, wie Alles, was zur öffentlichen Anschauung gebracht wird, von der Kirche bis zum Aushängeschild irgend eines speculativen Kaufmanns, ein höheres Streben beurkundet, so dürfte darin zugleich das wirksamste Mittel liegen, bis in die untersten Klassen herab den Sinn für das Schöne zu erwecken und zu kräftigen, und so die große Aufgabe zu lösen, die Kunst im höhern Sinn des Wortes zu dem, was sie eigentlich, unseres bescheidenen Dafürhaltens, seyn soll, zum Gemeingute eines gebildeten Volkes zu machen.

—mar—

Dr. Gaye's kunstgeschichtliche Arbeiten.

Es sind nicht fünf, wie neulich bemerkt worden, sondern, einen Ausflug nach Griechenland mit eingerechnet, bereits neun Jahre, daß unser Freund und Mitarbeiter, Herr Dr. Gaye, sich in Italien aufhält, und neben der fleißigsten Betrachtung der Kunstdenkmäler, vorzüglich des Mittelalters, sich die Erforschung archivalischer Documente für die dortige Kunstgeschichte zum Zwecke gemacht hat. Erst im verflossenen Jahre jedoch hat er zur Herausgabe seiner Sammlungen in Florenz ernstlich Anstalt getroffen, und ist jezt zunächst damit beschäftigt, eine höchst wichtige Reihe von Künstlerbriefen zu ediren. Diese Sammlung wird lauter bis jezt unbekannte Briefe von Künstlern des 14ten, 15ten und 16ten Jahrhunderts umfassen, deren Anzahl sich auf wenigstens 600 beläuft. Es sind darin aber nur solche aufgenommen, welche von besonderer Wichtigkeit schienen. Durch Aufnahme späterer Briefe, die sich in den verschiedenen, von Hrn. Gaye besuchten Archiven vorfanden, hätte die Anzahl leicht über 1000 ausgedehnt werden können; kunstgeschichtlich jedoch wäre dadurch nur sehr wenig gewonnen worden. Herr Gaye hatte hauptsächlich die Entwickelung der Kunst im Auge, während Bottari in seinen Malerbriefen nur wenige Documente aus der Blüthe der Kunst, dagegen eine Unzahl aus der Zeit des Verfalls mittheilt. Es war ihm dabei auch hauptsächlich um den geschichtlichen Zusammenhang und den Ueberblick des Ganzen zu thun; er sah sich daher vorzüglich nach der laufenden Folge solcher Briefe um, und suchte, so viel als möglich, auch die Antworten der einzelnen Republiken, Fürsten, Großen, Verwaltung u. s. w. ausfindig zu machen. So werden diese Briefe nicht allein die Kunstgeschichte während des Laufes von Jahrhunderten commentiren, sondern das merkwürdige großartige Verhältniß zwischen den Künstlern und ihren Gönnern uns vorüberführen, und damit zugleich für das politische Leben und die Kulturgeschichte der Zeit von Wichtigkeit werden. Was sich aus diesen Briefen für die Kunstgeschichte als neues Resultat gewinnen läßt, wird Hr. Gaye in Noten unter dem Texte beifügen; aus einer nicht weniger bedeutenden, ja vielleicht noch wichtigeren Zugabe von eigentlichen Documenten wird er ferner die Beziehungen aufzuklären suchen, welche nicht im Vasari oder in ähnlichen Werken ihre Erledigung finden. Ueberhaupt beseitigt dies Werk einen sehr bedeutenden Theil der Vorarbeiten für eine italienische Kunstgeschichte, welche Hr. Gaye später auszuarbeiten gedenkt. Obwohl in diesen Künstlerbriefen Alles streng chronologisch geordnet, und nur die jedesmalige Antwort mit dem ersten Schreiben zusammengereiht werden soll, so wird den Italienern doch der Unterschied einer solchen Sammlung von bloß zufällig zusammengewürfelten Documenten auffallen. Es versteht sich, daß alles, was an Noten gegeben wird, sich dem gewöhnlich italienischen, seltener lateinischen Text in italienischer Sprache anschließt.

Hr. Gaye war so glücklich, für das 15te Jahrhundert fast von allen namhaften Künstlern Toscana's eigenhändige Schreiben aufzufinden, in denen sie über ihre Werke, ihre Verhältnisse, Familie, Alter u. s. w. oft auf die allernaivste Weise sich aussprechen. Nicht allein von diesen, sondern von allen einigermaßen bedeutenden

Künstlern der oben genannten Jahrhunderte beabsichtigt er die Facsimile's beizugeben, von welchen er eine nicht unbedeutende Sammlung aus allen Gegenden Italiens sich verschafft hat. Auch in ihnen spricht sich ja der Styl der Zeit aus.

Was die Künstler des 16ten Jahrhunderts betrifft, so war sein Hauptaugenmerk auf Michelangelo und Leonardo da Vinci gerichtet, deren Biographien ohne eine ganz neu und von vorn begonnene Arbeit schwerlich genügend zu Stande gebracht werden können. Von Vasari hat er gegen 60 bedeutende Briefe aufgefunden, 20 etwa von Ammanati, 5 von Baccio Bandinelli, 3 von Antonio S. Gallo, 8 von Palladio, 3 von Vignola, 4 von Benozzo Gozzoli, einige von Fra Filippo Lippi, einen sehr merkwürdigen von Baccio Pontelli, 8 von Giovan Bologna, 3 von Francesco di Giorgio, einige von Baldassarre Peruzzi, Giuliano da S. Gallo, Bartolo Fredi, Pacchiarotto und vielen Anderen, deren Namen zugleich zum ersten Male in der Kunstgeschichte erscheinen. Unter den Antworten sind, außer denen der älteren Mediceer, gegen 70 Briefe des Großherzogs Cosimo, die eben so charakteristisch an sich, als namentlich für sein Verhältniß zu Michelangelo merkwürdig sind. Es schien Herrn Gaye vorzüglich wichtig, die Kunst in Einer und derselben Familie zu verfolgen; in dieser Beziehung ist es ihm gelungen, die künstlerische Thätigkeit ganzer Familiengruppen (z. B. der della Robbia, Ghirlandajo, da Majano, Ghamberelli) während eines halben, ja oft ganzen Jahrhunderts nachweisen zu können. Von Testamenten und Vermächtnissen sollen einige ganz im Text, andere ihrem Hauptinhalt nach in den Noten mitgetheilt werden. Unter ersteren nennen wir das von Verrocchio, Mantegna, Giacomo della Quercia, Lorenzo di Credi, Primaticcio; unter den letzteren die von Luca della Robbia, Vittorio Ghiberti, Buonaccorso Ghiberti, Cronaca, Antonio S. Gallo u. s. w. Als Einleitung wird Herr Gaye die von ihm aufgefundenen Statuten der Goldschmiede vom Jahr 1361, und zum ersten Mal den vollständigen Abdruck der Malerstatuten voranschicken; beide, namentlich das erste Statut, sind auch als testi di lingua von Bedeutung.

Neue Kupferstiche und Lithographien.

Die englische Chalkographie gab in dem neuesten Zeitraum wieder Proben ihrer technischen Fortschritte, worin sich die dort immer höher steigende mechanische Fertigkeit in Handhabung der chalkographischen Hülfsmittel beurkundet, und die vereinte Arbeit des Grabstichels, der Nadel und des Aezens in einem von andern kaum überbotenen Maße hervortritt, indem Kraft und Zartheit mit außerordentlicher Wirkung gepaart ist. Zugleich liegt in den Drucken jener Arbeiten eine gediegene Reinheit und Präcision, da ein kräftiges, sammtartiges Schwarz auf einem derben, tüchtigen, mit feiner Oberfläche versehenen Papier den Abdruck der Platte so zeigt, wie man nur in den von Kupferstechern selbst zu machenden, aber höchst seltenen Gypsabdrücken zu sehen gewohnt ist.

Wir nennen an Neuigkeiten für Grabstichelmanier:

1) The only daughter, nach D. Wilkie, gestochen von Engleheart. Gr. R. qu. Folio.

Ein kostbares Blatt, höchst verständig gearbeitet, von trefflicher Wirkung und dem lebendigsten Ausdruck, wodurch die Eigenthümlichkeit des großen Lebensmalers Wilkie sich ausspricht. Die Besorgniß des Vaters um das Leben seiner einzigen Tochter, während er mit Bangigkeit den Ausspruch des Arztes, der den Puls der zarten Kranken fühlt, erwartet; der Ausdruck des Schmerzes der am Bett sitzenden und mit Besorgniß erfüllten Mutter, das Bedenkliche über den Krankheitszustand der Tochter, was sich in Haltung und Miene des Arztes ausdrückt, geben dem einfachen Bild eine hohe Würde, die auf die glücklichste Art von Maler und Kupferstecher gelöst worden.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom März.

Kupferwerke.

Paris. Texier's Reisen in Kleinasien in den Jahren 1833 bis 1837 sind nun angekündigt. Das Werk wird in 50 Lieferungen erscheinen, von denen jede 5 bis 6 Kupfer in Folio enthält und 20 Fr. kostet. Der Text wird 3 Quartbände bilden. In jedem Jahr sollen 6 Lieferungen ausgegeben werden.

Chapuy, Moyen âge pittoresque. Monumens d'architecture, meubles et decor du 10. au 17ème siècle; avec un texte archéologique etc. par Moret. 1ère partie. Fol. 18 Bogen. 10 Fr.

N. A. Willemin, Monumens français inédits; T. I. II. Fol. 45 B. Planches. 50ste und letzte Lieferung. Jede Lieferung 12 Fr.

München, 17. März. Münchener Album, lithographirte Originalzeichnungen hier lebender Künstler, gewidmet J. M. der verwittweten Königin Karoline von Bayern; gedruckt in der lithographischen Anstalt von Piloty und Löhle;

Tondruck besorgt durch die Brüder Minsinger. Kohlers'sche Kunsthandlung. I. Heft, mit 5 Tafeln (von Monten, Simonsen und Kaltenmoser, nebst einem allegorischen Umschlagblatt von Schell und einem Vorwort von Alex. Ringler.

Literatur.

London. The Art-Union (der Kunstverein), redigirt von S. C. Hall, eine Monatsschrift, die den Fortschritten der bildenden Künste gewidmet ist; 1ste Nummer, ausgegeben im Februar 1839.

Paris. J. C. Mionnet, Poid des médailles grecques d'or et argent du cabinet royel de France. 8. $14\frac{1}{2}$ B. 10 Fr.

Livret explicatif des ouvrages de peinture, sculpture etc. admis à l'exposition des amis des arts de Lyon 1838. 32. 1 B. 50 Ct.

Paris und Strasburg. J. Popp und Th. Bulau, L'architecture du moyen-âge a Ratisbonne, représentée par le Dôme, l'église de St. Jacques, l'ancienne peroisse et quelques autres restes d'architecture allemande. 1 Cah. Architecture gothique. Fol. 5 Kupfer und 1 Bogen Text 4. Das Werk wird in 10 Lieferungen binnen 6 Monaten erscheinen.

Belteed, Cours de théoréa d'erchitecture de l'ennée 1839. 8. 1 B. (Vorlesungen in der Schule der schönen Künste.)

Eclaircissement sur le cercueil du roi memphite Mycérinus; trad. de l'Anglais et eccompagnés de notes par Ch. Lenormant, suivis d'une lettre sur les inscriptions de la grande pyramide de Gisch, par M. Lepsius. 4. $6\frac{1}{2}$ B. und 2 Kpfr. 3 Fr.

Explication des ouvrages de peinture etc. exposés au Musée royal. 12. 11 B. 1 Fr.

L'observeteur eu Musée. Expos. de 1839. 12. 1 B.

Paris. De Frémiuvilly, Mémoires sur le monument druidique de l'ile de Gavrennes et sur les carneilloux ou anciens cimetières des Celtes ermoricains. 8. $1\frac{1}{2}$ B. und 1 Kupfer.

Dussieux, Essai sur l'histoire de la peinture sur emoil. 8. 1 B.

Berlin. Bericht über die den lithographischen Stein vollständig ersetzenden künstlichen lithographischen Platten und deren Handhabung. 1839. 12. 5 Sgr.

Von Dr. Waagen's „Kunstwerke und Künstler in England und Paris" ist nun auch der dritte Theil, welcher Paris enthält, erschienen. Es finden sich darin sehr interessante Notizen über die Entstehung der Pariser Sammlungen und über die Geschichte der Miniaturmalerei.

Stuttgart. Leben der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister, von Giorgio Vasari, herausgegeben von Ludwig Schorn. Zweiten Bandes zweite Abtheilung (von Fra Filippo Lippi bis Luca Signorelli), mit 29 lithographirten Bildnissen. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Nekrolog.

London, 24. Febr. In diesen Tagen starb hier Lord St. Helens, einer der Vorsteher des brittischen Museums und Mitglied der alterthumsforschenden Gesellschaft, im 86sten Lebensjahre.

London, 25. Febr. Der berühmte Bildhauer Charles Rossi starb am 22. Febr. hier, 77 Jahre alt.

Mainz. Am 24. Febr. starb hier der ausgezeichnete Landschaftsmaler Joh. Caspar Schneider, 85 Jahre alt. Seine Gemälde, die meist Ansichten der Stadt Mainz und Rheingegenden vorstellen, sind mehrentheils hier geblieben, und wie es heißt, wird der Kunstverein eine Ausstellung derselben veranstalten. Auch Schneider's Porträts wurden sehr geschätzt.

Freiburg. Hier ist am 11. März der Kunst- und Buchhändler Herder gestorben, dessen lithographische Anstalt sich in und außerhalb Deutschland wohlverdienten Ruf erworben hat.

Florenz, 6. März. Am 2ten dieses starb zu Sarzana die Prinzessin Charlotte Bonaparte, jüngste Tochter Josephs (des ehemaligen Königs von Spanien) und seit 1831 Wittwe des ältesten Sohnes des vormaligen Königs von Holland. Sie hat in der Malerei Ausgezeichnetes geleistet und eine Menge interessanter Landschaften auf den Stein übertragen. Von Rom nach Genua zurückkehrend, erkrankte und starb sie zu Sarzana im Alter von 36 Jahren.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

№ 36.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 2. Mai 1839.

Israel von Meckenen, Goldschmied und Kupferstecher in Bocholt. Von C. Becker.

Die Kunde, welche ältere und neuere Künstlerbiographen über das Leben dieses Meisters mittheilen, ist höchst dürftig und verworren. Einige haben nach Heinecken zwei verschiedene Künstler gleichen Namens, einen Maler und einen Kupferstecher, angenommen; Andere dagegen diese Beiden in Eine Person vereint. Die Gebrüder Boisserée nahmen keinen Anstand, mehrere Gemälde ihrer Sammlung, ohne weitere Beweisführung, unter dem Namen Israel von Meckenen lithographiren zu lassen. Nach diesem Vorgange wurden eine größere Anzahl Gemälde in verschiedenen Sammlungen zu Cöln, welche Passavant näher bezeichnet,* so wie manche andere diesem Meister zugeschrieben. Abgesehen davon, daß diese Gemälde aus verschiedenen Händen hervorgegangen zu seyn scheinen, trägt keines derselben den Namen oder das Monogramm Meckenens, oder wird durch irgend einen Umstand als ein Werk desselben beglaubigt.

Die einzig unzweifelhaften Spuren der Existenz eines Künstlers dieses Namens beruhten bisher allein auf einer großen Anzahl im lezten Drittel des 15ten Jahrhunderts gefertigten, das Gepräge einer frühern Periode tragenden Kupferstichen, deren einige mit dem Vor- und Zunamen, andere lediglich mit dem Vornamen oder mit dem Monogramme des Stechers, überhaupt aber alle bezeichnet sind. Nur ein Blatt, die unbefleckte Jungfrau darstellend (Bartsch Nr. 49), ist mit dem Datum 1502 versehen. Daß derselbe zu jenem räthselhaften, gleichzeitigen oder wenig frühern Stecher F. V. B., gewöhnlich Franz von Bocholt genannt, in Beziehung gestanden habe, läßt sich aus dem Umstande vermuthen, daß mehrere Kupferplatten ** desselben von Meckenen nicht allein überarbeitet, sondern auch mit dem Zeichen I. V. M. versehen wurden, worunter jedoch die Spuren des frühern Zeichens F. V. B. noch deutlich zu erkennen sind. Demungeachtet ist nicht wohl anzunehmen, daß er sich nach dem Meister F. V. B. gebildet habe. Die Arbeiten des Lezteren tragen offenbar den Eyck'schen Schulcharakter, von dem sich bei Meckenen, welcher die Stecherkunst durchaus handwerksmäßig treibt, keine Spur findet.

Einsender, seit längerer Zeit bemüht, dieses Dunkel durch urkundliche Nachrichten aufzuhellen, theilt hier dasjenige mit, was in den ihm vorliegenden Stadtrechnungen von Bocholt aus den Jahren 1407, 23, 27, 35, 37, 58, 80 bis 1531, nach der sorgfältigsten Durchsicht, aufzufinden gewesen ist:

1407. It. vā Johēs van mechgelē 1 guld. (Zahlung für Schatzung.)

It. daer na in der weke na s̄te mertyn dede my Lode kuchgen en Johan vā mechgelē uppē markede 1 rynsche guld. en xx cockart ꝛc. ꝛc.

1425. It. gegevē Hinrich mecken xxij alb vor eyn stucke holtes.

1435. It. helmyge den bode do he ginck van henrᵣ. hues van mechgelen to Johan Haken hues eñ halde den vrpleges brief van unsen tevgelmayster 1 krᵣ.

1458. It. an hinrich mecken to dren tidē ij Rynsᵣ gulden.

1482. It. desse nabescreveñ hebe ver koen upt wecel (Name einer Gemeindeweide) bestadt:

Meistᵣ. Israhel ——————— ij koen.

It. des Dinxtagᵣ. alz men de nye Scepenē gekoer̄ hadde hadn die xii Scepenē Henriq Johan gronedoem, albt̲ Wallinchoen elk 11 qᵣ (Quart) end doe had men to gaste den Richter end Israhel vor em geguld. (bezahlt.) 11 qᵣ.

1484—86. In diesen Jahren ist Israhel Mitpachter einer Gemeindeweide.

1487. Wynsyse (Weinaccise).

Israhel versiszet 1 Aemd basterts (?) 1 Rh. guld.

Uytgevē van alrekeye sacken.

* Kunstreise ꝛc. S. 416 u. ff.

** Bartsch, oeuvre de F. V. B. Nr. 33, 37 et 38; oeuvre de J. v. Meckenen Nr. 99, 107 et 109.

It. gegr. Isr̄l dat he der stadz sylverñ busse had vermakt ii alb.

1488. **Deßgleichen.**
It. gegr. meister Isr̄el vor i deel silvers dat he makede an de keten to der Scepk zegel vii lichte str fact an zwart. gelde v alb xi gr.

1490. **Van der stad Rente end upkomē.**
It. ock vrou Ysraels ij um ordel wille.

1492. **Als mē geredde heft van der Stadt halvē.**
(Reisekosten.) Sabb° p⁹ visitatē marē wordē deputiert to mūstr̄ (Münster). Lodde konink, B. Rodolf tē vryhus end Johan groneboem ūme ordele tusche Jacod Raesfeldtr end Ysrahel, vorē do mede Gert meyer end Yde israels husfrou end werē uthe vīr nachte vyff dage end hebē verdaen xv guldē x alb xx gr.

1493. **Gedoet uthen Restande.** (Schatzung.)
It. von Israel von meckenen twelff gulden.

1494. **Van Schenckewyn.**
It. Israels süster (Schwester) vi qe (Quart.)

1497. **Uthgevingē van alrelehn zacken.**
It. Israel op der stadz silverē roede (ein silberner Stab, als Zeichen der Gerichtsbarkeit) toe makē gegr. iii guld. iiij alb.

1498. **Deßgleichen.**
It. Israel vā meckenē op der statz rode to maken gegr. vi guld.

Außer den in den Jahren 1407, 25, 55 und 58 erwähnten Johan von Mechgelen und Heinrich Mecken, auch Mechgelen, wahrscheinlich der Großvater und der Vater Israels, findet sich keine Spur eines andern Mitgliedes dieser Familie. Es fehlen zwar die Rechnungen von 1458 bis 80, worin Franz von Bocholt vorkommen dürfte, wenn er, wie zu vermuthen ist, in Bocholt gelebt haben sollte, und über das Austreten Israels vor dem Jahre 1482 Nachrichten aufzufinden seyn werden. Daß jedoch der in obigen Notizen häufig erwähnte Meister Israel van Meckenen identisch mit dem in der Kunstgeschichte bekannten Kupferstecher dieses Namens sey, bedarf wohl eben so wenig eines nähern Beweises, als daß in jener Zeit nur ein Individuum in Bocholt gelebt habe, welches diesen Namen geführt, weil man im entgegengesezten Falle durch irgend eine Bezeichnung dieses genau zu unterscheiden nicht versäumt haben würde. Es ist wohl nur Zufall, daß derselbe nach dem Jahre 1498 in den Rechnungen nicht mehr vorkommt. Wenn auch sein Grabstein, von dem sich eine Handzeichnung mit der Inschrift:

Indē. jaer. unses. heeren. m. v. en. iii. vp. sinte. stark. de. erber. meister. Israhel. vā. meckenē. syō. siele, roste. in vrede.

im brittischen Museum befindet, aller Nachforschungen ungeachtet in Bocholt nicht mehr aufgefunden werden konnte, so ist es, mit Rücksicht auf den obenerwähnten Kupferstich vom Jahre 1502 und auf die von ihm gefertigten Kopien nach Dürer, * welche nicht früher als in den lezten Jahren des 15ten oder im Anfange des 16ten Jahrhunderts erschienen seyn können, höchst wahrscheinlich, daß er bis 1503 gelebt habe. Derselbe wird zwar in den dürftigen Notizen der Rechnungen nirgends ausdrücklich Kupferstecher genannt; dies läßt sich jedoch dadurch erklären, daß der Stadtrentmeister es überflüssig gefunden, einen in seinem Wohnorte Jedermann wohlbekannten Meister durch Angabe seines Metiers näher zu bezeichnen, oder seiner gar als Kupferstecher zu erwähnen, indem die Ausübung des Kupferdrucks in der ersten Zeit der Erfindung noch keine höhere Bedeutung hatte, und hier dem Goldschmiedegewerbe untergeordnet erscheint. Für die Ausübung dieses Gewerbes sprechen indessen unwiderlegbar die in den Jahren 1487, 88, 97 und 98 vorkommenden Ausgaben für gefertigte Silberarbeiten. Eben so sicher ist anzunehmen, daß er als ein ansäßiger, wohlhabender und angesehener Bürger in Bocholt gelebt habe, weil er bereits im J. 1482 Weidegeld für zwei Kühe entrichtet, 1487 eine Ohm Wein versteuert, 1493 zwölf Gulden an rückständiger Schatzung zahlt und zu einem, bei Gelegenheit der Stadtschöffenwahl veranstalteten Gelage, in Gemeinschaft mit dem Stadtrichter, zu Gaste geladen wird. Wichtiger aber ist die Notiz aus dem Jahr 1192, welche der Ida, Israels Hausfrau, erwähnt. Der von Bartsch, Nr. 1, beschriebene Kupferstich, mit der Inschrift: Figuracio facierum Israhelis et Ide ejus uxoris. I.V.M., stellt demnach weder einen ältern Meister, noch weniger einen Maler dar, von welchem sich durchaus keine Spuren finden, sondern unsern Bocholter Goldschmied und Kupferstecher mit seiner Hausfrau. Das Bildniß des angeblich jüngern Israel, Bartsch Nr. 2, ist durch keinen Umstand als solches beglaubigt und stellt wahrscheinlich irgend einen Zeitgenossen des Meisters dar. Die Inschrift: Israhel van Meckenen Goltsmit, scheint nur den Namen des Stechers, nicht aber den des dargestellten Mannes zu enthalten. Die von Bartsch aufgestellte Behauptung, daß alle Kupferstiche mit den verschiedenen Bezeichnungen: **Israhel, I. M., I. V. M.** u. a. nur von einem Stecher herrühren möchten, wird durch diese urkundlichen Nachrichten bestätigt. Gegen die Existenz eines Malers dieses Namens sprechen mehrere, in den Rechnungen von 1480 — 90 vorkommende Ausgaben für Malen, Stoffiren und Vergolden des Altars in der Bocholter Kirche, wobei Meckeneus durchaus nicht gedacht wird. Ob die Familie dieses Künstlers, welchen man

* Bartsch Nr. 45, 74 und 78.

unkundiger Weise mit Metz, Mecheln, Mainz, Münster oder Meckenheim bei Bonn in Verbindung gebracht hat, aus dem eine Meile von Bocholt entfernten Orte Mecheln, früher Mechgelen genannt, herstamme, ist von keinem Belange.

Kunstgeschichte und Periegese.

(Fortsetzung.)

III.

Neues allgemeines Künstlerlexikon oder Nachrichten von dem Leben und den Werken der Maler, Bildhauer, Baumeister, Kupferstecher, Formschneider, Lithographen, Zeichner, Medailleure, Elfenbeinarbeiter rc. Bearbeitet von Dr. G. K. Nagler. München, Fleischmann. 8.

Dies Werk war der ersten Ankündigung nach auf sechs Bände berechnet. Es liegt aber gegenwärtig schon die erste Lieferung des 7ten Bandes vor uns, welche vom Buchstaben K beginnt. Mithin darf man wohl auf den doppelten Umfang des Ganzen rechnen. Bei dem eifrigen Bestreben des Vfs., seinem Werke Vollständigkeit zu geben, und besonders Notizen von den ausgezeichnetsten lebenden Künstlern zu liefern, deren Anzahl täglich zunimmt, ist es auch nicht zu verwundern, daß ihm die Arbeit unter der Hand mehr anwächst, als ihm vielleicht selbst lieb ist. Nach dem großen Künstlerlexikon von Füßli war kein umfassendes Werk dieser Art mehr in deutscher Sprache erschienen, obgleich das Bedürfniß danach sich vielfältig kund gab, theils wegen der vielen Unrichtigkeiten, die sich in Füßli finden, theils weil das Aufblühen der Kunst in den lezten zwanzig Jahren, besonders in Deutschland, eine große Menge jüngerer Künstler bekannt gemacht hat. Die Notiz auf dem Umschlag der Hefte: „unter Mitwirkung von Gelehrten, Künstlern, Kunstkennern und Kunstfreunden bearbeitet," läßt zwar auf eine bedeutende Unterstützung durch fremde Beiträge schließen; wir glauben jedoch, daß der größte Theil des Materials von Herrn Nagler allein herbeigeschafft seyn mag, und müssen daher um so mehr unsere Anerkennung dieser fleißigen Arbeit aussprechen. Wir nennen sie fleißig, weil sie in der That überall das eifrige Bestreben nach Genauigkeit und Vollständigkeit deutlich erkennen läßt, wenn gleich nicht überall derselbe glückliche Erfolg wahrzunehmen ist. Bei der Compilation eines so übermäßig großen Materials ist von dem Verf. nicht mehr zu verlangen, als daß er den ganzen Umfang seiner Hülfsmittel kenne, und immer diejenigen benutze, welche die sichersten Leiter sind. Die Nachrichten über ältere Künstler aus den Quellen neu zu bearbeiten, über Einzelnes zweifelhafte, mühselige Nachforschungen anzustellen, kann man ihm füglich nicht zumuthen. Die Notizen über Lebende können nur von ihnen selbst oder ihren Bekannten eingezogen werden, und so ist der Verf. hier durchaus von deren gutem Willen, Geschick und Glück abhängig. Was nun die Nachrichten über ältere Künstler betrifft, so finden wir sie größtentheils mit Genauigkeit und nach den neuesten Hülfsmitteln bearbeitet. Eine sehr mangelhafte über Leon Alberti im ersten Hefte, welche öffentlich gerügt worden war, ist später durch Umdruck des Blattes verbessert worden. Größtentheils führt der Verf. seine Quellen an, hie und da auch mehr, als er selbst benutzt hat. So ist in der Notiz über Francesco Francia das Todesjahr dieses Künstlers, der Angabe von Lanzi zufolge, in das Jahr 1533 gesezt, und doch Calvi citirt, der ein Dokument beigebracht hat, durch welches außer Zweifel gesezt wird, daß er im Jahr 1517 gestorben. Daß jene unrichtige Angabe nicht nur in der deutschen Ausgabe des Lanzi, sondern auch in Kuglers Geschichte der Malerei beibehalten ist, beweist nur, daß sämmtliche Verf. das Schriftchen von Calvi bloß dem Namen nach gekannt, nicht selbst zu Rathe gezogen haben. Einige Artikel, wie der über Albrecht Dürer, Michelangelo Buonaroti u. A. sind mit großer Ausführlichkeit gearbeitet, und gaben dem Verf. Veranlassung zu weiterer Benutzung seiner Collectaneen für Monographien oder zur Veranstaltung besonderer Abdrücke. Die beiden Schriften des Verfassers:

Raffael als Mensch und Künstler. München, Fleischmann. 1836.

und

Albrecht Dürer und seine Kunst. Ebend. 1837.

sind fleißige Vorarbeiten zu den kürzeren Artikeln im Künstlerlexikon; die Broschüre:

Michelangelo Buonarotti als Künstler. Ebendas. 1836.

ein Separatabdruck aus dem lezteren.

Was die ästhetische Kritik über die angeführten Künstler und ihre Werke betrifft, so findet man in sämmtlichen Artikeln über ältere Künstler die Urtheile früherer Geschichtschreiber und Kritiker mit Umsicht benuzt, obgleich es dem Verf. größtentheils mehr um möglich vollständige Angabe des Details, als um eine scharfe Charakteristik und bestimmte Anweisung der Stelle, welche der in Rede Stehende in der Kunstgeschichte einnimmt, zu thun ist.

Anders verhält es sich mit den Lebenden. Hier ist es für den Notizensammler rathsam, sich bloß an die

historischen Details zu halten, und eine kritische Charakteristik gänzlich zu übergehen. Die Mitwelt urtheilt selten ganz gerecht über Werke, noch seltener gerecht über die noch unbeschlossene Thätigkeit des lebenden Künstlers. Man scheut den Vergleich mit den Meisterwerken früherer Zeiten und den Maßstab der höchsten Forderungen der Kunst, welche doch allein das rechte Kriterium sind: man sezt stillschweigend oder präconisirend voraus, der Künstler werde das Zeichen einer ganz neuen Zeit seyn, die man noch nicht kennt, oder man hebt wenigstens mit Gefälligkeit nur seine lobenswürdigen Eigenschaften hervor und übergeht seine Fehler mit Stillschweigen. So macht es sich die Gegenwart fast immer unmöglich, ein competentes Urtheil über das, was ihr angehört, zu fassen; der Historiker thut daher immer besser, nur genau die Data zu sammeln und der Nachwelt, welche den Ueberblick über die gesammte Thätigkeit des Individuums gewinnen kann, das Urtheil zu überlassen. Von dieser Art sind die Bemühungen des Vfs., und obgleich man in dem Maße des Lobes, in der größern oder geringern Ausführlichkeit der Mittheilungen, in der ruhigern Besonnenheit oder der enthusiastischen Emphase der Sprache immer die Quellen, aus welchen die Mittheilung geflossen, erkennt, so bleiben sie um so dankenswerther, je schwerer es ihm in vielen Fällen geworden seyn mag, einen so vollständigen Erfolg, als er wirklich erreicht hat, zu gewinnen.

Etwas ältere Notizen über lezt lebende Münchner Künstler finden sich auch in dem Werke:

Artistisches München im Jahr 1835; nach von den dortigen Künstlern selbst entworfenen Artikeln. Herausgegeben durch Adolph von Schaden. München, 1836, in Kommission bei Weber. 188 S. 8.

Weit umfassendere Nachrichten über neudeutsche Kunst aber finden wir in der

Geschichte der neueren deutschen Kunst von Athanasius Grafen Raczinsky. Aus dem Französischen übersezt von Friedr. Heinr. von der Hagen. Erster Band. Düsseldorf und das Rheinland. Mit einem Anhange: Ausflug nach Paris. Berlin, auf Kosten des Verfassers. 1836. XIV u. 414 S. 4. Mit vielen Holzschnitten und Lithographien und einem Atlas von 11 Kupfertafeln in Folio.

Zur richtigern Bezeichnung dieses Buchs wünschten wir ihm nur einen kleinen Zusaz auf dem Titel; es sollte heißen: Beiträge zur Geschichte der deutschen Kunst, denn als eigentliche Geschichte kann es, der Anlage nach, welche der vorliegende erste Band zeigt, nicht wohl gelten. Um dieses Urtheil zu rechtfertigen, müssen wir mehr, als sonst gewöhnlich ist, auf die persönlichen Verhältnisse Rücksicht nehmen, die auf seine Entstehung gewirkt haben. Der Vf. ist ein reicher, unabhängiger Kunstfreund, ein glücklicher Sammler von Jugend an, mit jenem tiefern Sinn begabt, welcher ihn die Werke der Kunst nicht als eine Sache des Luxus, noch als Gegenstand zufälliger Liebhaberei, sondern als Mittel der Erhebung für Geist und Herz, und als Vorwurf philosophischer Untersuchung betrachten läßt. Nach einem langen Aufenthalt in Italien, wo er vortreffliche Gemälde der ersten Meister gesammelt, die jezt seine Galerie in Berlin bilden, fühlte er sich angezogen von der ernsten und gemüthvollen Richtung der deutschen Malerei, und die Bekanntschaft, die er mit Hrn. Schadow und seiner Schule in Düsseldorf machte, scheint ihn hauptsächlich zur Bearbeitung des vorliegenden Werks veranlaßt und bei derselben geleitet zu haben. Er geht hierin so aufrichtig zu Werke, daß er nirgends weder dieses Motiv, noch seine persönliche Stimmung verhehlt, auch in allen seinen Ansichten und Urtheilen mit seiner Persönlichkeit hervortritt.

In solcher Weise konnte jedoch nicht sowohl eine Geschichte entstehen, welche streng und unpartheiisch die Entwickelung des Gegenstandes vor Augen bringt, und die Einwirkung der dabei thätigen Kräfte gegeneinander abwägt, als vielmehr eine werthvolle Sammlung von Nachrichten, denen man im Verhältniß der Nähe oder Entfernung, in welcher der Verf. zu den betreffenden Personen gestanden, vertrauen darf, auch wenn man nicht überall mit den Zu- und Abneigungen des Verf. übereinstimmen sollte.

Dies ist der Eindruck, welchen das vorliegende Buch auf uns gemacht hat. Nach einer allgemeinen Betrachtung über die Malerei theilt der Vf. eine geschichtliche Uebersicht der Malerei in Deutschland vom Ende des 18ten Jahrhunderts bis gegenwärtig mit, welche nicht von ihm verfaßt, und, wie er selbst sagt, „als Ausdruck der leitenden Ideen, welche in Düsseldorf vorwalten," anzusehen ist. Diese Uebersicht ist weder sehr vollständig, noch sehr genau in Beobachtung der Zeitfolge, gibt aber mit Strenge und ohne Ungerechtigkeit ihr Urtheil über die Mängel einzelner Bestrebungen, z. B. Overbeck's und der Schule des Cornelius, ab. Die Düsseldorfer Schule wird jedoch darin übergangen und nur im Allgemeinen der Saz vertheidigt, daß nur durch Oelmalerei und strenges Arbeiten in den Ateliers eine vollständig ausgebildete Kunstübung durch eine Schule hervorgebracht werden könne; ein Princip, welches bekanntlich die Düsseldorfer Schule consequent und mit glänzendem Erfolg in Ausübung gebracht hat.

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

№ 37.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 7. Mai 1839.

Kunstgeschichte und Periegese.

Geschichte der neueren deutschen Kunst von Athanasius Grafen Raczinsky. Aus dem Französischen übersezt von Friedr. Heinr. von der Hagen. ꝛc.

(Fortsetzung.)

Das zweite Kapitel führt die Ueberschrift: „Umwandlungen der Kunst und des Geschmacks in den lezten dreißig Jahren.“ Der Verf. sollte hier eigentlich die äußern und innern Ursachen erläutern, welche die Richtungen der im vorigen Abschnitt angeführten Künstler bestimmt haben; er thut dies aber nur theilweise, indem er nach einer kurzen und begründeten Würdigung der David'schen Schule auf die religiöse Tendenz der neudeutschen Malerei übergeht, und sich dabei weitläufig über Gestaltung und Schicksale der Boisserée'schen und Berliner Gemäldesammlungen verbreitet. Diese Betrachtungen gehören nicht unmittelbar zusammen, denn die religiöse Gesinnung und Bestrebung der Künstler war etwas Anderes, als die Liebe zum Alterthum, welche die eine, und der Wille eines Gouvernements, eine Kunstsammlung zu gestalten, welcher die andere Sammlung in's Daseyn rief. Das große Verdienst, welches Privaten und Regierungen sich in Veranstaltung dieser Sammlungen erworben, scheint uns der Verf. nicht genug zu würdigen; er scheint sie fast als bloße Spekulationen zu betrachten, ohne zu berücksichtigen, welche Ausdauer, Aufopferung und Wagniß von Seiten der Privaten dazu nöthig war, und wie die Regierungen, welche sie übernahmen, dadurch nur für die Ausbreitung des Kunstsinnes und der höhern Bildung auf die edelste und erfolgreichste Weise wirkten. Einige Angaben, namentlich die über den Ankauf der Boisseréeschen Sammlung in Bayern, sind unrichtig; auch finden sich einige feindselige Aeußerungen in diesem Abschnitt, welche rein persönlich sind und besser unterdrückt worden wären.

Wenn der Verf. dieses Kapitel mit der Erwähnung der katholisirenden Bestrebungen der deutschen Künstler in Rom bis gegen das Jahr 1820 schließt, so wäre zunächst die Betrachtung derjenigen Schule am Plaz gewesen, welche Cornelius, das erste nach Deutschland verpflanzte Mitglied jener römischen Innung, zuerst in Düsseldorf gegründet und dann nach München verpflanzt und dort erweitert hat. Diese Schule hat zehn Jahre in Deutschland bestanden, bevor von der zweiten, durch Schadow gegründeten Düsseldorfer Schule die Rede war; die Richtung, welche sie angab, wurde auch von andern Meistern, wie Schnorr und Heß, welche unabhängig von Cornelius wirkten, befolgt, und die Werke, welche diese Künstler sammt ihren Schülern — denn jeder hatte deren eine Anzahl — ausführten, hatten einen zu eigenthümlichen Charakter und einen zu fühlbaren Einfluß, als daß nicht ihre nähere Würdigung nöthig gewesen wäre, bevor über die Schadow'sche Schule gesprochen werden konnte. Es ist zwar richtig, was der Verf. sagt, daß die Münchner Schule vorzugsweise die Freskomalerei übte, daß sie sogleich berufen war, sich an ausgedehnten Räumen und ernsten, großartigen Gegenständen zu versuchen, daß sie durch Beides in dem tiefern Studium einzelner Naturerscheinungen aufgehalten ward, und die Malerei nicht sogleich in jener feineren Weise, zu jenem Zauber der Farben- und Lichtwirkung auszubilden vermochte, wie es der Oelmalerei nothwendig ist; aber hierdurch ist bloß das, was an ihr mangelhaft geblieben, und nicht das Wesentliche ihrer Eigenthümlichkeit bezeichnet. Der durchgehende Charakter, der ihren Leistungen aufgeprägt ist, beruht unseres Bedünkens darin, daß sie von Betrachtung der Vorzüge der älteren Kunst ausging und wie jene sich an Gedanken hielt, welche allein in Charakteren und Zuständen eines kräftigen und poetischen Lebens ausgedrückt werden konnten. Sie bearbeitete die Mythologie, die christliche Symbolik, die Heldensagen und die großen vaterländischen Geschichten des Mittelalters; sie versuchte die einfache, bedeutungsvolle Sprache, in welcher diese

Ueberlieferungen auf uns gekommen sind, mit ihren Organen nachzusprechen, und die Malerei zu jener ernsten und edeln Ausdrucksweise zurückzuführen, welche wir in den Werken der Cinquecentisten finden, und welche schon die französische Schule des David gesucht, aber, vom falschen Pathos mißleitet, verfehlt hatte. Für diese Sprech- und Ausdrucksweise, die sie erst wieder einüben mußte, wie Einer, der von faden Modegewohnheiten zu einem einfachen, aufrichtigen und würdevollen Benehmen zurückkehrt, paßte ihr die weiche und manierirte Gefühlsstimmung unserer Zeit nicht; sie hielt sich daher in ihrer Ausdrucksweise, durchaus entfernt von Sentimentalität, an jene Geradheit und Offenheit der Gesinnung, welche einem complicirten und schwächlichen Gefühl nicht Raum gibt. Aus dieser Tendenz zu dem Hochpoetischen, Kräftigen und Einfachen, in Verbindung mit der Nothwendigkeit einer freien und phantasievollen Erfindung, welche der Größe und architektonischen Bedeutsamkeit ihrer Aufgaben zu genügen vermochte, entsprang denn auch jenes vorherrschende Streben nach Styl der Formen, welches allerdings der Ausbildung des feineren Naturstudiums, des Farbensinnes und der zarteren Geheimnisse der Ausführung, durch welche die Malerei das Auge entzückt, Eintrag that. Nicht minder erfolgte daraus, daß diese Schule, trotz ihrer vielseitigen Thätigkeit, doch eigentlich keine Popularität gewann, weil theils die Gegenstände, die sie den Aufträgen eines königlichen Beschützers gemäß bearbeitete, den herrschenden Richtungen der Zeit und dem Geschmack des größern Publikums zu entfernt lagen, theils weil die Größe und Beschaffenheit ihrer Werke die Vervielfältigung erschwerte und weniger dankbar machte; theils endlich, weil gar manche unter ihnen wirklich jenes äußern Reizes entbehrten, durch welchen sie dem nur oberflächlich Prüfenden angenehm werden konnten.

Nachdem diese Schule vom Jahr 1820 bis 1830 eine ziemliche Anzahl von Arbeiten geliefert hatte, begannen erst die Leistungen der zu Düsseldorf unter Schadow arbeitenden Künstler Aufsehen zu machen. Diese hatten ganz den entgegengesetzten Weg eingeschlagen: statt Freskomalerei Oelmalerei, statt großer Kompositionen einzelne Figuren oder Gruppen, statt Handlungen Zustände, statt alter Heldengedichte moderne Balladen, statt des Heroischen das Sentimentale, statt frei entworfener Charaktere die vor Augen stehenden Modelle, statt freier Ausführung das genaue und immer fort lernende Nachahmen der Erscheinungen gewählt. Die Art, wie die Düsseldorfer Schule arbeitete, hat unser Verf. ganz richtig gezeichnet, wo er den schon obenberührten Satz von der Nothwendigkeit der Ateliers ausspricht (S. 65): „Die Natur," sagt er, „wird mit einem weit höhern Grade von Lebendigkeit studirt, wenn diese Studien sogleich eine Anwendung auf eine auszuführende Komposition finden; es wird dieselbe mehr von dem poetischen Standpunkt betrachtet, welche der darzustellende Gegenstand erfordert. In den Akademien kann man die Mittel erlernen, seinen Gegenstand in Form und Farbe darzustellen; in den Ateliers sollte vor allen Dingen die Anwendung dieser Mittel gelehrt werden. Ein Praktiker wird hinlänglich erfahren haben, daß in der Anwendung dieser Mittel bei Ausführung von Kunstwerken die hohen Mysterien der Kunst liegen." Unter den Mysterien der Kunst meint der Verf. die Auffassung jener feineren Wirkungen des Lichts und der Farben an Formen und Stoffen, deren glückliche Verbindung und gute Anordnung dem Gemälde malerischen Reiz verleiht. Wir finden es höchst lobenswerth, ja wir betrachten es für den Künstler, in welchem die Erfindungsgabe nicht vorherrschend ist, welcher weniger das Bedürfniß fühlt, eigene Gedanken auszusprechen, als die in der Natur und dem Leben ausgesprochenen aufzusuchen und wiederzugeben, — wir betrachten es für diesen als den richtigen Weg, vom Naturstudium zu beginnen und dasselbe zu verfolgen, bis Auge und Hand den feinsten Wahrnehmungen und ihrer Nachbildung gewachsen sind. Wir wollen auch zugeben, daß es für den studirenden Künstler ermunternder wirkt, wenn er sein Modell unmittelbar auf eine Komposition anwendet, und das Werk, das seinerseits ein Versuch ist, vor den Augen Anderer sogleich zu einem Bilde macht. Nur können wir nicht einräumen, daß solche aus Studien und Modellen entstandene Bilder neben dem Reiz, den eine genaue und liebevolle Naturbeobachtung verleiht, auch die höhere künstlerische Geltung besitzen, welche allein dadurch entsteht, daß sie frei aus dem Gedanken entsprungen, und mit Beherrschung aller nöthigen Mittel ihrer Idee gemäß — nicht aber den eben zu Gebote stehenden Modellen gemäß — ausgebildet worden sind. — Die Richtigkeit dieser Behauptung läßt sich an den Werken der Düsseldorfer Schule nachweisen; sie ist mehr auf der Seite des Naturstudiums geblieben, sie hat in der Landschaft, im Genre Vorzügliches erreicht, und ihre romantischen Kompositionen zum Theil mit einem Reiz der äußern Erscheinung geschmückt, der ihnen um so größere Theilnahme gewann, als ihre ganz moderne Gefühls- und Auffassungsweise sie dem gesammten Publikum verständlich und gerecht machte; wo es aber auf ernstere historische Darstellung ankam, bemerkt man entweder ein freiwilliges Beschränken auf Schilderung bloßer Zustände, oder einen Mangel an durchgreifender Herrschaft und innerer Belebung des Gedankens.

Aus allen diesen Gründen hätte die Münchener Schule in den Betrachtungen unseres Verf. vorangehen sollen; er läßt aber auf den Abschnitt über die Umwandlung des Geschmacks sogleich die Düsseldorfer Akademie unter Schadow folgen, und ihre Schilderung

nimmt den größten Theil dieses Bandes ein. Diese Schilderung ist die eines Freundes und Verehrers; gleich voran steht das vollständige Verzeichniß der Schüler der Akademie im ersten Halbjahr 1831; dann folgt Schadow als Lehrmeister und Künstler, und der Abdruck einer Kritik der Berliner Ausstellung vom J. 1830, welche den Enthusiasmus bezeichnet, mit welchem die ersten bedeutenden Werke der Schadow'schen Schule in Berlin empfangen wurden. Nur als ein „Beispiel der Fassung unserer gegenwärtigen Kunstbeurtheilung“ hätte diese Kritik nicht beigebracht werden sollen; denn nicht leicht ist ein Kritiker eingenommener von seinem Gegenstande und weniger vorbereitet und beflissen gewesen, den Maßstab einer ausgebreiteten Kunstkenntniß an denselben zu legen, als ihr Verfasser. Es war eine Sache des Patriotismus, die so große Hoffnungen erregende rheinländische Schule zu heben; man vermied alle Vergleichungen mit Fremdem und Früherem, und so erhielten selbst völlig schwache Werke das auszeichnende Lob in ihrer Art bedeutsamer Leistungen. Den Meister charakterisirt Herr Gr. R. selbst, und ehe er zu den einzelnen Schülern übergeht, entwirft er ein idyllisches Bild von dem Zusammenleben der Schule, welches in jenen ersten Jahren gewiß etwas sehr Reizendes und Förderliches gehabt haben muß, in der neueren Zeit aber einige Störungen erlitt.

Die ausführlichen Notizen, welche nun über die einzelnen Düsseldorfer Künstler folgen, wird Jeder mit Vergnügen lesen. Man erkennt darin den gewissenhaften Sammler, den sorgfältigen Freund, den enthusiastischen Bewunderer. Niemand wird dem Verf. hieraus einen Vorwurf machen, ihm andere Augen, als die, mit denen er gesehen, ein anderes Herz, als das, mit dem er gefühlt hat, aufdringen wollen. Aber wer ein unbefangenes Urtheil wünscht, muß mit eigenen Augen sehen, sein eigenes Gefühl prüfen und seine Erfahrungen dabei zu Rathe ziehen. Wir unternehmen es nicht, auch nur Einzelnes zu bemerken; dieser Abschnitt besteht als ein Ganzes für sich, als ein Denkmal der innigen Freundschaft, welche der Verf. mit dieser Schule und ihren Mitgliedern geschlossen hat. Das vierte Kapitel enthält die Geschichtmaler, das fünfte diejenigen, welche den Uebergang von der geschichtlichen zu der Genremalerei bilden, das sechste die Genremaler, das siebente die Landschafter. Es würde uns zu weit führen, wollten wir aus diesen reichhaltigen Notizen Einzelnes beibringen; sie enthalten, wenn auch nicht durchgängig biographische Angaben, doch Angaben der bis dahin gelieferten Werke.

Hieran knüpft der Verf. noch Nachrichten über die Künstler und Kunstwerke in Köln, Frankfurt, Darmstadt und Mannheim, und fügt als Beilage zwei Aufsätze von Wilhelm Schadow hinzu. „Gedanken über eine folgerichtige Ausbildung des Malers“ und „Von dem echten Geiste der Kunstbeurtheilung,“ lezterer aus einem Vortrag bei der ersten öffentlichen Versammlung des Kunstvereins für die Rheinlande und Westphalen im J. 1829 genommen. Es ist von großem Werthe, über den Gang der künstlerischen Erziehung die Ansichten des Meisters zu vernehmen, dem es so vorzüglich gelungen ist, ausgezeichnete Schüler zu bilden; man sieht, daß er nicht auf das Genie allein rechnet, welches Alles von selbst bewirken müsse, und nur kurzer wissenschaftlicher Studien bedürfe, um sogleich sich nach dem höchsten Ziele zu wenden. Er tritt deßhalb auch der unter jungen Künstlern häufig einreißenden Sucht, viel zu komponiren, entgegen; er betrachtet sie mit Recht als eine Krankheit, denn die Erfahrung hat schon gelehrt, daß solche Jünger, die man früher, als sie dazu gereift sind, antreibt, nach dem höchsten Ziele der Kunst zu ringen, ihre Fähigkeit verschwenden und zu keiner rechten Blüthe gelangen. Zu wenig Gewicht scheint uns der Hr. S. auf einen methodischen Unterricht in der Technik des Malens zu legen. Ein großer Theil der Schwächen unserer Malerei liegt in der Unsicherheit ihrer Farbenbehandlung, welche der äußern Schönheit des Gemäldes, augenblicklich oder später, Verderben bringt. — Die Andeutungen über den echten Geist der Kunstbeurtheilung sind kurz, aber mit Wahrheit und Billigkeit geschrieben; eine Betrachtung fehlt, welche gar häufig außer Acht gelassen wird: über die Vorbereitung und anhaltende Uebung, welche dem wahren Kritiker nöthig ist: umfassendes Studium der Natur und des Lebens, Ausbildung des poetischen Sinnes, um zu sehen, was und wie der Künstler aufzufassen habe, Einsicht in Vermögen und Mittel jeder Kunst, Kenntniß der vorhandenen Kunstwerke, in denen schon eine Höhe des Erreichbaren angegeben ist. Dies Alles vorausgesezt, wird noch die ruhige und wohlwollende Hingebung an den Geist des zu beurtheilenden Werkes bedingt, welche Vorzüge und Mängel gleich gewissenhaft prüft und gleich offenherzig ausspricht. Leider sehen aber die meisten Künstler in jeder Erwähnung eines Mangels nur ungerechten Tadel.

Im Anhang theilt Hr. Gr. R. noch sein Tagebuch über einen Ausflug nach Paris im Frühling 1836 mit, das eine Uebersicht über den damaligen Stand der französischen Malerei und willkommene Vergleichungspunkte für das Vorangegangene bietet. Wir heben auch davon nichts Näheres aus, indem das Meiste, was hier vorkommt, auch in unseren Blättern besprochen worden ist.

Noch haben wir von der reichen artistischen Ausstattung des Werks zu reden. Dem Texte sind eine große Menge Holzschnitte von den besten englischen, französischen und deutschen Künstlern eingedruckt, and einige Lithographien und Kupferstiche beigegeben, sämmtlich als Erinnerungen an die vom Verf. erwähnten älteren und neueren

Gemälde. Einige der Holzschnitte sind von trefflicher Ausführung, vor allen Don Quixote nach A. Schrödter, Lenore nach Lessing, einige Landschaften nach Schirmer, Watelet u. A. Die Anfangsbuchstaben sind reich verziert nach Zeichnungen von Frau H. Stilke in Düsseldorf. Zu bedauern bleibt, daß, wenigstens in der vor uns liegenden deutschen Ausgabe, der Abdruck der Holzschnitte zu grau und eintönig ausgefallen ist, wodurch auch die guten viel von ihrer Schönheit verlieren. Außerdem begleitet diesen Band ein Heft von 11 Kupferblättern in Großfolio. Es enthält den Jeremias von Bendemann, gestochen von Felsing in Darmstadt; die Philosophie von Götzenberger (Umriß); die Söhne Eduards von Hildebrand, gestochen von Lüderitz in Berlin; Hübner's Christus und die vier Evangelisten, gestochen von Keller in Düsseldorf; den Tod Kaiser Friedrichs II. nach einer Zeichnung von Lessing, gestochen von demselben; Friedrich Barbarossa und die Mailänder nach Mücke, gestochen von Thäter in München; die klugen und die thörichten Jungfrauen nach einer Zeichnung Schadow's, gestochen von Keller; Schadow's Bildniß von demselben; Sohn's Hylas, gestochen von Mandel in Berlin; die Pilger in der Wüste nach Stilke, gestochen von Eichens in Berlin, und die sieben fetten Jahre, Frescogemälde in der Casa Bartholdy zu Rom von Ph. Veit, gestochen von Müller in Frankfurt a. M.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Kupferstiche und Lithographien.

(Fortsetzung.)

2) Village recruits, ebenfalls nach D. Wilkie von Charles Fox gestochen. s. gr. qu. Fol.

Ebenfalls ein merkwürdiges Blatt, in der bekannten freien und etwas breiten Grabstichelmanier der englischen Schule vorgetragen. Charakter und Ausdruck sind hier ebenfalls mit Geist und Wahrheit dargestellt, die Derbheit des Landmanns und eine gewisse geistige Beschränktheit der Jugend, so wie andererseits die natürliche Heiterkeit, die im Bild vorherrscht, ist sehr gut wiedergegeben. Besonders naiv ist der den Kork aus der Flasche ziehende Kellner; wohl möchte man ihn als ein wahres Modell solcher beim Flaschenlord Angestellten erkennen.

3) The card players, ebenfalls nach D. Wilkie, gest. von Ch. G. Lewis. s. gr. r. qu. Fol.

Eine lebendige Komposition, hin und wieder, doch aber etwas verändert, dem früher nach Wilkie erschienenen Blatt: Village politicait, gleichend. Das Ganze bildet eine Gruppe von sieben Figuren im großen Innern eines ländlichen Hauses; Charakter und Ausdruck des im Lehnstuhl sitzenden Wirthes, der ein Streiter für's Recht ist, die Bedenklichkeit und der Aerger des Verlierenden, welcher mit dem Rücken gegen den Beschauer gekehrt ist und vor Bosheit sein Haupthaar zerrauft, die Freude desjenigen am Spieltisch, welcher die Gewinnkarte seinem Nachbar zeigt, endlich die mit dem Kind auf dem Arm neugierige und theilnehmende Frau sind meisterhaft dargestellt. Eben so sind alle Umgebungen und Geräthschaften bis in's kleinste Detail treu wiedergegeben.

Der Vortrag des Kupferstechers in diesem Blatt ist von einer ganz eigenthümlichen, im Allgemeinen weniger bekannten Technik geleitet; durch Radirnadel und Grabstichel, dann mittelst der Roulette und Mezzotinto hat er eine Verbindung der Töne hervorgebracht, die nächst Schärfe und Bestimmtheit viel Kraft und Harmonie bewirkt, wobei jedoch nirgends breite oder scharfe Lagen des Grabstichels vorkommen. *

4) Finden's Royal Gallery of british Arts, 1. Heft mit Dedication an die Königin Victoria. Gr. r. Fol.

Prachtwerk von der herrlichsten Ausstattung und von einer Eleganz im Druck und Papier, die nur den englischen Produktionen eigen ist. Die Blätter sind von der höchsten und zartesten Vollendung, und geben ein gutes Abbild der neueren englischen Kunst, besonders für die Genremalerei. Die drei Blätter mit begleitenden Texte sind:

1) Scene from Beggars Opera nach Newton, von Finden gestochen.
2) The taming of the shrew nach Leslie, von Charles Rolls.
3) Greek fugitives nach Eastlake, von Goodyear gestochen.

Das letzte Blatt hauptsächlich führt uns des Malers herrliches Talent trefflich vor Augen; die schönsten Gruppen vom schönsten Ausdruck sind hier von dem bis jetzt weniger bekannten Kupferstecher Goodyear in unnachahmlicher Zartheit wiedergegeben.

(Beschluß folgt.)

---

* Einiges diesem entfernt Aehnliche findet sich in den durch kräftige Radirung und Roulettenarbeit vollendeten Blättern des J. J. Boissieur, besonders in den größern Interieursscenen.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

№. 38.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 9. Mai 1839.

Ueber die Errichtung neuer Denkmale in Deutschland.

Je öfter in unsern Tagen der Fall sich wiederholt, daß man sich vereinigt, verdienten Männern der Vorzeit oder ausgezeichneten Zeitgenossen ein öffentliches Denkmal zu setzen, desto bestimmter drängt sich die Frage auf, ob auf dem bisher im Allgemeinen eingeschlagenen Wege die Absicht erreicht werde, ob das Ergebniß einerseits mit dem Verdienst des Gefeierten, andererseits mit den vielfältigen finanziellen und künstlerischen Anstrengungen der Theilnehmer im Verhältniß stehe? In den meisten Fällen werden sich gegründete Zweifel dagegen geltend machen lassen, und es dürfte daher nicht unangemessen seyn, die Sache zum Gegenstand öffentlicher Besprechung zu machen; vielleicht daß die Leiter und Vereine deßfallsiger Unternehmungen die so dargelegten Ansichten nicht ganz unberücksichtigt lassen.

Wer einmal über das Schlachtfeld von Lützen gegangen und den unbehauenen Feldstein zwischen den fünf Pappeln liegen gesehen, der uns die Stelle bezeichnet, auf der der edle Schwedenkönig im Kampf für Glaubensfreiheit fiel, wird — er müßte denn selbst von Stein seyn — das Tiefeindringliche dieses Monumentes empfunden haben. Man denke sich nun anstatt des Granitblocks die wenn auch noch so naturgetreue Statue des Königs — und alle eigentliche Wirkung auf's Gemüth ist aufgehoben. Die Ursache ist: Wenn im letztern Falle bloß die Sinne in Anspruch genommen und auf eine durch ein bestimmtes Vorbild festbegrenzte Erscheinung, gleichsam gefangen, hingeführt werden, so ist die ganze Geistesthätigkeit auf das Sichtbare, Endliche eingeengt, während der rohe Block mit seinen Paar Bäumen (die man ihm nur hätte lassen sollen!) der Phantasie ein unbegrenztes Feld und damit die Welt des Unsichtbaren eröffnet.

Will nun die Kunst dasselbe erreichen, so muß sie auf dieser Grundlage fortbauen, sie muß weniger auf die Augen, als auf die Phantasie zu wirken, sie muß nicht sowohl ein Abbild, als ein Sinnbild zu geben suchen. Die Kunst aber, der dieses wegen ihrer vollkommenen Unabhängigkeit von einem sinnlichen Vorbild und der Selbstständigkeit ihrer Formen vorzugsweis gelingt, ist die Architektur; ihr vor Allen kommt es zu, Denkmale aufzuführen; Sculptur und Malerei haben dann den Beruf, ihre Gedanken weiter auszuführen, den in ihr ruhenden Reichthum zu entwickeln. — Es kann hier die Absicht nicht seyn, auf eine Geschichte der Monumente einzugehen; im Allgemeinen nur sey bemerkt, daß der einfache Sinn gesunder Nationen sich immer in dieser Weise aussprach, und daß vom Tempel des Theseus in Athen bis zur Kirche des heil. Franz in Assisi, von den Gräbern der Pharaonen bis zum Mausoleum des Hadrian eben dieser Geist schaffend und ordnend wirkte und der Kunst ihre Geschichte gab. — Es ist damit nicht gesagt, daß Sculptur und Malerei nur in Verbindung mit der Architektur monumentale Aufgaben lösen können. Schon die ikonischen Statuen der Sieger in den olympischen Spielen bezeichnen die Ausnahmen und deren Motiv. Wo die persönliche Erscheinung Vieles, ja Alles galt und wirkte, da wird eine unmittelbare Erinnerung, ein treues Festhalten derselben an der rechten Stelle seyn, und so werden Fürsten und Feldherrn, Wohlthäter von Gemeinden und Anstalten, bei denen diese Bestimmung vorzugsweise gilt, mit Bildnißstatuen angemessen geehrt. Wo aber diese Bestimmung nicht gilt, wo gegen eine weite Sphäre der Wirksamkeit die Persönlichkeit als solche klein erscheint, bei einem Rudolph von Habsburg, einem Karl dem Großen u. s. w., treten die alten Anforderungen sogleich wieder in ihre Rechte. Wie viel mehr aber bei einem Dichter, einem Philosophen, einem Künstler, deren äußere Erscheinung in der unmerklichsten Beziehung zu den Werken ihres Geistes steht, ja vor diesen durchaus verschwindet! Welche Lage, welchen Moment, welchen Zustand will man wählen, um das Wirken eines solchen Mannes — durch seine Person auszusprechen? Und stände

auch die edle Gestalt eines vorzüglichen Menschen nachdenkend und würdevoll auf hohem Fußgestell auf offenem Markte vor uns, und sagten uns auch Reliefs am Sockel, daß die Genien der Dichtkunst in seinem Dienste und ewiger Ruhm sein Erbe waren, und erinnerten wir uns auch dabei lebhaft der Stunden, der Entzückungen, der Besserungen, die wir ihm zu danken haben: so wäre damit noch nicht mehr erreicht, als mit einem jeden guten und treuen Bildniß, und wer den Moment der Enthüllung eines solchen Denkmals, das Fest seiner Einweihung nicht erlebt hätte, erführe von seiner lebendigsten Aeußerung, von seiner Wirkung auf's Gemüth verhältnißmäßig nur wenig. Steht aber ein solcher einzelner Moment augenscheinlich im Mißverhältniß zu den aufgewandten Kosten und der künstlerischen Anstrengung, so ist noch mehr die Frage, wie er sich der Wirksamkeit des zu ehrenden Mannes gegenüber verhalte? Weit entfernt, die Verdienste der Bildner, deren kunstbegabte Hand die bestehenden neuern Denkmale fertigte, im mindesten antasten zu wollen, läßt sich doch, mit ziemlich allgemeiner Zustimmung, bezweifeln, daß man den rechten Weg einschlug, als man dem Heidenbekehrer Bonifacius in einer Gegend Hessens eine Statue zu errichten beschloß, ihm, dem seit länger als einem Jahrtausend deutsche Völker in ihren Kirchen von der Dorfkapelle zu Ziegenhain an bis zum Kölner Dom und weiter die lebendigsten Kunstdenkmale errichtet haben; eben so, als man des Reformators Statue in Wittenberg aufrichtete, während jede Kirche, die seit dreihundert Jahren auf dem Grund des Evangeliums aufgeführt wird, seinen Namen verherrlichte. Nun unsere deutsche Literatur, der Ruhm und die Bedeutung unseres Vaterlandes in der neuern Zeit! Denken wir an Schiller! Die Geschichte wird uns wenig Männer nennen, die so auf ihre Zeitgenossen, auch jenseits der durch die Sprache gezogenen Grenzen, gewirkt haben, wie er; und er wird wirken, so lange noch Menschen fähig sind, den Höhen des Lebens sich zuzukehren. Und für das heilige Feuer, das sein edler Genius in den Herzen der deutschen Jugend, des deutschen Volkes, ja jeder gebildeten Nation, angezündet, hat unsere Zeit kein anderes Dank- und Denkmal, als das Abbild des Vergänglichsten an ihm? Und so sollten wir uns begnügen, Goethe in Frankfurt, Jean Paul in Wonsiedel, Mozart in Salzburg, Beethoven in Bonn 2c., Männern, deren Verdienste noch einer späten Nachwelt Segen und Freude verheißen, Bildnißstatuen zu errichten und darüber die ganze reiche Entwickelung versäumen, deren der aller Orten erwachte Sinn für Denkmäler fähig ist? Würde es, im Extrem zu reden, nach solchen Vorgängen noch befremden, wenn ein Verein zusammenträte, und die ganze Christenheit aufforderte, dem Stifter unserer Religion in Bethlehem eine Bildsäule zu errichten?

Wie diesem offenbaren Mißverhältniß zu begegnen sey, darüber seyen in Betreff einiger der beabsichtigten Kunstdenkmale Andeutungen erlaubt. Ueber Schiller kommt natürlich jedes Wort zu spät, die Statue wird im Mai dieses Jahres an der für sie bestimmten Stelle in Stuttgart stehen; dagegen ist für die Denkmale Goethe's, Jean Pauls, Mozarts, Beethovens u. A., zu denen neuerdings die Arminsäule gekommen, noch Vieles zu thun möglich.

Denkmal Goethe's in Frankfurt: Als die ersten Christengemeinden das Andenken der Heiligen und Blutzeugen unserer Religion zu ehren und zu verewigen sich getrieben fühlten, da schmückten sie deren Gräber, als die Pforten des Paradieses, die Geburtstätten ihres unvergänglichen Daseyns, und an diesen vereinigten sie sich zu ihrer und dann zu jeder religiösen Feier, und legten damit den Grund zu den christlichen Kirchen, in deren Aufbau und Schmuck die Menschheit eine Fülle der edelsten Kräfte offenbart, ja ihre eigene Geschichte verewigt hat, und die bis auf den heutigen Tag ihrem Wesen nach (Katholischerseits) nichts sind, als Denkmale der Heiligen, in der Bedeutung des Eintritts zum ewigen Leben. Unsere Weisen und Dichter sind nicht unsere Heiligen, und eine neue Himmelsleiter neben der, die Christus aufgerichtet, kann nur im Traum erscheinen. Nicht des jenseitigen Lebens Thore haben sie uns aufgethan; wohl aber die des diesseitigen, und seinen ganzen Reichthum vor uns ausgebreitet, in seine Schachten sind sie hinabgestiegen und mit seinen eigenen Schätzen haben sie es geschmückt und uns lieb gemacht; seine Höhen haben sie erklommen, und von dort aus die Namenszüge des Ewigen in den Feuern der Niederungen erkannt und ausgesprochen. Wohin können wir uns folgerichtiger wenden, wenn wir ihr Andenken feiern wollen, als zu den Stellen, wo sie in eben dieses Leben eintraten, zu ihren Geburtstätten? Und so hat uns auch bisher ein natürliches und richtiges Gefühl geleitet: wie dort das Grab, so wird hier die Wiege der Punkt der Vereinigung: Frankfurt für Goethe, als dessen Vaterstadt, Wonsiedel für Jean Paul, Salzburg für Mozart, Bonn für Beethoven u. s. w. aus demselben Grunde. In dieser glücklichen Uebereinstimmung, so wie in dem ganz harmonischen Gegensatz gegen die religiösen Denkmale, liegt die Gewähr der Wahrheit neuer Bestrebungen, aber auch der Fingerzeig für die Richtung, die ihnen zu geben ist. Ist bei religiösen Denkmalen feierlicher Ernst fast unerläßlich, so sey hier Heiterkeit Grundmotiv der Auffassung, namentlich bei Goethe. Sein Denkmal sey ein Garten, ein Sinnbild, wie eine Wohnung, seines die Natur und die Kunst, beide aber in gesetzlicher Beschränkung erfassenden Geistes. Mit dem Ankauf eines Gartens sollte man beginnen, und seine Anlage ist die erste Aufgabe an einen sinnreichen und geschmackvollen Architekten. Hier baue man ein Gebäud-

von schönsten Formen und Maßen, geräumig genug für große Menschenzahl zu bestimmten Festen, geeignet für Gesang und Musik, Deklamation und einfache dramatische Aufführung, damit des Dichters Lieder und Gesänge, Balladen und Dramen hier fortleben könnten in stets erneuerten Weisen. Die Vorhallen schmücke die alte Kunst, vorläufig in Abgüssen der besten Antiken; das Innere die Malerei mit Darstellungen aus seinen Werken. Seine eigene Statue ist gar nicht nöthig, so wenig als er, der Dichter der Objektivität, sie in seinen Werken aufgestellt. Und wenn in hundert Jahren erst das Ziel erreicht würde, so war der Gang dahin für die Gehenden Zieles genug. Auch als vorzeitige Ruine ist der Kölner Dom die Krone Deutschlands.

Denkmal Jean Pauls in Wonsiedel. Hier hat die Natur auf eine überraschende Weise vorgegriffen, ja die Hauptarbeit gethan. Möchte dieses nicht außer Acht gelassen werden! Auf dem Wunderberge vor der Stadt, der sogenannten Luisenburg, in wildromantischer Gegend ist ein Platz (fast der einzige von einigem Umfang daselbst), dicht von Felsen und hohen Fichten eingeschlossen; in der Mitte ein großer Granitblock: nur ein steiler Pfad mit eingehauenen Stufen, oder ein unterirdischer, sehr beschwerlicher Gang, oder endlich ein eben so mühevoller, von dem Gipfel eines höher gelegenen, mit einem Kreuz geschmückten Felsens führen dahin; reiche Waldvegetation rings umher; frei aufgethürmte Granitmassen, wie aus dem Innern der Erde hervorgeworfen, oder durch Riesengeister aus fernen Reichen herbeigetragen; Rauschen der Tannenwipfel in der Höhe; Rieseln der Quelle in der Tiefe; geräumig und doch geschlossen; keine Aussicht, als nach dem Himmel oben und an einer schmalen Stelle in's freundliche Thal, auf die kleine, heitere Stadt, gerade auf das Haus, in dem Jean Paul geboren, und auf die Kirche, in der zum ersten Mal sein Name ausgesprochen wurde (welche beide Gebäude vom letzten fürchterlichen Brande glücklich verschont geblieben). Hier hat die Natur des Dichters Heiligthum gebaut, und keine Architektur in der Welt vermöchte ein schöneres, reicheres, wahrhaftigeres Sinnbild seines Geistes zu entwerfen; wie denn auch der klare und gesunde Sinn seiner ihn ehrenden Landsleute diesem Platz längst den Namen des Jean-Pauls-Platzes gegeben hat. Hier denn möge die Erzstatue des Dichters aufgestellt werden! Aber man lasse ihn, in höchster Einfachheit, ohne alle Beziehung nach außen (nämlich auf den Beschauer) nur in sich und die Natur versunken, und in sitzender Stellung abbilden! Der Felsblock in der Mitte des Platzes sey sein Sessel. Auch zur gemeinsamen Feier seines Andenkens wird sich ein Tag der Vereinigung finden, und uns Allen, die sein großer und reiner Geist an sich gezogen und gehoben, wird die Weise des Dankes seiner Zeit nicht fehlen!

Denkmale Mozart's in Salzburg, Beethoven's in Bonn. Nach dem Bisherigen ist hier wenig hinzuzufügen. Jedermann wird vorausfühlen, daß vom genommenen Standpunkt aus nur musikalische Anstalten als Ehrendenkmale für sie gewollt werden können, dazu öffentliche Gebäude, in denen ihre unsterblichen Werke auch wirklich ihrer Unsterblichkeit froh und gewiß, d. h. durch große Musikvereine an großen und kleinen Musikfesten zur Aufführung gebracht würden. Auch hier ist, wenigstens am Rhein, durch das bestehende Bedürfniß eines solchen Mittelpunktes der rheinischen Sangvereine längst geistig vorgearbeitet. Der Kunstschmuck solcher Gebäude wäre außerdem eine ganz neue, glänzende Aufgabe für die Kunst, die „die Macht der Musik“ — ein reiches, unerschöpfliches Thema — in Bildern noch nicht gefeiert.

Das Armins-Denkmal bei Detmold gehört freilich nicht in diese Reihen, obschon es auch eine Geburtsstätte bezeichnen soll, nämlich die der deutschen Freiheit. Aber eben in dieser eigentlichsten und umfassendsten Bedeutung, nämlich als solche wird es bereits an anderer Stelle errichtet, an der Donau bei Regensburg. Die Walhalla, dieses Denkmal deutscher Größe, dessen östlichen Giebel die Armins-Schlacht schmückt, dessen westlicher Deutschlands neueste Befreiung darstellt, in dessen Innern die ganze vaterländische Geschichte, Folge und Ursache jeglichen Kampfes um Selbstständigkeit verherrlicht wird, ist das eigentliche Armins-Denkmal, aufgefaßt im Geiste der Geschichte voll lebendiger Beziehungen. Und hiebei sey es erlaubt, auf den klaren und großen Sinn hinzudeuten, mit dem der König von Bayern, der Gründer der Walhalla, seine Kunstaufgaben erfaßt, der allein hinreicht, auch wenn ihre Zahl um die Hälfte kleiner wäre, ihnen die historische Bedeutsamkeit für alle Zeiten zu sichern. Seinem königlichen Vater, diesem Vater des Volks, so wie dem Sieger vom weißen Berge weiht er Bildniß-Statuen. Dem Bonifacius errichtet er ein Denkmal, aber zugleich mit ihm der Verbreitung des Christenthums in Deutschland, deren Vertreter jener ist, und dieses Denkmal ist eine Kirche; baut er den neuern Künstlern ein Denkmal, so ist es ein Gemäldeschatzhaus, und ihre Statuen zieren sein Dach, und ihre Geschichte seine Hallen; die griechische und römische Kunst feiert er in ihren Werken, und nicht ohne deren Quelle, die Mythologie; den Helden deutscher Geschichte weiht er Festsäle, und ihre Thaten preisen ihren Namen. So trifft er überall das Rechte und erfaßt jeden Gedanken nach seinem ganzen Umfang und Inhalt. Nachdem nun also einmal in so großartiger Weise der Gedanke eines Armins-Denkmals von einem einzigen deutschen Fürsten ausgesprochen, kann eine zweite Ausführung, zu der alle Fürsten und alles Volk des gesammten Vaterlandes beisteuern sollen, nicht so weit hinter jenem zurückbleiben, als es die bekannt

gemachten Pläne erwarten lassen. Hier genügt keine Statue, wenn sie auch thurmhoch wäre. Das Vorbild ist gegeben, und die Leiter des Unternehmens finden vielleicht noch die Mittel, den Plan des Künstlers, der das Ganze angeregt, unbeschadet der bisherigen Bemühungen desselben, zu erweitern.

Fragt man nun nach der Ausführbarkeit so umfassender Plane, so könnte man sich freilich auf den genannten Fürsten berufen, der gezeigt hat, daß man das, um das es Einem Ernst ist, erreichen kann. Allein es ist auch nur zu gewiß, daß viele Unternehmungen an ihrer Kleinheit scheitern. Für Großes, wenn es zeitgemäß war, fehlte in der Welt noch nie die nöthige Theilnahme, und hier wende man noch einmal den Blick auf die religiösen Monumente, die Kirchen mit ihrem Kunstschmuck. Wie da durch allgemeine Sammlungen häufig nur der Grund gelegt, durch einzelne Familien, Corporationen und Fürsten aber besondere Kapellen und Altäre errichtet und bereichert worden, so können auch bei den neuesten Kunstdenkmalen Gesellschaften und Vereine (z. B. Kunstvereine), Fürsten und reiche Privatleute die Ausführung ganzer Theile auf ihre Kosten übernehmen. Kollekten beschränke man nicht auf einen einmaligen Beitrag, sondern für eine Reihe von Jahren auf einen jährlichen. Auch Festtage, die, zumal bei den Musikern, wahre Zahlwochen sind, werden fördern, wenn dabei Alles schön, geistvoll und erfreuend angeordnet ist, so daß die Theilnahme nicht fehlt.

Nach solchen Andeutungen dürfte es nicht zweifelhaft seyn, daß die Leiter unserer monumentalen Unternehmungen ein gehaltvolles Saamenkorn in Händen haben, daß auf Boden und Pflege viel ankomme, und daß sie der Dichtkunst und der Musik, wie allen bildenden Künsten, ja dem gesammten Leben mannigfache neue Anregungen geben können. ef.

Neue Kupferstiche und Lithographien.

(Beschluß.)

5) In Mezzotintomanier, mit der Radirnadel verbunden, darf das Bildniß des Grafen Alfred d'Orsay in ganzer Figur zu Pferd genannt werden. Das Blatt ist nach einem Gemälde von Francis Grant, gestochen von M. C. Lewis. s. gr. r. Fol. Obgleich von schöner Wirkung und zarter Arbeit, so kann dieser Kupferstich nur Interesse für die Freunde der dargestellten Person erhalten.

Englische Lithographien.

Warry Wilson's fugitive Sketches in Rome etc. Gr. Fol.

Dieses Werk enthält in trefflicher äußerer Ausstattung dreizehn Ansichten von Rom, Venedig und andern Orten, so z. B. Gegenden und architektonische Merkwürdigkeiten der Normandie, mit Figuren und Gruppen reichlich staffirt. Das Ganze ist zwar in Hinsicht auf praktisch-technische Behandlung der Lithographien gut gearbeitet, hingegen in Hinsicht auf künstlerische Erfassung und Zeichnung ein äußerst manierirtes Werk. Es ist zu bedauern, daß die hier waltende Ausartung in Auffassung der Formen und bei Vertheilung des Lichtes und Schattens die Wahrheit und malerische Schönheit der meist glücklich gewählten Ansichten der Gegenstände verdirbt. Es ist ein gänzlich falsches Prinzip, eine große Kraft, die in das tiefste Schwarz übergeht, an denjenigen Theilen der Körper anzuwenden, die dem vollen Licht am nächsten stehen. Dem Auge wird dadurch nur eine widrige Empfindung bereitet; die Natur ist völlig mißverstanden, und es kann auf diesem Wege nur ein oberflächlicher Reiz des Auges, aber keine Wahrheit der Naturformen und ihrer Lichtwirkungen hervorgebracht werden. Leider findet sich dieselbe Behandlung auch schon in den sonst praktisch schön ausgeführten englischen und französischen modernen Aquarellzeichnungen, ist sogar auch auf einen großen Theil anderer Künstler übergegangen, und hat die Unkenner bereits in hohem Grade für sich eingenommen.

* * *

Von italienischen Kupferstichen ist zu nennen: das Bildniß des Giovanni de' Medici, detto delle bandenere, nach Tizians Bild aus der Florentiner Galerie, gestochen von Giov. Paolo Lorenzi (einem Taubstummen). Fol. Das Blatt ist gut und kräftig mit dem Grabstichel gearbeitet und verkündet noch einen Nachklang der Raph. Morghenschen Schule.

Von Toschi's berühmtem Spasimo nach Raffael sind neue Drucke der von ihm selbst retouchirten Platte erschienen, welche an Kraft und guter Wirkung den ersteren der nicht retouchirten Platte nicht nachstehen. F.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

№ 39.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 14. Mai 1839.

Christliche Archäologie.

Tableau des catacombes de Rome où l'on donne la description de ces Cimetières sacrés, avec l'indication des principaux monuments d'antiquité chrétienne, en peinture et en sculpture, et celle des autres objets qu'on en a retirés, par **M. Raoul-Rochette.** Paris 1837. 8. p. 300. Mit 8 Steindrucktafeln.

Dieses Werkchen, welches bestimmt ist, einen Theil der Bibliothèque Universelle de la Jeunesse zu bilden, enthält nicht sowohl geradezu neue Resultate von Forschungen im Gebiete der christlichen Archäologie, als vielmehr eine in lebhaftem Geist und mit Geschmack unternommene Darstellung anderweitig bekannter Thatsachen. Dabei fehlt es indessen weder an neuen Erörterungen und bedeutungsvollen Winken in Betreff einer Masse von Einzelnheiten, noch an eigenthümlichen Grundansichten, welche dem Gegenstand ein erhebliches Interesse zuführen.

Nach einem Vorwort, in welchem der Vf. den literarischen Apparat beleuchtet, auf den wir heutzutage mehr noch als auf die Katakomben selbst angewiesen sind, sucht er in einer enthusiastischen Vorrede den Standpunkt zu charakterisiren, von welchem aus er diese Denkmale der Urzeit des Christenthums zu betrachten gedenkt. Dieser ist der archäologische. Das Werk selbst beginnt daher mit einer malerischen Schilderung der Katakomben, welche ihren Ursprung in jenen unterirdischen Sandminen haben, von deren Existenz vor den Thoren von Rom uns schon die Alten bei verschiedenen Gelegenheiten berichten. Das Grabmal der Scipionen an der Via Appia ist auf ähnliche Weise aus Tufshöhlen entstanden, die Anfangs keineswegs eine Gräberbestimmung hatten, sondern, wie Visconti mit schlagenden Gründen nachgewiesen, vorbem als Steinbrüche dienten. Die Beschreibung dieses nächtlichen Zufluchtsortes der ersten Bekenner der christlichen Religion geht mit anziehender Lebhaftigkeit bis in die kleinsten Details ein, und macht mit vereinfachender Klarheit die erste Entstehung einer Menge urchristlicher Gebräuche anschaulich, deren leztes Verständniß häufig aus der Betrachtung jener Oertlichkeiten entnommen werden kann. In den Zeiten der Verfolgung und allgemeiner Bedrängniß feierte man den Gottesdienst in jenen größeren Räumen, welche die engen Gänge von Zeit zu Zeit unterbrechen, und die man bis ins achte Jahrhundert auszuschmücken fortgefahren; da diese Zeiten der Noth sich in rascher Folge wiederholten, wurde die Ausnahme zum Gebrauch, und das Wort coemeterium, welches Anfangs nur ein einzelnes Grab, später ein gemeinschaftliches Begräbniß bezeichnete, diente nachmals sogar ganz gleichbedeutend wie „Kirche," so daß die Basilika S. Paul in einer Inschrift, in der von der Wiederherstellung derselben die Rede ist, geradezu coemeterium genannt wird. Die Feier der Märtyrerfeste rief überdies die christliche Kirche häufig in jene unterirdischen Räume, wo die Gebeine jener Bekenner ruhten, zurück, und es finden sich Spuren von Tauf- und Ordinations-Feierlichkeiten, die man daselbst vollzogen. Man betrachtete sehr bald die Katakomben wie die ersten christlichen Kirchen, und die Feier der Messe wurde auf dem Grabe eines Martyrs vollzogen, welches als Altar diente. Daher leitet sich der Ausdruck confessio ab, welcher noch jezt zur Bezeichnung des Hauptaltars in den christlichen Basiliken Roms in Gebrauch ist. Die Analogie der Seitencapellen in den christlichen Kirchen mit den Grabkammern des Alterthums hat einen gleichen Grund; eines der entschiedensten Beispiele einer solchen Verwandtschaft bietet das von Bosio entdeckte und von d'Agincourt edirte Grab des h. Hermas dar, welcher in dem lezten Jahr der Regierung des Trajan den Märtyrertod gestorben seyn soll.

Diesen topographisch-architektonischen Erörterungen, welche die beiden ersten Kapitel füllen, folgt in einem

dritten eine Untersuchung der Malereien der Katakomben. Der Verfasser weist mit großer Energie die heidnischen Elemente in den ältesten christlichen Kunstwerken nach; diese stehen häufig so unvermittelt da, daß ihre Erscheinung in dem Zusammenhang ähnlicher Darstellungen befremdet. Dabei macht er sehr schicklich auf die Nothwendigkeit eines solchen Verhältnisses aufmerksam, indem es den ältesten Christen eben so wenig frei stand, von den heidnischen Kunstformen zu abstrahiren, als es ihnen unmöglich war, eine andere Sprache zu schaffen als die, welche sie gleichsam aus dem Munde ihrer heidnischen Vorfahren überkommen hatten. Wichtiger als die Feststellung dieser auch schon früher bekannten Thatsache ist die Bemerkung über den heiteren Charakter jener Malereien. Obgleich diese aus den Zeiten der grausamsten Bedrängniß und der qualvollsten Martern stammen, so findet sich doch in ihnen von jenen Greuelscenen selbst keine Spur. Bilder von betenden Christen, die den Himmel eben so warm für ihre Henker als für sich selbst erflehen, sind die einzigen Spuren, aus denen man auf jene Verfolgungen schließen kann; in andern Christenbildern bietet die Krone, mit der sie geschmückt erscheinen, das einzige Kennzeichen ihres qualvollen Märtyrertodes dar. Dieser heitere Charakter der ersten christlichen Kunst ist in späteren Zeiten einer organischen Vollendung zu einer noch freieren Entwickelung gelangt. Für die Kunstphilosophie ist die Feststellung dieser Thatsache von Wichtigkeit; die Solger'sche Ansicht von dem heiteren Charakter der christlichen Kunst im Gegensatz zu der Düsterkeit, die wie ein unauflösbarer Zug gleichsam alle Bildungen des Heidenthums durchdringt, findet in derselben eine nicht unwichtige historische Bestätigung. Die Vergleichung der ältesten Darstellungen der griechischen Kunst bietet einen sehr charakteristischen Gegensatz dar. — Der Vf. bemerkt sehr wahr, daß die Künstler, welche im sechszehnten Jahrhundert die Schrecken der ersten Christenverfolgungen zurückzurufen und mit den grausigsten Farben zu malen sich bemühten, in den Darstellungen der Augenzeugen, in den Malereien der Katakomben selbst durchaus keine Materialien für ihre Unternehmungen gefunden haben würden. Die Malereien, welche die Wände der Kirche von S. Stefano rotondo in Rom schmücken oder vielmehr entstellen, gehören bekanntlich zu den grausigsten und scheußlichsten Produktionen dieser Art. Es braucht kaum bemerkt zu werden, wie sehr ihr Charakter, von der Einfachheit der ersten christlichen Malereien entfernt, so ganz und gar dem Wesen nach verschieden ist, gerade so wie die Zeit, welche sie hervorgebracht, mit den ersten christlichen Jahrhunderten in einem fast polaren Widerspruch zu stehen scheint.

Die Untersuchung der Werke christlicher Sculptur und der Grabsteine, deren Inschriften uns gleichsam die ganze Population des römischen Urchristenthums namhaft vorführen, führt zu ähnlichen Resultaten. Nicht bloß die Form des christlichen Sargs war durch die der römischen Sarkophage gegeben, auch der Bilderschmuck derselben wurde in den meisten Fällen fast ganz unvermittelt herübergenommen. Die christlichen Inschriften enthalten so wenig wie die obenerwähnten Malereien irgend einen Ausdruck, der auf die harte Behandlung schließen ließe, der jene armen, einfachen Menschen unterworfen gewesen waren. Jedes Wort bezeugt gleichsam jene göttliche Liebe, die damals in Aller Herzen lebte, und die das irdische Daseyn in Mitte aller seiner Greuel zu einem Himmelsverkehr umwandelte. — Nicht bloß die Kunstformen und andere materiellen Bräuchlichkeiten wurden dem Alterthum ohne Weiteres entlehnt, selbst ein großer Theil der ältesten christlichen Symbole wurde aus demselben herübergenommen oder beibehalten. Und warum nicht? Alles kam ja nur darauf an, die Gegenwart mit christlicher Gesinnung zu betrachten, und das, was sie bot, in solcher zu gebrauchen. Auch in dieser Beziehung scheinen die ältesten Christen ein Muster von echter und friedenährender Toleranz darzubieten.

In einem fünften Kapitel werden die Gegenstände aufgezählt, welche man in jenen Todtenwohnungen vorgefunden. Diese bilden den ziemlich ärmlichen und unscheinbaren Vorrath christlicher Anticaglien. Von dem Kinderspielzeug an bis zu den goldenen Stoffen, in welche die Leichen verhüllt angetroffen worden sind, liefern dieselben immer nur ein Bild der Einfachheit jener Zeiten. Die Lampen, von denen jene unterirdischen Räume erleuchtet wurden, finden sich besonders häufig vor. Ihre Verzierungen sind einfach und unbedeutend; nächst ihnen sind jene bemalten Gläser besonders zahlreich, welche zu der Feier der Todtenmahle oder Agapen gedient haben. Unter lezteren befinden sich einige mit rein heidnischen Gegenständen, deren Anwesenheit indessen keinen Anstoß erregt zu haben scheint.

In dem sechsten und lezten Kapitel beleuchtet der Verfasser die Bildnisse, welche von Christus, der heiligen Jungfrau und den Aposteln auf uns gekommen sind. Gleichzeitig ist keins derselben. Der heilige Augustinus erklärt ausdrücklich, daß man von den beiden ersten kein Porträt besäße. In dem Gewölbe einer Capelle des Grabhofs von S. Calixtus befand sich bekanntlich früher das älteste gemalte Porträt des Erlösers, welches von Bottari bekannt gemacht worden ist, und das sich gegenwärtig in dem christlichen Museum des Vaticans befindet. Etwas besser steht es mit der Authenticität der Porträtzüge der Apostel aus. Von Petrus und Paulus wenigstens scheinen sehr frühe schon Bildnisse bei den ersten

Christen im Umlauf gewesen zu seyn. Jene gemalten Gläser mit Goldgrund liefern dieselben häufig mit Inschriften. S. Paulus erscheint dabei mit kahler Stirn und einer langen geraden Nase, und S. Peter mit jenem Haarbüschel auf der Stirn, welches nachher typisch geworden ist.

Die beigefügten Steindrücke enthalten ausgewählte Copien nach Darstellungen, die durch die älteren Katakombenschriftsteller bekannt geworden sind. Diesen verdankt der Vf. sein ganzes Material. Untersuchungen an Ort und Stelle scheint er nur sehr vereinzelt angestellt zu haben. Wie nützlich indessen eine ähnliche geistvolle und lebendige Zusammenstellung den etwas schwergerüsteten Arbeiten früherer Gelehrten gegenüber seyn muß, dürfte sich vielleicht schon aus obigen Andeutungen entnehmen lassen. Anstößig müssen die häufigen Ausfälle gegen protestantische Schriftsteller erscheinen, denen er sogar an einigen Stellen die Fähigkeit, in diesem Gebiet der Archäologie unbefangene Forschungen anzustellen, abspricht. Bei einem andern Orte nennt er sie würdige Nachfolger der Iconoklasten. Dies läßt das Bestreben, der römischen Hofhaltung zu gefallen, etwas zu auffallend durchblicken. Bei alle dem kömmt es sehr darauf an, welche Aufnahme sein Werk bei dem römischen Clerus finden wird, indem viele der darin angestellten Untersuchungen denn doch von der Art sind, daß man sie am römischen Hof vielleicht lieber nicht berührt zu sehen wünschte.

Alte und neue Ideen über Malerei.

Zwischen schöner Literatur, Kunst und Wissenschaft besteht ein solch inniges Wechselverhältniß, daß Alles, was auf die eine influirt, auch auf die beiden andern seine Wirkung äußert. Daher kommt es, daß in Frankreich, wo Alles auf das Gefällige des Bühneneffektes, der sich sogar in der kirchlichen Feier kund gibt, berechnet ist, wo der Materialismus sich zur Schau trägt, alle Kunstprodukte mehr oder weniger den Stempel dieser Aeußerlichkeit an sich tragen; daher kommt es, daß in England, wo das Kaufmännische vorleuchtet, wo Schicklichkeit der äußern Form und respektabler Schein vorherrscht, die Kunstprodukte diese Merkmale besitzen; in Deutschland, wo, um mit Bulwer zu reden, kontemplative Ruhe und schmucklose Innigkeit des Gefühls vorragt, wir an den Produkten der Kunst diese Kennzeichen treffen. In England und Frankreich offenbart sich in Allem, was die Kunst liefert, kühne Ausführung und schöne Form, aber Mangel an Empfindung; bei uns Deutschen dagegen finden wir Erhebendes, Rührendes, die Seele Ergreifendes. Daher kommt es, daß unsere Schulen sich zu dem Religiösen, das seine Macht über die Einbildungskraft ausübt, hinneigen.

Es ist viel darüber gestritten worden, und wird noch immer viel darüber gestritten, inwiefern es thunlich sey, dem religiösen Prinzip in Malerschulen die Oberhand zu lassen. Darüber erlauben wir uns folgende Ansichten niederzulegen: Halten sich dergleichen Produkte an bloße objektive Auffassung, sieht man den Bildern an, daß Religion, nicht religiöse Gefühle, sie geschaffen, daß die Ideale aus der Religion selbst geschöpft sind, dann ist dieses Streben, religiösen Bildern den Vorrang zu schaffen, sehr löblich. Der Künstler wird sich dann gleichsam über die Erde erheben, um himmlische Gestalten darzustellen; er wird aber auch diese verklärende Phantasie beibehalten, wenn er zur Erde zurückkehrt, und sie bei Erschaffung anderer, d. h. nicht religiöser Gegenstände, zurückstrahlen lassen. Schon Cicero sagt in dieser Beziehung: „Omnia profecto, cum se a coelestibus rebus referet ad humanas, excelsius magnificentiusque et dicet et sentiet.“

* * *

Die Jugendgeschichte großer Genies bietet dem Forscher vieles Interesse. Man möchte ihnen einen Seherblick zuerkennen. Bulwer erzählt: „Ein später sehr berühmt gewordener Maler begann eines seiner Bilder zu einer Zeit, als er nicht Mittel genug besaß, die mit der Arbeit verbundenen Kosten zu bestreiten. Ein Geldstück nach dem andern ging weg und endlich hatte er nur noch einen einzigen Groschen, den er, in jenem dem Genie eigenen Kindersinn, seines Glanzes wegen bis zuletzt aufgespart hatte. Der Groschen war so verrätherisch als blank — mit einem Seufzer zum Bäcker getragen, wurde er als falsch befunden, und das eben ergriffene Brod wieder aus der Hand des Unglücklichen gerissen!

Was war es, das diesen Maler in seiner tiefsten Armuth noch aufrecht hielt? — Es war die religiöse Betrachtung, mit der er in der Vergangenheit tiefste Höhlen drang. Nach meinem Dafürhalten können eigentlich nur diejenigen es in der Malerkunst zu einer Größe bringen, die in dieser erhebenden Phantasie, um mit Goethe zu reden, ihr Brod mit Kummer aßen. Nur sie vermögen es, die menschliche Leidenschaft mit ihren verschiedensten

Schattirungen darzustellen, nur ihre Bilder vermögen es, das Gemüth des Schauers in tiefer, heiliger Ruhe festzuhalten.

* * *

Es war vorauszusehen, daß die französische Romantik, die das klassische Prinzip zu Boden drückte, mit ihren verderblichen Folgen auch deutsche Malerei nicht unberührt lassen werde. Wir rechnen dahin das Streben junger Künstler, recht Vieles und recht Pomphaftes zu malen, alles mit theatralischem Knalleffekt auszustaffiren: wir zählen dahin die Vernachlässigung mythologischer Bilder. Es geht mit diesen romantischen Bildern wie manchen theatralischen Machwerken, die auf den Zetteln als historisch-romantische ausposaunt werden; jenen fehlt weiter nichts, als es müßte drunter stehen: historisch-romantisches Bild. Gemalt sind diese Bilder, es ist nicht zu leugnen, recht gut, ebenso wie ihre theatralischen Geschwister sich durch eine gefällige Diktion auszeichnen; wendet Euch aber um, und vergegenwärtigt Euch noch einmal diese Bilder: es wird Euch allenfalls noch die Manier im Gedächtnisse geblieben seyn, eben so wie Ihr aus den romantischen Theaterstücken nichts als allenfalls die brillante Garderobe mit nach Hause nehmen werdet.

* * *

Es dürfte für den Psychologen von großem Interesse seyn, zu erforschen, von welchem Publikum die einzelnen Bilder am meisten besehen werden, z. B. welche Bilder am meisten von der arbeitenden Klasse, welche von dem Mittelstande besucht werden rc. Aus dieser Sympathie ließe sich Viel schließen, und es dürfte sich der Mühe verlohnen, wollte Jemand dieses Kapitel ausführlich behandeln.

* * *

Wie kommt es, daß gleichzeitige Begebenheiten selten Meisterwerke hervorrufen? Wie kommt es z. B., daß die glorreichen Thaten Friedrichs des Großen keinen gleichzeitigen Künstler zu einem Werk anregten? — Die Antwort findet sich in dem schon mehrmalen genannten Wechselverhältniß zwischen schöner Literatur, Kunst und Wissenschaft. — Wie der Poet und der Dramatiker vermöge der menschlichen Geistesrichtung nur recht schaffen kann, wenn er sich in die Vergangenheit versezt, weil er sich aus ihr ihre Ideale, die er in der Gegenwart nicht zu finden glaubt oder nicht findet, holen kann, so ergebt es auch dem Maler, der seine Ideenwelt gern der Vergangenheit entnimmt. Er sieht dort mit andern Augen und fühlt mit andern Gefühlen, als in der Gegenwart; die Gegenwart bietet nur das Reale, das sich nicht so gut zum Pinsel eignet; dagegen die Vergangenheit das Ideale, das für den schaffenden Künstler einen weiten Spielraum in sich faßt.

* * *

Der Porträtmaler ist von allen der gebundenste. Bei ihm kann weder von einem feststehenden Typus, noch von Schule, noch von Manier die Rede seyn; sondern die Natur allein ist es, die er sehen muß; ungestraft aber läßt die Natur nichts an sich ändern. Da darf man nicht variiren, nicht modeln, da darf man nicht, Schauspielern gleich, die Partie so und so auffassen, nein, da muß Alles Natur, Wirklichkeit seyn. Unseres Erachtens ist dieser Zweig der Malerei mit der schwierigste; darum steht auch ein Tizian, ein Rembrandt und vor Allem ein van Dyk so groß da. Darum wird es auch Vielen, die in andern Zweigen selbst Ausgezeichnetes leisten, so schwer, in der Porträtirkunst nur Ziemliches zu schaffen, weil sie das Ideale mit dem Realen nicht zu verbinden verstehen. — Leider aber ist die Porträtmalerei zum Handwerk herabgesunken: man sucht nur recht viele Porträts zu malen, die lassen sich schnell schaffen; und je mehr Porträts, desto mehr Geld; das Publikum bietet die Hand dazu.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

№ 40.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 16. Mai 1839.

Das neue spanische Museum im Louvre.

(Dritter und letzter Artikel.)

Don Diego Velasquez de Silva. Francisco Zurbaran. José Ribera.

Eines Tags, als Velasquez so eben das prachtvolle Porträt des Großadmirals von Castilien, Don Antonio Pulido Pareja, vollendet hatte, trat Philipp IV. in die Werkstätte seines Hofmalers, und gerieth beim Anblick des Admirals in lebhaften Zorn, den er mit folgenden Worten gegen das Bild ausließ: „Was machen Sie hier? Vollstrecken Sie so meine Befehle? Habe ich Ihnen nicht die Ehre und den Ruhm meiner Flotten anvertraut?“ Darauf sich an Velasquez wendend, fügte der König hinzu: „Mein Sohn, du hast mich getäuscht.“ — Diese königliche Aeußerung war ohne Zweifel die schmeichelhafteste Huldigung, welche einem so stolzen, vermessenen Künstlergenie wie Velasquez dargebracht werden konnte, welches die Malerei nur als ein Mittel ansah, die Schöpfung von vorn wieder anzufangen. Das Vertrauen des Velasquez in die Mannigfaltigkeit der Natur war so unumschränkt, daß er beinahe immer ohne Vorzug und auf's Gerathewohl hin aus ihren Schätzen wählte, fest überzeugt, daß allen ihren Typen Schönheit abzugewinnen sey. Von diesem Grundsatz ausgehend, bezweckte er Anfangs nichts, als eine getreue, sorgfältige Nachahmung der Formen und Töne aller Naturgegenstände, indem er jedes Einzelne vollendete und mit dem Nachdruck versah, welchen er daran wahrzunehmen glaubte. Er hatte einen jungen, stämmigen Bauernburschen in seinen Dienst genommen, welcher keinen Augenblick von seiner Seite kam, und ihm in den verschiedensten Stellungen und in allen erdenklichen Lagen sitzen mußte, so daß er an einem Menschen die ganze Menschheit studirte, und an diesem stets sich gleichbleibenden und doch stets veränderlichen Modelle die flüchtigen Spuren der verschiedenen Seelenbewegungen und jene Falten zu erfassen bemüht war, welche Freude oder Schmerz auf unseren Gesichtern ausdrücken. Nachdem Velasquez sich durch anhaltende Beobachtung und tiefes Studium mit dem Ausdruck der menschlichen Physiognomie vertraut gemacht hatte, richtete er seine Aufmerksamkeit auf die todte, leblose Natur; und da ihm von Hause aus ein tiefes Gefühl für Farbe inwohnte, so hatte er der Natur sehr bald das Geheimniß ihrer Palette abgelauscht. Da es seinem scharfen Auge nicht entgehen konnte, daß die Natur uns entweder durch Harmonie entzückt oder durch Kontraste ergreift, so fand er leicht das Princip des Zusammenklangs und des Gegensatzes der Farbentöne. Einmal im Besitz dieser bewundernswürdigen Wissenschaft, war er der Mühe überhoben, wie Giorgione und Tizian, jenen geheimnißvollen Pfad einzuschlagen, der sie endlich nach langem Suchen und Versuchen in den rechten Weg geführt hatte. Velasquez, von der nahen Verwandtschaft der Farben und ihrem gegenseitigen Einfluß überzeugt, strebte bei seinem Verfahren nicht, nach dem Beispiele der Venetianer, nach der künstlichen Farbenmischung, deren Methode mit ihren Meistern zu Grabe gegangen, sondern nach den kühnen Anwendungen eines gerade passenden Tons, dessen Geltung und Lebhaftigkeit später nicht modifizirt oder vermindert zu werden brauchte. Wenn wir das Farbenspiel der Natur bewundern, so können wir den Uebergang der einen Farbe in die andere kaum mit bloßem Auge wahrnehmen, so ähnlich scheinen sie in ihren Berührungspunkten, obschon von einem Ende zum andern ein vollkommener Unterschied besteht. Um diese wunderbaren Farbenabstufungen und Nüancirungen herauszubringen, ist ein gewöhnlicher Maler gezwungen, die aneinander gereiheten Farben zu verschmelzen und abzutönen, und so das durch ihre grelle Nachbarschaft entspringende Mißverhältniß zu schwächen und so viel als möglich zu vermeiden; Velasquez dagegen, welcher nach dem Beispiele der Natur nur befreundete Farben zusammenbringt, erspart sich die Nothwendigkeit dieser Farbenübergänge und Abtönungen, indem er nicht zu

fürchten hat, das Auge durch die Zusammenstellung von Tönen zu beleidigen, die sich von selbst mit einander vermählen, und wovon sich einer durch den andern geltend macht. Gerade dieses freimüthige Verfahren und der feste Farbenauftrag verleiht den Gemälden des Velasquez ihren Zauber, und indem er nicht vom Ernsten und Soliden abging, war er doch eben so anmuthig, als die koketten und manierirten Koloristen.

Allein dabei blieb Velasquez in seinen Studien nicht stehen. Das Malen von Ansichten nach Art der Niederländer lehrte ihm die Phänomene der Beleuchtung. Da er in Folge der allzugroßen Strenge und Genauigkeit bei Nachahmung der Form sich einen etwas harten und trockenen Styl angeeignet hatte, so bekehrte er sich davon, als er einsah, daß die Entfernung die Formen und Umrisse der Gegenstände unbestimmt mache und verändere. Von nun an wurde seine Art zu malen leichter, freier und geistreicher; er ahmte die Natur nicht mehr nach, wie sie wirklich ist, sondern wie sie zu seyn scheint, und erreichte so durch allmähliges Herausbilden die höchste Stufe der Vollendung und Naturwahrheit. Denn in seiner lezten Manier, bemerkt Mengs, scheint seine Hand gar keinen Antheil an der Ausführung seiner Werke zu haben, sondern Alles lediglich durch seinen Willen hervorgezaubert zu seyn.

Wie aus Obigem erhellt, erwarb sich Velasquez durch sein eigenes Genie und seine eigenen Kräfte einen eigenthümlichen Styl. Er hatte jedoch, auf den Rath von Rubens, Italien bereiset und in Rom die Antiken und Raphael, in Venedig Paul Veronese und Tintoretto kopirt; allein es ging ihm wie dem niederländischen Meister; er konnte weder seinen Charakter dadurch ändern, noch wollte er seine urkräftige Originalität abdanken. Es ist nur den potenzirten Menschen gegeben, dem Einfluß fremder Länder und Schulen nicht zu erliegen; wenn es ihnen begegnet, sich nach ausländischen Schönheiten umzuthun und die Erzeugnisse anderer Genies aufzusuchen, so bestärkt sie das nur in der Meinung von ihrem persönlichen Werthe; sie kehren in sich selbst zurück, und ihre ehemaligen charakteristischen Züge scheinen nur um so entschiedener hervorzutreten. Velasquez kam von seinen Reisen in Italien als echter Spanier zurück; das Studium der Antike hatte seinen Styl nicht bis zum Ideal gesteigert; seine Bestimmung war nun einmal, ausschließlich im Bereich der Wirklichkeit zu herrschen. Wenn es ihm an Flügeln fehlte, um sich über die Wolken emporzuschwingen und den übermenschlichen Ausdruck dieser Regionen zu vergegenwärtigen, so war er vielleicht der größte von allen, deren Füße je die Erde berührten. Seine Gemälde wurden erhaben durch Ausdruck und Charakter und bekamen oft eine hochpoetische Farbe, wenn er nichts als wahr und naturgetreu seyn wollte. Velasquez legte in das einfachste Porträt mehr Poesie und Schwung, als viele andere Historienmaler in ihre symbolischen Compositionen hineinlegen.

Velasquez hatte allerdings die schönsten Modelle, welche sich nur ein Künstler wünschen kann; ihm saß nicht die schwerfällige, prosaische, dicke und fleischige Natur der holländischen Ateliers, sondern die spanische Natur des Madrider Hofes, welche damals von Handlung, Leben und Leidenschaft strozte und von Muth, Andacht und Stolz übersprudelte. Wenn er eine jener ritterlichen Figuren der Zeit zu malen hatte, deren Haltung eben so stolz war als die seinige, wurden seine Pinselstriche unwillkürlich kecker, männlicher und bravourartiger; das ihm gegenüberstehende Modell vergrößerte sich in seinen Augen, und das Porträt gestaltete sich unter seinen Händen zu einem prachtvollen Historiengemälde. Eine schlagende Probe davon ist das Porträt des Herzogs Grafen von Olivarez, der ein großer Gönner des Velasquez war. Der Künstler malte seinen Freund und Beschützer in einer mit Gold damascirten Rüstung, mit wallendem Federbusch, den Kommandostab in der Hand und auf einem andalusischen Pferde reitend. Der Held ist in dem Augenblick abgebildet, wo er sich in's Schlachtgetümmel wirft; sein Gesicht scheint über und über von der Last des Kampfes und der Waffen in Schweiß gebadet; im Hintergrunde sieht man, wie die beiden Armeen aufeinander stoßen. Die Bewegung und Schönheit des Pferdes, das Feuer und die Wahrheit der Handlung sind auf diesem Bilde unvergleichlich ausgedrückt. Palomino Velasco, welcher das Leben und die Werke der spanischen Maler so gleichgültig und kaltblütig beschreibt, daß sein Werk nichts als ein dürres Verzeichniß ist, kann nicht umhin, sich einen Augenblick zu vergessen, wo er auf dieses Bild zu reden kommt: „man sieht," meint er, „den Staub sich verdichten und den Rauch emporsteigen; man macht das Handgemenge mit; man hört die Schwerdter klirren und die Kürasse erdröhnen."

Mit vollem Recht stellt man Velasquez neben Tizian und Van Dyk. Jedenfalls darf man ihn nicht nach den Porträten beurtheilen, welche das neue spanische Museum des Louvre besizt, und worunter sich das Porträt des ebenerwähnten Herzogs von Olivarez befindet, wo er in einer ruhigeren Haltung und in Hoftracht abgebildet ist. Von den 19 Bildern, welche der Katalog dem Velasquez zuschreibt, und die im dritten Saale hängen, sind die meisten unecht. Das Porträt Philipps IV. (Nr. 292), welches zu dem Porträt seines Premierministers (Nr. 291) den Pendant bildet, ist weniger schön und viel weniger authentisch. Die Beine sind dergestalt verzeichnet, daß es eine wahre Sünde ist, sie dem strengen, gewissenhaften Velasquez aufzubürden. Ich habe zu Brüssel in der Bildergalerie des Prinzen von Oranien dieselben Porträts

Philipps IV. und des Herzogs Olivarez gesehen, welche neben den zwei schönsten Porträts von Van Dyk hingen, und ich gestehe unverholen, daß mich der reiche und fein berechnende Pinsel des Rubens'schen Schülers weniger anzog, als die freie und kräftige Manier des spanischen Malers; ich blieb wie angewurzelt vor diesen beiden Figuren stehen, welche gleichsam von der Leinwand abgehoben schienen, und fragte mich im Stillen, welche Kunst es gekostet haben müsse, um die Täuschung in solchem Grade zu verbergen.

(Beschluß folgt.)

Archäologie.

Descrizione di Cere antica ed in particolare del monumento sepolcrale scoperto nell' anno MDCCCXXXVI da S. E. il Sr. Generale Vicenzo Galassi e Rvmmo Arciprete D. Alessandro Regulini, per servire di preliminare illustrazione degli oggetti in esso rinvenuti e collocati nel nuovo museo gregoriano del Vaticano dell Architetto Cav. Luigi Canina. Roma 1838. 4. p. 95, mit 10 Kupfertafeln.

Dieses Werk enthält die ersten genaueren Nachrichten über die wichtige, in ihrer Art ganz einzige Entdeckung von einem uralten Gräberschatz unter den Mauern der berühmten Pelasgerstadt Agylla oder des tyrrhenischen Cäre. Der Verf. hat sich bemüht, die Resultate dieses merkwürdigen Fundes in einfach klarer Untersuchung zusammenzustellen, und diese Bekanntmachung liefert daher die ersten zuverlässigen Materialien für jede weitere, von höherem historischen Standpunkt aus zu unternehmende Forschung.

Um den Leser in den Stand zu setzen, die Wichtigkeit jener Entdeckung einigermaßen zu beschätzen, zeigte sich nicht bloß eine historische, sondern auch eine topographische Erörterung nöthig. Beide Untersuchungen gehen der Beschreibung der Denkmäler selbst voraus. Letztere sind allerdings nur einem Theil ihrer Wichtigkeit nach genauer behandelt worden, indem sich der Verf. fast nur auf die Architektur jenes Grabes einläßt, und sich mit einer Aufzählung der Gegenstände insoweit begnügt, als sie durch ihre Aufstellung einen näheren Bezug zu der Architektur selbst darbieten.

Der Verf. nimmt bei der Aufzählung der historischen Ereignisse, welche das uralte Agylla-Cäre betreffen, drei Hauptperioden an, deren Existenz ihm durch die Denkmäler selbst bezeugt wird. Bei Bildung dieses Systems zeigt er sich nicht sowohl als ein Anhänger und Verehrer der neuern kritischen Schule, als vielmehr naiv gläubig in der Auffassung der von den Alten häufig widersprechend berichteten Thatsachen. Wir können diese Verfahrungsweise im Ganzen nur günstig finden, insofern sie einem Manne angehört, der nicht Historiker von Fach ist, und daher am besten thut, die alten Vorgänge in dem einfachen Erzählungeton vorzutragen, mit welchem sie uns die Schriftsteller selbst überliefern. Das mythische Gewand jener Berichte verhüllt die darunter verborgene Wahrheit durchaus nicht in einer Weise, daß diese selbst dabei den Blicken des sinnigen Betrachters gänzlich entzogen wird, sondern es trägt sogar häufig dazu bei, sonst isolirt dastehende Fakta auf eine naturgemäße Art zu verbinden. Jene drei Perioden nun nennt er die pelasgische, welche bis zu den Zeiten des trojanischen Kriegs dauert, die tyrrhenische, welche er bis zum Ausgang der königlichen Macht in Rom annimmt, und die römische, in welcher die alte Größe dieser Stadt ihrem endlichen Verfall mehr und mehr entgegengeht.

Die Lage des alten Cäre wurde bis jetzt, von einigen Antiquaren wenigstens, als schwankend angenommen, indem die einen es nach dem heutigen Ceri, die andern, und zwar in der Mehrzahl, nach Cerveteri verlegten. An dem einen wie dem andern Ort finden sich ansehnliche Grabdenkmäler aus etruskischer Zeit vor. In Ceri namentlich haben die von Alessandro Tortonia vor einigen Jahren unternommenen Ausgrabungen einen großen Rundbau von seltener Ausdehnung und Umfang zu Tage gefördert. P. E. Visconti, der dieses Grabmal publicirt hat, nimmt die Ausdehnung von Cäre bis zu dem heutigen Ceri hin an. Der ganze Streit wird durch eine von Nibby beigebrachte Bulle des Papstes Gregor IX. v. J. 1236 entschieden, in welcher Cerveteri als „in Cere vetere“ aufgeführt wird, während Ceri „in Cere nova“ heißt. Der Verf. bringt noch andere schlagende Beweise für dieselbe Annahme bei. Pyrgos, der Hafen des alten Agylla-Cäre läßt sich nach Strabo bei dem heutigen S. Severa fixiren. Die Entfernung von diesem Ort nach Cerveteri beträgt in gerader Linie 50 Stadien, und gerade dieselbe Entfernung wird uns von den Alten für Pyrgos und Cäre angegeben, während Ceri 25 Stadien weiter abgelegen ist. Ja es läßt sich sogar ein Dreieck konstruiren, dessen Spitzen auf die Mündung des Ceretanes-Flüßchens, des heutigen Vaccina, auf S. Severa oder Pyrgos und auf die über dem heutigen Cerveteri gelegene Hochebene, auf welcher sich der Raum für eine so bedeutende Stadt und Spuren alter Wege vorfinden,

fallen. Oestlich von Cäre liegt der Hain des Sylvan, westlich die Nekropolis; jener heißt noch heute in der Volkssprache „Monte Abatone," eine Benennung, die zu den wunderlichsten Annahmen geführt hat. Der Verf. erklärt sie sehr einfach durch Monte Abetone, indem abetone nichts anders als ein großes abete, ein großer Tannenwald ist, und ein solches kommt wunderbar übereinstimmend gerade ebendaselbst in der classischen Beschreibung des **Virgil**, Aen. VIII. 597 vor, wo es heißt:

Groß und kühl erstreckt sich ein Hain am Strome von Cäre,
Hehr durch Religion Vorlebender; Hügel umherziehn
Höhlend den Kreis, vom **Gehölz der düsteren Tanne gegürtet.**
Sag' erzählt, hier weihten vordem uralte Pelasger
Hain und Tag dem Sylvanus, dem Gotte der Flur und des Viehes.

Die Untersuchung der Gräber von Cäre bietet Schwierigkeiten dar wegen der Epochenverschiedenheit. Das im Jahr 1836 entdeckte und in dieser Schrift speciell behandelte Grab liegt nahe bei der Stadt nach der Meerseite hin. Die beiden Kammern, welche die merkwürdigen Bronze- und Goldsachen geliefert, befinden sich in einem seiner Anlage nach eben nicht allzugroßen Rundbau, dessen Kern eine Art von vertikaler Mauerspina bildet, auf welcher sich oben auf der Spitze des Hügels ein Epithema, irgend ein symbolisches Steinbild, befunden haben mag. Jene beiden Kammern haben durchaus keine regelmäßige Lage nach dem Centrum des Hügels hin, sie berühren dasselbe gar nicht. Beide sind in gerader Linie hintereinander gelegen, im Innern aber durch eine ursprünglich vermauerte Thüre getrennt. In der hinteren Kammer befanden sich die goldenen Kostbarkeiten, in der anderen das bronzene Todtenbett, Waffen, Schilder, Pfeile, phantastische Geräthe, Alles von Bronze. Zu beiden Seiten befinden sich kleine apsidenartige Räume etwas unregelmäßig angefügt; in diesen fanden sich jene großen, ebenfalls mit phantastischen Zierathen versehenen Thongeräthe, nebst einer guten Anzahl kleiner räthselhafter Figürchen von schwarzer Erde. — Dieses Grabmal nun, nebst seinen Schätzen, setzt der Verf. in die erste pelasgische Epoche von Agylla, also ungefähr dem trojanischen Krieg gleichzeitig. Die Gold- und Silberdenkmäler, nebst jenen zahlreichen Erzgeräthen würden dadurch leicht zu den ältesten Kunstresten jeder urgriechischen Kultur werden.

Dem sey nun wie ihm wolle. Als uralt werden dieselben durch folgenden Umstand nachgewiesen. So wie nämlich, z. B. in Nola, unter den Gräbern einer späteren Epoche andere, frühere mit Monumenten eines viel älteren Datums verborgen liegen, so ist auch unser ursprünglich eben nicht sehr umfangreicher Grabhügel von einem spätern Anbau rings umgeben. In diesem liegen fünf andere Gräber, die der Verf. in die spätere tyrrhenische Epoche verlegt, und sich einen solchen spätern Anbau dadurch erklärt, daß er annimmt, es haben die Lyder, nach dem Muster des Grabs des Halyattes, diese Erweiterung vorgenommen, wodurch es ein Polyandrium geworden, wie das gewesen, was Dionysios von Halicarnaß in Orvinium gesehen.

Die Architektur jener älteren inneren Grabkammern ist ganz die des sogenannten Schatzes des Atreus, nämlich mit einem falschen Spitzbogen überwölbt. Der Verf. nimmt nicht bloß die Architektur beider Denkmäler für gleichzeitig an, sondern sucht auch jenen Schatz einem gleichen Zweck zu vindiciren. Ein Schatzhaus vor der Stadt ist allerdings etwas Seltsames, wogegen das Grab von Cerveteri durch seine ganze innere Anlage, sogar durch die Nägel, an welchen die Erzgeräthe aufgehangen gewesen, demselben überraschend gleicht.

Bekanntlich ist der untere Raum des Carcer Tullianus-Mamertinus ähnlicher Weise gewölbt, während der obere mit einem Kellgewölbe bedeckt ist. Die Erfindung des Zahnschnitts nun legt der Verf. nicht sowohl dem Democrit von Abdera bei, als daß er sie vielmehr durch den Demaratus von Griechenland her eingeführt annimmt. — Bei dieser Gelegenheit wird die Architektur einer Anzahl tarquiniensischer, auch anderer ceretanischer Gräber, so wie mehrere vulcenter untersucht.

In einer der Grabkammer des **äußeren** Recincts wurde jenes merkwürdige Thongefäß mit einem doppelten uralten Alphabet gefunden, welches Lepsius in den Annalen des archäologischen Instituts erläutert hat. Dieses wird nun von Lepsius sowohl als von dem Verf. in pelasgische Zeit versetzt: wodurch ein Widerspruch zwischen dem System des Verfs. und Lepsius Annahme entsteht.

Wir brauchen kaum darauf aufmerksam zu machen, wie wichtig und anziehend der Gegenstand solcher Untersuchungen ist, und wie dankenswerth diese Bekanntmachung, welche die ersten genaueren Angaben von dem architektonisch-monumentalen Thatbestand dieser so wichtigen und folgereichen Entdeckung liefert. Leider muß man nur zu sehr beklagen, daß der Verf. nicht auch die Bekanntmachung der Erzgeräthe und Goldarbeiten übernommen hat, deren nähere Kenntniß uns sonach vielleicht auf lange Zeit hin vorenthalten bleiben wird. Dem Vernehmen nach hat diese Hr. Geiß übernommen, von dem wir indessen nur höchstens genaue Abbildungen jener Gegenstände, nicht aber die weitere Ausführung der von dem Verf. angeregten, und jedenfalls sehr förderlichen Untersuchungen zu erwarten haben.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

№ 41.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 21. Mai 1839.

Das ehrne Standbild Schillers

auf dem alten Schloßplatz zu Stuttgart.

1. Geschichte.

Leben erzeugt Leben, und wenn die schwäbischen Liederkränze ihre Entstehung großentheils dem Geiste der Dichtkunst und namentlich dem ihres edelsten Meisters, dem Geiste Schillers, verdanken, so haben sie wiederum das Standbild hervorgerufen, das seit dem 8. Mai eine der Hauptzierden Stuttgarts, eines der Ehrenzeichen des deutschen Volkes ist. Man sang, wie man immer singt, sich und Andern zur Freude; allein alles menschliche Thun verlangt ein Ziel außer ihm selber; es genügt sich nur als Vermittlung. Das Ziel durfte nur genannt werden, um anerkannt zu seyn; den Todestag Schillers zu feiern. Das Fest verlangte festliche Auszeichnung; die Büste Schillers im Schmuck von Lorbeer- und Frühlingskränzen ward aufgestellt, als man in Stuttgart 1824 zum ersten Male mit ernsten und heitern Gesängen seinen Todestag feierte. Der zweite Wunsch folgte dem ersten, der Festschmuck aus der Hand der bildenden Kunst sollte bleibend seyn. Man vereinigte sich zu einem Denkmal Schillers zuerst vom angegebenen Standpunkt aus, und bemühte sich um die Theilnahme des Theaters und auswärtiger Freunde. Dannecker's schöne kolossale Büste des Dichters war von Vielen in Absicht gestellt. Erst nachdem dieser Künstler erklärt, daß er bereits darüber verfügt, ging man zu dem Gedanken eines ehrnen Standbildes über, und machte die Sache zur allgemeinen deutschen. Der Schillerverein, der ausschließlich für diesen Zweck und für die Feier des Andenkens an Schiller sich gebildet, und an seiner Spitze der Herr Hofrath Reinbeck, machte es sich zur Aufgabe, für das Monument Beiträge zu sammeln. An Thorwaldsen wandte man sich unter Vorlage der Verhältnisse, und ging ihn um das Modell an, das dieser hochsinnige Künstler mit Freuden dem Verein als Geschenk (nur die baaren Auslagen wurden berechnet) antrug, und so konnte bereits im Jahr 1838 der Erzguß durch den rühmlichst bekannten königl. bayerischen Gießerei-Inspektor Stiglmaier in München ausgeführt, im Frühling 1839 aufgestellt und am 8. Mai dieses Jahrs feierlich enthüllt werden.

2. Plan des Denkmals.

Nachdem man einmal den Gedanken aufgegeben hatte, das Denkmal Schiller's an seinem von allem großen Verkehr entlegenen Geburtsort aufzuführen, konnte man nur in Stuttgart oder in dessen reizender Umgebung die Stelle suchen. Als man sich noch mit der Hoffnung schmeichelte, den großen und umfassenden Plan eines Tempels oder sonstigen monumentalen Gebäudes ausführen zu können, hatte man einen Platz vor dem Königsthor dazu angekauft, eine Wiese am Bergabhang, mitten unter Rebenhügeln und Obstpflanzungen, mit schöner Aussicht über das Thal. Dort würde die Statue wie ein Ton im Sturm verschwommen seyn, vielleicht selbst, wenn man mit Hülfe von Bäumen eine natürliche Architektur bewirkt hätte. Unter den Plätzen in der Stadt, die in Vorschlag kamen, konnte sich keiner der allgemeinen Zustimmung erfreuen und fast am wenigsten der, der zuletzt durch die Fügung der Verhältnisse geboten war; und nun, da das Denkmal steht, ist auch kaum Einer, der nicht erkennte, daß kein passenderer für dieses Denkmal gefunden werden konnte. Er ist — gegen seine Umgebung — hoch gelegen, von vier Seiten durch Straßen zugänglich, eingeschlossen von lauter öffentlichen und zwar alterthümlichen Gebäuden, sämmtlich aus gelblichem Sandstein aufgeführt, der Stiftskirche in altdeutschem Styl, dem alten Schloß, dem Kanzleigebäude und dem Palais des Prinzen Friedrich, das — im Styl der Renaissance — die Façade in der Tiefe, dem alten Schloß gegenüber, bildet. Nicht so klein, daß die Statue nicht von jeder beliebigen und ihr zuträglichen Entfernung könnte betrachtet werden, ist dieser Platz vornämlich nicht zu groß, so daß er durch jene vollkommen beherrscht wird, und das

Denkmal ganz unwillkürlich architektonischen Charakter annimmt. Mir scheint dieses so bedeutend, daß es besonders hervorgehoben werden sollte, damit Alle, die zu ähnlichen Unternehmungen die Hand bieten, an der Wirkung dieser Verhältnisse, die von allen mir bekannten die glücklichsten sind, ein Beispiel nehmen.

3. Die Statue.

Die Statue des Dichters ist 13′ 5″ hoch. Mit gesenktem Antlitz, in der herabhängenden Linken ein Buch, in der Rechten, die zugleich den unter dem linken Arm aufgezogenen und über die rechte Schulter geworfenen Mantel hält, den Griffel, ruhend auf dem rechten Fuß, den linken vorgestellt, so sehen wir den lorbeerbekränzten Dichter über allem Volk, auf hohem Postament, zu uns hernieder oder in die Tiefe der eigenen Gedanken sich verlieren. Viele haben einen aufwärts gekehrten Blick, eine gehobene Haltung gewünscht — sie haben an die Höhe des Postamentes, derzufolge ein nach oben gewendetes Gesicht nur in lästiger Verkürzung erschienen wäre, nicht gedacht, ungerechnet den tieferen Sinn der Auffassung, bei welcher das feine Gefühl des Künstlers jeden falschen Schein, jede Beziehung nach Außen glücklich vermieden. Es ist die Stellung eines Mannes, der in die Fluth der Gedanken versenkt, diese an sich vorüberziehen läßt, um die ihm genehmen zu fassen und zu halten; er hat eben geschrieben, und, um ein grobsinnliches Bild zu gebrauchen, holt aus, um weiter zu schreiben. So lange die Statue noch nicht an ihrem Platze stand, machte sie auf Viele einen fast ungünstigen Eindruck; die gebückte Stellung, der schwere Lorbeerkranz, der sie zu veranlassen schien, die gegen den Untertheil unverhältnißmäßig breiten Schultern, dazu die langen, starren Gewandlinien wirkten durchaus disharmonisch. Nun an Ort und Stelle zeigt sich Alles anders, und der wohlberechnende Geist des Meisters zeigt sich in voller Klarheit. Alle dem Auge entrückteren Partieen bleiben nun im Verhältniß zur ganzen Figur, und Niemand empfindet die außerdem nothwendige Unannehmlichkeit perspektivischer Verjüngung. Die langen geraden Linien geben der Gestalt Halt, so daß der Sinn des Beschauers auf keine Weise beunruhigt wird, und die gebückte Stellung macht es uns möglich, ihm in's volle Angesicht zu sehen.

4. Das Piedestal.

Zwei durch Platten verbundene Würfel von schönstem röthlich-grauem Granit mit Reliefs und Gesims von Erz ruhen auf einer breiten Unterlage, von rothem, festem Sandstein, die nach den vier breiten Seiten hin je fünf Stufen und nach den vier Ecken je einen Vorsprung zur Aufstellung eines Candelabers hat, und tragen eine mit tragischen Masken und Kränzen aus Erz verzierte Granitplatte, auf der die Statue steht. Die Höhe des eigentlichen Fußgestells beträgt 16′, die der Unterlage 4′ und hat diese eine Breite von 34′, so daß sie also um 7″ breiter, als das ganze Denkmal hoch ist.

Die Zeichnung ist unsers Wissens nach der Angabe Thorwaldsens gefertigt, Formen und Verhältnisse von glücklichster Uebereinstimmung, und man kann sagen, daß, wie neuerer Zeit kaum ein Denkmal in so richtigem Ebenmaß zu seinem Platze steht, als dieses, daß ebenso kein Fußgestell einer der neuerrichteten Statuen in so wohlthuender Beziehung zu der Gestalt über ihm steht, als wiederum dieses. Ohne überflüssigen Raum zu geben, ist es doch so breit und massenhaft, daß das Auge keinerlei Besorgniß des Herabfallens der Statue (oder wie man sich diese allerdings trügliche Vorstellung bezeichnen will) leidet. Das Relief der Vorderseite hat Schiller's Namen auf einer von einem Adler getragenen Kugel, dem Sinnbild der Ewigkeit, und zwar — dies ist durch die Himmelszeichen darunter ausgedrückt — über den Sternen; die tragische und lyrische Muse begleiten ihn in seinem Fluge. Darunter steht der Geburtstag — der 10. Nov. 1759 — und der Sterbetag des Dichters — der 9. Mai 1805.

Auf der Rückseite greifen zwei Greifen in die Saiten der Lyra; darunter die Unterschrift: Errichtet 1839. — Das Relief der linken ist der Genius der Dichtkunst mit der Lyra und dem Plektrum; eine anmuthige, geflügelte Knabengestalt, schwebend vorgestellt; unbedenklich eine der glücklichsten Eingebungen der an der Antike gereiften Phantasie Thorwaldsens. Dieser gegenüber an der rechten Seite eine schwebende Victoria mit Palmenzweig und Lorbeerkrone, gleichfalls von ansprechender Schönheit. Dürften wir nun in diesen Reliefs einen zusammenhängenden Gedanken lesen, so wäre es dieser: Der Genius des Dichters erhebt sich in jugendlicher Kraft, wie der Morgenstern aufgehend, und nach den Sternen seinen Blick gerichtet; des Musengottes geweihte Greifen halten ihm die Lyra; ihm werden Anerkennung von Außen und innerer Frieden zu Theil, und seine Werke tragen seinen Namen in die Ewigkeit.

5. Das Fest der Enthüllung.

Der 8. Mai, als der Tag vor dem Todestag Schillers, war zu dieser Feier bestimmt. Die Natur nahm mit glänzend blauem Himmel und Sonnenschein und im vollen Blüthenschmuck des Frühlings daran Theil. Dreiundvierzig schwäbische Liederkränze hatten sich vereinigt, durch gemeinschaftliche Gesänge die festliche Stunde zu weihen, vor allen der Schillerverein zu Stuttgart hatte die Anordnung getroffen, daß das Fest eines der erfreulichsten und erhebendsten werden mußte, die wir neuerer Zeit erlebt haben. An drei Seiten des Platzes waren

Tribunen für die Hörer, um das Denkmal eine Bühne für die Sänger errichtet und eine besondere Sitzreihe für den Schillerverein und für die Abgeordneten der Stadt aufgestellt. Je unter ihre mit Emblemen der Heimath oder der Dichtkunst geschmückten Fahnen gereiht zogen die einzelnen Liederkränze auf den Platz, dessen amphitheatralische Tribunen, wie sonst abgesteckte Räume, menschenerfüllt waren. Ein gelber, undurchsichtiger Schleier verhüllte das Monument. Als eine schöne, ja rührende Zierde des Festzugs müssen die Frauen und Jungfrauen des Stuttgarter Liederkranzes genannt werden, die durch ihre bloße Erscheinung wie durch ihre Mitwirkung beim Gesang dem Dichter des Frauenlobes gewiß das schönste Opfer gebracht haben. Endlich dürfen wir, als auf das bedeutendste Zeichen der Zeit, auf die Anwesenheit nicht nur vieler Jugendfreunde und Zeitgenossen, sondern sogar der Kinder und eines Enkels unsers Dichters hinweisen. Ich nenne es das bedeutendste Zeichen der Zeit, die im Gegensatz gegen viele frühere, das Verdienst nicht nach der Last von Jahren, unter der es begraben liegt, mißt, sondern mit Freuden das gegenwärtige anerkennt, die gern, was sie aus sich selbst über sich erheben sah, auch als das Erhabene feiert. Das mußte einen jeden Anwesenden mit dem Schauer der Freude durchdringen, daß die Kinder des Dichters — und zwar im rüstigsten Alter — Zeugen des freien Dankes und der Liebe einer Nation gegen ihren Vater seyn konnten. Das ist mehr als der Koloß Neros bei seinen Lebzeiten vor dem goldenen Hause aufgestellt, mehr als das Denkmal des h. Antonius, die 50 Jahre nach seinem Tode ihm erbaute Kirche zu Padua.

Oeffentliche Blätter haben die genauesten Beschreibungen der Feier, der Folgereihe der Gesänge, den Inhalt der Rede 2c. gegeben; hier genüge es zu erwähnen, daß, als nach Lindpaintners Festkantate unter dem Geläute aller Glocken und dem Schall der Posaunen das Standbild enthüllt wurde, zwar ein lauter Freudezuruf erklang, daß dieser aber bald in dem übermannenden Gefühl und in Thränen erstickte. Diesen einen Moment nur hätte Thorwaldsen erleben sollen, um seines Werkes wahrhaft froh zu werden; ja er hat ihn erlebt, voraus, ehe ein anderer Mensch ihn gedacht hat; denn in der That, für diesen Moment ist ihm der Dichter erschienen. In dieser gänzlichen Anspruchlosigkeit, in dieser bescheidenen Haltung, gegenüber der lauten Verehrung von Tausenden, erkannten wir den Dichter wahrer Seelengröße, unsern Schiller.

Ausgezeichneter Fremden, die dem Feste beiwohnten, zu gedenken, ist hier nicht die Stelle; nur eines Einzigen Name dürfte hier seinen Platz finden. Wenn man an die Einsicht Schillers in die Bedeutung und Aufgaben der Kunst, an seine Sehnsucht nach ihren Offenbarungen denkt und an Alles, wodurch er mittel- oder unmittelbar auf eine Wiederbelebung derselben eingewirkt, so muß man sich freuen, daß der Drang eines warmfühlenden Herzens, die wahrhaftigste Pietät gerade den Mann mitten aus seiner großen und umfassenden Thätigkeit heraus und zur Feier des Festes vom Dichter der „Künstler“ führte, in dem wir den Lenker und Vertreter der neuen deutschen Kunst verehren, Cornelius. So wurde seine Anwesenheit allgemein angesehen, und das Andenken an dieselbe wird nicht untergehen.

6. Abbildungen.

Der Platz mit dem Monument ist aufgenommen und lithographirt von Obach; ein kleines Blatt, auf dem vorzüglich auf die beiden Gebäude des Kanzleihofs und des Palastes vom Prinzen Friedrich Rücksicht genommen ist. Die Statue, die man von ihrer rechten Seite sieht, verschwindet fast. — Eine zweite Abbildung des Monumentes und Platzes, bei welcher die Stiftskirche den Hintergrund bildet, ist in Lithographie bei M. Renz in Stuttgart erschienen. Das imponirende Verhältniß des Denkmals ist hier gut hervorgehoben. Die Statue indeß ist gerade im Profil von ihrer linken Seite genommen, und nimmt sich nicht ganz vortheilhaft aus. — Hanfstängel in Dresden hat auf einem großen Blatt das Monument mit den Reliefs lithographirt; die Ansicht ist von vorn; die Ausführung ist nicht sehr gelungen, wiewohl die Zeichnung lobenswerth ist. — Eine zweite vordere Ansicht — die Reliefs in kleinen Beigaben — hat nach Guilielmis Zeichnung des Reliefs von A. Barre das Bureau numismatique in Paris in Maschinen-Stahlstich herausgegeben. Alle Formen sind hier außerordentlich präcis wiedergegeben, allein schon der Reliefcharakter, den das Abbild angenommen, führt von der Statue ab. — Die schönste Ansicht, und diese ist bis jetzt noch nicht aufgenommen, hat man, wenn man sich der Statue von ihrer vordern linken Seite, also von der Planie her zwischen dem alten Schloß und Kanzleihof, nahert, so weit, daß sie frei in die Luft, gerade zwischen dem Palais des Prinzen Friedrich und dem daran stoßenden Giebel sich absetzt, und also von den Reliefs das vordere mit dem Namen und die Victoria gesehen werden. Von dieser Seite spricht sich das Motiv der Auffassung am Klarsten aus und alle Linien treten in die schönste Harmonie. — Von Stiglmaier, oder wenigstens in seiner Werkstatt, ist eine große Medaille in Bronze besorgt worden, mit des Dichters Bildniß auf der Vorder- und dem Genius der Dichtkunst auf der Kehrseite.

7. Schlußbemerkung und Wunsch.

Das Denkmal, das nun als eine so große Zierde der Hauptstadt dasteht, und dessen Herstellung ungefähr 42,000 fl. gekostet hat, wobei wohl dankbar erwähnt werden

muß, daß sowohl Thorwaldsen, als auch Stiglmaier ihre persönliche Arbeit als Gabe dargebracht, und nur die Auslagen berechnet haben, ist vom Verein der Stadt Stuttgart feierlich übergeben worden; ihr liegt die Erhaltung desselben, seine Zukunft ob. Darf man ein so kostbares Denkmal dem öffentlichen Leben überlassen? Muß es nicht mit eisernen Gittern oder Ketten eingefaßt, durch Polizeisoldaten vor jedem Frevel bewahrt werden? Muß man nicht auf's Strengste das Betreten der Stufen verbieten? — Nein! nein! nein! — Man vertraue und man wird das Vertrauen geehrt finden. Der größere Reiz liegt ohnehin im Widerspruch gegen ein Verbot, und Hunde — sie mögen auf Zweien oder Vieren kommen, kann man wohl züchtigen, aber nicht immer hindern. Obendrein ist das Material gegen Wind und Wetter und menschliche Unbilde fest. — Dann beim Fest waren an den vier Ecken der Unterlage vier (Noth-) Kandelaber aufgestellt. Möchten an ihre Stelle vier schönere von Erz treten; in der That gehören sie zur architektonischen Vollendung des Werkes, und dürften selbst zu mancher schönen Nachfeier Gelegenheit geben. — Endlich sey und bleibe das Denkmal lebendig. Alljährig versammle es die Vereine, die es in's Leben gerufen, die es mit vollem Herzen, mit lautem Gesang begrüßt, und im Angesicht desselben einer gemeinschaftlichen Gesinnung, einer gemeinschaftlichen Bestimmung sich bewußt worden, und so wirke der Geist des edelsten Dichters noch auf neuen Bahnen zur Erweckung zum Guten und Schönen, zur Liebe zu Gott, zur Freiheit und zum Vaterlande.

Nachrichten vom April.

Persönliches.

St. Petersburg, 5. April. Der Winterpalast ist so weit fertig, daß er am 4ten dieses von der kaiserlichen Familie bezogen werden konnte. Das Osterfest wurde darin gefeiert, und der Kaiser war mit der Schnelligkeit und Pracht der Wiederherstellung so zufrieden, daß er die Mitglieder der Kommission, welche den Wiederaufbau besorgten und die dabei Angestellten mit goldenen und silbernen Medaillen beschenkte. Der Fürst Peter Wolkonsky, der Fürst Basil Dolgorucky, der General Kleinmichel und der Fürst Nicolaus Gagarin erhielten jeder eine goldene, in Diamanten gefaßte Medaille, welche als Dekoration zu tragen ist, und auf der einen Seite das Emailbild des Winterpalastes mit der Exerge: „Eifer übersteigt alle Schwierigkeiten," nebst Datum des Anfangs und der Vollendung der Arbeiten, auf der andern den Namenszug des Kaisers mit den Worten: „Ich danke," enthält. Der General Kleinmichel, welcher in der Kommission besondere Thätigkeit und Einsicht gezeigt hat, ist überdieß in den Grafenstand erhoben worden. Alle übrigen Angestellten haben die Medaille in reicher Fassung erhalten; die Belohnung der Architekten aber war des Bauwerks und der Umstände vollkommen würdig. Hr. Efrassoff erhielt den Stern des Stanislausordens und eine Gratifikation von 50,000 Rubel; Hr. Alex. Bruloff das Kommandeurkreuz des Wladimirordens und 25,000 Rubel. Außerdem genießen beide während 24 Jahren eine Rente von einem Krongut.

Berlin, 4. April. Se. Maj. der König haben dem Oberlandesbaudirektor Schinkel zu gestatten geruhet, das von dem Könige von Schweden ihm verliehene Ritterkreuz des Nordsternordens zu tragen.

Düsseldorf, 2. April. Der Großfürst Thronfolger hat hier auf der ihm zu Ehren veranstalteten Ausstellung ein ausgezeichnetes Bild von Achenbach, so wie Gemälde von Mücke, Lehner, Ehrhardt u. A. gekauft. Andere Künstler, z. B. Stilke, hatten schon früher bedeutende Aufträge erhalten. Direktor Schadow und Professor Mosler erhielten kostbare Brillantringe.

München, 11. April. Prof. Heinrich Heß ist zum Ehrenmitglied der königl. dänischen Akademie der bildenden Künste in Kopenhagen ernannt worden. Das deßfallsige Notifikationsschreiben ist von Thorwaldsen mit unterzeichnet. Auch der k. Münzgraveur Voigt ist zum Ehrenmitgliede derselben Akademie ernannt worden. Zu sonstigen Anerkennungen seines ausgezeichneten Talentes gehören die vielen Aufträge von fast allen deutschen Fürsten, die Münzen und Medaillen von seiner Hand wünschen.

Paris, 1. April. Der bekannte Kunstkenner und Kunstschriftsteller Duchesne d. ä. ist zum ersten Konservator der Kupferstichsammlung der k. Bibliothek ernannt worden.

14. April. Herr Cabat, ein junger, talentvoller Landschaftsmaler, dessen „Thal von Narni" in der vorjährigen hiesigen Kunstausstellung allgemein bewundert wurde, ist in ein Franziskanerkloster zu Rom eingetreten.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

№. 42.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 23. Mai 1839.

Die Pariser Kunstausstellung. 1839.

An demselben Tage, wo in Frankreich die große Wahlschlacht von 1839 geschlagen wurde, ging auch diesmal die Kunstausstellung im Louvre auf, deren Eröffnung ausnahmsweise, wegen sehr vieler zu spät eingegangener Werke, auf den 2. März verschoben worden war. Während die Kaufleute und Politiker mit gespannter Angst den Ausgang des parlamentarischen Erdbebens abwarteten, welches die verbündeten Mächte der Deputirtenkammer heraufbeschworen, schwebten die Künstler in Paris ebenfalls zwischen Furcht und Hoffnung; denn auch sie sollten einen Kampf mit dem Publikum eingehen, wofern die Jury nicht im Voraus ihre Niederlage entschieden und sie für kampfunfähig erklärt hatte. Man sah sie daher an dem Morgen des obenerwähnten Tages in großer Anzahl vor dem Louvre, und den Meisten merkte man die brennende Ungeduld an; da die Rede ging, das akademische Geschwornengericht sey dies Jahr überaus strenge gewesen. Auf dem Platze bildeten sich verschiedene Gruppen von Ziegenbärten und Langhaaren, welche lebhaft gestikulirten, und die Langeweile des sehnsüchtigen Harrens mit Anekdoten aus der Lästerchronik der Ateliers abzukürzen versuchten oder einem Taschenspieler applaudirten, der nach einer pathetischen Anrede an die umstehende Versammlung seine besten Künste anbietet, „um so ausgezeichnete Kenner zu befriedigen,“ wie er sich ausdrückte.

Endlich schlägt es eilf Uhr: ein Thürsteher in großer Gala öffnet die weiten Eingangspforten des Louvre: die Menge stürzt das prächtige Stiegenhaus hinauf, und nach Verlauf einer halben Stunde sind Säle und Galerien zum Erdrücken voll. Jeder Künstler sucht nach seinen Werken; die Einen vermissen die ihrigen, und erfahren so das Resultat der geheimen Berathungen der Jury; die Andern finden ihre Gemälde ausgestellt, aber sie hängen zu hoch oder zu niedrig, in zu grellem oder zu schwachem Lichte; sie schreiben sofort an Herrn von Cailleux, welcher alle Klagen geduldig anhört, und, wenn's möglich und billig ist, auch abstellt; er ist außerordentlich gefällig und eben so nachgiebig gegen gegründete Beschwerden, als unerbittlich gegen lächerliche Ansprüche.

Die Jury, welche bekanntlich aus einer Abtheilung des Instituts gebildet wird, kann es Niemanden zu Danke machen und steht allgemein schlecht angeschrieben. Auch dies Jahr beschuldigt man sie, wie gewöhnlich, einer stupiden Strenge und grenzenlosen Parteilichkeit: von viertausend und etlichen hundert eingeschickten Kunstwerken soll sie mehr als 1500 verweigert haben, und darunter Gemälde und Bildhauerarbeiten von anerkannten berühmten Meistern. Es kann allerdings vorkommen, daß acht oder zehn Kunstrichter, welchen das saure Amt obliegt, 4000 Bilder und Statuen die Revue passiren zu lassen, bei der Arbeit ermüden und bisweilen Irrthümer begehen; aber bis jetzt hat die Erfahrung meistens gelehrt, daß der strenge Areopag keineswegs so einseitig und partheiisch zu Werke gegangen ist, als die französischen Journale behaupten. Viele von den verweigerten Gemälden und Statuen sind in Privatlokalen ausgestellt worden, und die öffentliche Meinung hat das Verdammungsurtheil der Jury gebilligt; und was die Ungerechtigkeiten gegen anerkannte, berühmte Meister anlangt, so sprechen zwei schlagende Beispiele zu Gunsten der Richter: wir meinen die *Kleopatra* von *Gigoux*, welche vor zwei Jahren zurückgewiesen und auf der vorletzten Ausstellung zugelassen wurde, und den *Hamlet* von *E. Delacroix*, welcher im diesjährigen Salon Aufnahme gefunden, nachdem er zweimal abschlägige Antwort bekommen hatte. Beide Künstler versichern, daß sie ihre Bilder völlig unüberarbeitet wieder vorgelegt hätten, und die Journale ziehen daraus den etwas voreiligen Schluß, daß die Jury ihren Irrthum später eingesehen und sich geschämt habe; wir glauben jedoch, daß ihre Nachgiebigkeit keinen andern Zweck hatte, als an's Publikum zu appelliren, welches in letzter Instanz dahin entschieden, daß die Herren Journalisten die Jury verunglimpft hätten, und daß jene

beiden Bilder zwei unter der Mittelmäßigkeit stehende Machwerke seyen, welche man mit um so größerem Rechte ausgeschlossen, da sie von anerkannt tüchtigen Künstlern herrührten, welche Gediegenes leisten können, und daher nach strengerem Maßstabe beurtheilt zu werden verdienen, als junge Anfänger, denen man ein schwaches Bild durchgehen lassen dürfe.

Am Eröffnungstage ist das Publikum selten mit dem Salon zufrieden; später ändert sich die Sache; man entwirrt das verwickelte Knauel von Bildern; liest verschiedene Feuilletons, und wird anderer Meinung. Nur die superklugen Kenner, welche mit nichts zufrieden sind, und welche schon der gutmüthige Lafontaine bedauert, beharren allein in ihrer Verstocktheit, und finden Alles schlecht. — Die materielle Anordnung ist ungefähr dieselbe, wie vorm Jahr. Die Gemälde hängen in dem großen Salon carré, in einem Theile des langen Verbindungsflügels zwischen Louvre und Tuilerien und in der damit parallellaufenden, gegen die Stadtseite angebauten hölzernen Galerie, welche ursprünglich bloß als Eingang für das Konzert bestimmt war, welches bei der Vermählungsfeier des Herzogs von Orleans in der großen Bildergalerie gegeben werden sollte, allein in Folge der unglücklichen Ereignisse auf dem Marsfelde unterblieb. Die Kupferstiche, Lithographien und Zeichnungen sind in der Apollogalerie ausgestellt; den Werken der Porzellan-, Schmelz- und Miniatur-Malerei hat man zwei Säle des Museums der griechischen Alterthümer angewiesen und die architektonischen Zeichnungen hat man aus dem Entréezimmer in den sogenannten Saal der sieben Kamine verlegt. Die Skulpturen stehen, wie gewöhnlich, in dem großen Saal zu ebener Erde, am Eingang unter der Kolonnade, gegen die Kirche Saint-Germain-l'Auxerrois. Der große, viereckige Salon ist das Ziel aller Ehrgeizigen; der Maler, welcher sich in Gesellschaft rühmen kann, er habe ein Bild im großen Salon carré, gilt für einen Mann von Talent. Es wird vielfach intriguirt, einen Platz darin zu erhalten, und wenn einem das Glück und die Ehre zu Theil geworden ist, so beklagt man sich, daß man gerade die schlechteste Stelle bekommen. Die Künstler sind schwer zu befriedigen, die mittelmäßigen am allerschwersten, und wenn man es ihnen einigermaßen Recht machen wollte, so müßte man den ganzen Karoussel- und Konkordeplatz mit Gebäuden für die Ausstellung bedecken, und selbst dann noch würde es einen Fleck geben, um welchen man streiten und korrespondiren müßte.

(Fortsetzung folgt.)

Das neue spanische Museum im Louvre.

(Beschluß.)

Ein herrliches Originalbild von Velasquez ist das Porträt der Hofdame Dona Juana Eminente, Nr. 298; die Augen dieser reizenden Spanierin sehen nicht, sie sprechen; das Modell des Kopfes ist bewundernswürdig schön; es ist ein herrliches Angesicht mit verlockendem Munde, um den ein noch verlockenderes Lächeln schwebt. — Unter den Porträts von Velasquez finden wir auch eine Anbetung der Hirten, Nr. 282, in seiner ersten Manier gemalt: ein Meisterwerk von unglaublicher Kraft und Farbe, worin man die Gleichgültigkeit des Künstlers in der Wahl der Modelle, seine erste Härte, sein alleiniges Streben nach ergreifender Wahrheit und seine lange Uebung im Malen von Geräthschaften, Möbeln, Früchten :c. wieder erkennt. Nach diesem Bilde suche man nichts mehr von Velasquez, den unvollendeten Kopf eines Inquisitors, Nr. 291, etwa ausgenommen, welcher mit der Keckheit und Sicherheit einer Meisterhand entworfen ist.

Unweit dieses schrecklichen Inquisitors, dessen Blick uns mit der heiligen Hermandad zu drohen scheint, hängt das wunderliebliche Porträt der Tochter des Greco, von dem Vater selbst gemalt. Die schwarzen, stechenden Augen, die abgemagerten Gesichtszüge, die krankhafte Blässe verrathen die Fieberunruhe dieses weiblichen Herzens und deuten auf eine feinnervige, leidenschaftliche Natur. Bemerkenswerth ist, wie der Maler diese Figur so entschieden von einer hellen Draperie abheben konnte. Der Greco, mit dem rechten Namen Domenico Théotocopuli, wurde angeblich von Tizian gebildet; er war, wie Alonzo Cona, Maler, Bildhauer und Architekt, und malte, wie Velasquez behauptet, die Köpfe ganz vorzüglich gut. — Eines der schönsten Bilder dieses dritten Saals und des ganzen spanischen Museums ist ein Porträt Philipps II. von Tizian, welches man hier, ich weiß nicht warum, untergebracht hat, während es doch billig in die lange Galerie des Louvre zu den übrigen Werken der italienischen Schule hätte kommen sollen.

Die Sammlung von Gemälden Zurbaran's, welche den ganzen vierten Saal des spanischen Museums einnimmt, ist bei weitem vollständiger, als die von Velasquez; von den achtzig Bildern, welche das Verzeichniß auf Rechnung des Zurbaran setzt, sind einige dreißig herrliche Originale. Zurbaran (geb. 7. Nov. 1598 zu La Fuente de Cantos in Estremadura, gestorben 1662 zu Madrid) ist der Dichter des Klosterlebens. Die meisten seiner Gemälde stellen einzelne Figuren dar, Mönche und heilige Frauen. Er wählte die Modelle zu den ersteren in seiner Umgebung, d. h. in den Klöstern Spaniens, welche ihm die vorzüglichsten, mannigfaltigsten Muster

strenger ascetischer Physiognomien lieferten. In Mönchsporträten ist Zurbaran unübertrefflich; weniger will ihm die Darstellung von heiligen Frauen gelingen. Da, wie es scheint, er bloß nach der Natur malte, und ihm der Eintritt in die Nonnenklöster wahrscheinlich untersagt war, so mußte er seine Originalmodelle zu heiligen Frauen an profanen Orten aufsuchen. Daher kommt es, daß diese heiligen Frauen Zurbaran's ein ungemein weltliches Aussehen haben; man kann sich nichts Verführerischeres, Unheiligeres denken, als ihre schlanken Taillen, ihre gebogenen Hüften und ihre schwarzen Feueraugen, welche versengende Blicke schleudern. Es sind echte Spanierinnen, höchst reizende Geschöpfe, welche, wenn sie wirklich das Paradies bewohnen, die Seligen im Himmel härteren Anfechtungen aussetzen mögen, als die Sterblichen hier auf Erden zu bestehen haben. Zurbaran's Heiligengemälde sind ohne alle Erhabenheit; seine Madonnen verrathen sämmtlich ihre niedrige, irdische Abstammung, wenn sie gleich eine Strahlenkrone um das Haupt haben. Uebrigens zeichnen sich alle Bilder dieses Künstlers durch große Energie und Einfachheit aus. Als Zeichner besitzt Zurbaran die Kraft der römischen Schule, und als Kolorist die Rauheit der Meister von Parma; man merkt ihm das Studium Caravaggio's an. Die beiden besten Zurbaran's des neuen Museums sind eine Judith mit dem Haupt des Holofernes, Nr. 322, und ein knieender Mönch mit einem Todtenkopf in der Hand, Nr. 351.

Mitten unter diesen Mönchen, Märtyrern und heiligen Frauen, welche leztere in so reiche Stoffe gekleidet sind, daß ein Kaufmannsdiener den Preis eines jeden Stücks und Stoffes tariren könnte, hängt ein mit Wasserfarben auf Pergament gemalter Haase, welcher von Albrecht Dürer herrühren soll; der Katalog behauptet es.

Der fünfte und lezte Saal des neuen spanischen Museums ist die Domäne des Ribera, geboren bei Valencia im J. 1588, gestorben zu Neapel 1659. Obschon Ribera in Rom studirt und fast immer in Italien gelebt hat, so verläugnet er dennoch keineswegs sein spanisches Naturell und Temperament. Noch sehr jung hatte er die Schule des Francisco Ribalta, eines der ersten valencianischen Meister, verlassen, um sich nach Italien zu begeben, wo er zunächst in Armuth und Elend, zulezt im Glück und Reichthum lebte. Sein Weglaufen von dem Kardinal, der ihn in Rom auf der Straße gefunden und in seinen Palast mitgenommen hatte, ist eine echte Künstlergrille. Der kleine Spanier (il Spagnoletto) langweilte sich in seiner neuen glänzenden Umgebung und wurde entsetzlich faul; er sehnte sich nach freier Luft und nach den Abenteuern eines Vagabundenlebens. Er verschwand daher eines Tages aus dem Palast Sr. Eminenz, und nachdem er sich Manches in der Welt versucht und die Römer und Bologneser kopirt hatte, kam er endlich an den rechten Mann, an Caravaggio. Ribera war kaum zwanzig Jahre alt, als Caravaggio starb (1609), und es ist deßhalb wahrscheinlich, daß er sich mehr durch das Studium der Werke Caravaggio's, als durch den Unterricht dieses Meisters bildete. Einen Augenblick fühlte er sich nach Parma hingezogen, wo er Coreggio kopirte und seine Praxis milderte. Aber sein Temperament führte ihn bald wieder zu jenem ungestümen, kontrastirten Styl zurück, welchen nach ihm sein Schüler Salvator Rosa fortsezte.

Die neue Sammlung des Louvre enthält drei große Bilder, welche den Styl und die Manier Ribera's vollständig charakterisiren. Gleich links von der Thür des fünften Saals hängt das Märtyrerthum des heiligen Bartholomäus. Der Heilige ist zu Boden geworfen und soll eben geschunden werden: der eine Henker fährt mit seinem Arm bis an den Ellenbogen unter die Haut und grinset dabei mit einer abscheulichen Wollust; hinter diesem Scharfrichter sieht man in der Ferne zwei weinende heilige Frauen, deren Barmherzigkeit und Mitleiden mit der viehischen Wildheit des Schinders in rührendem Kontraste stehen. Der zweite Folterknecht hat das linke Bein des Heiligen gepackt und will es festbinden; auch er verwaltet sein Amt mit haarsträubender Grausamkeit. Der Kopf des Heiligen, der in voller Beleuchtung gemalt ist, während die übrigen Theile des Bildes in einem sehr düstern Halbdunkel gehalten sind, ist gegen den Beschauer gewandt; seine Züge verrathen keinen Schmerz; nur an den blutrünstigen, aus ihren Höhlen hervortretenden Augen, an dem grauen, wie Borsten starrenden Barte sieht man, daß der Märtyrer den Schmerz innerlich konzentrirt hat, und seine Ausbrüche gewaltsam zu unterdrücken bemüht ist. Der ungestüme Pinsel Ribera's tritt uns aus diesem Bilde mit seltener Wahrheit und Wildheit, mit außerordentlicher Hohheit und ich möchte fast sagen Rohheit entgegen. Eine unvergleichliche Kraft der Ausführung, eine freie, kühne, anatomisch genaue Zeichnung, eine übersprudelnde, übertriebene, aber doch originell mißbrauchte Farbe, — sind die unleugbaren Vorzüge dieses Gemäldes in materieller Hinsicht; allein man muß darauf verzichten, passende Worte zu finden, um den Schreckenseindruck zu schildern, welchen man vor diesem Bilde empfindet: von Täuschung, Poesie und verschönernder Kunst ist hier keine Rede; man ist Augenzeuge einer wirklichen Gräuelscene, und man muß alle Details einer Hinrichtung, alle raffinirten Qualen der Folter mit ansehen.

Neben dem heiligen Bartholomäus hängt ein anderer Märtyrer, der sein eigener Henker ist; er hat sich so eben den Bauch aufgeschlizt und holt seine Eingeweide heraus. Wenn der Katalog nicht versicherte, daß es Cato sey, würde es Niemand errathen haben; denn der römische Philosoph hat die abschreckendsten Züge und schrei-

so erbärmlich, als der feige Thersites. Auf der andern Seite des Cato finden wir den Kampf des Herkules mit dem Centauren, welchen Dejanira aus der Ferne mit ansieht, eine im grandiosen Styl behandelte Komposition. Das Ungeheuer liegt am Boden und brüllt aus weitgeöffnetem Rachen; der Sieger hat ihm den Fuß auf die Brust gesezt und holt mit der Keule aus, um ihm den Hirnschädel zu zerschmettern. Die beiden ebengenannten Bilder sind mit einem Feuer, mit einer Energie und Wildheit gemalt, woneben die Venetianer und selbst der ungestüme Caravaggio kalt, schwach und schüchtern erscheinen. Unter den übrigen Ribera's erwähnen wir noch eine büßende Magdalena, 239, und einen reuigen Petrus, Nr. 227, welcher leztere eins der besten von den 25 Bildern ist, welche im Katalog unter Ribera's Namen verzeichnet sind.

Paris, im December 1838. E. E.

Nachrichten vom April.

Persönliches.

Paris, 20. April. Folgende deutsche Künstler und Kunstkenner sind zu korrespondirenden Mitgliedern des hiesigen Comité für Kunst und Denkmäler ernannt worden: v. Lassaulx, Oberbaudirektor in Coblenz; Heideloff, Professor in Nürnberg; Boisserée, Generalinspektor der Denkmäler in München; Geh. Rath v. Klenze und Oberbaurath von Gärtner in München; Kiesewetter in Berlin; der bayerische Architekt Knapp; der Galeriedirektor Dr. Waagen in Berlin; Graf Raczynski in Posen und der Baurath Moller in Darmstadt.

Technisches.

Paris, 9. April. In der Sizung der Akademie der Wissenschaften am 8ten zeigte Herr Arago an, daß das photogonische Papier in London bereits zu einem Handelsartikel geworden sey. Indeß ist die Qualität desselben bis jezt sehr gering, wovon sich Hr. Arago durch eigene Versuche überzeugt hatte.

Ciceri, der berühmte Dekorationsmaler, hat ein einfaches Mittel aufgefunden, Farben in den Stein hineinzubeizen, und darauf ein ganz neues System der innern und äußern Verzierung der Gebäude gegründet. Er ahmt entweder natürliche Steine, z. B. Marmor, nach, oder fertigt Phantasiesteine, oder nimmt die eigentliche Malerkunst zu Hülfe. Die Farbe bedeckt den Stein nicht nur mit einer Kruste, sondern derselbe kann geschliffen und polirt werden, ohne daß sie leidet.

Dresden, 18. April. Der sich hier aufhaltende bekannte Optiker Hr. Enslen beschäftigt sich seit einiger Zeit sehr erfolgreich mit der Heliographie nach Talbot's Methode, die er insbesondere auf Abbildung naturhistorischer Gegenstände mit Glück angewandt hat.

München, 14. April. Dr. E. Förster ist gegenwärtig mit Versuchen zur Vervollkommnung der von den hiesigen Professoren v. Kobell und Steinheil erfundenen Methode, die auf Marienglas in einem Aezgrund von Asphalt radirten Bilder mittelst des Sonnenlichts auf einem chemisch zubereiteten Papiere in braunem Tone zu fixiren, beschäftigt. Gelingt es ihm, eine gleichmäßig sichere Behandlungsweise zu ermitteln, so beabsichtigt er seine vielen schönen Durch- und Nachzeichnungen altitalienischer Malerwerke in dieser Manier herauszugeben.

St. Petersburg, 30. März. In manchen Gemächern des Winterpalastes werden jezt Topfgewölbe angebracht, welche in Rußland schon vor langer Zeit üblich waren, indem sich beim Abtragen des steinernen Fußbodens und Gewölbes im Kreml zu Moskau zeigte, daß das Zwischengemäuer aus Töpfen errichtet war. Auf dem Topfgemäuer können Steingewölbe und selbst Mauern von drei Backsteinen Breite stehen, ohne daß dadurch die Töpfe, welche die Form gewöhnlicher Kochtöpfe haben und $^1/_2$ bis über 1 Fuß hoch sind, Risse bekommen. Die Töpfe waren ohne Sorgfalt mit Mörtel und zerschlagenen Backsteinen in Reihen aufeinandergelegt (gestellt?) und jede Topfreihe mit Baumrinde belegt. Auf den Töpfen befand sich eine Lage von Backsteinen.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

№ 43.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 28. Mai 1839.

Die Pariser Kunstausstellung. 1839.

(Fortsetzung.)

Es kann nicht unsere Absicht seyn, die 2100 Kunstwerke, welche die diesjährige Pariser Ausstellung zählt, der Reihe nach einzeln zu besprechen: wir gedenken uns bloß auf diejenigen zu beschränken, welche hervorgehoben zu werden verdienen: da es uns lediglich darum zu thun ist, die Leser dieser Blätter mit den Werken, Namen und Tendenzen der neuern französischen Schule bekannt zu machen, welche dem Auslande billig nicht unbekannt bleiben dürfen. Gestehen wir zuvörderst, daß die französische Schule in den lezten zwanzig Jahren eine förmliche Revolution durchgemacht hat, und daß ein ganz anderer Geist in sie gefahren ist, was auch der unterrichtete Kritiker des Journal des Débats, Herr Delecluze, dagegen einwenden mag. Man kann sich gar nicht vorstellen, in welchen Mißkredit die Götterbilder der älteren französischen Schule gefallen sind, und wie despicirlich man von der Atala Girodet's und von dem Marcus Sertus Guerin's und allen Werken dieses Styls spricht, welche zu ihrer Zeit in Oden und Sonetten besungen und mit Lorbeeren gekrönt wurden. Niemand kopirt und betrachtet sie, oder wenn man sie eines flüchtigen Blickes würdigt, so geschieht es nur, um ihnen ein Epigramm oder ein mitleidiges Achselzucken nachzuschicken. Diese Reaktion liegt in der Natur der Dinge: die neue Schule hatte unsägliche Mühe, die alten Prinzipien umzustoßen, und mußte nothwendig in Einseitigkeit ausarten, um einen vollständigen Sieg davon zu tragen, welchen sie endlich errungen hat. Nur ist sie in ihrem unverhofften Glücke ein wenig verlegen, und es geht ihr wie einem armen Teufel, der das große Loos gewinnt, und nicht weiß, wie er sein Vermögen am zweckmäßigsten anlegen soll. Da sie keine Führer, keine Autorität achtet, so tappt sie im Finstern umher und probirt bald dieses, bald jenes. Es ist im Grunde genommen keine Schule, sondern ein Gewirre von Individualitäten, welche gegeneinander protestiren, und von denen Jeder seinen eigenen Weg geht, wie ihn Zufall und Laune treiben; Viele wollen berühmt, die Meisten reich werden. Bei diesen Tendenzen kann es nicht ausbleiben, daß die Kunst sich materialisirt oder vielmehr industrialisirt; sie muß sich klein machen und zusammenschrumpfen, wenn sie Abnehmer finden will; mit einem Worte, man muß Kunstprodukte und keine Kunstwerke liefern.

Die französische Journalistik fördert die Kunstinteressen der Gegenwart um kein Haar: sie wirft sich als unumschränkte Gebieterin auf, geißelt oder streichelt, wie es ihr gerade zu Muthe ist, spendet ihr Lob oder ihren Tadel in die Kreuz und Quer, ohne sich im mindesten darum zu bekümmern, welches Unheil sie anstiftet oder anstiften kann. Es liegt ihr so wenig daran, ihren ernsten Beruf zu erfüllen; es kommt sogar vor, daß sie ihre politischen Leidenschaften in Kunstfragen mit einmischt. Wir sprechen nicht von der französischen Presse im Allgemeinen; unter den Kritikern, welche in den Pariser Journalen und Zeitschriften über die jährliche Kunstausstellung schreiben, gibt es sehr Viele, welche ihr Amt mit Talent und Gewissenhaftigkeit verwalten; sondern wir meinen hauptsächlich einige spezielle Blätter, deren Berichterstatter das große Wort führen, den Ton angeben, und doch eben so unwissend als eingebildet sind. So lange nämlich die Ausstellung dauert, hat jedes Tagsblatt einen Aristarchen nöthig, und beauftragt demnach einen seiner Redakteure, die Artikel über bildende Kunst abzufassen; wer sein Anrecht auf diese Specialität am besten geltend zu machen versteht, wird für den kompetentesten Richter angesehen. Derselbe sezt sich in Kennerpositur, nimmt die Kennermiene an, und das gutmüthige Lesepublikum spizt die Ohren wie ein Hase, der den Wind sausen hört. Der angebliche Kenner versteht indeß wenig oder nichts von den bildenden Künsten, man urtheile nach folgenden Proben:

Der geistreiche Jules Janin, der gefürchtetste und mächtigste von allen Pariser Feuilletonisten, welcher den

französischen Vaudevilledichtern schlaflosr Nächte macht, selbst wenn er nach Italien oder Deutschland gereiset ist, J. Janin, sagr ich, schreibt dies Jahr Artikel über den Salon im Artiste. Er fängt damit an, etwas schlecht zu finden, was ganz gut ist; denn der heilige Lukas von Ziegler ist unstreitig eines der besten Bilder der Ausstellung, und fährt dann fort, über die Komposition diesrs Gemäldes in folgender geistreichen Weise zu scherzen: „Der Heiligr ist steif und ziemlich schlecht gekleidet, so daß ihm nur der Künstlerkittel und der Papierhut fehlt, um mit Giraud oder Pradirr dir sprechendste Aehnlichkrit zu haben.“ Wenn man weiß, daß Giraud und Pradier zwrl neuere französische Künstler sind, wovon der eine Maler, der anderr Bildhauer, so muß man gestehen, daß der Vergleich trrffend ist. Ganz besonders abrr verräth J. Janin sein feines Kunstgrfühl vor dem König von Thule von Ary Schrffer: er wundrrt sich sehr, daß der goldenr Brcher, woraus der alte König trinkt, nicht so blank sey, als der Becher, welcher eben aus der Werkstatt des Goldschmieds kommt. Nach dieser spießbürgerlichrn Bemerkung fährt J. Janin fort: „Das Gold und Silber sind mit der Zeit ganz braun und schimmelicht grworden; allein wenn A. Scheffrr sich die Sache hätte übrrlegen wollrn, so würdr er nothwendig eingesehen haben, daß die Gold- und Silbergeschirre des Königs von Thulr wir Gold- und Silbeegeschirre anderer Leute blinkten, und keineswegs so mattgrün und verschimmelt aussahen, als antiquarische Raritäten eines Kunsthändlers.“ Nach diesen Zrilen konntr Herr J. Janin sich überheben, rtwas weiter unten zu rrklären, er sey krin Künstler; sonst wärr es ihm kein Räthsrl geblieben, warum der König von Thule keinen blanken goldenen Becher an seine Lipprn preßt. Wenn man Herrn J. Janin ein angezündetes Wachs- oder Gaslicht in's Gesicht hielte, so würde sein hübscher Blondkopf in dem Glanze der Beleuchtung völlig verschwimmen, wenn er auch ein noch größeres Licht wäre, als er wirklich ist. Bei Grlegenheit der Magdalena von Gigoux wird drn Künstlern gerathen, „erst ihre Bilder zu malen und sie dann zu taufen.“ Dürfte man nicht Herrn J. Janin rathen, bei seinem Leisten, d. h. bei der Theaterkritik zu blriben?

Herr Theophile Gauthirr, der Kunstkeitiker der Presse, ist nicht minder ergötzlich, als sein ebenerwähntrr Kollege; er entschuldigt sich in seinen eesten Feuilletons, er habe seine Aufsätzr über dir Ausstellung nicht früher angefangen, weil er sich Zeit und Muße genommen, und unterdeß habr er „dir Perlen aus dem Miste hervorgesucht, und deren so viele gefunden, daß er ein ganzes Schmuckkästchen damit anfüllen könne.“ Diesr kleine, zugleich nach Rosenwasser und nach dem Stall riechende Phrase ist unstreitig ein artiges Kompliment für allr Künstler, deren Werke nicht in das Schmuckkästchen des Kritikers der Presse kommen. Etwas weiter spielt Theophile Gauthier den superfeinen Kenner und macht seine Ansprüchr darauf in folgenden Worten geltend: „In Hinsicht der Impastirung, Ausführung und Faebenbandhabung sind wir eben so weit vor, als die großen Meister des sechszehnten Jahrhundrrts, deren Arbeiten sich ganz bequem erneuern ließen, wenn Gelegenheit dazu da wäee; es fehlt uns nur an Platz für Gemälde und an Wändrn für Fresken.“ Drm Leser fehlt es wahrscheinlich an Geduld, die Kunsturtheile Th. Gauthirr's writer anzuhören, und wir brechen daher die Auszüge ab.

Dir Jouenale der koalieten Mächte sind ebenfalls ungrmein spaßhaft in iheen ästhetischen Ansichtrn; sie machen auch in der Malerei und Bildhauerei Opposition, und möchten dir Kunst gernr in die Zwangstiefeln ihrer politischen Systemr einschnüren; diese verlangen eine konstitutionelle, jenr eine radikalr Kunst. Herr A. Décamps, der Feuilletonist des National, wendet sich bei Besprechung der religiösen Malerei in folgender Apostrophe an seinen Bruder, den Maler: „Warum hast auch Du die Bibel aufgeschlagen, um daraus eine erhabene Scenr zu schöpfen, welche uns rinen Einzigen im Kampfr mit einem ganzen Heere zeigt? (Simson erschlägt die Philister.) Strllt rin Freiwilliger von 92 dir Aufopferung für's Vaterland nicht in viel höherrm Maße dar, als rin Held Israels?“ Es wird einem ganz traurig zu Muth, wenn man in einem ernsten Journale so komische Kunstberichte findet. Lachen abrr muß man, wenn man die französischen Prahlereien über einheimische Kunst liesrt. Es geht den Feanzosrn mit ihrem Kunststolz, wie mit ihrem Nationalstolz. Daß sie anderr Völker unterjocht und ihnen die Freiheit geraubt haben, sind, iheer Mrinung nach, ruhm- und ehrenvolle Thaten; daß aber auch sie am Ende besiegt worden, finden sie ganz gemein und schändlich: wrnn es in ihrer Macht stände, so würden sie aus der Weltgeschichte das Blatt herausreißen, worauf grschrieben strht, daß Paris seinr Thore dem Frindr gröffnet, und sie möchten gar zu gerne den Leuten weißmachen, die Allirten hätten sich auf den Zehen bri Nacht und Nebel wie Diebe an die Mauern der Hauptstadt herangeschlichen, und sich mit Dietrichen die Barrieren aufgeschlossen. Es ist kein böser Wille, sondern lediglich unverständige Eitelkeit, wenn die Feanzosrn in ihren Schriften sich gegen die Kunst des Auslandrs versündigen. In den lezten Jahren bemerkt man übrigrns vielfache Abnahme diesrr kümmerlichen Vorurthrile, und rine erfreuliche Zunahme umfassrnderer, gerechterer Ideen in Bezug auf fremde Kunstbeestrebungen: eine Annäherung zwischen der deutschen und französischen Kunstwrlt läßt sich nicht vrrkennen; der gegenseitige Austausch von Gemälden auf den vrrschiedenen Kunstausstellungen wird von Jahr zu Jahr ausgebreiteter; viele

französische Kritiker kennen die Namen und Werke der berühmten deutschen Künstler theils aus Anschauung an Ort und Stelle, theils aus Zeichnungen, Kupferstichen und Lithographien, und wenn Einzelne noch hie und da eigensinnig die Augen zudrücken, so offenbaren dagegen Andere eine enthusiastische Vorliebe und Einseitigkeit für deutsche Kunsttendenzen, die bei uns wenig Nutzen bringen und für Frankreich völlig nutzlos sind.

Wir schließen damit unsern Seitenblick auf die kritisch-ästhetischen Urtheile der französischen Journalistik und kommen auf die Werke der Ausstellung selbst. Die hervorragendsten darunter sind die drei großen Batailleu von Horaz Vernet, welche nach Versailles in's historische Museum kommen sollen und Scenen aus der Belagerung von Constantine vorstellen: die Einnahme der Höhen von Condiat-Ati, am 10. Oktober, den Abmarsch zum Sturm und das Eindringen durch die Bresche, am 13. Oktober. Horaz Vernet ist einer von den glücklichen Sterblichen, über welche die Natur das Füllhorn ihrer Schätze und Reichthümer ausgegossen zu haben scheint: er ist unbedingt einer der ausgezeichnetsten Künstler der Gegenwart, und im höchsten Grade mit allen Eigenschaften ausgerüstet, welche den Mann von wahrem Talent charakterisiren. Als Schlachtenmaler ist Horaz Vernet unvergleichlich; er versteht sich auf Generäle, Soldaten und Marketenderinnen, wie ein Schulmeister auf's ABC und ein Rechenlehrer auf's Einmaleins; er führt mit einer Leichtigkeit aus, die an's Wunderbare, an's Fabelhafte grenzt. Ich glaube, Horaz Vernet würde ein Bild in eben so viel Zeit fertig bringen, als ein gewöhnlicher Maler braucht, seine Palette zurecht zu machen. Trotz seiner Reise nach Algier und Constantine hat er dies Jahr 300 Quadratschuh Leinwand bemalt, und zwar ganz vortrefflich bemalt. Die drei erwähnten Episoden der Einnahme von Constantine, welche unter einen Rahmen gefaßt und durch schmale Rahmschenkel in drei Abtheilungen geschieden sind, bedecken eine ganze Wand des großen, viereckigen Salons. Man muß allerdings einräumen, daß diese Bilder den strengsten Anforderungen der höheren Malerei nicht entsprechen, weil ihnen die vollkommene Abrundung und Einheit, die genaue Bestimmtheit der Handlung fehlt, und die Aufmerksamkeit bald hier, bald dorthin gelenkt wird; aber wer noch kein Scharmützel und keine Schlacht mit eigenen Augen gesehen hat, kann sich vor den Vernet'schen Batailleu die beste Vorstellung davon machen. Das ist ein Leben und Weben, ein Gewimmel und Getümmel von unglücklichen Soldaten, welche die steilsten Felsen hinanklettern, sich einander halten und hinaufschieben, diese Strickleitern tragend, jene andere Kriegsapparate schleppend, und alle mit gleichem Heldenmuth und gleicher Kampfesgluth stürmlaufend. Offiziere und Gemeine, Jeder ist thätig und eifrig, und ganz so wie er leibt und lebt; es sind keine ideale Gestalten, sondern lauter Porträte. Die Täuschung vor diesem Bilde ist vollständig und ergreifend: man glaubt, man sey mitten im Schlachtlärm mit drin, man höre die Fanfaren blasen, den Generalmarsch schlagen und die Kanonen donnern; es ist ein schrecklicher, aber schöner Anblick. Mit diesem Leben und Feuer der Komposition, mit dieser Fülle und Lebendigkeit der Darstellung von Charakteren und Leidenschaften verbindet sich eine Kühnheit der Zeichnung und eine magische Wirkung der Lokalfarben, wie sie selten angetroffen wird; jedes Gebäude, jedes Fels- und Mauerstück ist schlagend treu und wahr wiedergegeben, und in dem ganzen Bilde wehet eine herrliche Luft, welche der Beschauer auf sich einströmen fühlt. Es ließe sich allerdings vorbringen, daß im Ensemble der Komposition ein etwas kalter, einförmiger Ton herrsche, daß der Himmel in etwas rauher Manier behandelt sey, und nicht mit dem Gemäuer übereinstimme, welches im brennendsten Sonnenlichte glühet; allein diese immer noch problematischen Mängel sind neben den vielen unbestreitbaren Vorzügen kaum in Anrechnung zu bringen. Ich für mein Theil billige durchaus das Vernet'sche Kolorit; ich kenne keinen Maler der alten und neuen Zeit, welcher die Erscheinung des Tages in solcher originellen Weise aufgefaßt und wiedergegeben hat. Nach hundert Jahren wird man die Vernet'schen Batailleu eben so leicht erkennen, als die von Lebrün, Vandermeulen und Wouvermanns; denn es herrscht darin ein so geniales Leben, eine so stark ausgeprägte Eigenthümlichkeit, wovon in den Stücken der gewöhnlichen Schlachtenmaler blitzwenig anzutreffen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom April.

Preisbewerbung.

Berlin, 14. April. Der diesjährige Michael Beer'sche Preis ist für ein Werk der Bildhauerei bestimmt; der vorjährige ist dem gegenwärtig sich in Paris aufhaltenden Geschichtsmaler Julius Moser zuerkannt worden, welcher auch im Jahr 1836 Sieger war.

Kunstausstellungen.

London, 20. April. In dem Lokale der Kunsthändler Hodgson und Graves ist gegenwärtig die Sammlung von 180 ausgezeichneten Zeichnungen in Wasserfarben ausgestellt, welche behufs des bekannten großen, von den Herren Robillard-Peronville und Laurent herausgegebenen

Kupferwerkes: Musée français unter Hrn. Laurent's Leitung im Louvre gefertigt wurden. Den Eigenthümern sollen diese Zeichnungen nicht weniger als sechs Millionen Franken gekostet haben, und die Stecher erhielten zwei Mill. Fr. Dies ist wohl die größte Summe, die je auf Herausgabe eines Werkes verwendet worden.

Hannover, 2. April. Unsre am 2. Osterfeiertage geschlossene Kunstausstellung hat ein noch ungünstigeres Resultat als die vorjährige geliefert, was um so unerwarteter ist, da von Seiten des Comité das thätigste Streben gewaltet hat, auch das Vereinsblatt für die Mitglieder, ein trefflicher Kupferstich von Amsler nach Cornelius „Traumdeutung Josephs," den Werth der jährlichen Beiträge bedeutend übersteigt. Dennoch hat, wegen vielfacher Kündigung von Aktien und rückständiger Zahlungen, die Verloosung der vom Vereine angekauften Bilder verschoben werden müssen. Uebrigens war eine gewisse Verminderung der Theilnahme, wegen des anfangs allzugroßen Enthusiasmus, vorauszusehen.

Kopenhagen, 5. April. Die diesjährige Kunstausstellung auf der Charlottenburg, welche am 3. dieses eröffnet wurde, zieht in einem ungewöhnlich hohen Grade die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich, was besonders den selbst den Laien so ansprechenden Arbeiten Thorwaldsen's zuzuschreiben ist. Von seiner Hand erblickt man drei Statuen in Marmor, die der Gräfin Baratinsky und zwei Amoren, einen ruhenden und den mit der Leier. Unter den Basreliefs, über dreißig an der Zahl, stellen mehrere verschiedene Mythen vom Liebesgott dar, und wenn man auch schon einige durch früher übersandte Gypsabgüsse kannte, so machen sie doch jezt, von der Hand des Meisters in Marmor ausgeführt, einen weit größeren Eindruck. Seine Jahreszeiten, in vier Medaillons, sind eine neue Bearbeitung einer Ausgabe, die er schon unter den Amor-Mythen behandelt hat. Von leztern erwähnen wir Amor und Anakreon, so wie Amor und Bacchus, welche Trauben pressen. In vier andern Medaillons treten die vier Evangelisten mit ihren Attributen hervor; zwei noch kleinere Basreliefs stellen singende und musizirende Engel dar. Unter den größeren Kompositionen nennen wir das Basrelief, welches darstellt, wie Minerva die Waffen des Achilles dem Ulysses zuerkennt. Auch von dem bekannten Fries „der Alexanderzug" sind mehrere Theile ausgestellt. Auch unter den Gemälden sind treffliche Sachen.

Berlin, 20. April. Mit dem 18ten dieses ist die Ausstellung der zur diesjährigen Verloosung für den Kunstverein bestimmten Gemälde in dem königlichen Akademiegebäude eröffnet worden. „Die beiden Kinder" von E. Magnus," „Knappe und Spinnerin" von K. Kolbe, „Richard Löwenherz" von Cretius, „eine Fischerfamilie" von Grothe, einige Seestücke, unter denen die Ansicht von Malmoe von Achenbach und vieles Treffliche mehr erblickt man hier, nebst der sehr gelungenen Marmorstatue der Unschuld von E. Wolff in Rom und mehrern Abgüssen derselben.

Wien, 18. April. An Zahl der Stücke bleibt unsere diesjährige Kunstausstellung, welche am 8. April eröffnet wurde, nur um den vierten Theil hinter der Pariser zurück. Das historische Fach ist schwach besezt, das bedeutendste Gemälde dieser Gattung ist Karl Rahl's „Tod König Manfreds von Sicilien in der Schlacht bei Benevent." Im Landschaftsfache ist stufenweises Fortschreiten nicht zu verkennen. Einzelnes im Porträtfache kann als gelungen gelten; die plastische Kunst bedarf offenbar noch der größern Erhebung gar sehr. Sowohl in der Conception der Ideen, als in der Ausführung vollkommen gelungen sind viele Genrebilder, zumal die, deren Gegenstand aus dem österreichischen Volksleben genommen ist. Die Architekturmalerei hat manches Gute aufzuweisen, und aus dem Ornamentenfache sind zwei Aquarellen, freie Abbildungen nach Antiken, da. — Einsendungen vom Auslande erfolgten aus Paris, Rom, Krakau und München, theils von fremden, theils von einheimischen Künstlern. Wie jedes Jahr, so hat auch heuer der Hof um mehrere tausend Gulden Ankäufe gemacht. Der Kunstverein hat einige 50 Stück erworben. Die Ausstellung gewährt eine im Ganzen genußreiche, dem gegenwärtigen Stande der Kunst entsprechende Uebersicht. Die Bilder eines Gauermann, Amerling, Dannhauser, Enders, Waldmüller, Reinhold und vieler Anderen würden in jeder Ausstellung mit den besten Werken wetteifern können.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

№. 44.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 30. Mai 1839.

Die Pariser Kunstausstellung. 1839.

(Fortsetzung.)

Es fehlt auch auf der diesjährigen Ausstellung nicht an Bildern, wo man mit einem großen Aufwand von Einbildungskraft den Franzosen ihre Siege und Eroberungen in Erinnerung bringt; wir befürchten jedoch, daß diese Paradestücke den französischen Waffen dereinst mehr Ehre machen werden, als der französischen Kunst. Die Gründung des historischen Museums in Versailles war ein glücklicher, eines hochgesinnten Königs würdiger Gedanke, dessen Ausführung den französischen Künstlern den schönen Beruf anwies, die Waffenthaten und heroischen Züge ihres Vaterlandes in lebendigen Bildern zu verherrlichen, welche jedesmal eindringlicher und verständlicher zum Volke reden, als todte, gedruckte Buchstaben. Leider hat die Mehrzahl der französischen Künstler diesen Beruf verkannt; man hätte glauben sollen, daß sie wenigstens mit Sorgfalt arbeiten würden; allein in dem Bataillengenre ist dies keineswegs der Fall gewesen; die meisten Maler scheinen diese Gegenstände nur mit Widerwillen oder aus Gründen zu behandeln, welche man mit Anstand und Ehre nicht eingestehen kann. Die Schlachtstücke der Herrn Alaur, Bellangé, Couder und Lecomte machen allein Ausnahme: das sind gewissenhafte, talentvolle Gemälde, welche in jeder Hinsicht lobende Erwähnung und öffentliche Beachtung verdienen.

Links vom Eingang in den großen Salon, an dem Ehrenplatz in der Ecke, den vor fünf Jahren die Jeanne Gray von Delaroche einnahm, hängt die Esmeralda von Steuben, welche, nach der Mignon von A. Scheffer, das liebenswürdigste Kind ist, das man sich nur wünschen kann. Das Naive, Zarte und Feine, die unschuldige Schelmerei und unbewußte Grazie, kurz Alles, worin sich das jugendliche Alter so anmuthig darstellt, ist mit seltener Kunst in diesem Bilde wiedergegeben, und man kann sich nicht sättigen in dem Anschauen dieses reizenden Geschöpfs. Sie ist bald nackt, jedoch ist ihre Nacktheit so keuscher Art, daß man ihr ohne Erröthen die Stirn bieten darf; ihre Haltung, ihr Lächeln, ihre Arme, Hände und Füße gehören der lieblichsten Grazie an; sie spielt so artig mit ihrer hübschen weißen Ziege, sie ist so rosenroth und frisch und so schön gemalt, daß man nur mit Bedauern von diesem holdseligen Wesen Abschied nimmt. Das Bild ist eins von denen, welche im diesjährigen Salon das meiste Glück machen und es wirklich verdienen. Die Figur Quasimodo's, welche man links im Hintergrunde bemerkt, scheint uns indeß total verfehlt; denn sie hat nicht die geringste Geistesverwandtschaft mit dem Originaltypus, welchen die schöpferische Phantasie Victor Hugo's so meisterhaft ersonnen und ausgemalt hat.

Etwa zehn Bilder weiter hängt der Evangelist Lukas von Ziegler, welchen Jules Janin so arg mitgenommen hat, und welchen ich für eins der gelungensten Bilder der Ausstellung halte. Der heilige Lukas ist bekanntlich der Schutzpatron der Künstler, und soll die Jungfrau Maria kopirt haben. Die Mutter Christi, den kleinen Jesus auf dem Schooß, steigt aus den Wolken und sitzt dem frommen Evangelisten. Dieser lehnt sich mit einem Knie auf eine Art Schemel und vor ihm steht eine Staffelei mit einer Leinwand, die den ersten Entwurf des Gemäldes enthält. Hinter dem Evangelisten bemerkt man den Ochsen. Alle diese Figuren, und vorzüglich die Hauptfigur des heiligen Lukas, sind mit vielem Ensemble, mit großer Sorgfalt und Genauigkeit gezeichnet und ausgeführt; kurz, das Ganze scheint uns schöner gedacht und besser gemalt, als der Daniel in der Löwengrube, welchen derselbe Künstler auf der lezten Ausstellung hatte, und welchen die Regierung angekauft hat, um ihn dem Stadtmuseum in Nantes zu schenken.

Dem Evangelisten Lukas schräg gegenüber erblicken wir eine große, gelbe Leinwand, welche ganz in Licht zu schwimmen scheint, und die Todtenfeier für die Opfer der Fieschi'schen Höllenmaschine im Dom der Invaliden darstellt. Es war ein wahres Kunststück, diese Scenen

mit ihren tausend und aber tausend Lichtern wiederzugeben; aber Herr Granet ist ein höchst gewandter Künstler, welcher seit langer Zeit nur Proben von Tüchtigkeit abgelegt, und auch in diesem Bilde abermals bewiesen hat, daß er die größten Schwierigkeiten glücklich zu beseitigen verstehe.

Lassen wir diese Trauerscene, welche nur traurige Erinnerungen und schwermüthige Betrachtungen über politischen Fanatismus erweckt, um unsere Aufmerksamkeit den fünf Gemälden von Ary Scheffer zuzuwenden, die in der langen Louvregalerie in einer Reihe nebeneinander aufgestellt sind. Ary Scheffer ist unstreitig ein sehr talentvoller Maler, dessen Werke sich durch Gedankentiefe und poetische Intention auszeichnen und beständig die Menge anziehen, weil die Menge sich stets dahin wendet, wo sie Anregung findet. Vor den Scheffer'schen Bildern muß übrigens der Roheste stehen bleiben; denn bei ihrem Anblick fühlt man sich wider Willen wie von einer unwiderstehlichen Macht hingerissen, so viel inniges und tiefes Gefühl spricht aus seinen Gemälden. Ary Scheffer hat sehr frühe, und zwar mit Glück, seine Künstlerlaufbahn angefangen, weil man seinen Kompositionen die Originalität nicht absprechen konnte, und das Sentimentale und Melancholische darin die Franzosen besonders frappiren mußte. Scheffer's Ausführung hat ebenfalls ein eigenthümliches Gepräge. Seine beiden Mignons sind zwei schöne und sinnige Bilder, welche den Beschauer in eine süße, schwärmerische Stimmung versetzen, die sich nicht zergliedern läßt: alle beide sind das Eigenthum des Herzogs von Orleans. Der reiche Kunstliebhaber und Pair von Frankreich, Herr Paturle, welcher bereits die zwei bedeutsamsten modernen Bilder, die Fischer von L. Robert und das Decamerone von Winterhalter angekauft hat, ist der Besitzer des dritten Scheffer'schen Bildes: Faust und Gretchen. Diese Komposition ist größer, als die beiden vorhin genannten, aber auch hier finden wir alle Eigenschaften Scheffer's wieder: Tiefe des Gedankens, Naivität der Formen und Reinheit der Ausführung. Gretchen, in weißem Kleide, steigt eben die Kirchentreppe hinab, ein kleines Kind geht hinter ihr her und trägt ihr Gebetbuch. Faust, der im rechten Vordergrunde steht, wird verlegen, wie er die schöne Kirchengängerin bemerkt, und Mephistopheles, neben ihm, schneidet ein grinsendes Gesicht, als er den Eindruck wahrnimmt, welchen das junge, unschuldige Blut auf seinen Begleiter hervorbringt. Gretchen ist von mittlerer Größe und feinem, rundlichem Bau, und hat ein sehr holdes Angesicht mit herrlichen blauen Augen; in ihrem Gange, in ihrer Haltung, in ihrer ganzen Erscheinung sind das Unschuldige, Verschämte, Verlegene und Züchtige, kurz die zarten und schönen Züge, wodurch sich die deutschen Mädchen besonders auszeichnen, trefflich ausgedrückt und dargestellt. Leider sehen die Bilder Scheffer's etwas kalt und farblos aus; A. Scheffer ist kein Kolorist; seine Farbe hat keinen Glanz, wohl aber einen gewissen Reiz; man könnte sie elegisch oder lyrisch nennen; denn die trüben, mürrischen, geheimnißvoll verschleierten Tinten seiner Bilder sind der getreue Abdruck und Wiederschein seiner träumerischen, schwärmerischen und schwermüthigen Seele. Der König von Thule ist ein gutes Gemälde; Scheffer ist darin ein wenig von seiner Manier abgegangen, und das Kolorit hat dadurch an Kraft und Stärke gewonnen. In den Zügen des alten Königs liest man eine unsägliche Trauer; der Kopf des Greises macht streng genommen das ganze Bild aus, aber dieser Kopf ist ausnehmend schön behandelt; die Hände, welche den Becher an die Lippen drücken, sind Meisterstücke in Absicht auf Form, Farbe und Modellirung. Unverkennbar übrigens ist, daß dieser König von Thule die größte Aehnlichkeit hat mit Eberhard dem Greiner, welchen A. Scheffer vor mehreren Jahren ausgestellt hat; nur in der technischen Ausführung macht sich eine große Verschiedenheit bemerklich. Ueberhaupt wiederholt sich Ary Scheffer in seinen Ideen und Figuren; er hat gewisse Lieblingstypen, welche er vorzugsweise gern anbringt, und welche seine Gemälde etwas monoton machen; zum großen Glück sind seine Lieblingstypen fast alle hübsch.

In dem großen, viereckigen Salon hängt ein kleines Bild von Henry Scheffer, dem Bruder des Ebengenannten, welches die Ministerrathssitzung im Schlosse von Champlatreux beim Grafen Molé darstellt, und sehr fleißig ausgearbeitet ist. Alle Figuren sind sprechend ähnlich, aber die Komposition ist ohne alle Bedeutung. Man denke sich acht von Kopf zu Fuß schwarz gekleidete Männer um einen runden, mit einem grünen Teppich belegten Tisch; Keiner betrachtet den Andern, Keiner regt und rührt sich; sondern Jeder sitzt steif und unbeweglich da. Wir glauben, die Schuld liegt hier mehr an der Etikette, als an Henry Scheffer: allein faktisch ist, daß diese Herrn nicht wie Minister, sondern wie Croupiers am Roulette aussehen. Henry Scheffer hat noch verschiedene andere Werke auf der Ausstellung, Porträte und Interioren, aber sie sind von einer eisigen Kälte in Auffassung und Ausführung; man hat seine Art zu malen als eine protestantische bezeichnet.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom April.

Versteigerungen.

Dortrecht, 20. April. Nächstens wird hier die bedeutende Sammlung des verstorbenen berühmten Seemalers J. C. Schotel öffentlich versteigert. Sie enthält mehr als 400

Blätter, da der Künstler die Gewohnheit hatte, zu jedem seiner ausgeführten Gemälde eine Skizze zu machen. Besonderes Interesse gewähren auch die neun Skizzenbücher mit 290 Zeichnungen, welche die Ausbeute verschiedener Reisen des Verstorbenen, z. B. an den Küsten von Frankreich und England in den Jahren 1837 und 1838, an den flandrischen und französischen Küsten im Jahr 1837 rc. enthalten.

Akademien und Vereine.

Berlin, 22. April. Nachdem der König für den Fall, daß der Guß der Amazonengruppe von Kiß bewerkstelliget würde, einen Beitrag von 5000 Thlr. bewilligt hatte, bildete sich hier ein Verein zur Förderung dieses Unternehmens. An der Spitze desselben stehen Schinkel, Rauch, Raczynski, Waagen rc., und es läßt sich kaum bezweifeln, daß die nöthige Summe von 50,000 Rthlr. durch Subskription wird aufgetrieben werden.

In der Plenarversammlung der k. Akademie der Künste am 9. März fand die Wahl neuer Mitglieder statt. Zu einheimischen, ordentlichen Mitgliedern wurden erwählt: Gustav Lüderitz, Kupferstecher in Berlin; Adolph Henning, Historienmaler daselbst; zu auswärtigen, ordentlichen Mitgliedern Hor. Vernet, Geschichts- und Genremaler in Paris; Eugene Lepoitevin, Marinemaler daselbst; zu Ehrenmitgliedern: Gottfr. Weber, Geheimerath zu Darmstadt; Hr. v. Winterfeld, geh. Obertribunalrath zu Berlin; der Marchese de Durazzi, beständiger Sekretär der Akademie der Künste zu Genua und der Marchese de' Negri zu Genua. — Die diesjährige akademische Preisbewerbung ist für die Architekten bestimmt.

Eine Zwistigkeit zwischen der Düsseldorfer Kunstakademie und der hiesigen, wegen angeblicher Zurücksetzung der erstern bei den hiesigen Kunstausstellungen, hat die Folge gehabt, daß die Jünger der Düsseldorfer Akademie künftig ihre Werke nicht mehr zur allgemeinen Ausstellung senden, sondern eine solche auf eigene Hand veranstalten wollen, wozu sie bereits einen großen Saal im Hotel de Russie gemiethet haben.

In der Versammlung des wissenschaftlichen Kunstvereins am 15. April erstattete Prof. Kugler Bericht über die bis jetzt erschienenen Hefte von Puttrich, Geyser und Stieglitz's Denkmalen der Baukunst des Mittelalters im Königreiche und in den Herzogthümern Sachsen, wobei er den Wunsch aussprach, daß die fleißigen Herausgeber auch die Abbildungen von Kirchengefäßen, Holzschnitzwerk, Schlosserarbeit, Glockenverzierungen, Teppichweberei, Glas- und andere Gemälde in ihre Sammlung aufnehmen möchten. Von dem so eben erschienenen Prachtwerke: Alterthümer und Kunstdenkmäler des Hauses Hohenzollern von K. Freiherrn von Stillfried ward der Gesellschaft das erste Heft vorgelegt, welches die berühmte Pforte des Klosters Heilsbronn enthält, von der die Ofenfabrik des kürzlich verstorbenen Hrn. Feilner eine Nachbildung in der Größe des Originals geliefert hat, die nun, wie man hört, auch dessen Grabstätte zieren wird. Von dem leider fortwährend siechen, einst so genialen Landschaftsmaler Blechen war eine Sammlung Skizzen seiner italienischen Reise ausgelegt.

Köln. Am 2. April fand hier die erste Generalversammlung der Aktionäre des Kölner Kunstvereins statt. Der Stadtrath Dr. v. Groote hielt die Eröffnungsrede. Der Verein zählt bereits über 450 Mitglieder. Unter die Zahl der Ausschußmitglieder ward auch der Regierungschefpräsident Gerlach gewählt.

15. April. Durch einen Erlaß vom 7. d. M. hat der Oberpräsident der Rheinprovinz dem Statut des kölnischen Kunstvereins die Staatsgenehmigung ertheilt.

Mainz, 10. April. In dem Generalbericht des rheinischen Kunstverbandes, bestehend aus den Kunstvereinen von Straßburg, Karlsruhe, Mannheim, Mainz und Darmstadt, ist zuvörderst das günstige Resultat der gemeinschaftlichen Ausstellungen des verflossenen Turnus dargelegt. Der Katalog der Ausstellungen enthielt in Mannheim 229, in Mainz 557, in Darmstadt 573, in Karlsruhe 467, in Straßburg 537 Nummern. Künstler und Kunstvereine scheinen von dieser Einrichtung Vortheil zu haben. Das Hauptmittel, welches zur Erreichung des Gesammtzweckes führt, ist die Ankaufung und Verloosung von Kunstwerken. Die Kunstvereine von Straßburg und Mainz verwandten einen Theil ihrer Geldmittel auf den Ankauf von Kunstwerken für ihre städtischen Museen. Jedes Jahr setzt einer der Vereine des Verbandes einen Preis für ein historisches Bild aus. Der Kunstverein von Mannheim hat die erste Preisaufgabe (für's J. 1839) ertheilt: „Herrmanns Rückkehr aus der Teutoburger Schlacht und das Wiedersehen Thusneldas,“ und bestimmt für dieses Bild einen Preis von 500 Thlr. pr. C. Außerdem sollen Vereinsblätter für die Mitglieder sämmtlicher Vereine erscheinen. Die Totalsumme für angekaufte Gemälde im Jahr 1838 — 1839 beträgt 28,072 fl., übersteigt also die vorjährige um 5027 fl. Der Turnus des Jahrs 1839 findet in folgender Ordnung statt: im Mai Karlsruhe, im Juni Straßburg, im Juli Mainz, im August Darmstadt, im September Mannheim. Das Centralcomité versammelt sich in Darmstadt.

Stuttgart, 5. April. Der hiesige Kunstverein hebt sich immer mehr. Im Jahr 1836 zählte er nur 940 Mitglieder mit 1049 Aktien, jetzt 1227 Mitglieder mit 1402 Aktien.

München, 2. April. Heute fand die dritte diesjährige Plenarversammlung des historischen Vereins von Oberbayern statt. Kreisdirektor v. Obernberg las einen Nachtrag zu seiner frühern Abhandlung über die Grabstätten der Heiligen Marin und Anian zu Wilparting im Landgerichte Miesbach, so wie interessante Monographieen über acht verschiedene alte Kirchen derselben Gegend vor. Dr. Jos. v. Hefner übergab ein ergänzendes Verzeichniß von Fundorten römischer und germanischer Alterthümer von Oberbayern, und der Reichsarchivkanzlist Brand einen Nachtrag zu dem Verzeichnisse von Grabhügeln in Oberbayern.

Wien, 28. März. Der unter dem Protektorate des Fürsten Metternich stehende Verein zu Beförderung der bildenden Künste zählt gegenwärtig, mit Einschluß der sechzehn Mitglieder des Kaiserhauses, 2327 Theilnehmer, deren 2409 Aktien dem Institute eine Jahreseinnahme von 12,045 fl. Conv.-Münze verschaffen. Im sechsten Vereinsjahre wurden für 8100 fl. Gemälde angekauft, für gelungene Kupferplatten 1600 fl. bezahlt, und mit Einschluß mehrerer Remunerationen und der Regie im Ganzen 12,671 fl. ausgegeben.

London, 25. März. Die 1814 gestiftete Gesellschaft zur Unterstützung altersschwacher Künstler und von Künstlerwittwen und Waisen hielt gestern ihre Jahresversammlung. Der Vorsitzende, Sir Edmund Filmer, theilte mit, das Grundvermögen des Vereins sey schon so bedeutend, daß 600 Personen

mit 5500 Pfund Sterling seit der Gründung des Vereins unterstützt worden seyen, und er hoffe, die Wirksamkeit desselben werde sich stets segensreicher entwickeln.

Dresden, 14. April. Unser Kunstverein zählt jezt 1652 Mitglieder mit 1825 Aktien, welche eine Jahreseinnahme von 9113 Thaler bilden. Sein Lokal bietet schon jezt wieder treffliche Bilder für die nächste Herbstverloosung dar.

St. Petersburg, 22. März. Das Comité des Vereins zur Aufmunterung der Künste zeigt an, daß eine dritte Ausspielung von Kunstsachen zu 25.000 Rubel Werth veranstaltet werde. Unter den 1000 auszuspielenden Sachen befinden sich 41 Originalbgemälde.

Museen und Sammlungen.

Stuttgart, 12. April. Die schönen Claude Lorrains der Abel'schen Sammlung sind in den Besitz des englischen Gesandten Hrn. Shee übergegangen, also bald für uns verloren. Dieser hat seit Kurzem eine ansehnliche Sammlung zusammengebracht, deren Stamm aus der Meyter'schen herrührt.

München, 6. April. Die k. Pinakothek umfaßt gegenwärtig in neun Säten mit Kuppelbeleuchtung und in 23 auf der Nordseite sich anreihenden Kabinetten beinahe 1300 Gemälde, welche nach den Malerschulen geordnet sind und von 472 Meistern herrühren. Unter diesen befinden sich von A. Dürer, dem Haupt der oberdeutschen Schule, 18, von M. Wohlgemuth, seinem Lehrer, 3, von seinen Schülern Hanns Burkmaier, Schäuffelin, Hanns v. Kulmbach, Martin Schaffner, Holbein jun. et sen., Barthol. Behem und Matth. Grünewald, zusammen gegen 60, so wie ferner noch von Joh. van Eyk, dem eigentlichen Schöpfer der niederländischen Schule, 8 Werke. Die niederländische Schule ist eine der reichsten, und der vierte Saale nthält ausschließlich ein halbes Hundert Schöpfungen von Rubens, von dessen bestem Schüler van Dyk etliche 40 vorhanden sind. Von den Matadoren der spanischen und französischen Schule: Murillo, Spagnoletto, Claude Lorrain, sind 28, und von den Häuptlingen der italienischen Schule, Raphael 10, Coreggio 7, Tizian 11 und von Tintoretto 7 Werke in dem Gemäldeschaz. Der „Saal der Stifter" enthält in stehenden Bildnissen folgende Churfürsten: Joh. Wilhelm, welcher die Düsseldorfer, Max Emanuel, welcher die Schleißheimer, Marl. welcher die hiesige und Karl Theodor, welcher die Mannheimer Gemäldegalerie begründete. An diese reihen sich die Bildnisse des Königs Max Joseph, des Stifters, und des jezt regierenden Königs, des Erbauers der Pinakothek an.

Berlin, 10. April. Wir haben jezt die Aussicht, auch ein Nationalmuseum neuerer Kunstwerke zu erhalten; indem der König genehmigt hat, daß ein Theil der Einnahme der jährlichen großen Kunstausstellungen bis zum Belauf von 4000 Thlrn. zum Ankauf für ein besonders unter der Aufsicht der Akademie stehendes Museum verwendet werden solle.

Kopenhagen, 23. März. Das Comité des Thorwaldsenschen Museums hat unterm 18. dieses einen Bericht erstattet, aus dem hervorgeht, daß die zur Errichtung des Museums unterzeichnete Summe sich, nebst Zinsen, auf 119,400 Rbthlr. beläuft, wovon bereits 67,800 eingegangen sind.

Livorno, 2. April. Herrn Fernandes Sammlung egyptischer Alterthümer ist von der englischen Regierung für das Londoner Museum zu dem äußerst niedrigen Preise von 20,000 Fr. angekauft worden, nachdem sie mehrern deutschen Regierungen zu demselben Preise angeboten worden war.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

№ 45.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 4. Juni 1839.

Die Pariser Kunstausstellung. 1839.

(Fortsetzung.)

Die französischen Marinemaler haben diesmal reichlicher als sonst zur Ausstellung beigesteuert. An der Spitze des Geschwaders steht noch immer ihr Admiral Gudin. Gudin ist der König der Wogen, und führt den Scepter des Meeres, wie Horaz Vernet den Scepter der Schlacht; Beide haben sich in die Herrschaft der Welt getheilt. Gudin führt ebenfalls mit einer wunderbaren Fertigkeit aus und hüpft über alle Schwierigkeiten scherzend hinweg. Schaffen und Erfinden ist für ihn kein langsames, schmerzliches Gebären, sondern ein reines Kinderspiel, eine unterhaltende Kurzweil. Zwölf große Seestücke auf der diesjährigen Ausstellung bestätigen die ungemeine Fingerfertigkeit Gudins und die Wahrheit unserer Ansicht. Der Katalog meldet zwar, daß die Herren Morel-Fatio, Conveley, Bouquet und de Regny Heern Gudin bei seinen Marinen geholfen; allein überall sieht man die Hand des Meisters; im Gemäldeverzeichniß stehen sie unter Gudin's Namen aufgeführt, und Herr Gudin ist dafür verantwortlich. Alle zwölf Bilder sind übrigens nicht gleich gut; einigen merkt man zu sehr die Eile und Uebeereibung an; aber es befinden sich auch sehe schöne darunter, und zwar in großer Zahl. Die Seeschlacht auf der Nordsee, die Einnahme der Veste Saint-Jean d'Ulloa sind von ergreifender Wirkung. Die Schlacht bei Doëi ist ganz allerliebst ausgeführt und die Figuren sind ganz geistreich behandelt. Das beste von allen Gudin'schen Gemälden ist die „Ansicht des Hafens von Trépoet bei Dieppe;" die Natur ist hier ohne kalkulirte Effekte, mit einfacher Wahrheit und gründlichem Studium wiedergegeben. Der Herzog von Orleans hat das Bild für seine Sammlung im Palais-Royal angekauft; die Seeschlachten sind von der Regierung bestellt. — Außer Herrn Gudin haben noch die Herren Lepoitevin, Letanneur und Eugène Isabey hübsche Marinen für den Salon eingeschickt; allein obschon diese Künstler in dem von Gudin kommandieten Geschwader ganz tüchtige Offiziere sind, so erreichen sie doch noch lange nicht die Geschicklichkeit ihres Admieals; wenn jedoch Letanneur mit Geschick und Ausdauer fortmanövrirt, so könnte er vielleicht eines Tags Herrn Gudin vorbeisegeln.

Ich weiß nicht, ob Biard in Deutschland einen Namen hat; in Frankeeich ist er ungemein beliebt; was Paul de Kock in der Literatur, ist Biard in der Malerei: er versteht es, alle Lächerlichkeiten und Schnurrigkeiten der Gegenwart auf eine launige Weise darzustellen. Biaed ist der Liebling des großen Publikums, welches gern lacht, und sich in solcher Menge zu den gemalten Karikaturen Biard's hindrängt, daß man bei jedem seiner Bilder eine Schildwache hinstellen muß, um die Ordnung aufrecht zu halten. Man tritt sich auf die Füße, man stößt sich in die Rippen, kurz, man katzbalgt sich und gebraucht Faust und Ellenbogen, wenn man vorne hinkommen und sehen will. Am ersten Tage entstand eine völlige Emeute und ein solches Gedeänge, daß mehrere Damen in Lebensgefahr schwebten. Das Gemälde, welches diese Unordnung verursachte, ist betitelt: Die „Folgen eines Maskenballs." Die Scene spielt am Eingang der großen Oper, in der Rue Lepelletier; es hat in der Nacht geschneit und gegen Morgen ist Thauwettee eingeteeten; der Nebel hüllt die ganze Steaße in einen blaßgeauen Dunstschleier; zahlreiche Masken, vom Champagnertrinken, Obéescheeien und Chahütanzen erhitzt, prügeln sich mit den Schnurren herum und fangen einen Krawall mit der Polizei an. Der dadurch entstehende Wirrwarr, welchen das ausgehende Gaslicht und der anbrechende Tag beleuchtet, und in welchem sich hundeet barock verkleidete, maskiete, unmaskirte, geschminkte, gepuderte, beschönpflästerte, entblößte, gelbe, rothe, grüne, blaue Gestalten durcheinander tummeln, ist auf dem Bilde mit vielem Glück dargestellt. Ein Polizeidiener hat bereits braun und blaue Augen; ein anderer ringt mit einem Maequis in apfelgrünem Leibrock; ein Munizipalgardist arretirt einen griechischen Korsaren, und der Polizeiinspektor packt einen Dandy, der

aus einem dicken Weidsbild von Payre herauskriecht. Der Viertelskommissär hat seine Schärpe umgebunden und Ruhe stiften wollen; allein, wie es scheint, ist diese ehrwürdige Magistratsperson wenig respektirt worden; auf einer der hinteren Rockschlippen bemerkt man deutlich den Abdruck eines immoralischen Fußtritts. Der Urheber dieses Attentats ist eine Marquise, welche sich mit ihren herkulischen Armen vier oder fünf Gegner vom Leibe hält. Alles das ist ganz spaßig, wenn man so vernünftig ist, es nur auf der Ausstellung mitanzusehen. — Ein anderes Genrebild von Biard, „Poste restante“ betitelt, ist ebenfalls sehr drollig für denjenigen, welcher das Briefbureau der großen Pariser Post kennt, wo die postrestanten Briefe ausgegeben werden. In der Mitte des Hofes steht ein langer Herr, der so ungezogen war, daß er einen Brief aufgebrochen, der keineswegs an ihn adressirt schien, wie wir aus seiner verbissenen Wuth und der herbeistürzenden Dame schließen, welche ihm den Brief mit aller Gewalt aus den Händen reißen will. Es gibt doch verdammt neugierige Leute auf der Welt! Rechts sizt eine Kammerzofe, welche einen Brief für ihre Herrschaft abgeholt und Alles, was nur menschenmöglich ist, versucht, den Inhalt zu lesen, ohne das Siegel zu sprengen. Im Vor- und Hintergrunde gehen noch verschiedene andere Scenen vor, wo überall der muntere, neckische Witz des Künstlers durchblickt. Das „Familienkonzert“ ist ebenfalls eine köstliche kleine Satyre auf die Sitten der gegenwärtigen Bourgeoisie. Biard führt uns in eine bürgerliche Soirée, wo die Tochter vom Hause, ein kleines Kind von vier Jahren, vor dem Piano sizt und eine Hertzische Variation spielt, zum Erstaunen und Vergnügen der ganzen anwesenden Gesellschaft, welche gähnt, daß ihr die Kinnbacken auseinander springen. Man kann sich nicht vorstellen, wie geistreich diese kleine Schelmerei erdacht ist, welche allen blindliebenden Eltern, die so wenig mit dem guten Gesellschaftston vertraut sind, billig die Augen öffnen sollte. Das „unterbrochene Mittagsmahl“ zeigt uns eine höchst komische Episode eines Pfarrerschmauses, welcher durch eine todte Maus gestört wird, die der Vorleger in der Suppenschüssel findet. Die arme Pfarrköchin tritt eben mit dem zweiten Gericht zur Stube herein und starrt mit offenem Munde das Corpus delicti an, welches ihr Herr am Schwanze in die Höhe hebt und ihr entgegenhält. Man glaubt wirklich, die Köchin sey schuldig, bis man im Hintergrunde den kleinen Spitzbuben von Chorknaben gewahr wird, welcher den geistlichen Herrn vermuthlich diesen garstigen Possen gespielt hat und mit einem verstohlenen Seitenblick zur Thüre hinausschleicht. Die verschiedenen Nüaneen des Ekels bei den Tischgästen, wovon einige bereits ihre Teller geleert haben, sind merkwürdig wahr und natürlich ausgedrückt oder vielmehr angedeutet; denn die Ausführung der Biard'schen Karikaturen ist kaum der Rede werth; allein die Komposition ist stets geistreich, lustig, munter, witzig, und der stürmische Beifall, den sie beim großen Publikum in Frankreich finden, beweiset, daß diese Schöpfungen aus einem Kopfe kommen, dessen Witz viele Verwandte hat. Biard hat auch zwei größere ernste Bilder ausgestellt; die „Teufelsbannung Karls VI.“ und den „Kampf mit weißen Eisbären.“ Das Drama des leztgenannten Gemäldes ist etwas schauerlich, aber die Ausführung ist sehr tüchtig, und zeigt, daß Biard, wenn er will, mehr leisten kann, als geistreiche Karikaturen.

Decamps ist jedenfalls in Deutschland bekannt; denn er gehört unstreitig zu den originellsten Künstlern der französischen Schule. Er war lange ein Opfer der Jury, welche ihm seine Gemälde regelmäßig zurückschickte; allein die Tagespresse deckte ihn mit ihrer schützenden Aegide, und machte ihn zu dem, was er jezt ist. Die Journale haben für Decamps Alles gethan; er selbst hat nicht im geringsten nöthig gehabt, für seinen Ruf zu sorgen. Es hieß vor einiger Zeit, Decamps hätte gelobt, nie wieder für den Salon zu arbeiten; er hat allerdings lange mit der Jury geschmollt, wie ein Kind mit dem Stein schmollt, worüber es gestolpert ist; aber dies Jahr hat er sein Gelübde gebrochen und der Kunstjury eilf Gemälde vorgeleget, wovon kein einziges verweigert worden ist. Ich bin eben kein großer Freund von der Decamps'schen Manier, aber ich kann nicht umhin, ihm ein hervorragendes Talent einzuräumen. Decamps hat einen wunderbaren Farbensinn, und man darf keck behaupten, daß er und Camille Roqueplan zwei der vorzüglichsten Koloristen sind, die man sich nur denken kann, und die kein anderes Land gegenwärtig aufzuweisen hat. Leider malt Decamps nichts als Affen und Türken, und wenn er sich zufällig versteigt, etwas anderes zu malen, als Affen und Türken, so zeichnet er wie ein Barbar. Wenn Decamps so gut zeichnete, als Herr Ingres, so wäre er ein vollendeter Maler; aber wie viel vollkommene Menschen gibt es hier auf unserer sublunarischen Welt? Apparent rari nantes in gurgite vasto... — Das beachtenswertheste der Decamps'schen Bilder ist die „Hakenhinrichtung in der asiatischen Türkey.“ Von einem herrlichen hellblauen Himmel hebt sich eine große, weiße Mauer ab, welche mit Zinnen und in der Mitte mit halb umgebogenen Haken versehen ist. Die zum Tode Verurtheilten sind oben auf der Mauer und werden einer nach dem andern auf diese spitzen Haken heruntergestürzt; die Einen bleiben mit einem Arme oder mit einem Beine daran hängen, die Anderen spießen sich mit dem Kopf oder mit dem Leibe auf, während das Volk unten zuschaut. Die weiße Mauer ist so natürlich gemalt, daß man jedesmal in Versuchung geräth, sie anzufühlen; vorzüglich sind gleichfalls ein türkischer Polizeisoldat zu Pferde in der

Mitte des Vordergrundes; allein der Gegenstand des Bildes ist zu gräßlich. Ein anderes, viel erquicklicheres Sujet ist die „Scene der Kunstverständigen." Hier ist Decamps in seinem Element, und in Schöpfungen dieser Art beurkundet er am besten sein Verdienst und Talent. Drei oder vier Affenmenschen, d. h. Menschen mit Affenköpfen, betrachten ein Gemälde; es gibt nicht leicht etwas Pikanteres und Originelleres, als diese kleine, von Witz und Malice übersprudelnde Komposition, und es ist nicht wohl möglich, die menschliche und die thierische Natur mit mehr Geist und Glück zu verschmelzen; das Bildchen ist eine sehr geistvolle, aber auch sehr blutige Satyre.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom April.

Museen und Sammlungen.

Pavia, 3. April. Der Marchese Luigi Malaspina de Sannazzaro hatte auf seinen Reisen in Italien, Deutschland, Frankreich und England mit bedeutendem Aufwand eine reiche Auswahl von Gemälden, Kupferstichen und andern Kunstgegenständen gesammelt, und nach seiner Rückkehr in die Heimath den Entschluß gefaßt, hieraus zum Nutzen seiner Vaterstadt ein dem Publikum zugängliches Museum zu bilden. Zur Aufstellung dieses Museums ließ er einen Palast in schönem Style erbauen und mit trefflichen Basreliefs von dem Bildhauer Gaetano Monti ausschmücken. Nach dem Tode des Marchese Malaspina wurden die Kunstgegenstände, welche das Museum bilden, seinen Absichten und hinterlassenen Anweisungen gemäß, in dem Palaste aufgestellt. Ein geräumiger Saal enthält die nach Zeitaltern und Schulen geordneten Gemälde und in einem andern, ebenfalls geräumigen Saale werden, theils auf den Mauern aufgehangen, theils in Schränken, die nach den Kunstepochen gereihten Kupferstiche aufbewahrt. In einem Kabinette gewahrt man die in ihrer Art einzige Sammlung von Gegenständen, welche in der weiten Stufenfolge vom Spinnengewebe bis zum härtesten Metalle, den bildenden Künsten zum Stoffe dienen. Ein anderes Gemach enthält egyptische Alterthümer und andere ähnliche Kunstgebilde. Der Gemeinderath beschloß mit der Kunstanstalt Malaspina eine Zeichnen- und Kupferstichschule, wodurch erst die Kunstschätze jenes Museums ihrer vollen Benutzung zugeführt werden konnten, zu vereinigen, welche unter die Leitung des Professors Cesare Ferreri gestellt wurde, und in dem kurzen Zeitraume ihres Bestehens eine ansehnliche Zahl von Druckwerken, Kupferstichen und Gypsmodellen der berühmtesten Antiken an sich gebracht hat.

Paris, 12. April. Eine der ausgezeichnetsten hiesigen Gemäldesammlungen ist die des Grafen von Espagnac. Es befinden sich darin Gemälde von Girolamo Monsignori, Coreggio (die Schöpfung der Eva), Paul Veronese (die zürnende Venus mit dem weinenden Amor), Domenichino (die Marter des h. Erasmus u. a.), Carracci, Carlo Dolce, Guido Reni, Tintoretto, Van Dyk, Rembrandt, Hobbema, Ruysdael, Both, Lesueur (Bekehrung des h. Bruno) u. s. w.

Bauwerke.

Kopenhagen, 26. März. Vorgestern, als am Palmsonntage, wurde die neu ausgeschmückte Frauenkirche wieder dem Gottesdienst eröffnet.

Amsterdam, 11. April. Dem Hrn. Cater ist die Kommission ertheilt worden, eine steinerne Brücke über das Y zu bauen. Sie würde die größte der Erde werden und auf 15 Bogen ruhen, von denen einer über 100 Ellen lang seyn würde. Die Kosten sind auf 9 Millionen Gulden veranschlagt und sollen durch eine Privatanleihe aufgetrieben werden.

Stuttgart, 31. März. Heideloff von Nürnberg befindet sich in Auftrag des Grafen Wilhelm von Württemberg hier in seiner Vaterstadt, um auf der Stelle des Jagdschlößchens Lichtenstein einen Bau im gothischen Geschmack aufzuführen. Die Burg wird sich auf dem tiefgespaltenen Felsen, über dem Abgrunde schwebend, höchst romantisch ausnehmen. Nächstdem heißt es, daß Heideloff noch andere Bauwerke übertragen werden sollen.

Dresden, 14. April. Der Professor der Bildhauerkunst Rietschel hat sich ein neues Haus gebaut und die Vorderseite mit sechs von ihm selbst gearbeiteten Büsten großer Künstler (Ghiberti, J. Vischer, M. Angelo, Thorwaldsen, Canova und Rauch) geschmückt.

Sculptur.

Rom, 11. April. Der Bildhauer Bened. Fogelberg aus Stockholm hat so eben mehrere ausgezeichnete Werke für die schwedische Regierung vollendet. Es sind dies die überlebensgroßen Figuren des Apoll und der Venus in weißem Marmor. Wenn die Arbeiten dieses Künstlers auch der Tadel treffen kann, daß sie sich zu sehr von der streng antiken Form entfernen und sich mehr an die Natur halten, so sind der Geist und das Gefühl, womit sie geschaffen worden, doch zu überwiegend, als daß ein Nachtheil für das Ganze daraus entstehen könnte. E. Wolf aus Berlin hat eben eine Nereide modellirt, die mit dem Dreizack fischt. Er wird dieselbe nächstens in Marmor ausführen. Deßgleichen hat er die äußerst ähnliche Büste des Prinzen von Sachsen-Coburg während dessen Anwesenheit hier modellirt. Seine große Gruppe der beiden Amazonen rückt, in Marmor ausgeführt, rasch vorwärts; deßgleichen die Psyche für den Großfürsten Thronfolger von Rußland. Uebrigens hat dieser Künstler während des Winters mehrere Aufträge von reichen Engländern erhalten.

Neapel, 13. April. Der berühmte Bildhauer Tenerani ist gegenwärtig in Neapel mit zwei großen Arbeiten beauftragt. Er soll eine kolossale Statue in Marmor, den heil. Johannes, für die Kirche von San Francesco di Paolo, und die Marmorstatue des Königs für die Stadt Messina verfertigen.

München, 14. April. Im Vereinslokale sieht man die von Woltreck aus Dessau modellirte Büste Franz von

Baader's, die so gelungen ist, daß man dieselbe für die bayerische Ruhmeshalle in Marmor ausgeführt zu sehen wünscht, da Herr von Baader zu den Männern gehört, welchen Se. Maj. bereits einen Platz in jenem Nationaldenkmale zugesichert hat.

London, 2. April. Der Bildhauer Behnes hat den Auftrag erhalten, eine Marmorbüste des bekannten Menschenfreundes Clarkson, des Vertheidigers der Negerfreiheit, anzufertigen, welche in Guildhall aufgestellt werden soll.

Erzguß.

München, 14. April. Der gestern in der königl. Gießerei vorgenommene Guß des Pferdes zu dem Monumente Maximilians I. ging vollkommen glücklich von statten; 250 Ctr. Metall füllten den Ofen, und nicht ohne Besorgniß sahen die zahlreich versammelten Zuschauer diese glühende Masse, einem Lavastrom vergleichbar, ihrem Ziele zueilen. Als an der Form wahrgenommen wurde, daß sie glücklich gefüllt sey, erdröte unserem König ein Lebehoch, und eben so wurde dem kunstgewandten Meister ein Spruch dargebracht.

Nachdem die Statue Maximilians I. in allen ihren Theilen gegossen ist, wird Stiglmaier Schwanthaler's Wittelsbach'sche Fürsten für den großen Saal der Residenz zum Gusse bringen. Erst 2 von diesen 14 ebenfalls kolossalen Statuen (die vom Kurfürsten Maximilian I. und Pfalzgrafen Friedrich) sind im Gusse und in der Vergoldung vollendet und in einem besondern Zimmer der Gießerei aufgestellt. Die Standbilder Ludwigs des Reichen und Kaiser Ruprechts sind gegossen und unter den Händen des Ciseleurs, die Statuen Ottos des Erlauchten und Albrechts IV. erst zum Theil im Guß vollendet.

In der königl. Erzgießerei sieht man jezt den für das Schloß von Hohenschwangau bestimmten, bereits im Guß vollendeten kolossalen Schwan mit ausgebreiteten Flügeln, der nach dem schönen Modelle Hautmann's aus Zink gegossen ist und ganz versilbert werden wird. Außerdem werden daselbst nun auch die Lettern zu 64 Gedenktafeln gegossen, welche in der Walhalla für solche Ruhmgefeierte aufgestellt werden, von denen keine Porträts vorhanden sind.

Paris, 18. April. Die kolossale Statue des Genius der Freiheit in Erz, welche auf die Juliussäule kommen soll, befindet sich in diesem Augenblick in dem großen Bauhofe des Bastillenplatzes.

Plastik.

London, 18. März. Vor Kurzem wurde dem Marquis von Sligo, der bis 1836 Gouverneur von Jamaica war, im Namen der dortigen Neger, für deren Befreiung er sich so wirksam bemüht, ein prächtiger silberner Kandelaber überreicht; er hat die Gestalt einer Arecapalme, des Sinnbildes der westindischen Freiheit, in deren Wipfel sieben die Lichter tragende Arme angebracht sind. Am Fuße der Palme sieht man eine Gruppe westindischer Neger, deren Beschäftigungen ihren verbesserten politischen und sittlichen Zustand andeuten. Das dreieckige Fußgestell ist mit Zuckerrohr und Maiskolben verziert. Der innere Werth des Kunstwerks beträgt 1000 Dollars.

Denkmäler.

München, 6. April. Man beginnt bereits die nöthigen Vorarbeiten zur Aufstellung der kolossalen Reiterstatue des Kurfürsten Maximilian I. auf dem Wittelsbacher Platze, der nur eine mäßige Größe hat, daher die Wirkung des Monuments weit imposanter seyn wird, als die des Denkmals des höchstseligen Königs.

Paris, 29. März. Die Arbeiten an der Juliussäule werden eifrig fortgesezt. Gegenwärtig liegen die vier Platten des Fußgestells zur Aufrichtung bereit. Auf der gegen Westen hat der Bildhauer Barye, der geschickte Modellirer von Thiergestalten, einen kolossalen Löwen, das Thierkreisbild des Julimonats, dargestellt, eben so sind zwei gallische Hähne an den Ecken des Denkmals von diesem Künstler.

Detmold, 15. April. Die sämmtlichen Beiträge für das Hermanns-Denkmal betragen gegenwärtig über 16,600 Rthlr. Die Arbeiten werden nun wieder beginnen, und zwar mit Legung des Grundsteins. Unter den für den Grundstein bereits eingegangenen Gaben zeichnet sich die des hannöverschen Vereins für das Hermannsdenkmal durch kunstreiche Arbeit aus. Sie besteht aus einer 1½ F. Geviertе messenen Metallplatte, auf welche, von Eichenlaub umgeben, die Inschrift eingegraben ist: „Armin, Deutschlands Befreier aus Römerketten, und seinem Heer, ihren Ahnen, weihen in angestammter Liebe der deutschen Freiheit, welche sie durch zehnjährigen Kampf gegen welsches Joch siegreich behauptet, dieses Bild, mit andern deutschen Stämmen, ihren Brüdern, die Völker der Weser, Aller, Ems und Elbe, jezt im Königreich Hannover vereinigt, im Jahre der Teutoburger Schlacht 1850."

Numismatik.

St. Petersburg, 1. April. Der als Besitzer einer sehr beträchtlichen, täglich sich erweiternden Münzsammlung bekannte kaiserl. Staatsrath von Reichel beabsichtigt seit längerer Zeit ein Prachtwerk über die russischen Medaillen herauszugeben. Der Stich der Platten hat bereits begonnen. Der übrigens russische Text wird für einige hundert Exemplare in deutscher Sprache besorgt. Vor Ablauf des Jahrs 1841 dürfte die Vollendung des Werkes, welches die Beschreibung von mindestens 400 Medaillen enthalten wird, schwerlich erfolgen.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

№. 46.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 6. Juni 1839.

Handzeichnungen von Genelli.

Von einem Dilettanten.

1) Ein kolossaler Kopf des Don Quixote mit schwarzer Kreide auf graues Papier, die Höhe etwa 16 Zoll. Don Quixote ist in dem Augenblick genommen, da er die Thaten des Amadis überdenkt, und findet, daß er sie bei weitem noch nicht erreicht habe. Das Gesicht ist in hohem Grade kräftig und derb, länglich, mit starken Backenknochen, die Stirne eher niedrig und uneben, mit einer tiefen Furche bezeichnet, die Haut straff über das Gesicht gezogen, ohne daß dieses dürr erschiene. Es ist die Straffheit südfranzösischer und spanischer Gesichter, auf denen ein hartes, durchgekämpftes Leben seine Spuren gelassen, ohne die zu Grunde liegende Form irgend zu verwischen. Eine lange, starke Nase, mit breiter Kuppe und weiten Nüstern gibt diesem Gesichte einen höchst ernsten Ausdruck. Ein starker Bart verhüllt Mund und Kinn nur so weit, daß man die Kräftigkeit dieser Theile noch ganz wohl wahrnehmen kann, und den gespannten, tiefschmerzlichen Zug, der sich in beiden zeigt. Was dies Bild aber vorzüglich auszeichnet, sind die Augen, groß, bedeutend, weitgeöffnet, mit einem mächtigen Blicke; darüber starke Brauen, nicht struppig, aber stark von Haaren, in den Augen die Pupille ungewöhnlich weit geöffnet. Die Haare sind einfach behandelt, vernachlässigt, doch ohne daß dies auffallend wäre, die Spitzen stehen etwas steif ab, Bart und Haupthaar vereinigen sich und umschließen das ganze Gesicht. Es ist etwas Mähnenartiges in diesen Haaren. Ein dürrer, abgemagerter, sehniger Hals wird noch sichtbar, und Alles läßt auf eine hohe, äußerst kräftige Gestalt schließen.

Mit dieser Beschreibung aber ist von der Eigenthümlichkeit dieses Bildes eigentlich noch nichts gesagt; auch wenn ich hinzusetze, daß in der Ausführung sich eine Großheit der Behandlung und eine Richtigkeit der Zeichnung zeigt, die nichts zu wünschen läßt. Der erste Eindruck, den das Gesammtbild macht, ist der, daß hier ein fremdartiges, fast gespenstisches Wesen erscheine, das in eine andere Welt gehört, das aus einer andern Welt herkommt; eine Heldengestalt, die in ruhiger Entwickelung den erhabensten Eindruck machen müßte, die aber durch das Mißverhältniß, in dem sie sich mit der Umgebung fühlt, durch den Sturm, der dadurch in ihr Inneres gekommen ist, zur Trümmer, aber zur gewaltigen, staunenswerthen Trümmer geworden ist. Diese Festigkeit und Thatgewaltigkeit in der regelmäßig geformten, starken, langen Nase, mit großen Flügeln und breiter Kuppe, diese Zähigkeit des Entschlusses in dem geschlossenen Munde, dem noch die starke Unterlippe einen eigenen Trotz gibt, und in dem vortretenden, starken Kinn, diese Großheit der Augen, die eine Welt zu fassen scheinen, das alles sind Theile eines Heldenantlitzes; man könnte sich einen der Paladine Karl des Großen so denken. Die Stirne, in ihrer verhältnißmäßigen Enge zusammengedrückt und wulstig, läßt allein auf Beschränktheit schließen, und wenn man die Weite der Augen und die Kraft der übrigen Theile betrachtet, so ist dieser Widerspruch zwischen dem Theile, der den Geist und Verstand, und denen, die Kraft und Willen bezeichnen, der eigentliche Meisterzug dieses Bildes.

Man tritt vor dieses Bild und sieht in diese Augen mit ihren starken Wimpern; sie lassen einen nicht los, obgleich uns etwas Unheimliches aus ihnen entgegenlodert. Es ist eben das unruhige, verheerende Feuer der Seele, das hier seinen Ausgang nimmt. Dies Auge ist starr, in einen übermächtigen Gedanken versenkt, eine Zeit des Heldenthums in sich wahr zu machen, ein Held zu seyn über alle, und gebrochen durch die Ueberzeugung, daß er das Unmögliche versuche, daß er an die Höhe der alten Helden nicht reichen werde. Aber sein Leben, sein Sinnen, sein Denken ist in diesem einzigen Gedanken beschlossen; wenn dieser aufgegeben werden muß, so hält der Geist nicht mehr zusammen, es ist der furchtbar anschleichende Wahnsinn, der aus diesen großen, mächtig umfassenden Augen uns entgegenschaut. Der Verstand, die Betrachtung können dieses Widerspruchs nicht Meister

werden, und alle kräftigen Züge dieses Antlitzes drücken nur den Schmerz aus, daß dies Streben aufgegeben werden muß, das Gefühl, das nichtzubewältigende, schaurige, das Nichts. Es ist, als habe er selbst ein Gespenst gesehen, als sey das Ungeheuer ihm unerwartet vor Augen getreten.

So ist dies Bild. Dort lehnt er mir gegenüber auf dem Sopha, und je öfter ich es anschaue, desto stärker wird der Eindruck. Man würde sich des Bebens nicht enthalten können, wenn diese Gestalt nun plötzlich aufwachte und mit ihrem Leid und Weh, mit ihrer Kraft und Gebrochenheit riesig vor einen hinträte.

2) Ein ganz armer deutscher Maler wohnte in Rom oben in einem Thurme, und fing sich, um seinen Hunger zu stillen, die Tauben, die dort herumflogen, und richtete sie sich zu. Sie dauerten ihn, die allerliebsten Dingerchen, aber sie schmecken gar zu gut. Genelli hat ihn genommen, wie er eben eine abgestochene Taube rupft. Eine kleine Figur im Hemde, nur den Frack an, aus dem ein Schnupftuch schaut, steht leise auftretend vor einem durchbrochenen Waschtische; der kleine runde Kopf, mit sträubenden Haaren und spitzen Zügen, ist durchaus katzenhaft — der Arm, der die Taube hält, straff, und ganz meisterhaft in den Falten des Ermels erkennbar, der andere mit sorglich und zierlich rupfender Hand — die Begier auf den Braten durch die ganze Figur unvergleichlich ausgedrückt — eine Flöte und ein Spatel liegt zu seinen Füßen; man sieht, daß er an einem hohen Orte steht, ohne daß es angedeutet wäre. Das Ganze ist so leicht, so sicher (in Wasserfarben leicht angelegt), mit solcher Heiterkeit und Gemessenheit behandelt — und macht den heitersten Eindruck als vollkommenes Sittenbild. Ich glaube, die große Klarheit des Bildes läßt auf die Höhe schließen.

3) Eine Karikatur des unglücklichen Dichters W—r., Bettler, Phantast, Bruder Liederlich in Einer Person. Die totale Verkommenheit eines talentvollen Bruder Liederlich, in absoluter Dürftigkeit, ist nicht wahrer darzustellen. Der unordentliche Blumenstrauß auf dem Fragment von weißem Hute, die Brille, die Hose, die das Spannen des Hosenträgers kaum zu ertragen scheinen, Alles ist vortrefflich. Man schaudert.

4) In einer Münchner Kneipe mit der Feder entworfen.

In einer römischen Osteria sitzen und stehen um einen Tisch vier deutsche Maler. K. sagt: Ich bin ein Genie, und die Welt ist verpflichtet, mich zu ernähren. Rhd.: Werden Sie nun bald aufhören oder ich werde Ihnen sagen, wer ich bin. M. M.: Heiliger Gott! die Keckheit, in meiner Gegenwart von Genie zu sprechen! Rdn.: Ich sage nur das: Gott ist in den Schwachen mächtig! Ich empfehle mich Ihnen, meine Herren. Der Wirth war hereingekommen und hatte gerufen: e viva il nostro Mussion K—ck!

5) Ein trefflicher Kopf, Bildniß des Malers Müller, mit der Feder. Büstenartig.

6) Drei Köpfe von Malern im Basreliefstyl. Wundervoll an Feinheit und Wirkung.

7) Ein bekannter Maler in ganzer Figur, schreitend, über die Maßen fein und charaktervoll.

Die Pariser Kunstausstellung. 1839.

(Fortsetzung.)

Eugène Delacroix ist ebenfalls einer von den berühmten französischen Künstlern, welchen die Journale so hoch gestellt haben. Es sey ferne von uns, ihm Talent abstreiten zu wollen; allein es vergeht so leicht keine Ausstellung, wo er nicht einige kleine Händel mit der Jury hätte. Von den fünf Bildern, welche er diesmal eingeschickt hat, sind drei verweigert worden; der Hamlet dagegen, welchen man vorm Jahr zurückgewiesen, hat dies Jahr Einlaß gefunden, wir meinen, nicht zum Vortheile des Autors. Dennoch ist und bleibt Delacroix kein gewöhnlicher Künstler; wenn wir auch mit seinen unbedingten Verehrern nicht dahin übereinstimmen können, daß er ein zweiter Rubens ist, so halten wir doch dafür, daß auch er einen originellen, genialen Mißbrauch mit der Farbe treibt. Nur hat man sehr Unrecht gethan, ihn als den Begründer einer neuen Schule zu bezeichnen. Ich stelle mir Delacroix immer als einen von jenen unruhigen Köpfen vor, welche die halsbrechendsten Reisen unternehmen, um auf neue Entdeckungen auszugehen. Wehe den Reisegefährten, welche sich mit ihnen einschiffen! Wenn sie nicht bei Zeiten umkehren und wieder in gebahnte Wege einlenken, so sind sie unrettbar verloren, und kommen unterwegs um, während der Führer der Karawane alle Hindernisse überwindet, und mit der Beruhigung und dem Selbstbewußtseyn heimkehrt, daß er Proben von Muth und Unerschrockenheit abgelegt hat. Delacroix ist gerade am allerwenigsten geeignet, eine Schule zu bilden; die regellose Einbildungskraft, die zügellose Energie, die grenzenlose Farbenkeckheit, lauter Züge, welche jenes undisziplinirte Genie charakterisiren, sind ihrer Natur nach nicht mittheilungsfähig, sondern werden angeboren und nicht angelernt. Seine Nachahmer und Schüler haben auch bald eingesehen, daß sie bei ihm weder Sicherheit noch Zukunft zu hoffen hätten, und die Schutzmauer von fanatischen Verehrern, welche ihn noch unlängst umstand, ist auseinandergestoben; der Kampf zwischen den Romantikern und Classikern hat aufgehört, und

man fängt an, den Delacroix unparteiisch zu würdigen. Wer dies thut, muß zugeben, daß die Manier dieses Künstlers voll Kraft und Energie ist, welche an die wilde, ungehobelte Energie der Werke von Salvator Rosa, Ribera und Jordaens erinnert; es ist Leben und Feuer darin, allein es fehlt ihr an Erhabenheit, Styl, Eleganz und Korrektheit. Delacroix kopirt die Natur, wie sie ihm entgegentritt; es liegt ihm wenig daran, ob sie schön oder häßlich, mißgestaltet oder liebreizend ist. Es gibt aber ohne Widerrede gewisse edle, poetische Formen, welche der Künstler hervorsuchen soll, gleichwie es unedle, prosaische Linien gibt, welche der gute Geschmack verwirft und zu vermeiden räth. Von den beiden dies Jahr ausgestellten Bildern Delacroix's finden wir selbst das beste noch schlecht; man bemerkt allerdings ein Stäubchen poetischer Intention in der Figur „Hamlets," welcher den Schädel Yorik's betrachtet; aber das Ganze ist so ungeleckt, so bärenmäßig gemalt und so linkisch gezeichnet, daß man es beinahe für eine Parodie auf Shakespeare halten möchte. Die „Kleopatra" ist unter aller Kritik, und kann nur dem Rufe des Künstlers schaden.

Ein hübsches und fleißig gearbeitetes Bild gab H. Flandrin, einer der besten Schüler von Ingres. Das Süjet ist Christus, wie er zu seinen Jüngern sagt: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht; denn solcher ist das Reich Gottes." Eine sanfte, wohlthuende Poesie ist über das ganze Gemälde verbreitet; die Komposition ist im Geiste Poussin's gedacht; leider hat das Kolorit jenen systematisch grauen und trüben Ton, welcher bei Ingres charakteristisch und befriedigend ist, aber bei seinen Schülern nicht mehr passend erscheint.

Eine große Menge Zuschauer fand ich stets vor einem Gemälde von Leullier versammelt, welches ein Fest im Colosseum unter dem Kaiser Domitian im J. 90 n. Chr. Geb. darstellt. „An jenem Tage," berichtet Crevier in seiner Geschichte der römischen Kaiser, „befanden sich in der Arena 700 Thiere, als: Elephanten, Nilpferde, Rhinozerosse, Löwen, Löwinnen, Tiger, Panther, Hyänen, Bären, wilde Pferde, Dromedare, Gazellen, Strauße u. s. w., Gladiatoren, gefangene Gallier und vorzüglich Christen, welche sämmtlich um's Leben kamen, zum großen Jubel der 100.000 Zuschauer." Das ist die lachende Scene, welche sich Herr Leullier als Süjet ausgesucht hat. Man kann sich nichts Schrecken- und Grausenerregenderes denken; es ist ein gräßliches Gewirre und Gemetzel; das Blut fließt in Strömen, der Boden ist mit Leichen besäet, und die armen Christen sterben den Märtyrertod unter den grausamsten Qualen und Martern. Zwei Fragen habe ich mir stets aufgeworfen, so oft ich an diesem Bilde vorüberging: wie kann es im neunzehnten Jahrhundert, im Mittelpunkt der Bildung und Verfeinerung, noch Leute geben, die barbarisch genug sind, sich an einem solchen Anblick zu weiden? und wie war es möglich, daß die Einbildungskraft eines Künstlers daran Gefallen fand, diese schauderhaften Dinge auf die Leinwand zu übertragen? Ein solches Werk ist sicher nur die Eingebung einer augenblicklichen Geistesverwirrung oder Geistesabwesenheit. Wir streiten übrigens dem Bilde sein Verdienst nicht ab; in Technik und Anordnung macht sich ein gediegenes Talent bemerklich, nur hätten wir lieber gesehen, wenn es anders angewendet worden wäre.

Es gibt noch viele andere Dinge, welche wir nicht mit Stillschweigen übergehen möchten, allein wir fürchten, die Leser zu ermüden, und erwähnen deßhalb bloß die Namen einiger verdienstvollen Künstler, welche zu schönen Erwartungen berechtigen. In diese Kategorie gehören zunächst die Herren Jacquard und Frédéric de Madrazo; „Ludwig XI. in Amboise" von dem Ersteren und „Gottfried von Bouillon auf dem Berge Sinai" von dem Letzteren, sind zwei hübsche Bilder, sehr ansprechend, ausdrucksvoll und gewissenhaft behandelt; bemerkenswerth sind ferner eine „Flucht in Egypten" von Mottez, eine „heilige Cäcilie" von Leloir und der „sterbende Gilbert" von Monvoisin. Die Komposition dieses letztgenannten Bildes ist einfach und ungemein glücklich angeordnet, und der Ausdruck des Sterbenden von bewundernswürdiger, rührender Wahrheit.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom April.

Medaillenkunde.

Leipzig, 10. April. Bei dem thätigen Buchhändler L. Schreck ist eine von dem Graveur Ehrhardt gefertigte Denkmünze, mit der Inschrift: „Eröffnung der Leipzig-Dresdner Eisenbahn, 7. und 8. April 1839" erschienen. Auf dem Avers zeigt sie die erste in Deutschland gebaute Locomotive „Saxonia," mit der Umschrift: „Dampfeskraft eint Nah und Fern."

Malerei.

London, 4. April. Das große Gemälde von der Krönung der Königin Victoria hat Hr. Parris vor Kurzem vollendet. Es stellt den Augenblick dar, wo der Bischof von Canterbury der Königin die Krone auf's Haupt setzt, und enthält 77 Porträts. Einer der ersten Kupferstecher ist jetzt mit der Nachbildung des Gemäldes beschäftigt.

Göttingen, 4. April. Herr Wedemeier ist mit dem Malen von vier Glasfenstern beschäftigt, welche den Kirchstuhl des Königs in Hannover zieren werden. Jedes hat eine Höhe von 10 Fuß. Sobald sie vollendet sind, werden sie öffentlich ausgestellt.

Berlin, 4. April. In der Lüderitz'schen Kunsthandlung langen fortwährend neue Sendungen von Werken ausländischer Maler an. Vorzüglich zeichnen sich die französischen Aquarellen aus, welche von den bedeutenden Fortschritten dieses interessanten Zweiges zeugen. Auch aus Italien wird von den sich dort aufhaltenden deutschen und russischen Künstlern manches Schöne eingesandt.

Aachen, 28. März. Unser Magistrat ist mit dem Düsseldorfer Kunstverein wegen Ausmalung des alten Krönungssaals auf dem Rathhause mit ausgezeichneten Darstellungen aus dem Leben Karls des Großen in Unterhandlungen getreten, und hat dazu bereits eine ansehnliche Summe bestimmt, so daß die Ausführung dieses Unternehmens sich mit Sicherheit vorhersehen läßt.

Alterthümer und Ausgrabungen.

Neapel, 21. März. Bei Torre dell' Annunziata sind auf Kosten der Regierung unlängst Ausgrabungen auf den Ruinen von Teglana begonnen worden. Es ist die Stelle, wo vor zwei Jahren Prof. Zahn diese alte Stadt entdeckte.

Den 16. April. Bei den am vorigen Freitag zu Pompeji zu Ehren der beiden Erzherzoge von Oesterreich veranstalteten Ausgrabungen im Haus Apollo's und in einem Hause der Straße della Fortuna fand man interessante plastische Gegenstände von Marmor und Bronze, so wie drei kleinere Wandgemälde von Mosaik nach Homer. Zu Cumä wurde im Beiseyn der hohen Gäste ein kleiner Tempel mit drei Marmorstatuen entdeckt, von denen eine ein Meisterwerk seyn soll. Die Arbeiten am alten Amphitheater zu Pozzuoli werden eifrig fortgesetzt.

Rom, 22. Februar. In der Sitzung der archäologischen Akademie am 21. Februar berichtete der Marchese Luigi Biondi, welcher präsidirte, über einige neuentdeckte tuskulanische Alterthümer. Die hauptsächlichsten Gegenstände wurden der Akademie vorgelegt, nämlich: vier kleine Figuren in Gyps, den Triumph des Bacchus darstellend, ein von den Kunstkennern vielgerühmtes Werk von seltener Konservation; dann die Zeichnung eines Fußbodens von Marmor, so wie eines weiblichen Kopfes und einer Halbfigur, eine Abbildung von Faunen und endlich ein Bild, aus drei weiblichen Figuren bestehend, sowohl der Idee als der Zeichnung nach sehr schön und zumal deßhalb interessant, weil es eine Episode in der römischen Geschichte darstellt, welche von Cicero in seinem Werke: de Divinatione erzählt wird.

Athen, 8. März. Am Dorfe Keratia, auf der Straße nach Laurion, fand man unlängst eine 8 F. hohe Grabstätte, mit der Darstellung des Verstorbenen in Relief. Diese Figur, ein auf seinen Stab gestützter behelmter Mann, ist von strenger, sehr korrekter Zeichnung, und kann für ein Muster des altattischen Styls gelten. Es trägt Spuren von Bemalung an sich, und ist durch seine Inschriften wichtig. Außer dem Verstorbenen (Aristion) ist auch der Künstler benannt, welcher den in der Kunstgeschichte bekannten Namen Aristokles trägt.

Paris. Bei Aix (Bouches du Rhone) ist eine schöne 6 Fuß hohe Priapusstatue in weichem Stein gefunden worden. Er ist in dem gewöhnlichen Anzuge mit Stiefeln und aufgehobener Tunica, worin er Früchte trägt, vorgestellt. Der Kopf und das linke Bein vom Knie an fehlen. Zu seinen Füßen sind ein kleiner Tiger und zwei Genien, ein dritter scheint ihm auf der Schulter gesessen zu haben.

Den 12. April. In der Nähe von Narbonne hat man einen Circus von noch bedeutenderem Umfange als die altrömischen von Nismes und Arles entdeckt.

Statistik der Kunst.

Paris, 2. April. Der Bildhauer Foyatier hatte gegen die Herrn Vittoz und Jeannest geklagt, weil sie ohne seine Erlaubniß von einem Werke seiner Hand, der im Tuileriengarten aufgestellten Statue des Spartacus Metallnachbildungen verkauft hatten. Das Gericht hat ihn abgewiesen, weil jedes von der Civilliste angekaufte und öffentlich ausgestellte Kunstwerk als Eigenthum der Nation anzusehen sey.

Ethik der Kunst.

Berlin, 25. März. Eine Predigt, die kürzlich ein hiesiger evangelischer Geistlicher gegen den Götzendienst gehalten, der in unserer Zeit angeblich mit der Kunst getrieben wird, hat hier beinahe eben so viel Aufsehen erregt, als die römischen Allocutionen. Die Predigt soll hauptsächlich durch die Theilnahme hervorgerufen worden seyn, die von Seiten des hiesigen Publikums dem Kiß'schen Modell der mit einem Tiger kämpfenden Amazonen gewidmet wird.

Neue Stiche und Lithographien.

Paris. Förster ist gegenwärtig mit dem Stich zweier Platten nach Raphael für die Kunsthandlung Weith und Hauser beschäftigt: die drei Grazien und die h. Jungfrau; von beiden befinden sich die Originale in England. Desnoyers hat die Transfiguration vollendet. An Washington's Porträt, von Langier gestochen, wird gedruckt. Richomme arbeitet an seinem Franz I. nach Ingres. Der größte Theil der Stecher zweiter Klasse ist in diesem Augenblicke mit Arbeiten für Hrn. Aguado beschäftigt, dessen Galerie nächstens im Stich erscheinen soll.

Dresden, 20. April. Von der Hanfstängl'schen Sammlung von Lithographien nach den vorzüglichsten Gemälden der königl. Galerie ist das XIII. Heft mit dem Liebesgarten von Rubens, dem Trompeter von Terburg und der Sängerin von C. Netscher erschienen.

Kupferwerke.

London. The shores and islands of the Mediterranean. 1. Heft. Die Tafeln sind nach Zeichnungen von W. L. Leitch, Sir G. T. Temple und Lieutenant Allen von den ersten Künstlern Englands gestochen; der erklärende Text ist von dem Geistlichen G. N. Wright. Jeder der 12 Hefte, auf die das Werk berechnet ist, kostet 2 Schill.

Sketches in France, Switzerland and Italy. 26 Blätter in Großfolio, mit Architekturen und Ansichten nach des bekannten Architektur- und Landschaftszeichners Prout Originalen lithographirt in Hüllmandel's Anstalt. Verlag: Hodgson und Graves.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

№ 47.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 11. Juni 1839.

Carl Friedrich Lessing.

Der Maler Carl Friedrich Lessing, gleich ausgezeichnet als Landschafts- wie als Historienmaler, wurde am 15. Febr. 1808 zu Wartenberg in Schlesien geboren. Sein Vater, ein Neffe des berühmten Gotth. Ephraim Lessing und Kanzler der freien Standesherrschaft Wartenberg, controlirte mit weiser Fürsorge auch die Beschäftigungen seiner Kinder in den Freistunden, und hielt sie auf den Spaziergängen dazu an, Pflanzen zu brachten und zu sammeln. Unserm Carl wurde es von Jugend auf sehr leicht, sich durch eigene Anschauung eine genaue Kenntniß von dem zu erwerben, wofür er sich interessirte, hingegen war es ihm fast unmöglich, durch Worte allein, namentlich in Sprachen, belehrt zu werden. Mit Eifer zeichnete er schon in seinem achten Jahre, und verbesserte bald Manches, was ihm an den Vorlegeblättern unrichtig schien, so gut, daß er von seinem Vater Geschenke dafür erhielt. Da es indeß in Wartenberg an tüchtigen Lehrern für die Knaben fehlte und der geschäftsstrenge, oft heftige Vater selbst fühlte, daß sie unter seiner Leitung die nöthige Schulbildung nicht so bald erreichen würden, so brachte er Carl und seinen jüngeren Bruder um 1820 auf das katholische Gymnasium zu Breslau.

Ihr Onkel, der Münzrendant Müller daselbst, begünstigte nicht nur die botanischen Studien der Knaben, sondern wies sie auch bei den Excursionen auf die Mineralogie hin, und Carl erwarb sich bei seinem entschiedenen Talente für Beobachtung aller Einzelnheiten in der Natur in beiden Wissenschaften sehr bald gediegene Kenntnisse. Auch mit dem Zeichnen ging es unter des Malers König Leitung vortrefflich, aber mit den Schulkenntnissen wollte es selbst in zwei Jahren nicht vorwärts; seine Lehrer, die ihm wegen seiner angenehmen Persönlichkeit und seines guten Betragens sehr wohl wollten, suchten daher den Vater zu veranlassen, über die künftige Laufbahn des Sohnes eine seinen Talenten angemessene Bestimmung zu treffen.

Carls Wunsch, Maler zu werden, trat indeß der Vater ernst entgegen, weil, seiner Meinung nach, die Kunst kaum den glänzendsten Talenten ein sicheres Brod und Ansehen in der Welt sichere, sondern brachte, nach Berathung mit mehreren Freunden, seinen Sohn auf die königl. Bauakademie zu Berlin, und bestimmte, daß Zeichnen und Malerei nur in Rücksicht auf dieses Fach fortgesetzt werden solle. Hier genoß unser Carl Zeichnenunterricht bei dem Prof. Rösel, später bei dem Prof. Dähling. Der Umgang mit mehreren jungen Malern, weit mehr aber noch der Anblick des Meeres und der wunderbaren Felsformation, welche er auf einer kleinen Reise nach Rügen sah, brachte bei ihm den unwiderstehlichsten Hang, Landschaftsmaler zu werden, zur Reife. Der Unterricht im Baufach wollte nun nicht mehr schmecken, und Carl verließ oft schon am frühesten Morgen heimlich das Haus seiner Großmutter, um sich im Freien zu bewegen und nach der Natur zu zeichnen. Die Störung der Hausordnung war der alten Dame sehr unlieb, und als sie gar einmal in ihrer Küche Arme und Beine eines Kindes entdeckte, welche Lessing von der Anatomie mitgebracht, um darnach zu formen und zu zeichnen, da trat auch sie seinen Lieblingsbeschäftigungen ernsthaft entgegen.

Bald darauf traf der Vater in Berlin ein; vergebens wiederholte Carl die innigste Bitte: die Malerei zum Hauptberufe seines Lebens wählen zu dürfen; nur warnend stellte ihm der Vater das Beispiel zweier zu Wartenberg in Armuth gestorbener Maler vor, von welchen der Eine sich sogar aus Noth entleibt hatte. Unser Lessing sollte sich bald möglichst dem Kondukteur-Examen, zuvor aber einer Prüfung über seine Schulkenntnisse, unterwerfen, da er auf dem Gymnasium zu Breslau nur bis Quarta gekommen war. Er fiel in dieser durch, wie er es selbst nicht anders erwartet hatte.

Nun begann in ihm ein harter Kampf zwischen Kindespflicht und seiner Neigung; er versank oft in ein dumpfes Brüten, und nur die Reinheit seiner Seele, die Strenge seiner Sitten hinderten ihn, die ganze Menschheit

mit Haß anzusehen. Als aber auf seine wiederholten dringendsten Bitten und Vorstellungen abermals eine kurze, ihm sehr hart scheinende abschlägliche Antwort von seinem Vater erfolgte, da wich die scheue Folgsamkeit, da belebte sich innere Kraft und brach Bahn durch den Zwiespalt, der sein Leben verkümmerte. Dem Dr. Krick, seinem Lehrer in der Mathematik, sagte er sofort den Unterricht auf, und schrieb seinem Vater in kurzen bündigen Worten: daß er bereits Maler sey, und sich von Niemand ferner von dem Berufe werde zurückhalten lassen, zu welchem er sich von Gott bestimmt fühle.

Ein eigenes, verschlossenes Wesen, welches ihn nur mit den allerwenigsten seiner Gespielen befreundet werden ließ, wurde an ihm schon von früher Jugend an bemerkt; nun gab er sich einer gewissen melancholischen Schwermuth hin, die heute noch mehr oder minder in allen seinen Bildern nachklingt. Mit ganzer Kraft hing er jezt an der Malerei, seine Fortschritte sezten seine Lehrer, die Professoren Dähling und Kollmann, in Erstaunen, und als er 1825 sein erstes Gemälde, einen „Kirchhof mit zerfallenen Leichensteinen und einer Kirchenruine" zu Stande gebracht, zahlte ihm dafür der Kunstverein das Doppelte des geforderten Preises. Auch auf der großen Ausstellung 1826 fand dieses Bild die allgemeinste Anerkennung. Den dringenden Vorstellungen seines Onkels und seiner beiden Lehrer gelang es nun, auch den Vater zu bewegen, nach Berlin zu kommen, diesen von dem großen Talente seines Sohnes zu überzeugen und mit demselben auszusöhnen.

1826 wurde Lessing, durch Sohn, dem Direktor W. Schadow zum Kopiren einiger Landschaftsstudien empfohlen und demselben dadurch bekannt. Schadow war mit diesen Arbeiten so zufrieden, daß er Lessing aufforderte, mit ihm nach Düsseldorf zu gehen, und längst war auch dieses Lessing's stiller, aber höchster Wunsch gewesen. W. Schadow, der mit seinem scharfen, kritischen Blicke die Anlagen eines Jeden sicher und rasch zu erkennen, in ihrer Eigenthümlichkeit zu pflegen und herauszubilden versteht, hat auch das große Verdienst, unsern Lessing durch seine Leitung auf die hohe Kunststufe und zu der Vielseitigkeit gebracht zu haben. Vor Allem mußte Lessing in Düsseldorf sich im Zeichnen und Malen lebensgroßer Figuren üben, und so entstand auch sein eigenes Bildniß im blauen Kittel, welches Lessing 1827 seinem Onkel in Berlin, als ein Zeichen seiner innigsten Dankbarkeit, schickte. Kaum hatte Lessing eine gewisse Gewandtheit im Figurenzeichnen erreicht, als aus seiner reichen Phantasie eine Menge Kompositionen flossen, ja er sich stets gedrungen fühlte, schon wieder ein zweites, drittes Bild anzufangen, ehe nur das erste gehörig angelegt war; weßhalb dann keines vollendet wurde. Sicher hat aber auch mannigfache Lektüre den Drang, immer Neues zu schaffen, befördert. Zu den schönsten Entwürfen aus dieser Zeit (1828) gehören mehrere Momente aus dem Leben Walther's und Hildegard's, die er den Niebelungen entnommen. Als Bild ausgeführt ist nur davon und erst 1838 „Walther und Hildegard auf der Flucht." Lessing würde auf diesem Wege seine herrlichen Kräfte leicht versprudelt haben, doch Schadow machte ihn ernstlich darauf aufmerksam, daß er so nichts wahrhaft Solides und Ruhmwerthes würde vollbringen können. Ausharrend vollendete Lessing nun das „Ritterschloß," welches sich im Besitz des Hrn. Konsuls Wagner befindet, eine ungemein reiche Komposition von großartig ernster Wirkung. Auf hochragendem, vielfach geklüfteten Felsen, an einem mit Rüstern- und Weidengebüsch umkränzten Wasser, liegt das gewaltige, fast unzugänglich scheinende Schloß, dessen einzelne Theile mit mancherlei Bastionen bewehrt und durch Zugbrücken verbunden sind.

Auf Veranlassung und Vermittelung von Cornelius hatte das königl. preußische Ministerium Herrmann und Götzenberger den Auftrag ertheilt, die Aula zu Bonn, und Stilke und Stürmer, den großen Gerichtssaal in Coblenz mit großen Fresken zu schmücken; auch in dem Gartensaale des Grafen Spee zu Helltorf hatte Stürmer bereits eine Scene aus dem Leben Kaiser Friedrich des Rothbarts in Fresko ausgeführt; doch wurden alle Arbeiten abgebrochen, als Cornelius mit seinen Schülern nach München ging. Nun forderte der Direktor, W. Schadow, Lessing und Mücke, im Auftrag des Grafen Spee, auf, die Ausführung noch mehrerer Momente aus dem thatenreichen Leben dieses Kaisers zu übernehmen. Lessing wollte Anfangs hier zwei Bilder malen, hat indeß nur die „Schlacht bei Jeonium" (1829) ausgeführt. Auch Referent ist durch den Anblick dieses Bildes ungewöhnlich überrascht worden; als wir so in den Saal traten, daß unser Blick plötzlich auf diese Schlachtscene fiel, wichen wir unwillkührlich zurück, denn der auf seinem Schimmel heranstürmende, Alles zermalmende Held übte auch auf uns seine Macht aus. Die außerordentliche Illusion des Bildes ist Folge der milden Farben, der zartgehaltenen Uebergänge und des Lufttons, der sonst den Fresken mangelt. Es ist eine herrliche Kunstschöpfung, die bei allem Reichthum der Komposition doch den entscheidenden Hauptmoment der Schlacht recht klar vor das Auge führt. Als bessere Versinnlichung der Einzelnheiten, als Worte, dient die kleine lithographirte Nachbildung, welche der Kunstverein für die Rheinlande und Westphalen an seine Mitglieder vertheilt hat. Den Karton zu dieser Freske besizt der Maler Steinbrück.

Uhland's Gedichte waren in dieser Zeit die Hauptlektüre der Düsseldorfer Künstler, auch Lessing gaben sie Anregung zu zweien seiner Hauptbilder: ein „Schloß am Meere bei Mondschein," welches Lessing auch selbst auf

Stein gezeichnet hat, und dem „trauernden Königspaar," welches 1830 vollendet wurde. Der einfach-großartige Styl, der tiefgefühlte ernste Charakter und der ergreifende Ausdruck dieses Gemäldes erregte nicht nur auf der Berliner Ausstellung die größte Bewunderung und allgemeine Verehrung für den Künstler, sondern übte auch den entschiedensten Einfluß auf die Richtung der Düsseldorfer Schule. Das edle Königspaar hat sich in einer Kapelle niedergelassen und hängt dem Schmerze über das Kind nach, dessen Sarg in einer Nebenhalle, zum Theil sichtbar, aufgestellt ist. Durch die offene Thür fällt der Blick auf das Meer und den wolkentrüben Himmel. Die Königin hat ihr Haupt gestützt, der König sitzt aufrecht. Der Kopf desselben ist von ernster Größe und Schönheit und von kaum gesehener Bedeutung. Die Höhe des Bildes wird etwas über 8, die Breite etwa 7 Fuß seyn. Eine getreue Nachbildung desselben wurde um so dringender gewünscht, da das Original nur in Düsseldorf und in Berlin ausgestellt und gleich nach dem Verloosen durch den Verein der Kunstfreunde in den Besitz der Kaiserin von Rußland nach Petersburg gekommen war. Die Oelfarbskizze des Bildes besitzt der Maler Pistorius, eine nicht ganz vollendete Zeichnung von Lessing der Maler Hildebrandt. Eine sehr gelungene Lithographie von Jentzen verunglückte bei den ersten Abdrücken, und dennoch mußte diese hauptsächlich als Vorbild für den von Lüderitz gearbeiteten Kupferstich dienen. Dieser Stich ist in breiter, großartiger Linienmanier ausgeführt, des Meisterbildes vollkommen würdig, und der beste der in neuerer Zeit in Norddeutschland vollendeten. Eine der allerbesten auch 1830 gemalten Landschaften Lessing's: „der Klosterhof im Schnee," ist durch Vermächtniß des Erzbischofs Grafen von Spiegel im Stadtmuseum zu Köln und durch mehrere Nachbildungen bekannt.

Um 1829 schloß sich der als Dichter bekannte Landgerichtsrath von Uechtritz mit Einfluß an Lessing an. Historische Studien wurden häufig getrieben, und vorzüglich interessirte sich Lessing für die Geschichte Böhmens.

Als der Direktor Schadow 1830 mit Bendemann, Hildebrandt, Hübner und Sohn nach Italien ging, übertrug er Lessing den größten Theil seiner Funktionen, und in dieser Zeit übten seine Werke den auffallendsten Einfluß, besonders auf die Richtung der Landschaftsmaler.

Die „Leonore" ist auch 1830 vollendet. Den Stoff hat Lessing der alten Volkssage entnommen und die Scene an das Ende des dreißigjährigen Krieges geknüpft, sie ist mithin eben so selbstständig als die Bürger's. Durch die hohe Gnade des Besitzers, des Kronprinzen von Preußen, hat das Meisterbild auf vielen Ausstellungen die allgemeinste Bewunderung erregt. Unter den vielen Nachbildungen gibt Jentzen's Lithographie den Geist des Originals am entsprechendsten und speziell auch den Kopf der Leonore bedeutungsvoll wieder.

Ein ächt historischer Charakter ist auch dem kleinen Kabinetbilde eigen: „der Räuber und sein Kind," welches Lessing sowohl für den Banquier Fränkel, als zum Geschenk für C. Sohn malte, der unter den Künstlern Düsseldorfs zu ihm in nächster Freundschaft stehet, auch stets mit ihm in demselben Atelier malt. Der Räuber ist durchaus edel gehalten, mit sehnsüchtiger Schwermuth schweift sein Blick über die weite Landschaft hin, die zu meiden ihn sicher das widerwärtigste Schicksal zwang. Abgeschlossen von der Welt muß er mit Gewalt nehmen, was er durchaus für sich und für sein Kind bedarf. Auch dieses Bild ist lithographirt.

Seinen Militärverpflichtungen hat Lessing bei dem in Düsseldorf garnisonirenden Uhlanregimente 1832 und 1833 sogar mit Vergnügen genügt, und seit der Zeit noch mehr Lust an Jagdpartieen und an Pferden bekommen. Er reitet täglich spazieren, hält an, wenn etwas seine Aufmerksamkeit fesselt, und zeichnet häufig gleich ohne vom Pferde abzusteigen. Ausgeführt wurden während der Dienstzeit nur Landschaften in kleinerem Format; unter andern ein „Klosterkirchhof im Winter, mit einem offenen Grabe, in welches ein dumpfbrütender Mönch blickt" (für Hrn. Stadtrath Reimer), eine „Waldlandschaft, worauf ein Geistlicher mit seinem Ministranten," anscheinend im Begriff, einem Kranken den Trost der Religion zu bringen (für Hrn. Direktor W. Schadow), und eine „Abendlandschaft" für Hrn. Oberhofbuchdrucker Decker. Diesem folgte der „aus Palästina heimkehrende Kreuzritter," eine völlig lebensmüde Greisengestalt, den verfehlten Lebenszweck bezeichnend, für Hrn. A. Bendemann zu Berlin.

Schon um 1831 hatte Lessing zwei seiner reichsten und genialsten Kompositionen entworfen, die „Hussitenpredigt" und das „Konzil zu Kostnitz." Den erstgenannten Gegenstand malte Lessing 1836 für den Kronprinzen von Preußen, 8 F. hoch und 10 F. breit. Der Fanatismus des auf einer Erhöhung stehenden Redners, der mit wilder Geberde den Kelch hoch emporstreckt, ist eben so schlagend charakterisirt, als die verschiedenen Stufen des Wahns und blinden Glaubens des Volkes, welches ihm staunend zuhört. Auch zu Paris hat das Bild 1837 große Sensation erregt, und Lessing, der schon 1832 zum Mitglied der königl. Akademie der Künste zu Berlin erwählt war, vom Könige der Franzosen die Auszeichnung der Uebersendung des Kreuzes der Ehrenlegion bewirkt. Nach dem Karton zu diesem Gemälde ist jetzt eine getreue Nachbildung, gezeichnet von Sonderland und gestochen von Hoffmann, bei Arnz in Düsseldorf erschienen. Die beiden, wenig verschiedenen Entwurfzeichnungen sind in Herrn Banquier Fränkel's und Hrn. Hoffabrikant Hausmann's,

die ausgeführte Oelfarbskizze ist in des Malers Herrn Hübner Besitz gekommen.

Neben der Hussitenpredigt vollendete Lessing eine große „Felsenlandschaft“ für Herrn Konsul Wagner und einen „Eichenwald im Spätherbst, mit zwei Reisigen“ für den Herrn Domherrn v. Spiegel zu Do, mit gleicher Liebe und allem Fleiße auch einen „See in der Vertiefung eines eingefallenen Kraters“ für Herrn Heinrich Brockhaus.

In neuester Zeit scheint Frankfurt a. M. alles in Beschlag genommen zu haben, was Lessing's genialer Pinsel schafft. Ein merkwürdiges, so zu sagen ernstschroffes Bild erhielt der dortige Kunstverein schon früher, eine „öde, wilde Felspartie, mit einer niedergebrannten Wohnung und einem Erschlagenen.“ 1838 ist auch sein großes Figurenbild „Ezzelin von Mailand im Gefängnisse, welchen zwei Mönche zum Uebertritt zum Christenthum zu bereden suchen“ und drei ziemlich umfangsreiche Landschaften dorthingekommen. Von diesen ist Ref. die „tausendjährige Eiche“ allein, und nur durch die schöne Radirung bekannt, welche Steinbrück und Steifensand ausgeführt haben. Das Gemälde muß sicher einen höchst feierlichen Eindruck machen. Vor der uralten Eiche, durch ein angeheftetes, bereits verwittertes Heiligenbild längst zu einem Altar Gottes erhoben, verrichten ein Ritter und eine Edeldame, in frühest mittelalterlicher Kleidung, ihr Morgengebet. Die Saumrosse erquicken sich an dem klaren Bache, der zwischen schroffen Felswänden dem Vorgrunde zufließt. — Für R. Reinick's „Lieder und Bilder“ lieferte er „den König Erich.“

Lessing arbeitet jezt an einem Bilde für den rheinisch-westphälischen Kunstverein: „Kaiser Heinrich V. läßt den Papst Paschalis gefangen nehmen.“

Wie viel Lessing schon durch eine Conturzeichnung zu geben vermag, dokumentirt unter andern Immermann's geistreiches Porträt in dem Taschenbuche „Urania“ auf 1838. Um einen vollkommeneren Begriff von Lessing's reicher und genialer Schöpfungskraft und Vielseitigkeit zu gewinnen, muß man auch seine Skizzen sehen. — Als Monogramm bedient er sich der Anfangsbuchstaben seiner Namen: C. F. L., denen er auch wohl die Jahreszahl zufügt.

Lessing's Gestalt ist groß und edel, seine Gesichtsbildung sehr regelmäßig und Interesse einflößend, und sein Auge höchst seelen- und bedeutungsvoll. Sein von C. Sohn gemaltes Bildniß war 1830 auf der Ausstellung zu Berlin, hier auch 1838 eine kleine Porträtstatue Lessing's von Gustav Bläser aus Köln. Jezt enthält „Europas Salon“ von Dr. Günz ein nach einer Zeichnung von C. Sohn lithographirtes Porträt unsers mit Recht so hochgefeierten Künstlers.

Halberstadt, im März 1839.

Dr. Fr. Lucanus.

Nachrichten vom April.

Kupferwerke.

Windsor, with its surrounding scenery, the Parks, the Thames, Eton College etc. Herausgegeben von dem Landschaftszeichner B. Pyne. Großfolio. Bei Maclean und Ackermann (12 Blätter).

Paris. Em. Lecomte, Ornemens gothiques de toutes les époques 12. livr. Fol. 3 B. 6 Kupfer. 6 Fr. (Schluß des Werkes.)

Raoul-Rochette et J. Bouchet, Pompeï, Choix d'édifices inédits. 1. partie. Maison du poëte tragique 7. livr. Fol., mit 1 Lithographie. (Ende der 1. und Anfang der 2. Abtheilung.)

Le moyen âge pittoresque. Monumens et fragmens d'architecture, meubles etc. du 10. au 17. siècles, dessiné par MM. Arnout, Asselineau, Bayqt etc., avec un texte par M. Maret. 5. part. Fol. 14 Bl. 40 Fr.

München. Malerische Aussichten aus dem Orient, von H. v. Mayr, Kabinetsmaler und Reisegefährte Sr. Hoh. des Herzogs Max in Bayern, in Tondruck und kolorirt. 1. Lieferung.

Literatur.

Paris. Nouvelle description de l'église de Ste. Madelaine $12^1/_2$ B.

Chateau de St. Cloud. 4. $1^1/_2$ B.

Revue générale de l'architecture et des travaux publics. 1. Heft. 4. Herausgegeben von Daly.

Delerme, Notice nécrologique sur le princesse Marie d'Orléans, duchesse de Wurtemberg. $8^1/_2$ B.

Collection de documens inédits sur l'histoire de France publ. par ordre du Roi. — Instructions du comité historique des arts et monumens. 4. $16^1/_2$ B.

Caen. De la Sicotière Rapport sur les monumens de Laval (Mayenne). 8. 1 B.

Nantes. Magdelaine, Notice succincte et recapitulative des monumens et vestiges histor. du dép. de la Mayenne. 12. 1 B.

Chartres. Didren, Archéologie nationale; Rapport à M. de Salvandy sur la monographie de la Cathédrale de Chartres. 8. 1 B.

La Cathédrale de Chartres, ses vitraux, ses statues. M. $8^1/_2$ Bogen.

Rouen. Reflexions sur l'utilité de le recherche et de la conservation de nos antiquités nationales. 8. $1^1/_2$ B.

Montpellier und Paris. Histoire, antiquités et architectonique de l'église de Lodève et du prieuré de St. Michel de Grandmont. 4. 4 B. und 7 Kpfr. 6 Fr.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

№. 48.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 13. Juni 1839.

Nekrolog.

Philipp Friedrich von Hetsch.

Es gibt uns immer Etwas zu denken, wenn wir ein bedeutendes Leben mit einem siderischen oder christlichen Zeitabschnitt ablaufen sehen, als wäre es mit seiner lezten Kraft noch an diesen Cyklus gebunden gewesen; so wie hinwieder manches schon verlöschende Daseyn sich nicht schließen kann, und so lange immer wieder aufflackert, bis irgend ein befriedigender, versöhnender rc. Abschluß der Familien-, der Herzens- oder Gewissens-Verhältnisse, die sehnsüchtig erwartete Ankunft eines Angehörigen rc. eingetreten ist.

Diese Betrachtung legte sich uns kürzlich nahe, als uns am Neujahrsmorgen die Trauerkunde von dem Tode unsers Mitbürgers Hetsch zukam, ein nicht überraschend unerwartetes Ereigniß, aber, obwohl längst befürchtet, doch rührend durch den Moment.

Sein Künstlerauge schloß sich in der lezten Stunde des alten Jahres; — stets dem Lichte, den heitern Farben zugewandt, sollte es den hellen Schein des neuen nicht mehr schauen; altersmüde schlummerte es einem reinern Licht entgegen.

Philipp Friedrich v. Hetsch, weiland königl. württembergischer Professor, Hofmaler und Galeriedirektor in Stuttgart, gehörte einem namentlich in Schwaben weitverzweigten Geschlecht an; man findet seine Sprossen außer Stuttgart auch in Tübingen, Urach, Ulm, Biberach, Nördlingen rc. Es zählte von lange her besonders viele Tonkünstler. In Heidelberg lebt als Kapellmeister angestellt Louis Hetsch, ein noch junger Mann, der durch eine Oper: Ryno, durch Kantaten, Lieder rc. sein Talent für Komposition bewährt hat. Der gerühmte Name des Verblichenen, als trefflichen Malers, reichte bisher am weitesten.

Sein Vater, Christian Heinrich Hetsch, lebte in Stuttgart von 1712 bis 1782 als Stadtzinkenist, Hoforganist und Hofmusikus. Er zeugte 16 Kinder: 6 Söhne und 10 Töchter; Philipp Friedrich war das drittlezte Kind, und, wie vom Vater in die große Familienbibel geschrieben steht, am 10. Sept. 1758 im Zeichen des Schützen geboren. Bleibe der Einfluß der Himmelszeichen dahingestellt, — das Knäblein bewährete bald die angeborene Gabe, scharf hereinzublicken und sicher zu treffen. Der fromme Alte begleitete jede Geburt und jeden Todesfall in der Familie mit einem Spruch und so auch die Geburt unsers Philipp Friedrich mit einem Segenswunsche, dessen Erfüllung er noch erlebte. Es wäre uns zu rathen, diese gute alte Sitte beizubehalten, kämen nur die Foliobibeln nicht immer mehr aus der Mode. Die heilige Bundeslade schrumpft zum Etuis ein.

Der Junge wurde zur Musik angehalten, lernte Klavierspielen, brachte es aber weiter auf der Flöte. Der Vater wollte ihn sich zur Hand ziehen, um einen Gesellen, deren jeder Stadtzinkenist mehrere hatte, zu ersparen. Des Knaben Sinn neigte aber mehr zur zeichnenden Kunst hin. Ein Liebhaber oder Künstler, dessen Name nicht mehr bekannt ist, gab sich in Freistunden damit ab, den lernbegierigen Knaben im Zeichnen zu unterrichten. Mit dieser Förderung wuchs seine Liebe zur Kunst. Ungefähr im zwölften Jahre — wird erzählt — bis wohin er das Gymnasium besucht hatte, entfernte er sich von Haus und ging auf die Solitüde, das damalige Hoflager des kunstfrohen Herzogs Karl, wo auch seine Lieblingsschöpfung, die Militär-Akademie, von der Form ihrer Disziplin so genannt, eingerichtet war. Er wurde vorgelassen, und entdeckte dem erlauchten Herrn sein Verlangen, in dieses Institut als Zögling aufgenommen zu werden. Der Herzog mochte hinter dem Heroismus des Knaben ein entschiedenes Talent ahnen; die Rüge seines Davonlaufens war nicht strenge, nicht abschreckend; die Bitte fand Gehör. Er durfte sogleich dableiben, damit nicht der Vater hemmend in den Weg träte. Ein Laufer brachte in der Nacht den um den Vermißten jammernden Eltern Nachricht von dem, was geschehen.

Von den Lehrjahren 1773 bis 1779 finden sich acht Patente über Preise, die der Eleve Hetsch im Zeichnen nach der Natur und in der Malerei erhalten. Der lezte war ein erster Preis in der Malerei für den 21jährigen Jüngling. Die Professoren Gnibal, Schüier von Mengs, und Harper, Landschaftmaler, waren bamais Vorstände der künstlerischen Abtheilung der Akademie. — Da in solchen Jadren ber bildsame Geist von den Bestrebungen tüchtiger Genossen an- und oft mit fortgezogen, jedenfalls berührt wird, so erwähnen wir, daß Hetsch mit Schillern auf dem vertrautesten Fuße stand, Zeuge der Entstehung der großartig-wilden Erstlingsprodukte dieses vulkanischen Geistes war, und den Vorlesungen jeder neuen poetischen Explosion im abgeschlossenen Zimmer desselben, einer unsauber-verworrenen Räumlichkeit, beiwohnte.

In verwandtern Kunstarten strebten mit Hetsch die Maler Heideloff (ebenfalls Name einer Künstlerfamilie, aus welcher der Direktor und Architekt Heideloff in Nürnberg stammt) unb Wächter. Die Kupferstecher Müller und Leybold, die Bildbauer Dannecker und Scheffauer, der Architekt (zuerst auch Maler) Thouret, den Goethe später zum neuen Schloßbau in Weimar berief; Hartmann erhöhte um jene Zeit in Dresben, Füger in Wien, Schweickle in Neapel seinen Ruhm. Hetsch wetteiferte besonders mit Heibeloff. Lezterer war rasch in Erfinbung, Komposition und Ausführung; Hetsch besiegte ihn durch Einfachheit und Sinnigleit ber Konzeption, durch Fleiß unb Sorgfalt der Zeichnung und des Vortrags. Es war nus interessant, noch kürzlich Preisstücke von Beiben, große Tabieaus aus jener Zeit, bei Kunstfreunden zu sehen, wie denn überhaupt eine reiche Zahl von Studien, Kopien ꝛc. der bamaligen Zöglinge bei uns verbreitet sind, bie vielleicht hin und wieder für Originale gelten.

Herzog Karl suchte die Gaben der Kunstzöglinge mehrseitig in praktische Thätigleit zu setzen. So mußte der junge Hetsch neben seinem Malerstubium im Orchester die Flöte blasen, während Scheffauer und Hirschmann durch ihre ansehnliche Leibeslänge sich an den Contreviolon gewiesen sahen.

Professor Harper wurde durch die Austräge des Herzogs, der an ber Kunst das Ostensible schätzte, zu einer ungemein schnellen, flüchtigen, dabei prägnanten Thätigkeit getrieden. Das nene Lustschloß Hohenheim, später der Welt in einem malerischen Prachtwerke vorgeführt, sollte mit Plafonds, Surporten, Arabesken ꝛc. ausgeschmückt werden; das Theater forderte immer neue Dekorationen; glänzende Hoffeste, unter andern während der Anwesenheit des Großfürsten Paui, heischten ein schnelles Schaffen von passenden Tableaur. Der flüchtigste Pinsei war dem hohen Herrn noch nicht eilend genug. Auch das Taient der Eleven wurde in Anspruch genommen, wo dann unser Hetsch sich namentlich durch effektvolle Transparents hervorthat. Noch jezt sind hier unb im Land ungiaubiich viele Landschaften von Harper unb seiner Schule verbreitet, deren pastose Struktur sie unverwüstlich macht. Dieselben Motive wiederholen sich in's Unendliche und erinnern an Vernet's, Hackert's Seeansichten. Eine gewisse langweilige Heiterkeit und konventionelle Großartigkeit ist über sie ausgegossen. Man erkennt sie auf hundert Schritte an ihrer monoton breiten Behandlung.

Später verließ Hetsch die Manier seines Lehrers, die sich immer tapetenartiger verflächte, unb schuf Landschaften mit mehr Natur und trefflicher Staffage, welche damals die Meinung zu rechtfertigen schienen, er würde, diesem Kunstfache ausschließenb zugewandt, ein berühmter Meister darin geworden seyn. Eine Rücksicht tritt hiebei doch beschränkenb ein. Sein Sinn neigte mehr zum sittlichen Ernste der Geschichtsmalerei hin, und schwerlich möchten seine Anlage, sein Tried, sein Enthusiasmus für Naturbeobachtung so innig, so nachhaltig gewesen seyn, daß er, geschweige an einen Claude, Swanefeld, Ruisdael, Both, oder Berghem und Roos ꝛc., auch nur an einen Hackert ꝛc. hingereicht haben würde. Er suchte nicht in bem, was ihm ein Untergeordnetes dünkte, groß zu werden; es genügte ihm, die physische Natur so wahr und schaubar darstellen zu lernen, daß sie ein würdiger Hintergrund seiner Gestalten wurde.

Guidal suchte seine gereiften, mündigen Zöglinge wo möglich nach Paris zu bringen. Die französische Schule galt damals für bie Blüthe der Kunst. Vien, der Vater der restaurirten Schule, bie in ihm von dem affektirten, naturlosen unb seivolen Geschmack eines Boucher wieber zur Natur und Antike sich zurückwandte, war dort, wohin Hetsch um das Jahr 1780 ging, sein Vorbild. Auch Joseph Vernet, der Schöpfer trefflicher Seestücke, ruhiger und stürmisch bewegter Meeresnatur, glänzte daselbst. David und Gérard, ebenfalls Schüler von Vien, wurden erst später in der Revolutionszeit berühmt. Der Einfluß der französischen Schule auf Hetsch ist unverkennbar und zieht sich durch seine sämmtlichen Werke hindurch.

In den großen Kunstsammlungen ber Haupt- und Weltstadt stand allerbings ungemein viel Klassisches aus ben besten Zeiten früherer Kunst zue Schau, und als Bildungsstoff, wie man denken möchte, wirksam ba. Aber es kommt in Betracht, daß überschwängliche Kunstschätze den Zögling zuerst in Erstaunen setzen, dann anziehen und aufregen, dann zerstreuen, zersplittern, dann maßleibig und verzagend machen. An ein Nachahmen des Schönsten und Höchsten ist nicht zu denken, an ein Verkinden solcher hochgesteigerten Virtuositäten in allen Richtungen ber Kunst, in allen möglichen Arten der Auffassung und Darstellung noch weniger, da schon eine jede

derselben der Ertrag eines ganzen gereinigten, von allen günstigen Potenzen des Zeitalters und Landes emporgetragenen Künstlerlebens war. Das Treffliche entstand durch eine fast unbewußte Anwendung geheimnißvoller Kombinationen von Kunstmitteln, durch eine nicht mittheilbare Wechselwirkung von höherem Anschauen und durchgebildetster Technik. Das Fertige aller Art ist schwer nachzubilden; der successiven Entwickelung des Werdenden ist eher beizukommen. Bei dem Zöglinge überwiegt den Einfluß des stabilen Schatzes das Beispiel der Lehrer, der lebenden, anerkannten Meister, von deren Erfinden, Schaffen, Ausbilden er Zeuge ist, deren technische Vortheile ihn zur Nacheiferung reizen, die er geehrt, gepriesen, belohnt sieht. Er ist und bleibt ein Sohn seiner Zeit und ihrem Zuge verschrieben, stell' er sich, wie er auch will. — Eine gewisse theatralisch-kalte und forcirte Präsentation hat auch die verbesserte französische Schule nie ganz überwunden. Die Künstler gaben, was sie gelebt und was die Nation wollte.

Hetsch bewies seinen festen Charakter darin, daß er mit dem höchst spärlichen Reisefonds von jährlichen 300 fl. sich in der verlockenden Residenz ehrenhaft durchzuhelfen wußte. Nach seiner Zurückkunft ernannte ihn der Herzog im Jahr 1782 zum Hofmaler mit eben so viel Gehalt. Für seine Weiterbildung war es nun von größtem Gewichte, daß er nach Italien ging. Wer noch mit den Elementen seiner Kunst zu kämpfen hat, der findet im Vaterlande des Lehrstoffs genug. Hetsch war der seinigen so weit mächtig, daß er sich in dem reinern Element erhoben und erquickt fühlen mußte. Er war von 1785 bis 1787 in Rom; sein scharfer, sinnig ernster Geist zog möglichsten Gewinn aus diesem in seiner Art einzigen Aufenthalte, der, abgesehen von dem Reichthum hoher Vorbilder, den Kunstjünger schon als höhere Atmosphäre bildend durchdringt. — Er brachte das Diplom als Ehrenmitglied der Akademie der Wissenschaften und schönen Künste in Bologna in's Vaterland zurück.

(Beschluß folgt.)

Römische Topographie.

Roma nell' anno MDCCCXXXVIII descritta da Antonio Nibby. 1838. 8.

Von diesem verdienstvollen Werke liegen uns bereits drei Lieferungen vor, die von der Brauchbarkeit und Zweckmäßigkeit desselben einen hinreichend vortheilhaften Begriff geben. Der Verf. theilt seine Arbeit in zwei Theile, von denen der erste das alte, das andere das neue Rom befaßt. Die Anordnung der einzelnen Artikel ist nach der alphabetischen Folge vorgenommen. Um dem Ganzen noch größere Anschaulichkeit zu leihen, sind Kupferstiche von den vorzüglichsten Gebäuden und Ruinen, nebst den zum Verständniß der Beschreibung nöthigen Plänen beigefügt, welche von einem verdienstvollen römischen Künstler, G. Cottafavi, herrühren.

Herr N. ist mit den Alterthümern Roms genauer als wenige der Lebenden vertraut. Bei einer solchen Bekanntschaft mit den Denkmälern ist eine erneute Lektüre der Klassiker zu topographischen Zwecken doppelt fruchtbar gewesen. Die bereits erschienenen Bogen dieses Werks geben hinreichende Proben einer solchen vielfach nützlichen Gelehrsamkeit. Dabei ist das Ganze in einem äußerst populären Ton abgefaßt und in Ansehung dessen darf es ganz besonders empfohlen werden. — Bei solchen Vorzügen wird sich gern ein Jeder gewisse sonderbare Meinungen des Verfs. gefallen lassen. Dergleichen haben sich allerdings jederzeit bei ihm eingefunden; leider hat man sie fast immer mit wenig Sinn für gerechte Beurtheilung dazu angewandt, um ihn deßhalb bei dem Publikum herabzusetzen, während doch fast alle, die über Roms Alterthümer geschrieben haben, bei seiner Gelehrsamkeit zu Gast gegangen sind.

Neben dieser Unternehmung verdienen die Arbeiten des römischen Architekten Canina besonders für diejenigen eine Erwähnung, welche Roms antike Reste vom topographischen Standpunkt zu betrachten veranlaßt sind. Dieser verdienstvolle, unermüdet thätige Gelehrte hat einen Plan der alten Stadt vorbereitet, dessen riesenmäßige Dimensionen viele Anschaulichkeit und manche Aufklärung im Einzelnen versprechen. In einem verhältnißmäßig gleich großen Maßstab hat er eine Karte der römischen Campagna stechen lassen, die selbst nach den Werken von Westphal, Gell und Nibby mancherlei wichtige Berichtigungen beizubringen veranlaßt ist. In dem Text zu derselben gedenkt er die riesenmäßigen, staunenswerthen Wasserleitungen der alten Römer einer genaueren Untersuchung zu unterwerfen, und hat zu solchem Ende berühmte vatikanische Manuscripte der Aquaduktenschriftsteller vergleichen lassen. Frontins dunkler Text erhält häufig nur durch die Vergleichung der vorhandenen Reste jener Wasserbauten ein anschauliches und sicheres Verständniß. Wenn schon bei einer ähnlichen von einem Italiener unternommenen Arbeit gewichtige Befürchtungen und der Mangel an der nöthigen philologischen Genauigkeit aufkommen, so werden diese durch andere Vortheile, die der praktische Sinn eines Italieners und namentlich eines mit der praktischen Architektur verbundenen Gelehrten zu einem solchen Unternehmen mit hinbringt, hinreichend und vortheilhaft aufgehoben.

Herrn N's. Unternehmen anlangend, so wird die Beendigung desselben schon für die ersten Wochen des

nächsten Jahres versprochen. — Sein Werk über die römische Campagna, welchem die Gell'sche Karte zu Grunde liegt, hat hier in Rom eine so günstige Aufnahme gefunden, daß die Exemplare der erstern Auflage bereits fast vergriffen sind.

Dr. Braun in Rom.

Nachrichten vom April.

Nekrolog.

Rom. Am 22. März starb hier Monsignor Bellenghi, Erzbischof von Nikosia, einer der gelehrtesten Natur- und Alterthumsforscher. Er war Präsident des philosophischen Kollegiums der römischen Universität und Mitglied zahlreicher Akademien.

Den 5. April. Gestern starb hier der französische Maler Didier Boguet, über 84 Jahr alt. Er hat hier 57 Jahre zugebracht und malte ausschließlich Landschaften, welche in Frankreich sehr gesucht sind. Er war Ritter der Ehrenlegion, Mitglied des französischen Instituts, der Akademie von San Luca ꝛc.

München. Am 22. April Abends verschied hier nach mehrwöchentlichem Krankenlager, im besten Mannesalter, der Regierungsbaurath Daniel Ohlmüller, rühmlich bekannt durch die in der Vorstadt Au nach seinem Plane im altdeutschen Style neuerbaute herrliche Pfarrkirche.

Berlin. Am 7. April starb hier der bekannte Ofenfabrikant Hr. Feilner, der im Nekrolog des Kunstblatts eine Stelle verdient, weil er das Handwerk zur Kunst erhob und weil aus seinen Werkstätten Arbeiten (z. B. die von Wichmann modellirte Figur des Erzengels am Portal der Werder'schen Kirche) hervorgingen, welche seinen Namen in dauerndem Andenken erhalten werden.

Haag, 2. April. Der Landschaftsmaler P. G. van Os, der sich mit Recht eines bedeutenden Rufs erfreute, ist hier gestorben.

Dortrecht. Dem Kataloge der hier versteigerten Sammlung J. E. Schotels ist eine kurze Lebensbeschreibung des Verstorbenen vorgedruckt, aus der wir Folgendes ausheben. „Er war in Dortrecht geboren, der einzige Sohn eines wohlhabenden Fabrik- und Spinnereiherrn, und hatte eine gute Erziehung erhalten. Schon früh beschäftigte er sich mit der Zeichnenkunst, und vernachlässigte diese Beschäftigung auch dann nicht, als er nach dem Tode seines Vaters die Fabrik übernehmen mußte. Ohne je eine berühmte Schule besucht zu haben, ward er bald einer der ausgezeichnetsten Künstler seiner Zeit, und sein Hang zum Seewesen (der ihn früher schon zu dem Entschlusse geführt hatte, in den Seedienst zu treten) machte, daß sein Talent sich ausschließlich auf die Darstellung der Marineansichten wandte, wobei ihm der Umstand zu Hülfe kam, daß sein Vater schon früh, um ihn von seinem Gedanken, sich dem Kriegsdienst zu widmen, abzuleiten, ihm ein Segelboot (einen sogenannten Boejer) zum Geschenk gemacht hatte, mit dem der junge Mann in seinen Musestunden unablässig auf dem Wasser umherfuhr und die Natureffekte studirte. Die Rathschläge seiner Freunde bestimmten ihn endlich, sich ganz der Kunst zu widmen, und sein erstes Bild, das im Jahr 1818 auf der Amsterdamer Kunstausstellung erschien, erregte den größten Enthusiasmus. Von da an wuchs sein Ruhm mit jedem Tage, seine Bilder zierten die Galerien von Europa, und sein Name wurde zu den berühmtesten seines Vaterlandes, wie in der Kunstgeschichte überhaupt gezählt.

Die schönsten Gemälde Schotels befinden sich in den Sammlungen des Königs der Niederlande, des Kaisers von Rußland, des Königs von Preußen, des Königs der Franzosen, in der des Prinzen von Oranien in Brüssel, der Prinzessin von Oranien, des Hrn. van der Hoop in Amsterdam, des Herrn van der Blyk in Dortrecht, im Teyler'schen Museum in Haarlem u. s. w.

Sein Sohn, der Dr. D. J. Schotel, arbeitet an einer Lebensbeschreibung seines Vaters, in der man noch viele interessante Details zu finden erwarten kann.

Paris. Herr Eméric David, Mitglied des Instituts, ist am 2. April, im Alter von 84 Jahren, verstorben. Er war zu Aix in der Provence 1755 geboren. Nach glänzenden Studien wurde er Doktor der Rechte und Advokat in seiner Vaterstadt. 1791 ward er zum Maire ernannt, in welcher Funktion er große Festigkeit zeigte und großen Gefahren Troz bot. 1809 wurde er in den gesezgebenden Körper berufen, und als Deputirter in den Jahren 1814 und 1815 hielt er mehrere Reden über die Freiheit der Presse und verschiedene Fragen der politischen Oekonomie, woraus man die Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse ersah. Ein Preis, der ihm 1801 beim Institut zu Theil geworden war, hatte ihn bestimmt, die Jurisprudenz mit der schönen Literatur zu vertauschen und seine Mitwirkung bei der Redaktion des Textes des Musée français, mehrere Schriften über Skulptur und Kupferstichkunde, eine Geschichte der neuern Malerei von Constantin bis zum 15. Jahrhundert, seine Lobreden auf Pierre Puget und Poussin verschafften ihm die Aufnahme in der Akademie der Inschriften, eine Ehre, die er noch später durch seine Einleitung in das Studium der Mythologie, seine Forschungen über Jupiter und Vulkan und eine Menge Notizen und Artikel, womit er die Histoire littéraire de la France und die Biographie universelle bereichert hat, zu rechtfertigen wußte. Herr D. besaß große Gelehrsamkeit und einen eleganten und bündigen Styl. Er hatte in hohem Alter alle seine Kräfte behalten und fand noch in den lezten Augenblicken seines Lebens den höchsten Genuß in seinen Arbeiten. Er war ein Greis von patriarchalischen Sitten, wie sie jezt immer seltener werden.

St. Petersburg, 20. März. Hier ist am 16. dieses im 54sten Lebensjahre der Bildhauer Otto Sigismund Runge von Hamburg mit Tod abgegangen. Er war Schüler des Bildhauers Tieck in Berlin, und hatte in Rom der Zuneigung und des Rathes von Thorwaldsen genossen, wo er unter andern die Gruppe der Fischerin anfertigte. Mehrere Porträtbüsten (von Mozart, Houwald u. s. w.), auch ein Amor in Marmor sind den Besuchern früherer hiesigen Kunstausstellungen erinnerlich. Zu seinen vorzüglichsten Werken gehören noch die Büste unseres Repsold, das Standbild des Reformators Bugenhagen und eine Folge von Basreliefs im Hause des Hrn. Jenisch allhier, die Geschichte des Amors und der Psyche, oder den Kampf der Menschenseele mit den Leidenschaften darbietend. In Petersburg beschäftigte er sich in der lezten Zeit mit der Ausführung von sieben großen Basreliefs, welche die Entstehung, Erziehung und Ausbildung des Menschengeschlechts durch die Götter nach Anleitung der griechischen Mythe darstellten, und die er der Hauptsache nach vollendet hatte, als ihn der Tod überraschte. Am 20. März ward seine Leiche auf dem St. Petri-Kirchhof in Petersburg beerdigt.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

№ 49.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 18. Juni 1839.

Nekrolog.

Philipp Friedrich von Hetsch.

(Beschluß.)

Im Jahr 1787 trat Hetsch mit einer Tochter des Kammerraths Scholl in den Ehestand, aus welchem ihm von drei Kindern das erste, ein am 28. Sept. 1788 geborner Sohn, jezt Architekt und Professor in Kopenhagen, geblieben ist. Im Jahr 1795 ging er, von seiner Gattin mit dem Kinde begleitet, noch einmal nach Rom, wo er unter anderm aus Auftrag den damals regierenden Herzog Ludwig Eugen zu Pferd in Lebensgröße malte, ein Tableau, für welches er an einem dort befindlichen Meisterwerke Van Dyks seine Studien machte. Die Kopie des leztern befindet sich in seinem Nachlasse. Nach seiner Rückkunft war er sehr thätig, erfreute sich der Gunst des Hofes, der Anerkennung der Mitwelt. Seine für den Herzog, später Churfürsten und König, geschaffenen großartigen Bilder wurden mit fürstlicher Munifizenz belohnt. Im Jahr 1800 wurde er Galeriedirektor, erfuhr aber das Leid, seine Gattin zu verlieren. Seine zweite Ehe hatte nur ein Jahr lang Bestand, indem eine nicht wohl auszugleichende Verschiedenheit der Charaktere die Trennung herbeiführte. Der aus dieser Verbindung entsprossene Sohn lebt als Auditor der königl. Artillerie-Brigade in Ludwigsburg. Im Jahr 1801 erhielt Hetsch die Anerkennung, von der k. preußischen Akademie der Künste zum ordentlichen Mitglied erwählt zu werden.

Im ersten Dezennium dieses Jahrhunderts schuf er die an Gehalt und Umfang größten Gemälde. Wir sind nicht in den Stand gesezt, sie alle aufzuzählen oder zu sagen, in welche Galerien, welchen Privatbesitz sie gekommen seyn mögen. Im hiesigen königlichen Residenzschlosse befinden sich mehrere Tableaux, meist mit lebensgroßen Gestalten, über deren Gegenstand sich in seinen Papieren Aufsätze, Auszüge aus Dichtern und Prosaikern, von fremder Hand vielleicht zu Anfeurung seines Künstlergenius geschrieben, finden: Der blinde Oedipus, von seinen Töchtern begleitet, im Haine der Eumeniden; — Brutus und Porcia, vor einem Bilde von Hektors Abschied im Neptunstempel sich zu ewiger Trennung umarmend; — Odin am Höllenthor, die Prophetin über sein Schicksal fragend; — höchst gelungene, ausdrucksvolle und auch von Seiten der landschaftlichen Umgebung meisterhaft gemalte Bilder; — der Abschied des Regulus von den Seinigen vor seiner verhängnißvollen Rückkehr nach Karthago; — Daniel im Löwengraben, sehr wirksam durch die Gegensätze; — Achilles, zürnend über Agamemnon wegen Entziehung der Briseis; — Tullia, herrschsüchtig und unmenschlich über den Leichnam ihres vom Gatten ermordeten Vaters wegfahrend, zwei kleinere Tableaux, mit vielen Gestalten voll Ausdruck und Bewegung und sehr kräftiger, jedoch harmonischer Färbung; — Amor und Psyche im Kahn, in heiterer Landschaft; das Inkarnat wohl etwas zu stark kolorirt und wie nach dem Bade von der Luft geröthet; — ein Genrebild, König Friedrich mit seiner Suite vor dem Lustschlosse Monrepos; es hat viele gelungene Porträts, und ehrt den Meister auch von dieser Seite, so wie ein großes Landschaftgemälde, Komposition mit Motiven von Tivoli, Wald, Brücke mit Staffage, geistreich und frei behandelt, schön beleuchtet, den Meister als Landschafter bewährt; — Herzog Ludwig Eugen zu Pferd; — König Friedrich im Krönungs-Ornat, und als Brustbild.

Im Privatbesitz sahen wir: den römischen Senator Papirius, von gallischen Kriegern in seinem Stuhl gemordet; eine einfach-großartige Auffassung; die Doublette ist unter seinem Nachlaß; — Albanaks Töchter enthüllt vor dem Könige Alfred; — Cornelia mit ihren Kindern; — eine Charitas; — Sabinus von Vespasian verfolgt; — zwei Landschaften mit schön durchleuchteten Bäumen und einer meisterhaften Staffage, Apoll unter den Hirten und einen Hochzeitzug zum Tempel darstellend; — außer diesen und andern eine große Zahl von lebensgroßen Brustbildern.

Im Jahr 1808 erhielt Hetsch vom König Friedrich das Ritterkreuz des Civilverdienst-Ordens. Im folgenden

Jahre ging er wieder nach Paris; Sohn und Tochter mit ihm; Jener um sich hier dem Studium der Baukunst zu widmen. Ein großes Altargemälde, die Auferstehung, symbolisch aufgefaßt und für die hiesige Schloßkirche bestimmt, vollendete er daselbst und stellte es aus. — In spätere Jahre fällt noch eine Reise über Leipzig, Berlin, Dresden ꝛc. Schwerlich hat Hetsch auf derselben historische Bilder geschaffen. Im Porträt, einer Kunstart, die er wohl stets mit mehr Künstlergeschick, als aus innerm Trieb und Enthusiasmus, wie etwa ein Van Dyk, ausgeübt haben mag, fand er hiebei Beschäftigung, Ehre und reichlichen Lohn.

So verstrichen die Jahre männlicher Kraft und Selbstvertrauens, und Hetsch rückte, noch immer thätig, in's höhere Alter ein. In diese Zeit mögen die Bilder: Christus mit den Kindlein, der Jüngling zu Nain ꝛc. fallen. — Wenigen Auserwählten ist es vergönnt, die unabwendbaren Bedingungen dieser Lebensepoche mit Heiterkeit zu überdauern, und so denkend und empfindend, aufgeräumt und schaffend gleichsam in ewiger Jugend zu leben. Der Dichter, der Weltweise kann sich der Beschaulichkeit ergeben; der Bildner leidet vom Nachlassen des Augenlichts und Handgeschicks. Nur wenigen Günstlingen hat der gütige Himmel einen so frohen, leichten Sinn geschenkt, daß sie immer neue, bunte Fäden in das Gewebe ihres Lebens zu legen wissen. Am wenigsten gelingt dies reizbaren, zum Ernste, zum Trübsinn geneigten Gemüthern, die, für die Menschen angestrengt thätig, auch bestimmte Forderungen an sie machen. In aller und jeder Kunst ist wohlgethan, sich vorzuhalten, daß man es mit dem Publikum, wie mit einem großen Kinde zu thun habe, das die höchsten, würdigsten Dinge doch gewissermaßen wie ein Spiel behandelt wissen will.

Unser Künstler war schon in der Jugend ein ernster, entschiedener, schweigsamer Charakter, der mit Eifer seiner Bildung oblag und durch Zusammenhalten seiner ganzen geistig-physischen Kraft endlich den Künstlerruhm erlangte. Goethe sagt: „Die Jugend hat Produktivität; — daß diese sich mit den Jahren erhält, ist ein seltener Fall.“ — Die Jugend hat eine enthusiastische Freude an den individuellen Gestalten, welche ihr Bildungstrieb mit Begeisterung zu Idealen für die Welt, wie sie nach ihrem Bilde seyn sollte, reinigt und steigert. Das Alter erkennt die Nothwendigkeit des Wirklichen, der beschränkten Erscheinung; es neigt zum Abstrakten, zu Begriffen und Normen hin, durch welche der Welt zu helfen wäre. In der Kunst ist Alles auf die Menschheit, auf die Mitwelt abgesehen und berechnet. Nur die Hoffnung hat Enthusiasmus; nur der Glaube gibt Wärme; nur die Anerkennung begeistert.

Mit vorgerückten Jahren verließen auch unsern auf wohlverdienten Lorbeeren ruhenden Künstler die Hauptantriebe zur schaffenden Thätigkeit; keine neue Kränze spornten seinen Eifer. Schon in seiner Jugend hatte er sich mit einem Theil der akademischen Zöglinge zur formellen Frömmigkeit hingeneigt. In den Mannesjahren soll er an einer Anwandlung von Melancholie gelitten haben. Leicht bieten sich bei gewissen Temperamenten schweres Aufnehmen der Lebensverhältnisse und körperliche Affektionen die Hand. Schon zwischen jeder Vollendung eines tüchtigen Werkes und der innern Empfängniß eines neuen tritt ein Zustand der Abspannung, der Leere ein, die den Künstler, wie den Dichter, trübe stimmt. Hiezu kommt, daß die Welt das mit Aufgebot aller Kraft Vollendete nicht immer mit entsprechender Wärme aufnimmt, daß die Erwartung seines Schöpfers selten durch die Erfüllung gerechtfertigt wird.

Ueberdies trat die Zeit der Kunstkälte ein; — bunte Tapeten spotteten der stillern Harmonie des Oelgemäldes; höchstens behing man die Wände mit Lithographien, welche mit den Zeit- und Tages-Interessen liebäugelten. Unser greiser Künstler war aber nicht gestimmt, den Menschen ihre Schwächen, ihre Zerstreutheit, ihre Spielereien ruhig gelten zu lassen. Er zog sich täglich mehr in sich zurück; aber er schärfte sich hierdurch nur seine Reizbarkeit. Nie war er eigentlich ein Mann der Geselligkeit, des täglichen Wirthshausklubbs gewesen. Aber die Gesellschaft heilt durch ihre kühle Wärme, ihre theilnehmende Gleichgültigkeit die Verletzungen wieder, die sie uns beibringt. Wir sehen, was die Menschen wollen, was sie bewegt, und daß es uns nicht schlimmer ergeht als Andern. Bei dem Einsamen gewinnt jede Störung eine unverdiente Bedeutsamkeit; es zieht das Schlangengewinde der Anfechtungen immer nach; und wo fehlt es im bürgerlichen, im Künstlerleben an widrigen Begegnissen? Was aber der Weltmann abzulehnen wüßte, das wird dem tiefsinnigen Einsiedler eine Quelle von Gram und Aerger.

Hetsch fand nun keinen Gefallen mehr an der Gesellschaft; sie unterhielt, sie zerstreute ihn nicht; sie bot ihm keine Aufmunterung; sie konnte nur unwillkürlich die verletzbarsten Stellen seiner Seele wehthuend berühren. Er wandte sich noch allein an die Natur, seine unwandelbare Freundin auf einsamen Wegen. Der Verlust einer verheiratheten Tochter im Jahr 1819 und seiner treuen Schwestern verwundete ihn tief. Er las, er zeichnete wohl auch noch und beschäftigte sich mit seiner Kunstsammlung; aber den belebenden Pinsel hatte er niedergelegt. Gegen Besuche, die er fortwährend annahm, wenn ihn nicht körperliches Leiden mißstimmte, war er mittheilend, sogar belehrend, ohne seine trübe Lebensansicht zu verhehlen. Ueber die ihm zur Beurtheilung dargebrachten Kunstwerke unterhielt er sich gerne, spendete auch zuweilen den Bekannten ein Andenken aus seinen Mappen. Dem Berichterstatter verehrte er einst eine

büßende Magdalena von Schidone in sein kleines Kabinet. Bei diesem Besuche war es, wo ein charakteristisches Begegniß aus seinem Leben zur Sprache kam. „Ich hatte," erzählte er, „ein Madonnenbild vollendet, auf das ich mir Etwas zu gut that, denn ich darf wohl sagen, daß schon an einem frühern in Rom gemalten die dortigen Kenner etwas Raphaelisches wahrnehmen wollten. Ich ließ mein Bild einen Kunstverwandten sehen und erwartete sein Urtheil. Er betrachtete es lange schweigend, fuhr dann mit dem Zeigefinger um das Ohr der Madonna, und sagte: Sehen Sie, Hetsch! diese Partie hier gefällt mir am besten an Ihrem Bilde." — Ein aufwallender Grimm verhinderte den guten Mann, weiter zu reden. —

Gegen das Ende seiner Tage litt er noch an einem schmerzhaften Uebel und starb im einundachtzigsten Jahr an der Lungenlähmung. — Sein Nachlaß enthält historische und Familiengemälde, ideale Köpfe, Landschaften, mehrere geistreich behandelte Kopieen, einige Bilder älterer Meister, Skizzen, eine große Zahl werthvoller Kupferstiche, radirte Blätter und ganze Mappen voller Entwürfe und Studien, die uns einen Blick in seine rastlose Thätigkeit und Künstlersorgfalt gewähren, und für Kunstzöglinge und Dilettanten manches Lehrreiche enthalten dürften.

Wenn es uns je zusteht, Einiges über die Kunstbehandlung, über Styl und Manier des Verstorbenen zu sagen, so möchten wir einen Ausspruch des schon einmal citirten weisen Dichters, der alle Verhältnisse der Kunst und des Lebens mit klarem Auge zu überschauen wußte, voranstellen: „Der Alte verliert eines der größten Menschenrechte; er wird nicht mehr von Seinesgleichen beurtheilt." — Hetsch war ein Sohn seiner Zeit. Mengs, Guibal, die französischen Meister liebten die Farbe; das Auge der Mitwelt hatte sich an das klar und hell Ausgesprochene, malerisch Bunte gewöhnt. Hetsch bequemte sich überdies aus Rücksichten den Ansprüchen an ihn als Porträtmaler. Seine Zeitgenossen liebten aber weder dunkle Stoffe, noch das Clairobscur einer künstlerischen Beleuchtung. Selbst ein Rembrandt hätte da kein Glück gemacht. Man forderte keine malerische Illusion in der Art, daß man bei gänzlichem Vergessen des Mittels, der Palette, die Wirklichkeit zu schauen wähnen wollte. Erst in unsern Tagen wieder scheint namentlich die Düsseldorfer Schule zu der Magie des Helldunkels zurückzukehren. Auch wäre es unbillig, von unserm Meister die ideale Einfalt, die reinen Schönheitslinien der ältern Italiener zu verlangen, oder ihn im Kolorit mit den Venetianern, den Spaniern, oder mit Rubens und Van Dyk zu parallelisiren, noch ungerechter, niederländischen Fleiß und die Mysterien ihres Pinsels zum Maßstab bei ihnen anzulegen. Kritische Vergleichung ist überhaupt nicht unseres Amtes. Sie muß, wenn sie gerecht seyn soll, alle Verhältnisse in Betracht ziehen, den ganzen Kreis der Kunst überschauen und jeden Künstler an seine geeignete Stelle setzen. Im einzelnen Falle zwei ganz differente Kunstwerke einander gegenüber zu stellen und ein absprechendes Urtheil zu fällen, zeugt immer von Beschränktheit oder Mißwollen.

Noch eher möchte es erlaubt seyn, an zwei gleichzeitige, sich befreundete, in demselben Fache sich begegnende Kunstgenossen vergleichend zu denken. Wir wollen hier unsern **Wächter** nennen. Dieser behandelte bis auf spätere Zeiten die Farbe immer nur als ein untergeordnetes Moment, und gab der Intention, der Darstellung der Idee, dem Ausdrucke ꝛc. den Vorrang. Die Ruhe seines Sinnes floß in seine Werke über; sein Marius auf den Ruinen von Karthago, sein Tod des Sokrates, sein Cimon im Gefängnisse, sein Hiob und eine lange Reihe allegorischer Bilder deuten bei ihm auf ein Ueberwiegen des Gedankens, der Kontemplation. Hetsch war temperamentvoller, und so waltet auch in seinen Bildern das Cholerische, der Affekt und Effekt vor; er ist dramatischer, Wächter lyrischer. Seine Darstellungen erinnern oft an das Basrelief, und wären in dieses wohl zu übertragen; Hetsch dagegen erscheint moderner, und in manchen auch größern Bildern dem Genre zugeneigt.

Nicht ohne einigen Antheil blicken wir auf die lezten trüben 20 Jahre seines Lebens zurück. Wäre es nicht vermessen, über Schicksalswege Etwas zu sagen, wäre das Daseyn des Menschen im Geschicke des Bildners erfüllt und geschlossen, so könnte man versucht seyn, den Wunsch auszusprechen: Möchte der Genius des Künstlers (des Dichters), dem er den frischen Lorbeerkranz um die Schläfe gewunden, seine Fackel senken, — so lange dieser noch grünt!

Stuttgart.

Nachrichten vom Mai.

Persönliches.

Rom, 25. Mai. Gestern Abend zogen unsere deutschen Künstler in langem Fackelzug, voran die Hautboisten des hiesigen Militärs, nach der Villa Malta, um Sr. Majestät dem Könige von Bayern ihre Huldigung darzubringen. Sie betrachteten dieß als einen schuldigen Tribut gegen einen Monarchen, der als erster Beförderer der neuern Kunst so gerechte Ansprüche auf ihre Verehrung hat. Nach Absingung eines von Dr. H. W. **Schulz** aus Dresden eigends für diese Feierlichkeit gedichteten Liedes kam der König in den geräumigen Vorhof der Villa herab und unterhielt sich mit den Künstlern. Ein zweites Lied und ein wiederholtes Lebehoch beschlossen die Feier, worauf der König vom Fenster aus nochmals seinen Dank aussprach.

Rom, 21. Mai. Aus Kopenhagen eingetroffene Briefe sprechen für uns die Hoffnung aus, Thorwaldsen werde, aller Wahrscheinlichkeit nach, zum Winter hier eintreffen. Er soll Willens seyn, im Oktober in München der Aufstellung der dort kürzlich gegossenen Reiterstatue des Churfürsten Maximilian beizuwohnen und sodann seine Reise hierher fortzusetzen. In seinem Atelier ist man beschäftigt, seine zahlreiche Sammlung von Gypsabgüssen der vorzüglichsten Antiken einzupacken, um sie nach Livorno zu senden, von wo sie ein dänisches Kriegsschiff abholt, damit sie dem Thorwaldsenschen Museum in Kopenhagen einverleibt werden können.

Der König von Bayern hat Hrn. Overbeck eigenhändig in dessen Atelier den Verdienstorden des heil. Michael überreicht.

Die deutschen Künstler haben am 2. Mai, begünstigt vom herrlichsten Frühlingswetter, die Tour nach Cervaro unternommen. Dies eigenthümliche Künstlerfest nimmt mit jedem Jahr an Umfang zu, da die Künstler anderer Nationen nicht ausgeschlossen sind, und sich auch viele Nichtkünstler anschließen.

Mailand, 4. Mai. Der hiesige Kupferstecher Professor Anderloni hat von Sr. Majestät dem Kaiser für die Ueberreichung seines neuesten, nach Raphaels Stanzen gestochenen Blattes: Attilas Begegnung mit Leo dem Großen, einen kostbaren Brillantring erhalten.

München, 15. Mai. Der Hofbauintendant v. Klenze und Prof. P. Heß sind nach St. Petersburg abgereist, wohin sie sich, in Folge einer Einladung des Kaisers, begeben.

St. Petersburg, 7. Mai. Der Professor der Architektur, K. Thon, welcher sein Werk: „Entwürfe zu Kirchen im alten russischen Styl“ dem Könige von Preußen und dem Kaiser von Rußland gewidmet hatte, ist von jenem mit einer goldenen Tabatiere, von diesem mit einem Brillantringe belohnt worden.

Technisches.

Berlin, 10. Mai. Auch hier sind von Hrn. Enslen Versuche in der Heliographie gemacht worden, über die sich derselbe in einer Zeitschrift an einen Freund vom 6ten dieses folgendermaßen ausspricht: „Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen hierbei einige Lichtbilder aus meiner Fabrik zu übersenden, zu deren Anfertigung die Daguerre'sche und Talbot'sche Erfindung (die mich als alten Physiker und Optiker gar sehr beschäftigte) Veranlassung gab. Da Daguerre's Verfahren noch ein Geheimniß ist, bei Talbot Alles in Licht und Schatten verkehrt erscheint, so suchte ich diesem Uebelstande dadurch abzuhelfen, daß ich auf Horn, Glas oder transparentes Papier Gegenstände in umgekehrtem Licht und Schatten abbilden ließ, welche zugleich durch die direkte Einstralung des Sonnenlichts kräftigere und dauerndere Bilder liefern müßten, denen künstlerische Sorgfalt oder ein damit ausgedruckter Gedanke einen besondern Werth verleihen könnte. — Die glückliche Ausführung hat für mich den Erfolg gehabt, daß seit zwei Monaten, wo ich dergleichen Lichtbilder dem Kunsthandel übergab, ich Abdrücke anfertige, welche durch die galvanische Lichtwirkung gebildet werden, und eine Eigenthümlichkeit haben, die in ihrer Art, weder im Kupferstich, noch durch Lithographie auszuführen ist, und durch Zeit und Erfahrung sich gewiß zu größeren Fortschritten wird steigern lassen. — Porträts, auch zarte botanische Gegenstände, stellen sich auf das Genaueste dar, so wie durch Firniß transparent gemachte Kupferstiche, bei denen aber die schwarzen Linien weiß erscheinen. Ein „Lichtbild“ lege ich hier bei, welches in mehr als einem Sinne diese Benennung verdient, und, als Erinnerungszeichen, in ein Andachtsbuch vortrefflich paßt, indem es eine himmlische, mit Sternen umgebene, von Stralen gebildete Erscheinung Christi am Kreuze darstellt, und dadurch recht eigentlich „Licht aus Licht“ andeutet.* In einem zweiten Kreuzbildchen mit dem Sternbilde „Friedrichs Ehre“ hat sich unser preußischer Patriotismus und treue Anhänglichkeit aussprechen wollen.“ Hr. Enslen bemerkt in seinem Schreiben, daß er bereits viele Bestellungen habe, aber erst jezt dahin gelangt sey, die Bilder so dauerhaft zu fixiren, daß sie dem Licht ausgesezt werden könnten; doch erhielten sie sich Jahre lang, wenn sie in einem Buche oder Portefeuille aufbewahrt würden.

Kunstausstellungen.

Rom, 27. April. Wir sehen hier in diesem Augenblicke nicht weniger als drei öffentliche Kunstausstellungen, nämlich die der französischen Akademie in der Villa Medici auf dem Monte Pincio, die der neapolitanischen Pensionäre im Palast Farnese, und die des Kunstvereins bei der Porta del popolo, ohne die der vielen Künstler, welche ihre Schöpfungen in besondern Lokalen ausstellen. Die Ausstellung der jungen Franzosen rechtfertigt die von ihr gehegten Hoffnungen keineswegs; die des Kunstvereins enthielt diesmal viel Mittelmäßiges, doch auch manches Anziehende von C. Massimi aus Bologna, Ferrant aus Spanien, Haugk aus Dresden, Catel ꝛc.

Wien, 3. Mai. Unsere Kunstausstellung hat bei dem geringen Eintrittspreise von 10 kr. bereits 5000 fl. Erlös gewährt; ein Beweis, daß die Ermäßigung der Entrée höchst günstig gewirkt hat.

Stuttgart, 6. Mai. Die Ausstellung unserer Künstler und Gewerbsleute hat am 1sten im Redoutensaale begonnen. Die Bildhauer- und Baukunst haben fast nichts beigetragen; auch der historischen Bilder sind wenige, obgleich mehrere aus dem Auslande eingesandt werden. Porträts und Genrebilder überwiegen auch hier, und in den Fächern der Glas- und Ornamentenmalerei ist Fortschreiten bemerklich. Ein interessantes Gemälde ist die Landschaft von unserm Veteran, Prof. Steinkopf, auf welcher blühende Bäume dargestellt sind, und ein Genesender am Fenster eine sehr passende Staffage bildet. Eine Venus von Gegenbauer, in dessen enkaustischer Manier gemalt, ein ausgezeichnet Porträt von Carl Müller in Rom und das Bild einer Spanierin von Canzi verdienen ebenfalls Erwähnung.

---

* Dies kleine, sehr stumpfe und undeutlich ausgedrückte Bild, welches uns vorliegt, scheint auf demselben Wege, wie die im Handel befindlichen Proben des Talbot'schen Verfahrens entstanden zu seyn, welche Jeder mit Hülfe des bereits käuflichen Photogenical paper nun selbst machen kann.

Anm. d. Red.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

№. 50.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 20. Juni 1839.

Skulptur.

Ludwig Schwanthaler's Werke. 1. Abtheilung: Mythen der Aphrodite. Düsseldorf, Verlag von Julius Buddeus. 1809.

Der Reichthum an künstlerischen Werken, welcher die Königsstadt an der Isar durch die großartigen Unternehmungen ihres Beherrschers schmückt, hat in Deutschland und den Nachbarländern jezt noch eine fast mythische Bedeutung. Man weiß davon, gefeierte Namen tönen klangvoll zu Aller Ohren, Reisende pilgern zu der geweihten Stätte so rüstiger und erfreulicher Thätigkeit, und ihre rühmenden Berichte werden von aufmerksamen Hörern begierig vernommen. Aber wie Vielen ist diese Wanderschaft versagt, und wie Wenige können den Aufenthalt lange genug ausdehnen, um sich an der großen Zahl vollendeter und entstehender Werke bis zur Sättigung zu erfreuen. Wie im Frühling, wenn Alles keimt und blüht, die Kraft nicht ausreicht, jedes Einzelne genügend zu genießen, wie jeder Tag dem Boden neue Schätze entlockt, so vermag auch hier das Auge nicht Alles völlig zu würdigen oder aufzunehmen, und jedes Jahr bringt Neues, das dem Besucher des vorigen fremd ist. Da wird es denn immer mehr Bedürfniß, durch würdige und treue Nachbildungen denen, welche die Originale sahen, Erinnerungen, den Andern vorläufige Anschauungen zu gewähren.

Noch mehr vielleicht, als bei den Gemälden, gilt dies von den plastischen Werken, die häufig durch ihre höhere, entferntere Aufstellung dem Auge sich mehr entziehen. Ueberdies ist nicht zu leugnen, daß der Geist der Malerei uns Neuere mehr bewegt und in Anspruch nimmt, als der mehr antike der Plastik, und daß daher, besonders bei kurz abgemessener Zeit des Besuches für diese nicht die ruhige Stimmung übrig bleibt.

Schwanthaler's Name ist mit verdientem Ruhme bekannt; wie Cornelius die großen Unternehmungen der Malerei, und noch ausschließlicher leitet er die plastischen Arbeiten, mit welchen König Ludwig Kirchen, Museen und Paläste schmückt. Sein erfinderischer Geist entspricht in schneller Fruchtbarkeit den immer erweiterten Planen seines hohen Gebieters, und in einer kurzen Reihe von Jahren sind schon schwer zu zählende Meisterwerke aus seiner Werkstatt hervorgegangen. Dennoch ist (ganz Vereinzeltes abgerechnet) noch nichts davon in größerm Kreise bekannt gemacht, und eine Sammlung seiner Werke, von welchen der Anfang vor uns liegt, erscheint daher als ein wünschenswerthes Unternehmen.

Der Fries, welchen wir hier nachgebildet sehen, befindet sich im obern Stockwerke des Königsbaues, in einem der an den Ballsaal anstoßenden Konversationssäle. In solchen Räumen wird ja noch immer der Dienst der Göttin von Paphos laut oder leise gefeiert, und höchst passend war es daher, hier ihre Mythen zu verherrlichen.

Dreizehn Blätter enthalten die Darstellungen, welche sich in einem Friese von 4 Fuß 8 Zoll Höhe und etwa 140 Fuß Länge an den vier Wänden des Saales umherziehen. Auf dem ersten sehen wir die Göttin dem Meere entsteigen, kräftige Tritonen, centaurenartig gebildet, auf Muschelhörnern blasend, begleiten reizende Nereiden, tragen die jungfräuliche Göttin in einer Muschel an's Land, der kleine Liebesgott, mit seiner Fackel, auf dem Haupte eines Delphins, hat sich dem Ufer schon genähert. Auf der zweiten Tafel empfangen die Sterblichen die Ankommende. Einer Priesterin würdige Gestalt gießt die Opferschaale in die Flammen des Altars, an dem ein bräutliches Paar knieend seinen Dank darbringt, und ein zweites folgt, die Jungfrau schamhaft an den kühn vorschreitenden Jüngling gelehnt, dessen dichterische Leier, an einem nahen Baumstamme hängend, jezt ruht, da die Wirklichkeit mit ihrer Person ihn fordert. Zwischen beiden Paaren festlich geschmückte Nymphen von einem kleinen Faun begleitet. Reihentänze der Nymphen folgen auf dem nächsten Blatte. Allein sofort werden wir auch gewahr, wie „Liebe leicht zu Leide“ führt. Im Waldesdunkel,

das nach den Gesetzen der Plastik durch wenige Bäume angedeutet wird, sehen wir die Göttin, welche auf einem Felsblock knieend, den sinkenden Körper des schönen Jägers stützt. Selbst Amor trauert über den Tod des Adonis, seine weinenden Augen bedeckend.

Die zweite Wand führt uns zu andern Scenen, die Zeit des jungfräulichen Ursprungs, des ersten Liebesschmerzes ist vorüber. Der Wagen des Helios hält an, ernst blickt der reine Gott, schalkhaft der Flügelknabe auf seinem Rosse zurück, auf jene Halle, wo Ares mit Zorn, Aphrodite mit Scham sich verrathen sehen. Schon sind die Götter zu dem Schauspiel herbeigerufen, auf das Hephaistos selbst hinweist, Zeus in unzerstörbarer Ruhe, doch ernster als gewöhnlich, Here boshaft frohlockend, Artemis, Pallas, Demeter, die züchtigen Göttinnen verschämt und strenger blicken. Selbst der träumerisch-weichliche Weingott naht, auf den behenden, heitern Hermes gestützt. Poseidon und Hades, dem Ares befreundet, stehen weiter hinten, in ernster Besprechung, unwillig über den Verrath. Und wenig half dieser dem betrogenen Gatten; denn vorübergehend an seiner Werkstätte finden wir die flüchtig Liebende schon wieder in den Armen eines Sterblichen, des Anchises, welcher, seinem Glücke mißtrauend, die schwebende Göttin umfaßt.

Nach diesen heitern Vorgängen bereitet die dritte Wand auf Tragisches vor. Beim Hochzeitmahle des Peleus und der Thetis schmausen die Götter an langer Tafel. Neben dem Brautpaare Zeus mit seinen ernsten Brüdern, am andern Ende Herakles, der die Schale dem Schenken Ganymed hinreicht, mit dem gleichmüthigen Werkmann Hephaistos.

Aber schon hebt die furchtbare Eris mit dem Eumenidenhaupte den Apfel des Streits empor, der die jezt noch verbundenen Göttinnen reizt, während die klugen, lebendigen Götterhelden Apoll und Ares, Bacchus und Hermes aufmerksam drein schauen. Sofort sehen wir denn auch das verhängnißvolle Urtheil. Die Regende empfängt den Apfel aus der Hand des blöden Paris; Here düster blickend, und Minerva hastigen Schrittes wenden sich abwärts. Die drohende Lanze der kriegerischen Göttin deutet auf Ilion, * deren trauernde Gestalt wir bei dem umgestürzten Säulenstamme und dem Schiffsschnabel sitzend sehen.

Doch die Tragödie von Ilion gehört nicht weiter in diesen Cyclus. Die lezte Wand zeigt uns den Kreis der Unsterblichen in der Heiterkeit des Olympos. Vor dem Throne des Zeus steht Aphrodite, das liebliche Haupt in Kümmerniß gesenkt, von den Charitinnen begleitet. In dem zornigen Blicke der stolzen Here erkennen wir die Ursache ihres Leidens, aber der Vater der Menschen und Götter tröstet sie, ernst und strenge verweist er der Königin ihr Unrecht, und beruhigend hält er sein zartes Töchterchen an Hand und Schulter. Rings umher schauen wir in mancherlei Stellungen die seligen Götter, Ares nicht ohne Eifersucht wegblickend, Pallas nicht ohne Mißbilligung, nur Hephaistos, Bacchus und Herkules zechen in Ruhe. Am äußersten Rande ist auf der einen Seite Artemis, mit ihrem nächtlichen Gespann, dem Thierkreise zugewendet, auf der andern aber entsteigt Apoll dem Meere, statt der Horen von den neun Musen begleitet.

Der poetische Gedanke, der dem Werke zum Grunde liegt, ist klar. Die Göttin, das Kind des veränderlichen Elementes, in gleichem Wechsel durch Schmerz und flüchtigen Genuß hindurchgehend, das Menschengeschlecht beglückend, aber auch zu blutigem Kampfe anregend, erhält endlich die Lossprechung ihrer zarten Sünden vom Vater der Menschen und Götter, und der lichte Gott des Tages mit seiner Sängerschaar nahet, um sie zu feiern. Die plastische Durchführung dieses Gedankens ist ausgezeichnet. Die Anmuth, welche die Liebesgöttin selbst und ihr Gefolge umgibt, wird durch die Würde der ernsten Gottheiten geadelt und hervorgehoben, und beide Gegensätze sind zur schönsten Harmonie verschmelzen. Kunstwerke, welche sich in diesem erotischen Kreise bewegen, streifen bei den Neuern leicht an das Süßliche. Hier aber herrscht bei aller Grazie eine Fülle des Gedankens. Keine Gestalt ist müßig, keine unverständlich. Die Formen sind durchaus edel und rein, und bewegen sich in einer vollen Scala von der schlanken Weichheit kindlicher und jungfräulicher Körper bis zu dem hohen und selbst strengen Ernst der Pallas und des Zeus, und diese ernstern und männlichen Gestalten stehen den zarteen nicht nach, sondern übertreffen sie vielleicht an Schönheit. Es ist der Geist der Antike, aber nicht in einer todten Nachahmung, sondern in freier Verschmelzung mit einem modernen Elemente schärferer, mehr betonter Empfindung.

Die vor uns liegenden Blätter selbst, unter der Leitung von Prof. Amsler, durch Städli und Schütz gestochen, geben nur Umrisse ohne alle Schattirung, aber in kräftiger, verstandener und ausdrucksvoller Zeichnung. Die Figuren sind etwas kleiner, als auf den Amslerischen Stichen nach Thorwaldsens Alexanderzuge, aber vollkommen deutlich und genügend. Die Ausstattung ist durchaus würdig, und der Druck von der Kupferdruckerei der königl. Akademie in Düsseldorf, einer neuerlich sehr bewährten Anstalt, mit großer Sauberkeit und Sorgfalt ausgeführt. Wir wünschen, daß recht Viele sich den Genuß des Besitzes dieses geistvollen Werkes verschaffen, und dadurch die baldige Herausgabe eines zweiten Heftes befördern mögen.

* Nicht, wie es durch einen Druckfehler in der Erklärung der Kupfertafeln heißt: Iris.

Nachrichten vom Mai.

Kunstausstellungen.

Frankfurt, 12. Mai. Unsere Kunstausstellung ist heute eröffnet worden. Ungefähr 140 Gemälde sind auf derselben, darunter treffliche Sachen von Veith, Rethel, Achenbach, Rustige, Overbeck rc. Besondere Erwähnung verdienen die öfters besprochenen Gemälde: „des Sängers Fluch" von Ph. Foltz und „Konradin von Schwaben auf dem Blutgerüste" von Plüddemann, sodann „eine Winterlandschaft von Achenbach, welche dem Großfürsten Thronfolger gehört. Auch fünf für unsern Kaisersaal bestimmte Bilder sind ausgestellt, nämlich: Konrad I. von Ballenberger, Heinrich I. von J. B. Zwecker, Maximilian I. von E. Brentano, Otto II von A. Teichs und Karl V. von Rethel. (Alle Kaiserbilder sind bereits bestellt). An Bildhauerarbeiten sind das Bildniß des verstorbenen Ministers von Stein (Hautrelief von weißem Marmor) von Schwanthaler und die Büste des Großfürsten Thronfolgers von E. v. Launitz zu erwähnen. Nur ein Kupferstich, die h. Genoveva von Ed. Schäffer, nach einem Gemälde von Steinbrück, ist bis jezt ausgestellt.

Berlin, 15. Mai. Die Ausstellung der Werke der Düsseldorfer Schule im großen Saale des Hotel de Russie gibt weniger einen Begriff von den Fortschritten dieser ganzen Abtheilung der vaterländischen Kunstjünger, als von der bedeutenden Höhe, welche einzelne Talente unter diesen erreicht haben. Lessing's „Ezzelino da Romano" ist offenbar das hervorragendste Werk dieses Salons, so wie es auch wohl das grandioseste aller Bilder dieses Meisters ist. Es erinnert (abgesehen von der Verschiedenheit des Kolorits) lebhaft an Murillo's großartige Gemälde. Sohn's „Tasso" und „die beiden Leonoren" sind ebenfalls mit großer Meisterschaft behandelt, doch in den Farben nicht gleich wahr. Unter den kleineren Bildern sind „die Undine" von Steinbrück, ein launiges Bild von Schrödter aus Shakespeares Heinrich V. (die Scene, wo Fluellen und Pistol zusammenkommen), „ein hessisches Bauernmädchen" von Dielmann, „der alte Baum" von L. Blanc, „zwei Landschaften" von O. R. Jacobi und „ein Kirmsbauer" von Becker besonders hervorzuheben.

Hamburg, 2. Mai. Seit etwa 14 Tagen ist unsere Kunstausstellung in den Sälen des Schauspielhauses eröffnet. Unter den bis jezt ausgehängten gegen 500 Gemälden findet sich viel Treffliches an Landschaften, Seestücken, Genrebildern und Porträts. Leider ist aber das historische Fach wieder sehr schwach besezt. Aus lezterem ist unstreitig L. Köhler's in Düsseldorf „lobsingende Mirjam" das vorzüglichste, welchem nur Prof. Clem. Zimmermann's in München „der von seinen Schwiegereltern scheidende Tobias" ziemlich an die Seite gestellt werden kann. Unter den Porträts zeichnen sich die von französischen Künstlern aus; namentlich die von Dubufe und Winterhalter. Sie sind Eigenthum des Obersten Lasarow in St. Petersburg. Auch unsere vaterstädtischen Künstler, Aumont, Boppo, Demiany, C. Grimm, Mad. L. Grimm, Häselich, Jacobi, Jungclaussen, Schuckmann, Soltau, Stelzner, Westermann, Dem. Wilcken rc. haben in diesem Fache Treffliches geleistet. Unter den Genrebildern ist „dem Sonntagsmorgen" von unserm Jac. Gensler gewiß der Preis zuzuerkennen. Er stellt ein schönes Blankeneser Mädchen dar, welches sich vor einem Spiegel ankleidet. Auch die häusliche Scene in Scheveningen von J. J. Eckhout im Haag ist trefflich ausgeführt, aber im Gedanken etwas trivial. Zwei größere Genrebilder von J. Geirnaert in Gent, „eine belgische Familie im Jahr 1830" und „dieselbe im Jahr 1831, nach der Revolution," sind zwar von geübter Hand gemalt, aber im Kontrast so übertrieben, daß man es um so unpassender findet, wenn dergleichen Bilder politischen Ursprungs in die Fremde versandt werden. Außerdem sind noch „das Innere eines Ateliers," in dessen Mittelgrunde sich die vermummte Gliederpuppe als Hauptgegenstand befindet, von Decamps in Paris, „der Knabe, welcher die Flöte bläst," von Franz Heesche von hier, „eine Floßfahrt auf der Isar" von unserm W. Soltau, und die „Theaterloge" von Prof. Oppenheim in Frankfurt vorzüglich nennenswerth. Unter den ziemlich zahlreichen Seestücken ist das größte eine Schiffbruchscene von Eugène Isabey in Paris, von welchem auch eine Küstengegend in Mondschein ausgestellt ist. Beide sind ausgezeichnet. Von unserm J. H. Sander ist ein Seesturm, und von unserm Rud. Hardorff die Einfahrt in den Hafen von Medemblick am Zuydersee da, die unter die vorzüglichsten Bilder der Ausstellung gehören. Auch viele niederländische Künstler, als P. J. Schotel, F. J. van der Blyk, C. L. W. Dreibholtz, Jansen, J. H. Koeckoeck, Schoumann, haben Marinen eingesandt, und von dem verstorbenen J. C. Schotel bietet die Ausstellung eine schöne stürmische See dar.

London, 20. Mai. Am dritten dieses Monats wurde die 71ste Ausstellung der königl. brittischen Akademie auf dem Trafalgar-Square eröffnet. Unter den etwa 400 Gemälden, welche, nebst einigen plastischen Arbeiten, dort zu sehen sind, ist vorzüglich im Landschafts- und Porträtfache viel Lobenswerthes zu finden, obwohl sich auch in der historischen und Genremalerei manche schöne Talente bemerkbar machen. An Porträts sind als ausgezeichnet zu nennen die fünf, von dem Präsidenten der Akademie, Sir M. A. Shee, eingesandten. Sir David Wilkie hat ein großes historisches Gemälde: „Sir David Baird bei der Leiche Tippo Saib's nach der Erstürmung Seringapatam's." geliefert, welches jedoch nicht denselben Beifall findet, als sein „Gebet vor der Mahlzeit" (Nr. 154, nach einem ungedruckten Gedichte der Lady Blessington). Zu den vorzüglichsten Bildern gehören auch W. Etty's „Raub der Proserpina," Maclise's „Robin Hood und König Richard," Hart's „Hinrichtung der Jane Grey" und ein großes historisches Bild von Charles Landseer, eine „Plünderungsscene" nach einer Stelle in Hume's Geschichte Englands darstellend. Edwin Landseer hat sieben sehr gute Bilder geliefert; eines in ausdrücklichem Auftrag der Königin Viktoria: „Van Armburgh in der Löwenhöhle" stellt den bekannten Thierbändiger mit seinen Bestien auf der Bühne des Drurylanetheaters dar; der königliche Hof, mit sprechenden Porträtähnlichkeiten wiedergegeben, sieht dem interessanten Schauspiel zu. Dies Bild nimmt das Interesse des Publikums vorzugsweise in Anspruch. Sehr zahlreich sind, wie gewöhnlich, die Darstellungen von Scenen aus englischen Dichtern und Novellisten, besonders aus Shakespeare und W. Scott. Dahin gehören ein humoristisches Bild von Witherington aus „Viel Lärmen um Nichts," ein „Othello, der der Desdemona seine Abenteuer erzählt" von Cowper, „Flora Mac Iver am Tage der Hinrichtung ihres Bruders" (nach Waverley) von Phillips; vortrefflich ist ein Falstaff von Leigh. Ausgezeichnete Genrebilder sind: „Kinder mit einem Fußball spielend" (bereits für 200 Guineen verkauft) von Webster, ein Besenbindermädchen von Geddes, so wie mehrere von Mulready, Allan (dem ersten der jezt lebenden Künstler Edinburghs), J. C. Horsley, Drummond rc.

Zwei Bilder von einer deutschen Künstlerin, Mde. Seiffarth, „ein deutsches Mädchen, das mit einer alten Dienerin aus der Kirche kommt“ und „eine Ansicht des Charlottenburger Schloßgartens mit preußischem Militär als Staffage“ werden sehr gerühmt. Treffliche Landschaften finden sich von Lee, Collins, Uwin, Creswick (Stanfield und Calcott haben diesmal nichts geliefert). Besonders zahlreich sind die architektonischen Bilder, Ansichten von Städten ꝛc., darunter Turner's „altes Rom,“ das sogleich theuer verkauft ward. — Ausgezeichnete Miniaturen sind von Chalon da. — Von Skulpturen sind zu rühmen: ein Basrelief, „der barmherzige Samariter,“ von Carew; „Venus und Cupido“ und „Amor mit dem Schmetterling“ (der Seele) von Gibson; die Marmorstatue der Lady Susan Murray von Westmacott, Büsten der Lords Morpeth und Stanley von Moore. Ein junger Bildhauer, John Bell, gibt durch eine Büste des Parlamentsglieds Wakley, noch mehr aber durch zwei Reliefs, „die Kinder im Wald“ und „Dorothea (aus dem Don Quixote) glänzende Hoffnungen. „Im Allgemeinen,“ sagt die englische Kritik, „zeugt die diesjährige Ausstellung von beträchtlichen Fortschritten in den verschiedenen Zweigen der Kunst.“

Versteigerungen.

Utrecht, 10. Mai. Vor einigen Tagen ist hier die Gemäldesammlung des Professors Bleuland (des bekannten Anatomen) versteigert worden, und hat 72,000 Gulden eingebracht. Den höchsten Preis brachte ein Bild von J. und A. Both mit 7000 fl. ein. Außerdem wurden verkauft ein Ruysdael zu 2330, ein J. Kobell zu 2855, ein G. Terburg zu 2000, ein G. Dow zu 1500, ein Wouverman zu 1210, ein Steen zu 1300, ein Wynants zu 910, ein Van Os zu 1530, ein Cuyp zu 700, ein Schotel zu 885 fl. u. s. w.

Akademien und Vereine.

Rom, 18. Mai. Das archäologische Institut beging am 26. April den Geburtstag Roms (21. April) nachträglich in einer feierlichen Sitzung. Es ward ein gelehrter Brief des Hrn. Ritters Bunsen über die Gründung der drei großen Pyramiden vorgelesen. Der Sekretär, Dr. Braun, hielt einen Vortrag über die Zwecke und die immer steigenden Mittel der Gesellschaft. Dr. Abeken las eine Abhandlung über die verschiedenartigen Vorstellungen der Niobidensage auf den neuerlich entdeckten Monumenten. Zum Schluß trug Dr. Urlichs einen die charontische Vorstellung auf einem Relief von Norchia erläuternden Aufsatz vor. Im Saal war ein Modell des kürzlich ausgegrabenen Theaters von Valeria, bei Macerata, und ein in den Gräbern von Canino gefundener schöner Dreifuß ausgestellt.

Die Academia Tiberina hat zu Ehrenmitgliedern den Kronprinzen von Bayern, den Prinzen Peter von Oldenburg und den Prinzen von Sachsen-Coburg ernannt. Zugleich ward diese Auszeichnung dem bayerischen Minister, Grafen v. Spaur, und dem russischen Minister Geheimerath von Potemkin zu Theil.

Triest, 25. April. Es wird hier ein Kunstverein gestiftet, dessen Thätigkeit sich vorerst auf Malerei und Bildhauerkunst, in Verbindung mit einer Ausstellung und Preisvertheilung, erstrecken wird.

Bern, 4. Mai. Um die Gründung eines allgemeinen schweizerischen Kunstvereins zu veranlassen oder doch mehr Zusammenhang in die vereinzelten Vereine zu bringen, will man vorerst wieder die alte schweizerische Künstlergesellschaft in Zofingen erwecken. Die Anregung ging vom hiesigen Kunstverein aus, und das in Zürich noch immer bestehende Directorium jener Zofinger Gesellschaft hat auf den 18ten dieses eine Versammlung in Zofingen veranstaltet, zu welcher, außer den Mitgliedern, alle Künstler und Kunstfreunde eingeladen sind.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

№ 51.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 25. Juni 1839.

Düsseldorf im Mai 1839.

Ein Flügelbild auf Goldgrund, welches sich neuerlich zum Zwecke der Restauration hier befand, hat die Aufmerksamkeit der Freunde der ältern Kunst auf sich gezogen. Es ist aus der Kölner Schule und der Zeit nach in die Periode zwischen dem Veronikabilde in München (Meister Wilhelm) und dem Dombilde (Meister Stephan) zu setzen. Die Ausführung ist sorgfältig und zart, das Kolorit klar und tief. Es ist sehr wohl erhalten. Neben diesen äußern Vorzügen gibt aber die eigenthümliche, gelehrt-scholastische Behandlung des Gegenstandes ihm eine besondere Bedeutung. Es enthält nämlich nicht etwa einen einfachen Hergang oder eine der gewöhnlichen Zusammenstellungen heiliger Gestalten, sondern in einer künstlich symmetrischen Anordnung eine Menge einzelner Darstellungen, welche durch ihre Verbindung sich aneinanderschließen und gleichsam wie ein Hymnus auf die Jungfrau lesen lassen. Symbolische Verbindungen sind auf Gemälden des Mittelalters freilich sehr gewöhnlich, in dieser Ausführlichkeit aber dürften sie dennoch nicht leicht gefunden werden.

In der Mitte der Haupttafel sieht man in einem viereckigen Raum von etwas größerer Höhe als Breite die Jungfrau auf dem Throne, im blauen Gewande, die Mondsichel zu ihren Füßen, auf ihrem Schooße das Kind, in ziemlich bewegter Haltung. Zwölf Sterne umgeben ihre Krone, und Sonnenstrahlen gehen von ihr aus. Die Einfassung des Vierecks enthält die lateinische Inschrift aus Apokal. 12. V. 1. und 5: „Ein Weib, mit der Sonne bekleidet und der Mond unter ihren Füßen, und auf ihrem Haupt eine Krone von zwölf Sternen; und sie gebar einen Sohn, der alle Völker sollte weiden mit eiserner Ruthe.“ Dies erste Viereck ist von einem Rhombus dergestalt umschrieben, daß vier Dreiecke entstehen, von denen jedes ein Thiersymbol enthält. Zuerst der Phönix in den Flammen, mit der Umschrift: Ut soi feniceas succendat fervidus alas; sic ego flamma furens sum cunctis corda perurens. Dann das Einhorn, den Kopf in den Schooß einer sitzenden Jungfrau legend, mit der merkwürdig naiven Umschrift: Unicornis sum, significoque deum; virgineis digitis tangendo fit hec fera mitis. Darauf der Pelikan, der aus seiner vom Blute reichlich strömenden Brust seine Jungen füttert. Die Umschrift, im Vordersatze nicht mehr ganz deutlich, gibt im Nachsatze die Erläuterung des Symbols, „da Blut aus dem Wein, Fleisch aus dem Brode werde.“ Endlich zuletzt eine Löwin vor ihren Jungen, welche sie durch Gebrüll erweckt, als Anspielung auf die Auferstehung. So wenigstens wird dies mir sonst unbekannte Symbol in der Umschrift erklärt: Ut leo rugitu prestat viviscere proli . sic te xpe pr (Christe pater) triduo de morte vocavit. Man sieht, daß in diesen Symbolen die Beziehung auf Christus selbst vorherrscht. Die nächsten gehen dagegen ausschließlich auf die Jungfrau. Auf jeder Seite des Rhombus ist nämlich ein von einem Kreisbogen begrenztes Feld mit einer Darstellung aus der alttestamentarischen Geschichte. Moses vor dem feurigen Busche (Rubus virescit, sed non minus igne calescit); Aaron vor einem Altar, auf welchem seine blühende Gerte steht (Hec contra morem produxit virgula florem); Ezechiel vor einem Thurm, dessen Thor nicht bloß geschlossen, sondern mit einer goldenen Kette versehen ist (nach Ezechiel 44. 2. Dieses Thor soll verschlossen bleiben — denn Jehova ist dadurch eingegangen. Hec porta clausa permansit non sine causa); endlich Gibeon betend, neben ihm das Vlies, an welchem ihm der Herr das Zeichen gab, daß es vom Thau naß wurde, während Alles umher trocken blieb (Rore madet vellus, sed permanet arida tellus). Man sieht, diese theils wohlbekannten, theils selteneren Symbole deuten sämmtlich auf das von den Scholastikern so gründlich besprochene Mysterium der vorigen Jungfräulichkeit und der unbefleckten Empfängniß der Gottgebärerin, und man könnte, da bekanntlich die Dominikaner und Franziskaner über diese bedenkliche Frage getheilter Meinung waren, auf die Herkunft

des Bildes aus einem Kloster des ersten beider Orden schließen.

Diese zusammenhängenden Bilder der Mitte sind von zwölf Figuren umgeben, theils Propheten, theils jüdische Könige, sämmtlich halbe Figuren, einzeln aus dem Goldgrunde hervortretend, in regelmäßiger Vierung, also zwischen den vier Eckgestalten auf jeder Seite zwei. Jeder von ihnen hält einen Spruchzettel mit einer Bibelstelle, und zwar stets einer solchen, welche sich auf eins der zunächst liegenden thierischen oder alttestamentarischen Symbole bezieht, ohne daß diese Ordnung aber ganz regelmäßig gehalten wäre. Die Anführung dieser meistbekannten Stellen scheint nicht von Interesse.

Die Flügeltafeln enthalten endlich, die eine den heil. Augustinus, die andere den h. Hieronymus, in ganzer Figur und von der Größe des ganzen Bildes. Jedem ist eine Stelle aus ihren Werken beigeschrieben, in welcher wiederum das erwähnte Mysterium besprochen ist. (Augustinus: Egredietur rex ex intimo ventre tuo . et virginitatem tuam non faciet violari. Jeronimus: Fecunditas integritatis Marie longe gloriosior est quam virginitas.) Die Außenseite der Flügel zeigen den h. Johannes Evang. und den h. Paulus, ohne Inschriften.

Man sieht, das ganze innere Gemälde ist gleichsam eine künstlerische Streitschrift, mit Citaten wohlbelegt. In immer weitern Kreisen zeugen und deuten auf jenes Mysterium erst die Natur, dann die (alttestamentarische) Geschichte, darauf die Propheten, endlich am Bestimmtesten und Deutlichsten die Kirche durch ihre großen Doktoren. Eine Unterschrift am Rande des Bildes resümirt den Gegenstand: Hanc per figuram noscas castam genituram.

Ungeachtet der etwas bunten Zusammensetzung der Gegenstände macht das Ganze durch die symmetrische Anordnung und durch den leuchtend vorherrschenden Goldgrund eine harmonische Wirkung. Die Darstellung ist oft sehr naiv. Der Kopf des Moses zum Beispiel, welcher den Widerschein der Flamme des Busches tragen soll, ist an den vordern Theilen fast dunkelroth, an den entfernteren golden gehalten. Doch kann es auch seyn, daß hier mildernde Lasuren verschwunden sind, da man auch an andern Stellen deutlich erkennt, daß die Farbe auf den Goldgrund aufgetragen ist, welches ihr einen lebendigen und warmen Glanz verleiht.

Besitzer des Bildes ist der Herr Oberprokurator Bessel zu Cleve.

Altdeutsche Baukunst.

Alterthümer und Kunstdenkmale des Erlauchten Hauses Hohenzollern. Herausgegeben von Rudolph Freiherrn von Stillfried. Stuttgart und Tübingen. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1838. (Groß Folio.)

Unter dem vorstehenden Titel ist neuerlich das erste Heft eines Werkes erschienen, dessen vorzüglichstes Interesse zwar ein allgemein historisches ist, das indeß durch die Pracht und den Geschmack seiner Ausstattung, mehr noch durch einen Theil der Gegenstände, welche es dem Beschauer vorführt, auch die nähere Aufmerksamkeit des Kunstfreundes in Anspruch nimmt. Der Herausgeber stellte sich die Aufgabe, „dem Geschichtsfreunde, dem Alterthumsfreunde und dem Kunstfreunde gleiche Theilnahme einzuflößen;" sein Werk soll „eine Galerie bilden, in welcher das Auge, neben den Abbildungen von Urkunden, auch die Abbildungen anderer geschichtlich bedeutungsvoller Alterthümer findet, von den ehrwürdigen, großen Denkmalen der Baukunst und den gewaltigen Schutz- und Trutzwerkzeugen früherer, stärkerer Generationen bis herab zu den kleinen Bildwerken der Siegel und Münzen."

Das vorliegende erste Heft enthält sechs große lithographirte, zum Theil kolorirte Blätter, nebst dazu gehörigem, historisch erläuterndem Texte. In den letzteren sind mehrere vortreffliche Radirungen von kleinerer Dimension eingedruckt.

Die beiden ersten Blätter enthalten Facsimile's von Urkunden, durch welche die altüberlieferte Sage, daß das brandenburgisch-preußische Regentenhaus aus dem Geschlechte der Hohenzollern stamme, zum ersten Mal auf nähere, historischgültige Beweise zurückgeführt wird. Die folgenden Blätter sind der Münsterkirche des Klosters Heilsbronn in Franken, zwischen Anspach und Nürnberg, gewidmet, welche längere Zeit hindurch förmlich als Begräbnißkirche des Hauses Hohenzollern gedient hat, und noch gegenwärtig viele Denkmale von nürnbergischen Burggrafen, brandenburgischen Markgrafen und Kurfürsten aus dem ebengenannten Hause, so wie von Mitgliedern ihrer Familie in sich einschließt. Es werden von dieser Kirche der Grundriß, eine innere und eine äußere Ansicht, ein großes Fenster mit Glasmalereien und einige architektonische Details mitgetheilt.

Die Kirche erscheint in ihrer ursprünglichen Anlage als eine Basilika im byzantinischen Style, mit einem Querschiff, das Hauptschiff durch Säulenstellungen mit Würfelkapitellen und Halbkreisbogen gebildet, und mit flacher Decke versehen. (Die Säulenstellungen sind nicht, wie es in den Basiliken anderer Gegenden häufig vorkommt,

mit Pfeilern vermischt.) Doch ist diese Anlage durch spätere Erweiterungen und Einbauten mannichfach verändert. Der Chor ist zur Zeit des gothischen Styles beträchtlich vergrößert worden, das südliche Seitenschiff ist in derselben Periode verdoppelt, und auf der Westseite der Kirche eine große Kapelle, durch eine Treppe von dem Hauptraume der Kirche gesondert, vorgebaut worden. Später hat man zwei Querwände quer durch die Kirche gezogen, so daß dieselbe gegenwärtig in drei Haupträume zerfällt. Der Grundriß unterscheidet die verschiedenen Perioden dieser Bauanlagen.

Die byzantinischen Theile der Kirche erscheinen nach den vorliegenden Abbildungen sehr einfach; namentlich die Würfelkapitelle der Säulen des Hauptschiffes entbehren alles plastischen Schmuckes. So dürfte kein Grund vorhanden seyn, um es zu bezweifeln, daß dies Theile jener Kirche seyen, welche Bischof Otto von Bamberg, der das Kloster gründete, erbauen und im J. 1136 einweihen ließ. Zugleich aber dürfte die Einfachheit einer so bedeutenden Kirche — einer Kirche, die von einem so lebhaften Freunde der Architektur, wie Bischof Otto bekanntlich war, erbaut wurde — *in gewissem Maße* als charakteristisch für den Kunstgeschmack ihrer Entstehungszeit betrachtet werden, und als eine Warnung gegen die, noch immer beliebten, willkürlich frühen Altersbestimmungen unserer mittelalterlichen Architektur gelten können. Etwas reicheres byzantinisches Detail gewahrt man an der, dem südlichen Kreuzflügel angefügten Heidecker Kapelle, nämlich an der Bekrönung ihrer Altarnische, welche leztere — höchst eigenthümlich — wie ein Erker über das Fundament der Kapelle heraustritt und durch einen kolossalen Kragstein getragen wird. Eine in den Text eingedruckte Radirung gibt ein näheres Bild dieses interessanten Architekturstückes. Vielleicht ist schon diese Kapelle ein in der späteren Zeit des zwölften Jahrhunderts hinzugefügter Anbau. Die gothischen Theile der Kirche erscheinen, wenigstens im Aeußeren, ebenfalls wiederum einfach, und nur das zierlich durchbrochene Thürmchen über dem Chore gibt ein Beispiel von der reicheren Entfaltung dieses Styles. (Aus früherer Reise-Erinnerung ist dem Unterzeichneten auch von dem, im gothischen Style erweiterten südlichen Seitenschiff der Eindruck reicherer Architekturformen geblieben.)

Das Glasgemälde, welches auf dem lezten Blatte des vorliegenden Heftes, sauber kolorirt und sehr charakteristisch im Style der Zeichnung, vorgeführt wird, enthält in drei Abtheilungen eine Darstellung des gekreuzigten Heilandes, und die Bildnisse des im J. 1297 verstorbenen Burggrafen Friedrich von Nürnberg und seiner beiden Gemahlinnen, nebst Inschriften, Wappen und reichem Ornament. Doch ist diese große Darstellung nicht rein erhalten; ein großer Theil des Ornamentes ist als willkürliche Füllung, selbst ohne Formensinn, eingesezt worden, und aus der ganzen Anordnung ersieht man, daß die Glasgemälde ursprünglich für ein älteres Fenster, wahrscheinlich der spätesten Entwickelungszeit des byzantinischen Styles angehörig, gefertigt waren. Doch lassen die Figuren mit Entschiedenheit den Styl der deutschen Kunst, welcher sich hier im dreizehnten Jahrhundert zu entwickeln begann, erkennen. — Die übrigen, in der Münsterkirche vorhandenen Denkmale (zum Theil auch von namhafter kunstgeschichtlicher Wichtigkeit) werden nur summarisch in den Textblättern aufgezählt.

Der Eindruck, den die eben besprochenen Mittheilungen auf den Sinn und Geist des Beschauers hervorbringen, ist der einer, mit großer Liebe unternommenen, mit Treue und Sorgfalt durchgeführten Arbeit. Wir können im Interesse der Kunst wie in dem der Geschichte nur wünschen, daß der Herausgeber durch Nichts in seinem schönen Unternehmen gestört werden, und daß er sein Werk, dem freilich ein reiches Material vorliegen dürfte, in gleicher Weise bis zum Schlusse vollenden möge.

F. Kugler.

Nachrichten vom Mai.

Akademien und Vereine.

München, 1. Mai. Heute fand die vierte diesjährige Monatssitzung des historischen Vereins für Oberbayern hierselbst statt. Staatsrath von Stichaner legte die Beschreibung und Abbildung eines römischen Denksteines mit der Figur eines Delphins vor, der in der uralten Kirche zu Freilsmoos im Landgerichte Tittmaning mit zur Grundlage des Hochaltars verwendet worden ist. Auch lud er zur Ausgrabung eines alten Grabhügels bei Schleißheim ein. Doktor Marggraff legte das so eben erschienene 1ste Heft der vom Freiherrn von Stillfried herausgegebenen Alterthümer und Kunstdenkmäler des Geschlechts der Hohenzollern zur Ansicht und zugleich als Muster der von demselben schon früher in Anregung gebrachten Herausgabe bayerischer Kunstdenkmäler vor.

Den 28. Mai. Seit vorgestern ist das wegen verschiedener Reparaturen längere Zeit geschlossen gewesene Lokal des Kunstvereins wieder eröffnet, und bietet, namentlich im Fache der Landschaftsmalerei, viel Schönes dar. Unter den Bildern dieser Art zeichnet sich die von Gleim durch eigenthümlich ernste Naturauffassung und schönen Sinn für Farbe und Ausführung aus. Engel hat es sich zur Aufgabe gemacht, dem Beschauer durchaus heitere Gegenstände vorzuführen, und seine tachenden Mädchen sind unablässig umringt. Monten hat vom Lustlager zu Augsburg eine Reihe Erinnerungsblätter ausgestellt, welche wahrscheinlich durch die Lithographie vervielfältigt werden.

Dresden, 4. Mai. Unser Kunstverein hat bereits in seinem Lokale wieder mehrere zur Verloosung bestimmte

Gemälde ausgestellt, worunter sich Landschaften von Oehme, L. Richter, Kummer, Sparmann und Crola (die Gegend der Hermannsschlacht), ein sehr gelungenes kleines italienisches Genrebild von Bürkel (gefangene Räuber, die nach Rom abgeführt werden), zwei Marinen von Erolig, und zwei vorzügliche Architekturen von Pulian und Hauschild auszeichnen. Diese, das alte Schloß Limburg an der Lahn und das Aeußere des Erfurter Doms, gehören zu den besten neueren Acquisitionen des Vereins. Der Prinz Johann hat im Lokale des Vereins das von Stieler gemalte Brustbild seiner Gemahlin ausstellen lassen, dessen meisterliche Ausführung allseitige Anerkennung findet.

Halberstadt, 18. Mai. Nach den Nachrichten über den Kunstverein zu Halberstadt, 3tes Heft, 1837 und 1838, ist die Zahl der Aktien seit 1835 von 255 auf 289 gestiegen. Der Abschluß der Ausstellungskasse von 1837 und 1838 weist an Einnahmen nach 590 Thlr., an Ausgaben für Miethe, Fracht ıc. 689 Thlr. Der Abschluß der Kasse des Vereins gewährt eine Einnahme von 1306 Thlr. und eine Ausgabe von 1300 Thlr.

Magdeburg, 10. Mai. Aus dem zweiten Bericht über die Wirksamkeit des hiesigen Kunstvereines (für die Jahre 1837 und 1838) ersieht man, daß die Vereine von Hannover, Magdeburg, Halle, Halberstadt, Braunschweig, Kassel und München sich fürs Jahr 1840 zu einem Cyclus von Ausstellungen verbunden haben, der im Februar in Hannover beginnen und im November in Münster endigen soll. Die Einnahme des Magdeburger Vereins betrug 5027, die Ausgabe 5001 Thaler. Mitglieder zählt er 513 mit 639 Aktien, darunter 380 Magdeburger mit 457 Aktien. Jede Aktie zahlt 2 Thlr., und gilt als Loos bei der alle zwei Jahre stattfindenden, mit der Ausstellung verbundenen Verloosung. Zum Ankaufe von Gemälden ıc. wurden 1838 3525 Thlr. verwandt. Von Privatpersonen wurden bei Gelegenheit der Ausstellung 23 Gemälde gekauft, davon 19 von Magdeburger Kaufleuten.

Berlin, 24. Mai. Am 7. dieses fand die Versammlung der Mitglieder des hiesigen Kunstvereins statt. Es wurde eine Kommission zur Revision der Statuten gewählt, die in manchen Stücken für antiquirt gelten müssen, nachdem die Zahl der Mitglieder auf 3000 angewachsen ist und eine großartigere Wirksamkeit des Vereins gestattet. Zum Guß der Amazonengruppe von Kiß wurde ein Beitrag von 2000 Thlr. votirt, auch die Beförderung des Unternehmens von dem Direktor den einzelnen Mitgliedern und den Stadtverordneten an's Herz gelegt. Zum Schlusse fand die Verloosung der angekauften Kunstwerke statt.

Die hiesige königliche Akademie der Künste hat mit allerhöchster Genehmigung einen Pensionsfonds für Künstlerwittwen gestiftet, wozu insbesondere Prof. Toelken mitgewirkt haben soll.

St. Petersburg, 24. Mai. In Odessa hat sich eine Gesellschaft für Geschichte und Alterthum gebildet.

Museen und Sammlungen.

Kopenhagen, 11. Mai. Vor wenigen Tagen ist eine königl. Fregatte nach Livorno abgegangen, um einen Theil von Thorwaldsen's Werken für dessen Museum abzuholen.

Brüssel. Die Nassauische Kapelle, welche 1346 erbaut ist, eines der schönsten Baudenkmale unserer Stadt, und ehemals das Oratorium des Hauses Nassau und nachher der österreichischen Statthalter, aber seit Ende des vorigen Jahrhunderts in ein Magazin verwandelt, wird nun völlig wiederhergestellt, und soll ein Museum unserer National-Alterthümer werden. Diese erst seit zwei Jahren gegründete Sammlung enthält bereits viele historisch merkwürdige und prachtvolle Waffen und Denkmäler.

Berlin, 24. Mai. Die herrliche Sammlung der antiken geschnittenen Steine ist dem Publikum seit einiger Zeit zugänglich geworden. Dieser reiche Schatz alter Kunstdenkmäler, dessen Grundlage die frühere v. Stoß'sche Sammlung, vornämlich bekannt durch Winckelmann's Katalog, ausmacht, hat sich durch neuere Erwerbungen so gehoben, daß sie an Umfang und Inhalt zu den ausgezeichnetsten in Europa gehört. Die Aufstellung derselben ist höchst zweckmäßig, und vorzüglich verdient hervorgehoben zu werden, daß den Originalsteinen jederzeit ein Gypsabguß hinzugefügt ist, wodurch dem Beschauer selbst die kleinsten Details zugänglich werden. Auch sind bei dem Galerieaufseher sehr schöne Abgüsse in Glasfluß und Gyps zu erhalten.

München, 27. Mai. Die über den nördlichen Arkaden des Hofgartens befindlichen Räume, worin sich sonst die Centralgalerie befand, werden gegenwärtig dazu eingerichtet, die königl. Elfenbeinsammlung, so wie die ethnographischen und namentlich die durch Prof. Neumann zugeführte chinesische Sammlung aufzunehmen.

Wien, 3. Mai. Die Akademie der bildenden Künste hat von der Königin von England Abgüsse der im Londoner Museum befindlichen Antiken zum Geschenk erhalten. Man kann sich die große Zahl der Abgüsse vorstellen, da ihr Gewicht 1800 Ctr. beträgt. Die Transportkosten werden sich auf mehr als 6000 fl. C.M. belaufen.

Bauwerke.

London, 22. April. Der Ausschuß, der den Bau der neuen Börse leitet, hat die Architekten eingeladen, Baurisse und Anschläge einzureichen, und für den besten Plan 300, für den zweiten 100 Pfd. Strl. bestimmt. Das Gebäude soll im griechisch-römischen oder italienischen Styl aufgeführt werden; der Anschlag darf 150,000 Pfd. Strl. nicht übersteigen, und der für die Kaufleute bestimmte Raum im Innern des Hofes ist zu 20,000 Quadratfuß festgesezt, von denen 7000 unbedeckt seyn sollen.

Frankfurt, 14. Mai. Es ist jezt bestimmt, daß unsere Stadt ein neues, ihrem merkantilischen Ansehen entsprechendes Börsengebäude erhalten wird. Es ist dazu die Stelle des bisherigen Gymnasiums ausersehen.

München, 1. Mai. Die Anlage eines Friedhofes gegen Schwabing hin ist nun definitiv beschlossen. Oberbaurath von Gärtner hat deßhalb die Kirchhöfe zu Pisa, Neapel und Palermo in Augenschein genommen. Das Bauwesen ist in allen Straßen wieder in voller Thätigkeit.

Die Burg Trausnitz in der Oberpfalz wird auf Befehl Sr. Majestät unseres Königs dem Verfall entgehen. Am 1. d. M. war bereits der Thurm, in dem Friedrich der Schöne gefangen saß, wieder besteigbar.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

№. 52.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 27. Juni 1839.

Reclamation.

Im zehnten Heft des bei Brockhaus erscheinenden „Konversations-Lexikons der Gegenwart“ findet sich S. 215 unter dem Artikel Freskomalerei eine Angabe, welche der Berichtigung bedarf. Es heißt daselbst:

„Ferner lieferte Cornelius die Entwürfe zu den Freskomalereien an dem durch Professor Gärtner wiederhergestellten Isarthor. In einem 75 Fuß langen Friese an der äußern (östlichen) Seite ist der Einzug Kaisers Ludwig des Bayern nach der Schlacht bei Ampfing, und auf der andern, der Stadt zugekehrten Seite die Anbetung der Könige dargestellt. Bernhard Neher hat durch die meisterhafte Ausführung dieser Malereien sich einen bedeutenden Ruhm erworben, welcher für denselben auch den Ruf nach Weimar zur Folge hatte, wo er gegenwärtig mit der Ausmalung mehrerer Räume im großherzoglichen Schlosse beschäftigt ist.“

Die irrige Angabe, daß die Entwürfe zu den Freskomalereien am Isarthor von Cornelius gemacht worden, findet sich bereits in Nagler's „Neuem allgemeinem Künstlerlexikon Th. 3. S. 115“ am Schluß der biographischen Notiz über Cornelius, wo es heißt:

„Wir haben nur noch zu bemerken, daß Cornelius auch die Skizze zu dem Einzuge Ludwig des Bayern nach der Schlacht bei Ampfing geliefert habe, nach welcher B. Neher aus Biberach das Gemälde der östlichen Façade des Isarthors zu München in Fresko ausführte.“

Vielleicht ist jene Angabe aus dieser Notiz geflossen; wie dem aber auch sey, so können wir nicht glauben, daß Herrn v. Cornelius und seinen Biographen daran gelegen seyn könne, seine Verdienste durch fremde, ihm nicht gehörige, erhöht zu sehen. Andererseits kann für Herrn Neher nicht gleichgültig seyn, ein ihm mit Fug gebührendes Lob sich entrissen zu sehen, und den Ruhm, den ihm seine Arbeit erworben hat, mit einem Meister theilen zu sollen, welchem er zu jener Zeit als Anfänger und viel jüngerer Künstler gegenüber stand, und welchem schon aus diesem Grunde der, wenn nicht größere, doch dem Werth nach bedeutendere Antheil an dem Werke zufallen würde.

Die Wahrheit ist, daß der Vorschlag, das Isarthor mit einem Freskogemälde, den Einzug Kaisers Ludwig des Bayern in München darstellend, verzieren zu lassen, von Cornelius an Se. Majestät den König von Bayern, von welchem schon früher die projektirte Abtragung dieses Thors verhindert worden war, gerichtet wurde, und daß die Annahme dieses Vorschlags die Veranlassung zur baulichen Wiederherstellung und architektonischen Verzierung des Thors gab, welche durch Professor Gärtner geschah. Herr Neher kehrte damals aus Italien nach München zurück, und übernahm die Ausführung der Malereien; er erhielt dazu aber keine Skizze, keinen Entwurf von Cornelius, sondern gleich der erste Entwurf des Einzugs, eine kleine Umrißzeichnung, welche der Akademie zur Begutachtung vorgelegt wurde, war völlig seine Erfindung, so wie auch die übrigen Gemälde, die Madonna und der heil. Benno (an der Rückseite des Thors wurde kein Gemälde angebracht) von ihm allein skizzirt und in Kartons ausgeführt wurden. Nur bei dem Malen in Fresko bediente er sich der Hülfe einiger jüngerer Künstler, die unter seiner Leitung arbeiteten. So gehört ihm nicht bloß das Verdienst der Ausführung, sondern das volle Verdienst der Erfindung dieser Bilder, und dies Verdienst ist ihm in keinem der Tagesblätter, welche nach Vollendung seiner Arbeiten derselben rühmlich Erwähnung thaten, geschmälert worden. Auch würde ihm die bloße Uebersetzung eines fremden Entwurfs in Farben wohl schwerlich den Ruf nach Weimar verschafft haben, wo eine so bedeutende Arbeit, wie die Auszierung zweier Säle mit Freskogemälden aus Goethe's und Schiller's Dichtungen nicht bloß das Talent eines guten Freskomalers, sondern vor allem eine reiche Erfindungsgabe in Anspruch nahm.

Es wäre hier nicht der Ort, etwas über diese Arbeit zu sagen, da das Kunstblatt erst zu Ende des vorigen

Jahrs eine Nachricht darüber mitgetheilt hat. Nur die Bemerkung wollen wir hinzufügen, daß die Behauptung des Verfassers, es sey der Freskomalerei unmöglich, und liege auch außer ihrer Bestimmung, die kräftige Wirkung der Oel- oder Wachsmalerei zu erreichen, durch eben die Gemälde, welche Herr Neher in dem zum Andenken Schiller's bestimmten Zimmer im Weimarischen Schlosse ausgeführt hat, widerlegt werde. Seine Gemälde sind zwar nicht an Tiefe und Dunkelheit den Oelgemälden ähnlich, zeigen aber in etwas hellerem Ton eine nicht geringere Kraft der Farben, Feinheit der Töne und Harmonie der Haltung. Dieser Erfolg rührt ganz allein von dem Farbentalente des Malers, so wie von seiner Erfahrenheit und Sorgfalt in der technischen Behandlung her, welche allerdings große Schwierigkeiten beherrschen muß. Herr Neher ist auch nicht der erste und einzige, dem diese kräftige Behandlung der Freskomalerei geglückt ist. Schon die Fresken, welche Raffael selbst in den Sälen des Vatikan ausgeführt hat, namentlich die Schule von Athen, die Disputa, die Befreiung Petri, ganz besonders aber die weit besser als die übrigen Bilder erhaltene Messe von Bolsena, zeigen, welche Feinheit und Mannichfaltigkeit der Töne, welche Tiefe und Transparenz der Schatten durch gute Behandlung der Freskofarben hervorgebracht werden können. Nicht minder sieht man dies an den Freskogemälden des Coreggio und selbst noch an denen des Lanfranco. Nur der Mangel eines reinen Carmoisin- und Purpurroths ist allerdings in allen diesen Gemälden fühlbar, und bis auf den heutigen Tag ist ihm noch nicht abgeholfen. Wenn aber diese Kunst in Licht und Schatten und Farbe zu leisten vermag, was dem Grade von Illusion, den wir von Gemälden einer gewissen Art verlangen, und dem Einfluß, den sie auf unsere Stimmung üben sollen, angemessen ist, so läßt sich nicht absehen, warum sie, wie der Verf. behauptet, hierauf verzichten und sich allein auf das beschränken soll, was zur Darstellung von Form und Gestalt, mit allem was Gedanken, Idee und Charakter ausdrücken mag, nothwendig sey? Es geht mit diesem Theorem, wie mit so manchem, das in besonderer Beziehung auf eine Schule aufgestellt wird: es ist nach vorliegenden Verhältnissen motivirt und ermangelt der Bestimmtheit. Wir geben zu, daß bei kirchlichen, bei allegorischen und symbolischen Gegenständen, wo es mehr auf ideale Andeutung als auf illusorische Darstellung des künstlerischen Gedankens ankommt, eine mäßige Haltung in Farbe und Lichtwirkung, ein in allen seinen Mitteln einfacher Vortrag, der die Aufmerksamkeit allein auf den Inhalt richtet, ersprießlich, ja nothwendig ist; wo aber Gegenstände geschildert werden, deren Inhalt ganz dem wirklichen Leben oder der ihm entnommenen Dichtung angehört, bleiben Gemälde, welche mit Verzichtleistung auf Farbenschönheit und kräftige Beleuchtung nur kolorirten Zeichnungen ähnlich sind, ohne Zweifel ungenügend. Die Rücksicht auf die Wirkung der Architektur kann hier nicht hindernd entgegentreten, denn diese gewaltige Kunst hat in ihren Formen und Ornamenten hinreichende Mittel, die Malerei in Schranken zu halten, wenn sie zu laut und störend sich hervordrängen sollte; und ein Freskomaler, der mit dem gehörigen Sinne für die Ausschmückung eines architektonischen Raumes begabt und sonst seiner Kunst mächtig ist, wird auch den frischesten und lebenvollsten Bildern die Harmonie und heitere Wirkung zu verleihen wissen, die für die monumentale Bestimmung paßt, welche sie im Verein mit der Architektur zu erfüllen haben.

Nachrichten vom Mai.

Bauwerke.

St. Petersburg, 20. April. Im December 1857 blieben von dem kolossalen Winterpalaste nur nackte, vom Feuer geschwärzte Mauern übrig. Zur schnellen Wiederherstellung desselben ward eine Baukommission ernannt, an deren Spitze der Graf Kleinmichel stand. Am 1. Osterfeiertage dieses Jahrs ward der Kaisersitz wieder eingeweiht. Schon der Haupteingang am Newaufer gibt dem Eintretenden, beim Anblick der Paradetreppe von karrarischem Marmor einen Begriff von dem glänzenden Charakter des Gebäudes. Die Wände sind im Styl der Renaissance; den Portikus des zweiten Stockes schmückt eine Reihe von Säulen aus schönem serdobolskischen Granit. Kapitelle, Unterlagen und architektonische Verzierungen sind theils von Bronze, theils vergoldet. Längs der ganzen Linie dieses Theiles des Palastes zieht sich eine schöne helle Galerie in altrömischem Geschmack mit hetrurischer Malerei hin. Der Feldmarschallssaal ist großartig erneuert, und wie früher, mit den lebensgroßen Bildnissen von sechs Marschällen verziert. Die Wände des prächtigen Petersaales sind mit karmoisinfarbigem, mit goldenen Doppeladlern besäetem Sammt beschlagen; ein allegorisches Gemälde stellt Peter den Großen vor, geleitet vom Ruhm; auf einer Erhöhung steht der kaiserliche Thron; große Kronleuchter, Kandelaber, Wandleuchter, ja sogar die Tische sind von Silber in den schönsten Formen gearbeitet. Der große Empfangssaal, gewöhnlich der weiße Saal genannt, ist vergrößert und mit den Wappen aller dem russischen Scepter unterworfenen Provinzen verziert. Die Militärgalerie hat man verändert; sie ist jezt hell und freundlich. Alle Bildnisse wurden während der Feuersbrunst gerettet, und haben jezt ihre früheren Stellen wieder eingenommen. Ein neuerbauter Saal erhielt den Namen Grenadiersaal; seine Verzierungen bilden Waffen in Basreliefs aus Gyps. Dieses sind die Empfangszimmer der Beletage. An die inneren Gemächer Ihrer Majestät der Kaiserin stoßen ein Konzert- und ein Speisesaal; dann tritt man in das sogenannte Malachitzimmer, die Wände sind von weißem Stuck, der Plafond, die Thüren, die Karniese strahlen von Vergoldungen in den schönsten Formen; Säulen, Pilaster, der Kamin und viele

Vasen sind von kostbarem Malachit, die Möbel reich vergoldet. Neben diesem Zimmer befindet sich ein kleineres, das Pompejizimmer genannt; auf den Wänden von Stuck sieht man inkrustirte Formen hetrurischer Malerei. Ein anderer Ausgang aus dem Malachitzimmer führt, durch geschmackvoll verzierte Gemächer, zu einem Kabinet, von welchem man die Aussicht auf die Newa und die Admiralität hat, und zu einem Schlafgemach nebst Toilettezimmer, aus welchem man, durch Arkaden von durchsichtiger Bildhauerarbeit in gothischem Geschmack auf marmornen Stiegen in ein Blumenhaus gelangt, in dessen Mitte eine Fontaine springt; man glaubt eine Scene aus Tausend und Eine Nacht vor sich zu sehen. Neben diesem wahren Zaubergarten befindet sich das prächtige Badegemach. — Die Wohnung Sr. Majestät des Kaisers ist in der früheren Einfachheit wieder hergestellt, doch mit kostbaren Gemälden verziert. In einem Jahre, vom Frühjahr 1838 bis zum Frühjahr 1839, wurden, in drei Stockwerken, die Wohnungen der ganzen kaiserlichen Familie und die Paradegemächer wieder erbaut, im Ganzen hundert Zimmer, worunter neun große Säle und drei Galerien; bis zu Ende des Monats Juni sollen auch alle übrige Theile des Schlosses wieder hergestellt seyn.

Regensburg, 10. Mai. An der Walhalla wird thätig gearbeitet. Schon steigen die cyklopischen Mauern der Terrassen aus dem Boden hervor, und im Innern schreitet die Marmorbekleidung der Saalwände und Pfeiler rasch vorwärts. Auch die Karyatiden, welche die Decke des Saales tragen werden, sind meist vollendet. Sie sind aus feinem, sehr weißem Kalkstein gemeißelt, 10 F. 9 Z. hoch und stellen altgermanische Frauen vor. Das Tympanum der Schauseite zieren bereits Schwanthaler's herrliche Rundbilder, deren Sculptur allgemeine Bewunderung erregt. Man hofft heuer noch einen Theil des eisernen Dachstuhls aufsetzen zu können.

Ueber die nun vollendete Restauration unseres Doms theilt die hiesige Zeitung folgende anziehende Details mit: „Der Regensburger Dom ist anerkannt einer der schönsten Tempel der Christenheit, eines der herrlichsten Denkmale altdeutscher Baukunst. Allein theils hatten die Unbilden der Zeit Manches an ihm beschädigt, theils Ungeschmack und Afterkunst in seinen Hallen eine Menge unpassenden Tandes angehäuft, was die Einheit des Baues störte, und selbst dem Auge des Nichtkenners als enorme Verunstaltung auffallen mußte. Se. Majestät König Ludwig ordnete eine durchgreifende Restauration an, zu welcher der Herr Oberbaurath Gärtner die Plane entwarf, deren Ausführung dem Herrn Kreisbauinspektor Nadler von Regensburg übertragen ward. Jezt sind alle Ungehörigkeiten verschwunden, die Stühle vom Haupteingange her bis in die halbe Länge des Schiffes ausgeräumt, die Pfeiler von allen verunstaltenden Anhängseln gereinigt, von den Wänden die früher da aufgehangenen großen, verdüsternden Bilder abgenommen, unpassende Rundgewölbe, die Eisengitter, Tribünen — kurz Alles, was mit dem Style der Kirche nicht harmonirte, was Ueberfüllung und Beengung verursachte, oder was, indem es der Totalansicht hinderlich wae, den Effekt des Gebäudes beeinträchtigte, entfernt. Frei und luftig ragen jezt die weiten Hallen, die kühnen Pfeiler empor; nichts stört mehr die Perspektive nach der Tiefe des Chores — eine Perspektive, welche durch ihre schlagende Wirkung den Fuß des Eintretenden unwillkürlich fesselt; nichts hemmt weiter die durch bewundernswerthe Mannichfaltigkeit sich auszeichnenden Durchsichten zwischen den Pfeilern in die Seitenschiffe. Zur ursprünglichen Einheit und Reinheit zurückgeführt, macht jezt das Gebäude auf den sinnigen Beschauer einen mächtigen, nicht zu beschreibenden Eindruck, und von der ihn umgebenden Majestät und Würde ergriffen, wird er sich kaum des Ausrufes erwehren können: „Ja, dies ist ein wahres Gotteshaus!“ Vielleicht hat dermalen ganz Europa keine Kathedrale aufzuweisen, die den Typus der altdeutschen Baukunst so unverfälscht, so unvermengt mit fremdartigen Zuthaten zeigt, wie der Regensburger Dom. — Die schwierigste Aufgabe des Restaurationsgeschäftes wahr wohl, das Kuppelgewölbe in der Mitte des Kreuzes herabzuwerfen, und durch ein Spitzbogengewölbe zu ersetzen. Hier ist nämlich die Kirche am höchsten, 125 Fuß vom Boden, und es mußten demnach ungeheure Gerüste erhoben werden, um da hinauf gelangen zu können. Im März l. J. wurde dieser Bau glücklich vollendet. Um die Oeffnung des neuen Kreuzgewölbes sieht man in Goldbuchstaben die Umschrift strahlen: „Ludovicus I. Bavariae Rex restauravit Anno Domini 1838.“ Den Deckel der Oeffnung ziert das bayerische Wappen, dem zwei vergoldete Löwen als Schildhalter zur Seite stehen. Nicht geringe Mühe kostete es auch, die fünf gothischen Altäre, die, obwohl Meisterwerke der Steinbildnerei, unbeachtet in den abgelegensten Theilen der Kirche standen, an ihre gegenwärtigen Pläze in den Seitenschiffen zu versetzen. Im Ganzen hat der Dom jezt sieben Nebenaltäre. Der Glasgemälde, mit welchen die Munificenz König Ludwigs die Kirche beschenkt hat, haben Journale und Reisebeschreibungen vielmal schon rühmend gedacht. Im Ganzen sind 15 größere und kleinere Fenster eingesezt, und wenn auch die zuerst abgelieferten nur Versuche einer wiederauflebenden Kunst zu nennen sind, so wetteifern dagegen die spätern schon glücklich mit der Farbenpracht der alten Glasmalerei, und übertreffen diese weit an Schönheit der Kompositionen und an Ausführung. Um auch die übrigen Restaurationsarbeiten noch in Kurzem anzuführen, so wurde die neue Orgel mit dem Musikchore hinter dem Hochaltare, der Gemeinde unsichtbar, errichtet. Ein unterirdischer Gang, durch die Grundmauer des Presbyteriums geführt, bringt die Sänger und Musiker unbemerkt hinein und hinaus. Ueberdies erhielt der Dom während der Restaurationsperiode neue herrliche Zierden durch die Grabdenkmale der Bischöfe Sailer und Wittmann. Auch das Monument der Margaretha Tucherin aus Nürnberg (1521), ein in der Kunstwelt hochberühmter Erzguß Peter Vischer's, ist lezthin aus der alten Pfarrkirche St. Ulrich in den Dom transferirt worden. Dem Vernehmen nach sollen nun noch für die sieben Nebenaltäre eben so viele Altarbilder von Meistern der Münchner Schule angefertigt, der Hochaltar mit einer gothischen Verkleidung überdeckt, der Chor von dem Langhause durch ein zierlich durchbrochenes Steingeländer abgesondert werden, womit dann die Restauration des Innern in der Hauptsache beendigt seyn dürfte. — An den Außenseiten, den zur Kirchenthür hinaufführenden Steintreppen, den Ornamenten, Zinnen, Galerien ꝛc. wird noch fortwährend gebessert. Der wichtigste Bau ist hier die Wiederherstellung des Pfeilers, auf welchem das im Dreiecke vorspringende Hauptportal der Schauseite ruht. Die überreichen Verzierungen desselben hatten durch die Witterung sehr gelitten, und müssen nun fast durchgehends erneuert werden. Die bereits fertigen Ergänzungstheile sind wirklich meisterhaft ausgearbeitet, und bezeugen, wie die neuen Galerien im Innern, welch hohen Aufschwung die Steinbildnerei unter den Auspicien König Ludwigs wieder gewonnen hat.

München, 17. Mai. Die Einweihung der Auer Kirche wird am 25. August durch den Erzbischof vollzogen werden. Das Innere derselben entspricht dem Aeußern durch die edle Einfalt und Majestät des ächten altdeutschen Styls. Die

Breite des Gebäudes und die Höhe bis zum Gewölbe beträgt 80 Fuß, die Thurmhöhe 113. Alle Fenster mit Glasmalereien zusammengenommen, kommen ziemlich auf 200,000 fl., der ganze Bau, einschließlich derselben, auf 700,000 fl. zu stehen. Außer diesen Glasgemälden kommen keine Bilder in die Kirche; hingegen werden der Hochaltar und die beiden Seitenaltäre, so wie die Kanzel, mit Holzschnitzwerken von Endres und Schönlaub geschmückt werden. Der Fußboden wird mit dunkeln und hellen Kehlheimer Steinen belegt. Seit Ohlmüller's Tode steht Ziebland dem innern Ausbau vor.

Wien, 18. Mai. Die Gerüste am Stephansthurm haben nun die äußerste Höhe der Thurmspitze erreicht. Die Kommission ist einstimmig für Abtragung der obersten, nach Nordost gekrümmten Spitze, die nur durch eine, im Innern, selbst auf verwittertem Gemäuer errichtete eiserne Helmstange von 4 Quadratzoll Durchschnitt und 60 Schuh Länge getragen wird und bereits außer dem Schwerpunkte gerückt ist. Zuvor werden jedoch genaue Zeichnungen genommen, um den abzutragenden Theil, der eine Höhe von 30—50 Schuh haben dürfte, genau wieder nach der alten Form herzustellen. Die Regierung hat den Beschluß der Kommission bereits genehmigt.

Sculpturen.

Brüssel, 8. Mai. Der Bildhauer Geefs befindet sich gegenwärtig hier, um an seine Statue Gretry's die lezte Hand zu legen.

München, 11. Mai. Neueren Nachrichten aus Gräfenberg zufolge ist Schwanthaler dort beschäftigt, das Modell zu einer Büste seines ärztlichen Freundes Prießnitz zu fertigen, das er später in Marmor auszuführen gedenkt.

Erzguß.

Nürnberg, 18. Mai. Burgschmied hat mit solchem Fleiß und so günstigem Materiale geformt, daß im Gusse der bis jezt vollendeten Theile der Albrecht Dürerstatue der feinste Ausdruck des Modells, des Kopfs und der Hände, der Haupt- und Pelzhaare, der Draperie rc. unverändert erscheint, und die Hülfe des Ciseleurs ganz überflüssig ist.

Denkmäler.

Madrid, 5. Mai. Gestern ward mit großem militärischem und geistlichem Gepränge das im Prado errichtete Denkmal eingeweiht, welches die Manen der vor 31 Jahren als Schlachtopfer französischer Grausamkeit Gefallenen versöhnen soll. An derselben Stelle schossen am 2. Mai 1808 die Franzosen an 200 wehrlose Personen beiderlei Geschlechts nieder und verscharrten sie daselbst. Das Denkmal, dessen Errichtung seit 1814 beschlossen war, wurde erst am 25. v. M. vollendet. Es besteht aus einem viereckigen Sarkophage von rothem Granit, der auf einer breiten steinernen Grundlage ruht, an deren Mitte eine steinerne Treppe zu jenem hinaufführt. Unter dem Sarkophag erhebt sich ein Octogon, um welches vier Statuen, die Vaterlandsliebe, die Tugend, die Tapferkeit und die Beständigkeit, aufgestellt sind. Auf denselben Grundlagen ruht endlich ein 46 Fuß hoher Obelisk von rothem Granit. Das ganze Monument hat eine Höhe von 104⅓ Fuß und ist mit mehreren entsprechenden Emblemen, z. B. Bürgerkronen, Inschriften und den Bildnissen von Daoiz und Velarde verziert.

Straßburg, 6. Mai. Der Plan, durch Errichtung einer ehernen Bildsäule Guttenberg's künftiges Jahr das 4te Säkularfest der Erfindung der Buchdruckerkunst allhier zu feiern, hat in Paris Anklang gefunden und dort die Bildung eines Hülfscomité veranlaßt, welches Arago, David (den Bildhauer) und viele andere ausgezeichnete Mitglieder zählt.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

Literaturblatt

auf

das Jahr 1839.

Redigirt

von

Dr. Wolfgang Menzel.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Alphabetisches Verzeichniß.

Abyssinien, s. v. Katte.
Ainsworth, Crichton . . . Nr. 38. S. 152.
v. Alben, die Nebenbuhler . . Nr. 40. S. 158.
Alterthumskunde Nr. 82, 83, 86, 88, 89, 92, 97. S. 328, 337, 341, 351, 353, 365, 387.
Amerika, s. Martineau.
v. Ammon, christl. Sittenlehre . Nr. 115. S. 459.
Andersen, Nur ein Geiger . . Nr. 16. S. 64.
Ansprüche russischer Schriftsteller an Deutschland . . Nr. 104—107. S. 413—428.
Apperley, das Rennpferd . . Nr. 117. S. 468.
Arendt, die Interessen Deutschlands in der belgischen Frage . . Nr. 1. S. 1.
Argelander, über die Bewegungen d. Sonnensystems . . Nr. 118, 119. S. 469, 474.
Aristophanes Werke von Droysen . Nr. 54. S. 218.
Aristoteles Staatspädagogik, v. Kapp Nr. 110. S. 438.
— Rhetorik, von Knebel . Nr. 110. S. 438.
Aschbach, Geschichte Kaiser Sigmunds Nr. 65. S. 257.
Asher, üb. d. Zollordnung in Schleswig und Holstein . . . . . Nr. 78. S. 312.
Astronomie . . . . Nr. 118. 119. S. 469. 473.
v. Aufseß, des ritterl. freien Adels Leben und Sitten . . . . Nr. 26. S. 102.
v. Augustin, Reise nach Spanien . Nr. 96. S. 384.
d'Aumreie, das Seebad von Scheveningen . . . . Nr. 59. S. 236.
Auerbacher, pädag. Phantasien . Nr. 119. S. 475.
Art, Zustand der heutigen Gymnasien Nr. 119. S. 473.
Baader, Revision d. Hegelschen Philosophie . . . . Nr. 111. S. 441.
Badeschriften Nr. 59, 60, 68, 86. S. 235, 240, 271, 341.
Bankunst . . . . Nr. 89. S. 353.
Baukunst, s. Wagner.
Baumann, Fußreise durch Italien . Nr. 132. S. 525.
Beaumarchais, von Lewald . . Nr. 130. S. 520.
Becker, Gallus od. römische Scenen Nr. 24. S. 94.
Belani, der abtrünnige Bourbon . Nr. 124. S. 495.
— das Haus Braganza . . Nr. 124. S. 493.
Belgien, s. Plate.
Belgische Frage, über die . Nr. 1—4. S. 1—13.
Berangers Lieder, von Rubens . Nr. 108. S. 429.
— von Nathusius . . Nr. 109. S. 433.
Beyers letzte Novellen . . . Nr. 26. S. 101.
Berghaus, Länder- und Völkerkunde Nr. 61. S. 241.
— Almanach der Erdkunde . Nr. 62. S. 245.
Bericht über das russische Unterrichtswesen . . . . Nr. 79. S. 316.
Berliner Spaziergänge . . . Nr. 100. S. 398.
Beschreibung der Stadt Rom von Planer, Bunsen rc. . . . . Nr. 89. S. 353.
Bibliothek, classische, der älteren Romanschter . . . . . . Nr. 121. S. 493.
Bignon Geschichte Frankreichs Nr. 87, 88. S. 345, 352.
Bilder aus Paris, von F. v. R. . Nr. 66. S. 261.
Bischoff, Criminalrechtsfälle, merkw. Nr. 58. S. 231.
Bitter, Paulus von Frommenhausen Nr. 124. S. 496.
Blätter aus Prevorst . . . . Nr. 70. S. 278.
Bleßing, Gedichte . . . . Nr. 62. S. 247.
v. Blumröder, der Selbstmord . Nr. 57. S. 227.
Bode, Geschichte d. hellenischen Dichtkunst . . . . Nr. 21. S. 83.
Bodz Reymond, Staatswesen und Menschenbildung . . Nr. 53, 54. S. 209, 213.
Böttigers kleine Schriften . . Nr. 92. S. 365.
Boissi, Liebesgeschichte Ludwigs XV. Nr. 36. S. 141.
v. Bollmann, die Schweiz . . Nr. 18. S. 72.
Bolzanos Athanasia . . Nr. 68, 69. S. 269, 273.
Bopp, s. Nalas.
Boz, s. Dickens.
Brasilien, s. Tietz.
Brennglas, aus dem Leben eines Gespenstes . . . . Nr. 65. S. 260.
Bretschneider, der Freiherr v. Sandau Nr. 34. S. 136.
Brewer, Geschichte d. franz. Gerichtsverfassung . . . . Nr. 60. S. 237.
v. Brunnow, der Troubadour . Nr. 38. S. 151.
Buie, deutsche Sagen . . . Nr. 88. S. 349.
Buch, das, für den Landmann . Nr. 119. S. 476.
Bülau, Allg. Geschichte v. 1830—38 Nr. 54. S. 216.
Bürk, Ludwig Philipp . . . Nr. 82. S. 325.
Bulgarin, Rußland . Nr. 106, 107. S. 422, 428.
Bullingers Reformationsgeschichte . Nr. 15. S. 57.
Bulwer, the pilgrims of the Rhine . Nr. 49. S. 196.
Bulwers Werke . . . . . Nr. 18. S. 69.
Bulwer, das Mädchen von Lyon . Nr. 58. S. 232.
Burdach, gericht-ärztliche Arbeiten . Nr. 58. S. 229.
v. Buchowden, Beiträge z. Geschichte der Provinz Oesell . . . Nr. 6. S. 24.
Cambaceres Mittheilungen . . Nr. 91. S. 362.
Carus, System der Physiologie . Nr. 19. S. 74.
v. Chamisso, Peter Schlehmihl . Nr. 115. S. 460.
Chron. Halberstadense . . . Nr. 108. S. 432.
Cid, der, von Herder, illustrirt . Nr. 72. S. 287.
Clemens, Enghien . . . . Nr. 130. S. 520.
Criminalwissenschaft Nr. 57, 58, 63. S. 225, 229, 249.
Czörnig, Italienische Skizzen Nr. 75, 76. S. 297, 303.
Dantes göttl. Comödie von Kopisch Nr. 29. S. 115.
Dehn, Sreland und die Seebäder . Nr. 90. S. 359.
Dethmar, Erinnerung an Holland . Nr. 75. S. 292.
Deutsche Geschichte Nr. 26, 32, 34, 37, 38, 65, 79, 83, 86, 99, 108, 109. S. 101, 128, 136, 145, 149, 257, 313, 330, 345, 393, 431, 436.
Deutschland und Rußland . Nr. 43, 44. S. 169, 173.
Dezobry und Hell, Rom im Jahrh. des Augustus . . . . . Nr. 92. S. 367.
Dickens, die Pickwickier . . . Nr. 13. S. 49.
— Nik. Nickleby . . Nr. 13, 14. S. 51, 55.
— Oliver Twist . Nr. 14, 34. S. 56, 132.
— Londoner Skizzen . . Nr. 17. S. 65.
— humorist. Genrebilder . Nr. 17. S. 67.
— humorist. Erzählungen . Nr. 17. S. 67.

Diefenbach, Celtica . . . . . Nr. 92. S. 367.
Diesterweg, Wegweiser für Lehrer . Nr. 121. S. 481.
— Beiträge zur Lösung der Lebensfrage d. Civilisat. Nr. 121. S. 484.
— Kleinkinderschule . . Nr. 122. S. 488.
Diez, der Selbstmord . . . Nr. 113. S. 449.
Dilthey, Real- und Gewerbschulen . Nr. 123. S. 489.
Donner, s. Sophokles.
Dove, die neuere Farbenlehre . Nr. 9, 10. S. 33, 40.
Dramatische Dichtkunst Nr. 48, 54, 55, 58, 59, 84, 129. 130. S. 189, 214, 217, 232, 235, 335, 513, 519.
Droysen, s. Aristophanes.
Drumann, Geschichte Roms . . Nr. 92. S. 366.
Duller, Kaiser und Papst . . Nr. 29. S. 80.
Dumas und Dauzats, der Sinai . Nr. 12. S. 47.
Duttenhofer, Untersuchungen über d. menschl. Stimme . . . Nr. 67. S. 266.
Echo, Mailänder Zeitschrift . . Nr. 60. S. 239.
Eichel, die Consinen . . . Nr. 40. S. 159.
Eisenlohr, Lehrbuch der Physik Nr. 74, 75. S. 293, 299.
Ellendorf, der h. Bernhard . . Nr. 84. S. 333.
— die Karolinger . . Nr. 81. S. 335.
Emancipation der Frauen, s. Homberg.
Engelmann, Kreuznach . . . Nr. 86. S. 344.
Entwurf eines Gesangbuchs für die evang. Kirche in Würtemb. Nr. 125—128. S. 497—509.
Erdkunde, s. Berghaus.
Erzählungen, hist. romantische . . Nr. 38. S. 151.
Erziehungs- und Unterrichtswesen Nr. 119, 121—123. S. 475, 481—489.
Essai de philosophie par les professeurs de Strasbourg . . Nr. 110. S. 439.
Eyth, Classiker und Bibel . . Nr. 121. S. 483.
Falkenstein, Beschreibung d. k. Bibliothek in Dresden . . . . Nr. 132. S. 528.
Farbenlehre, s. Dove.
Feltee, Bild eines Jugendlehrers . Nr. 124. S. 484.
Findelhäuser, über, s. Remacle.
Fischer, F., der Somnambulismus Nr. 70. S. 277.
Fischer, Wildungen . . . Nr. 59. S. 236.
Fleck, wissenschaftl. Reisen d. Italien Nr. 56. S. 221.
Forchhammer, Hellenika . . . Nr. 85. S. 338.
Förster, Friedrich August II. . . Nr. 86. S. 345.
Fortuna, Taschenbuch . . . Nr. 118. S. 472.
Fr—n, die beiden Loizerolles . Nr. 130. S. 520.
France, la, tableau géogr. hist. . Nr. 91. S. 363.
Französische Geschichte Nr. 87, 88, 91. S. 345, 352, 361.
Frauenstädt, d. Freiheit d. Menschen Nr. 110. S. 439.
Freese, über deutsche Assonanzen . Nr. 131. S. 523.
Frei, Nationalbilder . . . Nr. 35. S. 140.
Friedrich und Napoleon . . . Nr. 129. S. 516.
Funk, Erinnerungen aus meinem Leben Nr. 55. S. 220.
v. Gall, Reise durch Schweden . Nr. 49. S. 195.
v. Gelbke, sächsischer Ritterorden . Nr. 63. S. 252.
Gelzer, die drei letzten Jahrhunderte der Schweizergeschichte . . . Nr. 14. S. 55.
Geognosie, s. Hoffmann.
Georgii, alte Geographie . . Nr. 82. S. 328.
Gervinus, Geschichte der poetischen Nationalliteratur d. Deutschen Nr. 41, 42. S. 161, 167.
Geschichte von 1830—1838, s. Bülau.
Geschichte von Braunschweig, s. Havemann.
Geschichte der franz. Gerichtsverfassung, s. Brewer.
Geschichte Preußens, s. Voigt.
Geschichte der deutschen Nationalliteratur, s. Gervinus.
Geschichte von Port-Royal, s. Reuchlin.
Geschichte des römischen Reichs, s. Sismondi.
Geschichte der Reformation, s. York.
Geschichte Roms, s. Drumann.
Geschichte Kaiser Sigmunds, s. Aschbach.
Gévay, Urkunden zur Geschichte der Verhältnisse zwischen Oesterreich und der Pforte . . . . . Nr. 115. S. 457.
Gfrörer, Geschichte des Urchristenthums Nr. 39, 40. S. 153, 159.
Göthe, Briefe an d. Gräfin Stolberg Nr. 89. S. 356.
Göthes Iphigenie in ihrer ersten Gestalt Nr. 55. S. 219.
Gollmick, musikalische Novellen . Nr. 124. S. 493.
Großmann, Kurfürst Max I. . . Nr. 72. S. 287.
Grabbe, die Hermannsschlacht . . Nr. 48. S. 190.
v. Gräf und Kalisch, Jahrbücher für Deutschlands Heilquellen u. Seebäder Nr. 59. S. 235.
Gräße, Literärgeschichte . Nr. 85, 132. S. 340, 528.
Greiner, Schule und Leben . . Nr. 121. S. 483.
Gretschel, kirchliche Zustände Leipzigs Nr. 34. S. 136.
Gervenus, Reise in Griechenland . Nr. 80. S. 319.
(Grund) Sittenbuch der engl. Gesellschaft Nr. 116, 117. S. 461, 465.
Gudrun, herausg. v. San-Marte Nr. 97, 98. S. 385, 389.
Günther, die Realschulen . . Nr. 123. S. 489.
Haas, das Staatsbürgerrecht d. Juden Nr. 98. S. 391.
Häser, die menschliche Stimme . Nr. 67. S. 268.
Hammer-Purgstall, Gemäldesaal Nr. 23, 24. S. 89, 93.
— Mahmud Schebisteris Rosenflor . . . . . . Nr. 25. S. 97.
v. Hammerstein, Memoiren . . Nr. 20. S. 77.
Hanke, H., der Schmuck . . . Nr. 27. S. 107.
Harnisch, das Weißenfelser Seminar Nr. 121. S. 482.
Hartmann, K., Taschenb. d. Mineralogie . . . . Nr. 120. S. 480.
Hase, Paläologus . . . . . Nr. 71. S. 284.
Havemann, Geschichte v. Braunschweig Nr. 70. S. 280.
Heber, Geschichte d. Stadt Offenbach Nr. 7. S. 28.
Heinsius, Sokrates . . . . Nr. 110. S. 438.
Heinzelmann, Handwörterbuch . Nr. 31. S. 124.
Herkulanum und Pompeji, von Kaiser Nr. 88. S. 351.
Hermann, griechische Staatsalterthümer Nr. 85. S. 339.
Hermann, Gesch. d. platon. Philosophie Nr. 110. S. 438.
Herrmann, José Antonio . . Nr. 61. S. 244
Hewer, Castell an der Saar . . Nr. 79. S. 315
Hexenprozesse, s. Schreiber.
— s. Weng.
Hirschfeld, das Wesen des Menschen Nr. 7. S. 27.
Hirt, Rostopschin . . . . Nr. 130. S. 520.
Hirzel, Urwasi und der Held . . Nr. 33. S. 129.
Höfler, die deutschen Päpste . . Nr. 90. S. 357.
Hofers Leben . . . . . . Nr. 103. S. 412.
Hoffmann, Fr., hinterlassene Werke. Geognosie . . . . . . Nr. 17. S. 68.
Hoffmann, J. G., die Lehre v. Gelde Nr. 130. S. 518.
Hölder, das steinerne Bild . . Nr. 38. S. 152.
Holland, s. Dethmar.
Hornberg, über die Emancipation d. Frauen . . . . . Nr. 51. S. 204.
Homers Werke von Voß . . . Nr. 72. S. 287.
— Odyssee von Rinne . . Nr. 72. S. 287.
Hille, die Heilquellen Deutschlands Nr. 59. S. 236.
Huldigung der Frauen . . . Nr. 118. S. 472.

A. v. Humboldt, Untersuchungen üb. die hist. Entwickl. d. geographischen Kenntnisse . . . . . . Nr. 73. S. 289.
Hurter, Innocenz III. . . . . Nr. 90. S. 359.
Huschke, die Verfassung des Servius Tullius . . . . . . Nr. 28. S. 111.
Jäger, der Deutsche in London . Nr. 41. S. 161.
James, Attila . . . . Nr. 38. S. 151.
James histor. Romane . . . Nr. 20. S. 80.
— die Räuber . . . . Nr. 20. S. 80.
Ideler, Leben Karls des Großen . Nr. 108. S. 431.
Jean l'aveugle, s. Lenz.
Jean Paul, the death of an Angel, translated by Kennedy . . Nr. 124. S. 493.
Ise, neuste Geographie für Schulen Nr. 79. S. 316.
Indische Literatur . . . Nr. 32, 33. S. 125, 129.
Josika, Abafi . . . . . . Nr. 35. S. 140.
Italien, s. Baumann.
— s. Klemm.
— s. Firck.
— s. Richter.
Italienische Skizzen, s. Czörnig.
Judenthum, Schriften über das . Nr. 98. S. 391.
Julia Romana, Genrebilder . . Nr. 121. S. 496.
Julius, Nordamerikas sittliche Zustände . . . . Nr. 35, 36. S. 137, 141.
Justi, die Vorzeit . . . . . Nr. 81. S. 324.
Kahlert, Tonleben . . . . . Nr. 26. S. 103.
Kants Werke . . . . . . Nr. 110. S. 437.
Kappler, Handbuch der Literatur der Kriminalwissenschaft . . . Nr. 63. S. 249.
Karl der Große, s. Ideler.
v. Katte, Reise in Abyssinien . . Nr. 8. S. 29.
Keller, altfranzös. Sagen . . Nr. 12. S. 45.
Kerner, Just., das Wildbad . . Nr. 68. S. 271.
Kerner, s. Blätter aus Prevorst.
Keyserlingk, v., Novellen . . Nr. 48. S. 192.
Klausen, Aeneas und die Penaten . Nr. 85. S. 337.
Klemm, Italien . . . . . Nr. 132. S. 525.
Klenze, s. Wiegmann.
Knapp, Hohenstaufenlieder . . Nr. 112. S. 445.
König, liter. Bilder a. Rußland . Nr. 11. S. 41.
Kopisch, s. Dante.
Kopp, der Tempel Salomos . . Nr. 89. S. 355.
— Beiträge zur Darstellung des reinen Baustils . . . Nr. 89. S. 355.
Krais, Gedichte . . . . . Nr. 82. S. 326.
Kramer, über d. griech. Thongefässe . Nr. 86. S. 342.
v. Krauß, Geist d. öster. Gesetzgebung Nr. 131. S. 524.
Kretzschmer, deutsche Volkslieder . Nr. 22. S. 85.
Kreuznach, s. Engelmann.
Kruse, der junge Philosoph . . Nr. 36. S. 141.
Kunst, s. Mayer.
Lafayettes Memoiren . . . Nr. 91. S. 361.
Lagetschnikoff, der Eispalast . . Nr. 11. S. 44.
Lanz, histor. Lesebuch . . . Nr. 123. S. 491.
Lavergne-Peguilhin, die Bewegungs- und Productionsgesetze . . . Nr. 130. S. 517.
Lax, Bilder aus d. Niederlanden . Nr. 45. S. 179.
Leiden u. Freuden eines Schulmeisters Nr. 111. S. 444.
Leipziger Büchermesse, die . . Nr. 107. S. 425.
Leisewitz, sämmtl. Schriften . . Nr. 48. S. 189.
Lenau, neuere Gedichte . . Nr. 42, 43. S. 165, 171.
Lenz, Reise nach St. Louis . . Nr. 22. S. 87.
Lenz, Jean l'aveugle . . . Nr. 79. S. 313.
Leo-Hegelsche Streit, der Nr. 30—31. S. 117, 121.
Lewald, das malerische Schweizerland Nr. 20. S. 80.
Loß, Bilder aus der camera obscura eines Blinden . . . . Nr. 45. S. 180.
Lübische Recht, das alte . . . Nr. 108. S. 432.
Ludwig Bonaparte, d. Ideen Napoleons Nr. 129. S. 516.
Ludwig Philipp, s. Bürk.
Luther, von den Juden . . . Nr. 98. S. 391.
Lutze, das Galgenmännlein . . Nr. 84. S. 335.
Lyrische Dichtkunst Nr. 42—45, 47, 49, 51, 57, 62, 82, 108, 109. S. 165—177, 187, 193, 202, 227, 247, 326, 429, 433.
Majer, die Hippophagie . . . Nr. 119. S. 476.
Marlow, Faust . . . . Nr. 129. S. 513.
Marriot, a collection of english Miracle-Plays . . . . Nr. 48. S. 190.
Martineau, d. Gesellschaft in Amerika Nr. 10. S. 38.
Maßmann, Armins Lieder . . Nr. 69. S. 276.
Masson, die Auferstehung vom Tode Nr. 28. S. 110.
Meinhold, Schill . . . . Nr. 72. S. 287.
Memoiren a. d. Archiv d. Pariser Polizei Nr. 91. S. 363.
— des Chevalier d'Eon . Nr. 91. S. 363.
— s. Lafayette.
— s. Talleyrand.
Meyer, Carl, Verhältniß der Kunst zum Kultus . . . . . Nr. 16. S. 62.
Meyer von Knonau, Erdkunde d. Schweiz Nr. 18. S. 72.
Mittheilungen, letzte, a. d. Tagebuch eines Arztes . . . . Nr. 21. S. 81.
Mönch, der und die Nonne . . Nr. 38. S. 151.
Mörike, Gedichte . . . . Nr. 45. S. 177.
Mohl, s. Y-King.
Molières Werke . . . . . Nr. 130. S. 520.
Montanus, die Vorzeit der Länder Kleve, Jülich rc. . . . . Nr. 65. S. 259.
Moracki, polnische Volkssagen . Nr. 64. S. 253.
Mühlbach, die Pilger der Elbe . Nr. 49. S. 196.
Müller, les Barbares . . . Nr. 97. S. 388.
Müller, K. A., Forschungen . . Nr. 32. S. 128.
Mundart, die Schweizerische . . Nr. 4. S. 16.
v. Muralt, Hans v. Reinhard Nr. 94, 95. S. 373, 377.
v. Muralt, Briefe über d. morgenl. Kirche . . . . . . Nr. 132. S. 528.
— Leridion d. morgenl. Kirche . Nr. 132. S. 528.
Nalas u. Damajanti, a. d. Sanskrit von Bopp . . . . . Nr. 32. S. 125.
Napoleon im Jahr 1812, von Soltyk Nr. 91. S. 363.
— Privatleben v. St. Hilaire Nr. 91. S. 363.
Nathusius, s. Beranger . . . Nr. 109. S. 435.
— Gedichte . . . . Nr. 109. S. 435.
Negrelli, Ausflug nach Frankreich . Nr. 18. S. 70.
Neubert, die Modepflanzen . . Nr. 111. S. 441.
Neumann, Dichtungen . . . Nr. 59. S. 234.
Niebuhr, B. G., Lebensnachrichten über . . . . . Nr. 52, 53. S. 205, 212.
Niederlande, s. Lax.
Nösselt, Mythologie f. Mädchenschulen Nr. 85. S. 338.
Nordamerika, s. Julius.
— s. Lenz.
Nork, Rabbinische Quellen . . Nr. 98. S. 391.
Oesell, die Insel, s. Buxhöwden.
Oesterreichische Zustände . . . Nr. 15. S. 59.
Oriental. Literatur . . . Nr. 23—25. S. 89—97.

Orpheus, Taschenbuch . . . Nr. 131. S. 524.
Osiander, Lehrbuch z. christl. Relig.
  Unterricht . . . . . . Nr. 40. S. 160.
Oswald, Leben u. Philosophie d. Horaz Nr. 80. S. 320.
Oswaldsohn v. d. Schlep, d. Civilisat. Nr. 73. S. 292.
Palästina, s. Raumer.
Passows Leben und Briefe . . Nr. 131. S. 521.
Paul Warnefried, Gesch. d. Longobarden Nr. 26. S. 101.
Pauldings, nordamerik. Romane . Nr. 61. S. 245.
Pentarchie, die europäische Nr. 104–106. S. 415–421.
Perthes, d. Staatsdienst in Preußen Nr. 114. S. 455.
Petitval, das Schloß von Montreuil Nr. 40. S. 159.
Pferdezucht, Schriften über Nr. 117, 119. S. 468, 476.
Philosophie . Nr. 91, 110, 111. S. 364, 437, 441.
Physik, s. Eisenlohe.
Pichardt, Rheinisches Ruralgesetzbuch Nr. 78. S. 312.
Pickwickier, die, s. Dickens.
Plate, die Blouse oder Scenen a. d.
  Volksleben in Belgien . . . Nr. 72. S. 288.
Platens ges. Werke . . . . . Nr. 59. S. 233.
Politische Literatur . Nr. 113–115. S. 448–458.
v. Poppe, Schutz und Wehr gegen
  Unglücksfälle . . . . . Nr. 81. S. 323.
Port-Royal, s. Reuchlin.
Possart, Schweden und Norwegen . Nr. 79. S. 315.
  — Serbien . . . . . Nr. 79. S. 316.
Pott, etymologische Forschungen . Nr. 29. S. 115.
Preußens Volkssagen, s. Ziehnert.
Preußler, über Bibliotheken . . Nr. 95. S. 380.
(Pückler, Fürst) der Vorläufer . Nr. 5, 6. S. 17, 21.
Pütter, üb. d. Handelsvertrag zwischen
  Holland u. dem Zollverein Nr. 77, 78. S. 308, 309.
Porker, sämmtl. Werke . . . Nr. 72. S. 285.
Ragusa, des Herzogs von, Reise d.
  Sizilien . . . . . . Nr. 27. S. 105.
Raimund, sämmtl. dramat. Werke Nr. 48. S. 190.
Ramsauer, pädagog. Leben . . Nr. 122. S. 488.
Ranke, Geschichte der Reformation . Nr. 99. S. 393.
Rankin, der Herzlose . . . Nr. 21. S. 82.
Rantzau, Remins Sage . . . Nr. 69. S. 276.
Rauch, deutsches Lesekabinet . . Nr. 124. S. 495.
Raumer, Fr. v., hist. Taschenb. Nr. 62, 131. S. 248, 524.
Raumer, K. v., Palästina . . Nr. 79. S. 315.
Rausse, Geist d. Gräfenb. Wasserkur Nr. 60. S. 240.
  — der Stern der Liebe . . Nr. 40. S. 159.
Rein, antike Novellen . . . Nr. 38. S. 150.
Reinbard, Ernst und Laune . . Nr. 10. S. 57.
Reinhard, H. v., s. Mueall.
Reisen, neue Nr. 5, 6, 8, 10, 12, 15, 18, 22, 24, 26, 49–51, 56, 71, 72, 73, 75, 90, 152. S. 17, 21, 29, 38, 47, 59, 70, 87, 96, 103, 195–201, 221, 281, 288, 292, 297, 359, 525.
Reisen und Länderbeschreibungen von
  Dr. Widenmann u. Dr. Hauff Nr. 8, 50. S. 29, 197.
Reise nach dem Orient v. Eremiten
  v. Gauting . . . . . . Nr. 71. S. 281.
Reise ins Morgenland, s. Tobler.
  — in Griechenland, s. Greverus.
Remacle, des hospices d'enfans trouvés Nr. 111. S. 442.
Renggers kleine Schriften . . Nr. 19. S. 75.
Rentenanstalten, über . . . Nr. 103. S. 409.
Reuchlin, Gesch. v. Port-Royal Nr. 46, 47. S. 181, 185.
Reybaud, Ehestandsgeschichte . . Nr. 28. S. 109.
  — Anton . . . . Nr. 28. S. 110.
Reynolds, der Geheimnißvolle . . Nr. 21. S. 82.
Rheinische Geschichten und Sagen, s. Vogt.
Richard, dramatische Kränze . . Nr. 130. S. 520.
Richter, F. W., Hesperien . . Nr. 56. S. 223.
Rigel, Erinnerungen aus Spanien . Nr. 6. S. 23.
Rödenbeck, Beiträge z. Gesch. Friedrich
  Wilhelms I. u. Friedrichs II. . Nr. 129. S. 516.
Rogge, Gedichte . . . . . Nr. 51. S. 202.
Rom, s. Beschreibung.
  — s. Dezobry.
  — s. Drumann.
  — s. Sismondi.
Romane und Novellen Nr. 13, 14, 16–18, 20, 21, 26–28, 34–36, 38, 40, 45, 48, 49, 61, 65, 66, 124. S. 49, 55, 64–69, 80, 81, 103–109, 132–144, 150, 157, 179, 192, 196, 243, 260, 264, 493.
Roth, K. L., Lesebuch . . . Nr. 123. S. 490.
Rotteck, v., Spanien und Portugal Nr. 96. S. 383.
  — Staatsrecht d. constitut.
    Monarchie . . Nr. 113. S. 452.
Russens eidgenössische Chronik . . Nr. 15. S. 59.
Rußland, s. Bulgarien.
Rußland, lit. Bilder aus, s. König.
Sagoskin, Jury Miloslawsky . . Nr. 124. S. 493.
v. Salm, Fürstin, Gedanken . . Nr. 66. S. 265.
Sand, Georg, Mauprat . . . Nr. 28. S. 109.
  — Mosaikbilder . . Nr. 26. S. 104.
Schaberg, Studien z. Staatswissen-
  schaft der Römer . . . . Nr. 85. S. 339.
Schiller, Werke über . . .
Schillers Werke in 12 Bänden .
  — — Supplement .
  — Leben, von Hoffmeister . } Nr. 67. S. 265.
  — Dichtungen, von Hinrichs
  — Nachträge zu sämmtlichen
    Werken von Boas .
Schillerfest, das, in Stuttgart .
Schirlitz, alte Geographie . . Nr. 82. S. 328.
Schlager, Wiener Skizzen . . Nr. 109. S. 436.
Schmidt, E. A., die Hamilt. Frage Nr. 121. S. 484.
Schmidt, E. Ch. G., Lebensbeschreib.
  der Missionäre . . . . . Nr. 24. S. 96.
Schmidt, H., die Belagerung von
  Glückstadt . . . . . . Nr. 38. S. 152.
Schoppe, A., Marat . . . . Nr. 36. S. 144.
  — d. Schlacht d. Hemmingstädt Nr. 124. S. 495.
  — Tycho de Brahe . . Nr. 124. S. 495.
Schreiber, d. Hexenprozesse z. Freiburg Nr. 65. S. 250.
Schreiber, H., Taschenbuch für Gesch. Nr. 70. S. 280.
Schriften üb. die deutschen Handels-
  angelegenheiten . . Nr. 77, 78. S. 305, 309.
Schubert, Geschichte der Seele . Nr. 68. S. 269.
Schuler, Thaten und Sitten d. alten
  Eidgenossen . . . . . Nr. 14. S. 53.
Schumacher, Jahrbuch f. 1839 . Nr. 93. S. 369.
Schweden, s. Gall.
  — s. Possart.
Schweiz, Werke üb. die Nr. 14–16, 18–20. S. 53–61. 72–79.
Schweizerisches Museum . . . Nr. 20. S. 79.
v. Seebach, Geschichte der Feldzüge d.
  Weimar. Schützenbataillons rc. . Nr. 7. S. 25.
Seeland, s. Dehn.
Seidlitz, Novellen . . . Nr. 61. S. 244.

Selbstmord, s. Blumröder, s. Zyro.
— der, s. Diez.
Serbien, s. Possart.
Silcher, Hohenstaufenlieder . . Nr. 47. S. 187.
— ausländ. Volksmelodien . Nr. 47. S. 187.
Silesius, A., heilige Seelenlust . Nr. 112. S. 448.
Sincerus, Taschenbuch d. Novelletten Nr. 65. S. 260.
Sinclair's Leben und Wirken . . Nr. 124. S. 496.
Sismondi, Gesch. d. Auflösung des röm. Reichs . . . . Nr. 97. S. 387.
Shakespeare, s. Ulrici.
Sheridans dramat. Werke . . Nr. 130. S. 519.
Soetbeer, der Stader Elbzoll . . Nr. 78. S. 310.
Soltyk, s. Napoleon.
Sophokles, von Donner . . . Nr. 55. S. 217.
Spanien, Feldzug in, s. Rigel.
— s. Augustin.
— s. Rotteck.
— s. Toreno.
Spanische Successionsfrage, die, s. Zöpfl.
Sporschil, üb. die Todesstrafe . . Nr. 57. S. 225.
Sprachlehre . Nr. 29, 31, 131. S. 115, 123, 522.
Sprichwörter, s. Wander.
v. Spruner, hist. geogr. Atlas . Nr. 26. S. 101.
Staffler, s. Tirol.
v. Stechow, Erkenntniß d. Offenb. . Nr. 91. S. 364.
Stein, König Mys von Fidibus . Nr. 26. S. 103.
v. Stengel, Karl Ludwig v. d. Pfalz Nr. 38. S. 152.
v. Sternberg, Saint-Sylvan . . Nr. 124. S. 493.
St. Hilaire, s. Napoleon.
Stimme, die menschliche, s. Duttenhofer.
— — s. Häser.
Stockers Heimfahrt von Jerusalem . Nr. 15. S. 58.
Stoltersoth, Adelh. v., Rhein. Lieder und Sagen . . . Nr. 47. S. 187.
— Rhein. Album . . Nr. 47. S. 188.
Streckfuß, Garant. d. preuß. Zustände Nr. 115. S. 459.
Stuart v. Revett, Alterth. v. Athen Nr. 85. S. 340.
Suabedissen, philosophische Tugend- und Rechtslehre . . . Nr. 111. S. 442.
Swedenborg, Leben und Charakter, von Tafel Nr. 92. S. 367.
— Eigenthümlichkeiten s. Lehre . . . Nr. 92. S. 368.
Tafel, s. Swedenborg.
Talleyrands Memoiren . . . Nr. 91. S. 361.
— Leben von Bastide . Nr. 91. S. 361.
Taschenbücher auf 1840 . Nr. 118, 131. S. 472, 524.
Taschenbuch der neuesten Geschichte, von Thiersch . . Nr. 100. S. 397.
— für Geschichte, s. Schreiber.
— histor., s. Raumer.
— d. Mineralogie, s. Hartmann.
— des rhein. Postillons . Nr. 54. S. 216.
Temme, die Volkssagen der Altmark Nr. 54. S. 216.
v. Tennecker, Erinnerungen a. m. Leben
— Redensarten der Pferdehändler
— der Stallmeister
— Zustand d. Pferdezucht
} Nr. 117. S. 468.
Thiersch, üb. d. gegenwärt. Zustand des öffentl. Unterrichts . . Nr. 121. S. 481.
Thiersch, s. Taschenbuch.
Tieck, histor. u. romant. Erzählungen nach dem Russischen . . Nr. 11. S. 44.
Tieck, brasilianische Zustände . . Nr. 110. S. 440.
Tirol, das Land . . Nr. 101—103. S. 401—410.
— von Staffler . . . Nr. 103. S. 411.
Tobler, Lustreise ins Morgenland . Nr. 80. S. 317.
Todesstrafe, s. Sporschil.
Töchter, die, des Präsidenten . . Nr. 21. S. 83.
Tölelys Leben und Thaten . . Nr. 84. S. 335.
Toreno, Geschichte des Aufstands in Spanien . . . . Nr. 56. S. 224.
Tremaine, Roman a. dem Engl. . Nr. 21. S. 82.
Trollope, Mrs., Vater, Mutter und Sohn . . . . . Nr. 40. S. 157.
Uhland, Gedichte . . . . Nr. 42. S. 165.
Ulrici, über Shakespeare . . . Nr. 120. S. 477.
Urania, Taschenbuch . . . Nr. 106. S. 424.
Urquhart, Geist des Orients Nr. 50, 51. S. 197, 201.
Uschold, Vorhalle z. griech. Gesch. . Nr. 86. S. 341.
Vetter, über das Gesangbuch in Schaffhausen . . . Nr. 16. S. 63.
Vogel, Frauenliebe u. Dichterleben Nr. 102. S. 408.
Vogt, Rhein. Gesch. und Sagen . Nr. 83. S. 330.
— Gedichte . . . Nr. 49. S. 193.
Voigt, Geschichte Preußens, 8r Bd. Nr. 66. S. 261.
Volkssagen, polnische, s. Woycicki.
Vorläufer, der, s. Pückler.
Wächter, Geschichte d. würtemberg. Privatrechts . . . Nr. 37. S. 145.
Wagner, Aesthetik der Baukunst . Nr. 81. S. 321.
Wagner, W., d. Belagerung v. Kolberg Nr. 130. S. 520.
Wander, Abrahamisches Parömiakon Nr. 69. S. 276.
— Sprichwörtergarten . . Nr. 69. S. 276.
v. Wangenheim, d. Erzieh. d. Menschen Nr. 119. S. 474.
Washingtons Leben, von Gehe . Nr. 67. S. 268.
Weber, Democritos . Nr. 122, 123. S. 485, 491.
Wehrmann, bunte Bilder . . Nr. 38. S. 152.
Weidings Reliquien . . . Nr. 57. S. 227.
Weiske, Theorie der Interpunction Nr. 131. S. 522.
Weng, d. Hexenprozesse z. Nördlingen Nr. 63. S. 250.
Wertheimer, dramat. Beiträge . Nr. 130. S. 519.
Werner, medicin. Gymnastik . . Nr. 112. S. 448.
Wesenfeld, der Thurm am Genfersee Nr. 38. S. 151.
Wiegmann, Ritter Leo von Klenze . Nr. 83. S. 329.
v. Xylander, das Sprachgeschlecht der Titanen . . . . . Nr. 31. S. 123.
Y-King, ed. Mohl . . . . Nr. 100. S. 400.
Zemplin, Salzbrunnen . . . Nr. 59. S. 236.
— Fürstenstein . . . Nr. 59. S. 236.
Ziehnert, Preußens Volkssagen . Nr. 84. S. 336.
Zincken, des Felsenthales Winterreiz Nr. 44. S. 176.
Zöpfl, die span. Successionsfrage . Nr. 76. S. 301.
Zollverein, Ausbreitung des . . Nr. 77. S. 305.
Zürcher Wirren, historische Beleuchtung der . . Nr. 94—96. S. 373—381.
Zyro, die reformirte Kirche . . Nr. 16. S. 61.
— Beurtheilung des Selbstmords Nr. 57. S. 226.

№ 1.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 2. Januar 1839.

Ueber die belgische Frage.

Wir wollen unsere Neujahrsbetrachtungen den Belgiern widmen, deren Angelegenheiten gerade bei diesem Jahreswechsel die Aufmerksamkeit wieder mehr als früher in Anspruch nehmen, deren Schicksal demnächst definitiv entschieden werden soll.

Als Anhaltspunkt bietet sich uns ein Werkchen dar, welches so eben in Belgien erschienen ist:

Die Interessen Deutschlands in der belgischen Frage. Mit Documenten über Stand und Bedeutung der Industrie und der Eisenbahnen in Belgien, von W. A. Arendt, Prof. an der Universität zu Löwen. Brüssel und Leipzig, Muquardt, 1839.

Diese kleine Schrift ist eine sehr wohlmeinende, eine sehr vernünftige und spricht das aus, was man im Interesse Deutschlands schon längst hätte sagen sollen. Sie sucht namentlich darauf hinzuwirken, daß Belgien nicht zur Annahme der bekannten 24 Artikel gezwungen werde, weil dies nicht etwa die belgischen, sondern vornehmlich die deutschen Interessen gefährden würde. „Wahrlich, sagt der Verfasser, wenn man das Verhalten Deutschlands zu Belgien seit der Julirevolution betrachtet, so sollte man glauben, Deutschland habe in Belgien nichts seinen Interessen Zuträglicheres zu thun, als es zu bewegen, sich in die Arme Frankreichs zu werfen, als es zu zwingen, seinen Ursprung und die mannichfachen Bande, die es an Deutschland knüpfen, zu zerreissen oder zu vergessen. Ich sage zu zwingen und behaupte das Wort. Denn mit einer Blindheit, die unverzeihlich ist und sich nur durch die Stärke unsrer politischen Vorurtheile, die keinem Räsonnement weicht, erklären läßt, hat man in Deutschland ganz und gar übersehen, daß in Belgien selbst diese große und ausschließliche Annäherung an Frankreich nichts weniger als national ist, daß man vor allen Dingen selbstständig seyn will, daß ein großer Theil der Nation das Anschließen an Deutschland jedem Andern vorzieht. Wir sind von der Nothwendigkeit überzeugt, das Uebergewicht eines fremden Einflusses in Belgien zu verhindern, und um diese Pflicht, eine der wichtigsten, welche unsere äußere Politik uns auferlegt, zu erfüllen, thun wir alles, um unsern eigenen Einfluß auf dies Land so gering als möglich und mit der Zeit sogar unmöglich zu machen! — Diese durchaus falsche Politik, die den wesentlichsten Interessen Deutschlands schnurstracks entgegenläuft, die es vielleicht eines Tages bitter bereuen wird, diese falsche Politik, erreicht ihren Höhepunkt in der Art und Weise, wie man in Deutschland den Vertrag der 24 Artikel betrachtet. Von allen Seiten her scheint man die Vollziehung dieses Vertrages ohne Aenderung als den deutschen Interessen entsprechend zu verlangen. Nie hat sich eine Nation einem größern und beklagenswerthern politischen Irrthum hingegeben. Noch ist es Zeit davon zurückzukommen. Wenige Andeutungen genügen, um die Nothwendigkeit davon darzulegen. — Der Vertrag der 24 Artikel, wird er in seinen Bestimmungen über die Gebietsabtretung und die Festsetzung der Schuld ausgeführt, hat zur unmittelbaren Folge, Deutschland auf immer jedes Einflusses auf Belgien zu berauben, es von den deutschen Interessen ganz und gar zu trennen, beide Länder vollkommen einander zu entfremden. Werden die Territorialbestimmungen der 24 Artikel vollzogen, so beschränkt sich die unmittelbare Berührung Deutschlands und Belgiens auf eine Grenze von ungefähr vier Stunden Ausdehnung, während sie jezt mehr als 50 Stunden beträgt, Holland schiebt sich zwischen beide Länder ein und isolirt das Eine ganz und gar von dem Andern. Geographisch so getrennt, hört Deutschland auf für Belgien ein Nachbar zu seyn, auf den Rücksicht zu nehmen ist, den man sich freundlich gesinnt zu erhalten wünscht, dessen Interessen man schonen, in vielen Fällen sogar begünstigen muß. Deutschland verliert so

das Recht, in Belgien irgend einen Einfluß geltend zu machen, und besonders sich einem fremden, feinen, den deutschen Interessen nachtheiligen Einfluß, der sich dort vorherrschend machen wollte, zu widersetzen. An eine Aufrechterhaltung des Gleichgewichts ist gar nicht mehr zu denken, denn Belgien, wie der Vertrag der 24 Artikel es macht, hat keine andere Wahl, als sich auf das Engste und Genauste an Frankreich anzuschließen, dessen Einfluß dann ohne alles Gegengewicht ist, und in sehr kurzer Zeit nothwendig so vorherrschend werden muß, daß die belgische Unabhängigkeit nur dem Namen nach besteht und das Land durch die Gewalt der Umstände gezwungen wird, bei der ersten allgemeinen politischen Erschütterung sich Frankreich in die Arme zu werfen. Das ist die Perspektive, welche die Vollziehung der 24 Artikel Belgien eröffnet, und die für das Land so niederschlagend ist, daß es vorzieht, sich dem Aeußersten eher zu unterziehen, als seine Einwilligung zu seiner eigenen Aufopferung zu geben. Sollte dessen ungeachtet aber doch die Unterwerfung ihm durch die Uebermacht auferlegt werden und treten dann jene traurigen eben bezeichneten Folgen ein, so wird Deutschland, wir stehen nicht an es zu sagen, einen großen Theil der Schuld an einer Begebenheit, die seine Interessen auf das Wesentlichste verletzt, sich selbst zuzuschreiben haben."

„Der zweite Hauptpunkt der 24 Artikel, die auf die Schuldentheilung bezüglichen Bestimmungen, hat ganz dieselben für Deutschland nachtheiligen Folgen, wie die Territorialstipulationen. Der ungeheure Tribut von mehr als 17 Millionen Franken, den der Vertrag Belgien auferlegt, der das Land jährlich des vierten Theils seiner Einnahmen beraubt, um seinen Feind damit zu bereichern, muß Belgien auf die Dauer gänzlich erschöpfen, und um so mehr und um so gewisser erschöpfen, als fast von allen Seiten von Holland umgeben, die kommerzialen Verbindungen mit Deutschland so gut wie abgeschnitten sind, und ihm keine andere direkten Absatzwege bleiben, als nach Frankreich. So daß also nicht allein das politische, sondern auch eben so sehr das materielle Interesse Belgiens ihm dann die nächste und innigste Anschließung an Frankreich zur Pflicht macht."

„Ist aber die Vollziehung der 24 Artikel ohne Modifikationen den politischen Interessen Deutschlands durchaus zuwider, so ist sie seinen materiellen Interessen nicht minder nachtheilig. Um diese Behauptung zu begründen, müssen wir auf Auseinandersetzungen eingehen, auf Thatsachen hinweisen, die man bis jetzt weniger beachtet hat, die aber, wie es uns scheint, von einem schlagenden und entscheidenden Gewichte sind, und jedenfalls die ernsteste Berücksichtigung aller Derjenigen verdienen, welchen die Förderung der materiellen Interessen Deutschlands am Herzen liegt. — Das große Ziel, welches Deutschland in Beziehung auf die letzteren sich vorsteckt, ist, wer wollte es läugnen, die Bildung eines großen kommerzialen und industriellen Ganzen, in welchem die getrennten Interessen der einzelnen Staaten sich vereinigen. Die Errichtung des Zollvereins, an dessen Spitze Preußen steht, ist aus diesem Streben hervorgegangen, und die Resultate, welche man bis jetzt, obgleich mit den tausend und aber tausend Schwierigkeiten, die einem so großartigen Unternehmen Anfangs immer in den Weg treten, kämpfend, schon erreicht hat, beweisen, daß der eingeschlagene Weg der rechte ist und das Ziel auf ihm erreichbar, wenn zu der Einsicht die Ausdauer sich gesellt. Ueber ein Gebiet von 8252 Quadratmeilen und eine Einwohnerzahl von 25,153,817 Seelen sich erstreckend, gewährt dieser Verein dem Handel und der Industrie seiner Mitglieder ein Gebiet, das durch die große Zahl seiner Märkte, den Umfang seiner Consummation, die Mannigfaltigkeit seiner Hülfsquellen, die Leichtigkeit seiner Verbindungen, auf dem Continente nicht seines Gleichen findet. Nur eines fehlt ihm, um sich vollkommen abzurunden und um die Höhe der Entwicklung zu erreichen, deren er fähig ist, eine direkte Verbindung nämlich mit dem Meere. Der eigene Besitz des Vereins an Küstenstrichen ist unbedeutend, unmittelbar hat er nur die Küste der Ostsee in den preußischen Provinzen, und diese liegt der hauptsächlichsten Bewegung seines Handels und seiner Industrie zu fern, um für die überseeische Versendung seiner Produkte und für die überseeische Beziehung seines Bedarfs, als Vermittlung zu dienen. Alle an der Nordsee gelegenen Länder, die Hauptpunkte des deutschen Seehandels, seine hauptsächlichsten Stapelplätze, Hamburg, Bremen, die ganze Küste von Hannover sind dem Verein nicht beigetreten, sondern haben vielmehr ihm gegenüber eine Art feindlicher Stellung eingenommen, die denselben für die meisten seiner überseeischen Verbindungen von ihnen abhängig macht. Entwickelt sich nun dieser Verein in einer seinen Anfängen entsprechenden Weise, was bei der obwaltenden Gunst einer Menge darauf bezüglicher Verhältnisse, der Weisheit derjenigen, die ihn leiten, der immer steigenden Vervollkommnung der Produktion, kaum zu bezweifeln ist, so muß in einer gegebenen, nicht zu fern liegenden Zeit, die Herstellung einer unmittelbaren Verbindung mit dem Meere, eine unabweisbare Nothwendigkeit, ja eine Bedingung seines Fortbestehens werden."

„Die vortheilhafteste Weise diese Verbindung zu erhalten, ist, wir stehen nicht an es zu sagen, die Annäherung Belgiens an den deutschen Zollverein. Belgien steht an der Spitze der industriellen Bewegung auf

dem Continent, es ist verhältnißmäßig reicher als jedes eben so große, ja als manche größere Länder des Vereins, es bietet einer Menge von deutschen Produkten die bedeutendsten Märkte, während seine eigenen Erzeugnisse die deutschen Märkte zum größten Vortheil der deutschen Consumenten bereichern können, sein Eisenbahnsystem, sein Küstenbesitz an der Nordsee, seine trefflichen Häfen in Nieuport, Ostende und Antwerpen, gewähren die schnellste und sicherste Verbindung mit dem Meere."

Indem der Verfasser auf diese einleuchtende Weise dargethan, wie nothwendig es für Deutschland sey, sich Belgiens anzunehmen, die belgischen Interessen zu Gunsten der deutschen zu fördern und demnach von dem Ultimatum der 24 Artikel abzustehen, setzt er zugleich die Rechtsfrage auseinander und sucht aus frühern Beispielen staatsrechtlicher Praxis und aus der dermaligen Lage der Dinge selbst zu beweisen, daß Belgien an seine frühere Zustimmung zu den 24 Artikeln nicht mehr gebunden sey, weil Holland zu der Zeit, in welcher Belgien jene Artikel anzunehmen eingewilligt, seinerseits sie nicht anerkannt habe. Bedenkt man, daß der Rechtsstreit von Verträgen abhängt, die meist nur einseitig ratificirt waren, die eben deßhalb sich so häufig wiederholten und widersprachen, so scheint es allerdings in dieser Sache weniger auf das Formelle des Prozesses, als auf das Materielle der Interessen anzukommen. Die neuern Verträge werden sich, wie die alten, nach den Interessen modificiren.

Unter den verschiedenen Interessen, die hiebei ins Spiel kommen, ist das gemeinsame Interesse der deutschen Bundesstaaten gewiß nicht das am wenigsten wichtige, noch das am wenigsten mächtige. Herr Arendt aber hat nicht Unrecht, wenn er bemerkt, im deutschen Publikum scheine dieses Interesse noch immer nicht gründlich und theilnehmend genug erwogen worden zu seyn. Man sah bisher die belgische Frage zu ausschließlich aus dem Gesichtspunkt des legitimistisch-liberalen Principienstreites, den die Julirevolution vorzugsweise anregte, und viel zu wenig aus dem Gesichtspunkt des Nationalinteresses an, welches einige Zeit in den Hintergrund trat. Jetzt, da die Leidenschaften der Julirevolution und ihrer kleinen Afterrevolutionen wieder mehr in den Hintergrund treten, ist es an der Zeit, jenes Nationalinteresse aus seiner Vergessenheit hervorzurufen, es in sein volles natürliches Recht wieder einzusetzen.

Was die aus Belgien herübertönende Stimme in dieser Beziehung uns zuruft, ist zeitgemäß und verständig und ganz geeignet, ein Echo bei uns zu finden. Wem immer die vaterländischen Interessen am Herzen liegen, der wende seine Theilnahme einem Lande zu, dessen so oder anders entschiedenes Schicksal auch auf die Zukunft Deutschlands bedeutenden Einfluß üben wird.

Wir fassen die belgische Frage vor allem als eine **Grenzfrage** zwischen Deutschland und Frankreich auf. Wie vielerlei Interessen sich auch in zweiter, dritter Reihe anschließen, das **politisch-strategische** der Militairgrenze ist das wichtigste. Seit unvordenklicher Zeit war Belgien vorzugsweise in **dieser** Beziehung wichtig. Eine geschichtliche Skizze wird am besten geeignet seyn, die Betrachtung zu orientiren.

Als Belgien das erste Mal ins Licht der Geschichte trat, war es schon ein deutsches Land. Cäsar unterschied die Belgier als Germanen von den weiter westlich und südlich wohnenden Galliern, und dieses alte Belgien war sogar noch weiter ausgedehnt, als das heutige. Die Römer waren kaum im Besitz Galliens, als sie auch sogleich die strategische Wichtigkeit Belgiens erkannten und es ihre erste Sorge seyn ließen, sich hier festzusetzen und von hier aus Deutschland in die Flanke zu nehmen. Sie legten weit größern Werth auf den Besitz von Belgien als auf den des Donaulandes, das ihnen viel näher lag, das aber später von selbst in ihre Hände fallen mußte, sobald sie die deutschen Streitkräfte am Niederrhein fesselten. Auch darf nicht unbemerkt bleiben, daß der Verlust Belgiens den von Holland und Friesland nach sich zog, was sich später wiederholt hat, zum Beweise, daß Holland stets verloren ist, wenn eine größere in Gallien gebietende Macht sich einmal in Belgien festgesetzt hat.

Sobald die große germanische Reaction gegen die Römerherrschaft begann, war wieder Belgien die erste römische Provinz, die von den vordringenden Deutschen besetzt und neu bevölkert wurde. Noch ehe die Gothen ins römische Reich einwanderten, noch ehe die Alemannen die Schweiz und das Elsaß einnahmen, saßen schon salische Franken in Flandern und Brabant. Von hier aus eroberte Chlodwig Gallien, von hier aus eroberten die Karolinger ihr unermeßliches Reich. Nichts macht wohl die wichtige politisch-strategische Stellung Belgiens zwischen Deutschland und Frankreich anschaulicher.

Lange stand das neue Frankreich, das vom großen Reich der Karolinger abgerissene Neustrien in politischer Unbedeutenheit neben dem deutschen Kaiserthum. Erst

als dieses mit dem Papstthum zerfiel und durch die einheimische Aristokratie, die sich gegen den Kaiser auflehnte, zerrüttet wurde, konnte Frankreich den Plan fassen, sich auf Kosten des deutschen Reichs zu erweitern, sich neben unser Reich zu stellen und dadurch an die Stelle des ältern europäischen Einheitssystems, in welchem allein der Kaiser herrschte, das System des zwischen mehreren europäischen Großmächten schwankenden politischen Gleichgewichts zu setzen. Sobald Frankreich diesen Plan gefaßt hatte, sah es auch sogleich wieder die große Wichtigkeit Belgiens ein und trachtete, wie einst Cäsar und die Römer, sich Flanderns zu bemächtigen. Aber die kräftige deutsche Bevölkerung erwehrte sich in unsterblichen Heldenkämpfen der Macht und List Frankreichs und deckte dem deutschen Reich die rechte Flanke, das unschätzbare Bollwerk an der äußersten Westgrenze, ohne vom zwieträchtigen Reich hinlänglich unterstüzt zu werden, aus eigener Kraft, im vierzehnten Jahrhundert.

Belgien blieb Deutschlands Bollwerk, bis es durch Karls V. bedauernswürdigen Mißgriff seinem Sohne Philipp anvertraut und unter spanische Zucht gebracht wurde. Die Holländer brachen das Joch unerträglicher Tyrannei. Die Belgier blieben spanisch, wobei man nicht übersehen darf, daß sie troz aller Verlockungen von französischer Seite, nicht französisch werden wollten. Frankreich sah indeß mit Recht in der Trennung Belgiens von Holland eine Schwächung der Kraft, die ihm bisher von dieser Seite her vereint widerstanden hatte. Es sah Belgien isolirt, im Rücken von Holland weniger beschüzt, als bedroht. Es erneuerte daher wiederholt seine Angriffe auf Belgien und in allen Kriegen, die es mit Spanien und Deutschland anzettelte, war das Hauptobjekt seiner Angriffe immer und immer wieder Belgien. Die Ströme von Blut, die hier unter den Regierungen des vierzehnten und fünfzehnten Ludwig vergossen wurden, beweisen abermals, was wir oben behaupteten. Die Eroberung oder die Behauptung Belgiens ist die erste und lezte Frage bei allen Conflicten zwischen Frankreich und Deutschland.

Als Frankreich durch seine Revolution auf kurze Zeit die Riesenkraft erlangte, die allen Heeren Europas trotzen konnte, warf es sich zuerst wieder auf Belgien und entriß uns diese Provinz vor allen andern. Kaum war es in ihrem Besitz, so fiel auch Holland, das sich bisher immer nur durch die glücklichen Vertheidiger Belgiens geschüzt gesehen hatte. Sobald Belgien französisch war, konnte Holland allein seine Unabhängigkeit nicht retten. Dasselbe war zur Zeit der Römer der Fall gewesen. Dasselbe würde auch künftig immer wieder geschehen. Holland mag daraus abmerken, wie sehr es selbst dabei interessirt ist, daß Belgien vom französischen Einfluß möglichst frei bleibe.

Als die große Reaction des deutschen Nationalgeistes gegen die französische Weltherrschaft begann, war unter allen deutsch-französischen Provinzen wieder Belgien (mit Holland) die erste, welche befreit wurde, sich zum Theil selbst befreite. Nach der Unterwerfung Frankreichs wurden die Streitkräfte der Alliirten, die es bewachen und Deutschland vor jeder neuen Gefahr von Frankreich her sichern sollten, wieder nirgends anders als in Belgien concentrirt, und hier war es, wo durch Napoleons lezte Niederlage das Schicksal Europas entschieden wurde.

Faßt man nun diese strategische Wichtigkeit Belgiens ins Auge, die in zwei Jahrtausenden immer dieselbe geblieben ist, so war es von Seite der deutschen Mächte und ihrer Alliirten gegen Frankreich gewiß ein sehr natürlicher, ein sehr praktischer Gedanke, in Belgien die Kraft des Widerstandes gegen jeden künftigen Angriff Frankreichs zu verstärken. Da diese Kraft aber früher durch die Trennung Belgiens von Holland offenbar geschwächt worden war, so lag der Gedanke nahe, sie wieder zu verbinden und jenes ehrfurchtgebietende Königreich der Niederlande zu gründen, das wohl im Stande war, wenn es ein Geist beseelte, einen ersten Stoß von Frankreich her auszuhalten, und der preußischen Macht am Niederrhein zu secundiren. Hätte man die Sache übrigens aus einem rein militärischen Standpunkt angesehen und sie nicht nach anderweitigen politischen Rücksichten entschieden, so hätte man Belgien nicht mit einer benachbarten kleinen, sondern mit einer benachbarten großen deutschen Macht, also mit Preußen verbinden müssen, was um so zweckmäßiger gewesen wäre, als die Bevölkerung Belgiens mit der von Rheinpreußen unendlich mehr harmonirte, als mit der Hollands. Ein Rückfall Belgiens an Oesterreich wäre militärisch nicht zu rechtfertigen gewesen, Oesterreich hätte denn das ganze alte Burgund, Lothringen und Elsaß reclamiren und eine compacte Macht auf dem linken Rheinufer gründen wollen. Eine Wiedergeburt der österreichischen Niederlande allein würde dagegen nur zu allen den Mißständen zurückgeführt haben, welche die Erfahrung zu vermeiden gelehrt hat. Diese Provinz würde viel zu weit von der österreichischen Centralmacht entfernt, ein militärisch und politisch verlorner Posten geblieben seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 2.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 4. Januar 1839.

Ueber die belgische Frage.

(Fortsetzung.)

Die Verbindung Belgiens mit Holland entsprach den Erwartungen nicht. Je fester man sie äußerlich an einander zu binden strebte, desto feindseliger bildete sich der innere Gegensatz ihrer Bevölkerungen aus. Die Frage, ob es hätte vermieden werden können, ist jezt eine überflüssige. Die Trennung ist faktisch eingetreten, ist jezt nicht mehr zu vermeiden. So wie sie einmal ausgemacht war, hätte man aus den oben angeführten strategischen Gründen keine den deutschen Interessen angemessenere Wahl treffen können, als Belgien mit Preußen zu verbinden. Allein dies war im Jahr 1831 politischer Rücksichten wegen vielleicht noch weniger möglich, als im Jahr 1815. Belgien wurde ein unabhängiges Königreich.

Diese Neuerung ist in strategischer Beziehung für die deutschen Interessen im Fall eines Kriegs mit Frankreich bedenklich. War Belgien schon damals, als es noch mit dem zwar entfernten, doch mächtigen Oesterreich zusammenhing, schlecht geeignet, die nordwestliche Grenze Deutschlands, unsere rechte Flanke zu decken, so scheint ein ganz unabhängiges, kleines, nicht einmal zum deutschen Bunde gehöriges Königreich diesem Zweck noch weniger zu entsprechen. Diesen Zweck darf man aber nie aus den Augen verlieren.

Belgien ist jezt in eine Lage gekommen, die derjenigen des Königreichs Sardinien ähnlich ist. Bekanntlich aber wurde Sardinien durch seine Lage beständig zu einer treulosen und wetterwendischen Politik verdammt. War Deutschland ohnehin glücklich, so nüzte ihm der Beistand Savoyens wenig und kostete ihm immer nur einen Antheil des Sieges. War es unglücklich, so trat Savoyen stets auf unseres Feindes Seite und half uns ausbeuten. Belgien in so ganz ähnlichen Verhältnissen wird kaum eine andere Politik befolgen können. Nun ist aber die sardinische Politik nur für Italien wichtig und in Bezug auf die deutschen Interessen eine secundäre; Belgiens Politik aber würde unmittelbar auf die deutschen Interessen einwirken.

Indem wir unverrückt das militärische Bedürfniß im Auge behalten und Belgien als unser wichtigstes Bollwerk gegen Frankreich betrachten, müssen wir fragen, was zu thun sey, damit Belgien auch in seiner jetzigen Stellung als unabhängiges Königreich diesem Zwecke diene?

Zunächst wäre zu wünschen, daß Belgien sich dem deutschen Bunde anschlösse, als integrirender Theil desselben dessen Gesammtinteressen an der wichtigen Militärgrenze vertheidigte und hinwiederum in seinen eignen Interessen Frankreich gegenüber durch die Bundesmacht geschüzt würde. Sollte dies jezt unausführbar seyn, so erscheint wenigstens der Wunsch gerechtfertigt, daß nichts geschehen möchte, was einem künftigen Anschluß Belgiens an den deutschen Bund hinderlich werden könnte.

In jedem Falle bleibt es von der größten strategischen Wichtigkeit für die deutsche Bundesmacht, mit Leichtigkeit Belgien besetzen zu können, sobald ein Krieg mit Frankreich drohen sollte. Insofern wäre eine engere merkantilische Verbindung der ohnehin in so vielen Interessen übereinstimmenden Belgier und Rheinpreußen durch Handelsstraßen, Eisenbahnen ꝛc. wünschenswerth. Von besonderer Wichtigkeit aber ist in dieser Beziehung die Luxemburgische und Limburgische Frage. Je weniger Belgien von Luxemburg und Limburg verliert, in einer desto ausgedehntern Grenze wird es Preußens Nachbar bleiben und um so leichter mit Preußen in engere Handelsverbindung kommen. Je mehr dagegen von Luxemburg bei Holland bleibt, um so mehr wird Belgien von Preußen (bis auf ein paar Stunden Grenze) abgeschnitten und ganz von dem ihm so feindseligen Holland umfaßt. In einer solchen Lage wird es sich, kann es sich

nur auf Frankreich stützen, wird es ganz dem französischen Einfluß unterworfen werden.

Die Beeinträchtigung, welche durch eine größere Begünstigung Belgiens Holland widerführe, mißkennen wir keineswegs. Wir lieben die Holländer als ein echtes deutsches Kernvolk, das sich vor dem die Nationalität herabwürdigenden Fremdendienst weit besser zu verwahren gewußt hat, als das belgische. Allein die große Politik, wenn anders die deutschen Interessen nach einer solchen beurtheilt werden sollen, verlangt gebieterisch, daß sich Deutschland Belgiens vor Holland annehme. Holland bleibt uns gewiß, es kann und wird sich Frankreich nie hingeben; es wird unter allen Umständen Deutschlands Bundesgenosse gegen Frankreich bleiben. Belgien dagegen muß auf das sorgfältigste und delikateste behandelt werden. In Belgien droht der französische Einfluß unsern deutschen Gesammtinteressen auf das empfindlichste. Um Belgien diesem Einfluß zu entziehen und es für unsere Interessen zu gewinnen, es fortwährend und in verstärktem Maaße zu unserm Bollwerk gegen Frankreich zu machen, können wir nicht genug aufmerksam und thätig seyn. Ja Holland selbst kann, wie bisher, nur in und durch Belgien gegen Frankreichs Uebergriffe geschützt werden. Wenn es die holländische Partikularpolitik dahin brächte, daß Belgien, vom deutschen Bunde vernachläßigt, aufgeopfert, sich ganz und ausschließlich Frankreich in die Arme würfe, so würde nicht nur für Deutschland die wichtigste Militärgrenze verloren gehen, sondern auch Holland selbst jedem Stoße von Frankreich her erliegen müssen.

Wir erinnern uns, daß in den Jahren 1814 und 1815, als viele vorausschtige Vaterlandsfreunde die nichterfolgte Wiedervereinigung des Elsasses und Lothringens mit Deutschland beklagten, diesen Stimmen entgegnet wurde, das Königreich der Niederlande, die starken Grenzfestungen Belgiens seyen ein hinreichender Schutz für Deutschland, keine französische Rheinarmee werde wagen, in Mittel- und Oberdeutschland vorzudringen, so lange Paris selbst so nahe von unserm belgischen Bollwerk aus bedroht sey. Wie nun aber? In fünf und zwanzig Jahren hat sich die Sache geändert. Jenes schöne Königreich der Niederlande existirt nicht mehr. Jene starken Festungen, von denen aus Paris beständig bedroht seyn sollte, wurden vor einigen Jahren von den bei Frankreich um Hülfe flehenden Belgiern den dreifarbigen Fahnen unter lautem Jubel geöffnet. Die Franzosen mußten zwar wieder abmarschiren, allein es frägt sich, ob dafür gesorgt oder noch zu sorgen ist, daß sich ein ähnliches Oeffnen jener Festungen nicht etwa unter vielleicht noch bedenklichern Umständen wiederhole?

Den trivialen Einwurf, Frankreich habe sich einer weisen Friedenspolitik ergeben und es sey von dieser Seite her jezt nichts Feindliches zu besorgen, wollen wir gar nicht beantworten. Heute ist nicht morgen, so wenig wie es gestern war. Eine Politik, die über die Dauer einer französischen Regierung und Regierungsmaxime nicht hinaussieht, ist nicht werth, daß man mit ihr debattire.

Sollte aber wohl noch eine Gesinnung in Deutschland gefunden werden, die den Anwachs der französischen Macht auf Deutschlands Kosten gern sähe? die den Einfluß Frankreichs auf Belgien gern sähe? die wohl gar einen künftigen Einfluß Frankreichs auf die deutschen Bundesstaaten gern sähe? Wenn eine liberale Gesinnung noch so verblendet seyn könnte, den Sieg ihres Princips in Deutschland von Frankreich her zu erwarten, so müßten wir tief bedauern, daß die Erinnerung der schrecklichsten und schmählichsten Perioden der deutschen Geschichte so ganz vergessen seyn könnten. Als die liberale Partei in Deutschland zur Zeit der Reformation (damals die protestantische), den treulos angebotenen Schutz Frankreichs annahm, was war die Folge? Die Verwüstung eines dreißigjährigen Krieges, der Verlust des Elsasses und Lothringens. Als die liberale Partei in Deutschland (man denke an die Mainzer Enthusiasten) zur Zeit der französischen Revolution Frankreichs treulos angebotenen Schutz annahm, was war die Folge? die Verwüstung eines drei und zwanzigjährigen Krieges (von 1792 — 1815), eine fast eben so lange Fremdherrschaft in Deutschland, Verlust und Schande aller Art und statt der gehofften Freiheit eine schlimmere Tyrannei, als je zuvor gewesen.

So lange in dieser Beziehung immer noch einige Verwirrung in den Begriffen herrscht, darf man nicht aufhören, an die Geschichte zu mahnen, die auf jedem ihrer Blätter beweist, wie hart sich selbst der gutgemeinte Verrath am Vaterlande bestraft. Nie opferte der Deutsche aus Fanatismus für eine religiöse oder politische Idee im Bunde mit Fremden seine Nationalehre auf, ohne dafür furchtbar bestraft zu werden. Auch war nichts gerechter, als diese Bestrafung. Ein großes Volk, wie das deutsche, soll und darf sich nie so weit herabwürdigen, sich zu irgend einem seiner Zwecke von fremder Hülfe abhängig zu machen. Einem kleinen Völkchen wäre das verzeihlich, einer großen Nation ist es nie zu verzeihen. — Sollten also deutsche Publicisten nur im französischen Sinn für Belgien gegen Holland Partei ergriffen haben, so perhorresciren wir sie. Wenn wir uns für Belgien mit Wärme und selbst auf Kosten

Hollands interessiren, geschieht es nur im Sinn einer deutschen Politik.

Ist uns Belgien zunächst als Deutschlands Militärgrenze von der äußersten Wichtigkeit, so kommen zweitens in der belgischen Frage Deutschlands *Merkantil-Interessen* zur Sprache.

Man hat schon so viel über das famose jusqu'à la mer geschrieben, daß wir uns die Mühe ersparen können, es zu wiederholen. Genug, wenn wir wissen, daß schon unmittelbar nach dem Sturze Napoleons und seines Continentalsystems die freie Schifffahrt in die Nordsee als eine der Lebensbedingungen des deutschen Bundes erkannt, und daß ihre Verwirklichung schon in der Verfassungsurkunde des Bundes verheißen wurde. Genug, wenn wir ferner wissen, daß sich seitdem das Bedürfniß einer unmittelbaren Verbindung mit dem Meere dem deutschen Handel immer fühlbarer gemacht hat. Genug endlich, wenn wir wissen, daß durch Gründung des deutschen Zollvereins ein officieller Schritt gethan worden ist, welcher den deutschen Handel seinem maritimen Ziele bedeutend näher gebracht hat. Wir wollen nicht mehr rückwärts blicken, uns nicht mehr über die freilich höchst bedauernswerthen Verzögerungen, über die undankbare Prohibitivpolitik Hollands gegen den deutschen Bund beklagen, nicht mehr im Staube der endlosen Akten wühlen. Vorwärts schauend wollen wir die feste Ueberzeugung aussprechen, daß wir eben so gewiß das Meer finden werden, wie einst Columbus das ersehnte Land. Sind wir auf der eigentlichen Operationslinie auch noch nicht weit vorgerückt, so haben wir doch eine immer breitere Basis gewonnen, von wo aus wir operiren können. Wir gehen langsam, aber sicher. Die Tendenz des deutschen Zollvereins gleicht einer Stahlfeder, die mit unmerklicher, aber eben so unwiderstehlicher Gewalt die Zolllinie ausdehnt und nicht eher ruhen wird, bis sie stille steht an den Dünen. Ein materielles Interesse von so starker Natur, in welchem Regierungen und Völker vollkommen übereinstimmen, *muß* früher oder später befriedigt werden. Eine Macht des Binnenlandes von solchem Umfang, von so nachdrücklicher excentrisch wirkender Elasticität muß früher oder später das dünne Hinderniß sprengen, das ihm die Ufer des Meeres, die Mündungen *seiner* Flüsse absperrt.

Der deutsche Handel muß nun sein Augenmerk entweder auf Holland oder auf Belgien richten, wenn nicht auf Beide. Jedes von beiden hat Häfen am Meere, Endpunkte der Radien, die vom Centrum des Zollvereines ausgehen.

Mit Holland hat man lange genug vergeblich unterhandelt. Holland will uns nicht öffnen. Seine Gründe sind bekannt. Es sind dieselben, die sogar das kleine Hamburg für sich in Anspruch nimmt, so daß es sich dem Zollverein nicht anschließen mag. Es sind ferner die Gründe, die früher Spanien in Bezug auf seine südamerikanischen, England in Bezug auf seine nordamerikanischen Colonien geltend machte. Gleichwohl könnten wir gerade aus diesen Colonien den Beweis schöpfen, daß Holland um den sehr prekären Vortheil seiner kleinen Handels- und Colonialpolitik die weit solideren Vortheile einer großen Politik verscherzt hat. Wie ist denn das kleine Holland so mächtig geworden? wie hat es so ansehnliche Colonien gründen können? Nur dadurch, daß es im Jahrhundert der großen Religionskämpfe sich gastfrei der aus Deutschland zuströmenden Menschenmenge öffnete, sich unaufhörlich aus Deutschland rekrutirte. Nur durch diesen Zufluß von Menschen war es im Stande, seine weitläuftigen Colonien anzulegen. Sein stolzes Amsterdam selbst war nur eine Colonie, verdankt seine Ausdehnung nur den Schaaren von Flüchtlingen, die ihm die Religionsverfolgungen aus Deutschland, zum kleineren Theil auch aus Frankreich zusandte, Holland wurde das Emporium für ganz Deutschland. Wenn es sich später nicht abgesperrt, wenn es auf Mittel gesonnen hätte, fortwährend den Abfluß der deutschen Bevölkerung in seine Canäle zu lenken, wenn es Deutschlands Interessen mit den seinigen stets verbunden hätte, so würde es dadurch Mittel erlangt haben, seine Colonien gegen England zu behaupten und mit ihm die Seeherrschaft. Es hat sie bekanntlich verloren, weil es nicht Menschen genug hatte, weil es nur noch das kleine abgesperrte Holland, nicht mehr das große Seethor von ganz Deutschland war. Wären die Hunderttausende von Deutschen, die nach Nordamerika, Polen und Rußland gewandert sind, in die holländischen, als in wesentlich deutsche Colonien übergeströmt, so hätten sie England trotzen können. Nur daß Holland seine überseeischen Interessen von denen des gesammten Deutschlands sonderte und als kleines Ländchen für sich England gegenüber leisten wollte, was immer nur ganz Deutschland *mit* Holland leisten konnte, nur dies war die Schuld des jämmerlichen Verfalls, in welchen Hollands See- und Colonialmacht versunken ist. Wenn je ein Engländer diese Bemerkung liest, wird er sie sehr wahr finden. Wir würden bedauern, wenn ein Holländer, ein Deutscher sie für müßig hielte. Holland begnügte sich, uns den Preis für Waaren anzusetzen, die einmal unser Bedürfniß geworden waren. Es dachte über diesen Geldgewinn nicht hinaus. Es dachte nicht einmal daran, sich ihn durch große Vorsichtsmaßregeln für die Zukunft zu sichern. Es versäumte über der Politik des Krämers die des Staatsmanns und Kriegers.

Es verkaufte und nahm Geld ein, aber es sorgte nicht für die Erhaltung und Erweiterung seiner Seemacht und seiner Niederlassungen durch immer neuen Zuwachs aus dem deutschen Binnenlande. Da wurden seine Flotten von den Engländern zerstört, der bei weitem größte Theil seiner Colonien von den Engländern erobert. Und wie will es, muß man fragen, den Rest derselben auf die Dauer behaupten?

Was uns Deutschen mit Holland möglich gewesen wäre auszuführen, ist nun freilich, seitdem England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika einmal die Seeherrschaft erlangt haben, nicht mehr, oder kaum in Jahrhunderten wieder zu erreichen. Es handelt sich leider jezt nicht mehr davon, ein überseeisches deutsches Interesse mit gemeinsamer Kraft gegen ein concurrirendes englisches Interesse zu verfechten. Es handelt sich leider nur noch, mit zersplitterter Kraft ein deutsches Interesse gegen das andere, ein größeres gegen das kleinere, das des Zollvereins gegen das holländische zu verfechten. England kann zu diesem Streite lachen. So lange die Deutschen am Rheinstrom noch mit den Deutschen an den Rheinmündungen hadern, können die Engländer eben so lachen, wie wir wahrscheinlich lachen würden, wenn die Umwohner der Themse mit den Umwohnern ihrer Mündungen haderten.

Wir haben bereits bei einer frühern Gelegenheit behauptet und werden es immer wieder behaupten, Holland wird seine Wiedergeburt von dem Tage an datiren, an welchem es sein Interesse mit dem des gesammten Deutschland verbinden wird. Nicht eher werden ihm die beschnittenen Flügel wieder wachsen. Allein es scheint, Holland wolle von seinem alten sehr geschmälerten Erbe noch zehren, so lange es ihm die englische Gnade verstattet und es hat sich noch nicht ein einziges Mal, troz seiner vielen berechnenden Köpfe, die Frage aufgeworfen, ob es als ein geographisch und ethnographisch aufs innigste mit Deutschland zusammenhangendes Land nicht an dem großen Aufschwung, den Deutschlands industrielle und Merkantilinteressen gewonnen haben, seinerseits Theil nehmen sollte? ob es nichts zu gewinnen hat, und zwar mehr als pro rata, wenn es Theil nimmt? und ob es nichts zu verlieren hat, wenn es nicht Theil nimmt und die Ereignisse an sich kommen läßt? Unter den Ereignissen verstehen wir die Ankunft des deutschen Zollvereins an den Nordseehäfen, die sicher früher oder später in Belgien stattfinden wird, wenn sie nicht in Holland stattfindet. Holland kann der Lage nicht entgehen, durch eine große Concurrenz zu verlieren, wenn es kalt und todt der warmen Lebensthätigkeit des aufstrebenden deutschen Verkehrs zusieht.

Von dem hartnäckig absperrenden Holland mußte der Blick sogleich auf Belgien fallen, sobald Belgien von Holland getrennt wurde. Der deutsche Handel mußte hier zu erreichen suchen, was ihm dort zu erreichen bisher unmöglich gewesen war. Diese Unterhandlung schwebt noch. Einstweilen wollen wir versuchen, den Beweis zu führen, daß die Unterhandlungen mit Belgien wichtiger sind als die mit Holland, selbst wenn sich das leztere zur Nachgiebigkeit neigte. Holland würde gewiß unter keiner andern Bedingung jemals nachgeben, als daß Belgien von aller Concurrenz ausgeschlossen würde. Dies aber würde nicht nur unseren Handelsinteressen nachtheilig seyn, sondern auch auf die noch wichtigeren militärisch-politischen, die wir oben erörterten, schädlich zurückwirken. Wir können Belgien nicht entbehren, wir dürfen es von nichts ausschließen, was ihm und uns gleich nützlich ist. Wir dürfen es nicht unsern Interessen entfremden, um es an die französischen zu weisen. Dies bleibt immer das erste und lezte, was wir hier zu sagen haben. Es wäre keine gute Politik, Belgien aufzugeben, um Hollands karge Gunst zu erkaufen; da auf der andern Seite gewiß ist, daß, sobald Belgien unserm Handel offen ist, uns Holland nicht mehr schaden kann und wahrscheinlich genöthigt werden wird, an Liberalität mit Belgien zu wetteifern. Wir können mit und durch Belgien von Holland ganz erhalten, was uns Holland ohne Belgien immer nur halb gewähren würde.

Dazu kommt die günstige Lage Belgiens an der preußischen Grenze, der innere Reichthum, der industrielle Aufschwung Belgiens. Der deutsche Handelskörper würde sich gleichsam den rechten Arm abschneiden, wenn er die Vortheile, die ihm Belgien bei einer Vereinigung bieten kann, aufgäbe. Es ist daher nichts so wünschenswerth und rathsam, als daß alles angewendet werden möchte, damit Belgien seinen Reichthum, seine junge Thätigkeit, seine herrliche Lage direct oder indirect zum großen Capital des deutschen Zollvereins schlage.

Also wäre auch aus dieser merkantilischen Rücksicht, wie früher aus der militärischen zu wünschen, daß Belgien in einer langen Grenze unmittelbar Preußen berühre.

In dieser Beziehung verdient die Schrift des Löwener Professors Arendt alle Beherzigung. Hier sind die Vortheile, welche Belgien durch einen directen oder wenigstens indirecten Anschluß an den deutschen Zollverein gewähren würde, bereits auf das Bündigste auseinandergesezt.

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 3.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 7. Januar 1839.

Ueber die belgische Frage.

(Fortsetzung.)

Nur in dritter Reihe, obgleich sie eigentlich die erste seyn sollten, wollen wir das Interesse geltend machen, welches die deutsche Nationalität in der belgischen Frage zu wahren hat. Man ist in dieser Beziehung unbegreiflich gleichgültig. Die uns in Sprache und Abstammung und in den tausend kleinen Charakterzügen, durch welche Völker sich unterscheiden, verwandt sind, haben in lezter Instanz auch immer ein gemeinsames Interesse mit uns, sind unsere natürlichen Brüder und Bundesgenossen, wie es sich in Zeiten der Gefahr auch immer zeigt. So weit die gleiche Sprache sich ausdehnt, so weit findet man zulezt auch immer denselben Grundcharakter, dieselben Sympathien und Antipathien. Diese natürliche Bundesgenossenschaft sollte nun ein Volk niemals aufgeben, es sollte sich niemals gleichgültig gegen seine Stamm- und Sprachverwandten zeigen. Es sollte niemals ruhig zusehen, daß ein verwandter Stamm entartet, von einer fremden Nationalität überwältigt wird. Man muß solche Stämme als ein angeerbtes Kapital ansehen, das man nie leichtsinnig aufopfern, mit dem man nie ein fremdes Volk sich bereichern lassen sollte. Ein solcher Leichtsinn streitet gegen alles natürliche Interesse der Völker und überdies gegen die Ehre.

Belgien ist zum kleinsten Theil französisch (wallonisch), zum größten Theile deutsch. Noch jezt spricht das Volk außerhalb des kleinen wallonischen Distrikts einen deutschen Dialekt, der von unserer Schriftsprache nicht verschiedener ist, als so manche Mundart, die innerhalb des deutschen Bundes gesprochen wird. Ein Flamänder spricht so wenig hochdeutsch, wie ein Schweizer oder Friese. Ist er darum weniger ein Deutscher?

Gleichwohl behauptet die französische Minorität in Belgien ein bedeutendes Uebergewicht über die deutsche Majorität. Die gebildeten Klassen sprechen französisch, die officielle Sprache ist die französische, die Literatur ist eine französische. Würden die niedern Klassen allmählich den höhern nachahmen, so würde das deutsche Element in Belgien, obgleich es das vorherrschende ist, am Ende ausgetilgt, so würden die Belgier wie in der Sprache, so bald auch in der Gesinnung Franzosen werden. Diese Veränderung würde aber ein ungeheurer Verlust für die deutsche Nation seyn und eine Schande. Deutsche Sprache, Gesinnung und Bildung ist nichts so Barbarisches, daß sie der sogenannten französischen Civilisation weichen müßte. Ueberdies war Belgien in älteren Zeiten hochberühmt durch den Antheil, den es an der deutschen Literatur nahm. Mehrere der herrlichsten Originalwerke der mittelalterlichen Poesie stammen aus Belgien. Wetteifernd mit den oberdeutschen Sängern schufen die niederländischen einen Reichthum von Liedern und größern Dichtungen, der in Erstaunen sezt, obgleich er noch nicht einmal ganz wieder entdeckt ist. In verschiedenen Dialekten behandelten jene älteren Dichter Schwabens und der Niederlande dieselben Stoffe in der gleichen Denk- und Gefühlsweise, in gleichen Versmaßen. Beide standen im lebendigsten Verkehr mit einander. Soll das nun alles ab und todt seyn? Sollen die Enkel, die beiderseits noch die gleiche Sprache reden, sich nie mehr auf ähnliche Weise, wie die Väter, verstehen? Soll jenes reiche, tiefsinnige, geistvolle Flandern und Brabant, wo deutsche Kunst und Sprache so herrlich blühte, jezt auf einmal zur Oberflächlichkeit einer französischen Provinz erniedrigt werden? Was würden die alten Dichter, Maler, Baumeister, die in jenen ehrwürdigen Städten Belgiens Werke der Unsterblichkeit schufen, wohl sagen, wenn sie aus ihren Gräbern erstünden und ihre stolze Heimath von Nachdruckern der Pariser literarischen Misere entweiht säben?

Deutschlands Ehre ist dabei interessirt, daß Belgiens deutsche Bevölkerung auch wieder Antheil nehme an der

deutschen Geistesbildung. Wie kann dies aber geschehen, wenn nicht jede Art von Sympathie zwischen Deutschland und Belgien genährt, jeder Weg, der uns zu einander führen kann, geöffnet wird? Mehr als durch Schlachten ist hier durch den friedlichen Verkehr verwandter Sprachgenossen zu bewirken.

Auch in dieser nationalen Beziehung bilden Holland und Belgien einen merkwürdigen Gegensatz. Die Holländer sind ein echtes deutsches Kernvolk, fromm und bieder, das vom Fremden nichts will, sich von französischer Sprache und Denkweise nie hat berücken lassen, dessen Charakter ganz unverfälscht ist. Aber sie sind, wenn so man sagen darf, ultradeutsch. Jene echtdeutsche Untugend, im eigensinnigen Provinzialismus sich um die übrigen Stammesgenossen nicht zu bekümmern, ist bei ihnen im höchsten Grade ausgebildet. Sie wollen von den übrigen Deutschen so wenig etwas wissen, als von den Fremden. — Die Belgier sind im Gegentheil zu wenig verschlossen in ihrer Nationalität, zu sehr der fremden offen, sie haben als ein weniger zähes Gestein den französischen Schliff angenommen. Sie sind das zu wenig, was die Holländer zu viel sind.

Nun muß man aber vom Gesichtspunkt der deutschen Nationalinteressen aus auch hier wieder sagen: die Holländer bleiben uns gewiß; sorgt nur, daß uns die Belgier nicht entgehen!

So lange sich die Deutschen gar nicht nach der eigentlichen Natur des belgischen Volks erkundigen und kaum wissen, daß dort auch Deutsche leben, so lange deutsche Zeitungen die Belgier als eine fremde Race, nicht bloß als Franzosen, sondern sogar als einen Auswurf der Franzosen behandeln, ist freilich schlecht dafür gesorgt, die natürlichen Sympathien zwischen uns und ihnen zu nähren. So lange darf man sich auch nicht wundern, daß sie stärker von den Franzosen angezogen werden. Die Wahrheit ist, daß die Belgier Deutschlands Kinder sind, wie wir, nicht etwa, wie man voreilig behauptet, schon verlorene, sondern nur vernachläßigte Kinder. Es ist unser Interesse, unsere Ehre, unsere Pflicht, uns ihrer anzunehmen, für sie als für Brüder zu empfinden, sie dem Vaterhause wieder zu gewinnen. Und gerade jetzt, da sie selbst das Bedürfniß fühlen, sich auf Deutschland zu stützen, scheint es das non plus ultra politischer Unterlassungssünden, ihnen übelwollend den Rücken zu kehren.

Bisher erörterten wir die belgische Frage bloß aus dem allgemeinen deutschen Gesichtspunkt. Es ist billig, daß wir sie nun auch aus dem besondern belgischen betrachten.

Als die erste unwidersprechliche Thatsache nehmen wir an, daß Belgien unabhängig seyn will. Es ist es wirklich, wenn nicht ganz de facto, doch de jure. Es will es seyn, weil es sein besonderes Interesse hat, dem das holländische feindlich ist und das dem französischen sich nicht unterordnen und aufopfern kann. Die Neigung zur Unabhängigkeit wurzelt zugleich in bittern Erfahrungen. Belgien kam durch die fremde spanische Herrschaft um seine bürgerliche Freiheit, durch die spätere französische vollends um seinen Wohlstand. Belgien hat das Bedürfniß, seinen unermeßlichen innern Reichthum in einer von außen ungehemmten Thätigkeit zu entwickeln. Es wurde von Spanien „zur Ruhe des Kirchhofes" verdammt, seine stolzen gewerbfleißigen Bürger wurden in eine wilde Soldateska, in Mönche und Bettler umgewandelt, während Holland in Freiheit, Reichthum und Bildung aufblühte. Es wurde von Oesterreich vernachläßigt, falsch behandelt. Es wurde von Frankreich ein halb Dutzendmal ausgeplündert, endlich verschlungen, des lezten Restes von altem Reichthum beraubt und seiner Nationalität entfremdet, dem verhaßten Centralisirungs-, Aussaugungs- und Conscriptionssystem unterworfen. Es wurde endlich von Holland wie früher von Oestereich vernachläßigt und falsch behandelt, was der Schwache wohl vom Starken, aber nie vom gleich Schwachen erträgt. Diese Erfahrungen machen es hinlänglich klar, warum Belgien nach Unabhängigkeit trachtet. Und hat es dieselbe nicht wirklich schon in der kurzen Zeit, seitdem es sie genießt, zu einem überraschend schnellen Aufschwunge seiner materiellen Interessen benuzt?

Alle Erinnerungen des Leidens und der Schmach knüpfen sich den Belgiern an fremde Herrschaft, dagegen alle Erinnerungen des Wohlstandes und des Ruhms an die Unabhängigkeit. So lange Flandern und Brabant unter unabhängigen Grafen und Herzogen und selbst noch unter Burgund bis auf Philipp II. bürgerliche und constitutionelle Freiheit genossen, gingen sie der gesammten europäischen Bevölkerung an Reichthum, Bildung und Gesittung voran. Von hier aus erhielt Europa den ersten constitutionellen Unterricht. Die Keuren sind die ältesten Urkunden verfassungsmäßiger Freiheit. Hier blühte die abendländische Kunst zuerst, Malerei und Musik früher noch als in Italien. Hier war auch die große Schule der Industrie für Europa. Reichthum und Geschmack paarten sich in allem, was von Brügge, Gent, Antwerpen, Löwen, Mecheln, Brüssel kam. Von hier aus empfing Europa seine Moden. Noch jezt staunt der Wanderer über die alte Pracht der niederländischen Städte. Alle diese Pracht schreibt sich von den Zeiten der Freiheit her und der Unabhängigkeit.

Wenn Belgien mit Recht, seines alten Ruhmes und seines nie verjährenden Bedürfnisses eingedenk die Unabhängigkeit erstrebt hat, sie heilig hält, sie zu

bewahren beflissen ist und sich umsieht, von wo ihr Gefahr drohen könnte, so muß es wohl, falls es nicht ganz verblendet ist, erkennen, daß Frankreich sein allergefährlichster Nachbar ist. Holland ist nicht mehr im Stande, Belgien seiner Unabhängigkeit zu berauben. Die Verbindung Belgiens mit Holland war überhaupt nur ein Versuch im Interesse und aus der Machtvollkommenheit ganz anderer Mächte als des kleinen Holland unternommen. Sobald dieser Versuch mißlang und klar wurde, daß dieses Mittel nicht zum Zweck führe, der Zweck aber blieb, abstrahirte man von diesem Mittel, um es nie wieder anzuwenden. So wenig wie Holland ist der deutsche Bund der Unabhängigkeit Belgiens gefährlich. Im deutschen Bunde befinden sich so viele kleine und größere Staaten unabhängig neben einander, daß es schon im Princip dieses Föderalismus liegt, die Unabhängigkeit kleiner Nachbarstaaten zu achten. Der deutsche Bund hat nichts Offensives, durchaus keine Tendenz zur Eroberung. Es ist aber sein Interesse, die Unabhängigkeit Belgiens zu schützen, weil seine conservative Politik keine Vergrößerung des ohnehin immer unruhigen westlichen Nachbarstaats durch Belgien dulden kann.

Somit bleibt Frankreich allein übrig, und ist in der That die einzige Macht, die Belgiens Unabhängigkeit bedroht. Frankreich hat nicht wie der deutsche Bund eine defensive und conservative Mission, sondern eine offensive. Es hat stets nach Erweiterung seiner Grenzen getrachtet, es wird ewig darnach trachten. Unter allen Operationsobjecten, auf die es seine Angriffe richten kann und von jeher gerichtet hat, steht Belgien obenan. Es ist von einem zu militärischen Geist beseelt, um die strategische Wichtigkeit Belgiens nicht vollkommen zu kennen und nie aus den Augen zu verlieren.

Belgien ist Frankreich zu Danke verpflichtet worden, da Frankreich sich Mühe gegeben hat, die Losreißung Belgiens von Holland zu befördern. Allein es ist klar, daß Frankreich dies nur in seinem eignen Interesse und nicht etwa aus Sentimentalität gethan hat. Belgien steht in freundschaftlichen Beziehungen zu Frankreich, sein König ist mit der Tochter des Königs der Franzosen vermählt. Doch weiß der Belgier selbst solche freundschaftliche Verbindungen sehr wohl von einer politischen Unterwerfung zu unterscheiden. Belgien hat zur Genüge das Glück kennen gelernt, von französischen Präfecten regiert zu werden. Es will nicht als reiche Provinz zum Besten der ärmern französischen Provinzen ausgebeutet werden. Es will nicht seine Eigenthümlichkeit, seinen alten Ruhm, seinen Namen durch das Centralisationssystem verlieren, das unablässig bemüht ist, alle französischen Provinzen auszugleichen, die Physiognomie jeder einzelnen zu verwischen, damit Paris allein glänze.

Wenn irgend etwas den Belgiern beweisen kann, wie räthlich es für sie ist, mehr zu Deutschland als zu Frankreich zu neigen, so ist es die geschichtliche Erfahrung, daß in Deutschland von jeher die Eigenthümlichkeit der einzelnen Provinzen geachtet wurde, daß jede Provinz unabhängig von der andern sich ausbilden konnte, während in Frankreich die Tendenz immer dahin ging, die Selbstständigkeit und Originalität der Provinzen zu vernichten. In Deutschland behauptete jeder einzelne Stamm seine Unabhängigkeit, selbst einzelne Zweige eines Stammes, außerhalb des Bundes die Schweiz und Holland, innerhalb des Bundes die Bundesstaaten, aus denen er zusammengesezt ist. Sogar in den größern deutschen Staaten erhielt sich troz der im vorigen Jahrhundert herrschend gewordenen Bureaukratie, die Alles wie in Frankreich centralisiren wollte, eine Selbstständigkeit der einzelnen Provinzen und eine scharfe Eigenthümlichkeit ihrer Physiognomie, die man in Frankreich nirgends findet. Von den österreichischen Provinzen ist dies hinlänglich bekannt. Aber auch in Preußen beweist schon das eigenthümliche Institut der Provinzialstände, daß das Centralisationssystem in dem Maaß dem Provinzialismus mehr Concessionen machen mußte, in dem der Staat mehr Provinzen erwarb. Die Natur ist insofern in Deutschland immer unverrückt ihrem alten Gang treu geblieben und hat, wenn ihr Gewalt angethan werden wollte, immer unvermerklich wieder ihr Recht erlangt. In Frankreich aber befolgt die Natur genau den entgegengesezten Weg. Deßhalb muß man den Belgiern zurufen: wer unter euch mit Gewalt Franzose werden will, der werde es, wandere aber aus und gehe nach Paris, wo er das Glück, ein Franzose zu seyn, allein genießen kann. In der Provinz wird er immer eine triste Rolle spielen. — Wollt ihr aber unabhängig bleiben und vermögt ihr es aus eigener Kraft nicht durchzusetzen, so sucht den Garant eurer Unabhängigkeit einzig da, wo von jeher die Unabhängigkeit kleiner Staaten, die eigenthümliche Art und Weise einzelner Provinzen geachtet und geschüzt wurde, nämlich in Deutschland!

Zwar ist Belgien unter allen Umständen gegen jede mögliche Usurpation von Seiten Frankreichs durch das politische Interesse der deutschen und anderer Mächte geschüzt, die nie zugeben können, daß Belgien französisch werde. Allein Belgien ist dennoch mehr gesichert, wenn es mit Deutschland in eine engere Verbindung tritt. Je schwankender die Stellung der kleinen Staaten war, die zwischen Frankreich und Deutschland lagen, um so mehr waren sie jederzeit von Frankreich her gefährdet.

Lothringen, Burgund, Flandern, Lüttich, Trier hatten von jeher ihre Bündnisse mit Frankreich mehr zu bereuen, als ihre Verbindung mit dem deutschen Reiche. So oft sie mit Frankreich Freundschaft schlossen, gründete Frankreich Ansprüche darauf, sah diese Ansprüche bald als herkömmliche Rechte an und endete jederzeit mit der Besitznahme. Von der deutschen Seite her wurden diese kleinen Grenzländer niemals gefährdet, vielmehr in ihrer Unabhängigkeit geschützt. War dieser Schutz in den traurigen Zeiten allgemeiner Zerrüttung nicht immer wirksam genug, so wurde er es doch jederzeit wieder in den Zeiten der Erhebung. Mehr als einmal wurde Belgien durch deutsche Hülfe den Heeren und Statthaltern Frankreichs wieder entrissen und heute noch verdankt Belgien seine Unabhängigkeit von Frankreich nur den deutschen Heeren, die es im Jahr 1813 befreiten.

In der gegenwärtigen Zeit und für die Zukunft darf Belgien mit größerer Zuversicht als je auf den Schutz Deutschlands rechnen, wenn seiner Unabhängigkeit Gefahr drohen sollte. Wir leben nicht mehr in den Jahrhunderten der Feudalanarchie, nicht mehr in denen der Selbstvergessenheit und politischen Schwäche. Deutschland bildet eine compacte Macht, ist trefflich gerüstet, hat aus langer Erfahrung endlich gelernt, seine Interessen Frankreich gegenüber zu bewachen, in der Diplomatie wie im Felde zu schützen. Die Zeiten Philipps des Schönen, Ludwigs des Vierzehnten und Napoleons sind nicht mehr. Stünden auch in Frankreich wieder Eroberer auf, sie würden Deutschland nicht mehr finden wie sonst. Belgien fasse also Vertrauen zu diesem gewichtigen Deutschland, das der natürliche und zugleich vollkommen befähigte Garant seiner Unabhängigkeit ist.

Gehen wir von der eigentlichen Existenzfrage zu Belgiens materiellen Interessen über, so scheint es, Belgien müsse eben so sehr wünschen, am deutschen Zollverein einen Rückhalt zu bekommen, als der deutsche Zollverein wünschen muß, durch Belgien ans Meer zu gelangen. Belgien allein nämlich wird schwerlich im Stande seyn, seine geographische Lage in dem Grade zum Aufschwung seines überseeischen Handels zu benutzen, in welchem es dies vermöchte, wenn es vom Interesse und von der Macht des deutschen Zollvereins dabei unterstützt, getragen, geschützt würde. Die Eifersucht mehr als eines am Meere gebietenden Nachbars steht ihm noch im Wege. Es muß seine Kraft vom Binnenlande her verstärken. Je mehr die deutschen Mächte des Binnenlands bei jeder Einschränkung des belgischen Seehandels betheiligt seyn werden, um so mehr wird Belgien selbst einer solchen Einschränkung trotzen können. Wie in politischer, so in merkantilischer Beziehung ist Deutschland Belgiens natürlicher Bundesgenosse.

Ueberdies ist die Industrie Belgiens so überwiegend, daß sie im Fall einer Verbindung Belgiens mit dem deutschen Zollverein in diesem weniger Concurrenten als einen sehr erweiterten Markt finden würde. Für Deutschland wäre die Concurrenz der belgischen Industrie aber durch die Vortheile des freien Seewegs wieder aufgehoben. In der That würde sich durch eine Annäherung Belgiens an den deutschen Zollverein die Theorie, welche diesem Verein zu Grunde liegt, nur auf das glänzendste bewähren. Vom Gesichtspunkt der materiellen Interessen beider Contrahenten aus scheint jene Annäherung nur wünschenswerth, ja geboten. Es können nur Rücksichten anderer Art seyn, die sie bis jetzt verhindert haben.

Ist nun Belgien politisch und merkantilisch, sofern es seine Unabhängigkeit behaupten und seiner Industrie, seinem Handel den großartigsten Aufschwung geben will, an Deutschland als an seinen natürlichen Bundesgenossen gewiesen, so erliegt es eben so wenig einem Zweifel, daß es auch mit seinem nationalen Interesse eben diesem Deutschland zugewiesen ist.

Die Belgier können sich dem allgemeinen Naturgesetze nicht entziehen, das jedem Volksstamm zur Pflicht macht, an seinen Wurzeln festzuhalten. Nie entäußert sich ein Stamm ungestraft seinem angebornen Charakter, seiner angebornen Sprache. Die Geschichte der Belgier selbst ist der beste Beleg dazu. Die deutsche Bevölkerung dieses Landes erlag zweimal zu ihrem großen Nachtheil dem Einfluß fremder Nationen. War es glücklich, als es unter Spanien kam, die spanische Tracht, Sprache, Gesinnung mit den spanischen Institutionen annahm, durch Geistesdruck, Inquisition, Tyrannei entnervt und herabgewürdigt wurde? War es glücklich, als es später unter Frankreich kam, zuerst durch die hungrigen Sansculotten rein ausgeplündert, dann durch ein Heer von fremden Soldaten und Beamten überschwemmt und mit jeder Art von Entsittlichung angesteckt wurde? Noch jetzt wirkt dieser doppelte Einfluß fremder Nationalitäten in Belgien nach. Noch immer drängen sich zwei fremde Elemente vor und halten das ursprünglich germanische nieder. Noch immer ist im Klerus ein Rest von spanischem Wesen, noch immer in den Libellen und Emeuten ein Rest von altfranzösischem Jakobinismus. Noch immer wandelt das Gespenst Granvellas durch die Gassen der alten Städte, um dem Gespenst Paches zu begegnen.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 4.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 9. Januar 1839.

Ueber die belgische Frage.

(Schluß.)

Glücklich war Belgien nur, da es noch in seiner alten ständischen und städtischen Freiheit deutschen Bürgersinn, deutsche Kunst pflegte und weit entfernt, sich seiner deutschen Sprache und Denkart zu schämen, vielmehr stolz auf sie war, in den Zeiten, aus denen alle großen Erinnerungen des niederländischen Volkes stammen. Unglücklich war es nur in den Zeiten der Entfremdung.

„Nicht in der Assimilation eines fremden, nur in der folgerechten Entwicklung des nationalen Grundstoffs liegt das Heil der Völker." Dieses Naturgesetz wird sich unter allen Umständen bewähren. Es würde Belgien sehr zuträglich seyn, wenn sein zurückgedrängtes germanisches Element wieder kräftiger hervorträte. Die Belgier selber fühlen das auch. Sie haben angefangen, sich wieder lebhaft ihrer Vorzeit zu erinnern und jedes Blatt ihrer alten Geschichte, ihrer alten Sprachdenkmäler sagt ihnen, daß sie Deutsche seyen. Wenn sie erst den Antheil, den ihre Väter an der deutschen Geistesbildung genommen haben, in seinem ganzen Umfang werden kennen gelernt haben, wird sich ohne Zweifel die nationelle Sympathie noch lebhafter regen. Und warum sollte sie nicht zuletzt der edle Ehrgeiz beseelen, ihren deutschen Brüdern heute wieder zu werden, was einst ihre Väter unsern Vätern waren?

Die Wiedergeburt ihrer alten Literatur ist das erste. Damit fängt man wie billig an. Man kann aber dabei nicht stehen bleiben. Die Belgier werden, wenn sie sich erst in ihrer alten deutschen Nationalität wieder fühlen gelernt haben, von selbst darauf kommen, sich auch nach der Geistesentwicklung des gegenwärtigen Deutschland zu erkundigen. Sie werden nachholen, was sie seit der spanischen Herrschaft versäumt, und die ihrem deutschen Geist und Gemüth so innig verwandten Werke deutscher Wissenschaft und Kunst, die ihren Blicken durch eine oberflächliche französische Bildung bis jetzt entzogen blieben, kennen und lieben lernen, wie alle andern Deutschen. Wir zweifeln nicht, daß es geschehen wird, weil es in der Natur der Dinge liegt. Doch wäre zu wünschen, daß es bald genug geschähe, daß jene große Anzahl Belgier, welche die wahren Interessen ihres Volksstammes vertreten, auf dieses Mittel zum Zweck frühe genug aufmerksam würden und sich die Verbreitung der deutschen Literatur in Belgien angelegen seyn ließen.

Die Belgier haben in dieser Beziehung einen Vorzug vor den Holländern voraus. Sie besitzen eine ältere Provinzialliteratur, aber keine, oder nur eine sehr geringfügige neuere. Sie können sich daher mit viel größerer Leichtigkeit der verwandten Nationalliteratur anschließen. Bei den Holländern wird der Provinzialehrgeiz noch lange dem Anschluß an die allgemeine deutsche Nationalliteratur im Wege stehen, bei den Belgiern nicht. Sie haben französisch geschrieben. Allein in dem Maaß, in welchem sie ihrer Unabhängigkeit sich bewußt werden, müssen sie auch das germanische Element wieder in sein natürliches Recht eintreten lassen. Schwerlich werden sie das Beispiel der Holländer nachahmen und flämisch schreiben, wie die Holländer holländisch. Sie werden deutsch schreiben und wahrscheinlich früher als die Holländer, wenn anders die Natur noch ihren geregelten Gang geht und nicht Unnatur die Richtschnur des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts bleibt, wie es die des siebzehnten und achtzehnten war.

Offenbare Unnatur ist die Verbreitung der französischen Sprache in ursprünglich deutschen Ländern. So lange die höhern Stände in Deutschland sich von der französischen Sprache beherrschen ließen, stockte die natürliche nationelle Entwicklung und es bedurfte einer

gewaltsamen Reaction, um den fremden Geist aus dem Lande zu verbannen und den eignen wieder in schöner Kraft zu entfalten. Wie, wenn in ganz Deutschland die französische Sprache herrschend geworden wäre, wenn das gemeine Volk den Wahnsinn der höhern Stände getheilt hätte? Kann man sich etwas Schmählicheres denken als das Verschwinden der herrlichen deutschen Nationalität, Sprache und Literatur vom europäischen Boden? Was aber am Ganzen nicht zu entschuldigen gewesen wäre, warum soll man es an einem Theil entschuldigen? Für die altdeutsche Bevölkerung Belgiens wäre es nicht um ein Haar weniger schmählich, wenn sie aufhörte deutsch zu seyn, als für ganz Deutschland.

Belgien hat aber in lezter Instanz nur die Wahl zwischen jener Unnatur der Entnationalisirung, des Französischwerdens, und zwischen dem Anschluß an die allgemeine deutsche Nationalliteratur. Diese leztere nämlich dehnt sich unaufhaltsam bis zu ihren natürlichen Grenzen aus und verschlingt in sich alle besondere Provinzialliteraturen. Vor dreihundert Jahren schrieb man in der Schweiz noch im Schweizer Dialekt, in Pommern noch im pommerschen Dialekt, jezt nicht mehr. Holland allein wehrt sich noch gegen das große Naturgesetz, doch nicht zu seinem Vortheil. Das Natürliche ist, daß in der Schrift eine allgemeine Sprache vorherrsche, die provinzielle Mundart aber der mündlichen Rede unangetastet vorbehalten bleibe. Dies ist z. B. in der Schweiz der Fall, und sie hat sich stets wohl dabei befunden. Politisch unabhängig, in kräftiger provinzieller Eigenthümlichkeit der Sprache und Sitte in ihrer ganzen alten Integrität erhalten, hat sie sich doch der großen deutschen Nationalliteratur angeschlossen, von ihr Geistesnahrung empfangen und wieder auf sie zurückgewirkt. Schweizer stehen in den ersten Reihen unserer Denker und Dichter unter den Heroen deutscher Wissenschaft und Kunst und blieben doch immer freie unabhängige Schweizer. Ist ein solches Verhältniß nicht auch für Belgien das natürlichste?

Vielleicht ist es nicht ganz unnütz, eine Bemerkung hier anzuknüpfen, die sich zugleich auf die oben erörterten materiellen Interessen bezieht. Das alte Flandern und Brabant verdankte seinen industriellen Glanz ausschließlich seinem germanischen Element, dem deutschen Bürgersinn. In Frankreich unter einem zügellosen Feudaladel und unter Königen, die immer nach Autokratie strebten, kam dieser altdeutsche Bürgersinn nie auf, nahm Industrie und Handel nie diesen großartigen Gang. Und noch jezt ruht der Segen des bürgerlichen Fleißes und Reichthums auf den Völkern germanischer Abstammung, bei Deutschen, Schweizern, Holländern, Engländern und Nordamerikanern. Können sich damit die Franzosen, Italiener, Spanier vergleichen? Alle Völker romanischer Zunge haben eine Neigung, ihre Thätigkeit, ihren Reichthum, ihren Ruhm in den Höfen, Parlamenten und Armeen zu concentriren. Das Volk in den Provinzen ist in Masse hier nirgends so fleißig, reich, gebildet, ja nicht einmal so bürgerlich frei, als in den Städten und Landschaften germanischer Zunge. Die Nationalität übt hier einen durchgreifenden Einfluß. Es ist also auch in Bezug auf die materiellen Interessen nicht gleichgültig, zu welcher Nation man sich bekennt, welcher man in Sprache, Denkart, Gewohnheiten folgt. Unter dem spanischen Einfluß verlor Belgien mit dem altdeutschen Bürgersinn auch seinen gewerblichen Reichthum, während das deutsch gebliebene Holland ihn allein an sich zog. In Amerika ist mit dem germanischen Fleiße die englisch-deutsche Bevölkerung gegen das französische Louisiana wie gegen das spanische Texas unaufhaltsam vorgedrungen, weil hier in der romanischen Bevölkerung dieser Fleiß, diese bürgerliche Thatkraft fehlt. Belgien romanisch machen, heißt ihm den Nerv seiner industriellen Thätigkeit abschneiden. Es in seiner germanischen Nationalität wiedergebären, heißt diesen Nerv stählen, um das Glück und den Ruhm von kommenden Jahrhunderten zu tragen.

Das Resultat aller dieser Betrachtungen kann nun kein anderes seyn, als der Wunsch, es möchte von Seiten des deutschen Bundes alles nur Mögliche geschehen, um Belgien für die deutschen Interessen zu gewinnen, und Belgien möchte alle dem entgegen kommen, was von deutscher Seite her für es geschieht.

Hieraus folgt, daß auch gewünscht werden muß, der schwebende staatsrechtliche Prozeß möchte auf die den gemeinsamen deutschen und belgischen Interessen günstigste Weise entschieden werden. Es handelt sich zunächst von den 24 Artikeln, deren Annahme das, was wir wünschen, auf lange Zeit beseitigen, Belgien nicht nur isoliren, von Deutschland durch das dazwischen geschobene Holland losreißen, sondern auch in eine feindliche Stellung gegen Deutschland versetzen, alle in Belgien aufkeimenden deutschen Sympathien wieder vernichten und dagegen die französischen nähren, Belgien fortan lediglich an die französische Freundschaft, an den französischen Schutz weisen würde.

Der deutsche Bund würde dadurch offenbar in seinen Interessen verkürzt. Oesterreich muß aus strategischen Gründen wünschen, daß Belgien bei jedem möglichen Kriege, der Deutschland und Frankreich wieder entzweien könnte, auf der deutschen Seite stehe, Deutschlands Bollwerk gegen Frankreich bleibe. Preußen muß zugleich

aus merkantilischen Gründen jede nähere Verbindung mit Belgien wünschen, und die sämmtlichen kleineren Bundesstaaten haben das natürliche Interesse, daß zwischen Frankreich und den großen Mächten ein kleiner Staat mehr existirt, der ihre Zahl, mithin auch ihre politische Bedeutung verstärkt und bei dessen Unabhängigkeit sie nicht weniger betheiligt sind, als bei ihrer eigenen.

In Bezug auf Preußen könnte man einwenden, es liege nicht im Interesse dieses Staates, die Sympathien zwischen den katholischen Bevölkerungen Belgiens und der preußischen Rheinlande zu nähren, wenigstens nicht jetzt, in einem Augenblick kirchlicher Wirren. Wir glauben aber, daß die große Politik den augenblicklichen Lerm der Journale und Brochuren und selbst die theilweise Volksaufregung nicht so hoch anzuschlagen brauchen, als die bewährte und dauernde Gesinnung in der Mehrheit des Volkes. Wir glauben, daß die Aufklärung und Toleranz, die lange Gewohnheit des Religionsfriedens, die Macht der Bildung und namentlich der materiellen Interessen ungleich wirksamer sind, als das Geschrei der Parteien. Wir glauben endlich, daß die gediegene neutrale Macht im Volk, die von jenen kirchlichen Wirren nichts wissen will, ganz ungemein verstärkt werden würde, wenn eine Handelsverbindung mit Belgien den materiellen Interessen einen neuen Aufschwung gäbe. In der That läßt sich kaum eine wirksamere Diversion denken, die dem unnatürlichen, unsern wahren Interessen so durchaus entgegengesetzten Kirchenstreit gemacht werden könnte. Nichts wäre so sehr geeignet, die Aufmerksamkeit von einem vollkommen unnützen Streite abzulenken, und mit dem zu beschäftigen, was allen nützlich ist. Oder hat man nicht etwa schon die Erfahrung gemacht, wie viel Leidenschaftlichkeit durch dieses Mittel beschwichtigt werden kann? Verbote, Censur, die bewaffnete Macht konnte wohl die Gährung, die in Folge der Julirevolution auch in Deutschland ausgebrochen war, unterdrücken, nicht aber die Gemüther versöhnen, nicht den Leidenschaften ihren verborgnen Stachel nehmen, nicht eine neue ungewöhnliche Zufriedenheit herbeiführen. Dies vermochte keine negative, sondern nur eine positive Maßregel. Dies vermochte nur der Zollverein. Wer im Sinn der großen Politik handelt, ist immer sicher, die Nachtheile und Gehässigkeiten der kleinen zu besiegen. Wer für das wahre Interesse der Gesammtheit des Volks handelt, hat auch die Gesammtheit des Volks stets auf seiner Seite, und triumphirt über die Parteien. Der Ultramontanismus hat dem König Schach geboten, ein Zug in die Dame, das Vorrücken des deutschen Handels bis nach Ostende würde ihn zuverlässiger als irgend etwas zum Rückzug nöthigen.

Wenn wir nicht irren, so hat überhaupt nur die politische Windstille, die seit etwa fünf Jahren eingetreten ist, jene kirchlichen Parteien laut werden lassen, und was von Leidenschaftlichkeit auf dem politischen Gebiete zurückgedrängt worden ist, hat sich ins religiöse geworfen. Sollte dies wahr seyn, so würde gewiß auch eine Versöhnung des politischen Unmuths das sicherste Mittel darbieten, allen Gefahren der kirchlichen Parteiung vorzubeugen, ja die Aufmerksamkeit gänzlich davon abzuziehen. Wir verstehen unter dieser Versöhnung nicht die Erfüllung chimärischer Hoffnungen, sondern nur die Befriedigung gerechter Erwartungen, die Verwirklichung der in der deutschen Bundesakte niedergelegten Idee des freien Handels bis ins Meer. Die allgemeine Zufriedenheit und Beruhigung hängt von der naturgemäßen Entwicklung der deutschen Interessen ab, zunächst der materiellen Interessen. Wir bitten, darunter nicht ein gemeines Abkaufen geistiger Interessen durch materielle zu verstehen, denn wir setzen voraus, daß zugleich die geistigen Interessen beider Confessionen durch die Aufrechterhaltung der bisherigen Gleichheit beider vollständig gewahrt werden.

Unläugbar ist die Hinweisung auf das, was uns allen gleich nützlich und heilsam ist, besser als das immer tiefere Versinken in den Parteihaß. Möchten daher Maßregeln beliebt werden, die stets mit einer Art von Zaubergewalt wirken, wenn sie den Nationalinteressen im Großen entsprechen, wie der Zollverein bewiesen hat. Eine solche Maßregel aber wäre der Anschluß Belgiens an die deutschen Interessen.

Mit alledem aber ist noch keine einzige der Schwierigkeiten beseitigt, welche die Ansprüche Hollands dem, was wir wünschen, in den Weg legen. Wir wissen das sehr wohl und sind auch nicht vorwitzig genug, um diesen gordischen Knoten lösen zu wollen, der so lange schon die größten Diplomaten Europas ermüdet hat. Inzwischen machen wir die Vorfrage geltend: welches ist das Interesse des deutschen Bundes? Wenn alle Bundesglieder — Holland leider ausgenommen — darüber einig sind, und wenn anerkannt wird, daß dieses wohlverstandene Interesse mit dem wohlverstandenen Interesse Belgiens in den wesentlichsten Punkten identisch ist, so ist damit wenigstens eine breite Basis für das Unterhandeln und Handeln gewonnen.

Holland selbst ist, wie wir oben schon bemerkten, von der Natur angewiesen, in Deutschland seinen Rückhalt, in Belgien seine Vormauer zu sehen. Sein wahres und bleibendes Interesse widerspricht also dem deutschen und belgischen durchaus nicht, stimmt vielmehr

genau damit überein. Einer kälteren Politik würde auch hier der Haß des Augenblicks weichen, und man würde unvermeidliche Concessionen machen, um seine zukünftige Existenz desto solider zu garantiren.

Voraussichtlich wird, wie es der Gang der Zeit, wir möchten fast sagen, die politische Mode mit sich bringt, ein Mittelweg eingeschlagen werden. Die Annäherung der französischen Politik an die einer nordwestlichen und südöstlichen Macht wird die Sache noch erleichtern. Allein es wird darauf ankommen, ob auf diesem Mittelwege etwas mehr oder weniger für die deutschen Interessen gewonnen werden und ob das Stipulirte den Charakter des Dauerhaften an sich tragen wird.

Die deutschen Interessen scheinen weniger zu gewinnen, wenn Luxemburg und Limburg als ein Grenzcordon zwischen Preußen und Belgien gezogen und dem deutschen Zollverein gleichsam ein Riegel vorgeschoben wird. Der Nachtheil wäre geringer, wenn Luxemburg als deutsche Bundesprovinz Belgien einverleibt, oder wenigstens, dem Sinn der Bundesakte gemäß, als ein deutsches Bundesland und Erbe des Gesammthauses Nassau den Interessen des deutschen Bundes, und nicht, wie bisher, nur denen Hollands untergeordnet würde.

Die Dauerhaftigkeit dessen, was stipulirt werden wird, scheint weniger gesichert, wenn die Wunde nicht durch einen augenblicklichen, wenn auch großen Schmerz zugeheilt, sondern fortwährend offen gehalten wird. Die Theilung der holländischen Schuld nämlich wird stets einen Dorn im Auge Belgiens zurücklassen, dessen es sich bei irgend einem Anlaß zu entledigen suchen wird. Es wird sich von dieser Last nur durch Frankreich befreien zu können hoffen dürfen. Der Kassenschlüssel zu diesem jährlichen Tribut wird mithin auch der Schlüssel seyn, der den Franzosen zu jeder gelegenen Zeit das Thor zu dem Bollwerk öffnen wird, welches wir Deutschen als unser Bollwerk gegen Frankreich ansehen zu müssen glauben. Man hätte, wie es scheint, alsdann mit der Julirevolution nicht definitiv abgeschlossen, sondern nur auf eine neue provocirt. Die Millionen, die Belgien jährlich zahlen müßte, sind eine Prämie für das revolutionäre Princip in Europa.

Indem wir die Schwierigkeiten der Ausgleichung nicht verkennen, wünschen wir doch im Gesammtinteresse Deutschlands, und im Namen der schönen Hoffnungen, die sich an eine Weiterentwicklung des Zollvereins knüpfen, daß ein Segen auf dem Werke ruhen möge, welches die Welt von der weltgebietenden Kunst der Diplomaten erwartet, und zwar ein Segen für das gesammte Deutschland, was wir nicht einem außerdeutschen Interesse, welches es auch wäre, nachgesezt und zum Opfer gebracht sehen möchten.

Sprachkunde.

Die schweizerische Mundart im Verhältniß zur hochdeutschen Schriftsprache. Frauenfeld, Beyel, 1838. 8.

Der ungenannte Verfasser findet es unnatürlich, daß die Schweizer verhältnißmäßig noch immer so wenig für die richtige Erlernung und Uebung der deutschen Conversationssprache thun, während sie doch die französische so regelmäßig erlernen. Er sagt, die Schweizer gehören der nationalen Sphäre Deutschlands an und sollen sich also auf keine Weise, auch nicht durch allzu hartnäckiges Festhalten an ihrer besondern Mundart davon ausschließen. Allein wie es uns scheint, ist der Verfasser gegen den Provinzialismus viel zu streng, und durch eine solche Strenge fördert man das größere Nationalinteresse in der Regel nicht, sondern verlezt nur. Man kann von den verschiedenen Stämmen, in welche das deutsche Gesammtvolk zerfällt, durchaus nicht mehr verlangen, als daß sie die gemeinsame deutsche Schriftsprache in ihrer Literatur, in ihrem öffentlichen Leben gebrauchen. Ob sie daneben noch ihren Provinzialdialekt sprechen, ist alsdann gleichgültig, oder es ist sogar ein Gewinn, denn die gemeinsame Schriftsprache behält dadurch immer einen lebendigen, ihr sehr wohlthätigen Gegensatz, vermag sich viel weniger abzuschleifen und behält viel mehr Produktionskraft, weil ihr aus den Mundarten immer neues Leben zuströmt. Den Holländern muß man vorwerfen, daß sie sich literarisch von Deutschland abgeschlossen haben. Die Schweizer aber befinden sich in einem vollkommen richtigen und natürlichen Verhältniß zu Deutschland. Man kann nicht mehr von ihnen verlangen, als was sie leisten. Sie haben eine gemeinschaftliche Literatur mit uns. Sie verstehen uns, wir verstehen sie recht gut. Auf die kleinen Nuancen bei der mündlichen Rede kommt es gar nicht an. Auch möchten wir nicht unterschreiben, daß die oberländischen Laute einen Mangel an Bildung verrathen. Referent hat jederzeit mit Entzücken diese Laute aus dem Munde nicht bloß sehr schöner, sondern auch sehr gebildeter und geistreicher Schweizerinnen vernommen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 5.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 11. Januar 1839.

Neue Reisen.

1) Der Vorläufer. Vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen. Stuttgart, Hallberger, 1838.

Reisen des berühmtesten Touristen unserer Tage in Griechenland in den Jahren 1836 und 1837. Wir finden ihn zuerst in Missolunghi und Patras. Nachdem er von der Gegend, von den Einwohnern, von den Alterthümern und neuern Kriegserinnerungen gesprochen, schweift er auf die Pferdezucht ab und theilt einen Auszug seiner Correspondenz mit dem Grafen Veltheim mit, wodurch einige Dunkelheiten in der bisherigen Kenntniß der arabischen Pferderacen erhellt werden. So wichtig diese Notizen den Männern von Fach seyn werden, wollen wir sie doch hier „beliebter Kürze wegen“ übergehen. Der Verfasser schiffte sich nach Salona ein und besuchte die Trümmer des alten heiligen Delphi. Folgende Scene mag darthun, welchen Grad von Civilisation man in Rumelien antrifft. „In der elenden Hütte des Dimarchen, wo ich übernachtete, lernte ich am Hauswirth einen jener schlechtern Griechen kennen, die der Nation im übrigen Europa eine so falsche Beurtheilung zugezogen haben. Kriechend und frech, lügnerisch und hinterlistig, betrügerisch und falsch, aber schlau und gewandt, mag er an diesem viel besuchten Orte bei manchem Reisenden ein häßliches Schattenbild griechischen Nationalcharakters zurückgelassen haben. Es war ein wahres Studium für mich, ihn zu beobachten, welche mannichfache Listen er während unsres ganzen Aufenthalts anwandte, nicht nur uns selbst so viel er konnte zu betrügen, sondern auch, in der festen Ueberzeugung, daß Niemand von uns griechisch verstünde, alle Einwohner des Dorfes, meine in Salona gemietheten Agojati, und selbst die mich begleitenden Gensd'armes aufzufordern und zu ermuntern, ein Gleiches zu thun. Emil überhörte ihn einmal, wie er den um ihn Versammelten zurief: „Ihr seyd Thoren, die Gelegenheit nicht besser zu benutzen, das sind dumme und reiche Leute, die von nichts wissen, und können wir ihr Geld nicht in Gutem bekommen, so müssen wir ihnen Furcht einjagen, denn wir sind die Stärkern.“ Daß nun eine Magistratsperson nur so zu sprechen wagen darf, ist allerdings zugleich ein Beweis der Schwäche des Gouvernements. Dies scheint aber hier in Rumelien noch nicht viel zu gelten, wo es nicht gerade irgendwo mit gewaffneter Hand darin auftritt. Die Befehle des Staatskanzlers und der Ministerien, welche ich mit mir führte, und die in der Morea überall mit Respekt aufgenommen worden waren, halfen hier bei den untergeordneten Autoritäten so viel wie nichts, und wurden nicht selten mit spöttischen Blicken kaum angesehen, wieder zurückgegeben. Privatempfehlungsbriefe und Geld waren das einzige Mittel zum Zweck, und selbst meine Salonaer Gensd'armes, die mich eigenmächtig auf der Hälfte des Weges nach Zeitun verlassen wollten, konnte ich nur durch verdoppelte Bezahlung zum Bleiben bewegen. Demungeachtet ist man vor Räubern hier weit sicherer als in der Morea, weil in dieser Hinsicht die Militärchefs, welche seit der letzten Insurrektion noch das Land besezt halten, auf gut türkische Manier reinen Tisch gemacht haben, während man in der Morea die Sache den Civilgerichten überläßt, die das Uebel nur ärger machen.“

Ein Versuch des Verfassers, den Parnaß zu ersteigen, wurde durch übles Wetter vereitelt. Auf dem Wege nach Zeitun aber fand er zwischen dem Parnaß und Oeta sehr reizende und großartige Landschaftsgemälde. Von den berühmten Thermopylen, die er zu passiren hatte, macht er folgende Schilderung: „Dieser durch die heldenmüthige Vertheidigung der Spartaner selbst bei den Schulknaben berühmt gewordene Paß ist in seiner militärischen Wichtigkeit wohl immer überschäzt worden, da er, wie die Geschichte zeigt, nie, troz aller Tapferkeit

der Vertheidigung, eine Armee gehindert hat, in Griechenland einzubrechen — aus dem sehr einfachen Grunde, weil stets mehrere Wege daneben durch das Gebirge führten.* Jetzt, wo das Meer Stunden weit davon zurückgewichen ist, und die Moräste ziemlich ausgetrocknet sind, bleibt er nur noch von geringer Bedeutung. Nach einem zweistündigen Ritt, der zum Theil durch höchst anmuthiges und süß duftendes Gehölz führte, wo neben den vielfarbigen Herbstbeeren auch immer noch bunte Blüthen prangten, erblickten wir den angeblichen Tumulus der Dreihundert, das Polyandrium mit der bekannten Inschrift, von der jetzt freilich eben so wenig mehr übrig ist, als von allen andern Zierden, die dieses Monument umgeben haben mögen. Ich glaube indeß doch, daß diese geringen Reste wirklich identisch mit dem alten Tumulus seyen: Erstens, weil es keinen andern in der ganzen Gegend gibt; zweitens vermöge seiner soliden Bauart aus Erde und Steinen; drittens wegen seiner höchst sinnig gewählten Lage an dem schönsten Aussichtspunkt, der hier aufgefunden werden konnte, über einem hohen sehr in die Augen fallenden Felsenblocke errichtet, bis an welchen früher wahrscheinlich das Meer reichte, da man eiserne Ringe daran befestiget fand, um Kähne anzuhaken. Jetzt ist zwei gute Stunden weit theils morastiger und mit Schilf bedeckter, theils sandiger Boden von hier bis an den Golf angeschwemmt. Von den Marmorblöcken, die Dr. Clarke auf dem Tumulus noch gesehen haben will, ist keine Spur mehr vorhanden. Eben so wenig konnte ich weiter unten, nahe bei den Thermopylen, irgend einen Rest der Mauer entdecken, die angeblich den maliakischen Golf mit dem Korinthischen verbunden haben soll, und auch die riesengroße Platane an der Quelle existirt nicht mehr, wo Dr. Clarke supponirt, daß die Reiter des Xerxes die Vorposten des Leonidas mit dem Kämmen ihrer Haare und gymnastischen Uebungen beschäftigt sahen. Bald darauf kommt man an die schwierigste Stelle des Passes, ein schmaler gepflasterter Weg, der an 50 Schritte lang ist. Rechts nach dem Meere zu ist ein Stunden-langer Sumpf, links eine ungefähr hundert Schritte breite Fortsetzung desselben bis an die steile und reich bebuschte Bergwand des Oeta. Auf beiden Seiten war jetzt der Sumpf beinahe besser zu passiren als der holprige Steinweg. So wie man diese Stelle hinter sich hat, breitet sich eine sandige, mit einzelnem Strauchwerk bewachsene Ebene aus, die Anthéia, wo die erste Versammlung der Amphyktionen im Tempel der Ceres stattfand. Ein Theil derselben ist wie mit Salz überzogen und der Pferde Tritte dröhnten hier wie auf einem hohlen unterirdischen Gewölbe. Viele kleine Bäche laufen darüber hin, die am Fuße der Bergwand entspringen. Dies sind die warmen Quellen, sonst dem Herkules geweiht, und an denen Herodes Atticus Bäder erbaute; noch entdeckt man im Gebüsch und im Wasser einige Spuren alten Mauerwerks. Ich verfolgte die Hauptquelle bis zu ihrem Ursprung an einem reizenden, üppig bewachsenen Abhange. Sie war nicht heiß, sondern nur eben warm zu nennen, roch sehr stark, wie die ganze Umgegend, nach Schwefel, und war von einem salzigen, aber zugleich pikanten und angenehmen Geschmack, der die Anwesenheit von Kohlensäuren verrieth. Wäre dies Wasser in Deutschland, man würde bald dabei eine prunkende Bade- und Trinkanstalt entstehen sehen — hier fließt es ungebraucht und unberücksichtigt ins Meer."

Von Zeitun aus besuchte der Verfasser den großen Viehmarkt in Patradschick, ein buntes charakteristisches Menschengewühl in allen Trachten Rumeliens. Die Schilderung desselben ist etwas zu kurz für die Neugier des Lesers. Der Verstorbene brach sodann nach Athen auf und wählte trotz aller Warnungen einen äußerst malerischen Weg über den Oeta (nach Paläochori), den er allen, die nach ihm kommen, angelegentlich empfiehlt. Er wurde zwar abermals stark angereizt, den Parnaß zu besteigen, unterließ es aber doch; „Ich stieg von hier (Velitea, Thithorea) sehr beschwerlich eine halbe Stunde am Parnaß hinauf, wo in einem Wäldchen alter Walonidi-Eichen eine kleine Kapelle steht, wahrscheinlich derselbe Ort, wo nach Pausanias Angabe schon damals in einem heiligen Haine ein Tempel und eine Statue der Minerva sich befanden, obgleich Pausanias Thithorea bereits im Zustande des Verfalles antraf. Hier lagen nun die höchsten kahlen Felsenzinnen des Parnasses über dunklen Fichtenwäldern in ätherischer Klarheit gerade vor mir, und vier Stunden rüstigen Kletterns hätten mich hinaufgebracht. Wär' ich ein Dichter, ich hätte mich dazu verstanden, so fand ich mich nicht würdig, und schon mehr Ehre, als ich verdiene, darin, den ganzen Dichterberg rund umzogen, und bei der Korikischen Höhle bis zur Hälfte seiner Höhe gelangt zu seyn. Ueberdem ist es nicht zu läugnen, daß der lange Aufenthalt in den heißen Klimaten etwas entnervt; überdies ließen mich die letzten Reise-Fatiguen immediat nach meiner Krankheitsperiode in Patras befürchten, daß, nach der unvermeidlichen gewaltsamen Erhitzung eine eisige Nacht des Steigens, 6000 Fuß hoch auf dem Gipfel zugebracht, meiner Gesundheit Gefahr

* Xerxes, Brennus, der Consul Acilius gegen Antiochus, die Hunnen unter der Regierung Justinians, und endlich Bajazet, forcirten sämmtlich die Thermopylen durch Umgehung des Sandes.

bringen könnte. So siegte diesmal prosaische Klugheit über die poetischeren Anwandlungen."

In Livadia fand der Verfasser „einen versteinerten Schädelknochen mit den auffallendsten Zeichnungen auf seinen beiden Seiten, gewiß einem alten Macedonier, Griechen oder Römer angehörig." Hoffentlich hat sich der Verstorbene nicht getäuscht, wie so viele Andere, die petrificirte Menschenknochen gefunden haben wollten. In jedem Fall hätte er bei einem so außerordentlichen Funde in seiner Berichterstattung weniger kurz seyn sollen. Bei Livadia sah er auch die schauerliche Höhle des Trophonios und theilt sehr ausführlich seine gelehrten Vermuthungen über die Lage des alten Orakels mit. Weiter kam er durch das weltberühmte Theben, einen trostlosen Ort ohne eine Spur von Vegetation, mit elenden verfallenen Hütten, und beritt mit dem Herodot in der Hand das Schlachtfeld von Platäa.

Endlich kam er nach Athen (zum zweiten Mal) und fand wie früher die ausgezeichnetste Aufnahme. „Ich kann nicht genug die Artigkeit des Staatskanzlers (Grafen von Armansperg) anerkennen, mit der er sowohl alle Weitläuftigkeiten mit Bezug auf meine spartanische Angelegenheit schnell zu applaniren suchte, sondern auch, auf meine deßfallsige Bitte sogleich ein Schiff der königl. Marine für die Bereisung des Archipelagus zu meiner Disposition stellte. Ueberhaupt muß ich, was meine Person betrifft, dankbar die freundlichen Attentionen und stets prompten Resolutionen rühmen, die mir von allen Behörden zu Theil wurden, und ich glaube, daß alle Fremde hierin mit mir übereinstimmen werden. — Ich lernte diesmal den Herrn Kabinetsrath Frey persönlich kennen, welcher durch seinen hohen Einfluß beim Grafen Armansperg zu einer sehr wichtigen Person in Griechenland geworden ist, ein gutmüthiger, redlicher und lieber Mann, der aber für einen Staatsmann vielleicht etwas zu sehr in Theorien lebt, und wenn er mit einer solchen an seinem Schreibtisch fertig geworden ist, sie schon als ausgeführt und ins Leben getreten ansieht. Behält er indeß die gehörige Zeit, und weiß er besonders bessere praktische Organe, als bisher aufzufinden, über deren Incapacität er sich mit Recht beschwert, so wird ihm das Land vielleicht einst manches Brauchbare zu verdanken haben. Sein guter und sanfter Charakter, wie der des Grafen, mag Beide bis jetzt zu oft gehindert haben, jene strenge Energie und Willenskraft anzuwenden, die in einem jungen, noch unconsolidirten Staate, wie Griechenland, — dem man auf der einen Seite zu früh bedenkliche Concessionen gemacht hat, und den man auf der andern dringende organische Institutionen zu lange erwarten läßt — eins der nöthigsten Erfordernisse seyn möchte. Gott brauchen wir, glaube ich, nur zu lieben, aber eine Regierung bedarf, um Respekt einzuflößen, eben sowohl gefürchtet als geliebt zu werden. Bei alledem muß jeder Billige zugestehen, daß durch den Zusammenfluß vieler Umstände die Lage des hiesigen Gouvernements verwickelt und schwierig ist, und dennoch, seit Beseitigung der unseligen Regentschaft, ein Fortschritt, wenn auch nur ein sehr langsamer sichtbar ist, so daß, wenn auch nicht viel ausgeführt wurde, doch viel vorbereitet worden zu seyn scheint. Es kann also noch immer erwartet werden, daß zu seiner Zeit die im Stillen reifende Knospe sich zur freudigen Blume entfalten wird, besonders, wenn es die alliirten Mächte nicht am Begießen mit dem nöthigen Goldwasser fehlen lassen."

Von Athen aus machte der Verstorbene die anmuthigsten Parthien nach den griechischen Inseln, zuerst nach Aegina, dessen Alterthümer er beschreibt (hauptsächlich das Hieron des Asklepios), dann nach Poros, dessen amphitheatralisch sich aufthürmende Stadt besonders reizend liegt; nach Hydra (dessen höchster Berg durch einen Druckfehler von 18000 Fuß Höhe angegeben ist), von wo er eine Exkursion nach den Ruinen von Epidaurus Limera machte. Dann setzte er nach Sparta über, wo er sich in der Gegend von Mistra angekauft hat, besichtigte sein dortiges Eigenthum, ordnete an 2c. „Die armen Mistraer (auf deutsch Quargstädter) sind in Verzweiflung, daß man dabei beharrt, sie ihre Wohnungen niederreißen zu lassen, um sie in Neu-Sparta wieder aufzubauen, wohin ein Dutzend ziehen wollen und 400 nicht. Ich finde diese Maßregel, einem jetzt leeren Namen zu Liebe, so grausam und unpolitisch, daß ich sie in der That nicht begreifen kann. Alles das kommt vom Regieren in der Studirstube her, ohne sich die Mühe geben zu wollen selbst zu sehen. Aus demselben Grunde entsteht der fortwährende Beamtenwechsel in Griechenland. Es sind nur 5 Monate, daß ich Sparta verließ, und ich traf jetzt einen andern Gouverneur, einen andern Kassirer der Staatsrevenüen, einen andern Finanzcommissär, einen andern Architekten, und außerdem noch mehrere andere neu angestellte Subalternen. Dieses stete Aendern, selbst ohne Wechselung der Minister, ist eine sonderbare Erscheinung in Griechenland, und obgleich ich durchaus kein Partisan der immoviblen Staatsbeamten bin, so finde ich doch eine solche Beweglichkeit mehr als übertrieben. Einer dieser Herren sagte mir, daß jeder von ihnen immer mit Furcht den April herannahen sähe, wo gewöhnlich diese Veränderungen eintreten, eine Naturnachahmung der Staatsmaschine, die mir sehr possirlich vorkam."

Der Verfasser setzte nun seine Fahrten nach den Inseln fort, besuchte Milos, Antiparos mit seiner welt-

berühmten Höhle, und Paros, wo Kanaris die türkische Flotte in Brand steckte. Ueber diese Begebenheit wird eine merkwürdige Notiz mitgetheilt. Der Kapudan Pascha soll den Auftrag gehabt haben, den Pascha, der Chios ohne Befehl des Sultans so grausam ausmordete, zu verhaften; bevor er aber diesen menschenfreundlichen Befehl ausführen konnte, der den Griechen so viel Blut erspart hätte, wurde er durch den unerwarteten Streich, den Kanaris ausführte, daran verhindert. Fragopulo, ein Primat von Naros, hat es dem Verfasser so erzählt. Der leztere bereiste ferner noch die Inseln Naros und Syra (wo die größte Stadt des griechischen Königreichs ist). „Ich fand hier ein Haus, wie ich es in Griechenland noch nicht gesehen, mit Marmortreppen, sechzehn Fuß hohen Zimmern, zierlichen Gypsplafonds, englischen Meublen, langen Wandspiegeln, und von eben so allurater Bauart als in Europa, so daß man hier keine jener schiefen und krummen Linien bemerkte, durch welche sich die neuere griechische Baukunst auszeichnet. Das Räthsel ward mir durch die Bekanntschaft des hiesigen Architekten erklärt, eines Mannes, von dem ich schon früher gehört, und der, wie Dr. Roß in Athen, zu den seltenen Officianten gehört, die eine Regierung nicht fest genug halten kann, in welcher Hinsicht es denn hier auch nur folgerecht ist, daß er — disgustirt und vernachläßigt — in drei Monaten abgeht. Er hatte fortwährend in seinen Amtsverrichtungen mit Unannehmlichkeiten und Schwierigkeiten zu kämpfen, denn in Griechenland eristirt bis jezt weder ein Bauhandwerk, noch eine Bauschule, noch selbst Baugesetze, und alles ist in diesem Falle dem lieben Gott und der Willkür überlassen, woraus denn oft Dinge zum Weinen und zum Lachen entstehen, deren nachtheilige Folgen das Ganze aber tragen muß; wie z. B. daß man in Athen theilweise ohne Nivellement gebaut hat, und jezt, wo man erst anfängt, die Straßen zu planiren, an einigen Orten, wie ich selbst gesehen, Häuser bis zum Grunde ihres Fundaments frei werden, so daß sie, mit der Auftreppe in der Luft, den Einsturz drohen und wie barfuß dazustehen scheinen, andere aber fast bis an die untere Fensterreihe sich verkaret finden — oder, wie hier vorfiel, der Hofarchitekt einen Plan für das Transitomagazin ausarbeitete, zu dem nach der Ausdehnung des Bodens gar kein Platz vorhanden war. Die Fundamente hatte er dabei zu 5 Fuß angegeben, zugleich aber verlangt, daß das davor liegende Wasserbassin 6 Fuß Tiefe haben solle!! Hierher möchte auch noch die merkwürdige Instruktion gehören, welche Herr Erlacher, als man ihn hierher schickte, erhielt, nämlich: sich genau nach allen antiken Resten im Bereich von Syra zu erkundigen, um — die Steine davon zu den neuen Bauten zu verwenden."

In Syra erfuhr der Verfasser von einem gewissen Herrn Christides allerlei, was unsern Landsmann Thiersch betrifft. Thiersch, heißt es, habe sich von den Griechen auf eine fabelhafte Weise mystificiren lassen. Wie einst Potemkin der Kaiserin Katharina II., so habe man ihm blühende Dörfer, Reichthum, Wohlstand und Zufriedenheit des Volks vorgegaukelt, um ihn zu einer möglichst günstigen Berichterstattung zu verlocken ꝛc. Herr Thiersch hat sich allerdings einige Mal in seinem Leben übereilt und im Interesse der Philologie, seiner höchsten Leidenschaft, aus Rücksicht für das alte Hellas das neue in zu rosenfarbnem Lichte gesehen, und umgekehrt aus Furcht, der Realunterricht möchte für das Studium des Altgriechischen abstumpfen, diesen fanatisch bekämpft. Sollte man ihm aber diese Hitze nicht verzeihen können? Was namentlich seine allzu günstige Schilderung der Neugriechen betrifft, so floß sie nicht nur aus der gewiß edeln Leidenschaft für die Altgriechen, sondern auch aus dem nicht minder edeln Mitleid, welches alle Philhellenen getheilt haben. Um den Griechen wirklich Hülfe leisten zu können, mußte man sie in einem etwas vortheilhafteren Lichte erscheinen lassen, als sie es verdienten. So deckt man die Schwächen und Fehler jedes Unglücklichen zu, den man aus höhern Rücksichten der Humanität retten will. Nicht erst Thiersch ist deßhalb anzuklagen, sondern schon vor ihm eine Menge Philhellenen, vor allen Pouqueville. Sodann ist wirklich noch die Frage, ob der Schulmann sich als Diplomat so gar ungeschickt benahm? Der hohe Verstorbene scheint etwas zu tief auf den armen Mann aus dem Schullehrerstande herabzublicken. Wäre es überhaupt etwas Erschreckliches, sich mystificiren zu lassen? Begegnet dergleichen etwa nur Schuldiplomaten? Und gibt es nicht Fälle, wo man wohl weiß, daß man mystificirt ist, es aber sehr gern ist? wo zwei, drei Parteien im Stillen einverstanden sind, an eine allen nützliche Täuschung zu glauben? Ein Contrahent glaubt, er habe den andern mystificirt, dieser aber wollte nur mystificirt seyn und der dritte, der zum Werkzeug diente, war im Grunde ein besserer Diplomat, indem er auf die doppelte Mystification einging, als wenn er sie gestört hätte. Wir verstehen nichts von der Diplomatie, aber wir beurtheilen die Dinge gern nach ihrem Erfolge und finden, daß Herr Thiersch durchaus nichts verdorben, Niemanden geschadet, sondern wirklich nur allen Contrahenten genuzt hat, ohne daß man es ihm Dank wissen will. Nichts für ungut.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 6.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 14. Januar 1839

Neue Reisen.

1) Der Vorläufer. Vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen. Stuttgart, Hallberger, 1838.

(Schluß.)

Der Verfasser theilt noch mehrere kleine Details aus der jüngsten Geschichte Griechenlands mit, die übrigens nichts anderes beweisen, als kleine Verwirrungen, die beim plötzlichen Uebergang von Barbarei zur Civilisation sehr begreiflich sind. So heißt es vom neuen Stempelpapier: „Ueberall reiche das gestempelte Papier nicht zu, so daß an manchen Orten sich schon ein heimlicher Wucherhandel damit organisirt habe, und der arme Teufel, der eines Bogens für wenige Lepta bedürfe, den er bei der Behörde nicht bekommen könne, ihn, obgleich gesetzwidrig, mit drei Drachmen vom Spekulanten erkaufen müsse. Dies wurde durch Herrn Prasakalis bestätigt, dem ein Handelsfreund schon längst ein Schiff mit Waaren, die eines schnellen Verkaufs bedürfen, zusandte, welche Waaren jezt im Hafen verfaulten, weil Jener sich noch immer nicht in Hydra den nöthigen Stempelbogen zur Anfertigung der Procura hatte verschaffen können. Solche Dinge erscheinen fast fabelhaft; doch konnte der Gouverneur selbst das ihm bekannte Factum nicht bestreiten und erwiederte nur lächelnd, Herr Prasakalis dürfe nicht so ungeduldig seyn, da es auch ihm, troz aller Erinnerungen, vierzehn Tage lang an den nöthigen Pässen gefehlt habe, und er sich genöthigt gesehen, einstweilen in den dringendsten Fällen bloße Interimscertificate zu ertheilen."

Der Verfasser fährt in der Schilderung seiner Inselfahrten fort. Er besuchte noch Tinos und Delos, wo er zwischen zwei antiken Tempeln einen Kallofen und eine Menge pulverisirten Marmors fand, zum Beweise, wozu die Ueberreste der alten Baukunst verwendet werden. Wirklich sind auf diese Weise seit Tourneforts Zeiten bereits eine Menge Alterthümer von Delos verschwunden. Ferner besuchte der Verfasser die pittoreske Insel Santorin, die vulkanische.

Einen besondern Abschnitt bildet sodann sein Aufenthalt auf der Insel Kandia. Bekanntlich steht diese große Insel unter der Herrschaft des Vicekönigs von Aegypten und der Verfasser gefällt sich darin, die Verwaltung dieses Muselmanns mit derjenigen der Regierung von Athen zu vergleichen, wobei die leztere nicht im Vortheil ist. „Alle Consule versicherten mich, daß wer Kandia vor des Vicekönigs Regierung gekannt, nur mit Staunen die Veränderung betrachten könne, welche diese hervorgebracht. Die größten Geldsummen werden jezt ohne alle Bedeckung sorglos durch das ganze Land gesandt, welches früher den Ruf des unsichersten der Levante hatte. Nirgends war die Tyrannei der Türken gegen fremde, wie einheimische Christen ungestrafter und zügelloser; jezt darf kein Türke mehr Waffen tragen, und vollkommen gleiche Gerechtigkeit wird dem Muselmann, wie dem Christen, zu Theil. Sklaverei und Leibeigenschaft sind gänzlich abolirt, dabei jedoch auf allen früheren rechtmäßigen Besitz sorgsam Rücksicht genommen worden, so daß z. B. in Kandia das Gouvernement fast gar keine Staatsdomainen besizt, während im griechischen Königreiche der Regierung eine unermeßliche Menge Landes als Kroneigenthum gehört. Die nähere Erläuterung dieses Umstandes überraschte mich nicht wenig, und macht wahrlich Mehemed Ali die höchste Ehre. Wie in Griechenland fast alles türkische Eigenthum confiscirt wurde, so hier das aller griechischen Flüchtlinge. Aber durch ein Gesetz gab der Vicekönig — dieser in Europa so falsch beurtheilte Regent — allen vertriebenen Griechen, die sich zur Rückkehr nach Kandia bereit erklärten, ihr vom Gouvernement confiscirtes Eigenthum unentgeltlich zurück. War solches Eigenthum schon an türkische Privatleute verkauft, so mußten diese es gegen

Erstattung der ausgelegten, meistentheils sehr unbedeutenden Summen ebenfalls ohne Weigerung zurückgeben. Hatten sie den Werth des Grundstückes unterdessen vermehrt, so taxirte eine aus Türken und Griechen gewählte Deputation des Conseils diese Melioration, und der alte Eigenthümer oder seine Erben vergütigten dem neuen nur die Hälfte dieses ausgemittelten Taxwerthes. Konnten die türkischen Käufer nicht ihren schriftlichen Besitztitel beibringen, so mußte das Grundstück dem früheren Besitzer unentgeltlich wiedererstattet werden. Wo neu contrahirte Schulden auf dergleichen Gütern hafteten, wurden die Käufer verpflichtet, dafür gerecht zu werden, existirten sie aus älterer Zeit, die wieder eingesezten Besitzer. Dies Gesetz ist noch in voller Kraft, und findet fortwährend seine Anwendung. Wie auffallend ist der Contrast dieser Maßregel mit dem, was in Griechenland vorgeht! Daß die dortige Regierung den vertriebenen Türken nicht zurück gibt, was ihnen einst gehörte, ist zwar in der Ordnung und auf eine Uebereinkunft mit dem Sultan gegründet, die ihr das vollkommenste Recht dazu gibt. Ueberdies wäre sie, um des Vicekönigs Generosität nachzuahmen, nicht reich genug. Aber daß diese Regierung selbst denjenigen ihrer eigenen griechischen Unterthanen, die auf dergleichen frühere türkische Besitzungen den ehemaligen Eigenthümern Geld geliehen haben, dieses nicht wiedererstattet, obgleich er sich in den vollen Genuß der Grundstücke gesezt hat, noch die Stadtgemeinden, welche dergleichen Eigenthum besitzen, zwingt, die früher darauf contrahirten und rechtlich begründeten Schulden zu bezahlen, scheint mir eine schreiende Ungerechtigkeit. Capo d'Istria versprach es zwar feierlich, doch es kam nie zum Halten des Versprechens. Ich selbst supplicirte, im Verein mit dem preußischen Gesandten, in Athen für einen Gläubiger solcher Art, dessen ganzes Vermögen in dieser Weise zu Grunde ging, dem preußischen Consul, Herrn Condoguri, in Patras — doch waren unsere Bemühungen beim Grafen Armansperg stets vergebens. — Selbst die Rechte der Klöster, deren man in Griechenland 500 aufgehoben hat, ehrte Mehemed Ali's Gerechtigkeit und schenkte ihnen sogar noch Glocken, deren Gebrauch in der Türkei den Christen bekanntlich nirgends gestattet ist. Dennoch würde hier, wo ganz andere Verhältnisse als in Griechenland herrschen, die Aufhebung der Klöster dem Lande Nutzen bringen, da ein solches Kloster, das nur noch 3 bis 4 Mönche enthält, dennoch so ausgedehnte Besitzungen hat, daß der größte Theil derselben aus Mangel an Händen zur Bebauung, ungenützt liegen bleiben muß, und z. B. in guten Jahren oft Millionen von Oliven verfaulen, weil sie nicht aufgelesen werden können. Einziehung dieser Grundstücke und Ersetzung der Mönche durch Colonisten würde diesem Uebel bald abhelfen. Mustapha Pascha, der die Insel regiert, und dafür von Mehemed Ali mit hunderttausend Kolonnaten jährlicher Einkünfte belohnt wird, genießt die allgemeine Liebe und den Ruf eines eben so menschenfreundlichen als gerechten Mannes, wozu das unbedingte Vertrauen, das er der höhern Bildung und den umfassendern Kenntnissen des Oberst Kaporal schenkt, nicht wenig beiträgt.“ Der Verf. wurde vom Pascha mit großer Auszeichnung empfangen.

Indem der Verf. seine Touren durch Kandia und die Gastfreundschaft schildert, die er dort gefunden, kommt er gelegentlich auf die Macaroni zu sprechen und theilt uns mit, was er über den Ursprung dieses Namens in Erfahrung gebracht hat: „Ein Kardinal liebte, wie billig, einen guten Tisch, und besaß den vortrefflichsten sicilianischen Koch, der nicht nur alles Bekannte mit Meisterhand zubereitete, sondern im Schöpfungsdrange häufig auch selbst neue Schüsseln erfand; der Herr aber war difficil, und 2 bis 3 Versuche nach einander hatten kürzlich keinen Beifall erhalten können. Da — alle seine Geisteskräfte zusammennehmend — schuf das Genie des Kochs die Macaroni. Als die neue Speise mit dem besten Parmesankäse und einer Sauce au boeuf à la mode vermählt, (wie man noch heut zu Tage die Macaroni in Sicilien servirt,) dem Kardinal vorgesezt wurden, und er einige Mundvoll davon zu sich genommen hatte, erheiterten sich die Züge Seiner Eminenz und sie geruhten mit billigender Gebehrde zu äußern: „Cari!“ Immer schneller folgten indeß Bissen auf Bissen und bald darauf hörte man die in gesteigerter Zufriedenheit wiederholten Worte: „ma cari!“ Doch zulezt ging das frühere bloße Wohlgefallen des Kenners in wahren Enthusiasmus über, und mit glänzenden Augen seinen Teller von Neuem füllend, rief er triumphirend aus: „Ma caroni!“ Und verewigt blieb von da an dieser Name.“

Uebrigens waren die Ausflüge des Verfassers auf Kandia nicht von großem Umfang. Sie beschränkten sich auf die Untersuchung der Alterthümer von Gortyna und des berühmten cretischen Labyrinths, das er für einen gewöhnlichen Steinbruch hält im Widerspruch mit vielen Gelehrten, die sich eine wichtigere Vorstellung davon gemacht haben.

Dies der wesentliche Inhalt des Werkes. Es ist ganz so geistreich und in so heiterer Laune geschrieben, wie die frühern Werke desselben Verfassers und seine Lektüre gewährt eine sehr wohlthuende Unterhaltung.

Kriegsgeschichte.

1) Erinnerungen aus Spanien. Aus den Papieren des Verfassers des 7jährigen Kampfes auf der pyrenäischen Halbinsel von 1807—1814, F. X. Rigel, großh. bad. Hauptmann. Mit 8 Originalzeichnungen. Mannheim, Schwan und Götz, 1839.

Herr Hauptmann Rigel hat die Schicksale der unter den Marschällen Lefebvre und Victor in Spanien kämpfenden Rheinbundtruppen, der Badener, Nassauer (ein anderes Regiment, als das in Katalonien), Hessen, Frankfurter (Primaten) und Holländer (von Chassé befehligt) geschildert. In diesem neuen Werke Rigels ist noch wesentlich enthalten, was sein vor zwanzig Jahren erschienenes größeres Werk in drei Bänden enthielt, nur daß er sich hier auf das Selbstgesehene beschränkt und alles wegläßt, was sich auf die anderweitigen Partien des großen Kampfs bezieht, bei denen er nicht unmittelbar betheiligt war. So haben wir die Geschichte der deutschen Truppen, bei denen er stand, viel gedrängter beisammen. Mit Recht hat aber der Verf. die Schilderung des Landes und Volks, der Städte und Gegenden, Sitten und Gebräuche, die er mit eignen Augen gesehen, hier wieder aufgenommen. Die Kriegsgeschichte erhält dadurch überall eine malerische Dekoration und das Werk, das nur Erinnerungen an frühere Kämpfe enthält, wird durch diese stete Beziehung auf die Oertlichkeit auch für die Gegenwart interessant. Wir haben es mit großem Vergnügen und großer Belehrung gelesen und glauben dem Verf. im Namen der Nation für diesen Beitrag zur Nationalgeschichte der Deutschen Dank sagen zu müssen. Ueber den Antheil der deutschen Truppen an den Kämpfen in Spanien stehn uns keine andern Quellen zu Gebote, als Rigel, der den Anfang gemacht hat, und nach ihm Beamish, Jacobs, v. Seebach.

Baden stellte nach Spanien ein Regiment zu Fuß und eine Batterie. Im August 1808 wurden diese Truppen durch Frankreich geschickt, aber von den Franzosen unterwegs nicht sehr höflich behandelt und sehr vernachläßigt. „Beim Eintritt in Spanien ergriff uns mächtig der Gedanke, zur Unterjochung eines Volkes mitberufen zu seyn, das, entschlossen, seiner alten Königskrone heil'ge Rechte zu vertheidigen, kühn dem Eroberer sich entgegengestellt. Es schmerzte uns, zur Vergrößerung der Macht eines fremden Staates dasselbe Schwert ziehen zu müssen, das später ruhmwürdiger gegen denselben Staat zu Deutschlands Befreiung von fremder Gewaltherrschaft geführt wurde. Der Unterdrücker entzog unsere Hände dem Pfluge, dem Gewerbe, dem Kunstfleiße, um sie tödtend gegen unsere Brüder zu gebrauchen. Deutsche fochten gegen Deutsche im Spanischen oder Englischen Solde, und Schweizer gegen Schweizer mit getheiltem Interesse." Die Badener wurden nach Biscaja geschickt, vereinigten sich unter Lefebvre mit andern deutschen Rheinbundscontingenten, namentlich mit den Nassauern unter dem tapfern v. Schäfer, den Holländern unter dem General Chassé, Hessen, Primaten (Frankfurtern) und Polen. Schon im Oktober schlugen sie sich mit den Spaniern bei Zornoza und lernten bei der Plünderung in Portugalete zum ersten Mal die barbarische Sitte dieses gräßlichen Volkskriegs kennen. Von beiden Seiten glühender Haß, schonungslose Wuth, Mord der Gefangenen, Plünderung, Zerstörung, Brand. Die Deutschen besetzten Bilbao, bestanden abermals glückliche Gefechte bei Molinar und Valmaseda (wo ein Pariser Regiment zum Grauen und Abscheu der Deutschen die unerhörtesten Schandthaten an den Einwohnern beging), wurden dann dem Marschall Victor untergeben, der mit einem neuen Heer ankam, fochten abermals glücklich bei Espinosa und Burgos, stießen dann mit Soult, endlich mit Napoleon selbst zusammen und zogen schon im December 1808 siegreich in Madrid ein.

Im Januar 1809 brachen die deutschen Truppen unter Victor bereits wieder auf an den Tajo und stürmten mit großer Anstrengung die berühmte Brücke von Almaraz. Hierauf wieder eine greuliche Plünderung des Städtchens Arenas, bei der ein Nassauer, Namens Hornung, ein sehr schönes gefangenes Mädchen nicht nur großmüthig wie ein zweiter Scipio entließ, sondern auch mit dem Säbel in der Faust vertheidigte. Im März bestanden die Deutschen neue Gefechte, bei Mesa de Ibor, wo die Nassauer unter Schäfer im schrecklichsten Feuer die feindliche Stellung erstürmten und 300 Mann verloren; ferner bei Medelin, wo sie abermals siegten und unter den bewaffneten spanischen Bauern ein schreckliches Gemetzel anrichteten. Nach der Schlacht ließ Marschall Victor sogar noch über 400 Gefangene erschießen. Unter den Verwundeten kam der Nassauer Preusser neben einen spanischen Feldwebel zu liegen, beide schwer verwundet. Anfangs schalten sie einander, bald aber entdeckten sie, daß sie Brüder seyen. Der eine hatte den Spaniern, der andere den Franzosen gedient. Der ganzen Wuth der Volksrache überlassen blieb ein holländisches Bataillon unter Storm de Grave in Megida zurück, wurde aufs heftigste angegriffen, wehrte sich aber tapfer und schlug sich glücklich durch.

Unterdeß hatte Napoleon schon zu Anfang des Jahrs 1809 Spanien wieder verlassen, um an der Donau zu

kämpfen. Seine Marschälle, die in Spanien an verschiedenen Punkten zurückblieben, eroberten zwar Saragossa, vertrieben die Engländer unter Moore und drangen in Portugal ein; doch wurden sie bald wieder durch ein neues englisches Heer unter Wellington angegriffen. Nun mußten sich auch die deutschen Truppen wieder an die französische Hauptmacht anschließen und die großen Niederlagen derselben bei Talavera und bei Almonacid theilen. Besonders in der leztern Schlacht erlitten die Deutschen bedeutenden Verlust, 2600 Mann, und 500 deutsche Verwundete wurden überdies noch nach der Schlacht von den wüthenden Spaniern ermordet. Allein Wellington selbst hemmte seinen Siegeslauf. Es war im November 1809. So eben traf die Nachricht von dem neuen Frieden Napoleons mit Oesterreich ein. Als die Spanier eine neue Schlacht wagen wollten, blieb Wellington stehen und half ihnen nicht. Da erlagen die Spanier in der blutigen Schlacht bei Ocanna, in der sie 25,000 Mann verloren, am 19. Nov. Zum Lohn für die Tapferkeit, welche die Rheinbundtruppen in diesem Kampfe an den Tag gelegt, wurden sie beauftragt, die Gefangenen nach Frankreich zu transportiren, im schlechtesten Wetter unter jeder Art von Entbehrung, während die Franzosen selbst sich erholen durften. Die Strapazen dieses Zuges schmälerten ihre Reihen sehr. Die Reste der deutschen Regimenter wurden nun in der Sierra Morena verwendet, diesen Schlüssel Spaniens durch immerwährende Streifzüge zu bewachen, während die Franzosen unter Soult bis vor Cadix, unter Massena bis nach Portugal vordrangen. Allein da Soult Cadix nicht nehmen konnte und Massena durch Wellington zum Rückzug gezwungen wurde, verloren auch die Deutschen ihre Stellung, mußten 1812 nach Valencia zurückweichen, kamen aber im Oktober dieses Jahres mit Soult noch einmal nach Madrid zurück. Von nun an aber war kein Glück mehr bei den Franzosen. Wegen des Kriegs, den Napoleon in Rußland führte, war das französische Heer in Spanien geschwächt. Nun kam die Nachricht, Napoleon sey in Rußland besiegt, sein Heer vernichtet. Da floh sein Bruder Joseph aus Madrid. Die Franzosen sezten sich noch einmal bei Vittoria, wurden aber von Wellington total geschlagen, im Juni 1813. Nun ging das Nassauische Regiment und das Frankfurter Bataillon mit Gewehr und Gepäck im Angesicht der Franzosen zu den Engländern über; das Badische, jezt noch 506 Mann stark (nachdem es 2634 Mann in Spanien verloren hatte) blieb bei den Franzosen, wurde aber zum Dank dafür von ihnen entwaffnet und gefangen nach Frankreich geschickt.

Deutsche Geschichte.

Beiträge zur Geschichte der Provinz Oesell. Von P. W. Baron v. Buxhöwden, Oesellscher Landmarschall ꝛc. Riga und Leipzig, Götschel, 1838.

Die Insel Oesell gehörte Jahrhundertlang zum deutschen Reiche, kam dann nach einander unter dänische, schwedische und russische Hoheit, behielt aber wie die übrigen deutschen Ostseeprovinzen Rußlands ihren deutschen Adel. In jüngster Zeit sind Besorgnisse eingetreten, daß das in dieser Beziehung Bestehende umgestürzt werden könnte. Namentlich haben wir unlängst erst in den Zeitungen gelesen, „der deutsche Adel in Kur-, Liv- und Esthland (mit Oesell) erwarte von der Weisheit und Gnade Sr. Kais. Majestät, daß er nicht gestatten werde, den Besitzstand durch Zulassung von Bürgerlichen zum Erwerb adeliger Güter gänzlich zu revolutioniren.“ Auch in der vorliegenden Schrift ist die Besorgniß ausgesprochen, Oesell könne seine alten Privilegien verlieren und der Verfasser (einer der ältesten Familien des Landes entsprossen, die ihm schon zu Anfang des 13ten Jahrhunderts Bischöfe gab), hat sein Werk, wie er selber sagt, vornehmlich in der Absicht herausgegeben, um die Unkundigen zu belehren, von welchem Ursprung und von welcher Art denn eigentlich jene alten Privilegien seyen.

Nachdem der Verfasser eine kurze Geschichte der Insel vorausgeschickt hat, theilt er die der deutschen Ritterschaft und den Städten daselbst zu verschiedenen Zeiten gegebenen und bestätigten Privilegien, so wie die darüber gepflogenen Correspondenzen mit. Das wichtigste Privilegium ist das der Königin Ulrike Eleonore von Schweden, welches erklärt, sie wolle keine Steuern, Zölle, Kriegsleistungen ꝛc. erheben, ohne ausdrückliche Beipflichtung der Ritterschaft; der Landmarschall und die Landräthe sollten stets aus der Mitte der eingesessenen Ritterschaft gewählt und nur von ihr bestätigt seyn ꝛc. Im Nystadter Frieden wurde Oesell an Rußland abgetreten, aber zugleich die Verfassung derselben sammt allen bestehenden Privilegien von Rußland bestätigt, 1721. Die Kaiserin Katharina II. verfügte zwar, daß die Insel als Arensburgischer Kreis dem General-Gouvernement von Esth- und Livland untergeordnet werden solle, ließ aber der Oesellschen Ritterschaft gleichwohl ihren Land-Etat und dieselbe blieb nach ihrer alten Verfassung eine separate Corporation. Kaiser Alexander hob, nach einer Uebereinkunft mit dem Adel, 1820 die Leibeigenschaft definitiv auf, die Ritterschaft blieb aber in allen übrigen Beziehungen bis jezt in ihrem alten Verhältniß. Sie besteht aus durchaus alten deutschen Geschlechtern.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 7.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 18. Januar 1839.

Kriegsgeschichte.

2) Geschichte der Feldzüge des Herzogl. Sachsen-Weimarischen Scharfschützenbataillons im Jahr 1806 und des Infanterie-Regiments der Herzoge von Sachsen in den Jahren 1807—1811. Von Ludwig Freiherrn von Seebach, großherzogl. sächsischem Major. Mit 4 Plänen. Weimar, 1838. 8.

Dieses Werk füllt eine bedeutende Lücke der deutschen Kriegsgeschichte aus. In Bezug auf den Tyrolerkrieg im Jahr 1809 ist es eine sehr schätzbare Ergänzung des früher von Jacobs herausgegebenen Werks über die Feldzüge der Gotha-Altenburger Krieger. In Bezug auf den Kampf in der pyrenäischen Halbinsel aber (1810 und 1811) ist es noch ausführlicher als Jacobs und ergänzt das Rigel'sche Werk, sofern dieser vorzugsweise die Begebenheiten der Deutschen unter Lefebore und Victor und nicht die der Deutschen in Catalonien schilderte. v. Seebachs Werk gewährt einen vollkommen klaren Ueberblick der so interessanten Vorfälle in Catalonien, an denen die deutschen Rheinbundtruppen einen so traurigen Antheil nahmen. Während der Verfasser die herzoglich-sächsischen Truppen hauptsächlich im Auge behält, gedenkt er doch gelegentlich auch anderer deutscher Contingente, die bei demselben Armeecorps standen, und wirft Licht auf deren Benehmen und Schicksale. Dies ist um so dankenswerther, als die Geschichte vieler tausend deutscher Krieger, die unter Napoleon fochten, noch ganz im Dunkeln liegt. Die trefflichen Werke von Völderndorf (Geschichte der bayerischen Feldzüge) von Beamish (Geschichte der hannöverischen Legion), die anonym herausgegebenen sehr brauchbaren „zehn Feldzüge der Würtemberger," Rigels Darstellung des Kampfs auf der pyrenäischen Halbinsel, das von Rehfues herausgegebene Tagebuch des (ebenfalls badischen) Majors von Grollmann und das schon erwähnte Werk von Jacobs leisten viel, allein wo sind die Schicksale und Thaten der Westphällinger, der bergischen Truppen, der Schweizer und Holländer unter Napoleon genau aufgezeichnet? Möchten doch ältere Officiere, welche mit jenen Truppen die Feldzüge mitgemacht, die Jahre nicht entfliehen lassen, ohne ihrem Vaterlande die Geschichte ihrer Kameraden zu überliefern!

Herr von Seebach beginnt sein Werk mit der Geschichte des Weimar'schen Schützenbataillons, das beim Ausbruch des Krieges 1806 auf preußischer Seite focht und nach der unglücklichen Schlacht bei Jena das Blücher'sche Corps auf seinem merkwürdigen und kühnen Rückzug begleitete. Bekanntlich mußte sich Weimar, dem Beispiel Kursachsens folgend, dem Rheinbund anschließen und schon 1807 stieß ein von den kleinen sächsischen Herzogthümern gestelltes Regiment zu Napoleons Truppen, pflückte aber bei der langweiligen und vergeblichen Belagerung Kolbergs keine großen Lorbeern. — Desto bedeutender wurde die Wirksamkeit des Regiments im Jahr 1809. Nachdem es eine Zeitlang mit der Hauptarmee Napoleons von Würzburg bis Passau gezogen, erhielt es Befehl, nach Tyrol aufzubrechen und bildete den Vortrapp des Heeres, das Lefebore, Herzog von Danzig, in die Gebirge führte, um die Tyroler zu bezwingen. Allein obschon dieses Heer 35000 Mann zählte, so erlag es dennoch der Tapferkeit des Landvolks und wurde nach mörderischen Kämpfen wieder aus den Bergen hinausgeschlagen. Am schlimmsten kam der sächsische Vortrapp weg. Nachdem er bis nahe an Brixen vorgeschoben worden war, opferte man ihn auf. In den engen Schluchten der Eisack von herabgerollten Steinen und Bäumen zerschmettert, von allen Seiten durch das mörderische Feuer der Tyroler Schützen eingeschlossen, konnte sich nur ein Theil der Sachsen unter Oberst Egloffstein durchschlagen und mit den Franzosen, die ihn im Stich gelassen hatten, wieder vereinigen. Der andere Theil wurde zu Oberau nach langer tapferer Vertheidigung

übermannt und gefangen. Die drei herzoglich-sächsischen Bataillone verloren hier zusammen nahe an 1000 Mann. Der Rest floh mit den Franzosen und verließ Tyrol. Der Verfasser schildert diesen Rückzug sehr malerisch, namentlich wie damals alle Berge rings um das schöne Thal von Innsbruck von nächtlichen Wachtfeuern illuminirt gewesen seyen. Lefebvre unterhielt seine Wachtfeuer zum Schein und entwich heimlich. Hofer zog am andern Tage triumphirend in Innsbruck ein. Der Verfasser theilt die Rede mit, die Hofer damals hielt, übersezt sie aber nicht ganz richtig. * Wie außerordentlich tapfer die Sachsen in Tyrol gefochten, wie großen Verlust sie erlitten hatten, so erhielten sie doch keine Belohnung oder Auszeichnung dafür, außer daß Napoleon an seinem Geburtstage den Unterofficieren und Gemeinen ein Geschenk von 15 Groschen sächs. reichen ließ.

Das Regiment kam nach Mannheim und bald darauf erhielt es Befehl, nach Spanien zu gehen. Officiere und Soldaten waren höchst unzufrieden, und wollten, da es hieß, man werde sie förmlich an Frankreich abtreten, sogar protestiren, beruhigten sich aber wieder, als sie benachrichtigt wurden, sie sollten, wenn auch bei der großen Armee in Spanien, immer Unterthanen ihrer kleinen Herren bleiben. In Perpignan fanden sie die traurigen Ueberreste der 8000 Westphalen, die unter General Morio schon vor ihnen in Spanien gefochten hatten und die alle bis auf ein einziges Bataillon zu Grunde gegangen waren. Von diesen hörten sie zuerst, wie es in Spanien herginge und welches Schicksal auch sie zu erwarten hätten. Bevor Herr von Seebach die Begebenheiten, die sich mit seinem Regimente zugetragen, erzählt, schickt er eine Geschichte des schon frühern Kampfes in Katalonien voraus. Auf der einen Seite hatte der Schweizer Reding an der Spitze der Spanier, auf der andern der französische General St. Cyr gefochten, in dessen Heer sich besonders viele Deutsche, nämlich Westphalen, Würzburger, Bergische und Nassauer befanden. Reding war geschlagen und die lange aufs tapferste vertheidigte Festung Gerona von den Franzosen erobert worden, wobei besonders die deutschen Truppen zum Stürmen gebraucht worden waren und ungeheuren Verlust erlitten hatten. Nach St. Cyr commandirte Marschall Augereau in Katalonien, verließ aber kaum die Hauptstadt Barcellona und hielt sich für zu schwach, etwas Größeres zu unternehmen, als die Belagerung von Hostalrich, indem er noch Verstärkungen erwartete. Zu diesen Verstärkungen nun gehörte auch das herzogl. sächsische Regiment. Das erste, was der Verfasser auf spanischem Boden sah, war ein ganzer Haufen gehenkter Katalonier, um deren Leichen Raben schwärmten. Das Regiment leistete seinen ersten wichtigen Dienst bei der Escorte eines Convois, wobei sich wieder Oberst Egloffstein sehr auszeichnete. Dann kam es unter den Befehl des General Schwarz (eines Elsässers), und erhielt, mit dem nassauischen Regiment vereinigt, die Bestimmung, den Centralpunkt der katalonischen Insurrection, die Stadt Manresa unfern des wunderbaren Montserrat zu besetzen. Herr von Seebach, der diesen Zug mitmachte, schilderte ihn sehr malerisch. Wir sehn das fabelhafte Gebirge mit seinen amphitheatralisch über einander gethürmten Einsiedeleien vor uns, wir hören die Sturmglocken in allen Ortschaften läuten, wie sehr das wüthende Volk, Männer und Weiber, in Masse der mühsam vordringenden Colonne sich entgegenwerfen. Wer aus Müdigkeit oder aus irgend einer andern Ursache hinter der Colonne zurückblieb, war verloren und wurde aufs grausamste verstümmelt und ermordet. Die Colonne selbst aber theilte die Wellen der undisciplinirten Volksmassen, drang unaufhaltsam vor und besezte die Stadt Manresa, wie ihr vorgeschrieben war. Aber auch hier fand sie keinen Augenblick Ruhe. Von allen Seiten immerwährend belagert, konnte sie sich ohne Verstärkung nicht lange halten. Augereau schickte andere deutsche Truppen zum Entsatz, die aber nicht mehr durchdringen konnten und mit großem Verlust zurückgeschlagen wurden. (Bei diesen Entsatztruppen war Jacobs, der den unglücklichen Zug in seiner Geschichte der Feldzüge der Gotha-Altenburger geschildert hat.) Nun sahen sich die Sachsen und Nassauer in Manresa verloren, wehrten sich verzweifelt und wagten zulezt einen Ausfall, um sich nach Barcellona durchzuschlagen. Es gelang, obwohl mit großem Verlust. Herr von Seebach wurde unterwegs, nachdem er sich in einem Hause noch wie in einer Festung vertheidigt hatte, gefangen. Der Rest der Sachsen half nachher Hostalrich erobern, wurde aber bei La Bisbal von den Spaniern überfallen und nebst dem tapfern General Schwarz vollends gefangen. Von 70 Officieren und 2423 Gemeinen dieses Regiments kehrten nur 39 Officiere und 319 Mann in ihre thüringischen Berge zurück.

Der Verfasser verdankte die Rettung seines Lebens nur der Großmuth des spanischen Generals Milans und der deutschen Bruderliebe, mit welcher die Schweizer, die unter spanischer Fahne fochten, oft mit eigner Lebensgefahr die deutschen Gefangenen gegen die Mordgier der Katalonier schüzten. Außerdem wurde Herr von Seebach um eines Rosenkranzes willen geschont, den er zu Manresa bei der Eröffnung des Inquisitionsgefängnisses vom Gerippe eines eingemauerten Mönchs hinweggenommen und zum Andenken behalten hatte. Man erkannte ihn an diesem Zeichen für einen guten Katholiken. Gleichwohl

* Der Schluß muß heißen: „Gesagt hab ichs euch, gesehn habt ihr mich, ich befehl euch Gott!“

war seine und seiner Mitgefangenen Lage schrecklich. Sie wurden von Kerker zu Kerker geschleppt, mußten halbnackt in feuchten Löchern auf Steinen liegen, und dann wieder ohne Kopfbedeckung der heißesten Sonne und aller Art von Ungeziefer sich aussetzen lassen. Man brachte sie auf die balearischen Inseln, wo sie bis zum Jahr 1814 schmachteten. Das Schicksal der Gemeinen war noch schrecklicher; 4—5000 Franzosen, Deutsche, Polen und Italiener kamen allein auf der kleinen Insel Caprera um, wo sie nackend im rohesten Naturzustande, ohne Obdach in Sandhöhlen lebten und so elend beköstigt wurden, daß die meisten zu Grunde gingen.

Schädellehre.

Das Wesen des Menschen und sein Verhältniß zu der Außenwelt. Aus dem Englischen des G. Combe von Dr. E. Hirschfeld. Mit Holzschnitten. Bremen, Heyse, 1838.

Unter diesem sehr allgemein gehaltenen Titel verbirgt sich eine merkwürdige Anweisung, Galls bekannte Schädellehre in jeder Beziehung praktisch anzuwenden, welches, wie der Verfasser fest überzeugt ist, zur allgemeinen Weltverbesserung wesentlich beitragen würde. Die Theorie der Schädellehre selbst ist als eine Erweiterung der Lehre Galls schon früher von Combe veröffentlicht und auch ins Deutsche übertragen worden. Wir haben eine ausführliche Anzeige davon im Jahrgang 1834 unserer Blätter (Nr. 111, 112) geliefert.

Combe leitet den größten Theil der Uebel, an welchen das menschliche Geschlecht leidet, von der Unkenntniß der Naturgesetze, namentlich aber der phrenologischen her. Doch auch hierin folgt er nur einem Deutschen, seinem Lehrer Dr. Spurzheim, der diese Angelegenheit zuerst zur Sprache gebracht hat. Die Natur, sagt er, folgt in der Schädelbildung unabänderlichen Gesetzen. Man kann an den Organen des Gehirns erkennen, wes Geistes ein Mensch ist. Haben es sich nun die Eheleute nicht selber zuzuschreiben, wenn sie sich bei der Wahl der andern Hälfte vergreifen, woraus so viel Unheil entspringt? und die Herrschaften, wenn sie schlechte Diener annehmen? die Eltern, wenn sie Kinder etwas lernen lassen, wozu sie kein Talent haben? Und so fort. Sie dürfen nur die Schädel betasten, um zu wissen, woran sie sind. Warum thun sie es nicht?

Doch das wäre noch nicht genug. Es kommt wohl nicht bloß darauf an, die schlecht organisirten Menschen zu meiden, sondern auch, sie zu heilen. Sollen die zahllosen Unglücklichen, die von Natur schlecht organisirt sind, von Jugend auf eingesperrt oder gar todtgeschlagen werden? Wenn z. B. ein Kind mit auffallendem Diebs- oder Mordsinn geboren wird, soll man es gleich ins Wasser werfen? Mit nichten. Aber welche Mittel werden von Combe angerathen? Das sorgfältige Studium der Naturgesetze, die naturgemäßeste Erziehung und Geistesbildung, sagt er. Allein werden diese ohne eine gänzliche Umbildung des Hirns etwas fruchten? Kann man durch bloßes Ueben der Geisteskräfte vom Geist aus den Körper bezwingen, umgestalten und dem Vordertheil des Schädels zulegen, was vom Hintertheil abginge? Gewiß nicht. Es gibt nur ein Mittel: die Normalbleihaube, die allen Kindern aufgesetzt und vermittelst welcher ihnen die zweckmäßigen Organe ausgedrückt, die unzweckmäßigen aber unterdrückt werden müßten. Man könnte auch verschiedene solcher Hauben einführen und je nach Bedürfniß große Feldherrn, Künstler 2c. produciren, überhaupt von Staatswegen eine große Fabrik von Organisationen aller erforderlichen Art einrichten. Ist Herr Combe dies nicht im Stande, so wird er auch mit allen seinen guten Lehren verzweifelt wenig ausrichten. Wie ernst er es übrigens meint, sieht man aus seiner großen Bemühung, seine Ansicht mit der christlichen zu versöhnen und jedes Vorurtheil in dieser Beziehung zu verbannen: „Alle vorhandenen Auslegungen der Schrift sind ohne Kenntniß der Thatsachen zu Stande gekommen, daß jeder Mensch, in dessen Gehirn die thierischen Organe stark vor den moralischen und intellectuellen Organen vorherrschen, einen natürlichen und instinctartigen Hang zu immoralischem Betragen hat, und umgekehrt; und daß der Einfluß der Organisation fundamental ist, d. h., daß man bis dahin keine Mittel kennt, wodurch sich erreichen ließe, daß ein schlechtgebildetes Gehirn die moralischen und intellectuellen Vermögen mit demselben Erfolge kund gäbe, als ein Gehirn von vorzugsweiser guter Gestaltung. Jemand, der ein Gehirn ähnlich dem des Melanchthon besitzt, ist von Natur geeignet, die Lehren des Christenthums zu erfassen, zu verstehen und zu üben; dahingegen es sehr schwierig erfunden werden dürfte, Leute mit Gehirnen wie die von Hare, Pabst Alexander VI., oder den Caraiben zu praktischen Christen zu bilden. Nur die Phrenologen, welche viele Jahre hindurch in mancherlei Lagen und unter verschiedenartigen Einflüssen das Betragen von dergleichen einander entgegengesetzten Individuen beobachtet haben, können die Wichtigkeit der relativen Entwicklung der Gehirnorgane würdigen; nachdem dieselbe aber einmal entdeckt ist, sind die Folgerungen daraus unabweisbar. Die Religionslehrer der Menschheit kennen die wichtigste Thatsache noch nicht, welche die Natur in Betreff der moralischen und intellectuellen Vervollkommnung des Geschlechts darbietet. Ich habe die Aeußerung machen hören, das Christenthum

gewähre ein besseres und wirksameres Mittel gegen die menschliche Verdorbenheit, als die Vervollkommnung der Gehirn-Organisation, weil in dem Augenblicke, wo der Mensch von der Liebe Gottes in Christo durchdrungen wäre, seine moralischen und religiösen Gefühle, das Gehirn möge seyn wie es wolle, weit stärker und erhabenere würden, als die eines jeden Andern ohne Liebe, hätte dieser auch die ausgezeichnetste Gehirnentwicklung und die umfassendste Kenntniß der Natur. Ich bemerke jedoch, daß in diesem Leben kein Mensch von der Liebe Gottes durchdrungen werden kann, als durch Vermittlung gesunder und wirksamer materieller Organe. Unmittelbar erwiesen wird dieses Factum durch die Fälle von Verrücktheit und Idiotismus. Zerrüttung in den Organen ist Ursache von Geisteskrankheit, und bloßer Mangel an Größe derselben ist eine, und zwar eine unwandelbare, Ursache des Blödsinns. — In keinem dieser Zustände kann das Gemüth der Segnungen der christlichen Lehre theilhaftig werden. Es ist daher klar, daß das Vermögen selbst, das Christenthum aufzunehmen und zu würdigen, durch den Zustand des Gehirns bedingt wird, und ich wage zu behaupten, daß der Einfluß der Organe nicht bei diesen äußersten Fällen sein Ende erreicht, sondern daß er unter allen Umständen und bei jedem Individuum thätig ist, die Aufnahme und die Wirksamkeit der Offenbarung selbst entweder hemmend oder fördernd."

Daraus folgt nun aber nothwendig, daß man suchen sollte, die fehlerhaften Organe zu heilen, umzubilden, die schlechten Anlagen zu unterdrücken, die guten hervorzurufen. Der bloße Unterricht in den Naturgesetzen kann nichts helfen, da der Sinn für die Naturerkenntniß nicht weniger fehlen dürfte, wie der für die Offenbarung. Es hieße so viel als einen Tauben, der nicht französisch verstanden, auf englisch anreden. Die Aufforderung an die Prediger, statt der Religion, oder wenigstens in Verbindung mit derselben Phrenologie vorzutragen, wird wenig fruchten, wenn bei den Zuhörern das Organ für Phrenologie fehlt. Es heißt Seite 591: „Der erste Geistliche mit umfassendem Verstande und kräftigem moralischen Gefühle, der den Muth faßt, die Naturgesetze in seine Predigten aufzunehmen, und das Volk die Werke und Einrichtungen des Schöpfers zu lehren, wird großen Lohn an nützlichem Wirken sowohl, wie an eignem Genusse ernten. Bleibt, wie bisher, dieser Weg vernachläßigt, so wird das Volk, welches täglich an Kenntnissen der Philosophie und des praktischen Wissens zunimmt, in wenigen Jahren ohne Achtung auf seine geistlichen Führer niederblicken, und sie wahrscheinlich durch „Drängen von außen her" zwingen, das ganze System der Kanzelbelehrung umzuformen." Eine köstliche Vorstellung, Gall mit einem Schädel auf der Kanzel, nicht um die Menschen an den Tod zu mahnen, sondern um ihnen die Schädellehre beizubringen.

Da der Verfasser seine Unfähigkeit, das Hauptproblem zu lösen, mit einem unermüdlichen moralischen Gewäsch maskirt, da er eine schlechte Organisation bei vielen Menschen behauptet, die sie absolut unfähig macht zum Guten, aber durchaus kein Mittel angibt, sie zu verbessern, so hätte er wenigstens sich nicht anmaßen sollen, mit seiner Altklugheit das Christenthum corrigiren zu wollen. Die Unauflöslichkeit des Räthsels, das im unverschuldeten, angebornen Leiden und bösen Neigungen liegt, müßte den Denker zur Verzweiflung bringen, wenn nicht im Glauben der Christen ein Trost läge, der jede Klage schweigen macht. Wenn irgendwo, so triumphiet hier der Glaube über das Wissen, und nun kommt ein Mann mit einer Schachtel, worin sich ein Schädel von Gips mit allerlei Linien und Ziffern befindet, und will die Priester von den Altären, die Prediger von den Kanzeln verdrängen und das Wort Gottes durch die Schädellehre, wenn nicht ersetzen, doch erklären. Der fromme christliche Ton, in dem das Ganze geschrieben ist, fällt als widriger Mißton äußerst unangenehm ins Ohr. Es wäre viel natürlicher und geschmackvoller gewesen, hier vom Standpunkt des reinen *Materialismus* auszugehen.

Deutsche Geschichte.

Geschichte der Stadt Offenbach. Nach Urkunden und Quellen von P. Heber. Frankfurt a. M., Schmerber, 1838. 8. S. 202.

Nicht nur eine Geschichte der Stadt, sondern auch eine des fürstlichen Hauses Isenburg, dem sie zugehörte. Offenbach blieb im Vergleich mit Frankfurt, Mainz und Worms immer klein und unbedeutend, und wurde erst durch die Ansiedlung einer französisch reformirten Gemeinde, die aus Frankreich fliehen mußte, vergrößert. Auch hat es nicht eigentlich berühmte Männer hervorgebracht. Erst in neuerer Zeit ist es durch zwei mysteriöse Erscheinungen berühmt geworden, durch die des neuen jüdischen Messias Frank und des Sektirers Proli, der später in Amerika gestorben ist. — Diese kleine Spezialgeschichte ist als solche sehr fleißig ausgeführt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 8.

Literaturblatt.

Redigirt von
Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 21. Januar 1839.

Neue Reisen.

2) Reisen und Länderbeschreibungen der ältern und neuesten Zeit, herausgegeben von Dr. Widemann und Dr. Hauff. 15te Lieferung. Reise in Abyssinien im Jahr 1836 von A. v. Katte. Mit einer Karte. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1838.

Eine Reise nach Abyssinien und noch dazu eine sentimentale, also gewiß etwas sehr Anziehendes. Herr von Katte hat nicht bloß ein interessantes Land gesehen, sondern auch in demselben theils komische, theils gefährliche Abenteuer aller Art erlebt, Abenteuer, gegen welche die des Hrn. Nicolai in Italien gar nicht in Betracht kommen. Herr Nicolai wird diese abyssinische Reise mit wahrer Erbauung und einem tröstlichen Gefühl lesen. Es ist arg in Italien, aber in Abyssinien — Gott bewahre uns!

Herr von Katte befand sich zu Dschedda in Arabien, als ihn die Lust anwandelte, hinüber nach dem nahen Abyssinien zu segeln. Die reisenden Kaufleute, die er ausforschte, entwarfen ihm ein so reizendes Bild von abyssinischer Gastfreundschaft und Sittenunschuld, daß er sogar des Geldes kaum zu bedürfen glaubte und nicht volle 200 Thaler mitnahm, um nicht bloß in Habesch, sondern durch das ganze Innere von Afrika bis zur Küste Guinea zu reisen. Allein es ging ihm schlecht. Er sezte nach Massaua über, durchschnitt die sandige Ebene, welche das Meeresufer von den mit demselben parallel laufenden pittoresken Gebirgen trennen, und trat durch einen Paß des lezteren in Habesch ein. Aber schon die erste Begrüßung entsprach keineswegs dem Bilde, was man ihm vorgespiegelt hatte. Anstatt Gastfreundschaft fand er die schamloseste Habgier, Verlogenheit, Treulosigkeit, und einen unglaublichen Schmuz. Hier eine Scene aus dem Grenzdorf Aigenti: „Die Hütten dieses Dorfs sind in einem Cirkel gebaut, und zwar so, daß die Eingänge der Hütten nach dem Mittelpunkt des Kreises gerichtet sind. In diesen Cirkel treibt man des Nachts das Vieh, zündet ein paar große Feuer an, verschließt alle Zugänge mit Dornen und schüzt sich auf diese Art gegen die wilden Thiere, die sich besonders zahlreich in diesem Gebirge aufhalten. Man hatte mir den Ehrenplaz mitten auf einem großen Misthaufen, auf dem Millionen Flöhe und anderes Ungeziefer in der besten Gemeinschaft lebten, angewiesen. Um mich herum lagerten sich die Ochsen und das neugierige Volk, das mich mit vielem Erstaunen betrachtete. Nicht weit davon saßen die Aeltesten des Orts auf einem andern Mistberg, und berathschlagten sich sehr eifrig, mit großem Geschrei und vielen Gesticulationen, wahrscheinlich ob es besser sey, mich zu berauben oder ruhig ziehen zu lassen. Endlich, nach langen Debatten, wozu mein Führer öfters hinzugezogen ward, erhoben sie sich. Zwei alte Männer gingen mit einem großen, mit Kuhmist überall verklebten Gefäß zu einer Kuh, fingen den Urin dieser Kuh darin auf, schwankten das Gefäß mit diesem Liquid gehörig aus, füllten es dann mit Milch und brachten es mir mit sehr pathetischem Schritt. Alles Volk erhob sich und umgab meinen Siz, während die beiden Männer etwas von der Milch tranken, und mir alsdann das Gefäß überreichten. Auf meine Bemerkung über die sonderbare Art, wie das Gefäß vorher ausgewaschen worden, antworteten sie, ich solle nur dreist trinken, denn dies sey ihre Art und Weise, und so allein nur verscheuche man die Zauberer und die bösen Geister, von denen das Gebirge wimmle."

Mit diesem Schmuze des Volks fand der Verfasser die Natur im auffallendsten Contraste; er schildert mit Begeisterung die Gebirge und besonders die üppige, ganz fremdartige Vegetation. Von wilden Elephanten sah er viele Spuren. Was sollen wir aber zu folgendem Beitrag zur Naturgeschichte sagen? „Gegen das Kameel hat der Elephant die erbittertste Feindschaft. Wittert das Kameel den Elephanten, so bleibt es stehen, zittert

am ganzen Leibe, wirft sich nieder und stößt ein anhaltendes Geschrei der Angst und des Entsetzens aus. Kein Zureden und keine Prügel bringen es wieder auf die Beine, es balanciet den Kopf hin und her, als wolle es ihn verbergen, und sein ganzes Wesen ist unaussprechliche Todesangst. Der Elephant dagegen wirft, sobald er das Kameel bemerkt, den Rüssel in die Höhe, stampft mit den Füßen und rennt mit weit vorgehaltenem Rüssel, schnaubend und unter trompetenähnlichen Tönen auf das Kameel los, das seinen Hals lang vor sich hinlegend ihn in seiner Wehrlosigkeit mit der dingebendsten Resignation erwaetet. Er zerstampft dann dieses unglückliche Thier mit seinen unförmlichen Beinen so vollkommen, daß es nach einigen Minuten in kleinen Fragmenten weitumher zerstreut ist. Ich wollte diese Erzählung erst nicht recht glauben; als ich aber später in Arabien mit einem Karawanenführer aus dem Sennaar hierüber sprach, sagte er mir dasselbe, und versicherte mich, daß zuweilen in der Kolla ganze Karawanen auf diese Art zu Grunde gehen." Wir erinnern uns nicht, je etwas der Art in den indischen Reisebeschreibungen, die doch auch sehr häufig von Kameelen wie von Elephanten handeln, gelesen zu haben.

Der Verfasser hatte mehrere Jahre unter Muhamedanern gelebt. Kein Wunder, daß er sich auf die Christen in Abyssinien freute. Allein was fand er: „Ich besuchte zu Maderho die Kirche, ein kleines, rundes Gebäude, das, mit einem Strohdach bedeckt, viel Aehnlichkeit mit einem Taubenschlag hat. Der Eingang ist mit den abscheulichsten Karikaturen, die man Heiligenbilder nennt, überall beklebt. Als ich hineingehen wollte, vertrat mir ein altes dickes Weib den Weg, und unter vielem Geschrei und drohenden Geimassen machte sie mir bemerklich, daß ich nicht zu den Auserwählten gehöre, denen der Eintritt zu diesem Heiligtdum gestattet sey. Ich ging also nach Hause. Hier sollte ich Zeuge des krassesten Aberglaubens seyn. Der Sohn meines Wirths, ein junger sehr hübscher Knabe, hatte das Wechselfieber. Es war gerade der Tag des Fiebers. Er lag auf der Erde in einen weiten Lacken gehüllt, von dem heftigsten Fieberfrost durchschauert. Fünf bis sechs alte Weiber umfaßten ihn, mit dem Gesicht nach der Thüre gewendet, wie wenn sie Jemand erwarteten. Plötzlich trat die Frau, die ich an der Kieche gesehen, mit einem großen silbernen Kreuz und einer Menge Amulete herein; sogleich hob man den Knaben auf, entkleidete ihn gänzlich und stellte ihn auf einen hohen Stein. Die Frau mit dem Kreuz näherte sich und drückte es ihm, nach einigen sehr obscönen Beschwörungen, auf Mund, Bauch und die übrigen Theile des Körpers, während die übrigen alten Weiber mit weiten Sprüngen um ihn herum tanzten und heulten. Auf ein gegebenes Zeichen ergriff eine jede ein Gefäß mit kaltem Wasser, und goß es dem armen Knaben plötzlich über den Leib, daß er einen durchdringenden Schrei ausstieß. Hierauf wickelte man ihn wieder in seinen Laken und legt ihn nieder. Die Beschwörungen fingen von Neuem an, wobei merkwürdigerweise die Sexual-Partien hauptsächlich in Anspruch genommen wurden. Zuletzt drückte man ihm das Kreuz wieder dreimal auf den Magen, daß er tief ausstöhnte; die Alte murmelte einige Beschwörungsformeln, bedeckte ihn mit Amuleten und verließ endlich, von dem ganzen Herenchoe begleitet, das Haus. — Den folgenden Morgen erschien der Soldat, und wir reisten ab. Ich hatte meinem Wirth zwei Thaler geschenkt, allein er war nicht damit zufrieden, und ungeachtet seiner tiefen Trauer lief er mir eine gute halbe Stunde nach, um mehr zu haben."

Herr von Katte wurde von seinen Führern absichtlich irre geführt und dem kleinen Sultan von Heilu in die Hände geliefert. Dieser ist zwar ein Vasall des größern Nachbarkönigs von Tigre, benimmt sich aber sehr unabhängig und plündert die Reisenden an der Grenze aus. Auch Herr von Katte wurde von ihm beraubt. Mit dem Rest seiner Habe zog er zwar weiter, kam aber bald in noch schlimmere Lagen. In dem Dorfe Hadisch-Adi ließ man ihn nicht weiter und belagerte ihn mehrere Wochenlang auf einem Haufen Mist, auf dem er Posto gefaßt hatte und seine wenigen Habseligkeiten vertheidigte. „Einer meiner Bedienten war in dem Complot, und hatte erzählt, daß Heilu mir viel Geld abgenommen hätte, man könne hier ein Gleiches thun, denn alle meine Mantelsäcke wären damit angefüllt. Zwar öffnete ich diese von Zeit zu Zeit, um sie vom Gegentheil zu überzeugen, aber die Wäsche, Kleidungsstücke, Papier, selbst das Geringste reizte gleichmäßig ihre Habsucht, so daß ich hierdurch nur Oel ins Feuer goß. Täglich vom Morgen bis zum Abend von der Bevölkerung des Orts umgeben oder vielmehr belagert, von den widrigsten Physiognomien bis zum Ekel erfüllt und nichts anderes thuend, als ihre Unverschämtheiten abzuweisen, glaubte ich mich in der Hölle von Dämonen umringt, die mich jeden Augenblick zum Richtplatz abführen würden. So verging ein Tag nach dem andern und immer änderte sich nichts in meiner Lage; das Verlangen nach Geschenken ward immer dringender und die Foederungen immer größer, so daß mein Wirth, welcher der Schulze des Orts oder wie er sich zu nennen beliebte, dessen Sultan war, erklärte, mich nicht anders abreisen lassen zu wollen, als wenn ich 150 Thaler zahle. Hinzu denke man sich, daß ich im Hofe des Hauses, im wörtlichsten Sinne auf den Mist, gelagert war, und daß ich häufig nur mit vieler Mühe und mit zehnfacher Bezahlung des Wirths kaum so viel Getreide kaufen konnte, um Brod

zu backen, das jezt meine einzige Nahrung ward, so wird man sich einen ungefähren Begriff von meiner Situation machen können. Das Schlimmste dabei war, daß ich nicht wagen durfte, mich vom Hause zu entfernen, um Excursionen in die Umgegend zu machen. That ich nur einen Schritt aus dem Hofe, so fehlte mir gewiß bei meiner Rückkehr etwas; ich befürchtete Alles zu verlieren, entfernte ich mich nur eine halbe Stunde lang. — Auch die Nächte waren nicht minder abscheulich, denn alsdann kroch alles Ungeziefer, das sich am Tage wegen der Sonnenhitze versteckt hielt, hervor, und überdeckte mich in einem Augenblick, so daß ich beinahe davon aufgefressen ward. Hierzu kommt die Kälte der Nächte, die mit der Hitze des Tages im empfindlichsten Contrast steht und verschiedene Krankheiten, namentlich plötzliche Augenanschwellungen erzeugt. Außerdem beunruhigte mich das Rindvieh, das man des Nachts in den Hof trieb und das mich häufig auf die unsanfteste Art aufweckte. Zuweilen fuhr ich plötzlich aus dem Schlaf und fand dann meine Augen mit dickem frischen Kuhmist verklebt, während sich eine andere Kuh in Bereitschaft stellte, mich auch noch zu bewässern. Das sind die Freuden, die man erlebt, wenn man in Afrika reist. Ein andermal war ich sogar in großer Lebensgefahr. Die Höfe sind in Abyssinien mit Dornen umgeben, die man des Nachts schließt, sobald alles Vieh hineingetrieben ist. Durch einen Zufall war eines Nachts vergessen worden, den Eingang mit einem großen Dornstrauch, der als Thüre dient, zuzusetzen, als auf einmal eine Hyäne, die sogleich nach Sonnenuntergang überall hervorkommen, in den Hof trat. Sogleich stürzten die Kühe mit vorgehaltenen Hörnern auf sie ein; sie war aber schon zu weit vorgetreten, so daß ihr der Rückweg zu der Thüre abgeschnitten war. In der Angst lief sie längs des Hauses gerade auf den Ort zu, wo ich lag, gefolgt von der ganzen Heerde, die mit wüthendem Schnauben wie rasend auf sie eindrang. In einem Augenblick war ich von diesen wüthenden Thieren umringt, hinter mir die Hyäne, die glücklicherweise hier eine kleine Erhöhung erreichte und nun mit gelenkigem Sprung über eine hohe Dornhecke ins Freie sezte. Ich begreife noch nicht, wie ich so glücklich davon kam, ohne von diesen Bestien niedergerannt zu werden.“ Der Verfasser half sich zulezt mit Grobheit, mit Peitschenhieben ꝛc. und das fruchtete bei dem feigen Volk. Man ließ ihn abziehen, hatte ihm jedoch eine Menge Effekten heimlich entwendet.

Die schöne Natur entschädigte ihn wieder. „Die Pracht der Vögel ist unvergleichlich; alle Edelsteine glimmern und blitzen durch das Laub der Bäume. Tausendfarbig, sammtartig, verändert das Gefieder bei jeder Bewegung die Farben, die keine Kunst so nachzubilden im Stande wäre. Die Ornithologie wird hier noch manche Entdeckung zu machen haben, da Abyssinien wohl manchen, noch ganz unbekannten Vogel beherbergen mag. Schade, daß der Gesang dieser Vögel ihrer Farbenpracht nicht entspricht — ein lautes, gellendes Geschrei, das durch alle Tonarten schmettert, und öfters so betäubend wird, daß man sein eigen Wort nicht verstehen kann. Nur hier und da unterbricht ein tiefer, beinahe bedeutungsvoller Glockenton eines einsamen, beständig allein sitzenden, blaurothen Vogels mit einer bedächtigen Doctormiene den durchdringenden, kreischenden Lärm und scheint ihm zu gebieten; denn in der That verstummt, wenn dieser Ton erschallt, das Geschrei der übrigen, um aber einen Augenblick darauf mit erneuerter Kraft wieder anzufangen.“ Der Verfasser wurde noch einmal bestohlen und endlich sogar von einer vorübergehenden Blindheit befallen, woran die Wirkung der heißen Sonne schuld war. Endlich kam er nach der Hauptstadt Adua, wo er im Hause des deutschen Missionärs, Herrn Isenberg, sich erholen konnte. Die Stadt besteht aus Kirchen und Häusern, die alle die afrikanische Kegelform haben. Ihr Beherrscher, Fürst Ubie von Tigre, hielt eben eine Zusammenkunft mit dem Fürsten Kassai von Agamien und schloß Frieden mit ihm. Ubie ist der mächtigste Fürst des Landes und will einen gewissen Thekla Georgis, Abkömmling der ehemaligen Kaiser, wieder zum Kaiser erheben, um durch ihn ganz Abyssinien zu beherrschen. Dieser Prätendent sah aber sehr bettelhaft aus. Herr von Katte wurde zur Audienz gelassen in einer engen dunkeln Hütte, saß auf Stroh und verzehrte an der königlichen Tafel rohes Rindfleisch, Pfefferbrühe und Mehlbeel. Dabei bemerkt er: „Abyssinien selbst ist so unglaublich reich an Naturprodukten aller Art, es bietet auf allen Punkten so viele Tausende von Hülfsmitteln dar, welche die Stupidität des jetzigen Volks nicht ahnet, daß der Dienst, den Europa durch einen zweckmäßigen und kräftigen Beistand zur Wiederherstellung der Ordnung diesem Lande und diesem Volke selbst leisten würde, von einem unberechenbaren Einfluß auf die ganze civilisirte Welt wäre. Kein Land der Welt verdiente es mehr als Abyssinien, denn wohl kein Land ist so herrlich und reich von der Natur ausgestattet. Und was würde es Europa kosten? Einige tausend Gewehre, ein paar Kanonen und einige tüchtige Officiere bewirken das ganze Wunder. Diese unterwerfen das Land einem Herrn, diese stellen Ruhe und Ordnung her, diese vertilgen die Straßenräuber, diese führen den Frieden zurück, und mit Lezterm ziehen Handwerke, Künste und alle Wissenschaften in ein Land, von dem sie bisher so schnöde zurückgewiesen wurden.“

Von der christlichen Kirche in Habesch sagt der Verfasser wenig Tröstliches. Ihr Patriarch wird aus Aegypten verschrieben und auf eine drollige Art gewählt.

Die koptischen Priester erwählen einen Laien, gewöhnlich einen Mann niedern Standes. Man frägt ihn, ob er der Abune Abyssiniens werden wolle. Verneint er es, so hält man dies für ein gutes Zeichen. Man sperrt ihn ein, um ihn durch Hunger zur Annahme zu zwingen. Je mehr er sich sträubt, desto mehr glaubt man ihn vom Himmel dazu erkoren, bis er sich endlich nach vielen ausgestandenen Qualen und Drangsalen zur Annahme geneigt findet. Alsdann wird er in den Dogmen der koptischen Kirche unterrichtet, erhält die Ordination und reist hierauf mit Pomp nach Abyssinien ab. — Der Bilderdienst ist allgemein in Abyssinien. Man kann sich keinen Begriff machen von der Menge und der abscheulichen Häßlichkeit der Heiligenbilder, von denen die Kirchen strotzen.

Das Volk wird als gänzlich in Unwissenheit versunken geschildert. „Die Juden allein schmieden nur das Eisen, und merkwürdigerweise sind es dort nur die Muselmänner, welche die schlechten abyssinischen baumwollenen Zeuge weben. Wie tief dieses Volk in geistiger Hinsicht steht, beweist vor Allem der Umstand, daß, ungeachtet mancher Ströme, die zur Zeit der Regen hoch anschwellen und alsdann nicht zu überschreiten sind, und mehrerer bedeutender Seen, wie des Tzana und Aschanschi-See, doch noch Niemand auf den Einfall gekommen ist, einen Kahn zu bauen. Die Unbehülflichkeit geht so weit, daß man nicht im Stande ist, einen etwas starken Baum zu fällen, man brennt ihn an der Wurzel ab. Niemand versteht ein Brett zu sägen, Niemand einen Balken zu behauen. Will Jemand dergleichen haben, so muß er es sich von der Küste des rothen Meeres, also von den Arabern, holen. Ja nicht einmal Kalk versteht dieses Volk zu brennen, obgleich sich der Marmor überall und der reine Kalksteinfelsen an vielen Orten darbietet. Aber diese große Unwissenheit ist um so auffallender, als die Abyssinier gar kein isolirtes Volk sind, sondern beständig mit andern Völkern in Berührung stehen." Sollten hier die Schattirungen nicht zu stark aufgetragen seyn?

Die Juden sind schwarz und von den Abyssiniern kaum zu unterscheiden, aber seltsam scheint uns die Vermuthung des Verfassers, sie hätten das Judenthum nur angenommen, ohne selbst von Abraham abzustammen. Eben so wenig hat uns die Hypothese zugesagt, die Gallas, der berühmte Negerstamm, der einen großen Theil Abyssiniens inne hat, möchten von den alten Galliern abstammen. „Eine merkwürdige, uralte Sage ist unter den Gallas verbreitet und noch bei allen Stämmen in sehr lebhafter Erinnerung. Vor mehreren tausend Jahren, heißt es, seyen ihre Voreltern aus dem hohen Norden jenseits eines breiten Salzmeers ausgewandert, haben sich nach Sonnenaufgang gewendet, und nach langen Märschen und vielen Kämpfen sich endlich in einem schönen Lande niedergelassen, wo sie viele Jahre gelebt hätten. Jedoch von andern Völkern gedrängt, seyen sie südlich gezogen, und wären endlich nach tapferm Widerstande genöthigt worden, ein anderes Salzmeer (wahrscheinlich das rothe Meer) zu überschreiten und in Afrika einzuwandern, wo sie nach vielem Hin- und Herziehen sich in den hohen Gebirgen in der Mitte dieses Welttheils, niedergelassen hätten. Hier wären sie sehr mächtig geworden, und hätten viele Völkerschaften bis nach dem westlichen Ocean hin unterworfen. Jedoch hätten sie das Gesetz ihrer Väter, sich nicht mit den schwarzen Völkern zu vermischen, übertreten, und nun sey der Zorn der Götter erwacht, und habe ihre ursprünglich weiße Farbe in die schwarze verwandelt. Zuletzt seyen sie selbst aus den schönen Gebirgen Mittelafrika's vertrieben, und hätten in und um Abyssinien ein zweites Vaterland suchen müssen. Aber, sagen sie weiter, eine alte Prophezeihung verheißt uns aus fernem Norden die Ankunft eines Weißen, der alle weit zerstreuten Galla-Stämme vereinen, und, sich an ihre Spitze stellend, alle Länder der Schwarzen unterwerfen wird. — Merkwürdig bleibt diese unter den Gallas weit verbreitete Sage allerdings. Schon sehr auffallend ist ihr Name Galla, der wahrscheinlich vom phönizischen Zeitwort *galab*, wandern, abstammt, mit *Gallia*, *Galliae* die größte Aehnlichkeit hat. Die Gallas sind ein Wandervolk, die Gallier waren es auch, und drangen aus Europa nach Asien ein, von wo sie späterhin spurlos verschwunden sind. Die bei den Gallas durchgängig herrschende europäische Gesichtsform, und die öfters sehr ins Weiße hinüberspielende Farbe, würde nicht ganz gegen eine europäische Abkunft sprechen."

Die alten Kaiser (Ras) Abyssiniens sollen, dem Volksglauben zufolge, von Salomo abstammen. Habesch ist aber in lauter kleine Fürstenthümer aufgelöst, zwischen denen beständig Fehde ist, ungerechnet der Privaträubereien. „Das Land gleicht einem wogenden Räubermeere," sagt der Verfasser. So verächtlich die Männer, so liederlich sollen auch die Frauen seyn, ohne daß die Männer daran Anstoß nehmen, weßhalb Herr von Katte den St. Simonisten räth, nach Abyssinien zu gehen, hier und nirgends anders würden sie la femme libre finden. Er macht es daher einigen frühern Reisenden und namentlich auch den Missionären zum Vorwurf, daß sie nicht aufrichtig genug den schlechten Zustand des Volks geschildert hätten. — Nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalt in der Hauptstadt kehrte er, eine Strecke von Herrn Isenbergs Bedienten geleitet, zu Fuß ans Meer zurück.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 9.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 23. Januar 1839.

Optik.

Die neuere Farbenlehre mit andern chromatischen Theorien verglichen von H. W. Dove. gr. 4.

Die vorliegende optische Abhandlung mit ihrem bescheidenen Titel ist eigentlich viel mehr als dieser besagt: sie ist eine Entscheidung lezter Instanz in einem der wichtigsten naturwissenschaftlichen Processe, im langjährigen Streite nämlich zwischen dem Newton'schen Emanations- und dem Euler-Huygens'schen Vibrationssystem, mit „Geschichtserzählung und Gründen," kurz in „bester Form optischen Rechtes." Um die Leser auf den Standpunkt eigenen Urtheiles in dieser Sache zu versetzen, wollen wir Ihnen zunächst „statum causae et controversiae" so bündig und deutlich vortragen, als uns nur irgend möglich ist.

Die Meinungen der alten Weltweisen über die Natur des Lichtes, um welche leztere es sich bei diesem Processe wesentlich handelt, waren ziemlich verworren, und was nach der Wiederherstellung der Wissenschaften namentlich Baco, Descartes, Gassendi, darüber gelehrt haben, verdient vielleicht noch weniger Beachtung. Erst Newton machte Entdeckungen in dieser Lehre, welche ihr eine festere Gestalt zu versprechen schienen; die Grundlage dieser Lichttheorie besteht aber darin, die Lichtstrahlen als die Wege materieller, aus den leuchtenden Körpern ausfliessender Theilchen zu betrachten, welche von andern Körpern angezogen werden; diese Ansicht von der Natur des Lichtes, als sey dasselbe ein wirklicher Ausfluß, eine Emanation materieller Theilchen des leuchtenden Körpers heißt nun danach das Emanationssystem; und dieses System gewährt, wie sich nicht abläugnen läßt, eine bequeme und passende Erklärungsart der Erscheinungen des Lichtes und der Farben, und ist wenigstens ein schönes Gleichniß, welches sich sehr weit ausdehnen läßt, und dessen die meisten und gelehrtesten Optiker sonst gar nicht entbehren zu können glaubten, um von allen Phänomenen des Lichtes auf eine gleichförmige Art Rechenschaft zu geben.

Gleichwohl wurde dasselbe, und zwar auch nicht ohne gute Gründe, schon früher bestritten, und seine Gegner suchten den Grund der Lichterscheinungen vielmehr in Erschütterungen (Vibrationen) einer feinen, durch den Raum verbreiteten Materie (des Aethers), ähnlich den Erschütterungen oder schwingenden Bewegungen der Luft bei der Entstehung und Fortpflanzung des Schalles, welches die Huygens'sche, von Euler weiter entwickelte, und daher, wie oben, Euler-Huygens'sche Licht-Hypothese ist.

Die Frage nun: „welches von diesen beiden Systemen das ausreichendste zur Erklärung aller Lichterscheinungen sey?" ist der, in der vorliegenden Abhandlung entschiedene optische Proceß.

„Wenn ein Geschütz abgefeuert wird" — in dieser Art drückt unser Verfasser die nämliche Frage aus — „so gehen davon drei Dinge aus: die Kugel, der Schall und der Lichtbliz. Die Kugel, welche in einer gewissen Entfernung eine Mauer trifft, war früher am Geschütze; nicht so der Knall, welcher als Echo von derselben Mauer abprallt. Dieser Knall schreitet mit einer Geschwindigkeit fort, welche kein Sturmwind erreicht; trüge die Luft ihn uns unmittelbar zu, wer möchte dem Andrange widerstehen? Es ist vielmehr eine stets andere Luftmasse, welche ihn erzeugt; es ist eine fortschreitende Wirkung, nicht ein fortschreitender Körper. Wie ist es nun aber mit dem Lichtblitze? verhält er sich wie der Schall (Vibrations-), oder wie die fortgeschleuderte Kugel (Emanationssystem)? Ist ferner das Licht, welches ein Spiegel reflectirt, z. B. einer elfenbeinernen Kugel zu vergleichen, die von der Bande eines Billards

unter demselben Winkel reflectirt wird, unter dem sie anprallte, oder dem Echo, das demselben Reflectionsgesetze folgt?"

„Wenn wir die ungeheure Geschwindigkeit bedenken, mit welcher sich das Licht nach allen Seiten verbreitet (und die bekanntlich die Geschwindigkeit einer Kanonenkugel 1½ Millionen Mal übertrifft, und mehr als 40,000 Meilen in der Secunde beträgt), so können wir, meint Huygens, unmöglich annehmen, daß sich dasselbe bewege wie ein Pfeil, der die Luft durchschneidet, seine Bewegung muß vielmehr analog der des Schalles seyn." Vom Geruche wissen wir, fügt Euler hinzu, daß er vermittelt wird durch materielle, vom duftenden Körper ausgehende Theile. Bei dem Hören sondert sich aber Nichts von den Körpern ab. Bei dem Gefühle endlich berühren wir die Körper selbst. Die Entfernung, in welcher wir die Gegenstände vermittelst der Sinne wahrnehmen, ist bei dem Gefühle keine, bei dem Geruch eine geringe, bei dem Gehör eine bedeutende, die größte aber beim Sehen. Wahrscheinlicher sey es also schon deßwegen, daß für Gehör und Gesicht, als daß für Geruch und Gesicht, dieselbe Verbreitungsart stattfände, da die sichtbaren Gegenstände sich nicht verhalten wie die duftenden, sondern mehr wie die tönenden. — Gleichwie nun aber die Schallwelle zu ihrer Verbreitung die Luft als Medium fordert, so wird sich die Vibration des Lichtes z. B. von entfernteren Himmelskörpern durch einen Aether mittheilen, welcher nicht bloß den Himmelsraum, sondern alle Räume erfüllt. Der Einwand, daß ein solcher Aether als widerstehendes Mittel die Bewegung der Himmelskörper hemmen würde, widerlegt sich durch das Factum, daß Encke die Umlaufserscheinungen des nach ihm benannten Kometen auf einen solchen Aetherwiderstand zurückführt, wodurch also die Nichtaufhebung jener Bewegung durch diese Beeinträchtigung hinreichend dargethan ist.

Nach dieser allgemeinen Bestimmung des Standes, in welchem sich der Streit zwischen den Anhängern der Emissions- oder Emanations- und der Vibrationstheorie befand, darf nun von dem Sachwalter der letzteren jetzt kühnlich behauptet werden: „Die scheinbare unendliche Mannichfaltigkeit der Lichtphänomene lasse sich unter dem einfachen Gesichtspunkte zusammenfassen, daß der Eindruck des Lichtes durch Schwingungen (Vibrationen) eines elastischen Mediums (Aethers) erregt werde, deren Anzahl die Farbe bestimmt, von deren Weite die Helligkeit abhängt, und deren geradlinige, kreisförmige oder elliptische Gestalt die Polarisation bedingt."

Da der Begriff des Lichtphänomens, welches man mit diesem Namen der Polarisation belegt, nicht allen unsern Lesern gleich geläufig seyn dürfte, so wollen wir zuvörderst ein einziges Wort zur Erklärung beifügen. Wenn ein Lichtstrahl auf eine Glastafel fällt, so wird er gleichsam gespalten: der eine Theil wird zurückgeworfen, der andere geht durch die Scheibe; dies ist eine Erscheinung, welche alle meine Leser öfters wahrgenommen haben. Sowohl dies zurückstrahlende als das durchgehende Licht nimmt eben jene Eigenschaften an, die es vorher nicht hatte, und wodurch es sich von dem, unmittelbar vom leuchtenden Körper kommenden Licht unterscheidet; — und diese neuen Eigenschaften bestehen namentlich darin, daß dasselbe, auf eine zweite Glastafel fallend, nicht mehr so zurückgestrahlt und durchgelassen wird, wie beim ersten Auffallen; bei gewissen Stellungen der Glastafeln kann vielmehr nunmehro alles Licht durchgelassen, bei andern, alles Licht reflectirt werden, und nach dieser Veränderung heißt es nunmehr polarisirtes Licht. Man verdankt die Entdeckung dieser auffallenden Erscheinung dem französischen Akademiker Malus; und er hat dieselbe Polarisation genannt, weil er sich das Licht dabei in seiner Richtung geändert, seinen Pol gleichsam anders gekehrt dachte.

Wir haben eben dies Phänomen der Polarisation auch deßwegen hervorgehoben, weil es, in Verbindung mit den, im obigen Satze nicht ausdrücklich benannten Lichterscheinungen, welche man unter dem Namen der Interferenz zusammen begreift, ganz besonders dazu dient, die Erklärungsvorzüge der Vibrations- oder Undulationstheorie von der Emissionstheorie geltend zu machen. Unter „Interferenz des Lichtes" versteht man bekanntlich im Allgemeinen die gegenseitige Einwirkung der Lichtstrahlen (mit welchem Ausdrucke hier, ohne Rücksicht auf eine der beiden Theorien, bloß die geradlinige Bewegung des Lichtes bezeichnet seyn soll) auf einander bei ihrem Zusammentreffen. Da diese Lichtstrahlen nämlich jedem selbst-leuchtenden und erleuchteten Körper in unzählbarer Menge ausströmen und sich geradlinig fortpflanzen, so muß es sich oft ereignen, daß sie sich auf ihren Wegen begegnen, durchkreuzen, woraus besondere Erscheinungen erfolgen, welche danach eben „Interferenz" benannt worden sind. Ganz ähnliche Interferenzen aber treten sowohl bei der Bewegung der Wellen als bei dem Schalle ein, und zwar ist diese Aehnlichkeit eine so überaus auffallende, daß man sich dem Gedanken einer Fortpflanzung des Lichtes in der Art, wie Welle und Schall, gar nicht ausweichen kann.

Solchen Interferenz-Erscheinungen ist nun aber auch das *polarisirte Licht*, wie wir die Bedeutung des Ausdruckes eben erklärt haben, unterworfen, und durch die daher entsprungene Ausdehnung der Vibrationstheorie ist es gelungen, alle Erscheinungen der Polarisation, in der ausgezeichnetsten Weise, auf diese Theorien zurückzuführen. Der Triumph der lezteren ist dabei um so größer gewesen, als Malus, der angegebene erste Entdecker der Polarisation, und seine nächsten Nachfolger eben in diesen Erscheinungen und ihrem beständigen Bezuge auf emittirte Lichttheilchen eine allein mögliche Erklärung des Vorganges zu finden geglaubt hatten. Es überrascht, darf man auf diese und ähnliche Veranlassungen mit dem Verfasser bemerken, wie die Verfolgung der Natur oft auf einem bestimmten Gebiete den Einen täuscht, während sie dem Andern auf eben demselben Gebiete ihre tiefsten Geheimnisse verräth; während Malus und seine Anhänger, wie gesagt, aus den Polarisations-Erscheinungen seine Gründe für die Materialität des Lichtes und damit für die Emissionstheorie hernahm, war es ein späterer Physiker (Fresnel), welcher an eben diesen Phänomenen die siegerischen Vorzüge der Undulationstheorie erwies.

Da es also ganz besonders die *Interferenzen* sind, welche die Aehnlichkeit des Vorganges bei Fortpflanzung des Lichtes, des Schalles, wie der Welle, auf eine selbst augenscheinliche Weise darthun, so wollen wir schließlich auch nur noch dabei stehen bleiben, und die Leser durch unsere Beschreibung in den Stand setzen, sich von jener Aehnlichkeit bis zur Augenscheinlichkeit zu überzeugen.

Erregt man also zunächst in einer schmalen, mit Wasser gefüllten Rinne eine Welle so, daß dieselbe die ganze Breite der Rinne gleichförmig einnimmt, so geht diese Welle nach der Länge der Rinne fort, und andere Wellen folgen ihr. So bald nun jene erste Welle die Querwand der Rinne erreicht, wird sie zurückgeworfen, und indem nun diese zurückgehende Welle mit der noch vorwärtsgehenden, zweiten, ihr begegnenden, zusammentrifft; so kommt es oft vor, daß der Wellen*berg* der einen mit dem Wellen*thale* der andern in der Art zusammenfällt, daß die eine Welle die andere ausgleicht, und die entstehende Wasserhöhe dem Zustande des Gleichgewichtes gemäß ist. Dies heißt eine *Wellen-Interferenz*. Eine ähnliche *Interferenz beim Schalle* haben zuerst die bekannten deutschen Naturforscher, Gebrüder Weber, beobachtet und untersucht. Wenn sich nämlich der Schall in der Luft ebenfalls durch wellenartig fortgehende Vibrationen fortpflanzt, so läßt es sich, mit einiger Ausdehnung des obigen Beispieles wohl denken, daß da, wo gleichzeitige Verdichtungen zweier Schallwellen zusammentreffen, eine Verstärkung des Schalles eintreten muß, und daß dagegen da, wo der verdichtete Theil einer Schallwelle mit dem, im verdünnten Zustande befindlichen Theile einer zweiten Schallwelle zusammenfiele, eine „Interferenz“ im obigen Sinne stattfinden werde. Gäbe es endlich einen Punkt, wo sich Schallwellen, welche von verschiedenen Richtungen ausgegangen wären, dergestalt ereilten, daß allezeit die verdichtete Hälfte der einen auf die verdünnte Hälfte der andern fiele, so würde man in diesem Punkte gar keinen Schall hören; das gleichzeitige Eintreffen zweier gleichen Schall-Erregungen würde in diesem Falle keine Verstärkung des Schalles, sondern ein Auslöschen desselben bewirken.

Eine, aus diesen Gründen entstehende Unterbrechung des hörbaren Tones gewährt nun aber ein sehr leichter Versuch, welchen man mit der Stimmgabel anstellen kann. Wenn man eine solche gewöhnliche Stimmgabel nämlich während ihres Tönens in verticaler Richtung vor dem Ohre hält, und so um ihre Axe drehet, daß bald die eine Seite, bald die andere dem Ohre zugewendet ist, so hört man den Ton fast genau gleich, das Ohr mag sich in einer, auf dieser oder jener Seite senkrechten Richtung befinden; ist das Ohr dagegen in einer Richtung, welche ungefähr in der Mitte zwischen diesen beiden senkrechten liegt, so tritt die Interferenz ein, und der Ton verschwindet fast ganz. — Die Rechnung, welche ich hier freilich nicht beibringen kann, zeigt für diesen und ähnliche Fälle, ganz unwiderleglich, daß das Verlöschen des Tons durch ein solches Zusammenfallen der Schallwellen veranlaßt wird, wie wir oben für die Interferenz der Wasserwellen beschrieben haben.

Hiervon gehen wir nun wieder näher auf die *Interferenzen* über, welche das Licht zeigt. Bei genauerer Betrachtung dieses Vorganges zeigt sich nämlich, daß zwei, von derselben Lichtquelle ausgehende Lichtstrahlen, welche auf verschiedenen, sich unter einem kleinen Winkel durchschneidenden Wegen in Einem Punkte ankommen, die Erleuchtung *verstärken*, wenn die durchlaufenden Wege *gleich* lang sind, wogegen diese Lichtstrahlen bei einer gewissen *Ungleichheit* der Wege im Gegentheile eine Zerstörung der Erleuchtung, ein Dunkel veranlassen. Eine der leichtesten Arten, diesen Versuch anzustellen, besteht z. B. darin, daß man das durch eine sehr kleine Oeffnung des verfinsterten Zimmers eingelassene Sonnenlicht auf zwei neben einander stehende, wenig gegen einander geneigte Planspiegel leitet, und das Durchkreuzen der zurückgeworfenen Lichtstrahlen aus einiger Entfernung mittelst eines Fernglases beobachtet,

wobei man diese Licht-Interferenzen deutlich genug gewahr werden wird.

Da die Emissionstheorie gar keinen nachzuweisenden Grund angeben kann, wodurch ein Lichttheilchen in einem Augenblicke die Wirkung des andern verstärken, im andern aber zerstören sollte, so ist es schlechterdings unmöglich, das Phänomen der Interferenzen aus ihr zu erklären, wogegen die Undulationstheorie, nach Analogie dessen, was wir von Welle und Schall beigebracht haben, eine überaus bequeme Erklärung darbietet. Man würde sich also der Evidenz selbst widersetzen, wenn man, Behufs dieser Erklärung, nicht der letzteren Theorie den Vorzug geben wollte.

Gleichwohl ist bis hierher nur von der optischen Seite des Vorganges die Rede gewesen; es läßt sich aber sogar zeigen, daß sich selbst die chemischen Wirkungen des Lichtes, dieser Theorie der Interferenzen genau gemäß, da nicht zeigen, wo Wellentheile entgegengesezter Art zusammentreffen. Der französische Naturforscher Arago hat hierfür folgenden Versuch ausgeführt. Er ließ die auf die eben angeführte Weise von zwei Spiegeln reflectirten, und also Interferenzen bildenden Strahlen, auf frisch bereitetes Chlorsilber fallen, welches bekanntlich durch alle gewöhnliche Lichteinwirkung geschwärzt wird, und es ergab sich dabei, daß Schwärzung nur da entstand, wo ein wirksames Zusammentreffen der Lichtstrahlen statt hatte, und dagegen an denjenigen Stellen wegfiel, an denen diese Wirksamkeit durch die eingetretenen Interferenzen aufgehoben worden war. Ja, die Genauigkeit der diesem Experimente zu Grunde liegenden Voraussetzung bewährte sich dadurch, daß sich die ungleiche, durch Streifen unterbrochene Schwärzung des Chlorsilbers sogleich in eine durchgängige verwandelte, wenn man die Lichtstrahlen eines der beiden Spiegel durch einen Schirm auffing und folglich die Interferenzen aufhob, so daß die reflectirten Lichtstrahlen des andern Spiegels dadurch ungehindert auf das Chlorsilber wirken konnten. Es war also augenscheinlich, daß es in der That Zusammentreffen zweier Lichtstrahlen ist, wovon auch hier die geschwächte, ja selbst zerstörte Wirkung des Lichtes abhängt.

Vielleicht ist aber auch selbst die außerordentliche Geschwindigkeit des Lichtes, auf welche der Verfasser seine Betrachtungen ebenfalls ausdehnt, ein Beweis der Immaterialität dieses Elementes, indem sich diese ungeheure Geschwindigkeit, wie es uns scheint, eher in der Vibrations- als Emissionstheorie begreift. Bekanntlich hat man diese Geschwindigkeit zunächst durch Beobachtung der Verfinsterungen der Jupiterstrabanten kennen gelernt, und ich verbinde wohl viele meiner Leser, wenn ich zur Vervollständigung des hier vorzutragenden Lichtprocesses zugleich den Zusammenhang zwischen diesem Phänomen und jener daraus abgeleiteten Bestimmung in ihr Gedächtniß zurückrufe.

Die Jupiterstrabanten also laufen sehr geschwind und in so liegenden Bahnen um ihren Hauptplaneten, daß sie bei jedem Umlaufe in dessen Schattenkegel eintreten, dergestalt, daß ihre Verfinsterungen sehr häufig sind. Die Eintrittszeiten dieser Verfinsterungen kennt man; man weiß z. B. sehr genau, daß zwischen zwei zunächst auf einander folgenden Verfinsterungen des ersten Trabanten 42 Stunden 28 Minuten 42 Secunden verstreichen. Diese Zeit entspricht auch der Beobachtung allemal, wenn sich die Erde gegen den Jupiter in einer solchen Stellung befindet, da sich ihre Entfernung von demselben nicht merklich ändert. Rückt dagegen die Erde gerade vom Jupiter fort, so beobachtet man, daß jene Zwischenzeit 15 Secunden länger * dauert, weil nämlich das Licht so viel mehr Zeit gebraucht, um der fortrückenden Erde nachzueilen. Nun hat die Erde in jener Zwischenzeit der 42 Stunden 28 Minuten, in ihrer Bahn 630,000 Meilen zurückgelegt, und sich also um diese Größe weiter vom Jupiter und dem Schauplatze des Verfinsterungsvorganges entfernt. Das Licht, als „Bothe des Vorganges“ wenn wir so sagen dürfen, braucht demnach noch 15 Secunden mehr, um diese der Entfernung hinzutretenden 630,000 Meilen zu durchlaufen, welches auf jede Secunde beiläufig 40,000 Meilen gibt. Dies ist also, solchergestalt bestimmte Geschwindigkeit des Lichtes, und sie findet sich in der genauesten Uebereinstimmung mit dem, was andere Himmelsbeobachtungen, z. B. die Aberration, worauf wir hier nicht näher eingehen, darüber lehren. Jene Geschwindigkeit übertrifft danach die Geschwindigkeit der Erde in ihrer Bahn, die 4 Meilen in der Secunde beträgt, 10,000- und die einer Kanonenkugel, welche leztere 600 Fuß oder 1/30 Meile in der Secunde macht, gegen 1,600,000 Mal.

(Der Schluß folgt.)

* Genau das Umgekehrte trägt sich zu, wenn die Erde auf den Jupiter losgeht, wodurch die Richtigkeit der Erklärung über allen Zweifel erhoben wird.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 10.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 25. Januar 1839.

Vermischte Schriften.

Ernst und Laune aus meinen alten Papieren. Von W. Reinhard, ehemaligem Staatsrath. Karlsruhe, Marx, 1838.

Eine kräftige, echt oberdeutsche Natur, welche in Jena nur halb abgähren kann, dann in den unklaren Zeiten 1800 – 1806 im markgräfischen Kanzleidienste sich gebährdet wie ein edles junges Roß im Geschirre, und am Ende keine andere Richtung weiß, als sich und andere ironisch und parodistisch zu behandeln, — geht in vorgerückterem Alter mit den zurückgelegten Papieren das vergangene Leben durch, knüpft daran manche tiefe Bemerkung und ergötzliche Anekdote, trägt manche Lokalfarbe geistreich auf, mag aber auch manchen Leser verdrießlich machen über das, was gerade von einer so kräftig anfassenden Eigenthümlichkeit gegeben werden könnte, hier aber nur leicht berührt wurde. Wir meinen die Geschichte der Verwaltung der badischen Lande von 1803 – 1816, die sonderbare Zusammensetzung der Staatsbehörden aus 43 sehr verschiedenartigen übernommenen Administrationen, die merkwürdigen Persönlichkeiten (wir nennen hier nur einen Edelsheim Hacken, Braun Fein, zwei noch lebende bedeutende Männer aus der Berechnung lassend) den Streit der Markgräfischen mit Pfälzern und Breisgauern, die Stellung der verschiedenen damals lebenden Glieder des regierenden Hauses, und die schnell auf einander folgenden Organisationen, aus welchen sich doch am Ende ein eigenthümlicher Geist entwickelt hat, was bei der Stellung des Landes um so unbegreiflicher ist, als dieses bei 10 Stunden Breite, Hochgebirge, Vorberge und Ebene, und bei lange gestreckter Gestalt die Oppositionsstädte an den Extremitäten hat. Die drei größten Greuelthaten der neueren Geschichte wurden ohne seine Schuld auf seiner Erde verübt, es wurde eigenmüthig gebildet, sollte eigenmächtig zerrissen werden, und erhielt sich dennoch unbeschnitten. Ueber alles dieses kann und sollte der Verfasser um so mehr Zusammenhängendes oder doch tiefer gehende Bruchstücke geben, als er die gehörige Erfahrung, Unabhängigkeit des Charakters und Muße hat.

Das Meiste, was die zwei Bändchen enthalten, mag zur Zeit geschrieben worden seyn. Nur in der Heirathsgeschichte ist das wilde Wasser der Poesie bis an die Namen sogar gedrungen.

Wir würden noch mehrere lobenswerthe Eigenschaften dieses sonderbaren Büchleins herausheben, wenn wir nicht die feste Ueberzeugung hätten, daß der Verfasser Besseres ohne bedeutende Anstrengung geben könnte.

Zur Orientirung und Ergötzung unserer Leser theilen wir einige Fragmente und Anekdoten aus dem Buche mit, die theils an Hebels Schatzkästlein, theils an Mosers und Webers Reminiscenzen aus dem Staatsdienst und an Justus Mösers patriotische Phantasien erinnern.

„Der Trieb, sich an irgend einem gemüthlichen, günstigen Plätzchen anzusiedeln, und da, zu Fortkommen und Genuß, sein Wesen zu treiben, ist edel, und der wohlthätigsten einer. Dieser Ansiedelungsgeist sollte durch unsere, überhaupt mehr hemmende, als fördernde Polizei nicht beschränkt und gehindert werden, denn ohne ihn wäre nicht einmal Polizei. — Kultur des Landes und des Geistes, Vereinigung in Städte und Dörfer, und alle die unzähligen Wirkungen dieses Zusammenlebens auf Natur und Verhältnisse des Menschen, sind eine Folge unseres Hangs, uns irgendwo der Erdscholle anzueignen. Wo sich menschliche Thätigkeit regen, und wo immer sich der Mensch als sittliches Wesen aufstellen will, da soll die Polizei den Schutt räumen, den Zugang öffnen, und wahren und schützen. Kann sie dies nicht, so taugt sie nichts, und es wäre Unsinn, zu verlangen,

daß, um die Polizei bei Ehren zu erhalten, irgend etwas aufhören oder unterbleiben solle, was unschädliches, oder gar nützliches menschliches Thun ist. — So soll man im Walde keine Häuser bauen wegen schwieriger Aufsicht über die Frevler, an abgelegenen Orten keine Häuser bauen wegen schwieriger Aufsicht auf das Gesindel, nicht vors Thor bauen, weil einmal ein wandernder Handwerksbursche einkehren könnte, ohne in den Nachtzettel der Polizei zu kommen. Hätten unsere Voreltern so gedacht und gehandelt, so wären wir in Thierfelle gekleidet, zögen in den Wäldern umher, und äßen Eicheln."

„Schlözer gab seine Ansichten en gros — so über die Erziehung: „Kinder müssen pariren, wie die Wachtelhunde." Mit diesem, etwas stark ausgedrücktem Satze gab er dem Familien-, Gemeinds- und Staatsleben eine feste moralische Basis. Aber seine Töne sind eingefroren, wie jene bei dem Erzlügner Münchhausen — und es muß starkes Thauwetter einfallen, wenn sie wieder erwachen und erklingen sollen. Das moderne Motto ist vielmehr: Kinder pariren, wenn sie es für gut finden. Früher war der Gehorsam da, wann die Vernunft erschien; jezt entdeckt man eine vorschnelle Vernunft, und macht von dieser allein den Gehorsam abhängig."

„Ein Bärenführer starb auf seinem Zuge durchs Schwabenland. Der Bär wurde confiscirt, und der Führer auf Kosten einer Stiftung beerdigt. Ein Rechenmann wollte die Kosten des Bärs von denen des Bärenführers genau separirt wissen, weil sie auf verschiedene Kassen fielen. Die wegen des Bärenführers waren bescheinigt, nicht aber jene wegen des Bären. Er machte also das Notamen, warum nicht auch diese leztere attestirt seyen. Da antwortete der Rechner: Bär ist Rechnens und Schreibens unerfahren."

„Ein junger katholischer Geistlicher hatte sich mit einer Protestantin vergessen, und wurde deßhalb vor das Decanat geladen. Er suchte sich auf allerlei Weise zu entschuldigen, aber vergebens; da brachte er endlich vor, „er habe es aus Religionshaß gethan." War die Ausrede nicht gut, so war sie doch wenigstens neu."

„Früher, da man sehr spärlich mit Decorationen war, hatte die Hoffnung, sich eine solche besondere Auszeichnung zu erwerben, nicht selten nachtheiligen Einfluß auf die Geschäfte mit Auswärtigen. Fürst und Staat mußten ein solches Ding oft theuer bezahlen. Nun ist man mit Orden so freigebig, daß sie keine Auszeichnung mehr gewähren, also auch den Diensteifer nicht beleben können. — Haben Regent oder Staat bei dieser Veränderung gewonnen oder verloren?"

„Als Großherzog Karl von Baden zur Regierung kam und eine neue Ordnung bei Hofe einzuführen suchte, beschwerte sich deßhalb ein höherer Hofbeamter gegen den andern: „Der junge Herr meint, man könne Alles riechen." Und das ist desto schlimmer, erwiederte Lezterer, da man die Nase erst hintennach bekommt."

„Herr v. U., Patricier in einer ehemaligen freien Reichsstadt, gefiel sich nicht mehr in seiner Vaterstadt, und wünschte seine Wohnung in Karlsruhe aufzuschlagen, aber nicht als Genosse des großen Haufens, sondern als Adeliger. Er bat den Markgrafen (Karl Friedrich) um die Hoffähigkeit. Dies wurde ihm abgeschlagen. Nun bat er demüthiglich um die Erlaubniß, nur von Zeit zu Zeit seine unterthänigste Aufwartung machen zu dürfen. Abgeschlagen. Da beschränkte er sich auf die unterthänigste Bitte, an hohen Geburts- und Namensfesten gratulirend seine Devotion bezeugen zu dürfen. Auch dieses wurde abgeschlagen. Endlich suchte er nur darum nach, daß ihm bei solchen Anlässen gnädigst erlaubt seyn möchte, in den Vorzimmern zu erscheinen, und sich als Gratulant zu subscribiren. Hiebei fand man kein Bedenken, und nun zog der Mann getrosten Muths aus seiner Vaterstadt nach Karlsruhe."

„Nur dem Regenten will der Adelige dienen, denn alsdann gebietet er, indem er dient. Künste, Handwerke, Wissenschaften, die zu Dienern der Menschen aller Klassen machen, wie Theologie, Medicin &c., diese meidet er als herabwürdigend; eben so die Advocatur."

„Wehe dem Lande, wohin die Maler reisen, um das Haldnakte zu studiren."

„Unter allen überflüssigen Subjecten sind die Hofmedici die überflüssigsten, denn es bedarf keines Beweises mehr, daß die Höfe incurabel sind."

A. H.

Neue Reisen.

3) Die Gesellschaft und das sociale Leben in Amerika von Harriet Martineau. Nach dem Englischen von Dr. Brinkmeier. Zwei Theile. Cassel und Leipzig, Fischer, 1838.

Eine Dame, die „mit dem Hörrohr" reist, schildert hier die nordamerikanischen Sitten und zwar bei weitem günstiger, als ihre Landsmännin Mistreß Trollope. Viel Neues findet man freilich nicht in ihrem Reisebericht, doch ist er angenehm zu lesen und reich an kleinen hübschen Genrebildern.

Die Reisende bestätigt vollkommen, was Herr Grund über die hohe Achtung der Amerikaner gegen die Damen sagt. Folgendes Genrebild ist ein Beleg dazu: „Die unausgesetzte Höflichkeit aller Herren, welche reisen, ist für den Fremden durch das ganze Land hindurch eben so auffallend als angenehm. Die den Frauen bewiesene Ehrfurcht und Artigkeit wird meiner Ansicht nach etwas übertrieben, und ist für keinen von beiden Theilen gut. Dennoch könnte das Benehmen der Passagiere in einer amerikanischen Postkutsche ein treffliches Beispiel für viele Klassen von Europäern seyn, die eine hohe Meinung von ihrer Civilisation haben. Ich halte es nicht für verständig, daß jeder Herr, sey er jung oder alt, krank oder gesund, müde oder nicht, als etwas, das sich von selbst versteht, die besten Plätze im Wagen irgend einer mitreisenden Dame überlassen müsse; eben so wenig, daß fünf Herren oben auf dem Wagen (wo man sich kaum festhalten kann) reiten müssen, damit eine junge, etwas zarte Dame Raum habe, ihre Füße aufzulegen und nach Belieben ihre Stellung zu ändern. War sie nicht stark genug, auf gewöhnliche Art im Postwagen zu reisen, so mußte ihre Familie offenbar in einem Extrawagen reisen, und doch etwas Anderes thun, als fünf Personen einer einzigen Person wegen ihre Gesundheit riskiren und ihre Bequemlichkeit opfern zu lassen. Wie groß auch die moralischen Wirkungen dieser Selbstverläugnung auf den Charakter der Herren seyn mögen, für die Frauenzimmer sind dieselben sehr nachtheilig. Ihr Benehmen auf Reisen ist keineswegs liebenswürdig. Auf einer Reise besitzen Damen, die zu Hause sich trefflich benehmen, alle Eigenschaften eines verzogenen Kindes. Schreien und Zittern bei der Besorgniß einer Gefahr ist nichts Ungewöhnliches: etwas Schlimmeres aber liegt in der kalten Selbstsucht, womit sie die Opfer, welche die Männer ihnen bringen, an und von Allem das Beste nehmen, und zwar, im Süden und Westen, ohne ein Wort oder einen Blick des Dankes. Eben so sehr gleichen sie verzogenen Kindern, wenn keine Herren da sind, die sich für sie opfern können: — in dem Gastzimmer, wenn sie auf das Essen oder den Postwagen harren, und in der Cajüte eines Dampfboots. Ich sah nie ein empörenderes Benehmen als das amerikanischer Damen an Bord von Dampfböten. Sie sehen aus, als nähmen sie an, daß man sie beleidigen wollte, bis man das Gegentheil zeigt. Der mißtrauische Seitenblick, das ruhige Beobachten, die Zurückhaltung, das kalte Vordrängen, um die besten Plätze zu bekommen, — der Umstand, daß sie Alles ohne die geringste Spur von Theilnahme sagen oder thun: — das sind die unangenehmen Folgen davon, daß man allen Launen der Damen sich fügt. Zeigte man sich ihnen jedoch als harmlos, so schmolz diese Kälte, und die Damen, besonders die von New-England, konnten äußerst liebenswürdig seyn."

Allein unsre reisende Engländerin findet das Loos der Frauen in Amerika troß dieser außerordentlichen Vorrechte gleichwohl noch sehr beklagenswerth, denn — sie sind von den politischen Geschäften, Aemtern und Ehrenrechten der Männer ausgeschlossen. Die Weiber, meint sie, seyen also auch hier nur Sklavinnen, denen man schmeichle, die aber immer Sklavinnen bleiben, frei seyen sie nicht, den Männern gleich seyen sie nicht, und das allein sey doch demokratisch. Man höre, wie bitter sie darüber klagt: „Man sagt, Amerika sey das Paradies der Weiber, und es gibt kein Land in der Welt, wo die „ritterliche" Behandlung, deren sie sich zu erfreuen haben, so hoch gepriesen wird. Das heißt, sie haben den besten Platz im Postwagen; sind nicht Stühle genug da, so stehen die Herren; sie hören bei öffentlichen Gelegenheiten oratorische Lobreden auf die Hausfrauen und werden öffentlich angeredet; die Männer sind erstaunt über ihren Fleiß, und arbeiten, um ihnen Geld zu verschaffen; sie haben die Freiheit, sich von religiösen Aufregungen den Kopf verdrehen zu lassen, damit ihre Aufmerksamkeit von Philosophie und Politik abgelenkt wird." Die Weiber haben nicht nur keine activen Bürgerrechte, sondern sie verlieren sogar in mehreren Staaten ihr Eigenthumsrecht an den Mann. „Das demokratische Princip verdammt alles dieses als Unrecht, und verlangt die gleiche politische Vertretung aller vernünftigen Wesen. Kinder, Wahnsinnige und Verbrecher, so lange ihre Strafe oder Beaufsichtigung währt, sind die einzigen Ausnahmen. — Die Sache ist so klar, daß ich hier schließen möchte; doch gewährt es Interesse, nachzuforschen, wie ein so deutlicher, logischer Schluß so sehr umgangen werden konnte, daß die Frauen durchaus keine politischen Rechte bekommen haben. Von Zeit zu Zeit ist in mehr als einem Lande die Frage aufgeworfen worden, wie man von den Frauen Gehorsam gegen die Gesetze verlangen könne, wenn keine Frau zu irgend einem Gesetze irgendwie ihre Einwilligung gegeben hat. So viel mir bekannt, ist keine plausible Antwort darauf gegeben worden, aus dem guten Grunde, weil man keine plausible Antwort finden kann. Die aufrichtigsten demokratischen Schriftsteller über Regierung haben sich bei diesem Gegenstande in Sophismen verwickelt, die eben so unangenehm sind, als irgend ein Advocat des Despotismus sie beigebracht hat. Sie sind in der That deßhalb so tief gesunken, weil sie für den Augenblick Advocaten des Despotismus waren. Jefferson in Amerika und James Mill daheim sinken bei dieser Gelegenheit zu der niedrigen Stufe des Verfassers des „Katechismus des Kaisers von Rußland für die jungen Polen" hinab. — Jefferson sagt: „Wäre

unser Staat eine reine Demokratie, in welcher alle Bewohner zusammenträten, um sämmtliche Angelegenheiten zu verhandeln, so würden von ihren Berathungen dennoch ausgeschlossen seyn: 1) Kinder, bis zur Majorenität; 2) Frauen, die, um einer moralischen Verschlechterung vorzubeugen, sich nicht in öffentliche Versammlungen von Männern mischen können; 3) Sklaven, denen der unselige Zustand der Dinge bei uns das Recht des freien Willens und des Eigenthums nimmt." Das von den Sklaven gesagte ließe sich eben so gut auf die Frauen anwenden, und paßt für ihre Lage besser, als die Gründe, welche Jefferson für ihren Ausschluß anführt. Als ob sich öffentliche Angelegenheiten nicht anders leiten ließen, als in gemischten Versammlungen! Als ob in solchen gemischten Versammlungen zu politischen Zwecken mehr Gefahr läge, als in eben solchen Versammlungen zur Andacht, für Musik, für dramatische Unterhaltungen, — oder zu irgend einer der tausend andern Verrichtungen im civilisirten Leben! Wahrlich, jene Ausflucht verdient kaum, daß man davon redet." Es ist höchst ergötzlich, den Zorn der kleinen Dame gegen den großen Republikaner zu verfolgen. Sie fährt fort: „Man hat als Entschuldigung angeführt, daß die Hälfte des Menschengeschlechts sich bei der Entscheidung der andern Hälfte hinsichtlich ihrer Rechte und Pflichten beruhigt, und es gibt einige Beispiele, nicht bloß von Unterwerfung, sondern auch, daß sie sich dabei beruhigt haben. Doch dieses Sichzufriedengeben ist nur partiell, und um der Vertheidigung einen Anschein von Kraft zu geben, müßte es vollständig seyn. Ich für mein Theil gebe mich nicht zufrieden. Ich erkläre, daß jeder Gehorsam, welchen ich den Gesetzen der Gesellschaft, in welcher ich lebe, leiste, eine Sache, nicht zwischen der Gemeinde und mir, sondern zwischen meinem Urtheil und meinem Willen ist. Jede mir wegen eines Vergehens gegen die Gesetze zugefügte Strafe würde ich als eine willkürliche Beeinträchtigung ansehen; denn zu diesen Gesetzen habe ich nie meine Einwilligung gegeben. Ich weiß, daß es in England Frauen gibt, welche mit mir hierin übereinstimmen, — ich weiß, daß es auch in Amerika Frauen gibt, welche mit mir hierin übereinstimmen. Die Vertheidigung des Sichzufriedengebens wird durch uns entkräftet." Hört, hört!

Wir hätten geglaubt, daß nur in dem Lande, in dem man, ohne das Nationalgefühl zu beleidigen, der Ehe den offnen Krieg erklären konnte, eine femme libre aufstehen werde, nicht aber in dem sittlichen und patriarchalischen England. Indeß wird sie weder in England noch Amerika Proselytinnen machen. Dort wissen die Frauen besser, was ihnen ziemt und worin ihre wahre Ehre und ihr wahres Glück besteht. Jefferson wird Recht behalten, die schöne Hälfte des Menschengeschlechts in Amerika wird fortwährend erklären, sie sey beruhigt und Harriet Martineau wird durch die Emancipation der Frauen nicht unsterblich werden.

Optik.

Die neuere Farbenlehre mit andern chromatischen Theorien verglichen von H. W. Dove. gr. 4.

(Schluß.)

Wenn nach dieser ganzen Darstellung der Proceß der Vibrationstheorie gegen die Emissionstheorie in allen hervorgehobenen Punkten wirklich als gewonnen betrachtet werden darf, so wollen wir jener siegreichen Theorie schließlich noch zumuthen, zur Vervollständigung ihres Triumphes eine Aufklärung auch über den zurückgebliebenen Punkt zu versuchen, warum man, trotz der nachgewiesenen und unläugbaren Aehnlichkeit der Fortpflanzung von Schall- und Lichtwellen, jene gleichwohl in allen Richtungen, diese aber nur geradlinig empfängt? mit andern Worten, weßhalb man um die Ecke *hört*, aber nicht *sieht*? Welch ein Unterschied besteht entweder zwischen der *Luft*, als Träger des *Schalls*, und dem *Aether*, als Träger des *Lichtes*, dem zu Folge *jene* eine solche gebeugte, *allseitige*, *dieser* nur eine *geradlinige* Propagation, der erregten Vibration gestattet? oder aber, wenn sich dieser Unterschied dagegen nicht auf das fortpflanzende Medium, sondern auf die fortgepflanzte Vibration bezieht, worin unterscheidet sich die Schallwelle von der Lichtwelle in der Rücksicht, daß jene sich gleichsam beugend, den Raum zugleich nach allen Richtungen, diese aber nur in der einen *geradlinigen* zwischen dem beobachtenden Auge und dem leuchtenden Körper durchdringt? Wenn ich, um mich ganz deutlich zu machen, einen undurchsichtigen Schirm zwischen Licht und Auge stelle, so sehe ich vom Lichte nichts mehr; die Welle eines Schalles wird aber durch einen vor den schallenden Gegenstand gesetzten Schirm nicht verhindert, über letzteren hinweg zu meinem Ohre zu gelangen. Worin liegt dies nun?

Diesen einzigen Punkt scheint mir, wie gesagt, die vorliegende Rechtsschrift in Sachen der Vibrations- contra der Emissionstheorie, noch nicht aufzuklären, und ich bitte den Herrn Verfasser, als Richter im Streite, schließlich nochmals, sich darüber gelegentlich auszulassen.

Dr. Nürnberger.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 11.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 28. Januar 1839.

Russische Literatur.

1) Literarische Bilder aus Rußland. Herausgegeben von H. Koenig. Mit den Bildnissen von Derschawin und Puschkin. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1837. 8.

Ein interessantes Werkchen, das uns die bedeutendsten russischen Denker und Dichter je nach ihrer Verwandtschaft in besondern Gruppen sehr anschaulich darstellt, und zwar nur die bedeutendsten, nicht alles das schreibende Volk, das übersezt und nachahmt und die zahllosen Büchertitel liefert, woraus einige Literarhistoriker den Beweis geschöpft haben, daß die russische Literatur beinahe so reich sey als die deutsche. Bekanntlich haben unlängst erst einige Deutsche aus ihres Servilismus unerschöpflicher Tiefe eine Ansicht der russischen Literatur geschöpft, wie sie der stolzeste, der eingebildetste Russe selbst nicht zu hegen wagen würde, und diesen unberufenen Schmeichlern gegenüber (die der russischen Literatur eine Ehre anzuthun glauben, indem sie der deutschen keine machen) ist es erfreulich, einen Russen auftreten zu sehen, der die Literatur seines Volkes mit unbefangenen und bescheidenen Augen ansieht. Herr Koenig hat nämlich in diesem Werke nur die Ansichten des russischen Journalisten Melgunoff mitgetheilt, der vor zwei Jahren längere Zeit in Deutschland und namentlich in Hanau lebte, wo ihn der Herausgeber kennen lernte. Melgunoff besizt Nationalstolz, aber er gesteht, daß in Rußland alles erst im Werden begriffen sey, und er gesteht ferner, daß der Charakter der russischen Literatur ein sehr eklektischer sey und weit mehr vom Einfluß fremder Nationalitäten und Civilisationen zeige, als eignes originelles Gepräge.

Rußland besizt, sehr wenige geistliche Schriften und Chroniken abgerechnet, erst seit Peter dem Großen eine Literatur. Die Literatur ging hier, wie alles, vom Hofe aus. „Es ist hier der Ort zu bemerken, daß in der Bildung Rußlands die Regierung fast immer die Initiative zu nehmen gehabt hat, wie denn die meisten Reformen nicht aus dem Volke, sondern von der höchsten Gewalt ausgegangen sind. So ist, wie wir gesehen, in den kirchlichen Angelegenheiten nicht etwa ein der Kirche feindseliger Reformator aufgestanden, sondern der Patriarch selber, Nikon, hat aus eigenem Antrieb die nöthigen Reformen vorgenommen, und das Volk, statt hingerissen zu werden, hat sich widersezt, so daß zahlreiche Schismatiker und noch zahlreichere Altgläubige entstanden sind. Derselbe Fall war es mit den politischen Umbildungen Peters; die politischen Altgläubigen, die einer so gigantischen Kraft, wie der seinigen, sich widersezten, würden um so mehr schwachen Reformversuchen widerstanden haben. — Es liegt im Gang der russischen Geschichte, daß die Bildung nicht aus der Mitte, sondern von oben kommen soll. Damit hängt es auch zusammen, daß die meisten russischen Schriftsteller aus dem Adelstande sind. Für die Literatur hat diese Richtung wenigstens den einen Vortheil des guten Geschmacks, des Anstandes und der Eleganz." Es ist aber bekannt, wie alle Civilisation beim russischen Adel vom Hofe, von der deutschen und französischen Sprache und Bildung ausging. Die Bestrebungen der Nationalrussen, ihre Sprache und Literatur auszubilden, war nicht eine Reaction gegen den fremden Einfluß, sondern eine Abspiegelung, ein Echo desselben, ein Uebersetzen und Nachahmen.

„Wie jede spät aufkeimende Literatur hat auch die russische sich dem Einflusse früherer Literaturen nicht entziehen können. Die altgriechische hat entschieden auf die grammatikalischen Formen und auf den Geist der slawischen Sprache gewirkt, wie sich denn die geistlichen Schriftsteller Rußlands nach den griechisch-christlichen Rednern und byzantinischen Schriftstellern gebildet haben.

— Auch der Orient und Italien drangen, wenn nicht durch ihre gebildete Literatur und Sprache, doch durch ihre Volksdichtungen, wenigstens in erster Zeit, in die Poesie Rußlands ein. — Gegen die benachbarten Polen konnte sich nun Rußland gar nicht verschließen. Diese standen dazumal der europäischen Civilisation näher und daher in der Bildung höher. Wie früher nach byzantinischen Mustern, haben sich die russischen Geistlichen später nach den Lateinern und zwar in dem damals polnischen Kiew gebildet. — Mit Peter dem Großen kamen die Deutschen an die Reihe. — Später an Anna's und Elisabeths Hofe ward, wie zu Wien unter Maria Theresia, die italienische zur Hofsprache. — Unter Katharina, die mit Voltaire, Diderot, Grimm u. A. briefwechselte, galt, wie bei König Friedrich und Kaiser Joseph, die französische Literatur. Dabei aber blieben für die Geistlichen die beiden klassischen Sprachen, und für die weltlichen Schriftsteller die deutsche, fortwährend Vorbilder. Leztere hat auch in der ersten Periode von Lomonossow bis Derschawin vorzüglich auf die lyrische Poesie, mit Einschluß der Versmaaße, lebhaft gewirkt. Karamsin wendete sich zwar dem Französischen mit Vorliebe zu, kannte aber auch die englische Literatur, und rückte sie zugleich mit der deutschen dem Publikum näher. Seine Reisebeschreibung machte mit vielen für Rußland neuen Namen von Dichtern und Schriftstellern bekannt; so wie eine in den neunziger Jahren zu Moskau erschienene Zeitschrift, in der auch Karamsins Einfluß sichtbar ist, das früher mit Dorats Gedichten und Meißners Erzählungen abgefertigte Publikum, im dritten Jahre ihres Daseyns, mit Shakespeare und Kant unterhielt. — Nach Karamsin drangen Shukowsky und Batüschkow weiter in das Gebiet ausländischer Literaturen, jener in die deutsche und englische, dieser in die italienische, die seit Lomonossow und Knäshnin, welcher Metastasio für die russische Bühne umarbeitete, fast gänzlich vernachlässigt war. — In diesem Zudrang aller europäischen Sprachen in die russische Literatur, scheint indeß doch die französische und die deutsche den meisten Einfluß behauptet zu haben; erstere vorzüglich auf die Darstellungsart, mit Ausnahme der poetischen Formen und Versmaaße, die vorzüglich aus der deutschen Sprache stammen, und diese auf den Ideenschatz und was zum eigentlich Theoretischen gehört. So bilden die meisten russischen Literaten ihre Denkweise den Deutschen, — ihre Darstellungsart den Franzosen nach. Aus dem Gesagten geht hervor, daß die russische Literatur einen entschieden eklektischen Charakter trägt, der sie vor den übrigen Literaturen auszeichnet. — Noch so jung, bisher noch in der Poesie mehr sprachbildend als schaffend, und nur im Lyrischen selbstständig, hat sie doch nach und nach fast allen auswärtigen Literaturen gehuldigt; indem sie hier vom Wohlklang so wie von der südlichen Objectivität der italienischen Literatur, dort vom praktisch-poetischen Geist und der Natur-Sympathie der englischen, dann von der Verstandesklarheit, Eleganz und der zur Satire neigenden Beobachtungsweise der Franzosen, und endlich von der Gemüthstiefe und träumenden Phantasie der Deutschen ihre Gewinnste zog. — Ist dies aber nicht mit jeder nachgebornen, nicht gerade ursprünglichen Literatur der Fall? — wird man fragen; ist nicht die französische früher der italienischen und spanischen, später der klassischen und englischen, seit Kurzem auch der deutschen Manches schuldig geworden? Und die deutsche Literatur — hat sie nicht denselben vielfältig nachbildenden Charakter gezeigt, und gleicht sogar im Uebergewicht eigenthümlicher Lyrik und in geringerem Geschick für das Drama der russischen Literatur? Warum, und worin soll also die russische Literatur vorzugsweise und bezeichnender, als bei den übrigen Literaturen, eine eklektische heißen? Wir müssen uns darüber näher erklären, und stellen die Behauptung auf, daß, um bei den Franzosen und Deutschen stehen zu bleiben, diese beiden Nationen mittelst der fremden Literaturen nur ihren eigenthümlichen Charakter entwickelt und mehr oder weniger einseitig ausgebildet haben, die russische Nation aber das Fremde in ihren eignen Charakter verwandelt, und dadurch eine ungewöhnliche Vielseitigkeit gewonnen hat. — Sehen wir nicht, daß bei den Franzosen die Nachahmungen bloß die Oberfläche des Nationellen gekräuselt, aber durchaus nicht in die Tiefe gegriffen haben? Es waren Studien, gelehrte Launen, die im Volke keinen Anklang, kein fortbildendes Element fanden; dergestalt, daß die französische Literatur nach und nach alle fremden Bestandtheile wieder ausgeschieden und ihren einseitigen Charakter behauptet hat, so zu sagen — über alle fremde Wogen hinweg immer wieder auf ihrem Eigenthum angelandet ist. Gilt nicht dasselbe von dem französischen National-Charakter überhaupt, und tritt uns nicht aus allen Mischungen mit Franken, Normannen u. s. w. — aus allen Volksgährungen stets der alte, schon von den Römern charakterisirte Gallier entgegen? Betrachten wir Deutschland, so finden wir — wie seine Kultur überhaupt, auch seine Literatur im Besondern durchaus eigenthümlich, und das von dieser oder jener Seite herein genommene Fremde hat viel mehr den Geist der vorzugsweise gebildeten Klasse beschäftigt, als das Gemüth der Volksmasse verwandelt. Deutschland hat sich allen fremden Literaturen geöffnet; aber die — so zu sagen — gelehrte Literatur steht unvermischt neben der volksthümlichen. Die antiken Formen Goethes, Platens, Vossens, die orientalischen Sangweisen Rückerts und dergl. gehören

nur zum Genuß der — sollen wir sagen — akademisch Gebildeten ꝛc. Blicken wir nun nach Rußland hin, so finden wir das Eklektische in Bildung und Literatur durchaus nicht als etwas Zufälliges, Oberflächliches, Angeklebtes, sondern tief in das Naturell des Volkes eingedrungen und zu dessen Charakter erwachsen. Jedes fremdeindringende Element fand in der Nation einen wahlverwandten Keim, mit dem es sich verband und durchdrang. Jede ausländische Richtung war gewissermaßen nur ein lebendiger Anhauch, der eine entsprechende Ausbildung weckte. So fanden die wunderbare Mährchen- und Ritterwelt, der deutsche Mysticismus, die französische Geselligkeit mit ihrer Eleganz und Spottlust, der englische Industrialismus und was Alles, in der russischen Nationalität eine Heimath, und erfuhren eine Umwandlung in russisches Eigenthum, zu russischer Eigenthümlichkeit. Dürfen wir daher von diesem, wir möchten sagen — National-Eklektismus nicht eine Vielseitigkeit der Bildung und der Literatur erwarten, die zur möglichen Allseitigkeit führt? — Wir sagen erwarten, und darin liegt es. Denn wir sind weit entfernt, diese Vielseitigkeit russischer Bildung als etwas schon Entwickeltes, vollständig Vorhandenes auszugeben. Dazu ist diese Bildung mit ihrem literarischen Ausdruck noch viel zu jung und unausgeprägt. Nein, wir reden nur von unsern Aussichten, von unserer Divination. — Wir stellen noch keineswegs die Russen, was sie auch in manchen Stücken, z. B. der Industrie, Marine und durch ihre Künstler in Italien geleistet haben mögen, den Nationen gleich, von denen sie Anregung empfangen, Befruchtung aufgenommen haben. Indeß wird dem Beobachter nicht entgehen, welche große und rasche Fortschritte die Russen in den verschiedenen Richtungen der Kultur gemacht haben, und daß dies schwerlich hätte geschehen können, wären nicht die Elemente dazu längst in der Nation gelegen, alle diese Quellen des Lebens im Urgestein des Volkes verschlossen gewesen, um auf den Schlag eines Moses mit dem magischen Stabe zu springen und zu sprudeln. Dieser Magier fast für alle Zweige der russischen Kultur, der mit dem Zauberstabe seines mit Sande gefüllten Lederstockes sein Volk zum Vorschritt brachte, war — der riesige Zar Peter. — Ja dieser Fels des russischen Volkes verschließt Flammen und Quellen; nur können sie — das ist das Eigne — nicht von selbst hervor brechen. Dies erklärt den über 800 Jahre langen Schlummer des russischen Volkes, das auf die gigantische Weckkraft Peters wartete. Wie fähig für Alles jeder Russe sey, ist allen Reisenden eine bekannte Thatsache; das zeigt sich besonders unter dem gemeinen Volke. In den Regimentern der Armee hat man alle Gewerbe und Künste. Und wir kommen sie dahin? Die Rekruten werden dem Obersten vorgestellt, und dieser theilt, oft scherzweise, Jedem seine Bestimmung zu. Du sollst ein Schneider seyn, sagt er, du ein Klarinettist, du ein Koch oder ein Sattler, und du mußt ein Virtuos auf dem Waldhorn werden! — Dieser Machtspruch genügt. Jeder geht und wird nach Befehl ein Handwerker oder ein ausgezeichneter Künstler. Nicht anders hat es ja Peter der Große selbst mit vielen seiner Staatsmänner, Generäle und Admirale gemacht. Es werde! Und es ward. Dies kann nur in Rußland geschehen, wo Alles vorhanden ist, sobald nur ein gewaltiger Wille ruft.“ Wir können wohl diese schöne Erklärungsweise einer passiven Nationalität um so mehr auf sich beruhen lassen, als wir sie auch in dieser schmeichelhaften Beleuchtung noch keineswegs beneidenswürdig finden.

Die interessanten Schriftstellergruppen, in die uns der Verfasser blicken läßt, können wir unsern Lesern nicht im Einzelnen hier wieder vorführen, weil uns der Raum dazu mangeln würde. Zuerst gruppirt der Verfasser die ältern Kirchenschriftsteller zusammen vom h. Dimitry an, dann die ältern weltlichen Schriftsteller, die übrigens noch so jung sind, daß ihre Geburtsjahre in die Regierung Peters des Großen fallen, Fürst Kantemir, Lomonossow, der große russische Sprachreformator, Derschawin, Nowikow. Als dritte kleine aber bedeutende Gruppe die Dioskuren Karamsin und Dmitriew. Karamsin, der berühmte Geschichtschreiber, ist sehr gut charakterisirt und keineswegs überschätzt. Vierte Gruppe: die Fabeldichter Chemnizer und Krylow. Fünfte: die Lustspieldichter Wisin, Kapnist, Gribojedow. Sechste: Shukowsky, der erste Romantiker, der den bisherigen mehr klassisch gebildeten Dichtern gegenübertrat, Batuschkow, Fürst Wasemsky. Siebente: Puschkin, der diese romantische Richtung fortsetzend zum ersten Mal von fremden Mustern zum Nationalen, zu den alten Erinnerungen des Landes und Volkes sich zurückwandte, Baratinsky, Delwig, Jasikow. Achte: Wenewitinow, der sich der deutschen Philosophie und Politik zuwandte und mit unserm Novalis verglichen wird, Chomäkow, Benedictow. Neunte: neuere Dramatiker, Fürst Schachowskoy, der die Wuth hat, die von andern Russen geschriebenen Romane für die Bühne zu bearbeiten, Sagoskin, der in Deutschland mehr durch seine Romane als einer der vielen Nachahmer Walter Scotts bekannt ist ꝛc. Dann noch zwei Gruppen Kritiker und Journalisten.

Unter den Lezteren kommt Bulgarin vor, dem wohl eine bedeutendere Stelle hätte eingeräumt werden dürfen. Es wird mit auffallender Geringschätzung von ihm gesprochen. Doch wohl nicht deßhalb, weil Bulgarin ein Pole ist? Bulgarin diente mit den Polen unter Napoleon in Spanien. Mit einer für ihn keineswegs

schmeichelhaften Ironie wird erzählt, er habe sich damals während einer großen Lebensgefahr dem Teufel ergeben. Dann wird von seinen russischen Werken wegwerfend und verächtlich gesprochen; er sey ein bloßer Nachahmer der Franzosen, des Le Sage, des Jouy, sein berühmter, oft aufgelegter und übersezter Roman: Iwan Wishigin sey sein schlechtestes Produkt ꝛc. Man mag sich diesen leidenschaftlichen Tadel daraus erklären, daß Bulgarins Roman die Schattenseiten der russischen Welt schildert. Sonst würde es unbegreiflich erscheinen, warum in der Reihe der russischen Dichter gerade der Tadel verdienen sollte, der am treuesten und lebendigsten russische Sitten und Verhältnisse geschildert hat, und eben deßhalb im Ausland der populärste von allen geworden ist. Werke, wie der vortreffliche Iwan Wishigin, lassen sich überhaupt nicht bloß aus einem literarischen oder ästhetischen Standpunkt beurtheilen. Selbst wenn sie in der Form manierirt, eine schwache Nachahmung wären, so würde ihr welthistorisch interessanter Inhalt diese Mängel der Form zudecken. Aber Bulgarins Roman ist nicht einmal von dieser formellen Seite aus zu tadeln. Es ist ungerecht, dieses interessante Buch, diesen Spiegel der Wahrheit, mit der unbedeutenden Genrebildnerei eines Jouy vergleichen, es gar noch unter dieselbe heruntersetzen zu wollen.

2) Historische und romantische Erzählungen, Begebenheiten und Skizzen. Nach dem Russischen von Tietz. Berlin, Voß, 1838.

Erzählungen und Begebenheiten? Was man doch für kuriose Titel macht! Den Inhalt bilden zunächst vier Novellen von Bestuschew, meist historische. Gleich die erste, die uns ins vierzehnte Jahrhundert versezt, erinnert uns an Walter Scott, Blumenhagen, Tromlitz ꝛc. Wenn es schon mißlich ist, die Deutschen aus den mittleren Zeiten die moderne sentimentale Romansprache reden zu lassen, so erscheint es noch viel bedenklicher, wenn von den Altrussen in den barbarischen Zeitaltern die Rede ist. Bei weitem die besten Erzählungen in dieser ganzen Sammlung sind zwei von Bulgarin: die Vorbedeutungen, worin der ganze russische Aberglauben in Betreff der Vorbedeutungen kunstreich zusammengefaßt ist, so daß dieser leichte Scherz auch wissenschaftlichen Werth hat, — und die Vorzimmer, worin er zwei Vorzimmer russischer Großen mit einander contrastirt, ein sehr lebendiges und ohne Zweifel ganz aus dem Leben gegriffenes Gemälde. Bloße Schwänke sind der Schuß von Puschkin, in dem die Großmuth und Originalität eines guten Schützen mit etwas zu viel Prätension erzählt wird, und eine Erzählung von Protrofski: „Darum trinke ich keinen Champagner mehr.“ Warum trinkt er keinen mehr? Weil er sich einmal über alle Maßen heftig verliebt hatte, und plözlich mitten in der Wonne die Entdeckung machte, daß das eine Bein seiner Schönen von — Korkholz war. In der anonymen Erzählung „der Verlobungsring“ wird eine Scheintodte dadurch geweckt, daß ihr Geliebter sie küßt und dabei den Sarg umwirft. Eine Erzählung „Beethoven und sein leztes Quartett“ ist eine bloße Nachahmung in der bekannten Callot-Hoffmann'schen Manier.

3) Der Eis-Pallast von Lagetschnikoff. Aus dem Russischen von Dr. C. F. Schultz. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann, 1838. 8.

Der Roman fängt sehr gut im Pallast eines russischen Großen an, wo bei starker Kälte allerlei armes Sklavenvolk zusammengetrieben wird, um die hohen Herrschaften durch ihre verschiedenen Nationaltrachten zu ergözen. Wir erwarten einen humoristischen satirischen Roman. Allein es kommt gar sentimental und alles löst sich in romantische Rührung auf. Der Held ist Wolynsky, ein russischer Minister unter der Regierung der Kaiserin Anna, der sich mit dem Triumvirate Biron, Ostermann, Münnich nicht vertragen konnte, gestürzt und hingerichtet wurde. Der Verfasser legt ihm eine äußerst regelrecht romantische Geliebte zu, die Marioriza, ein wunderschönes Zigeunermädchen, die im Harem eines alten Pascha erzogen, im Türkenkriege von den Russen erbeutet, als eine höchst interessante „moldauische Fürstin“ am Hofe der Kaiserin Anna aufgenommen, durch das ihr vorherbestimmte Fatum aber gezwungen wird, einzig den schönen Wolynsky zu lieben und alle andere Anbeter zu verschmähen. Leider aber waltet ein kleines Hinderniß ob. Er ist bereits verheirathet. Was nun thun? Man seufzt. Man schreibt sich Briefchen. Ein solches Briefchen wird von einer Magd, die seinen Feinden zur Spionin dient, gestohlen. Man bringt es der Kaiserin, die höchst entrüstet ist. Wolynskys Feinde triumphiren. Nach einer lezten feurigen Umarmung des Geliebten stirbt sie. Ihm wird der Kopf abgeschlagen. Auf dem Gange zur Hinrichtung begegnet ihm seine Frau, die sich weinend zu seinen Füßen wirft und dann an seinem Grabe fortweint.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 12.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 1. Februar 1839.

Altfranzösische Literatur.

Altfranzösische Sagen. Gesammelt von H. A. Keller. Erster Band. Tübingen, Osiander, 1839. 8.

Herr Keller, der sich schon durch sein Werk über die Romans de sept sages ein großes Verdienst um die ältere französische und überhaupt um die Sagenliteratur erworben hat, theilt hier einige der schönsten altfranzösischen Sagen in gefälliger Uebersetzung mit. Die Sache selber geben, und zwar in einer guten Uebersetzung, wenn das Original zu schwer verständlich und zu wenigen zugänglich ist, haben wir immer für besser gehalten, als das bloße Ankündigen, Anpreisen, Commentiren und Kritisiren älterer und fremder Dichtungen, bevor dieselben noch dem größern Publikum durch Uebersetzungen bekannt geworden sind. Was ist nicht z. B. über die indische Literatur schon alles geschrieben worden, aber aus dieser Literatur selbst ist verhältnißmäßig noch verzweifelt wenig übersezt worden. Man kann nicht oft genug wiederholen, daß gute Ausgaben und gute Uebersetzungen genialer Geisteswerke zu Nutz und Frommen aller Leser immer die Hauptsache bleiben, und die gelehrte Polemik der Commentatoren nur die Nebensache.

Der vorliegende Band enthält vier alte Sagen, jede anmuthig, einige tief poetisch. *Havelok der Däne.* König Günther von Dänemark wird durch Hodulfs Verrath von König Artus, dem Britten, überwunden und getödtet, Dänemark dem Hodulf zum Lohn gegeben. Günthers kleiner Sohn Havelok wird durch den treuen Grim gerettet und als ein Fischer auferzogen, wächst gewaltig groß heran, sucht Dienste und kommt als Küchenjunge an den Hof des König Erkenbrecht. Diesem hat ein anderer König sterbend seine Tochter Argentille anvertraut unter der Bedingung, daß er sie dem stärksten aller Männer zur Ehe gebe. Erkenbrecht aber ergreift mit Freude den Anlaß, dies buchstäblich zu erfüllen, indem er die Prinzessin mit dem starken Küchenjungen vermählt, denn er selbst trachtet nach Argentillens Erbe und ist gewiß, daß die stolzen Barone nie einen Küchenjungen als König anerkennen werden. Havelok muß in Verachtung mit seiner jungen Gattin das Land meiden, kommt unwissend nach Dänemark, wird dort als der verlorne Königssohn durch ein Horn erkannt, das Niemand blasen kann, als der echte Thronerbe, findet Anhang und tödtet den Tyrannen Hodulf. Dann zieht er auch wider Erkenbrecht aus und entreißt ihm Argentillens Erbe mit Gewalt.

Kaiser Karl im Morgenland. Karl überhebt sich einst vor seiner Gemahlin etwas eitel seiner Vorzüge. Sie bestraft ihn aber, indem sie scherzend sagt: sie kenne einen, der noch viel vorzüglicher sey als er. Karl versteht aber keinen Spaß und befiehlt ihr, diesen Unbekannten zu nennen, oder er werde ihr den Kopf abschlagen lassen. Zitternd sagt sie, es sey Hugo, der griechische Kaiser. Da nimmt Karl die zwölf Helden seiner Tafelrunde zu sich und pilgert nach Griechenland, diesen Hugo zu sehen und sich mit ihm zu messen. Zuvor aber beten sie am h. Grabe zu Jerusalem, von wo sie ein Kästchen mit unschätzbaren Reliquien mitnehmen. Darauf kommen sie zu Hugo, den sie mit zauberischer Pracht umgeben finden. Unzufrieden, sich nicht mit dieser Herrlichkeit messen zu können, rächt sich Karl vor dem Schlafengehen durch ungeheure Prahlereien, in denen seine zwölf Helden mit ihm wetteifern. Hugo hört davon, nimmt es übel und droht, er werde ihnen allen die Köpfe abschlagen lassen, wenn sie nicht wirklich ausführeten, was sie geprahlt hätten. In der schrecklichsten Verlegenheit werfen sie sich vor dem Reliquienkasten nieder, den sie aus Jerusalem mitgebracht, und siehe da, ihr Gebet wird erhört. Sie bekommen übermenschliche Kraft, ihre kahlen Reden durch die That zu bekräftigen. Oliver, der geschworen, die Tochter des Königs noch einmal so oft in derselben

Zeit zu küssen, in welcher Herkules ein ähnliches Wunder that, hält sein Wort. Graf Wilhelm rollt eine ungeheure Steinkugel und wirft dicke Mauern mit ihr ein. Beenhard treibt das Wasser aus dem Fluß in die Hauptstadt und überschwemmt sie ganz. Da hat Hugo genug und unterwirft sich Karln.

Roland. Schon hat Karl der Große ganz Spanien überwunden, nur in Saragossa trozt noch König Marsilies. Dieser sendet trüglich Friedensboten. Schon zu oft von ihm betrogen, weiß man nicht, ob man ihm trauen soll. Ein besonders kluger Mann soll an ihn abgeschickt werden und Roland schlägt seinen Stiefvater, Ganelon, dazu vor, halb im Ernst, weil Ganelon wirklich klug ist, halb aus Haß. Ganelon übernimmt die Botschaft, schwört aber, es dem Roland zu gedenken. Marsilies macht Frieden, zahlt großen Tribut an Karl, die Franken sollen Spanien verlassen. Heimlich aber kartet es Ganelon mit Marsilies ab, daß Roland mit der Nachhut der Franken im Thale von Ronceval überfallen werden solle. Der Ueberfall erfolgt. Roland kämpft ritterlich. „Viermal wandte sich das Glück auf ihre Seite, aber das fünfte Mal war es ihnen ungünstig, so daß alle jene fränkischen Ritter erschlagen wurden, und Gott nicht mehr als sechzig derselben verschonte. Doch ehe sie starben, erkauften sie theuer ihren Tod. Als Graf Roland so viele der Seinigen umkommen sah, rief er seinen Genossen Oliver heran und sprach: Edler Herr, theurer Geselle, sehet um Gott, der Euch Freude schenke, wie viele brave Mannen todt auf der Erde liegen! Wir müssen unser holdes Frankreich beweinen, daß es so viele edle Helden eingebüßt hat. Ach lieber Herr und König, daß Ihr nicht hier seyd! Bruder Oliver, wie greifen wir es an, um ihm Kunde von uns zu bringen? — Ich weiß nicht, sprach Oliver, wie das zu machen ist. Aber lieber will ich sterben, als daß uns Schmach daraus erwachse. — Da sprach Roland: ich will mein Horn blasen, und wenn es Karl vernimmt, der durch den Engpaß zieht, so kehren gewiß die Franken zu uns zurück. — Aber Oliver erwiderte: Das wäre ja eine große Schande, und Eure ganze Sippschaft würde Euch darob tadeln, so daß diese Schmach Euer Leben lang Euch nicht abgewaschen werden könnte. Als ich es Euch sagte, wolltet Ihr es nicht thun. Thut Ihr es jezt, so soll es nicht auf meinen Antrieb geschehen, und ich will nicht sagen, daß es kühn gethan sey. Aber seht doch, wie Euch beide Arme von Blut triefen! — Ja, entgegnete der Graf, ich habe artige Streiche geführt, aber die Schlacht ist schwer, und ich will blasen, daß der Kaiser Karl es höre. — Es wäre nicht ritterlich, antwortete Oliver von Neuem. Als ich es Euch rieth, Geselle, wolltet Ihr nichts hören. Und doch, wäre der König hier, so litten wir keinen Schaden, und die, die bei uns sind, träfe keine Schmach. Bei diesem meinem Bart! wenn ich meine edle Schwester Alda wieder sehe, ich sag' es ihr, daß Ihr nie in ihren Armen liegen sollt. — Warum seyd Ihr auf mich ergrimmt? sprach Roland. — Geselle, versezte dieser, Ihr seyd schuld daran, denn Euer Rittersinn ist Thorheit, und besser ist ein rechtes Maß, als Aberwitz. Durch Euren Leichtsinn sind so viele Franken gefallen, und nimmermehr werden wir Kaiser Karl dienen können.“

„Als der Erzbischof Turpin sie so zanken hörte, gab er seinem Pferd die goldenen Sporen, eilte zu ihnen hin, und begann sie also zu schelten: Herr Roland, und Ihr, Herr Oliver, ich bitte Euch um Gott, daß Ihr nicht zankt. Schon wäre Euer Blasen für uns zu spät, aber dennoch ist es weit besser, wenn der König kommt, damit er uns räche. Die Hispanier sollen nicht freudig heimkehren, und unsere Franken mögen hier absteigen von ihren Rossen, wenn sie uns todt und zerschlagen finden, sie mögen uns auf Bahren durch ihre Lastthiere wegbringen, redlich beweinen, und in den Vorhöfen unserer Kirchen beisetzen, damit nicht Wölfe, Schweine oder Hunde unsere Leiber auffressen. — Da antwortete Roland: Herr, Ihr habt wahr gesprochen. Darauf sezte er sein Horn an den Mund, faßte es gut, und blies es mit großer Kraft, und wie hoch auch die Berge, wie weit der Weg war, so hörte man es doch auf dreißig Meilen widerhallen, und Karl und seine Genossen vernahmen es alle. Da sprach der Kaiser: unsere Mannen sind im Kampf. — Ganelon widersprach ihm, aber was er redete, war lauter Trug und Lüge. Mit großer Kraft und Mühe und mit großem Schmerz blies Graf Roland sein Horn. Das helle Blut sprizte ihm aus dem Munde, und sein Gehirn drohte ihm die Schläfe zu zersprengen, aber der Schall des Horns erklang weit, und als Karl und die Franken solches vernahmen, sprach der König: Das Blasen dauert lang. — Herzog Naimes versezte: Ihr Herren, das Blasen muß ihn Mühe kosten, und wahrlich, er ist in der Schlacht. Rüstet euch und laßt das Schlachtgeschrei ertönen! Eilt euren edeln Genossen zu Hülfe! Ihr hört ja wohl, wie Roland sich abmüht. Darauf bestiegen alle Barone des Heeres ihre Rosse, und ritten in eilendem Lauf durch den Engpaß zurück. Da war keiner, der nicht zu dem andern sprach: Wenn wir Roland noch sehen, ehe er stirbt, so wollen wir wacker mit ihm einhauen. Doch was half das! Sie hatten zu lange gezaudert.“ Nun folgt die herrliche, in hohem Grade rührende Schilderung des lezten Kampfes, den Roland und seine Freunde bestehen, ehe ihnen die Hülfe noch nahen kann. Zwar schlägt Roland grimmig um sich her und haut selbst dem König Marsilies die Hand ab, aber Oliver, der treue Geselle, wird hinter-

rücks durchstochen, haut noch sterbend mit verdunkelten Augen rings um sich und schlägt, ohne es zu wissen, Roland selbst, der sich theilnehmend ihm naht, den Helm ab. Dann erkennt er ihn und Roland umarmt den Sterbenden. Neue Feinde kommen, schwarze Männer aus Afrika. Da erkennt Roland in ihren grinsenden Gesichtern den Tod. Aus vielen Wunden blutend behält er dennoch den Sieg. Der Schall von sechzigtausend Kriegshörnern der von fern nahenden Franken verscheucht die Heiden. Roland sammelt die Leichen seiner Treuen um Olivers Leiche. Allein er selbst fühlt den Tod an sein Herz dringen. Er legt sich, tiefbekümmert, was er mit seinem Schwerte beginnen soll, damit es in keines schlechteren Mannes Hände falle und nicht entehrt werde. Umsonst versucht er es zu zerbrechen und haut damit tief in den harten Stein. Der Stein zerschellt, das Schwert bleibt ganz. Da legt er es zu seinen Füßen, empfiehlt seine Seele Gott und hebt sterbend seinen Handschuh zum Himmel. Ein Engel nimmt ihm den Handschuh aus der Hand. Nun kommt Karl mit den Franken, sieht die Todten und nimmt schreckliche Rache. Spanien wird ganz unterworfen, der Verräther Ganelon geviertheilt. Alde, die Braut Rolands, stirbt auf der Stelle vor Gram, da sie seinen Tod erfährt.

Diese Rolandsage ist ungemein edel und zart aufgefaßt. Kaum erscheint irgendwo die Ritterlichkeit in so schönem Licht. Nur am Schluß, nachdem mit Rolands Tod das Hauptinteresse geschwächt ist, dehnt die Beschreibung der Kämpfe noch etwas zu lang sich aus.

König Wilhelm von England. Dieselbe Sage, die dem Faustianus und Octavianus zu Grunde liegt. Der König bekommt plötzlich durch eine göttliche Erscheinung den Befehl, sein Land zu verlassen. Seine schwangere Gemahlin läßt es sich nicht nehmen, ihn zu begleiten. In einem Walde gebiert sie Zwillinge. Sie selbst aber wird von treulosen Kaufleuten auf einem Schiff entführt, während der jammernde König mit seinen beiden neugebornen Kindern am Ufer zurückbleibt. Er verliert auch die Kinder, das eine durch einen Wolf, der es fortträgt, und indem er diesem vergeblich nachläuft, auch das andere, das er niedergelegt hat. Beide werden indeß von Kaufleuten gefunden, gerettet und als ehrliche Bürger erzogen. Sie sollen Kürschner werden, das behagt ihnen aber nicht. Sie gehen ins Weite, wildern, werden ertappt, vor einen fremden König gebracht, begnadigt und in Dienst genommen. Unterdeß ist auch ihr Vater, der König Wilhelm, ein Kaufmann geworden und treibt Handel von Land zu Land. Unter andern kommt er einmal in ein Land, in welchem eine Frau regiert. Es ist seine eigene, die gefangen hieher gebracht und von dem bejahrten Landesherrn zum Erben eingesezt wurde, indem er noch vor der beabsichtigten Hochzeit mit ihr starb. Sie erkennt in dem Kaufmann sogleich ihren Gatten wieder und gibt sich der Freude des Wiedersehens hin. Allein sie hat einen König zum Nachbar, der sie zur Frau begehrt und Krieg mit ihr führt. Von zwei Rittern dieses Königs wird Wilhelm im Walde gefangen, erkennt in ihnen aber seine eignen Söhne wieder, und nun ist die ganze Familie wieder fröhlich vereinigt und Wilhelm kehrt auf den Thron von England zurück. In dieser recht anmuthigen Sage fehlt doch das tiefere Motiv, welches die Sage von Faustianus in der Kaiserchronik so bedeutsam macht.

Neue Reisen.

4) Der Sinai. Reisebilder von Alexander Dumas und A. Dauzats. Zwei Bändchen. Kassel und Leipzig, Krieger, 1838.

Herr A. Dumas reiste mit einem Engländer, Herrn Taylor, und mit einem Deutschen, Herrn Mayer, nach Aegypten und auf den Berg Sinai. Auch diesmal wieder nur, um der Langeweile in Paris zu entfliehen. Auch diesmal wieder trägt er jene anspruchsvolle, interessant seyn sollende Mattigkeit des noch jungen Weltmanns zur Schau, der gleichwohl schon alles Große gesehen hat und sich nun, der Abwechslung wegen, herabläßt, auch das Kleine zu sehen, wenn es für ihn nur den Reiz der Neuheit hat. Daher auch die vornehm thuende Bequemlichkeit, mit der er über Alles spricht, und alle Dinge nicht aus dem Gesichtspunkt ihrer Wichtigkeit an sich ansieht, sondern sie nur als gelegentlichen Stoff seiner selbstgefälligen Geschwätzigkeit bearbeitet. Wenn es zu loben ist, daß er über allzu oft schon besprochene Gegenstände, Pyramiden ꝛc. hinwegeilt, so fällt es doch unangenehm auf, daß er uns in einem so wunderbaren Lande, wie Aegypten ist, kein interessanteres Bild vorführt, als sich selbst und immer wieder sich selbst in allen möglichen Situationen, wobei ohne Zweifel Wahrheit und Dichtung stark gemischt sind. Hier nur eine kleine Probe. Die Reisenden wurden zu Rosette nicht eingelassen und mußten im Freien zubringen. „Wir legten uns mit leerem Magen und nassem Leibe nieder; aber wir waren so müde, daß wir, nachdem wir eine Zeit lang vor Frost geschnattert und dann geschaudert hatten, endlich in einen Zustand der Erstarrung verfielen, den ein Vorübergehender, wenn er uns so regungslos

dahingestreckt liegen sah, leicht für Schlaf hätte halten können. Als wir am folgenden Morgen die Augen öffneten, war der Thau dem Wasser vom Abend vorher so zu Hülfe gekommen, daß wir vor Frost starr waren; wir machten einen Versuch, aufzustehen, konnten aber kein Glied rühren; wir staken in unsern Kleidern so fest, wie ein gerostetes Messer in seiner Scheide. Wir riefen Mohammed und die Eseltreiber zu Hülfe, da diese besser daran gewöhnt waren, unter der Sternendecke zu schlafen; sie schüttelten sich und kamen herzugelaufen. Wir waren wie aus einem Stück Holz geschnitzt; sie hoben uns bei den Schultern auf, wie Bajazzo den Harlequin aufhebt, und lehnten uns an ein paar Palmbäume, das Gesicht der aufgehenden Sonne zugewendet. Nach Verlauf einiger Minuten empfanden wir den wohlthätigen Einfluß ihrer Strahlen, mit der Wärme kehrte das Leben zurück; nach und nach thauten wir auf, und endlich, gegen acht Uhr Morgens, waren unsere Beine so weit beweglich und unsere Kleider so weit trocken, daß wir unsern Einzug in die Stadt halten konnten." Auf eben so malerische Weise beschreibt der Autor sein Bad im Nil, in dem er durch einen elektrischen Zitteraal will getroffen worden seyn. Sehr umständlich beschreibt er ferner die Umwandlung seiner Pariser Toilette in eine Türkische. Sogar die Art, wie die türkischen Schneider das Maaß nehmen, ist nicht vergessen. Ungemein umständlich wird ein an seine Thür angenagelter Becker beschrieben und das Gespräch desselben mit seinem Wächter wiedererzählt. Dann allerlei Abenteuer in einer Moschee, wo der Verfasser als Franke erkannt wurde und in Gefahr war; in einer Straße, durch welche eben die Damen des Paschas zum Bade geführt wurden, deren Führer, ein Eunuch, mit Herrn Mayer in thätlichen Streit kam; in einem Nachtquartier, wo eine Menge Ratten waren ꝛc. Ausführlich wird auch der üppige Tanz der Almeen beschrieben, der übrigens kaum weniger oft wie die Pyramiden auch schon von Andern beschrieben ist.

Etwas Wichtiges, Neues, das unsere Kenntniß des Landes bereichern könnte, finden wir überall nicht. Der Verfasser kam nicht über Kairo hinaus und macht nur wenige, etwas pretiös in Antithesen vorgetragene Bemerkungen über die orientalische Baukunst, die wir gründlicher ausgeführt in unserm Stieglitz finden. Weitläuftiger handelt der Verfasser von Bonapartes ägyptischem Feldzug. Von Mehemet Ali ist kaum die Rede. Nur von seinem Sohn Ibrahim wird ein ziemlich gemeines Bild entworfen: „Im Hofe war ein Regiment zu unserm Empfange aufgestellt. Wir gingen hindurch, stiegen die Treppen hinauf und kamen durch eine Reihe weißer Säle, welche gar keine Meubles enthielten, und deren jeder in der Mitte einen Springbrunnen hatte. In dem vorletzten stellte Herr Taylor die für Ibrahim bestimmten Geschenke auf. Sie bestanden in den Armaturstücken eines Obersten, eines Cuirassiers und eines Carabiniers, in Jagdflinten und Militairpistolen. Nachdem dieses geschehen war, traten wir in den Empfangsaal. Er war ganz wie die vorigen und enthielt weiter nichts von Meublen, als einen ungeheuren Divan, welcher rings an den Wänden herumlief. In dem finstersten Winkel dieses Saales war eine Löwenhaut auf dem Divan ausgebreitet, und auf dieser Löwenhaut kauerte Ibrahim, ein Bein über das andere herabhängend, in der linken Hand einen Rosenkranz haltend und die rechte mit seinen Zehen beschäftigend. — Nachdem der Kaffee getrunken war, erhob sich Ibrahim langsam, ging nach der Thür zu, und trat, von uns allen begleitet, in den Saal der Geschenke. Er untersuchte ein Stück nach dem andern mit sichtbarem Wohlgefallen. Die Armaturstücke des Carabiniers, mit der goldenen Sonne verziert, schienen ihm besonderes Vergnügen zu machen. Indessen schien er, nachdem er diese Besichtigung beendigt hatte, noch etwas anderes zu suchen; als er aber das, was er suchte, nicht fand, richtete er ein paar Worte an seinen Dolmetscher, welcher, zu Herrn Taylor gewendet, sagte: — Seine Hoheit fragen, ob Sie wohl daran gedacht hätten, Ihnen Champagner mitzubringen. — *Oui*, sagte der Prinz, indem er diese drei französischen Worte mit einer ausdrucksvollen Kopfbewegung begleitete, oui, dû champagne, dû champagne! — Herr Taylor antwortete, daß man dem Wunsche Seiner Hoheit entgegen gekommen wäre, und daß bereits mehrere Kisten mit Champagner im Palast müßten abgegeben worden seyn. — Von dem Augenblick an zeigte sich Ibrahim sehr gut gelaunt; er ging in den Empfangsaal zurück, redete viel von Frankreich, welches er, wie er sagte, als sein zweites Vaterland betrachtete, indem er der Enkel einer Französin sey."

Von Kairo begab sich der Verfasser mit einer kleinen Karawane, von Arabern geführt, durch die Wüste zum Kloster des Sinai, wo er gut aufgenommen wurde, und bestieg den Gipfel des heiligen Berges. Die Naturschilderungen nehmen nicht den ausgedehntesten Raum ein, wohl aber die Beschreibung der Araber, von denen unsere Reisenden betrogen und bestohlen wurden, die dafür auf dem Rückweg in Suez hingerichtet werden sollten, aber durch die Großmuth der Reisenden gerettet wurden. Mit dieser wahrhaft theatralischen Effektscene schließt der Reisebericht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 13.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 4. Februar 1839.

Romane und Novellen.

1) Die Pickwickier oder Herrn Pickwicks und der correspondirenden Mitglieder des Pickwick-Clubbs Kreuz- und Querzüge, Abenteuer und Thaten. Aus dem Englischen von Roberts. Viertes und fünftes Bändchen. Leipzig, Weber, 1838.

Der Schluß des ausgezeichneten englischen Romans, dessen erste Bände wir im vorigen Jahre (Nr. 22) unsern Lesern empfahlen. Dickens, so heißt der Verfasser, hat den Ton der ältern komischen Romane Fieldings und Smollets zu treffen gewußt und einen ungemeinen Reichthum von komischen Charakteren und Situationen entwickelt; daher sein Roman auch in England großes Glück gemacht, mehrere Auflagen erlebt und den Ruhm des Verfassers dergestalt verbreitet hat, daß derselbe nun schon nicht genug Romane schreiben kann. Wir wünschen aufrichtig, daß er nicht ein Vielschreiber werden möchte, wie so Mancher seiner berühmten Vorgänger.

Die beiden letzten Bände der Pickwickier enthalten im Wesentlichen Folgendes. Wir verließen Herrn Pickwick nach einer Gerichtssitzung, in der er zu 150 Pfund Schadenersatz verurtheilt worden war, die er der Wittwe Bardell wegen nichterfüllten Eheversprechens leisten sollte. Er faßt den erhabenen Schluß, dieser gemeinen Person keine Concession zu machen, nichts zu bezahlen und sich lieber ins Schuldgefängniß setzen zu lassen. Den zweimonatlichen Termin benützt er indessen, um sich in Bath zu vergnügen. Unterwegs macht er eine Bekanntschaft, die des martialischen Herrn Dowler und in Bath selbst wohnt er einem Balle bei. Die Schilderungen sind höchst lebendig: „Da Bath sehr gefüllt war, so strömten die Gesellschaft und die Sixpence für den Thee in Massen herein. Ueberall Gedränge und Stimmengesumm im Ballsaale, dem langen Spielzimmer, dem achteckigen Spielzimmer, auf den Treppen und den Gängen. Kleider rauschten, Federn schwankten, Kerzen leuchteten und Juwelen funkelten, Musik ertönte — nicht die Tanzmusik, die noch nicht begonnen hatte, sondern die Musik leiser und zarter Fußtritte, und dann und wann leisen und zarten Gelächters zarter Frauen, so angenehm für das Ohr in Bath, wie überall. Wohin man blickte, strahlten glänzende Augen in freudiger Erwartung — schwebte eine schöne Gestalt anmuthvoll durch das Gedränge, verschwand, und sogleich trat wieder und wieder eine andere eben so bezaubernde an ihre Stelle. — Im Theezimmer umstanden zahllose wunderlich aussehende alte Damen und abgelebte Herren die Kartentische, so eifrig und behaglich und vergnüglich mit dem Tagesgeschwätz und Geklätsch beschäftigt, daß man sogleich deutlich sah, daß Plaudern ihre größeste Freude, Lästern ihre Seligkeit war. Man bemerkte leicht verschiedene Gruppen heirathstiftender Mama's unter ihnen, die in die Unterhaltung, in welcher sie eben begriffen waren, ganz vertieft zu seyn schienen, aber doch nicht verfehlten, von Zeit zu Zeit fürsorgliche Seitenblicke den Töchtern zuzuwerfen, welche, eingedenk der mütterlichen Ermahnungen, ihre Blüthenperiode so gut als möglich zu benutzen, ihre Netze auszuspannen bereits angefangen hatten, indem sie kleine Koketterien übten, absichtlich verlegte Shawls suchten, Handschuhe anzogen, Tassen aus der Hand setzten und so fort — anscheinend unbedeutende Dinge, womit aber erstaunliche von erfahrnen Intriguen-Künstlerinnen ausgerichtet werden mochten. — An den Thüren und in entfernten Winkeln trieben sich größere oder kleinere Häufchen einfältiger junger Herren lässig umher, übten alle Arten von Dandy-Unarten und Dummheiten, belustigten durch ihre Albernheit und Einbildung alle verständigen Leute in ihrer Nähe, und fühlten sich in dem Gedanken glücklich, Gegenstände der allgemeinen Bewunderung zu seyn — eine weise und gnädige Gottesfügung, gegen welche kein Wohlgesinnter murren wird. — Endlich hatten an einer Seite des Ballsaals eine Anzahl unverheiratheter Damen, die ihr großes Stufenjahr bereits

zurückgelegt, Posto für den Abend gefaßt. Sie tanzten nicht, weil sich keine Tänzer für sie finden wollten; spielten auch nicht Karten, um nicht als unwiderruflich passirt bezeichnet zu werden, sondern befanden sich in der günstigen Lage, über Jedermann lästern zu können, ohne von sich selber Böses zu reden — über Jedermann, denn alle Welt war da; und Alles war Licht und Glanz, und überall war Angelo Cyrus Bantam, Esquire, schlüpfte mit Aal-Geschmeidigkeit durch alle Zimmer und Säle, verbengte sich ehrerbietig vor Diesem, nickte Jenem vertraulich zu und lächelte wohlgefällig Alle an.“ Herr Pickwick wird gezwungen, mit einigen alten vornehmen Damen Whist zu spielen und kommt trotz aller seiner Artigkeit in Verzweiflung. In der Nacht besteht sein Reisegefährte, Herr Winkle, ein tragikomisches Abenteuer. Misterß Dowler kommt etwas spät nach Hause und ihre Sänftenträger klopfen sehr laut und lange an die Hausthür. Winkle öffnet sie, aber der Wind wirft hinter ihm die Thür wieder ins Schloß und nun steht er, im dünnsten Nachtkleide zitternd vor Frost auf der Straße und will sich einstweilen in die Sänfte verbergen, aber die Dame schreit, ihr martialischer Gemahl erscheint am Fenster, glaubt, es sey eine Entführung im Werk und will Winkle den Hals abschneiden, der voll Angst entflieht. Diese Flucht gereicht ihm inzwischen zum Heil, denn er kommt auf die Spur der schönen Miß Allen, die er heimlich liebt. Herr Pickwick und dessen Bedienter, der muntere und treue Sam, stehen ihm bei einem verliebten Stelldichein bei.

Höchst unterhaltende Episoden veranlaßt der Verkehr, welchen Sam mit andern Bedienten verschiedener Herrschaften in Bath hat. Er selbst ist treuherzig und macht nicht gern Complimente, aber sein Herr behandelt ihn mit der zartesten Höflichkeit, spricht nie anders als Sie zu ihm, bittet nur, statt zu befehlen &c. Die übrigen Bedienten bilden eine köstliche Mischung von Vornehmthuerei und Gemeinheit, natürlicher Jovialität und angelernter Bizarrerie. Es ist Schade, daß nicht einmal das englische Original, wie viel weniger die deutsche Uebersetzung, einige dieser Scenen bildlich dargestellt hat, so viele Bilder auch sonst das anmuthige Buch verzieren. Wir wollen hier eine solche Bedientenscene mittheilen: „Sam drückte den Hut sehr gratiös seitwärts auf den Kopf, steckte die Hände in die Westentaschen, und schritt gemächlich und die beliebtesten Lieder jener Tage mit den ganz neuen Abänderungen pfeifend, die ihnen für das edle Instrument der Drehorgel zu Theil geworden, Queen Square zu. Vor dem bezeichneten Hause angelangt, hörte er auf zu pfeifen und fing an, sehr munter zu hämmern, worauf sogleich ein gepuderter Portier in prachtvoller Livree und von symmetrischem Körperbau die Thür öffnete. — Wohnt hier Mr. Bantam, guter Freind? fragte Sam, nicht im mindesten geblendet oder niedergedrückt vom Glanz des Gepuderten. — Warum, junger Mensch? war des Gepuderten stolze Gegenfrage. — Weil Sie, wenn er hier wohnt, mit dieser Karte zu ihm gehen und ihm sagen sollen, Mr. Weller wäre da — wollen Sie 'naufgehn, Herr Sechsfuß? erwiederte Sam, schob sich ohne besondere Einladung durch die halbgeöffnete Thür auf die Hausflur und nahm gelassen auf einem Stuhle Platz. — Der Gepuderte schlug heftig die Thür zu und blickte Sam majestätisch zürnend von der Seite an, was jedoch durchaus keinen Eindruck auf Sam machte. — Die Art, wie sein Herr die Karte angenommen, hatte offenbar den Gepuderten günstig für Sam gestimmt, denn er kehrte freundlich lächelnd zurück, und sagte, die Antwort würde sogleich geschrieben seyn. — Schon jut, sagte Sam. Sagen Sie nur den alten Herren, das er sich nich zu sehr erhitzen möchte. Es hat jar keene so jroße Eile nich, Sechsfuß. Ich habe schon zu Mittag gegessen.“ — Sie speisen früh, Sir, bemerkte der gepuderte Portier. — Ich finde, wenn ich's thue, daß mir das Abendbrod besser schmeckt, versezte Sam. — Waren Sie schon lange in Bath, Sie? fragte der Glänzende. Ich habe noch nicht das Vergnügen gehabt, von Ihnen zu hören. — Ich habe hier noch keene sehr jroße Sensatschon nich gemacht, entgegnete Sam, denn wir sein erst gestern Abend angekommen, ich und die andern Faschonables. — Ein schöner Ort, Sir, sagte der Gepuderte. — Scheint so, bemerkte Sam. — Angenehme Gesellschaft, Sir, fuhr der Gepuderte fort. Sehr angenehme alte und junge Gentlemen bei den Herrschaften, Sir. — Glaub's gern, antwortete Sam. Freindliche, bequeme Bursche, ohne Complimente. — Ja freilich, Sir, fiel der Gepuderte sogleich ein, was Sam gesagt hatte, offenbar für eine große Schmeichelei nehmend. Ja freilich. Ist dies zuweilen Ihre Gewohnheit, Sir? sezte er hinzu, und bot eine kleine Schnupftabaksdose mit einem Fuchskopfe auf dem Deckel. — Ich kann das Prusten darnach niemals nich lassen, erwiederte Sam. — 'S ist allerdings schwer, Sir; doch lernt man's allmählich. Am besten übt man sich mit Kaffee ein. Ich habe lange Zeit Kaffee geschnupft, Sir. Er sieht ganz aus wie Rappee, Sir. — Das Klingeln seines Herrn unterbrach ihn hier, und versezte ihn in die schmachvolle Nothwendigkeit, den Fuchskopf in die Tasche zu stecken und mit submissem Gesicht in seines Herrn Studirzimmer zu eilen.“ Sam hatte einen so günstigen Eindruck auf den Portier gemacht, daß ihn dieser in eine Gesellschaft von Kameraden einlud, in einem kostbar geschriebenen und mit dem Thürschlüssel zugesiegelten Billet: „Eine auserlesene Gesellschaft von Conditionirten hieselbst empfiehlt sich Mr. Weller, und bittet um das Vergnügen seiner Gesellschaft auf diesen Abend zu einem freundschaftlichen Consiſium, -

bestehend aus einer gedämpften Hammelkeule nebst den gewöhnlichen Zuspeisen. Es wird präcis halb zehn Uhr servirt werden. — Dies Billet war in ein anderes eingeschlossen, das folgenden Inhalts war: — Mr. John Smauker, der Gentleman, der das Vergnügen hatte, Mr. Weller im Hause ihres gemeinschaftlichen Bekannten, Mr. Bantam, vor ein paar Tagen zu sehen, beehrt sich, Mr. Weller die einliegende Einladung zukommen zu lassen. Wenn Mr. Weller um neun Uhr bei Mr. John Smauker sich einstellen will, so wird sich Mr. John Smauker ein Vergnügen daraus machen, Mr. Weller einzuführen. John Smauker. — Die Aufschrift des Couverts lautete: „An Mr. Weller, Esq., bei Mr. Pickwick,“ und in der linken Ecke standen in Parenthese die Worte: „Bedienten-Glocke,“ als Weisung für den Ueberbringer.“ Die Gesellschaft findet Statt bei einem armen Krämer, eine Menge Livreen finden sich ein und die Diener spielen auf eine höchst ergötzliche Weise die Herrn.

Mittlerweile geht der Termin, der Mr. Pickwick gesezt worden, zu Ende und er wird eines Morgens überfallen und ins Schuldgefängniß abgeführt. Hier besteht er natürlicherweise wieder eine Menge komischer Abenteuer, findet auch den Spitzbuben Jingle in einem sehr kläglichen Zustand wieder und macht neue Bekanntschaften. Sam leistet ihm treuen Beistand. Obgleich Pickwick reich genug ist, die Wittwe Bardell zu befriedigen, thut er es aus Stolz nicht und sezt sich allen Unannehmlichkeiten eines langen Gefängnisses aus. Darüber werden nun die Sachwalter der Wittwe ungeduldig, und weil sie nicht zu ihrem Gelde kommen können, klagen sie die Wittwe selbst an und setzen sie ebenfalls ins Schuldgefängniß. Nur durch Pickwicks Großmuth kann sie wieder frei werden, und da unterdeß Herr Winkle mit seiner jungen glücklich entführten Frau zu ihm kommt und ihn dringend bittet, sein Fürsprecher bei den beleidigten Verwandten zu werden, so entschließt sich Herr Pickwick, um das Gefängniß verlassen zu können, die Proceßkosten zu bezahlen, wodurch die Bardell frei wird und ihrerseits auf die Entschädigung verzichtet. Nun reist Pickwick zuerst zum Bruder der Miß Allen, den er, so wie den verschmähten Liebhaber der Miß glücklich versöhnt. Dagegen mißlingt ihm der Versuch, auch den Vater Winkles zu beschwichtigen. Als Episoden unterwegs wieder einige komische Scenen. Ein anderer Freund Pickwicks, Herr Snodgras, hat sich inzwischen ebenfalls mit Miß Emilie Wardle zärtlich engagirt und der arme Liebhaber wird in einem Nebenzimmer, wo er sich versteckt hat, von ihrem Vater ertappt. Doch endet Alles gut, vorzüglich durch Pickwicks liebevolle und großmüthige Fürsprache. Der treue Sam wird mit der Hand eines niedlichen Kammermädchens beglückt, sogar Jingle, der Spitzbube, erfährt Pickwicks Großmuth.

Wie nun das Ganze vor uns liegt, können wir nicht umhin, anzuerkennen, daß Pickwick zu den anziehendsten Charakteren der Romanenwelt gehört, und daß die Mischung von Edelmuth, Gutmüthigkeit und Lächerlichkeit in diesem Charakter vollkommen originell ist, wenn auch in den ältern englischen Romanen und bei unserm Jean Paul verwandte Charaktere vorkommen. Wie es uns scheint, hat der Verfasser seinen Helden in der zweiten Hälfte des Romans, vielleicht unwillkürlich, günstiger behandelt, als in der ersten, denn je näher dem Schluß, je mehr tritt das Komische in seinem Charakter zurück und das Edle und Liebenswürdige hervor. War es vom Dichter so berechnet, so muß man es loben, den man legt das Buch mit um so mehr Befriedigung in durchaus heiterer Stimmung aus der Hand.

2) Leben und Abenteuer des Nikolaus Nickleby. Herausgegeben von Boz, dem Verfasser der Pickwickier. Aus dem Engl. von K. H. Hermes. Mit 6 Federzeichnungen nach Phiz. Erster und zweiter Theil. Braunschweig, Westermann, 1838.

Auch dieser Roman von Dickens (pseudonym Boz) ist vortrefflich. Ralph Nickleby, ein ruchloser Wucherer und Mäckler, erfährt, daß sein rechtschaffener Bruder arm gestorben sey und eine Wittwe, einen 19jährigen Sohn und eine 17jährige Tochter ohne Mittel hinterlassen habe. Er soll nun helfen und thut es seinem niedrigen, aber vom Dichter ausgezeichnet gut ausgemalten Charakter gemäß. Den Sohn Nikolaus, welcher sofort der Held des Romans wird, schafft er auf die Seite. Mit der Tochter, Käthchen, will er speculiren. Zuerst folgen wir dem Sohne auf seiner Irrfahrt. Ralph bringt ihn als Hülfslehrer in einer Pensionsanstalt an, die ein gewisser Squeers leitet. In dieser Anstalt werden uneheliche Kinder, Stiefkinder, verkrüppelte Kinder, kurz lauter solche unglückliche Geschöpfe untergebracht, die man unter einem anständigen Vorwand aus der Familie entfernen will. Die, welche sie in die Anstalt abliefern, und Squeers selbst sind darüber einverstanden, daß man mit diesen Verstoßnen nicht viele Complimente machen dürfe, und daß es kein Schaden ist, wenn sie drauf gehen. Was nun schon an sich Schändliches in dieser Gattung von pädagogischer Industrie liegt, das wird durch die gemeine Persönlichkeit Squeers in ein noch grelleres Licht gesezt. Seine Unterhandlung mit einem noch dazu „frommen“ Bürger von London, der ihm zwei Stiefkinder anvertraut, ist ein psychologisches Meisterstück. Squeers hat eben einen kleinen Knaben mißhandelt, als der Kaufmann sich meldet. „Herr Squeers stellte sich, als wäre er eben

damit beschäftigt, eine Feder zu schneiden und seinem jungen Zöglinge wohlwollende Cemahnungen zu eetheilen. — Mein liebes Kind, sagte Herr Squeers, jeder Mensch hat seine Prüfungen. Diese Deine so frühzeitige Peüfung, worüber Dir das Herz brechen möchte und die Augen vor Weinen aus dem Kopfe teeten, was hat sie zu bedeuten? Nichts, weniger als nichts! Du verläßt Deine Familie, aber Du wiest einen Vater in mie finden, mein Lieber, und eine Mutter in meiner Gattin. In dem reizenden Dorfe Todtenbusch, bei der Geetabrücke in Yorkshire, wo Knaben beköstigt, gekleidet, mit Büchern, Wäsche, Taschengeld und allem Nöthigen veesehen. — Es ist dee Heer, bemerkte der Eintretende, indem er den Schulmeister in der Hersagung seinee Anzeige unterbeach. Herr Squeers, wenn ich nicht iree? — Deeselbe, mein Herr, sagte Squeees, indem er den Schein der größten Ueberraschung annahm. — Der Herr, versezte der Feembe, der die Anzeige in die Times hat einrücken lassen? — In die Times, Morning Post, Cheonicle, Heeald und Advertisee, wegen der Akademie Todtenbuschhalle in dem reizenden Dorfe Todtenbusch bei Gretabeück in Yorkshire, sezte Here Squeees hinzu. Sie kommen in Geschäfts-Angelegenheiten, mein Herr; das sehe ich an meinen jungen Feeunden. Wie geht es, mein kleiner Feeund? Und was machst Du, mein Bürschlein? Mit diesem Gruße streichelte Herr Squeers zwei hohläugigen, abgemagerten kleinen Knaben den Kopf, welche der Fremde mit sich gebeacht hatte, und erwaetete ferneee Mittheilungen. — Ich in Oel und Malerfarben. Mein Name ist Snawley, bemerkte der neue Geschäftsfreund, dee Herrn Squeees so uneewartet übeeeascht hatte. — Squeers neigte das Haupt, als wollte ee sagen, und das ist ein sehr achtbarer Name. — Dee Feembe fuhe fort: Ich denke, meine beiden Knaben in Ihee Schule zu geben, Herr Squeers. — Es gebühet mie nicht, dies zu sagen, mein Herr, veesezte Squeers, aber ich glaube nicht, daß sie einen besseren Entschluß hätten fassen können. — Hm! meinte der Andere, funfzig Thaler per annum, glaube ich, Herr Squeers? — In Golde, entgegnete der Schulmeister mit überredendem Lächeln. — Für zwei, denke ich, thut es auch Silber, Herr Squeers, sagte der Farbenhändlee mit feierlichem Censte. — Ich glaube kaum, daß es mie möglich seyn wird, mein Here, erwiedeete Squeees, als wenn ee nie vorher an die Möglichkeit eines solchen Vorschlages gedacht hätte. Wir wollen sehen. Zweimal sechzehn ist ein Thaler acht; zehn Thaler; — gut, ein zehn, zwölf Thaler sollen uns nicht aus einandee bringen. Sie müssen mich ihren Bekannten empfehlen, und es auf diese Weise wieder gut machen. — Sie sind keine geoßen Esser, bemerkte der Farbenmann. — Oh, das thut nichts zur Sache, entgegnete Squeers. Auf den Appetit dee Kinder wird in unserer Anstalt nicht geachtet. Dies wae vollkommen der Wahrheit gemäß; man achtete nicht im geringsten darauf. — Ich würde es gern sehen, wenn besondees auf ihre Sittlichkeit geachtet würde, sagte Heee Snawley. — Das freut mich, mein Heer, eewiedeete der Schulmeistee, indem er sich in die Brust waef. Da sind Sie geeade vor die rechte Schmiede gekommen. — Sie sind selbst ein Mann von der steengsten Sittlichkeit, sagte Heer Snawley. — Ich sollte denken, daß ich das bin, erwiederte Squeees. — Es freut mich, Sie versichern zu können, daß ich wohl weiß, Sie sind es, sagte Herr Snawley. Ich feagte einen Ihrer Gewähesmänner, und er sagte mir, Sie wären ein Frommer. — Ja, mein Herr, ich glaube, daß ich mich etwas auf die Seite neige, entgegnete Squeers. — Ich hoffe das von mir gleichfalls; versezte der Andere. Könnte ich einige Woete mit Ihnen im Nebenzimmer sprechen? — Mit dem geößten Vergnügen, versezte Squeers grinsend. Meine Lieben, wollt Ihr Euch ein paae Minuten mit Eueem neuen Spielkameeaden unterhalten? Das ist einer meinee Zöglinge, Here Snawley; ee heißt Belling und ist mie von Taunton zugeschickt worden. — Wirklich? erwiederte Snawley, indem er das kleine Wesen anglozte, als ob es iegend eine außeeordentliche Naturmerkwürdigkeit gewesen wäre. — Ich nehme ihn moegen mit mir. Das ist sein Gepäck, worauf er sizt. Es wird von jedem Zögling verlangt, daß ee zwei vollständige Anzüge, sechs Hemden, sechs Paae Strümpfe, zwei Nachtmützen, zwei Taschentücher, zwei Paar Schuhe, zwei Hüte und ein Rasirmesser mitbringe. — Ein Rasirmesser! rief Snawley aus, wäheend sie in das Nebenzimmer traten. Wozu das? — Um damit zu rasiren, eewiedeete Squeers in langsamem gemessenen Tone. — Es lag eben nicht viel in diesen viee Woeten, abee in der Aet, wie sie ausgespeochen wueden, muß etwas gelegen haben, was die Aufmeeksamkeit eeregte; denn dee Schulmeister und sein Freund blickten einandee einige Secunden staer an und tauschten dann ein sehr bedeutungsvolles Lächeln aus. Snawley wae ein glatter plattnasiger Mann, mit einem dunkeln Obeerock und langen schwaezen Beinkleidern bekleidet, in dessen Zügen der Ausdeuck von großee Demuth und Heiligkeit lag, so daß sein Lächeln ohne iegend einen ersichtlichen Geund um so auffallendee war. — Bis zu welchem Alter behalten Sie die Knaben wohl in Ihrer Schule? fragte ee endlich. — Gerade so lange, eewiederte Squeers, als ihre Angehörigen meinem Agenten das vieeteljährige Kostgeld zahlen oder bis sie davon laufen. Wir wollen offen mit einander speechen; ich sehe. daß wir dies ohne Gefahe können. Was sind dies für Bursche — natüeliche Kinder?“

(Der Schluß folgt.)

Veeantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 14.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 6. Februar 1839.

Werke über die Schweiz.

1) Die Thaten und Sitten der alten Eidgenossen im 16ten Jahrhundert, beschrieben von Melchior Schuler. Zürich, Schultheß, 1838.

So viel auch schon für die Geschichte der Schweiz geleistet worden ist, bleibt doch immer noch eine reiche Nachlese übrig. Das vorliegende Werk liefert den Beleg dazu. Es ist keineswegs, wie der Titel allenfalls könnte vermuthen lassen, eine Uebung in der historiographischen Deklamirkunst, sondern es enthält eigene neue Forschungen und darf sich deßfalls neben die schon ältern vortrefflichen Werke von Gluz-Blozheim, Hottinger, Fuchs stellen, welche die Anfänge des 16ten Jahrhunderts geschildert haben. Es schildert die Reformation der Schweiz bis zum Ausgang des Jahrhunderts, die Zeit Zwinglis und der Religionskämpfe, so wie des schmählichen französischen Einflusses. Der große Vorzug dieses Werkes besteht aber in den genau ausgeführten Einzelheiten. Die Charaktere der Reformatoren, Staatsmänner, Helden treten scharf und in großer Lebendigkeit hervor; die Begebenheiten und Intriguen sind lichtvoll entwickelt, und der Verfasser hat es besonders darauf angelegt, durch biographische Züge und kleine, an das Genrebild und die Anekdote streifende Schilderungen uns die Vergangenheit noch näher zu bringen, eine Methode, die eben so gewiß die zweckmäßigste für die Geschichtschreibung ist, als sie zugleich die älteste ist, dieselbe, deren sich schon der Vater der Geschichte bediente.

Es ist ein Fortschritt, daß man endlich von der sogenannten skeptischen und pragmatischen Geschichtschreibung zurückkommt, die im vorigen Jahrhundert mit der Gallo- und Anglomanie aufkam, die mit französischer Oberflächlichkeit und Frivolität oder mit britischem Spleen und wegwerfender Hoffart gerade das Schönste, Tiefste und Zarteste, das die Kunde der Vorzeit darbietet, unterdrückte, ignorirte oder bespöttelte, die Fülle des historischen Lebens nur aus dem Gesichtspunkt des politischen Gleichgewichts beurtheilte und nur politische Kräfte und ihr Spiel gegen einander abwog, vom religiösen, sittlichen, physischen Leben, von der Natur und Art der Völker aber, von ihrer Denkweise, von ihrem Gemüth, von ihrer Kunst, von ihrem Wissen und Glauben, keine Notiz nahm. War jene vermeintlich klassische Oberflächlichkeit als Nachahmung der antiken Historiker von den romanischen Nationen ausgegangen, so fängt jezt dagegen eine echt germanische Reaction an. Die deutschen Geschichtschreiber gehen wieder in die Tiefe des Lebens ein, wie es einst die alten Chroniken gethan, und verschmähen es nicht, auch kleine Züge aufzunehmen, die eines Zeitalters Physiognomie sprechend ausdrücken. Als man sich einst vom Chronikenstyl abwandte, mied man mit Recht die schreckliche Weitläuftigkeit und Unordnung desselben, und dahin wollen wir nie zurückkommen; allein man mied damals mit Unrecht auch den Tiefsinn, die Treue und den Fleiß, mit dem die alten Chroniken das Leben in seinen geheimnißvollsten Zügen aufzufassen wußten, und zu dieser echt deutschen, zugleich gründlichen und gemüthlichen Auffassungsweise müssen und wollen wir zurückkehren.

In dieser Weise nun hat Herr Schuler ein äußerst lebenvolles Buch geschrieben, dessen Lesung Niemand gereuen wird. Er versezt uns in die Mitte der bewegten Zeit, die er schildert. Er führt uns nicht nur auf die Schlachtfelder, in die Kirchen und Rathhäuser, sondern auch in die Privatwohnungen und zeichnet uns die Menschen mit der Treue eines niederländischen Malers. Dieser objectiven Darstellung entspricht auch die würdige partheilose Gesinnung, in der das Buch geschrieben ist.

2) Die drei lezten Jahrhunderte der Schweizergeschichte, mit besonderer Berücksichtigung der geistigen und religiösen Zustände und der Sittengeschichte.

Vorlesungen, gehalten zu Bern von Dr. H. Gelzer. Erster Band. Aarau und Thun, Christen, 1838.

Der Verf. beklagt in der Einleitung, die antichristliche Richtung, die von Strauß, Heine ꝛc. ausgegangen, sey auch in die Jugend der Schweiz eingedrungen, und er ergreift diese Gelegenheit, ihr ernst und kräftig entgegenzutreten. So nun mit ernsten Worten leitet er seine Vorlesungen ein. In diesen selbst charakterisirt er die Zeit der Reformation und aller merkwürdigen Erscheinungen, die sie in der Schweiz dargeboten hat. Die allgemeinen Umrisse dieser Begebenheiten sind längst bekannt. Auch der Dogmenstreit ist hinlänglich erörtert. Es blieb also nur noch übrig, die volksthümliche und sittliche Seite jener großen Uebergangsperiode hervorzuheben und dies hat Herr Gelzer mit vielem Fleiße, wetteifernd mit Herrn Schuler gethan. Er geht auf die städtischen Verordnungen in Betreff der Sittenzucht, auf die Kriminaljustiz, auf die Schulzucht, endlich auch auf das Privatleben ein und theilt höchst interessante Auszüge aus den Lebensbeschreibungen Bullingers, Platers, eines gewissen Mier ꝛc. mit, die uns das damalige Leben und Treiben in den kleinsten Zügen nahe bringen. Wir wollen nur einiges daraus mittheilen. Vielleicht werden wenige Leser wissen, daß nach der Reformation die reformirten Prediger noch lange Zeit keine Amtstracht hatten, sondern sich nach Gutdünken kleideten und selbst auf der Kanzel in weltlicher Tracht, ja in Waffen erschienen. Auch nahm man daran keinen Anstoß. Der berühmte und allgemein geachtete Antistes Bullinger in Zürich, Zwinglis Nachfolger, erschien nicht anders. Nur wenn die Predicanten auffallende Ueppigkeit zur Schau trugen, wurde es ihnen verwiesen. So heißt es in Synodalakten von 1533. „Georg Schwarz, Pfarrer in Oberglatt nimmt sich viel Arzneys an; behängt sich mit seidenen Schnüren; trägt kurze Röcklin, Feuerbüchsen, kommt gar rumorisch, redet üppig und merzelet gern. Er soll sich aller dieser Dingen enthalten; er soll zu andern Aerzten weisen; und so das nicht hilft, die Leut nicht überschätzen, und die Kirch um seines Arzneas willen nicht versäumen. — Laurenz Meyer, Pfarrer zu Stammheim, Dekan, ist rauher, kriegerischer Geberden; zieht ein lang Schwert nach sich, ist reuterisch und leichtfertiger Bekleidung. Deß alles soll er sich abthun; denn man sonst an seiner Lehr und Leben ein gut Vergnügen hat. — In den Synodalakten von 1535 heißt es: Hans Schmid, Diakon zum großen Münster, soll nit so grober Possen syn; wenn er tauft, soll er den Hut abthun. — Die Pfarrheeren sollen nit mehr grüne, rothe, gelbe Kleider tragen, auch keine Schwerter. — Des Antistes Bullingers Kleidung wird uns so beschrieben: Er trug, auch auf der Kanzel, einen langen, schwarzen Pelzrock mit einem Gürtel; an diesem hieng ein kurzes Stilet und ein Seckel mit Papieren; unter dem Oberrocke ein weißes Camisol, und darunter ein rothwollenes Leibtuch; auf dem Haupte ein Baret."

Dies spricht auffallend für den demokratischen Charakter der reformirten Kirche. Die Prediger gingen aus dem Volk hervor, unterscheiden sich vom Volke nicht. Auch litt ihr Ansehen dadurch keineswegs, vielmehr hat die Geistlichkeit vielleicht zu keiner andern Zeit die Gesellschaft strenger beherrscht. In einer Verordnung von 1530 heißt es: „Es besleißige sich männiglich, er sey edel oder unedel, hohen oder niedern Stands, Weib und Mann, Kinder und Gesind, Niemand ausgenommen — welcher nicht durch Krankheit u. a. sich entschuldigen mag — alle Sonntage bei guter Zeit zur Kirche und Predigt zu gehen; also daß ein Jeder, wann man zusammengeläutet hat, gehorsam da erscheine, und sich Niemand mit einigerlei Gefährden auszuziehen oder zu hinterhalten unterstehe. — So einer wenigstens am zweiten Sonntag in der Kirchen nicht gesehen, oder sich in einem oder mehrern Stücken ungehorsam erzeigen würde; den soll der Pfarrer zum Gehorsam anhalten, und zwar in unsrer Stadt den Ungehorsamen seinem Zunftmeister, und auf dem Land dem Untervogt anzeigen; und ob die säumig wären, der Gemeine selbst, und in der Stadt seiner Zunft. Diese sollen dann den Ungehorsamen von seiner Zunft, Gemeine und Gesellschaft ausschließen, auch von Gebrauch, Wunn, Weid, Holzes, Felds und aller gemeinen Nutzungen und Gerechtigkeiten, und ihm solche Nutzungen und in der Stadt seinen Gewerb und Begangenschaften verbieten, und keinerlei Gemeinschaft daran lassen, und hiebei so lang beharren, bis er sich zu christlichem Gehorsam ergiebt, und daran Niemanden verschonen. Wo aber die Vorgesetzten hierin nachläßig, und vielleicht etwa fürheben und durch die Finger sehen — — so soll in der Stadt der Zunftmeister und auf dem Land der Pfarrer solches den Räthen und besonders einem Burgermeister bei seinem Eid anzeigen." — In einer Verordnung des Rathes zu Basel 1595 heißt es: „Die Oberamtleute und Andere haben dahin zu sehen, daß Jedermann sich zu rechter Zeit in die Kirche verfüge. — — Man soll auch zwischen der Predigt in allen Dörfern und Flecken Wächter und Hüter bestellen und damit von Haus zu Haus die Hauslehre machen. Väter und Mütter sollen die Kinder selber in die Kirche zum Kinderbericht (Catechisation) bringen, und da bis zum Ende verharren. Die Bannbrüder und Andere sollen sich dort einfinden, um allda einzusehen, welche von den Unterthanen ihre Kinder und Gesind nicht dahin geschickt haben."

Dieser kirchlichen Strenge entsprach auch die Sittenzucht und die Kriminaljustiz. Diebe wurden ohne Gnade

hingerichtet, selbst wenn sie noch Knaben waren. Die Strenge und namentlich auch die Schnelligkeit der Justiz führte zu manchem Justizmorde, unter denen folgender der merkwürdigste seyn dürfte. „Zu Basel hatte sich in Folge einer Entzweiung eine Frau für einige Tage von ihrem Manne entfernt; dieser fällt in den Verdacht, sie ermordet zu haben, und die Schmerzen der Folter entreißen ihm das unwahre Geständniß; er wird hingerichtet; einige Tage später kömmt die Frau zurück, um sich mit ihrem Manne zu versöhnen; allein zu spät; mit Entsetzen vernimmt sie seine Hinrichtung.“

Zu den merkwürdigsten Dokumenten der Sittengeschichte gehört der Liebesbrief, den der berühmte Bullinger an eine junge Nonne schrieb, und in dem er ihr die Helligkeit der Ehe bewies und um ihre Hand warb, die sie ihm nicht verweigerte. Es ist die originellste Mischung von Theologie und Naivetät, Würde und Herzlichkeit, die man sich denken kann.

Wir sehen der Fortsetzung dieses gehaltreichen Werkes mit Vergnügen entgegen.

Romane und Novellen.

2) Leben und Abenteuer des Nikolaus Nickleby. Herausgegeben von Boz, dem Verfasser der Pickwickier. Aus dem Engl. von K. H. Hermes. Mit 6 Federzeichnungen nach Phiz. Erster und zweiter Theil. Braunschweig, Westermann, 1838.

(Schluß.)

„Nein, entgegnete Snawley, indem er den Blick von dem einen Auge des Schulmeisters erwiederte. Das sind sie nicht. — Ich glaubte, daß sie es wohl seyn könnten, sagte Squeers kaltblütig. Wir haben deren eine ganze Menge; der Knabe dort ist eines. — Der in dem andern Zimmer? fragte Snawley. — Squeers nickte zur Bestätigung, und sein Geschäftsfreund betrachtete sich noch einmal den kleinen Jungen auf dem Koffer und sah, da er sich wieder umwandte, gerade so aus, als ob es ihn ungemein befremdete, daß er sich durch nichts von anderen Knaben gleichen Alters unterschiede; auch bemerkte er, daß er dies kaum gedacht hätte. — Doch ist er es wirklich, versicherte Squeers. Aber um auf diese Ihre Knaben zurückzukommen, Sie wollten mir eine Eröffnung machen? — Ja, erwiederte Snawley. „Die ganze Sache ist die: ich bin nicht ihr Vater, Herr Squeers; ich bin nur ihr Stiefvater. — Ah! So ist die Sache! sagte der Schulmeister 2c.“

In dieser Schule nun soll der junge Nikolaus Gehülfe werden. Er reist mit Squeers, der in London kleine Rekruten gesammelt hat, nach der entlegenen Anstalt ab. Am Wagen gibt ihm Newman Noggs, der Diener seines Onkels, noch einen Brief mit. Dieser Noggs war einst ein reicher Mann, hat Alles verloren und bei Ralph Dienste nehmen müssen. Immer schweigsam und verschlossen, ein wunderliches Original, öffnet er sein Herz zum ersten Mal gegen den unbefangenen Jüngling, der von seinem Oheim ins Verderben geschickt wird und schreibt ihm lakonisch, er möge, wenn er je in ein Unglück käme und eine Zuflucht bedürfe, an einem bestimmten Ort in London nach ihm fragen. Nikolaus kommt in der Anstalt an und findet eine Hölle, das jammervollste Elend bei den Kindern, schmutzige Habgier und Gemeinheit bei der Familie Squeers. Zum Unglück verliebt sich die Tochter des Hauses in ihn und da sie sich verschmäht sieht, hezt sie Alles gegen ihn auf. Lange erträgt Nikolaus geduldig alle Beleidigungen. Als aber Squeers einen gewissen Smike, der schon herangewachsen noch immer in seiner abgeschabten Knabenkleidung als Bedienter in der Anstalt bleiben mußte, aufs grausamste mißhandelt, geräth unser junger Held endlich in Entrüstung, unterbricht die abscheuliche Scene, wird aber selbst von dem wüthenden Pädagogen mißhandelt und schlägt ihn nun unter grimmigen Streichen zu Boden. Darauf flieht er nach London zurück, der dankbare Smike folgt ihm. Er findet bei dem ehrlichen Noggs einen Zufluchtsort. Noggs rennt ohne Umstände in eine benachbarte Abendgesellschaft und holt ein Glas voll dampfenden Punsches vom Tisch, seine Freunde damit zu stärken. Mit der gastgebenden Familie wird nun Nikolaus selbst bekannt, indem er zufällig ihr Kind in Feuersgefahr rettet. Er wird von der Familie als Hauslehrer angenommen und bekommt vier verzärtelte Aeffchen von Töchtern zu unterrichten. Allein auch dieses Verhältniß wird bald aufgelöst und nachdem Nikolaus die Seinen wiedergesehen und eine heftige Scene mit seinem Onkel gehabt, geht er mit Smike wieder in die weite Welt und geräth zu einer Schauspielertruppe, deren Director eine dicke Karrikatur ist.

Unterdeß ist seine Schwester Käthchen zu einer Putzmacherin gethan worden. Der Onkel hat aber noch größere Plane mit ihr. Er ladet sie einst zu Tisch, als die einzige Dame. Die übrigen Gäste sind junge und alte Herren, der Ausbund der Londoner Lüderlichkeit, und kaum entreißt sich das unschuldige Mädchen ihren Zudringlichkeiten. Die Putzmacherin, in deren Laden sie dient, fallirt, und sie kommt nun zu einer vornehmen, leidenden, über alle Maßen empfindlichen Dame. Hier

bricht der Roman ab, dessen Fortsetzung auch im englischen Original noch nicht erschienen ist.

3) Oliver Twist von Boz (Dickens). Aus dem Englischen von Robert. Mit Federzeichnungen nach Cruikshank. Erstes Bändchen. Leipzig, J. J. Weber, 1838.

4) Oliver Twist, oder die Laufbahn eines Waisenknaben. Von demselben. Aus dem Englischen von Dr. Diezmann. Mit Kupfern. Erster und zweiter Band. Braunschweig, Westermann, 1838.

Obgleich das Motiv dieses Romans kein neues mehr ist, da Findlinge, Waisen, Bastarde, jüngere und verstoßene Söhne schon unzähligemal, vorzüglich in der englischen Literatur, als Romanhelden benuzt worden sind, so verleugnet Dickens doch auch diesmal seine originelle und reiche Phantasie keineswegs, und man liest seinen Roman mit einem neuen Interesse.

Oliver ist in einem Krankenhause von einer unbekannten Mutter geboren, die bei der Niederkunft starb. Als Waise wird er nun vom Kirchspiel elend aufgefüttert, mißhandelt ꝛc. Acht Jahr alt kommt er als Lehrling zu einem Leichenbesorger, muß unter Särgen schlafen, den Leichen vorausgehen ꝛc. Ein älterer Lehrbursche verspottet ihn wegen seiner zweideutigen Geburt und Oliver, so schüchtern er ist, will das Andenken seiner Mutter nicht beschimpfen lassen und schlägt den größern Knaben zu Boden. Nachdem er seine Strafe ausgestanden, läuft er davon und fällt in London einer Diebsbande in die Hände. Im Hause des Hehlers, eines alten Juden, muß er die Kunstgriffe des Taschendiebs lernen, ohne in seiner Unschuld zu ahnen, daß es mehr als eine bloß ergözende Kunst sey. Als er das erste Mal sieht, wie seine neuen Kameraden diese Kunst auf der Straße üben, erschrickt er und wird statt des wahren Thäters von einem bestohlnen Herrn ergriffen. Dieser alte Herr wird aber von seinem Anblick gerührt, zweifelt selbst, ob dieser Knabe der Dieb gewesen, läßt ihn freisprechen und nimmt ihn zu sich. Man entdeckt eine wunderbare Aehnlichkeit zwischen Oliver und dem Bild einer jungen Dame, die in des alten Herrn Zimmer hängt. Nun ist aber Jemand, der den alten Herrn warnt, er solle sich eines so verlaufenen Jungen nicht annehmen, oder ihn wenigstens auf die Probe stellen. Die Probe wird gemacht. Man schickt Oliver mit Büchern und einigen Pfund in einen Laden, und — er kommt nicht wieder. Man erkundigt sich in dem Kirchspiel, das er als seine Heimath angegeben und erfährt, er sey von jeher ein böser Bube gewesen (weil er im Auftrag seiner hungrigen Kameraden ein einzigmal über die Hungerkost geklagt hatte). Der alte Herr will nun nichts weiter von ihm wissen.

Oliver selbst konnte nicht zurückkehren, weil ihn unterwegs seine alten Freunde, die Diebe, wiedererkannten und ergriffen. Alles seines Jammers ungeachtet zog man ihm die neuen schönen Kleider aus, steckte ihn in Lumpen, mißhandelte ihn furchtbar, hielt ihn eingesperrt und brauchte ihn dann bei Nacht zum Einsteigen in ein Haus, wobei er wegen seiner kleinen schmächtigen Gestalt, die sich allein durch einen engen Eingang durchwinden konnte, unentbehrlich war. Allein im Hause wird Lärm, man merkt die Diebe, ein Schuß fällt und Oliver schwimmt in seinem Blute. Ein Dieb trägt ihn noch fort, läßt ihn aber, weil er verfolgt wird, liegen. Lange bleibt Oliver betäubt, dann rafft er sich auf. Er ist nur in den Arm verwundet und wird von wohlthätigen Damen aufgenommen. Mittlerweile findet sich auch eine Spur von der Herkunft seiner Mutter. Sie hat sterbend einen Schmuck zurückgelassen, ihre Wärterin hat ihn gestohlen und beichtet es nun auf dem Todtenbette. Der Kirchspieldiener Bumble, dessen gravitätische Bekanntschaft wir gleich im Anfang des Romans machten, tritt wieder auf, als nenvermählter und tüchtig unterpantoffelter Ehemann, eine mit der besten Laune gezeichnete Figur. Er wird der Vermittler des Geheimnisses. Ergreifend ist eine Scene im Hause von Olivers Wohlthäterinnen. Er ist bei seinen Schulbüchern entschlummert. Da blickt durchs offne Fenster der alte Jude und ein zweites feindseliges Wesen herein, ein finstrer Mann, der um die Herkunft des Knaben weiß und ihm nachstellt. Auch dieser Roman ist noch nicht weiter fortgesezt.

Es wäre zu wünschen, Dickens ließe seine Romane nicht eher drucken, bis er sie fertig hätte. Man zieht ihm Bogen für Bogen unter der Feder weg. Dies muß auf die Invention, auf die Consequenz in der Verfolgung seines Plans nachtheiligen Einfluß üben, denn wie oft besinnt sich nicht ein Dichter anders, während er ein Werk ausarbeitet, und kommt in den Fall, indem er den Schluß durchdenkt, am Anfang noch irgend etwas zu ändern. Auch wäre noch ferner zu wünschen, daß Dickens seinen Reichthum an Charakteren und Situationen zusammenhielte, für größere Romane aufbewahrte und nicht in kleinen Genrebildern zersplitterte, wie es in den Werken der Fall ist, die wir bald besprechen werden. Es ist nicht einerlei, ob man einen Charakter in einem kleinen Rahmen einfach portraitirt, oder ob man ihn dem größern Ganzen eines historischen Bildes einverleibt. Immer wird er mehr Effekt machen auf die leztere Weise. Schon Jean Paul sagt: das Auge im Gesicht ist schöner, als das Auge im Dreieck.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 15.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 8. Februar 1839.

Werke über die Schweiz.

3) Heinrich Bullingers Reformationsgeschichte, nach dem Autographon herausgegeben auf Veranstaltung der vaterländisch-historischen Gesellschaft in Zürich von J. J. Hottinger und H. H. Vögeli. Erster und zweiter Band. Frauenfeld, Beyel, 1838. gr. 8.

Da Bullinger (Zwinglis Nachfolger in Zürich) das vollständigste und gründlichste Werk über die Reformation in der Schweiz geschrieben hat, das auch als Hauptquelle von allen neuen Geschichtschreibern der Schweiz benuzt und beständig citiet worden ist, so war es in der That zu verwundern, daß sein Werk bisher nur in Abschriften und noch nicht im Druck existirte. Die Herausgeber haben sich daher ein für die Geschichtschreibung nicht geringes Verdienst erworben, indem sie es zum ersten Male, und zwar nach dem eigenhändig geschriebenen Exemplar des Verfassers diplomatisch getreu haben abdrucken lassen. Bullinger hat auch die ältere Geschichte der Schweiz beschrieben, doch haben sich die Herausgeber zunächst auf die Reformationsgeschichte, als die wichtigere beschränkt. Wir hoffen, jene ältere Geschichte wird gleichwohl nachfolgen, denn Bullinger war ein so vorragender Geist, daß auch seine Forschungen in Betreff der ältern Zeiten werthvoll seyn müssen.

Bullinger beginnt damit, die Verderbniß der Kirche zu schildern, und daraus die Nothwendigkeit der Reformation zu beweisen. Dann entfaltet er die Geschichte dieser großen Geisterbewegung, so weit sie die Schweiz betroffen hat, mit einer seltnen Klarheit und Genauigkeit. In den Text der Geschichtserzählung werden die urkundlichen Belege, die Correspondenz der Cantone, die wichtigsten Verordnungen und neuen Gesetze, die Staatsverhandlungen und Colloquia eingelegt. So sehr Bullinger bereits von den neuern Historikern ausgebeutet ist, bietet die unmittelbare Einsicht in diese Quelle doch noch viel Neues, minder Beachtetes dar. Man findet bis auf die Tannenzweige, welche die katholischen Schweizer als Feldzeichen auf den Hüten trugen, viele kleine pittoreske Züge, die uns das Bild der Zeit anschaulicher machen. Deßgleichen Verse, Gelegenheitsgedichte, politische Satiren. Neben dem religiösen Interesse, das hier natürlich immer die Hauptsache bleibt, ist auch der äußeren Politik der Schweizer Eidgenossenschaft die gehörige Aufmerksamkeit geschenkt und deutlicher, als in irgend einem neueren Werke, ist hier die Stellung der Schweiz zu Deutschland und Frankreich bezeichnet.

Noch im Anfang der Reformation, vor Karls V. Kaiserwahl, schrieb die Eidgenossenschaft einen sehr merkwürdigen Brief an die deutschen Kurfürsten, der hier vollständig abgedruckt ist. Bekanntlich wollte damals Franz I. von Frankreich zum deutschen Kaiser gewählt seyn und bearbeitete die Kurfürsten in diesem Sinne. Die Schweizer wußten vielleicht nicht genau genug, daß dieser Plan Frankreichs nothwendig scheitern müsse, da der französische Einfluß in Deutschland damals noch ganz unmächtig war. In der Besorgniß, Frankreich konne wirklich zur deutschen Krone gelangen, schrieben nun die Schweizer eine dringende Mahnung an die Kurfürsten, „ein Houpt von der Tütschen und nitt von der Wälschen Nation zu wählen. Sie selbst gelobten (es war im Jahr 1519, zwanzig Jahre nach dem Schwabenkriege), sie würden immer „gut Adlerisch“ d. h. kaiserlich gesinnt bleiben, es sey nie ihre Absicht gewesen, sich von den zwei „Houptständen“ der Christenheit, vom Kaiser und Papst loszureißen, und wenn sie sich in eine besondere Eidgenossenschaft verbunden hätten, „so habend wir allwägen vorbehalten das H. Röm. Reich.“

Ganz anders aber stellte sich die Sache, sobald die Wahl vorüber und Frankreich mit seinen Ansprüchen abgewiesen war. Zwingli übte nicht geringen Einfluß. Er vorzüglich war es, der die Lostrennung der Schweiz vom deutschen Reiche beförderte, weil er sie dem Einfluß Karls V., der so mächtig in Deutschland und Spanien

gebot und keine Neigung zur Reformation hatte, entziehen wollte. Gleichwohl mißtraute Zwingli nicht weniger den Franzosen, und seine Politik war, abgesehen von alter nationaler Rücksicht, eine rein republikanische und reformatorische im Gegensatz gegen die Fürsten und die alte Kirche. Er ermahnte beständig, „man sölte Fürsten Fürsten sin lassen ond sy Eydgnossen bliben" und weder dem Kaiser noch Frankreich Gehör geben.

Eine dritte Partei, die Bullinger als „vernünftige Lüth" bezeichnet, wollte sich Frankreichs gegen den Kaiser und Papst bedienen, ungefähr wie es bald darauf die lutherischen Fürsten thaten. Diese „Vernünftigen Leute" dachten nur an einen augenblicklichen Vortheil und vergaßen, daß sie Frankreich einen Einfluß einräumten, der ihnen früher oder später verderblich werden mußte, abgesehen von dem offenbaren Vaterlandsverrathe. Gegen das eigene Volk Hülfe suchen bei einem fremden, war jederzeit ruchlos und hat immer böse Frucht getragen. Allein damals behielten die „vernünftigen Leute" das Uebergewicht, denn ihre Vernunft wurde durch das französische Geld unterstützt. So wie es mit französischen Kronenthalern in der Schweiz zu regnen anfing, wurde der Brief an die Kurfürsten, wurden selbst Zwinglis Predigten vergessen und Alles nahm die französische raison an, oder man vermochte es wenigstens nicht zu hindern, daß die Schweizer zu tausenden unter Frankreichs Fahnen gegen ihre deutschen Landsleute stritten. Zu dieser schimpflichen Geldgier kam noch die geflissentlich und künstlich genährte militärische Eifersucht zwischen den Schweizern und deutschen Landsknechten. Bei jeder Gelegenheit rieben sich diese an einander, verspotteten sich in Liedern, suchten sich an Tapferkeit und Grausamkeit im Kampfe zu überbieten und Deutsche vernichteten sich hier wechselseitig zur Lust und zum Hohnlachen der Franzosen.

Noch schärfer tritt die religiöse Parteiung der Zeit hervor. Indem Bullinger die Vorgänge selbst in kleinen Städten und Dörfern schildert, entwickelt er eine ungemein reiche Charakteristik des Zeitalters. Wie verschieden war das Benehmen der Menschen in dieser großen Zeit! Welche mannichfaltige lokale und Privatverhältnisse wirkten darauf ein! Wie sehr wichen selbst unter gleichen Umständen die Gemüther von einander ab! Hier fanatisirte man sich aus religiösem Tiefsinn, dort mischte sich Politik ein. Hier wollte man verhetzen und erbittern, dort vertuschen und versöhnen. Hier war man überrascht, in altem Frieden gestört, dort ergriff man mit jugendlichem Leichtsinn das Neue. In einem Mönchskloster warfen die Mönche plötzlich ihre Kutten weg und zogen Bauernkleider an. In einem Nonnenkloster dagegen wehrten sich die Nonnen gegen das stürmende Landvolk und eine unter ihnen predigte dem Volk von der Heiligkeit des alten Glaubens. Alle Neigungen steigerten sich zur Leidenschaft, und Billigkeit war das größte, beiden Parteien gleich verhaßte Vergehen. Bullinger selbst war von der Leidenschaft der Zeit ergriffen und sein besseres Gefühl wurde durch die Parteirücksicht unterdrückt. So erzählt er mit einer Art von Selbstgefälligkeit, welche seltne Kunstwerke unter den vielen Bildern, die man den Kirchen entrissen, verbrannt und wie sie von den Kunstverständigen beklagt worden wären; allein eben das freut ihn, denn es wäre ein weit geringerer Triumph seines Glaubens, wenn jene Bilder geschmacklos gewesen wären.

Das Werk Bullingers versetzt uns aufs lebhafteste in seine Zeit und theilt uns die Wärme mit, die damals in allen Herzen glühte. Die alte Schweizer Mundart, in der es geschrieben ist, liest sich leicht. Von den weniger verständlichen Worten ist unten in den Noten eine Uebersetzung mitgetheilt. Wir empfehlen daher dieses vortreffliche Werk allen Freunden der Geschichte und besonders solchen Lesern, die aus Anlaß der neuern kirchlichen Wirren, sich ein deutliches Bild von den alten machen wollen.

4) Heimfahrt von Jerusalem Hans Stockar's von Schaffhausen im Jahr 1519 und Tagebuch von 1520 — 1529. Schaffhausen, Hurter, 1839. 8.

Auch dieses Werk verdiente, noch nach dreihundert Jahren gedruckt zu werden. Es ist ganz so treuherzig geschrieben, wie die Selbstbiographien des gleichzeitigen Ritter Götz von Berlichingen und Schertlin und zeichnet sich durch eine Humanität und durch ein Zartgefühl aus, das den eben gedachten Rittern mangelte. Wenn Götz unverholen seine Räubereien beschreibt und Schertlin nicht minder naiv erzählt, wie er in Rom gehaust, wie er das schöne Narni zerstört habe ꝛc., so läßt dagegen der fromme Schaffhauser bei jeder Gelegenheit seinen edeln Unmuth über die Roheit seiner Zeit aus und beklagt mit tiefer Empfindung alles Unrecht, was er hat sehen müssen, ohne helfen zu können.

Zuerst schildert er seinen Aufenthalt im heiligen Lande und seine Heimkehr zur See. Seine Frömmigkeit äußert sich auf die liebenswürdigste Weise. Wo findet man noch diese tiefe Innigkeit der Andacht, diese Kindlichkeit eines dennoch männlichen Muthes in unsern Tagen? Wenn er selbst sich wundert, welche ungeheure Veränderung mit den Menschen schon zu seiner Zeit vorgegangen, so fällt der Contrast seines Buchs mit der jetzigen Welt noch ungleich stärker auf. Weil damals die Türken immer mit dem Kaiser, mit Spanien und Venedig im Kriege lagen, wurden die Pilger sehr übel behandelt und Stockar klagt über die Roheit und den

Betrug der „Hiaden und Dürgen" nicht wenig. Aber auch von Christen ward er bestohlen. Auf der Heimreise fand er die ersten Landsleute zu Famagusta in Cypern, wo Schweizer und deutsche Landsknechte im venetianischen Solde als Besatzung lagen. Sie begrüßten sich aufs herzlichste, und so treu hingen die Schweizer an einander, daß sie, als zwei von ihnen auf dem Meere starben, die Leichen mehrere Tage lang (was ihnen beim Widerwillen des Schiffsvolks viel Geld kostete) mit sich führten und ehrlich zu Rhodis bestatteten, um sie nicht den Fischen des Meeres zu überlassen. Während eines furchtbaren Sturmes in der Nacht ließ der venetianische Schiffshauptmann alle Flaggen aufstecken, das Banner von Jerusalem und den Löwen von St. Marcus, „und muestend wier do sterben, so wettend wir ritterlichen sterben und mit uffrechten flügenden segellen." Bekanntlich hatten die Jomsvikinger im Norden dieselbe Sitte und es ist vielleicht ein uralter Seegebrauch germanischer Völker. Von Venedig aus ritt Stockar durchs Tyrol nach Hause. Im Vorarlberg empfing man ihn als einen Pilger, der vom heiligen Grabe kam, wie einen durchreisenden Fürsten, gab ihm Ehrenmahl, Ehrengeleit rc.

Er lebte seitdem nun wieder in seiner Vaterstadt Schaffhausen, wurde Mitglied des Raths, heirathete, und war ein Mann bei der Stadt. In dieser Zeit, schon unmittelbar nach seiner Rückkehr aus dem gelobten Lande, brach die Reformation aus, zu der sein frommer Sinn sich bekannte, obgleich er bitter über den Mißbrauch klagte, den eine frivole Gesinnung damals schon mit der Reformation trieb. Es ist interessant, den Mann, der eben vom heiligen Grabe kommt, in der Reformation thätig zu sehen. Mit einem Takt, der seinem Gemüth wie seinem Verstande hohe Ehre macht, beurtheilt er alle Zeitereignisse in seinem Tagebuch. Als guter Deutscher und Schweizer wollte er von den Franzosen nichts wissen, erzürnte sich über die Schande, den Franzosen deutsches Blut für Geld zu verkaufen und sah voraus, daß es zum Unheil ausschlagen werde: Das machett das Gelt und die Kronan, die hand ons blind gemacht, das wier unser Schand und Laster hand vergessen. Und das Blutt-Geltt, das mian von jm (dem Franzosen) genon hatt, das württ uns der Dag ainst mit jm ze sur werden. Es wer mir öch wol Kronan worden; jch hain jeren aber nit gewelen und bin alweg wider ain Kron von Frankreich gesin. Eben so richtig, patriotisch und billig urtheilt Stockar über den großen Bauernkrieg. Er findet die Forderungen der Bauern ursprünglich zeitgemäß und bescheiden, beklagt, daß sie so roh, unbändig, planlos gehaust, und dann so feig auseinander gelaufen seyen und macht den Fürsten schwere Vorwürfe wegen der unnöthigen Grausamkeit nach dem Siege. Diese Ansicht eines Zeitgenossen ist die allein richtige und jezt von allen Historikern angenommen. Während dieser Unruhen versuchte bekanntlich der vertriebene Herzog Ulrich von Würtemberg mit Hülfe der Schweizer sein Herzogthum wiederzuerobern. Auch Stockar war an der Spitze eines Schaffhauser Hausens bei dem Zuge und half Stuttgart einnehmen. Dieser Krieg dauerte aber nur drei Wochen, da die Schweizer theils wegen Soldmangel auseinanderliefen, theils von ihren Kantonen heimberufen wurden. Der Herzog unterhielt sich mit Stockar, doch über nichts wichtigeres, als über das schöne türkische Pferd, das der leztere von seiner Pilgerreise mitgebracht. Indem Stockar die nachfolgenden Begebenheiten schildert, bemerkt er zu der unmenschlichen Greuelthat des Herzogs von Lothringen, der im Elsaß 30,000 Bauern, Weiber und Kinder, nachdem er ihnen das Leben zugesichert, niedermetzeln ließ: „erschlagend sy vil armar Bürlin dummendumm, und ist die Summ, die der Herzog von Lutheringen umbracht hatt 30 Dusend zelter Miann und Wib und Kinder, deren öch ain grosin zal. Gott geb jm nach sim Verdienen den Lon, dem Wütterich!"

Allen Freunden der Geschichte sey dieses anziehende Tagebuch, das eine treffliche Charakteristik der Zeit enthält, angelegentlich empfohlen.

5) Melchior Russens eidgenössische Chronik, Bern, Jenni, 1838.

Diese Schweizerchronik, eine der ältesten, erscheint hier zum ersten Male (mit erläuternden Noten) gedruckt. Sie ist nicht groß, doch wegen ihres Alters für Einzelnheiten bedeutsam. So weicht sie z. B. in der Erzählung von Wilhelm Tell etwas von dem späteren Tschudi ab.

Viele bisher ungedruckte Chroniken sind von den Schweizern in neuerer Zeit edirt worden, einige sehr interessante sind noch zurück. Mögen auch sie bald den Geschichtsfreunden zugänglicher werden.

Neue Reisen.

5) Oesterreichische Zustände. Von einem beschaulichen Reisenden. Zwei Theile. Cassel und Leipzig, in Commission der Krieger'schen Buchhandlung. 1838.

Recht gut geschrieben, wie der Titel andeutet, ganz in der angenehmen Bequemlichkeit eines beschaulichen

Reisenden. Auch der Inhalt verdient die Billigung verständiger Leser. Das Bild, das der Verfasser von Oesterreich und den Oesterreichern entwirft, ist im Ganzen gut getroffen. Er handelt übrigens bloß von dem geselligen und literarischen Leben und von einigen öffentlichen Anstalten der Hauptstädte Wien und Prag, und von der Politik Oesterreichs im Großen. In das Leben und die Sitten der Provinzen und in das Landschaftliche geht er nicht ein. Sagt er viel längst Bekanntes, so sagt er es doch auf eine gefällige Weise. Seine Ansicht von der Politik Oesterreichs ist freimüthig, aber eben deßhalb vielleicht zu sehr der Schattenseite zugewendet. Wir möchten wenigstens die Zukunft Oesterreichs nicht so in Frage stellen, wie der Verfasser gethan hat. Unter allen Umständen ist die österreichische Natur von einer Dauerbarkeit und besizt so unerschöpfliche Hülfsquellen, wie sie kaum anderwärts gefunden werden. Zu dem Geistreichsten, was in dem Buche gesagt ist, gehören die Bemerkungen über Oesterreichs Politik in Bezug auf Preußen. Vom Fürsten Staatskanzler wird folgendes Portrait entworfen: „Die Persönlichkeit des Ministers ist vornehm und marmorn. Die Stirn selbst deutet nur an, daß viel dahinter verborgen liege, aber nie bietet sie einen Eindruck oder gar einen Ausdruck dieser Geheimnisse. Wenn die Freundlichkeit über dieses Antliz schwebt, so ist es, wie wenn Sonnenstrahlen auf dem Eise spielen; man sieht es, diese sonnigen Blicke kommen nicht aus der Tiefe des Herzens, sondern von außen, aus der Convenienz, und sie erwärmen den Minister so wenig, wie einen Andern. Leidenschaftlich kann freilich der Fürst nie werden, Stürme können sich nicht um diese Stirn lagern; denn Metternich hat seinen menschlichen Theil in politischen Angelegenheiten längst bei Seite gelegt; wenn er lächelt, so thut er es nur im Interesse seines Systems und aus Weisheit, aber er würde nie im Interesse dieses Systems zürnen dürfen. Was sollte man von einer Weisheit halten, die die Leidenschaftlichkeit zuließe? Wenn die grauen Haare des Ministers dem vornehmen Air keinen Eintrag thun, ihn vielmehr unterstüzen, so bieten die blauen, milden Augen dann und wann sogar bürgerliche Erinnerungen; wenn jene die Sorgen erzählen, die über das Haupt des Fürsten zogen, so deuten diese an, wie die Sorgen dem Lethe eines heiteren Lebens erlagen. Daß Metternich zu leben weiß, ist bekannt. Wie schrecklich, wenn er nicht diese Kunst besäße, da er den ganzen Tag über, und Jahr aus Jahr ein durch die großen Leichenfelder der Vergangenheit und Erfahrung wandert und da, wo er in die Gegenwart tritt, bei offenen Ohren verschlossenen Herzens bleiben muß. Metternich darf nie mit der Menschheit weinen; wie entsezlich, wenn er nicht mehr mit den Menschen lachen und sich freuen könnte. — Uebrigens hat der Fürst keine Feinde in Oesterreich (es sey denn aus Eifersucht, und ich glaube, auch diese versteht er zu versöhnen) weil er — wie schon bemerkt — seine Persönlichkeit nur von der guten Seite anwendet, und da, wo er strafen oder verhindern muß, das System vorschiebt. Die Parteien mögen ihn auf den Tod hassen (indeß gibt es in Oesterreich keine Parteien); aber die Einzelnen werden ihm nicht einmal gram seyn, zumal, da er gegen Persönlichkeiten, die nicht mit Absichten gegen den Staat verknüpft sind, unempfindlich ist. Man hat einmal Talleyrand bei der Lektüre eines Buches, das mit den gehässigsten Invectiven gegen den alten Diplomaten angefüllt war, einschlafen sehen; ich glaube nicht, daß Metternich, der immer Fürst bleibt, so gleichgültig gegen Angriffe auf seine Ehre seyn würde; er würde sie weder vergessen, noch verschlafen, aber er würde sie verzeihen; denn abgesehen davon, daß die Persönlichkeit des Fürsten immer aus edlen Elementen besteht, würde auch seine Weisheit kein anderes Verfahren gestatten. Endlich mag auch Metternich die Ueberzeugung haben, daß seine europäische Stellung gegen alle Verläumdung sicher ist, er stand unwandelbar auf dem Walle der Monarchie, oder an der Bresche, die die Revolution in das monarchische System geschossen hatte; und wer so, wie er, die Gunst seines Monarchen und die Anerkennung, ja Achtung der anderen genießt, wer so, wie er, die Macht in Händen hat, mit einem Worte, wer als Mond am großen Nachthimmel des Bestehenden einherwandert, der wird die Hunde bellen lassen. Metternich wird kaum einen anderen Vergleich auf die Bewegung anwenden, als diesen."

Wenn der Verfasser die Politik des Fürsten und Oesterreichs immer aus dem Standpunkt der Principienfragen beurtheilt, so vergißt er dabei wohl zu sehr die Fragen des Interesses und wenn er von der Zukunft handelt, schwebt ihm immer der Kampf um politische Rechte vor und er denkt nicht an die möglichen ruhigen Entwicklungen. Namentlich hätte er die Möglichkeit eines künftigen Anschlusses von Seiten Oesterreichs an die Grundsätze des freien Verkehrs in Betrachtung ziehen dürfen. Wir enthalten uns, ihn deßfalls zu ergänzen, allein da er einmal die Zukunft im Auge hatte, so hätten ihm die Reformen mehr als die Revolutionen vorschweben sollen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 16.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 11. Februar 1839.

Werke über die Schweiz.

6) Die evangelisch-reformirte Kirche und ihre Fortbildung im 19ten Jahrhundert von F. Fr. Zyro, Prof. der Theologie in Bern. Bern, Jenni Sohn, 1837.

Eine merkwürdige, ihren Gegenstand tief auffassende Schrift, die uns das innere Wesen der reformirten Kirche in der Schweiz, zunächst in Bern enthüllt. Herr Professor Zyro wagt es, indem er die Würde der christlichen Religion und ein wohlgeordnetes bürgerliches Gemeinwesen fest im Auge behält, die bestehenden Kircheneinrichtungen als im Widerspruch damit zu tadeln und auf eine Reform zu dringen. Er weist Mißbräuche nach, die allerdings in die Augen fallen, z. B. die gänzliche Vernachläßigung der Sonntagefeier. Selbst der Charfreitag wird in Bern nur in einer Kirche als hohes Fest gefeiert, während draußen vor den Thoren und in den abgelegenen Straßen überall gearbeitet wird (S. 123). Ein großer längst gefühlter Mißstand ist ferner das Ablesen obrigkeitlicher Verordnungen von den Kanzeln, wodurch die Geistlichen zu Ausrufern und Polizeidienern erniedrigt werden, überhaupt die große Abhängigkeit der Geistlichen von der Regierung, die hier viel ärger ist, als in irgend einer Monarchie. Ein weiterer Uebelstand ist das geistlose Lobwasser'sche Gesangbuch, worüber auch schon oft genug geklagt worden. Den Geistlichen wird vorgeworfen, daß sie so selten die Leichen begleiten, und daß viele Menschen beerdigt werden, ohne daß nur ein Gebet über sie gesprochen wird. Ueberhaupt aber findet der Verfasser eine erstaunliche Abnahme der Kirchlichkeit in jeder Beziehung. Sehr gut schildert er die verschiedenen Klassen in der noch immer sogenannten christlichen Gemeinde: „Da gibt es Solche, welche mit Religion und Kirche längst abgerechnet haben. Das sind die Epikuräer unserer Zeit, welche dem Götzen der Wollust opfern. Da gibt es Solche, welche die Religion noch äußerlich mitzumachen pflegen, sey es um des Anstandes, sey es um des guten Beispiels, sey es um einer gewissen Gottesfurcht willen (denn Gottesfurcht nennen wir es nicht, und doch ist es Furcht!); die aber das Wesen, nämlich den Geist der Religion, das Denken und Leben in derselben, also das eigentliche Joch oder die Last derselben (sie ist aber in Wahrheit eine leichte) auf den Geistlichen geworfen haben; der soll ihr wirklicher Priester seyn, welcher es auf sich nimmt, für Andere zu beten und fromm zu seyn. Sie suchen Ablaß, und sobald sie den erhalten haben, gehen sie wieder ihrem zeitlichen Gewerb, ihren Freuden und Beschäftigungen nach. Die haben zweierlei Kleid, ein Werktags- und ein Sonntagskleid; ja wohl auch gar zwei Sonntagskleider, das eine für die Kirche und das andere für die Lustparthie. Da gibt es Solche, welche alle Religion und Gottesfurcht in einen äußerlich rechtschaffenen Wandel setzen, und sagen, daß Einer nicht aus seinem Glauben, sondern aus seinen Werken gerichtet werde. Aber die Gerechtigkeit ihrer Werke hat ein enges Gebiet: Niemanden verläumden, Niemanden betrügen, Niemanden hassen, Jedermann helfen, und Jedermann seines Weges gehen lassen, sowie man selber wünscht, daß man gehen dürfe, ob nun in Zucht und Mäßigkeit oder nicht, das darf Niemanden kümmern. Da gibt es auch Solche, welche zwar eine Frömmigkeit haben, und die auch kirchlich sind und es ernstlich meinen; aber alle ihre Frömmigkeit ist doch nur eine Privatfrömmigkeit, eine ganz aparte Christlichkeit. Sie wollen Alles für sich haben, und kümmern sich um Andere wenig oder nichts: sie beten für sich, sie denken für sich; sie wollen auch für sich die Seligkeit oder Unsterblichkeit haben, sowie sie ihren Stuhl in der Kirche haben, ganz für sich. Das sind die Gegner unserer Kirchengemeinschaft, die ich leicht noch genauer bezeichnen und greller malen könnte."

So die Gemeinde. Indem der Verfasser von den Geistlichen selbst spricht, kann er kaum das bitterste

Gefühl unterdrücken. „Die Gunst oder Ungunst der Herren dieser Welt hat überall manche Geistliche moralisch fast zu Grunde gerichtet. Während der Geistliche der freieste Mensch und unabhängigste Mann seyn sollte, den es nur irgend gibt — frei und unabhängig nicht durch die Menschen, sondern durch Gott seinen Erlöser und Herrn — wurde er ein Knecht und Diener der Reichen und Angesehenen und Hohen und Gewaltigen dieser Welt! Das hat wenigstens der Katholicismus Wahres an sich, daß er in dem Geistlichen den Träger des Heiligen ehrt, um dieses Heiligen willen.“ Ein gewiß merkwürdiges Geständniß von einem reformirten Geistlichen.

Herr Zyro verlangt nun vor allen Dingen eine neue Kirchenverfassung, eine unabhängige Vertretung der Kirche in drei Abstufungen: 1) Presbyterien, ein Kirchengemeinderath aus der Kirchengemeinde frei gewählt, 2) Kapitel der Provinzen, aus Geistlichen allein zusammengesezt, 3) eine Synode für das ganze Land, deren Mitglieder theils vom Volk, theils von den Kapiteln, theils vom großen Rathe zu wählen seyen. Diese Synode soll aber nur das Parlament der Kirche bilden. Neben ihr soll eine Verwaltungsbehörde bestehen, der Kirchenrath, zu zwei Drittheilen von der Synode, zu einem von dem großen Rathe gewählt.

Sehr mit Recht bemerkt der Verfasser, daß an eine Herstellung der Kirchlichkeit und namentlich auch der Sittenzucht nicht zu denken sey, wenn nicht die Gemeinde selbst bei der neuen Kirchenverfassung interessirt werde. Nur darum, weil überall die Gemeinde auf die Seite geschoben worden sey und die Regierung allein in Kirchensachen alles gethan und die Geistlichen zu ihren Kreaturen gemacht habe, sey die Gemeinde lau geworden gegen die Kirche wie gegen die öffentliche Sittlichkeit. Nur in Schottland, nur in Nordamerika, wo die Gemeinde Antheil an der Kirchenaufsicht habe, herrsche noch kirchlicher Gemeinsinn und strenge Sittenzucht.

Wen diese Gegenstände interessiren, wird noch manche gute Bemerkung in dem Werke des Herrn Zyro finden, z. B. den sehr zweckmäßigen Vorschlag, die Taufhandlungen mit dem Morgengottesdienste zu verbinden, um beide feierlicher und bedeutender zu machen ꝛc.

7) Ueber das Verhältniß der Kunst zum Kultus. Ein Wort an alle gebildete Verehrer der Religion und der Kunst, von Carl Meyer. Zürich, Höhr, 1837. 8. S. 70.

Auch in diesem Schriftchen wird über den gegenwärtigen Zustand der reformirten Kirche geklagt, und zwar insbesondere über die dem Gemüth so widerwärtige prosaische Härte, von der man noch immer nicht ablassen wolle, so zwar, daß nicht nur alle bildende Kunst aus der reformirten Kirche verbannt und von Musik nichts als das Lobwasser'sche Psalmenbuch geduldet ist, sondern daß auch nicht einmal die einzig noch übrige Redekunst sich zum Schönen neigen darf, und eine Predigt in warmer, feuriger, blühender Sprache verpönt, nur die dürrste Trockenheit des Styls normal ist.

Wenn Herr Professor Zyro in Bern den allgemein anerkannten Mangel an Kirchlichkeit vorzüglich der Kirchenverfassung zur Last legte, so sucht Herr Meyer den Grund derselben Erscheinung mehr in der unerquicklichen Prosa des Kultus. Er bekämpft daher die uralte, in der reformirten Kirche herrschende Abneigung gegen die den Kultus verschönernden Künste, und er beruft sich dabei auf das Zeugniß Luthers. In der That verdienen Luthers herrliche Worte in dieser Beziehung allgemeine Beherzigung. „Luther bemerkt in einer Strafrede gegen die Bilderstürmerei der Karlstadtischen Fanatiker: Allhier müssen wir bekennen, daß man Bilder haben und machen mag, aber anbeten sollen wir sie nicht. Wir müssen uns wohl versehen; denn der Teufel suchet uns durch seine Apostel aufs Allerlistigste und Spitzigste und müssen nicht alsobald zufahren, wenn ein Mißbrauch eines Dings vorhanden ist, daß wir dies Ding umreißen oder zu nichte machen sollen. — Wenn wir alles wollten verwerfen, das man mißbraucht, was würden wir für ein Spiel zurichten? Es sind viele Leute, die die Sonne, den Mond und das Gestirn anbeten, wollen wir darum zufahen und die Sterne vom Himmel werfen, die Sonne und den Mond herabstürzen? Ja wir werden es wohl lassen! Der Wein und die Weiber bringen manchen ins Herzeleid, machen viel zu Narren und wahnsinnige Leute; wollen wir darum den Wein wegschütten und die Weiber umbringen? Ja, wenn wir unsern nächsten Feind vertreiben wollten, der uns am allerschädlichsten ist, so müßten wir uns selbst vertreiben und tödten. Denn wir haben keinen schädlicheren Feind, denn unser eigenes Herz. — Dann beweiset Luther, daß in dem Verbot 2. Mos. 20, 4. Du sollst dir kein Bild, noch Gleichniß machen, das Machen soviel heiße, dem Sinn und Zusammenhang nach, als Anbeten, und daß kein ander Bild verboten sey, denn Gottes Bild. Ein Kruzifix aber oder sonst eines Heiligen Bild ist nicht verboten zu haben. — Auch nach dem allerstrengsten Gesetz Mosis werden mir meine Bilderstürmer ein Kruzifix oder Mariendild lassen müssen, ja auch ein Abgottbild, daß ichs trage oder ansehe, sofern ichs nicht anbete, sondern ein Gedächtniß habe. — So bitten wir sie, (die Bilderstürmer) gar freundlich, sie wollen uns doch auch gönnen zu thun, was sie selber thun, daß wir auch solche Bilder

mögen an die Wände malen um Gedächtniß und bessern Verstandes willen. Sintemal sie an den Wänden so wenig schaden als in den Büchern; ja wollte Gott, ich könnte die Herren und Reichen dahin bereden, daß sie die ganze Bibel inwendig und auswendig an den Häusern vor Jedermanns Augen malen, das wäre ein christlich Werk! — Ists nun nicht Sünde, sondern gut, daß ich Christum im Herzen habe, warum sollte es Sünde seyn, wenn ichs im Auge habe. — Auch, daß ich nicht der Meinung bin, daß durchs Evangelium sollten alle Künste zu Boden geschlagen werden und vergehen, wie etliche Abergeistliche fürgeben, sondern ich wollte alle Künste, sonderlich die Musika gern sehen im Dienste deß, der sie gegeben und geschaffen hat."

Nicht mit Unrecht bemerkt der Verfasser, daß der den Menschen angeborne Sinn für Kunst entweder absterben oder auf Abwege sich verirren müsse, wenn es die Religion nicht über sich nähme, die Künste zu weihen und zu pflegen, und daß mithin die der Kunst abholde Kirche selber Schuld sey, wenn die ganz weltlich, üppig und gemein gewordene Kunst die Menschen verführe und von Religion und Sittlichkeit emancipire.

So sehr wir nun im Ganzen die Idee dieser kleinen Schrift billigen, können wir uns doch nicht mit allem Einzelnen vereinigen und möchten den Verfasser warnen, in dieser Beziehung behutsam zu seyn. Man muß, wenn es sich von so wichtigen Fragen handelt, ja nicht zu viel beweisen wollen. Wenn der Verfasser z. B. zu beweisen sucht, daß das Bild einer durch Hunde bewirkten Menschenrettung auf dem St. Bernhardsberge wohl in einer Kirche hängen dürfe, weil es ja doch Gott gewesen sey, der sich jener Thiere zur Rettung eines Menschen bedient, — so geht er viel zu weit und hätte es sich nur selber zuzuschreiben, wenn man aus Furcht vor dem Extrem des Profanen, das sich unbemerkt wieder in den Kultus schleichen könnte, gegen seine sonst so beachtenswerthen Vorschläge mißtrauisch würde.

8) Bericht der zur Revision des Gesangbuchs für den Kanton Schaffhausen niedergesezten Commission. Aus Auftrag der Commission verfaßt von J. C. Vetter, Pfarrer zu Neukirch. Schaffhausen, Hurter, 1838.

Auch aus diesem Schriftchen geht hervor, daß die Schweizer Reformirten ernstlich darauf denken, die trocknen Härten ihres alten Kultus zu retouchiren. Schon vor fünfzig Jahren versuchten Zürich und Bern Verbesserungen ihres Gesangbuchs. Nun hat Schaffhausen dasselbe gethan, und wir dürfen wohl sagen, unter weit günstigeren Umständen. Denn es konnte die trefflichen Arbeiten Rambachs, Bunsens, Arndts, Wilhelmis, Stiers, Knapps, Hausers rc. benutzen, es hatte einen überreichen und wohlgesichteten Schatz der besten älteren und neueren Kirchenlieder zur Auswahl, es fand einen gebildeteren Geschmack vor und hatte nicht mehr mit krassen Vorurtheilen zu kämpfen. Auch hier, wie überall, kommt man endlich zur Erkenntniß des Richtigen. Man soll zwar niemals auch nur das Geringste vom christlichen Ernst und von der christlichen Strenge einer ästhetischen Spielerei oder Sentimentalität aufopfern, allein innerhalb der Schranken des reinen und energischen Christenthums auch dem Geschmack huldigen, weil eine schöne Form der Andacht offenbar der Religion und des Höchsten würdiger ist als eine häßliche. Kirchlichkeit und Popularität sind die ersten Erfordernisse, welche die Commission an das neue Gesangbuch gemacht hat; unter diesen Bedingungen aber hat sie auf das Schöne Rücksicht genommen, das bisher dem Schweizergesang so sehr fehlte. In Bezug auf das Musikalische wandte sie sich an den berühmten Stiftsorganisten Kocher in Stuttgart, der den jezt so weit im südlichen Deutschland verbreiteten Kirchengesangsvereinen die erste Anregung gegeben und namentlich um den Choral große Verdienste sich erworben hat. Dieser ordnete den melodischen Theil des neuen Gesangbuchs an, das sich nun als musterhaft in seiner Art auszeichnet.

Wir können diese gelegentlichen Betrachtungen über die reformirte Kirche in der Schweiz nicht schließen, ohne der neusten Vorgänge in Zürich zu gedenken. Der unabhängige Erziehungsrath daselbst hat den Dr. Strauß als Professor der christlichen Dogmatik an die Universität Zürich berufen, der große Rath und die Regierung hat diese Ernennung bestätigt und die Einsprache des Kirchenraths zurückgewiesen, wobei der regierende Bürgermeister Hirzel sich äußerte: „Die Berufung des Dr. Strauß sey eine Wohlthat für die Kirche, die evangelisch-reformirte Kirche sey stationär und im Buchstabenglauben befangen geblieben, Strauß lehre den Geistesglauben. Es gelte, die höchste Freiheit erringen, die Freiheit des Geistes von den Banden des Aberglaubens. Schon einmal habe in diesem nämlichen Saale der große Rath von Zürich einem Manne vertraut und ihm aufgegeben, aus dem Geiste Gottes nach bestem Vermögen zu lehren, am 29. Januar 1523. Dies war Zwingli, den der Papst verdammte. Der Papst hat Strauß verdammt, und aus demselben Grunde, denn das Werk von Strauß ist aus dem Protestantismus geschrieben. Wir fallen ab vom Protestantismus, wenn wir Strauß verdammen. Würde das geschehen, dann wollen wir wenigstens nicht mehr zum Denkmal Zwinglis wallfahrten rc." In dieser Rede

sind einige kleine Widersprüche. Der Zwingli nämlich, den man 1523 aufrief, aus dem Geist Gottes zu lehren, der die vom Papst verdammte Freiheit siegreich durchführte, zu dessen Denkmal man dankbar wallfahrtet und in dessen Namen man als seinen würdigsten Nachfolger den Dr. Strauß beruft, ist eben der Zwingli, der den „todten Buchstaben“ und den „Aberglauben“ der „stationären“ Kirche predigte, den es jezt so sehr Noth thut, abzuschaffen. Ein zweiter Widerspruch aber liegt darin, daß Strauß ein Wohlthäter der christlichen Kirche seyn soll, da er diese Kirche geradezu aufhebt, denn der Herr Bürgermeister wird nicht in Abrede stellen können, daß eine christliche Kirche ohne Christus ein Unding ist. Heißt es nicht die fromme Täuschung etwas zu weit treiben, wenn man Strauß als guten Christen und Protestanten einführen will, da er allen seinen Ruhm eben nur durch sein entschiedenes Läugnen der christlichen Wahrheiten erlangt hat? Man mag Christ seyn oder nicht, der Wahrheit und Redlichkeit muß man die Ehre geben. Wir wollen nicht intolerant seyn, der Denkfreiheit nicht zu nahe treten. Denkt, was ihr wollt, seyd Atheisten, Deisten, Pantheisten, vergöttert Hegel, oder euer Ich, oder die Natur oder das Fleisch, wie ihr wollt! Nur wenn ihr auf solchen Wegen geht, so nennt euch nicht mehr Christen und usurpirt nicht christliche Kanzeln und Katheder, um zu lehren, das Christenthum sey eine Lüge.

Inzwischen ist die Zürcher Wahl erfreulich. Entweder ist sie für Strauß eine Brücke, um allmählich bequem ins Christenthum zurückzukutschiren und am Ende gar noch fromm zu werden (denn solche Uebertreibung nimmt oft ein solches Ende); oder sie wird im Sinn des Herrn Bürgermeisters der Anfangspunkt einer großen Reformation, d. h. Strauß bleibt sich consequent, steigert sich noch, und zerstört den Glauben an die Wahrheit der christlichen Religion dergestalt, daß man die Kirchen schließen muß. Dieses Spektakel möchten wir in der That gern mit ansehen. So lange Strauß ein hartbekämpfter Oppositionsmann in der Minorität ist, sind tausend Sympathien für ihn; allein die Entzauberung würde sehr schnell erfolgen, wenn seine Ansicht einmal irgendwo die herrschende würde, wenn er gar kein Christenthum mehr zu bekämpfen fände, nun aber gezwungen wäre, es durch etwas Anderes ersetzen zu müssen. Denselben Haß gegen Christus, den jezt die Hegel'sche Philosophie (von welcher Strauß ausgegangen ist) nährt und verbreitet, verbreitete schon die atheistische Philosophie des 18ten Jahrhunderts. Diese hat lange gefährlich gewirkt, sobald sie aber den Sieg errungen hatte, das Christenthum abschaffte, und ihre neuen Tempel aufschlug, war sie — entzaubert. Sie konnte wohl das Christenthum bekämpfen aber nicht ersetzen; der neue Gottesdienst, der an die Stelle des lebendigen Gottes eine dürre Abstraktion oder das Fleisch sezte, erschien selbst seinen frühern Anhängern abgeschmackt und Alles wendete sich mit Ekel und Langeweile davon ab. Der neuen dürren Abstraktion, dem neuen Fleische, das man abermals anbeten will, dürfte es nicht besser gehen; deßhalb ist zu wünschen, das Christenthum in Zürich möchte ein wenig zurücktreten, und dem neuen Propheten Raum geben, damit man bald möglichst die neuen Tempel erstehen sähe.

Wir betrachten den außergewöhnlichen Schritt der Zürcher in jedem Fall als einen solchen, welcher näher zu einer wohlthätigen Krisis hinführt, zu einer Krisis, welche dem Christenthum nur scheinbar gefährlich, und in Wahrheit heilsam ist.

Romane und Novellen.

5) Nur ein Geiger! Originalroman von H. C. Andersen. Aus dem Dänischen von Jenssen. Drei Theile. Braunschweig, Vieweg und Sohn, 1838.

Andersen besizt viel ausmalende Phantasie, aber wenig Geschmack in der Erfindung. Sein Held ist Christian, der Sohn eines armen Schneiders, der schon als Kind mit Naomi, einem kleinen reichen Judenmädchen in der Nachbarschaft in Rapport tritt. Sein Vater wird Soldat und kommt nicht wieder. Man erfährt, er sey umgekommen. Seine Mutter heirathet wieder. Christian macht seinen ersten Ausflug in die Welt mit einem ehrlichen Schiffer, findet Naomi als ein vornehmes Fräulein wieder, liebt sie ungeliebt, und wird — ein Geiger, weil ihn Liebe zur Musik und die Hoffnung beseelt, er werde als ein großer Virtuose einst Naomis Hand erwerben können. Allein es geht ihm schlecht. Naomi läuft mit einem hübschen Kunstreiter davon, der sie wieder verläßt, sie findet aber bald einen andern noch vornehmern Anbeter in einem Marquis. Christian bleibt in der Niedrigkeit, er findet seinen todtgeglaubten Vater wieder, der die zweite Ehe seiner Frau nicht stören will und Mönch wird. Christian selbst wird durch die Liebe eines treuen Mädchens getröstet, stirbt aber frühe als ein armer Geiger; seinem Sarge fährt Naomi mit dem Marquis stolz vorüber.

Das ist nun eine höchst mittelmäßige Erfindung, doch hat Andersen die einzelnen Scenen mit einem fast unnöthigen Aufwand von malerischer Phantasie ausgeführt. Das Stillleben Christians als Kind ist besonders warm gezeichnet, so daß man dabei zuweilen an Arnim erinnert wird. Aber das Ganze ist unerquicklich.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 17.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 13. Februar 1839.

Romane und Novellen.

6) Londoner Skizzen von Boz. Aus dem Englischen von Roberts. Mit Federzeichnungen nach Cruikshank. Leipzig, Weber, 1838.

Genrebilder von Dickens (Boz), dem Verfasser der Pickwickier, Scenen aus dem vielgestaltigen Leben der Stadt London, meist einfache Sittengemälde, doch bald mit komischer, bald mit tragischer Färbung. Zuerst portraitirt uns Dickens verschiedene Kirchspielbeamte, gegen die er, wie schon sein Oliver Twist beweist, eine besondere Abneigung hat und deren mißbräuchliche Verwaltung er wiederholt aufs schärfste rügt: „Wie viel sagen die kurzen Worte: Das Kirchspiel! und an wie viel Kummer und Elend, entschwundenes Glück und vereitelte Hoffnungen, nur zu oft ungemilderte Leiden, nur zu oft erfolgreiche Büberei erinnern sie! Ein armer Mann bringt es, bei geringem Verdienst und einer großen Familie, gerade so weit, aus der Hand in den Mund und aus einem Tage in den andern zu leben; nur mit Mühe gelingt es ihm, den Bedürfnissen des Augenblicks vorzukommen — an die Zukunft kann er nicht denken. Er bleibt mit seinen Steuern eins, zwei, drei Vierteljahre im Rückstande; er wird vor das Kirchspiel geladen. Seine Habseligkeiten werden verkauft, seine Kinder weinen vor Hunger und Kälte, selbst das Bett wird ihm genommen, in welchem sein krankes Weib liegt. Was kann er anfangen? Wohin soll er sich um Hülfe wenden? An die Wohlthätigkeit der Privaten? An menschenfreundliche Individuen? Beileibe nicht — wofür wäre sein Kirchspiel? Da sind der Kirchspiel-Vorstand, das Kirchspiel-Krankenhaus, der Kirchspiel-Arzt, die Kirchspiel-Beamten, der Kirchspiel-Bote. Treffliche Einrichtungen, und edle, gutherzige Leute! Die Frau stirbt — sie wird auf Kosten des Kirchspiels begraben. Die Kinder sind ohne Versorger — das Kirchspiel übernimmt die Fürsorge für sie. Der Vater vernachläßigt zuerst sein Geschäft und kann späterhin keine Arbeit mehr bekommen — das Kirchspiel unterstützt ihn; und ist er endlich durch Elend und Trunkenheit gänzlich zu Grunde gegangen, so nimmt ihn das Kirchspiel-Irrenhaus als einen harmlosen unglücklichen Blödsinnigen auf.“ Ueberhaupt nimmt sich Dickens durchgängig in seinen Romanen der Armen und Verwahrlosten an. Sehr launig schildert er unter andern hier das Gastmahl einer Wohlthätigkeitsgesellschaft, deren Theilnehmer vortrefflich schmausen, trinken und sich loben, während die Waisen mit hungrigem Magen durch den von Jubel schallenden Saal geführt werden. Höchst ergötzlich ist auch die Aufregung geschildert, die ein neuer Prediger im Kirchspiel, namentlich unter den noch unverheiratheten Töchtern veranlaßt; ferner die Wahl eines Kirchspieldieners, die so wichtig genommen wird wie die eines Parlamentsglieds ꝛc.

Dann folgen noch eine Menge Originale, z. B. vier Schwestern, die so unzertrennlich von einander sind, daß als eine von ihnen heirathet, die ganze Nachbarschaft ungewiß ist, welche es wohl seyn möchte und sich fast ein Jahrlang mit ihrer Neugierde plagt, bis ein neugebornes Kindlein die Mutter verräth; ein junger Gelbschnabel, der von Tänzerinnen ausgebeutet wird ꝛc. Auch einige ganz tragische Erscheinungen, eine Mutter, die einen Wundarzt holt, um ihren vom Galgen genommenen Sohn zu retten; ein Trunkenbold, der sich zuletzt ins Wasser stürzt.

Wir theilen hier eine kleine Skizze von dem Wohlthätigkeits-Diner mit, bei welchem sich unsere Leser vielleicht an ähnliche Scenen auch auf dem Festlande erinnern werden: „Der schwärzliche Mann im blauen

Rock mit glänzenden Knöpfen, der die Musik dirigirt gibt seinen Leuten das Zeichen zum Anfangen, die Gäste erheben sich, und herein schreiten vierzehn Festordner, von denen ein Jeder, gleich dem bösen Geiste in einer Pantomime, einen langen Stab in der Hand trägt, und sodann der Vorsitzer und die vornehmen Gäste. Sie eilen so schnell sie können im Saale hinauf, und verbeugen sich und schmunzeln und bemühen sich, unendlich liebenswürdig und leutselig auszusehen. Das Beifallrufen ist vorüber, das Tischgebet gesprochen, das Geklapper mit den Tellern und Löffeln beginnt, und Alle scheinen äußerst erfreut zu seyn über die Anwesenheit so ausgezeichneter Gäste, oder den Anfang des lange ersehnten Mittagsmahls. Bei dem Diner selbst — als solchem — geht es zu wie bei jedem andern. Suppenschaalen werden mit erschrecklicher Schnelligkeit geleert — Aufwärter nehmen Teller mit Steinbutten weg, um Sauce dazu zu holen, und bringen Teller mit Sauce und Fisch zurück; Leute, die sich auf das Vorschneiden verstehen, sieht man, große Thoren, wenn sie es laut werden lassen; und Leute, die sich nicht darauf verstehen, zeigen keine Begierde, es zu lernen. Die Messer und Gabeln bilden eine angenehme Begleitung zu Auber's Musik, und Auber's Musik würde ein angenehmes Accompagnement zum Diner abgeben, wenn man außer den Becken nur etwas davon hören könnte. Die substantiellen Schüsseln verschwinden — die Assietten mit Eingemachtem werden geleert wie der Blitz — tüchtige Esser wischen sich die Stirnen — Leute, die bis jetzt äußerst verdrießlich ausgesehen haben, werden über die Maßen zuthulich, und fordern uns so freundschaftlich als möglich zum Weintrinken mit ihnen auf — alte Herren machen uns auf die Damen-Gallerie aufmerksam, und geben sich große Mühe, uns einzuprägen, daß der Wohlthätigkeits-Verein durch die Damen stets ganz besonders begünstigt wird — Jedermann scheint gesprächig werden zu wollen — und laut und allgemein ertönt das Gesumm der Unterhaltung. — Sobald das Geräusch aufhört, erhebt sich der Toastmaster. — Meine Herren, belieben Sie Ihre Gläser zu füllen. — Sobald es geschehen ist, fährt er in regelmäßig aufsteigender Skala fort: Meine Herren — haben — Sie — sämmtlich — die Gläser — gefüllt? Ich bitte — um — Gehör — meine Herren — für — den — Vor — sit — zer! — Jetzt erhebt sich der Präsident, sagt, daß er es für vollkommen unnöthig halte, die Gesundheit, die er vorzuschlagen gedenke, irgend zu bevorworten, und ergeht sich darauf in einem Irrgarten von unverständlichen Redensarten, und taumelt eine Viertel Stunde lang zwischen Verstand und Unsinn zum Bewundern hin und her, bis er endlich bei den Worten: „gesetzlicher Souverain dieses Reichs," durch lautes Bravorufen mehrerer alter Herren unterbrochen wird, die noch mehrere Minuten mit ihren Messergriffen furchtbar auf den Tisch loshämmern. „Es würde ihm," fährt er fort, „unter allen Umständen das größeste Vergnügen gewähren, die stolzeste Freude einflößen, jene Gesundheit vorzuschlagen; aber man wolle erwägen, was seine Gefühle seyn müßten, da er anzukündigen im Stande sey, daß Seine Majestät die Gnade gehabt, abermals Dero Beitrag zu den Zwecken des Vereins zum Betrage von 25 Pfund anweisen zu lassen." Diese Ankündigung — von jedem Vorsitzer seit Gründung des Vereins vor zwei und vierzig Jahren alljährlich wiederholt — wird mit stürmischem Beifall begrüßt, die Gesundheit unter Geschrei und Gehämmer getrunken. das Nationallied von den Sängern, und der Refrain von der ganzen Gesellschaft im Chor gesungen, und die Wirkung, wie die Zeitungen sich ausdrücken, ist „wahrhaft elektrisch." — Nachdem die andern „loyalen und patriotischen" Gesundheiten mit allem gebührenden Enthusiasmus getrunken sind, der Herr mit dem losen Halstuch ein komisches, und einer seiner Freunde ein rührend-sentimentales Lied gesungen hat, kommt der Haupt-Toast des Abends an die Reihe: „*Heil und Gedeihen dem Verein der Armen-Waisen-Freunde!*" Wir müssen uns hier abermals der *Zeitungs-Phraseologie* bedienen, und unser Bedauern ausdrücken, „außer Stande zu seyn, auch nur das Wesentliche der Standrede des edlen Lords wiederzugeben." Es muß genügen zu sagen, daß sie zu den längsten gehört und die ganze Versammlung hinreißt. Sobald der Toast getrunken worden, verlassen die Festordner mit noch weit wichtigeren Mienen, als sie bisher schon behauptet, den Saal, und kehren gleich darauf an der Spitze eines Aufzugs von armen Waisen, Knaben und Mädchen, zurück, die rund im Saale herumgehen, sich verbeugen und knicksen, einander auf die Fersen treten und ganz so aussehen, als ob sie, zur großen Befriedigung der Gesellschaft überhaupt und der Ladies Patronesses auf der Gallerie insbesondere, gar gern ein Glas Wein bekommen und trinken möchten. Die Kinder werden hinausgeführt, und die Festordner treten wieder herein, Jeder mit einem blauen Teller in der Hand. Die Musikbande spielt ein munteres Stück, die Mehrzahl der Versammelten steckt die Hände in die Taschen und sieht etwas ernsthaft aus, und überall hört man Goldstücke auf irdenem Geschirr klirren. Nach einer kleinen Weile — man singt, trinkt und zahlt inzwischen — setzt der Secretär seine Brille auf und beginnt den Jahresbericht vor- und die Subscriptions-Liste abzulesen, auf welche letztere mit großer Aufmerksamkeit gehört wird. „Mr. Smith, eine Guinee — Mr. Tomkins,

eine Guinee — Mr. Wilson, eine Guinee — Mr. Hickson, eine Guinee — Mr. Nixon, eine Guinee — Mr. Charles Nixon, eine Guinee (hört, hört!) — Mr. James Nixon, eine Guinee — Mr. Thomas Nixon, ein Pfund und einen Schilling (unermeßlicher Beifall). — Lord Fitz Winkle, der Vorsitzer, außer jährlichen funfzehn Pfunden — dreißig Guineen (endloses Hämmern; mehrere Herren hämmern in ihrer Begeisterung die Füße von ihren Weingläsern). — Lady Fitz Winkle, außer jährlichen zehn Pfunden — zwanzig Pfund" (ewig langes Hämmern und Bravorufen!) — Der Secretair schweigt endlich, der Vorsitzer erhebt sich und schlägt die Gesundheit des Secretairs vor — er kennt keinen eifrigern und würdigeren Mann als ihn. Der Secretair dankt, bemerkt, daß ihm kein trefflicherer Mann bekannt sey, als der Präsident — dem er nur den ersten Beamten der Waisen-Anstalt an die Seite setzen könne, und dessen Gesundheit er vorschlage. Der erste Beamte dankt und bemerkt, daß er keinen schätzbareren Mann kenne, als den Secretär — mit Ausnahme Mr. Walker's, des Rechnungsführers, dessen Gesundheit vorzuschlagen er seinerseits sich erlaube. Mr. Walker dankt und macht ein anderes achtbares Individuum ausfindig, dem nur der erste Beamte nachsteht — und so nimmt das Toastausbringen, Loben und Danken seinen Fortgang, indem nur noch die Gesundheit der „anwesenden Gönnerinnen" ausgezeichnet zu werden verdient. Die Herren blicken entsetzlich lärmend nach der Gallerie hinauf, und kleine geschniegelte Herren, die mehr Wein als gewöhnlich getrunken haben, werfen den Damen Handküsse zu, und verdrehen die Gesichter auf das Trübseligste, in der Meinung, zu charmiren rc."

7) Humoristische Genrebilder aus dem Londoner Alltagsleben von Boz. Aus dem Englischen von Dr. Diezmann. Erster Theil. Braunschweig, Westermann, 1838.

Andere Skizzen des nämlichen Verfassers. Das Portrait eines „alten Knaben," der als Vater von drei erwachsenen Töchtern noch den verliebten Jüngling spielt und sehr übel anläuft. Das Mißgeschick einer Familie, die einen reichen Anverwandten, der Hagestolz und etwas eigen ist, mit Höflichkeiten überhäuft, um ihn zu beerben, ihn aber gerade dadurch incommodirt und am Ende leer ausgeht. In dieser Erzählung ist die kleinbürgerliche Gaucherie sehr gut geschildert. Morgenscenen in den Straßen von London, in Hogarths Manier. Scenen aus Scotland Yard, einem alten Stadttheile Londons, der durch die Niederlassung einer alten Brücke viel verlor. Scenen vor dem Gefängniß und vor dem Gericht, lauter kleine kurze, aber treffende Skizzen. Eine „freie Nacht," die Excesse von zwei Narren, die sich in den Kopf gesezt haben, eine Nacht hindurch alle Polizeigesetze zu überschreiten. Das Portrait eines alten gutmüthigen Gecken und Weiberknechts. Der Trödlermarkt in Monmouth-Street. Schauerliche Scenen in einem Hospital, der Tod einer jungen Frau, die ihr Mann erschlagen, den sie aber sterbend noch entschuldigt und zu retten sucht.

8) Humoristische Erzählungen und Skizzen von den Verfassern der Pickwickier, der Waterloo-Erzählungen rc. Aus dem Englischen von Roberts. Erster Theil. Leipzig, J. J. Weber, 1838.

Aehnliche Erzählungen von Dickens und andern Verfassern, Lover, Maxwell, Morier rc. Handy Andy von Lover, ein Diener, der alles verkehrt ausrichtet, wie Till Eulenspiegel und der „Diener zweier Herrn" von Goldoni. Das Leben Mr. Tulrumbles, eines reich gewordenen Kohlenhändlers, der Mayor seiner Vaterstadt wird, aus Hochmuth dumme Streiche macht, zulezt aber wieder vernünftig wird. Diese Erzählung ist von Dickens und ihre komische Würze ist ein Trunkenbold, der bei der feierlichen Einführung des Mayors in einer alten Rüstung erscheinen muß. „Wer hat meine Kuh gemolken?" eine gar artige Erzählung vom Verfasser des Ralph Rattlin. Ein Schiffscapitain hält sich auf dem Schiff eine Kuh, die ihm aber des Nachts von einem alten Matrosen regelmäßig ausgemolken wird. Seine Verzweiflung ist sehr launig geschildert. Man stellt Wachen, der alte Matrose spielt aber einen Gespensterspuck, der die Frommen unter dem Schiffsvolk gewaltig erschreckt. Man schießt zwar, trifft aber nur die arme Kuh, die sich losreißt und auf den Capitain zustürzt. Toll, aber lustig. „Der Geriebnen-Clubb" von Rigdum O Funnidos, eine Erzählung, deren Held zulezt an den Galgen kommen soll, sich aber mit unverwüstlicher guter Laune an einen Herrn wendet, den er arg betrogen hat und von ihm eine Phiole Blausäure erhält, um zu guter lezt auch noch die Justiz zu betrügen. „Der Teufel und Johnny Dixon" von Maxwell, unbedeutend wie die meisten Affectationen, den Teufel spielen zu wollen. „Die Selbstbiographie eines guten Witzworts," ein Schwank in Hoffmann Callots Manier. Einer erfindet ein Witzwort, das schnell in Umlauf kommt, und ist sehr stolz darauf. Nachher erfährt er, ein Anderer maße sich die Erfindung

an. Er kommt in sehr übler Laune nach Hause, da erscheint ihm das Witzwort leibhaftig als Geist, der aus einer Flasche fährt, und erzählt ihm seine Geschichte. Es ist schon uralt, schon vor dem trojanischen Krieg erfunden und gelegentlich immer wieder erfunden worden. Zum Schluß „Hadschi Babas letzte Reise nach England" von Morier, im Geist seines bekannten größeren Werkes.

Geognosie.

Hinterlassene Werke von Friedrich Hoffmann. Zweiter Band. Geschichte der Geognosie und die Schilderung der vulkanischen Erscheinungen. Berlin, Nicolai, 1838.

Vor kurzem zeigten wir den ersten Band dieser ausgezeichneten Werke an. Der vorliegende enthält die Geschichte der Meinungen, die man seit den ältesten Zeiten vom Innern der Erde und von der Entstehung der gegenwärtigen Erdoberfläche gehegt hat, Meinungen, die häufig äußerst parador waren, und deren Rektificirung ein Vorzug der neuern Naturforschung ist. Der Verfasser ist selbst jeder Hypothesenmacherei fremd, ordnet aber mit meisterhafter Klarheit das, was wir durch Erfahrung wissen, zusammen. Folgendes ist die genaue Grenze, die er der Wissenschaft zieht: „Der Erdkörper hat beinahe die Gestalt einer Kugel, einen Halbmesser von nahe 860 geographischen Meilen; von dieser Masse kennen wir, theils durch deren Erhebung über die Meeresfläche, theils durch Eindringen in die Erdrinde vermittelst bergmännischer Operationen, höchstens nur eine Schaale, deren Dicke sich auf 20,000 Fuß erstreckt und etwa dem Eintausendsten Theile des Erdhalbmessers gleich ist. Auch selbst dieser Theil des ganzen Erdkörpers ist uns gar nicht im Detail, sondern nur sehr im Allgemeinen und an einzelnen Punkten in der Nähe der Oberfläche, bekannt. Es ist so wenig, was wir von dem ganzen Erdkörper kennen, daß man nicht mit Unrecht dessen bekannte Schaale mit der Firnißdecke verglichen hat, womit die künstlichen Erdgloben überzogen sind. — So mannichfaltig und lehrreich daher auch die Wahrnehmungen seyn mögen, welche innerhalb dieser bezeichneten Erdrinde über die Verhältnisse und die Zusammensetzungen der Mineralkörper gemacht sind, so würde doch ein Schluß auf die Beschaffenheit von dem Innern des Erdkörpers eben so gewagt seyn, als wenn wir von der Kenntniß der Rauhheiten auf der Schaale einer Frucht auf deren innere Zusammensetzung und Beschaffenheit schließen wollten. Es fehlt an direkten Beweisen, daß das Erdinnere aus denselben Mineralien auf ähnliche Weise zusammengesetzt sey, wie die Erdrinde; wir haben sogar sehr wohlgegründete Ursache, zu bezweifeln, daß die Zusammensetzung, welche wir an der Oberfläche kennen lernen, bis in eine nur ziemlich bedeutende Tiefe ununterbrochen fortdauere. — Es ist nämlich nach vielen Beobachtungen sehr wahrscheinlich, daß in verhältnißmäßig nicht sehr großer Tiefe unter der uns zugänglichen und in ihrer Zusammensetzung bekannten Erdrinde sich die Werkstätte vulkanischer Wirksamkeit finde. Die Bildung neuer Mineralkörper durch das Zusammentreten ihrer einfachen Urstoffe, die Thätigkeit von Kräften, von denen wir uns an der Oberfläche keinen klaren Begriff machen können, ist wahrscheinlich hier fortdauernd. — Zu demselben Resultate von der verschiedenartigen Zusammensetzung der Erdkugel in ihrem Innern und an ihrer Oberfläche führen die Ermittelungen über das specifische Gewicht des ganzen Erdkörpers. Dasselbe ist nach den Versuchen und Berechnungen von Maskelyne, Playfair, Coulomb etwa 4,9, während das specifische Gewicht der Gesteine, der Verbindungen herrschender Mineralien an der Oberfläche kaum mehr als die Hälfte erreicht und gewiß nicht höher als 2,7 angenommen werden kann. — Anzuführen dürfte wohl noch seyn, daß auch die Erscheinungen des Erd-Magnetismus auf eine von der Oberfläche abweichende Zusammensetzung des Erdinnern hinweisen, und sich mit einem fortdauernd gleichen Bestande des Innern aus den, an der Oberfläche herrschenden Mineralien nicht würden vereinigen lassen. — Der Gegenstand der mineralogischen Wissenschaften ist mithin auf die Erdrinde — gleichsam nur auf die äußerste feste Begrenzung der Erde eingeschränkt, und umfaßt keineswegs den ganzen festen Theil des Erdkörpers in seiner großen Masse. Diese Thatsache muß uns hauptsächlich aber bei dem Studium der Geognosie fortdauernd vorschweben, denn ihre Vernachläßigung hat dasselbe lange Zeit hindurch in eine ganz irrige und unfruchtbare Bahn gebracht. Die Speculationen haben sich in ein Gebiet erstreckt, welches den Erfahrungen gänzlich verschlossen ist und auch wohl auf immer verschlossen bleiben wird; sie haben eine gewisse Dunkelheit lange Zeit über das Ganze verbreitet, den wahren Ausgangspunkt des Studiums übersehen lassen."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 18.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 15. Februar 1839.

Romane und Novellen.

9) Bulwers Werke. Aus dem Englischen. Alice oder die Geheimnisse, Fortsetzung von Ernst Maltravers. Von Gustav Pfizer. 6 Bändchen. Calderon der Höfling, von demselben. 1 Bändchen. Leila oder die Belagerung Granadas, von Fr. Notter. 2 Bändchen. Stuttgart, Metzler, 1838. 12.

Alice ist die Fortsetzung und der Schluß des anziehenden Romans Maltravers, mit dem Bulwer die Lesewelt zuletzt beschenkt hat. Wir haben von diesem Roman in Nr. 37 des vorjährigen Literaturblattes gesprochen und unsere Freude bezeugt, daß Bulwer vom Ausland und von fernen Zeiten wieder in seine englische Heimath zurückgekehrt ist, auf deren Schilderung sein Talent vorzugsweise angewiesen ist.

Maltravers interessante Verbindung mit Alice, der Tochter eines Räubers, die ihm das Leben gerettet, wurde durch widrige Schicksale getrennt. Er wurde älter, reiferen Geistes, ein berühmter Dichter, kam in zarte Verbindung mit zwei vornehmen Damen und kam Alicen nur noch einmal nahe, um sie scheinbar auf immer zu verlieren. So unbefriedigend schloß der erste Theil des Romans. Hier folgt nun der zweite. Wir finden Maltravers auf dem Lande in reizender Einsamkeit. Viele Jahre sind vergangen. In seiner Nachbarschaft wohnet Eveline, die sehr reizende und sehr reiche Tochter eines Bankiers, dessen Wittwe nach seinem Tode den Lord Vargrave geheirathet hat, der aber nun auch schon gestorben ist und dessen Neffe, der junge Lord Vargrave eben diese schöne Erbin heirathen soll. Sie liebt ihn aber nicht. Sie lernt Maltravers kennen, und obgleich er wohl zwanzig Jahr älter ist als sie, flößen ihr seine seltnen Vorzüge dennoch bald eine zarte Leidenschaft ein. Ihre Mutter, die Wittwe des Bankiers und des alten Lord Vargrave, läßt sich niemals vor Maltravers sehen, denn — es ist Alice. Der alte Bankier hatte sie kennen und lieben gelernt, bedurfte eine Mutter für seine Tochter Eveline, und heirathete sie, nachdem das Kind, das sie von Maltravers empfangen, früh gestorben war. Auf diese Umstände nun baute der junge Vargrave, der auf Maltravers in hohem Grade eifersüchtig war, seinen Racheplan. Er entdeckte ihm, wer Evelinens Mutter sey, und ließ ihm keinen Zweifel, daß er selbst — Evelinens Vater sey. Nun denke man sich Maltravers Schrecken. Gleichwohl enthüllt es sich, daß Eveline nicht Alicens Kind, sondern ein früheres des Bankiers ist. Vargrave wird in Folge anderer Intriguen, auf die wir hier nicht besonders eingehen wollen, gemeuchelmordet. Maltravers sieht Alicen wieder, sie ist gealtert, doch auch er. Er glaubt ihr eine Sühne schuldig zu seyn, er liebt sie noch immer und bietet ihr seine Hand. Eveline heirathet einen jungen Mann, der bisher von rasender Liebe für sie entflammt als Zurückgesetzter im Hintergrund gestanden.

Was die Erfindung in diesem Roman betrifft, so läßt sich wohl nicht läugnen, daß etwas Gesuchtes darin ist, daß die Hindernisse, die sich der Verbindung zwischen Maltravers und Alice entgegenwerfen, zuweilen bei den Haaren herbeigezogen scheinen. Auch sind die drei mißlungenen Liebschaften, die Maltravers neben seiner alten Neigung zu Alice cultivirt, nicht gerade erquicklich für das Gefühl des Lesers. Die übertriebene Zartheit im Verhältniß zu der Ventadour und Florence ist unheimlich, und die Stellung des ältern Mannes zu der jungen Eveline, die vermeinte Vaterschaft im Hintergrunde, dürfte noch weniger einen wohlthuenden Eindruck machen. Es ist etwas Gespanntes, ein Mangel an Heiterkeit und Natürlichkeit in diesen Verhältnissen, die mehr anstrengend und peinlich auf den Leser wirken, als sie das Herz erfreuen. Allein Bulwers Malerei und Sprache in der ganzen Ausführung dieses Romans ist so meisterhaft, daß er unser Interesse beständig fesselt.

„Calderon der Höfling,“ Günstling Philipps III. von Spanien, steht seinem Freunde Fonseca bei der Entführung einer Nonne (die zufällig seine eigene Tochter ist) bei, und schützt sie vor den Nachstellungen des Kronprinzen, der ebenfalls in sie verliebt ist, stellt sich dadurch aber der Rache bloß, kommt in die Hände der Inquisition und wird hingerichtet. Das Pikante an diesem kleinen Roman ist der Zwiespalt in Calderons Seele, sofern er zugleich ein ausgelernter, die Menschen tief verachtender Höfling, ein alles seinem Nutzen aufopfernder Intrigant und doch zugleich gegen seinen jungen Freund ausnahmsweise so aufopfernd großmüthig ist.

„Leila oder die Eroberung Granadas.“ Leila, die Jüdin zu Granada, liebt Musa, den muhamedanischen Helden von Granada, fällt aber den Christen im Lager vor Granada in die Hände, wird bekehrt und Nonne. Als sie eben feierlich den Schleier nehmen will, kommt ihr alter Vater dazu und ersticht sie. Auch ihr maurischer Liebhaber ist in der Rüstung eines christlichen Ritters zugegen, hält ihre Leiche in seinen Armen und stürmt dann in Verzweiflung fort. Granada fällt und wird christlich. — Ein kräftiges Gemälde, dessen Motive aber nicht neu sind. Die Eroberung von Granada ist ein Paradepferd der Romantik, unzähligemal schon in Prosa und Versen, in Schauspielen und Romanen behandelt.

Neue Reisen.

6) Ausflug nach Frankreich, England und Belgien zur Beobachtung der dortigen Eisenbahnen. Von Negrelli, Oberingenieur der Kaufmannschaft in Zürich. Frauenfeld, Beyel, 1838.

Der bescheidene Verfasser schämt sich fast, seine Reise zu beschreiben, indem er an die vielen „jungen Laffen“ denkt, die, nachdem sie ihrer Heimath kaum den Rücken gekehrt haben, sich anmaßen, über Menschen und Völker frischweg abzuurtheilen, wie es ihnen ihre Eitelkeit eingibt. Er begnügt sich daher auch, bloß als Sachkenner von den Eisenbahnen und Straßen zu reden.

Auf der Reise von Genf nach Lyon macht er folgende Bemerkung: „Bei dem Zusammenfluß der Ain mit der Rhone verschwinden allmählich die Berge, und unabsehbare Flächen breiten sich da nach allen Seiten hin aus. Allein wie sehr muß man erstaunen, diese schöne, fruchtbare Fläche von der Rhone, die sich da des mühsamen Laufes durch die Bergschluchten entwindet, kreuz und quer uneingeschränkt überzogen zu sehen! Und dieser wilde, entfesselte Zustand des Flusses erstreckt sich ganz bis Lyon hinein, was um so unbegreiflicher scheint, als in dieser großen Handelsstadt bei der geringsten Stockung der Geschäfte alle Augenblicke gegen dreißig und vierzigtausend Menschen brodlos werden, während der schrankenlose Fluß das Terrain verheerend überzieht, wo eben so viele Tausende ihre Nahrung und Unterhalt finden könnten, wenn man mit Ernst daran gehen wollte, dem wilden Elemente die usurpirte, unabsehbare Fläche zu entreißen, ihm einen geregelten Lauf zwischen festen Dämmen anzuweisen und ihn zu zwingen, seinen übermüthigen Rücken der segenbringenden Schifffahrt zu beugen. Und nicht nur verheert die Rhone die ganze Fläche auf viele Stunden Entfernung von Lyon bis zu den Bergschluchten, sondern sie tritt fast bei jeder Anschwellung in die mit vielen Fabriken und noch mehr Guinguettes übersäeten Vorstädte Lyons vom linken Rhoneufer Broteaux und la Guillotiere allemal unheilbringend aus. In minder cultivirten Staaten, als da sind Deutschland, Italien ꝛc., würde doch selbst in der Nähe minder großer und volkreicher. Städte ein solcher zügelloser Zustand eines Flusses längst schon verschwunden seyn, und bei eintretender Stockung der Geschäfte würde die dem Feldbau gewonnene und vor den Verheerungen des Flusses gesicherte große Fläche müssig gewordenen Ouvriers bis zum Wiedereintreffen besserer Zeiten vor Hungersnoth schützen, ein Uebel, welchem weder durch Beisteuer von Seite des Staates, noch durch philanthropische Bälle und Concerte zum Besten der Armen, noch durch einzelne Toilettes d'étoffe de Lyon gründlich vorgebeugt werden kann.“

Die Eisenbahn von Lyon nach St. Etienne und von da nach Roanne fand der Verfasser unter aller Kritik. Schon die Wahl ihrer Richtung sey fehlerhaft, die Schienen seyen schlecht gelegt, die häufigen Erhebungen machen Vorspann nöthig, dann rollen die Wagen wieder aufs halsbrechendste den Berg hinab, und man habe so viel Zögerung und Aufenthalte, daß man 9 Stunden auf einer Strecke von nur 19 Lieues zubringe. — Dagegen wird der Loire-Kanal, was seine Bauart betrifft, sehr gelobt. Nur Schade, meint der Verfasser, daß er im Sommer häufig kein Wasser hat. Auch die Landstraße lobt Herr Negrelli nicht. Sie sey gegen 60 Schuh breit, aber nur 12 — 14 Schuh breit sey sie fest. In der Stadt St. Etienne, die 31,000 Einwohner zählt, fand er nur den Rand des Marktes, aber keine einzige Straße gepflastert.

Bei seiner Ankunft in Paris bemerkt er: „Es war an einem Sonntage, als ich in Paris einfuhr —: doch glaubte ich mich über den Tag zu irren, weil Jedermann, auf der Straße und in der Werkstatt, wie an jedem andern Werktag arbeitete und auch darnach gekleidet

war. Allein bei der Barriere von Charenton, wo man der raffinirtesten Untersuchung unterworfen wird, gewann ich Muße, den Kalender zu Rathe zu ziehen, um mich zu überzeugen, ob ich mit meiner Zeitrechnung wirklich verirrt sey, oder ob die Bevölkerung der Vorstädte von Paris vor zu viel Aufklärung und Civilisation den Sonntag von einem andern Wochentag nicht mehr zu unterscheiden vermöge, und gerne hätte ich mich geirrt! Allein innerhalb der Barriere war alles noch in größerer Bewegung, als außer derselben, und Metzger, Schuster, Schneider, Modistinnen, Bäcker — Alles arbeitete darauf los, als wenn die größte Gefahr im Verzuge läge! Am Quai der Megisserie, am Quai Pelletier waren Hunderte mit Graben, mit Pumpen, mit Steinhauen und mit Aufmauern beschäftiget, was sich allenfalls als Wasserbau wohl rechtfertigen läßt. Als ich aber eine Stunde später den Garten der Tuilerien betrat und selbst da eine Menge Arbeiter am Putzen der Wege, Reinigen der Teiche und der Statuen, Mauren restauriren und andern keineswegs dringenden, niedrigen Arbeiten beschäftigt fand, Notre Dame hingegen fast leer und nur mit verschleierten und unverschleierten Bettlern umlagert sah, da kamen mir weder die häufigen Versuche von Königsmord, noch die vielen Selbstmorde, wovon die Morgue täglich zeugt, noch die schenßlichen täglichen Eingriffe in alle Zweige der Gesellschaft und des bürgerlichen Lebens mehr so gar unbegreiflich vor. Denn ein Volk, welches sich so frech und in so großen Massen aller Religiosität begibt, wird zu Allem fähig, und wenn es auch bisweilen ruhig zu seyn scheint, so entspringt die Ruhe doch nur aus Ermattung, und der geringste Anlaß ist vermögend, diese Ermattung in lodernde Flamme zu verwandeln. Der Hof scheint mir, so klug auch dessen Lenker ist, hierin nicht wohlberathen zu handeln, indem er bis vor der Thürschwelle der allerchristlichsten Könige, und selbst im eigenen Dienste, den Sonntag entweihen läßt. Vielmehr sollte eben der Hof der erste seyn, der dieser um sich greifenden Irreligiösität durch sein Beispiel Schranken sezt; denn ohne Religion ist der moralische Zustand eines Volkes gleich Null. Und nur dann wird Ludwig Philipp wie andere Fürsten jederzeit unter seinem Volke sicher vor Mörderhand wandeln können und sich seiner königlichen Rechte erfreuen, wenn er diesen versunkenen moralischen Zustand zu heben sich bestrebt. — Durch die Schenkung von Bildern, Paramenten oder andern Kleinigkeiten, die von ihm selbst oder von Madame Adelaide an irgend eine Kirche auf dem Lande gespendet werden, kann er diesen Zweck nicht erreichen!"

Die Eisenbahn von Paris nach St. Germain fand Herr Negrelli erst im Bau begriffen. Sie verspricht weit besser zu werden, als die Lyoner, natürlich, weil sie sich in der Nähe der Hauptstadt und nicht in einer Provinz befindet. Doch, meint Herr Negrelli, sey sie, eben um des Prunks wegen, in einem viel zu großen Maßstab mit zweckwidrigem Aufwand angelegt.

Von Havre nach England übersetzend war der Verfasser nicht wenig überrascht, sich von den englischen Mauthbeamten, Schiffern, Lastträgern ꝛc. so arg, ja noch ärger maltraitirt und geprellt zu sehen, wie weiland Nicolai von den italienischen. Noch mehr beleidigte ihn die unverschämte Beutelschneiderei in der Kirche St. Paul zu London. Dagegen bewundert er die großartigen Bauten dieser Stadt, die Docks, die Brücken, den Tunnel, an dem er selbst mitarbeitete und endlich die unübertreffliche Eisenbahn nach Greenwich, die hoch über Häuser, Plätze, Canäle und Brücken hinwegsezt, die nicht minder colossale nach Birmingham, die sich umgekehrt tief in die Erde gräbt, und die übrigen.

Gleiche Bewunderung zollt der Verfasser den belgischen Eisenbahnen, die er, von England heimkehrend, betrachtete. Von Belgien sagt er in dieser Beziehung: "Kein Land in Europa hat sich bisher mit mehr Eifer und Entschiedenheit für das System der erleichterten Communication, vermittelst Eisenbahnen ausgesprochen, als Belgien, und bevor zwei Jahre vergehen, wird es nach allen Hauptrichtungen hin dem neuen schaffenden Elemente bequeme Bahnen eröffnet haben. Kein Prunk, keine Verschwendung, aber auch keine Knauserei, ist an denselben wahrzunehmen. Weise Berechnung, und diese dann mit Kraft bis zur gesuchtesten Vollendung durchgeführt, scheint da als Grundsatz der ganzen großen Unternehmung vorzuwalten."

Schließlich antwortet Herr Negrelli auf die Frage, ob auch in der Schweiz Eisenbahnen angelegt werden sollten? mit Ja! "Ich habe mich überzeugt, daß die Anlegung von Eisenbahnen zwischen unseren Bergen und bis zum Fuße der Alpen mit weit weniger Schwierigkeiten verbunden ist, als jene waren, die in Frankreich, in England und in Belgien zum gleichen Zwecke überwunden werden mußten. Unsere klaren Hauptflüsse und Seen, an welchen unsere bedeutenderen Städte und Ortschaften sich ausbreiten, und welchen der Gang des Handels und der Industrie folgt — die breiten Oeffnungen, die sich diese Flüsse durch die Berge gebahnt, und die Ausgleichungen des Terrains, die sie so wohlthätig durch ihre für den Unterbau so günstigen Ablagerungen von Geschiebe erzeugt haben — der Lauf dieser Hauptflüsse und Thäler bildet das Netz zu unserem Eisenbahn-System. Der Fuß unserer mit dem Thal parallel laufenden Gebirgsketten bietet sich sehr günstig dar zur Aufnahme unserer Bahnen, wo es sich handelt,

sie dem Bereiche der Hochgewässer zu entreißen, oder die Ausführung meilenlanger Riesendämme, wie auf andern Eisenbahnen, zu vermeiden. — Vortreffliche Bausteine, Holz, Kies — alles, was zum Bau erforderlich ist, finden wir in unsern Thälern der ganzen Länge nach im Ueberfluß und wir können auf die günstigste Entfaltung der Linien zählen, weil unsere Flüsse kein beengtes Gebiet haben, so wie die Entwicklung der günstigsten Niveauverhältnisse nicht fehlen kann, weil bei keinem Hauptfluß vom Fuße der Alpen an das Gefäll im Durchschnitt 2 per Mille übersteigt, und es nicht schwer ist, mit Benutzung aller Ablagerungen diesem Regime des Niveau zu folgen. In unsern Thälern sind wir nie der Nothwendigkeit ausgesetzt, große Höhen zu übersteigen und die einmal mit großer Mühe und Kosten gewonnene Höhe wieder zu verlieren, wie es die Terrainformation in Frankreich, in England und in Belgien an allen Eisenbahnen ohne Ausnahme unvermeidlich machte; — an keiner Stelle sind wir benöthigt, meilenlang uns in die Eingeweide der Erde zu verlieren, wie an keiner Stelle sich die Nothwendigkeit aufdringt, wegen übermäßiger Steigung zu feststehenden, zeitraubenden Dampfmaschinen die Zuflucht zu nehmen. — Das Durchschnittgefäll zwischen Chur und Basel beträgt unter anderm nicht einmal ganz 1½ per Mille, und kein Bergrücken stellt sich der günstigsten Entwicklung dieses von selbst so geringen Falles auf der ganzen Linie von 44 Stunden, wovon 11 Stunden durch die Wasserstraße eingenommen sind, entgegen. Gleiche günstige Niveauverhältnisse zeigen sich dem Rhein entlang bis an den Bodensee, an der Aare für eine Westbahn bis an den Genfersee, an der Reuß, und selbst vom Bodensee nach Zürich ist die Lage, wenn auch nicht so günstig, doch zur Aufnahme einer Eisenbahn über Frauenfeld und Winterthur nicht ungeneigt. Unsere Alpenpässe sind dann der Eisenbahnen Ende, und gute Straßen, und zweckmäßigere Einrichtungen müssen den Ring zwischen dem nördlichen und dem südlichen Eisenbahn-System bilden. Zum schweizerischen Eisenbahn-System hat Basel den Schlüssel in der Hand, wenn der Zusammenfluß der Aare, der Reuß und der Limmat, wo einst das alte römische Vindonissa stand, den Knoten bildet. Tyrol besitzt drei Hauptthäler, die zur Aufnahme von Eisenbahnen geeignet sind — eine nördliche Bahn von Innsbruck durch das Innthal bis zur Donau, wo sie der Dampfschifffahrt über Wien nach dem schwarzen Meere, und in Wien der großen Ferdinand Nordbahn, wie in Linz der Budweiserbahn die Hand reichen kann, eine südliche Bahn von Meran und Bozen über Trient und Verona bis zum adriatischen Meere, und eine westliche Bahn von Bludenz bis an den Bodensee, und die Ausführung aller dieser Eisenbahnen ist technisch leichter, als alle von mir bereisten Eisenbahnen."

Werke über die Schweiz.

9) Erdkunde der schweizerischen Eidgenossenschaft. Ein Handbuch für Einheimische und Fremde. Von Gerold Meyer von Knonau. Erster Band. Zweite stark vermehrte Auflage. Zürich, Orell, Füßli und Comp., 1838. S. 576.

Abgesehen vom Titel, der wohl einfacher seyn könnte,* ist das Werk des Herrn Meyer, gleich seinen frühern Arbeiten in dieser Art vortrefflich. Wenige Specialgeographen haben diese Umsicht und Genauigkeit, die ihn auszeichnen. Als geborner Schweizer ist er mit seinem Vaterlande innig vertraut. Vom Nächsten ist er zum Entferntern fortgeschritten, von der Beschreibung der Kantone Zürich und Schwyz zu einer Geographie der gesammten Schweiz. Gründlichkeit, Verbesserung der Nachläßigkeiten, die sich in den bereits sehr zahlreichen geographischen Handbüchern der Schweiz finden, war sein Zweck. In der Allseitigkeit, die Ritter von der Erdkunde verlangt, hat er physische Geographie, Statistisches und Geschichtliches harmonisch verbunden und dabei auf richtige und klare Eintheilung und Gruppirung große Sorgfalt gewendet. Zuerst handelt er vom Schweizerland und seiner Geschichte im Allgemeinen, dann von den Alpen, von der Alpenwirthschaft, von den Gewässern, von den Produkten der Schweiz, und zuletzt je von den einzelnen Kantonen insbesondere.

10) Die Schweiz. Ein Handbuch zunächst für Reisende. Von L. v. Bollman. Mit 3 Stahlstichen und 1 Karte. Stuttgart, Hoffmann. Zürich, Hoffmann, 1837. S. 893.

Zuerst eine Anweisung zum Reisen, Orientirung in Bezug auf Münzen, Maaß und Gewichte, Communicationsmittel rc. und ein Wegweiser, der die Entfernungen angibt. Sodann eine kurze allgemeine Geographie der Schweiz und endlich ein sehr umfassendes Lexicon, welches die topographischen Merkwürdigkeiten jedes Kantons in alphabetischer Ordnung beschreibt.

* Unter Erdkunde der Eidgenossenschaft wäre eigentlich die Kunde zu verstehen, welche die Eidgenossen von der Erde haben und nicht eine Beschreibung des Schweizerlandes.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 19.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 18. Februar 1839

Werke über die Schweiz.

11) Dr. Albrecht Rengger's, ehemaligen Ministers des Innern der helvetischen Republik, kleine, meistens ungedruckte Schriften, herausgegeben von Prof. Dr. Kortüm. Bern, Jenni, Sohn, 1838. 8.

Mit Recht spottet der würdige Herausgeber, einer unserer ehrenwerthesten und unbestechlichsten Geschichtschreiber, in der Vorrede über die unberufenen Memoirenschreiber unserer Tage, die noch kaum das dreißigste Jahr überschritten, die nie etwas Großes gethan noch gesehen haben, und doch schon ihre Denkwürdigkeiten herausgeben und ihr literarisches Geklatsch für Weltgeschichte halten. Mit eben so viel Recht macht er dagegen auf den Werth echt geschichtlicher Denkwürdigkeiten von wirklich bedeutenden Männern aufmerksam und beklagt, was schon so oft beklagt wurde, daß in Deutschland so viele Männer sterben, welche die Geschichte ihrer Zeit in ihren geheimsten Quellen erforschten, sie selbst mitmachen halfen und doch kein Dokument deßfalls veröffentlichen oder hinterlassen.

Was den „helvetischen Minister“ betrifft, so war derselbe der Oheim des zu früh verstorbenen Rengger, welcher durch seinen langen Aufenthalt in Paraguay und durch seinen ausführlichen Bericht über dieses Land berühmt geworden ist. Der Oheim hielt sich, als 1798 die Schweiz von Frankreich aus insurgirt wurde, zur Partei der sogenannten Patrioten (die aber sehr uneigentlich diesen Namen verdienten, da sie gerade die waren, welche den Fremden gegen ihr eigenes Vaterland Beistand leisteten), zeichnete sich in derselben aus und wurde sogar Minister der an die Stelle der alten Eidgenossenschaft schnell improvisirten helvetischen Republik. Mehrere seiner hier gesammelten Schriften beziehen sich auf jene für die Schweiz so verhängnißvolle Periode, erläutern die wichtigsten Vorfälle derselben und sind namentlich auch darauf berechnet, die Partei, zu der er selbst gehörte, zu rechtfertigen. Er thut dies leztere mit Mäßigung, ohne Leidenschaftlichkeit. Andere Aufsätze behandeln mehr allgemein politische und gemeinnützige Fragen. Mehrere derselben sind früher schon gedruckt erschienen, theils in der Allgemeinen Zeitung, theils in den beiden Journalen „Friedens-Präliminarien“ und „Humaniora“, an denen vorzüglich Huber wirkte, und in Posselts europäischen Annalen.

Daß Rengger sich zu den sogenannten Patrioten bekannte, war natürlich. Wer nicht das Glück hatte, geborner Patrizier zu seyn, oder stumpfsinnig hinzuleben, wer dachte, empfand, von Ehrgefühl durchdrungen und talentvoll genug war, sich Verdienste um sein Vaterland erwerben zu können, den mußte die damalige Schweizer Aristokratie nothwendig anekeln. Man lese die vortreffliche Schrift des hingerichteten Henzi über die Berner Aristokratie, man lese was noch später Zimmermann über Zürich schrieb, und man wird begreifen, warum gute Köpfe und warme Herzen, die das Unglück hatten, nicht im Patriziat geboren zu seyn, für eine Aenderung der Dinge glühten. Das haben freilich die Redlichen unter ihnen nicht vermuthen können, daß sie nur als Werkzeuge der französischen Politik zur Beraubung, Unterdrückung und Beschimpfung ihres Vaterlandes gebraucht werden würden. Als sie aber einmal vom Strome der Bewegung fortgerissen waren, konnten sie nicht nach eigner Willkühr wieder still stehen, und es waren vielleicht nicht die Unredlichsten, die mitten im Verderben noch aushielten, um ihre wichtigen Aemter nicht in noch schlimmere Hände fallen zu sehen. Diese nun rechtfertigt der Verfasser, scheidet sie vom Pöbel der Emporkömmlinge aus, der das Wohl und die Ehre der Schweiz nur Privatzwecken opferte, und sucht zu beweisen, daß sie, wenn sie nicht im Stande waren, viel Gutes zu thun, doch

viel Böses verhüteten. So bemerkt er, nur diese redlichen, gemäßigten Männer in der helvetischen Regierung hätten Revolutionstribunale und andere Schreckmisse verhindert. Auch Thatsachen, die offenbar nicht zur Ehre der helvetischen Regierung gereichen, entschuldigt er durch die Noth des Augenblicks, z. B. ihre Devotion gegen jeden demüthigenden Befehl und gegen jeden Beutemacher, den ihnen das Directorium aus Paris schickte. Sich hier schmiegen wie der Halm, sey am Ende nützlicher gewesen, als trotzen und sich umstürzen lassen wie die Eiche. Man muß in dieser Beziehung billig seyn. Der kleine Staat gegenüber dem großen darf wohl, ohne sich zu stark zu compromittiren, demüthig nachgeben. Da überdies hier eine Partei herrschte, die durch die französische Revolution erst ins Leben gerufen worden war, so mußte sie auch auf die Eingebungen Frankreichs horchen. Die Tochterloge mußte von der Mutterloge Lehren und Befehle empfangen. Allein die gutgesinnten Leute, die zum Besten der Schweiz jene Schmiegsamkeit empfahlen, sahen sich doch in ihren Hoffnungen betrogen. Die Schweiz wurde trotz dem als ein erobertes Land behandelt und nicht im mindesten geschont. Die schamlosen Räubereien Rapinats beweisen wenigstens nicht, daß das helvetische Directorium durch seine Vertraulichkeit mit Rapinat etwas zum Besten des geplünderten Landes ausgerichtet habe. Auch kamen freiwillige Entehrungen vor, die man nicht nöthig gehabt hätte und die allein hinreichen für ewige Zeiten der république helvetique das Brandmal der Schande aufzudrücken. Die helvetische Regierung dankte officiell den Franzosen, die Rebellen von Unterwalden bezwungen zu haben und ein noch lebender nicht unberühmter Mann machte damals sogar den Antrag, das Vaterland Wilhelm Tells völlig zu entvölkern und in die von dem bigotten alten Volk durchaus gereinigten Gebirge französische Kolonisten einzuführen. (Vergl. v. Hallers Geschichte des österreichischen Feldzugs in der Schweiz I. 233.) Dergleichen hätte eine Schweizerregierung Schweizern gegenüber doch niemals sagen oder sagen lassen sollen. Aus allem erhellt, daß die Patrioten, wie viele redliche Männer auch unter ihnen waren, doch immer nur als Werkzeuge der französischen Politik handeln konnten und einem dem schweizerischen durchaus entgegengesetzten Interesse dienten. Der redlichste Wille führte hier doch immer zu einem ganz andern Ziele.

In einer beißenden Note befleckt der Verfasser das Andenken Redings, wie es uns scheint, mit Unrecht. Daß Reding so heftig gegen die helvetische Republik eiferte und dann doch als Landamman an ihre Spitze trat, ist ihm durchaus nicht als Inconsequenz anzurechnen. Es ist bekannt, daß er sich nur darum an die Spitze der in seinen Augen provisorischen Regierung stellte, um diesem in der That ehr- und heillosen Provisorium ein Ende zu machen. Und daß er als Landamman Gehalt und Diäten nicht verschmäht habe, wer möchte ihm das vorwerfen? Wenn in jener miserabeln Periode die Schweiz noch einen Mann hatte, der ihr Ehre machte und sich der Heldenväter würdig zeigte, so war es Reding. Gesetzt auch, er sey ein blinder Aristokrat gewesen, so war er doch ein Vertheidiger seines Vaterlandes gegen die schändlichste Unterdrückung. Und keinen, auch nicht den redlichsten der Freiheitsmänner wäscht sein Liberalismus von der Schande rein, den Fremden und zwar den schamlosesten Räubern gegen ihr Vaterland gedient zu haben. In Zeiten, wo das Vaterland von Fremden bedroht ist, gibt es keine andere Gattung von Ehrenmännern, als die für ihr Vaterland streiten.

Historisch dürfte besonders von Interesse seyn, was in dieser Sammlung über das Benehmen Napoleons gegen die Schweiz gesagt ist. Napoleon spielte mit den Parteien, hier wie überall, und ging nur darauf aus, alle zu demoralisiren. Was noch von Tugend unter den Patrioten war, litt er nicht oder mystificirte er aus den Aemtern hinaus; nur den Schurken Dolder litt er an der Spitze der helvetischen Republik. Auf der andern Seite ließ er sich heimlich auch mit den alten Aristokraten ein, verleitete sie zu Schritten, welche sie compromittiren mußten, hetzte beide Parteien gegen einander, ließ beide im Stich, gab allen eine falsche Stellung, lachte sie dann alle aus und schalt sie unfähige Menschen, die nicht wüßten was sie wollten, und ließ sich noch dafür danken, daß er endlich die Ruhe in der Schweiz herstellte, d. h. sie sich gänzlich tributbar machte.

Naturwissenschaft.

System der Physiologie für Naturforscher und Aerzte, bearbeitet von Dr. K. G. Carus. Erster Theil, die allgemeine Physiologie. Dresden und Leipzig, Gerhard Fleischer, 1838.

Herr Carus ist bekanntlich ein sehr geistreicher Arzt und Naturforscher. Dies verläugnet sich auch im vorliegenden Werke nicht, das äußerst umfassend, gedankenreich und anregend ist. In dem vorliegenden allgemeinen Theile der Physiologie ist die physiologische G e s c h i c h t e der Menschheit und des Menschen, der Gattung und des Individuums die Hauptsache. Da wir nicht alle seine neuen, oder ältere modificirenden Ansichten mittheilen

können, begnügen wir uns, nur auf einige wesentliche Punkte darunter aufmerksam zu machen. „Wenn wir beachten, daß epitellurische Geschöpfe überhaupt vierfach sich theilen in Protorganismen, Pflanzen, Thiere und Menschen, so wird dadurch schon auf eine Viergliederung in der Menschheit, als dem Höchsten, hingedeutet. Achten wir nun noch weiter zurück auf die Zustände der Erde selbst, als den Boden alles epitellurischen und alles Menschheitlebens, so finden wir auch dieses Erd-Ganze stets auf Einmal in vier Zuständen gleichzeitig begriffen und alles epitellurische Leben nach diesen Zuständen sich regelnd. Diese stets wechselnden, aber stets vorhandenen Zustände heißen Tag und Nacht, Morgen- und Abenddämmerung. Pflanzen und Thiere theilen sich schon auf mannichfaltige Weise in Nacht- und Tag- und Dämmerungs-Geschöpfe, und zwar hier als wirklich verschiedene Gattungen. Die Menschheit, in welcher alles Dieses sich wiederspieglen muß, welche das Gleichniß alles Vorhergegangenen wiedergeben soll, welche aber, wie ein Reich und eine Klasse, auch nur eine Gattung und eine Art ist, kann nur durch Varietäten an diese Eintheilung erinnern, und nehmen wir nun dieses Alles unter einem Gesichtspunkte zusammen, so führt uns dies dazu, eine Eintheilung zu entwerfen, welche so nahe liegt und doch bisher noch nicht gefaßt worden ist: — Diese Eintheilung aber ergibt sich, wenn wir die Menschheit sondern in Menschen, welche gleichnißartig der Nacht entsprechen, in Menschen, welche eben so dem Tage entsprechen, und in Menschen, welche den Uebergangszuständen (Dämmerungen) von Nacht zu Tag und von Tag zu Nacht entsprechen, und, indem wir hier auf eine Viergliederung uns nothwendig geleitet finden, so wird es uns nun alsbald deutlich, warum eine Viergliederung der Menschheit auch schon dem empirischen Auge sich darstellen mußte. Jezt finden wir denn sehr leicht und natürlich, daß die Nachtseite der Menschheit durch die äthiopischen Stämme, die Tagseite derselben durch die kaukasisch-europäischen Völker, die Dämmerung des Morgens der Menschheit durch die mongolisch-malayisch-hindostanischen Stämme, und das Gleichniß der Abenddämmerung der Menschheit durch die amerikanischen Urvölker dargestellt wird. Ein Ueberblick, der uns nun erst befriedigt, weil wir einsehen, daß die Mannichfaltigkeit der Menschenstämme nicht auf einer zufälligen Vielartigkeit, sondern auf einer nothwendigen Wiederholung verschiedener stetig über den ganzen Erdplaneten hinschreitender Zustände beruht."

Nicht minder eigenthümlich sind die Ansichten des Verfassers über die Krankheiten. Er macht die interessante Bemerkung: „Es ist höchst merkwürdig, daß, so wie die Kultur der Menschheit bei den östlichen Dämmerungsvölkern begann, und dann erst, aber mit höherer Entwicklung sich zu den Tagvölkern und zuletzt zu den westlichen Dämmerungsvölkern verbreitete, daß dieser dem scheinbaren Sonnenlaufe folgende Gang auch der fast aller großen welthistorischen Epidemien ist, daß hingegen Epidemien, welche bei den westlichen Dämmerungsvölkern entstehen, sich noch nie in umgekehrter Richtung ausgebreitet haben, ja selbst den dort lebenden Tagvölkern unschädlich scheinen." Im Allgemeinen sucht der Verfasser die unzählige Menge menschlicher Krankheiten auf eine einzige zurückzuführen: Bildung eines parasitischen, fremden Organismus in dem Leidenden. „Die Urform der Krankheit des Menschen aber, d. i. diejenige, in welcher die Entwicklung eines ideellen parasitischen Organismus am reinsten, am gesetzmäßigsten und am gleichförmigsten durch alle Systeme sich verbreitend, zu Stande kommt, ist: das Fieber. — Das Fieber ist für uns die Krankheit schlechthin — die Urkrankheit. — Die erste Wiederholung dieser Urkrankheit, oder die Abspiegelung derselben in einer besondern Lebenssphäre des Organismus — also kurz die Secundarkrankheit ist: die Entzündung, welche noch wesentlich den regelmäßigen Gang des Fiebers wiederholt und von demselben bedingt wird oder dasselbe hervorruft. — Endlich die dritte am meisten concret und lokal werdende Wiederholung der Entwicklung eines allgemeinen parasitischen ideellen Organismus, diejenige Form, durch welche selbst die Erzeugung eines realen Krankheits-Organismus, welcher bis zur Darstellung eigner Individualität geht, bedingt ist, also die eigentliche Tertiaerkrankheit, ist: die Verbildung (qualitative und quantitative Veränderung der organischen Substanz bis zur Bildung eigenlebendiger Parasiten). Diese drei Krankheitsformen des Menschen: Fieber, Entzündung und Verbildung, sind die Elementarkrankheiten; man könnte sie auch die in sich normalen Krankheiten des Menschen nennen, und je normaler, gesünder, kräftiger überhaupt der Mensch ist, desto mehr wird er nur von diesen, ja nur von den beiden ersten, ja im reinsten Falle nur von der ersten, der Urform, befallen — auch halten sich deßhalb die Urkrankheiten der Menschheit — die großen welthistorischen Epidemien wesentlich im Kreise der Fieber. — Je mehr hingegen der Mensch im Ganzen, sey es durch innere oder äußere Ursachen, schwächlich und unvollkommen sich entwickelt, desto mehr herrscht nicht nur die tertiäre Form vor, sondern desto mehr verliert sich der regelmäßige entschiedene Gang und Charakter der beiden ersten, desto weniger kommen sie zu ihrer eignen normalen Entwicklung und Beendigung, desto mehr breiten sie sich über lange Zeiträume des menschlichen Lebens aus (die Aerzte sagen, sie werden chronisch), und immer größer, ja unendlich, wird die Mannichfaltigkeit ihrer besondern Formen, auf deren Schilderung hier nicht weiter einzugehen

ist. — Es muß jedoch darauf nun noch besonders aufmerksam gemacht werden, wie auch schon jene Urformen an und für sich in ihrem regelmäßigen Verlaufe die höchste Mannichfaltigkeit zulassen, je nachdem sie in verschiedenem Alter, Geschlecht und in diesem oder jenem besondern Lebenszustande vorkommen, dem einen oder andern Systeme und Organe des Organismus sich zuwenden, und in ihnen besondere Lebensveränderungen setzen (so z. B. Nervenfieber, Gefäßfieber, Kindbettfieber, Hirnentzündung, Lungenentzündung, Hautentzündungen und Hautentzündungsfieber u. s. w.), wodurch freilich bei weiterer Ausdehnung abermals mannichfaltige Confusionen in die nosologischen Systeme eingedrungen sind, indem man nun auch neben den erwähnten elementaren Formen der Krankheit und ihren eigenthümlichen Verzweigungen vielfältige einzelne Krankheitsäußerungen, z. B. Blutungen, Ausscheidungen sonstiger Art und partielles Absterben, Krampf, besondere Arten von Schmerzen und Lähmungen, Sinnestäuschungen, Deliren und Schlafzustände, Athmungsbeklemmungen, Verdauungsstörungen u. s. w. auf einer Linie aufstellte, anstatt sie in ihrem steten Abhängigseyn und untergeordneten Verhältnissen zu jenen zu begreifen. Bedenkt man nun hinwiederum, daß alle jene erwähnten nächsten Verzweigungen der elementaren Krankheiten wieder eine Menge von Modifikationen zulassen, je nachdem sie selbst nun wieder vom ursprünglichen Gange abgelenkt, unregelmäßig, chronisch, und vielfältig unter einander combinirt werden, so begreift sich nun wohl, welch unübersehbare Mannichfaltigkeit von einzelnen Krankheiten entstehen muß, von welcher jezt im Besondern hier nicht mehr zu handeln ist, welche jedoch, wie sie in einer gewissen innern Nothwendigkeit ihren Stammbaum gliedert, von der Physiologie zur Anschauung gebracht werden mußte, damit ein Begriff entstehe, nicht nur, was die Krankheit sey, sondern auch, wie mannichfaltig sie seyn könne."

Um noch eine interessante Ansicht von Carus zu citiren, so heben wir aus, was er über den Schlaf sagt. Nachdem er bewiesen, daß das menschliche Leben gleichsam spiralförmig immer wieder zu vorigen Zuständen zurückkehre, sagt er: „In sich Befangenseyn ist Eigenthümlichkeit des Fötallebens, und Wachseyn die des Menschenlebens. Allein der oberwähnte Spiralgang alles Lebens fordert ein periodisches wieder sich Annähern des Menschenlebens zum Fötalleben, und dieses Zurücksinken in ein Analogon jenes in sich Befangenseyns ist es, welches wir Schlaf nennen. Nur von diesem Standpunkte scheint es möglich, zu einer klaren Einsicht in das Wesen beider Zustände, über welche die Physiologen so manche wunderliche Erklärungen aufgestellt haben, zu erlangen, und nur von hieraus erhält es eine physiologische Bedeutung, wenn wir finden, daß krankhafterweise der Mensch sogar zu einem Analogon seines ersten latenten Lebens zurückkehren kann — nämlich im Scheintode. — Das Unhaltbare der meisten ältern Theorien über den Schlaf bestand darin, daß man ihn, diesen ursprünglichen und allgemeinen Zustand des Organismus, von irgend einem einzelnen organischen Vorgange, vom vermehrten oder verminderten Drucke des Blutes auf das Hirn, von eintretender Schwäche oder innerer Hemmung des Nervensystems und dergleichen abhängig darzustellen versuchte, ja sogar ein eignes Organ des Schlafs (!) annahm. Wie man anfing, den Organismus mehr aus dem Ganzen zu betrachten, so mußte die obige Ansicht entschiedener hervortreten, und so sehen wir sie denn auch schon von Döllinger, Brandis, Burdach und Andern ausgesprochen, nichtsdestoweniger aber immer noch nicht allgemein und rein genug aufgefaßt."

Aus diesen wenigen Andeutungen wird der sinnige Leser leicht erkennen, wie viel Neues und Tiefgedachtes das vorliegende Lehrbuch enthält. Nur eins ist uns darin kaum begreiflich vorgekommen, nämlich daß ein so geistvoller Naturforscher der windigsten aller Philosophien eine Concession machen konnte. Mitten in der klaren gediegenen Darstellung der menschlichen Natur kommt eine Stelle vor, die in der unerträglichsten Schulsprache den Begriff vielmehr umnebelt und verfinstert als aufschließt und klar macht. Man höre: „Fragen wir also jetzt bestimmter, was ist als das Eigenthümliche und Wesentliche von der Idee, dem Urbilde des einzelnen Menschen, auszusagen? — so würde man antworten: es ist diese Idee ein Glied in der Ideenfolge der Menschheit, ein in sich gedankenhaft Seyendes, ursprünglich ohne alle Selbstanschauung durch den aus Aether mittels Differenzirung hervorgehenden leiblichen Gliedbau sich zeitlich darlebend. Diese Idee ferner, indem sie während ihres sich Darlebens von andern sich gleichzeitig darlebenden Ideen erfährt (d. i. zum Weltbewußtseyn kommt), gelangt endlich durch Gewahrwerden des Unterschiedes zwischen den in ihr sich abspiegelnden Phänomenen des eigenen Lebens, wie derer der Lebens anderer Ideen, zugleich zum Erkennen des eigenen Selbst (zum Selbstbewußtseyn). Von hier aus ist dann der Idee, welche sich nun als ein Göttliches gewahr wurde, durch Selbstthätigkeit die Möglichkeit einer unendlich weitern Entwicklung eröffnet, welche nun nur darauf gerichtet seyn kann, auch den höchsten Urquell ihres Wesens, d. i. Gott, zu erkennen (das Gottbewußtseyn zu erreichen)."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 20.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 22. Februar 1839

Memoiren.

Memoiren des Freiherrn Eugen von Hammerstein. Altona, Blatt, 1838.

Sehr junge Memoiren. Der Verfasser blickt noch nicht auf eine lange Erfahrung zurück, allein er sagt uns viel Interessantes mit einem sehr liebenswürdigen Humor. Er ist Edelmann aus altem Hause und mit großen Einbildungen aufgewachsen. Diesen Adelstolz trägt er nun mit einer sehr glücklichen Ironie zur Schau. Er ist überdies ein hannöver'scher Edelmann und Offizier, also um so mehr zu höchster Selbstschätzung berechtigt. Diese seine Persönlichkeit gibt Allem was er sagt, eine gute Folie. Besonders anziehend sind seine Bemerkungen über das Verhältniß Hannovers zu England. „Die Gegenwart eines Engländers, sagt er, hat für jeden Hannoveraner (d. h. den echten) immer etwas Peinliches an sich, da die Vereinigung der englischen mit der hannöver'schen Duodez-Krone auf einem und demselben Haupte auch eine Vereinigung der Interessen beider Völker mit sich trug, und der Hannoveraner einen großen Werth darauf legte, Unterthan Sr. Majestät des Königs von Großbritannien zu seyn, der Engländer aber durchaus kein landsmännisches Verhältniß in dieser Vereinigung anzunehmen geruhte. Hieraus entstand es, daß der Hannoveraner zu dem Engländer sich ungefähr so verhielt, wie der petit cousin zu seinem vornehmen Verwandten in Paris, sich mit dem königlich-großbritannisch-„hannoversch“ in Deutschland gewaltig brüstete, in Gegenwart eines Engländers sich aber sehr unterthänig verhielt, ohne auf die Landsmannschaft anzuspielen, und hocherfreut war, wenn der stolze Britte ihm gnädig zu verstehen gab: „Our King! yes, is your King!“ — Dieses Verhältniß zwischen Hannoveranern und Engländern hat nun — Gott sey gedankt! — ein Ende genommen, da Victoria mit Rosenfingern den gewaltigen Scepter Englands führt, und Ernst August mit königlicher Kraft über das neuzuorganisirende Hannover herrscht, Staats-Grund-Gesetze umstürzt, Departements-Minister einführt, und hunderttausend Thaler dem hannover'schen Volke erläßt!“

Der Verfasser gesteht, daß ihm selbst sein leider angeborner hannover'scher Stolz auf die englische Vetterschaft einen schlimmen Streich gespielt habe. Auf dem Dampfschiff, mit dem er nach Holland fuhr, nahm er die Miene eines reisenden Engländers an, wurde aber durchschaut. „Mein Aerger war daher auch nicht gering, als der größte der beiden Engländer sich mir näherte, und mich: „Monsieur est Allemand?“ anredete. Ueber diese impertinente Frage eines Menschen, der mir nicht vorgestellt war (denn bei uns in Hannover redet kein Mensch den Andern an, wenn er ihm nicht vorgestellt ist. Officiere, welche sich nicht vorgestellt sind, grüßen sich einander nicht) fast außer Fassung gebracht, antwortete ich ziemlich trocken: „Oui Monsieur — je suis „Hannovrien, sujet de sa Majesté Britannique!“ Dieses Letztere setzte ich schnell hinzu, um den vernichtenden Ausspruch, ich sey ein ganzer Deutscher, durch diesen Zusatz, weniger schädlich zu machen. — Wollen Sie wohl glauben, lieber Arnold, daß die Frage zu beantworten, was für ein Landsmann ich sey, mir noch lange Zeit unangenehm blieb, daß es mir schmeichelte für einen Engländer zu passiren, und daß ich nie vergaß zu bemerken: „Unterthan seiner Majestät von England!“ Dieses unwürdige Gefühl, mich meines deutschen Vaterlandes zu schämen, entstand aus dieser unglücklichen Vereinigung Hannovers und Englands unter einem Monarchen, und aus der frühen Erkenntniß unserer verlornen Nationalität, welches meinen Stolz auf das Empfindlichste kränkte. Es ist in der That auch betrübend zu sehen, mit welchem Stolz auf seine Nation der Engländer, der gemeine Engländer, wie ein geborner König auftritt, der galante Franzose sein belle france herausstreicht, und nur der gutmüthige Deutsche sich in eine Ecke stellt, seinen Diener macht, und aus lauter Bescheidenheit oder Verlegenheit über seine eigenen Beine

fällt! — „J'aime autant les Allemands, que je déteste les Anglais!“ — fuhr der Fremde fort, „Il-y-en a beaucoup dans mon pays“ — en Amérique! „Et moi aussi,“ bemerkte der andere Reisende, welcher nun auch an den Tisch trat — „j'aime beaucoup les Allemands — pour moi je suis Hollandais!“ — Das war ein harter Schlag, lieber Arnold, für einen Anglo-Hannoveraner, zwei Repräsentanten fremder Nationen Deutschland schätzen zu hören! — für einen Menschen, der sein ganzes Leben dazu verwandt hatte, um von Fremden für einen Engländer, wenigstens doch sogleich für einen Hannoveraner gehalten zu werden! — Wie es aber gewöhnlich kleinlichen und stolzen Gemüthern geht, daß sie nach überstandener Gefahr noch hochmüthiger werden als vorher, so ging es nun auch mir, denn anstatt mich darüber zu freuen, unter Menschen zu seyn, welche mir, meiner Nationalität wegen, zugethan schienen, beschloß ich aus diesem Umstand den Vortheil zu ziehen, den beiden Fremden zu imponiren! — Denn ein Hannoveraner, ein halber Engländer, mußte von einem Amerikaner und einem Holländer, meiner Meinung nach, mit eben derselben Ehrfurcht betrachtet werden, welche wir einem Engländer oder Franzosen zollen. — Ich nahm daher das Wesen gegen sie an, welches mir am zweckmäßigsten schien, um recht stolz, verächtlich und grob zu erscheinen, indessen da ich von Natur nicht grob war, so konnte ich diese übelerdachte Rolle nicht lange durchführen, vergaß nach und nach, daß ich ein adliger Hannoveraner sey, und plauderte recht gemüthlich mit meinen beiden Reisegefährten.“ Die folgenden Gespräche mit dem Amerikaner über Politik sind eben so ergötzlich.

Der Verfasser kommt nach Paris, sieht Alles, macht Alles mit und wird als guter Deutscher endlich vom Schauder und Ekel ergriffen, den er in folgender Ode an Paris ausspricht: „O Paris! Königin der Städte, und aller nur erdenklichen, natürlichen und widernatürlichen Reizungen und Laster, ewig dich wieder gebährender Ocean! Monumente hast du für die unsterblichen Thaten deiner Bewohner, aber jeder deiner Steine ist ein Denkmal eines vernichteten Menschen, einer verlornen Seele! — Unter jedem deiner, nie von frisch grünenden Blättern glänzenden Bäumen lauscht Verrath, Meuchelmord, Ehebruch, und die Millionen Werkzeuge jugendlicher Unerfahrenheit und Unschuld lockender Versuchung! Das unterdrückte Angstgeschrei sterbender Tugend drang mit dem im Winde säuselnden Geräusche deiner Blätter zum Himmel empor — zu einem Himmel, welcher nicht, wie der mythische, das Flehen fliehender Tugend erhört! — Bei dem fahlen Scheine deiner, durch den Nebel einer lasterhaften Atmosphäre verdunkelten, réverbères beleuchtet das, dem Himmel listig entwandte, prometheusche Licht Scenen, Schandthaten, welchen die in erhabener, reiner Glorie untergehende Sonne ihre Strahlen entzieht, um nicht ein erröthender Zeuge derjenigen Thaten zu seyn, welche Menschen im nächtlichen Dunkel verüben, in deren Gott-ähnlichem Antlitze sie, nach des Schicksals unwandelbarer, ewiger Bestimmung, am andern Morgen wieder zu leuchten gezwungen ist. — Erhabener, flammender Gluthball! Ergössest du nur eine Nacht deine reinen Strahlen über dies Paris, dieses gefeierte, besungene Paris, so bin ich überzeugt, du würdest, wie bei der Tyndariden gräßlichen Gastmählern, eine rückgängige Bewegung versuchen, und fernhin nicht mehr den entarteten, eleganten Abkömmlingen des ersten Menschenpaares scheinen wollen! — Das Laster, dieses krebsartige, langsam aber sicher um sich greifende, Alles, nur nicht sich selbst, zerfressende Geschwür der moralischen und physischen Bildung des Menschen, streckt seine animalisch-magnetischen Fühlhörner in dieser Hauptstadt der Welt, in nächtliches Dunkel gehüllt, mit langen, umklammernden, spinnenartigen Gelenken aus, und sendet seine Agenten in der Form des kleinsten Glases, welches narkotischen, berauschenden Saft enthält, bis zu dem großen Kelche, in welchem der Mensch, von Stufe zu Stufe gereizt und gesunken, den lezten Schluck des satanischen Gebräues bereitet findet, welches Tugend, Moral und Sittlichkeit vernichtet, — ohne Schauder ihn lehrt, und nun reif zur Hölle ist!“ —

Obgleich der Verfasser längere Zeit in Frankreich blieb, sogar in französische Dienste trat, um nach Algier zu gehen, so ist er doch weit entfernt, sich jenen Entarteten anzuschließen, die unter der Fahne zweier Juden ihrem deutschen Vatelande abgeschworen und es von fernher mit Unrath bombardirt haben. Bei jeder Gelegenheit spricht er seinen warmen deutschen Patriotismus aus.

Herr von Hammerstein ging mit der Fremdenlegion nach Algier und später auch nach Spanien. Die armen Fremden, immer voran in die Gefahr geschickt, immer mit Undank belohnt, meist in Elend verschmachtet, werden vom Verfasser in einem herzzerreißenden Tableau geschildert. Sie landen auf französischem Boden, die französischen Regimenter werden mit dem lauten Rufe vive la France! empfangen. „Die Deutschen, Belgier, Holländer, die Soldaten der tapfern Fremden-Legion, sie erwiederten nichts! Sie hatten gefochten, gelitten, Arm und Bein, wie die Franzosen verloren — aber sie schwiegen. La belle France war nicht ihr Vaterland! Sie hatten gestritten für ein fremdes Land — sie schwiegen. Sie hatten keine Heimath mehr! Kein Land, welches ihre Wunden zu würdigen wußte! — Dieser Gedanke durchdrang mich: „Kommen Sie Höhfeldt,“ rief ich, „lassen Sie uns unseren Landsleuten zeigen, daß sie, wenn auch kein Vaterland — doch wenigstens Landsleute hier

finden!“ — Wir gingen auf die Soldaten der Fremden-Legion zu, welche, nachdem die douaniers ihre elenden Fetzen visitirt hatten, in einer Gruppe zusammen standen, oder auf ihren Tornistern, wie matte Fliegen, herumlagen und zwar gerade an einer Stelle, wo der Freiheitsbaum, mit den drei Farben geschmückt, und dem gallischen Hahne gekrönt, auf dem Port errichtet war. Für dieses sie trügende Symbol hatten sie in den Wüsten Afrikas gestritten, waren sie zu Krüppeln geschossen, zu Schatten geworden, und konnten nun, als Bettler, ihre siechen Körper der Heimath zuschleppen. Die Marschroute nach Hause war schon visirt. Kein verabschiedeter Soldat der Legion darf nur einen Tag mehr in Frankreich weilen. — Die französischen Spitäler sind die Hôtels, welche die unglücklichen Menschen auf dem Wege nach Hause aufnehmen. Der französische Bürger verschließt ihnen die Thüre. — — Friede sey mit eurer Asche, arme, beklagenswerthe, verirrte, unglückliche Jünglinge und ehemalige Waffengefährten, — ihr habt ausgelitten! und was ihr im Leben verbrachet, politische und criminelle Verbrechen, ihr seyd amnestirt durch den General-Pardon göttlicher Gerechtigkeit! Fielt ihr auf dem Felde der Ehre durch des Beduinen lange eiserne Feuerröhre, oder durch des Spaniers hinterlistigen Dolch; verhungertet ihr in französischen Spitälern, oder in den Gefängnissen der Carlisten; verschmachtetet ihr auf der Rückkehr nach der nieerreichten, gastlichen Heimath, oder fielt ihr im rühmlichen Kampfe an der Seite des braven Conrad, — wo ihr auch gefallen seyn möget, wie ihr die verzweifelnden Seelen aufgabt, — der Himmel steht euch offen: Wer in der Fremden-Legion diente, der braucht keine Hölle zu fürchten!“ —

Im Jahr 1833 kam der Verfasser nach Algier, 1836 nach Spanien, er beschreibt aber seinen Aufenthalt daselbst nur kurz.

Diese ganz treu aus dem Leben gegriffenen Darstellungen verdienen die Theilnahme des deutschen Publikums.

Werke über die Schweiz.

12) Schweizerisches Museum für historische Wissenschaften. Herausgegeben von Gerlach, Hottinger und Wackernagel. Erster, zweiter Band, **1837, 1838. 8.** Frauenfeld, Beyel.

Eine neue Zeitschrift, in welcher neben Abhandlungen über die Geschichte der Schweiz hauptsächlich auch viele über die alte griechische und römische Geschichte und Literatur vorkommen, so daß man deutlich erkennt, sie ist aus einem Verein von tüchtigen und thätigen Lehrern hervorgegangen. Unter den Beiträgen zur Schweizergeschichte zeichnet sich besonders eine aktenmäßige Darstellung der Geschichte Rudolf Bruns von Hottinger und eine Abhandlung Heuslers über die berühmten Kopp'schen Urkunden aus. Bekanntlich hat Kopp in Luzern die Tellsage und mit ihr alles Erhabene aus dem Ursprung der Schweizergeschichte ecrasirt. Heusler sagt nun: „Kopps Angriff auf unsere älteste Geschichte darf wohl ein unerhörter genannt werden; nicht nur sucht er mit kalter Hand jenen poetischen Duft zu zerstören, welcher derselben einen so eignen gemüthlichen Reiz gibt, er geht weiter, er bestreitet die Unschuld der ältesten Bünde, die nach ihm nicht zur Wahrung des guten alten Rechts, sondern zur Durchführung widerrechtlicher Anmaßungen gegen ein gerechtes aber unglückliches Fürstenhaus geschlossen wurden. Insofern dürfte vielleicht auch Kopps Unternehmen sogar von politischer Seite her nicht ganz als gleichgültig angesehen werden: denn wenn es wahr ist, daß die Schweiz in ihrer Geschichte einen wichtigen Stützpunkt ihrer Freiheit hat, so kann dem Vaterlandsfreunde die Zerstörung dieser Geschichte nicht gleichgültig seyn, und wenn allerdings die historische Wahrheit ein Heiligthum ist, das durch fromme patriotische Täuschung nicht angetastet werden soll, so soll doch wenigstens die in jedem bessern Gemüthe wurzelnde Liebe des Vaterlandes warnen vor den Verirrungen der Eitelkeit und des ungebundenen Strebens nach Originalität, welche nur zu oft der zerstörenden Kritik unserer Tage zu Grunde liegen.“ Heusler legt nun als ein geschickter Advokat seines Vaterlandes alles Gewicht auf den Rechtspunkt und beweist aus Urkunden, denen Kopp nichts entgegen zu setzen hat, daß der Theil von Uri, von welchem die Reaktion gegen Habsburg ausging, wirklich von Alters her frei und durch Habsburg in seiner gesetzlichen Freiheit bedroht war, also auch der Widerstand rechtmäßig war.

Unter den übrigen Abhandlungen bemerken wir eine von Roth über die Vereinigung Schwabens mit dem alten römischen Reich unter Domitian, einen von Escher über das Verhältniß der Schweiz zu den Theilungen der Karlovinger, einen von Meyer über Zürichs römische Alterthümer 2c., ferner Abhandlungen über Perdikkas, Vellejus Paterkulus, Scipio, über die Amphiktionen, den peloponnesischen Krieg, die römische Ehe 2c. über die epische Poesie von Wackernagel 2c. Dieses Journal ist ein schöner Beweis wissenschaftlicher Thätigkeit in der vielbewegten Schweiz und wir wünschen ihm gutes Gedeihen.

13) Das malerische Schweizerland. Sammlung von 100 der schönsten Ansichten aus der Schweiz in Stahl gestochen. Mit einem Wort zur Charakteristik von A. Lewald. Karlsruhe und Leipzig, Creuzbauer. 8.

Das Format ist kleiner, als das der von Zschokke herausgegebenen Sammlung, aber die Stiche selbst größtentheils sehr schön und das Werk empfehlenswerth.

Romane und Novellen.

10) Kaiser und Papst. Roman von Eduard Duller. Vier Theile. Leipzig, Brockhaus, 1838.

Die Geschichte Kaiser Friedrichs II und seines Kampfes mit den Päpsten, welcher den tragischen Untergang der Hohenstauffen herbeiführte. Eins der großartigsten Gemälde der Weltgeschichte, und für unsere Zeit wieder von ganz besonderem Interesse, seitdem der alte Streit zwischen Staat und Kirche sich erneuert hat. Bekanntlich haben Raupach und Grabbe in der jüngsten Zeit versucht, die so wunderbar poetische Geschichte der Hohenstauffen in einem dramatischen Cyclus zu behandeln, wie Shakespeare die der mittelalterlichen Dynastie Englands. Allein weder die Bühnengerechtigkeit des einen, noch die genialen Flammen des andern haben den ungeheuren Stoff bemeistert. Die Romanform ist unstreitig geeigneter, dem Reichthum jener gothischen Jahrhunderte sich anzupassen. Sie gewährt Raum und nöthigt nicht zu Verkürzungen wie das Drama.

Duller hat diesen Roman, der gewiß einer seiner besten ist, mit Wärme geschrieben. Er hat sich im Wesentlichen ganz an die Geschichte gehalten, die hinlänglich poetisch ist, und nicht vieler Nachhülfe bedarf. Er hat, wie es schon die poetische Gerechtigkeit verlangt, als Ghibelline geschrieben, d. h. die Partei des unglücklichen Kaiserhauses gegen die Hierarchie genommen. Eine außerordentliche Menge historisch bedeutender Personen treten in dem Roman auf. Unter den reinen Romanfiguren, welche der Dichter erfunden hat, nimmt der Eunuch Kaf im Vordergrunde vielleicht etwas zu viel Raum ein. Ob der Charakter Peters von Vinea nicht mit einer noch tragischeren Wirkung so hätte aufgefaßt werden können, wie ihn Dante aufgefaßt hat, wollen wir dahin gestellt seyn lassen. Der wirkliche Verrath eines alten Freundes und Dieners scheint nicht so tragisch, als das schreckliche Ende, das ihm durch den falschen Verdacht bereitet wird. Daß es der Papst mit seiner Arglist so weit brachte, die ältesten und treuesten Freunde des Kaisers zu verdächtigen, und daß es des grauen Kaisers eigne Hand seyn mußte die sie schlug, das erhöht das Poetische seines Untergangs und erweckt ein noch tieferes Mitleid. So sah es Dante an, wenn er den Schatten Peters von Vinea sagen läßt:

Beim jungen Stamm des Holzes will ich schwören:
Nie hab' ich meinem Herren nachgestellt,
Ihm, der so würdig sich gemacht der Ehren.
Wenn einer wiederkehrt von euch zur Welt,
So rett' er mein Gedächtniß, das vom Schlage
Noch niederliegt, den Neid auf es gefällt.

Sehr glücklich hat der Dichter auch solche poetische Erscheinungen des Zeitalters, die dem großen politischen und kirchlichen Kampfe ferne standen, in das Interesse des Romans verflochten, namentlich den mysteriösen Klingsor von Ungarland, der im Kriege der Minnesinger und in der Sage eine so bedeutende Rolle spielte, und den der Dichter hier zum Träger der freisinnigen Ideen, zu einem nur mystischer gehaltenen Marquis Posa macht, und auf den jungen Kaiser mächtig einwirken läßt.

11) James historische Romane. Neue elegante Taschenausgabe mit Stahlstichen, von Dr. Susemihl. Leipzig, Kollmann, 1838.

Die ersten Lieferungen von Philipp August, Darnley und H. Masterton, Romane, die der deutschen Lesewelt bereits bekannt und besser als die spätern Leistungen desselben Verfassers sind, denn die Neigung des Verfassers, sich auszubreiten und unendlich weitläuftig zu werden, hat im umgekehrten Verhältniß seiner Erfindungskraft zugenommen, wie folgender Roman beweist.

12) Die Räuber. Ein Roman von James. Aus dem Englischen von Dr. E. Susemihl. Drei Bände. Leipzig, Kollmann, 1839.

Ein junger Capitain Langford verliebt sich in die Tochter eines Ritters auf dem Lande. Sein Nebenbuhler, ein Sohn des Lord Danemore, wird von Räubern ermordet, diese That aber ihm Schuld gegeben. Er wird verhaftet und der Lord sinnt auf sein Verderben, aber der Räuberhauptmann, der früher Langfords Kriegskamerad gewesen, befreit diesen, wobei der Lord verwundet wird. Am Ende kommt es heraus, daß Langford selbst der Sohn des Lords ist, er wird dessen Erbe und heirathet sein Mädchen. Der Räuberhauptmann, einer von der sentimentalen Gattung, gibt sich selbst den Tod.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 21.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 25. Februar 1839.

Romane und Novellen.

13) Lezte Mittheilungen aus dem Tagebuch eines Arztes. Aus dem Englischen übersezt von K. Jürgens. Zwei Theile. Leipzig, J. Weber, 1838.

Die Fortsetzung eines ausgezeichneten Werks, das wir vor einigen Jahren der Aufmerksamkeit deutscher Leser empfahlen (Literaturblatt 1834, Nr. 116—118). Diese Mittheilungen rühren von einem gewissen Samuel Warren her (nicht von Harrison). Sie enthalten äußerst interessante Fälle von Gemüthskrankheiten, Verbrechen, Wahnsinn, gewaltsamen Todesarten, die der dabei zugezogene Arzt ausführlich in Novellenform beschreibt. Wie vielen Antheil auch die Dichtung an diesen Gemälden hat, so besteht doch ihr eigenthümlichster Reiz in der unverkennbaren Wahrheit, die ihnen zu Grunde liegt. Es sind durchgängig psychologische Gemälde, Charakterbilder von tief ergreifender Wahrheit. Sie gehören der Nachtseite der Poesie an und können allerdings ihre Verwandtschaft mit der Literatur des Gräßlichen nicht verleugnen, die namentlich in Frankreich noch immer Mode ist; doch so widrig diese Literatur im Allgemeinen jedem gesunden Sinn seyn muß, so wirken doch Darstellungen, wie die vorliegenden, ganz anders, als die gewöhnlichen Romangreuel. Sie werden durch einen humanen Arzt entworfen, es wird dafür das zarteste Mitleid wie ein wissenschaftliches psychologisches Interesse in Anspruch genommen. Etwas Edles, das durch das ganze Werk hindurchgeht, mildert den schrecklichen Eindruck, den viele seiner Bilder nothwendig hervorrufen müssen.

In den beiden vorliegenden Bänden sind nicht so viele kleine Genrebilder enthalten, wie in den frühern, sondern nur drei längere Erzählungen.

Das junge Ehepaar. Sir Henry und Lady Anna sind das schönste und glücklichste Paar in England. Auf einmal wölkt sich ihr Horizont. Henry, von politischem Ehrgeiz verzehrt und von angeborner Melancholie gepeinigt, wird allmählich wahnsinnig und bildet sich ein, nicht er selbst, sondern Anna sey es. Die Entwicklung dieses tragischen Charakters ist sehr anziehend, das Ende höchst betrübt. Anna stirbt aus Gram, Henry wird geheilt, verläßt aber England auf immer.

Der Comptoirist. Der Arzt wird von einer liebenswürdigen, aber armen jungen Frau zu ihrem Mann gerufen, den er sehr krank findet, und dessen traurige Geschichte nun vor unsern Augen aufgerollt wird. Er war Handlungsdiener, liebte die Tochter seines Principals, wurde von diesem verstoßen, mißhandelt, sogar fälschlich eines Diebstahls beschuldigt, aber durch die Treue der Tochter entschädigt, die ihn, vom Vater enterbt, dennoch heirathete. Nun aber traten Nahrungssorgen ein, er war arm, wurde durch einen unglücklichen Sturz unter einen Wagen noch elender, und durch zu angestrengtes Arbeiten bei Nacht fast blind. Ein Versuch, sich mit dem reichen Schwiegervater zu versöhnen, wobei namentlich der Arzt thätig war, mißlang. Da ergriff ihn die Verzweiflung und er nahm sich selbst das Leben, in der Hoffnung, wenn er nicht mehr existire, werde der Vater seiner Gattin wenigstens für diese und sein Kind sorgen. Der Alte wurde auch wirklich durch den Selbstmord des Eidams tief erschüttert und nahm dessen unglückliche Familie zu sich.

Der Würger. Eine Art von Lovelace, ein Verführer von Profession, ein reicher Capitain aus vornehmer Familie weiß das schöne Weib eines englischen Obersten, der sich in Ostindien befindet, zu bethören und entführt sie endlich. Eine unermeßlich reiche Erbschaft nöthigt ihn aber, nach England zurückzukehren, wohin auch der Oberst zurückgekommen ist. Die Folge ist ein Duell, in welchem der Oberst bleibt, der Verführer aber durch die Nase geschossen wird und in der abscheulichsten Gestalt nach langer Qual sein Ende findet. Die Verführte, die er schon in Paris treulos verlassen hatte und

die ihm nachgereist ist, wird von seinem Bedienten zur Thüre hinausgewiesen, und endet in einem Irrenhause.

14) Tremaine. Vom Verfasser des de Veee. Aus dem Englischen von Roberts. Drei Theile. Leipzig, Weber, 1838.

Der Verfasser heißt Ward. Sein Roman ist durchdacht und entwickelt uns mit großer Gewissenhaftigkeit und Ausführlichkeit einen echt englischen Charakter. Tremaine ist ein reicher Edelmann, der so empfindlich wie ein schalloses Ei, durch alles degoutirt wird, was ihm nicht nobel, nicht zart genug erscheint. Er leidet an der Uebellaunigkeit eines vornehmen Geistes und zugleich an der Verzärtelung eines zu pretiösen Herzens, an einer solchen Ueberfeinerung der Sinne und der Gefühle daß ihm die Welt fast überall, wo er sie nur berührt, grob und rauh und gemein erscheint. Er war Soldat, das Betteln um Gunst der Obern erschien ihm bei Männern des Schwerts unerträglich. Er warf sich in die Politik. Auch diese ekelte ihn bald an. Er verliebte sich, aber ein Strumpfband, das seiner Braut entfiel und schon einigen Gebrauch verrieth, reichte hin, ihn gegen sie zu erkälten. Er zog sich aufs Land zurück, aber auch hier war ihm nirgends behaglich. Kein Koch konnte ihm fein genug kochen und doch mundete seinem verdorbenen Magen nichts. Er wollte sich mit der Landwirthschaft die Zeit vertreiben, verstand aber nichts davon; verlangte gleichwohl, daß man alle seine Befehle vollziehen solle und verdarb Alles. Seine Mißstimmung erreichte den höchsten Grad. Er las keinen Brief mehr und versäumte die dringendsten Geschäfte.

Da fand er auf einmal einen alten Jugendfreund wieder, den Dr. Evelyn, einen Geistlichen von vornehmer Geburt, mit seiner reizenden, seelen- und geistvollen Tochter Georgine. Diese begannen nun eine systematische Cur an ihm, der wir durch drei dicke Bände folgen. Ohne Zweifel hätte sich der Verfasser etwas kürzer fassen dürfen. Es peinigt doch einigermaßen, den alten Schüler (denn Tremaine ist nahe an vierzig) so lange hofmeistern zu sehen. Gewiß ist Alles, was der Doctor sagt, vortrefflich, allein der Verfasser hat den Eindruck seiner Romane selbst geschwächt, indem er dem Vater die Tochter beigesellte. Der Leser kann sich am Ende nicht verbergen, daß die schönen Augen der Tochter weit mehr zur Besserung des Patienten beitragen, als die langen Ermahnungen des Vaters. Die letzteren hätten daher wohl zweckmäßig abgekürzt werden sollen. Auch scheint der Gedanke nicht glücklich, die religiöse Bekehrung zur Bedingung einer Verheirathung zu machen, oder die Hochzeit zum Preis einer Bekehrung zu setzen. Welche Pein für das Zartgefühl einer Braut, zu warten, bis der ohnehin nicht mehr junge Bräutigam sich hat bekehren lassen! und welche Situation des Bräutigams! Man kann sich kaum eine peinigendere denken. Dem Vater als durchaus edel, rechtschaffen, ehrenwerth und ausgezeichnet von Charakter und Geist bekannt, soll er gleichwohl, nachdem er seine unschuldigen, und nur ihm selbst schädlichen vornehmen Unarten schon abgelegt hat, auch noch vollends die religiösen Ueberzeugungen des Vaters annehmen und die schon so nahe liegende Verbindung wird noch einmal, dieses Umstandes wegen, aufgelöst. Tremaine flieht nach Frankreich, aber Evelyn reist ihm mit seiner kummerbleichen Tochter nach, um „ihre Gesundheit herzustellen", trifft ihn „zufällig" und hält ihm einen ganzen Band hindurch Vorlesungen über die Unsterblichkeit der Seele, die Vorsehung rc. Noch ist Tremaine nicht völlig bekehrt. Da sieht er die bleiche Geliebte, und — der Vater hofft, Tremaine sey wenigstens auf dem Wege zum wahren Glauben und willigt endlich in die Hochzeit. — Wir zweifeln, ob der Werth der religiösen Ueberzeugungen, die Evelyn vorträgt, durch diese sonderbare Einkleidung etwas gewonnen hat. Selbst der rechtgläubigste Leser muß dem armen Liebhaber, der, abgesehen von seinen religiösen Zweifeln, sonst ein so braver Mann ist, bemitleiden und das inquisitorische Verfahren des Vaters zu hart finden.

Der Roman ist aber sehr charakteristisch, insofern er uns eigenthümliche Züge des englischen Charakters darstellt.

15) Der Herzlose. Dem Englischen des Harrison Rankin nacherzählt. Zwei Theile. Braunschweig, Westermann, 1839.

So unerquicklich, wie der Titel, ist das ganze Buch. Es enthält Liebschaften der englischen Adelswelt auf dem Lande. Die Liebe wird andern, vornehmen und gemeinen Rücksichten aufgeopfert, und geht im Strudel des aristokratischen Gesellschaftslebens unter. Gewiß enthält das Buch viel mehr Wahrheit als Poesie.

16) Der Geheimnißvolle, oder Folgen des jugendlichen Leichtsinns. Nach dem Englischen des G. W. M. Reynolds. Zwei Bändchen. Ulm, Ebner, 1838.

Die geheimnißvolle Hauptperson dieses Romans ist ein reicher Lord, der aus langem Hasse gegen seinen nahen Verwandten Crawford verkleidet unter dem Namen Arnold dessen Sohn in die schlechteste Gesellschaft führt, zum Räuber und Vatermörder macht, und zum Ueberfluß auch noch die Tochter verführt und in Schande stürzt, bis ein Liebhaber dieser Tochter ihn im Duell umbringt.

17) Die Tochter des Präsidenten. Erzählung einer Gouvernante. Aus dem Schwedischen. Leipzig, Brockhaus, 1838.

Die Gouvernante erzählt die Begebenheiten im Hause eines Präsidenten, dessen Tochter sie zu erziehen hat. Eine dieser Töchter, die schöne Adelaide, ist die eigentliche Heldin des Romans. Sie hat zwei Liebhaber. Eben sagt sie dem einen freundlich, daß sie ihn nicht liebe, als der andere hinzukommt, sie beisammen findet, sie so freundlich sieht und von wüthender Eifersucht entbrennt. Er reist fort, sie wird krank. Am Ende klärt sich der Irrthum auf und sie werden ein glückliches Paar.

Literargeschichte.

Geschichte der hellenischen Dichtkunst, von Dr. Georg Heinrich Bode, Assessor der philosophischen Facultät zu Göttingen. Zwei Theile in drei Abtheilungen. Leipzig, 1838. gr. 8.

Die Geschichte der griechischen Poesie hat sich in der neuesten Zeit einer sorgfältigern Pflege zu erfreuen, als viele andere Theile der Literaturgeschichte und sie verdient dieselbe auch im vollsten Maaße. Was Ulrici für sie geleistet, haben wir in diesen Blättern bereits erwähnt. Herr Bode's Werk zeichnet sich durch Gelehrsamkeit und Unbefangenheit aus und bietet eine Reihe höchst interessanter Resultate.

Der erste Theil behandelt die epische Poesie der Hellenen bis auf Alexander den Großen. Unter allen Völkern der Erde haben die Hellenen die glänzendste mythische Vorzeit gehabt, aus welcher die Blüthe der epischen Dichtkunst eben so naturgemäß hervorging, als nachher die Blüthe der Lyrik aus der selbstständigen historischen Periode. Mit dem Verlaufe des mythischen Zeitalters war auch der Kreis der epischen Poesie in sich vollendet. Diese vollendete Form des Epos ist uns glücklicherweise in den homerischen Gedichten noch erhalten worden; deßhalb müssen dieselben nothwendig am Schlusse der mythischen Zeit entstanden seyn, und zugleich die Grenze bezeichnen, wo das historische Leben der Hellenen anfängt. Die Mythen, welche Homeros erzählt, sind aber nicht seine eigene Erfindung, sondern wurzeln vielmehr in einer frühern Zeit, welche alle Naturerscheinungen auf eine symbolische Weise in Bildern ausdrückte, deren ursprüngliche Bedeutung im Fortgange der Zeit allmählich immer dunkler wurde. Leider sind die ersten Anfänge der hellenischen Dichtkunst, welche sich mit der Verherrlichung der Natur und der großen Lichter am Himmel, welche bei den alten Pelasgern und Thrakern göttliche Verehrung genossen, beschäftigten, und die Macht derselben, ihren Einfluß auf die Natur und die Menschen besangen, nicht auf uns gekommen. Den Griechen selbst war es wenigstens im Zeitalter der geschichtlichen Forschungen zur festen Ueberzeugung geworden, daß unter allen erhaltenen Denkmälern der Poesie das homerische Epos das älteste sey. Was vor Homeros gedichtet worden war, mußte im Glanze dieser epischen Sonne untergehen. Aus der langen vorhomerischen Periode ist uns aber nichts, als das Andenken an einige berühmte Namen erhalten, welche indeß die älteste poetische Urkunde nicht alle erwähnt, und die aus diesem oder auch aus einem andern Grunde schon im Alterthume öfters bezweifelt wurden. Der glänzendste unter diesen ist Orpheus, welchen die Hellenen einer alten Ueberlieferung zu Folge als den Repräsentanten der mythischen Vorzeit der Dichtkunst zu betrachten gewohnt waren. Die Untersuchungen des Verfassers über diesen vielgefeierten Tempelsänger und die älteste Poesie der Griechen zeugen von seltenem Fleiße und einer bewunderungswürdigen Genauigkeit. Gleichwohl lassen die Resultate, zu denen er gelangte, noch viel zu wünschen übrig. Die älteste Poesie der Griechen, als deren Repräsentant Orpheus erscheint, hängt auf das innigste mit der Mythologie zusammen. Herr Bode hat zwar diese Thatsache nicht unbeachtet gelassen, und sich umständlich über den Cultus des Dionysus verbreitet; allein bei seinen Ansichten von der griechischen Götterlehre und der Heroengeschichte war es nicht wohl möglich, das Dunkel ganz zu zerstreuen, welches auf der ältesten Periode der griechischen Poesie ruht. Ungleich befriedigender erscheint uns die Behandlung der epischen Poesie, über welche sich aber auch bessere Nachrichten erhalten haben, Was die Tempelsänger in einfacher, aber kräftiger Rede von Göttern und Heroen gesungen haben, ist größtenteils durch die höhern Bestrebungen der nächsten Jahrhunderte wieder untergegangen; die wenigen Bruchstücke, welche auf uns gekommen sind, gehören großentheils einer spätern Zeit an.

Je mehr sich die einzelnen Massen des Lebens im heroischen Zeitalter zu selbstständigen Formen ausbildeten, desto bestimmter trat auch die dem Geiste dieses Zeitalters entsprechende Dichtung hervor. Religion und Staat, Priesterthum und Heldenthum hatten in ihrer Weiterbildung bereits angefangen, sich entschieden von einander zu trennen. Dazu trug der Uebergang des hellenischen Naturdienstes zur Verehrung menschlich gestalteter Götter sehr viel bei. Die alten Tempelsänger, welche uns als Lehrer des Volkes und Inhaber der concentrirten geistigen Bildung ihrer Zeit geschildert werden, widmeten ihre Zeit

und Kraft der Ausbildung der Tempelsagen, die sich an den verschiedenen Orten und unter den verschiedenen Stämmen verschieden gestalten mußten, eben weil sie sich auf den Anthropomorphismus gründeten und das Göttliche in das Leben einzuführen und mit demselben eng zu verknüpfen strebten. Hiermit war dem Dichter der reichste Stoff zu ewig neuen Schöpfungen geboten, in dem die Hymnenpoesie, welche bisher die Macht und Herrlichkeit der Götter im Allgemeinen besungen hatte, jezt mehr eine epische Farbe bekam, und bald das lyrische Element ausschloß. Die ersten Keime des Epos ruhen also in den Mythen von den Göttern, deren Geburt, Leben und Thaten man schon längst in den Gesängen verherrlicht hatte, als die Poesie sich an die durch körperliche und geistige Kraft hervorragenden Ordner und Lenker der Volksmasse anzuschließen begann, und durch die Verbindung der Heroensage mit den Göttermythen jenes herrliche Gebäude der epischen Kunst aufführte, welches wir noch in den homerischen Gesängen bewundern. Hier waren es nun besonders die achäischen Völkerschaften, in deren Mitte diese Blüthe der geistigen Bildung sich zuerst entfaltete. Die Umsicht, mit welcher sich der Verfasser über die Entwicklung der epischen Poesie, vorzüglich aber über die zwei herrlichsten Blüthen derselben, die Ilias und Odyssee, verbreitet, verdient alle Anerkennung.

Wir freuen uns besonders, daß er den innern Zusammenhang der Ilias auf eine eben so einfache als überzeugende Art dargelegt hat. „Den Zorn des Achilles an die Spitze stellend, geht Homerus gleich zur Verherrlichung desselben durch Zeus über, welcher die Stelle eines Rächers vertritt, der zugleich mit Achilles den Achäern heftig zürnt, und nicht eher ruht, als bis er seinen Helden als Hauptüberwinder der Troer dargestellt hat. Dies ist die Basis des Gedichts, welche, wo nicht schon im Proömium, doch im ersten Gesange fest begründet worden ist. Durch den Zwist zwischen den beiden Fürsten, welcher im Sinne des Alterthums von dem Zorne einer den Troern befreundeten Gottheit abgeleitet wird, mußte nothwendig eine bedeutende Krisis in der Kriegsführung entstehen, wobei die Achäer große Niederlagen erlitten. Bis so weit ging vermuthlich der einfache Bericht der Sage, welche die epische Poesie durch Einführung der Thetis, einer in Achills Heimath hochverehrten Landesgöttin, zu heben wußte. Als Fürbitterin bei Zeus erhält sie einen wichtigen Antheil an der innern Leitung der Handlung, und begründet hauptsächlich den großartigen Zusammenhang des Gedichts bis zu Hektors Tode, dem nothwendigen Ziele des Ganzen, wo dem Achilles [illegible] die Ehre zu Theil wird, die ihm Zeus im ersten Gesange verheißen hatte. Der Wendepunkt des Epos ist der Tod des Patroklos, worauf der verderbliche Zorn des Peliden sich mit verdoppelter Kraft von den Achäern gegen den Hektor wendet; dessen Leichnam er noch im wilden Schmerze um seinen erschlagenen Freund zu mißhandeln fortfährt, bis Priamus erscheint und ihn einlöst, und zugleich den Zorn des Helden besänftigt. Man sieht also, wie genau Anfang und Ende des Gedichts zusammenstimmen. Derselbe Dichter, welcher im ersten Gesange das erhabene Bild des Götterkönigs hinstellte, wie er der Thetis, die flehend seine Kniee umschlingt, Gewährung zusichert, so daß von der Bewegung seines Hauptes die Höhen des Olympus erbeben, hatte bereits den Endpunkt des Epos im Auge, wo der von Trauer und Rachegefühl zerrissene Achilles, welchem Zeus nunmehr die verheißene Ehre und Genugthuung verschafft hatte, Priamus flehend vor sich im Staube sieht. Was zwischen diesen beiden Punkten liegt, enthält die Kriegsthaten der achäischen und troischen Helden, während Achilles in thatenloser Ruhe bei den Schiffen zürnt, bis er endlich durch den Tod seines Freundes zur Rache aufgeregt wird. Die größte That, welche Achilles im troischen Kriege vollbrachte, war wohl der Sage zu Folge Hektors Besiegung, die der Sänger der Ilias mit großer Geschicklichkeit zum Ziele seines poetischen Strebens machte, obgleich er sonst den Helden, welchen er verherrlichen wollte, nicht handelnd aufführt, und deßhalb das Gedicht auch nicht nach dessen Namen benennen konnte. Mit dieser Ansicht von der ursprünglichen Einheit der Ilias verträgt sich recht gut die Annahme einer späteren Erweiterung des von Homerus zuerst entworfenen Planes, indem sich in den Scenen, welche die mittlern Partien ausfüllen, gar manche Gelegenheit fand, sowohl einzelne Verse als auch ganze Stellen zum fernern Ruhme dieses oder jenes Helden oder irgend einer Stadt, für die man ein besonderes Interesse fühlte, einzuschieben. Vieles dieser Art ist bereits von Aristarchus und einigen ältern Homerikern entdeckt und entfernt worden; Anderes ließ man stehen, weil es zweifelhaft schien, und bezeichnete es nur als verdächtig; Manches mag auch dem Scharfsinne jener Männer entgangen und einem tiefern Eindringen in die homerische Gesangwelt vorbehalten seyn."

In den beiden Abtheilungen des zweiten Theiles beschäftigt sich der Verfasser mit der lyrischen Poesie, welche noch in keinem Werke mit solcher Ausführlichkeit und Gründlichkeit behandelt worden ist, wie in diesem. Wir wünschen nur, daß er auch die dramatische mit eben so großer Liebe und Sorgfalt darstellen möge. Die äußere Ausstattung dieses schönen Werkes ist vortrefflich.

d.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 22.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 27. Februar 1839.

Dichtkunst.

Deutsche Volkslieder mit ihren Originalweisen. Unter Mitwirkung des Herrn Prof. Dr. Maßmann in München, des Herrn von Zuccalmaglio in Warschau und mehrerer anderer Freunde der Volkspoesie nach handschriftlichen Quellen herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von A. Kretzschmer, königl. geh. Kriegsrathe und Ritter. Berlin, 1838. Vereinsbuchhandlung. 1stes bis 3tes Heft.

Es sind schon über dreißig Jahre her, seit Achim von Arnim, Clemens Brentano und ihre Freunde aus alten zerrissenen Flugblättern, vermoderten Liederbüchlein und aus den jugendlich-frischen Produktionen verwandter Geister die Sammlung des Wunderhorns herausgaben. Seit dieser Zeit ist in Deutschland gar viel über Volkslieder und Volksgesang gefühlt und sentimentalisirt, geredet und gestritten worden, ohne daß man dadurch dem Wesen der Sache um Vieles näher gerückt ist, ja ohne daß man sich auch nur über das wahre Kriterium eines echten Volkslieds vereinigt hat. Die einen sind der Meinung, Volkslieder seyen nur solche Gesänge, die, vom Volke selbst erzeugt und gepflegt, eben nur das Volk, keine besondern Namen als Dichter oder Componisten aufweisen können. Zu diesen gehört unser Herausgeber. Die andern kommen uns her, und drucken nicht nur den neuesten Nationaldichtern, Uhland und Schwab, Rückert, Kerner, Hauff u. A. ihre Lieder unter dem Titel „Volkslieder“ nach, sondern geben unter derselben Firma sogar Texte der allerneuesten Opernarien, weil sie denken, der Kammerdiener, der in ihrem Vorzimmer den Wein, das Spiel, die Schönen ꝛc. aus Robert dem Teufel vor sich hin summt, oder die Zofe, die die Barcarole aus der Stummen trillernd über den Flur tänzelt, gehören doch auch zum Volke. Ohne hier eine erschöpfende Theorie des Volkslieds geben zu wollen, werden wir doch behaupten dürfen, daß auch hier die Wahrheit zwischen beiden Aeußersten in der Mitte liege; denn wollte man, wie auch schon geschehen ist, beiden folgen, so bekäme man am Ende alle Poesie von Homer bis auf Henry Heine unter diese Kategorie. Volkslied ist aber einerseits nicht Alles, was das Volk singt; eben so wenig Alles, was das Volk selbst dichtet und componirt, oder weil es dies thut. Das Volk dichtet diese Lieder allerdings, aber doch wahrlich nicht als Abstractum, sondern immer nur concret durch den Mund eines Individuums, das sich als Organ des Volkes oder einer particulären Vorstellung, Empfindung oder Stimmung desselben weiß. Ob der Name dieses Organs, mit andern Worten Dichters, bekannt oder unbekannt ist, thut lediglich nichts zur Sache. Es fragt sich nur, ob er im Sinne des Volks oder aus ihm herausgeredet hat; und ob dies der Fall ist und in wie weit, dafür gibt es einen sichern Prüfstein: den, ob das Volk jenes Produkt als das seine erkennt, in sich aufnimmt und in sich fortbildet, das leztere wird nicht ausbleiben. Bei einem echten Volkslied fühlt sich jeder der es singt und sagt, berechtigt, es als sein Eigenthum zu betrachten, er schaltet damit, wie mit einem eigenen Produkt, er ändert nach subjectiver Willkür, adoptirt das Lied an seine augenblickliche Situation u. s. f. und daher entstehen die vielen Varianten, die ein solches Lied, wenn es sich eine Strecke weit von seiner Quelle entfernt hat, oft kaum noch kenntlich lassen. Nothwendig war damit ein weiteres Moment verknüpft: daß der Name des Dichters vergessen wurde, von dem jeweiligen Sänger nämlich, der sich um denselben nicht kümmerte, der nicht etwa ein literarisches oder kunsthistorisches Interesse hatte, sondern dem es bloß darum zu thun war, seiner augenblicklichen Stimmung wohl gesezte Worte zu geben, seiner

gepreßten Brust durch frischen Sang Luft zu machen und begleichen. Nicht anders ist es mit unsern Kirchenliedern. Wie Wenige von den Tausenden, die sie singen, kennen ihre Verfasser? Der Gläubige fragt nicht darnach, wem er nachsinge; das was er singt sind seine eigenen Empfindungen, seine Worte. So sind von den Volksliedern dem Volke selbst und dem größten Theil der Singenden die Verfasser nicht bekannt. Soll aber darum der gelehrte Sammler solcher Lieder sich der Mühe überheben, dem Verfasser nachzuforschen, oder soll er etwa gar ein Lied, dessen Verfasser ihm bekannt ist, eben darum aus seiner Volksliederliste streichen?

Herr Kretzschmer scheint die Strenge in letzterer Beziehung nicht übermäßig weit getrieben zu haben, wie wir gleich sehen werden. Die gegenwärtige Sammlung wurde mit großem Pomp angekündigt und die schönsten Erwartungen gingen ihr voran. Seit 50 Jahren, hieß es, hat der Herr Geheimerath mit Liebe an diesen Liedern gesammelt, die Sammlung ist längst die berühmteste in ganz Deutschland, und die Ausgabe ist die erste Sammlung der Art mit den Melodien und mit vorsichtiger Berücksichtigung, was wirklich Volkslied, wirklich in dem Volke gedichtet, von ihm gesungen ist. Was sollte nun das heißen: die erste Sammlung der Art mit Melodien ꝛc.?? Kennt Herr Kretzschmer die Sammlung von Baumstark, die von Silcher nicht? In wie weit dies glaublich ist, werden wir sogleich beweisen.

Die Eintheilung dieser Sammlung ist seltsam. Der Herausgeber äußert sich S. VIII so darüber: „Die aufgenommenen Lieder sind ferner höchst verschiedener Art, indessen lassen sie sich allenfalls unter einige Hauptabtheilungen classificiren; in epische Lieder, nämlich Romanzen und Balladen; in Jäger- und Volkslieder; in Handwerkslieder; in lyrisch-epische, z. B. Erzählungen ꝛc. ꝛc.; so wie endlich in religiöse, Tanz- und andere lyrische Lieder." Dieser Eintheilung wird indeß nicht sehr streng gefolgt; wir erhalten vielmehr: I. *Ernste Romanzen und Sagen*; mit 114 Nummern. II. *Erzählungen, lustige Romanzen, Kinderlieder und episch-lyrische Volkslieder*; bis jetzt erst 4 Nummern. Jedes Lied hat dann wieder die Bezeichnung der Gegend, aus welcher es oder seine Melodie stammt, z. B. Nr. 1: O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt ꝛc. Nr. 2 auf dasselbe Lied eine westphälische Weise, Nr. 3 eine norddeutsche u. s. f. Diese Bezeichnungen sind nicht immer sehr richtig. Ob z. B. 51 schwäbisch ist, möchte Ref. bezweifeln; das Lied ist es nicht, sonst würde wohl nicht von einem Nannerl die Rede seyn, was eher bayerisch lautet. Ob die Auswahl immer gehörig kritisch zu Werke geht, müssen wir dahin gestellt seyn lassen, da uns der Herausgeber nirgends seine Quellen nennt. Aus Gründen der inneren Kritik halten wir indeß z. B. Nr. 7 nicht für eine Volksweise, da die am nämlichen Orte immer wiederkehrende punktirte Viertelnote Takt 1, 3, 5 und 7 dem Geiste des deutschen Volkslieds ganz widerstrebt, was der Herausgeber nicht zu wissen scheint. Eine echte Volksweise zu diesem Liede hätte er in Silchers vierstimmigen Volksliedern, Heft 5, Nr. 8 finden können.

Was nun die *Quellen* dieser Sammlung betrifft, so nennt sie Herr Kretzschmer auf dem Titel handschriftliche und gibt weiter nichts näheres darüber an, als daß ihn einzelne Freunde, z. B. der auf dem Titel genannte, mit ihren Beiträgen unterstützt haben. Wir möchten nun an Herrn Kretzschmer die Frage stellen, ob er z. B. folgende Lieder auch aus handschriftlichen Quellen hat? Nr. 4 und 6: Zu Straßburg auf der Schanz ꝛc. Ref. bezweifelt es sehr, denn das Lied ist noch keine 3 Jahre alt und wie es an der angeführten Stelle abgedruckt ist, componirt von dem Musikdirektor Silcher in Tübingen, und unter dessen Volksliedern erst seit Kurzem abgedruckt, nicht einmal so lange, daß dasselbe nicht unter den Schutz des würtembergischen Nachdrucksgesetzes fiele! Oder hat wohl Herr Kretzschmer diese Weise nicht aus dem Silcherschen Hefte abgedruckt und sie etwa in der kurzen Zeit sich von Tübingen bis Anclam, wo Herr Kretzschmer sie nach dem Gehör aufschreiben konnte, *traditionell* verbreitet? Wir halten dies nicht nur für möglich, sondern auch für wahrscheinlich, da wir aus vielfältiger Erfahrung wissen, wie schnell die volksmäßigen Compositionen Silchers sich allgemein verbreiten, und da Silcher mit großer, und an einen Künstler so seltener Selbstverläugnung keine Composition in seine Volksliedersammlung aufnimmt, von deren volksthümlichem Charakter er sich nicht durch besondere Erfahrungen überzeugt hat. In diesem Falle, daß nämlich Herr Kretzschmer das Silchersche Lied auf dem eigentlichen Wege des Volksgesangs, der mündlichen Tradition, erhalten, ist es aber ein Beleg, daß er seinen Begriff vom Volkslied zu eng gefaßt hat, wenn er bloß solche Lieder darunter versteht, „die, vom Volke selbst erzeugt und gepflegt, eben nur das Volk, keine besonderen Namen als Dichter oder Componisten aufweisen können." Was nun die Namen der Dichter betrifft, wie verhält es sich denn mit Nr. 67: Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein ꝛc., welches als rheinländisch aufgeführt wird? Ist von den nahezu zwanzigtausend Exemplaren der Lieder Uhlands, die bis jetzt gedruckt und nachgedruckt sind, keines nach Anclam gedrungen, aus welchem Herr Kretzschmer hätte ersehen können, daß das Lied von Uhland gedichtet ist? Und die Melodie, so wie sie hier steht, scheint uns kaum aus einer handschriftlichen Quelle herzurühren. Ursprünglich und im Volksmund kursirt die Melodie nämlich im ¾ Takt. So wie

sie Herr Kretzschmer gibt, steht sie in Kuglers Künstlerliederbuch, und wenn wir recht unterrichtet sind, hat sie Felix Mendelssohn Kuglern im ¾ Takt gesezt. Nr. 75: Bei nächtlicher Weil an ein's Waldes Born ꝛc. ist ebenfalls von Fr. Silcher componirt und bloß in dessen vierstimmigen Volksliedern gedruckt. Auch den Dichter könnten wir dem Herausgeber nennen, wenn etwas daran läge. Ebenso ist die Melodie Nr. 96 zu dem Lied: Als die Preußen marschirten vor Prag ꝛc. von F. Silcher. Nr. 109: Ach, ach, ich armes Klosterfräulein ꝛc. wird ausdrücklich als altes Volkslied prädicirt, ist aber, was den Text betrifft, von Justinus Kerner und in dessen gesammelten Dichtungen abgedruckt, die Melodie ist von Silcher. Nr. 110: Mei Mutter mag mi net ꝛc. ist die Melodie ebenfalls von Silcher. Nr. 113: Sah ein Knab ein Röslein stehn, ist von Goethe, der, wie es scheint, Herdern damit mystificirte, so daß dieser es unter seine Volkslieder aufnahm; die Melodie ist von Reichart und steht unter seinen Compositionen abgedruckt. Den Text zu Nr. 1 hat der Herausgeber ohne allen Zweifel aus der neuen „Volksharfe" genommen, welche der Buchhändler Köhler in Stuttgart zusammengetragen haben soll. Der lezte Vers des Liedes ist dort neu zugefügt. Da es Herrn Kretzschmer so sehr darum zu thun ist, bloß solche Melodien zu geben, deren Verfasser er nicht kennt, so wird er uns ohne Zweifel dankbar seyn, wenn wir ihn im Interesse seines Werks wie des betreffenden Componisten vor der Aufnahme folgender von Silcher gesezter Volksmelodien in seiner Sammlung warnen:

Es ritt ein Jäger wohlgemuth ꝛc.
Ade, es muß geschieden seyn ꝛc.
Aennchen von Tharau ꝛc.
Nichts kann auf Erden ꝛc.
Im Maien, im Maien blühn süße ꝛc.
Juchhei, Blümelein ꝛc.
Steh ich im Feld ꝛc.
Morgen muß ich weg von hier ꝛc.
Ein Bursch und Mägdlein flinc und schön ꝛc.
E bissele Lieb und e bissele Treu ꝛc.
Mein Schätzle ist fein ꝛc.
O du Deutschland, ich muß marschieren ꝛc.
Dicht von Felsen eingeschlossen ꝛc.
Drauß ist alles so prächtig ꝛc.
Der schöne Schäfer zog so nah ꝛc.
Komm, o Tod, und laß mich Armen ꝛc.
Ich weiß nicht, was soll es bedeuten ꝛc.
Morgen müssen wir verreisen ꝛc.
Kein schönrer Tod ist in der Welt ꝛc.
Es geht bei gedämpfter Trommel Klang ꝛc.
Wer will unter die Soldaten ꝛc.

Das Vorstehende mag auch zu der Berichtigung der S. XI ausgesprochenen Ansicht beitragen, daß nur ein Mann, nämlich Groenland in Copenhagen, Volksmelodien richtig zu setzen verstanden habe. Die S. 39 mitgetheilte Probe bringt Ref. nicht den vortheilhaftesten Begriff von der Kunstfertigkeit dieses Mannes bei.

Nun nur noch einige Worte über die Behandlung, namentlich der Volksmelodien in der Kretzschmer'schen Sammlung. Der Verfasser gibt mit wenigen Ausnahmen nur die Oberstimme, die Melodie des Liedes, und leugnet, daß überhaupt eine Begleitung zu einer Volksmelodie passe. Dies streitet nun aber durchaus gegen das Wesen der Musik überhaupt und des Volksgesangs insbesondere. Wer je dieser Art Lieder vom Volke selbst hat vortragen hören, der weiß, daß die Singenden keineswegs bloß unisono ableiern, daß vielmehr ein Theil derselben secundirt, ja sogar meist auch einen Baß zufügt. Diese Begleitung ist natürlich die einfachste kunstloseste, die sich denken läßt, aber eben deßhalb nicht so schwankend, wie Herr Kretzschmer sie sich vorstellt, und sie wird sich im Verlauf der Zeit nur mit der Melodie selbst ändern. Ein Beispiel einer solchen volksthümlichen Begleitung ist Nr. 6 in der schon angeführten Silcherschen Composition gegeben. Höchst ungeschickt gesezt ist Nr. 91: Als die Preußen marschierten vor Prag ꝛc.

Wir haben uns absichtlich in dieser Anzeige vornämlich an das Musikalische gehalten. Ueber Volksliedertexte sollte man nun endlich billig alles weitern Geredes sich enthalten, und sollte namentlich keine neuen planlosen Abdrücke von längst bekannten Dingen veranstalten, bis Männer von erster Stimmberechtigung in dieser Sache, wie Uhland und von Mausebach, ihre längst vorbereiteten Werke haben erscheinen lassen. Es gereicht uns zur besondern Freude, die baldige Vollendung des Uhlandischen Werkes über die deutschen Volkslieder mit Bestimmtheit ankündigen zu können.

Neue Reisen.

7) Reise nach St. Louis am Missisippi. Von T. W. Lenz, vormal. Lehrer in Schnepfenthal. Weimar, Voigt, 1838.

Es werden so viele Reisebeschreibungen nach Amerika gedruckt, daß man sie am Ende überdrüssig werden

könnte. Indeß ist die vorliegende lesenswerth. Der Verfasser urtheilt einfach, gerade, ungeschminkt und ist weder be- noch entzaubert, wie es die meisten Reisebeschreiber sind, die entweder zu viel loben, weil sie ihr Interesse dabei finden, oder zu viel tadeln, weil sie sich in ihren allzu hochgespannten Erwartungen betrogen haben.

Denen, welche selber nach Nordamerika reisen wollen, ist das Buch von Lenz um dieser treuen Berichterstattung willen und namentlich auch wegen der kurzen und doch gründlichen Anweisungen, wie man sich für die Reise zu versorgen, was man fürs erste zu thun und zu lassen habe, sehr zu empfehlen. Für andere Leser sind besonders die Sittenschilderungen anziehend. Der Verfasser weiß jede großartige und gute Eigenschaft der Amerikaner zu schätzen, ihren Unternehmungsgeist, ihre zarte Achtung für Frauen rc. und stimmt hierin ganz mit Herrn Grund überein; allein er hebt auch auf der andern Seite die Schattenseiten ihres Charakters hervor. In dieser Beziehung ist besonders ein von ihm erwähntes Beispiel merkwürdig. „Während meines Aufenthalts bei St. Louis hatte ich einen Amerikaner Namens Cool zum Nachbar, der für seinen Schwager Sodlett, einen der reichsten Männer in St. Louis, dessen großes Landgut verwaltete und Kohlengruben bearbeiten ließ, wozu ihm eine große Anzahl Neger untergeben waren. Eines Abends hörten wir lautes Rufen um Hülfe in der Nähe unserer Wohnung und eilten sogleich, um Beistand zu leisten, mit einer Laterne hinaus. Da erblickten wir einen von Cools Ochsen, der durch die baufällige, über ein kleines Flüßchen führende Brücke gebrochen und im Schlamme stecken geblieben war. Alle in einem solchen Geschäfte erfahrenen Zuschauer legten sogleich Hand an, um ihn wieder heraus zu arbeiten, was auch mit vieler Anstrengung gelang. Am folgenden Morgen erschien Cool unter dem Vorwande, seinen Ochsen abholen und einem meiner Hausgenossen eine alte Schuld abtragen zu wollen, eigentlich aber in der Absicht, uns zu betrügen, weil er glauben mochte, daß wir, nach dem Dienste, den wir ihm so eben geleistet hatten, jetzt am wenigsten Argwohn gegen ihn hegen und also am wenigsten auf der Hut seyn würden. Er trank mit seinen Negern, ließ sich verschiedene Kleinigkeiten von mir geben und bot mir dann eine Banknote von 5 Dollars zum Verwechseln an. Zwar wollte ich sie anfangs nicht nehmen, da die Jahreszahl und der Name des Präsidenten darauf fehlten, allein da mir Jedermann im Hause zuredete, ließ ich mich doch endlich dazu verleiten, zumal da Cool feierlich versprach, die Note zurücknehmen zu wollen, wenn sie nicht umgesezt werden könnte. Nachdem ich daher bei der Bank und bei mehreren Kaufleuten die Note vergeblich anzubringen gesucht und überdies gehört hatte, Cool habe sich seines Betruges gegen die Nachbarn gerühmt, beschloß ich ihn zu verklagen. Hiervon benachrichtigt, schickte er einen für ihn arbeitenden Zimmermann an mich ab, um mir wo möglich die Note abzulisten. Dieser gab vor, Cool sey ihm schuldig, er wolle ihn durch die Note zur Bezahlung dieser Schuld nöthigen, mir könne sie doch nichts helfen u. s. w. und bot mir zulezt 3 Dollars dafür. Da er damit nichts ausrichtete, wendete er sich einige Zeit nachher an einen meiner Hausgenossen, dem ich die Note aufzuheben gegeben hatte, und überredete ihn wirklich, dieselbe gegen einen auf Sodlett in St. Louis, an den er eine Geldforderung zu haben behauptete, gestellten Wechsel auszuliefern. Als aber mein Freund zu diesem kam, um das Geld einzukassiren, erfuhr er zu seinem Schrecken, daß Sodlett dem Zimmermann nichts, wohl aber dieser jenem 18 Dollars schuldig sey und mußte sich unverrichteter Sache entfernen. Zulezt hatte aber doch Cool von dem doppelten Betruge keinen Nutzen, denn in der Trunkenheit zankte er mit seinem Gehülfen und schlug ihm mit der Pistolenkolbe einige Löcher in den Kopf. Der Zimmermann, um sich dafür zu rächen, brachte mir nun die Note zurück, so daß ich Cool verklagen und zur Einlösung der Note zwingen konnte.“ Diese gewiß treu aus dem Leben gegriffene Anekdote bezeichnet die transatlantische Gemüthsroheit, wie uns dünkt noch besser, als Alles, was Hamilton und die Trollope darüber gesagt haben.

Ueber die Deutschen in Amerika urtheilt Herr Lenz nicht so günstig, wie Herr Grund, aber gewiß mit Unrecht. Ihre Spießbürgerlichkeit, ihr Geiz, ihr freiwilliges Zurücktreten gegen die stürmisch auf den Schauplatz sich drängenden Anglo-Amerikaner ist gerade das Mittel, sie mächtig zu machen. Sie sammeln, sparen ihre Kraft, lassen sich etwas gefallen, thun klein, werden aber allmählich immer reicher, zahlreicher und einflußreicher und gründen sich eine solide dauerhafte Macht. Auch darf man nicht übersehen, daß sie oder ihre Väter meist wegen religiösen oder politischen Druckes in trüben Sorgen ausgewandert sind, und daß dies bei ihnen nachwirkt. Wer als ein Flüchtling, ein armer Gast oder Bettler ankam, kann sich nicht geberden wie ein Eroberer. Es ist natürlicher und schöner, wenn er aus der Demuth durch Geduld und ehrlichem Fleiß sich zu solider Macht und wohlverdienter Ehre langsam und sicher emporarbeitet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 23.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 1. März 1839.

Orientalische Literatur.

1) Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen großer moslimischer Herrscher der ersten sieben Jahrhunderte der Hidschret von Hammer-Purgstall. Fünf Bände. Leipzig und Darmstadt, Leske, 1837, 1838. 8.

Der hochverdiente Hofrath von Hammer, der berühmteste unter allen neuern Gelehrten Oesterreichs, repräsentirt bekanntlich die Richtung dieses Reichs gegen den Orient. Er ist der geistige Vermittler des Abendlandes mit dem muhamedanischen Osten. Nur die Liebe, der Fleiß, die Gründlichkeit und der Tiefblick eines Deutschen vermochte so ins Innerste des orientalischen Geistes einzudringen, und nur die günstige Stellung im Dienst einer österreichischen Gesandtschaft in Constantinopel konnte diesem Gelehrten Gelegenheit verschaffen, sich der Quellen in einem Umfang zu bemächtigen, wie sie jedem Andern unzugänglich sind. Auch der Zeitpunkt ist wichtig. Herr von Hammer sammelte noch unmittelbar vor dem Verfall des osmanischen Reichs und vor den radikalen Reformen, denen dasselbe in neuerer Zeit unterworfen worden ist, alles auf, was die bisherige muhamedanische Welt zu beleuchten und ein vollständiges Bild von derselben auf die Nachkommen zu bringen dienen kann. Ein so günstiger Zeitpunkt bietet sich vielleicht nie wieder und Herr von Hammer war ganz der Mann, ihn zu benutzen. Man erstaunt über den Reichthum, den er vor uns ausbreitet, indem er nicht bloß in seinem colossalen Werke über die osmanische Geschichte und in anderen übersichtlichen Werken die politische Geschichte, die Literargeschichte, die Verfassung und Verwaltung rc. des muhamedanischen, namentlich des osmanischen Reichs zur Uebersicht gebracht, sondern auch daneben noch eine außerordentliche Menge persische, arabische und türkische Originalschriftsteller namentlich metrisch übersezt hat. An die zehn starken Bände der unvergleichlichen, ganz aus neuen Quellen geschöpften, osmanischen Geschichte reihen sich jezt schon wieder fünf Bände des historischen Gemäldesaals. Dazu die Geschichte der Assassinen, der Verwaltung des Califats. Dann die reichen Fundgruben des Orients, die Geschichte der schönen Redekünste Persiens und der osmanischen Dichtkunst, die Ausgaben der Schirin, des Hafis, Baki, Montenebbi, Fasli, die Duftkörner, goldene Halsbänder, Wamik und Afra rc. Je verhängnißvoller die Lage des Orients wird, je gewisser der europäische Einfluß auf denselben zunehmen, je näher er uns treten wird, um so mehr werden auch die großartigen, welthistorisch bedeutungsvollen Leistungen unseres Hammer anerkannt werden, denn seine Werke sind die Pforte, durch die man zur Verständniß der muhamedanischen Welt eingeht.

Der Gemäldesaal enthält die Lebensbeschreibungen der berühmtesten Chalifen und muhamedanischen Herrscher, von Muhamed an bis zur Unterwerfung der von den Arabern gestifteten Reiche unter neue türkische Dynastien. Er ist also gewissermaßen die Vorgeschichte zu des Verfassers großer osmanischer Geschichte; allein Herr von Hammer bezweckte hier nicht dieselbe Vollständigkeit der Staats- und Culturgeschichte, er wollte nur Biographien und zwar nur die der bedeutendsten Herrscher an einander reihen. Aber auch in dieser Einschränkung ist das Werk für die Kunde der arabischen Welt höchst bedeutungsvoll. Da es unmittelbar auf arabische Quellen und zwar auf viele neue gestüzt ist, die frühern Forschern nicht zugänglich waren, so enthält es wichtige Zusäze, Aufklärungen und Berichtigungen des früher Bekannten.

Es beginnt mit dem Leben Muhameds des Propheten. Zuvor eine kurze Einleitung über das alte Arabien, die ältere Abstammung des Volks von Jaared, dem siebenten Nachkommen Noes, und die spätere von Ismael, dem Sohne der Hagar, wornach sich Ureinwohner und Eingewanderte, (welche die Herrschaft erwarben und von denen auch Muhamed stammt) unterscheiden;

ferner über ihr altes Heidenthum, über ihre heilige Kaaba (an der die Dichter ihre Gesänge aufhiengen und sich dazu stellten, um die Vortrefflichkeit derselben gegen jede Kritik mit den Waffen zu vertheidigen) ꝛc. Muhamed selbst wird uns sehr anziehend geschildert, mit allen seinen Vorzügen und Schwächen, in seinem öffentlichen Wirken, wie in seiner Häuslichkeit. Was zu seinem Ruhme gereicht, ist allgemein bekannt, weniger sind es die Naivetäten seines Privatlebens, z. B. seine Liebe zu den Katzen, und seine häusliche Comedie mit der schönen Aische, die selber eine artige kleine Katze gewesen seyn muß. Er war schon über fünfzig Jahr als er sie, die erst fünfzehn zählte, heirathete. Sie scheint mit dem ehrwürdigen Papa ein wenig gespielt zu haben. Sie zankte ihn nicht nur oft aus, sie lief ihm auch einmal davon, angeblich um ihr verlornes Halsband zu suchen. Es gab eine ärgerliche Scene, Jedermann beschuldigte sie des Ehebruchs. Ali, des Propheten Schwiegersohn, machte die Bemerkung: „Als ihr eines Tages beim Eintritte in die Moschee die Schuhe auszogt, und beim Hinausgehen in denselben Schmutz fandet, verbot euch Gabriel dieselben wieder anzuziehen, wie ihr uns erzählt habt.“ Allein Mohammed improvisirte einen Spruch des Himmels, der die leichtsinnige Schöne vollkommen rechtfertigte. Wie liebenswürdig und gütig er gegen sie und überhaupt gegen die Damen war, davon kommen mehrere Belege vor: „Er war ein Muster im gesellschaftlichen Umgange überhaupt, besonders aber mit seinen Frauen. Er sagte: Der Beste von euch sey der Beste mit seinem Weibe, denn ich bin der Beste von Euch mit dem meinen. Er trank an derselben Seite der Kanne, wo Aische getrunken, und aß manchmal Fleisch von demselben Beine, das sie zwischen den Zähnen hielt. Er ruhte oft, das Haupt in ihrem Schooße, den Koran hersagend. Einmal lief er mit Aische auf der Reise in die Wette, und ward von ihr überholt. Einige Zeit hernach, als sie fetter geworden, ließ er sie bei abermaligem Wettlauf hinter sich, und sagte: Jezt sind wir gleich. Aische erzählt: Wir zankten uns eines Tages, und der Prophet schlug den Ebu Obeide zum Schiedsrichter vor. Ich sagte: Nein! er ist ein zu gelinder Mann, der deine Partei halten würde; er sprach: Bist du mit Omar zufrieden? ich sagte: Nein! vor diesem fürchtet sich sogar der Teufel; aber doch mit Ebubekr? sagte der Prophet; ich bejahte es. Ebubekr ward geholt, und der Prophet fing an, die Sache vorzutragen. Ich sagte: Prophet Gottes, sey gerecht! Zugleich gab mir mein Vater eine Ohrfeige, daß mir das Blut aus beiden Nasenlöchern floß, und sagte: Niemand wird dir Gerechtigkeit wiederfahren lassen, wenn nicht der Prophet Gottes. Dieser sprach: Das habe ich von dir, Ebubekr, nicht begehrt, stand auf, und wischte mir das Blut aus dem Gesichte. So oft sich Aische zürnte, legte er seine Hand auf ihre Achsel, und sagte: Mein Gott! verzeihe ihr ihre Sünden und verlösche den Groll ihres Herzens, und schirme sie vor Unruhen.“ Eines der tiefsten und die größte Kenntniß weiblichen Herzens verrathenden Worte ist: „Behandelt die Frauen mit Nachsicht! Sie sind aus der krummen Rippe (Adams) erschaffen; die Rippe ist ein krummes Bein; wollt ihr es mit Gewalt gerade machen, so werdet ihr es brechen. Behandelt die Frauen mit Nachsicht!“ — Weniger anziehend sind andere Parthien des oft sehr unheiligen Lebens dieses großen Propheten. Er trieb offnen Straßenraub und bediente sich nicht selten des Meuchelmordes, um seine Gegner aus dem Wege zu räumen.

In Bezug auf Mohammeds Lehre sind folgende Notizen neu und interessant: „Im dritten Jahre nach der Sendung der ersten Sura des Korans starb Werka, der Sohn Naufil's, der Vetter Chadidsche's, ein für die Geschichte des Prophetenthumes Mohammeds höchst merkwürdiger Mann, dessen historische Wichtigkeit aber bisher allen europäischen Biographien Mohammeds entgangen. Diese haben die aus dem Koran erhellende genaue Bekanntschaft Mohammeds mit der Bibel in der zweimaligen Reise nach Syrien und in dem kurzen Aufenthalte in dem Kloster zu Boßra bei den Vorstehern desselben, Bahiro und Nestor, zu finden sich bemüht; von dem christlichen Priester Werka B. Naufil aber, dem Vetter Chadidsche's, welcher während der ersten achtzehn Jahre der Ehe Mohammed's im innigsten Umgange mit demselben lebte, haben sie keine Kunde. Werka B. Naufil, der Vetter Chadidsche's, war nicht nur Christ, sondern auch Priester, und hatte das alte und neue Testament aus dem Hebräischen ins Arabische übersezt. Ihm hatte Chadidsche die erste Offenbarung ihres Gemahls mitgetheilt, und der Greis Werka wünschte dazu Glück, daß Mohammed wie Moses durch Gabriel himmlische Sendung empfangen. Chadidsche und ihr Vetter Werka waren also die beiden ersten Bekenner des Islams, und des lezten arabische Uebersetzung der heiligen Schriften gibt die genügendste Auskunft über die großen Plagiate des Korans aus denselben. Mohammed betrauerte seinen Tod ungemein, und alle Quellen der Ueberlieferung haben das folgende Wort erhalten, womit der Prophet dessen Tod betrauerte: „Ich habe einen Priester im Paradiese gesehen, mit grünem Kleide angethan, denn es war ein Gläubiger, und es war kein Anderer als Werka.“ Werka, der Sohn Naufils, verdient also ausgezeichnete Erwähnung, nicht nur in der Biographie Mohammeds als dessen Hausfreund und Religionslehrer, sondern auch in der Literaturgeschichte als der erste bekannte Uebersetzer der Bibel ins Arabische. Erst nach Werka's Tode trat Mohammed öffentlich als Prophet und als Verkünder

der Lehre der Einheit Gottes auf." Auch nachher wurde das Christenthum benuzt, um den Mohammedanismus auszubreiten, indem in Werka's Uebersetzung der Bibel der von Christus verheißene Paraklet mit dem Periklytos, d. h. dem Gelobten (Ahmed, Mohammed) absichtlich verwechselt war.

Dann folgt die Geschichte der nächsten Chalifen: Ebubekr, der Vater der schönen Aischa, der den Ali, welcher Mohammeds Tochter Fatime geheirathet hatte, von der Nachfolge ausschloß; Omar, der große Eroberer in Syrien, Persien und Aegypten, der den Islam mit Feuer und Schwert ausbreitete; Osman, der die kriegerische Einfachheit des arabischen Prophetenthums zuerst mit persischer Pracht und Hofetikette vertauschte; Ali, der endlich zum Chalifat gelangte, aber ermordet wurde; Moawia, der ihn umbringen ließ, um die Herrschaft zu erlangen, der erste Ommaijade, und dessen Nachfolger, die das Reich nach allen Seiten erweiterten, auch Spanien eroberten, den griechischen Kaiser in Constantinopel ängstigten, aber durch eine neue Dynastie, die Abassiden, gestürzt wurden. Vom tragischen Untergang dieses einst so mächtigen Geschlechts hier nur ein gedrängtes Bild: „Abdallah hatte den Mitgliedern des Hauses Omeje, die alle zu Damaskus, bis auf die Frauen, die zu Haran, Schonung ihres Lebens zugesichert; er lud sie, an der Zahl siebzig oder neunzig, zu einem Gastmahle, bei welchem sie alle verdachtlos erschienen. Als sie schon bei Tische, trat der Dichter Schobl, ein Freigelassener der Haschimiten, ein, und recitirte die folgenden Verse, sey es, aus eigenem Antriebe, sey es hiezu von Abdallah angestiftet:

> Es steht das Reich auf sichern Fundamenten,
> Und fest gegründet ist der Abassiden Macht.
> Sie haben lang gedürstet nach der Rache,
> Die nach Verzweiflung ihnen günstig lacht.
> Vertilge ganz das Haus von Abdesch=schems,
> Der Zweige Hoffnung wie der Stämme Pracht.
> Sie heucheln niederträchtig Freundschaft zwar,
> Weil Donner über ihren Häuptern kracht;
> Lang that es mir und meines Gleichen weh,
> Zu sehen sie in königlicher Pracht?
> Verstoßet sie, wohin der Herr sie stieß,
> Ins Haus des Nichts und des Verderbens Nacht.
> Gedenkt des Blutes Husein's und des Seid,
> Und sein, der zu Mehas in Grabesschacht,
> Und des Erschlagenen, der zu Haran
> Als Fremder und Vergessener erwacht.

Abdallah, durch diesen Aufruf zur Rache wirklich in Wuth gebracht, oder, was wahrscheinlicher, dieselbe auf diesen bestellten Anlaß nur heuchelnd, befahl, die ganze Versammlung niederzumetzeln. Mit den langen Zeltstangen wurden sie niedergestoßen und erschlagen; über die Todten und Sterbenden wurde der Tisch von Neuem gedeckt, die Speisen darauf gesezt, das Tischtuch war ein Leichentuch, das Blut floß zwischen dem Wein, und in das Geklirre der Schüsseln und Becher tönte das Geröchel der Sterbenden, ein Gräuel, den fünfhundert Jahre später die Mongolen bei ihrem Einbruche in Rußland wiederholt haben. Durch diesen Gastmord war das Haus Omeje ausgerottet bis auf ein unmündiges Kind, das, gerettet, hernach der Gründer der Dynastie der Omeje in Spanien."

Nun beginnt die Geschichte der Abassiden, unter denen das Chalifat in seiner höchsten Blüthe stand. Allein indem es nach außen mächtig gebot und alle äußern Feinde in Schranken hielt, begann im Innern der Bürgerkrieg der Sekten. Noch gibt es keine umfassende Geschichte dieser mohammedanischen Sekten, die doch sehr interessant seyn und eine merkwürdige Parallele mit den christlichen Sekten und philosophischen Schulen darbieten würde. Das Unterscheidende der orientalischen und occidentalischen Schwärmerei scheint in den politischen Bedürfnissen und Neigungen zu liegen. Die abendländische Philosophie trachtete unter allen Formen immer vorzugsweise nach Freiheit, und fand ihr Extrem in dem „oben hinaus und nirgends an," in der Skepsis, die an gar nichts mehr glaubt, in der Emancipation von Allem, die buchstäblich das All auf das Nichts reducirt. Die orientalische Philosophie charakterisirt sich dagegen durch einen merkwürdigen servilen Zug, durch die Tendenz nicht bloß herrschen, sondern sogar beherrscht seyn zu wollen. Hier ein Beispiel. Schon im Anfang der Abassiden=Herrschaft ließ Abu Moslim (der sich zu Abbas, wie Alba zu Philipp II. verhielt) die Sekte des Rawendi umbringen. „Der Schrecken dieses Gemetzels wirkte so schauderhaft auf die Verschonten, daß sie, deren Hauptdogma die Seelenwanderung und die indische Lehre der Gottesverkörperung, im blutigen Abu Moslim die menschgewordene Gottheit anbeten zu müssen glaubten. Abu Moslim, sobald er dies gehört, wüthete wider die Bekenner seiner Gottheit mit dem Schwerte, wie wider ihre früher demselben geopferten Brüder. Nach dem Tode Abu Moslims setzten sie fest, die Gottheit müsse nun im Mansur verkörpert seyn; der mächtigste Tyrann war ihnen der verkörperte Gott. Sie zogen nach Haschimije, der Residenz des Chalifen bei Cufar, und hielten um den Pallast desselben siebenmaligen Umgang, wie um die Kaaba. Mansur ließ ein Hundert dieser Bekenner seiner Gottheit in den Kerker werfen, die anderen rotteten sich zusammen, und schwuren, den Mansur, wenn er nicht ihr Gott seyn wolle, zu tödten. Um ohne Aufsehen in Menge zum Kerker zu gelangen, trugen sie einen leeren Sarg, und folgten demselben als Zug des

Leichenbegängnisses; vor den Thoren des Kerkers angelangt, warfen sie den Sarg zur Erde, erbrachen den Kerker, und befreiten die Ihrigen. Sie besetzten die Thore und umzingelten den Pallast. Mansur, der kein Pferd bereit fand, flüchtete auf einem Maule. Von dieser Begebenheit an ward es am Hofe des Chalifen Gesetz, daß immer ein gesatteltes und gezäumtes Pferd für unvorgesehene Begebenheit bereit gehalten werden müsse. Da ergriff Maan Ben Sade, einer der eifrigsten Anhänger und Vertheidiger des Hauses Omeje, welcher vormals wider die Beni Abbas gefochten, seit langem sich aber in der Verborgenheit gehalten, den Zügel des Maules, und sagte: „Kehre in den Pallast zurück, und laß mir die Sorge, das Rebellengesindel zu vertilgen." Mansur traute dem eben so edlen als tapferen Manne, und kehrte in den Pallast zurück. Maan Ben Sade öffnete die Thore; die Truppen kamen von außen zu Hülfe und ermordeten alle Rawendi. Mansur belohnte den ihm von Maan geleisteten wichtigen Dienst mit zehntausend Dirhem und der Statthalterschaft Jemen's. Während im äußersten Osten die Flammen des alten Feuerdienstes aus dem Schutte der umgestürzten Altäre aufrührerisch emporleckten, durchrannte der Samum neuer Irrlehren und Sekten auch die afrikanischen Wüsten. In Mauritanien standen die Ibadhije, d. i. die durchaus Gleichgültigen auf, welche lehrten, daß Alles gleichgültig, nichts gut und nichts böse, nichts erlaubt und nichts verboten."

Bagdad wurde die Hauptstadt des Abassidenreichs. Hier entfaltete Harun Reschid (Alraschid) den ganzen Zauber orientalischer Mährchenpracht. Seine Geschichte ist bekannt, weniger vielleicht die Vorbedeutung seines Todes. „Zu Rakka beunruhigte ihn ein Traum, welchen ihm sein Arzt Bachtischnu auszureden vergebens sich bemühte. Ein unbekannter Arm hatte ihm eine Handvoll rother Erde mit den Worten dargereicht: In dieser wirst du begraben werden. Auf dem Marsche erkrankte er. Als er zu Tus angelangt, traf die Nachricht ein, daß Rafii geschlagen und getödtet, dessen Bruder Beschir gefangen sey. Harun befahl, diesen durch einen Fleischer in seiner Gegenwart zerstücken zu lassen. Nach Vollstreckung dieses, wie es scheint, in der Hitze des Fiebers gegebenen Befehles, sprang er auf und hin und her. Der Arzt fragte um die Ursache dieser Unruhe: Ich glaube, sagte Harun, die rothe Erde vor mir zu sehen, wovon mir zu Rakka geträumt; reiche Mesrur mir eine Handvoll dar. — Mesrur gehorchte, und Harun sagte: Bei Gott! das ist derselbe Arm, den ich im Traume gesehen." Bald darauf starb er. Unter seinen Nachfolgern traten immer wieder neue Sekten hervor, z. B. die Churremije, d. h. die Lustigen, welche die Welt nur zur Freude bestimmt glaubten und allen Leidenschaften und Gelüsten den Zügel frei ließen. Gefährlicher aber als die Sekten war der Ehrgeiz der zurückgesetzten Familien (der Fatimiten in Aegypten und der Omejaden in Spanien), so wie mehrerer neuer Familien, die nach der Herrschaft strebten. Die Provinzen lagen zu weit auseinander, die einst kräftige Hand der Abassiden erschlaffte und konnte sie nicht mehr festhalten. Ueberall Abfall, Untergang der Dynastien, neue Reiche.

Herr von Hammer theilt zuerst die Lebensbeschreibungen der bedeutendsten Omejaden in Spanien mit und schildert die alte Herrlichkeit ihres Reiches, das so viel ritterliche Poesie und hohe Kultur in sich vereinigte und ein Muster für die christlichen Staaten wurde. Wie viel orientalische Despotenlaune sich aber auch auf dem spanischen Boden einschlich, davon nur ein Beispiel, das wir den Liebhabern der Romantik empfehlen. Ein armer Dichter verliebte sich in die schöne Sklavin eines königlichen Lehrers, konnte aber nicht zu ihrem Besitz gelangen und pries ihre unvergleichliche Schönheit im Gedicht. Der Chalif Hakem wurde dadurch gereizt, die Schöne zu sehen, ließ sie kommen, war aber schon an noch weit größere Schönheiten (wie morgenländische Herrscher pflegen) gewöhnt, fand die Gepriesene weit unter der Erwartung und — ließ sowohl den armen Dichter, weil er ihn belogen, als seinen armen Lehrer, gegen den er sich durch gewaltsames Wegholen der Sklavin compromittirt hatte, einsperren. Beide waren Dichter, Beide wetteiferten hinter ihren Kerkergittern mit Gesängen und man sagte, der Chalif halte sie als seine Nachtigallen. Das Nähere findet man Theil III. S. 138 ff.

Nach den spanischen Omejaden schildert der Verfasser den Jusuf Taschfin, Haupt der Sekten der Morabiten (Einsiedler) und Gründer von Marokko, der die Omejaden unterdrückte, und Abdolmumin, Haupt der Sekte der Al-Mowahidin (Einheitsbekenner), der wieder jene stürzte. Dann geht er zu den Fatimiten in Aegypten über, den Nachkommen Alis, die erst im dritten Jahrhundert nach Mohammed den Verfall des Abassidenreichs benutzten, um sich eine eigene Herrschaft zu gründen. Große Männer leuchten hier nicht hervor. Der interessanteste Fatimit ist der Tyrann Hakim, dessen Tollheiten hier ausführlich mitgetheilt werden. Er ist besonders deßwegen merkwürdig, weil sein Wahnsinn mit Philosophie zusammenhing und weil diese Philosophie so viel Aehnlichkeit mit den Lehren hatte, welche gegenwärtig wieder durch die Schule Hegels verbreitet werden.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 24.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 4. März 1839.

Orientalische Literatur.

1) Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen großer moslimischer Herrscher der ersten sieben Jahrhunderte der Hidschret von Hammer-Purgstall. Fünf Bände. Leipzig und Darmstadt, Leske, 1837, 1838. 8.

(Schluß.)

Ihr Dogma war die Selbstvergötterung, die Lehre, daß der Mensch allein Gott sey, und ihre Moral war: Dir ist Alles erlaubt, weil du als Gott absolut frei und unverantwortlich bist und Niemand über dir ist. Wenn noch unlängst die Studenten heerdenweise in die Hegel'schen Collegien getrieben wurden und ihn gehört zu haben, Pflicht war, so wurde das ägyptische Volk damals unter eine noch viel härtere philosophische Zucht genommen, denn wer die von Hakim eröffneten Schulen nicht besuchte, war verdächtig und Männer und Weiber drängten sich zu den Thüren.

Im vierten Bande handelt der Verfasser von den bedeutendsten Herrschern des muhamedanischen Ostens, deren Dynastien wie Pilze aufschossen und sich wieder verdrängten. Die Geschichte dieser Dynastien liegt zum Theil noch im Dunkeln, nur die der größten Helden oder Mäcene sind von treuen Händen fleißiger aufgezeichnet worden. Hier erhalten wir die Lebensbeschreibungen des Abdallah Ben Tahir, des Amru Ben Lies und des Naßr Ben Ahmed von Khorasan, des mächtigen Kabus von Dilem, des Abhadeddewlet von Persien, des Mahmud, des berühmten Eroberers, der den Islam in Indien auszubreiten und die Götzen zu vertilgen unternahm, unter dessen Schwert Millionen bluteten, der zuerst den Titel Sultan annahm und zu Ghazna eine fabelhafte Residenz mit 2000 Moscheen, überfüllt mit allen Schätzen Indiens gründete, die später wieder von Chingis-Chan zerstört wurde; des Kutbeddin Ibek, der die erste Dynastie des indo-arabischen Reiches Delhi gründete, später der Sitz der Großmoguln, des Aladdin von der zweiten und des Firus Toglut von der dritten Dynastie zu Delhi und des Ahmed Ibn Tailen, der in Aegypten die erste türkische Dynastie gründete.

Im fünften Bande folgen: Toghrul, der die Herrschaft der (türkischen) Seldschuken gründete. In seiner Biographie gibt der Verfasser eine interessante Notiz über den Ursprung und die Ausbreitung der Türken: „Darüber, daß Oghusen, Ghusen, Usen, Turkmanen, Kumanen, Polowzer ein und dasselbe vielnamige Volk sind, welches sich in seiner eigenen Sprache Kunen nennt, kann nach dem Resultate der von Suhm, Schlözer, Horwath, Deguignes, Remusat, Klaproth angestellten Untersuchungen und den anderwärts zusammengestellten Angaben türkischer Quellenschriftsteller kein Zweifel mehr obwalten; es fragt sich nur, woher dieselben eigentlich gekommen, und worin der Unterschied der eigentlichen Türken und der uneigentlichen oder Turkmanen bestehe. Hierüber geben uns die obgenannten persischen und türkischen Quellen die folgende Auskunft: Die Ghusen oder Kunen standen im Dienste des chinesischen Kaisers als Grenzwächter, und wanderten, mit demselben zerfallen, nach Westen aus, das ganze nördliche Asien und Europa über Rußland überschwemmend, von wo sie bis Ungarn eingewandert, wo zwar nicht mehr ihre erst seit sechzig oder siebzig Jahren ganz ausgestorbene Sprache, aber ihr Stamm in dem nach ihnen genannten Lande der Kumanen unverkennbar fortlebt. Die erste dieser Auswanderungen, von welcher uns Constantin der Porphyrogenete Kunde gibt, hatte zu Ende des neunten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung statt, wo die Usen ins südliche Rußland eindrangen und dort die älteren türkischen Bewohner, die Kiptschaken, unterjochten. Von dieser ältesten Auswanderung geben die bisher bekannten morgenländischen Quellen keine unmittelbare, aber doch mittelbare Kunde, indem die Einwanderung der Usen in

Kip schak mit der aufsteigenden Macht der Türken am Hofe der Chalifen zusammenfällt. Der Führer der zweiten, ein Jahrhundert späteren Einwanderung in der Hälfte des vierten Jahrhundertes d. H., des zehnten der christlichen Zeitrechnung, war Tschanak oder Kara-Chan, der mit zweitausend Familien den Islam annahm, woher einige Geschichtschreiber den Namen Turkmanen ableiten, als ob derselbe aus Türk und Iman (Glaube) zusammengesezt wäre; doch ist das: an Türken Mahnende die sprachgemäßere, wahrscheinlichere Ableitung. Zwei Jahrhunderte später, in der Hälfte des fünften d. H. und des eilften n. Ch., hatte der große Eindruch der Ghusen in Khorasan statt, indem sie sich mit Kur-Chan, dem nördlichen Beherrscher Chinas, dessen Grenzwachen sie waren, entzweiten, und von ihm vertrieben nach Westen zogen. Ihre Sitze an der chinesischen Grenze und der nächste Verkehr mit ihren Nachbarn, den Chinesen, erklärt das Räthsel des verschiedenen Baues der westtürkischen Sprache, welche weit regelmäßiger, als die östliche uighurische oder tschagataische Mundart, sichtbare Spuren der Einwirkung chinesischer Sprachbildung an sich trägt. Wiewohl das Seldschukische oder Osmanische heute das Westtürkische, und das Uighurische oder Tschagataische das Osttürkische, so war, als die Ghusen noch an der chinesischen Grenze im Osten der Uighuren saßen, die Benennung gar umgekehrt wahr. Der Vater Seldschuks wird von persischen Gelehrten Dekak genannt, was nur eine Verstümmelung des türkischen Jakak, welches ein starker Bogen bedeutet. Er stand als Heerführer im Dienste Peighu's, des chinesischen Statthalters der türkischen Grenze, mit dem er sich eines Tages im Gespräche so sehr entzweite, daß er ihm eine Kopfwunde schlug. Die Sache ward vor öffentlicher Volksversammlung vorgetragen und vertragen. Ihm folgte sein Sohn Seldschuk in der Stelle des Vaters; aber da Peighu's Weib diesem den Seldschuk als gefährlich verdächtigte, wanderte er ums Jahr dreihundert und fünfzig d. H., das neunhundert sechzigste der christlichen Zeitrechnung, mit seinem Hause aus Turkistan aus, und ließ sich zu Dschund hinter Bochara nieder. Es waren hundert Reiter mit fünfzehnhundert Kameelen und hundert fünfzigtausend Schafen. Diese hundert turkmanische Reiter sind der Kern, aus welchem die Größe des Hauses Seldschuk erwuchs, wie die Roms aus den ersten Centurie des Senates.“ Toghrul, von dem es sich hier handelt, trat zu den arabischen Chalifen von Bagdad in ein Verhältniß, wie die germanischen Heerführer im römischen Solde zu den römischen Kaisern, d. h. nachdem er für den Chalifen gesiegt, trat er aus der Stellung eines unterwürfigen Söldners in die eines vorschreibenden Major Domus, riß alle Gewalt an sich und überließ dem Chalifen nur den Namen. Die Araber waren durch ihr Glück entartet und verweichlicht, das kräftige Naturvolk der Türken wollte den Schwächlingen nicht mehr dienen, sondern sie beherrschen, genau so wie die kräftigen Germanen den römischen Schwächlingen nicht länger hatten dienen wollen. Dem in seinen Harem und zu bloß geistlichen Verrichtungen verurtheilten Chalifen aus arabischem Blut trat der kriegerische Sultan aus türkischem Blut zur Seite und der Chalif selbst mußte ihm den doppelten Turban, das Sinnbild der Herrschaft über Persien und Arabien, überreichen. Natürlich, daß diese Nebenordnung bald mit einem gänzlichen Erlöschen der falten Dynastie und mit der Alleinherrschaft der Sultane endete. Auf Toghruls Biographie folgen einige seiner Nachfolger Alparslan, Melekschah und seines einsichtsvollen Ministers Nisamolmulk, Berksarok, Sindschar. Dann die Lebensbeschreibungen einiger vorderasiatischen Herrscher aus türkischem Stamm, die in die Geschichte der Kreuzzüge eingreifen, zuerst die des Seldschulenfürsten Ridhwan von Haleb (Aleppo). Wilken in seiner Geschichte der Kreuzzüge hat ihn Rodhwan genannt. Er war der erste, der troß der Wuth des Religionskrieges den Kreuzfahrern das erste Bündniß gegen seine eigenen Glaubensgenossen anbot, weil ihm der politische Vortheil und der Sieg über seine Nebenbuhler mehr galt, als der Glaube. Auf Ridhwan folgt Taghtigin von Damaskus, dann der berühmte Sultan Sengi (Zenki) von Moßul, der Schrecken der Christen, der den Kreuzfahrern so viel zu schaffen machte, und sein eben so ausgezeichneter Sohn Nureddin, der dem ägyptischen Chalifat ein Ende machte und die Reiche von Bagdad und Cairo vereinigte, dessen Sohn aber die Herrschaft schon wieder an Salaheddin abtreten mußte, dessen Leben im nächsten Bande geschildert werden wird. Für die Geschichte der Kreuzzüge bieten diese Lebensbeschreibungen noch manche lehrreiche Notiz, so gründlich auch die Werke von Wilken und Michaud jene Zeit bereits geschildert haben.

Alterthumskunde.

Gallus oder römische Scenen aus der Zeit Augusts. Zur Erläuterung der wesentlichsten Gegenstände aus dem häuslichen Leben der Römer von Wilhelm Adolph Becker, Professor an der Universität Leipzig. Leipzig, 1838. 2 Thle. 8.

Es gab eine Zeit, wo fast kein Theil der klassischen Alterthumskunde mit so lebhaftem Eifer bearbeitet wurde,

als die sogenannten Antiquitäten, worunter man alles das begriff, was sich auf Staatseinrichtungen, Kultus und Haus bezog oder öffentliches, religiöses und Privatleben betraf. Mußte auch freilich den beiden ersten Beziehungen eine größere historische Wichtigkeit zugestanden werden, so fanden die Gegenstände aus dem dritten Kreise, in wie fern sie eine Vergleichung antiker Sitte und Lebensweise mit der eigenen Gewohnheit gewährten, fast noch allgemeinere Theilnahme und da man einsah, wie sehr von ihrer Erklärung das Verständniß der alten Schriftsteller abhänge, so wurde nichts für zu klein geachtet, um nicht genauer Erörterung unterworfen zu werden, zumal wenn es dem weniger fernen römischen Leben galt. Die größten Philologen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts haben diese Seite des Alterthums mit besonderer Vorliebe behandelt. Man sah übrigens bald ein, daß in vielen Fällen die schriftlichen Nachrichten nicht hinreichten, um die Untersuchungen zum gewünschten Ziele zu führen, und je mehr allmählich Denkmäler aus Schutt und Trümmern hervorgezogen wurden, desto einleuchtender wurde ihre Wichtigkeit, desto lebhafter die Besprechung über diese Zeugen verschwundener Größe und Herrlichkeit, früherer Sitte und Gewohnheit, und aus Italien selbst ging namentlich eine bedeutende Anzahl Schriften hervor, in welchen einzelne Gegenstände, freilich oft mehr mit Ostentation ausgebreiteter Belesenheit, als mit Schärfe und Gründlichkeit erörtert wurden. Der Vortheil, die Denkmäler selbst vor Augen zu haben, machte darin die Italiener andern Gelehrten überlegen, und überdies befolgten in den meisten Fällen auch die holländischen und deutschen Gelehrten dieselbe unselige Methode, eine Unzahl flüchtig zusammengeraffter Stellen zu häufen, ohne sich viel auf die Untersuchung einzulassen, in wie weit sie den darin gesuchten Beweis wirklich enthalten möchten. Namentlich aber verfiel man besonders seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts in eine Geschmacklosigkeit der Behandlung, welche Antikes und Modernes auf die ungehörigste Weise vermischte und dadurch die Schriften im höchsten Grade ungenießbar machte. In neuerer und neuester Zeit ist für die Erklärung dieses Theiles der Alterthümer Roms nur wenig Ausgezeichnetes geleistet worden. Während die Staatsalterthümer vielseitig und gründlich erörtert wurden, ist das Privatleben fast ganz unbeachtet geblieben, und die Handbücher, welche nicht ganz davon schweigen konnten, haben nur flüchtige Notizen aus ältern Schriften geliefert. Das wichtigste Werk, das wenigstens über einen Theil des römischen Lebens wirklich Untersuchungen angestellt, ist unstreitig Böttigers Sabina. Rom im Zeitalter des Augustus von Dézobry mag für Leser, denen es genügt, eine oberflächliche Schilderung ohne alle Begründung und Genauigkeit zu erhalten, eine leicht unterhaltende Lektüre gewähren, allein wissenschaftlichen Werth hat es durchaus nicht. In der zweiten Ausgabe von Creuzers Abriß der römischen Antiquitäten dagegen hat Herr Hofrath Bähr unter der Aufschrift: „Ein Blick auf einige Seiten des römischen Privatlebens,“ eine vortreffliche Uebersicht der in Hinsicht der Mahlzeiten und der Leichengebräuche zu erörternden Gegenstände gegeben. Es ist das Vollständigste und Beste, was bisher in einem Handbuche geliefert worden ist; aber die ausführlichere Erklärung konnte natürlich in einem Abrisse nicht stattfinden.

Bei dem gänzlichen Mangel an einem Werke, das wenigstens die wichtigsten Gegenstände aus dem häuslichen Leben der Alten auf eine genügende Weise erklärte, ist man Herrn Professor Becker Dank schuldig, daß er diesen Theil der römischen Antiquitäten mit besonderer Umsicht und Ausführlichkeit behandelte. Es würde uns zu weit führen, wenn wir die einzelnen Parthien seines Werks einer nähern Betrachtung unterstellen wollten. Deßhalb nur einige Bemerkungen. Die Nachrichten, welche der Verfasser (I. S. 25 ff.) über die Erziehung mittheilt, dürften in unserer Zeit, wo man diesem wichtigen Gegenstande eine vorzügliche Aufmerksamkeit zuwendet, besonderes Interesse haben. „Wenn in irgend einem Verhältnisse die Strenge des römischen Charakters und der selbstsüchtige Hang zum Gebieten recht auffallend hervortritt, so gilt dies unstreitig von der Gewalt, welche in Rom dem Vater über seine Kinder zustand, welcher mit denselben nach Gefallen verfahren konnte. Diese Gewalt konnte bis zum Tode des Vaters fortdauern, wenn auch gewisse Einschränkungen stattfanden. Die erste Erziehung ging von der Mutter aus, und wurde nicht den Sklaven überlassen. Im Gegentheile war man sehr vorsichtig in der Wahl der Sklaven, die zur Wartung und Bedienung nöthig waren, damit nicht üble Reden und schlechte Sprache einen nachtheiligen Einfluß hätten. Der erste Unterricht wurde in frühester Zeit im Hause ertheilt; indeß waren schon frühzeitig Schulen — jedoch nicht unter öffentlicher Aufsicht — entstanden, die freilich in den Provinzialstädten mangelhaft waren, weßhalb sorgfältige Väter ihre Söhne nach Rom brachten. Der Unterricht war übrigens sehr einfach. Lesen, Schreiben, Rechnen waren die Gegenstände. Auch die zwölf Tafelgesetze mußte der Knabe lernen. Erst nachdem durch die Bezwingung Unteritaliens die Römer in nähere Berührung mit den Griechen desselben gekommen waren und mit griechischer Kunst und Wissenschaft Bekanntschaft gemacht hatten, wurde nach und nach das Bedürfniß fühlbar, Hauslehrer zu haben, in deren Umgange von früher Jugend an die

Kinder mit der griechischen Sprache vertraut würden, wie es eben bei uns mit dem Französischen und Englischen der Fall ist. So wurden nach griechischer Weise die Pädagogen gewöhnlich, die, wenn sie nicht selbst unterrichteten, die Knaben in die Schule begleiteten. Natürlich wurde der Unterricht in den Schulen jetzt ein anderer. Man bildete Verstand, Gemüth, Geschmack durch das Lesen der griechischen Schriftsteller, besonders Homers, mit dem man den Anfang machte. Cicero erhielt ganz griechische Bildung. Die Vornehmen ließen indeß auch späterhin noch oft ihre Kinder im Hause unterrichten oder man kehrte wieder dazu zurück. Nach der Unterjochung Griechenlands wurde es sehr üblich, daß die, welche ihren Söhnen eine vollkommnere und feinere Bildung geben wollten, dieselben nach Griechenland, namentlich nach Athen schickten ic." Auch die Boudoirs der gebildeten Römer, die Luxusbibliotheken und was zu einem damaligen Gentleman gehörte, das Alles wird hier sehr klar gemacht.

d.

Neue Reisen.

8) Kurzgefaßte Lebensbeschreibungen der merkwürdigsten evangelischen Missionäre. Nebst einer Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes des Christenthums in Ostindien. Von Dr. E. Ch. G. Schmidt, Lehrer an der Domschule in Naumburg. Zweites Bändchen. Leipzig, Hinrichs, 1838.

Auch dieser zweite Band enthält wie der erste (Vergl. Literaturblatt 1837, Nr. 40) Biographien von Missionären, die sich besonders verdient gemacht haben, des Judenbekehrers Stephan Schulz, der die Juden im Orient aufsuchte, um sie in ihrer Heimath zu bekehren, natürlich nicht viel Proselyten unter ihnen machte, doch viel zur Verbreitung der Bibel * im Orient beitrug, und nach zwanzigjährigen Reisen 1757 Prediger in Halle wurde; des Engländers William Carey, der dem höchst interessanten Berliner Schwarz (dem Erzieher und Beschützer der Kinder Tippo Saibs) in Ostindien nachfolgte, aber um so weniger Anklang fand, je mehr die Engländer ihre Herrschaft ausbreiteten, weil es diese ihrer Politik gemäß fanden, die Heiden nicht zu bekehren. Carey mußte nicht vor den heidnischen Hindu, sondern vor seinen eignen englischen Landsleuten flüchten und sich unter den Schutz der dänischen Colonie Serampore stellen, von wo er bis vor wenigen Jahren noch thätig wirkte, obgleich 1811 die mit vielen Kosten errichtete Druckerei sammt den in orientalischen Sprachen gedruckten Bibeln verbrannte. Die dritte Biographie ist die des Thüringers Decar Schmidt (geb. 1791), der in Calcutta nicht mehr als Missionär, sondern als Erzieher wirkte, nachdem die englische Regierung etwas mehr als bisher für das Christenthum in Ostindien gethan und in Calcutta ein Bisthum gegründet hatte. Schmidt starb schon 1828.

Zum Schluß eine sehr ausführliche Uebersicht über den dermaligen Stand der Missionen.

	Kosten.	Missionare.	Gehülfen.
Engl. kirchl. Miss.-G.	800,000 fl.	70	442
Londoner Missions-G.	720,000 „	111	673
Englische Wesleyische Methodisten-Mission	662,000 „	270	1660
Amerikanische Miss.-G.	360,000 „	104	259
Englische Baptisten-Mission	165,000 „	31	
Evangelische Brüder-Gemeinde . . .	175,000 „	113	102
S.	2,882,000 fl.	699	3136

Dazu kommen aber noch eine Menge andere kleinere Missionsgesellschaften, z. B. die deutschen. „Nimmt man an, daß die Anzahl der von den andern Gesellschaften ausgesendeten und unterhaltenen evangelischen Missionare an 200 beträgt, was nach dem gegenwärtigen Bestande der Wahrheit ziemlich nahe kommen wird, so würde die Gesammtzahl der evangelischen Missionare, die gegenwärtig unter nicht-christlichen Völkern arbeiten, an 900 betragen (mit den katholischen über 1000), wozu noch über 3000 Schullehrer, Aerzte, Buchdrucker, andere Gehülfen und Frauen kommen — allerdings eine große Zahl gegen die, welche noch zu Anfang dieses Jahrhunderts mit der Verkündigung des Evangeliums unter den Heiden beschäftigt war; und doch eine sehr kleine im Verhältniß zu den 500 bis 600 Millionen Seelen, die noch nicht Jesum Christum als ihren Herrn und Heiland erkennen und verehren."

* Wenn es ihm nicht etwa geht wie dem noch berühmtern Judenbekehrer Wolf, von dessen schöneingebundenen Bibeln ein orientalischer Jude die Deckel abriß und sich eine sehr elegante spanische Wand davon machte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 25.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 8. März 1839.

Orientalische Literatur.

2) Mahmud Schebisteris Rosenflor des Geheimnisses. Persisch und deutsch herausgegeben von Hammer-Purgstall. Mit zwei Ansichten. Pesth und Leipzig, Hartleben, 1838. gr. 4.

Der „Rosenflor des Geheimnisses“ ist eine in poetischer Form vorgetragene mystische Lehre, merkwürdig schon an sich durch ihre Uebereinstimmung mit der christlichen Mystik des Angelus Silesius und Jakob Böhme, und noch mehr durch den Einfluß, den sie sich gegenwärtig zu verschaffen sucht, indem sie Toleranz gegen das Christenthum predigt. Hören wir den Herausgeber selbst: „Ueber die Lehre des Ssofi, d. i. die Mystik der Moslimen, haben Sir William Jones, Malcolm, Elphinstone, Leyden, Graham, Sylvestre de Sacy und Tholuck theilweise Aufkläungen gegeben; in der Geschichte der persischen Redekünste ist manches Neue darüber gesagt; bei Gelegenheit der Anzeige des Desatir und des Siebenmeers, ist die Terminologie der Ssofi zur Sprache gebracht, aber noch nirgends ist das System derselben nach den Quellen selbst vollständig aufgestellt worden. Das Gülscheni ras, d. i. der Rosenflor des Geheimnisses, ist das berühmteste Lehrgedicht der Lehre der Ssofi. Chardin und Bernier haben die ersten den Ruhm desselben aus dem Osten dem Westen bekannt gegeben, und es ist nur zu wundern, daß mehr als ein Jahrhundert verfließen konnte, ohne daß die Orientalisten ihre Aufmerksamkeit demselben widmeten. — Der Verfasser des Gülscheni ras, Mahmud Schebisteri, zu Schebister, einem acht Farasangen von Tebris entfernten Orte geboren, und zu Tebris begraben, schrieb sein Werk nur drei Jahre vor seinem Tode, im Jahre 1317, als Beantwortung von fünfzehn Fragen, welche der große Scheich Seid Huseini aus Chorasan nach Tebris gesandt. — Das Gülscheni ras ist das berühmteste Lehrgedicht der Lehre der Ssofi, welche in andern berühmten mystischen Gedichten, wie in dem Mesnewi Dschelaleddin Rumi's, in den Vogelgesprächen Attar's, in dem Ziergarten Sinaji's in mannichfaltigen Formen von Erzählungen, Apologen u. s. w. eingekleidet, hier aber als wissenschaftlich gegliedertes System vorgetragen wird. Wie vor fünfhundert Jahren ist das Gülscheni ras noch heute die Grundlage der Lehre der Ssofi, und in dem, im Jahre 1834 zu Constantinopel in der zweiten Auflage gedruckten, gereimten türkisch-arabisch-persischen Glossar des Chodscha Aini, Professors an der türkischen Staatskanzlei, wird gleich Eingangs das Studium des Gülscheni ras mit dem des Mesnewi gleich zu empfohlen.

> Das Mesnewi mach dir zum Seelenamulette,
> Als Nachtigall Geheimnißrosenflores weihe.

Diese lezte öffentliche Empfehlung allein, in einem zum Unterrichte der Jugend bestimmten, zu Constantinopel gedruckten Werke, beweiset, daß das Gülscheni ras, wiewohl das Lehrgedicht der Alleinslehre, dennoch für ein orthodoxes Werk gilt. Diesen Vorzug vor vielen anderen mystischen Gedichten dankt dasselbe einerseits dem durchaus sittlichen Streben desselben, andererseits der Klugheit des Verfassers, sich überall auf Koransverse und Stellen der Ueberlieferung zu beziehen, welche zu Gunsten der Lichtlehre ausgelegt werden können. Diese stehen aber durchaus nur als beleuchtende, und keineswegs als Grundbeweise da, aus denen das System ausgeführt wird, welches sich dadurch, daß es von der positiven Lehre ausgeht und wieder auf dieselbe zurückführt, dem Bannstrahle moslimischer Gesetzgelehrten entzieht. Der Wallende, d. i. der Jünger des beschaulichen Lebens, der Ssofi, entäußert sich zwar auf dem Pfade aller positiven Gesetze in der Vereinigung mit Gott, aber am Ziele des vollkommenen Menschen, d. i. des Scheichs oder Meisters

angelangt, unterwirft er sich aus Ueberzeugung (der Nothwendigkeit äußerer Religionsübung) dem auf dem Wege abgeworfenen Joche des Gesetzes; wie nach der in Schiller's ästhetischen Briefen so schön entwickelten Idee, daß der Mensch von ursprünglicher Reinheit, Ruhe und Unschuld ausgehend, nachdem er sich siegreich durchgekämpft, wieder zur selben gelangt.

Zum zweiten Mal wird er im Kreiseslauf gelangen
Zu jener Handlungsart, zu der er ausgegangen.
Sie fragten, was da sey des Endes wahrer Sinn,
Die Antwort lautete: die Rückkehr zum Beginn.

Weit entfernt, daher dem Verdammungsurtheile zu verfallen, welches die Lehren des Pantheismus, als alle Moral umstürzende, verdammt, ist diese ethisch geläuterte philosophische Lehre des wahren Ssofi, eine rein sittliche (im Gegensatze der verderblichen, des irregeleiteten Ssofi, wie der reine christliche Gnostiker des Clemens von Alexandrien, im Gegensatze mit dem unreinen Sectirer dieses Namens), und sogar mit der Ascetik des Christenthums innigst verwandt; sie baut (wie aus Allem, was gegen Ende über das Christenthum gesagt wird, erhellt) durch die höchste Toleranz, eine Verbindungsbrücke zwischen dem Islam und dem Christenthume, welche zwar leider! in der Wirklichkeit von moslemischen Herrschern nur in höchst seltenen Fällen betreten worden, welche aber dennoch in dieser Lehre der Ssofi vorhanden ist, und den fanatischen Eifer des positiven Moslims, des nur am Aeußeren haftenden Scheichs oder Religionslehrers verwiest; diesem gilt im Allgemeinen, in den letzten Abschnitten, der Schimpf, wo solcher Scheich nur als Esel behandelt wird, wiewohl es scheinen will, daß der Verfasser dabei die Persönlichkeit eines solchen Scheichs, seines Zeitgenossen, im Auge gehabt. Die höchste religiöse Werthschätzung des Christenthumes, welche sich in der Andeutung über dasselbe ausspricht, und welche, wenn einmal ins praktische Leben der Moslimen getreten, nothwendig die höchste Toleranz herbeiführen muß, sagt dem reformirenden Herrschersysteme Sultan Mahmuds zu, und aus diesem Gesichtspunkte fällt ein neuer politischer Lichtstrahl auf die von dem Chodscha der osmanischen Staatskanzlei, Aini Efendi, gedruckte Anempfehlung des Studiums des Rosenflors des Geheimnisses."

Die Form des Gedichts ist die dialogische. Die Beantwortung der vierzehn, vom Scheich Husein aus Chorasan gestellten Fragen entwickelt das System der Lehre der Ssofi: daß Nichts wirklich ist außer Gott, der allein die absolute Existenz, aus welchem, als der Einheit, die Vielheit der Erscheinungen hervorging, die aber dennoch im Grunde Eins, wie Ein Punkt schnell im Kreise herumgedreht, für das Auge einen Kreis bildet, während in der Wirklichkeit doch kein Kreis, sondern nur Ein Punkt vorhanden. Daraus folgt denn auch, daß die Erkenntniß des Einen im All die höchste Lebensweisheit, und das Abstrahiren von Allem um des Einen willen die höchste Moral sey: Blinde Ergebenheit in den Willen Gottes, aber nicht ein muhamedanischer Fatalismus, sondern eine sich ganz hingebende Liebe im christlichen Sinn, und unbegrenzte Dankbarkeit gegen Gott, wenn er uns auch noch so wehe thut.

In der Einleitung sagt der Dichter sehr schön, indem er zugleich die Göttlichkeit seiner Lehre und seine eigene Bescheidenheit bezeichnet:

Zum Rosenflore ward durch Ihn der Staub im Feld.

Aus der Lehre selbst wollen wir nur einige der bedeutendsten Sätze entlehnen.

Erste Frage.

In meinen eigenen Gedanken ganz versenkt,
Frag' ich zuerst, was man sich bei Betrachtung denkt.

Antwort.

Betrachtung heißt der Gang von Nichtigem zur Wahrheit.
Heißt schau'n in Einem Theil des Ganzen volle Klarheit.
Des Wahrheitsforschers Blick der Einheit hat geschaut,
Fällt auf das Licht zuerst, was aus dem Daseyn thaut.
Wer der Erkenntniß Licht, das reine, hat geseh'n,
Der hat in jedem Ding vor Allem Gott geseh'n.

Zweite Frage.

Welch ein Gedanken ist Bedingung auf dem Pfade,
Denn was wir denken, ist bald Sünde und bald Gnade.

Antwort.

Die Wallenden der Huld an Gott nur denken sollen,
Doch Sünde ist das Seyn von Gott zu denken wollen,
Nur nichtig Denken ist, zu denken Gottes Wesen.
Wiewohl an Gottes Thron der Engel nahe steht,
So faßt er nicht das Seyn von Gottes Majestät;
Indem Sein Licht versengt des Engels Schwing' und Flügel.
Wenn das Gesehene dem Sehenden zu nahe,
Vermag die Sehkraft nicht, daß sie das Ding umfahe.
Das Schwarz im Auge ist im Grund vom Lichte hell,
Im Land der Finsterniß entspringt des Lebens Quell.
Wenn in die Sonne nicht vermag das Aug' zu schauen,
So kannst die Sonne du doch in dem Wasser schauen.
Je weniger sie dir im Wasser hell erscheint,
So länger kannst du sie darin betrachten, Freund.

Also wird auch hier wie bei den christlichen Mystikern die Abwesenheit alles Stolzes, aller Begierde, die demüthigste Anbetung aus der Ferne zur Bedingung des Schauens gemacht. Nur wer dem Ich entsagt, kann Gott finden, und zwar in sich selbst. Gott ist in uns:

Du bist der Wiederschein von Ihm, dem Herrn der Engel,
Deßhalben beteten den Adam an die Engel.

Aber das siehst du nicht, wenn du noch nicht allem Egoismus entsagt hast:

Sobald des Spiegels Grund nicht abgeklärt und rein,
Wird das gezeigte Bild sogleich ein and'res seyn.

Dritte Frage.

Gib Kunde mir von mir und sag' mir, wer ich bin,
Im Wort': Geh' in dich selbst, was liegt darin für Sinn?

Antwort.

Du bist die Menge, die zum Quell der Einheit wird,
Du bist die Einheit, die zum Quell der Menge wird.
Nur Jener wird zum Grund von dem Geheimniß kommen,
Der zu dem Ganzen hat vom Theil den Weg genommen.

Vierte Frage.

Wer sind die Wallenden, die auf dem Wege rennen,
Und welchen soll ich den vollkommnen Menschen nennen?

Antwort.

Der Pilger ist's, der schnell vorübergeht als Freier,
Der rein ist von dem Selbst wie von dem Rauch das Feuer,
Der umgekehrten Schritts zurück zu Gott gekommen,
Bis er geworden ganz zum Menschen, der vollkommen.
Er findet auf dem Weg vom: wenn ihr liebet Gott,
Zu dem geheimsten Ort des Spruchs: so liebt euch Gott!
Die Dauer findet er, nachdem er sich vernichtet,
Zum Anfang wird sein End' dann wieder eingerichtet.

Daran schließt sich eine Auseinandersetzung, die vorzüglich geeignet ist, die orthodoxen Muhamedaner mit dieser mystischen Alleinheitslehre zu versöhnen, und die zugleich den genauen Zusammenhang derselben mit der christlichen Mystik beweist. Wie nämlich Jakob Böhme (auch schon mancher ältere Mystiker) in Christo den völlig geläuterten Adam wiedererkennt, so daß beide, nur auf verschiedenen Stufen, den Urmenschen repräsentiren, so identificirt Mahmud Schebisteri den Adam mit Muhamed. Jener war von Gott zur Reinheit erschaffen, verunreinigte sich aber, und erst Muhamed wurde das reine Ideal des Menschen, das Ebenbild der Gottheit:

Prophetenthum zuerst dem Adam eingebunden,
Hat die Vollendung dann in Mohammed gefunden.

Fünfte Frage.

Wer wird Erfahrener in Einheitslehr' genennt,
Wer ist der Kundige, der das Geheimniß kennt?

Antwort.

Gehst du hinaus aus dir, so wird hinein er gehen,
Und ohne dich wirst du erst seine Schönheit sehen.

Sechste Frage.

Wann der Erkennende und der Erkannte rein,
Was wird die Liebe wohl zur Handvoll Staubes seyn?

Antwort.

Du sey für Gottes Huld nicht kalt und undankbar,
Indem du nur durch Gott erkennen kannst was wahr,
Zwar ist Erkennender, Erkannter nur der Herr,
Doch durch die Sonne bleibt der Staub nicht wärmeleer,
Begier nach Sonnenglanz und nach dem Licht der Sonne
Darf wundern nicht im Staub, der Hoffnung hat von Wonne

Wir sind aus Gott geboren, sagt der Antwortende, also schon deßhalb zum Höchsten befähigt, selbst im Kleide des Staubes.

Siebente Frage.

Was ist der Punkt, der spricht: Ich selber, ich bin Gott!
Dünkt dieses Spielwerk dir versildert nur zur Noth?

Antwort.

Wer leer ist von sich selbst (und voll nur ist von Gott),
In selbem widerhallt der Ruf des: Ich bin Gott.

Achte Frage.

Warum heißt wohl der Mensch Ankommender, so bald
Er auf Beschauungspfad den weiten Raum durchwallt?

Antwort.

In Trennung von der Welt besteht Genuß in Gott,
Sich selbst entfremden heißt befreunden sich mit Gott.

Hieran schließt sich ein schönes Bild:

Ausdünstung steigt empor vom Meer und fällt dann wieder
Auf Gott des Herrn Befehl als Thau auf Felder nieder;
Der Sonne Strahl herab vom vierten Himmel fällt,
Und mit dem Thaue sich in Einem Leib vermählt.
Durch Wärme hebt er sich und nimmt den Weg nach oben,
Und in den Himmel wird des Meeres Fluth erhoben.

Wenn sich mit Wärm' und Fluth, die Luft, der Staub vermischt,
Entkeimt daraus das Grün, das unser Aug erfrischt,
Als Nahrung stärkt die Pflanz' alsdann des Thieres Fiber,
Als Nahrung gehet dies dann in den Menschen über,
In einen Tropfen es im Menschen übergeht,
Wie aus dem Tropfen dann zuletzt ein Mensch entsteht.
Wenn dann der Seele Licht einwandert in das Haus,
Entsteht ein schön' Gebild, ein menschliches, daraus.
Wird Knabe, Jüngling, Mann, und wird dann endlich Greis,
Begabt mit Urtheilskraft, der denkt, und schließt und weiß.
Und wird er auf Befehl von Gott dem Tod zum Raube,
So geht der Geist zum Geist, so geht der Staub zum Staube.

Neunte Frage.

Was ist nothwendiger, was möglicher Genuß?
Was Fernesehn und Näh', was Mangel, Ueberfluß?

In der Antwort auf diese etwas allgemeine Frage folgt die merkwürdige Lehre des vollkommensten Fatalismus, die mit derjenigen der christlichen „Gelassenheit“ harmonirt.

Du wardst erschaffen nicht um aus dir frei zu handeln,
Warst auserwählt um Gottes Namen abzuwandeln.
Durch seine Allmacht ward die Welt und es war gut,
Durch seine Wissenschaft befahl er absolut;
Eh' Seel' und Körper ward geschaffen, war's bestimmt,
Welch' einen Lauf die That und jede Handlung nimmt.
Der Eine, der durch siebenhunderttausend Jahr',
Gehorsam, doch mit Fluch am Hals belastet war.
Die Sünd' im Anderen sich mit der Reinheit paart,
So daß gereinigt er fortan genennet ward.
Und wunderbar, was der versäumet hat im Dienste,
Hat diesem Gottes Huld gerechnet zum Verdienste.
Der Mensch, der Gott stets fragt um's Wie und das Warum,
Maßt Mitherrschaft sich an in Gottes Herrscherthum.
Dem Herren ziemts, daß er Warum und Wie ausfrage,
Dem Sklaven stehts nicht an, daß er entgegensage.
Die Wesenheit des Herrn liegt in der Herrlichkeit,
Angab' von Ursach' ziemt sich nicht der Göttlichkeit.
Dem Herren ziemts, daß er bald huldvoll, bald ergrimmt,
Der Sklave wird durch Zwang und Fügung nur bestimmt.
Die Wunderwerke sind dem Menschen aufgezwungen,
Aus freier Wahl ist Nichts demselben noch gelungen.
Der Mensch hat Kunde nicht von seinem eignen Seyn,
Wie magst du fragen ihn, was unrein sey, was rein?
Nicht Ungerechtigkeit ist was nur Gnad und Huld,
Und die Gerechtigkeit trägt nicht des Drängers Schuld;
Das äußere Gesetz ward deßhalb aufgesperret,
Weil selbes über sich den Menschen erst belehret.
Da du zu schwach, das Recht zu finden selbst heraus,
So setze über dich dich selbst zuerst hinaus.
Die Allgemeinheit wird dich von dir selbst befreien.

Zehnte Frage.

Was für ein Meer ist dies, deß' Ufer Redekraft,
Und welche Perle wird vom Grund heraufgeschafft?

Antwort.

Die Handlung, die in den geheimsten Zustand bringt,
Gilt mehr als Wissenschaft, die nur in den Worten klingt.
Doch Handlung, die aus Lehm und Wasser nur entsteht,
Ist nicht wie Wissenschaft, die tief zum Herzen geht.

Eilfte Frage.

Was ist der Theil, der größer als des Ganzen Heil,
Und welcher ist der Weg zu suchen diesen Theil?

Antwort.

Das Daseyn absolut ist größer als das Ganze,
Das Ganze ist zwar da, doch jenes noch darüber.

Zwölfte Frage.

Wie wäre — Ewiges und Zeitliches getrennt,
Da dieses man als Welt, als Gott das erste kennt?

Antwort.

Geh', drehe einen Punkt, der feurig rund im Kreis,
So siehst durch Schnelligkeit du einen Feuerkreis.

Dann folgen noch im entsprechenden Sinn mystische Deutungen der Schönheiten Auge, Lippe, Maal, Locke, Bart, und der Genüsse Kerze, Geliebte, Wein, der Götzen, des magischen Gürtels, des Klosters, die wir hier übergehen wollen, da sie im Wesentlichen dasselbe sagen.

Auch mit der modernen Philosophie ist diese Lehre als eine pantheistische verwandt, allein sie steht derselben diametral entgegen, sofern sie praktisch auf die größte Demuth des Menschen, die moderne Philosophie dagegen umgekehrt auf die größte Hoffart ausgeht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 26.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 11. März 1839.

Deutsche Geschichte.

1) Paul Warnefrieds Geschichte der Longobarden. Zum ersten Mal aus einem Codex der königl. Bibliothek zu Bamberg aus dem 10ten Jahrhundert übersetzt und mit Anmerkungen versehen von K. von Spruner, königl. bayer. Lieutenant. Hamburg, Perthes, 1838.

Endlich ist der vortreffliche Paul Warnefried einmal übersetzt worden, der Mann, der die Unabhängigkeit des alten Lombardenreiches gegen Karl den Großen zu vertheidigen wagte, in eine Verschwörung verwickelt, entdeckt und mit dem Verlust der Hände bedroht war, den aber der große Karl mit den Worten frei ließ: wo wären dann wieder Hände zu finden, die so schön die Geschichte schrieben, wie diese!

In der That ist Paul Warnefried ein viel liebenswürdigerer Geschichtschreiber, als mancher andere Chronist. Er erzählt so einfach, und doch warm und wird nie langweilig, sondern beschäftigt den Geist und wenigstens die Phantasie unaufhörlich, wie Herodot. Die Geschichte der Longobarden ist aber auch so reich an poetischen Zügen, daß der Gegenstand schon die Aufmerksamkeit fesselt. Das Leben Alboins, der Theodelinde, des kühnen Grimoald, des Bertarit und Kunipert enthalten so viel Erhabenes und Rührendes, Natürliches und zugleich Abenteuerliches, daß ihm ein ganz eigenthümlicher poetischer Reiz innewohnt.

Der Herausgeber verspricht noch mehrere der besten und ältesten deutschen Geschichtschreiber aus dem Lateinischen zu übersetzen und kündigt deßfalls das vorliegende Werkchen nur als den ersten Theil einer: Sammlung der vorzüglichsten Quellenschriftsteller zur Geschichte der germanischen Stämme an. Möchte dieses Unternehmen ja guten Fortgang gewinnen, denn es ist das einzige Mittel, die so lesenswerthen Werke unserer Vorfahren in einem weitern Kreise bekannt zu machen, da an die lateinischen Quellen selbst doch Niemand geht, der nicht Geschichtsforscher ex professo ist. Es ist eine Schande für die deutsche Nation, daß sie so wenig ihre eignen alten Geschichtschreiber kennt, und es wird nur durch den Umstand erklärt, daß sie unglücklicherweise in jenem fatalen Latein geschrieben haben, das Tausende nicht verstehen, und das von denen selbst, die es am besten verstehen, verachtet und verrufen worden ist, weil das mittelalterliche Mönchslatein am meisten den Freunden der Classicität zuwider ist. Hier ist nun in der That nur durch Uebersetzungen zu helfen. Wir haben deren noch sehr wenige, von Lambert von Aschaffenburg, von Wittekind und Ditmar, von Warnefried, aber noch nicht von unzähligen Andern seit Gregor von Tours, unter denen so Viele sind, die es verdien en, der Lektüre zugänglicher gemacht zu werden.

2) Historisch-geographischer Handatlas. Von demselben. Zweite Lieferung erste Abtheilung. Gotha, Perthes, 1838. Quer-Folio.

Dieser Atlas ist eine der dankenswerthesten Unternehmungen des gelehrten Fleißes unserer Tage. Die Ausführung ist aber so schwierig, daß das späte Erscheinen der zweiten Lieferung kaum Wunder nehmen darf. Ueber die erste haben wir Literaturblatt 1837, Nr. 43 gesprochen. Sie enthielt acht Karten, die vorliegende enthält deren sieben: 9. Alt-Germanien und die Süddonauländer um die Mitte des 5ten Jahrhunderts, eine sehr brauchbare Uebersichtskarte, auf der die so verwickelte Stellung der germanischen Völkerschaften gegen einander klar gemacht ist. Das Ungewisse ist durch Fragezeichen gewissenhaft angedeutet. Obgleich die Karte den Zustand im 5ten Jahrhundert festhält, ist auch die

frühere Völkerlage durch blässer gehaltene Namen der untergegangenen oder vertriebenen Stämme bezeichnet. Die Orientirung in der großen Verwirrung der Völkerwanderung ist das Hauptverdienst der Karte. Gleichwohl wäre vielleicht eine besondere Karte der Rheingrenzen aus den Zeiten des Cäsar oder Julian nicht überflüssig gewesen. Die Donaugrenzen sind verhältnißmäßig weniger interessant, theils weil wir hier nicht über alle Kriege so genaue Nachrichten haben, theils weil die wichtigsten Begebenheiten in Ungarn und an den Donaumündungen vorgingen, die uns ferner liegen als der vaterländische Rhein. Eine Specialkarte zur Erläuterung der Grenzkämpfe am Rhein, Neckar, Main und an der Weser würde dem so umsichtigen Verfasser Gelegenheit gegeben haben, auch kleinere Umstände, auf die er bei der großen Karte weniger Gewicht legen konnte, zu berücksichtigen, z. B. die langen Brücken, welche die Römer von Vetera aus anlegten, und topographische Ungewißheiten als solche zu bezeichnen, z. B. die Lage der Städte Solicinium, Samulocenna (Sumlocenne?) am Neckar, und so noch manche Streitfrage, zu welcher die berühmte Peutinger'sche Tafel Anlaß gegeben hat.

Die 10te Karte: Europa zur Zeit Karls des Großen gewährt eine schöne Uebersicht und Vergleichung mit der dritten Karte, die Europa um drei Jahrhunderte früher darstellte. Sehr interessant ist die 11te Karte: Deutschlands kirchliche Eintheilung bis ins 16te Jahrhundert. Sie gewährt für die Orientirung im Mittelalter die festesten Haltpunkte, denn die Kirchengebiete waren viel früher fixirt als die weltlichen Territorien. Sehr zweckmäßig sind auch die wichtigsten Klöster in diese Karte aufgenommen. Die 12te Karte stellt die große Theilung des Karlowingischen Reichs nach dem Vertrage von Verdun dar. Die 13te ausgezeichnet schöne Karte stellt die Eintheilung des deutschen Reichs nach seinen Herzogthümern und wieder diese nach ihren Gauen vom 10ten bis 13ten Jahrhundert dar. Die 14te bringt sofort die Veränderungen unter den Hohenstauffen zur Anschauung, die Auflösung der Gaue, den Anwachs großer Lehngebiete im erblichen Besitz von Familien oder Kirchen. Endlich stellt die 15te Karte insbesondere die Herzogthümer Franken, Alemannien, Bayern, Lothringen und Burgund dar, wie sich in ihnen die Territorialverhältnisse nach dem Untergange der Gauverfassung gestalteten. Hier war die Forschung unstreitig sehr schwierig und diese Karten müssen mit vorzüglichem Dank anerkannt werden. Die Grenze des alemannischen Herzogthums hätte ein wenig weiter südwärts gezogen werden dürfen, denn Cleven (Chiavenna) gehörte unter den Hohenstauffen noch zu Schwaben. Kaiser Friedrich stellte deßfalls eine Urkunde aus, die man in Allegranza opuscoli eruditi lat. et italiani, Cremona 1781 findet. In kleinen Nebenkärtchen sind sehr zweckmäßig die Stammgebiete der großen Geschlechter, namentlich das hohenstauffische und habsburgische, besonders dargestellt.

Mögen alle Freunde der vaterländischen Geschichte sich für dieses schöne Werk interessiren. Man kann kein besseres Hülfsmittel zur Orientirung bei der Lektüre und beim Studium deutscher Geschichte finden.

3) Des ritterlichen freien Adels zu Franken Leben und Sitten. Von Hans Freiherrn von Aufseß. Erster Band: Geschichte des Hauses Aufseß. Erstes Heft. Bayreuth, Grau, 1838.

Es muß auffallen, daß wir noch immer keine umfassende Geschichte des deutschen Adels besitzen. Wir haben dickleibige Werke genug, die von den alten und neuen Rechten des Adels handeln, Werke über Art und Sitte des Ritterthums, auch einige vortreffliche Familiengeschichten, aber eine erschöpfende Geschichte des gesammten Adels deutscher Zunge fehlt noch. Sie ist freilich schwer zu schreiben, doch bei dem Zusammenhange, der unter dem Adel stattfindet und bei dem Interesse, das eine solche Arbeit für ihn haben würde, läßt sich die Möglichkeit denken, daß ein unternehmender Mann, von vielen Seiten her unterstützt, das Werk zu Stande bringen könnte.

Das vorliegende ist eine sehr gute Vorarbeit dazu, eine mit ungemeiner Liebe und mit größtem Fleiß ausgeführte Familiengeschichte, in der fast alle Momente vorkommen, welche den deutschen Adel überhaupt charakterisiren. Bekanntlich datirten im 16ten und 17ten Jahrhundert servile Genealogen den Ursprung edler deutscher Geschlechter gern in die Römerzeiten oder gar in die biblische Geschichte zurück und machten die Sprößlinge altdeutscher Helden zu Abkommen römischer Patrizier und Senatoren oder gar zu Vettern der Jungfrau Maria. Nicht minder übte sich der Volkswitz in Anspielungen auf die Geschlechtsnamen. So hören wir von denen von Aufseß, ihr Ahn habe diesen Namen erhalten, weil er beim Einzug Christi in Jerusalem dem Heiland auf die Eselin geholfen habe. Der Verfasser ist übrigens so wenig von einem falschen Ahnenstolz eingenommen, daß er sogar eine frühere Ansicht, wornach sein Geschlecht ursprünglich reichsfreiherrlich gewesen seyn soll, abweist und nur eine Abkunft von Ministerialen in Anspruch nimmt. Wenn er aber die Ministerialen als Freie, ja als solche bezeichnet, die sogar einen Grad über den gemeinen Freien standen, so hat er damit gewiß Recht; denn obgleich sich Beispiele finden, daß Ministeriale, und

zwar schon zu einer Zeit, da sie den adeligen Namen von der Burg trugen, noch im Verhältniß der Leibeignen zu ihrem Herrn standen, so beweist dies nichts, als daß im frühern Mittelalter (wie zu allen Zeiten) auch niedere Geburt durch der Herren Gunst und in der Herren Dienst belohnt wurde. Gewiß waren die meisten Ministerialen Freie, nachgedorne Söhne von Freien, die in größerer Herren Dienst traten, weil ihnen Erb und Eigen fehlte. Eben so gewiß aber fanden sich unter den Ministerialen auch Leibeigene, die als treue oder besonders befähigte Diener emporstiegen, wie dies urkundlich auch schon nachgewiesen ist. Auch gab es der Ministerialen, wie der Dienstgattungen, gar vielerlei, und erst in etwas späterer Zeit scheiden sich die ritterlichen Ministerialen auf den Burgen aus, ungefähr wie die späteren Grafen als Gerichtsherren von den vielerlei Grafen, die andern Geschäften vorgestanden hatten und diesen Namen allmählich verloren. Im Allgemeinen wurde in die Ministerialität, wie in die Klöster, alles Verdienst aufgenommen, das nicht auf ein angebornes Erbe pochen konnte. Wer kein eigen Gut hatte, dem blieb nur der Hofdienst oder die Kirche übrig. Im Hofdienst aber sezten sich die Ministerialen, die ursprünglich nur bestellte Wächter einer Burg waren, bald als erbliche Eigenthümer auf derselben fest und nannten sich nach derselben, wie die noch älteren Allodialbesitzer, die edeln Freien, die niemals Dienst genommen, weil sie ihr Gut nicht als beneficium vom Herrn, sondern von uralten Zeiten her zu eigen hatten. Ein großer Theil dieser erbsäßig gewordenen Ministerialen kam unter die Landeshoheit einzelner Fürsten oder Bischöfe, weil er entweder ursprünglich im Dienst dieser kleinen Herrn gestanden, oder vom Reich unter dieselben gebracht worden war. Ein anderer Theil dieser Ministerialen aber machte sich nach der Auflösung der herzoglichen Gewalt reichsunmittelbar und unterwarf sich keinem der weltlichen oder geistlichen Fürsten, oder riß sich von denselben wieder los (wie der schwäbische Adel von Herzog Ulrich von Würtemberg) und stiftete eigene Corporationen, mit den älteren allodialen Dynasten verbunden.

Auch die von Aufseß traten, obgleich ursprünglich nur Ministeriale, in die fränkische Reichsritterschaft. Der Glanz des Hauses schreibt sich eigentlich von Otto von Aufseß her, der in der Schlacht bei Mühldorf für Kaiser Ludwig den Bayer stritt und sich besonderes Verdienst um König Johann von Böhmen erworben haben muß, weil dieser ihm das ehrenvolle Amt eines Erdschenken des Hochstifts Bamberg, das bisher Böhmen selbst verwaltet, übertrug. Damit aber wurden die Aufseß keineswegs von Bamberg abhängig, sondern wurden unmittelbar vom Kaiser mit Rechten beliehen, machten Stiftungen und Schenkungen ohne Vermittlung eines Andern und dienten frei bald diesem, bald jenem befreundeten Herrn in Fehden und Kriegen.

Wenn Freiherr von Aufseß mit gleicher Freimüthigkeit auch die spätere Geschichte seiner Familie schildert, wie nicht zu zweifeln ist, so darf man noch auf manches Interessante gefaßt seyn, namentlich auf eine ausführlichere Darstellung des großen Processes, den die gewaltsame Entführung eines jungen von Aufseß (den man nach Bamberg brachte und mit Gewalt katholisch machte) im Jahr 1729 veranlaßte.

Romane und Novellen.

18) König Mys von Fidibus oder drei Jahre auf der Universität. Wahrheit und Dichtung aus dem Leben eines Künstlers von K. Stein. Zwei Bände. Gera, Scherbarth, 1838.

Ein Roman, der sehr stark an die Manier Callot-Hoffmanns erinnert. Der Held ist ein junger Student, Namens Leo, dem die in einer Bratsche inwohnende Seele (der kleine König Mys) als ein Spiritus familiaris beisteht, und ihn unter drei Dingen wählen läßt, Geld, Orden, musikalisches Genie. Leo wählt das Leztere und kommt dadurch auch hinlänglich zu Vermögen und Ehren, Liebesglück ꝛc. Diese Erfindung erinnert nun sehr deutlich an den Studenten Anselmus und an die bekannten Kreisleriana bei Hoffmann. Und wie bei diesem so werden auch hier eine Menge kritische Betrachtungen über die Musik und ihre berühmtesten Meister eingeflochten. Dagegen unterscheidet sich Herr Stein von Hoffmann wieder durch einen heitern, immer gutgelaunten, zuweilen etwas zu familiären und burschikosen Ton, der das capriciöse und unheimliche Element Hoffmanns ausschließt. Mit Betrachtungen über ernste Musik contrastirt wohl dieser Ton zu stark und überhaupt führt er eine redselige Bequemlichkeit mit sich, die zu wenig Concentration des Geistreichen zuläßt.

19) Tonleben. Novellen und vermischte Aufsätze von A. Kahlert. Breslau, Aderholz, 1838.

Wie der Titel andeutet, bezieht sich hier Alles auf Musik. Die Aesthetik der Tonkunst, die Werke bedeutender Componisten, die modernen Richtungen der Musik

werden durchgesprochen. Am Schluß einige Verse, musikalische Texte, lyrische Empfindungen, zahme Xenien. Unter den leztern sind mehrere sehr treffend:

Des Streites und der Sünde
Wär' nicht so viel,
Wenn Jeder offen gestünde,
Was ihm gefiel'.

* * *

Du siehst den Leib erkranken
Sobald die Seele verdirbt,
Wie über verkrüppelten Gedanken
Ein' jede Sprache stirbt.

* * *

Wenn Ruhm und Lohn Du jeden Tag begehrst für Dein Streben,
So bringst Du Dich um Ruhm und Lohn für Dein gesammtes Leben.

* * *

Der Eine schafft aus Eitelkeit,
Aus Langerweil' der Zweite,
Aus Noth der Dritte, also tritt
Der Strom der Kunst ins Breite.
Doch ist die Ueberschwemmung Trug,
Sein Bett ist eben tief genug,
Im alten Gleis zum ew'gen Port
Treibt das Gesetz ihn dennoch fort.

* * *

Hat Kritikus sich zum Schaffen gewandt,
Verräth er sich als Dilettant,
Fängt Künstler zu recensiren an,
Verlernt er selber, was er kann.

* * *

Musik gefällt geistreichen Leuten,
Erfahren sie, was sie soll bedeuten;
Man flieht die alte gute Fahne,
Erzählt in Tönen ganze Romane,
Und um den Ausdruck nicht zu stören,
Gibt man nicht viel Musik zu hören.

* * *

Wo Töne reden sollen, sind Worte zu gering,
Wenn's anders wär', so bliebe der Ton ein unnüz Ding.

* * *

Fast bartlos, und schon so vernünftig!
Vor jedem Reiz geeteilt, kalt!
Das Urtheil schlaff. Gesinnung zünftig. —
O weh, so jung, und schon so alt!

* * *

Wenn sich die Künstler putzen,
Ist's nicht der Kunst zum Nutzen,
Entsagen sie allem Scheine,
Versinken sie in's Gemeine.
Die Sansculotts und Gecken,
Sind Beide mir zum Schrecken.

20) Die Mosaikbilder und die lezten Aldini von Georg Sand. Aus dem Französischen von O. von Czarnowsky. Aachen und Leipzig, Mayer, 1838.

Der Name G. Sand läßt einen andern Inhalt erwarten, nämlich die Expectorationen sittenloser Charaktere und schmutzige Situationen, worin sich die Feder dieser Dame bekanntlich so sehr gefällt. Statt dessen finden wir hier eine sentimentale Malernovelle aus der Blüthenzeit der venetianischen Schule, und eine ähnliche Sängernovelle, an deren Schluß Sängern und Sängerinnen der prosaische Rath ertheilt wird, sich nicht zu viel mit vornehmen Leuten abzugeben, nicht auf Ehren dieser Art, sondern auf Geldgewinn auszugehen, ihr Schäfchen ins Trockne zu bringen und dann vergnügt für sich zu leben. In der Mitte noch eine kleine anecdotenartige Novelle aus Napoleons Jugendjahren.

21) Bergers letzte Novellen. Herausgegeben von Eichel. Meißen, Gödsche, 1839.

„Die Harfnerin von Warschau.“ Ein junger Edelmann verliebt sich in ein herumziehendes Harfenmädchen. Sie will ihm großmüthig entsagen, da sie zu tief unter seinem Stande ist, um ihn heirathen zu können. Da erfährt man auf einmal, daß sie das verlorene Kind vornehmer Eltern ist. Ein oft gebrauchtes, wahrhaft abgedroschenes Motiv. — „Die sieben Fräulein von Bethencourt.“ Ein Verführer, der seine frühere Geliebte verlassen, ist im Begriff, eine zweite zu heirathen. Der unglückliche Liebhaber dieser zweiten ist bei der Trauung zugegen und in Verzweiflung. Da stürzt die erste Geliebte des Verführers wahnsinnig herein und der Verführer — ist so höflich auf dem Fleck vor Schrecken zu sterben, so daß die Braut nunmehr den bisher unglücklichen Liebhaber heirathen kann. — Noch unbedeutender ist die dritte Erzählung „das Grab im Eilauer Walde.“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 27.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 13. März 1839.

Neue Reisen.

9) Reise des Marschalls, Herzogs von Ragusa, durch Sizilien. Authentische, unter Aufsicht und aus Auftrag des Verfassers besorgte deutsche Ausgabe. Wien, Heubner, 1838. 8.

Marschall Marmont benutzte die Muße seines Alters zu Reisen und schrieb seine Reisebemerkungen nieder. Das vorliegende Werk enthält die Schilderung Siziliens. Er beginnt mit Rom, das er im Alter ganz anders wieder fand, als er es einst in der ersten kriegerischen Hitze der Jugend gesehen, und das mit seinen Ruinen seiner spätern Stimmung mehr zusagte, als der frühern. Auch von Neapel spricht er einige Worte, und im Vorüberfahren von der herrlichen Küste des Salernitaner Golfs und von Amalfi, der romantischesten Stadt der Welt. Weiterhin an der Küste Calabriens wird er an den kläglichen Tod seines Waffengefährten Murat erinnert, und bei der Einfahrt in die Meerenge von Messina erzählt er eine interessante kleine Anecdote: „Der Anblick dieses Kanals erinnerte mich unwillkürlich an eine von Murat versuchte Expedition, deren nähere Umstände so wunderlich waren, daß ich mir diese niemals erklären konnte. Nachdem er große Vorbereitungen zur Expedition nach Sizilien getroffen, die Küsten verwahrt, eine Flotille geschaffen, eine Armee ausgerüstet hatte, warf er eine Brigade nach Sizilien, und diese Brigade wurde nach einem Kampfe von wenig Stunden gefangen. Der General Caraffa diente damals in der neapolitanischen Armee und er ertheilte mir über dies seltsame Ereigniß folgende Auskunft: Murat wünschte sehnlich Sizilien zu erobern. Seine zahlreiche und gut organisirte Armee war noch durch ein französisches Corps, unter dem Befehle des Generals Grenier, verstärkt. Seine Flotille, durch viele Kämpfe gestählt, unter dem Schutze der Landbatterien, wie bei den ältern Schlachten der Flotille von Boulogne, war bereit. Die Vorbereitungen waren von Napoleon gebilligt worden, und diese Bewegungen und diese Drohungen paßten in seine Pläne, als eine für ihn vortheilhafte Ablenkung. Murat wiegte sich in Hoffnungen, die Krone Siziliens mit jener zu vereinigen, die er schon trug; aber dies war nicht die Absicht des Kaisers, er wollte nicht sich neuen Wagnissen hingeben, noch seine ohnedem schon zu großen Geschäfte vermehren, und besonders nicht zu den durch seine Armeen besetzten Ländern andere Länder hinzufügen, wo die Macht allein den Gehorsam begründen würde. Murat, der dies nicht wußte, beschleunigte auf jede Art die Ausführung seines Anschlages. Als der Augenblick gekommen war, gab er den Befehl, sich bei einbrechender Nacht einzuschiffen. Da brachte ihm der General Grenier einen geheimen Befehl Napoleons, der ihm verbot, diese Unternehmung auszuführen. Murat war wüthend; in der Voraussetzung, daß die Gefahren der Durchfahrt allein Napoleon abgehalten hätten, wollte er die Leichtigkeit der Ausführung beweisen, und gab einer Brigade den Befehl, über die Meerenge zu setzen. Sie kam glücklich durch und landete. — Es ward ihr Befehl zur Rückkehr zugesendet, aber die Schiffe, welche nicht ohne Schutz am Strande bleiben wollten, hatten sich entfernt, und nach einem leichten Gefechte streckte die verlassene und umzingelte Brigade die Waffen und wurde kriegsgefangen."

Hierauf die Schilderung Siziliens. Der Marschall bestieg den Aetna, besuchte Syrakus und die übrigen bedeutendsten Alterthümer der Insel, das schöne Catanea, die prächtige Hauptstadt Palermo, sah das Fest der heil. Rosalie ꝛc., alles Dinge, die auch schon hundertmal von Andern beschrieben sind. Der Marschall hat dies gefühlt und sich deßfalls kurz gefaßt. Doch nimmt es Wunder,

daß er so gar viele Bogen seines Werkes mit Erinnerungen an die alte griechische, römische, sarazenische und normannische Geschichte angefüllt hat, da auch diese Dinge bekannt sind. Neu dagegen und vorzüglich interessant sind die Bemerkungen des französischen Marschalls über den gegenwärtigen politischen Zustand Siziliens. Bekanntlich war diese große Insel einst die Kornkammer des römischen Reichs. Jetzt liegen ganze Strecken ihres fruchtbaren Landes verödet, die Insel ist schlecht bevölkert, die wenigen Einwohner leben in Elend. Die frühern Entvölkerungen sind nicht daran Schuld, denn im Verlauf der Jahrhunderte hätte das so fruchtbare Land wieder ein neues zahlreiches Volk erziehen können. Das Uebel liegt, wie in der großen Campagna di Roma, darin, daß der Grund und Boden so lange der todten Hand der Majoratsherren angehörte, und daß zu schnell und gewaltsam reformirt wurde. Umsonst suchten ehedem die Könige die Gewalt der Barone und der Kirche zu schwächen. Sie konnten nur mit ihr theilen. Das sizilianische Parlament bestand aus drei Kammern, Arme genannt, ein Name, der ungezweifelt die Stärke des Staates andeutete, und diese bildlich darstellte. Der geistliche Arm, jener der Barone und jener der Krongüter berathschlagten sich abgesondert, und ein Ausschuß von 9 Gliedern, wozu von jedem Arme drei gewählt wurden, überwachte die Verwendung der bewilligten Summen, und zugleich die Vollziehung der Gesetze und der Freiheiten des Königreiches. In der letzteren Zeit versammelte sich das Parlament regelmäßig alle 3 Jahre, um über die Geldbeiträge abzustimmen, und vom Könige das zu verlangen, was es für die Wohlfahrt des Landes nützlich erachtete. Es bestand aus 231 Gliedern. 61 Prälaten, Bischöfe ꝛc. bildeten den geistlichen Arm, wo der Erzbischof von Palermo den Vorsitz hatte. 124 Barone, unter dem Vorsitze des ältesten Barons des Königreiches, den Arm der Barone, und 46 Deputirte der 46 zu den Krondomänen gehörigen Städte, unter dem Vorsitze des Prätors von Palermo, des wählbaren Municipaloberhauptes dieser Stadt, den Arm der Krongüter. Da die Lehen das Eigenthum vorstellten, so vereinigte der Baron, welcher deren mehrere besaß, in sich eine seinen Lehen gleiche Stimmenanzahl und aus diesem Grunde hatte der Fürst Buttera deren 18 im Arme der Barone. Jeder Arm berathschlagte sich über die vorgelegten Gegenstände, und sie machten sich gegenseitig ihre Mittheilungen durch Commissäre. Alle Besitzthümer bildeten Majorate und Fideicommisse, und fielen den Familienhäuptern zu, aber den jüngeren Söhnen und den Mädchen gebührte eine Aussteuer.

„Ferdinand IV. bezeichnete den Anfang seiner Regierung durch wichtige Beschränkungen der Lehenrechte, der Vertreibung der Jesuiten, die Verminderung der Klöster, durch das den todten Händen gemachte Verbot der Erwerbung neuer Güter, und durch die Ermunterung des Ackerbaues. Unvermuthet kamen die Ereignisse der Revolution und die Siege des Kaiserreiches, und der Hof ward zweimal genöthigt, nach Sizilien zu flüchten. Die Anwesenheit des Monarchen konnte Sizilien große Wohlthaten gewähren; eine heilsame Ordnung der Dinge konnte hieraus entspringen, denn eines der größten Mißgeschicke dieses Landes, eine der Ursachen seines Verfalls, lag in dem Umstande, daß es durch 300 Jahre fast immer von Vicekönigen verwaltet wurde. Das zu verschiedenen Zeiten berufene Parlament bewilligte die verlangten Geldsubsidien, aber im Jahr 1810 widersetzte sich der Arm der Barone den Forderungen des Hofes. Das Parlament bewilligte nur einen Theil der begehrten Subsidien, regulirte die Steuer, und gab ihr eine bessere Grundlage, indem sie allen Besitzthümern ohne Unterschied solche auferlegte. Ein zusammenberufenes neues Parlament verharrte in den Beschlüssen der vorhergehenden. Da erfolgten Staatsstreiche und Verfolgungen. Die englische Regierung trat vermittelnd auf in der Person des Sir William Bentink, zugleich ihr Minister und ihr General-Commandant der Truppen auf der Insel. Das Parlament versammelte sich, und der Generalvicar, das zweite Ich, in dessen Gewahrsam für den Augenblick die königliche Gewalt übergegangen war, schlug ihm eine Reform seiner Einrichtung vor. Da zeigte sich der englische Einfluß und anstatt zu verbessern, was in der bestehenden Ordnung der Dinge Fehlerhaftes, und im Gange der Geschäfte Hemmendes seyn konnte, unternimmt das Parlament eine vollständige Umwandlung, angefeuert von den Neuerern und unter andern durch einen Abbé Beltramo, einen zu dieser Zeit einflußreichen Mann, der von dem Verlangen beseelt war, seinen Namen unter denen der berühmten Gesetzgeber zu sehen. Das Parlament nimmt vorläufig weise Grundsätze an, aber die Berathschlagungen werden bald bitter. Entlassen, in der neuen Art zusammenberufen, von Neuem aufgelöst, später wieder berufen, versammelt sich das Parlament im Jahr 1814 zwei Mal. Durch die Abreise der Engländer sich selbst überlassen, von unfähigen Männern geleitet, führte dieses fast ein Jahr dauernden Todeskampf, die Verwirrung, und die Umwälzung der neuen Ordnung der Dinge herbei.“

„Die vom Könige beschlossene Vereinigung Neapels und Siziliens zu einem Königreiche hatte die Aufhebung der neuen Einrichtungen zur Folge, und hinderte die Wiederherstellung der alten. So führten die im Namen der Freiheit gemachten Anstrengungen, zu einer sogenannten Zeit der Freiheit, in Sizilien, wie in so vielen

andern Ländern, den Verlust der Freiheiten und Privilegien des Volkes, und der Bürgschaften für ihre Rechte herbei. Das sizilianische Parlament hatte das Lehenwesen abgeschafft, aber die Fideicommisse und die Majorate beibehalten. Ein königliches Dekret hob bald beide auf. Gleichsam um die Verwirrung zu steigern, führt dieses ohne vorläufige Maßregeln den Code Napoleon ein. Aber die Aufhebung der Fideicommisse bewirkte, daß die Schulden, mit denen die Güter belastet waren, eingetrieben werden konnten, und die Schulden waren ungeheuer. Da befahl König Ferdinand durch ein königliches Patent, daß die Zahlungen in natura erfolgen sollten, und daß jeder Großer seinen Gläubigern ein Gut im Werthe seiner Foderung überlassen sollte. Aber da stieß man auf eine unbesiegbare Schwierigkeit. Der Werth eines Gutes ist nicht festgesetzt und bestimmbar, wie der einer Münze, deren Schrot und Korn bekannt, und vom Staate verbürgt ist. Der Gläubiger und der Schuldner konnten sich niemals über den Werth des unbeweglichen Vermögens vereinigen; und alles blieb streitig und ungewiß. Die zur Entscheidung berufenen Gerichte, mit einer so ungeheuren Anzahl Prozesse überhäuft, machten nicht einmal den Versuch, sie zu schlichten. Da die Regierung, in Erwartung der Lösung, ihnen die Verwaltung der bestrittenen Herrschaften übergeben hatte, so lag es im Interesse der Richter, solche zu bewahren, und in einem Chaos fortzuleben, wo der Gewinn allein auf ihrer Seite war. Die Schuldner hielten sich befreit, die Gläubiger erkannten sich nicht für bezahlt, und die Güter, verlassen von jenen, die an ihrer Erhaltung Interesse hatten, geplündert von jenen, deren Händen man sie anvertraut hatte, verloren jedes Jahr an Werthe, und sind gegenwärtig bis zur Hälfte desjenigen herabgesunken, den sie ursprünglich hatten. Das Uebel nimmt beständig zu und man kann nicht errathen, wo es aufhören wird, es wird noch verwickelter durch politische Rücksichten, durch die Anhänglichkeit an eine abgeschaffte Gesetzgebung, durch den Abscheu für jene, welche in gesetzlicher Kraft, und so reißt die Anarchie in den Gesetzen, in Rechtspflege und im Eigenthume systematisch ein."

Im Anhange werden noch einige Abhandlungen mitgetheilt über die Temperatur von Palermo von Herrn Cacciatore, Director der Sternwarte zu Palermo; über den Sirocco von demselben, und eine Medicinalstatistik des Irrenhauses in Palermo von Dr. Greco, dem Arzte dieser musterhaften Anstalt.

Romane und Novellen.

22) Der Schmuck. In Briefen. Seitenstück zu den Perlen von Henriette Hanke. Drei Theile. Hannover, Hahn, 1838.

Frau Henriette Hanke ist unter den schreibenden Damen diejenige, die am allerwenigsten etwas von der femme libre wissen will. Wenn die meisten ihrer literarischen Schwestern mehr oder weniger Amazonen sind und ihr Geschlecht emancipiren, die Männer nicht etwa beherrschen (denn das geschieht ohnehin von Evas Zeiten her), sondern mit ihnen tauschen wollen, so predigt dagegen Frau Henriette Hanke unaufhörlich die bescheidenste weibliche Demuth und Häuslichkeit und alle ihre Romane sind Lehrbücher in diesem Sinne. Sie selbst verhehlt es nicht, daß sie den Modeuntugenden durch Hinweisung auf die von der Natur geforderten und ewig sich gleichbleibenden weiblichen Tugenden, und dem Modeunglück durch die Anpreisung des stillen Glückes, das in der Uebung töchterlicher, ehelicher, mütterlicher Pflichten liegt, entgegenarbeiten will. Sie hat es dabei keineswegs auf eine langweilige und trübselige Entsagung abgesehen, vielmehr läßt sie der Liebe ihr Recht und sucht diese Liebe nur von Abwegen auf den rechten Weg zu lenken, ihr statt der Phantasie die Vernunft zur Führerin zu geben. Dieses Streben nach Natürlichkeit, diese poetische Auffassung einer Tugend und eines Glücks, die überall gefunden werden können, wenn man nur der Natur und den Foderungen der Vernunft treu bleiben will, zeichnet die Verfasserin sehr zu ihrem Vortheil aus. Auch schreibt sie gut, und malt sehr anschaulich und warm die kleinen häuslichen Scenen aus. Nur darin verläugnet sich die weibliche Feder nicht, daß sie häufig sehr umständlich wird und namentlich die Briefe von Frauenzimmern an Frauenzimmer sind in dieser Beziehung doch gar zu echt und als ob sie wirklich von der Post abgeholt wären. Doch die Frauen führen immer ganz aus, was der Mann nur andeutet und eine Shakspearische Kürze kann von ihnen nicht verlangt werden.

Im vorliegenden Roman, der gewiß einer ihrer besten ist, hat uns Frau Henriette Hanke die Briefe eines edeln jungen Mädchens mitgetheilt, einer gewissen Minna, die als die verwaiste Tochter eines Universitätsprofessors Gouvernante im Hause eines Präsidenten wurde. Die Präsidentin war die zweite Frau ihres Mannes, die früher geschiedene Frau lebte ganz in der Nähe und in gutem Vernehmen mit dem Ehepaar, so

daß zwischen beiden Frauen Vergleichungen sich darboten, die zu Gunsten der geschiedenen ausfielen. Aus der frühern Ehe war ein Sohn vorhanden, aus der spätern eine Tochter. Der erstere heirathete eine arme Waise, die im Hause das Gnadenbrod aß, zum großen Verdruß der Mutter, die später verarmt nun am Tisch der Schwiegertochter das Gnadenbrod essen sollte. Die Tochter heirathete einen früheren Geliebten Minnas und diese selbst einen Doctor, der bereits Wittwer und seit ihres Vaters Tod ihr einziger wahrer Freund war', an den auch ihre meisten Briefe gerichtet sind.

An diese einfachen Familienbegebenheiten ist viel Charakteristik geknüpft. Die einfache und edle Minna contrastirt sehr gut mit der vornehmen, klugen und stolzen Präsidentin. Bei der Erziehung der jungen Mädchen kommen ihre Grundsätze in Widerspruch. Die Mutter ist stolz und will die Tochter stolz, die Gouvernante ist demüthig und will sie demüthig. Die Mutter will bloß den Verstand cultiviren, Minna vertheidigt das Gefühl. Die Mutter verlangt bloß gesellige Talente, die Gouvernante auch häusliche. Um den ganzen Umfang der weiblichen Demuth zu bezeichnen, welche die Verfasserin predigt, heben wir einige Stellen hervor. Ein Fräulein wünscht bei dem Vater zu bleiben. Die Mutter will nicht. „Man muß eben, schreibt Minna, einen guten Vater verloren haben, so wie ich — ließ ich mich vernehmen — um sich lebhaft für den kindlichen Wunsch des Fräuleins zu interessiren; er ist so natürlich! wie mag es möglich seyn, sich gleichgültig eines Vaters zu begeben, welcher der geborne, der beste Freund seines Kindes ist? Auch die trefflichste Mutter vermag nicht, ihn zu ersetzen. Mir däucht, nur an dem Verhältniß zum Vater lerne die Tochter ihre einzige Bestimmung: sich dem Willen eines Mannes unterwerfen, und in Liebe gehorsam seyn. — Die Dame hüstelte heftig, meine Erklärung hatte sie gereizt; ich fühlte einen leisen, meine Hand überschleichenden Druck, als würde die Dankempfindung des Fräuleins mir nur zufällig fühlbar. Der alte Mann, ein jüdischer Kaufmann, mit Namens Wolf, raffte seinen weiten Pelz zusammen, der den Wagen auswärmte, als athme die Heerde der ungebornen Lämmlein darin, deren zartes Vließ ihm zum Futter diente — und sprach: Gehorsam! da haben Sie, meine junge Dame, ein Wort ausgesprochen, was man selten mehr aus weiblichem Munde vernimmt. Und es ist doch das erste im Wörterbuche unseres Herrgotts, was er dem Menschen überlieferte, da er ihm die Sprache gab. — Jetzt erhielt Frau von Hutten die ihrige wieder, und mit verstärktem Eifer sagte sie: Das sind altgläubige Begriffe, mein Herr! Wir sind endlich, dem Himmel sey Dank! dahin gekommen, daß unser Geschlecht sich auch in Freiheit bewegen dürfe. — Sie wollen damit sagen, antwortete der Gegner kaltblütig, ich sey ein Jude und ich wollte mich ja gern meines Glaubens schämen, sähe ich nur überall die Liebe als des Gesetzes Erfüllung. Aber dem ist leider! nicht so. Meine ganze Verwandtschaft ist getauft — ich hatte das religiöse Element nur dadurch verdünnt gesehen, und so blieb ich bei dem Geiste meiner Väter. — Ich mag nicht leugnen, der Mann flößte mir Achtung ein, und ich dachte, wie der Milde, der wohl wüßte, was im Menschen wäre, ihn für eine freundliche Erwerbung halten würde. — Was nun die Freiheit anbelangt — fuhr er fort — so ist, mit Ihrer gnädigen Erlaubniß, diese dem schwachen Geschlecht nicht nütze. Es bedarf — so zu sagen — einer Verfassung. Er soll dein Herr seyn! das ist die uralte Trauformel; kein Ehepaar wird nach der neuen Agende besser eingesegnet, als wenn es die Vorschrift befolgt." Ein andermal heißt es: „Wie schön läßt es einer jungen Frau, wenn sie inmitten einer blinkenden Küche steht, und ihre Wangen sprühen von freudiger Hitze, wobei sie ihrem Manne mit eigener weißer Hand eine Leibsuppe kocht, und ein paar guten Freunden ein Gerichtchen Gerngesehn! kein Edelstein blinkt in solchem Feuer! kein Purpurkleid ziert so. Wie heimathlich klingelt ein Schlüsselbund an ihrer Seite! und solch ein Schlüsselbund steht in genauerem Zusammenhange mit dem Ehebunde, als man glauben sollte. Die Schlüssel sind allmählich immer kleiner geworden; jetzt passen sie nur noch zu Luftschlössern."

In die Erzählungen sind ganz kleine Aufsätze eingestreut, theils von Minna selbst, theils von ihren Schülerinnen, worin manches gute weibliche und häusliche Dogma eingekleidet ist. Die Kürze war hier ganz an ihrem Platz, denn ausführlicher würden diese Lehren langweilig geworden seyn, obgleich sie an sich sehr praktisch sind. In dem Aufsatz „über die Gabe, zu schenken" werden die Mißgriffe der Geber, das Unpassende so vieler wohlgemeinten Geschenke oder der Art, sie zu machen, sehr gut bezeichnet. Auch dieser Roman ist also, wie alle frühern der Verfasserin, ein Spiegel der altdeutschen Frauentugenden, die niemals untergehen können, weil es die Verhältnisse doch immer nur der Minderzahl gestatten, sie vornehm zu verachten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 28.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 15. März 1839.

Romane und Novellen.

23) Mauprat von Georg Sand. Aus dem Französischen von Fanny Tarnow. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann, 1838.

Dem Roman ist eine Charakteristik der Madame Dudevant (George Sand) von Jules Janin vorausgeschickt. Darin wird diese Dame bis zur Abgeschmacktheit gelobt und gepriesen, ja sie wird, herrschend auf der Grenze beider Geschlechter, die Königin der Männer und der König der Frauen genannt. Es thut uns leid, daß wir hier nothgedrungen ungalant seyn müssen, allein die genannte Romanschreiberin steht in der That tief unter dem Lobe, das man über sie ausschüttet. Wir haben noch nicht einen einzigen ihrer Romane gelesen, aus dem nicht die Gemeinheit herausgesehen hätte, wie die Tabakspfeife, die mit zu den von Jules Janin an ihr gerühmten Schönheiten gehört. Ihre Phantasie erschafft nur niedrige, lasterhafte, bizarre Charaktere und schmutzige Situationen, unter denen gewaltsame Entehrung und niedrige Verführung besonders häufig vorkommen. Es ist daher keine Rechtfertigung für sie, daß man sie in den literarischen Salons von Paris vergöttert, sondern nur ein Beweis, auf welche tiefe Stufe der Gesittung diese Salons herabgesunken sind.

Der vorliegende Roman ist noch einer ihrer zartesten und gleichwohl beginnt er damit, daß die Heldin desselben, Edme, in ein Versteck gelockt und von neun wilden Männern entehrt werden soll. Der jüngste unter ihnen, Bernhard, der zuerst kommt, erbarmt sich ihrer und läßt sie entschlüpfen, doch muß sie ihm schwören, allein die Seinige werden zu wollen. Nun höre man. Sie liebt diesen jungen Mann wirklich, aber sie will nicht die Seinige werden, weil sie als die femme libre keinem Mann unterworfen seyn will. Ihre Philosophie ist ganz die der Verfasserin, nur mit dem Unterschied, daß Edme als keusch und spröde dargestellt wird. Edme erklärt sich gegen ihren Vertrauten, einen Abbé (Th. I. S. 321), sie erkenne keine religiöse Autorität und nicht einmal das Urtheil der öffentlichen Meinung an, sie sey nicht tugendhaft und wolle es auch nicht scheinen, aber sie sey stolz, sie wolle und könne die Herrschaft eines Ehemannes, ja nicht einmal die Anmaßungen eines Liebhabers ertragen. Der arme Bernhard muß nun seufzen, muß dienen ohne Lohn, muß sich von Edmen maltrãtiren, sogar mit der Reitpeitsche drohen lassen, bis sie ihn endlich, nach vielerlei Verwicklungen und nachdem die Revolution ausgebrochen ist, ihrer Hand würdigt, aber auch dann noch der Mann im Hause, der leitende Verstand bleibt und er der Sklave. Es versteht sich von selbst, daß sie, obgleich aus einem altadeligen Stamme, dem Gleichheitsprincip der Revolution huldigt und eine eifrige Sansculottin ist, wie jede femme libre, obgleich Madame Dudevant bekanntlich nie anders als in den „Unaussteblichen“ auftritt.

24) Ehestandsgeschichten. Von Frau Charles Reybaud. Uebersezt von Fanny Tarnow. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann, 1838.

Ebenfalls von einer Frau geschrieben und ebenfalls ein wüstes, unreines, einer weiblichen Seele unwürdiges Gedicht. Die Verfasserin hat die Absicht, darzuthun, daß die Ehe ein unnatürlicher Zwang sey, der nur einfältige und schwache Personen glücklich, die geistreichen und feurigen aber nothwendig unglücklich machen müsse. Diese Lehre wird durch drei Beispiele erläutert. Die eine Ehe ist glücklich, weil der Mann unter dem Pantoffel steht und blind der Sklave der Frau ist. Die zweite ist glücklich, weil der phlegmatische Mann die Frau (sie heißt Sidonie) gar nicht anrührt, die noch ganz jung und unschuldig ist. Natürlich dauert dies Glück nur so lange, bis sich ein — Liebhaber findet, der

es zerstört. Die dritte Ehe ist von vorn herein unglücklich. Der junge Leonce hat sich mit einer gewissen Clotilde, einem Mädchen von äußerst lebhafter Einbildungskraft und originellem Freimuth, eingelassen, und heirathet sie, um ihre bürgerliche Ehre wiederherzustellen, bloß aus Pflicht, aber mit dem Bewußtseyn, daß er sie nicht mehr liebe. Nun wird die Qual dieses Ehestandes nach allen Graden ausgemalt, bis er mit Leonces Untreue, Clotildens wüthender Eifersucht und einer Trennung endet. Leonce lernt nun die oben schon erwähnte unschuldige Sidonie kennen und beide verlieben sich in einander. Zum Unglück wird aber ihr phlegmatischer Mann darauf aufmerksam gemacht, was er seiner Frau schuldig sey. Man kann sich keine empörendere Scene denken, als die, welche sich nun zwischen der erschrockenen und von Abscheu erfüllten Sidonie und ihrem auf einmal zärtlich gewordenen Gatten zuträgt, und das Alles malt uns eine Frau aus! Der Roman endet damit, daß die eifersüchtige Clotilde, indem sie sich durch einen Pistolenschuß rächen will, fehlschießt, den armen Gemahl ihrer Nebenbuhlerin tödtet, und aus Verzweiflung, dadurch gerade das Hinderniß hinweggeräumt zu haben, was Leonces und Sidoniens Liebe bisher im Wege stand, selber stirbt.

25) Anton, von Frau Charlotte Reybaud. Uebersezt von F. Tarnow. Daselbst, 1839.

Ein eben so unerfreuliches Gemälde von derselben Hand. Anton, ein junger Kaufmann, verliebt sich in Saoinia, die Frau seines Principales Granson. Es gibt eine Scene, er muß fort und geht nach Indien. Ueberall begleitet ihn wie sein Schatten eine Genueserin, die er früher verführt, die ihm auch als Saoiniens Mädchen in Gransons Haus gefolgt ist und die nun für ihn hausirt und ihm Geschäfte machen hilft. Da fesselt ihn eine neue Liebe, Donna Inez, eine vornehme und wunderschöne Dame zu Manilla. Allein diese wird auf die Genueserin eifersüchtig und von Mönchen geleitet. Die Cholera bricht aus, man beschuldigt Anton, wie die übrigen wenigen Franzosen in Manilla, die Brunnen vergiftet zu haben. Inez entsagt ihm, vermacht ihr Vermögen der Kirche und überläßt ihn der Verfolgung, der er kaum entgeht. Die Genueserin stirbt in seinen Armen an der Cholera. Er kommt nach Europa zurück, um Saoinia im Elend wiederzufinden. Ihr Mann Granson ist auf den Galeeren. Er hilft ihn befreien, den Rohen, der von seiner Frau verlangt, sie solle ihre noch übrigen Reize verkaufen. Endlich enden sie Alle im Hospital.

26) Die Auferstehung vom Tode, von Michel Masson und A. Luchet. Nach dem Französischen frei bearbeitet von L. Kruse. Drei Theile. Leipzig, Kollmann, 1838.

Die französischen Romane sinken bis zu einer Tiefe der Gemeinheit hinunter, daß man in der That erstaunen und sich nur wundern muß, wie dergleichen in Deutschland übersetzt werden mag. Der Held der vorliegenden Geschichte ist Secretair bei einer Gräfin. Sie befindet sich von ihm in guter Hoffnung und sagt es ihm, und nun beginnt eine Scene, die kaum niederträchtiger ersonnen werden kann. Er sagt: „Ich will Sie nicht heirathen, ich will nicht. — Ha! Du willst mich nicht heirathen, Niederträchtiger! rief sie, nachdem sie ihn einen Augenblick stumm angestarrt hatte. Du willst nicht, Du erbärmliches Findelkind, Du, der nichts besitzt, nichts ist? — Du denkst, eine Frau von der großen Welt, eine reiche Frau, von adlichem Geblüte entehren und sie darauf wie eine Dienstmagd, eine Dirne aus dem Volkshaufen, verlassen zu können. Und diese Frau war gütig und großmüthig gegen Dich armen Bettler. — Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß es unmöglich ist? — Aber das ist abscheulich! schändlich! und die Ursache — die Ursache? — Die Ursache? Die ist ein Geheimniß, das nicht von hier entschlüpfen darf!.... — Der Unglückselige schlug sich vor die Brust, erhob verzweifelte Blicke gen Himmel und die Haare standen ihm zu Berge. — Aber ich bin guter Hoffnung, ich! sagte Clarence — und Sie können mich nicht wie die gemeinen Dirnen, die in den Straßen feil sind, behandeln. Ein rechtlicher Mann kann diejenige, die sich ihm geweiht hat, nicht so mit den Füßen treten. — Nichts verschwiegen, mein Herr! — Erklären Sie sich! Sind Sie verheirathet? — Ihre Fragen sind vergeblich, Clarence! Ich erkläre Ihnen, Sie werden mein Geheimniß nicht erfahren. — Sind sie verheirathet? antworten Sie! ich will es! ich will es. — Nein, und wenn Sie mich weiter fragen, sind Sie eine Thörin! — Und Sie ein Niederträchtiger! Sie, ein Mann ohne Herz, ein Mann, den ich verachte, den ich verläugne, den ich auf der Stelle aus meinem Hause jage! — Clarence! — ich bin die Gräfin von Vaurbuin, mein Herr! Ich bin Ihre Herrschaft! Ehrerbietung, Bedienter! legen Sie mir Rechenschaft ab. — Ich ein Bedienter! rief Thaddäus wüthend! Ich ein Niederträchtiger! Sie sind niederträchtig! Du bist es, Furie! die kein Herz hat! denn Du weißt recht gut, daß Deine Schmähungen gefahrlos sind; Du weißt recht gut, daß ich Dich deßhalb nicht zur Verantwortung ziehen werde. — O! Weib! wärest Du nur ein Mann! — Die Wuth erstickte seine

Stimme.... Er hielt inne, um Athem zu holen. — Und welchen Nutzen würde das mir bringen, wärest Du auch ein Mann — versetzte er mit einer Stimme, die nichts Menschliches mehr an sich hatte. Wohl! schlage mich! spuke mir ins Gesicht! — kratze mich mit Deinen Nägeln ꝛc.“ Wir bitten unsere Leser wiederholt um Verzeihung, daß wir solche Dinge mittheilen. Allein wir halten es für unsere Pflicht, darauf aufmerksam zu machen, welche Lectüre die Leihbibliotheken gegenwärtig verbreiten, welche Art von Bücher in die Hände unschuldiger Mädchen und ehrbarer Frauen kommen. Es gibt kein anderes Mittel, diesem Unwesen entgegenzuwirken, als indem man es öffentlich brandmarkt.

Römische Geschichte.

Die Verfassung des Königs Servius Tullius, als Grundlage zu einer römischen Verfassungsgeschichte entwickelt von Ph. E. Huschke, der Philosophie und der Rechte Doctor und der letztern Prof. an der Universität in Breslau. Heidelberg, 1838. XIX und 754 S. gr. 8.

Eine sehr interessante Monographie. Darstellung der allmählichen Entwicklung eines politischen Organismus. Die Centurieneinrichtung des Servius Tullius ist die erste volle Entfaltung des bis dahin knospenartig verschlossenen römischen Staates, und bildet die Grundlage für die Verfassung, in welcher Rom nicht bloß zum ersten Volk Italiens, sondern selbst zum Weltstaat heranwuchs.

Die älteste Verfassung des römischen Staats war durchaus keimartig und daher schlechthin auf Abstammung gegründet. Das Volk bestand aus drei Tribus, den Ramnes, Tities und Luceres, welche Romulus als Grundbestandtheile des Staats zusammenbrachte, ohne sie weiter, als durch die Gemeinsamkeit des Kriegsdienstes, den die andern Stämme unter Anführung der Ramnes zu leisten hatten, zu vereinigen. Numa Pompilius dagegen ordnete jene Bestandtheile auch innerlich durch Recht, Sitten und Religion, und machte das Gebiet, welches sie faktisch einnahmen, durch Limitation und Assignation zu festem Eigenthum. In diesem Charakter der Stämme lag es nun, daß, wenn sich der Staat auf römische Weise erweiterte, der von außen aufgenommene Zuwachs auch noch möglichst persönlich selbstständig war, und wenn er auch nicht geradezu unter die Luceres aufgenommen wurde, doch wenigstens unmittelbar an die Luceres sich anschloß, wogegen die quiritische Erweiterung persönlich tiefer stehen, und die so aufgenommenen Bürger, schon völlig außer den drei Stammtribus stehend, mehr dem innerlichen Princip des Vermögens und Grundeigenthums zuneigen mußten.

Zu bestimmen, wie sich diese Verschiedenheit gleich Anfangs im Einzelnen äußerte, ist bei der Ferne der Zeit und der Dürftigkeit der Nachrichten, allerdings sehr schwer. Doch können wir so viel schließen und finden dies auch bestätigt, daß römische Erweiterungen mehr zu gleichen persönlichen Rechten aufgenommen, quiritische dagegen von persönlicher Gleichstellung ausgeschlossen blieben, wogegen für sie das gleiche Grundeigenthum und hinsichtlich der Leistungen an den Staat die Abgaben eine weit größere Bedeutung haben mußten. Jene Erweiterungen erfolgen nun übrigens wechselweise mit einer Regelmäßigkeit der Organisation, wie sie gemeiniglich nur bei Naturdingen angenommen zu werden pflegt, aber auch mit einer Schnelligkeit der Entwicklung im Verhältniß zu jetzigen Staaten, die nur der Vergleich mit dem Wachsthum eines Kindes begreiflich machen kann.

Nachdem Romulus von römischer, Numa von quiritischer (sabinischer) Seite den Staat gestiftet, jener neue Menschen zugeführt, dieser ihnen Acker angewiesen hat, nimmt der Römer-König Tullus Hostilius die diesem Stamme verwandten Albaner auf, und verdoppelt damit die Zahl der Bürger. Außer den Albanern scheinen sich unter diesem König auch noch Lateiner aus Tusculum und Anagnia angesiedelt zu haben, welche ihm im Kriege gegen Veji beigestanden hatten, vermuthlich also angesehene Geschlechter. Sie wurden aber auf keinen Fall den Albanern, den Häuptern des Lateinerbundes, gleich behandelt, und erhielten vielleicht auch erst vom folgenden Könige, dem Freunde der Lateiner, bestimmtere Rechte. Es folgte nämlich nun wieder ein quiritischer König, Ancus Martius. Von ihm wird berichtet, daß er zu verschiedenen Malen viele Tausende von Lateinern in den Staat aufgenommen, und ihnen den aventinischen Berg, das alte Besitzthum der Quiriten, sammt dem Thal um das Heiligthum der Murcia, zwischen dem palatinischen und aventinischen Hügel und wohl hinüber bis Janiculus als eine zweite Stadt eingeräumt habe, welche durch Mauer und Graben von der Altstadt geschieden war, und daher in größerer Abgeschlossenheit vom übrigen Staat, mit minderen persönlichen Rechten, als die Albaner, die den Römern verwandteren Häupter der Latiner, aufgenommen wurde. Daher Niebuhr in ihr mit Recht den Anfang der Plebs erkannt hat. Welche Rechte diesen neuen

quiritischen Municipes ertheilt wurden, sagt kein Schriftsteller; Eigenthum am Aventinus können sie nicht erhalten haben, da dieses den Plebejern erst viel später gegeben wurde; vermuthlich wurde, wenigstens den Vornehmern derselben, anderwärts Land assigniert, vielleicht zum Theil an den Esquilien, wo schon Latiner aus Anagnia saßen, so daß etwa nur die Aermern am Aventinus blieben. Jedenfalls aber erhielten sie Anspruch auf gleichen Antheil an zukünftigen Assignationen, und schon jezt innere Abtheilungen nach Grund und Boden, wornach sie ihr Tributum entrichteten und Kriegsdienste leisteten; denn auch zu letzterem waren sie sicher verpflichtet, jedoch nur zu Fuß. Wenn aber die Geschlechter der Albaner nach voller persönlicher Gleichheit streben mußten, so entsprach es dem Princip (diesen Latinern), welches eben so wohl dem der drei alten Tribus als der Albaner entgegengesetzt war, eine völlige Ausgleichung der Verfassungsrechte vom Grund und Boden aus anzusprechen, als demjenigen Momente, worin sie allein mit den Altbürgern zusammenstimmten, so wie fünfhundert Jahre später das cisalpinische Gallien die Aufnahme in das italienische Land verlangte. Beide Erweiterungen zusammen endlich waren der erste Ansatz, den jener alte persönliche Staat nahm, um aus seiner Allgemeinheit und Verschlossenheit in sich selbst herauszutreten; denn er hätte sich mit ihnen nach seinen zwei Hauptbestandtheilen wenigstens schon materiell entäußert und verdoppelt, so daß nur noch formell seine alte Einheit dauerte.

Eben darum war nun aber auch mit Tullus und Ancus der alternirende Gegensatz von Römern und Quiriten als ein selbstständiger erschöpft; sein schon über sich selbst hinausgetriebener Dualismus mußte in einem Dritten seine Ausgleichung und Vollendung suchen, darum gehören die beiden nun folgenden Könige keinem von beiden mehr an, sondern es drückt sich in ihnen der Ausbruch des neuen, weiteren Gegensatzes aus, in welchen sich nun der bisherige umsetzt, und wozu ihre beiden Vorgänger hinsichtlich des Innern des Staates nur den Grund gelegt hatten; es geschieht dies aber wieder in der Ordnung, daß zuerst unter Tarquinius Priscus, der den Römern, dann unter Servius Tullius, der den Quiriten entsprechende neue Bestandtheil des Staats sein Haupt erhebt.

Unter Tarquinius nämlich wurde nicht nur der dritte Stamm der Luceres, dem dieser König von tuscischer Abkunft wahrscheinlich selbst angehörte, den beiden übrigen völlig gleichgestellt, indem namentlich nun auch aus ihm hundert Väter in den Rath eintraten, sondern es strebten nun auch die den Luceres angereihten Municipalgeschlechter nach gleichem innerem Rechte mit den Altbürgern — natürlich aber von den Personen und Geschlechtern aus, weil dieses ihre Richtung war. Das Resultat der Verfassung des Tarquinius Priscus war, daß der Staat aus drei Theilen bestand, den Altbürgern in den in sich verdoppelten Abtheilungen der Ramnes, Tities, Luceres, welche 1200 Ritter und 12,000 Fußsoldaten stellten, den hinzugetretenen Caelimontanern oder Aequern mit gleicher Anzahl der Bewaffneten und ohne Zweifel auch in eben solchen drei Hauptabtheilungen, damit sie den Altbürgern durchaus entsprächen, und den Plebejern, die Tarquinius, dem römischen, oder jetzt patricischen Princip gemäß, unverändert ließ, nur daß sie in Folge seiner Kriege mit den Latinern noch sehr vermehrt werden mochten.

Mit dieser Verfassung war nun der Uebergang zu der des Servius Tullius von selbst gegeben. Zweierlei muß man aber in der Verfassung des Servius wohl unterscheiden: was er that, um die Plebes als einen Hauptbestandtheil in den Staat einzureihen, und die von ihm eingerichtete Centurien-Verfassung. Das Erstere betrifft die innere Zusammensetzung des Staats, die Tribus; das Letztere die äußeren Funktionen oder den Antheil, der jedem im Staate an dessen Rechten und Lasten zukommen soll, mithin das, was bisher durch die Curien bestimmt gewesen war. Servius richtete vor Allem vier neue Tribus ein. In diesen liegt offenbar dieselbe Maßregel zu Gunsten der seit Ancus immer mächtiger gewordenen aufgenommenen Latiner oder Plebejer, welche Tarquinius für die Albaner durch innere Verdoppelung der alten Tribus ergriffen hatte. Jene sollten dadurch ebenfalls zu einem constitutiven Grundbestandtheil des Staates erhoben werden, welches aber nach ihrem quiritischen Princip nicht anders möglich war, als vom Grund und Boden aus. Wenn also die alten romulischen Tribus persönlich gewesen waren, bei denen der Grund und Boden ohne selbstständige Bedeutung in den Stämmen, welche ihn bewohnten, aufging, so waren diese neuen umgekehrt **örtliche** Stadtviertel, bei denen der Boden hauptsächlich in Betracht kam, und die darauf eingesessenen Geschlechter eben nur als Bewohner derselben betrachtet wurden. Uebrigens dürfen sie keineswegs bloß als eine Eintheilung der Plebs, sondern sie müssen nach der Darstellung der Alten als Eintheilung des Staats, obgleich in gewisser Art von plebejischem Princip aus gedacht werden. Denn wären sie bloß Eintheilung der Plebs gewesen, so wäre ja diese dadurch kein Grundbestandtheil des Staats geworden, was doch Servius bezweckte. Dies der wesentliche Inhalt des vorliegenden, äußerst sorgfältigen und gelehrten Werks.

d.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 29.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 18. März 1839.

Dichtkunst.

Die göttliche Comödie des Dante Alighieri. Metrisch übersezt nebst beigedrucktem Originaltexte mit Erläuterungen und Abhandlungen herausgegeben von August Kopisch. In Einem Bande. Erste und zweite Lieferung. Berlin, Enslin, 1837, 1838. gr. 8.

Eine mühevolle, daher nur langsam vorschreitende Arbeit, die übernommen zu haben dem als Dichter schon rühmlichst bekannten Herrn Kopisch (dem Entdecker der blauen Grotte auf der Insel Capri) eben so viel Ehre macht, als den Dank des Publikums erheischt. An Commentaren zu Dante fehlt es zwar nicht, doch eine Uebersetzung, die zugleich ein klares Verständniß dieses tiefsinnigen Dichters gewährte, hat bisher gemangelt, und doch ist der erklärende Commentar unter dem Text nothwendig, wenn man bei der Lektüre nicht oft im Dunkeln tappen will.

Die Erklärungsweise selbst hat sicher den richtigen Weg des Verständnisses eingeschlagen. Sie hebt vorzüglich den prophetischen und in bestimmter Beziehung zum Zeitalter gewissermaßen auch scholastisch zu nennenden Charakter des Gedichts hervor. Wir wollen dem Erklärer in den Eingang des Gedichts folgen: „Dante leitet sein lehrendes und strafendes Gedicht ein, wie die Propheten ihre Sprüche, — mit einer Entrückung. Schlafbefangen, ohne sagen zu können wie? findet er sich, verirrt vom rechten Wege, in einem schrecklichen, finstern Walde. In diesem wird der gemeine Haufe symbolisirt (wie Hölle IV v. 65). Finsterniß und Bängniß ruhen darauf, darin weilen, bringt moralischen Tod. Als mächtigere Natur aber durchgeht ihn unser Dichter (wie Hölle IV den andern), bis ihm eine lichte Höhe entgegenschimmert. Hervorgedrungen blickt er zurück, wie auf ein wildes Meer, ruht und will, seine Kraft fühlend, die Höhe des Friedens erklimmen. Da vertreten ihm drei Thiere den Weg: ein Pardel, ein Löwe und eine Wölfin. Es sind dieselben Thiere, womit der Prophet Jeremias Cap. V V. 6 die Gewaltigen im Volke bedroht, welche den Weg des Herrn (der auf den Glauben sieht) und Gottes Recht nicht wissen. Diese Thiere des Propheten lassen im Gedicht die Bedeutung dreier Hauptlaster durchschimmern, bei der Wölfin noch eine politische Nebenanspielung.

Denn dieses Thier, um welches so du schreiest,
  Läßt Leute nicht durchgehn auf seinem Wege;
  Nein, also hemmt es sie, daß es sie tödtet:
Und hat die Art so bösgesinnt und grimmig,
  Daß nimmer es den gier'gen Willen stillet,
  Und nach dem Fraß mehr Hunger hat denn früher. —
(Viel sind der Thiere, denen es sich gattet
  Und mehr noch werden seyn; bis jener Fanghund
  Daher kommt, der es sterben macht in Schmerzen!
Der wird nicht Landes und nicht Erzes zehren,
  Der Weisheit aber und der Lieb' und Tugend,
  Und zwischen Feltro und Feltro wird sein Stamm seyn.
Er sey das Heil des niederen Italiens,
  Für welches einst Camilla starb die Jungfrau,
  Eurialus, Turnus und an Wunden Nisus.
Ausjagen wird er es durch alle Städte,
  Bis er's zurückgebracht hat in die Hölle,
  Dort wo es Neid zuerst herausgetrieben!) —

Nachdem bis hierher die Habsucht im Allgemeinen unter dem Bilde der Wölfin gemeint war, beginnt hier offenbar eine Anspielung auf die Habsucht der römischen Curie, die sich mit vielen Thieren, d. h. Lastern, gattet. Diesen Ausfall einflechten zu können, hat Dante den Wolf des Propheten Jeremias in eine Wölfin umgebildet. Verona liegt zwischen dem Feltro der Treviser Mark und

dem Moutefeltro der Romagna; hieeaus geht hervor, daß unter dem Fanghund Can grande della Scala gemeint sey, wozu auch der Name Can (Hund) stimmt. Can della Scala, dem Dante sein Paradies zugeeignet, war Heer von Verona und ein mächtiger Ghibelline, von welchem man hoffen konnte, er werde, selbst frei von Hadsucht, der Habsucht der römischen Curie ein Ziel setzen. Unter dem „ebnen Italien“ ist offendar das römische Gediet zu verstehen. Im Kriege um jenes Gebiet fielen nach Virgils Aeneis, Turnus der Rutulee, Camilla die Volskerin und die beiden Trojer Nisus und Euerialus. Beneiden der weltlichen Macht hat die Hadsucht der römischen Curie veeanlaßt; deßhald läßt Dante Viegil sagen: Neid hade die Wölfin aus der Hölle hervorgetrieben. —

Dee Dichtee bildet, wiedee nach Weise der Propheten, an sich selbst voe, daß diese Lastee auch den, dem gemeinen Haufen Entronnenen von der Höhe wahren Friedens zurücktreiben, dis wo die Sonne schweigt, d. h. dis wo die Haemonie der Sphären nicht mehr vernommen wird, in den Adgrund des tiefsten Verzagens. Eben als er im völligen Verfallen ist, erscheint ihm der Geist Virgils, in welchem hier nicht allein der römische Dichter, sondern zugleich alle irdische Ersahrung nnd Einsicht vorgebildet wird. Dante ruft ihn an und Virgil antwortet: er werde ihn aus dee wüsten Kluft des Verzagens auf andeem Wege, als dem eigenmächtiger Kraft, — auf dem dee Betrachtung, durch Hölle und Fegfeuer hinausführen; ader verlange ihn höher dinauf zu den Seligen, so weede eine Seele, dessen würdiger, ihn emporgeleiten; denn Gott wolle nicht, daß man durch ihn (durch die irdische Einsicht) zu seinem Anschaun gelange. Dante willigt in Virgils Erdieten und folgt idm. Es wird Abend. Dante flicht eine Anrufung der Musen ein und fährt, — immer den Beeuf des Propheten Jeremias (s. Jer. Cap. I V. 6) zum Vordild nehmend, fort zu fingiren: wie mit dem eindrechenden Dunkel Zagen übee idn gekommen, da er nicht fähig und nicht würdig sey, lebend das Jenseit zu deteeten. Indem er zu Virgil sagt: daß wohi dem Aeneas und Paulus so Außerordentliches gewährt worden, — jenem, damit ee das römische Reich nach Anchises Rath gründe, diesem, damit er dem Glauben Tröstung beinge, deutet unser Dichtee an: daß er bei selner poetischen Wanderung ebenfalls das römische Reich und den Glauben ins Auge fasse. — Viegii heißt ihn den Kleinmuth adlegen, und eezählt idm: wie Beatrice in die Vorhölle zu ihm dinadgekommen, von einem hehren Weibe im Himmel durch den Mund dee heiligen Lucia berufen, Dante zu retten, und wie Beatrice es sey, die ihn (den Virgil) zu seinem Beistand heeausgesendet. — Vernehmend: daß drei heilige Frauen im Himmel Soege für ihn tragen, beschließt Dante, neu ermutdigt, die schwere Wanderung und folgt Virgil von Neuem auf dem öden Wege. — In jenen drei Frauen werden drei göttliche Gnaden symbolisirt: Die zuvorkommende, die erleuchtende und die vollführende. Die erste, die zuvorkommende, ist, wie wie aus des heil. Bernardus Gebet (Parad. XXXIII V. 18) ersehen, Maeia seldst, deren Name, wie der Christi, in dee Hölle nicht ausgesprochen wird, sondern umschrieben, als „hehre Frau.“ Die erleuchtende Gnade wird unter dem Bilde der heiligen Lucia gefaßt. deren Name von lux, Licht, kommt; die man auch um Heilung dee leiblichen Augen anfleht. Die dritte Gnade aber ist die vollführende, vorgebildet in Beatricen (der Beseligerin). Dem hohen Liede Salomonis poetisch nachwandelnd, erhöht Dante in ihe das Bild seiner Geliedten, der frühverschiednen Beatrice Portinaei, zum Bilde dee Gotteslehre oder dee alleinseligmachenden Kirche. Die beiden gelangen zum Thor der Hölle.

In dee Hölle selbst werden nun auf dieselbe sinnreiche Weise alle Lastee der Menschen charakterisirt und insbesondere die Lastee und lasterhaften Menschen hervorgehoden, durch die des Dichters Vaterland, Italien, in Verwirrung und Unglück gestüezt worden. Sehr viele der dantesken Bilder sind Jedermann von selbst veeständlich. Die schwierigeren oder in die der Dichter einen feinen Sinn gelegt, der herausgefunden werden will, sind von Heern Kopisch scharfsinnig erklärt. Warum der Dichter gerade diese Art der Strafe füe eine bestimmte Sünde gewählt hat, was die kleinen Nebendinge bedeuten 2c. So wird z. B. im 16ten Gesange die Bedeutung des Stricks, den Dante in den Abgrund wirft, schwerlich dem Lesee klae seyn, wenn ee nicht den tiefen und schönen Sinn in Folgendem eekennen lernt. Dante gelangt dahin, wo der Sündensteom tosend in den Abgrund stürzt. Virgil will seinem Schüler nun das Bild des Trugs in allee Anschaulichkeit aus dem Abgrunde herauf erscheinen lassen, was nicht geschehen kann, wenn Dante sich nicht selbst allee List entäußert; er heißt ihm deßhald das Symbol der List, den Strick abnehmen, womit er noch umwunden ist und womit ee einst den Panther, d. h. das sinnliche Vergnügen, listig erhaschen wollen. Dante gidt ihn als ein verwickeltes Knäuel an Virgil und dieser schleudeet dies in den Abgrund. Da erhebt sich nach und nach aus dee dunkeln Tiefe das ganze scheußliche Bild des Truges voe Dantes Auge.

Uedrigens versteht es sich von selbst, daß nicht die allegorische Bedeutung des Gedichts (im Großen wie im Kleinen), sondern die Poesie, in welche dieser Sinn eingetragen ist, und namentlich auch das Pittoreske der Bildee Dantes Unsterblichkeit begründen. Ein so tiefsinniger Denkee er ist, so unteestützt doch bei ihm der

Denker nur den Dichter und Maler. Der letztere scheint uns namentlich so sehr vorzuherrschen, daß wir überall an das malerische Motiv seiner Phantasiebilder zuerst denken müssen, und wir können in dieser Beziehung die Bemerkung nicht unterdrücken, die bildenden Künstler, welche den Worten Dantes Form leihen, möchten ihr auch Farben leihen. Die Umrisse zu Dante haben uns nie genügt; er verlangt lebendige, stiefglühende Färbung.

Was die Uebersetzung des Herrn Kopisch anlangt, so dient dieselbe eben so zur Verständniß wie der Commentar, denn sie ist vollkommen treu, und hat, um diese Treue einhalten zu können, die Reime weggelassen. Dies ist sehr zweckmäßig. Wir haben in diesen Blättern bei jeder Gelegenheit diese Methode empfohlen und uns immer aufs bestimmteste gegen den Grundsatz, man müsse dem Wohllaut und dem Reim im Nothfall den Sinn aufopfern, erklärt und dagegen verlangt, man solle lieber dem richtigen Sinn und der treuen und wörtlichen Uebersetzung den Wohlklang und den Reim zum Opfer bringen. Doch wollen wir dahin gestellt seyn lassen, ob Herr Kopisch nicht auch dem Wohllaut mehr, als geschehen ist, hätte genügen können, wenn er statt des reimlosen Metrums die reine Prosa gewählt hätte. Wie es uns scheint, läßt die ungebundene Rede, bei vollkommen treuer Uebersetzung, mehr Wohllaut und poetischen Schwung im Numerus zu, als das Versmaaß, das ohne Reime allerdings zuweilen etwas hart wird. Herr Kopisch, dessen eigene Gedichte zu den wohllautendsten und musikreichsten gehören, wird unsere gute Meinung nicht mißkennen.

Sprachlehre.

1) Etymologische Forschungen auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen, insbesondere des Sanskrit, Griechischen, Lateinischen, Litthauischen und Gothischen, von Dr. Aug. Friedrich Pott, außerordentlichem Professor zu Halle. Zweiter Theil. Grammatischer Lautwechsel und Wortbildung. Lemgo, Meyer, 1836.

Man darf wohl sagen, daß die literarischen Schätze des klassischen Alterthums durch die Bemühungen einer Reihe von Jahrhunderten und der besten Köpfe der Neuzeit jetzt soweit entdeckt, von Schlacken gereinigt, zubereitet und genießbar gemacht sind, als sich dies für den Zweck einer daraus zu schöpfenden allgemeinen Humanitätsbildung nur wünschen läßt. Die Poesie, die bildende Kunst, die Weisheit der Alten im Leben und Wissen, alles liegt durch die vereinten Kräfte von zahllosen Händen und Augen aus dem Dunkel aufgespürt vor uns, in reinlichen wohlfeilen Ausgaben, in sorgfältigen Uebersetzungen und Nachbildungen, versehen mit aller wünschenswerthen Menge von Varianten, Annotationen, Commentarien und Erklärungsschriften, um sich über jeden dunkeln Punkt Raths zu erholen. Man sollte meinen, was nun in dieser Richtung für das Alterthum zu thun noch übrig sey, dürfte füglich als Liebhabereigeschäfte den Antiquaren oder hin und wieder eine neue Combination oder dergleichen dem Historiker überlassen bleiben. Eine andere Seite aber des klassischen Alterthums, die man gerade immer am reichlichsten zu bedenken glaubt, ist bis jetzt noch lange nicht betrachtet, wie sichs gebührt: nämlich die Sprache. Bisher wurde die griechische und lateinische Sprache fast durchgängig bloß als reines Mittel angesehen und behandelt, um die darin geschriebenen Autoren verstehen zu lernen. Und glücklich, wenn es so angesehen wurde! Die Gymnasiasten hatten dabei wenigstens den Vortheil, gleich zur Sache zu kommen, und nicht mit einer, wie es ihnen deucht, geistlosen Form der Sprache aufgehalten zu werden. Eine zweite, etwas höher stehende Ansicht von den alten Sprachen ist die, sie seyen nicht bloß Mittel, die darin geschriebenen Dinge zu verstehen, sondern wohl auch noch Mittel zu etwas Anderem. Und darüber können sich dann die Schulmeister bis zu ihrem Lebensende nicht genug erfreuen, und predigen unablässig, die alten Sprachen seyen nicht nur zu einem, sondern zu mancherlei Dingen nütz, nämlich unter andern — und darauf wird der Hauptaccent gelegt — zur Geistesbildung. Die Sprache wird auch hier zum Mittel, und offenbar dadurch noch in einem niedrigeren Lichte dargestellt, als von jenen, die sie als Mittel zum Verständniß des Geschriebenen fassen; denn hiermit wird doch der selbstgesetzte Zweck der Sprache getroffen, während von jenen Menschenbildnern in die Sprache erst ein nicht unmittelbar in ihr liegender Zweck hineingetragen werden muß. Und wenn sie nichts Besseres vorbringen, werden die Humanisten unaufhörlich wieder die Behauptung der Realisten, und mit Fug und Recht, hören müssen, daß, wenn es sich von formellen Bildungsmitteln handle, Mathematik, Naturwissenschaften und dergleichen dieselben Dienste leisten, wo nicht bessere, als die alten Sprachen, wie sie jetzt betrieben werden. Ref. will sich damit keineswegs auf die Seite der Realisten stellen, namentlich nicht ihrer nächsten Consequenz, der Entfernung der Denkmäler des klassischen Alterthums aus der Reihe der Unterrichtsfächer, nur gegen die Ansicht muß er sich entschieden

erklären, daß den klassischen Sprachen eine so ganz eminente Bildungskraft vor andern Sprachen inwohne, und ist der Meinung, daß das ausschließliche Zuschreiben formeller Bildungskraft die Sprache wie Alles, was sonst Gegenstand strenger Wissenschaft geworden ist, entwürdigt. Die Sprache ist nicht bloß Mittel, sie ist Zweck; sie ist nicht eine bloß subjective Uebereinkunft einzelner, sie ist ein Objectives, eine Offenbarung des Geistes, so gut als das Recht und die Geschäfte, so gut als Kunst und Philosophie. Die Sprache in dieser Weise fassend, ihre historische Entwicklung verfolgen, ihre erhabene Folgerichtigkeit aufdecken und die Nothwendigkeit derselben erweisen und darstellen, dies ist, wie uns dünkt, die Aufgabe der Sprachwissenschaft unserer Tage, der sich Keiner entziehen kann, der nicht seine Ohren verstopft gegen das Rauschen der Zeit und ihre weltrichtende Posaune. Die Sprachwissenschaft wird so auf diese Weise nothwendig und wesentlich vergleichend; das einzelne starre sprachliche Phänomen steht eine räthselhafte Sphynx da; es muß erst flüssig werden, muß in seinem Werden sich zeigen, und somit ist die wahre Sprachforschung eine historische; in dem historischen Verfahren der Grammatik ist das vergleichende aufgehoben: nicht jede Aehnlichkeit, nicht jede gleichlautende Form faßt der Sprachforscher auf, und bedient sich ihrer zu seinen Combinationen, wie es faselnde Etymologen namentlich früherer Zeiten zu thun pflegten, sondern nur die Formen werden verglichen, welche in organischem Zusammenhange mit dem fraglichen Sprachphänomen stehen, welche ein wesentliches Glied in der Reihe seiner Entwicklungsstufen bilden.

Was ist nun aber für die klassischen Sprachen in dieser Richtung bis jetzt geschehen? Vom Griechischen rückwärts ist bis auf die letzten Jahrzehnde noch nicht geforscht worden, außer von einigen voreiligen Männern, welche das Hebräische in unmittelbare Verbindung mit dem Griechischen setzen zu können glaubten; kaum daß man einzelne Beziehungen zwischen Griechisch und Lateinisch, aber ohne allen Zusammenhang unter sich auffaßte. Da kam nun die Auffindung der Denkmäler altindischer Sprache heran und warf eine überraschende, zauberische Helle auch auf die klassische Sprachkunde. Die Verwandtschaft stellte sich bald so deutlich heraus, daß an ein Läugnen nicht weiter zu denken war; gewisse andere orientalische Dialekte, das Litthauische und das Gothische, reihten sich als erwünschte Mittelglieder ein, und man konnte in Kurzem von einem großen indogermanischen Sprachgeschlechte reden, das sich über einen großen Theil Asiens und Europas mit seinen vielfachen Abkommen und Sprößlingen ausbreitete. Aus diesem Stande der Dinge bildete sich dann eine Ansicht, welche den alten Herren Schrecken erregt, und die sie meist durch vornehmes Ignoriren, wenn nicht durch niedriges Schelten und Höhnen zu beseitigen meinen, die (nämlich: es gibt keinen Kenner der klassischen Sprachen im wissenschaftlichen Sinn, der nicht Sanskrit versteht. „Da die geistige Bildung Europas, sagt der Verfasser, selbst in gewissem Sinne die religiöse, früher fast allein auf den Schultern der Griechen und Römer ruhte, war es natürlich, daß in Europa die sogenannte klassische Philologie lange in ungestörtem Alleinbesitze blieb. Dies Monopol hat aufgehört; außer dem Studium asiatischer Sprachen und Literaturen sind allmählig die romanische, germanische, slavische Philologie u. s. w. erblüht, und der gegenseitige Wetteifer, welcher diese alle belebt, hat es dahin gebracht, daß die klassische Philologie, diese alte Vortänzerin, von mehreren ihrer nachgewachsenen Schwestern, namentlich im etymologischen Theil der Grammatik, nicht bloß eingeholt, sondern wirklich überflügelt ist. Gehn sie in sich! die Menuette sind aus der Mode."

In dem Sinn einer solchen weitumfassenden historischen Anschauung der Sprache sind denn die gegenwärtigen Forschungen angestellt, und in den 720 enggedruckten Seiten dieses zweiten Bandes ist ein wahrer Schatz von unzähligen einzelnen scharfsinnigen Combinationen nicht nur, sondern auch von allgemeinen Ansichten über das ganze Gebiet der indogermanischen Sprachwissenschaft niedergelegt. Die einzelnen Capitel handeln von dem grammatischen Lautwechsel, von der Assimilation, Dissimililation, Metathesis, von den Figuren des Ueberflusses und des Mangels, der Prothese und Aphärese, der Epenthese und Ekthlipse nebst der Synkope, der Epithese und Apokope. Der dritte Abschnitt enthält die Wortlehre, welche in die Lehre von der Zusammensetzung, Ableitung und Flexion zerfällt.

Als eine höchst löbliche Beigabe dieses Werkes kann Referent nicht unterlassen, die indices locupletissimos zu erwähnen, welche Herr Dr. Bindseil besorgt hat und durch welche ein solches Buch erst recht zugänglich und brauchbar wird. Möchte sich doch einer unserer jüngeren Philologen entschließen, auch über Grimms Grammatik ähnliche Indices anzufertigen! Sie würden die trefflichste Vorarbeit für den Lexicographen der germanischen Dialekte abgeben, ja vielleicht solche lexikalische Arbeiten auf lange entbehrlich machen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 30.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 20. März 1839

Der Leo-Hegel'sche Streit.

Die Akten dieses literarischen Prozesses sind noch nicht geschlossen; wir wollen uns daher auf wenige Bemerkungen über den Gang, den er bisher genommen hat, beschränken, um diejenigen unserer Leser, die ihn nicht in allen Flugschriften und Zeitungsartikeln verfolgen konnten, zu orientiren.

Die Hegel'sche Philosophie erschien eine geraume Zeit nicht unchristlicher, als viele andere, die man in Deutschland studirt und von Kathedern herab gelehrt hat. Seitdem die Grundsätze der Denkfreiheit und religiösen Toleranz in der gebildeten Welt fast allgemein anerkannt sind, hat man die Philosophen gewähren lassen, auch wenn sie etwas ganz Anderes lehrten, als was das Christenthum lehrt. Ihrerseits begnügten sich auch wieder die deutschen Denker, ihre Meinungen in einer fast durchgängig nur den Gelehrten verständlichen Sprache darzulegen und gingen niemals darauf aus, das Volk, das sie nicht verstand, und nicht einmal kannte, in seinem christlichen Glauben zu irren, die bestehenden Kirchen zu reformiren oder gar das Christenthum zu stürzen. Was die Franzosen in dieser Beziehung während der Revolution versuchten, fand in der deutschen Philosophie nur wenig Anklang. Im Gegentheil ist eine Reaktion der deutschen Philosophie gegen das Unwesen im damaligen Frankreich nicht zu verkennen. Schelling und die meisten seiner Schüler wirkten in diesem Sinne.

Als Hegel seine feste Stellung in Berlin nahm, im Zeitalter der europäischen Congresse, unter den Augen eines absoluten und frommen Monarchen, erschien er Jedermann als der Philosoph der Restauration. Seine Vorlesungen wurden in politischer Beziehung als eine Anstalt angesehen, in welcher den jungen Leuten die Köpfe gewaschen, in welcher sie von der Lust zu demagogischen Umtrieben radikal geheilt und zu sichern Freunden und künftigen Verfechtern des Bestehenden erzogen würden. Eine Vorlesung bei Hegel gehört zu haben, galt einem politischen Purifikationszeugniß beinahe gleich. Anhänger Hegels wurden vorzugsweise befördert; alles drängte sich zu dem bewährten Meister und seine Schüler bevölkerten die einflußreichsten Lehrstühle der Monarchie. In kirchlicher Beziehung schien Hegel eine eben so sichere Stütze des Bestehenden. Wenn er selbst sich deßfalls ein wenig in Geheimniß einzuhüllen liebte, so traten doch seine Schüler desto offner und eifriger auf und erklärten, daß Hegels Lehre nicht bloß mit der christlichen in keinem Widerspruche stehe, sondern daß sie sogar die christliche Lehre selber sey, nur in höherer Potenz. Was Christus nur dunkel geahnt und in dunkeln Vorstellungen ausgedrückt, das sey durch Hegel ins klare Bewußtseyn erhoben. Nicht einzelne Schwärmer sagten dies, sondern hochgestellte Lehrer der Theologie bekannten sich offen zu dieser Ansicht und die frommen Schüler gewöhnten sich, Christus und Hegel zu identifiziren, und in Hegel den zu Verstande gekommenen Christus zu denken, während andere lieber in ihm die dritte Person in der Gottheit, den h. Geist erkennen wollten.

Wie nun Hegel die politische und kirchliche Autorität zu unterstützen schien, so unterstützte sie ihn wieder, und er konnte über die kleinen Oppositionen der andersdenkenden Philosophen, der Liberalen und der Pietisten triumphiren. Die Liberalen erklärten sich öfters bitter gegen den Hegel'schen Servilismus. Die Pietisten schienen aber seine unbedeutendsten Gegner, denn die vorzugsweise gelehrte und gebildete Welt wollte von diesen ohnehin nichts wissen und war eher geneigt, sich gegen sie, als für sie, in welcher Angelegenheit es immer sey, zu interessiren. Doch waren es die Pietisten allein, die in ihrer Einfalt mit sicherm Blick schon gleich im Anfang erkannten, wo es mit der Hegel'schen Lehre eigentlich hinauswolle.

Man würde sich an Hegels Manen und an der Wahrheit versündigen, wenn man behaupten wollte, Hegel habe, gegen die Autorität, die ihm ein so weites Feld des Unterrichts anvertraute, heuchelnd, mit Absicht und vorsichtiger Berechnung den Samen in dir Jugend gestreut, der in den destructiven Tendenzen seiner jetzt so laut lärmenden Schüler aufgehen sollte. Gewiß war dies nicht der Lebensplan, den er in Berlin verfolgte, obgleich er sich im Mysticiren allerdings mehr, als gut ist, gefiel. Wenn die Zeit in der Richtung geblieben wäre, die ihr die Restauration gab, würde seine Lehre schwerlich die Wirkung hervorgebracht haben, die wir jetzt vor Augen sehen. Die Julirevolution und die Bewegung, die ihr folgte, der neue Einfluß der frivolen und destructiven Ideen von Frankreich herüber trug wesentlich dazu bei, daß die Lehre Hegels, die bisher eine Schutzwaffe des stabilen Princips schien, eine Angriffswaffe des Radikalismus wurde.

Allein nicht minder gewiß ist es, daß in der Hegelschen Lehre wirklich die Keime enthalten waren, die, in diesen Boden gesäet, so unheilvolle Früchte tragen mußten. Die Geschichte der deutschen Philosophie, auch der neuern, hat noch mehrere Systeme aufzuweisen, die unchristlich sind. Warum wurde denn gerade das Hegel'sche vorgezogen? Der fromme Instinkt der Pietisten, die auf der Stelle hier die dämonische Gegenwart gewittert hatten, rechtfertigte sich durch die Hast, mit der die Destructiven sich zu Hegel bekannten, sobald die Zeit überhaupt ihr Anstecken wieder begünstigte. Keine von beiden Parteien hat sich geirrt, die Antipathie der einen bestätigt die Sympathie der andern und wird von ihr bestätigt. Die Hegel'sche Lehre ist wirklich und war von Anfang an dem Christenthum gefährlicher, als je eine frühere.

Mit Recht muß es dem Publikum auffallen, daß eine Philosophie, die das eigentliche Verständniß des Christenthums zu eröffnen vorgibt, von Allen geflohen und gehaßt wird, die den Namen Christi mit besonderer Ehrfurcht nennen, und dagegen von Allen gesucht und angenommen wird, die diesen Namen fliehen. Und nicht minder muß es auffallen, daß eine Philosophie, welche die servilste zu seyn schien, auf einmal als die revolutionärste hervortritt, den Umsturz aller bestehenden Verhältnisse in Staat, Kirche und Gesellschaft, ein neues Weltalter, das Reich der absoluten Freiheit, der vergötterten Menschheit, die göttliche Demokratie verkündet. Diese Widersprüche scheinen zu beweisen, daß die Hegel'sche Schule früher, wenn sie sich für christlich und loyal ausgab, geheuchelt haben müsse, oder daß sie jetzt, indem sie die große neue Reformation ankündigt, ausschweift, ihrem eignen Meister zuwider handelt. Doch scheint dies nur so. In Wahrheit lösen sich alle diese Widersprüche leicht auf. Die Hegel'sche Philosophie ist nämlich ihrer innersten Natur nach so zweideutig, daß die Einen, welche wie Göschel, Christus mit Hegel identificirten, und die Andern, welche wie Strauß ihn leugnen, — und daß die Einen, welche den preußischen Staat in allen seinen Gliederungen für göttlich halten, und die Andern, welche den allgemeinen Umsturz, die Freiheit und Gleichheit, die ehelose Republik ꝛc. verlangen, sammt und sonders sich für Hegelianer zu halten berechtigt sind. Man kann eins wie das andere aus Hegels Lehre folgern und hat es gefolgert. Diese Lehre läßt sich wie ein Handschuh umdrehen und ist umgedreht worden. Jeder versteht sie nach seinem Sinn und schwört dann, der Andere habe sie nicht verstanden.

Schon wegen dieser Zweideutigkeit, die der innerste Kern und Geist der Hegel'schen Lehre ist, eignet sie sich ganz vortrefflich, die moderne Welt eine Zeitlang zu beherrschen.

Sie besitzt aber noch eine Eigenschaft, die sie vorzüglich empfiehlt. Sie schmeichelt nämlich. Wenn das alte Christenthum, wenn die meisten Philosophien den Menschen mit unzähligen Pflichten beschweren und belästigen, so macht ihm dagegen die Hegel'sche Philosophie seine Selbstzufriedenheit äußerst leicht. Sie emancipirt ihn von aller Besorgniß, denn sie ernennt ihn vor allen Dingen zum Gott und stempelt alle seine Gedanken und Handlungen zu göttlichen um. Sie schmeichelt der bestehenden Gewalt serviler, als es selbst eine chinesische Philosophie thun würde, denn sie erklärt die Staatsordnung bis zur kleinsten Polizeimaßregel hinab für göttlich, aber sie schmeichelt fast noch mehr der Revolution, indem sie dem göttlichen Pöbel, sobald er will, die absoluteste Freiheit zusichert.

Daraus nun erklärt sich zur Genüge, warum sie vor der Julirevolution als ein den Liberalen verhaßtes Instrument des stabilen Princips erschien, und warum sie nach der Julirevolution umgekehrt allen destructiven Tendenzen als Autorität dienen mußte, dem jungen Deutschland, dem Straußischen Vernichtungskampf gegen das Christenthum, der Fleischesemancipation und den ins Deutsche übersetzten St. Simonistischen Schwärmereien.

Daraus erklärt sich auch der Zerfall der Sekte in zwei Gruppen oder in eine rechte und linke Seite. Die alten Hegelianer nämlich, die sich aus der Zeit vor der Julirevolution datiren, identificiren immer noch Christus mit Hegel und die vollkommenste göttliche Weltordnung mit dem preußischen Staate, und unterscheiden sich insofern himmelweit von den neuen Hegelianern, die

Christum simpelweg leugnen, das Christenthum ein für allemal abschaffen, und das tausendjährige Reich der göttlichen Menschheit einführen wollen.

Daraus erklärt sich nun auch die Anklage, welche Professor Leo in Halle gegen die neuen Hegelianer (die linke Seite) erhoben hat. Leo gehörte selbst einst zu den Verehrern Hegels, so lange dieselben noch das christlich-borussische Monopol geltend machten. Um so mehr mußte ihn die Wendung, welche das Hegelthum nahm, frappiren. Da kam zuerst das junge Deutschland, das etwas voreilig, als ob das Christenthum wirklich schon ausgerottet wäre, ein demselben gerade entgegengesetztes neues Heidenthum mit einer durchgreifenden socialen Reform verkündete. Dann kam Strauß, der folgerechter darauf aufmerksam machte, daß doch das Christenthum wirklich erst gestürzt werden müsse, eine welthistorische Aufgabe, der er sich aus Mitleid mit der bisher im Dunkeln tappenden Menschheit großmüthig unterzog. Dazu kamen noch eine Menge minder berühmter Schwärmer, deren Bücher wenig Aufsehen erregten, die aber doch im Zusammenhange mit jenen grelleren Erscheinungen merkwürdig genug sind, Leute, die den St. Simonismus ins Deutsche übersetzten, von der allgemeinen Weltreligion, Weltliteratur &c. faselten, die alte Universalrepublik wieder in Erinnerung brachten, und aus der von den Rationalisten längst geltend gemachten sogenannten Perfectibilität des Christenthums eine neue große Reformation herleiteten, ein künftiges goldenes Zeitalter, in welchem der h. Geist so ausschließlich herrschen würde, wie im Mittelalter Gott der Sohn und im alten Judenthum Gott der Vater geherrscht habe. Als die Offenbarung des h. Geistes aber wurde die Hegel'sche Philosophie anerkannt, auf welche alle diese neuen Propheten einstimmig sich beriefen, die jungen Deutschen, Strauß, die deutschen Simonisten. Die Hegel'sche Schule nahm diese Appellation an, und nun brach das bekannte große Schisma in derselben aus. Die alte Rechte wurde von der jungen Linken verlassen. Jene verhielt sich einstweilen passiv, als wenn nichts vorgefallen wäre; diese erklärte sich für die neue Auslegung der Hegel'schen Lehre und setzte eine Scheidewand zwischen Christenthum und Hegelthum. Wer hinfort noch an Christum als Gottes Sohn glauben würde, proklamirte Michelet feierlich, sey des Namens eines Hegelianers unwürdig, Strauß allein habe den wahren Sinn Hegels begriffen und zu seiner Fahne müsse man schwören. In diesen offenen Erklärungen preußischer Universitätslehrer lag nun für Professor Leo zunächst die Veranlassung, dem von den Kathedern aus bedrohten Christenthum feurig das Wort zu reden. Er hatte sich früher noch nicht erhoben, so lange der Streit bloß im literarischen Gebiete geführt worden war. Gefährlicher schien ihm der Einfluß der mündlichen Vorträge auf die Jugend, und er glaubte nicht länger schweigen zu dürfen, da im Namen der Hegel'schen, bisher nicht bloß geduldeten, sondern selbst empfohlenen Philosophie eine entschieden antichristliche Tendenz auf den Universitäten herrschend werden sollte.

Es war im Herbste des verwichenen Jahres. Die Sache machte hinlängliches Aufsehen, und es wäre Zeit genug verflossen, daß der Streit zu irgend einem Resultat hätte gedeihen können. Allein bis jetzt ist nichts dabei herausgekommen. Faßt man nämlich die Wichtigkeit der Sache ins Auge, so erscheinen die Flugschriften und Zeitungsartikel, die darauf eingegangen sind, auffallend unbedeutend und erfolglos. Die meisten Flugschriften waren voll persönlicher Recriminationen gegen Leo, auf die er dann wieder, was wir nicht billigen mögen, geantwortet hat. Je mehr es die Politik seiner Gegner seyn mußte, die Aufmerksamkeit von der Sache hinweg auf die Persönlichkeiten zu lenken, um so weniger war es die Politik Leos, darauf einzugehen. Auch ist er ja als Gelehrter bekannt und anerkannt genug, um mit Verachtung auf die Infamien einer literarischen Jugend herabzusehen, die im kleinen Kriege necken, aber im großen nichts entscheiden kann. Wie die meisten Flugschriften, so sprachen sich auch die meisten Zeitungsartikel gegen Leo aus. Die bedeutendste Stimme, die für ihn gesprochen hat, ist die des talentvollen jungen Kahnis, der sich aber nur auf den Standpunkt des Hegelianers stellte und von der rechten Seite aus die linke bekämpfte, den vermeintlich abtrünnigen Schülern Hegels die vermeintlich reine Lehre des Meisters entgegenhielt. Damit war nicht viel gewonnen. Andere beachtenswerthe, aber anonyme Stimmen in Zeitungen haben eben so wenig eine Entscheidung herbeigeführt.

Zweierlei fällt nun hiebei besonders auf, einmal, daß sich, wohlgezählt, bei weitem mehr Stimmen gegen als für Leo erklärt haben, und sodann, daß gerade die wichtigsten theologischen und philosophischen Autoritäten — geschwiegen haben.

Sollte man daraus auf eine wirklich vorhandene antichristliche oder indifferente Mehrheit unter den Zeitgenossen schließen dürfen? Das wäre zu voreilig. Man muß erwägen, daß die Anklage Leos, gestützt auf die ausschweifenden Lehren einiger jungen Hegelianer, unmöglich im Stande ist, die große Autorität der Hegel'schen Philosophie überhaupt zu stürzen, da diese Philosophie in Preußen noch immer aus dem alten Gesichtspunkt, wie er sich vor der Julirevolution festgestellt hat, und nicht aus dem neuen angesehen wird, und da wirklich eine Menge alter Hegelianer über allen Verdacht destructiver

Grundsätze erhaben sind. Kann nun aber die Autorität dieser Philosophie überhaupt nicht gestürzt werden, so bietet ihre Zweideutigkeit auch der jungen Linken unter allen Umständen eine sichere Vertheidigungsbasis.

Man muß ferner erwägen, daß Leo in einem für seine Sache möglichst ungünstigen Zeitpunkt aufgetreten ist. Es scheint jezt nicht die rechte Zeit, die Hegel'sche Philosophie vor den christlichen Richterstuhl zu ziehen. Sollte sie wirklich später als antichristlich erkannt werden, so scheint es doch räthlicher, die Untersuchung zu verschieben. Es kommt nicht darauf an, wie sich eine Sache an sich verhält, sondern wie sie unter gewissen Umständen angesehen wird. Die Umstände sind aber von der Art, daß das Extrem, welches Leo angegriffen hat, immerhin eine Waffe gegen das andere Extrem zu seyn scheint, das durch das Kölner Ereigniß so drohend in die Zeit getreten ist. Man wird erst später wieder Besonnenheit und Ruhe genug haben, um einzusehen, daß das Antichristenthum doch nie ein Bundesgenosse der evangelischen Kirche seyn kann.

Man muß endlich erwägen, daß ein großer Theil des gebildeten Publikums die Denkfreiheit über Alles schäzt. Aeltere Leute erinnern sich wohl noch der intoleranten Zeiten, jüngere lernen sie durch die Geschichte kennen. Man fürchtet nun, und gewiß nicht mit Unrecht, einen Rückfall in den Glaubenszwang, wenn gegen die unchristliche neue Schule mit förmlichen Verboten eingeschritten würde. Auch solche Männer, welche den Unfug der jungen Schule mißbilligen, wollen ihn doch nur durch die Waffen der Ueberzeugung, nicht durch Verbote bekämpft wissen.

Gleichwohl begeht man darin einen Fehler, daß man jeden Kampf der christlichen Ueberzeugung gegen die antichristliche sofort für eine Aufforderung zu Verboten, für Denunciation und Kezerriecherei hält. Man folgt dabei wohl zu sehr den traurigen Erinnerungen früherer Zeiten und läßt der christlichen Ueberzeugung, die sich nur vertheidigt, zu wenig Gerechtigkeit widerfahren. Von dieser Neigung des toleranten Publikums machen nun die Antichristen einen verschwenderischen Gebrauch, und denunciiren jeden als Denuncianten, der ihnen nur widerspricht.

Auch darin begeht das Publikum, begehn selbst die Regierungen einen Fehler, daß sie der neuen Schule, die doch einmal so offen ihre Grundsätze ausgesprochen hat, nicht die Aufgabe stellen, sich neben den alten christlichen Gemeinden als eine neue ruhig niederzulassen. Neben den ausschließlich so zu nennenden Christen, die an die Göttlichkeit Christi glauben, wie sie aus der Dreieinigkeitslehre folgt, gab es schon in ältern Zeiten Monophysiten, Arianer ꝛc., welche die Dreieinigkeit und die Göttlichkeit Christi leugneten, und auch noch in spätern Zeiten haben sich Unitarier und Deisten in demselben Glauben als besondere Gemeinden abgesondert. Das sollte nun die neue Schule ebenfalls thun. Leo hat gewiß Recht, wenn er die Heuchelei derer tadelt, die Christum leugnen und doch die christlichen Gemeinden belehren und beherrschen wollen. Man soll sie austreten lassen. Die Toleranz verlangt, daß man sie nach ihrem Glauben leben lasse, aber sie verlangt nicht zugleich, daß man den Unterricht christlicher Kinder und künftiger christlicher Priester gerade solchen Männern anvertraue, die sich entschieden gegen das Christenthum ausgesprochen haben.

In diesen Fehler ist offenbar die Regierung von Zürich verfallen, indem sie den Dr. Strauß zum Lehrer der christlichen Dogmatik machen wollte. Warum hat sie nicht lieber, wenn sich in Zürich Gemeindegenossen genug fanden, eine unitarische Kirche gegründet und Strauß als deren kleinen Papst berufen? Das wäre viel natürlicher und ehrlicher gewesen. Den Mann, der das „Leben Jesu" geschrieben hat, als guten Christen in die Professur der christlichen Dogmatik einschmeicheln wollen, ist so unbesonnen und verräth so viel Verkennung alles Wahrheits- und Rechtsgefühls und aller gesunden Politik, daß es denen, die sich dadurch compromittirt haben, gewiß in keiner Weise zum Vortheile gerathen wird. Und welche Meinung hat wohl Strauß selbst von der Urtheilskraft deutscher Bevölkerungen, wenn er meint, man werde sich dabei beruhigen, daß er in honigsüßen Worten erklärt, er wolle das Volk im Glauben an Christus nicht irren und auch in seinen Vorlesungen nur christliche Wahrheiten vortragen? Eine solche süße Erklärung im Munde eines Mannes, der die Evangelien ein Fabelwerk, abgewaschene Sagen, Fischeranecdoten ꝛc. genannt hat, ist zwar ganz im Geschmack der wahrheitsliebenden und uneigennützigen Helden unserer jungen Literatur; allein es gehört doch eine starke Verblendung dazu, sich von solchen Mitteln zum Zweck einen Erfolg zu versprechen. Das gutmüthige deutsche Publikum läßt sich viel bieten, doch nicht Alles. Der Widerspruch ist zu grob. Als Vorsteher einer neuen Sekte oder als Philosoph konnte Strauß ohne Anstand eingeführt werden. Die Macht der öffentlichen Meinung, welche sich für Toleranz, Glaubens- und Lehrfreiheit ausgesprochen hat, würde ihn geschüzt haben. Nur für einen guten Christen soll er nicht ausgegeben werden. Nur als Drillmeister künftiger Prediger und Seelsorger einer christlichen Confession soll er sich nicht aufdrängen, das ist seine falsche Stellung.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 31.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 22. März 1839.

Der Neo-Hegel'sche Streit.

(Schluß.)

Der Grund, warum sich die neuen Feinde des christlichen Glaubens nur immer in christliche Lehrämter einschmeicheln und nicht redlich und ehrlich vom Christenthum sich lossagen und neue Gemeinden gründen wollen, liegt nahe. Einzelne mögen die Gefahr und Mühe des Bauens scheuen, da Einreißen um so viel bequemer ist. Einzelne mögen die zeitlichen Vortheile berücksichtigen, die ihnen ihre christlichen Aemter und Besoldungen darbieten. Die Klügsten aber, die Führer der Partei, schämen sich, der Welt das lächerliche Schauspiel zu geben, das ihr neuer Cultus der vergötterten Menschheit unfehlbar geben würde. Wir sind überzeugt, daß ihnen die Zumuthung, sich auf diese Weise der Kritik Preis zu geben, viel weher thut, als der heftigste Widerstand, und daß sie, wenn man ihnen Tempel auf Subscription bauen wollte, keinen Gebrauch davon machen würden. Wir wüßten, wenn man je für den Frieden der christlichen Bevölkerung im Ernst besorgt werden könnte, kein radikaleres Mittel anzurathen, als die feierliche Eröffnung des neuen Cultus. Es ist keineswegs überflüssig, immer wieder daran zu erinnern, daß die ungeheure antichristliche Aufregung in Frankreich während der Revolution, nachdem sie allen Widerstand überwunden, an der Lächerlichkeit des neuen Cultus scheiterte. Man zwang sich anfangs ein ernsthaftes Gesicht dabei zu machen, dann lachte man und ging auseinander. Man hörte bald von einer Religionsveränderung, die so viel Blut gekostet, und die man mit so schrecklichem Fanatismus durchgesezt hatte, nicht mehr reden. Es kostete nicht die mindeste Mühe, den neuen Cultus abzuschaffen, seine Tempel blieben von selber leer und die christlichen füllten sich unmerklich wieder.

Liegt nun in der Scheu vor der Stiftung neuer Gemeinden und vor der Eröffnung neuer Tempel der Beweis, daß die Parteiführer unter den Feinden des christlichen Glaubens recht gut wissen, wie hohl und aufgeblasen ihr ganzes Treiben ist und wie wenig sie das Christenthum durch etwas Anderes, das nur einigermaßen haltbar wäre, ersetzen können; so darf doch angenommen werden, daß unter denen, die sich treiben lassen, sehr viele aufrichtige und ehrliche Schwärmer sind. Wir kennen deren genug, vor deren Charakter wir alle mögliche Hochachtung haben. Allein ihr edler Wille ist verirrt und von den eiteln Scholastikern und Fischern im Trüben bedauernswürdig mißleitet worden. Sie gehen von der Ansicht aus, die Menschheit könne nicht stille stehen, sey zu ewigem Fortschritt berufen. Ohne allen Zweifel. Aber die Aufgabe ist wohl die, das Menschliche je mehr und mehr zu läutern und zu vervollkommnen, und nicht uns gegen Gott zu empören. Diese Neuerer aber fangen damit an, gleich den Terroristen von 1793 zu erklären, „der alte Gott hat aufgehört zu regieren. Die Gottheit, die bisher für eine Person gehalten wurde, ist nur eine Sache, ein geistiges Besitzthum, das nunmehr nach dem agrarischen Gesetz an die Menschen vertheilt wird, wie die Souveränetät des hingerichteten Königs an das Volk. Wir sind selbst die höchsten Wesen, nichts ist über uns, wir sind Götter.“ Diese Lehre, auf die man so großes Gewicht legt, auf die Alles ankommt, die man auf den Trümmern des umgestürzten Christenthums zur herrschenden erheben will, was für ein Fortschritt ist sie denn? was kann bei diesem Tollhauswahn denn irgend herauskommen? wozu haben ähnliche Irrlehren bisher geführt? Solcher Ueberspannung ist stets eine klägliche Abspannung gefolgt. Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Wenn die Weltverbesserer so hoch hinauswollen, so können sie nicht einmal das ändern und bessern, was ihnen zunächst vor den Füßen liegt. Es gibt noch Uebelstände genug im kirchlichen Leben. Hier suche man zu bessern, aber den alten Gott im Himmel lasse man in Ruhe. Wie müssen die sich freuen, welche die eigentlichen

Mißbräuche verewigen, wenn sie dem lächerlichen Eifer zusehen, mit dem man den Himmel bestürmt. Wohl können sie lachen, wenn die Angriffe, die ihnen gelten sollten, auf den unsichtbaren Gott im Himmel und auf die Burg Zions abgeleitet werden. Deßhalb sieht auch eine jesuitische Gesinnung unserer Tage nur mit Schadenfreude der antichristlichen Bewegung unter den Protestanten zu.

Aehnliche Uebertreibungen, wie sie jetzt wieder zu Tage kommen, sah man schon im bewegten Zeitalter der Reformation auftauchen. Die große Sekte, die eine Zeitlang um die Herrschaft kämpfte, ging davon aus, die Gottheit offenbare sich in unserm eignen Geist, und jeder, in dem sie zum Durchbruch gekommen, sey sofort ein Theil der Gottheit, sündenlos, unverantwortlich, absolut frei. Es ist bekannt, mit welchem Aufwand von Kraft Luther und Zwingli kämpfen mußten, um den tollen Wahn der Menschheitsvergötterer zu besiegen, und die wahre und echte Reformation der christlichen Kirche rein zu halten, und nicht entweihen zu lassen. Sie wußten sehr gut, daß die ganze Reformation hintertrieben worden wäre, wenn dieser Unfug nicht hätte unterdrückt werden können. Einer fieberhaften Ekstase würde allgemeine Abspannung und die Reaktion aller alten Mißbräuche gefolgt seyn. Deßhalb setzten unsere großen Reformatoren die Demuth vor Gott dem menschlichen Uebermuth, und das im Evangelium enthaltene Wort Gottes den Träumereien des eigenen Geistes entgegen, und erklärten sich in dieser Beziehung so deutlich und unumwunden, daß wirklich nur der Lügengeist unserer Zeit im Stande seyn konnte, einen blauen Dunst davor zu machen, und frischweg in die Welt zu schreien: Strauß sey ein zweiter Luther, ein zweiter Zwingli. Strauß und die ganze Hegel'sche Schule lehrt nun, was die „Schwarmgeister" lehrten, die Hoffart des eignen Geistes, und wie hat Luther gegen diese Schwarmgeister gedonnert! Wie hat Zwingli sie sogar bis auf den Tod verfolgt!

Zwingli unterscheidet sich unter andern auch dadurch von seinem präsumtiven Nachfolger in Zürich, daß er frei und offen unter das aufgeregte Volk trat, ihm kraftvoll predigte, es persönlich überzeugte. Er konnte das, denn die Wahrheit gab ihm die Kraft und den Sieg. Strauß kann es nicht, er muß fern bleiben, denn die Unwahrheit der Hegel'schen Irrlehre läßt sich nur in den Nebeln der gelehrten Schriftsprache verbergen, vor dem Volk wird sie zu Schanden.

Und zuletzt, wem könnte es entgangen seyn, daß die neue Schule eine antinationale ist. Die germanischen Stämme zeichneten sich von jeher durch eine ernste und tiefe Religiosität aus, an der alle irreligiösen Angriffe scheiterten. Es liegt nicht im germanischen Charakter, sich einer Frivolität hinzugeben, wie sie z. B. in Frankreich vor und während der Revolution hervortrat. Die Nachahmung des Fremden, der Einfluß des französischen Geistes kann vorübergehend auch im deutschen Volke einer irreligiösen Partei Vorschub leisten, auch können sie schlaue Mystificationen und besondere Zeitumstände begünstigen, aber sobald sie ihrem wahren Wesen und Zwecke nach erkannt ist, wird sie auch immer zugleich ihrer Ohnmacht überführt. Deutschland, England, Skandinavien, Nordamerika werden ewig die Heimath der Frömmigkeit und Sittenzucht bleiben. An diesem Grundcharakter des germanischen Stammes hat weder die älteste römische und gallische Ansteckung, noch das Verderben der römischen Hierarchie vor der Reformation, noch die Lüderlichkeit der Höfe nach dem französischem Muster, noch die frivole Poesie der Voltairischen Schule etwas ändern und rütteln können. Dieser Stammcharakter ist dauerhaft und wird auch die Versuche der modernen Philosophie zu Schanden machen. Man denke nur an Nordamerika. Dort, wo die Kirche völlig vom Staat getrennt ist, wo der Staat keinen Heller für die Kirche ausgibt, keinen Priester besoldet, keine Liturgie vorschreibt, sich ganz und gar nicht um den Glauben oder Unglauben des Volks bekümmert; dort, wo alle aus Europa verbannte Schwärmereien den freiesten Spielraum finden, in dem Lande, das so innigen Antheil an der französischen Revolution nahm, so viele ihrer Sympathien theilte, dort ist gleichwohl nichts von dem europäischen Unglauben zu finden, dort herrscht das Christenthum in der freien Ueberzeugung des Volks mit einer Kraft, wie nirgends anderswo. Gerade in dem Maaß, in welchem das Volk politisch emancipirt, und die Kirche vom Staat getrennt ist, steigert sich und wächst das Ansehen des Christenthums bei den germanischen Volksstämmen. Nur in dem Maaß, in welchem das Volk unterdrückt und die Kirche ein Werkzeug des Staats ist, greift der Unglauben auch beim germanischen Volksstamm um sich. Dies ist ein historisches Gesetz, so unumstößlich wie die astronomischen von Keppler. Deßhalb verräth es die größte Unkenntniß der Geschichte und Unbesonnenheit, von einer St. Simonistischen Menschheitsemancipation und allgemeinen Republik in Verbindung mit der Abschaffung des Christenthums zu träumen. Das Resultat der Freiheit würde zum Erschrecken der Destructiven immer wieder das ihnen so verhaßte Christenthum seyn, wie die Vereinigten Staaten beweisen.

Die geschichtliche Erfahrung, von der wir hier ausgehen, ist durch das Benehmen der Züricher Bevölkerung aufs Neue bestätigt worden. Wir dürfen daraus schließen,

daß die Hegel-Straußische Partei auch anderwärts, sobald sie irgendwo in Deutschland wieder so usurpatorisch hervorträte, wie in Zürich, eine ähnliche Niederlage erleiden würde. So lange sie nur literarisch thätig ist, nimmt das eigentliche Volk keine Notiz von ihr, und es kann ihr gelingen, Angriffen, wie dem Leos, zu trotzen. Sobald sie aber eine öffentliche Stellung usurpirt, in der sie unmittelbar auf das Volk und sein kirchliches Leben einzuwirken trachtet, tritt ihr eine Macht entgegen, an die nicht geglaubt zu haben ihr eigner Schaden ist. Wenn daher Leo sich über die Corruption der Presse zu beklagen hat, die eine nichtswürdige Sache gegen seine sehr gerechte Anklage in Schutz nahm und die Entscheidung zweifelhaft ließ, so darf er doch überzeugt seyn, daß er in der deutschen Bevölkerung, die von der noch ungefährlichen literarischen Fehde und von der Corruption der Presse überhaupt keine Notiz genommen hat, die mächtigste Unterstützung finden würde, sobald der Streit aus dem literarischen Gebiet ins praktische überträte und das Volk in ganz Deutschland dafür interessirt würde, wie es bereits das Züricher Volk ist.

Was müssen aber am Ende Bürger und Bauern von den Gelehrten denken, wenn sie die Entdeckung machen, sie seyen berufen gewesen, einem Unfug zu steuern, dem die Gelehrten selbst nicht haben steuern können?

Sprachlehre.

2) Das Sprachgeschlecht der Titanen. Darstellung der ursprünglichen Verwandtschaft der tartarischen Sprachen unter sich und mit der Sprache der Hellenen, und Andeutung der zunächst daraus hervorgehenden Folgen für die Geschichte der Sprachen und Völker. Von J. Ritter von Xylander. Frankfurt a. M. bei Joh. David Sauerländer. 1837.

Der Herr Ritter von Xylander hat sich schon durch seine 1835 erschienene grammatische Darstellung der Sprache der Albanesen oder Schkipetaren so wesentliche Verdienste um die Sprachwissenschaft erworben, daß Ref. es wahrhaft bedauern muß, ihn hier mit einem Produkte hervortreten zu sehen, das er sich in der Vorrede selbst als ein durchaus unerises zu prädiciren genöthigt sieht: denn die Sprachvergleichung des Ritters von Xylander beruht nicht, wie es doch bei dem jetzigen Stande der Sprachwissenschaft erwartet werden sollte, auf sorgfältiger Erforschung der Sprachgesetze und namentlich der historischen Entwickelung der Laute, sondern wirft uns wieder in die alte Nacht eines vagen herumtappenden Etymologisirens zurück, durch welches nun und nimmermehr der Sprachvergleichung eine sichere Basis gelegt werden kann.

Die Sprachen, welche der Verfasser zunächst in den Kreis seiner Untersuchung zieht, sind die der Tungusen, der Mongolen, der Türken, der Tübeter und der Chinesen. Von jeder einzelnen dieser Sprachen wird erst eine kurze Untersuchung des Grammatischen aus den zunächst zugänglichen Hülfsmitteln, sodann ein vergleichendes Wörterverzeichniß gegeben, und endlich der Name des Volks sprachvergleichend untersucht. Ueber die in den Wörterverzeichnissen gezogenen etymologischen Parallelen muß man wahrhaft staunen. Nur ein paar Proben, wie sie uns beim Aufschlagen des Buchs unter die Hand kommen.

S. 79. Tungusisch: ailourga Stutzer, petit-maitre; ἀλογία Abgeschmacktheit, Zweckwidrigkeit.

aintchi, wie; sollte es sich so verhalten? lat. ain' tu statt aisne, ist es möglich, ist es Ernst.

aitou boume, helfen, Hülfe leisten, von einem Abgrund zurückhalten; aitou-boume; ὁδο ποιέω (οὐδος, Weg), auf den rechten Weg bringen, leiten, helfen; adiuvare, helfen u. s. w. oboume, thun.

Das Resultat aller dieser Untersuchungen ist dies: das Chinesische, Tübetische, Tungusische, Mongolische, Türkische und Griechische zeigen ursprünglich einen und denselben Sprachstoff, und erscheinen, als verschiedene Entwicklungsstufen, oder wenigstens als Ueberreste von Entwicklungsstufen, ein und desselben Idioms, verschieden, nach den angebornen Fähigkeiten, den örtlichen und klimatischen Einflüssen, und der aus dem ganzen Leben und den Schicksalen von Jahrtausenden hervorgehenden, verschiedenen geistigen Entwicklung der Völker. Indem der Verf. nun nachgewiesen zu haben glaubt, daß die Sprachen der sogenannten tatarischen Völker und der Chinesen unter sich und mit der Sprache der Hellenen, und also auch mit dem Sanskrit, ursprünglich verwandt sind, so treten natürlich auch alle übrigen Glieder derjenigen Sprachfamilie in diese Verwandtschaft ein, deren Wohnsitze, von Ceylon und Hinterindien anfangend, sich in nordwestlicher Richtung, durch Asien und Europa hindurch bis nach Island hin erstrecken. Wie man diese letzteren Sprachen bisher die **indisch-germanischen** genannt hat, meint der Verf., müßte man jezt das ganze Sprachgeschlecht das **indisch-germanisch-tartarische** oder **indisch-germanisch-chinesische** nennen. — Theils aus historischen Gründen aber, theils überhaupt, weil die **Titanen** jedenfalls zu den uns bekannten ältesten Kindern

der Erde und des Himmels gehören, und Niemand Anstand nehmen dürfte, dieselben zu seinen Ahnen zu zählen, glaubt der Verfasser die Benennung eines Sprachgeschlechts der Titanen wählen zu dürfen.

Mit dieser gigantischen Familie ist aber der Verfasser noch nicht zufrieden; es drängt sich ihm vielmehr noch die Frage auf, ob sich vielleicht dieser Zusammenhang nicht auch noch auf mehrere Sprachen derjenigen Völker ausdehnen könnte, welche gegen die große Masse der bereits als verwandt gefundenen titanischen Völker nur als eine, meistens an die äußersten Grenzen hinausgedrängte Minderzahl erscheinen. Er betrachtet daher noch die Ungarn mit den einen Theil des nordwestlichen Europa und nordwestlichen Asiens erfüllenden Finnen, in der Mitte des nördlichen Asiens die Samojeden mit den Jenisäern, die Kurilen, Kamtschadalen, Korjäken, Jukagiren, Tschuktschen, Koreaner, Japaner, die Völker Hinterindiens, die Malayen, Georgier, Kaukasier, die Semiten und die Palaamerikaner. Diese Betrachtung nennt jedoch der Verf. nur eine erste Recognoscirung, deren Resultat aber natürlich die Behauptung ist, daß die Sprachen, welche in Europa und Asien, im nördlichen und nordöstlichen Afrika, in dem größten Theile der Inselwelt zwischen Asien und Amerika und im Norden dieses Welttheils gesprochen werden, in einem ursprünglichen mehr oder minder nahen Zusammenhange zu stehen scheinen, und daß es insbesondere der Wortschatz der griechischen Sprache ist, durch welchen dieser Zusammenhang nachgewiesen werden konnte.

Alle Untersuchungen dieser Art, in so erhabenen philosophischen und moralischen Gewändern sie auch einhergehen mögen, können der Wissenschaft lediglich nichts nützen, und nur dazu dienen, sie in den Augen des Laien aufs Tiefste zu erniedrigen. Die Sprachwissenschaft, wie sollte sie durch Forschungen gewinnen, denen die nöthigsten Grundlagen, zu welchen wir heutzutage vor Allem genaue Kenntniß des Sanskrit und — des Deutschen rechnen müssen, abgehen? Sollen aber diese voreiligen Resultate etwa dem Historiker, den Anthropologen zur Basis neuer Hypothesen dienen? Das hieße wahrlich sein Haus zum Mindesten auf Sand bauen. Zu einer Vergleichung aller Sprachen der Welt möchte überhaupt vorderhand noch lange nicht Zeit, jedenfalls dazu mehr als die Mühe eines einzelnen Manns und weniger Jahre erforderlich seyn. Männer wie Humboldt, Pott, Bopp, Grimm, Diez u. A. müssen vorerst auch für andere als die bereits behandelten erstehen, und so können wir vielleicht — das wird aber auch Alles seyn — hoffen, daß unsern Enkeln oder Urenkeln in die Bildung der Sprachen eine tiefere Einsicht und über ihre Entstehung und Theilung ein freierer Ueberblick vergönnt seyn werde.

3) Allgemein brauchbares stammkundiges Handwörterbuch zur Kenntniß des schlüpferigen, oft tief versteckten Sprachganges, sowie zum Licht und Recht der Muttersprache in einzelnen Fällen; mit Erklärung dunkler Redensarten, Unterscheidung sinnverwandter Wörter und mancherlei eingestreuten Sprachbemerkungen. Von C. W. Heinzelmann. Neuhaldensleben, C. A. Eyraud, 1839.

Wie das Unsinnige und Haltungslose in der Literatur neben dem Geistvollsten und Gründlichsten aufkommen kann, mag gegenwärtiges Schriftchen zeigen, das neben den Werken unserer Grimm, Bopp, Pott, Rapp u. A. sich ausnimmt, wie einer von den sieben ehrlichen Männern, die nach vieljährigem Schlafe stracks aus ihrer Höhle in die Welt hinein laufen und treuherzig um ihre alten abgeschätzten Münzen Brod kaufen wollen. Dieses Schriftchen führt uns in das Kindesalter der deutschen Sprachforschung und Etymologie zurück.

Das Wort Name, sagt die Einleitung, komme unstreitig nur von nehmen und genommen. Gewöhnlich glaubt man hiebei stille stehen zu müssen. Fragt man aber weiter, woher denn dieses Zeitwort entstanden sey, so antworte ich: es stammt nur aus der Natur der Handlung selbst. Ebenso verhält es sich mit Sprache von sprechen. Letzteres ist wieder ein Ausbrechen und Aeußern des Mundes; brechen aber ein Abrecken und Zerreißen, welches mit seinen buchstäblichen Theilen der innern Beschaffenheit der Handlung gemäß ausgedrückt wird.

Echtes Hochdeutsch, heißt es weiter S. XIV, kann nicht sowohl dasjenige seyn, was noch irgendwo in den Mundarten steckt, sondern nur die obersächsische Mundart ꝛc.

Ref. hielt das Ganze auf den ersten Anblick für Scherz und eine Satire auf grund- und bodenloses Etymologisiren; außerdem aber, daß eine solche Persiflage auch ohne großen Aufwand leicht wäre viel geistreicher zu führen gewesen, mußte er sich auch durch Andreres zu seinem Leidwesen überzeugen, daß es dem Verfasser damit bitterer Ernst war. **K.**

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 32.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 25. März 1839

Indische Literatur.

1) Nalas und Damajanti, eine indische Dichtung aus dem Sanskrit übersetzt von Franz Bopp. Berlin, Nicolai, 1838.

Herr Bopp hat sich durch seine trefflichen Uebersetzungen aus dem Indischen ein großes Verdienst erworben. Nicht jeder, der Sanskrit studirt und auf sein Wissen in dieser Beziehung stolz ist, bemüht sich zugleich mit so viel patriotischem Eifer und glücklichem Erfolge, die gewonnenen Schätze dem Verständniß des deutschen Publikums zu vermitteln. Sofern nicht jeder Sanskrit lernen kann, jeder aber doch Gelegenheit erhalten soll, tief in Geist und Bildung der altindischen Welt hineinzublicken, sind g u t e und t r e u e Uebersetzungen die Hauptsache, um welche sich die Sanskritgelehrten zu bemühen haben.

So wenig sonst schon aus dem Indischen übersetzt ist, liegen uns doch bereits drei Uebersetzungen von Nalas und Damajanti vor, die erste von Prof. Kosegarten in Jena (1820), die andere von Rückert (bereits zweimal aufgelegt) und jetzt die von Bopp. Herr Bopp gedenkt Kosegartens gar nicht, dessen Uebersetzung der seinigen gleichwohl in der Form näher steht, als die Rückert'sche. Drei Uebersetzungen in so kurzer Zeit beweisen, daß Nalas und Damajanti ein sehr ausgezeichnetes Gedicht seyn muß, wie es denn auch in Indien den größten Ruhm genießt. Es ist eine der schönsten, wo nicht die schönste Episode des großen Gedichts Maha-Bharata. Herr Bopp bezweckte bei seiner neuen Uebersetzung vor allem treue Wiedergabe des Sinnes, unentstellt durch poetische Willkür des Uebertragenden. Die Härten, die daraus für den deutschen Ausdruck hervorgehen, sofern er sich dem indischen Sinn durchaus anschmiegen muß, sind nicht erheblich. Dem wahren Freunde einer fremden Poesie muß Alles an der Sinntreue der Uebersetzung liegen. An einem etwas glätteren und bequemeren Lesen liegt ihm nichts, wenn er nur Gedanken, Bilder, Wendungen des Originals möglichst treu wiedergegeben findet.

Eine Skizze des Gedichts dürfte für manchen unserer Leser von Interesse seyn. Nalas war ein indischer König, ein männliches Ideal, reich an allen Tugenden, doch besonders berühmt als Rossebändiger und Wagenlenker. In einem benachbarten Reich aber blühte Damajanti auf, Tochter des Königs Bhimas, ein weibliches Ideal. Ohne einander gesehen zu haben, hörten Beide oft von einander reden und ihren Ruhm preisen. Da schlich die Liebe in ihr Herz. Gedankenvoll ging Nalas im Walde, da stieß er auf eine Heerde Schwäne und fing einen davon. Tödte mich nicht, sprach der Schwan, ich will dir Liebesbote seyn und zur schönen Damajanti fliegen. Gern willigte Nalas ein.

Die Vögel flogen auf schleunigst,
Gegen Widarbha wendend sich.
Angelanget allda ließen
In Damajanti's Gegenwart
Sich nieder jene Luftwand'rer.
Und Bhaimi nahm dieselben wahr.
Die schönen Schwäne dort sehend,
Von Freundinnen umgeben sie,
Hascht entzückt nach den Luftwand'rern
Damajanti die eilende.
Da zerstreuten im Lustwalde
Allhinwärts jene Schwäne sich.
Die Mädchen liefen dann einzeln
Voll Begierde den Vögeln nach.
Der Schwan, welchem jedoch Bhaimi,
Ihn zu fangen, genahet war,
Ließ nun menschlichen Laut hören,
Kündend der Jungfrau dieses Wort:
Hör', im Nischadha-Reich wohnet
Nalas genannt ein Erbeherr,
Schön wie die Aswina's beide,
Ihm sind Menschen vergleichbar nicht.

Wahrlich wenn du dereinst würdest
Dessen Gattin, Hochedele!
Die Frucht deiner Geburt wäre
Und deiner Schönheit dann erreicht.

Des Vogels Botschaft macht Damajanti liebekrank. Da beschließen ihre Eltern, sie zu vermählen und laden weit und breit die Bewerber ein. Auch Götter wollen sich einfinden, an ihrer Spitze Indra. Sie begegnen Nalas und verlangen, er solle als ihr Brautwerber an Damajantis Hof vorausgehen. Er gehorcht, und die Götter bewirken, daß er insgeheim trotz Schloß und Riegel in das Gemach der Prinzessin eingehen kann. Er sagt, wer er sey, und daß er für Indra zu werben komme. Da zürnt sie ihm und sagt:

Kunde, die mir ein Schwan brachte,
Diese brennt, o Gebieter, mich.
Deinetwegen allein hab' ich
Hier versammelt die Könige.
Doch wenn du mich, o Huldreicher,
Die Liebende verschmähen wirst;
Ein Strick, Gift, oder Feu'r, Wasser,
Wird den Tod mir bereiten dann. —
Von Bhaimi angeredt also,
Sagte Nalas dagegen dies:
Während Götter um dich werben,
Begehrest eines Menschen du?

Sie beschließt, am Tage der Gattenwahl keinen andern als Nalas zu wählen. Aber die Götter ersinnen eine List und geben sich alle Nalas Gestalt. Nun weiß Damajanti nicht, welches der echte Nalas ist, beschwört aber die Götter, sich in ihrer wahren Gestalt zu zeigen und erkennt Nalas, der allein in gröberem Stoffe zurückbleibt.

Als die Götter erblickt jene,
So wie Nalas den König dort,
Erwählt diesen die Fürst-Tochter
Zum Gemahle, dem Rechte nach,
Schamhaft des Kleides Saum fassend,
Nala's, mit schönem Auge sie;
Setzt einen Blumenkranz diesem
Voll Schönheit auf die Schultern dann.
Also wählte den Fürst Nalas
Zum Gemahle die Reizende.

Die Götter lächeln und beschenken das liebende Paar aufs reichlichste mit Wundergaben. Als sie zum Himmel heimkehren, begegnen sie Kalis, dem bösen Gott, der auch zur Gattenwahl gehen will, nun aber zu spät kommt und sich zu rächen sucht. Nalas wird sofort von ihm, als von einem Teufel besessen, fällt in Unvernunft und Thorheit, und geht zu seinem Bruder Puschkaras, mit demselben um sein Reich zu würfeln. In die Würfel aber fährt ein böser Geist, der dem Kalis dient. Nalas verliert Alles, und muß auf seines Bruders Befehl, der nun König ist, das Reich meiden. Er flieht, die treue Damajanti folgt ihm. Das einzige Kleid, das er hat, wird ihm durch den bösen Geist mit List geraubt, indem die Würfel sich in Vögel verwandeln, und vor Nalas herfliegen, bis er sie fangen will und sein Kleid auf sie wirft, mit dem sie sich nun hohnlachend in die Luft erheben.

Mit dem Kleide zugleich aber
Erhoben jene Vögel sich.
Die Luftwanderer, auffliegend,
Sprachen also zu Nalas dann,
Der auf dem Boden stand nackend,
Traurig sehr, und das Haupt gesenkt:
Wir sind die Würfel, Sinnloser!
Genaht, dein Kleid dir zu entziehen,
Denn wir konnten uns nicht freuen,
Daß ein Gewand dir übrig blieb.

Damajanti gibt ihm die Hälfte ihres Kleides.

Mit Einem Kleid bedeckt beide,
Irrten sie hier und dort umher;
Hungrig, durstig, und sehr müde,
Einer Waldhütte nahten sie.

Aber Kalis, der in Nalas wohnt, ruht nicht, bis dieser auch Damajanti verloren hat; er gibt ihm ein, sie treulos im Schlaf zu verlassen und ihr sogar des Kleides Hälfte vollends zu rauben. Sie erwacht, einsam, nackend, ruft den Geliebten umsonst, durchirrt den Wald und wird von einer Riesenschlange gepackt:

Es faßte sie die schreckbare,
Großen Körpers, die Hunger plagt.
Von der Schlange gefaßt also,
Sehr von Schrecken erfüllet dann,
Nicht sich selber beklagt jene,
Wie sie Nalas den Gatten klagt:
O Gebieter! der schuldreinen,
In dem einsamen Walde mir,
Von der Schlange gefaßt also,
Warum nahst du in Eile nicht?
Wie wird dir seyn, o Fürst Nalas,
Wenn du meiner gedenkest einst,
Von dem Fluche befreit wieder,
Zu Sinn, Verstand und Gut gekehrt?
Wenn Ermüdung fortan, Hunger
Und Entkräftung dich niederbeugt,
Wer wird Müdigkeit, Mann-Löwe,
Von dir scheuchen, o Trefflichster. —

Unvermuthet jedoch hörte
Ein Jäger, wandelnd in dem Wald,
Der Damajanti Wehklagen,
Und kam eilig zu helfen her.

Der Jäger tödtet die Schlange, findet aber die Gerettete so reizend, daß er einen Dank verlangt, der sie in glühenden Zorn versetzt. Sie hat von den Göttern die Gabe, mit der bloßen Hand Feuer hervorzubringen:

Jener sündhafte Wicht aber
Wagte jetzo nicht ihr zu nahn,
Staunte an die Unnahbare,
Die auflodernder Flamme glich.

Sie flucht ihm, und von ihrem bloßen Wort getödtet sinkt er hin. Sie sucht nun Nalas immerfort, ohne ihn finden zu können und kommt in Verzweiflung. Vergebens wirft sie sich einem Tiger entgegen, damit er sie verschlinge; er läßt sie unbeleidigt. Sie kommt zu frommen Büßern, die ihr Glück verheißen, und zu einer Karawane von Kaufleuten, die im Walde von einer Heerde Elephanten überfallen wird.

Aber um Mitternachtsstunde,
Der lautlosen und feuchten dann,
Kam, da müde der Zug schlummert,
Von Elephanten eine Schaar,
Um zu trinken am Bergstrome,
Trübend ihn durch der Schläfe Saft,
Sah den schlafenden Zug dorten,
Des Zuges Elephanten auch.
Als sie jene gesehn aber,
Zahmen der wilde Elephant,
Stürzten heran sie mordgierig,
Austräufelnd ihrer Schläfe Saft.
Der Anstürmenden Drang aber,
Unwiderstehbar war er ganz,
Wie losgerißner Berggipfel,
Stürzend von Bergeshöh' herab.
Als zerstöret den Weg Bäume,
Die der Rennenden Andrang brach,
Nah dem zerstörten Weg schlafend,
Am Lotos-Teich, den Kaufmannszug,
Plötzlich zertraten sie diesen,
Welcher Widerstand leistet nicht.
„O weh! weh!" diesen Laut stöhnten
Die Kaufleute, die fliehenden,
Zu Gebüschen des Walds laufend,
In Menge, schlafestrunken noch.
Mit Rüssel der, mit Zahn dieser,
Mit Füßen ward zermalmet der.
Jammervolles Geschrei machend,
Stürzten zu Boden viele hin;
Bäum' erklimmen in Furcht andre,
Fielen auf ungebahntem Weg.

Damajanti entkommt glücklich, wird nun aber von dem Ueberrest der Karawane beschuldigt, sie sey des Unglücks Ursache, ihre räthselhafte Erscheinung beweise, daß ein Fluch sie verfolge. Sie entflieht, kommt in eine Stadt, wird von der Schuljugend verfolgt und gehöhnt, aber von einer mitleidigen Königin aufgenommen.

Unterdeß ist auch Nalas in der Irre herumgelaufen, bis er einmal ein großes Feuer sieht, in dem eine Schlange brennt. Die Schlange sagt ihm, sie sey in dies Feuer gebannt, bis Nalas sie befreien würde. Nalas befreit sie. Die Schlange gelobt ihm Dank und beißt ihn. Nalas findet diese Art von Dankbarkeit sehr unpassend, allein die Schlange sagt ihm, der Biß gelte nicht ihm, sondern dem bösen Kalis, der nun vom Schlangengift in seinem Körper so lange Pein leiden müsse, bis er freiwillig wieder ausfahre. Auch verwandelt ihn die Schlange durch den Biß in eine fremde Gestalt, damit er unkenntlich seinen Zweck desto besser erreiche, und gibt ihm ein Kleid, durch das er, wenn er es anzieht, wieder in seine alte Gestalt verwandelt werden kann. Endlich gibt sie ihm den Rath, zum König Rituparnas zu gehn, der die Würfelkunst aus dem Grunde verstehe, sich ihm als Wagenlenker anzubieten und die Roßbändigerkunst ihn lehrend, von ihm die Würfelkunst zu lernen. Nalas thut es.

König Bhima verlangt nach seiner Tochter Damajanti und schickt einen treuen Braminen aus, sie aufzusuchen. Dieser findet sie am Hofe der mitleidigen Königin und man erfährt, daß sie sogar deren Verwandte ist. Darauf kehrt sie heim ins elterliche Haus. Hier aber hat sie keine Ruhe und sendet Boten aus, um den Nalas zu suchen. Sie kommt zwar auf seine Spur, ist aber der Sache nicht gewiß, und sucht ihn durch eine List herbeizulocken, indem sie an Rituparnas Hofe (sonst nirgends) ausrufen läßt, sie wolle sich zum zweiten Mal vermählen. Rituparnas befiehlt Nalas, einzuspannen, um zu Damajantis Gattenwahl zu fahren. Die Reise gleicht einem Fluge. Der König erstaunt über Nalas Geschicklichkeit, gibt ihm aber auch eine Probe von seiner Würfelkunst, indem er im raschen Vorüberfahren etliche tausend Früchte eines Baumes richtig zählt. Nalas bittet ihn um Unterricht in der Würfelkunst, wogegen er ihn die Roßkunde lehren will. Der König willigt ein, und kaum hat Nalas die Würfelkunst inne, so fährt der Teufel aus ihm heraus. Sie kommen am Hofe Bhimas an, der etwas verlegen ist, da er von seiner Tochter Einladung nichts gewußt. Nalas verstellt sich noch, denn er glaubt, Damajanti habe wirklich einen Andern heirathen wollen und sey ihm treulos. Aber Damajanti stellt ihn auf die

Probe und endlich verräth er sich, da sie ihm ihre Kinder schickt, durch seine Rührung. Sie stellt ihn nun persönlich zur Rede. Alles klärt sich auf. Sie ist unschuldig, und er nicht minder, da ihn nur ein fremder böser Geist regiert hat. Er nimmt seine vorige Gestalt wieder an und ist vollkommen glücklich. Der gute Rituparnas reist, nachdem er die Roßkunde gelernt hat, gemüthlich wieder ab. Nalas aber geht zu seinem Bruder Puschkaras, zwingt ihn noch einmal zum Würfelspiel, gewinnt ihm Alles wieder ab, lohnt aber seine Tücke mit Großmuth.

Deutsche Geschichte.

Forschungen auf dem Gebiete der neuern Geschichte. Herausgegeben von K. A. Müller. Erste und zweite Lieferung. Dresden und Leipzig, Gerhard Fleischer, 1838.

Endlich werden auch die reichhaltigen, altkursächsischen Archive der Geschichtsforschung geöffnet. Zwar besitzt keine deutsche Provinz einen solchen Reichthum von Geschichtschreibern, wie Obersachsen; allein sie waren bisher mehr weitschichtich als tief, und durften oder konnten nicht Alles sagen, was sich z. B. über einen Johann Georg und über einen zweiten August sagen ließ.

Das erste Heft der vorliegenden, sehr interessanten Sammlung enthält eine urkundliche Darstellung des sächsischen Hofes unter Kurfürst Johann Georg I. Dieser Hof spielt eine der bedeutendsten Rollen im 30jährigen Kriege, indem er bald die kaiserliche, bald die schwedische Partei verstärkte, durch seine wetterwendische Politik die Entscheidung mehr als einmal hemmte, den unglückseligen Krieg verlängerte und hauptsächlich an dem großen Unglück Deutschlands in jener Zeit Schuld war. Hätte Johann Georg sich gleich Anfangs, wie es natürlich und seine Pflicht gewesen wäre, seinen Religionsverwandten angeschlossen, so würde keine Schlacht auf dem weißen Berge vorgefallen seyn, so würde nie ein Tilly oder Wallenstein über Norddeutschland Herr geworden seyn, so würde kein Schwede und kein Franzose ins Land gekommen seyn. Dies ist klar. Deßhalb sind die Bemühungen der sächsischen Geschichtschreiber, denen sich auch Herr Müller anschließt, ihn zu rechtfertigen, gewiß vergeblich. Sie sagen, er habe doch später eine echt deutsche Politik befolgt und dem Kaiser helfen wollen, die Fremden vom Boden des Reichs zu vertreiben. Später ja, als es eben zu spät war, als er schon durch sein treuloses Verfahren gegen seine Glaubensgenossen Alles verdorben hatte. Und auch in dieser späteren Periode war die Politik Johann Georgs nichts weniger als so patriotisch deutsch, wie die sächsischen Geschichtschreiber glauben machen wollen. Wenn sie es gewesen wäre, so hätten im Prager Frieden nicht so viele deutsche Stände ausgeschlossen werden müssen. Auch damals trachtete der Kurfürst nur, die Lausitz zu erwerben, unbekümmert um die Ehre Deutschlands.

Das Hofleben dieses Fürsten entsprach ganz seinem Charakter und dem der Zeit. Sein geheimster Rath war der berüchtigte Hoe von Hoenegg, der sich von der katholischen Partei bestechen ließ, und seine Geldgierde hinter der Maske eines fanatischen Lutherthums verbarg, welches seinen Haß gegen die Reformirten und sogar die Allianz des lutherischen Kurfürsten mit den Katholischen entschuldigen mußte. Die zweite Person von Wichtigkeit am Hofe war die Kurfürstin Magdalena Sibylla. Man kann sich einen deutlichen Begriff von der Finsterniß machen, die an diesem Hofe herrschte, wenn man die Briefe der Kurfürstin liest. Als sie 1634 nach Dänemark reiste, um ihre Tochter mit dem dänischen Prinzen zu vermählen, schrieb sie ihrem Gemahl: „Der Allerhöchste sey weiter unser Geleitsmann zu Wasser und Land, wünsche von Herzen, daß ich wieder zurück wäre, denn es hier der Oerter wegen Zauberei ärger denn in Henneberg (? aber unsicher, weil unleserlich) ist. Die vornehmsten Edelweiber sind lauter Zauberinnen. Bin nunmehr erst gestern in Dänemark kommen mit dem ersten Bein, gefällt mir die Nation nicht, wollt mir hier nicht wünschen zu wohnen, ich lob unser Land Meissen, unseren Meißnern kommt es sehr spanisch hier dies Orts vor. Holstein ist besser wohnen und bessere Nation; ich verfluch die Dänische Zauberei.“ Im Jahr 1636 schrieb sie: „Gestern hat es so in meiner Kammer in der Wochenstube geknackt, habe vermeint, die Schränke und Bilder springen alle entzwei. Heut früh wie ich aufsteh' ist des Königs aus Schweden sein Bild, das auf dem Tisch stehet, aus dem Rahmen gesprungen und auf dem Tisch auf dem Gesicht gelegen, wird was Sonderliches bedeuten. Den Schweden ist es gewiß ein böses Omen. Gott helf's, daß geschieht, wie ich es ihnen auslege.“

Die zweite Lieferung enthält eine sehr gute Abhandlung über das Söldnerwesen in den ersten Zeiten des 30jährigen Krieges, die sich an Bartholds vortreffliche Arbeit Georg von Frundsberg anreiht. Sie basirt auf alten Akten, Tabellen und Rechnungen, welche die innern Organisationen der Heere im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts klar machen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 33.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 29. März 1839

Indische Literatur.

2) Urwaſi und der Held. Indiſches Melodrama von Kalidaſa, dem Dichter der Sakuntala. Aus dem Sanskrit und Prakrit metriſch überſetzt von Dr. B. Hirzel. Frauenfeld, Beyel, **1838.**

Auch dieſes indiſche Gedicht iſt reich an eigenthümlichen Schönheiten, obgleich ſchon etwas mehr gekünſtelt. „Als Verfaſſer der Wikramorwaſi wird vou der Tradition Kalidaſa, der Dichter der Sakuntala angegeben. Beſtimmte Zeugniſſe ſind leider bei der wunderbaren Vernachläſſigung der indiſchen Chronologie und Geſchichte nicht vorhanden. Wir halten aber dieſes Drama für ſpäteren Urſprunges. Dafür ſpricht vor Allem die häufige, nicht bloß Nachahmung, ſondern Ausbeutung der Sakuntala. Daß aber der Verfaſſer der Wikramorwaſi den der Sakuntala beraubt hat, und nicht umgekehrt, ergibt ſich aus dem zweiten Beweiſe für obige Behauptung, nämlich aus den mancherlei Spuren eines ſich verſchlimmernden Geſchmackes. Man vergleiche z. B. das reizende, ganz in der Natur begründete Wortſpiel in der Sakuntala p. 103 mit den häufigen Spielereien und Klingklängen der Wikramorwaſi, z. B. p. 117 Rathanga ꝛc., das unmittelbar darauf folgende „Wer? wer?“ als Nachbildung des Vogelrufes nicht mitgerechnet; p. 123, 2 Stellen auch ohne das dortige Echo. — Zudem ſcheint auf abnehmenden Geſchmack und eine ſpätere Zeit hinzuweiſen die ganze Charakteriſirung des Widuſchaka, welcher hier nicht wie in der Sakuntala oftmals tiefen Ernſt in heiteren Scherz einkleidet, ſondern immer als fader Poſſenreißer und gemeiner Schlemmer erſcheint; vielleicht ein verſteckter Angriff auf die entartete Brahmanenkaſte, wie er in ſpätern Werken nicht ſelten vorkömmt. — Endlich möchte auch die Sprache, namentlich das Prakrit des 4. Aktes, eine ſpätere Zeit kund thun. — Man ſieht, fährt der Verfaſſer fort, daß ich wenigſtens nicht in den leider nur zu gewöhnlichen Fehler verfallen bin, ein Werk, dem man eben ſeine Kräfte widmet, als das non plus ultra aller Vorzüge auszupoſaunen. Um ſo lieber wird mir vielleicht der geneigte Leſer Glauben beimeſſen, wenn ich ihn doch verſichere, daß ungeachtet der gerügten Mängel die Wikramorwaſi in hohem Geade verdient, geleſen zu werden, nicht nur als ein Curioſum aus alten Zeiten und fremden Landen, ſondern als ein Werk voll tiefer Poeſie und ſeltener formeller Ausbildung.“ Dieſe Bemerkungen wird jeder Leſer vollkommen durch die eigene Einſicht in das Werk beſtätigt finden.

Die Vorrede enthält noch eine Auseinanderſetzung der indiſchen Versmaaße, denen der Verfaſſer auch in der Ueberſetzung treu geblieben iſt.

Die intereſſante und ſehr eigenthümliche Fabel des Gedichts iſt folgende. Als der weiſe Narajana durch ſeine außerordentlichen Bußübungen ſolche Macht ſich erwarb, daß ſelbſt Indra um ſein Reich beſorgt wurde, ſo ſendete dieſer, um durch ſinnliche Lockungen den Preis der Buße ihm zu entwinden, ſeine reizendſten Nymphen vor ihn hin. Allein Narajana blieb feſt in ſeiner Weltentſagung, und zum Beweiſe der errungenen Macht legte er einen Blumenſtengel an ſeine Lenden, welchem ſofort Urwaſi entſprang, begabt mit ſo wundervollen Reizen, daß ſie alle jene Verſucherinnen weit überſtrahlte. Dieſe Urwaſi nun wird des vorliegenden Gedichtes Heldin. Das Stück beginnt mit dem Klagegeſchrei der Apſaras (Nymphen), aus deren Mitte die ſchöne Urwaſi und ihre Freundin Tſchitralekha durch einen böſen Nachtgeiſt geraubt worden ſind. Der König Puruawas, der eben auf ſeinem Wagen (durch die Luft) vorüberfährt, hört die Mädchen ſchreien, verſpricht ihnen Hülfe und eilt dem Räuber pfeilſchnell nach.

Denn vor meinem Gespann entflieget das Gewölk
Gleich feinem Staub, Duft verwebt;
Beim Umschwunge der Speichen dehnet sich der Raum,
Ein andres Rad scheinbar aus;
Blitzgleich stehen der Rosse Büschel auf dem Kopf
Unwandbar da, langgestreckt;
Vornher mitten dazwischen zieht sich das Panier:
Feststehend beim Windesdrang.

Bald darauf kommt er mit den beiden geretteten Mädchen zurück. Urwaſi behält die Augen verschlossen, ihre Schönheit aber macht auf den König einen mächtigen Eindruck. Er kann nicht begreifen, daß sie von einem alten Einsiedler soll hervorgebracht worden seyn.

Allvater, der Hehre, war bei der Geburt,
Wo nicht, der Liebspender Mond.
Wo nicht, Madana selbst, der Jegliches entzückt,
Wo nicht, der Lenz, blumenreich —
Wie doch sollte ein alter Siedler, der, erstarrt
Vor Forschen, Weltfreuden floh,
Solch liebreizendes, Herzenraubendes Gebild
Zu schaffen im Stande seyn?

Urwaſi selbst öffnet endlich ihre Augen, und beim Anblick des schönen Königs, ihres Retters, wird auch sie von Liebe ergriffen. Aber ein Götterbote naht und holt sie zum Gott Indra, der ihr besonderer Gönner und sehr um sie besorgt war. Sie geht, blickt aber nach dem König zurück, der bei ihrem Scheiden ausruft:

Du erweisest mir, Winde, süße Wohlthat,
Da du jetzt, während sie geht, sie etwas aufhältst;
Mit dem Antlitz zur Hälfte umgewendet
Ist die Schönäugige noch von mir zu sehen.

Wir werden nun im zweiten Akt an den Hof des Königs versetzt, und stoßen zuerst auf Widuschaka, den Braminen, der, halb Falstaff, halb Tartuffe, eine launig aufgefaßte Karrikatur ist. Heilig als Priester und überdies Rathgeber des Königs wie der Königin, macht er sich doch durch seine Beschränktheit und noch mehr durch seine ungeheure Gefräßigkeit verächtlich, zieht sich aber aus allen Verlegenheiten durch einen gewissen Mutterwitz, indem er auch Dummheiten mit einer guten Laune zu sagen weiß. Zu diesem Priester nun kommt die Dienerin der Königin (Ausinari), die sich beklagt, daß der König seit einiger Zeit gegen seine Gattin kalt sey, aber unter dem Vorwand, sich Raths zu erholen, dem Priester nur das Geheimniß, das ihm der König unvorsichtig anvertraute, abschwatzt. Der König kommt dazu, ist sehr liebekrank, denkt immer nur an Urwaſi und wird durch den Priester, der ihn zu trösten versucht, sehr schlecht unterhalten. Da erscheint Urwaſi mit ihrer Vertrauten unsichtbar. Auch sie hat die Sehnsucht nicht ruhen lassen und sie ist „mit Beiseitsetzung des Anstandes" hergekommen, um den geliebten König wenigstens zu sehen. Da sie ihn so zärtlich gestimmt findet, schreibt sie einige Verse, die ihm ihre Liebe gestehen, auf ein Blatt und läßt es vor ihm niederfallen. Er liest und ist hoch entzückt. Urwaſis Vertraute macht sich zuerst sichtbar und bestätigt ihm mündlich ihre Liebe. Er bittet, daß auch sie sich zeige:

Voll Sehnsucht harre, die so lieblichen Blick hat, sagst du,
Siehst nicht das Leiden von Pururawas, einzig ihr Werk?
So fühlen beide denn gemeinsame Liebe. Müh dich!
Zum Guß vereinigt sich das Eisen nur heiß mit heißem.

Tschitralekha
(zu Urwaſi hingehend).

Freundin, komm hervor. Da ich den furchtbaren Madana ganz zahm gefunden habe, so bin ich deines Geliebtesten Botin geworden.

Urwaſi
(verwirrt und zitternd).

Ach, du treulose, so leichtsinnig hast du mich verlassen!

Tschitralekha
(lächelnd).

In Kurzem werden wir erfahren, wer aus uns die andere verlassen hat. — So zeige denn deine holde Gestalt.

Urwaſi
(zitternd hinzutretend, schüchtern).

Sieg, Sieg dem großen Könige!

König
(freudig).

Liebliche —
Wohl hab ich Sieg erreicht, da du
Jetzt mich begrüßt mit Siegesruf.

Aber ein Götterbote holt sie abermals ab. Der König bleibt seufzend zurück und wird durch seine Gemahlin Ausinari gestört, die das verliebte Blatt gefunden hat und große Eifersucht blicken läßt.

Ausinari.

Nicht deine Hoheit beleidiget; ich vielmehr bin hier die Beleidigerin, da ich, widerlich deinen Augen, doch vor dir stehe. — Komm, Nipunika!

(bricht zornig auf.)

König.

Beleidiger bin ich sicherlich,
Vergib mir, laß fahren, Liebliche, den Zornmuth!

Zürnet der Verehrungswürdige,
Wie kann der Sklave von Schuld frei seyn?
(fällt ihr zu Füßen.)

Ausinari.

Treuloser, nicht so gutherzig wahrlich nehm ich die Versöhnung an; wohl wird deine Rechtlichkeit sich noch in Reue verwandeln, fürcht ich!

Nipunika.

Hier, hier durch, Fürstin!
(Sie läßt den König liegen und entfernt sich mit der Dienerin.)

Widuschaka.

Wie ein Regenstrom trübe ist die Fürstin davon gegangen, so steh auf, steh auf!

König.

Freund, das ist mir nicht gelungen; schau,
Die Versöhnung, so schmeichelnd auch sie klingt,
Wo du nicht Zärtlichkeit fühlest, dringet nie
In die Herzen der Frau'n, wie falscher Glanz
Von dem Steinkundigen immer wird verschmäht.

Im dritten Akt erfahren wir, daß Urwasi im Himmel sehr zerstreut ist, ihrem Lehrer Verdruß macht, und durch Verwechslung des Namens Purnrawas mit einem ähnlich klingenden, den sie aufsagen sollte, ihre Liebe verräth. Der Lehrer flucht ihr, aber Gott Indra lächelt und erlaubt der schönen Urwasi, so lange zum König zu gehn und seine Gattin zu seyn, bis sie ihm einen Sohn geboren haben würde, jedoch nicht länger. Sie schwebt hinab und findet den König im Mondschein auf der Zinne seines Palastes, um einem Opfer beizuwohnen, durch das sich die arme Ausinari mit ihm versöhnen will. Urwasi sieht, wie gütig der König gegen seine Gattin ist, und fürchtet, er liebe sie ein wenig zu viel, aber ihre Vertraute macht die boshafte Bemerkung, die Männer seyen gegen ihre Frauen am höflichsten, wenn sich ihre Liebe wo anders hin gewendet haben. Ausinari meint es übrigens ernstlich mit ihrer Versöhnung und erklärt, daß sie einer Verbindung des Königs mit Urwasi nicht mehr im Wege stehen wolle. Sie geht. Der König ist allein und wünscht natürlich nichts dringenderes, als daß Urwasi bei ihm seyn möchte, die wirklich unsichtbar neben ihm steht.

König.

Selbst bloß jenes geliebte Klingeln an dem Fuß
Zu Ohren brächt', auch versteckt;
Daß von hinten sie mir bedeckte das Gesicht;
Durch Händchen wie Lotos zart;
Auf dies Dach da herabgestiegen, und gehemmt
Von holder Scham, zögernd noch,
Schritt vor Schritt von der schlauen Freundin mit Gewalt
Bis nah' an mich hergeführt?

Tschitralekha.

Liebe Urwasi, erfülle ihm doch diesen seinen Herzenswunsch.

Urwasi
(mit Zittern).

Scherz ich ein wenig!
(Tritt hinter den König und bedeckt ihm die Augen.)

Sie sind nun vereinigt, aber das Schicksal hat ihnen noch eine harte Prüfung aufgespart. Vom Fluche des weisen Lehrers betäubt und durch eine kleine Regung von Eifersucht gereizt, betritt sie den Keuschheitshain, in welchem einst ein heiliger Einsiedler lebte, der so keusch war, daß er sogar bewirkte, daß jedes Frauenzimmer, wenn es seinen Hain betrat, in eine Schlingpflanze verwandelt wurde. Auch Urwasi wird ein solches Gewächs und der König sucht sie vergebens und findet sie nicht. An die Schilderung seines verliebten Wahnsinns und vergeblichen Umirrens hat nun der Dichter alle Kraft und Ueppigkeit seines Pinsels verschwendet. Monologe dieser Art scheinen überhaupt in der indischen Poesie beliebt zu seyn. In Nal und Damajanti kam ein ähnliches Getrenntwerden der Liebenden vor, nur daß es hier das Weib war, das klagend den Mann suchte. Der wahnsinnige König tritt im Gewitter auf:

Ha, schändlicher Rakschas! steh, stehe! wohin entführst du meine Geliebteste?
(Hinschauend)
Wie? in die Luft enteilend schießt er vom Bergipfel einen Regen von Pfeilen auf mich herab.
(Ergreift eine Erdscholle und schleudert sie hastig empor. Dann auf alle Seiten blickend auf Dwipadika-Weise).

Tragend im Herzen der Lieben Bild,
Schwinget der Schwan das Gefieder wild,
Dort im See, sein Auge thränt,
Wie er betrübt sich die Braut ersehnt!
(Zu sich selbst kommend, kläglich)

Wie? bloß Wolken da dies gewappnete Gebild;
Kein grauser Nachtwandler ist's?
(Er seufzt. Dwipadika)
Dies ein Bogen des Himmels fernehin gespannt,
Kein Köcher ist's voll Geschoß;
Hier fällt kosend der Regen wonniglich herab,
Nicht Pfeil auf Pfeil folgen sich;

Gleich Goldstreifen am Prüfstein funkelt da der Blitz,
Nicht ists ja mein trautes Lieb!
(Er sinkt betäubt zu Boden. Dann erhebt er sich seufzend. Dwipadika:)
Mir schien als habe ein Dämon mir meine Geliebte entwendet,
Dieweil ein dunkles Gewölk nur Frühlingsblitze entsendet!
(Traurig nachsinnend)

Drum wohin mag sie wohl gegangen seyn?
Sollte sie etwa

Voll Zorn irgendwo dastehn, zauberisch verhüllt?
Nicht lange zürnt sicher sie.
Auf zum Sitze der Götter wäre sie entflohn?
Mein halbes Ich bleibt sie doch.

Er frägt die Vögel, die Thiere des Waldes, wo sie weilt, unter andern einen Schwan, dessen Gang dem indischen Dichter reizender erscheint, als er uns erscheinen würde.

Wenn die Theure, geschwetter Augenbraue,
An des Sees Ufer dir nicht zu Aug gekommen,
Wo denn hältest du, Dieb, des Ganges Liebreiz
Mit dem halbschwankenden Schritte wahrgenommen?
An seinem Gange hab ich's entdeckt!

Schwan, ach schenke mir mein Lieb jetzt,
Ihren Gang hast du doch geraubt.

Auch das Echo äfft ihn. Ein rauschender Bergstrom verwirrt seine Gedanken noch mehr:

Gepeitscht vom Südwind recket die fluthigen Arme aus
Der Meerfürst, tanzend mit Wolkengliedern in Saus und Braus:
Den gelblichten Handschmuck bilden Flamingo, Muschel und Schwan,
Als lotosdunkeln Schild zieht Meerungethüm er an;
In brausender Brandung schlägt er den Takt mit flacher Hand.
Strecket nieder die Himmel — ihn drängt das Gewölk vom Lenz gesandt!

Endlich findet er in einer Felskluft einen Zauberstein, der die Kraft der Wiedervereinigung besitzt. Kaum hat er diesen, so erkennt er auch die Schlingpflanze. Diese Schilderung ist meisterhaft.

Was soll denn das? Wie ich diese, wenn auch blumenlose, Schlingpflanze anschaue, fühle ich mich von Entzücken durchdrungen! Doch mit Recht erfreut sich mein Herz. Da steht sie ja, die Zarte,

Durch nasse Zweige wie von Thränen bespült die Lippen,
Nur müde knospend bei dem Schwinden des Lenzes, schmucklos,
Still sinnend gleichsam, vom Gesumse der Bienchen ferne,
Gleich Ihr, der Hest'gen, die erzürnt mich verließ beim Fußfall!

Wie sehne ich mich, diese die Geliebte darstellende Schlingpflanze zu umarmen!

Sie wird nun entzaubert und das Glück der Liebenden wird hinfort nicht gestört. Aber der König bleibt kinderlos, das ist sein einziger Kummer. Bei einem Fest des Mondes badet er im Ganges, sich zu reinigen, da entführt ihm ein Vogel den Vereinigungsstein. Vergebens setzt man ihm nach. Plötzlich aber stürzt er, von einem Pfeil durchbohrt, aus dem Himmel herab. Auf dem Pfeil findet man die Worte:

„Ajus, erzeugt vom Sohn Ila's
Mit Urwasi, der Bogenheld,
Ist Besitzer des Pfeils, welcher
Tod bringet jedem, der Ajus Feind:"

Man staunt. Da wird dieser Ajus selbst gebracht, ein schöner Knabe, der bei einer Büßerin aufgezogen worden. Es ist Urwasis und *des Königs Sohn, den sie* aus Liebe so lange verheimlicht, um nicht nach Indras Gebot ihn verlassen und in den Himmel zurückkehren zu müssen. Während der König des unerwarteten Glückes, Vater zu seyn, sich freut, jammert Urwasi, daß sie ihn nun, um Indra nicht zu erzürnen, verlassen müsse. Doch abermals tritt ein Götterbote tröstend dazwischen und erklärt in Indras Namen, daß Urwasi ewig bei ihm bleiben dürfe.

Man sieht in dieser so anziehenden und wunderbaren Dichtung die größten poetischen Feinheiten und Künstlichkeiten mit wahrhaft kindlichen Naivetäten gepaart. Die Erfindung ist äußerst durchdacht und besonders am Schluß überraschend und doch auch wieder ungemein kunstlos, wie aus der frühesten Jugend der dramatischen Poesie. Der Götterbote tritt in dieser Beziehung fast so oft und so unbefangen hinter den Coulissen hervor, wie die Boten bei Hans Sachs. Doch mehr als die originellen Formen sprechen uns Geist und Gemüth des Gedichts an. Es waltet darin die ganze Milde und Liebenswürdigkeit des indischen Charakters, an die erinnert zu werden doppelt in einem Zeitalter wohlthut, in dessen Poesie eine immerwährende Unruhe, Unbehaglichkeit und gehässige Leidenschaften herrschen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 34.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 1. April 1839.

Romane und Novellen.

27) Oliver Twist, oder die Laufbahn eines Waisenknaben. Von Boz (Dickens). Aus dem Englischen von Dітzmann. Dritter Band. Mit drei Federzeichnungen. Braunschweig, Westermann, 1839.

Mit diesem so eben erschienenen Bande ist der interessante Roman beendigt (Vergl. Nr. 14 unsrer Blätter von diesem Jahr). Oliver, der unglückliche Waisenknabe, wird noch immer durch einen Unbekannten mit Hülfe der Diebs- und Mörderbande verfolgt, in deren Händen das arme Kind schon einmal in den verborgensten Winkeln Londons sich befunden hat. Wir erfahren endlich, der unbekannte Verfolger sey Olivers älterer Bruder und der Grund der Verfolgung eine reiche Erbschaft. Des Vaters Testament sprach für den jüngern Sohn. Nachdem aber Vater und Mutter frühe gestorben, war dieser jüngere Sohn vom ältern als Findling in ein Waisenhaus gesteckt und für todt ausgegeben worden. Gleichwohl lebten noch Personen, die um das Geheimniß wußten und aus diesem Grunde wurde der herangewachsene Knabe Oliver nochmals von seinem Bruder verfolgt. Ein rohes Mädchen, die Beischläferin eines gemeinen Räubers, die in der Diebshöhle bei dem alten Juden schon einmal des armen Oliver sich freundlich angenommen hat, wird nun nochmals seine Retterin, indem sie seine Beschützer warnt und von dem Geheimniß so viel verräth, als ihr bekannt worden ist. Aber ihr Verrath wird der Bande bekannt und ihr eigner Liebhaber Sykes mordet sie auf eine grausame Weise. Man muß es an dem Verf. rühmen, daß er diese Charaktere und Situationen meisterhaft, mit ergreifender Wahrheit, und doch so gemalt hat, daß ihre Roheit nicht widerlich erscheint. Der Leser wird erschüttert und gerührt, und zwar nicht durch studirte Effekte, die ja ihre Wirkung längst verloren haben, sondern durch eine seiner Darstellungsweise ganz eigenthümliche Gewalt der Wahrheit. Man glaubt gern, daß er, bevor er zu dichten anfing, ein Polizeibeamter der Riesenstadt London war, in welcher Stellung er Gelegenheit hatte, die menschliche Natur kennen zu lernen. — Das Mitleid der verdorbenen Bande mit dem armen Mädchen und die Flucht und Gewissensangst des rohen Mörders mildern auf überraschende Weise das Gräßliche des Eindrucks. Das Menschliche in diesen verwilderten Seelen ist vortrefflich gezeichnet. Der Mörder irrt umher, und kehrt endlich wieder nach London zurück, zu seinem Unheil, denn schon ist Alles verrathen, Olivers Bruder entlarvt, der alte Jude verhaftet, und er selbst wird in dem Versteck, in das er sich begeben, überfallen. Die Lokalität ist sehr lebendig und ohne Zweifel ganz der Wahrheit gemäß geschildert: „An dem Theile der Themse, an welchen die Kirche zu Rotherhithe stößt, wo die Gebäude an den Ufern am schmutzigsten und die Fahrzeuge auf dem Flusse von dem Kohlenstaube und dem Rauche der dichtgedrängten niedrigen Häuser am meisten geschwärzt sind, gibt es gegenwärtig den schmutzigsten, seltsamsten und außerordentlichsten Ort von allen, die in London der großen Masse der Bewohner der Stadt, selbst dem Namen nach ganz unbekannt, verborgen sind. Um an diesen Platz zu gelangen, muß man durch eine Labyrinth von engen, schmutzigen Gäßchen und Gassen wandern, in welchen die rohesten und ärmsten Uferbewohner zusammengedrängt leben. Die wohlfeilsten und mindest delikaten Lebensmittel liegen in Verkaufsläden aufgehäuft, die gröbsten und gemeinsten Kleidungsstücke hängen an den Thüren der Trödler und an den Fenstern. An arbeitslosen Tagelöhnern der niedrigsten Klasse, Ballastträgern, Kohlenschiffern, an Weibern und zerlumpten Kindern hin, dem wahren Auswurfe des Flusses, bahnt man sich mit Mühe einen

Weg. Auge und Nase werden beleidigt in den Gäßchen, die zur Rechten und Linken abgehen, und das Ohr durch das Rasseln der schweren Wagen betäubt, welche große Massen von Waaren aus den Lagerhäusern fortschaffen. Kommt man endlich in entferntere Gassen, die weniger besucht sind als die, welche man hinter sich hat, so geht man an wankenden Häuserfronten, welche über die Straße herüberhangen, an gesprungenen Mauern, die bei den Schritten der Vorübergehenden zittern, an halb eingefallenen und halb noch hangenden Schornsteinen, an Fenstern mit rostigen Eisenstäben, die durch den Schmutz und die Zeit fast ausgezehrt sind, und an jedem andern denkbaren Zeichen von Verödung und Vernachlässigung hin. In solcher Nachbarkeit, jenseits Dockhead und dem Flecken Southwark, liegt die Jakobs-Insel, umgeben von einem schlammigen, sechs bis acht Fuß tiefen und bei der Fluthzeit funfzehn bis zwanzig Fuß breiten Graben. Er ist eine Ableitung von der Themse und kann zur Fluthzeit immer gefüllt werden, wenn man die Schleusen bei den Bleimühlen aufzieht. Zu einer solchen Zeit kann der Fremde, der auf einer der hölzernen Brücken steht, die über diesen Graben führen, die Bewohner der Häuser an beiden Seiten aus den Hinterthüren und Fenstern, Eimer, Kannen, kurz Geräthe aller Art hinablassen sehen, in denen sie Wasser hinaufziehen, und wenn sich sein Auge von dieser Operation weg zu den Häusern selbst wendet, so wird durch die Scene vor ihm sein höchstes Erstaunen erregt werden. Gebrechliche hölzerne Gallerien an der Hinterseite eines halben Dutzends von Häusern mit Löchern darin, um auf den Schlamm unten sehen zu können; zerbrochene und verstopfte Fenster, aus denen Stangen herausgesteckt sind, um Wäsche darauf zu trocknen, die man aber nie dort sieht; so kleine, so schmutzige, so enge Wohnungen, daß die Luft in denselben selbst für ihre bleichen und schmutzigen Inhaber zu schlecht zu seyn scheint; hölzerne Kammern, die über den Schlamm hinausragen und in denselben hinabzustürzen drohen, — wie manche schon hinabgestürzt sind; mit Koth bedeckte Mauern und zerbröckelnder Grund; jeder abstoßende Zug der Armuth, jedes ekelhafte Anzeichen von Schmutz und Fäulniß, — Alles dies ziert die Ufer dieses Grabens. Die Lagerhäuser auf der Jakobsinsel sind dachlos und leer; die Mauern stürzen ein; die Fenster sind keine Fenster mehr; die Thüren fallen auf die Straße; die Schornsteine sind geschwärzt, geben aber keinen Rauch mehr von sich. Vor dreißig oder vierzig Jahren, ehe ihn Verluste und Prozesse betrafen, war dies ein blühender Ort; jetzt ist es eine wüste Insel. Die Häuser haben keine Besitzer; sie werden erbrochen und bewohnt von denen, welche den Muth dazu haben. Sie müssen aber gewichtige Gründe zu einem verborgenen Aufenthalte haben, oder in das tiefste Elend versunken seyn, wenn sie eine Zuflucht auf der Jakobsinsel suchen.“ Hier nun ist es, wo Sykes und einige andere Gesellen von der Polizei und von einer wüthenden Volksmenge ertappt werden. Sykes rettet sich aufs Dach des Hauses, will sich an einem Strick in den Graben hinter demselben herablassen, geräth aber, von Furcht verblendet, mit dem Hals in die Schlinge des Stricks und erhängt sich selbst, ohne es zu wollen. Alles im hohen Grade ergreifende Schilderungen.

Oliver ist nun am Schlusse des Werks von aller Sorge frei, in der Hut seiner ältern und neuern Beschützer, und kann heiter in die Zukunft sehen. Doch noch ein schreckliches Bild führt uns der Dichter vor und schließt damit, dem tragischen Charakter des ganzen Gemäldes angemessen. Das ist das Bild des alten Juden, des Diebshehlers, vor Gericht und im Kerker vor der Hinrichtung. Mögen unsere Leser selbst urtheilen, ob sich der Maler auf Seelenkunde verstanden hat: „Der Saal im Gerichtshofe war von unten bis oben mit menschlichen Gesichtern bedeckt. Forschende neugierige Augen schaueten von jedem Zolle Raum; von dem Gitter an dem Gefangenkäfige bis in die schärfste Ecke des kleinsten Winkels auf den Gallerien waren alle Blicke auf einen Mann gerichtet, — den Juden. Vor ihm und hinter ihm, oben, unten, zur Rechten und zur Linken — er schien von einem Firmamente umgeben zu seyn, das von funkelnden Augen glänzte. Da stand er im Glanze dieses lebendigen Lichtes, die eine Hand auf die Holzplatte vor ihm gestützt, die andere an sein Ohr gelegt, den Kopf vorgebeugt, um deutlicher jedes Wort zu hören, das der vorsitzende Richter sprach, der die Anklage den Geschworenen vorlegte. Bisweilen richtete er seine Augen auf diese, um den Eindruck des unbedeutendsten Gegenstandes zu belauschen, der zu seinen Gunsten sprechen konnte; und als die Punkte der Anklage gegen ihn mit schrecklicher Deutlichkeit angegeben waren, sah er sich nach seinem Rechtsbeistande mit stummer Aufforderung um, selbst da noch etwas für ihn zu sagen. Außer diesen Aeußerungen der Angst rührte er weder Hand noch Fuß. Er hatte sich kaum einmal bewegt, seit der Prozeß begann, und jetzt, als der Richter schwieg, blieb er in derselben Haltung gespannter Aufmerksamkeit, die Augen auf ihn geheftet, als höre er noch immer. Ein leichtes Geräusch im Saale brachte ihn wieder zu sich selbst; er sah sich um und erkannte, daß die Geschworenen über ihren Ausspruch sich beriethen. Als seine Augen sich nach den Gallerien erhoben, konnte er sehen, wie die Leute sich über einander hinwegdehnten, um sein Gesicht zu erblicken; Einige führten rasch die Gläser an die Augen und Andere flüsterten mit Blicken des Abscheues ihren Nachbarn etwas zu. Einige Wenige schienen

sich um ihn nicht zu kümmern, sondern sahen nur auf die Geschworenen mit ungeduldiger Verwunderung, wie sie zögern könnten; aber auf keinem Gesichte — selbst nicht unter den Weibern, deren viele zugegen waren — konnte er die geringste Theilnahme für sich, ja selbst keinen andern Wunsch erkennen, als den, daß er verurtheilt werden möge. Als er dies mit einem einzigen Angstblicke erkannte, trat die erste Grabesstille wiederum ein, und als er zurückblickte, bemerkte er, daß die Geschworenen sich nach dem Richter umgedrehet hatten. Still! Sie baten bloß um die Erlaubniß, sich zurückziehen zu dürfen. Er sah einem nach dem andern in das Gesicht, als sie hinausgingen, als wolle er erkennen, wozu die größere Anzahl geneigt sey; aber das war vergebens. Der Kerkermeister klopfte ihm auf die Achsel. Er folgte mechanisch bis an das Ende des Käfigs und setzte sich auf einen Stuhl. Der Mann wies auf denselben, sonst würde er ihn nicht gesehen haben. Er sah wieder auf die Gallerie hinauf. Einige der Anwesenden aßen, Andere kühlten sich mit Taschentüchern ab, denn es war unglaublich warm in dem Saale. Ein junger Mann zeichnete das Gesicht des Juden in ein Notizbuch. Er war neugierig, ob es wohl ähnlich sey und sah zu, als der Künstler die Spitze seines Bleistiftes abbrach und eine andere daran schnitt, wie nur immer ein gar nicht betheiligter Zuschauer hätte zusehen können. Als er den Richter ansah, beschäftigte er sich mit dem Anzuge desselben, wie viel derselbe wohl koste und wie er ihn anlege. Auf der Bank saß auch ein alter fetter Herr, der vor einer halben Stunde hinausgegangen war und jetzt zurückkam. Er war neugierig, ob der Mann wohl gegessen, was er gegessen und wo er gegessen habe und hing diesen sorglosen Gedanken nach, bis ein anderer Gegenstand ihn auf andere brachte. Nicht daß er diese Zeit über einen Augenblick ganz frei von dem drückenden Gefühle gewesen wäre, daß er am Rande des Grabes stehe; dies war ihm immer gegenwärtig, aber nur unklar, und er konnte seine Gedanken nicht fest darauf richten. So zählte er, während er bei dem Gedanken an einen schnellen Tod zitterte und bebte, die Eisenstäbe vor ihm, wunderte sich, wie die Spitze eines derselben abgebrochen seyn mochte, und dachte daran, ob man wohl eine andere daran mache oder nicht. Dann fielen ihm wieder alle Schrecken des Galgens und des Schaffottes ein, während er einem Manne zusah, der die Dielen besprengte, um etwas Kühlung zu verschaffen. Endlich erhob sich ein Ruf um Ruhe und athemlos sahen Alle nach der Thür. Die Geschworenen kamen zurück und gingen dicht an ihm vorbei. Aus ihren Gesichtern konnte er nichts errathen. Es folgte eine vollkommene Stille, — man hörte keinen Athemzug. — Schuldig! Das Gebäude erbebte von einem gewaltigen Jubel, dann noch einmal und zum drittenmale. Dann ertönte draußen ein lautes Geschrei, weit in die Ferne, wie grollender Donner. Das Volk draußen begrüßte damit die Nachricht, daß der Jude am Montage sterben werde. Das Geräusch ließ allmählich nach, und er wurde gefragt, ob er etwas zu sagen habe. Er nahm seine horchende Stellung wieder an, sah den Fragenden unverwandt in das Gesicht; aber die Frage mußte zweimal wiederholt werden, ehe er dieselbe zu hören schien und dann murmelte er bloß, er sey ein alter Mann, — ein alter Mann, ein alter Mann, — immer leiser, bis er wieder schwieg. Der Richter setzte die schwarze Mütze wieder auf und der Gefangene stand noch immer mit derselben Miene und derselben Geberde da. Eine Frau auf der Gallerie wurde durch diese schauerliche Feierlichkeit zu einem Ausrufe getrieben; er sah hastig empor, als sey er unwillig über die Unterbrechung und beugte sich noch aufmerksamer vor. Die Anrede war feierlich und eindringlich, das Urtheil schrecklich anzuhören, aber er stand da wie eine Marmorfigur, ohne mit einem Muskel zu zucken. Sein stieres Gesicht blieb vorgestreckt, die untere Kinnlade hing nieder und seine Augen quollen weit heraus, als der Kerkermeister ihn anfaßte und ihm winkte, zu folgen. Er sah sich einen Augenblick wie dumm um und gehorchte. Man führte ihn durch einen gepflasterten Raum unter dem Gerichtssaale, wo einige Gefangene warteten, bis die Reihe an sie komme, und andere mit ihren Freunden sprachen, die sich an ein Gitter drängten, das auf einen freien Hof sah. Niemand war da, der mit ihm gesprochen hätte, aber als er vorüberging, wichen die Gefangenen zurück, um ihn für die Leute sichtbarer zu machen, die sich an die Stäbe anhielten, ihn mit Schmähworten überhäuften und zischten. Man führte ihn in den Kerker und ließ ihn da — allein. Er setzte sich auf eine Steinbank der Thür gegenüber nieder, die als Stuhl und Bett diente, heftete seine blutrothen Augen an den Boden und suchte seine Gedanken zu sammeln. Nach einiger Zeit fing er an, sich einzelner Bruchstücke von dem zu erinnern, was der Richter gesagt hatte, obgleich es ihm damals geschienen, als könne er kein Wort verstehen. Diese Bruchstücke fügten sich allmählich an ihre gehörigen Stellen ein, und führten ihn auf andere, so daß er die ganze Rede zuletzt vor sich hatte, fast wie sie gehalten worden war. — Gehangen zu werden am Halse bis zum Tode. — Gehangen zu werden am Halse bis zum Tode, — — das war das Ende. Als es finster wurde, gedachte er an alle die Leute, die er gekannt hatte und die auf dem Schaffot gestorben waren, — einige von ihnen durch seine Veranlassung. Sie stellten sich ihm in so schneller Aufeinanderfolge dar, daß er sie kaum zählen konnte. Er hatte einige von ihnen sterben sehen, — und gewitzelt, weil sie mit Gebeten auf den

Lippen starben. Wie schnell waren sie von starken und kräftigen Männern in baumelnde, bekleidete Leichen umgewandelt! Einige von ihnen hatten vielleicht dieselbe Zelle bewohnt und auf derselben Bank gesessen. Es war sehr finster; warum brachte man ihm nicht ein Licht? Die Zelle war für viele Jahre gebaut, — wohl hundert Menschen und mehr hatten ihre letzten Stunden da verbracht, — es war, als säße er in einer Todtenhalle voll Leichen, — der Strick, die Schlinge, die gefesselten Arme — die Gesichter, die er selbst unter dem häßlichen Schleier erkannte! — Licht! Licht!“ ic. Bekanntlich hat Victor Hugo ein ähnliches, sehr erschütterndes Gemälde in den „letzten Augenblicken eines Verurtheilten“ entworfen, doch dabei etwas zu viel phantasirt und das Schreckliche und Grauenvolle nicht motivirt. In dem Roman von Dickens ist es vollkommen gerechtfertigt durch die Schändlichkeiten, welche der alte Vater der Diebsbande vorher begangen, und die poetische Gerechtigkeit verlangt, daß er ende, wie er es verdient.

Dieser Roman ist wesentlich ernster und tragischer Tendenz, daher den lustigen Pickwickiern, die den Ruhm des Dichters begründeten, entgegengesetzt; allein auch in dieser Manier ist der Dichter ausgezeichnet und wird nie verfehlen, Leser von Gefühl zu rühren.

28) Der Freiherr von Sandau, oder die gemischte Ehe. Eine Geschichte unserer Tage von Dr. Bretschneider, Ober-Consistorialrath in Gotha. Halle, Schwetschke, 1839.

Ein theologischer Roman. Der Verfasser beabsichtigt, darin zu zeigen, wie sehr die neuen, in Bezug auf die gemischten Ehen getroffenen Maßregeln des römischen Stuhls störend auf den Frieden der Familien einwirken. Er hebt es so grell als möglich heraus, wie unstatthaft ein Gebot sey, das von der katholischen Tochter verlange, sie soll ihre liebevolle und in jeder Beziehung edle, aber protestantische Mutter für verdammt halten. Er zeigt an einem Beispiel, wie eine ganz heitere und glückliche gemischte Ehe durch die Einwirkung ultramontaner Geistlichen auf die katholische Frau zerrissen wurde, und stellt diesem traurigen Beispiel ein anderes entgegen, in welchem die lange, durch ähnliche Einwirkungen gehinderte Schließung einer gemischten Ehe endlich doch durch die Gegenwirkungen eines aufgeklärten protestantischen Geistlichen zu Stande gebracht wurde. In den Belehrungen, die der Roman enthält, geht die romantische Sprache natürlich in die Kanzel- und Kathedersprache über; diese doppelte Sprache des Romans ist aber nicht gefällig. Einmal vertiefen wir uns gelehrt in die Kirchengeschichte, in die päpstlichen Archive oder ins Dogma, dann hören wir wieder die sentimentale Familienberathung, ja sogar das Geklatsch der Bedientenstube. Das paßt nun ästhetisch genommen nicht recht zusammen, obgleich Alles für den polemischen Zweck wohlberechnet ist.

Deutsche Geschichte.

Kirchliche Zustände Leipzigs vor und während der Reformation im Jahr 1539. Von Dr. Gretschel. Leipzig, Fest, 1839.

Eine Gelegenheitsschrift, da Leipzig heuer das dreihundertjährige Jubiläum seiner Reformation feiert. Bekanntlich nahm Leipzig erst spät die Reformation an, da der sächsische Herzog Georg bis an seinen Tod (1539) ihr abhold blieb. Der Verfasser schildert den frühern Zustand der Leipziger Kirchen und Klöster bis zur Reformation und dann die Reformen selbst. Daß auch in Leipzig, wie überall, die Verderbniß der Kirche sehr arg und eine Reform dringend nothwendig war, geht unter andern daraus hervor, daß man vom Thomaskloster zu Leipzig sprichwörtlich sagte, es sey ein Wunderwerk, weil es so viele Kinder und doch keine Weiber habe. Auch die kirchlichen Ceremonien waren zu öffentlichen Skandalen entweiht. Man ließ z. B. am Himmelfahrtstage in der Kirche den Heiland gen Himmel fahren und warf dann Kuchen, Rosinen und Mandeln unter das Volk, das sich jubelnd darum balgte. So lange Herzog Georg die Universität Leipzig hütete, befand sich dieselbe in einer feindlichen Stellung gegen Wittenberg, und es gab mancherlei Reibungen. Tetzel, ein geborner Leipziger, und Eck, der sich längere Zeit daselbst aufhielt, und sich namentlich auch bei den Weibern einschmeichelte, spielten eine bedeutende Rolle. Als aber der Herzog seine Augen geschlossen, führte sein Bruder Heinrich die Reformen ein, und Luther kam selbst herüber zu predigen. Seine erste Reformationspredigt ist dem kleinen Werke beigedruckt. Sie schärft den Text ein: „Christi Reich ist nicht von dieser Welt.“ Die Hegelianer, die nun wieder so laut das Reich von dieser Welt predigen, werden ihn nicht ohne Erbauung lesen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 35.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 5. April 1839.

Neueste Schrift über Nordamerika.

Nordamerikas sittliche Zustände. Nach eignen Anschauungen in den Jahren 1834 — 1836. Von Dr. Julius. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus, 1839.

Der Verfasser ist durch die Theilnahme, die er der Reform der Strafanstalten in und außer Europa gewidmet hat, bereits rühmlich bekannt. Auch das vorliegende Werk handelt vorzugsweise von den socialen und sittlichen Verhältnissen, der zweite Band ausschließlich von den Strafanstalten und den darin eingeführten Besserungssystemen.

Nach einer historischen und geographischen Orientirung geht der Verfasser sogleich auf Religion und Kirchenwesen, Erziehung und Unterricht, Armuth und Mildthätigkeit, Sklaverei und sociales Leben der Vereinigten Staaten ein. In Bezug auf das religiöse und kirchliche Leben bestätigt er, was alle Schriften über Nordamerika einstimmig behaupten, und knüpft daran eine Betrachtung, die auch in Europa volle Beherzigung verdient: „In keinem Lande der Erde gibt es eine größere Zahl der verschiedenartigsten, sämmtlich vom Urboden des Evangeliums ausgegangenen Sekten und Religionsgesellschaften, und dennoch findet sich, wie ich mich nach Durchreisung fast aller Staaten des Bundes berechtigt glaube zu sagen, wiederum kein Volk, dem die Gottesfurcht tiefere, sichtbarere Spuren ihres beseligenden Einflusses aufgedrückt hätte, keines, bei welchem der Glaube so sehr als das höchste, das einzige wahre Gut des Menschen angesehen würde, und endlich keines, bei dem, trotz der erklärten völligen Religionslosigkeit des Staates, dieselbe in solchem Maße zu einer, durch das ganze irdische Daseyn verwebten, oft und allenthalben zu Tage kommenden Ader des edelsten Metalles und zum pulsirenden Lebensgefäße geworden wäre. Die Ursache dieser erfreulichen gänzlichen Durchdringung und Schwängerung mit religiösem, das Irdische und Zeitliche an das Himmlische und Ewige knüpfenden Geiste wird in Amerika, allgemein und fast einstimmig, in der völligen Scheidung der Kirche vom Staate gesucht. Diese Trennung der Kirche vom Staate ist begreiflich gar neuen Ursprungs und dürfte bei uns als ein von frommen Protestanten, zur Sicherung der ersten gegen die Obmacht des letzten, oder gegen eine muhammedanische Identificirung beider ergriffenes, verzweiflungsvolles Schutzmittel angesehn werden müssen. Der große Vorzug dieser Trennung so oft in feindliche Berührung gerathener Einrichtungen zum Heile des Menschengeschlechts besteht, wie ein einsichtsvoller brittischer Beobachter bemerkt, darin, daß alle Glaubensparteien der Regierung gleich unbekannt sind. Sie mögen in ihrem Innern oder unter einander Zänkereien und Eifersüchteleien haben, diese werden doch nicht noch durch das Hinzutreten politischen Streites verschärft. Es wird von keinem Menschen geglaubt, er sey der Regierung minder treu, weil er beim Gottesdienste der Ueberzeugung seines Gewissens folgt. Keiner wird erhöht, und deßhalb auch kein Andrer erniedrigt, Keiner hat ausschließliche Vorrechte, und mithin kann sich Niemand beklagen. Die Regierung beunruhigt Keinen, und sie wird deßhalb auch von Keinem beunruhigt. — Bei dem Anschlusse jedes Einzelnen an eine der bestehenden Kirchengemeinschaften der Congregationalisten, Presbyterianer, Baptisten und Methodisten wird aber ein beträchtlicher Unterschied zwischen der Kirche und dem Kirspiele gemacht. Zur Kirche (Church) werden nur Diejenigen gezählt, welche erweckt oder wiedergeboren sind. Zum Kirchspiele (Parish) oder zur Gemeinde (Congregation) gehören aber Alle, die sich zum Gottesdienste beständig in einer und der nämlichen Ortskirche einer der vier genannten Parteien versammeln. Die sogenannten Kirchen wählen die Prediger, die aus allen zum Gottesdienste Beitragenden zusammengesetzten Gemeinden können aber die Bestätigung der

getroffenen Wahl versagen, und die Kirche muß dann zur Wahl eines Andern schreiten, dessen Genehmigung wieder von der Gemeinde abhängt. Auch können die Kirchen kein Eigenthum besitzen, wohl aber die, allein als Körperschaften anerkannten Gemeinden. Das Kirchengebäude (fabrica ecclesiae) so wie die kirchlichen Grundstücke gehören der Gemeinde, die auch den Gehalt des Predigers festsetzt, die innere Ausschmückung gehört aber der Kirche, so wie auch die Kirchenstühle und Sitze, als Privateigenthum betrachtet, von ihren Besitzern verkauft werden können. Wollte der Staat, sagen die Vertheidiger der alleinigen Aufbringung der gottesdienstlichen Bedürfnisse durch die Gemeinden, die Erhebung irgend einer Kirchensteuer von denjenigen verlangen, die die Religion zwar gering achten, aber doch noch nicht genug ereifert sind, um sie zu bekämpfen, so würden sie sich alsbald zusammenthun und als Partei gegen dieselbe erheben, die Glaubenlosen oder Ungläubige würden thätiger werden, und es würden allenthalben Versammlungsorte für irrige Lehrmeinungen entstehen. — Selbst dem Besitze von Eigenthum durch die Kirche ist man in Amerika abgeneigt. Die Fälle, in denen Gelder für religiöse Zwecke sich als einen Segen erweisen, sind so selten, daß seit vielen Jahren die Meinung entschiedener und fast allgemein geworden ist, daß Kirchen, ja selbst wohlthätige Vereine weit besser thun, sich für ihre Erhaltung auf die Frömmigkeit jeder Geschlechtsfolge zu verlassen, als von bleibendem Vermögen abzuhangen. Versiegt jene Quelle des Verlasses, so hilft auch dieses nichts. Versiegt sie aber nicht, so ist es für die Kirche weit besser, daß die Mittel des vergangenen Geschlechts auch für dessen Bedürfnisse verwendet, sein Eifer aber nicht durch Festlegung des Aufgebrachten gelähmt werde."

Man sollte wohl auf solche Erscheinungen im transatlantischen Welttheile aufmerksamer seyn, als man es ist. Es wird daraus so viel erklärt, was in Europa vorgeht, ohne daß man es sich bisher recht zu erklären gewußt hat. Will man sich nicht absichtlich die Wahrheit verhehlen, so muß man gestehen, daß die strengere Religiosität und Kirchlichkeit der Amerikaner bei gänzlicher Trennung der Kirche vom Staate zwei Dinge unwidersprechlich beweist: 1) Daß die Indifferenz und Unkirchlichkeit in Europa, die bereits in völligen Unglauben ausgeartet ist, hauptsächlich eine Folge des Mißbrauchs ist, dem die göttlichen Dinge überall ausgesetzt sind, wo sie politischen Zwecken dienen müssen, sey es, daß die Kirche hierarchisch sich eine Staatsgewalt anmaßt, oder der Staat sich der Kirche als einer Polizeianstalt bedienen will. 2) Daß der Unglauben, dessen sich zur Zeit der französischen Revolution die Republikaner und gegenwärtig wieder die Destructiven als eines Vorzugs der Freigesinnten und Demokraten rühmen, nur eine Mißgeburt aus der gezwungenen Ehe zwischen Kirche und Staat, hierarchischer und despotischer Tendenz und der wahren Freiheit und Volksthümlichkeit durchaus zuwider ist. Der Unglauben findet sich nur ein in der Fäulniß der Hierarchie und Despotie; wo das Volk in vollkommener Freiheit seine politischen und kirchlichen Institutionen sich selber schaffen und dabei ganz nur seinem wahren Bedürfniß und seinem Herzen folgen kann, verschwindet der Unglaube, und der Glaube tritt in alle seine Rechte. Das freie Volk ist kirchlich, der rechte Bürger ist ein Christ; die, welche unter der Freiheit den Unglauben meinen, sind nur entlaufene Sklaven, welche den Zwang hassen, ohne die Freiheit zu verstehen.

In dem Lande, in welchem kein Gesetz und Herkommen den Bürger nöthigt, sich zu einer Kirche zu bekennen, oder nur einen Heller für die Kirche zu steuern, in welcher er vollkommen Freiheit hat, an Mahomet zu glauben, wenn er will, oder an den Dalai Lama, oder an das göttliche Fleisch, oder an den Gott Ego und an die ganze Narrheit der Strauß-Hegel'schen Schule — in diesem Lande, zu dem alle Irrlehren seit der französischen Revolution den freiesten Zutritt hatten, ist das Volk gleichwohl aus freien Stücken, ohne allen Zwang, ohne alle Ueberredung aus reiner Ueberzeugung und in einer männlichen Gesinnung, die von der bubischen Gotteslängnerei unsrer jungen Europäer so weit entfernt ist, dem Christenthum treu geblieben, und der christliche Geist zeigt in jenem demokratischen Lande Wirkungen, über die man mit Recht in Europa erstaunt. „Grund und Wurzel von allem diesem, sagt Herr Julius, ist die religiöse Gesinnung des Volkes. Eine Gesinnung, welche im Vaterhause beginnt, durch das Beispiel genähret, sich entfaltet, den Jüngling auf die Schule begleitet, wo bereits Erweckungen, Betstunden u. s. w. gefunden werden, von dort aus aber in alle Verhältnisse des selbstständigen Lebenswandels, aller Orte und Zeiten übergeht. In den älteren Staaten bricht diese wärmende und leuchtende, aber nicht verzehrende Flamme verständigen Wirkens ohne hinreißende Begeisterung, nicht allein in den bisher beschriebenen Anstalten, sondern auch in den zahlreichen öffentlichen Versammlungen für religiöse Zwecke hervor. Ueber die Vorzüge dieser vor den englischen, welche einst ihre Vorbilder gewesen sind, drückt sich Dr. Reed, der umsichtige Beurtheiler beider Völker, also aus: Sie stehen in keiner Hinsicht unter unsern Versammlungen in Bristol, Liverpool und Manchester, und übertreffen sie vielleicht in einigen Dingen. Sie haben weniger Sprecher, aber dafür auch weniger äußerliche, unpassende und schwülstige Rednereien. Bei uns mag mehr Darlegung von Talent, mehr schöngerundete Rede gefunden

werden, aber dafür ist auch bei ihnen weniger Wortgepränge, weniger Spielerei und keine Leichtfertigkeit. Sie versammeln sich wie Männer, die ein ernstes Geschäft vorhaben, und entschlossen sind, dies auf eine männliche und ernste Weise abzumachen. Daher schauen sie mit Verwunderung und Mitleid auf die Zudringlichkeit Desjenigen, der sie bei solcher Gelegenheit durch Wortspiele, Scherze und Schönrednerei zu belustigen suchen würde. Die Sprecher heischen vielleicht mehr Zeit als in England, um sich vorzubereiten, aber sie verlassen sich darum nicht mehr auf das Niedergeschriebene, und obgleich mit weniger Geberden, erwecken sie darum doch eine gleich große Theilnahme. Diese Theilnahme äußert sich zwar nicht wie bei uns, durch starke und hörbare Zeichen, bis Einem der Kopf weh thut; vielmehr habe ich in allen Versammlungen nur einen einzigen solchen Ausbruch erblickt, und dieser wurde von dem strengen Vorsitzer scharf niedergedrückt. Hat aber der Redner einen würdigen Gegenstand, und ist er selbst desselben werth, so wird er, indem er ihn dem Ausspruche des Herzens anempfiehlt, finden, daß er zu einem Volke spricht, das an seinen Lippen hängt, und mit vorstehendem Lächeln, mit stillen Thränen, und mit der, alles zusammengenommen, höchsten Ehrenbezeugung zuhört, nämlich mit lautloser Stille, tief und erhebend wie die Stille des Himmels. — An allen Orten, sagte ich, gibt sich dieser religiöse Sinn kund. So ist es wirklich. An denjenigen Orten, wo bei uns die sonst verpönten sündigen Raubnester der Glücksspieler gebaut und beschützt werden, in den Bädern, findet man in Amerika in dem ersten und besuchtesten von allen, in Saratoga, statt derselben ein religiöses Gasthaus, wohin seinem Namen entsprechend, alle Christlichgesinnten gezogen werden. Dort kehren alle Geistliche ein, und dort wird auch täglich Hausgottesdienst gehalten, dem nicht nur die meisten Gäste des Hauses, sondern auch Viele aus andern Gasthöfen beiwohnen. Eben so werden aller Orten sogenannte Nüchternheitshäuser (Temperance Hotels) gefunden, in denen kein geistiges Getränk gereicht wird."

Ueber die Associationen gegen den völkervergiftenden Branntwein sagt der Verfasser: „Das Anziehende, was in allen geistigen Bemühungen zur Erwirkung eines Ueberganges oder Fortschrittes liegt, so wie der hohe sittliche Werth der Anstrengungen der muthigen Bekämpfer der Trunksucht für ihr eigenes Vaterland, läßt mich in den Nüchternheits-Vereinen (Temperance Societies) die wichtigste Offenbarung unter allen großen und zahlreichen Erzeugnissen und Stiftungen der amerikanischen Mildthätigkeit erblicken. Ich sage Nüchternheits-Vereine, wie ich sie in einer bereits vor vier Jahren gelieferten Darstellung ihrer Thätigkeit genannt habe, weil sie, auf dem Grundsatze Nüchternheit (temperance) hervorbringender gänzlicher Enthaltung von geistigen Getränken fußend, und nur durch ihn gedeihend, mit Recht der höchst zweideutigen und vielfacher Auslegung fähigen Mäßigkeit des Trinkers den Krieg erklärt haben, woraus deutlich hervorgeht, wie grundfalsch die, ich weiß nicht durch welchen Halbkundigen, in Deutschland aufgebrachte Benennung Mäßigkeits-Vereine sey. Man berechnete zu Ende des verwichenen Jahres die Anzahl aller Mitglieder des Vereines im ganzen Staatenbunde auf nahe an 2,000,000, also fast auf den sechsten Theil der weißen Bevölkerung, und auf mehr als die Hälfte aller erwachsenen weißen Männer. Auch die Bundesregierung hat, eine Vermehrung der Ausgabe bei Erreichung so löblichen Zweckes geringachtend, schon seit sieben Jahren zum großen Vortheile des Heeres, anstatt des Branntweins Kaffee und Zucker bei dessen Lebensmitteln verabreichen lassen, und allen Branntweinverkauf in Kasernen, Baracken, Lagern und Festungen gänzlich untersagt. Bei der Flotte ward schon vor geraumer Zeit eine ähnliche Maßregel beabsichtigt, vorbereitet durch das gänzliche Aufhören der Branntweinaustheilung an die Matrosen von 1200 amerikanischen Kauffahrern, unter denen sich neun Zehntel aller, den eisigen Polarkreis besuchenden Wallfischjäger befinden, und befördert durch die 1834 erfolgte Herabsetzung der Versicherungsprämie auf solche Nüchternheitsschiffe um ein Zwanzigstel gegen andere abseiten der neuyorkischen Versicherer. In Folge dieser weitgreifenden Anstrengungen haben mehr als 4000 Branntweinbrennereien der Vereinigten Staaten aufgehört zu arbeiten, über 8000 Branntweinschänken, die sich in Boston von 1833 bis zum folgenden Jahre von 613 auf 314 vermindert hatten, sind geschlossen, und was das Schwierigste von Allem seyn möchte, über 12,000 Säuser zur Nüchternheit zurückgeführt worden." Auch diese merkwürdige Erscheinung beweist, welche religiös-sittliche Kraft einem freien Volk innewohnt. Etwas Aehnliches würde wohl eine Bulle oder Ukase nicht hervorrufen. Und doch wollen unsre Jugendverführer die heranwachsende Generation überreden, Freiheit sey Unglauben und Sittenlosigkeit.

Ueber die Sklavenfrage äußert sich Herr Julius klar und praktisch. Er trennt das Sittliche, Besitzthümliche und Politische der Frage. In Bezug auf das erste gibt er die interessante Notiz, daß es zuerst Deutsche waren, die im Jahr 1688 auf einer Quäkerversammlung die Emancipation der Schwarzen in Anregung brachten. Auch Herr Julius theilt die humane Ansicht, muß aber zugeben, daß ihre Durchführung beim dermaligen Besitzstande, bei den politischen Gefahren einer Aenderung ꝛc. sehr schwierig ist.

Unter den zahlreichen gehaltvollen Bemerkungen über die sittlichen und socialen Zustände dürften besonders auch die von Interesse seyn, welche von der immer mehr einreißenden Selbsthülfe handeln, vom Lynchgesetz (der tumultuarischen Volksjustiz), von der Tyrannei der Arbeiterassociationen ꝛc. Ueberhaupt schmeichelt Herr Julius den Amerikanern nicht, sondern hebt ihre Schattenseiten so stark hervor, wie ihre Lichtseiten. Auffallend erscheinen einige sittliche Anomalien. Während vornehme Schwelger, die sich in Europa etwas auf ihre öffentliche Lüderlichkeit zu Gute thun, in Amerika ohne Gnade dem Lynchgesetz verfallen und vom Pöbel grausam mißhandelt werden würden, duldet man gleichwohl unter dem Titel der öffentlichen Wohlthätigkeit Skandale, wie folgender ist: „Es wird für uneheliche Kinder, deren Väter eidlich zu nennen die Armenaufseher gesetzlich die Mütter zwingen können, was denn zu zahllosen Meineiden Veranlassung gibt, durchgängig eine um den dritten Theil größere wöchentliche Unterstützung gezahlt, als ehrliche Wittwen für jedes ihrer Kinder erhalten. Hierdurch ist denn nun einerseits die Zahl der Bastarde eine reiche Erwerbsquelle für schamlose Dirnen geworden, deren eine, welche es bis zu sieben gebracht hatte, für welche sie wöchentlich 13 Schillinge (4 Thlr. 20 Sgr.) vom Kirchspiele erhielt, dem ihr Vorstellungen machenden Unterrichter froh antwortete: „Ich habe keine Lust, mir in meinem Umgange mit Männern Zwang anzuthun, um dem Kirchspiele Geld zu ersparen.“

(Der Schluß folgt.)

Romane und Novellen.

29) Abafi von Nicolaus Josika. Aus dem Ungarischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von G. Treumund. Zwei Theile. Leipzig, Scheld und Comp., 1838.

Das ungemessene Lob, welches der Uebersetzer dem Verfasser spendet, bedarf wohl einer Einschränkung. Wir hätten von einem ungarischen Dichter mehr Ausdruck einer gesunden und kräftigen Nationalität und mehr Naturwahrheit erwartet. Abafi ist ein sentimentaler Don Juan, ein geborner „Hahn im Korbe“ bei allen Weibern, der gleichwohl keinen Gebrauch davon macht, sondern (die erste etwas ordinäre Liebschaft ausgenommen) mit allem möglichen Anstand und Zartgefühl — entsagt. Vier Damen sind zugleich in ihn verliebt, aber auch sie wetteifern, ihm auf eine gleich edelmüthige Weise zu entsagen, und nur durch eine großmüthige Verschwörung dieser Damen gelingt es, den Helden am Schluß gleichsam mit Gewalt zu nöthigen, daß er die jüngste von ihnen heirathet.

Zuerst liebt er die schöne und amazonenhafte Izidora und zwar nicht bloß platonisch. Dann versteigt er sich in die höhern ätherischen Sphären der Seelenliebe und liebt die schöne Margit. Mit ihr steht er am Bett der schönen Gizella, die ihm in der Fieberhitze ebenfalls ihre Liebe bekennt. Nun beschließt Margit sogleich, zu entsagen und großmüthig ihren Geliebten mit ihrer Freundin zu verbinden. Abafi steigt aber inzwischen noch höher hinauf und liebt die Fürstin von Siebenbürgen, Christierna, ein vollkommenes Ideal, die ihn wieder liebt, sich aber sofort mit Margit verbindet, um, eben so edelmüthig dem Geliebten entsagend, sein Herz der armen Gizella zuzuwenden, die er noch nicht liebt. Nun kommt auch Izidora wieder zum Vorschein, in einer sehr romantischen Situation, nämlich im Bade. Sie plätschert anmuthig im Wasser, da raschelt es, und sie entdeckt ihren und Abafis Todfeind, der sie von einem Baume herab belauscht. Sie hat aber Bogen und Pfeil bei sich und zielt nun von unten auf ihn und er capitulirt, bricht aber den Vertrag, thut ihr Gewalt an und wird von ihr erdolcht. Nachher stirbt sie für ihren Geliebten im Kampfe. Nun sind nur noch die andern Damen übrig, die ihren Plan ausführen und den sich sanft sträubenden Abafi mit der schönen Gizella zusammenthun.

30) Nationalbilder, dargestellt in Novellen und Erzählungen von L. Frei.

Drei Novellen. Eine englische: das Trauerspiel im Hause. Darin ist wirklich herzzerreißender Jammer gehäuft. Ein Wittwer heirathet zum zweiten Mal und seine Ehe ist nicht glücklich. Seine erwachsene Tochter, sein einziger Trost, wird durch einen listigen Verführer entehrt und stirbt an dem Tage, an welchem sie mit einem edlen Jüngling vermählt werden sollte. Die zweite Erzählung ist eine italienische Scene nach Mery, und die dritte „die lebendige Leiter“ von Janin.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 36.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 8. April 1839.

Neueste Schrift über Nordamerika.

Nordamerikas sittliche Zustände. Nach eignen Anschauungen in den Jahren 1834 — 1836. Von Dr. Julius. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus, 1839.

(Schluß.)

Im zweiten Bande handelt der Verfasser von den Gefängnissen und Strafsystemen. In der Einleitung klagt er über viele Mißstände der amerikanischen Justiz, namentlich über den raschen Wechsel der Richter in einigen Staaten, der oft das heilige Richteramt unfähigen und unwürdigen Männern anvertraue. Ein ganz charakteristischer Mißbrauch ist ferner die große Schonung des weiblichen Geschlechts vor Gericht. Hier kommt die Galanterie mit der Gerechtigkeit in eine merkwürdige Collision, und sollte man es von den so durchaus für praktisch, phantasielos, unromantisch und trocken geltenden Republikanern glauben? die Galanterie siegt über die Gerechtigkeit. Herr Julius sagt: „Nun aber mit aller gebührenden und möglichen Hochachtung zu reden, welche das weibliche Geschlecht in Amerika, durch seine Frömmigkeit, seine Sittsamkeit, seine musterhafte eheliche Treue und seinen, mit liebenswürdiger, reiner Zwanglosigkeit Hand in Hand gehenden schönen Familiensinn, so unbedingt verdient, und in der es durch seine, den Sorgen und Mühen des Hauswesens möglichst entzogene bürgerliche und gesellige Stellung, so wie durch die ihm allgemein, auch vom Roheren gezollte Ehrerbietung erhalten wird. Es ist dennoch trotz jener für dasselbe stattfindenden Abwesenheit so vieler Versuchungen zum Bösen, bei der Gebrechlichkeit menschlicher und irdischer Natur, moralisch unmöglich, daß die Sünde so spurlos an denselben vorüberrausche, daß so unglaublich wenig Anklagen gegen die Frauen erhoben werden, und daß diese nur so selten zu Verurtheilungen führen könnten, müßte man nicht annehmen, daß auch hier der bis zur Strafbarkeit getriebene Geist der Nachsicht und Milde die Binde der Gerechtigkeit in solchen gewiß nicht allzuhäufigen, aber doch nicht ausbleibenden Fällen öfter lüfte, als sonst wohl erlaubt würde. Ein mittelbarer Beweis für diese Annahme dürfte auch in der Erfahrung liegen, daß unter den Farbigen, wo solche Rücksichten wegfallen, durchaus kein so großes Mißverhältniß beider Geschlechter unter den Angeklagten und Verurtheilten gefunden wird, wie denn z. B. 1830 in der Strafanstalt des Sklavenstaates Maryland die weißen Frauen sich zu allen weißen Sträflingen wie eins zu 86 verhielten, und die schwarzen Weiber zur farbigen Sträflingszahl wie eins zu drei und einhalb.“ Zugegeben, daß hier oft die Gerechtigkeit zu kurz kommt, so ist doch dieser ritterliche, großmüthige Zug im Charakter der Nordamerikaner achtungswerth und hat einen tiefern sittlichen Grund, es ist nicht Frivolität.

Gemeinere Motive liegen den ebenfalls vom Verfasser gerügten allzuhäufigen Begnadigungen zu Grunde. Die von einer Partei erhobenen, von ihr abhängigen, nur für kurze Zeit regierenden Präsidenten haben so viele Rücksichten zu nehmen, daß sie kaum ein Gnadengesuch abschlagen. So wurden von 3175 Verbrechern in New-York nicht weniger als 2343 begnadigt.

Bevor der Verfasser zur Beschreibung der amerikanischen Gefängnisse schreitet, gibt er eine kurze Geschichte der Verbesserungen, die seit 1776 darin vorgenommen wurden. Damals nämlich wurde von einem Quäcker die erste humane Suppenaustheilung an Gefangene vorgenommen und die erste Gesellschaft zur Unterstützung hülfloser Gefangenen gegründet. Nach Beendigung des Krieges mit England machte diese Gesellschaft zunächst in Pennsylvanien große Fortschritte, trat in Verbindung mit dem berühmten Howard, der seit Jahren die Gefängnisse bereiste, und baute das erste rationelle Gefängniß.

das sich nicht sowohl die Strafe, als die Besserung zum Zweck setzte, daher vom Princip der einsamen Beschäftigung ausging. Diese nach mehreren Versuchen glücklich zu Stande gekommene Musteranstalt wurde 1825 bei Philadelphia erbaut und ist noch jetzt das Vollkommenste, was man in dieser Art kennt, obgleich sie mehrmals nachgeahmt und modificirt worden ist. Namentlich machte man ein anderes Princip in dem berühmten Gefängniß zu Auburn im Staate New-York geltend. Hier nämlich ging man von der einsamen Beschäftigung ab und ließ die Gefangenen gemeinschaftlich ihre Arbeit verrichten, nur mit der Einschränkung, daß sie beständiges Schweigen beobachten mußten. Gegenwärtig besitzt Nordamerika schon 27 große Strafhäuser, von denen 9 nach dem pennsylvanischen, die übrigen alle nach dem Auburn'schen System eingerichtet sind.

Beide Systeme werden nun aufs klarste und ausführlichste auseinandergesetzt, und durch eine Menge Grundrisse der erwähnten Gefängnisse, die Herr Julius alle auf seiner Reise gewissenhaft aufgenommen hat, augenscheinlich erläutert.

Das Verfahren in den pennsylvanischen Anstalten ist folgendes. Der Sträfling, der in das Haus eintritt, wird ins Buch eingetragen und erhält mit dieser Buchung eine seit Eröffnung der Anstalt fortlaufende Nummer, bei der er allein im Gefängnisse genannt wird, und in der jedes Andenken an den früher in der Welt geführten und nach seiner Entlassung wieder anzunehmenden Namen untergegangen und erloschen ist. Darauf führen ihn zwei Aufseher in ein Häuschen im Hofe des Eingangsgebäudes, welches drei Abtheilungen hat. In der ersten wird er ganz ausgekleidet und sein Haar kurz geschnitten, in der zweiten daran stoßenden reinigt man ihn in einer Badewanne mit warmem Wasser, und in der dritten wird er in die Gefängnißtracht eingekleidet. Darauf setzen ihm die Aufseher eine leinene undurchsichtige Kappe auf, welche sie ihm über das Gesicht ziehen, und führen ihn zwischen sich in das eigentliche Gefangenengebäude. Im Gefangengebäude wird der Sträfling vom Vorsteher der Anstalt mit einer kurzen, eindringlichen Anrede empfangen, in welcher dieser ihn ermahnt, einen neuen Lebensabschnitt beginnend, den ihm mit wenigen Worten mitgetheilten Vorschriften der Hausordnung nachzuleben. Ist dieses beendigt, so wird der Neuaufgenommene in denjenigen Flügel und in die Einzelzelle geführt, welche der Vorsteher zu seiner künftigen Wohnung auersehen hat. Nach seinem Eintritte in diese wird ihm die Kappe abgenommen, und er bleibt allein innerhalb ihrer vier Mauern, ohne Buch oder Beschäftigung irgend einer Art, seinen Betrachtungen überlassen, zurück. Erst nach einiger Zeit wird der Sträfling in seiner Zelle vom Vorsteher, von seinem Wärter, oder von einem der amtlichen Besucher, als den Inspektoren, dem Geistlichen und dem Arzte besucht, denen er bald seinen Wunsch zu eröffnen pflegt, eine, die lästige Einsamkeit, so wie die Betrachtungen, welche diese herbeiführt, zerstreuende Beschäftigung zu erhalten. Die Anweisung einer solchen erfolgt aber nicht augenblicklich, sondern nachdem sich der Vorsteher durch tägliche Besuchung vollständig überzeugt hat, daß die Einsamkeit anfängt, ihren Einfluß durch Milderung seiner Gemüthsstimmung und durch das volle Gefühl seiner jetzigen Lage kund zu geben. So wird die als Bedürfniß herbeigewünschte und als Gunst begehrte Arbeit stets bewilligt, nachdem sie als solche erbeten worden ist. Der bis zu einer solchen Gestattung der Arbeit verstreichende Zeitraum währt meist einige Tage, hat sich aber niemals auf eine längere Frist als auf zwei Wochen ausgedehnt, und alle Sträflinge stimmen darin überein, daß dies die qualvollste Zeit ihrer ganzen Gefangenschaft sey. Denn alle Gespräche, die dem Gefangenen mit den genannten, ihn allein besuchenden Personen zu führen gestattet werden, sind kurz, auf das Nothwendige und auf seinen inneren Zustand beschränkt. Niemals aber erhält er mündlich oder schriftlich auch nur *die geringste Auskunft* über das, was außerhalb *der Zellenmauern oder in der* Welt vorgeht. Wohl wird dem Sträfling belohnungsweise später zuweilen gestattet, die Seinigen schriftlich von seinem inneren Zustande in Kenntniß zu setzen, niemals aber gelangen Mittheilungen von ihrer Seite zu ihm. Jetzt beginnt der Unterricht in der vom Sträfling gewählten Beschäftigung, die ihn, wenn er keine der in der Anstalt geübten versteht, von dem als Werkmeister dienenden Aufseher gelehrt wird. Die Fortschritte in dieser sind schnell, weit schneller als in der Freiheit, weil der Gefangene zwar nicht für seinen Unterhalt arbeitet, aber dafür von dem geistigen Stachel der Bedrängniß und Last seiner Gedanken und Selbstvorwürfe gespornt wird, denen er zu entweichen strebt. Kann er noch nicht lesen, so folgt auch Unterricht in dieser Fertigkeit, und durch den Geistlichen oder gleichgesinnte religiöse Besucher erhält er sorgfältige Belehrungen über die Wahrheiten der christlichen Religion, nebst Anwendung ihrer Gebote auf das frühere Leben und den gegenwärtigen Seelen- und Gemüthszustand des Schülers. — So löset in der Woche ein arbeitsvoller Tag den andern ab, und nur der dem Gottesdienst geweihte Sonntag macht hierin allwöchentlich einen Abschnitt. An diesem wird zur Haltung der Predigt, in der Richtung der Längenaxe des Mittelganges, zwischen die Zellenreihen eines jeden Gefängnißflügels ein Vorhang der Länge nach ausgespannt, an dessen der Mittelhalle zugekehrtem Ende

der Geistliche steht. Alle Zellenthüren, von denen die äußeren, wie früher berichtet wurde, sämmtlich bei der Öffnung nach dem Mittelbaue hin offen stehen, werden fast zur Hälfte geöffnet, und es wird dem mit etwas erhöhter Stimme redenden Prediger leicht, von den aufmerksamen Bewohnern eines ganzen Flügels, dessen Mauern wie ein großes Schallrohr widertönen, vollkommen gehört und verstanden zu werden. Der übrige Theil des Sonntags, in allen Gefängnissen ohne Trennung der schadenbringendste Theil der ganzen Woche, verfließt dem pennsylvanischen Sträflinge in Ueberdenkung des Vernommenen, im erbaulichen Gespräch mit dem Geistlichen oder den ihm gleichgesinnten Besuchern, und in Leseübungen in der heiligen Schrift und in andern bessernden und belehrenden Werken, theils allein, theils mit Beihülfe, wenn er deren noch bedarf. Dies ist die Geschichte einer Woche, und deren Wiederholung auch die eines Jahres und mehrerer, deren Reihefolge allmählich die Dauer der Strafzeit des Gefangenen erreicht. Ist dieser bereits nicht zu tief verderbt, so ermangelt eine so eintönige, aufregungslose, mildernde und beruhigende, gleichzeitig aber arbeits- und zuspruchsvolle Lebensweise nicht, ihren wohlthätigen Einfluß immer tiefer und dauernder auf ihn zu äußern und in ein zerknirschtes Gemüth fester einzuprägen. — Leibesstrafen finden bei dem pennsylvanischen Verfahren gar nicht statt, sondern an deren Stelle Entziehung der Arbeit oder Bettstücke, und Einsperrung in dunkeln Einzelzellen. — Ist nun der Zeitpunkt der Entlassung herangekommen, so wird der Sträfling von dem Vorsteher und den Inspektoren feierlich ermahnet, im bewiesenen Fleiße zu beharren, und von jenem mit einem Zeugnisse seines Wohlverhaltens und der erlangten Fertigkeit versehen. Er erhält dann wieder bürgerliche Kleidung und eine kleine Geldsumme, welche zur Anschaffung der Bedürfnisse der ersten zwei bis drei Wochen hinreicht, während deren Verlaufe er leicht Arbeit findet. So ausgerüstet tritt er wieder in die Welt, dem Namen, dem Angesichte, wie dem Verbrechen nach von keinem seiner ehemaligen Mitgefangenen gekannt, vor jedem Verrathe durch diese gesichert, und wenn die erlangte Fertigkeit im Guten wie in der Arbeit in ihm Wurzel geschlagen hat, neugeboren und um die Hoffnung bereichert, in dieser Welt wie in der andern unter göttlichem Beistande seinen künftigen Lebensweg ehrlich und treu im erwählten Berufe zurückzulegen.

In den Auburn'schen Anstalten besteht natürlicherweise eine ganz andere Einrichtung. Herr Julius erklärt sich aber aus guten Gründen nicht für diese letzteren, sondern für die pennsylvanischen.

Das Gebot des Schweigens in den Auburn'schen Anstalten ist unnatürlich. Wenn man einmal eine Menge Menschen in einem Saale beisammen läßt, ist es erstens unmöglich, die Communication durch Leisereden, Zeichen und Winke geben, ganz zu verhüten; und zweitens wird der Gefangene immerwährend gereizt, das Verbot zu übertreten, was wieder grausame und rohe Disciplinarstrafen nöthig macht, zu denen wenigstens das Gesetz selbst nicht Veranlassung und Aufforderung geben sollte. Es ist ein Kriterium für alle Hausordnungen, in Gefängnissen, Schulen, Klöstern ꝛc., daß sie den Hausgenossen die Gelegenheit zu Uebertretungen der Disciplin möglichst ersparen. — Das Auburn'sche System macht eine große Anzahl scharf bewaffneter Aufseher nöthig, und ist mithin kostspieliger. — Dieses System verhindert nicht, daß sich die Verbrecher nicht mit schlechten Grundsätzen, noch weniger, daß sie sich mit Krankheiten anstecken. — Dieses System hält den Gefangenen in einer immerwährenden unruhigen Aufregung, beschäftigt ihn mit fremden Eindrücken, reizt ihn, sich gegen das Verbot mitzutheilen und Mittheilung zu suchen, und macht also die stille Sammlung und Einkehr in sich selbst unmöglich, die in den pennsylvanischen Anstalten so wohlthätig wirkt. Hierauf legt Herr Julius besonderes Gewicht. „Der Gesammteindruck, den die Strafgefangenschaft machen soll und den sie nach dem pennsylvanischen Systeme wirklich macht, muß tiefer und nachhaltiger seyn, als er stattfinden kann, wo den ganzen Tag über eine selbst schweigende Gesellschaft der schlechtesten Art gestattet wird. Ein System wie das Auburn'sche bildet einen Uebergang von der Freiheit vor der Bestrafung zu der nach der Entlassung. Es ist nur eine Brücke von jenem Zustande der Strafbarkeit und Schuld zu diesem, der die Entsühnung mit sich führt. Ganz anders in den pennsylvanischen Strafhäusern, denn der Aufenthalt in ihnen reißt eine tiefe und unausfüllbare Kluft zwischen beide Zustände, welche dem Bestraften zur Warnung und zur Besserung dienen kann, und deren Andenken, falls es rechter Art ist, ihn durch sein ganzes, nach der Entlassung neubegonnenes Leben bis an seinen Tod begleiten und gegen die Versuchung stählen und bewahren muß.“ Dazu kommt, daß bei der viel größern Wirksamkeit der pennsylvanischen Strafart die Strafzeit abgekürzt werden kann, und daß der Verbrecher das Haus verlassen und in die bürgerliche Gesellschaft zurückkehren kann, ohne daß er einen einzigen Mitsträfling gesehen hat oder von ihm gesehen worden ist, daher nie einem beschämenden Wiedersehen und der Erinnerung einer ehemaligen Kameradschaft ausgesetzt ist, die bekanntlich das Härteste ist für entlassene Strafgefangene.

Die Einwürfe, daß einsame Einsperrung zu grausam sey, Wahnsinn und Selbstmord herbeiführe ꝛc., widerlegt

Herr Julius sehr verständig. Zuerst, bemerkt er, könne es nicht Unrecht seyn, den der Gesellschaft auf einige Zeit zu entziehen, der gegen die Gesellschaft gesündigt. Nichts sey so gerecht, und nichts so geeignet, den Verbrecher zu belehren, welchen Werth er auf die Gunst, ein Mitglied der Gesellschaft zu seyn, zu legen habe und welche Pflichten er beobachten müsse, um dieser Gunst würdig zu seyn. Dann hat die Erfahrung gelehrt, daß in den pennsylvanischen Gefängnissen inner 25 Jahren auf eine Zahl von 2000 Gefangenen nur 9 Selbstmordfälle und kein einziger Wahnsinn vorkam. Die Gefangenen kommen gründlich gebessert, aber keineswegs ruinirt aus den pennsylvanischen Einzelzellen. Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß sie selten oder nie in ihre alten Verbrechen zurückfallen und sich aufs äußerste hüten, je wieder in die einsame Zelle zurückgebracht zu werden, aber sie haben deßhalb an Leib und Seele keinen Nachtheil erlitten, sondern sind im Gegentheil erfrischt und ganz neue Menschen geworden.

Zuletzt spricht der Verfasser von den Rettungshäusern, von den Anstalten für verwahrloste Kinder rc. Mit Recht verlangt er, daß man die Kinder, wie noch häufig in Europa geschieht, nicht mit den erwachsenen Verbrechern vermengen solle.

Da es uns unmöglich wäre, näher auf alles Einzelne dieses schätzbaren und lehrreichen Buches einzugehen, begnügen wir uns mit dem, was wir besonders glaubten hervorheben zu müssen, und empfehlen seine Lektüre allen Freunden echter Humanität und rationeller Politik.

Romane und Novellen.

31) Der junge Philosoph des achtzehnten Jahrhunderts. Aus dem Französischen von L. Kruse. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann, 1838.

Der Titel läßt etwas anderes erwarten, als was man findet. Anstatt einer geistreichen Schilderung der Philosophie, mit welcher sich die Unsittlichkeit der Pariser Aristokratie im vorigen Jahrhundert umhüllte, finden wir nur eine Schilderung dieser Unsittlichkeit, Liaisons vornehmer Schwelger und lüderlicher Damen. In solchen, namentlich in neuerer Zeit so oft wiederholten Gemälden liegt nun gar kein besonderer Reiz. Dieser hätte erst durch das philosophische Element hineingebracht werden können, das aber dem Roman gänzlich fehlt. Wie viel geistreicher sind nicht die altfranzösischen Romane, in denen dieses philosophische Element selten fehlt, selbst wenn es auf dem Titel nicht angekündigt ist. Um seinen Helden, welcher Moritz heißt, nur einigermaßen über den gemeinen Lebemann zu erheben, macht ihn der Verfasser, da er ihm keine Philosophie in den Mund zu legen weiß, wenigstens zum Sohn eines damaligen Modephilosophen, nämlich zu einem Sohn Rousseaus. Moritz wird von seinem tugendhaften Vater Rousseau (wie alle Kinder desselben) nach der Geburt dem Findelhause bestimmt, aber mit der neugebornen Tochter eines Edelmanns umgetauscht und als großer Herr aufgezogen. Zufällig macht er die Bekanntschaft der reizenden Fanchette, verliebt sich in sie, entsagt um ihretwillen sogar seiner bisherigen Lüderlichkeit und entdeckt endlich, sie sey das echte Kind seines vermeintlichen Vaters und er nur das Kind Rousseaus.

32) Marat. Historischer Roman von Amalie Schoppe. Zwei Theile. Braunschweig, Westermann, 1838. 8.

Ob sich gerade die Feder einer Dame eignet, Bilder aus der Schreckenszeit der französischen Revolution zu entwerfen, wollen wir dahin gestellt seyn lassen. Das vorliegende Werk scheint es nicht zu beweisen. Wir wollten der Verfasserin gern die Blutscenen und Lastergemälde schenken, wenn sie nur *wenigstens das Erhabene, Edle und Zarte so poetisch aufzufassen gewußt hätte, wie* es die Geschichte selbst darbietet. Aber auch hier, wie so oft, bleibt der Roman tief unter der Poesie der wirklichen Geschichte. Frau Schoppe führt einen gewissen Armand ein, einen Geliebten der Charlotte Corday, der auf Marats Befehl hingerichtet wird, und deßhalb kommt Charlotte nach Paris und ersticht Marat. Aber was sagt die Geschichte? Charlotte Corday hatte nie einen Geliebten. Sie tödtete Marat aus Patriotismus, aus moralischem Abscheu, um das Land von einem Ungeheuer zu befreien. Als man vor Gericht sie frug, ob sie einen Mann oder Geliebten habe, sagte sie stolz, noch habe sie keinen Mann ihrer würdig gefunden, da ja alle Männer Marats Tyrannei ertragen und einem Weibe die Ehre überlassen hätten, ihn von der Erde zu vertilgen. Das ist poetisch, und so hätte auch der Roman die Sache darstellen sollen.

33) Liebesgeschichten Ludwigs XIV. Aus dem Französischen des Boissi. Zwei Theile. Altona, Hammerich, 1838.

Bekannte Hofgeschichten, welche nochmals aufzuwärmen wohl unnöthig war. Man sieht hier alle Laster Courtoisie treiben und die französische Eitelkeit sitzt oben an und spricht über Alles den Segen, und Ludwig XIV. bleibt immer ein nicht bloß liebens-, sondern auch verehrungswürdiger König.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 37.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 12 April 1839.

Deutsche Geschichte.

Geschichte, Quellen und Literatur des würtembergischen Privatrechts. Von Dr. C. G. Wächter, Kanzler der Universität Tübingen. Erste Abtheilung. Stuttgart, Metzler, 1839.

Dieses Werk hat zwar ein näheres Interesse für die Rechtsgelehrten und für die in Würtemberg insbesondere, allein es ist auch zugleich ein sehr werthvoller Beitrag zur allgemeinen deutschen Geschichte, indem es an dem Beispiel einer in mancher Beziehung tonangebenden Provinz die allmählige Entwicklung der deutschen Privatrechtsverhältnisse von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten mit seltner Genauigkeit nachweist.

In den ältesten Zeiten theilten sich die freien Alemanen nach Gauen in kleine Landesgemeinden ab, denen der Graf vorstand. So wie das Feudalsystem mit seinen Dienst- und Lehnverhältnissen in die alte Volksfreiheit eingriff, wurde der Graf, der bisher nur der oberste Richter im Gau und der Anführer im Kriege gewesen war, zugleich Dienstherr der Ministerialen, Lehnsherr der Vasallen, Leib- und Grundherr der Hörigen, Schutzherr der Hintersassen. Wie hier die alten Freien ihr Erb und Eigen und ihre angestammte persönliche Freiheit bewahrt, wie sie dort in eine größere oder geringere Abhängigkeit sich begeben oder gezwungen worden, darnach war auch ihre Stellung zum Grafen eine ganz verschiedene, und es daurte noch sehr lange, bis sich die Landeshoheit der Grafen und die ständische Vertretung ausbildete, welche die so verschiedenen Klassen der Insassen und Unterthanen wieder unter einem allgemeinen Begriff zusammenfaßte und die allgemeinen Landesordnungen und Gesetze, die Organisirung des aus den heterogensten Bestandtheilen zusammengesetzten Staatskörpers vorbereiteten.

Die Grafen von Würtemberg scheinen ursprünglich die Gaugrafen im Remsthale gewesen zu seyn. Sie wurden zuerst mächtig als Anhänger der Hohenstauffen, aus deren Erbe sie viel Güter erwarben. Höchst charakteristisch ist die glückliche Politik, mit welcher sie durch Kauf und Vertrag, zuweilen auch durch Gewalt unermüdlich Dörfer, Flecken und Städtchen an sich brachten und Bauern und Bürgern derselben eine ziemlich gleichmäßige Freiheit gewährten, obgleich sie allerdings auch sehr viele Dörfer im alten Verhältniß der Leibeigenschaft ließen. Wo die drei Hörner Würtembergs aufgepflanzt waren, fand man schon sehr frühe und früher als in den meisten andern Gegenden Deutschlands ein beinah auf heutige Weise wenigstens halbfreies, von Beamten regiertes Volk, eine Menge Dörfer, deren ehemalige adelige Besitzer ausgestorben, ausgekauft, kurz nicht mehr vorhanden waren. Das System, nicht mittelbar durch lehnspflichtige Edelleute, sondern unmittelbar durch Beamte das Volk zu regieren, brachte das Haus Würtemberg zwar oft in Conflict mit dem Adel, der sich dadurch gefährdet sehn mußte, allein er schuf einen mächtigen und ergebenen Mittelstand (nicht bloß Bürger der kleinen Städte, sondern auch Bauern, die schon frühe den Bürgern völlig gleich standen), und als dessen Elite eine sehr intelligente Beamtenklasse, die dem Hause in Glück und Noth die wichtigsten und ausdauerndsten Dienste leisteten.

Bevor an eine allgemeine Organisation des Landes gedacht werden konnte, galten darin die alten, durch das ganze Reich gültigen Kaiserrechte, die aber wenig oder nichts mit dem Privatrecht zu thun hatten. In Bezug auf das letztere hielt man sich an die alten volksthümlichen und lokalen Gewohnheiten und an neue, durch Uebereinkunft entstandene Satzungen und Weisungen. Städtchen, ja bloße Dörfer gaben sich nach eigner Willkür Gesetze, die Genossen eines besondern Standes, z. B. die Zünfte thaten das nämliche, und es war nicht immer nöthig, daß dieselben höhern Orts durch den Grafen oder

durch Kaiser und Reich bestätigt wurden. Man nahm an, die Genossenschaft werde ihre eignen Bedürfnisse wohl am besten kennen, und mischte sich nicht in ihre Gesetzgebung.

Als aber Eberhard im Bart vom Kaiser Maximilian I. zum ersten Herzog von Würtemberg ernannt wurde, demnach auf eine zweckmäßige Organisation des neuen Herzogthums sann und sich dabei von den Doctoren des römischen und canonischen Rechts auf der neuen, von ihm gestifteten Universität Tübingen im Geschmack der Zeit leiten ließ, kam in die Landesgesetzgebung mit der Tendenz zu centralisiren und auszugleichen, zugleich eine vorherrschende Neigung, römische Normen an die Stelle der bisherigen gleichartigen oder ungleichartigen deutschen zu setzen. „Für die Rechtsverfassung war diese Aufnahme der fremden Rechte in der ersten Zeit nicht durchaus ersprießlich. Sie trug zwar mehr das wissenschaftliche Element in das Recht über, hemmte aber auch in den Punkten, in welchen die einheimischen Rechte zu billigen waren, eine dem Geiste derselben gemäße Ausbildung des Rechts; der Conflict der germanischen Institute und Rechtsansichten mit dem fremden Rechte mußte die Rechtsunsicherheit und Verwirrung um so mehr erhöhen, als das meist mit Doctoren besetzte Hofgericht mehr nach den fremden Rechten, also vielfach nach andern Grundsätzen, als die Localgerichte sprachen. Alles dieses erzeugte großes Mißtrauen des Volks gegen den Rechtszustand, den man ihm aufdringen wollte.“ Der Verfasser erläutert dies noch näher durch eine Stelle aus Nauclerus. Den deutlichsten Commentar dazu geben die Klagen der Bauern. „Eine Hauptklage bei den Bauernaufruhren, und nicht eine der unwichtigsten Veranlassungen derselben, war gerade die Anwendung dieser fremden Rechte und ihrer Doctoren. Es klagten die Abgeordneten bei den Verhandlungen über den Tübinger Vertrag: Daß in Verträgen und sonst in alten Bräuchen und Gewohnheiten durch die Doctores viele Zerrüttungen geschehen, daß durch die Gelehrten, welche bei allen Gerichten mit ihren Handlungen eindrechen, viele Neuerungen aufgebracht und das Recht sehr verthenert werde. Sie baten daher: daß das Hofgericht mit verständigen Personen von Adel und von den Städten, die nicht Doctores seyen, wenn die Sache-Personen von der Landschaft anbetreffe, besetzt und eine gemeine Ordnung und Landrecht gemacht werde, damit die Städte und Dörfer bei ihren Gerichten, Geschäften und alten Gewohnheiten, unverhindert der Doctoren halb, bleiben, wie es vor Alters gewesen sey.“

Nach den ersten Stürmen der Reformation gab der weise Herzog Christoph dem Lande eine neue, tief eingreifende und umfassende Reorganisation, die übrigens auf denselben Grundsätzen beruhte, wie die erste unter Herzog Eberhard im Bart. Das römische Recht gewann in Schwaben eine noch breitere Basis, zugleich wurde dem Princip der Einheit und Ausgleichung noch mehr gehuldigt, aber auch durch das jetzt erst vollkommen ausgebildete System der ständischen Vertretung dem Volk eine Garantie gegeben, daß das ehrlich zum allgemeinen Besten Beschlossene auch ehrlich gehandhabt werden solle. Die Landstände bestanden damals bloß aus den (protestantischen) Prälaten und (bürgerlichen) Stadt- und Landbeamten, indem der Adel sich ausgeschlossen hatte und reichsunmittelbar geworden war (in Folge seines frühern Streites mit dem gewaltthätigen Herzog Ulrich und den Einflüsterungen von Wien her, da Kaiser Ferdinand I. während Herzog Ulrichs Vertreibung Würtemberg eingenommen, nur ungern wieder verloren und mithin für die wiedereingesetzte Familie keine zärtliche Neigung hatte).

Wir können hier unmöglich auf die Einzelheiten der Gesetzgebung unter Herzog Christoph eingehen. Nur von seiner Jagdordnung wollen wir reden, weil sie den merkwürdigen Beweis liefert, wie leicht in jenem rauhen Jahrhundert Unrecht dem Recht sich einmischen konnte, und wie selbst der weiseste und mildeste Regent seiner Zeit hierin dem Strome folgte. Vielleicht ist es nicht jedem unsrer Leser bekannt, daß die strengen Jagdgesetze, über die so viel und laut geklagt worden, keineswegs aus dem frühern Mittelalter, sondern erst aus dem Reformationszeitalter herrühren. Sie sind alle erst nach dem großen Bauernkriege 1525 entstanden, in Folge der damaligen tiefen Demüthigung des Bauernstandes, gegen den theils der Uebermuth der Herrn sich nunmehr alles erlaubte, theils eine große Strenge von der politischen Klugheit geboten schien. Hören wir, was der einsichtsvolle Verf. über die Entstehung der Jagdrechte in Deutschland, zunächst in Schwaben sagt:

„In Deutschland finden sich Waldungen schon in frühen Zeiten im Privateigenthum sowohl einzelner Personen, als größerer oder kleinerer Gemeinheiten. Der größere Theil der Waldungen aber stand gemeiner Benützung offen, und auch bei den von einer Gemeinde oder von den Genossen eines größeren Distriktes zur gemeinen Mark gezogenen Waldungen war es jedem einzelnen Gemeinde- und Markgenossen unbenommen, seine persönlichen Bedürfnisse unmittelbar aus dem Walde zu befriedigen. Auch später, als das Privateigenthum am Walde weiter griff, blieb doch immer noch die Idee einer Gemeinschaft der Wälder und der Bestimmung derselben, die Bedürfnisse eines Jeden zu befriedigen, so wirksam, daß sie Veranlassung zur Erhaltung oder auch Einführung der verschiedensten Berechtigungen Einzelner und ganzer Gemeinden und Distrikte

an Wäldern, die sich später im Eigenthume Dritter finden, gab. Auf das Eigenthum der Waldungen selbst hatte zum Theil auch Einfluß die mit den Jagdverhältnissen und der Jagdlust in Verbindung stehende Einforstung größerer Waldungen durch die deutschen Könige. Das Jagdrecht war (wie auch die Fischerei in Privatgewässern) zunächst eine mit dem echten Eigenthume an Grund und Boden verbundene Befugniß, und wurde daher in den Waldungen, welche einer freien Gemeinde oder mehreren Gemeinden eines Gaues gemeinschaftlich zustanden, von den freien Markgenossen geübt, und in den Waldungen, welche keinen bestimmten Eigenthümer hatten, mochte wohl jeder Freie ungestört haben jagen können. Die deutschen Könige fingen aber bald an, für sich größere Waldungen einzuforsten, indem sie dieselben unter Königsbann schützten, ihre Benützung regelten (jedoch meist so, daß den Markgenossen die Befriedigung ihrer Holz- und anderer Bedürfnisse aus dem Walde nicht abgeschnitten wurde) und das Jagd- und Fischereirecht in denselben ausschließlich in Anspruch nahmen — Forst, Bannforst, Wildbann, welcher letztere Ausdruck auch für das Jagdrecht selbst genommen wurde. — Dabei dehnten sie die Grenze des Bannforstes und ihres Jagdrechts auch auf das von solchen Forsten umschlossene fremde Eigenthum aus, wenn gleich häufig mit vorangegangener Bewilligung der angesessenen echten Eigenthümer. Vasallen wurden oft mit solchen Bannforsten belehnt, und manche Reichsstände erhielten häufig die kaiserliche Verwilligung, Distrikte auf diese Weise einzuforsten, und thaten dieß mitunter auch ohne besondere Befugniß. Auch wußten die mit echtem Eigenthum angesessenen einzelnen Grundherrn ihre Rechte so auszudehnen, daß sie über Grundstücke, die nicht in ihrem Eigenthum, aber innerhalb ihrer Vogtei lagen, ihr Jagdrecht erstreckten. Wenn daher auf diese Weise auch die würtembergischen Grafen in ihren Bannforsten und auf anderen Gütern das Jagdrecht und den Wildbann in dem alten Sinne ausübten, und die bedeutendsten Waldungen des Landes, jedoch ohne die hergebrachten Waldbenutzungsrechte Einzelner, seyen es physische Personen oder Corporationen, auszuschließen, eingeforstet waren, auch der besondere Schutz, den die Bannforste hatten, auf die den Grafen gehörigen übrigen Wälder und Jagdbezirke ausgedehnt wurde: so war doch keineswegs vor dem 16ten Jahrhundert der Grundsatz aufgestellt oder anerkannt, daß das Jagdrecht in den zum Lande gehörigen Distrikten überhaupt dem Grafen als Landesherrn eigentlich gebühre. Allein im 16ten Jahrhundert bildete sich, wie in manchen andern deutschen Staaten, auch in Würtemberg die Regalität der Jagd aus, und dieß hier um so leichter und ungehinderter, als die Ritterschaft mit ihren Gütern sich dem Landesverbande ganz entzog (§ 31.), und die Prälaten nach der Reformation die Verwaltung des Klosterguts im Wesentlichen verloren (§ 33.). Wirklich wurde auch im Verlaufe unsrer Periode nicht mehr bezweifelt, daß dem Herzoge das Jagdrecht auf dem zum Lande gehörigen Grund und Boden, ohne Unterschied zwischen hoher und niederer Jagd, als Regal gebühre, und wenn gleich die Gründe, auf welche diese Annahme sich stützte, nicht eben sehr schlagend waren, wie überhaupt die Gründe, die man damals in Deutschland für die Regalität der Jagd anführte: so wurde jener Grundsatz doch durch unvordenkliche Uebung und durch die späteren Gesetze, welche von dieser Voraussetzung ausgehen, bekräftigt. Es galt daher nicht mehr das Grundeigenthum als Quelle des Jagdrechts, und wenn ein Private oder eine Corporation nun ein Jagdrecht in Anspruch nehmen wollte: so mußte er einen besondern Rechtstitel für dasselbe, Verjährung oder besondere Verleihung von Seiten des Regenten, nachweisen. Dadurch erklärt es sich aber, daß neben der Regalität der Jagd immer noch einzelne Privaten Jagdrechte ausübten, und auch einigen Gemeinden und Marken es gelang, ihre mit dem Eigenthum an Grund und Boden zusammenhängenden Jagdrechte sich zu erhalten, die sie in der Form der freien Pürsch d. h. so, daß jeder Markgenosse auf den nicht eingezäunten Grundstücken der Mark jagen konnte, ausübten. Das Jagdrecht hatte auch eine Reihe von Belästigungen für Bürger und Bauern zur Folge. Die Guts- und die Landesherrn wußten theils an die Vogtei, theils an die gutsherrlichen Verhältnisse manche Frohnen in Beziehung auf Jagd zu knüpfen, und ebenso Einzelnen oder ganzen Communen die Pflicht aufzulegen, die Jagdhunde für die Jagdherrn bei sich zu halten und zu ernähren (Hundeaufstockung). Viele Klagen über Mißbräuche in dieser Hinsicht veranlaßten von Zeit zu Zeit in unsrer Periode das Versprechen der Regierung, daß solche Lasten nur in so weit gefordert werden sollen, als sie herkömmlich oder in den Lagerbüchern ausdrücklich anerkannt seyen. Dabei wurde die Rücksicht auf das jagdbare Wild nicht selten höher gehalten, als die auf das Eigenthum der Unterthanen; das Recht der Nothwehr wurde so sehr beschränkt, daß man den Unterthanen nicht — wie es die allgemeinen Grundsätze und das gemeine Recht mit sich gebracht hätten — gestattete, das auf ihren Gütern zu Schaden gehende Wild zu tödten, sondern blos erlaubte, es zu verscheuchen, und mit kleinen unschädlichen Hunden abzutreiben; ja selbst durch Zäune ihr Gut zu schützen, wurde ihnen nicht selten erschwert. Auch wurde die

Regalität der Jagd auf alle Vögel erstreckt, und sogar gegen diese das Recht der Nothwehr beschränkt.“

Dem traurigen Bilde dieses allmählig entstandenen Jagdunwesens wollen wir ein erfreulicheres aus älterer Zeit entgegenhalten. In einer Zeit nämlich, in welcher anderwärts der Bauernstand vom Bürgerstand scharf gesondert erschien, und die Leibeigenschaft sehr hart war, sehn wir in Würtemberg bereits Bauern und Bürger auf gleicher Stufe und durch die Leibeigenschaft ungemein gemildert. „Der Städtebürger- und der Bauernstand standen in ihren Rechten im Ganzen auf gleicher Stufe. Die Stadt war nur durch das Uebergewicht, das sie in der Amtsversammlung hatte, und dadurch, daß aus ihrem Magistrate die Landesrepräsentanten genommen wurden, durch die Criminalgerichtsbarkeit, welche das Stadtgericht über Stadt und Amt übte und allmählig auch durch eine Civilgerichtsbarkeit über das Amt und durch einige Vorrechte in Beziehung auf Gewerbe vor dem Lande bevorzugt. Im Uebrigen aber war der Bauernstand in den politischen und Privatrechten dem Grundsatze nach dem Städtebürgerstande gleichgestellt und beide theilten beinahe durchaus gleichmäßig Gutes und Nachtheiliges. Zwar wurden früher und auch noch in dieser Periode die Bauern häufig den Bürgern entgegengesetzt, und oft durch „arme Leute“ bezeichnet; allein nicht selten wurde auch diese Bezeichnung auf die Bürger, überhaupt auf die gesammten Unterthanen mit Ausnahme der fürstlichen und kirchlichen Diener und des Adels, und von der andern Seite wieder im engsten Sinne bloß auf einen Theil des Bürger- und Bauernstandes, die Leibeigenen, bezogen. Diese Letzteren waren allerdings in Wahrheit großentheils arme Leute, und ebenso war diese Bezeichnung auch für manche Bürger und Bauern, wenn sie auch nicht leibeigen waren, besonders wegen der auf ihren Gütern ruhenden Lasten nur gar zu angemessen.“ Gleichwohl stand der Leibeigene, abgesehen von den Frohnen, Gülten und Zinsen, die er dem Herrn zu leisten hatte und die ihn freilich immer in Armuth erhalten mußten, „im Uebrigen in denselben Verhältnissen, welche ein freier Mann genoß. Er war nicht Sklave und nicht im eigentlichen Eigenthume seines sogenannten Herrn. Vielmehr genoß er juristische Persönlichkeiten und überhaupt die Statusrechte, so weit sie nicht durch die angegebenen Verhältnisse zum Herrn beschränkt wurden; er konnte also in Verkehr treten, Verträge schließen, vollgültige Ehen eingehen, hausväterliche Gewalt üben, er war zu Staats- und Gemeindeämtern an sich nicht unfähig, als Zeuge nicht zu verwerfen und konnte Handwerke treiben und Zunftmitglied werden. Nur sollte nach späteren Bestimmungen ein Leibeigener nicht zum Bürger in Städten und Dörfern aufgenommen werden, so daß er also zu diesem Zwecke vorher Freilassung von seinem Herrn sich erwirken mußte. Auch über sein Vermögen konnte der Leibeigene unter Lebenden oder letztwillig verfügen. Nur scheint er früher an manchen Orten bei letztwilligen Verfügungen an die Zustimmung des Herrn gebunden gewesen zu seyn, was aber jedenfalls bei den Leibeigenen der würtembergischen Kammer im 16ten Jahrhundert wegfiel, und nur bei einigen Klöstern erhielt sich in dieser Hinsicht eine Beschränkung. Ganz aufgehoben werden konnte der Leibeigenschaftsverband des Einzelnen durch Freilassung, für welche ein Laß- oder Manumissionsgeld bezahlt werden mußte, das sich häufig nach dem Nutzen, den der Leibeigene abwarf, bestimmte, und deßhalb bei Frauen wegen der Fortpflanzung der Leibeigenschaft nicht selten höher war, als bei Männern. Außerdem nahm man auch allmählig einen dreißigjährigen factischen Zustand der Freiheit (Verjährung) als Aufhebungsgrund der Leibeigenschaft an. Endlich hatte jeder würtembergische Leibeigene vermöge der spätern Declarationen des Tübinger Vertrages, welche ein in demselben gegebenes Versprechen zur Ausführung brachten, das wichtige Recht, ohne eine Erlaubniß des Herrn nöthig zu haben, aus dem Lande auszuwandern und dadurch das Leibeigenschaftsverhältniß ohne alles Laßgeld bleibend aufzuheben.“

Die Verschiedenheit dieser Verhältnisse mit denen der halbslavischen Leibeignen im Osten Deutschlands ist merkwürdig und charakteristisch. Der deutsche Leibeigene war persönlich viel freier als der slavische, aber er wurde desto mehr mit Abgaben überhäuft. Der deutsche wurde mehr als Mensch geachtet, mußte aber mehr hungern; der slavische wurde besser gefüttert, wurde aber mehr geprügelt. Der deutsche stand in einem strengen und niederdrückenden Rechtsverhältniß, der slavische in einem mehr nur patriarchalischen Verhältniß.

Zu den Merkwürdigkeiten der Regierung Christophs gehört auch noch sein eifriges, obwohl vergebliches Bemühen, die Juden gänzlich und für immer vom Boden des deutschen Reichs zu entfernen. Den Rechtsgelehrten wird aber besonders die Regulirung des Erbrechts und die auffallenden Verschiedenheiten, welche deßfalls die älteren Rechtsgewohnheiten darboten, von Interesse seyn. Im Allgemeinen erscheinen die Frauen in ihrem Erbrecht eingeschränkter als anderswo, und hauptsächlich auf die Errungenschaft angewiesen, was offenbar ein gesetzliches Förderungsmittel ihres häuslichen Fleißes und überhaupt guter Ehen war.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 38.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 15. April 1839.

Deutsche Geschichte.

Geschichte, Quellen und Literatur des würtembergischen Privatrechts. Von Dr. C. G. Wächter, Kanzler der Universität Tübingen. Erste Abtheilung. Stuttgart, Metzler, 1839.

(Schluß.)

Zu Anfang des 17ten Jahrhunderts nahm Herzog Friedrich abermals eine Revision der Landesgesetze vor, wobei man fast ausschließlich vom römischen Recht ausging, und übrigens ziemlich die alten Grundlagen beibehielt. Wie zugleich das berühmte oder vielmehr berüchtigte würtembergische Schreibereiwesen sich ausbildete, darüber gibt der Verfasser sehr ausführlichen Bericht. „In den Zeiten, in welchen noch die einfachen und roheren Verhältnisse herrschten, war der Schreiber des Gerichts weniger von Bedeutung, und viele Gerichte in den Dörfern hatten gar keinen Schreiber. Zubringensinventarien, schriftliche Theilungen und dergleichen waren nach den alten Gebräuchen häufig ganz unnöthig, und wo sie nöthig waren, wurden sie sehr summarisch verfaßt. Alle Rechnungen wurden möglich kurz gestellt, und oft nach der Anerkennung des Betheiligten wieder cassirt. Hatte Jemand sonst Etwas schreiben zu lassen, etwa einen Heiraths- oder einen andern Contract, so wendete er sich an den nächsten Besten, der schreiben konnte, meist an den Geistlichen des Orts oder an den Schulmeister, und der Letztere war auch häufig für die wenigen Fälle, in welchen es beim Gericht Etwas zu schreiben gab, der Gerichtsschreiber. Allmählig aber verlangte man, daß die Gerichte, wenn auch nur kurze, Protocolle führen sollten; verwickelte Prozeßsachen fing man an, schriftlich zu behandeln; über viele Akte mußten schriftliche Urkunden errichtet werden; die Lagerbücher und die Contractebücher wurden genauer geführt, in den Rechnungen wurde man umständlicher; immer mehr mischte sich die Obrigkeit mit der Feder ein. Der Schreiber des Gerichts hatte alles Dieses zu besorgen, und je mehr sich sein Wirkungskreis ausdehnte, und je weniger die Uebrigen vom Gerichte Etwas von der Sache verstanden, eine um so wichtigere Person wurde er. So hatte schon am Schlusse unsrer Periode und von da an bis in das 19te Jahrhundert der Stadtschreiber hauptsächlich folgende Geschäfte zu besorgen: Er hatte als Actuar bei den Gerichts- und Gemeinderathssitzungen und den Rug- und Waisengerichten das Protocoll zu führen, die Akten bei den Prozessen zu sammeln, die ganze Gerichts- und Stadtregistratur zu besorgen, die Zubringens-, Verlassenschafts-, Gant- und Vormundschafts-Inventarien, Erbschaftstheilungen u. s. w. zu fertigen; die Contractbücher bei Gericht zu führen; die Commun-, Armen-, Spital- und in der Regel auch die Pflegrechnungen zu stellen, und die meisten obervormundschaftlichen Geschäfte beim Waisengerichte zu besorgen; die Ortslagerbücher in Ordnung zu erhalten; die Hauptgeschäfte bei der Steuerrepartition zu versehen; die Bürgerlisten zu führen und für die Amtsangehörigen auf deren Verlangen Verträge aller Art, letzte Willen, Bittschriften und andere Eingaben an die Behörden und dergleichen zu machen; ja er sollte sogar auch eine Chronik der Stadt schreiben. Diese Geschäfte hatte er auch für die Amtsorte zu besorgen, soweit nicht für einzelne größere ein besonderer Amtsschreiber oder ein Gerichtsschreiber „von der Feder,“ d. h. ein Schreiber, der das Geschäft ordentlich gelernt hatte, bestellt war. Denn die „gemeinen Dorfgerichtsschreiber“ sollten wichtigere Sachen, wie Stellung von Communrechnungen, Inventuren, Theilungen 2c., nicht besorgen. Natürlich bedurfte der Stadtschreiber zu diesen vielen Geschäften eine Reihe von Gehülfen, welche er theils bei sich in der Stadt hielt (Stadtsubstituten), theils auf das Land versendete (Amtssubstituten), und welche dieselbe Bildungslaufbahn machten, wie er. Diese war aber in der Regel sehr mangelhaft. Der Schreiber war meist ein bloßer Routinier, welchem

gründliche wissenschaftliche Bildung abging, und der das Rechte auf Universitäten gar nicht, und selten vollständig für sich studirt hatte. Er trat im fünfzehnten Jahre in die Schreibstube des Stadt- oder Amtsschreibers oder eines Amtssubstituten als sogenannter Incipient. Hier mußte er Protocolle, Inventuren, Theilungen, Rechnungen u. s. w. abschreiben, bei Inventuren und dergleichen zugegen seyn, und so sich allmählig durch Uebung eine Kenntniß in der Handhabung der Geschäfte eines Schreibers erwerben. Mitunter erhielt er dabei auch von seinem Principale theoretischen Unterricht. Gewöhnlich aber beschränkte sich sein theoretisches Studium auf das Lesen des Landrechts und anderer Ordnungen und der Schriften, welche zu den wichtigeren Schreibereigeschäften nähere Anleitungen zu geben suchten, Schriften aber, welche meist auf einer untergeordneten wissenschaftlichen, zum Theile auf einer ganz unwissenschaftlichen Stufe sich hielten. Nach einigen Jahren wurde ihm allmählig die selbstständigere Besorgung einzelner Schreibereigeschäfte anvertraut (Scribent, Mittelscribent), und nach einer längeren Reihe von Jahren konnte er sich — früher von den Amtleuten, später von der Kanzlei nach einem bei derselben bestandenem Examen — zur Ausübung aller Schreibereigeschäfte als Gehülfe seines Principals (Substitut) für befähigt erklären lassen. Wenn sich auch auf diesem Wege eine große Gewandtheit in den genannten Geschäften erlangen ließ, so daß der Schreiber in vielen Fällen den hierin praktisch ungeübteren Juristen beschämen konnte, so war doch die ganze Bildung auf eine unsichere Grundlage gebaut und eine sehr lückenhafte, die bei jedem neuen ungewohnten Falle rathlos lassen mußte, und bei den wichtigen Rechtsverhältnissen, welche hier in Frage kamen, die nöthigen Garantien nicht geben konnte. Dies war der eine große Uebelstand des Instituts. Es hatte aber noch einen zweiten, der dem Volke noch fühlbarer war. Der feste Gehalt der Stadt- und Amtschreiber war unbedeutend; ihre Einnahme aber war sehr bedeutend. Die Betheiligten, für die sie Geschäfte zu verrichten hatten, mußten ihnen beinahe jedes Geschäft besonders bezahlen, theils nach der Zeit, die es in Anspruch nahm, theils nach der Zahl der Blätter, die dabei überschrieben wurden. Dies war die Quelle der gröbsten Mißbräuche. Uebertriebene Anforderungen wurden gemacht, die Geschäfte im höchsten Grade ausgedehnt, um viele Zeit und viele Blätter anrechnen zu können ꝛc."

Erst zu Anfang des laufenden Jahrhunderts, in der Rheinbundszeit, als die alte Verfassung aufgehoben, Würtemberg zum souverainen Königreich erklärt, und durch eine Menge mediatisirter und säcularisirter Gebiete vergrößert wurde, in denen die verschiedensten Rechtsgewohnheiten galten, wurde die ganze Gesetzgebung revolutionirt, das Alte umgestoßen, Neues schnell improvisirt, und dann wieder revidirt. In der Revision und zeitgemäßen Verbesserung des gesammten Rechtsorganismus ist man noch gegenwärtig und zwar auf dem soliden constitutionellen Wege begriffen, wird jedoch noch eine Zeitlang fortzuschreiten haben, da die wissenschaftliche Gründlichkeit und noch mehr die leidenschaftslose Berücksichtigung aller concurrirenden Interessen Zeit verlangt.

Der zweite Theil des Werks wird eine Darstellung des gesammten in Würtemberg bestehenden Privatrechts in seinem ganzen Detail enthalten. Zum Ruhm des Verfassers, als eines der ersten Rechtsgelehrten unsrer Zeit, kann unsre Huldigung nichts beitragen; wir können vom Standpunkt des Laien aus nur unsre Freude ausdrücken, daß er auch den Nichtjuristen, und namentlich den Freunden der vaterländischen Geschichte ein so gründliches, unsre ältere Rechtsverhältnisse so klar beleuchtendes Werk in die Hände gegeben hat.

Geschichtsforscher machen wir namentlich darauf aufmerksam, daß in dem vorliegenden Buche mehrere Errata, die sich in den bisherigen Darstellungen der würtembergischen Geschichte finden, nach gründlicher Prüfung corrigirt sind. So wird, um nur Einiges zu erwähnen, z. B. nachgewiesen, daß der berühmte Kanzler Enzlin (der wegen seiner Amtsführung von den Landständen angeklagt, zu Urach *enthauptet wurde*), *niemals* Kanzler, sondern Geh. Rath war. So auch *Einiges*, was die berüchtigte Verwaltung des Juden Süß betrifft, und bisher nicht richtig aufgefaßt war.

Romane und Novellen.

34) Antike Novellen von Ludwig Rein. Vier Bände. Leipzig, Kollmann, 1839.

Fünf Novellen aus der griechischen Vorzeit. Zuerst eine Scene aus dem peloponnesischen Kriege. Platää wird belagert; Theano, die Priesterin des Dianentempels daselbst, opfert sich aus Patriotismus auf und benutzt die Liebe, welche der spartanische König Archidamus für sie hegt, das Lager der Feinde in Brand zu stecken, wobei sie selbst ihr Leben hingibt. — Dann der Untergang des Tyrannen von Pherä. Drittens eine kurze Novelle, das goldene Palmblatt, worin wieder eine unglücklich liebende Priesterin die Hauptrolle spielt. Viertens eine längere Novelle, die Statue. Ihr Motiv ist von Pygmalion entlehnt, nur daß der Jüngling, der sich in eine Statue (der Diana) verliebt, nicht der Künstler selbst, sondern nur ein Freund desselben ist. Er wird geheilt, sobald der Künstler das Bild zerschlägt. Die fünfte Novelle, die den vierten Band einnimmt, ist die bekannte und schon

öfters in Romanen behandelte Geschichte der schönen Athenais, die unter dem Namen Eudoria, Gemahlin des Kaiser Theodosius, aber durch dessen Eifersucht verbannt wurde. — Es ist recht passend, in der romantischen Verwilderung, in der wir leben, wieder einmal an die klare Welt der Alten zu erinnern; eben deßhalb aber hätte der Verfasser auch in der Behandlung seines Stoffs etwas mehr gräcisiren und die gewöhnliche sentimentale Romanensprache verlassen dürfen.

35) Attila. Historischer Roman von G. P. R. James. Aus dem Englischen von Lindau. Drei Theile. Leipzig, Kollmann, 1839.

Ist es gut, wenn dem gewöhnlichen Publikum, das Romane aus Leihbibliotheken liest, auch zuweilen Bilder des Alterthums vorgeführt werden, und nicht immer bloß moderne und romantische, so ist es doch auch wieder schwer, jenen dunkeln Zeiten der Völkerwanderung das Costume abzugewinnen. Das reine klassische Alterthum ist heller beleuchtet, die barbarischen Trachten und Sitten aber sind weit schwerer zu treffen, und gewöhnlich begehn die Dichter hierin Mißgriffe. So ist z. B. unser Arminius noch niemals auch nur erträglich von einem Dichter behandelt worden. Jedes Bild von ihm (gleich dem colossalen, das ihm jetzt aufgerichtet wird) ist willkürlich, und es fehlt ihm jene typische Nothwendigkeit, die durch keinen Zauber der poetischen Freiheit ersetzt werden kann. Attila stellt sich plastischer heraus, seine Physiognomie hat grellere Züge. Doch hat James, sofern er niemal einen Roman schrieb, auch die hunnischen, gothischen, gepidischen Helden beiläufig ganz so wie die modernen Romanhelden reden lassen müssen, und konnte an die kräftige und naive Sprache der Nibelungen nicht denken, die uns jene wilden Zeiten am anschaulichsten gemacht hat.

36) Der Thurm am Genfersee. Nach dem Französischen von Wesenfeld. Zwei Theile. Magdeburg, Creutz, 1838.

Die romantische Geschichte König Chlodwigs und der schönen Chlotilde von Burgund, seiner berühmten Gemahlin. Der Verfasser würde besser gethan haben, dem rauhen Costüm der Zeit treu zu bleiben. Die stolzen Franken waren damals noch keine galanten Ritter, „die sich zu den Füßen ihres erhabenen Monarchen warfen und denen die Königin mit hoher Grazie eine gestickte Schärpe reichte.“ Man lese Gregor von Tours, um zu erfahren, ob das freiheitstolze Volk der Franken damals schon etwas vom galanten Hofdienst wußte.

37) Der Mönch und die Nonne, oder Bibliothek der interessantesten und anziehendsten Gemälde aus dem Klosterleben. Zwei Bändchen. Augsburg, v. Jenisch und Stage, 1838.

Novellen und Erzählungen aus dem Klosterleben. Strenge des Klosterlebens, grausame Bußen, stiller Klosterfrieden, romantische Liebschaften, Entführungen aus dem Kloster, Zerstörungen durch feindlichen Ueberfall ꝛc. bilden die Gegenstände dieser klösterlichen Genremalerei. Heiteres und Schauerliches wechselt darin. Im Ganzen gereicht es dieser Sammlung zum Lobe, daß sie das Romantische des Klosterlebens auch in seinem tiefen Ernst auffaßt und nicht bloß darauf ausgeht, frivole Bilder über Klosterzucht und Satiren gegen die Geistlichkeit zusammenzuhäufen.

38) Historisch-romantische Erzählungen. Königsberg in der Neumark. Windolff und Striese, 1838.

Aehnliche Erzählungen aus dem mittelalterlichen Bürgerleben. Die wahre Geschichte der Stadt Königsberg ist zu Grunde gelegt, und der Dichter läßt ihre alten Bürger und Bürgermeister, ihre guten Sitten und ihren Aberglauben, ihre Fehden und Bürgerkriege an uns vorübergehn.

39) Der Troubadour. Romantisches Gemälde von Ernst vom Brunnow. Zwei Bände. Dresden und Leipzig, Gerh. Fleischer, 1839.

In der Vorrede spricht sich der Verfasser sehr verständig über den historischen Roman aus, von dem er verlangt, daß er nicht bloß eine moderne Liebesgeschichte willkürlich mit den Decorationen dieser oder jener Zeit umgeben, sondern in Geist und Leben der Vergangenheit tief eindringen solle. Bei der Abfassung seines eignen Romans haben ihm die klaren Bilder vorgeschwebt, welche Dietz von dem poetischen Leben in der Provence entworfen hat (in seiner trefflichen Geschichte der Troubadours). In jenes sonnenhelle Land nun und in die poetische Zeit der Hohenstauffen und der Kreuzzüge versetzt uns Herr von Brunnow, und malt uns die Liebe eines Troubadours zu einem edeln Fräulein wirklich mit sehr warmen und anziehenden Farben aus. Er läßt ihn durch alle poetische Elemente jener Zeit hindurchgehn. Hier tritt uns das ritterliche Hofleben, treten uns Turniere, Minnehöfe entgegen; dort erblicken wir die Waldenser in geheimnißvoller Versammlung; ferner begleiten wir den Sänger und Ritter ins heilige Land und zu den Sarazenen, und

nach mancher Gefahr wieder zurück in die schöne Heimath, wo ihn endlich die Liebe beglückt.

40) Crichton. Von W. H. Ainsworth. Aus dem Englischen von Lindau. Drei Bände. Leipzig, Kollmann, 1838. 8.

Der seiner Zeit weltberühmte Schotte, der schon im vierzehnten Jahr eine akademische Würde erlangte, beinahe alle europäischen Sprachen redete, in allen Disputationen den Sieg davon trug, ein Wunder von Gelehrsamkeit und zugleich ein tapferer Krieger war, ist hier zum Helden eines Romans gemacht worden. Allein der Verfasser hat sein edles Charakterbild nicht treu wiedergegeben. Crichton war ein eifriger Katholik und floh deßhalb aus England, so große Anerbietungen ihm auch gemacht wurden, wenn er sich zum Protestantismus, dem sein eigner Vater anhing, bekenne. Crichton blieb der Ueberzeugung treu, die einmal die seinige war, und verließ ein Vaterland, dem er so sehr zur Ehre gereicht haben würde. Nachdem er in Paris, Rom, Venedig gelebt und großen Ruhm geerntet, ward er Erzieher des niederträchtigen Prinzen von Gonzaga-Mantua. Dieser Prinz wollte sich nicht hofmeistern lassen und überfiel den edeln Crichton vermummt mit bewaffneten Bedienten. Crichton aber war ein so guter Fechter, daß er Sieger blieb, und den Prinzen selbst entwaffnete. Als er ihn erkannte, senkte er sogleich ehrerbietig ein Knie vor ihm und gab ihm den Degen zurück, der brutale Prinz aber stieß ihm denselben ins Herz.

Das ist die wirkliche Geschichte Crichtons. Davon findet sich aber wenig oder nichts im Roman. Ainsworth läßt ihn in Paris am Hofe der Catharina von Medicis Intriguen spielen, und mit der Königin gleichsam an List wetteifern. In allerlei Gefahren tritt er als deus ex machina auf, rettet Heinrich III., befreit Heinrich IV. und bekommt am Ende die Hand einer Prinzessin vom Geblüt, unter der Bedingung, katholisch zu werden. „Ich würde jeden Glauben ändern für eine Geliebte," sagt Heinrich von Navarra (später König Heinrich IV.). „Ich auch," sagt Heinrich III., „und ich," schließt Crichton und nimmt die Prinzessin. Das heißt denn doch, historische Charaktere frivol behandeln.

41) Karl Ludwig, Kurfürst von der Pfalz und Luise von Degenfeld. Geschichtlicher Roman von Fr. von Strengel. Mannheim, Löffler, 1838.

Bei Göschen in Leipzig erschien 1798 eine „wahre Geschichte," betitelt: „Louise, Raugräfin zu Pfalz," worin das interessante Leben dieser Dame sehr anziehend und geschichtlich treu dargestellt ist. Der Verfasser des vorliegenden Romans ist mit großer Freiheit zu Werke gegangen, hat gar manchen naiven Zug der wahren Geschichte fallen lassen und dagegen Vieles zugesetzt. Insbesondere stellt er immer einen Grafen von Hohenlohe, der gleich dem Kurfürsten in die schöne Louise verliebt ist, in den Vordergrund. Statt dessen wäre es vielleicht zweckmäßiger gewesen, wenn der Dichter mehr Gewicht ausschließlich auf den Kurfürsten und dessen politische Stellung in den großen Kämpfen gegen Ludwig XIV. gelegt hätte.

42) Das steinerne Bild, von Ludwig Hölder. Zwei Theile. Heilbronn, Drechsler, 1838.

Dieser Roman ist „allen Zweigen des tausendjährigen freiherrlich v. Gemmingen'schen Geschlechts" zugeeignet, und handelt von den ritterlichen Thaten eines edeln Gemmingen in den Zeiten der Kreuzzüge. Beigefügt sind historische Anmerkungen, die Geschichte des Geschlechts betreffend. Dankbare Liebe zum Hause Gemmingen hat dieses, mit einer an die alten Ritteromane erinnernden Wärme geschriebene Buch hervorgerufen.

43) Bunte Bilder auf Reisen, gesammelt von Ed. Wehrmann. Frankfurt a. O., Kosky, 1838.

Acht Erzählungen. 1) Liebe eines deutschen Offiziers zu einer französischen Nonne und Entführung derselben im Kriege. 2) Verbrechen, der Mann am Galgen, das Weib wahnsinnig. 3) Ein Liebhaber betrügt die abgeneigte Mutter seiner Schönen, indem er sich als Frauenzimmer verkleidet. 4) Eine Cholerakranke umarmt ihren Geliebten so krampfhaft, daß er sich nicht mehr von ihr losreißen kann und mit ihr sterben muß. 5) Ein sentimentaler Reisender, der eine Unschuld auf dem Postwagen retten will, wird von dieser vermeinten Unschuld um sein Geld geprellt. 6) Ein Spaß auf dem Maskenball. 7) Eine fade Theegesellschaft. 8) Eine Spukgeschichte, die lustig endet.

44) Die Belagerung von Glückstadt. Romantisches Seegemälde von H. Smidt. Drei Theile. Altona, Aue, 1838.

Die Uebergabe Glückstadts an die Engländer und Schweden im letzten Kriege. In der Stadt allerlei Intriguen des treulosen Commandanten, auf der andern Seite Liebende, Gefahren, Rettung 2c. Auf dem Meer Scenen à la Cooper, weidlich mit Seemannsausdrücken gespickt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 39.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 17. April 1839.

Theologie.

2) Geschichte des Urchristenthums durch A. Fr. Gfrörer, Prof. und Bibliothekar in Stuttgart. Fünf Theile. 1, 2: das Jahrhundert des Heils. 3, 4: die heilige Sage. 5: das Heiligthum und die Wahrheit. Stuttgart, Schweizerbart, 1838.

Theologische Streitigkeiten sind an der Tagesordnung. Das vorliegende Werk steht in genauer Beziehung zu dem „Leben Jesu“ von Strauß und zu dessen zahlreichen Gegenschriften. Die Gelehrsamkeit solcher Bücher ist kein Grund mehr, sie von der Besprechung außerhalb des engen Gelehrtenkreises auszuschließen. Die öffentliche Meinung ist bereits bei dem neuen großen Streit über die Echtheit des Evangeliums betheiligt worden. Wir müssen also auch von diesem Werke um so mehr Notiz nehmen, als es wirklich ein recht helles Schlaglicht in die getümmelvolle, verworrene theologische Polemik unserer Tage wirft.

Schon vor acht Jahren schrieb der Verfasser ein Werk über Philo und den Einfluß der jüdisch-ägyptischen (alexandrinischen) Schule auf das Christenthum. Seitdem hat er an dem vorliegenden größern Werke gearbeitet, dessen Gegenstand der nämliche ist, den unlängst Dr. Strauß abgehandelt hat. „Gewisse Leute, bemerkt der Verfasser in der Vorrede, glaubten mir zu schmeicheln, indem sie mir sagten, daß ich Einer der Vorläufer dieses modernen Vorkämpfers negativer Wahrheit sey; es drängte mich, solche Zumuthungen abzuweisen, andererseits gebot mir ein kräftiges Gefühl meiner Seele, das ich früher nicht kannte, die Liebe zum Christenthume, die sich meiner durch die historischen Studien bemächtigt, den Behauptungen, welche Strauß mit viel Scharfsinn, aber ohne alle Kenntniß der Zeit, über welche er abspricht, aufgestellt hat, die meinigen entgegenzusetzen. Ich treffe zwar mit ihm in vielen Punkten zusammen, jedoch nur in Punkten, welche die Außenwerke der Burg betreffen, gleichsam zur Schale gehören. Sonst ist erstlich mein Weg oder die Art der Beweisführung völlig verschieden von dem seinigen. Er beruft sich auf Metaphysik und erkennt in den Sätzen der Hegel'schen Schule ein ebenbürtiges Maß gewisser Dinge, die vor 1800 Jahren in Judäa geschehen sind, oder auch nur dort geschrieben wurden. Ich dagegen bin der Ansicht, daß man Jesum Christum und sein Werk nur aus genauer Kenntniß seines Zeitalters und vorzüglich auch aus sich selber beurtheilen müsse, ich berufe mich daher bloß auf Urkunden und Zeugnisse, und lege, nebenbei gesagt, auf die ganze nach-Kantische deutsche Metaphysik einen geringen Werth, um nicht noch ein stärkeres Wort zu gebrauchen. Zweitens ist auch unser beiderseitiges Endergebniß himmelweit verschieden; das seinige ist der Zweifel oder geradezu die Verneinung, das meinige ein durch klare Beweise gestützter historischer Glaube an eine außerordentliche, wenn man will, übernatürliche Erscheinung; ein Glaube, der sich zwar auf ganz andere Gründe beruft, als die bisher gewohnten, auch Vieles aufgibt, was man seit Jahrhunderten hochheilig hielt, aber doch die Hauptsache festhält und zuletzt Empfindungen hervorruft, die im Ganzen nicht verschieden sind von denen, welche von jeher eifrige, doch zugleich verständige Christen, gegenüber von dem Stifter unserer Kirche, fühlten.“

Es ist kein Wunder, daß eine Meinung, wie sie sich hier ausspricht, den beiden großen Hauptparteien der Zeit gleich sehr mißfallen muß. Der Verfasser geht lange nicht so weit als Strauß, wirft demselben Unkenntniß vor, widerlegt ihn öfters und spricht über die ganze Hegel'sche Schule ein unverholnes Verdammungsurtheil aus. Also wird ihn diese mächtige Schule mit all ihren gewohnten Mitteln heruntersetzen, verachten, verhöhnen, verleumden ꝛc. Auf der andern Seite macht er es aber auch den Orthodoxen nicht recht, zieht eine Menge Traditionen in Zweifel, und fährt mit dem kritischen Messer zuweilen barbarisch in den heiligen Schriften herum. Er

darf also auch von dieser Partei keinen Beifall erwarten. Allein gerade daß er um den Beifall mächtiger Parteien nicht gebuhlt, und sich mit Bewußtseyn dem kaum vermeidlichen Loos unterzogen hat, in der Minorität zu bleiben, spricht für seine Aufrichtigkeit, und wenn man auch nicht allen Resultaten seiner Forschungen beipflichtet, muß man doch die Gesinnung und den Muth achten, womit sie begonnen und durchgeführt wurden.

Indem er sich auf den rein historischen Standpunkt stellt, forscht er zuerst, welche Ideen in dem Land und in dem Zeitalter, in welchem Christus auftrat, im Umlauf waren. Er studirt, mit Hülfe gelehrter Rabbinen, den Talmud, die jüdische, die alexandrinische Philosophie, die Kirchenväter, er liest sich durch Mauern von Folianten hindurch, zum Theil solche, in die seit Menschengedenken kein Auge hineinsah. Das Ergebniß dieser Forschungen aber ist, daß der Talmud der Juden gleichzeitig mit den Gesetzbüchern Justinians abgefaßt ist, daß einige Bücher (die Targumim, das vierte Buch Esdrä und Henoch) bis zu den Tagen Christi hinaufreichen, und daß bereits vor Christi Geburt eine Menge von Ideen in Umlauf waren, die nur ins Christenthum übertragen worden sind. Einige dieser Ideen hätte der Verfasser noch weiter aus Indien herleiten sollen, z. B. die der Dreieinigkeit, so wie der (nicht ins Christenthum übergegangnen) Seelenwanderung. Aber auch Begriffe und Einrichtungen, die ganz eigenthümlich jüdisch waren, sehn wir aufs Christenthum übergetragen, z. B. das Gebet, die Beichte, die Kraft des Glaubens, die Verdammung der Ketzer, die Sabbathfeier, fast die ganze Hierarchie der Leviten, endlich den Messiasglauben und den Chiliasmus. Auf Christus wird Alles übergetragen, was die Sage von Moses überliefert hat. Bei der Geburt Christi läßt Herodes alle jüdischen Knaben morden, wie Pharao bei der Geburt Mosis. Christus umgibt sich mit 12 Aposteln und 70 Jüngern, wie Moses mit den Häuptern der 12 Stämme und 70 Aeltesten. Christus speist die 5000, wie Moses die Israeliten in der Wüste. Christus geht auf dem Wasser, wie Moses durchs rothe Meer. Christus sieht vom Berge herab die Herrlichkeit der Welt, wie Moses vom Berge Nebo das gelobte Land. Christus wird auf dem Berge verklärt wie Moses. Christus wird zum Himmel entrückt und seine Leiche nicht mehr gefunden, wie Moses. Sodann erfolgt die Offenbarung des heiligen Geistes zu Pfingsten in 70 fremden Zungen, wie die göttliche Gesetzgebung auf dem Sinai, indem auch diese, dem Talmud zufolge, in siebenzigfacher Mundart verkündet wurde. Endlich entsprechen die christlichen Vorstellungen vom neuen Jerusalem und vom tausendjährigen Reiche denen der alten Juden von der Zukunft ihres Messias.

Daraus nun folgert der Verfasser, daß alle solche, nur die altjüdischen Vorstellungen wiederholenden Sagen in dem Evangelium unechte Zusätze sind, falls nicht in einigen bestimmten Fällen Christus selbst geflissentlich auf die jüdische Vorstellung einging. Die ersten beiden Theile handeln ausschließlich vom alten Judenthum. In den beiden folgenden sucht der Verfasser nachzuweisen, daß nur das Evangelium Johannis echt und von einem Augenzeugen geschrieben sey, die drei andern Evangelien aber neben der traditionellen Wahrheit auch eine Menge sagenhafte Zusätze enthalten, die namentlich an die Kindheit und an den Tod Christi angeknüpft seyen und deren Quelle man nur in jener alten schon nachgewiesenen Vorstellungsweise finden könne. Er hält das Evangelium des Lucas für das älteste, das schon aus trübern Quellen fließende Evangelium des Mathäus für das zweite, das des Marcus aber als eine Redaktion beider (die Manches von beiden verwirft) für das dritte, alle drei aber für Arbeiten, die zu einseitig aus der Lokalsage vom See Tiberias geschöpft seyen. Um so weniger aber zweifelt er an der Echtheit des Evangeliums Johannis, indem hier nicht nur die ganze Naivetät und Ehrlichkeit des Augenzeugen sich verräth, sondern auch der Gegensatz der neuen christlichen Lehre gegen die alte jüdische aufs schärfste hervorgehoben wird. Bei jeder Gelegenheit werden in diesem Evangelium *die altjüdischen Begriffe* zurückgewiesen oder wird ihnen ein ganz neuer *christlicher* Sinn untergelegt. Es wird nachgewiesen, daß Christus der Messias, aber nicht der von den Juden erwartete, politisch nationale Messias sey, daß die christliche Lehre vom alliebenden Gott die jüdischen Nationalvorurtheile und Vorrechte ausschließe ꝛc. Hier also findet der Christ Befriedigung, wenn ihm über den andern Evangelien Scrupel entstanden sind.

Die Frage, ob der Verfasser von den drei ersten Evangelien nicht eine zu geringe Meinung hege, mögen Theologen beantworten. Ihr Alter, ihre Autorität unter den ersten Christen und der Vorrang, der ihnen schon so frühe von allen zweifelhaften Urkunden des Christenthums als den allein echten zu Theil geworden ist, muß nothwendig Achtung für sie einflößen.

Als das historisch Wahrscheinliche erscheint dem Verfasser, daß Jesus mit den Essenern, einer jüdischen Secte, die sich von den Pharisäern und dem alten Gesetz ausschloß, um es in einem neuen mystischen Sinn zu verstehen, namentlich durch Johannes den Täufer frühzeitig in Verbindung gekommen sey, und daß er die reinere Lehre derselben noch verklärt habe durch die ihm allein eigne Herzensreinheit und Geisteskraft. Somit kommt der Verfasser zu einem rationalistischen Resultate, nur, wie er sich deßfalls auch verwahrt, auf anderm Wege, auf dem rein historischen. Christus ist ihm ein Mensch, aber der edelste, höchste, den es gab. Auch

unterscheidet sich die im vorliegenden Buch entwickelte Ansicht von der rationalistischen dadurch, daß sie gewissenhaft Alles entfernt, was auf den Charakter Christi ein verdächtiges Licht werfen könnte, während sich viele Rationalisten, wie bekannt, gerade darin gefallen, den Heiland kleiner unschuldiger Betrügereien, z. B. bei der Weinverwandlung, zu zeihen. Mit richtigem historischen Takt erkennt der Verfasser das Aemselige und Unwürdige solcher Vorstellungen. Ueberall hebt er das große reine Charakterbild des Mannes hervor, der wahrlich wie ein Gott handeln mußte, um so hohe und allgemeine Verehrung zu finden, und von dem alles Kleinliche und Gemeine ferne lag. Doch hätte der Verfasser aus dieser Rücksicht auch unterlassen sollen, den Tod am Kreuz in Frage zu stellen. Die Vermuthung, Christus sey scheintod von guten Freunden gerettet und geborgen worden, ist doch so gar nur Vermuthung und durch nichts bewiesen, daß sie um so lieber hätte unterdrückt werden dürfen, als sie die Erhabenheit des Lebens Jesu, um die es doch dem Verfasser zu thun ist, fast wieder vernichtet. Wer sich zu der Ansicht bekennt, daß Christus nur menschlicher Natur, aber dennoch der Heiligste unter allen Menschen und der Heiland der Menschheit war, und wer, wie der Verfasser, gesteht, daß er sich erst durch genaues Studium des erhabenen Charakters Jesu, wie ihn das Evangelium Johannis schildert, zum eigentlichen Christenthum bekehrt habe, muß auch alle Vermuthungen entfernt halten, die den Eindruck jenes erhabenen Todes am Kreuze schwächen, wenn er nicht die zuverlässigsten historischen Zeugnisse dafür geltend machen kann. Dem Rechte des Historikers, den Kern des Lebens und der Lehre Jesu von der Schale auszuscheiden, muß die Pflicht gegenüberstehn, diesen Kern in seiner Integrität zu erhalten. Nur dieses Leben und dieser Tod, besiegelnd diese Lehre, war im Stande, den tiefsten Grund der Völker aufzuwühlen und ein neues Weltalter zu begründen. Kleinere Mittel hätten es nicht vermocht. Wie nun der Verfasser den erhabnen Charakter Jesu durch sein ganzes Leben hindurch gegen jeden kleinlichen rationalistischen Zweifel vertheidigt, so müssen wir wünschen, daß er auch nichts Zweideutiges am Kreuzestode gefunden haben möchte. Er ist zwar weit entfernt, zu behaupten, daß Christus selbst, der bewußtlos und scheintod gewesen, um die heimliche Abholung vom Kreuze gewußt habe, allein auch als unthätiger und willenloser Gegenstand einer solchen freundschaftlichen Intrigue verliert er alle die Heiligkeit, die der Nimbus seines Kreuzes ist.

Wenn übrigens der Verfasser bei mehr als einer Gelegenheit sich gedrungen fühlt, zu gestehen, daß man eine Reinheit und Kraft, wie sie in Christo hervortritt, wohl eine übermenschliche oder göttliche nennen dürfe, so berührt er den Punkt, in welchem der wohlverstandene Rationalismus und Supranaturalismus am Ende zusammenfallen. Der Mensch zum Gott erhoben oder der Gott in den Menschen niedergestiegen; die Blüthe des Göttlichen, die aus der irdischen Pflanze schlägt, oder das göttliche Licht, das sich ihr von oben mittheilt; die Culmination der Weltgeschichte im idealen, Gottes Ebenbild am reinsten darstellenden Menschen, oder das Eingreifen Gottes von außen in die Weltgeschichte — diese Gegensätze der natürlichen und der mystischen Erklärung, fallen sie in der Wirklichkeit nicht in Eins zusammen? ist es nicht immer derselbe Christus, nur im Reflex verschiedener Schulen?

Wenigstens hat die Schule, die, von einer rein verständigen historischen und rationalistischen Untersuchung ausgehend, die Heiligkeit des Wandels Jesu und die Wahrheit seiner Lehre vertritt, ganz dasselbe Interesse, wie die supranaturalistische Schule, die Angriffe derer zurückzuweisen, die jenen Wandel und jene Lehre in feindlicher Absicht bekritteln, in Zweifel ziehen, verkleinern und beschmutzen. Und in diesem Interesse hat auch der Verfasser gegenwärtiger Schrift gehandelt, womit nur seine Vermuthung über das Ende des Messias nicht übereinstimmt.

Obgleich wir unsrerseits das Mysterium festhalten, das durch die ganze Schöpfung und Weltgeschichte geht, am sichtbarsten aber in jenem großen christlichen Wendepunkt der Geschichte hervortritt, — lassen wir doch gern die profane Ansicht gelten, sobald sie nur die Lebensgeschichte Jesu für das erhabenste Blatt im großen Buche der Geschichte, und die Lehre Jesu für die vollkommenste und Heilbringendste erklärt, und in diesem Sinne mit uns gegen die Antichristen streitet. Die Unterstützung des stricten Historikers erscheint uns auch dienlicher, als die des Rationalisten, der vom lebendigen Wort bloß Vernunftideen und eine kahle Moral abstrahirt, und Person, Leben und Wandel Christi in seiner Retorte destillirt, daß nur ein Dunstgebilde, der sogenannte christliche Geist übrig bleibt. Denn diese rationalistischen Abstraktionen und Vergeistigungen arbeiten nur der antichristlichen Philosophie in die Hände, die den Weltgeist, den absoluten Geist aller Verbindung mit dem Christenthum vollends entbinden. Das Christenthum ist ein historisches Faktum, wurzelnd in der Person, im Leben und Tode Jesu, und wer diese seine feste Körperlichkeit, wenn wir so sagen dürfen, in Abstraktionen auflöst, wer den historischen Boden unter dem Christenthum hinwegzieht, der dient gern oder ungern, dem alten bekannten Widersacher. Das Werk des Herrn Gfröer legt den größten Werth auf diesen historischen Boden, und sichert so viel davon, daß er, wie Mackenzie bei seiner fragmentarischen Entdeckung der nördlichen Küsten von Amerika, wohl nicht in Abrede stellen kann, es werde sich von

dem fraglichen Festlande auch noch etwas mehr sichern lassen. Insofern nun sollten sich die Schriftsteller und Kritiker, die von einem andern Standpunkt, aber doch immer vom christlichen aus das moderne Antichristenthum bekämpfen, nicht so mißliebig, wie es schon geschehen ist, über die Schrift des Herrn Gfrörer äußern.

Abgesehn von seinem Verhältniß zu der theologischen Frage des Tages, hat dieses Werk einen bleibenden Werth durch seine Forschungen auf dem Felde der altjüdischen Theologie. Seit Eisenmenger ist noch kein deutscher Gelehrter so tief in diese terra incognita eingedrungen, als der Verfasser, und jeder Gebildete, der sich für Geschichte überhaupt interessirt, oder der nähern Aufschluß über das ebenfalls in unserer Zeit laut zur Sprache gekommene Judenthum wünscht, wird die ersten beiden Bände des vorliegenden Werks mit großer Befriedigung lesen, und daraus eine Menge Belehrungen schöpfen, die er bisher vergeblich gesucht hat. Die Lehren des Talmud von Gott, den Engeln, dem Teufel, von der Natur, vom Menschen, von der Seele und Seelenwanderung, von Himmel und Hölle, von der Ehe, vom Rabbinat ꝛc. werden aufs anschaulichste entwickelt und durch zahlreiche Citate beglaubigt. Auch verfehlt der Verfasser nicht, daraus historische Consequenzen zu ziehen. Er wirft seinen Blick auf die spätern Schicksale des jüdischen Volks, auf dessen heutigen Zustand und auf die berühmte Judenemancipationsfrage. Sehr gut weist er nach, wie das starre, verstockte Judenthum, feindselig abgeschlossen gegen alle andern Völker, jederzeit nur eine Frucht der Verfolgungen von außen gewesen sey. So oft den Juden von andern Völkern bürgerliche Ehrenrechte zuerkannt worden seyen, habe auch die stricte Observanz unter ihnen aufgehört, und sie haben sich unter andere Völker gemischt. So oft man sie wieder verfolgt und hart bedrückt habe, seyen sie auch sogleich wieder zum Talmud und seinem strengen Ausschließungssystem zurückgekehrt, als zu der einzigen Zuflucht und zu dem einzigen Trost, der dem mißhandelten Volk übrig geblieben sey. Hören wir, was der Verfasser über die neue Gestaltung des Judenthums sagt: „Seit der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts brachen sich, allerdings meist auf Kosten der althergebrachten Rechtgläubigkeit, verständigere Ansichten Bahn; man sah in den Juden nicht mehr bloß fluchwürdige Verbrecher, die Söhne der Mörder Christi, man behandelte sie im Leben allmählig wie andere Sterbliche. Sogleich fühlten sie auch, daß sie von uns etwas zu lernen hätten, denn gewiß ist, daß Der, welcher alte Vorurtheile abgelegt hat, weiser und besser geworden seyn muß. Sie begannen unsre Schulen zu besuchen, unsere Bücher zu lesen. Die Umwandlung war schon weit gediehen, als die französische Revolution mit so vielen andern Fesseln auch die der Juden sprengte. Napoleon spielte, wahrscheinlich um sich Anhang unter der zahlreichen Judenschaft der slavischen Länder zu erwerben, eine glänzende Komödie mit ihnen. Das Sanhedrin von Tiberias lebte, freilich in sehr verändertem Geiste, auf einige Augenblicke wieder auf. Im Jahr 1808 traten 71 Rabbinen, den Nasi, den Abbethdin und den Chacham an der Spitze, als oberste Behörde der europäischen Judenschaft in Paris zusammen. Mit unglaublichem Leichtsinn rissen sie alle Scheidewände, welche Jahrtausende zwischen dem Judenthum und den anderen Nationen aufgethürmt, durch ein paar Erklärungen ein. Es ging diesen Rabbinen wie anderen Leuten auch, sie waren trunken vom Anblicke der Macht Napoleons und seiner Gnade, das Judenthum hatte seinen, freilich unblutigen, und wenn ich mich nicht täusche, lächerlichen 4ten August gefeiert. Die Posse wurde nicht völlig zu Ende gespielt, weil Napoleon bald wichtigere Sachen zu thun bekam. Aber die damals und schon früher aufgeregte Fluth der Meinungen dauert fort. Eine große geistige Gährung hat sich besonders der jüngern gelehrten Juden * bemächtigt. Mit Unwillen tragen sie den entehrenden Druck, welchen unsere frühere barbarische Gesetzgebung auf ihre Nation gelegt, aber sie fühlen auch zugleich, daß der rabbinische Zaun um das Gesetz hauptsächlich es ist, der die Scheidewand zwischen ihnen und uns, zwischen der Wirklichkeit und ihren Wünschen, aufrecht erhält. Die feindseligste Stimmung gegen den Talmud herrscht daher unter ihnen. Manche mögen wohl merken, wohin dies am Ende führen muß, und wollen nur mit Ehren eines alten Jochs los werden. Andere sehen es vielleicht nicht; aber die Nothwendigkeit treibt Alle vorwärts. Wir brauchen ihnen nur auf die gehörige Art entgegen zu kommen, um den, für sie wie für uns, gleich erwünschten Zweck zu verwirklichen. Die Gelegenheit war nie günstiger, und deßwegen gerade jetzt, so lange es Zeit ist, etwas Nachhaltiges für das unglückliche, so lange mißhandelte Volk zu thun, scheint die Pflicht der Menschlichkeit gebieterisch zu fordern. Denn ich fürchte sehr, es dürften sonst in nicht gar entfernter Zukunft neue Stürme über sie hereinbrechen.“

(Der Schluß folgt.)

* Ich meine durchaus nicht das sogenannte junge Deutschland, das meist aus dem Abschaum der jüdischen Burschenschaft besteht, sondern Männer von Verstand und Gelehrsamkeit, die zum Theil schon in Aemtern sitzen und Achtung verdienen.

Anm. des Verfassers.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 40.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 19. April 1839.

Romane und Novellen.

45) Vater, Mutter und Sohn. Ein Roman aus Wien. Nach Mrs. Trollope von Dr. Bärmann. Drei Theile. Braunschweig, Westermann, 1839.

Eine betrübende Geschichte. Edle Unschuld kämpft gegen aristokratische Corruption. Ein liebenswürdiges Weib wird in Lagen geschildert, wie man sie kaum grausamer und widriger erdenken kann, und doch hat dieses Gemälde, von einer zarten weiblichen Hand entworfen, ungemein viel Wahres und Rührendes.

Graf Adlerberg, ein reicher ungrischer Magnat, macht in London großes Glück bei den Damen, wird aber ganz besonders durch die Reize eines nur bürgerlichen Mädchens Mary Ringold gefesselt, die er in der ersten Leidenschaft heirathet. Er bringt die Honigmonate mit ihr in den Thälern Tyrols zu. Anfangs schwimmen Beide in Seligkeit, dann zeichnet sie Landschaften und er — gähnt. Dann kommen sie in eine Alpenhütte, sie malt wieder und er — fängt eine kleine Liebschaft mit einem verschmitzten Alpenmädchen an. Dann brusirt der Herr Graf das englische Kammermädchen der Frau Gräfin, das unschuldige arme Mädchen vertheidigt sich, wird fortgejagt, an ihre Stelle tritt — das Alpenmädchen. Dann erfreut die Frau Gräfin ihren Gemahl mit der Geburt eines Sohnes. Dann reist plötzlich der Herr Graf mit dem neuen Kammermädchen ab und läßt der Frau Gräfin einen Brief zurück, worin er ihr erklärt, ihre Ehezeremonie sey außergesetzlich gewesen, er werde sie für immer verlassen und ihr einen Jahrgehalt aussetzen.

Die Verfasserin macht die Bemerkung, man solle sich über so viele Schändlichkeit nicht wundern, sie sey nichts Außergewöhnliches. „Die Geschichte schwindender Liebe hat sich in unseren Tagen zu oft herausgestellt, als daß die Schilderung derselben besonders interessant seyn könnte. Der Proceß, der in einem entzündbaren, aber treulosen Herzen vorgeht, welches dem Eisen gleich um so härter wird, je öfter man es dem Feuer hingibt und je heftiger es zu glühen geschienen hat, ist heute derselbe, der er gestern war und der er immerdar seyn wird.“

Mary, aus allen Himmeln gefallen, eilt nach Wien zum Kaiser und zu „des Kaisers Sully,“ wird auch gütig empfangen, kann aber nichts erreichen, da sie aus Edelmuth den Namen ihres treulosen Gatten nicht nennen will. Der Graf hat Wind von der Sache bekommen, läßt der Gräfin ihr Kind nehmen, sie dann an einen Ort locken, wo sie das Kind wiederzufinden hofft, hier festnehmen und in einem verschlossenen Wagen auf seine Güter bringen. Auf einem alten Schlosse übergibt er sie der Aufsicht — des ebenfalls abgedankten und hier zur Ruhe verwiesenen Alpenmädchens, deren alten Mutter und einem Juden, dem er sogar unter gewissen Bedingungen auf Marys Hand Hoffnung macht. Die unglückliche Gräfin, deren Kind sogar mißhandelt wird, flieht, wird wieder eingeholt, wird abermals ihres Kindes beraubt, und sieht sich endlich gezwungen, ihr Kind sich zurückzuerkaufen, indem sie einen feierlichen Eid schwört, nie Jemand zu sagen, sie sey des Grafen rechtmäßige Gattin. Hierauf wird ihre Lage erleichtert. Sie wohnt in der Nähe Wiens und erzieht ihren Sohn in der Nähe des Vaters. Die alte Mutter des Alpenmädchens, die sich der Gräfin angenommen hat und genau um das Geheimniß weiß, wird eingesperrt. Noch einmal macht der Graf, da er bei einem Besuch von der blühenden Schönheit seiner verstoßnen Gemahlin abermals überrascht wird, den Versuch, sie zu bewegen, daß sie — als seine Maitresse zu ihm nach Wien ziehen solle, was die tiefbeleidigte Gattin natürlich mit Verachtung zurückweist. Inzwischen wächst der Sohn heran, wird unter dem Namen Ringolt kaiserlicher Offizier, und wegen seiner

Schönheit ein Liebling der Damen. Eine Gräfin, die im Begriff ist, ihn zu heirathen, wird plötzlich gewarnt, er sey nicht, wie man bisher geglaubt, der eheliche Sohn des Grafen Adleeberg, sondern der Sohn des Juden auf des Grafen Gütern. Voll Verzweiflung will sie eine Nonne werden. Der junge Ringolt spricht mit seiner Mutter. Diese Scene ist erschütternd. Sie, die völlig Unschuldige, ist durch ihren Eid gebunden, ihm die Wahrheit zu verschweigen, und muß in den Augen des eignen geliebten Sohnes als eine Verachtungswürdige erscheinen. Nachdem er, den Absagebrief seiner Geliebten in der Hand, vergebens beim Vater Trost und Aufschluß gesucht, geht er zur Mutter. „Nur allzusehr fühlte er, daß er beim Vater keine Theilnahme an seinem Elende finden würde, und sein verletztes Gemüth bebte vor dem Gedanken zurück, aus seines Vaters Munde etwas die Mutter Beschimpfendes oder Kränkendes zu vernehmen. Er geht zur Mutter. Seine Pläne waren wild, träumerisch und verzweifelt. Er wollte mit seiner Mutter aus Oestreich, aus Europa entfliehen, und in einem entlegenen Winkel einer amerikanischen Ansiedelung sein Leben ungekannt und ungenannt hinbringen. „Weniger als das, was er gibt, um Dein verkümmertes Daseyn hier zu verleben, meine Mutter, wird uns Beide drüben vor Mangel bewahren. Ich will nichts mehr von ihm begehren noch annehmen," sagte Ferdinand schaudernd. „All sein Reichthum wägt die Schmach nicht auf, die er über mich brachte, indem er mir das Leben gab." „Und ich, Ferdinand? Warum wolltest Du mich minder hassenswerth als Deinen Vater finden?" Er heftete einen langen Blick auf seine Mutter, bevor er auf diese erschütternde Frage antwortete; dann sagte er: „Mutter! in dieser Frage liegt ein Geheimniß verborgen, das zu enthüllen ich lange Zeit schon für unmöglich hielt. Gäbe es Umstände, die auch nur einigermaßen mich der Angst entnehmen könnten, mich unfähig zu wissen, die Sache meiner Mutter zu führen, so würdest Du mir solche Umstände gewiß nicht verborgen halten; und so muß ich denn," setzte er hinzu, indem er für einen Augenblick sein Gesicht mit seinen Händen bedeckte, „mein Leben mit dem Brandmal auf der Stirn hinschleppen, ohne meine Hand gegen diejenigen erheben zu dürfen, die schmähend auf Dich meine Mutter zeigen. Dennoch, obschon ich dieß weiß, und keinen Ausweg sehe, dem Uebel, das es mit sich führt, zu entrinnen, dringt sich, indem ich Dich sehe und höre, mir eine Ueberzeugung auf, die stärker denn jeglicher Vernunftgrund mir zuruft, daß in Deinem Schicksale etwas vorhanden ist, welches mehr gegen Dich, meine Mutter, sündigte, als Du selbst hast sündigen können." Welch ein Aufruhr in dem Gemüthe der unglücklichen Mary, als sie diese Worte vernahm! Können für moralische Kämpfe Märtyrerkronen ertheilt werden, so verdiente Ferdinands Mutter solche Krone; denn in dem Augenblicke, in welchem die Worte, durch welche sie rein und tadellos vor ihrem Sohne hätte erscheinen können, auf ihren Lippen schwebten, erinnerte sie sich, daß der von ihr geleistete Eid Gott dem Herrn geleistet worden war, obschon ein gottloser Mensch ihn ihr abgezwungen hatte; so daß sie nichts zu antworten vermochte, sondern sich in die Arme ihres Sohnes warf und an dessen Brust ihren namenlosen Schmerz auszuweinen versuchte. — Von Ferdinand kann kaum gesagt werden, daß er hoffte, einiges Licht durch die Nacht dringen zu sehen; allein eben dies hochberedte, obwohl schweigende Geständniß der Mutter, daß sie nichts — gar nichts zu sagen wußte, fiel ihm schwer auf die Seele, und nimmer gab ein Sohn stärkern Beweis seiner kindlichen Liebe, als Ferdinand es that, indem er die sich selbst verdammende Mutter an sein Herz drückte und ausrief: „Vergiß, o vergiß Alles, meine Mutter, nur vergiß nicht, daß ich Dein Sohn bin, und daß ich Dich liebe!"

Doch diese verzweiflungsvolle Lage der Mutter und des Sohnes währt nicht lange. Die alte Wärterin ist nach zwanzigjähriger Einsperrung wieder frei geworden und bringt das Kästchen mit der echten Heirathsurkunde des Grafen und der Gräfin zu „des Kaisers Sully." Dieser ergreift sogleich seine Maßregeln gegen den unnatürlichen Gatten und Vater, den er bereits in den Vorbereitungen zu einer zweiten Ehe überrascht, aber sogleich verhaften läßt und zur Anerkennung seiner tugendhaften Gemahlin und seines edeln Sohnes zwingt. Daß nun auch die Geliebte des letztern, die eine Nonne werden wollte, ihren Entschluß ändert und ihn heirathet, versteht sich von selbst.

Dieser Gegenstand würde sich vorzüglich zu einer dramatischen Behandlung eignen.

46) Die Nebenbuhler. Frei nach dem Französischen von Wilhelmine von Alben. Leipzig, Kollmann, 1838.

Die Heldin Charlotte liebt heimlich einen gewissen Eduard. Da er sich aber nicht erklärt und sie in andere Verhältnisse kommt, nimmt sie den Heirathsantrag eines Herrn W. an. Nun kommt derselbe Eduard, ist in Verzweiflung, daß er sich nicht früher erklärt hat und bestürmt Charlotten, dem W. zu entsagen. Sie spielt nun eine ungemein alberne Rolle und gesteht dem W., nachdem sie ihm so eben ihr Wort gegeben und die Verwandten sie mit Glückwünschen bestürmen, sie liebe

einen Andern. Er entsagt. Sie wird Eduards Gattin, dieser aber bricht die Treue, verführt ein unschuldiges Mädchen, lebt in einem heimlichen Beeständniß mit einer Gräfin, und wird endlich von dem Manne derselben im Duell umgebracht. Charlotte ist nun Wittwe, der großmüthige W. findet sich wieder ein, und nimmt sie doch, obgleich sie ihre Jugend und Schönheit verloren. Die Schlußscene erinnert an die in Menschenhaß und Reue.

47) Das Schloß von Morteuil. Aus dem Französischen der Mlle. A. de Petitval, von F. Wesenfeld. Drei Theile. Magdeburg, Creutz, 1838.

Der Fehltritt einer leichtsinnigen Dame wird durch die Großmuth ihrer Verwandten und Freunde zugedeckt und der Welt verborgen.

48) Die Cousinen, von der Verfasserin „der Frauen," „der Freunde" ꝛc. Aus dem Schwedischen von Eichel. Drei Theile. Leipzig, Kollmann, 1839.

Ein psychologischer Familienroman. Die Verfasserin will darin beweisen, erstens, daß des Menschen Gemüth sein Schicksal ist, daß er Glück und Unglück meist sich selber zuzuschreiben hat, und sodann, daß Kleinigkeiten, geringfügige Dinge, unbedeutende Charakterschwächen oft den größten Einfluß auf die Schicksale der Menschen und Familien haben. Eine kleine Portion Geiz beim alten, eine kleine Portion Hitze beim jungen Herrn, ein wenig Neugier und Klatschsucht bei der alten, ein wenig Lebhaftigkeit und Uebereilung hier, und zu viel Güte und Schwäche dort bei den jungen Damen, werden in diesem Roman als die Ursachen dargestellt, aus welchen das Lebensschicksal der betreffenden Personen, so gut und trefflich sie auch sonst waren, eine ungünstige Wendung nehmen mußte.

49) Der Stern der Liebe. Herausgegeben vom Verfasser der Reisescenen aus zwei Welten (Rausse). Zeitz, Schieferdecker, 1838.

Ein junges heißes Produkt. Der Held ist ein spanischer Maler, der eine Gräfin liebt. Diese „reine und große" Liebe endet damit, daß die Gräfin im Bade einen Besuch von ihm annimmt, und vor lauter Sentiment ihre Blöße nicht einmal bemerkt. Aber der Herr Gemahl, der dazu kommt, verfehlt nicht, diesen Umstand zu bemerken und sticht die arme nackte Dame nieder. Der Spanier thut einen Sprung und — es muß ein entsetzlicher Sprung gewesen seyn — der Boden wankt unter ihm, das Gemach stürzt ein, der Graf, die todte Gräfin, der Spanier, alle werden in den Abgrund, über dem der Pavillon stand, begraben.

Theologie.

1) Geschichte des Urchristenthums durch A. Fr. Gfrörer, Prof. und Bibliothekar in Stuttgart. Fünf Theile. 1, 2: das Jahrhundert des Heils. 3, 4: die heilige Sage. 5: das Heiligthum und die Wahrheit. Stuttgart, Schweizerbart, 1838.

(Schluß.)

„Die Revolutionskriege, unter denen wir aufwuchsen, hat man mit dem Gelde des Adels und der Kirche geführt. Und siehe da! jetzt nach langem Frieden sind jene Güter, welche sonst den Baronen und den Priestern gehörten, meist in den Händen reicher Juden. Scheelsüchtiger Neid umlagert ihre Paläste. Mit welchem Geld wird man wohl die nächsten Kriege führen? Ich fürchte sehr, eben jene reiche Juden werden die Zeche bezahlen müssen, und mit ihrem Falle bricht dann eine Verfolgung aus über die ganze Judengemeinde. Es soll mir lieb seyn, wenn mein Argwohn falsch erfunden wird. Wenn ich an dem Hause eines reichen Juden vorüberging, drängte sich mir schon öfter unwillkürlich der Gedanke auf: es ist etwas hohl da unten. Gegen diese Gefahren gibt es nur Ein sicheres Mittel: die bisherige Absonderung muß aufhören. Die Juden sollen unter der übrigen Bevölkerung verschwimmen. Daß dieß mit Ehren und allmählig geschehe, dafür zu sorgen, liegt in der Macht der Gesetzgebung. Unsere glücklichen, kleineren deutschen Staaten, die bereits die Spuren des langen Krieges verwischt, Schuld um Schuld abbezahlt, und nicht nöthig haben, Schlachtopfer für die Zukunft aufzusparen, mögen mit gutem Beispiele vorangehen, und sie sind es zum Theil bereits. Allerdings sind die Juden in ihrem jetzigen Zustande, der sich aus dem Alterthume herschreibt, uns zugleich lästig und verderblich. Aber wer ist daran Schuld, daß sie so sind, wie sie sind? Niemand anders als jene grausame Gesetzgebung, die ihnen keine Menschenwürde zugestand, ihnen jeden ehrlichen Erwerb verschloß, und sie dadurch zum Wucher zwang. Wie Sklaven haben wir sie behandelt, wie Unterdrückte es immer thun, rächten sie sich durch Hinterlist an uns. Wie viel unschuldiges Judenblut ist von unsern Vätern im Mittelalter und selbst noch später vergossen worden! Wie verächtlich behandelt sie

noch jetzt unser gebildeter oder ungebildeter Pöbel, der gleich bereit wäre, über sie loszustürzen, wenn er das Schwert der Obrigkeit nicht fürchtete! Können wir uns wundern, wenn sie uns hassen? Das muß anders werden; wir wollen sie behandeln wie Mitbürger, sie müssen dann das Gleiche thun. Dieses Resultat erreicht man nicht durch Aussendung von Judenmissionären, wie die Erfahrung hinreichend bewiesen hat, desto sicherer dagegen auf dem Wege der Verwaltung. Die Frage, wie man die Aufgabe angreifen müsse, ist bereits gelöst durch unser inländisches Judengesetz, das zu den besten juridischen Arbeiten der neuern Zeit gehört." Nämlich das würtembergische, dessen Grundsätze nun näher erörtert werden. Referent, der die Emancipation der Juden parlamentarisch in der zweiten Kammer Würtembergs, und literarisch gegen die Einwendungen von Paulus und andern Gegnern dieser Sache verfochten hat, theilt die Ansichten des Verfassers vollkommen. Es sind die allein humanen und zeitgemäßen.

Der Verfasser schließt seine gelehrten Untersuchungen mit einer praktischen Bemerkung über den Protestantismus. „Durch den Sieg der Reformation wurden die protestantischen Fürsten oberste Bischöfe ihrer Länder. Da sie aber keine Lust befaßen, sich mit theologischen Dingen abzugeben, übertrugen sie die neu erworbene geistliche Gewalt an die Landesuniversitäten, die natürlich ganz von ihrer Willkür abhingen. Hiedurch entstand zunächst die Gefahr, daß die protestantische Dogmatik, besonders in den Zeiten, wo sie noch kräftig auf die Massen wirkte, ein Spiel fürstlicher Politik werden möchte. Sie ist es auch geworden, doch in keinem besonders hohen Grade. Verderblicher waren der protestantischen Kirche die ewigen Händel der streit- und ehesüchtigen Theologen selbst, welche, von keinem päpstlichen Zaume mehr gezügelt, ihren gehässigen Gesinnungen freien Lauf ließen. Indeß hatte auch dieser Zustand seine gute Seite, die Welt lernte allmählig daraus, daß christliche Religion und Dogmatik oder Theologie zwei sehr verschiedene Dinge seyen: eine Erkenntniß, welche auch auf die Universitäten zurückwirkte. Die Dogmatik verlor in den Hochschulen allmählig ihr ausschließendes Ansehen, eine neue, von der Religion unabhängige Weisheit kam daselbst auf." Nachdem der Verfasser die usurpatorische Einmischung der Philosophie in die Theologie bis auf Schleiermacher und Hegel verfolgt hat, schließt er: „Jenes metaphysische Geschwätz, das man in Kirche und Wissenschaft einzuschwärzen gesucht hat, schlägt nur zum Vortheil etlicher Gecken aus, die dadurch den Schein eines höhern Wissens erkünsteln, gibt die deutsche Gelehrsamkeit immer mehr dem Spotte der Fremden Preis, und auch die eigene Nation wendet sich allmählig mit Ekel von jenen abgeschmackten Grübeleien ab. Wenn die gelehrte Kaste daher nicht ihren Boden im Volke verlieren will, so ist es hohe Zeit, die Hirngespinnste aufzugeben."

Es ist vollkommen wahr, daß der Protestantismus von der modernen Scholastik so wenig Vortheil zu erwarten hat, als der Katholicismus durch die alte Scholastik etwas gewann. Die katholische Kirche wurde durch jene metaphysischen Schwätzer ihrem Untergang nahe gebracht. Auch die evangelische Kirche wird dem ihrigen nahe kommen, wenn das Unwesen der speculativen Theologie immer weiter um sich gegriffen haben wird.

2) Lehrbuch zum christlichen Religions-Unterricht in höhern Lehranstalten und zum Selbstunterricht für Gebildete. Von Dr. Osiander, Professor. Tübingen, Osiander, 1839.

Die Lehrbücher der Religion für Schulen, Seminare rc. sind bekanntlich geraume Zeit die Tummelplätze des Rationalismus, der Popularphilosophie, der natürlichen Erklärungen gewesen, und sogar die Hegel'sche Philosophie hat darauf Einfluß geübt (Marheinecke). Indem nun die heidnische Schulweisheit etwas zu usurpatorisch ins Gebiet des Glaubens eingedrungen ist, konnte die Reaction nicht *ausbleiben*. Auch das vorliegende Lehrbuch gehört dieser wohlthätigen *Reaction* an. Es verläßt den rationalistischen wie den Hegel'schen Standpunkt (Niemeier, Bretschneider — Marheinecke), und tritt auf den biblischen zurück, um unabhängig von der wechselnden Zeit- und Schulphilosophie die eine und ewige Wahrheit der h. Schrift festzuhalten.

Dies sollte bei Lehrbüchern der christlichen Religion für die Jugend immer der Fall seyn. Es ist genug, daß man in spätern Jahren, wenn der Charakter schon gereifter ist, die Zweifel, die Emancipationslehren rc. kennen lernt; die jungen Köpfe sollte man billig damit verschonen. Mit einer stillschweigenden Verachtung gegen die Bibel oder gar mit einer Polemik gegen dieselbe anzufangen, ist für die Jugend Gift.

Herr Osiander geht von der historischen Betrachtung aus, gewiß mit Recht. Er entwirft eine kurze Geschichte der christlichen Religion bis auf die neuesten Zeiten. Dann charakterisirt er die Bibel und ihre einzelnen Bücher und endlich entwickelt er theoretisch die christliche Glaubenslehre, deren Ausgangspunkt die Sittenlehre ist.

Was den Vortrag betrifft, so hätte derselbe, wie es uns scheint, hin und wieder etwas einfacher und populärer seyn dürfen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 41.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 22. April 1839.

Literargeschichte.

Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen von G. G. Gervinus. Th. 2: Vom Ende des 13ten Jahrhunderts bis zur Reformation. Th. 3: Vom Ende der Reformation bis zu Gottscheds Zeiten. Auch unter dem Titel: Historische Schriften Band 3 und 4. Leipzig, Engelmann, 1836—1838.

Schon bei der Anzeige des ersten Theils dieses Werks haben wir den Standpunkt des Verfassers im Allgemeinen auseinandergesetzt und seine Durchführung in die einzelnen Partien verfolgt. In diesen späteren Theilen tritt jene klassicistische Grundansicht, welche den Standpunkt für die Betrachtung der ältesten deutschen Poesien so oft verrückt hat, nicht mehr so schroff und beleidigend hervor. Das Sinken der Poesie in der hier behandelten Periode ist ein so entschiedenes, daß, auch von anderer Seite her betrachtet, dieselbe nur als ausgeartet angesehen werden kann, und die beiden Kunstprincipien nicht mehr Veranlassung haben, sich so ausgesprochen entgegenzutreten. Für die ausführlichere Behandlung dieser Periode sind wir dem Verfasser besonders Dank schuldig, und es ist ohne Weiteres anzuerkennen, daß die Beharrlichkeit eines Historikers von Profession, der weniger auf künstlerischen Genuß oder subjective Befriedigung überhaupt ausgeht, dazu gehörte, um uns durch solche Steppen hinzuleiten, wie sie jetzt in der Geschichte der deutschen Poesie beginnen und nur von wenigen Oasen unterbrochen sich unabsehbar bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts hin ausbreiten. Die Anordnung der einzelnen Partien selbst ist nicht lichtvoller und übersichtlicher als im ersten Theil, und es wäre daher kaum möglich, den Faden, der sie an einander knüpft, oder der sie vielmehr in unzähligen Knoten ineinander verstrickt, hier in der Kürze genau zu verfolgen. Wir begnügen uns daher, nur ganz summarisch die Gliederung dieser Geschichtsdarstellung anzugeben, und daneben unsere Bemerkungen über einzelne Stellen mitzutheilen.

Der zweite Band enthält drei Abschnitte, die unter sich leicht zu einem schönen Ganzen hätten abgerundet werden können: 1) den Verfall der ritterlichen Dichtung, 2) den Uebergang von derselben zur Volksdichtung, 3) die Aufnahme dieser letzteren selbst. Jeder dieser Theile spaltet sich wieder in mehrere Unterabschnitte.

IX. Verfall der ritterlichen Dichtung.

1. Ueberblick der Erscheinungen der nächsten Zeit. Bisher, sagt der Verfasser, hatten mehrere Dynastien nach einander dem Reiche vorgestanden, deren Erblande immer in dem Mittelpunkte von Deutschland gelegen waren; auch die Dichtung hatte diesen Sitz getheilt, und ihre Bestrebungen gingen wie die der Politik dieser Dynastien immer auf Vereinigung der deutschen Kräfte. Seitdem aber dies mit Rudolf von Habsburg eine andere Wendung nahm, seitdem die Kaiserwürde schwankend an einen schweizerischen Grafen, an Oesterreich, an Luxemburg, an Böhmen, an Bayern kam, geht auch mit der Poesie das Aehnliche vor: sie flüchtet sich nach den Grenzländern hin, und es zersplittert sich die poetische Thätigkeit.

2. Chroniken und Chronikenartiges. Meister Stolle, der Unverzagte, und der Schulmeister von Eßlingen kommen hier im Vorübergehen mit ihrer Polemik gegen Rudolf von Habsburg in Betracht, welcher sich die Sänger vom Halse zu halten suchte. Von der Wiener Meerfahrt geht der Verfasser zum Tanhuser, Steinmar, Hadlaub über. Das S. 14 citirte Taglied Steinmars kann Ref. keineswegs „ungemein roh“ finden. Es werden ferner die Lügenmährchen und die Dichtungen von einer verkehrten Welt erwähnt, wie sie um das

Ende des 13ten Jahrhunderts in ganz Europa entstanden sind. Ein englisches Gedicht aus derselben Zeit hat Thom. Wright in den altdeutschen Blättern von Haupt und Hoffmann (I, 396) mitgetheilt. Erst die Zeit des Verfalls der ritterlichen und der Minnepoesie rief in Deutschland die Entstehung der Reimchroniken hervor. Es wird der Enenkel erwähnt und ihm Ottokar aus Steiermark an die Seite gestellt; ferner Dietlebs von Alnpeke liefländische Chronik, Nicolas von Jeroschins Chronik des Deutschordens, Eberhards Gandersheimer Chronik, besonders die Chronik von Köln des Gottfried Hagen. Eine ähnliche Verschmelzung der Poesie und Geschichte, wie in diesen Chroniken, findet sich im Alexander von Ulrich von Eschenbach. Wie früher der Alexander Lamprechts dem innern Geiste nach dem Parzival an die Seite gestellt wurde, so hier der verunstalteten Alexandersage bei Ulrich der Titurel des Albrecht. Dieses Gedicht wird hier ebenso unverdient, und fast möchte es scheinen ebenso leidenschaftlich erniedrigt, als es zur Zeit des Wiedererwachens der altdeutschen Studien von gewisser Seite unverdient erhoben worden war. Vorher wird der Lohengrin eingeschoben, weil dieser seiner Quelle nach auch wie der Alexander auf die Niederlande hinweist.

3) Gnomische Dichtungen. Lieder von Heinrich von Breßlau, Otto von Brandenburg, Johann von Brabant, Ulrich von Winterstetten, Walther von Metz, von Singenberg, der Schreiber, Rubin, der Kanzler, Ninne, Lutolt von Seven, Konrad Schenk von Landegge († 1270). Der Wartburgkrieg wird als eine Art von Tenzone betrachtet. Dieser Art Gedichte finden sich allerdings in jener Zeit viele und die Zusammenstellung des Liedes mit den kleinen theologischen, naturhistorischen und andern Streitigkeiten, welche die damaligen Dichter führten, ist treffend. Besonders merkwürdig ist das Gedicht dadurch, daß es uns zeigt, mit welchem sagenhaften Nimbus der Hof in Eisenach sich bald umgeben hatte, an welchem einst Wolfram, Walther und die ersten Sänger des 13ten Jahrhunderts Aufnahme und Begünstigung gefunden. Gervinus glaubt in diesem Gedicht zwischen dem in eigner Befangenheit und Unschuld erscheinenden Eschenbach und Klinsor einen Gegensatz der alten ungelehrten Kunst der Ritter mit der weisedünkligen und nigromantischen dieser Zeiten zu entdecken. — Regenbog hält der Verfasser gegen v. d. Hagen fast für den einzigen Dichter jener Zeiten, der in ungezwungener Form spricht und von einem innern Berufe erfüllt ist.

4. Sagenkreise des Graals und der Tafelrunde. Es wird an Heinrichs von dem Tuelin weitschweifigem Gedicht „der Abenteuer Krone“ und am jüngern Titurel der Verfall der epischen Poesie und das Anlehnen an die, wie man fühlte, schönere Vergangenheit nachgewiesen. Ausführliche, reine und übersichtliche Inhaltsangabe dieser schwer zugänglichen Gedichte wäre gewiß am Platze gewesen.

5. Karolingischer Sagenkreis. Der Verfasser macht auf das Hervortreten eines bürgerlichen, menschlichen, natürlichen Elements aufmerksam. Es zeigt sich ein Streben, den Sieg des Witzes über die Kraft, des Gelehrtenadels gegen den Bewaffneten zu erweisen. Von der Dichtung von Malagis erhalten wir eine dankenswerthe, wiewohl nicht sehr lesbare Analyse aus einer Heidelberger Handschrift. Salomon und Morolf wird kurz, aber treffend charakterisirt, über die derbe Dichtung von den Haimonskindern, welche sich an Malagis anschließen, ausreichend nach handschriftlichen Quellen berichtet, von den beiden Gedichten von Ogier will der Verfasser schweigen.

6. Die vorigen Abschnitte behandelten den fränkischen, dieser den deutschen Sagenkreis. Die betreffenden Gedichte werden in der Ordnung aufgeführt, in welcher die Originale entstanden sind, von denen wir zum Theil nur spätere Ueberarbeitungen haben: das Gedicht von Dietrichs Ahnen und Flucht zu den Hunnen von Heinrich dem Vogler, das strophische Gedicht von der Ravenschlacht, Alpharts Tod, Otnit, Wolf Dietrich, Laurin, Sigenot, Ecken Ausfahrt, Etzels Hofhalt, Dietrichs Drachenkämpfe, der Rosengarten, das Heldenbuch von Kaspar von der Rön, hörnen Siegfried, Hildebrandslied. Daran wird angeknüpft das Gedicht vom Landgrafen Ludwig dem Frommen von Thüringen, Reinfried von Braunschweig, Wilhelm von Oesterreich von Johann von Würzburg, die niederdeutschen Dichtungen von Flore und Blanscheflur, Valentin und Namelos und die Legende vom heiligen Brandanus. Wenn der Verfasser die Höllen- und Geisterwelt im Brandan als für den Geschmack dieser Zeiten bezeichnende Züge aufführt, so möchte Ref. bemerken, daß diese Legende mit ungefähr denselben Zügen ein paar Jahrhundert früher in England und Frankreich sich ausgebildet zu haben scheint, wie aus der Arbeit Achille Jubinals zu ersehen ist, welcher nach Pariser Handschriften die lateinische Legende nebst einer prosaischen und einer metrischen altfranzösischen Version herausgegeben hat. Allerdings sind die Einzelheiten dieser Legende so extravagant, daß auch die Bollandisten Anstand nehmen, dieselbe ihrem großen Werke einzuverleiben. Es wäre nach dem so eben bemerkten zu erwägen, ob der Verfasser den Brandan nicht schicklicher bei dem Abschnitt von den brittischen Dichtungen abgehandelt hätte. Vom Brandan geht der Verfasser über auf die niederdeutsche Behandlung der Legende von Zeno und die Geschichte von Theophilus,

die schon in Beziehung zur Faustsage gestellt worden, und worüber man neuerdings in Frankreich nähere Aufklärung erhalten hat, durch die Herausgabe einer mittelgriechischen Bearbeitung durch Ludw. v. Sinner, so wie die eines französischen Miracle von Gautier de Coinsy aus dem Anfang des 13ten Jahrhunderts durch P. Maillet. (Rennes, 1838.) Das Hereinspielen einer unsichtbaren Welt in diese Dichtungen führt den Herausgeber auf ihre Zusammenstellung mit dem Ritter von Staufenberg, dem Bruchstück des Partenopeus von Blois und der Feldrich von Schwaben.

7. Legenden und didaktische Poesien: ein Passional, das man mit Unrecht Rudolf von Ems zuschreiben wollte, der Renner Hugos von Trimberg. In Beziehung auf den Umfang des letztern Werks ist ein kleiner Irrthum zu rügen: der Frankfurter Druck enthält 122 vierspaltige Blätter; jede Spalte hat 50 Zeilen, das Ganze also etwa 24,400; der Bamberger Druck hat 24,572 Zeilen. Die hohe moralische und praktische Bedeutsamkeit dieses Werks für die Bildung des Volks und seine vorbereitende Beziehung zur Reformation ist sehr schön und ausführlich entwickelt, wie denn überhaupt der Verfasser für solche Erörterungen ein eminentes Talent besitzt, und weit mehr in seiner Sphäre ist, als wenn es sich um die Schätzung des poetischen Werthes eines Werkes handelt.

X. Uebergang von der Ritter- und Hofpoesie zur Volksdichtung in der Zeit der Reformation.

1. Mythisch- und Scholastisch-Theologisches und Philosophisches: Das Gedicht von den sieben Graden, die poetische Behandlung des hohen Lieds, die Tochter von Syon von Lamprecht von Regensburg und die etwas spätere kürzere Variation dieses Gedichts, das Buch der Maide, das Lobgedicht der Maria und anderes von Heinrich von Müglen, die Lobgedichte auf Maria des Conrad Harder von Würzburg, der Anticlaudianus des Alanus ab Insulis von Heinrich von Neuenstadt.

2. Beispiele. Bei der unter dem Namen „der Edelstein“ bekannten Fabelsammlung des Boner wird treffend bemerkt, daß die Epimythien der einfachsten Fabeln von jeher nichts als einfache Sprüchwörter gewesen. Dies läßt sich in späterer Zeit auch wieder, namentlich an den Fabeln Herders nachweisen, bei welchen die poetische Gestaltung der Fabel meist in halber Entwicklung gestockt ist. Etwas später als diese Fabelsammlung (um 1337) fällt das gereimte Schachzabelbuch des Conrad von Ammenhusen. Davon geht der Verfasser über auf die Gesta Romanorum. Die weitläufige Literatur dieses merkwürdigen Werks in ihrem ganzen Umfange zu berücksichtigen, lag nicht in der Aufgabe des Verfassers; auch kann hier nicht der Ort seyn, die vielfältigen möglichen Ergänzungen und Berichtigungen dieses Abschnitts beizubringen. Nur das bemerkt Ref., da Herr Gervinus besonderes Gewicht darauf legt, daß sich deutsche Gesta ohne die Moralisationen auch sonst finden; z. B. in einer Züricher Handschrift, aus welcher schon Bodmer im Anhang zu seinen Fabeln aus den Zeiten der Minnesänger Proben abgedruckt hat. In genauem Zusammenhang mit den Gesten steht das Buch von den sieben weisen Meistern, über welches bald nach dem vorliegenden Werke eine ausführliche Monographie von A. Keller erschienen ist, welche manche Punkte in ein etwas anderes Licht stellt, als sie Herrn Gervinus nach den ihm zu Gebot stehenden Mitteln erscheinen konnten. Namentlich ist durch Keller und später durch Leroux de Lincy, welcher Auszüge des französischen Gedichts Dolopatos publicirt hat, nachgewiesen, daß dasselbe, wenn es auch mit den deutschen Bearbeitungen einerlei Quelle haben sollte, keineswegs mit dieser überall übereinstimmt, da vielmehr der Dolopatos eine eigenthümliche selbstständige Bearbeitung ist, welche sich nur in den Hauptzügen an die alte morgenländische Sage anschließt. Ebenfalls morgenländischen Ursprungs ist eine andere Erzählungssammlung, welche um diese Zeit oder etwas später unter dem Titel „der alten Weisen Exempel“ in Deutschland Eingang und große Verbreitung gefunden hat, und bis auf Görres herab vielfach mit dem Siebenmeisterbuch verwechselt worden ist. Ihr Original sind die Fabeln Bidpai's oder weiterhin die indischen Erzählungssammlungen Pantschatantra und Hitopadesa. Herr Gervinus beschwert sich unbilligerweise über die Mangelhaftigkeit der Untersuchungen über dieses Buch, da Silvestre de Sacy vor seiner Ausgabe der arabischen Fabeln Bidpais mit großer Gelehrsamkeit und Klarheit die ausgebreitete Literatur dieses Buchs nachweist. Schon früher hatte dies v. Diez in einer Monographie „über das königliche Buch,“ später der neueste deutsche Uebersetzer des Bidpai, Philipp Wolff, und Loiseleur Deslongchamps in seinem Buche sur les fables indiennes et sur leur introduction en Europe (Paris, 1837) gethan.

3. Sittenprediger: Muscablut, der Teichner und Peter Suchenwirth, welchen der Verfasser nach der bisher recipirten Ansicht für einen Oesterreicher nimmt. In neuerer Zeit hat man aus einigen Stellen seiner Werke zu beweisen gesucht, daß derselbe vielmehr ein Bamberger gewesen sey. Vergl. den Aufsatz des geistlichen Raths Haas im Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken von E. C. v. Hagen. Bd. I.

Heft 1, Nr. 3. Ueber Seifried Helbling hat Th. G. v. Karajan (Altd. Blätter II, 2) interessante Notizen geliefert, und verspricht, da er sich seit geraumer Zeit mit einer historischen Untersuchung von Helblings Gedichten im Interesse der österreichischen Geschichte beschäftigt, eine ausführliche Abhandlung über denselben und einen diplomatisch getreuen Abdruck seiner nur in der Handschrift der k. k. Bibliothek zu Wien erhaltenen Gedichte. Weiter ist die Rede von Hans Rosenblut dem Schnepperer, Suter, Veit Weber und Michel Behaim aus Weinsberg.

4. Allegorien: Gott Amur, das Fleigertüchlein, Spiegels Abenteuer, die Mohrin von Hermann von Sachsenheim, die Grasein, die Allegorien des Meister Altschwert, der Minne Burg, die Jagd des Hadamar von Laber, von der Liebe und dem Pfennig. Die Geduld, mit welcher der Verfasser alle diese Dinge durchlesen mochte, ist bewundernswürdig und wäre dankenswerth, wenn er durch genauere und weniger subjective Berichterstattung andere, die sich für den Entwicklungsgang der deutschen Dichtung interessiren, der eigenen, ohnehin äußerlich erschwerten Anschauung dieser Produkte überhübe. Der Verfasser schließt mit der Bemerkung, daß das allegorische Gedicht in Deutschland nie Glück gemacht habe, — so wenig wie in Griechenland, und bezeichnet Frankreich als das Land, in welchem sie früh und spät am meisten Eingang gefunden. Den Roman von der Rose hätte er aber doch wahrlich nicht in diesem Sinne anführen sollen, denn wenn man ihn eine Zeitlang für die Blüthe der altfranzösischen Poesie halten konnte, so war dies gewiß keine größere Ignoranz, als wenn man den Theuerdank für den Gipfel der altdeutschen hielt.

5. Prosaromane. Der hier aufgeführte Bearbeiter des trojanischen Kriegs heißt nicht Hans Vair von Nördlingen, wie der Verfasser von der Hagen nachschreibt, sondern Hans Mair, wie Frommann (Herborts Liet von Troye S. 350) kürzlich nachgewiesen hat. Die Geschichte des ältesten deutschen Romans liegt noch sehr im Argen. Was Görres in seinem Werk über die deutschen Volksbücher und die Recensenten dieses Werks, v. d. Hagen und Docen, gethan haben, ist eine schöne Grundlage; was von Andern für einzelne Romane geschehen ist, z. B. für die sieben weisen Meister, ist als Vorarbeit gewiß nicht ohne Bedeutung; Gervinus gibt hier manche schätzenswerthe Einzelheiten, einige gute Gesichtspunkte; dem Geschichtschreiber des ältesten deutschen Romans bleibt aber noch ein großes Feld zu bearbeiten übrig; doch müssen ihm zu diesem Zwecke Sammlungen, wie die meusebachische, zu Gebot stehen. Erwarten wir, was Karl Simrock durch seine mit großem Fleiße vorbereitete neue Ausgabe der deutschen Volksbücher zu jener großen Aufgabe weiter anbahnend leisten wird!

6. Meistergesang, streng, aber treffend, und nicht ohne Anerkennung des Besseren geschildert. Hans Sachs namentlich kommt zu verdienten Ehren, obgleich eigentlich erst später von ihm ausführlich die Rede seyn muß, was auch in einem besondern Abschnitt geschieht.

(Der Schluß folgt.)

Memoiren-Literatur.

Der Deutsche in London. Ein Beitrag zur Geschichte der politischen Flüchtlinge unserer Zeit. Von August Jäger. Zwei Bände. Leipzig, W. Engelmann, 1839.

Ein klägliches und für die deutsche Landsmannschaft nicht sehr ehrenvolles Gemälde, nämlich eine Schilderung der Verlegenheiten und des Unglücks der politischen, namentlich deutschen Flüchtlinge, die im Jahr 1836 aus der Schweiz nach England gebracht wurden. Wir sehen sie zuerst auf dem Reisewagen an der Schweizergrenze. Sie werden von Gensd'armen rasch durch Frankreich transportirt, kommen nach London und gerathen in ein fürchterliches Elend, weil ihnen weder Achtung noch Hülfleistung entgegenkommt. Da zeigt sich, welches Gesindel sich unter sie eingeschlichen, wie neben den juvenilen Schwärmern allerlei Industrieritter von der niedrigsten Stufe zum Vorschein kommen, die nun die Maske abwerfen. Viele schmuggeln, Einer reizt auf den Straßen Londons die Hunde, läßt sich beißen und wimmert und klagt dann um Entschädigung; ein Anderer (ein deutscher Jude) legt sich förmlich auf den Diebstahl. Selbst die edleren Jünglinge werden von ihren verdorbnen Gefährten in einen Lasterwinkel von Dieben, falschen Spielern und feilen Dirnen gelockt, und haben das Mißgeschick, hier gefangen zu werden, kommen aber glücklich wieder los. Nur der Jude und zwei Polen werden nach Botanibay deportirt; der Jüngling dagegen, den der Verfasser Emil nennt, und der die Hauptperson in diesen Schilderungen ist, verlobt sich mit einer liebenswürdigen Engländerin und gründet ein Erziehungsinstitut.

Neben dieser Schilderung des Elends deutscher Flüchtlinge gibt der Verfasser Skizzen aus dem Londoner Leben, größtentheils schon Bekanntes.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 42.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 24. April 1839.

Lyrische Dichtkunst.

1) Gedichte von Ludwig Uhland. Zwölfte Auflage, mit dem Bildniß des Verfassers. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1838.

Die rasche Aufeinanderfolge immer neuer Auflagen von Uhlands Gedichten ist ein erfreulicher Beweis, daß Sinn und Gemüth der Nation sich immer treu bleibt, und durch die antinationalen Tendenzen, die auf der Oberfläche der Journalistik ihr Unwesen treiben, nicht im mindesten geirrt wird.

2) Neuere Gedichte von Nicolaus Lenau (Nic. Nimbsch von Strehlenau). Stuttgart, Hallberger, 1838.

Eine neue Sammlung, worin der Verfasser auch die Gedichte, die in den letzten Jahren einzeln in Almanachen erschienen sind, aufgenommen hat. Sie zeigen durchgängig die bekannte und dem Publikum längst befreundete Physiognomie des Dichters, in der ein schwermüthiger Zug der vorherrschende ist.

Das erste Buch dieser Lieder hat der Verfasser etwas sonderbar „Gestalten" genannt. Schon das erste längere Gedicht „der ewige Jude" intonirt in tiefen Tönen:

Ich irrt' allein in einem öden Thale,
Von Klippenkalk umstarrt, von dunklen Föhren;
Es war kein Laut im Hochgebirg zu hören,
Stumm rang die Nacht mit letztem Sonnenstrahle.

Für ernste Wandrer ließ die Urwelt liegen
In diesem Thal versteinert ihre Träume;
Dort sah ich einen Geier durch die Bäume
Wie einen stillen Todsgedanken fliegen.

Nun kam ein Regen; daß der Himmel weine,
Erkennt das Herz an kahlen Felsenriffen,
Wo es vom Regen traurig wird ergriffen,
Daß er nicht wecken kann die todten Steine.

So ruft umsonst ein Strom von heißen Thränen
Den Trümmern ausgetobter Leidenschaften:
Wach auf, blüh auf aus deinen Todeshaften,
O Liebe! süßes Quälen! Hoffen! Sehnen!

Das Erz nur kann ich aus den Schlacken zwingen,
Mit Lebensgluten es dem Tod entlocken
Und gießen zu lebend'gen Liebesglocken,
Die, Wehmuth weckend, durch die Welt erklingen.

In diesem düstern Thale gelangt der Wandrer zu einer Jägerhütte, wird gastlich aufgenommen und findet zufällig eine bleierne Münze, auf der Christus, das Kreuz tragend, abgebildet ist. Vertieft in dieses Bild sieht er im Traum den ewigen Juden, von dessen Brust eine Kugel abprallt und diese Kugel ist — die bleierne Münze.

Er zielt und schießt auf's Herz dem wilden Recken;
Doch wie geprallt an eine Felsenscheibe,
So klatscht die Kugel ab von seinem Leibe.
Den Jägersmann zu Boden wirft der Schrecken.

Und zitternd kam er auf mich zugeschritten
Und reichte mir das Blei, ich nahm's mit Grauen!
Zur Münze war's geprägt, auf der zu schauen
Des ew'gen Juden Herzqual eingeschnitten.

Darauf läßt der Dichter ein Gebet der armen „Heloise" folgen:

Nichts kann ich mehr zum Opfer und Geschenke
Dir bringen, Gott! als daß mein müdes Haupt
Ich hier zu deinem heil'gen Kreuze senke,
Daß ich die Wange kühl' an deinem Steine,
Wenn ich die Nacht um Abälard verweine.

Das dritte Gedicht wechselt mit wilden lustigen Tönen ab. „Mischka," der Zigeuner, spielt den Husaren auf, die davon wie bezaubert in tollem Tanz sich drehen und die Säbel ziehen, um auf die (abwesenden) Türken einzuhauen. Hierauf wieder wehmüthige, schmerzliche und traurige Vorstellungen, das schöne, schon in einem Taschenbuch abgedruckte Gedichte vom Schmetterlinge, der auf dem weiten Meere verirrt ist; Gedanken beim Anblick eines ausgestopften Geiers, das Trostlied vom „guten Gesellen," dem Gefährten aller Menschenleiden; Klage der Polen; Sage von einem gespenstischen Mönch. Damit wechselt abermals ein heiteres Lied, der Pendant zu dem obenerwähnten Zigeunerliede, die sehr lebendige Schilderung eines steirischen Tanzes.

Er reicht dem lieben Mädchen
Hoch über ihrem Haupte
Den Finger und sie dreht sich
Um seine Faust im Kreise,
Die Anmuth um die Stärke.
Er tanzt gerade vorwärts
In edler Manneshaltung
Und läßt das liebe Mädchen
Leicht wechselnd aus der Rechten
In seine Linke gleiten,
Und nimmt die Flinkbewegte
Herum in seinem Rücken,
Läßt sich von ihr umtanzen,
Als wollt' er sich umzirken
Rings um und um mit Liebe,
Und ihr im Tanze sagen:
Du schließest mir den Kreis
Von allen meinen Freuden!

Nun fassen sich die Frohen
Zugleich an beiden Händen
Und drehen sich geschmeidig,
Sich durch die Arme schlüpfend,
Und blicken sich dabei
Glückselig in die Augen,
Als wollten sie sich sagen:
So wollen wir verbunden,
Uns in einander schmiegend,
Hintanzen leicht und fröhlich
Durch's wechselvolle Leben!

Daran schließt sich noch ein Lied von drei zerlumpten, aber wildfreien Zigeunern. Dann wieder ein schauerliches Bild, eins der schönsten aus der Hand des Dichters, der neben der tiefen und zarten Empfindung auch ganz besonders die Gabe der anschaulichen Darstellung besitzt.

Sieht man den Wald so tief in Tod versunken,
Will man's nicht glauben, daß er jemals wieder
Aufgrünt im Lenz, daß je hier seine Lieder
Ein Vogel singt, vom Frühlingshauche trunken.

Dort fährt ein Schlitten auf der blanken Wüste,
Der Kutscher treibt die ausgestreckten Pferde,
Als ob mit seinem Fuhrwerk er die Erde
Vor Sonnenaufgang noch umrennen müßte.

Drei Hengste sind's, rasch wie des Nordens Lüfte,
Ein jeder trägt das werthe Probezeichen
Der Schnelligkeit im rüstigen Entweichen,
Die Narbe des Wolfsbisses an der Hüfte.

Ein Glöcklein trägt das Mittelroß der Gabel,
Zum Glöcklein tanzend fliehn vorbei die Bäume
Am Schlitten, trüb, wie schnellvergeßne Träume,
Der Wald entflieht wie eine bleiche Fabel.

Die schnellen Renner sind mit Eis behangen,
Das klirrend an den schwarzen Mähnen zittert,
Der Rosse Rücken ist mit Reif umgittert:
Der Tod will sie mit kaltem Netze fangen.

Gekauert sitzt, gehüllt vom Bärenkragen,
Der Wojewod im Schlittenvorbgeflechte
Still hinter seinem pelzverhüllten Knechte,
Der manchmal pfeift, die Pferde anzujagen.

Ha! Wölfe! seht, ein ganzes Rudel Tode!
Sie folgen, eine nachgeschleifte Kette,
Die Todesangst, der Hunger rennen Wette,
Und ohne Furcht bleibt nur der Wojewode.

Es kracht der Schnee, schnell sind die grauen Horden,
Doch schneller sind Gottlob! die braven Hengste,
Die Rappen sind im Drang der Todesängste
Plötzlich wie junge Raben flügg geworden.

Sie kommen glücklich in einem Dorfe an. Der Wirth will dem Wojewoden seine Ehrfurcht bezeigen, erhält aber keine Antwort:

Und mit Gelächter ruft der Kutscher drinnen:
Dem schmeckt kein Braten und kein Gläschen Rother,
Der ißt nicht, trinkt nicht, friert nicht, ist ein Todter,
An dem, Hebräer, wirst du nichts gewinnen!

Im Zweikampf ist der gute Herr geblieben,
Sein Erzfeind, der Russe, hat ihn todtgeschossen;
Ich fahre meinen schweigenden Genossen
Heim in die Gruft vorausgegangner Lieben.

Dann noch die Vision eines Geistes aus dem Tyrolerkrieg 1809.

Das zweite Buch „Reiseblätter“ bietet uns zuerst eine Schilderung des Urwalds, des Niagarafalls, kleiner Genrebilder aus des Dichters nordamerikanischer Reise, Seebilder, Bilder des Wiedersehens. Dann folgen „Liebesklänge,“ sehr zart, sehr seelenvoll. Zwar kann man nicht umhin, zu bemerken, daß der Schmerz, der den Dichter jedesmal ergreift, wenn sich sein Herz für einen neuen Gegenstand erwärmt, nicht gehörig motivirt erscheint. Man begreift nicht recht, warum er immer über die Nothwendigkeit ewiger Trennung klagt? und wo eigentlich diese Nothwendigkeit liegen soll? Wenn seine Seele ganz von einem Gegenstand erfüllt wäre, von einer lebenden oder todten oder (nach einem seiner schönsten Lieder) von einer idealen, künftigen, noch nicht gebornen Geliebten, so würde er gegen Andere gleichgültig seyn. So fern er aber Andere nicht nur liebt, sondern ihnen auch Liebe einzuflößen sucht und sich doch immer in dem Augenblick, in dem seine Liebe erwiedert wird, (nicht etwa mit frivolem Spotte, sondern) mit der Klage über die unvermeidliche Trennung und über seine ewig unbefriedigte Sehnsucht zurückzieht, vermißt der ruhige Beurtheiler das Motiv. Allein über Dichter kann man nicht wie über andere Leute urtheilen, und in der Unbegreiflichkeit ihrer Empfindungen genießen sie ein schönes Vorrecht, dessen Antastung der Dichter schon mit folgendem Sonett gerächt hat.

Wenn gegen falschen Schmerz du dich ereiferst
Und Thränenkünstelei, so hast du Recht;
Doch hast du was von einem Henkersknecht,
Wenn du mit Spott den wahren Schmerz begeiferst.

Verfolge rüstig, wo du kannst, die Lügen;
Die Wahrheit ehre; ist dir wohl zu Muth,
So sollst du zügeln dein vergnügtes Blut,
Und zur Gesundheit nicht die Rohheit fügen.

Auch Freuden gibt es, die nur Freuden scheinen,
Und mehr vielleicht, als Schmerzen die nicht wahr;
Wem Lust blüht, lache; traure, wem sie gar,
Und ist's ein Dichter, mag sein Lied auch weinen.

Auf die Liebesklänge folgen Sonette, die durchgängig wehmüthige und traurige Stimmungen bezeichnen, z. B.

Bist du noch nie beim Morgenschein erwacht
Mit schwerem Herzen, traurig und beklommen,
Und wußtest nicht, wie du auch nachgedacht,
Woher ins Herz der Gram dir war gekommen?

Du fühltest nur: ein Traum war's in der Nacht;
Des Traumes Bilder waren dir verschwommen,
Doch hat nachwirkend ihre dunkle Macht
Dich, daß du weinen mußtest, übernommen.

Hast du dich einst der Erdennacht entschwungen,
Und werden, wie du meinst, am hellen Tage
Verloren seyn des Traums Erinnerungen:

Wer weiß, ob nicht so deine Schuld hienieden
Nachwirken wird als eine dunkle Klage
Und dort der Seele stören ihren Frieden?

(Der Schluß folgt.)

Literargeschichte.

Geschichte der poetischen Nationallitteratur der Deutschen von G. G. Gervinus. Th. 2: Vom Ende des 13ten Jahrhunderts bis zur Reformation. Th. 3: Vom Ende der Reformation bis zu Gottscheds Zeiten. Auch unter dem Titel: Historische Schriften Band 3 und 4. Leipzig, Engelmann, 1836—1838.

(Schluß.)

XI. Aufnahme der volksthümlichen Dichtung.

1. Volksgesang. Das von der Hätzlerin gesammelte (nicht verfaßte, wie S. 298 angenommen zu seyn scheint) Liederbuch, das der Verfasser nicht aus eigener Ansicht kennt, enthält für diesen Abschnitt noch vielen Stoff, und die von dem fleißigen Karl Haltaus angekündigte, hoffentlich unverkümmerte, Ausgabe dieser Sammlung wird daher von allen Freunden deutscher Dichtung mit Verlangen erwartet.

2) Schwänke und Volksbücher. Der Pfaffe Amis von Stricker, die wunderbarlichen Gedichte und Historien von Neidhard Fuchs, worüber neulich die Blätter für literarische Unterhaltung (1838, Nr. 139 f.) interessante Mittheilungen gegeben haben, die Schwänke des Pfaffen von Kalenberg, Peter Leu von Achilles Jason Widmann, Salomon und Marcolph, der erneuerte Aesop, Eulenspiegel. Die S. 339 erwähnte Geschichte des Eulenspiegels, wie er die für unehelich Geborne unsichtbaren Gemälde malt, findet sich schon bei dem ältesten spanischen Novellisten, in dem neulich wiedergedruckten Conde Lucanor des Infanten Don Juan Manuel, aus welchem E. von Bülow dieselben im vierten Bande seines Novellenbuchs deutsch mitgetheilt hat. Zwischen Claus Narr, Paulis Schimpf und Ernst, Bruder Rausch, dem Finkenritter und Lalenbuch wird auch sonderbarerweise das Volksbuch vom Dr. Faust abgehandelt, und das Capitel schließt mit Stellen aus Erasmus Lob der Narrheit.

3. Schauspiel.

4. Satiren, Narrenschiff und Reineck Fuchs.

5. Murner, Hutten, Luther. Dazwischen ist vom Theuerdank die Rede, über den uns nun Haltaus das gesammte gelehrte Material so bequem zusammengestellt, und so geschickt verarbeitet hat. Dieses Gedicht wird hier ganz gut so charakterisirt: ein sonderbares Buch, gegen das alles andere, was jetzt neu in der Literatur erstand, noch ganz alt und fremd aussieht. Nur das hat der Theuerdank mit vielerlei Dichtungen der Zeit gemein, daß er die gemeine Wirklichkeit und die unpoetischsten Stoffe behandelt; und hierbei ist nur der Unterschied zu merken, daß überall sonst die Poesie nur noch im Verse und Reime, nicht weiter im Reiz der Sprache und im Schwung der Bilder und Gedanken gesucht wird, hier aber noch die Allegorie als das wesentliche Poetische gilt. Der Abschnitt über Hutten gehört zu den auch formell vollendetsten Partien des Werkes; es war hier mehr darum zu thun, einen moralischen, als einen poetischen Charakter, mehr die Gesinnung eines Mannes und einer Zeit, als ihre künstlerische Anschauung und ihre ästhetische Bedeutung darzustellen, ein weiterer Beleg dafür, daß der Verfasser vielleicht eher dazu berufen gewesen wäre, die Geschichte der deutschen Gesittung und Gesinnung, als die der deutschen Dichtung zu schreiben. So sind denn überhaupt in dem ganzen Werke die Partien weit schätzbarer, welche irgend eine Regeneration, als die, welche einen Höhe- und Glanzpunkt der deutschen Poesie zum Gegenstande haben. Dort findet der Verfasser Gelegenheit, indem er den Verfall ganz richtig durch die Zeitverhältnisse zu begründen sucht, über den politischen und moralischen Zustand des Volks gar viel Treffliches zu sagen. Den künstlerischen poetischen Gehalt einer solchen Zeit aufzufassen, ist ihm aber nur selten gelungen: wie schön hat dagegen — um ein Beispiel gerade aus dieser Zeit anzuführen — K. von Grüneisen in seiner sinnigen Monographie über Niklas Manuel die Aufgabe des Kunsthistorikers gelöst!

6. Hans Sachs. Hiermit schließt der zweite Band.

XII. Rücktritt der Dichtung aus dem Volke unter die Gelehrten.

1. Kirchenlied. Luthers Zeit. Michael Weiß. Erasmus Alberus. Nikolaus Hermann. Bartholomäus Ringwaldt. Ludwig Helmbold. Lobwasser.

2. Fabeln. Burkard Waldis, Erasmus Alberus, Rollenhagen, Eucher, Spring, Zinkgeef.

3. Schauspiel. Nikod. Frischlin, Thomas Naogeorg, Jakob Ayrer, Herzog Heinrich Julius.

4. Ausgang der Literatur im Südwesten von Deutschland. Fischart und Weckherlin, Wickram, Matth. Holzwart, Dedekind.

XIII. Eintritt des Kunstcharakters der neueren Zeit.

1. Allgemeines. Die fruchtbringende Gesellschaft. Der dreißigjährige Krieg.

2. Martin Opitz und Paul Flemming.

3. Weltliche Lyrik nach Opitz. Scherffer, Simon Dach, Andreas Tscherning, Johann Rist, Neumark, Johann Franke, Greflinger, Schwieger, Ph. von Zesen, Pegnitzorden, Harsdörfer, Sigmund von Birken, Dilher, Omeis.

4. Epigramme und Satiren. Logau, Valentin Löber, Johann Wilhelm Lauremberg, Rachel, Andreas Gryphius, Riemer.

5. Geistliche Dichtung. Jakob Balde, Fr. von Spee, Johann Scheffler, genannt Angelus Silesius, Samuel von Butschky, Knorr von Rosenroth, Quirinus Kuhlmann, Johann Heermann, David von Schweinitz, Rist, Dach, Neumark, Buchholz, Andreas Gryphius, Paul Gerhard, Joh. Franke.

6. Uebersicht der prosaischen Literatur. Moscherosch, der Simplicissimus, historische Romane, Abraham a Santa Clara, Christ. Weise.

7. Drama. Höhepunkt der schlesischen Poesie. Außer einigen schon früher genannten treten auf: Johann Klay, Daniel Kaspar von Lohenstein, Heinrich Mühlpfort, Henrici, genannt Picander. Kurze Geschichte der Oper.

8. Anfänge der Polemik, Kritik und Theorie unter dem Einfluß der französischen und englischen Literatur: Obersachsen, Schlesien, Niedersachsen.

Die diesem Bande beigegebene Vorrede, welche sich mit Feuer und Ernst über die hannöverischen und Göttinger Vorfälle verbreitet, hat bekanntlich die Censur nicht passirt und steht in dem bald darauf in Karlsruhe erschienenen siebenten Band der historischen Schriften abgedruckt. Hiernach wären noch zwei Bände über die Geschichte der deutschen Dichtung zu erwarten, welchen der Ref. mit um so größerem Verlangen entgegen sieht, als er den Verfasser gerade in den Gegensätzen befangen glaubt, welche die Gegenwart und die nächste Vergangenheit bewegen, weßhalb denn auch in dieser Sphäre seine Darstellung am lehrreichsten und interessantesten werden wird.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 43.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 26. April 1839.

Politik.

Deutschland und Rußland. Mannheim, Hoff, 1838. S. 320.

Eine Reihe von Aufsätzen über Rußlands Macht und Einfluß, aus dem Portfolio, aus der Allgemeinen Zeitung, aus Schuberts statistischem Handbuch ꝛc. zusammengeordnet und commentirt.

Die Redaktion hat Napoleons Prophezeihung „in fünfzig Jahren ist Europa kosakisch" zum Motto gewählt, woraus der unbefangene Leser mit Recht den Schluß zieht, daß er manche Uebertreibung in dem Buche finden wird. In der That ist die Furcht vor Rußland, von der sich Europa seit acht Jahren ziemlich entwöhnt hatte, und auf die das vorliegende Werk zurückkommt, durch optische Täuschungen vergrößert, und wenn der unbekannte Herausgeber im Geist schon den ganzen deutschen Bund von Rußland verschlungen und consumirt sieht, wie die ehemalige polnische Republik, so macht er offenbar einen übereilten Vergleich.

Nach den einleitenden Betrachtungen folgt eine historische Skizze der Eroberungen und eine statistische Uebersicht der Macht Rußlands. Darin wird nachgewiesen, wie Rußland unaufhörlich, obgleich fast immer unter der Maske des Alliirten, des Beschützers, des Schiedsrichters, erobert und seine Grenzen erweitert habe. Allen seinen Nachbarn hat es Grenzländer abgenommen, den Schweden Finnland, den Deutschen Liefland, Kurland und Esthland, den Polen fast ihr ganzes Reich, den Türken Alles, was nordwärts der Donau und des schwarzen Meeres liegt, den Persern die Nordgrenzen und Thore ihres Reichs, so daß es jetzt schon die Engländer in Indien bedroht. Daraus wird der Schluß gezogen, es sey gefährlich, der Nachbar Rußlands zu seyn, und Deutschland sey der Nachbar Rußlands. Auch sucht das Werk darzuthun, daß Rußlands Macht nicht bloß eine unnatürlich aufgeschwellte und hohle, oder ein Koloß auf irdenen Füßen, sondern daß sie wirklich sehr bedeutend, und daß es nicht klug sey, sich darüber zu täuschen.

Hierauf folgt eine Abhandlung des sel. Weitzel „Rußland und Europa," welche die in der Restaurationsperiode ziemlich allgemein vorherrschenden Gefühle aussprach. Damals war Rußlands Einfluß noch weit größer, als er es jetzt ist, und seine Macht erschien unantastbar. Seit es inzwischen Rußland so viele Mühe gekostet, 1828 mit den Türken und 1831 mit den Polen fertig zu werden, ist die Furcht sichtbar vermindert worden.

Das Wahre ist wohl, daß Rußland ein sehr mächtiger und in der Entwicklung seiner natürlichen Kräfte noch fortschreitender Staat ist, der durch seine Macht und durch die Tendenz, seine Grenzen auszudehnen, allerdings schwächern Nachbarn oder auch stärkern im Augenblick einer vorübergehenden Schwäche sehr gefährlich werden kann; daß er aber auch selbst seine schwachen Seiten hat, und daß dieselben bekannt sind.

Alles in der Welt ist relativ und so ist es auch die Gefährlichkeit des russischen Kolossen, von dem man so lange und so viel redet. Die russische Armee verdankt ihre Triumphe bekanntlich nur der Schwäche ihrer Feinde (der Polen, Schweden), oder der barbarischen und unbehülflichen Taktik derselben (der Perser, Türken, Tataren), oder der Elemente (bei Pultawa und 1812), oder der Tapferkeit und Stärke ihrer Bundesgenossen (1813). War sie allein und stand sie europäischen Truppen gegenüber, so ist sie jedesmal geschlagen worden, und sie hat nur einen einzigen Feldzug aufzuweisen, in dem dies nicht der Fall war, den Suwarofs in Italien. Diese geschichtliche Erfahrung, die Schwierigkeiten, mit denen die russische Armee noch 1831 zu kämpfen hatte, und auf der andern Seite der Anblick der preußischen und österreichischen Armeen beweisen doch, daß, wenn man sich auch alle freundschaftlichen Beziehungen zwischen den

Mitgliedern der h. Allianz hinwegdächte und den extremen Fall annähme, gleichwohl die patriotische Furcht übertrieben wäre.

Nur wenn Deutschland auch nur vorübergehend in Anarchie gestürzt und durch innere Parteiung nach außen geschwächt werden könnte, würden die Besorgnisse, welche das vorliegende Werk hegt, sich rechtfertigen, und in diesem Sinn ist es ziemlich und löblich, wie der Herausgeber thut, zur Eintracht zu ermahnen. Ist die kirchliche Zerwürfniß in Preußen auch Gott sey Dank! zu keiner bürgerlichen Anarchie gediehen, so erinnert sie doch sehr ernsthaft daran, wie nothwendig es ist, durch innere Schwächung dem Ausland keine Blöße zu geben. Daß es Interessen gibt, die unsre Zwietracht benutzen würden, ist kein Zweifel. Wer auch der in Dunkel gehüllte Verfasser der im Jahr 1834 den kleinern deutschen Höfen mitgetheilten Denkschrift seyn mag, diese Denkschrift, die bereits das Portfolio im Original enthält und die hier übersetzt ist, verdient alle Aufmerksamkeit. Sie ist gegen den deutschen Zollverein gerichtet, sie sucht den Samen der Uneinigkeit unter seine Mitglieder auszustreuen, sie warnt die kleinern Staaten vor Preußen. „Die verlegene Lage, in welcher sich der größte Theil der deutschen Staaten befindet, bringt ihre Regierungen immer in die Abhängigkeit von denen, welche vortheilhaft auf ihre Finanzen einwirken können. Da nun die Zölle sowohl in Beziehung auf die innere Gewerbthätigkeit, als auch auf die sich aus dem Transit ergebenden Einnahmen, einen Hauptzweig der öffentlichen Verwaltung bilden, so folgt daraus, daß Preußen durch das Zustandebringen seines Systems einen großen Einfluß auf die ökonomischen Interessen aller der Länder erlangt, deren Beitritt zu erwirken ihm gelingt. Betrachtet man dann den Zusammenhang, welcher nothwendig besteht, zwischen den Interessen dieser Art und den anderen Interessen eines jeden Staats, so wird man nicht läugnen können, daß diejenigen Länder, deren finanzielle Lage zum Theil von Preußen abhängt, auch mit der Zeit in der Politik von ihm abhängen werden. Freilich in Zeiten des Friedens wird die eben erwähnte Abhängigkeit wenig hervortreten, aber im Falle eines Kriegs kann sie sehr bedenklich werden. — Oesterreichs passive Politik und seine Furcht vor einem Bruch mit Preußen sind die einzigen Ursachen, welche die Gleichgültigkeit der ersteren Macht erklären können gegenüber den Bestrebungen der andern, alle kleinen Fürstenthümer Deutschlands zu Mitgliedern des unter seinem Einflusse gebildeten Vereins zu machen. Von dieser Seite daher ist für die Fortdauer ihrer Unabhängigkeit nichts zu hoffen.“ Oesterreich wird geflissentlich als ein Feind der kleinen Staaten, aber zugleich als altersschwach dargestellt; „Im Allgemeinen ist das Ansehen Oesterreichs, statt sich zu vergrößern, vielmehr im Abnehmen, sowohl in seinen Verhältnissen als große europäische Macht, als auch in seinen besondern Beziehungen zum deutschen Bunde. Seine vollkommene Unthätigkeit den Begebenheiten gegenüber, welche seit den letzten 10 Jahren Europa beunruhigen; seine negative Politik, seine unaufhörlichen Finanznöthen sind eben so viele Ursachen zu seinem Verfall, und zum Verluste desjenigen Uebergewichts, das ihm seine ausgedehnten Besitzungen, die Vortheile seiner geographischen Lage, die große Volkszahl seiner Unterthanen und der innere Wohlstand des Landes sichern sollten. Das System, auf welches sich die österreichische Stabilität stützt, ist sehr alt, aber es ist wenig edel und der neuern Zeit unangemessen. Auch hat man nicht vergessen, daß ehemals die Ferdinande durch dasselbe System Deutschland zu unterjochen suchten.“ Können sich nun die kleinern Staaten, so schließt die Denkschrift, weder Preußen, noch Oesterreich anvertrauen, so müssen sie sich auf Rußland stützen. Ihre durch Preußen und Oesterreich stets bedrohten Souverainetätsrechte bedürfen einer auswärtigen Garantie. „Ihre heiligste Pflicht ist, keine Beschränkung ihrer Rechte zuzulassen. Sie dürfen nicht zugeben, daß das Ansehen und der Einfluß ihrer Autorität im Geringsten angetastet und vermindert werde. Sie dürfen nicht dulden, daß unter irgend einem Vorwande in dem allgemeinen Systeme der Verhältnisse unter den Mächten und in der Vertheilung der Gewalt in Europa das Geringste geändert werde, welches früher oder später sie selbst aus ihrer legitimen Stellung verrücken könnte. Nicht weniger sind sie verbunden, Unabhängigkeit, Rechte und Sicherheit ihrer Nachbarn und selbst ihrer schwächsten Verbündeten, so wie einer jeden gesetzlich anerkannten Macht, besonders wenn sie mit ihnen zu einem und demselben Staatenbund gehört, zu schützen. Von dem Augenblick an, da sie sich nicht mehr stark genug fühlten, eine willkürliche Verletzung des kleinsten Staats durch eine strafbare Gewalt eines mächtigeren zu verhindern, von diesem Augenblicke an wäre ihr eigener Thron in seiner Grundfeste erschüttert.“ Zu diesem Behuf müssen sie, fährt die Denkschrift fort, sich enger verbinden, aber unabhängig von Preußen und Oesterreich. Wie dies geschehen könne, wird an dem Beispiel klar gemacht, was der Bundestag zu thun hätte, falls Oesterreich und Preußen mit einander zerfielen. „Im Fall eines Zerwürfnisses zwischen Oesterreich und Preußen, in dessen Folge eines von beiden ein Uebergewicht im Bunde erlangte, fiele offenbar dem Bundestag die Rolle eines Ordners zu, mit der Aufgabe, die feindlichen Theile zu der für das Gemeinwohl nöthigen Eintracht oder in die ihnen von der Bundesakte vorgeschriebenen Grenzen zurückführen. Aber dazu gehört vor

Allem, daß der deutsche Bund selbst eine unabhängige Macht in dem politischen Systeme Europas geworden sey, oder dahin gelange, sich mit einer großen auswärtigen Macht zu verbünden. Beim Abschluß eines solchen Bündnisses bleibt ihm nur die Wahl zwischen Frankreich und Rußland."

(Der Schluß folgt.)

Lyrische Dichtkunst.

2) Neuere Gedichte von Nicolaus Lenau (Nic. Nimbsch von Strehlenau). Stuttgart, Hallberger, 1838.

(Schluß.)

Und so die andern:

Ich trag' im Herzen eine tiefe Wunde,
Und will sie stumm bis an mein Ende tragen ꝛc.

Zwiefaches Heimweh hält das Herz befangen,
Wenn wir am Rand des steilen Abgrunds stehn
Und in die Grabesnacht hinuntersehn,
Mit trüben Augen, todeshohlen Wangen.

Das Erdenheimweh läßt uns trauern, bangen,
Daß Lust und Leid der Erde muß vergehn;
Das Himmelsheimweh fühlt's herüberwehn
Wie Morgenluft, daß wir uns fortverlangen.

Die „Vermischten Gedichte," welche nun folgen, sind größtentheils Gelegenheitsgedichte, bezüglich auf Bekannte und Freunde des Dichters und eigenthümliche Situationen. Auch in ihnen herrscht die ernste und trauernde Miene vor, z. B.

Armes Wild im Waldesgrunde,
Schlägt die Jagd dir eine Wunde,
Flüchtest du zur tiefsten Stelle,
An des Walds geheimste Quelle,
Daß sie dir mit frischer Kühle
Lindernd deine Wunde spüle.

Mensch, du flieh mit deinem Schmerz
An die heimathlichste Stelle,
An des Trostes reinste Quelle,
Flüchte an das Mutterherz.
Doch die Mütter sterben bald;
Hat man dir begraben deine,
Flüchte in den tiefsten Wald
Mit dem wunden Reh — und weine.

Ein anderes nächtliches Waldbild ist noch düstrer:

Täuschung.

Das Käuzlein traurig ruft in öder Felsenritze
Und grüßt mit seinem Lied des Himmels wilde Blitze.

Alswie ein schwarzer Aar, deß Flügel Feuer fingen,
So schlägt die schwarze Nacht die feuervollen Schwingen.

Es glänzt die Regenflut, der finstern Nacht entsunken,
Manchmal im Wetterschein wie diamant'ne Funken.

So kann in banger Nacht ein Strom von heißen Zähren
Im hellen Wetterschein des Unglücks sich verklären.

Verfangen in der Schlucht, die lauten Winde rasen,
Die zu der Wolkenschlacht die Riesentuba blasen.

Mit Stimmen mannichfalt hör' ich den Gießbach klingen,
Wie Donner, Kauz und Wind scheint er zugleich zu singen. —

Doch nein! mich täuscht mein Sinn, alsob zum Wettergrimme
Mit kläglichem Geschrei das Felsenkäuzlein stimme;

Daß Wolkenschlachtmusik die lauten Winde keuchten,
Und daß der Blitz geflammt, den Regen zu beleuchten;

Und daß der Felsenbach den Wetterstimmen allen
Antworten will zugleich in dumpfen Widerhallen.

Einsame Klagen sind's, weiß keine von der andern,
Wenn sie zusammen auch im wilden Chore wandern.

Drum ist die Erde ja um's Paradies betrogen,
Daß ihre Lust ertönt von dunklen Monologen.

Wenn alle Klagen einst in diesen Erdengründen,
Was jede heimlich meint, einander sich verstünden:

Dann wäre ja zurück das Paradies gewonnen,
In Einen Freudenschrei das Klaggewirr zerronnen. —

Trotz allem Freundeswort, und Mitgefühlsgeberden,
Bleibt jeder tiefe Schmerz ein Eremit auf Erden.

In noch vielen dieser Gedichte finden wir denselben traurigen Grundton:

Gottes Milde mocht' es fügen,
Liegt ein Mensch in letzten Zügen,
Stehn am Sterbepfühl die Seinen,
Daß sie müssen weinen, weinen ꝛc.

Rings trauern die Entlaubten,
Vom kalten Wind durchwehte,
Die Tannen nur behaupten
Ihr dunkles Grün so spät ꝛc.

Schlaflose Nacht, du bist allein die Zeit
Der ungestörten Einsamkeit ꝛc.

Wenn's mir einst im Herzen modert,
Wenn der Dichtkunst kühne Flammen,
Und der Liebe Brand verlodert,
Tod, dann brich den Leib zusammen ꝛc.

Ja, ja, ihr lauten Raben
Hoch in der kühlen Luft,
's geht wieder ans Begraben,
Ihr flattert um die Gruft ꝛc.

Mitten unter diesen tief traurigen Liedern stoßen wir höchst sonderbar auf eins vom Rauchtabak und der Pfeife:

Und hält die Rose Streit mit dir,
Ob schöner sey die welche?
Bist du die schön're Rose mir
Mit deinem Glutenkelche.

Vortrefflich ist das folgende Gedicht „an den Frühling 1838.“

Mitten durch den grünen Hain,
Ungestümer Hast,
Frißt die Eisenbahn herein,
Dir ein schlimmer Gast.

Bäume fallen links und rechts,
Wo sie vorwärts bricht,
Deines blühenden Geschlechts
Schont die rauhe nicht.

Auch die Eiche wird gefällt,
Die den frommen Schild
Ihrem Feind entgegenhält,
Das Marienbild.

Küsse deinen letzten Kuß,
Frühling, süß und warm:
Eiche und Maria muß
Fort aus deinem Arm:

Pfeilgeschwind und schnurgerad,
Nimmt der Wagen bald
Blüth' und Andacht unter's Rad,
Sausend durch den Wald.

Lieber Lenz, ich frage dich,
Holt, wie er vertraut,
Hier der Mensch, die Freiheit sich,
Die ersehnte Braut?

Lohnt ein schöner Freudenkranz
Deine Opfer einst,
Wenn du mit dem Sonnenglanz
Ueber Freie scheinst?

Oder ist dies Wort ein Wahn,
Und erjagen wir
Nur auf unsrer Sturmesbahn
Geld und Sinnengier?

Zieht der alte Fesselschmied
Jetzt von Land zu Land,
Hämmernd, schweißend Glied an Glied
Unser Eisenband? ꝛc.

Das folgende Gedicht von dem Finkler, der die Finken fängt und blendet und ihnen den Frühling aus dem Herzen und Sinn peitscht, damit sie im Herbst singen, ist ebenfalls schön und tief empfunden. Folgt noch eines Hypochonders Mondlied, Pflege der Thränen, das Lied vom schwarzen See und Aehnliches, auch wieder ein lustiges Husarenlied, ein Romanzencyclus (Sage von einem weiblichen Schlehmihl, einem Mädchen, die ihren Schatten dem Bösen um ewigen Jugendreiz verkaufte), und am Schluß „Literarisches,“ Erwiederung auf Urtheile, Aeußerungen des Unwillens über die unpoetischen Tendenzen unserer Tage.

Was an diesen, wie an allen Gedichten Lenaus erfreut, ist die glückliche Mischung von Laut, Bild und Gedanke, die einander durchdringen, ohne daß eins vorherrscht oder eins vermißt wird. Er hat diesen formellen Vorzug mit Uhland gemein, obgleich der poetische Grundcharakter seiner Gedichte ein anderer ist. Da wir nun in der neuern Lyrik eine gewisse Desorganisation, ein Auseinanderfallen der lyrischen Elemente nach Gegensätzen und namentlich oft Gedankentiefe und Wohlklang ohne Bildlichkeit und malerische Phantasie, oder viel Verstand und Phantasie ohne Wohlklang finden, so ist eine harmonische Durchdringung dieser drei Elemente, wo sie sich noch findet, um so höher zu schätzen und darf als Kennzeichen des angebornen Genius angesehen werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 44.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 29. April 1839.

Politik.

Deutschland und Rußland. Mannheim, Hoff, 1838. S. 320.

(Schluß.)

Dies ist der Ideengang der äußerst durchdachten und mit großer Kunst geschriebenen Denkschrift, die so auffallend an die berühmte Politik des macedonischen Philipp erinnert, daß man sich über das Auftreten des anonymen Demosthenes, der das vorliegende Werk herausgegeben hat, in der That nicht wundern darf. Preußen, das gegenwärtig mit innern Gährungen zu kämpfen hat, möge sich fragen, ob es in Bezug auf seine äußere Lage beruhigter seyn dürfe? Die hier mitgetheilte Denkschrift, das russische Absperrungssystem, das den preußischen Handel niederdrückt, der Frieden von Tilsit, in welchem Rußland seinem Alliirten und Schützling eine Provinz abnahm, der Erfurter Congreß, das Bündniß von Versailles, in welchem die Theilung Preußens verabredet wurde, und die Schlachten bei Groß-Jägerndorf, Zorndorf und Kunersdorf können vorläufig zur Antwort dienen.

Die fragliche Denkschrift ist aber nicht allein gegen Preußen, sie ist auch gegen Oesterreich gerichtet. Es ist sonderbar und wohl nur aus der Eigenthümlichkeit der damaligen Zeit und der Hofkriegsrathsperrücken zu erklären, daß Oesterreich in den Türkenkriegen nur so wenig, und Rußland so viel gewann. Gleichwohl ist Oesterreich bis auf den heutigen Tag die Faust auf Rußlands Auge in allen Angelegenheiten des Orients. Nicht England, nur Oesterreich kann Constantinopel den Russen sperren, und die schweigsame Politik von Wien ist in der That hierin mächtiger, als das laute Geschrei Englands, und wird es bleiben. Deßhalb darf man sich nicht wundern, warum die Denkschrift gegen Oesterreich gerichtet ist. War Suwarofs Feldzug in Italien im Bunde mit Oesterreich der russischen Politik gemäß? Nichts weniger. Dieser rühmlichste aller russischen Feldzüge ist gleichwohl der politisch am wenigsten zu rechtfertigende gewesen. Der Erfurter Congreß corrigirte diese Politik. Rußland fiel mit Napoleon im Bunde über Oesterreich her, nahm ihm ein Stück von Gallizien weg und eroberte nach Herzenslust in der Türkei. Zu den Erörterungen der Politik Rußlands in Betreff Oesterreichs gehört auch eine hier abgedruckte Depesche des russischen Gesandten in Paris von 1828.

Nachdem in dem Werke genug vom wahren Interesse der deutschen Höfe die Rede gewesen ist, liest der anonyme Herausgeber den Liberalen den Text: „Soll die Freiheit auf Kosten der Nationalität, oder diese auf Kosten der Freiheit gesucht werden? Der Zollverein z. B. schien Vielen der Freiheit gefährlich, wenn schon die Nationalität begünstigend. Es waren daher Viele gegen denselben. Aber diese dürften bedenken, daß die Freiheit nothwendig der Nationalität als einer Unterlage bedarf, weil sie sonst ihres natürlichen Schutzes entbehrt. Die schönste, beste, freieste Verfassung in Baden, Würtemberg, Bayern, Hessen oder Hannover muß dem Einfluß oder den Waffen der Nachbarstaaten weichen, wenn sie nicht von dem ganzen deutschen Volke vertheidigt wird. Wozu daher die Anstrengungen für eine Freiheit, die keine Gewähr der Dauer in sich trägt? Warum nicht zunächst die Unterlage stark und fest mauern, damit sie im Stande sey, ein großes Gebäude zu stützen?“ Der Verfasser deutet an, daß die innere Parteiung in Deutschland, das Anschließen des Liberalismus an Frankreich, dem immer ein Anschließen der Legitimität an Rußland entspräche, nur der russischen Politik in die Hände arbeite, und daß die Liberalen, ohne es zu wissen und zu wollen, die Bundesgenossen und Diener derselben seyen. Dies ist um so gewisser, als in letzter Instanz die französische Politik, der die deutschen Liberalen (übrigens nur ein unpatriotischer Theil derselben) dienen, in Bezug auf Deutschland mit der russischen vollkommen übereinstimmt, von jeher übereingestimmt hat. Das Elsaß und Lothringen

konnten uns nicht entrissen werden, ohne daß uns auf der andern Seite auch Livland und Kurland entrissen wurden. Jedem Verlust an die Franzosen hat einer an die Russen correspondirt. Und sehr natürlich. Die Schwäche und Uneinigkeit gibt uns nicht bloß einem, sie gibt uns immer zugleich auch dem andern Nachbar Preis. Nimmt eine unsrer Parteien zu dem einen die Zuflucht, alsdann gewiß die andere zum andern, und beide Nachbarn wissen sich dafür bezahlt zu machen. Auf diese Correspondenz der alten Nachbarpolitik hätte das vorliegende Werk, um die Wahrheit vollständig zu enthalten, nothwendig aufmerksam machen müssen.

Rußland befreundete sich mit den restaurirten Bourbons, sorgte dafür, daß Frankreich nicht geschmälert wurde, daß es Lothringen und Elsaß nicht verlor, und daß im Gegentheil Deutschland getheilt und geschwächt blieb. Als Rußland 1828 die Türkei in der Absicht angriff, sich Constantinopels zu bemächtigen, war Oesterreich auf dem Punkt, sehr ernsthaft dagegen zu handeln. Da erklärte der König von Frankreich dem russischen Gesandten (der Depesche desselben zufolge): „Ich will mit Rußland vereinigt bleiben. Wenn der Kaiser Nicolaus Oesterreich angreift, werde ich meine Maßregeln nach den Umständen treffen; aber wenn Oesterreich angreift, lasse ich meine Truppen augenblicklich gegen dieses aufbrechen. Vielleicht daß ein Krieg gegen den Wiener Hof mir nützlich seyn wird, weil er die inneren Zwistigkeiten aufheben und die Nation im Großen beschäftigen wird, wie sie es wünscht.“ Die Bourbons der ältern Linie verloren inzwischen bald nach dieser kriegerischen Aeußerung ihren eignen Thron, ohne daß derjenige des alten Habsburg nur gewankt hätte. Ludwig Philipp, durch eine Revolution erhoben, deren Milchschwester die polnische war, und von einem Nimbus umgeben, in welchem alle Glückssterne der weiland großen Armee durchschimmerten, mußte anfangs begreiflicherweise den Schein annehmen, als sey er mehr ein Freund der Polen, als der Russen. Allein er ist zu klug und ein zu guter Franzose, als daß er nicht wissen sollte, welche Politik Frankreich vortheilhafter ist. Wenn er den Polen einen verfänglichen Rath gab, der sie lähmte und den Untergang ihrer Sache herbeiführte, so that er nichts anderes, als was Napoleon that, der aller Bitten ungeachtet die Polen eben so wenig emancipiren wollte. Völlige Selbstständigkeit der Polen ist dermalen eine politische Unmöglichkeit. Sie dem Einfluß Rußlands entziehen, heißt sie dem Einfluß einer deutschen Macht unterwerfen, sey es Preußen oder Oesterreich. Frankreich aber hat es zunächst immer nur mit Deutschland zu thun, fürchtet jede Verstärkung der deutschen Macht und wird jede Vergrößerung Rußlands auf Deutschlands Kosten eher zugeben, als eine Vergrößerung Deutschlands auf Kosten Rußlands. Ludwig Philipps gewiß sehr natürliche und sehr kluge französische Politik, die dem russischen Interesse zum Nachtheil der Polen huldigte, beweist aufs schlagendste, in welchem Interesse eigentlich die Emancipation Polens lag. Es gehört zu den sonderbarsten Verirrungen des politischen Urtheils, daß man von Frankreich und nicht von Deutschland voraussetzte, es werde den Polen helfen.

Die unmittelbare Berührung mit einem kriegerischen, unter einem absoluten Monarchen concentrirten und nach Eroberung tendirenden Staate war Deutschland stets gefährlich. Dagegen war es ihm stets zuträglich, wenn schwächere Staaten dazwischen lagen, und diese Staaten sind dem Schicksal nie entgangen, mittelbar oder unmittelbar von Deutschland abhängig zu werden. Zweimal wurde das zwischen Deutschland und Frankreich eingeschobene burgundische Reich dem deutschen unterworfen. Alles, was zwischen Deutschland und Rußland lag, Böhmen, Ungarn, Polen, Preußen, Livland, wurde es ebenfalls. Ein neues Burgund hier, ein neues Polen dort würde für uns wider Frankreich und wider Rußland seyn. Das weiß Frankreich so gut wie Rußland, daher gewisse Uebereinstimmungen ihrer Politik, die in Deutschland nicht immer verstanden worden sind. Als es sich 1814 davon handelte, ein neues burgundisches Reich unter einem Prinzen des höchsten deutschen Hauses herzustellen, war Rußland sehr thätig, es zu Gunsten Frankreichs zu verhindern. Als es sich 1831 davon handelte, ein neues unabhängiges Polen herzustellen, war Frankreich sehr thätig, es zu Gunsten Rußlands zu verhindern. Beides entspricht sich, und ist eine natürliche Consequenz der alten, nie verjährenden Politik unserer Nachbarn zur Rechten und Linken, uns in der Mitte einzuschränken, unserem Einfluß gegen Westen und Osten keinerlei Ausdehnung zu gönnen. Indem die französischen Republikaner sich für die Polen gegen die Russen interessirten, begingen sie denselben Fehler, den ein Theil der deutschen Liberalen beging, indem sie sich für Frankreich gegen den deutschen Bund interessirten. Solche Fehler rächen sich unmittelbar durch den sinkenden Credit derer, die sie begehen.

Auch die vorliegende Schrift täuscht sich noch über die französische Politik. Sie meint, wir sollen darauf bedacht seyn, „den Franzosen die Eitelkeit, das linke Rheinufer für sich zu gewinnen, durch Hinweisen auf die gemeinsame Gefahr zu benehmen, und sie zu überzeugen, daß der Vortheil beider Völker weit mehr durch freundschaftliche Verbindungen als durch Vergrößerungen des Einen auf Kosten des Andern befördert wird.“ Es ist kaum begreiflich, wie ein Publicist von sonst gesunden fünf Sinnen dergleichen schreiben mag. Frankreich wird sich nie von uns gegen Rußland brauchen lassen, wohl aber bei der ersten Gelegenheit der Bundesgenosse Rußlands gegen Deutschland werden. Nur durch Wiederaufnahme

der Politik von Erfurt kann Frankreich hoffen, das linke Rheinufer zu erlangen. In dem Maaß, in welchem die deutsche Conföderation erstarkt, ist es Frankreichs und Rußlands Interesse, sie wieder zu schwächen, und in dem Maaß, in welchem sie sich schwach zeigte, würde es eben so das Interesse jener beiden Mächte seyn, diese Schwäche zu benutzen und Deutschland als gute Beute zu theilen. Es wäre sehr vortheilhaft für uns, wenn wir uns immer der Russen gegen die Franzosen und der Franzosen gegen die Russen bedienen könnten, allein die Erfahrung hat gezeigt, daß sich weit öfter die Franzosen und Russen unserer bedient haben, und in dem Augenblick, in dem wir eine vollkommen selbstständige deutsche Politik geltend machen würden, wären auch Rußland und Frankreich auf Leben und Tod gegen uns verbündet. Dies liegt in der Natur der Sache. Deßhalb waren schon 1814 unmittelbar nach dem mörderischen Kriege Frankreich und Rußland schnell einverstanden, die Wiedergeburt Deutschlands und die Entwicklung der deutschen Nationalkraft zu hemmen. Deßhalb konnte auch Frankreich nichts für die Polen thun und wird nie etwas für sie thun. Deßhalb waren seit 1815 alle Notenwechsel zwischen Rußland und Frankreich nur Demonstrationen, und im Ernst haben sie einander nie wehe gethan. Frankreich muß sich stets mit der Macht, die uns im Osten am meisten bedroht, in Vernehmen setzen. Dies ist seine uralte, seine natürliche Politik. Es brachte seine Prinzen von Geblüt auf den Thron von Ungarn, es suchte sie auf den polnischen Thron zu bringen, so lange noch Ungarn und Polen mächtig waren. Es verband sich aufs engste mit den Türken, so lange die Türken mächtig genug waren, das deutsche Reich zu schrecken und zweimal Wien zu belagern. Es verband sich mit Schweden, sobald Schweden in Livland herrschte und vorübergehend eine gewaltige Kriegsmacht besaß. Es verband sich eben so schnell wieder mit Rußland, sobald Rußland das Primat im Osten erlangte. Schon im siebenjährigen Kriege wollte es mit Rußland und Oesterreich das Königreich Preußen theilen. Die Allianz Napoleons und Alexanders zu Erfurt war ganz in dem uralten Sinn der französischen Politik gedacht, und es werden nicht dreißig Jahre vergehen, so werden ähnliche Annäherungen zwischen Rußland und Frankreich aufs Neue stattfinden. Deßhalb halten wir ganz und gar nichts von dem guten Rath, der in der von uns citirten Stelle den Franzosen ertheilt wird. Sie wissen besser, was sie sich zu rathen haben, und wir unsrerseits sollten uns deßfalls keiner Täuschung hingeben.

Wenn etwas die Erwartungen, die man von Frankreichs vermeintlich antirussischer Politik hegt, an Unbesonnenheit übertrifft, so ist es das Uebelwollen und der Neid der Deutschen unter einander. Wenn eine Gefahr vorhanden ist, so liegt sie hier allein und nirgends anderswo. Ist die Gehässigkeit, die sich neuerdings innerhalb der Grenzen des deutschen Bundes von mancher Seite her gegen Preußen laut gemacht hat, wohl irgend verständig und mit dem Nationalinteresse vereinbar? Würde Preußen durch innere Parteiung geschwächt, würde jene eherne Brustwehr Deutschlands an der Ostsee zerstört, so würden die, welche sich für gute Deutsche ausgeben, und doch die Verlegenheiten des Berliner Cabinets zu vermehren so eifrig und muthwillig sind, zu spät erkennen, was sie verschuldet haben, und es zu spät bereuen. Und welche Urtheile hört man seit lange und immer noch über Oesterreich? Wie Viele weiden sich noch in dem heimlichen Wunsch, Oesterreich möchte in Anarchie gestürzt werden und auseinanderfallen, während Andere nichts zu preisen wissen, als das stabile Princip Oesterreichs in Bezug auf seine innere Politik. So ist durch den Principienstreit, der uns über so viele natürliche Interessen getäuscht hat, insbesondere der Standpunkt verrückt worden, aus dem wir Oesterreich anzusehen haben. Was über diesen mächtigen Staat geschrieben ist, was man über ihn beständig reden hört, beschränkt sich durchaus auf legitimistische und liberale Tiraden im Geschmack Friedrich Schlegels oder Schnellers. Absolutismus, Ultramontanismus, Aristokratismus erschöpfen sich im Lobe des beharrlichen Widerstandes, den Oesterreich dem Liberalismus entgegensetzt, und der Liberalismus erschöpft sich seinerseits in Anklagen eben dieses Systems. Es fällt Niemand ein, die Principien der innern Politik einmal fallen zu lassen, um sich darnach umzusehen, was in Oesterreich für die deutschen Interessen gegenüber dem Ausland geschehen ist?

Vom deutschen Standpunkt aus erscheint Oesterreich zunächst geographisch als das südöstliche Viertel des Gesammtvaterlandes, als Hüter unsrer Grenzen gegen Italien, Ungarn, Polen, die Türkei und Rußland. In dieser Stellung hat sich Oesterreich die größten Verdienste um Deutschland erworben. Nicht ein deutsches Dorf ist nach dieser Seite hin in fremde Hände gerathen, wie dies an den Grenzen der drei andern Viertel Deutschlands leider überall geschehen ist (das nordöstliche Viertel des alten Reichs hat Livland, Esthland, Kurland, das nordwestliche Holstein, Schleswig, Holland, Belgien, das südwestliche Elsaß, Lothringen und die Schweiz verloren). Oesterreich hat Deutschland auf der südöstlichen Seite nicht nur in seiner Integrität erhalten, sondern auch die Nachbarn beherrscht. Deutschland, an seinen übrigen Grenzen mehr passiv und defensiv, ist hier entschieden activ und offensiv. Nach den großen Gefahren, denen Deutschland in frühern Zeiten durch die Angriffe der Römer, Avaren, Ungarn und Türken ausgesetzt gewesen, konnte es in keine günstigere Lage gegen seine südöstlichen

Nachbarn kommen, als die gegenwärtige ist. Möchten wir dasselbe von den übrigen Grenzstaaten Deutschlands sagen können. Die äußere Stellung zu den Nachbarn ist unter allen Umständen die Hauptsache. Mängel im innern Hausstand kann man immer bessern; ein weit größeres Uebel ist fremde Herrschaft auf deutschem Boden, oder auch nur fremder Einfluß. Oesterreich steht in dieser Beziehung allen andern deutschen Staaten voran. Es beherrscht von Deutschland aus seine nichtdeutschen Nachbarn. Der Deutsche ist hier Herr, ganz so wie es dem großen deutschen Volk, seinem geographischen, moralischen und intellektuellen Uebergewicht gebührt.

Wenn Oesterreichs stolze Mauer je von außen durchbrochen würde, wenn z. B. russischer Einfluß an der untern Donau und französischer am Po herrschend würde, so würden daraus unberechenbare Gefahren für ganz Deutschland hervorgehen. Jeder gute Deutsche muß daher eifrig wünschen, daß Oesterreich seine imponirende Stellung behaupten möge, und die Gleichgültigkeit, ja Schadenfreude, mit der man hin und wieder an Oesterreichs Zukunft denkt, ist vom deutschen Standpunkt aus eine höchst unüberlegte.

Wenn irgend etwas den Nerv der österreichischen Stellung erschlaffen könnte, wäre es die allmählige Entfremdung vom übrigen Deutschland durch die merkantilische Absperrung. Die Dynastie ist deutsch, hat von Deutschland aus ringsumher erworben und erobert, hat das Gewonnene bisher durch das vorwaltende deutsche Element erhalten und wird es nur durch dasselbe ferner erhalten. Hieraus folgt einfach, daß sie jede Verstärkung dieses Elementes durch Kräfte, die ihm aus dem übrigen Deutschland zuströmen, zu begünstigen hat. Sogar Colonisirungen dürften zu empfehlen seyn. Den deutschen Bund, den Zollverein, die Handelsinteressen von ganz Deutschland und mit ihr die öffentliche Meinung im Hintergrunde, würde Oesterreich nach Osten und Süden hin eine Verstärkung an Kraft gewinnen, die jeder Revolution der nichtdeutschen Bevölkerung, so wie jedem äußern Feinde trotzen könnte. Vielleicht scheint es paradox, wenn gesagt wird, eine freie Handelsstraße durch Tirol werde ein noch festeres Bollwerk für Oesterreich seyn, als die neue Festung von Brixen, allein es ist nicht paradox; die Zukunft wird diese Ansicht bestätigen. Wenn Oesterreich je mit Rußland in einen gefährlichen Conflict kommt, wird es seine ganze Stärke nur aus seiner deutschen Wurzel schöpfen.

Hat der preußische Zollverein unverkennbar einen Triumph über den liberalen Preußenhaß gefeiert, und denselben, wenn nicht durchaus versöhnt, doch zu billiger Anerkennung gezwungen, und scheint auf ähnlichem Wege auch das Mißtrauen gegen Oesterreich leicht zu überwinden, so muß es dem, der des Vaterlandes Gesammtwohl im Herzen trägt, doppelt kränkend seyn, daß an die Stelle der ältern, sich allmählig beschwichtigenden Parteiung schon wieder eine neue mit frischem Hasse tritt, die religiöse. Welcher gute Deutsche, und wenn er der eifrigste Katholik, wenn er Görres selbst wäre, müßte sich nicht die Frage stellen: welchen Vortheil wird das Ausland auf Kosten Deutschlands aus dieser Parteiung ziehen? Die Antwort ist hier nicht schwer, wenn man bedenkt, daß die römische Kurie die Opposition, sobald sie gegen Rußland gerichtet war (in Polen), verdammte, sobald sie aber gegen Holland (in Belgien) und gegen Preußen (in Köln, Münster und Posen) gerichtet war, gut hieß. Dank der Vorsehung, die es etwas besser mit uns meint, und Dank dem gesunden Verstand und Gefühl der Deutschen, daß es nicht zu einem Bürgerkriege in Preußen gekommen ist. Wer aber, mögen sich die Ultras fragen, wer würde das Schiedsrichteramt übernommen haben? Die leider zu früh vergessene Geschichte der Dissidenten und die Sprache Repnins zu Radom im Jahr 1767 kann darüber Aufschluß geben. Es war die Religion, um die man in Polen haderte und das Resultat war — Polens Theilung.

Lyrische Dichtkunst.

3) Des Felsenthales Winterreiz. Ein Gedicht von Carl Zincken. Mit 6 Vignetten. Quedlinburg, Franke, 1838.

Der Verf. benutzte den Frost des Winters, um in die sonst unzugänglichen Schluchten des Harzgebirges, durch welche die Bode hervorstürzt, auf dem gefrornen Flusse selbst vorzudringen, und diese originelle und pittoreske Winterreise beschreibt er nun in Hexametern:

Mächtig beherrschte des Winters Gewalt die heimischen Fluren,
Schlug in Fesseln die Wuth des wildherstürmenden Waldstroms,
Hüllete glänzend in Schnee die zackig ragenden Gipfel
Drohender Riesengebäude der moosig starrenden Felsen.
Jedes Zweiglein der Bäum' und jegliches Hälmchen der Gräser
Kleidet' sie hell in Krystall, der funkelnd im Strahle der Sonne
Gleich diamantenem Schmuck das staunende Auge ergötzet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 45.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 3. Mai 1839.

Lyrische Dichtkunst.

4) Gedichte von Eduard Mörike. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1838.

Der Charakter dieser Gedichte ist jene innige Gemüthlichkeit und Fröhlichkeit, die bei schwäbischen Dichtern öfters wiederkehrt und sich namentlich auch in den Gedichten von Justinus Kerner findet. Der Dichter versteigt sich nicht in fremde oder überaus hohe Sphären. Er bildet sich vielmehr den engen wohnlichen Kreis des Privatlebens poetisch aus und weiß Empfindungen, die wohl Jeder kennt, und Situationen, die nichts Ungewöhnliches sind, mit einem Zauber der Poesie zu umkleiden, der um so angenehmer überrascht, je einfacher der Gegenstand ist. Dieser Zauber liegt in der Wahrheit der Auffassung, in der Feinheit und Anmuth der Wendungen und in der metaphorischen Oekonomie. In der Wahrheit der Auffassung besitzt Herr Mörike eine seltene Stärke. Die meisten seiner Lieder scheinen unmittelbar die Seele zu spiegeln. Hier einige Beispiele:

Heimweh.

Anders wird die Welt mit jedem Schritt,
Den ich weiter von der Liebsten mache;
Mein Herz, das will nicht weiter mit!
Hier scheint die Sonne kalt ins Land,
Hier däucht mir Alles unbekannt,
Sogar die Blumen am Bache!
Hat jede Sache
So fremd eine Miene, so falsch ein Gesicht.
Das Bächlein murmelt wohl und spricht:
Armer Knabe, komm' bei mir vorüber,
Siehst auch hier Vergißmeinnicht!
— Ja, die sind schön an jedem Ort,
Aber nicht wie dort!
Fort, nur fort!
Die Augen gehn mir über!

Der Jäger.

Drei Tage Regen fort und fort,
Kein Sonnenschein zur Stunde,
Drei Tage lang kein gutes Wort
Aus meiner Liebsten Munde!

Sie trutzt mit mir und ich mit ihr,
So hat sie's haben wollen;
Mir aber nagt's am Herzen hier,
Das Schmollen und das Grollen.

Willkommen denn, des Jägers Lust,
Gewittersturm und Regen!
Fest zugeknöpft die heiße Brust,
Und jauchzend euch entgegen!

Nun sitzt sie wohl daheim und lacht,
Und scherzt mit den Geschwistern;
Ich höre in des Waldes Nacht
Die alten Blätter flüstern.

Nun sitzt sie wohl und weinet laut
Im Kämmerlein, in Sorgen;
Mir ist es wie dem Wilde traut,
In Finsterniß geborgen.

Kein Hirsch und Rehlein überall!
Kein Schuß zum Zeitvertreibe!
Gesunder Knall und Widerhall
Erfrischt das Mark im Leibe. —

Doch wie der Donner nun verhallt
In Thälern in die Runde;
Ein plötzlich Weh mich überwallt,
Mir sinkt das Herz zu Grunde.

Sie trutzt mit mir und ich mit ihr,
So hat sie's haben wollen,
Mir aber frißt's am Herzen hier,
Das Schmollen und das Grollen.

— Und auf! und nach der Liebsten Haus!
Und sie gefaßt um's Mieder!
„Drück' mir die nassen Locken aus,
Und küss' und hab' mich wieder!“

In den zärtlichen Gedichten hält der Dichter auf eine gar erfreuliche Weise die Mitte zwischen dem Scherz und der Empfindsamkeit in dem wahren und innigen Ausdruck einer gesunden und fröhlichen Herzlichkeit. Auch malt der Dichter nicht bloß seine eignen Empfindungen aus, womit sich die meisten Dichter begnügen, sondern er zeichnet den geliebten Gegenstand selbst, was ungleich schwerer, aber eigentlich die Aufgabe des Liebesliedes ist. So gibt er in wenig Worten eine allerliebste Charakteristik der Mädchen:

An —

Ei, wer hätt' es je gemeint,
Fräulein Ludovike!
Hat man denn, so lieb man scheint,
Auch geheime Tücke?

Mädchen! wer ergründet euch?
Räthsel ohne Ende!
Arg und falsch und engelgleich,
Wer das reimen könnte!

O, nicht süßen Honig nur
Führen eure Lippen;
Und so seyd ihr von Natur
Liebliche X — — —.

So behandelt er auch Kleinigkeiten auf die artigste Weise:

Zierlich ist des Vogels Tritt im Schnee,
Wenn er wandelt auf des Berges Höh':
Zierlicher schreibt Liebchens liebe Hand,
Schreibt ein Brieflein mir in ferne Land'.

In die Lüfte hoch ein Reiher steigt,
Dahin weder Pfeil noch Kugel fleugt:
Tausendmal so hoch und so geschwind
Die Gedanken treuer Liebe sind.

Das Anschauliche wird nirgends vermißt, die zärtlichen Lieder werden oft, wenn nicht zu Romanzen, doch zu klaren Genrebildern:

Der Gärtner.

Auf ihrem Leib-Rößlein,
So weiß wie der Schnee,
Die schönste Prinzessin
Reit't durch die Allee.

Der Weg, den das Rößlein
Hinlanzet so hold,
Der Sand, den ich streute,
Er blinket wie Gold!

Du rosenfarbs Hütlein,
Wohl auf und wohl ab!
O wirf eine Feder
Verstohlen herab!

Und willst du dagegen
Eine Blüthe von mir,
Nimm tausend für Eine,
Nimm alle dafür!

Wenn der Dichter sich in einer kleinen Erzählung beklagt, seine Dinte von Amor gekauft zu haben, daher ihm Alles, was er schreibe, zu einem Liebesgedicht werde, so bezeichnet er damit sehr richtig seinen Beruf. Die zärtlichen Gedichte sind wie die zahlreichsten, so die vorzüglichsten der Sammlung. Die Romanzen, Elegien und Episteln, die mehr in die erzählende und didaktische eingehen, haben uns weniger zugesagt. Die unmittelbare Wahrheit der Empfindung wird hier zuweilen vermißt, und man findet ein willkürliches Spiel der Phantasie an ihrer Stelle, z. B.

Der Tambour.

Wenn meine Mutter hexen könnt',
Da müßt' sie mit dem Regiment
Nach Frankreich, überall mit hin,
Und wär' die Marketenderin.
Im Lager, wohl um Mitternacht,
Wenn Niemand auf ist als die Wacht,
Und Alles schnarchet, Roß und Mann,
Vor meiner Trommel säß' ich dann:
Die Trommel müßt' eine Schüssel seyn,
Ein warmes Sauerkraut darein,
Die Schlegel Messer und Gabel,
Eine lange Wurst mein Sabel,
Mein Tschako wär' ein Humpen gut,
Gefüllet mit Burgunderblut.
Und weil es mir an Lichte fehlt,
Da scheint der Mond in mein Gezelt,
Scheint er auch auf Franzö'sch herein,
Mir fällt doch meine Liebste ein:
Ach weh! jetzt hat der Spaß ein End'!
— Wenn nur meine Mutter hexen könnt'!

Auch möchten wir zweifeln, ob eine gewisse originelle Mischung von Sentimentalität und ländlicher Derbheit, wie sie z. B. in folgendem Gedicht herrscht, nachahmungswürdig sey.

Gute Lehre.

In unsers Pfarrers Garten,
Es fällt ein warmes Regelein,
Wie duften da die Blumen,
Die Apfelblüth' so fein!

Im Häuselein da drüben
Ein Bauer vespert wohlgemuth,
Hat's Fensterlein halb offen,
Das Lüftlein thät ihm gut.

Ei, spricht er bei sich selbsten,
Ein Sonntagssträußchen hätt' ich gern,
Auf morgen in die Predigt,
Tulipanen oder Stern.

Ein Vöglein hat's vernommen,
Das denkt: dir soll geholfen seyn;
Thät schnell ein Blümlein holen,
Und bringt's im Schnäbelein.

Ei, lachte da mein Peter!
Hat flugs sein Fenster zugemacht,
Hat's Vögelein gefangen
Und in den Käfig bracht.

Ach, muß das Vöglein trauern!
Und war auch von der Stunde krank;
Sind feine Kerl die Bauern,
Die geben Stank für Dank!

Indeß darf man der gelegentlichen Laune der Dichter bekanntlich keine Gewalt anthun und muß es am wenigsten wollen, wenn sie ihren Beruf durch ausgezeichnete Dichtungen bereits beurkundet haben.

Romane und Novellen.

50) Bilder aus den Niederlanden. Von Louis Lax. Zwei Bände. Aachen und Leipzig, Mayer, 1838. 8.

Der erste Band enthält Novellen. Die Eisenbahn. Ein junger Mann reist nach Antwerpen, um ein Mädchen zu heirathen, die er nie gesehen hat. Zufällig findet sich, daß dieses Mädchen bereits einen Liebhaber hat, einen seiner alten guten Bekannten, den aber ihr Vater nicht leiden kann. Großmüthig übernimmt es nun unser Reisender, das junge Paar zu verbinden und den alten Schwiegerpapa mit seinem Freunde zu versöhnen, indem er selbst sich demselben recht verhaßt macht. Er stört ihn nämlich systematisch in seinem Phlegma, läßt ihn weder reden, noch essen, und schleppt ihn wider Willen auf der Eisenbahn fort. Lauter Motive, die sich für ein Lustspiel eignen würden. Das Ende einer Reichsstadt. Das Schicksal Aachens zur Zeit des französischen Revolutionskriegs. Alte Spießbürgerei, ein stolzer Rathsdiener verweigert seine Tochter einem Handwerker; nun kommt aber der Feind, alles geht drüber und drunter, der alte Rathsdiener wird als Aristokrat verhaftet und endlich nur durch den Handwerker gerettet, der nach der glücklichen Befreiung der Stadt durch die Oesterreicher die Hand seiner Geliebten erhält. Ein recht anziehendes Gemälde. Es ist gut, dergleichen Scenen in Erinnerung zu bringen. Das französische Unwesen, die Nachäfferei der französischen Jakobinerklubbs, der Revolutionstribunale ꝛc. ist ganz gut charakterisirt. Liebesglück und Unglück, eine kleine Novelle. Ein Mädchen wird verführt, von ihrem Verführer verstoßen, vom Vater verstoßen, aber von einem früher verschmähten großmüthigen Liebhaber eben, als sie sich umbringen will, gerettet und geheirathet. Der Mäßigkeitsverein, ein Scherz, worin die übertriebene Strenge dieser Vereine bespöttelt wird. Ergötzlich ist die Ueberraschung eines Neubekehrten, der mit Schmerz ans Wassertrinken geht, aber in dem „gefärbten Wasser" der Gesellschaft echten Wein entdeckt. Der Musikus von Amsterdam, eine unglückliche Begebenheit, worin der Beweis geführt wird, daß die Musik in Holland eine brodlose Kunst sey.

Der zweite Band enthält Reiseskizzen. Belgische und holländische Städte werden uns nach einander geschildert und gelegentlich werden Bemerkungen über Nationalität, Kunst ꝛc. eingestreut. In Lüttich wirft der Verfasser ziemlich geringfügige Seitenblicke auf das belgische Militär. In Brüssel spricht er von der Kunst und kommt gelegentlich auch auf die Düsseldorfer Schule zu sprechen, der er manierirte Ruhe und eine gewisse studirte Blödigkeit vorwirft. In Ostende macht er eine gute Schilderung des Meeres. Beim Eintritt in Holland spricht er von der holländischen Literatur. In Amsterdam schildert er historische Denkmäler und Kunstschätze. Dann entwirft er eine allgemeine Charakteristik des holländischen Volks, seiner praktischen Gründlichkeit, seines Phlegmas, seines Scharfsinns, und dann wieder seiner plötzlich ausbrechenden tollen Lustigkeit in der Kirmeß. Die letztere ist sehr lebendig geschildert: „Aber wenn der Holländer das ganze Jahr den Kopf unter sein Schildkrötengehäuse steckt, und sich schwer aus seiner

langweiligen Ruhe bringen läßt, so kömmt doch eine Zeit, wo der Teufel in ihn fährt, und er mit Händen und Füßen um sich schlägt vor lauter Freude. Dann schwimmt er nicht bloß in Vergnügen, sondern plätschert darin herum, daß der Schaum aufspritzt. Wer ihn um die Kirmeß sieht, erkennt ihn nicht wieder, so verwandelt ist er. Das Phlegma hat, wie eine schwere Last, die geringe Heiterkeit so hinaufgeschraubt, daß sie, gleich comprimirtem Dampf, alle Deckel sprengt. Es geht toll zu, und es ist ein Glück, daß so etwas nur einmal im Jahre möglich ist, ein Glück für Börse und Gesundheit. In wenigen Tagen wird für zwölf Monate genossen. Aber der Genuß ist freilich, wie sich denken läßt, nur materieller Art, und man berücksichtigt mehr die Masse, als den Inhalt. Die Kirmeß in Amsterdam dauert nicht weniger als drei Wochen. Der Strudel, auf den sie sich beschränkt, nimmt nur einen kleinen Raum ein, aber er ist tief, denn er faßt die ganze Stadt auf, die sich hineinstürzt. Wie das rennt und läuft und jubelt. Die buntesten Gestalten durcheinander. Matrosen in ihren kurzen Jacken, den überzogenen Hut, mit Bändern dran, quer auf dem Kopfe und nicht mehr ganz fest im Gleichgewichte. Mädchen aller Arten, der steife Spießbürger mit Frau und Kind am Arme, die er wie eine schwere Treckschuit nach sich ziehen muß. Dort wälzt sich ein ganzer Zug Dirnen her, die ganze Breite des Pflasters einnehmend. Singend und tanzend kommen sie übermüthig auf Dich zu, nehmen Dich in ihre Mitte und zwingen Dich, die Straße hinunter ihrem bacchantischen Reihen zu folgen. Versuch es nur, ihre Kette zu durchbrechen, wenn Dir Dein Hut und Dein Gesicht lieb sind. Die Dienstmädchen haben vertragsmäßig zwei Tage oder vielmehr zwei Nächte in der Kirmeß zu ihrer Verfügung, und selbst für die unglücklichen Geschöpfe, denen es im Laufe des Jahres nicht gelungen ist, ein zärtliches Liebesband zu knüpfen, ist menschlich gesorgt, und ein Bureau verschafft ihnen, gegen ein Geringes, für die Dauer der Kirmeß einen Chapeau, der ihnen in der Noth beisteht, sie umherführt und dafür natürlich von ihnen frei gehalten wird. Herren mit Regenschirmen kosten das Doppelte. Ein Artikel der Preiscourant besagt das ausdrücklich. Aber wer fragt an diesen Tagen nach Geld? Man spart nur so lange, um Alles in dieser Jubelwoche durchzubringen. Aber es ist auch gesorgt für Jedermanns Geschmack und er hat die Wahl, wem er den Vorzug geben will, wenn er nicht Lust hat, in unersättlicher Hast auf einmal Alles zu kosten. Hier ist Kunst und Natur im schönsten Bunde: Wachsfiguren, Schattenspiele, Chinesische und Japanische Cabinette, Hasen und Elephanten, die Kunststücke machen, ganze Menagerien, Englische Reiter, Polichinelle. Alles in freundlicher Berührung mit einander, keins den andern beneidend, denn Alles hat vollauf zu thun. Den meisten Zufluß hatte der Hanswurst. Zu beiden Seiten war Bude an Bude gedrängt, und in jeder brannte ein lustiges Kohlenfeuer, über welchem in spiegelblank gescheuerten Tiegeln unaufhörlich von einer dicken Frau mit hoch aufgeschürzten Armen ein Pfannkuchen nach dem andern gebacken wurde. Schon sauberer sieht es in den Waffelbuden aus, die sich isolirt an den Ecken aufgebaut haben. Es sind vorgeschobene Posten, und die Mädchen, die dort ihre Waaren rühmen, auch allesammt Enfants perdues. Größtentheils sind es schmucke Friesinnen, schlank und hoch gebaut, mit weißem Teint, die mit vielsagenden Augen und ihrem seltsamen, aber gar hübschen Kopfputz — um die Stirn den goldenen Reif aus Goldblech, der sich zu beiden Seiten zu zwei breiten Schildern herumbiegt, welche die Ohren verdecken — zündende Blitze unter die Menge werfen ꝛc."

Auch von der Kunst in Holland spricht der Verfasser und preist sie wie billig. Am Schluß noch eine kleine Novelle „Adrian," eine unglückliche Malergeschichte.

51) Bilder aus der camera obscura eines Blinden, von Georg Lotz. Zwei Bände. Altona, Aue, 1838.

Zehn Novellen, meistentheils historische und Genrebilder. Am anziehendsten ist wohl die rührende Geschichte eines Quäkerknaben aus den Zeiten der Quäkerverfolgung in England. An der Novelle „Margaretha von Flandern" ist auszusehen, daß der Verfasser die Flamänder als verabscheuungswürdige Rebellen und den König von Frankreich als den würdigen Retter und Rächer darstellt. Die Flamänder hatten ein besseres Recht, sich gegen Frankreichs Uebergriffe zu wehren. Die Novelle „das Haus des Gespenstes" ist eine Apotheose Napoleons. Die Vergötterung dieses Mannes sollten deutsche Dichter doch lieber den französischen überlassen. Unter den übrigen Novellen bemerken wir eine Scene aus dem Tyrolerkrieg 1809, die Geschichte einer romantischen Jüdin (eine nun bereits stereotyp gewordene Romanfigur), einer barmherzigen Schwester, die von ihrem Mann verstoßen, in der Stille Gutes wirkend und endlich wieder mit ihm versöhnt, vollkommen der Eulalie in Kotzebues Menschenhaß und Reue gleicht, nur daß sie unschuldig ist ꝛc.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 46.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 6. Mai 1839.

Französische Geschichte.

Geschichte von Port-Royal. Der Kampf des reformirten und des jesuitischen Katholicismus unter Ludwig XIII. und XIV. Von Dr. Hermann Reuchlin. Erster Band. Hamburg und Gotha, F. und A. Perthes, 1839.

Die religiösen Kämpfe der Gegenwart mußten die mehr oder weniger vergeßnen Kämpfe der Vergangenheit wieder in Erinnerung bringen. Zu den am meisten vergeßnen gehörten wohl die Streitigkeiten der Jansenisten mit den Jesuiten. Ja es existirte in der deutschen Literatur auch nicht einmal früher ein gründliches Werk, das die Geschichte derselben erschöpft hätte. Jene Streitigkeiten aber lassen uns einen tiefen Blick in das französische Leben im 17ten Jahrhundert thun. Ihre Geschichte ist eine nothwendige Ergänzung der profanen Hof- und Literargeschichte. Zugleich läßt sich auch noch für die Gegenwart manche Belehrung daraus schöpfen. Eine Geschichte des Versuchs, im Katholicismus zu reformiren, ohne sich den schon außerhalb des Katholicismus bestehenden reformirten Parteien anzuschließen, bietet ohne Zweifel Manches dar, was die, welche noch gegenwärtig auf solche Versuche denken, wohl zu beherzigen haben.

Ist nun in dieser Beziehung das vorliegende Werk äußerst lehrreich, so hat es zugleich die Eigenthümlichkeit, daß es sich liest, wie ein Roman. Größtentheils aus Memoiren und Correspondenzen geschöpft, stellt es uns die charakteristischen und zum Theil sehr originellen, naiven und liebenswürdigen Persönlichkeiten von Port-Royal in all ihrem Denken und Thun unmittelbar vor Augen. Eine Skizze dieses reichen Gemäldes wird vielleicht manchen unsrer Leser angenehm überraschen und veranlassen, das lesenswürdige Buch selbst in die Hand zu nehmen. Nur beiläufig bemerken wir auch hier wieder, daß das echte, allein richtige historische Verfahren sich Raum zu brechen fortfährt. Statt uns mit trockner theologischer Polemik zu langweilen, gibt uns Herr Reuchlin eine fast romanhafte, und dennoch wahre Geschichte voll Wärme, voll Leben, die uns nicht nur zeigt, was die Gläubigen jener Zeit dachten und schrieben, sondern auch wie sie lebten, wie sie fühlten und waren durch und durch. Nur ein durchsichtig klares Detail solcher Art, zur Charakteristik verständig ausgewählt, ist Geschichte. Der Geschichtschreiber muß seine Helden malen, daß man sie glaubt vor Augen zu sehen, nicht wie abstrakte Begriffe, die im Nebel schwimmen.

In der Einleitung bemerkt der Verfasser mit Recht, eigentlich sey ein französischer Gelehrter oder ein holländischer, wegen der engen Verbindung des französischen Jansenismus mit dem holländischen Calvinismus, zunächst berufen, die Geschichte jener jansenistischen Streitigkeiten zu schreiben, allein ein deutscher Gelehrter müsse sich dem Geschäft unterziehen, weil in Frankreich wie in Holland aller Sinn für solche Studien erstorben und die Tradition dort abgeschnitten sey.

Obgleich nun die Reformation ganz und gar ein Werk der Deutschen war und sich auch nach Frankreich hin nur von Deutschland aus verzweigte (zuerst von der Schweizer Eidgenossenschaft aus, woher die französischen Reformirten Hugenots, Eydgenoßen heißen — später von Holland aus, indem der Holländer Jansen auf die wieder zum Katholicismus zurückgekehrten Franzosen einwirkte, daher sich die neuen französischen Reformirten Jansenisten nannten), so geht doch Herr Reuchlin bei seiner Untersuchung nicht von Deutschland aus, sondern weist zuerst auf dem französischen Boden die Empfänglichkeit für die Reformationsideen nach. Er beginnt mit einer romantischen Schilderung der Auvergne, und führt uns zum alten Stammsitz der Familie Arnauld, die zugleich ritterlich, staatsklug, gelehrt und schwärmerisch, allen Adel und

alle Liebenswürdigkeit des französischen Charakters in sich vereinigte, indem sie von den beiden Nationallastern, Frivolität und Eigennutz, auf bewunderungswürdige Weise rein erscheint. Daß die kräftigen Sprößlinge einer so tugendhaften Familie für die Reform gestimmt waren, daß sie in den Schlachten der Hugenotten und des vierten Heinrich fochten, war natürlich. Als Heinrich IV. aus Staatsklugheit, um die Parteien zu versöhnen, wieder katholisch wurde und einen gemäßigten, den Reformirten sich nähernden Katholicismus durchzuführen hoffte, gingen auch eine große Menge reformirter Edeln in diese veränderte Politik ein. Auch die Arnaulds. Allein der edle König fiel durch Mörderhand und seine Nachfolger, von Cardinälen (Richelieu und Mazarin) und jesuitischem Einfluß beherrscht, vereitelten seinen Zweck, machten ganz Frankreich wieder streng katholisch und verfolgten die Reformirten. Die Familien nun, die nur im Sinn Heinrichs IV. wieder katholisch geworden waren, und in denen noch der reformatorische Geist lebte, befanden sich in einer sonderbaren Lage. Wenige hielten bei den Reformirten aus, viele folgten dem Hofe und wurden warme Anhänger der Jesuiten; einige aber fuhren im Schooße des Katholicismus fort zu reformiren, ohne zu den Reformirten selbst überzutreten.

Unter diesen letzteren standen die Arnaulds oben an. Anton Arnauld, früher Hugenott, wurde mit Heinrich IV. wieder katholisch, hielt aber eine donnernde und sehr berühmt gewordene Rede gegen die Jesuiten, die man nachher „die Erbsünde des Hauses Arnauld" nannte. Die Jesuiten mußten Paris verlassen, allein sie kehrten wieder und vergaßen es den Arnaulds nie mehr. Es ist merkwürdig, daß die große Gewalt, welche die Parlamente dem wohlgesinnten Heinrich IV. eingeräumt hatten, um den Jesuiten und der Liga entgegenzuarbeiten, von seinen Nachfolgern umgekehrt im Interesse der Jesuiten gegen die Parlamente benutzt wurde. Antons Sohn, Robert Arnauld d'Andilly, konnte nicht mehr kämpfen wie sein Vater; es blieb ihm nichts übrig, als sich in klösterliche Einsamkeit zurückzuziehen und sich frommen Betrachtungen und Beschäftigungen (auch gelehrten Arbeiten) und einem heiligen Leben zu widmen. Dies geschah in der Abtei Port-Royal des champs. Er hatte noch zwei Brüder, wovon der eine, Heinrich, als Bischof und Gesandter in Rom für die gallikanische Kirche thätig war, der andere, Dr. Anton Arnauld, ebenfalls sehr fromm war, und zwei Schwestern, Angelika und Agnes, die schon in zarter Jugend von König Heinrich IV. (aus Dankbarkeit gegen ihren Vater) zu Aebtissinnen von Port-Royal und St. Cyr ernannt worden waren. Angelika war mit einer außerordentlichen Willenskraft begabt und gewissermaßen der Mann und das Haupt der ganzen Familie. Doch hatte sie keinen geringen Kampf zu überstehen, bis sie, ein blühendes Mädchen, alle Weltlust in ihrem Herzen überwunden hatte. „Dieser innere Kampf, erzählt der Verfasser, brach in der sechzehnjährigen Angelika (1607) als heftige Fieberkrankheit aus. Sie wurde in das elterliche Haus nach Paris gebracht, und besonders die aufopfernde Pflege der Mutter gewann ihr Herz sehr. Sonst wurden an ihrem Krankenlager nur alle möglichen Geschichten von Stadt und Hof abgehandelt, die reiche Kleidung ihrer Verwandten, besonders des ritterlichen Peter Arnauld, ihres Oheims, bestach ihre Sinne und ihr Herz. Es war ihr nun eine wichtige Frage, ob sie auch einen Schnürleib (corps de baleine) tragen sollte; sie hatte sich heimlich schon einen bestellt. — Allein am Ende entschloß sie sich, gegen so viele Liebe ihrer Eltern nicht undankbar, noch Christo ungetreu zu seyn, welchem sie sich mit Seel und Leib geweiht, oder vielmehr, welcher ihr so viel Ehre erwiesen, indem er sie so frühe zu seiner Braut erkoren. Ich entschloß mich denn also, „im geistlichen Stande zu bleiben und mir öffentlich in mein Kleid ganz einfach einen Leib von weißer grober Leinwand, ohne Fischbeinmachen zu lassen," um in der Bescheidenheit des geistlichen Standes zu bleiben. Indeß war sie nach der Krankheit, welcher eine drückende *Melancholie* vorangegangen war, nun so ausgelassen, daß ihre ehrenfeste Mutter sich angstvoll in aller Eile aufmachte, nach Port-Royal reiste, alle ihre Schränke und verschlossenen Gefäße aufmachte, um zu sehen, ob die junge Aebtissin nicht irgendwo Liebesbriefe verborgen halte." Doch des wunderbaren Mädchens starker Wille brach sich mächtig die eigene Bahn. Sie ergab sich der Frömmigkeit mit solchem Eifer, daß sie bald erkannte, welcher seelenlose Schlendrian in den Klöstern herrsche. Sie drang also auf eine strenge Reform. Nun denke man sich ein junges Mädchen, das zu reformiren anfängt! Man lachte sie aus, überhäufte sie mit Spott, ärgerte und hinderte sie auf alle Art. „Angelika aber dachte, sie sey sehr unglücklich, die Menschen aber sehr ungerecht; so lange sie noch unfähig gewesen, selbst zu wählen, habe man sie gebunden und seitdem in einer Lage festgehalten, in welcher sie nur elend seyn könne, da sie weder Beruf noch Neigung dazu gehabt. Da nun aber Gott den Fehler dieser Menschen durch seine Barmherzigkeit wieder gut gemacht, indem er ihr Liebe zu ihrem Beruf eingeflößt, stellen sich die Menschen wieder ihrem Glück in den Weg und verhindern sie, sich ihr Heil zu erwerben, indem man sie verhindere, den Pflichten ihres Berufs gemäß zu leben."

Die junge Schwärmerin verschloß sich nun mit den Nonnen, die sie bereits mit ihrem Feuer entzündet hatte, und gab ein auffallendes Beispiel von Energie,

indem sie sogar ihren ehrwürdigen Vater, der damals noch lebte, von der Thüre weisen ließ, damit keine Mannsperson ferner einen Vorwand habe, sich nach der bisherigen lüderlichen Sitte ins Kloster zu drängen. Seitdem hatte man Respect vor ihr und die Nonnen wurden immer mehr für ihre Reform begeistert. Auch ihre dritte Schwester Anna nahm jezt Angelika zu sich. Man höre, welchen Naivetäten sich die frommen Kinder hingaben. „Anna war damals doppelt glücklich, denn Gott gab ihr innerlich viel Freude und angenehme Regungen bei allen ihren äußeren Religionsübungen. Sie erzählte, sie habe einmal sich mit einem unendlichen Vergnügen in einer Meditation über die Nichtigkeit alles Irdischen unterhalten, während sie ein Ballet vor den Prinzessinnen habe aufführen sehen, wobei jede schöne Vorstellung ihr Gelegenheit gab, sich etwas von den unaussprechlichen Schönheiten des Paradieses vorzubilden.“

Angelikas Ruf verbreitete sich bald, und die bischöfliche Autorität ersah sie aus, auch in einem andern Kloster die Sittenzucht und den Anstand herzustellen. Wie es damals in den französischen Nonnenklöstern aussah, mag man aus der folgenden sehr interessanten Schilderung erkennen: „Indeß hatte Angelika 1618, noch vor des Vaters Tode, einen neuen Beruf erhalten, ein neues Feld des Kampfes war ihr aufgeschlossen. — Sie war als Kind schon einige Zeit in dem, nahe an der Straße von Paris nach Rouen gelegenen, Cisterzienserinnenkloster Maubuisson gewesen. Die Aebtissin dieses durch Blanca von Castilien, die Mutter von St. Louis gestifteten, königlichen Klosters war Madame d'Estrees, eine Schwester des Marschalls gleichen Namens und der schönen Gabriele, von welcher Frankreich jetzt noch singt, der Maitresse Heinrichs IV. Die Maitresse hatte indeß noch etwas bessere Sitten, als die Aebtissin, wie sie derselben denn auch öfters Strafreden hielt. Von ihren zwölf Kindern waren vier erwachsene Töchter um sie, unter dem Namen von Kammermädchen. Sie wurden nach dem verschiedenen Rang der Väter verschieden gehalten. Eine ganz besonders, die Tochter eines großen Herrn, war bestimmt, Coadjutorin, also mit der Zeit Nachfolgerin der Estrees zu werden. So weit hatte es die katholische Kirche Frankreichs gebracht, indem sie die reformirte Kirche auszurotten brannte. Die Sittenlosigkeit ist die würdige Schwester der sauberen Zwillingsbrüder, des Fanatismus und des Unglaubens. Je herrischer, je unnachsichtlicher wir gegen Andere sind, desto nachsichtiger, desto schlaffer gegen uns selbst. Alles, auch die Unnatur und Sünde, strebt nach einer Ausgleichung, nach einem Gleichgewicht. Die Estrees war früher Aebtissin eines Klosters bei Amiens gewesen; da sie aber ihre Schwester Gabriele bei sich hatte, wurde sie, zum Besten des Königs, zur Aebtissin des nahe bei Paris gelegenen Maubuisson gemacht. Mit Beibehaltung der ersten Abtei. — Auch die Nonnen führten nicht das strengste Leben, sie gingen öfters, die Priorin an der Spitze, am Wasser hin an einen verabredeten Ort, wo sie mit den Mönchen von St. Martin in Pontoise zusammentrafen und auf dem schönen Wiesengrunde tanzten. Louis XIII., Sohn von Heinrich IV., nahm sich vor, den aller Welt bekannten Skandal einzustellen; Boucherat, Abt von Citeaux, erhielt Weisung, eine Untersuchung anzustellen und die nothwendigen Maßregeln zu ergreifen. Allein aus Rücksicht auf die Familie, zumal da auch der Cardinal Sourdis Neffe der Estrees war, wollte er sie zuvor warnen lassen. Er schickte einige Mönche an sie ab. Die Aebtissin aber behandelte sie, wie der Adel in seinem Raubschlosse damals noch den Bürgerlichen, der in seine Gewalt fiel, mißhandeln zu dürfen glaubte. Die armen Mönche wurden eingesperrt und nach einem unfreiwilligen Fasten entlassen. Doch traute sie nicht ganz und stellte sich, als wollte sie sich und ihr Kloster reformiren, besuchte Angelika gelegentlich in Port-Royal, ihren Rath und Beistand, mit großen Bezeigungen des besonderen Zutrauens, zu erbitten. Allein sobald sie merkte, daß man nicht weiter gegen sie verfahre, wird sie dreister, so daß der Abt von Citeaux die lauten Stimmen, welche sich wider diesen Skandal erhoben, nicht mehr unbeachtet lassen konnte. Er schickte einen Geistlichen dahin ab, mit der Vollmacht, die Untersuchung einzuleiten. Dieser wurde aber mit seinen Leuten in einen Thurm gelockt, alle dort, vier Tage lang nur mit Wasser und Brod, der Bevollmächtigte, wohl zu besonderer Auszeichnung, noch mit täglichen Riemenstreichen (etrivières) regalirt. Nach vier Tagen war er so glücklich, zu entrinnen. Der Abt wagte nun endlich selbst, einzuschreiten, da die Familie ihm Vollmacht dazu gab, indem sie darüber aufgebracht war, daß die Estrees ihren Vetter, den Grafen Sanze, ohne Zustimmung der Familie, mit einer ihrer Novizen verheirathet hatte (1617). Allein die Estrees erklärte dem Abte ins Angesicht, daß sie seine Visitation nicht anerkenne, und er brachte dieselbe also ohne sie zum Abschluß, indem er die Nonnen einzeln verhörte. — Nachdem die Familie ihm noch einmal volle Gewalt gegeben, zu verfahren, ging er, zu Anfang Februar 1618, von Paris ab, mit Vollmachten des Hofs und Parlaments, sie zu suspendiren und zu den Reuerinnen nach Paris abzuführen. Ein Zug Archers, die Municipalgarde damaliger Zeit, begleitete ihn. Er eilte voran, sie zu überreden, sich mit gutem Willen darein zu fügen. Allein er wurde nicht vorgelassen. Die Archers mußten die Pforte einbrechen und fanden das Bett der Aebtissin noch warm; denn es war früh am Morgen. Dennoch

suchte man sie lange vergeblich, bis sie endlich belauscht wurde. Man fand sie, zu großem Aergerniß, in einem Schranke, wie sie aus dem Bett entflohen. Man legte die Halberstarrte wieder hinein; allein sie weigerte sich beharrlich, aufzustehen und sich anzukleiden. Da befahl der Prevot den Archers, das Bett an den vier Enden zu fassen; so wird sie in den Wagen und mit der Adresse an die Neuerinnen, unter Bedeckung nach Paris gebracht."

Nun kam Angelika, das Kloster zu reformiren. Allein sie fand eine große Partei gegen sich. Bisher hatten die Nonnen besonders auch mit den Junkern der Umgegend in gutem Einverständniß gelebt; man trieb allerlei Scherz und Kurzweil, wie auf einem vergnüglichen Landgute. Einzelne Nonnen hatten ihre eigenen Gärten mit Pavillons, wo sie Gesellschaften gaben. Man erheiterte die Gäste durch Komödien. Das Kloster war reich. Die lebenslustigen Nachbarn hatten davon gehörig Vortheil gezogen. Den Junkern war nichts fataler, als daß ihnen jetzt das klösterliche Freudenhaus verschlossen wurde. Sie gingen daher mit Vergnügen auf eine Verschwörung ein, welche die abgesetzte Aebtissin anzettelte. Eines Morgens überfallen sie das Kloster mit den Waffen in der Hand. Die Estrees steht an ihrer Spitze. Zornig gebietet sie Angelika, im Augenblicke abzuziehen; sie ergreift dieselbe, um sie nach der Thür zu ziehen. Aber die Novizen fassen Angelika am Gürtel und halten sich unter einander. Die Estrees reißt ihr den Schleier ab. Da entbrennt auch eine der Novizen, die Tochter eines tapfern Ritters, drückt die Estrees zu Boden und reißt auch ihr den Schleier ab. Diese, wüthend, ruft die Alten zu Hülfe, welche Alle aus der Kirche entfliehen; sie aber schreit noch lauter: Zu Hülfe, mein Bruder! zu Hülfe! man tödtet mich! Darauf bricht mit gezückten Schwertern Sanze mit seinen Gesellen herein. Einer schoß seine Pistole los, um zu schrecken. Und um keine Waffe unversucht zu lassen, war auch Dom Sabatier mit dieser sauberen Gesellschaft gekommen und drang in Angelika, zu weichen. Ja, antwortet sie, wenn man mich wegträgt. — Endlich, von beiden Seiten hin- und hergezogen, war sie erschöpft und wurde zur Kirchthür hinausgedrängt. Hier, im Hofe, hatte die Estrees einen Wagen warten lassen, die Entführung zu vollenden; Angelika wurde hineingenöthigt. Es war nun im Interesse der Prätendentin, alle Nonnen im Kloster zurückzuhalten; aber die von Port-Royal und die Novizen brechen durch die Schwerter durch, und wer nicht Raum im Wagen findet, hängt sich daran, um nicht von der Mutter getrennt zu werden. Der Wagen konnte sich nicht rühren, ohne daß eine oder die andere in Gefahr gewesen wäre, zerquetscht zu werden. Das wäre aber nicht im Interesse der Estrees gewesen. Die Frage einer Nonne: Aber, Mutter, wohin gehen wir? erinnert Angelika daran, daß sie im Wagen in der blinden Gewalt ihrer Feinde sey; sie eilt daher heraus, die Anderen ihr nach. Um ihre thätliche Protestation nicht auszusetzen, bewahrt sie wenigstens den Anschein, als ließe sie sich nur von der Estrees mit Gewalt hinausführen. Hinter der Pforte war ein Mann aufgestellt, das Hinausdringen der Anderen zu verhindern; eine der Nonnen aber ging mit fester Haltung und Ton auf ihn zu, eine andere hielt die Estrees außerhalb fest auf dem Boden sitzend, bis Alle hatten herauskommen können. Sie waren vollzählig, ihrer fünfunddreißig. Meine Lämmer sind Löwen geworden, sagt Angelika. — Die Festigkeit und der sichere Blick des Feldherrn und die Haltung der Truppen aber zeigt sich am wahrsten nach einer verlorenen Schlacht. Die Ausgetriebenen bewegten sich bald in guter Ordnung, in Procession, den Rosenkranz betend, gegen Pontoise. Wie der Soldat selbst im Treffen es doch bemerkt, daß ihm an der Uniform etwas fehlt, so bemerkten unsere Nonnen alsbald, daß ihnen die langen Schleier fehlten. Ein zerschnittenes Kleid, unter Alle vertheilt, ersetzt sie für das augenblickliche Bedürfniß. Ein Oberbeamter von Pontoise begegnet ihnen zu Pferd, spornstreichs die Estrees zu beglückwünschen, was diese denn auch als einen Beweis, daß die öffentliche Meinung, wenigstens der Vornehmen, für sie gewesen sey, bald geltend machte. In Pontoise herrschte aber die Pest. Sie treten in die erste Kirche ein, es ist die der Jesuiten. Sofort stellen sie sich, nachdem sie Gottes Obhut sich empfohlen, unter den unmittelbaren Schutz des Bischofs. Die Bürger gerathen in Bewegung über den neuen Anblick der um ihrer verschlossenen Frömmigkeit willen gerühmten Jungfrauen; aus allen Klöstern macht man Anerbietungen, einen Theil der Vertriebenen aufzunehmen. — Indeß wurde die Estrees mit Gewalt wieder vertrieben und Angelika mit den Nonnen ins Kloster zurückgeführt, wo sie nur noch zuweilen von den Junkern beunruhigt wurden, die ihnen von außen in die Fenster schossen.

Als nun dieses Kloster reformirt war, übergab man es einer vornehmen Dame, denn das Amt einer Aebtissin galt einer Ausstattung gleich. Angelika zog ab und, weil man ihr vorwarf, sie habe so viele arme Mädchen ins Kloster aufgenommen, die zu der Vornehmigkeit und zu dem verschwenderischen Leben der neuen Aebtissin nicht passen würden, nahm sie alle diese armen Nonnen mit sich nach Port-Royal, das nun bald überfüllt wurde.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 47.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 8. Mai 1839.

Französische Geschichte.

Geschichte von Port-Royal. Der Kampf des reformirten und des jesuitischen Katholicismus unter Ludwig XIII. und XIV. Von Dr. Hermann Reuchlin. Erster Band. Hamburg und Gotha, F. und A. Perthes, 1839.

(Schluß.)

„Da entbrannte der Wetteifer zwischen den Alten und den Ankömmlingen, gleichsam eine Verschwörung des Eifers, um das Feuer, die Gluth ihrer Liebe noch höher anzufachen. Man forschte, man machte allerlei Erfindungen, um sich abzutödten und zu erniedrigen, in Dingen, woran man kurz zuvor nicht gedacht hatte. Besonders eiferte die zarte, schwärmerischweiche Agnes mit einer göttlichen Eifersucht um die Seelen, alle Eigenliebe, alles Eigenleben, alle Menschengefälligkeit auszurotten, um Christo seine Bräute vollkommen rein darzustellen. Dabei gab sie aber ihren Mädchen nur die Reste des geistigen Tisches, an welchem sie sich selbst mit Christo speiste mit den Wollüsten (voluptés) der Buße, wenn sie neue Mittel suchte, sich selbst abzutödten.“

Bei diesem frommen Wetteifer wurden sie unterstützt durch Franz de Sales und durch St. Cyran, zwei äußerst fromme Männer, und sie erlangten solchen Ruf, daß überall neue Trostsuchende nach Port-Royal strömten, und daß ein zweites Port-Royal in Paris selbst gegründet werden mußte (dieses hieß de Paris zum Unterschied des alten des champs).

St. Cyran war ein vertrauter Freund des Jansen. Jansen, ein Holländer, eines Handwerkers Sohn aus der Grafschaft Leerdam, geb. 1585, kam zufällig nach Frankreich, wo er zehn Jahre lebte, ohne recht französisch zu lernen. Dieser tiefe Geist weckte die Lehre des Augustinus wieder auf und stellte den Jesuiten ein System entgegen, das zwar nicht ganz das von Luther oder Calvin, doch dem ältern Katholicismus nicht weniger feindlich war. St. Cyran wurde sein warmer Anhänger und blieb es, als Jansen nach den Niederlanden zurückging. Jansen trat an der Universität zu Löwen den Jesuiten scharf gegenüber, und erbitterte sie noch mehr durch die vortreffliche Flugschrift Mars Gallicus, die der deutsche Patriotismus nicht so ganz hätte vergessen sollen. In dieser Schrift rieth Jansen, die katholischen Niederländer sollten sich, wie die reformirten, zu einer Republik vereinigen und sowohl den Spaniern als den Franzosen trotzen, da beide äußere Feinde und von Jesuiten geleitet seyen. Zugleich warf er Frankreich die nichtswürdige Politik vor, die es damals befolgte, indem es im Ausland die Reformirten unterstützte und im eignen Lande verfolgte (1635). Drei Jahre darauf starb Jansen. Seine Lehre wurde aber in Frankreich durch St. Cyran und viele andere edle Männer, deren Vereinigungspunkt Port-Royal wurde, erhalten und verbreitet. Diese Lehre stimmte mit derjenigen Calvins darin überein, daß beide den Willen zur Hauptsache machten, während es bei den Lutheranern der Glaube war. Jansen behielt aber nicht nur viele katholische Lehrbegriffe, z. B. den vom Abendmahl bei, den die Reformirten verwarfen, und neigte zum Mysticismus, sofern er die Heiligung durch ein unmittelbares Eingehen Christi in uns lehrte. Gleichwohl war die ganze Lehre Jansens auffallend reformatorisch, drang auf wahre innere Besserung, verwarf den Schein, den Prunk, die Heuchelei, den bequemen Schlendrian und konnte sich insofern gegen den Vorwurf der Ketzerei nicht genügend vertheidigen. Die Jesuiten verfehlten nicht, unaufhörlich zu schreien, Jansenismus sey nur verkappter Calvinismus, und die Mühe, welche sich die Jansenisten geben mußten, ihren Katholicismus zu beweisen, machte ihnen die Jesuiten nicht geneigter, wohl aber die Reformirten abgeneigt. Herr Reuchlin bezeichnet

sehr gut die falsche Stellung, in der sich der Jansenismus zwischen der katholischen und reformirten Partei in der Mitte befand, und die Unzulänglichkeit der halben Maßregeln, zu denen er seine Zuflucht nahm.

Die Jesuiten triumphirten, St. Cyran kam ins Gefängniß, aus dem er nur befreit wurde, um aus Entkräftung zu sterben, 1643. Unterdeß hatten seine männlichen Freunde einen neuen Eremitenorden zu Port-Royal gestiftet, der im Sinn Robert d'Andillys gelehrte Beschäftigungen mit Feldarbeit und einem strengen Mönchsleben verband. Dies waren Le Maitre, Sacy, Fosse, Fontaine, Singlin &c. Eine höchst merkwürdige Colonie. Diese Männer schrieben ausgezeichnete Werke, standen in enger Verbindung mit den gelehrtesten Männern ihrer Zeit und arbeiteten zugleich wie gemeine Bauern und Handwerker. „Sacy hatte Gelegenheit genug, die menschliche Natur zu belauschen und zu klagen, deren angeborene Triebe, wenn man ihnen den gewöhnlichen Ausgang verriegelt, oft bei den kleinsten Gelegenheiten dennoch unversehens hervorbrechen und nur die Gestalt und den Gegenstand verändern. Die Einsiedler trieben zum Theil Gartenbau und Jeder wollte durchaus haben, was zu seinem Beruf gehörte. So geschah es denn, daß Leute, welche es für die größte Sünde gehalten haben würden, um einen Haufen Gold zu streiten, sich um ein wenig Dünger stritten. Sacy konnte sich oft des Lachens kaum erwehren, wenn er sie mit so wichtigem Tone ihre kleinen Angelegenheiten und Processe verhandeln sah. Der Eine verfocht die Rechte des Korns und des Hafers; ein Anderer behauptete, die Gemüse und der Kohl dürfen auch nicht verachtet werden, noch zu kurz kommen; da kam wieder Einer und legte ein Wort für seine Baumpflanzungen ein, mit welchen er den Schmerz hatte, sie nach so viel Mühe und so schönen Hoffnungen aus Mangel an Dünger sterben zu sehen; noch ein Anderer behauptete, sein Weinberg müsse das Vorrecht haben und verdiene Allem vorgezogen zu werden. Jeder glaubte Recht zu haben, da er ja nicht seinen Vortheil, sondern sein Geschäft und seinen Beruf im Auge hatte. — Als Sacy bei seinen griechischen Wurzelwörtern an das Wort Dünger kam, fügte er scherzend den Vers ein:

Le fumier au champ a la vogue."

Nun muß man sich dazu denken, daß diese so kindischen und doch so ausgezeichneten Männer mit den größten Philosophen ihrer Zeit, mit Descartes und Leibnitz, in Verbindung standen, und daß Pascal ihr wärmster Anhänger, der berühmte Dichter Racine ihr Zögling und Schüler war. Die Anfänge der modernen Philosophie und Poesie Frankreichs knüpfen sich an Port-Royal. Wie eine solche Verbindung der philosophischen Aufklärung mit der tiefsten Frömmigkeit möglich sey, lehrt uns die Geschichte aller Reformationen. Auch mit Luther waren die Aufgeklärten seiner Zeit, die in die heidnischen Studien vertieften Humoristen, in engem Bunde. Auch mit den spätern Reformatoren des versunkenen Lutherthums, mit Spener und Franke, war der Heros der Aufklärung, der sehr weltliche Thomasius, innig verbunden. In jeder Reform unterscheiden sich zwei Momente, die Opposition des tiefsten Gemüthes gegen den bisherigen Mißbrauch des Heiligen und die Opposition des gesunden Menschenverstandes und des Witzes gegen den Unsinn. Beide Momente haben sich in den Reformen Deutschlands immer zugleich geltend gemacht. Für Frankreich ist es nicht vortheilhaft gewesen, daß hier immer nur das eine (Verstand und Witz) durchgedrungen ist. Das Gemüth zog hier immer den Kürzern, und wie edle Männer sich mit heiligem Ernst einer Reform annahmen, sie wurden immer im Stich gelassen.

So ging es auch damals jenen edeln französischen Jansenisten in Port-Royal. Der Papst verdammte ihre Grundsätze durch eine Bulle, 1653. Die Sorbonne fügte ihren Bannfluch hinzu. Das arme Häuflein der Gerechten war verloren. Umsonst schrieb Pascal seine berühmten lettres provinciales, worin er seine tugendhaften Freunde von Port-Royal glänzend vertheidigte. Ihr Institut wurde aufgehoben, die Mitglieder mußten flüchten, 1656. Eine seltsame Begebenheit weckte noch einmal allgemeine Theilnahme für sie, doch nur auf kurze Zeit. Im Nonnenkloster zu Port-Royal de Paris nämlich wurden die unheilbar kranken Augen einer Nonne plötzlich auf Fürbitte der frommen Agnes durch Berührung eines Dorns aus der echten Dornenkrone Christi, die hier als Reliquie aufbewahrt wurde, zum Erstaunen der Aerzte, geheilt. Schaarenweise strömte nun das Volk zum Heiligthum und der Himmel selbst schien Port-Royal rechtfertigen zu wollen. Es wurden noch mehr Kranke geheilt. So „verdanken wir einem dieser Wunder eines der schönsten Gemälde der französischen Schule, die Heilung der Tochter des Malers selbst, Philipp Champagnes, durch die Kraft des Gebets von Agnes. Der Ausdruck der Ruhe, der verklärten Zuversicht auf die Erfüllung des Gebets, die kräftige Figur der knieenden Agnes, die zarte Gestalt der Kranken geben den tiefsten Eindruck der innigsten Harmonie und Friedens. Es ist dies Gemälde jetzt eine der Zierden des Louvre, wie einst Port-Royals, und keiner der geringeren Beweise für die Wahrheit dieser wunderbaren Thatkraft selbst." Allein es konnte nicht fehlen, daß die ganze Sache von den Jesuiten für Betrug ausgegeben wurde und Annat, der Beichtvater des Königs, der den geringen Erfolg seiner mittelmäßigen Schriften

den Jansenisten zuschrieb, ruhte nicht, bis der König durch einen Machtspruch auch das Nonnenkloster aufhob. Mit Gewalt wurden die frommen Nonnen aus den Armen ihrer sterbenden Mutter Angelika gerissen, die den Jammer der Trennung nicht überlebte, 1661.

Hier schließt der erste Band.

Lyrische Dichtkunst.

5) Hohenstaufenlieder von L. Bauer, J. Kerner, P. Pfizer, G. Rapp und F. Rückert. Für eine Alt- oder Baßstimme mit Begleitung des Pianoforte. Componirt und den edeln Dichtern verehrungsvoll gewidmet von Fr. Silcher. Op. 32. Stuttgart, S. G. Liesching, 1838.

Diese Sammlung erinnert an das schöne Bild von Hohenstaufen, das vor Kurzem in demselben Verlage erschien; bildende Kunst, Musik und Poesie vereinigen sich zur Feier des Gedächtnisses einer großen Zeit deutscher Geschichte und ihrer Reste. 1) Der Mutter Ahnung. Ludwig Bauers schönes Lied: „Wie regt das Schloß im Gewölk und Sturm;" aus seinem Roman „die Ueberschwänglichen." 2) Die Kaisergräber, von Georg Rapp. „Was wecken sie den Abt von Lorch?" 3) Barbarossa, von Fr. Rückert: „Der alte Barbarossa." In musikalischer Beziehung unstreitig die Krone der ganzen Sammlung. 4) Einst und Jetzt, von P. Pfizer, aus dem Anhang des bekannten Briefwechsels. „Meiner Heimath Berge dunkeln." 5) Hohenstaufen, von Justinus Kerner. „Es fehlt in stiller Dämmerung." Die Melodie schlägt auf erfreuliche Weise alte wohlbekannte Volkstöne an. 6) Irene und Graf Ludwig von Württemberg, von G. Rapp. „Die Kaiserin Irene." Es befremdet, in diesem Dichterkreis die Namen Uhland und Schwab nicht zu finden. Wäre Schwabs Konradin nicht zur Aufnahme geeignet gewesen?

6) Ausländische Volksmelodien mit deutschem und zum Theil aus dem Englischen u. s. w. übertragenem Text, gesammelt und für eine oder zwei Singstimmen mit Begleitung des Pianoforte und der Guitarre gesetzt von Fr. Silcher. 3tes Heft. Op. 30. Tübingen, Fues, 1838.

Das neueste Heft dieser schönen Sammlung enthält folgende Nummern: 1) Die Haine sind schattig, die Tage so lau, nach einem dänischen Volkslied. 2) La Suissesse au bord du lac, Würziger Hauch durchweht die Blüthenwipfel, aus der französischen Schweiz. 3) Ueber den Wellen tanzt schon dein Nachen, venetianische Melodie, der Text von Hermann Kurtz. 4) Die bekannte, in dem engen Kreise von drei Tönen sich bewegende Melodie J. J. Rousseau's mit Herders Text: Ohne dich wie lange. 5) Alle Lust hat Leid, indische Melodie, der Text nach Thomas Moore von Hermann Kurtz. 6) Ich wohn' in meiner Liebsten Brust, schottische Melodie, Text von Fr. Rückert. 7) Das Thal ruht still im Dunkeln, Text und Weise französisch. 8) Hinaus ach hinaus, schottisch. 9) Herr Peter, ein Lied von Hermann Kurtz zu einer irischen Melodie. 10) Ach, wie so traurig erhellt, nach Moore, zu einer neapolitanischen Melodie. 11) Bald ist über Berges Rand, Abendlied eines norwegischen Hirten.

7) Rheinische Lieder und Sagen von Adelheid von Stolterfoth. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1839.

Die gefühlvolle Verfasserin hängt mit inniger Liebe am alten Rhein, schildert die Naturschönheiten seiner Ufer und singt seine alten Sagen.

> Vorbei am Felsenriff
> Fahr glücklich du mein Schiff!
> Viel sind hinabgezogen
> O Rhein, auf deinen Wogen,
> Doch Keiner liebte dich
> Wie ich!
>
> * * *
>
> Tausendmal bin ich gezogen
> Her zu dir, geliebter Strand;
> Steine warf ich in die Wogen,
> Namen schrieb ich in den Sand.
>
> Lieder klangen von den Lippen
> In die freie Luft hinein;
> Und ich schaute von den Klippen
> Träumend in den tiefen Rhein.
>
> Von der blauen Nebelferne
> Wußt' er manch verlockend Wort,
> Und ich horchte gar zu gerne,
> Wie er rauschte fort und fort.
>
> Sah' ich Wolken d'rüber fliehen,
> Fühlt' ich leisen Sehnsuchtschmerz,
> Sah ich Schiffe mit ihm ziehen,
> Zog mit ihnen dann mein Herz.

Die hier gesammelten Rheinlandssagen sind schon früher einmal erschienen und in Nr. 81 unsrer Blätter von 1835 mit rühmlicher Anerkennung beurtheilt. Alle übrigen Gedichte sind neu und Ergüsse des Herzens, durch tiefes und zartes Gefühl und durch eine Anspruchslosigkeit ausgezeichnet, die man nicht immer in den Poesien der Damen findet.

Durch die Eichen schimmert westlich noch der tiefste Purpurschein,
Durch die Birken flimmert östlich Mondesantlitz sanft und rein,
's ist die Stunde, wo die Tassen klappern auf dem Silberbrett,
Und des Thees warm Gewässer strömet in sein altes Bett.

's ist die Stunde, die verwünschte, die ich oft vermaledeit,
Wo ich halb in Schlaf versunken, mit der Menschheit war entzweit,
Wo ich aufgeputzt und gähnend dummen Reden Rede stand,
Und in vieler Spreu mit Mühe wenig Waizenkörner fand.

Heute statt dem bunten Fächer trag' ich rauhen Haselstock,
Statt dem steifen Ordenskleide diesen leichten grünen Rock,
Farrenkraut mit stolzem Nicken grüßt herab von meinem Hut,
Und so steig' ich auf die Berge durch der Heide Blüthengluth.

Drunten aus dem Kohlenmeiler brechen Raucheswirbel dicht,
Und der Köhler schaufelt Grund auf und das Feuer zeigt sich nicht;
So verborgen oft im Herzen glüht die Flamme fort und fort,
Bis sie eine Schaufel Erde bannet, wie mit Zauberwort.

Ruhend nun auf höchster Klippe, wo ich oft gewesen bin,
Schau ich wieder in drei tiefe waldumrauschte Thäler hin;
Noch wie ehmals durch ihr Ufer murmelt dort der Wisperbach,
Doch vergangner Zeiten denkend seufz' ich leis' ein sehnlich Ach!

Wie viel Tage sind verloren und auf ewig mir geraubt,
Wo ich fern von edler Freiheit an die dumpfe Welt geglaubt.
Hier! ich schwör's zu dieser Stunde und bei jenem sanften Schein,
Dir Natur, du meine Liebe, dir allein getreu zu seyn.

Ohne Zweifel eins der zartesten Lieder, und von der wahrsten Empfindung dictirt. Von dieser Gattung finden wir noch mehrere Lieder einer liebenswürdigen Resignation und freundlichen Hingebung. Wie viel gesünder ist diese sich selbst so sanft tröstende Klage und eines vom Leben nicht befriedigten und einsamen weiblichen Herzens dennoch froher Muth, als die krankhafte Verzweiflung und das weibische Weinen so vieler unserer Dichter, die sich für Männer ausgeben. Die moderne deutsche Poesie ist in dieser Beziehung von einer vornehm thuenden Kränkelei in solchem Umfang angesteckt, daß die Aeußerungen gesunder, natürlicher und bescheidener Herzen selten genug und um so mehr zu schätzen sind. Wir können uns nicht enthalten, noch eins jener Lieder, seines natürlichen frischen Tones wegen, herzusetzen:

Wär' ich als ein Mann geboren,
Braucht' ich meines Geistes Macht,
Durch die Schlechten und die Thoren
Hätt' ich bald mir Bahn gemacht;
Aber mit dem Frauenherzen,
Das nur ruhig dulden muß,
Will ich schweigend alle Schmerzen
Tragen bis zum Ueberdruß.

Denk' ich jener glatten Zimmer,
Wo man schöne Phrasen tauscht,
Wo, beglänzt von Kerzenschimmer
Alle sitzen, theeberauscht;
Denk' ich jener klugen armen,
Hochgelehrten feinen Welt,
Möcht' ich jeden Baum umarmen
Draußen in dem grünen Feld.

Mehrere Lieder sind Erinnerungen an die Schweiz und Italien gewidmet, und einige begrüßen Hellas und seinen jungen König.

Bilderwerk.

Rheinisches Album, von Adelheid von Stolterfoth. Zehn Hefte mit 30 Stahlstichen. Mainz, Kunze, 1838. gr. 8.

Von derselben Verfasserin herausgegeben, und Beschreibung, Geschichte und Sage des Rheingaus und Wisperthales mit der Umgegend (besonders Mainz und Wiesbaden) enthaltend. Die Stahlstiche sind schön und das Werk als eine freundliche Gabe zu empfehlen. In den uns vorliegenden ersten fünf Heften (jedes Heft kostet nur 27 kr.) ist der Gutenbergsplatz zu Mainz, das neue Theater daselbst, der Dom daselbst und in demselben der Kreuzgang, die schöne gothische Kapelle zu Kidrich, die Klöster Eberbach und Noth Gottes, der Kursaal in Wiesbaden, dessen Inneres, die Burgen Geroltstein, Kammerberg und Rheinberg, Scharfenstein, Sonnenberg und die Schlösser Biberich und Johannisberg enthalten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 48.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 10. Mai 1839

Dramatische Dichtkunst.

1) Sämmtliche Schriften von Joh. Anton Leisewitz. Zum ersten Mal vollständig gesammelt und mit einer Lebensbeschreibung des Autors begleitet, nebst Portrait und Facsimile. Braunschweig, Leibrock, 1838.

Das einzige dramatische Werk, das Leisewitz geschrieben, ist so reich an eigenthümlichen Schönheiten, daß es seinen Ruf als Dichter begründet und erhalten hat. Julius von Tarent gehört in der That zu den besten Productionen der sogenannten Sturm- und Drangperiode. Wer dieses Stück noch nicht gelesen, noch seine Aufführung auf dem Theater gesehen, kann sich einen Begriff davon machen, wenn er an Lessings Emilia Galotti und Schillers Cabale und Liebe denkt, zwischen denen Julius von Tarent ungefähr in der Mitte steht. Leisewitz schrieb das Gedicht in derselben kraft- und gefühlvollen Prosa, und auch die Tendenz ist eine verwandte. Julius, Erbprinz von Tarent, liebt eine Nonne, und ist (wie Shakspeares Romeo) ganz aufgelöst in Liebe. Eben deßhalb hält ihn sein kriegerischer Bruder Guido für weichlich und feig und macht ihm in einer Anwandlung von Uebermuth die Geliebte streitig. Julius soll eine Andere heirathen; da bleibt ihm nichts übrig, als die Nonne zu entführen, aber Guido überrascht und tödtet ihn. Die sanftere, aber reine, treue, dauerhafte und unüberwindliche Liebe des einen, die wilde, rasche, eitle und flüchtige des andern Bruders contrastiren auf eine sehr poetische Weise. Beide sind gleich leidenschaftlich, doch jeder auf so ganz andere Art, daß sie sich wechselseitig zur Folie dienen. Eine schöne Wärme belebt das Gedicht, und in der gegenwärtigen Periode, in der die Dichtung fast nur noch reflectirt, mag es nicht unangemessen seyn, an die feurigen Gefühle jener Periode zu erinnern.

Dem Trauerspiele sind einige kleinere Aufsätze von Leisewitz beigefügt. Zwei „poetische Gespräche" sind merkwürdige Denkmäler vormaliger Preßfreiheit. In dem einen unterhält sich ein Bauer mit seiner Frau, da sie das letzte Mal vor ihrem Bette stehen, das ihnen morgen bei der Auspfändung genommen werden soll, über die Verschwendungen des Fürsten. In der zweiten unterhält sich der Fürst selbst mit einem Diener seiner Lüste, da erscheint ein furchtbares Gespenst, der Geist Hermanns des Cheruskers, der dem fürstlichen Urenkel gar erbärmlich den Text liest. Die dritte Reliquie des Dichters ist seine geistreiche Rede an die Gelehrten, deren Anfang hier stehen mag: „Glücklich ist der, meine Herren, der Pasteten isset und utramque rempublicam gehen läßt, wie sie geht! dem sein Schutzgeist, der bei seiner Geburt den ganzen Zweck seines Daseyns übersah, nichts wünschte — als eine gesegnete Mahlzeit! Der Kitzel, Alles zu wissen, versagt ihm den schmausenden Morgentraum nicht; ein Floh im Strumpf ängstigt ihn mehr, als alle Zweifel über seine Bestimmung, und er verlangt von dem göttlichen Lorbeer nur wenige Blätter — um sein Rindfleisch zu würzen. Nichts erinnert ihn an seine Sterblichkeit, als wenn zu viel Knochen im Frikassee sind, und nie geräth er in tiefes Nachdenken, als wenn er mit Erstaunen ausruft: Was für Geheimnisse stecken in einem Ragout! — Und was haben wir denn davon, daß uns alle Morgen der Fleiß sein: Erwache! in's Ohr donnert, daß wir der Natur, Freundschaft, Liebe und uns selber entsagen, daß uns das männliche Alter als Greise findet, kurz, was bezahlt uns das Unglück, gelehrt und berühmt zu heißen? Etwa, daß wir uns mit offenem Hemde vor einem Duodezband, oder in einer gestickten Weste, und neben uns unser Wappen, vor einem Quartanten sehen? Daß ein reisender Uffenbach unsere krummen oder geraden Beine bemerkt? Oder daß ein Stück Silber mit unserm Brustbilde von Liebhabern zu Juden, und von Juden zu Liebhabern wandert? Oder daß wir in einer schwärmerischen Minute die Ewigkeit bei allen vier Zipfeln zu halten glauben?

Freilich wird Alles, was unser ist, unter die Sterne versetzt. Aber haltet Ihr es einem rechtschaffenen Mann für anständig, die Sterne in ihren wohlhergebrachten Rechten zu beunruhigen, daß bald der Krebs seine Scheeren, bald die Jungfer ihren Reifrock einziehen muß, um unserm vielsylbigen Namen Platz zu machen? Die Sterne sind billiger, als wir. Wann hat der Wassermann Verse gemacht? oder der Skorpion Recensionen? Aber, im Ernste, ist Ewigkeit denn der Name Eurer Prinzessin? — Denkt Ihr denn wirklich durch Eure Strohhälmchen den Strom aufzuhalten, der Roms Staatsverfassung untergrub, in dessen trüben Strudeln Königreiche, philosophische Sekten und alexandrinische Bibliotheken wie Spreu schwimmen? — Aber möchte schwimmen, was schwimmen könnte, wenn nur nicht zuletzt die Geschichte hinten nach schwämme — oder, ohne Figur zu reden, das ist eben der Henker, wenn die Welt verbrennt, so verbrennt die Universalhistorie mit. — Das große All ist ein umlaufendes Rad; jede Speiche kömmt zu ihrer Zeit oben. — Alles wird Staub, und ein berühmter Namen in der Geschichte kömmt mir vor, wie ein Thierchen in Spiritus — eine kurze Frist zwischen Tod und Verwesung!"

Folgt dann noch ein längerer Aufsatz über die Armenanstalt in Braunschweig und über die Einrichtung von Armenanstalten überhaupt. Zuletzt einige Briefe. Im Eingang eine kurze Biographie des Verfassers, die nichts Außerordentliches darbietet.

2) Ferdinand Raimunds sämmtliche dramatische und poetische Werke. Herausgegeben von J. N. Vogl. Vierter Theil. Wien, Rohrmann und Schweigerd, 1837.

Der letzte Band der Reliquien eines unsrer liebenswürdigsten Dichter, nebst einer Biographie und dem Portrait desselben. Wir haben uns über Raimunds Verdienst bei Gelegenheit der frühern Bände (Literaturblatt 1837, Nr. 121) ausgesprochen. Der letzte enthält „die unheilbringende Krone," den „Verschwender" und einige lyrische Gedichte und Repetitionsterte. Ueberall begegnet uns auch hier Raimunds Gemüthlichkeit und Frohsinn und die so reiche und gefällige Phantasie, die alle seine dramatischen Träume so anziehend macht. Möchten sie sich noch recht lange auf unsern Bühnen erhalten. Sie sind ein Gegengift gegen die Unnatur der dramatischen Kunst, gegen die kalte Vornehmigkeit, wie gegen die pathetische Gespreiztheit und gegen die wahnsinnige Zerrissenheit. Man ruht in ihrem Anblick aus, wie auf einer lieblichen Oase in der Wüste.

3) Die Hermannsschlacht. Drama von Grabbe. Grabbes Leben von Ed. Duller. Düsseldorf, Schreiner, 1838.

Wieder eine Reliquie, das letzte Gedicht des armen Grabbe, nebst einem Lebensabriß desselben. Seine Hermannschlacht ist ganz in derselben Manier geschrieben, wie Hannibal, die Hohenstaufen und Napoleon. Kraftvollste Charakteristik des Historischen in wenigen Zügen, und dem Tragischen beigesellt derber Volkshumor in Gesprächen der gemeinen Krieger, beides aber hinneigend zur Karrikatur, zur dramatischen Travestie. Diese Manier Grabbes ist bekannt. Mit ihr rechten zu wollen, war schon, da er noch lebte, vergebens. Sein herrliches Talent sollte sich der Bizarrerie nicht entwinden. Mit ihm ist eine Kraft untergegangen, die der dramatischen Kunst größere Dienste hätte leisten können, wenn er in ihrer Anwendung weniger eigensinnig gewesen wäre. Doch er konnte nicht. Eine unheimliche Gewalt schien ihn zu verfolgen, die auch seinen frühen Tod herbeiführte. Frieden seiner Asche!

4) A Collection of English Miracle-Plays or Mysteries; containing ten Dramas from the Chester, Coventry, and Towneley Series, with two of latter date. — To wich is prefixed, an historical view of this description of plays. By William Marriot, Ph. Dr. — Basel: Schweighauser & Co. and Brockhaus & Avenarius, Paris, 1838. Pag. LXIII, 291. gr. 8.

Die Sitte, durch öffentliche, mehr oder minder mimische Darstellungen religiöser Gegenstände auf die Empfindungen des Glaubens einzuwirken, ist gewiß so alt als die Religion selbst. Wir finden die Mysterien bei allen christlichen Nationen. Der Ursprung dieser dramatischen Gedichte datirt sich in das tiefste Mittelalter zurück, die Aufführung derselben war auch nur bei jener Gluth des Glaubens, jener Reinheit der Phantasie und dem durchaus kerngesunden Sinne jenes Zeitalters möglich, wo Charaktere, deren Heiligkeit man anbetet, durch die gleichsam individuellere Bekanntschaft mit ihnen, die durch jene Gedichte herbeigeführt wird, in den Augen des gläubigen Volks nicht herabgezogen, nicht erniedrigt werden.

Der gelehrte Herausgeber, dem wir das angeführte Werk verdanken, leitet den Ursprung der englischen Mysterien von Frankreich her und beweist, daß das erste Stück dieser Art in England von einem Franzosen ums Jahr 1100 geschrieben worden sey. Die erste Nachricht

von einer theatralischen Darstellung dieser Art in England wird aber erst von Mattheus Paris erwähnt, welcher ums Jahr 1240 schrieb; obgleich schon Fitzstephens, der ums Jahr 1182 schrieb, berichtet, daß in London statt der gewöhnlichen Schauspiele, Darstellungen einer heiligeren Art, nämlich aus dem Leben der Märtyrer gegeben werden. Zur Erhaltung dieser Darstellungen trugen die Pilgrime, die aus dem heiligen Land kamen, außerordentlich viel bei, reisende Minstrels dichteten fromme Gesänge und verwebten sie mit den vorhandenen Darstellungen. Der Herausgeber geht nun die fernere Geschichte der Mysterien in England durch und wir wollen Einiges daraus mittheilen. In Chester kamen die Mysterien ums Jahr 1268 auf, und wurden hier mehrere Jahrhunderte hindurch aufgeführt; gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts nach York, wo sie bis ins 15te Jahrhundert dauerten, ob in derselben Gestalt und mit demselben Eindruck auf das Volk, ist schwerlich zu glauben, indem nach einer Verordnung vom 7. Juni 1417 beim Frohnleichnamsfest gegen den Unfug, den öffentliche Personen verursachen könnten, das Volk ermahnt wird. Der Herausgeber geht nun die verschiedenen Rollen durch, welche die Innungen bei einer solchen Feierlichkeit hatten, eine Liste, die 5 volle Seiten einnimmt, wobei man sich also einen Begriff von der Zahl der Stücke und der Länge der ganzen Festlichkeit machen kann, die in jener Zeit auch so ausgeartet war, daß sie mehrere Tage in Anspruch nahm, so daß auf dem Kirchenconcilium zu Constanz drei Stücke: die Geburt unsres Erlösers, die Ankunft der Magiers und Herodes Kindermord, vom 24. Januar 1417 bis zum 31. desselben Monats dauerten. Es ist begreiflich, daß in dieser Zeit die Mysterien ihre Bedeutung und Wirkung nicht mehr erfüllten. Possenreißer, die in abenteuerliche Masken gehüllt, den Teufel spielten und Dämonen machten, entwürdigten die ganze Scene, eine Entwürdigung, die nur in einer religiös so sehr gesunkenen Zeit Gefallen finden konnte. Der Herausgeber geht nun die verschiedenen Epochen durch, die die Mysterien in England gemacht haben, und führt ein kleines Stück (S. XXXV) wörtlich an, von dem Sandys behauptet, daß es noch jetzt in einigen westlichen und nördlichen Provinzen Englands gegeben werde. Das Stück heißt Ritter Sanct Georg und der Drache, ein Weihnachtsstück. Es ist mit vielem Humor geschrieben. Der Inhalt ist kurz der:

Erst kommt ein türkischer Krieger und behauptet mit stolzen Worten, er wolle mit St. Georg kämpfen, und geht ab; sodann erscheint Vater Christtag, kündigt sich als solcher an und ruft nun den König von Egypten; dieser ruft dem heiligen Georg, und dieser will mit dem Drachen fechten. Der Drache erscheint und hält eine Rodomontade an den St. Georg; sie kämpfen mit einander und der Drache erliegt. Nun ruft der Vater Christtag einen Doctor und frägt diesen, ob er den Drachen heilen könne, dieser bejaht, verlangt aber 15 Pfund, meint jedoch, für einen solchen Lumpen, wie Vater Christtag, wolle ers um 10 Pfund thun; er curirt nun wirklich den Drachen, das Gefecht wird erneuert und der Drache von St. Georg noch einmal umgebracht. St. Georg ficht nun mit dem türkischen Krieger um Sabra, die Tochter des Königes von Egypten, und erlegt diesen Gegner wie den Drachen zweimal. Dasselbe Gefecht erneuert sich nun mit dem Ritter Turpin. Zum Schluß hält Vater Christtag einen Epilog, in welchem er das Publikum um Geld bittet.

Nun spricht der Herausgeber über die drei Classen von Mysterien, die er behandelte, Chester, Coventry und Towneley oder Widkirk. Manche halten die Chesterstücke für die ältesten, allein der Sprache und dem Versbau nach scheinen es fast die Towneleystücke zu seyn. Das Alter ist aber natürlicherweise schwer zu entscheiden, weil diese Stücke in verschiedenen Abschriften und Gestaltungen vorhanden sind. Merkwürdig ist die Art und Weise, wie diese Stücke dargestellt wurden; nach Strutt verhält es sich folgendermaßen. Es waren auf dem Theater drei terassenförmige Bühnen übereinander. Auf der obersten war Gott Vater mit seinen Engeln umgeben, auf der zweiten erschienen die Heiligen und Propheten und auf der untersten agirten die Menschen. Auf einer Seite dieser untersten Bühne befand sich eine dunkle Höhle, aus welcher zuweilen ein Geheul und Gewinsel heraufdrang und wo die Teufel und Dämonen, so aufzutreten haben, ab- und zugingen. Die Chesterstücke, mit denen der eigentliche Text beginnt, zeichnen sich dadurch aus, daß sie sich möglichst an den Text der heiligen Schrift halten, und diesen in einer würdigen, aber ungezwungenen einfachen Darstellung wiedergeben. Die hier angeführten heißen die Sündfluth und der Antichrist. Von den Coventrystücken sind drei aufgenommen, die eigentlich Theile eines Ganzen sind, das freilich nicht Einen Verfasser hat, Josephs Eifersucht, Josephs Hochzeit mit Maria, und die Geburt Christi. In diesen Stücken ist schon mehr auf poetische Darstellung der Charaktere und psychologische Entwicklung verwandt, auch kommen Nebenpersonen vor, deren Handlungen zum Theil als Commentar zum Ganzen dienen, wie verschiedene Doctores legum, der Denunciator &c. Im letzten Stück „the natovity" besonders spielt der Nonceose, der stets altfranzösisch spricht, die Rolle eines Erklärers. Die Anachronismen, welche in beiderlei Stücken vorkommen, sind merkwürdig. So gebraucht Noa's Weib Betheurungen bei Jesus Christus und Herodes ruft den Mahomet an. Diese Anachronismen liegen ganz in der Zeit der Entstehung dieser Gedichte und sind ebensowenig

auffallend, als die in den Gemälden des Mittelalters vorkommenden.

Die Townley-Miracelstücke zeichnen sich durch tiefe poetische Auffassung der ethischen Momente aus, so daß es ihnen nicht an lyrischen Stellen von der angreifendsten Art fehlt. Die hier enthaltenen heißen: Pharao, die Hirten, die Kreuzigung, die Hervorrufung der Seelen aus der Unterwelt, und das jüngste Gericht. Wir theilen als Probe eine der ergreifendsten Stellen des letztern in deutscher Uebertragung mit, in der wir, so weit es immer die schwierige Form erlaubte, uns genau an das Original hielten. Es sind dies die Worte eines Sünders, der vor das Gericht gezogen wird. (S. Seite 176 Quartus Malus):

Weh mir, ich bin verloren! ein sinnverzehrend Klingen
Tönt mir in meinen Ohren, wohl hört' ichs zu mir dringen,
Weh, wär ich nie geboren! was wird der Tag wohl bringen?
Mein Denken wird er richten, mein Thun in bösen Dingen,
Reif ist mein böses Thun, hier hilfe kein Trug noch Schein,
Was je ich that, liegt nun am Tag zu meiner Pein,
O wär' ich nur verborgen! mein sündlich Thun und Seyn
Stürze volle Last von Sorgen auf mein Gewissen ein.
Könnt' ich entfliehn, weh mir! dem eigenen Gewissen
Den Lohn, gefesselt hier werd' ich erwarten müssen;
Glaubte nicht zu sehn jetzt schon den Tag voll Kümmernissen!
Was werd' an seinem Thron ich, weh! zu sagen wissen?
Sein blutig wundes Mal, wie werd ich drob erbeben,
Wie vor ihm stehn, o Qual! zu ihm mein Aug' erheben!
Jetzt komm' ich schnell vor ihn, er gab mir langes Leben,
Mein Hoffen ist dahin; weh! wird er Gnade geben?
Weh! Schurke sonder gleichen, was hat dich je bewegt?
War dein Herz zu erweichen, von Sünde stets erregt?
Schau, wie er hat so gütig in Liebe dich gehegt,
Blind warst du übermüthig: — nun deine Stunde schlägt!
Weh mir! mein Geiz, mein Neid, mein Zorn, mein böses Frommen,
Des Nachbars bittres Leid, wie sehr wars mir willkommen,
Des Nächsten Untergang, wie gern von mir vernommen,
Vor mir wird selbst mir bang, nun wird mein Lohn auch kommen.
Mein Willen und mein Wort konnt' alles früher wagen,
Nun steh' ich mir zum Tort, kann keinen Trost mir sagen;
Wär ich doch hier und dort. — Nie fühlte mein Herz klagen,
Weil ich an jenem Ort die Unschuld hart geschlagen.
Weh! würdig war mein Vater, von dem zur Welt ich kam,
Stets lenkt er mich zum Besten, den Lehren war ich gram;
Ermahnt hat mich die Mutter, ermahnt so tugendsam,
Seit meiner ersten Stunde; weh mir! o Fluch! o Scham!

Die beiden letzten Stücke, der israelitische Kindermord, und Gottes Verheißungen betitelt, zeichnen sich durch nicht minderen poetischen Reichthum aus, als die letztgenannten. Sie scheinen uns provençalischen Ursprungs zu seyn, indem die Versform, in der sie geschrieben sind, die meiste Aehnlichkeit mit den provençalischen Stanzen hat. Am Schlusse ist ein Glossar beigefügt, das die schwierigsten Wörter erklärt, es ist diese Zugabe für den deutschen Leser besonders dankenswerth, nur in mancher Hinsicht noch etwas unvollständig. Druck und Papier unterscheiden sich in nichts von englischen Arbeiten und sind ein Beweis von der Vervollkommnung unserer deutschen Officinen. Möge dieser interessanten Schrift diejenige Aufnahme zu Theil werden, die die geschmackvolle Auswahl und elegante Ausstattung desselben verdient.

F. M. D.

Romane und Novellen.

52) Novellen und Erzählungen von Hermann von Keyserlingk. Königsberg in der Neumark, Windolff und Striese, 1838.

Der Verfasser bringt sich selbst in Verbindung mit den Personen, die er schildert, indem er mit ihnen auf Reisen, in Bädern rc. Bekanntschaft macht und sie erzählen läßt. In der ersten Novelle wird ein mysteriöser alter Mann eingeführt, der den Leuten Unglück weissagt und immer Recht behält. In der zweiten unterhalten wir uns ganz heiter im Karlsbad, doch der Selbstmord eines Polen endet das Ganze tragisch. In der dritten reisen wir über das kurische Haff und lernen einen Officier der weiland großen Armee kennen, der nach Rußland zurückkehrt, um eine an der Beresina verlorene Brieftasche zu suchen, das Vermächtniß seines Obersten, an dessen Tod er Schuld war. Die vierte handelt von einem auf dem Schlachtfeld gefundenen Kinde, einem Mädchen, die glücklich geborgen endlich Gattin eines würdigen Mannes wird. In der fünften lernen wir mährische Brüder und ein Mädchen dieser Sekte kennen, die gottergeben den ihr durchs Geschick zugewiesenen Tölpel von einem Mann einem jungen geistreichen Studenten, von dem sie feurig geliebt wird, vorzieht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 49.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 13. Mai 1839.

Lyrische Dichtkunst.

8) Gedichte von Eduard Vogt. Stuttgart, Hallberger, 1839.

Das gesangreiche Schwabenland bringt immer neue Dichter hervor, unter denen sich verhältnißmäßig Viele auszeichnen. Auch die vorliegenden Gedichte beurkunden ein noch junges, aber reiches Talent. Ihr Inhalt ist der Frühling und das menschliche Herz, die ewigen Gegenstände der lyrischen Poesie; doch geht ein Zug inniger Frömmigkeit charakteristisch hindurch. Daher vergleicht sich der Dichter mit einer Lerche:

Sonne sendet warme Strahlen
Und der Himmel webet Düfte,
Leget sie als weichen Schleier
Ueber Thäler, Wald und Klüfte.

Unten ist noch wüstes Leben,
Braune Erde, kahle Wälder,
Brausend stürzen trübe Wellen
Ueber Wiesen hin und Felder.

Aber oben ist's schon helle,
Blau der Himmel, warm die Sonne,
Eine Lerche singt schon fröhlich
Von des nahen Frühlings Wonne.

In der zarten Anwendung von Naturbildern ist der Dichter besonders glücklich:

Eisblumen.

An den Fenstern klar und hell
Weiße Blumen prangen,
Duftgeboren sind sie schnell
Nächtlich aufgegangen.

Aber wärmer wird die Luft
In dem Stübchen innen
Und der Blumen zarter Duft
Fängt an zu zerrinnen.

Deine Freuden, armes Herz,
Sind ein nächtlich Wähnen,
Das am Morgen rinnt in Schmerz
Wieder ab als Thränen.

Tag- und Nachtblümlein.

Mein Herz ist, wie auf einer Au'
Ein Tag- und Nachtblümlein,
Zwei Blättchen, die sind dunkelblau,
Und ein's hat gold'nen Schein.

Blickst du mit liebem Aug' zu mir,
Dann strahlt das Eine hell,
Doch schaust du wieder weg von mir,
Da wird's so dunkel schnell.

Da hüll' ich in die samt'ne Nacht
Der Andern ganz mich ein,
Nur wie im Traum das Eine lacht
Noch freundlich zu mir herein.

Mond.

Der Mond mit seinem sanften Licht
Schwimmt durch den Aether hin;
Und meinet ihr, er scheine nicht,
Wann ihr ihn seht nicht zieh'n?
Wo er auch wandelt seine Bahn,
Schaut ihn die Sonne freundlich an.

Sey, wie der Mond, o du mein Herz,
Und bleibe sanft und rein;

Meinst du auch oft in herbem Schmerz
Erloschen sey dein Schein —
Wo du auch wandelst deine Bahn,
Schaut Gottes Lieb' dich freundlich an.

Zuweilen ahmt der Dichter auch unmittelbar die Natur in Bild und Ton nach und zwar auf eine sehr treue Weise, daß man sie zu sehn und zu hören glaubt:

Quellbach murmelt
Von dem Felshang
Durch die Büsche,
Epheu turmelt
Ein Gewind lang
In die frische,
Kühle Fluth.
Auf dem Moose
Sitzt der Wand'rer
Still und ruht;
Sieht in Träumen
Halbversunken
Silberfunken
Schnell verschäumen.
So zerrinnen
Glück und Freude,
Was da innen
Ach so selig!
Lebt und ruht;
In dem Leide
Schwinden mählig
Die Gedanken.
Epheuranken
Sinken in die kühle Fluth.

Zu den lieblichsten Naturbildern gehört folgendes:

Das Waldkirchlein.

Ein Glöcklein tönt wie aus der Luft
Vom Kirchlein in der Felsenwand,
Und klingt von Berg zu Berg und ruft
Mit heller Stimme in das Land.

Es ruft die Sennen zum Gebet
Früh bei der Sonne erstem Strahl,
Und Abend's wann sie niedergeht. —
Ruft es des Engels Gruß in's Thal.

Der schwebet aus der Felsenwand
Auf goldnen Wölkchen dann heraus,
Schwebt segnend über's ganze Land,
Um jede Hütte, jedes Haus.

Drum ist gesegnet dein Gefild,
So lang' das Glöcklein tönet hell —
Ein Himmelsbote ist dein Schild —
Halt' fest am Glauben, Appenzell!

Ueberhaupt waltet in diesen Gedichten ein religiöser Geist, ohne der poetischen Lebendigkeit und der Frühlingslust und Naturliebe einen Zwang anzuthun, vielmehr aufs innigste mit einer warmen Phantasie vermählt. In einem seiner vortrefflichsten Gedichte „die Lieder der Zeit" klagt der Verfasser über die Oberflächlichkeit und Unwahrheit der modernen Poesie, weil sie wesentlich auf Befriedigung persönlicher Eitelkeit ausgehe, und von Gott und Vaterland wenig oder nichts mehr wisse, in Kleinlichkeiten und Sonderbarkeiten befangen, vom Heiligen und Großen sich abgewendet habe. Wirklich sehr gut charakterisirt er das eitle und kokette Seufzen und Weinen der Poeten, denen der wahre und große Schmerz doch fehlt.

Es ist ein künstlich Moduliren,
Und eine hohe Dudelei,
Man will entzücken, man will rühren,
Und schämt sich echter Melodei.

Er singt in schmelzenden Accorden
Von seiner Lust, von seinem Leid,
Wie er verschmäht, begünstigt worden,
Von Liebchens Locken, Brust und Kleid.

In Thränen möchte der zerfließen
In der Gefühle Ueberfluß,
Er wähnt, die Liebe zu genießen,
Und ist sich selber nur Genuß.

Dann rauscht der Schmerzen wildes Klagen,
Dann knirschet der Verzweiflung Hohn,
Das Herz wird blutig erst geschlagen,
Ein grelles Lied ist dann der Lohn.

Endlich von diesen Eitelkeiten gelangweilt, träumen sich die Dichter in die Vergangenheit und in fremde Situationen hinein, und wissen nie das Große und Gewaltige in der Nähe zu finden, weil ihr Herz von Gott und Vaterland abgewendet ist:

Was zieht ihr denn nach Süd und Norden
Und Ost und West in Schaaren aus,
Und horchet, was gesungen worden,
Und singt es wieder nach zu Haus?

Habt keine Heimath ihr im Herzen?
Gibt's nimmermehr ein deutsch Gemüth,
Das aus sich selbst in Lust und Schmerzen
Der Lieder langen Faden zieht?

Aus dem Zusammenklang der Lieder
Tönt es heraus wie kalter Spott,
Wie Eis durchrieselt es die Glieder —
Es fehlt in Eurem Liede — Gott!

Kein Mund tönt mehr, den Herrn zu preisen,
Weil er in keinem Herzen ist,
Man labt sich trefflich an den Speisen,
Daß man den Geber drob vergißt.

Man singt von Allem, was da lebet,
Das Kleinste schmücket man mit Ruhm,
Wenn man an Himmel sich erhebet,
So bleibt man nur vom Schöpfer stumm.

Man kann nicht fromm seyn, kann nicht glauben,
Die Lippe weiß nichts vom Gebet,
Was Wunder! wenn aus solchem tauben
Gesäme keine Blüth' ersteht!

O reißet nieder die Kapellen,
Die jeder baut dem eig'nen Ruhm,
Auf, Dichter! schwinget eure Kellen,
Baut auf der Dichtkunst heil'gen Dom!

Solche Gesinnungen machen dem Dichter große Ehre. Möchten sie nur allgemeiner getheilt werden! An poetischen Nürnberger Spielwaaren fehlt es uns nicht, aber den großen Dom auszubauen, dazu gebricht es an Kraft und Gesinnung. Jeder will, wie Goethe vom Kölner Dom sich wünschte, nur ein „Scheinkapellchen" in seinem Garten haben.

Neue Reisen.

1) Reise durch Schweden im Sommer 1836. Von Ferdinand von Gall. Zwei Theile. Bremen, Kaiser, 1838.

Der Reisende empfiehlt sich durch eine den jetzigen Touristen nicht mehr sehr gewöhnliche Bescheidenheit, und durch einfache Darstellung des klar aufgefaßten, ohne jenes eitle Raisonnement, ohne jene Maullüderlichkeit, Suffisance und Renommisterei, mit denen die Reiseskizzirer und Reisenovellisten Dutzende von Bänden und Bändchen füllen.

Herr von Gall ging über Kopenhagen, Gothenburg, den Göthakanal hinauf, besah unterwegs den weltberühmten Wasserfall zu Trollhätta, und kam über den ungeheuern Wenersee, Oerebro, Westeras und den inselvollen Mälarsee nach Stockholm. Hier eine kurze Schilderung des Trollhättafalls: „Der Felsen, auf dem ich stand, erhebt sich auf seinem höchsten Punkte wohl 20 Fuß über das unebene steinige Bett des dahin stürzenden Stromes, dessen aufgeregte, sich immer und immer gegen den festen Granit zerschellenden Wellen ihre schäumigen, perlenden Wasser bis weit hin auf die Insel schleudern. Richtet man seinen Blick hinauf nach der Höhe des Berges, so sieht man, wie sich der ganze Strom, weiß wie ein Streifen eben gefallenen Schnees, von da oben herab auf einer Strecke, von gewiß 500 Schritten, unserem Standpunkte entgegenstürzt, da angekommen, mit furchtbarer, anscheinlich unwiderstehlicher Gewalt, gegen den kühnen Felsen antobt, der aber mit unerschütterlicher Ruhe seine festen Granitmassen dem tobenden Elemente entgegen setzt, und es zwingt, seine Wassermacht in zwei Arme theilend, eine andere Richtung zu nehmen. Beide Arme, von welchen der rechte der bei weitem stärkste und prachtvollste ist, stürzen sich nun mit einem betäubenden Getöse um die kleine Insel ihrer Vereinigung zu, wobei der großartigste Kampf des Elements entsteht, den man sich denken kann. Durch die etwas bogenförmige Richtung der beiden Ströme brausen ihre Wassermassen, einem und demselben Punkte unterhalb des Felsens, so entgegen, daß beide Gewalten entgenwirkend zusammentreffen. Da sieht man denn deutlich, wie die schäumenden, sprudelnden Wellen des stärkern, rechten Armes, die unaufhörlich gegen ihn anstürzenden Wasser des linken, schwächern, weit zurückschleudern, der aber unermüdet immer neue Kräfte an die Stelle der schonungslos zurückgeworfenen, seinem unbarmherzigen Gegner entgegen führt, und dadurch, wenn auch scheinbar immer unterliegend, doch die Wiedervereinigung erkämpft, nach welcher der Strom noch weithin seinen sich über Felsen stürzenden Lauf fortsetzt. — Unser freundlicher Obrist zeigte uns, während wir noch bei dem Falle waren, einen Felsen, der nach folgender alten Tradition den Namen „Schneiderfelsen" führt. — Ein Schneider, der wegen mehrerer Verbrechen zum Tode verurtheilt war, bat so flehentlich um sein junges Leben, daß der damalige Machthaber über Leben und Tod sich erweichen ließ, den Flehenden unter der Bedingung zu begnadigen, wenn er auf diesem Felsen sitzend, mit in den Abgrund hängenden Beinen, einen Rock nähen würde. Es war zwar keine kleine Aufgabe für das ängstliche Gemüth des jungen Schneiders; aber es war das einzige Mittel, sein Daseyn zu fristen. Zitternd und zagend ließ er sich auf dem gefährlichen Platze nieder, ergriff Tuch und Nadel, und arbeitete tapfer darauf los. Gegen Abend war sein Werk vollendet; er stand auf, um sich des so geretteten Lebens zu erfreuen, aber da ergriff ihn ein so mächtiger Schwindel, daß seine

Füße unter ihm schwankten, und er hinab in die ihn zerschellende Brandung stürzte."

Der Verfasser verschmäht es nicht, solche kleine Züge in seine Gemälde aufzunehmen. So erwähnt er des Thurmknopfs auf der deutschen Kirche zu Stockholm, der zu einem seltsamen Prozeß Veranlassung gab. Als der Thurmknopf mit vieler Mühe aufgesetzt war, erfuhr der Pfarrer erst, daß Jemand ein gegen ihn gerichtetes Pasquill heimlich in denselben hineingelegt habe. Der Pfarrer, dem es um seine Ehre bei der Nachwelt sehr zu thun war, verklagte den Jemand, wurde nun aber zum Beweise aufgefordert und kam in die größte Verlegenheit, da er nicht wußte, ob das Ganze nicht vielleicht eine bloße Mistifikation sey. Ob er auf eigne Kosten den Thurmknopf wieder habe abnehmen lassen oder nicht, wird nicht gesagt.

Herr von Gall fand Stockholm, wie alle Reisende, sehr schön, auch im Lande, so weit er es sah, viele höchst reizende Gegenden, das Volk durchgängig schön, kräftig, bieder und ehrlich, nur etwas zu gemüthsruhig für die Ungeduld eines Reisenden, und das Landvolk sehr dem Branntwein ergeben. Von der Physiognomie des Landes gesteht er, früher eine ganz andere Vorstellung gehabt zu haben. Er hatte sich Schweden voll Wälder und pittoresker Felsen und Wasserfälle gedacht, fand aber vorherrschend nur bebaute Ebnen wie bei uns, unmalerische Hügel, weite steinige Flächen, die Gebirge selbst mehr abgerundet als zackig 2c. Vortreffliche Pferde und Wege erleichtern die Landreise durch das ganze Land, aber die Karren, auf denen Herr von Gall fahren mußte, müssen einen kleinen Vorschmack von Gerädertwerden geben. In Stockholm sah er alles Sehenswürdige, und besonders auch den König, dessen jugendlich kräftiges Aussehen zu Pferde bei seinem hohen Alter ihm angenehm auffiel. Von der Schönheit der schwedischen Damen weiß er nicht genug zu rühmen, doch fand er die Männer noch schöner, und gesteht, oft auf der Straße stehen geblieben zu seyn, um einer Heldengestalt nachzusehen, wie sie diesseits der Ostsee nicht leicht gefunden wird.

Von Stockholm reiste Herr von Gall allein, ohne der schwedischen Sprache mächtig zu seyn, tiefer ins Land, indem er sich der schon erprobten Ehrlichkeit des schwedischen Volks unbedingt anvertraute. In Upsala besuchte er den berühmten Geschichtschreiber Geijer. Ferner bereiste er die Bergwerke von Falun und Dalekarlien, das Land der alten Kraft und Treue. Ueberall fand er Gastfreundschaft und Biederkeit.

Sehr gut sagt er am Schlusse: „Wie oft hat man nicht die Schweden les français du nord nennen hören? Eine hochstehende Person bediente sich einst, vielleicht nur in einer speciellen, besonders motivirten Beziehung dieses Ausdruckes, der dann von Mund zu Mund ging, und allmählig zur Kenntniß der civilisirten Welt gekommen ist. Worin aber die zu einem solchen Vergleiche berechtigende Aehnlichkeit der Schweden mit den Franzosen liegen soll, wird mir stets ein Räthsel bleiben, da die Verschiedenheit im Charakter beider Nationen so groß ist, daß man eben so gut die Engländer die Italiener des Nordens nennen könnte."

Romane und Novellen.

53) Die Pilger der Elbe von L. Mühlbach. Mit 4 Stahlstichen. Altona, Hammerich, 1838.

Die Stahlstiche sind schön, der Text aber ist, wie die Verfasserin gar nicht verhehlt, eine bloße Nachahmung von Bulwers (langweiligen) Pilgern am Rhein. Die Pilger bewundern wie billig die reizenden Gegenden an der Elbe, die zum Theil hier in Stahlstich dargestellt sind, und daran knüpfen sich Betrachtungen, Erinnerungen 2c. Als Episode wird die Geschichte der berühmten Aurora von Königsmark, Maitresse des König August, eingeflochten. Bekanntlich war die schöne Aurora, wie ihre neulich erschienenen Memoiren und Briefe bewiesen haben, ein kaltes, nur ihren Vortheil berechnendes und nur für Geldgeschäfte interessirtes Geschöpf. Dies hindert inzwischen die Verfasserin nicht, einen Engel aus ihr zu machen, bei der alles reinste uneigennützigste Liebe ist.

54) The pilgrims of the Rine by Ed. L. Bulwer. Mit vergleichendem und erklärendem Wörterbuche. Zweite Auflage. Leipzig, Weygand (Commission).

Schön gedruckt, aber auf etwas durchschlagendem Papier, daher den Augen nicht angenehm. Ueberhaupt würde sich zur Uebung in der englischen Sprache für Deutsche wohl ein anderer Roman Bulwers besser geeignet haben, als gerade diese Pilger am Rhein, eins der schwächsten Produkte Bulwers, das sogar wenig Kenntniß und Würdigung unseres deutschen Volks verräth und in vieler Beziehung ein höchst mißlungenes und windiges Phantasiestück des sonst genialen Verfassers ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 50.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 15. Mai 1839.

Neue Reisen.

2) Reisen und Länderbeschreibungen der älteren und neuesten Zeit. Mit Karten. Herausgegeben von Dr. Widenmann und Dr. Hauff. 17te Lieferung. Der Geist des Orients, erläutert in einem Tagebuche über Reisen durch Rumeli während einer ereignißreichen Zeit von Urquhart. Aus dem Englischen von Dr. Buck. Erster Band. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1839.

Dieses Werk unterscheidet sich von den gewöhnlichen Reisebeschreibungen, die uns in neuerer Zeit so Vieles von Griechenland zu hören gegeben haben, durch die ungewöhnliche Kühnheit, mit welcher der Verfasser in die wildern, am seltensten bereisten Gegenden des interessanten Landes und seiner Grenzen zu den Arnauten vorgedrungen ist. Die Reise fällt ins Jahr 1830. Damals im Mai begab er sich von Argos aus nach Patras, Missolunghi und Rumeli. Indem er von der äußeren politischen Lage Griechenlands spricht, ist er unerschöpflich an Sarkasmen und Aeußerungen der Unzufriedenheit. Besonders aber tadelt er die Grenzbestimmungen. „Die vom militärischen Gesichtspunkt aus genommene Unzulänglichkeit der neuen Grenzen war so offenbar, daß sich der Spott darüber mit der Entrüstung vermischte. Ich muß gestehen, daß mich die Verschlagenheit einzelner Bemerkungen nicht weniger überraschte, als verwirrte. Der Herzog von Wellington, sagten sie, ist der erste Kriegsmann in Europa; wir freuten uns deßhalb, daß solch ein Mann über unsere Grenzfrage entscheiden sollte. Er hatte in Spanien commandirt, wo die Art der Kriegführung der unsrigen ähnlich ist, und wo Berge, Wälder und Felsen Mannszucht und Kriegskunst herausfordern. Was sollen wir aber nun von diesem Protokolle denken, das den Frieden dadurch zu schließen vermeint, daß es uns eben die Positionen abnimmt, um die der Krieg geführt wurde, und die einzigen Vertheidigungsposten, durch welche der Frieden gegenwärtig erhalten wird? Ich bemerkte, der Herzog von Wellington sey durch fehlerhafte Landkarten getäuscht worden. Dann, entgegneten sie, hätte er auf die Ereignisse blicken sollen. Nicht dieser Krieg allein hat es bewiesen, daß Griechenland zwei Thore hat, und daß ihr das eine nicht schließen mußtet, während ihr das andere offen lasset, und überdies mußten die Positionen unsere militärischen Grenzen werden, die wir im Stande waren zu halten und durch deren Festhalten wir ohne die Hülfe eines Protokolles den Frieden während der letzten zwölf Monate erhalten haben, und wäre es möglich gewesen, noch bessere zu finden, so hätte man die nehmen müssen. — Wenn der Besitz der ausgeschlossenen Districte den Türken irgend einen Vortheil bringen sollte, so könnte es nur dadurch geschehen, daß sie starke Colonien anlegten, um alle Verbindung zwischen Albanien und Griechenland abzuschneiden. Das liegt aber natürlich ganz außer aller Frage. Sobald Griechenland unabhängig ist, kann die Pforte nicht länger wie bisher das System der griechischen Armatolis beibehalten. Keine türkische Bevölkerung könnte bewogen werden, sich zwischen den Albanesen und den Griechen anzusiedeln, sobald diese nicht länger von der Hülfe der Türken und ihrem Schutze gegen die Albanesen abhängig sind. Auf diese Weise ist dieser von Griechenland abgerissene District den Verheerungen der Arnauten preisgegeben und wird, statt der Türkei von Nutzen zu seyn, nur dazu dienen, durch den Reiz des Plünderns den unruhigen Geist der Albanesen immer wach zu erhalten, unaufhörliche Zwistigkeiten zwischen der Pforte und Griechenland zu nähren und ein feindseliges Gefühl durch gegenseitige Anschuldigung und Gewaltthaten zu verewigen."

Die Schilderung, welche der Verfasser vom Elend jener Gegenden macht, ist stark. Er geht so weit, zu

sagen, daß sie sich nach dem fürchterlichen Ali Pascha von Janina zurücksehnen. Von Arta sagt er: „Während des laufenden Jahres hat die Stadt in ihrem gegenwärtigen traurigen Zustande 200,000 Piaster an Veli Bey bezahlt. Nur ist es unerklärlich, woher diese Griechen ihr Geld nehmen; freilich, wenn Leute auch noch so wenig verdienen und noch weniger ausgeben, sind sie reich. Außer den Contributionen in baarem Gelde müssen sie die Soldaten logiren, beköstigen, kleiden, bedienen und sogar rasiren, und das Alles umsonst, wenn man nicht die Handbillets rechnet und die Zahlungsversprechen, wenn die Rückstände eingehen. Ich vergaß zu fragen, zu welchem Curse die Dinger stehen. So, unter Umständen, welche die ungeduldigeren und ungenügsameren gothischen Stämme des Abendlandes zur Verzweiflung bringen würden, beharrt diese Bevölkerung in Gewerbfleiß und Hoffnung, jede Stunde verbessernd, jede Hülfsquelle haushälterisch benutzend, ihr Saatkorn verstohlen säend und ihr Eigenthum erntend, als wäre es gestohlen. Wie muß ihre Lage seyn, wenn sie mit Dankbarkeit auf Ali Pascha zurücksehen! Seine Tyrannei, obgleich keinen Unterschied machend, traf doch nur Einzelne; weder Raub noch Druck, weder Schmach noch Gewalt hatte der zu fürchten, der seine Rechnung mit ihm abgeschlossen hatte. Sie sagen: Wir hielten ihn für einen Tyrannen und freuten uns über seinen Sturz; aber nicht nur seine Füße würden wir küssen, sondern den Staub unter seinen Füßen, könnte er uns wieder gegeben werden."

Der Verfasser kam in jene Gegenden gerade zu dem Zeitpunkt, als Mustapha Pascha von Skodra eine unabhängige Stellung gegen den Sultan einzunehmen trachtete, während er zugleich im türkischen Interesse, namentlich durch den ihm untergeordneten Veli Bey, die Albanesen von der alten Partei des Ali Pascha von Janina, damals von Seliktor Podar geleitet, bekämpfte. Sehr gut wird die falsche Stellung der Albanesen bezeichnet, die, zwischen Türken und Griechen in der Mitte, beiden schaden, ohne selbst etwas zu gewinnen.

Unser Reisender besuchte den Veli Bey in Janina und wurde gut empfangen. Bei diesem Anlaß schildert er die merkwürdige Stadt: „Janina ist der Mittelpunkt der Kunst und der Mode, und bildet alle Modeherren von Rumili. Die in der morgenländischen Tracht so allgemein gebrauchten seidenen Flechten und goldenen Schnüre werden von den Juden in großen Massen verfertigt. Der Maroquin von Janina steht im höchsten Rufe und wird ebenfalls bedeutend viel gearbeitet. Der Savat oder die Silberschwärze, ihre Mode, Flinten, Trinkbecher, Patrontaschen, Schnallen, und Zaumzeug zu verzieren, ist eine Kunst, die fast ausschließlich von einer Wlachi-Niederlassung in Kalarites geübt wird. In ihrer Nachbarschaft wachsen die Pflanzen, die sie zum Färben gebrauchen, was hier eine Hausstandsarbeit ist. Jedes Haus hat seine Weberbäume, wo die Frauen, wie im Zeitalter der Patriarchen, ihre Muße anwenden, ihrem Stande gemäß gröbere oder feinere Baumwollenstoffe zu weben und das schöne und zarte Gewebe von Seiden und Baumwollenflor, oder auch Seidenflor allein, den sie statt Leinwand brauchen. Nicht weniger berühmt sind sie wegen ihrer Kunst der Conditorei, und die eingemachten Früchte von Janina sind eben so ausgezeichnet, als die von Schottland. Ueberall mögen die Frauen eben so fleißig und eben so geschickt seyn, aber ich sah niemals so viele Thätigkeit mit so viel Zierlichkeit vereinigt als in Janina, und niemals Hausfrauen so wichtige Geschäfte übernehmen. Zu der emsigsten Aufmerksamkeit auf alle Geschäfte des Hausstandes kam noch die Zucht der Seidenwürmer, das Seidenwinden, die Zubereitung der Baumwolle, das Färben und das Weben dieser Zeuge und das Zurichten derselben zu jedem Artikel der Kleidung oder des Hausgebrauches. Nicht weniger ausgezeichnet sind die Schneider durch Geschmack und Geschicklichkeit und die Männertrachten durch die Gefälligkeit des Schnittes, die Zusammenstellung der Farben und die Trefflichkeit der Arbeit. Welchen Abstand bilden die Handwerker dieses klaren Himmels zu den unsrigen." Das Schloß des Ali Pascha und der berüchtigte See erweckten dem Verfasser Grausen: „Wohl hat dieser See und haben seine Ströme einen Anspruch auf die düstersten Namen der alten Fabellehre. Der Cocytus, der Styx und der Avernus haben keine erdichteten Schrecken, welche die wahrhaften Gräßlichkeiten überbieten könnten, die ihre frischen Spuren und ihr frisches Andenken auf den umliegenden Plätzen zurückgelassen haben. Jeder Felsen, jeder Strom, jeder Fußbreit Erde trägt seine besondere Geschichte voll Blut und Verbrechen."

Die kleinen Kriegsereignisse, von welchen der Verfasser zufällig Augenzeuge war, wollen wir hier nicht näher verfolgen. Sie sind nur durch die Naivetät ausgezeichnet, mit welchen die Anführer der Regierungspartei einer- und der Rebellen andrerseits, sich ohne Umstände und in aller Geschwindigkeit versöhnten und umarmten, als ob nichts vorgefallen wäre. Der fränkische Reisende und sein kleines Gefolge kamen aus diesem Grunde auch nur in scheinbare Gefahren und hatten sich im Ganzen über die Behandlung, welche sie erfuhren, nirgend ernstlich zu beklagen. Der Verfasser fühlte sich besonders durch eine Erinnerung an das schottische Hochland angezogen: „Es ist eine merkwürdige Aehnlichkeit zwischen den albanesischen und schottischen Hochländern. Gleich den celtischen Anführern des Alterthums schreiten die albanischen Häuptlinge einher mit ihrem Gefolge; die Pistole

im Gurt, das Schwert an der Seite, die Muskete über der Schulter. Obgleich nicht gerade durch Namen in Clans getheilt, rechnen doch ihre Vetterschaften eben so weit und sie bezeugen gleiche Ergebenheit gegen das Oberhaupt, dessen Brod oder Salz sie essen; sie sind seine Diener im Felde, seine Fackelträger bei dem Festmahle. Erduldung von Mühe und Mangel; ein im beständigen Kriege zugebrachtes Leben; Name und Pracht, besonders der Fustanel oder Schurz, und zuletzt, wenn nicht zumeist, die Troubadours, die Minnesänger, die sie Bardi neunen (wie die alten Deutschen), das sind Züge, die sie mit den Söhnen Albyns fast gleichstellen.“ Doch erlebte der Verfasser noch die tragische Katastrophe des armen Veli Bey, der sammt seinem Gegner Arslan Bey umkam.

Die Reise wird nun pittoresk, denn sie geht dem Pindus entgegen. Sehr schöne und charakteristische Gebirgsgegenden werden uns vorgeführt, darunter die am Felsen hängende Stadt Mezzovo, die Klöster der Meteora auf keckgethürmten Klippen. Reizend wird die Ebene von Thessalien geschildert: „Es ist etwas wunderbar Ideales in dem Anblicke Thessaliens. In den nackten Ebenen hemmt kein einzelner Gegenstand das Traumgebilde. Inmitten der herrschenden Ruhe und Stille dringen die Klänge aus der Vorzeit schärfer und deutlicher in das Ohr, als auf irgend einem andern Schauplatze großer, längst vergangener und bunter Ereignisse. Mit Ausnahme von Attika gibt es keine Gegend gleichen Umfanges, die so reich an geschichtlichen und dichterischen Ereignissen wäre, aber Thessalien ist nicht durch häufigen Besuch und uns vertraute Begebenheiten bekannt und alltäglich geworden. Der Staub von den Fußstapfen der Zeitalter liegt dort noch ungestört, und als ich aus den hohen Regionen des Pindus, die mit Aufregung und Streit gefüllt waren, in Thessaliens stille Ebenen trat, kam es mir vor, als sey ich in ein Thal voll von Gräbern hinabgestiegen, die neuerdings den menschlichen Augen geöffnet waren, wo der Geist in unmittelbare Berührung gebracht wird mit den Menschen, deren Asche jene Gräber enthalten und den Mächtigen, deren Thaten sie erzählen. Rund um den ganzen Gesichtskreis streifen Bergketten, deren Namen den Musen theuer sind — Pindus, Oeta, Pelion, Ossa, Olympus.“ Tief bedauert der Verfasser, daß dieses schöne Land durch die Grenzbestimmungen der Raublust der Albanen vollkommen preisgegeben sey, wodurch jede Wiedergeburt seiner Kultur unmöglich werde. „Wohin ich kam, überall erhob sich das Gespenst Protokoll auf meinen Fußstapfen.“

Die Stadt Turnovo ruft dem Reisenden die Erinnerung ihrer ehemaligen Pracht zurück, als sie noch die Residenz des Sultans war. Besonders aber fällt ihm der Contrast der heutigen Diplomatie mit der damaligen auf. v. Hammer sagt: „eine grause Zeit für die Diplomaten an der Pforte, wo der französische Botschafter geohrfeigt und mit dem Sessel geprügelt, der russische mit Rippenstößen hinausgeworfen, der polnische, weil er nicht ganz den Nacken beugen wollte, bald getödtet worden wäre, und der kaiserliche Dolmetsch, auch Pfortendolmetsch, zu wiederholten Malen auf die Erde niedergelegt und durchgebläut ward.“ (Gesch. des osman. Reiches. 2te Ausg. III. S. 610.) Zu dieser Zeit, und ganz besonders in Turnovo, begann das System der hochmüthigen und schmählichen Behandlung, das bis ganz neuerdings die Türkei entehrt und Europa erzürnt hat. Damals fing auch das trügerische System der Dragomans an, das einem paar lateinischer Abenteurer von den Inseln des Archipelagus die Absichten jedes europäischen Staates anvertraute und diese Abenteurer zu Vermittlern, oder, um mich richtiger auszudrücken, zu Repräsentanten dieser Staaten bei der Pforte machte. — Ibrahim, Soliman's Wessier, stand, bei der Einführung von Ferdinands Gesandten, nicht auf, um ihnen entgegen zu gehen; — er ließ sogar lange Zeit darüber hingehen, bevor er sie einlud, sich zu setzen (die Conferenz dauerte sieben Stunden), aber das geschah nicht wegen der neuerdings vorausgesetzten Glaubenslehre, es sey gesetzwidrig, vor einem Christen aufzustehen, denn als der Brief Karls V. überreicht wurde, stand der Großwessier nicht nur auf, um ihn anzunehmen, sondern blieb auch so lange stehen, als die Unterredung in Bezug auf Karl währte. Sein Benehmen gegen die Abgesandten entstand vielmehr daher, daß Ferdinand sich Ibrahims Bruder genannt hatte und wiederum so von ihm genannt wurde. Das brachte die Frage über das Ceremoniell in den Bereich türkischer Ideen, und es konnte Ibrahim nicht einfallen, aufzustehen, um die Agenten seines jüngeren Bruders zu empfangen. Ferdinand hatte vor dieser Gesandtschaft schon sechs abgeschickt, um wegen des Friedens zu unterhandeln, ohne seinen Anspruch auf Ungarn aufzugeben. Die siebente hätte wahrscheinlich keinen bessern Erfolg gehabt, ohne den von seinem Bruder erfundenen Ausweg, der eine neue Erläuterung gibt zu den Verschiedenheiten der Begriffe zwischen Ost und West, die jeder Theil unglücklicherweise sich gewöhnt hat, bei dem Andern für — Vorurtheil zu erklären. Folgende Adresse wurde vom Großwessier den Gesandten eingeflüstert und dadurch der Friede geschlossen: „Der König Ferdinand, dein Sohn, sieht Alles, was du besitzest, als das Seine an, und Alles was sein ist, gehört dir, da du sein Vater bist. Er wußte nicht, daß es dein Wunsch war, das Königreich Ungarn für dich selbst zu behalten, sonst hätte er keinen Krieg gegen dich geführt. Seit aber du, sein Vater, wünschtest es zu haben, wünscht er dir Glück

und Gesundheit, nicht zweifelnd, daß du, sein Vater, ihm zur Erbauung dieses Königreiches und vieler anderer beistehen wirst." Einige Zeit nachher schickte Frankreich Herrn de Lahaye wieder als Botschafter an die hohe Pforte. „Er forderte," sagt Herr v. Hammer (am angef. Orte S. 582), „gleichen Empfang mit dem englischen und kaiserlichen Botschafter, während ihm der Großwessier nur ein Geleit von zehn Tschauschen antrug. Am folgenden Tage bezog er ohne Ceremonien den französischen Palast. Der Großwessier, der Krone Frankreich noch wegen der nach Ungarn gesendeten Hülfe grollend, empfing ihn stolz, ohne aufzustehen und mit Vorwürfen über das Einverständniß Frankreichs mit den Feinden der Pforte. Lahaye zog sich zurück und ließ dem Großwessier sagen, daß, wenn er ihm ein anderes Mal nicht aufstünde, er die Capitulationen zurückgeben und nach Frankreich zurückkehren würde. In einer zweiten Audienz eben so schlecht und ohne Gruß empfangen, warf ihm Lahaye die Capitulation vor die Füße. Der Großwessier schalt ihn einen Juden, der Oberstkämmerer riß ihn vom Stuhle und schlug mit demselben auf ihn zu; als er den Degen ziehen wollte, gab ihm ein Tschausch eine Ohrfeige. Drei Tage lang blieb er beim Großwessier eingesperrt; der Großwessier berieth sich mit dem Mufti, mit Wani Effendi und dem Kapudan Pascha; man kam überein, daß Mr. de Lahaye eine neue Audienz habe und diese als die erste angesehen werden sollte. Der Großwessier kam ihm mit freundlichem Gruße entgegen und sagte ihm mit spöttischem Lächeln: „das, was vorbei, sey vorbei, künftig würden sie gute Freunde seyn." Die Schläge mit dem Sessel und die Ohrfeige waren vorbei und sind vielleicht nicht einmal von dem Empfänger an seinen Hof berichtet, oder vom Geschichtschreiber französischer Diplomatie mit Fleiß verschwiegen worden."

Gelegentlich macht der Verfasser eine nützliche Bemerkung für Reisende im Orient: „Eines Tages begegnete ich in türkischer Tracht einem Franzosen, der in den östlichen Theilen der Türkei gereist war. Er äußerte mir sein Erstaunen, daß ich mich den Beschwerlichkeiten unterwürfe, die denjenigen warteten, der solchen Anzug trage. Ich war vielmehr über seine Bemerkung bestürzt und dachte, er deute auf die Schwierigkeiten, den Charakter festzuhalten und nicht aus der Rolle zu fallen; demgemäß antwortete ich, daß ich es zu Zeiten schwer gefunden hätte und gab die Gründe an, weßhalb. Nichts konnte dem Erstaunen des französischen Reisenden bei meiner Erklärung gleichen. Er erzählte mir, er hätte sich zu einer dreijährigen botanischen Reise aufgemacht, und zur Strafe seiner Sünden hätte ihm Jemand empfohlen, sich in die Tracht der Gläubigen zu kleiden; er wäre dadurch aber in die größten Gefahren gerathen, überall beschimpft, verschiedentlich geprügelt und bei mehr als einer Gelegenheit nur mit großer Noth lebendig davon gekommen. Ich merkte gleich, hier müsse irgend eine auffallende Abweichung von den Sitten oder der Kleidung stattgefunden haben, und nach einigen Fragen an ihn entdeckte ich, daß er unter einem hellfarbigen osmanischen Turban einen Bart getragen hatte, der nicht von der Ohrecke abwärts ausgerupft war, so daß, wer nur einen Blick auf ihn warf, nicht verfehlen konnte, ihn für einen Juden zu halten, der sich für einen Muselmann ausgäbe. Als ich ihm die Ursache seines Mißgeschicks erklärte, dachte er eine Weile nach, äußerte dann aber, ich müsse mich doch wohl irren, weil, obgleich freilich Jedermann ihn gewöhnlich Jude genannt, dennoch sein Tatar immer geläugnet haben, daß er ein Jude wäre, und ihm gesagt haben würde, wie er seinen Bart zustutzen müsse, wenn das wirklich die Ursache seiner Leiden gewesen wäre. Ich erwiederte, wahrscheinlich habe sein Tatar ihn für einen Juden gehalten, aber versucht, ihn gegen die Benennung als Tschifut zu schützen, während er kein Arg daraus gehabt, wenn die Türken ihn Yehudy genannt, da beides Jude bedeutet, aber nur das erste ein Schimpfwort sey (etwa wie das deutsche: Mauschel). Er gab zu, daß er sich beider Worte erinnere. Aber, sagte er, was das Ding noch sonderbarer machte, war, daß ich mit einem Gefährten reisete, und gewöhnlich stritten wir uns jeden Abend darum, wer von uns mehr einem Juden gleich sehe. Mein Freund hatte einen schwarzen Bart und ich einen rothen. Ich nannte ihn gewöhnlich: Jud' und er mich dagegen: Judas Ischarioth. Endlich schor ich meinen Bart ab, aber wir waren darum nicht ein Haarbreit besser daran; dann ging meines Freundes schwarzer Bart auch davon, aber dennoch schrieen Alle, wohin wir kamen: Tschifut, Tschifut. — Wie hoch, fragte ich, rasirten Sie ihren Bart? — Wie hoch? fragte er dagegen mit Erstaunen. Daran habe ich niemals gedacht. Dann, sagte ich, haben sie Bart und Backenbart nicht ganz bis an die Grenze des Turbans rasirt, so daß eine Haarlocke dicht an ihrem Ohr zu sehen war, was das Unterscheidungszeichen der Juden ist, die ihre Bärte abscheeren! — Welch Jammer, sagte er, daß ich das nicht vor meiner Reise wußte, statt hinterher. — Ich dachte bei mir, es sey ein Jammer, wenn Jemand in einem Land reise, bevor er die Landesweise studirt habe, und darüber raisonnire, bevor er der Leute Begriffe verstehe."

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 51.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 17. Mai 1839.

Neue Reisen.

2) Reisen und Länderbeschreibungen der älteren und neuesten Zeit. Mit Karten. Herausgegeben von Dr. Widenmann und Dr. Hauff. 17te Lieferung. Der Geist des Orients, erläutert in einem Tagebuche über Reisen durch Rumeli während einer ereignißreichen Zeit von Urquhart. Aus dem Englischen von Dr. Buck. Erster Band. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, **1839.**

(Schluß.)

Nun folgt zum Besten der Reisenden noch eine sehr ausführliche Beschreibung der türkischen Häuser, des Empfanges in denselben, der Etikette 2c. Sehr ergötzlich ist folgende Schilderung des tölpelhaften Benehmens, dessen sich Europäer nicht selten schuldig machen. „Der Europäer kommt an, wahrscheinlich zu Fuß, von einem Dolmetscher begleitet; an sich hat er nichts von dem Staate und dem Style, der Achtung gebietet; er trifft Niemand, er erwartet Niemand; seine Ankunft bleibt völlig unbeachtet. Er besteigt die Haustreppe in seiner engen und magern Tracht — der Tracht der verachteten Klasse des Landes. Als Antwort auf seine Fragen zeigen einige Diener auf die Thür des Selamlik. Die Anwesenden hören draußen ein Geräusch; der Franke zieht seine Stiefel aus und Pantoffeln an, oder er zieht sie über die Stiefel; er erhebt sich mit rothgewordenem Gesichte, wickelt sich aus dem Thürvorhange, der ihm auf Kopf und Schultern gefallen, trippelt in seiner ungewohnten Fußbekleidung in das Zimmer und stolpert ganz gewiß, wenn nicht früher, doch an der Stufe, die das Zimmer abtheilt. Eingeführt auf diese Weise in die Gesellschaft, blickt er mit bestürzter Miene rings umher, um auszufinden, wer der Herr vom Hause sey; er weiß nicht, wie, er weiß nicht, wo er grüßen soll; er weiß nicht, ob er den Gruß des Wirthes abwarten muß; und seine Verstörung wird vollendet durch die bewegungslose Haltung aller Umgebungen. Verlegen und erröthend, zieht er sich wieder zurück nach dem niedrigeren Theile des Zimmers, oder in bescheidener Unwissenheit, um nicht vorwärts zu gehen, nimmt er die Ecke ein, welche zwei Vornehme aus gegenseitiger Höflichkeit frei gelassen haben. Dort hält er sich entweder steif und gerade, wie eine ägyptische Bildsäule auf dem Rand des Sopha, oder er flegelt sich auch zurück, mit ausgespreizten Beinen — eine Stellung, die in der Türkei fast eben so unschicklich ist, als wollte man in England die Beine auf den Tisch legen. Das sind Zwischenfälle, die dem Fremden die Achtung entziehen können, wenn sie ihn auch nicht unangenehm oder verhaßt machen; unglücklicherweise aber verrathen unsere Landsleute nur zu oft eine Tölpelei und Anmaßung, die keineswegs geeignet ist, ihnen selbst den Weg zu bahnen oder künftigen Reisenden die Thür der Freundschaft offen zu lassen. Sehr gewöhnlich treten sie auf Pfeifenköpfe, werfen Kohlen und Asche auf einen gestickten Teppich, stoßen ein Narguilleh um, daß das Feuer umherfliegt und das Wasser auf den Fußboden strömt, und mancher Fremde hält sich entehrt durch die dargebotenen Pantoffeln und stolzirt einher mit anmaßender und hochfahrender Miene, die Stiefel an den Füßen, was jedem Gefühl von Sauberkeit und jedem Grundsatze von Anstand gleich empörend ist. Kaum hat der Franke sich gesetzt, als der Hausherr und die Anwesenden sich nach seinem Wohlseyn erkundigen. Er bemerkt, der Herr spreche mit ihm und wendet einen fragenden Blick nach dem Dolmetscher, um zu erfahren, von welcher Beschaffenheit die ihm gemachte Mittheilung sey; während der Zeit ist aber der Dolmetscher bemühet, den Begrüßungen der Gäste im ganzen Zimmer rund umher seine Aufmerksamkeit zu bezeigen; das macht den Fremden ganz verwirrt, er schiebt und rückt und wendet sich vorwärts und rückwärts und spielt eine der lächerlichsten Figuren, die man sich

nur denken kann. Meine eigene Ernsthaftigkeit ist wiederholt einer solchen Probe erlegen, aber ich habe niemals gesehen, daß ein Türke das leiseste Zeichen von Erstaunen oder Lustigkeit blicken ließ, das für eine Verletzung der Höflichkeit geachtet werden oder den Fremden verlegen machen konnte. Das ist nicht sobald vorüber, als der Franke (denn er kann nicht schweigend sitzen) anfängt, Fragen zu thun, die mehr oder weniger, aber in der Regel weniger, getreu übersetzt werden; und ist er sehr gesprächig oder neugierig, so nimmt sich der Dolmetscher die Freiheit, nach Gutdünken Sachen hineinzumischen oder wegzulassen, oder gibt dem Hausherrn einen bedeutsamen Wink. Sind aber mehrere Europäer beisammen, dann wird die Wirkung wirklich kläglich. Die vielfachen Verstöße der Ungeschicklichkeit, die wiederholten Mißgriffe, sind in den Augen der orientalischen Beobachter noch gar nichts, im Vergleiche mit der Rohheit ihres gegenseitigen Umganges, dem herben Tone, der lauten Stimme, der kurzangebundenen Manier, der Anreden und der beständig entstehenden Verschiedenheit der Ansichten. Der von der Menge Fragen, welche die Europäer thun, überwältigte und zerstreute Dolmetscher kann nur die Achseln zucken und den Türken sagen: Sie sind verrückt."

Am Schluß dieses Bandes erhalten wir noch eine Schilderung des berühmten Olymp, den der Verfasser bestieg. „Es schien mir, als stände ich senkrecht über dem Meere, zehntausend Fuß hoch. Salonica war ganz deutlich zu sehen, im Nordosten; Larissa lag mir gerade unter den Füßen. Der ganze Gesichtskreis von Norden nach Südwesten war mit Gebirgen besetzt, die am Olymp zu hängen schienen. Das ist die Kette, die nach Westen hin längs dem Norden Thessaliens läuft und mit dem Pindus endigt. Die Grundlinie dieser aufgethürmten Schichten scheint mit der des Pindus zu correspondiren, das heißt, nördlich und südlich auszulaufen, so daß die abschüssige Seite gegen den Olymp steht. Der Ossa, der gleich einem Hügel drunten lag, streckte sich rechtwinkelig nach Süden, und in dem Zwischenraume dehnten sich weit, weit hin in die rothe Ferne die Hochebenen Thessaliens, unter dem eigenthümlichen staubigen Nebel, der die Natur aussehen läßt wie eine riesige Nachahmung eines auf einer Theaterscene vorgestellten unnatürlichen Effektes. Als ich zuerst den Gipfel erreichte und über die warmen Gefilde Thessaliens hinblickte, war dieser Nebel blaßgelb. Allmählig wurde er dunkler und roth, dann braun, während sich ähnliche, aber viel lebhaftere Tinten höher in den Lüften zeigten. Als ich mich aber gen Osten wendete, wo die weiten Schatten der Nacht hinzogen, lag der kalte Ocean gleich einer bleiernen Fläche; zwanzig Meilen weit auf seiner Oberfläche erstreckte sich der Schatten der mächtigen Masse des Olymps."

Hier endet der erste Band eines Werkes, das zu den anziehendsten gehört, die über Griechenland geschrieben worden sind.

Lyrische Dichtkunst.

9) Gedichte von Fr. W. Rogge. Dritte vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus, 1839.

Das Unterscheidende dieser Gedichte ist der Wohlklang. Der Dichter versteht es vortrefflich, der Sprache den musikalischen Reiz abzugewinnen. Alles schwingt sich bei ihm und klingt fast mehr in Tönen als in Worten.

Alles Leben, Alles Freude,
Alles Schwellen, Alles Glühen,
In des Frühlings buntem Kleide
Berg' und Thäler üppig blühen!

Um die Blume schwebt und gaukelt
Die Sylphide leicht und lose,
Und die Biene summt und schaukelt
Auf dem Schooß der jungen Rose.

Quellen, wie ihr tönt und klinget,
Bäche, wie ihr tanzt und rauschet,
Leise übers Ufer springet
Und die Blumen dort belauschet!

Die Frühlingslieder wühlen gleich dem buhlerischen Wind liebkosend in den Blumen:

Im Garten will ich weilen,
Und mich mit Lust ergeh'n;
Doch müßt ihr euch beeilen,
Ihr Blümlein, aufzusteh'n!
Die Sonn' ist wach geworden,
Sieht munter schon umher,
Die Sterne zieh'n nach Norden,
Versinken dort ins Meer.

Was haben, ihr Narcissen,
Ihr Lilien weiß und fein,
Was haben, laßt mich wissen,
Beim hellen Sternenschein
Levkojen euch gesungen
Von Schlummerliedern vor?
Und was ist euch erklungen
Vom Nachtigallenchor?

Levkojen müssen wachen,
Wenn ihr euch schlafen legt,
Die spielen dann und lachen,
Wie man's in Nächten pflegt;

Nachtfalter kommen leise
Und bringen Ständchen dar,
Es singt manch süße Weise
Die liebetrunkne Schaar!

Sie flattern zu euch, Rosen,
Und ruh'n an eurer Brust,
Ihr träumet dann von Kosen
Und tiefgeheimer Lust!
Wenn euch der Morgen wecket,
Da seht ihr so verschämt!
Die Nachtigall, die necket
Und weiß schon, wie ihr's nehmt!

Ja, geht mir nur, ihr Rosen,
Ich weiß es Alles wohl,
Ihr bleibt die leichten, losen,
Geheimer Triebe voll!
Ich will euch drum nicht schmälen,
Nein, lieb' euch nach, wie vor;
Ihr mögt mir dreist erzählen,
Was man euch Alles schwor.

Und so noch viele Lieder:

Weichbus'ge Rosen küßt der Wind,
Die Erde grünt, die Quellen schäumen,
Die Lerch' ein jubelnd Lied beginnt
Hoch in des Aethers lichten Räumen.

Zuweilen reißt den Dichter die Lust des Wohlklangs zu kleinen Freiheiten hin, die unerlaubt sind und in Tändelei ausarten:

Auf den Fluren, auf den Auen
Sah ich einst ein Frauenbilde,
Und das war so himmlisch milde.

Bilde kann man im Accusativ niemals sagen.

Herrscht in allen diesen Gedichten der Wohlklang vor, so fehlt es doch auch nicht an poetischen Empfindungen, Gedanken und Bildern. Recht schön sind „die Wolken."

So träumerisch durchwoben,
Vom Mondenglanz umhüllt,
Was treibt ihr, Wolken, droben,
Wovon seyd ihr erfüllt?
Ihr seyd ein Buch der Träume!
Gar schwer und inhaltreich,
So wallt ihr durch die Räume,
Euch nie und nimmer gleich ꝛc.

Einige Bilder sind etwas seltsam:

Ein Johannes in der Wüste
Steigt die Lerch' im März nach oben,
Will in freudigem Gelüste
Den Messias, Frühling, loben;
Heißt den Winter Buße thuen,
Diesen alten argen Sünder,
Und gebeut dem Nord zu ruhen,
Diesem finstern Stürmekünder.

Unpassend und unwahr erscheint uns nur ein Matrosenlied, in welchen den Matrosen zugemuthet wird, sich in folgende Metapher hineinzuphantasiren:

Alle zwei und dreißig Winde
Hat mein Liebchen in der Brust,
Gelt, bei solchem Götterkinde
Trifft man echte Liebeslust.

Wem fallen nicht hiebei ähnliche Frazzen von Heine ein, die einen so falschen Ton in die deutsche Lyrik gebracht und den poetischen Blumen einen Zwiebelgeruch gegeben haben.

Die Sammlung enthält ferner zwanzig wohlgefügte Sonette, größtentheils zärtlichen Inhalts und vier und zwanzig Balladen und Romanzen. Darunter finden wir mehrere in spanischen Trochäen, zu denen der musikalische Verfasser sich natürlich hingezogen fühlen mußte, z. B.

Pauken dröhnen, Jubel schallen
Bei der Kerzen lichtem Schein;
Während in Cordovas Hallen
Dreißig Ritter und Vasallen
Lädt zum Fest der König ein.

Diese Töne sind übrigens schon bekannt. Eben so folgende:

Um den König saßen die Ritter gereiht
In dem festlich prunkenden Saale,
Den Freuden des feiernden Mahles geweiht,
Und es kreis'ten die gold'nen Pokale.

Da trat mit der Harfe ein Sänger herein,
Ließ tönen die Saiten und rauschen,
Verneigte sich tief, und der König hielt ein,
Dem Liede des Greises zu lauschen.

Eine Ballade, wie die Bürger'sche Lenore, wagt die keckſten und wildesten Töne:

Wie schimmern die Felder, vom Monde gebleicht,
Wenn der Wind laubfarbige Wälder durchstreicht;
Er wirbelt die Blätter aufs Stoppelgefild,
Und in Rudeln enteilet das flüchtige Wild!
Hu hu! Hu hu! Hu hu . . . . . . !

Dann bäumt sich das schwarze, glutäugige Roß.
Und es heulet der Rüden entkoppelter Troß.
Daß die Elster ecketer'rt, der Rabe kr'raaht;
Doch der Uhu die nächtliche Beute umfaht.
Hu hu! Hu hu! Hu hu . . . . . . !

Mehrere Romanzen sind patriotisch und führen uns die Bilder Karls des Großen, des Barbarossa, Heinrichs des Löwen ꝛc. vor. — Hierauf folgen Oden in künstlichen griechischen Versmaßen, worin gleichfalls viel Wohlklang ist; Elegien in Distichen, theils klagenden, theils erotischen Inhalts, zärtliche Erinnerungen an eine gewisse „Corinna.“ Ferner ein Cyclus von poetischen Darstellungen nach berühmten französischen Gemälden: „die Halle von Frankreich.“ Darin wird Napoleon, werden seine Marschälle ꝛc. gefeiert, erhält der goldne Adler Napoleons seine Apotheose ꝛc. Warum hat der Verfasser dergleichen nicht lieber französischen Dichtern überlassen? Wenn ein Franzose von Paris aus den Wilhelmsplatz in Berlin und die preußischen Helden, den alten Fritz, den Ziethen, den Seidlitz, den Blücher ꝛc. besänge und den preußischen Adler mit Lorbeern bekrönte, so würden wir es unnatürlich und widerlich finden und den windigen und ehrvergeßnen Franzmann mit verdienter Verachtung behandeln. Und gleichwohl haben hunderte, zum Theil sehr ausgezeichnete deutsche Dichter die französischen Adler und Helden besungen, ohne daß es ihnen eingefallen ist, daran zu denken, wie sie von den Franzosen deßhalb verachtet werden müssen und wirklich verachtet werden.

Schrift für Frauen.

Ueber die sogenannte Emancipation der Frauen, nebst Ideen über die dem weiblichen Geschlecht zu gebende Bildung. Von Tinette Homberg. Crefeld, Funcke, 1839. S. 43.

Ein ganz vernünftiges Votum, das dem Kopf und Herzen der Dame, die es abgibt, Ehre macht. Doch dürfte zu bemerken seyn, daß es mit der Emancipation der Frauen noch keine Gefahr hat, überhaupt nicht und am wenigsten in Deutschland, daß es sich daher nicht von Abwehr einer unsinnigen Neuerung, welcher die Gesellschaft unterworfen werden könnte, sondern nur von der Verspottung einer literarischen Karikatur, einer bloßen philosophischen Meinung Weniger handeit, die, ohne je das Leben selbst bemeistern zu können, als mißgeborner Gedanke, gleich so vielen andern, im Papiee begraben bleibt.

Mit einem kleinen Anflug von liebenswürdigem und nicht ungerechtem Zorn sagt die Verfasserin: „Diese ewig aufgeregte, in Nichts innere Befriedigung findende Zeit, sie hat aufgehört den edlen Charakter des Mannes an der Stirn zu tragen; nicht einmal mehr als ein kräftiger Greis erscheint sie —; sie ist einem verzogenen und verwöhnten, in krankhafter Nervenreizbarkeit von einem Extrem ins andre fallenden Frauenzimmer zu vergleichen, das nicht weiß, womit es die Unruhe und Leere seines Innern beschwichtigen und ausfüllen soll, und über dem rastlosen Suchen nach Befriedigung immer mehr allen Frieden der Seele und alle Harmonie des Geistes einbüßt. — So erscheint mir unsere Zeit im Allgemeinen —; denn die einzelnen edlen Ausnahmen sind eben nicht das Allgemeine, und dieses meint man doch, wenn man von einem Ganzen spricht. Zu den karikaturartigsten Geburten dieser unserer Zeit, scheinen mir nun die Ideen zu gehören, die während der letzten Jahre nicht nur in dem leichtsinnigen Frankreich, sondern sogar in dem sonst so besonnenen Deutschland über die bürgerliche und eheliche Stellung der Frauen ausgesprochen worden sind. Man hat die Frage aufgeworfen: warum nicht auch das Weib ein höheres Interesse, als das für seinen häuslichen Kreis kennen solle? mit welchem Rechte es von den Staatsangelegenheiten durch die herrschsüchtigen Männer ausgeschlossen? warum es nicht bei öffentlichen Verhandlungen als thätiges Mitglied zugelassen werde? u. dgl. mehr. — Man hat andrerseits gemeint (und es sind zum Theil schaamvergeßne Frauen gewesen, die so gesprochen), es sey nun endlich die Zeit gekommen, wo die Verhältnisse der Ehe sich für das Weib ganz anders gestalten müßten, als bisher, wo dasselbe hinsichtlich der Geschlechtsverhältnisse überhaupt so frei handeln könne wie der Mann; wo die ängstlichen Schranken, welche die Sitte um dasselbe gezogen habe, fallen müßten, und auch wir singen dürften: Ein freies Leben führen wir ꝛc.“ Die Verfasserin setzt nun mit wenigen aber klaren Worten auseinander, daß ihr Geschlecht das schwächere, daß es durch physische und psychische Anlage zur Unterordnung unter das stärkere bestimmt sey, daß Natur und Bibel gebieten „und er soll dein Herr seyn,“ und daß dieses Naturgesetz keineswegs hart erscheine, weil es durch die Liebe gemildert und verklärt werde. Die sogenannte Emancipation würde die Frauen um alle Würde und um alles Glück bringen, auf das sie vom Schöpfer angewiesen sind. Die Ehe, die einzige Form, in der die vollkommenste Harmonie zwischen beiden Geschlechtern bewirkt werden kann und das innigste und beseligendste Verhältniß, das unter Menschen überhaupt möglich ist, würde wegfallen müssen, und die Würde der Mütterlichkeit und das ganze mütterliche Glück könnte eben so wenig bei einer ehelosen Ungebundenheit der Frauen bestehen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 52.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 20. Mai 1839

Biographie.

Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr, aus Briefen desselben und aus Erinnerungen einiger seiner nächsten Freunde. Zweiter Band. Mit Niebuhrs Bildniß. Hamburg, Fr. Perthes, 1838.

Schon als wir uns über den ersten Band dieses schätzbaren Werkes aussprachen (Nr. 116 dieser Blätter vom vorigen Jahre), unterschieden wir dasselbe von den gewöhnlichen Nachlässen und Correspondenzen berühmter Männer, mit denen die literarische Industrie den Markt überschwemmt hat. Es handelt sich hier nicht von einer Geldspeculation, die Alles feil macht, was der Autor je privatim und nicht entfernt in der Absicht, es zu veröffentlichen, geschrieben hat; es handelt sich hier nicht von einem schamlosen Anpreisen der unbedeutendsten Gelegenheitsbriefe als unschätzbarer Produkte des Genies; es handelt sich hier nicht von einem Aufwärmen längst vergeßner und vergessenswürdiger literarischer Klatschereien; es handelt sich nicht weder von Vergötterung und bedientenmäßiger Lobhudelei, noch von einem schadenfrohen Entblößen kleiner Flecken und Schwächen eines großen öffentlichen Charakters; es handelt sich hier mit einem Wort nicht von der Lakaien- oder Corsaren-Industrie, die zum Besten der gewinnsüchtigen Dienerschaft oder gar der diebischen Entwender die schwarze Wäsche vornehmer Geister ausbeutet; sondern es handelt sich von dem kräftigen und treuen Charakterbild eines Ehrenmannes, der berühmt und anerkannt als Gelehrter, zugleich im politischen Leben eine nicht unbedeutende Stellung einnahm, und dessen Urtheile, da er sie während seines Lebens meist bescheiden zurückhielt, und nur in Privatcorrespondenzen niederlegte, als die eines der einsichtsvollsten und zugleich ruhigsten und besonnensten Zeitgenossen eine Veröffentlichung wohl verdient haben. Allerdings sind aus den Privatcorrespondenzen hier auch vielerlei Stellen, die sich bloß auf Familienangelegenheiten, Krankheiten der Frau und Kinder ꝛc. beziehen, abgedruckt, die man als überflüssig betrachten könnte; allein sie dienen dazu, uns tief ins Herz des edlen Mannes blicken zu lassen, und sind insofern keineswegs unnöthige Zugaben, nur hätten die allzuhäufigen Wiederholungen aus der Kinderstube vermieden werden können.

Der vorliegende Band enthält noch ältere Briefe an den Grafen Moltke, und eine Menge andere an die Hensler, an Savigny, Perthes, Nicolovius über den Aufenthalt Niebuhrs in Rom. In den Briefen an Moltke verläugnet sich nirgends der warme Patriotismus Niebuhrs und die klare Einsicht in die Täuschungen und Verbrechen der Zeit. So schreibt er nach den Niederlagen der Oesterreicher im Jahr 1805: „Wehe über die, welche den Siegen der revolutionären Franzosen zujauchzen, welche unser unglückliches Volk um die letzten Funken der Nationalliebe und des Nationalhasses brachten, damit das Schwert der imperatorischen Franzosen die kaum noch warmen Kohlen zerschlagen solle! Ich habe die Franzosen als Staat stets gehaßt, und über Deutschlands Herabwürdigung dieselben Gefühle gehabt, die Deine Oden reden. Wie die Welt von den Franzosen beherrscht werden wird, das werden wir bald sehen. Was wir nicht vollendet sehen werden, aber doch schon beginnen sehen, ist die Ausartung des Geistes, das Erlöschen des Genies, aller freien, aller liberalen Gesinnungen, das Regiment des Lasters, der Sinnlichkeit, ohne auch nur Hypocrisie, den Untergang des Geschmacks und der Literatur ꝛc.“ — Möchten sich die politischen Narren, die nach der Julirevolution schon wieder die Hüte abnahmen, um künftigen Siegen der Franzosen zuzujauchzen, solche Erinnerungen einprägen. Es ist doch gar zu wahnsinnig, sich zu freuen, wenn ein durch und durch egoistischer Nachbar unsre Nationalität mit Füßen tritt, uns beraubt, uns Schimpf und Schande zufügt. Und doch ging die politische Niederträchtigkeit einiger Deutschen

nicht nur zur Rheinbundzeit, sondern noch nach der Julirevolution so weit, daß sie die Franzosen höflich um Mißhandlungen des deutschen Vaterlandes ersuchten, sie knieend um Fußstöße anflehten und um Verachtung bettelten.

Niebuhr war nach den Niederlagen von Ulm, Austerlitz und Jena tief gebeugt und gesteht, daß er alle Hoffnung aufgegeben habe; darum wirkte der unerwartete Aufstand der Tyroler wie ein Wunder auf ihn: „Moltke, schrieb er, welche Tage sind es auch, die wir erleben! was ist denn auch Näfels und Morgarten, was ist Marathon und Platää gegen Lueg und Landeck und Inspruck? Seit 1798 glaubten wir, der Geist der Freiheit müsse von seinen geliebten Felsen weichen, ohnmächtig sie gegen Geschütz und reguläre Truppen zu vertheidigen: das ist widerlegt. Wir glaubten länger schon, wir wären Knechte, weil allenthalben der Geist der Freiheit erloschen sey: er hat nur geschlummert. Von mehr als 25,000 Mann, die allein in das nördliche Tyrol eingedrungen waren, ist vielleicht kaum ein Drittheil entkommen; die unbewaffneten haben ihre Artillerie, ihre Munition mit der Faust erobert: sie haben Feldschlachten geliefert und Batterien erstürmt; und der Beruf, welcher Andreas Hofer aus seiner dunkeln Heimath rief (dem höchsten Alpenpunkt Deutschlands) ist ihm selbst ganz klar geworden; er will mehr seyn als der Streiter eines Augenblicks. Die Zeit ist im Kreisen und wessen Sinn sollte nicht, im Innersten gesammelt, der geheimnißvollen Geburt harrend entgegensehen? Ich sehe Land! aber eine gräßliche Brandung scheidet uns von der Küste. Werden wir durch sie hindurchbrechen, um das kommende Geschlecht in den Auen der Seligen anzusiedeln?“ Als Niebuhr später nach Italien ging, suchte er unterwegs den berühmten Speckbacher auf. Es ist Schade, daß er dieser Thatsache erwähnt, ohne uns etwas von Speckbachers Person mitzutheilen.

Die Briefe von Rom sind um so interessanter, als sie in Beziehung stehn zu den so wichtig gewordenen kirchlichen Fragen unsrer Tage. Niebuhr ging 1816 als königl. preußischer Gesandter nach Rom, allein, wie er öfters in seinen Briefen klagt, ohne Instruktionen. Erst 1820 bei einer persönlichen Anwesenheit des Staatskanzler Fürsten Hardenberg wurde das bekannte Uebereinkommen mit Sr. Heiligkeit getroffen. Diese Umstände sind gewiß sehr interessant. Es geht daraus hervor, daß die erste günstigste Zeit zu Unterhandlungen unbenutzt vorüberging. Preußen hatte wesentlich und mit den ungeheuersten Opfern den Sturz Napoleons und die Befreiung des h. Vaters aus der babylonischen Gefangenschaft bewirken helfen. Dem bewaffneten Befreier, noch glühend von der Hitze des Kampfes und vom Stolze des Sieges, und der zugleich freundlich gesinnt und bescheiden war, welches Billige hätte man ihm in Rom abschlagen können, wenn er damals gefordert hätte? Allein man ließ die Zeit verstreichen. Im Jahr 1817 schrieb Niebuhr an Nicolovius: „Haben Sie die Güte, Stolbergs Gruß mit der Versicherung zu erwidern, daß ich es am piano gehen nicht ermangeln lassen würde, wenn auch nicht der gänzliche Mangel aller Instruktionen mich unfähig machte, einen Fuß vorwärts zu bewegen. Ueber dieses Elend kann ich mich nicht trösten, da ein in jeder Hinsicht so günstiger Zeitpunkt versäumt wird. Der Papst ist zu allem Billigen geneigt und erbötig: man kann sich nicht klarer darüber äußern, als er es noch neulich in einer langen Unterredung gegen mich gethan hat. Wir sind politisch sehr wohl gesehen: und meine Persönlichkeit ist gewiß den Geschäften nicht im Wege. Die Dedication meiner hier entdeckten Ciceronianischen Fragmente an den Papst, die er seit voriger Woche in der Handschrift erhalten, hat dem liebevollen alten Greise sehr gefallen; und man erzeigt sich mir wirklich über Erwarten in den Geschäften gefällig. Denn daß man von einem protestantischen Gesandten Ergänzungen zu mangelhaften geistlichen Attesten annimmt, ist doch alles Mögliche. — Doch frage ich, wenn ich keine andere Bestimmung haben soll, als Dispensen zu negociiren, ist es denn einigermaßen der Mühe werth, daß mein Leben und *mein* Schicksal so aufgeopfert sind? Mit mir, liebster Nicolovius, ist es im innern Leben aus: *und auch mein Körper* ist erschöpft: ich lebte durch den Geist, und der ist entschlafen. Daß das Kölner Domcapitel für jenseits Rheins eintrete, geht freilich nicht an, so lange das neue Bisthum Aachen im Wege steht, und das gibt viel zu negociiren: wenn man aber Köln als Erzbisthum einrichtet, so wird sich alles heben lassen; vorausgesetzt, daß man die Domcapitel und Bisthümer dotire, wie es Bayern, wahrlich nicht mit Verschwendung thut, und daß man die Domcapitel wählen lasse. Ich habe über das bayerische Concordat an das auswärtige Departement berichtet, und hoffe, daß das Ihrige den Inhalt meiner Berichte über geistliche Sachen erfahren wird. Möchte es Ihnen möglich seyn, anzutreiben, daß ich Instruktionen erhalte.“ Was Niebuhr selbst betrifft, so gereicht ihm wenigstens das zum Vorwurf, daß er als Gelehrter die Eitelkeit der mit der römischen Curie innig verbundenen italienischen Gelehrten allzu tief demüthigte. Er hatte Recht, die Italiener hatten ihm boshaft in Bezug auf einen literarischen Fund eine Fälschung vorgeworfen, er bewies, daß sie Verläumder seyen und ging siegreich aus diesem literarischen Streit hervor. Allein da er kein Privatgelehrter, sondern zugleich Gesandter einer großen Macht war, hätte er so rücksichtslos und streng gegen die Schriftgelehrten der Curie nur auftreten dürfen, wenn die Unterhandlungen schon auf eine für Preußen vortheilhafte Weise abgeschlossen gewesen wären. Die Briefe

Niebuhrs aus dieser Zeit haben für die Geschichte Bedeutung, sofern sie fast noch mehr durch das, was sie nicht sagen, als durch das, was sie sagen, die Art und Weise erklären, wie Rom allmählig zu einer so kühnen Politik gegen Preußen sich steigern konnte. Der Vaterlandsfreund forscht ängstlich nach einem Felsengrunde des Vertrages, er findet nur nassen, überall ausweichenden Sand der Unterhandlungen. Daß alle Unterhandlungen unter dem Ministerium Hardenberg, obgleich im Glück, vom Unglück begleitet waren, und einen Fluch in sich trugen, der, wo er noch nicht in Erfüllung gegangen ist, noch in Erfüllung gehen wird, war stets unsre — natürlicherweise einseitige Meinung. Der Basler Frieden hat seine Früchte getragen, die Unterhandlung mit Rom desgleichen. Mögen die zwei unglückseligen Pariser Frieden, die man zum Vortheil des besiegten und schuldigen Frankreich und zum Nachtheil des siegreichen und unschuldigen Deutschland abschloß, die übrigen niemals an das Licht gebären. Wir halten Hardenberg für den traurigsten Diplomaten, den Preußen jemals gehabt hat, da es aber noch nicht an der Zeit ist, solche Wahrheiten allgemein anzuerkennen, so bescheiden wir uns, eine unmaßgebliche Privatmeinung geäußert zu haben.

Niebuhr befand sich in Rom während der Unruhen in Neapel und Piemont. In allen Briefen über diese Ereignisse, so wie auch über Rom und Italien überhaupt, spricht sich eine tiefe Verachtung gegen das italienische Volk aus, wie sie einem kräftigen Sohn der altsächsischen Nordseeküste natürlich seyn muß. Doch läßt er wie billig der Biederkeit und Liebenswürdigkeit, die man in Italien noch so häufig bei Frauen und beim Landvolk findet, Gerechtigkeit widerfahren. Nur das moderne pfiffige und feige, pfäffische und gottlose „Zigeunervolk" der Städter erregte ihm unaufhörlichen und unwillkürlichen Abscheu.

Oft nimmt Niebuhr in seinen Briefen Rücksicht auf das, was Goethe über Italien gesagt hat und mißbilligt es fast immer. „Niemals, schreibt er an Savigny, hätte ich von Francesco Francia kühl, daneben vom Domenichino begeistert reden können. So sind freilich die modernen Bologneser selbst: der Canonicus Schiassi war gefällig genug, mich in unbesuchte Kapellen zu führen, wo Wunderwerke des Francia vergessen sind, aber er belächelte doch die transalpinische Thorheit. Es scheint mir, als ob es Goethen selbst wie Manchen geht, die sich mit Liebhabereien wissen, wofür ihnen gerade der Sinn versagt ist. Ich möchte glauben, daß Goethe für bildlich darstellende Künste gerade gar keinen Sinn hat: d. h. kein Licht, was, aus ihm selber leuchtend, ihm, unabhängig vom Geschmack der Zeit, noch weniger gegen diesen, das wahrhaft Schöne zeige: oder, wenn er diese Gabe als Jüngling zu Straßburg hatte, so ist sie ihm in der unseligen Zeit verloren gegangen, deren Erzählung er übersprungen ist, während des Weimarer Hoflebens, bis zur italienischen Reise; und wieder hergestellt hat sie sich nicht; davon zeugte Winckelmann und sein Jahrhundert, Hackerts Leben, die Propyläen, die Kunstaufgaben und Kunstartikel in der Lit.-Z.; ohne vom Rhein und Main zu reden. — Das wäre nun eins: — ein anderes ist die ganze Stimmung, worin er nach Italien kommt und in Italien wandelt. Diese ist höchst merkwürdig, und eben deßwegen hätten Sie uns nichts Interessanteres senden können, als diese Reisebeschreibung: aber möchte man nicht darüber weinen? Wenn man so eine ganze Nation und ein ganzes Land bloß als eine Ergötzung für sich betrachtet, in der ganzen Welt und Natur nichts siehet, als was zu einer unendlichen Decoration des erbärmlichen Lebens gehört, alles geistig und menschlich Große, alles was zum Herzen spricht, wenn es da ist, vornehm beschaut, wenn es vom Entgegengesetzten verdrängt und überwältigt worden, sich an der komischen Seite des Letzten ergötzet. — Mir ist dies eigentlich gräßlich: vielleicht persönlich mehr als ich es anderen zumuthen möchte, aber dem Wesen nach erlasse ich es keinem. — Goethe hat Behagen an Venedig, aber er sieht in der Procession des Doge und Senats nicht die Imago der alten Größe, der zahllosen großen und klugen Männer, sondern nur einen Theaterzug. Uebrigens ist es seltsam, wie er das Herrlichste meistens gar nicht gesehen hat, oder, wenn er es sieht, es ihm im zweiten Range stehet. So sieht er zu Padua nicht die Kapelle der Annunziata, wo man ganze Tage weilen müßte; sondern gefällt sich auf dem weiten, sumpfigen, mit Statuen, die so erbärmlich sind, daß sie in der Peterskirche stehen könnten, staffirten Platz della Valle; zu Venedig sieht er San Giovanni e Paolo nicht &c. — Cornelius ist ein inniger Enthusiast für Goethe: vielleicht keiner mehr, wenigstens hat Goethe keinen inspirirt wie ihn. Er ist ein sehr reiches, inniges, tiefes Gemüth. Bei allen lebendigen, anschauungsreichen Schilderungen leuchtete die Freude auf seinem Gesicht, aber dann ward er wieder traurig und wehmüthig. Die Stelle über den Gondelgesang hallte in allen Herzen wieder, und einstimmig aus jedem Munde. Aber als wir geschlossen hatten für dieses Mal, und Gretchen zur Ruhe ging, wir Männer noch über das Gelesene redeten, ehe wir uns um unser sehr frugales Abendessen setzten, nahm er das Wort und sagte, wie tief es ihn bekümmere, daß Goethe Italien so gesehen habe. Entweder habe ihm das Herz damals nie geschlagen, das reiche, warme Herz, es sey erstarrt gewesen: oder er habe es gleich festgekniffen. So ganz und gar nicht das Erhabene an sich kommen zu lassen, das Ehrwürdige zu ehren: aber so viel Mittelmäßiges zu protegiren. Ueber Palladio waren wir alle einig, daß alle, die in Venetien gewesen waren, weder zu Vicenza, noch an

St. Justina zu Padua, noch an San Giorgio und den andern Kirchen seines Baus zu Venedig etwas gesehen, was wir rein und wahrhaft schön nennen möchten: und daß es ganz unbegreiflich sey, wie der, welcher Erwin von Steinbachs Manen zuerst huldigte, der uns vielleicht allen, mittelbar oder unmittelbar, den Sinn wieder hell gemacht, hier erhabene Antike sehen: den Regensburger Dom nicht einmal nenne. Das müsse wohl an einer unglückseligen Stimmung, an einem sich Verstocken gegen das Gewaltige liegen, — um alles stolz zu besitzen, als abhängiges Eigenthum behandeln, zu seiner Zeit es verschmähen zu können: und alle jammerten gen Himmel über das unselige Weimarer Hofleben, in dem Simson seine Locken verloren habe." Hier täuscht sich Niebuhr sehr. Der Hof zu Weimar verdient Dank, daß er die großen Geister der Nation versammelt und mit Liebe und Stolz gepflegt hat. Goethe hat die Eigenthümlichkeit, die Niebuhr tadelt, schon lange an sich getragen, bevor er Weimar sah. Sie war mit ihm geboren und es ist nicht recht, seine Charakterfehler auf Kosten der edlen Herzogin von Weimar und ihres Sohnes zu entschuldigen. Schiller und Herder lebten auch in Weimar und trugen daselbst ungehindert ihre kraftvollen und reinen Charaktere durchs Hofleben durch.

Ueber den berühmten Cornelius äußert sich Niebuhr in seinen Briefen stets auf die liebevollste Weise. Sie standen zu Rom in sehr naher Berührung. Interessant ist folgende Stelle: „Cornelius ist ein sehr geistreicher, edler und liebenswürdiger Mann: Katholik, wie er geboren ist, aber so wenig ein Zelot, daß er, da wir mit ihm über seine Lieblingsidee ein jüngstes Gericht zu malen redeten, uns zwar abschlug, Luthern in die Himmelsglorie zu versetzen, weil er das ja nicht dürfe: aber er solle dem Teufel die Bibel entgegen halten, und dieser davor zurückweichen. Im Herzensgrunde würde das auch wohl Stolberg recht seyn?"

Unter den gelehrten Bemerkungen, die den Briefen, namentlich denen an Savigny, eingestreut sind, findet sich mancherlei sehr Interessantes, z. B. eine Vermuthung über die ältesten Einrichtungen in den deutschen Städten: „Daß Kaiser Otto viele deutsche Geschlechter, namentlich in Toscana und Romagna eingesetzt, ist auch eine Chronikennachricht, der man unmöglich den Glauben versagen kann. Nun gab es für diesen Stifter der deutschen Herrschaft über Italien kein besseres Mittel, die Lombarden zu brechen, und Kaiserwahlen, wie die der Berengare und des Wido zu verhindern, nächst der Auflösung der großen Lehne und ihrer Uebertragung an Deutsche, als die Städte von der Gewalt der Fundatorien zu befreien, und die Lombarden, welche in ihnen wohnten, von der Masse ihrer Nation zu lösen, indem er ein Band zwischen ihnen und den Römern knüpfte. Nach ihm wird man der Grafen seltene oder gar keine Erwähnung wenigstens außer der eigentlichen Lombardei, und vielleicht auch in der nicht finden. Dies nun — denke ich, — geschah, indem er die deutschen und lombardischen Geschlechter in den Städten zu einer Gemeinde bildete, dergleichen etwas sie auch wohl längst gewesen seyn mögen, und den Consuln, die das gesammte Volk aus ihnen wählte, die ganze gräfliche Gewalt verlieh, ohne den Rath der boni homines abzustellen, der neben ihnen fortbestand, und keine größere Gewalt bekam, als er früher gehabt hatte. Eine gleichförmige Einrichtung durch einen Gesetzgeber anzunehmen veranlaßt die auffallende Gleichförmigkeit dieser consularischen Regierung in allen bedeutenden Städten des lombardischen Reichs — nicht der römischen Provinz. — Ich bin auch geneigt, der Sage Werth zu lassen, daß K. Heinrich der Erste die deutschen Städte gestiftet, nämlich daß er sie im Wesentlichen auf eine gleichförmige Art constituirt, und großentheils wirklich ihnen Bewohner gesandt habe; hierüber mehr. Ich weiß nicht, ob es mein Fund oder eine schon früher bekannte Sache ist, daß die Parteien der Guelfen und Gibellinen ursprünglich, ja beinahe noch während der beiden ersten Jahrhunderte ihrer Dauer auf den Adel beschränkt waren. Errathen hatte ich das schon lange, ehe ich anfing den Villani zu lesen, wo dieses mit klaren Worten steht. Der plebejische Senat (ich gebe sein Zeugniß nur mit andern Worten), *nahm keinen Theil an* der Spaltung, sagt er ausdrücklich, vom 13ten *Jahrhundert*, während sich alle adliche Geschlechter theilten. Ich habe auch eine Vermuthung, die sich auf starke Gründe stützt, daß diese Spaltung viel älter ist, als die Zeit der schwäbischen Kaiser, und glaube, daß sie ihren Ursprung von Kaiser Otto's Zeiten gehabt, und von den neuangesiedelten deutschen Geschlechtern, und den alten lombardischen, die durch sie geschmälert wurden, angehoben hat; daß sie im Verlauf der Zeit ihren Gegenstand und ihre Bedeutung verändert hat, ist in der Natur der Sache, auch daß sich allmählich das ganze Volk anschloß. (Für jene Vermuthung nur dies, daß die großen Geschlechter, die aus Deutschland gekommen, ursprünglich alle Gibellinen sind. —) Der Adel ist nie, wie im alten Rom, mit dem Plebs zu einer Nation verschmolzen worden, obgleich sich eine sehr große Menge Familien zum Volk begaben. Die parte Guelfa bleibt beständig eine ganz besondere und unabhängige Corporation, mit eigenen Vorstehern, Corporationsvermögen, u. s. w. Dies scheint mir aus der dem Volke entgegengesetzten Corporation der Geschlechter erwachsen zu seyn. Ich glaube, daß der popolo und die parte zusammen, il commune sind."

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 53.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 24. Mai 1839.

Pauperismus.

Staatswesen und Menschenbildung umfassende Betrachtungen über die zunehmende National- und Privat-Armuth, ihre Ursachen, Folgen, die Mittel ihr abzuhelfen 2c. Von F. H. — BODZ Reymond. Vierter Band. Berlin, Logier, 1839.

Eins der gründlichsten Werke über Pauperismus. Der Verfasser hält wenig von den Medikamenten, durch welche man das schon vorhandene Uebel zu unterdrücken sucht. Er empfiehlt die prophylaktische Methode, welche schon dem Entstehen des Uebels vorbeugt. Als die eigentlichen Ursachen der Verarmung erkennt er 1. die zunehmende Irreligiosität und Entsittlichung, 2. das Fabrikwesen, welches allen Reichthum bei wenigen Unternehmern aufgehäuft, 3. die uneingeschränkte Concurrenz, welche die Collegen ruinirt, anstatt wie die ältern gewerblichen Genossenschaften ihre Existenz zu sichern.

Ueber alle diese Punkte hat sich der Verfasser schon in den frühern Bänden (vergl. Literaturblatt 1837, Nr. 90, 91) ausgelassen, zieht aber im vorliegenden das Resultat und macht schließlich die Vorschläge, die ihm am geeignetsten scheinen, der zunehmenden Armuth entgegenzuwirken. Bevor er aber zu diesem Schluß gelangt, breitet er sich noch ausführlich über die religiösen und sittlichen Fragen aus. Sein Vortrag ist etwas rhapsodisch. Er kommt oft auf denselben Gegenstand zurück, um eine neue Bemerkung anzuknüpfen und springt dann wieder ab. Man sieht, wie er als ein Geschäftsmann nur gelegentlich seine Gedanken hinwerfen konnte, die er dann an einander gereiht hat, ohne an ihrer ursprünglichen Fassung viel abzuändern. Zu den Uebeln, welche die Entsittlichung mächtig befördern, rechnet der Verfasser auch den Mangel an Nationalehrgefühl und den großen Einfluß, den der französische Geist auf Deutschland übte:

„Deutschland, sagt er, wurde unlängst mit Feuer und Schwert durchzogen, und stromweise floß deutsches Blut. Schmachtend schleichen jetzt noch Krüppel und Verarmte umher. Müttern und Schwestern, Wittwen und Bräuten blutet noch das, umsonst nach fernen Grabhügeln sehnsüchtige Herz. Und, was muß man dennoch heutzutage in Deutschland erleben! Ich erwähne hier nicht die Aufnahme der französischen politischen Zerstörungslehren, nicht die Nachäffung eines Volkes, unter welchem so viele sind, welche nichts mehr wünschen, als ihren Uebermuth im Ausland, in Deutschland, auszulassen. Aber, die Nachwelt wird es kaum glauben können: Der Bewunderung, der Verehrung der Deutschen fehlen jetzt nur noch römisch-heidnische Tempel und Priester, damit der corsicanisch-französische Weltstürmer den Göttern beigezählt und auf eigenen Altären angebetet werde!“

Dann spricht der Verfasser sehr viel über die überhand nehmende Verachtung der Religion und über die Leerheit der Kirchen. „Wenn die frühere Zeit uns Kirchen in Ueberfluß hinterlassen hat, so müßten wir wenigstens bemüht seyn, dieselben unserer Zeit anzupassen.' Dies geschieht zwar schon, indem sie oft zu Lazarethen, Magazinen oder gar zu Bastionen gebraucht werden. Ein solches Anpassen meine ich aber nicht. Manche zeitgeistgemäß Aufgeklärte finden derlei vielleicht recht schön, wenn die Umstände es bisweilen gebieten; ich dagegen finde es nur betrübend und bedauernswürdig. Was ich angemessener fände und wünschte, wäre, daß unsere Kirchen, vorzüglich in den großen Städten, für das jetzige Schreib- oder Stick-Leben weniger abschreckend eingerichtet würden. Unsere Aeltern kleideten sich warm; im Sommer wärmer, als wir im Winter. Sie trugen dichte wollene Strümpfe in weiten dicken Schuhen. Die Schuhe der Frauen waren mit hohen Absätzen versehen, so daß sie in die Nässe treten konnten, ohne nasse Füße zu bekommen. Jetzt hüpfen unsere Damen in dünnen Escarpins mit leichten baumwollenen Strümpfen, und

wir, Männer, in handschuhledernen Stiefelchen, welche die Nässe, wie Löschpapier, einsaugen. Das volle Haar hing den Aeltern auf die Schultern herunter und bedeckte, wie die Natur es gewollt, gehörig den Kopf. Das, bis zum Haarbeutel oder Zopf ausgebreitete Haar schützte den Nacken, bei höherem Alter, die gekräuselten und gepuderten, Kopf und Hals bedeckenden Perrücken noch mehr. Jetzt scheeren wir uns beinahe das Haar wie den Bart; jetzt, wenn ein Herr den Hut abnimmt, sieht man den weißen kahlen Schädel, oder die dünne Platte künstlichen Haares, falls diese nicht zugleich mit dem Hut aufgehoben wird. Daher haben wir ungleich mehr Erblindungen, Migräne, Husten, Hals- und Brustkrankheiten, als unsere Vorfahren. Unsere Großmütter gingen mit großen Aermeln und mehrfachen, selbstgesponnenen und gewebten, dichten wollenen Zeugen in Wärme und Kälte. Die Großväter hatten Westen, welche den Leib mehr bewahrten, als jetzt ein Leibrock. Sie trugen Leibröcke, die, von unverwüstlichem Tuche gemacht und, vorne bis unten zugeknöpft, besser den Körper warm hielten, als ein jetziger Ueberrock oder Mantel. Außerdem, wenn sie zur Winterzeit in die Kirche gingen, nahmen sie noch Fußwärmer mit glühenden Kohlen mit, und steckten die Hände in Pelzmuffen, wie eine Trommel dick und lang. Dabei saß man weniger am Schreibetisch oder am Stickrahmen, lebte dafür desto mehr in freier Luft, welche man, also verwahrt, auch besser ertragen konnte. Jetzt erscheint der ernste Magistrat in feinen Handschuhen und in dem seidenglänzenden, dünnen, vorn ausgeschnittenen Leibrock, ein Westchen darunter, dessen ganzer Nutzen im offenen gesteiften und geplätteten Kragen besteht; die Damen mit lustigen Gigots, Glacé- oder andern papiernen Handschuhen, und mit Kleidern von Seide, Gaze, Linon, oder gedruckten Kattunen, welche zwar die Formen des Körpers elegant zeichnen mögen, aber zu seiner Beschützung gegen die schädlichen Lufteinwirkungen wenig geeignet zu seyn scheinen. Dies vermögen auch nicht die schirmbreiten Hüte, und die, dem bewegenden Winde hingeworfenen Shawls, deren Dünnheit und Unzweckmäßigkeit mit der Goldschwere ihres Preises zunimmt. Mit jenem einmal eingeführten moderuen Anzuge können wir zur Winterzeit nicht in die kalten Kirchen gehen. Geht man aber zur Winterzeit nicht hinein, so verliert man auch allmählig die Lust dazu für den Sommer, und es finden sich alsdann wieder ebenso Gesundheitsgründe, nicht hineinzugehen. Opernhäuser, Theater, Ausstellungen, Schauspiele aller Art, Speisesäle und Tanzböden, selbst Hausflure und Treppen werden jetzt zur Winterzeit geheizt, und: Die Kirchen nicht! — Im Theater sitze ich warm; aber — in die Kirche gehen? Da sterbe ich vor Kälte!“ Die physische Kälte dürfte es wohl nicht allein seyn, die vom Kirchengehn abhält. Wenn nur die Herzen erwärmt würden, wenn nur das Predigen nicht so handwerksmäßig abgethan, oder durch die philosophirende Altklugheit der Redenden entweiht würde. Die Kälte in den Kirchen kommt nicht von den Wänden, sondern am häufigsten aus dem Munde der Prediger, aus der Eisgrube des Rationalismus.

Der Verfasser will die künstliche, nicht nothwendige, nur durch die Unterlassungssünden unserer Zeit möglich gewordene und wieder aufzuhebende Armuth von der natürlichen, die sich zu allen Zeiten als besonderes Privatunglück ergibt, unterschieden wissen. „Auf dem ursächlichen Zusammenhange zwischen Pauperismus, künstlicher Armuth, übermäßiger Niedrigkeit der Preise, einseitig gesteigerter Betriebsamkeit, ungeregelter Gewerbefreiheit und allgemeiner Concurrenz überhaupt glaube ich nicht dringend genug bestehen zu können. Ich habe Männer gekannt, welche, wie noch jetzt die meisten staatswirthschaftlichen Schriftsteller, kräftige Beförderer der allgemeinen Concurrenz waren, während sie sich mit der edelsten Selbst-Aufopferung der Armenpflege widmeten. Es versteht sich, daß Letzteres ihnen, Ersteres hingegen der Zeit anzurechnen ist. Wesentlich indeß erscheint es, daß Armenpfleger den Gegenstand ihrer christlichen Fürsorge gründlich erkennen, und es verstehen, auf dessen Grundursachen mit klarer und bestimmter Einsicht, sowohl im Allgemeinen, als in den einzelnen Fällen, zurückzugehen. Sie werden dann in letzteren mit größerer Sicherheit Rath schaffen; und, bei dem ersteren Standpunkte, die höheren Maßregeln in Anspruch nehmen, ohne deren Dazwischenkunft ihr treffliches achtungswerthes Bestreben erfolglos, wie die Füllung des Danaidenfasses, bleiben muß. Wo die Concurrenz ein zu freies Spiel hat, wird stets künstliche Armuth herrschen; und — wie trübes Wasser Schlamm absetzt, — herrscht künstliche Armuth in einem Lande, so folgt auch in demselben unfehlbar Pauperismus. In seinen äußeren Erscheinungen unterscheidet sich der sogenannte Pauperismus nicht merklich von der natürlichen Armuth, aber wesentlich in Ansehung seiner Ursachen. Die natürliche Armuth ist ewig auf Erden, weil ihre Ursachen von der Vorsehung verhängt sind, und ewig wirken; der Pauperismus aber ist nur Menschenwerk, des menschlichen unvernünftigen Treibens traurige Frucht, und kann demnach durch vernünftiges Einlenken wieder vermindert, und bis auf das unbedeutende Minimum der wenigen Einzelnen zurückgeführt werden, welche denselben durch Unsittlichkeit selbst verwirken. Doch werden immer die Bemühungen dagegen vergeblich bleiben, wenn das Uebel nicht in seinen Wurzeln angegriffen, und der künstlichen

Armuth überhaupt und im Ganzen gesteuert wird. Erkennt man dieses deutlich, so wird man weniger Gefahr laufen, zur Verminderung der Armuth und zu deren Abhülfe Ansichten zu befolgen und Mittel anzuwenden, welche erfolglos bleiben, oder gar, wie es leider so häufig der Fall ist, den gesellschaftlichen Zustand eher verschlimmern, als bessern. Seitdem ich an dem gegenwärtigen Werk arbeite, sind in Deutschland, Frankreich und England eine Menge Schriften über Armuth erschienen, von denen ich, während die Vollendung der meinigen allmählig herannaht, mehr Kenntniß nehme, als ich es lange Zeit vorsätzlich that. Die nicht unbedeutende Zahl der bis jetzt mir bekannt gewordenen verfallen aber insgesammt in den Fehler, die Armuth nur in Masse zu nehmen, dieselbe nicht vorweg nach ihren Ursachen zu sondern, und sie demnach auch nur als ein für sich bestehendes, und für sich zu behandelndes gesellschaftliches Uebel zu betrachten. Diese zu enge Ansicht führt wieder auf zu enge Palliativ-Mittel. Den Pauperismus, die Verarmungsweise neuerer Zeit, betrachte ich hingegen nur als ein Symptom, als eine Erscheinung der künstlichen Armuth, welche sämmtliche Klassen der gesellschaftlichen Ordnung jezt überzieht, aber unheilvoll genug in den niedern Klassen mit der natürlichen Armuth sich verbindet und verwechselt wird."

Nun will der Verfasser das Uebel dadurch heilen, daß er den Ursachen vorbeugt: „Manche Regierungen erlassen wegen der zunehmenden Verarmung und Bettelei mehr oder minder strenge Verordnungen, welche diesen Uebeln Einhalt thun sollen. Viele dieser Verordnungen, welche sich mehr an die Wirkungen, als an die Ursachen halten, machen auf mich, ich muß es gestehen, den widerlichsten Eindruck. Es kommt mir beinahe so vor, als wenn Krankheiten in einem Lande nicht mehr durch Gesundmachung der Wohnorte und Austrocknung der Moräste, oder durch Aerzte und Recepte, sondern durch Gerichtsdiener und Stockschläge ausgerottet werden sollten. Zu dieser Verkehrtheit kommt auch noch das Unbillige, das Ungerechte hinzu. Wie können die Regierungen gegen künstliche Arme hart verfahren, wenn die Mängel der Gesetzgebung selbst es sind, welchen die künstliche Armuth ihr Entstehen verdankt?"

Uebrigens sieht der menschenfreundliche Verfasser wohl ein, daß er die Gesetzgebung nicht leicht in dem Sinn, wie er es wünscht, würde reformiren können. Er schlägt also eine provisorische Anstalt zur Ableitung und Verminderung des Pauperismus vor, sogenannte Ehrenarbeits-Anstalten. „Die Ehrenarbeits-Anstalt muß den Bedrängten zu jeder Zeit eine Zuflucht gegen Nahrungslosigkeit, mittelst fortwährender Gelegenheit zu geeigneter und gebührlich belohnter Arbeit, gewähren. Ich verstehe jedoch keineswegs, und nichts weniger als unerläßlich, unter einer solchen Anstalt ein förmliches Beschäftigungshaus, welches für sich fabrikmäßig dasteht, und auf sich allein beschränkt bleibt. Vielmehr sehe ich darin ein Gelegenheits-Büreau, welches für hinreichende, immer vorhandene Arbeits-Gelegenheiten sorgt, und solche nur dann selber schafft, wenn die, von Außen ihm angezeigten fehlen. Diese, von der Ehrenarbeits-Anstalt nachgewiesenen oder dargebotenen Arbeits- oder Beschäftigungs-Gelegenheiten sind und müssen, sowohl der Arbeit als der Gelegenheit nach, von verschiedener Art seyn. In Bezug auf die Gelegenheiten fallen mir folgende Mittel bei, zu denen, unter Benutzung der Oertlichkeiten, leicht andere noch hinzu kommen können. Die Gelegenheiten werden also, theils: 1) von der Ehrenarbeits-Anstalt nur ermittelt, theils: 2) von ihr selbst erzeugt. In beiden Fällen finden sich die Gelegenheiten, entweder: a) außerhalb der Anstalt, oder: b) im Innern der Anstalt selbst. Alle Hauseigner, Fabrikanten, Großhändler, Baumeister, und sonstige Unternehmer von Privatarbeiten müssen die Verpflichtung übernehmen, wenn sie eine vermehrte Zahl Arbeiter gebrauchen, dieses der Ehrenarbeits-Anstalt anzuzeigen, welche auch ihrerseits bemüht seyn muß, tüchtige und sichere Leute zu ermitteln und ihnen sogleich zu senden. Außer der bürgerlichen Schuldigkeit kann diese Verpflichtung auch eine bestimmte Gewähr erhalten. Zuvörderst setze ich voraus, daß alle Lohnzahlungen für Arbeiter, welche von der Anstalt empfohlen wurden, nur bei letzterer zur unmittelbaren Einhändigung erfolgen sollen, wodurch allein schon verschiedene Disciplinar-Vortheile erwachsen. Dann aber kann man annehmen, daß die Erwerbszweige, welche, regelmäßig oder zufällig, Dienste fremder Leute erfordern, in jedem Orte hinreichend bekannt sind. Es zahlt nun jeder Vorsteher eines solchen Geschäfts einen jährlichen, verhältnißmäßig festgestellten Beitrag für die Ehrenarbeits-Anstalt. Letztere dagegen ist verpflichtet, ihm diesen Beitrag bei der Lohnzahlung der von ihm beschäftigten Leute in Abrechnung zu bringen. Sollte dies als eine Armentaxe erscheinen, so sieht man wenigstens eher den Nutzen und das Angemessene davon, als von vielen, die unter anderen Benennungen, wie Miethsteuern u. dgl. bestehen; und, kommt eine solche Vorauszahlung dem Privat-Unternehmer nicht immer gleich erwünscht vor, so erwachsen ihm doch auch die Vortheile daraus, daß er allezeit sichere Leute bekommt, daß er sie vorkommenden Falls bei der Anstalt verklagen kann, und daß diese Leute, wäre es auch nur aus Furcht, nunmehr von der Anstalt selbst der Polizei überwiesen zu werden, wohl ernstlich bemüht seyn müssen, ihre Pflicht ordentlich bei jenem zu thun,

um nach vollbrachter Arbeit in Ehren, wie es der Anstalt gebührt, von ihm entlassen zu werden. — Auch erscheint der Umstand nicht ganz unwichtig, daß, bei solcher Einrichtung, Privat-Unternehmer unmöglich zu klagen haben, die Ehrenarbeits-Anstalt concurrire mit ihnen, und nehme ihnen die Arbeiter weg. — Die Ehrenarbeits-Anstalt muß befugt seyn, öffentliche Arbeiten zu übernehmen. Diese können ihr von der Regierung angewiesen werden, oder sie kann dieselben mit höherer Genehmigung selbst ausführen lassen. Zu solchen Arbeiten gehören: Anlegung oder Verbesserung von Landstraßen, Ausgrabungen, Ortsverschönerungen, besonders Urbarmachungen."

(Der Schluß folgt.)

Biographie.

Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr, aus Briefen desselben und aus Erinnerungen einiger seiner nächsten Freunde. Zweiter Band. Mit Niebuhrs Bildniß. Hamburg, Fr. Perthes, 1838.

(Schluß.)

„Die florentinischen Patricier in ihren Geschlechtern (Schiatte, Schlachte, bei uns in Dithmarschen), sind zweierlei Art, nobili grandi und nobili popolani. Die Geschlechter sind ihre Eintheilung, wie die Innungen die der Plebejer. Sehr merkwürdig ist, daß diese Innungen nicht nur die wesentlichen deutschen Zunfteinrichtungen nicht haben, sondern ganz andere Gegenstände betreffen, welche an die Collegia der römischen Städte unter den Kaisern auffallend erinnern; so sind unter den sieben alten Innungen zu Florenz, die Notarien, die Aerzte und Apotheker u. s. w. Ich will Sie jetzt bitten, unseren Blick nach einer anderen Seite zu wenden. — Aus der ganz vortrefflichen alten Kölner Chronik, die ich nicht anstehe, theilweise zu unseren klassischen Werken zu rechnen, deren Verfasser einer der hellsten Geister und wahrhaftesten Herzen ist, geht hervor, ja sie sagt mit klaren Worten, daß zu Köln im dreizehnten Jahrhundert, zur Zeit der Kriege mit den Bischöfen Conrad von Hochstedt und Engelbrecht von Valkenburg nur die funfzehn alten Geschlechter Bürger genannt wurden, und das Regiment hatten. Alle Gewerbe waren in der unendlich zahlreichen Gemeinde enthalten, die jenen gegenüberstand. Es waren aber auch noch zwei andere Klassen von Geschlechtern, jede ebenfalls aus funfzehn bestehend; diese patres minorum gentium kommen als Mitbesitzer der Rathswürden zur Zeit des Weberaufstands, im Jahr 1369 vor. Von 1272 bis dahin fehlt die ganze innere Geschichte der Stadt, und man sieht also nicht, durch welche Krisis sie aufgenommen worden sind. Die alten Geschlechter sind eben so heroisch, aber auch eben so halsstarrig und tyrannisch, wie die alten römischen Patricier; mit Gutem ist es also gewiß nicht gegangen. Mich nun erinnert diese Verschiedenheit an die beiden Klassen des souverainen Theils der Nation, an die Edelinge und Frilinge. Zu irgend einer Zeit sind die deutschen Städte constituirt worden, und wie die Handwerker und Zünfter Lüde waren, die keine Geschlechter bildeten, so sind, denke ich, die Edlen und Freien, in einer bestimmten Zahl Geschlechter constituirt, und ihnen ist das Regiment übergeben worden. Hier ahnde ich Zusammenhang mit K. Heinrichs I. Städtestiftung. Er konnte wohl nicht den neunten Mann in die Städte treiben, welches unsinnig ist, sondern jedem neunten Geschlecht gebieten, in die Städte zu ziehen, die damals, wenigstens größtentheils, nur noch von Lüden und Hörigen bewohnt wurden. Die Schlachte sind dem Wesen der alten germanischen Nationalverfassung eben so wesentlich, als γένη und gentes den Griechischen und Italischen. Bei uns in Dithmarschen waren ihrer dreißig, eine sonderbare Uebereinstimmung mit der Zahl der Curien, die ich kaum den Muth haben würde, im Drucke auszusprechen. Unter diesen Geschlechtern waren adlige, wie die Nannen und die Vogdemannen (die einst mit der Vogtei des Volks beliehen gewesen seyn mögen), und diese enthielten viele und ganz verschiedene Familien; andere waren wahrscheinlich einfache Freie. — Da ich selbst in Dithmarschen die geschlossene Zahl von dreißig Schlachten finde, wo nichts Stadtähnliches und Dithmarschen ein Gau war (Thietmers gowe), so ahnde ich, daß in allen Gauen die Edlen und Freien in eine bestimmte Zahl von Geschlechtern zusammengezogen waren — in Curien. Jedes Geschlecht hatte seinen Namen, wie die Ginlungen u. s. w. — und sein Wappen. — Auch die Longobarden werden sich in den Städten geschlechterweise gesammelt haben; es ist aber ein Zeitpunkt gewesen, wahrscheinlich unter Kaiser Otto, wo sie nicht nur vollkommen gleichmäßig constituirt worden, sondern auch neue Geschlechter, vorzüglich deutsche, warum aber auch nicht Provinzialen? aggregirt wurden, so daß ihre Zahl vermehrt ward, wie wir sie eben zu Florenz auf zwei und siebzig gebracht finden."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 54.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 27. Mai 1839.

Pauperismus.

Staatswesen und Menschenbildung umfassende Betrachtungen über die zunehmende National- und Privat-Armuth, ihre Ursachen, Folgen, die Mittel ihr abzuhelfen ꝛc. Von **F. H. — BODZ Reymond.** Vierter Band. Berlin, Logier, **1839.**

(Schluß.)

Die Ehrenarbeits-Anstalt muß nach Möglichkeit im Stande seyn, den Familien, welche zu Hause Beschäftigung wünschen, auch solche zu geben. Zu diesem Behufe muß die Ehrenarbeits-Anstalt: 1) selbst rohe Stoffe zur Verarbeitung anschaffen; und 2) Bestellungen darauf annehmen; es mögen die zu verarbeitenden Stoffe zugleich eingeliefert werden, oder die Anstalt selbst im Besitze derselben seyn. Um aber auch hierin der Ehrenarbeits-Anstalt Erleichterung zu verschaffen, könnten ihr füglich gewisse Monopole vorbehalten werden. Warum sind Monopole verpönt, gehässig? Weil sich Einzelne auf Kosten der Menge durch dieselben bereichern, und die Verkaufspreise übermäßig erhöht werden. Bleiben aber die Preise billig, und wird, anstatt die Menge auszufangen, der Menge geholfen, so können Monopole, aus diesem letzteren Grund, nur lobenswerth erscheinen. Große Fabrik- und Handelsunternehmungen sind meistens sogar als selbst angelegte Monopole anzusehen. Die, bei den gewöhnlichen Verbrauchs-Quantitäten unfühlbar herabgedrückten Preise machen die Menge nicht wohlhabend! die einzelnen Kleinhändler und weniger bemittelten Fabrikanten, welche die Concurrenz nicht aushalten können, werden aber dadurch zu Grunde gerichtet. Eher gegen solche Monopole, als gegen wohlthätige, wie die eben vorgeschlagenen, würde ich einen Widerwillen empfinden. Wenn gleich, nach diesen verschiedenen Vorschlägen, die meiste Beschäftigung außerhalb der Ehrenarbeits-Anstalt für Leute, die hieher ihre Zuflucht nehmen, zu finden seyn wird, so erscheint die Einrichtung ordentlicher Arbeitszimmer auch innerhalb derselben für besondere dringende Fälle nicht minder nothwendig.

Solche Anstalten verlangt der Verfasser übrigens nur für große und namentlich gewerbliche Städte, für kleinere Orte reicht ein gutes Communalsystem aus.

Der Verfasser hat im Allgemeinen ganz Recht, daß am Ende der Staat wohl thut, die Arbeiterassociationen zu leiten, wenn er sie nicht eigenmächtig auftreten sehen will. Seine Ehrenarbeits-Anstalt ist im Grunde nichts anders, als eine solche Association. Allein die Rückkehr zu einem zeitgemäß modificirten Innungswesen würde uns ungleich besser gefallen, als eine so großartige, vom Staat geleitete, am Ende alle Concurrenz verschlingende Universalfabrik. Unfehlbar würde eine Staatsanstalt dieser Art sich mit den verhaßten Regieen und Regierungsmonopolen verbinden und bald für andere Zwecke, als die der Armenpflege benutzt werden. So lange noch im Gemeinde- und Innungswesen Mittel gegeben sind, der Armuth vorzubeugen und die Hände nützlich zu beschäftigen, ohne unmittelbare Einmischung der Regierung, so lange soll sich auch die Regierung nicht einmischen. Es ist immer ein schlimmes Zeichen, wenn der Staat in die Funktionen der Gemeinde oder gar Familien eintreten muß.

Doch erkennt der Verfasser vollkommen an, daß der Arme unter allen Umständen lieber in die Familien und Gemeinden übergehen, sich mit der wohlhabenden Bevölkerung vermischen und darin verschwinden, als von Staatswegen in Masse casernirt oder colonisirt werden soll. Er spricht in dieser Beziehung sehr schön über die Waisenhäuser und Armen-Colonien: „Diese letzteren sind ein schlagender Beweis zu Gunsten des schon vielfach berufenen Vertheilungs-Systems. — Man muß die Dürftigen nicht zu den Dürftigen stoßen lassen; im Gegentheil, man muß bemüht seyn, sie von einander

entfernt zu halten. Wenn ein Gärtner seine Beete ausgätet, und alles Unkraut in einen besonderen Winkel des Gartens zusammenwirft, so hat er sich nicht zu wundern, wenn das andere Jahr in diesem Winkel nichts als Unkraut aufgeht. Im gegenseitigen Verkehr der Armen ist für sie nichts zu holen als Unwissenheit, Entsittlichung, mithin gesteigerte Armuth. Dann liegt in dem, fast unausbleiblichen Mißlingen der Armen-Colonien eine tiefe politische und psychologische Lehre. Es liegt nicht in dem Wesen des Menschen, nur auf die Gegenwart zu fußen, wie günstig sie auch erscheinen möge; die Vergangenheit läßt nicht ab, nachhaltig auf die Menschen einzufließen und ihre Denkweise mehr oder weniger zu bestimmen. Eine Armen-Colonie aber ist ein Dorf ohne Geschichte, ohne Herkommen, ohne Erinnerungen, ohne belehrende Erfahrung über das Vorhandene. Gedanken und Gefühle, wie sie die kläglich zusammengeraffien Bewohner aus dem Kielraum der großen Städte mitbringen, sind nur traurige, verderbliche, ihrer Verbindung zu einem tüchtigen frischen Gesammtleben nach allen Seiten widerstrebende.“ Zuletzt handelt das Buch noch von den Sparkassen und Assecuranzen. „Sie gelten als ein großer Vorzug der neueren Zeit. Dies ist in den angedeuteten Grenzen allerdings nicht zu bestreiten; dagegen läßt sich aber auch ein großes und trauriges Zeichen der Zeit vorzüglich in den sogenannten Lebens-Versicherungs-Anstalten wahrnehmen. Immerwährende Auflösung der Einzelnheiten in den blauen Dunst weltlicher Allgemeinheiten! Keine besondere Ständesicherheit mehr, kein nachhaltig fleißiges Streben; ein erspieltes Fortkommen die allgemeine Losung! Alle Aussichten, einen kleinen Wohlstand für seine alten Tage zu begründen, die Augen mit dem Gedanken schließen zu können, daß Frau und Kinder noch Brod haben, sind verschwunden; denn, bei der allgemeinen Concurrenz, ist es unmöglich das Wenige zu erübrigen. Doch kleine vierteloder halbjährliche Beiträge kann man allenfalls noch vermissen. Hiermit wird also für Frau, für Kinder, für sich selbst, das Spiel mit Kassen und Banquiers eröffnet, welche auf den Grund umsichtig angelegter Wahrscheinlichkeits-Berechnungen solche Beiträge bedingen, daß, bei den möglicherweise zu leistenden Zahlungen, sie doch noch einen ansehnlichen Gewinn machen müssen. So fließen die Ersparnisse des Hauses durch die Wittwenkassen und Lebens-Versicherungs-Anstalten den unternehmenden Banquiers der ganzen Welt zu; und so, trotz allem Entbehren und Sparen, bleiben die Familien stets am Rande der Armuth.“

Auch von den Mäßigkeitsvereinen erwartet der Verfasser nicht viel. Sollen sie durchgreifend wirken, meint er, so müssen sie sich förmlich als Sekte constituiren, und dann fallen sie ins Extrem der Schwärmerei, das sich auch nicht halten kann.

Genug, es ist in diesem gedankenreichen Buch so viel enthalten, was die Berücksichtigung der Zeitgenossen verdient, daß wir es wiederholt dem Publikum empfehlen.

Dramatische Dichtkunst.

5) Des Aristophanes Werke, übersetzt von J. G. Droysen. Dritter Theil. Berlin, Veit u. Comp., 1838.

Auch dieser neue Theil rechtfertigt das Lob und Vergnügen, mit dem wir das Werk gleich anfangs begrüßten (Literaturblatt 1836, Nr. 51). Herr Droysen hat die Schwierigkeiten, die jede Uebersetzung des Aristophanes darbietet, mit einer seltenen Geschicklichkeit überwunden und der deutschen Sprache dabei so wenig als möglich Gewalt angethan, vielmehr ist er stets darauf bedacht gewesen, dem deutschen Ohre verständlich, wohllautend, gefällig und natürlich zu erscheinen. Je mehr bei Aristophanes alles leichte Bewegung ist, um so mißfälliger ist der schwere Trapp in *Steifstiefeln*, mit dem manche deutsche Uebersetzer ihm nachgestolpert sind. Beim ersten Stück dieses Bandes, den berühmten Wolken kam Herrn Droysen zu Statten, daß schon Wolf eine gute Uebersetzung geliefert hat, die er gebührend preist und wie billig auch benutzt. Indem er dieses Stück, das bekanntlich gegen den weisen Sokrates gerichtet war, zu erklären sucht und die bisherigen Erklärungen kritisirt, hat er gewiß Recht, ihm den tiefen Sinn, den man hat hineinlegen wollen, abzusprechen und es für ein frivoles Produkt zu erklären. Vielleicht irrt man am wenigsten, wenn man es als ein Produkt persönlicher Rache wegen irgend einer unbekannten Beleidigung ansieht.

Das zweite Stück ist die Lysistrata, eines der liebenswürdigsten Werke des Dichters, voll des herrlichsten Humors, eine Satire auf die Weiber, welche Männer seyn wollen. Da man unlängst wieder vorgeschlagen hat, die Weiber zu emancipiren, so findet dieses aristophanische Stück noch heute seine Anwendung und es wäre nicht übel, wenn man es, dem Geschmack unserer Zeit angemessen, umarbeitete, denn es ist leider so gespickt mit unanständigen Metaphern und Anspielungen, daß eine treue Uebersetzung das gebildete Publikum beleidigt, und vor Damen sich gar nicht sehen lassen darf. Dieser schlimme Umstand hindert inzwischen nicht, daß der Grundgedanke vernünftig und äußerst witzig ist, und

wenn man jene unreinlichen Nebendinge wegwischte, würde diese Lysistrata von der Bühne herab heute noch das Volk entzücken, wie im alten Athen. Daß Herr Droysen, indem er griechische Provinzialdialekte zu übersetzen hatte, das Lakonische mit einem willkürlichen „Gemisch" aus verschiedenen deutschen Dialekten übersetzen zu müssen glaubte, thut uns leid. Es mag angehen für das Ohr, das jene Dialekte nicht zu unterscheiden weiß. Wer aber die deutschen Mundarten kennt und herausfindet, welches Wort oberländisch, welches platt ist, dem fällt jenes naturwidrige Gemisch der heterogensten Redensarten in Einem Munde unerträglich. Doch andere Uebersetzer haben dasselbe gethan und der Gebrauch entschuldigt den Mißbrauch. Einfach und unvermischtes Schweizer- oder Tyrolerdeutsch würde dem spartischen Munde wohl besser anstehen, als jenes Gemisch.

Der Band enthält noch die Thesmophoriazusen, die Ekklesiazusen (eine der artigsten Dichtungen des Aristophanes, voll der trefflichsten Charakteristik des gemeinen Lebens und der altgriechischen Krähwinkeleien) und die berühmten Frösche.

Als eine kleine Probe der klaren und gefälligen Uebersetzung und zu Nutz und Frommen desjenigen Theils unsrer Kritiker und unsers Publikums, die den sentimentalen Verruchtheiten der modernen französischen Romantik zujauchzen, heben wir hier das musterhafte Gespräch, das Aristophanes den großen Aeschylos mit dem Euripides halten läßt, hervor:

Aischylos.

Es empört mir das Herz, daß ich so hier steh, und es kocht mir das Blut in den Adern,
Daß ich diesem ein Wort noch entgegenen soll; doch er könnte sich gar noch berühmen,
Ich verstummte vor ihm! So sag' mir, was ist's, weßhalb man den Dichter bewundert?

Euripides.

Der gebildete Geist, die Belehrung ist's, und daß wir bessern die Menschen
In den Städten.

Aischylos.

Doch wie, wenn so wenig von dir sie zu besseren Menschen gemacht sind,
Daß du sie vielmehr aus echt und brav umschufst zu den kläglichsten Wichten,
Was glaubst du dafür zu verdienen?

Dionysos.

Den Tod, ja den Tod! nicht frage du ihn erst!

Aischylos.

So bedenke zuerst, wie an Körper und Geist er von mir einst jene bekommen,
Voll Adel die Brust, sechs Fuß die Gestalt, nicht Hasenpaniereshelden,
Nicht Witzelgeschmeiß, nicht Affen des Markts, so wie jetzt man sie sieht, noch Hallunken,
Nein, Wurfspeer schnaubend und Lanzen und Schwert und des Helms weißbuschiges Dräuen.
Ich schuf ein Drama des Ares voll:

Dionysos.

Welch Drama?

Aischylos.

Die Sieben vor Theben;
Alljeglicher Mann, der es schaute, ward durchglühet von durstiger Kampflust.
Austrat ich vor euch mit den Persern sodann, und erweckte dem Volk das Verlangen
Stets freudig zum Kampf zu besiegen den Feind, so der Thaten erhabenste feiernd.
Doch hab' ich, beim Zeus, nie Huren wie der, Stheneboien und Phaidren gedichtet,

Euripides.

Und fand ich die Sage von Phaidra denn nicht schon vor? hab' ich sie erfunden?

Aischylos.

Wohl fandst du sie vor; doch das Schändliche soll sorgfältig der Dichter verbergen,
Ausführen es nicht, noch der Bühne vertraun; denn so wie für die Knaben der Lehrer
Da ist, zu erziehn sie für Tugend und Recht, so für reiferes Alter der Dichter,
Drum müssen wir stets nur sagen, was frommt.

Euripides.

Und wenn du Lykabettosgebürge
Und Parnassische Höhn in das Ohr uns drohnst, heißt das dann lehren, was frommet,
Wo man menschlich zu sprechen die Pflicht doch hat?

Aischylos.

Armseliger, großem Gedanken
Und erhabenem Ernst muß Klang, muß Wort nothwendig entsprechend geformt seyn,
Und der Halbgott muß wie von selbst sich versteht sich erhabnerer Worte bedienen;

Er erscheint ja doch auch weit hehrer wie wir und geschmückter in seiner Gewandung.
Das alles, von mir wohl weislich erdacht, du hast es verhunzet!

Euripides.

Wodurch denn?

Aischylos.

Für's Erste, du ließest in Lumpen gehüllt auftreten, die Könige waren.
Welch Uebel denn nicht schreibt der sich von ihm?
Hat er Kuppelnde nicht auf die Bühne geführt,
Nicht Schwestern von eigenem Bruder stuprirt,
Nicht jene, die mitten im Tempel gebiert,
Nicht jene die „lebt denn, wer lebt?" declamirt?
Das, seht ihr es nicht? das füllte so dicht
Uns unsere Stadt mit Scribentengebräche,
Mit Schmarotzergelicht, Volkshündelgezücht,
Mit dem Schund, der betrügt und dem Volk stets lügt;
Doch die Fackel zu tragen im Lauf, das kann
Jetzt keiner, so fiehn sie die Ringkunst!

In derselben Comödie gedenkt Aristophanes auch der ästhetischen Theegesellschaften in seinem altgriechischen Berlin und des philosophischen Kunstgeschwätzes, das mit jener Entweihung der Poesie Hand in Hand ging.

Schön, wer nicht an Sokrates
Seite sitzend schwitzt und schwatzt,
Sich um die Kunst der Musen lügt,
Und sich des Schönsten, was die Tragödie
Je erschaffen, selbst beraubt!
Ja mit dem hochpreislichen Geträtsche
Und mit dem Grau in Grau des Faselns
Thätigen Müßiggang zu treiben,
Ist für verdrehte Känze!

Der Haß des Aristophanes gegen Sokrates fällt auch hier wieder auf, er hat sich vielleicht nur versprochen und statt Sokrates Hegel sagen wollen.

Neueste Geschichte.

1) Allgemeine Geschichte der Jahre 1830 bis 1838. Von Fr. Bülau, Prof. zu Leipzig. Leipzig, Hinrichs, 1838.

Es ist natürlicherweise nicht leicht, in unsern Tagen schon die Geschichte unsrer Tage zu schreiben. Man weiß nicht Alles und darf noch weniger Alles, wenn man es auch weiß, mittheilen. Genug, wenn man die bekannten Thatsachen möglichst vollständig sammelt, klar ordnet und sich im Urtheil ungerechter Parteilichkeit so viel als möglich enthält. Diese Vorzüge hat sich der Verfasser des vorliegenden Buches in der That zu eigen gemacht. Nur in der Beurtheilung der kleinen deutschen Parlamente hat er etwas ungroßmüthig dem Mangel an Einsicht zugeschrieben, was sehr oft andern Umständen zuzuschreiben war.

2) Taschenbuch des rheinischen Postillon. Erster Jahrgang 1838. Mannheim, Hoff, 1839.

Eine Geschichte des Jahrs 1838, in heiterm Tone vorgetragen und recht angenehm zu lesen, dabei übersichtlich, freimüthig und in ihrer Anspruchslosigkeit mehr leistend, als manches Werk, das mit einer seriöseren Miene auftritt. Der launige Ton, in dem das Ganze gehalten ist, paßt sehr gut zu der verhältnißmäßigen Unbedeutendheit der Begebenheiten, die vom Jahr 1838 zu erzählen sind. Fast durchgängig hat der Verfasser nur von schwebenden, in die Länge gezogenen, vertagten, künstlich aufgehaltenen politischen Prozessen zu berichten, nirgends von einer kräftigen Entscheidung. Daher die Muse der Geschichte diesmal die Nähe der komischen Muse besser verträgt als die der tragischen. Und doch geht durch die Darstellung eine ernste Freimüthigkeit, ein sicherer Takt für das Rechte und Würdige. Wir empfehlen dieses schmucklose Taschenbuch unsern Lesern und wünschen, daß es der Verfasser fortsetzen möge.

Sagen.

Die Volkssagen der Altmark. Mit einem Anhange von Sagen aus den übrigen Marken und aus dem Magdeburgischen. Gesammelt von J. D. H. Temme. Berlin, Nicolai, 1839.

Eine Sammlung in der soliden Manier Jakob Grimms. Zuerst die Volkssage, dann lokaler Aberglauben, sonderbare Gebräuche ꝛc., überall mit Nachweisung der Quelle. Auf diese Weise ist das Werk ein schätzbarer Nachtrag theils zu Grimms deutschen Sagen, theils zu dessen deutscher Mythologie.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 55.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 31. Mai 1839.

Dramatische Dichtkunst.

6) Sophokles. Von J. J. C. Donner. Heidelberg, C. F. Winter, 1839.

Die griechischen Tragiker übersetzen ist schwer. Immer bekommt der deutsche Ausdruck, will man das Griechische treu wiedergeben, etwas Hartes, Gezwungenes oder Unverständliches. Diese Schwierigkeiten zu überwinden und einer treuen Uebersetzung zugleich Natürlichkeit, Freiheit und eine gefällige Form zu geben, ist seit geraumer Zeit das Bemühen deutscher Philologen und je mehr Versuche man macht, desto mehr Hindernisse werden besiegt, desto mehr Festigkeit, Sicherheit und Leichtigkeit nimmt der Meißel an, der die plastische Gestalt der alten griechischen Dichter aus dem harten Granit der deutschen Sprache hauen soll.

Die Uebersetzung des Herrn Donner ist ein Meisterstück in dieser Gattung und beweist mehr als jede andere den Fortschritt, den die Uebersetzungskunst gemacht hat. Bei gewissenhafter Treue sind doch alle Härten und Gezwungenheiten so viel als nur immer möglich vermieden und der Genius des größten tragischen Dichters der Griechen tritt uns frei, in glänzender Reinheit entgegen. Alles ist hier klar und so wenig fremdartig, daß man nicht einen uralten Dichter des Auslands, sondern den Verfasser der Braut von Messina und der Iphigenia auf Tauris zu hören glaubt. Die deutsche Sprache hat sich vollkommen dem griechischen Geist angepaßt, und kein Contrast stört uns mehr. Hier einige Proben, woraus man die ungemeine Schönheit und Leichtigkeit des deutschen Ausdrucks erkennen mag und die zugleich zu dem Erhabensten gehören, was Sophokles gedichtet hat. Der schöne Chor in der Antigone:

Vieles Gewaltige lebt, und Nichts
Ist gewaltiger, als der Mensch.
Drum selbst über die dunkele,
Meerfluth zieht er, vom Süd umstürmt,
Hinwandelnd zwischen den Wogen
Den rings umtosten Pfad.
Er müdet ab die höchste Göttin,
Gäa, die ewige, nie zu ermattende,
Während die Pflüge sich wenden von Jahr zu Jahr,
Mit der Rosse Stamm sie furchend.

Flüchtiger Vögel leichte Schaar,
Und wildschwärmendes Volk im Wald,
Thier' auch, welche das Meer erzog,
Fängt er, listig umstellend, ein
In netzgesponnener Windung,
Der vielerfahrne Mensch;
Gewandt bezwingt er auch des Landes
Bergedurchwandelndes Wild, und den mähnigen
Nacken umschirrt er dem Roß mit dem Joche rings,
Auch dem ungezwungenen Bergstier.

Und das Wort und den luftigen Flug
Des Gedankens erlernt' er, ersann
Staatordnende Satzungen, weiß dem ungastlichen
Froste des Reifes, und
Zeus' Regenpfeilen zu entfliehn;
Ueberall weiß er Rath;
Rathlos trifft ihn nie
Das Künftige: nur nicht den Tod
Ward zu fliehen ihm vergönnt.

Wenn die Chöre, das Schwerste bei Sophokles, so ungezwungen und schön übersetzt sind, so ist es natürlich der Dialog nicht weniger. Hier die schöne Scene aus der Antigone:

Kreon.

Du, die zur Erde neigt das Haupt, ich frage dich:
Bekennest oder läugnest du die Missethat?

Antigone.

Ich that es, frei bekenn' ich's und verläugne Nichts.

Kreon.

(Zu dem Wächter.)

Von hinnen wende Du dich nun, wohin du willst,
Erlöst und ledig aller Schuld der schweren That.

(Zu Antigone.)

Du sag' in kurzen Worten ohn' Umschweife mir:
War dir der Ausruf unbekannt, der dies verbot?

Antigone.

Ich kannt' ihn: wie denn sollt' ich nicht? Kund war er ja.

Kreon.

Du wagtest dennoch, wider mein Gebot zu thun?

Antigone.

Es war ja Zeus nicht, der es mir verkünden ließ,
Nicht Dike war's, die bei den Göttern unten wohnt,
Die solche Satzung aufgestellt den Sterblichen.
Auch nie so mächtig achtet' ich, was Du befahlst,
Und über ungeschriebnes, festes, göttliches
Gesetz hinauszuschreiten, eine Sterbliche.
Denn heute nicht und gestern, nein, in aller Zeit
Lebt dieses, Keinem wurde kund, seit wann es ist.
Für dieses wollt' ich nicht dereinst, aus banger Scheu
Vor Menschendünken, mir der Götter Strafgericht
Zuziehn. Ich werde sterben, dessen bin ich längst
Gewiß, auch ohne deinen Spruch: und nimmt der Tod
Mich vor der Zeit hin, nenn' ich das Gewinn für mich.
Denn wem so vielfach herbe Noth das Leben kränkt,
Wie mir, verschaffte diesem nicht der Tod Gewinn?
So bringt es, daß mich dieses Loos betroffen hat,
Mir keine Schmerzen: doch der eignen Mutter Sohn,
Vermöcht' ich unbestattet ihn zu sehn im Tod,
Das wäre schmerzlich; jenes macht mir keinen Schmerz.
Und schein' ich thöricht jetzo dir in meinem Thun,
So mag der Thorheit immerhin ein Thor mich zeihn.

Chor.

Des harten Vaters harter Sinn erweist sich klar
Im Kinde; weichen lernte sie den Uebeln nicht.

Kreon.

Doch glaube mir, des Sinnes allzu starrer Trotz,
Er sinkt am ersten: kannst du doch den festen Stahl,
Der allzusehr gehärtet aus dem Feuer kam,
Am ehsten immer brechen und zersplittern sehn.

Da Sophokles zu den Dichtern gehört, die zwar von aller Welt anerkannt und gerühmt, aber doch nicht von Jedermann gelesen werden, und die Ursache davon lediglich in dem bisherigen Mangel an einer vollständigen und so vortrefflichen Uebersetzung lag, wie die vorliegende ist, so hat sich Herr Donner gewiß ein großes Verdienst erworben, indem er den bewunderten Dichter zugänglicher machte, als bisher. Mancher, der diese Uebersetzung lesen wird, dürfte sich von einem Geist ergriffen fühlen, den er nicht erwartet hätte, weil von Sophokles gewöhnlich die Meinung herrscht, er sey ein sehr erhabner, doch aber etwas strenger und marmorkalter Dichter, und weil man ihn erst näher und in der ganzen Wärme seines Ausdrucks kennen muß, um zu fühlen, wie viel Gemüth er hat. Er faßte das Göttliche im Menschen in seiner höchsten Würde auf, ohne titanenhaft ins Uebermenschliche zu zeichnen, wie Aeschylos, und zugleich das Menschliche, ohne so weichlich und weibisch zu werden, wie Euripides. Wer die Weichheit des Sophokles kennen lernen will, wer wissen will, wie er die nicht heroische, und männliche, sondern die zarte weibliche Natur schildert, der lese die Elektra, deren reizende Schwäche so menschlich wahr, und doch nie unwürdig, der erhabnen Größe der Antigone gegenübersteht.

Elektra.

O heiliges Licht,
Und erdumsäuselnde Luft, o wie oft
Habt ihr mein Klagen vernommen,
Wie oft, ach! daß ich verzweifelnd
Mir die blutende Brust mit den Händen zerschlug,
Wenn düstere Nacht von der Erde verschwand!
Das verhaßte Gemach in dem Unglückshaus
Ist mir der Vertraute des nächtlichen Grams
Um dich, unglücklicher Vater, um dich,
Dem nicht in des Fremdlinges fernem Gebiet
Gott Ares erschloß sein blutiges Haus,
Nein, dem sein Weib und der Buhle mit ihr,
Aegisthos, wie Holzhauer den Baum,
Mit mordendem Beil hier spalten das Haupt.
Und Klagen erhebt um dich kein Weib,
Als ich, mein Vater, nachdem du so
Grauenvoll und kläglich dahinstarbst!
Doch niemals hemm'
Ich die Stimme des Grams und des Schmerzes Gestöhn,
So lang' ich schaue der Sterne
Weitstrahlenden Glanz und den Tag hier;
Und wie Philomela, der Kinder beraubt,
Heb' Ich vor der Thür des Gemordeten hier
Lautjammernden Ruf, von Allen gehört.

Ach, Aides', ach, Persephone's Haus!
Du, Hermes drunten! O Fluchgöttin,
Und Erinnyen ihr, ein göttlich Geschlecht,
Die schaun, wer fiel durch schändlichen Mord,
Kommt helfend heran,
Und rächet den Tod des Erzeugers, o rächt
Ihn endlich, und führt mir den Bruder daher!
Denn nimmer zu tragen vermag ich allein
Die erdrückenden Lasten des Lebens!

Chor.

Kind des unheilvollesten Weibs,
Was, Elektra, strömest du stets
Nimmersättigte Klagen aus um Ihn,
Welchen vor lange die Mutter, die Frevlerin,
Trüglich verstrickt in dem Netze der Täuschungen,
Mit schnöder Hand verrathen? Sterbe, der die That
Vollbracht, wenn mir ein solches Wort ziemt!

Elektra.

Töchter der edelsten Väter,
Wohl mich im Leide zu trösten erschienet ihr;
Dieses erkenn' ich, und nimmer entging es mir:
Aber ich lasse nicht ab, zu bejammern ihn,
Meinen gemordeten Vater, den Armen. O,
Die ihr jegliche Liebe mit freundlichem Sinn mir erwiederiet,
Vergönnt mir solche Trauer,
Ach, ach, ich fleh' euch!

Chor.

Doch Ihn, den der Aides birgt,
Ruft aus alleinhüllendem Schlund
Nie dein Klagen empor und dein Gebet;
Doch von erduldbarem Schmerz in unendlichen
Jammer versenkt dich die stete Bekümmerniß.
Wo keine Rettung aus der Noth, kein Trost sich beut,
Warum nachhängen solcher Trauer?

Elektra.

Thöricht, wer die geschiedenen
Aeltern vergißt, die so kläglich gemordeten!
Aber im Innersten lieb' ich die klagende,
Ewig den Itys, den Itys bejammernde,
Bange sich härmende Botin des Frühlinges!
O, dich acht' ich den Himmlischen gleich, unselige Niobe,
Die stets im Felsengrabmal
In Thränen ausströmt!

Chor.

Nicht Dir von den Menschen allein ist
Unglück, o Kind, verhängt,
Um das Du mehr klagst, als jene drinnen,
Die Dir verwandt sind durch Blut und Ursprung,
Wie Chrysothemis hier, wie hier lebt Iphianassa,
Und — trauernd in stiller Jugend,
Doch glücklich, wann einst ihn
Das hehre Land Argos'
Feiernd empfängt, und mit Huld der Olympier
Zurück in diese Gauen führt, — Orestes.

Elektra.

Auf den ich unermüdet harr', ich Arme,
Und ohne Kind, ohne Gatten rastlos
Irre, von Thränen benetzt, in dem ewigen
Loose der Leiden! und Alles vergaß er mir,
Unsere Lieb' und die Kunden von uns. Ja!
Lauter Erdichtetes brachten die Boten mir:
Die Sehnsucht treibt ihn stets,
Doch sehnsuchtvoll, erscheint er niemals.

Chor.

Sey ruhig, o Kind, sey ruhig!
Noch lebt im Himmel Zeus,
Der Alles anschaut, und Alles ausführt.

Wir enthalten uns, noch mehr über die Schönheiten des Sophokles zu sagen, worüber ja schon erstaunlich viel geschrieben ist. Unsere Absicht ist nur, dazu beizutragen, daß die Uebersetzung von Donner, durch welche das deutsche Publikum am besten jene Schönheiten kennen lernen kann, die Verbreitung und Anerkennung finde, die sie in so hohem Grade verdient.

7) Goethe's Iphigenie auf Tauris in ihrer ersten Gestalt, herausgegeben von Dr. Stahr. Mit dem Portrait Goethe's nach Maus Oelgemälde von 1779. Oldenburg, Schulze, 1839.

Das jugendliche Portrait Goethe's ist recht schön. Das Stück selbst ist der erste Entwurf, den Goethe zu seiner Iphigenie gemacht, in Prosa, die Grundgedanken enthaltend, nur noch nicht im Einzelnen ausgeführt und geglättet. Die Anordnung ist ganz dieselbe, nur daß am Schluß des fünften Aktes im ersten Entwurf noch Pylades und Arkas auftreten und an der Schlußscene (stumm) Theil nehmen, was Goethe später, als störend für den Eindruck dieser Schlußscene weggelassen hat.

Biographie.

Erinnerungen aus meinem Leben, in biographischen Denksteinen und andern Mittheilungen, von Z. Funck. Erster Band: E. T. W. Hoffmann und F. G. Wetzel. Zweiter Band: Iffland und Devrient. Leipzig, Brockhaus, 1838.

Der Verfasser charakterisiert einige berühmte Männer, mit denen er genauer bekannt worden ist. Die Nachrichten über Callot-Hoffmann dienen zur Ergänzung dessen, was Hitzig über denselben geschrieben hat, indem sie fast ausschließlich seinen Aufenthalt in Bamberg beleuchten. Uebrigens bedauern wir, daß diese Darstellungen, so sehr sie auch das Gepräge der Wahrheit tragen, nicht eben die vortheilhafteste Meinung von Hoffmanns Privatcharakter beibringen. Sie lassen uns einen poetischen Egoismus sehen, der, wenn auch noch so sehr von Geist und Witz begleitet, doch immer etwas Unheimliches und für ein edles Gemüth Widriges hat. „Höchst selten, schreibt Herr Funck, übernahm sich Hoffmann, so viel er auch trank, bei diesen Gelagen, und nur dann that er des Guten mehr, als er sollte, wenn ihm seine gute Laune durch irgend etwas ihn Incommodirendes verdorben wurde. Dahin gehörte z. B., wenn er Personen am Tische bemerkte, die, wie er sagte, sich mit ihrem Prosaismus dem Teufel verschrieben, oder die, wenn er etwas Geistreiches oder Witziges erzählte, und die ganze Gesellschaft in enthusiastisches Lachen ausbrach, vornehm sitzen blieben, keine Miene verzogen, oder wohl gar in ihrer Dummheit, die sie den Witz nicht verstehen ließ, mitleidig lächelten. Ueber solche wurde er boshaft, oft wüthend, und nur die ihm so sehr bekannten Fußzehtritte von mir, unter dem Tische applicirt (wir saßen stets neben einander), konnten ihn wieder zu einiger Mäßigung führen. Leer und ungerochen ging es aber nie ab, und oft war eine mir laut in das Gesicht gesprochene Frage, die der Betheiligte eben so gut als ich hören mußte, hinreichend, ihn zur Raison zu bringen. Solche Frage-Redensarten waren unter andern: „Was halten Sie, Liebster, von der Dummheit?“ (Hierbei wurde sein Gegenstand scharf in's Auge gefaßt.) „Ich habe einen wahren Narren daran gefressen.“ Dies half gewöhnlich; — im entgegengesetzten Falle aber ward eine noch größere Dosis Niederpulver gereicht, z. B.: „Glauben Sie“ (laut), „daß an einem friedlichen Tische, wo mehrere geniale und joviale Menschen Platz haben, auch sehr eklige, schale und oberflächliche“ (Lieblingswörter Hoffmann's) „Platz finden?“ — Diese Portion reichte gewöhnlich hin, und der Gemeinte besserte sich entweder oder empfahl sich. — Der höchste Ausbruch seines Zornes aber war folgender, und wurde nur ein paar Mal an ihm bemerkt, wenn er verstimmt war, und seine Anspielungen auf diesen oder jenen ihm unangenehmen Menschen durchaus nichts fruchten wollten; — dann erhob er sich etwas vom Stuhle, klappert mit den Händen auf dem Teller und sagte halblaut, doch hörbar, vor sich hin, indem er die Gabel ergriff, als wenn er auf dem Teller schriebe: „Liebster, da unten am Eck rechter Hand, Sie glauben nicht, wie überaus ich Sie verehre, obwohl Sie ein Esel sind; Sie würden mir aber einen unendlichen Gefallen thun, wenn Sie die Güte hätten, sich zu entfernen!“ — Das wirkte gewiß, und ich sah ein paar Mal die elektrische Wirkung eines solchen Kolbenschlages. — An eine Opposition von Seiten eines auf solche Weise Angegriffenen war wohl aus dem Grunde nicht zu denken, weil die Zahl von Hoffmanns Verbündeten die bei weitem größere war, und sie ihm sicher bei dem geringsten Eclat, — was er wohl wußte, — beigestanden haben würden, obgleich wohl Keiner dies Betragen selbst in Schutz nehmen konnte. Man kannte aber Hoffmann zu genau, und übersah, seiner vielen edlen Eigenschaften wegen, diese etwas ins Große gehende Aufregung.“ Doch möchten wir das Stärkste, was Funck von Hoffmann berichtet, *den wüthenden Ausbruch* von Eifersucht gegen den unwürdigen Bräutigam einer gewissen Julia, nicht zu jenen Bizarrerien rechnen, sondern als die Aufwallung eines natürlichen und gerechten Gefühls vollkommen billigen.

Was Herr Funck von Wetzel mittheilt, mit dem er ebenfalls in Bamberg zusammenlebte, ist hauptsächlich wegen der genauen und aktenmäßigen Darstellung interessant, die von der berüchtigten Bekehrungsgeschichte Wetzels gegeben wird. Der edle Wetzel, Herausgeber des fränkischen Merkurs, als Dichter vorzüglich Bürgers Geistesverwandter und als Familienvater sehr gemüthlich und wacker, ein munterer und lebensfroher Mann und Protestant, war plötzlich, wie es hieß, auf dem Sterbebett zum Katholicismus übergetreten und beide Kirchen stritten sich um seine Leiche. Herr Funck erzählt den ganzen Vorgang, der damals viel Aufsehen erregte, und beweist, daß Wetzel nie daran gedacht habe, seinen Glauben zu ändern.

Die Mittheilungen über Iffland und Devrient haben dieselbe Portraitähnlichkeit, wie die vorerwähnten Darstellungen und werden namentlich Künstlern von Interesse seyn, obgleich über diese beiden Heroen der Schauspielkunst schon gar viel geschrieben worden ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 56.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 3. Juni 1839.

Neue Reisen.

3) Wissenschaftliche Reise durch das südliche Deutschland, Italien, Sicilien und Frankreich. Herausgegeben von F. F. Fleck, Prof. in Leipzig. Zwei Bände in fünf Abtheilungen. Mit Abbildungen. Leipzig, Barth, 1837, 1838. 8.

Eine gelehrte Reise in bester Form, wie sie immer seltner werden. Der Verfasser ist Professor der Theologie in Leipzig. Es zog ihn hinaus, die Welt zu sehen, namentlich die kirchliche. Er bemerkt mit Recht, wie nützlich das Reisen sey, sonderlich den deutschen Stubengelehrten, wie Anschauung oft schneller und gründlicher unterrichte, als Belesenheit ꝛc. Er unternahm seine Reise hauptsächlich, um Studien zur Kritik des neuen Testaments zu machen, deßfalls die Bibliotheken zu durchforschen, zu vergleichen, zu entdecken ꝛc. Was seinen Glauben betrifft, so bekennt er sich zu dem eklektischen, supernaturalistischen Rationalismus. Er läßt die Vernunft hier, und die Offenbarung dort gelten. Er gesteht ein, die Meinungen unter den Protestanten seyen gar zu mannichfaltig, die Dogmatik wechsele wie die Mode, man ziehe Dogmen an und aus wie Kleider. Er will nun nicht entscheiden, er läßt die Leute meinen und glauben was sie wollen, gibt die Dogmatik gänzlich der philosophirenden Willkür preis und verlangt nur einen moralischen Lebenswandel. Denkt von Christus, was ihr wollt, sagt er, wenn ihr nur christlich lebt. Das ist so recht sächsisch gedacht, nämlich im Sinn des in Sachsen vorherrschenden gutmüthigen Rationalismus. Der Verfasser täuscht sich aber, wenn er glaubt, daß das, was man von Gott und den Gegenständen des Glaubens denkt, unabhängig sey vom praktischen Leben. Die Maximen, wornach man handelt, hängen sehr genau mit den religiösen Ueberzeugungen oder mit deren Mangel zusammen.

Uebrigens macht die Verträglichkeit und Gutmüthigkeit, die aus dem ganzen Buche hervorleuchtet, einen freundlichen Eindruck auf den Leser. Eben so die Hinneigung des Verfassers zur Kunst. Er vertheidigt eifervoll die von katholischer Seite so oft bestrittene Empfänglichkeit des Protestantismus für das Schöne und für die Kunst. Er spricht zwei starke Bände hindurch fast nur von den Alterthümern, Statuen und Gemälden Italiens. Endlich bekennt er sich als den wärmsten Anhänger Goethe's und sagt — ein Professor der Theologie — noch kein Theologe habe die Versöhnung so tief und schön aufgefaßt wie die „schöne Seele“ im Wilhelm Meister. Ein anderer sächsischer Rationalist verglich vor einigen Jahren ganz ernsthaft in einer theologischen Schrift den letzten Trunk des Heilands am Kreuz mit dem des Königs von Thule, und entdeckte darin eine wunderbare tiefe Uebereinstimmung des neuen und des neuesten Testamentes, der göttlichen und der göthischen Offenbarung. Welch gutherzige Schwärmer bringt doch noch die rauhe Zeit hervor!

Wir folgen dem Reisenden durch Bayern und Tyrol nach Italien bis tief hinab nach Sicilien. Er schildert aufs redseligste, was ihm persönlich begegnet ist, mit wem er Bekanntschaft gemacht und was er gesehen hat. Von den Alterthümern und Kunstschätzen macht er wohl zu ausführliche Beschreibungen, da diese Gegenstände schon so oft und gründlich behandelt sind. Dasselbe gilt von den Bemerkungen über Volk und Sitten. Ueberdies vermehrt der Verfasser die Bogenzahl seines Reisewerks durch eine Menge eingestreute Aphorismen und kleine Abhandlungen über allerlei. Indessen versäumt der Verfasser auch nicht, vom kirchlichen Leben zu reden, er beschreibt, was er gesehen in den Kirchen, in den Klöstern ꝛc. Vom Klosterleben entwirft er kein sehr anziehendes Bild und hebt besonders die innern Zänkereien, das Geklatsch, die Kleinlichkeiten hervor. Dagegen lobt er mit Recht die bürgerlichen Brüderschaften, die

freiwillig Todte beerdigen, Hülflosen beistehen ꝛc. Er geht nicht zu weit, wenn er sie auch den Protestanten zur Nachahmung empfiehlt. Es ist eins der schönsten Institute, das Italien besitzt, und ganz dem Associationsgeist moderner bürgerlicher Freiheit, ganz den Grundsätzen moderner Humanität angemessen. Auch einen Besuch in der römischen Propaganda machte der Herr Professor, sagt uns aber davon wenig Interessantes. Von einem neapolitanischen Kloster theilt er eine artige Anekdote mit: „Eine junge Engländerin soll vor einigen Jahren, als Mann verkleidet, in das Kloster gekommen, jedoch erkannt, und für ihre Neugierde bestraft worden seyn. Als sich davon die Kunde in Neapel verbreitete, soll das Kapitel, durch solche Gerüchte verletzt, daran gedacht haben, die Folgen eines so sündhaften Frevels vom Kloster abzuwenden. Es wurde ein Fackelzug der Mönche veranstaltet. Voran ging die Monstranz und das Kreuz. Dann folgten alle Mönche im Büßerhemde, die angezündeten Fackeln in den Händen haltend. So nahete sich der Zug dem Eingange des Klosters. Hier wurde Halt gemacht, und jeder einzelne Stein, auf welchen das Füßchen der liebenswürdigen Brittin getreten seyn mochte, durch die niedergehaltenen Fackeln gereinigt und dann mit Weihwasser besprengt. Es läßt sich vermuthen, daß durch diese Feuertaufe wohl auch die geringste Spur der sündlichen Fußtritte im Kloster vernichtet, nicht aber das Andenken der genossenen Stunden aus dem Gedächtniß der Glücklichen verlöscht worden sey.“

Dem ersten Bande sind ein paar recht interessante Beiträge von Dr. Heimbach über Neapel, und von Dr. Güntz über den Zustand der Medizin in Italien. In dem letztern wird auch eine kleine Statistik der Verbrechen versucht, wird praktisch über Lebensweise, Nahrung ꝛc. gesprochen und dem Reisenden mancher nützliche Wink gegeben. Der zweite Band beschäftigt sich hauptsächlich mit Sicilien und enthält neben vielem Bekannten manche anziehende Darstellung von weniger bekannten Dingen, z. B. von den Gräbern der Hohenstaufen in Palermo, deren v. Raumer in der Geschichte der Hohenstaufen nur ganz kurz erwähnt, daher wir die merkwürdige Schilderung derselben hier aufnehmen wollen: „Im Juni des J. 1781, bei einer Erneuerung der Domkirche, wurden die Gräber der Fürsten auf königlichen Befehl geöffnet und verstellt, indem sie früher zur linken Seite der Kathedrale an einem Platze, der an das Chor grenzte, gestanden haben, zu entgegengesetzten Seiten, je zwei sich gegenüber. Man fand die Leichname zum Theil sehr gut erhalten. Aus dem Thatbestande bei der Oeffnung bestätigte sich die ältere Nachricht, daß die Grabmäler, wenigstens Heinrich VI. und Konstanzens von Arragonien, bereits im J. 1491 auf Befehl des Vicekönigs D. Ferdinands von Acugna geöffnet und sehr nachläßig wieder verschlossen worden waren. Am besten zeigte sich die Leiche Kaiser Friedrichs II., unter dessen kräftiger, reicher und wechselvoller Regierung das Glück der Hohenstaufen seinen Gipfel erreichte. Der Körper des Kaisers war unberührt, nur ein Stück der Nase fehlte, wie denn dieser Theil auch bei den alten Bildsäulen aus begreiflichen Gründen am leichtesten beschädiget wird, oder verloren geht. Man fand ihn angethan mit den prachtvollen kaiserlichen Gewändern; das in Gold gestickte Kleid hatte arabische Schriftzüge, wie der kaiserliche Mantel in Nürnberg. Dreifach war die angelegte Kleidung. Auch die Gesichtszüge waren so wenig entstellt, daß man sie genau abzeichnen konnte. Auf dem Haupte, welches auf einem ledernen Kopfkissen ruhete, trug er eine offene Krone, deren Strahlen von den feinsten vergoldeten Silberplatten mit Perlen und Edelsteinen geziert waren. Zur linken Seite des Kopfes lag der kaiserliche Reichsapfel. Seine Hände ruheten kreuzweise auf dem Unterleibe, und an einem Finger der Rechten stack ein goldner Ring mit einem köstlichen Smaragd. An der linken Seite lag das Reichsschwert, mit dem Handgriffe von Holz, um welchen höchst feine Silberfäden geschlungen waren. Um den Leib ging ein seidener Gürtel von karmoisinrother Farbe, mit Spange von vergoldetem Silber, auf welcher sich verschiedene Arbeit zeigte. Die seidnen Stiefelchen mit bunter Stickerei, die goldenen, mit Riemen angeschnallten Sporen waren unversehrt geblieben. — Seltsamer Weise hatte man über den Leichnam Friedrich II. noch zwei andere Körper gelegt. Zur Rechten nämlich lag ein Individuum im königlichen Mantel, eingehüllet in ein genähetes Tuch, das mit Baumwolle ausgestopft war. Zwischen dem Tuche und dem Mantel zur Rechten lag ein Schwert. Die Seite des Tuches, welche den Kopf bedeckte, hatte in der Nähe des Halses ein breites Band, mit Perlen geschmückt, welche mehrere Adler bildeten. Hierauf schloß man auf den Leichnam Peter II. von Arragonien († 1342 zu Calatascibetta). Der zweite kleinere Leichnam lag neben ihm zur rechten Seite. Dessen rechter Arm, in einen Knochen verwandelt, lag ausgestreckt über der Brust Friedrich II. unter dem Leichname Peters. Er war eingehüllt in ein abgenutztes Tuch, und man fand nur zwei Ringe. Die Person mußte daher unbekannt bleiben. Die Gebeine des Kaisers und die Verbindungen durch die Fleischädergänge waren unberührt, so daß man sie stückweise wieder erkennen konnte. Man nahm daher die genauesten Zeichnungen von Allem, ehe man die Grabmäler wieder verschloß. Die Gemälde des Kaisers, die man bisher kannte, erhalten nun durch diese kostbaren Ueberreste eine Bestätigung oder Verbesserung. — Heinrich VI. († 1197), Vater K. Friedrich II., lag im Sarge oben auf. An dem

Schädel traten Haare heraus, theils von blonder, theils von dunkler Farbe; auch fanden sich einige Haare im Gesicht. Die Brust, noch mit der verhärteten oder versteinerten Haut bedeckt, war hervortretend. Der rechte Arm, dem die Hand fehlte, stand in die Höhe auf in der Nähe des Schädels. Der linke Arm, dessen Hand mit einem Handschuhe bedeckt war, ruhete auf dem Unterleibe. Er hatte von den Knieen nach unten zu nur die Hauptknochen übrig. Der ganze Körper, so weit man davon entdecken konnte, war bedeckt mit einem seidnen Tuche von einer Farbe, die zum Gelben sich neigte. Die äußersten Theile von der Höhe einer flachen Hand waren verbrämt mit karmoisinrothem Tuche mit Gold eingewirkt nach verschiednen Zeichnung. Er hatte einen Gürtel von ausgelöster Seide, welcher strichweise in mehrere Knoten gebunden war. Rückwärts hat derselbe ein kleines Tuch eingeschlagen, vorwärts aber ist er zusammen geknüpft. Zu jeder der beiden Seiten sind viele Schnürchen von Seide befestiget, gewebt von grüner und karmoisinrother Farbe, und indem sie in die Knopflöcher der Hosen eintreten, halten sie dieselben an dem Gürtel fest. Von dem vordern Knoten hängen herab zwei Franzen von Seide, drei Finger breit, gewebt in Form einer Aehre, von fleischfarbener, goldlicher und blauer Farbe, an dem äußersten Ende aber sind sie flockig oder troddelartig. Auf dem Unterleibe waren zerstreuet mehrere kleine Büschel Haare von verschiedener Farbe. Die Schenkel und Beine waren mit einem Tuche bekleidet, welches Hosen und Strümpfe zugleich ausmachte. In der Nähe der Füße war der andere Handschuh und eine Mütze oder kaiserliche Mitra von gelber Seide. Sie hat eine Verbrämung von Gold, verziert mit Arabesken und Schildchen, zwischen welchen einige arabische Buchstaben von schwarzer Farbe eingewebt sind, hinterwärts aber hängen die zwei Streifen herunter. Die Schuhe sind schön; der obere Theil ist von Seide nach gewissen Abtheilungen von Gold und Perlen gearbeitet; die Sohle ist von Kork gefüttert mit Tuch von verschiedener Farbe. Man fand weder Krone noch Schwert; und auch dieses ist ein Beweis, daß diese Grabmäler früher theilweise wenigstens geöffnet und geplündert worden."

Auch über den Tod unseres Landsmanns Schweigger, der bekanntlich in Sicilien ermordet wurde, werden Nachrichten gegeben, die es umständlich bestätigen, daß er an seinem Unglück selber Schuld war. Sehr schön schildert der Verfasser die Ruinen von Selinunt. Hier erhebt sich seine gemüthliche Sprache zur Poesie. Er wollte auch den Aetna besteigen, konnte aber die Anstrengung nicht aushalten und mußte umkehren. Nachdem er ganz Sicilien umreist, kehrte er über Neapel, Rom, Florenz, Turin, Genf und Paris zurück.

In den drei Abtheilungen des zweiten Bandes, welches selbst wieder ziemlich starke Bände sind, theilt der Verfasser die theologischen Reisefrüchte mit, nämlich was er für seinen wissenschaftlichen Reisezweck in den Bibliotheken gesammelt. Es sind Beiträge zur Kenntniß der katholischen Kirche in Italien und Frankreich und Abdrücke alter Handschriften, worauf wir an diesem Ort nicht näher eingehen wollen. Das Anziehendste für das Publikum dürften die Schilderungen von Festen, z. B. des h. Jannarius in Neapel, eine Uebersicht der wenigen protestantischen Kirchen in Italien und insbesondere eine Geschichte der Waldenser seyn. Es fällt dem Verfasser auf, daß an der Rhone und in den sie umgebenden Gebirgen die reformatorische, antikatholische Ansicht so frühe Wurzel gefaßt habe und er geht bis auf den Turiner Bischof Claudius zurück, der schon zu Karls des Großen Zeit gegen den Bilderdienst ꝛc. geeifert. Er hätte vielleicht noch weiter zurückgehen und sich erinnern dürfen, daß in jenen Rhoneländern Burgunder und Gothen saßen, die ursprünglich arianische Christen waren und erst später unter der fränkischen Herrschaft genöthigt wurden, katholisch zu werden.

4) Hesperien. Ein Cicerone für Italien, vornämlich für Rom und Neapel. Von F. W. Richter, Director des Gymnasiums zu Quedlinburg. Quedlinburg und Leipzig, Ernst, 1838.

Eine recht gute Charakteristik des italienischen Volks steht diesem Werke voran: „Die hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten des italienischen Volkscharakters, abhängig hauptsächlich von den Einflüssen des Klimas und Bodens, demnächst von den zufällig bestehenden, aber ebenfalls durch diese Einflüsse nothwendig bedingten Religions- und Staatsverfassungen, lassen sich vorzüglich auf zwei Grundzüge zurückführen: auf eine vorherrschend nach außen gekehrte Seite geistiger Existenz und auf eine große Bedürfnißlosigkeit in den wichtigsten Beziehungen des physischen Lebens und Wohlseyns. Jenes nach außen gerichtete Leben des Geistes, welches sich schon in der innersten Natur der italienischen und lateinischen Sprache, sowie im italienischen Katholicismus kund gibt, verbunden mit der erwähnten Bedürfnißlosigkeit, kann, je nachdem Beides geformt und geleitet wird, sich zum Kunstleben und zur praktischen Wirksamkeit eben so gut, wie zur Vergnügungssucht und zum Müßiggange gestalten, und hat Italien in den verschiedenen Perioden seiner Geschichte mit hochbegabten schöpferischen Kunstgenies, mit reich erfahrenen Rechts- und Staatskundigen, mit heldenmüthigen Soldaten und großartigen Kaufleuten, freilich auch

mit herrschsüchtigen Pfaffen und herrschsüchtigen Freiheitshelden, mit nichtswürdigen Wollüstlingen, Bettlern und Räubern, nie aber mit Kirchenreformatoren und Philosophen beschenkt."

Der Verfasser reiste 1835 durch Italien, gibt aber keine eigentliche Reisebeschreibung, sondern stellt seine Beobachtungen in Form eines Reisehandbuchs und Wegweisers für die Nachreisenden zusammen. Seine Anweisungen, wie man sich unterwegs zu verhalten habe, sind ganz zweckmäßig, seine Beschreibung der Merkwürdigkeiten in den Hauptstädten und unterwegs bietet nun freilich, nachdem so viel über Italien geschrieben ist, kaum etwas Neues dar. Uebrigens ist das Auge des Verfassers weder verblendet noch trübe. Er vergöttert nicht Alles und tadelt auch nicht ungerecht. Daß er den Erbauern der Peterskirche vorwirft, sie hätten mit großen Mitteln nur einen kleinen Eindruck hervorgebracht, während es die Aufgabe der Kunst sey, mit kleinen Mitteln einen großen Eindruck hervorzubringen, kann als Maßstab seiner richtigen Anschauungsweise dienen. Ueber das est est in Montefiascone empfehlen wir ihm Maßmanns Notizen in Mones Anzeiger nachzulesen.

Werk über Spanien.

Geschichte des Aufstands, Befreiungskriegs und der Revolution in Spanien vom Grafen Toreno. Fünfter Band. Leipzig, Lit. Museum, 1838.

Mit diesem Bande (vergl. über die frühern Bände unsre Blätter von 1837, Nr. 51) schließt die Geschichte des Freiheitskampfes. Graf Toreno, der selbst in die traurige Geschichte der spanischen Cortes verflochten war und nach dem ruhmvollen Kriege 1814 den undankbaren Boden seines Vaterlandes verlassen mußte, hat die schon oft, aber meist verworren dargestellten Begebenheiten von 1808 — 1814 auf eine sehr lichtvolle Weise behandelt, und was ihn besonders auszeichnet, ist die bescheidene Zurückhaltung und Leidenschaftslosigkeit. Obgleich ihm der siebente Ferdinand, der sein Vaterland in einen Abgrund von Elend stürzte und ihn selbst aus der geliebten Heimath vertrieb, in tiefer Seele verhaßt seyn muß, äußert er sich über denselben doch stets mit Anstand und Feinheit.

Der Inhalt des vorliegenden Bandes ist die Vertreibung der Franzosen vom spanischen Boden, die Unterhandlung Napoleons mit Ferdinand VII. zu Valençay, das vergebliche Streben der Cortes, den wiederkehrenden König durch eine Constitution zu verpflichten, und endlich die Aufhebung der Cortes, die Verhaftung der bisherigen Stimmführer der Nation, die Proklamirung des absoluten Königs. Wenn der Undank, womit Ferdinand das großmüthige Benehmen, den Heldenmuth und die Opfer des Volks belohnte, Staunen und Abscheu erregt, so ist doch auch auf der andern Seite nicht zu läugnen, daß die Cortes Fehler über Fehler begingen. Anstatt dafür zu sorgen, daß die erfahrensten und talentvollsten Anhänger der Constitution der Person des Königs beigegeben wurden, um frühe genug die schlimmen Rathschläge, die ihm die Jesuiten gaben, zu neutralisiren, überließ man ihn diesen feindseligen Rathgebern und schickte ihm eine gehässige und ganz unangemessene Instruktion entgegen, die ihm eine bestimmte Reiseroute vorschrieb. Erst in Saragossa suchte der berühmte Palafox den König für die Constitution zu gewinnen, allein es war zu spät; der erbitterte König hatte schon seinen Entschluß gefaßt, ließ die Deputation der Cortes nicht vor sich, erkannte die Constitution nicht an, bediente sich der auf die Cortes eifersüchtigen Generale, die bewaffnete Macht auf seine Seite zu bringen und gewann das Volk, indem er die Cortes als Franzosenfreunde und Gottesläugner verläumdete. Ein Betrüger, der sich für den französischen General Oudinot ausgab, wurde mit Ostentation verhaftet und sagte aus, er sey ein Agent Napoleons, mit dessen Hülfe die Cortes Spanien in eine Republik verwandeln wollten. So unglaublich auch ein solches Einverständniß war, fand es dennoch bei der rohen Volksmasse Glauben, weil sich in die Cortes und überhaupt in den spanischen Liberalismus leider auch etwas von der Weisheit der französischen Encyklopädisten und der Voltairischen Schule eingeschlichen hatte. Der Leichtsinn, mit dem einige Liberale die Religion behandelt hatten, rächte sich jetzt aufs furchtbarste. Nie hätte das Volk der jesuitischen Verläumdung geglaubt, nie hätte es den Cortes die gottlosen Gesinnungen zugetraut, deren man sie beschuldigte, wenn nicht unter der Regierung der Cortes durch seichte liberale Köpfe Schriften wie das dictionnaire critico-burlesque verbreitet worden wären, das eine Apologie der Cortes mit Verspottung der Religion verband.

Auch jetzt noch ist es zu bedauern, daß der tiefe Geist der Spanier, der nur einige Jahrhunderte zurückgeblieben ist, anstatt bei den Engländern oder Deutschen zu lernen, bei der französischen Oberflächlichkeit und Frivolität in die Schule geht. So vieles Unzureichende, wo nicht Unwürdige im spanischen Liberalismus hat einzig diese Quelle.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 57.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 5. Juni 1839.

Criminalwissenschaft.

1) Versuch eines direkten Beweises der Rechtmäßigkeit der Todesstrafe. Von Johann Sporschil. Leipzig, J. J. Weber, 1838. 8. S. 25.

So lange man die politischen Verbrecher mit schimpflichen Strafen belegt, wie die gemeinen Diebe, Betrüger, Mörder ꝛc., so lange wird auch die natürliche Sympathie, und das Mitleid, das man für die politischen Verbrecher hegt, auf die gemeinen Verbrecher übergehn. Es scheint freilich verkehrt, sich der Spitzbuben und des moralischen Auswurfs der Gesellschaft gegen die Justiz anzunehmen, allein es würde auch nicht geschehen, wenn nicht jene Vermischung politischer und bürgerlicher Strafen Statt gefunden hätte.

Wir wagen nicht zu vermuthen, daß sich die Politik jemals auf eine so reine Höhe der Moralität erheben werde, um eine Scheidung der politischen Strafen von den bürgerlichen zu verfügen. Von jeher lag es im Interesse der siegenden Partei, die besiegte nicht bloß zu schlagen, sondern zugleich zu entehren. Hierarchie, Monarchie, Aristokratie, Demokratie sind sich hierin immer gleich gewesen; jede Gewalt hat ihre Gegner ungefähr immer auf die gleiche Art niederzuhalten und insbesondere durch Vermischung mit den gemeinen Verbrechern zu beschimpfen gesucht. So wird es vielleicht immer bleiben, denn die politische Leidenschaft und der Erhaltungstrieb ändert sich mit den Jahrhunderten nicht, mag übrigens die Kultur noch so weit fortschreiten.

Diesem Verfahren nun arbeitet auf sehr natürliche Weise die Minorität entgegen, indem sie sich aller Mittel der Humanität und Sentimentalität bedient, um die Strafen überhaupt zu mildern und die Menschenrechte des Verbrechers geltend zu machen. Das wird nicht aufhören, und wenn auch noch so oft bewiesen wird, daß gemeine Verbrecher so viel Mitleid und Begünstigung nicht verdienen, so wird die Rücksicht auf die mit schimpflichen Strafen belegten politischen Freunde dieser wohlverstandnen politischen Sentimentalität immer wieder Achtung verschaffen.

Die also, welche sich bemühen, jenen Sentimentalen (die es keineswegs aus Gemüthsschwäche, sondern aus guter Ueberlegung sind) die Nothwendigkeit der Todesstrafe und überhaupt einer strengen Justiz nachzuweisen, werden stets Fehlhiebe thun. Die Sentimentalen wissen recht gut, daß es Unsinn wäre, für einen Giftmischer mehr Mitleid haben zu wollen, als für die unglückliche Familie, die er hingemordet, sie geben stillschweigend alle die Wahrheiten, die man ihnen deßfalls entgegenhält, zu, allein sie halten mit diesem Zugeständniß zurück, bis sie die Scheidung der politischen Strafen von den entehrenden Strafen für gemeine Verbrechen werden durchgesetzt haben. So lange dies nicht geschieht, muß es in ihrem Interesse liegen, alle Strafen überhaupt zu mildern.

Sind diese Voraussetzungen richtig, so darf sich auch Herr Sporschil nicht schmeicheln, durch seinen Beweis für die Todesstrafe die Sentimentalen belehrt zu haben, wenn er gleich vollkommen Recht hat.

Nur das ist merkwürdig, daß die Sentimentalen eine größere Schonung der politischen Verbrecher, was doch allein ihre Absicht war, keineswegs durchgesetzt haben, daß im Gegentheil die politischen Strafen fast überall vermehrt, verschärft und namentlich entehrender gemacht worden sind; während ihre Sentimentalität nur den gemeinen Verbrechern zu Gute gekommen ist, denen sie ursprünglich keineswegs zugedacht war.

Manche Gesetzgebungen haben in dieser Beziehung ein unheilvolles Spiel getrieben. Hat man die Sentimentalen aufs empfindlichste durch die Weigerung dessen, was sie verlangten, und durch Concessionen, die sie nicht verlangten, verspottet, so wird sich dies vielleicht

durch die stufenweise zunehmende Immoralität des Volks rächen, die da nicht fehlen kann, wo gemeine Verbrechen nicht mehr mit Ernst und Strenge gestraft werden. Es ist nicht gut, dem politischen Verbrecher Stockschläge zu geben, weil sie der gemeine Verbrecher auch bekommt. Es ist aber noch viel schlimmer, dem gemeinen Verbrecher gerade darum keine zu geben, weil sie der politische bekommt. Jede Concession, welche die Schadenfreude dem gemeinen Laster macht, um die politischen Gegner zu kränken, ist eine Aufforderung an den Pöbel, vor der Gesetzgebung keine Ehrfurcht mehr zu haben.

Was soll das Volk von der legislatorischen Weisheit eines Jahrhunderts halten, in welchem achtungswürdige und edle Männer am Pranger und Halseisen stehend von ihren politischen Freunden bekränzt und vergöttert werden, wie es in Frankreich oft geschehen ist, während man sich wundert, daß der Mörder, den man schon auf dem Blutgerüst zu sehen glaubt, nach vieljähriger Untersuchung bloß auf einige Zeit eingesperrt wird, und der Dieb, der eben erst der strafenden Gerechtigkeit überliefert war, nach ein paar Monaten schon wieder frei ist und fortstiehlt? Müssen sich die Begriffe des Volks von Schuld und Strafe unter solchen Umständen nicht gänzlich verkehren?

2) Wissenschaftlich-praktische Beurtheilung des Selbstmords. Von Prof. F. F. Zyro. Bern, Dalp, 1839.

Alle moralische, religiöse und bürgerliche Pflichten, welche den Selbstmord verbieten, werden hier erörtert, und damit die Untersuchung nicht zu trocken erscheine, werden eine Menge zum Theil sehr interessanter Beispiele von wirklich ausgeführten oder auch durch sonderbare Umstände verhinderten Selbstmorden eingeflochten. War es dem Verfasser nicht möglich, bei der Mannichfaltigkeit der Motive, hinreichende Mittel zur Vermeidung eines so entsetzlichen Schrittes, wie der Selbstmord ist, anzugeben, so gereicht es ihm wenigstens zur Ehre, das Verabscheuungswürdige desselben sehr scharf und richtig bezeichnet und durch die angeführten Beispiele die Ermahnungen noch eindringlicher gemacht zu haben. Wenn Jemand, der sich umzubringen Lust hat, alle diese Geschichten vorher lesen könnte, er würde sich wahrscheinlich besinnen.

Die merkwürdigsten und anziehendsten Beispiele sind die, in welchen sich eine göttliche Fügung oder jenes „Hineinragen der Geisterwelt in die unsere“ kund gibt, an das Justinus Kerner die selvole Welt erinnert hat. Folgende Geschichten würden sich gut für seine Blätter aus Prevorst eignen, wenn er sie nicht schon benutzt hat.

Erstes Beispiel: Ein Advokat in Süddeutschland hatte die liebenswürdige Tochter eines würdigen Geistlichen zu verführen gewußt. Voll Scham und Verzweiflung floh die Unglückliche den Anblick ihrer Eltern, und suchte in der Schweiz den Frieden ihrer Seele wieder; — aber der kömmt nicht von der Erde und nicht vom Menschen! Und als sie ihn da nicht fand, floh sie bis auf den Felsen des Gotthard, schrieb da noch zwei Briefe, den einen an ihre Eltern, den andern an ihren meineidigen Verführer, mit der Drohung, daß ihr Geist ihn nach ihrem Tod verfolgen werde, bis auch ihn der Tag der Rache erreicht habe. Auch er kam nun in die Schweiz, wollte von Basel nach Genf, ließ sich aber noch zu einem Abstecher verlocken ins Aargau, ja gar auf den Waldstettersee, und endlich selbst (was er gar nicht im Sinn gehabt hatte) auf den Gotthard. Er trug den Brief bei sich, durchlas ihn wiederholt, und endete auf derselben Stelle sein ruchloses Leben, wo seine Braut sich und ihr Kind getödtet hatte.

Zweites Beispiel: Ein angesehener Mann war in Folge sisolitischer Vergiftung blind geworden. Er konnte sein Schicksal nicht ertragen, und wälzte sich in der Verzweiflung auf dem Boden — so ein ganzes Jahr lang. Da sprach einer seiner Freunde, ein barscher Krieger, zu ihm: „ich wüßte wohl, was ich thäte“ — „was denn?“ — „ich nähme eine Pistole, und *gäbe mir einen Schuß* durch den Kopf.“ Diese unerwartete militärische Auskunft brachte den Blinden augenblicklich zur Besinnung. Er hatte hierauf einen merkwürdigen Traum, den er sogleich einem andern Freunde mittheilte, welcher mit einer tiefen Einsicht in die Geheimnisse der Natur einen lebendigen Glauben an Christum verbindet. Dem Blinden hatte geträumt, er sey vor der Stadt spazieren gegangen einem Walde zu; da habe sich eine Buhlerin an ihn gehängt, von der er sich immer los machen wollte, aber umsonst — da sey er auf den Einfall gekommen, er wolle sich blind stellen, um die Zudringliche zu vertreiben — nun habe er, wie ein Blinder, getappet, und augenblicklich sey er daheim gewesen, und frei. „Was bedeutet dieses?“ Der christliche Freund deutete ihm nun den Traum, indem er sprach: „Durch die Blindheit die Gott dir geschickt hat, bist du von deinem verderblichen Wandel gerettet worden; als Blinder hast du nun deine wahre Heimath gefunden — der Herr hat es wohl mit dir gemeint, denn Er hat dich frei gemacht. Erkenne hierin Seine Gnade, und sey ihm dankbar dein Lebenlang!“ — Von nun an war der Blinde glücklich.

Unter den übrigen Erzählungen fällt besonders folgende durch ihr tragisches Interesse auf: Ein schauderhaftes Bild der Zeit der berüchtigten Katharina von Medizis führt uns folgende Begebenheit vor die Augen.

Die Königin hatte zur Hofdame ihrer Tochter Margaretha ein junges schönes hugenottisches Fräulein, Aimée d'Aleban, erwählt. Der Kardinal von Guise erwarb sich die Erlaubniß, dieselbe bekehren, d. h. zum Katholicismus zurückführen zu dürfen. Und wie? An einem prächtigen Hoffest nähert sich dem Fräulein ein junger schöner Ritter, und sucht ihr durch das Vorgeben, daß er auch Hugenott sey, Vertrauen einzuflößen. Seine körperlichen und geistigen Vorzüge machen Eindruck; sie gibt dem Ritter ihre Hand. Vergebens ward sie vor ihm gewarnt, daß er kein Hugenotte, sondern ein Erzkatholik sey; ihre Liebe verzeiht ihm diesen Betrug, und will ihm auch als Katholiken die Hand nicht versagen. Ja, als er ihr erklärt, die feierlichsten Gelübde verpflichten ihn, nur einer Katholikin die Hand am Altar zu reichen; so treibt sie die Liebe bis zur Abschwörung ihres väterlichen Glaubens! Die Abschwörung findet Statt, die Braut hofft nun Frau zu werden — da erklärt ihr jener Kardinal ganz trocken, aus der Ehe werde nichts, denn ihr Geliebter sey nicht Ritter, sondern Jesuit! das betrogene Fräulein fällt in Wahnsinn, und stirbt nach der Geburt eines Knaben! Der Ritter, bei dem es aus Scherz denn doch nun Ernst geworden war — denn die Liebe hatte seine Religiosität überwältigt — gab sich selbst den Tod!

3) Der Selbstmord, psychologisch erklärt und moralisch gewürdigt von A. von Blumröder. Zwei Theile. Weimar, Voigt, 1837.

Zum Theil nach dem Französischen des Bischof Guillon, der erste Theil in dialogischer Form, der zweite mehr erzählend. Auch hier wird der Selbstmord sehr vielseitig erörtert, und aus denselben Gründen mißbilligt. Und auch hier findet man der Untersuchung eingestreut eine Menge interessante Beispiele. Hier nur einige:

Eine junge Schauspielerin, wegen ihrer Schönheit, ihrer Talente und ihres liebenswürdigen Charakters allgemein geachtet, trat einst zu Herrmannstadt in Siebenbürgen in einem Trauerspiele auf, worin sie die Rolle der ersten Liebhaberin übernommen hatte. Wie immer spielte sie nicht allein mit allgemeinem Beifalle, sondern übertraf auch alle Erwartungen bei weitem, am meisten jedoch am Ende ihrer tragischen Rolle, indem sie den theatralischen Tod in einen wirklichen verwandelte. Mit den Worten: „Ferdinand ich folge dir," erstach sie sich, so daß das Blut in Strömen aus der Wunde floß und die schöne Frau nach wenig Augenblicken zur Leiche ward. — Der Beweggrund dieser Handlung fand sich nachher in einem Briefe, worin ihr gemeldet worden war, daß ihr Geliebter ihretwegen in einem Zweikampfe geblieben sey.

Lucretius, der durch sein philosophisches Lehrgedicht (de rerum natura) bekannte römische Dichter, verfiel gegen das Ende seines Lebens (angeblich durch einen Liebestrank) in einen periodisch mit lichten Augenblicken wechselnden Wahnsinn, in Folge dessen er sich in seinem 43sten Lebensjahre tödtete. — Merkwürdig ist, daß sein englischer Uebersetzer, Thomas Creech, die Uebersetzungstreue so weit trieb, daß auch er im Jahr 1700 den freiwilligen Tod wählte. Dieser Mann, welcher Lehrer in Oxford war, starb aber nicht am Wahnsinn, sondern die Motive seines Todes sind entweder in der Armuth, oder in verschmähter Liebe, oder in schwermüthiger Gemüthsstimmung zu suchen.

Ein französischer Becker hatte eine Frau, welche ihm das Leben gar sehr verbitterte. Seit langer Zeit hatte er in offenbarer Uneinigkeit mit ihr gelebt, so daß die ganze Nachbarschaft von dem Verhältnisse, das zwischen den beiden Eheleuten stattfand, unterrichtet war. Eines Tages nun verschwand das Weib, entweder weil sie müde war, ihn zu quälen, oder weil sie den Verdacht, daß er sie ermordet habe, erregen wollte. Wirklich verbreitete sich auch bald das Gerücht von einem solchen angeblichen Morde. Der Mann wurde eingezogen und gefragt, wo seine Frau sey? Worauf er unbedenklich antwortete, er habe sie umgebracht. Angehalten, den Ort anzuzeigen, wohin er ihren Körper gebracht habe, gab er an, dies sey nicht möglich, denn er habe ihn in seinem Ofen zu Asche verbrannt. Als man eben im Begriffe war, ihn auf die Folter zu bringen, um ihm ein wahres Bekenntniß abzunöthigen, erschien die todt geglaubte Frau. Anstatt aber über diese Erscheinung froh zu seyn, entsetzte sich der arme Mann bei ihrem Anblick und ließ seinen Verdruß in den Worten aus: „Barbarisches Weib, willst du mir, nachdem du mir das Leben schwer genug gemacht hast, auch den Trost eines baldigen Todes rauben?"

Lyrische Dichtkunst.

10) Reliquien Dr. F. L. Weidigs, gewesenen Pfarrers in Obergleen im Großherzogthume Hessen. Zum Besten seiner Wittwe herausgegeben von einigen Freunden. Mannheim, Hoff, 1838.

Gedichte eines Verstorbenen, meist auf besondere Gelegenheiten, religiöse und patriotische, begleitet von einer kleinen Biographie des Verfassers. Derselbe hat

ein bedauernswürdiges Schicksal gehabt. Ee war Reetor zu Butzbach und Föderer der liberalen Wahlen im Großherzogthum Hessen. Ee wurde 1833 verhaftet und von dem bekannten Ministeriellen Schacht in der Kammer als Mitwisser des Feankfurter Attentats verdächtigt, diese Verdächtigung aber als ungegründet von andern zurückgewiesen, der Verhaftete wirklich entlassen und auf eine Pfaere versetzt. Allein er kam nochmals 1835 in Haft, indem er der Veebeeitung politischer Flugscheiften angeschuldigt wae. „Zwei Monate wae Weidig mit andeen, theils zu gleicher Zeit, theils später Aeretieten in Haft zu Feiedbeeg, wo seine Gattin noch ihn sehen duefte, ein Glück, das ihr, als die Versetzung der Gefangenen nach Daemstadt geschehen war, verweigert wnede. Auch der mit Einsicht der Untersnchungseichtee gefühete bieefliche Veekehr wurde immer mehr beschcänkt und endlich im letzten halben Jahre gänzlich unterdrochen; alle Bemühungen dagegen und um Weidig sehen zu düefen, waeen veegeblich. Doch durften noch einmai im Jahr 1836 der Sohn und das mehrere Monate nach seiner Veehaftung geboeene liebliche Töchterchen auf den Aemen der Amme zu ihm treten, bei welcher Gelegenheit er sich in geoßer Aufregung defand über die Verweigerung, seine Gattin, welche bis an den Hof des Hauses gekommen war, wenigstens durchs Fenster zu sehen, und er äußeete, daß nichts so hart ihm erscheine, als diese Veewelgerung, weder die Entbehrung des Lichtes und der Scheeibmittei, noch auch das längere Tragen von Ketten. Dies wae im Sommer 1836; bald nachhee aber wurde alle Communication unterbrochen, und die trauernde Familie blieb in ängstlicher Ungewißheit über das Befinden des Verhafteten, bis die unglückliche Nacheicht anlangte, daß er am 23. Febeuar 1837 gestorben sey.“ Merkwürdigeeweise ist auch bis jetzt noch nicht bekannt gemacht, ob ee unschuldig oder schuldig war und worin sein Veegehen bestanden. Ein Beitrag für die arme Wittwe duech Heeausgabe der kleinen politisch ganz unverdächtigen Gedichte ihres unglücklichen Mannes erscheint unter diesen kläglichen Umständen sehr gerechtfeetigt.

Uebrigens fällt es auf, daß in dieser auf das Mitleid und die Theilnahme berechneten Scheift nicht ein Woet von dem enthalten ist, was die Allgemeine Zeitung vom 2. März 1837 gemeldet hat. Es hieß dort: „Darmstadt, 25. Febr. Unsere ganze Stadt unterhält sich heute von der vorgestern Statt gehabten Selbstentleibung eines unserer hiesigen politischen Gefangenen, des Pfarrers (vorher Rectors) Dr. Weidig. Wie es gewöhnlich in solchen Fällen geht: man frägt nach Anlaß und Uesache; als ob mehrjährige strenge Untersuchungshaft, eine Menge der heftigsten Gemüthsbewegungen, Getrenntseyn von Weib und Kind, eine Masse gerichtlicher Verhöre, und, wie es allerdings das Ansehen hat, bedeutende politische Verwicklungen ein schwaches Gemüth nicht endlich zu einem Aeußersten hinzutreiben vermöchten! Längere Zeit war alle briefliche Mittheilung von ihm ausgeblieben; der Aeresthausaezt hatte ihn seit fünf Wochen nicht gesehe (warum nicht!). Es ist sehe wahescheinlich, daß ein Wahnsinn übee den Unglücklichen gekommen ist und ihm die Glasscherbe geführt hat (mit welchee er sich die Luftröhre und die Adern an den Fuß- und Handgelenken zerschnitten hat!!). — Gestern fand die Sektion, heute Morgen um halb sechs Uhr die Beerdigung des Entseelten, in anständigem Leichenwagen, untee polizeilichee Begleitung Statt.“

Mit dieser Nacheicht steht dann wiedee der kräftige Lebensmuth, der sich in Weidigs Keekeeliedern ausspricht, in Wideespruch:

Wieder fragst du, theure Seele,
Ob mir bleibe froher Muth,
Ob mir bleibe frisches Blut,
Da mir Licht und Freiheit fehle? —

O Geliebte, laß das Sorgen:
Strahlt von außen halb nur Licht,
Tagt mir zwiefach — zweifle nicht,
In der Brust ein heller Morgen.

O Geliebte, laß das Sorgen:
Freiheit, die ein Riegel zwingt,
Fehlt, doch bleibet leichtbeschwingt
Geistesfreiheit mir geborgen.

O Geliebte, laß das Bangen:
Denn es steht in Gottes Huth
Wer da lebt, mit Leib und Blut,
Ob er frei lebt, ob gefangen.

O Geliebte, kannst du fragen,
Ob mir bleibe froher Sinn,
Du, der Töne Meisterin,
Laß dir's meine Lieder sagen.

Theure, laß mich wieder fragen:
Wer sich weiß in Gottes Huth,
Wer das Recht mehr liebt, als Gut,
Wird im Leid er je verzagen?

Nun bei deiner treuen Liebe
Und bei unsrer Liebe Glück:
Blick' empor, zum Himmel blick',
Ob er hell sey oder trübe?

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 58.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 7. Juni 1839.

Criminalwissenschaft.

4) Gerichtsärztliche Arbeiten von K. F. Burdach, königl. preuß. Geh. Medicinalrath und Professor zu Königsberg. Erster Band. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1839.

Der berühmte Burdach, der so schön über den Menschen geschrieben, ertheilt hier eine äußerst klare und gründliche Anweisung, wie man sich bei der ersten Beaugenscheinigung und Protokollirung von Criminalfällen zu benehmen habe. Gar oft läßt man sich überraschen, verfährt zu langsam, beobachtet nur oberflächlich, behandelt die corpora delicti nachlässig und verwischt die Spuren, die zur Entdeckung des Verbrechens oder zur genauen Ermittelung der Thatsachen hätten dienen können. Gegen diese häufigen Versehen nun gibt Herr Burdach die zweckmäßigsten Rathschläge und Instruktionen und wenn sein Buch nicht in die Hände aller untergeordneten Behörden kommt, denen gewöhnlich die erste Untersuchung solcher Fälle obliegt, so kommt es doch zur Einsicht der höhern Justizstellen und der gesetzgebenden Körper, die darnach Verhaltungsmaßregeln vorschreiben können.

Neben den unwillkürlichen Vernachlässigungen wirken auf die richtige Beurtheilung von Criminalfällen sehr häufig die aus Mitleid entschuldigenden und beschönigenden Gutachten der Aerzte störend ein. Der Arzt macht gern den Advokaten des Verbrechers. „Bei Beurtheilung der Folgen einer verletzenden Handlung oder des Zusammenhanges dieser mit der darauf eingetretenen Störung oder Vernichtung des Lebens begünstigt man den Schuldigen vornehmlich, indem man den anderweitigen Umständen eine zu große Bedeutung beilegt; die ärztliche Hülfe als etwas, das sich von selbst versteht, ohne alle Einschränkung voraussetzt; ähnliche Fälle, wo ausnahmsweise eine Genesung erfolgt ist, als Beweise der Heilbarkeit aufstellt; und hinzu getretenen Umständen einen größern Einfluß zuschreibt, — um nur das, was Folge der verletzenden Handlung war, für ein zufällig entstandenes Uebel erklären zu können. Dies geht freilich nur selten bis zu der Albernheit, daß man z. B. bei einem Menschen, der, von vielfachen Mißhandlungen zu Boden gestreckt und mit Füßen getreten, regungslos liegen geblieben ist, eine Erkältung annimmt, weil er in der Nähe der Stubenthüre, also in Zugluft gelegen hat, und zu seiner Ermunterung mit Wasser bespritzt worden ist; aber die Thorheit behält immer ihren specifischen Charakter, wenn sie auch nur auf einem niedern Grade sich zeigt. — Bei der Exculpation, diesem ihrem Lieblingsgeschäfte, findet es die Afterhumanität zum Beweise der Unzurechnungsfähigkeit hinreichend, daß der Schuldige entweder in einer Lebensperiode oder einem Gesundheitszustande sich befand, wobei in außergewöhnlichen Fällen die Besinnung unterdrückt werden kann; oder daß derselbe zuweilen auffallend und von der gewöhnlichen Weise abweichend sich betragen haben soll. Auch hier besteht der Kunstgriff darin, daß einzelne Umstände hervorgehoben werden, um aus der bloßen Möglichkeit die Wirklichkeit zu beweisen.“

„Es gibt aber Collisionsfälle, wo zur Gewohnheit, überall Hülfe zu leisten, noch andere Motive hinzutreten, welche den Arzt bestimmen können, der Wahrheit nicht ihr volles Recht einzuräumen. Im Ganzen tragen hier Uebelstände in den Einrichtungen und gesetzlichen Bestimmungen die Schuld; als Staatsbürger hat der Arzt, wenn sich die rechte Gelegenheit dazu darbietet, in schicklicher Weise auf solche Uebelstände aufmerksam zu machen; lassen sie sich nicht so leicht hinwegräumen, so wird eine wiederholte Hinweisung am Ende durchdringen; so lange ihnen aber nicht abgeholfen ist, wird ihm immer ein oder der andere Ausweg offen stehen, auf welchem er sein Gewissen bewahren und ohne Verletzung der Wahrheit sich erklären kann. Zu solchen Collisionen gehört es zuvörderst, wenn eine Person oder eine Familie denjenigen, der ihr bisher ärztliche Hülfe gewährt hat, um ein Zeugniß ersucht. Der Arzt wünscht dem Bittenden willfahren zu

können, ich will nicht sagen: weil er ihn als seinen Kunden betrachtet — denn die auf Kundschaft ausgehende Gier mag hier unberücksichtigt bleiben, — sondern weil er seinen Patienten in ihm sieht. Es ist aber zwischen dem Arzte und seinem Patienten ein gar zartes Verhältniß, das nicht gestört werden darf, und das durch Versagung eines günstigen Zeugnisses auf das entschiedenste verletzt wird. Daher sollte die Behörde in der Regel kein Zeugniß von dem behandelnden Arzte fodern oder annehmen. Ist ja doch dieser gesetzlich und unter Androhung von Strafe verpflichtet, die ihm bekannt gewordenen Gebrechen und Familiengeheimnisse, insofern es nicht Verbrechen sind, gegen Jedermann zu verschweigen, und in manchen Fällen, z. B. bei syphilitischen Krankheiten, steht die Forderung eines Zeugnisses damit in geradem Widerspruch. Der gerichtliche Arzt sollte nach Untersuchung der Person und nach genommener Rücksprache mit ihrem Arzte nicht ihr, sondern der Behörde sein Zeugniß einreichen; er sollte in größern Städten überhaupt keine Privatpraxis haben, sondern seine Kunst nur in den unter Aufsicht einer obern Medicinalbehörde stehenden Kranken- und Siechenanstalten ausüben, dadurch für die gesundheitspolizeilichen Geschäfte mehr Zeit gewinnen, und für Verzichtung auf eine einträgliche Praxis durch Besoldung entschädigt werden; in kleinen Städten, wo er als der einzige Arzt der Privatpraxis sich zu widmen genöthigt ist, müßte in dergleichen Fällen der Physikus der nächsten Stadt für ihn fungiren. Es gibt noch manche andere persönliche Verhältnisse, welche eine ähnliche Collision herbeiführen. So sollte keinem medicinischen Professor zugemuthet werden, zu Ausmittlung eines unter Studenten vorgefallenen Duells sich herzugeben: das Verhältniß unter Akademikern gestattet keine Denunciation eines solchen durch das herrschende Vorurtheil noch als Ehrensache bezeichneten Vergehens; und andererseits beschimpft sich der Lehrer, wenn er Mährchen, z. B. von der Entstehung einer Schnittwunde im Schenkel durch einen Fall auf einen scharfen Stein, bestätigt. — Es sind Fälle vorgekommen, wo Fürsten ihr Leben versichert haben, und wo den von Aerzten ihres Landes ausgestellten Zeugnissen mit Recht die Glaubwürdigkeit abgesprochen wurde. — Die Klugheit verbietet dem Physikus, die Obduction eines Leichnams vorzunehmen, wo diese ein ihm selbst zur Last fallendes ärztliches Versehen nachweisen könnte, z. B. einer im Kreißen oder bald nach dem Gebären verstorbenen Person, welcher er selbst als Geburtshelfer beigestanden hat. Es ist zu wünschen, daß es keine Verordnungen, z. B. in Betreff der Conscription, gebe, welche in Fällen, wo ihre Befolgung für die Laufbahn des Individuums nachtheilig und für den Staat unnütz ist, durch lockere Zeugnisse umgangen zu werden pflegen. Ist man hier nachsichtig, so entwickelt sich leicht ein immer weiter um sich greifendes System der Täuschungen; die Seele des Staatslebens aber ist Wahrheit."

„In manchen Fällen kann die Menschenfreundlichkeit im Bunde mit dem Rechtsgefühle sich gegen die bestehende Rechtspflege auflehnen. Wenn der Richter bloß nach dem Buchstaben des strengen Gesetzes verfährt, ohne den sittlichen Werth oder Unwerth zu schätzen; ohne zu unterscheiden, was in Noth und Verzweiflung, in Leidenschaft und Aufregung, oder im unbewachten Augenblicke aus Leichtsinn und Unüberlegtheit geschehen ist; ohne Rücksicht zu nehmen auf den Antheil, welchen das Maaß der Geisteskräfte, so wie die Beschaffenheit der Erziehung und der übrigen Lebensverhältnisse gehabt hat; ohne endlich bei der Bestrafung den, der aus Unvorsichtigkeit sich vergangen hat, vom böswilligen Verbrecher völlig abzusondern — da kann man versucht werden, auf Kosten der Wahrheit dem Gebote der Menschlichkeit zu folgen. Ist es z. B. nicht barbarisch, einen jungen Menschen, der aus Unbesonnenheit Feuer angelegt hat, ins Zuchthaus zu schicken, wo er in jahrelanger Gesellschaft von Verbrechern verwildert, um nach seinem Abgange von der hohen Schule des Lasters, bei der Schwierigkeit eines ehrlichen Fortkommens, die eingesogenen Grundsätze in Ausübung zu bringen und zum Bösewichte sich auszubilden? Die Abfertigung mit einer *Tracht Prügel*, die hier wie in manchem andern Falle sehr wohlthätig seyn würde (es ist schon vorgekommen, daß flehentlich darum gebeten wurde), verträgt sich nicht mit unserem Kulturzustande oder mit den Begriffen davon. Also steht nur die Alternative: Zuchthaus oder Freisprechung. Und zu letzterer kann der Unbesonnene kommen und zeitlebens gerettet werden, wenn man zeigt, daß er durch seine Pubertät genöthigt worden ist, Feuer anzulegen. Kann der Arzt es über sein Gewissen bringen, diese Erklärung zu verweigern — oder zu geben? Ueberhaupt ist es ein großer Uebelstand, daß nicht mehr verschiedene Klassen von Strafanstalten existiren. Ist es z. B. nicht hart, wenn ein junger Mann, für dessen Sittlichkeit die besten Zeugnisse sprechen, auf eine Reihe von Jahren zur entehrenden Zuchthausstrafe und zur Gemeinschaft mit verworfenen Menschen verurtheilt wird, weil er in einem ohne seine Schuld und ganz zufällig entstandenen Streite, um sich zu wehren, einen Schlag führte, der unglücklicherweise tödtlich wurde? Wird nicht der gerichtliche Arzt in solchem Falle durch sein Gefühl aufgefordert, Scheingründe für den Beweis, daß der Tod in keinem ursächlichen Zusammenhange mit dem Schlage gestanden hat, aufzusuchen? — Die Jury erklärt in ähnlichen Collisionen den Schuldigen für nicht schuldig: schlimm genug, daß sie hiemit vor dem Richterstuhle der Wahrheit sich selbst als schuldig bekennen, und sich mit der Gebrechlichkeit der Rechtspflege entschuldigen muß. Aber der Arzt ist bei

uns nicht an das Ja und Nein gebunden, und unsere Richter sind keine Maschinen, die, je nachdem die Feder von Schuld oder Unschuld gedrückt wird, entweder die bestimmte Strafe oder die Straflosigkeit hervortreten ließen. Dem Arzte steht die freie Rede zu, und ist er einmal um Zurechnungsfähigkeit befragt worden, so darf er sich auch in eine psychologische Erörterung einlassen. Nur muß er dabei vorsichtig seyn, und fürs erste sich hüten, daß er nicht, wie in psychologischen Verhandlungen leicht geschieht, salbadert, denn er kommt hier auf einen Gemeinplatz, wo ihm weder medicinische Kunstworte, wie Gangliennerv und organische Metamorphose, noch philosophische Floskeln, wie Selbstentzweiung und Rückkehr der Idee aus ihrem Andersseyn zu ihrem Fürsichseyn, eine besondere Autorität ertheilen, sondern wo der gesunde Verstand nach den Erfahrungen urtheilt; und indem er einfach und klar darlegt, darf er zweitens nicht anmaßend in den Rechtsgang eingreifen wollen, sondern nur eine Darstellung geben, nach welcher der Richter, falls er dadurch überzeugt wird, den Grad der Strafbarkeit ermessen kann."

Bei diesem Anlaß bedauert der Verfasser sehr, daß unsre Strafanstalten noch immer so viel zu wünschen übrig lassen, daß sie noch immer nicht in wahre humane Besserungsanstalten umgewandelt worden sind. So lange dies nicht der Fall sey, werde man freilich nie verhindern können, daß mitleidige Aerzte und Richter die Wahrheit verdrehen und das Haus der Gerechtigkeit mit Lügen entehren, weil es allerdings zu hart scheinen müsse, z. B. einen jungen nur augenblicklich verführten Menschen jahrelang mit den durchtriebensten Verbrechern ins Zuchthaus einzusperren.

Uebrigens erklärt sich Herr Burdach bei dieser Gelegenheit sehr bestimmt für die Todesstrafe, nennt ihre Gegner philanthropische Deklamatoren und glaubt, das ganze Strafsystem müsse zusammenstürzen, wenn dem Maximum des Verbrechens nicht ein Maximum der Strafe = Tod entspräche. Eine Meinung, der wir von jeher vollkommen beigepflichtet haben.

Nicht zu den geringsten Uebelständen in der gerichtlichen Medicin gehört die Annahme von Regeln, die nicht allgemein durch Erfahrung bestätigt oder nicht vollkommen erkannt sind. Um gleich ein auffallendes Beispiel anzuführen, so hat man bei Arsenikvergiftungen eine sehr schnelle Fäulniß des Leichnams als Regel angenommen und daher an Leichen, die später ausgegraben und ganz trocken befunden wurden, eine Vergiftung geläugnet, bis endlich durch viele Erfahrungen und Vergleichungen ausgemittelt ist, daß die Arsenikvergiftung nach einander beide Prozesse, eine schnelle Zersetzung und Gährung in der Leiche bald nach dem Tode und dann eine bleibende Vertrocknung herbeiführe, welche letztere ein eben so sicheres Kennzeichen der Vergiftung sey, als jener erste schnell vorübergehende Gährungsprozeß.

In der Unterscheidung tödtlicher und nichttödtlicher Verletzungen ist Herr Burdach sehr scharfsinnig. Er unterscheidet:

A. Tödtliche Verletzungen.
- I. Nothwendige Tödtlichkeit.
  - 1. Unbedingt nothwendige Tödtlichkeit.
  - 2. Bedingt nothwendige Tödtlichkeit.
    - a. Ueberhaupt bedingt nothwendige Tödtlichkeit.
    - b. Durch Individualität bedingt nothwendige Tödtlichkeit.
- II. Zufällige Tödtlichkeit.
  - 1. Negativ zufällige Tödtlichkeit.
  - 2. Positiv zufällige Tödtlichkeit.

B. Nichttödtliche Verletzungen.

Wie häufig man diese Unterscheidungen versäumt und sogar den Mord als zufällige Tödtung entschuldigt, davon gibt der Verfasser mehrere Beispiele: „Einmal unter andern wollte man einen tief in die Lungen dringenden und ein großes Gefäß derselben durchschneidenden Stich in die Brust für zufällig tödtlich erachten, weil er ja auch eine Stelle der Lungen hätte treffen können, wo gerade keine großen Gefäße und Luftröhrenzweige sich finden, in welchem Falle nicht, wie hier geschah, eine innre Blutung und Erstickung erfolgt seyn würde. Es bedarf wohl keines weitern Beweises, daß solche Urtheile einer unstatthaften ärztlichen Advokatur anheimfallen."

Die Lehren, die der Verfasser ertheilt, werden noch eindringlicher gemacht durch eine zweckmäßige Auswahl von gerichtsärztlichen Gutachten und Superarbitrien aus dem wirklichen Leben. Lauter sehr interessante Fälle von Vergiftung, Ertränkung, Erstickung, Todtschlag, tödtliche Mißhandlung ꝛc. Darunter kommt auch der in der Criminalgesetzgebung berühmte und oft citirte Fall vor, in welchem ein Mörder den noch lebenden Gegner in der Meinung, er habe ihn erschlagen, ins Wasser stürzte und erst durch Ertränken wirklich tödtete. Bekanntlich hat es Advokaten gegeben, welche den Mörder vom Verbrechen des Mordes freisprechen wollten, weil er den Mord durch Schläge zwar beabsichtigt, aber nicht ausgeführt und die zufällige Tödtung durch Ertränken zwar ausgeführt aber keineswegs beabsichtigt habe, da er glaubte, der Mißhandelte sey schon todt.

Einer baldigen Fortsetzung dieses reichhaltigen und gleichsam von der gesunden Vernunft selbst dictirten Buches sehen wir mit Vergnügen entgegen.

5) Merkwürdige Criminalrechtsfälle, herausgegeben von Dr. Bischoff. Dritter Band. Hannover, Hahn, 1837.

Von formellem Interesse ist besonders der erste hier

mitgetheilte Prozeß eines politischen Vagabunden, der von Paris aus einer deutschen Regierung insolente Forderungen gemacht und dieselben mit Drohungen begleitet. Ein mehr materielles Interesse bieten dagegen die zwei andern Prozesse dar, welche dieser Band noch enthält, nämlich zwei Untersuchungsprozesse gegen junge Leute wegen demagogischer und burschenschaftlicher Verbindungen, der eine aus den Jahren 1823 — 1825, der andere aus den Jahren 1833 — 1835.

Dramatische Dichtkunst.

8) Das Mädchen von Lyon oder Liebe und Stolz. Ein Schauspiel in fünf Akten von E. L. Bulwer. Aus dem Englischen von Otto von Czarnowsky. Aachen und Leipzig, Mayer, 1838.

Ein Schauspiel — Lust- und Rührspiel — von dem berühmten Bulwer. Es ist sehr glücklich angelegt und verfehlt gewiß nicht, Leser und Zuschauer anzuziehen. Madame Deschapelles, eine reiche und dummstolze Kaufmannsfrau in Lyon, will ihre einzige Tochter Pauline nur an einen Prinzen verheirathen und weist alle geringeren Freier zurück. Der Dialog ist, wie man aus folgender Stelle sehen mag, recht lebendig. Ein armer Vetter kann seine Unzufriedenheit nicht verbergen.

Damas.

Guten Morgen, Cousine Deschapelles. — Nun, Pauline, haben Sie sich von dem gestrigen Ball schon ausgeruht? — So viele Triumphe müssen sehr ermüden. Selbst Herr Glavis seufzte zum Erbarmen, als Sie sich entfernten, aber das konnte auch die Wirkung des Abendessens seyn.

Pauline.

Herr Glavis — wirklich?

Madame Deschapelles.

Herr Glavis! — als ob meine Tochter an Herrn Glavis denken könnte!

Damas.

Ei, warum nicht? — Sein Vater hinterließ ihm ein recht hübsches Vermögen, und seine Geburt ist edler als die Ihrige, Cousine Deschapelles. Aber vielleicht haben Sie Ihre Augen auf Herrn Beauseant geworfen — sein Vater war Marquis vor der Revolution.

Pauline.

Herr Beauseant! — Cousin, es macht Ihnen Vergnügen, mich zu quälen.

Madame Deschapelles.

Beachte es nicht, Pauline! — Cousin Damas, es fehlt Ihnen an Zartgefühl. — Herr Beauseant weiß bereits, daß er für meine Tochter keine Partie ist! —

Damas.

Ho! man sollte ja fast glauben, Sie wollten Ihre Tochter an einen Prinzen verheirathen!

Madame Deschapelles.

Gut, und wenn es geschähe — was dann? — Mancher fremde Prinz —

Damas

(sie unterbrechend).

Fremder Prinz! — fremder Abenteurer! Sie sollten sich in Ihrem Alter solchen Unsinns schämen.

Madame Deschapelles.

In meinem Alter! — Diesen Ausdruck erlaubt man sich nie gegen eine Dame, bis sie sechs und neunzig und drei Viertel Jahr alt ist — und selbst dann hört man ihn nur von dem Geistlichen des Kirchspiels.

(Ein Bedienter tritt ein.)

Bedienter.

Madame, der Wagen hält vor der Thür.

Einige Abgewiesene sinnen auf Rache und bedienen sich eines gewissen Melnotte, eines armen Gärtnerssohns aber gewandten Abenteurers, den sie mit hinlänglichen Mitteln versehen und der sich nun für einen italienischen Prinzen ausgibt, die Mutter entzückt, das Herz und am Ende auch die Hand der Tochter davon trägt. Kaum ist er mit der jungen Schönen verheirathet, so wird natürlicherweise das Geheimniß verrathen. Man denke sich den Schrecken der armen Pauline, als sie anstatt des italienischen Palastes, in den sie ihr Gemahl zu führen versprochen hat, in ein kleines Haus kommt und darin die Mutter Melnottes findet, eine ganz gemeine bürgerliche Frau, die ihr die nöthigen Aufklärungen gibt. Bis dahin ist das Lustspiel sehr artig. Nun wird es aber auf einmal sentimental. Der Nichtswürdige, der sich von Andern hat brauchen lassen, eine höchst unedle Rache zu üben, der das Mädchen betrogen, ihr von seiner fürstlichen Geburt, von seinen Palästen rc. vorgelogen und ihre Hand auf so schimpfliche Art erschlichen — erscheint auf einmal als ein edler Jüngling, der nur aus glühender Leidenschaft für Paulinen, die er schon längst geliebt, das verzweifelte Mittel gewählt, und der jetzt seinen kühnen Frevel bereut, ihr großmüthig entsagt und in die weite Welt geht. Die alten Freier finden sich nun wieder ein. Die Mutter Paulinens sucht eine vornehme Verbindung zu Stande zu bringen und schon ist Gefahr im Verzuge, als auf einmal Melnotte wieder erscheint, geschmückt mit kriegerischen Ehren und bedeckt mit Ruhm. Aus der zweiten Heirath wird nun natürlich nichts und Pauline sinkt ihrem völlig gerechtfertigten und vornehm gewordenen Manne entzückt in die Arme.

Wenn wir nicht irren, sollte man doch nicht so mit der Ehre spielen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 59.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 10. Juni 1839.

Dramatische Dichtkunst.

9) August Graf von Platens gesammelte Werke. Ausgabe in Einem Band. Mit des Verfassers Bildniß in Stahl und einem Facsimile seiner Handschrift. Zweite Lieferung. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1839.

Diese zweite (und letzte) Lieferung der schönen Ausgabe enthält die dramatischen Dichtungen Platens, ferner seine epischen und historischen Werke, die Abassiden, den Rosensohn, die Geschichte von Neapel, einige kleine Aufsätze und Fragmente und seine Biographie und Charakteristik von Godeke.

Mit vollem Herzen unterschreiben wir, was der letztere über Platens dichterische Verdienste sagt: „Ueberblicken wir Platens dichterische Laufbahn, so treten zwei gesonderte Perioden vor Augen; die eine umfaßt seine Jugendwerke, zu welchen wir die in rein deutscher, orientalischer und romanischer Form auftretenden zählen, die andere umfaßt die in antiker Form gebildeten Werke, die ruhmvoll mit der Ode an König Ludwig beginnen und glorwürdig mit den Hymnen schließen. Sie stammen fast alle von italischem Boden. Durch beide Perioden hat der Dichter ein ernstes Studium und eine große Würde des Charakters bewahrt; seine Poesien tragen zu allen Zeiten die Spur des tiefentsprungenen und unverdrossenen Strebens nach Vollendung, sie tragen das Gepräge innerer Lust und Heiterkeit, die aus dem reinen Dienste der Kunst erwärmend hervorleuchten, an sich; die wenigen Gedichte, in denen eine verzehrende Melancholie sich Luft zu machen scheint, verschwinden gegen die große Summe der übrigen. Platen hat die Bildung unsers Welttheils und einen Theil dessen, was der Orient geschaffen, in sich aufgenommen. Seine Ansichten, welche als diejenigen eines der bevorzugtesten Männer Deutschlands Werth haben, seine Ansichten über Religion, Politik, Kunst und Wissenschaft genau zusammenzustellen, würde verdienstlich und belehrend seyn; wer die „Einheit im Zerstreuten“ vor Augen haltend die gegenwärtige Sammlung mit Liebe und Hingebung durchgeht, wird zu der unabweislichen Ueberzeugung gelangen, daß die Stufe der Bildung und des Talents, welche der Dichter, wo er auch immer als Mensch geirrt haben mag, einnimmt, nicht geringer und niedriger ist als irgend eine, auf welcher deutsche Kraft, Würde und Ehre stehen. Die Worte, welche der Derwisch in den Abassiden von sich spricht, wenden wir als die kürzeste Bezeichnung des Platen'schen Bildungsganges auf den edlen Dichter an:

> Thätig unter Menschen
> Lebt' ich ehmals; aber mein Gedanke
> Wuchs in mir von Jahr zu Jahr, bis endlich
> Dieser Schatz mir ganz allein genügte.

Statt eines Urtheils von uns über Platens Sprache mögen hier einige Worte Jakob Grimms, die jedoch nicht für den Druck berechnet sind, als Schlußzier des Aufsatzes Platz finden: „Es hat mir bei Lesung von Platens Gedichten beständig den angenehmsten Eindruck hinterlassen, zu sehen, wie er auf Reinheit und Frische des deutschen Ausdrucks sorgsam hält. Seine Reime sind fast ohne Tadel und stechen vortheilhaft ab von der Freiheit und Nachlässigkeit, die sich Schiller, zum Theil auch Goethe zu Schulden kommen lassen. Denn selbst diese Autoritäten dürfen ein feines Ohr nicht bestechen, es bezeichnet vielmehr die laxe metrische Ausbildung ihrer Zeit, daß sie so oft fehlerhaft gereimt und scandirt haben. Rückerts Sprache ist blühender und gezierter als Platens, aber nicht so rein, auch nicht so ergreifend. Dagegen scheint mir Platen hin und wieder an das Kalte und Marmorne zu streifen. Er liebt einige orthographische Abweichungen, die an sich nicht unrecht sind, aber lange nicht ausreichen, wenn unsere Schreibung aus dem Grunde sollte

gesäubert werden. Ich entsinne mich einzelner grammatischer Verstöße bei ihm, die er absichtlich begangen haben muß. Das Schicksal hat diesem edeln Dichter nicht vergönnt, seine Poesie mit einem großen Werke, wonach er rang und strebte, zu versiegeln, das würde Licht und Glanz auf seine frühere Laufbahn zurückgeworfen haben."

Auch über den poetischen Federkrieg, den Platen gegen Immermann und Heine führte, spricht Herr Gödeke verständige und würdige Worte und brandmarkt mit Recht die Niedrigkeit des Charakters, welche Heine (nicht bloß bei dieser Gelegenheit) hat blicken lassen, indem er eine infamirende und durch nichts gerechtfertigte, ja mit Platens edler Natur ganz im Widerspruch stehende Verläumdung ausgestreut. Was die Fehde mit Immermann betrifft, so können wir ihr nicht ganz die Bedeutung zuschreiben, die Herr Gödeke in ihr gefunden hat. Es wäre besser gewesen, diese Fehde wäre unterblieben. Die Parteien repräsentirten doch eigentlich nichts als ihre Personen, keine große Idee, keine Tendenzen des Jahrhunderts. Man kann allerdings in Platen den Verfechter der strikten, und in Immermann den der laxen poetischen Observanz finden, allein ein Gegensatz in Bezug auf die Form ist nicht bedeutungsvoll genug, um den Streit welthistorisch zu machen. Ja dieser Formenstreit selbst war mehr eine Privatfehde als eine öffentliche Angelegenheit der gesammten deutschen Dichtkunst, weil weder Platen noch Immermann die eigentlich tonangebenden Dichter ihrer Zeit waren. Wie es uns dünkt, hätte Platen sein herrliches Talent nicht an diesen unfruchtbaren Streit verschwenden, oder wenn ihm die Kampflust in den Adern schwoll, andere wirklich gefährliche und schädliche Tendenzen angreifen sollen, nicht den im Ganzen harmlosen und niemals einflußreichen Immermann.

Platen war ein hoher Mensch, begabt mit der Macht des Wortes und des Wohllauts, wie wenige, ein geborener Sänger, und zugleich edel und glühend für die Würde der Dichtkunst, die er nie ohne Zorn erniedrigt sehen konnte. Doch hatte Platen das Gefühl, daß er für seine Zeit noch mehr hätte seyn können, als er war, und daß er noch nicht ganz die rechte Stellung gefunden, ein Gefühl, das durch sein ganzes Leben ging. Wie traurig, daß er so frühe enden mußte, bevor er noch Herr geworden war über die Massen fremdartiger und widriger Eindrücke, die seine Jugend bestürmten. Man sieht, wie die olympische Klarheit und Ruhe seiner meisterhaften Verse mit den stürmischen Gefühlen ringt, die sie ausdrücken, und man muß glauben, daß dieser Geist, frei von den Täuschungen und Leidenschaften der Jugend, frei von den Spielen der Phantasie und augenblicklichen Erregungen, die ihn oft etwas wichtig nehmen ließen, was es nicht war, in vollendeter Reife der Weltansicht das seinem Volk geworden wäre, was er werden zu können in edler Begeisterung oft sich rühmte. Mit Unrecht wirft man ihm einen Stolz vor, zu dem er berechtigt war, und mit mehr Recht muß man den mitleidlosen Tod anklagen, der in ihm eine noch ungeborne Welt des Schönen zerstörte.

10) Dichtungen von Hermann Neumann. Drei Bände. Düsseldorf, Schreiner, 1838.

Der erste Band enthält ein episch-lyrisches Gedicht auf den Frühling und andere auf die Jahrszeiten bezügliche Dichtungen. Die Phantasie des Dichters schwelgt meist in Blumen und Düften, unter Elfen und Gnomen.

> Plötzlich herrschte Todesstille,
> Denn herein trat Irisvoldlein,
> Kronprinz von dem Farbenreiche;
> Ihm entgegen Stachelgundrus,
> Aelt'ster Sohn des Wespenkönigs.
> Als sie beide sich verneiget
> Vor der glänzenden Versammlung,
> Traten sie mit festen Schritten
> Zu der anmuthvollen Rose,
> Zogen beide ihre Schwerdter,
> Neigten sie mit leichtem Gruße
> Vor dem Preise ihres Kampfes.
> Und des Farbenreiches Herold
> Rief nun mit erhob'ner Stimme:
> „Irisvoldlein, Prinz der Farben,
> Fordert auf den Wespenprinzen,
> Stachelgundrus, zu dem Kampfe
> Um die anmuthvolle Rose!"

Doch gibt der Dichter auch ländliche Bilder in mehr Vossischer und niederländischer Manier:

> Doch „vivat, vivat hoch das junge Paar!"
> So jubelt's in der Stube. Denn der Wein
> Aus Pfarrers Keller perlete zum Kuchen,
> Und Alle stießen mit einander an.
> Der Schmidt gar derb, es sprang sein Glas in Stücken;
> O weh! auf's weiße Tuch strömt rother Saft.
> Die Frau stülpt schnell das Salzfaß auf den Flecken,
> Und brummet was von „Esel!" doch man hört's
> Vorm lauten Jubel nicht.
> Ohm' Martin streicht als sollt die Geige springen,
> Doch nach ihr springt das junge Völkchen draußen
> Im raschen Tanz, die Alten sehen zu;
> Doch Schulzens Großknecht nimmt sich jetzt ein Herz,
> Tritt zur Frau Schulzin, scharret mit dem Fuße
> Nach hinten aus und bittet um 'nen Hopser.

Der zweite Band enthält ein dramatisches Elfenmährchen, jener Historie vom Prinzen Irisholdlein ganz ähnlich, voll Blumenduft, Käfergesumme rc.

Maienlied.

Maiblümlein, hellrothlich
War freundlich erbötig!

Blüthenlust (Engelblume).

Das Blümlein im Kleide
Von schön gelber Seide!

Puck.

Schlüsselblume wollt' mich necken,
Ihren Honig tief verstecken,
Gab mir eine starke Prise,
Daß ich ihren Witz geniese!

Oberon und Titania sind die Beherrscher dieses Elfenreichs, das fleißig und sinnig ausgemalt ist, aber doch gar zu viel tändelt.

Im dritten Bande findet sich ein Trauerspiel aus der altgriechischen Vorzeit. Die Scene ist in Syrakus. Am Schluß vergiften sich die Liebenden, mit etwas zu überschwenglichen Redensarten:

Aithone

(trinkt den Giftbecher).

O Kühlung! süßer Trank! zum letzten Male
Leer' ich dich Becher in Ruhlosigkeit.
O Wonne! Wonne! an Alphenors Brust
Werd' ich entschlummern. — Ist es dies Gefühl,
Das ahnungsvoll des Mädchens Herz durchglüht,
Wann zu der Brautnacht der Geliebte naht?
Mir ahnt ein Augenblick — ha, welche Gluth! —
Die Ewigkeit der Wonne liegt in ihm,
Und meines Lebens leere Ewigkeit —
Du schmerzest, hohe Flamme! — geb' ich hin.
(Alphenor tritt leise auf.)

Alphenor (sanft).

Aithone!

Aithone
(eilt in seine Arme).

Alphenor! — — —
Ich halte dich! dich! o mir ist so wohl,
So flüchtig leicht! Im Traume schwebt' ich so
Oft durch den Aether. — —
O, laß mich nie erwachen, laß mich so
Fortruh'n an deiner Brust, denn schwebte ich
So durch die Lüfte, schrack ich plötzlich auf,
Blickt' ich hinab auf's Meer aus Wolkenhöhe.
Ich sank — ich fiel — ich stürzte —

Alphenor.

Ich halte dich!

Aithone.

Ja, du! — — — —
(Tritt zurück und schaut ihn lange an.)
O laß das Wort mich finden,
Das einz'ge Wort, das ganz dich nennen kann.
(Nach kurzem Sinnen.)
Das einz'ge Wort! erschrick nicht, mein Geliebter;
Wird reich das Leben, wird die Sprache arm.
Ich weiß kein and'res Wort, es klingt oft traurig,
Doch mir klingt's heute schön; ich gebe dir
Mein Leben heute. —
Ja, du bist mein Tod.
(Sinkt an seine Brust.)

Alphenor.

Und du mein Leben! Ja, in dieser Stunde
Beginn' ich neu, du schaffest mich zum Manne.
Und Höchstes hat die Liebe so errungen,
Sie hat dem Tod' das Leben heut' vermählt.
(Umfängt sie stürmisch.)

Aithone
(ihm den zweiten Becher reichend).

Nur würdig darfst du dich Cytheren nahen.
Hier ist die Ruhe! —

Alphenor.

Du reichest sie.
(Leert den Becher.)

Badeschriften.

1) Jahrbücher für Deutschlands Heilquellen und Seebäder. Herausgegeben von E. von Gräfe, K. Preuß. Geh. Rathe und Generalstabsarzt und Dr. M. Kalisch. Dritter Jahrgang. Berlin, List und Klemann, 1838.

Ueber die ersten Jahrgänge vergl. unsre Blätter vom vorigen Jahre, Nr. 39. Der dritte Jahrgang hat an wissenschaftlichem Werthe zugenommen und ist sehr reichhaltig. Mit Recht sind unwissenschaftliche Beigaben, dergleichen früher eine sogenannte medicinische Novelle war, weggelassen worden. Den Inhalt bildet: eine Darstellung

der Bäder und Kurorte im Königreich Würtemberg von Rampold, — eine der Heilquellen des Herzogthums Nassau von Franque, — Bemerkungen über Wiesbaden von Dr. Richter, — die Heilquellen Oesterreichs nach amtlichen Berichten von 1837: Notizen über Karlsbad von Mitterbacher und Fleckles, — über Marienbad von Herzig, — über Teplitz von Gegenbauer, Stolz, Ulrich, Schmelkes, — über Franzensbad von Conrad, — Egerbrunnen von Lautner, — Gastein von Kiene, — Baden bei Wien von Habel, — die Heilquellen Preußens: Salzbrunn von Zemplin, — Landeck von Bannerth, Altwasser von Rau ꝛc. Berichte aus Bayern über Kissingen von Maas, Melnberg von Piderit ꝛc. Berichte über die Seebäder von Travemünde, Swinemünde und Norderney (von Lieboldt, Kind, Mühro), balneographische Miszellen, Literarisches, Personalnotizen und vermischte Anzeigen, die sich auf das Badewesen beziehen.

Die Anlage dieses Jahrbuchs ist glücklich. Möchte es als ein umfassendes Organ für Aerzte und Badeliebhaber Dauer gewinnen, da sich die Badeliteratur so gar sehr zerstreut und an Ausdehnung immer zunimmt, so daß die Uebersicht erschwert ist. Jedes Jahr sollte Alles in diesem Jahrbuch aufgenommen werden, was sich in balneographischer Beziehung Neues ergeben oder am Bestehenden verändert hat, und was sonst nur in einzelnen Werken zerstreut zu finden ist. Reisehandbücher veralten schnell, weil sich alle Jahre die Dinge ändern; Tagblätter taugen für das Badewesen nicht, aber ein Jahrbuch, das jedes Jahr die Veränderungen einregistrirt, ist ganz zweckmäßig.

2) Die Heilquellen Deutschlands und der Schweiz. Von Dr. K. Chr. Hille. Viertes Heft. Die Nord- und Ostseebäder. Mit 3 Kärtchen. Leipzig, Brockhaus, 1838.

Die Fortsetzung eines Werks, dessen erste Hefte in unsern Blättern vom vorigen Jahr Nr. 39 bereits rühmlichst erwähnt sind. Jedes Heft enthält eine Gruppe von Kurorten nach ihrem geographischen Zusammenhange. Das erste bespricht nur eine allgemeine Uebersicht über die Bäder und ihre Heilkraft, die Heilmethoden ꝛc. überhaupt; das zweite schildert die böhmischen, das dritte die schlesischen, das vierte die Nord- und Ostseebäder. In nicht zu großem Raum wird das Wichtigste gesagt, was über jene berühmten Bäder zu sagen ist, über die Heilkraft, die Anstalten für die Kranken und für die Geselligkeit ꝛc. Die kleinen artigen Karten orientiren vollkommen. Das vierte Heft enthält deren drei: Helgoland, Norderney, Rügen.

3) Das Seebad von Scheveningen. Von Dr. J. Fr. d'Aumerie. Cleve und Leipzig, Char.

Eine ausführliche Beschreibung des berühmten holländischen Seebads, das so viele Besuchende an sich zieht. Besonders umständlich ist die Auseinandersetzung der Heilkräfte dieses Bades und der Krankheiten, gegen die es mit Glück angewendet wird. Vorzüglich Kranken und Aerzten zu empfehlen.

4) Die Brunnen- und Molkenkuranstalt zu Salzbrunn. Von Geh. Hofrath Dr. Zemplin. Vierte Auflage. Erstes Bändchen: für die Brunnengäste. Zweites Bändchen: für die Aerzte. Breslau, J. Max und Comp., 1838.

5) Fürstenstein in der Vergangenheit und Gegenwart. Von demselben. Daselbst, 1838.

Eine musterhafte Beschreibung des berühmten, in neuerer Zeit so sehr aufgekommenen Gesundbrunnens Salzbrunn im schlesischen Riesengebirge und des ganz nahe dabei gelegenen, wegen seiner pittoresken Lage nicht minder berühmten Fürstenstein, des schönsten Punktes in ganz Schlesien. Zweckmäßig ist das, was die Aerzte besonders interessirt, von dem getrennt, was die Badegäste im Allgemeinen angeht. Außer dem Heilquell und seinen Wirkungen, den nöthigen Vorschriften für die Patienten ꝛc., sind die Anstalten, Wohnungen, ist die schöne Umgegend und die Geschichte ihrer denkwürdigen Burgruinen kurz, klar und gründlich beschrieben. Namentlich ist die Geschichte von Fürstenstein als ein werthvoller Beitrag zur schlesischen Spezialgeschichte zu betrachten. Vorzüglich in der Hussitenzeit und in den nachfolgenden böhmischen Unruhen spielt Fürstenstein eine Rolle. Als das erste historisch bekannte und einigermaßen bedeutende Kriegsereigniß in jenen Gegenden dürften wohl die Raubzüge des tollen Herzog Wladislav zu betrachten seyn, die derselbe im Jahr 1318 vom Schlosse Hornsberg bei Waldenburg aus unternahm und so lange fortsetzte, bis er einmal den Bauern in die Hände fiel. Vergl. Pistorius hist. Polon. S. 587 und Thebesius Liegnitz. Jahrb. S. 152.

6) Wildungen und seine Umgebungen mit besonderer Hinsicht auf seine Mineralquellen von Apotheker Fischer. Oldenburg, in Commission bei Schulze, 1838.

Beschreibung der Heilquellen zu Wildungen im Fürstenthum Waldeck, nicht von einem Einheimischen, der das Bad empfehlen will, sondern von einem Gast, der es lieb gewonnen und seine Dankbarkeit durch eine warme Schilderung ausdrücken will.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 60.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 12. Juni 1839.

Geschichte.

Geschichte der französischen Gerichtsverfassung vom Ursprung der fränkischen Monarchie bis zu unsern Zeiten. Aus den Quellen dargestellt von J. P. Brewer, Prof. zu Düsseldorf. Zweiter und dritter Theil. Düsseldorf, Schreiner. 8.

Nachdem der Verfasser im ersten Theile dieses sehr interessanten Werkes die Rechtsbücher und Gesetze, so wie das Prozeßverfahren in Frankreich von den ältesten Zeiten an geschildert (vergl. Literaturblatt 1837, Nr. 84), geht er im zweiten zu einer sehr ausführlichen Darstellung der Parlamente, namentlich dessen in Paris, ferner des Stadtgerichts oder Chatelet zu Paris und der vielen Ausnahme-Gerichte für Handel und Gewerbe, Domainen, Steuerwesen, Münzwesen, See-, Zoll-, Kriegswesen, geistliche Gerichte ꝛc. über. Der kurze dritte Theil enthält nur Register und Beilagen.

Die französischen Parlamente, unter denen das Pariser den Vorrang behauptete, waren zwar nur ein ärmlicher Ueberrest der alten fränkischen Nationalversammlung und meist nur auf die Justiz beschränkt, verlängerten aber doch nicht ganz ihren repräsentativen Charakter. Es waren rein aristokratische Institute. Jedes Parlamentsglied war von Adel, und bürgerliche Talente, die ins Parlament gewählt wurden, empfingen damit zugleich den Adel. Die französischen Könige wußten sich der Parlamente mit großem Vortheil gegen die Kirche zu bedienen, mißbrauchten die dadurch erlangte Gewalt aber zur Einschränkung der Parlamente selbst. Zum Beweise, wie gering noch die Einsichten der frühern Parlamente waren, führt der Verfasser einige Beschlüsse des Pariser Parlaments an. „So fest es sich z. B. gegen die Eingriffe des römischen Stuhls bewies, so willfährig war es meistens bei der Anordnung von strengen und selbst grausamen Maßregeln gegen die Ketzer. Sogar die Gräuel der Bartholomäusnacht (vom 23. auf den 24. August 1572) rechtfertigte und bestätigte es durch seine Beschlüsse. Unter Ludwig dem Elften widersetzte es sich der Einführung der Buchdruckerei in Frankreich (durch drei Deutsche i. J. 1470). Auf das Gesuch der Copisten, die von dem Abschreiben der Bücher lebten, und die Buchdrucker der Zauberei beschuldigten, ließ das Parlament alle gedruckten Bücher in Beschlag nehmen. Der König nahm sich indessen der unterdrückten Kunst an, übertrug die Entscheidung der Sache dem Staatsrath, und bezahlte den Buchdruckern den Werth ihrer Bücher. Eben so halsstarrig zeigte sich das Parlament, als der große Minister Richelieu (im J. 1635) die französische Akademie stiftete."

Unter Ludwig XIV. sank das Parlament sehr tief. Dieser Despot wollte den letzten Schatten von Volksrepräsentation vernichten. Nach alter Sitte galt kein Gesetz im Königreich, das nicht von den Parlamenten einregistriert war, und gegen ungerechte und gefährliche Gesetze hatten die Parlamente das Recht, Einwendungen zu machen. Dies war, neben dem Rechtsprechen, ihr Hauptberuf und darauf begründete sich ihre politische Gewalt, als Vertreter des Volks und der öffentlichen Meinung. Ludwig XIV. machte diesem alten Recht der Parlamente auf einmal durch eine königliche Verordnung ein Ende. „Nach derselben sollen alle Ordonnanzen, Edicte u. s. w., die entweder in Gegenwart des Königs oder eines von ihm besonders dazu Beauftragten in dem Parlament bekannt gemacht werden, von dem Tag dieser Bekanntmachung sogleich Gesetzeskraft haben. In Beziehung auf die andern Verordnungen sollten die obersten Gerichtshöfe, nach Verschiedenheit ihrer Entfernung von der Residenz des Königs, entweder in acht Tagen oder sechs Wochen ihre etwaigen Beschwerden oder Vorstellungen gegen dieselben vorbringen, nach welcher Frist sie als einregistrirt und verkündigt angesehen werden sollten. Die Erklärung vom 24. Februar 1673 erläuterte

dieses noch näher dahin, daß erst, nachdem die Eintragung in die Register ohne alle Bedingung und Modification beschlossen und der Beschluß abgefaßt worden, die Höfe ihre Gegenvorstellungen in der oben bemerkten Zeit vorbringen, und daß sie endlich auf die Antwort des Königs durchaus keine neuen Gegenvorstellungen machen dürften. Allein Ludwig XV. (oder vielmehr der Herzog von Orleans als Regent in seinem Namen) gab durch die Erklärung vom 15. September 1715 dem Parlament die Befugniß wieder, auch gegen die von dem König unmittelbar (de propre mouvement) ausgegangenen Befehle, noch ehe es sie in die Register eintragen ließ, die geeigneten Gegenvorstellungen (remontrances) zu machen. Auf diese Erklärung folgte noch ein offener Brief vom 26. August 1718, dessen vollständigen Text man bei Ferrier (Dict. d. Droit. art. remontrance) findet, und welcher sehr umständliche Bestimmungen über diesen Gegenstand enthält. Dem Parlament blieb das ihm durch die vorige Erklärung gegebene Recht gesichert. Es mußte, wie dieselbe Erklärung vorschreibt, seine Gegenvorstellungen innerhalb acht Tagen machen, sonst wurden die Ordonnanzen u. s. f. als gehörig einregistrirt angesehen. Erhielt es auf seine Gegenvorstellung eine abschlägige Antwort, so mußte es die Ordonnanz u. s. f. ohne weiteres in die Register eintragen lassen, sonst ward sie als gehörig einregistrirt angesehen. Durch Art. 9, 8, 7 ward ihm verboten, weder über Verordnungen, die ihm nicht zugeschickt wurden, noch über die Finanzen und Verwaltung des Königreichs irgend eine Berathung vorzunehmen, und überhaupt die andern Parlamente oder Gerichtshöfe zu einer gemeinschaftlichen Berathung über irgend einen Gegenstand einzuladen. Das Parlament indessen hielt es nicht für angemessen, sich diesen Befehlen ohne Weiteres zu unterwerfen. Die Meinung, dasselbe sey an die Stelle der Volksversammlungen (champs du Mai) unter den beiden ersten Königsgeschlechtern, oder wenigstens an die Stelle der Pairs und Barone, so wie sie in den ersten Zeiten des dritten Königsgeschlechts waren, getreten; daß sie daher die einzige gesetzliche Schutzwehr gegen die despotische Willkür des Hofs seyn, hatte in der Meinung aller Stände der Nation so tiefe Wurzeln gefaßt, daß die Parlamente meistens nur der unmittelbaren Gewalt und zwar nur für den Augenblick wichen."

Noch im Laufe des Jahrhunderts fand das Parlament Gelegenheit, die Kraft, die in seinem Widerstande lag, zu erproben. Es ist merkwürdig, wie es dabei durch den Reiz, Opposition zu machen und den Beifall des Volks zu erringen, so wie durch die Ideen des Jahrhunderts getrieben wurde, denn es konnte einem Parlament, das durchaus aristokratische Elemente in sich faßte, und durch die damals schon allgemeine Verkäuflichkeit seiner Aemter corrumpirt war, kaum rechter Ernst seyn, die Sache des Volks zu verfechten. „Bei der Ausschreibung neuer Auflagen hatte das Parlament es sich fast zum Gesetz gemacht, die Einregistrirung der königlichen Edicte zu verweigern. Allein es that dieses mehr aus Haß gegen jede Neuerung und einem Haschen nach Popularität, als aus wahrer Liebe für das Volk, dessen Beifall ihm übrigens dafür in überreichem Maße zu Theil ward. Die Parlaments-Mitglieder selbst waren so wie die Geistlichkeit und der Adel von den meisten Auflagen frei; und dem Staat mußte weit mehr durch eine gleichmäßigere Vertheilung und zweckmäßigere Verwendung als durch Verminderung der Abgaben, welches der Gang der Zeiten nicht zuließ, geholfen werden. Mehrmals, wenn der Hof das Parlament durch ein Throngericht zwang, die königlichen Edicte in seine Register einzutragen, ging dasselbe zu offenbarer Widersetzlichkeit über. Es protestirte nicht allein gegen die geschehene Eintragung, sondern es hob die Justizverwaltung völlig auf, und enthielt sich aller richterlichen Geschäfte. In der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ereignete sich dieser Skandal mehrmals; zuerst unter Ludwig XV. bei Gelegenheit der jansenistischen Streitigkeiten. Die Geistlichkeit weigerte sich, den Jansenisten die Sacramente zu spenden. Der Hof nahm Partei für die Geistlichkeit. Das Parlament erklärte sich gegen sie. Es hatte sehr weitläufige Vorstellungen an den König abgefaßt, wovon dieser Nichts hören wollte. Hierauf versammelten sich (den 5. Mai 1753) alle Kammern und erklärten, daß sie alle ihre richterlichen Funktionen einstellen und nur darüber wachen würden, die öffentliche Ruhe gegen die Eingriffe der Clerisey zu sichern. Der König verwies die große Kammer nach Pantoise. Hier beschäftigte sie sich einzig mit der Kirchenspaltung, und ließ alle sonstigen Rechtshändel liegen. Indessen konnte die Verwaltung der Justiz nicht stille stehen. Der König errichtete daher (den 18. September 1753) aus seiner gewissen (unbestrittenen) und vollen Macht (de sa certaine et pleine puissance) eine besondere Kammer, welche die Stelle des Parlaments vertreten sollte. Dieselbe war aus sechs Staatsräthen und ein und zwanzig Requeten-Meistern zusammengesetzt. Bei ihrer ersten Errichtung hieß sie Ferienkammer, erhielt aber nachher den Titel: Königliche Kammer. Durch den ersten Namen wollte man wahrscheinlich dem Volk verbergen, daß es kein Parlament mehr gebe. Auch war wirklich die Ehrfurcht gegen das Parlament bei allen Ständen so tief eingewurzelt, daß die königliche Kammer es nicht wagte, ihren Sitz in dem Justiz-Palast zu nehmen, sondern sich zuerst in dem großen Augustinerkloster, späterhin im

Louvre versammelte. Die Kammer war der ganzen Hauptstadt zum Gelächter, ja sie lachte über sich selbst. Indessen traf ein bedenklicher Umstand ein. Ein Dieb Namens Sandrin, welcher von dem Stadtgericht zum Strang verurtheilt war, appellirte an die königliche Kammer. Diese bestätigte das Urtheil. Allein das Stadtgericht weigerte sich, das Urtheil zu vollstrecken, indem es behauptete, nur das Parlament habe dasselbe bestätigen können. Der Berichterstatter in dieser Sache mit Namen Milon ward in die Bastille gesetzt. Hierauf stellte das Stadtgericht ebenfalls seine Funktionen ein. Die Verwaltung der Gerechtigkeit hörte dadurch gänzlich auf. Dennoch blieb alles ruhig, Paris lachte, und die Polizei war thätig. Da man keine Richter haben konnte, behalf man sich mit Schiedsrichtern u. s. f. Endlich rief der König (im August 1754) das Parlament zurück. Allein die Ruhe sollte nicht lange dauern. Im Jahr 1756 (bei dem Ausbruch des 7jährigen Kriegs) brauchte der Hof Geld, und das Parlament verweigerte wieder die Einregistrirung der neuen Abgaben. Was dem Hof bei dieser Widersetzlichkeit am bedenklichsten schien, war die Vereinigung aller Parlamente von Frankreich zu dem nämlichen Zwecke unter dem Namen von Klassen. Das Parlament von Paris war die erste Klasse u. s. f. Der Hof griff endlich zu dem äußersten Mittel, nämlich zu einem Throngericht. Es wurden deren mehrere gehalten, worin die Einregistrirung erzwungen, und verschiedene harte Maßregeln gegen das Parlament angeordnet wurden. Als endlich ein königl. Edict die dritte und vierte Untersuchungskammer aufhob, reichten fast alle Parlaments-Mitglieder ihre Entlassung ein. Aber der Hof fand sich bald wieder genöthigt mit dem Parlament zu unterhandeln.“ Diese Streitigkeiten dauerten bis zum Ausbruch der Revolution fort und halfen denselben beschleunigen.

Nicht ohne Interesse sind die großen Förmlichkeiten, das abgemessene Ceremoniel, die Trachten, das Würdige und Feierliche, das die alten Parlamente umgab und sehr von dem Cynismus und den Verläugnungen alles Anstandes absticht, der die modernen Kammersitzungen charakterisirt. Doch hat sich die alte französische Würde bei den Assisen erhalten.

Eben so ausführlich, wie die Parlamente, werden nun auch das berühmte, mit großen Vorrechten begabte und einflußreiche Pariser Stadtgericht (châtelet) und dann die besondern Gerichtshöfe für besondere Klassen und Verhältnisse (tribunaux d' attribution) geschildert. Sehr interessant sind die Kapitel vom Handel, Zoll- und Seewesen, desgleichen das vom Münzwesen. Philipp der Schöne von Frankreich gab schon im 13ten Jahrhundert das erste Beispiel der Falschmünzerei im Großen und war der Erste im modernen Europa, der sein Volk mit geringhaltiger Münze betrog. Zu dem Anziehendsten, was das Werk enthält, gehört das Kapitel von den geistlichen Gerichten. Hier wird sehr gut auseinandergesetzt, mit welcher Klugheit und Kraft die französischen Könige, von den Parlamenten und von der Volksmeinung unterstützt, die gallikanische Kirche emancipirten und den Anmaßungen des römischen Stuhls zu begegnen wußten, in einer Zeit, in der wir Deutschen uns Alles von Rom gefallen ließen. Nachdem das Costnitzer und Basler Concil für Deutschland fruchtlos vorübergegangen waren und die gehoffte Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern nicht zu Stande gekommen war, setzte Frankreich auf eigne Hand eine freilich nichts weniger als dogmatische und moralische, sondern nur politische Reformation durch, die aber doch für Frankreich von großem Werthe war und nicht wenig dazu beigetragen hat, diesem Staate nach außen eine Einheit, Kraft und Unabhängigkeit zu gewähren, die kein anderer Staat erlangte, der mehr von Rom dominirt war. Die pragmatische Sanktion von 1441, durch welche Karl VII. die gallikanische Kirche dem päpstlichen Einfluß fast ganz entzog und unter den königlichen stellte; der kräftige Widerstand, den die Parlamente seinem Nachfolger Ludwig XI. leisteten, als dieser dem Papst wieder nachgeben wollte, und das Concordat, das Franz I. 1517 (in demselben Jahr, in welchem Luther die deutsche Reformation begann), waren die Grundsäulen der französischen Monarchie und Nationaleinheit.

In die Einzelheiten des vor uns liegenden vielumfassenden Werks können wir an diesem Ort nicht eingehen. Wir empfehlen aber dieses Werk Jedem, der in die innern Verhältnisse des alten Frankreich eine klarere Einsicht gewinnen will, als sie gewöhnlich vorzuherrschen pflegt, eine Einsicht, die man überdies kaum entbehren kann, wenn man auch nur das neue Frankreich richtig beurtheilen will.

Italienische Zeitschrift.

Echo. Zeitschrift für Literatur, Kunst und Leben in Italien. Siebenter Jahrgang 1839. Mailand.

Eine deutsche Zeitung, die seit sieben Jahren in Mailand erscheint, in Deutschland aber noch wenig bekannt worden ist. Sie gibt Berichte über die Kunstausstellungen, über die wissenschaftlichen Preisaufgaben der Akademie, sie recensirt italienische Bücher, sie gibt

besonders ausführliche Theaterkritiken, enthält hin und wieder auch Novellen, Reiseskizzen ꝛc. und eine Menge Miszellen und kleine Notizen. Wer das Leben und Treiben in Mailand kennen lernen will, wird sich aus diesem Journal recht gut unterrichten können. Hier nur einige kleinere Notizen und Kuriosa:

Mailand, schon sehr reich an Kirchen, erhält eine neue in großartigem Styl gebaute Kirche des h. Karl Borromäus, wozu am 29. December 1838 der Grundstein gelegt wurde. —

Tasso's Nachlaß. Alfons II., Herzog von Ferrara, hatte Giovanni Guarini, alle bei Torquato Tasso und Eleonora Este in Beschlag genommenen Papiere, mit dem Auftrage zur Prüfung einhändigen lassen, sie als Belege einer, die Schuld Tasso's beweisenden Schrift zu verwenden. Guarini ein heimlicher Freund des großen Dichters, von dem Wunsche beseelt, diesen als schuldlos zu schildern, schaffte alle Manuscripte, die Jenen compromittiren konnten, heimlich bei Seite, um sie dann dem schwer Beinzichtigten einzuhändigen. Tasso überließ selbe großmüthig seinem Vertheidiger. Sie wurden von ihm an seinen Sohn Alessandro Guarini vererbt, der einen Theil der Manuscripte dem Tommaso Strozzi, den andern dem Marcantonio Foppa, verkaufte. Letzterer brachte selbe von erstern an sich, und hinterließ sie dem Canonicus Ottavio Falconieri. Sie waren im Jahr 1825 im Besitze Orazio Falconieri's. Conte Alberti der jetzige Eigenthümer, zahlte dafür eine beträchtliche Summe. Diese Manuscripte bestehen aus Briefen und Gedichten Tasso's, aus Schreiben Herzog Alfonso's, Eleonora's Este, des Herzogs und der Herzogin von Mantua ꝛc. Ihre Authentizität ward von der Accademia Pontiniana zu Neapel, von Marchese Gino Capponi und Filippo Volpicella durch Vergleichung mit den in der Bourbonischen Bibliothek bewahrten Handschriften Tasso's anerkannt. Dieser literärische Schatz wird nächstens, mit Conte Alberti's Noten bereichert, zu Neapel im Drucke erscheinen. —

Taubstumme Schauspieler. Zu Genua wurden am Neujahrstage von den Zöglingen des dortigen berühmten Taubstummen-Instituts, das Trauerspiel Aristodemus von Monti und die bekannte Posse: Das verlassene Haus, in der Zeichensprache vorgestellt. Ein Augenzeuge, dem es vergönnt war, sich in das ebenfalls taubstumme Publikum einzuschwärzen, versichert, daß dies gewiß in seiner Art einzige Schauspiel, einen ganz besondern Reiz durch die Leidenschaftlichkeit gewährte, mit der die Darsteller ihre Rollen gaben, und die Zuschauer an dem Gange der Stücke Antheil nahmen. —

Musikalische Austern. Ein Menagerie-Führer zeigte jüngst zu Messina, nebst verschiedenen wilden Bestien, drei zahme Austern, die nach Trompetenschall, im Takte ihre Schaalen öffnen und schließen. Der Mann versichert, nach langen, mit vielen tausend Muschelthieren gemachten Versuchen, die von ihm nun besessenen, allein für Musik empfänglich gefunden zu haben. — Vielleicht ist das Ganze nur ein Taschenspielerstückchen. —

Triumphbogen aus Käse. Ein reicher Käsehändler zu Codogno (bedeutender Markt in der Provinz Lodi) kam auf den komischen Einfall, den Geburtstag seiner Frau durch Errichtung eines großen Triumphbogens aus Formaggio Lodigiano, gewöhnlich Parmesan-Käse genannt, zu feiern. Ueber 4000 Laib, jeder 90—100 Pfund in Gewichte, wurden hiezu verwendet, und die Verzierungen, Friese ꝛc. aus Strachino verfertigt. Noch vorige Woche konnte man diese, nach allen Regeln der Architektur zu Stande gebrachte Eß-Baute in dem Hofe des Hauses ihres Errichters, unter einer großen Remise bewundern. —

Doppelselbstmord. Zum großen Schrecken der Vorübergehenden stürzte sich jüngst von der höchsten Spitze des Mailänder Doms ein Liebespaar herab. Der Mann zählte 32 Jahre, war unbeweibt, und nicht talentloser Graveur; seine Unglücksgefährtin, 19 Jahre alt, Mutter zweier Kinder, hatte am Morgen des Tages selbst, nach mit ihrem Manne, einem hiesigen Bäcker, stattgefundenem heftigem Wortwechsel, ihre schönsten Kleider angethan, und dann um 11 Uhr das Haus verlassen; sie endete drei Stunden später mit ihrem Verführer, auf dem Domplatze zerschmettert, das Leben.

Badeschriften.

7) Der Geist der Gräfenberger Wasserkur. Von Rausse. Zeitz, Schieferdecker, 1838.

Es wird nachgerade über die Gräfenberger Wasserkuren viel, vielleicht zu viel geschrieben. Der Verfasser dieses Werkes ist ein Enthusiast für das Wasser und setzt seine Hydropathie der Allopathie und Homöopathie triumphirend entgegen. Nur in Bezug auf den Speisezettel ist er mit dem wackern Priesnitz nicht durchweg einverstanden. Wer diese interessanten gastronomischen Debatten kennen lernen will, nehme das Buch selber in die Hand.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 61.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 14. Juni 1839.

Länder- und Völkerkunde.

1) Allgemeine Länder- und Völkerkunde. Ein Bildungsbuch für alle Stände von Dr. H. Berghaus. Dritter Band, mit einem Stahlstich und einer Tabelle. Stuttgart, Hoffmann, 1838.

Dieser neue Band des schon früher von uns besprochenen Werkes enthält die Pflanzen- und Thiergeographie, jene zuerst von Humboldt großartig entwickelte und seitdem immer weiter fortgeschrittene Wissenschaft, welche die organischen Geschöpfe in physiognomischen Gruppen nach ihrem klimatischen und geographischen Vorkommen auffaßt. In Bezug auf die Arten der Pflanzen und Thiere folgt Herr Berghaus meist der lichtvollen Eintheilung Okens. Seine Darstellung ihrer Verbreitung auf der Erde ist nichts weniger als trocken. Man liest sie mit Vergnügen, da die Phantasie beständig angenehm beschäftigt ist. Da ist nicht von einer geistlosen Anhäufung von unverständlichen Namen die Rede, vielmehr erblicken wie die Pflanzen und Thiere in ihren natürlichen Gruppen, in der Landschaft, in der ihnen eigenthümlichen Heimath, jede Gattung physiognomisch von der andern unterschieden, was unsrer Einbildungskraft beständig klare und scharfe Bilder gibt und uns zugleich ergötzt, indem es uns belehrt. Dabei werden die frühern Ansichten der Naturforscher historisch entwickelt, und auch dies ist sehr interessant. Wir wollen nur Weniges ausheben, was die ursprüngliche Verbreitung der Pflanzen betrifft: „Linné leitete den Ursprung der Gewächse von einem einzigen Punkte der Erde ab und glaubte, daß alle Pflanzen im Paradiese mit den Thieren vereinigt gewesen wären, während alle übrigen Gegenden der Erde der organischen Körper entbehrten. Er stellt sich Eden als einen ungeheuern Berg vor, der unter dem Aequator liegt und hoch genug ist, um ewigen Schnee auf seinem Scheitel zu tragen, so daß sich alle Klimate an seinem Abhange finden. Dann setzt er voraus, daß jede Pflanzenart aus einem einzigen Individuum, und wenn sie dikotyledonisch ist, aus einem einzigen Paare bestand. Eine Hypothese, wie diese, konnte sich nur in einer Zeit geltend machen, wo man kaum den zwei- bis dreihundertsten Theil der Arten kannte, und wo man glaubte, sie in den entferntesten Gegenden wiederzufinden. Von der wahrscheinlichen Summe aller Pflanzenarten enthält derjenige Berg, welcher von der Natur am meisten begünstigt ist, höchstens 4000 bis 5000. Die fruchtbarsten Länder, und Länder, die größer sind, als ein einzelner Berg, haben 10,000 bis 12,000 Arten. Wie hätten sich diese Gewächse gegen die Pole verbreiten sollen über weite Ländereien, deren heißes Klima ihrem Wachsthum entgegen ist? Nimmt man ein oder zwei Individuen für jede Art an, so muß man auch voraussehen, daß die pflanzenfressenden Thiere sich des Grasens enthielten, oder daß sie jeden Tag einige Tausend Arten für immer von der Erde vertilgten. Buffon ging von der Idee aus, daß die Erde vormals eine höhere Temperatur gehabt habe, als sie gegenwärtig besitzt. Daraus schloß er, der Pflanzenwuchs habe an den Polen, den ersten Stellen auf der Erde, welche einer minder hohen Temperatur genossen, beginnen müssen; von dort aus verbreitete er sich gegen den Aequator nach Maßgabe, daß die Erde sich abkühlte; und gewisse Gewächse verschwanden und machten anderen Platz, je nachdem die Veränderung der Klimate sich entwickelte. Während Linné's Hypothese nur auf die gegenwärtigen Pflanzen Anwendung fand, umfaßte Buffons System die ganze Reihe der Vegetabilien, welche den lebenden organischen Wesen vorangingen, und gehört somit mehr in das Gebiet der Geologie als in das der Botanik. Die hohe Temperatur des Innern der Erde kann nicht mehr bezweifelt werden; denn Thermometer-Beobachtungen am Grunde der Bergwerke und der artesischen Brunnen geben täglich Beweise davon. Auch ist es bekannt, daß die Strahlung im Weltraume eine Erkaltung der Erde mit sich führt, die aber langsamer ist, als Buffon annahm,

und zwar so schwach wirkt, daß, wenn es sich um einige Jahrtausende handelt, die seit der Schöpfung der organisirten Wesen verflossen sind, diese Erkaltung außer Acht gelassen, und eine seit jener Zeit eingetretene Beständigkeit der Klimate angenommen werden kann. Willdenow setzte den Anfang der gegenwärtigen Vegetation in die Gebirge, weil sie zuerst gebildet oder aufs Trockene gelegt werden mußten. Aber die Ebenen in der heißen Zone enthalten eine unzählige Menge von Arten, die nicht auf den stets kältern Bergen gedeihen konnten. Willdenows Hypothese genügt darum auch nicht. Im Gegensatze zu diesen Ansichten über die ursprüngliche Heimath der Gewächse nehmen die meisten Pflanzengeographen unserer Zeit mehrere Centra an, von denen aus die Erdoberfläche mit der Pracht ihrer Pflanzendecke bekleidet wurde; insbesondere ist es Schouw, welcher diese Ansicht in seiner berühmten Dissertation: *De sedibus plantarum originariis*, vertheidigt hat. Erwägt man die große Zahl rein örtlicher Pflanzenarten, die ihre engen Grenzen nicht überschreiten, erwägt man die außerordentliche Menge von Arten, welche man in Ländern, die fruchtbarer als die europäischen sind, mit jedem Schritte wahrnimmt, so ist man allerdings gezwungen, einer Meinung Beifall zu schenken, welche der Linné'schen gerade entgegengesetzt ist, daß es nämlich mindestens eben so viele Ursprungs-Centra gab, als es Arten gibt, und daß diese Centra überall zerstreut waren. Schouw hat nicht allein behauptet, daß jeder Punkt der Erde ein Vegetations-Centrum gewesen ist, sondern auch, daß die Pflanzenarten, von Anfang an, wie es gegenwärtig Statt findet, aus mehreren Individuen bestanden. Er stützt sich dabei auf Thatsachen, welche einer nähern Betrachtung würdig sind.“ Sodann wird die sinnlose Annahme widerlegt, die man noch immer in einigen Lehrbüchern findet, daß die Verbreitung der Pflanzen durch den von Reisenden, vom Wind oder von Vögeln entführten Samen bewirkt werde. „Die Angabe Forsters, daß an der Küste von Patagonien und auf den Falklandsinseln einige europäische Pflanzen wild wüchsen, hat man lange bezweifelt, allein d'Urville's Flora der genannten Inseln, die Versicherung anderer Reisenden, und die Untersuchungen Brongniart's lassen keinem Zweifel mehr Raum, daß viele der dortigen Pflanzen mit den unsrigen identisch seyen. Hauptsächlich sind es die Gräser und Halbgräser des nördlichen Europa, welche man an diesem Ende der Südländer wiederfindet; ja, die *Primula* der Falklands-Inseln soll von der *Primula farinosa* der europäischen Alpen nicht zu unterscheiden seyn. Erwägt man, daß diese Pflanzen von keinem erheblichen Nutzen und zudem selten sind, so erhalten wir wohl die Gewißheit, sie seyen von den Seefahrern weder absichtlich noch zufällig von Europa nach jenen Gegenden getragen worden. Zwischen den Falklandsinseln und unserm Erdtheile liegt die ganze heiße Zone, deren Temperatur die in Rede stehenden Pflanzen ausschließt, mithin können sie sich auch nicht von Ort zu Ort über die zwischenliegenden Inseln oder Festländer fortgepflanzt haben. Einige Pflanzenarten müssen mithin in verschiedenen Ländern ihre Heimath, und mindestens eben so viele Urstämme als entfernte Ursprungsorte gehabt haben.“

Von ganz besonderem Interesse und mit besonderer Ausführlichkeit behandelt sind die Kulturpflanzen, nicht nur die bekannten Colonialpflanzen, Thee, Kaffe, Tabak, Baumwolle, Zuckerrohr, Indigo &c, sondern auch unsere einheimischen Getreidearten, die Kartoffel, der Wein, die Holzkultur &c. Von allen in dieser Beziehung wichtigen Pflanzenarten gibt Herr Berghaus eine Geschichte ihrer Verbreitung und Kultur, eine statistische Uebersicht über ihr Vorkommen im Handel &c. Wir heben einige Worte über die Kartoffel heraus: „*Solanum tuberosum*, die Kartoffel, wurde in Amerika zur Zeit der Entdeckung allgemein angebaut, doch ist es erst seit wenigen Jahren gelungen, ihre wahre Heimath kennen zu lernen. Herr von Humboldt hatte sie vergebens in den Andes von Peru und Neu-Granada gesucht, wo die Pflanze gemeinschaftlich mit Chen, Quinoa angebaut wird. Vor ihm versicherten die spanischen Botaniker Ruiz und Pavon, *S. tuberosum* auf den Hügeln in den Umgebungen von Chancao, einer Stadt an der peruanischen Küste, gefunden zu haben, allein seit Humboldt's und Bonpland's Reise zweifelte man an der Richtigkeit dieser Angabe und vermuthete, daß die Pflanzen dort nicht im wilden Zustande gefunden würden. Indessen beharrte Pavon bei seiner Angabe und schrieb an Lambert: „*S. tuberosum* wächst wild in den Umgebungen von Lima, vierzehn Stunden von dieser Stadt, an der Küste; ich selbst habe sie in Chili gefunden.“ Er schickte sogar Knollen von dieser Kartoffel, welche er als wild wachsend betrachtete, an Lambert. Caldcleugh bestätigte das Zeugniß von Pavon, und schickte ebenfalls wilde Knollen aus Chili an die Gartenbau-Gesellschaft in London. Cruikshanks, der im Jahr 1830 die wilde Kartoffel bei Valparaiso, und auf einer Strecke von fünfzehn Stunden nördlich von dieser Hafenstadt, fand, sieht Chili als das wahre Vaterland dieser für einen großen Theil des Menschengeschlechts so wichtig gewordenen Pflanze an; allein Meyen versichert, sie nicht allein auf den chilenischen Bergen, sondern auch auf der Cordillere von Peru wild gefunden zu haben. Gemeiniglich gilt Francis Drake für denjenigen, welcher die Kartoffel in Europa 1573 eingeführt haben soll; dies ist aber nicht allein unerwiesen, sondern sogar sehr zweifelhaft, wenn man erwägt, daß auch dem Sir John Hawkins, im Jahr 1545 dasselbe zugeschrieben wird; gewiß dagegen ist es, daß Raleigh sie im Jahre 1586 aus Virginien nach England brachte, wenn nicht die Spanier, wie es von

Dunal wahrscheinlich gemacht worden ist, schon früher die Verpflanzung bewerkstelligt hatten. Unterstützt wird diese Ansicht durch den berühmten Botaniker Clusius, der die Pflanze im Jahr 1591 zum ersten Mal beschrieb, nachdem er sie in dem botanischen Garten, dem er in Deutschland vorstand, seit 1588 gebaut hatte. Er sagt, daß er sie aus Italien bekommen habe, wo man sich seit einiger Zeit mit ihrer Kultur theils zur Nahrung des Menschen, theils zum Viehfutter beschäftigte. Da sich nun diese Angaben mit der Zeit von Raleigh's Rückkehr nach England nicht gut vereinigen lassen, und die Verpflanzung der Kartoffel von Spanien nach Italien, mit Rücksicht auf die geographische Lage beider Länder, viel wahrscheinlicher ist, so wird man die Spanier unbedenklich als diejenigen Europäer ansehen müssen, welche die kostbare Pflanze, vielleicht schon in den frühesten Jahren der Eroberung, aus der neuen Welt nach dem heimathlichen Erdtheile brachten. In Belgien, seit 1590, in Irland, seit 1610, und dann in Lancashire, seit 1684, ist sie zuerst im Großen gebaut worden. Kaum sind hundert Jahre verflossen, daß man in Deutschland diesem Beispiel gefolgt ist. Während des Jahrzehends von 1714 bis 1724 wurde die Kartoffel in Schwaben, dem Elsaß und der Rheinpfalz eingeführt, in Sachsen 1717, in Schottland 1728, im Kanton Bern 1730, in Preußen 1738; ja Friedrich der Große mußte die Pommern mit Gewalt zur Annahme dieser großen Wohlthat zwingen. In Frankreich machte ihr Anbau nur geringe Fortschritte, bis Parmentier um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ihm einen so großen Impuls gab, daß man auf dem Punkte stand, der Pflanze seinen Namen beizulegen; die Hungersnoth von 1793 trug noch mehr dazu bei, ihre Kultur in diesem Lande zu verbreiten.“ Herr Berghaus hätte noch hinzufügen dürfen, daß in Deutschland vorzüglich die Hungersnoth von 1770 zur schnellen Aufnahme der Kartoffelkultur beigetragen hat. Da diese interessante Thatsache wenig bekannt ist, wollen wir sie hier anführen. Graf Schladerndorf, wenn wir nicht irren, der Vater des berühmten Pariser Eremiten, führte die Kartoffeln zuerst in Schlesien in einem solchen Umfang ein, daß sie schon während des siebenjährigen Krieges zum Unterhalte der Armeen dienten. Als 1770 eine so große Hungersnoth ausbrach, daß ihr eine Menge Menschen erlagen, strömten die Böhmen zu Tausenden nach Schlesien hinüber und wurden mit Kartoffeln genährt. Von da an wurde ihre Kultur erst allgemein. — Bei dem Kapitel über den Weinbau ist uns aufgefallen, daß in Europa allein jährlich im Durchschnitt 121½ Millionen Eimer Wein producirt werden, wodurch ein Kapital jährlich in Umlauf gesetzt wird, mit dem sich die auf Colonialprodukte verwandten Kapitalien nicht messen können. — Auch die Statistik der Waldkultur ist sehr interessant.

Auf dieselbe Weise beschreibt der Verfasser die Verbreitung der Thiere auf der Erde und besonders der den Menschen nützlichen Thiere, und zuletzt auch die Verbreitung der Mineralien, besonders der Metalle. So ist dieses Werk nicht bloß in naturwissenschaftlicher Beziehung, sondern auch in Hinsicht auf Kulturgeschichte sehr lehrreich. Es werden noch drei Bände folgen.

Romane und Novellen.

55) Bibliothek klassischer Schriftsteller Nordamerikas. James Pauldings: Wohlauf nach Westen! Zwei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1837.

Wir lernen einen Oberst Dangerfield in Virginien kennen, einen wackern und sehr originellen Mann, der sein Vermögen in einer Wette beim Pferderennen verliert, sein Unglück aber mit allem möglichen Anstand erträgt, mit eben so viel Würde die großmüthige Unterstützung eines Freundes annimmt und nach dem Westen auswandert, um in den Urwäldern sich niederzulassen. Seine Frau, die ihn an Heiterkeit und Großmuth des Charakters beinahe noch übertrifft, sein Sohn, seine Tochter Virginia und ein Hausfreund, Mr. Littlejohn, begleiten ihn. Dieses Original war ehemals ein reicher Nachbar des Obersten, war um sein Vermögen gekommen, hatte sich ohne weiteres bei ihm einquartirt und blieb Jahrelang sein Gast, ohne je gefragt zu werden, wann er wieder gehen würde? und so ging er denn auch mit in die Urwälder, um auch dort bloß der Familie Gesellschaft zu leisten und übrigens müßig zu gehen. Ein sehr gut gezeichneter Charakter.

Schon ist die Familie lange in Kentucky eingebürgert, die schöne Virginia herangewachsen, da naht sich der einsamen Wohnung ein seltsamer Fremder. Zum Beweise, wie unglücklich der Nordamerikaner in der Ironie ist, wollen wir seine Beschreibung des Fremden hersetzen: „Der junge Mann ritt ein Rassepferd — etwas Unerläßliches in Kentucky, wenn man für einen Mann von Stand gelten will — und dieses Pferd trug einen, dem Anschein nach, mit „Allerlei“ wohlgefüllten Mantelsack, auf den ein brauner Kammlot-Mantel und eine rothe Sammtmütze geschnallt war — wir lassen uns in solchen Dingen, dessere Vorgänger zum Muster nehmend, auf die Einzelnheiten ein — und über diesem braunen Kammlot-Mantel und der rothen Sammtmütze war ein blauseidner Regenschirm — möglich, daß es ein grüner gewesen ist — befestigt, auf welchem mit schwarzer Tinte der Name „Dudley Rainsford“ zu lesen war, ein Name, welcher nicht ohne Wahrscheinlichkeit der des Reisenden selbst gewesen seyn

dürfte. Er trug einen grauen Frackrock mit Zeuchknöpfen, und der Rock war nur mit einem Knopfe, — dem vierten von unten — zugeknüpft; seine Weste ging nicht übereinander und war von Marseiller Piqué mit zwei Taschen, wahrscheinlich um sein Geld hinein zu thun. Ein Paar weiße weite Beinkleider von Sackzwillich ließen einen Tintenfleck an der einen Seite, etwas unter dem Knie, gewahren; und die Stiefel, deren Spitze so breit wie ein Lastboot ausliefen, waren, wenn wir nicht ganz falsch berichtet worden sind, ein linker und ein rechter. Sein Pferd, dem man die Strapatzen der Reise bedeutend ansah, war von eisgrauer Farbe, fünfzehn Faust hoch, hatte einen Stern von fünf Punkten auf der Stirne, und drei schwarze und einen weißen Huf, was vier ausmacht, wenn wir nicht irren. Es hatte zwei Ohren, eins rechts und das andere links, und zwei Nüstern, dicht beisammen und ganz wie Zwillinge aussehend. Auf die rechte Seite des Nackens hing eine weiße Mähne herab, und die Augen sahen gerade aus, als wenn das Thier aus ihnen herausblickte."

Doch man beurtheile den Roman ja nicht nach dieser Persiflage Walter Scotts und seiner Schule. Er ist keineswegs durchweg in diesem Styl geschrieben. Er enthält sehr gute Schilderungen, z. B. die der schönen Virginie. „Aber die Frauen des Westens, besonders des alten Kentucky! Wie sollen wir sie, und vor allen unsere Heldin, die schlanke, anmuthige, sanfte, gefühlvolle, stolze, hochsinnige Virginie Dangerfield schildern? Sie verhalten sich zu den Frauen unserer atlantischen Städte, wie das wilde Reh zu dem Lamme; beide hold, lieblich, anmuthig, zart über die Maßen; dort aber findet sich ein Charakter von eigenthümlicher Wildheit, und man bemerkt ein gewisses sorglos anmuthiges Aeußere, das nur das Ergebniß einer alles Zwanges baaren Freiheit seyn kann; hier erfreut sich das Auge und auch die Phantasie, aber es ist nicht ganz jenes Pikante, nicht ganz jenes — jenes — wie sollen wir es nennen, und durch welchen Ausdruck die Verschiedenheit des eigenthümlichen Reizes Beider bezeichnen, ohne Einem derselben Unrecht zu thun? — nicht ganz jenes Gewürzhafte; jener haut goût, den die Feinschmecker am Wildpret lieben. Der freie Genuß der Luft und besonders einer starken Uebung zu Pferde, an welche die Frauen des Westen zu jener Zeit fortwährend gewöhnt waren, scheint ähnliche Wirkungen hervorzubringen, wie der Unterricht der Erziehungshäuser und der Gesellschaftssäle. Das Ergebniß Beider ist ein anmuthiges Benehmen; dort aber ist die Anmuth größer, weil sie ungeziert und frei von Künstelei und Nachahmung ist. Virginie wuchs in der reinen Luft und an der reinen Quelle eines Kentuckyschen Paradieses auf, das, wie jeder Kentuckier hoch und theuer versichert, schöner ist als jedes andere irdische Paradies dieser und aller Zeiten. Ihre Augen glichen denen eines halbzahmen Rehkalbs; sie waren sanft, schüchtern, lebhaft und drückten den vollkommensten Adel des Charakters aus. Ihre Haut war so durchsichtig, wie die klaren Wasserquellen, aus denen sie trank, und obgleich ihre Gesichtsfarbe gewöhnlich blaß war, sah man sie mit dem höchsten Entzücken die Botschaft vom Herzen in das Antlitz tragen, wenn irgend ein Anlaß sie plötzlich erregte."

Der Fremde, Mr. Rainsford, läßt sich in der Nachbarschaft nieder. Er ist immer zerstreut, verstört, aber liebenswürdig und interessant. Virginie wird seine Geliebte. Dennoch bleibt er in sich gekehrt wie von einem großen Unglück niedergedrückt. Eine böse Nachbarin verläumdet ihn, er habe einen Mord begangen. Da gesteht er endlich seiner Geliebten, er müsse binnen einem Jahre sterben, wie alle seine älteren Brüder vor ihm, zufolge eines vom Vater ererbten Fluches. Die Erwartung des Todes macht ihn wahnsinnig, allein er übersteht die Krisis, der gefürchtete Termin geht vorüber, er wird vollkommen geheilt und Virginiens Gatte und der Roman schließt mit der wohlgemeinten Warnung an den Leser, sich vor Schwärmerei zu hüten.

56) José Antonio, der Wilde aus Paraguay. Von Ewald Herrmann. Frauenfeld, Beyel, 1838.

Der Verfasser hat sich durch die Lektüre Coopers und der Lebensbilder aus beiden Hemisphären, des Wirei rc. begeistern lassen. Er versetzt uns in Südamerikas Urwälder zu den Wilden und an den seltsamen Hof des Diktator von Paraguay, Dr. Francia. Sein Held ist ein ehemaliger Kazike, der aber getauft ist, ein idealer Wilder, der eine schöne Spanierin zur Frau hat, mit ihr flieht und am Ende gemeuchelmordet wird. Der Verfasser hat sich alle Mühe gegeben, die Dekorationen auszumalen und in der Schilderung der tropischen Natur so blendende und reiche Farben als möglich aufzutragen. Die altdeutschen Romanzen, die er durch Vermittlung eines deutschen Paters einfließen läßt, contrastiren etwas seltsam mit dieser Oertlichkeit.

57) Novellen von Julius Seidlitz. Leipzig, Friese, 1838.

Künstlernovellen. Camoens Tod, derselbe Gegenstand, den bereits Tieck so schön in einer Novelle behandelt, Ginevra Piombo nach Balzak. Ganymedes, Apotheose einer Bildhauerin, die den höchsten Triumph des Künstler- und Liebesglücks erlebt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 62.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 17. Juni 1839.

Länder- und Völkerkunde.

2) Almanach für 1839, den Freunden der Erdkunde gewidmet von Heinrich Berghaus. Stuttgart, Hoffmann.

Sehr reichhaltig, nach der Weise des Verfassers, dem stets ein umfangreiches Material zu Gebote steht. Die Porträts von Erman, Cook und Frobisher, so wie fünf Karten, welche die Routen der neuesten Reisenden durch Südafrika, Birma, die Schanländer, Sumatra und die Shantarinseln enthalten, zieren den Almanach. Der Inhalt ist 1) eine Galerie berühmter Reisender, Lebensabriß und Charakteristik der drei Porträtirten und eine Erinnerung an Samuel Hearne. 2) S. Müllers neuester Bericht aus Sumatra, sehr anziehende Schilderung der Urwälder daselbst und ihres üppigen Reichthums an Pflanzen und Thieren in der Gegend des noch wenig bekannten Vulkans Merapi und des schönen Sees Dano, in einem Gebiete, das man die fünfzig Kottas nennt. 3) Bärs Untersuchungen des gefrornen Bodens in Sibirien. Dort findet man nämlich eine äußerst mächtige Eisdecke über der Erde, während die Erde selbst, je tiefer man gräbt, weicher und wärmer wird. 4) Zur Geographie der Sandwichinseln. 5) Astronomische Ortsbestimmungen in der Türkei. 6) Temperatur im atlantischen Meere.

7) Ein höchst interessantes Resumé der neuesten Reisen, so weit man von ihnen Nachricht hat. Es ist unglaublich, wie viel in neuerer Zeit in allen Welttheilen gereist und durchforscht wird. „Wie unendlich groß," sagt der Verfasser, „ist das Feld für geographische Forschungen! Es gibt Räume, die nach hunderttausenden von Geviertmeilen zählen, in die der christlich-civilisirte Mensch noch eindringen soll zur Erkundigung von Verhältnissen, von denen wir nicht die leiseste Ahnung haben. Ungeheuere Länderstrecken liegen verschlossen da, europäische Intelligenz soll sie erst eröffnen. Ganze Festländer spotten gleichsam den Bestrebungen der Entdecker, — Afrika, dieser Glühofen der Erde, Australien, ein räthselhafter Kontinent voll Anomalien der physischen Welt. Aber auch sie verfallen der Macht der christlichen Gesittung; was Jahrhunderte in Afrika nicht vermocht haben, das ist den zuletzt vergangenen drei Lustren gelungen. Vom Südrande des Erdtheils wälzt sich das Verhängniß über die Völker schwarzer Hautfarbe, über die halbwilden, halbcivilisirten Bewohner der Steppen Hochafrika's, unaufhaltsam ist das Drängen der weißen Race, unwiderstehlich ihr Anlauf! Nordafrika's große Wüstenei ist auf einzelnen Linien durchzogen, jenseits der südlichen Grenze des Sandoceans sind Berge, Ströme, Seen, Länder aufgefunden worden, der Sitz kleiner und größerer Gemeinden, der Schauplatz von Bewegungen, Wanderungen und Kämpfen von Völkern unbekannten Ursprungs, unbekannter Geschichte. Viel ist dadurch gewonnen worden, — doch wie wenig ist all dies viel im Verhältniß zum ganzen Erdtheil! Europas intellektuelle und materielle Interessen umspannen den ganzen Erdkreis. Ganz Nordasien ist dem Europäer unterthan, die Küstenländer des nördlichen Afrika, das Nilthal, die Staaten von ganz Vorderasien stehen unter seinem Einfluß, ganz Südasien unter seiner Herrschaft; Australien und die Eilandfluren des Stillen Oceans sind ihm für immer verfallen; hier bildet er neue gesellschaftliche Vereine, wie er seit viertehalb Jahrhunderten ganze Reiche gestiftet hat jenseits des Atlantischen Oceans, in der Neuen Welt. Die mittelalterlichen Straßen nach Indien werden wieder aufgesucht, der Weg ums Vorgebirge der guten Hoffnung wird verlassen. Der Dampf, diese unscheinbare Kraft, treibt das Menschengeschlecht auf eine Bahn des Zeitgewinns, der, nach dem Maßstab unserer bisherigen Begriffe, ans Fabelhafte grenzt. Wenn man in drei Wochen von Bombay, in Indien, nach London gelangen kann, wenn ein Dampfschiff in zwölf Tagen von Neuyork nach Bristol fährt, soll man da nicht staunen über die Macht des Verstandes, dessen Herrschaft über die Kräfte der Natur

mit reißender Schnelligkeit zunimmt! Das Verhängniß will es, daß die Erdenge von Suez und das Nildelta in den unmittelbaren Kreis europäischer Interessen gezogen werde. Die Vorbereitungen dazu sind getroffen. Hier ist die Stelle für einen neutralen Staat, oder vielmehr für einen Staat, an den alle Völker Europas, verbunden zu Einer — Familie, verhältnißmäßigen Antheil haben! Die Zeit ist nicht mehr fern, wo wir mit Dampfschiffen rund um die Erde fahren werden. Man wird von Europa nach der Landenge von Panama steu.rn, diese überschreiten, in Panama sich wieder einschiffen, und den Großen Ocean durchschneiden nach Sydney, der Hauptstadt der australischen Welt, von dort nach Indien und auf der Straße durch das Rothe Meer nach Europa zurück. Man wird die Reise um die Welt vielleicht in eben so vielen Monaten zurücklegen können, als man in Segelschiffen Jahre gebraucht. Die jüngste Vergangenheit ist sehr ergiebig gewesen an neuen Thatsachen zur Erweiterung und Bereicherung der geographischen Kenntnisse. In allen Welttheilen herrscht die größte Regsamkeit auf dem Gebiete der Erdkunde, aus allen Gegenden der Erde strömen Nachrichten herbei, bald von echten, wirklichen Entdeckungen, bald von genauen Untersuchungen im Allgemeinen schon bekannter Länder und Landstriche. Dann mischen sich aber auch unter diese Nachrichten über die ehrenwerthesten Bestrebungen hin und wieder Berichte von den Erlebnissen abenteuerlicher Reisenden und reisender Abenteurer, die sich zu jenen verhalten, wie die Spreu zum Korn, das für ewige Zeiten Früchte trägt. Wirkliche Entdeckungen sind zu berichten aus dem hohen Norden der Erde, wo die Kenntniß von den arktischen Küsten der Neuen Welt und von der Gestaltung Nowaja Semljas wesentlich erweitert worden ist; dann aus Afrika, wo, auf der Nordostseite des Erdth.iles, unternehmende Reisende weiter gekommen sind, als ihre Vorgänger; endlich aus Asien, das, kennen wir auch im Allgemeinen seine Formen, doch der ungeheuersten Länderstrecken so viele darbietet, die, zum ersten Male von Europäern betreten, zu wahren Entdeckungen führen, — wie es jetzt in Hinterindien der Fall gewesen ist."

Nach dieser sinnigen und klaren Einleitung mustert nun der Verfasser alle jüngsten Entdeckungen und Reiseberichte durch, deren Zahl so groß ist, daß es uns viel zu weit führen würde, sie nur dem Namen nach anzugeben. Wir heben nur einige der großartigsten Erscheinungen hervor. Z. B. „die Auswanderung der holländischen Geestbauern, welche seit 1834 begonnen hat. Wohl war es vorgekommen, daß Einzelne ihren Heerd verließen, um jenseits der Koloniegrenzen eine neue Scholle zu suchen, aber unerhört war es bisher gewesen, mit einem Male Tausende den Wanderstab ergreifen zu sehen, vor sich hertreibend ihr Vieh, das nach zehntausenden zählt. Es ist eine wahre Völkerwanderung von einem Volke europäischer Gesittung, ein Unternehmen, das nach einem ganz andern Maßstab beurtheilt werden muß, als das Drängen der Anglo-Germano-Amerikaner gegen den „fernen Westen," das nur in einzelnen Haufen erfolgt und nur wenig Widerstand an der spärlichen Urbevölkerung findet; hier in Südafrika hat sich eine Masse von 5000 bis 6000 Menschen in Bewegung gesezt, im „fernen Norden" eine neue Heimath zu erstreiten im schweren Kampf mit den Besitzern des Bodens. Diese Wanderung der Trek Boers, d. h. Zugbauern, geht vom Osten der Kapkolonie durch das Kafferland nach Norden, wo sich eine Abtheilung zwischen den Parallelen von 27° und 26° S., auf der Ostseite des hochafrikanischen Grenzgebirges an einem großen Flusse festgesetzt hat, der sich in die De Lagoa Bai ergießt, während andere Abtheilungen noch weiter nordwärts drängen. Schon ist der Grundstein zu einer Stadt gelegt; Neu-Amsterdam beginnt, sich an den Ufern jenes Flusses, mitten in der Urwildniß zu erheben. Welch großen Einfluß dieses Ereigniß auf den Zustand Südafrikas und seiner einheimischen Bevölkerung ausüben müsse, springt ins Auge." Zu den interessantern afrikanischen Reisen gehören die von Alexander nach Damera, von Ruschenberger nach Zangibar, von Rußegger und Kotschi ins Innere von Afrika, durch die besonders Cailleauds Karte korrigirt wird, sechs abyssinische Reisen und noch viel mehr egyptische und algierische.

Unter den europäischen Reisen zeichnet sich Boués Untersuchung der Türkei, besonders des Balkangebirges, und Parots Reise zum Nordkap aus; unter den zahlreichen asiatischen bemerken wie 3 kaukasische, 11 kleinasiatische, 7 arabische, 7 persische, 11 indische. Ferner folgen 25 Berichte aus den zerstreuten australischen Ländern. In Otaheiti scheint die puritanische Härte und die kotzebuesche Leichtfertigkeit noch immer im Kampfe zu liegen. „Vor mehreren Jahren kam die Vereinigte Staatenkorvette Peacock unter dem Befehl des Kapt. P** (der Name des saubern Patrons ist nicht ausgeschrieben) nach einer mehrmonatlichen Fahrt nach Tahiti, um dort frisches Wasser und Lebensmittel an Bord zu nehmen. Matrosen und Offiziere erwarteten mit Sehnsucht die Ankunft der jungen Mädchen und Weiber, welche bei dieser Gelegenheit ans Schiff zu schwimmen und sich den Umarmungen der Europäer Preis zu geben pflegen. Diesmal kam Niemand; kein Nachen stieß vom Ufer; ja es schienen alle weiblichen Wesen die Insel gemieden zu haben. Voller Unmuth ließ sich Kapt. P** mit einem Theil seiner Mannschaft ans Land setzen, durchsuchte selbst den bewohnten Theil der Insel und stattete den Missionaren einen Besuch ab. Hier nun fand er Mädchen und Weiber die Menge; aber es wagte sich keines an Bord — denn die Prediger gaben ihnen hiezu nicht die Erlaubniß. Der Befehlshaber

der amerikanischen Korvette ließ hierauf die Kanonen laden, und drohte den Missionaren mit dem Bombardement ihrer Niederlassungen, wenn sie die Mädchen nicht augenblicklich frei ließen. Es ist leicht vorauszusehen, daß dieses geschah, und in wenigen Augenblicken war auch das ganze Verdeck mit tahitischen Mädchen bedeckt. Nach seiner Rückkunft in die Vereinigten Staaten wurde Kapitän P** vor ein Kriegsgericht gestellt, und obwohl unschuldig erklärt, ist er doch seither von den Priestern und ihrer Partei unaufhörlich verfolgt und dadurch des größten Theils seines Vermögens beraubt worden." Wohl nicht bloß von den Priestern und ihrer Partei, sondern von dem Ehr- und Schicklichkeitsgefühl, das die Nordamerikaner in Bezug auf Zucht und Sitte auszeichnet. Es ist viel, daß dieser schurkische Kapitän nicht ein gerechtes Opfer des Lynchgesetzes oder der Volksjustiz geworden ist. — Der Reisen in Amerika sind ebenfalls eine bedeutende Menge, 6 nach Canada und dem hohen Norden, 7 nach den Vereinigten Staaten, 9 nach Mexiko, 1 nach den Antillen, 18 nach Südamerika. Endlich folgen noch 9 Berichte von Reisen um die Welt und zwei neue Dampfschifffahrten nach Indien und Nordamerika.

Diese Reassumirung der neusten Reisen nimmt bei weitem den größten Raum des Taschenbuches ein, und ist sein Kern; eine so lehrreiche Uebersicht, daß wir von Herzen deren Fortsetzung wünschen.

Lyrische Dichtkunst.

10) Gedichte von C. Blessig. Nürnberg, Druck der Campe'schen Offizin. 1839.

Fast ausschließlich zärtliche Gedichte an und über eine Menge von Schönen, denen der Dichter nach der Reihe sein Herz gewidmet hat, ganze Bündel von Gedichten an eine Alexandrine, eine Emma, eine Sappho, eine Cilla, eine Bianca, eine Malwina, eine Ida, und dann noch einzelne an ein Gustchen, eine Biondetta, eine Lili, eine Babette, eine Mascha, eine Dascha, eine Cäcilie, eine Diana, eine Florentine, eine Maria, ein Lottchen, eine Clara, eine Natalie, eine Estrella, eine Angiolina, eine Sophie, Emilie, Betty, Ewelina. In allen diesen Gedichten zeigt sich der Dichter immer gleich leidenschaftlich verliebt, und, wie es wohl bei so starkem Wechsel natürlich ist, bald glücklich, bald unglücklich, so daß er bald vor Vergnügen zappelt, bald wieder matthissonisch seufzt. Es macht im Ganzen keinen guten Eindruck, ein so flatterhaftes Heer herumfliegen zu sehen, versteht sich nur in der Poesie, denn im Leben sind die Dichter in der Regel solider, als sie im Gedicht scheinen wollen, wie sie umgekehrt nicht so prüde sind, als wofür sie sich zuweilen ausgeben. Mit Recht hat der Dichter nicht bloß seine Empfindungen ausgemalt, sondern auch die Gegenstände seiner Zärtlichkeit einigermaßen anschaulich zu machen gesucht. Sollten wir uns für seine Empfindungen interessiren, so müßten sie steter, wahrer, tiefer seyn. Sofern er seine Neigung immer wieder einem andern Gegenstande zuwendet, kann nicht mehr er, können uns nur eben diese wechselnden Gegenstände interessiren. Nun malt er uns wirklich einige hübsche Genrebildchen. Z. B.:

Warum bist du gleich erschrocken,
Wirst am Morgen du geseh'n,
Wenn dir auch die kleinen Locken
Schön als Papillotten stehn?

Wunderst du dich selbst, mein Liebchen,
Ueber diese Grille nicht?
Lächle nur und ziehe Grübchen
In dem holden Angesicht.

Kleine Rosenknospen magst du,
Sind wie Rosen dir so werth,
Sage, Schätzchen, wie beklagst du
Denn die Löckchen so verkehrt?

Knospen sind sie zu vergleichen,
Die uns über Nacht erblüh'n,
Herrlich, wie die überreichen,
Prächtig-vollen Rosen glüh'n.

Allein nicht selten mißrathen dem Dichter solche Schilderungen, indem er das Bild übertreibt und allzu viele Beziehungen darin sucht. So fährt er fort, von den Haaren seiner Geliebten zu phantasiren:

Haare, die in off'nen Ringen
Abends auseinanderrollen:
Weißt du, was die losen Schlingen,
Liebchen, mir bedeuten sollen?

Scheeren sind es, eh' sie schnappen,
Haben sie sich ausgeweitet,
Fangeisen, eh' sie klappen,
Liegen diese ausgebreitet;

Fallen sind es, eh' sie fangen,
Gähnen sie erst sperrweit offen,
Stricken gleichen sie den langen,
Die bald zuzuschnüren hoffen.

Kätzchen, die sich ziehend sehnen,
Eh' sie ihren Vogel fingen,
Und auch Schlangen, die sich dehnen,
Eh' die Beute sie umschlingen.

Diese Locken ohn' Erbarmen
Zieh'n sich über Nacht zusammen;
Weh' dem Herzen dann, dem armen,
Das sie leicht gefangen nahmen.

So verirrt sich seine Phantasie öfter, z. B. auch in folgendem Gedicht.

Liebchen, kannst dich glücklich schätzen,
Daß ich nicht allmächtig bin;
Gräßliches in's Werk zu setzen,
Hab' ich Elender im Sinn.

Seh' die Locken ich wie schwere
Trauben auf dem Nacken ruh'n,
Wenn ich eine davon wäre,
O, wie würd' ich zärtlich thun.

Könnte nimmer müßig liegen,
Würd' mit nimmersatter Gier
Um den stolzen Hals mich schmiegen,
Und benähm' den Athem dir.

Geschichte.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. 10ter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus, 1839.

Auch diesmal wieder zeichnet sich das Raumersche Taschenbuch durch werthvolle Aufsätze aus. Insbesondere anziehend sind die Schilderungen, welche Barthold vom Städtewesen und bürgerlichen Leben in Pommern um die Mitte des 15ten Jahrhunderts entworfen hat. Die Begebenheiten zu Stralsund und Greifswald, die Schicksale des Otto Voge und des berühmten Rubenow, der die Universität in Greifswald gestiftet hat, und als ein Opfer des Neides durch Meuchelmord gefallen ist, geben uns nicht nur ein klares und lebendiges Bild der bewegten Vorzeit, sondern gewähren zugleich ein poetisches Interesse, und gehören zu den vielen vaterländischen Stoffen, die eines tragischen Dichters würdig wären, und von denen die Dichtkunst gleichwohl noch keine Notiz genommen hat. Inzwischen ist ihre Geschichte zu umständlich, als daß wir sie hier, zur Anregung der Leser, kurz skizziren könnten. Nur unter den kleinern Sittenzügen, die der Verfasser mittheilt, wählen wir einen merkwürdigen Fall aus: „Zu Bahn, einem Städtchen, welches zu der Johanniter-Comturei Wildenbruch gehörte und wohin die aus der Fremde kommenden Ordensbeamten die Lust am Fremden gebracht haben mögen, führte man vor Ostern, unter großem Zudrange, dergleichen mehr mimisch-plastische als dramatische Spiele auf, bis ein wunderlicher Unglücksfall den künstlerischen Bestrebungen der Geistlichen und Bürger ein beklagenswerthes Ziel setzte. Die Personen, welche Jesum und Longinum vorstellten, waren Todfeinde, daher der römische Hauptmann, statt mit seinem Speer auf die blutgefüllte Blase zu stechen, den Heiland im Ernste durchbohrte, daß er, vom Kreuze herabstürzend, Marien erschlug. Johannes, der Freund Jesu und Maria's, erwürgte zur Rache auf der Stelle den Mörder, sprang, entfliehend, von einer Mauer herab und brach den Schenkel. Erhascht, wurde er darauf als Mörder aufs Rad gelegt. Seit diesem Ereignisse hörte das Passionsspiel in Bahn auf und verbreitete sich das Sprüchwort ins Land, „es geht zu, wie das Spiel zu Bahn," wenn ein fröhliches Ding ein jämmerliches Ende gewann."

Der zweite Aufsatz des Taschenbuchs ist von F. W. Schubert, und behandelt die Lage Spaniens zu der Zeit des Erbfolgekriegs, als der Thron von den Habsburgern auf die Bourbons überging. Es wird nachgewiesen, welche traurige Früchte das von den Habsburgern seit Philipp II. befolgte System ihnen selbst und dem Lande getragen habe, und die schlaue und freche Politik Frankreichs, das den Gewinn davon zog, wird gehörig gewürdigt. Es ist sehr zweckmäßig, daß man in neuerer Zeit auf jene wichtige Periode der europäischen Geschichte zurückgekommen ist und sie nach allen Seiten beleuchtet, denn es lassen sich daraus außerordentlich klare und gründliche Lehren in Bezug auf die Politik schöpfen, welche Deutschland zu allen Zeiten gegen Frankreich einhalten muß, und über die Strafe, die jeden in dieser Beziehung begangenen Fehler unvermeidlich trifft.

Der dritte Beitrag ist eine wohlgelungene Charakteristik Wielands von C. W. Böttiger. Mit Recht wird die Liebenswürdigkeit und der reiche, freie Geist des Mannes gepriesen, der die Deutschen nach der Perücken- und Reifrockzeit zum ersten Mal wieder lehrte, sich frei und mit Grazie zu bewegen, und der von der romantischen Schule mit Ungebühr zurückgesetzt worden ist.

Zum Schluß eine alte interessante Reisebeschreibung, der Bericht des kaiserlichen Notars Ettenius über die Reise des Legaten Vorstius, um den Deutschen das Concil von Mantua anzusagen. 1536 — 1537, mitgetheilt von A. W. Arendt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 63.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 19. Juni 1839.

Criminalwissenschaft.

6) Handbuch der Literatur des Criminalrechts und dessen philosophischer und medicinischer Hülfswissenschaften für Rechtsgelehrte, Psychologen und gerichtliche Aerzte. Von Friedrich Kappler. Stuttgart, Scheible, 1838. gr. 8. S. 1218.

Ein Werk, wie das vorliegende ist, war längst ein Bedürfniß unserer Literatur. Die Schriften über Criminaljustiz haben sich seit dem Anfang des Jahrhunderts in ungeheuerm Maaße vermehrt und eine systematische Uebersicht derselben fehlte noch. Eine solche Uebersicht war aber nothwendig, um die Criminalisten, Gesetzgeber und sonst Betheiligte in den Stand zu setzen, nachzuschlagen und zu vergleichen.

Der Verfasser leitet sein Werk mit folgenden Bemerkungen ein: „Wohl keinem der verschiedenen Theile der Rechtswissenschaft ist in dem, die letzten vierzig Jahre umfassenden Zeitraume ein so allgemeines Interesse zugewandt und eine solch zahlreiche wissenschaftliche Bearbeitung zu Theil geworden, als dem Criminalrechte. Gelehrte sind unermüdet, die aus der Vergangenheit herrührenden gesetzlichen Bestimmungen aufzuklären und ihren Sinn historisch zu erforschen; allenthalben entstehen Zeitschriften, Sammlungen von Rechtsfällen und Präjudicien, um den Gerichtsgebrauch zu verkünden, der sich bei der Unbestimmtheit der Quellen in den Gerichtshöfen gebildet hat; Regierungen beeifern sich, die Bedürfnisse der Zeit zu erforschen und die Mittel zu untersuchen, wie im Wege der Reform Institutionen zu verdrängen seyen, die einer längst verschwundenen Zeit angehören; sie bemühen, diejenigen Gesetze dem Kulturstande ihrer Völker anzupassen, welche über ihre Ehre, Freiheit und Leben gebieten. Dies veranlaßt dann Entwürfe, zahlreiche Kritiken, Antikritiken, Gutachten und dergleichen. Ein Blick auf die Ausbeute der criminalistischen Literatur seit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts überzeugt von der Vorliebe, mit welcher das Criminalrecht bearbeitet worden ist, denn die Zahl der schriftstellerischen Produkte aus diesem Zeitraume setzt in der That in Erstaunen.“ Der Verfasser hat nahe an 9000 Werke mit ihren Titeln angeführt und dies sind fast ausschließlich Werke, die erst im laufenden Jahrhundert erschienen sind, denn auf sie glaubt er sich beschränken zu müssen. „In Betracht, daß die Criminalrechtswissenschaft in den letzten vierzig Jahren eine veränderte Richtung genommen hat, und daß die Literatur der früheren Jahrhunderte unzweifelhaft, zum größeren Theile wenigstens keinen praktischen Werth mehr, sondern nur noch historischen Werth hat, habe ich den Termin, von welchem an alle Schriften und Abhandlungen aufgenommen worden sind, auf das Jahr 1800 gesetzt, bei allen denjenigen Materien aber, wo nur entfernt noch ein Interesse denkbar ist, alle Schriften von den ältesten Zeiten an, so weit sie nur ermittelt werden konnten, beachtet. Letzteres ist z. B. geschehen bei Anführung der Quellen, der Geschichte und Literatur des Criminalrechts, bei den Commentarien, Systemen, Hand- und Lehrbüchern, bei einzelnen Lehren, z. B. bei den verschiedenen Strafen, besonders der Todesstrafe und dergleichen. Gewiß wird dieser Plan Billigung erhalten, denn es wird wohl keinem Praktiker einfallen, bei einem Gutachten über Bestrafung des Ehebruchs, Diebstahls und dergleichen auf den Gerichtsgebrauch des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts zu recurriren, gewiß wird kein Gerichtsarzt bei einem Gutachten über einen Vergiftungsfall sich auf Erfahrungen der älteren Zeit stützen! Der Gelehrte aber, welcher die Wissenschaft historisch pflegt, dürfte durch die Anführung der Werke, in denen die ältere Literatur zu finden ist, ebenfalls befriedigt seyn. Ich würde bedauern, wenn diese Manipulation getadelt würde, da sie nur in Verlagsrücksichten ihren Grund hat, und ich bewiesen zu haben glaube, daß ich die Mühe nicht gescheut haben würde, meine Arbeit auch noch weiter auszudehnen. Die innere Anlage der Uebersicht betreffend, so schien es

mir angemessen, derselben ein anerkannt gutes Lehrbuch zum Grunde zu legen, wozu ich die neueste von Herrn Geh. Rath Dr. Mittermaier besorgte und mit Anmerkungen und Zusätzen versehene zwölfte Original-Ausgabe von A. v. Feuerbachs Lehrbuch des peinlichen Rechts gewählt habe. Einzelne Abweichungen schienen mir nothwendig, theils weil ich mit der Anordnung bisweilen nicht einverstanden war, theils weil in einem Literaturwerke manche Schriften anzuführen sind, die in einem Lehrbuche übergangen zu werden pflegen."

Dies Verfahren scheint in der That das zweckmäßigste für den praktischen Gebrauch und für die leichtere Orientirung.

Das Werk gewährt nun nicht nur eine klare Uebersicht über alle Theile der Criminalwissenschaft und führt alle dahin einschlagende Schriften an, sondern hebt auch noch besonders die strittigen Fragen hervor und citirt die für und dawider geschriebenen Werke, so daß man, diesem Handbuch auch nur in den Ueberschriften folgend, eine sehr deutliche Vorstellung vom Umfang und von dem gegenwärtigen Standpunkt der Criminalwissenschaften bekommt.

I. Allgemeiner Theil. Begriff des Criminalrechts. Stellung desselben zum gesammten Recht. Streitfrage, ob es zum öffentlichen oder Privatrecht gehöre? Streitfrage, ob es der Rechtswissenschaft oder nicht vielmehr den politischen Wissenschaften angehöre? Eintheilung des Criminalrechts. Streitfragen, in wie weit die Philosophie sich einzumischen habe? wiefern die historische Methode gelten dürfe? ob der Criminal-Prozeß einen Theil der Criminal-Rechtswissenschaft bilde? — Quellen des Criminalrechts: das römische, das canonische, die Carolina, neuere Gesetzgebungen, die preußische, österreichische rc. mit allen ihren Commentaren. Streitfrage, ob der Rechtsgebrauch oder die Praxis als Rechtsquelle zu gebrauchen oder zu verweisen sey? Sodann Geschichte des Criminalrechts, ein Verzeichniß aller der Schriften, in denen man über ältere Criminalgesetze und Rechtsgebräuche Auskunft erhält, systematisch geordnet. — Hülfswissenschaften. Psychologie. Streit über Zurechnungsfähigkeit. Rechtsphilosophie. Naturrecht. Criminalpolitik. Vorschläge zu Verbesserungen im Criminalrecht. Neuere Entwürfe zu Strafgesetzbüchern und deren Commentare (eine sehr reichhaltige, aber auch schrecklich ins Papier greifende Literatur). Geschichte der ausländischen Criminalgesetzgebung und ihrer Fortschritte in allen Ländern. Gerichtliche Arzneiwissenschaft. Literatur. Systeme. Handbücher. Wörterbücher. Annalen. Zeitschriften. Sammlungen von Criminalgeschichten.

II. Specieller Theil. Wissenschaftliche Darstellung des peinlichen Rechts selbst. 1) Allgemeiner Theil. Oberste Grundsätze. Von der Natur des Verbrechens. Vom Verbrecher, seiner Persönlichkeit und Stellung, ob er ein Fremder oder Inländer rc., desgleichen von der Person dessen, an dem das Verbrechen begangen wird. Vom Urheber und Gehülfen, vom Complott, von der Begünstigung, vom Verhehlen, Denunciiren, vom Irrthum. Von der Begnadigung, Abolition, Restitution, Verjährung. Von der Zuständigkeit der Gerichte, Rückwirkung. Collisionen mehrerer Strafgesetze. — Dann die Bedingungen der Strafanwendung. Vom Beweis des Verbrechens, corpus delicti. Streitfrage über die Competenz der Aerzte. Grundsätze bei den Verschärfungen und Milderungen der Strafe. — Von der Natur der Strafe. Todesstrafe. Körperliche Strafen. Freiheitsstrafen. Gefängnißwesen und dessen zahlreiche Literatur. Das Besserungssystem. Die Geldstrafen. — 2) Besonderer Theil. Verbrechen gegen den Staat. Tödtung. Verletzungen des Körpers, der Ehre. Verbrechen am Eigenthum, Diebstahl, Raub, Betrug rc. Verletzung der öffentlichen Sittlichkeit, gefährliche Umgebung der Polizeigesetze, Medicastriren rc. Verbrechen der Beamten, Mißbrauch der Amtsgewalt, Bestechung rc. — Criminalprozeß. Competenz, Anklage, Inquisition, Gerichtsverfahren, öffentliches Verfahren. Verhaftung. Haussuchung. Requisition. Beweismittel. Zeugen. Geständniß. Mittel, es zu erwirken. Eid. Vertheidigung. Instanzen. Appellation. Cassation. Kosten. — Gerichtliche Medicin. Vom Geschäft des Arztes bei Criminalprozessen. Von seinen Pflichten, dem Verfahren bei Tödtungen, Wunden, Vergiftungen rc.

Bei allen diesen Specialitäten sind die schwebenden Streitfragen, sind alle Theorien, ist die verschiedene Praxis aller Länder mit staunenswürdiger Belesenheit citirt und geordnet. Ins Einzelne können wir nicht eingehen. Es wird genug seyn, hier auf das Werk des Herrn Kappler als auf eine gewissenhafte, möglichst vollständige, äußerst klar und zweckmäßig geordnete Arbeit aufmerksam zu machen, die einen riesenmäßigen Fleiß voraussetzte, denselben aber durch den Nutzen, den ein so brauchbares Werk haben muß, reichlich belohnen wird.

7) Die Hexenprozesse zu Freiburg im Breisgau, Offenburg und Bräunlingen, aus den Archiven mitgetheilt von Dr. H. Schreiber. Freiburg, Watzenegger, 1837. S. 56.

8) Die Hexenprozesse der ehemaligen Reichsstadt Nördlingen in den Jahren 1590–94. Aus den Akten von J. F. Weng. Nördlingen, Beck, 1838. S. 88.

Zwei sehr interessante Schriftchen. In der ersten werden die grausamen Hexenverfolgungen am Oberrhein

und im Schwarzwald geschildert. Sie bieten zwar nichts Ungewöhnliches dar, das sie von den unzähligen andern Hexenprozessen unterscheide, allein der Herausgeber hat einige Notizen angeknüpft, die gewiß den Wenigsten bekannt und für die Kunde der Vorzeit von Werth sind. Er citirt ein altes Buch des Ulrich Molitor, das durch den Erzherzog Sigmund von Tyrol veranlaßt und auf seinen Befehl zu Constanz 1489 gedruckt wurde. Darin erklärt sich der Erzherzog, der namentlich angeführt wird, aufs entschiedenste gegen den damals erst in Italien aufkommenden Unfug der Hexenprozesse und warnt vor ihrer Nachahmung in Deutschland. Seine Gründe sind sehr vernünftig, zum Theil witzig und des Jahrhunderts der Aufklärung würdig. Wenn man ihm gefolgt wäre, so würden die Gräuel, die nachher begannen und bis ins 18te Jahrhundert dauerten, vermieden worden seyn. Er macht unter andern die gute Bemerkung: wenn es wahr wäre, daß die Hexen Ungewitter und Hagel erregen könnten, so brauchte man künftig statt kostspieliger Armeen nur ein Paar alte Weiber, die tüchtig zu blitzen und zu donnern hätten, an die Grenzen zu stellen.

Eine andere Notiz betrifft die ehemalige Behandlung der Seelenkranken. Da ihr Uebel einer teuflischen Einwirkung zugeschrieben wurde, so schritt man auch nur mit kirchlichen Mitteln dagegen ein. „In der Kirche zu Laußheim auf dem Schwarzwald bestand unter dem Schutze der Benedictiner-Abtei St. Blasien, eine eigentliche Incubation für Seelengestörte; wie man solche in dem heidnischen Alterthum häufig in Tempeln des Apollo und Aesculap, oder auch (wie in Aegypten und Babylon) in heiligen Höhlen fand. Wie an solchen Orten Alles aufgeboten wurde, um die Phantasie der Kranken, welche eine Nacht darin zubrachten, zu erhitzen, und durch Träume oder Visionen eine für die Krankheit wohlthätige Krise herbeizuführen; so befand sich auch in der Kirche zu Laußheim, in einer besondern Kapelle, ein geräumiger Kasten, in welchem ein Meßgewand aufbewahrt wurde, welches man dem heil. Meinrad zuschrieb. Wurde nun ein Kranker in den Ort gebracht; so bereitete man ihn schon in dem Wirthshause zu der geheimnißvollen Scene vor, welche ihn erwartete. Hierauf führte man denselben in der Dunkelheit in die Kirche, zog ihm, so sehr er auch toben mochte, das Meßgewand des heil. Meinrad an, und sperrte ihn die Nacht hindurch in den Kasten, aus welchem er unmöglich entkommen konnte. Vielleicht war bisweilen dieses heftige psychologische Mittel von gutem Erfolge, namentlich wenn es sich nur darum handelte, eine starke Einbildung durch eine noch stärkere Einbildung zu vertreiben; doch wird &c."

Die zweite kleine Schrift des Herrn Pfarrer Weng beschränkt sich auf die Hexenprozesse in Nördlingen, die aber zu den merkwürdigsten unter allen bisher bekannt gewordenen gehören. Man kann sich kaum etwas Schauerlicheres von Justizmorden denken. Veranlassung dazu gab nicht ein theologischer, sondern ein juristischer Fanatismus. Insgemein schreibt man alle Uebel der Hexenprozesse den Pfaffen zu, allein mit Unrecht. Schon vor mehr als hundert Jahren ist in mehr als einer Schrift bewiesen worden, daß die Juristen bei weitem mehr Antheil daran hatten. Namentlich werden in Haubers bibl. magica die Ursachen davon nachgewiesen. Die Inquisitionslust, der Fakultätseifer, im Schooße des Protestantismus durch das römische Recht die alte von Luther gestürzte Gewalt des canonischen Rechts wiederherzustellen, der esprit de corps, die Lust zu herrschen und sich in geistliche Dinge zu mischen, wie sich vorher die Geistlichen in weltliche Dinge gemischt hatten, sogar ein wissenschaftlicher, scholastischer Trieb, den einmal angenommenen Hexenglauben nach allen Theilen systematisch auszubilden, und endlich auch die Gewinnsucht, — da die Prozesse sehr reichliche Sporteln und Confiscationen abwarfen — erklären den großen Antheil der Juristen an den Hexenprozessen und den Eifer, den sie oft im Widerspruch mit den Geistlichen für dieselben äußerten.

Auch in Nördlingen waren es die Juristen, die im Jahr 1590 ohne allen Grund, außer ihrer Systemsucht und im Widerspruch mit der Geistlichkeit die armen Weiber zu verbrennen anfingen. Der Bürgermeister Pheringer fanatisirte die weltlichen Richter, und in kurzer Zeit bestiegen 32 ehrsame Bürgerfrauen den Scheiterhaufen. Ihre Unschuld ist evident. Sie hatten in der Regel das beste Prädicat, betheuerten aufs rührendste ihre Unschuld, Jedermann war überrascht, wie man sie nur beschuldigen konnte; allein die wiederholten fürchterlichen Folterqualen preßten ihnen das Geständniß ab, das ihnen die Juristen, ihrem System zufolge, in den Mund legten. Was half es den armen Weibern, daß sie hinterdrein sagten, nur die Qual habe sie zu dem Geständniß vermocht, das vollkommen falsch sey. Man erzwang die Bestätigung durch neue Torturen. Unter allen diesen armen Opfern erregt eine gewisse Rebecca Lemp das tiefste Mitleid. Sie war die Gattin eines gebildeten Mannes, eines Zahlmeisters, und als eine rechtschaffene Hausfrau und Mutter allgemein geachtet. Die vernünftigen Vorstellungen des Mannes, das Flehen der Kinder, die Zeugnisse der Nachbarn halfen nichts, die Unglückliche mußte alle Qualen der Tortur und zuletzt den Feuertod ausstehen. Ihre Correspondenz im Kerker ist noch bei den Akten enthalten. Die Kinder schrieben ihr: „Unsern freundlichen kindlichen Gruß, herzliebliche Mutter! Wir lassen dich wissen, daß wir wohlauf sind. So hast du uns auch entboten, daß du wohlauf seyest und wir vermeinen, der Vater wird heut, wills Gott,

auch kommen. So wollen wir dichs wissen lassen, wann er kommt. Der allmächtige Gott verleihe dir seine Gnad und heiligen Geist, daß du, Gott woll, wieder mit Freuden und gesundem Leib zu uns kommest. Gott woll. Amen.

Herzliebe Mutter, laß dir Beer kaufen und laß dir eine Salsan backen und Schnittlein und laß dir kleine Fischlein holen und iaß dir ein Hünchnlein holen bei uns. Ich hab necher zwei abgenommen, der Herr Rummel (ein hiesiger Diakonus und wahrscheinlich Hausfreund) hat bei uns gessen und wann du Geld darfst, so laß holen, du hasts in deinem Seckel wohl. Gehab dich wohl, meine herzliebe Mutter, du darfst nit sorgen um das Haushalten bis du wieder zu uns kommst.

Rewecca Lempin, deine liebe Dochter
Anna Maria Lempin, deine liebe Dochter
Maria Salome Lempin, deine liebe Dochter
Joannes Conradus Lempius tuum amentissime filius
Samuel Lemp, dein lieber Son.

Zum Dausentmall eine gute nacht geb dir Gott."

Dieser Brief vermochte nicht, das Herz der Richter zu rühren. Die Mutter so zärtlicher Kinder wurde zum Feuertod verurtheilt. Kurz vor dem Tode schrieb sie ihrem Gatten: „O du mein auserwählter Schatz soll ich mich so unschuldig von dir scheiden müssen, da sey Gott immer und ewig geklagt. Man nit (nöthigt) eins, es muß eins ausreden, man hat mich so gemartert, ich bin so unschuldig als Gott im Himmel, wann ich im wengsten ein Pinktlein um solche Sach wißt, so wollt ich, daß mir Gott den Himmel versaget. O du herzlieber Schatz, wie geschieht meinem Herzen, o weh, o weh meiner armen Waisen. Vater schick mir etwas, daß ich sterb, ich muß sonst an der Marter verzagen, kannst heut nit, so thus morgen. Schreib mir von Stund an."

R. L.

Auf der andern Seite steht:

„Das Ringlein trag von meinetwegen, das Poterlein mach auf 6 Theil, laß unsre Kind tragen ihr Lebtag.

O Schatz deiner unschuldigen Magdalene, man nimmt mich dir mit Gewalt, wie kanns doch Gott leiden. Wenn ich ein Unhold bin, sey mir Gott nicht gnädig, o wie geschieht mir so unrecht, warum will mich doch Gott nit hören, schick mir Etwas, ich möcht sonst erst mein Seel beschweren."

Diese so ganz natürliche Herzensergießung einer unschuldigen Frau gegen ihren besten Freund, ihren Ehemann, diese rührenden Klagen einer schuldlos gepeinigten Gattin und Mutter, machten auf ihre verblendeten Richter keinen Eindruck. Der gut geschriebenen Protestation ihres Mannes ungeachtet mußte sie sterben.

Aber die schrecklichen Verfolgungen der Hexen nahmen mit dem heldenmüthigen Ausharren einer einzigen Frau ein unerwartetes Ende. Fast schien es, als sollte die Hälfte des weiblichen Geschlechts in Nördlingen mit dem Feuer hingerichtet werden. Von den Verhafteten bekannte immer eine wieder auf zehn andere, und nach dem aufgenommenen Grundsatz, daß, wenn die Aussage von dreien Hexen eine vierte in Schuld komme, so müsse auch diese vor Gericht gezogen werden, wurden die Gefängnisse mit Weibern überfüllt, so daß man in Verlegenheit gerieth, wo man sie gefänglich unterbringen sollte. Es waren nicht mehr arme, es waren reiche und angesehene Frauen, von denen man Geständnisse erpreßte, und die herbste Trauer über viele Familien verbreitete. Da erschien eine Heldin ihres Geschlechts, die keiner von den 56 Torturen, die mit der ausgesuchtesten Grausamkeit bei ihr angewendet wurden, unterlag, und standhaft bis ans Ende ihre Unschuld behauptete. Das war Maria Hollin, Kronenwirthin in Nördlingen, von Ulm gebürtig. Nicht die Daumenschrauben und Stiefel, die ihr aufs unbarmherzigste angelegt wurden, nicht die Bank und der Strang, an welcher sie in vierzehn schnell auf einander folgenden Verhören achtmal auf und abgeschnellt wurde, konnten sie zum Geständniß der Thaten bewegen, an denen sie so ganz unschuldig war. Die Grausamkeit der Henker erlahmte am Heldenmuth dieses Weibes. Die Juristen, die nothwendig ein Geständniß haben mußten, waren wüthend. Da faßte sich der Superintendent Lutz, der bisher schon im Namen der Kirche, doch mit viel zu wenig Nachdruck gegen die Hinrichtungen protestirt hatte, endlich ein Herz und trat entschieden für die unglückliche Ulmerin auf. Die öffentliche Meinung unterstützte ihn. Das Volk murrte. Die Juristen wagten nun nicht mehr, die Torturen fortzusetzen. Endlich nahm sich die Stadt Ulm ihrer Tochter an und reklamirte sie. Da wurde sie endlich freigelassen und — seitdem wurde in Nördlingen nie wieder eine Hexe verfolgt.

Ordenswerk.

Ritterorden und Ehrenzeichen des Königreichs, Großherzogthums und der Herzogthümer Sachsen, herausgegeben von C. H. v. Gelbke. Mit 3 illum. Tafeln. Weimar, Voigt, 1838. 4.

Liebhaber des Ordenswesens werden an diesem Werke, das die malerischen Orden der sächsischen Häuser schön illuminirt darstellt, geschichtlich erörtert, und die Statuten jedes einzelnen angibt, viel Vergnügen finden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 64.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 21. Juni 1839.

Volkssagen.

Polnische Volkssagen und Mährchen. Aus dem Polnischen des K. H. Woycicki von F. H. Lewestam. Berlin, Schlesinger, 1839.

Nach dem würdigen Vorgange Jakob Grimms sind überall die alten Volkssagen gesammelt, der Vergessenheit entrissen und in einen mehr oder weniger wissenschaftlichen Zusammenhang gebracht worden. Zu den ausgezeichnetsten Sammlungen dieser Art gehört die vorliegende. Sie ist, obwohl nicht mehr als 157 Seiten umfassend, doch außerordentlich reichhaltig an den schönsten und merkwürdigsten Sagenstoffen, von denen einige zwar schon bekannt und den Polen mit andern Völkern gemein, andere aber durchaus originell sind.

Wer den Spuren des altheidnischen Volksglaubens nachgeht, wird hier manche Ausbeute finden. Namentlich liegt die Lehre von der Personification der Naturkräfte und die von der Seelenwanderung (Verwandlung in Wölfe und Vögel, hauptsächlich Krähen und Tauben) sehr deutlich den polnischen Mährchen zu Grunde, und eine Menge mythologischer Vorstellungen scheinen an die Bedeutung der Thiere und Pflanzen geknüpft. Auch die Zauberei, die Hexerei und Aberglauben aller Art findet sich vor.

Wie poetisch zugleich das Gewand ist, in welches die meisten dieser polnischen Sagen (Klechdo genannt) eingekleidet sind, wollen wir an einigen Proben kennen lernen. Das folgende, aus dem Serbischen entlehnte Mährchen, ist eins der schönsten und sicher mythologischen Ursprungs. Es handelt vom König Trojan, einer Personification des Thaus: „Gib schnell mir mein Pferd! Bring rasch es hierher! Schon lang ist die Sonne verschwunden. Schon leuchten die Sterne, es leuchtet der Mond und der Thau glänzt schon auf den Wiesen. Kein Südwind weht mehr, und wenn er auch weht, so glüht er nicht mehr, sondern kühlt nur. Drum schnell nur zu Roß! Denn jeder Aufenthalt ist für mich verlorne Zeit. Mit klopfender Brust erwartet mich lang schon die schwarzäugige Jungfrau. Im Fluge des Sturmes, im Fluge des Aars flieg' ich hin auf schnellfüßigem Rosse; — denn die Nacht ist nur kurz, und der Tag ist so lang, und ich kann nur leben bei Nachtzeit.

So rief Trojan, der König der tapfern Serber, welcher die Strahlen der Sonne nicht ertragen konnte; niemals hatte er das Licht des glänzenden Tages geschaut. Denn wenn auch nur Ein Strahl auf Trojans Haupt geschienen hätte, er wäre wie eine Regenwolke zerflossen und sein Leichnam wäre Thau gewesen.

Der gehorsame Knappe zieht das Pferd aus dem Stalle. Trojan schwingt sich hinauf und will davon; der treue Diener jagt ihm nach.

So luftig und kühl! die Zeit ist recht für mich! ruft Trojan freudigen Sinnes: Zwar leuchten die Sterne, zwar leuchtet der Mond, doch wärmen die bleichen Strahlen nicht. Der perlende Thau, wie Korallen so weiß, bedeckt die grünende Wiese; und in jedem Tropfen erblick ich das Bild der Sterne und das Antlitz des Mondes. Welch Schweigen herrscht und welche Stille! Nichts stört mein Sinnen; kaum daß manchmal die Eule vom finstern Walde her ihre trübe Stimme erschallen läßt.

O mein Gebieter, erwiedert der Knappe; lieber mag ich die Sonne und den heißen Tag, wenn auch seine Strahlen wärmen und glühen, als die traurigen Schatten der Nacht. Da bin ich ganz blind und schwarz sind die lieblichsten Farben: das Veilchen, die Rose und die duftige Fliederblüthe. Und bei Nachtzeit schläft Alles ein: Vögel, Menschen und Thiere; manchmal nur blitzt dem Wanderer aus dem Dorfe an der Landstraße ein einsames Lichtchen entgegen; manchmal nur weckt der treue Wächter des Hauses, wenn er einen Wolf oder was Fremdes spürt, durch sein Bellen das tönende Echo. Wie die Wellen des Meeres, wie das wogende Aehrenfeld, wenn es vom Winde bewegt wird, so schwanket und neigt sich nach

allen Seiten das Echo. Auch kein Vogel unterbricht die nächtliche Stille: denn die Sängerin des Frühlings, die Lerche, fliegt in munterm Flügelschlage, von den Strahlen der Sonne geweckt, über den grünenden Rain und begrüßt mit der Sonne den weißen Tag; — Nachts schläft sie ein, wie jedes andere Wesen, um ihre Kräfte zu erfrischen. Und wir, o Herr, wir jagen im Schatten der Nacht und im nächtlichen Dunkel! —

Von weitem glänzte ein schöner Edelhof, — in jedem Fenster blitzte ein Licht. Dort wartete Trojans Liebchen auf die Umarmung des Freundes. Trojan ließ immer schwerere Streiche auf den Rücken des Rosses fallen und er flog dahin mit Pfeilesschnelle. Rasch gehts über die Brücke von Lindenholz und über den gepflasterten Hofplatz. Nun springt er vom Pferde und läuft in die wohlbekannten Säle.

Lange stand der Knappe, die Rosse am Zügel haltend, bis ihm der Schlaf die Augenlieder belastet. Endlich springt er in die Höhe und sagt bei sich selber:

— O, wie krähen schon die Hähne! — meinen König muß ich wecken. Weit ist noch der Weg zum Schlosse, bald beginnt der Tag zu grauen.

Er naht sich der Thüre des Schlafgemaches, und klopft daran mit der kräftigen Hand. — O Herr, wach auf! Wach auf, mein König! Bald beginnt es schon zu tagen. Laß uns schnell zu Pferde steigen und zurück zum Schlosse reiten.

— Stör' mich nicht in meinem Schlafe! ruft dem Diener zürnend Trojan. Ich weiß besser, wann der Tag graut, wann die Losung meines Todes — wann die Sonne ihre ersten Strahlen herab sendet. Warte draußen mit den Pferden! —

Der gehorsame Knappe erwiederte kein Wort und wartete lange Zeit. Er schaut vor sich hin und mit Schrecken erblickt er das Grauen der Morgenröthe: — also läuft er eilig hinein, und klopft mit der kräftigen Hand noch stärker an die Thüre des finstern Schlafgemaches.

— Erwache, Gebieter! ruft er voll Verzweiflung; ich habe die Morgenröthe grauen gesehen. Wenn Du nur einen Augenblick noch weilst, so tödten Dich die Strahlen der Sonne.

— Einen Augenblick noch warte; alsogleich eil' ich von dannen. Kann ich nur das Pferd besteigen, eh noch wach die Morgenröthe wird, die klare Sonne glänzt, bin ich schon in meinem Schlosse.

Der gehorsame Knappe wartet lange. Endlich kam Trojan, bestieg sein Roß und flog dahin mit Pfeilesschnelle.

Kaum war er über den gepflasterten Hofplatz und über die Brücke von Lindenholz, da kommt ihm schon das klare Licht von jenseit des Berges entgegen.

— Das ist die Sonne! ruft erschreckt der Knappe.

— Also ist der Augenblick meines Todes nur allzu nahe! erwiedert Trojan mit verbissenem Ingrimm. Ich will vom Pferde steigen und meinen armen Leib fest an die feuchte Erde drücken. Du aber wirf den Mantel über mich und um der Sonne Untergang hol' mich mit meinem Renner ab. Und zitternd springt er von dem Rosse, schwach sinkt er auf die feuchte Erde: der treue Knappe wirft den Mantel mit Sorgfalt auf den armen König.

Eilt mit den Rennern nach dem Schlosse, klopfet an die Eisenpforte.

— Oeffne, Pförtner, öffne eilig! — ruft er ganz vor Schrecken bebend. Fiel herab die Kettenbrücke, läuft der Knappe in die Pforte, ruft die Diener all' zusammen. — Wo ist der König? wo ist Trojan? fragen Alle; er zeigt mit Thränen auf den Renner. Auf dem Felde liegt der König, an der feuchten Erde liegt er; seinen Körper deckt ein Mantel, und um Untergang der Sonne hol ich ab ihn mit dem Renner.

Es war ein schwüler Tag und es wehte kein Wind, und die Sonne brannte wie Feuer. Trojan unter seinem Mantel zitterte vor Angst und Hitze, und er schwor in seinem Geiste, nie mehr, wenn er ganz davon kommt, je des Morgenroths zu warten.

Gingen Hirten Herden hüten und sie trafen auf den Trojan. Blicken hin, da liegt ein Mantel. Sie heben ihn auf und sehen einen Menschen; da zogen sie schnell den ganzen Mantel fort. Trojan schreit und beschwört sie bei allem was ihnen lieb ist: Deckt mich wieder mit dem Mantel! laßt mich nicht im Feuer brennen!

Fleht vergebens und beschwört sie, — denn es leuchtet klar die Sonne, und die Strahlen fallen grade auf Trojans Antlitz. Plötzlich schwieg er, denn die Augen sind zwei Tropfen schon geworden: Kopf und Hals und Brust zerfließen, — bald hat sich der ganze Körper wie in Thränen umgewandelt. Und der Leichnam Trojan's blitzt noch einen Augenblick dem Thau gleich: doch der schwüle Strahl des Tages trocknet bald auch diese Tropfen.

Um den Untergang der Sonne eilt der treue Knappe mit den Dienern des Schlosses ins Feld; — Trojan ist nicht mehr da. Nur den Mantel sieht er liegen, ringt die Hände, trauert heftig. — Vergeblich sind deine Thränen und deine Trauer; — sie erwecken nicht den König."

Auf ähnliche Weise erscheint auch in mehreren Mährchen die Pest personificirt, z. B. „Saß ein Reuße (nicht Russe) auf freiem Felde. Die Sonne glühte wie Feuer. Sieht er von weitem, daß etwas heran kommt; sieht nochmal hin — und es ist ein Weibsbild! Sie war ganz in ein weißes Gewand gehüllt und schritt wie auf langen Stelzen einher. Zuerst erschrack er und wollte fliehen; aber das Gespenst hielt ihn mit seinen dürren

Armen auf. — Kennst du die Pest? ich bins! nimm mich denn auf deine Schultern und trage mich durchs ganze Reußenland: und laß kein Dorf und keine Stadt mir aus; denn allenthalben will ich hin. Du aber selbst befürchte nichts: Du bleibst gesund inmitten all der Todten.

Und es schlingt seine langen Arme um den Hals des furchtsamen Knechtes. Der Reuße ging nun vorwärts, doch blickt er verwundert, gar keine Last zu fühlen, bald hinter sich: und immer sitzt noch das Gespenst ihm auf dem Rücken. — Kam zuerst nach einem Städtchen. Freude war auf allen Gassen, Tanz und Lustigkeit und Frohsinn. Blieb kaum auf dem Markte stehen, weht das Weibsbild mit dem Tuche; gleich geschah's um Tanz und Freude und der Frohsinn flieht von dannen. Wo er hinschaut sieht er bebend: Särge trägt man, Glocken läuten, voll von Menschen ist der Kirchhof; ist kein Platz mehr zum Begraben! — Auf dem Markte liegen haufenweise die Leichen der Menschen nackt und unbeerdigt! — Dann ging er weiter. Wo er durch ein Dorf kam, da wurden die Häuser öde und leer: und die Menschen flohen mit blassen Wangen, zitternd vor Furcht; und auf den Landstraßen, in den Wäldern und auf freiem Felde, hörte man herzzerreißendes Geschrei der Sterbenden. — Auf hohem Berge stand das Dorf, in dem der arme Bursche wohnte, auf dessen Rücken die Pest sich gehängt; dort war sein Weib und seine Kinder und seine beiden alten Eltern. Fing das Herz ihm an zu bluten! drum umgeht er seinen Weiler: hält mit kräft'ger Hand das Weibsbild, daß es ihm nicht springt herunter. — Und er schaut vor sich hin, und vor ihm fließt der blaue Prut, hinter demselben erheben sich immer höhere, grün belaubte Berge, weiter hin schwarze und die höchsten sind mit Schnee bedeckt — Läuft nun gerade hin zum Flusse; springt hinein und taucht sich unter, will das Weibsbild auch ertränken, um sein reußisches Land vor Unglück und vor Pestluft zu bewahren! Er selbst ertrank: doch die Pest, welche federleicht wog, und die er auch auf seinen Schultern nicht gefühlt hatte, konnte nicht untersinken und floh, durch diesen Muth erschreckt in die Wälder auf dem Gebirge. — So rettet er sein Dorf und seine Eltern, und seine Frau und seine kleinen Kinder, und all das ganze schöne Reußenland, wohin er nicht das böse Weibsbild trug."

Das Mädchen vom Glasberg, zu dem die unglücklichen Freier einer oben in glänzendem Schloß wohnenden Prinzessin hinaufklimmen mussen, scheint mit alten Vorstellungen von Höllenstrafen zusammenzuhängen. Das Mädchen vom Bergstürzer und Eichenreißer erinnert an die Titanen und an die Riesen der nordischen Mythe.

Eine der sinnreichsten Sagen, soviel uns bekannt, ganz originell ist folgende. Ein Jüngling darf sich wünschen, was er will. Er wünscht sich also eine Geliebte und einen Freund. Bald aber wird er inne, daß Beide sich einander nähern, ihn vergessen und nur sich lieben, und zu spät erkennt er, daß er zu viel auf einmal verlangt hat, und daß er mit einer Geliebten oder mit einem Freund allein hätte zufrieden seyn sollen.

Nicht minder sinnig ist die folgende christliche Sage. Ein Kaufmann wird aus einer Lebensgefahr durch den Teufel gerettet, der dafür etwas verlangt, was sich in des Kaufmanns Hause befinde, ohne daß dieser selbst es wisse. Der Kaufmann geht den Handel ein, und erfährt zu spät, daß jener unbekannte Preis sein kleines Söhnchen sey, das ihm unterdeß in seiner Abwesenheit geboren worden war. Er wird nun schwermüthig, der Sohn aber wird sehr fromm, ein Geistlicher, und begibt sich kühn in die Hölle, um seines Vaters Verschreibung wieder herauszuholen.

Schon mehr bekannt sind die zahlreichen Sagen von Twardowski, dem polnischen Faust. Mehrere davon sind wahre Eulenspiegeleien. Ein armer Teufel fleht den Twardowski an, er möge mit seiner wunderbaren Kunst ihn dem Elend entreißen. Twardowski erbarmt sich seiner und gibt ihm folgenden Rath. Eile nach einem weit entlegenen Ort und suche eine leere Hütte auf. Wenn dann die Nacht beginnt, so ziehe aus der Tasche neun Geldstückchen hervor, und zähle sie ohn' Unterlaß von Eins bis Neun, und rückwärts wieder dann von Neun bis Eins, und zähle immer fort, bis es zu tagen beginnt. Nur mußt du ja im Zählen dich nicht irren, denn sonst ist Alles vorbei. Vor Geistern brauchst du dich nicht zu fürchten, denn ich gebe dir mein Wort, daß diese dir nichts Böses zufügen werden. Erfüllst du Alles treulich, was ich dir sage, so wirst du sicherlich ein reicherer Herr, als du es je gewesen. — Der arme Teufel gehorchte des Zauberers Rath; er findet eine leere Hütte auf, setzt sich hinein und rechnet nun recht angestrengt neun Groschen hin und her. Schon fing es an zu tagen, als ihm der Teufel in Twardowski's Gestalt erschien und fragte, ob er sich nicht geirrt. Der arme Edelmann verneinte es freudig. So rechne weiter! sagt der Böse drauf; denn der Morgen ist nicht mehr fern. Er sprach es und verschwand. — Der arme Mensch will weiter rechnen, aber er weiß nicht wo er stehen geblieben war. Nun war es aus mit all dem schönen Reichthum! — Noch boshafter pflegte Twardowski seine Frau, welche Töpfe feil hatte, dadurch zu ärgern, daß er als vornehmer Herr unerkannt vorbeifuhr, ihre Töpfe zertrümmerte und sich an ihrem Zorn ergötzte. Sein Ende ist merkwürdig: „Endlich wurde der Teufel doch all der Dienste überdrüssig, die er fast stündlich liefern mußte und griff deßhalb zu einer List. Er nimmt die Gestalt eines Hofdieners an und bittet den Herrn Twardowski, als berühmten Arzt, seinem todtkranken Gebieter zu Hülfe zu eilen. Der

Zauberer folgt dem Boten in das nahe Dorf, in dem der Krug den Namen: „zur Stadt Rom“ führt. Kaum war er über die Schwelle des Wirthshauses getreten, so flog eine Menge von Uhus, Eulen und Raben aufs Dach, die mit ihren unheilvollen Stimmen die ganze Luft erfüllten. — Twardowski erkannte sogleich die Gefahr seiner Lage: zitternd nahm er ein kleines, neu getauftes Kind aus der Wiege, und ging mit demselben die Stube auf und ab. Da stürzt in seiner wahren Gestalt der Teufel herein. — Obgleich er hübsch gekleidet war — er hatte einen dreieckigen Hut auf, einen deutschen Frack, eine lange bis über den Bauch reichende Weste, kurze enge Hosen und Schuhe mit silbernen Schnallen und seidenen Bändern; — obgleich er also hübsch gekleidet war, erkannten ihn doch Alle: denn unter dem Hut guckten Hörner, aus dem Schuh lange Klauen und von hinten ein zierlicher Haarzopf hervor. — Schon wollte er den gefangenen Twardowski mit sich fortreißen, als sich ein großes Hinderniß entdeckte. Dies war nämlich das kleine, unschuldige Kind, an das der Teufel kein Recht hat. Nach langem Sinnen trat er endlich auf den Zauberer zu und sprach: „Du bist ein guter Edelmann, und du weißt: verbum nobile debet esse stabile.“ Twardowski begriff recht wohl, daß er sein adliges Wort nicht brechen könne; er legte also das Kind wieder in die Wiege, und fuhr sogleich mit seinem Gefährten zum Schornstein hinaus. — Die Schaar der Uhu's, Eulen und Raben erhob ein lautes Freudengekrächze. Indeß fliegen die Beiden immer höher und höher, aber Twardowski verlor seine Geistesgegenwart nicht; er blickt hinunter — und vor ihm liegt die graue Erde ausgebreitet. Endlich kam er so hoch, daß ihm die Dörfer nur noch wie kleine Mücken schienen, die Städte wie Fliegen und Krakau selbst nicht größer als zwei Spinnen. * — Tiefe Trauer ergriff sein Herz, denn dort ließ er Alles zurück, was ihm lieb und theuer gewesen: und als er noch höher kam, wo weder ein Geier noch ein Adler des Karpathengebirges mit seinen Flügeln den Wind bewegt, wo kaum sein Blick noch auf die Erde hinunter reichte, da rafft er aus der matten Brust die letzte Stimme hervor und stimmt ein geistliches Lied an. Es war dies eins von den Liedern, die er in seiner frühen Jugend, als er noch keine Zauberkünste kannte und seine Seele rein und schuldlos war, der Mutter Gottes zu Ehren gedichtet und täglich gesungen hatte. — Seine Stimme zerfließt in der Luft, obgleich er aus vollem Herzen singt; aber die Berghirten, die unter ihm auf den Gebirgen ihre Heerden hüteten, blickten verwundert in die Höhe, denn sie wußten nicht, welche Wolke ihnen die Worte des frommen Liedes gesendet. Denn die Stimme des Zauberers drang nicht nach oben, sondern lagerte sich auf die Erde, um die Herzen der Menschen zu erbauen. — So sang er das Lied zu Ende: da sieht er voll Erstaunen, daß er nicht mehr in die Höhe steigt, sondern mitten in der Luft wie festgenagelt stecken bleibt. Er schaut sich um; der Gefährte ist verschwunden. Nur eine laute Stimme hört er über sich, die ihm zuruft: „So hängst du bis zum jüngsten Tage zwischen Erde und Himmel!“ Und so hängt er auch wirklich noch bis auf den heutigen Tag; und wenn ihm auch das Wort im Munde erstorben ist, wenn auch Niemand seine Stimme mehr hört, so zeigten doch die alten Leute noch vor wenigen Jahren, wenn der Vollmond in ganzer Herrlichkeit strahlte, ein kleines Fleckchen am Himmel, das, wie sie schworen, unseres Zauberers Körper war.“ — Twardowski hatte einen treuen Schüler schon vorher in eine Spinne verwandelt, und diese pflegt sich jetzt von ihm aus der Luft herabzulassen, Erkundigungen von der Erde einzuziehen und ihm Nachrichten mitzutheilen. Sollte dies vielleicht eine Mythe der fliegenden Spinnweben seyn.

Die Sammlung enthält viel *mit den deutschen* Sagen Verwandtes, z. B. die Sage vom hülfreichen Hausknecht Jekrzyzki, auch uralte Mährchen, die schon im Orient bekannt waren, z. B. von der verzauberten Krähe, vom Tischchen deck dich ꝛc. Unter den Hexensagen ist die vom Hasenherz am eigenthümlichsten. Einem grimmigen Ritter wurde durch ein altes Weib, die er gefangen hatte, im Schlaf das wilde Herz aus dem Leibe gezaubert und ein Hasenherz dafür hinein gethan. Auch die Sage vom bösen Blick ist hier artig ausgeführt. Die Sagen von gefundenen und wieder verlorenen Schätzen finden auch hier sich wieder. Deßgleichen die Sage vom Sturmwind, der durch Hexen erregt wird, und den man durch ein hineingeworfenes Messer, welches die Hexe trifft und blutig niederfällt, stillen kann.

Der Gebrauch der Jäger in Podlachien, am Dreikönigstage ihre Gewehre in einen heiligen Teich zu stecken, wodurch bewirkt wird, daß jeder Schuß trifft, erinnert an die vielen Zaubereien und Weihungen mit heiligem Wasser, die Grimm in seiner deutschen Mythologie aufgezählt hat.

---

* Die Vergleichung der zahlreichen Thürme Krakau's mit Spinnenfüßen ist sprichwörtlich im Volke.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 65.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 24. Juni 1839.

Deutsche Geschichte.

1) Geschichte Kaiser Sigmunds von Dr. J. Aschbach. Zweiter Band. Hamburg, Perthes, 1839.

Die Fortsetzung des ausgezeichneten Geschichtwerks, über das wir uns in Nr. 18 des vorigen Jahrgangs dieser Blätter bereits ausgesprochen haben. Der zweite Band handelt ausschließlich von Sigmunds Thätigkeit auf dem Concilium zu Konstanz, und ist ein eben so klares als reichhaltiges Gemälde dieser berühmten Kirchenversammlung. Die politischen Intriguen, die dabei gespielt wurden, werden vollkommen deutlich auseinandergesezt, die Charaktere, die den meisten Einfluß übten, scharf gezeichnet. Die ganze Darstellung rundet sich wie ein Drama oder Epos ab, und ist ungemein lehrreich durch das psychologische Interesse, das sie gewährt, und durch die genaue Erörterung der politischen Ränke, die man damals (wie so oft früher und später) angewendet hat, eine große Spannung abzuspannen, die Leidenschaften abzukühlen, Erwartungen unmerklich zu täuschen und gegebene Versprechungen nicht zu halten.

Das Konstanzer Concil ging aus dem Bedürfniß einer Reform der Kirche „an Haupt und Gliedern" hervor, und sein Resultat war eine Scheinreform, eine große Täuschung der Völker, eine neue Befestigung der Hierarchie und aller ihrer Mißbräuche. Dies unerwartete Resultat wurde einerseits durch die große Klugheit der ihr Interesse wahrnehmenden Geistlichkeit, und andererseits durch die Zwietracht und Nachläßigkeit der kleinen Fürsten herbeigeführt. Kaiser Sigmund, der sich Anfangs sehr aufmerksam und eifrig zeigte, hatte weder Ausdauer noch persönliche Würde genug, um den großen Einfluß, den er Anfangs auf die versammelten Väter übte, zu behaupten. Er wurde sichtbar erschöpft und gelangweilt und ließ zulezt die Dinge gehen, wie die Pfaffheit eben wollte. Die Nationen waren uneinig und ließen sich verleiten, anstatt wie ein Mann der Kirche gegenüber zu stehen, und die nothwendigen Reformen zu erzwingen, vielmehr einzeln mit dem neuen Papst zu unterhandeln und besondere Konkordate abzuschließen. Die römische Kurie bediente sich damals schon der Mittel, die später Frankreich so oft angewendet hat, eine übermächtige Allianz durch Separatfriedensschlüsse aufzulösen. Denkt man daran, daß damals Frankreich und England einen Vertilgungskrieg gegen einander führten, daß Deutschland durch die Rivalität der Häuser Luxemburg, Habsburg und Wittelsbach, durch zahllose Nachbarfehden der kleineren Fürsten und durch den fast allgemeinen Kampf zwischen Adel und Städten in einem an Anarchie grenzenden Zustand war, so darf man sich über die Erfolge der kirchlichen Rückschrittspartei nicht wundern. Der Gang war dieser: Allgemeine Klage über die h. Dreiuneinigkeit der drei schismatischen Päpste, „die einander wie Drachen mit Gift und Flammen anspeien." Sehr laute Klagen, besonders von Seiten der nordischen Staaten, über die Gelderpressungen Roms, über die Sittenlosigkeit der Geistlichen, über Mißbräuche aller Art. Unumgängliche Nothwendigkeit einer allgemeinen Kirchenversammlung, auf der dem Uebel radikal abgeholfen, die Kirche reformirt werden soll. Große Erwartungen von diesem Rettungskongreß und Heilsausschuß Europas. Stolz, Freude und Ehrgeiz der Versammelten. Großer Eifer und Muth im Anfang. Absezung aller drei Päpste. Permanenterklärung und stolze Verkündung, daß die höchste Kirchengewalt in der konstituirenden Versammlung des Concils liege (ganz wie 1789 in Frankreich). Dies ist der Kulminationspunkt des Concils, der Punkt, bis wohin die aufsteigende Bewegung geht. Von nun an geht Alles wieder rückwärts. Versuch einer radikalen Partei, die konstituirende Versammlung zum Weitergehen zu nöthigen und die Reform von Grund aus durchzusetzen. Bedenken dagegen. Uebereinkommen der konstituirenden Stimmführer, sich von den Radikalen nicht hinreißen zu lassen. Vertilgung der radikalen Partei

durch einen Staatsstreich (die Hinrichtung des Johann Huß). Nach diesem Siege reißende Rückwärtsbewegung. Abfall der bisher reformsüchtigen Geistlichen von den Laien. Einhelligkeit des geistlichen Interesses durch die klare Ueberzeugung, daß eine Reform die Fortdauer der geistlichen Allgewalt in Frage stelle, also um jeden Preis hintertrieben werden müsse. Schlaues Zurückmanövriren der Laien, die noch auf der Reform bestanden. Versprechungen, die nachher nicht gehalten werden. Zuletzt Dekrete, durch welche alle Versprechungen feierlich zurückgenommen werden.

Dieser Gang der Dinge ist von Herrn Aschbach meisterhaft auseinandergesetzt. Huß kommt in seiner Darstellung vielleicht etwas zu kurz. Es heißt von ihm:

„Wider alles Erwarten zeigte sich Papst Johann, der nur wenige Tage früher in Konstanz eingetroffen war, gegen Huß freundlich und gnädig. Wenn er auch nicht ausdrücklich den über ihn ausgesprochenen Bann zurücknahm, so erlaubte er ihm doch unter päpstlichem Schutze in der Stadt überall frei herum zu gehen, und versicherte, daß er nicht zulassen werde, daß man ihm irgend ein Leid zufüge. Man kann in Wahrheit nicht sagen, daß Huß sich darauf so benommen habe, wie es ein versöhnlicher, friedlicher Sinn erheischt hätte. Aber selbst gegen Vorsicht und Klugheit fehlte er nicht wenig. Anstatt sich ruhig zu verhalten und die weitern Entscheidungen in seiner Sache abzuwarten, trieb ihn entweder Ueberschätzung seines Einflusses bei der Menge, oder der Drang seine Glaubensmeinungen mitzutheilen an, daß er nicht nur nicht unterließ in seiner Herberge Gottesdienst zu halten, sondern auch wycleffitische Lehren, die vom päpstlichen Stuhl als ketzerisch verdammt werden, anfing zu verbreiten unter dem Zulauf vieler Leute, die offenbar mehr kamen, den Mann, von dem so viel gesprochen ward, zu sehen und zu hören, als ihm eine Zustimmung zu seinen Lehrsätzen zu geben. Huß mochte in der großen Menge Neugieriger warme Anhänger erblicken: er fuhr daher um so eifriger fort, die früher in Böhmen gepredigten Lehren am Orte des Conciliums, gewissermaßen unter den Augen des Papstes, zu verbreiten. Die wohlmeinenden Aufforderungen des Bischofs von Konstanz, sich jeder Ausübung einer geistlichen Funktion zu enthalten, weil er noch nicht vom Banne losgesprochen worden, wies er mit Trotz und Verachtung zurück. Als aber Huß sogar Anstalten traf öffentlich mit Predigten aufzutreten, und seine Freunde die Menge darauf vorbereiteten und bearbeiteten, wurden der Papst, die Kardinäle und die versammelten Väter des Conciliums sehr ungehalten über die Anmaßungen eines Einzelnen den Autoritäten der Kirche gegenüber. Es war um das Ansehen des Papstes, des Conciliums geschehen, wenn die Angriffe gegen die Hierarchie gestattet würden oder ungestraft blieben." — Später heißt es: „Bei dem Prozeß des Johann Huß sind einige Momente, welche nicht zu übersehen sind, wenn man denselben richtig beurtheilen will, festzuhalten. Es ist leicht ersichtlich, daß Sigmund Alles aufbietet, Huß zu retten. Aber alle seine Versuche scheitern an der Hartnäckigkeit des Reformators, der dem Concilium gegenüber auch in keinem Punkte gefehlt haben wollte: ungeachtet er immer betheuerte, bereit zu seyn zum Widerruf, wenn man ihn eines Irrthums überführe."

Diese Bemerkungen werfen doch wohl zu viel Schatten auf den Reformator. Eine Reformation war angekündigt worden, die Versammlung in Konstanz war eine große Concession, welche die entsittlichte Kirche der öffentlichen Meinung machen mußte, und die Kirche wurde gewissermaßen hier vor das Gericht der Laien gezogen. Unter diesen Umständen durfte Huß wohl erwarten, in Konstanz mit seinen vollkommen zeit- und ortgemäßen Predigten einen großen Eindruck hervorzubringen. Ein Geistlicher, wie er, der so kühn die Mißbräuche seines Standes angriff, mußte den Laien ein sehr willkommener Bundesgenosse seyn, um die Reform der entarteten Kirche „an Haupt und Gliedern" durchzusetzen. *Wenn es nicht geschah*, so lag wahrhaftig die Schuld nicht an dem Böhmen. Und daß er, da man ihn nicht zu würdigen wußte und allein ließ, im Gedränge unzähliger Feinde nicht schlau und klug auswich, und sich passiv verhielt, sondern, in Zorn aufwallend, sich krampfhaft fest an seine Ueberzeugung hielt, das möchten wir ihm nicht vorwerfen. Das scheint uns bei einem Manne, der wirklich eine Ueberzeugung hat, ganz natürlich. War Eigensinn dabei, was wir gar nicht leugnen wollen, hielt Huß an Nebendingen und sogar an einigen Täuschungen eben so hartnäckig fest, als an den großen Wahrheiten, die er lehrte, so liegt dies in der menschlichen Natur, und welcher große Geist hätte nicht einer ähnlichen Selbsttäuschung, die ihn das Unwichtige wichtig nehmen ließ, sich hingegeben. Findet man nicht dieselbe Hartnäckigkeit bei Luther? Die Hauptsache ist, daß Huß für eine große Wahrheit kämpfte, die Zeitgenossen nicht reif dafür fand, von ihnen verlassen wurde und nun lieber, nach dem Beispiel des Heilands, für die Wahrheit sterben und in seinem durch die Jahrhunderte leuchtenden Flammentode Zeugniß für sie ablegen, als sich in muthloser Weltklugheit zurückziehen und den Schriftgelehrten und Pharisäern nachgeben wollte. Daß er hierin groß und so gehandelt, wie es allein recht ist, dieses Zeugniß darf ihm die Nachwelt nimmermehr versagen.

2) Die Vorzeit der Länder Kleve-Mark, Jülich-Berg und Westphalen von Montanus. Zweiter Band. Solingen, Amberger, 1839.

Die erste Hälfte dieses zweiten Bandes ist auch unter dem besondern Titel: Das Kloster Altenberg im Dhünthal und das Mönchswesen, im vorigen Jahr erschienen.

Das Kloster Altenberg, nahe bei Köln und Düsseldorf, die Grabstätte der alten Herzoge von Berg, ist in neuerer Zeit bekanntlich ein Gegenstand des romantischen Enthusiasmus geworden, der früher schon so manches andre alte Schloß und Kloster mit poetischem Zauber umkleidete. Hier wird nun eine sehr ausführliche Geschichte desselben mitgetheilt, eine Schilderung seiner Verfassung und innern Einrichtung im Mittelalter, seiner berühmten Gräber und ihrer Inschriften, seiner Schicksale, besonders in Kriegszeiten. Dann folgen eine Menge historisch interessanter Züge und Sagen, die sich theils an das Kloster knüpfen, theils überhaupt dem bergischen Lande angehören. Besonders ausführlich ist die Schlacht bei Woringen und das Leben Herzog Adolfs I. beschrieben. Viele zarte poetische Legenden sind eingeflochten, z. B. eine von den berühmten 11,000 Jungfrauen. „Zu der Zeit, als eine große Anzahl von Gebeinen und Schädeln der heiligen Ursulalegionen in Altenberg ausgestellt war, wuschen die frommen Mönche dieselben mit Wein, bestrichen sie mit wohlriechenden Salben und stellten sie auf den Sitzen des Kapitelhauses über ausgebreiteter frischer Leinwand zum Trocknen aus. Da ergoß sich plötzlich von den Gebeinen ein schrecklicher Gestank, der Allen Nasen unausstehlich war. Abt Goswin, in Furcht, daß dieses Ereigniß durch irgend eine Schalkheit des Teufels, um die Andacht der Genossenschaft zu den heiligen Reliquien der Märtyrinnen zu stören, herbeigeführt werde, sammelte schnell einige Priester um sich, zog die heiligen Gewande an, ließ auch die Begleiter dieselben anziehen und rief also bewehrt durch die halbgeöffnete Thüre des Kapitelhauses: „Dich beschwör' ich, Geist der Unreinigkeit, durch Ihn, der kommen wird zu richten die Lebenden und die Todten und zu zerstören die Welt durchs Feuer, daß: wenn Du bei gegenwärtigem Gestanke die Hand im Spiele hättest, dies sofort erhelle und Dein höllisches Machwerk vernichtet werde durch sie, die der Schlange den Kopf zertreten; Du sollst Gott und diesen lieben Heiligen vergönnen die Ehre der Anbetung.“ — Wunderbar — kaum waren diese Worte den eifernden Lippen entflogen, sieh! da erhob sich ein großer Pferdeknochen vor den Augen aller anstaunenden Mönche aus der Mitte der Reliquien und flog wie vom Sturmwinde gefaßt aus dem Kapitelhause, womit denn aller Gestank weg war und ein süßer entzückender Wohlgeruch sich in dem Saale und über die ganze Abtei verbreitete. Da priesen Alle den Herrn und brachten ihm Dankhymnen, weil er des Teufels Machwerk vernichtet, den Argen beschämt und die lieben Heiligen verherrlicht hatte. — Als die heiligen Gebeine nun gereinigt waren und zum Schmucke der Kirche rings auf den Altären aufgestellt werden sollten, da trat Abt Goswin vor die Todtenschädel, segnete und fragte sie im Namen des Gekreuzigten, ihres Bräutigams und aller Heiligen, ihrer Gespielen, um Namen, Stand und frühere Heimath? Und die Schädel antworteten mit zarter lieblich tönender Stimme, und da hieß die eine Agnes und war gewesen eines Herzogs Tochter aus Engelland; die andere Amelia war des Bischofs von Jütland Schwester; die dritte Leitgardis u. s. w. Einem Conversen, der einen Schädel aus der heiligen Ursulaschaar in besonderer Andacht mit köstlichem Weine gewaschen und dann brünstig geküßt hatte, erschien im Traume der darauf folgenden Nacht eine überaus schöne Weibsgestalt, schöner als je eines Wachenden Auge gesehen, umfing ihn und sprach mit süßem Tone: „Als Du gestern mein Haupt salbtest, hast Du mich so liebreich geküsset, daß ich Deinen Kuß zu erwiedern nicht unterlassen kann.“ Er aber, seiner Gelübde gedenkend, wandte sein Antlitz, auf daß er den Kuß der Jungfrau meide. Durch diese Bewegung aber erwachte er aus seinem schönen Traume und die holde Erscheinung verschwand. —

Auch Kuriosa aus der neuern Geschichte werden mitgetheilt. Darunter findet sich ein Histörchen, das von einem Vorfahren des Erzbischofs von Köln handelt und in mehrfacher Beziehung charakteristisch ist, so daß es gewiß viele unserer Leser mit Vergnügen lesen werden: „In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, vom Jahre 1715 bis 1752, wohnte auf dem Deutschordenshause Morsbruch der Freiherr von Droste-Vischering, Ordensritter und Kompthur der Ballei Koblenz, ein recht deutscher, aufrichtiger, aber heftiger Herr, seiner Ritterlichkeit gemäß ein eifriger Verehrer der Jagd und seinem geistlichen Orden zufolge ein Schirmer der Mönche und der Andachten, hier im Einzelnen auch der eifrigste Förderer der Jeselin-Wallfahrt. Unter seiner Kompthurschaft fiel es einem Remscheider Kaufmanne ein, das unterhalb Schlebuschrath auf des Herrn von Metzenbach Gründen befindliche Gefälle des Dhünbaches zu einem Stahlhammer zu benutzen. Alle Fischereiberechtigten und sonstige Interessenten, auch der Herr Kompthur zu Morsbruch, der in seiner Gutmüthigkeit Niemanden Etwas abzuschlagen vermochte, wovon er in seiner Kurzsichtigkeit keinen Nachtheil voraussah, gaben hierzu ihren Konsens, der Landesherr in Düsseldorf ertheilte die Konzession, und die Anlage gedieh mitten im dichtesten Walde. Kaum aber begann der Hammer zu toben — da bebte ringsum die Erde in ungewohnter Erschütterung, der düstere lautlose

Wald wiederhallte Tag und Nacht von dem donnerähnlichen Gepolter. Aengstlich flatterten die Vögel umher, das aufgeschreckte Wild floh aus einem Dickicht in das andere und sezte fern hinüber, wohin das Getöse nicht zu dringen vermochte. Die Waldförster und Jäger des Komptburs statteten demselben den betrübenden Bericht ab, daß alle Hirsche und Rehe ihre Gehege verlassen hätten und in die Nachbarjagden geflüchtet seyen. Dies griff dem freiadeligen Herrn Kompthur in seine Seele, denn ein damaliger Kavalier und auch der Ordensritter kannte keine größere irdische Glückseligkeit als die Jagd, und Güter und Staaten sogar glaubte man mit allem Wohle bedacht, wenn dort der Wildstand nur recht stark war. Der um den Eisenhammer liegende Waldbdistrikt aber, der sogenannte Burgbusch und das Eicholz, hatte den vorzüglichsten Bestand von Edelwild und war der Stolz und die Wonne des Besitzers. Zornig sprengte der Kompthur daher zu dem Eisenhammer und gebot den Schmieden Einhalt in ihrem die Jagd gefährdenden Gewerke. Doch der Hammermeister berief sich auf die gepflogenen Verträge, auf die landesherrliche Konzession und fuhr fort mit dem unleidlichen Getöse. Da jagte der Ordensherr hin nach Düsseldorf, machte die Sache anhängig an der herzoglichen Hoffammer und beantragte den Abbruch des Eisenhammers. Die herzoglich-churfürstlichen Räthe, überzeugt, daß Adelige vor Bürgerlichen immer Recht hatten, versprachen das Verfahren zu beschleunigen; doch kaum hatte der Gerichtsbote den Hammerbesitzer vorgeladen, als dieser sich mit vollen Händen auf den Weg nach Düsseldorf begab und vorab das Recht erhielt, bis zum ausgemachten Rechtsstreite mit seinen Arbeiten fortzufahren. Der ehrenfeste Kompthur aber, wie er sich selber nannte, „ein alter Haudegen," dachte bei sich selber: Was soll ich länger zaudern und den Schneckengang des Gerichts abwarten, bis das edle Wild die fetten Weiden an der Dhün vergessen hat; ich bin der Jagdeigenthümer, und mir kommt es zu, die ungethüme Scheuchklapper verstummen zu machen! — So dachte, so sprach er, berief seine Jäger und Knechte zusammen, bot die Jagdfrohnleute auf und zog mit ihnen hinab an den Eisenhammer, in hellem drohendem Haufen. Die rußigen schwarzen Schmiedegesellen vermochten gegen diese Uebermacht Nichts, sie wurden aus ihrem Klapperwerke hinausgetrieben und der Eisenhammer vor ihren Augen abgebrochen, die Dämme durchgraben, die Wasserräder zerhauen und die Blasbälge in die Feueresse geworfen. Von wildem Schwarme umjauchzet schaute der Kompthur selbst vergnügt und voll Stolzes auf den Greuel der Verwüstung, wie Held Marius einst auf die Trümmer von Karthago. Diese Freude des wackern Haudegen aber blieb nicht lange unverkümmert. Der Herr von Melzenbach und der Remscheider Hammerherr eilten gen Düsseldorf an die Hoffammer und klagten gegen Selbsthülfe und gegen Störung des Eigenthums. Das Gesetz spricht hart gegen solche Frevel. Dies fügten die Herren Hoffammerräthe dem Herrn Kompthur zu wissen und riethen ihm, sich um jedes Opfer mit den Klägern zu vergleichen, weil sonst schwere Ahndung zu verhängen. Es war schwierig, dies dem heftigen starrsinnigen Kompthur begreiflich zu machen. Doch dann kroch er zu Kreuze, er unterhandelte mit den Beeinträchtigten und vereinigte sich mit denselben dahin, daß gegen Entrichtung einer bedeutenden Geldsumme der Eisenhammer nimmer wieder aufgebaut werden sollte, daß der Kompthur aber aus dem Material der zertrümmerten Gebäude in der Nähe der Firheide an dem Wege, der von Opladen nach Schlebusch führt, in der Mitte zwischen beiden Ortschaften, an der Schlangenhecke, für die Beeinträchtigten ein geräumiges Meierhaus mit Stallungen und Scheune auf seine Kosten aufführen lasse. Da entstand also aus der Sühne über den zertrümmerten Stahlhammer und aus dem Baumaterial desselben die Schlangenhecke, die, zwar jetzt dem Verfalle nahe und den Fluch, der auf der Stelle zu lasten scheint, theilend, bisher ein Denkmal blieb von des Kompthurs ungestümer Selbsthülfe und von der Buße desselben."

Romane und Novellen.

38) Taschenbuch der Novelletten und Humoresken für 1839 von Julius Sincerus. Danzig, Gerhard, 1839.

Gute Laune und mancher angenehme Witz sind dem Verfasser nicht abzusprechen, doch fällt er gar zu oft in die forcirte Manier, die an Saphir originell und insofern erlaubt ist, bei den Nachahmern es aber nicht mehr ist. Herr Sincerus gibt ein Buch unter dem Titel: „Ungeheure Heiterkeit" heraus. Das charakterisirt diese Manier. Wäre es denn nicht schon an der Heiterkeit genug. Daß sie ungeheuer seyn will, macht ihre Natürlichkeit verdächtig.

39) Aus dem Leben eines Gespenstes. Von Brennglas. Leipzig, Reichenbach, 1838.

Wer unter diesem Titel etwas Schauerliches erwartet, täuscht sich sehr; er findet nichts als Berliner Skizzen, Charakteristiken, Genrebilder in der bekannten Eckensteher-witzmanier.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 66.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 28. Juni 1839.

Deutsche Geschichte.

3) Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten bis zum Untergange der Herrschaft des deutschen Ordens von Johannes Voigt. Achter Band, **1441 – 1467.** Königsberg, Gebrüder Bornträger, **1838.**

Das große Geschichtswerk Voigts geht allmählig seiner Vollendung entgegen, denn es sind ihm jetzt nur noch etliche und fünfzig Jahre zu schildern übrig. Die Vortrefflichkeit dieser aus den nächsten Quellen und Urkunden geschöpften Arbeit ist allgemein anerkannt, denn die vorangegangenen Bände liegen dem Publikum schon lange vor. Der neueste achte Band ist ganz besonders interessant. Er schildert ausschließlich den Kampf des deutschen Ordens mit seinen eignen Unterthanen um die Mitte des 15ten Jahrhunderts. Gewöhnlich wird man mehr von den ersten glänzenden Siegen und Erfolgen und von der Blüthezeit jenes nordischen Ritterthums angezogen und kümmert sich weniger um die nähern Umstände seines allmähligen Verfalls. Allein in der Geschichte dieses Verfalls und der Unterwerfung der deutschen Ordensländer unter fremde Herren liegt eine so große politische Lehre, daß sie verdient, genau studirt zu werden.

Die Eroberung und Colonisirung Preußens, Liolands, Kurlands und Esthlands durch Deutsche war für die deutschen Gesammtinteressen von großer Wichtigkeit. Zunächst in militärischer Beziehung. Das slavische Reich im Osten, das beständig fluctuirend seinen Kern bald in Mähren, bald in Böhmen, bald in Polen gefunden und hier Ungarn, dort Lithauen vorübergehend sich assimilirt hatte, immer aber dem deutschen Reich und Volk als unruhiger Nachbar gefährlich gewesen war, wurde durch die Eroberung der Ostseeküsten überflügelt und konnte von zwei Seiten gefaßt werden. Sodann in merkantilischer Beziehung. Durch die Eroberung jener Küsten wurde der Hansa das Monopol des nordischen Handels gesichert. Endlich wurde der Uebervölkerung in Deutschland in jenen Colonien ein Abfluß gegeben; nachgeborne Söhne und arme Auswanderer erhielten dort Güter und Ansehen, und gingen ihrem Vaterlande nicht verloren (wie die, welche jetzt nach Nordamerika, Rußland rc. auswandern), sondern dehnten nur ihr Vaterland aus, vergrößerten es, machten es mächtiger und dienten ihm als die kriegerischen Grenzwächter im Osten.

Wie kam es nun, daß diese wichtigen Ostseeprovinzen für das deutsche Reich verloren gingen, daß die Deutschen, kurz vorher noch die stolzen Eroberer und Gebieter des Nordens, sich dort ihren verachteten slavischen Nachbarn unterwarfen?

Die Antwort ist: man vergaß die auswärtige Politik über der innern. Anstatt mit vereinter Kraft fortwährend aufs Ausland zu drücken, fingen die Deutschen in jenen Provinzen unter einander selbst zu hadern an und die unterdrückte Partei rief die Fremden zu Hülfe. Diese, vorher die Besiegten, Verachteten, wurden nun die lieben Freunde, die Gönner, endlich die Herren. Dasselbe ist an den Grenzen deutscher Bevölkerungen gar oft geschehen, namentlich auch an der westlichen Grenze. Elsaß und Lothringen gingen uns auf keine andere Weise verloren, als jene Ostseeprovinzen. Französische Hülfe wurde von den unterdrückten Protestanten angerufen und darum verloren wir die Westländer; slavische Hülfe wurde von den unterdrückten Unterthanen des deutschen Ordens angerufen und darum verloren wir die Ostseeländer.

Der deutsche Orden, eine Aristokratie eingewanderter unverheiratheter Ritter, überdies verwildert durch jahrhundertlange Vertilgungskriege und durch die Nothwendigkeit, die unterworfenen Völker unter einem eisernen Joch zu halten, konnte sich nicht darein finden, gegen die deutschen Bürger der Städte, gegen den eingewanderten deutschen Landadel, und gegen die eingewanderten freien deutschen Bauern, nachdem sich diese längst festgesetzt

und im Lande selbst vermehrt hatten, einen liberalern Ton anzunehmen, als gegen die unterworfenen Ureinwohner. Die Folge war, daß sich die sämmtlichen deutschen Unterthanen des Ordens, sobald sie sich zahlreich und stark genug sahen, als freie Männer in Corporationen verbanden und dem Orden trotzig gegenübertraten. So entstand unter dem Landadel die sogenannte Eidechsengesellschaft, mit der sich die der Hansa verwandten preußischen Städte vereinigten und zu Elbing den großen preußischen Bund stifteten, im Jahr 1440. Dieser Bund hatte anfangs den patriotischen Zweck, nicht nur Recht und Ordnung im Lande selbst zu handhaben, sondern auch das deutsche Reichsgrenzland „gegen die lauernden Polen" kräftigst zu schützen, was der entartete Orden nicht mehr vermochte. Eine Repräsentation des Volks, bei dem allein noch die wahre Macht war, wollte leisten, was die versunkene Ordensaristokratie nicht mehr leisten konnte. Der Bund hatte anfangs nichts Anderes im Sinne, als nur die schlechte Regierung durch eine bessere zu ersetzen, ohne von der deutschen Nationalpolitik (Grenzbewachung, Schutz des nordischen Handels, Ausbreitung des deutschen Nationalruhms) irgend abzuweichen. Allein zum Unglück besaß Deutschland damals den unfähigsten Kaiser, der anstatt der Krone eine Schlafmütze trug. Ohne zu fassen und zu begreifen, warum es sich eigentlich handle, entschied Friedrich III. diese Streitfrage auf eine Weise, die das Uebel nur verschlimmern und endlich den Verlust des ganzen Landes nach sich ziehen mußte. Anstatt nämlich die preußische Zerwürfnisse aus dem Gesichtspunkt der auswärtigen Politik anzusehen und sich für den Bund zu entscheiden, der allein im Stande war, diese deutsche Grenze noch gegen die slavischen Nachbarn zu schirmen, sah er den Handel nur aus dem Gesichtspunkt der innern Politik an und entschied sich gegen den Bund, weil er gegen seine Obrigkeit, den Orden, rebellirte. Sogar vom Standpunkt der innern Politik aus hätte er der vollkommen einigen Repräsentation der preußischen Bevölkerung zu Stadt und Land Gehör schenken müssen, als sie so gerechte Klagen gegen den übermüthigen und unfähigen Orden vorbrachte. Noch viel mehr aber mußte er diese Bevölkerung schonen und der deutschen Sache erhalten, da die auswärtige Politik mit ins Spiel kam. So wie der Kaiser die Reichsacht und der Papst den Bann über den preußischen Städte- und Ritterbund ausgesprochen hatte, und die Bundesgenossen sich von der Rache der erbitterten und demoralisirten Ordensgebietiger bedroht sahen, schien es ihnen unerträglich, daß ein ganzes Land bei klarem Recht und gemeinsam ausgesprochenem Willen der Brutalität einer Handvoll armer Ritter preisgegeben werden solle. Im ersten Zorn erklärten sie, da sie als gute deutsche Reichsgenossen bei Kaiser und Reich ihr Recht gesucht aber Unrecht gefunden hätten, so bliebe ihnen nichts übrig, als bei dem benachbarten Polenkönig Hülfe zu suchen. Noch ehe ein Pole ins Land kam, eroberten sie alle Burgen des Ordens, vertrieben oder mordeten die größtentheils feigen und verrätherischen Ordensritter an allen Orten und überantworteten das Land dem König Casimir von Polen, der sich erstaunt und freudig von Deutschen huldigen ließ, eine Ehre, die er sich wohl nie zuvor geträumt hätte. Nur Marienburg, der Hauptsitz des Ordens, hielt sich noch, für den unfähigen Hochmeister Ludwig von Erlichshausen von dem tapfern Ordensspittler Heinrich Reuß von Plauen vertheidigt. Außer dieser Stadt waren nur noch zwei Schlösser in der Gewalt des Ordens. Nun kam aber ein kleines nur 15,000 Mann starkes Heer aus Deutschland dem Orden zu Hülfe, angeführt vom Herzog Rudolf von Sagan, das die Polen bei Konitz aufs Haupt schlug und rasch den größten Theil des Ordenslandes wieder eroberte. Ein anderes kleines Heer böhmischer Söldner (großentheils Ueberreste der alten Hussiten) unter Czirwenka wurde vom Hochmeister geworben und trieb die Polen vollends aus dem Lande. Allein Casimir war schlau, hielt sich still und wartete, bis die Söldner, wenn dem Orden das Geld ausgegangen wäre, *abziehen würden.* Das Geld ging wirklich bald aus, da der Orden schon vorher übel gewirthschaftet und durch die Revolution vollends alles verloren hatte. Die Söldner zogen aber nicht ab, sondern hielten das Land als ihr Unterpfand besetzt und verkauften es endlich um 436,000 Gulden an Polen. Vergebens protestirten die bessern unter den deutschen Hauptleuten; die Böhmen, welche die Ueberzahl hatten, und einige Deutsche, die sich ihnen aus Habgier anschlossen, setzten den Schandkauf durch und übergaben das Land, welches zu vertheidigen sie gekommen waren, um Geld eben dem Feind, gegen den sie es hatten vertheidigen sollen, im Jahr 1456.

Die Bundesgenossen hatten sich nun zwar von der Tyrannei des Ordens befreit, allein sie wurden nun noch viel furchtbarer von den Söldnern behandelt, und deutschen Männern schien es unerträglich, sich von Slaven beherrschen zu lassen. Darum brachen öfters Empörungen und Verschwörungen aus, zu Thorn, zu Danzig, zu Marienburg. Die letztere war die glückliche. Der Bürgermeister Blume befreite seine Vaterstadt, obgleich Czirwenka sie noch mit den Böhmen besetzt hielt, indem er bei Nacht deutsche Truppen einließ und ein greuliches Blutbad unter den Böhmen anrichtete. Aber trotz ungeheurer Anstrengungen ging Marienburg abermals verloren, da es, von der ganzen Macht der Polen belagert, nicht entsetzt werden konnte. Blume starb auf dem Blutgerüst. Der Orden brachte noch einmal ein Heer auf, unterlag aber in der Schlacht bei Zarnowicz, und

im Frieden zu Thorn mußte der Hochmeister nicht nur Westpreußen an Polen förmlich abtreten, sondern er durfte auch Ostpreußen nur als polnisches Lehn behalten. So ging das ganze Land für uns verloren und trat aus dem Gebiet des deutschen Reichs in das des polnischen über.

Es ist bekannt, daß später, als das ostpreußische Ordensland reformirt wurde und an Brandenburg kam, auch die polnische Lehnsherrschaft aufhörte (unter dem großen Kurfürsten), und daß auch Westpreußen von Polen zurückerobert und wieder mit Ostpreußen vereinigt wurde, so daß ganz Preußen wieder zu den deutschen Staaten gehört. Allein Livland, Kurland, Esthland und die Insel Oesel sind uns verloren gegangen und ihr Verlust erklärt sich aus den eben angeführten Vorgängen. Diese Nebenländer des deutschen Ordens nahmen an dem preußischen Bundeskrieg keinen Theil. Der livische Landmeister ließ seinen Oberherrn, den preußischen Hochmeister absichtlich im Stich, um sich noch unabhängiger zu machen und ward es auch. Aber in dieser Unabhängigkeit war Livland zu schwach, sich lange zu behaupten. Es fiel in polnische, dänische, schwedische, endlich in russische Hände. Wenn es von Preußen nicht unabhängig geworden, wenn es von hier aus beherrscht geblieben wäre und stets Zufluß aus Deutschland bekommen hätte, so würde es den Stürmen haben trotzen können, denen es allein erliegen mußte. Ueber den Verlust Livlands, Kurlands und Esthlands vergl. Nr. 20 unsrer Blätter vom vorigen Jahre.

Vermischte Schriften.

Gedanken der Frau Fürstin Constantia von Salm. Aus dem Französischen. Düsseldorf, Schreiner, 1838.

Aphorismen einer edeln und äußerst fein fühlenden Frau, Betrachtungen über den Menschen, tiefe Blicke in die Charaktere, Resultate einer langen Lebenserfahrung. Was in diesen Gedanken neben der schlagenden Wahrheit besonders anzieht, ist die weibliche Würde und Milde, die sie durchdringt und begrenzt, die Grazie der Seele. Dadurch unterscheiden sie sich aufs schärfste und zugleich vortheilhafteste von dem eiteln, unwahren und unsittlichen Gewäsch der Rahel, wie denn auch hier auf wenig Bogen mehr Kern zu finden ist, als in allen den dicken Bänden literarischen Weibergellatsches, die aus dem Nachlaß der Berliner Jüdin mitgetheilt worden sind.

Allen Betrachtungen der Verfasserin liegt ein Adel der Seele zu Grunde, der durch die Gemeinheit der Welt (nicht etwa der gemeinen, sondern hauptsächlich auch der vornehmen) befremdet und erschreckt wurde, bis sie lange genug in der Welt gelebt hatte, um die ewig wiederkehrende Gemeinheit mit philosophischer Ruhe anzusehen. Indem sich ihre Seele gleichsam Rechenschaft gab über das, was sie im Leben empfunden, entstanden diese scharfsinnigen Bemerkungen, die theils von den Täuschungen handeln, in die eine schöne Seele fallen kann, theils von den Mitteln, durch die sie getäuscht wird von der in tausendfacher Maske verborgenen Schlechtigkeit Anderer.

Wir lassen hier eine Reihe der anziehendsten Bemerkungen folgen, ungeordnet, wie sie im Buche selbst äußerlich nichts weniger als systematisch, nur durch ein inneres Band verbunden sind.

„Der einzige wahre Vortheil des Reichthums und besonders der Ehrentitel ist, daß sie dem großen Haufen genug imponiren, daß er sich die Mühe gibt, denjenigen, welche er über sich glaubt, eine Menge Fehler, verdrießlicher Wahrheiten zu verbergen, deren zu gewisse Kenntniß einen Theil der Täuschungen des Lebens zerstört.

Die Unmöglichkeit gewisse Seelen zu rühren, gewisse Köpfe zur Einsicht zu bringen, gewisse vorgefaßte offenbar falsche und selbst der Wahrscheinlichkeit entblößte Meinungen zu zerstören, diese Unmöglichkeit ist etwas, das dem Menschen von geradem Sinn und heller Seele nicht gegeben ist zu begreifen.

Kleine Seelen allein besitzen das Geheimniß der kleinen Seelen.

Es gibt gewisse Worte, welche gewissen Seelen plötzlich entfahren, wie eine Art unseliger Ausstrahlung dessen, was darin vorgeht. Dies sind Lichtstrahlen, welche alle Augen erleuchten sollten, deren aber das natürliche Wohlwollen des rechtschaffenen Mannes diesem erst erlaubt sich zu erinnern, wenn es zu spät ist sie zu benutzen.

Die Männer lassen sich immer durch das sanfte Wesen der Frauen bestechen, und sie verwechseln diese Eigenschaft mit der Güte, die etwas ganz anderes und gerade das Gegentheil ist; jenes zeigt sich nach außen, diese wirkt innerlich. Manche dem Anscheine nach sanfte Frau ist in der That verdrießlich und mürrisch; manche andere, die stolz und heftig scheint, ist im Gegentheil gut und hochherzig. Die Sanftmuth ist nur eine negative Tugend, eine Schlaffheit der Kräfte, welche im Nothfall eine gänzliche Selbstverläugnung zuläßt, die aber durch aus sonst keinen Einfluß auf uns übt. Die Güte dagegen ist etwas ganz Positives, das man immer gewiß ist wieder zu finden, weil es einen Bestandtheil von uns selbst ausmacht, und welches nichts zu verändern vermag, weil es in der Geradheit des Charakters und der Erhebung der Gesinnungen begründet ist. Auch könnte man von der Sanftheit sagen, daß sie die Eigenschaft

schwacher Seelen, und von der Güte, daß sie eine der Tugenden hochgesinnter Seelen ist.

Die Frau, die einen Tag über ihren Geliebten nicht gesehen hat, hält diesen Tag für sich für verloren; der zärtlichste Mann betrachtet ihn bloß als für die Liebe verloren.

Immer wird es einen Umstand geben, der in der Liebe die Gesinnungen der Frauen wahrhaft höher stellt als die der Männer; eine Frau, die sich achtet, kann nicht einmal den Gedanken fassen, ein Wesen zu lieben, welches wirklich niedriger ist; während es keinen Mann gibt, dessen Liebe dieser Gedanke allein Einhalt gethan hätte.

Welche auch unsere Gaben, unsere Verdienste, ja unsere Tugenden seyn mögen, nur in einer Sache lassen uns die Männer gänzlich Gerechtigkeit widerfahren: dies ist die mütterliche Zärtlichkeit; weil sie ihnen unentbehrlich ist, und sie nichts an sich hat, was ihnen Besorgniß erregen könnte. Auch beeifern sie sich, uns diese Art Lob reichlich zu spenden, indem sie vielleicht dadurch das Recht zu erlangen glauben, sich jedes andern überheben zu dürfen, und die Schuld der Erkenntlichkeit und Gerechtigkeit in hinreichendem Maaße abzutragen meinen.

Wenn eine zartfühlende Frau von hochsinniger Denkungsart für einen Mann eine wahre Anhänglichkeit, sey es der Liebe oder der Freundschaft, hegt, so fühlt sie in sich, in allen Beziehungen mit ihm, so zärtlich er auch seyn mag, eine Ueberlegenheit der Gesinnungen und der Ergebenheit, welche ihn in seinen eigenen Augen gar sehr herabsetzen würde, wäre es ihm möglich, sich einen richtigen Begriff davon zu machen.

Einem verschmitzten Geist ist es leicht, einen rechtschaffenen Mann zu betrügen, aber es ist ihm unmöglich, sich ganz und gar der Achtung zu entziehen, welche ihm selbst derjenige gebietet, den er betrügt.

Es gibt ein gewisses sardonisches Lächeln, dessen sich selbst die Leute, die gewohnt sind zu betrügen, nicht enthalten können, wenn sie sehen, daß ihre Reden die Wirkung hervorbringen, die sie davon erwarteten.

Gewisse Wesen sind immer an ihrer unrechten Stelle, in welcher Gesellschaft sie sich auch befinden mögen, das sind die Einfältigen, welche zufälliger Weise mit verdienstvollen Leuten gelebt, und nach und nach die Gewohnheit angenommen haben, sie vor andern zu unterscheiden, und selbst Unterhaltung finden an dem, was sie sagen hören. Sie verursachen Leuten von Geist, zu denen sie gar keine Beziehung haben, Langweile und langweilen sich selbst mit den Einfältigen, die ihrer Art sind.

Die Empfindsamkeit hat ihre Verschämtheit; nur unter vier Augen ergießt sie sich gern; ein geheimer Trieb erinnert sie, daß sie selten verstanden wird, und daß sie sich den Blicken der Theilnahmlosen entziehen muß, welchen ihre süßesten Genüsse vielleicht nur als Träumereien oder Schwachheiten erscheinen würden.

Wenn wir alt sind, sollen wir der Jugend sorgfältig die Gewalt unsrer Gemüthsbewegungen verbergen; denn ein Theil der Achtung, die sie uns zollt, und der Ueberlegenheit, die sie uns einräumt, beruht darauf, daß sie uns über die Leidenschaften, die sie bewegen, erhaben glaubt, und mit dieser Täuschung verschwinden alle übrigen.

Unglückliche Menschen glauben, daß man ihnen Alles schuldig ist, weil sie unglücklich sind; die Glücklichen dagegen sehen nicht ein, daß ihr Glück einen Grund abgeben soll, um von ihnen mehr zu verlangen, als sie leisten mögen. — Darum sind sie so selten mit einander zufrieden."

Romane und Novellen.

60) Bilder aus Paris, herausgegeben von Fr. v. R. Zwei Bände. Ulm, Stettin'sche Buchhandlung, 1839.

Novellenartige Genrebilder und Charakteristiken des Pariser Lebens: Salonwesen, Künstlerleben, literarisches Getriebe, Spiel, Duelle, Börse, Palais-Royal 2c. Die meisten dieser Skizzen sind von Eugen Guinot entworfen. Der Uebersetzer sagt mit Recht, daß sie einen Blick in das zu sehr gepriesene französische Leben thun lassen, einen Blick, der für Deutschland nur vortheilhafte Vergleichungen darbiete. In der That ist das heutige Pariser Leben dergestalt auf Eitelkeit gestellt, daß es nur um so widriger erscheint, je großartiger die Stadt selbst mit ihren Gebäuden, Instituten und Erinnerungen ist. Die Stadt der Republikaner und Welteroberer ist eine Stadt der literarischen Laffen und Börsenspeculanten geworden. Paris vereinigt jetzt so ziemlich alle Uebel früherer Zeiten in sich, ohne das Große derselben, die Sittenlosigkeit und atheistische Philosophie der alten Aristokratie ohne ihre feine Grazie; die Anmaßung und Ausdringlichkeit der Demokratie ohne ihre schreckliche Erhabenheit. Es nimmt nicht mehr Gesetze an von großen Volkstribunen und Helden, sondern nur noch von den Schneidern, wozu wie billig auch die Couponsschneider und die literarischen Schneider gerechnet werden müssen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.